LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

Digitized by Google

22. Jahrgang Nr. 1. 1. Oktober 1904

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Inhalt dieser Nummer

Politische Wochenübersicht.

Theodor Barth:
„Um Schlimmeres zu verhüten."

Hugo Preuß:
Das Recht der Stadtgemeinden an den Gemeindeschulen in Preußen.

Hermann Levy:
Mr. Chamberlain und seine Sachverständigen.

Robert Schultze:
Die historische Entwicklung des russisch-japanischen Konflikts.

Adalbert Niembardt:
D'Annunzianische Lobesgesänge. I.

Prof. Rich. M. Meyer:
Wiener Feuilletons.

Ernst Heilborn:
„Traumulus".

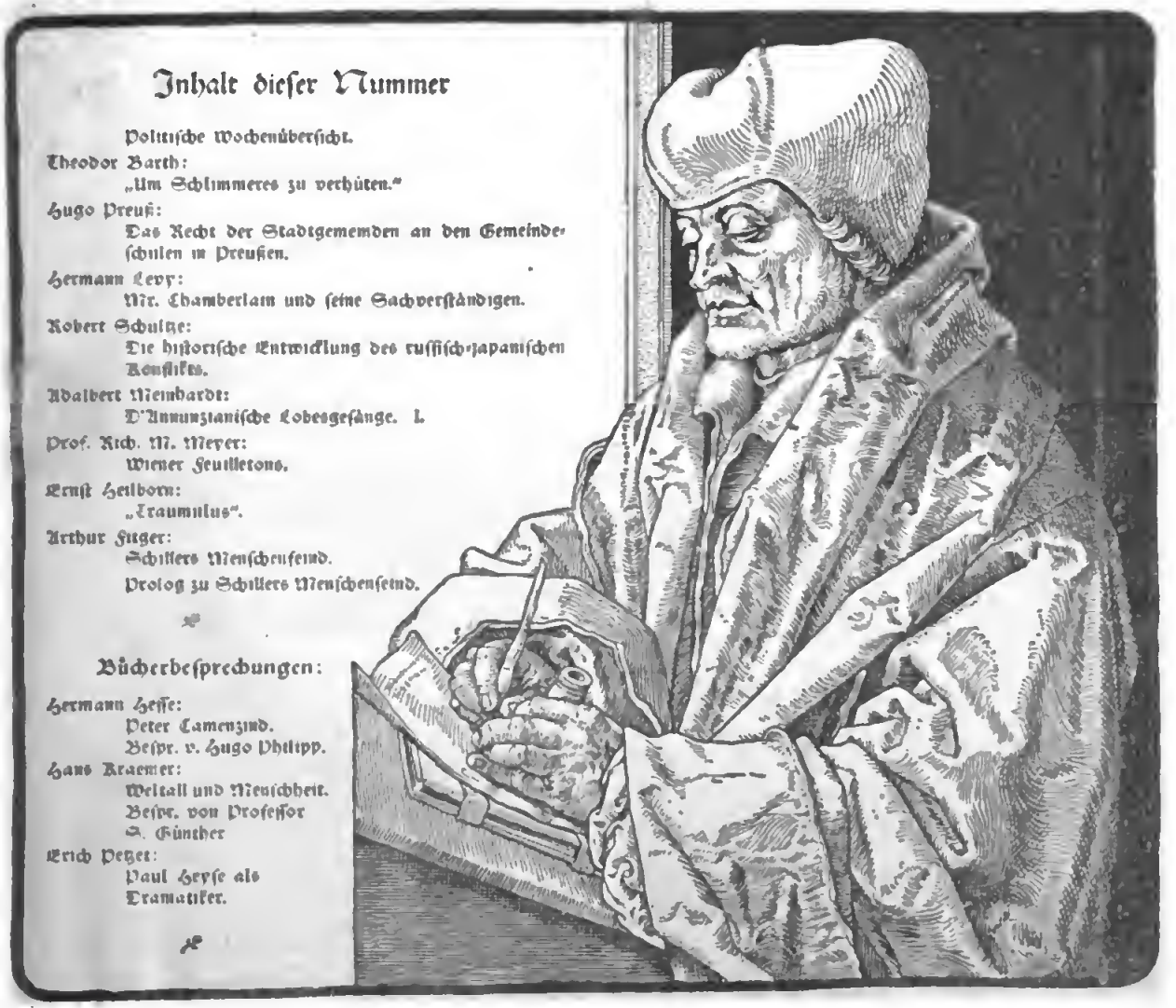
Arthur Fitger:
Schillers Menschenfeind.
Prolog zu Schillers Menschenfeind.

Bücherbesprechungen:

Hermann Hesse:
Peter Camenzind.
Bespr. v. Hugo Philipp.

Hans Kraemer:
Weltall und Menschheit.
Bespr. von Professor S. Günther

Erich Petzet:
Paul Heyse als Dramatiker.



Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 16 Seiten Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mark jährlich (3.75 Mark vierteljährlich), für die anderen Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pfg. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107-8 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Digitized by Google

ASBEST- & GUMMIWERKE ALFRED CALMON A.-G.

HAMBURG • BERLIN • DRESDEN • MÜNCHEN • LONDON • WIEN

Gothaer Lebensversicherungsbank a. G.

Versicherungsbestand . . . . . 850 000 000 Mark
Bisher gewährte Dividenden . . . . . 212 000 000 Mark

Unverfallbarkeit — Unanfechtbarkeit — Weltpolice.

Verwendung der Dividende zur Prämienermäßigung oder zur Erhöhung der Versicherungssumme. Auskunft durch die Anstalt in Gotha oder deren Vertreter.

Soeben erschienen:

Die Gesetze über die Ressortverhältnisse

zwischen den Gerichten und den Verwaltungsbehörden in Preußen.

Zusammengestellt und erläutert durch **Dr. Theodor Oppenhoff.**
Zweite Auflage herausgegeben von Amtsrichter **Joseph Oppenhoff.**
Preis geheftet M. 12.—. Verlag von Georg Reimer, Berlin W. 35.

F. Reuter's sämtliche Werke liefert in 4 eleg. Leinenbänden franco f. **6 Mk** in künstler. Einband nur **Spaeth Buchhandlung,** gegenüb. d. Rathause **Berlin C. 2.** Prospekt grat.

Bücherfreunden

[illegible]

Fachkataloge gratis.

Buchhandlung R. CALVARY & Co., Berlin NW. 7, [illegible]

Soeben erschien

Dr. G. Bober, Neue Zeit- und Streitgedichte.

Preis 80 Pfennig.

Diese im patriotischen Sinne gehaltenen Gedichte werden bestens empfohlen

Max Lehmstedt's Buchhandlung in Weissenfels.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschien:

Das nationale System der Politischen Oekonomie.

Von **Friedrich List.**

Neudruck nach der Ausgabe letzter Hand.

Preis: brosch. 5 Mark 40 Pf., gebunden 6 Mark

(Sammlg. sozialwiss. Meister, III. Bdchn., herausgeg. von Prof. Waentig, Halle a. S.)

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Als Geschenk empfohlen:

Der Richtige Berliner in Wörtern u. Redensarten

herausgegeben v. Prof. Dr. Hans Meyer

6. Aufl. 190 Stn. 8° geb. Preis 3 M.

Selten hat ein Werk in der gesamten Presse eine so eingehende und empfehlende Beurteilung erfahren, wie „Der Richtige Berliner". Die Anfang November v. J. erschienene 5. Auflage war schon vor dem Weihnachtsfeste vergriffen. Die soeben erschienene 6. Auflage ist durch neu eingegangene Beiträge aus dem Leserkreis vermehrt. Jedem Gebildeten wird das Buch ein wertvoller Besitz sein.

Verlag von H. S. Hermann Berlin SW

Verlag von J. Guttentag, G. m. b. H., Berlin W. 35.

Vor kurzem erschien:

Reichsgesetz, betreffend Kaufmannsgerichte vom 6. Juli 1904.
Text-Ausgabe mit Anmerkungen und Sachregister von **Dr. Max Apt,** Syndikus der Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft. Taschenformat. Gebunden in ganz Leinwand Mark 1.50.

Ronnefeldt's Thee von feinstem Aroma u. grösster Ergiebigkeit.
Seit Jahren von ersten Sanatorien u. Kurhäusern seiner Bekömmlichkeit wegen bevorzugt.
Thee-Import J. T. Ronnefeldt Frankfurt a. M.
Postsendung v. M 10.– franco. Proben d. 4 Hauptsorten M 1.–

Soeben erschienen:

Bismarcks Bildung ihre Quellen und ihre Äusserungen

Von

Prof. Dr. Hans Prutz

Preis geheftet M. 3.—, gebunden M. 3.80.

Die Grundlagen der Hebbelschen Tragödie

Von

Dr. Franz Zinkernagel

Preis geheftet M. 3.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie vom Verlag **Georg Reimer in Berlin W. 35.**

Germania,

Lebens-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft zu Stettin.

Versicherungsbestand am 1. Mai 1904:	684.6 Mill. Mk.
Sicherheitsfonds Ende 1903:	288.4 Mill. Mk.
Leistungen an Versicherte für Kapitalien u. Renten:	275 Mill. Mk.
Gewinnanteile und Zinsen an die Versicherten: .	77 Mill. Mk.

Dividende nach Plan B im Jahre 1905 bis zu 68 3/4 % der vollen Prämie.

Unanfechtbarkeit und Unverfallbarkeit der Police im weitesten Sinn. Günstige Beteiligung der Versicherten am Geschäftsgewinn ohne Nachschußverpflichtung. Die Versicherung auf den Todes- und Invaliditätsfall sichert neben der Zahlung der vollen Versicherungssumme die Befreiung von der Prämie und Gewährung einer Rente bei Erwerbsunfähigkeit durch Unfall oder Krankheit.

Prospekte und jede weitere Auskunft **kostenfrei** durch **die in allen größeren Orten angestellten Vertreter der Gesellschaft** sowie durch die

Stettin im Oktober 1904.

Die Direktion der Germania
Paradeplatz 16.

Hierzu Beilagen der Verlagsbuchhandlungen Georg D. W. Callwey in München, Gustav Fischer in Jena und Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur.

Herausgegeben

von

Dr. Th. Barth.

XXII. Jahrgang 1904/1905.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Berlin W. 35.

Lützowstraße 107—8.

Verlag von Georg Reimer.

Jahrgang XXII der „Nation".

Oktober 1904 — Oktober 1905.

AP30
N32
V 22.

Sachregister.

Die eingeklammerten Ziffern bezeichnen die Nummern, die freigelassenen die Seiten des zweiundzwanzigsten Jahrgangs
Die im Register klein gedruckten Titel beziehen sich auf in kleinerem Satz gedruckte Artikel.

Aegypten und die Engländer. (36.) 570 und (37.) 584.
Agrarfrage. Neuere Literatur zur —. (17.) 260.
Agrarische Internationale. Die — —. (30.) 468.
Akademische Freiheit. Die — —. (23.) 355.
Alldeutschen Staatskabels. Der Plan eines — —. (42.) 663.
Amerika. Jugendfürsorge in —. (43.) 679.
Amerikanischen Negertums. Die kulturelle Bejähigung des — —. (40.) 631.
Andersens. Zu — hundertjährigem Geburtstag. (27.) 428.
Antarktische Reisewerke. Neue — —. (11.) 166 und (12.) 185.
Australien. Die „gelbe Gefahr" in —. (24.) 375.

Bohnsen. Julius —. (52.) 826.
Boumbach. Rudolf —. (53.) 844.
Bayerischen Landtagswahlen. Die — —. (33.) 517.
  desgl. desgl. Das Ergebnis der — —. (42.) 660.
  desgl. desgl. Rot und Schwarz. (43.) 675.
  desgl. Liberalen. Die Einigung der — —. (16.) 244
Berg und Mensch. (28.) 442.
Bergarbeiterbewegung:
  Die Bergarbeiterbewegung im Ruhrkohlenrevier. (16.) 242.
  Glückauf! (17.) 259.
  Geschlagen, nicht besiegt! (20.) 306.
  Der Streikerfolg der Ruhrbergleute. (27.) 418.
Bergbaus. Ueber die Verstaatlichung des —. (26.) 406.
Bergerac. Cyrano de —: Liebesbriefe. (29.) 461.
Bergwerkseigentum. Die Suspendierung der Verleihung von —. (28.) 436.
Berliner Kritik. (19.) 298.
Bettinens Gesichte. (26.) 412.
Bibliothekskuhs. Ein —. (31.) 486.
Bismarcks. Briefe — aus Petersburg. (13.) 196.
Bourget. Paul —. (17.) 264.
Browning. Briefe von Robert — und Elizabeth Barrett Barrett. (17.) 268.
Bruckner-Biographie. Die erste —. (39.) 619.
Bücher der Weisheit und Schönheit. (14.) 220.

Bücherbesprechungen:
  Hermann Hesse: Peter Camenzind. Bespr. von Hugo Philipp. (1.) 15.
  Hans Kraemer: Weltall und Menschheit. Bespr. von Prof. S. Günther (1.) 16.
  Erich Petzet: Paul Heyse als Dramatiker. Bespr. von —l—m—n. (1.) 16.
  Hans Sittenberger: Grillparzer. Bespr. von Prof. Wilh. Bolin. (4.) 64.
  Herm. Anders Krüger: Gottfried Kämpfer. Bespr. von —V—. (4.) 64.
  Unser Vaterland Japan. Bespr. von Prof. Karl Rathgen. (5.) 80.
  Gustav Fischer: Die Landindustrie. Bespr. von Fr. Whsn. (6.) 96.
  Paul Wertheimer: Neue Gedichte. Bespr. von —V—. (6.) 96.
  Carl Schönherr: Caritas. Bespr. von —m. (6.) 96.
  Richard Huldschiner: Die stille Stadt. Bespr. von R. P. (7.) 112.
  Ernst Troeltsch: Politische Ethik und Christentum. Bespr. von Strecker. (7.) 112.
  Fritz Stahl: Wie sah Goethe aus? Bespr. von E. H. (9.) 143.
  Helene Raff: Die Braven und die Schlimmen. Bespr. von —V—. (9.) 144.
  Gustav Falke: Der gestiefelte Kater. Bespr. von Georg Busse-Palma. (9.) 144.
  Dr. Otto Gramzow: Geschichte der Philosophie seit Kant. Bespr. von —h. (11.) 175.
  Wilhelm Bölsche: Von Sonnen und Sonnenstäubchen. Bespr. von E. M. (11.) 176.
  Adalbert von Hanstein: Der Vikar. Bespr. von S. Mg. (11.) 176.
  Das Leben Georg Joachim Göschens von seinem Enkel Viscount Goschen. Bespr. von B. (11.) 176.
  D. Friedrich Naumann: Patria. Bespr. von Wn. (12.) 192.
  Simmel: Einleitung in die Moralwissenschaft. Bespr. von Traub. (12.) 192.
  Hans Thoma: Der Landschaftsmaler. Bespr. von E. H. (13.) 208.
  D. Joh. Georg Dreydorff: Römisches Christentum. Bespr. von M. Schwalb. (14.) 224.
  Gustav Meyrink: Orchideen. Bespr. von R. M. M. (14.) 224.
  Georg Haberland: Der preußische Gesetzentwurf zur Verbesserung der Wohnungsverhältnisse. Bespr. von P. Nathan. (16.) 255.
  Elisabeth Lichatscheff: Gedichte. Bespr. von S. Mg. (16.) 256.
  Die Hermannsche Bibliothek in Berlin. Bespr. von Arend Buchholtz. (17.) 271.
  Franz Rühl: Aus der Franzosenzeit. Bespr. von A. St. (17.) 272.
  Richard M. Meyer: Gestalten und Probleme. Bespr. von —l—m—n. (17.) 272.
  Gustav af Geijerstam: Wald und See Bespr. von Hugo Philipp. (19.) 304.
  Fr. Huch: Wandlungen. Bespr. von R. M. M. (21.) 336.
  W. v. Scholz: Gedanken zum Drama und andere Aufsätze über Bühne und Literatur. Bespr. von R. M. M. (22.) 352.
  Oscar Bie: Die moderne Zeichenkunst. Bespr. von P. N. (23.) 368.
  Prof. Dr. E. Hirschberg: Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin. Bespr. von H. K. (23.) 368.
  Aage Friis: Bernstorffsche Papiere. Bespr. von A. St. (24.) 384.
  Frank T. Bullen: Matrose und Romandichter. Bespr. von Prof. E. P. Evans. (25.) 399.
  A. S. Prugawin: Die Inquisition der russisch-orthodoxen Kirche. Die Klostergefängnisse. Bespr. von P. N. (25.) 400.
  W. Kulemann: Zusammenschluß aller Liberalen. (27.) 432.
  Kurt Breysig: Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte. Bespr. von Professor Richard M. Meyer. (27.) 432.
  Dr. Alfred Jeremias: Babylonisches im Neuen Testament. Bespr. von Fr. Israel. (27.) 432.
  Jakob Grimm: Rede auf Schiller. Bespr. von B. (28.) 448.
  Henri Lichtenberger: Heinrich Heine als Denker. Bespr. von —m. (28.) 448.
  Fritz Stahl: Wie sah Bismarck aus? Bespr. von P. N. (29.) 464.
  Anna Schapire: Singende Bilder. Bespr. von Anselm Heine. (29.) 464.
  Ludw. Hercher: Großstadterweiterungen. Besprochen von H. K. (29.) 464.
  Leo Sternberg: Küsten. Bespr. von Anselm Heine. (30.) 479.
  K. Asakawa: The Russo-Japanese Conflict. Bespr. von R. Sch. (30.) 480.
  E. A. Regener: E. M. Lilien. Bespr. von Arthur Lichtenstein. (31.) 496.

161514

Digitized by Google

Bücherbesprechungen:

Paul Natorp: Ein Wort zum Schulantrag. Bespr. von A. Ernst. (31.) 496.
Franz Standinger: Sprüche der Freiheit. Bespr. von G. Traub. (32.) 512.
E. v. d. Hellen: Schillers Sämtliche Werke. Bespr. von —n. (32.) 512.
Ch. Auriol: La France, l'Angleterre et Naples de 1803 à 1806. Bespr. von M. Phil. (32.) 512.
August Fournier: Napoleon I. Bespr. v. B. (34.) 543.
G. Cohn: Zur Politik des deutschen Finanz-, Verkehrs- und Verwaltungswesens. Bespr. von Prof. Heinr. Sieveking. (34.) 543.
Anton Erkelenz: Kraftprobe im Ruhrgebiet. Bespr. von W. (35.) 559.
Heinrich Meyer-Benfey: Friedrich Naumann. Bespr. von —n. (35.) 560.
Johannes Proelß: Friedrich Stoltze und Frankfurt a. M. Bespr. v. A. St. (35.) 560.
Graf Mey: Wahlrecht des Geistlichen. Bespr. von G. Traub. (35.) 560.
Prof. Dr. L. Pohle: Die neuere Entwicklung der Wohnungsverhältnisse in Deutschland. Bespr. von P. Nathan. (37.) 591.
A. L. Wolynski: Das Buch vom großen Zorn. Bespr. von Arthur Lichtenstein. (37.) 592.
E. v. Halle: Amerika. Bespr. von Theodor Vogelstein. (38.) 607.
Heinrich Werner: Hugo Wolfs Briefe an Oskar Grohe. Bespr. von H. Welti. (38.) 608.
Wilhelm Rein: Kirche, Staat und Schule. Bespr. von J. Tews. (38.) 608.
Paul Matter: Bismarck et son temps. La préparation (1815—1862). Bespr. von M. Phil. (38.) 608.
Bernard Monod: Le moine Guibert et son temps (1053—1124). Bespr. von A. St. (39.) 624.
Max Jordan: Das Werk Adolf Menzels. Bespr. von —th. (39.) 624.
Dr. Oskar Stillich: Nationalökonomische Forschungen auf dem Gebiete der großindustriellen Unternehmung. Bespr. von G. Gothein. (40.) 639.
Ilse Frapan-Akunjan: Querköpfe. Bespr. von Hugo Philipp. (40.) 640.
Karl Goldmann: Das Rätsel des Angelus und andere Novellen. Bespr. von Hugo Philipp. (41.) 656.
J. Kollmann: Der Großstadtverkehr. Bespr. von Fr. (41.) 656.
M. Wenck: Die Geschichte der Nationalsozialen von 1895—1903. Bespr. von Georg Schiner. (42.) 671.
Alexander Herzen: Rußlands soziale Zustände. Bespr. von P. N. (42.) 671.
Adolf Bartels: Das Weimarische Hoftheater als Nationalbühne für die deutsche Jugend. Bespr. von A. W. (42.) 672.
Dr. Hans Gmelin: Studien zur spanischen Verfassungsgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Bespr. von A. St. (42.) 672.
Dr. A. Neufeld: Die führenden Nationalergorlämter. Bespr. von G. Gothein. (43.) 687.
H. Müller: Buch der Abenteuer. Bespr. von Hugo Philipp. (43.) 688.
Richard Sternfeld: Schiller und Wagner. Bespr. von H. Welti. (44.) 704.

Bücherbesprechungen:

Karl Th. Planck: Deutsche Geschichte und deutscher Beruf. Von K. Planck. (44.) 704.
George Horace Lorimer: Neue Briefe eines Dollarkönigs an seinen Sohn. Bespr. von B. (45.) 720.
H. Kienzl: Dramen der Gegenwart. Bespr. von R. M. M. (45.) 720.
Bruno Stern: Positivistische Begründung des philosophischen Strafrechts. Bespr. von Tr. (46.) 736.
Prof. Dr. Ferdinand Tönnies: Strafrechtsreform. Bespr. von R. B. (46.) 736.
Albert Verwey: Aufsätze über Stefan George. Bespr. von R. M. M. (46.) 736.
Hoensbroech: Das Papsttum in seiner sozialkulturellen Wirksamkeit. Bespr. von Tr (48.) 768.
Prof. Dr. Chr. Eckert: Die städtische Handelshochschule in Cöln. Bespr. von P. Arndt. (49.) 784.
Literatur zur Frage nach der heutigen Grundlage der deutschen Wehrkraft. Von Prof. Lujo Brentano. (50.) 798.
G. E. Howard: A History of Matrimonial Institutions. Bespr. von E. P. Evans. (50.) 800.
Georg Wasner: Steine. Bespr. von R. P. (51.) 816.
Stephan Pearl Andrews: Die Wissenschaft von der Gesellschaft. Bespr. von Tr. (51.) 816.
H. Metschke: Bergbau und Industrie in Westfalen unter der Herrschaft der Caprivischen Handelsverträge. Bespr. von G. G. (52.) 832.
Prof. Holl: Die geistlichen Uebungen des Ignatius von Loyola. Bespr. von Tr. (52.) 832.
Richard M. Meyer: Goethe. Bespr. von l—m—n. (53.) 848.

Bülow. Graf — und das Provinzialschulkollegium. (3.) 34.
desgl. desgl. —'s parlamentarischer Sieg. (36.) 562.

Chamberlain. Mr. — und seine Sachverständigen. (1.) 5.

Dampfkesselbau: „Amtlich anerkannte Regeln der Technik." (25.) 389.
Dänemark. Deutscher und englischer Einfluß in —. (52.) 821.
D'Annunzianische Ladesgesänge. (1.) 9 und (2.) 28.
Daoel. Major —. (45.) 712.
Deldrück. Rudolph von —'s Lebenserinnerungen. (48.) 755.
Demokratie und Kaisertum im Herrenhaus. (37.) 580.
Deutschland und die internationale Politik im Jahre 1904. (14.) 211.
Deutsch-Neuguinea. Ein Ausflug in —. (44.) 694.
Diplomat und Staatsmann. (5.) 70.
Don Quixote. (31.) 482.
Drama. Das — und seine Zukunft. (34.) 536.
Duellreform? (32.) 502.
Dürer. Albrecht —'s schriftliches Vermächtnis. (15.) 237.

Eckermanns Gespräche über Goethe. (43.) 684.
Eisenbahnpolitik. Protektionistische —. (45.) 709 und (46.) 726.
Eisenmann, L.: Ein französisches Buch über Oesterreich. (6.) 89.
Eisenzölle. Eine Apologie der —. (2.) 19.
England. Entstehung und Rückgang des landwirtschaftlichen Großbetriebes in —:
I. Die Entstehung des landwirtschaftlichen Großbetriebes. (8.) 118.
II Die landwirtschaftliche Betriebsfrage in der Gegenwart. (9.) 132.
III. Die ökonomischen Vorzüge der Betriebsgrößen für die einzelnen Produktionszweige (10.) 150.
desgl. und Deutschland. (39.) 611.
Englische Liberalismus. Der — — und Deutschland (46.) 723.

Erzählungen, Gedichte, Skizzen usw.:

Prolog zu Schillers Menschenfeind. (1.) 15
Putvis. (2.) 31 und (3.) 46.
Ein amerikanisches Wunder. (4.) 61.
Das Märchen vom Zaubermantel. (5.) 77.
Elias. (6.) 95
Der Garten des Paradieses. (7.) 110.
Historische Novelle. (8.) 126 und (9.) 142.
Riquet. (10.) 158.
Die Prangerbank. (11.) 173 und (12.) 190.
St. Nikolaus' Phantasie. (13.) 207.
Zelle der Zickzack. I. (14.) 222, II. (15.) 238 und III. (16.) 253.
Die Brautwerber. (18.) 286.
Onkel Ruben. (19.) 302.
Die Freunde. (20.) 318 und (21.) 334.
Eine Trauung. (22.) 351.
Der Wahlkandidat. (23.) 365.
Der Jugendring. (24.) 380.
Die Flucht. (25.) 397.
Der Tiraler Führer. (26.) 414.
Der junge Ehemann. (28.) 447.
Assa und Mark. (30.) 476 und (31.) 492.
Schwammerl. (32.) 510 und (33.) 525.
Liebe. (34.) 539.
Junkel und Elkan. (36.) 576.
Aus dem Leben russischer politischer Verbannter. I. (37.) 589, II. (38.) 605 und III. (39.) 620.
Amtsbrüder. (40.) 637 und (41.) 653.
Vier Gedichte. (42.) 670.
Nachtstück. (43.) 685 und (44.) 702.
Mein Abenteuer mit Jonas Barg. (45.) 717 und (46.) 734.
Der Doppelgänger. (47.) 748.
Der Stationsvorstand. (48.) 766.
Die Wallfahrt. (49.) 783.
Palermo. (49.) 776 und (50.) 795.

Erzählungen, Gedichte, Skizzen usw.:
Aus Südtyrol. (51.) 812.
Das Regiment Hürrah! (52.) 830.
Excelsior. (53.) 846.
Die Dame mit dem weißen Fächer. (53.) 847.
Ethik und Kapitalismus. (24.) 373.

Fabrikarbeiterin. Zur Psychologie der —. (40.) 628.
Fejervary. Das Ministerium —. (41.) 644.
desgl. Episode —. (53.) 836.
Feuerbach. Zum Bilde Ludwig —'s. (25.) 393.
Fischer. Zum Fall —. (27.) 420.
Fleischnot. Die Empörung der Hausfrauen. (49.) 773.
desgl. (51.) 802.
Flottenmanöver und Preßkollisionen. (45.) 707.
Fontane-Biographien. Zwei —. (23.) 364.
desgl. -Briefe. (22.) 345.
desgl: Th. F.'s theatralische Rondeinfälle. (5.) 72.
France. Der religiöse Skeptiker Anatole —. (33.) 521.
Frankreich. Wenn — nicht will. — (9.) 135.
desgl. Die Trennung von Staat und Kirche in —. (36.) 567.
Frankreichs größter Pamphletist. (16.) 251.
Freigepäcks. Die Aufhebung des —. (52.) 819.
Freihandel und Frieden. (23.) 354.
Friede. Der —. (49.) 770.
Friedenshoffnungen. Verfrühte —. (4.) 51.

Gelde und andere Gefahren. Die — — — —. (37.) 579.
Gemeindeordnung. Die neue — in Württemberg. (22.) 341.
Genickstarre. Die epidemische —. (24.) 372.
Gewerkschaftskongreß: Partei oder Gewerkschaft? (36.) 564.
Gildemeister. Hinterlassene Uebersetzungen von Otto —. I. (7.) 105 und II. (8.) 123.
desgl. Otto — als Erzieher. I. (12.) 182, II. (13.) 199 und III. (14.) 217.
Gissings. George — letzter Roman. (46.) 733.

Glossen zur Zeitgeschichte:
Politische Phantasien im Bremer Ratskeller. (12.) 181.
Das ängstliche Kapital. (25.) 390.
Ein Protektor der Freisinnigen. (26.) 407.
Mehr Orden. (28.) 439.
Papierblumen. (36.) 569.
Die Geschichte von den zehn Millionen und der historischen Mission. (39.) 615.

Glossen zur Zeitgeschichte:
Eine historische Momentaufnahme. (41.) 648.
Der Leutnant. (53.) 838.
Goethe. Frau Rath —. (16.) 249.
Goethes Ueberkunst. (18.) 285.
desgl. Erinnerungen an einen Zeitgenossen —. (48.) 761.
Gompertz' Biographie. (18.) 282.
Goltz, Frhr. v. d.: Unpolitische Wissenschaft. (4.) 52.
Grillparzers Gespräche mit Beethoven. (42.) 666.

Handel. Ist der — an sich Parasit? (18.) 275.
Handelsbehinderungsverträge. Die - . (19.) 290.
Handels. Die Produktivität des — noch einmal. (21.) 327.
Handelspolitische Bedeutung. Die — — des 1. März 1906. (24.) 370.
Handelsverträge: Quos ego! (21.) 322.
desgl. Nach der Niederlage. (22.) 338.
Hartleben. (21.) 331.
Hausagrarier-Politik. Ein Stücklein —. (10.) 152.
Houser, Otto: „Luribor der Unglückliche." (50.) 791.
Hoy. John —. (42.) 664
Heiliger Krieg. (38.) 599.
Heimatkunst. (49.) 781.
Heyse. Paul — als Uebersetzer. (15.) 236.
Hoffmann. Alfred Messel und Ludwig —. (10.) 154.
Halland. Die Wahlen in —. (41.) 646.
Hope. Anthony —'s Ehedioroma. (31.) 491.
Hüdner, A. v.: Diplomat und Staatsmann. (5.) 70.
Huch, Ricarda: Seifenblasen. (32.) 508.
Huller Zwischenfall: Dünnes Eis. (6.) 88.
Humboldt. Karoline von —. (8.) 124.
Humperdinck, Engelbert: „Heirat wider Willen." (30.) 475.
Hysterie. Diplomatische —. (41.) 643.

Japanische Kriegsfinanzen. (6.) 83.
desgl. Lyrik. Die — — von 1880 bis 1900. (7.) 107.
desgl. Farbenspiele. (31.) 488.
desgl. Statistik und japanische Kriegsfinanzen. (49.) 771.
Ibsens Education sentimentale. (13.) 202.
Jaurès. Jean — und seine sozialistische Geschichte der französischen Revolution. (25.) 390.
desgl. Die politischen und sozialen Ideen Deutschlands zur Zeit der Revolution. (30.) 462.
Internationalen Verkehrsausstellung. Das Projekt einer — — in Berlin. (32.) 504.

Italien. Städtische Brotfabrikation in —. (46.) 725.
Julikönigtums. Die Anfänge des — (40.) 630.
Jung-Bayreuth. (5.) 77.
Junkergelotz. Ein echtes —. (50.) 787.
Iwon der Schreckliche. (47.) 743 und (48.) 763.

Kaiser Friedrich-Museum. Das — —. (4.) 54.
Kaiser. Zar und —. (44.) 691.
Kanalstummels. Das Schicksal des —. (8.) 117.
Karlstadt: Staatskirche und Gemeindefreiheit in den Anfängen der Reformation. (52.) 824.
Kaufmann. Der — — ein Parasit? (20.) 311
Key, Ellen: Aus dem Leben einer Enthusiastin. (45.) 715.
Kierkegaard. Sorren — und Regine Olsen. (35.) 557.
Kinderbücher Neue — für Erwachsene. (23.) 363.
Klassenkampf. (8.) 115.
Klassenkampfes. Phrase u. Realität des —: I. Von den marxistischen Klassenkämpfern. (13.) 195.
II. Moderne Klassenkämpfe. (14.) 216.
III. Liberalismus und Klassenkampf. (15.) 232.
Kleist-Biographie. Eine neue —. (27.) 425.
Klinger: Drama. (8.) 121.
Kommunale Reformpolitik. (6.) 85.
Kalleghelfstil. (24.) 379.
Kolonialpolitisches. (50.) 786.
Konservative Wandlungen. (43.) 676.
Kramm, Ed. F. v.: Briefe einer Braut. (47.) 745.
Kunstausstellungen. Die Berliner —. (35.) 555.
Kunstblätter. Billige —. (11.) 170.

Laforgue. Jules —. (36.) 573.
Landschaftskunst. Deutsche —. (43.) 682.
Lärm und Kern. (19.) 293.
La Storia di due anime. (6.) 93.
Loßwitz. Kurd —. (10.) 153.
Lehbibliothek. Aus der —. (24.) 376.
Liberotismus. Was ist —. I. (26.) 402. II. (27.) 423 und III. (28.) 438.
desgl. und Organisation. (30.) 466.
Liebesgarten. (43.) 681 und (44.) 697.
Lingg. Hermann —. (39.) 616.
Lippescher Thronfolgestreit: Kaiser und Kanzler. (3.) 35.
Lati. Der neue Pierre —. (42.) 668.

Maeterlinck. Die Entwicklung des Frauentypus bei —. (9.) 137.
Marokkapolitik:
Marokka: Politik oder Demonstration? (27.) 419.

Marokkopolitik:
Einsatz und Gewinn. (28.) 434.
Die Bülowsche Marokkopolitik. (32.) 498.
Diplomatische Erfolge. (40.) 627.
Ein neuer Dreibund. (42.) 659.
Marx-Studien. (29.) 456.
Maulkorbpolitik. (2.) 19.
Mecklenburgische „Hochverräter" anno 1824. (47.) 740.
Medizin. Zur Renaissance der Geschichte der —. (49.) 779.
Meistbegünstigungsvertrag. Tarifvertrag und —. (11.) 163.
Meistbegünstigungsverträge. Kündigung der —. (21.) 323.
Menzel. (21.) 328.
Meredith, George: „Der Egoist." (20.) 314.
Merrick. Leonard —. (40.) 633.
Messel. Alfred — und Ludwig Hoffmann. (10.) 154.
Meunier. Constantin —. (28.) 440.
desgl. Erinnerungen an — . (29.) 459.
Meyer, Hans: Vom Richtigen Berliner. (25.) 395.
Michelet. Die Katzen der Madame —. (38.) 603.
Milton's. Ein angeblicher Roman John —. (23.) 360.
Ministeriellen Bekleidungsstück. Vom — —. (3.) 37.
Mitläufer. Die —. (32.) 500.
Modilmachung des Herrenhauses. Die — — (37.) 581.
Mommsens. Theodor —'s Reden und Aufsätze. (16.) 248.
Monteaft, Ungaro di: Ein päpstlicher Kammerherr. (17.) 264.
Moore, George: Die Bekenntnisse eines jungen Mannes. (15.) 714.
Morwenstow. Der Pfarrer von —. (47.) 747.
Mukden. (25.) 386.
Musset's, Alfred de: Der Briefwechsel — mit George Sand. (4.) 56.
Mutterrecht und Koalitionsfreiheit. (7.) 102.

Nansen, Fridtjoff: Norwegen und die Union mit Schweden. (38.) 594.
Napoleon und die Weltherrschaft. (2.) 25.
desgl. Das Heer des großen —. (6.) 86.
Nationalliberale Partei: Der Ruck nach rechts. (35.) 546.
Nationalsozialer Schwanengesang. (7.) 99.
Natururkunden. (13.) 201.
Neuroman. Kardinal —. I. (26.) 409. II. (27.) 426 und (28.) 445.
Nietzsches Leben. (19.) 300.
Noailles. Die Gräfin —. (39.) 618.

Oesterreich. Ein französisches Buch über —. (6.) 89.
desgl. Korpskommandant und Feldwebel. (16.) 245.
desgl. Ein agrarisches Kartellgesetz in — (34.) 533.
Oesterreichisches Soldatendrama: Benedek. Ein — — —. (28.) 444.
Oesterreich-Ungarn: Parlamentarische Krisen. (9.) 130.
desgl. Zwischen Wien und Pest. (31.) 484.
Oldenburg. Aus —. (42.) 667.
Olim meminisse juvabit. (44.) 691.
Oper. Van der deutschen komischen —. (30.) 475.
Ordensgesetzes. Einige Wirkungen des —. (5.) 71.
Orthodoxie. Die — im Protestantismus. (46.) 723.
Our imperial President. (48.) 759.

Palermo. (49.) 776 und (50.) 795.
Papier oder Gold? (35.) 547.
Parlamentarische Obstruktion. (13.) 194.
Parlamentsbriefe. I. (11.) 163.
desgl. II. (12.) 179.
desgl. III. (17.) 259.
desgl. IV. (18.) 279.
desgl. V. (19.) 292.
desgl. VI. (20.) 308.
desgl. VII. (21.) 324.
desgl. VIII. (22.) 340.
desgl. IX. (23.) 357.
desgl. X. (24.) 371.
desgl. XI. (25.) 387.
desgl. XII. (26.) 405.
desgl. XIII. (27.) 422.
desgl. XIV. (28.) 437.
desgl. XV. (34.) 532.
desgl. XVI. (35.) 549.
desgl. XVII. (36.) 563.
Parsismus. Der —. (34.) 538.
Petersburg. Briefe Bismarcks aus —. (13.) 196.
Pfleiderer, Prof.: „Die Entstehung des Christentums." (47.) 739.
Pirandello, Luigi: Ein italienischer Erzähler. (37.) 588.
Pitt. William — der Aeltere. (33.) 520.
Plehwe — auferstanden. (18.) 277.
Polenz'. Zu Wilhelm von — letztem Roman. (29.) 460.
Politik. Deutschland und die internationale — im Jahre 1904. (14.) 211.
desgl. Unsere innere —. (15.) 226.
desgl. Die — der Einschüchterung. (34.) 531.
„Produktiv". Der Begriff — und der „produktive" Begriff. (23.) 358.
Provinzialschulkollegium. Graf Bülow und das —. (3.) 34.

Raben. (13.) 198.
Rociaes Athalie. (5.) 75 und (6.) 90.
Rassentheorien. Moderne —. (31.) 487.
Ratzel. Erinnerungen an Friedrich —. (3.) 40.
Reaktion. Hinter den Kulissen der —. (33.) 515.
Récamier. Madame —. (53.) 842.
Regierens. Das Geheimnis des —. (30.) 467.
Reichsduma. (48.) 757.
Reichsland. Ein politischer Fortschritt im —. (5.) 69.
Reichsverfassung. Der Artikel 54 der —. (15.) 229.
Religion und Wissenschaft. (44.) 696.
Reusner, Prof. M. v.: Aus dem Leben russischer politischer Verbannter. I. (37.) 589. II. (38.) 605 und III. (39.) 620.
Römische Geschichte im Sprichwort. (41.) 649.
Roosevelts Triumph. (9.) 132.
Rördam. Waldemar —. (30.) 472.
Rußland. Das fromme —. (3.) 43.
desgl. Wenn — ein Parlament hätte. (12.) 178.
desgl. Väterchens Fürsorge. (18.) 274.
desgl. Rubel, Politik und Humanität. (20.) 307.
desgl. Sergius und sein Werk. (22.) 339.
desgl. Der Fiskus und die Volkswirtschaft in —. (33.) 518.
desgl. Die russischen politischen Kämpfe. (36.) 565.
Russische Anleihen. (10.) 147.
desgl. Finanzen. (53.) 839.
Russisch-japanischen Konflikts. Die historische Entwicklung des — —. (1.) 7.

Sainte-Beuves. Zum hundertsten Geburtstag —. (13.) 205.
Schäffle. Albert — (9.) 136.
Schein und Wirklichkeit. (47.) 738.
Schillers Menschenfeind. (1.) 13.
desgl. desgl. Prolog zu — —. (1.) 15.
Schiller. (32.) 505.
desgl. und die Griechen. (32.) 507.
Schillerfeier. Epilog zur —. (33.) 514.
Schulbeispiel. Ein neues —. (8.) 116.
Schule. Geburt, Besitz und Begabung im Kampf um die höhere —. (42.) 661.
Schulkompromiß: „Um Schlimmeres zu verhüten." (1.) 2.
Schulkonflikte: Das Recht der Stadtgemeinden an den Gemeindeschulen in Preußen. (1.) 3.
Schulrecht. Das preußische —. (29.) 452.
Schwedisch-norwegische Streit. Der — —. (35.) 552.
Schwurgerichtsurteil. Ein —. (43.) 677.
Seekadel. Kriegsrecht und —. (11.) 164.
Seyfried. Jost —. (48.) 763.
Seymour. Kolonne —. (36.) 571.
Skandinavisch und Kosmopolitisch. (11.) 171.
Sonnenfinsternis. Die totale — am 30. August 1905. (50.) 788.
Sara. Das Fest von —. (46.) 728.
Sozialdemokratie. Die — seit Dresden. (39.) 612.
desgl. Erkenne dich selbst. (51.) 805.
Sozialdemokratischer Parteitag. (52.) 818 und (53.) 835.
Soziale Hygiene. (3.) 38.
Sozialer Kampf oder gegenseitige Hilfe? (38.) 595.
Sozialhygiene und Rassenhygiene. (7.) 103.

Sozialistengesetz. Ein kleines —? (31.) 483.
Spielzeug. Vom —. (12.) 186.
Spoleto. (34.) 535.
Staat und Kirche. (45.) 707.
Staatseisenbahnen. Süddeutschland und der Plan der Betriebsmittelgemeinschaft der deutschen —. (29.) 454.
Stahlwerksverband. Der —. I. (18.) 280, II. (19.) 294, III. (20.) 312, IV. (21.) 325 und V. (22.) 343.
Statuen. Die Aufstellung von —. (20.) 316.
Stückelberg. Ernst —. (50.) 798.
Stucken, E. und Vollmoeller: Von zwei neuen Dichtern. (4.) 59.
Symphonia domestica. (12.) 188.

Tarifvertrag und Meistbegünstigungsvertrag. (11.) 163.
Theater.
Berliner Theater:
Ein Teufelskerl. (12.) 189.
Deutsches Theater:
Dagland. (6.) 94.
Maskerade. (9.) 141.
Helden. (12.) 189.
Kleines Theater:
Hidalla. (53.) 845.
Lessing-Theater:
Traumulus. (1.) 12
Die Siebzehnjährigen. (9.) 141.
Das gerettete Venedig. (18.) 285.
Nebeneinander. (21.) 333.
Elga. (24.) 380.
Eine Hartteben-Gedenkfeier. (50.) 795.
Benignens Erlebnis. (52.) 830.
Neues Theater:
Die Morgenröte. (8.) 126.
Der Graf von Charolais. (14.) 221.
Sommernachtstraum. (20.) 318.
Opernhaus, Königliches —:
Der Roland von Berlin. (11.) 187.
Thoma, Ludwig: „Andreas Vöst." (51.) 809.
Tod. Der Kampf mit dem —. (26.) 408.
Toleranzantrag. Der —. (29.) 450.
Traum und Dichtung. (10.) 156.
Typhus. Krieg und — (29.) 457.

Ultramontane Inferiorität. (7.) 100.
Ultramontanismus. Der — als Weltanschauung. (25.) 388.
Ungarische Krise. Die — —. (14.) 213 und (37.) 583.
Ungarischen Reichstagswahlen. Die — —. (20.) 309.
Urv. Leffer —. (17.) 266.

Vereinigten Staaten. Das Einwanderungsproblem in den — —. (4.) 52.
desgl. desgl. Die Bildungsfähigkeit der Neger in den — —. (50.) 790.
desgl. desgl. Die Aussichten eines Tarifvertrages mit den — — (38.) 597.
Verkehrs. Im Zeichen des —! (35.) 550.
Verne. Jules —. (30.) 471.
Viebig, Clara: Naturgewalten. (40.) 636.
Volkshochschulen. (49.) 774.
Volksfest. Das — in Scheeßel. (3.) 44.
Vollmoeller und E. Stucken: Von zwei neuen Dichtern. (4.) 59.
„Vossische Zeitung". Die — —. (6.) 88.

Wagner. Richard — und kein Ende (22.) 349.
Wahlurne. Die sogenannte —. (44.) 692.
Wassermann, J.: Alexander in Babylon. (15.) 234
Wasserstraßen. Die — Süddeutschlands. (41.) 647.
Weimar und kein Ende. (38.) 600.
Weltzuckerindustrie und internationales und koloniales Recht. (16.) 246.
Werk und Urteil. (33.) 523.
White, Andrew D.: Gelehrter und Gesandter. I. (51.) 807 II. (52.) 822 und (53.) 840.
Widmann, J. V.: „Und war bei den Tieren." (37.) 587.
Wiener Feuilletons. (1.) 11.
Wiggers, Julius: Rostocker Hochverratsprozeß. (44.) 691.
Wilde, Oscar: De Profundis. (41.) 652.
desgl. desgl. —'s seelische Kämpfe. (44.) 699.
desgl. desgl. als Lyriker. (52.) 827.
Wirtschaftskongresse. Internationale —. (51.) 806.
Wißmann. Hermann v. —. (39.) 613.
Wochenübersicht. Politische (1.) 1. (2.) 17. (3.) 33. (4.) 49. (5.) 65. (6.) 81. (7.) 97. (8.) 113. (9.) 129. (10.) 145. (11.) 161 (12.) 177. (13.) 193. (14.) 209. (15.) 225. (16.) 241. (17.) 257. (18.) 273. (19.) 289. (20.) 305. (21.) 321. (22.) 337. (23.) 353. (24.) 369. (25.) 385. (26.) 401. (27.) 417. (28.) 433 (29.) 449. (30.) 465. (31.) 481. (32.) 497. (33.) 513. (34.) 529 (35.) 545. (36.) 561. (37.) 577. (38.) 593. (39.) 609. (40.) 625. (41.) 641. (42.) 657. (43.) 673. (44.) 689. (45.) 705. (46.) 721. (47.) 737. (48.) 753. (49.) 769. (50.) 785. (51.) 801. (52.) 817. (53.) 833.
Wohnungsfrage. Ein Versuch in der —. (2.) 23.
Wohnungsgesetzentwurf. Der Kampf um den preußischen —. (5.) 67.
Wotsiana. (9.) 140.

Zar und Kaiser. (44.) 691.
Zeitschriften:
Deutsche.
„Archiv für Eisenbahnwesen":
Das Eisenbahnnetz der Erde. (36.) 416.
Englische.
„The Quarterly Review":
Die Stellung der englischen Kolonien zu den Vorzugszöllen. (31.) 495.
desgl. Zwei süddeutsche —. (46.) 781.
Zeitungswesens. Die kapitalistische Entwicklung des —. (10.) 147.
Zitatenschatz. Aus unserm —:
„Chinesisches". (3.) 36.
Ein Minister über die politische Polizei. (8.) 118.
Politische Parteien und politische Notwendigkeiten. (11.) 166.
„Roesicke-Barth und die Sozialdemokratie." (12.) 180.
15. Mai 1855 . . . . (25.) 390.
Port Arthur und Shakelpeare. (41.) 649.
Tuberkulose und Fleischpreise. (51.) 805.

Autorenregister.

Die neben den Namen stehenden Ziffern bezeichnen die Seitenzahlen.

Akunjan-Frapan, Ilse 539.
Akunjan-Frapan, Iwan 476. 492
Appanyi, Graf Albert 213. 309. 583. 644. 836.
Arndt, P. 784

Bar, L. von 355. 552.
Barth, Theodor 2. 19. 34. 51. 70. 83. 99. 115. 136. 147. 163. 182. 194. 248. 259. 274. 290. 322. 338. 354. 370. 386. 402. 423. 438. 467. 482. 498. 514. 531. 546. 562. 579. 594. 611. 627. 643. 659. 675. 691. 707. 738. 755. 770. 786. 807. 822. 840
B. 176. 448. 543. 720.
Bergerac, Cyrano de 461.
Bergman, Bo 706.
Bernoulli, Carl Albr. 793.
Bettelheim, Anton 444. 666. 731.
Beyhl, Jakob 100.
Bie, Oscar 266.
Bigelow, Poultney 694
Blanck, Wilhelm 187
Bolin, Wilhelm 64. 826.
B., R. 736.
Breitscheid, Rud. 86. 821.
Brentano, Luja 275. 327. 360. 798.
Brada, Rudolf 681.
Bruchmann, K. 538.
Bryce, James 723.
Buchholtz, Arend 271.
Buchholz, Rhea 397.
Bunsen, Marie von 618.
Busse-Palma, Georg 144.

Caro 44
Cauer, Friedrich 661 824
Cahn, Michael 457.

Digitized by Google

David, J. J. 124. 234. 298. 331. 425. 505. 652. 745. 812.
Drill, Robert 378.

Edardt, J. T. von 380. 460. 567.
Emminghaus, A. 152.
Ernst, A. 496.
Evans, E. P. 399. 800.

Feder, Ernst 521.
Fitger, Arthur 13. 15. 95. 105. 123. 236. 380. 637. 653. 781. 846.
Fr. 656.
France, Anatole 31. 46. 158. 847.
Franke-Schievelbein, Gertrud 685. 702.
Freder, Wilhelm 454. 647.

Gagliardi, Ernesto 93. 588. 725.
Gerlach, H. v. 35. 130. 163. 179. 259. 279. 292. 308. 324. 340. 357. 371. 387. 405. 422. 437. 468. 483. 502. 515. 532. 549. 563. 581. 612. 692. 787. 818. 835.
Gildemeister, Otto 409. 426. 445.
Gleichen-Rußwurm, Alexander von 156. 205. 523. 728.
Glindmeier, Fr. 774.
Goetz, Walter 244. 517. 660.
Gottstein, A. 38. 103. 372. 414. 779.
Gotheim, Georg 19. 118. 132. 150. 229. 260. 323. 436. 639. 687. 709. 726. 802.
G., G. 832.
Günther, S. 16. 166. 185. 613. 788.

—h. 175.
Hanssen, Ola 571. 743. 763. 842.
Hartenstein, Gustav 341.
Hartmann, Ludo M. 89. 535.
Hauser, Otto 107. 318. 384. 472. 573. 827.
Haußmann, Conrad 809.
Heilborn, Ernst 12. 94. 126. 141. 189. 221. 285. 318. 333. 380. 393. 508. 587. 667. 795. 830. 845.
H., E. 143. 208.
Heine, Anselm 137. 171. 222. 238. 253. 428. 464. 479. 557. 636.
Hellwig, Karl 533.
Henning, R. 164. 416. 663.
Herz, Friedrich 487.
Herzog, August 507.
Höcker, Paul Oscar 77.
Hohmann, Georg 408.
Houben, H. van 646.

Israel, Fr. 432.
Junius 390. 407. 569. 615. 648.

Kahn, Eugen 52. 195. 216. 282. 500. 676.
Kellner, Leon 314. 633. 714. 747.
K., H. 368. 464.
Kirchbach, Wolfgang 816.
Knoop, Gerhard Ouckama 447.
Kollmann, J. 280. 294. 312. 325. 343. 389. 504.
Kuhn, Karl 576.

Lagerlöf, Selma 302.
Levy, Hermann 5.
Lichtenstein, Arthur 496. 592.
Lindau, Hans 40.
Lissl, v. 452.
—l—m—n. 16. 272. 848.
Lothar, Rudolph 59. 364. 471.
Loy, Walther 547.

M., E. 176.
—m. 96. 448. 512.
Mangoldt, K. v. 23.
Mayer, Gustav 56. 459.
Mehring, Sigmar 376. 536. 791. 844.
Mg., S. 176. 256.
Meinhardt, Adalbert 9. 28. 198. 268. 351. 776. 795.
Metz-Koning, Marie 207.
Meyer, Alexander 88.
Meyer, Richard M. 11. 77. 220. 285. 363. 432. 616. 684. 763.
M., R. M. 224. 336. 852. 720. 736.
Meyerfeld, Max 491. 733.
Michel 838.
Müffelmann, Ludwig 691.
Müller, Hans 126. 142.
Müller, Hr. 486.
Münsterberg, Otto 819.
Münz, Bernhard 282. 761.

—n. 560.
Nathan, Paul 67. 121. 211. 226. 256. 277. 293. 307. 328. 339. 419. 434. 565. 591. 757.
N., P. 368. 400. 464. 671.
Naumann, Friedrich 466. 580.

Odarn, Max 54. 186. 440. 488. 555. 682.

Papprig, A. 679.
Pfleiderer, Otto 388. 420.
Philipp, Hugo 15. 304. 640. 656. 688.
Philippson, M. 25. 86. 570. 584. 680.
Phil., M. 512. 608.
Piffin, Raimund 153. 249. 396. 460. 715.
P., R. 112. 816.
Platzhoff-Lejeune, Eduard 300. 442. 663. 712.
Planck, R. 704.
Pohlman, A. 246.
Politikus 116.
Poppenberg, Felix 72. 202. 345. 412. 600. 681. 697.
Potthoff, Heinz 806.
Preuß, Hugo 3. 37.

Raff, Helene 286. 783.
Ranschoff, G. 379.
Rathgen, Karl 80. 83. 771.
Renöner, M. von 518. 589. 605. 620.
Ridens 439.
Ritter, Aemil 740.
Röting, Therese 748.
Rüssell, E. B. 264. 668.

Salomon, Alice 102. 628.
Salus, Hugo 670.
Samosch, Siegfried 251.
Schirmacher, Käthe 71.
Schlicht, Freiherr von 830.
Schrader, K. 450. 707. 723.
Schubring, Paul 170. 237.
Schultze, Robert 7. 52. 375. 790.
Sch., R. 480. 495.
Schümer, Georg 671.
Schürmann, Willem 61. 365.
Schwaab, M. 75. 90. 224. 739.
Sewett, Arthur 699.
Sieveking, Heinr. 543.
Sombart, Werner 311. 358.
Springer, Rudolph 484.
Stern, Alfred 300.
St., A. 272. 384. 560. 624. 672.
Streder 112.
Strobl, Karl Hans 717. 734.
Svendsen, Ferdinand 117. 132. 178. 201. 580. 677. 773. 805.

Terra, Otto de 550.
Teros, J. 608.
—th. 624.
Traub, G. 192. 264. 456. 512. 540. 599.
Tr. 736. 768. 816. 832.

Urbain 135.

—V.— 64. 96. 144.
V., A. 672.
Vallandigham, E. B. 597. 664. 759.
Vara, Sil 510. 525.
Vogelstein, Theodor 607.
Vogt, Nils Collett 110.

Wals, W. 406.
Weinhausen, Fr. 242. 306. 418. 564.
Whin., Fr. 96. 192. 559.
Weiß, Heinrich 140. 188. 349. 475. 608. 619. 704.
Werner, Justus 196.
Wiese, J. 43.
Wolff, Fritz 154.
Wolf, Georg 69.

Zacher, Albert 649.
Zahn, Ernst 173. 190.
Ziermann, P. 696.
Zimmermann, Waldemar 595.

Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 1. Berlin, den 1. Oktober 1904. 22. Jahrgang.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Der Parteitag der süddeutschen Volkspartei hat auch in diesem Jahre wieder eingehend und mit Wärme das Problem der Einigung des deutschen Liberalismus behandelt. Zwar ließ das treffliche Referat des Landtagsabgeordneten Oeser keinerlei Täuschung über die seitherigen Erfahrungen der Parteileitung auf diesem Gebiete zu, aber seine Mitteilungen und die Ansichten, die in der nachfolgenden Aussprache noch zutage traten, gaben doch dem Parteitag hinreichend Anlaß zu dem Auftrag an den engeren Ausschuß „in gleicher Richtung energisch weiter zu arbeiten und vor allem die praktische Zusammenarbeit einzelner liberaler Ortsgruppen zu fördern". Eine wirkliche Förderung des entschiedenen Liberalismus bedeutete auch das sachkundige Referat des Stadtverordneten Dr. Heinrich Rößler-Frankfurt a. M. über die sozialen Aufgaben der Gemeinden; seine Anregungen und die nachfolgende Diskussion lieferten einen vorzüglichen Stoff für die formelle Programmarbeit, die der nächstjährige Parteitag erst leisten soll. Alles in allem zeigte die Aschaffenburger Tagung ein erfreuliches Bild einmütiger Zusammenarbeit in liberaler und sozialer Entschiedenheit.

Der sozialdemokratische Parteitag hat auch in seinen letzten Sitzungen noch jenen gesunden Widerwillen gegen Zänkerei und Skandalsucht bekundet, der ihn von Anfang an so vorteilhaft von seinem Dresdener Vorgänger unterschied. Damit hat er allerdings allen denen eine grausame Enttäuschung bereitet, die noch immer in der Sozialdemokratie nichts anderes als eine Krankheitserscheinung am deutschen Volkskörper zu erkennen vermögen und deshalb aufregende Zankszenen für ebenso selbstverständlich bei sozialdemokratischen Tagungen halten, wie Fieber und Unbehaglichkeiten bei körperlichen Krankheiten. Wer sich dagegen die profunde Weisheit nicht zu eigen machen kann, daß die deutsche Sozialdemokratie lediglich ein Produkt gewissenloser Hetzer und Volksverführer sei, wer gar — trotz aller prinzipiellen Gegnerschaft gegen sie — diese Dreimillionenpartei als ein historisch gewordenes und mit anderen Parteien gleichberechtigtes Glied im politischen Leben der Gegenwart einschätzt, der wird die Wendung des Bremer Parteitags zu Besonnenheit und Sachlichkeit mit Genugtuung verfolgt haben. Wie wenig aber mit dieser erfreulichen Wendung die Gefahr gegeben ist, daß die sogenannte Langweiligkeit sozialdemokratischer Parteitage mit der Zeit in reine Opportunitätspolitik umschlagen könnte, dafür ist Genosse Körsten Schwurzeuge, der die Reichstagsfraktion getadelt wissen wollte, weil sie gegen das Kaufmannsgerichtsgesetz gestimmt und damit die Propaganda unter den weniger weitsichtigen Kaufleuten erschwert habe — ein Vorwurf, der übrigens auch die Reichstagsfraktion der Freisinnigen Vereinigung träfe, wenn er berechtigt wäre. Daß er unberechtigt ist, und daß Sozialdemokratie und entschiedener Liberalismus bei ihrem gemeinsamen Vorgehen mit guten Gründen prinzipielle Politik statt schwächlicher Opportunitätsrücksichten ausschlaggebend sein ließen, das wurde von Ledebour und Bebel unter allgemeinem Beifall so überzeugend nachgewiesen, daß wohl sobald keine Befürwortung „hinterpommerscher Politik" im sozialdemokratischen Lager wieder laut werden dürfte. Hoffentlich auch nicht im freisinnigen Lager.

Der bisherige Chef der Reichskanzlei, Herr v. Conrad, ist zum Unterstaatssekretär im Landwirtschaftsministerium und der Geh. Regierungsrat v. Loebel zu seinem Nachfolger in der Reichskanzlei ernannt worden. Die agrarischen und konservativen Kanalrebellen dürfen an diesem Wechsel ihre ungetrübte Freude haben. Herr v. Conrad, durch seine Freundschaft für die Kanalvorlage der Regierung vorteilhaft bekannt, wird für die Kanalkampagne mattgesetzt als Adlatus des Herrn v. Podbielski, der sich bekanntlich vom Lausekanal nicht vor den Bauch stoßen lassen will; und der stramme Junker v. Loebel, dem man eine Zeitlang nachsagte, er erstrebe die Führerrolle in der konservativen Partei, kommt als ausgesprochener Gegner sogar der gegenwärtigen Kanalpläne der Regierung in nächste Nähe des preußischen Ministerpräsidenten. Wenn auch seine Stellung als Chef der Reichskanzlei nicht von selbständiger politischer Bedeutung ist, so entbehrt doch die Ernennung eines solchen kanalunfreundlichen Agrariers nicht eines symptomatischen Charakters.

Aus Deutschsüdwestafrika lauten die offiziellen Berichte immer unerfreulicher. Der Typhus macht unter den Soldaten bedenkliche Fortschritte und bedroht nachgerade auch die Zivilbevölkerung. Dabei scheinen die Verpflegungsschwierigkeiten noch fortwährend zu wachsen und die gelegentlichen Zusammenstöße mit den Hereros nicht allzu glücklich zu verlaufen. Ueber die Lage im Süden der Kolonie hat man überhaupt keine zuverlässigen Nachrichten und kann deshalb die alarmierenden Depeschen englischer Blätter über neue Aufstände der Bondelzwards nicht ohne weiteres von der Hand weisen. Ein Ende all dieser Unglücksnachrichten ist angesichts der bevorstehenden heißen Jahreszeit trotz aller Truppennachschübe noch garnicht abzusehen.

Der Erfolg Englands in Tibet hat natürlich auf die Russen alarmierend gewirkt. Da aber Japan andauernd dafür sorgt, daß Väterchen Zar gute Miene zum bösen englischen Spiel machen muß, so sucht die Petersburger Presse wenigstens vor den Folgen des englischen Tibetvertrages gruselig zu machen. Sie berichtet von ungeheurer Erregung in ganz Zentralasien und kündigt eine Massenerhebung der Buddhagläubigen gegen England als nahe bevorstehend an. Allem Anschein nach hat sich Rußland

land auch hinter China gesteckt. Anders ist es wenigstens nicht recht erklärlich, warum die Chinesen, die mit innerlicher Freude die Siege der gelben Rasse über die verhaßte weiße verfolgen, die Entsendung eines hohen Beamten nach Lhassa inszenieren, zwecks Untersuchung der neugeschaffenen Lage. Wie wenig Grund sie gerade China zur Aufregung bietet, erkennt man unschwer aus den Einzelheiten des englisch-tibetanischen Vertrages, die nirgends der Oberhoheit Chinas zunahe treten, sondern sie im Gegenteil durch Einführung modernen Handels und Verkehrs nur noch wertvoller und sicherer gestalten. Die russischen Lamentationen werden deshalb auch nichts daran ändern, daß die englisch-tibetanische Mission einstweilen als vollkommen geglückt anzusehen ist; daß die Folgen die seither gewonnenen Vorteile nicht in Frage stellen, dafür wird England mit Japans Hilfe schon besorgt sein.

In Rom, dem historischen Sitze der gewaltigsten reaktionären Macht der Welt, hat der zehnte internationale Freidenkerkongreß mit solch unerwartetem Erfolg getagt, daß Papst Pius X. diese Veranstaltung nicht glaubte ignorieren zu dürfen. Er hat die eindrucksvollen Verhandlungen des Kongresses mit einem Erlaß an den Kardinal Respighi beantwortet, in dem er von der Vereinigung der Höllenmächte redet, die ihn in diesem internationalen Kongreß der Freidenker beschimpft und „umgeben von äußerem Glanz", schändliche Gotteslästerung begangen hätten. „Wir betrachten", sagt der Papst, „die Beleidigung gegen Gott als eine Beleidigung gegen uns und sind darüber tief bekümmert". Als Sühne für den angeblich ihm und der heiligen Roma durch den Kongreß angetanen Schimpf ordnet Pius X. in allen Kirchen Roms besondere Gottesdienste und Sühnegebete an! Das wird freilich den starken Eindruck, den die Freidenker hinterlassen haben, nicht wegwischen, es wird ihnen im Gegenteil noch manche Sympathien zuführen, die sie seither nicht besaßen. Und dem Ansehn des Papsttums wird die heftige Sprache des Protestes — auch wenn sie menschlich erklärlich ist — nicht gerade förderlich sein; denn sie weckt unwillkürlich die Erinnerung an jene gottlob längst vergangenen Zeiten, in denen die Päpste ähnliche freiheitliche Bestrebungen nicht nur mit papierenen Protesten und Anordnung von Sühnegebeten zu beantworten pflegten.

Vom ostasiatischen Kriegsschauplatz ist außer einem verlustreichen und in seinen Folgen noch nicht übersehbaren neuen Sturm auf Port Arthur nichts Neues zu melden.

* * *

„Um Schlimmeres zu verhüten."

Es passiert dem Politiker nicht selten, daß er sich mehreren Uebeln gegenübersieht, und es erscheint dem oberflächlichen Beurteiler selbstverständlich, daß er unter mehreren Uebeln das kleinere wählt. Aber die Politik ist kein Rechenexempel, das durch Addition oder Subtraktion zu erledigen wäre. Der Grundsatz, daß man, um Schlimmeres zu verhüten, Schlimmes in den Kauf zu nehmen und dafür unter Umständen auch direkt einzutreten habe, kann deshalb keineswegs ohne starke Einschränkung aufrecht erhalten werden. Je gewichtiger die politischen Fragen sind, um die es sich handelt, je weniger es sich um Quantitätsfragen, je mehr es sich um Fragen des Prinzips handelt, umso weniger kommt man mit jener opportunistischen Maxime aus. Am wenigsten ist das der Fall, wenn man vor die Wahl gestellt wird, zwischen einem sicheren, wenn auch geringeren Uebel und einem zwar größeren, aber ungewissen sich zu entscheiden.

Ein paar Beispiele mögen diesen Gedankengang erhellen: Die nationalliberale Fraktion des preußischen Abgeordnetenhauses hat das berüchtigte Schulkompromiß mit den beiden konservativen Parteien abgeschlossen, „um Schlimmeres zu verhüten". Wir glauben allerdings, daß dies Schulkompromiß gerade dem Schlimmeren den Weg geebnet hat; aber es ist kein berechtigter Anlaß vorhanden, an der Aufrichtigkeit der Erklärungen der Herren Hackenberg und Genossen zu zweifeln, daß sie sich auf das Kompromiß eingelassen haben, um einer aus der Verständigung zwischen Konservativen und Zentrum hervorgehenden ungünstigeren Regelung der Volksschulfrage rechtzeitig entgegenzuarbeiten. Ihr Vorgehn ist ein drastischer Beleg für die schweren Gefahren, denen der Politiker entgegengeht, der sich nur von der Erwägung leiten läßt, wie er sich zukünftigen Schwierigkeiten am besten entziehen kann. Er gleicht dem um seine Gesundheit Besorgten, der sich verweichlicht, um Krankheiten zu entgehen. Im Schulkompromißfalle war das, was die Nationalliberalen durch die Preisgabe eines lange verteidigten Prinzips praktisch retten konnten, so außer Verhältnis zu dem Schaden, welchen sie dem auch von ihnen vertretenen Liberalismus sofort zufügten, daß gerade dieser Vorgang geeignet ist, uns darüber die Augen zu öffnen, daß es in der Politik oft schlimmer ist, Schlimmes mitzumachen, als Schlimmerem ängstlich vorzubeugen.

Zur Erläuterung dessen nur noch ein Problema: Bei den unablässigen Versuchen unserer Reaktionäre, das Reichstagswahlrecht zu unterminieren, kann sich sehr leicht eine Konstellation ergeben, bei der man die ängstlichen Liberalen mit der Erwägung einzuschüchtern versuchen wird, daß sie nur dadurch das Reichstagswahlrecht im großen und ganzen vor der Vernichtung bewahren könnten, daß sie mit den gemäßigteren Reaktionären zusammen eine Modifikation beschlössen, etwa in dem Sinne, daß man an die Stelle des gleichen Stimmrechts ein Pluralstimmrecht setzte, um „Besitz und Bildung" einen größeren Einfluß zu sichern. Ohne Zweifel wäre eine solche Modifikation gegenüber der völligen Beseitigung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts und dem Ersatz desselben durch das preußische Dreiklassenwahlsystem das geringere Uebel. Es ist auch zu befürchten, daß die Logik des Schulkompromisses in diesem Falle abermals die Nationalliberalen dazu veranlassen würde, mit den gemäßigteren Reaktionären zusammenzuwirken, wenn auch nur, „um Schlimmeres zu verhüten". Aber würde es einem ernsthaften Liberalen erlaubt erscheinen, in einem solchen Falle sich direkt an einer Verschlechterung der wichtigsten konstitutionellen Grundlage unserer Reichsverfassung zu beteiligen? Ich hoffe, daß alle Freisinnigen dies verneinen werden.

Es gibt eben gewisse Fragen, bei denen opportunistische Erwägungen ausscheiden müssen, weil die Mitbeteiligung an dem politischen Vergehen eine Selbstdeklassierung bedeutet, die dadurch nicht verzeihlich wird, daß sie in der Absicht geschieht, „um Schlimmeres zu verhüten".

Nun gehört zu den strikteſten Grundsätzen des freihändlerischen Liberalismus, daß er keiner gesetzgeberischen Maßregel zustimmt, die auf eine höhere Belastung des notwendigsten Lebensbedarfs, insbesondere des Brotes, zum Zwecke der Aufbesserung der Grundrente abzielt. Mit anderen Worten, ein freihändlerischer Liberaler muß grundsätzlich jede Steigerung der Schutzzölle auf Brotgetreide bekämpfen. In welcher Form ihm diese Steigerung der Getreidezölle zugemutet wird, ist nicht ausschlaggebend. Die Steigerung wird dadurch für ihn nicht weniger verwerflich, daß sie hinter der Maske eines sogenannten Handelsvertrages auftritt. Ebenso ändert die Ermäßigung jener Zölle ihren erfreulichen Charakter nicht, wenn sie, wie dies bei den Caprivischen Handelsverträgen der Fall war, das Nebenprodukt eines Handelsvertrags ist. Andererseits liegt es auf der Hand, daß der Freihändler, der durch Annahme eines Handelsvertrags mit höheren Getreidezöllen den status quo verschlimmern hilft, sich in einer andern Rolle befindet als der Freihändler, der durch Annahme eines Handelsvertrags mit niedrigeren Zollsätzen den status quo verbessern hilft. Der Fall ist bei jeder Beratung eines autonomen Zolltarifs denkbar, kommt auch oft genug vor, daß grundsätzliche Freihändler vor die Alternative gestellt werden, sich mit gemäßigteren Schutzzöllnern an einer mäßigen Steigerung der Schutzzölle zu beteiligen oder Gefahr zu laufen, daß gemäßigte und radikale Schutzzöllner sich zu einer Mehrheit für höhere Schutzzölle zusammenschließen. Auch bei der gesetzgeberischen Feststellung

unseres Generalzolltarifs im Herbst 1902 hätten sich die unmäßigen Sätze des Kardorff-Tarifs wahrscheinlich herabdrücken lassen, wenn die freihändlerische Linke mit den gemäßigteren Schutzzöllnern hätte gemeinschaftliche Sache machen wollen. Trotzdem entschloß sich die freihändlerische Linke, entschloß sich insbesondere auch die Freisinnige Vereinigung zur schärfsten Opposition gegen jede Zollerhöhung, namentlich soweit die notwendigen Lebensmittel in Betracht kamen. Man hat diese schärfste Opposition gelegentlich mit dem Namen „Obstruktion" bezeichnet, und jene Politiker, die sich dem Kampfgetümmel mit demonstrativer Vorsicht entzogen, haben ja später auch gemeint, der Zolltarif wäre nicht so schauderhaft ausgefallen, wenn die schreckliche „Obstruktion" den Agrariern nicht einen so schönen Vorwand für ihren Gewaltstreich gegeben hätte. Hätten sich die Freihändler weniger gesträubt, so meinen diese weisen Thebaner, so wäre es ihnen besser ergangen. Durch rechtzeitige Waffenstreckung hätte man „Schlimmeres verhüten" können. In Wirklichkeit gab es aber nichts Schlimmeres, wenigstens für den bürgerlichen Liberalismus, als wenn er nur schwachmütigen Widerstand leistete und damit dem heute mit dem Makel des Rechtsbruchs behafteten Generalzolltarif das Feigenblatt einer honetten gesetzgeberischen Maßregel lieh.

Der Reichstag wird demnächst vor die Frage gestellt werden, ob er auch in der letzten Instanz den Brotwucherplänen seine Unterstützung leihen will, und die Freihändler werden sich dann zu entscheiden haben, ob sie jenen Plänen nun auch ihrerseits zustimmen wollen, um Schlimmeres zu verhüten. Die Entscheidung wird noch dadurch erschwert, daß das Schlimmere nichts Gewisses, sondern etwas Ungewisses ist, das *vielleicht*, aber nicht unter allen Umständen eintreten wird. Die Entscheidung wird voraussichtlich erst nach Monaten fallen. Man hat deshalb Zeit genug, sich die Sache gründlich zu überlegen. Die bisherige Diskussion hat bereits insofern aufklärend gewirkt, als die Unhaltbarkeit der Doktrin, wonach *jeder* Handelsvertrag, er mag so schlecht sein, wie er will, freihändlerischerseits genehmigt werden müsse, „um Schlimmeres zu verhüten", offenbar geworden ist. Demnächst wird man weiter zu prüfen haben, *wie schlecht* darf ein Handelsvertrag sein, daß er noch die Zustimmung freihändlerischer Liberaler findet? Darüber mehr, sobald die handelspolitischen Meisterwerke des Grafen Bülow in ihren Einzelheiten vorliegen.

Theodor Barth.

Das Recht der Stadtgemeinden an den Gemeindeschulen in Preußen.

Schulkonflikte und kein Ende! Während man sich allgemein zu dem großen Kampfe um die prinzipiellen Grundlagen der preußischen Volksschule rüstet, für den das vielberufene Schulkompromiß das Alarmsignal gegeben hat, wird neuestens wiederum die öffentliche Meinung in Erstaunen gesetzt durch die seltsamen Erlasse des Kultusministeriums und des Berliner Provinzialschulkollegiums, durch die den Gemeinden überhaupt und der Stadt Berlin im besonderen das Verfügungsrecht über ihre Schulgebäude während der schulfreien Zeit beschränkt, ja dem Wesen der Sache nach entzogen wird. Mag dieser neueste Streitfall zunächst verhältnismäßig klein und unbedeutend erscheinen gegenüber den Lebensfragen der Schule, um die sich jener andere Kampf abspielt, so hängt doch in Wahrheit beides aufs innigste zusammen, entspringt beides aus derselben Wurzel: dem geradezu anarchischen Zustande des preußischen sogenannten Schulrechts. Und gerade weil dieser neueste Streitfall verhältnismäßig so eng umschrieben ist, zeigt er um so handgreiflicher, wohin der gegenwärtige Kurs steuert. Ist es doch gewiß kein Zufall, daß den unmittelbaren und stärksten Anlaß zu dem neuesten Vorgehen gegen Berlin die Ueberlassung einer Aula an die freireligiöse Gemeinde gegeben hat, deren „Bestrebungen mit wesentlichen Zielen der Volksschule im Widerspruch stehen", der hart konfessionellen Schule nämlich. Und wenn in dem Streite um den konfessionellen oder simultanen Charakter der Schule neuerdings aus den Reihen der Gemäßigten der Gedanke propagiert und vielfach mit Beifall begrüßt worden ist, dem Staat die Entscheidung abzunehmen und sie der kommunalen Autonomie zu überlassen, so bekräftigt der neueste Berliner Fall nur die Erfahrung so mancher Jahre, daß die Tendenz an entscheidender Stelle umgekehrt die allmähliche Erdrosselung der kommunalen Autonomie auf dem Schulgebiet ist. Lehrt doch die ganze Geschichte der Schule im 19. Jahrhundert, daß Schulreaktion in konfessionellem Sinne und Beschränkung der städtischen Selbstverwaltung stets Hand in Hand gegangen sind; das bezeugen drei Namen inhaltsschwer: Raumer, Mühler, Bosse.

Aber vermag denn im Rechts- und Verfassungsstaat, welche Eigenschaft doch auch Preußen für sich in Anspruch nimmt, die jeweilige Politik des wechselnden Ministers die rechtliche Grenze zwischen Staats- und Gemeindekompetenz nach Belieben zu verschieben? Und muß nicht, wenn anders unsere liebe Muttersprache noch einen vernünftigen Sinn haben soll, der Gemeinde an der Gemeindeschule ein festes Recht gewährleistet sein? Freilich wird es dem unbefangenen Laien auch unglaublich erscheinen, daß der Staat, den man einst — lang, lang ist's her — das Land der Schulen nannte, kein Schulgesetz besitzt. Die Gründe dafür, daß das vor hundert Jahren als unbedingt notwendig erkannte, im Jahre 1819 zuerst ausgearbeitete, bei der Revision der preußischen Verfassung als unmittelbar bevorstehend angekündigte Unterrichtsgesetz noch immer nicht zustande gekommen ist, und daß alle liberalen Freunde der Schule heute sein Zustandekommen mehr fürchten als wünschen, liegen ja vor allem eben auf dem konfessionellen Boden. Aber die ungeheuerliche Tatsache, daß ein moderner Rechtsstaat eines grundlegenden Schulrechts entbehrt, zeitigt verhängnisvolle Konsequenzen, die sich uns auf Schritt und Tritt fühlbar machen. So erklärt sich der Ministerialabsolutismus auf dem Schulgebiet im Verfassungsstaat Preußen. Der Absolutismus aber hat stets expansive Tendenz; so begnügt sich denn auch der kultusministerielle Absolutismus nicht damit, den durch den Mangel eines Unterrichtsgesetzes gelassenen leeren Raum auszufüllen, sondern er geht erobernd gegen Nachbargebiete vor, auf denen es keineswegs an entgegenstehenden gesetzlichen Normen fehlt. Daraus resultiert jenes von Gneist so scharf gekennzeichnete, „dem preußischen Staate eigentümliche Verfahren der Umkehrung der Gesetze durch die Verwaltung". Und auch die Kontrolle jener Institution, die wir wesentlich den Bemühungen Gneists verdanken, der Verwaltungsgerichte, versagt hier in der Regel eben wegen des Mangels der gesetzlichen Grundlagen für die Unterrichtsverwaltung. Eine weitere bedauerliche Folge dieses Zustandes, die in verhängnisvoller Wechselwirkung wieder zu seiner Aufrechterhaltung und Stärkung beiträgt, ist es dann, daß all die verschiedenen, einander oft durchkreuzenden Ministerialreskripte ohne eindringende Kritik ihrer Rechtsgiltigkeit mit stumpfer Resignation hingenommen werden, nicht nur von der Verwaltungspraxis, sondern auch von der Literatur in Kommentaren und Lehrbüchern, in weiterer Folge gelegentlich auch von der Judikatur, und daß so das Unrecht sich in ein Scheinrecht umsetzt.

Das angrenzende Gebiet nun, in welches überzugreifen dieser Ministerialabsolutismus naturgemäß den meisten Anlaß hat, ist das der Selbstverwaltung. Ihrer Wichtigkeit entsprechend, hat man diese Uebergriffe in eine Art von System gebracht, das von dem Ministerium Raumer vorbereitet, von Mühler zu voller Feinheit entwickelt, von Bosse fortgeführt und heute noch in Geltung ist. Der Grundgedanke dieses Systems ist der der Staatsschule in einem höchst eigenartig umgedeuteten Sinne. Unter Staatsschule versteht man gemeinhin den Gegensatz zur Kirchenschule; so in dem gerade heute viel zitierten Worte Maria Theresias: „Die Schule ist und bleibt ein Politikum"; so im Geiste des preußischen Landrechts; so auch noch im Sinne des Schulaufsichtsgesetzes von 1872. Unser Ministerialsystem jedoch faßt diesen Begriff der Staatsschule als Gegensatz zu eigenen Rechten der Gemeinde auf dem Schulgebiet, und in seltsamer Umkehrung war und ist es geneigt,

Digitized by Google

die so usurpierte Macht in den Dienst der Kirchenschule gegen die Staatsschule im wahren Sinne zu stellen. Unsere Ministerialjurisprudenz konstruiert einen Gegensatz von Schulverwaltung und Kommunalverwaltung; erstere sei prinzipiell Staats- nicht Gemeindesache; soweit die Gemeinde mitzuwirken habe, handele sie kraft besonderer staatlicher Delegation. Das bedeutet keineswegs, daß die kommunale Schulverwaltung gleich der gesamten Kommunalverwaltung überhaupt unter der Staatsaufsicht steht, was nie bestritten worden ist, und womit all die beliebten Argumente aus der notwendigen Einheitlichkeit des Schulwesens ihre Erledigung finden. Vielmehr wird ein spezifisches Schulsonderrecht im Gegensatz zu dem Verwaltungsrecht aller übrigen Ressorts behauptet. Auf welchen Rechtstitel stützt sich nun diese doch von vornherein auffällige Behauptung? Da erscheint denn immer wieder der berühmte § 1 II 12 A. L.-R.: „Schulen und Universitäten sind Veranstaltungen des Staates." Aber selbst angenommen, daß dieser Satz im absoluten Polizeistaat des Landrechts die ihm hier untergelegte Bedeutung gehabt hätte, wie kann man ihn zur Kompetenzabgrenzung zwischen dem heutigen Staate und den kommunalen Selbstverwaltungskörpern heranziehen? Mit gleicher Berechtigung könnte man im Landrecht Bestimmungen über die parlamentarische Gesetzgebung, über Eisenbahn- oder Telephonwesen finden wollen. Denn so wenig wie diese Erfindungen der Neuzeit kannte das Landrecht kommunale Selbstverwaltungskörper; sie verdanken wir der großen Regenerationsära, der Steinschen Städteordnung von 1808. Trotzdem nun und obgleich die Einleitung dieser Städteordnung alle entgegenstehenden Bestimmungen des Landrechts aufhebt, versucht man bis auf den heutigen Tag das Grundgesetz der städtischen Selbstverwaltung durch sein diametrales Gegenteil, das Gesetzbuch des absoluten Polizeistaates zu interpretieren, d. h. zu verkehren.*)

Die Städteordnung aber bietet absolut keinen Anhalt für jene seltsame Lehre, daß es mit dem Schulwesen eine ganz andere Bewandnis haben solle, als mit allen anderen Zweigen kommunaler Tätigkeit. Im Gegenteil; schon in der Nassauer Denkschrift, der „Keimzelle der Städteordnung", hatte der Freiherr v. Stein das Schulwesen als einen der Gegenstände künftiger städtischer Selbstverwaltung bezeichnet; und die Städteordnung selbst nennt in § 179 b die Schulsachen als einen der Gegenstände, die zur Verwaltung in städtischen Deputationen geeignet seien. Und doch hat gerade hier die ministerielle Rechtskonstruktion einen Notnagel eingeschlagen. Weil an jener Stelle für die Organisation einer Behörde zur Verwaltung der äußeren Schulangelegenheiten einige Bestimmungen gegeben werden, während dies bezüglich der inneren Schulsachen noch vorbehalten wird, — man erwartete damals bereits baldigst das obligate Unterrichtsgesetz, — ergänzte man das landrechtliche Dogma durch den weiteren Satz, daß die Gemeinden nur in äußeren, nie in inneren Schulwesen mitzuwirken hätten. Noch seltsamer, als diese Ausgangspunkte, sind die daraus gezogenen Konsequenzen.

Die Instruktion von 1811, noch heute die Grundlage der städtischen Schulverwaltungsorganisation, dachte garnicht daran, die Verwaltung der sog. Externa und Interna zu trennen; vielmehr beließ sie beides den städtischen Schuldeputationen, für deren Mitglieder sie jedoch den Regierungen ein Bestätigungsrecht beilegte. Die Rechtsgültigkeit dieser Bestätigungsklausel ist von Anfang an mit guten Gründen bestritten worden, namentlich von den Berliner Gemeindebehörden. Für Berlin ist denn auch gleich in den Anfängen der Entwicklung seines Kommunalschulwesens die Instruktion von 1811 ausdrücklich aufgehoben und durch eine Verordnung von 1829 ersetzt worden, die auf das Bestätigungsrecht der Regierung verzichtet. Es ist bezeichnend für den „Rechts"zustand auf diesem Gebiet, daß 25 Jahre später das Ministerium Raumer trotzdem das Bestätigungsrecht auch in Berlin in Anspruch nahm, freilich vergeblich; ebenso vergeblich wieder ein Jahrzehnt später das Ministerium Mühler; bis endlich 1898 der Minister Bosse jenen rechtswidrigen Anspruch in dem bekannten Fall Singer tatsächlich durchsetzte.

Auf dem Boden des herrschenden Dogmas, daß die städtischen Schuldeputationen gemischte, staatlich-kommunale Behörden seien, weil sie Externa und Interna des Schulwesens zu verwalten haben, ist ein reicher Blütenflor von Absurditäten erwachsen. Wie ist denn nach diesem System Nam' und Art des Rechtsverhältnisses zwischen den Gemeinden und ihren Schulen? „Schulpatronat", antwortet die herrschende Praxis. Aber dieses Ding gibt es rechtlich schon seit dem sonst so vielgeliebten preußischen Landrecht nicht mehr, wie auch das Oberverwaltungsgericht ausgesprochen hat. Gleich der Unterscheidung von Externa und Interna ist der Begriff des Patronats staats-kirchenrechtlichen Ursprungs; und diesen Standpunkt der Kirchenschule hat eben schon das Landrecht überwunden. Aber die herrschende Praxis muß hinter das Landrecht zurückfallen und sich an nicht existierende Schemen klammern, bloß um die dem Recht wie den Tatsachen entsprechende Wahrheit zu verleugnen, daß die Gemeindeschulen Gemeindeanstalten sind und garnichts anderes sein können.

Weiter. Was sind die Lehrer an Gemeindeschulen? „Mittelbare Staatsbeamte", antwortet die herrschende Praxis. Also Gemeindebeamte? Um Gotteswillen nicht! Also dann doch unmittelbare Staatsbeamte? Auch nicht, sondern mittelbare schlechthin. Aber das gibt's ja garnicht: mittelbare Staatsbeamte, die doch keines engeren Gemeinwesens unmittelbare Organe sind. Doch das Unmögliche muß möglich gemacht werden, bloß um die einfache Wahrheit zu verleugnen, daß die Gemeindelehrer Gemeindebeamte sind und garnichts anderes sein können.

Der bittere Humor von alledem ist aber schließlich, daß die angeblichen Befugnisse der Schuldeputationen auf dem angeblich rein staatlichen Gebiete der sog. inneren Schulsachen, um derentwillen ihnen der rein kommunale Charakter abgesprochen wird, — garnicht existieren! Diese Befugnisse werden nämlich prinzipiell nicht den Deputationen, sondern den staatlichen Kreisschulinspektoren übertragen. Die Sache wird nicht besser, wenn in größeren Städten städtische Schulinspektoren zugleich die staatliche Kreisschulinspektion erhalten; dann kann sehr oft kein Verstand der Verständigen ergründen, wann der Herr als königlicher Kreis-, wann als kommunaler Stadtschulinspektor handelt. Da aber je nachdem sein Rechtsverhältnis zur Schuldeputation und zum Magistrat einerseits, zur Regierung andererseits ein völlig heterogenes ist, so ist auch hier wieder Rechtsunsicherheit und Verwaltungswillkür die notwendige Folge. Ist nun aber gar dem Stadtschulinspektor ein Stadtschulrat vorgesetzt, die Staatsaufsicht aber nicht dem Vorgesetzten, sondern dem Untergebenen übertragen, so verwirklicht sich die contradictio in adjecto einer organisierten Anarchie: der städtische Untergebene steht seinem städtischen Vorgesetzten zugleich als Organ der Staatsaufsicht gegenüber! Die innerhalb des herrschenden Systems mögliche Abhilfe endlich, Uebertragung der Staatsaufsicht auf den Stadtschulrat, ist vielleicht schlimmer als das Uebel selbst, dem sie abhelfen soll; denn sie trägt die Zwieschlechtigkeit der Stellung als Stadtrat und Staatskommissar in das Kollegium des Magistrats hinein.

Diese ganze Entwicklung bringt nun jener neueste Erlaß zu einem gewissen stilvollen Abschluß. Hier wächst das System über sich selbst hinaus, indem es sich über die alte Unterscheidung von Interna und Externa des Schulwesens in stolzem Fluge erhebt. Denn was in aller Welt sollte noch zu den Externa gehören, wenn nicht die Verfügung über die Gebäude während der schulfreien Zeit? Aber die angebliche Vereinigung der beiden angeblich zu sondernden Gebiete in der angeblich staatlich-kommunalen Schuldeputation hat sich bewährt; und so bleibt man bei dieser Methode. Nach der Verfügung des Provinzialschulkollegiums würde die Deputation als Organ des Magistrats die Gebäude vergeben, und als Organ der Regierung sich selbst dazu die Genehmigung erteilen — nach Anhörung des Kreisschulinspektors, der auch Stadtschulinspektor ist; und — worauf es natürlich allein ankommt — unter Vorbehalt der wichtigen, nämlich der politischen und religiösen Fälle für das Provinzialschulkollegium. Trefflich ausgesonnen, Pater Lamormaini

*) Vgl. mein „Städtisches Amtsrecht" (Berlin 1902) bes. S. 235 fg.; und meine Abhandlung im „Archiv für öffentliches Recht", Jahrgang 1900, S. 202 fg.

Auch die Methode der Ministerialjurisprudenz ist die alte und bewährte. Man scheint doch die Notwendigkeit empfunden zu haben, sich für diesen bisher trotz allem beispiellosen Eingriff in das Eigentum und — da es sich zweifellos um sog. Externa handelt — in die bisher anerkannte Kompetenz der Gemeinden auf irgend einen Rechtstitel zu berufen. Und man fand nichts anderes, als den § 18 der Regierungsinstruktion vom 23. Oktober 1817. Dies Zitat hat nur den Fehler, daß es auf den vorliegenden Fall absolut nicht paßt. Denn die Regierungsinstruktion ordnet neben der inneren Organisation der Bezirksregierungen deren Stellung im staatlichen Behördensystem; sagt jedoch über das Kompetenzverhältnis zwischen Staat und Gemeinde auch nicht eine Silbe; befaßt sich also gerade nicht mit der Materie, um die es sich hier allein handelt.

Ist die Verfügung über die Schulgebäude, soweit sie nicht für den Unterricht beansprucht werden, zweifellos das Recht der Stadtgemeinde, so ist sie doch in der Ausübung dieses Rechtes ebenso wenig souverän wie in der irgend eines anderen Rechtes; sie untersteht auch hierin der Staatsaufsicht. Derselbe Oberpräsident, der als Vorsitzender des Provinzialschulkollegiums die neueste Verfügung gezeichnet hat, kann als Kommunalaufsichtsinstanz jede einzelne Verwendung städtischer Gebäude zu „staatswidrigen" Zwecken beanstanden. Ja; aber diese Akte unterliegen der Rechtskontrolle durch die Verwaltungsgerichte; die völlig unlegitimierten Akte, die unter der Firma der Schulaufsichtsbehörde ergehen, unterliegen gar keiner Rechtskontrolle.

Das ist die Rechtslage im „Rechtsstaat" Preußen!

Hugo Preuß.

Mr. Chamberlain und seine Sachverständigen.

I.

Als im vorigen Jahre die englischen Protektionisten eine parlamentarische Untersuchung über die Wirkungen der englischen Handelspolitik verlangten, erklärten sich die Freihändler entschieden dagegen, weil die Segnungen, welche der Freihandel den Engländern gebracht hätte, klar zutage träten. Das von dem Board of Trade in dem vielgenannten fiskalischen Blaubuch geförderte Material bestätigte diese Behauptung. War es doch schon bezeichnend, wie wenig diese von der Regierung vorgenommene Untersuchung von den Anhängern Chamberlains, wie sehr hingegen von seinen freihändlerischen Gegnern zitiert und als Beweismaterial benutzt wurde. Die Protektionisten hatten mit ihrem Rufen nach einer Untersuchung und deren Veröffentlichung ihrem Gegner die besten Waffen geliefert. So war es nicht sonderbar, wenn der gewandte Kolonialminister, nachdem er seinen Regierungsposten verlassen hatte, darnach strebte, eine Untersuchung in eigner Regie und mit besseren Garantien für die Bestätigung seiner Argumente vorzunehmen. Der erste Band dieser Privatenquete, eine Untersuchung über die englische Eisen- und Stahlindustrie liegt vor uns. Sie besteht aus dem Bericht des Ausschusses und dem Sachverständigenverhör, das mit Ausschluß des „diskret zu Behandelnden" abgedruckt ist.*)

Man sollte meinen, diese Untersuchung nun werde den Zwecken Mr. Chamberlains — wenigstens dem Schein nach — dienen. Es stand ja dem Einberufer frei, sich in erster Linie solche Zeugen zu wählen, von denen man wissen konnte, daß sie einer Schutzzollbewegung geneigt seien. Und Mr. Chamberlains Fühlhörner reichen weit. Eisenindustrielle von erklärt freihändlerischer Gesinnung, wie Sir Lowthian Bell oder seinen bekannten Sohn Mr. Hugh Bell z. B., welche auf einer offiziellen Enquete sicherlich erschienen wären, sah man überhaupt nicht unter den Sachverständigen. Man konnte sich eine Elite schutzzöllnerisch gesinnter und in den Ideen Chamberlains erprobter Männer als Sachverständige wählen, und sicherlich hat Mr. Chamberlain in dieser Beziehung das seinige zu tun versucht. Was aber ist nun das Resultat des so einseitig zusammengesetzten Sachverständigenverhörs? Nichts weniger als günstig für Mr. Chamberlains Propaganda. Im Gegenteil. Wieder werden die Freihändler daraus profitieren. Aus zahlreichen Zeugenaussagen lesen wir geradezu ein Fiasko für das von Chamberlain erwartete Schauspiel einer glänzenden Rechtfertigung seiner Schutzzollargumente. Sehen wir uns dies etwas näher an.

*) Report of the Tariff Commission. Vol. I. London. 1904.

II.

Zunächst sind die allgemeinen Resultate der Enquete von Interesse. Man könnte glauben, daß ein Zeugenverhör, das inszeniert wurde, um die Notwendigkeit der Schutzzölle für die englische Eisen- und Stahlindustrie zu beweisen, gewisse exakte Forderungen enthalten würde. Dagegen muß der Bericht gleich zu Anfang gestehen, daß die Mehrzahl der Sachverständigen, an die man Fragen geschickt habe, „über die Höhe der Zölle, die man festsetzen solle, keine definitive Meinung abzugeben bereit seien". Die British Iron Trade Association, die bekannte Vereinigung, welcher 225 Eisen- und Stahlunternehmungen angehören, sandte im Jahre 1903 an alle ihre Mitglieder Fragebogen, die sich auf die Stellung der Führer jener Firmen zu einer Aenderung der Handelspolitik bezogen. Von diesen Fragebogen wurden nur siebzig beantwortet, und von diesen siebzig Antworten lauteten 95 Prozent dahin, daß man zwar irgend eine Reform für notwendig halte, aber es wurden nach den Angaben des Sekretärs „kaum einige Anregungen gegeben, was der genaue Charakter der Reform sein sollte". Im allgemeinen pflegen doch Schutzzollinteressenten mit ihren Forderungen nicht zurückhaltend zu sein, auch die englischen nicht. Wenn auf dem Lande z. B. vom Schutzzoll die Rede ist, so erklärt ein Getreide bauender Großpächter auf schlechtem Boden ohne viel Zaudern, daß er einen Zoll von 10 sh pro Quarter Weizen, und so viel für Hafer, Gerste usw. haben wolle. Die Eisenindustriellen Mr. Chamberlains haben sich über die Höhe des Zolls ausgeschwiegen und haben nicht einstimmig, wie man erwartete, einen Zoll beansprucht, der die Preise im Inlande wieder auf die Höhe schraube, wie sie vor Beginn der amerikanischen und deutschen Schleuderexporte gewesen war. Mr. Chamberlain aber hat sich damit begnügen müssen, einen eigenen Tarif, wie er von den Vorsitzenden des Ausschusses ausgearbeitet worden ist, abzudrucken, was ja auch ohne ein Zeugenverhör möglich gewesen wäre.

Worauf beruht die Abneigung der „reformbedürftigen" Stahlindustrie, sich für Zölle in einer bestimmten Höhe zu erklären? Hierüber gibt das Sachverständigenverhör einen gewissen Aufschluß.

III.

Es zeigt sich nämlich, daß das Eindringen der deutschen und amerikanischen Stahlindustrie in das englische oder das von England bisher ausschließlich versorgte Wirtschaftsgebiet durchaus nicht die englische Eisen- und Stahlindustrie als Ganzes geschädigt hat. Hat z. B. fremdes Roheisen englisches Roheisen auf ausländischen Märkten verdrängt, so hat die Steigerung der heimischen Konsumtion diesen Verlust wieder wett gemacht. Selbst die von dem Bericht des Ausschusses für bestimmte Jahre gewählten Ziffern zeigen dies. Der Bericht selbst muß zugestehen, daß im Roheisen dem Rückgang des Exports um $7^1/_2$ Prozent eine Steigerung der heimischen Konsumtion von 70 Prozent gegenüberstehe. Ueber die Röhrenindustrie meinte ein Sachverständiger (Aussage 833): „Der Verlust des Exporthandels ist durch das Anwachsen des inländischen Handels ausgeglichen worden, und obschon seit 1887 nur ein neues Werk erbaut worden ist, haben bedeutende Erweiterungen der alten Betriebe stattgefunden."

Freilich dieser Ausgleich hat nicht überall platzgegriffen. Ein großer Teil der gesteigerten Konsumtion ist von dem Auslande befriedigt worden. Wie schon Mr. Schloß im fiskalischen

Blaubuch angegeben hat,*) haben zahlreiche Rohproduzenten durch die Schleuderexporte des Auslandes oder auch schon durch den bloßen Export deutschen und amerikanischen Rohmaterials und Halbzeugs gelitten und Teile ihrer Betriebe stillegen müssen. Aber unter diesen waren, nach der Aussage eines Sachverständigen, viele, welche „ungünstig gelegen waren oder welche so sehr hinter dem Stand der heutigen Leistungsfähigkeit zurückgeblieben, daß sie mit Nutzen nur unter außergewöhnlichen Umständen hätten in Betrieb gehalten werden können." (Aussage 1099.) Ein anderer Sachverständiger hebt hervor, daß die Lage der neuen Stahlwerke gegenüber der ausländischen Konkurrenz weit besser gewesen sei, als die der Eisenwerke, weil „die Besitzer der letzteren ihre Betriebe in so rückständigen Zustand hätten geraten lassen, daß die Produktion in ihnen unrentabel wurde." (Aussage 734.) Ein Sachverständiger geht so weit, daß er meint, selbst durch Zollgesetzgebung könne man nicht „die alten und schlecht eingerichteten Werke aufpfropfen". Mr. Chamberlain ist also belehrt worden, daß eine große Zahl der „notleidenden" Betriebe infolge technischer Rückständigkeit bei den sinkenden Preisen eingegangen ist.

Nun haben freilich auch einzelne moderne Roheisen- und Stahlwerke durch die Schleuderexporte Deutschlands in Halbzeug gelitten. Der Umstand, daß die Stahlproduktion von durchschnittlich 4660 in den Jahren 1896 bis 1900 auf 5050 tausend Tonnen im Jahre 1903 gestiegen ist, läßt zwar nicht den Schluß aufkommen, daß die Industrie als Ganzes gelitten habe. Der Chamberlainsche Bericht muß sich daher mit dem negativen Resultat begnügen, daß die Produktion von Stahl in England nicht ebenso rasch wie die Amerikas und Deutschlands fortgeschritten sei oder daß sie noch stärker fortgeschritten wäre, hätte eine Stahleinfuhr nicht stattgefunden. Dieses Resultat nun verliert beträchtlich an Bedeutung, wenn man die Kehrseite des Imports resp. des „dumping" betrachtet. Von dieser Kehrseite weiß der Ausschußbericht der Chamberlainschen Enquete nichts zu sagen, obschon doch in dem Zeugenverhör oft davon die Rede war. Der flüchtige Leser, der nur das Resümee des Ausschusses liest, soll scheinbar über die „unangenehmen" Aussagen der Sachverständigen im unklaren gelassen werden. Und doch ergibt sich aus dem Verhör deutlich, daß die Weiterverarbeiter des billig eingeführten Halbzeugs mindestens ebenso viel Nutzen hiervon gehabt haben wie einzelne Rohproduzenten Schaden, eine Tatsache, die schon Mr. Schloß im fiskalischen Blaubuche hervorgehoben hat.

Es beschäftigt sich zwar die uns vorliegende Veröffentlichung fast ausschließlich mit der Rohproduktion oder Halbfabrikation. Die meisten Fertigfabrikationen, vor allem auch jene vom Stahlbezug so abhängigen Industrien wie der Schiffs- und Maschinenbau, sollen später zur Verhandlung kommen. Aber interessante Streiflichter fallen doch auf die Frage, wie die billige Einfuhr von Material den Weiterverarbeitern genützt hat. Gleich der erste Zeuge, der über weiterverarbeitetes Eisen Auskunft geben soll, erklärt: „Im Augenblick ist es für uns vorteilhaft, daß wir die freie Einfuhr des billigen deutschen Materials haben." Ein anderer erklärt: „Meine Firma hat den Schleuderexport sehr genau kennen gelernt und wir haben teilweise aus dem Schleuderexport Vorteil gezogen, indem wir unser Rohmaterial im Auslande einkauften." Am interessantesten aber ist die von dem Ausschußbericht ganz unberücksichtigt gelassene Aussage eines Vertreters der Weißblechfabrikation.

Bis zum Eintritt des McKinley-Tarifes in den Vereinigten Staaten beherrschte englisches (wallisisches) Weißblech den amerikanischen Markt. Seit jener Zeit hat es jedoch dieses Absatzgebiet mehr und mehr und heute bis auf einen kleinen Teil verloren. Die Folge war, daß zunächst anfangs der neunziger Jahre die Weißblechfabrikation in Wales infolge des Verlustes ihres besten Kunden darniederlag. Heute jedoch befindet sich die Weißblechindustrie in Wales in keineswegs unerfreulicher Lage, wie schon im Jahre 1903 ein großer Weißblechfabrikant Sir J. J. Jenkins in einem Artikel ausgeführt hat, der allgemeines Aufsehen erregte*). Eine neue Aussage ist die des Chamberlainschen Sachverständigen. „Man sollte im Auge behalten," so erklärt er (Aussage 1145), „daß die Billigkeit der Produktion in diesem Lande den Verlust des amerikanischen Geschäftes in sehr kurzer Zeit wettgemacht hat." Die „Billigkeit" aber ist vor allem auf die Schleuderexporte in Stahl zurückzuführen. Hand in Hand mit der Verbilligung des Stahls ist die Weißblechproduktion billiger geworden, und dies hat wiederum zu einer Verbilligung der Konservenbüchsen geführt. Die Verbilligung des Weißblechs hat aber ebenso wie die freie Einfuhr billigen Zuckers, Gemüses und Obstes die Konsumtion von Konserven so gesteigert, daß die Weißblechfabrikanten an dem heimischen Marke und dem Export nach Freihandelsländern einen Ersatz für den Verlust des amerikanischen Marktes gefunden haben. Es hat ferner die Verbilligung der heimischen Produktion durch das billige Stahl den Engländern diejenigen Kunden in Amerika erhalten, welche englisches Weißblech einführen und in veredeltem Zustande mit Rückvergütung wieder exportieren. Bezüglich dieses Handels meint daher der Sachverständige: „Es ist klar, daß die Einführung irgend eines Zolles auf eingeführten Stahl zu höheren Preisen und zum Verlust dieses Handels führen müßte . . . . . und höhere Preise für Weißblech würden dann wahrscheinlich zu noch weiteren Verlusten in unserem Geschäft führen, das augenblicklich nur durch die relative Billigkeit von Blechbüchsen im Vergleich zu anderen Arten der Verpackung gesichert ist." Der Sachverständige spricht sich daher gegen „jede fiskalische Maßnahme" aus, „welche den Import von Nahrungsmitteln oder den Import von Rohmaterialien verteuere". Hier ist also ein deutliches Beispiel erbracht worden, wie der Schleuderexport Deutschlands und Amerikas in Rohstahl (Knüppel und sheet bars) den Weiterverarbeitern in England genützt hat.

IV.

Was würde nun die Folge sein, wenn die Engländer zugunsten gewisser Rohproduzenten das den Weiterarbeitern so vorteilhafte „dumping" durch Zölle auf Stahl verhinderten? Wir würden, so antworten einige Sachverständige Chamberlains, die jetzt nicht voll arbeitenden Betriebe wieder voll beschäftigen und dadurch solche Ersparnisse machen, daß wir denselben Stahl, der jetzt importiert wird, ebenso billig wie das Ausland selbst liefern können. Das — für ganz andere Verhältnisse aufgestellte — Argument Friedrich Lists selbst wird vorgebracht, daß die heimische Konkurrenz wieder die Preise trotz der Zölle herabdrücken werde. Wozu sind dann die Zölle nötig? Wenn einzelne Betriebe bei den heutigen tiefen Preisen nicht rentieren, welchen Unterschied macht es für sie, ob die heimische oder die ausländische Konkurrenz jene tiefen und ruinösen Preise herbeiführt? Wenn man aber wirklich allein durch die volle Beschäftigung der Betriebe Stahl ebenso billig mit Nutzen produzieren kann wie den eingeführten, warum sind dann Zölle nötig? Das Argument von den tiefen Preisen oder der nicht preiserhöhenden Wirkung der Zölle ist also fadenscheinig. Die meisten Zeugen geben auch zu, daß der Preis durch die Zölle steigen werde, und daß dies auch die Wirkung der Zollpolitik sein solle. Ein Sachverständiger stellt sogar die erfreuliche Prognose: „Die Wirkung eines Zolltarifs in England würde uns in eine so gute Lage versetzen, daß wir sogar nach Deutschland Schleuderexport (dumping) treiben könnten" (Aussage 702). „Mit einem gesicherten heimischen Markte würden wir sicher dieselbe Chance des Schleuderexportes haben", meint ein anderer (Aussage 538). Was Du nicht willst, das man Dir tu', das füge einem anderen zu! Wir sehen, die englischen Schutzzollaspiranten sind sich über die etwaigen Wirkungen einer Zollpolitik auf die Preise des Inlandsmarktes ganz klar, und es ist Mr. Chamberlains Verdienst, gezeigt zu haben, daß ein Schutzzöllner ebenso gut wie ein Freihändler der Ansicht ist, daß Zölle dem Produzenten die Mittel geben, teurer ans Inland wie ans Ausland zu verkaufen. Damit hat der große „Tarifreformer" gerade diejenigen Wirkungen seiner Vor-

*) Cfr. Board of Trade. Memoranda, Charts, &c. 1903. p. 308/309.

*) Vgl. näheres in den „South Wales Daily News", 20. November 1903.

Digitized by Google

schläge bekräftigt, welche dem englischen Volke mit Recht am bedenklichsten erscheinen.

Es hat, wie ich aus Erfahrung weiß, in Deutschland Freihändler gegeben, die die Einsetzung von englischen Retorsionszöllen gegen deutschen Schleudererport deshalb nicht ungern gesehen hätten, weil sie meinten, solche Retorsionszölle würden zur Herabsetzung unserer eigenen Zölle führen und allgemeinen Freihandel anbahnen. Die Hoffnung wird durch die Einsicht der klugen Engländer zerstört werden, die mehr und mehr erkennen, daß die Schleudererport treibenden Länder nur in die Hände der importierenden Weiterverarbeiter arbeiten. Diese Erkenntnis durch ihre Aussagen weiterverbreitet zu haben, ist sicherlich auch das Verdienst der von uns zitierten Sachverständigen Mr. Chamberlains gewesen. Ihm selbst aber wird jeder Freihändler für die Ehrlichkeit zu danken haben, mit der er diese Aussagen abgedruckt hat.

London. Hermann Levy.

Die historische Entwicklung des russisch-japanischen Konflikts.

In Nummer 37 des vorigen Jahrgangs der „Nation" haben wir an der Hand des von dem japanischen Schriftsteller K. Asakawa in der „Yale Review" gegebenen Materials die wirtschaftlichen Ursachen untersucht, die den Krieg zwischen Rußland und Japan unvermeidlich machten. In dem Augustheft der genannten Zeitschrift gibt derselbe Japaner eine anschauliche Darlegung der historischen Entwicklung der zu diesem Völkerringen führenden Vorgänge, indem er die Ereignisse schildert, welche die Beziehungen der beiden jetzt im schweren Kampfe liegenden Nationen derart zuspitzten, daß der Federkrieg der Diplomaten schließlich nur durch Gewehre und Kanonen seine Lösung finden konnte.

Aus den beachtenswerten Ausführungen des japanischen Schriftstellers erfahren wir, daß die ersten Anfänge des Konflikts zwischen Rußland und Japan bis zu den Jahren 1858/1860 zurückgehen. Damals verstand es nämlich die russische Diplomatie, sehr geschickt die Niederlagen auszunutzen, welche die Chinesen kurz zuvor in den Kämpfen mit den Engländern und Franzosen erlitten hatten. Die Russen annektierten das Gebiet bis Wladiwostok herunter, das sie im Jahre 1860 zum südlichen Stützpunkt ihrer neuen ostasiatischen Besitzungen machten. 1861 machte dann ein russisches Kriegsschiff sogar den Versuch, sich der zu Japan gehörigen Insel Tsuschima in der Straße von Korea zu bemächtigen, und es bedurfte des Dazwischentretens des britischen Ministers Sir Rutherford Alcock, um die Russen aus dieser für Japan höchst unangenehmen Nachbarschaft wieder fortzubringen. Auch auf die Insel Sachalin hatten es die Russen abgesehen. Als dann 1875 Sachalin in russischen Besitz überging, erhielten die Japaner dafür die unfruchtbaren Kurilen. So hatten die Russen ihre Einflußsphäre schon recht nahe bis an das japanische Reich gerückt. Man verfolgte deshalb in Japan mit wachsender Besorgnis die russische Politik und befürchtete bereits zu jener Zeit, daß sich Rußland mit dem so Errungenen auf die Dauer nicht zufrieden geben würde, vor allem deshalb nicht, weil der Hafen von Wladiwostok während eines beträchtlichen Teiles des Jahres vereist und somit unbrauchbar ist.

Dieser Uebelstand machte sich allerdings während der folgenden Jahrzehnte noch nicht wesentlich bemerkbar. Erst als Rußland 1891 die transsibirische Bahn zu bauen sich entschloß, traten die Nachteile dieses Hafens als Endpunkt der geplanten Eisenbahn deutlich in die Erscheinung, und so mußte die russische Diplomatie auf die Gewinnung eines eisfreien Hafens im Stillen Ozean immer eifriger bedacht sein. Einem solchen Ziele glaubte man 1895 näherkommen zu können, als nach Beendigung des chinesisch-japanischen Krieges der Friede von Shimonoseki geschlossen wurde, bei dem die Russen im Bunde mit den Franzosen und Deutschen durch ihre gemeinsame Intervention die Japaner zwangen, die Liautung-Halbinsel, deren Abtretung an Japan in den Friedensbedingungen vorgesehen war, den Chinesen zurückzugeben. Die Japaner wurden damit um die Hauptfrucht ihres Sieges gebracht und, angeblich im Interesse der Aufrechterhaltung des Friedens in Ostasien und der Selbständigkeit Koreas, verhindert, auf dem asiatischen Kontinent festen Fuß zu fassen. Wie wenig Anlaß gerade Deutschland hatte, sich an diesem Vorgehen gegen das siegreiche Japan zu beteiligen, ist in der „Nation" seinerzeit (Jahrgang 1894/1895, Nr. 30) deutlich hervorgehoben worden.

Mit dem Friedensschluß von Shimonoseki bricht eine neue Aera in der Geschichte Japans an. Der brennende Wunsch, die ihm bei jener Gelegenheit aufgezwungene Demütigung zu rächen und selbst ein Staat zu sein, dessen Stimme von den bestehenden Großmächten ernsthaft beachtet wird, bemächtigte sich des japanischen Volkes. Und so sucht es von nun an mit aller Gewalt, den alten Kulturnationen nicht nur in den Werken des Friedens, sondern auch in den Künsten des Krieges ebenbürtig zu werden. Ganz enorme Anstrengungen wurden zur Ausgestaltung seines Heeres und seiner Flotte gemacht.

Welch gewaltige Summen Japan aufwandte, um Armee und Marine auf die Höhe zu bringen, die zur Erreichung dieses Zieles als unumgänglich notwendig erachtet wurde, zeigt der japanische Reichshaushaltsetat im letzten Jahrzehnt. Nach den von Arthur Raffalovich in dem neuesten Jahrgange seines „Marché Financier"*) mitgeteilten Zahlen betrugen die Ausgaben Japans für Heer und Flotte während der Jahre

	Heer: ordentliche	Heer: außerordentliche	Flotte: ordentliche	Flotte: außerordentliche	zusammen:
	Ausgaben		Ausgaben		
	Millionen Yen (1 Yen = 2 Mark)				
1893/94	12,4	2,5	5,1	3,0	22,8
1894/95	7,8	2,6	4,6	5,7	20,7
1895/96	8,4	1,6	4,9	8,6	23,5
1896/97	22,6	30,6	7,4	12,7	73,3
1897/98	28,6	31,4	9,5	40,9	110,4
1898/99	32,6	21,3	11,2	47,3	112,1
1899/1900	35,9	17,0	13,6	47,1	113,5
1900/01	36,1	38,7	16,9	41,4	133,1
1901/02	37,5	20,9	19,5	24,5	102,4

Mehr als 100 Millionen Yen, d. h. etwa 40 Prozent aller Staatsausgaben, sind also von Japan seit 1897/98 Jahr für Jahr für kriegerische Rüstungen verbraucht worden. Man würdigt diesen Prozentsatz erst richtig, wenn man die weiteren Angaben von Raffalovich daneben stellt, wonach die entsprechenden Ausgaben in Frankreich etwa 28 Prozent, in Rußland etwa 21 Prozent, in Deutschland etwa 20 Prozent und in Oesterreich-Ungarn etwa 11 Prozent des Budgets bilden.

Was eine derartige Aufwendung für den Militär- und Marineetat in dem Gesamtbudget Japans bedeutete, zeigen die gleichfalls von Raffalovich angeführten Daten. Danach stellten sich während der Jahre

	die Einnahmen Yen	die Ausgaben Yen	d. h. Ueberschuß Yen	oder Defizit Yen
1893/94	88 573 685	84 561 872	3 991 813	—
1894/95	92 276 355	78 128 645	11 147 710	—
1895/96	98 235 779	85 317 180	12 918 599	—
1896/97	109 543 076	168 856 508	—	59 313 432
1897/98	130 242 833	225 678 814	—	95 436 011
1898/99	134 958 273	219 757 568	—	84 799 295
1899/1900	179 206 216	254 165 558	—	74 959 322
1900/01	200 017 935	292 750 059	—	92 732 124
1901/02	206 507 898	266 856 824	—	60 348 926

*) Paris, 1904. Librairie Guillaumin & Cie.

Digitized by Google

Anstelle der früheren Ueberschüsse ist also trotz der an sich ungewöhnlichen Steigerung der Staatseinkünfte ein beträchtliches Jahresdefizit getreten.

Mit zäher Energie suchte sich inzwischen Rußland bei den Chinesen unentbehrlich zu machen, um dadurch größere Vorteile für sich zu gewinnen. Der erste Schritt war im Jahre 1895 die Gewährung einer russischen Anleihe für China im Betrage von 400 Millionen Francs zur Bestreitung der Kriegsentschädigung an Japan und die Schaffung der russisch-chinesischen Bank zur Belebung der Handelsbeziehungen zwischen den beiden Reichen. Durch geschickte Abmachungen wußte Rußland sodann bezüglich des Baues von Eisenbahnen und der Benutzung verschiedener Häfen weitgehende Zugeständnisse von China zu erlangen. Die russisch-chinesische Bank, die nur in beschränktem Umfange die „Privatbank" war, als die sie hingestellt wurde, spielte bei der Ausführung der russischen Unternehmungen eine wichtige Rolle.

Nicht minder gut verstanden es die Russen einige Jahre darauf, sich in Port Arthur und Umgebung festzusetzen, nachdem allerlei diplomatische Verhandlungen mit anderen Großmächten vorhergegangen waren. Nach dem von der russischen Regierung niemals veröffentlichten Vertrage vom 15./27. März 1898 „pachtete" Rußland den als strategischen Stützpunkt für Ostasien ungemein wichtigen Kriegshafen Port Arthur und den Handelshafen Talienwan mit den dazu gehörigen Gewässern zunächst auf fünfundzwanzig Jahre, „ohne durch die Pacht in die chinesischen Hoheitsrechte einzugreifen". Port Arthur sollte danach lediglich für chinesische und russische Kriegsschiffe, Talienwan dagegen für Handelsschiffe aller Nationen offen stehen. Auch über den Bau weiterer Eisenbahnlinien traf man Bestimmungen. Das ganze Gebiet wurde der russischen Verwaltung und Rechtsprechung unterstellt. Dicht bei Talienwan baute man eine neue Stadt Dalny, die jetzt den kommerziellen Endpunkt der sibirischen Bahn bildet.

Den erwünschten Anlaß zur weiteren Befestigung der russischen Macht in der Mandschurei boten die Boxerunruhen, die im Laufe des Jahres 1900 ausbrachen. Während im Norden Chinas die Mächte mit einer internationalen Armee zur Wiederherstellung der Ordnung Schritte unternahmen, warf Rußland allein beträchtliche Truppenmassen in die Mandschurei, um die dortigen Aufständischen niederzuzwingen. Es zeigte sich hierbei das seltsame Schauspiel, daß die Russen immer von neuem versicherten, keine Landerwerbung in China zu planen, daß sie nichtsdestoweniger aber immer größere Teile des Landes okkupierten, und so schließlich die Mandschurei nicht nur als eine russische Interessensphäre, sondern geradezu als ein durch sie erobertes Land betrachteten, das sie gar zu gern dauernd ihren asiatischen Besitzungen einverleibt hätten.

Freilich durfte die russische Diplomatie dieses Ziel ihrer Politik nicht eingestehen, wenn sie nicht einen energischen Protest jener Mächte heraufbeschwören wollte, die an der Integrität des chinesischen Reiches und an der Politik der offenen Tür interessiert waren. So verschleierte die russische Regierung ihre wahren Absichten und suchte ihr Vorgehen als möglichst harmlos hinzustellen, ohne sich jedoch trotz der Vorstellungen Chinas und anderer Mächte dazu zu bequemen, die Mandschurei wieder zu räumen. Erst am 8. April 1902 ließ man sich herbei, mit der chinesischen Regierung einen Vertrag abzuschließen, wonach die russischen Truppen die Mandschurei innerhalb eines Zeitraums von anderthalb Jahren räumen sollten. China übernahm dafür die Verpflichtung, die russische Eisenbahn sowie die russischen Untertanen und deren Unternehmungen in der Mandschurei wirksam zu schützen.

Die schließliche Bereitwilligkeit Rußlands zum Eingehen derartiger Abmachungen wird wohl nicht mit Unrecht zum Teil auf das kurz vorher, am 30. Januar 1902, zwischen England und Japan abgeschlossene Bündnis zum Schutze ihrer gegenseitigen Interessen zurückgeführt. In diesem Bündnis wurde die Unabhängigkeit und die Erhaltung der territorialen Integrität Chinas und Koreas anerkannt. Beide Mächte erklärten, durch keinerlei aggressive Absichten in einem der beiden Länder beeinflußt zu sein. Es wurde jedoch in dem Vertrage vorgesehen, daß die vertragschließenden Parteien die zur Wahrung ihrer Interessen notwendigen Maßregeln ergreifen sollten, wenn sie, sei es durch ein aggressives Vorgehen einer anderen Macht oder durch Unruhen in China und Korea bedroht wären. Von nicht geringerer Bedeutung als dieses Bündnis der beiden Inselreiche war die kurz darauf, unter dem 16. März 1902, folgende Erklärung Rußlands und Frankreichs, worin diese bestätigten, daß ihr politischer Standpunkt in bezug auf die ostasiatische Frage durchaus den in dem englisch-japanischen Bündnisvertrage niedergelegten Anschauungen entspreche, worin sie sich aber vorbehielten, ihre speziellen Interessen für den Fall zu wahren, daß eine aggressive Aktion der beteiligten Mächte oder neue Wirren in China, welche die Integrität und die freie Entwicklung dieser Macht in Frage stellten, zu einer Drohung für ihre Interessen werden könnten. Dieser Gegenzug der russischen Diplomatie, die gegenüber England und Japan Frankreich ins Spiel brachte, zeigte klar, daß Rußland nicht ernsthaft an ein Zurückweichen dachte, und daß sich somit die ostasiatische Frage weiter zuspitzen mußte.

In der Tat erkannte man denn auch bald, daß das am 8. April 1902 mit China abgeschlossene Abkommen betreffend die Räumung der Mandschurei keine endgültige Regelung der mandschurischen Verhältnisse bedeutete. Unter dem Vorwande, ihre Truppen zum Schutz der russischen Interessen bei den angeblich immer erneut ausbrechenden Unruhen nicht entbehren zu können, hielten die Russen die für das Abrücken ihrer Soldaten vorgesehenen Termine nicht inne, stellten im Gegenteil noch alle möglichen Forderungen an die chinesische Regierung.

Mittlerweile hatte sich auch die politische Lage in Korea immer verwickelter gestaltet. In dem Frieden von Shimonoseki war die völlige Unabhängigkeit Koreas garantiert worden. Während der folgenden Jahre hatten sich Russen und Japaner nebeneinander bemüht, einen möglichst großen Einfluß in diesem Lande, das noch gewaltige, der Hebung harrende Schätze in sich birgt, zu gewinnen. Nicht weniger als drei verschiedene Abkommen wurden zwischen Rußland und Japan in dieser Zeit getroffen, in denen wiederholt beteuert wurde, daß beide Teile definitiv die Hoheitsrechte und die vollständige Unabhängigkeit Koreas anerkennen und sich beide der Eingriffe in die inneren Angelegenheiten dieses Landes enthalten wollten. Rußland sagte in diesem Uebereinkommen zu, die Entwicklung der industriellen und kommerziellen Beziehungen zwischen Japan und Korea nicht zu hindern. Aber auch hier mochten sich die Russen mit dem Erreichten nicht begnügen; sie suchten vielmehr den japanischen Einfluß zugunsten des russischen zurückzudrängen. Sie verlangten deshalb vom koreanischen Hof allerlei Zugeständnisse und schickten sich im Mai 1903 unter nichtigen Vorwänden sogar an, Truppen nach Korea zu entsenden, die in Verbindung mit den in der Mandschurei befindlichen russischen Truppen den Druck auf die koreanische Regierung verstärken mußten. Hierin schien den Japanern eine neue Bedrohung des Friedens in Ostasien und der Lebensinteressen ihres eigenen Landes zu liegen.

Es ist noch in frischer Erinnerung, wie sich Japan zunächst bemühte, die entstandenen Mißhelligkeiten auf friedlichem Wege aus der Welt zu schaffen, und wie Rußland in dem Glauben, auch in diesem Falle mit der von ihm bei früheren Anlässen vielfach mit Erfolg angewandten Verzögerungspolitik am weitesten zu kommen, die Verhandlungen endlos in die Länge zu ziehen versuchte, durch allerlei herausgesuchte Forderungen die Japaner zum äußersten reizte und sie auf diese Weise Anfang Februar d. J. schließlich dahin brachte, die Verhandlungen abzubrechen.

Man geht wohl in der Annahme nicht fehl, daß Rußland den japanischen Vorstellungen mehr Beachtung geschenkt und seine Politik entgegenkommender gestaltet haben würde, wenn es die militärische Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit der Japaner nicht so stark unterschätzt hätte. So aber mußten sich die schweren Gewitterwolken, die sich über Ostasien am politischen Horizont seit langem zusammengezogen hatten, in einem Kriege entladen, der beiden Ländern unsägliche Opfer an Geld und Blut sowie eine vorläufig auch noch nicht annähernd abzusehende Schädigung ihrer gesamten Wohlfahrt verursacht. Welches aber auch der schließliche Ausgang des Kampfes sein mag,

Digitized by Google

eins scheint sicher, daß nämlich jetzt, nachdem die gelbe Rasse den Beweis erbracht hat, daß sie es der weißen in jeder Beziehung gleichtun kann, eine neue Periode der Weltgeschichte anbricht.

Robert Schultze.

D'Annunzianische Lobesgesänge.

Navigare necesse est, vivere non est necesse! — Den alten Satz stellt Gabriele d'Annunzio an die Spitze seiner „Laudi".*) Seltsam, wie ein solches Schlagwort, durch die Zeiten wandernd, seine Bedeutung verändert. Als Pompejus der Große Vorstand des römischen Getreidewesens zu Sizilien war, soll er eines Tages, da seine Seeleute sich weigerten beim Sturm zu fahren, sie bezwungen haben, indem er mit lauter Stimme ihnen zurief: Absegeln ist eine Notwendigkeit, leben ist keine! — Die Reeder und Schiffer von Bremen ließen um das Jahr 1525 über das Portal ihres neuerbauten Asyls für Alte und Witwen, das Haus Seefahrt, den lateinischen Spruch einmeißeln, der aus dem Plutarch übersetzt war. So hatten die Worte, die einem konkreten, einzelnen Fall entsprungen waren, eine allgemeinere, eine abstrakte Bedeutung erhalten. Nicht mehr an bestimmte Säumige gerichtet, Befehl und Mahnung für den Sturmtag, jetzt galten sie allen, die zum Besten des Handels ihr Leben den Fluten des Weltmeers anvertrauten. Aber der moderne italienische Dichter faßt den Kommandoruf des antiken Römerfeldherrn noch weiter, symbolischer. Ihm besagen dieselben Worte: Du sollst wagen. Hinaussteuern in die wilden Wogen, ins Fremde, ferne Unbekannte, nur das ist Leben!

Schon in manchen früheren Gedichten, vor allem in den „Odi navali", die zum Teil Kriegsschiffen und Torpedos als Taufsprüche bestimmt waren, gab d'Annunzio seiner Liebe für das Meer Ausdruck, das einst von den Alten als das graue, ungastliche, öde gefürchtet ward. In dieser seiner Leidenschaft für Schiffahrt und Seeluft begegnet er sich mit einem der modernsten Menschen, — dem deutschen Kaiser. Und zum Schutzpatron seines großen, neuen Werkes erwählt er sich den vielgereisten, der vieler Menschen Städte gesehen, viele Meere durchschiffte, den Seefahrer Odysseus. Ihm möchte er auf hoch in die Wasser vorragendem Felsen einen Scheiterhaufen errichten. Und er hofft, des Helden Geist solle aus den züngelnden Flammen zu ihm reden, wie er aus zuckender Flammenzunge zu Dante sprach, da er mit Virgil im achten Kreise der Hölle stehend in den feurigen Pfuhl hinabsah.

Es ist ein großes Unternehmen, das Gabriele d'Annunzio sich im „Laus Vitae" vorsetzt, ein „gewaltig Lied" anzustimmen, das alle Schönheit dieser Welt — des Himmels, des Meeres und der Erden, alle Tapferkeit aller Helden, seinem Volke künden soll. Er gab sich nicht absichtslos seinen Schriftstellernamen. Nach dem Erzengel, der Maria die Verkündigung brachte, nannte er sich schon, als er seine ersten Romane veröffentlichte, die neben ihren wunderbaren Schilderungen, durch die von Zola beeinflußte Naturalistik die Leser berauschten — oder entsetzten. In Italien wird d'Annunzio von vielen gehaßt. Aber wie sehr man auch die abschreckenden Häßlichkeiten der ersten Romane „Il Piacere" und „L'Innocente", die grausamen Indistretionen des „Fuoco" verdammen mag, die Kraft und den Reichtum in diesen, wie in all' seinen Werken, im „Trionfo della Morte", in den „Sogni", in „Città morta", muß jeder bewundern. Er ist eine der beneidenswerten Naturen, die von dem Glauben an sich selber und an ihre hohe Dichtermission sich getragen fühlen. Dies neue Werk hat er lang geplant. Schon seit Jahren las man in den Verzeichnissen seiner längst gedruckten Gedichte, neben dem „Canto novo", „Intermezzo", „Poema paradisiaco", die „Laudi" mit aufgeführt, — als demnächst erscheinend. Offenbar fühlte er sich überzeugt, er werde eines Tages mit dem Werke seinem Volke etwas so Großes schenken, wie das Lied von Odysseus, wie der Höllengang Dantes, es zu ihrer Zeit waren.

Hört, o, hört, ihr Söhne der Erde, vernehmt die Kunde,
die ich euch bringe im Wehen des Sturmwinds
mit tönendem Munde!

Den Landleuten, die ihr Stiergespann führen, den Weibern, die spinnen, den Kindern, die plaudern, den Alten, die schweigen, will er es zurufen, den Schiffern, den Fischern, seine beglückende, erlösende Botschaft; denn wie einst eine Stimme auf dem Meere verkündet hat: Der große Pan ist gestorben! so rief ihm eine Stimme zu: Der große Pan ist nicht tot! Und er gelobt dem Unsichtbaren:

Ich will sie singen deine tausend Namen,
und deine Glieder, die unzählbar vielen,
denn Flamme, Samen, Bienenstock und Herde,
der Ozean, der Mond, die Frucht, die Erde,
sind deine Glieder, Herr; des Menschen Werke
entstehn auf dein Gesetz.
Ich will ihn singen, wie er pflügt, schifft, Krieg führt,
wie aus dem Fels er Eisen, Milch aus Brüsten
und Lieder aus dem Rohr zieht.

Und der Gott, der a'lumfassende, dem er sich angelobt hat, befiehlt dem Dichter:

. . . . . O Sohn,
so sing auch Deinen Lorbeer!

Das ist es: sich selbst darstellen in der Natur und die ganze Natur und Welt und Menschheit schildern, wie sie in ihm sich spiegelt.

Wer möchte es dem Dichter als törichte Eitelkeit auslegen, wenn er sein Ich als Mittelpunkt der Schöpfung annimmt? Vermag er doch nur von diesem Ich aus alles Schöne zu sehen und zu empfinden. So darf er es denn wohl wert erachten, in dem großen, vielgestaltigen Werke seine Stelle einzunehmen. Wäre er nicht von so starkem Ichbewußtsein, er könnte nicht mit so starken Sinnen, nicht so ganz, mit allen Fibern, die Wonnen und Schmerzen der Erde mitfühlen. Aus dichterischem Ichbewußtsein mit südlicher Begeisterungsleidenschaft gepaart, die beide von ihrem inneren Reichtum immer mehr, immer mehr spenden möchten, ist es auch zu erklären, daß er seinem Werk eine solche Ausdehnung zu geben gedenkt.

Die Lobgesänge sind den Plejaden und den Schicksalsgöttinnen gemeinsam zugeeignet. Die Namen der sieben Schiffahrtssterne stehen vor dem ersten Bande verzeichnet, der ihrer ältesten Schwester Maia, der Zeusgeliebten, Mutter des Hermes, insbesondere zugehört. Und dieser eine erste Band, er enthält auf 315 Seiten nicht weniger als 8400 Verse! Der kürzlich erschienene, zweite Band trägt die Namen zweier Schwestern, Elektra und Halkyone, — er ist daher noch umfangreicher. Für uns moderne Menschenkinder, mögen die Verse auch noch so schön sein, eine etwas starke Zumutung. Welchen Umfang und Raum die Gesänge der vier noch übrigen Gottheiten einnehmen werden, kann man sich danach ungefähr denken.

Und es erscheint mir, im kühlen Norddeutschland unseres zwanzigsten Jahrhunderts, als ein Irrtum des Dichters, wenn er glaubt durch ein Gedicht heute noch so ins Volk dringen zu können, wie es Homer oder Dante zu ihrer Zeit konnten. Es erscheint mir als ein Irrtum, den bei uns einst Klopstock beging und, wie Goethe erzählt, auch büßen mußte, wenn d'Annunzio annimmt, seine Leser würden die gleiche Anteilnahme ihm auf Jahre bewahren, würden sie den weiteren Bänden mit gleicher Wärme entgegenbringen. Die ganze Göttliche Komödie des Dante, Hölle, Fegefeuer und Himmel, haben zusammen noch nicht so viele Verse, wie diese zwei Bände. Dante freilich verstand die schwere, schwere Kunst des „Dichtens", wie keiner sonst. Das Wort in seinem anderen Sinne aufgefaßt bedeutet ja verdichten, knapper machen, wenn man so will. Italien besitzt, wie sehr seine Sprache zum volltönenden Pathos ver-

*) Gabriele D'Annunzio: Le Laudi del cielo, del mare, della terra e degli eroi. Fratelli Treves. Vol. I Milano, 1903, — Voll. II 1904.

Digitized by Google

führt, auch spätere Dichter, den melancholischen, tieffühlenden Leopardi, in unseren Tagen Carducci, die in schlagend markig kurzen Versen zu sagen wissen, was sie und was ihr Volk bewegt. Und d'Annunzio folgt zwar Carducci, den er als seinen Meister besingt, in dem Bestreben, die Versmaße der Alten zu verwenden. Doch mit verschwenderischen Händen streut er zugleich über die alkäische und sapphische, über horazische Odenstrophen, wie über solche Pindars, das Gefunkel aller der Reimjuwelen aus, deren die Italiener seit Petrarcas Zeiten geübt sind, sich zu bedienen. Er bringt auch Sonette (im zweiten Band) so gut wie Stanzen und Terzinen und das Madrigal und eigene allerfreieste Rhythmen. Ist es doch sein leidenschaftlicher Wunsch, seine Sprache neu zu bereichern und das Alte in ihr zu beleben:

O ihr Worte, mythische Kräfte
meines Volkes, das Schönes geschaffen,
tapfer gekämpft hat,
die ihr durch die Geschicke der Ahnen
in ewigen Silben euch gefestigt,
die ihr verderbt seid durch pestilenzialisch
widrige Lippen mit giftigen Beulen,
oder verweichlicht durch greisenhaft Stammeln.
Worte, ihr meine italischen Zeichen
euch wußt' ich rächend zurückzugewinnen
zu jungfräulicher Glorie! —
Ich zog euch mit keuschen doch kraftvollen Händen
hervor aus dem Abgrund,
dem ihr entstammt, frisch
als wie Meeresblüten, die festgeschlossen
der junge Mond unsäglich zart färbt.
Ich reibt' euch sorgsam, nach allen Regeln
der Kunst, daß euer Leben
all' seine geheimsten Wurzeln enthüllte,
alle die unzählbaren Fibern,
die euch verbinden
mit allem, was tönet im weiten Naturreich.
Zwischen der einen und andern Silbe
ließ ich tausend Gesichte erscheinen
von drohend Vergangnem,
gleich wie Totengesichter, die plötzlich
eine Seele mit Angst überfinten.
Wo ihr euch stießet, da ließ ich Funken
befreiend entstehen, Liebesblitze,
die weit das Schattenland der Zukunft,
das weltenschwangere, erhellten.

So rühmt er selber seine Sprache in dem „Encomio dell' opera", dem Lob seines Werkes. Aber auch er, der von Stolz auf die eigene Kraft, von dem Bewußtsein seines Reichtums ganz erfüllt ist, empfindet die Endlichkeit alles menschlichen Bemühens so schmerzlich wie Minderbeglückte sie fühlen:

Ah perchè non è infinito
come il desiderio il potere
umano?

fragt der Dichter. Doch weil eben unser Können so unsäglich viel beschränkter ist, als unser Sehnen, darf man auch ihm aus jenem Fehler des Zuviel keinen strengen Vorwurf machen. Bei hohen Zielen ist bekanntlich das Wollen schon löblich. Was d'Annunzio will, ist groß und schön. Was ihm, meiner Ansicht nach, mangelt, ist nur das Uebersichselbsthinaussehen. Er wandelt auf hohem Kothurn einher, ob er auch einmal in die trüben Schlammfluten menschlicher Laster, menschlicher Gebrechlichkeiten einsinken mag. Das heitere Reich des Lächelns aber bleibt ihm verschlossen. Die Italiener haben Giusti hervorgebracht und zählen unter ihren Dialektdichtern so manchen bittern Satiriker. Den eigentlichen Humor, das tränenvolle Lächeln, das auch sich selbst, inmitten des tiefsten Ernstes spöttisch, schmerzlich, als klein betrachten kann, das ist überhaupt bei den Romanen seltener zu finden. D'Annunzio selbst läßt durch den Seher des Zeus es warnend dem Dichter zurufen:

Die Ungeheuer bekämpfen, besiegen,
nützt dir nicht auf Erden,
weißt du sie dir nicht umzuschaffen
in göttliche Kinder!

Aber trotzdem vermag er es nicht; es ist ihm viel zu heiliger Ernst mit seiner Dichterpflicht, alles zu künden, alles zu sagen, was er denkt, als daß er jemals sich beschränken oder, wie er es hier fordert, seine tiefen und hohen Gedanken n spielende Kinder lächelnd umschaffen sollte.

Indem ich aber diesen überquellenden Reichtum dem Dichter fast als Tadel vorwerfe, tritt mir wieder eine Frage in das Gedächtnis, die mir vor Jahren, als ich sie hörte, die Verschiedenheit lateinischen und germanischen Fühlens so schlagend klar machte: „Warum sagt denn Heine," fragte mich eine Spanierin, die unseren Dichter einzig aus dem Französischen kannte, „von dem Fichtenbaum nichts weiter, als daß er von einer Palme träumt und ganz und garnicht, was er träumt? Man muß es sich ja selbst erdenken, — es steht nichts da!"

Der Romane liebt es, daß alles dasteht, alles deutlich, laut, volltönend, gesagt wird! Für die stillen, verschwiegenen Reize dämmernden, ahnungstiefen Erhorchens fehlt ihm das verständnisvolle Organ. Seine glänzende Sonne läßt leuchtend jede Farbe und Form erkennen, und so mag er auch meist lieber Pracht, ja Ueberschwall sehen, als ein nebelhaftes Verschleiern. Gabriele d'Annunzio ist ganz und bis in sein Tiefstes Romane. Wie bei seinen Prosawerken ihm Zola als Pate wohl beigestanden, so können wir hier Victor Hugo als Vorbild anführen, wenn er Beispiel auf Beispiel häuft, ein glänzendes Bild an das andere reiht und den Leser in seinen dreimal siebenreihigen Strophen mit einer solchen Flut von gelehrten Namen, von edelsteinfunkelnden, tönenden Worten überschwemmt, daß diesem darob der Faden beinahe verschwinden will, an dem die Juwelen aufgereiht sind.

In Maia, dem ersten Band, führt der Dichter, nachdem er Landleute, Schiffer, Fischer, Weiber und Kinder zusammengerufen, seine Heilsbotschaft von der Schönheit dieser irdischen Welt zu vernehmen, den Leser auf eine Meerfahrt nach Patras, nach Attika weiter. Ob aber die, die er herbeirief, die Pflüger und Schiffer ihn immer verstehen? Ob sie ihm auch folgen können, wenn er in dem weißhaarigen, triefäugigen Weibe, dem er an der Tür des schlechten Hauses der Hafenstadt eine Drachme in die Hand drückt, die Gestalt Helenas erblickt? Und gar, wenn er Helena, die vielgeliebte, vielgeschändete, göttergleiche, bettelarme, nun als Personifikation ihres Vaterlandes Hellas betrachtet und aus der einen wie aus der andern Allegorie wieder die greise Kupplerin, die an der Tür ihre Hand heischend ausstreckt, entstehen läßt? — Gerade dieses Beispiel dreier Bilder in einer Gestalt macht auch sein Landsmann G. A. Borgese, in einem ausgezeichneten Essay der Nuova Antologia, dem Dichter zum Vorwurf. Wo wir ihn dagegen in attische Landschaften begleiten, da ist es uns oft, als erblickten wir im Lesen den zartgefärbten Frühlingshimmel Griechenlands wieder. Auf der Akropolis blüht der Mohn in so leuchtendem Rot! Zwischen den weißen Tempeltrümmern von Eleusis duftet der Ginster, und während unsere Blicke weit über den Golf ziehen, aus dessen blaugrün schimmernden Fluten Salamis, die Meerschlacht-berühmte, die heilige Insel, ihre schön geschwungenen Formen violettduftig emporhebt, klingt das Lied der Sackpfeife zu uns herüber durch die sonnenheitere Luft, und prächtig geschmückte Mädchengestalten führen im Takt ihren Reigen, wie sie ihn einst auch zu den Zeiten der Alten, da hier die Geheimnisse Demeters herrschten, geführt haben mögen.

Mit seinen Genossen, den Ulissiden, weiterschiffend durch das Meer der Kykladen, gelangt er nach Delos. Und er, der sich selber einmal, „von Leid und von Lastern tiefer befleckt als das Pantherjunge," nennt, er, der meint, nichts könne ihn heilend kühlen, nicht Reif noch Imber Schnee, noch der zarte Morgenwind mit den Anemonen im Mund — (ein reizendes Bild, das von Botticellis Frühling zu stammen scheint) — er vernimmt hier vor den nackten Felsen das alte Gebot: „Sei rein!"

Ich will dir gehorchen im Tageslichte,
ich will dir gehorchen in nächtlichen Schatten,
Gesetz von Delos, das lichthell leuchtend
über Hellas strahlt wie sein Himmel
der keusche. Offen will ich und heimlich,
in alle Zeit will ich dir getreu sein!

Digitized by Google

Denn im weiten Dichterherzen hat er Raum für reinste Reinheit, für pantherbunt gefleckter Laster. Und seine Göttin heißt Diversità — Verschiedenheit. Ihr Lob singt er nach der Form des Dankgebets der katholischen Kirche.

Als zuerst Franciscus von Assisi sein holdseliges „Laudamus" in italienischer Sprache gesungen, pries auch er nicht klösterlich-christliche Weltverachtung. Er lobte, in schier heidnischem Entzücken, seinen Gott, weil er uns Augenfreude erschaffen, weil er uns zu Daseinsgenossen den „Meister Sonne" gegeben und „Schwester Mond und Bruder Wind und Lüfte und Wolken und heitern Himmel und jedwedes Wetter, durch das alle Wesen Lebenskraft haben". Er lobt den Herrn für „Schwesterchen Wasser, das köstliche, reine, für Bruder Feuer, der stark ist und leuchtet," und lobt ihn dankbar für „Mutter Erde, die uns erhält, die uns beherrscht, uns mannigfaltige Früchte spendet, und vielfarbige Blumen und Kräuter".

Der moderne Dichter, der nicht wie der Heilige von Assisi seine weltlichen Kleider ablegt, richtet seinen Lobgesang anstatt an den Herrn, der so Verschiedenes gespendet, an sie selber, die Göttin des Lebens:

Laudata sii Diversità!

Und er rühmt sich, daß ihm nichts fremd sei, nichts fremd sein werde, daß er für sein Vielbegehren mit der roten auch die weiße Rose gebrauche, daß er mit seiner großen Liebe Reines und Unreines gleich umfasse:

Denn ich lieb' dich, vielgestalt'ge,
du verführende Sirene
dieser Welt, Verschiedenheit!

Aus der träumevollen Vergangenheitsluft der griechischen Inseln kehrt der Dichter heim nach Italien. Und von dem Menschendunst und Getriebe der großen Stadt zieht es ihn abermals in Tempelfrieden. Das innerste Herz, das Allerheiligste seines Landes, seiner großen ewigen Roma, ist ihm die sixtinische Kapelle. Wie die homerischen Helden von Hellas, sind ihm Michelangelos Gestalten lebende Wesen, die zu ihm reden. Die Kinder, Jünglinge, Greise, Mütter, die Jungfrauen, Priester, Krieger, Patriarchen, die da oben ruhen und harren, sie alle blicken zu ihm nieder aus todtraurigen Augen und fragen schmerzvoll: Wozu sind wir geboren? Sie da oben im ersterbenden Glanz ihrer Farben, sie fühlen wie er, der unten auf dem Marmor des Estrichs ausgestreckt liegend in die dämmernde Wölbung hinauf starrt, das Leid des Daseins, den Ekel, den Abscheu, vor ihrer Menschheit:

Gleich dem Rind, das wiederkäut,
gleich der Ziege, die sich paart,
ist der Mensch, mit Brunstbegierde,
Streitsucht, Sklavensinn und Hunger ....

Doch die Heldenjünglinge, die paarweise in allen Stellungen des Kniens, Hockens und Hebens die großen Marmorscheiben schleppen, sie predigen ihm in schweigender Größe ihr Evangelium — das der Tat. Und eine Stimme — ein strahlender Wille — spricht zu ihm:

Du schweige, du schweige! Nur würdig
zu reden ist, wer, eh' es Nacht ward,
die Welt sich bezwungen,
und wer sie vergrößert, gekräftigt
durch seine Kämpfe, sie höher
ertönen läßt auf seiner Leier.

So besang er auch am kastalischen Quell als seine Gottheit die zehnte der Musen — Energeia —. Am Götterhimmel der Sistina erscheint ihm die Delphica, die gewaltige Sibylle, als seine Beschützerin. Ihr von zwei entgegengesetzten Winden nach rechts hin geblähter Mantel, ihre links hin windgeblähte Schriftrolle lassen sie ihm als Meergottheit anrufen. Thalassia nennt er sie und Euploia und beichtet ihr seine bitteren Schmerzen, sein vergeblich Ringen, all seinen schaudernden Ekel am Dasein. Das Lied an die Sibylle klingt in jene Worte aus, die auch das Buch des „Laus Vitae" begannen:

denn notwendig ist's zu schiffen,
doch zu leben nicht notwendig.

Und mit dem gleichen Leitwort schließt der letzte Anruf dieses Bandes, das Gebet an die unsterbliche große Allmutter Natur:

Mutter, Mutter, mach', daß ich stärker
und froher werde, wenn die Stimme
des Herrschers, den ich so gut kenne
die ich oft hört', die männlich starke
Stimme in meinem einsamen Herzen,
ruft: Auf, wach auf, es ist die Stunde.
du schliefst genug. Bist du denn menschen,
bist du ein Landeschöpf geworden?
Horch auf den Wind. Auf! los die Segel!
Hier, nimm das Steuer, fest die Taue,
denn notwendig ist's zu schiffen,
doch zu leben nicht notwendig!

Der Herrscher, den er sehr wohl kennt, dem er folgen muß, sein Despot und sein Gesetzgeber, es ist sein Wille, ist die Stimme seines Gewissens, die ihn zu schiffen — zu dichten — befiehlt.

Hamburg. Adalbert Meinhardt.

(Ein Schlußaufsatz folgt.)

Wiener Feuilletons.

Das Berliner Feuilleton hat keine Geschichte; ja, wir haben Feuilletonisten, aber kein Feuilleton. Der Anlauf, den besonders unser alter „Kladderadatsch" zur Ausbildung eines eigenartig geformten Berliner Feuilletons nahm, ward durch den leidenschaftlichen Ernst der Konfliktszeit zu rasch unterbrochen. Aber das Wiener Feuilleton*) hat seine Eigenart und seine Geschichte. Als die neue Kunstform von Frankreich in den Vierzigern des vorigen Jahrhunderts herüberkam, fand sie den Boden nirgends so wie in Wien vorbereitet. Da herrschte schon längst jene Feuilletonpolitik, in die nun auch wir hineinsteuern — vielleicht zum Vorteil unseres Zeitungsstils, schwerlich unseres politischen Ansehens. Wenn Metternich die italienische Einheitsbewegung mit dem Wort: „Italien ist ein geographischer Begriff" abgetan zu haben glaubte, so war das so witzig und so weise wie heut die Parole des Grafen Thun: „Es wird fortgewurstelt". (Oder hat er das nicht selbst gesagt? ich glaube, die jetzigen Metternichs finden nicht einmal die Pointen ihrer politischen Komödien selbst.) Zwischen dem lustigen Dialog der Wiener Lustspielbühne und dem Feuilleton bestand nicht minder eine natürliche Verwandtschaft: lose Fügung, gewandter Witz, Freude an Anspielungen, Aktualitäten, Lokalkolorit, Richtung auf das Ueberraschende, wirksame Abgänge bilden hier wie dort die Kennzeichen. Endlich: der Wiener Journalist war wie sein Pariser Kollege eine wohlbekannte Persönlichkeit; der Berliner ist noch heut, wenigstens soweit die Tageszeitungen in Betracht kommen, ein Anonymus. Die persönliche Fühlung zwischen Autor und Publikum ist aber gerade bei der Plauderei so wichtig!

In Wien waren so ernste, ja schwere, sich selbst feierlich nehmende Kritiker wie Kürnberger dem Feuilleton so geneigt wie leichtere und leichtsinnige vom Schlage Hanslicks; so grundverschiedene Naturen wie Speidel und Spitzer brachten gleichzeitig das Feuilleton der „Neuen Freien Presse" zum Weltruf. In Berlin hat diese journalistische Abart des Essays viel weniger namhafte Pfleger; unsere Kritiker schreiben lieber kleine

*) Theodor Herzl. Feuilletons. 2 Bände. Wiener Verlag. Wien und Leipzig 1903.

Digitized by Google

Abhandlungen — oder reihen bloß Epigramme aneinander; und Plauderer haben wir überhaupt kaum. Wie viel „wissenschaftlicher" sind etwa Rodenbergs Bilder aus dem Berliner Leben als die entsprechenden Skizzen der Schlögl und Chiavacci!

Noch ist eins anzumerken. Das Feuilleton mit seiner Sprunghaftigkeit und Witzfreude scheint eine Gattung, die dem semitischen Geist besonders nahe liegt; und wie Jules Janin sein erster berühmter Virtuos ward, wie August Lewald diesen bei uns eingeführt hat, so haben Heine und Börne das deutsche Feuilleton geschaffen. Aber in Wien tritt gerade hier dieser Einfluß zurück: neben die Kürnberger, Waldek, Bayer, Uhl, Wyl, Bahr (von denen denn freilich der erste und letzte auch glücklich für Juden erklärt werden!) treten nur vereinzelt die Spitzer, Bettelheim, Herzl. Und der letzte entfremdet das Wiener Feuilleton gleich ein wenig seiner alten Art.

Eine zarte Mischung von oft grobkörnigem Humor und Sentimentalität charakterisiert jenes österreichische Volksschauspiel, das wir unter den Paten des Wiener Feuilletons nannten; aber dies selbst hat wenig von der Mischung, die Raimund am glücklichsten zeigt. Eine gewisse Kühle ist vielmehr den Meistern des Fachs an der Donau eigen. Frenzel oder Rodenberg sind viel weicher als Hanslick oder Speidel. Jetzt aber, mit dem sympathischen Verfechter einer (mindestens mir!) höchst unsympathischen Bewegung, mit dem Vater des Zionismus, bricht die elegische Stimmung der Novellen Saars, der Dialoge Schnitzlers, der Skizzen Altenbergs in das eigentliche Feuilleton. Er erzählt seine Erregung, wenn er sich seine Kinderstube leer geträumt hat; er irrt in weichen „Wiener Stimmungen" durch Park und Straßen; er gibt selbst einer Komödie im Speisewagen (deren einer Held ein sehr bekannter Berliner Schauspieldirektor ist) einen elegischen Schluß. Darum bilden seine Bücherbesprechungen den schwächsten Teil der Sammlung, die pietätvolle Freundschaft mit Recht zur Erinnerung an eine seltene Persönlichkeit zusammengestellt hat; es ist öfters „Galanterieware", um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, allzu elegante Gefühlsextrakte von Lesestimmungen. Auch die „Philosophischen Erzählungen" sind matt, besonders sollte dieser moderne Wiener sich an Sulla und Cäsar nicht heranwagen! Und in der Skizze „Ravachol!" macht dieser weichlich-humoristische Ton, in dem von einem wilden Fanatiker gesprochen wird, sogar einen peinlichen Eindruck. Aber „sentimentale Reisen" (ist doch Lawrence Sterne der eigentliche Urvater des Feuilletons!), Komödien und Schwänke, Charakteristiken verwandter Naturen wie des pessimistischen „Lachonkels" Wilhelm Busch — das sind Themata, die ihm liegen. Hier biegt er die Spitzen des Stils weich zusammen, läßt die Heiterkeit in elegische Gedankenstücke ausmünden; hier ist die alte Fechterkunst seiner einheimischen Vorgänger mit einer neuen Herzlichkeit, einer dieser Gattung meist fremden Intimität gepaart.

Sollen wir Theodor Herzls Stellung in der Geschichte des Journalismus kurz charakterisieren, so werden wir ihn vielleicht hier am besten erfassen: als den Schöpfer des „intimen Feuilletons". Es verhält sich zu dem der Janin, Heine, Speidel (ohne daß wir die Talente vergleichen wollen) etwa wie das „intime Theater" der Modernen zu der lauten Aktionsbühne der Sardou und Augier. Das frühere Feuilleton wollte nur angeblättert, leicht auf der Wagenfahrt gelesen werden; es wollte eine Reisebekanntschaft bleiben. Dies möchte sich anfreunden, Bekenntnisse einschmuggeln, Erinnerungen hinterlassen. Der Zionist hat es geschaffen: der Mann einer großen Sehnsucht, die mit wunderlich kleinen Mitteln erfüllt werden wollte; aber er hat ihm gegeben, was er jener Bewegung nicht geben konnte: edle Form und sichere Wirkung.

Richard M. Meyer.

Theater.

Lessing-Theater „Traumulus". Schauspiel in 5 Akten von Arno Holz und Oskar Jerschke.

Als Wolf (der Philologe) das Berliner Theater tadelte, sagte Goethe: „Zu den Kirschen muß man nur Kinder und Sperlinge schicken." In unseren Nöten sei uns dies gute Wort zum Trost gesprochen. Was will es groß besagen? Den Kindern und den Sperlingen haben die Kirschen von Arno Holz und Oskar Jerschke gut gemundet.

Es geht in diesem Schauspiel „Traumulus" alles so hübsch natürlich zu. Ob bei Arno Holz oder im Kegelklub „Gut Holz", es macht keinen Unterschied. Man wohnt dem Sonntags-Frühschoppen der Honoratioren im Kasino der kleinen Stadt bei, man lernt den Landrat, einen schneidigen Herrn, kennen und den Gymnasialdirektor, dem edle Begeisterung und unerschütterlicher Glaube die Brust schwellen und der natürlich zu Kaisers Ankunft ein Festspiel gedichtet hat; man lernt sie kennen, oder vielmehr, man kennt sie längst. Der joviale Herr Sanitätsrat und der jüdische Fabrikant stoßen mit an. Das war beim Weine, nun geht's zum Bier. Die geheime Schülerverbindung „Antityrannia" begeht im Backraum des Bäckermeisters ihr Stiftungsfest. Lieder werden gesungen, Salamander gerieben, und schließlich kommt die Polizei. Diese Schülerorgie währt einen Akt hindurch, und der ist mindestens so verdienstlich wie jener andere in Sudermanns „Sturmgesellen". Man kneipt mit Arno Holz und Oskar Jerschke und hat nicht den geringsten Rausch zu fürchten.

Aber wie das so geht! Man kommt abends heiter und sanft benebelt nach Hause, oder man steht morgens nüchtern und nichtsahnend an seiner Waschtoilette, da plötzlich klopft es an die Tür, du öffnest, man überreicht dir einen schwarzumrandeten Brief. So ist das Leben. So sei auch die Kunst!

Otto Erich Hartleben hat sich das unsterbliche Verdienst erworben, mit seinem „Rosenmontag" das amüsante Trauerspiel und die lustige Tragödie entdeckt zu haben. „Zapfenstreich" blieb hinter dem „Rosenmontag" nicht zurück. „Kettenglieder" schlossen sich an, und Hand in Hand und Arm in Arm wandeln nun auch Arno Holz und Oskar Jerschke den inzwischen festgetretenen Pfad.

Der Bühnenpraktiker weiß: wenn man drei Akte hindurch vergnügt gewesen, wenn man einen Aufzug lang Wein, den anderen hindurch Bier gekneipt hat, sehnt sich der Magen nach solider Kost. Eine Platte Tragik ist da nicht nur erträglich, sondern geradezu bekömmlich. Die Kunst muß abwechselungsreich sein.

Mit dem vierten Akt von „Traumulus" öffnet sich denn auch das schwarze Tor der Tragik. Nehmen wir den Gymnasialdirektor fürderhin ernst! Der edle Idealist, von seinem jungen Weib betrogen, von seinen Schülern hintergangen, — weinen wir eine Träne mit ihm. Auch er steht nichtsahnend irgendwo auf der Bühne, da klopft es dumpf und gruselig an die Tür, das eherne Schicksal betritt die Bretter, die die Welt bedeuten, und überreicht ihm den schwarzumrandeten Brief. Traumulus, der Träumer, muß ihn öffnen: Sein Lieblingsschüler hat sich das Leben genommen. Warum? Traumulus, der allzeit Uebergläubige, hat ihm Unrecht getan, indem er ihm zum erstenmal mißtraute, just bei der Gelegenheit, da er ihm hätte vertrauen sollen. Was blieb dem feinfühligen Knaben anders übrig, als unter solchen Umständen in den Tod zu gehen? Mittels unwahrscheinlicher, aber unermüdlicher Intriguen des feindseligen Landrats ist es gelungen, die Weiche so einzustellen, daß die Traumulus-Komödie aufs tragische Gleis übergeführt wird. Kein Warnungszeichen ertönte! Traumulus selbst rangiert fürderhin nicht mehr als Gymnasialdirektor; zur Erheiterung seiner vielen Mußestunden steht ihm in Zukunft niemand zur Seite als sein ungetreues Weib und sein Wechsel fälschender Sohn. So geht es dem, der gleich zwei Dichtern in die Hände fällt. Die Poeten von heutzutage sind hartherzige Leute.

Was liegt daran, ob durch solches frivole Spiel mit der Kunst das letzte an Empfindungsreinheit, das bißchen noch

Digitized by Google

vorhandenen Kunstverständnisses verloren geht? Mag diese fadenscheinige Philisterkunst mit ihren „Menschen", die nachgerade auch nur abgelebte Typen sind, in dieser oder jener Sackgasse verenden, — was liegt daran? Wir sind es müde, den kritischen Vogelschreck abzugeben. Kinder und Sperlinge bleiben die sie sind, und ein jeder Sommer bringt neue Kirschen.

Ernst Heilborn.

Schillers Menschenfeind.

Bei Schiller lassen sich leichter als bei anderen großen Dichtern die nach seinem eigenen Spiegelbilde gemalten Züge von denen unterscheiden, die rein objektiv eine Person schildern. Wenn unter diesen letzteren Wallenstein das vollendetste Bild ist, vielleicht das vollendetste Historienbild, das die dramatische Dichtung überhaupt geschaffen hat, so ist der Marquis Posa Schillers eigenstes Porträt, und in diesem Selbstporträt, trotz vielfacher Verzeichnungen und Unmöglichkeiten, liebt es das deutsche Volk, seinen Dichter zu vergöttern. Ist es doch gar so ideal! so himmlisch abgeklärt! die edelste Seele in schönster Form! Aber nicht bloß zu Posa hat Schiller sich selber Modell gesessen; Karl Moor ist ein weniger ins Lichte als ins Schwarze gemaltes Bild, allein auch hier tritt uns Schillers Antlitz deutlich entgegen; Burgognino ferner ist ein jugendlicher, Verrina ein ergrauter Schiller, und noch einmal sehen wir ihn als Stauffacher wieder, als den Mann, der die Freiheit wünscht, dem es aber vor der Fessellosigkeit graut, und der deshalb nicht über Worte, Worte, wenn auch noch so schöne Worte hinauskommt. Stauffacher ist der durch die Septembermorde und die Guillotine gelähmte Schiller, nur daß der Dichter sich auf die Höhe der Kunst rettet, wie ihm gezieмt; während der gedichtete Rütliredner ins Philisterium flüchtet, wie ihm nicht gezieмt. Aber mehr als in allen diesen Gestalten scheint Schiller sich selbst gemalt zu haben in dem Bilde des Menschenfeindes. Leider ist es nur eine Untermalung, und das Stück einer Untermalung geblieben, und vielleicht hat es der Dichter eben aus dem Grunde bei Seite geworfen, weil es als eine zu intensiv lyrische Herzensergießung die dramatische Maske sprengen würde.

Muß der Dichter beim Schaffen eines Kunstwerkes schon überhaupt sein Herz bändigen und unter das Gesetz beugen, so muß er es erst recht mit festem Zügel beherrschen, wenn er ein dramatisches Kunstwerk schaffen will. In dem zu breiten Strom der Lyrik sind gelegentlich Dramen auch der größten Dichter, untergegangen. Und Schiller wollte lieber den als undramatisch erkannten Stoff liegen lassen als ein Drama schreiben, das eigentlich eine lyrische Konfession gewesen wäre.

Der Verfasser dieser Zeilen ist kein Schillerphilologe, und seine Kenntnisse gehen nicht weiter als die landläufigen Schillerbiographien sie zu geben pflegen; wenn also anderweitig über den Menschenfeind urkundliche und kritische Untersuchungen angestellt sind, so möge man die Harmlosigkeit verzeihen, mit der hier vielleicht längst bekanntes nochmals besprochen wird. Uns scheint das Fragment, das in der Thalia von 1791 zuerst gedruckt worden ist, nirgend die ihm gebührende Würdigung erfahren zu haben. Schiller und Körner wechseln in ihren Briefen ein paar gleichgültige Worte darüber; als Körner es in die Gesamtausgabe aufnahm, begleitete er es mit einer trockenen Notiz:

„Unter Schillers nachgelassenen Papieren war über diesen Stoff nichts vorhanden. Die Ueberschrift in der Thalia: der versöhnte Menschenfeind, gibt indessen schon einigen Aufschluß über den Plan. Auch erinnert sich der Herausgeber aus damaligen Unterredungen mit dem Verfasser, daß Rosenberg nach hartnäckigem Widerstande endlich siegen sollte und die Erscheinungen einiger Menschenfeinde anderer Art bestimmt wären, diesen Erfolg zu begünstigen."

Weniger konnte wohl nicht gesagt werden. Oder doch! ja, noch weniger! denn wir haben gebildete Männer, eifrige Verehrer Schillers sogar bekennen hören, daß sie, wenn sie den Menschenfeind überhaupt einmal gelesen hätten, nicht mehr die geringste Erinnerung an ihn bewahrten. Das Theater vollends, das sonst so eifrig noch vergessenen Schätzen zu graben liebt, hat sich unseres Wissens um den Menschenfeind niemals gekümmert, und erst auf unsere Anregung hin denken einige Bühnen daran, den letzten Säkulargeburtstag Schillers als Veranlassung seiner dramatischen Darstellung zu nehmen. Ein Wagnis ist das ja immerhin; denn von einem eigentlichen Bühnenerfolge kann natürlich nicht die Rede sein; andererseits aber wird die Pietät des Publikums eben an diesem wehmütig-festlichen Abend eine ehrerbietige Sammlung demjenigen Werke des Dichters nicht versagen, das augenscheinlich mit seinem Herzblut geschrieben ist. So ist das Wagnis denn doch nicht groß.

Schon in Mannheim hatte Schiller sich mit dem Gedanken getragen, Shakespeares „Timon von Athen" für die Bühne zu bearbeiten; und wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir annehmen, daß es das eigene, an furchtbar harten äußeren und inneren Erlebnissen reiche Schicksal des in seinem edelsten Wollen und in seiner so verschwenderisch aufblühenden Kraft mißhandelten Dichters war, was ihn eben zu diesem grandiosen Gedicht Shakespeares hinzog. Das Flickwerk, mit dem obskure Bearbeiter Shakespeares oft auseinanderklaffende Szenen in der Folioausgabe hatten verbinden zu müssen und verbinden zu können geglaubt, wird Schiller den Wunsch nahe gelegt haben, hier mit der eigenen jungen Meisterhand einzugreifen, wo die Meisterhand des älteren und größeren Bruders in Apollo versagt hatte. Es kam nicht zur Ausführung des Gedankens; Shakespeares „Timon" ist von Schiller nicht berührt worden; wohl aber sorgte das Leben dafür, was an schmerzlichen Timonsgedanken durch seine Seele zog und bitteren, gallenbitteren Nachgeschmack zurückließ, mit immer neuer Zufuhr zu verstärken. Es ist ja nicht zu sagen, was er gelitten haben muß. Nicht die Dürftigkeit seiner äußeren Existenz (denn wie gelassen auch ein großer Geist sich in die Armut eines Diogenes fügen mag, — Schulden machen zu müssen, Schulden fürs tägliche Brot bei guten Freunden, die selber fast darben, ist ein hartes Ding) auch die dickhäutige Stupidität, mit der das große deutsche Publikum die Gaben seiner überschwänglichen Schöpferkraft an sich herankommen ließ, muß ihm die herbsten Schmerzen bereitet haben. Schmerzen, von denen er natürlich als anständiger Stoiker niemals, weder in Briefen noch im Gespräch groß Aufhebens und Lamento gemacht hat; denn der moderne Stoizismus gebietet ja eine noch weit rigorosere Zurückhaltung als der antike; aber dennoch Schmerzen, die ihm beständig auf der Seele lasteten und nach Erlösung im Kunstwerk strebten. Unaufhörlich weben da die Gedanken an einem großen Gewande, an dem Schleier der Dichtung, der die allzunackte Wahrheit künstlerisch zivilisiert und für die Augen der Welt erst möglich macht; die Fäden schießen, oft ohne daß es dem denkenden Hirn zum Bewußtsein käme, hinüber und herüber, und mitunter trennt, wie bei dem Gewebe der Penelope, die Nacht wieder auf, was der Tag geschafft hatte. Diese im Stillen waltende Tätigkeit wird auch nicht durch entgegengesetzte Tätigkeiten und Stimmungen unterbrochen; eine Dichterseele ist eine von vieltausend Saiten bespannte Harfe, auf der unmittelbar zwischen den tiefsten Tönen der Trauer ein helles Lied an die Freude erklingen kann.

Der Gedanke an Timon von Athen trat zurück hinter den Gedanken, einen neuen, speziell Schillerschen Menschenfeind zu schaffen. Das alte Problem, das Shakespeare aus Lucian und Plutarch geschöpft, und, wenn auch nur stückweise und zerhackt in einigen ins übermenschliche gesteigerten Gestalten dargestellt hatte, die uns an den Laokoon und die Gigantenkämpfe des pergamenischen Altares gemahnen, das Problem, das Molière seinerseits mit vollendeter Abrundung und Geschliffenheit in Figuren geschildert hatte, deren Eleganz im Gegensatz zu jenen antiken Marmorriesen an feines Meißener Porzellan erinnert, sollte nun durch Schiller abermals neue Gestalt gewinnen. Timon von Athen vermag uns nur dann erst zu ergreifen, wenn wir vergessen, durch welche, oft bis zur baren Dummheit gesteigerte Gutmütigkeit er sein Verwürfnis mit den Menschen selbst verschuldet hat; der langhinrollenden

Digitized by Google

Donner seiner Flüche setzt, wenn er gerecht sein soll, mit schnödem Undank vergoltene erhabene Verdienste um die Menschheit, wenigstens um das Vaterland, voraus; wenn sich jedoch sein Dankanspruch auf gute Diners und verschwenderisch beschenktes Schmarotzertum beschränkt, so ist ein Weltgericht, wie er es abhält, arg deplaziert. Zu solchen titanischen Verwünschungen, die uns zermalmen wie die Schläge der apokalyptischen Reiter, mögen allenfalls ein Coriolan, ein Lear berechtigt sein; denn beide erleiden, was nicht in ihren, sondern auch in unsern Augen die Welt aus ihren Angeln zu reißen scheint; Timon aber erfährt das Alltäglichste, den Abfall leichter Kumpane in der Not; jeder erste beste Zuschauer im Theater konnte ihm das voraussagen, und so mischt sich in unser Mitleid stets ein wenig von jener Geringschätzung, die wir offenkundiger Torheit gegenüber empfinden.

Molières Alceste hat nichts Rasendes nichts Apokalyptisches; er ist nicht mit der Menschheit, sondern mit der eleganten Gesellschaft von Paris zerfallen; statt weltvernichtenden Zornes empfindet er Aerger, statt zu fluchen, macht er bittere Bemerkungen und niemals vergißt er, wie sich ein wohlfrisierter Herr auf dem Parkett eines Damensalons zu bewegen hat. Schillers Freiherr von Hutten hält die Mitte zwischen beiden; er hat sich zwar von der Welt zurückgezogen wie Timon, doch nicht in eine Wüste, sondern in ein abgelegenes Schloß mit herrlichen Parkanlagen; eine Tochter, eine Schwester, ein treuer Haushalter, eine dankbare Bevölkerung umgeben ihn; er ist maßvoll wie Alceste und hütet sich vor jedem sittenlosen Wort, aber nicht sowohl wie der Held Molières aus Wohlerzogenheit, sondern aus jener Höflichkeit des Herzens, die nicht erlernt werden kann, sondern angeboren ist. Ist Timons Grundzug feuerspeiende Entrüstung, die Stimmung Alcests nagender Verdruß, so ist das Wesen Huttens tiefe Trauer. Allein während Alceste garnicht an Rache denkt, will Hutten gleich dem wütenden Timon seine Rache an der Welt üben, nur eine Rache ganz entgegengesetzter Art. Das Menschengeschlecht soll nicht in seiner Gemeinheit verfaulen, sondern es soll in einer ewig unerfüllten Sehnsucht nach dem Vollendeten, nach dem fleischgewordenen Ideal sich verzehren. Ein stetes Greifen nach einem stets entschwindenden Genuß soll die tantalische Strafe sein für all das Ungemach, das nicht etwa nur die grobe Menge, sondern das die Edelsten und Besten dem Unglücklichen zugefügt haben. Zu einem Engel hat Hutten seine Tochter Angelika herangebildet; großer Reichtum, Schönheit, Herzensgüte und Seelengröße — alles zeichnet sie aus vor allen anderen ihres Geschlechts; sie soll begehrt und umworben sein von einem Heer von Anbetern, sie soll alles geben können, einen Auserwählten glücklich zu machen und dann, wenn ihre Werber den ganzen Himmel gesehen haben, der an diesem Herzen bereitet liegt, dann soll sie in ihre Glorie hinaufstiehen, ewig unerreichbar wie der Orion unserem sterblichen Arm in des Aethers heiligen Feldern. „So stelle ich dich hinaus in die Menschheit — du weißt, wer du bist — Ich habe dich meiner Rache erzogen."

Eine seltsame Rache! Ein seltsamer Optimismus, der ihr zugrunde liegt! Man sollte denken, daß, wenn in der gemeinen Welt einer fähig wäre, ganz zu erkennen, was er entbehren muß, indem solch ein Engel sich ihm entzieht, dann wäre er auch würdig, ihn fassen zu dürfen. Erkennt aber keiner (und dies ist das Wahrscheinlichere), daß es eben ein Engel, ein Ideal, ein Höchstes ist, wonach er vergeblich greift — nun, so wird auch keiner großen Kummer leiden. Reiche, hübsche Mädchen sind auch sonst wohl noch zu haben, und heiratet man nicht Angelika von Hutten, so heiratet man eben eine andere. — Hutten glaubt natürlich, indem er auf diese Weise die Welt strafe, zugleich seine geliebte Tochter glücklich zu machen, wenigstens sie vor Unglück zu bewahren. Ein ganz übermäßig in seinem exzentrischen Optimismus verrannter Herr, fast so verrannt wie Timon in seine Weltuntergangsphantasien und Alceste in seine Uebelnehmerei. Denn die geringste Bekanntschaft mit einem Mädchenherzen, hätte dem Vater sagen müssen, daß es die Tochter unmöglich beglücken könne, als ewig saure Traube an der höchsten Ranke des Weinbergs zu hängen; und ganz dem natürlichen Gang der Dinge gemäß hat denn auch Angelika bereits ihr Herz verloren. Es ist übrigens nicht undenkbar, daß diese in die höchsten Höhen der Verklärung emporgehobene Tochter nur eine Art Symbol für ein in jeder Beziehung vollendetes Kunstwerk sein sollte. Der Vater wäre dieser Auffassung nach ein von den besten seiner Zeit gekränkter Dichter, der Genugtuung darüber empfindet, sein Gedicht zu einer Idealität durchzubilden, welche zu erfassen und zu begreifen die Zeitgenossen sich vergeblich bemühen. Eine so idealistische Rache wäre eines großen Künstlers nicht unwürdig. Freilich scheint uns solch Allegorisieren mehr die Art des zum Greise gewordenen Goethe als des jugendlichen Schiller; und wir wollen diese Hypothese auch nur im Fluge andeuten, ohne uns zu ihrer näheren Begründung zu verpflichten.

Wenn wir alle Konjekturen zur Ergänzung des berühmten vatikanischen Herkulestorso abweisen, wenn wir es als müßige Fragen ansehen müssen, ob der rechte Arm eine Keule getragen, der linke eine Hebe umfaßt habe, — an der wunderbaren Schönheit des vorhandenen Bruchstücks können wir uns immerhin aus vollem Herzen begeistern. Man sagt, der unschätzbare Marmor habe in der Werkstatt eines Schusters gelegen und diesem gedient, seine krummen Nägel darauf gerade zu klopfen, bis ein kundiges Auge ihn entdeckt und der Nachbarschaft des belvederischen Apollo würdig befunden habe. Einen Entdeckerruhm wollen wir uns betreffs des Menschenfeindes, der in jeder Schillerausgabe gedruckt steht, natürlich nicht anmaßen; ebensowenig wollen wir bei dem gänzlichen Mangel an Fingerzeigen und Anhaltspunkten an der Lösung des Knotens herumraten; doch auf die großen Schönheiten dieses Fragmentes hinzuweisen, scheint auch heute nicht ganz unnötig. Die Sprache atmet noch die ganze tausendfarbige Glut der jugendlichen Prosadramen; namentlich entbehrt sie in ihrem reichen Register nicht den Ton schlichter Innigkeit, der dem zeitlich am nächsten stehenden Don Carlos so sehr unter den allzu üppig wuchernden Koloraturen abgeht. Der alte Gärtner Biber, der das Stück eröffnet, redet einfach und herzlich wie Vater Miller zu Anfang seiner Rolle; dann bricht plötzlich ein schneidender Wehelaut aus seiner Brust; unsere ganze Aufmerksamkeit sammelt sich um den Mann, der da Schmerzlicheres erfahren haben will als der eigentliche Held des Stückes, und dem wir das auch alsbald, von Mitleid ergriffen, ohne weiteres glauben. So regt das Drama schon in der ersten Szene unsere ganze Aufmerksamkeit an. Aber bei der Anregung bleibt es. Das Stück ist eben Fragment, und von dem Grunde der Schmerzen und des Menschenhasses erfahren wir nichts. Vielleicht beruht ein großer Teil des Zaubers dieser Dichtung gerade auf dem Geheimnis, das einstweilen Huttens Vergangenheit umdunkelt. Wir ahnen nicht, welcher Art die niemals vernarbenden Wunden sind, die die Edelsten und Besten ihm geschlagen haben; geschweige, daß wir ihm wie Timon zurufen dürften: du hast es selbst nicht besser haben wollen, oder wie dem Misanthropen: Mensch, ärgere dich nicht über die Eitelkeit eines Dichterlings und die Perfidie einer Kokette! Kinder! Kinder, wenn jeder, der da erlebt, was ihr erlebt habt, so schreien wollte, wie ihr, dann müßte der liebe Gott sich die Ohren zuhalten. Wer weiß, ob Schiller, wenn er den Menschenfeind vollendet hätte, uns durch die Mitteilung von Huttens Erlebnissen so tief rühren würde, wie jetzt durch ihre Verschleierung. Die grauenvolle Dämmerung, die wir hinter den deckenden, schweren Fittichen der Nacht gewahren, schreckt uns mehr als die deutliche Untat. Wie versteht Lord Byron mit dem Geheimnis als Kunstmittel zu zaubern! In den tiefdunklen Rembrandtschen Goldtönen, die nicht selten alle Umrisse verschlingen, liegt der magische Reiz des Gemäldes vom Menschenfeinde, der bei Lord Byron Manfred heißt; allein ein ganz in magischen Goldtönen gehaltenes Gedicht, wie gewaltig es uns auch hinrisse, ein Drama kann es nimmermehr sein. Ist doch auch Manfred alles andere eher als ein Theaterstück. Vielleicht hat Schiller, als es darauf ankam, das dunkle Geheimnis seines Hutten, der Natur des Dramas gemäß, mit den hellen Lampen des Proscениums zu beleuchten, die Empfindung gehabt, daß die Aufklärung des Mysteriums zugleich eine Zerstörung der Poesie sein würde und deshalb in der „Thalia" sein Publikum auf eine spätere Form vertröstet, die dem Gegenstande angemessener sein dürfte als die dramatische.

Horn bei Bremen. A. Fitger.

Prolog zu Schillers Menschenfeind.

10. November 1904.

Noch einmal ruft der Feierstunde Schlag
Das deutsche Volk zu Schillers Ehrentag,
Zum Säkularfest; denn wir sind gewohnt,
Daß über uns als Lebender er thront,
So lang der Nachhall jenes Tages währt,
Der ihn vor hundert Jahren uns beschert.
Wenn wieder sein erlauchter Name schallt,
Und alles Volk zu seiner Feier wallt,
Dann kündet — ach wie nah, wie nahe dräut
Er vor der Tür — dann kündet Grabgeläut
Den Säkulartag, der ihn uns entriß.
Das heut'ge Fest — sein letztes Fest ist dies.

Wie mancher aber unter uns gedenkt
Des Säkularfest's noch, das ihn geschenkt!
Da schmolz in Freudenfeuern Nord und Süd
Der Schulen Zwist, und was die Kirchen schied,
Da schmolzen arm und reich und Herz und Herz
Zusammen wie des Glockengießers Erz,
Und unter Schillers Namen groß und voll
Konkordia durchs ganze Deutschland scholl.
Und gab er einst den Kuß der ganzen Welt —
Die ganze Welt gab ihn zurück. Kein Held,
Kein Weiser, kein Prophet, ward so entzückt,
So liebend je vom Volk aus Herz gedrückt.
Die Freiheit schöpft aus ihm den Todesmut,
Die Schönheit strahlt in seiner Sonnenglut,
Die Wahrheit, in erhab'nem Heldengang
Gleich jener Jungfrau, die er einst besang,
Schritt sie zum Kampf in schwertumklirrtem Zorn,
Die Weisheit quoll aus unerschöpftem Born —
Was groß und schön und stolz und edel war —
Er war sein Hoherpriester am Altar,
Er trug die Fackel in des Stumpfsinns Nacht,
Er trug das Banner in der Geisterschlacht,
Und wie des Knaben Herz er früh erbaut,
Umflammt er noch das Haupt, das längst ergraut;
An jedem Sieg des Lichts hat er sein Teil,
Sein Zeichen wies uns immerdar das Heil.

Doch warum schlingen wir den Lorbeerschmuck
Um seine Stirn? Sie ist bekränzt genug.
Was können wir dem Toten noch verleih'n?
Vielleicht ein bischen Reue? Karg und klein,
Als Zeus die Erde teilte, fiel sein Los;
Nie ließ die Sorge, kaum die Not ihn los,
Und jenes Spottlieds heit're Majestät
Heut wie ein Schwert durch unsere Seele geht.
Er schenkt und schenkt in vollem Ueberschwang,
Und kaum ein Tagelohn ward ihm zum Dank.
Sein Lebenslämpchen flackert und verglüht;
Verlänger' ein bißchen Sonnenschein im Süd
Sein letztes, sieches Jahr ihm bis zum Schluß,
O Welt, so lohnt dir's ein „Demetrius".
Du hast's versagt; doch was der Ahn gefehlt,
Ziemt sich's, daß heute man sein Schuldbuch zählt?
Wohl weiser wär's, man fragte selber sich,
Wie würdig zeigt ich solchen Führers mich?
War nicht die Huldigung oft launiſch Blut,
Nicht Flackerfeuer statt nachhalt'ger Glut?
Hat auf der Wanderung ins gelobte Land
Mein Herz sich störrisch nie zurückgewandt
Von seinem Flammenzeichen: arm, doch frei!
Zum niedren Fleischtopf schnöder Sklaverei?
Sein ewig Ideal war: Schöner Schein!
War mein's nicht oft „Leibhaftig doch gemein?
Ihm war die Muse Himmelskönigin;
Schielt ich niemals nach irdischem Gewinn?
Genug! Wenn Heldenfeiertag ein Buß-
Und Reuetag der Völker werden muß,
Ein Tag der Läut'rung werd er uns, der echt
Und unecht worfeln möge, gut und schlecht,
Der uns entschlossen, sei auch steil die Bahn
Und dornig, führen möge himmelan.

Wenn an der Frucht, mit der er uns begabt,
Der reifen Goldfrucht, Jahr nach Jahr sich labt,
So gilt sein Fallobst, — wenn solch ländlich Wort
Sich hier geziemt — uns heut als Schatz und Hort.
Grün ist es wohl und herb, nicht ständige Kost,
Statt firnen Wein's ein ungegohr'ner Most,
Der füglich niemals auf die Tafel kam;
Doch auch zu früh gefallen — solchem Stamm
Entsprossen, hat die Frucht ein Recht, daß heut
Sie eurer Pietät die Szene beut.
Der Menschenfeind! Wenn Schillers klar Gemüt
Mit heit'rem Stolze trug, was es erlitt —
Einmal verdunkelt ward es doch, geschwärzt
Von Groll, mit dem umsonst die Grazie scherzt,
Von Haß und Grimm ob der gemeinen Welt
Die auch kein Stern der Hoffnung mehr erhellt.
Wie Herakles schrie er in wildem Schmerz,
Schrie laut er auf. Dann bändigt er sein Herz,
Als reut' ihn sein Bekenntnis; nicht ein Wort —!
Nach solcher Dissonanz kein Schlußakkord

Erschüttert bis ins Mark, ach, drängen wir
Des Mitleids Träne kaum zurück; doch dir,
O Meister, strahlt es klar und spiegelrein
Ums hohe Haupt; des Erdenlebens Pein
Sinkt hinter dir und sinkt und sinkt; hinauf
Aus Qual und Flammen fließt dein Siegeslauf,
Hinauf Verklärter nach Kronions Saal,
Und Hebe reicht dir lächelnd den Pokal.

Horn bei Bremen. A. Fitger.

Hermann Hesse: Peter Camenzind. Roman S. Fischers Verlag. Berlin 1904) Umschlag und Einband von Franz Christophe.

Hermann Hesse ist unter den jungen Dichtern einer der wenigen, der sich bis jetzt mit jedem Buche mehr vervollkommnete. Mit seinem „Peter Camenzind" hat er den endgültigen Beweis erdracht, daß er nicht nur berufen, sondern auch auserwählt ist. Nicht etwa als ob dieses Werk von bezwingender Kraft wäre; aber es ist von jener sympathischen, anmutreichen Schönheit, die mit jedem Worte erfreut, und von jener gefühlssicheren Art im Erfassen des Stoffes und seiner Schilderung, die noch zu schönen Erwartungen und Hoffnungen berechtigt.

Der geringe Stoff läßt sich hier nur schlecht wiedergeben, weil er kaum eine richtige Vorstellung von dem Buche hervorzurufen vermag. Peter Camenzind, ein begabtes Kind einer eigenartig drapierten Bauernfamilie und zugleich ein sehr sensibler Mensch, erzählt uns in einfachen Worten seine Lebensgeschichte. Er erzählt von den Jahren seiner Kindheit, von seinen Lehr- und Wanderjahren und den Jahren der Liebe. Sein Leben ist reich an Trauer und Wehmut und Enttäuschungen. Sein Wissen, das er sich aneignet, vermag ihn nicht zufrieden und glücklich zu machen, und seine Liebe zu den Frauen wird nicht erwidert. So kehrt er schließlich nach vielen Irrfahrten in die Heimat zurück und resigniert. Man ersieht aus diesen Andeutungen: das „Was" der Erzählung ist überaus einfach und anspruchslos, und nur das „Wie" macht dieses Buch anziehend und reizvoll.

Uebrigens weist bereits die Hauptfigur einer frühen Novelle des Verfassers einige Verwandtschaft mit dem „Peter Camenzind" auf; noch stärkere Aehnlichkeiten hat mit diesem der Aesthet Hermann Lauscher, der Held eines späteren Werkes. Aber von Buch zu Buch hat dieser Charakter schärfere Umrißlinien und reicheres Innenleben erhalten, eben weil der Verfasser selbst als Mensch reifer geworden ist. Es liegt übrigens aus mancherlei Gründen die Vermutung nahe, daß sich der Dichter zum

Digitized by Google

großen Teil selbst geschildert hat. Besonders haben jedenfalls die Figuren der drei erwähnten Werke eins mit ihrem Schöpfer gemein: ihre große Liebe zur Natur. In einem ganz besonders intimen Verhältnisse zu ihr steht der Peter Camenzind; es ist wohl kein Zufall, wenn der Dichter seinen Helden ein Kind der Schweizer Alpen sein läßt; denn gerade dem Aelpler ist der Blick für die wechselreichen Schönheiten der Natur besonders geschärft, und Schweizer Dichter waren es, die zuerst die Naturbeschreibung von allem Konventionellen und Hergebrachten zu individuellem Leben befreiten (ich erinnere nur an Albrecht von Haller!). Und diese innige, hingebungsvolle Liebe zur Natur ist es auch, die Camenzind schließlich zum Manne reift und ihn über sich selbst erhebt. Durch sie lernt der zunächst Menschenscheue die Menschen lieben, eben als einen Teil der Natur. Während der junge Camenzind immer Abscheu vor häßlichen oder gar verwachsenen Menschen empfand, wächst dem gereiften Camenzind ein elender Krüppel, mit dem er eine innige Freundschaft schließt, ans Herz. Sein eigenes Unglück hat ihn fähig gemacht, überall die Schönheit zu suchen und zu finden, selbst in der Traurigkeit und im Elend. In diesen großen Akkord tönt der „Peter Camenzind" aus.

Hugo Philipp.

Weltall und Menschheit. Geschichte der Erforschung der Natur und Verwertung der Naturkräfte im Dienste der Völker. Herausgegeben von Hans Kraemer in Verbindung mit usw. usw. Berlin-Leipzig-Wien-Stuttgart s. a. Fünfter Band XI u. 442 S. gr. 4°. Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Von den ersten vier Abteilungen dieses groß angelegten und prächtig ausgestatteten, namentlich durch reichen Bilderschmuck hervorragenden Werkes ist bereits in der „Nation" die Rede gewesen. Der vorliegende Schlußband schließt sich in jeder Hinsicht seinen Vorläufern würdig an. Abgesehen von dem sorgfältigen Register (Verfasser B. H. Bürgel) und von dem zusammenfassenden Schlußworte des Herausgebers, der als das von ihm und seinen Mitarbeitern angestrebte Ziel eine „Kulturgeschichte auf naturwissenschaftlicher Grundlage" bezeichnet, kommen noch vier größere Kapitel in Betracht, die aber teilweise auch wieder in mehrere Abschnitte zerfallen.

In „Die Anfänge der Technik" teilen sich M. v. Eyth und E. Krause, und zwar gibt der erstgenannte eine mehr philosophische Einleitung in den Gegenstand, während der bekannte Konservator des Museums für Völkerkunde sich die Aufgabe gestellt hat, „Die Werktätigkeit der Vorzeit" und „Die Anfänge der Kunst" zu schildern. Er erreicht diesen Zweck in sehr vollkommener Weise dadurch, daß er die Prähistorie ethnologisch auffaßt und allenthalben Beziehungen zwischen den Objekten vorgeschichtlicher und ethnographischer Sammlungen nachweist. Seit wir in neuerer Zeit uns gewöhnt haben, die scheinbar zurückgebliebensten „wilden" Völker vollständig den Europäern der paläo- und neolithischen Periode, die fortgeschrittenen Naturvölker unseren eigenen Vorfahren in der Bronze- und älteren Eisenzeit an die Seite zu stellen, sind wir erst zur richtigen Einsicht in viele früher unerklärliche Verhältnisse durchgedrungen, und die zahlreichen Beispiele, die der Verfasser aus seinem reichen Material beibringt, erweisen sich als sehr belehrend. Die „eolithische" Zeit der roh bearbeiteten Feuersteinknollen ist nach dem Verfasser als präglazial und als länger dauernd denn die folgenden Steinzeiten zu betrachten. Sehr interessant sind ferner die Parallelen zwischen den ältesten historischen Kunstregungen und denen, welche uns heute noch bei Indianern und Negern, ja selbst bei Menschen entgegentreten, die wir einer noch weit niedrigeren Kulturstufe einzugliedern gewohnt sind.

Es folgt die „Erforschung und Verwertung der Naturkräfte". A. Neuburger verbreitet sich zunächst über „Die Physik und Chemie der ältesten Kulturvölker", wobei ihm in erster Linie die Aegypter, in zweiter die Hebräer zur Folie dienen; für die römische Schleudermaschine hätten wir statt des doch unzureichenden Bildes aus der „Encyclopédie" lieber eines jener modernen Modelle dargestellt gesehen, welche dem antiken Original zweifellos ganz nahe kommen. Hierauf gibt derselbe Verfasser eine Entwicklungsgeschichte der Physik und späterhin der Chemie mit besonderer Rücksicht auf die technisch-wissenschaftliche Anwendung, auf Fabrikwesen, mechanische und chemische Technologie. Selbstverständlich wird hier in erster Linie Gewicht gelegt auf die häufig verwendeten Apparate der Vergangenheit und Gegenwart, und die artistischen Beigaben erlangen besonderen Wert. Auch die Ausbildung des Verkehrswesens wird von Neuburger behandelt, wogegen M. v. Unruh die physisch-chemischen Disziplinen im Dienste des täglichen Lebens bespricht und Heizung, Beleuchtung, Ernährung sowie die öffentliche Gesundheitspflege der Erörterung unterzieht. Der Verfasser hat sich hier eine gewisse Reserve auferlegt, aber nichts wirklich Wichtiges beiseite gelassen.

Eine für jeden Naturforscher wertvolle Charakteristik der Fehlerquellen, die jedwede Beobachtung kraft der Unvollkommenheit der menschlichen Sinnesorgane beeinträchtigen, liefert der Astronom A. Marcuse, den sein Beruf ja am meisten auf dieses Grenzgebiet der Naturwissenschaft und Psychologie hinweist. Die sogenannten optischen Täuschungen geben jedermann Gelegenheit, Erfahrungen zu sammeln, deren rationelle Erklärung zum Teil noch mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist. A. Leppmann bewegt sich auf einem anderen Grenzgebiete, nämlich auf demjenigen, welches zwischen der Medizin und der Soziologie sich ausdehnt; Geisteskrankheit und Verbrechen werden in ihrem Zusammenhange verfolgt. Lombrosos Theorie wird, wenn auch die sehr drastischen Abbildungen für eine gewisse äußerliche Rückwirkung des Verbrechertums zu sprechen scheinen, ausdrücklich abgelehnt.

Der Herausgeber hat alle Ursache, sich des Erfolges zu freuen, den sein großes Unternehmen in unserem angeblich wenig kauffreudigen Zeitalter zu verzeichnen hat. Die fünf Bände werden das ihrige dazu beitragen, naturwissenschaftliche Bildung in weiten Kreisen zu verbreiten.

München. S. Günther.

Erich Petzet: Paul Heyse als Dramatiker. Stuttgart und Berlin. 1904. J. G. Cotta, 105 S. 8°.

Es ist, wie wenn Paul Heyse, der Erzähler, dem Dramatiker Paul Heyse im Wege stände. Wie viele der treuesten und eifrigsten Leser seiner Novellen sind auch Kenner seiner Dramen? Ihrer Bestimmung nach wollen Dramen von der Bühne her die Herzen erobern, und diese Probe ist bekanntlich nur den wenigsten seiner Leistungen vergönnt worden. Einen Teil der hierbei mitwirkenden Umstände hat der Dichter, wenigstens für seine früheren Erzeugnisse, in seinen „Jugenderinnerungen und Bekenntnissen" beleuchtet: fatalistische Launeuhaftigkeit hat da ihr Wesen getrieben und dem Dichter die Lust verleidet, sich nach der Seite hin weiteren Mißlichkeiten auszusetzen. Daß kritterisches Uebelwollen aus dem Unterbleiben von Aufführungen die Unaufführbarkeit der Stücke erschlossen hat, ist ein weiterer Mißstand, den sich Bühnenleiter für ihr ablehnendes Verhalten gegen Heyses Dramen nur zu gern zunutze gemacht haben mögen. Daraufhin möchte man es fast als ein Glück bezeichnen, wenn ein Gegenwind aus noch höheren Sphären seinen bühnenfähigen und bühnenwirksamen Stücken, wie wir es bei der Maria von Magdala erlebt, den Einlauf in den Hafen einer allgemeineren Bühnenverwendung vereitelte. Hat doch dies dem Stück zu achtundzwanzig Auflagen verholfen, was nur seinem Colberg, das jahrzehntelang die gleiche Frische bei Aufführungen bewahrte, bisher zuteil geworden. Zu gleichem Erfolg hat es keines seiner übrigen Dramen bringen wollen. Immerhin hat aber auch deren Mehrzahl lange nicht die Würdigung gefunden, die sie zweifellos verdienen.

Als ein überaus erfreulicher Beitrag dafür ist das angegebene Büchlein zu begrüßen, das wir der Beachtung der Freunde von Paul Heyses Dichtungen empfehlen möchten, zugleich auch hoffend, daß es Bühnenvorständen die Anregung zu einer genaueren Einsichtsnahme der von ihnen ungebührlich vernachlässigten Dichtungen geben werde. Das Schriftchen zeichnet sich durch ebenso gediegene und umfassende Kenntnisse wie durch ein redliches Bemühen um ein durchaus sachgemäßes Urteil aus, was denn auch die Verläßlichkeit der den Dichtungen gespendeten Anerkennung verbürgt. Vor allen Dingen wäre zu wünschen, daß namentlich Heyses hier mit Recht so warm befürwortetes Volksschauspiel „Weltuntergang", dem absolut nichts an derartigen Schöpfungen aus anderen Federn der Neuzeit an die Seite gesetzt werden kann, zu seiner ihm nur allzulange vorenthaltenen Bühnenverwendung gelangen möge. Ueberhaupt versprechen wir uns von dem lesens- und beherzigenswerten Büchlein die baldige Erfüllung der darin ausgesprochenen Ueberzeugung: in der dichterischen Kraft und Schönheit einer ganzen Reihe dieser Dramen liege die Gewähr, daß sie doch eine fröhliche Urständ feiern und am Leben bleiben werden.

—l—m—n.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 2. Berlin, den 8. Oktober 1904. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Neue Thronstreitigkeiten sind anläßlich des Todes des Grafregenten von Lippe-Detmold ausgebrochen. Der Sohn des Grafregenten hat gemäß den Bestimmungen des ordnungsmäßig zustande gekommenen Regentschaftsgesetzes von 1898 die Regentschaft angetreten. Es unterliegt auch nicht dem geringsten Zweifel, daß dies gesetzmäßige Verfahren durchaus im Einklang steht mit den Wünschen und Anschauungen der Bevölkerung des Fürstentums. Nichtsdestoweniger hat der deutsche Kaiser erklärt, daß er die Regentschaftsübernahme durch den Sohn des verstorbenen Regenten nicht anerkenne. Der kaiserliche Protest ist aus Rominten unter dem 26. September telegraphisch an den Grafen Lippe-Biesterfeld abgesandt und lautet wörtlich folgendermaßen:

„Spreche Ihnen mein Beileid zum Ableben Ihres Herrn Vaters aus. Da die Rechtslage in keiner Weise geklärt ist, kann ich eine Regentschaftsübernahme Ihrerseits nicht anerkennen und lasse auch das Militär nicht vereidigen.

(gez.) Wilhelm I. R."

Dieser jahrelang unterhaltene und jetzt nun wieder ausgebrochene Erbfolgestreit mit seinen skurilen Ebenbürtigkeitsuntersuchungen erinnert allzusehr an die Aera der deutschen Kleinstaaterei, als daß ein deutscher Patriot nicht wünschen sollte, ihn so rasch wie möglich wieder aus der Welt geschafft zu sehen. Die Tatsache, daß der Stand der Dinge, gegen den der Kaiser protestiert, durchaus im Einklang mit dem Willen der Lippeschen Bevölkerung und seiner gesetzmäßigen Vertretung herbeigeführt ist, sichert dem neuen Grafregenten von vornherein die Sympathien der Mehrheit des deutschen Volkes. Wo war bei diesem Anlaß der verantwortliche Staatsmann im Reich? Sein Name fehlt unter dem Telegramm des Kaisers. Ist er von dem Inhalt desselben ebenso überrascht worden wie das deutsche Volk? Das wäre eine Lage, auf die sich schwer ein Zitat finden ließe. In Ermangelung eines besseren empfehlen wir dem Grafen Bülow das ihm gewiß bekannte Zitat aus Ariosts „Orlando Furioso":

„Man prüfte nicht erst lang, eh man verfügte:
Der Herr war überzeugt, und das genügte."

Der weitverbreitete Irrglaube, daß unsere Gegenwart im Gegensatz zur vielgepriesenen sogenannten guten alten Zeit materialistisch versumpft und aller höheren, reinen Geistesbewegungen bar sei, ist durch den eben in Berlin abgehaltenen XXII. deutschen Protestantentag wieder einmal kräftig dementiert worden. Wer die Geschichte dieser schon so oft und so vergeblich totgesagten kirchenpolitischen liberalen Bewegung bis an ihre Entstehung im Jahre 1863 zurück verfolgt, der wird zwar auf Perioden stoßen, wo sie weniger lebendig und tatenfroh als heute auftrat, aber kaum auf eine Zeit, in der sie hoffnungsvoller und arbeitsfreudiger dastand. Schon die Wahl Berlins als Tagungsort bewies, daß diese vielgeschmähte und halbvergessene Geistesbewegung neue Kräfte in sich fühlte, die ihr das Wagnis nicht zu groß erscheinen ließ, sich inmitten des weltstädtischen Treibens, auf dem großen Marktplatz der materialistischen Interessen, Gehör und Beachtung zu verschaffen. Und wer das Programm in der Hand gehabt, die Veranstaltungen besucht, die lebhaften Debatten miterlebt hat, der war geradezu überrascht über das weitgehende Interesse, das frisch pulsierende Leben und Streben, den zukunftsfrohen Arbeitseifer, die hier zutage traten. Freilich hatten sich auch fast alle brennenden kirchlichen Probleme der Gegenwart auf dieser Tagung ein Stelldichein gegeben: die Frage nach dem modernen Ideal der Volkskirche und ihrer Organisation, die Stellung des Protestantismus zur Sozialdemokratie, zur heranwachsenden Jugend, zur modernen Frauenbewegung, zu den neueren Ergebnissen der theologischen Wissenschaft und ihrer Vermittlung an die Gemeinden, zum Katholizismus (beider Kirchen!) und zum Atheismus. Aber gerade daß alle diese „gefährlichen" Fragen mutig aufgegriffen und rückhaltlos ehrlich und wahrhaftig durchgesprochen werden konnten, unter lebhaftester Anteilnahme einer gespannt lauschenden zahlreichen Zuhörerschaft aus allen Bevölkerungsschichten, das gab diesem XXII. deutschen Protestantentage sein charakteristisches Gepräge. Und daß er sich nicht auf Beratungen in geschlossenen Versammlungen beschränkte, sondern groß angelegte glänzende Volksabende veranstaltete, in denen die Ideale des Protestantismus: Freiheit des Glaubens, der Lehre, der Wissenschaft in Massenversammlungen propagiert wurden, — mit Erfolg, soweit es aufs sichtbare Aeußere ankommt — das entsprach nur dem Gesamtcharakter dieser Tagung. Eben wegen ihres Einwirkungsversuches auf die Volksmassen in freiheitlichem, fortschrittlichem Geist entbehrt sie, auch wenn sie zunächst natürlich nur als eine kirchlich-religiöse Bewegung verstanden und bewertet sein will, nicht eines starken politischen Interesses. Das zeigte sich schon äußerlich in der lebhaften Beteiligung von liberalen Politikern wie Schrader, Barth, Naumann. Noch mehr aber dokumentierte sichs in den Verhandlungen selbst, die — wie z. B. das Thema „Kirche und Sozialdemokratie" — ungewollt viele Berührungspunkte mit der eigentlichen Politik mit sich brachten. Dabei war nun wieder bemerkenswert, wie sich auf kirchlich-religiösem Gebiet ähnliche Bestrebungen geltend machten, wie auf rein politischem. Zunächst ein Zusammengehn von kirchlich-liberalen Elementen, die sich bis dahin kühl, wenn nicht schroff und feindselig gegenübergestanden hatten: zahlreiche Vertreter der sogenannten Mittelparteiler („Christliche Welt") nahmen mit Freude und — wie sie gelegentlich offen erklärten — mit innerem Gewinn an den Beratungen teil, als Referenten und Diskussionsredner, oder als stille Zuhörer — und betonten, daß es Zeit sei, über dem äußerlich Trennenden

das innerlich Einigende hervorzuheben. Und dann die andere Tatsache, daß auch für die kirchenpolitischen Bestrebungen als vornehmste Parole „Kampf gegen rechts“ ausgegeben und mit allseitigem Beifall begrüßt wurde. Das Vertrauen der Volksmassen, die heute mißtrauisch der Kirche den Rücken kehren, weil sie sie nur allzuoft im stillen oder offenen Bunde mit der politischen Reaktion sehn, dieses für eine lebendige Volkskirche, für ein modernes Christentum notwendige Massenvertrauen zurückzugewinnen, wurde als nächstes und höchstes Ziel des freien Protestantismus aufgestellt. Nach ihm hat sich die kirchenpolitische Taktik ebenso gut einzurichten, wie die politische Taktik des deutschen Liberalismus zunächst nur mit aller rücksichtslosen Energie auf Zurückeroberung des Vertrauens breiter Volks- und Arbeitermassen ausgehn muß. Ueber das „Wie“ dieses Eroberungsprozesses gingen im liberalen kirchenpolitischen Lager die Meinungen auseinander wie sie im liberalen politischen Lager auseinandergehn. Aber klar und bestimmt wurde das Ziel erkannt und formuliert. Und so darf man annehmen, daß sich schließlich auch ein Weg zum Ziele findet und politischer wie kirchlicher Liberalismus im Suchen nach ihm künftig mehr als seither Hand in Hand gehn.

Der Konflikt zwischen dem Berliner Magistrat und dem Provinzialschulkollegium über die Benutzung der im städtischen Eigentum befindlichen Schulgrundstücke hat durch einen Erlaß des Provinzialschulkollegiums vom 4. Oktober eine wesentliche Verschärfung erfahren. In diesem Erlaß werden von der Stadtgemeinde angestellte und besoldete Rektoren in drei Fällen direkt angewiesen, Turnhalle und Aula für die von dem Provinzialschulkollegium boykottierten Vereine und Zwecke geschlossen zu halten und den Mitgliedern der betreffenden Vereine den Zutritt zu verwehren, in striktem Gegensatz zu der ihnen vom Magistrat gegebenen Erlaubnis. Die Berliner Stadtverordnetenversammlung hat nach einer sehr kräftigen Verwahrung des Oberbürgermeisters Kirschner gegen dies unerhörte Verfahren einstimmig einen nachdrücklichen Protest wegen dieses Eingriffs in die städtische Selbstverwaltung erhoben. Die Berliner Bürgerschaft wird es sich hoffentlich nicht nehmen lassen, auch ihrerseits mit direkten Kundgebungen einzugreifen. Den maßlos ungeschickten Geheimrat, oder wer es sonst ist, der die Regierung in diesen Konflikt hineingelotst hat, sollte man in das Märkische Provinzialmuseum bringen, nicht als Verwalter, sondern als Ausstellungsobjekt. Und das alles geschieht unter der Ministerpräsidentschaft des „aufgeklärten“ Grafen Bülow!

Zum 19. Oktober ist die Kanalkommission des preußischen Landtages wieder zusammenberufen worden. Die „Kölnische Volkszeitung“, das führende Zentrumsblatt, hat diesen Moment für passend gehalten, um der nationalliberalen Partei ein Privatissimum über den Zusammenhang zwischen Kanal und Volksschule zu halten.

„Der Kanalvorlage“, so führt das ‚Organ der Partei für Wahrheit, Freiheit und Recht‘ aus, „stehen die Konservativen im großen und ganzen ablehnend gegenüber. Ohne die Konservativen können die Nationalliberalen den Kanal nicht haben. Nun sollte man doch erwarten, daß die Nationalliberalen, um den Kanal zu bekommen, bereit wären, den Konservativen in der Schulfrage Zugeständnisse zu machen.“

In wahrhaft gemütvoller Weise wird hier der schmierigste politische Schacher als etwas ganz Selbstverständliches behandelt. Die Interessen der Volksschule sollen in Kanalwasser ersäuft werden. Und das sind dieselben frommen Seelen, die sich für berufen halten, die Börsenmoral zu verbessern!

Ueber die Expedition der russischen Ostseeflotte nach Ostasien herrscht noch immer ein gewisses Dunkel, das zu allerlei unkontrollierbaren Gerüchten Veranlassung gibt. Insbesondere wird bei diesen Gerüchten auch der Hamburg-Amerika-Linie eine zweideutige Hilfsrolle zugewiesen. Es wird behauptet, daß die Hamburg-Amerika-Linie eine kleine Flotte von Dampfern zur Verfügung der russischen Ostseeflotte halte, um deren Kohlenversorgung auf ihrem Wege nach Ostasien zu ermöglichen. Es liegt augenscheinlich im deutschen Interesse, völlig klarzustellen, daß die große deutsche Dampfergesellschaft bei dem in Frage kommenden Geschäft auch nicht um Haaresbreite über die Grenzen hinausgeht, die nach heutigen völkerrechtlichen Anschauungen den Reedern neutraler Staaten gezogen sind. Man kann den legitimen Schiffsverkehr vor unzulässigen Eingriffen der kriegführenden Mächte nur dann wirksam schützen, wenn man selbst die Pflichten der Neutralen auf das sorgfältigste erfüllt. Die Hamburg-Amerika-Linie hat umso mehr Veranlassung, auch den Schein der Inkorrektheit zu vermeiden, als die vortrefflichen Beziehungen dieses Instituts zu der deutschen Regierung, wie sie noch jüngst durch die Uebernahme eines Flügeladjutanten des Kaisers in die Verwaltung besonders unterstrichen wurden, leicht zu dem falschen Schlusse führen könnten, als ob die Schiffahrtsgesellschaft bei derartigen Geschäften unter Auspizien handele, die nicht ausschließlich kommerzieller Natur sind. Die Leitung der Hamburg-Amerika-Linie scheint bei der Behandlung von Fragen, die das internationale Gebiet streifen, ohnedies keine glückliche Hand zu haben. Das bei der Beförderung russischer Auswanderer jüngst bewiesene Ungeschick hat jetzt bereits angesehene amerikanische Preßorgane dazu veranlaßt, den Russen zu empfehlen, die Reise durch Deutschland zu vermeiden und den Weg nach Amerika über Libau oder Fiume zu suchen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß diese Warnungen auf Einflüsse zurückgehn, die für zahlreiche russische Auswanderer bestimmend sein werden. Auch russischen Auswanderern gegenüber empfiehlt es sich für ein modernes Verkehrsinstitut, russische Methoden nicht zur Anwendung zu bringen.

In der Präsidentschaftskampagne, die sich gegenwärtig in den Vereinigten Staaten abspielt, hat Karl Schurz jetzt offen gegen Roosevelt Partei ergriffen. Da Schurz bei seinem Auftreten durch keinerlei Rücksichten auf eine der bestehenden Parteien, sondern nur durch Rücksichten auf das Wohl des Landes geleitet wird, so fällt sein Wort schwer in die Wagschale. Roosevelts imperialistische Regierungsmethode hat seit längerer Zeit bei manchem aufrichtigen Freunde der amerikanischen Republik ernsthafte Bedenken hervorgerufen. Parker, der Gegenkandidat Roosevelts, bietet eine höhere Gewähr dafür, daß die Geschäfte des Landes in jenem echt republikanischen Geiste geleitet werden, aus dem heraus die Konstitution der großen Union geschaffen wurde. Parkers Aussichten haben sich in jüngster Zeit auch dadurch gebessert, daß zwischen den leitenden republikanischen Führern des Staates Newyork bittere Feindschaft entstanden ist. Der alte republikanische Boß Platt ist von seiner Kreatur Odell depossediert. Derartige Fehden pflegen der politischen Gegenpartei stets Nutzen zu bringen. Die Chancen, daß Parker den Staat Newyork gewinnt, sind danach entschieden gewachsen. Immerhin ist es heute noch wahrscheinlicher, daß Roosevelt Sieger bleibt.

Sir William Harcourt, ein bedeutender englischer Staatsmann der Gladstoneschen Schule, ist als hoher Siebziger gestorben. Er war ein überzeugungstreuer Führer des demokratischen Liberalismus, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die politischen Geschicke Englands zu bestimmen anfing, unbeugsamer Freihändler, ohne besonderes Talent für Parteidiplomatie, höchst wirksamer Parlamentsredner, mit echt englischem Humor. Als Schatzkanzler hat er sich ein großes Verdienst durch den Ausbau der englischen Erbschaftssteuer erworben, die heute zu den ergiebigsten Einnahmequellen der Steuerverwaltung Großbritanniens gehört. Sir William war lange Zeit hindurch der Zweite im Kommando der liberalen Partei und, während er dem Ministerium Roseberry angehörte, Leiter des Unterhauses. Mit ihm ist abermals ein wertvolles Stück politischen Altenglands ins Grab gesunken.

Kuropatkin ist aus dem Ränkespiel, das anscheinend schon seit Monaten am Zarenhof in Petersburg getrieben wurde, als Sieger hervorgegangen. Er ist jetzt endlich und endgültig zum Oberkommandierenden aller mandschurischen Truppen ernannt und von Alexejew in militärischer Hinsicht gänzlich unabhängig gemacht worden. Das hat freilich seine üble Lage einem überlegenen Kriegsgegner gegenüber bis jetzt keineswegs verbessert.

* * *

Digitized by Google

Maulkorbpolitik.

Daß „Gazetten nicht genieret" werden dürften, zu dieser Ansicht hatte sich bereits der aufgeklärte Absolutismus des achtzehnten Jahrhunderts durchgerungen. Der unaufgeklärte Bureaukratismus von heute aber scheint es für eine seiner wichtigsten Nebenaufgaben zu halten, die Gazetten zu genieren. Es ist bekannt, wie viel kostbare Kraft strebsame Landräte und eifrige Amtsvorsteher in Ostelbien aufzuwenden pflegen, wenn es sich darum handelt, einem liberalen Preßeindringling das Leben sauer zu machen. Wie viel Courage gehört schon für den Inhaber eines Dorfwirtshauses mit Schankkonzession und Tanzerlaubnis dazu, in der Gaststube auch nur eine liberale, geschweige denn eine sozialdemokratische Zeitung auszulegen! Aber auch die preußische Eisenbahnverwaltung, die durch ihr Geschäft daran gewöhnt sein sollte, etwas weniger engherzig zu denken, verfolgt der Presse gegenüber Grundsätze, an denen ein ostelbischer Junker seine Freude haben kann. Mißliebige Zeitungen dürfen durch Eisenbahnbuchhandlungen nicht verkauft werden. Der Presse großer Parteien wie z. B. der sozialdemokratischen ist der Zugang zu den Zeitungsverkaufsstellen der Eisenbahnen generell verwehrt. Aber auch über nichtsozialdemokratische Zeitungen, die sich das Mißfallen der Eisenbahnverwaltung zugezogen haben, wird gelegentlich die Sperre verhängt. Zurzeit ist es besonders die „Welt am Montag", die sich den Zorn der Eisenbahngewaltigen zugezogen hat. Derartige Maßregelungen pflegen der Verbreitung von Preßorganen in der Regel eher förderlich als hinderlich zu sein, und auch die „Welt am Montag" hat ihre enorme Verbreitung sicher in beträchtlichem Maße der ungeschickten Verfolgung durch staatliche Behörden zu verdanken. Der Reiz, der in allem Verbotenen liegt, und die Anziehungskraft, die jeder ausübt, der sich mit dem Schimmer des Martyrtums bekleiden kann, scheinen der Bureaukratie dauernd verborgen bleiben zu sollen.

Bis zu welchem Stadium von Ungeschicklichkeit man aber auf diesem Wege der Preßmaßregelung gelangen kann, dafür zeuge folgendes Erlebnis eines unserer Freunde. Dieser wollte bei einem Bahnhofsbuchhändler, der in einem der Vororte von Berlin den Zeitungsverkauf auf der Station seit vielen Jahren gepachtet hat, neben verschiedenen anderen Zeitungen auch die „Welt am Montag" abonnieren. Der Händler war bereit, ihm alle Abonnements zu vermitteln, sogar die des „Vorwärts", — nur zum Abonnement der „Welt am Montag" wollte er die Hand nicht reichen. Das „dürfe er nicht"; er riskiere sonst, mit der Eisenbahnverwaltung in Ungelegenheiten zu kommen. Daß es sich hier nicht bloß um die hysterische Besorgnis eines nervösen Zeitungsspediteurs, sondern um reale Bedenken handelte, das erwies der Händler durch die Wiedergabe sehr deutlicher Vorhaltungen, die ihm in dieser Beziehung wiederholt von „Geheimräten" gemacht seien. Derartige Eingriffe in den Privaterwerb fordern eine energische öffentliche Kritik heraus. Die preußische Eisenbahnverwaltung hat bereits durch die Art und Weise, wie sie das Verhältnis ihrer Beamten zu den Konsumgenossenschaften à la Russe zu regeln gesucht hat, gezeigt, wie sehr sie geneigt ist, ihr Verwaltungsgebiet modernen Anschauungen zu entrücken. Die unabhängige Presse erfüllt deshalb eine sehr nützliche Aufgabe, wenn sie den Maximen der preußischen Eisenbahnverwaltung eine erhöhte Aufmerksamkeit schenkt.

Uebrigens haben die Gewohnheiten der Eisenbahnverwaltung auch bei den großen Privatunternehmungen seit langem verwandte Bestrebungen ausgelöst. Oder ist die Eisenbahnverwaltung nur die gelehrige Schülerin von König Stumm und ähnlichen kapitalistischen Königen? Daß große wirtschaftliche Unternehmungen um eine „gute Presse" bemüht sind, ist eine schon ziemlich alte Erfahrung. Das Bestreben, die öffentliche Kritik günstig zu stimmen, ist ja höchst begreiflich. Dagegen ist an sich auch nichts einzuwenden, solange man bloß darauf abzielt, aufzuklären und zu überzeugen, und nicht dazu übergeht, zu bestechen und zu vergewaltigen. Wie gefährlich es ist, die öffentliche Kritik an einem ordnungsmäßigen Funktionieren zu hindern, hat nichts deutlicher erwiesen als die Geschichte des Panamakanals. Der goldene Maulkorb, den die Panamagesellschaft der französischen Presse angelegt hatte, hat dem französischen Nationalvermögen über eine Milliarde Francs gekostet und die ganze französische Republik in Erschütterung gebracht. Es gibt kaum ein größeres öffentliches Interesse, als daß die öffentliche Kritik unabhängig, wachsam und unbestechlich ist. Nun ist die Panamamethode der Fernhaltung der öffentlichen Kritik weder allenthalben anwendbar noch allenthalben üblich, aber Zuckerbrot und Peitsche spielen auch in anderen Ländern in den Beziehungen zwischen großen wirtschaftlichen Unternehmungen und der Presse keine ganz geringe Rolle. Die gewöhnlichste Form des Zuckerbrotes ist die der gutbezahlten Inserate, mit denen man Schweigsame belohnt, und die man allzu Neugierigen entzieht. Manches kritische Gewissen kann schon nach diesem Rezept eingeschläfert werden. Die Methode ist obendrein bequem und unverfänglich, da kein Unternehmer verpflichtet ist, seine Vorliebe für das eine und seine Abneigung gegen das andere Preßorgan bei der Austeilung von Inseraten näher zu motivieren. Nur das ist unbequem, daß im Schatten dieser Methode auch die Revolverpresse gedeiht, die das Herunterreißen gewerbsmäßig betreibt, bis sie in die Reihe der Inseratenkostgänger aufgenommen ist.

Das Inseraten-Zuckerbrot ist aber nur eins von vielen Mitteln, die sich einzubürgern beginnen, pour corriger la critique. Insbesondere scheint es, als ob unter den vielen bedenklichen Nebenwirkungen der Kartelle und Syndikate auch eine wachsende Tendenz zur Vergewaltigung der öffentlichen Meinung durch Benutzung des wirtschaftlichen Einflusses gerechnet werden muß. Wie stark sich diese Neigung bei den Verwaltungen unserer großen wirtschaftlichen Unternehmungen allmählich entwickelt hat, dafür nur ein Beleg, der bereits einen geradezu skurrilen Charakter trägt. Hatte sich da kürzlich ein Preßorgan herausgenommen, von gewissen Mißgriffen der Verwaltungsorgane einer großen Reedereigesellschaft Notiz zu nehmen. Die unmittelbare Folge war ein höfliches Schreiben der Verlagsabteilung dieser Gesellschaft, in dem der Administration jenes Preßorgans mitgeteilt wurde, daß man „ferner kein Interesse daran habe", jenes Organ auf den Passagierdampfern der Gesellschaft auszulegen; man bitte deshalb, die Zustellung der bisher gelieferten Exemplare hinfüro zu unterlassen. Da es sich in diesem Falle um eine Gratis-Lieferung des betreffenden Organs der öffentlichen Meinung für die Leseräume der großen Passagierdampfer jener Gesellschaft handelte, so hat der Vorgang für die davon Betroffenen einen vorwiegend anekdotischen Reiz. Aber charakteristisch ist er doch für die Art und Weise, wie manche captains of industry glauben mit der Presse umspringen zu können.

Angesichts dieser Entwicklung fällt der wirklich unabhängigen Presse in erhöhtem Grade die Aufgabe zu, bei der Kritik von ihrer unabhängigen Stellung vollen Gebrauch zu machen. Gerade solchen Preßorganen, die weder Zuckerbrot noch Peitsche zu fürchten haben, erwächst das noblle officium, kritisch dort anzufassen, wo wirtschaftliche Macht und Beziehungen zu den politischen Machthabern die Neigung zur Einschüchterung und Vergewaltigung der öffentlichen Meinung ausgebildet haben. Offene Kritik ist der Sauerteig des öffentlichen Lebens.

Theodor Barth.

Eine Apologie der Eisenzölle.

Unter dem Titel „Die Eisenindustrie in ihrem Kampf um den Absatzmarkt"*) hat kürzlich Rud. Martin, Regierungsrat im Reichsamt des Innern, welcher speziell bei den Vorbereitungen des Zolltarifs mit tätig gewesen ist, ein Buch veröffentlicht, das, wie bei seiner Stellung von vornherein anzunehmen ist, eine Ver-

*) „Die Eisenindustrie in ihrem Kampf um den Absatzmarkt" von Rudolf Martin, Leipzig, Duncker & Humblot. 7 Mark.

teidigung unserer Zollpolitik, speziell der am Schwersten zu verteidigenden Eisenzölle bezweckt.

Nach dem System von Friedrich List sind die heutigen Eisenzölle nicht mehr zu rechtfertigen, denn unsere Eisenindustrie steht technisch und wirtschaftlich dermaßen auf der Höhe, daß sie eines Erziehungszolles nicht mehr bedarf. Auch Carey sieht, ebenso wie List, den Schutzzoll nur als eine Uebergangsmaßnahme zum Freihandel an, bis sein Ideal: größtmögliche Umwandlung von Rohstoffen (einschließlich Nahrungsmittel) in Fabrikate, d. h. möglichst günstige Verwertung der nationalen Arbeitskräfte erreicht ist. Für Martin dagegen ist der Schutzzoll eine Einrichtung ohne zeitliche Beschränkung zu dem Zweck, der Industrie den inländischen Absatzmarkt d a u e r n d zu sichern (Sicherungszoll), während die Agrarzölle im überwiegenden Industriestaat die Landwirtschaft in ihrem bisherigen Umfang erhalten sollen (Erhaltungszölle). Der Sicherungszoll hat nach ihm seine größten Erfolge in Staaten mit stark anwachsender Bevölkerung und schnell fortschreitender Kultur, also den Vereinigten Staaten und Deutschland. Durch die Vergrößerung des Betriebes, Verbesserung der Technik und Wirtschaft führe der Sicherungszoll zu einer Verringerung der Produktionskosten und zur Erleichterung der Ausfuhr. Die Steigerung der deutschen Ausfuhr von 1880—1903 sei dem Zolltarif des Jahres 1879 zu danken, der der deutschen Industrie den inländischen Absatzmarkt sicherte und damit auch der deutschen Landwirtschaft den Absatz zu gestiegenen Preisen für tierische Nahrungsmittel erhalten habe. Nur der der deutschen Zollpolitik sei der wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands zuzuschreiben. „Der Zolltarif (von 1879) war eben auf der ganzen Linie für agrarische und industrielle Zolltarife das Meisterwerk eines Zolltarifs" (sic). „Die Zollpolitik des Deutschen Reiches seit dem Jahr 1879 ist frei von Fehlern (S. 91)." Bisher war freilich der Glaube an die Unfehlbarkeit auf die Person des Papstes und auf gläubige, das Denken in Glaubenssachen als sündhaft ansehende Katholiken beschränkt; jetzt aber wird diesen Konkurrenz gemacht: Bismarck war von 1879 an in Zollfragen unfehlbar, Caprivi desgleichen und Bülow ebenfalls; vivant sequentes!

Der beste Beweis für die Nützlichkeit der Sicherungszölle, für die Schädlichkeit des Freihandels ist nach Martin der enorme Aufschwung der deutschen und der nordamerikanischen Eisenindustrie, das Stagnieren der englischen. Vorbedingung des Emporsteigens sei ein großes gesichertes Absatzgebiet, wie es namentlich die Vereinigten Staaten, demnächst Deutschland habe, während Großbritannien infolge seiner Freihandelspolitik eines solchen ermangele und darüber auch sonst in seiner wirtschaftlichen und politischen Machtstellung zurückgehe.

Man sieht, der Verfasser macht sich die Beweisführung für seine Behauptungen außerordentlich leicht; post hoc, ergo propter hoc.

Der Aufschwung der deutschen Eisenindustrie ist nun aber ganz vorwiegend der Erfindung des Entphosphorungsverfahrens zu danken, welche erst die umfangreiche Verwertung der enormen Lagerstätten stark phosphorhaltiger, leicht gewinnbarer Eisenerze in Luxemburg, Lothringen, Ilsede und anderen Orten ermöglichte; nicht zu bestreiten ist, daß seinerzeit der Roheisenzoll unserer Hochofenindustrie insofern genützt hat, als man davon eine gesichertere Rentabilität erwartete, was die Investierung von Kapital in ihr erleichterte. Im übrigen war aber schon vor 1879 Deutschland ein überwiegendes Ausfuhrland von Eisen; betrug doch in diesem Jahr der Ausfuhrüberschuß der deutschen Eisenindustrie, auf Roheisen umgerechnet, bereits 706 000 Tonnen. Nichtsdestoweniger verschmäht Martin nicht das Märchen von der Ueberflutung Deutschlands mit englischem Eisen vor der Ilser Zollpolitik wieder anzuführen. Der Grund des damaligen schlechten Geschäftsganges in der deutschen Eisenindustrie war aber der Rückgang des Verbrauchs infolge der Einschränkung des Eisenbahnbaues nach den Gründerjahren; sank er doch von 2 954 000 Tonnen im Jahre 1873 auf 1 520 000 Tonnen im Jahre 1879. Aber die Zahlen vor 1880 existieren für die von Martin beigebrachte Statistik nicht.

Ebenso unrichtig ist die Behauptung von dem ununterbrochenen Aufschwung der deutschen Eisenindustrie seit Inauguierung der Zollpolitik. 1880 hatte er seine Ursache nicht in den Zöllen, sondern in dem enormen Schienenbedarf der Vereinigten Staaten und in den Anschaffungen der deutschen Bahnen, die sich nicht länger hinausschieben ließen; aber bereits 1882 verschwindet er mit seinen Ursachen, um bis 1887 einer schweren Depression Platz zu machen; von 1888 an beginnt wohl wieder ein Aufschwung, der aber bereits 1890 sein Ende erreicht, sodaß die Eisenindustrie bis nach Abschluß des russischen Handelsvertrags im Jahre 1894 schwer darniederliegt; erst die Krönung des Handelsvertragswerks durch letzteren bringt auch dieser Industrie eine Stetigkeit der Prosperität, die bis 1900 andauert und erst in der durch Ueberspekulation, Ueberproduktion und Unsicherheit bezüglich der künftigen Handelsbeziehungen hervorgerufenen Krisis ihr Ende erreicht.

Kein besonderes Kunststück ist die Polemik gegen die Prophezeiungen der dogmatischen Freihändler über die Schädlichkeit der Eisenzölle für die Eisenindustrie selber. Prophezeien ist ein sehr unsicheres Geschäft, und deshalb wäre es auch für Martin, der das Nichteintreffen der freihändlerischen Voraussagungen so eingehend dargelegt, wohl klüger gewesen, wenn er sich auf Prophezeiungen nicht eingelassen hätte; aber darin ist er ganz ungeniert, und ich glaube, die Tatsachen werden ihn einst mindestens ebenso desavouieren, wie die Freihändler von 1879. Diese übersahen damals, daß einer Industrie, die weit über den heimischen Bedarf hinaus produziert, der Zoll nichts nutzen kann, da die innere Konkurrenz die Preise drückt, so lange dieselbe nicht durch Kartelle ausgeschlossen ist. Daß der deutsche Markt durch diese monopolistisch beherrscht wird, ist aber erst sehr neueren Datums, in der Eisenindustrie herrschen sie eigentlich erst seit 1898/99; erst mit der 1904 erfolgten Gründung des Stahlwerksverbandes kann man von einem Monopol in Roheisen und Halbzeug sprechen, und selbst das ist ein beschränktes, da noch einige Outsider existieren. Die schädlichen Wirkungen der Schutzzollpolitik konnten also erst mit der wirksamen Kartellierung, nicht mit einigen vorangegangenen Versuchen dazu eintreten, und um darüber ein abschließendes Urteil zu fällen, ist die Zeit zu kurz. Ich bin übrigens der Meinung, daß auch in Zukunft die Eisenzölle nicht zur technischen Rückständigkeit der Eisenindustrie zu führen brauchen, da man ja auf den ungeschützten auswärtigen Märkten noch dem bedeutenden Wettbewerb des Auslands begegnet. Die Gefahr liegt weit mehr in der durch die Zölle bewirkten außerordentlichen Betriebskonzentration, die den Ausschluß zahlreicher technischer Kräfte im Gefolge hat. Nach den hochbedeutsamen Ausführungen Dr. Kollmanns (vergleiche auch Nr. 50 und 51 des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift) hat die Ausstellung in St. Louis dies in Amerika bereits in sehr bedenklicher Weise gezeigt.

Den Tatsachen völlig widersprechend ist es ebenfalls, wenn Martin der Schutzzollpolitik auch die Verbilligung der Produktionskosten zuschreibt. Wenn er zu diesem Zweck S. 258 anführt, daß „1878 im Ruhrgebiet die Selbstkosten für eine Tonne Bessemer-Roheisen sich auf 65 bis 67 Mark beliefen, während sie sich in der Gegenwart bei Roheisen für den basischen Bessemerprozeß auf 52 bis 53 Mark stellen, sich also in Deutschland eine außerordentliche Erniedrigung der Produktionskosten vollzogen" habe, so wirkt dieses Taschenspielerkunststückchen für den Fachmann höchstens erheiternd, denn die Selbstkosten von Bessemer-Roheisen und von Thomasroheisen (basischer Bessemer Prozeß) sind zwei völlig unvergleichbare Dinge. Abgesehen vom Brennmaterialaufwand, der für Bessemer-Roheisen des erforderlichen hohen Siliziumgehalts wegen ohnehin wesentlich größer ist, müssen die erforderlichen Erze nach Deutschland mit erheblichen Frachtkosten aus dem Ausland bezogen werden, da Deutschland eben an phosphorfreien Erzen ebenso arm, als an den für den Thomasprozeß geeigneten, hochphosphorhaltigen reich ist. Martin, der die Verhandlungen der Kartellenquetekommission so genau kennt, müßte daraus doch entnommen haben, daß von den Roheisenproduzenten in jeder Weise die Steigerung ihrer Selbstkosten behauptet wird, daß die von mir angegebenen niedrigeren wohl vor 15 bis 20 Jahren bestanden hätten, heut aber sehr viel höher wären. Freilich Interessentenangaben soll man stets mit größter Vorsicht begegnen; sie sind je nach dem Zweck, zu dem sie gegeben werden,

grundverschieden. Es ist einer der wesentlichsten Fehler des Martinschen Buches, daß es sie ohne Kritik stets als Tatsachen hinnimmt.

Der größte Wert der Schutzzollpolitik besteht nach Martin darin, daß sie dem zollgeschützten Land zu einer glänzenden wirtschaftlichen Entwicklung und damit auch zur politischen Macht verhilft, das Land, gegen das man sich schützt, schwächt und schädigt. „Die eiserne Kontinentalsperre", durch welche alle andern Länder sich gegen die Invasion englischen Eisens abschlossen, soll Englands wirtschaftliche und politische Vormachtstellung zugunsten Deutschlands und der Vereinigten Staaten beseitigt haben. Ohne deren Eisenzölle würde England den ganzen Eisenmehrbedarf der Erde gedeckt haben, so habe es seine Eisenindustrie im Verhältnis zu der der andern Länder nur wenig zu steigern vermocht, da ihm der Markt für seine Mehrproduktion verschlossen gewesen sei.

Es kann nun ebenso wenig geleugnet werden, daß man mit Schutzzöllen eine Spezialindustrie rascher zur Entwicklung bringen kann, als ohne diese, wie daß die Zollabsperrung die betr. Industrie der bisherigen Exportländer schädigt, zum Teil eine Auswanderung derselben in die zollgeschützten Länder verursacht. Aber, wo die natürlichen Vorbedingungen für eine Industrie gegeben sind, wo die Bevölkerungszunahme den Uebergang vom Agrar- zum Industriestaat nach sich zieht, wird auch ohne Schutz diese industrielle Entwickelung eintreten, wie denn das auch vor 1879 der Fall war.

Martin geht nun von der Ansicht aus, daß die Beschaffenheit der Clevelanderze England mindestens in demselben Maße wie Deutschland zur Anwendung des Thomasprozesses befähigt hätte; das ist aber ein Irrtum; der Phosphorgehalt der Clevelanderze reicht nicht aus, um das daraus erblasene Roheisen im basischen Verfahren zu verarbeiten; man müßte die phosphorreichsten Partien gemeinsam mit sehr phosphorreichen ausländischen Erzen verschmelzen, wodurch aber die Produktionskosten wesentlich steigen und die der großen deutschen Eisenreviere, vornehmlich Lothringens, Luxemburgs und Ilsedes übertreffen würden. Dabei ist zu bemerken, daß die dem Bericht von J. St. Jeans entnommenen deutschen Selbstkosten ganz erheblich zu hoch gegriffen sind. Aber auch die Erzvorräte Großbritanniens, das ohnehin das am stärksten Eisenerz importierende Land ist, hätten garnicht ausgereicht, den Weltbedarf an Eisen zu decken. Sich auf die ungeheuren Mengen armer Erze in England zu stützen, ist eben nicht angängig, denn wollte man diese verhütten, so würden die Selbstkosten enorm steigen. Martin sagt nun aber im ersten Kapitel selbst: „Sind in einem Lande die Grundbedingungen für die Eisenindustrie, gute Kohlen und gute Eisenerze reichlich vorhanden oder leicht zu beschaffen, so kann es sich nur darum handeln, die genügende Nachfrage nach Eisen und Stahl hervorzubringen und das Entstehen einer Eisenindustrie ist gesichert."

Die Grundbedingungen waren in den Vereinigten Staaten wie in Deutschland sehr reichlich vorhanden, und die Nachfrage kam mit dem Bevölkerungszuwachs, mit der weiteren Entwicklung des Bahnbaues, mit der Verteuerung des Holzes usw. Damit war das Anwachsen der Eisenproduktion dieser Länder mit oder ohne Schutzzoll bedingt; und die von Martin aufgemachte Rechnung, daß ohne die „eiserne Kontinentalsperre" England den ganzen Weltbedarf gedeckt hätte, kann man nur als Milchmädchenrechnung bezeichnen.

Um den wirtschaftlichen Rückgang Großbritanniens unter dem Freihandelssystem darzulegen, wendet Martin eine reizende Methode an. „Seit dem Jahr 1850 ist der Verbrauch an Roheisen pro Kopf in Großbritannien noch nicht um das $2^1/_2$fache, in Deutschland dagegen fast um das 16fache, in Amerika nahezu um das 8fache gestiegen." Nun beträgt derselbe aber in den Vereinigten Staaten mit ihrem Riesenbedarf für Eisenbahnzwecke 225 kg pro Kopf, in Deutschland 164,7 kg und in Großbritannien 190,4. In letzterem Land, das seit langem ein äußerst dichtes Bahnnetz besitzt, für Bahnneubauten also nur minimale Mengen verbraucht, ist trotzdem der Eisenverbrauch pro Kopf viel höher, als in Deutschland. Herr Martin ist wahrscheinlich auch der Meinung, daß, weil die prozentuale Gewichtszunahme eines jungen Mannes von 20 Jahren nicht so groß ist wie die eines Säuglings, das bei jenem ein Zeichen von Dekadence sei!

Um aber die deutsche Entwicklung des Eisenverbrauchs seit der Schutzzollpolitik in ein recht helles Licht zu stellen, wird in der Tabelle S. 71 der Verbrauch für 1861—64, dann aber erst von 1880 mit 39,3 und von 1890 mit 81,7 kg angegeben; die siebziger Jahre bis 1873 betrug er bereits 71 kg, also nahezu so viel wie 1902 (76 kg) — die ungünstigen Jahre 1882—1888 werden auch ausgelassen und erst das Hochkonjunkturjahr 1890 wird wieder ausgewählt.

Mit so zusammengestellten Tabellen kann man ja alles beweisen, was man will, nur beweist man damit garnichts.

Aber selbst in der Entwicklung seiner Flotte bleibt nach Martin England hinter Deutschland zurück. S. 142 schreibt er: „Seit dem Jahre 1880 bis zum Jahre 1902 hatte sich also die britische Flotte, die unter den allergünstigsten Verhältnissen sich entwickeln kann, nur um 53,8 Prozent vermehrt, während die deutsche Handelsflotte sich um 100 Prozent vergrößerte."

Nun weist in diesem Zeitraum die britische Handelsflotte eine Vermehrung ihrer Tonnage um 3,5 Millionen Tonnen, die deutsche nur um 1,1 Millionen Tonnen, also noch nicht um den dritten Teil des Zuwachses der englischen Flotte auf! Herr Martin hat mit seiner Prozentberechnung trotzdem recht; er würde freilich von einem Land, das seine Tonnage von 10 auf 100 t gesteigert hätte, mit demselben Recht sagen können, daß sie sich um 1000 Prozent, die englische nur um 53,8 vermehrt hätte, aber solche Schlüsse daraus zu ziehen, wie er tut, ja schon eine solche Rechnung aufzustellen, ist alles andere nur nicht wissenschaftlich — zart ausgedrückt, statistischer Unfug.*)

In ganz gleichem Geiste wird die englische, deutsche und amerikanische Handelsstatistik verglichen und dabei vollständig übersehen, daß die englische Zahlungsbilanz die günstigste von allen Ländern der Welt ist, daß ein Land, das seine Handelsflotte in dieser Weise vermehrt, natürlich seine Ausfuhr nicht entsprechend steigern kann, daß die Bruttofrachten, die das Ausland England zahlen muß, doch für seine Bilanz denselben Wert haben, wie eine entsprechende Warenausfuhr. Uebersehen werden die Gewinne, welche England aus seinen Kolonien zieht, ebenso wie die, die es als Kapitalgeber und als Zahlungsvermittler der Welt erhält. Ist doch selbst in dem Rückgang der englischen Ausfuhr mancher industriellen Artikel bisweilen nur ein Zeichen wachsenden Reichtums, steigender Konsumkraft der eigenen Bevölkerung zu erblicken.

Es gehört wirklich schon eine ganz eigenartig gefärbte Brille dazu, um den wirtschaftlichen und erst gar den politischen Verfall des britischen Reiches zu sehen. Ich bin gewiß nicht blind dagegen, daß England sowohl in der chemischen wie in der elektrischen Industrie hinter Deutschland zurückgeblieben ist; das liegt aber teils an der mangelhaften Ausbildung seiner Ingenieure, zum größeren Teil an dem Fehlen des Handinhandarbeitens von Wissenschaft und Industrie, das in Deutschland die großen Erfolge gezeitigt hat; mit dem Freihandel hat das nichts zu tun, wie denn auch gerade bei uns die ungeschützten oder so gut wie ungeschützten Industrien: die Teerfarbenindustrie, die Elektrochemie, der Schiffbau, die Elektrotechnik den glänzendsten Aufschwung zeigen.**)

*) Genau ebenso verfährt Martin beim Vergleich der Maschinenausfuhr (S. 214), die von 1880—1903 bei den Vereinigten Staaten um 750 Prozent, bei Deutschland um 586 Prozent und bei Großbritannien nur um 117 Prozent dem Werte nach gestiegen ist. Die Zunahme der Maschinenausfuhr betrug nun bei den Vereinigten Staaten 240 000 t, bei Deutschland 181 000 t, bei England aber 270 000 t! Angesichts dieser Statistik ruft Martin aus: „Warum ist denn die Statistik aller Länder einig in der Verneinung aller Lehren des Freihandels?"

**) Freilich nach Martin hat das alles seinen Grund allein im Schutzzoll, sogar die Zunahme der deutschen Flotte; sagt er doch S. 142: „Jeder Deutsche weiß, daß diese glänzende Vermehrung der deutschen Handelsflotte in weitem Umfange der persönlichen Förderung Kaiser Wilhelms II. zu verdanken ist. Sie wäre aber nicht möglich gewesen, wenn nicht die deutsche Handelspolitik auf einem genügenden industriellen und agrarischen Zollschutz beruht hätte."

Na wenn es die Hamburger und Bremer Reeder jetzt noch nicht einsehen!

Digitized by Google

Wie aber gar jemand einen Rückgang der politischen Machtstellung Englands herauszufinden vermag, ist für einen gewöhnlichen, an normales Denken gewöhnten Sterblichen nicht zu begreifen. Mit Bewunderung, ja mit einem gewissen Gefühl von Neid muß man auf die großen Erfolge Englands in Afrika und Asien blicken; niemals dürfte es eine Zeit gegeben haben, in der es reicher und mächtiger war als heute.

Natürlich geht Martin auch auf die Kartellbildung und auf die Betriebskonzentration in der Eisenindustrie ein. Daß erstere die Zölle zur Voraussetzung hat, wird von ihm im wesentlichen zugegeben, wenn er auch freilich meint, daß wenn in der englischen Eisenindustrie sich der richtige Mann gefunden hätte, auch diese längst syndiziert wäre. Aber die Zölle verteuern nach ihm nur den kleinsten Teil der Produktion; die Vorwürfe, die man den Zöllen und Kartellen macht, sind daher ungerechtfertigt. Die Produktion der deutschen Hochofenwerke beträgt zehn Millionen Tonnen Roheisen, aber nur etwa eine Million gelangt in die Hände der Roheisensyndikate:

„Auf diese 10 Prozent können die Kartelle ihren preissteigernden Einfluß erstrecken; die übrigen 90 Prozent wandern fast ganz direkt in das Stahlwerk der das Roheisen herstellenden gemischten Werke"

und weiterhin:

„Ebenso gelangt nur ein kleiner Teil des im Deutschen Reiche produzierten Halbzeugs in die Hand des Halbzeugverbandes. Der überwiegende Teil des Halbzeugs wird von den Halbzeugproduzenten selbst verbraucht."

Martin übersieht hier vollständig, daß Deutschland nicht bloß aus den Produzenten von Roheisen- und Halbzeug und den direkten Weiterverarbeitern besteht; er übersieht, daß die gemischten Werke infolge der Kartellierung fast aller Eisenfabrikate in deren Preisen auch die Zölle dafür ausnutzen, während beispielsweise die reinen Walzwerke durch das Hochhalten von Kohle, Roheisen, Halbzeug durch die Kartelle konkurrenzunfähig werden. Daß den Eisengießereien, Konstruktionswerkstätten, Maschinenfabriken, Schiffswerften, daß der ganzen großen Schar der Konsumenten in Deutschland das Eisen durch die Zölle und Kartelle verteuert wird, ist ihm nicht klar oder „quantité négligeable"; ja das erscheint ihm vorteilhaft, wenn es damit nur gelingt, die Ausfuhr zu billigeren Preisen zu forzieren. Mit welcher Leichtigkeit er über diese schwerwiegenden Fragen hinweghüpft, zeigt am besten folgende Stelle (S. 177):

„Die zwischen den Auslandspreisen und Inlandspreisen bestehende Unstimmigkeit kann auch keine sehr große gewesen sein, denn wir wissen aus den vorstehenden Kapiteln, daß die deutsche Eisenindustrie und die gesamte Volkswirtschaft gerade in den letzten zehn Jahren während des Bestehens der Kartelle einen außerordentlichen Aufschwung genommen haben.

Schon aus diesem Grund wird niemand erwarten, daß wir der großen Zahl der Klagen nachgehen."

Von Interesse ist, daß Martins Ausführungen über die Kartelle noch ganz auf dem vorjährigen Standpunkt der Minister Möller, Rheinbaben, Posadowsky stehen, deren parlamentarische Aeußerungen voll des Lobes über die Weisheit und den Segen der Kartelle er zitiert. Heut hat sich dort der Wind etwas gedreht, wie die Hiberniaaffäre gezeigt hat; doch das konnte Martin bei Abfassung seines Buches noch nicht wissen.

„Die Schutzzölle begünstigen das Entstehen der Kartelle. In noch viel höherem Maße aber begünstigen sie das Entstehen der großen gemischten Werke" (S. 220).

Es ist erfreulich, daß hier von hochschutzzöllnerischer Seite zugegeben wird, daß der Schutzzoll nicht dem Schwachen, sondern dem Starken nützt; und da die großen gemischten Werke doch durch Unterdrückung der kleineren selbständigen Werke entstehen, so wird damit implicite zugegeben, daß der Schutzzoll zur Unterdrückung der Kleinen führt.

Für Martin liegt in dieser Wirkung kein Nachteil: „Das Nationalvermögen ist dann am besten verteilt, wenn es derartig verteilt ist, daß es die größtmögliche Leistung der nationalen Produktion mit den geringsten Kosten, also die höchste Steigerung des Volkseinkommens herbeiführt." Das Ideal sind ihm Kapitalanhäufungen in einer Hand wie bei Carnegie, Morgan, Krupp, Thyssen. Auf der anderen Seite erscheint es ihm als etwas ganz besonders Erwähnenswertes, wenn auf westdeutschen großen Eisenwerken jüngere Meister auf 1500—2000 Mark, ältere Werkmeister auf 2000—2500 Mark p. a. kommen!

„Wer Sozialreform will, muß Schutzzöllner und nicht Freihändler sein", sagt Martin, und er begründet das damit, daß die Löhne der gelernten Arbeiter in der Eisenindustrie Westfalens sich wenig von denen Großbritanniens unterscheiden, d. h. also nur wenig niedriger sind. Er übersieht nur, daß der Arbeiter sich in dem Freihandelsland England für den gleichen Lohn sehr viel besser ernähren kann, als bei uns. Auf die großen Arbeitermassen wird er mit jenem Satz sicher wenig Eindruck machen.

Es ist natürlich im Rahmen eines solchen Aufsatzes unmöglich all die irrigen Voraussetzungen, schiefen Darstellungen und falschen Schlüsse dieses 332 Seiten starken Buches zu widerlegen; dazu müßte man ein Buch von mindestens gleicher Dicke schreiben.

Selbst wenn man zugeben wollte, daß durch Schutzzölle die höchste Steigerung der industriellen Entwicklung und der Ausfuhrfähigkeit zu erzielen wäre — Martin behauptet das, den Beweis ist er vollständig schuldig geblieben — so muß man sich doch sagen, daß ein so entwickeltes Land von Jahr zu Jahr mehr auf die Ausfuhr angewiesen ist. In dem Maß aber, in dem die anderen Länder ihre Industrie auf dieselbe Weise durch Absperrung gegen die Einfuhr zu entwickeln suchen, wird der Vorteil des Ausfuhrlandes illusorisch. Dann würden wir den rückläufigen Weg gehen, den nach Martins Meinung England gegangen ist, ohne gleichzeitig die Vorteile zu haben, die diesem seine maritime Lage, seine großen Kolonien schließlich für große Industriezweige und den Handel seine Freihandelspolitik biete.

Der Kampf um den Absatzmarkt ist gewiß nicht nur für die Eisenindustrie, sondern für jede Industrie von der größten Bedeutung, nur ist dieser auf dem heimischen Markt stets am leichtesten, und deshalb erweist sich für eine leistungsfähige Industrie ein Schutz desselben als überflüssig, für das ganze Land aber als nachteilig; denn der großen Mehrzahl kann der Schutz nichts nützen, da die innere Konkurrenz ihn illusorisch macht; er nützt nur wenigen kartellierten Großindustrien, die den weiter verarbeitenden das Material verteuern, die Kaufkraft im Inland schwächen, die Ausfuhr der verfeinerten Artikel erschweren.

Der Kampf um den Absatzmarkt muß auf den auswärtigen Märkten geführt werden, aber nicht mit Kartellexportprämien, sondern mit Handelsverträgen, die die Absatzverhältnisse der deutschen Industrie erleichtern und sichern; daß dazu der neue Zolltarif das geeignete Mittel sei, glaubt man — trotz Martin — selbst in den Kreisen der Eisenindustrie nicht einmal.

Wir haben durch Jahrzehnte aus den Kreisen der Zuckerindustrie die Lehre von der unbedingten Notwendigkeit der deutschen Zuckerzölle und Exportprämien gehört; es war derselbe Gedankengang, mit dem Martin heut die Eisenzölle verteidigt. Nachdem sie vor 1½ Jahren gefallen sind, gibt es selbst in der Zuckerindustrie kaum jemanden mehr, der die früheren Verhältnisse zurücksehnte. Und so würde es mit den Eisenzöllen gehen, wenn diese wie die Zuckerzölle international geregelt oder beseitigt würden.

Cui bono? fragt man bei der Lektüre des Martinschen Buches. Um die deutsche Zollpolitik zu beeinflussen, ist es überflüssig; die Freihändler erklärt Martin für harmlose ungefährliche Leute, die nie Einfluß auf unsere Politik gewinnen werden; er kann aber auch nicht annehmen, daß sie sich durch seine Deduktionen überzeugen lassen; hat doch das ganze Buch keinen wissenschaftlichen, sondern lediglich einen agitatorischen Charakter.

Für die Agitation kann es aber zur Zeit nur in England Verwendung finden; es soll denn auch eine englische Ausgabe vorbereitet sein. Martin selbst sucht nachzuweisen, daß England von Eisenzöllen, nicht die Vorteile haben würde, die er Deutschland und den Vereinigten Staaten davon zumißt, weil es sich auch mit seinen Kolonien keinen großen geschützten Absatzmarkt verschaffen könne. Das wird den fair traders in England, die

Digitized by Google

ja die Vorzugsstellung des Mutterlandes in den Kolonien erstreben, wenig einleuchten. Mit um so größeren Behagen werden sie aber alles für ihre Agitation verwerten, was über den Niedergang Englands, über das Aufsteigen Deutschlands und der Vereinigten Staaten als Folge des Schutzzollsystems gesagt wird.

Bisher hat man es in Deutschland nicht als unsere Aufgabe angesehen, den Chamberlainismus zu fördern; das blieb Herrn Martin vorbehalten; daß er es beabsichtigt hat, ist freilich nicht anzunehmen.

Breslau. Georg Gothein.

Ein Vorstoß in der Wohnungsfrage.

Non multa, sed multum! Nicht vieles und vielerlei, sondern viel! Das ist eines der weisesten Worte und es hat auch im Völkerleben seine Geltung. Nicht darauf in erster Linie kommt es an, daß mit geschäftiger Emsigkeit hundert kleine Dinge geschehen, sondern darauf, daß die großen Grundlagen, auf denen das Volksleben ruht, gesund und gut sind, und darauf, daß sie, um das zu bleiben, rechtzeitig entsprechend den veränderten Verhältnissen und Bedürfnissen mit entschlossener Hand geändert und fortgebildet werden. In der Wohnungsreform stehen wir vorderhand noch im Zeichen des „multa“ und nicht des „multum“: durch rastlose und in hohem Grade rühmenswerte Bemühungen zahlreicher vortrefflicher Männer und Frauen — Beamte und Nichtbeamte — ist an vielen Orten und Bezirken Vortreffliches geleistet, aber an der großen einheitlichen und gründlichen Reformaktion, die wir so dringend brauchen, fehlt es noch immer.

Oder brauchen wir sie etwa nicht? Man frage die Aerzte, und man wird von ihnen hören, daß die Tuberkulose in den überfüllten, in den feuchten und lichtlosen Wohnungen noch immer den besten Nährboden findet; daß das zarte Kindesalter in ihnen um die besten Entwicklungsmöglichkeiten gebracht und die Säuglingssterblichkeit ungemein gefördert wird. Man frage die Geistlichen, die Armenpfleger, die Richter, die Staatsanwälte, und sie werden, soweit sie sich näher mit der Sache befaßt haben, bekennen, daß die Enge der Wohnungen, das schreckliche Aufeinandergepreßtsein verschiedener Geschlechter, von Jung und Alt, von Familienzugehörigen und Familienfremden tausendfältig die Sitten untergräbt, das Schamgefühl tötet, und die Ehen zerstört, sodaß am letzten Ende auf der Anklagebank gesühnt werden muß, was zum großen Teil Schuld der Gesellschaft ist. Man frage endlich die Künstler und alle, die Licht und Schönheit, Kunst und Freude lieben, und sie werden aussagen, daß unsere Städte mit ihren langen öden Reihen von Mietskasernen, mit ihrem Mangel an Grün und ihrer schrecklichen Absperrung von dem Mutterboden der freien Natur und seinen unschuldigen und gesunden Freunden ein wahres Grab künstlerischer Kultur sind.

An der Notwendigkeit umzuändern, und zwar gründlich, kann man also nicht zweifeln, und eigentlich wird an ihr auch nicht mehr so sehr gezweifelt. Aber was noch fehlt, das ist der feste Wille, sich nicht mit Flickarbeit da oder dort zu begnügen, sondern eine ganze und einheitliche Reformaktion zu unternehmen, eine Reformaktion, die an Bedeutung mindestens der Arbeiterversicherung gleichzukommen hätte.

Vom 16. bis 19. Oktober d. J. findet nun in Frankfurt a. M. ein I. Allgemeiner Deutscher Wohnungskongreß statt. Tagungen, auf denen die Wohnungsfrage oder einzelne Teile von ihr erörtert worden sind, hat es allerdings auch vorher schon gegeben, aber allmählich sind die Reformbestrebungen auf diesem Gebiete doch derart angewachsen, daß eine eigene, ausschließlich diesen Dingen gewidmete Zusammenkunft als ein wirkliches Bedürfnis erscheint. Schon vor etwas mehr als zwei Jahren hatten wir in Deutschland etwas Aehnliches. Damals tagte in Düsseldorf im Juni der VI. Internationale Wohnungskongreß, und er hat sicherlich viel Gutes gestiftet. Aber es liegt auf der Hand, daß auf diesem Teilgebiet der Sozialpolitik noch mehr als auf andern die nationalen Bestrebungen vor den internationalen weitaus den Vorrang zu beanspruchen haben, und daß eine internationale Erörterung der Wohnungsreform einen in ziemlich hohem Grade akademischen Charakter tragen muß. Somit darf man wohl sagen, daß die Zeit für nationale Wohnungskongresse für das ganze Reich bei uns gekommen ist, und daß von ihnen, eine richtige Leitung vorausgesetzt, gutes erwartet werden darf.

Die erste Aufgabe eines solchen Deutschen Wohnungskongresses muß offenbar die sein, den noch wenig entwickelten Sinn für eine große und einheitliche Reformaktion zu stärken und zu kräftigen, das allgemeine Gefühl von der Unzulänglichkeit der bestehenden Wohnungsverhältnisse in den festen Willen zu gründlicher Abhilfe umzusetzen. Auf dem bevorstehenden Frankfurter Kongreß werden dieser Aufgabe verschiedene Mittel dienen. Zunächst ist ein „Generalbericht über den Stand von Wohnungsfrage und Wohnungsreform in Deutschland,“ erstattet von drei Referenten, vorgesehen; dabei wird auch die interessante Frage, inwieweit sich unsere Wohnungsverhältnisse seit den siebziger Jahren verbessert oder verschlechtert haben, zur Erörterung kommen. Auf diese Einleitung folgt dann der erste eigentliche Hauptstoß, das Thema: „Die Aufgaben von Reich, Staat und anderen öffentlich-rechtlichen Körperschaften in der Wohnungsfrage,“ (unter besonderer Berücksichtigung des preußischen Wohnungsgesetzentwurfs und des Vorgehens des Reiches). Die Referenten hier sind: Privatdozent Dr. Sinzheimer-München und Reichstags- und Landtagsabgeordneter Dr. Jäger-Speyer. Ein besonderes Interesse gewinnt dieser Gegenstand noch dadurch, daß ja vor kurzem der Entwurf eines preußischen Wohnungsgesetzes veröffentlicht worden ist. Sicher wird es zu einem lebhaften Meinungsaustausch darüber kommen; welche Stellung man ihm gegenüber einzunehmen habe, und welches die Aufgaben des Reichs, welches die der einzelnen Staaten, der Gemeinden usw. in der Wohnungsfrage seien; aber es ist zu hoffen, daß man sich auf das alte, gute Wort, daß man das eine tun und das andere nicht lassen soll, einigen wird.

Der preußische Entwurf bringt bezüglich der Bauordnungen und der Bebauungspläne, der Tragung der Straßenkosten und dergleichen und namentlich betreffs der Wohnungspflege und Wohnungsaufsicht immerhin so viel Wertvolles, daß es trotz mannigfacher Bedenken im einzelnen doch dringend wünschenswert erscheint, daß er nicht auf die lange Bank geschoben, sondern bald mit einzelnen Aenderungen zur gesetzlichen Wirklichkeit werde. Aber andererseits genügt dieser Entwurf freilich bei weitem nicht. An der großen positiven Aufgabe, der Förderung der Bautätigkeit durch Bereitstellung genügender Geldmittel und Organisierung des Kleinwohnungsbaues da, wo es daran fehlt, sowie weiter an allem, was zu der so entscheidenden Bodenfrage gehört, geht er fast ganz vorbei. Es bleiben also, auch wenn man von allem andern absieht, noch genug große Tätigkeitsgebiete für andere Faktoren, namentlich für das Reich übrig, und es wird sich voraussichtlich nach wie vor und wohl noch stärker als bisher das Verlangen erheben, daß trotz des preußischen Entwurfs und neben ihm eine große, umfassende Reformaktion eingeleitet, und zu diesem Zwecke vor allem erst einmal die ja auch schon vom Reichstage wiederholt verlangte Reichskommission zur Regelung der Wohnungsfrage eingesetzt werde.

Aber wer den Willen zur Tat erwecken will, darf sich nicht nur an den Verstand wenden, er muß vor allem auch die Leidenschaft zu entzünden suchen. Einen Versuch, auch an sie zu appellieren, soll auf dem Kongreß die große öffentliche Schlußversammlung am Abend des zweiten Verhandlungstages darstellen. Hier werden hintereinander in kurzen Ansprachen fünf anerkannte Redner das Thema: „Wohnungsfrage und Volkswohl“ behandeln: zuerst der ehemalige Arzt und jetzige Nationalökonom Dr. Franz Oppenheimer-Berlin und nach ihm Professor Dr. Neißer-Frankfurt a. M., beide speziell das Thema „Wohnungsfrage und Volkskrankheiten“ erörternd, der eine

mehr die akute, der andere mehr die chronische Seite der Sache. Der Generalsekretär des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, J. Gonser-Berlin, wird dann über „Wohnungsfrage und Alkoholismus" reden. Das Spezialgebiet „Wohnungsfrage und Familie", wird behandelt von einem der besten Redner des Dominikanerordens, Pater Dalmatius, und von D. Friedrich Naumann. Wie man sieht, herrscht auch eine weitgehende Parität bei dieser Kongreßveranstaltung und ein erfreuliches Zusammenwirken der verschiedensten parteipolitischen und volkswirtschaftlichen Richtungen.

Indeß: man muß nicht nur wollen, man muß auch wissen was man will. Die Wohnungsreform ist ein recht schwieriges Gebiet, und man kann keineswegs sagen, daß auf allen ihren Einzelfeldern bereits hinreichende Klarheit über Notwendigkeit und Durchführbarkeit herrschte.

Einigermaßen abgeklärt sind die Meinungen über die eine große Abteilung der Wohnungspolitik, über die mehr repressiven Maßregeln, also namentlich über Wohnungsaufsicht, Wohnungsämter, Wohnungspflege und dergl., und darüber wird denn auch der Kongreß nicht im einzelnen verhandeln.

Viel weniger geklärt und doch außerordentlich brennend sind die Fragen auf dem zweiten großen Gebiete der Wohnungsreform, der Förderung und Organisierung der Bautätigkeit, namentlich in bezug auf kleine Wohnungen. Darüber allerdings ist man sich wohl so ziemlich einig, daß die gewerbliche Bautätigkeit und der gewöhnliche private Hausbesitz, denen bisher die große Aufgabe der Wohnungserstellung für die immer wachsenden Massen unseres Volkes im wesentlichen zugefallen ist, nicht genügen, daß vielmehr trotz mannigfacher Ergänzungen durch Baugenossenschaften und dergl. die Dinge „so nicht weiter gehen". Aber über das Wie der Abhilfe sind die Meinungen doch noch recht geteilt. Indeß kristallisiert sich als besonders wichtig doch allmählich einiges heraus. Vor allem einmal, daß der öffentliche Kredit in irgend einer Weise für die Bedürfnisse der Reformbautätigkeit herangezogen werden muß, und zwar speziell für die letzten 40 Prozent des Haus- und Grundstückswertes. An den Schwierigkeiten und Kosten der Beschaffung des letzten Baugeldes bezw. der letzten Hypotheken scheitern eben gar zu leicht die besten Bemühungen. Die bekannten bösen Erfahrungen, die man neuerdings mit den privaten Hypothekenbanken gemacht hat und die Neigung unserer Zeit zur Ausdehnung der genossenschaftlichen und der ganz oder halb öffentlich-rechtlichen Einrichtungen überhaupt, kommen der Inanspruchnahme eines mehr öffentlichen Kredits zu Hilfe. Sodann zeigt es sich auch je länger je mehr, daß die Organisation der privaten gewerblichen Bautätigkeit starker Korrekturen und Ergänzungen bedarf, um befriedigend zu arbeiten. An kleinen Orten versagt sie nicht selten ganz, in Zeiten sehr angespannter industrieller Tätigkeit größtenteils. Die Folgen sind dann Wohnungsmangel, Mietssteigerung, Häuserspekulation und dergl. mehr, worauf natürlich der Rückschlag nicht auszubleiben pflegt. Daß durch ihn die besonderen Interessen der Hausbesitzer schwer getroffen werden, sollte auch diesem Stand billigerweise ein wirksames Interesse an einer Reform der Verhältnisse einflößen. Auf dem Kongreß werden alle diese Dinge ausführlich behandelt werden, denn der ganze zweite Verhandlungstag ist dem Thema „Wohnungserstellung und Kapitalbeschaffung" gewidmet. Zuerst kommt unter diesem Titel ein zusammenfassendes Hauptreferat und sodann in einigen Einzelvorträgen die Darstellung der zurzeit wichtigsten Reformversuche und -Projekte. Bei dem ganzen wird voraussichtlich insbesondere die Idee lebhaft vertreten werden, die Invaliditäts- und Altersversicherungsanstalten, die sich bisher schon in einigen Bezirken zu wahren Zentralstellen zur Förderung der Reformbautätigkeit entwickelt haben, amtsmäßig mit dieser Förderung zu betrauen. Man kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß diese vielleicht die beste, das ganze Reich umfassende Lösung der Frage wäre, namentlich da ihr auch weder politisch noch organisatorisch große Schwierigkeiten entgegenstehen und da dann in allen Landesteilen unter voller Berücksichtigung der örtlichen Eigentümlichkeiten auf dem Wege praktischen Versuches vorgegangen werden könnte.

Vielleicht wird mancher bedauern, daß die dritte so wichtige und entscheidende Hauptabteilung der Wohnungsreform, die Bodenfrage, auf dem Kongreß nicht ausführlich zur Verhandlung kommt; aber das war nicht mehr möglich, wenn man sich nicht des großen Vorteils begeben wollte, daß die ganzen Verhandlungen auf nur zwei Tage zusammengedrängt sind. Uebrigens wird sicher die Bodenfrage zum mindesten erheblich gestreift werden. Unmittelbar vor dem Wohnungskongreß hält der Bund Deutscher Bodenreformer seine Generalversammlung in Darmstadt ab, und von dort werden sicher viele Bundesmitglieder auch nach Frankfurt herüberkommen. Auch Vertreter der Deutschen Gartenstadt-Gesellschaft und sogar einer der viel weiter vorgeschrittenen englischen Gartenstadt-Gesellschaft werden erscheinen, sodaß sicher auch mindestens die große wichtige Frage der Dezentralisation unserer Städte berührt werden dürfte.

Wird der Kongreß viel erreichen? Jedenfalls sind die Anzeichen, unter denen er zusammentritt, recht günstig. Ende September waren bereits annähernd 500 Teilnehmer angesagt, und diese Zahl ist inzwischen noch erheblich gewachsen.*) Oberbürgermeister und andere Vertreter kommunaler Kreise werden in beträchtlicher Zahl erscheinen; die organisierten Hausbesitzer und Mieter schicken etliche ihrer besten Kämpen; und zahlreiche Fremde und Gegner des preußischen Wohnungsgesetzentwurfes werden sich auf dem Kongreß ein Stelldichein geben. Auch für interessante Besichtigungen und Ausflüge am Tage nach den Verhandlungen ist gesorgt. Nicht nur die äußerst umfangreichen Schöpfungen der gemeinnützigen Bautätigkeit in Frankfurt a. M. sollen besichtigt werden, sondern auch lehrreiche technisch-kommunale Anlagen. Außerdem soll ein Spaziergang durch die Außen- und Innenstadt vorgenommen werden, um einen Einblick in die Wirkungen der reformierten Bauordnungsbestimmungen von Frankfurt a. M. und in die Verteilung des großen städtischen Grundbesitzes dort zu gewinnen. Ferner ist ein Ausflug nach der Saalburg bei Homburg geplant. Auch eine kleine Ausstellung von allerhand Plänen, Büchern u. dergl., die sich auf die Wohnungsfrage beziehen, wird stattfinden. Günstig wirkt endlich auch noch der Umstand, daß außer der Tagung der Bodenreformer unmittelbar vor dem Kongreß in nächster Nachbarschaft, in Mainz, die Generalversammlung der Gesellschaft für soziale Reform abgehalten wird.

Das alles verbürgt freilich bestenfalls nur erst einen guten Verlauf des Kongresses; ob später die dort vertretenen Bestrebungen zu einem wirklichen Erfolge führen werden, ist an sich gewiß noch eine andere Frage. Aber in erheblichem Grade förderlich wird ihnen eine solche Tagung zweifellos sein, und im übrigen dürfen wir der Hoffnung leben, daß der Kongreß gewiß nicht die letzte Anstrengung der Kreise sein wird, auf denen der Fortschritt der Wohnungsreform bei uns ruht.

Wer sind denn im Grunde genommen diese Kreise? Es sind freilich zunächst nur eine Reihe Fachleute: Schriftsteller, Politiker, Kommunalbeamte, Baugenossenschaftler u. dergl., aber hinter ihnen steht eine immer wachsende Zahl von Männern und Frauen, die sich der Wohnungsreform widmen, von Gemeinden, die sie als eine notwendige und große Aufgabe anerkennen, von Behörden aller Art, die sich ihr nicht mehr entziehen können und wollen; hinter ihnen steht schließlich die immer stärker drängende öffentliche Meinung, das deutsche Volk, das seine Leiden und Wunden, sein Elend und seine Bedrängnis aufzeigt und nach Abhilfe verlangt. Und wo nur erst einmal ein Wille ist, da ist auch ein Weg! Schon liegt dem Reichstag, nachdem er bereits zweimal ähnliche Anträge angenommen hat, wiederum ein Antrag (Hieber-Jäger-Schrader) vor auf Einsetzung einer Reichskommission, welche den Anstoß zu einer gründlichen und großen Reformaktion in der ganzen Wohnungsfrage geben soll, und man wird annehmen dürfen, daß auch dieser Antrag wiederum zur An-

*) Die Teilnahme an dem ersten Allgemeinen deutschen Wohnungskongreß in Frankfurt a. M., 16.—19. Oktober 1904, steht im allgemeinen jedem, der sich für die Wohnungsreform interessiert, frei. Anmeldungen an die Geschäftsstelle des Kongresses: Frankfurt am Main, Brönnerstr. 14. Mitgliedskarte 6 M. Tagesordnung, Satzungen usw. durch die Geschäftsstelle umsonst.

Digitized by Google

nahme gelangt. Sicher werden alle diese Dinge nicht eher zur Ruhe kommen, bis die berechtigten Forderungen im vollen Umfange erfüllt sind, bis neben das große Werk der Arbeiterversicherung das nicht minder große einer wirklichen und umfassenden Wohnungsreform gestellt ist. Die Bewegung für Wohnungsreform gewinnt sichtlich von Jahr zu Jahr an Breite und Tiefe, und die Zeit ist offenkundig nicht mehr fern, da die Ideale, die bisher nur von einzelnen auf diesem Gebiete vorangetragen wurden, Gemeingut des ganzen Volkes sind und sich Bahn brechen in einer mächtigen Volksbewegung.

Dresden. K. v. Mangoldt.

Napoleon und die Weltherrschaft.

I.

Es ist mir immer recht fragwürdig erschienen, ob ein Historiker, der die Entwicklung der Vergangenheit zu erforschen und zu beurteilen hat, sich auch in praktischer Politik, in der zur Geschichte werdenden Gegenwart betätigen solle. Unparteilichkeit, Objektivität, die doch unbedingt seine Richtschnur bilden müssen, wenn er auf die Eigenschaft eines Mannes der Wissenschaft Anspruch erheben will, lassen sich nicht mit den Aufgaben eines Politikers vereinigen, der notwendigerweise nur einseitig nur ein Parteimann sein darf, um überhaupt schaffen und wirken zu können. Ein Politiker, der die Dinge nicht unter einem scharf begrenzten Gesichtswinkel betrachtet, der wie der Wissenschaftler allen Umständen gleichmütig Rechnung trägt, vermag sich nicht zu der Leidenschaft zu stimmen, ohne die in der Welt nichts vollbracht wird, noch sichere und konsequente Beschlüsse zu fassen. Historische Wissenschaft und praktische Politik sind nur in einigen außergewöhnlichen, besonders genialen Persönlichkeiten vereinbar.

Ein neues Beispiel zu dieser alten Erfahrung finden wir in den jüngsten beiden Bänden von Albert Sorels groß angelegtem Werke: „Europa und die französische Revolution."*) Wie vortrefflich waren die ersten fünf Bände! Mit gründlicher Forschung und geistreicher Auffassung, mit scharfem Urteil und glücklicher Kraft der Charakteristik hatte Sorel die Ursachen, die Entwicklung und die Folgen des größten Ereignisses der neueren Geschichte uns vorgeführt, in einer Darstellung, die durchsichtige Klarheit mit weltmännischer Sicherheit und leichter, überlegener Ironie verband. Den fünften Band des Buches, der die Geschichte der Beziehungen zum Direktorium umfaßt, haben wir an dieser Stelle nach Gebühr gewürdigt („Nation", 28. März 1903). Er war noch das Ergebnis einer früheren Epoche in Sorels Leben, da er, als gelernter Diplomat und freidenkender Anhänger einer gemäßigt liberalen Republik, das schöne, einflußreiche, viele Muße gewährende und dabei parteilose Amt des Generalsekretärs des Senatspräsidiums harmlos verwaltend, seine schöpferische Kraft ungetrübt und unbeeinflußt auf die Wiederbelebung einer gigantischen Vergangenheit verwenden konnte. Aber in den letzten Jahren ist Sorel unter die Nationalisten, Klerikalen und Antisemiten gegangen und hat in deren Gefolgschaft tätige Parteipolitik betrieben. Es bangte uns da um Sorel, den Historiker, den wir in unserem erwähnten Artikel als schon auf den Wegen des Antisemitismus gehend bezeichnen mußten. Seitdem hat er seine Pflicht als Geschichtschreiber noch mehr dem Faktionswesen geopfert. Ein fremder, ein schlimmer Geist weht durch die beiden jüngsten — vorletzten — Teile des Werkes, die die Laufbahn Napoleon Bonapartes von der Erhebung zum Konsulate bis zum Zuge nach Rußland behandeln. In fiebernder Eile, um nur schnell die zur Magd der Politik erniedrigte Historik für Chauvinismus und Kirche in das Feld zu führen, hat Sorel die beiden umfangreichen Bände dem vorhergehenden in dem kurzen Zeitraume von weniger als einem Jahre folgen lassen.

Gewiß, die hohen Vorzüge in Auffassung und Darstellung, wie sie dem Verfasser eigen sind, fehlen seiner neuesten Schöpfung nicht — mit Ausnahme des erforderlichen literarischen Studiums der ungemein weitreichenden und verwickelten Probleme, wie er solches für die vorhergehenden Abschnitte betätigt hatte. Auch jetzt werden wir seinen scharfen Blick, seine Fähigkeit, lange Reihen materieller oder seelischer Tatsachen leicht und treffend zusammenzufassen und zu bezeichnen, seine hervorragende Menschenkenntnis, sein Geschick, sich in die Seele der verschiedensten Einzel- und Volkspersönlichkeiten zu versetzen, seine gewandte, durchsichtige und witzige Darstellung würdigen und schätzen. Aber diese Vorzüge, die das Werk Sorels in seinen früheren Stadien zu einer der trefflichsten und im besten Sinne nützlichsten Schöpfungen der modernen Geschichtschreibung machten, sind nunmehr durch Parteileidenschaft entstellt und zum Schlimmen gewandt — ein schlagendes und interessantes Beispiel dafür, daß, wie ein halb scherzhaft gemeintes Sprichwort sagt, „die Politik den Charakter verdirbt", zumal wenn es den eines Historikers gilt.

Es ist eine naturnotwendige Eigentümlichkeit der französischen wie der deutschen Nationalisten, daß sie berechtigte Vaterlandsliebe in Chauvinismus verkehren, daß ihnen die eigene Nationalität als die beste, ja die einzig berechtigte in der Welt erscheint. Die „Teutschen" sind dabei, der ganzen Volksanlage entsprechend, mehr spekulativ und dann sozial unduldsam: sie fließen über vor Bewunderung aller der Fürtrefflichkeiten des germanischen Stammes, des herrlichsten von allen. Der Franzose ist praktischer, und so sehen wir Sorel mit ernster Miene und großer Beharrlichkeit den Anspruch seiner Landsleute auf Welthegemonie, wie sie solchen seit Ludwig XIV. erhoben und verfochten haben, als einen ganz natürlichen und alle tatsächlichen Folgen, die sich in steten Eroberungen und Gewaltakten auf Kosten anderer Völker kundgaben, als berechtigte billigen. Im weiteren Verlaufe der Ereignisse drängt sich ihm jedoch die Unnatur und Unmöglichkeit einer allgemeinen Vorherrschaft über die lebenskräftigen Nationen der neueren Kulturwelt auf. Da muß dann zur Entschuldigung der revolutionären und der napoleonischen Eroberungspolitik der üble Wille der anderen Nationen herhalten. „Europa" wollte schon 1792 Frankreich zerstückeln. Noch 1800, nach so vielen französischen Siegen, gedachte es dieses Land tief zu demütigen sowie seiner natürlichen Grenzen und der Errungenschaften der Revolution zu berauben: man habe schon damals diejenigen Friedensbedingungen geplant, die 1814 verwirklicht wurden! Ueberall bekämpft man Frankreich mit allen Waffen des Hasses und der Intrige. Selbst das schwächliche Preußen Friedrich Wilhelms III. lauert nur auf die erste Niederlage Frankreichs, um es zu plündern. England „fühlt sich schon elend, weil Frankreich mit Ruhm bedeckt ist, unglücklich, weil Frankreich vom Untergange errettet, und die Briten nicht allein das Mittelmeer beherrschen". Es will den Frieden nur, um den Handel Frankreichs zu vernichten, dessen Industrie zu ersticken und dann despotisch „das Universum zu beherrschen". England und Rußland planen, „Frankreich zu einer bescheidenen, ja niedrigen und unterwürfigen Rolle hinabzudrücken, etwa wie die Vereinigten Niederlande im 18. Jahrhundert". Denn Rußland strebt wie England nach der Weltherrschaft.

Nun wohl, wir können die Probe auf das Exempel machen. England, Rußland und Preußen haben zweimal — 1814 und 1815 — Frankreich bis zur Wehrlosigkeit besiegt. Wer von ihnen hat die Weltherrschaft in Anspruch genommen? Sind Frankreichs Handel und Gewerbfleiß zerstört worden, oder blühten sie nicht vielmehr glänzend auf, sobald der Fluch des napoleonischen Militarismus und ewigen Kriegszustandes von ihnen genommen worden? Uebrigens widersprechen sich die beiden Rechtfertigungsgründe Sorels für das Verfahren Napoleons: entweder ging dieses aus dem legitimen Drange nach der Vorherrschaft der „großen Nation" hervor, oder es wurde durch die böswillige Feindschaft der anderen Mächte erzwungen. Beides kann nicht zugleich bewegende Ursache gewesen sein.

Es ist traurig, einen Mann von der wissenschaftlichen und

*) L'Europe et la Révolution française. Par Alb. Sorel, de l'Académie française, 6e partie (Paris, Plon, 1903, 7e partie, 1904).

Digitized by Google

schriftstellerischen Bedeutung Sorels durch die politische Leidenschaft dahin geführt zu sehen, daß er alle Macht der Sophistik für die Verteidigung und Verherrlichung des Napoleonismus und seiner blutigen Kriegslust und Herrschsucht aufbietet.

Die Eile, mit der Sorel die beiden Bände in die Oeffentlichkeit gebracht hat, rächt sich übel. Wir sehen ab von den unzähligen Druckfehlern, die sie entstellen; schlimmer ist die ganz mangelhafte Kenntnis der einschlägigen Literatur, ein bisher bei diesem Verfasser unerhörter Fehler; am schlimmsten die absolute Kritiklosigkeit. Angaben von Spionen und Polizeispitzeln werden als sichere Quelle benutzt. Memoiren, deren Unzuverlässigkeit in allem Tatsächlichen längst erwiesen ist, liegen den gewagtesten Behauptungen zugrunde. Selbst Barras' und Metternichs Denkwürdigkeiten, ungefähr die phantastischsten Selbstverherrlichungen, die es gibt, sind unserm Verfasser ein Evangelium. Bezeichnend ist der Umstand, daß Sorel an vielen Orten Tolstois ebenso geistvollen wie historisch verkehrten Roman „Krieg und Frieden" ohne weiteres für seine Darstellung als ausschließliche Basis benutzt. Von zahllosen Einzelirrtümern (z. B. in betreff des Ganges der Schlacht bei Marengo) zu schweigen, die eben aus der Unkenntnis der einschlagenden neuesten Literatur hervorgehen.

II.

Darin hat Sorel zweifellos recht: Bonaparte, der Ausländer, der Korse, hat die Franzosen so gut verstanden, wie kein anderer vor oder nach ihm. Er sah mit seinem unvergleichlichen Sinn für das Reale sofort ein, daß es der großen Masse des Volkes seit 1799 nicht mehr auf das Wesen der Freiheit ankam, die ungeheuerlicher Mißbrauch ihr verdächtig gemacht hatte, sondern nur darauf, „die Revolution zu genießen", das heißt auf absolute Gleichheit, die billig erworbenen ehemaligen Adels- und Kirchengüter sowie eine aufgeklärte und den Gesinnungen der Nation entsprechende Verwaltung. Als Gesetzgeber und Organisator wußte Bonaparte sich den Wünschen und Neigungen der Franzosen mit bewundernswürdigem Takte anzupassen. Während die Theoretiker und die Staatslenker der Revolution bisher nur den abstrakten Staat, den abstrakten Bürger, den abstrakten Menschen vor Augen gehabt und gemeint hatten, daß eines sich für alle schicke, sah er den bestimmten Franzosen jener bestimmten Zeit mit dessen sämtlichen besonderen Anschauungen und Gefühlen vor sich und verstand es, gerade diesem Rechnung zu tragen. Er, der Absolutist, drückte tatsächlich den Gesamtwillen des Volkes aus. Dazu seine geniale Kombinationsgabe, seine wunderbare Klarheit des Blickes und des Gedächtnisses, sein feines Empfinden für das praktisch Angemessene und Nützliche. Er war für die damaligen Franzosen der denkbar geeignetste Staatsverwalter. Sie wollten auch den Frieden, aber einen ruhmreichen Frieden mit den sogenannten natürlichen Grenzen, wie die Republik sie den verbündeten Mächten abgerungen hatte. Hiervon hätte Bonaparte nichts aufgeben dürfen.

Allein sein selbstsüchtiger Ehrgeiz ging in dieser entscheidendsten Richtung weit über das von der Nation gesteckte Ziel hinaus; was er anstrebte, war die Vernichtung der Selbständigkeit aller übrigen Staaten, die Herrschaft über Europa, schließlich geradezu die Universalmonarchie, die Alleinherrschaft über die Welt.

Sorel behauptet nun, Bonaparte habe hiermit einmal nur die Politik Ludwigs XIV. und des Direktoriums fortgesetzt, anderseits lediglich den Willen des französischen Volkes ausgeführt. Ist das richtig? War Napoleon das gewissermaßen unfreie Werkzeug von Frankreichs Vergangenheit und des damaligen französischen Nationaltemperaments? Oder hat sich unser Historiker hier von seinen chauvinistischen Neigungen und seiner Vorliebe für die napoleonische Legende zu unbegründeten Entschuldigungen seines Helden fortreißen lassen?

Wir müssen da genau unterscheiden. Gewiß wollte auch „der König Sonne" sein Reich nach allen Seiten hin ausdehnen und abrunden, der erste Monarch Europas werden, dessen Stimme überall den Ausschlag zu geben habe. Ebenso ist es unzweifelhaft, daß das Direktorium fremde Rechte mißachtete und rücksichtslos seinen Willen durchzusetzen bestrebt war. Aber an die Unterwerfung ganz Europas, an die Aufhebung der Selbständigkeit aller fremden Staaten haben weder der eine noch das andere gedacht. Die ungeheuerliche Idee einer Universalherrschaft ist ihnen nicht gekommen. Ludwig XIV. hat sich niemals zugetraut, Schweden, Oesterreich, das Moskowiterland zu seinen Vasallen zu machen. Das Direktorium hat überhaupt keinen festen Plan gehabt, und selbst die Unterjochung Italiens ging nicht von ihm, sondern von dem jungen Korsen aus, den es an die Spitze seines italienischen Heeres gestellt hatte. Der ungeheuerliche Gedanke, der allmählich sich der Seele Napoleon Bonapartes bemächtigte, das Reich Karls des Großen, ja der römischen Imperatoren zu erneuern, es noch über den weiteren Orient, über Persien und Indien auszudehnen, — dieser Gedanke ist einzig und allein dem genialen Emporkömmling eigen gewesen, und die Gegnerschaft Englands war ihm nur ein Vorwand zu dessen Verwirklichung. Nach dem 18. Brumaire sagte er: „Ich bin Cäsar"; bei seiner Kaiserkrönung: „Ich bin Karl der Große"; nach dem Jahre 1810: „Ich bin ein römischer Kaiser. Wie sehr ähnelt meine Regierung der Diokletians". Sorel findet nicht ein Wort, die innere Unmöglichkeit dieser Konzeption für das neunzehnte Jahrhundert hervorzuheben, die Chimäre zu verwerfen, der Napoleon Millionen von Leben mit kühler Gleichgültigkeit geopfert hat.

Auf diesem Wege aber sind die Franzosen — mit Ausnahme der berufsmäßigen Krieger — dem Kaiser nur passiv und schließlich widerwillig gefolgt, geblendet vor Ruhm und Erfolg, aber mit innerem Widerstreben. Das bezeugen alle diejenigen, die als Zeitgenossen von jener Epoche berichten. Stets hat das Volk die Friedensschlüsse jubelnd begrüßt: so Campo Formio, Lunéville, Amiens, Preßburg. Paris forderte immer ungestümer den Frieden auch mit England. Der Bruch mit Preußen, der mit Recht lediglich unersättlicher Ruhm- und Eroberungsgier zugeschrieben wurde, erregte, nach Sorels eigenem Geständnis (VII, 132) allgemeine Unzufriedenheit. Seitdem war jedermann der Ansicht: der Kaiser führe nicht mehr Frankreichs, sondern nur seine eigenen Kriege (das. 396).

War das noch eine nationale Politik, die allerorten Verwandte des Kaisers mit Königskronen versorgte? die große Teile von Norddeutschland und Italien gewaltsam dem Reiche angliederte? die Hunderttausende und Millionen von Menschen wie Viehherden bald diesem bald jenem Herrscher schenkte? die jedem Versuche, nationale Eigenart und Unabhängigkeit zu verteidigen, mit dem Befehle begegnete: „Lassen Sie Truppen marschieren, lassen Sie die Elenden erschießen, gehen Sie mit Strenge vor?" Napoleon kannte kein anderes Argument, als das der brutalen Gewalt: Kanonenschüsse und Gewehrfeuer.

Vergebens will uns Sorel vorspiegeln, die Schweizer, die Italiener seien mit den ihnen aufgenötigten Verfassungen zufrieden gewesen. Nur mit List und Gewalt wurden sie diesen Völkern aufgenötigt, wie alle authentischen Zeugnisse, wie die unzweifelhaften Ereignisse selber es allzu deutlich und eindringlich erweisen.

Sollte man es ferner für möglich halten, daß Sorel (VII, 565 ff.) behauptet: Zar Alexander I. habe „die Hegemonie über die alte Welt, aus der Napoleon nur eine französische Utopie gemacht, in eine russische Wirklichkeit verwandelt". So viele Worte, so viele Unwahrheiten. Den Krieg von 1812 hat nicht Alexander, sondern Napoleon durch seine mit Rußlands Wohl unvereinbaren Anforderungen herbeigeführt, wie Sorel das unfreiwillig anerkennen muß (VII, 457). Die Weltherrschaft war nicht eine Utopie Frankreichs, sondern Napoleons, und eine Utopie, an deren Ausführung er anderthalb Jahrzehnte hindurch um den Preis endlosen Blutvergießens und Elendes gearbeitet hat. Alexander von Rußland hat weder einen ähnlichen Plan gehegt noch ein ähnliches Ergebnis bewirkt. Gewiß hat Rußland von 1813 bis 1855 großen Einfluß in Europa besessen — aber von einer Universalherrschaft, wie Napoleon sie angestrebt, war doch keine Rede. Die Revolutionen von 1830 und 1848 und die tiefeinschneidenden äußeren und inneren Umwälzungen, die sich in Europa aus ihnen ergaben, haben sich sämtlich gegen den Willen Rußlands vollzogen. Welchem Souverän hätte selbst Zar Nikolaus I. je nach napoleonischer Art befohlen: „Gehorche, oder ich schicke Dir

meine Soldaten, und Du wirst aufgehört haben zu regieren." Nur Sophistik, des Historikers unwürdig, kann diese unleugbaren Tatsachen aus der Welt zu schaffen suchen.

III.

Der entscheidende Augenblick in der Laufbahn Napoleon Bonapartes, da er wählen durfte, ob Kriegs- oder Friedensfürst, war die Zeit des kurzen Friedens von Amiens, den er am 26. März 1802 mit England geschlossen hatte. Damals war der Welt die ersehnte Ruhe zurückgegeben, und alle Völker erfreuten sich ihrer und hofften auf eine Epoche des Glücks. Der erste Konsul erschien in größerer Glorie als Friedensstifter, denn bisher als genialer Schlachtenlenker. Frankreich war mit Ruhm gesättigt, als die erste Macht der Welt anerkannt, von gehorsamen Tochterrepubliken und Schutzstaaten umgeben. Eine glänzende Zukunft, der ehrenvolle Name eines Washington, aber eines genialeren und mehr bewunderten Washington, waren Bonaparte gewiß.

Wer war daran schuld, daß dieses strahlende Bild schon nach einem Jahre verschwand, daß nicht nur England, sondern die ganze zivilisierte Welt, mit Einschluß Amerikas, in eine Reihe furchtbarer Kriege verwickelt wurde, die erst mit dem Sturze Napoleons ihr Ende fanden?

Sorel antwortet: England, aus Haß gegen Frankreich, aus Mißgunst gegen dessen Größe, aus Eifersucht auf dessen Gewerbfleiß und Handel.

Aber da ist inzwischen ein Buch erschienen, ohne Anspruch auf literarische Bedeutung, auf witzige Darstellung oder Geistestiefe, aber dafür aufgebaut auf gründliche archivalische Forschung. Es behandelt „Napoleon und England 1803 bis 1813", und der Name seines Verfassers ist P. Coquelle.*) Wäre es noch notwendig, die Unrichtigkeit von Sorels Ausführungen nachzuweisen, die authentische Darlegung Coquelles würde genügen, den berühmten Akademiker hier völlig zu widerlegen.

Sorel behauptet, der Friede von Amiens sei sofort in England schlecht aufgenommen worden, höchstens geduldet, um Frankreich kommerziell und industriell auszubeuten (VI, 206). Die Berichte des französischen Gesandten in London, des Generals Andréossy — übrigens eines Günstlings Bonapartes — liegen bei Coquelle vor, um das Gegenteil zu beweisen. Die englische Regierung wünschte sogar, die inneren Verhältnisse Frankreichs durch Uebertragung der erblichen höchsten Gewalt auf den Ersten Konsul befestigt zu sehen. König Georg III., die Prinzen und Minister erwiesen dem französischen Botschafter ausnahmsweise Ehrungen. Das Volk, das schon nach Abschluß der Präliminarien aus unbändiger Freude dem Vertreter Frankreichs die Pferde ausgespannt hatte, bezeigte dem General Andréossy lebhafte Sympathie. Daß einsichtige Politiker und zumal die Opposition mit dem zweckwidrigen und unrühmlichen Inhalt des Vertrages unzufrieden waren und dies offen aussprachen, verändert nichts an der Tatsache, daß der Friede an sich der ungeheuren Mehrheit des englischen Volkes höchst erwünscht war. Das Kabinett Addington fühlte ferner sich viel zu schwach, um nicht mit Sicherheit seinen Sturz bei dem Wiederausbruche des Kampfes vorherzusehen; nur bei längerer Dauer des Friedens, der sein Werk war, durfte es hoffen, sich zu erhalten. Wirklich hebt Andréossy immer wieder die unbedingte Friedensliebe der britischen Regierung hervor. Noch am Vorabend des Bruches — am 2. und 4. April 1803 — beschwört er den Ersten Konsul eindringlich, der Friedensliebe Englands Rechnung zu tragen, da dieses zu allen Zugeständnissen bereit sei, wenn solche nur nicht unter Drohungen gefordert würden. „Niemals, unter keinen Umständen," schreibt ihm Andréossy, „gab es eine allgemeinere Uebereinstimmung für die Aufrechterhaltung des Friedens, und Sie befinden sich in der vorteilhaften Lage, auf unabsehbare Zeit das Schicksal der Welt zu bestimmen."

Aber Bonaparte wollte die Bewahrung des Friedens nur unter der Bedingung, daß England ihm den Kontinent ganz und ausschließlich überliefere. Gegen die ausdrücklichen Bestimmungen des Vertrages von Lunéville, der dem von Amiens zugrunde lag, hielt er Piemont und Holland besetzt, zwang die Cisalpinische Republik zur Annahme einer Verfassung, die ihn selbst zu deren Herren machte, und gleicherweise, sogar mit Waffengewalt, die Schweizer in eine ihm genehme Konstitution. Zumal die Okkupation Hollands mit seinen weiten, Großbritannien unmittelbar gegenüberliegenden Küsten und seinen großen maritimen Hilfsmitteln erschien den Engländern mit Recht sehr bedrohlich für ihren Handel und vornehmlich für ihre Sicherheit. Alle dagegen erhobenen Vorstellungen wurden von Bonaparte in schroffstem Tone zurückgewiesen: „Gerade was Ihr nicht zugeben wollt, werde ich tun." Sorel findet für solches Vorgehen eine treffliche Entschuldigung (VI, 229): „um den Frieden zu verlängern und auszubeuten," war es das erste, Deutschland zu vergewaltigen, Italien zu unterjochen, die Schweiz mit den Waffen zu überziehen, Holland zu tyrannisieren. Mit anderen Worten: um den Frieden zu verlängern, hat Bonaparte ihn von vornherein gebrochen. Aber er begnügte sich damit nicht, sondern sandte noch einen seiner Generale — Sébastiani — nach Aegypten und den Jonischen Inseln, um hier die Wiedereinführung der französischen Herrschaft vorzubereiten, und ferner, er veröffentlichte im amtlichen „Moniteur" den für die Engländer ebenso kränkenden wie bedrohlichen Bericht dieses Generals. Darauf beschlossen sie, die bisher, dem Vertrage von Amiens gemäß, sowohl Alexandrien wie das Kap der Guten Hoffnung geräumt hatten, Malta besetzt zu halten und hiermit den Weg nach Aegypten zu beherrschen. Sie konnten sich mit Fug und Recht auf den Umstand berufen, daß Frankreich über die Festsetzungen der Verträge hinaus große Erwerbungen gemacht und somit Großbritannien das Recht gegeben und die Pflicht auferlegt habe, einige Kompensationen für diese einseitige Machterweiterung zu suchen.

Gewiß, das Londoner Kabinett hat den Buchstaben des Vertrages von Amiens verletzt, und zwar unter törichter Form; der wahre Urheber des Krieges aber und damit der furchtbaren zwölfjährigen Kämpfe, die Europa zerrütteten und schließlich den Untergang von Napoleons Herrlichkeit herbeiführten, war dieser selbst. Er hat den Friedensschluß von Amiens wie alle folgenden dahin verstanden, daß sie nur die anderen Kontrahenten bänden, ihm dagegen lediglich die Möglichkeit immer weiterer Ausdehnung seiner Herrschaft und seines Einflusses gewährten. Wollten die anderen sich nicht einem Verfahren unterwerfen, das offenbar auf die Errichtung der Universalmonarchie hinzielte, so mußten sie notgedrungen wieder zu den Waffen greifen. Diese Sachlage hat schon Bonapartes Günstling und Diplomat Andréossy erkannt, und sie muß, allen französischen Nationalisten, wie Sorel, und allen deutschen Heldenanbetern gegenüber, eine unparteiische Geschichtschreibung stets mit Nachdruck hervorheben.

Coquelle weist auf Grund der Akten nach, daß auch bei den wiederholten späteren Ausgleichsverhandlungen zwischen England und Napoleon dieser lediglich mit der Absicht vorgegangen ist, als Sieger den Briten nur unter der Bedingung gänzlicher Demütigung und Unterwerfung den Frieden zu schenken, niemals aber mit ihnen auf dem Fuße der Gleichheit zu verkehren.

Der geniale Mann wußte genau, daß er mit diesen Plänen, die ja nur auf seine persönliche Verherrlichung hinausliefen und die schließlich Frankreich in dem ungeheuren Weltreiche aufgehen und verschwinden lassen mußten, zu den Wünschen des französischen Volkes durchaus im Gegensatze stand. Er hat deshalb, durch Reden und Zeitungsartikel, die Schuld an der Fortdauer der ununterbrochenen blutigen und aufreibenden Kriege stets auf die anderen abzuwälzen gesucht, mit völliger Verdrehung des Tatbestandes. Aber noch sind die archivalischen Dokumente, selbst die von ihm und den Seinigen ausgegangenen, da, um die Wahrheit darzutun und um zu beweisen, daß gerade die heuchlerischen Entschuldigungen Bonapartes auf das klarste erhärten, wie sehr seine universalmonarchischen Bestrebungen dem Willen des französischen Volkes widersprachen und nur Ergebnisse seiner eigenen, unermeßlichen Herrschsucht waren. Ihr endliches Scheitern, trotz

*) Napoléon et l'Angleterre 1803—1813. D'après des documents inédits des Archives des Affaires étrangères, des Archives nationales et du Foreign Office. Paris, Plon, 1904.

Digitized by Google

der unvergleichlichen Begabung des Mannes und der gewaltigen Hilfsquellen, die ihm zu Gebote standen, bietet eine so eindringliche historische Lehre dar, daß die Feststellung ihrer Ursachen und ihres Verlaufes auch den späten Nachkommen bleibendes Interesse gewährt und immer wieder hervorgehoben zu werden wohl verdient.

M. Philippson.

D'Annunzianische Lobesgesänge.

(Schluß.)

Der zweite Band der Lobgesänge, obwohl sein Umschlag mit dem Bilde einer altertümlichen Caravelle geziert ist, und das Motto „remis velisque" trägt, enthält im Gegensatz zu jener Meerfahrt nach griechischen Inseln, das Lob des eigenen, schönen Landes. Mit einem Anruf an die Berge, die hohen, reinen, ewighehren, beginnt er. Der Dichter fleht zu ihnen, sie möchten einen hohen, von ihren kühlen, klaren Lüften erfüllten Geist herunterſenden, in diese Welt, in der, vom Kampf um die Notdurft des Daseins abgemattet, die Menschen der Schönheit und Freude vergessen. Und hatte er zum Schluß dort als seinen Meister Carducci gefeiert, so wendet er hier sich zu dem Meister aller Dichter, dem Größten der Großen, die sein Land hervorgebracht, Dante. Noi t' invochiamo, noi ti preghiamo, noi t' attendiamo! — wir rufen dich, bitten, erwarten dich! klingt es in den prachtvollen Versen. Es schiene glaublicher, daß heutigentags ein Messias der Menschheit erstünde, der von den Bergen niedersteigend in alle Niederungen und Nöte unseres vielgestaltigen Lebens Rettung brächte, die Armut reich und den Reichtum schön und mildtätig machte, als daß sich im Lande der Dichtung je wieder solch ein Heros erheben könnte, wie Dante es war. Seine Zeit, der Glaube seiner Zeit, die Kenntnisse, selbst die Gedankenenge des Mittelalters, sie wirkten zusammen, um sein Werk so werden zu lassen, wie wir es heute lesen. Etwas von alter Römergröße schreitet machtvoll durch die Terzinen, und kein moderner Mensch vermöchte, aus der Verweichlichung unserer Tage, aus der Ueberfülle des Wissens, aus all der Zerstreuung, die ohne eigene Schuld entsteht, durch die Vielgestaltigkeit des nach tausend Seiten sich eröffnenden Ausblickes, kein Mensch von heute, meine ich, vermöchte es, etwas so Ganzes, so festumschlossenes Großes zu schaffen. Denn:

nichts vergeht von dir, dein inn'res Feuer,
dein Zorn, dein Stolz, dein Glaube, deine Demut,
deine Begeisterung, wie deine Größe,
sie bleiben ewig durch die Zeiten, bleiben
wie unsre Erde! . . .

Nach dem Gesang an Dante folgt ein Lied an den jungen König, den durch den Tod des Vaters berufenen; der Dichter fragt ihn, was sein Streben, was sein Ziel sein werde, und hafft auf ihn und feuert ihn an, den lateinischen Helden, und droht ihm auch, mit den wohlbekannten Worten Michelangelos: mentre che' l danno e la vergogna dura —

wenn weiter Schmach und Schande hier regieren,
so wirst du, König, schließlich mich, den Dichter,
im Haufen der Rebellen vor dir sehen!

Und neben dem jungen König besingt er Garibaldi. Er schildert ihn, wie der Freiheitsheld die von ihm eroberten Länder seinem Könige, dem Großvater des heutigen, geschenkt hat und nun im kleinen Boot heimrudert und nach seinem Caprera von allen Siegen nichts davonträgt, als einen Sack voll Samen, um die unfruchtbaren Felsenklippen seiner Insel in harter Arbeit ertragsfähig zu machen. Und wie er nächtens auf dem Bettrand in der Hütte sitzt, die Samenkörner sich durch die Hände rinnen läßt und dabei seiner einstigen Taten gedenkt, der gewonnenen Schlachten, der gefallenen Genossen, und wie er sich bescheidet, daß außer dem Samen ihm kein Lohn ward:

Ciò che compimmo, altri lo canterà.

Hier, dünkt mich, hat auch die Sprache d'Annunzios etwas von der heldenmäßigen Kürze Dantesker Sätze:

Was wir vollbracht, ein anderer wird es singen! —

Wie das erste Buch antike Helden, so verherrlicht dieses die modernen Heroen Italiens. Neben Garibaldi, dessen Mitkämpfer, zwei Brüder Bronzetti, und die Tausend von Sizilien; dann die armen Soldaten unserer Tage, die kürzlich in China fallen mußten. Ihnen folgen Bellini, Verdi, den die Ganzgroßen: Dante, Leonardo, Michelangelo, als ihresgleichen im Jenseits begrüßen; und Segantini, von d'Annunzio als Italiener angenommen, trotzdem oder vielmehr weil er in Arco geboren, unter österreichischer Herrschaft. Vor allem aber weiht er Victor Hugo zu der Jahrhundertfeier seiner Geburt eine schwungvolle Ode, die schon vor dem Druck der „Laudi" gesondert veröffentlicht worden ist. Aber neben dem Franzosen, den er als den Allumfassenden, den Pan aller lateinischen Dichter besingt, stellt d'Annunzio, vielleicht um seine eigene Allseitigkeit recht klar zu zeigen, einen Deutschen. „Per la morte di un distruttore" nennt er seine Ode auf Nietzsche. Und er gibt ganze Sätze des modernen Philosophen wieder, die in der wundervollen Sprache seiner Verse wunderbar selbstverständlich klingen, so, als wären sie in diesem volltönenden, südlichen Idiom zuerst gedacht. Die rhythmischen Reden Zarathustras mit ihren Wortbildern, mit ihren Dunkelheiten selbst und ihrem Schwung, passen, so scheint es, beinahe besser zu der getragenen Sprache als zu unserem rauheren Deutsch. D'Annunzio sagt es selber, wie er sich jenem verwandt fühlt:

Denn ich erkannt als brüderliche
seine Gedanken, wie der Schiffer
sehnüchtig schon Italiens Gärten
von fern erkennt, am süßen Dufte,
den ihm die Winde zugetragen.

Und er nennt ihn seinesgleichen, „den harten Barbaren, der eine volle, volle Schale vom glühenden Wein Campaniens geschlürft und trunken von Herrscherstolz über die klingenden Meere dahinzog", und er fühlt sich seinen Bruder —

ed entrambi erano Ellent

— denn sie beide waren Hellenen! — Die Schwester fordert er auf, des Toten Asche in Italien zu bestatten:

Hierher, o trüber Schatten der griechischen
Antigone, du tiefe Seele,
die du ihm Hüterin gewesen,
ihm treu in seinen düstern Nächten,
o Schwester, bring' des Helden Leiche
hierher, zum Golf, dem groß geschwungenen
groß, wie der Bogen, den er spannte! . . . .

So wie er Victor Hugo und Segantini als die seinen an sich gezogen, wie er Nietzsche, wenn auch nur im Tode, für sein Land sich gewinnen möchte, so sucht er nun seines Italiens versunkene Schätze sich zu heben. „Per la morte di un capolavoro", heißt die nächste Ode, die Leonardos Abendmahl als untergegangenes Gut Italiens voll Trauer besingt. Das Weltall, meint er, sei ärmer geworden, sei gedemütigt (umiliato), weil solch ein Werk von den Schäden der Zeit herabbröckeln und verlöschen konnte. Und er wendet sich weiter, von den Helden, von den Werken, nun zu den Stätten, die einst jene geheiligt, die er liebt, — und die auch wir lieben!

In vollstem, sympathisierendem Einklang wandern wir mit dem Dichter durch die geliebten Städte des Schweigens, le città del silenzio, jene kleinen italienischen Städte, deren jede für uns ein so anderes Gesicht hat als die nächste, deren jede durch Schönheit, Kunstwerke und Geschichte dem Herzen des modernen Menschen teuer ist. Wer fühlte nicht mit ihm die

Digitized by Google

fromme Stille auf dem weiten, grasbewachsenen Domplatz von Pisa, wer nicht die feierliche Andacht in den mosaikengeschmückten, menschenleeren, uralten gewölbten Kirchen von Ravenna! Und Padua ruft er uns vor die Augen mit den Bildern des Giotto, des Mantegna, mit dem Condottiere, der hoch zu Roß seinen Feldherrnstab gebieterisch ausstreckt, und der grünen, ovalen Wiese vor der Stadt, wo die Marmorbüsten längst vergessener Größen schweigsam stehen, wo zwischen ihnen einst Goethe einherging. Oder Assisi, ganz erfüllt von dem Ruhme seines frommen, großen Sohnes, Perugia mit den Königen und Helden des Perugino, Perugia, dessen streitbaren Greifen wir schon auf den Etruskergräbern als sein Wappenzeichen erkennen. Weiter Orvieto, mit den bepanzerten Engelsgestalten, die so gewaltig gegen das Böse den Kampf anführen, und Bergamo auf seiner Höhe, wo an einer Wand der köstlichen Kapelle der Colleoni, derselbe, der zu Venedig so mächtig bepanzert dahinreitet, auf seinem Sarge still ausgestreckt schläft, wie an der nächsten Wand seine Tochter Medea, deren Bahre geflügelte Engelsköpfchen tragen; Vicenza, die Palladio-Stadt, — über die marmorgeschmückte Skena ziehen feierliche Griechentragödien mit hallendem Kothurn, um zwischen den kleinen, immer kleiner werdenden Säulen im Abgrund der Zeiten zu verschwinden. Und wieder Carrara strahlend, blendend, glühend, in seiner Marmorweiße:

Doch in wie vielen Städten herrschen Helden,
die deiner Berge Schoß für uns geboren!

Wenn die Ochsenkarren die gewaltigen Blöcke knirschend mit schwerem dumpfen Aechzen durch die tiefen Furchen der marmorbestäubten Straße schleppen, so meint der Dichter in jedem Blocke, in jeder Felszacke, die sich hoch vom blaustrahlenden Himmel abhebt, schon eine Siegesgöttin zu sehen, wie sie sich aus dem Stein herausschält. Und da er von fern (Le Alpi sublime) die Gebirge der Lunigiana am Horizont erblickt, da spricht er ein Wort, wie Keats es geprägt hat:

Heard melodies are sweet, but those unheard
are sweeter, . . .

So lautet es bei dem Engländer. Mir scheint des d'Annunzio kurzer Ausdruck für die künstlerische Sehnsucht, die nie und nimmer Genüge findet, nicht minder scharf und wert, sich uns ins Gedächtnis zu prägen:

Statua non nata
la più bella!
Das ungebor'ne bleibt
das schönste Bildwerk!

Doch einer wiedergeborenen Victoria gedenkt er noch, jener Miloschwester, die in dem kleinen rosenumwachsenen Tempelmuseum von Brescia sich ihren länglichen Schild auf das Knie stützt. Carducci in den „Odi barbare", sieht sie an, von den Höhen der Alpen bald Sieg auszurufen über all die italienischen Länder, die Italien bisher noch nicht sein nennt. Aber unser Dichter dachte hier nicht an patriotische Kämpfe. Im Liebesrausch hat er sich zu der Göttin geflüchtet. Doch die strenge, bronzene Nike mag von solchem menschlichen Fühlen nichts hören. Sie spricht zu ihm:

Wer mich liebt, sei bewaffnet!

Wir, aus anderem Stoff als die Göttin, wir im Gegenteil wünschen nicht immer den gewappneten, gegürteten, den heroischen d'Annunzio zu sehen. Weil in den Stadtsonetten ein persönlicheres Fühlen herrscht, weil hier Heimatshauch weht, sind sie uns sympathischer als die Griechengesänge und die allegorisch-schattenhaften Gestalten des Olymp. „Es sagen viele", so schreibt derselbe G. A. Borgese, den wir vorhin schon einmal zitierten, „die Poesie des d'Annunzio sei eine sinnliche. Darüber jammern die Kritiker nun schon zwanzig Jahre. Er hat ihre Klagen erhören wollen, hat heroische, moralische Gedichte geschrieben. Aber der rechte Weg der weisen Herren Kritiker ist für den Dichter der falsche gewesen." — Kein Dichter darf sich zwingen, dem Publikum, der Kritik zuliebe zu dichten. Nur was ihm aus Herzens Tiefen aufsteigt, nur das Lied ist echt. D'Annunzio singt selber („Le stirpe canore"):

All' meine Lieder sind Kinder
der dunklen Wälder,
sind von der Welle,
vom Sande geboren,
andre vom Sonnenlicht
von den Winden!

Aus solchen von Waldluft und Sonnenschein geborenen, aus dem ährenreichen Ackerboden seiner Heimat aufsprießenden Worten hat er das ländliche Drama „La figlia di Jorio"*) geschaffen, das uns als das schönste aller seiner bisherigen Werke erscheinen will oder, noch genauer begrenzt, den ersten Akt des Stückes, der das Ganze schon enthält. Die Handlung ist eine, die seine gestrengen Kritiker auch tadeln müßten, bildet sie doch den Inhalt von unzählbaren französischen Romanen, Dramen und Opern. Es ist die Geschichte von dem Jüngling, der dem Zauber der Gefallenen erliegt, und, der reine Tor, nicht nur seine unschuldig liebende Braut, sondern sich selber sinnlos ihr opfert. Man muß es aber auf der Bühne sehen, von d'Annunzio selber in Szene gesetzt, wie die glühende Abruzzensonne, die alle Männer wild und toll macht, zur Tür der weiten Bauerndiele hereinströmt, wie diese Menschen sich bewegen, muß es hören, wie sie in altertümlichem Singsang halbverständliche volkstümliche Verse in feierlichen Weisen sprechen, ihren Hochzeitsbrauch zu begehen. Es ist, als hörten wir die Luft jener Abruzzen selber schwingen, aus denen unser Dichter stammt. Aber sein Italien ist groß. Und er ist überall daheim. In der Ode an die Matrosen, die in China im Kampf gefallen, schildert er, wie in allen Ganen die Mütter vergebens ihre Söhne heim erwarten, am Gardasee und am Aetna, am Posilipp und hoch in den Alpentälern, am Ufer des adriatischen, am Ufer des tyrrhenischen Meeres. Denn die Söhne

Sie sahn nicht die Berge von Elba,
Den Aetna nicht, nicht Peschiera
am Gardasee, nein, nur Italien.
Tot sind die Söhne, sie starben
geschart um dein wehendes Banner,
Italia, Italia, Italia! —

Als solch ein Loblied auf seine Heimat und aus seiner Heimatliebe in des Dichters Herzblut entsprungen, kann man wohl die ganze letzte lyrische Hälfte des zweiten Bandes „Alcione" betrachten. Halkyone ist die Tochter des Aeolos. Da sie ihrem Gatten nach sich ins Meer gestürzt hat, werden die zwei in Eisvögel verwandelt, und Aeolos läßt alle seine Winde schweigen, sobald sie ans Nesterbauen gehen. So ward die Plejade die Schutzgottheit der Sommertage. Und welche Sommerglut und Wonne weht aus dem Buche! Hier singt der Dichter Lieder, die an südlichem und jugendlichem Feuer seine bekannten frühen Gedichte „Canto novo" und „Poema paradisiaco" wohl noch übertreffen. In dem feuchten Sumpfland, im Schatten der Pinien an der Mündung des Arno und des Serchio, in der Pineta von Viareggio, tummelt sich allerhand mythologisches und doch sehr menschliches Gesindel. Die Faunen, Satyrn, Zentauren und Nymphen sind nicht blasse Schemen, fernhergeholt aus Ländern der Gelehrsamkeit. Sie sind erd- und meergeborene Geschöpfe, so echt und so wahr, wie nur je Böcklin sie gemalt hat. Sprengt auch der Dichter einmal selber, nackt auf seinem nackten Zelter, über den glühenden Sand am Meer hin, wir verargen ihm wahrlich den Ritt nicht, sondern fühlen nur die Hitze, nur die feuchte, duftige Meerluft am Strand der Toscana. Mit tausend Freuden vergessen wir alle philosophischen, alle gelehrten Abhandlungen, die sonst wohl uns das Buch beschweren. Die Formen der virgilischen bukolischen Dichtung, der Zwiegesang der beiden Hirten bleibt uns äußere Form, der Inhalt ist so ganz d'Annunzio.

*) E. Gagliardi, „Nation" Nr. 24.

Die Höhe seines malerischen, heißblütigen Könnens hat er von jeher da erreicht, wo er die Leidenschaft seiner Menschen mit der leidenschaftlichen Schönheit seiner heimischen Landschaft in Einklang versetzte. Wie er im ersten Band, im „Laus Vitae" seiner Göttin Diversità ein „Laudamus" anstimmt, so lobsingt er hier dem duftigen Abend von Fiesole:

Gelobt seist du, mit deinem Perlenantlitz
o Abend, mit dem feuchten Aug', das schweigend spiegelt
des Himmels Tau.

Und er lobsingt der Olive am Morgen, der Kornähre um Mittag. Und neben dem brotspendenden Korn vergißt er des Unkrauts nicht:

Und der wilde Windhafer
und die blaue Cyane
und der glühende Mohn auch
sie seien uns gelobt wie die Aehre!

Es ist dieses ganze Buch ein feuriger Lobgesang auf den Sommer, der in seinem Munde Gold trägt, der in seiner wonnig gliederlösenden Glut es macht, daß

All vergangenes Leid vergessen fortschwimmt,
ein jeder töricht, wilder Wunsch erstirbt,
was gestern mich verletzt, verletzt mich heut nicht
und was mich hart getroffen, trifft mich nimmer.

Die kleinen Lerchen und die Grillen singen im Wald von San Rossore um die Wette. Die kleinen Lerchen und die Grillen singen, der Dichter horcht mit seiner Liebsten . . . Das ist in ähnlich flüssigen Versen unendlich oft schon gesungen worden. Aber so oft ein neuer Dichter in neuen Versen es reizend zu besingen weiß, lauschen auch wir ihm mit so vielen Freuden, wie er den lieblich zwitschernden Vögeln.

Im Grunde ist doch die Moral eine so unpoetische und so sehr selbstverständliche Sache für uns zivilisierte Menschen. Edel sei der Mensch, hilfreich und gut — das kurze Wort umschließt, dünkt mich, alles was auch die Ueberzivilisiertesten, wie es d'Annunzio ist, an weisen Lehren zu sagen verständen. Die Vaterlandsliebe sollte man auch nicht erst predigen müssen. Wenn es heißt: „verherrlicht jeder in euch die Mutter," so ist damit nicht nur die leibliche Mutter, ist die Heimat vielmehr gemeint:

Ihr Menschen, verherrlicht in euch selber nur den Menschen!
Verklären wir in uns das schöne Leben!
Nur im Vollkommnen ist das wahre Leben,
Nur in der Freiheit ist die ganze Seele,
Und jede Arbeit ist ein neues Kunstwerk,
Und jede Hand wirk' diese Welt zu schmücken,
Verklären wir in uns das schöne Leben!

Das klingt in den italienischen Worten wunderbar schön und klingt begeisternd. Aber da, wo der Dichter solche Absicht des Anrufens und Predigens ganz beiseite läßt, verherrlicht er das schöne Leben noch eindrucksvoller, so will mir scheinen. Ganz aufgelöst in die Natur, in den Mittag, dort in den Wäldern der Arnomündung, wo die wilden Stuten mit ihren Füllen in Freiheit grasen, singt er:

Ich habe nicht Namen noch Schicksal
mehr bei den Menschen. Mein Name
ist Mittag! Ich lebe in allem
so schweigend als wie das Sterben.
Und göttlich ist mein Leben!

Aus diesem Sicheinsfühlen mit der ganzen Schöpfung strömt sein Glück und strömt seine Verzweiflung. Er, der eben ausrief: La mia vita è divina — kann in unbefriedigter Sehnsucht klagen: „das größte Glück ist stets am andern Ufer," oder: „die Freuden all zusammengepreßt, sie bilden ein einzig Gift!" . . . und es ist seine — d'altezze e d' abissi avidità, — seine Gier nach Höhen und nach Tiefen, die ihn sich dem Icarus vergleichen läßt. In dem Dithyrambus auf den Dädalussohn besingt er abermals sich selber. Der kunstreiche Vater warnt den Jüngling:

Es nützt dir nur zu fliegen in der Mitte;
fliegst du zu niedrig, werden dir die Flügel
vom Wasser schwer, fliegst du zu hoch, versengt sie
das Feuer dir, — halt stets die brave Mitte . . . .

Aber Icarus - d'Annunzio, der Freiheitsdurstige, nach Schönheit begehrende, weist die Mahnung von sich. Dem vorsichtigen Handwerksmeister, der ihm seine Flügel geschmiedet, dünkt es ihn verächtlich zu folgen:

Mein Weg wird überall gehn, in die Höhen,
und tief hinab, in Flut, Glut, Abgrund, Wolken,
all überall, nicht in begrenzter Mine!

und so steigt er zur Sonne, steigt höher, höher, wo er sich allein fühlt, allein, beflügelt, in der Unendlichkeit . . . bis ihm die Strahlen das Wachs, mit dem er selbst sich die Flügel an den Schultern befestigt hatte, schmelzen machen und er himabstürzt ins tiefste Meer.

Zum Schluß dieses Bandes, da der Dichter Abschied nimmt von dem schönen, sonnglühenden Küstenland an der Arnomündung, in dem Shelley starb, in dem Buonarotti die Steine zu seinen Titanen brach, heißt er seine Ode, die „zwischen Alpen und Meer geborene" — abermals den letzten Sohn Virgils begrüßen, seinen Meister Carducci:

Denn wer wird heute wohl den Sänger krönen,
wenn nicht ein Sänger, König in der Wüste?

Es klingt aus diesen Worten die Bitternis des Autors wieder, der von den Pfeilen der Kritik verwundet, sich in der Wüste allein fühlt, nicht hören noch sehen kann, welchen Eindruck seine Lieder den Menschen machen. Nur in dem einen irrt er, dem „heute". Die Leser und die Kritiker sind von jeher wahrscheinlich nicht viel anders gewesen, haben immer eher die Mängel als die Schönheiten eines Kunstwerkes gesehen. Und auch die Dichter wurden nicht anders, waren von jeher das leicht erregbare, das leicht reizbare Geschlecht, das, fest an sich glaubend, jeden Zweifel an diesem Ich schmerzhaft zuckend empfindet. — —

Gabriel Nuncius Carmina deduxit,
Joseph Cellini ornavit,
Treves bibliopola accuratissime impressit.

Das steht auf der letzten, reichgezierten Seite dieser beiden Bände zu lesen. Ein deutscher Fachmann der Buchausstattung fand die Bücher nicht einheitlich, weil sie halb Renaissanceornamente zeigen, halb stillos modern seien; wir in Deutschland, wir, „die wir es so herrlich weit gebracht haben", machten dergleichen unendlich viel besser. Er mag recht haben, so weit es die Zeichnungen betrifft. Aber für bücherliebende Laienaugen bieten trotzdem diese großen Quartbände mit dem schönen, klaren Druck und den roten Initialen auf dem starken Büttenpapier, in den altertümlichen, an den Seiten umgebogenen pergamentartigen Umschlägen, die von durchgezogenen grünseidenen Bändern zusammengehalten sind, einen Eindruck von bestechender Pracht, die wohl dem Stil des Dichters entspricht. Und obgleich von den Sängen der sieben Plejaden bisher nur drei erschienen sind, man eigentlich über eine so große Arbeit nicht urteilen sollte, bevor das Werk als Ganzes vorliegt, und obgleich ich die kurzen Zitate nicht so gut, wie sie es verdienten, und wie ich es wohl gewünscht hätte, zu übersetzen vermochte, meinte ich doch, auch für deutsche Leser könnte es von Interesse sein, schon jetzt auf die großangelegte idealistische Dichtung des als Naturalisten berühmten Autors aufmerksam gemacht zu werden.

Hamburg. Adalbert Meinhardt.

Putois.*)

Der Garten unserer Kindheit," sagte Herr Bergeret, „den man mit wenigen Schritten durcheilen konnte, war doch für uns eine unermeßliche Welt voll Lust und Schrecken."

„Lucien, erinnerst Du Dich noch an Putois", fragte Zoë und neigte mit dem ihr eigenen Lächeln, wobei sie die Lippen fest zu schließen pflegte, ihr Gesicht über ihre Nadelarbeit.

„Natürlich erinnere ich mich an Putois! . . . Von allen Gestalten, die mir in meiner Kindheit vor die Augen gekommen sind, ist Putois mir am lebhaftesten im Gedächtnis geblieben. Ich besinne mich noch auf alle Züge seines Gesichts und seines Charakters. Er hatte einen spitz zulaufenden Schädel . . ."

„Eine niedrige Stien," fügte Zoë hinzu.

Die Geschwister sagten nun abwechselnd mit monotoner Stimme und wunderlich ernster Miene alle Einzelheiten einer Art von Signalement her:

„Niedere Stirn."

„Gläserne Augen."

„Unstäter Blick."

„Gänsefüße an der Schläfe."

„Hervortretende, rote, glänzende Backenknochen."

„Die Ohren hatten keine Ränder."

„Die Gesichtszüge waren ohne allen Ausdruck."

„Die Hände waren in steter Bewegung und verrieten seine Gedanken."

„Er war mager, etwas gebeugt und anscheinend schwächlich."

„Sein Daumen war riesig groß."

„Seine Stimme schleppend."

„Seine Redeweise süßlich."

Plötzlich rief Herr Bergeret lebhaft:

„Eins haben wir noch vergessen, Zoë! die gelbliche Haarfarbe und das dünne Haar. Wir wollen es noch einmal wiederholen."

Mit Erstaunen hatte Pauline dieser seltsamen Aufzählung von Putois' Eigenschaften zugehört und fragte nun ihren Vater und ihre Tante, wie sie dazu kämen, dies Prosastück auswendig zu wissen und wie eine Litanei herzusagen.

Herr Bergeret erwiderte ernst:

„Pauline, was Du soeben vernommen hast, ist ein geheiligter, ich darf wohl sagen, liturgischer Text für den Privatgebrauch der Familie Bergeret. Es geziemt sich, daß er Dir überliefert werde, damit er nicht dereinst mit Deiner Tante und mir untergehe.

„Dein Großvater, mein liebes Kind, dein Großvater Eloi Bergeret, ein Mann, der an nichtigen Dingen keinen Gefallen fand, schätzte dieses Stück hoch, besonders in Anbetracht seines Ursprungs. Er nannte es ‚die Anatomie von Putois'. Auch pflegte er zu sagen, er ziehe in gewisser Weise die Anatomie von Putois der Anatomie von Quaresmeprenant vor. ‚Wenn die Beschreibung, die Xenomanes davon machte,' sagte er, ‚auch wissenschaftlich bedeutender ist und reicher an seltenen und vorzüglichen Ausdrücken, so wird sie doch durch Gedankenklarheit und Flüssigkeit des Stils von der Beschreibung des Putois übertroffen.' Er urteilte so, weil der Doktor Ledouble von Tours damals noch nicht seine Erklärung über die Kapitel 30—32 des vierten Buches von Rabelais gegeben hatte."

„Von alledem verstehe ich kein Wort," sagte Pauline.

„Das kommt daher, weil Du Putois nicht kennst, liebe Tochter. Du mußt wissen, daß Putois für mich und Tante Zoë die bekannteste Figur aus unserer Kinderzeit war. Im Hause Deines Großvaters Bergeret wurde unaufhörlich von Putois geredet. Jeder glaubte, ihn gesehen zu haben."

„Wer war denn eigentlich Putois?" fragte Pauline.

Statt zu antworten, begann Herr Bergeret zu lachen, und seine Schwester lachte gleichfalls mit fest verschlossenen Lippen.

Pauline ließ ihre Blicke von einem zum andern wandern. Sie fand es wunderbar, daß ihre Tante so von Herzen lachte, und noch wunderbarer, daß sie so in voller Uebereinstimmung und Sympathie mit ihrem Bruder lachte. Es war auch in der Tat auffallend, denn Bruder und Schwester hegten sonst nie die gleiche Gesinnung.

„Papa, sag' mir doch, wer war Putois? Du willst ja, daß ich es wissen soll, so sag es mir doch."

„Putois, liebe Tochter, war ein Gärtner. Er war ein Sohn achtbarer Kunstgärtnersleute und hatte in St. Omer eine Baumschule eingerichtet. Aber seine Kundschaft war nicht zufrieden mit ihm, er machte schlimme Streiche. Sein Geschäft hatte er aufgegeben und ging auf Tagesarbeit aus, und die Leute, die ihn beschäftigt, hatten nicht immer Ursache, ihn zu loben. Bei diesen Worten sagte Fräulein Bergeret noch immer lachend:

„Erinnerst Du Dich wohl noch, Lucien, wenn unser Vater auf seinem Schreibtisch sein Tintenfaß, seine Federn, seinen Siegellack, seine Schere oder — was es immer sei — vermißte, so pflegte er zu sagen: ‚Ich vermute, daß Putois hier gewesen ist'."

„Ja," erwiderte Herr Bergeret, „Putois stand in keinem guten Ruf."

„Ist das alles?" fragte Pauline.

„Nein, liebe Tochter. Putois hatte die Eigentümlichkeit, daß er uns bekannt und vertraut war, und daß er dennoch garnicht . . . ."

„Garnicht existiert!" rief Zoë.

Herr Bergeret warf seiner Schwester einen vorwurfsvollen Blick zu:

„Welch ein Ausdruck, Zoë! Warum so den Zauber brechen! Putois hätte garnicht existiert! Wagst Du das wirklich zu sagen, Zoë? Kannst Du das begründen? Hast Du die Existenzbedingungen, die Art und Weise des Daseins ausreichend geprüft, um wirklich behaupten zu wollen, Putois habe nie existiert, sei gar nie dagewesen? Sicherlich existierte Putois, liebe Schwester, aber es ist wahr, er führte ein eigenartiges Dasein."

„Ich verstehe immer weniger, was Ihr sagt," bemerkte Pauline verzagt.

„Die Wahrheit wird Dir sofort einleuchten, liebe Tochter. Erfahre also, daß Putois in reifem Alter geboren ward. Ich war damals noch ein Kind, Deine Tante war schon ein junges Mädchen. Wir bewohnten ein kleines Haus in einer Vorstadt von St. Omer. Unsere Eltern führten hier ein ruhiges, zurückgezogenes Leben, bis sie von einer Eingeborenen von St. Omer, von einer alten Dame mit Namen Frau Cornouiller entdeckt wurden, die in der Nähe der Stadt auf ihrem Landsitze Monplaisir wohnte und ausfindig gemacht hatte, daß sie die Großtante meiner Mutter sei. Sie machte nun von ihrem verwandtschaftlichen Recht Gebrauch und verlangte, daß unsere Eltern jeden Sonntag zum Mittagessen nach Monplaisir kommen sollten, wo sie sich sträflich langweilten. Sie sagte, es sei wohlanständig, am Sonntag in der Familie zu dineren, nur Leute ohne Stand und Rang hielten nicht auf diese gute Sitte. Mein Vater weinte fast vor Aerger und Langweile in Monplaisir. Es tat einem weh, seine Verzweiflung mitanzusehen. Aber Frau Cornouiller bemerkte das nicht. Sie sah überhaupt nichts. Meine Mutter schickte sich mit mehr Mut in die Sache. Sie litt ebenso sehr wie unser Vater, vielleicht noch mehr, aber sie lächelte."

„Die Frauen sind zum Leiden geboren," sagte Zoë.

„Zoë, alles was auf der Welt lebt, ist zum Leiden bestimmt. Vergebens lehnten unsere Eltern diese entsetzlichen Einladungen ab. Der Wagen der Frau Cornouiller stand jeden Sonntag mit unerbittlicher Pünktlichkeit vor ihrer Tür, um sie abzuholen. Es half nichts, man mußte nach Monplaisir fahren, das war eine Pflicht, der man sich absolut nicht entziehen konnte. Es war einmal die festgesetzte Ordnung, die nur durch einen Gewaltstreich durchbrochen werden konnte. Endlich empörte sich mein Vater und schwur, daß er niemals wieder der Einladung der Frau Cornouiller Folge leisten werde. Er überließ es meiner Mutter, einen passenden Vorwand und allerlei Gründe für die Ablehnung ausfindig zu machen. Aber

*) Einzig autorisierte Uebersetzung von Gertrud Savié (Paris).

gerade dazu war sie am wenigsten imstande. Sie verstand es ganz und garnicht, sich zu verstellen."

„Sage lieber, sie wollte es nicht verstehen, Lucien. Sie hätte ebenso gut lügen können, wie alle anderen Menschen."

„Sicherlich. Aber wenn sie gute Gründe hatte, so ließ sie die lieber gelten, als daß sie schlechte erfunden hätte. Du erinnerst Dich vielleicht noch, es passierte ihr eines Tages bei Tische, daß sie sagte ‚zum Glück hat Zoë Keuchhusten, nun brauchen wir lange Zeit nicht nach Monplaisir zu fahren'".

„Ja, ganz richtig!" gab Zoë zu.

„Du genaseft, Zoë, und Frau Cornouiller kam eines Tages zu unserer Mutter und sagte: ‚Meine Liebe, ich rechne darauf, daß Sie am Sonntag mit Ihrem Gatten zum Diner nach Monplaisir kommen'. Vom Vater aber hatte die Mutter ganz ausdrücklichen Bescheid bekommen, die Einladung unter allen Umständen abzulehnen, und in dieser Notlage erfand sie einen Grund, der der Wahrheit nicht entsprach.

‚Ich bedauere lebhaft, gnädige Frau,' sagte unsere Mutter, ‚aber es wird uns unmöglich sein, denn Sonntag erwarte ich den Gärtner.'

„Frau Cornouiller sah durch die Glastür des Wohnzimmers auf den kleinen, verwilderten Garten, wo Spillbaum und Flieder ganz danach aussahen, als ob sie das Messer des Gärtners nie gekannt hätten und auch nie kennen lernen würden.

‚Sie erwarten den Gärtner! wazu denn?'

‚Er soll im Garten arbeiten.'

„Unwillkürlich hatte meine Mutter bei ihren Worten ihre Augen auf das kleine Viereck voll Unkraut und halbverwilderter Pflanzen gerichtet, das sie soeben als Garten bezeichnet hatte, und sah mit Schrecken die Unwahrscheinlichkeit ihrer Erfindung ein.

‚Der Mensch', sagte Frau Cornouiller, ‚könnte wohl am Montag oder Dienstag kommen, um Ihren . . . . Garten zu pflegen. Das wäre auch viel besser. Am Sonntag soll man nicht arbeiten.'

‚Er ist aber in der Woche beschäftigt.'

„Ich habe oft bemerkt, daß die absurdesten, ungereimtesten Gründe den wenigsten Widerstand finden. Sie verwirren im Gegenteil den Gegner. Frau Cornouiller bestand denn auch weniger hartnäckig auf ihrer Meinung, als man es bei einer so wenig nachgiebigen Person erwartet hätte. Als sie sich von ihrem Sitz erhob, fragte sie:

‚Wie heißt Ihr Gärtner, meine Liebe?'

‚Putois,' erwiderte unsere Mutter ohne Zögern.

„So hatte denn Putois seinen Namen. Seitdem existierte er. Beim Fortgehn sagte Frau Cornuiller vor sich hin:

‚Putois, Putois, das kommt mir bekannt vor. Ich kenne ihn wohl, aber ich erinnere mich nicht recht. . . . Wo wohnt er denn?'

‚Er geht auf Tagesarbeit aus; wenn man ihn braucht, so läßt man es ihm bei dem einen oder dem anderen sagen.'

‚Das dachte ich mir wohl, ein Herumtreiber, ein Vagabund, ein richtiger Nichtsnutz. Nehmen Sie sich vor ihm in acht, meine Liebe!'

„Von nun an hatte Putois einen Charakter."

II.

Inzwischen waren die Herren Goubin und Marteau gekommen. Herr Bergeret machte sie mit dem Gegenstand der Unterhaltung bekannt.

„Wir sprachen gerade von jemand, den meine Mutter eines schönen Tages zum Gärtner in St. Omer machte und ihm einen Namen gab.

„Seit der Zeit begann auch seine Wirksamkeit."

„Bitte noch einmal, verehrter Meister," sagte Herr Goubin, und wischte sein Augenglas.

„Gern," erwiderte Herr Bergeret. „Es gab einen Gärtner in St. Omer. Der Gärtner existierte nicht, aber meine Mutter sagte: ‚Ich erwarte den Gärtner.' Alsbald gab es einen Gärtner, der auch zugleich zu einer handelnden Person wurde."

„Teurer Meister," fragte Herr Goubin, „wie konnte er handeln, da er ja garnicht existierte?"

„Er besaß eben doch eine Art von Existenz," erwiderte Herr Bergeret.

„Sie wollen sagen, eine imaginäre Existenz," sagte Herr Goubin verächtlich.

„Ist denn eine imaginäre Existenz nichts?", rief der Meister. „Sind nicht die mythischen Personen von großem Einfluß auf die Menschheit gewesen? Denken Sie doch an die Mythologie, Herr Goubin, und Sie werden erkennen, daß es zwar nicht wirkliche Wesen, sondern imaginäre Wesen waren, die aber den größten Einfluß auf die Seelen gehabt haben. Wesen, die überall und zu allen Zeiten nicht mehr Wirklichkeit besaßen als Putois, haben den Völkern den Haß und die Liebe, den Schrecken und die Hoffnung eingeflößt, haben ihnen Verbrechen angeraten, Opfer empfangen, Sitten und Gesetze geschaffen. Denken Sie über die ewig dauernde Mythologie nach, Herr Goubin. Putois ist eine mythische Persönlichkeit und, wie ich zugeben muß, eine von der obskursten und niedrigsten Art. Der plumpe Satyr, der einst am Tische unserer Bauern im Norden saß, wurde für würdig erachtet, in einem Gemälde von Jordaens und in einer Fabel von Lafontaine zu figurieren. Der behaarte Sohn der Sycorax ist in die erhabene Welt eines Shakespeare hineingelangt. Putois ist weniger glücklich gewesen und wird stets von den Künstlern und Dichtern mißachtet werden. Es fehlt ihm an Größe und Fremdartigkeit, an Stil und Charakter. Er kam unter zu vernünftigen Leuten zur Welt, unter Leuten, die lesen und schreiben konnten und nicht die reizende Einbildungskraft besaßen, die zur Fabelbildung führt. Ich denke, meine Herren, was ich gesagt habe, wird ausreichen, um Ihnen die wahre Natur von Putois begreiflich zu machen."

„Ich verstehe Sie wohl," sagte Herr Goubin.

„Putois wurde in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts geboren in St. Omer," fuhr Herr Bergeret fort. „Besser für ihn wäre es gewesen, wenn er einige Jahrhunderte früher im Ardennerwald zur Welt gekommen wäre. Denn dann wäre er ein böser Geist von außerordentlicher Geschicklichkeit geworden."

„Eine Tasse Tee gefällig?", fragte Pauline.

„Putois war also ein böser Geist?" erkundigte sich Herr Marteau.

„Er war böse," erwiderte Herr Bergeret, „aber er war es nur in gewisser Weise. Es war mit ihm wie mit den Teufeln, von denen man sagt, daß sie böse seien, an denen man aber bei näherem Umgang doch gute Seiten entdeckt. Ich bin geneigt zu glauben, daß man Putois sehr Unrecht getan hat. Frau Cornouiller hatte ein Vorurteil gegen ihn gefaßt und hegte sofort den Verdacht, er sei ein Taugenichts, ein Trunkenbold und Dieb. Dann überlegte sie: wenn meine Mutter ihn beschäftigte, so tat sie das sicher, weil er bescheiden in seinen Ansprüchen war, und sie fragte sich, ob es nicht klüger sei, ihn auch in Arbeit zu nehmen, anstelle ihres Gärtners, der zwar einen besseren Ruf besaß, aber weit anspruchsvoller war. Die Zeit zum Beschneiden der Taxusbäume nahte heran. Sie dachte, wenn Frau Eloi Bergeret, die doch nur arm sei, Putois nicht viel zahle, so würde sie, die reiche Frau Cornouiller, ihm noch weniger geben, weil es einmal so üblich ist, daß die Reichen weniger bezahlen als die Armen. Und sie sah schon im Geiste ihre Taxusbäume gefällig zugestutzt zu dichten Wänden, Kugeln und Pyramiden, ohne daß sie große Ausgaben davon gehabt hätte. Ich werde schon ein Auge auf ihn haben, sagte sie sich und sehen, daß Putois die Zeit nicht vergeudet und mich nicht bestiehlt. Sie beschloß daher, einen Versuch mit ihm zu machen und sagte zu unserer Mutter: ‚Meine Liebe, schicken Sie doch Putois einmal zu mir, er könnte auf Monplaisir arbeiten.'

„Meine Mutter versprach es, und sie hätte sicher gern ihr Wort gehalten, wenn es möglich gewesen wäre."

Paris. Anatole France.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 3. Berlin, den 15. Oktober 1904. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Seit die nationalliberale Landtagsfraktion dem konservativ-klerikalen Schulkompromiß zugestimmt und damit „um Schlimmeres zu verhüten" der Reaktion Handlangerdienste geleistet hat, ist jede Möglichkeit eines nationalliberalen Widerstandes gegen die verderblichen klerikalen Schulpläne geschwunden. Was halfs, daß der Zentralvorstand der nationalliberalen Partei eine Interpretation des kompromittierenden Kompromisses versuchte, die der Simultanschule grundsätzliche Gleichberechtigung neben der Konfessionsschule zusprechen wollte? Was konnten die Jungliberalen ausrichten, die sich auf ihrem Leipziger Verbandstag mit ganzer Kraft gegen die Verleugnung der liberalen Schulpolitik stemmten? So wenig richteten sie aus, daß Herr Hackenberg, der Wortführer der nationalliberalen Kompromißler, am Sonntag auf dem Bochumer Parteitag der westfälischen Nationalliberalen die Anstrengungen dieser Kompromißgegner kurzer Hand als „Luftschifferpolitik" abtun zu können glaubte. Und er fand für sein Vorgehen nicht nur keinen Widerspruch — seine Rede und Resolution wurde ohne Diskussion von der Mehrheit der Versammlung gut geheißen — sondern er erntete obenein noch das kompromittierende Lob des — Zentrums, der Kölnischen Volkszeitung. Mit Genugtuung konstatiert dieses klerikale Blatt, daß Herr Hackenberg mit seiner glänzenden Rede die Situation vollständig beherrscht habe und es prophezeit freudig, daß die nationalliberale Landtagsfraktion unter der Fahne des Schulantrags in die Landtagssession hineinziehen werde, „trotz aller entrüsteten Proteste". Die nationalliberale Landtagsfraktion erhält also bereits das Placet der Zentrumspresse und will doch noch immer den Anschein erwecken als könnten bei der Einzelberatung unter Umständen die Nationalliberalen von ihren konservativ-klerikalen Bundesgenossen noch weit abrücken und Hüter einer freiheitlichen Schulpolitik werden! Das glauben ja die eigenen Parteigänger des Herrn Hackenberg und seiner Gesinnungsgenossen nicht einmal mehr. Kölnische Zeitung, Leipziger Tageblatt, Magdeburger Zeitung und andere führende Organe des Nationalliberalismus machen gar keinen Hehl aus ihrer Mißbilligung der Bochumer Tagung, und der Abgeordnete Dr. Böttger gibt den Vorwurf der „Luftschifferpolitik" zurück mit der Gegenfrage an Hackenberg: „ob es besser ist, Sumpf- oder Luftschifferpolitik zu machen, die Vogel- oder Froschperspektive zu benutzen." Vielleicht wird die Empörung über die Haltung der nationalliberalen Landtagsabgeordneten im eigenen Parteilager noch wachsen; aber das wird an der Tatsache kaum etwas ändern, daß schließlich das angefangene Werk der Verleugnung aller liberalen Schultraditionen vollendet wird — zur Freude der konservativ-klerikalen Bildungsfeinde. Wer zum Kompromißantrag A gesagt hat, muß folgerichtig zu allen weiteren reaktionären Schritten B sagen. Da gibt es keinen Halt mehr.

In das gegenwärtig so aktuelle Kapitel von der preußischen Schulpolitik paßt vorzüglich der Abschnitt von der Lehrerbehandlung hinein, zu dem fast jeder Tag neue, unerhörte Berichte bringt. Da tritt in Mitteldeutschland ein Landrat in eine Kreislehrerkonferenz hinein mit der Ankündigung, daß er auf Anordnung des Provinzialschulkollegiums künftighin nicht nur den Konferenzen, sondern auch dem Schulunterricht kontrollierend beiwohnen werde! In der Eifel regt ein Landrat bei seinen Bürgermeistern an, den Lehrern das amtliche Kreisblatt auf Gemeindekosten als regelmäßige Lektüre zu beschaffen und tröstet sie über die dadurch erwachsenden Ausgaben hinweg mit den klassischen Worten: „Dabei können die Lehrer verpflichtet (!) werden, von Zeit zu Zeit belehrende Aufsätze für das Blatt über Obstbau, Bienenzucht usw. zu liefern." Und zuletzt veröffentlicht das preußische Kultusministerium einen hakatistischen Erlaß über den ausschließlichen Gebrauch der deutschen Sprache im Privatverkehr und selbst im Familienleben des Lehrers:

„Wir fordern, daß die Lehrer sich nur der deutschen Sprache bedienen, zumal denjenigen gegenüber, welche die deutsche Sprache in ausreichendem Maße beherrschen. Wir verlangen ferner, daß die Lehrer in der Familie nur Deutsch sprechen, und machen den Herren Kreisschulinspektoren zur Pflicht, bei jeder Gelegenheit, insbesondere bei den Jahresrevisionen, sich zu vergewissern, inwieweit die Lehrer diesem Erlaß nachkommen. Die Befolgung des Erlasses wird damit bewiesen, daß die Kinder des Lehrers beim Eintritt in die Schule die deutsche Sprache beherrschen. Sollte ein Lehrer diesem Erlaß nicht nachkommen, so ist hierron der Königlichen Regierung Anzeige zu erstatten, und es ist dem betreffenden Lehrer die Ostmarkenzulage zu entziehen. Wenn diese Maßnahme wirkungslos sein sollte, ist gegen den Lehrer das Disziplinarverfahren auf Amtsentlassung zu eröffnen."

Also zur geistlichen Schulaufsicht noch die landrätliche, zur aufreibenden Unterrichtstätigkeit noch die unentgeltliche Kreisblattschriftstellerei, und zur ostelbischen Schulstelle noch die Vorschrift, in welcher Sprache sich der Lehrer mit Freunden und Bekannten, mit Weib und Kind unterhalten darf. Das ist eine Häufung preußischer Lehrerfürsorge, wie sie in den Zeiten ungebrochener Feudalität nicht schlimmer sein konnte. Und da verdenkt man es den Lehrern noch, wenn sie den „staatserhaltenden" Parteien, die keinen Finger zur Abstellung so krasser geistiger Knechtung rühren, empört den Rücken kehren!

In der absprechenden Beurteilung des Berliner Protestantentages haben sich zwei schöne Seelen zusammengefunden, die für gewöhnlich in grimmiger Fehde miteinander leben, obwohl jeder Unbefangene ihre innere Gesinnungsverwandtschaft längst kennt. „Reichsbote" und „Germania", die führenden Blätter des evangelischen und des katholischen Klerikalis-

mus haben sich in wegwerfenden Glossen über die eindrucksvolle Tagung zu überbieten versucht. Das ist nun an sich etwas so Natürliches, Selbstverständliches, daß sich eine Registrierung dieser Tatsache höchstens unter dem Gesichtspunkt verlohnen würde, daß das übereinstimmende Zeugnis der beiden Gegner für die Hoffnungsfreudigkeit der Protestantenvereinler ein recht charakteristisches Zeichen wäre. Allein die Sache hat noch eine höchst belustigende Seite. Die „Germania" druckt die Kritik ihrer Gesinnungsgenossin von der evangelischen Fakultät unter der Ueberschrift ab „Katholische Gedanken im Reichsboten" und sie sagt zum Schluß gerade heraus: Alles, was der „Reichsbote" in dieser Beziehung ausführt, entspricht katholischen Anschauungen, katholischen Gedanken!" Der katholikenfresserische „Reichsbote" als Verbreiter gut katholischer Anschauungen, freudig gelobt von der „Germania", das ist ein Bildchen von so erheiternder Komik, daß man nachträglich noch einmal dem Protestantentag danken soll, der uns diese Belustigung verschafft hat.

Die Berliner Zensur hat einen großen Mißerfolg aufzuweisen. Trotz ihres Verbots von Blumenthals Totem Löwen ist es ihr nicht gelungen, diesen Löwen bühnenlebendig zu machen. Bei der Erstaufführung des Bismarck-Dramas im spanischen Kostüm hat sich nicht einmal Hamburg, das dem Sachsenwalde so nahe liegt, erwärmen lassen. Was wäre diesem Toten Löwen, der, beim Rampenlicht besehen, nur ein „Weißes Rößl" in einer Löwenhaut zu sein scheint, erst in Berlin passiert, wenn die Zensur nicht ihre schützende Hand darüber gehalten hätte! Der Zensurbehörde gelingt es jetzt nicht einmal mehr, mangelhaften Bühnenwerken Momenterfolge zu sichern. Sie ist jetzt ausschließlich auf den einen, nie versagenden Erfolg angewiesen: sich selbst lächerlich zu machen.

Die Lage in Südwestafrika wird immer trostloser. Jetzt scheinen auch die Witboi-Hottentotten, die im Herzen der Kolonie in der Umgebung von Gibeon ansässig sind und seit ihrer mühseligen Unterwerfung im Jahre 1894 für die zuverlässigsten Freunde Deutschlands gelten, zum Aufruhr übergegangen zu sein. Die lange Dauer und der nicht immer glückliche Verlauf des Hererofeldzuges mögen diesen kriegerisch tüchtigsten Eingeborenenstamm zu dem Glauben verleitet haben, es könne ihm in Verbindung mit den übrigen Schwarzen gelingen, die weißen Eindringlinge ein für allemal aus ihrem Lande zu vertreiben. Bereits haben sie die Polizeistation Kuis, an der Hauptverkehrsstraße nach Windhuk gelegen, angegriffen und Aufforderungen zum Anschluß an die noch friedlichen Hottentottenstämme der nächsten Nachbarstadt gerichtet. Zwar hat sich Oberst Leutwein alsbald „mit einer Kompagnie" zur ihrer Unterwerfung nach dem Süden begeben, aber man weiß ja, daß der Kampf gegen die Herero und der Typhus keine Detachierung irgendwie nennenswerter Truppenkörper gestaltet. Es müssen also aufs neue Soldaten in größerer Zahl entsandt und erhebliche Geldmittel zur Beendigung des „Feldzuges" bereit gestellt werden. So ist die allgemeine Sorge um Südwestafrika jetzt größer denn je!

Die französischen Radikalen, diese Kerntruppen der gegenwärtigen Regierungsmehrheit, haben in Toulouse einen Jahreskongreß abgehalten, der an Teilnehmerzahl und äußerem Glanz alle seine Vorgänger übertraf. Um so bedeutsamer war die Erneuerung unverbrüchlicher Solidarität zwischen diesen „französischen Demokraten" und dem Ministerium Combes. Vor allem der Brief des ehemaligen Ministerpräsidenten und Kammerpräsidenten Bourgeois ist viel beachtet worden, der allen Reaktionären und Dissidenten zum Trotz seine Treue gegenüber dem Radikalismus bekundete. Auch die Annahme des von Combes kürzlich formulierten Arbeitsprogramms durch den Toulouser Kongreß ist für die innere Politik Frankreichs verheißungsvoll: zweijährige Dienstzeit, Einkommensteuer, Arbeiterversicherung und Trennung von Staat und Kirche. Die enge Zusammenarbeit der bürgerlich Radikalen mit den Sozialisten wurde ausdrücklich gut geheißen und auch für die Zukunft dringend empfohlen. Und da andererseits aus der sozialistischen Presse als Echo auf die bürgerlichen Freundschaftsversicherungen von Toulouse eine Erneuerung der Bundestreue der Arbeiterparteien ertönt, so kann das Ministerium Combes seine freiheitliche, sozialfortschrittliche Politik ungestört weiter verfolgen und der bevorstehenden Eröffnung des französischen Parlaments mit größter Ruhe entgegensehen. Der Bund zwischen entschiedenem bürgerlichen Liberalismus und besonnenem Sozialismus garantiert die beneidenswerte Weiterentwicklung der bisher so klugen äußeren und inneren Politik Frankreichs unter dem Kabinett Combes.

Graf Tisza hat ein programmatisches offenes Schreiben an seine Wähler gerichtet, das wieder die wildesten Kämpfe im ungarischen Parlament entfesseln wird. Der „starke Mann", der bisher eine leidlich glückliche Hand bewiesen hat, kündigt darin an, daß er eine Revision der parlamentarischen Geschäftsordnung zwecks Beseitigung der „technischen Obstruktion" durchsetzen werde. Daß er mit diesem Streben alle mühsam besänftigten Gegner aufs neue zu äußerster Opposition treiben wird, ist ebenso klar, wie der Beweggrund, der Tisza dabei leitet, zurzeit noch unklar ist. Der parlamentarische Einfluß der liberalen Partei Tisza ist gesichert, vielleicht ohne den angekündigten neuen Feldzug weit besser als durch ihn. Deshalb wird vermutet, daß Einflüsse des Wiener Hofes und Bestrebungen auf Veränderung des staatsrechtlichen Verhältnisses von Ungarn zu Oesterreich mitsprechen.

In Ostasien ist abermals eine gewaltige Schlacht bei Jentai im Gange. Die Russen, die nach einer tönenden Proklamation Kuropatkins zur Offensive übergegangen waren, sind alsbald von den Japanern aufgehalten und in einen erbitterten Kampf verwickelt worden. Allem Anschein nach wird ihr Vormarsch nach dem Süden zum Entsatze Port Arthurs wieder einmal mißlingen. Dort kämpfen übrigens die Japaner ebenfalls mit dem Aufgebot aller Kräfte. Daß man trotzdem auf beiden Seiten noch nicht mit baldigen Entscheidungen rechnet, beweist die zur Geduld mahnende Proklamation des Mikado an sein Volk und die endliche Ausreise der russischen Ostseeflotte nach Ostasien.

* * *

Graf Bülow und das Provinzialschulkollegium.

Der Konflikt, der zwischen der Berliner Kommunalverwaltung und dem Provinzialschulkollegium entstanden ist, kann nur unter dem politischen Gesichtspunkte in seiner vollen Bedeutung erfaßt werden. Die Frage, ob über die Benutzung von Schulgebäuden, die im Eigentum der Stadt Berlin stehen, selbst während der schulfreien Zeit das Provinzialschulkollegium direkte Verfügungen treffen darf, ist zwar auch an und für sich nicht unwichtig. Aber die materielle Bedeutung dieser Frage verschwindet hinter der provozierenden und beleidigenden Methode, die diesen Konflikt charakterisiert. Es bedarf keiner besonderen Hervorhebung, daß die Einräumung einer Schulturnhalle für polnische, tschechische oder sozialdemokratische Turnvereine und die Einräumung einer Aula zum Zwecke der Abhaltung freireligiöser Andachten keine Akte kommunalen Jakobinertums darstellen. Es ist nach Lage der Dinge sogar wahrscheinlich, daß dem Berliner Magistrat, als er die Erlaubnis erteilte, garnicht der Gedanke gekommen ist, es könne sich daraus irgend ein Konflikt mit der Regierung ergeben. Selbst wenn das Provinzialschulkollegium einen klaren Rechtsanspruch auf die Kontrolle derartiger magistratlicher Erlaubnisakte erheben könnte, so hätte die Achtung, die eine staatliche Autorität einer kommunalen Autorität schuldig ist, erfordert, daß das Provinzialschulkollegium nicht Rektoren städtischer Schulen, die von der Stadt angestellt und besoldet sind, anwies, gegen die Anordnungen des Magistrats zu handeln. Diese Aufreizung städtischer Beamten zur

Digitized by Google

Mißachtung von Weisungen des Magistrats ist schlechthin skandalös.

Es ist kaum denkbar, daß das Provinzialschulkollegium hier ganz allein auf eigene Faust gehandelt haben sollte. Es hat ohne Zweifel bei seinem Vorgehen die Billigung des Kultusministers oder, wenn man sich korrekter ausdrücken will, der maßgebenden Männer im Kultusministerium gehabt. Aber selbst wenn sich das Provinzialschulkollegium nur von seinem eigenen Genius hat leiten lassen, der Umstand, daß das preußische Ministerium jene Behörde nicht sofort zur Ordnung gerufen hat und sicherlich auch nicht mehr zur Ordnung rufen wird, stellt die Mitverantwortlichkeit der preußischen Regierung völlig klar. Der Chef der preußischen Regierung aber ist der Ministerpräsident Graf Bülow. Nichts würde verfehlter sein, als diesen Konflikt zu behandeln als einen bloßen Streit zwischen einer rücksichtslosen staatlichen Unterbehörde und der Kommunalverwaltung von Berlin. Die Leitung der gegenwärtigen preußischen Staatsregierung ist der politisch schuldige Teil.

Es ist deshalb auch durchaus richtig, daß die freisinnigen Landtagsabgeordneten Berlins das preußische Staatsministerium beim Wiederzusammentritt des preußischen Abgeordnetenhauses interpellieren, obgleich sie sich wohl keiner Täuschung darüber hingeben, daß das Terrain, auf dem sie den Streit ausfechten wollen, das denkbar ungünstigste ist. Die konservativ-klerikale Mehrheit des Abgeordnetenhauses hat bereits durch ihre leitenden Blätter kundgetan, daß das Provinzialschulkollegium auf ihre Unterstützung rechnen kann. Der preußische Kultusminister und der preußische Ministerpräsident haben sich allen agrarischen und allen ultramontanen Forderungen so gefügig gezeigt, daß es die preußischen Junker und das Zentrum keine Ueberwindung kosten wird, die rücksichtslose Behandlung einer liberalen Stadtverwaltung durch eine staatliche Behörde gutzuheißen. Ja, wenn es sich um die Beleidigung eines agrarischen Junkers oder um einen Konflikt mit einer klerikal verwalteten Gemeinde oder gar um ein respektwidriges Verhalten gegen einen katholischen Bischof handelte, — da könnte es dem Provinzialschulkollegium böse ergehen, und Herr Studt würde es an Vorbeugungen und Entschuldigungen nicht fehlen lassen. Wir haben ja gesehen, wie man vor dem Bischof Korum zu Kreuz kroch, als er sich herausnahm, eine staatliche Schulanstalt zu boykottieren. Aber der Magistrat der Zweimillionenstadt Berlin, deren Bevölkerung mehr direkte Staatssteuern zahlt als die Einwohnerschaft sämtlicher konservativ vertretenen preußischen Wahlkreise, — je schlechter man den behandelt, um so sicherer darf man auf den lebhaftesten Beifall unserer Staatserhaltenden rechnen. Daß der Berliner Magistrat den Prozeß, den er mit dem Provinzialschulkollegium vor der öffentlichen Meinung führt, im preußischen Abgeordnetenhause gewinnen werde, erscheint völlig aussichtslos. Nicht auf eine Genugtuung, sondern auf Spott muß man dort gefaßt sein. Auch sonst stehen die Chancen für die Berliner Stadtverwaltung nicht günstig. Ich fürchte, es wird bei dem schönen einstimmigen Protest der Berliner Stadtverordnetenversammlung und den trefflichen Reden, die bei diesem Anlaß gehalten sind, sein Bewenden haben. Die gesperrten Turnhallen bleiben den boykottierten Turnvereinen geschlossen. Es bleibt bei der Verfügung des Provinzialschulkollegiums. Im günstigsten Falle versandet die Angelegenheit in irgend einem weitläufigen Verwaltungsstreitverfahren.

Und die Moral von der Geschichte? Wie konnte es geschehen, daß sich selbst untergeordnete staatliche Behörden ungestraft herausnehmen können, die Kommunalregierung der Weltstadt Berlin in solcher Weise zu brüskieren? Es ist ein Schlag, den man dem ganzen freisinnigen Bürgertum versetzt hat. Wie will es darüber quittieren? Durch Unterwürfigkeit und gesteigerte Loyalität? Wahrscheinlich wird es auch an klugen und vorsichtigen Männern nicht fehlen, die solches anraten, „um Schlimmeres zu verhüten". Die Aengstlichkeit sieht ja beständig den Spreepräfekten ante portas.

Mir scheint, es wäre nie soweit gekommen, wenn nicht das liberale Bürgertum seine politischen Gegner nach und nach daran gewöhnt hätte, an seine unerschöpfliche politische Geduld zu glauben. Der preußische Junker lacht bei dem Gedanken, daß der preußische Bürger sich ernsthaft wehren werde. Der letzte Rest von Besorgnis ist ihm abhanden gekommen, als er sah, wie bei den vorjährigen Landtagswahlen in Preußen selbst freisinnige Wahlmänner lieber Mandate an Erzreaktionäre übergehen ließen, als daß sie bereit gewesen wären, sich mit Sozialdemokraten in diese Mandate zu teilen. Wenn es dermaßen an politischer Entschlossenheit gebricht, wie kann der erwarten, politisch respektiert zu werden? Das „Landgraf, werde hart!" kann man nicht oft genug dem liberalen Bürgertum zurufen. Heute ist es weich. Wenn es sich erst zu der Entschlossenheit des flectere si nequeo superos Acheronta movebo durchgerungen haben wird, dann wird kein Provinzialschulkollegium es mehr wagen, städtische Schulvorsteher zur Mißachtung der Anordnungen des Berliner Magistrats anzuhalten.

Für diese Art von Energie würde auch Graf Bülow Verständnis haben. Daß er, der Kulturmensch, die von dem Provinzialschulkollegium gewählte Form behördlicher Rücksichtslosigkeit nicht gern sieht, davon darf man überzeugt sein. Aber er läßt dies geschehen wie so vieles andere, weil der oberste Grundsatz seiner Politik ist, denen gefällig zu sein, die er fürchtet.

Theodor Barth.

Kaiser und Kanzler.

Ueber allen Wipfeln ist Ruh! Noch am Sonntag schlugen die Wogen turmhoch im Lipperland. „Glühendsten Protest gegen den Kaiser" beschloß man in einer Volksversammlung. Und in Lage kamen 2000 Männer aus dem ganzen Lande zusammen, eine Versammlung, wie sie Lippe noch nicht gesehen hat. Ganze Dörfer rückten geschlossen an. Bauern, Bürger, Arbeiter, ohne Unterschied des Standes und der Partei, alles einte sich, um den Kampf ums Recht zu führen und die unberufene Einmischung Außenstehender zurückzuweisen.

Seit Montag sind die Wogen geglättet. Auf schärfste Kämpfe war man in der Plenarsitzung des Landtags gefaßt. Hie Bückeburg! Hie Biesterfeld! Die Bückeburger haben wenig Leute für sich. Aber was ihnen an Quantität abgeht, ersetzen sie durch Qualität. Nicht als wenn ihre Anhänger im Landtage moralisch und intellektuell höher ständen als die Vertreter des Rechtsstandpunktes, d. h. der Biesterfelder Ansprüche. Im Gegenteil. Einer ihrer Hauptwortführer ist ein Mann, den viele sehr ehrenwerte Leute für außerordentlich wenig qualifiziert zu einer öffentlichen Tätigkeit halten. Aber Herr Schemmel, der einflußreiche Agrarier, und Vizepräsident Hoffmann, der größte Industrielle des Landes, haben soviel Macht in die Wagschale zu werfen, daß ihr Eintreten für die Bückeburger allerdings schwer ins Gewicht fällt. Herr Schemmel war sogar Referent der Kommission. Das Kaisertelegramm hatte eine explosive Stimmung erzeugt. Die Volksversammlungen vom Sonntag hatten die Biesterfelder Abgeordneten zu größter Schärfe angestachelt. Kurz, es mußte fast zu einer höchsten Erregung kommen.

Aber es kam nicht dazu. Ein Blatt Papier, das der Vizepräsident des Landtages, der Stärkefabrikant Hoffmann, aus der Tasche zog, war das Oel, das die Wogen glättete. Graf Bülow hatte ihm geschrieben. Nicht an ihn als Vizepräsidenten des Landtages. Nur an den Kommerzienrat Hoffmann hatte er sich gewandt, übrigens zum Aerger des Herrn Kommerzienrats, dem an diesem Titel garnichts gelegen ist, weil er Biesterfelder Ursprungs ist. Er macht deshalb von dem Titel auch keinen Gebrauch und hatte ihn sogar auf dem Schreiben des Reichskanzlers eingeklammert. Auch wenn der Kanzler an den Vizepräsidenten des Landtages als solchen geschrieben hätte, wäre das eine auffällige Adresse gewesen. Warum nicht wenigstens an den Präsidenten oder noch korrekter an die Regierung von Lippe?

Doch das nebenbei. Die Hauptsache ist, daß das Schreiben seine Wirkung nicht verfehlt hat. Der Debatte

Digitized by Google

wurde damit die Spitze abgebrochen. Die Mehrzahl der Abgeordneten war zusammengekommen, um gegen den Inhalt des Kaisertelegramms in Gemeinschaft mit der lippischen Regierung aufs Schärfste zu protestieren. Und nun stellte sich nach der „authentischen" Interpretation, die der Reichskanzler dem Kaisertelegramm zuteil werden ließ, heraus, daß ein Grund zu besonderer Aufregung garnicht mehr vorliege. Der Kaiser hatte freilich telegraphiert, daß er die Regentschaftsübernahme nicht anerkenne. Aber nun erklärte Graf Bülow: ça n'a pas de conséquence. „Es liegt außerhalb Allerhöchst seiner Absicht, der derzeitigen Ausübung der Regentschaft durch den Herrn Grafen Leopold zur Lippe irgendwelches Hindernis zu bereiten." Das Kaisertelegramm wird damit auf eine Stufe mit einer lex imperfecta gerückt, einem Gesetz, das zwar ein Verbot enthält, aber keine Strafbestimmung, sodaß das Verbot einen rein platonischen Wert hat. Nur *eine* Konsequenz aus dem Kaisertelegramm bleibt bestehen: die Truppen werden nicht vereidigt. Das mag der Regent als Kränkung empfinden. Politisch ist es fast bedeutungslos.

Als Herr Hoffmann den Brief des Grafen Bülow verlesen hatte, da stand man allgemein unter dem Eindruck: nun ist die Sache bis zum neuen Schiedsspruch eigentlich erledigt. Niemand denkt daran, den Regenten in der Ausübung der Regentschaft zu stören. Die endgültige Entscheidung soll durch ein Schiedsgericht erfolgen, nicht aber durch den Bundesrat, wie hie und da befürchtet worden war. Der Kanzler selbst verspricht, die Herbeiführung des Schiedsspruchs möglichst zu beschleunigen. Damit ist allen Wünschen der Biesterfelder, die in vielleicht zu weit getriebenem Entgegenkommen in einen nochmaligen Schiedsspruch eingewilligt hatten, Rechnung getragen.

Es müßte sonderbar zugehen, wenn es von dieser Seite her noch Komplikationen geben sollte. Freilich, ganz ausgeschlossen sind sie nicht, da der lippische Landtag sich noch mit einem Amendement zu der Regierungsvorlage zu befassen hat.*) Aber die besonderen Schwierigkeiten, die das Kaisertelegramm hergehoch aufzutürmen schien, sind durch Bülows authentische Interpretation wie fortgeblasen.

Man muß es dem Grafen Bülow lassen, daß er hier eins der besten Stücke seiner Kanzlertätigkeit geliefert hat. Mit einer Eleganz, wie sie Bosco und Bellachini nie größer beim Verschwindenlassen eines Gegenstandes gezeigt haben, hat er jede erhebliche Differenz zwischen dem Kaisertelegramm und dem verfassungsmäßigen Zustand aus der Welt geschafft. Allez, passez, hopp! Wer kann noch irgendwo irgendwelches Unrecht wahrnehmen?

Sehr schön soweit. Aber kurios bleibt der ganze Vorgang doch. Man vergegenwärtige sich nur die Ereignisse:

Der neue Regent von Lippe zeigt dem Kaiser den Tod seines Vaters und die Uebernahme der Regentschaft an. Der Kaiser spricht ihm in knappen Worten sein Beileid aus und teilt ihm in einem mit, daß er die Uebernahme der Regentschaft nicht anerkenne und die Truppen nicht vereidigen lasse. Das Telegramm ist nicht gegengezeichnet. Der „Reichsanzeiger" nimmt ganz konsequent infolgedessen keine Notiz davon. Trotzdem erhebt sich bis weit in die Reihen der Rechten hinein ein Sturm des Protestes. Denn selbstverständlich nimmt man an, daß der Privatäußerung des Kaisers eine staatsrechtliche Aktion des Königs von Preußen in der Richtung des Telegramms folgen werde, daß also insbesondere Preußen dem Regenten das Recht bestreiten werde, einen Bevollmächtigten zum Bundesrat zu nommieren.

Die lippische Regierung nimmt das kaiserliche Privattelegramm in ihre dem Landtag vorgelegte Denkschrift auf, um dagegen Protest zu erheben. So wird dem Privattelegramm eine staatsrechtliche Bedeutung gegeben.

Ehe es zu der entscheidenden Verhandlung des Landtages kommt, wird ein an ein Mitglied des Landtages gerichtetes Privatschreiben des Reichskanzlers verlesen, das im Einverständnis mit dem Kaiser dem kaiserlichen Telegramm eine andere Auslegung gibt, als ihm bis dahin von *allen* Seiten zuteil geworden war. Die Bedeutung des Telegramms wird dadurch auf ein Minimum reduziert. Die Nichtvereidigung der Truppen bleibt bestehen. Sie ist nur dadurch erklärlich, daß der Kaiser noch immer die Regentschaft als nicht zu Recht bestehend ansieht. Denn als Prinz Adolf von Schaumburg seinerzeit die Regentschaft antrat, die ihm später als nicht zu Recht bestehend wieder abgenommen wurde, da wurden die Truppen sofort auf seinen Namen vereidigt. Aber da die Nichtvereidigung der Truppen als Ausfluß der Kommandogewalt des Kaisers für sich zu behandeln ist, so kann man sie auf sich beruhen lassen. Die Ausübung aller *wesentlichen* Rechte des Regenten wird ja vom Kaiser trotz seiner privaten Nichtanerkennung der Regentschaft nicht gehindert. Insbesondere wird Preußen gegen die Zulassung des lippischen Bundesratsbevollmächtigten keinen Widerspruch erheben. Das geht aus dem Schreiben des Reichskanzlers unzweideutig hervor.

Man kann noch so wenig Formalist sein, und man wird doch mit Bedauern *feststellen* müssen, daß die ganze Behandlung der Lippesache wie ein staatsrechtliches Tohuwabohu anmutet. Gewiß, Graf Bülow hat sich gut aus der Affäre gezogen. Aber die Anerkennung seiner Geschicklichkeit hilft nicht über die Tatsache hinweg, daß das monarchische Interesse aus dieser Geschichte nicht ganz unlädiert hervorgeht. Hat Graf Bülow einen höheren Ehrgeiz als den, sich eine sichere Position gegenüber parlamentarischen Angriffen zu verschaffen, so wird er gerade diesen Fall zum Anlaß nehmen müssen, um seinem kaiserlichen Herrn mit allem Respekt nachdrücklichst vorzustellen, ein Kanzler des Deutschen Reichs habe bei Einsetzung seines Amtes darauf zu bestehen, daß Kundgebungen mit staatsrechtlichem Inhalt wie das Romintener Telegramm vom 26. September 1904 nicht abgesandt werden, bevor der Kanzler sie gesehen, gebilligt und mit seinem Namen gedeckt hat.

H. v. Gerlach.

*) Inzwischen hat der Landtag für die Regierungsvorlage die nötige ⅔ Mehrheit nicht aufgebracht und ist vom Regenten vertagt worden. Vor der Auflösung hat ihn wohl nur der Umstand gerettet, daß ohnedies im November Neuwahlen stattfinden.

Aus unserm Zitatenschatz.

Chinesisches.

„Denken Sie sich ein Volk, bei dem der Monarch einem Rat von Richtern unterworfen ist, die ihn streng tadeln, wenn er Unrecht begeht, und die seine Geschichte bei seinen Lebzeiten schreiben.

Dieser Rat wird in China aus zwölf Mandarinen gebildet. Sie versammeln sich alle Tage. In ihrem Versammlungsraum befindet sich ein großer, mit Eisen beschlagener Kasten, der oben mit einer Oeffnung versehen ist, durch welche die mit Namen unterzeichneten Denkschriften hineingeworfen werden, die die Geschichte des Regenten bilden sollen. Diese Denkschriften bilden schon eine Sammlung von drei- oder vierhundert Bänden.

Der Vater des jetzt regierenden Kaisers wollte wissen, wie er in diesen Denkschriften behandelt würde. Diese Neugierde beweist einen schlechten Herrscher, ein guter hätte sie sicher nicht gehabt. Er läßt den geheiligten Kasten öffnen und findet die Ungerechtigkeit seiner Regierung dort mit den stärksten Farben gemalt. Sofort gerät er in Wut, er ruft das Haupt des Rates zu sich, wirft ihm seine tollkühne Dreistigkeit vor und läßt ihm den Kopf abschlagen. Diese Greueltat wird in der Denkschrift, die am nächsten Tage niedergelegt wird, nicht vergessen, und dem neuen Präsidenten des Rates wird abermals der Kopf abgeschlagen; den nächsten traf dasselbe Los. Der vierte begab sich vor den Thron des wildes Tieres, ihm ging ein Sklave voraus, der seinen Sarg trug, und also sprach er: ‚Du siehst, ich fürchte den Tod nicht, denn hier ist mein Kopf und die Bahre. Vergeblich suchst Du der Wahrheit Stillschweigen zu gebieten, immer wird eine Stimme übrig bleiben,

Digitized by Google

die trotz Deiner spricht. Befiehl, daß man mich tötet; ich will lieber tot sein, als unter einem Herrn leben, der beschlossen hat, alle ehrlichen Männer seines Reiches zu erwürgen.'

Der Monarch, von der Unerschrockenheit des Mandarinen betroffen, kehrte um und wurde besser, und ich wette, als er besser geworden war, ließ er den Kasten nicht mehr öffnen."

Aus einem Brief Diderots an Sophie Volant vom September 1760.

Vom ministeriellen Bekleidungsstück.

Wie die Verbreitung des Seifenkonsums ein Maßstab für die allgemeine Kultur eines Volkes sein soll, so kann man in der Verbreitung staatsrechtlicher Bildung einen ziemlich untrüglichen Maßstab für die politische Reife einer Nation erkennen. Hoffentlich steht es im ersten Punkt besser um unser liebes Deutschland als im zweiten; denn mit diesem ist es einfach jammervoll bestellt. Wiederholt haben mir urteilsfähige Ausländer die eigene Beobachtung bestätigt, daß der fast völlige Mangel breiterer staatsrechtlicher Bildung einmal in Deutschland gegenüber dem Auslande überhaupt, sodann aber wieder in Norddeutschland gegenüber Süddeutschland geradezu verblüffend wirkt. Das gilt nicht nur von allen Schichten der mehr oder weniger „gebildeten" Gesellschaft, — jeder Schweizer Kutscher weiß besser über das Verhältnis von Eidgenossenschaft und Kanton Bescheid, als gar manche preußischen „Spitzen" über die Rechtsbeziehungen von Reich und Staat —; es gilt nicht minder von den am öffentlichen Leben aktiv beteiligten Personen bis zu den parlamentarischen Führern hinauf; es gilt auch von den Männern der Regierung. Freilich besitzt das höhere Berufsbeamtentum eine mehr oder minder erhebliche positive Rechtskenntnis; aber gerade für das öffentliche Recht geht diese Kenntnis selten über eine dürre Scholastik hinaus, der das innerliche Wesen der Dinge durchaus fremd bleibt. Diese positivistische Oberflächlichkeit der publizistischen Bildung ermöglicht es ihm, ohne sonderliche Gewissensbisse, ja meist mit subjektiver Ehrlichkeit alle Regierungshandlungen als rechtmäßig zu betrachten und zu vertreten, was ihm dadurch vollends erleichtert wird, daß eben selbst jene Art der Rechtskenntnis fast eine esoterische Geheimwissenschaft des Berufsbeamtentums ist. Unsere öffentlichen Vertretungskörper zeigen ja bei staatsrechtlichen Streitfragen meist eine rührende Hilflosigkeit.

Aus der Not eine Tugend machend, wappnet man sich wohl mit dem Schlagwort von der Realpolitik, die sich durch die Zwirnsfäden des Rechts nicht fesseln lasse — unter obligater Beschwörung der Manen Bismarcks. Seltsam, das geschieht in dem — trotz Bismarck — am wenigsten realpolitischen Lande der Kulturwelt, während alle politisch entwickelteren Völker die möglichste Pflege und Verbreitung öffentlicher Rechtskenntnisse als ein wichtigstes Mittel innerer Realpolitik erkennen.

Ein Fundamentalinstitut des Verfassungsstaates ist die konstitutionelle Ministerverantwortlichkeit. Die preußische wie die Reichsverfassung enthalten prinzipiell dieses Institut, wenn auch in verkümmerter Form, da ihm die „pathologische" Seite — nach Haenels Ausdruck —, die Ausgestaltung zur eventuellen Ministeranklage fehlt. Was man jedoch bei uns in der öffentlichen Meinung, in der Presse und im Parlament diesem Institut aufbürden möchte, das könnte es selbst in seiner vollendetsten Form nicht leisten, während man ihm andererseits Dinge, die recht eigentlich seines Wesens Kern ausmachen, zu entziehen sucht. Das eine wie das andere ist ein schlagender Beweis für die herrschende publizistische Unbildung und Gedankenlosigkeit.

Der Kaiser und König hat eine Rede gehalten oder ein Telegramm verschickt, die die öffentliche Meinung lebhaft erregen. Das Telegramm ist nicht kontrasigniert, die Rede natürlich auch nicht. Mächtig rauscht's im Blätterwald. Warum ist das Telegramm nicht gegengezeichnet? Merkwürdig, daß man nicht auch die Gegenzeichnung der mündlichen Rede verlangt! Wird der Reichskanzler und Ministerpräsident die Verantwortung übernehmen? Lange Zeit wälzt die öffentliche Meinung diese schicksalsschwere Frage. Und endlich erscheint der große Tag des parlamentarischen Gerichts, da die gleiche Frage vor beinahe beschlußfähigem Hause und überfüllten Tribünen von den foloniſchen Lippen der erwählten Gesetzgeber ertönt, vorausgesetzt, daß Rede oder Telegramm im „Reichsanzeiger" gestanden haben. Schöner Augenblick dramatischer Spannung! Da erhebt sich der jeweilige Herr Reichskanzler und Ministerpräsident, jeder Zoll ein Held; Bekennermut leuchtet auf der erhabenen Stirn. Er tut bedeutend den Mund auf und spricht die geflügelten Worte: „Ich übernehme die Verantwortung", — vielleicht sogar „voll und ganz". — Ah! — Stolz sind alle Zeugen dieses welthistorischen Moments. Es wird noch Etliches hin und hergeredet; dann ist die Sache erledigt, Vaterland und Verfassung wieder einmal gerettet. Ja, es gibt noch Volkstribunen in Berlin! Und alle Mitspielenden bewahren ganz ernsthaft ihren Ernst, auf den Bänken des hohen Hauses wie am Regierungstisch; nur daß hier vielleicht ein ganz alter Geheimrat verstohlen in sich hineinlächelt. Der altfränkische Mann stammt aus einer Zeit, da man wenigstens hin und wieder noch darüber nachdachte, ob Worte einen Sinn haben.

Hätten die hier gewechselten Worte überhaupt einen Sinn, so wäre es der einer Verhöhnung des Parlaments, einer Herabwürdigung der Ministerstellung und einer persönlichen Beeinträchtigung des Monarchen; alles in einem. Aber das ist ganz gewiß keinem der Mitwirkenden bei der Haupt- und Staatsaktion irgendwie in den Sinn gekommen. Man spielt eben mit dem allbekannten Schlagwort von der Ministerverantwortlichkeit, ohne sich über ihr Wesen einen klaren Begriff zu verschaffen.

Radikale Verächter der verfassungsmäßigen Monarchie, der „konstitutionellen Lüge" bezeichnen die Lehre von der Ministerverantwortlichkeit als Prügelknabentheorie. Wie der Hofmeister, der seinen adligen Zögling nicht anrühren durfte, dessen Sünden an dem Prügelknaben abndete, so müsse der verantwortliche Minister dem Parlament stillhalten, das an ihm dem Aerger über Handlungen oder Worte des Monarchen Luft mache. Würdig wäre solche Situation für keinen der Beteiligten; sollte der Minister für das Tun eines andern verantwortlich sein, so wäre das ganze Institut wirklich eine unwürdige und unsinnige Lüge. Indessen ist jene Auffassung eine karrikierende Verdrehung des wahren Wesens der Sache; nur daß sich leider unsere öffentliche Meinung und parlamentarische Praxis mehr an die Karrikatur als an das wahre Wesen halten.

Nicht als Prügelknabe für das Tun des Monarchen ist der konstitutionelle Minister verantwortlich, sondern einzig und allein für sein eigenes Tun und Unterlassen. Das Resultat der kontinentalen Verfassungsentwicklung in diesem Punkte bringen ganz korrekt Art. 44 der preußischen und Art. 17 der Reichsverfassung dahin zum Ausdruck, daß alle Regierungsakte des Königs, alle Anordnungen und Verfügungen des Kaisers zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung eines Ministers bezw. des Reichskanzlers bedürfen, welcher dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt. Also Reichskanzler und Minister sind für ihre eigene Handlung verantwortlich, die Kontrasignatur, durch die erst der Akt des Monarchen Gültigkeit, rechtliche Wirksamkeit erhält, ohne die er rechtlich nicht existent wäre. Gerade deshalb kann sich der konstitutionelle Minister niemals zur Abwälzung seiner Verantwortung auf den Befehl des Monarchen berufen, dem er durch seine Gegenzeichnung erst verbindliche Kraft gibt. Die Rechtmäßigkeit des betreffenden Regierungsaktes ist der Gegenstand der rechtlichen, die politische Zweckmäßigkeit des Aktes ist der Gegenstand der politischen Ministerverantwortlichkeit. Unbedingte Voraussetzung aber ist in jedem Falle ein Regierungsakt, eine Anordnung oder Verfügung, die gültig oder ungültig sein können. Das trifft zu für Verordnungen aller Art, Ernennungen, Verträge; sie alle sind für Gerichte, Verwaltungsbehörden, Gemeinden und Bürger, für

Digitized by Google

den Staat im innern und nach außen nur verbindlich, wenn neben der Unterschrift des Monarchen die Gegenzeichnung des Ministers steht, der damit die konstitutionelle Verantwortlichkeit für die Rechtmäßigkeit und Zweckmäßigkeit übernimmt. Aber kann eine Rede, die gehalten, eine Depesche, die abgesendet ist, gültig oder ungültig sein? Gewiß; sofern sie einen Befehl, eine Anordnung enthält, ist dies mangels der Kontrasignatur unverbindlich und rechtsungültig. Jedoch eine bloße Meinungsäußerung mag politisch sehr erheblich sein; für die Begriffe der Gültigkeit und Ungültigkeit ist sie unfaßbar, und damit auch für die rechtliche Bedeutung der verantwortlichen Gegenzeichnung.

Nun wird man freilich versuchen, die Geltendmachung der ministeriellen Verantwortlichkeit in einem solchen Falle auf eine andere Grundlage zu stellen, indem man so argumentiert: Ein Minister, der gegenüber einer Kundgebung des Monarchen schwerwiegende rechtliche oder politische Bedenken hat, ohne daß er jene Kundgebung verhindern konnte, muß sein Amt niederlegen; tut er dies nicht, so macht er sich eben jene Kundgebung zu eigen und muß sie als eigene Handlung verantworten. Bei der Beurteilung dieses Arguments schließen wir von vornherein jeden Gedanken an die Möglichkeit aus, daß ein Kanzler oder Minister an seinem Amte kleben könnte, und deshalb die schmerzlose Formel: „Ich übernehme die Verantwortung" dem Verzicht auf die süße Gewohnheit des Exzellenzdaseins vorzöge. Vielmehr glauben wir, was wir so oft gehört, daß die Ministerexistenz ein Jammertal ist, aus dem sich jeglicher in das Privatleben zurücksehnt, wie der römische Diktator nach seinem Pfluge; und daß daher jeder Kanzler und Minister mit tausend Freuden bereit ist, vor wie nach der Heuernte zu verduften. Und doch kann ihn gerade sein politisches Verantwortlichkeitsgefühl davon abhalten, jene Konsequenz zu ziehen.

Es ist eine völlig verschiedene Sachlage, ob es sich um einen Akt handelt, den der Minister unter Einsetzung seines Portefeuilles durch Verweigerung der Gegenzeichnung zu verhindern versuchen kann, oder um eine Kundgebung, die einmal geschehen ist und durch keine Demission ungeschehen gemacht werden kann. Da mag wohl eine authentische Weginterpretation als ein besseres Mittel erscheinen als die Stellung der Kabinettsfrage. Selbst wenn wir nicht nur die prinzipielle Proklamierung der Ministerverantwortlichkeit in der Verfassung, sondern auch ihre „pathologische" Ausgestaltung zur Ministeranklage besäßen, und somit die Uebernahme der Verantwortung immerhin weniger harmlos und ungefährlich wäre, als sie es ist, würde unter den gegebenen Verhältnissen ein Staatsgericht schwerlich zu einer Verurteilung kommen können, weil ein Minister aus dem, was er weder hindern noch ändern konnte, das Bestmögliche zu machen versucht hat. Und die parlamentarischen Verhandlungen über diese Dinge gelangen nicht über das Niveau der Tragikomödie hinaus mit starken Anklängen an die Prügelknabentheorie.

Trotz alledem ist die Empfindung berechtigt, daß hier etwas nicht in Ordnung ist, weil bei uns unvermeidlich erscheint, was in Staaten reiferer politischer Entwicklung eine Unmöglichkeit wäre. Nur ist der Sache nicht mit der Formel der Ministerverantwortlichkeit beizukommen. Dies Institut besitzen wir; aber der politische Boden, auf dem es erwachsen ist, fehlt uns. In diesem Boden wurzelt die Forderung, daß Minister nicht bloße oberste Beamte, sondern selbständige Staatsmänner seien. Das aber sind sie bei uns nicht und können es nicht sein, weil ihre ganze Stellung ausschließlich auf ihrer Ernennungsurkunde beruht und mit dem Entlassungsdekret erledigt ist. Sie sind daher noch unselbständiger als die in ihrem Amte rechtlich mehr gesicherte Masse der anderen Beamten.

Man will das auf eine Besonderheit der Staatsform zurückführen; und stellt die bloß „konstitutionelle" Verfassung deutsch-preußischen Stils in Gegensatz zur parlamentarischen Verfassung englischen Musters. Staatsrechtlich existiert in Wahrheit ein solcher Gegensatz nicht. Ohne auch nur einen Buchstaben unserer Verfassung zu ändern, hätten wir das sogenannte parlamentarische System in demselben Augenblick, da es im Parlament eine regierungsfähige Majorität und hinter ihr in der Wählerschaft eine feste regierungswillige Mehrheit gäbe.

Dieser Mangel läßt sich nicht ersetzen durch die Anrufung der Ministerverantwortlichkeit in Fällen, wo sie ohnmächtig versagen muß; vielmehr erleben wir es fast in jeder parlamentarischen Kampagne, daß eben infolge jenes Mangels die konstitutionelle Ministerverantwortlichkeit in ihrem eigensten Kern angegriffen wird. Wie oft muß man in den hohen Häusern die schlankweg unsinnige Behauptung hören, der Minister habe diesen oder jenen Regierungsakt — eine Begnadigung, die Verweigerung einer Bestätigung oder dergleichen — nicht zu verantworten, weil es sich um ein Kronrecht handle!! Nach den obigen Darlegungen ist gerade hier der Sitz des konstitutionellen Rechtsinstituts der Ministerverantwortlichkeit.

Dieselbe Gesinnung, die allen Segen von oben erwartet, schiebt gern auch alle Schuld nach oben; beides mit gleichem Unrecht. So lange unsere Parteiverhältnisse im Parlament und im Volke bleiben, wie sie sind, müssen notwendig die ministeriellen Bekleidungsstücke ein höchst löchriges und dürftiges Gewand bleiben.

Hugo Preuß.

Soziale Hygiene.

Ueber die Abspaltung besonderer Teile von dem Gesamtgebiete der Medizin, über die „Zersplitterung der Heilkunde in Spezialitäten" ist von Aerzten und Nichtärzten in den letzten dreißig Jahren oft geschrieben worden. Viele befürchteten, daß diese Entwicklung eine Gefahr für die Einheit der Forschung bedeute; eine Berechtigung sollte nur denjenigen Sonderfächern zukommen, bei denen die Untersuchungs- und Behandlungsmethoden eine besondere Technik voraussetzten, wie solche nur durch längere und ausschließliche Beschäftigung zu gewinnen ist; aber auch hier sollte als oberster Grundsatz gelten, daß nicht das erkrankte Organ, sondern der erkrankte Mensch Gegenstand der Behandlung wird. Dieser letzte Satz, der als Schlagwort bis zum heutigen Tage oft genug ertönt, ist, soweit er nicht selbstverständlich ist, nicht viel mehr als eine Redensart, geschaffen, um eine persönliche Abneigung durch Scheingründe zu decken. Denn die selbständige Entwicklung von Spezialwissenschaften der Medizin hat tiefere Gründe, als bloß die Voraussetzung einer besonderen Untersuchungs- und Behandlungstechnik. Sie nahm ihren Ursprung aus der Virchowschen Lehre, nach der die verschiedenen krankhaften Vorgänge ihren Ursprung aus anatomischen oder funktionellen Störungen nicht des Gesamtkörpers, sondern der einzelnen Organe oder Organsysteme herleiten. Besondere Neigung oder Befähigung veranlaßte hervorragende Forscher, sich in das Studium der gerade für die einzelnen Organsysteme kennzeichnenden krankhaften Vorgänge zu vertiefen; durch ihre Erfolge haben die Spezialzweige ihre Berechtigung erwiesen und bedürfen nicht nachträglicher Anerkennung durch Gründe deduktiver Natur. Wenn ein einziger solcher Grund hier angeführt werden soll, so ist es die ganz verschiedene Verwandtschaft, welche die einzelnen Spezialwissenschaften zu anderen wissenschaftlichen und praktischen Disziplinen besitzen. So kommt die Chirurgie des ganzen Körpers wie der einzelnen Organe in unmittelbare Beziehung zu der Entstehung und Verhütung der maschinellen Unfälle, die Arzneimittellehre zu den Berufskrankheiten der chemischen Industrie, die Dermatologie zu der Frage der Prostitution, die innere Medizin zu der Bekämpfung der Volksseuchen. Die Spezialisierung der Medizin hat durch die jüngste Schöpfung medizinischer Akademien noch eine neue öffentliche Anerkennung von seiten des Staates gefunden.

Es ist auch nicht einzusehen, warum gerade in der Medizin die Entwicklung einen anderen Gang hätte einschlagen sollen, als auf anderen Gebieten von Kunst und Wissenschaft, auf denen die intensive Beschäftigung mit einem eng abgegrenzten Gebiete häufig besonders erfolgreich wurde. Für die psycho-

Digitized by Google

logische Analyse ist es hierbei von Interesse zu untersuchen, inwieweit das spezifische Talent des Begründers einer Sonderrichtung, inwieweit äußere Einflüsse und Entdeckungen zufälliger Art oder stärkere, anfangs wenig merkbare Unterströmungen das plötzliche Auftauchen einer neuen Richtung bestimmten. Bei einer so abgeschlossenen Entwicklung, wie die der Spaltung der Medizin in Sonderfächer, läßt sich eine derartige Analyse nachträglich nicht leicht mehr anstellen; wohl aber ist dies möglich, wenn die Abtrennung von Sonderzweigen sich noch in den ersten Anfängen befindet. Dies ist gegenwärtig der Fall bei der jüngsten und wohl umfangreichsten Teilwissenschaft der Medizin, der Hygiene.

Die Hygiene, soweit sie nicht die Zusammenfassung staatlicher und privater famitärer Maßnahmen ist, deren es zu keiner Zeit fehlte, ist als Gegenstand des Forschens und Lehrens nur wenige Jahrzehnte alt. Sie entwickelte sich zum selbständigen Zweig eigentlich dadurch, daß ihr Inhalt zu groß wurde, um noch gelegentlich bei den anderen Wissenschaften untergebracht zu werden; ihre Forschungsmethoden und Forschungsziele sind noch heute so mannigfaltig, daß es schwer hält, eine kunstgerechte Definition dessen zu geben, was die Hygiene ist und bezweckt. Man kann höchstens sagen, daß anfänglich und lange Zeit hindurch die einzelnen Forscher durch ihre besonderen Neigungen den Umfang der Disziplin bestimmten, und da diese Forscher in ihrer Vorliebe für die Auswahl ihrer Themata weit auseinandergingen, so würde die Umgrenzung des Forschungsgebiets mit dem Fortschreiten unseres Wissens nicht die Form konzentrischer Kreise, sondern sehr unregelmäßiger Bogenlinien annehmen. Will man dennoch den Versuch einer Definition der Aufgaben der Hygiene machen, was bei einer rein empirisch induktiven, in stetem Fluß befindlichen Wissenschaft immerhin etwas mißlich ist, so kann man sagen, daß die Hygiene sich mit der Entstehung, Verhütung und Vorbeugung derjenigen krankhaften Vorgänge befaßt, die nicht das Individuum, sondern höhere soziale Einheiten, nämlich die Durchschnittsmasse der Bevölkerung treffen. Dieser Definition würde sich zwar der Schöpfer der modernen experimentellen Hygiene, Pettenkofer, nicht angeschlossen haben. Denn er stellte es als die Aufgabe der Hygiene hin, nicht nur die Krankheiten zu verhüten, sondern auch die Gesundheit zu erhalten und zu verstärken. Sein Lieblingsgebiet war neben der Epidemiologie die Gesundheitstechnik. Aber wir können den Begriff der Gesundheit nur negativ definieren, als das Fehlen krankhafter Vorgänge unter steter Einwirkung äußerer und innerer Einflüsse. Das Maß für die Gesundheit bilden daher jene Grenzwerte, bei denen die fremden Einwirkungen die verschiedene Breite der zahlreichen physiologischen Regulierungsmechanismen des Organismus durchbrechen und damit zu krankhaften Vorgängen führen.

Viel eher würde sich der obigen Definition die von Robert Koch geführte hygiemsche Schule anschließen, die ihren Ursprung aus der Heranziehung einer neuen glänzenden technischen Methodik herleitete und durch deren ausgiebigen Ausbau das Verständnis für die Entstehung und Bekämpfung der Massenerkrankungen erschloß. Der Ausgang der Forschungen dieser Schule war die Entdeckung der mikroparasitären Erreger der Infektionskrankheiten. Damit war die Möglichkeit gegeben, im Tierversuch die Wege und Bedingungen des Eindringens der Krankheitserreger in den Körper zu beschreiben und zugleich die Mittel zu ihrer Vernichtung festzustellen. Spätere Untersuchungen beschäftigten sich erfolgreich mit der Aufklärung der komplizierten Mechanismen, die dem Organismus zu Gebote stehen, um sich der parasitären Eindringlinge zu erwehren. Vom Standpunkt der Systematik boten gerade die Infektionskrankheiten ein sehr dankbares Forschungsobjekt, weil sie außerordentlich typisch verlaufen. Die von Koch und neben ihm von Pasteur angegebene Richtung gab durch fast zwanzig Jahre die Arbeitsdirektive an; es forschten hervorragende Schüler in der von ihnen angebahnten Richtung weiter, und so gestaltete sich die Hygiene als eine Wissenschaft, deren Forschungsgebiet seine Eigenart durch die hervorragenden Leistungen zweier großer Persönlichkeiten, Pettenkofer und Koch, unmittelbar aufgeprägt erhielt.

Nicht die Ergebnisse der Arbeiten von Koch und einer Schule, wohl aber die aus ihnen gezogenen Folgerungen fanden allmählich Widerspruch. Seine Schule rechnete nur mit äußeren belebten Schädlichkeiten als den Erzeugern krankhafter Vorgänge; diese Schädlichkeiten waren für sie absolute Größen; nach Kochs und seiner Schüler eigenen, oft ausgesprochenen Worten kamen andere Ursachen als Erzeuger der Volksseuchen nur soweit in Frage, als sie bei der Berührung zwischen Parasiten und gefährdetem Wirtsorganismus irgend eine vermittelnde Rolle spielen. Die Erfahrung am Menschen konnte sich diesem Laboratoriumsschluß nicht anschließen. Der Begriff der Schädlichkeit ist für sie ein durchaus relativer und quantitativer. In jedem Einzelfall bedeutet das Eindringen eines baktriellen Fremdkörpers in die Gewebe des Menschen nur eine Symbiose, das gleichzeitige Zusammenleben zweier verschiedenen Wesen; ob aus diesem Zusammenleben Gesundheitsschädigungen für das eine oder andere Lebewesen entstehen, hängt von einer Reihe anderer Bedingungen ab, die in angeborenen und konstanten oder erworbenen und durch äußere oder innere Umstände bedingten Zuständen ihren letzten Grund haben. Wenn aber ein Zusammenwirken mehrerer in sich ganz verschiedener ursächlicher Momente zum Zustandekommen krankhafter Vorgänge erforderlich ist, geht es nicht an, einzig und allein das eine Moment, den äußeren lebenden Eindringling herauszugreifen, sondern man muß die relative Größe aller einzelnen einwirkenden Ursachen berechnen. Für die Lösung dieser Aufgaben ist aber die Methodik der Kochschen Schule, die nur dem einen Faktor gerecht wird, nicht mehr ausreichend; es bedarf der Heranziehung ganz anderer Methoden. Die Vertiefung der Forschung auf dem eigensten Gebiete der Kochschen Schule, dem der Infektionskrankheiten, lehrt, daß diese bei der Krankheitsentstehung mitwirkenden Faktoren sich in zwei große Gruppen zusammenfassen lassen, erstens in Besonderheiten der angeborenen Anlage, die von Rasseneigenschaften, und individuellen, von den Vorfahren überkommenen Eigenheiten zu suchen ist und zweitens in andersartigen Einwirkungen der Außenwelt, die durch das Zusammenleben der Menschen in geschlossenen Gemeinschaften, also durch die sozialen Einflüsse vorgeschrieben werden. Aber selbst wenn man diese beiden Momente, die angeborenen und die durch die soziale Lage bedingten Prädispositionen für die Empfänglichkeit gegenüber den belebten Krankheitserregern in Rechnung zieht, so erklärt die Ansteckung mit dem spezifischen Krankheitsgift höchstens die Entstehung des spezifischen Krankheitsvorganges, dessen Verlauf und Ausgang im Einzelfalle ist ganz und gar nicht ohne weiteres damit erklärt, er hängt vielmehr in erster Linie nicht von der Symbiose zwischen Krankheitserreger und Wirtsorganismus, sondern vornehmlich von der Rasseneigentümlichkeit und der Stärke der mitwirkenden sozialen Momente ab. Und für die Beurteilung der Schwere einer Gefahr ist der zu erwartende Ausgang wichtiger als der Mechanismus der Entstehung. Ein Beispiel mag dies näher erläutern. In den letzten Jahrzehnten hat die Gesamtsterblichkeit einen ungewohnten Tiefstand erreicht; bei näherer Betrachtung erweist es sich, daß zwar einzelne Todesursachen konstant geblieben, andere sogar häufiger geworden sind; die Infektionskrankheiten dagegen haben so erheblich abgenommen, daß der Tiefstand der Sterblichkeit fast allein auf ihr Konto kommt. Bei näherer Betrachtung zeigt es sich, daß diese Abnahme nur zum kleineren Teil auf Einwirkungen zurückzuführen ist, die der Berührung zwischen bakteriellem Erreger und empfänglichem Menschen unmittelbar Abbruch taten. Die Ursache ist zum großen Teil in Fortschritten der Kultur zu suchen, die durch größere Reinlichkeit, bessere Pflege und Behandlung, günstigere Lebensverhältnisse wirksam wurde. Mit anderen Worten, durch soziale Mißstände hatten früher die Krankheiten und insbesondere die zu einem großen Bruchteil heilbaren Infektionskrankheiten eine viel größere Sterblichkeit, als ihnen an sich zukommt, mit dem Wegfall dieser kulturellen Mißstände ist eine Annäherung an dasjenige niedrige Niveau der Sterblichkeit in kultwierten Ländern erreicht, das diesen Seuchen nach Rassen- und Altersdispositionen zukommt. Mit der Natur der Beziehungen zwischen Krankheitserreger und Mensch hat aber die Abnahme wenig zu tun.

Sobald diese Anschauungen, zu deren Anerkennung es eines längeren Kampfes bedurfte, die Zustimmung der Mehrzahl der Aerzte gefunden, erwuchs die Notwendigkeit der Erweiterung des Forschungsgebiets der Hygiene. Es galt beide Seiten, die Frage der angeborenen disponierenden Rasseneigenschaften und die der sozialen Einflüsse gesondert zu untersuchen; es entstanden somit zwei neue Richtungen, die Rassenhygiene und die Sozialhygiene. Und sobald einmal die Notwendigkeit der neuen Spezialgebiete scharf erkannt war, stellte es sich heraus, daß schon seit geraumer Zeit eine Fülle neuen, bisher nicht einheitlich geordneten Materials vorlag, das nur noch der Zusammenfassung harrte.

Während also das Forschungsgebiet der modernen Hygiene anfänglich seine Richtung durch die mächtige Wirkung einiger weniger Persönlichkeiten vorgezeichnet erhielt, ist die Abspaltung ihrer jüngsten Sonderzweige, der Sozialhygiene und der Rassenhygiene, aus einer inneren Notwendigkeit eingetreten, aus dem Bedürfnis, die fühlbar gewordene Einseitigkeit der bisherigen Richtung mittels Heranziehung anderer Methoden und anderen Materials zu ergänzen.

Die Sozialhygiene stellt ihrem Ursprung nach ein Grenzgebiet zwischen Volkswirtschaft und Medizin dar, das sich zur Auffindung von Tatsachen der Methodik beider Wissenschaften bedienen muß. Ehe eine genauere Feststellung ihrer Ziele möglich war, galt es, die bisher ermittelten Ergebnisse zusammenzufassen. Dieser Aufgabe haben sich in gemeinsamer Arbeit ein Arzt und ein Nationalökonom, Dr. med. A. Grotjahn und Dr. phil. J. Kriegel unterzogen, indem sie unter Mitwirkung einiger Forscher einen „Jahresbericht der Sozialhygiene" im Verlag von Fischer in Jena herausgaben, dessen dritter Band vor wenigen Monaten erschienen ist. Die ersten beiden Jahrgänge des Berichts, der immerhin als erster Versuch ein Wagestück war, zeichneten sich durch die originelle Gruppierung des überraschend reichlich vorhandenen Materials aus. Vorausgeschickt war eine Chronik der Gesetzgebung der einzelnen Länder auf dem Gebiete der sozialen Hygiene; es folgten Besprechungen der Arbeiten über Bevölkerungsstatistik, Krankenfürsorge, Hygiene der Gewerbe, Wohnung und Kleidung, Ernährung usw. Den Schluß bildete eine internationale Bibliographie der nicht besprochenen Arbeiten. Das Unternehmen fand einen so reichen Beifall, daß die Herausgeber es unternahmen, in dem Vorwort zu dem eben erschienenen dritten Jahrgange in sehr interessanter Form ein Programm der Aufgaben der „Sozialen Hygiene" zu geben. Der wesentliche Inhalt dieses Programms ist, daß sie die „Sozialhygiene" als ein Sonderfach mit eigenen Aufgaben hinstellen. Die bisherige Forschungsrichtung untersuchte als „physikalisch-biologische Hygiene" mit naturwissenschaftlichen Methoden die Einflüsse der belebten und unbelebten Natur auf den menschlichen Organismus. Außer diesen Einflüssen, von denen zum Teil sich der Mensch unabhängig zu machen verstanden, sei er aber ebenso sehr von der Kultur und von den gesellschaftlichen Formen abhängig. Die Einwirkung der gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen die Menschen geboren werden, leben, arbeiten und genießen, sich fortpflanzen und sterben, auf die Gesundheit der Massen sei Gegenstand der Forschung der sozialen Hygiene. Die biologische Hygiene gäbe Aufschluß über die Mindestforderungen, die erfüllt werden müßten, wenn die Gesundheit keinen Schaden erleiden solle und stelle weitere ideale Forderungen, deren Erfüllung wünschenswert und der Gesundheit förderlich sei. Die soziale Hygiene dagegen untersucht die Verhältnisse, wie sie in Wirklichkeit sind, und beschreibe z. B. für die Wohnung die Istwohnungsart, während die biologische Hygiene die Sollwohnungsart gäbe. Das gleiche, wie für die Wohnung gälte für Kleidung und Ernährung. Noch mehr, als bei obigen Beispielen träte die Notwendigkeit der Heranziehung sozialer Faktoren bei der Erforschung und Prophylaxe der Infektionskrankheiten hervor. Im Gegensatz zur biologischen Hygiene, die im wesentlichen mit dem Experiment auskomme, bedürfe die soziale Hygiene als Methoden der Medizinal- und Bevölkerungsstatistik, berühre sich vielfach mit der engeren Volkswirtschaftslehre (Nahrungsmittelpreise) und dürfe von politischen Erörterungen nicht absehen (Sonntagsruhe, Kinderarbeit, Fabrikarbeiterschutz, Dauer des Arbeitstages usw.). Die Verfasser rechnen auch das ganze Gebiet der Rassenhygiene, die sich aber zu einer eigenen Spezialdisziplin zu entwickeln beginnt, mit zur Sozialhygiene; soweit die Frage des Einflusses sozialer Schädigungen auf die Nachkommenschaft in Frage kommt, jedenfalls mit Recht.

Es kann strittig sein, ob eine abgrenzende Definition des Arbeitsgebiets der sozialen Hygiene schon jetzt möglich und zweckmäßig ist. Daß die Verfasser in die Lage kamen, den Versuch einer solchen Definition zu machen, beweist nicht nur ihr eigenes großes Verdienst an der Schöpfung der neuen Disziplin, sondern auch deren schon heute erlangte Bedeutung, und ihren Umfang an tatsächlichem, wertvollem Inhalt.

A. Gottstein.

Erinnerungen an Friedrich Ratzel.

Wenn ich es wage, durch die Wiedergabe einiger persönlicher Erinnerungen das Gedächtnis des edlen Forschers Friedrich Ratzel, des allzu früh dahingeschiedenen großen Geographen, ehren zu wollen, so muß ich gleich vorausschicken, daß ich nur als fernabstehender Schüler, nicht als sachverständiger Kenner, nur mit einem dankerfüllten Herzen, nicht mit tiefreichendem Wissen, über die Bedeutung des innig verehrten Mannes werde Rechenschaft geben können. Gerade weil ich aber zu der größeren Zahl derer gehöre, die in Ratzel nicht ihren besonderen fachmännischen Lehrer, sondern, sozusagen mehr allgemein menschlich, einen ungemein vielseitig anregenden und fördernden Freund und Gönner erblicken durften, wird vielleicht das, was ich erlebte, recht wenig exzeptionell und anspruchsvoll individuell klingen; es wird, so hoffe und glaube ich, als das typische, oft wiederholte Schülererlebnis erkannt und nicht als Ausdruck unangebrachter persönlicher Wichtigtuerei verkannt werden. Freilich kann ich ja nicht umhin von mir zu sprechen, und das wird von keinem mehr bedauert als von mir selber, wollte ich doch gern das, was ich zu sagen habe, von meiner Person loslösen und objektiv im Weiten und Sachlichen mich vernehmen lassen. Doch man weiß wohl, daß so etwas geringeren Geistern am allerwenigsten zu gelingen pflegt. Wenn ein Klarinettenbläser den Klang des Holzes aus seinem Spiel ganz verschwinden machen kann, sodaß der Ton gleichsam aus dem Nichts hervorzuschweben scheint, so ist er kein gewöhnlicher Musikant, sondern ein erhabener, vom Himmel begnadeter Künstler. Und so können vielleicht auch beim Erzählen nur ganz wenige Auserlesene den verdrießlichen Beigeschmack ihres bedingten Menschenwesens verschwinden machen und von den Dingen groß und heiter sprechen, daß man beim Zuhören die Person des Erzählers vergißt und das eigene kleine Ich dazu. Das ist wohl, wie es am Schlusse von Spinozas Ethik heißt, „ebenso schwer wie selten".

* * *

Ich erhielt die Nachricht vom Tode Ratzels diesen Sommer in Frankreich. In einem schönen, etwas altertümlichen und verwilderten Garten war ich spazieren gegangen, als ich den Brief empfing, der mir die Trauerbotschaft brachte. Noch wenige Tage vorher hatte ich dem verehrten Lehrer einen Kartengruß gesandt. Der Gedanke, daß ich ihn zum letztenmal gesehen hätte und nie wieder sehen würde, erfüllte mich mit schmerzlichem Befremden. Ich hatte nie daran gedacht. Immer war er mir als ein Bild blühender Gesundheit, prachtvoller, rüstiger Manneskraft erschienen. So konnte ich mich nur schwer an den ja immer so seltsam ergreifenden Gedanken, daß wieder ein Lebender plötzlich uns andern Mitlebenden durch den Tod entrissen sei, gewöhnen. Und sofort begann ich nachzugrübeln, was denn mir in diesem besonderen Falle nun aus dem Leben geraubt war; denn über das wehe Gefühl des Verlustes half kein Trost hinweg, aber man lindert doch die Wunden der

Digitized by Google

Seele, wenn unsere Gedanken sie örtlich umgrenzen, wenn der Geist die trübe Gemütsstimmung schärfer lokalisiert. In solchem Sinnen verging nun fast der ganze Tag, und als am Abend der Garten im milden Mondlicht gebadet mir vor Augen lag, war es auch in der Seele friedlich klar geworden, und mir war's, als flösse wie eine sanfte, traurige Weise ein Strom alter Lebenserinnerungen rastlos durch das Labyrint der Brust. Zu den Lehr- und Wanderjahren der Bildung schafft eine kleine Reihe dieser Lehr- und Wanderjahre schon eine beträchtliche Distanz. So entfernt schien mir daher eine doch noch nicht weit zurückliegende Universitätszeit, so entrückt in duftig weite Vergangenheitstäler, über denen die verhüllenden Nebelschleier der poetischen Ferne wallten und wogten. Es war eine Zeit innerer Unruhe gewesen, ja bis zur Zerfahrenheit und leidenschaftlichen Zerrissenheit voll Unruhe. In so wehrloser Jugend orientiert sich wohl beinahe jeder Studierende, der nicht bereits frühe Festigkeit in sich verspürt, mehr an den starken Persönlichkeiten, die ihn beeinflussen, als an den Sachen. Man blickt vielfach mehr auf den Dozenten als auf das Gedankengebäude, dem er dient, und es muß wohl gut und in Ordnung sein, daß es so ist, da die junge Natur zu ihrer Fortentwicklung eine geistige Nahrung fordert, die sich aus mannigfachen Bestandteilen mischt. Die Büchergelehrsamkeit und unpersönliche Ueberlieferung erscheint unzulänglich trocken. Ja, vielleicht wäre es ebenso unrecht, griesgrämig zu bedauern, daß die Persönlichkeit der Dozenten solche Anziehungskräfte, die nicht im Sachlichen wurzeln, entfalten kann, wie es unrecht ist, den naschlustigen Kindern alles Süße vorzuenthalten. Man glaubt jetzt, daß der unentwickelte Körper die süßen Dinge, nach denen das Kind verlangt, chemisch nötig hat. Wer weiß, ob nicht auch der unfertige junge Mensch neben der streng sachlichen Belehrung noch solcher persönlichen Bildungseinflüsse dringend bedarf? Mir war es damals in Leipzig vergönnt, wie die Heiden zu Tibulls Zeiten: omnes consuluisse deos. An den verschiedensten Altären suchte ich Seelenlabsal. Markant und eigenartig wie der Inbegriff oder Repräsentant einer besonderen, tiefen, ja unendlichen Welt erschien mir in der Erinnerung Friedrich Ratzel. Gleichsam wie eine nationale Angelegenheit, zu deren Befürwortung er als Abgesandter in einem internationalen Kongreß der Wissenschaften Platz genommen hatte, vertrat er überall den speziellen Standpunkt seiner Wissenschaft, der Geographie. In überraschend geistvoller Weise wußte er mit philosophischer Geschicklichkeit wieder und wieder allenthalben das Geographische herauszukehren. Dadurch kamen neue Gesichtspunkte zum Vorschein, die sich oft weithin aufhellend erwiesen. Ratzels Werke legen davon Zeugnis ab in reichlicher Fülle. Und dieser Mann, der so glänzend die Rechte der Geographie geltend machte, war dabei, beinahe möchte ich sagen, nur durch Zufall zum Geographen geworden. Von Haase aus Naturforscher, zuerst sogar nur ein bescheidener Apotheker, hatte er sich seinerzeit innerhalb Jahresfrist zu einem vakant gewordenen geographischen Lehrstuhl vorbereitet. Man hat das Gefühl, dieser tüchtige Mann wäre unter allen Umständen irgend etwas Hervorragendes, Vortreffliches in der Welt geworden. Daß er der größte Geograph ward, der seit lange uns beschieden war, und den die Fachleute neben einem C. Ritter und A. v. Humboldt, ja Herder ehrend nennen, erscheint somit nur als die besondere Erscheinungsform, in der eine überaus starke, lebendige Kraft hienieden ihren irdischen Ausdruck fand.

Die Vorlesungen Friedrich Ratzels gehören zu den mächtigsten Eindrücken meiner Studentenzeit. Was ich da hörte, stand zu all meinem sonstigen Lesen und Vernehmen in einem reizvollen Gegensatz. Die erste Zeit war es mir wie beständiges Meeresrauschen, dem ich ohne konzentrierende Anspannung der Aufmerksamkeit mehr mit dem Behagen eines willenlosen Spaziergängers wohlig lauschte. Er sprach von Gletschern, von Gebirgsbächen, von Geröll und Wolkenformationen, lauter Dingen, die eine geheimnisvolle malerische Schönheit und zugleich etwas unbegreiflich Menschenfernes, Stadtfernes, Naturerfrischendes hatten. In dem Kolleg, das ich durchaus nicht irgend eines Examens wegen zu besuchen hatte, erholte ich mich, wie sich das Auge an der Gegenfarbe erholt, nach der so andersfarbigen Bildungskost der Kunstgeschichte, Nationalökonomie und dergleichen. Ich paßte eigentlich garnicht auf, sondern träumte. Das Spiel der Assoziationen war entbunden und führte die Seele auf Brücken von Bildern zu Bildern hinüber. ‚Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis!' Wie einer Offenbarung über eigenes Schicksal drängte sich das Gemüt teilnehmend dem Bericht und Anblick der ewigen Naturereignisse und Naturformen entgegen. Die genaue Schilderung schien von tiefstem Wert; es galt, frische Nahrung, neues Blut aus der Naturquelle zu trinken. Danach dürstete das Herz, das müde geworden war der so vielfachen, immer wiederkehrenden, bläßlichen Spiegelungen der Literatur in Literatur und kein Ende.

Nach Schluß des Semesters, in dem ich dieser Genüsse froh geworden war, gab ich einer inneren Anwandlung nach und schrieb einen Brief an Ratzel. Ich schilderte ihm meine dankbare, glückselige Stimmung und das mit um so freierer Unbefangenheit, als ich mich am Schlusse des wunderlichen Schriftstücks nicht zu nennen wagte. Ich wollte als Stimme aus dem Volke ihm nur ein Bravo zugerufen haben.

Darüber verging einige Zeit. Da hörte ich einmal jemanden über anonyme Briefe schelten. Ich wollte die Anonymität verteidigen, aber es gelang mir nicht recht. Meine Argumente drangen nicht durch, ich selbst fühlte mich geschlagen, und da der betreffende, der mit Beredsamkeit die Anonymität unter allen Umständen tadelte, von mir als größte Autorität geschätzt wurde, setzte ich mich am andern Morgen hin und schrieb, gewissermaßen um ein Pflichtpensum los zu werden, wohl ein noch wunderlicheres Schreiben an den guten Professor Ratzel, in dem ich mich als Verfasser des früheren Briefes bekannte und dabei wohl einen nichts weniger als vernünftigen Eindruck hervorrufen mußte. Aber manchmal hat ja die Einfalt das unerwartetste Glück. Das war mein Fall bei Ratzel. Mir trug der Brief nun eine ungemein liebenswürdige Antwort des allzeit unendlich liebenswürdigen Mannes ein, und sie war der Anfang zu einem schriftlichen Verkehr, der mir viele Anregungen, Ermutigungen und geistige Auffrischungen bescheren sollte.

Ratzels schöne, große, deutliche Handschrift bildete von dem Tage an, da ich sie zum erstenmal auf irgend einem Anschlagzettel der Universität erblickt hatte, den Gegenstand meiner Bewunderung. Ich bin kein Graphologe, und ich kann nicht in klare Begriffe bringen, was mir der Anblick einer Handschrift sagt, aber das fühle ich deutlich: auch diese Lebensäußerung hängt irgendwie bedeutsam mit der Persönlichkeit, der gemeinsamen Quelle aller individuellen Aeußerungen des Menschengeistes, zusammen. Ratzel bediente sich stets deutscher Buchstaben. Selbst die Namen der Städte schrieb er auf den Briefadressen deutsch, und nur, wo es unbedingt sein mußte, also z. B. wenn ich Briefe von ihm im Auslande erhielt, waren die für die fremde Post bestimmten Zeilen lateinisch geschrieben. Die Schrift war beinahe ohne Druckgrundstriche und auffallend durchsichtig hell und schwungvoll. Er konnte, über Kreuz schreiben, — das tat er oft in den Briefen, da ihn die lebhafte geistige Bewegung über die Grenzen des zugemessenen Maßes hinaustrug — und man konnte die einander durchkreuzenden Zeilen dennoch ohne Schwierigkeiten lesen, was eben nur bei dieser Feinheit des Federstrichs zu erreichen sein mochte.

Die Briefe, die ich zu erhalten das Glück und die Ehre hatte, sind sämtlich voll höchst charakteristischer Schönheiten, sowohl was den ungezwungenen, edlen sprachlichen Ausdruck der Gedanken anbelangt wie hinsichtlich dieser ewig Anregung, Erquickung und Ermutigung einhauchenden Gedanken selbst. Doch sind, wie es ja nicht anders sein kann in Briefen, die ohne Hinblick auf die Oeffentlichkeit geschrieben sind, nur wenige Sätze um ihres allgemeinen Inhalts willen herauslösbar. Bei weitem das Meiste ist natürlich durchzogen von persönlichen Angelegenheiten, die nur für den Briefempfänger ein bleibendes Interesse haben. Ich scheue mithin selbstverständlich davor zurück, daß auf mich Bezügliche hier wiederzugeben. Nur einige schöne Worte sollen nicht verloren gehen.

27. August 1902. (Ammerland am Würmsee).

. . . Eine der schönsten Eigenschaften dieses stillen Aufenthaltes ist die Rückkehr der Neigung zum Briefschreiben. Ich habe zwar genug zu tun, auch hier; nicht der Zeitüberfluß, sondern die Selbstenkehr

zwischen See und Wald, die starke Empfindung des Gegensatzes zwischen meinem schattigen Garten, an dessen Rand sich die Welle bricht, zu der Landstraße, die vorbeiführt, hat diese Wirkung.

. . . . Ich meine, daß Lenaus Naturgefühl nicht, wie es gewöhnlich geschieht (selbst Anastasius Grün hat es getan), mit dem Byrons verglichen werden darf; es steht viel höher, durch seinen philosophisch mystischen Zug steht es allein und hoch . . .

4. September 1902. (Ammerland am Würmsee.)

. . . Noch ein geographisches Wort zur Friedensarbeit. Es verdiente einmal der Gedanke ausgebaut zu werden, daß mit dem räumlichen Wachstum der Staaten die Reibungsflächen sich vermindern. Das Faustrecht im zersplitterten Deutschen Reiche und der tiefe Frieden im Römischen Reiche, als es am mächtigsten war, die endlosen Fehden der kleinen Stämme und Staaten der Naturvölker und der Friede im Innern der Millionen Quadratkilometer des Russischen Reiches sind lehrreiche Beispiele, die besonders das zeigen, daß mit der Tendenz der Staaten auf räumliche Vergrößerung eine Friedenstendenz verbunden ist. Die ganze Erde Ein Staat wäre das einzige Mittel, den Weltfrieden zu haben. Ob sich aber einstweilen aus der Vielheit der Völker und Staaten soviel Einheit herauszuringen vermöchte wie zur Auferlegung des Friedens nötig wäre, ist für die Gegenwart die praktische Frage.

Am 27. Februar 1903 schrieb mir Ratzel aus Leipzig, er käme in der nächsten Woche nach Berlin, um am 4. März einen Vortrag zu halten, und um Studien im Museum für Völkerkunde und in andern Museen zu machen. Es sollte das letztemal sein, daß ich den verehrten Mann sah.

Wir aßen zusammen, und da hörte ich ihn Erinnerungen aus seinem Leben zum besten geben. Er erzählte, daß er in seiner Jugend keine Gymnasialbildung erhalten hätte und sich die Kenntnis der alten Sprachen mühsamer als mancher andere nachträglich habe erwerben müssen. Durch alles, was er sagte, zog sich ein eigentümlich erhaben anmutendes, beinahe schönes, tief religiöses Verhältnis zu Vorsehung und Schicksal. Ich erinnerte mich des Wahlspruchs der Wettiner, den ich im Leipziger Universitätsgebäude so oft mit ehrfürchtigem Aufblick begrüßt hatte, der so innig beruhigt und alle bösen Zukunftszweifel wegblöscht: Providentiae memor! Ratzel sprach, soweit ich mich erinnern kann, den Gedanken einer providentiellen Leitung der Dinge niemals deutlich aus. Ich glaube aber, er meinte, wie Lessing: Zufall ist Gotteslästerung. Und in seinem Leben war es ihm bisweilen denn auch merkwürdig genug ergangen. In jungen Jahren hatte er als Zoologe, mit einem schönen Mikroskop ausgerüstet, das ihn ein für seine Verhältnisse ungeheueres Vermögen gekostet hatte, eine Reise nach dem Süden — ich glaube, irgend eine Meereswarte an der Südküste Frankreichs war sein Ziel — angetreten. Auf einer Station, deren Namen ich vergessen habe, war er ausgestiegen, um etwas zu sich zu nehmen. Seine wertvollste Habe, das Vergrößerungsglas, hatte er neben sich hingestellt. Es war in einem Etui verborgen, das ihm die Mutter dafür zubereitet hatte, und mochte wohl den Anschein eines Schmuckkastens, das wertvollen Inhalt birgt, erwecken. Dieser Anschein führte vielleicht auch das schwere Unglück herbei, das den armen jungen Naturforscher betreffen sollte. Man stahl ihm sein Mikroskop. Ratzel erzählte, daß er zunächst in tiefe Betrübnis verfallen sei. „Dann aber," fuhr er fort, „wohl infolge meiner Jugend trat plötzlich eine Reaktion der Stimmung ein. Ich wurde wieder heiter und zuversichtlich, ohne daß ich eigentlich einen Grund dazu gehabt hätte." Und nun berichtete er in seiner rührend schlichten Weise, wie er der „Kölnischen Zeitung" eine Schilderung seiner Fahrt eingeschickt und wie ihn der vornehme Verleger Schulze dafür so königlich honoriert habe, daß er die Geldsumme nicht annehmen zu dürfen glaubte. Dergleichen wird wohl nicht allzu oft in der Weltgeschichte vorgekommen sein. Hier überboten sich der Geschäftsmann und der Journalist an Edelmut. „Ja, so edel hat er an mir gehandelt," sagte Ratzel mit einer wundervollen Einfachheit, und ich glaube, wenn Schulze dies einfache Dankeswort gehört hätte, es würde ihm einen warmen Lichtstrahl ins Herz gegeben haben! — Ratzels Schicksal nahm durch seine Verbindung mit der „Kölnischen Zeitung" nun eine ganz neue, segensreiche Wendung. Der Verlust des Mikroskops machte ihn zum Publizisten. Ich brauche auf die Bedeutung, die Ratzels Reiseberichte mit der Zeit erlangten, nicht erst hinzuweisen. — Dennoch mochte er sich wohl nicht immer durchaus glücklich in diesem Berufe fühlen. In Amerika immer in neuen Städten neue Verbindungen suchen müssend, erlitt der zartfühlende Mann wohl den kränkenden Blick des Mißtrauens gegen den Fremden; der Blick tat ihm weh. Er war drum später recht glücklich in dem ihm so lieben, vornehmen Dozentenberufe. Aber eine gewisse populäre Tendenz blieb seinen Schriften als ein gar nicht genug zu schätzender Vorzug fortan zu eigen. Man merkt die gewandte Feder des früheren Zeitungsschreibers, der in der Schule des praktischen Lebens gelernt hat, sich schön und immer deutlich auszudrücken.

Ich kann es mir nicht versagen, eine für diesen Meister des Stils sehr bezeichnende Kritik, die er einmal an einer leichtsinnig von mir geformten Phrase übte, mitzuteilen. Ich hatte eine griechische Hügellandschaft „mit wohlig ineinander übergehenden weichen Kissen" verglichen und tat mir auf diesen Unsinn mit der unbeirrten Freude des Laien etwas zugute. Ratzels geologisches Gewissen war empört. Er schrieb:

Ammerland am Würmsee, 29. August 1903.

. . . Ihre Art zu schildern, ist mir besonders interessant, weil sie auf die zarten Linien und feinen Stimmungen ausgeht. Dem Professor in mir werden Sie es aber nicht verübeln, wenn er an dem Vergleich von grünen Hügeln mit wohlig ineinander übergehenden Kissen Anstand nimmt. Keine Poesie der Welt hat, nach meiner beschränkten Auffassung, das Recht, Hügel aus ihrer festen Erddegründetheit herauszulösen und ihr Felsenmeere durch Eiderdaunen zu ersetzen. . . .

Charakteristisch erscheint mir diese Ausstellung für die Empfindungsweise des Gelehrten, der nicht nur den malerischen Effekt sieht, sondern zugleich auch weiß, was sich den Blicken verbirgt. Meine Erdhügel könnte man als Bühnenversatzstücke gelten lassen. Ratzels realistische Ansprüche gingen weiter. Sage mir, mit welchen Gleichnissen du dich begnügst, und ich will dir sagen, wie weit deine Bildung reicht!

* * *

Friedrich Ratzel war ein groß wirkender, stattlicher Mann von vornehmer Haltung, aufrechtem Gang. Der lang herabwallende, wohlgepflegte Bart, die edel geformten Züge, vor allem aber die etwas tief liegenden, unter starken Brauen klar und ernst hervorblickenden blauen Augen gaben seiner Physiognomie etwas unbedingt Würdiges, ja Ehrfurchtgebietendes. Er sprach mit süddeutschem Akzent und so leise wie ein vornehmer Engländer.

Die Erinnerung bringt uns manchmal irgend eine Anschauung — wir wissen nicht, weshalb gerade diese — wieder und wieder zurück. So ist es mir ein unvergeßlicher Moment, obwohl sich absolut nichts Besonderes damit verbindet, als ich Ratzel einmal in Leipzig in der Nähe des Reichsgerichts begegnete. Damals kannte ich ihn nur vom Kolleg her. Ich zog den Hut, und er erwiderte den Gruß ernst. Ich sagte schon, daß mir seine Persönlichkeit wie der Inbegriff einer unendlichen Welt für sich erschien. Wie schade, dachte ich, daß ich von all diesen Dingen nur so wenig kenne! Aber ich hatte die Hände voll und konnte nicht andere Fäden, die ich festzuhalten die Pflicht empfand, fahren lassen, um noch zur Erdkunde innigere Fühlung zu gewinnen. So ließ ich es bei einem Gruß gleichsam bewenden.

Nach fernen Gärten und Sternen sieht man wohl nicht ohne Sehnsucht hinüber. Mir war, als Ratzel an mir vorübergegangen war, als hörte ich aus Wagners pathetischem Nibelungenringe das so seltsam feierliche Motiv, mit dem der geniale Komponist die Stätte des ewig hohen Jenseits, Walhalla, zu malen suchte.

Hans Lindau.

Das fromme Rußland.

Wenn schöne, massenhaft an die ins offene Feld rückenden Truppen verteilte Heiligenbilder, wenn große Bitt- und Dankprozessionen, unter Entfaltung gewaltigen Pompes stattfindende Taufefeierlichkeiten, wenn mit Aufbietung allen Zeremoniells gefeierte Gottesdienste in bildergeschmückten Kirchen und mit materiellen Gütern aller Art reich ausgestatteten Klöstern wirklich richtige Gradmesser für die Frömmigkeit eines Volkes wären, so würde das russische Volk unter allen anderen Nationen allerdings den Rekord der Frömmigkeit schlagen. Und da in letzter Zeit so viel und bei so manchen Gelegenheiten gerade diese Eigenschaft des russischen Volkes rühmend hervorgehoben ist, so verlohnt es sich wohl, auch nach dieser Seite einmal Untersuchungen anzustellen, die um so wertvoller sein dürften, als sie bemerkenswerte Beiträge zur Charakteristik des orthodoxen Russen und einen Einblick in die russische Volksseele gestatten.

Nach Rußland kam das Christentum auf dem Umwege über Byzanz, nach dem Westen Europas über Rom. So brachte es den ganzen, den oströmischen Verhältnissen angepaßten Dogmenglauben, die zum Fetischdienste umgeformte Morallehre des Jesus von Nazareth mit in das große Tiefland Europas. Den Boden fand es wunderbar vorbereitet. Rußland hatte seit einem Jahrtausend Beziehungen zu Konstantinopel unterhalten, und man kannte dort bereits eine slawonische Uebersetzung der Evangelienbücher. Aber man darf sagen, das Volk war und ist bis auf den heutigen Tag nicht in der Lage, die Lehren und Grundgedanken des Christentums, die zum Teil ihrer Zeit weit vorausgeeilt waren, auch nur annähernd zu verstehen. Man hat die Lehren des Nazareners auf das tiefe Niveau des Volkes herabgedrückt, statt das Volk auf ihre Höhe zu erheben. Das Ergebnis ist das Formenritual der griechischen Orthodoxie, und diese Orthodoxie bemerkt A. von Schoenaich richtig in seinem soeben erschienenen Werke „Lose Skizzen aus dem Zarenreiche", „kann ihre orientalischen Wurzeln nirgends verleugnen und will mit ihrem Gezweig doch in die Sphären einer weit fortgeschrittenen Welt hineinragen". Auf morgenländisch-fatalistischer Grundanschauung, auf der kindlichen, bunten Märchenwelt des Westasiaten aufgebaut, eine Predigt überhaupt nicht kennend, den höchsten Wert in der Entfaltung äußeren Prunkes, im starren Festhalten am Dogma suchend, hat die orthodoxe Kirche in der Erziehung ihres Volkes mit dem germanischen oder romanischen Element nicht Schritt halten können.

Der „Intellekt" muß schon wegen der staatlicherseits so streng durchgeführten kirchlichen Russifizierung notwendigerweise einem Scheinchristentum huldigen. Im allgemeinen herrscht unter den gebildeten Klassen Skeptizismus oder Gleichgültigkeit, wenn auch die Riten gezieuend inne gehalten werden. Vielfach erscheint auch unter den verschiedensten Formen unter den gebildeten Klassen jener Reiz des Unbekannten, der sich stets erneuernde Geschmack am Wunderbaren, mit dem unbewußten Mystizismus, von dem der Russe — man möchte sagen — besessen ist. Die große Halbmasse des Volkes beugt sich allerdings unter der Herrschaft der Kirche, die bei ihm gewissermaßen identisch ist mit dem Begriff „Vaterland". In den Augen der Massen, ja selbst nach Ansicht der höheren Kreise und der Regierung, gibt es keinen echten und wahren Russen als den orthodoxen. Für den Muschik ist russisch und orthodox ungefähr dasselbe. Wagte es jemand, von dem Kultus seiner Ahnen abzufallen, so würde er weniger als Apostat denn als Vaterlandsverräter verachtet werden. Der Kaiser ist, seitdem sich Moskau in kirchenrechtlicher Beziehung von Byzanz loslöste, der Summus episcopus, der Hüter der heiligen Dogmen der Väter. Daraus erklärt sich die fast gottähnliche Verehrung für den Zaren, daraus das Gefühl der Einheit von Staat und Kirche, von Religion und Nationalität, das allerdings in den letzten Jahren durch die furchtbaren traurigen inneren Verhältnisse Rußlands tief erschüttet worden ist.

Sehen wir also, um nicht länger bei dem Glaubensdualismus zu verweilen, der die Nation seit Peters des Großen Zeiten in zwei Teile gespalten hält, von dem sogenannten Intellekt ab, und betrachten wir die große Masse des russischen Volkes, besonders die Bauern, nach ihren religiösen Vorstellungen, so finden wir, daß der Ausdruck des geistvollen Franzosen Leroy-Beaulieu, „das russische Volk sei bireligiös", nicht zu weit geht. Das geistliche und das heidnische Element vermischen und durchkreuzen sich in der Religion des Bauern wie die Fäden eines Gewebes in einem zweifarbigen Stoffe.

Die obersten slawischen Götter mögen aus dem Gedächtnis des Volkes verschwunden sein, aber die Erinnerung an die untergeordneten ist ihm geblieben, an diejenigen wenigstens, die durch ihren Namen oder durch ihre Attribute am besten die Naturkräfte personifizierten. Obwohl die alten Slawengötzen in Vergessenheit geraten sind, sind sie doch nicht vom russischen Erdboden entschwunden. Sie haben die Gewänder geistlicher Heiligen angelegt. Mehrere unter diesen Heiligen sind nichts anderes als degradierte, ihrer heidnischen Würden beraubte oder geläuterte Götter, die sich aus dem ersten Russentum in das orthodoxe Paradies eingeschlichen haben, indem sie, wenn möglich unter Beibehaltung ähnlicher Namen, an einen Heiligen ihre Attribute und ihre Aufgaben abtraten. So hat z. B. St. Blasius, auf russisch Wlas, nach ortsüblicher Vorstellung das Amt des antiken Wolos oder Weles, des Herdengottes, übernommen, der slawische Jupiter, Perun, der Gott des Blitzes, dessen Standbilder in den Dnjepr und den Wolkof gestürzt wurden, ist in der Gestalt des Elias, Ilija wieder auf die Altäre erhoben. Der von einem feurigen Wagen gen Himmel getragene Prophet Israels wurde der Nachfolger des Donnergottes der alten Russen, ebenso wie derselbe Elias bereits bei den Griechen der Erbe des Helios, des Sonnenlenkers, geworden war. Wenn es donnert, dann rollt, meint der Muschik, der Wagen des Propheten, der außer dem Blitz auch den Sturm und den Hagel beherrscht, über die Wolken. Eine Geschichte aus dem Gouvernement Jaroslaw zeigt ihn, wie er die Ernten eines Bauern vernichtet, der St. Nikolaus feierte, ohne das Fest des heiligen Elias zu begehen.

Kaum anders verhält es sich mit St. Nikolaus, dem mächtigsten und am meisten angerufenen von allen russischen Heiligen, der nach dem Volksglauben auch derjenige ist, der Gott im Weltregiment folgen soll, wenn letzterer „alt wird". St. Nikolaus hat die verschiedensten Pflichten zu erfüllen: unter seiner Obhut stehen die Kinder (wie im Abendlande), die Matrosen und die Pilger und alle Notleidenden beten zu ihm. Im Gegensatz zu dem oft unfreundlichen und strafenden Elias ist St. Nikolaus der in jeder Hinsicht gütige, dienstfertige und hilfreiche Heilige; daher bemerken wir auch allerorten, wo Russen weilen, seinen Kultus in erster Linie. Bei den Bewohnern Sibiriens ist er der Heilige des Ackerbaus und des Bieres, dessen Fest zur Erntezeit gefeiert wird. Die Heiden jenseits des Urals legen für ihn dieselbe Ehrerbietung an den Tag, wie die Rechtgläubigen: so die nicht getauften Wotjaken und die Ostjaken, welche ihn Kola, den russischen Gott, nennen. In Europa wie in Asien erkennen mehrere offiziell zum Christentum bekehrte finisch-türkische Stämme kaum einen anderen Gott an, als St. Nikolaus; beschränkt sich doch die ganze Religion der Tschuwaschen an der Wolga auf Pilgerfahrten, die man zu seinen überall äußerst zahlreichen Heiligtümern unternimmt. Auf diese Weise kann man noch heute in Rußland selbst die einzelnen Phasen der religiösen Umbildung des Heidentums oder des Fetischdienstes zum Christentum verfolgen.

Die Art, in der der Bauer seine Heiligen verehrt, die Meinung, die er von ihrer Macht, ihrem Schutzvermögen und ihrem Zorne besitzt, ist oft schon völlig heidnisch. Er fürchtet sich vor ihrer Rache und hütet sich ängstlich, ihre Eigenliebe zu verletzen, er bemüht sich sehr um ihre Gunst und grollt seinerseits, wenn sie ihn vernachlässigen. „Hilft er (der Heilige) Dir, so bete ihn an, hilft er Dir nicht, so stelle ihn unter den Topf," sagt eine volkstümliche Redensart. Bekanntlich nehmen die Heiligenbilder, die moskowitischen Laren, nach orientalischer Sitte in jedem Hause, ja fast in jedem Zimmer einen Ehrenplatz ein; ihnen gilt der erste Gruß jedes eintretenden Russen, und will jemand (z. B. ein Mädchen von zweifelhafter Moral) eine Handlung begehen, die sie auf-

bringen könnte, so verhängt ihnen der Sünder vorsorglich das Gesicht.

Der Russe hat die Gewohnheit, die Heiligen und Christus selbst dadurch zu ehren, daß er brennende Kerzen vor ihre Bildnisse stellt. Während des Gottesdienstes reichen sich die hintereinander stehenden Gläubigen kleine Wachslichte von Hand zu Hand, und die, welche der Ikonostase zunächst ihren Platz haben, legen sie davor nieder. Einst brachte am St. Georgsfeste ein Bauer zwei Kerzen dar, und als man ihn fragte, warum er das täte, antwortete er ehrlich: „Die eine für den Heiligen, die andere für den Drachen."

Mehr als einmal ist es bemerkt, daß, wenn der russische Ackerbauer unter eine Götzendienst treibende Bevölkerung versetzt wurde, er außerordentlich leicht die abergläubischen Vorstellungen seiner neuen Umgebung und bisweilen sogar die heidnischen Riten adoptierte. Namentlich in Sibirien lassen sich sehr viele strenggläubige Bauern durch die plumpen Verführungen der Schamanen bestechen und schließen sich deren Religionsübungen an; und an den Ufern der Lena besuchen viele die buddhistischen Heiligtümer der Burjäten, ihrer Nachbarn. Bis in die Gegend von Irkutsk, der Hauptstadt Ost-Sibiriens und dem Sitze eines orthodoxen Erzbischofs, werden in den russischen Isbas (Bauernhäusern) burjätische Götzen und in den Hütten der Burjäten wiederum Bildnisse des heiligen Nikolaus angetroffen. Sogar in Europa, in den Landschaften an der Wolga, wird der Bauer oft genug von den polytheistischen oder den Fetisch-Lehrern einer der benachbarten Völkerschaften, z. B. der Tschuwaschen oder der Tscheremissen angesteckt. Es scheint, daß der halb aus dem Sumpfe des Heidentums aufgetauchte Mushik jeden Augenblick wieder darein zurückzusinken droht, wenn nicht bald eine hilfreiche Hand naht, die ihn hält und emporzieht. Die ungeheure Ausdehnung des Landes, die Entfernung der geistigen und religiösen Mittelpunkte voneinander, die ungenügenden Fähigkeiten und die Nachlässigkeit eines gleichzeitig zu wenig zahlreichen und zu wenig gebildeten Klerus sind ebensoviel Gründe für den niederen Standpunkt und die Entartung der Religion. Ja, was schließlich bei einem solchen Volke „am meisten wundernehmen muß", sagt der schon erwähnte Leroy Beaulieu, „das ist nicht die oftmalige Verbindung des Christentums mit heidnischen Anschauungen, sondern der Umstand, daß der Christenglaube dort überhaupt fortlebt und besteht, und daß er nicht völlig von dem stachligen Rankengeflecht des Heidentums ‚erstickt worden ist."

In keinem sich christlich nennenden Lande ist der Aberglaube so fest eingewurzelt, nimmt er solche bizarren Formen an, wie in Rußland. Die Mushiks kehren sogar zu den Riten ihrer Ahnen zurück, wenn es gilt, dem Wüten der Rinderpest Einhalt zu tun. In vielen Dörfern läßt der Bauer seinen Acker regelmäßig durch Hexengeister weihen, nachdem ihn der Pope schon einmal gegen guten Lohn gesegnet hat. Fast jedes Volk hat seine Zauberei, und das am meisten verbreitete Buch ist „Der Traumdeuter". In der Dürre erblickt der Russe eine Strafe des Himmels, weil ein an übermäßigem Alkoholgenuß gestorbener Mann auf ihrem geweihten Friedhofe begraben sei; der Mushik glaubt an die Verwirklichung der Träume, an Verwünschungen, Viehbeherzungen durch bösen Blick usw. Teilweise entbehren seine Argumente nicht einer gewissen pfiffigen Logik. Bekannt ist der Widerstand des altgläubigen Volkes gegen die Einführung des neuen Kalenders mit dem Jahresbeginn am 1. Januar, statt wie bisher am 1. September. Die Schöpfung der Erde, so schloß man, muß in den Herbst gefallen sein, sonst hätte Eva keinen Apfel vom Baume pflücken und dem Adam geben können.

Uebrigens sind auch die äußeren Formen, in denen sich der Gottesdienst abspielt, wenig geeignet, den Mushik dem Aberglauben zu entreißen. In der Kirche gibt es weder Orgel noch Predigt. Das Ritual wird in Altslawonisch, das die Hörer garnicht verstehen, vorgelesen, für eine Predigt des Geistlichen hätte der russische Bauer keinen Sinn. Dafür hält er um so eigensinniger am Gewohnten fest und verlangt vom Popen, daß er die zeremoniellen Handlungen nach althergebrachter Weise verrichte. Diese Handlungen kennt er ganz genau, und es ist Tatsache, daß gerade das Abweichen vom äußeren Formalismus vielfach den Anlaß zur Bildung der zahlreichen Sekten gegeben hat. Das große Schisma vom siebzehnten Jahrhundert entstand in letzter Instanz aus der aufgeworfenen Frage: ob das Zeichen des Kreuzes beim Segensspruch mit zwei oder drei Fingern gemacht werden müsse.

Aus diesem rohen und primitiven Christentum — wenn man es so nennen will — den Mushik herauszuheben, ist der Geistliche, der mit ihm in ständiger Berührung lebt, am wenigsten geeignet. Der verheiratete und unter den strengsten Kastengesetzen stehende Pope, blutarm, ungebildet, der Sohn eines Popen, mit der Tochter seines Vorgängers verheiratet, genießt keine Achtung und kann sie nicht genießen. Der Russe Roskoschni, ein begeisterter Lobredner, ein Apologet seiner Heimat, schildert uns solche typischen „Prachtgestalten" von russischen Popen: den einen, der mit einem armen Bauer um den Preis einer zu lesenden Messe handelt und schließlich mit der Schnapsflasche droht, nach deren Ausleerung er an dem Tage überhaupt nicht mehr Messe lesen dürfe, und jenen zweiten, der sich in der Kirche ein Gebet in die Mütze sprechen läßt, es ins Dorf herausträgt und dort verkauft. Gute Kenner russischen Landlebens haben den schon erwähnten Schriftsteller Schoenaich selbst versichert, daß die schreckliche Persönlichkeit der „Matrona" in Tolstois „Macht der Finsternis", die das uneheliche Kind ihres Sohnes unter allen Umständen erst taufen und mit dem Zeichen des Kreuzes versehen will, ehe sie es — ermordet, durchaus wahrscheinlich ist.

Wenn der arme Mushik nach tagelanger Pilgerung durch das eintönige Land aus seinem öden Dörfchen in den herrlichen, mit verschwenderischer Pracht ausgestatteten inneren Raum der Kirche, mit ihren goldenen, mit echten Perlen besetzten Heiligenbildern, der wunderbaren Farbenpracht des verschiedenfarbigen Marmors, den Fresken und Gemälden, tritt, wenn er all den zauberreichen Glanz mit staunenden Augen umfaßt, so reißt es ihn wohl auf die Knie nieder! Ein Zuschauer, der zugleich ein guter Kenner der russischen Verhältnisse war, bemerkte kürzlich mit Recht beim Anblick dieser Tausende von knieenden Pilgern: „Man sollte eine Schule bauen, mehr Schulen und weniger Kirchen, dann werden sie Christen werden, so sind sie nichts."

J. Wiese.

Das Volksfest in Scheeszel.

Zum erstenmal hat am 24. und 25. September ein niedersächsisches Volkstrachtenfest stattgefunden, ein Fest für die Landbevölkerung, dem es einigen wenigen Städlern, die zufällig davon gehört, vergönnt war beizuwohnen.

Ins Werk gesetzt ward dieses Fest allerdings von städtischen Männern, von Künstlern und Kunstgelehrten, und da die Veranstaltung künstlich zustande kam, bleibt es auch fraglich, ob sie ihrem eigentlichen Zweck gedient hat. Der Zweck des Festes war die schönen ländlichen Trachten zu erhalten, sodaß sie nicht, wie alte Möbel und andere abgesetzte Gebrauchsgegenstände in den Museen enden, sondern am Leben bleiben, sie, die den lebendigen Menschenleib bekleiden, ein Teil von ihnen sind, in ihren Variationen den reichen Ausdruck bringen alles Menschlichen, der Freude, des Leides, der Frömmigkeit, des Festes und des Alltages. Das kann nur geschehen, wenn die Trachten nach wie vor, auf dem Lande, von der Landbevölkerung selber, getragen werden.

Ueberall drohen diese prächtigen Trachten auszusterben, und überall, nicht nur in Deutschland, herrscht das gleiche Bestreben, sie vor dem Untergang zu bewahren. Die Königin von Rumänien läßt ihre Hofdamen in Nationaltrachten zum Feste erscheinen, die jungen Oesterreicherinnen tragen, wenn sie „am Land" sind, mit Vorliebe die Nationaltracht, die sie praktisch und bekömmlich finden, und ihr Kaiser hat seine Freude daran und läßt sich die Ovationen dieser hübschen Bäuerinnen

Digitized by Google

besonders gern gefallen. In Schweden sieht man ebenfalls die blonden Backfische und Jünglinge während der Villegiatur in ihren bunten, mannigfaltigen Nationaltrachten, und wo sich eine größere Anzahl beisammenfindet, lieben sie es auch ihre Nationaltänze vorzuführen, deren wechselnde Motive — hier ein Liebeswerben, dort ein sprödes Abweisen, ein Entgegenkommen, hingebende Zärtlichkeit oder leidenschaftlichen Taumel, — sie mit großer Anmut aufs lebendigste zum Ausdruck bringen. Auch der schwedische Hof hat für diese nationalen Bestrebungen warmes Interesse.

Wir Deutschen bleiben nicht zurück, und die deutsche Kaiserin hat für die schönste niedersächsische Volkstracht einen Preis ausgesetzt, den eine Altenländerin am 25. September beglückt nach Haus getragen.

Wie so oft unterscheiden sich aber die deutschen Bestrebungen auch hier von denen der anderen Nationen.

Diese deutschen Bestrebungen entstanden in der Studierstube, in den Köpfen einiger Kunstgelehrten, die mit Schrift und Wort gegen den Verfall der deutschen Volkstracht zu Felde zogen, aber ihr Ziel ist keine graue Theorie, sondern die lebendige Praxis. Sie wollen, daß der Bauer selber der Tracht treu bleibt, denn er ist der einzige, der die Volkstracht von Haus aus trägt und zu dem sie gehört. Die ländliche Arbeit, die ländlichen Verhältnisse haben sie ihm auf den Leib geschneidert. Wohl hat die Zeit auch das Bauernkleid modifiziert, aber diese Modifikationen entspringen nicht einem einzelnen Schneidergehirn, dem tollen Einfall irgend einer gefeierten Schönen: Witterung, Bodenbeschaffenheit und die Natur der Arbeit haben das Kleid dünner, dicker, kürzer oder länger gestaltet.

Alle höfischen Bestrebungen — ebenso wie auf dem Gebiete der Poesie — zeitigen künstliche, vielleicht temporär erfreuliche, aber keine beständigen Blüten.

Ob die Bauerntracht wirklich in der Zukunft Bestand haben wird? Wer kann es wissen? Der Einfluß der Städte, die sich mächtig ausbreiten, schwächt zuletzt und untergräbt die einst so starke, erdgeborene Wurzel bäuerlichen Sonderwesens. Sehr zum Nachteil, denn der erbgesessene Bauer in seiner Tracht, die ihm von seinen Vätern überkommen, ist vornehmer als wer modische Art für die altehrwürdige eintauscht.

Seltsam genug, daß der Städter, der all den Schaden auf dem Lande angerichtet, es nun gerade sein soll, der den Bauer auf die ihm eigene Tracht hinweist, denn das eben war es, was durch das Fest von Scheeszel geschah. Alljährlich soll ein solches Fest wiederholt werden, ob es nun für die Zukunft erfolgreich wird oder nicht, — die Gegenwärtigen hatten Genuß davon.

Das freundliche Kirchdorf Scheeszel, mit seinen knorrigen alten Eichen und Linden, liegt am oberen Laufe der Wimme, die in der Lüneburger Heide entspringt und in die Weser mündet. Die Station, an der man die Bremen-Hamburger Bahn verläßt, hat den gleichen Namen. In der Ferne schon sieht man den schlanken Kirchturm und in einem Viertelstündchen ist man im Dorf, das von der sogenannten napoleonischen Landstraße, die Bremen mit Hamburg verbindet, durchschnitten wird und 1200 Einwohner zählt. Die Bewohner, d. h. die Frauen, haben sich, wie die benachbarten Kirchspiele Sittensen, Heeslingen, Gyhum u. a. ihre alte Tracht bewahrt.

Scheeszel hat schon zu Zeiten Karls des Großen existiert und hat seinen Namen wahrscheinlich von „Söß Loh", sechs Höfe. Schon vor 1231 scheint in Scheeszel eine dem heiligen Lukas geweihte Kirche gewesen zu sein. Erst 1567 hielt das Luthertum seinen Einzug. Die jetzige Kirche wurde 1785 eingeweiht und der Turm 1766 erbaut. Der Bau ist ansehnlich, bietet aber nichts Interessantes. Die idyllisch unterhalb Scheeszels gelegene Mühle stammt von 1503. Man findet in Scheeszel noch den eigenartigen, einheitlichen, rechteckigen Bau des niedersächsischen Bauernhauses mit Altersangabe und Inschrift über dem Einfahrtstor an der Giebelseite, wie z. B.:

WAS WIR SEIND UND WAS WIR HABEN
DAS SIENT LAUTER GOTTES GABEN
ANNO 1641.

Wohnung, angrenzende Diele, Ställe, Scheunen und Tenne mit Lehmboden sind unter einem Dach. Eine Trennung von Stall und Wohnraum kennt das alte Bauernhaus nicht. Rinder und Pferde strecken ihre Hälse nach der Diele, um deren offenes Herdfeuer sich der ganze Betrieb konzentriert. So war es schon im altgermanischen Wohnhaus, zu Wittekinds Zeiten. Das mächtige, braungrüne Strohdach mit den Pferdeköpfen an den Firstenden, das schirmend über der Behausung liegt, verbietet die Polizei leider; es ist das schönste aller Dächer, und nur ungern söhnen wir uns mit dem rotglasierten Ziegeldach aus. Wo der Bauer nur kann, bringt er Farbe an, er mischt seine Farben selber mit Buttermilch und ist sein eigener Anstreicher.

Heut aber wird früh Feierabend gemacht, und alles putzt sich zum Fest, denn in dem „plattdütschen Wegweiser för use leewen Gäst von Wied un Sied", heißt es:

„Alſo am Sönnabend abend bi halwig acht lang ſchöllt all uſe Handwerkers, Timmerlüe un Mürkers, Pottmalers un Diſchers bin Ladenbur up ſin Däl tohopen kamen. Dar kamt vun Hamborg un Bremen gelehrte Lüe, Profeſſors un Boomeiſters, de wüllt us vertell'n, wi en olet dägdat Buernhus boot weern muut, datt et noch as en Buernhus utſüht un nich as en Apenſtall, un annere Herren wüllt uſe Maters anholen, dat ſe ſo'n Hus nu ok richtig anſtreken dot, dat de Bur ſtolz darup weſen kann as ſien Froo up ehr nee Schört, de ſe ſick bi den Farber drucken laten hett."

Und eine bunte Schar versammelte sich denn auch auf der Diele beim „Ladenbur"; vom „Flett" bis zur großen Tür war alles voll; die züngelnde Herdflamme beleuchtete die mit blankem Zinn- und Steingut-Geschirr geschmückten Wände und die sottegeschwärzte Decke. Ab und zu brüllte eine Kuh in die Reden der drei „Professors" hinein, die hinter einem Tisch mit sechs feierlichen Wachskerzen standen. Es waren der Museumsdirektor Dr. Lehmann-Altona, der Maler und Schriftsteller Schwindrazheim aus Hamburg und Dr. Schaefer aus Bremen. Ihre Vorträge hießen: „über den Wert der Volkstracht", „von der deutschen Bauernkunst" und „über das niedersächsische Bauernhaus und seine Zukunft". In der Trachtenfest-Nummer der monatlichen Mitteilungen des Gewerbe-Museums zu Bremen sind diese Reden abgedruckt.

In lieblichster Form veranschaulichten das Gesagte die lauschenden bunten Mädchen und Frauen mit den goldenen Mützchen, in der seltsamen Umrahmung, in dem dämmerigen Schein. Einen Ohren- und Augenschmaus zugleich gab es da. Am anderen Morgen aber, in der Kirche, war das Bild noch schöner, denn viele folgten dem Wegweiser, in dem es weiter heißt:

„welke könn't ok mit na de Kark gahn un toerſt uſen leewen Herrgott en Beſäuk maken".

Die Besuche von auswärts trafen meist erst mit den überfüllten Mittagszügen von Hamburg, Bremen und Umgegend ein. Ich selber unter ihnen, teilte das Coupé mit zwei Vierländern und sechs Vierländerinnen, die mir erzählten, ihr Pastor habe sie beredet am Feste teilzunehmen. Es waren wohlbestallte Leute, die etwas auf ihre Würde hielten, und ich hatte sie im Verdacht, daß sie für alle Tage kein Vierländer-„Füg" tragen, denn es saß nicht alles wie es sitzen muß und schien mir für die Gelegenheit zusammengeborgt: „Wer soll denn nun auch noch solches Zeug für uns schneidern," sagten sie, „der einzige, der sich auf die alten Muster verstand, ist diesen Sommer gestorben und der war 92 Jahre alt, und die Stoffe und Bänder und Knöpfe gibt's die überhaupt heut noch?" Eine Frau zeigte mir unter ihrem Rock von feinstem schwarzen Tuch, noch etliche andere Röcke, rot mit breitem grünen Besatz mit buntgeblümtem Glanzkattun als Futter, auch die schönen Fibeln mit Mosaik und Filigran ließ sie mich bewundern und auf ihrem Mann zählte ich 78 silberne Knöpfe. Ob der vom „Niedersachsen" gestiftete Preis von 100 Mark für das beste Vierländer- und Bückeburger Ehepaar in Tracht auf diese beiden kam? Ich erfuhr es nicht, aber die älteste, 84jährige Vierländerin, die neben mir saß, bekam ein Fäßchen Schmalz als Preis.

So voll wie am 25. September sind die Straßen von Scheeszel wohl noch nie gewesen. Gleich am Bahnsteig kaufte

Digitized by Google

ich mir eine Festteilnehmer-Karte für zwei Mark, die mit den beiden Pferdeköpfen und dem lila Herzen, an meinem Hut sehr lustig aussah und mir die Furcht benahm, als städtischer Eindringling zu gelten. Durch lustige Ehrenpforten von Blumen, herbstlichem Grün, Aepfeln und Hopfenranken, mit Sprüchen, wie

„Wi reekt Jo all de Broderhand
Wellkamen in Neddersachsenland!"

kam ich zum Marktplatz, von wo sich der Festzug in Bewegung setzte. Voran ein Musikkorps, dann Wagen mit Scheeszeler Braut und Brautjungfern, mit Frauen und Mädchen, dann Leute aus der Börde Elsdorf, die Selsinger mit einem Wagen, wieder ein Musikkorps und Leute aus dem alten Land, Frauen, Männer, Mädchen, darunter zwei Bräute, dann wohl an sechzig Vierländer, Frauen und Mädchen aus Sottrum und Apensen, dann ein Wagen mit Frauen aus dem hannoverschen Wendlande in der malerischen Tracht, wie sie bis 1853 getragen wurde, zwei Reiter in Bückeburger Tracht, — sie fuhren dem nun folgenden Wagen der Bückeburgerinnen vorauf, deren rote Röcke schon von weitem leuchteten, — die überladene Pracht ihrer Mieder, ihrer Flügelhauben, ihres Geschmeides wirkten verblüffend und töteten alle andern Farbeneffekte. Dann kamen Mädchen aus Rhade, aus Wölpinghausen usw. Sehr reizend war noch ein Wagen mit Scheeszeler Spinnerinnen und einer mit Frauen in Abendmahlstracht; aus Vahlde kamen zwei Wagen mit Frauen in Trauertracht. Zwischen jeder Gruppe gingen drei Kinder, die bändergeschmückte, von Hans am Ende — Worpswede — gemalte Schilder mit den Namen der Ortschaften trugen.

Ich versuche es nicht, die Trachten im einzelnen zu schildern. Die modernen Maler führen sie uns häufig vor; eine der anmutigsten ist ja die der hannöverschen Geestlande, wie die Worpsweder, Modersohn und Vogeler, sie oft gemalt: der kurze Rock, der in Hunderten von Längsfalten fällt, das bestickte Häubchen, die Jacke mit dem dreieckigen Ausschnitt und dem gestickten Vorhemd, den großen Metallschlössern mit Steinen, dem breiten Schürzenband und der Schürze aus gemustertem Kattun oder geblümter Seide, dem bunten Halstuch. Wohl ist diese Tracht reizend, aber andere sind es nicht minder, und die eigenartige, dunkle Tracht der Frauen vom alten Land mit dem reichen Silberschmuck, den schweren silbernen und Bernsteinketten, den Schnüren, verdient ihren Preis gewiß.

Ein unvergeßlich schönes Bild war es, als nun der ganze Zug sein Endziel, die Mühle, erreicht hatte und sich auf der großen, grünen Wiese, im Hintergrund die Wümme, aufstellte, um den plattdeutschen Worten des Pastors zu lauschen, der hier eine Ansprache hielt. Die Sonne hatte endlich gesiegt und glitzte und blitzerte auf den feurig-roten Röcken der Bückeburgerinnen, in den goldenen Haaren der Mädchen, auf den Hauben, Mützchen, Baudschleifen und bunten Schürzen, daß man sich nicht satt sah. „Plattdütsch is uns Land un plattdütsch fall dat bliewen," sagte der Pastor, und seine Schlagworte waren — mehr konnte ich aus der Entfernung nicht verstehen: „plattdütsch Hüs, plattdütsch Tüg, plattdütsch Sprak, plattdütsche Hatten."

Ob er selber an die Erfüllung seiner Predigt glaubte?

Am Abend gab es dann noch eine Festvorstellung, die dreimal wiederholt wurde und bei der das Publikum, nachdem es sich lebensgefährlich dazu gedrängt, als Einleitung nachstehenden Vers sang:

Woher ji stammt ok or sund kamen,
Von Ost un West or Nordenkant,
De plattdütsch Sprak holt us tosamen
Wenn wie us drept in frömden Land
Wie klingt so schön in Freud un Smarten
De Gruß von use Heimat her,
Wi geiht de Lut us deep to Harten,
De Wör, de us uf' Mudder lehr!

Dann folgten lebende Bilder: Mägde beim Spinnen, — Besuch in der Spinnstube — Windmüller, ein bunter Bauerntanz, — Abschied am Sood, — der Freiwerber, — Heimkehr, — Klapper Schottisch, ein alter Bauerntanz — der Hochzeitsbitter — Hochzeitstanz — Bauerntanz „cuntra un achter rüm" und ländliche Szenen: bei der Ernte, beim Vieh, bei Milchwirtschaft und Bienenzucht, bei der Taufe, begleitet von Musik und Chorgesang. —

Daß an der Aufführung nichts gekünstelt war, versteht sich; die Landleute stellten sich selber vor in ihren täglich wiederkehrenden Erlebnissen, und in Hauptmanns Webern kann es nicht realistischer zugehn. In einem Bilde figurierte sogar eine lebendige Ziege, die von einer Scheeszlerin gemolken wurde. Weder die Melkerin, noch das liebende Mädchen „am Sood", das seinen Kopf am Hals ihres Liebsten vergrub, bekam man zu Gesicht; vielleicht war eins von ihnen just das „feuteste Mäten", für das die Jury ein großes Kuchenherz bestimmte.

Und nun war das Fest für uns Städter zu Ende. Im Dorf ging es noch lange lustig zu, bis in den hellen Morgen hinein wurde getanzt. —

Beim Heimfahren habe ich, in Zigarrenqualm gehüllt, als echter Deutscher, in meiner Wagenecke, philosophiert und mir gesagt: Schön war's, und die Herren „Professors" dürfen zufrieden sein mit dem Erfolg und auch die Landleute sind es; aber nicht kümmert das die Zeit, die eherne; sie schreitet unaufhaltsam durch die Lande und zertritt, was nicht zeitgemäß.

Hamburg. Caro.

Putois.*)

(Schluß.)

Frau Cornouiller erwartete Putois in Monplaisir, aber vergebens. Da sie sehr beharrlich in ihren Absichten war und auf ihren Vorsätzen zu bestehen pflegte, beklagte sie sich beim nächsten Wiedersehn bei meiner Mutter, daß sie nichts von Putois gehört habe.

‚Haben Sie ihm denn nicht gesagt, daß ich ihn erwarte, meine Liebe,' fragte sie meine Mutter.

‚Allerdings, aber er ist ein wunderlicher Mensch.'

‚O, ich kenne diese Sorte. Ihren Putois kenne ich durch und durch. Aber es gibt keinen Arbeiter, der so verrückt wäre, daß er sich weigerte, in Monplaisir zu arbeiten. Mein Haus ist zu bekannt, denke ich. Putois wird sich mir schon zur Verfügung stellen, und zwar sehr bereitwillig, meine Beste. Sagen Sie mir nur, wo er wohnt, ich werde selbst zu ihm gehen.'

„Meine Mutter erwiderte, sie wisse nicht, wo Putois wohne, er habe weder Haus noch Herd.

‚Ich habe ihn nicht wiedergesehen, Frau Cornouiller,' sagte sie, ‚ich glaube, er hält sich verborgen.'

„Was hätte sie auch wohl sonst sagen können?

„Frau Cornouiller hörte das freilich nicht ohne Mißtrauen an. Sie glaubte, daß meine Mutter ihn ganz mit Beschlag belegt habe und ihn allen Nachforschungen entzöge, weil sie fürchtete, ihn sonst zu verlieren, oder daß er durch andere anspruchsvoller werden könne. Sie hielt sie wirklich für so eigennützig. Viele allgemein anerkannte Urteile, die die Geschichte sanktioniert hat, sind ebenso begründet wie dieses."

„Das ist freilich wahr," meinte Pauline.

„Was ist wahr?" fragte Zoë.

„Daß die Urteile der Geschichte oft falsch sind. Ich erinnere mich, Papa, daß Du eines Tages sagtest: ‚Frau Roland war sehr naiv, an die Unparteilichkeit der Nachwelt zu appellieren. Sie sah nicht ein, daß, wenn unsere Zeitgenossen bösartige Affen sind, ihre Nachkommenschaft auch wiederum bösartige Affen sein müssen.'"

„Pauline," fragte Fräulein Bergeret mit Strenge, „was

*) Einzig autorisierte Uebersetzung von Gertrud Savié (Paris).

hat die Geschichte von Putois mit dem zu tun, was Du uns da erzählst?"

„Sehr viel, liebe Tante."

„Daß ich nicht wüßte."

Herr Bergeret, der eine Abschweifung nicht ungern sah, antwortete seiner Tochter:

„Wenn alle Ungerechtigkeiten schließlich schon in dieser Welt wieder gut gemacht würden, so wäre der Gedanke, daß wir in einer anderen Welt entschädigt werden sollen, garnicht aufgekommen. Wie wollt Ihr verlangen, daß die Nachwelt alle Verstorbenen gerecht beurteilt? In dem Dunkel, in das sie sich zurückgezogen haben, kann man sie ja nicht befragen. Von dem Augenblick an, da man gerecht gegen sie sein könnte, vergißt man sie. Aber kann man überhaupt gerecht sein? Was ist denn Gerechtigkeit? Frau Cornouiller sah sich wenigstens endlich genötigt, anzuerkennen, daß meine Mutter sie nicht betrogen hatte und daß Putois nicht aufzufinden sei.

„Sie gab es indessen nicht auf, ihn zu suchen. Sie fragte bei allen Verwandten, Freunden, Nachbarn, beim Gesinde und den Lieferanten herum, ob sie Putois nicht kennten. In der Tat antworteten nur zwei oder drei, sie hätten niemals von ihm reden hören. Die meisten glaubten, ihn schon einmal gesehen zu haben."

‚Den Namen habe ich wohl gehört,' sagte die Köchin, ‚aber auf das dazugehörige Gesicht kann ich mich nicht besinnen.'

‚Putois! Natürlich kenne ich den,' sagte der Chausseewärter und kratzte sich hinter den Ohren, ‚aber ich wüßte Ihnen jetzt nicht zu sagen, was er ist.'

„Den genauesten Bescheid gab Herr Blaise, der Steuerkassierer, er erklärte, er habe Putois im Kometenjahre vom 19.—23. Oktober in seinem Hofe Holz spalten lassen.

„Eines Morgens kam Frau Cornouiller ganz außer Atem in das Schreibzimmer meines Vaters gestürzt und rief:

‚Soeben habe ich Putois gesehen!'

‚Ach!'

‚Ja, ganz bestimmt, ich habe ihn gesehen.'

‚Glauben Sie wirklich?'

‚Ich bin meiner Sache ganz sicher. Er strich an Herrn Leuchants Mauer entlang. Dann wandte er sich nach der Rue des Abesses. Er ging so schnell, daß ich ihn aus den Augen verlor.'

‚War er es denn auch wirklich?'

‚Ohne allen Zweifel! Ein Mann in den fünfziger Jahren, mager, gebückt. Er sah aus wie ein Vagabund und trug eine schmutzige Bluse.'

‚Die Beschreibung könnte freilich auf Putois passen,' meinte mein Vater.

‚Sehen Sie wohl!' fuhr Frau Cornouiller fort. ‚Uebrigens habe ich ihn angerufen. Ich rief: Putois! und er drehte sich um.'

‚Dieses Mittel wenden allerdings auch die Sicherheitspolizisten an, um die Identität von Verbrechern, denen sie nachspüren, festzustellen.'

‚Wie ich Ihnen sagte, er war es! . . . . . Ich wußte wohl, daß ich Ihren Putois finden würde. Der Mensch hat ein böses Gesicht. Sie und Ihre Frau waren sehr unbedacht, ihn bei sich in Arbeit zu nehmen. Ich verstehe mich auf Physiognomien und wenn ich ihn auch nur von weitem gesehen habe, so könnte ich doch darauf schwören, daß er ein Dieb, ja vielleicht ein Mörder ist. Seine Ohren haben keine Ränder, das ist ein untrügliches Zeichen.'

‚So, Sie haben bemerkt, daß seine Ohren keine Ränder haben?'

‚Mir entgeht nichts, mein lieber Herr Bergeret, lassen Sie Putois nicht wieder zu sich ins Haus kommen, wenn Sie nicht wollen, daß Sie mit Frau und Kindern ermordet werden. Noch eins rate ich Ihnen: Lassen Sie all Ihre Schlösser ändern.'

„Einige Tage darauf geschah es, daß aus Frau Cornouillers Obstgarten drei Melonen gestohlen wurden. Da man den Dieb nicht fand, so hatte sie Putois in Verdacht. Die Gendarmen wurden nach Monplaisir gerufen, und ihre Ermittelungen bestätigten Frau Cornouillers Argwohn. Herumziehende Banden suchten zu jener Zeit die Gärten der Gegend heim. Aber diesmal schien es, als sei der Diebstahl von einer einzigen Person und mit außerordentlicher Geschicklichkeit verübt worden. Keine Spur von dem Einbruch war zu bemerken, noch irgendwelche Fußabdrücke, auf dem feuchten Erdreich. Nur Putois konnte der Dieb sein. Das war die Meinung des Wachtmeisters, der lange Geschichten über Putois kannte und alle Anstrengungen machte, um des lockeren Vogels habhaft zu werden. Die Zeitung von St. Omer widmete den drei Melonen von Frau Cornouiller einen Artikel und veröffentlichte nach ihr zugegangenen Mitteilungen eine Personalbeschreibung von Putois.

„Er hat eine niedrige Stirn, so hieß es in der Zeitung, glasige Augen, einen unsteten Blick, Gänsefüße an der Schläfe, hervortretende rote, glänzende Backenknochen. Die Ohren haben keinen Rand. Er ist mager, gebückt, anscheinend schwächlich, aber in Wirklichkeit von ungewöhnlicher Stärke und kann mit Leichtigkeit ein Fünffrankenstück mit Daumen und Zeigefinger zusammenbiegen.

„Man habe allen Grund, behauptete die Zeitung, ihm eine ganze Reihe von Diebstählen zuzuschreiben, die mit überraschendem Geschick ausgeführt seien.

„Die ganze Stadt beschäftigte sich mit Putois. Man erfuhr eines Tages, daß er verhaftet und ins Gefängnisregister eingetragen sei. Aber man erkannte bald darauf, daß der Mann, den man für ihn gehalten hatte, ein Almanachverkäufer war und Rigobert hieß. Da man keine Anklage gegen ihn erheben konnte, so wurde er nach vierzehnmonatlicher Untersuchungshaft wieder entlassen. Putois aber war nicht aufzufinden.

„Frau Cornouiller ward das Opfer eines weiteren Diebstahls, der noch frecher ausgeführt war, als der erste . . . . Man stahl aus ihrem Buffet drei kleine, silberne Löffel.

„Sie glaubte, daß Putois seine Hand dabei im Spiel gehabt habe, ließ an ihrer Tür eine Kette anbringen und konnte nicht mehr schlafen.

III.

Gegen zehn Uhr abends, nachdem Pauline auf ihr Zimmer gegangen war, sagte Fräulein Bergeret zu ihrem Bruder:

„Vergiß nicht den Vorfall, Lucien, daß Putois die Köchin der Frau Cornouiller verführte."

„Ich habe schon daran gedacht, liebe Schwester, das ist ja das beste von der ganzen Geschichte. Aber alles der Reihe nach. Putois wurde eifrig von der Justiz gesucht, sie konnte ihn aber nicht ausfindig machen. Als man erfuhr, daß er nicht zu entdecken sei, setzte jedermann seine Ehre darein, ihn aufzufinden. Den Männern gelang es auch. Und da es viele Männer in St. Omer und in der Umgegend gab, so wurde Putois gleichzeitig auf der Straße, auf den Feldern und im Walde gesehen. Es wurde ihm daher eine weitere Eigentümlichkeit beigelegt. Man verlieh ihm die Gabe, überall zu sein, die so viele populäre Helden besitzen. Ein Wesen, das imstande sein soll, in einem Augenblick weite Entfernungen zu durchmessen und das plötzlich da auftaucht, wo man es am wenigsten vermutete, jagt gerechten Schrecken ein. Putois wurde der Schrecken von St. Omer. Frau Cornouiller war überzeugt, daß Putois die drei Melonen und die drei kleinen, silbernen Löffel gestohlen habe. Sie lebte in steter Angst vor ihm und verbarrikadierte sich in Monplaisir. Aber Riegel, Schlösser, Gitter und Ketten vermochten sie nicht zu beruhigen. Putois war für sie ein Wesen, von Entsetzen erregender Subtilität, das durch alle Türen hindurchdringen konnte. Dazu kam ein häusliches Ereignis, das ihre Angst noch verdoppelte. Ihre Köchin war verführt worden, der Augenblick kam, da sie ihren Fehltritt nicht mehr verbergen konnte, aber sie weigerte sich hartnäckig, ihren Verführer zu nennen.

„Sie hieß Gudule," sagte Fräulein Bergeret.

„Ja, Gudule hieß sie, und man glaubte, sie sei gegen die Gefahren der Liebe durch einen langen, gabelförmigen Bart, den sie am Kinn trug, geschützt. Ein plötzlich entstandener Bart beschützte weiland die Jungfräulichkeit jener heiligen Königs-

tochter, die in Prag verehrt wird. Gudules Bart, der sich keineswegs mehr im Anfangsstadium befand, hatte aber doch nicht ausgereicht, ihre Tugend zu verteidigen. Frau Cornouiller drang in Gudule, daß sie ihr den Menschen nenne, der sie mißbraucht und dann in der Not verlassen hatte. Gudule brach in Tränen aus, aber sie schwieg. Bitten und Drohungen blieben erfolglos. Frau Cornouiller stellte eine lange, eingehende Untersuchung an. Sie fragte in geschickter Weise ihre Nachbarn aus, die umwohnenden Weiber, die Lieferanten, den Gärtner, den Chausseewärter, die Gendarmen, doch nichts brachte sie auf die Spur des Schuldigen. Aufs neue versuchte sie, von Gudule ein Geständnis zu erlangen. ‚Sagen Sie mir doch in Ihrem eigenen Interesse, Gudule, wer es ist?' Gudule blieb stumm. Plötzlich wie ein Lichtstrahl kam Frau Cornouiller der Gedanke: ‚Putois ist es gewesen!' Die Köchin heulte und antwortete nicht. ‚Es ist Putois! das hätte ich mir gleich denken können! Natürlich er ist es und kein anderer! O, Du Unglückselige!'"

„Frau Cornouiller blieb steif und fest bei ihrer Ueberzeugung, daß das Kind ihrer Köchin von Putois stamme. Jedermann in St. Omer, vom Gerichtspräsidenten bis herab zum Laternenanzünder, kannte Gudule und ihren Korb. Bei der Neuigkeit, daß Putois Gudule verführt habe, war die ganze Stadt voller Ueberraschung, Verwunderung und Heiterkeit. Putois wurde wie ein Held gefeiert. Auf sehr leichte Indizien hin, schrieb man ihm die Vaterschaft von fünf oder sechs anderen Kindern zu, die in jenem Jahr zur Welt kamen und die besser getan hätten, fern zu bleiben, in Anbetracht des Vergnügens, das ihrer dort wartete, und mit Rücksicht auf die Freude, die sie ihren Müttern bereiteten.

‚Welch ein Ungeheuer, dieser Putois!' riefen die Gevatterinnen.

„So bedrohte dieser unsichtbare Satyr mit nicht wieder gut zu machendem Unheil die weibliche Jugend unserer Stadt, in der man, wie die ältesten Leute sagten, die jungen Mädchen seit Menschengedenken stets in Ruhe gelassen hatte.

„Während er so in der Stadt und Umgegend sein Spiel trieb, war er mit unserem Hause durch tausend feine Bande verknüpft. Man hatte ihn vor unserer Tür gesehen und glaubte, daß er zuweilen über die Gartenmauer kletterte. Niemand hat ihm je ins Gesicht gesehen, aber jeden Augenblick erkannten wir seinen Schatten, seine Stimme, und die Spuren seiner Schritte. Mehr als einmal glaubten wir in der Dämmerung bei einer Krümmung eines Weges seinen Rücken zu erblicken. Mir und meiner Schwester gegenüber änderte er seinen Charakter ein wenig. Schlecht und bösartig blieb er, aber er wurde knabenhaft und naiv. Er gab sich weniger realistisch, ich kann wohl sagen, mehr poetisch. Er trat in den Kreis unserer treuherzigen, kindlichen Traditionen. Er wurde zum Schreckgespenst, zum Buhmann und zum Sandmann, der abends den Kindern die Augen schließt. Er machte den Puppen meiner Schwester Schnurrbärte mit Tinte, und von unseren Betten aus hörten wir ihn vorm Einschlafen: er heulte auf den Dächern mit den Katzen, bellte mit den Hunden, stöhnte in den Rauchfängen und ahmte auf der Straße den trunkenen Gesang später Zecher nach.

„Was uns Putois stets gegenwärtig und vertraut machte, war, daß die Erinnerung an ihn sich mit allen Dingen verknüpfte, die uns umgaben. Zoës Puppen, meine Schulhefte, in denen er so oft die Seiten zerknitterte und beschmutzte, die Gartenmauer, über die er im Dunkeln mit seinen roten Augen spähte, der blaue Fayencetopf, den er im Winter zerbrach, wenn es nicht etwa der Frost getan hatte, die Bäume Straßen, Bänke, alles erinnerte an Putois, unseren Putois, den Putois der Kinder, ein ortsangehöriges, mythisches Wesen. An Grazie und Poesie durfte er sich nicht mit dem dicken Faun von Thessalien oder Sizilien messen, aber er war doch ein Halbgott.

„Für unsern Vater hatte er einen ganz besonderen Charakter. Er war ihm ein Rätsel und Gegenstand philosophischer Betrachtungen. Unser Vater hatte viel Mitleid mit den Menschen. Er hielt sie für nicht allzu vernünftig; ihre Irrtümer, wenn sie nicht auf Grausamkeit hinausliefen, amüsierten ihn und brachten ihn zum Lachen. Der Glaube an Putois interessierte ihn wie ein Auszug aus dem Lehrbuch über den menschlichen Glauben. Da er eine Neigung zur Ironie hatte und sich gern ein bißchen über andere lustig machte, so sprach er von Putois wie von einem wirklichen Wesen. Er legte bisweilen so viel Gewicht darauf und hob einzelne Umstände so scharf hervor, daß meine Mutter ganz überrascht darüber war und in ihrer Aufrichtigkeit wohl zu ihm sagte: ‚Fast sollte man glauben, daß Du im Ernst sprächest, mein Lieber, aber Du weiß doch . . .'

„Dann antwortete er gelassen:

‚Ganz St. Omer glaubt an Putois. Wie wäre ich ein guter Bürger, wenn ich ihn verleugnen wollte! Man muß es sich zweimal überlegen, ehe man einen allgemeinen Glaubenssatz verwirft.'

„Nur ein ganz ehrlicher Sinn kann solche Skrupeln hegen. Mein Vater pflegte stets seine eigene Meinung in Einklang mit der allgemeinen Meinung zu bringen, er glaubte daher, wie die Bewohner von St. Omer, an die Existenz von Putois, aber er gab nicht zu, daß er direkt an dem Melonendiebstahl oder an der Verführung von Köchinnen beteiligt sei. Er bekannte sich zu dem Glauben an die Existenz von Putois als ein richtiger Einwohner von St. Omer, aber er brauchte Putois nicht, um die Begebenheiten zu erklären, die sich in der Stadt zutrugen. So war er in dieser Beziehung wie in jeder anderen ein vortrefflicher, verständiger Mann.

„Was unsere Mutter betrifft, so warf sie sich ein wenig Putois' Entstehung vor und nicht ohne Grund. Denn Putois war aus einer Lüge unserer Mutter geboren, wie Caliban aus der Lüge des Dichters. Gewiß war das Unrecht nicht dasselbe und meine Mutter viel unschuldiger als Shakespeare, aber sie war doch erschrocken und verwirrt, als sie sah, daß ihre harmlose Lüge ins Ungeheure angewachsen war und welch lebhafte Wirkung ihre leichtfertige Vorspiegelung hatte, die schier kein Ende nehmen wollte, sich bereits über die ganze Stadt verbreitet hatte und drohte, sich über die ganze Welt zu erstrecken. Eines Tages erbleichte sie vor Schreck und dachte nicht anders, als daß ihre Lüge Fleisch und Blut angenommen habe. An jenem Tage kam das Dienstmädchen, das erst vor kurzem im Hause und in der Gegend war, zu meiner Mutter und sagte, es sei ein Mann da, der sie sprechen möchte.

‚Was für ein Mann?' fragte sie.

‚Ein Mann in einer Bluse, er sieht aus wie ein Arbeiter vom Lande.'

‚Hat er seinen Namen nicht genannt?'

‚Ja, Madame.'

‚Wie heißt er?'

‚Putois.'

‚Er sagte Ihnen, er hieße . . . .'

‚Putois, jawohl Madame.'

‚Ist er noch da?'

‚Ja, Madame, er wartet in der Küche.'

‚Und Sie haben ihn gesehen?'

‚Ja, Madame.'

‚Was will er denn?'

‚Das hat er nicht gesagt. Er will es nur Madame selbst sagen.'

‚Gehen Sie hin und fragen Sie ihn, was er wolle.'

„Als das Mädchen in die Küche zurückkam, war Putois nicht mehr da. Dieses Zusammentreffen von Putois mit dem fremden Mädchen ist niemals aufgeklärt worden, und es scheint, daß meine Mutter von diesem Tage an zu glauben begann, es sei doch möglich, daß Putois wirklich existiere, und daß sie füglich nicht gelogen habe."

Paris. Anatole France.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 4. Berlin, den 22 Oktober 1904. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Im Geheimvertrag über die Thronfolge in Lippe, in dem Fürst Woldemar von Lippe-Detmold den Prinzen Adolf von Schaumburg-Lippe zum Regenten bestimmt hatte, war eine nachträgliche Sanktionierung durch den lippeschen Landtag als notwendig vorgesehen. Die Schaumburger hatten durch unterschriftliche Anerkennung dieses Geheimvertrages auch der Bedingung zugestimmt, daß die endgültige Regelung der Sukzession durch Landesgesetz unumgänglich sei. Als dann später eine schiedsrichterliche Entscheidung für sie ungünstig ausfiel, und der lippesche Landtag diese Entscheidung durch Landesgesetz bestätigte, erklärten dieselben Schaumburger, sie hätten jetzt ihren Standpunkt geändert und hielten nicht mehr für richtig, daß lediglich durch Landesgesetz die Erbfolge zu regeln sei. Diese Erklärung, zu der sie allerdings die Veröffentlichung des Geheimvertrags zwang, wird den Schaumburgern mit Recht in weiten Volkskreisen verdacht. Sie hat aber gleichzeitig auch die Federn unserer Staatsrechtslehrer in Bewegung gesetzt, um die Fragen grundsätzlich zu untersuchen: Kann das Landesgesetz eines Staates ohne Zustimmung von eventuell Sukzessionsberechtigten über die Thronfolge gültige Bestimmungen treffen? Und inwieweit kann der Bundesrat des Deutschen Reiches hier entscheiden oder eingreifen? — Unter den verschiedenen einander widersprechenden Antworten darf die des Göttinger Staatsrechtslehrers Professor Dr. L. v. Bar besondere Autorität beanspruchen. Sie ist in einem längeren Aufsatz der Wiener „Zeit" niedergelegt und lautet an den entscheidenden Stellen:

„Die Reichsverfassung versagt hier — sie spricht von Streitigkeiten der Bundesstaaten untereinander, nicht von Ansprüchen von Bundesfürsten gegeneinander oder von Ansprüchen von Bundesfürsten auf andere Bundesstaaten, und das kann nur bedeuten, daß in Ermanglung eines durch die Verfassung des Einzelstaates etwa bestimmten Gerichtes — solche Gerichte bestehen nicht — die Landesgesetzgebung souverän entscheiden muß. . . . Die Gesetzgebung eines souveränen Staates ist auch etwaigen Sukzessionsrechten gegenüber souverän; solange das Thronfolgerecht nicht effektiv geworden ist, solange der Berechtigte nicht Staatsoberhaupt geworden ist, ist sein Recht, was die Zuständigkeit und eventuell die Möglichkeit einer Entziehung durch die Staatsgewalt betrifft, Privatrecht. Man braucht nur die Konsequenzen der entgegengesetzten Ansicht sich klarzumachen, um deren Irrigkeit einzusehen. Wäre die entgegengesetzte Ansicht richtig, so würde auch die Staatsgewalt in einem internationalen Vertrag, vielleicht gar in einem Friedensvertrag ohne Zustimmung sämtlicher Sukzessionsberechtigten nicht mit Sicherheit über Teile des Territoriums verfügen können; mögliche Streitfälle würden, sofern es an einem zur Entscheidung zuständigen Gericht fehlt, geradezu verhängnisvoll werden können, ja, wenn die Zustimmung irgend eines Agnaten bei Erlaß einer Sukzessionsordnung in gültiger Weise (wohlbemerkt) einzuholen unterlassen wäre, könnte plötzlich von einem entfernten Verwandten des regierenden Hauses ein die gesamte Staatsmaschine in Stillstand bringender Einspruch erhoben werden. Ja, es wäre Konsequenz, daß im Falle des Aussterbens eines regierenden Hauses auf Grund von Verwandtschaft oder Erbverträgen Ansprüche auf Teilung eines Staates Berücksichtigung finden könnten. . . . Da die deutschen Staaten nur dasjenige an Souveränitätsrechten an das Reich selbst abgetreten haben, was in der Verfassung des Reiches der Zentralgewalt zuerteilt ist, so besteht keine Zuständigkeit des Reiches für Thronfolgestreitigkeiten, eine Zuständigkeit, die in der Tat auch eine wirkliche Mediatisierung der Einzelstaaten in sich schließen würde, während zugleich in dem Satze, daß die Landesgesetzgebung die Thronfolgeordnung endgültig bestimmen kann, eine Garantie dafür zu finden ist, daß nicht ohne Zustimmung eines Bundesstaates selbst dessen selbständige Existenz durch einen anderen Bundesstaat aufgesogen werden kann."

Der Bundesrat hat, so argumentiert Prof. v. Bar weiter, wohl die Legitimation der zum Bundesrat ernannten Vertreter der einzelnen Staaten zu prüfen, aber damit besitzt er noch keine Entscheidung über fürstliche Sukzessionsansprüche, denn das Recht, Bevollmächtigte zum Bundesrat zu ernennen, ist ein Annex der Eigenschaft als Bundesfürst, nicht aber umgekehrt hängt diese Eigenschaft von jenem Rechte ab.

„Der Bundesrat wird in seiner Prüfungsbefugnis doch nur so weit gehen dürfen, daß er die Frage zu beantworten hat: Ist nach dem Gesetze des einzelnen Landes der abgesendete Vertreter, wie man juristisch sagt, „prima facie" legitimiert?; das heißt der Bundesrat hat den Vertreter zuzulassen, wenn derjenige, der auch nur einstweilen im Lande selbst anerkannt ist, den Vertreter sendet. Jede weitergehende Prüfung ist juristisch unhaltbar. Der Bundesrat selbst ist auch garnicht in der Art organisiert, daß ihm unmittelbar definitive Entscheidung oder auch nur provisorische Entscheidung zugewiesen werden möchte. Die Mitglieder des Bundesrates stimmen nach Instruktionen der einzelnen Regierungen und sie werden keineswegs nach den Rücksichten ausgewählt, die für die Mitglieder eines Gerichtshofes maßgebend sein müssen. . . . Wollte man von Reichswegen den nach der Landesgesetzgebung berufenen Thronfolger nicht einmal provisorisch voll anerkennen, so würde das im letzten Grunde bedeuten, daß die deutschen Fürsten Landesherren nur durch ausdrückliche oder stillschweigende Anerkennung des Bundesrates werden."

Im vorliegenden Streitfall um den Fürstenthron von Lippe vereinfachen sich diese schwierigen Rechtsfragen bedeutend durch die freiwillige Unterwerfung der streitenden Parteien unter einen vom Bundesrat zu bestimmenden höheren Gerichtshof. Es bleibt nur zu wünschen, daß die Entscheidung recht bald fällt und gleichzeitig auch für die Deszendenz Wirksamkeit erhält, denn, darin hat v. Bar zweifellos recht, „mit dem Wesen der Erbmonarchie dürfte es schwerlich vereinbar sein, daß wiederholt beim Tode des Fürsten ein neuer Streit über die Thronfolge sich erhöbe".

König Georg von Sachsen ist nach zweijähriger Regierung im Alter von 72 Jahren gestorben, und sein ältester Sohn hat als König Friedrich August den Thron des „roten Königreichs" bestiegen. Während nun alle Welt die

Digitized by Google

telegraphische Meldung des neuen Königs vom Tode des Vaters und der eigenen Thronbesteigung an den Kaiser als korrekt ansieht und die herzliche Beantwortung dieser Meldung bezeugt, daß auch Wilhelm II. dieses Verfahren selbstverständlich findet, mühen sich gleichzeitig offiziöse Federn an dem Nachweis ab, daß Grafregent Leopold von Lippe verkehrt gehandelt habe, als er den Kaiser „antelegraphierte", statt „für die lippesche Mitteilung an den Kaiser die Vermittelung des Reichskanzlers in Anspruch zu nehmen". Die Leute, die solche Beschwichtigungsaufträge mit ernster Miene ausführen müssen, können einem aufrichtig leid tun.

Der Erste deutsche Wohnungskongreß zu Frankfurt a. M. hat trotz starker Unstimmigkeiten, die von den zahlreich herbeigeeilten Grundbesitzerinteressenten in die Diskussionen hineingetragen wurden, doch im großen und ganzen den Verlauf genommen, der auf Grund der Anmeldungen vorherzusehen war. Die Referate waren durchweg sachkundig und umfassend, die Debatten meist gehaltvoll und vielseitig. Daraus, daß bekannte Fachmänner auf dem Gebiet der Wohnungsreform aus allen Bevölkerungsschichten und Parteilagern zusammengeströmt und in ernster Arbeit drei Tage lang vor breitester Oeffentlichkeit tätig waren, darf jene fruchtbare Anregung vom Ersten deutschen Wohnungskongreß erwartet werden, die seine Veranstalter beabsichtigten. Eine eindrucksvolle Demonstration zugunsten einer gründlichen, weit- und tiefgreifenden Wohnungsreform: das darf den Gegnern zum Trotz als Ergebnis der Frankfurter Tagung registriert werden.

Mit dem Zusammentritt der Kanalkommission des preußischen Abgeordnetenhauses sind die Parlamentsferien zu Ende. Das Plenum wird nächste Woche zu tagen beginnen. Bis dahin sollen vorgeblich die beiden letzten wasserwirtschaftlichen Vorlagen — die beiden ersten sind bereits vor der Vertagung angenommen — ein Stückchen weiter gefördert werden, sodaß in absehbarer Zeit die eigentliche Kanalvorlage an die Reihe kommen dürfte. Daß sie schnelle Erledigung finden wird, wagen selbst nationalliberale Optimisten nicht mehr zu hoffen. Nehmen unsere Agrarier doch bereits das neueste gelegentliche Kanzlerwort über die Moselkanalisierung („Sie" — das Herrenhausmitglied Vopelius — „werden noch den ersten Spatenstich mittun") als erwünschten Vorwand, um die unersättliche Kanalgier der preußischen Regierung als ernsthafte Gefahr auszumalen, der gegenüber weitgetriebene Vorsicht am Platze sei!

Der Landesausschuß für Elsaß-Lothringen nahm einen Antrag Goetz und Genossen an, der in der letzten Sitzung im Frühjahr nicht verhandelt worden war und dahin ging, die Landesregierung solle beim Reichskanzler vorstellig werden, daß den gesetzgebenden Körperschaften des Reiches ein Gesetz vorgelegt werde, durch das bestimmt wird: 1. daß die Verfassung des Deutschen Reiches, sowie die Reichsgesetze betreffend die Verfassung und Verwaltung von Elsaß-Lothringen dahin abgeändert werden, daß Elsaß-Lothringen zum Bundesstaat erhoben und als solcher den übrigen Bundesstaaten verfassungsrechtlich vollständig gleichgestellt werde; 2. daß die auf Grund dieser neuen Verfassung einzusetzende Volksvertretung aus gleichem direkten und geheimen Wahlrecht hervorgehen soll. Die namentliche Abstimmung ergab Einmütigkeit für den ersten Absatz und 32 Jastimmen gegen 12 Neinstimmen für den zweiten. Unsere liberalen Freunde dürfen mit diesem glänzenden Erfolg ihrer zielbewußten, freiheitlichen Politik zufrieden sein. Er wird in Elsaß-Lothringen zweifellos der Vorbote weiterer Fortschritte eines einigen, entschiedenen Liberalismus sein.

Wie in der Landwirtschaft, so wächst auch in der Industrie die Einsicht, daß eine Interessensolidarität zwischen den Großen und den Kleinen, zwischen den vorzugsweise auf die Entwicklung der Bodenrente spekulierenden Großbetrieben und den anderen Betrieben, in denen die Arbeit der entscheidende Produktionsfaktor ist, garnicht existiert. Seitdem die verarbeitenden Industrien von den Früchten der Kartellentwicklung einiges gekostet haben, beginnen sie wirtschaftliche wie politische Abwehrmaßregeln gegen die neuzeitliche protektionistische Gesamtentwicklung zu ergreifen. So erstreben der Verein der märkischen Kleineisenindustrie und die Vereinigung zur Wahrung der Interessen der Halbzeugverbraucher eine Vereinigung der weiterverarbeitenden Industrien gegenüber den im Stahlwerksverband vereinigten großen, gemischten Werken; und der Abgeordnete Eickhoff hat dem zu nächstem Sonntag nach Hamm einberufenen Bezirksparteitag der freisinnigen Volkspartei für Hagen eine dringende Aufforderung an den Reichstag empfohlen, „nur solchen Handelsverträgen seine Zustimmung zu geben, die die Exportfähigkeit der rheinisch-westfälischen Industrie, insbesondere der Kleineisen- und Stahlwarenindustrie in Berg und Mark, in keiner Weise zu beeinträchtigen geeignet sind". Dr. Barth, der in der „Hilfe" die symptomatische Bedeutung und den inneren Zusammenhang dieser beiden Begebenheiten eingehend würdigt, kommt zu dem Ergebnis, daß „der volksparteiliche Abgeordnete Eickhoff geschickt vorgeht, indem er seiner Partei in diesem Kampfe von vornherein eine feste Stellung zu sichern sucht. Indem er dies tut, zieht er nur die Konsequenz aus dem freihändlerischen Programm seiner Partei, und er will diese Konsequenz mit solchem Ernst ziehen, daß er auch bereit ist, die neuen Handelsverträge zu verwerfen, wenn sie — was ja kaum mehr zweifelhaft ist — den Interessen jener Industrien, die dem monopolistischen Druck der Kartelle vornehmlich ausgesetzt sind, keine oder nur eine ungenügende Berücksichtigung zuteil werden lassen. Der Kampf gegen die Auswüchse des Kartellwesens wird aller Wahrscheinlichkeit nach der wichtigste wirtschaftspolitische Kampf der nächsten Jahre werden. Man kann nicht rechtzeitig und nicht entschieden genug in diesen Kampf eintreten."

Die neuen Nachrichten vom Aufstand der Witbooi-Hottentotten in Südwestafrika und insbesondere von der Kriegserklärung ihres angesehenen Oberkapitäns Hendrik Witbooi werden von der deutschen Kolonialverwaltung anscheinend mit größerem Ernst gewürdigt als seinerzeit die ersten Berichte vom Hereroaufstand. Starke Truppensendungen werden in aller Eile vorbereitet und amtliche Aufklärungen prompter als seither gegeben. Trotzdem läßt sich die ganze Tragweite der neuesten Hiobsposten noch nicht klar übersehen. Während sachverständige Afrikaner prophezeien, daß ein Aufruhr sämtlicher Eingeborenenstämme unmittelbar zu erwarten und die denkbar schwierigsten Operationen zu ihrer Niederwerfung nötig seien, fehlt es auch nicht an sachkundigen Beurteilern, die zu ruhigerer Auffassung raten, da die Hereros inzwischen bedeutend geschwächt und eingeschüchtert, die Witboois wenig zahlreich, die Zusammenhänge unter den Eingeborenenstämmen sehr locker, unsere Streitkräfte im Lande im Vergleich zu früheren ähnlichen Situationen überaus stark seien. Sicher ist bis jetzt nur das eine, daß Riesensummen — man spricht jetzt bereits von 200 Millionen Mark — aufgewendet werden müssen, um der Schwierigkeiten Herr zu werden.

Die italienische Regierung hat das Parlament aufgelöst und für die Neuwahlen eine Regierungsparole ausgegeben, die durch ihren nüchternen Ton wie durch ihren weittragenden Inhalt auffällt. Kampf gegen die beiden extremen Parteien der Rechten und Linken, Aufrechterhaltung des Regimes der Freiheit, Erziehung der Volksmassen zum Verständnis des modernen Lebens, Verstaatlichung der Eisenbahnen, Regelung der Organisation der Eisenbahnarbeiter zur Verhütung von Streiks unter gleichzeitiger Wahrung ihrer berechtigten Interessen, Reform der Steuergesetzgebung, geordnete Finanzpolitik ohne neue Anleihen, Vermehrung der Sicherheitspolizei und Festigung der Bündnisse mit den benachbarten Staaten, ungeschmälerte Aufrechterhaltung der gegenwärtigen Streitkräfte zu Wasser und zu Lande: Das sind die hauptsächlichsten Forderungen und Versprechungen des offiziellen Regierungsexposés. Wie weit sie nach den Wahlen von Giolitti realisiert werden können, das steht freilich auf einem anderen Blatte. Einstweilen macht die Sozialdemokratie mit besonderem Eifer für die Wahlen mobil, in der richtigen Erkenntnis, daß

Digitized by Google

sowohl der gescheiterte Generalstreik wie die inneren Parteistreitigkeiten und nicht zuletzt auch das kluge weitgehende Reformprogamm Giolittis ihre Aussichten wesentlich beeinträchtigen könnte.

In Frankreich hat die Parlamentstagung gleich bei Beginn einen glatten Erfolg für die Regierung gebracht, indem ihre Forderung sofortiger Diskussion der verschiedenen kirchenpolitischen Interpellationen trotz lebhaften Widerspruchs aller Regierungsgegner mit einer Mehrheit von 97 Stimmen erfüllt wurde. Es ist damit die ohnedies vorauszusehende Tatsache ziffernmäßig belegt worden, daß der Regierungsblock fernerhin dem Ministerium Combes treu zur Verfügung steht.

Der Wert der parteipolitischen Organisation wird auch vom entschiedenen Liberalismus Frankreichs endlich gewürdigt. Der glänzend verlaufene Toulouser Kongreß war ein sprechender Beweis dieser Würdigung. Nichts hat denn auch auf die französischen Sozialisten einen solchen Eindruck gemacht als diese Wendung zur Organisationsarbeit. Einer ihrer Vertreter schreibt darüber im „Vorwärts“:

„Der Kongreß von Toulouse hat viel deutlicher als seine drei Vorgänger gezeigt, daß die Radikalen es mit ihrer jungen Parteiorganisation ernst meinen. Das verdient hervorgehoben zu werden angesichts des alteingewurzelten chaotischen, organisationslosen Zustandes des bürgerlichen Parteiwesens in Frankreich. Die radikalen Kongresse von 1901 bis 1904 sind ja hierzulande überhaupt die ersten und bisher einzigen Kongresse einer bürgerlichen Partei, die auf den Namen einer Parteivertretung Anspruch machen können. Sonst hat man es hier nicht über lose, meist sehr lose Propaganda- und namentlich Wahlorganisationen gebracht, die ohne eigenes Leben und ohne eigenen Willen, ohne verantwortliche Preß- und Ausführungsorgane von oben selbstherrlich regiert werden von den parlamentarischen und journalistischen Parteileuchten. Die Organisation bildet da ein Anhängsel der parlamentarischen Fraktion. Anstelle eines Parteiprogramms wechselnde Wahlaufrufe, anstelle der souveränen Willensmeinung periodischer Parteitage — „Programmreden“ der souveränen Führer an einer Festtafel bei einem Glase Champagner . . . Die Radikalen dürfen mit ihrem Parteitage in jeder Beziehung zufrieden sein. Er verspricht ihnen eine Stärkung ihrer Organisation und ihres Einflusses in und außerhalb des Parlaments. Für die Sozialisten aber wird es nunmehr doppelt notwendig, ihre Reihen zu schließen. Um als proletarische Partei nicht ins Hintertreffen zu kommen, haben sie die doppelte Pflicht, der erstarkenden radikalen Organisation eine geeinigte sozialistische Organisation gegenüberzustellen.“

Man sieht aus diesem sozialdemokratischen Bericht deutlich, daß nicht der zahlreiche Besuch des Toulouser Kongresses, nicht der gewichtige Inhalt seiner Beschlüsse, sondern lediglich „die erstarkende radikale Organisation“ die Besorgnis wachruft, ins Hintertreffen zu kommen. Exempla docent!

Das Ringen zwischen Rußland und Japan am Schahofluß, in der Nähe von Mukden, hat sich zur mörderischsten Schlacht ausgewachsen, die die Kriegsgeschichte aller Zeiten kennt. Auf beiden Seiten kämpfen die Massen mit unbeschreiblicher Erbitterung. Zweitausend Tote täglich verzeichnet sogar der sicherlich günstig gehaltene russische amtliche Bericht, und das Morden dauert mit geringen Unterbrechungen nun schon vierzehn Tage. Die bis dahin allgemein vertretene Ansicht, daß moderne Schlachten weniger blutig und langwierig sein würden als diejenigen früherer Zeiten, kann angesichts der Erfahrungen auf dem ostasiatischen Kriegsschauplatz längst nicht mehr aufrecht erhalten werden. Auch nicht der Glaube, daß infolge der modernen Bewaffnung der grausame, wilde Nahkampf Mann gegen Mann seltener als vordem sein werde. Jeder Baum und jede Terrainfalte wird mit Blut gedüngt, alle wichtigeren Positionen mit dem Bajonett verteidigt oder genommen. Beide Gegner ziehen fortwährend Verstärkungen heran und erneuern ohne Aufhören den blutigen Kampf. Kaum daß Witterung und Uebermüdung einige kurze Pausen erzwingen können. Langsam treiben die Japaner die an Zahl mindestens gleichstarken Russen zurück, und ein Ende dieses ununterbrochenen Schlachtens ist noch nicht abzusehen.

* * *

Verfrühte Friedenshoffnungen.

Der französische Sozialistenführer Jaurès hat in seiner Zeitung „Humanité“ einen beredten Appell an die zivilisierten Völker gerichtet, daß sie durch vereinte Bemühungen dem blutigen Kriege in Ostasien ein Ende machen möchten. Er hat auch eine parlamentarische Aktion angekündigt, um dies von der Menschlichkeit erstrebte Ziel zu erreichen. So trefflich Jaurès' Absichten sind, so darf man sich doch darüber nicht täuschen, daß die von ihm geplante Aktion keinerlei Erfolg verspricht. Die Menschlichkeit ruft angesichts der ungeheueren Opfer an Gut und Blut, die in diesem furchtbaren Kriege bisher schon gebracht sind, nach Frieden; aber je größer die gebrachten Opfer sind, umso unmöglicher erscheint die Aufgabe, schon jetzt eine Lösung dieses Völkerstreits zu finden, mit der beide Teile sich zufrieden geben können. Japan hat zu große kriegerische Erfolge davongetragen, als daß es sich mit einem geringen Siegespreis begnügen könnte, und Rußland ist noch nicht geschwächt genug, um einen hohen Siegespreis zahlen zu müssen. Hinzukommt, daß der Krieg auf einem Gebiet ausgefochten wird, das keinem der beiden kriegführenden Teile gehört, dessen Schicksale also auch keinem besonders stark zu Herzen gehen. Die wichtigsten Voraussetzungen für den Abschluß eines Friedens fehlen daher, soweit die Kriegführenden selbst in Betracht kommen. Die übrigen Staaten der zivilisierten Welt andererseits zeigen wohl Teilnahme, sehen sich aber bei einer Fortsetzung des Krieges in ihren eigenen nationalen Interessen nicht so bedroht, daß einer oder mehrere von ihnen die in jedem Falle undankbare Aufgabe einer Mediation oder gar Intervention auf sich zu nehmen gewillt wären.

Die Sache läge wesentlich anders, wenn Rußland der siegreiche Teil wäre. Ein siegreiches Rußland würde Englands Stellung in ganz Ostasien bedrohen und unter Umständen das britische Weltreich zwingen, mit in den Kampf einzutreten. Frankreich sieht es zwar nicht gern, daß sein gewaltiger Schuldner und Verbündeter allzu sehr geschwächt wird, aber es hat sich klugerweise bereits nach einer neuen Verbindung umgesehen. Wenn es alle Revanchepläne gegen Deutschland aufgibt, verliert die Allianz mit Rußland ebenso sehr an Bedeutung, wie ein gutes Verhältnis zwischen Frankreich und England an Bedeutung gewinnt. Deutschland endlich hat zwar ein klares Interesse daran, mit einem so gefährlichen Nachbarn, wie es Rußland ist, gut zu stehen, aber nur eine sträfliche Sentimentalität könnte uns Deutsche veranlassen, über eine Schwächung Rußlands Tränen zu vergießen. Die anderen Großmächte sind an den Schicksalen Rußlands nur mittelbar interessiert.

Nirgends in der Welt aber gibt es einen Staat, der für sich etwas zu fürchten hat, wenn Rußlands Macht herabgedrückt wird. Solange deshalb Japan siegreich bleibt, ist die Aussicht selbst einer freundschaftlichen, geschweige denn kriegerischen Intervention dritter Mächte höchst unwahrscheinlich. Man muß darauf gefaßt bleiben, daß dieser Krieg noch sehr lange währt, und so hart dieses Zugeständnis dem Menschenfreunde auch ankommen mag, im Interesse der Zivilisation im allgemeinen ist nicht einmal zu wünschen, daß ein rascher Friede, der nach Lage der Sache nur ein fauler Friede sein könnte, eintritt. Die Schicksalsprobe, der das russische Regierungssystem bisher ausgesetzt war, hat noch nicht genügt, um den Begriffsstutzigen die Augen völlig zu öffnen. Würde morgen der Friede abgeschlossen, so wäre zu befürchten, daß in kürzester Zeit das alte Rußland der Zensur und Knute in seiner ganzen Korruption, Brutalität und Bigotterie wieder aufleben würde. Dies Rußland ist seit Generationen der Halt und die Hoffnung aller Reaktionäre der gesamten Welt gewesen. Japan würde eine Kulturmission ersten Ranges erfüllen, wenn es die Unfähigkeit des despotisch regierten Rußlands, sich trotz seiner riesigen materiellen Hilfsmittel im Kampf gegen einen Repräsentanten fortschrittlicher moderner Kultur zu behaupten, unwiderleglich dartun könnte. Es sind nicht die schlechtesten russischen Patrioten, die einen Sieg Rußlands über Japan für ein nationales Unglück halten. Eine Regeneration Rußlands läßt

sich nur erhoffen, wenn die russischen Machthaber zur Besinnung gebracht sind; und sie sind nur zur Besinnung zu bringen, wenn die Machtinstrumente, auf die sich ihre bisherige Herrschaft stützt, als morsch und unzureichend erwiesen werden.

Nicht immer ist es heilsam, eine Wunde allzu rasch zu schließen. Sorgsame Aerzte halten nicht selten eine Wunde künstlich offen, um eine völlige Heilung sicherer herbeizuführen. Der ostasiatische Krieg ist eine solche Wunde am russischen Staatskörper, deren Heilung zu forzieren bedenklich erscheint. Jaurès' Absichten sind ausgezeichnet, aber sie werden keinen Erfolg haben, noch kann man ihnen diesen Erfolg jetzt schon wünschen.

Theodor Barth.

Unpolitische Wissenschaft.

Der Freiherr von der Goltz, Landwirtschaftsprofessor in Bonn, vertritt eine konservative Weltanschauung, für die nicht viel parteipolitischer Boden mehr vorhanden ist. Im Mittelpunkt des volkswirtschaftlichen Gesamtinteresses steht ihm die Landwirtschaft. Sie soll hohe Roherträge liefern, um nach Möglichkeit den ganzen deutschen Bedarf an Nahrungsmitteln zu decken. Der Staat soll, soweit er es irgendwie mit den Interessen anderer Berufsgruppen vereinbaren kann, durch Eingriffe aller Art die Landwirtschaft in der Erreichung dieses Zieles unterstützen. Ist aber somit die Landwirtschaft ein privilegiertes, gleichsam ein öffentliches Gewerbe, so erwachsen den Landwirten aus ihren Privilegien auch Pflichten gegenüber der Gesamtheit. Der einzelne Landwirt soll nach dem größtmöglichen Rohertrag, nicht nach dem größtmöglichen Reinertrag streben. Nicht das Geld darf ihm am wichtigsten sein, sondern daß das in seine Hände gelegte Stück deutschen Bodens möglichst viel Getreide und Vieh trägt. Der große Landwirt soll seinen Arbeitern gute Wohnungen bauen und für zufriedenstellende Naturallöhnung sorgen.

Man sieht, v. d. Goltz ist einer der letzten konservativen Romantiker; einer aus der Gruppe, deren bedeutendster neuerer Vertreter Rudolf Meyer gewesen ist, einer von denen, die Begriffe wie „Konjunktur", „Weltmarkt", „Arbeitsmarkt" in ihren Konsequenzen niemals klar erfaßt haben. Freiherr v. d. Goltz ist aber auch Landwirtschaftstechniker. Auf diesem Gebiete liegen seine bedeutendsten Leistungen. Oberflächlich betrachtet, könnte es scheinen, als ob der Techniker und der Romantiker sich gegenseitig ausschlössen. Das ist aber in der Landwirtschaft keineswegs ganz der Fall. Das technische Ideal wird hier immer die denkbar intensivste Wirtschaft, die Erzielung des größtmöglichen Rohertrags auf einer gegebenen Fläche, bilden. Das ist ja auch, wie wir eben sahen, die Idee der geschilderten Romantiker. Freilich ist sie in einem überwiegenden Industriestaat nur in Zeiten steigender Preise möglich, in Zeiten, wo die Mehrverwendung von Kapital und Arbeit à tout prix auch auf den schlechtesten Böden rentiert. In unserer Epoche würde es ohne unerträgliche Opfer der Gesamtheit unmöglich sein, es würde allen wirtschaftlichen Prinzipien zuwiderlaufen, wenn wir dem Goltzschen Ideal nachstrebten. Das bedarf an dieser Stelle keiner weiteren Ausführung. Das Ideal der Technik und der Oekonomik stehen sich in diesem Fall, wie öfters, entgegen, und das verkennt v. d. Goltz. Aber als Landwirtschaftstechniker hat er doch ein wissenschaftliches Gewissen. Er schätzt in der neuen Auflage seines Werkes (Agrarwesen und Agrarpolitik, Fischer, Jena 1904) die agitatorische Behauptung des Landwirtschaftsrates, daß Deutschland neben dem Getreidebedarf auch seinen Futtermittelbedarf zu decken technisch imstande ist, mit Recht als Humbug ein. Gewiß, wenn wir unsere Wälder niederschlügen und die Wiesen in Aecker verwandelten, wenn Sümpfe und steinige Halden mit Brotkorn bestellt würden, wenn wir unsere Getreidezölle verdreifachten: dann wäre es möglich, daß für das ganze deutsche Volk Brotkorn genug im Inland erzeugt würde. Aber dann wäre es ein unlösbares Rechenexempel, wo wir genügend Futtermittel und Bäume pflanzen sollten.

Diese technische Unmöglichkeit wendet v. d. Goltz gegen die konservativen Parteipolitiker ein. Auch hält er nicht viel vom Antrag Kanitz. Und vor allem: als patriarchalisch denkender Konservativer verlangt er soziale Pflichterfüllung gegenüber den Landarbeitern. Schon vor vierzig Jahren hat v. d. Goltz auf das ostelbische Arbeiterelend hingewiesen; später hat er mit guten Gründen die strafrechtliche Verfolgung des Kontraktbruchs bekämpft; jetzt bringt er seinen Freunden besonders das ländliche Wohnungselend zum Bewußtsein.

Das paßt unseren Konservativen sehr wenig. Privilegien läßt sich das moderne Junkertum gefallen, aber über Pflichten läßt es nicht gern mit sich reden. Der agrarisch gewordene Konservativismus befolgt nicht nur in der Landwirtschaft, sondern auch in der Politik das Reinertragsprinzip. Romantische Publizisten können unsere Junker gerade so wenig vertragen, wie etwa ein Bankhaus einen Börsenvertreter brauchen kann, der mit Romantik Wertpapiere handeln wollte. Und so wendet sich denn die „Kreuzzeitung" in einem zornerfüllten Artikel gegen den Idealisten v. d. Goltz. Man höre, wie das in den heiligsten Interessen seiner Hintermänner getroffene Blatt gegen einen Gesinnungsgenossen polemisiert:

„Der gelehrte Herr Verfasser hat nicht Bedenken getragen, den Gegnern der agrarischen Bestrebungen Waffen in die Hand zu geben, mittels deren sie die wesentlichsten Forderungen der berufensten Vertreter der landwirtschaftlichen Interessen als angeblich zu weitgehend oder ganz unausführbar bekämpfen können. — Man sollte meinen, selbst bei oberflächlicher Durchsicht der Korrekturbogen hätte er sich noch in letzter Stunde zur Streichung ganzer Seiten entschließen sollen. In solcher Weise den mitstrebenden Freund zu bekämpfen ist aber — wir wollen uns mild ausdrücken — höchst unpolitisch. — Unser abschließendes Urteil geht dahin: das Buch des Freiherrn v. d. Goltz darf gereiften, mit eigenem Urteil prüfenden Politikern zum Studium empfohlen werden, für die breite Masse der politisierenden Zeitgenossen ist es minder geeignet."

Leider aber haben wir keine Zensur, die verbietet, daß die breite Masse der politisierenden Zeitgenossen das Werk liest. Wir können lebhaft mitempfinden, daß drüben dieses nur für das reifere Agrariertum empfehlenswerte Buch als Pendant aufgefaßt wird zu den Bildwerken, die „ohne unzüchtig zu sein, das Schamgefühl verletzen". Und wir können nur hoffen, daß bald Edmund Klapper oder Dr. Oertel eine wissenschaftliche Agrarpolitik ad usum delphini schreiben möge. — Kehren wir zum Ernst zurück, obgleich es nach dieser köstlichen Stilprobe der „Kreuzzeitung" nicht leicht ist! Für uns kann die romantische Agrarpolitik des Freiherrn v. d. Goltz nicht diskutabel sein. Aber ist es nicht bezeichnend, mit welcher Entschiedenheit das agrarische Interessentenorgan den konservativen Eingänger bekämpft? Keine unpolitische Wissenschaft! Die Lehrer an den Landwirtschaftsschulen haben unseren Geldbeutel zu verteidigen! Die Wissenschaft soll der Ausdruck unserer Wünsche sein.

Aber an hohen Feiertagen predigt die „Kreuzzeitung" gegen das Anwachsen des materialistischen Geistes.

Eugen Katz.

Das Einwanderungsproblem in den Vereinigten Staaten.

Kaum eine Frage hat seit einigen Jahren die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten von Amerika so lebhaft beschäftigt wie das Einwanderungsproblem, das dort aufs engste mit dem Bevölkerungsproblem überhaupt zusammenhängt. Steht doch die amerikanische Union vor der statistisch festgestellten Tatsache, daß aus den Ehen der weißen eingeborenen Amerikanerinnen nur eine

Digitized by Google

Kinderzahl hervorgeht, die wahrscheinlich kaum ausreicht, um das Volk in seinem Bestande zu erhalten, die aber sicherlich nicht genügt, um eine solche Vermehrung der Bevölkerung herbeizuführen, wie sie für aufwärts strebende Kulturnationen wünschenswert erscheint. Auch Präsident Roosevelt hat in seinem viel besprochenen Briefe vom 18. Oktober 1902 diesen „Rassenselbstmord" der Amerikaner auf das lebhafteste beklagt. Trotz der vielfachen Erörterungen dieses Uebelstandes dürfte aber auch für die Folge damit zu rechnen sein, daß die Vereinigten Staaten, wenn ihr fernerer wirtschaftlicher Aufschwung nicht in Frage gestellt werden soll, auf die Zuwanderung von außen angewiesen bleiben, um das Menschenmaterial zu bekommen, das zur Erschließung der noch ungehobenen, reichen Schätze des Landes unbedingt erforderlich ist.

Welche ungeheuere wirtschaftliche Entwicklung das weite Territorium der Vereinigten Staaten noch nehmen kann, wenn die nötigen menschlichen Kräfte reichlich zur Verfügung stehen, läßt das Emporblühen der amerikanischen Union während der letzten hundert Jahre ahnen. In sehr eingehender und anschaulicher Weise ist der Aufschwung der Vereinigten Staaten in dieser Periode im Maiheft der „Monthly Summaries of Commerce and Finance of the United States" dargestellt, die von dem Department of Commerce and Labor zu Washington herausgegeben werden, und denen wir die folgenden markanten Zahlen entnehmen:

Jahr	Gebiet der Vereinigten Staaten in englischen Quadratmeilen *)	Bevölkerung insgesamt	Bevölkerung pro englische Quadratmeile	Einfuhr in Dollar	Ausfuhr in Dollar
1800	827 844	5 308 483	6,41	91 252 768	70 971 780
1850	2 980 959	23 191 876	7,78	173 509 526	144 375 72
1873	3 025 600	43 951 000	14,53	533 005 436	313 442 711
1900	3 025 600	76 303 587	25,22	849 941 184	1 394 483 082
1901	3 025 600	77 647 000	25,66	823 172 165	1 487 764 991
1902	3 025 600	79 005 000	26,11	903 320 948	1 381 719 401
1903	3 825 600	80 372 000	26,56	1 025 719 237	1 420 141 679

Um diese Zahlen mit den entsprechenden Daten einiger Länder der alten Welt vergleichen zu können, stellen wir nach derselben Quelle die folgende Tabelle zusammen:

1902	Gebiet in englischen Quadratmeilen *)	Bevölkerung insgesamt	Bevölkerung pro englische Quadratmeile	Einfuhr in Dollar	Ausfuhr in Dollar
Frankreich . . .	207 054	38 962 000	188,17	848 026 000	820 671 000
Deutschland . .	208 830	58 549 000	280,36	1 340 178 000	1 113 313 000
Großbritannien und Irland .	121 371	41 961 000	345,73	2 321 416 000	1 379 285 000
Niederlande . .	12 563	5 347 000	425,61	867 308 000	732 973 000

Ein Vergleich dieser Zahlen zeigt, daß die Vereinigten Staaten erst im Anfang ihrer Entwicklungsperiode stehen, daß in ihnen noch viele Millionen Menschen Platz haben, bis eine ähnliche Bevölkerungsdichtigkeit wie in Europa erreicht wird, und daß mit dem Wachstum der Bevölkerung auch ganz andere Ziffern für die Ein- und Ausfuhr zu erwarten sind. Hätten die Vereinigten Staaten in ihrer einheimischen Bevölkerung einen Jahreszuwachs zu verzeichnen, der demjenigen Deutschlands prozentual etwa entspräche, so würde man jenseits des großen Wassers dem weiteren Gang der Dinge ruhig und abwartend zuschauen können, umso mehr als eine Uebervölkerung ja einstweilen noch lange nicht zu befürchten steht. Auch wenn eine Vermehrung der Bevölkerung durch solche Einwanderer herbeigeführt würde, welche die Gewähr dafür zu bieten scheinen, daß sie dem ökonomischen Aufschwung förderlich sind, so wäre eine stetige Fortentwicklung der nationalen Gesamtwirtschaft als sicher anzunehmen. Hier aber hat sich in den letzten Jahrzehnten ein Umschwung vollzogen, der in Amerika zu den ernstesten Besorgnissen Veranlassung gibt und jetzt den Kern des Einwanderungsproblems ausmacht.

Solange die Hauptmasse der Einwanderer aus Großbritannien, Deutschland, Frankreich und Skandinavien kam, und die österreichisch-ungarischen, italienischen, polnischen und russischen Einwanderer nur einen kleinen Teil des gesamten Fremdenzustroms bildeten, nahm man diese minder wertvollen Elemente natürlich ohne Widerstreben mit auf. Wurden doch aus den zuerst genannten Ländern geistig und moralisch hochstehende Menschen, wie sie zur intensiveren Kultivierung des Bodens und zur weiteren Erschließung des Landes erforderlich waren, in hinreichender Zahl gestellt. In den letzten Jahrzehnten änderten sich aber, wie die Statistik zeigt, in dieser Beziehung die Verhältnisse durchaus. Während 1869 das Verhältnis der aus Großbritannien, Frankreich, Deutschland und Skandinavien stammenden Einwanderer zu den aus Oesterreich-Ungarn, Italien, Polen und Rußland kommenden etwa wie 100 : 1 war, gestaltete es sich bis 1880 wie 10 : 1; 1894 war es nahezu gleich, 1902 wurde es dagegen wie 1 : 3½. Dieses Vorwiegen der slawischen und romanischen Völkerschaften zeigt besonders das Jahr 1902/03, das seit 1882 die stärkste Einwanderungsziffer aufwies. Es kamen nämlich aus:

der Schweiz	3 983
den Niederlanden	3 998
Frankreich	5 578
Japan	19 988
Deutschland	40 086
Großbritannien und Irland .	68 947
Skandinavien	77 647
Rußland	136 093
Oesterreich-Ungarn	206 011
Italien	230 622
andern Ländern	64 093
	857 046

Wie der Einwanderungskommissar der Vereinigten Staaten im Juliheft der „Annals of the American Academy of political and social science" *) des näheren ausführt, waren unter den 196 000 Einwanderern, die aus dem südlichen Italien im verflossenen Jahre anlangten, über 50 Prozent des Lesens und Schreibens unkundig; unter den übrigen slawischen und romanischen Ankömmlingen schwankte dieser Satz zwischen 20 und 70 Prozent, während er unter den germanischen und keltischen Einwanderern immer nur 1 bis 4 Prozent betrug. Dies hatte zur Folge, daß innerhalb der letzten fünfzehn Jahre der Prozentsatz der gänzlich ungebildeten Leute unter den Einwanderern von 3 auf 25 Prozent anschwoll.

Die dadurch hervortretenden Uebelstände würden weniger fühlbar sein, wenn diese Scharen ungelernter Arbeiter auf das Land hinausgingen, wo sie auf den Farmen entsprechende Beschäftigung finden könnten. Statt dessen bleiben aber gerade die meisten in den großen Städten an der Küste des Atlantischen Ozeans und suchen in den bestehenden Gemeinwesen vielfach eigene Kolonien zu bilden, die sich möglichst wenig den Sitten und Gewohnheiten der eingeborenen Bevölkerung anpassen und so das Aufkommen eines ausgeprägten amerikanischen Nationalcharakters erschweren.

Worauf ist es nun zurückzuführen, daß sich die Nationalität der Einwanderer neuerdings gegen früher so vollständig änderte? Die günstige Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse in Westeuropa während der letzten Jahrzehnte hat hier einen be-

*) Eine englische Quadratmeile gleich 2,59 Quadratkilometer.

*) Philadelpia, The American Academy of political and social science.

Digitized by Google

trächtlichen Rückgang der Auswanderungsziffer zur Folge gehabt. Das beste Beispiel dafür bietet Deutschland, aus dem 1885 noch 173 616 Menschen, d. h. 3,77 pro Mille der Bevölkerung, auswanderten, während unter der Aera der Caprivischen Handelsverträge diese Zahl bis auf 22 073 oder 0,39 pro Mille der Bevölkerung im Jahre 1901 zurückging. Die dann einbrechende Wirtschaftskrisis hatte wieder ein Steigen der Auswanderungsziffer auf 32 098 im Jahre 1902 und 36 310 im Jahre 1903 zur Folge. Und es waren nicht die schlechtesten Kräfte, welche die Heimat verließen, um sich drüben das Glück zu begründen, das sie im Vaterlande vergeblich zu erreichen gestrebt hatten.

Der Umstand, daß neuerdings so zahlreiche slawische und romanische Einwanderer nach den Vereinigten Staaten kommen, zeigt einerseits, wie wenig zufriedenstellend die allgemeine wirtschaftliche und soziale Lage in diesen Ländern sein muß, andererseits aber ist die Auswanderung jener armen und unwissenden Leute auf die besonders in den letzten Jahren immer mehr erleichterten und verbilligten Verkehrsverbindungen zwischen der alten und der neuen Welt zurückzuführen. Wie die amtlichen Stellen in Amerika diesen unerwünschten Bevölkerungszuwachs beurteilen, geht deutlich aus dem Bericht des Einwanderungskommissars von Newyork für 1903 hervor, der in der genannten Zeitschrift mitgeteilt wird, und in dem es heißt:

„Ich glaube, daß wenigstens 200 000 — wahrscheinlich mehr — Fremde hierher kamen, welche, obgleich sie wohl ihren Lebensunterhalt verdienen dürften, nicht gebraucht werden, und die somit für das Land nicht von Nutzen, im Gegenteil von Schaden sein werden, weil sie unsere Lebensverhältnisse herabdrücken. Wenn man diese 200 000 Menschen hätte veranlassen können, zu Hause zu bleiben, so würde sie niemand, nicht einmal diejenigen, die nach mehr Arbeitskräften Verlangen tragen, vermißt haben. Ihr Kommen hat hauptsächlich, wenn nicht ausschließlich, für die Dampfergesellschaften Nutzen gehabt, die sie hierher brachten."

Die mit dieser Einwanderung zusammenhängenden Uebelstände — wie Anschwellen der Zahl der Kranken und Armen, die vornehmlich den großen Städten zur Last fallen, Zunahme der Verbrechen, Unkenntnis der englischen Sprache bei einem beträchtlichen Teil der Eingewanderten — haben immer ernsthafter das Verlangen nach wirksamen Einwanderungsbeschränkungen rege gemacht, und der amerikanische Kongreß hat denn auch in einer Reihe von gesetzgeberischen Akten alle diejenigen Personen bezeichnet, die bei der Landung zurückgewiesen werden sollen. Obgleich aber im Laufe der Zeit nicht weniger als siebzehn verschiedene Kategorien derartiger Leute festgesetzt wurden, konnte man im Jahre 1903, in dem, wie erwähnt, 857 046 Personen einwanderten, doch nur 9316 Personen, also etwas über 1 Prozent, abweisen. Da es sich bei der Anziehungskraft, welche gerade die Städte ausüben, bisher als außerordentlich schwer erwiesen hat, Mittel zu finden, die eine zweckmäßige Verteilung der Einwanderer über das ganze Land sicherstellen, so ist bereits die Frage aufgeworfen worden, ob man nicht die Niederlassung in den Vereinigten Staaten noch mehr erschweren oder gar die Grenze für die unliebsamen Ankömmlinge überhaupt sperren sollte.

Besonders eingehend haben sich mit den Einwanderungsproblemen eine Reihe von Gesellschaften befaßt, von denen auch in der mehrfach erwähnten Zeitschrift verschiedene Vertreter zu Worte kommen, die natürlich je nach dem von ihnen eingenommenen Standpunkt zu ganz abweichenden Schlüssen gelangen. Während der Sekretär der Immigration Restriction League zu Boston möglichst weitgehende Beschränkungen als notwendig erachtet, tritt der Vorsitzende des Einwanderungskomitees zu Newyork für unbeschränkte Zulassung aller Einwanderer ein und sucht die gegenteiligen Behauptungen zu entkräften. Der Verfechter der freien Einwanderung beruft sich dabei vor allem auf den früheren Präsidenten Cleveland, der im Jahre 1897 eine weitere Beschränkung der Einwanderung durch sein Veto verhinderte, indem er u. a. ausführte:

„Meiner Meinung nach ist es besser, hunderttausend Einwanderer zuzulassen, die, obgleich sie weder lesen noch schreiben können, bei uns lediglich ein Heim und Arbeitsgelegenheit suchen, als einen jener widerspenstigen Agitatoren und Feinde der Regierung, der lesen und schreiben kann, aber Gefallen daran findet, durch seine aufreizende Rede die ungebildeten und friedfertigen Leute zu Unzufriedenheit und Aufruhr aufzuwiegeln."

Schon diese Gegenüberstellung der verschiedenen Meinungen läßt erkennen, daß es sich hier um ein für die amerikanische Union eminent wichtiges Problem handelt, dessen zweckmäßiger Lösung gewaltige Schwierigkeiten entgegenstehen. Jedenfalls dürfte die Diskussion hierüber noch lange fortdauern. Während es für die neue Welt sehr begreiflich erscheint, daß sie auf die Einwanderung eines so tüchtigen und tatkräftigen Menschenschlages Wert legt, wie er speziell den germanischen Rassen zu verdanken war, so liegt namentlich für Deutschland ein dringendes Interesse dafür vor, die wertvollen Kräfte dem eigenen Vaterlande zu erhalten. Möge man sich daher bei uns in Deutschland dieses Zusammenhanges zwischen der wirtschaftlichen und sozialen Gesamtlage und der Auswanderung immer bewußt bleiben und durch eine vernünftige Fortführung der Handelspolitik dafür sorgen, daß die Auswandererziffern nicht wieder zu der früheren Höhe emporschnellen!

Robert Schultze.

Das Kaiser Friedrich-Museum.

Mit großem Pomp, unter Entfaltung reichsten höfischen Glanzes ist am 18. Oktober das Doppeldenkmal, das man dem zweiten Kaiser des neuen Reiches auf der Spreeinsel errichtet hat: das bronzene Reiterbild Friedrichs III. und das Museum, das seinen Namen trägt, der Oeffentlichkeit übergeben worden. Es ist nun die zweite Stätte im neuen Berlin, die der Erinnerung an den ritterlichen Herrscher gewidmet ist, mit warmen und beredten Worten hat Kaiser Wilhelm II. das bedeutsame Gebäude in der Erinnerung an seinen Vater geweiht, — und doch sehen sich die Kunstfreunde wieder in die allgemach mißstimmende Lage versetzt, soweit es sich um die äußere Monumentalität der ganzen Anlage handelt, sich nicht von Herzen mitfreuen zu können. Ein allgemeiner Unmut, wie er just vorm Jahre der Enthüllung des weißen Schreckens vor dem Brandenburger Tore gefolgt ist, wird ja diesmal nicht die Antwort auf all die Mühe sein, die man sich in redlichem Wollen gegeben hat; aber eine rechte Befriedigung kann auch jetzt nicht das Echo bilden. Seufzend betrachtet man Rudolf Maisons mißlungene Reiterfigur, die so matt und nichtssagend auf ihrem schön modellierten Pferde sitzt. Verwundert sieht man sie statt aus dem Gebäude heraus auf dieses zu reiten, sodaß man sich an den wenigen Stellen, von denen sich überhaupt eine freie Aussicht auf das Denkmal bietet, mit dem wenig eindrucksvollen Anblick eines Uniformrückens und eines Pferdeschwanzes begnügen muß. Mißmutig hält man Umschau über die Klinik- und Kasernenbauten in der Runde, die eine so sonderbare Umgebung für ein monumentales Arrangement abgeben. Und ärgerlich blickt man auf das Spätrenaissanceschema der neuen Museumsarchitektur.

Die ganze Anlage ist wieder ein klassisches Beispiel dafür, daß in Berlin seit einem Menschenalter durch Schuld oder Verhängnis fast alles, was die Umgestaltung und Erneuerung der Stadt betrifft, mehr oder minder verkehrt gemacht wird. Wir haben das Talent zum Städtebau, das wir in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts noch in so hohem Grade besaßen, offenbar gänzlich verloren. Und zu der falschen Aufstellung des Reichstagsgebäudes, an das man nur von hinten, und des Kaiser Wilhelm-Denkmals, an das man nur von der Seite herankommen kann, tritt nun die des Kaiser Friedrich-Museums und des neuen Denkmals, die sich den Augen der Menschen soweit möglich überhaupt entziehen.

Die dreieckige, von der Stadtbahn und den beiden Armen der Spree fest eingekeilte Spitze der Museumsinsel war sicherlich ein höchst unglücklicher Bauplatz, und es mag nicht leicht gewesen sein, mit diesem Terrain überhaupt fertig zu werden.

Digitized by Google

Aber darum war es nun doch nicht nötig, gleich die ganze kunsthistorische Phraseologie heranzufahren und auf jeden eigenen Gedanken zu verzichten. All die schablonenhaften Mittel, die wir nun schon bis zum Ueberdruß kennen, sind bemüht, Pilaster und giebelgekrönte Risalite, landläufige Sandsteingruppen hier und freistehende Einzelfiguren auf der Attika dort, Säulen und Simse und „Profilierungen" und alte Ornamente und Masken an den Schlußsteinen der Fensterwölbungen. Das ist ja gewiß nicht in jeder Einzelheit ganz schlecht, aber es ist auch nirgends ganz gut; alles behäbiger Trott auf vielfach ausgetretener, durchaus nicht „goldner" Mittelstraße. Und wo die Architekten sich ein wenig selbständiger bewegten, wie bei den stumpfen, laternenlosen Kuppeln, litten sie vollends Havarie. Wer wird von fern diese beiden Kuppeln für Teile desselben Gebäudes halten! Ist die schwarze Farbe der kleineren, an der Südseite, durch den Ruß und Rauch der Stadtbahn entstanden? Dann hätte man doch diese Einflüsse vorher mit in Rechnung ziehen müssen.

Im Innern des Museums steht es anders. Es ist allerdings schwer zu unterscheiden, was auf die Rechnung der Architekten und was auf die der Museumsverwaltung zu setzen ist. Man ist geneigt, das Gute, das man hier nun in reichstem Maße antrifft, hauptsächlich der Verwaltung zuzuschreiben, die anderseits mit ihrem Willen nicht überall durchgedrungen sein mag. Doch auch den Architekten soll gewiß die Anerkennung nicht versagt werden, daß sie auf diese Anregungen zum großen Teil mit schönem Erfolg eingingen. Freilich, das gewaltige Eingangstreppenhaus ist recht buntscheckig und zerrissen geraten, der folgende Durchgangsraum fällt aus dem Organismus des Ganzen heraus, die in der Mitte des komplizierten Museumskörpers gelegene „Basilika" ist düster und nüchtern, einige Räume des Erdgeschosses erhalten von engen, winkligen Höfen her ein völlig unzureichendes Licht, und einige Säle der Haupttrakte im gleichen Stockwerk wirken kalt und starr. Aber von den Räumen mehr dekorativen Charakters ist wenigstens einer: das kleinere Treppenhaus an der Stadtbahnseite, sehr hübsch gelungen und die überwiegende Mehrzahl der eigentlichen Museumssäle und -Kabinette verlangt unbedingte Anerkennung. Der verzwickte Grundriß hat hier sogar vielfach zu sehr aparten und abwechslungsreichen Anordnungen geführt.

Es muß eine Riesenarbeit gewesen sein, aus den unmöglichen Baubedingungen, die hier vorlagen, so mit Ehren herauszukommen, wie es Wilhelm Bode und seinem treuen Helfer Max Friedländer, dessen Ernennung zum zweiten Direktor des Museums allgemeine Befriedigung hervorgerufen hat, geglückt ist. Und es ist noch dazu eine gewaltige Verantwortung, Kunstwerke, die man seit Jahren und Jahrzehnten in bestimmter Beleuchtung und Umgebung gesehen hat, plötzlich „umzuordnen". Jeder, der unsere Gemäldegalerie kennt und liebt, muß sich jetzt alter Gewohnheiten entschlagen, und das wird nicht so rasch gehen. Mancher wird sich nur schwer an den Gedanken gewöhnen, daß dieser und jener seiner besonderen Lieblinge mit einemmal in einem fremden Raum hängt. Die Vertrautheit mit Kunstwerken verwächst im Laufe der Zeit so sehr mit der Stelle, an der sie hängen oder stehen, daß jede Veränderung leicht als eine kleine Vergewaltigung erscheint. Gerade hier hängt man oft mit verstandesmäßig nicht erklärlicher Zähigkeit am Alten, auch wenn das Alte seine Fehler hatte.

Bei manchen Einzelheiten hat es sich nun auch nicht vermeiden lassen, daß sie, wenigstens vorläufig, schlechter fortgekommen sind als früher. Der alte Rembrandtsaal z. B. ist zerschnitten. Seine großen Bilder hängen in einem Raum, der durch zwei massive alte Portale, einen niederländischen Kamin und ein paar holländische Möbel etwas vom Charakter eines dekorativen Durchgangsraumes hat. Drei dieser Gemälde, der seinen Schwiegervater bedrohende Simson, der Kampf Jakobs mit dem Engel und der Moses, weniger wichtige Werke des Meisters, passen ganz gut hierher. Aber das herrliche Bild des Predigers Anslo kann man an dieser Stelle nicht mit der erforderlichen Muße betrachten. Die kleinen Rembrandts sind dann im dritten Kabinett zur Seite vereinigt; hier würde man wieder die Apfelschälerin von Maes gern entbehren. Weniger vorteilhaft als bisher hängt auch, um ein zweites Beispiel anzuführen, Filippo Lippis „Maria als Mutter des Erbarmens". Dann wieder gibt es Ueberraschungen. So wirken Dürers Holzschuher und Muffel in dem kleinen Raum, in dem sie jetzt Platz gefunden haben, seltsamerweise kleiner als früher, da sie in einem verhältnismäßig großen Saal hingen.

Aber was wollen diese Einzelheiten, die ich nur anführe, um die wohlerworbenen Rechte der alten Museumsliebhaber zu wahren, der großen und außerordentlichen Leistung gegenüber besagen, welche Bode und die Seinen mit der Neuordnung uns allen zum Geschenk gemacht haben. Es ist keine Phrase, wenn man sagt, daß man jetzt erst den ganzen Reichtum unserer Sammlungen kennen lernen und genießen kann. Zahllose Herrlichkeiten, die in den Magazinen schmachteten, in versteckten Winkeln schlummerten oder Jahre hindurch einen „provisorischen" Platz inne hatten, sind jetzt in ihrem ganzen Wert zur Geltung gebracht. Zahllose andere haben durch die Neuaufstellung außerordentlich gewonnen, und ein kultivierter Geschmack von untrüglicher Sicherheit hat den Herren dabei die Hand geführt. Man hat das alte Schema durchbrochen, gelegentlich Kunstwerke verschiedener Art, Gemälde, Skulpturen und Erzeugnisse der Kleinkunst, in malerischer Weise gemischt und durch alte kunstgewerbliche Stücke, durch Türumrahmungen, Decken, Kamine, Truhen und anderes, den kostbaren Schätzen eine dekorative Umgebung aus ihrer Zeit gegeben. Aber stets ist das mit reifstem Kunstverstand und vollendeter Diskretion geschehen, nirgends ist den Sälen ihr ehrlicher Museumscharakter geraubt. So sind schlechthin mustergültige und vorbildliche Räume entstanden, wie der Rubenssaal, ein Meisterstück in den Maßen und Verhältnissen, in der Fügung des Uebergangs von den Wänden zur Decke, in der Beleuchtung und in der Anordnung der Gemälde, wie der Saal der Raffaelschen Gobelins, in dem man eine feierliche Sitzung des Kardinalkollegiums zu erwarten meint, wie die Wand mit den Raffaelschen Madonnen, die sich im Zauber ihrer Lieblichkeit gegenseitig steigern, wie der stolze Tiziansaal, in dem uns die majestätische Kraft der vollerblühten Renaissancekunst grüßt, wie der Doppelraum, in dem Botticellis Madonnen in der Nachbarschaft der Signorellis und der grandiosen Darstellung im Tempel von Mantegna prangen.

Die angenehmste Abwechslung bilden daneben dann die Kabinette der Kleinplastik. Ein Bronzesaal, voll erlesener Kostbarkeiten. Ein Plakettensaal, in dem unter dem schützenden Glasdach der Vitrinen exquisite Stücke auf gelbem Plüsch ruhen. Ein Saal mit Werken der Della Robbia, eine Sammlung, mit der sich sobald keine ähnliche Kollektion messen kann. Ein Donatello-Gemach mit Büsten und Reliefs, deren tiefbeseelter, gelblich-weißer Marmor sich vom zarten Blau der Wandbespannung wunderbar abhebt. Nirgends eine Ueberfüllung, nirgends ein Zuwenig. Und bei all dieser Abwechslung doch eine fein geführte historische Linie, von den Sienesen bis zu Tiepolos Fresken, von dem Genter Altar bis ter Borch, bis zu Poussin und Watteau.

Beim Genter Altar muß ich noch einen Augenblick Halt machen. Es will mir nicht ohne weiteres einleuchten, ob es richtig war, die echten Stücke, die wir besitzen, mit den alten und neuen Kopien schlechthin zusammenzustellen, um so das ehrwürdige Werk aus ganz verschiedenartigen Stücken in einer dem ursprünglichen Anblick sich einigermaßen nähernden Gestalt „aufzubauen". Es wäre vielleicht empfehlenswerter, die Originale, die wir so glücklich sind zu besitzen, von den Kopien deutlich erkennbar zu trennen; schon um keine Verwirrung in den Köpfen der Laienbesucher anzurichten, aber auch aus Respekt vor den echten Tafeln, die es nicht nötig haben, sich mit solchen Bastarden gemein zu machen, und wenn diese noch so manierlich auftreten.

Auf Schritt und Tritt begegnen uns bei der Wanderung durch die Säle die Neuerwerbungen der letzten Jahre und die Geschenke und Leihgaben des Kaiser Friedrich-Museumsvereins. Es ist erstaunlich und kaum glaublich, wie Bode es verstanden hat, seinen Etat zu erweitern und in dieser Stadt Berlin höchst respektable Geldsummen aus privatem Besitz für edelste künstlerische Zwecke flüssig zu machen. Niemand vor ihm hat

Digitized by Google

das fertig gebracht; es ist unübersehbar, was die Sammlungen ihrem Leiter verdanken. Und neben der Opferwilligkeit hat Bode nicht minder die Sammlerfreude bei uns angeregt. Er hat dadurch geradezu als ein Kulturträger gewirkt, den man nicht genug preisen kann; mit einem Schlage wird diese stille und zähe Tätigkeit langer Jahre der Allgemeinheit nun glorreich offenbar.

Die wichtigsten Neuerwerbungen des Museums bilden denn auch zwei geschlossene Sammlungen: das James Simon-Kabinett mit seiner unvergleichlichen Zusammenstellung italienischer Renaissancekunstwerke in jeder Art der Technik, die als großartiges Geschenk des bekannten Berliner Kunstfreundes in einem der schönsten kleineren Säle des ganzen Hauses vereint geblieben sind, und der Adolf Thiem-Saal, dessen niederländische Meisterstücke eben erst erworben wurden (mit ihnen zugleich kam das herrliche Damenporträt van Dycks als Geschenk Thiems nach Berlin). Eine dritte derartige Insel bildet der Raum mit der gegenwärtig leihweise ausgestellten Wesendonck-Galerie. Es ist ein ganz neues, gewissermaßen persönliches Kulturelement mit der Einführung solcher Säle in das Museum gekommen. Die Galerie verliert durch diese Unterbrechungen alles Kühle, Tote, sie gewinnt dafür einen unmittelbaren Zusammenhang mit dem Leben und sehr wohltätige und notwendige Beziehungen zu der Sammlertätigkeit der einheimischen Kunstfreunde. Das sind Werte von unberechenbarer Bedeutung.

Ein Strom frischen und blutvollen Lebens — das ist es, was von dieser Neuordnung unserer alten Schätze in ihren wichtigsten Teilen ausgeht. Im Erdgeschoß des Museums sieht es im Verhältnis zu der meisterhaften Gestaltung des oberen Stockwerks noch ein wenig gelehrter aus; aber man wird ohne Zweifel die guten Ansätze, die gleichwohl auch hier schon in reicher Zahl vorhanden sind, noch weiter benutzen und ausbauen. Auch die entlegeneren Reviere der Sammlung werden aus dem erneuten und verstärkten Interesse, das sich jetzt der alten Kunst in Berlin zuwenden wird, Gewinn ziehen. Das kann einer gesunden Fundierung und Kräftigung der in den letzten Jahren bei uns so jäh in die Höhe gestiegenen Anteilnahme an allen Angelegenheiten der bildenden Kunst nur dienlich sein. Auch unsere Künstler werden Vorteil davon haben. Wenn Kaiser Wilhelm in der Rede, mit der er am 18. Oktober das Museum weihte, sagte: „Es ist das Studium der Vergangenheit, welches nach meiner festen Ueberzeugung vor allem dazu befähigt, tiefer in die Probleme der Kunst einzuführen", so wird jeder diesem Satz freudig zustimmen. Allerdings wird der Künstler von eigener Kraft aus diesem Studium des Gewesenen auch den Mut und die Energie mit in seine Tätigkeit nehmen, mit der die alten Meister sich neue Wege eroberten. Die wahren und würdigen Schüler der Alten folgen ihnen auch in diesem edlen Streben und begnügen sich nicht damit, ihre Lehrmeister nachzuahmen. Die Tradition ist wahrlich unentbehrlich. Aber sie allein macht keine lebendige Kunst. Die wird erst aus dem Bunde der Tradition, ihrer geheiligten Wahrheiten und ihrer Kulturwerte mit den vordem nicht dagewesenen Forderungen des Geistes der eigenen Zeit geboren. Das hat keiner klarer ausgesprochen als einer der herrlichsten deutschen Meister, der je gelebt, und der dort oben in der Gemäldegalerie des Kaiser Friedrich-Museums einen Ehrenplatz einnimmt: „Dann es muß gar ein träger Verstand sein, der ihme nit trauet, auch etwas weiteres zu erfinden, sonder liegt allwegen auf der alten Bahn, folgt allein andern und unterstehet sich nichten weiter nachzudenken." Und: „Dann ich halt die gar für ein schlechte Vernunft, die zu aller Zeit einer andern nachfolgt und aus ihrer eigenen Geschicklichkeit nichts Bessers und Ferners suchen will."

Albortus Durerus Norimbergensis dixit.

Max Osborn.

Der Briefwechsel Alfred de Mussets mit George Sand.

Alfred de Musset, dem Dichter der Liebesschmerzen, hat das Schicksal, so innig er es sich immer gewünscht hatte, einen jugendlichen Tod versagt. Von nervöser Organisation, wie er war, wurde er durch Ausschweifungen, die einen robusten Körper vielleicht weniger schnell verwüstet hätten, frühzeitig erschöpft. Mit der schwindenden Fähigkeit zum Genießen versiegte ihm auch der tiefste Quell seines schöpferischen Drangs; aber statt des Mitleids, das er verdient hätte, erntete er nur den Hohn seiner Zeitgenossen. Die Pariser Literaten spotteten über die Faulheit des großen Dichters, und selbst Heinrich Heine finden wir in der Reihe dieser Unbarmherzigen. Wir Heutigen aber sollten milder urteilen und eher Achtung empfinden für einen Künstler, der als Mensch schwächlich und überreizt, es als Dichter stets auf das strengste mit seiner Kunst genommen hat und nimmer seinen Mund zu Versen auftun mochte, wenn nicht in heiligem Feuer seine Seele schmolz. Einem lyrischen Dichter den Vorwurf der Faulheit zu machen, das ließe, sagte er einmal zu seinem Bruder, schon eine Meile weit das Jahrhundert der Fabriken riechen. „Ich möchte doch wissen, ob Petrarka immerzu an seinen Sohlen ein Dutzend Schullehrer oder Polizisten gehabt hat, die ihn mit dem Degen in der Faust zwingen wollten, Lauras blaue Augen zu besingen, wenn er Lust hatte, seinen Mund zu halten?" „Ich habe viel geschrieben, ich habe so viele Verse gemacht wie Dante und Tasso, und wer zum Teufel hätte je daran gedacht, sie Faulpelze zu nennen?" Alfred de Musset war längst mit dem Leben fertig, als dieses endlich mit ihm fertig wurde. „Dormir! . . enfin je vais dormir", dies waren die letzten Worte, die Paul de Musset aus dem Munde des sterbenden Bruders vernahm.

Sechsundvierzig Jahre ist er alt geworden; aber der Höhepunkt seines Lebens und seines Dichtens fällt für den früh entwickelten Pariser in die Zeit zwischen dem zwanzigsten und dem neunundzwanzigsten Jahr. Verschwenderisch mit allen Gaben und Unarten des genialen jungen Dichters ausgestattet, lebhaft und geistsprühend, liebenswürdig und leidenschaftlich, elegant gekleidet, von tadellosen aristokratischen Umgangsformen und dazu launenhaft und kapriziös im höchsten Maße, so mußte Musset auf französische Frauen einen hinreißenden Eindruck machen. Die Untreue seiner ersten Geliebten, an der er mit größter Glut gehangen, hatte frühzeitig in ihm ein schmerzenreiches Mißtrauen entwickelt, ein Behagen an Aufregung und Qualen, das so recht der Nährboden seiner schönsten Gesänge werden sollte. Schon sein „Rolla" fühlt, daß der Dichter bei der Geliebten, die ihn ja doch immer täusche, nichts weiter suchen sollte, als die Illusionen, die er nötig habe, um zu leiden. Die erste große Enttäuschung, die der verwöhnte Jüngling erfuhr, hatte ihn auf den Weg der Ausschweifungen getrieben, Champagner und Weiber sollten ihn betäuben. Sie haben ihn frühzeitig zugrunde gerichtet. Er steht sich selbst prophetisch in seinem „Rolla" Modell.

Wenige Tage nach dem Erscheinen dieser seiner ersten größeren Dichtung in der damals neu begründeten „Revue des deux mondes" lernte der zweiundzwanzigjährige Musset auf einem Schriftstellerdiner, das der Herausgeber dieser Zeitschrift veranstaltete, die von ihrem Gatten getrennt lebende achtundzwanzigjährige George Sand kennen, die sogleich einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Ein starker Geist, war sie zugleich eine schöne Frau. Delacroix und Isabey haben sie gemalt, Balzac und Heine haben ihr Aeußeres wundervoll beschrieben, ich darf es mir also ersparen. Ihre Unterhaltung freilich war keineswegs prickelnd und witzig, wie man es sonst bei Französinnen gewohnt ist; Heine, der Jahre hindurch mit ihr befreundet war, nennt sie eine der unwitzigsten Französinnen, denen er begegnet sei: „Sie hat durchaus nichts von dem sprudelnden Esprit ihrer Landsmänninnen, aber auch nichts von ihrer Geschwätzigkeit. Dieser Schweigsamkeit liegt aber weder Bescheidenheit noch sympathisches Versenken in die Rede eines

Digitized by Google

anderen zugrunde. Sie ist einsilbig vielmehr aus Hochmut, weil sie Dich nicht wert hält, ihren Geist an Dir zu vergeuden, oder gar aus Selbstsucht, weil sie das Beste Deiner Rede in sich aufzunehmen trachtet, um es später in ihren Büchern zu verarbeiten." Man hat sich lange Zeit bei uns in Deutschland eine ganz verzerrte Vorstellung von dem Menschen in George Sand gemacht und sie für eine mannstolle Emanzipierte ausgegeben. Aber „der Autor von Lelia" hatte „stille, sanfte Augen, die weder an Sodom noch an Gomorrha" erinnerten. Ein tiefes Liebesbedürfnis, das den Gegenstand freilich viele Male wechselte, lebte in dieser Frau, ihre Art zu lieben war voll verständnisvoller Hingabe und Zärtlichkeit, kein Zug vom Vampyr lag in ihrer Natur. Nirgends enthüllt sich die sympathische Weiblichkeit dieser großen, begeisterten Seele rührender und reiner als in ihrer Liebe zu dem Manne, der ihr und dem sie das tiefste Leid und das größte Glück ihres Lebens verdanken sollte.

Der Briefwechsel Alfred de Mussets und George Sands ist vor kurzem zum erstenmal, Schreiben und Antwort einander folgend, der Oeffentlichkeit mitgeteilt worden.*) Dieser Briefwechsel, der nach dem endgültigen Bruche zwischen den beiden Schreibern vereinigt und einer dritten Person zur Aufbewahrung anvertraut wurde, hat eine lange und interessante Geschichte, die hier wiederzugeben zu weitläufig wäre, die aber George Sand in einem am 20. Januar 1861 von Nohant aus an Sainte-Beuve gerichteten Brief ausführlich erzählt. Damals, nach dem Erscheinen ihres Romans „Elle et Lui", war zwischen ihr und dem Bruder des inzwischen verstorbenen Dichters offene Fehde ausgebrochen. George Sand mußte eine Vernichtung der Briefe befürchten, und da ihr alles daran gelegen war, aus diesen Briefen die von Paul de Musset gegen sie erhobenen Vorwürfe der Untreue, des Verrats und der literarischen Eifersucht zu entkräften, so dachte sie bereits damals an deren Veröffentlichung. Doch Sainte-Beuve riet, es nicht mehr bei ihren Lebzeiten zu tun, und sie unterwarf sich dem Rate des langjährigen, erprobten Freundes. Sie übergab deshalb im Jahre 1864 die Ueberbleibsel ihrer schmerzvollsten Leidenschaft ihrem Geschäftsführer Emile Aucante mit dem Auftrage, sie eines Tages an die Oeffentlichkeit zu bringen. Die Briefe George Sands an Musset wurden 1897 zusammen mit den ihren an Sainte-Beuve zum erstenmal gedruckt. Die Familie des Dichters widersetzte sich damals noch der Veröffentlichung seiner Antworten, obgleich einige seiner Ergüsse an die Geliebte schon längst ins Publikum gesickert waren. Kurz darauf freilich sah sich Madame Lardin de Musset, die überlebende Schwester Alfreds, dennoch genötigt, einige seiner glühendsten Liebesbriefe herauszubringen. Es folgten im vorigen Jahre die beiden Werke von Mariéton und Maurras, welche die Tatsachen des bereits sagenumwobenen Romans endgültig feststellten, und nun hat die Jahrhundertfeier von George Sands Geburt endlich den ganzen unverkürzten Briefwechsel der beiden Liebenden ans Licht gebracht.

Zwischen dem 15. und 20. August 1833 hatte das Diner in den „Trois frères provençaux" stattgefunden, auf welchem Alfred de Musset und George Sand sich zum erstenmal erblickten. Bereits am 25. August schreibt die Dichterin der „Lelia" an den gemeinsamen Freund Sainte-Beuve:

„Ich habe mich verliebt, und diesmal sehr ernsthaft, in Alfred de Musset . . . Es steht mir nicht zu, dieser Neigung eine Dauer zu versprechen, die ihr in Ihren Augen eine ebenso große Heiligkeit gäbe, wie jene Neigungen, für die Sie empfänglich sind. Ich habe einmal sechs Jahre hindurch geliebt und ein anderes Mal drei; jetzt weiß ich nicht, wessen ich fähig bin . . . Ich habe diese Liebe bestritten, ich habe sie abgelehnt, ich habe sie zuerst abgewiesen und dann habe ich mich ihr ergeben und bin glücklich, es getan zu haben. Ich habe mich *mehr aus Freundschaft*, als aus Liebe ergeben, und die Liebe, welche ich nicht kannte, hat sich mir enthüllt, ohne irgend einen der Schmerzen, die ich auf mich zu nehmen glaubte."

Diese Schmerzen aber sollten nicht lange auf sich warten lassen! Wenn die Verfasserin von „Elle et Lui" nicht übertriebe, so müßte man annehmen, daß ihr ungetrübtes Glück kaum eine Woche gewährt hätte! George Sand war ein fester, durch manches schwere Schicksal fertig geschmiedeter Charakter voll Unabhängigkeitsgefühl und Arbeitsdrang, ehrlich gegen sich und andere, jeder Lüge und Halbheit abhold, innerlich stolz, niemals kleinlich und, wo sie liebte, voll Hingebung und Zärtlichkeit. Nicht nur ihre Natur, sondern auch ihre Jahre suchten in der Liebe Ruhe und Glück. Ehrlich und wahrheitsliebend war Alfred de Musset auch, er war es bis zur Brutalität. Aber genial, unregelmäßig und haltlos, etwa wie Goethes „Tasso", mit dem sein Bruder Paul ihn auch vergleicht, schon jung dem Trunke ergeben und den Dirnen nur allzuhold, verlangte er von der großen Liebe, nach der er immer begehrte, und die er für ein höheres Glück hielt, als die Gabe der Dichtung *), vor allem Sturm, Aufregung, Tränen und Leiden. „Pour vivre et pour sentir l'homme a besoin des pleurs" heißt es in der „Nuit d'Octobre", und in der „Confession d'un enfant du siècle", zu deren letzten Teilen sein Verhältnis zu George Sand ihm den Stoff lieferte, antwortet der Held auf den Vorwurf der Geliebten: „Unglücklicher, Unglücklicher, Du wirst niemals zu lieben verstehen!" „Vielleicht ist es so, ich glaube es, aber, vor Gott!, ich verstehe zu leiden." Aehnliche Stellen finden sich in großer Fülle in seinen Werken. Auch der Schauspielerin Malibran ruft er noch ins Grab zu: „Dans cette vie, rien n'est bon que d'aimer, n'est vrai que de souffrir." Und am Schluß dieser großen Stanzenfolge bekennt er: „Ce que l'homme ici-bas appelle le génie, c'est le besoin d'aimer; hors de là tout est vain."

Ich muß gestehen, daß ich der psychologischen Darstellung des Verhältnisses der beiden großen Schriftsteller, welche George Sand in ihrem Roman „Elle et Lui" gegeben hat, jetzt nach der eingehenden Durchforschung des vorliegenden Briefwechsels, wobei ich jede dunkle Stelle zu behorchen mich bemühte, noch mehr Glauben beizumessen geneigt bin als früher. Nach den ersten glücklichen Monaten, deren Anmut uns Paul de Musset in seiner Biographie des Bruders anschaulich geschildert hat, reisen die beiden Liebenden nach Norditalien ab. Venedig sollte ihnen verhängnisvoll werden. George Sand erkrankt an einem Wechselfieber, der Dichter langweilt sich, beginnt des Abends sich draußen mit Wein und Dirnen zu vergnügen und gesteht der Frau, die um seinetwillen ihre Kinder und Freunde verlassen und ihren Ruf preisgegeben hat, ganz offen, daß er sich getäuscht habe als er glaubte, daß er sie liebe. Für diesen Irrtum bittet er sie um Verzeihung. Etwa ein Jahr später erinnert George ihn an diese Szene. Sie schreibt:

„Wenn ich nicht krank gewesen wäre, wenn man mir nicht am folgenden Tage hätte zur Ader lassen müssen, so wäre ich abgereist. Aber Du hattest kein Geld, ich wußte nicht, ob Du von mir etwas annehmen würdest, und ich wollte und konnte Dich nicht im fremden Land, dessen Sprache Du nicht kanntest und ohne einen Pfennig allein lassen. Die Tür zwischen unseren Zimmern wurde geschlossen, und wir versuchten wieder, wie einstmals, nur gute Kameraden zu sein."

Die Auffassung der geschlechtlichen Beziehungen, oder sagen wir der Liebe, ist bei vielen deutschen Frauen gewiß eine von der George Sands recht verschiedene, und sie werden es vielleicht gar komisch finden, daß die Dichterin sich gegen den Vorwurf des Verrats schon völlig gerechtfertigt glaubte, wenn sie betont, daß sie sich dem Arzte Pagello nicht eher hingab, als die bewußte Tür endgültig geschlossen war. Nie in ihrem Leben habe sie, bevor sie mit dem ersten endgültig gebrochen, einen zweiten Liebhaber in ihrem Bett empfangen, so schreibt sie mit dem Akzent der Wahrheit viel später an Sainte-Beuve. Man wird George Sand glauben dürfen, daß sie dieser ihrer Auffassung der Keuschheit auch in Venedig treu geblieben ist. Sie wähnte, ihre sinnliche Liebe zu Musset sei erloschen, wie die seine zu ihr. Sie glaubte, nur noch wie eine Schwester oder wie eine Mutter für ihn zu empfinden. Der weitere Verlauf des Romans ist bekannt: Musset erkrankt am Typhus, die furchtbarsten Delirien packen ihn, die Freundin weicht Tag

*) Correspondance de George Sand et d'Alfred de Musset publiée intégralement et pour la première fois d'après les documents originaux par Félix Decori, Bruxelles 1904, Deman. Avec dessins d'Alfred de Musset.

*) „J'aime et pour un baiser je donne mon génie" singt er in der „Nuit d'août".

und Nacht nicht von seinem Krankenlager. Ihren und des Doktors Pagello Bemühungen gelingt es, das Leben des Jünglings dem Tode abzuringen. „Il nostro Alfredo", wie der Arzt ihn nannte, tritt langsam in die Rekonvaleszenz ein. George beichtet ihm, daß sie Pagello liebe, und Alfred, der sich seiner Schuld gegen die Freundin und ihrer Aufopferung für ihn bewußt bleibt, legt in einer Anwandlung von Großmut die Hände der beiden ineinander. Man einigt sich, daß der Dichter, sobald seine Gesundheit es gestatte, nach Frankreich zurückkehren solle, und man schließt einen feierlichen Freundschaftsbund zu dreien. Die nun folgenden Frühlings- und Sommermonate des Jahres 1834, in denen George Sand mit ihrem schönen, aber unbedeutenden Pagello in Venedig lebt, während Musset über Genf nach Paris zurückgekehrt ist, bilden die goldene Zeit des Briefwechsels der beiden, das Freundschaftsintermezzo in ihren Liebesstürmen.

„Du hattest zehn Jahre Leiden in Deinem Herzen", schreibt Musset am 5. April aus Genf, „Du hattest einen unlöschbaren Durst nach Glück, und da war ich das Rohr, auf welches Du Dich stützen wolltest! Du mich lieben! armer George! . . . Armes, geliebtes Kind! Du hattest Dich getäuscht, Du glaubtest, Du wärest meine Geliebte und Du warst nur meine Mutter; der Himmel hat uns füreinander geschaffen, unsere Geister in ihrer höchsten Sphäre haben einander erkannt wie zwei Vögel aus den Bergen, sie sind aufeinander zugeflogen, aber die Umarmung war zu stark. Wir haben Blutschande verübt."

Darauf antwortet sie dann einige Tage später:

„Wir folgten unserem Geschick, und unsere Charaktere, schärfer ausgeprägt und leidenschaftlicher als die der anderen, hinderten uns, das Leben gewöhnlicher Liebesleute zu führen. Aber wir wurden geboren, um uns zu kennen und um uns zu lieben, sei dessen sicher. Ohne Deine Jugend und die Schwäche, in welche mich eines Morgens Deine Tränen versetzten, wären wir Bruder und Schwester geblieben. *Wir wußten, daß dos zu uns paßte.* . . Du hast recht, unsere Umarmung war blutschänderisch, aber wir wußten es beide nicht. . . Das Gefühl, das uns verbindet, hat sich aus soviel Bestandteilen gebildet, daß es sich keinem anderen vergleichen läßt. Die Welt wird nichts davon verstehen. Um so besser. Wir werden uns lieben, und wir werden uns über sie lustig machen."

In einem Brief vom 29. April spricht sie zu ihm mit begeisterten Worten von seinem Talent; auch beschwört sie ihn, sich vorläufig noch des Weins und der Weiber zu enthalten und die Gesundheit zu pflegen, die sie durch ihre Nachtwachen ihm zurückgegeben habe! In seiner Antwort vom 1. Mai bittet er die Freundin um die Erlaubnis, auch künftig so Gedichte an sie richten zu dürfen, als ob sie noch seine Geliebte wäre, und George, die den Dichter in Musset glühend bewundert, erwidert:

„Ich liefere mich Dir mit verbundenen Augen aus. Ich werde Dir auf den Knieen danken für die Verse, die Du mir noch schicken wirst, und für die, welche Du mir geschickt hast. Du weißt, *daß ich sie leidenschaftlich liebe, Deine Verse, und daß sie es waren, die uns einer Welt, die der Deinen sehr entfernt lag, mich ganz gegen meinen Willen zu Dir gerufen haben!*"

Aber mit der wiederkehrenden Gesundheit schmilzt in dem schwachen Musset bald das Gefühl entsagender Großmut, unter dessen Herrschaft er die Liebe Georges frei gegeben hatte, um sich ihre Freundschaft zu erhalten. Gerade *weil* ein anderer sie besitzt, liebt der Dichter sie nun um so glühender, um so begehrender. Seine Natur wollte es so, sein Talent forderte es so von ihm! Konnte er doch nur schaffen, wenn er lieben und dabei leiden durfte! Aber auch sie sehnte sich nach ihm, er hatte das tief weibliche Gefühl des Leidenwollens für ein geliebtes Wesen in ihr entfacht. Ihr Herz beginnt, ihr selbst noch unbewußt, sich an der Seite des braven Pagello zu langweilen.

„Er liebt mich in Frieden", schreibt sie Ende Mai, „er ist glücklich, ohne daß ich leide, ohne daß ich an seinem Glück arbeite. Aber mir ist es Bedürfnis, für jemanden zu leiden. Ich habe es nötig, diesen Ueberschuß an Energie und Gefühlsvermögen, die in mir leben, zu betätigen. Ich habe es nötig, die mütterliche Vorsorglichkeit zu nähren, welche sich daran gewöhnt hatte, über ein leidendes und ermüdetes Wesen zu wachen. O, warum konnte ich nicht zwischen Euch beiden leben und Euch glücklich machen, ohne weder dem einen noch dem anderen anzugehören!"

Was eintreffen mußte, traf ein. George Sand, der die Sehnsucht nach ihren Kindern zusetzte, wollte im August nach Frankreich zurückkehren. Pagello schwankte, ob er sie begleiten solle; Musset ist es, der, seinem Charakter getreu, ihn beschwört zu kommen oder sonst George auch nicht abreisen zu lassen. Die beiden treffen in Paris ein, Alfred sieht die Geliebte wieder, die ihre ganze Kraft aufbietet, um ihn in den Grenzen der Freundschaft zu halten. Eine gräßlich sentimentale Aussprache findet statt, man vergießt zusammen „schöne" Tränen und schreibt sich noch „schönere" Briefe. Man vergleicht sich mit Romeo und Julia und Abélard und Héloïse. Musset macht diesen Vergleich. George ist noch immer die ruhigere, die abwehrende. Er schreibt ihr:

„Die Nachwelt wird unsere Namen, wie die jener unsterblichen Liebenden, stets zusammen nennen. . . Das wird eine Ehe sein, heiliger, als sie die Priester schließen, die unvergängliche und keusche Ehe des Geistes."

Und er spricht von dem Hymnus auf die Liebe, mit der er sein Buch über ihr Verhältnis zu schließen gedenke: „Die Nachwelt wird eines Tages uns segnen, da wir mit der Myrte der Liebe an die Pforten der Freiheit geschlagen haben."

Musset reist nach Baden-Baden ab, um das Angesicht der Geliebten und ihres noch immer vorhandenen Liebhabers zu fliehen. Aber nun ist es mit der romantischen Freundschaftsspielerei für ihn vorüber, und aus dem Schwarzwald gehen nach Paris Briefe von einer krankhaften Liebesraserei, die Grauen erregen könnte, wäre das Französisch, in dem sie sich ergießt, nicht so göttlich schön. Inzwischen erfolgt der Bruch zwischen George und Pagello, welcher zuletzt eifersüchtig auf Musset geworden war, und der, aus der Heimat verpflanzt, seiner Geliebten wie ein Schwan erscheinen mochte, der ans Land gegangen ist und seine häßlichen Schwimmfüße spazieren führt. George, voll romantischen Vertrauens, hatte an den Traum von einer Freundschaft zu dreien wirklich geglaubt.

„‚Ja, es war nichts als ein Traum,' schreibt sie an Musset, ‚und nur ich, ich dummes Kind, das ich bin, ließ mich frohgemut und voll Vertrauen darauf ein! Und nach einem solchen Erwachen, jetzt da ich sehr, daß der eine mich *begehrt*, während der andere mich unter Beleidigungen *verläßt*, willst Du wirklich, daß ich da noch an erhabene Liebe glaube? Ach nein! eine solche gibt es in der Welt nicht, und jene haben recht, die sich über alles lustig machen. Leb' wohl, armes Kind. Ach, ohne meine Kinder, meine eigenen mein' ich, würde ich mich mit Vergnügen in den Fluß werfen!'"

Musset kehrt nach Paris zurück, und erst jetzt beginnt die bitterste Leidenszeit für George Sand. Den Brief, in dem er ihr seine Rückkehr anzeigt, unterzeichnet er noch, es klingt wie Hohn nach dem vorausgehenden Schreiben aus Baden-Baden, „Dein Bruder Alfred". Sie sehen sich wieder, Pagello ist abgereist, Musset macht George glauben, und er glaubte es auch gewiß selbst, daß nur ihre Liebe, ihre verständnisvolle Hingabe ihn vorm Untergang retten könne, sie unterliegt und wird von neuem seine Geliebte. Wie wenig gläubig an eine glückliche Dauer des Verhältnisses sie dabei innerlich war, das muß Musset selbst deutlich empfunden haben, er schildert in seiner „Confession d'un enfant du siècle" den Seelenzustand Brigittes in dieser Phase nach der Wiedervereinigung ganz besonders plastisch. Kaum hatte er die Freundin völlig zurückerobert, so begann der hysterische Dichter sie mit der peinigendsten, auf die vergangenen Ereignisse zielenden Eifersucht zu verfolgen. Er vermochte eben nicht zu lieben, sondern nur zu leiden und Leiden zu verursachen. Schon nach ganz kurzer Zeit schreibt George ihm:

„Hast Du nicht bemerkt, mit welchem Widerwillen ich dieses verhängnisvolle Band wieder anknüpfte? Habe ich Dir nicht alles vorausgesagt, was uns jetzt zustößt? Habe ich nicht vorausgesehen, daß Du leiden würdest durch diese Vergangenheit, die Dich wie ein schönes Gedicht begeisterte, solange ich mich Dir versagte, und die Dir jetzt, da Du mich gleich einer Beute wiederergreifst, nur noch wie ein Albdruck erscheint . . . O Gott, was bleibt uns noch von einem Band, das uns so schön gedünkt hatte! Keine Freundschaft, keine Liebe, o mein Gott!"

Aber das Zusammenbleiben ist unmöglich. Eine stolze und empfindliche Frau wie George Sand konnte mit Musset nicht mehr zusammenleben. Dennoch war er es diesmal, der

Digitized by Google

noch in demſelben Herbſt 1834 das Verhältnis löſte nach einem entſetzlichen Hin und Her von Quälerei, Abſchiednehmen, Verſöhnung und neuer Entzweiung. Auf Abſchiedsbriefe „für immer“ ſtößt man überhaupt fortwährend in dieſer leidenſchaftlichen Korreſpondenz. Die kurzen Billets, welche die zwei in dieſem und in den folgenden Monaten nach einer nochmaligen, kurzen Wiedervereinigung auswechſeln, ſind nicht datiert und laſſen ſich wohl auch kaum mehr beſtimmen. Soviel ſieht man deutlich, und man weiß es auch aus ihren Tagebüchern, diesmal iſt es die von Muſſet gemarterte, betrogene und verlaſſene George Sand, die von einer, mit gänzlicher Nervenzerrüttung verbundenen Leidenſchaftsraſerei befallen wird. Die Trennung von dem Geliebten und Freunde glaubt ſie ebenſo wenig ertragen zu können, wie das Zuſammenleben. Ein Brief iſt vorhanden, in dem ſie ihm bereits Trunkenheit und Weiber vorwirft; in einem andern wieder fordert ſie ihn auf, draußen im Wald von Franchart, dort wo ſie einſt im Wonnemond ihrer Liebe eine unvergeßliche Nacht verbracht hatten, ſich mit ihr gemeinſam zu erſchießen. Im Januar 1835 ſchreibt Muſſet für ſie das ſo innig empfundene kleine Gedicht „Porte ta vie ailleurs“, das, ſoweit ich ſehen konnte, in der Ausgabe ſeiner Werke nicht ſteht und jetzt vielleicht zum erſtenmal erſcheint. Der zweite und letzte Vers lauten:

„Ob fern auch, Teure, die Erinn'rung hüte!
Behalt' ans Herz den welken Strauß gebunden.
Du pflückteſt ihn, als Hoffnung mir noch glühte.
Ich glaubt' an Glück; nun leid' ich im Gemüte:
Was ich verlor, nicht du haſt es gefunden.“

So dichtete der große Verskünſtler. Aber die große Proſakünſtlerin bleibt ihm ebenbürtig, wenn ſie Weihnachten 1834 in ihr Tagebuch ſchreibt:

„O Du, Dichter, ſchöne Blume, ich hatte Deinen Tau trinken wollen. Er hat mich berauſcht, vergiftet, und, an einem Tage des Zornes habe ich ein Gegengift geſucht, das mich zugrunde gerichtet hat. Du warſt zu zart und zu mild, mein lieber Duft, um nicht jedesmal zu verdunſten, wenn meine Lippen Dich einatmeten. Nicht von den ſchönen indiſchen und chineſiſchen Sträuchern die ſich auf ſchwachen Stauden beim leiſeſten Winde neigen, nimmt man die Balken, um Häuſer zu bauen! Man ſchlürft ihren Nektar, man läßt von ihrem Duft den Kopf ſich füllen, man ſchläft davon ein und ſtirbt daran!“

Aus der Zeit nach dem endgültigen Bruch iſt nur noch ein Schreiben George Sands, nach ihrer eigenen Angabe ſtammt es aus dem Jahre 1836 oder 1837, in dem nun erſchienenen Briefwechſel enthalten. Eine Reihe von Briefen Muſſets aus den erſten Monaten nach der Trennung, in denen er ſeine Reue und ſeine Zerknirſchung bekundet, und über die George Sand an Sainte-Beuve berichtet, ſind entweder verloren gegangen oder unterdrückt worden. „Leb' wohl, mein Kind, Gott ſei mit Dir“, ſo ſchließt Georges letzter, uns erhaltener Brief an Muſſet.

Viele Jahre ſahen ſich die einſtmaligen Liebenden nicht wieder. George Sand lebte mit ihren Kindern in ihrem geliebten Nohant und kam nur zeitweiſe nach Paris, die Freude an ſtürmiſcher Leidenſchaft war ihr für immer vergällt.

„Die Liebe, welche leiden macht, iſt nicht die, welche Gott für uns beſtimmte, wir haben uns getäuſcht, als wir glaubten, daß ſie von ihm käme. Er hat die ruhige Leidenſchaft gewollt, obgleich dies wie ein Paradoxon erſcheint, und nur unſere ſchlechten Gedanken und unſere falſchen Glaubensſätze haben daraus ein Martyrium gemacht.“

So ſchrieb ſie 1845 an Saint-Beuve und dachte dabei an ihr Verhältnis mit Chopin, das von 1839 bis 1847 währte, und das dieſer „ruhigen Leidenſchaft“ Ehre gemacht haben ſoll.

Für Muſſet waren die beiden Jahre nach der Trennung von George Sand die fruchtbarſten ſeiner Dichterlaufbahn. Als Menſch war er zu ſchwach geweſen, um durch die Freundſchaft dieſer großen Seele gerettet werden zu können, aber ſeine Kunſt hatte aus der intimen Berührung mit Georges ebenſo reicher wie gütiger Frauennatur eine Veredelung und Vertiefung erfahren. Im Jahre 1841 erblickte er eines Abends im Couloir des Théâtre-Italien die einſtige Freundin, kurz vorher hatte er im Walde von Fontainebleau die Wege wieder durchſchritten, wo er damals mit ihr in den Tagen des Glücks gewandelt war. Bei der Heimkehr aus dem Theater ſchrieb er noch in der Nacht das große Gedicht „Erinnerung“, in dem er ſich zuruft:

„Malheureux! cet instant où votre âme engourdie
A secoué les fers qu'elle traîne ici-bas,
Ce fugitif instant fut toute votre vie;
Ne le regrettez pas!“

Zum letztenmal geſprochen haben ſich Muſſet und George Sand im Jahre 1848. Sie hatten damals eine Begegnung vereinbart, bei der ſie ſich über das künftige Schickſal ihres Briefwechſels verſtändigen wollten. „Er war ſehr gerührt“, berichtet George Sand, „aber ach, er war betrunken!“ Muſſet ſtarb 1857. Einige Jahre ſpäter in dem ſchon von mir erwähnten Briefe an Sainte-Beuve vom 30. Januar 1861 äußert ſich George Sand hart und kalt, aber gerecht, man könnte ſagen mit eiſiger Gerechtigkeit, über den Mann, dem ſie einſt, als er ſie verließ, wie eine Dido nachgeklagt hatte:

„Er hatte einen ſo phantaſtiſchen, ſo unglücklichen Charakter und war zugleich ein ſo großer Dichter, daß er ſeit dem Tage, da er die Zuneigung verlor, die er ſo oft mit Füßen getreten hatte, ſich — in den Stunden des Dichtens — für einen Verzweifelten hielt und deshalb auch als ein ſolcher empfand. In den übrigen Stunden führte er ein luſtiges und ausſchweifendes Leben. Das arme Kind! Er tötete ſich! Aber er war ſchon tot, als „ſie“ *) ihn gekannt hatte! Er hatte bei ihr einen Hauch, eine letzte Zuckung zurückgefunden . . . „Sie“ glaubt und weiß, daß ſie unſchuldig iſt an dem langſamen Selbſtmord, der das ganze Leben dieſes Unglücklichen geweſen iſt!“

Und Muſſet war ein großer Dichter, ſeine Verſe werden allen Launen der Mode zum Trotz noch nach Jahrhunderten leben. Er war ein Meiſter der Form, man könnte ſich keine Zeile aus ſeinen Gedichten anders vorſtellen, als ſie jetzt daſteht. Die Anmut ſeiner Bilder, der ſüße Klang ſeiner Reime bezaubern ſelbſt den Widerwilligſten. Und nie hat er einen Vers geſchrieben, der nicht gefühlt und gelebt war!

Der Dichter der Liebe und der Leidenſchaft ging zugrunde an den narkotiſchen Düften, die er ſo wunderbar beſingen hatte. „J'ai fait serment de vivre et de mourir d'amour!“ Dieſem Schwure ſeiner „Auguſtnacht“ iſt er nur zu treu geblieben.

Hamburg. Guſtav Mayer.

Von zwei neuen Dichtern.

Farbe heißt der Sehnſuchtsruf der heutigen Kunſt. Dem Bedürfnis nach Farbe dienten die Märchenſtücke und die romantiſchen Spiele, mit denen ſelbſt die überzeugteſten Naturaliſten und Alltagsdichter uns beſchenkten. Es iſt kein Zufall, daß die Renaiſſance wieder zum beliebteſten Tummelplatz der modernen Poeten geworden iſt. Bringt doch die Renaiſſance alles das mit ſich, was unſerer heutigen Kunſt ſo lange gefehlt hat: Großzügige Menſchen, heroiſche Taten, ungewöhnliches Vollbringen, Farbe des Lebens, Farben der Seele. Und zwiſchen glühenden Brokaten, ſchimmernden Rüſtungen, in denen das lachende Blau des Himmels ſich ſpiegelt, fließt ein dampfender Strom roten Blutes. Aus dieſer heißen Flut tranken die Geſpenſter der Vergangenheit neues Leben. Die Dichter wollen uns wieder dazu bringen, große Schlachten mitzuſchlagen, unerhörte Gefühle mitzuerleben, aus herrlichem Pokal den Taumelwein des Lebens zu trinken. Ja, Reaktion gegen Mitleidsdramatik und Elendspoeſie, gegen Dramen ohne Handlung, gegen den Kleinkram der Geſchehniſſe, wie ſie mit peinlichſter Sorgfalt auf-

*) Sie ſpricht von „Er“ und „Sie“ unter Anſpielung auf ihren Roman „Elle et Lui.“

gezeichnet wurden, gegen Dialekt und platte Rede war die Neuromantik gewiß. Vor allem aber war sie die Frucht der tief im Menschen wurzelnden Sehnsucht nach leuchtender Farbe. Wer heute Farben bringt, und seien es nur Studentenmützen, der ist willkommen.

So kann ich heute von zwei Dichtern sprechen, in denen die Sehnsucht nach Farbe am leidenschaftlichsten zum Ausdruck kam und deren schönen und tiefen Werken sich seltsamerweise bisher noch keine Bühne geöffnet hat. Ich meine Vollmoeller und Eduard Stucken.

Bei Vollmoeller sind die befruchtenden Einflüsse fremdländischer Koloristen noch deutlich erkennbar. Er ist ein Schüler d'Annunzios und ein Nachfahre Maeterlincks; er ist wohl auch ein Lyriker aus dem Dehmel-Kreise. Dieser Romantiker ist vor allem ein Künstler der Stilisierung. Weit entfernt sind wir von allem Realismus der Erdenschwere. Die Figuren des Dichters sind seltsam farbig beleuchtete Schatten auf der dunkeln Szene des Seins. Er gibt uns Dichtungen, gewebt aus Träumen und Ahnungen, er stürzt uns in einen purpurfarbenen Rausch. Aber wenn auch in diesen Dichtungen das Wesen nur Schein ist und Rauch im Winde — die Empfindung ist alles. Diese Romantik arbeitet mit dem stärksten Realismus der Empfindung. Und wahrscheinlich würden uns diese heftigen Leidenschaften noch weit stärker ergreifen, wenn nicht eine „sengende, doch kühle Glut" ihnen eigen wäre. Des Dichters Temperament ist mehr farbig als tief, wir sehen die Flammen, aber sie brennen uns nicht. Wir hören den Schrei, und er zerreißt uns nicht. Hier steht immer noch die Kunst über der Natur.

Vollmoellers erstes Drama*) war „Catherina Gräfin von Armagnac und ihre beiden Liebhaber". Der Stoff findet sich in Balzacs „Contes drôlatiques" (wo die Geschichte „La Conestable" heißt). Der deutsche Dichter ist der Erzählung treu gefolgt, nur mit dem Unterschiede, daß er den Schluß geändert hat. Die Gattin des Grafen von Armagnac liebt den Prinzen Jehan von Orleans. Eines Nachts, indes ihr Gatte an ihres Bettes Rand sitzt, entschlüpft ihr im Traume der Name des Geliebten. Der Graf schäumt vor Wut. Er erstickt die Kammerfrau, die ihm das Geheimnis nicht verraten will, er besetzt alle Zugänge zum Schloß mit Bogenschützen, er gibt den Befehl, daß niemand das Haus verlassen dürfe, die Gräfin ausgenommen, aber diese nur in Begleitung seiner Leute, die es verhindern müssen, daß sie mit irgend jemand spreche. Die Gräfin ist verzweifelt. Wie soll sie das Leben ihres Geliebten retten! Und da kommt ihr der Gedanke, einen anderen für Jehan zu opfern. Seit Tagen folgt ihr, wie sie weiß, die stumme Liebe eines fremden Kavaliers. Und so geht sie denn zur Kirche, und dort verlockt sie mit ihren Augen — wie eine Dirne lockt sie — den Ritter Tristan, ihr zu folgen. Er folgt ihr in den Palast. Sie will ihm den Tod versüßen, sie will sich ihm geben, ehe er hingeht, um für sie zu sterben. Aber Tristan nimmt das Geschenk nicht an. Dann würde ihm das Leben zu kostbar sein, um es hinzuwerfen. Und in dieser Szene, da Catherina die große und treue Liebe dieses Fremden sieht, schwankt ihr eigenes Gefühl, und ihre Liebe neigt sich zu dem Fremden. In der Balzacschen Novelle setzen hier Humor und Ironie ein. Indes die Gräfin und der Fremde alles um sich her vergessen, wird der Prinz, der richtig zum Stelldichein kommt, von den Bogenschützen ermordet. Durch den Lärm aufgeschreckt, verbirgt die Gräfin rasch ihren neuen Liebhaber in einer Truhe, und als ihr Raoul, der Graf von Armagnac, den blutigen Kopf des Galans bringt, ist sie schon durch die neue Liebe gegen den Schrecken gepanzert.

Bei Vollmoeller aber siegt die Treue über die Anfechtung. Die Gräfin willigt nur scheinbar ein, mit Tristan zu fliehen, sie wird das Stelldichein nicht einhalten. Wie sie mit dem blutigen Kopfe Jehans allein bleibt, kennt sie ihr Schicksal. Sie folgt dem Geliebten in den Tod. An der Gedankensünde, am Treubruch Jehan gegenüber schritt sie vorbei. Und doch weiß sie, daß sie sterben muß, weil der Gedanke an Tristan sie gestreift. Und so hebt diese Empfindung die Schuldige in den Himmel empor. Dieses Anklingenlassen von Empfindungen — wenn die eine Saite schwingt, tönen leise andere Saiten mit, und so wachsen und so verschlingen sich Gefühle — beherrscht Vollmoeller ausgezeichnet. Er weiß auch wie Maeterlinck mit der Wortwiederholung zu hämmern, und er kennt wie er die Gespenster des Alltäglichen, die nur das Auge des Dichters sieht. Aber auch wie den Maeterlinckschen Stücken klebt dem Drama noch die Eierschale der Novelle an, der Dichter hielt es sogar für nötig, in einem Nachwort den Schluß der Geschichte zu erzählen, was höchst überflüssig ist, denn unsere Spannung ist mit Catherinas Tod vollkommen gelöst. In diesem Drama könnte man fast sagen, ist Lyrik und Dramatik so ineinander verschlungen, daß sie untrennbar sind. Die Stimmungskunst — aber eine Stimmung, die fast unabhängig vom Aeußerlichen, nur von seelischen Momenten bestimmt wird — ist bis zur Virtuosität entwickelt. Das Drama zerflattert gottlob nicht zwischen lyrischen Exkursen, denn die Ereignisse, zu denen die Menschen sich stellen müssen, mit denen sie fortwährend im Kampfe liegen, folgen einander mit drängender, Atem beraubender Eile. Und so konnte der Dichter dank seinem Stoffe den lyrischen Gefahren entgehen, denen sein Meister d'Annunzio so oft erlag. In seinem zweiten Drama aber erlag er diesen Gefahren. Das Trauerspiel „Assüs, Fitne und Sumurud" ist in Einzelheiten, in Rausch und Zauber der Stimmungen oft tiefer und schöner als der Erstling, aber in den Vorgängen so dunkel und verworren, daß man nur ratend und tastend den Weg durch die Ereignisse findet und selbst am Schlusse nicht weiß, ob dieser Weg der richtige gewesen ist. Das Leitmotiv Vollmoellers: die wahren Liebenden sterben an der Liebe, beherrscht auch dieses Drama, in dem Motive romanischer und germanischer Romantik nur lose persisches Gewand umgeworfen haben. So nimmt sich zum Beispiel das Godivamotio ins Orientalische übertragen gar seltsam aus. Weit mehr noch als in der „Catherina" und gewiß nicht zum Vorteil des Stückes schwanken die Gestalten zwischen Traum und Wirklichkeit. Ja manchmal weiß man selbst nicht, ob man es mit einem Menschen oder mit einem Gespenst zu tun hat. Man bewegt sich wie in einem verwunschenen Reich, wo Stimmungen schwer wie Perserteppiche niederhängen und man mehr das Echo von Worten hört als die Worte selbst. Assüs ist als Fitnes Bruder aufgewachsen, aber er ist nicht ihr Bruder, sondern ein Findling aus königlichem Blute. Und Fitne liebt ihn nicht schwesterlich, sondern wie eine Braut den Bräutigam, und die beiden sollen auch an dem Tage verlobt werden, da Assüs von seinem Ziehvater, dem Kaufmann Tighmus, über seine Herkunft aufgeklärt wird. Am selben Tage aber verliebt sich Assüs in eine märchenhafte Sängerin Sumurud, die im Königspalaste lebt, und um derentwillen der Räuber Karkar die Stadt belagert. Schweigend, in wunderbarer Hingabe verzichtet Fitne auf ihre Liebe und hilft Assüs in seinem kühnen Unterfangen, sich Sumurud zu nähern. Nun aber scheint es, daß Sumurud und Assüs Geschwister sind. Aber es *scheint* nur so. Wir können nur ahnen, raten, tasten. Und auch der gespenstische Karkar, der die Stadt belagert, spielt eine geisterhafte Rolle. Uebrigens ist dieses Motiv der belagerten Stadt bei den Romantikern immer beliebt gewesen. Ich erinnere bei den Modernen nur an „Monna Vanna" und an den „Schleier der Beatrice". Angesichts des Todes und des Verderbens bäumen sich die Lebensgeister noch einmal mächtig auf, und Tod und Leben stehen sich in funkelnder, schimmernder Rüstung gegenüber. Mit furchtbaren Todesschauern schließt das geheimnisvolle Drama. Wie Vollmoeller auch seine Motive verkleidet, die Geister der Renaissance wird er in seinem mystischen Perserreich nicht los. Auch hier sehen wir mehr Klugheit als Feuer, mehr Farbe als wirklichen Brand. Klänge, Töne und Farben werden ins Gefühl übertragen, und weil in diesem Drama nur die Gefühle und nicht die Tatsachen sprechen, bekommen wir nie festen Boden unter den Füßen.

Dramen der Treue schrieb Vollmoeller. Und Dramen der Treue könnte man auch die Stücke Eduard Stuckens heißen. „Gawan" und „Lanval"*) sind Dramen aus dem Artussagenkreise. Oft hat schon die Tafelrunde Dichter verlockt. Noch

*) Vollmoellers Dramen sind bei S. Fischer erschienen.

*) Beide Dramen sind im Verlage Drei Lilien, Berlin, erschienen.

Digitized by Google

kemem ist es gelungen den dichterischen Schatz der Gralsritter zu heben — bis auf Stucken. Niemand lebt heute in Deutschland, der den Vers und den Reim mit so verschwenderischem Reichtum beherrscht. Wie blaß und blutlos erscheinen Hofmannsthals Künste neben Stuckens strömender Sprache! Diese Verse umfangen uns wie der Zauberwald Vivianens. Blütenranken versperren den Weg, und der Fuß versinkt in einem Teppich von Blumen. Der Duft verzaubert unsere Sinne. Stucken verwendet einen höchst eigentümlichen Vers. Er hat fünf Hebungen und die Senkungen werden nicht gezählt. Dieser freie Quinar hat oft die Kraft und die Tonfülle des Nibelungenverses. Das rauscht und klingt, bald wie Glöckchenspiel, bald wie Trompeten, bald mild und zart, bald dröhnend und gewaltig. Die Farben dieser Verse leuchten weithin, und farbengeboren, farbenberauscht ist die Stimmung dieser Märchen. Stucken ist weit ursprünglicher noch als Vollmoeller, er ist auch plastischer. Seine Figuren sind nicht bloß farbige Schatten, sondern Menschen aus Fleisch und Bein. Es sind dramatische Menschen, deren Wesen durch die Seelenkämpfe sichtbar wird, die sie bestehen müssen. Das ist ja die ewig gültige Formel des Dramas, zu der wir immer wieder kommen, und die auch in der heutigen Dramatik Bestand haben muß. Auch die Märchenmenschen Stuckens, so Wunderbares sie vollbringen, so sehr sie gefangen sind in Märchenwundern, haben menschliche Seelen, deren Kampf mit Innenmächten und Außenmächten das vorstellt, was wir in der Prosa des Alltags Charakter nennen.

„Gawan" könnte man zu den Todesdramen rechnen, an denen die Dramatik der letzten Zeit so reich war. Hier reitet der Tod als höllischer grüner Ritter zur Weihnachtszeit mitten hinein in Artus' tafelnde Ritterschar und bietet eine seltsame Wette. Es soll ihm einer mit dem Beil, das er in der Hand trägt, einen Schlag versetzen und dagegen wird er ihm über Jahresfrist den Schlag zurückgeben, wenn es dem Ritter nicht gelang ihn zu töten. Gawan erbietet sich zur Tat und trennt den Kopf des grünen Ritters vom Rumpfe. Aber das Gespenst erhebt sich, steigt zu Roß, nimmt seinen Kopf unter den Arm und bescheidet Gawan auf Jahresfrist in die grüne Kapelle. Gawan zieht aus, sein Wort zu lösen. Aber so weit er auch herumstreift durch Frühling, Sommer und Winterssturm, er findet die grüne Kapelle nicht. Da, einen Tag vor dem Christabend, kehrt er in ein Schloß ein. Der Ritter Hautdesert empfängt ihn mitsamt seiner Frau Marie. Marie aber ist niemand anderes als eine Teufelin, der die heilige Jungfrau Marie ihre Züge übertragen hat, damit sie den Ritter versuche. Und er widersteht der Versuchung. Er geht durch alle Prüfungen seiner Ritterehre hindurch, und da er doch in menschlicher Schwäche eine Schuld auf sich lädt, sühnt er sie durch tatkräftige Reue. Er findet die grüne Kapelle, von Hautdeserts Diener geleitet, er stellt sich dem grünen Ritter, und Marie rettet ihn. Im grünen Ritter aber erkennt er schließlich seinen Gastfreund Hautdesert wieder. So war er beim Tode zu Gast. Märchenstimmung und Legendenton sind wie ein natürlicher Rahmen um jede Szene gewachsen. Und niemals fällt die Begebenheit aus diesem Rahmen heraus. Dabei ist es dem Dichter gelungen, bei allem Raffinement der Verskunst die Naivetät des Märchens zu wahren.

All diese Vorzüge sind auch dem „Lanval" eigen. Das ist die wundersame Geschichte, wie Lanval eine Schwanjungfrau belauscht, wie er mit ihr ein Bündnis heißer Liebe eingeht, wobei er schwören muß, daß er niemanden gegenüber die Gattin seiner Nächte verraten wird. Aber Ritter Lanval verläßt seine irdische Braut Lionors, des Königs Artus Nichte, um des lieblichen Gespenstes willen, und das Irdische bekommt schließlich wieder Macht über ihn. Wie Fimgula, das Schwankind, es vorausgesehen, verrät er sie, und Verzeihung für seine Tat wird ihm erst im Totenreiche, in Avalun. Ganz prachtvoll sind die beiden ersten Akte. Das Begegnen mit dem Schwanenkind, das Flammen der Liebe, die Szene im Schlafgemach, da Fimgula Abschied nimmt vom Geliebten und ihm seinen Verrat vorhersagt. Und auf derselben dichterischen und dramatischen Höhe steht der Schluß, da an Artus' Tafelrunde Fimgula in schwarzer Rüstung dem Verräter entgegentritt, um das Maß seiner Schuld voll zu machen und sich von ihm durchbohren zu lassen. Schwächer ist der Mittelteil des Stückes, weil hier der Abfall des Ritters nicht genug durch Innenmächte und allzusehr durch äußerlichen Druck herbeigeführt wird. Lanval müßte wirklich glauben, daß sein Abenteuer mit Fimgula nichts als ein böser Traum gewesen. Er müßte selbst in Zweifel kommen, ob er sie jemals wirklich in den Armen gehalten. Alles Licht der Dichtung liegt aber auf der treuen Lionors, die an Lanval festhält, und deren Liebe ihn in tiefster Selbstaufopferung über alle Gefahren heben will.

Wieder ist die Sprache voller Duft und Zauber und in Endreimen und Binnenreimen von unerhörtem Reichtum. Nur schade, daß manchmal dem Dichter ein Wort entschlüpft, das im Stile dissoniert. Aber dieser Worte sind wenige, und der Regisseur hätte da bald Abhilfe geschaffen. Bei Stucken denkt man an Burne Jones' Gemälde. Wie dort geht die Anmut durch den Zauberwald der Kunst. Das Heftige, Rauhe, Brutale ist nicht Stuckens Sache, und seine Ritter von der Tafelrunde sind höfisch und elegant. Das entspricht ja auch dem Charakter der Quellen, aus denen sie entstiegen sind. In den französischen Heldengedichten lebt ganz dieser ritterlich graziöse Geist voll Schwärmerei, den wir bei Stuckens Helden wiederfinden. Und hier wie dort sind Ehre, Treue und Frauendienst die Leitsterne am Himmel. Und hier wie dort bleibt das ewige Problem die Erprobung der Ehre und Treue im Frauendienst. Und hier wie dort gehen unmerklich die Grenzen des Wirklichen und Wunderbaren ineinander, und um die Menschenseele kämpft der Engel mit dem Teufel. Nur eins scheint Stucken versagt zu sein: und das ist der Humor. Schade! Denn oft hätte er Gelegenheit, in den blanken Eisenrüstungen Lichter des Humors aufblitzen zu lassen. Der Humor fehlte auch leider bei Vollmoeller. Und so sehr sind wir heute an den Vollklang des realen Lebens gewöhnt, daß wir auch in der Tragödie den Humor vermissen, der uns, wenn auch nur für Augenblicke, von dem lastenden Bann des Tragischen befreit. Dieses Aufatmen ist uns fast zur Notwendigkeit geworden.

Es wird an deutschen Bühnen gar viel experimentiert. Wir haben auch noch freie Bühnen und Sonderbühnen. Immer heißt es, daß einem Talent sich stets bereitwillig das Theater öffne, daß das Verkanntwerden ein Märchen sei. Warum ist es noch keinem Direktor eingefallen, Vollmoellers „Catherina" oder eins der beiden Dramen von Stucken aufzuführen? Man spricht immer so viel und so laut von den heiligen Aufgaben der Bühne. Jeder Direktor breitet fortwährend die Arme aus, um neue Talente an seine Brust zu ziehen. Es ist mir ein Rätsel, warum Vollmoeller und Stucken noch nicht Gelegenheit fanden von der Bühne herab ihre Kraft zu beweisen. Daß diese Kraft in den Werken steckt, darüber kann für keinen, der nicht kunstblind ist, ein Zweifel sein.

Wer ist der Mann, der diese Schätze für die Bühne hebt?

Wien. Rudolph Lothar.

Ein amerikanisches Wunder.*)

Ich hatte schon eine ganze Weile auf eine Photographie in meinem Zimmer gestarrt, eine braune Photographie von Leonardo da Vincis „Monna Lisa" in einem schlichten, breiten Rahmen aus beinahe schwarzem Mahagoni, als mich die Augen dieses Bildes plötzlich an ein anderes Augenpaar erinnerten, das ich vor langer Zeit irgendwo gesehen . . . wo, wußte ich nicht mehr.

Das Feuer in dem Kamin, der meinem Schreibpult gegenüber lag, blickte mich durch die à jour gearbeitete schmiedeeiserne Klappe an, wie ein Klumpen roten Goldes.

Mir schien es, als ob diese Augen, tief unter den gewölbten Brauen, von dunklen Wimpern beschattet, mit glänzenden Pupillen in dünnen Lichtkreisen, mich suchten. Während

*) Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Holländischen von E. Otten.

Digitized by Google

ich, die Hände auf dem Rücken, auf und abging und mir den Kopf zerbrach, wo ich sie wohl gesehen haben könnte . . . . diese Augen, so geheimnisvoll wie das tiefe Wissen des Lebens.

Immer wieder blickte ich auf das Bild, braun in dem beinahe schwarzbraunen Rahmen, und ich dachte durch diese Augen, die mich suchten, an etwas längst Vergangenes, ohne mir dessen bewußt zu sein, was es wohl sein könnte, das mich so plötzlich in mein einst gelebtes Leben zurückführte.

Die Sepiafarbe gab der Photographie etwas von einem Gemälde. Ich empfand das Jahrhunderte alte Meisterwerk darin, versuchte mich darauf zu besinnen, wo ich es zum erstenmal gesehen, wie es aussah und was für einen Eindruck es auf mich machte.

Ich wollte wissen, warum ich mir diese Photographie gekauft hatte, ob diese Augen mich gleich so angesehen, so voll seltsamer Versprechungen; und ging langsam noch immer auf und ab, und blickte immer und immer wieder zu der stillen Frau an der mit einer dunkelroten Tapete bekleideten Wand hinüber.

Dann ließ mich das Rotgold des Feuerklumpens in meinem Ofen und die Hitze in meinem Zimmer an Sommer- und Sonnenwärme denken. Und plötzlich kam wie mit einem Ruck die Erinnerung an Atlantic-City, die am Meere gelegene Stadt mit ihren Tausenden weißgekleideter Sommermenschen.

Scharf und deutlich sah ich wieder den langen schmalen Strand, an dem es von Kindern, Männern und Frauen in farbigen Badeanzügen wimmelte: blau mit rot, rot mit weiß, rosa, orangefarben, crème und himmelblau; ich sah wieder die zahllosen Spaziergänger auf dem board-walk, dem endlos erscheinenden hölzernen Boulevard, mit seinen Tausenden von Vergnügungssuchenden, seinen Zelten und Buden im leuchtend-weißen Sonnenlicht. Ich hörte wieder die Musik, das Schmettern der Blasinstrumente, das Klaviergeklimper, das von weither kam, aus Hotels und Zelten, die von weißen, mit weißen Kränzen umschlungenen Säulen umringt waren.

Es war mir, als hörte ich wieder den Sang des Meeres, wie damals, als ich sie kannte, sie, die Augen hatte wie die geheimnisvolle Frau in ihrem Rahmen aus Mahagoni.

Sie war ein zartes Mädchen, stets mit einfacher Eleganz in ein weißes Musselinkleidchen gekleidet, durch das ihre rosigen, schön geformten Arme schimmerten. Ein großer Hut aus weißgelblichem Stroh und einem breiten Rand, um den eine mattseidene Schärpe lose geschlungen war, bedeckte das lichtblonde Haar, das ihr, einfach in der Mitte gescheitelt, in langen, weichen Locken über die Ohren fiel und am Hinterkopf zu einem einfachen Knoten geschlungen war.

Ich sehe noch die Schatten jenes Hutrandes über der oberen Partie ihres Gesichts, aus dem ihre Augen still und traurig blickten, als hätten sie schon viel geschehen sehen.

Ein jeder kannte sie; die Kinder tippten ihr auf den Arm, die Herren zogen höflich den Hut, die Frauen und Mädchen nickten ihr freundlich zu, wenn sie langsamen Schrittes über den board-walk ging, immer in derselben Kleidung, ganz weiß, die schlanken Füße in weiß-leinenen Stiefeletten, die kleinen Händchen in durchsichtigen, weißseidenen Handschuhen; und so zart sah sie aus, so verschwindend klein und zart in dem bunten Strom wimmelnder Menschen, daß es schien, als ob ein scharfer Windstoß sie über die Brüstung des hölzernen Boulevards ins Meer hinaustragen könnte.

Des Morgens aber, wenn es still war auf dem Boulevard, zeigte sie ihre Kraft: dann sah man sie einen kleinen weißgemalten Wagen schieben, in dem ein junger Mann von etwa zweiundzwanzig Jahren saß.

Anfangs glaubte ich, daß es ihr Bruder sei, begriff ich nicht, warum sie, immer nur sie, und niemals ein anderer seinen Wagen schob, hoch über dem Strand, den board walk entlang, bis ich durch einen Freund den beiden vorgestellt wurde.

Sie war seine Verlobte. Mamy hieß sie.

Sie sah mich, als ich, vielleicht ohne es zu wollen, befremdet darüber zu sein schien, daß sie die Verlobte dieses gelähmten jungen Mannes im Wagen sei, mit ihren schönen Augen ernsthaft an. Ich fühlte, daß sie meine Gedanken erraten hatte.

Sie sagte plötzlich ganz ohne Grund etwas sehr Freundliches zu dem Gelähmten, nickte ihm zu und schob das leichte Fuhrwerk weiter, vorsichtig wartend, wenn eilige Menschen des Weges kamen, wie eine besorgte Mutter, die ihren Schatz zum erstenmal im Kinderwagen ausfährt.

Eine Weile blickte ich ihr nach. Dann erzählte mir mein Freund, wie es käme, daß dieser Junge so unglücklich sei.

Eines Morgens, als er auf dem Wege zu seinem in der City gelegenen Bureau war, waren an einer Straßenecke zwei elektrische Wagen ineinander gefahren.

Er stand auf der hinteren Plattform und fiel durch den plötzlichen Ruck mit solcher Gewalt gegen den Motor, daß er sich das Rückgrat verletzte, und eine völlige Lähmung die beinahe unmittelbare Folge war.

Seine Familie prozessierte nun schon seit beinahe zwei Jahren gegen die Straßenbahngesellschaft. Sie hatten 25 000 Dollar Entschädigung von der Straßenbahngesellschaft verlangt, aber der Richter hatte das Urteil noch nicht gefällt.

Am Abend sah ich sie wieder im Zimmer ihres Verlobten, der vollständig angekleidet auf seinem Bett lag.

Er war ein gut aussehender Mensch, mit dunklen Augen voller Glanz.

Das schwarze Haar trug er auf amerikanische Art in der Mitte gescheitelt, ziemlich lang und straff um die bleiche Stirn gebürstet.

Sein Anzug war von elegantem Schnitt, nach der letzten Mode, und er sah so tadellos gepflegt aus, daß einem der Gedanke an einen Unglücklichen garnicht gekommen wäre, sähe man ihn nicht in seinem kleinen Wagen.

Er erzählte, daß seine Beine gelähmt seien, daß es niemals besser mit ihm werden könne, und seufzte; sie aber strich ihm über das Kinn und sagte: „Wenn Gott es will . . . Gott kann alles."

Es gibt Dinge, die man nie vergißt. Ich fühle noch die beklemmende Stille, die in dem Zimmer hing, nachdem sie diese Worte gesprochen, nun, da ich daran denke, still und allein in meinem ruhigen Arbeitszimmer, wo die stille Frau mich mit ihren Rätselaugen anzusehen scheint.

Und da habe ich plötzlich etwas ganz Verrücktes erzählt, etwas über Holland und Europa, und wir lachten alle; aber innerlich empfand ich eine große Trauer um dieses Mädchen, das ihr Leben diesem unglücklichen, schönen jungen Manne weihte, ohne Klage, ja sogar ohne daß sie es auch nur als ein Opfer anzusehen schien.

Solch ein Mitleiden empfand ich, daß ich Tag für Tag in das Hotel ging, um in seinem Zimmer von Dingen zu erzählen, die er niemals sehen würde, da er nicht reisen konnte.

Es entstand ein sehr freundschaftliches Verhältnis zwischen uns, bis wir die steifere Anrede fallen ließen und uns bei Namen nannten.

Eines Tages aber ward es mir plötzlich klar, daß nicht Mitleid allein mich meine Nachmittage in dem stillen Hotelzimmer verbringen ließ.

Sie hatte mich so angeblickt mit ihren traurigen, seltsamen Augen, daß ich sie den ganzen Tag vor mir sah, in dem Menschengewimmel am Strande, an der table d'hôte, in meinem Zimmer, ja sogar des Nachts in meinem Traum.

Ich bildete mir ein, daß sie meine Hand inniger drückte als nötig war, daß sie mir nachblickte, wenn ich an der Front des Hotels entlang auf den Boulevard zurückging, und ich wollte mich nicht verlieben, nicht in sie, die ihr Leben einem andern geweiht hatte, dessen ganzes Dasein sie ausfüllte.

Als ich dann aber wiederkam, nachdem ich ein paar Tage fern geblieben, sah sie mich vorwurfsvoll an.

„Nicht nett von Ihnen, daß Sie fortbleiben!" sagte sie so laut, daß ihr Verlobter es hören konnte. „Ich habe Sie sehr gern, Sie müssen öfter kommen."

Ich fühlte, daß ich errötete, und lachte verlegen.

„Ja wirklich, ich habe Sie sehr gern, weil sie solch Mitleid mit Roy haben."

Und bei diesen Worten ergriff sie meine Hände und zog mich lachend bis dicht vor das Bett, auf dem er lang ausgestreckt lag, bleich und müde, in seinem eleganten Modeanzug.

Digitized by Google

wie ein Boulevarddandy, der während der Mittagstunde seine Siesta hält.

Ich erzählte wieder von Menschen, die auf Holzschuhen gingen, von Bauern aus Friesland, Zeeuwen und Urkers, von Fischerbooten, Deichen und Kanälen, bis die andern Freunde kamen und wir, wie alle Tage, auf seinem Bett eine Partie „Pinochle“ *) spielten.

Zweimal wöchentlich kam der Doktor. Ein junger, robuster Mensch mit rötlichem Haar, der uns ohne Umschweife ersuchte, in den Korridor hinauszugehen, während er seinen Patienten behandelte.

Der Doktor hatte kluge Augen, die hinter sein geschliffenen Brillengläsern glänzten.

Er konnte sehr nett erzählen und spielte oft auch ein Stündchen mit uns; aber wenn wir ihn dann einmal voller Interesse fragten, ob eine Möglichkeit auf Besserung vorhanden sei, ward er sehr ernst und vorsichtig.

„Nein . . . ah . . . ganz besser . . . nein . . . es geschehen zwar noch immer Wunder in der Welt . . . aber ganz besser, nein . . . .“

Wir waren jung und hatten das amüsante Strandleben sehr gern: aber für Roy opferten wir unsere Nachmittage mit Vergnügen. Des Morgens früh schon kamen wir hinaus und suchten das Paar, und halfen Mamy schieben und umringten den kleinen Wagen lachend und schwatzend, um ihn vergessen zu machen, daß er wirklich lahm sei . . . . für immer . . . um nie wieder besser zu werden!

Die älteren Badegäste blieben mit einem freundlichen Lächeln stehen, um sich den Haufen lebhafter Jungen anzusehen, die in ihren blauen Röcken und weißen Hosen, weißen Schuhen und Strohhüten mit blau-weiß-blauen Bändern den weißen Wagen umringten, in dem ihr schöner, elegant gekleideter Freund von dem Mädchen mit den traurigen Augen gefahren wurde.

Eines Abends — es war sehr warm gewesen, und die Tageshitze hing noch in der Stadt — gingen Mamy und ich spazieren.

Roy hatte es gewünscht.

Wir gingen über den belebten Boulevard, an den chinesischen Teebuden, an den Pieren und den Hotels entlang, aus denen Musik erscholl — und waren merkwürdig still, jedes von seinen eigenen Gedanken erfüllt.

Schweigend gingen wir weiter, bis wir an das Ende des Boulevards gelangten; dann schritten wir langsam die kleine Treppe hinab, die zum Strande führte.

Gierig sog die See die Stadt ein. Das Wasser strömte unter den hölzernen Damm.

Sie raffte ihr Kleid, sodaß ich ihre hübsch geformten Beine sah, weiß in den weißen Strümpfen, und sich scharf abhebend von dem in der Dunkelheit des Abends beinahe schwarzen Sande.

„Wir wollen uns hierhin setzen,“ sagte sie, „ich habe das Meer am Abend so gern.“

Ich nahm mein Taschentuch und breitete es über einen Korb, der umgestülpt am Strande stand.

Nachdem sie eine Weile vor sich hingestarrt hatte, begann sie plötzlich über Roy zu sprechen.

„Er wird immer lahm bleiben, immer, nicht wahr?“

„Ich weiß es nicht,“ log ich, obgleich der Doktor erst heute wieder gesagt hatte, daß auf Genesung nicht zu hoffen sei. „Man kann es nie wissen . . . es ist solch eine eigentümliche Krankheit.“

Sie schlug mit den hübsch geformten Füßchen gegen den Korb, als denke sie an etwas, das sie nervös machte.

„Ich habe ihn so lieb . . . so furchtbar lieb . . . und ich glaube auch, daß es ihm besser gehen wird. Ich würde es so entsetzlich finden, wenn es nicht geschähe . . . das Wunder . . . es ist so furchtbar, gelähmt zu sein fürs ganze Leben.“

„Ja“, sagte ich gedankenlos.

„Woran denken Sie denn eigentlich?“ fragte sie, und es klang etwas wie Innigkeit aus ihren Worten.

Ich fühlte, daß mir die Tränen in die Augen traten, und sagte, halb unbewußt:

„Für Sie ist's am schlimmsten, Mamy . . . für Sie . . . wenn er immer lahm bleibt. Wissen Sie auch wohl, was das heißt, mit einem gelähmten Mann sein Leben verbringen?“

Sie seufzte und antwortete:

„Ja, ich weiß es, ich habe darüber nachgedacht.“

Aus der Ferne erklang Musik. Die gierige See leckte am Strande.

„Sind Sie stark genug, Mamy? Das Leben ist lang. . . Ein ganzes Leben mit einem gelähmten Mann!“

Sie ließ sich langsam vom Korbe gleiten, ergriff meine Hand und sagte:

„Ja.“

Mir schien es, als sei sie ihrer selbst nicht ganz sicher.

Dann gab ich ihr einen Kuß, und sie ließ es willig geschehen, daß ich sie küßte, das Blondköpfchen an meine Schulter gelehnt, die Augen geschlossen, den kleinen Mund halb geöffnet

Nach einer Weile, gleichsam erschreckt über das, was geschehen war, sagte sie hastig: „Kommen Sie hinauf! sehen Sie mal, die See! wir werden naß! Schnell, schnell!“

Eilig trippelte sie zu der kleinen Treppe, stieg die ausgetretenen Stufen hinauf, bis sie wieder auf dem Boulevard stand.

Dann sagte sie mit seltsamer Stimme, während sie in ziemlichem Abstand von mir ging:

„Wir gewinnen den Prozeß, ich werde ihn selbst in den Gerichtssaal fahren. Ich selbst. 25 000 Dollar! Wir haben das Geld nötig, wissen Sie. Dann heiraten wir — Roy und ich — der Doktor sagt, daß wir gewinnen müssen. . . . . Dann gründet er in Philadelphia ein Geschäft.“

Ich sagte nichts, erstaunt über ihre Veränderung

„Glauben Sie, daß wir gewinnen?“

„Ich weiß es nicht“, antwortete ich, halb abwesend.

Allmählich kamen wieder Menschen hörten wir die Musik immer lauter und lauter.

Die See schlug mit Gewalt gegen die Stützpfähle des hölzernen Boulevards.

„Wenn Gott es will“, sagte ich, „so kann ein Wunder geschehen.“

Sie lehnte sich über die hölzerne Brüstung und blickte auf die donnernden Wogen.

„Gott ist stark, sehen Sie sich nur die See an!“

. . . . . .

Vor dem Hotel reichte sie mir flüchtig die Hand. Es war, als sei etwas Feindliches zwischen uns getreten.

Ein paar Tage darauf waren die Ferien vorüber, und ich ging nach Philadelphia zurück.

* * *

Wenige Monate später erzählte mir mein Freund, daß Roy seinen Prozeß gewonnen habe. Fünfzehntausend Dollars hatte er bekommen.

Mamy hatte ihn in den Gerichtssaal begleitet.

Ich wußte nicht warum, aber plötzlich dachte ich wieder an ihre Augen.

Die hatten sogar den Richter weich gestimmt.

Ihre seltsamen Mona Lisa-Augen!

Viel später, als ich im Begriff war, nach Europa zurückzukehren, saß ich eines Tages in einem Café der Marketstreet, den Kopf voller Gedanken an allerhand Kleinigkeiten, die ich vor der Abreise noch zu erledigen hatte. Ich fühlte eine Hand auf meiner Schulter und hörte hinter mir jemand vergnügt sagen:

„Hallo, Bill!“

Ich schaute mich um und sah einen hübschen, jungen, elegant gekleideten Mann neben einer blühenden, jungen Frau, ganz in Weiß.

„Roy!“ sagte ich, und aus meiner Stimme sprach nur Staunen.

„Ja, ich bin's, ganz geheilt!“ sagte er. „Sagen Sie nichts zu meiner Frau?“

Ich drückte ihr verlegen die Hand.

„Ich habe jetzt ein eigenes Geschäft. Sie wissen doch, ich habe den Prozeß gewonnen!“

*) Ein amerikanisches Gesellschaftsspiel.

Digitized by Google

„So! . .“ sagte ich.

Sie sah mich ernsthaft an und sagte mit leichtem Spott in der Stimme:

„Das Wunder ist geschehen.“

Wir unterhielten uns noch eine Weile, dann gingen sie fort, elastischen Schrittes, ein Stückchen jungen, lustigen Lebens in der bunten Straße.

Und ich dachte an Augen, an Seelenspiegel, an ihre seltsamen traurigen Augen, und an die des Doktors. — —

Kluge Augen, die hinter fein geschliffenen Brillengläsern glänzten.

War das denn alles Komödie gewesen?

War das Wunder kein Wunder?

Ihre Aufopferung nur Berechnung?

Mit meinen Gedanken in Amerika, blickte ich auf die Photographie an der Wand.

Die Augen suchen mich noch — die Augen von Monna Lisa — und Mamy.

Rotterdam. Willem Schürmann.

Hans Sittenberger: Grillparzer. Sein Leben und Wirken. (Geisteshelden Bd. 46.) E. Hofmann & Co., Berlin 1904, 230 S. 8°.

Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle. Mit welch boshafter Ironie das Schicksal diesen Spruch bisweilen vollziehen kann, davon haben wohl wenige eine so bittere Erfahrung gemacht wie Grillparzer, der einst mit berechtigtem Selbstgefühl erklärt hatte, er halte sich „trotz allem Abstande für den Besten, der nach Goethe und Schiller gekommen ist“. Bei der Feier seines 80. Geburtstages wurde er mit begeisterten Huldigungen bedacht: „Der hundertste Teil von dem, was sie mir jetzt wohlwollend antun“, meinte der Greis, „hätte mich in meinen jungen Jahren ermuntert und zu neuer dichterischer Arbeit aufgemuntert, die mir zur Ehre, dem österreichischen Volke zur Freude gereicht hätte.“ In seiner Selbstbiographie, die beinahe bis an den Zeitpunkt reicht, da ihm seine Kraft im rüstigsten Mannesalter versiegt und sein Dichtermund wenigstens vor der Oeffentlichkeit sich schließt, schreibt er dies vorzeitige Verstummen bekanntlich den elenden Verhältnissen Oesterreichs zu. „Andere haben es ihm nachgesagt“, bemerkt der Verfasser der vorliegenden Biographie, in der er seinerseits den Beweis zu führen unternimmt, daß die Ursachen von Grillparzers allzufrühem Zurücktreten von der Dichterlaufbahn „in ihm selbst, in der unseligen Zwiespältigkeit seines Wesens gelegen, die ihn von dem Taumel der Begeisterung in den tiefsten Abgrund des Ekels warf“. Dem Verfasser ist Grillparzer vor allen Dingen ein psychologisches Problem, seinen Lebenslauf zeichnet er als die Entwicklung einer seelischen Anomalie, die schon im frühesten Jugendalter kenntlich war und mit zunehmenden Jahren an Stärke so zunahm, daß sie ihm schließlich zum Verhängnis wurde. Es habe dies, meint der Verfasser, in der Unfähigkeit bestanden, „sich auf der Höhe seiner selbst zu halten und in jedem Augenblicke ganz das zu sein, was er war: nur im Momente der aufs höchste gesteigerten Empfindung sammelten sich alle Kräfte seiner Seele zu einer Einheit; wie andere Leute Krankheitsanfälle haben, so hatte er gleichsam Anfälle von kraftstrotzender Gesundheit, aber sie erschöpften sich bald und dann trat ein Rückschlag ein . . . . . was die Begeisterung herrlich geeint hatte, wirkte nun feindlich gegeneinander — das Gefühl fand sich von dem nüchternen Verstande verletzt, der aber schalt das Gefühl gaunlerisch und treulos“. Mit unbestreitbarem Geschick hat der Verfasser diese seine Auffassung das ganze Buch hindurch zu veranschaulichen verstanden, und daß er damit das Innenleben des Dichters für sich genommen vollauf richtig wiedergegeben, steht über allem Zweifel. Immerhin fragt es sich doch sehr, ob nicht der Verfasser, von dem Gelingen seiner Darstellung bestochen, dies persönliche Element bei Grillparzer gar zu sehr gegen die mitwirkenden äußeren Umstände überschätzt hat. An der Hand der äußeren Schicksale von Grillparzers Bühnendichtungen bis zu seinem vorzeitigen Rücktritt von dem öffentlichen Wirken muß man zur Einsicht gelangen, daß gerechte und wohlwollende Würdigung seiner Leistungen dem Autor über die Verstimmungen, die ihn unvermeidlich nach überstandenen Dichtungswehen befielen, wesentlich hinweggeholfen haben würden. Eben das blieb ihm hartnäckig versagt. Statt hingebender und mitfreudiger Beteiligung der Theaterbesucher an seinen Werken, ward ihm diese vorweggenommen durch die unberufenste und anmaßendste Kunstkrittelei, nachdem er es zuvor meist auch mit den widerwärtigsten Zensurschikanen zu tun gehabt. Derlei ist freilich den Zuständen entsprechend, die den Fluch seines Lebens ausmachten. Der große Abstand, der ihn von der Durchschnittsbildung seiner unmittelbaren Mitwelt, die tonangebenden oberen Kreise miteingegriffen, trennte, wurde für ihn um so fühlbarer, weil er, auf den Broterwerb durch Beamtentätigkeit angewiesen, persönlich an den fatalen Polizeistaat selbst geschmiedet war. Dies ist so wenig zu übersehen, daß der Verfasser nicht umhin kann zu äußern: günstige Umstände hätten den Verfall seiner Dichterkraft aufhalten und hinausschieben, sein leicht erschüttertes Selbstvertrauen stärken und beleben können. Und damit wäre von dem „Reichtum, der auf dem Grunde seiner Seele lag“, zweifellos noch mehr zutage gekommen als was ihm ohnehin zu heben vergönnt ward. Unserer Ausstellungen ungeachtet, liest sich das liebevoll geschriebene Buch mit nie nachlassendem Interesse, und an den Beurteilungen der einzelnen Dichtungen wird man das feine Verständnis sowie die überzeugende Beweisführung zustimmend bewundern.

Helsingfors. Wilh. Bolin.

Gottfried Kämpfer: Ein herrnhutischer Bubenroman in zwei Büchern von Herm. Anders Krüger. Hamburg. 1904. Alfred Janssen.

Ein Buch, das im ersten Augenblick einen gelinden Schrecken wachruft. Als könnte nämlich der „Roman unserer Zeit“ Götz Krafft Nachfolge gefunden haben; ja wohl gar überboten sein; denn in einem leidlich dicken Band — 507 Seiten! — kommt Gottfried Kämpfer eben nur bis zur Schwelle der Universität, es wäre also Raum für noch mehr Bände, als uns von Götz Krafft bestimmt droben. Bald erkennt man aber, daß der Niederdeutsche denn doch der reinere und ehrlichere Geist ist. Keinerlei Spekulation auf Lüsternheit oder Aufsehen. Ein wohl geglückter Versuch, die Entwicklung eines begabten, aber ungestümen und leidenschaftlichen Jungen während der eigentlichen Knabenjahre zu schildern. Das geschieht mit einer allzu großen, sagen wir: Gewissenhaftigkeit, oftmals aber auch mit einer sehr tüchtigen Feinheit der Beobachtung und der Seelenkenntnis. Es steckt sichtliche Liebe in der Arbeit: Liebe zum kleinen Helden, der lebendig genug wird und auf dessen fernere Entwicklung man neugierig ist. Liebe zu den Stillen im Lande, von denen man nun schon so lange nichts in der Literatur vernommen hat, als seien die Jünger des frommen Grafen Zinzendorf ausgetilgt vom deutschen Boden; Liebe zu ihrem Erziehungswesen, das, nach Krügers Darstellung, besonders in Girdein sehr danach angetan sein muß, wirkliche Männer zu bilden. Hübsch, bei manchen sprachlichen Umständlichkeiten, ist die Schilderung schlesischer Landschaft; sehr hübsch und fein die Darstellung einer Pennäler-Liebschaft. Da kommt sogar, freilich sehr schüchtern und leise, eine Art unfreien Humors zum Vorschein, der sonst Krügers Sache nicht ist. Eine Menge Figuren, besonders unter den Lehrern von Girdein — alle gesehen, aber häufig eben nur registriert und nicht gestaltet. Sehr viel Sorgfalt ist an den nächsten Freund Gottfried Kämpfers gewendet, einen genialischen Jungen, ganz Sonne und Begabung, der eines frühen und traurigen Todes stirbt. Er vollendet eigentlich Gottfrieds Erziehung: ein richtiger und ein wahrer Gedanke. Denn am meisten bedingen uns doch Altersgenossen in Liebe wie in Haß. Sehr geglückt sind Krüger der Vater und die Großmutter Gottfrieds: sie haften, während man sonst oftmals das Gefühl eines verwirrenden Schattentanzes nicht los wird. Alles in allem: ein Buch, aus dem man manches lernt; das Einblick gibt in Verhältnisse, die sich lang genug behauptet haben, nun aber vor den Forderungen einer neuen Zeit sich auch zu zersetzen beginnen: in ein entlegenes, aber höchst reinliches und anmutendes Winkelchen deutschen Lebens. Verständnis für aufrichtige Frömmigkeit ohne Kopfhängerei spricht daraus. Es fordert manchmal mehr Geduld, als gut ist; schmeckt mehr nach dem Erbauungsbuch, als nach dem Roman wendet sich an die Stillen und Begnügsamen und dankt seine Entstehung minder dem Künstler und seiner Einbildungskraft, als einem getreuen und manchmal nur gar zu gewissenhaften Gedächtnis, das die Fülle der Erinnerungen besser verzeichnet als sichtet und ordnet.

—v—

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 5. Berlin, den 29. Oktober 1904. 22. Jahrgang

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Das baltische Geschwader Rußlands hat seinen Kriegszug nach Ostasien mit einer Tat begonnen, die ihresgleichen bisher nur in Cervantes' Dichterphantasie gefunden hat. Man begegnet in der Nordsee einer harmlosen englischen Fischerflotte und feuert, in der hysterischen Vorstellung, japanische Torpedofahrzeuge vor sich zu haben, toll und blind auf die friedlichen Fischerboote. Die Tod und Verderben speienden russischen Geschosse töten einige Fischer, verwunden eine größere Anzahl und beschädigen mehrere Schiffe. Man hätte annehmen sollen, daß ein solches tragisches Mißverständnis die russische Regierung sofort zu einer ehrlichen Entschuldigung, zum Ersatz alles angerichteten Schadens und zur Bestrafung der des ganz gewöhnlichen Totschlages schuldigen russischen Offiziere veranlaßt haben würde. Statt dessen haben die Russen durch zaudernde und unfaire Behandlung der ganzen Angelegenheit in England eine begreifliche Empörung hervorgerufen und die englische Regierung veranlaßt, energische Vorbereitungen zu treffen, um das baltische Geschwader eventuell direkt zur Verantwortung zu ziehen. Es scheint, als ob die russische Regierung vornehmlich an der von England geforderten Bestrafung der Offiziere Anstoß nimmt und sich um die Erfüllung dieser durchaus gerechtfertigten englischen Forderung durch faule Ausreden herumzudrücken sucht. Welcher Gerichtshof würde Angeschuldigte, die unter ähnlichen Umständen überführt wären, den Tod unschuldiger Mitmenschen veranlaßt zu haben, straffrei lassen? Wenn die russische Regierung nicht von allen guten Geistern verlassen ist, so wird sie das Maß ihrer Ungeschicklichkeiten und Sünden nicht dadurch voll machen, daß sie in einem solchen schreienden Falle die einfachsten Pflichten der Gerechtigkeit außer Augen setzt; oder trifft für sie schon das Wort zu: quom deus perdere vult, prius dementat?

Das preußische Abgeordnetenhaus hat mit der Behandlung der freisinnigen Interpellation über den Fall Mirbach-Hammerstein und der Zentrumsinterpellation wegen der Wahlbeeinflussungen im Saarrevier seine Sitzungen wieder aufgenommen und nach zwei Tagen sich alsbald auf eine Woche vertagt. Der Verlauf der Interpellationsverhandlungen war politisch so unerheblich, daß man das sogenannte hohe Haus deswegen ruhig acht Tage länger in Ferien hätte lassen können.

Der bereits wieder geschlossene württembergische Landtag hat sich noch einen guten Abgang geschaffen durch die Regelung des Religionsunterrichts für Dissidentenkinder. Daß in Württemberg eine starke evangelische Orthodoxie vorherrscht, ist bekannt; ebenso aber auch, daß im Schwabenland eine religiöse Duldsamkeit heimisch ist, die vorteilhaft von der sonst so oft mit kirchlicher Orthodoxie verbundenen Intoleranz absticht. So mag es schließlich nicht weiter verwundern, daß alle Parteien der Abgeordnetenkammer einmütig unter Zustimmung des Kultusministers und der Staatsregierung beschlossen haben, in Zukunft solle jedes Kind auf Antrag des Erziehungsberechtigten ohne weiteres von dem Religionsunterricht entbunden werden, dessen Eltern aus einer staatlich anerkannten Kirche ausgetreten und konfessionslos sind oder einer Sekte angehören, für die kein staatlicher Religionsunterricht in den öffentlichen Schulen erteilt wird. Immerhin verdient diese Einräumung der Gewissensfreiheit in Württemberg besondere Anerkennung in einer Zeit, wo preußische Behörden freireligiöse Gemeinden wie staatsgefährliche Verbindungen behandeln und die preußische Orthodoxie die Forderung von Toleranz seitens der Dissidenten als verwerfliche Gefährdung heiligster Kirchenrechte hinstellt.

In der letzten Wochenübersicht haben wir eines Antrages des Reichstagsabgeordneten Eickhoff für den bevorstehenden Bezirksparteitag der Freisinnigen Volkspartei für Hagen Erwähnung getan. Der Antrag enthielt eine dringende Aufforderung an den Reichstag, „nur solchen Handelsverträgen seine Zustimmung zu geben, die die Exportfähigkeit der rheinisch-westfälischen Industrie, insbesondere der Kleineisenindustrie und Stahlwarenindustrie in Berg und Mark in keiner Weise zu beeinträchtigen geeignet seien". Der Bezirksparteitag hat inzwischen am 23. Oktober in Hamm stattgefunden und hat aus dem Eickhoffschen Antrag eine Resolution gemacht, die dem berühmten Lichtenbergschen Messer ohne Klinge, dem der Griff fehlt, nachgebildet ist. In dieser Resolution werden die verbündeten Regierungen auf das eindringlichste aufgefordert, „dafür Sorge zu tragen, daß durch die neuen Handelsverträge die Exportfähigkeit der rheinisch-westfälischen Industrie in keiner Weise geschädigt oder gar in Frage gestellt werde". Da der deutsch-russische Handelsvertrag, gegen den sich die ganze Eickhoffsche Aktion richtete, bereits zum Abschluß gelangt ist, so nimmt sich diese nachträgliche Aufforderung an die verbündeten Regierungen aus wie Senf nach dem Braten.

Die Bestrebungen, gemeinsame Aktionen aller linksstehenden Elemente gegen die beständig wachsende reaktionäre Gefahr anzubahnen, finden allmählich auch in solchen Kreisen Verständnis, die nach den Behauptungen der Reaktionäre angeblich niemals für solche Gedanken zu gewinnen sein sollen. In Baden hat nicht nur eine sehr gut besuchte Vertrauensmännerversammlung der Deutschen Volksparteien ihre Geneigtheit für ein Zusammengehn aller liberalen Parteien bei den nächsten Landtagswahlen ausgesprochen, sondern auch ausdrücklich erklärt, daß dieses Zusammengehn nicht den Charakter eines

Digitized by Google

„Bundes der Ordnungsparteien" gegen die Sozialdemokratie haben dürfe. Und der Führer der badischen Nationalliberalen, Landgerichtsrat Olkirchen, hat in einer Programmrede in Freiburg ausgeführt:

„Von der Sozialdemokratie trennen uns scharfe prinzipielle Gegensätze. Trotzdem können wir in vielen Fragen, so in den meisten Kulturfragen, Verbesserung des Schulwesens usw., Schulter an Schulter mit derselben kämpfen. Dadurch wird die Sozialdemokratie die Nationalliberalen möglicherweise in gewissen Fällen „als das kleinere Uebel" ansehen, ein Standpunkt, auf den auch wir uns trotz der großen prinzipiellen Gegensätze in gegebenen Momenten ihr gegenüber stellen können. Erfreulich ist es, daß sich zwischen den Demokraten und Freisinnigen einerseits und den Nationalliberalen andererseits ein Verhältnis angebahnt hat, das geeignet ist, die bestehenden Gegensätze bedeutend abzuflachen. Er hoffe, daß aus der prinzipiellen Geneigtheit der Nationalliberalen, bei den Wahlen mit den Demokraten zusammenzugehen, durch das Entgegenkommen der letzteren eine praktische Folge hervorgehe."

Nicht nur die in Freiburg versammelten badischen Nationalliberalen haben diesen Worten zugestimmt, sie haben auch in der nationalliberalen Presse Beifall gefunden. Die Berliner „Nationalzeitung" ist sich der Zustimmung weiter nationalliberaler Kreise sogar so sicher, daß sie den dissentierenden Teil mit „politischen alten Jungfern" vergleichen kann, die „vor Schreck über die freimütigen Ausführungen, die das innerpolitische Verhältnis von Nationalliberalismus, Sozialdemokratie und Zentrum in Baden betreffen, wieder einmal auf den Rücken fallen werden". Daß diese „alten Jungfern" nicht bloß in der nationalliberalen Partei sitzen, ist zwar männiglich bekannt, erhält aber gerade eben eine neue Bestätigung in der Aufregung, mit welcher gewisse Parteiorgane den Beschluß der badischen Sozialdemokratie mitteilen, bei den Landtagswahlen im ersten Wahlgang „alle bürgerlichen Parteien von der äußersten Rechten bis zur demokratischen Linken" zu bekämpfen. Daß der Ton dieser Wahlparole auf den Worten „im ersten Wahlgang" liegt, ist ebenso selbstverständlich, wie die geflissentliche Ignorierung dieses Umstandes — altjüngferlich ist. Daß die Sozialdemokratie gegebenenfalls für Kooperationen mit dem bürgerlichen Liberalismus zu haben ist, hat erst dieser Tage wieder der „Vorwärts" in einem Rückblick auf die preußischen Landtagswahlen bestätigt, und der sozialdemokratische Redakteur Peirotes-Straßburg hat als Diskussionsredner in einer liberalen Versammlung, in der Naumann über „Liberalismus und Sozialismus" sprach, unter lebhaftem Beifall seiner Parteigenossen erklärt: „Wenn die Liberalen eine liberale Politik treiben wollen, so sind die Sozialisten immer dabei, die Reaktion zu bekämpfen, aber die Sozialisten wollen nicht nur die Gebenden sein."

Wie lebhaft außer an den genannten Orten die Annäherungsbestrebungen der liberalen Parteigruppen auch sonst noch gepflegt werden, dafür sei heute nur eine summarische Aufzählung aus der dieswöchigen „Hilfe" auszugsweise zitiert:

„Einen erfreulichen Aufschwung nahm das Vereinsleben in unserer Partei. Die historische Entwicklung, zum Teil auch lokale Gründe, brachten es mit sich, daß die dem Wahlverein der Liberalen angeschlossenen Vereine keinen einheitlichen Namen führen, sondern sich „liberal", „freisinnig", „nationalsozial", „sozialliberal" nennen. Unter allen diesen Namen geschahen bis in die letzte Woche hinein zahlreiche Neugründungen. Daneben wuchsen besonders im Nordwesten, Westen und Süden die Mitgliederziffern. Beispielsweise haben die Vereine in Oldenburg und München ihre Mitgliederzahl mehr als verdoppelt. Auch haben die meisten nationalsozialen Vereine, die vorher beisetze standen, inzwischen die Fusion mitgemacht und zwar gerade diejenigen, die ihr vorher am meisten Widerstand geleistet haben (Jena, Kassel, Mannheim, Marburg). Nicht zum wenigsten mag hier das Vorbild des regen Vereinslebens in den fusionierten Vereinen mitgewirkt haben. Bis auf eine Ausnahme haben sich auch die an einzelnen Plätzen vorher konkurrierenden Vereine des Liberalen Wahlvereins und der Nationalsozialen zusammengefunden.

Die eifrige Tätigkeit der im Liberalen Wahlverein zusammengeschlossenen Organisationen hat die Aufmerksamkeit von solchen Parteigruppen auf uns gerichtet, mit denen ein gemeinsames Vorgehen zweckmäßig erscheint. Vor allem ist hier die Deutsche Volkspartei zu nennen, mit der wir in einzelnen Fragen, aber auch vielfach auf unbestimmte Zeit in ein Verhältnis engeren Zusammenschlusses getreten sind. Die Parteigenossen in Dortmund, Frankfurt, Karlsruhe, Straßburg, Heilbronn, Stuttgart, Würzburg und München haben in diesem Sinne im Interesse der Einheit des Liberalismus gehandelt. Daß auch mit Organen der freisinnigen Volkspartei ein ähnliches Verhältnis möglich ist, wenn auf jener Seite der gute Wille vorhanden ist, beweist ebenfalls eine Anzahl von Einzelfällen. Auch das Verhältnis zu den Jungliberalen hat sich vielfach gebessert. Naumann wurde von ihnen verschiedentlich zu Vorträgen aufgefordert, und unsere politischen Schriften bilden sehr häufig ihr Agitationsmaterial."

Diese Aufzählung gibt zugleich auch ein erfreuliches Bild von der eifrigen politischen Arbeit unserer Parteifreunde und könnte in dieser Beziehung noch erheblich vervollständigt werden; es könnte z. B. auf die Einrichtung von vier Provinzialparteisekretariaten (München, Hamburg, Oldenburg, Elberfeld) hingewiesen werden, welche die Organisation in den ihnen unterstellten Arbeitsgebieten nachdrücklich aufgenommen haben.

Die französische Kammer hat sich mit der beachtenswerten Mehrheit von 88 Stimmen zum erstenmal prinzipiell für die Kirchenpolitik des Ministeriums Combes ausgesprochen. Nicht nur der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zum Vatikan ist durch diese Abstimmung gebilligt worden, sondern auch das Ziel der Trennung von Staat und Kirche. Die Regierungsmehrheit von 88 Stimmen wird noch bedeutsamer dadurch, daß die Kammer mit den Quertreibereien einiger konservativen Republikaner und dissidenten Radikalen kurzen Prozeß machte, indem sie deren Vermittlungsvorschläge glatt ablehnte. Das Ministerium Combes hat also allen Anlaß, einen wirklich glänzenden Sieg seiner Politik zu feiern. Trotzdem wäre es übereilt, schon heute den endgültigen Erfolg der Pläne Combes' als gesichert anzusehen. Zwischen der ersten grundsätzlichen Votierung der Kammer und ihrer letzten Abstimmung über die einzelnen Paragraphen des noch ausstehenden Gesetzes liegt eine weite Wegstrecke, und die zahlreichen klerikalen Gegner werden im Bunde mit ehrgeizigen Ministerstürzern und mit der römischen Kurie nichts unversucht lassen, um die Schwierigkeiten auf diesem langen Wege zu häufen.

Eine politische Burleske, wie sie eben nur in Wien möglich ist, hat sich anläßlich des 60. Geburtstages des Wiener Bürgermeisters und Antisemitenführers Dr. Lueger abgespielt. Der von den christlich-sozialen Parteigängern projektierte Fackelzug mußte polizeilich verboten werden, weil die sozialdemokratische Arbeiterschaft mit einer energischen Gegendemonstration gedroht hatte. Lueger hatte nämlich vor kurzem im Landtage von Nieder-Oesterreich die Teilnehmer am sozialdemokratischen Maifestzuge „Lumpen" genannt und damit heftige Erbitterung in den Arbeitermassen erzeugt. Das polizeiliche Verbot war unter diesen Umständen sicherlich klug und weise. Aber die Christlich-sozialen, in deren Interesse doch vor allem ein friedlicher Verlauf des Geburtstages ihres Oberhäuptlings gelegen hätte, haben das Polizeiverbot sehr übel genommen und eine überaus stürmische Landtagssitzung provoziert, in der es fast zu Tätlichkeiten zwischen Luegerfreunden und Sozialdemokraten gekommen wäre. Schlimmer wurde es am Geburtstage selbst. Da demonstrierten stundenlang rund 30 000 Sozialdemokraten vor dem Wiener Rathaus mit tosenden Pfuirufen und gellenden Pfiffen, mit ohrenbetäubendem Lärm, drohend geschwungenen Stöcken und Schirmen. Daß es bei dieser Gelegenheit zu keinen ernsten Zusammenstößen mit den gleichfalls anwesenden Christlichsozialen kam, ist wohl nur dem maßvollen Verhalten der Polizei zu verdanken. Derartige groteske Späße und lärmvolle Straßenkundgebungen gehören nach Wiener Auffassung nun einmal zum parteipolitischen Handwerk, und gerade die Luegerfreunde haben diese Wiener Spezialität ausgebildet. So hat denn auch diese Burleske dem Einfluß des Antisemitismus in Wien sicher keinen Abbruch getan. Und das Gratulationstelegramm des Papstes, das „dilectissimo filio Lueger" den päpstlichen Segen brachte, hat den Nimbus des großmächtigen Wiener Bürgermeisters noch gesteigert.

* * *

Der Kampf um den preußischen Wohnungsgesetzentwurf.

Der erste allgemeine deutsche Wohnungskongreß in Frankfurt a. M. sollte „ein Vorstoß in der Wohnungsfrage" sein; so formulierte der verdiente und sachkundige Regisseur des Kongresses, Herr von Mangoldt, in einem Aufsatz der „Nation" vom 8. Oktober d. J. die Aufgabe dieser Zusammenkunft. Gewiß es war ein Vorstoß. Es trat zutage, wie außerordentlich groß das Interesse an der Wohnungsfrage ist; der überfüllte große Saal in Frankfurt, das Ausharren der Zuhörer trotz aller Uebermüdung, die die langausgedehnten, anstrengenden Sitzungen brachten, sind einwandfreie Zeugnisse; nicht weniger die erbitterte engherzige Gegnerschaft jener Kongreßbesucher, für die das Problem der Wohnungsfrage in der einzigen Erwägung liegt: Bringt eine Reform uns höhere Erträge aus unserem Hausbesitz oder droht sie unsere Einkünfte herabzudrücken?

Diese Elemente, die Hausagrarier, die in den Städten denselben vulgären Egoismus vertreten, wie die Bündler auf dem Lande, und die mit noch weit platteren Argumenten kämpfen, als jene, sie wußten, was sie taten, als sie so zahlreich und so leidenschaftlich und so zähe sich an den Erörterungen beteiligten. Sie sehen das Schicksal ihrer Politik der Selbstsucht voraus, wenn die Mieter die Bedeutung der Frage, um die es sich handelt, erkennen, und wenn alsdann in unserer demokratischen Zeit die zahllosen, die Mieter sind, sich in Marsch setzen, um ein Ziel zu erreichen, an dessen Erreichung die wenigen, die Vermieter sind, sie hindern wollen. Daß diese Gegensätze scharf zutage traten war nicht vom Uebel.

Unerwünschter war es hingegen, daß ein Subtilitätenjäger auf Grund völlig unzureichender wissenschaftlicher Begründung, seine wissenschaftliche Bedeutung durch die originelle These zu erweisen suchte, daß er dem Kongreß zur Begrüßung auseinandersetzte: wir befänden uns in bezug auf die Wohnungsfrage in der besten aller Welten; — worauf sich alsdann die Kongreßmitglieder erstaunt die Frage vorlegen konnten: Wozu sind wir alsdann hier; und die Antwort des Referenten lautete: Er sei mißverstanden worden. Ein Mißverständnis lag jedenfalls vor. Der Vortragende hatte die Aufgabe des Kongresses mißverstanden. Andere Redner brachten eine Fülle tatsächlichen, wertvollen Materials, sie brachten anregende Gedanken, und schließlich marschierte eine Reihe Mitglieder preußischer Magistratskollegien auf, um ihre Bedenken gegenüber dem Wohnungsgesetzentwurf zum Ausdruck zu bringen.

War dieser Kongreß ein Vorstoß in Wahrheit? Es waren Vorstöße, nach den verschiedensten Richtungen von Gegnern und Freunden des sozialen Fortschrittes unternommen.

Dem hingebenden Förderer des Kongresses, dem ausgezeichneten Philanthropen Charles Hallgarten, dem schon erwähnten Herrn von Mangoldt, dem Vorsitzenden, und dem als Vorsitzenden vielleicht allzu nachgiebigen Prinzen von Schönaich-Karolath und all den Mitarbeitern gebührt aufrichtiger Dank. Der Kongreß brachte Anregungen in Hülle und Fülle; eine unmittelbare praktische Förderung brachte er nicht, und eine solche praktische Förderung wäre nur zu erzielen gewesen, wenn man resolut in den Mittelpunkt der Verhandlungen den preußischen Wohnungsgesetzentwurf gerückt hätte, wenn dieser Entwurf zum Brennpunkt der Verhandlungen gemacht worden wäre, und wenn die preußische Vorlage nicht nur beiläufig zum Ziel der Kritik gedient hätte; ganz überwiegend zum Ziel einer abfälligen Kritik; leider; und dieses leider sage ich, obgleich der Gesetzentwurf die Kritik in hohem Maße herausfordern kann.

Ein schlechter Entwurf, der gerechter Weise die Kritik verlangt, und doch ein Bedauern, wenn diese Kritik sich hören läßt — das scheint ein Widerspruch und ist doch keiner.

Das meiste, was gegen den Entwurf gesagt worden ist, war durchaus zutreffend, und — dennoch!

Ich stimme jenen durchaus zu, die ein Reichswohnungsgesetz verlangen. Eine großzügige einheitliche Behandlung, die den individuellen Bedürfnissen der verschiedenen Teile Deutschlands genügend Spielraum gibt, ist für diese Materie geboten. Und vor allem, wie kann man dazu gelangen, die Wohnungsverhältnisse der Massen eingreifend zu verbessern, ohne die Massen durch ihre Vertreter zu hören. Der Reichstag wäre also der Ort, wo die entscheidende Schlacht geschlagen werden sollte, aber gerade weil nur in diesem Parlament die Gewähr besteht, daß eine Reform großen Stiles in Angriff genommen wird, darum sträuben sich die rückschrittlichen Parteien, die einen aus Egoismus und die anderen aus Partikularismus, hiergegen. Das Zentrum ist widerwillig, die Kompetenzen des Reiches auszudehnen, und die Agrarier werden nie dafür zu haben sein, daß ihnen das Recht, ihre ländlichen Arbeiter elend wohnen zu lassen, verkümmert werde. Ist bei dieser Konstellation und bei der Schwäche der Reichsregierung auf irgend ein greifbares Vorwärtskommen jetzt im Reiche zu rechnen? Gewiß nicht.

Und sollen daher alle Hoffnungen auf lange Zeit begraben werden? Gewiß nicht. Und damit rückt schon der preußische Gesetzentwurf, der neben einer recht erheblichen Anzahl anderer Uebel, die ihm anhaften, auch an dem Grundübel leidet, nicht von Reichswegen eingebracht zu sein, sogleich in eine andere Beleuchtung.

Die Tatsache, daß Preußen einen Schritt vorwärts tun will, und wäre es auch nur ein lahmer Schritt, ist von großer Bedeutung. Diese Absicht des größten Bundesstaates verwirklicht, muß zu weiteren Konsequenzen für Preußen und für das Reich führen.

Wäre der Boden für ein konsequentes Vorgehen das Reich gewesen, auch im Hinblick auf das volkstümliche Reichsparlament, so kann in Preußen nur etwas geschaffen werden, wenn der Entwurf von vornherein die weitgehendste Rücksicht auf das reaktionäre preußische Dreiklassenparlament zu nehmen bereit ist. Das geschah, und gerade der Grund, der die Ausschaltung des Parlaments der allgemeinen Wahlen vor allem erwünscht erscheinen ließ, führte dazu, für die Erwählten des preußischen Dreiklassenwahlsystems eine Vorlage zu machen, die Stadt und Land völlig gegensätzlich behandelt. Ein Wohnungsgesetz in Preußen hat nur einige Aussicht auf Annahme, wenn in den Gefilden des Agrariertums alles beim alten bleibt, und vielleicht, daß die Reaktion zustimmt, wenn sie überdies die angenehme Vermutung hegen kann, daß die Neugestaltung den Städten eine neue Last auferlegt. So betrachtet, wurde der preußische Gesetzentwurf noch am meisten auf dem Frankfurter Kongreß durch die Magistratsvertreter der Städte gefördert, weil sie sich scharf — gegen die Vorlage erklärten.

Und ist schon der preußische Gesetzentwurf Stückwerk in Rücksicht auf die Zusammensetzung des preußischen Parlaments, so wird seine Ausgestaltung noch unerfreulicher in Rücksicht auf die Zusammensetzung der großen Masse der preußischen Kommunalparlamente.

Im preußischen Abgeordnetenhaus die Herrschaft der Reaktion und in den preußischen Kommunen, wenn nicht die Herrschaft, so doch ein sehr starker Einfluß der Hausbesitzer; sie stellen auf Grund der preußischen Städteordnung die Hälfte aller Stadtverordneten, und die Hausbesitzer erweisen sich als ebenso weitherzig wie die Agrarier draußen im Lande. Frankfurt brauchte hierfür nicht erst den Beweis zu erbringen. So wagte die Regierung nicht, den städtischen Hausbesitzern die Ausführung eines Wohnungsgesetzentwurfes in die Hand zu legen.

Eine starke Regierung hätte die Entscheidung im Reichstage herbeigeführt; eine schwache Regierung, die sich auf Preußen zurückzog, war gezwungen, eine Halbheit an die andere anzugliedern, und da sie natürlich auch nicht die Kraft in sich verspürt, das Wahlrecht in den Kommunen zu modernisieren, so blieb ihr nichts übrig, als den städtischen Vertretungen, denen sie bei ihrer heutigen Zusammensetzung in dieser Frage mißtraute, die Staatsverwaltung, insonderheit die Polizei auf die Nase zu setzen.

Um in einer Frage von hoher Bedeutung einen sozialen Fortschritt machen zu können, für den die politischen Voraussetzungen in den kompetenten Körperschaften fehlen und für den die politischen Voraussetzungen zu schaffen, die Regierung zu schwächlich ist, wird die Selbstverwaltung durch Polizeibevor-

Digitized by Google

mundung weiter eingeengt. Wie könnte es anders sein bei dieser Lahmheit, bei dieser Willenslosigkeit der Regierung, die vor allem administriert, und die regiert nur insoweit, als das ohne ein festes Programm und ohne große Ziele und bei ihrer ruheseligen Vorliebe für Halbheiten geschehen kann.

Hier liegen die Hauptfünden des Entwurfes.

Der Ortspolizeibehörde wurden zu ihren bisherigen Befugnissen, die sich aus dem Gesetz vom 2. Juli 1875, betreffend die Anlegung und Veränderung von Straßen und Plätzen in Städten und ländlichen Ortschaften herleiten lassen, weitere neue Rechte eingeräumt „in Rücksicht auf das Wohnungsbedürfnis".

In dieser Erweiterung der Befugnisse der Polizei, die nunmehr auch das Wohnungsbedürfnis der Bevölkerung in ihre Obacht zu nehmen hat, liegt em Kernpunkt des Gesetzes. Die Polizei kann, gestützt auf obiges Recht, die Festsetzung von Fluchtlinien; sie kann unter gewissen Voraussetzungen die Fertigstellung von Ortsstraßen verlangen; sie soll auf die Anlage von Plätzen, Gartenanlagen, Spiel- und Erholungsstätten hinwirken; sie soll dafür sorgen, daß neben breiten Verkehrsstraßen Straßen von geringerer Breite für das Wohnungsbedürfnis angelegt werden; sie soll auf die Festsetzungen der Bauordnungen entsprechend einwirken, oder kurz zusammengefaßt: die Polizei soll für eine zweckmäßige Erschließung und zweckmäßige Bereitstellung des Baugeländes sorgen, damit den Ansprüchen der Bevölkerung, gut und gesund zu wohnen, so ausgiebig wie irgend möglich Rechnung getragen werden kann. Lauter Bestimmungen, die an sich zweckmäßig und gut sind, die man aber in die Hand der Polizei legte, weil man fürchtete, daß die städtischen Verwaltungen, wie sie heute zusammengesetzt sind, in zu hohem Grade die Interessen der Hausbesitzer und in weniger hohem Grade die Interessen der Massen in Rücksicht nehmen würden. Und diese Rechte, die die Polizei erhält, sind zum Teil zugleich von weittragender finanzieller Bedeutung für die Gemeinden.

Die Polizei erhält weitere Befugnisse. Für Gemeinden und Gutsbezirke mit mehr als 10000 Einwohnern müssen — für kleinere Gemeinden können — im Wege der Polizeiverordnung allgemeine Vorschriften über die Benutzung der Gebäude zum Wohnen und Schlafen erlassen werden. Ueber die Wohn- und Schlafräume, auch Küchen im allgemeinen; über die Beschaffenheit der Mietwohnungen, über die Schlafräume der Dienstboten und Gewerbegehilfen, über die Aufnahme von Chambregarnisten, Einliegern, Schlafgängern werden Bestimmungen getroffen, deren Tendenz absolut zu billigen ist, wenngleich im einzelnen die Bestimmungen natürlich der Diskussion unterliegen. Freilich wären alle diese nützlichen Festsetzungen gänzlich wertlos, wenn nicht ihre Beobachtung überwacht würde, und hier eine weitere Zwiespältigkeit des Gesetzes; während die Polizei die dekretierende Behörde ist, liegt die Wohnungsaufsicht in der Hand der Gemeindebehörden.

Zusammenfassend kann man sagen: die Absichten der Regierung sind im großen und ganzen durchaus zu billigen; aber zu großen Bedenken muß es Anlaß geben, daß die Polizei mit Aufgaben belastet wurde, die die Gemeindebehörden erfüllen müßten, — wenn sie so zusammengesetzt wären, wie sie in unseren modernen Tagen zusammengesetzt sein sollten. Gewiß: in den großen Städten ist die öffentliche Meinung stark genug, um, sobald Fragen von allgemeinem Interesse aufgeworfen werden, auch den Einfluß der Hausbesitzer auf ein gebührendes Maß zurückzustauen; in kleinen Kommunen ohne entwickeltes öffentliches Leben, ohne eine starke Presse, da allerdings könnten üble Erfahrungen in Aussicht stehen. Es ist also evident, daß man logischerweise mit einer Aenderung des Wahlmodus für die Stadtparlamente hätte beginnen müssen, wollte man nicht zu schiefen gesetzgeberischen Konstruktionen gelangen.

Es ist ganz unzweifelhaft, daß schon durch die Bestimmungen des Gesetzentwurfs über die Erschließung des unbebauten Geländes in der Umgebung der Städte, daß ferner durch die Gestaltung der Baublöcke, durch die unterschiedliche Breite der Straßen die Vorbedingungen für eine bessere Wohnungsgelegenheit der ärmeren Bevölkerung geschaffen werden. Aber doch nur Vorbedingungen in gewissem Umfange. Man muß sich sagen, daß, wenn dieses Gesetz aus den zum Wohnen ungeeigneten Wohnungen die Mieter hinaustreibt, daß wenn es aus den überfüllten, aber zum bleibenden menschlichen Aufenthalt geeigneten Räumen wenigstens einen Teil der Insassen hinauspreßt, daß alsdann genügende Vorsorge getroffen werden muß, um diesen zunächst obdachlosen Elementen Unterkunftsstätten bereitzustellen. Und der Gesetzentwurf tut dies — wenigstens in der Tendenz zweckentsprechend — dadurch, daß er direkt anreizt, Gebäude für Minderbemittelte zu errichten.

Die sogenannten Anliegerbeiträge, die Beiträge der Hausbesitzer für die Herstellung der Straßen und für ihre erste Unterhaltung sollen „höchstens" bis zu drei Vierteilen erhoben werden in dem Falle, wenn es sich um die Errichtung solcher Wohngebäude handelt, „welche vorwiegend dazu bestimmt sind, minderbemittelten Familien gesunde und zweckmäßig eingerichtete Wohnungen zu gewähren". Häuser mit dieser Zweckbestimmung können auch bevorzugt werden „bei der Festsetzung von Gebühren für Kanalbenutzung, Wasserbezug, für Genehmigung von Neubauten, Umbauten oder anderen baulichen Herstellungen sowie bei der Heranziehung zur Steuer vom Grundbesitz". Also eine bestimmte Klasse von Baulichkeiten müssen resp. können Erleichterungen in bezug auf die Steuerbelastung erfahren. Hier wird einer gesunden Sozialpolitik der Kommune ein breiter Spielraum gewährt.

Der Antrieb, Wohnungen der oben bezeichneten Art herzustellen, ist ein doppelter. Der Erbauer ist sicher, Mieter zu finden, denn aus den zum Wohnen ungeeigneten und aus den überfüllten Wohnungen werden Mieter hmausgeschafft, die sich nach einem neuen Heim umsehen müssen, und es wird überdies gewissermaßen eine Prämie daraufgesetzt, gerade für diese Wohnungssucher Häuser zu erbauen, eine Prämie, indem die steuerliche Belastung der für solche Zwecke errichteten Baulichkeiten je nach Bedürfnis ganz wesentlich erleichtert werden kann. Es ist auch ausgeschlossen, daß diese Bevorzugung überwiegend in die Taschen der Spekulanten fließen kann, weil in erster Linie gemeinnützigen Baugenossenschaften und gemeinnützigen Aktiengesellschaften und verwandten Unternehmungen das Gesetz zugute kommen soll; durch die Konkurrenz dieser Unternehmungen, die auf den größtmöglichen Gewinn statutenmäßig nicht hinarbeiten dürfen, wird auch der rein spekulativen Bautätigkeit für ein Hinaufschrauben der Mieten die Grenze gezogen.

Auf diese Weise kann es zuwege gebracht werden, daß je nach Lage der allgemeinen Verhältnisse in einer Stadt die Wohnungen der Armen besser und billiger oder doch besser und nicht teurer werden. Und auch dies letztere wäre schon ein ungeheurer Fortschritt.

Unsere heutige Kultur ist ganz wesentlich eine Kultur, die sich innerhalb der vier Wände der Wohnungen aufbaut. Unsere Familie ist nur denkbar in den Räumen einer Wohnung. Damit ist die gesamte natürliche Struktur des heutigen Staates — es ist das keine Uebertreibung — in gewissem Umfange beeinflußt von der Beschaffenheit der Behausungen; und wiederum das Verhältnis des Individuums zum Individuum im Staate ist vor allem bedingt durch unseren heutigen Eigentumsbegriff, und wiederum ist unser heutiger Eigentumsbegriff — was das mobile Eigentum anbetrifft ganz sicher — gebunden an einen Raum, der das umschließt und absondert, was uns gehört. Unsere Moral und unsere geistige Ausbildung tragen in erheblichem Umfang den Stempel der Räume, in denen wir aufgewachsen. Unsere Gesundheit und Kraft — so oft das einzige Kapital der Armen — wird bewahrt in einer guten, zerstört in einer schlechten Wohnung. Die Individualität wird zur Individualität in der Wohnung, und es sind schließlich doch meist nur Einflüsse geringerer Stärke, die Schule und die Kaserne, Theater, Versammlungen und öffentliches Leben, durch welche in der Oeffentlichkeit die Wirkung der Massen auf den einzelnen Platz greift. Nur die Fabrik ist auszunehmen; sie wurde in der Tat die Heimstätte, wo die dem Individualismus entgegengesetzte Weltanschauung unserer Tage zur Entfaltung gelangte, — der soziale Kollektivismus. Auf dem Ausgleich dieser beiden Weltanschauungen beruht unsere Zukunft, und jene, die der Ansicht sind, daß die Blüte der Menschheit auf der Ausbildung des Individuums als Individuum beruhen wird,

Digitized by Google

die müssen die Vorbedingung für diese Ausbildung schaffen, den Boden, auf dem allein Individuen wachsen können: das abgegrenzte, menschenwürdige Heim. Eine Nation, in der ein kleiner Teil der Bevölkerung die Kultur der Wohnung genossen hat, und eine große Masse dieser Kultur gänzlich fremd gegenübersteht, ist keine Einheit; sie repräsentiert Gegensätze, die so gefährlich sind wie die Gegensätze unabhängiger Staaten mit widerstreitenden Interessen gegeneinander.

Der Schwierigkeiten, die bei uns bestehen, Herr zu werden, ohne daß die Gesetzgebung die Wege ebnete, war unmöglich. Die gemeinnützigen Bestrebungen haben als Pioniere ausgezeichnetes geleistet; sie konnten wohl den Sinn der Bevölkerung für ein besseres Wohnen beleben und heben; um die Bedürfnisse zu befriedigen, dazu reicht die Privatinitiative, ohne daß die Gesetzgebung die Vorbedingungen schafft, nicht aus.

Der Gesetzentwurf, der heute vorliegt, ist gewiß mit schweren Schäden behaftet, und diese Schäden sollten nach Möglichkeit noch aus dem Entwurf hinausgebracht werden. Aber wenn er durch die kurzsichtige Opposition der Hausbesitzervereinigungen, durch die nicht unberechtigte Opposition der kommunalen Vertretungskörper, durch die soziale Gleichgültigkeit der reaktionären Parteien begraben werden sollte, so wäre das in hohem Grade vom Uebel, und vom Uebel gerade vom Standpunkt jener, die zu dem mächtigen Strom kommunistischer Anschauungen, den die Fabrik erzeugt, einen nicht minder mächtigen Strom individualistischer Anschauungen hinzugesellen möchten, der von jedem Heim, das diesen Namen verdient, gespeist wird.

Der Frankfurter Kongreß hat gezeigt, mit welcher Anteilnahme das deutsche Volk diese Frage von hoher Bedeutung verfolgt. Wenn die öffentliche Anteilnahme wach bleibt, kann vielleicht der preußische Gesetzentwurf in seinen wesentlichen Teilen gerettet werden; er bedeutet trotz allem einen großen Schritt vorwärts, und ein Schritt, den der größte deutsche Bundesstaat tut, hat seine Wirkung für ganz Deutschland, auch für jene Teile, die sich in dieser Frage noch garnicht regten.

P. Nathan.

Ein politischer Fortschritt im Reichsland.

Der 18. Oktober 1904 ist ein bedeutungsvoller Tag in der Geschichte unseres parlamentarischen Lebens geworden. Der liberale Verfassungsantrag der Abgeordneten Goetz, Riff, Blumenthal und Gen. ist an diesem Tage, nachdem die Debatte am 5. Mai — dem letzten Tage des Sessionsabschnitts — wegen Beschlußunfähigkeit abgebrochen worden war, in namentlicher Abstimmung in seinem ersten Teil einstimmig, in seinem zweiten mit der starken Mehrheit von 32 gegen 12 Stimmen angenommen worden. Sein Wortlaut ist folgender:

„Die Regierung möge beim Reichskanzler vorstellig werden, den gesetzgebenden Körperschaften des Reichs einen Gesetzentwurf vorzulegen, wonach

1. die Verfassung des Deutschen Reichs sowie die Verfassung Elsaß-Lothringens dahin geändert wird, daß Elsaß-Lothringen zu einem Bundesstaat erhoben und den übrigen Bundesstaaten verfassungsrechtlich vollständig gleichgestellt werden soll,

2. die auf Grund dieser neuen Verfassung einzuführende Volksvertretung aus dem allgemeinen, direkten und geheimen Wahlrecht hervorgehen soll."

Den Lesern der „Nation" ist der Aufsatz über die elsaß-lothringische Verfassungsfrage in Nr. 5 des vorigen Jahrgangs wohl noch in der Erinnerung. Damals stand der Antrag Krafft und Gen. zur Diskussion, der sich in weit bescheidenerem Rahmen bewegt hatte. Dort war gewünscht worden die Ausschaltung des Reichstags, die Erhebung des Landesausschusses zu einem Landtag, die Verleihung des Stimmrechts im Bundesrat bei Beratung elsaß-lothringischer Angelegenheiten. Von einer Wahlrechtsänderung war mit keiner Silbe die Rede. Welch ein Fortschritt lag demgegenüber schon in der Formulierung des liberalen Antrags an sich! Da wurde kurzerhand die völlige Gleichstellung des Reichslandes mit den Bundesstaaten gefordert, da wurde ferner für die Volksvertretung des neuen Bundesstaats das allgemeine Wahlrecht verlangt, über das sich der Antrag Krafft vielsagend ausgeschwiegen hatte!

Ist dies schon ein deutliches Zeichen des neuen politischen Lebens, das die Parteibildung mit sich gebracht hat, zugleich der Entschiedenheit, mit der die Liberale Landespartei für politischen Fortschritt einzutreten gesonnen ist, zeigt das Ergebnis der Abstimmung selbst in noch viel höherem Grade, wie der scharfe Zugwind einer neuen Zeit durch die Fenster des Hauses am Kaiserplatz eindringt und den alten Moderduft des patriarchalischen Geschäftsparlaments vertreibt. Noch sucht man sich abzusperren, will man von Fraktionsbildung innerhalb des Landesausschusses nichts wissen, aber man vermag es schon nicht mehr, sich den Wünschen, die draußen im Volk laut werden, zu verschließen, man muß es lernen, wohl oder übel, sich als Volksvertreter zu fühlen und erinnert sich daran, daß man irgendwie doch mit Hilfe der Stimmen des Volkes zu seinem Mandat gekommen ist und darum gegebenenfalls auch um sein Mandat kommen kann. Aus diesen Erwägungen heraus erklärt sich die stattliche Anzahl von 32 Stimmen, die sich für das allgemeine Wahlrecht ausgesprochen haben, über das noch nie eine Diskussion größeren Stils im Landesausschusse stattgefunden hat, von dem die Mehrheit noch vor einem Jahre nichts hätte wissen wollen, und das nun beim ersten Anhieb eine stattliche Mehrheit gefunden hat.

Die Parteipolitiker traten allesamt unterschiedslos für den Antrag ein, hinter dem also alle Parteien und damit die gesamte politisch interessierte Bevölkerung steht. Daran kann kein Einsichtiger zweifeln. Graf Bülow weiß nun, was wir Elsaß-Lothringer wollen, und Herr v. Köller wird vergeblich an dem Ergebnis dieser Abstimmung zu rütteln und zu deuteln versuchen. Von den Abgeordneten aber, die gegen das allgemeine Wahlrecht gestimmt haben, wird mancher sein Nein mit seinem Mandat bezahlen müssen. Und das Dutzend, das in die Gänge sich geflüchtet, um der bangen Entscheidung zwischen Regierungs- und Volksgunst aus dem Wege zu gehen, wird das Wohlwollen des leitenden Staatsmannes nicht davor bewahren können, daß es die Abstimmung „nachholen" muß, wenn die Stunde gekommen ist, da die Wähler ein Wörtlein darein zu reden haben. Und so ist mit Sicherheit vorauszusehen, daß mit jeder Neuwahl die Mehrheit zunehmen wird, die für das allgemeine Wahlrecht eintritt, und die Minderheit abnehmen wird, die mit dem Staatssekretär der Meinung ist, daß das jetzige Wahlrecht besser ist als das allgemeine, und die die parlamentarische Schutztruppe des Herrn v. Köller bilden sollte, der am 5. Februar 1902 im Landesausschuß erklärt hat: „Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß . . . die Einführung des allgemeinen direkten Wahlrechts für den Landesausschuß während meiner Dienstzeit nicht stattfinden wird." Damals mochte mancher der alten Députés, denen der neue Geist so unbehaglich ist wie die neue Zeit unverständlich, erleichtert aufgeatmet und sich sicher auf seinem Ehrensitz gefühlt haben, heute ist das ein leidiger Trost, wenn sie den Abfall in ihren eigenen Reihen überblicken, und das Häuflein der alten Garde, die sich so gern zu ergeben pflegte, immer mehr zusammenschmelzen sehen.

Das war mit Sicherheit vorauszusehen, daß mit dem Erwachen des politischen Lebens die demokratische Grundstimmung des Elsässers sofort hervorbrechen und ihr Gegensatz gegen das preußische System aristokratisch-patriarchalischer Bevormundung zutage treten würde. Aber daß diese Wendung so rasch im Landesausschuß selbst durchbrechen würde, hatte man doch nicht erwartet. Mit um so größerer Genugtuung stellen wir es darum fest und betonen, daß die entscheidende Anregung zu diesen wichtigen Verhandlungen von der jungen Liberalen Landespartei ausgegangen ist.

Noch ist aber ein Schritt zu tun, um eine völlig klare Situation zu schaffen. Im jetzigen Antrag ist die Reform des Wahlrechts als integrierender Bestandteil der Verfassungsreform

Digitized by Google

überhaupt gedacht. Ziffer 2 hängt aufs engste mit Ziffer 1 zusammen. Nun steht es aber fest, daß die im ersten Teil des Antrags geforderte Reform auf große staatsrechtliche Schwierigkeiten im Bundesrat stoßen wird, weil sie seine jetzige Zusammensetzung, die Reichsverfassung selbst berührt. Die Frage ist, ob wir mit der Wahlrechtsreform warten können, bis ein günstiger Stern uns die Verfassungsreform großen Stils beschert. Ich glaube es nicht. Aktuell und brennend für uns praktische Politiker ist die Frage der Wahlrechtsreform, denn Landtagswahlen im Vollsinne des Wortes, die wir jetzt nicht haben, sind für die Entwicklung des politischen Lebens und die Erhaltung des politischen Interesses von geradezu grundlegender Bedeutung. Mit den Reichstagswahlen allein ist es nicht getan. Die Wahlrechtsreform kann aber ohne jede Aenderung der Reichsverfassung unter der jetzigen Verfassung durchgeführt werden und muß darum als aktuelle Forderung für sich aufgestellt und als solche von der Mehrheit des Landesausschusses anerkannt werden. Der Augenblick, einen diesbezüglichen Antrag einzubringen, wird wahrscheinlich sehr bald gekommen sein. Einstweilen wollen wir die Stellungnahme von Reichskanzler und Bundesrat abwarten, die in Bälde herbeizuführen, ein besonderes Anliegen der Landesregierung sein muß, wenn auch die Neigung in diesem Falle der Pflicht widerstreiten dürfte. Das muß sich die Regierung jedenfalls sagen: Von der Tagesordnung wird diese Frage nicht mehr verschwinden. Dazu sind wir schon zu gute Süddeutsche, als daß wir in diesem Punkte hinter unseren Nachbarn länger zurückstehen könnten oder wollten.

Straßburg. Georg Wolf.

Diplomat und Staatsmann.

Vor einigen Monaten habe ich in der „Nation" den ersten Band der Erinnerungen des Grafen Josef Alexander von Hübner, des österreichischen Botschafters in Paris unter dem zweiten Kaiserreich, 1851—1859, angezeigt. Inzwischen ist der zweite Band dieser Erinnerungen (Verlag von Gebr. Paetel, Berlin, 1904) erschienen, der die Zeit vom Januar 1857 bis Ende April 1859 umfaßt. Dieser zweite Band ist von größerem historischen Interesse, da er alle diplomatischen und höfischen Intrigen, die zu dem französisch-sardinisch-österreichischen Kriege von 1859 geführt haben, aufdeckt. Hübner erweist sich auch in diesem Teil seiner Aufzeichnungen als ein gewandter Diplomat, der die Augen offen hält und es an Geschmeidigkeit nicht fehlen läßt. Aber er ist und bleibt der Diplomat der alten Schule, der bei Hofe und in allen vornehmen Salons eine gute Figur macht, während er für die nationalen Bedürfnisse der Zeit, für Volksströmungen und für die Größe echter Staatsmänner kein rechtes Verständnis hat. Anläßlich der Konferenz in der Neuenburger Frage lernte er im April 1857 auch Bismarck kennen, aber es kam ihm augenscheinlich garnicht der Gedanke, daß er noch etwas anderes vor sich sah als den ersten besten Durchschnittsdiplomaten. Die zwei Einzeichnungen in sein Tagebuch, die von Bismarck handeln, verdienen gerade wegen ihrer Nichtigkeit vermerkt zu werden:

„Montag, den 6. April 1857: Besuch des Prinzen Danilo von Montenegro, der anmaßend wurde und mich zwang dem Gespräch dadurch ein Ende zu machen, daß ich den Befehl gab, seinen Wagen vorfahren zu lassen. Besuch des Baron Bismarck, preußischen Gesandten in Frankfurt. Seiner Ansicht nach sollten sich Oesterreich und Preußen verständigen und nur Fragen, über welche sie einig sind, vor den Reichstag bringen."

Die zweite Notiz ist noch magerer:

„Dienstag, den 14. April 1857: Vierer-Konferenz in der Neuenburger Frage. Bismarck, Hatzfeld, d'Ayllon und Louis Karolys Sohn speisen bei uns."

Das Tagebuch versäumt es fast nie, eine neue Erscheinung, die in Hübners Gesichtskreis tritt, mit einigen charakteristischen Glossen zu versehen. Um so bezeichnender ist es, daß Bismarck nur als Dinergast Beachtung findet.

Es ist leicht verständlich, mit welchem Abscheu ein solcher Diplomat der alten Schule auf einen revolutionären Staatsmann wie Cavour blickte, und von welchen Gefühlen er gegen den Premierminister des Königreichs Sardinien erfüllt wurde, als dieser alle diplomatischen Kartenhäuser umwarf und die Ueberlegenheit seines staatsmännischen Genies über die diplomatische Kleinkunst zum Nachteile Oesterreichs erwies. Hübner sucht in seinem Tagebuch auch seinen Gegnern gerecht zu werden; sein Urteil über ihre Schwächen entbehrt nie der weltmännischen Toleranz. Nur dem einzigen Cavour gegenüber macht er eine Ausnahme. Selbst den Grafentitel versagt er ihm, er nennt ihn immer nur „Herr von Cavour". Daneben fehlt es nicht an abfälligen Bezeichnungen wie Verschwörer, Sektierer, Revolutionär usw. Er macht Cavour, allerdings nicht mit Unrecht, dafür verantwortlich, daß sich das Verhältnis zwischen Frankreich und Oesterreich fortgesetzt verschlechterte, und er betrachtet ebenso wie seine Regierung diesen Menschen, der den Hecht in dem reservierten Karpfenteich der Großmächte spielen will, als eine Art Anarchisten. In Wirklichkeit trägt dies Tagebuch nur noch mehr dazu bei, die staatsmännische Größe Cavours ins Licht zu rücken. Denn jede Aufzeichnung in dem Hübnerschen Tagebuch, die sich mit Cavour und seinen Plänen befaßt, veranschaulicht die ungeheueren Schwierigkeiten, die Cavour zu überwinden hatte.

Selbst Bismarck sah sich bei seinen Plänen zur Einigung Deutschlands nicht einem solchen Wall von Hindernissen gegenüber. Bismarck wie Cavour suchten einen Konflikt mit Oesterreich herbeizuführen, um die Einigung ihres Vaterlandes durchzusetzen. Aber Bismarck konnte sich für seine Pläne auf die militärische Kraft eines Großstaates, wie es Preußen war, stützen. Cavour durfte nicht daran denken, allein mit den Hilfsmitteln des kleinen sardinischen Königreichs sein Ziel zu erreichen. Ohne Frankreichs Unterstützung war Oesterreichs Vorherrschaft in Italien nicht zu beseitigen. In Frankreich aber, das geht aus Hübners Tagebuch mit größter Deutlichkeit hervor, war die Zahl der einflußreichen Politiker, die bereit waren, Italien zuliebe einen gefährlichen Krieg gegen Oesterreich zu unternehmen, äußerst gering. Mit Ausnahme des Prinzen Napoleon war in der Umgebung des Kaisers Napoleon niemand, der einer solchen gefährlichen Unternehmung das Wort zu reden gewagt hätte. Es bedurfte der überragenden Genialität Cavours, um den schwankenden Kaiser der Franzosen für die Sache Italiens zu gewinnen und ihn, was noch schwerer war, Jahr und Tag an diese Idee festzuketten. Napoleon III. konnte darüber nicht im Zweifel sein, daß in diesem gefährlichen Spiel seine Krone den Einsatz bildete. Dennoch gelang es Cavour, den immer wieder unschlüssig werdenden Franzosenkaiser in den Krieg mit Oesterreich hineinzudrängen. Die Unterredung, die Cavour mit Napoleon III. zu Plombières im Juli 1858 hatte, ist uns durch einen eigenhändigen Brief Cavours an den König Viktor Emanuel in allen ihren Einzelheiten bekannt geworden. Man weiß, daß sich der kühne italienische Staatsmann nicht scheute, Savoyen, das alte Stammland seines Königs, Napoleon als Preis für die Unterstützung der Cavourschen Pläne durch die französischen Waffen zu versprechen, ihm auch für seinen Vetter, den Prinzen Napoleon, die Hand einer sardinischen Königstochter in Aussicht zu stellen. Aber es blieb ungewiß, ob Napoleon bewogen werden konnte, die in Plombières eingegangenen Verbindlichkeiten zu erfüllen. Hübners Tagebuch zeigt sehr anschaulich, wie ungewiß es viele Monate hindurch blieb, ob Napoleon III. nicht den ungeduldig zum Kriege drängenden Cavour schließlich doch noch in letzter Stunde desavouieren werde. Allerdings hatte das Haus Savoyen bereits durch die rasche Verheiratung der Prinzessin Clothilde mit dem Prinzen Napoleon seinerseits einen Teil des Preises, den Napoleon III. für seine Unterstützung verlangt hatte, bezahlt. Aber das würde den Kaiser der Franzosen schwerlich gehindert haben, sich mit einem ultra posse nemo obligatur aus der Affäre zu ziehen, wenn der unermüdliche Cavour nicht

Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt hätte, um Napoleon den Rückweg zu verlegen.

Man legt Hübners Tagebuch aus der Hand mit dem Eindruck, wie turmhoch über dieser vornehmen höfischen und diplomatischen Gesellschaft, in deren Kreisen sich der österreichische Botschafter bewegt, und über die er so viel amüsante anekdotische Bemerkungen zu machen weiß, der eine Staatsmann steht, den der Verfasser des Tagebuchs mit Haß und Abscheu verfolgt. Als er ihn an dem grünen Tisch des Pariser Kongresses zum erstenmal sieht, hat er schon ein starkes Gefühl der Abneigung. „Ich lasse immer geen meinen Gegneen Gerechtigkeit widerfahren, aber Cavour mißfiel mir", mit diesen Worten führt er Cavour in sein Tagebuch ein, und nie wird ihm seitdem ein freundliches Wort zuteil. Der Gegensatz zwischen einem gewandten Diplomaten und einem großen Staatsmann tritt in dieser Antipathie zutage. Der unbefangene Betrachter erkennt aber auch in diesem widerwilligen Spiegel deutlich die Züge des gewaltigsten Staatsmannes, den Italien hervorgebracht hat.

Theodor Barth.

Einige Wirkungen des Ordensgesetzes.

Ich bewohne in Paris ein Stadtviertel, das aus Klöstern, Klosterschulen und Klosterpensionaten, aus Ordensschulen, aus klösterlichen Altmänner- und Altweiberstiften, alten Privathäusern und alten Gärten besteht. — Die alten Gärten sind sein großer Reiz, und die Klöster und Ordenshäuser geben ihm das Gepräge der Stille und Beschaulichkeit. Durch Läuten und Bimmeln werde ich nicht gestört, nur die großen Glocken von Saint Sulpice lassen ihre Stimmen bei feierlichen Gelegenheiten ertönen. Allerdings höre ich von all den geistlichen Anstalten eine Menge Uhren schlagen, fünf, sechs Uhren, gravitätische und vorlaute, bedächtige, melodische und grelle, aber diese Mahnung an die Vergänglichkeit des Irdischen und den Flug der Zeit darf man nicht als eine Störung bezeichnen.

Bei meiner Rückkehr nach Paris war ich nun auf die Wirkungen des Ordensgesetzes in meinem „heiligen" Stadtviertel sehr gespannt. In meiner Straße allein liegen erstens das Gymnasium und Internat Stanislas, die vornehmste Pariser Knabenschule, in der der Herzog von Orléans erzogen, und die das lycée Louis le Grand des zwanzigsten Jahrhunderts ist, der Sammelplatz des Adels und der feinen Welt; zweitens das Mädchenpensionat Notre Dame de Sion, in der reichen katholischen Bourgeoisie wohl angeschrieben; drittens das Altersheim der Petites soeurs des Pauvres; viertens eine Schule der Frères de la doctrine chrétienne; fünftens ein Damenstift, die dames de l'Immaculée Conception oder etwas ähnliches. Kurz, ich habe die Auswahl.

Wie viele davon werden geschlassen und verschwunden sein? fragte ich mich.

Zu meiner lebhaften Ueberraschung fand ich sämtliche Institute bis auf Notre Dame de Sion in bestem Wohlsein.

Notre Dame de Sion ist nach England ausgewandert, so las ich wenigstens im „Temps". Bewohnt wird das große, graue Gebäude jedenfalls noch, denn ich sah neulich einen Jüngling mit einem so modernen Vehikel wie ein Zweirad das Tor verlassen. Aber die Liquidierung der Klostergüter ist ja eine langwierige, und die aufgelösten Orden lassen stets einige Vertreter in Paris zurück.

Wenn man nun Notre Dame de Sion aufgelöst hat, wie konnte Stanislas bestehen bleiben? Ja, wie? Nun, auch die Maschen des Ordensgesetzes gestatten das Durchschlüpfen. Seit dem Erlaß des Gesetzes von 1902 war Stanislas allerdings auf den republikanischen Index gesetzt, man hatte ihm zuerst die staatlichen Oberlehrer (professeurs agrégés) entzogen, die bis dahin mit den geistlichen Lehrkräften (Maristen) zusammen dort amtierten, und hatte dann Stanislas von dem Wettbewerb zwischen allen französischen Gymnasien (dem concours général) ausgeschlassen. — Stanislas wußte also, was die Glocke geschlagen hatte. Mit dem Gesetz vom 7. Juli d. J. sollte der Todesstreich kommen: „das Lehrwesen jeder Art und jeden Grades ist den geistlichen Orden in Frankreich untersagt".

Anscheinend gab es da kein Entrinnen. Stanislas entrann aber doch. Es entließ die Maristen, es verweltlichte sich, eine bürgerliche Gesellschaft übernahm die Anstalt, und so besteht Stanislas fort. Man hat den Rock gewechselt, nicht den Geist. An der Erhaltung dieses katholischen Gymnasiums ist den kirchlichen Kreisen, die ihren Söhnen eine klassische Bildung geben wollen, so viel gelegen, daß sie dafür auch Opfer zu bringen bereit sind. Und so erklärt sich die Erhaltung von Stanislas.

Der alte Kasten, anders kann man das lange Gebäude, das die ganze Fluchtlinie der Straße verschiebt, nicht nennen, der alte Kasten wird jetzt sogar neu angestrichen. Solch eine Auffrischung muß, wenn ich nicht irre, in jedem Stadtviertel alle zehn Jahre vorgenommen werden, so will es der Pariser Polizeipräfekt, Stanislas war also gezwungen, sich neu anzustreichen. Aber es hat unter sotanen Umständen die helle Farbe sicher nicht ohne Triumphgefühl auftragen lassen, war dies doch eine Art Widerspruch gegen das Ordensgesetz.

Die Elementarschule der Frères de la doctrine chrétienne lebt auch noch, in jeder Pause höre ich die lustigen Burschen in ihrem Hof unter den gekappten Lindenbäumen lärmen. Während ich dieses schreibe, begrüßen sie mit Indianergeheul das Zehnuhrläuten. Die Frères de la doctrine chrétienne besaßen vor Erlaß der Ordensgesetze etwa 1400 Anstalten in Frankreich. Anscheinend hat man sie nicht alle auf einmal schließen wollen oder können, und so besteht auch die in meiner Nähe liegende Knabenschule noch fort, es sei denn, daß auch sie von einer société civile, gleich Stanislas, übernommen wurde. Eine Frist von zehn Jahren ist für die Durchführung des Ordensgesetzes gegeben.

Daß die katholischen Kreise der Ordensgesetzgebung Widerstand entgegensetzen, wird niemanden wundern.

Die Macht liegt augenblicklich in den Händen des Staats, die Kirche sucht ihre Zuflucht also in der Geschicklichkeit, sie umgeht das Gesetz, wo sie kann.

Sie protestiert aber auch, wo ihr dies möglich ist. Und unter diesen Protesten sind mir einige in meiner Nachbarschaft aufgefallen: das vorerwähnte Damenstift z. B. hat gerade den jetzigen Augenblick gewählt, um sich zu vergrößern und seinem Gebäude drei neue Stockwerke aufzusetzen. Ich bedauere das sehr lebhaft, denn diese geistlichen Mauersteine werden mir den Invalidendom verdecken, dessen goldene Kuppel, von grünen Pappeln umgeben, von einem meiner Fenster einen so hübschen Anblick bot.

Die Petites Soeurs des Pauvers protestieren in ähnlicher Weise. Da sie ein Orden der Baemherzigkeit und nicht ein Lehrorden sind, ist ihre Existenz vorläufig nicht bedroht, und sie dürfen eine Zeitlang ihre Greislein ruhig weiter zu Tode pflegen. — Aber sie fühlen sich natürlich mit den Lehrorden solidarisch, und als ich bei meiner Rückkehr zum erstenmal wieder in das hübsche Klostergärtchen unter meinen Fenstern blickte, da sah ich folgende Neuerungen: auf dem Bogen mit wildem Wein war ein Kreuz aufgerichtet worden. Ein Stück Tuffstein hatten sie in ein kleines Tabernakel umgewandelt, und am Ende des Gartens war in einer Nische ein Muttergottesbild aufgestellt. Diese Kreuze, dies Heiligenbild sind, vom Standpunkt der Klosterleute aus, ebensoviele Sühnezeichen, sie sollen den Himmel versöhnen, damit er einem irregeleiteten Frankreich vergebe, was es tat.

Sind die geistlichen Anstalten in meinem Stadtviertel nun ziemlich vollzählig bestehen geblieben, so machen sich anderswo die praktischen Folgen des Ordensgesetzes schon ganz deutlich fühlbar. Die Anmeldungen zu den staatlichen Gymnasien und höheren Mädchenschulen haben jetzt im Herbst ganz bedeutend

Digitized by Google

zugenommen, oder wie man sich hier ausdrückt: la rentrée a été très belle.

Bei den Knaben hat die Sorge um die Zukunft, um das Fortkommen, die spätere Karriere viele Eltern bestimmt, trotz eigener kirchlicher Ueberzeugungen oder Gewohnheiten, ihre Kinder doch in die Staatsgymnasien zu schicken. Sie sagen sich: die Republik erscheint gesichert, wer seinen Jungen in eine geistliche Anstalt schickt, macht sich unbeliebt, er setzt das Kind von vornherein in die Opposition, er verschließt ihm eine Menge Wege und Türen, das ist im Daseinskampf alles sehr nachteilig; schwimmen wir also mit dem Strom, die Mama wird zu Hause das Gegengewicht gegen die religionslose Schule ausüben. Und so haben die Kinder des katholischen Frankreich aus wirtschaftlichen und weltlichen Rücksichten auch den Weg in die weltliche Schule eingeschlagen.

Bei den Mädchen ist das gleiche geschehen. Die Zahl der geistlichen Mädchenschulen betrug etwa 18 000! Hier hat man sehr energisch aufgeräumt, und der Erfolg ist, daß die staatlichen höheren Mädchenschulen, die bisher von der katholischen Gesellschaft gemieden wurden (denn eine öffentliche Schulbildung für Mädchen widersprach romanisch-katholischer Sitte), und die sich oft über mangelnde Schülerzahl beklagten, une rentrée formidable haben. Im lycée Fénélon, dessen Schülerinnen bei den Schlußprüfungen des vergangenen Sommers glänzende Erfolge aufzuweisen hatten, ist geradezu Ueberfülle eingetreten. Denn jeder will seine Tochter dort hinbringen, wo die Vorbereitung direkt zum Diplom führt.

Dieser Andrang in Fénelon bedeutet auch, daß selbst in Frankreich der Wohlstand bürgerlicher Kreise nicht mehr ausreicht, um unverheiratete Töchter zu versorgen. Auch in Frankreich bilden sich die wirtschaftlichen Voraussetzungen einer Frauenbewegung in weiten bürgerlichen Schichten.

Wie eine kompetente Beobachterin mir sagte, hat der Andrang zu den staatlichen Mädchenschulen noch einen anderen Grund: die Existenzbedingungen werden in Paris immer schwieriger, man spart daher auch an Erziehungskosten. Bisher galt es für „feiner", die Mädchen in Privatkurse zu schicken und zu Hause die Arbeiten von einer Lehrerin überwachen zu lassen. Die Kurse, die Lehrerin sind nun teurer als das Lycée, das nur 100—300 Frcs. jährlich kostet, je nach den Klassen. Auch deshalb finden die Eltern das Lycée plötzlich für die Mädchen ganz annehmbar, und die Kurse gehen einer wirtschaftlichen Krisis entgegen.

Das Ordensgesetz hat also dem Staat augenblicklich schon praktische Erfolge gebracht, und das wirtschaftliche Moment trägt den Sieg über das kirchliche davon. — Mit anderen Worten: on n'a plus la foi, der Glaube ist erstorben, ein weltlicher Nachteil genügt, um die katholischen Kreise von der Betätigung ihrer Prinzipien abstehen zu lassen.

Für die Kirche ist das ein schlechtes Zeichen. Ihr Widerstand gegen das Ordensgesetz ist ein auffallend geringer gewesen. Zum Teil sicherlich, weil sie wußte, daß sich durch Eintreten von bürgerlichen Aktiengesellschaften das geistliche Schulwesen in gewissem Maße doch halten und das Gesetz umgehen ließe. Zum Teil aber auch, weil sie fühlte, wie sehr die Massen, selbst die bürgerlichen, im Glauben lau geworden sind.

Es ist daher wahrscheinlich, daß auch die Trennung von Staat und Kirche ohne gewaltsame Erschütterung geschehen wird. Und da die Anhänger der Kirche mehr einer Gewohnheit als einer Ueberzeugung gehorchen, wird die Kirche hierbei voraussichtlich den kürzeren ziehen.

Wird das Kultusbudget nämlich gestrichen, so ist sie um jährlich 200 Millionen ärmer und hat diese Summe aus den Taschen der Gläubigen aufzubringen, hat auch neue Gebäude für den Kultus zu besorgen.

Wahrscheinlich werden im Anfang die Gaben reichlich fließen, und die Kirche wird in den ersten Jahren wohl mit Ueberbilanz arbeiten. Dann aber wird der Eifer erlahmen, die Lauen (und sie sind die Mehrzahl) werden abfallen; denn wo der tiefe, lebendige Glaube fehlt, versagt auch die Opferwilligkeit. Die Gleichgültigen aber werden nicht gesonnen sein, sich dauernd Entbehrungen für eine Institution aufzuerlegen, die ihnen weder geistig unentbehrlich, noch ihren weltlichen Interessen dienlich erscheint.

Und die Kirche wird „sich einrichten" müssen. — Qualitativ wird der Wert ihrer Bekenner steigen, quantitativ wird er abnehmen. Und das ist für eine an Weltherrschaft gewöhnte Institution eine ernste Sache.

Paris. Käthe Schirmacher.

Th. F.'s theatralische Randeinfälle.

Das Buch der Fontaneschen Schauspielhauskritiken, die jetzt aus den emsig geklebten Foliobänden (Shannon war noch nicht populär) des Nachlasses herausgegeben wurden, könnte das schalkhaft-sinnvolle Motto tragen: „Leser, wie gefall' ich dir, Leser, wie gefällst du mir." Wir hören eine lebendige Stimme, und es ist, als säßen wir nach der Premiere in der Plauder-Ecke bei Huth oder im Theaterrestaurant Poggenpuhlschen Angedenkens. (Heut wäre es freilich die „Hütte", wo das Pilsener mit dem Fahrstuhl aus dem Keller kristallenklar ans Licht kommt, was dem Alten sicher auch viel Freude gemacht hätte.) Als säßen wir am runden Tisch und lauschten, wie Fontane beweglich und munter sein farbiges Garn um die Eindrücke von, vor und nach der dramatischen Reise spinnt.

Einen guten Titel haben die Herausgeber dem Band gegeben: „Causerien"*), und im Sinne dieses Titels soll er genossen werden: Fontanisch, nicht feierlich, nicht als eine Berlinische Dramaturgie. Nicht literarhistorisch ist er anzusehen, sondern auf den menschlichen Inhalt Und nicht die Frage ist hier die wichtigste: wie stand Fontane zu Ibsen, zu Hauptmann, zu den —ismen, sondern an diese Blätter ist vor allem jene andere Frage, die den alten Stechlin immer am meisten interessierte, zu richten: „Sind sie denn ausgiebig und plauderhaft?" Der junge Stechlin antwortet dem Vater darauf von seinen Freunden: „Vielleicht zu sehr". Wir aber können von diesem Plauderhaften Fontaneschen Gewächses ältester Jahrgänge nicht leicht zu viel bekommen und freuen uns der bunten Beute.

Wir suchen hier nicht die Kritik, wir suchen den Einfall, wir suchen nicht Urteil und Weltanschauung, wir suchen das dichterische Gesicht. Wir lesen diese Referate, wie man Produktives lesen soll, nicht am Stoff hängend, sondern im Vergnügen an der Einbildungskraft, die mit dem Stoffe spielt und schaltet Und so begibt es sich, daß viele Rezensionen über die gleichgültigsten und vergessensten Stücke durch ihre Randzeichnung, durch die heiter-phantastische Reproduktion, durch die Magie der Laune uns viel mehr reizen, als die ernsthaftesten Auseinandersetzungen über Ibsen.

Die Fontanesche Plauderkunst blüht hier und rankt sich oft am dürren Holz und öden Gestein leicht kletternd empor. Sie tummelte sich ja immer in allen Reichen, und Menzels lebensfrohe Musterkarte war auch die ihrige:

> Die ganze Arche Noah, Tier und Menschen,
> Putthühner, Gänse, Papagein und Enten,
> Schwerin und Seydlitz, Leopold von Dessau,
> Der alte Zieten, Ammen, Schlosserjungen,
> Katholische Kirchen, italienische Plätze,
> Schuhschnallen, Bronzen, Walz- und Eisenwerke,
> Stadträte mit und ohne gold'ne Kette,
> Minister mißgestimmt in Kaschmirhosen,
> Straußfedern, Hofball, Hummermajonnaise.
> Der Kaiser, Moltke, Gräfin Hacke, Bismarck . . .

Ueber alles kann man sprechen: wenn es nicht Morcheln sind, sind es Champignons, und wenn es nicht das rote Schloß ist, dann ist es Schlößchen Tegel oder Saatwinkel oder Valentins-

*) Causerien über das Theater von Theodor Fontane. Herausgeber Paul Schlenther. Berlin, F. Fontane & Co. 1905.

Digitized by Google

werder. Ueber alles läßt sich reden: über die Panke und über Mykenä; über Schliemann und den chinesischen Gesandten; über Liebfrauenmilch und den Fürsten Pückler; über Homer und den Rollkrug; über die Köpenickerstraße und das Grab der Julia („es soll eigentlich eine ägyptische Sargkiste sein, was noch interessanter ist").

Warum nicht auch über Benedix und die Birch, über Lubliner und Moser, über die Hillern und über Wildenbruch, über Kotzebue und über Wichert („der noch dazu aus dem Kammergericht stammt").

Fontane erzählt von den drei Thusnelden, die seinen dornenvollen Kritikerweg gekreuzt: die tragisch-pathetische von Halm im Fechter v. Ravenna; die naiv-grandiose von H. von Kleist in der „Hermannsschlacht" und die spießbürgerlich-sentimentale von Roderich Benedix in den „Zärtlichen Verwandten". Und nun schildert er eine gastierende Schauspielerin, die als Benedixsche kommen sollte: sie kam aber Halmsch, „das verwirrte mich, denn wenn ich Thusnelicus erwartete, erschien Schumrich".

Das ist sublim in der Vermengung des Jambisch-Gespreizten mit dem Spießig-Trivialen und die unübertreffliche Charakteristik einer schauspielerischen Situation nur durch den Einfall.

Fontane schmörkelt gern. Etwas umständlich schweifig wird oft die Randglosse, aber die Sache steht dann auch heiter-wahrhaftig da. Lindau steckt sich ein Ziel, führt er aus: „Er will irgendwo, sagen wir in Jamaika, landen. Aber er landet in Portoriko. Portoriko ist auch gut; Portoriko liegt auch nach Westen hin und gehört auch zu den großen Antillen. Es gibt auch dort Mestizen und Quadronen, und der Golfstrom geht mutmaßlich an beiden Inseln vorüber. Es läßt sich nichts gegen Portoriko sagen, nur das eine, daß es nicht Jamaika ist."

Aus dem Requisitenschwank bildet sich Fontane die Vorstellung einer neuen Skulptur für die Bühnenumrahmung: links Melpomene mit dem Dolch, rechts Thalia mit dem Hausschlüssel.

Die alte Vorliebe für die Anekdote, die ihm immer mehr gab als die Historie, und deren indirekte Charakterisierungskraft er und seine Mitmenschen, Willibald Schmidt vor allen, nicht genug bewundern konnten, tummelt sich natürlich hier auch. Und wenn es in dem Roman heißt: ein guter Einfall ist mehr als eine gute Verfassung, so denkt der Theaterkritiker Th. F. oft im Stillen, ein guter Einfall ist besser als ein seriöses Referat mit angehängter Zensur.

So hebt er eine Besprechung über die „Idealisten" von Putlitz sehr spannend damit an, daß er erzählt, wie er in des Albertus Magnus großem Werk „Ueber das Tierreich" eine Kapitelüberschrift fand: „Von Eulen in Island" und als Text darunter: „Island hat keine Eulen". So macht er die Ueberschrift „die Idealisten in den Idealisten" und danach den Text: die Idealisten haben keine Idealisten.

Bündiger und plausibler konnte dem wißbegierigen Abonnenten der „Staats- und gelehrten Sachen" beim Morgenkaffee der Inhalt des neuesten Schauspielhaus-Opus nicht beigebracht werden.

Und da das Thema des Idealismus von besonderer Spezialität die ironische Betrachtsamkeit Fontanes reizte, und da er das deleetare und prodesse als eine kontraktliche Pflicht gegenüber dem Abonnenten empfand, so ließ er Putlitz Putlitz sein und erzählte lieber gleich nach dem Eulen-Auftakt eine tiefsinnige Miszelle. Sie handelt von dem jungen Philosophen, dem ein Freund sein erstes Buch verlegt und ihm ein Honorar von hundert Talern bewilligt. Worauf der Idealist fast gekränkt erwidert: „Lieber Wilhelm, ich bitte Dich, sprich nicht davon. Es ist das ja das Gleichgültigste von der Welt." Dann steigen sie zusammen in die Pferdebahn, und nach zehn Minuten, in einem feierlichen Moment der Stille beugt sich der Idealist zum Verleger mit der leisen Frage: „Gold, lieber Wilhelm? . . ."

„Nein, Kurant," antwortet dieser.

Diese Geschichte bereitet uns heute mehr Genuß, als die scharfsinnigste Sezierung des Putlitzschen Theaterstückes, um die Th. F. den Abonnenten schnöde brachte.

Auch vor recht munteren Kalauern hat dieser Rezensent keine fromme Scheu. Nur eins entscheidet: ob ein Mittel sinnfälligen anschaulichen Eindruck macht. Das legitimiert auch den faulsten Witz. Alle die kleinen, schnurrigen Federzüge, die gestrichelten Arabesken, die Quibbles, die purzelbaumschlagenden Vergleiche, die närrischen Zöpfchen des Stils dienen der großen Fontane-Kunst des Lebendigmachens.

Ob es, wie in seinen tiefsten Lebensbüchern ein Menschenschicksal war, oder nur der Straßen-Eindruck eines Bolleschen Milchwagens oder eines Blumen- oder Sargmagazins, das Bild mußte existenzstrotzend in all seinem Licht und seiner Luft, im echten Klima dastehen und sich regen. Und dieser blutvolle Nachschaffenstrieb war gleich wirksam auch in der kritischen Reproduktion der theatralischen Empfängnis.

Seine Fähigkeit des vollen Griffes bewährte sich besonders glücklich, wenn es sich darum handelt, das Mimische im Abbild zu zeigen.

Fontane, der offenbar von den an trockene und farblose Sachlichkeit Gewöhnten öfter für „exzentrisch" gehalten wurde, sprach sich selbst über seine Art pro domo aus. Er benutzte dazu das Gastspiel des gewiß sehr ehrenwerten Tragöden Mügge, dem die Nachwelt keine Kränze flicht.

Fontane bemühte sich dem Leser klar zu machen, daß er seine Vergleiche und Beziehungen nicht aus Manier und Gesuchtheit bringt, sondern „um über die bloße kritische Redensart hinaus etwas zu sagen, was der Leser mit einer bestimmten Vorstellung begleiten kann". Z. B. sagt es gar nichts, wenn man schreibt: „Der Bolingbroke des Herrn Mügge ließ die hofmännische Haltung vermissen." Fontane schlägt dafür vor: „Sein Bolingbroke hatte die Haltung eines Landrats aus dem Neu-Vorpommerschen oder eines Rittmeisters vom Kürassierregiment Kaiser Nikolaus von Rußland." „Wiederholungen im Vergleich, die sich dann hinter Nuancierungen bloß zu verstecken suchen" (Selbstironie ist bei Fontane nie zimperlich), „sind dabei freilich auf die Dauer nicht ganz zu vermeiden", und so versetzt er denn Herrn Mügge vorläufig als Infanterieleutnant in die 6. (Brandenburgische) Division: „Er spricht nämlich aufs vollkommenste, gleichviel ob aus Natur oder Aneignung, das in die militärische Verklärung erhobene reine Deutsch des Regierungsbezirks Potsdam."

In solcher Umschreibungskunst entwickelt Fontane herzhafte Force. Von einem Fräulein Küßner — deren Name fremd unserem Ohr wie unserem Herzen —, die die Luise Millerin agierte, sagt er, „ihr Spiel habe etwas Funebres, Trauerkonduktartiges, und wenn von der Redeweise dieses oder jenes Menschen gesagt worden ist, er wickle jedes Wort in Watte, so ließe sich von Fräulein Küßner sagen, sie wickle jedes Wort in Krepp. Aegyptische Hoftrauer" . . .

Höchst ulkig ist die musikalische Charakteristik einer „Carlos"-Aufführung, in der das „hochgestimmte Diskantgezirpe, die Kalmuspfeife des Gastierenden durch ein tiefgestimmtes Unkengetön aus unseren eigenen heimischen Mitteln begleitet wurde". Und in Fontane regt sich, mitten im Spaßen, dichterische Reminiszenz: die schottische Musik hört er, die ihm vor Jahren, als er über die Grampians fuhr, vom Paß von Killicranki her entgegenkam — Bild und Ton taucht auf — es war ein Begräbnis, und an der Spitze des Zugs ging eine „Pickelflöte und zwei Trauertrommeln".

Von Krauses Questenberg, der ihm zu jung erscheint, meint er, er wäre zwar für „frische Fische, gute Fische", aber was diesen Questenberg angeht, so wolle er ihn als „Moos-karpfen" haben.

Von den Jungfrauen von Orleans erscheinen ihm die „amphibialen" am übelsten; und da eine Jungfrauspielerin nicht amphibial ist, sondern temperamentvoll, passiert sie bei Theodor Fontane, wenn sie auch Stöckelschuhe mit so hohen Absätzen trägt, daß er bei „vorkommender Flankenstellung durch einen Stadtbahnbogen zu sehen glaubt".

Ein stark unterstreichender Attinghausen erinnert ihn an einen schillerschwärmenden Konrektor in Obersekunda (kleine Stadt), der seinen Jungen die Schiller-Worte vom Vaterland und von der Freiheit auf Lebenszeit ins Herz schreiben will: „In Perleberg (heimatkundliche Charakteristik ist Favorit des

Digitized by Google

Wanderers durch die Mark) ist das ein Vorzug, auf der königlichen Bühne nicht."

Diese Nuance spielt ihren Trumpf aus in der Kennzeichnung einer Dumas-Vorstellung, des „Fräuleins von Belle-Isle", deren unfranzösische Allüren er kompromittiert: „alles spielt in Charlottenburg, aber nicht in Chantilly. Hat man beständig die Empfindung, daß das Stück am Hofe des Markgrafen von Schwedt spielen, und daß die Wiege der Marquise von St. Prie an Pegnitz oder Regnitz, die Wiege des schönen Fräuleins von Belle-Isle aber sogar an Ober- oder Unterspree gestanden habe, da, wo sie die Grenze zwischen Teltow und Niederbarnim zieht, so ist all diesen Gestalten ihr Chic genommen, und wir haben nicht mehr Leben, sondern nur noch Komödie vor uns."

Aber nicht nur der märkische Wanderer spricht, auch der Berliner Spaziergänger; noch nicht der westliche, der, da die Freie Bühne gegründet ward, zu neuen Ufern sich locken ließ, zu westöstlichen Bezirken am Kanal und der v. d. Heydtbrücke, ins Bereich der Chineser. Hier weht noch die Atmosphäre von Berlin C. von Köllen an der Spree.

Und was schon E. Th. A. Hoffmann, der realistisch-romantische Vorfahr Berliner Kupferstichkunst, liebte, das Nennen bekannter Straßen-, Häuser- und Firmennamen, um Gegenwart und Nähe zu wecken, das kultiviert Fontane, wie in seinen Romanen, so auch in den Theaterreferaten. Kulturpikanterien kommen daraus. Bonwitt und Littauer figurieren, um die „Eléganee" der Barkany zu verherrlichen, und sie schlagen siegreich Goethe und Schiller. Das Schaufenster von Quaas am Schloßplatz steigt auf und verlangt die Karte von Großbritannien und Irland zurück, die man deplazierterweise dem König Lear bei der Verteilung seines Königreichs angeboten.

Die vordem schon zitierte falschschwärmerische Thusnelda der „Zärtlichen Verwandten" wird daran erinnert, daß „Romantik" eine schöne Sache ist, wer aber bei Gerson ein Kleid kauft oder bei Poppenberg (es war der andere) zu Mittag speisen will, muß sich seiner Romantik wenigstens ad hoc zu begeben wissen.

Aber nicht nur die blitzende Pointilleurtechnik, die sich eigene Belustigung des Verstandes und Witzes schafft, flitzt durch die Seiten, es ist auch oft am Hintergrund der Referate wie dichterische Transparenz, es hebt sich der Flor, durch Schleier sieht man, wie die Spiegelungen auf dem Vordergrund in andere Gestalt und Formen übergehen. Ein Kritiker empfängt Eindrücke zum Referat, und dichterische Vorstellung löst sie träumerisch auf, daß sie gleitend sich wandeln in phantastische Gebilde. Man kann die Assoziationen in diesem Prozeß verfolgen. Eine miserabele Iphigenienvorstellung langweilt Fontane; während er sie über sich ergehen läßt, fällt ihm das Wort von der sittlich-ästhetischen Erziehung durch Kunstwerke ein. Darob rebelliert sein Herz; was er da eben zu sehen gezwungen wird, steht ja erheblich unter einer Nachmittagspredigt. Und nun quillt aus diesem Wort ein tiefes Bild, eine Fontanesche Stimmung, wie er sie liebte, suchte, und wie nur er sie festhalten konnte mit seiner Gabe besonderen Schauens und seiner feinen Witterung des Geheimnisvollen im Alltäglichen.

Nachmittagspredigt in einer der alten Berliner Kirchen. Zehn Spittelfrauen und zwanzig blauschürzige Waisenmädchen. „Erst wird gesungen, dann tritt ein Kandidat auf und spricht, was er vorher auswendig gelernt hat. Die Gaslichter brennen nur in engem Kreis um die Kanzel her, alles andere liegt im Halbdunkel. Die grünen Vorhänge vor den hohen gotischen Fenstern bewegen sich leise im Zugwind, und die Pfeiler wachsen immer höher und höher und verlieren sich nach oben zu wie in grauem Gewölk. Derweilen fließt das Wort ruhig weiter. Die Frauen schlafen, die Kinder kichern. Mitunter kommt ein Bibelspruch oder ein Zitat und fällt weckend in mein Herz."

* * *

Noch manches Menschliche läßt sich aus diesen Literaturausschnitten herauslesen. Fontane hat immer das Gefühl des Relativen. Er wägt stets von frischem. Er trägt in sich ein lebendiges Bewußtsein vom Fluß der Dinge, und er vergräbt sich nicht an seinem Standort, sondern folgt mit heller Wißbegierde den Wechseln und Wandlungen. Nie fragt er erschrocken „was will das werden", vielmehr freut er sich aller Zukunft und wünscht sich am Morgen und Abend: „Eines möcht' ich noch erleben". So bleibt er stets ein gegenwartsfrohes Menschenkind, stets ein „Alt' und Neuer" zugleich.

So manche Spuren alter Häute merkt man in den Kritiken der siebziger Jahre. Damals behauptete Fontane noch, gemischte Charaktere gehörten nicht ins Drama, hier wäre der Schauplatz für ein Entweder-Oder. Auch vag Idealistisches steht hier noch von der „Pflege des Schönen" und von dem Glück, daß Schiller „für alles, was kommen mag, bereits einen geprägten, längst Allgemeingut gewordenen Ausdruck überliefert habe."

Aber dann sein intensives Lauschen auf die neuen Stimmen, die ihm Klarheit über sich selbst bringen.

„Das Gebäude der überkommenen Aesthetik kracht", schreibt er nach der Aufführung der „Wildente", und er fragt: muß es denn durchaus Erhebung sein, und wenn es Erhebung sein muß, muß sie den alten Stempel tragen?

Und voll großen Bescheidens, und in einem Lessingschen Geist, dem der Weg des Erkennens lockender ist als das Ziel, spricht er sich aus: die Fragen sind in der Schwebe; der, für den sie abgeschlossen sind, erscheint mir wenig beneidenswert.

Fontane verstand das Suchen der jungen Generation nach Wahrheit, und weitblickender als die Richtungsfanatiker sah er in dem Extremen der Wirklichkeitsschilderung den Uebergang, die Reaktion auf das Flaue, Süßliche und Papierene, und er fand die ästhetische Wahrheit, daß nach diesen Experimenten ein neues Schönes kommen würde, das nun, da die Augen stärker sehen gelernt haben, auch eine schärfere Darstellung erhalten würde. Und tapfer bekannte er, gelegentlich der „Frau vom Meere", vor denen, die über das Pathologische greinten: „weil sie da sind, diese nervösen Frauen, zu Hunderten und Tausenden unter uns leben, so haben sie sich einfach durch ihre Existenz auch Bühnenrecht erworben. Was heißt krank? Wer ist gesund? Und wenn krank, nun so bin ich fürs Kranke." Fontane entwickelt in sich immer mehr das, was man die Proportionserkenntnis des Kunstwerkes nennen könnte, das Gefühl für das Organische wächst in ihm, was nichts anderes ist als Stilgefühl. Bleibend sind seine Bemerkungen über die verwerfliche Dramatik, in der nicht das Stück die Szene, sondern die Szene das Stück beherrscht, über dichterische und schauspielerische Schönrednerei. Der Plauderer findet hier für seine Meinung scharf umrissene Prägungen. Die Philisterpoesie der „schönen Sprache" kennzeichnet er und formuliert, daß der Gedanke gleich im Bild geboren werden muß, nur dann kann das Bild schöner und frappanter sein als das einfache Wort. „Unechter Schmuck ist für die Wilden." Und von Kleist sagte er: „Die Dinge sind groß, nicht die Worte."

Im Ausdruck liegt das Dichterische, und ebenso ist's in der Schauspielkunst. Das schöne Organ an sich gilt so wenig, wie die schöne Sprache. Erst, wenn sich das Organ zum Range einer Stimme erhebt, die aus der Ganzheit einer Natur quillt, wenn sie erschöpfender Ausdruck inneren Wesens wird, erst dann fühlt er Kunst. So ist's ihm auch mit der Geste. Wie wir heut im modernen Kunstgewerbe vom Ornament fort zum wesenhaften Ausdruck streben, und Schönheit nicht in der äußeren Verzierung, sondern in dem seine Art sicher und wohlgewachsen aussprechenden Ganzen eines Möbels oder Geräts erkennen, so sah Fontane die Schauspielkunst an: „der Mensch soll nicht arabeskenhaft verbraucht werden, bloß mit Rücksicht darauf, ob die Form an sich gefällig wirkt. Es kommt nicht darauf an, ob dieser vor- oder zurückgebeugte Körper, ob diese Kopf- oder Armhaltung innerhalb der Schönheitslinie liegt, sondern darauf, ob diese Linie dem innerlichen Hergang entspricht, ob sie wahr ist."

Und konsequent erklärte er: in Kunst und Leben immer dasselbe, Gefühllosigkeiten sind besser als falsche Gefühle.

Die ästhetischen Erkenntnisse wuchsen bei Fontane nicht auf intellektuellem Boden, sie stammten nicht aus Gehirnüberlegungen. Sie waren Ergebnisse seines Menschentums. Sie stammten aus seinem Gefühl für das, „was paßt und das, was nicht paßt",

Digitized by Google

aus dem Gefühl, das ihn in der l'Adultera bestimmte, die bei Nacht und Nebel davongehende Frau trotz ihrer Regung auf den Abschied von den Kindern verzichten zu lassen.

Die Fontanesche Aesthetik ist kein Paragraphenkodex, sondern angewandte Lebenskunst mit mancherlei Irrungen, Wirrungen, die dabei nicht fehlen dürfen, denn hier spricht kein ausgeklügelt Buch, hier spricht ein Mensch mit seinem Widerspruch.

Und so soll man diese Th. F.-Referate des Tages ganz nah zu den Dichtungen seines Lebens stellen.

Felix Poppenberg.

Racines Athalie.

„Tant de fiel entre-t-il dans l'âme des dévots?"
(Boileau.)

Beides läßt sich behaupten: daß das Racinesche Athalie-Drama beinahe handlungslos, und daß es an Handlungen übermäßig reich sei. Besprochen, besungen, erzählt, veranschaulicht werden darin eine Unzahl von Taten und Ereignissen. Fast könnte man sagen, — wenn die Hochschätzung des Dichters und seiner stilistischen Kunst einen solchen Ausdruck erlaubte, — daß wir hier etwas wie ein Repetitorium der biblischen Geschichte vor uns haben, eine Summa ihres Hauptinhalts von Moses Zeiten an bis zur Geburt Jesu, ja, bis zur Vollendung seines Erlösungswerkes. Augenfällig aber wird in diesen fünf Akten — und zwar erst am Schluß des fünften — nur eine einzige Handlung dargestellt: die Inthronisation des Joas. Um diese Handlung gruppieren sich zunächst einige Wunderwerke Elias und Elisées, dann die Missetaten Achabs und Jesabels, die furchtbare Bestrafung beider, die Ermordung ihrer Nachkommen und Verwandten, die Rettung des Kindleins Joas, seine Erziehung im Tempel durch den Oberpriester, Athaliens Sturz und Ermordung. Die Ereignisse dieser nächsten, — oder wie man auch sagen könnte — dieser letzten Gruppe umfassen, abgesehen von allen andern rückwärts und vorwärts liegenden, einen Zeitraum von ungefähr vierzig Jahren, auch sind sie an verschiedenen Orten geschehen, teils in Samarien, teils in Jesreel, teils in Jerusalem, teils in königlichen Palästen, teils unter freiem Himmel; doch ist es Racine gelungen, sie alle, und auch die der andern Gruppen, auf die ich soeben hingewiesen habe, ohne das sogenannte „Gesetz der drei Einheiten" zu verletzen, ohne Szenerienwechsel und ohne den Verlauf der einen augenfällig dramatisierten Handlung über die Länge eines einzigen Tages auszudehnen, den Zuschauern, allerdings noch besser den aufmerksamen Lesern seines Dramas, zwar nicht durch sichtbare Handlungen zur Anschauung, wohl aber durch eindrucksvolle Reden in Erinnerung zu bringen.

Die Inthronisation des Joas ist sozusagen das ideelle Zentrum des ganzen Dramas. Daß von sämtlichen darin erzählten oder besprochenen Geschehnissen alle zeitlich früheren auf diese Zentralhandlung als auf ihre Schlußwirkung hinzielen, ist offenbar. Aber auch alle zeitlich späteren sind — nach Racines allerdings sehr kühner, man könnte auch sagen allzu gläubiger Geschichtsauffassung — durch sie bedingt. Denn nur durch die Rettung des Kindleins Joas wurde die Davidische Abstammung des Messias, also auch die Vollendung seines Erlösungswerkes, die Schöpfung eines neuen Jerusalems gesichert, allerdings auch die Zerstörung des alten und die babylonische Gefangenschaft herbeigeführt. Die Inthronisation des Joas erscheint — wenn man sie von Racines Gesichtspunkt aus betrachtet — als eines der allerwichtigsten Ereignisse der biblischen, ja, der Weltgeschichte, jedenfalls als die Causa finalis und die Conditio sine qua non des ganzen im Athalie-Drama gegebenen Geschichtskomplexes. So ist denn hier, trotz der übermäßigen Mannigfaltigkeit des vom Dichter übernommenen Stoffes, die Einheit der Handlung vollständig verwirklicht. Leider ist diese Haupt- und Schlußhandlung, wenigstens für etwas demokratisch gestimmte, in Hoffestlichkeiten nicht verliebte Leser, oder auch für solche Zuschauer, eine nicht gerade in genügendem Maße tragisch wirkende. „Da erscheint, auf einem Throne sitzend, ein achtjähriger Knabe. Zu seiner Rechten kniet seine ehemalige Amme; zu seiner Linken, auf den Stufen des Thrones, knien Zacharie und Salomith, die Kinder seines Pflegevaters; zu beiden Seiten des Thrones stehen, mit Schwertern bewaffnet, einige Leviten." Aufrichtig sei's gebeichtet: Indem ich diese Bühnenweisung zu realisieren suchte, dachte ich an das Goethesche Wort: „Bewunderung von Kindern und Affen, wenn euch darnach der Gaumen steht." Nun, selbst unter den Zeitgenossen Racines stand bei weitem nicht allen „der Gaumen darnach". Manche Zuschauer und Leser interessierten sich viel lebhafter für die gleich in der folgenden Szene ermordete Königin, — obwohl ihre Ermordung nur mit einigen äußerst kalten Worten erwähnt wird — als für den soeben pomphaft inthronisierten kleinen König, sodaß Racine, ihrer Stimme folgend, sein Drama, nicht wie er ursprünglich wollte, „Joas", sondern „Athalie" betitelte.

„Die Einheit der Zeit" festzuhalten, war die Wahl des ersten jüdischen Pfingsttags durchaus zweckmäßig. Sie gab dem Dichter Veranlassung und Stoff zu dem ersten und gelungensten der vier Chöre, mit denen er die Zwischenakte seines Dramas so schön ausgefüllt hat, und auch eine erwünschte Gelegenheit, das den Salomonischen Tempel eher andeutende als vorstellende Bühnenbild mit Blumengirlanden schmücken zu lassen. („... Du temple orné, partout de festons magnifiques" ...) Denn für die Israeliten ist Pfingsten ein besonders „liebliches Fest", ein Dankfest für die am Berge Sinai einst vollzogene, im Gewissen der Menschen sich stets erneuernde Gesetzgebung, und zugleich ein Dankfest für die heimgebrachte Ernte. Es vergegenwärtigt den unsichtbaren Spender des leiblichen und des geistigen Brotes. Und das ist es, was in jenem ersten Chorgesang in meisterhaft übersetzten alttestamentlichen Bibelworten ausgesprochen wird. Aber auch in politischer, praktischer Beziehung war die Wahl des ersten Pfingsttages eine sehr klug getroffene, da alle Männer des Reiches Juda — und auch viele aus dem Nachbarreiche Israel, sich an diesem Tage zu Jerusalem versammelten, sodaß sie, ganz ohne Mühe, und in festlicher Stimmung, dem neuen König huldigen konnten.

Zu einem Zusammentreffen aber aller an dem Drama beteiligten Personen war, da kein Szenerienwechsel stattfinden sollte, kein Ort passender als die Vorhalle des Tempels. In dieser Vorhalle mußten oder konnten sie doch alle — allerdings mit Ausnahme Athaliens — ohne erkünstelte Veranlassung erscheinen. Der Oberpriester, seine Leviten, zu denen auch sein Sohn Zacharie, die Mädchen des Chores, zu welchen Salomith, seine Tochter, gehört, und auch Joas, hatten im Tempel ihren amtlichen Dienst. Josabeth, die man mit ihrem Manne und ihren Kindern in einem Nebengebäude wohnend sich zu denken hat, konnte vor Beginn oder in den Pausen der kultischen Handlung leicht dort auftreten. Daß aber Athalie, die Heidin, die Baalsverehrerin, nicht in dem Vorhof der Heiden oder in dem der Weiber, sich ein Plätzchen sucht, sondern in das Heiligtum bis an den Altar mit einigen Begleitern vordringt und dann mit der Frau des Oberpriesters und mit Joas in der Vorhalle ein Gespräch führt, daß sie dorthin Mathan, den Oberpriester Baals, zu sich rufen läßt, daß Mathan es wagen kann, in derselben heiligen Vorhalle der Josabeth einen wichtigen Auftrag der Königin zu überbringen: dazu bedurfte es doch eines in den biblischen Erzählungen nicht angegebenen Zwischenfalles, den Racine mit großem Glück erfunden hat. Er läßt Athalie einen wundervoll erdichteten und doch psychologisch erklärbaren Traum träumen und in einer ergreifenden Erzählung den Zuhörenden — und Lesenden — vergegenwärtigen. In tiefer Nacht ist ihre Mutter Jesabel ihr erschienen, so wie sie an jenem Tage war, da sie auf Jehus Befehl ermordet wurde: prachtvoll gekleidet und geschmückt, trotz ihres Alters noch schön. Es war, als ob sie sich zu ihrer Tochter hinneigte. „Et mol", so erzählt Athalie weiter:

Digitized by Google

„Et moi, je lui tendais les mains pour l'embrasser;
Mais je n'ai plus trouvé qu'un horrible mélange.
D'os et de chairs meurtris et traînés dans la fange,
Des lambeaux pleins de sang et des membres affreux
Que des chiens déverants se disputaient entre eux."

Doch ehe dies Phantom verſchwand, hatte Jeſabel ihre Tochter vor dem Zorn des Judengottes gewarnt, und dieſe Drohung war Athalien durch ein zweites Traumbild noch verſtändlicher — oder auch noch rätſelhafter — geworden. Es erſchien ihr ein jüdiſcher Prieſterknabe, der, während ſie an ſeinem ſanften Ausſehen, an ſeiner edlen Geſtalt ihr Wohlgefallen hatte, plötzlich ihre Bruſt mit einem Dolche durchbohrte.*) Von dieſen Geſichten erſchreckt, kommt nun Athalie, nachdem ſie am Altare Baals vergeblich Ruhe geſucht, in den Tempel, mit der Hoffnung, den Gott der Juden zu verſöhnen. Der heiligen Hausordnung unkundig, dringt ſie vor bis an den Altar und findet dort, in der nächſten Nähe der opfernden Prieſter, denſelben Knaben, den ſie im Traume geſehen hatte. Die amtierenden Prieſter und die den Altar umringenden Frommen entrüſten ſich über das unbefugte Vordringen der Heidin, der Tochter Jeſabels, der verhaßten Königin. Sie aber flüchtet in die Vorhalle, läßt Mathan zu ſich rufen und berät mit ihm und mit Abner (einem höheren Offizier, von dem ich das Nötige noch ſagen werde) die Frage, was ſie jetzt, nachdem ihr Traum durch das leibhafte Erſcheinen des gefährlichen Knaben beſtätigt worden iſt, tun, und wie ſie ſich und ihren Thron ſchützen ſoll. Das Ergebnis dieſer Beratung iſt der Entſchluß Athaliens, das Kind, das ihr in ihrem Traum ſo lieblich und ſo tödlich entgegengetreten war, genauer ſich anzuſehen und kennen zu lernen. Sie ſendet Abner zu Joſabeth und läßt ſie nötigen, ihr den Knaben vorzuführen. Nun folgt (in der ſiebenten Szene des zweiten Aktes) der dramatiſch wirkſamſte Dialog des ganzen Dramas, der Dialog zwiſchen Athalie und dem, unter dem Namen Eliacin**) noch verborgenen Joas. Was aber Athalie aus den ſehr frommen, doch ſehr fanatiſchen und wunderbar klugen Antworten des ſcheinbar naiven Knaben entnimmt und entnehmen muß, beſchleunigt die Entwicklung des Dramas. Athalie will dieſes verhängnisvollen Knaben ſich verſichern, ihn zu ſich nehmen, in ihrem Palaſte ihn erziehen. Daß ſie die Abſicht habe, ihn zu töten, kann man ſchwerlich auch nur argwöhnen. Denn wenn es ihr gelungen wäre, ihn dem Joad, der ihn zu einem ihren Thron bedrohenden Komplot allzu leicht gebrauchen konnte — und tatſächlich gebraucht hat — zu entreißen, ſo hatte ſie, die wenigſtens ſechzigjährige und kinderloſe Königin, nicht den allergeringſten Grund, dieſen ſiebenjährigen Knaben aus der Welt zu ſchaffen. Eher hätte ſie daran denken können, da ſie in ihm einen ihrer Enkel wieder erkannte, ihn zu ihrem Nachfolger zu machen. Der Oberprieſter aber will das wunderbar gerettete, von Gott ihm anvertraute Kind, den Erben ſeiner Könige, den künftigen Zerſtörer des Baalkultus, den Schirmherrn der heiligen Prieſterſchaft, der Tochter Jeſabels nicht ausliefern. Und als die Königin, durch ſeine Weigerung gereizt, ihm ſeinen Zögling mit Gewalt zu entreißen, ja, den Tempel zu zerſtören droht, wozu Mathan, ihr Hofprieſter, ſie antreibt, lockt Joad ſie in den Tempel durch die ſcheinbare Annahme ihres Ultimatums: Auslieferung Eliacins und eines im Tempel aufbewahrten, vom König David geſtifteten Schatzes. Sie kommt, und der Oberprieſter zeigt ihr, wie er höhniſch ſagt, auf einmal beides, den Schatz Davids und das Kind, das ſie mitnehmen wollte, „ihren König, den Sohn des Okoſias". Er ſitzt hinter einem Vorhang — den Joad zurückzieht, auf dem Thron — und iſt ſchon mit heiligem Oel geſalbt worden. Athalie, außer ſich, ruft ihren Begleitern die furchtbaren Worte zu: „Befreit mich von dieſem Geſpenſt!" — Joad aber ruft ſeinen Leviten zu: „Krieger des lebendigen Gottes, verteidigt euren König!" Athalie, die gemäß den vom Oberprieſter geſtellten, von Abner ihr mitgeteilten Bedingungen — nur mit einem ſehr kleinen Gefolge in den Tempel eingetreten war, kehrt zurück zu ihrer draußen ſtehenden, den Tempel belagernden Leibwache. Sobald ſie aber das Heiligtum verlaſſen hat, werden hinter ihr, auf Joads Befehl, die Tore geſchloſſen. Sie ſelbſt wird ermordet, der Pöbel „ſieht ſie mit Freuden in ihrem Blute daliegen" und bejubelt den neuen König.

Der Traum Athaliens iſt alſo nicht bloß ein ſehr ſchönes, in die beſten franzöſiſchen Chreſtomathien mit Recht aufgenommenes Stück Rhetorik, er iſt auch ſozuſagen ein Hauptmotor in dem Organismus der ganzen Tragödie. Durch ſeine Wirkungen wird die Schlußkataſtrophe, die eine Haupthandlung, innerhalb der angenommenen Zeit- und Ortsgrenzen — wenn auch mit einigen zur Ausfüllung der fünf Akte notwendigen Verzögerungen — herbeigeführt, und zugleich der Anfang der ganzen hier dramatiſierten Geſchichte, die Ermordung Jeſabels, in ein helles Licht geſtellt, ſo gut veranſchaulicht, wie es mit Worten nicht beſſer möglich war.

Das Gegenſtück aber zu dieſem Traume iſt die Weisſagung Joads. Vom prophetiſchen Geiſte plötzlich ergriffen, ſchaut und verkündigt der alte Oberprieſter in einer jedem Bibelkundigen verſtändlichen, wenn auch für die Mädchen des Chors rätſelhaften und ihm ſelbſt nicht zum vollen Bewußtſein kommenden Rede, das letzte furchtbar überraſchende Ende der jetzt noch ſo hoffnungsreich erſcheinenden Gegenwart. Joad ſchaut einen am Altar Jahwehs ermordet daliegenden Prieſter. Daß dieſer Prieſter ſein eigener Sohn, Zacharie, iſt, bleibt ihm aus Gnade verborgen. Er ſieht aber, infolge dieſes himmelſchreienden Verbrechens, den Tempel zerſtört, Jeruſalem verwüſtet, das Volk Juda in Gefangenſchaft fortgeführt. Dieſer entſetzlichen Viſion folgt aber eine troſtreiche, herrliche: Jeruſalem wird wieder auferbaut, ein neuer Tempel, prachtvoller als der frühere, erſteht aus den Trümmern, und um die heilige Stadt ſammelt ſich ein neues, wahrhaft heiliges Gottesvolk.

Genial erdichtet und meiſterhaft geſchrieben iſt dieſe — ſelbſtverſtändlich an altteſtamentliche Prophetenworte überall erinnernde — Weisſagung, die den ganzen Komplex bibliſcher Geſchichte, den Racine in ſeinem Athalie-Drama darſtellen wollte, abrundet, und jenſeits dieſer, zum größten Teil aus kummervollen Tatſachen beſtehenden Vergangenheit die glänzendſten, erquickendſten Zukunftsbilder aufleuchten läßt.

Trotz ihrer Schönheit aber und ihres großen dichteriſchen Wertes, hat die Weisſagung Joads den zunächſt recht ſtörenden Nachteil, daß ſie auf den jungen König einen furchtbaren Schatten wirft. Für dieſen Knaben, den Joads Weib, als er noch ein Säugling war, den mörderiſchen Schergen Athaliens entriß, den Joad wie einen eigenen Sohn erzog und zum König machte, und der doch ſo beſchaffen war, daß er Joads Sohn, den er wie einen Bruder lieben ſollte, am Altar ermorden laſſen konnte, wird durch dieſe Enthüllung ſeiner Zukunft, die doch eine Enthüllung ſeines innerſten Weſens war, unſere Teilnahme eigentlich zerſtört, und ſo trägt dieſe Weisſagung reichlich dazu bei, das Intereſſe der Zuſchauer und der denkenden Leſer von Joas auf Athalie zu übertragen. Tatſächlich iſt auch Athalie die tragiſchſte, ja, die einzig tragiſche Perſon des Dramas. Mehr als jede andere erregt ſie Furcht, Mitleid und ſogar Hochſchätzung und Mitgefühl. Ja, alle dieſe Gefühle, trotz der abſcheulichen Mordtaten, die von ihr berichtet werden, die ſie ſelbſt, und noch dazu ohne Reue, eingeſteht. Ganz ausnahmsweiſe gilt hier nicht das kluge Wort Talleyrands: „Ne dites jamais du mal de vous: On vous croirait"; umſo weniger gilt es, als dieſe „Geſtändniſſe" Athaliens eigentlich nicht von ihr geſprochen, ſondern von Racine erdichtet ſind. Denn aufrichtig geſagt, glauben wir weder ihr noch denen, die von ihr dieſe Scheußlichkeiten berichten. Wozu hätte ſie denn ihre Enkel abſchlachten laſſen? Um Rache zu nehmen für die Ermordung ihres Sohnes Okoſias, ihres Bruders Joram, ihrer Mutter Jeſabel? Wahrlich, eine ſolche Rache iſt für uns ſchlechterdings unglaublich. Eher, als daß wir ſie der klugen, ſonſt in Wort und Tat geiſtig kern-

*) Beide Traumbilder ſind pſychologiſch erklärbar. Das erſte, weil Athalie von der Ermordung ihrer Mutter gewiß ausführliche und unvergeßliche Erzählungen vernommen hatte; das zweite, weil ſie doch wahrſcheinlich Gründe hatte, die Exiſtenz eines Thronerben oder eines künftigen Prätendenten wenigſtens zu argwöhnen. Rätſelhaft iſt nur — und auch das iſt ein Indizium der Ungenauigkeit der bibliſchen Berichte — daß ſechs Jahre lang dieſer Knabe, den ſie doch angeblich ermorden wollte — den Nachforſchungen der klugen Königin entgangen iſt.

**) Ein gefährlicher Name! Auf deutſch bedeutet er: der Allmächtige wird ihn aufeichten.

gesund erscheinenden Athalie zuschreiben, nehmen wir an, daß Jehu allen andern Greueltaten, die von ihm durchaus glaubwürdig erzählt werden, die Ermordung der Kinder Oksias hinzufügte. Für Jehu, der offenbar auch über Juda herrschen wollte, war dieser Mord zweckmäßig, während er, wenn wir ihn auf Athaliens Rechnung schreiben, mit unwiderstehlicher Evidenz als eine Tat unglaublicher Torheit erscheint. Jedenfalls aber können wir Racine den schlimmen Vorwurf nicht ersparen, daß er das Bild Athaliens in schwer verzeihlicher Weise verzeichnet, verpfuscht hat, als er sie uns in einer mit Kinderleichen angefüllten Pallasstube, mordend und ihre Soldaten zum Morde anfeuernd, darstellte. (I, 2).

Diesem Vorwurf auffallender Verzeichnung müssen wir aber eine Reihe anderer fast ebenso ungünstiger Bemerkungen hinzufügen. Denn nicht bloß Athalie und Joas, auch Joad, Josabeth, Zacharie, Mathan und Abner hat Racine so geschildert, daß wir ihnen, wenn wir sie genau ansehen, unsere Sympathie ganz entziehen oder sehr beschränken müssen.

Heidelberg. M. Schwalb.

(Ein Schlußaufsatz folgt

Jung-Bayreuth.

Oscar Ewalds fanatisch antimodernes Buch „Die Probleme der Romantik als Grundfragen der Gegenwart" *) vertritt einen spezifisch modernen Typus: den jener hochfahrenden Manifeste von halb wissenschaftlichem, halb religiösem Charakter, die bei subjektiv (und oft auch objektiv) berechtigter Tendenz und bei einer Fülle geistreicher Anregungen durch eine unleidliche Willkür in der Verknüpfung der Einzelheiten und eine gewisse unwillkürliche und unbewußte Unwahrheit in der Darstellung verletzen.

Wenn Ewald dem falschen „Individualismus" derjenigen, die gar kein eigenes Ich besitzen, oder der stumpfsinnig gewordenen Vergötterung des allmächtigen Staates oder der allen großen Problemen entfremdeten „Oberflächenkultur" leidenschaftlich entgegentritt, wer wird ihm nicht gern zustimmen? Wenn er Zeugen in Gentz für das Problem des Staates, in Grabbe für dasjenige der Kunst, in Lenau für das der Religion, in Kleist für das erotische Problem aufruft, so bedarf es schon nicht geringer Gewaltsamkeiten, um diesen Mandataren — vor allem den beiden ersten — die gewünschten Aussagen abzupressen. Was aber hat dies alles mit der „Romantik" zu tun? sieht doch der Verfasser in einem der üblichen trivialen Ausfälle auf die Literaturgeschichte (S. 118) selbst ein, daß Grabbe keineswegs zu ihr gehört! Aber er zieht auch Goethe und Kant heran, wie sein Vorbild Chamberlain Dante zum Germanen macht. So bleibt denn übrig, was er in der Einleitung sehr hübsch ausführt: daß der Begriff der Romantik „lediglich das Verhältnis zweier Zeitalter zueinander, nicht das Wesen des einen oder des anderen" bezeichnet (S. 2). Wenn das sich so verhält, wie kann man dann „die Romantik" gegen unsere böse, philiströse, aller großen geistigen Anregungen ermangelnde (S. 107) Gegenwart ausspielen?

Es hätte sich aber auch wirklich bei etwas weniger Voreingenommenheit ergeben, daß gerade in den Problemen, die er sich ausgewählt hat, unsere Zeit von der der Gentz und Grabbe — übrigens ein recht bunter Zeitraum! — keineswegs so fundamental verschieden ist, wie er meint. Der Philister (S. 57) war damals noch viel stärker als heut der angeblich noch immer liberale Bourgeois (S. 46), der ja übrigens vielfach längst konservativ oder indifferent geworden ist; und die Gefahren einer überspannten, sich selbst philosophisch absolvierenden Erotik, die er an Dehmel und Wassermann mit vollem, an Bölsche und Schnitzler mit zweifelhaftem Recht bekämpft, hätte er bei Zacharias Werner noch ganz anders als bei Kleist ausgebildet finden können!

Aber die Gleichgültigkeit gegen unbequeme Tatsachen ist eben allezeit ein Hauptkennzeichen des Fanatismus gewesen; und den Jung-Wagnerianern tuts darin nicht leicht ein anderer gleich. Ewald macht's wie seine Autoritäten Chamberlain und Weminger: was sich nicht geistreich umdeuten läßt (denn geistreich sind alle drei wirklich, und im modernsten Sinne!), das wird übersehen. So wird R. Wagner (S. 209) gepriesen, weil er das herrliche Wort „Liebestod" geprägt habe, das aber leider schon E. M. Arndt und Schenkendorf besitzen. Und wie im Kleinen, ist's im Großen. Die alte Melodie von der „Fachfimpelei" und Einseitigkeit der modernen Wissenschaft wird (S. 11) abgesungen, als ob wir nicht gerade jetzt unter dem Zeichen des wissenschaftlichen Verkehrs ständen! Usener, Wilamowitz, Diels, Harnack, Erich Schmidt, Schmoller, Bücher, Lamprecht, Ratzel, Wundt, Gomperz, Dilthey, Grosse, Ostwald, — das sind die „einseitigen Spezialisten" unserer Tage!

Ebenso betet Ewald auch das alte Lied nach, Scherer werde noch immer von vielen für „unfehlbar" gehalten. Von wem denn? Seine Größe bestand nicht zum wenigsten darin, daß er zur Selbständigkeit erzog; und so weiß ich unter seinen bedeutenderen Schülern keinen, der nicht mannigfach von ihm abgewichen wäre. Darf ich auch auf mich selbst bezug nehmen — und mehrere Angriffe des Buches tun das ja wohl auch —, so erinnere ich daran, wie ich gerade zu Grabbe einen ganz anderen Standpunkt eingenommen habe als mein verehrtester Lehrer.

Ewald ist eben, wie viele Moderne, ein Aphoristiker, der Systeme bauen möchte. Einzelne Aussprüche und Charakteristiken von wahrer Tiefe trifft man in reicher Fülle: über die Mystik als Erkenntnisquelle (S. 15), über den Staat als Symbol des Philisteriums (S. 60), den Zionismus (S. 66), über das tyrische Element der Tragödie (S. 116) und die Tragik bei Schiller (S. 108), über Kleists Idealismus (S. 192) und das Wesen des Eroberers (S. 208). Und ihnen liegt auch, was noch wichtiger ist, eine bedeutende Grundanschauung zugrunde, eine Sehnsucht nach dem „höchsten Leben" (S. 127) eine anerkennenswerte Objektivität wenigstens gegen alles, was nicht seine Hauptinteressen betrifft, z. B. bei dem Problem Heine (S. 126, 129). Aber leider ist der Verehrer der „Romantik" zu sehr „wissenschaftlicher Philister", um die Fragmente als solche zu geben, und nicht genug, um die Gedanken an den Tatsachen durchzuprüfen. Und so entsteht wieder ein Buch von jenem unbehaglich schimmernden Ton gleißender Halbwahrheit, in dem Neu-Bayreuth das Höchste der Erkenntnis feiert.

Richard M. Meyer.

*) Oscar Ewald „Die Probleme der Romantik als Grundfragen der Gegenwart". Berlin 1905. E. Hofmann & Co.

Das Märchen vom Zaubermantel.

Der Zaubermantel lag hinten im Gartenhäuschen, das Väterchen als Werkstatt gedient hatte. Er sah nicht anders aus als jeder alte Mantel von schwarzgrauem Düffel, und er war jetzt recht staubig geworden.

Die kleine Hede meinte, vielleicht sei es überhaupt kein rechter Zaubermantel. Sie zweifelte nämlich an allem, sogar am Storch und an der Frau Holle, trotzdem sie erst sieben Jahre zählte. Sie war eben ganz das Ebenbild ihrer schönen, aber kalten und kargen, immerzu bedächtigen und sparsamen Mama, deren Herr Vater Rechnungsrat gewesen war.

Solch lästerliche Zweifel durfte die kluge, kleine Hede vor ihrem Bruder Rudi aber nicht hören lassen. Denn für den blauäugigen, verträumten kleinen Rudi war das ganze Leben noch ein einziges großes Märchen, alle Dinge besaßen für ihn ihre besonderen, geheimnisvollen Beziehungen. Gegen den schwarzen Schrank im finstern Korridor, der ein heimtückischer Drache

war (fast jeder stieß sich an ihm das Schienbein), hielt er oft heldenhafte Drohreden — manchmal griff er ihn auch mit einem Besenstiel als Lanze an — mit den Spatzen draußen am Chausseegraben plauderte er — und aus Lehm oder Brotkrume knetete er (ganz wie Väterchen früher immer) wunderliche Figuren, mit denen er dann heimlich allerlei schöne, gruselige Dinge erlebte.

Heimlich mußte das schon sein, denn seine Mama, die viel weinte, wollte durch nichts, nichts, nichts an Väterchen mehr erinnert werden. Mit keiner Silbe durften die Kinder von ihm sprechen. Es war sehr still und leer daheim. Das war bitter traurig. Von Väterchen, der immer so weich und schmiegsam und lockend bei der Arbeit vor sich hingesummt hatte, hörte man keinen Laut mehr. Es war, als ob er gestorben wäre. Aber er war nicht gestorben — weit, weit da draußen in der Welt lebte er. Die Welt war das (meinte Rudi), was man sah, wenn man sich auf die Fußspitzen stellte und über den Bretterzaun hinwegguckte, der das kleine Vorstadtgrundstück gegen den Chausseegraben abschloß. In der kleinen Hinterhauswohnung ward's von Tag zu Tag einsamer. Das Tafelklavier war ja schon verkauft worden, als Vater noch da war — der Marmorblock war dafür ins Gartenhaus gekommen —, aber neuerdings hatten sie auch die Plüschgarnitur verkauft. Von Väterchens schönen Holzschnitzereien und Tonmodellen war längst nichts mehr da. Nur eine einzige Arbeit, seine letzte — die „Psyche" — die hinten im Gartenhäuschen stand. Von der durfte aber niemand etwas erfahren, selbst der Gerichtsvollzieher nicht, der ab und zu kam.

Die „Psyche" da draußen war ein nacktes, junges Weib, das im Schlafen, vielmehr im Erwachen begriffen schien und wunderschön, ach ganz wunderschön anzuschauen war. Die Kinder fanden beide, das Gesicht ähnle der Mutter. Aber seitdem Väterchen in die Welt gegangen war, war es ihnen streng verboten, nach der weißen Figur zu sehn. Da man durch einen Spalt des schadhaften Fensterladens hineinblicken konnte, so nahm die Mutter eines Tages den alten Mantel, den Väterchen zurückgelassen hatte, und breitete ihn über die weiße Gestalt.

Dann kam der Winter. In den beiden Hofräumen war's kalt, die Mutter ward krank und mußte immerzu im Bett liegen, draußen in dem kleinen Kohlgarten stand der Schnee fußhoch rund um das baufällige Gartenhäuschen, in dem die arme, verlassene, nackte Psyche schlief.

Beiden Kindern ward es oft ganz bang, wenn sie an die schöne, weiße Marmorgestalt draußen in der Winterkälte dachten. Es war doch lieb von Väterchen gewesen, daß er seinen dicken, großen Mantel zurückgelassen hatte, sonst wäre die arme Psyche in ihrem dunkeln Gefängnis gewiß erfroren. Tante Klotilde freilich, die sehr strenge Augen und einen glatten, schwarzen Scheitel hatte, sagte, Väterchen sei niemals lieb sondern immer garstig gewesen.

Rudi weinte, wenn die Tante das sagte. Denn für ihn war Väterchen Sonne und Tag und Wärme, Lust und Freude gewesen. Wie doch Väterchen immer hatte so hell lachen können, mit ihnen tanzen und lustig sein. Mutter war nie lustig gewesen. Sie hatte immer ein kaltes, ernstes Sorgengesicht gemacht, je lustiger Väterchen war, desto ernster. Ach, wie er mit ihnen gespielt, wie wunderschöne Geschichten er ihnen erzählt, wie er ihnen Puppenköpfe, Hampelmänner, ganze Menagerien aus Brotkrume oder alten Korken modelliert hatte. Mutter und Tante hatten dagegen immer geeifert; sie wollten lieber, daß Väterchen fleißig für die Fabrik an seinen Holzschnitzereien arbeitete, damit man wieder Geld bekäme. Denn an Geld mangelte es stets. Die Holzschnitzereien machte Väterchen nicht gern, weil es immer dasselbe Modell sein mußte. Er lebte erst abends auf, wenn er — zu seiner Belohnung, wie er sagte — die schönen Dinge aus Ton knetete. Die vertrockneten leider nur so rasch, daß es kaum lohnte.

Nach einem langen, langen Streit mit der Tante war dann für das Tafelklavier der Marmorblock gekommen. Und viele, viele Wochen lang hatte Väterchen dann abends und noch bis spät in die Nacht hinein im Gartenhäuschen an einem neuen Werk, das unvergänglich sein sollte, gearbeitet. Niemand durfte je zu ihm kommen — darüber wachte er sehr streng. Auf einmal brachte die Tante es aber heraus: er war garnicht allein, sondern ein schönes, sündhaftes Weib lag da, wie der Herr es geschaffen, und seine ganze Arbeit war, daß er ihre Gestalt erst in Ton, dann in Marmor nachgebildet hatte.

Darauf war es zu einem großen, bösen Sturm zwischen ihnen gekommen. Schreckliche Dinge hatten sie einander gesagt. Und Väterchen lief schließlich nach dem Beil, das in der Küche lag, und stürmte in den Garten und wollte sein Werk zertrümmern.

Aber das war dann doch nicht geschehen. Er war nur mit seinem heißen Kopf und seinen nassen Augen in die Welt hinaus gelaufen. Und von Stund' an hatte ihn keines mehr gesehen.

Gewiß sei er in Italien, sagte Tante Klotilde.

Sie sagte das, als ob es sehr häßlich von Väterchen wäre, in Italien zu sein.

Was Italien war, das wußte Rudi ganz genau. Das kam so.

Als sie noch kleiner waren, hatte Väterchen einmal kein Geld gehabt und Mutter hatte sehr geweint. Da hatte ihnen Väterchen aber so schön von Italien zu erzählen gewußt (das er selbst noch garnicht kannte), daß sie schließlich allen Kummer vergaßen. Und weil kein Holz zum Feuern mehr da war, hatte er mit ihnen gesungen und getanzt, bis sie alle warm geworden waren. Dann hatte er sich mit ihnen auf den alten Kanapee auf den Reisemantel gesetzt, hatte ihn rings um sie alle vier herumgeschlagen, damit sie nicht wieder frören, und er sagte, nun säßen sie im Zaubermantel und es gehe nach Welschland hinein, da scheine die liebe Sonne immerzu, und er schwärmte ihnen vor von Goldorangen und blauem Himmel, von gewaltigen Göttertempeln und andern heidnischen Wunderwerken, von Lorbeer und Myrte, vom azurblauen Mittelmeer, von feuerspeienden Bergen, von goldenem Wein, von Palmen und Zypressen, die dort allenthalben ständen in dem heißen, schönen, blühenden Märchenlande.

Das konnte Rudi nie, nie, nie vergessen. Immerzu, immerzu hörte er noch den warmen, lieben, singenden, malenden, rührenden, glückseligen Ton, der ihn damals in den Schlummer gewiegt, bei dessen leiser, immer leiser werdendem Klang er auf dem alten Reisemantel in das warme, sonnige Märchenland hinübergeschwebt war.

Und seitdem hieß der alte schwarzgraue Reisemantel der Zaubermantel.

* * *

Nun ging es der Mutter zum Erbarmen schlecht. Ihre Nase war spitz, ihre Hände zitterten und strichen über die Decke, und ihr Husten klang so schrecklich durch das kalte, ewig halbdunkle Hofstübchen.

In der Nachbarschaft fragte man die Kinder manchmal, was ihre Mutter denn mache?

Dann seufzten sie und sagten: „Müttterchen friert!"

Rudi fror lange nicht so viel. Wenn der Wind durch die Fensterfugen pfiff und es eisig an ihn herankriechen wollte, dann preßte er die Stirn zwischen seine Hände und schloß die Augen. Und dann war's ihm, als ob Väterchens Zaubermantel sich ihm unter die Füße breitete . . . hei, ging es dann empor, hinaus aus dem kalten Schnee in die goldene Sonne, über den Fabrikschornstein weg, über das Statistische Amt und die Dragonerkaserne . . . und dann tat sich ein weites, lachendes, blühendes, sonniges Land vor ihm auf.

Ja, das war Italien, gewiß war das Italien, — und mitten in Italien wanderte einer, der blondes Haar und liebe, blitzende, helle, blaue Augen hatte, und der summte vor sich hin, weich, schmiegsam und lockend, und Grüße flogen ihm zu aus allen Gärten, an denen er vorüberkam.

„Ach, Väterchen —!" kam es da oftmals in einem matten Seufzer aus Rudis schmaler Kinderbrust.

Aber hörte das die Mutter, dann weinte sie, und Hede sagte, er sei ein ganz schlechter Mensch, und Tante Klotilde meinte, das sei das Zigeunerblut in ihm, und es werde mit ihm auch noch einmal so ein schlimmes Ende nehmen.

Am Weihnachtsabend fror die Mutter so stark, daß Hede vorschlug, Rudi solle zum Wirt hinübergehen und ihn um eine

Digitized by Google

Decke bitten. Denn es war ihnen ja schon alles sonst verkauft. Aber Rudi sträubte sich. Nein, da wollten sie doch lieber den Zaubermantel holen.

Und so gingen sie Hand in Hand durch den beschneiten Garten.

Sie rüttelten, sie rüttelten an der Gartenhaustür, aber der schwere Riegel war ganz verrostet, und sie brachten ihn nicht vom Fleck.

Lange standen sie im Schnee, ganz ratlos.

Da ging ein Herr draußen auf der Chaussee vorbei, blieb stehen, als er die Kinder so weinen hörte, und fragte sie über den zerbrochenen Lattenzaun hinweg, was sie hier denn trieben — im Schnee, barhäuptig und ohne Mäntelchen, mit blaugefrorenen Gesichtern und Händen?

„Wir wollen den Zaubermantel von Väterchen holen, weil Mutter so friert," sagte Rudi.

Der fremde Herr lachte ein wenig. Dann mußten sie ihm Vaters Namen sagen. Allein der Fremde kannte ihn nicht. Was ihr Vater denn sei, fragte er weiter. Wie Tante Klotilde es zu sagen pflegte, so erwiderte Hede: er sei für sie alle tot. Rudi wollte das aber nicht gelten lassen. Nein, sagte er, Väterchen lebe noch, er sei nur fortgegangen, weil er nicht immer Holzschnitzereien für die Fabrik habe machen wollen.

Schließlich stieg der Fremde über den niederen Zaun und machte ihnen, nicht ohne Anstrengung, die verrostete und verquollene Tür zu dem Gartenhäuschen auf.

Drinnen sah's jetzt eher wie in einer Rumpelkammer denn wie in einem Atelier aus. Und der Zaubermantel war ganz dick und steif und grau und verstaubt.

Aber als der fremde Herr die Psyche sah, die so lange hier im Halbdunkel geschlafen hatte, da blieb er ganz verblüfft stehen.

„Das hat Väterchen gemacht," sagte Rudi stolz. „Tagsüber hat er ja keine Zeit gehabt, da mußte er für die Fabrik Holzbilder schnitzen. Aber abends und nachts immer."

Lange, lange stand der Fremde da und sah das erwachende Weib wortlos an, das so schön und so heilig war, trotzdem Tante Klotilde so garstig davon sprach. Die ganze Gestalt war schön, aber das schönste war doch das Gesicht. Jetzt sah die arme Mutter, weil sie so viel husten mußte, ja längst nicht mehr so aus. Aber eine gewisse Aehnlichkeit war immer noch da.

Ach, hatte Väterchen das schön gemacht!

Rudi war heute auch wieder ganz ergriffen. Er stand in der Rumpelkammer mit gefalteten Händen — wie in der Kirche. So angst war's ihm, so himmelangst, und doch so wunderbar selig.

War's nicht, als höbe sich jetzt die Brust? Und sah man nicht durch den weißen Hals die Blutadern? Und mußte sie nicht in der nächsten Sekunde die Augenlider aufschlagen — die Lippen bewegen, die feinen, stolzen Lippen?

Der Fremde fragte sie vielerlei. Er konnte sich noch immer nicht losreißen. Dann wollte er durchaus mit ihnen mitkommen, um mit ihrer Mutter zu sprechen. Aber der Armenarzt, dem sie im Flur begegneten, sagte, es sei nicht möglich, denn die Kranke fiebere wieder.

Am nächsten Tag kamen Leute, die Väterchens Bildwerk sehen wollten. Rudi klopfte das Herz bei der Vorstellung, die Tante könnte es erfahren. In den Schnee voraustappend führte er sie.

So ging's von nun an jeden Tag.

Der Fremde war ein Mann, der die Zeitungen machte. Einer von den Besuchern klopfte Rudi auf die schmalen Wangen und sagte, der fremde Herr habe sehr schöne Worte über das Werk von Väterchen geschrieben, und die machten es nun schnell in aller Welt berühmt, und vielleicht komme noch einer, der es kaufe.

Rudi wagte es lange nicht, der Mutter davon zu berichten.

Am Feuer war der Zaubermantel endlich aufgetaut, und Rudi breitete ihn über das Lager der Kranken. Aber die Mutter fror trotzdem: der Mantel erwärmte sie nicht.

Allein in Rudi stiegen all' die schönen Erinnerungen wieder auf, als er den lieben, alten Mantel so nahe bei sich sah, und er versuchte, so wie Väterchen damals, mit der Mutter zu reden, und er ward immer überschwänglicher, immer begeisterter und wälzte sich's endlich vom Herzen: daß die Menschen durch den Schnee zur Psyche hinströmten, daß sie über Väterchens Kunst in den Zeitungen schrieben, daß sie ihn einen Meister nannten! —

Je mehr er ihr verriet, desto verzweifelter ward sie. Und als dann der Fremde kam und alles bestätigte, da schluchzte sie laut und sagte, sie schäme sich so, daß das sündhafte Werk die Schande ihres Hauses in alle Welt hinaus trüge.

Darüber sprachen sie lange und ereiferten sich, und der Fremde ging zornig davon.

Der Fremde kehrte aber bald darauf wieder und sagte, der Staat wolle die Psyche kaufen und wolle sie in seinem Museum aufstellen — und es werde schon durch alle Zeitungsblätter nach dem Schöpfer des Werkes geforscht, denn ein Freund von ihm meinte, vielleicht habe er sich ein Leid angetan, als er damals mit blutendem Herzen und irrem Blick in die Ferne gezogen war, so mutterseelenallein.

Daß er allein gewesen sei, das glaubte Tante Klotilde nicht, und sie sprach von Väterchen und seiner Arbeit kein gutes Wort, trotzdem es nun mit eins um so viel heller und besser im Haus geworden war.

Der Wirt, der immer so grob gewesen war, räumte ihnen eine freundliche Vorderwohnung ein, die gerade frei stand. Dann zog man um — die Kranke wurde getragen — und eine Pflegerin kam, und der Fremde sorgte dafür, daß sie alle Essen und Feuerung hatten.

Da kam nun der Tag, an dem die Mutter starb.

Aber wie das geschah, besaß es gar keinen Schrecken für Rudi.

Auf dem Bett lagen viele, viele Zeitungen, die die Kranke noch gelesen hatte und worin es gedruckt zu lesen stand: Väterchen komme zurück.

Rudi hatte jubeln wollen, laut jubeln; aber solange der Fremde dabei war, wagte er's nicht, denn seine Mutter schluchzte jetzt noch viel herzbrechender als sonst. Sie freute sich nicht — sie fürchtete sich.

Endlich waren sie allein. Tante Klotilde war mit Hede fortgegangen, um allerlei einzukaufen von dem Gelde, das sie jetzt bekommen hatten. Schüchtern trat er ans Bett. Und da die Mutter zu weinen aufhörte, faßte er Mut und setzte sich zu ihr, um davon zu sprechen, wie das nun sein werde, wenn Väterchen wieder da sei.

Seltsam — sobald er sich wieder auf dem Zaubermantel wußte, wich alle Scheu von ihm. Seine Augen begannen zu leuchten, sein Blut fing an sich zu erhitzen (gewiß war das sein Zigeunerblut), — und es war ihm, als höbe sich der Zaubermantel, als schwänge er sich in leisem, wiegendem Takt höher und höher, als versänke rund um ihn alles, als ginge es hoch empor zu sonniger Höhe durch die Lüfte.

Und erst schüchtern, dann immer freier beschrieb er der Mutter all' das Schöne, das er auf der Fahrt durch die Weite sah.

Wo war nur das enge Stübchen geblieben? Er sah es nicht mehr. Sie kamen durch goldene Fluren, hörten frohe Gesänge, Kirchenglocken läuteten, Blumen dufteten — und der blonde Wanderer, dem ihr Zaubermantel immer näher schwebte, blieb endlich auf seiner Wanderung stehen — und sie winkten einander fröhlich, zuversichtlich, dann immer stürmischer zu — denn der blonde Wanderer war Väterchen.

Oh, wie sie sich da um den Hals fielen und einander gelobten: nun würden sie sich nie, nie wieder trennen!

Rudis krankes, todkrankes Mütterchen hatte sich aufrecht hingesetzt. Sie schwankte leicht, als schwindelte sie's, so auf dem losen, flatternden Zaubermantel durchs Unendliche zu schweben. Aber in ihren großen, bisher so kalten, vergrämten Augen leuchtete ein seltsames Feuer — ein Freudenfeuer. Es war, als ob all das Eis, das innere Eis, das ihr Herz zeitlebens frieren gemacht hatte, mit einemmal nun geschmolzen wäre. Ja, das war heute das allererste Mal, daß Väterchens Zaubermantel sie erwärmte.

Wange an Wange wiegten sie sich auf Väterchens Zaubermantel — und ihre Sehnsuchtstränen flossen ineinander.

Sie hörten es mitten in der Abendstille, daß durch die beschneiten Gassen auf leisen, hastigen Sohlen, von derselben

Digitized by Google

Sehnsucht getrieben, ein Wanderer kam. Sie sahen ihn, bevor er eintrat.

Als er dann in der Stube stand und das Paar auf dem Zaubermantel erschrocken und traurig ansah, da hoben sich die beiden schlanken, bleichen, zitternden Frauenhände und formten die Bitte, die der Mund verschwieg.

Da trat der blonde Wanderer näher, und sein Haupt sank nieder auf den Zaubermantel.

Sie sprachen kein Wort, sondern weinten beide.

Rudi saß bei ihnen und weinte mit.

Es war wunder-wunderschön — so zu schweigen und zu weinen.

So starb Rudis Mütterchen. Ganz ausgesöhnt. Und es stand auf ihren Wangen noch lange hernach, als schon rund um ihr Lager die Kerzen brannten, ein seliges Lächeln.

Nun sah sie aus wie Väterchens Bildwerk, das die Psyche hieß und im Museum stand, wo alle Welt es sah und pries.

Und alle wunderten sich, daß es eine Zeit gegeben, da man Väterchen gezwungen hatte, Holzbilder für die Fabrik zu schnitzen.

Sie wollten Mütterchen in einem weißen Kleid in den Sarg tun. Doch Rudi fand, es sei viel schöner, wenn man sie in Väterchens Zaubermantel begrub. Denn in ihm war ihr's kurz vor dem Scheiden doch noch so selig warm geworden.

Und so begrub man sie denn in Väterchens Zaubermantel.

* * *

Lange, lange Jahre lebte in Rudis Erinnerung das Bild des alten schwarzgrauen Reisemantels fort — als ein Stück Märchenwelt seiner Kinderzeit. Vieles hatte sich verschoben, war verwischt und verblaßt. Jede war einem Mann gefolgt — von Tante Klotilde verlautete nichts mehr — Rudi arbeitete in Väterchens Atelier. Da fragte er einmal, was es denn mit diesem Zaubermantel für eine Bewandtnis gehabt habe.

Väterchen hatte kein blondes Haar mehr. Silbergrau fiel es ihm über die Schläfen. Ein wehmütiges Lächeln huschte über seine Züge.

„Der Mantel, Rudi, war ein armseliges Stück brüchigen, alten Wollstoffs. Alltagsaugen sahen ihm nur an, daß das Zeug im Kaufladen keinen Wert hatte. Die Phantasie tat alles. Die das Vertrauen zu ihm hatten, die wärmte er — und denen wandelte er sich zum Feiertagskleid."

Als Rudi selbst ein Künstler ward und innere Kämpfe durchzukämpfen hatte — ähnlich wie Väterchen — da ging ihm erst das volle Verständnis für das Märchen vom Zaubermantel auf, das ihm die liebste, innigste und tiefste Erinnerung an sein Kinderleben geblieben war.

Wen Ehrgeiz und Selbstvertrauen beseelten, der konnte sich vom dunkelsten und kältesten Mietsstübchen aus in diesem schäbigen alten Reisemantel weit hinweg in sonnige Lande träumen, zu Ruhm und Glück. In wem es immerzu nüchterner Alltag war, aus wessen Herz niemals ein Sonnenstrahl sich zur Mit- und Umwelt fand, — den wärmte auch der Zaubermantel nicht.

Denn der Zaubermantel war — die Hoffnung.

Bozen. Paul Oskar Höcker.

Unser Vaterland Japan. Ein Quellenbuch geschrieben von Japanern. Leipzig, E. A. Seemann, 1904. 8°. XXVI und 736 S. 6 Mark.

Das Titelblatt nennt nicht den Herausgeber und Urheber des Buches, den bekannten Journalisten, A. Stead, der auf den glücklichen Gedanken gekommen ist, eine größere Anzahl hervorragender Japaner, Staatsmänner, hohe Beamte, Großunternehmer, Gelehrte zur Aussprache über die wichtigsten Probleme und den Zustand des heutigen Japans zu veranlassen. Was so zustande gekommen ist, nennt der Herausgeber ein „Quellenbuch". Das ist cum grano salis aufzufassen. Es handelt sich nicht um wirkliche Quellen für das Studium der Tatsachen. Es handelt sich nicht einmal um eine systematische Enzyklopädie des heutigen Japans, einen gleichmäßig orientierenden Ueberblick. Was vor uns liegt, ist eine bunte Sammlung von Beiträgen sehr verschiedener Art, die im wesentlichen drei Kategorien angehören. Da sind nüchterne halbamtliche Zusammenstellungen über die Organisation des Heeres und der Flotte, des Schulwesens, Bankwesens, der Besteuerung, der Gefängnisverwaltung usw.

Da sind einige, nicht sehr zahlreiche Versuche, ein Gebiet eingehender, systematisch zu behandeln. So gibt Ariga eine gute Darstellung der auswärtigen Politik Japans, so geben Inazo Nitobe und U. Hozumi einen Einblick in die religiös-ethischen Vorstellungen der höheren Stände, so schildert Graf Matsukata die Entwicklung der Finanzen. Hier handelt es sich wohl durchweg um Auszüge aus vorhandenen Arbeiten oder Berichten.

Da sind endlich eine Anzahl „Augenblicksbilder" aus den letzten Jahren: Reden und Ansprachen, Manifeste, rasch hingeworfene kleine Artikel. In der persönlichen Natur dieser Beiträge liegt für mein Gefühl der eigentliche Reiz und Wert des Buches. Denn das darf im Gegensatz zu der Meinung des Herausgebers wohl gesagt werden: wer die wissenschaftliche Literatur über das neue Japan und die wichtigeren amtlichen Verwaltungsberichte und Statistiken kennt, wird aus dem ganzen Buche an Tatsachen nicht viel neues kennen lernen und er wird manches vermissen. Der Wert des Buches liegt darin, daß es die Leser in die Denkweise der heutigen Japaner einführt. Und es hat seinen Reiz, die verschiedenartigsten Menschen vom Marquis Ito bis zum Sozialisten Katayama, gefiltet, wie es japanische Art ist, ihre Ansichten vorbringen zu hören. Es ist schade, daß der Herausgeber nicht mit kurzen Worten seine einzelnen Mitarbeiter dem Leser vorstellt. Wer sie kennt, dem macht es ein besonderes Vergnügen, die geistige Entwicklung des neuen Japans an sich vorbeiziehen zu sehen in den verschiedenen Altersschichten: Die „Alten", die einst mit jugendlichem Wagemut die Revolution gemacht haben, bei denen Denkweise, Stil, Anordnung noch auf die Bildungselemente der alten Zeit zurückgehen. Staatsmänner wie Ito und Inouye, Kriegsleute wie Yamagata und Oyama, Finanzminister wie Okuma und Matsukata, Großunternehmer wie Shibusawa und Iwasaki. Dann die Männer, die ihre Bildung in der wirren Uebergangszeit erhielten, nicht mehr chinesisch, noch nicht gründlich modern gebildet. Endlich die jüngere Generation, deren Beiträge die gründlichere wissenschaftliche Bildung zeigen. Bei allen, aber fast am auffälligsten bei den „Alten", der Gegensatz gegen den alten Samuraigeist in der Betonung der Notwendigkeit der wirtschaftlichen Arbeit. Das tritt freilich ganz besonders hervor eben infolge der Entstehung vieler der Beiträge unter dem starken Eindruck der seitdem überwundenen Wirtschaftskrisis von 1900/1901.

Man wird nach der Entstehungsgeschichte des Buches nicht erwarten, darin eindringliche Kritik der japanischen Zustände zu finden. Ganz fehlt auch sie nicht, so in dem bemerkenswerten Abschnitt über die Universitätsbildung. Aber auch das begreifliche Mißtrauen, daß die Mitarbeiter an dem Buch die Dinge zu rosenfarben darstellen würden, ist im allgemeinen nicht gerechtfertigt. Wohl sind einige Abschnitte, so die von Suyematsu herrührenden, für die Wirkung auf das ausländische, vor allem das englische Publikum berechnet. Im ganzen aber wird man angenehm berührt von dem unbefangen sachlichen Ton der Darstellung.

Ausstellungen im einzelnen könnte man leicht machen. Vieles ist unvollständig, manches ist nur verständlich bei einiger Kenntnis von Menschen und Dingen. Einzelnes ist ganz ungenügend. Wiederholungen, gelegentlich in demselben Artikel, zeigen die eilige Zusammenstoppelung des Ganzen. Darauf näher einzugehen ist hier nicht der Ort. Etwas ärgerlich ist, daß in einer Anzahl von Fällen die Ueberschrift des Abschnittes garnicht dem Inhalt entspricht (so Kapitel 4, 9 I, 12 II und III) am ärgsten Kapitel 28, das „die kaiserliche Familie" betitelt ist und einen fragmentarischen Ueberblick über die Verfassungsgeschichte enthält.

Nicht ganz unerwähnt darf bleiben, daß die deutsche Uebersetzung vielfach äußerst mangelhaft und nachlässig ist. Die Territorialherren der alten Zeit (die Daimyos) kann man ebenso wenig als „Ritter" bezeichnen, wie ihre Territorien als „Ortsverbände". Ein Rechenbrett „Zählinstrument", ein Ministerium „Abteilung", einen Bezirkstag oder Provinziallandtag „Statthalterversammlung" zu nennen, ist weder schön noch deutlich usw. Störend sind auch die zahllosen Druckfehler sowohl in den japanischen Namen, wie in den Zahlen. Der Aufsatz über die Lage in Formosa verliert geradezu an Wert durch die Flut falscher Zahlen, die unmöglich im Original gestanden haben können.

Heidelberg. Karl Rathgen.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin — Druck von H. S. Hermann in Berlin

Digitized by Google

Nr. 6. Berlin, den 5. November 1904. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Der Handelsvertrag mit Oesterreich-Ungarn muß unmittelbar vor seinem Abschluß stehen, sonst hätte wohl Graf Posadowsky nicht mit so viel offiziösem Tamtam seine Reise nach Wien unternommen. Aber wie wird er aussehen? Vermutlich genau so wie der deutsch-russische, der so schlecht ist, daß man bis jetzt noch nicht gewagt hat, das Geheimnis seines Inhalts zu verraten.

Die Erholungspause, die sich die Kanalkommission des preußischen Abgeordnetenhauses nach ihrer strapaziösen dreitägigen Arbeit gegönnt hat, ist von dem Zentrumsabgeordneten Dr. am Zehnhof zur genaueren Ausarbeitung eines ganz besonders schlauen Kompromißgedankens benutzt worden. Er beantragt nämlich, daß der mechanische Schleppbetrieb auf dem Kanal verstaatlicht und diese Verstaatlichung im Gesetz festgelegt werde. Die Bewilligung der erforderlichen Geldmittel soll später erfolgen, wenn sich die technische Art der Ausführung des Betriebes erst genauer übersehen läßt. Der Antragsteller will mit seinem Vorschlage die Konkurrenz zwischen Eisenbahn und Wasserstraße ausschalten, mit anderen Worten, er will die auf dem billigen Wasserwege und durch die freie Konkurrenz naturgemäß niedrigen Schlepptarife so hochschrauben, daß sie sich von den Gütertarifen der Eisenbahnen kaum noch unterscheiden. Natürlich stürzt sich die agrarische Presse mit Freuden auf diesen fetten Bissen. Die „Deutsche Tageszeitung" wünscht sofort die Verstaatlichung sämtlicher Schleppbetriebe auf allen Kanälen und schiffbaren Flüssen Preußens und die „Herstellung fester Relationen" zwischen Eisenbahntarifen und staatlichen Schlepptarifen. Und führende Zentrumsblätter, wie die „Kölnische Volkszeitung", malen uns schon triumphierend aus, wie der Staat dem Ausland gegenüber als Unternehmer des Kanalbetriebes durch Tariferhöhung wie durch einen Schutzzoll wirken könne! Man sieht, wie ausbaufähig dieser Vorschlag des Zentrumsdoktors ist. Zwar hat der Abgeordnete Gothein alsbald in der „Berliner Zeitung" überzeugend nachgewiesen, daß diesem Plan auch unüberwindliche technische Schwierigkeiten im Wege stehen. Trotzdem, oder vielmehr gerade deshalb halten die Kanalrebellen mit Energie und Freudigkeit an diesem neuesten Vorschlag fest: er garantiert ihnen ja endlich, daß der Kanaltorso zur Kanalfarce wird, falls er überhaupt noch jemals zur Ausführung kommt.

Der Widersinn des preußischen Dreiklassenwahlsystems ist schon so oft und so scharf gebrandmarkt worden, daß man fast meinen sollte, es gäbe keine Methode mehr, die neu und wirksam genug wäre, um von den Gegnern dieses Wahlunrechts noch beachtet zu werden. Und doch zeigt eine Gegenüberstellung der tatsächlich vorhandenen und der im Vergleich zur Steuerleistung oder zur Einwohnerschaft fehlenden Abgeordneten in neuer, wirkungsvoller Beleuchtung nicht nur die Torheit, sondern die ganze Unsinnigkeit dieses Systems. Da die Tabelle außerdem für künftige Agitationen von Wert sein kann, so möge sie hier eine Stelle finden:

Regierungsbezirk	Einwohnerzahl von 1900	Staatssteuer: Insgesamt: in Millionen Mark	Abgeordnete zum preuß. Landtag	Auf 34 Millionen Einwohner und auf 540 Millionen Mark Staatssteuer entfallen 433 Abgeordnete. Also auf je 800000 Einwohner und 800000 Mark Steuer: 1 Abgeordneter. Die Regierungsbezirke müßten demgemäß an Abgeordneten haben: nach der Steuer	nach der Einwohnerzahl
Königsberg	1 201 386	6,78	19	8	15
Gumbinnen	729 240	3,18	13	4	9
Danzig	665 902	3,93	9	5	8
Marienwerder	895 666	3,56	13	5	11
Berlin	1 888 848	**49,07**	**9**	**61**	**24**
Potsdam	1 929 504	**27,80**	**18**	**35**	**24**
Frankfurt	1 179 250	8,34	18	10	15
Stettin	850 709	7,24	12	9	11
Köslin	687 785	2,89	**10**	**4**	**7**
Stralsund	216 340	1,91	4	2	3
Posen	1 198 252	5,67	**19**	**7**	**15**
Bromberg	689 023	3,56	10	4	9
Breslau	1 692 719	16,24	25	20	21
Liegnitz	1 102 992	8,02	19	10	14
Oppeln	1 868 140	9,74	21	12	23
Magdeburg	1 176 732	15,88	15	17	15
Merseburg	1 189 825	11,47	16	14	15
Erfurt	446 419	4,52	7	5	6
Schleswig	1 387 968	13,49	19	19	17
Hannover	647 908	7,61	8	10	8
Hildesheim	526 758	4 84	7	6	7
Lüneburg	472 508	3,95	7	5	6
Stade	325 017	2,91	6	4	5
Osnabrück	328 600	2,13	5	3	4
Aurich	240 058	2,15	5	3	7
Münster	699 585	7,85	9	7	9
Minden	636 873	4,78	9	6	8
Arnsberg	1 851 319	16,01	15	20	23
Cassel	890 142	7,95	14	10	11
Wiesbaden	1 007 859	21,16	12	26	15
Koblenz	682 454	5,27	10	7	9
Düsseldorf	2 590 886	31,64	**21**	**40**	**32**
Cöln	1 021 878	15,05	11	19	15
Trier	840 039	5,58	11	7	11
Aachen	614 961	6,15	9	8	8
Sigmaringen	66 780	0,61	2	1	1
	34 472 509	340,00	433	433	433

Die Tabelle spricht für sich selbst; jeder Kommentar würde die eindrucksvolle Argumentation gegen das schlechteste und ungerechteste aller Wahlsysteme nur abschwächen.

Digitized by Google

In Worms war diese Woche der Erste Deutsche Synodaltag zusammengetreten. Wenn man den Begrüßungsansprachen der verschiedenen Redner glauben dürfte, wäre mit ihm eine Einigung des gesamten deutschen Protestantismus zu gemeinsamer, energischer Geistestätigkeit erzielt worden, frei von allen kirchenregimentlichen und kirchenpolitischen Fesseln. In Wirklichkeit führte aber jene konservative und christlich-soziale Orthodoxie das Hauptwort, die stets unentwegt mit der politischen Reaktion gemeinsam zu marschieren pflegt. Daraus mag man auch ermessen, was von den lauten Klagen über die politische Allmacht des Ultramontismus zu halten ist, die so beweglich in Worms vorgetragen wurden. Erst hält man dem Centrum den Steigbügel, und dann wundert man sich, daß es herrisch davon reitet!

Die neuesten amtlichen Meldungen aus Südwestafrika stimmen darin überein, daß der organisierte Widerstand der Herero gebrochen ist und der ursprünglich sehr ernsthafte Feldzug gegen sie jetzt nur noch auf eine mühsame Verfolgung und Entwaffnung versprengter und verarmter Flüchtlinge hinausläuft. Angesichts dieses Umstandes und der empfindlichen Opfer an Geld und Menschenleben (infolge Typhuserkrankungen), die tagtäglich die südwestafrikanische Expedition fordert, raten selbst stockkonservative Blätter wie der „Reichsbote" zu schleuniger Preisgabe der seitherigen Kriegsmethode. Christentum und Humanität verböten ebenso wie die einfache Staatsklugheit die Fortsetzung eines Rachefeldzuges, der schließlich die Eingeborenen zu heimatlosen Räubern und Desperados, die Kolonie zur Wüste mache.

Ueber den Seesieg der baltischen Flotte bei der Doggerbank wird nachträglich noch eine nur von den beteiligten russischen Offizieren bestrittenen Tatsache bekannt, die das Verständnis für die russische Missetat erst voll zu erschließen geeignet ist. Danach ist die russische Flotte tatsächlich von Torpedobooten angegriffen worden, von ihren eigenen nämlich! Und es sind bei diesem höchst ernsthaften Kampfe nur durch Zufall einige englische Fischerboote zu Schaden gekommen. Die Japaner brauchen also allem Anschein nach der Ankunft dieser zweiten russischen Flotte nicht mit Besorgnis entgegenzusehen, da sie ja auf bestem Wege ist, sich selbst aus der Welt zu schaffen. Uebrigens hat bei dem ganzen Zwischenfall die französische Staatskunst, die bekanntlich nicht von hochfeudalen Diplomaten, sondern von simplen Regierungsvertretern bürgerlicher Herkunft gehandhabt wird, wieder einmal einen bemerkenswerten Erfolg zu verzeichnen. Sie hat genau im richtigen Augenblick ihre Vermittlertätigkeit angeboten, und damit wahrscheinlich ernstes Blutvergießen, wenn nicht gar einen Weltkrieg verhindert.

Wie gefährdet die freiheitliche antiklerikale Politik des Ministeriums Combes gerade jetzt ist, wo sie ihren Gesetzesvorschlag betreffend Trennung von Staat und Kirche fertiggestellt hat, das hat der beinahe gelungene Ueberfall bewiesen, den die vereinigten klerikalen und pseudoradikalen Regierungsgegner auf den französischen Kriegsminister André und damit auf das Gesamtkabinett versucht haben. Weil General André seit Beginn seiner Regierungstätigkeit mit Energie und Umsicht den jahrzehntelang planmäßig in der Armee gepflegten nationalistisch-klerikalen Geist auszurotten und dafür eine republikanische Gesinnung im Offizierkorps heranzuziehen versucht hat, darum ist er einer der gehaßtesten Regierungsvertreter im gegenwärtigen Regime. Nun haben allzu eifrige Ordonnanzoffiziere des Kriegsministers die republikanische Gesinnung offenkundiger, als es gut war, zur Vorbedingung des Avancements gemacht, und sie haben ferner ihre Auskünfte über die politische Gesinnung der Offiziere nicht von den höheren Vorgesetzten oder von irgendwelchen offiziellen Regierungsorganen, sondern von der republikanisch zuverlässigeren Freimaurerorganisation eingezogen. Durch Vertrauensbruch waren den professionellen Ministerstürzern solche freimaurerischen Auskunftslisten in die Hände gefallen, und alsbald führten sie in der Kammer mit einer Interpellation über diese Angelegenheit eine gutgespielte Entrüstungskomödie auf. Vielleicht hätte sie General André gründlicher abführen können, wenn er auf ihre leidenschaftlichen Anklagen erwidert hätte: „Gewiß, ich habe bewußt und planmäßig republikanisch gesinnte Offiziere den nationalistisch-klerikalgesinnten im Avancement vorgezogen, genau so wie ihr es jahrzehntelang mit euren gesinnungsverwandten Offizieren gehalten habt; ich hatte sogar die Pflicht so zu handeln, während ihr mit der Züchtung eines antirepublikanischen Offizierkorps ein Staatsverbrechen begangen habt. Ich habe auch die Freimaurerorganisation in ähnlicher Weise zur Ueberwachung des Offizierkorps und zur Auskunftserteilung benutzt, wie ihr früher, als ihr die Macht noch hattet, den Jesuitenorden und die Klosterschulen zu demselben Zweck gebraucht habt; hättet ihr nicht durch jahrzehntelange planmäßige Beeinflussung das ganze Offizierkorps bis in seine ältesten Vertreter hinein mit antirepublikanischem Geiste erfüllt, so hätte ich jenen Weg nicht zu gehn brauchen." Mit solcher Verteidigung wäre General André — wie in Frankreich nun einmal die Dinge liegen — gewiß in den Augen aller nicht regierungsfeindlichen Franzosen glänzend gerechtfertigt gewesen. Statt dessen wählte er die Taktik der Beschwichtigung, erklärte, von den gerügten Vorgängen amtlich nichts zu wissen und bezweifelte die Originalität der von den Interpellanten vorgelegten Schriftstücke. Die Folge war, daß nach mehrstündigen aufregenden Debatten schließlich eine Resolution, die die gerügten Vorkommnisse, falls sie sich als wahr erweisen sollten, als ungehörig brandmarkte, im übrigen aber dem Kriegsminister das Vertrauen der Kammer aussprach, mit sage und schreibe vier Stimmen Mehrheit von der Kammer votiert wurde. Wäre nicht im Augenblick der höchsten Gefahr Jaurès mit seiner fortreißenden Beredsamkeit für die Notwendigkeit des Zusammenhaltens des Regierungsblocs eingetreten, so wäre zweifellos der Plan der Reaktionäre geglückt und das Ministerium Combes in demselben Augenblick empfindlich getroffen, wenn nicht gar gestürzt worden, wo es sich anschickt, die Früchte einer fünf Jahre langen eifrigen und aufreibenden Arbeit zu pflücken. Diesem Ernst der Situation gegenüber vergaßen auch die Guesdisten ihre in den letzten Monaten so laut und häufig wiederholten Raisonnements über die Versumpfung des klassenbewußten, unentwegten Sozialismus durch die Bloc-Zugehörigkeit; sie stimmten für die von der Regierung akzeptierte Tagesordnung und bewiesen damit wieder einmal, daß die Macht realer politischer Verhältnisse im gegebenen Moment alle sozialistische Utopisterei und Prinzipienreiterei zu Boden schlägt. Durch die falsche Taktik Andrés ist die Gefahr nun keineswegs gänzlich beseitigt worden. Zwar hat er seinen Ordonnanzoffizier entlassen und die freimaurerischen Auskunftslisten verbrannt; eben damit hat er aber die Richtigkeit der von seinen Gegnern vorgeführten Tatsachen nachträglich zugegeben! Und da er seine Amtsführung nicht grundsätzlich und offen verteidigt hat, so wird es ihm nicht leicht werden, die neuerdings eingebrachte Interpellation zu beantworten, welche Vorkehrungen gegen eine Wiederholung derartiger Vorkommnisse getroffen worden seien. Hoffentlich erweist sich aber doch noch dieser zweite, wohlvorbereitete Schlag weniger gefährlich, als der erste aus dem Hinterhalt geführte.

König Peter von Serbien hat seinen freundwilligen Nachbarn, den Fürsten Ferdinand von Bulgarien, in Sofia besucht, um vor aller Welt zum zweitenmal zu dokumentieren, daß Serben und Bulgaren trotz aller blutigen Grausamkeiten in Makedonien innig einander liebende Brüder seien. Auch der Fürst von Montenegro wurde als Dritter im Bunde mit schwungvollen Worten antelegraphiert. Trotzdem wird die politische Lage der Balkanländer sich in absehbarer Zeit kaum wesentlich ändern; denn sie hängt von ganz anderen Faktoren ab, als von Freundschaftsbezeugungen etlicher kleiner Potentaten.

Auf dem ostasiatischen Kriegsschauplatz haben die Japaner sowohl am Schahofluß wie vor Port Arthur ihre kriegerischen Operationen mit neuem Eifer und verstärkten Kräften wieder aufgenommen. Die baltische Flotte Rußlands wird sich beeilen müssen, wenn sie noch in den Entscheidungskampf eingreifen will.

* * *

Digitized by Google

Dünnes Eis.

Der aus dem Huller Zwischenfall erwachsene russisch-englische Konflikt wird nach den Regeln der Haager Schiedsgerichtskonferenz geschlichtet werden. Das ist erfreulich und zugleich ein Beweis für die sich ausdehnende Wirksamkeit der Schiedsgerichtsidee und die Nützlichkeit der Haager Konvention. Die Diplomatie würde zwar vielleicht auch ohne Haag soviel Geschicklichkeit besessen haben, um zu verhindern, daß aus einer so geringen Ursache ein Weltkrieg hervorging. Aber es war ein sehr bequemer Ausweg, insbesondere für den Zaren, der seinerzeit die Initiative zu der Haager Konferenz ergriffen hatte, auf die Beschlüsse gerade dieser Konferenz zurückzugreifen. Andererseits konnte auch die englische Regierung sich der bis zur Siedehitze aufgeregten öffentlichen Meinung Englands gegenüber gut und gern des Haager Ventils bedienen, um eine kriegerische Explosion zu verhüten. Es ist heute für einen zivilisierten Staat nur noch sehr schwer möglich, bei einem internationalen Konflikt das Angebot der Gegenseite, die Sache schiedlich nach dem Haager Rezept erledigen zu lassen, abzulehnen. Das ist ein großer Fortschritt.

Daß sich die Haager Konferenz trotz des unvollkommenen Werks, das sie geschaffen hat, in einem kritischen Falle so nützlich erwies, muß dazu beitragen, zur Vervollkommnung dieses schiedsrichterlichen Instruments anzuregen. Es ist deshalb auch kaum zweifelhaft, daß Präsident Roosevelt aus diesem Vorgang ein verstärktes Motiv für seinen Plan gewinnen wird, eine neue internationale Schiedsgerichtskonferenz herbeizuführen. Die von den diplomatischen Banausen solange verspottete, von der interparlamentarischen Union ständig festgehaltene Idee eines konstanten internationalen Schiedsgerichtstribunals mit immer wachsenden Befugnissen ist damit der Verwirklichung beträchtlich nähergerückt. Kaum jemals früher ist der Welt die Nützlichkeit ständiger Schiedsgerichtstribunale so deutlich vor Augen geführt wie in den letzten vierzehn Tagen. Jedem wurde einmal wieder klar, wie dünn das Eis ist, das über der Tiefe ruht, die die grausigen Schrecken eines Weltkrieges in sich birgt. Die hysterische Furcht eines unfähigen Admirals, ein paar in der Uebereilung abgefeuerte Kanonenschüsse und der dadurch bewirkte Tod einiger friedlichen Fischer haben im Verlaufe weniger Tage Europa bis dicht an den Rand eines in seinen Folgen unabsehbaren Krieges geführt. Wäre der Einfluß etlicher kriegslustigen Großfürsten auf den Zaren nur ein wenig stärker, und der Zar in den kritischen Tagen den Anfällen hochmütigen Eigensinns etwas mehr unterworfen gewesen, so war der Krieg zwischen England und Rußland heute eine vollendete Tatsache. Die Ueberzeugung, daß man aus solchen geringen Ursachen, wie es der Huller Zwischenfall war, auch heute noch im Handumdrehen zu einem Weltkriege kommen kann, zeigt, wie es mit dem Weltfrieden im allgemeinen bestellt ist. Konflikte, wie wir sie soeben erlebt haben, können sich jeden Tag wiederholen, und bei jeder Wiederholung wächst die Gefahr eines kriegerischen Ausgangs.

Man kann sich auch nicht verhehlen, daß hinter der drohenden Stimmung, welche das Verhältnis zwischen Rußland und England beherrscht, sehr reale Machtinteressen stehen, die England wohl bestimmen könnten, in den russisch-japanischen Krieg einzugreifen. Solange Rußland von Japan in Schach gehalten wird und die Aussicht besteht, daß Japan gegen Rußland das Feld behauptet, wird England ruhig zusehen können, wie Japan in Asien gegen Rußland Englands Schlachten schlägt. Jeder Verlust an Prestige, den Rußland in Asien erleidet, kommt unmittelbar der englischen Weltmacht zugute. Es hieße, den englischen Staatsmännern Uebermenschliches zumuten, wenn man von ihnen verlangen wollte, daß sie Rußlands Niederlagen bedauerten. Für einen kühnen und weitschauenden Staatsmann lag deshalb in der tiefgehenden nationalen Erregung, die aus der Kopflosigkeit des russischen Admirals Roschdjestwenski in England erwuchs, eine nicht geringe Versuchung, den Bruch mit Rußland herbeizuführen und einen so bequem gebotenen casus belli rasch zu benutzen. Arthur Balfour ist allerdings kein Earl of Chatham. Der Bruch ist diesmal noch vermieden, aber die in den Interessengegensätzen der beiden Großmächte liegenden Gefahren einer kriegerischen Verwicklung dauern fort. Mit einem Wort: Der Krieg ist vermieden, aber der Frieden ist nicht gesichert.

Theodor Barth.

Japanische Kriegsfinanzen.

Leute, die oberflächlich und leichtfertig urteilen, haben zum Ueberdruß wiederholt, die modernen Japaner seien leichtfertig und oberflächlich. Wer die Männer des neuen Japans kannte und bei der Arbeit beobachtet hatte, wußte es besser. Gewiß gibt es unter den japanischen Politikern leichtfertige Gesellen. Aber im ganzen wird der ernste Sachkenner eher dem Worte zustimmen, das kürzlich ein Russe gebraucht hat: „Bisher sagten wir: methodisch wie ein Deutscher. Jetzt müssen wir sagen: methodisch wie ein Japaner.“ Dies Wort war geboren aus der bitteren Ueberraschung über die militärische Schulung und die Kriegsführung der Japaner. Ich glaube, man darf dieses Urteil anwenden auch auf die japanische Finanzwirtschaft. Die Schwierigkeiten, die es gehabt hat, die bei uns langsam ausgebildete technische Ausrüstung der Verkehrswirtschaft rasch ein- und durchzuführen und gleichzeitig einen tatsächlich bankerotten Staatshaushalt zunächst zu ordnen (1873—1886), dann einer vollständigen Preisrevolution anzupassen (1896—1901) darf man nicht deshalb unterschätzen, weil bisher alles in der Hauptsache gut gegangen ist. Die leitenden Männer des neuen Japans haben sich nicht bloß in der durch die Not des Augenblicks jeweils geschaffenen Lage zurechtzufinden gewußt. Sie haben auch mehr und mehr verstanden, sich nach den besten Mustern umzusehen und fremde Erfahrung und fremde Wissenschaft mit einer Sorgfalt zu benutzen, die an Pedanterie grenzt. Die Finanzmaßregeln, die beim Ausbruch des gegenwärtigen Krieges getroffen sind, bieten ein neues Beispiel dafür.*)

Eine der Lehren der modernen Finanzwissenschaft besagt: Das Steuersystem eines Landes muß so elastisch sein, daß in Fällen plötzlichen Notbedarfes, wie ihn namentlich der Ausbruch eines Krieges darstellt, die Steuern sofort erhöht werden können. Die Erhöhung der Steuer soll dann sofort eintreten, damit nicht alle Kosten des Krieges auf den Kredit, auf die Zukunft abgewälzt werden, damit der Ernst eines Volkes, die Kriegslasten wirklich auf sich zu nehmen, deutlich erkennbar werde, zur Beruhigung vor allem auch der Staatsgläubiger, damit endlich die für die Deckung des Kriegsbedarfs vermehrte Notenmenge rasch wieder in die öffentlichen Kassen zurückgeführt werde. Diesem letzteren Zwecke sollen auch inländische Anleihen dienen, die zunächst nur als kurzfristige aufzunehmen sind.

Von europäischen Staaten hat eigentlich nur Großbritannien zu Beginn des Krimkrieges und wieder im Jahr 1900 nach diesen Vorschriften gehandelt. In Japan haben die Leiter der Finanzen alsbald nach Ausbruch des Krieges ein Programm aufgestellt, welches jenen Forderungen der Wissenschaft entspricht.

Infolge der Auflösung des Abgeordnetenhauses am 11. Dezember 1903 war ein neuer Etat nicht zustande ge-

*) Im zehnten Heft der „Marinerundschau“ (1904) hat Professor Helfferich die Bedeutung des russisch-japanischen Krieges vom Gesichtspunkt der Interessen des europäischen Kapitalmarktes aus untersucht. Hier soll der Versuch gemacht werden, vor allem die inneren Finanzmaßregeln Japans ihrer politischen und wirtschaftlichen Bedeutung nach kurz zu würdigen. Ueber die Tatsachen vergleiche jetzt die soeben auch in deutscher Sprache erschienene recht brauchbare Zusammenstellung „Finanzielles und wirtschaftliches Jahrbuch für Japan“. Herausgegeben vom Kaiserl. Finanzministerium. IV. Jahrg. 1904.

Digitized by Google

kommen, was auch im Vorjahr der Fall gewesen war. Den Bestimmungen der Verfassung gemäß galt also das Budget von 1902.03 weiter, mit solchen Aenderungen, wie sie sich namentlich aus gesetzlichen Vorschriften, aus der Ausführung von Bauprogrammen u. dgl. ergaben. Aus den gesetzlichen Bestimmungen folgte vor allem eine Verminderung der Steuereinnahme um 10 Millionen Yen*), da die Grundsteuererhöhung vom Jahre 1899 am 31. März 1904 ablief.

Im übrigen waren die Einnahmen im wesentlichen nach den wirklichen Einnahmen von 1902 veranschlagt. Eine Herabsetzung bei den meisten Ausgabeposten entsprach der Verminderung der Einnahme.

Als nun die Friedensaussichten anfingen sich zu verdüstern, wurde am 28. Dezember 1903 eine kaiserliche Notverordnung erlassen mit der Ermächtigung, zur Deckung militärischer Ausgaben die vorhandenen Spezialfonds (Marinefonds, Notstandsfonds, Schulfonds) zu verwenden, Schatzscheine auszugeben und kurzfristige Darlehen (bei der Japanischen Bank) zu kontrahieren.

Auf Grund dieser Verordnung sind bis zum 31. März 1904 etwa 156 Millionen Yen an Ausgaben genehmigt und folgendermaßen gedeckt: 100 Millionen Yen mit 5 Prozent verzinslicher Schatzscheine sind im März zur öffentlichen Zeichnung zum Kurse von 95 aufgelegt worden; 25 Millionen Yen sind den Spezialfonds entnommen, der Rest ist durch Darlehen bei der Bank gedeckt.

Nachdem der Krieg ausgebrochen war, wurde im März der neue Reichstag einberufen. Der von der Regierung vorgelegte Plan der Deckung der Kriegsausgaben ist mit einigen Aenderungen genehmigt worden. Darnach wird angenommen, daß außer jenen 156 Millionen Yen die Kriegsausgaben bis zum Schluß des Finanzjahres (31. März 1905) noch 380 Millionen betragen. Für „diplomatische und sonstige mit dem Kriege zusammenhängende Ausgaben" ist ferner eine Pauschsumme von 40 Millionen Yen angesetzt. Bis zum Schluß des Finanzjahres ist also im ganzen eine Ausgabe von 576 Millionen Yen vorgesehen. Selbstverständlich sind das vorläufige Schätzungen, von denen die Wirklichkeit erheblich abweichen kann. Eines aber ist wohl zu beachten. Man darf als vergleichenden Maßstab nicht die von anderen Staaten aufgewendeten Kriegskosten ansehen, am allerwenigsten die Rußlands. Wie der Japaner im allgemeinen genügsam ist, so wirtschaftet die japanische Verwaltung nach unseren Anschauungen ganz außerordentlich billig. Gegenüber russischen Kosten aber ist zu bedenken, daß der Kriegsschauplatz viel näher an Japan gelegen und auf dem Wasserwege leichter und billiger zu erreichen ist. Noch wichtiger aber dürfte sein, daß in Japan Ausgaben, die verrechnet werden, für die bestimmten Zwecke auch wirklich gemacht sind, und daß Vorräte, die auf dem Papiere stehen auch wirklich vorhanden sind.

Die in das laufende Finanzjahr fallenden 420 Millionen Yen sollen in folgender Weise gedeckt werden:

Ersparnisse gegenüber dem laufenden Etat	48	Mill. Yen
Erhöhung der Steuern	62	„ „
Aus den Spezialfonds	30	„ „
Anleihen	280	„ „

Mit den früheren Summen ergeben also die beiden letzten Posten zusammen aus Spezialfonds 55 Millionen Yen, auf dem Wege des Kredits 411 Millionen Yen.

Von den aufzunehmenden Anleihen sind im Inlande, außer der Märzanleihe, im Juni 100 Millionen Yen, im Oktober 80 Millionen Yen fünfprozentiger Schatzscheine zu 92 emittiert. Schon im Mai ist in London und New York eine Anleihe von 10 Millionen £ aufgenommen, wofür die Zölle als besonderes Pfand bestellt sind. Billig war die Anleihe allerdings nicht. Die sechsprozentigen Schatzscheine wurden zu 93½ aufgelegt, wovon die vermittelnden Bankhäuser noch 2 Prozent Provision erhielten. Die Rückzahlung erfolgt spätestens 1911, kann aber bereits 1907 erfolgen. Diese Bedingungen erklären es, daß die Anleihe enorm überzeichnet und sofort zu 96 gehandelt wurde.

*) Ein Yen gleich 2,09 Mk.

Von den weiter zu beschaffenden Mitteln könnten 48 Millionen Yen Ersparnisse am laufenden Etat ungewöhnlich hoch erscheinen. Doch ist die Durchführung nicht besonders schwer, da der ordentlichen Ausgabe von 172 Millionen Yen eine ordentliche Einnahme von 218 Millionen Yen gegenüber steht. In der Hauptsache kann die Ersparnis durch Einstellen der außerordentlichen Ausgaben bewirkt werden.

Besondere Beachtung verdienen die Kriegssteuern. Der Friedensetat für 1904/05 sah eine Einnahme aus Staatssteuern von 170,4 Millionen Yen vor*). Die neuen Steuern sollen 62,2 Millionen Yen bringen. Auf einen Schlag also eine Erhöhung um mehr als ein Drittel. In Wahrheit ist die Steigerung geringer. Denn man muß sich erinnern, daß im Friedensetat für 1904 die Grundsteuer um 10 Millionen Yen niedriger eingesetzt ist als bisher. Die tatsächliche Erhöhung der Steuern gegenüber dem bisherigen Stand von 180 Mill. Yen um 52 Mill. Yen beträgt also etwa 29 Proz., immer noch ein bedeutendes Opfer. Den Hauptanteil müssen die direkten Steuern tragen. Die Grundsteuer allein soll statt 37 Millionen Yen (bisher 47 Millionen Yen) 61 Millionen Yen bringen. Für den land- und forstwirtschaftlich benutzten Boden beträgt die Erhöhung nominell 72, in Wahrheit 30 Prozent. Etwas höher ist der Zuschlag auf den mit Häusern überbauten Boden, in den Städten tatsächlich 60 Prozent.

Der nominellen Höhe des Zuschlags zur Grundsteuer entsprechend, sind die Kriegszuschläge zur Einkommen- und zur Gewerbesteuer auf 70 Prozent bemessen. Jene soll 5,3, diese 5 Millionen Yen bringen.

Auf den Eingang der Kriegszuschläge zu den direkten Steuern kann man mit Sicherheit rechnen. Unsicherer ist der Eingang der 28 Millionen Yen neuer indirekter Steuern. Der unsicherste Faktor sind wohl die 8½ Millionen Yen Mehreinnahme aus dem Tabaksmonopol. Es handelt sich hier nicht eigentlich um eine Kriegssteuer. Es wird vielmehr bei dieser Gelegenheit der schon vorher gehegte Plan der Umwandlung des Rohtabakmonopols in ein vollständiges Fabrikations- und Handelsmonopol ausgeführt. Das kann aber erst 1905 in ganzem Umfange geschehen. In Zukunft werden die Einnahmen hieraus natürlich erheblich größer sein, was für die künftige Kreditwürdigkeit Japans wichtig ist.

Die bisher sehr mäßige Zuckersteuer wird in der Hauptsache verdoppelt und soll 8,2 Millionen Yen mehr liefern. Die Zuschläge zu den sonstigen Verbrauchssteuern (Getränke und Soya) sind gering; der Mehrertrag ist nur auf 1⅓ Millionen Yen geschätzt. Den überdies schon hoch belasteten Getränken hat man sich offenbar gescheut noch mehr aufzupacken in einer Zeit, in der ohnehin ein Rückgang des Verbrauchs wahrscheinlich ist. Zuschläge zu Verkehrssteuern, Stempeln und Gebühren sollen 4,15 Millionen Yen liefern, von mäßigen Zollerhöhungen auf Getränke, Eßwaren, Zucker, Tabak, Kleidungsstücke, Seidenstoffe, Petroleum usw. werden 2⅓ Millionen Yen erwartet.

Heftigere Differenzen sind im Parlament über die von der Regierung vorgeschlagenen neuen Verbrauchssteuern entstanden. Bewilligt wurden eine Steuer auf wollene Stoffe und auf inländisches Petroleum. Jene im Betrage von 15 Prozent des Verkaufspreises soll 2,14 Millionen Yen bringen. Petroleum wird mit nicht ganz zwei Pfennig per Liter belastet, der Ertrag ist auf 1,24 Millionen Yen geschätzt. Dagegen hat das Abgeordnetenhaus die vorgeschlagenen Steuern auf Seidenstoffe und auf Salz abgelehnt. Dem Europäer mag überraschend erscheinen, daß man lieber den Verbrauch von Wollstoffen als den von Seidenstoffen belastet hat. Nach japanischen Vorstellungen ist das ganz natürlich. Wollstoffe sind ein Gegenstand des Luxus und werden fast ganz importiert. Seidenstoffe werden allgemein getragen und sind ein Erzeugnis des heimischen Gewerbefleißes.

Die eigentlichen Kriegssteuern sind bewilligt für die Zeit vom 1. April 1904 bis zum Ende des Jahres, das dem Friedensschlusse folgt. Wie viele von diesen Steuern trotzdem

*) Dem im Etat als „Steuern" bezeichneten Posten sind die Stempel und der Reinertrag des Tabaksmonopols hinzuzurechnen.

Digitized by Google

einen dauernden Charakter erhalten werden, ob nicht weitere Steuern (die zunächst abgelehnte Salzsteuer, Gebäudesteuern, Steuern auf Zündhölzer, Papier, Tee) kommen werden, wer wäre kühn genug das voraussehen zu wollen?

Die Frage könnte noch aufgeworfen werden, ob nicht durch den Krieg der Eingang der normalen Staatseinnahmen überhaupt beeinträchtigt wird. Bei den Verbrauchssteuern, namentlich auf Getränke und Tabak, ist das nicht undenkbar. Im ganzen aber ist ein erheblicher Ausfall nicht sehr wahrscheinlich. Während des chinesischen Krieges haben sich die Einnahmen ganz normal weiter entwickelt. Das japanische Wirtschaftsleben wird ja durch den Krieg direkt sehr wenig berührt, solange der Kriegsschauplatz entfernt, und der Seeverkehr offen ist. Und das zu ändern, ist Rußland völlig unfähig. Bisher setzt auch der Außenhandel die Aufwärtsbewegung der letzten Jahre ruhig fort. Von Januar bis August 1904 hat die Einfuhr sich um neun, die Ausfuhr sich um zehn Millionen Yen gegenüber dem Vorjahr gehoben. Man darf auch nicht vergessen, daß die moderne Geld- und Kreditwirtschaft immer erst Teile des japanischen Wirtschaftslebens durchdrungen hat.

Von der kriegerischen Energie des japanischen Volkes legt die Bewilligung der hohen Kriegssteuern ein beredtes Zeugnis ab. Und es ist beachtenswert, daß eine von den größeren Steuerzahlern gewählte Volksvertretung der Erhöhung vor allem direkter Steuern zugestimmt*), der Belastung der Massenverbrauchsartikel widerstrebt hat. Die rücksichtslose Hingabe des Lebens auf dem Schlachtfeld hat das Staunen derjenigen hervorgerufen, welche die Japaner nicht wahrhaft kannten. Die minder erhabene Opferwilligkeit beim Steuerzahlen ist nicht weniger beachtenswert.

Die patriotische Erregung spielt beim Erfolg der inländischen Anleihen gleichfalls eine Rolle. Doch war auch die Lage des Geldmarktes günstig. Die Ende der neunziger Jahre übertrieben heftige Spekulation hatte nach Ueberwindung der Krisis von 1900/1901 einem sehr ruhigen Gange des Geschäftslebens Platz gemacht. Da die Nachfrage nach Leihkapital gering war, sank der Zinsfuß auf einen niedrigeren Stand als zu irgend einer Zeit seit 1896, und dementsprechend stiegen die Kurse festverzinslicher Papiere. Das Leihkapital war für die Uebernahme patriotischer Anleihen um so eher zu haben, als beim Herannahen der Kriegsgefahr sich niemand mehr auf weitaussehende Unternehmungen einließ.

Die erste Möglichkeit für die japanische Finanzverwaltung, in besonderen Fällen rasch Geld zu erhalten, hat immer die Japanische Bank geboten, deren Darlehen dann mit dem Erlös der Anleihen, Steuereingängen usw. zurückgezahlt wurden. Je größer also der Bedarf der Finanzverwaltung, um so stärker der Notenumlauf, wenn ihm nicht andere Momente entgegenwirken. In einer großen Notenausgabe liegt aber die einzige Gefahr für den Goldschatz der Japanischen Bank. Denn die bei ihr hinterlegten Depositen sind zu unbedeutend, als daß durch ihre Zurückziehung die Bank gefährdet werden könnte. Nur durch Präsentierung von Noten können der Bank so große Mengen Gold entzogen werden, daß die Einlösung der Noten gefährdet ist. Dem Schutze des Barschatzes der Bank gilt die Hauptsorge der japanischen Finanzverwaltung. Die in London und Newyork kontrahierte Anleihe hatte denn auch in erster Linie den Zweck, die Valuta zu schützen. Darüber, daß vor allem die Barzahlungen aufrecht erhalten werden müssen, dürfte man sich in den maßgebenden Kreisen Tokios ganz klar sein. Dazu wird, da aus dem inländischen Geldumlauf Gold nicht herausgezogen werden kann, in erster Linie der auswärtige Kredit dienen müssen. Daß dessen weitere Benutzung dem Lande erhebliche Opfer auflegen wird, ist nicht zweifelhaft. Man braucht die offenkundigen Bedenken nicht ausführlich zu begründen, denen eine wachsende Verschuldung Japans an das Ausland unterliegt. Man darf aber nicht vergessen, daß diese im Vergleich mit anderen Staaten ähnlicher wirtschaftlicher Entwicklung, wie im Vergleich mit der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit des Volks bisher minimal ist. Denn es kommen nur die auswärtigen Anleihen des Staates selbst in Betracht, bis jetzt etwa 300 Millionen Yen. Deren Verzinsung, rund 15 Millionen Yen, kann reichlich allein aus dem Ertrag der Zölle, 1901/03 durchschnittlich 15,8 Millionen Yen, oder aus dem Ueberschuß der Staatsbetriebe (Eisenbahnen, Post, Forsten) gedeckt werden, der 1903/04 fast 16 Millionen Yen betrug. Dagegen ist eine Verschuldung an das Ausland durch fremde Kapitalanlagen in Japan bisher kaum in den spärlichsten Anfängen vorhanden. Und damit vergleiche man etwa, wie Rußland auf jede Weise dem Auslande mit ungeheueren Summen verschuldet ist.

Denkbar ist es natürlich, daß bei längerer Dauer des Krieges der Augenblick kommt, da die Aufrechterhaltung der Barzahlungen unmöglich wird,*) weil auswärtiger Kredit nur zu unerträglichen Bedingungen zu erlangen sein würde. Man hat namentlich in Rußland oft behauptet, daß Japan dann aus finanziellen Gründen zum Frieden gezwungen würde. Die Leute, die das glauben oder im Interesse der eigenen Kreditbedürftigkeit zu glauben vorgeben, werden eine neue Enttäuschung erleben. So wenig es gelang, Japan durch eine hinhaltende Politik mürbe zu machen oder durch Scheinrüstungen einzuschüchtern, so wenig wird die Aussicht, schlimmstenfalls auf etliche Jahre die Barzahlungen einstellen zu müssen, den eisernen Entschluß des japanischen Volkes erschüttern, die Fehde mit Rußland durchzukämpfen bis zu einem annehmbaren Frieden. Und je eher man sich das in Rußland klar macht, um so besser wird es sein für Rußland, für Japan, für die nach Frieden verlangende Welt.

Heidelberg. Karl Rathgen.

*) Die Einkommensteuer betrug bisher 1—5,5 Prozent, für die Kriegszeit steigt sie auf 1,7—9,35 Prozent!

*) Zunächst kann davon übrigens keine Rede sein. Allerdings hat bis Ende August die Nettoausfuhr von Gold die hohe Summe von 83,9 Millionen Yen erreicht (43,2 Millionen im ersten, 35,5 Millionen im zweiten Quartal, nur noch 6,2 Millionen im Juli und August). Aber nach dem neuesten mir zugänglichen Ausweis vom 17. September d. J. war weder der Notenumlauf mit 226,6 Millionen besonders hoch, noch der Goldbestand mit 115,5 Millionen ungünstig. Am Jahresschluß 1903 waren die gleichen Posten: 233,0 und 117,0 Millionen.

Kommunale Reformpolitik.

Es gibt drei Hauptziele moderner Kommunalpolitik. Einmal ist das Prinzip der städtischen Selbstverwaltung zu schützen und dort, wo es etwa bereits Verletzungen erlitten hat, wiederherzustellen, zum anderen muß auf eine immer stärkere und intensivere Betätigung der Gemeinden auf dem Gebiete der sozialen Reform Bedacht genommen werden, und endlich handelt es sich von Fall zu Fall darum, den Uebergang gewisser Betriebe mit Monopolcharakter in die kommunale Verwaltung in die Wege zu leiten. Von diesen Forderungen rückt bald die eine, bald die andere mehr in den Vordergrund, und zurzeit ist es zweifellos wieder einmal der Kampf um die Selbstverwaltung, der besonderes Interesse verdient. Die zahlreichen und systematischen Versündigungen wider den Geist der Stein-Hardenbergischen Gesetzgebung, deren sich die preußische Regierung fortgesetzt schuldig macht, ihre unverkennbare Absicht, vor allen Dingen die größeren Gemeinwesen in ihrer freien Entwicklung zu hemmen und zu lähmen, das alles zwingt zu einem energischen und entschlossenen Widerstand, der sich nicht in schönen Reden und flammenden Protesten erschöpfen darf. In die Vertretungen der Bürgerschaft gehören also Männer, die, gleichgültig zu welcher politischen Fraktion sie sich im übrigen zählen, durch ihren mehr als im landläufigen Sinne entschiedenen Freisinn eine Gewähr dafür bieten, daß sie entschlossen sind, den Uebergriffen der Regierung nicht nur in passiver Opposition, sondern mit einer durch die Umstände gebotenen entsprechenden Gegenaktion zu begegnen.

Digitized by Google

Soweit herrscht innerhalb des Liberalismus vollkommene Uebereinstimmung. Die Wege trennen sich erst bei der Bewertung der übrigen vorhin formulierten Aufgaben der Kommunalpolitik. Es gibt sehr weite Kreise, die die Verteidigung der Selbstverwaltung nicht nur, wie sich das in Zeiten der Gefahr von selbst versteht, in den Vordergrund rücken, sondern mit ihr auch ihren liberalen Grundsätzen und Anschauungen so gut wie vollständig Genüge zu tun glauben, während andere, ohne die von den Gegnern der Städtefreiheit drohenden Gefahren zu übersehen oder gering anzuschlagen, die übrigen Ziele nicht aus den Augen verlieren und positive Arbeit auf Gebieten geleistet wissen wollen, auf denen die preußischen Kommunen, abgesehen von einigen wenigen im Westen, hinter denen anderer Länder, vor allen Dingen Englands, noch erheblich zurückstehen. Diese Männer gehen von der richtigen Erkenntnis aus, daß die Gemeinden der sozialen Not unmittelbarer gegenüberstehen als der Staat, und sie leiten daraus die Notwendigkeit ab, sie in höherem Maße als es bisher vielfach der Fall war, für die Mitarbeit an der sozialen Reform, an der Milderung der in dem verhältnismäßig engen Kreise krasser in Erscheinung tretenden sozialen Ungerechtigkeiten geneigt und stark zu machen. Das andere hängt damit zusammen, nur daß der Vorteil für das Gemeinwohl hier noch augenfälliger wird: es handelt sich darum, der veralteten Anschauung entgegenzutreten, als müsse man dem freien Spiel der Kräfte auch dann mit verschränkten Armen zusehen, wenn es zu einer übermäßigen Erstarkung einzelner Monopolbetriebe führt, die eine Art von Willkürherrschaft über die Konsumenten auszuüben imstande sind. So wenig der Liberalismus den auf eine Monopolstellung hinarbeitenden industriellen Kartellen die Ausbeutung der Konsumenten in passiver Haltung überlassen darf, so wenig darf er unter Umständen eben aus Rücksicht auf die Konsumenten sich scheuen, bestimmte monopolistische Betriebszweige auf die Kommunen zu übernehmen.

Daß man mit der stärkeren Betonung dieser kommunalen Probleme von dem Wege des Liberalismus abweiche, wird im Ernste niemand behaupten wollen, zum mindesten aber wird es schlechterdings nicht zu beweisen sein, und jene Berliner Stadtverordneten, die sich im Anfang dieses Jahres, gerade weil sie in den skizzierten Fragen eine abweichende Meinung hatten, von der Fraktion, der sie bis dahin angehörten, trennten, können sich mit aller Entschiedenheit gegen den Vorwurf verwahren, daß sie damit ihren Liberalismus aufgegeben hätten. Sie nennen sich die sozialfortschrittliche Gruppe, aber sind denn sozial-fortschrittlich und liberal unvereinbare und einander widersprechende Begriffe? Doch wahrhaftig nicht. Es würde vielmehr eine bedauerliche Verkennung der Aufgaben des Liberalismus und einen verhängnisvollen Verzicht auf eine ausschlaggebende Rolle bei der Ausgestaltung unseres Kommunalwesens bedeuten, wenn man hier einen Gegensatz konstruieren wollte. Der liberale Widerspruch gegen den Staatssozialismus stützte sich nicht zum wenigsten auf die Erwägung, daß es unmöglich und unzuträglich sei, für große Gebietsteile einheitliche Normen für weitgehendes staatliches Eingreifen aufzustellen. Die Städte aber sind homogene und leicht übersehbare Größen, bezüglich deren jene Bedenken nicht am Platze sind. Das haben die praktischer denkenden Engländer längst richtig erfaßt und den Gefahren, die aus der Generalisierung des Staatssozialismus erwachsen, durch Uebertragung seiner Grundsätze auf die städtischen Wirtschaftseinheiten, durch den Munizipalsozialismus vorgebeugt.

Immerhin scheint man hier und dort doch noch an alten Vorurteilen festzuhalten. So steht gerade jetzt in Berlin in der ersten Klasse eines der vornehmeren Bezirke des Westens eine Neuwahl zum Stadtparlamente bevor, und die genannte sozialfortschrittliche Gruppe hat dort eine Kandidatur aufgestellt hauptsächlich deshalb, weil sie der Ansicht ist, daß gerade auch die Wähler, die der Not des Lebens und den kleinlichen Interessenkämpfen entrückt sind, ein Verständnis für die sozialen Notwendigkeiten der Kommune besitzen. Von anderer Seite aber bekämpft man diese Kandidatur, und es wird eine andere Persönlichkeit als Vertrauensmann der Liberalen nominiert, was doch so klingt, als ob den Sozialfortschrittlichen das Recht auf die Bezeichnung „liberal" streitig gemacht werden könne. Dabei finden sich unter dem Wahlaufruf für jenen zweiten Kandidaten neben Namen von gut liberalem und freisinnigem Klang andere, deren Träger entweder politisch farblos sind, oder gar unzweifelhaft in dem Lager der konservativen und anderer reaktionären Parteien stehen. Der Mann, um den es sich handelt, könnte also persönlich den Anforderungen des entschiedenen Liberalismus in noch höherem Grade genügen, als es ihm seine Zugehörigkeit zur nationalliberalen Partei gestattet, die Gewähr, die er für seine Tätigkeit in der Stadtverordnetenversammlung böte, würde trotzdem beschränkt sein, da er sich eben der Unterstützung illiberaler Elemente bedienen muß, und also von vornherein nicht mit der notwendigen Unbefangenheit eine freiheitliche Politik zu vertreten vermöchte. Es ließen sich jedenfalls zahlreiche Fälle denken, wo er in einen, seine kommunalpolitische Aktionsfähigkeit lähmenden Widerstreit der Pflichten geraten müßte.

Wahrscheinlich hält man dem entgegen, daß Gemeindewahlen, zumal solche in der ersten Klasse, nun einmal weniger nach politischen Gesichtspunkten, als vielmehr nach Erwägungen persönlicher Natur vorgenommen zu werden pflegen. Diese Tatsache, die übrigens zu denen gehört, die die beklagenswerte Rückständigkeit unseres kommunalen Wahlrechts beleuchten, ist allerdings nicht abzuleugnen, aber sie darf jedenfalls nicht zur Rechtfertigung dafür dienen, daß einem unstreitig freisinnigen Manne, dem nichts anderes zum Vorwurf gemacht werden kann, als seine soziale Gesinnung und sein Verständnis für moderne kommunale Erfordernisse, von Liberalen ein Kandidat entgegengestellt wird, dessen persönliche Meriten außer Zweifel sein mögen, der aber politisch nur geringe Garantien gewährt. Wie man auch die Aufgaben der Gemeinde ansieht, man müßte allmählich zur Erkenntnis kommen, daß auch auf diesem Boden, speziell in den großen Städten, die politische Gesinnung und der Grad der politischen Widerstandsfähigkeit des einzelnen nicht irrelevant ist, woraus für den Liberalismus die Notwendigkeit folgt, nur Leute, die die modern-fortschrittlichen Ideen verstehen und bei ihrer Durchführung durch keinerlei Rücksichten gehemmt sind, mit seiner Vertretung zu betrauen.

Vielleicht entschließt er sich eher dazu, wenn er sich ernsthaft einmal die Frage vorlegt, ob nicht überhaupt die Voraussetzungen für ein gesundes politisches Leben in Preußen und im Reich in einem gesunden politischen Leben in den Kommunen liegen. Die allgemeine Misère in der großen Politik wäre am Ende geringer, wenn die Gemeinden in den Fragen des wahrhaften Fortschrittes stets ihre Pflicht getan hätten. Die antisemitische Bewegung, die als eine Reaktion sozial vernachlässigter Schichten in die Erscheinung trat, hätte dann keinen Wurzelboden gefunden, und, was wichtiger ist, die Sozialdemokratie wäre nicht in dem Maße erstarkt, wenn nicht Tausende und Abertausende von Arbeitern den Liberalen den Rücken gekehrt hätten, weil sie mit Recht glaubten, sowohl als Staatsbürger wie als Bürger der Kommunen nicht die genügende Berücksichtigung gefunden zu haben. Die Unterlassungssünden der Gemeinden haben sich gerächt und rächen sich noch fortwährend im Staate, und wie die Dinge liegen, dort vor allem am Liberalismus. Zuviel ist schon versäumt, als daß alles wieder zum Besseren gewendet werden könnte, aber mancherlei Fehler lassen sich bei richtiger Einsicht doch noch gut machen.

Rud. Breitscheid.

Das Heer des großen Napoleon.

Während der furchtbare Kampf in Ostasien durch die Zehntausende von Opfern, die er mit einer in der Kriegsgeschichte nie dagewesenen Häufigkeit immer wieder erfordert, das Entsetzen der Menschheit wachruft, wird es unser Interesse besonders fesseln, uns in das System des genialen Schlachtenlenkers zu versenken, der vor einem Jahrhundert die Welt mit dem Lärm seiner Waffen

und mit dem Widerhall seiner unvergleichlichen Erfolge erfüllt hat. Freilich, der Vergleich bringt auch sofort den tiefgehenden Gegensatz zwischen dem Wesen des napoleonischen und des russisch-japanischen Krieges zum Bewußtsein. Hier ein zähes und annähernd ergebnisloses Ringen, dessen einzelne Phasen viel mehr durch die heldenmütige Tapferkeit und bewunderungswürdige Ausdauer der Soldaten als durch die Verdienste ihrer Generale gestaltet werden; dort blitzähnliche und zerschmetternde Siege, bewirkt durch die außerordentliche Begabung eines Feldherrn ersten Ranges. Er trifft im Stillen seine Vorbereitungen, wirft sich mit höchster Schnelligkeit auf den Feind und vernichtet ihn mit einem Schlage. Jene stillen Vorbereitungen bestehen darin, daß er in einer von ihm bestimmten Gegend das wesentliche Element seiner Macht, die Soldaten, anhäuft, während er das Nebensächliche — Material und Lebensmittel — vernachlässigt. Daraus erwachsen freilich arge Mißstände. Niemand weiß vorher, wohin er die Masse seiner Truppen lenken wird: selbstverständlich steht die Heeresverwaltung hilflos vor dem Rätsel, um so mehr, als sie selber unter dem ungeheuren Druck weltumfassender Geschäfte, wie ihn der alleinige Leiter aller Dinge, der große Imperator, erfährt, nicht von ihm zu der nötigen Vervollkommnung geführt worden ist.

Es ist ihr unmöglich, an einem Ort, über den sie erst im letzten Augenblick unterrichtet wird, den Bedarf an Lebensmitteln bereit zu stellen. Schon auf dem Anmarsch ungenügend ernährt, sieht sich der Soldat gerade in den entscheidenden Tagen der großen Kämpfe auf das wenige angewiesen, was er bei sich trägt oder sich auf eigene Faust verschaffen kann. Er sucht es auf Kosten der friedlichen Landesbevölkerung. Indem er sich aber daran gewöhnt, alles das wegzunehmen, was ihm ansteht oder für die Zukunft nützlich erscheint, vergreift er sich bald auch am Geld und an sonstigen Kostbarkeiten, die sein Auge erfreuen oder seine Habgier reizen. Widersetzt sich der Einwohner, so wird er beschimpft, mißhandelt, vertrieben. Die Offiziere, zumal die höchstgestellten, geben das Beispiel zu diesen Räubereien. Schon am Ende der republikanischen Zeit hatten sie sich durch ihre Plünderungen derart bereichert, daß sie, die als Bettler ausgezogen waren und so gut wie niemals ihren Sold erhalten hatten, nunmehr Landgüter und Schlösser besaßen. Die Soldaten ahmten ihnen nach, selbst in den Ländern, wo wie in Deutschland, die Bevölkerung ihnen friedlich entgegenkam und ihnen aus reichlichen Vorräten alles darbot, dessen sie bedurften. Bei Feinden und Freunden verschwinden bald vor den Griffen von Offizieren und Soldaten nicht nur Vieh und Geflügel, sondern auch Geld, Wäsche, Kostbarkeiten. Allerdings bedürfen die Soldaten des Geldes und Geldeswertes in den Wüsteneien Polens, Spaniens, Rußlands, wo sie von unternehmenden Händlern nur für teuern Preis das Unentbehrlichste erwerben können. Denn der Sold wird ihnen immer unregelmäßiger ausgezahlt; manche Heeresabteilungen sehen sich von der Verwaltung ganz vergessen und müssen sich helfen, wie sie können. Kein Wunder, daß die Vorgesetzten und der Kaiser selber Nachsicht mit den Plünderern hegen, und die harten Strafandrohungen, die stets von neuem gegen sie erlassen werden, toter Buchstabe bleiben.

Noch schlimmer ergeht es den Dörfern, in deren Nachbarschaft der Soldat biwakieren muß. Er holt sich dorther Betten und Matratzen, nimmt Stühle und Tische, hebt Fensterrahmen und Türen aus, um sich zu wärmen und seine Nahrung zu kochen, wälzt die Fässer mit Wein oder Bier fort — kurz, in wenigen Minuten bieten die Ortschaften das Bild gänzlicher, grauenhafter Verwüstung. Der Krieger lernt so völlige Geringschätzung des Eigentumsrechts.

Das ist die Schilderung, die Jean Morvan in dem zweiten Bande seines trefflichen, in diesen Blättern schon erwähnten Buches von dem Auftreten und Leben des napoleonischen Soldaten gibt.*) Und man glaube nicht, daß hier eine vorgefaßte Absicht, ein System des Verfassers den Ton beeinflußt. Er läßt die authentischen Quellen sprechen, ordnet sie, ohne ihnen Gewalt anzutun, und zieht aus ihnen die natürlichen Folgerungen. Man wird seine Darstellung im allgemeinen nicht anfechten können. Vielleicht mißt er den steten Klagen der Soldaten allzu viel Glauben bei. Sie lieben es, ihre Leiden wie ihre Taten zu übertreiben, sind überdies ewig unzufrieden und kritisieren ihre Vorgesetzten bis zu den höchsten hinauf mit vieler Schärfe.

Die ungeheueren Anstrengungen, denen Napoleon seine Krieger unterwarf, verbunden mit der Unregelmäßigkeit an Sold und Verpflegung sowie mit der Lockerung der Manneszucht, die aus dem Marodieren und Plündeen notwendig hervorgehen mußte, haben in den länger dauernden Feldzügen, wie denen von 1806 auf 1807 und von 1813, förmliche Entnervung herbeigeführt, die den Franzosen seines angeborenen Ehrgefühls und militärischen Sinnes beraubte. Zunächst kehrten die zum Fouragieren gesandten Soldaten am Tage des Kampfes in Reihe und Glied zurück, endlich aber fanden sie den Weg zu ihren Truppenteilen nicht mehr und suchten ihn auch nicht. Verliederlicht, abgestumpft, völlig gleichgültig gegen alles, was sich nicht auf das augenblickliche, physische Wohlbehagen bezog, gingen sie als wirksame Bestandteile des Heeres verloren. Aehnlich äußerte sich die Wirkung der unaufhörlichen, immer entfeenter von Frankreich und der Aufsicht des Kaisers geführten Kriege auf die Generale und Marschälle. Von dem unvermeidlichen Zusammenbruch des in allzu schwindelnder Höhe aufgeführten Gebäudes der kaiserlichen Größe überzeugt, dachten sie nur noch daran, ihre eigenen Interessen möglichst zu fördern und zu sichern. Sie verwandelten sich in Heerführer Alexanders des Großen, die sich schon bei dessen Lebzeiten als seine Nachfolger fühlten. Sie empfanden Anhänglichkeit weder für Kaiser noch für Vaterland, sie handelten auf eigene Faust, als Konquistadoren. So sieht man sie in Spanien, Portugal, Rußland und zuletzt, als die Katastrophe herannaht, in Frankreich selbst verfahren. Ihr Beispiel aber wirkte durch alle Rangklassen der Armee, bis zum letzten Trommler hinab. Der Intendant stiehlt, der Soldat plündert, der Offizier gewöhnt sich alle Laster und zumal die Trunksucht an. Das Heer entartet.

Mit jedem Kriege wird die Zahl der altgedienten, kräftigen Soldaten geringer, die der jungen, oft allzu jungen Rekruten größer. Die rastlosen Märsche, zu denen die blitzartigen Unteenehmungen Napoleons sie nötigen, und die mangelhafte Verpflegung bringen diese Kinder von siebzehn und achtzehn Jahren zur Verzweiflung. Die Gewissenlosen unter ihnen desertieren — 1813 schätzt Napoleon die Zahl der Deserteure auf 80 000! —, die Ehrenhaften erschießen sich, da sie Elend und Schmerzen nicht länger ertragen können. Schon auf dem Hinmarsche nach Rußland, ehe dessen Grenzen noch überschritten waren, haben sich Hunderte und Aberhunderte freiwillig den Tod gegeben. Aber noch andere schwere Uebelstände und demoralisierende Unmenschlichkeiten erfließen aus dem auf das Ungeheure, Unmögliche gerichteten politischen und militärischen System Napoleons. Bei der Größe der Schlachten und der Höhe der Verluste, der Schnelligkeit der Märsche und der ganz unzulänglichen Organisation des, weil nicht aktiv, mit Geringschätzung behandelten Sanitätskorps wird die Sorgfalt für die Verwundeten arg vernachlässigt — zu Tausenden entbehren sie jeder Hilfe und Behandlung. Nicht besser steht es um die Kranken, die in den mangelhaften und elend ausgestatteten Hospitälern zu Hunderttausenden zugrunde gehen. Unzulänglich ausgebildet, schlecht bezahlt, nie mit Lob und Auszeichnung bedacht, von der gewissenlosen Verwaltung ohne das Nötigste für sich wie für die Pflege der Wunden und Kranken belassen, sind die Sanitätsoffiziere und deren Untergebene ebenso träge und nachlässig wie ungeschickt und kenntnislos. Sind sie es doch nicht, welche die Siege erfechten, den Ruhm des großen Kaisers erhöhen helfen. „Diesem System," sagt Herr Morvan mit Recht, „muß man Rechenschaft abfordern für die Hunderttausende von Menschen, die von ungeeigneten Pflegern dem Tode überliefert wurden, und für die Fieber, Epidemien und Brandfäule, welche die ungezählten Heere dahinrafften." Da Napoleon unbeschränkte Verfügung über Kräfte und Leben aller jungen Franzosen besaß, kümmerte er sich um den Soldaten, der nicht mehr mitzukämpfen vermochte, so wenig wie um eine ausgesogene Frucht. „Kann Ihr Herr," sagte er zu dem russischen Gesandten Kurakin,

*) Le soldat impérial. 1800—1814. Zweiter Band. Paris, Plon-Nourrit, 1904.

„monatlich 25 000 Mann ausgeben?“ Dieses furchtbare Wort zeichnet das Wesen des Kaisers mit ehernem Griffel, und kein Heldenanbeter wird dessen Eindruck verwischen können. Schon in Aegypten, zu einer Zeit, da die Armeen verhältnismäßig geringzählig waren, nannte Kleber mit Entsetzen Bonaparte: „den General zu 6000 Mann den Tag.“

Endlich sah sich Napoleon in seiner unbeschränkten Selbstherrlichkeit und seiner Mißachtung der Rechte anderer keineswegs zu billiger Behandlung seiner Militärs veranlaßt. Er verfuhr bei den Beförderungen viel mehr nach Gunst als nach Anciennität oder Verdienst. Offiziere republikanischer Gesinnung verfielen von vornherein der Ungnade; allmählich wollte er überhaupt von Männern selbständiger Begabung nichts wissen, „er suchte weniger das Talent zu verwenden als die Hingebung an seine Person zu belohnen“ —, und in dieser Absicht richtete er eine förmliche Organisation der Spionage ein. Auch das Kreuz der Ehrenlegion wurde hauptsächlich auf Fürsprache oder Gunst verliehen; diejenigen, die sich fern von der allerhöchsten Person auszeichneten, erhielten nichts. Napoleons Verwandte, seine Günstlinge, die Angehörigen seiner Mätressen wurden, auch wenn sie jedes Verdienstes bar waren, befördert und beschenkt. Unaufhörlich stachelte er nicht nur den Ehrgeiz, sondern auch die Habsucht seiner Offiziere und Soldaten an, die endlich ihre Bemühungen nicht mehr nach den dem Vaterlande zu leistenden Diensten oder nur den Gesetzen militärischer Ehre, sondern nach den ihnen winkenden materiellen Vorteilen abwogen.

Solche Umstände mußten eine allgemeine Entsittlichung des Heeres und damit seine innere Auflösung herbeiführen, wie solche z. B. im russischen Feldzuge schon lange vor dem Brande Moskaus eingetreten war. Sie wurde befördert durch die Verschiedenheit seiner Bestandteile. Die Kriege, mit denen der Kaiser Europa überzog, und die ein unendliches Menschenmaterial erforderten, machten es notwendig, daß zu ihnen außer den eigentlichen Franzosen auch die „Verbündeten“, das heißt die unterworfenen Völker, herangezogen wurden — Deutsche, Niederländer, Schweizer, Dänen, Polen, Dalmatiner, Italiener, Spanier, Portugiesen. Es herrschte seitdem in der „großen Armee“ eine Verwirrung der Nationalitäten und Sprachen, eine Verschiedenheit der Anschauungen und Sitten, ein heftiger Gegensatz, der nicht anders als verderblich auf ihren Zusammenhang und ihre Festigkeit einwirken konnte. Anstatt des Geistes der Kameradschaft überwog der der Abneigung und des Neides. Die Fremden, denen die Größe Napoleons und die Weltherrschaft Frankreichs Gegenstände nicht der Begeisterung, sondern der Furcht und des Hasses waren, zeigten sich bei jedem Unglücksfall bereit, zu desertieren oder gar in Masse zum Feinde überzugehen. Auch der französische Soldat verlor, umgeben von Gefährten der verschiedensten Nationalität und bei dem langen Aufenthalt inmitten anders gearteter Länder und Völker, die Eigentümlichkeiten seines nationalen Wesens und nahm die Eigenschaften jener an; und zwar, wie das bei plötzlichen Mischungen zu geschehen pflegt, mehr ihre Fehler als ihre Vorzüge. Diese Umwandlung trat seit dem Jahre 1807 deutlich in die Erscheinung.

So ist das System Napoleons I. weit mehr durch die ihm selbst innewohnenden Mängel als durch die Eigenschaften seiner Gegner zusammengestürzt. Während seine übermächtigen, die Grenzen menschlicher Kraft überschreitenden Pläne und Handlungen das Werkzeug, dessen er sich zu ihrer Ausführung bedienen mußte, — das Heer — abnutzten und zerfetzten, riefen seine ausschließliche Schätzung der Gewalt, seine Verachtung gegen alle höheren Empfindungen und Gedanken der Menschheit ebendieselben Völker gegen ihn in Waffen, die ihn früher als Heros, als Bringer von Freiheit und Gleichberechtigung bewundert und vergöttert hatten. Er erfuhr bei Leipzig weniger die Rache der Könige als die Vergeltung der Ideologen.

Dieser Ausgang des ungeheuersten Dramas, das die Weltgeschichte erlebt, bildet für alle Zeiten eine eindringliche Lehre nicht nur für die Eroberer, nein, auch für alle solche, die ihre Entwürfe auf brutale Machtmittel, auf bloße Gewalt begründen und nicht auf den großen menschlichen Gedanken und Zielen errichten.

Und nun noch eine Bemerkung. Die Soldaten der Republik waren sämtlich und die des Kaiserreichs in weit überwiegendem Teile religionslos. Das hat sie nicht verhindert, oft bei kleiner Minderheit, die glänzendsten Erfolge zu erringen — ebenso wie in der Gegenwart die gleichfalls religionslosen oder jedenfalls gottlosen Japaner die orthodoxen Russen trotz aller Heiligenbilder und kirchlicher Segnungen besiegen. Wie unrichtig ist also der Satz, zum Siegen müsse der Soldat fromm oder gar speziell christlich fromm sein. Was ihm zum Siege verhilft, ist vielmehr Vaterlandsliebe, Ehrgefühl, feste Nerven und Disziplin. Sonst läuft er vor der Gefahr davon, wie die frommen Schlüsselsoldaten und die noch frömmeren Neapolitaner jederzeit davongelaufen sind.

M. Philippson.

Die „Vossische Zeitung“.

Ein Band *), der schon durch seinen äußeren Anblick die Freude jedes Bücherfreundes hervorruft. Papier, Druck, die Randleisten, die farbigen Initialen, die saubere Ausführung der beigefügten Porträts und Faksimiles, endlich der Einband, das alles ist in einer Weise hergestellt, als gelte es auf einer Weltausstellung die goldene Medaille zu erwerben.

Der Inhalt entspricht der Form. Der Verfasser ist ein Mann, der mit den Forderungen der Geschichtswissenschaft genau vertraut ist. Er weiß, daß die Grundlage aller Geschichtsschreibung die „Heuristik“ ist, die Kunst, unbekannte Quellen auszuspüren und auszubeuten. Aus zahlreichen Archiven und aus Handschriftensammlungen öffentlicher Bibliotheken hat er Material gewonnen. An die Heuristik schließt sich dann die Kritik, die Auffassung, die Darstellung. Herr Arend Buchholtz bleibt nichts schuldig. Er hat dem Werke jahrelange Arbeit gewidmet, und die Arbeit hat Ertrag abgeworfen.

Es ist wohl etwas ungewöhnlich, bei der Besprechung eines Buches vom Papier und vom Einband anzufangen, dann auf den Verfasser und dessen Fleiß überzugehen und erst dann zu sagen, was der Inhalt des Buches ist. Die Geschichte einer Zeitung. Es gibt nicht viele Zeitungen, deren Geschichte in Buchform geschrieben ist und geschrieben werden könnte, und sicher keine zweite Zeitung, deren Geschichte so geschrieben werden könnte. Es ist eigentlich auch nicht nur die Geschichte einer Zeitung, sondern zugleich die Geschichte einer Familie, denn Zeitung und Familie gehören seit zweihundert Jahren zusammen. Die Familie neigt stark nach der Kunkelseite. An die Stelle eines Rüdiger tritt ein Schwiegersohn Voß, und an die Stelle eines Voß der Schwiegersohn Lessing. Aber alle lebenden Mitbesitzer stammen in unmittelbarer Folge von dem ersten Begründer. Ich liebe die Fideikommisse, die ihre Entstehung nicht einem staatlichen Zwange, sondern der eigenen Kraft der Familie verdanken.

Aus dem reichen Inhalt des Buches hat der Verfasser für das Sonntagsblatt der „Vossischen Zeitung“ einen Auszug gemacht, der etwas stärker ist, als eine ganze Nummer der „Nation“. Ich würde etwas sehr unerquickliches tun, wenn ich aus dem Auszug einen weiteren Auszug machen wollte. Ich ziehe es vor, einen einzelnen Punkt herauszugreifen.

Der Name des Polizeipräsidenten von Hinckeldey lebt in der Geschichte fort. Er hat das Vereins- und Versammlungswesen in Berlin vollständig erstickt. Sein Streben ging dahin, auch die unabhängige Presse zu ersticken. Eine Zeitung, deren Haltung ihm mißfiel, ließ er konfiszieren, am liebsten in der Sonntagsfrühe, weil das Publikum die Zeitung am Sonntag

*) Die „Vossische Zeitung“. Geschichtliche Rückblicke auf zwei Jahrhunderte von Arend Buchholtz. Zum 29. Oktober 1904. Berlin 1904. Gedruckt in der Reichsdruckerei.

Digitized by Google

am schwersten entbehrt und weil am Sonntag die Inserenten am zahlreichsten waren, also auch am meisten geschädigt wurden.

Für die Konfiskation mußte ein Grund angegeben werden, und es wurde daher ein einzelner Artikel als strafbar bezeichnet; aber es wurde nicht allein das Blatt konfisziert, in dem der Artikel stand, sondern auch sämtliche Beilagen mit Inseraten, denn auf diese war es gerade abgesehen. Der als strafbar bezeichnete Artikel war der Regel nach sehr harmlos; aber nicht in einem einzigen Falle hat die Staatsanwaltschaft, diese „objektivste der Behörden", eine von der Polizei angeordnete Konfiskation aufgehoben. Die Strafkammer des Stadtgerichts, zusammengesetzt aus sehr konservativen Männern, erklärte häufig die Konfiskation für ungerechtfertigt, aber dann wurde die Nummer nicht freigegeben, sondern die Staatsanwaltschaft legte in jedem einzelnen Falle Beschwerde ein und, während die Beschwerde andauerte, blieb die Konfiskation aufrecht erhalten. Der Senat des Kammergerichts gab häufig die Nummer frei. Das Dezernat führte hier der Kammergerichtsrat von Merkel, ein politisch indifferenter Mann, denn seine ganze Neigung gehörte der Kunst; er dichtete dilettantisch und zeichnete während der Sitzungen romantische Landschaften. Aber er war ein gerechter und verständiger Mann, und das Kollegium pflegte sich seinem Votum anzuschließen. Nach sechs Wochen pflegte die konfiszierte Nummer freigegeben zu werden, aber bei einer Zeitungsnummer genügen sechs Wochen, um sie aus einem Jüngling, der mit tausend Masten ausgeschifft war, in einen Greis mit gerettetem Boot zu verwandeln.

Ich war der Ansicht, daß Hinckeldey der schlimmste Feind war, den die deutsche Presse gehabt hat. Die archivalischen Forschungen von Herrn Arend Buchholtz belehren mich eines Besseren; so unglaublich es klingt, Hinckeldey war ein Engel. Er hat von dem Minister von Westphalen wiederholt schweren Tadel über sich ergehen lassen müssen, daß er nicht genug konfiszierte. Und König Friedrich Wilhelm IV., der die Zeitung täglich las und sein Exemplar mit kritischen Randnoten begleitete, war von dem konfiskatorischen Eifer seines Ministers und seines Polizeipräsidenten nicht befriedigt. Und Hinckeldey überreichte Denkschriften, in denen er die Freiheit der Presse verteidigte!

Es war eine schwere Aufgabe, durch die Zeit von 1850 bis 1859 eine unabhängige Presse zu erhalten. Die Verleger und Redakteure der „Vossischen Zeitung", der „Nationalzeitung" und der „Volkszeitung" verdienen Anerkennung. Sie mußten sich häufig der Notwendigkeit fügen, zu schweigen, wo sie gern gesprochen hätten; aber weder Peitsche noch Zuckerbrot haben sie vermocht, etwas zu sprechen, wovon sie nicht überzeugt waren. Und dazu wollte man sie bewegen.

Die meisten, die diesen schweren Kampf gekämpft haben, sind tot. Louis Miller und Lindner von der „Vossischen Zeitung", Wolf. Zabel und Matthäi von der „Nationalzeitung", Franz Duncker und Bernstein von der „Volkszeitung" deckt die Erde. Der einzig überlebende ist der jetzige Träger des Verlags der „Vossischen Zeitung". Im Jahre 1850 ist er als dreundzwanzigjähriger junger Mann in die Stellung eingetreten, die er noch heute einnimmt. Kein mühelos zugefallener Besitz ist es, dessen er sich erfreut, sondern ein solcher, der täglich neu erobert werden mußte. Während die „Vossische Zeitung" unter seiner Leitung einen gewaltigen Aufschwung nahm, sind andere Zeitungen, denen das Glück zu lächeln schien, im Kampf um das Dasein erlegen.

In der zweihundertjährigen Geschichte der „Vossischen Zeitung", die uns in einem Buche dargestellt wird, für das alle Mitwirkenden, von dem gelehrten und scharfsinnigen Verfasser bis zum Buchbinder herab, ihre beste Kraft eingesetzt haben, spiegeln sich zweihundert Jahre wieder, ihre politischen Schicksale, ihre geistigen Wandlungen. Der Kulturhistoriker, der Literarhistoriker finden hier ein Material, und ein Namensregister, das gegen 1500 Namen umfaßt, erleichtert ihnen in musterhafter Weise, sich darin zurechtzufinden.

Möge der Zeitung und der Familie, deren Namen mit dem der Zeitung unlöslich verbunden ist, die Zukunft ebenso glücklich sein, wie die Vergangenheit ehrenvoll ist.

Alexander Meyer.

Ein französisches Buch über Oesterreich.

Es galt in Deutschland lange Zeit hindurch als ein Axiom, daß sich die Franzosen nur mit sich selbst beschäftigen und daß ihre allgemeine Bildung wie ihre Wissenschaft alles unberücksichtigt lasse, was jenseits des Kanals oder jenseits des Rheins geleistet wird. Im Interesse Deutschlands und der deutschen Wissenschaft liegt es, dieses Axiom aufzugeben. Denn in den letzten Dezennien hat die jüngere Generation in Frankreich vollständig mit den veralteten egozentrischen Anschauungen gebrochen; die geistigen Schranken fallen immer mehr, zum Wohle der von jeder Demokratie notwendig geforderten fortschreitenden gegenseitigen Anpassung der Kulturnationen. Die Kenntnis der deutschen Sprache wie der deutschen Kunst und Wissenschaft macht in Frankreich beständige Fortschritte, und immer häufiger beschäftigen sich französische Gelehrte mit großen oder kleinen Problemen der ausländischen Geschichte und Politik, nicht selten sogar schon in einer Weise, die an die Pedanterie erinnert, welche mitunter die Kehrseite der deutschen Gründlichkeit war.

Das Buch von L. Eisenmann (Dijon) über den österreichisch-ungarischen Ausgleich von 1867 und den Dualismus*) ist ein Beweis für jene geistige Strömung der neuen Generation in Frankreich, die durch gründliche Erforschung fremder Verhältnisse den eigenen Gesichtskreis zu erweitern strebt, und verfällt doch nie in den Fehler der Langeweile oder Pedanterie. Es bietet mehr, als der Titel verrät, nämlich eine Gesamtbehandlung des österreichischen Problems vom historischen Gesichtspunkte aus, wenn auch mit besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses von Oesterreich zu Ungarn. Gerade weil der Verfasser ein Fremder ist, kann er dies Problem, das vielleicht binnen kurzem auch in Deutschland im Mittelpunkte der politischen Erörterungen stehen wird, im ganzen mit einer Objektivität behandeln, welche für einen, der selbst dauernden aktiven oder passiven Anteil an den geschilderten Verhältnissen nehmen muß, schwer zu erreichen ist. Andererseits kennt er diese Verhältnisse aus eigener Anschauung zur Genüge und hat dadurch, daß er nicht nur die deutsche, sondern auch die ungarische und die tschechische Sprache kennt, die Möglichkeit, die den meisten Deutschen fehlt, die ziemlich umfangreiche und wichtige politische Zeitungs- und Streitschriftenliteratur der wichtigsten nichtdeutschen Völker aus erster Hand benützen zu können.

Schon in der Einleitung legt der Verfasser in klarer Weise die Grundkräfte dar, welche das unwahrscheinlichste aller Reiche zusammenhalten; dies Reich trägt noch den Stempel seiner Entstehung durch die Hausmachtpolitik der Habsburger an sich, die durch die äußeren Verhältnisse, die Notwendigkeit der Verteidigung des Deutschen Reiches gegen Osten, begünstigt war, ohne daß, wie in anderen durch dynastische Politik entstandenen Reichen, neue Kräfte im Inneren entstanden wären, welche den Staat in einen modernen Staat hätten umwandeln können. Die Dynastie setzt an die Stelle der inneren Einheit, welche die Nationalstaaten des Westens aus sich selbst heraus entwickeln, äußere Klammern und findet ihre Stütze an der moralischen Macht der Kirche und der sozialen des Hochadels; ihre Werkzeuge sind die Armee und die Bureaukratie. Aber „diese vier Stützen des österreichischen Staates" — Armee und Bureaukratie, Kirche und Hochadel — wirken nicht getrennt von einander, sondern stützen sich gegenseitig und verdoppeln dadurch ihre Kräfte. Die Diplomatie, die Armeekommanden, die höchsten Zivilämter und die Statthalterschaften, wie die angesehensten Bischofsstühle gebühren gleichsam von Rechtswegen der „österreichischen Aristokratie". Die Geschichte Oesterreichs verläuft in Variationen über dasselbe traurige Thema, über den Widerspruch des Staates gegen jede moderne Entwicklung.

*) L. Eisenmann. Le Compromis Austro-Hongrois de 1867. Etude sur le Dualisme. Paris, Société nouvelle de librairie (G. Bellais), 1904. XX und 695 SS.

Digitized by Google

Der Widerstand gegen das Staatswesen geht aber ursprünglich von anderen historisch-politischen Traditionen aus, welche durch die dynastische Einheitspolitik bedroht werden, vor allem von Ungarn und Böhmen. In Ungarn ist die alte Tradition und vor allem die Sonderorganisation, die in den Komitaten ihren starken Rückhalt gefunden hat, niemals vollständig abgebrochen, und sie führte zum Siege des Dualismus, d. h. zur Zweiteilung des Staates, zum einheitlichen Aufbau und zum Streben nach nationaler Einheit in der östlichen Reichshälfte. In Böhmen dagegen ist die Kontinuität durch die Schlacht am Weißen Berge durchbrochen und ruht rechtlich und tatsächlich durch zwei Jahrhunderte. Als vor dem Jahre 1848 der nationale Gedanke der Selbstbestimmung der Völker erwachte, wurde zwar auch hier die historische Tradition wieder aufgenommen, konnte sich aber bis heute und bis auf weiteres nicht in die Praxis umsetzen. Der nationale Kampf und der Kampf um die Selbständigkeit der „Länder der böhmischen Krone" sind an sich keineswegs identisch; denn der erstere geht auf moderne Ideen, der letztere auf vergilbte Pergamente und reaktionäre Tendenzen zurück; jener müßte nach Abgrenzung streben, während dieser auf Rückeroberung deutschen Gebietes ausgeht. Aber in der praktischen Politik sind beide mit einander verschmolzen worden. Sie bedingen im wesentlichen die Gestaltung der inneren Politik in Zisleithanien und zugleich dessen Schwäche gegen Ungarn. Wenn man Eisenmann einen Vorwurf machen kann, so ist es der, daß er im Bestreben, Licht und Schatten gleich zu verteilen, vielleicht hier und da in den tschechischen Bestrebungen nationalen Selbsterhaltungstrieb sieht, wo es sich um Eroberungstendenzen handelt.

Dagegen wird man ihm in der Verurteilung der deutschen sogenannten liberalen Politik in den sechziger Jahren nur recht geben können. Auch das Unglück der Deutschen war es, daß sie nicht nur eine nationale Partei waren, welche Ziele der nationalen Selbsterhaltung verfolgte, sondern zugleich eine Partei der Zentralisten. Denn die durch die Bureaukratie und die Armee repräsentierte kaiserlich-österreichische Zentralisation war leider deutsch, schon mit Rücksicht auf die Stellung Oesterreichs im Deutschen Bunde bis 1866. Die deutschen Politiker, die seit 1860 zur Regierung gelangten, wollten deshalb vor allem Zentralisten sein; es scheint mitunter geradezu, als wären sie deutsch nur weil sie Zentralisten waren, und liberal waren sie dem Namen nach und so weit es eben gestattet wurde. Deshalb hat Eisenmann so unrecht nicht, wenn er in Schmerling vor allem den Fortsetzer von Bach erkennt. In Schmerlings Wahlordnungen, welche übrigens noch aus der Reaktionszeit stammen und bis heute die Grundlage des elendesten aller Wahlrechte, des österreichischen, bilden, steckt die ganze Lüge der österreichischen Politik; ihr Ausdruck sind die ekelhaften politischen Verhältnisse der nächsten Dezennien.

Man kann die Wirkung dieser Verfälschung der öffentlichen Meinung, dieses Gaukelspieles von Liberalismus und Parlamentarismus gewiß nicht hoch genug anschlagen. Eisenmann, der sich übrigens in der Regel als echter Historiker mit der Darlegung der vergangenen Verhältnisse und ihrer Wirkung auf die Gegenwart begnügt, ohne sich aufs Prophezeien einzulassen, meint doch in einem Schlußabschnitte die Rettung Oesterreichs im allgemeinen und gleichen Wahlrecht zu sehen; dies war auch vor nicht langer Zeit die Meinung der meisten einsichtigen und wirklich fortschrittlich gesinnten Politiker in Oesterreich. Und gewiß ist es, daß auch heute jedermann in Oesterreich, der sich nicht dem Vorwurf aussetzen will, bewußt oder unbewußt Sondervorteile zu verfechten, für die durchaus notwendige Wahlreform eintreten muß. Allein unter dem Eindruck der Vorgänge der letzten sieben Jahre ist es erlaubt zu zweifeln, und dieser Zweifel ergreift immer weitere Kreise, ob das allgemeine Wahlrecht, das gewiß allem imstande wäre, wenn es noch irgend ein Mittel gibt, Oesterreich zu einem modernen Staate mit innerer Existenzberechtigung zu machen, auch genügen würde, um jetzt noch, in letzter Stunde, das Schicksal Oesterreichs zu beschwören. Sicher ist, daß die Kräfte, die Oesterreich bisher zusammengehalten haben, nicht mehr genügen. Die Dynastie allein vermag das moderne Staatsgefühl nicht auszufüllen, und auch Adel und Kirche genügen nicht mehr, obwohl diese in der sogenannten christlich-sozialen, in Wahrheit jungklerikalen Bewegung nochmals in breiten Schichten des Volkes Wurzel geschlagen hat; die Bureaukratie ist national zersetzt, und in der Armee werden weitgehende nationale Konzessionen gemacht. Vor allem fehlen aber die neuen mit dem Staatswesen verwachsenen Kräfte, die anderswo, indem sie das ancien régime überwanden, zugleich den modernen Staat fundamentiert haben. Daher Versumpfung auf allen Seiten und Staatsmüdigkeit in allen Lagern.

Wer die Entwicklung dieser für jeden Deutschen interessanten Verhältnisse kennen lernen und über sie nachdenken will, der greife nach dem französischen Buch, und er wird reiche Belehrung finden.

Wien. Ludo M. Hartmann.

Racines Athalie.

II.

Von Joad erhalten wir zuerst eine sehr günstige Meinung. Er erscheint als ein frommer, ehrwürdiger Priester. Doch sehr bald schwindet dieser erquickliche Eindruck. Schon in der ersten Szene des ersten Aktes — wenn wir sie aufmerksom lesen, bemerken wir in den weihevollen Reden dieses Gottesmannes eine überraschende Schlauheit. Klug wie eine Schlange, weiß der Priester Abner so zu umschlingen, daß dieser — der allerdings kein musterhaft loyaler Soldat ist — allmählich zum Verräter an seiner Königin wird, ohne klar zu wissen, noch entschieden zu wollen, was er tut. Joad aber berechnet meisterhaft das Gewicht eines jeden seiner Worte, einer jeden seiner Handlungen. Und es gelingt ihm schließlich, die verhaßte Königin in den Tempel — wie ein böses Tier in die Falle — zu locken, und sie durch seine Priester töten zu lassen — außerhalb des Tempels. Denn mit ihrem verfluchten Blute soll das Heiligtum nicht befleckt werden. Eigenhändig aber will er mit reinem Opferblut (das ausnahmsweise wohl keine befleckenden Eigenschaften hatte!) den marmornen Fußboden, den ihre Füße berührt haben, reinigen (II, 8). Er ist sehr tapfer, fürchtet — Gott allein, sonst niemanden und nichts. Mit herrlichen Worten sagt er es:

„Celui qui met un frein à la fureur des flots
Sait aussi des méchants arrêter les complots.
Soumis avec respect à sa volonté sainte,
Je crains Dieu, cher Abner, et n'ai point d'autre crainte."

Schade nur, daß er von seiner und der Seinigen Tapferkeit gelegentlich auch in einer lächerlich prahlerischen Weise spricht. So z. B. wenn er, nachdem er das Zwiegespräch zwischen Athalie und dem Wunderkinde ungesehen belauscht hat, mutig erklärt, daß er samt seinen Leviten bereit gewesen sei, für seine Frau und für Joas kämpfend zu sterben, wenn Athalie und ihre Leute sie bedroht hätten. Oder, wenn er zu Joas, diesem achtjährigen Knaben, den er soeben gesalbt hat, die großartigen Worte spricht:

„Venez, cher rejeton d'une vaillante race,
Remplir vos défenseurs d'une nouvelle audace,
Venez du diadème à leurs yeux vous couvrir,
Et périssez du moins en roi, s'il faut périr." (IV, 5)

Uebrigens von Menschenliebe ist in der Seele dieses frommen Priesters keine Spur zu entdecken. Nicht bloß hat er für die Gottlosen nicht das geringste Erbarmen — diesen Mangel könnte man ihm nicht zu sehr verübeln — aber auch für sein eigenes Volk, für Israel, hegt er mehr Geringschätzung, ja, Verachtung, als Liebe. Und an dem Scheusal Jehu weiß er nur zu tadeln, daß jener nicht auch Athalie ermordet, und daß er im Reiche Israel die Altäre ägyptischer Götzen nicht zerstört habe. (III, 6.) Wenn wir nun diese dunklen Seiten des

Digitized by Google

Charakters Joads betrachten, so verwandelt sich unvermeidlicherweise die Verehrung, die er uns zuerst einflößte, in ein dem Abscheu sehr nahe kommendes Gefühl.

Josabeth, seine Frau, ist, wie man so sagt, eine gute Seele; in ihrem Benehmen gegen ihren alten Mann ein Muster von Demut und unbedingtem Gehorsam, und für Joas voll zärtlicher, mütterlicher Liebe. Aber auch sie ist gegen Mathan und Athalie sehr fanatisch, voll heftigen Hasses. Dazu ist sie — durch ihren Fanatismus so betört, daß sie ihrem Manne den Vorschlag machen kann, mit ihrem gefährdeten Liebling durch eine Wüste, die ihre erschrockene Phantasie und ihre ungeheuerliche Unwissenheit ihr vorspiegeln, auf Wegen, wo ihr „Wölfe und Bären" begegnen könnten, — von Jerusalem nach Samaria! — zu fliehen — zu wem? Zu Jehu, der ihren Vater Joram, ihre Mutter Jesabel, ihren Bruder Okosias samt seinen nächsten Verwandten allen ermordet hat! Ihm traut sie, denn er ist ein eifriger Verehrer Jahwehs, und als König liegen ihm doch, das meint sie, die konservativen Interessen am Herzen! Sehr klug ist sie also nicht, die gute Josabeth, fast möchte man auf sie — in freier Wendung ein Wort der Molièreschen Célimène anwenden: „La toute bonne est sotte!" Auch ist sie auffallend weinerlich, so sehr, daß Joad, nachdem er einige Male mit frommen Worten ihre allzu große Gerührtheit mild getadelt hat, am Ende — sehr höflich, aber doch etwas ungeduldig, sie auffordert, „die Quelle ihrer Tränen versiegen zu lassen".

„Princesse, de vos pleurs que la source tarisse." (V, 3.)

Daß aber Zacharie und seine Schwester Salomith, die Kinder Joads und Josabeths, in ihrer Weise nicht weniger fanatisch sind als ihre Eltern, und daß hierin die Mädchen des Chors ihnen durchaus gleichen, kann uns nicht wundern. Bemerkenswert ist nur, daß Racine es gewagt hat, den Fanatismus dieser gelehrigen jungen Seelen einige Male geradezu komisch darzustellen.

So in der zweiten Szene des zweiten Aktes:

Josabeth: Mais que vois-je! Mon fils, quel sujet vous ramène?
Où courez-vous ainsi, tout pâle et hors d'haleine?
Zacharie: O ma mère!
Josabeth: Eh bien! Quoi?
Zacharie: Le temple est profané!
Josabeth: Comment?
Zacharie: Et du Seigneur l'autel abandonné.
Josabeth: Je tremble. Hâtez-vous d'éclaircir votre mère.
Zacharie: ... Une femme ... Peut-on la nommer sans blasphème?
Une femme ... C'était Athalie elle même.

Desgleichen wenn eine der sanften Sängerinnen bedauert, daß sie nicht „das Haupt der Gottlosen, wie einst die Jahel tat, durchbohren und annageln kann". (III, 7.)

So erscheint uns denn diese ganze heilige Gesellschaft, wenn wir sie mit scharfem, die blendende Oberfläche durchdringendem Blick betrachten, weder verehrungs- noch liebenswürdig. Man wendet sich von ihr mit Widerwillen ab und findet an ihren Gegnern und Feinden eigentlich mehr Wohlgefallen als an ihr, man schätzt Athalie höher als den Gottesmann Joad, und sogar den gottlosen Mathan wagt man nicht unbedingt höher als seinen orthodoxen Gegner zu stellen.

Aber auch Athalie und Mathan hat Racine mit einigen sehr unschönen Zügen verzeichnet oder absichtlich karikiert. Den Mord ihrer Enkelkinder kann man Athalien nur verzeihen, — wenn man, entgegen den ihr von Racine in den Mund gelegten Worten, zu der Einsicht gekommen ist, daß er von frommen Verleumdern ihr zugeschrieben und von allzu gläubigen Schriftstellern in unserer Bibel berichtet worden ist. „Ihr Mathan" aber, der Oberpriester Baals, ist ein überzeugungsloser Fanatiker, eigentlich gar kein Fanatiker, sondern einfach ein ehrsüchtiger, arglistiger, herzloser Schurke. Doch muß man zugeben, daß er an guter Lebensart und gelegentlich auch an Selbstbeherrschung dem heiligen Joad überlegen ist, und daß die Gewissensunruhe, die ihn antreibt, den Tempel des Gottes, dem er untreu geworden ist, zerstören zu wollen, immer noch als Symptom einiger Seelengröße erscheint. Schließlich ist Abner der einzige rechtschaffene Mann im ganzen Drama. Und auch ihm kann man dieses bescheidene Lob nicht ohne Beschränkung erteilen. Er handelt zu wenig, um es zu verdienen, und als höherer Offizier in Athaliens Heer nimmt er, zwischen seiner Anhänglichkeit an Davids Nachkommenschaft, und den Pflichten seines Amtes schwankend, eine höchst verdächtige Stellung ein, sodaß Athalie mit berechtigtem Zorn ihn des Hochverrats beschuldigt. (V, 6.) Damit aber, daß er beim neuen, soeben proklamierten König sofort und ohne Widerrede die von Joad ihm zugewiesene hohe Stellung annimmt, rettet er offenbar seine Ehre nicht.

So sind denn bei näherer Betrachtung von den Personen des Athalie-Dramas die besseren sehr tadelnswert, die andern geradezu widerlich. Indem wir aber diese Tatsache konstatieren, stellt sich uns die Frage, wie sie zu erklären ist. Unhaltbar ist, nach meinem Erachten, die Ausrede, daß Racine, als gehorsamer Sohn der Kirche, diese Personen nach den in den biblischen Erzählungen ihm vorliegenden Modellen gezeichnet habe. Denn in diesen Erzählungen sind einige, ja, die schlimmsten der hier in Betracht kommenden Schandflecken garnicht, und andere nur so vorhanden, daß Racine, ohne die Grenzen der überall von ihm beanspruchten Freiheit zu überschreiten, entweder sie ganz beseitigen oder sehr mildern konnte. Daß Athalie, um auf den Thron zu gelangen, sämtliche Söhne Okosias getötet habe, wird allerdings im Buche der Könige sowohl wie im Buche der Chronik berichtet. Zugleich aber findet sich in beiden Büchern eine sehr glaubwürdige Nachricht, wodurch diese sehr unglaubwürdige Angabe durchaus entkräftet wird: die Nachricht nämlich, daß Jehu sämtliche Verwandte des Okosias ermorden ließ. (Vergl. II. Könige X, 12—14. II. Chronik XXII, 8.) Davon aber, daß Athalie selbst, „mit einem Dolch in der Hand," an der Ermordung ihrer Enkel sich beteiligt habe, ist in keiner biblischen Erzählung eine Spur zu finden; daß der Säugling Joas „aus einer mit Kinderleichen angefüllten Palaststube," schon verwundet, von einer Amme gerettet wurde, läßt sich mit den biblischen Angaben nicht vereinigen, wonach sein Vater, 23 Jahre alt, gestorben ist. Von Josabeth wird in den biblischen Texten bloß gesagt, daß sie Jorams Tochter, Joads Weib und Joas' Erzieherin war. Von ihrem sonstigen Tun und Lassen und von ihrem Charakter, also auch von den im Racineschen Drama ihr angedichteten Schwächen erfahren wir schlechterdings nichts. Daß Joas in den späteren Jahren seiner Regierung, als Joad, sein Pflegevater, gestorben war, den Verehrern Baals einige Konzessionen machte, wird uns in beiden biblischen Büchern berichtet; daß er den Sohn — oder gar „die Söhne Joads" zu ermorden befahl, wird aber nicht im Buch der Könige, sondern nur in der Priesterchronik gesagt. Wie aber Joas in den sechs seiner Inthronisation vorangehenden Jahren im Tempel lebte, welche intellektuellen und moralischen Anlagen er während dieser Zeit seiner ersten Kindheit entwickelte, darüber erfahren wir aus den biblischen Berichten nicht das Allergeringste. Sehr wahrscheinlich ist nur, nach allem was wir sonst von den Einrichtungen und Gebräuchen des hebräischen Altertums wissen, daß der kleine Knabe, trotz Racines Schilderung, nicht am Altar diente, und noch wahrscheinlicher, daß er — wir sind ja im neunten Jahrhundert vor Christi Geburt — die heiligen Gesetzesbücher weder lesen noch abschreiben lernte, und auch nicht sehr bibelkundig, besonders nicht belesen war, in einigen damals noch garnicht vorhandenen Büchern des Alten Testaments. Von Joad erfahren wir in den biblischen Texten nur, daß er Oberpriester Jahwehs war, daß er mit Hilfe seiner Ehefrau den kleinen Joas sechs Jahre lang im Tempel erzog, ihn dann — mit Hilfe einiger höherer Militärs und seiner Leviten zum König machte, lange Jahre noch ihn leitete, eigentlich durch ihn, wenigstens auf religiösem Gebiet, herrschte, mit ihm dann — wegen einer wunderlich inkorrekten Verwaltung der Tempelkasse in Konflikt geriet (vergl. II. Könige XII) und hundertunddreißig Jahre alt starb. Daß bei der von ihm bewerkstelligten Inthronisation des Joas Athalie ermordet wurde, ist sicher — daß aber Joad die Königin in den Tempel wie in einen Hinterhalt lockte, um sie ermorden zu lassen, das wird in keinem biblischen Bericht erzählt. Von Mathan, dem Baalpriester, wird nur gesagt, daß er in jenen Revolutionstagen

Digitized by Google

ermordet wurde. Von seinem Leben und von seinem Charakter erfahren wir in den biblischen Texten nichts. Was Abner betrifft, so findet sich sein Name in der Geschichte Davids, nicht aber in den hier in Betracht kommenden Erzählungen. Im Athalie-Drama ist er ein Vertreter, sozusagen eine Umfikation der im Buche der Könige bloß erwähnten, im Buche der Chronik genannten Offiziere, die Joad zu seinem Staatsstreich behilflich waren. Sein Charakter ist eine ganz freie Schöpfung Racines.*) So sind denn keineswegs die biblischen Schriftsteller, sondern Racine allein ist verantwortlich für alle Anstöße und Aergernisse, die wir an den Personen seines Athalie-Dramas genommen haben. Racine allein hat sie uns gegeben. Wie aber — oder warum? Müssen wir es einem Schwächeanfall seiner dichterischen Kraft zuschreiben, daß er diese seine Helden alle so verzeichnet hat? Ich glaube es nicht, vielmehr nehme ich an, daß er absichtlich, mit wohlerwogener, wenn auch gewissermaßen mißlungener Berechnung, sie alle karikiert hat. Mit seiner Schaustellung einer ganzen Reihe von abstoßenden, wenn auch auf den ersten Anblick blendenden Fanatikern, wollte er den Fanatismus brandmarken und bekämpfen. Er griff ihn deshalb in allen seinen Hauptformen an: den monströsen, blutriefenden in Jehu; den gleißnerischen, zuerst ehrwürdig erscheinenden in Joad; den der gutmütigen, gläubigen Weiber in Josabeth; den der dummen Priesterschüler in Zacharie; den ihrer klugen, reichbegabten Mitschüler in Joas. Diese letzteren werden einst der Herrschaft ihrer Erzieher ein Ende machen, ein Ende mit Schrecken. In diesem Joas sah Racine — und sahen manche seiner besten Zeitgenossen — nicht den formell so genannten präsumptiven Thronfolger, den Dauphin, von dem man, weil er körperlich schwach und geistig sehr unbedeutend war, sagte, er sei „fils de roi, père de roi, jamais roi," sondern seinen Sohn, den Herzog von Burgund, der damals gerade so wie der Racinesche Joas, acht Jahre alt war. Von ihm als dem Zögling Fénélons, konnte man mit einigem Grunde hoffen, was der Oberpriester Joad, ohne sich der vollen Bedeutung seiner Rede klar bewußt zu sein, weissagt: den Sturz der „Cabale des dévots", eine gründliche Neugestaltung der Kirche und des Staats.

Solches den Freiergesinnten und Höherstrebenden zu sagen, und den Frömmlern einen Spiegel vorzuhalten, sodaß sie, wo möglich;, eine Empfindung bekämen von der Häßlichkeit ihres Wesens, das war, wenn ich nicht irre, Racines Hintergedanke. Um aber diesen Gedanken den Augen und Ohren seines Publikums vorführen zu können, und sich nicht allzu gefährlichen Feindschaften auszusetzen, glaubte er einige Opfer bringen zu müssen: er ließ seinen Joad, namentlich in der ersten Szene des ersten Aktes, besonders fromm und ehrwürdig auftreten, ließ von den Mädchen des Chors wirklich sehr erbauliche, wunderschöne Lieder vortragen — und — schließlich karikierte er ein wenig seinen Abner, seinen Joas und sogar seine sonst zu anziehende Athalie. Durch diese Kunstgriffe aber entstand in dem Athalie-Drama eine gewisse, seine Wirkung hemmende, seinem Erfolg sehr ungünstige Dunkelheit und Zweideutigkeit. Doch an einigen — und nicht an allzu wenigen Stellen — bricht die eigentliche Absicht des Dichters, sein Grundgedanke wie mit elektrischer Klarheit und Kraft hervor. An einige dieser Glanzstellen, dieser lumina orationis erlaube ich mir, am Schluß dieses Aufsatzes meine Leser zu erinnern.

Athalie (à Abner)

Votre présence, Abner, est ici nécessaire.
Laissons là de Joad l'audace téméraire
Et tout ce vain amas de superstitions
Qui ferme votre temple aux autres nations. (II, 4.)

*) Diese Verzeichnungen, namentlich den argen Fanatismus des Joad und die unglaublichen Verbrechen Athaliens hat Voltaire, nachdem er zuerst das Athalie-Drama als das gelungenste Werk der Dichtkunst, als „l'ouvrage le plus approchant de la perfection qui soit jamais sorti de la main des hommes" gepriesen hatte, in noch im Jahre 1750, in späteren Jahren, in manchen an seine Freunde gerichteten Briefen und auch in einigen öffentlichen Schriften sehr scharf beleuchtet. Vergl. hierüber seine geist- und lichtvollen Bemerkungen in den von Paul Mesnard herausgegebenen Oeuvres de Jean Racine, vol. III, p. 579 et suiv.

Athalie (à Joas)

Quels sont donc vos plaisirs?

Joas: Quelquefois à l'autel
Je présente au grand prêtre ou l'encens ou le sel;
J'entends chanter de Dieu les grandeurs infinies;
Je vois l'ordre pompeux de ses cérémonies.

Athalie

Quoi! Vous n'avez point de passe-temps plus doux?
Je plains le triste sort d'un enfant tel que vous.
Venez dans mon palais vous y verrez ma gloire.

Joas:

Moi! Des bienfaits de Dieu je perdrais la mémoire!

Athalie:

Non, je ne vous veux pas contraindre à l'oublier.

Joas:

Vous ne le priez point.

Athalie: Vous le pourrez prier.

Joas:

Je verrais cependant en invoquer un autre.

Athalie:

J'ai mon Dieu que je sers; vous servirez le vôtre.
Ce sont deux puissants Dieux. (II, 7).

Joad à Joas:

Loin du trône nourri, de ce fatal honneur
Hélas vous ignorez le charme empoisonneur,
De l'absolu pouvoir vous ignorez l'ivresse
Et des lâches flatteurs la voix enchanteresse.
Bientôt ils vous diront que les plus saintes lois,
Maîtresses du vil peuple, obéissent aux rois,
Qu'un roi n'a d'autre frein que sa volonté même,
Qu'il doit immoler tout à sa grandeur suprême,
Qu'aux armes, au travail, le peuple est condamné,
Et d'un sceptre de fer veut être gouverné;
Que s'il n'est opprimé, tôt ou tard il opprime.
Ainsi de piége en piége et d'abîme en abîme,
Corrompant de vos mœurs l'aimable pureté,
Ils vous feront enfin haïr la vérité,
Vous peindront la vertu sous une affreuse image.
Hélas! ils ont des rois égaré le plus sage. (IV. 3).

Joas:

Daigne, mon Dieu, daigne sur Mathan et sur elle,
Répandre cet esprit d'imprudence et d'erreur,
De ta chute des rois funeste avant-coureur. (I, 2.)

Doch hier, fast am Anfang der Stellen, die ich hier vorlegen möchte, muß ich, um die Grenzen des mir gestatteten Raumes nicht zu überschreiten, den fleißigen Leser auffordern, die Glanzstellen, die sich mir aufdrängten, selbst aufsuchen zu wollen. Er wird sie leicht und mit Vergnügen an folgenden Orten finden: I, 2. II, 4, 5, 7. III, 1, 3, 4, 5, 8. IV, 3. V, 3, 8.

Für manche Zeitgenossen des Dichters waren solche Worte ein unangenehmes Wetterleuchten; für andere waren sie Vorboten eines ersehnten Sturmes. So lange der Sonnenkönig lebte, war dafür gesorgt, daß sie wenigstens auf keiner öffentlichen Bühne deklamiert wurden. Selbst in Saint Cyr wurden vom Athalie-Drama nur sehr wenige Vorstellungen, meistens nur Proben, vor sehr wenigen Zuschauern gegeben. Aber schon ein Jahr nach dem Tode des Königs erschien Athalie in Paris im Theater und wirkte, wie Voltaire berichtet, hinreißend. „Elle fut reçue avec transport." Und als der Vulkan der großen Revolution schon toste, im Jahre 1787, wurde sie mit phrenetischem Applaus begrüßt. Selbstverständlich waren die den antiklerikalen und antidespotischen Leidenschaften so sehr entsprechenden Worte, an die wir uns jetzt erinnert haben, eine Hauptursache dieser ungeheuren Wirkung. Mir aber haben diese Worte, außer dem Hochgenuß einer intimen Zustimmung, einen Beweis dafür gebracht, daß ich, nicht bloß für mich, sondern hoffentlich auch für meine Leser, zu einer richtigen Auffassung des Athalie-Dramas einen guten, ja, den von Racine selbst gewünschten Gesichtspunkt gefunden habe.

Heidelberg. M. Schwalb.

Digitized by Google

La Storia di due anime.

Die Geschichte zweier Seelen" nennt Matilde Serao ihren neuesten Roman. Der Titel enthält ein Programm. Er bezeichnet die Wandlung der fruchtbaren Dichterin, die sich schon in ihren letzten Werken offenbarte.

Statt fesselnder Epopeen der neapolitanischen Bourgeoisie, wie sie ihr umfassender, mustergültiger Roman „Schlaraffenland" bot, beschränkt sich Matilde Serao seit einiger Zeit auf knappe novellenartige Darbietungen, bei denen das psychologische Moment das Hauptinteresse bildet. Die Vorzüge und Mängel ihres geliebten neapolitanischen Volkes werden zur Darstellung gebracht, und sie versteht es meisterhaft, die dunklen Seiten der menschlichen Seele in immer neuer, buntschillernder Beleuchtung zu zeigen. So in „Suora Giovanna", so in der „Ballerina" und in noch erhöhtem Grade in ihrer soeben in der „Nuova Antologia" zum Abschluß gebrachten „Storia di due anime."

Gefesselt wird sofort die Aufmerksamkeit des Lesers durch eine zufällige, rein äußerliche und doch außerordentlich suggestive Aehnlichkeit zwischen Domenico Maresca, dem Helden dieser bürgerlichen Tragödie, und Aligi, dem frommen Hirten, der im Mittelpunkt der D'Annunzioschen „Figlia di Jorio" steht. Aligi vielleicht mystisch-romantischer, aber beide eine Blüte, demselben ethischen Milieu entsprossen. Aligi schnitzt aus seelischem Bedürfnis, gleichsam eine Andacht, Bildnisse von Heiligen. Maresca bevölkert die großen und kleinen Kirchen und Kapellen seiner sonnigen, abergläubischen Heimat mit glitzernden Madonnen und Heiligenbildern, die, jedes ein kleines Meisterwerk, zu der Seele der anspruchslosen Mitglieder der Gemeinde sprechen. Seit Jahrhunderten sind die unbekannten Vorahnen des Domenico denselben bescheidenen Pfad in dem Hesperidengarten der Kunst gewandelt; jeder in sich selbst ein unbedeutendes Glied, bilden sie als Gesamtheit eine Dynastie, eine Macht, zu der die zu allem Glänzenden, Geheimnisvollen unwiderstehlich hingezogene Bevölkerung aufblickt, als zu jemand, der ihnen schon auf Erden einen Vorgeschmack der himmlischen Freuden schafft. Ein und dasselbe Gefühl ist es, das die Hand des Aligi wie des Domenico führt. Sie sind beide wahrhafte Brüder in Gott, Mitglieder jener ahnenlosen Aristokratie der Gotteskindschaft, deren Bestimmung auf Erden ist, den Glauben an eine überirdische Gerechtigkeit, an eine Vergeltung nach dem Tode hochzuhalten und fortzupflanzen. Seine schmucklose Werkstatt war von jeher für Domenico das Paradies auf Erden, die Arbeit seine Seligkeit. In seiner Weltentrücktheit hat er nicht einmal die innige Zuneigung wahrgenommen, die er Gelsomina eingeflößt und die sie in naiver Weise zur Schau trägt. Gelsomina — wegen eines rosenfarbenen Muttermals am Mundwinkel Fraoletta — Erdbeerchen — genannt — ist die Stieftochter der Pförtnerin in dem benachbarten Palazzo. Sie ist unter Domenicos — oder wie im neapolitanischen Dialekt die zärtliche Abkürzung lautet — unter Mimis Augen aufgewachsen und hat bei ihm die aufmunternde Freundlichkeit, das verständnisvolle Eingehen eines wahlverwandten Gemüts gefunden, die sie in ihrem Heim so schmerzlich vermißte.

Wie keine andere wäre sie geeignet gewesen, ihre Mission als seine ihm innig ergebene Lebensgefährtin zu erfüllen und ihm gleichzeitig als Vorbild für die schmerzensreichen Madonnen zu dienen, die seine Frömmigkeit und Kunstfertigkeit dem ganzen Lande verkündeten.

Aber in den Sternen stand es anders geschrieben. Der unerfahrene Maresca verfängt sich rettungslos in den Netzen der intriganten Anna Dentale, der Tochter eines ehemals wohlhabenden, jetzt gänzlich verarmten Apothekers, die ihre Lumpenarmut geschickt unter der Maske der Vornehmheit zu verstecken weiß. Für die gefeierte Schönheit bedeutet diese Ehe mit dem unbeholfenen, unansehnlichen Handwerker nur einen Nothehelf, während der bis dahin still für sich dahinlebende junge Mann in glühender Liebe zu dem Weibe entbrennt. Als er nach langem ängstlichen Zaudern sich zu der entscheidenden Frage aufrafft, wird durch ihr Jawort sein Schicksal besiegelt. Er wird das Opfer einer kalten, berechnenden, verderbten Frau, das wehrlose, stumm ergebene Opfer. Wohl verachtet sie den Mann und seine Tätigkeit, aber verdoppeln muß er seinen Fleiß, um die kostspieligen Launen des Weibes nur einigermaßen befriedigen zu können. — Ein kleines Kabinettstück von Milieuschilderung gibt uns die Verfasserin in der Beschreibung des Hochzeitsfestes. Eine plastische Kraft der Darstellung, die sich den ersten Meistern der Feder an die Seite stellen darf. Prachtvoll wiedergegeben das Entzücken der gaffenden Menge an der Braut und das spöttische Lachen, das dem Bräutigam gilt, die Spaltung, das instinktive Sichausweichen der beiden Gruppen von Gästen: die hochmütige, halbgebildete, überhebliche Verwandtschaft der Donna Anna und die bescheidene, verlegene, von dem Glanz geblendete Anhängerschaft des Don Mimi.

Selten ist von einem Dichter das zerstörende Werk eines herzlosen, tückischen Weibes auf ein vertrauensvolles, liebebedürftiges Männergemüt in knapperer, wirkungsvollerer Weise dargestellt worden, als in dieser traurigen „Seelengeschichte":

„Wie oft, um einem Kusse ihres Gatten auszuweichen, wandte sie den Kopf mit einer so selbstverständlichen Gebärde ab, als sei es seine Pflicht, sie zu meiden! Wie oft nahm sie gleich bei seinen ersten Worten die abwehrende Haltung einer Frau an, die nicht verstehen will, die nicht verstehen mag."

In schroffem Gegensatz zu der Tücke dieser Frau steht das anschmiegsame Wesen, das Aufopferungsbedürfnis Gelsominas. Von ihrer Stiefmutter aus Eigennutz in die Arme des Don Franceschina Grimaldi getrieben — als Sohn des Hauseigentümers sichert er der Alten ihre Pförtnerinnenstelle —, sinkt sie von Stufe zu Stufe; aber ihre eigenste, liebenswerte Natur bleibt rein. Zuletzt fällt sie einem Camorrahelden zum Opfer, der sie in jeder Weise ausnützt und bestialisch mißhandelt. Wie das kam, fragt Domenico sie.

„Ja wie das kam? Um nicht allein zu sein, wie ein armer, verlassener Hund in seiner Hütte, um nicht allein zu sein, verstehst Du, um wenigstens etwas wie die Vorstellung einer Liebe, eines Schutzes, einer Gesellschaft zu haben . . . Darum habe ich mich in die Hände dieses Menschen gegeben . . . der mir Abscheu einflößt . . ."

Und in einer verhängnisvollen Nacht erwacht der ahnungslose Gatte, weil das Lämpchen vor dem Heiligenbild, ohne das er nicht schlafen kann, erloschen ist. Geräuschlos entzündet er es von neuem und gewahrt, daß die Stelle an seiner Seite leer ist . . . Sein Weib hat ihn verlassen, ist geflohen mit ihrem Liebhaber, und mit ihr sind Geld und Wertpapiere verschwunden, Schmuckgegenstände, Erbstücke, alles, alles ist dahin. In seiner Herzensangst eilt der Verlassene trostsuchend an seine Arbeitsstätte, und dort trifft ihn der schwerste Schlag. Das nichtswürdige Paar hat seinen Tempel verwüstet, entweiht: die geduldige Schar der Heiligen und Madonnen ihrer silbernen und goldenen Zierate beraubt, die gezackten Kronen, die zierlichen Schwerter, die das Herz der Schmerzensreichen durchbohren, die Ringe an ihren Fingern, die ex votos, alles, alles gestohlen! Mit einem Schlag ist der Künstler zum Bettler geworden.

Aber härter als der Verlust seiner Habe trifft ihn der Verdacht der Unehrlichkeit, den die Flüchtigen seiner bis dahin makellosen Künstlerehre aufgeprägt haben. Ein geheimnisvoller Fremder, dessen periodisches Erscheinen mit großem Geschick von der Verfasserin in das Ganze eingeflochten ist, hat bei Domenico Maresca eine Madonna bestellt, ein Wunderwerk an Schönheit und Pracht. Jahrelang hat der Meister mit seinen besten Kräften daran gearbeitet. Allein für die Stickereien des Gewandes sind mehr als 6000 Lire Gold verwendet worden. Die Vollendung der wie eine Fürstin gekleideten Statue — von der niemand weiß, für welchen Altar der freigebige Besteller sie bestimmt hat — wird mit einem festlich weihevollen Akt in der Werkstatt gefeiert. Triumphierendes Können und tiefinnerlichste Frömmigkeit begehen eine Art Hochzeitsfest. Selbst die einfachen Arbeiter sind tief ergriffen von der hoheitsvollen Schönheit des Werkes. Aber auch an dieser Madonna haben die frevelhaften Hände des pflichtvergessenen Paares in der Nacht vor

Digitized by Google

dem für die Uebergabe bestimmten Tage sich vergriffen. Die Göttliche, nur noch ein wertloser Götze, liegt ihres Schmuckes, ihrer Gewandung beraubt am Boden — und wie vom Blitz getroffen sinkt ihr Schöpfer neben sie. So liegt er bis Gelsomina, die nunmehr einem unnennbaren Handwerk nachgeht, zufällig des Wegs kommt und sich des Unglücklichen annimmt, ihm Trost zuspricht mit so beredten Worten, wie ein getreuer Seelenhirte sie nicht wärmer finden könnte. Er, dem auch die Bezahlung für seine Himmelskönigin gestohlen wurde, sieht nur Rettung im Selbstmord. Durch eine erschütternde Erzählung ihrer Leiden, wie sie selbst häufig und wohl mit triftigerem Grund als er nahe daran gewesen, Hand an sich zu legen und immer von dem Gedanken zurückgehalten worden sei, nur Gott habe über Leben und Tod zu entscheiden, weiß sie ihn zu bewegen, den Kampf ums Dasein unter dem Beistand der vertrauten Schar seiner Heiligen von neuem aufzunehmen. Während draußen die Elemente toben, leuchtet ihm zum erstenmal die Wahrheit auf, wie er sich um sein und ihr Glück betrogen hat. Zu spät. Sie, die in ihrer zarten Schönheit und mit ihrem reinen Gemüt für ihn wie geschaffen war, paßt nicht mehr zu ihm, zu seiner Umgebung. Und nachdem sie einen Augenblick an seinem Herzen geruht hat, zieht sie von dannen, hinaus in den Sturm.

„Sie sahen einander an, unglücklicher als je Sterbliche gewesen waren in einer dunkeln stürmischen Nacht. Zwei Unglückliche: und sie fühlten, daß sie einander nichts mehr zu sagen hatten, daß ihre Hände sich nicht mehr berühren durften, daß ihre Lebenswege auseinandergingen; nicht mehr in ihnen lag ihre Rettung, sondern außerhalb ihrer Person, in geheimnisvollen, geschlossenen, erhabenen Händen. In der Werkstatt der Heiligen blieb Domenico Maresca allein zurück, und er legte den Kopf auf die Arme und einzelne kalte Tropfen fielen langsam aus seinen Augen. Unten glitt in dem strömenden Regen Gelsominas gebrechlicher, nächtlicher Schatten durch die Straße, und müde sich schleppend verschwand die Gestalt im Dunkel, und über ihr trauriges Gesicht rannen eiskalte Tränen langsam und erstarrend."

Das Seelische in dem großen Sittengemälde, das Mathilde Serao mit den verführerischen Farben ihrer südländischen Palette vor dem Leser entrollt, läßt sich in den vier Begegnungen der beiden Wahlverwandten zusammenfassen, die die vier Kapitel, aus denen der kurze Roman besteht, poetisch abschließen: — in der Werkstatt Domenicos, als beide noch weltfremd und „reine Toren" von der Tücke der Menschen nichts ahnen; — beim Hochzeitsfest, da Fraoletta den Domenico mit ihrer bescheidenen Hochzeitsgabe überrascht — an der Riviera di Chiaja, als Domenico seine Frau sucht, die ohne ihn zu gewahren mit ihrem Geliebten in kosendem Geflüster an ihm vorübergeht — und zum Schluß in dem verwüsteten Atelier.

Die geistige Verwandtschaft dieses Romans mit D'Annunzios „Figlia di Jorio" drängt sich am Schluß dem Leser ganz besonders auf. Hier wie dort zersetzt der starke Wille eines Genußmenschen — gleichviel ob Vater oder Gattin — das Glück seiner Umgebung. Gelsomina, die Gefallene, gleicht sie doch wie eine Zwillingsschwester Mila von Codro, sie ist Fleisch von ihrem Fleisch und Geist von ihrem Geist. Und beide Dichter wirken um so unmittelbarer, als sowohl D'Annunzio wie Mathilde Serao von jeder Frömmelei weit entfernt sind; vielmehr geben sie ihren Kindern Gottes auch alle Erdenschwere unserer Zeit.

Aber unwillkürlich drängt sich mir die Frage auf: wie kommt eine Frau wie Mathilde Serao, die ganz andere Wege wandelte, und in deren markigem Pathos ich hier und da eine gewisse Hohlheit zu spüren vermeinte, wie kommt eine solche Frau dazu, eine Reihe von Werken zu schaffen, deren Motto lauten könnte: „Selig sind, die geistig arm sind, denn das Himmelreich ist ihr" —?

Ernesto Gagliardi.

Theater.

Deutsches Theater: „Dagland" Schauspiel in 4 Aufzügen von Björnstjerne Björnson.

Wenn ich mir den gealterten Björnson vorstelle, so muß ich schmählicherweise an eine Alchymistenküche denken. Etwas Zweckdienliches war ihm die Dichtung immer; auch in seinen jungen Tagen kam er bald als Pastor, bald als Arzt; doch ließ er es sich nicht nehmen, jeden „Fall" individuell zu behandeln. Nun die Stunden kürzer und die Jahre flüchtiger geworden, gebricht es ihm dazu an Zeit. Das Allheilmittel für alle Schäden soll gefunden werden. Staat und Gesellschaft, Kirche und Individuum — ein Arkanum heile alles. Und so wird das Studierzimmer zur schwarzen Küche —

„Da ward ein roter Leu, ein kühner Freier,
Im lauen Bad der Lilie vermählt
Und beide dann mit offnem Flammenfeuer
Aus einem Brautgemach ins andere gequält —"

in gläserner Hülle glitzern die bunten, gedanklichen Seifenblasen, das Glas zerspringt, die Panacee ist gefunden: es ist die Liebe.

Nun durchwandert Björnson Tal und Berge, Arbeiterwohnungen und Krankenstuben, Familienzimmer und Volksversammlungen, und wo die Not den Menschen würgt, wo Leidenschaften aufeinanderprallen, wo der einsame Denker in Widersprüchen verzweifelt, da tritt er ein, und unter feierlichen Gebärden preist er sein Arkanum an, die Liebe.

Gestehen wir ihm zu: von allen Panaceen ist Liebe die beste. Nur nützt es leider nichts, sie da zu verordnen, wo sie fehlt. Der Alchymist bewegt sich in einem circulus vitiosus; er will das Uebel mit Liebe heilen, es ist aber just aus Lieblosigkeit entstanden.

In seinem neuen Drama „Dagland" führt Björnson in die Fjordlandschaft seiner Heimat. Dort, zwischen den brandenden Wellen und hochaufragenden, trotzigen Felsen, liegt der Gutshof. Seit Generationen hat er einer Familie angehört, und vom Vater auf den Sohn hat sich der Wahrspruch vererbt: auf Dagland herrsche fort und fort die Sitte der Ahnen. An Dagland habe die Zeit, die ewig wechselnde, keinen Anteil; Daglands Zukunft sei seine Vergangenheit. Ein Verkörperer des Väterrechtes steht der Gutsherr von Dagland vor uns.

In seinen Kindern, seinem Sohn und seiner einen Tochter, erstehn ihm seine Gegner. Sie haben lange im Auslande gelebt, entfremdet und von neuen Ideen erfüllt, sind sie nach Dagland zurückgekehrt. Eine moderne Fabrikanlage will der Sohn dort gründen. Und wie der Vater sich festklammert an patriarchalische Sitte, an Autorität und Gehorsam, so streiten die Kinder für freie Entwicklung, für das Recht der Individualität, für Arbeit und Schaffen. Zwei Akte dienen Björnson dazu, auf die Gegensätze der Weltanschauungen vorzubereiten, im dritten Aufzug prallen sie in aller Schärfe aufeinander. Wie kann das zugehen? Björnson verschweigt es nicht: zwischen beiden Generationen fehlt das Band der Liebe. Und welches Heilmittel hat Björnson diesen Leiden ersonnen? Nun eben — die Liebe.

Ich habe immer gefunden, daß die Kunst eine äußerst vernünftige Dame ist, und die kennen sie schlecht, die da meinen, es lasse sich unter ihrem Schleier das Krumme gerade, und das Gerade zum Krummen heren. Ist es Prämisse, daß die Liebe fehlt, so läßt sie sich auch in der Conclusio dramatica nicht ins zweite Glied als vorhanden setzen. Selbst Björnson vermag das nicht. Oder er vermag es vielmehr nur dadurch, daß er aus der unbequem gewordenen realen Welt in die der Mystik flüchtet.

Die Liebe ersteht bei Björnson durch ein Wunder. Hoch auf vom Meeresstrande ragt die steile Felswand. Oftmals haben die Vorfahren sie erklommen, und nun, nachdem der Vater sie tief verletzt, geht die Tochter diesen Weg. Er führt von der realen Erde in eine andere Vorstellungswelt. Angesichts des an mystischer Stätte drohenden Todes fühlt die Tochter ihr Herz dem Vater zugewandt, er weiß sie in Lebensgefahr, und

Digitized by Google

die Liebe nimmt von ihm Besitz. Das Wunder ist geschehen, es kann im vierten Akt praktisch verwertet werden. Die Eintracht ist hergestellt, man baue die Fabrik.

Es ist mit der Mystik nicht anders als mit den übrigen Denkformen oder Empfindungsweisen auch. Sie müssen organisch erwachsen, oder sie zerfallen ins Nichts. Bei Björnson ist die Mystik eben nur ein Notbehelf und charakterisiert sich als solcher. Es ist Ohnmachts-Mystik. Sie prallt in jedem Augenblick mit ganz realen, alltäglichen Vorstellungen zusammen, und nimmt sich bei diesem Rencontre nicht eben vorteilhaft aus. Man weiß nie, wo Symbolik aufhört und anfängt. Man sieht die Menschen in einem Doppellicht, das die Augen blendet. Und wie diese Mystik nicht organisch erwachsen, sondern aufgeklebt ist, so wirkt sie auch ganz unoriginell. Wer seine Seele in mystische Zauber versenkt, der wird auch im Uebersinnlichen eigene, persönliche Ausdrucksformen finden. Wie Jacob Böhme ein ganz Eigener ist, wie Goethe sich im zweiten Teil des Faust *seine* Welt aus dem Nichts erschaffen. Björnsons Gebirgsmystik aber ist längst von Ibsen vorgezeichnet. Sie ist hier im Grunde nur als Kulisse verwandt, ganz wie die reichlich eingestreute Naturschilderung ein rein dekoratives Ansehn hat.

Es fehlt die künstlerische Liebe, die schaffende, in Björnsons Drama von der Liebe.

Auf einen Trugschluß aufgebaut, wirkt Björnsons „Dagland" trügerisch durchaus. Man denkt immer wieder an die Alchymistenküche. Und wenn man darüber streiten mag, ob Dr. med. Björnson seine Kranken krank, oder Gesunde gesund gelassen hat, — von irgendwelchem Heilungsprozeß finden sich keine Spuren.

Es ist gut, daß dieser Arzt zugleich ein Prädikant ist. Glauben und Liebe, — was bedarf es da der Rechtfertigung durch gute Werke?

Ernst Heilborn.

Elias.

I. Könige. 19.

Er hatte gegeben sein Hab und Gut,
Er hatte gegeben sein bestes Blut,
Er hatte verschwenderisch in Lieb und Treu
Sich ihnen geopfert täglich aufs neu,
Im Herzen des Herzens hatt' er sie gehegt;
Dann hatt' er den Staub von den Schuhen gefegt
Und den Rücken gewandt und war nun weit,
Von Gott und der Welt verlassen,
Gewandert in tiefste Einsamkeit
Stumm trotzender Felsenmassen.

Da saß er in Herzeleid, Haß und Not.
Doch, die den Elias einst genährt,
Als er der Welt sich abgekehrt,
Die Raben, brachten ihm Brot.
Da saß er und harrt' auf den Engel des Herrn,
Auf die Schale des Zorns, auf den strafenden Stern.
Er harrt', und er starrt', und es kam ein Gesicht,
Ob Traum oder Wahrheit — er schied es nicht.
Denn siehe, ein Sturm fuhr über das Land,
Der die Gärten begrub in Bergen von Sand,
Und die Wälder knickt' in unendlichem Bruch,
Und das Meer empört und die Schiffe zerschlug,
Und die Dämme zerriß und die Flur überschwemmt,
Und die Herden ersäuft' und die Aecker verschlämmt,
Und ein Völkergrab
Delphinen und Robben zum Spielplatz gab.

Erdbeben aber folgte dem Sturm;
Da krachten die Tempel, da wankte der Turm,
Da wich aus den Fugen der Säule Granit
Und riß die Simse, die Giebel mit.
Mosaik hagelt die Kuppel, und nach
Stürzt Gurt und Gewölb' — und nun donnern das Dach
Und die wolkenumbuhlten Zinnen zu Tal
Auf das bettelnde Krüppelgeschmeiß am Portal.
O Markt und Bazar! Wo die dichten'
Staubwirbel sich lagern und lichten,
Ein Chaos von Graun und Entsetzen und Tod,
Von Kunstwerk und Kehricht, von Kleinod und Kot!
Da speit des Wechslers klaffender Schrein
Goldrollen über zerschmettert Gebein,
Da staut ein blendender Busen, ein Hals,
Ein lockiges Haupt den Schlamm des Kanals.
Und aus den Kellern, den Höhlen
Der Trümmergebirge quälen
Erstickte Stimmen sich los,
Als kreiste der Schoß
Des Gottesackers, als riefe
Das Leben aus Särgen der Tiefe.

Derweilen aber schwelt es sacht
Um Herd und Essen,
Und heimlich fressen
Wie Nagezähne von nimmersatten,
Geschäftigen Ratten
Die Gluten empor an Balken und Latten.
Das glimmt und klimmt von Ort zu Ort
Und funkelt hier und flackert dort,
Bis freiheitentfacht
In Riesenpracht
Auftraft gen Himmel die hohe,
Zerstörungstrunkene Lohe.
Das ist das Ende! Von unten das Meer,
Von oben das Feuer! — Ein flüchtendes Heer
In blindem Trampeln und Drängen
Aus Gassen und Gängen,
Aus hundert Toren strömts und zerstaubt,
Und Verderben und Fluch um Gomorrah schnaubt.

Nun jauchzt meine Seele, du Ottergezücht!
Nun kam der Herr mit gerechtem Gericht.
Nun treibt auf der Flucht euch der Hunger noch
An das stinkende Träbermahl im Trog,
Und Brüder morden sich um das Aas
Gefallener Hunde, bis zum Fraß
Die Tafel euch wieder rüstet Thyest.
Und dem Hunger folgt sein Töchterlein Pest,
Die Freundin der Wüstengeier,
Die Wirtin der Schakalsfeier.
Hosiannah! Wie Pfeil auf Pfeil euch erspäht!
Wie ihre Sense die Völker mäht!
Hosiannah! Nun will ich zu Grabe gehn!
Der Herr ging vorüber! Ich hab' ihn gesehn.

Du hättest den Herrn gesehn? Du Tor,
Heb' auf deine Augen: nach wie vor
In Frieden sonnen sich Meer und Land.
Nicht Sturm, Erdbeben noch Städtebrand,
Nichts als dein Grimm, der die Dämme bricht,
Nichts als dein Zorn, der in Donnern spricht.

Da rührt ein schmeichelndes Händchen an
Die grollende Faust: Du guter Mann,
Irr bin ich gewandert die kreuz und quer,
Mir bluten die Füße, mich hungert sehr. —
Was raunt bei des Kindes Schmerzen
Im Winde, im Ohr ihm, im Herzen?
Der Balg ist Blut vom verhaßten Blut,
Und zeugen wird er die gleiche Brut.
Gedenke der Nattern, die dich gestochen,
Des Büffels, der dir zerstampft die Knochen,
Der Krähn, die am Marterpfahl dich umkreischt,
Des Geiers, der dir das Herz zerfleischt!
Das hetzt und raunt, das schürt und droht;
Er aber — gebrochen hat er sein Brot,

Digitized by Google

Die blutenden Füße hat er verbunden,
Den erfrorenen Leib mit dem Mantel umwunden,
Und die schlafende Last
Mit barmherzigem Arm umfaßt,
Sie aus der Wildnis zu Stätten
Des Heils und der Hilfe zu retten.

Da ging ein Sausen um Fels und Kluft
Wie Liebesodem, wie Lenzesluft;
Dem Klausner tropft' es vom Auge schwer,
Im sanften Sausen war Gott der Herr.

Horn bei Bremen. A. Filger.

Die Landindustrie. Organ für alle auf dem Lande und für das Land tätigen Industrien und Gewerbe. Herausgegeben von Dr. Gustav Fischer, Professor in der Maschinenkunde an der landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin. Deutsche Landbuchhandlung, Berlin, SW. 11, 3 Mark vierteljährlich.

Mit dem Wort „Landindustrie" verbindet sich ein fester volkswirtschaftlicher Begriff. Man denkt dabei an alle Bestrebungen, die auf Dezentralisation der Industrie, auf ihre Verpflanzung aufs Land hinauslaufen. Nun ist bekannt, vielleicht auch erklärlich, daß die aufs Land hinauswandernde Industrie von den deutschen Landwirten, und zwar nicht nur von den Agrariern im engeren Sinne, keineswegs freudig willkommen geheißen wird. Die Landbevölkerung strömt zunächst in Massen in die Fabrikstädte, die in ihren Heimatdörfern entstehen. Sie hat dort festgeregelte Arbeitszeit und wöchentliche Lohnzahlung und wird wegen dieser beiden Vorteile von der landwirtschaftlich tätigen Arbeiterbevölkerung beneidet. Die ländlichen Arbeitgeber hassen deshalb in der Regel die Industrie auf dem Lande noch mehr als die in der Stadt. Natürlich ist dieser Haß gänzlich unberechtigt. Denn sehr bald schon tritt die auf dem Lande errichtete Fabrik in bezug auf Arbeitereinstellung in einen Beharrungszustand ein, der sie unfähig macht, weitere Arbeiter der ländlichen Beschäftigung zu entziehen. Ja, die auf das Dorf hinausgewanderte Industrie hindert mit der Zeit geradezu die Arbeiter, familienweise in die Stadt zu ziehen und damit nicht nur der Landwirtschaft, sondern dem Lande überhaupt dauernd verloren zu gehen. Doch um das zu erkennen, dazu gehört, zumal für den zunächst geschädigten ländlichen Arbeitgeber, ein weiterer Blick, als er für gewöhnlich vorhanden zu sein pflegt. Es ist deshalb eine sehr zeitgemäße und dankenswerte Aufgabe, die die Halbmonatsschrift „Landindustrie" übernommen hat, wenn sie ständig auf die Wechselwirkung zwischen Industrie und Landwirtschaft aufmerksam machen und Unkenntnisse auf diesem Gebiete beseitigen will. Darüber hinaus ist es aber auch nötig, die technischen Errungenschaften der Landwirtschaft, die sie der Industrie verdankt, fortlaufend zu beschreiben: alle die Zeit, Geld und Arbeiter sparenden landwirtschaftlichen Maschinen und die rationell wirtschaftenden landwirtschaftlichen Fabriken. Wie groß der Kreis der industriellen Hilfsmittel der Landwirtschaft heute bereits ist, und wie wirksam gerade sie die Notlage der Agrarier bekämpfen, das hat der Herausgeber der „Landindustrie" in einem höchst lesenswerten Artikel der ersten Nummer mustergültig dargelegt. Neben diesen höheren Zielen, die „die Landindustrie" verfolgt, sind auch die technischen Dienste nicht gering zu achten, denen sie gerecht werden will durch Beschreibung erfolgreicher industrieller Unternehmungen auf dem Lande und durch Behandlung wirtschaftlicher und sozialer Fragen, die für die Landwirte und Industriellen auf dem Lande von gleichem Interesse sind. Dadurch, daß sie dem Landwirt fortlaufend Kenntnisse von neuen oder verbesserten industriellen Hilfsmitteln vermittelt, wird sie zur Modernisierung der landwirtschaftlichen Betriebe, zur Einrichtung industrieller Nebenbetriebe und zur besseren Verwertung seiner Erzeugnisse erheblich beitragen. Auch der Mitarbeiterkreis des Herausgebers mit den Namen Professor Dr. Albrecht, Frhr. v. d. Goltz, Schriftsteller H. Sohnrey, Ministerialdirektor Dr. Thiel und anderen scheint ebenso wie der Verlag, hinter dem der „Deutsche Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege" steht, dafür zu bürgen, daß wir in der „Landindustrie" ein modernes agrarisches Organ vor uns haben, an dem auch liberale Leser Freude und Gewinn haben können. Freilich wird es mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen haben, unter denen die Sammlung eines interessierten Leserkreises nicht die geringste sein dürfte.

Fr. Wbsn.

Neue Gedichte von Paul Wertheimer. München und Leipzig, 1904. Georg Müllers Verlag.

Paul Wertheimers „Neue Gedichte" verdienen ein herzliches Geleitwort. Es ist ein ganz entschiedener Fortschritt in ihnen gegenüber dem ersten, an sich erfreulichen Lyrikbüchlein ihres Verfassers. Auch hier spürt man noch Einflüsse, besonders des allerdegadiertesten, aber ewig schwankenden und darum verwirrenden: Rainer Maria Rilkes. Aber sie treten mehr und mehr zurück vor dem Eigenen, Erlebten. Ein genußfähiger und frischer Mensch, der seine Erfahrungen hat, ohne dadurch stumpf geworden zu sein, spricht sich munter und herzhaft in diesen Versen aus. Ernstere Töne werden nicht ohne Glück angeschlagen; die heitere Weise aber dominiert und wirkt natürlicher. Den wienerischen Ton in der Lyrik, den so viele suchen, den hat Paul Wertheimer gefunden und hält ihn sicher: für die Anmut dieser Stadt und, ach! ihrer Frauen hat er den rechten Ton in der Kehle. Ganz besonders hübsch ist da „Franzi", und „Im Vorübergehen" könnte man als ein ganz reizendes Musterstückchen dafür ansprechen, wie ein niedliches Alltagserlebnis gefällig gestaltet werden soll. Da ist richtige und wahrhaftige Gelegenheitspoesie im Goethischen Sinn. Die Form ist von einer lödlichen Reinheit: er hat Wohllaut, ja Musik des Wortes und ist in hohem Grade sicher in der Sprache. Bevorzugt werden die einfacheren Formen, die dem Deutschen im Grunde allein gemäß sind; hübsche, wienerische Barockschnörkel kommen gelegentlich. Ein recht drolliger Verstoß der einzige und in seiner Art beachtenswert, sei vom Merker angekreidet. Er steht just im Besten, im schon gerühmten „Im Vorübergehen":

„Pünktlich wie ein Kirchenüdrchen
Naht das Kind. Es lebt geregelt."

Das Deminutivum geht hier noch schlechter, als es die Wiener Kirchenuhren notorisch seit jeher tun.

—v—.

Carl Schönherr: Caritas. Wiener Verlag, 1905.

Dem barmherzigen Titel zum Trotz und barmherzige Texte, die freilich mit ihrem wilden Toten-Tanz-Humor auch Hartherzige packen müssen. Selten ist Kinderleid bewegter und bewegender geoffenbart worden, als in „Fuhrmanns-Engele" und dem „Glückskind". Selten ist der hoffnungslose Jammer der Enterbten schonungsloser zur Welt gekommen, als in „Armeleutsleich" und „Leben und Sterben". Grausigeres und Groteskeres als „das Henkermahl" — die Geschichte des armen Sünders, der unmittelbar vor der Hinrichtung eine Gräte schluckt und nach regelrechter Tracheotomie wochenlang sorgsam vom Chirurgen sich heranspflegen lassen muß für den Galgen, — haben Poe und Dickens niemals geschrieben. Am mildesten ist verhältnismäßig die Satire auf den Rigorosenjammer der Opfer gelangweilter Examinatoren „Der Student". Am erschütterndsten „Gottes Schwiegermutter", das autobiographische Blatt, in dem Schönherr vom Schicksal der eigenen Mutter berichtet, die die einzige Tochter Himmelsbraut werden läßt und nach dem unerbittlichen Klausurgebot des bayerischen Klosters die Zelle der sterbenden Nonne nicht betreten darf. Behandelt sind diese Stoffe in Schönherrs höchstpersönlicher geradliniger, grobliniger, alt- und nordeutscher Holzschnittart. Das Verwegenste lindert barocke Laune, das Grausamste echte Caritas des Erzählers, der als ganzer Menschenfreund die ganze Wahrheit sagt, als ganzer Künstler in der kleinsten Schöpfung Ganzes, ganz Eigenes gestaltet.

—m.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 7. Berlin, den 12. November 1904. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Das preußische Abgeordnetenhaus hat sich bereits wieder einen vierzehntägigen Urlaub genehmigt. In dieser Zeit sollen vor allem die Verschleppungsräte der Kanalkommission neues Material zusammentragen, und sie tun das mit bewundernswertem Eifer. In dem neuesten Antrag über Regelung des Enteignungsverfahrens von Grundstücken an den Kanälen scheinen sie ein würdiges Seitenstück zu dem bekannten Verstaatlichungsantrag des Schleppbetriebes gefunden zu haben. Wenn die Entdeckertätigkeit der Abgeordneten Am Zehnhof und v. Zedlitz weiterhin so ergiebig bleibt, wird sich das Plenum des Abgeordnetenhauses noch manchmal vertagen können, ehe es zu einer Entscheidung über den „Eidechsenkanal" kommt.

Erfreulicher verliefen die Verhandlungen der Kommission, die den Gesetzentwurf über die Verhinderung des Kontraktbruchs ländlicher Arbeiter vorzuberaten hatte. Gegen die konservativen und freikonservativen Väter der Regierungsvorlage hat sie in ihrer letzten Sitzung mit Stimmengleichheit den grundlegenden Absatz des ersten Paragraphen abgelehnt. Dieser Beschluß ist freilich erst nach längerem Schwanken der Nationalliberalen und Zentrumsvertreter zustande gekommen; die scharfe und einmütige Kritik der liberalen Presse am Regierungsentwurf hat das Hauptverdienst dabei. Hoffentlich halten nun aber die schwankenden Gestalten in beiden genannten Parteien bis zur Entscheidung des Plenums an der Gegnerschaft gegen das Ausnahmegesetz fest, sodaß wenigstens an diesem Punkte die agrarischen Pläne scheitern.

Uebrigens kann auch das Plenum des Abgeordnetenhauses auf eine gute Tat zurückblicken. Es hat der Scherlschen Sparlotterie ein parlamentarisches Begräbnis dritter Klasse bereitet. Nur der preußische Minister des Innern und einige freikonservative Gemütsmenschen wagten die famose Erfindung August Scherls zu verteidigen und seine Uneigennützigkeit zu rühmen. Alle übrigen Abgeordneten waren in der Verurteilung einig.

Bei der Eröffnung des Württembergischen Landtags ist die energische Betonung der Notwendigkeit einer Verfassungsreform in der Thronrede viel beachtet worden. Allen klerikalen Flaumachern und hochfeudalen Gespensterfehern zum Trotz hat die Regierung die im letzten Sommer akut gewordene Frage der Verfassungsreform „in die vorderste Reihe der zu lösenden staatlichen Aufgaben" gestellt und mit erfreulich entschiedenen Worten ihre bereitwillige Mitarbeit zugesagt. Natürlich haben die Mehrzahl der Ritter, das Zentrum und die Standesherren diese lebhafte Willenskundgebung der Regierung, hinter der seit dem Scheitern des Schulgesetzes bekanntlich auch der König steht, nur sehr ungern angehört. Der Präsident der Ersten Kammer hat noch an demselben Tage in seiner Eröffnungsansprache die Thronrede mit Wendungen beantwortet, die weniger auf Entgegenkommen und „opferfreudige Hingabe an das hohe Ziel" schließen lassen, als vielmehr auf Wiederbelebung der Bestrebungen, die Kompetenzen des württembergischen Herrenhauses zu erweitern und vor allem die völlige Gleichstellung mit der Abgeordnetenkammer bei der Verabschiedung des Staatshaushalts durchzusetzen. Indessen werden hoffentlich diese Mächte nicht stark genug sein, um die von der Krone, der Regierung und allen antiklerikalen und antifeudalen Volksvertretern gleichmäßig geforderte Reform zu Fall zu bringen. Allerdings ist zwischen diesen noch keine völlige Einigkeit über den Umfang der Reform erzielt; aber durch die energische Sprache der Thronrede ist die Debatte über die Angelegenheit für die nächsten Monate wieder so sehr in den Vordergrund der politischen Diskussion gerückt worden, daß man wohl annehmen darf, die Reformfreunde werden schließlich ein Werk, das so lebhaften Sympathien im Volke begegnet, nicht am unfruchtbaren Streit über seine Durchführung scheitern lassen.

Aus den Reichslanden schreibt man uns: „Auf Veranlassung der Liberalen Landespartei hat D. Naumann vorige Woche in Colmar, Weißenburg, Straßburg, Schiltigheim, Metz und Saarunion in öffentlichen, von den zuständigen Liberalen Kreisvereinen berufenen Volksversammlungen gesprochen. Der Vorstand der Liberalen Landespartei wollte durch diese Berufung bekunden, „daß die Partei gewillt ist, mit den lebendigen, vorwärtsstrebenden Kräften im deutschen Liberalismus Fühlung zu halten, ohne ihre Selbständigkeit dabei aufzugeben". Naumann wurde überall begrüßt als der Vorkämpfer des neuen Liberalismus, der die zersplitterten Gruppen des alten zu gemeinsamer Aktion aufrufen will und dabei die Sozialdemokratie als einen Faktor in seine politische Gesamtrechnung einstellt, ohne damit irgendwie auf parteipolitische Selbständigkeit zu verzichten. Offiziell begrüßte ihn so auch der Parteivorsitzende Notar Goetz bei einem Festessen in Straßburg, und unter besonderer Bezugnahme auf die „Barthsche Taktik" kam diese grundsätzliche Stellungnahme zum Ausdruck in den Versammlungen in Colmar und Schiltigheim, wo Naumann das Thema „Liberalismus und Sozialdemokratie" behandelte. Dort sprach sich der Redner der Sozialdemokratie, Redakteur Peirotes, für ein taktisches Zusammengehen mit dem Liberalismus aus gegenüber der klerikalen Reaktion, dort bestätigten die liberalen Vorsitzenden, daß dieses selbstverständlich auf Gegenseitigkeit beruhen müsse, in Schiltigheim speziell präzisierte auch der Reichstagsabgeordnete Blumenthal seine prinzipielle Stellungnahme in der gleichen Richtung einer entschiedenen „Blockpolitik". Daß dieser Liberalismus auch dem Bauerntum etwas zu bieten hat, zeigte Naumann im Vortrag in Saar-

Digitized by Google

union, wo er über „Landwirtschaft und Industrie" sprach, und der zweite Vorsitzende der Partei, Chefredakteur Wolf, betonte, daß die Landespartei gerade in den bäuerlichen Kreisen Elsaß-Lothringens ihren sichersten Rückhalt zu finden hofft. Die Frucht der Vortragsreise ist eine Klärung der Anschauungen in den eigenen Kreisen, eine Festigung im Bekenntnis zu einem entschiedenen Liberalismus, eine Stärkung der Freudigkeit zur Agitations- und Organisationsarbeit."

Theodor Roosevelt ist bei den am 8. November stattgehabten Wahlen mit einer überwältigenden Mehrheit zum Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika gewählt worden. Zwei Drittel der Wahlmänner stehen ihm zur Verfügung. Die republikanische Partei hat auch bei den gleichzeitig vorgenommenen Kongreß- und Gouverneurswahlen bedeutende Erfolge erlangt. Sie beherrscht jetzt nicht nur die Exekutive, sondern auch die beiden Häuser des Kongresses noch weit unumschränkter als bisher. In diesem Volksvotum liegt vor allem anderen eine Vertrauenskundgebung für Roosevelts imperialistische Regierungsmethode. Die große amerikanische Republik wendet sich unverkennbar immer weiter ab von den alten Grundsätzen ihrer Begründer. Sparsamkeit, Einfachheit, Nüchternheit machen der Verschwendung, der Neigung zum Dekorativen und der imperialistischen Ueberschwänglichkeit Platz. Die Plutokratie, am sichtbarsten verkörpert in den großen Trustmagnaten, gewinnt täglich mehr an Einfluß. Je durchschlagender Roosevelts Erfolg bei den jüngsten Wahlen gewesen ist, umsomehr wird er durch diesen Erfolg ermutigt werden, die Wege des alten Republikanismus zu verlassen. Nicht ohne stille Befriedigung haben Bryan und dessen Anhänger Parkers, des besonnenen Demokraten, Niederlage herankommen sehen. Vermutlich haben sie durch ihre Passivität auch noch dazu beigetragen, daß diese Niederlage recht augenfällig wurde. Bryan hat bereits angekündigt, daß nunmehr die Reorganisation der demokratischen Partei in seinem Sinne zu erfolgen habe. Das aber bedeutet eine Verschärfung der Parteigegensätze, die sicherlich den bereits jetzt ziemlich losen Zusammenhang der verschiedenen Richtungen innerhalb der demokratischen Partei noch weiter lockern und vielleicht völlig sprengen wird. Damit würde das Gegengewicht gegen den Rooseveltschen Imperialismus noch geringer werden. Es erscheint deshalb mehr als zweifelhaft, ob die Freunde einer gesunden Entwicklung der republikanischen Staatseinrichtungen Ursache haben werden, die Wahl des Jahres 1904 als ein glückliches Ereignis in der Geschichte der Vereinigten Staaten zu preisen.

Die italienischen Kammerwahlen, die im allgemeinen Giolittis Voraussicht bestätigt und eine erhebliche Regierungsmehrheit erzielt haben, lehren sehr eindringlich, daß von jeder Zersplitterung der oppositionellen Kräfte bei den Wahlen die Regierung den Vorteil hat. Die Sozialdemokraten kehren zwar voraussichtlich in alter Stärke in die Kammer zurück, aber die Demokraten und die Liberalen, die diesmal das Wahlbündnis mit der Sozialdemokratie nicht erneuert hatten, weil sie die Nachwirkung des verunglückten sozialdemokratischen Generalstreiks auf ihre Wählermassen fürchteten, sind geradezu dezimiert worden. Wenn für die ausstehenden Stichwahlen, nach deren Erledigung sich erst ein genaues Urteil abgeben läßt, die sozialdemokratische Parteileitung trotzdem die Parole ausgegeben hat, daß auch ohne Verbürgung der Gegenseitigkeit überall die nächststehenden bürgerlichen Parteien zu unterstützen seien, so ist das ein ebenso erfreulicher Beweis für die wachsende politische Einsicht der italienischen Arbeiterschaft, wie die andere Tatsache, daß die sozialdemokratischen Wähler den Reformisten den Vorzug vor den Revolutionären gegeben haben.

Der Schlag, den der nationalistische Abgeordnete Syveton gegen den französischen Kriegsminister André geführt hat, charakterisiert sich immer offenkundiger als rettende Tat im Sinne des Ministeriums Combes und der Regierungsmehrheit. Selbst diejenigen Gesinnungsgenossen Syvetons, die die Abscheulichkeit und Brutalität des Ueberfalls dieses kraftstrotzenden Vierzigers auf den kränklichen siebenundsechzigjährigen Kriegsminister noch nachträglich zu verteidigen suchen, wagen doch nicht zu bestreiten, daß die Tat eine horrende Dummheit gewesen ist. Dem Kabinett, das bei der ersten Abstimmung, unmittelbar vor dem „Zwischenfall" nur durch die Stimmen der sieben Minister, die zugleich Deputierte sind, gerettet wurde, hat Syveton nicht bloß eine sofortige Mehrheit von 80 Stimmen in der Kammer, sondern auch manche Sympathien im Lande verschafft, die es bis dahin noch nicht hatte. Im übrigen waren die Debatten, welche der infamen Handlungsweise Syvetons vorausgingen, außerordentlich lehrreich für die unhaltbaren Zustände im Offizierkorps der französischen Republik. Bemerkenswert war auch das äußerst gehässige Auftreten Millerands — „Herr" Millerand wird er in der „Humanité" des Genossen Jaurès genannt! — gegen das Ministerium Combes und die Tatsache, daß die Führer Etienne und Sarrien der demokratischen und radikalen Linken das Vertrauensvotum der Kammer nicht mit unterzeichneten. Diese Begleitumstände der Skandalaffäre lassen es zweifelhaft erscheinen, ob die Roheit Syvetons das Ministerium Combes dauernd gefestigt hat.

Zu derselben Zeit, da der ungarische Ministerpräsident Tisza in erregten Parlamentssitzungen unter dem Beistand seiner liberalen Mehrheitsparteien die angekündigte Revision der Hausordnung durchführt, erlebt sein österreichischer Kollege, Herr v. Koerber, wegen der blutigen Krawalle in Innsbruck nicht minder aufregende Szenen in seinem Ministerhotel. Die provisorische Errichtung einer italienischen Rechtsfakultät in der Innsbrucker Vorstadt Vilten, die später durch eine italienische Universität in Rovereto oder Triest ergänzt werden soll, hat die in Oesterreich stets unter der Asche glimmenden nationalen Leidenschaften zu hellen Flammen entfacht. Obwohl die Eröffnung der Fakultät auf Anordnung des Unterrichtsministers und in Rücksicht auf die bereits stark erregte Stimmung der Bevölkerung in aller Heimlichkeit erfolgt war, kam es doch alsbald zu Zusammenstößen zwischen italienischen Studenten und aufgeregten Deutschnationalen. Schlägereien, bei denen der Revolver eine Rolle spielte und das Militär mit Bajonettangriffen vorging, Tote und Verwundete, lärmende Straßenkundgebungen und Demolierung des Universitätsgebäudes waren die Folge. Die ganz überwiegend deutsche Einwohnerschaft von Innsbruck befürchtete von dem Einzug der nicht gerade bescheiden auftretenden italienischen Studenten den Anfang einer „Verwelschung" der Stadt. Nationale Verhetzungen auf beiden Seiten trugen ihr Teil zur Verschärfung der Lage bei. Die mit der schwankenden, unentschiedenen Versöhnungspolitik des Ministeriums Koerber längst unzufriedenen deutschen Elemente Oesterreichs sind durch diesen neuesten Mißgriff stark aufgeregt worden, und wenn Herr v. Koerber wirklich dabei bleibt, die italienische Fakultät in Innsbruck weiterbestehen zu lassen, so kann seine Hartnäckigkeit im demnächst zusammentretenden österreichischen Reichsrat Stürme entfachen, die leicht ihn selbst und sein Regierungssystem wegfegen.

Während die baltische Flotte auf dem Umweg um Afrika herum langsam dem ostasiatischen Kriegsschauplatz zusteuert und die Vorbereitungen für die englisch-russische Untersuchungskommission eben so langsam fortschreiten, ist die Situation vor Port Arthur und am Schahofluß im ganzen unverändert. Ueber Port Arthur werden die verschiedenartigsten Gerüchte verbreitet. Das einemal soll der Zar dem heldenmütigen Verteidiger, General Stössel, die Uebergabe nahegelegt, ein andermal sollen die Japaner die nutzlose Bestürmung der Festung aufgegeben haben. Ebenso widersprechend lauten die Berichte aus der Umgebung von Liaujang und Mukden über die Zustände im japanischen und russischen Heere. Man wird also weiter wie seither in Geduld warten müssen, bis belangreiche und unwidersprochene Nachrichten eingehn.

* * *

Digitized by Google

Nationalsozialer Schwanengesang.

Unter dieser Ueberschrift veröffentlichte vor einigen Tagen der „Vorwärts" einen Leitartikel, in dem unter willkürlicher Auslegung kritischer Bemerkungen, die Lujo Brentano in der Münchener „Freistatt" an den Verlauf des Frankfurter Wohnungskongresses geknüpft hatte, die ganze Schale proletarischer Verachtung über jene sozialreformatorische Veranstaltung ausgegossen wurde. Der Träger der Wissenschaft im kapitalistischen Staat wurde dabei in folgender liebenswürdiger Weise gedacht:

„Sie haben keine Möglichkeit, ihre Gedanken frei zu äußern. Wie die Dinge namentlich in Preußen-Deutschland liegen, ist es ihnen verwehrt, auch nur Sympathien für die proletarische Bewegung offen zu äußern. Im besten Falle können sie als stille und stumme Freunde neben der lebendigen Entwicklung einhergehen, als müde Lehrer verlorener Feudalstudenten."

Man braucht nur an Männer wie Brentano selbst, den verstorbenen Theodor Mommsen, an Hans Delbrück, an Adolf Wagner zu erinnern, um zu erkennen, wie es mit den „stummen" Freunden der proletarischen Bewegung und der „Unmöglichkeit, ihre Gedanken frei zu äußern," auf deutschen Universitäten tatsächlich bestellt ist.

Solche geschmacklosen Uebertreibungen gehören nun einmal zum Metier mancher sozialdemokratischen Publizisten, die da glauben, vor den Männern der schwieligen Faust nicht bestehen zu können, wenn sie nicht jede Woche mindestens zweimal alles, was außerhalb der eigenen Partei steht, für feige Kanaille erklärt und jede Mannestugend als proletarisches Reservatrecht in Anspruch genommen haben. Es lohnt sich nicht, darüber viel Worte zu verlieren.

Aber zu einer anderen Betrachtung regt der „Schwanengesang" des „Vorwärts" an. Mit dem Ausdruck der größten Befriedigung wird darin festgestellt, daß der Frankfurter Wohnungskongreß die Erwartungen, die an ihn geknüpft worden waren, nicht erfüllt hat, und daraus wird triumphierend der Schluß gezogen, daß damit der völlige Bankrott jeder bürgerlichen Sozialreform deklariert sei. Für einen ernsthaften Politiker bedarf es keines besonderen Hinweises, wie leichtfertig eine Schlußfolgerung ist, die beim ersten Stolpern auf einem steilen Wege verkündet, es sei erwiesen, daß der Wanderer das Ziel nie erreichen werde, und daß er auch auf jeden ernsthaften Versuch, den Weg fortzusetzen, bereits verzichtet habe.

Nehmen wir jedoch einmal die voreilige Hypothese als erwiesen an. Hätte die Sozialdemokratie, die politische Vertretung einer Bevölkerungsschicht, der jede Wohnungsreform in erster Linie zugute kommen muß, Ursache, ihre Parteigenossen aufzufordern, ob solchen Mißerfolgs den proletarischen Göttern eine Hekatombe zu opfern? Darüber könnten die Päan-Sänger des „Vorwärts" doch unmöglich im unklaren sein, daß auf keinem anderen sozialpolitischen Gebiete die Sozialdemokratie für sich allein so ohnmächtig ist wie auf dem Gebiete der Wohnungsreform. Gerade hier ist man nicht nur auf die Sympathie, sondern direkt auf die Mitwirkung bürgerlicher Sozialreformer angewiesen, wenn man auch nur den kleinsten Schritt zur Verbesserung des Wohnungswesens durchführen will. Was auf diesem Gebiete ohne kapitalistische Mitwirkung aus eigener proletarischer Kraft bisher geleistet ist, verdient nicht einmal als Versuch ehrenvolle Erwähnung. Die zur Schau getragene Begeisterung darüber, daß aufrichtige Bestrebungen bürgerlicher Sozialreformer zur Milderung des Wohnungselends den erhofften Erfolg nicht gehabt haben, ist deshalb ein etwas sonderbares Divertissement. „Kinder," so ruft man den Genossen zu, „freut Euch, Ihr habt jetzt begründete Aussicht, noch auf lange Zeit in miserablen Wohnungen zu hausen, denn die bürgerlichen Elemente, ohne deren Mitwirkung an eine erhebliche Wohnungsreform nicht zu denken ist, sind bei ihren Bemühungen auf eine Opposition gestoßen, die sie nicht überwinden werden, und der gegenüber sie auch auf weitere Bemühungen verzichten müssen. Wir haben es Euch ja immer gesagt, diese bürgerlichen Ideologen, sie stellen nichts vor, sie können nichts erreichen. Es gibt nur ein Heil, dies Heil liegt im rücksichtslosen Klassenkampf."

„Klassenkampf", — ein Begriff, so dehnbar und unbestimmt wie das Wort „Mittelstandsbewegung", eine öde Formel, auf die sich die sozialdemokratischen Dialektiker mit der Hartnäckigkeit mittelalterlicher Scholastiker verbissen haben, und der das reale Leben an jedem Tage neunundneunzigmal spottet. „Das Kleben an Phrasen und Schlagworten ist es, was den Fortschritt der sozialistischen Bewegung gefährdet," so äußerte sich das angesehenste Mitglied der englischen Independent Labour-Party, Keir Hardie, vor zwei Monaten im „Labour Leader", und Keir Hardie ist echter Sozialdemokrat. Er gehört zu den wenigen Vollblutsozialdemokraten, die es in England gibt. Derselbe Hardie sagt an einer anderen Stelle:

„Ich bin entschieden der Ansicht, daß das Bestehen auf Klassenkampf und Klassenbewußtsein für die sozialistische Bewegung von Nachteil ist. Der Sozialismus erklärt einem System, nicht einer Klasse, den Krieg."

Müßte die ganze proletarische Bewegung als bloßer Klassenkampf angesehen werden, so bedeutete das nichts anderes als die Proklamation völliger Hoffnungslosigkeit der sozialdemokratischen Bewegung. Die Sozialdemokratie für sich allein, ausschließlich gestützt auf die Klasse der Lohnarbeiter, vermag verzweifelt wenig. Berauscht von ihren bisherigen Wahlerfolgen, träumt sich die Sozialdemokratie in eine Macht hinein, die sie weder besitzt, noch je erlangen würde, auch wenn sie statt 3 Millionen 4 und 5 und 6 Millionen Wähler bei den Reichstagswahlen an die Urne bringen könnte. Jaurès hat auf dem Amsterdamer Sozialistenkongreß Bebel darauf hingewiesen, daß die deutsche Sozialdemokratie trotz ihrer 3 Millionen Wähler politisch nahezu machtlos sei, auch nicht entfernt jene Macht und jenen Einfluß auf die Entwicklung des Staatswesens besitze wie z. B. die numerisch unvergleichlich schwächere französische Sozialdemokratie. Wählermassen allein bedeuten in keinem anderen großen Industriestaat so wenig wie gerade in Deutschland. Auch die ausschweifendste sozialdemokratische Phantasie wird nicht glauben, daß die Klasse der Lohnarbeiter, selbst wenn sie derartig organisiert werden könnte, um sich bei allgemeinen Wahlen als eine offenbare Volksmehrheit zu präsentieren, damit auch bereits den Weg zur realen Macht zurückgelegt haben würde. Kapitalistische Machthaber lassen sich nicht durch ein Wahlrechenexempel bestimmen, ihre Macht aufzugeben, und das sozialdemokratische Zentralwahlkomitee würde recht unsanft verspottet werden, wenn es an der Hand von Abstimmungslisten die kapitalistischen Machthaber auffordern wollte, ihre kuruli schen Sessel zu räumen, damit die Herren Kautsky und Mehring darauf Platz nehmen können. Sentimental ist der Kapitalismus im allgemeinen nicht, das werden wohl auch die sozialdemokratischen Gelehrten zugeben.

Aber vielleicht geht es auf andere Weise, nach dem Rezept: Und bist Du nicht willig, so brauch' ich Gewalt! Mit der revolutionären Gewaltanwendung sieht es aber noch windiger aus als mit der gutwilligen Deposseedierung. In der Novembernummer der „Sozialistischen Monatshefte" veröffentlicht der Bergarbeiterführer Leimpeters einen höchst besonnenen Artikel „Zum Generalstreik", in dem er überzeugend nachweist, welche Utopie es ist, den Generalstreik als ein brauchbares Mittel zur Erwerbung politischer Macht zu betrachten. In dem Artikel steht auch folgender Satz:

„Wir verwerfen die Revolution als sinnlos, und darum müssen wir auch alle Aktionen verwerfen, durch die unsere Gegner uns in die Revolution hineindrängen könnten."

Leimpeters ist Revisionist, aber über die Verwerfung von revolutionären Gewaltmitteln denkt auch der linke Flügel der Sozialdemokratie nicht anders. Man kokettiert kaum noch mit dem Gedanken einer gewaltsamen Revolution, weil man durchaus davon überzeugt ist, daß den kapitalistischen Reaktionären nichts erwünschter sein würde als der Versuch einer gewaltsamen Gesetzesübertretung durch die Sozialdemokratie. Wenn es aber die allgemeine Ansicht ist, daß man mit Gewalt auch nicht den geringsten Zipfel der politischen Macht erlangen kann, und wenn selbst das Mittel eines Generalstreiks nur noch als politische Demonstration, aber nicht als ein geeignetes Vorgehen,

Digitized by Google

die herrschende Klasse zu depossedieren, angesehen wird, wo bleibt dann für die Theoretiker des Klassenkampfes noch die Möglichkeit, im Wege des bloßen Klassenkampfes den Proletariern einen Anteil an der realen Macht zu sichern? Es bliebe, um mit dem italienischen Sozialdemokraten Turati zu reden, dann nur noch „die Revolution, die man wundertätigen Zauberkräften überläßt". Will man sich solcher sozialdemokratischen Mystik nicht hingeben, sondern Wege wandeln, die in erkennbarer Weise zur wirtschaftlichen und politischen Emanzipation der Arbeiterklasse führen, so muß das starre Dogma vom Klassenkampf einer politischen Praxis weichen, die auf ein Zusammenarbeiten mit Parteien, die außerhalb der Sozialdemokratie stehen, abzielt. „Die exaltierte Betonung der unmittelbaren und totalen Eroberung der Macht, das Blendwerk proletarischer Diktaturen", um abermals mit Turati zu reden, muß aufgegeben werden.

Das zur Schau getragene Machtbewußtsein mancher sozialdemokratischen Publizisten ist angesichts der realen Verhältnisse eine Lächerlichkeit. Nur soweit es der Sozialdemokratie gelingt, für die von ihr erhobenen Forderungen sozialer Gerechtigkeit das Gewissen der herrschenden Klassen in Aktion zu setzen, kann sie wirkliche Machterfolge erzielen. Die Drohungen und Renommistereien der Sozialdemokratie kann die herrschende Gesellschaft verlachen. Aber jene bürgerlichen Sozialreformer, die das Gewissen der herrschenden Klassen darstellen, diese unbequemen Mahner, diese Repräsentanten einer moralischen Macht, deren Einfluß sich weder durch Wahlziffern noch durch Bajonette aus der Welt schaffen läßt, — dieser Bundesgenosse ist für die Sozialdemokratie schlechterdings unentbehrlich, wenn sie ernsthafte Reformen durchsetzen und bereits errungene Rechte wirksam verteidigen will. Wird dies Gewissen zum Schweigen gebracht, so würde die Reaktion mit der Sozialdemokratie rasch genug fertig werden. Weder das allgemeine Wahlrecht, noch die Koalitionsfreiheit, noch das Recht der freien Meinungsäußerung, soweit es bei uns besteht, würde durch die Wählerbataillone der Sozialdemokratie zu schützen sein, wenn der Traum mancher sozialdemokratischen Heißsporne von der einen reaktionären Masse Wirklichkeit werden sollte und die Sozialdemokratie in splendid isolation nur auf ihre eigene Kraft angewiesen bliebe.

Der Liberalismus ist heute in Deutschland gewiß keine besonders stattliche Erscheinung. Gespaltet und zerklüftet, durchsetzt von allerlei philiströsen Elementen, die kaum noch wissen, weshalb sie sich liberal nennen und die Grundsätze des Liberalismus mehr als Last empfinden, denn als Stütze benutzen, wird er ohne eine ernsthafte Regeneration nicht imstande sein, wieder einen bedeutsamen Einfluß auf den Gang der staatlichen Entwicklung auszuüben. Aber auch ein regenerierter Liberalismus kann für sich allein gegenüber der Reaktion das Feld nicht behaupten. Trotz seiner Schwäche ist er jedoch auf die Unterstützung der Dreimillionenpartei tatsächlich nicht mehr angewiesen, als die Sozialdemokratie auf die Unterstützung des Liberalismus. „Ohne die moralische Zustimmung eines großen Teils des Bürgertums ist die Möglichkeit von Reformen und sozialen Fortschritten ausgeschlossen", das gibt der von mir bereits zitierte italienische Sozialdemokrat Turati in der jüngsten Nummer der „Sozialistischen Monatshefte" unumwunden zu. Und der ebenfalls bereits zitierte Engländer Hardie gibt demselben Gedanken in folgendem Satze Ausdruck:

„Keine Revolution kann Erfolg haben, die nicht die öffentliche Meinung hinter sich hat, und wenn diese Meinung heranreift, so durchbricht sie selbst die Mauern des Selbstinteresses."

Die Unterschätzung dieser moralischen Kräfte ist einer der schlimmsten Fehler der deutschen Sozialdemokratie. Die Einseitigkeiten einer materialistischen Geschichtsauffassung haben selbst bessere Köpfe unter den sozialdemokratischen Führern dazu verleitet, alles zu unterschätzen, was nicht als Masse auftritt.

Es bedarf kaum einer besonderen Versicherung, daß die Männer, denen in dem Elaborat des „Vorwärts" der politische Totenschein ausgestellt wird, von der gnädigst erteilten Erlaubnis, sich schlafen zu legen, keinen Gebrauch machen werden. Sie sind es ja gewohnt, von vielen Seiten angefeindet zu werden. Lob und Tadel hat für sie jedoch seit langem nur die Bedeutung des Danteschen fissio di vento che muta nome perchè muta lato. Es sind keine politischen Söldner, die um äußern Lohn dienen. Eben deshalb kann sie auch die Verständnislosigkeit, welche die Sozialdemokratie, oder sagen wir lieber manche Sozialdemokraten, ihren politischen Bestrebungen entgegentragen, ebensowenig von dem, was sie für ihre öffentliche Pflicht halten, abbringen wie der übliche triumphierende Hinweis bürgerlicher Politiker auf die „Undankbarkeit" der Sozialdemokratie.

Theodor Barth

Ultramontane Inferiorität.

Als der bayerische Reichsrat Universitätsprofessor von Hertling 1896 die Generalversammlung der Görresgesellschaft in Constanz eröffnete, gab er offen zu, daß die deutschen Katholiken auf dem Gebiete der Wissenschaft von den Protestanten überflügelt worden seien, und er schloß seine Rede: „Die Förderung der Wissenschaft ist in der Gegenwart die wichtigste Aufgabe des katholischen Deutschland." Professor von Hertling gab als Grund etwas Aeußeres und Vergangenes an: Die Säkularisation. Franz Xaver Kraus war es, der diese historische Deduktion in seinem 25. Spektatorbrief zurückwies. Die nachfolgende Erörterung des Problems in katholischen Kreisen suchte jedoch wiederum äußere Gründe und glaubte sie vornehmlich in dem „liberalen Professoren-Ring" und in der Abneigung der die Gelehrten berufenden Staatsregierungen gegen gläubige Katholiken zu finden.

Diesem Umherlugen nach den außenstehenden Gegnern trat der Würzburger Professor der katholischen Apologetik Dr. Hermann Schell entgegen*). Er warf die Frage auf, ob nicht innere Gründe vorliegen. Er griff zum Kern der Sache und fand in dem, die deutsche Eigenart überwuchernden Romanismus und Jesuitismus die tiefere Ursache, die „auf katholischer Seite die religiöse Inanspruchnahme der eigenen Vernunft und Persönlichkeit . . . zurückgedrängt und auch einfach bereitwillige Hinnahme und gehorsame Ausführung herabgesetzt" habe, während der Protestantismus auf der geistigen Selbständigkeit der Persönlichkeit aufgebaut sei. Der Einfluß der zu lange alleinherrschenden romanisch-jesuitischen Schule erkläre die Inferiorität der Katholiken im selbständigen Vernunftgebrauch und damit auf dem Gebiet eigener Forschung.

Während sich auch andere aufrichtige Beobachter mit der Tatsache der Rückständigkeit auf wissenschaftlichen Arbeitsgebieten abfanden und die Eroberung der geistigen Gleichstellung als die dringlichste Aufgabe des deutschen Katholizismus bezeichneten, fiel die Zentrumspresse „mit ausgiebigster Leidenschaft und Roheit über Herrn Schell her und ersparte ihm keine der Beschimpfungen, welche in jenem Heerlager die Stelle von Beweisgründen einzunehmen pflegen" (F. X. Kraus). Auch in Würzburg tobte sich die Feindschaft aus. Hier erhob sich vor allem der unerschrockene Bannerträger des Jesuitismus, Domkapitular Dr. Karl Braun, und trat dem freimütigen Professor in zwei Schriften nachdrücklich gegenüber**). Die folgende Entwicklung ist bekannt. Domkapitular Dr. Braun und der Jesuitismus triumphierten äußerlich. Damit wurde aber weder die Inferiorität der Katholiken auf dem Gebiete der Wissenschaft widerlegt, noch waren damit Schells Ideen als Irrtümer erwiesen.

*) „Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts." Würzburg, 1896. 2. Aufl. 1899.

**) „Distinguo, Mängel und Uebelstände im heutigen Katholizismus", Mainz 1897 und „Iterum distinguo, Nachtrag". Ebenda.

Digitized by Google

Lebendige Wirklichkeiten kümmern sich eben nicht um die Machtentscheide der Indexkongregation. Das Schicksal geht seinen Gang. Wer Geduld hat, kann Wundersames erleben. Und so geschah denn das Merkwürdige, daß kurze Zeit nach dem Siege der Jesuiten aus der Atmosphäre des Domkapitulars Braun dem Professor Schell, allerdings sehr wider Willen, ein Eideshelfer und Rächer zugleich erstand. Sie kam in der Person des Exjesuiten Freiherrn Karl Friedrich Gustav Adolf Götz von Berlichingen. Durch ihn ist die Inferiorität gerade in den Kreisen der fanatischen Gegner des Professor Schell in unübertrefflich klassischer Weise erwiesen, durch ihn ist auch der tiefe innere Grund des Zurückstehens wieder einmal hell beleuchtet worden.

Der Vorgang ist kurz folgender: Von Oktober 1902 bis März 1903 hielt Freiherr v. Berlichingen in Würzburg öffentliche Vorträge über die Reformation. Jedermann war eingeladen. Nun ist v. B. zwar ein vortrefflicher Volksredner und brauchbarer Agitator, aber weder Fähigkeit, noch Bildung stempeln ihn zum „Mann der Wissenschaft". Zu den Reformationsvorträgen hatte er nicht einmal einigermaßen annehmbare selbständige Vorstudien gemacht. Er hatte auch gar keine Zeit dazu. Sein Handwerksgerät waren im wesentlichen zunächst Janssens Buch, dann eine unvollständige Wittenberger Ausgabe von Luthers deutschen Werken, die Briefsammlung von De Wette und polemische Handbücher, wie das von Hohoff. Luthers Werke hatte v. B. nie gelesen, er kannte die Quellen nicht, las aber die irgendwo gefundenen Zitate aus der Wittenberger Ausgabe vor, was sehr gelehrt aussah. Von dem, was die deutsche Wissenschaft neben Janssen noch erarbeitet hat, hatte er keine Ahnung. Trotzdem verkündete er, er wolle nur die objektive historische Wahrheit bringen, worüber kein Streit mehr zwischen katholischen und protestantischen Gelehrten sei, was ihn nicht hinderte, ein andermal sich als „Lutherforscher" aufzuspielen, der endlich die volle Wahrheit sage, welche die Gelehrten absichtlich nicht finden und sagen wollten.

Die ihm vorliegenden Bücher benutzte er völlig stümperhaft und grenzenlos „ungeniert". Er brachte es sogar fertig, Zitate aus Luther, Janssen und Hohoff mit Vorbedacht so zu verändern, daß sie den zur „Vernichtung" Luthers nötigen Sinn bekamen, er fügte u. a. Wörter und Sätze ein und gründete darauf seine Polemik, verwechselte in auffälliger Weise Briefe, verdrehte, entstellte, unterschlug die Kernpunkte, und zeichnete damit ein solches falsches Bild von der Sache, namentlich von der Person Luthers, daß den urteilslosen katholischen Massen sich der tiefste Abscheu vor evangelischem Wesen einprägte, den Protestanten aber die glühende Schamröte ob solcher Mißhandlung ins Gesicht stieg und das Ende ein erbitterter „Religionskrieg" war.

Um der geschichtlichen Wahrheit und des Friedens im Volke willen, der dadurch besonders gefährdet erschien, daß v. Berlichingen seine Vorträge auch noch im Druck herausgab, trat der Verfasser dieser Zeilen dem Exjesuiten entgegen*), Berlichingen antwortete mit Beleidigungen und holte sich dafür im Schöffengericht am 2. Juli l. Js. eine empfindliche Niederlage. Den Wahrspruch der Geschichtswissenschaft sprach dabei der katholische Kirchenhistoriker Dr. D. Sebastian Merkle in Würzburg. Und als darob die Gemüter ultramontaner Heißsporne heftig explodierten, gab Merkle sein Gutachten mit Randglossen heraus**).

Berlichingen war von der ultramontanen Presse Süddeutschlands als ein grundgelehrtes Haus verteidigt worden. Man pries ihn als den Lehrer der Wahrheit. Das von dem Reichstagsabgeordneten Liborius Gerstenberger geleitete Würzburger Zentrumsblatt pries eins der von B. herausgegebenen Hefte voll ebenso dummer als ordinärer Sudeleien als eine wissenschaftliche Arbeit, als „eine kleine Apologie der katholischen Kirche jeden denkenden Katholiken bestens". Im bayerischen Landtag verteidigten die Abgg. Dr. Schädler, Dr. Pichler, Kohl und Gerstenberger den in Wahlzeiten sehr brauchbaren ultramontanen Agitator. Sachlich machte man keine Ausstellung; höchstens die Form fand man „klotzig", was bei Ausdrücken gegenüber Luther, wie „Schuft, Gauner, Lügenbeutel, Tropf, Schurke, lausiger Bettelbruder, Schwindler, Hallunke, Kanaille, Mephistopheles" usw. von großer Geduldigkeit des Urteils Zeugnis gibt. Im Würzburger Kirchenregiment übte man gegenüber Berlichingens Hetzereien Nachsicht. Man ließ das Ding gewähren. Nur zu größerer „Vorsicht" soll der Bischof wiederholt gemahnt haben. Leute, wie Domkapitular Braun, die doch in ihrer Bildung turmhoch über Berlichingen stehen, mußten spüren, daß v. B. seinem Amte als Geschichtsprediger nicht gewachsen sei. Einerseits aber vertraute man, wie es scheint, eben dem „unfehlbaren" Janssen, der die alleinseligmachende Wissenschaft biete, andererseits fand man die dogmatische Betrachtungsweise der Geschichte durch den Exjesuiten ganz in der Ordnung, über die mündlichen und schriftlichen Exzesse scheint man sich wenig Kopfzerbrechen gemacht zu haben, da man an das „Ende mit Schrecken" wohl niemals dachte. Mit alle dem brachte man den handgreiflichsten Beweis für die eigene erschreckende Inferiorität auf dem Gebiet der Reformationsgeschichte. Und der wurzeltiefe Grund dieser Rückständigkeit ist eben jener jesuitische Geist, der mit dem Dogma die Geschichte besiegen will, der in der Reformation nur das schmachvolle Verderben, in Luther nur den verworfenen Verführer erblickt, die Anhänger des Reformators als religiös und sittlich bemitleidenswert hinstellt, und jeden Andersdenkenden in der katholischen Kirche in grundsätzlicher Unduldsamkeit zum Zwecke der Vernichtung verfolgt.

Aus diesem inferioren Milieu ist Berlichingen herausgewachsen. Da hilft alles nachträgliche Abschütteln nichts. Er ist notgedrungen „ein Produkt der Verhältnisse", er ist der Typus eines Systems, und alle, die ihn protegierten und verteidigten, sind moralisch mitverantwortlich für seine Taten.

Mit welchem Weh im Herzen mußte aber ein Gelehrter von dem Charakter, dem Wissen und der Bedeutung Professor Merkles alle dem gegenüberstehen? Er mußte sehen, wie hier nicht nur die Ehre der Wissenschaft mit Füßen getreten, sondern auch das Ansehen der katholischen Kirche tief geschädigt wurde. Dazu mußte er es erleben, daß Berlichingen sich als Zensor über die katholischen Universitätsprofessoren aufspielte, ohne deren Werke gelesen zu haben. Und das noch dazu vor dem urteilslosen Volke! Er mußte es erleben, daß ein Berlichingen als Held des Tages beglückwünscht wurde, während dieselben Kreise unbequeme Universitätsprofessoren mit Inquisition und Index verfolgten. Er mußte es erleben, daß heillos unwissende und leichtfertige Skribenten in heftigen Preßangriffen ihn schmähten, ihn in den Fragen der wissenschaftlichen Forschung sogar mit der moralischen Lynchjustiz der „kochenden Volksseele" bedrohten, daß ihn ein ultramontaner Abgeordneter beschimpfte und man im Kreise der „autoritativen Seite" im Kirchenregiment seine historische Ueberzeugung bedauerlich fand.

Da war es denn für Merkle als Mann der Wissenschaft, als treuer Anhänger seiner Kirche, als Freund des Volkes und als Sohn seines Vaterlandes eine Gewissenspflicht, der Wahrheit furchtlos öffentlich die Ehre zu geben. Es ist ein niederschmetterndes Gericht, das damit über Berlichingen hereinbrach, ein wohlverdientes für ihn, der in frivolster Weise vor seiner unwissenden Zuhörerschaft sich als einen aufspielte, der den ersten protestantischen Reformationshistorikern an Wahrhaftigkeit und Wissen überlegen sei. Und daß er dabei auch die Inferiorität der Schutzherren des Pseudogelehrten auf diesem Gebiet in tief beschämender Weise an den Pranger zu stellen sich gezwungen sah, das haben die Gegner selbst verursacht.

Das Eintreten Merkles für die geschichtliche Wahrheit ohne Rücksicht auf die Gunst oder den Groll einer mächtigen Strömung in seiner Kirche ist auf dem Gebiet der Reformationsgeschichtsschreibung und konfessionellen Polemik geradezu epochemachend. Seit das in der Hochflut ultramontanen Kampfeseifers entstandene, trotz mannigfacher Verdienste durchaus tendenziöse Werk von Janssen mit seiner Zitatenmosaik er-

*) „Ultramontane Geschichtslügen. Ein Wort der Abwehr und Aufklärung gegenüber den Angriffen des Jesuiten von Berlichingen auf Luther und die Reformation." 2. Aufl. München 1903. Vergriffen. Dafür erscheint: „Berlichingen. Ein ultramontanes Kulturbild."

**) „Reformationsgeschichtliche Streitfragen. Ein Wort zur Verständigung aus Anlaß des Prozesses Beyhl-Berlichingen." München 1904.

Digitized by Google

schienen war, diente es unbestritten als Rüstkammer für die ultramontanen Heißsporne. Seitdem hat sich in stiller Gelehrtenarbeit eine historisch-kritische Richtung in der katholischen Theologie herausgebildet, die sich die Anerkennung der ernsten Wissenschaft errang, eine Bewegung, die der ultramontanen Masse natürlich unbekannt blieb, die auch nur in seltenen Fällen öffentlich polemisch gegen herrschende Geschichtsauffassungen in katholischen Kreisen auftrat. Merkle war es, der zum erstenmal mit der jesuitisch-politischen Richtung und ihrer Pflege der traditionellen Versündigungen wider die geschichtliche Wahrheit „fürchterliche Musterung" hielt.

Bei Merkle waltet vor allem unbedingte Ehrlichkeit, in den historischen Untersuchungen strenge Sachlichkeit, Verständnis für die Eigenart und das innere Leben des Andersdenkenden, Gerechtigkeit gegenüber dem gewaltigen Gegner. Selbständigkeit und persönlicher Mut zeichnen ihn aus. Ein Mann, der einen Denifle zurückweist, weiß, welchen gefährlichen Gang er geht.*) Diese strengprüfende Stellungnahme, die ebenso beherzt Mißgriffe im katholischen Lager verurteilt, wie sie gar manche Irrung in protestantischen Kreisen zutreffend charakterisiert, erwirbt sich das Ehrenbürgerrecht der Gleichberechtigung auf dem Gebiete der Forschung. Sie bahnt das gegenseitige Vertrauen an und die Freude an gemeinsamer Arbeit. Eine katholische Geschichtswissenschaft, welche die Geschichtsdogmatik des jesuitischen Ultramontanismus zerbricht, zerstört auch den Makel der Inferiorität und flicht damit dem Katholizismus eine Ehrenkrone.

Daß sich der Jesuitismus einer solchen Entwicklung mit „Groß Macht und viel List" entgegenstemmen muß, ist er seiner Tendenz schuldig. Nun ist es freilich schwieriger, einen Historiker zu verfolgen, solange er mit beiden Füßen auf dem Granitsockel der brutalen Geschichtstatsachen steht, als einen Dogmatiker. Es erregte darum in Deutschland nicht geringes Aufsehen, als die Nachricht durch die Presse ging, Professor Merkle sei vom Bischof von Würzburg wegen seines geschichtlichen Gutachtens oder seiner Stellungnahme gegen Freiherr v. Berlichingen zur kanonischen Verantwortung gezogen worden. So hat ein ultramontanes Blatt in Bayern, noch ehe es die Tatsachen kannte, jene Nachricht in grobkörnigem Stil als unmöglich zurückgewiesen. Kann man einem Bischof zutrauen, daß er sich nach einer solchen wissenschaftlichen Hinrichtung, deren glatter Erfolg von der gesamten anständigen katholischen Presse rückhaltlos anerkannt wurde, noch eine Minute auf die Seite des Enthaupteten stellt? Das wäre geistiger Selbstmord! Das bischöfliche Ordinariat hat denn auch die Sache in der „Augsburger Postzeitung" richtigstellen lassen.

Und doch hat die deutsche Presse eine feine Witterung für die geheimen Triebkräfte im Gegensatz von Bischof und Professor bekundet. Die kirchenbehördliche Erklärung stellt nämlich fest, daß nicht zum erstenmal Merkle „unliebsam von sich reden machte", daß vielmehr schon die Denifle-Rezension dem Bischof Anlaß gab, sein Mißfallen zu äußern. Es ist nun allerdings nicht ersichtlich, welche Punkte in dieser Kritik unangenehm empfunden wurden. Daß aber nicht etwa nur „unberechtigte, verallgemeinerte Vorwürfe und übertriebene Behauptungen," die sich etwa gegen Erscheinungen innerhalb des Kirchenregiments und der Kirchenpolitik richten, gemeint sein dürften, gibt das Ordinariat selbst damit zu, daß es zugesteht, ein Herr habe zum Bischof geäußert, „es sei traurig", daß Merkle solche historischen Ueberzeugungen habe, wie er sie in seinem gerichtlichen Gutachten äußert. Das Würzburger Zentrumsblatt hat unversehens die Katze aus dem Sack gelassen, indem es verriet, daß diese höchst bedenkliche, echt jesuitische Anschauung jener Herr zur Schau trug, „der dem Bischof über den Berlichingen-Prozeß Vortrag hielt."

Es ist also eine Tatsache, daß ein bischöflicher Vertrauensmann die eidlich erhärtete, geschichtswissenschaftliche Ueberzeugung eines kirchlich gesinnten Universitätsprofessors als eine traurige Erscheinung ansieht. Das erhellt wie ein Scheinwerfer plötzlich die ganze Situation. Hier stehen sich jesuitische Geschichtsdogmatik und historisch-kritische Wissenschaft innerhalb der katholischen Gelehrsamkeit schroff gegenüber. Wenn der Bischof bei der Zitation Merkles nach Abgabe seines gerichtlichen Gutachtens denselben darauf aufmerksam macht, daß es Leute gibt, die eine solche wissenschaftliche Ueberzeugung als Schande für die katholische Kirche ansehn, so bedeutet dies doch eine nicht mißzuverstehende Verurteilung der Geschichtsauffassung Merkles, wie sie namentlich in der wissenschaftlichen Kritik an dem Werke des päpstlichen Unterarchivars hervortrat, durch die kirchliche Obrigkeit selbst. Ein solches Mißtrauensvotum mag bei schmiegsamen oder innerlich haltlosen Naturen die tiefste Wirkung üben, und in dieser „moralischen Maßregelung" liegt das bedrohliche für die wissenschaftliche Freiheit. Demgegenüber bildete wohl die trutzige Freiheitsrede des Universitätsrektors bei der Immatrikulation die für einen Mann der Wissenschaft einzig mögliche Antwort. Daß man nach dem Erscheinen der Schrift dann den Rektor nur wegen der „Angriffe auf das Kirchenregiment" zitiert haben will, ändert an der grundsätzlichen Haltung des Kirchenregiments zu der reformationsgeschichtlichen Ueberzeugung des Professors garnichts. In der Art und Weise, wie das Würzburger Zentrumsblatt gerade einen wichtigen Punkt in der wissenschaftlichen Position des Kirchenhistorikers vom Standpunkt der jesuitischen Geschichtsauffassung in zahlreichen Artikeln zu erschüttern suchte, spiegelte sich deutlich der starke Widerwille des leitenden Ultramontanismus gegen den unbequemen Historiker. Und von dem Bischofspalais und den Geschäftszimmern des Ordinariats läuft insofern ein goldener Draht hinüber in die Redaktionsstube des jesuitisch-ultramontanen Blattes, als es seinem Leiter, dem Land- und Reichstagsabgeordneten Gerstenberger, durch die Verleihung eines kirchlichen Benefiziums ermöglicht wurde, als bestellter Seelsorger seine ganze Kraft einer politischen Partei zu widmen und so das Dogma vom politischen Katholizismus zu verkörpern.

Der innere Zwiespalt auf wissenschaftlichem Gebiet ist also das Moment, das die Reibungen zwischen Bischof und Rektor herbeiführen mußte. Bei solchen Anschauungen in der Umgebung des Bischofs begreift man das Versperren gegen die Idee Schells und die Duldung der „gemeingefährlichen Agitation" Berlichingens. Eins wird vom andern gestützt. Ein jedes quillt aus demselben Geiste des unduldsamen, fanatischen Jesuitismus mit seinem überspannten kirchlichen Autoritätsbegriff. Und die notgedrungene Folge dieser Herrschaft ist die durch Professor Schell in ihrer richtigen Ursache erkannte und durch den Berlichingen-Bankerott wieder einmal der ganzen gebildeten Welt vordemonstrierte Inferiorität.

Würzburg. Jakob Berhl.

*) „Deutsche Literaturzeitung" 1904, Nr. 20.

Mutterrecht und Koalitionsfreiheit.

Das Bürgerliche Gesetzbuch spricht den Frauen im Deutschen Reich das Recht zu, Vormundschaften zu führen; sowohl nach dem Tode des Ehegatten für die eigenen Kinder als auch für fremde. Dieses Recht, das von einer Textilarbeiterin in Sommerfeld in der Niederlausitz seit Jahren ausgeübt wurde, ist ihr plötzlich entzogen worden.

Die Frau hat seit dem Tode ihres Mannes versucht, ihren drei jungen Kindern, über die ihr die Vormundschaft anvertraut war, Vater und Mutter zugleich zu sein. Als Arbeiterin einer Textilfabrik hat sie in mühseligem Schaffen den Unterhalt, das tägliche Brot für ihre Kinder erworben. Als jüngst ein neuer Waisenrat ins Amt eingeführt wurde, drohte er der Frau, sie des Amtes als Vormünderin entheben zu lassen. Welche Gründe können den Waisenrat dazu bewogen haben?

Nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch soll der Waisenrat darüber wachen, daß die Vormünder für die Erziehung und körperliche Pflege der Mündel pflichtmäßig Sorge tragen. Mängel und Pflichtwidrigkeiten, die er in dieser Hinsicht wahr-

Digitized by Google

nimmt, hat er dem Vormundschaftsgericht anzuzeigen. Es fragt sich nun, welche Mängel und Pflichtwidrigkeiten in bezug auf die Versorgung der Kinder der neue Waisenrat feststellen konnte. Und hier zeigte sich, daß der Waisenrat sich von einem Motiv leiten ließ, das in keiner Weise eine gesetzliche Handhabe für sein Vorgehen bot. Die Frau war Mitglied des Textilarbeiterverbandes, und der Waisenrat erklärte, daß die Frau aus diesem Verband austreten müsse, falls sie künftig Vormund über ihre Kinder bleiben wolle.

Es wäre anzunehmen, daß eine solche Rechtsbeugung bei den Gerichten ihre Ahndung finden müßte. Aber das Vorgehen des Waisenrates wurde gedeckt durch das dortige Vormundschaftsgericht, bei dem es zum Termin in der betreffenden Angelegenheit kam. Auch dieses Gericht fällte den Spruch, die Frau müsse entweder ihre Mutterrechte aufgeben oder dem Textilarbeiterverband den Rücken kehren. Nach der „Märkischen Volksstimme" begründete das Gericht sein Urteil damit, daß die Kinder verwahrlosen würden, wenn die Mutter einer sozialdemokratischen Gewerkschaft angehört. Das Vormundschaftsgericht muß hierbei eine ganz eigenartige Auslegung der Gesetzesparagraphen haben walten lassen. Nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch hat das Vormundschaftsgericht einen Vormund zu entlassen, wenn die Fortführung des Amtes, insbesondere wegen pflichtwidrigen Verhaltens des Vormundes, das Interesse der Mündel gefährden würde. Daß die Angehörigkeit zu einer Berufsorganisation ein solches pflichtwidriges Verhalten des Vormunds bedeutet, daß das Interesse des Mündels dadurch gefährdet wird, für diese Folgerung müßten erst tatsächliche Beweise erbracht werden.

Die durch diesen Gerichtsbeschluß geängstigte Frau wandte sich an ihre Organisation, die einzige Stelle, von der sie einen Rat, eine Hilfe erwarten konnte; und der Textilarbeiterverband übergab die Angelegenheit der Redaktion der „Märkischen Volksstimme", die der Frau ihre Unterstützung in dem Rechtsstreit zusagte. Leider hat die Arbeiterin in ihrer Angst vor dem zweiten anberaumten Termin den Konflikt zwischen Mutterliebe und Koalitionsrecht zugunsten der Mutterliebe beendigt. Um dem Zwang, den die Vormundschaftsbehörde ausübte, zu entgehen, hat sie in ihrer Not den Austritt aus dem Textilarbeiterverbande erklärt. Dieser Schritt ist begreiflich; er ist durchaus menschlich. Aber er ist bedauerlich vom Standpunkt jedes national Gesinnten, für Recht und Fortschritt Kämpfenden. Er ist bedauerlich, weil auf diese Weise eine Rechtsbeugung zur Tatsache wurde, ohne daß der Protest dagegen bis zur letzten Instanz geführt wurde, weil das Ansehen der Gerichte durch solche Vorkommnisse aufs tiefste geschädigt wird; weil in weiten Kreisen unseres Volkes der Glaube Anhänger findet, daß es zweierlei Recht in unserm Vaterlande gibt: ein Recht für Reiche und ein Recht für Arme.

Das Vormundschaftsgericht begnügte sich aber nicht mit der Erklärung des Austrittes von seiten der Arbeiterin; es verlangte eine Bescheinigung darüber von seiten der Organisation. Der Vorstand der Filiale des Textilarbeiterverbandes hat es jedoch abgelehnt, durch einen solchen, in keinem Gesetz begründeten Akt noch gleichsam die Rechtung der Organisation zu sanktionieren.

Es ist von sozialdemokratischer Seite bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen worden, daß die Stadtverwaltung in den kleinen Industriestädten vielfach aus Fabrikanten gebildet wird, daß die meisten Ehrenämter, auch die des Waisenrates, in solchen Städten nach den Wünschen und Anschauungen der Fabrikanten besetzt werden, und daß hier gleichsam dieses Amt ausgenutzt wurde, um im Interesse der Unternehmer das Koalitionsrecht der Arbeiterinnen unwirksam zu machen. Es mag dahin gestellt bleiben, ob dieser Zusammenhang sich im vorliegenden Falle zweifelsfrei nachweisen läßt, aber daß er unter den Arbeitern allgemeinen Glauben finden wird, ist sicher. Der Vorgang wirkt wahrhaft beschämend, und niemand hat mehr Anlaß als die nichtsozialdemokratische Presse, gegen solche kompromittierende Handhabung der Staats- und Gesellschaftsordnung energisch zu protestieren.

Alice Salomon.

Sozialhygiene und Rassenhygiene.

In dem Aufsatze in Nr. 3 dieser Wochenschrift wurde die Entwicklung der Sozialhygiene als eines Sonderzweiges der Gesamthygiene geschildert. Die Vertreter dieses Gebietes beabsichtigen nicht in einen Gegensatz zu der bisher mit besonderer Liebe gehegten Richtung der experimentellen Hygiene zu treten. Sie beanspruchen aber im Interesse des Volkswohls, daß ihre Methode die hygienischen Probleme von einer anderen Seite zu beleuchten und zu ergründen, als gleichberechtigt auch von den staatlichen Organen der öffentlichen Gesundheitspflege anerkannt werde. Das ist aber heute noch nicht der Fall. Der Gesetzgeber ist darauf angewiesen, sich bei seinen Maßnahmen im Interesse der Wohlfahrt der Bevölkerung auf die Angaben der Wissenschaft zu stützen, und er befindet sich in einer sehr sicheren Lage, wenn ihm deren Folgerungen in einer so positiven und fast in mathematische Form gebrachten Fassung geboten werden, wie dies seitens der Laboratoriumshygiene der letzten zwanzig Jahre geschah. Die Bakteriologen wurden durch ihre Fähigkeit, bestimmte praktische Fragen eindeutig zu beantworten, die ausschließlichen Berater und Gutachter der Behörden. Es liegt aber in der Praxis eine außerordentliche Gefahr vor, sobald diese Berater einseitig und absichtlich blind für anderweitige, auf die Bevölkerung einwirkende Schädlichkeiten, nur den einen Feind der Gesellschaft bei ihren Abwehrmaßregeln berücksichtigen und dabei außer acht lassen, daß die, wenn auch unanfechtbaren Vorschläge zu dessen Bekämpfung andere von ihnen übersehene Schädlichkeiten kompensatorisch steigern. Durch die Berücksichtigung nur der augenblicklichen und sichtbaren Gefahr wird oft das Gegenteil des gewollten Zweckes erreicht. Schon die Schädigung der materiellen Interessen, die den von den amtlichen Vorschriften betroffenen Bevölkerungsschichten droht, verführt diese dazu, der Meldepflicht sich zu entziehen und dadurch die Möglichkeit von Abwehrmaßnahmen überhaupt zu vereiteln. Die Führer der bakteriologischen Richtung, die offiziellen Berater der Behörden, sträuben sich aber grundsätzlich gegen die Anerkennung der Tatsache, daß die Höhe des Wohlstandes einer Bevölkerung erst die Disposition abgibt für die Empfänglichkeit gegenüber den belebten kleinen Feinden der Menschheit. Jede Verschlechterung der Erwerbsbedingungen, welche breite Schichten der Bevölkerung zu Einschränkungen in ihrer Ernährung, Kleidung, Wohnung zwingt, macht zwei Generationen empfänglicher für die Ansiedelung der Bakterien infolge des komplizierten Ineinandergreifens vieler biologischer und sozialer Faktoren. Die eingeschleppten mörderischen Volksseuchen, wie die Cholera, vernichten in wenigen Wochen soviel blühender Menschenleben, wie die endemischen Krankheiten in einer Reihe von Jahren. Aber nicht in dem Verlust an Menschenleben allein liegt ihre große Gefahr für die öffentliche Gesundheit, sondern ebenso sehr noch darin, daß sie den Erwerb lahm legen, daß die verwaisten Hinterbliebenen in Armut aufwachsen. Gegen diese akuten Gefahren muß als schnellstes Heilmittel die Bakterienjagd gelten bleiben, denn deren Nachteile sind hier das kleinere Uebel. Aber der endemischen Gefahren, der Säuglingssterblichkeit, der Tuberkulose wird man mit der Bazillenbekämpfung als einziger Waffe nicht Herr. Hier ist ein Fehler im Rechenexempel der bakteriologischen Schule, und diesen Fehler decken die als Probe dienenden Methoden der weiterblickenden Sozialhygiene auf. Da aber die staatliche Gesundheitspflege nicht nur in Seuchenzeiten, sondern auch bei alltäglichen Zuständen nur die sinnfällige, symptomatische Behandlungsweise der bakteriologischen Hygiene als berechtigt gelten läßt, konnte es am Einspruch seitens beteiligter Kreise nicht fehlen. Einiger solcher Proteste aus neuester Zeit sei hier gedacht.

Dr. H. Weicker leitet seit Jahren eine Heilstätte für Lungenkranke in Görbersdorf. Seit langer Zeit geht ihm ein reiches Material lungenkranker Menschen aus der industriellen Bevölkerung zu. Wir verdanken Weicker wertvolle Statistiken über Art und Dauer der Erfolge der Heilstättenbehandlung und seine Beobachtungen über den Einfluß sozialer Zustände

auf Entstehung und Verlauf der Tuberkulose. Gerade diese langjährigen Beobachtungen haben nun Weicker neuerdings zu einem Verfechter rein sozialhygienischer Gesichtspunkte in der Frage der Tuberkulosebekämpfung gemacht, die er in einer im vorigen Jahre erschienenen kritischen Studie energisch begründet. Weicker schließt seine Betrachtungen mit einer beredten Aufforderung an den Staat, seine Autorität und seine Mittel nicht mehr wie bisher einseitig der Erforschung der Eigenschaften des Krankheitserregers zur Verfügung zu stellen, sondern ebenso sehr jene Richtung zu fördern, welche die sozialen Quellen der Tuberkuloseentstehung erkannt habe und erforsche. Dieser Pflicht dürfe sich der Staat in einer Frage nicht verschließen, welche die Volkskraft und Wehrkraft der Nation beträfe; letztere aber seien weit mehr bedroht, als die herrschende Auffassung erkennen ließe, die mit der Beseitigung des Infektionserregers die Tuberkulose aus der Welt zu schaffen glaube.

Das zweite Beispiel entnehmen wir den Verhandlungen der Naturforscherversammlung in Breslau. Ein hervorragender Industrieller beleuchtete in der chemischen Sektion die zunehmende Bedeutung der Holzstoffindustrie für den deutschen Wohlstand. Er schilderte, wie technische Erfindungen die Ausnutzung des geringwertigen Rohstoffs zu teuer bezahlten Produkten (Kunstseide usw.) ermöglichten, wie hieraus nicht nur Industrie und Handel, sondern auch die Forstwirtschaft steigende Gewinne erzielten, vor allem aber die Arbeiterbevölkerung armer Gegenden wirtschaftlich gehoben werde, zumal da die Verwertung der Abfallstoffe neue Industriezweige erstehen ließe. Die Schwierigkeit, mit der die Holzstoffindustrie ursprünglich zu kämpfen hatte, war die Frage der Beseitigung der Abwässer, welche die Gefahr der Flußverunreinigung heraufbeschwor. Jahrelange Versuche haben zur Einführung von oft kostspieligen Verfahren geführt, mittels deren die Flußverunreinigung auf ein Mindestmaß herabgesetzt wurde. Da die Abwasserfrage bei den meisten Zellstofffabriken ihre befriedigende Lösung gefunden, erklärt der Redner, wäre es mit Rücksicht auf die große Bedeutung der geschilderten Industrie für unsere Forstwirtschaft, wie für unser Volkswohl zu wünschen, daß nicht durch zu weitgehendes Reglementieren und übertriebene Anforderungen unserer Behörden, beeinflußt vielleicht durch einen gewissen Fanatismus mancher Hygieniker, die ganze Industrie in ihrer Entwicklung gehemmt werde. Dem bisherigen zu großen Uebereifer, sei er auch von den besten Absichten geleitet, solle man entgegenhalten, daß der Fortschritt von Wohlfahrt, Gesittung und Gesundheit untrennbar verknüpft ist mit der Schaffung vermehrter Arbeitsgelegenheit und der dadurch hervorgerufenen Erhöhung des Einkommens der breiten Schichten der Bevölkerung.

Wie weit die Ansprüche mancher Hygieniker gehen, lehrt das Verhalten eines namhaften Bakteriologen und Universitätslehrers, der vor acht Jahren in der einundzwanzigsten Versammlung des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege als offizieller Berichterstatter die Forderung aufstellte, daß in jedem Falle von Diphtherie nicht nur der Erkrankte, sondern auch dessen Familie und Hausgenossen so lange in besonderen Anstalten interniert werden sollten, bis deren Schlund frei von Bazillen sei, was gelegentlich monatelang dauern kann. Meinen Einwand der Undurchführbarkeit des obendrein noch überflüssigen Vorschlags, der wegen der wirtschaftlichen Vernichtung zahlreicher Existenzen schließlich zum Aufruhr führen müßte, tat jener Hygieniker mit dem Hinweis auf die durch die Eisenbahnen brotlos gewordenen Fuhrleute ab. Behring bemerkte später zu jenem Vorschlage mit Recht, daß dann bei der großen und meist harmlosen Verbreitung der Diphtheriebazillen immer abwechselnd für einige Monate die eine Hälfte der Bevölkerung die internierte andere zu bewachen haben werde. Solche Forderungen sind in der Tat politisch nicht harmlos. Als 1892 während der Hamburger Choleraepidemie die Lokalkommissionen in Berlin tagten und in einer solchen die Frage des Krankenhauszwangs erörtert wurde, sagte mir ein Polizeileutnant, er würde die ihm gegebenen Befehle natürlich ausführen; sollte man aber von ihm selbst verlangen sein eigenes Kind fortzugeben, so würde er es mit der Schußwaffe in der Hand gegen die Fortschleppung verteidigen.

Die Vertreter der Sozialhygiene liegen also im Kampfe um die Durchsetzung ihrer Grundanschauungen mit denen der offiziellen Hygiene. Dieser Kampf ist von ihnen nicht gewollt, noch weniger war er nötig; seine Quelle liegt in den subjektiven Anschauungen der Hauptvertreter, nicht in unvereinbaren Gegensätzen der Methodik. Daß dem so ist, beweist die Lebensarbeit eines Mannes, der, aus der Kochschen bakteriologischen Schule hervorgegangen, die Wissenschaft durch zahlreiche Einzelforschungen bereichert hat, und dessen ganzes hervorragendes Wirken sich stets von jeder Einseitigkeit ferngehalten hat. Dieser Mann ist Ferdinand Hueppe. Es ist sehr zu bedauern, daß ein Forscher von seiner Begabung, umfassenden Kenntnis und entschiedenen Persönlichkeit unter ungünstigen Verhältnissen in Prag und nicht schon längst an hervorragender Stelle in seiner deutschen Heimat wirkt. Als Vorderster im Kampf gegen die Einseitigkeiten der bakteriologischen Schule hat er schon seit Ende der achtziger Jahre fortdauernd die leitenden Grundsätze hygienischer Forschung vertieft, jeder Einzelfrage große Gesichtspunkte abgewonnen und für deren Verbreitung im Volke vorbildlich gewirkt. Aber er teilt das Schicksal vieler hervorragender Geister, daß seine Ideen der Auffassungsgabe der Zeitgenossen vorauseilten. Vieles, sehr vieles, was jetzt andere Forscher finden und mit leichter Mühe durchsetzen, findet sich in den älteren Schriften von Hueppe klar genug auseinandergesetzt. Dafür ließen sich zahlreiche Beispiele beibringen. Hätte die Hueppesche Auffassung der Aufgaben der Hygiene in Forschung und Praxis schon vor einem Jahrzehnt dasjenige Verständnis und diejenige offizielle Berücksichtigung gefunden, die ihr gebühren, so wäre freilich manche Arbeit überflüssig geworden, die jetzt einem anderen Autor zugeschrieben wird; es wäre aber jener ganze Streit der beiden Richtungen in der Hygiene überflüssig geworden, denn Hueppe hat schon vor Jahren den Weg vorgezeichnet, der sie einander ergänzend vereint.

Einen prinzipiellen Gegensatz zwischen biologischer und sozialer Hygiene in ihren Zielen muß man also bestreiten; es besteht nur ein persönlicher Gegensatz der einzelnen Vertreter und ein Kampf um die Anerkennung und Gleichberechtigung. Wohl aber besteht gegenwärtig ein sachlicher Gegensatz zwischen den genannten Richtungen und einer neu auftauchenden Schule, deren Bestrebungen unter dem Schlagwort der Rassenhygiene zusammengefaßt werden. Ihre Berechtigung leiten die Vertreter der Rassenhygiene aus der Lehre Darwins her, und sie stützen sich hierbei auf die Autorität von Malthus, Darwin selbst, Wallace und Herbert Spencer. Ihre Grundlage ist eine rein deduktive Betrachtung. Es soll die Gefahr vorliegen, daß die Erhaltung einer Reihe schwächerer, früher dem Untergang geweihter Individuen, durch die Erfolge der vorbeugenden Heilkunde, Hygiene und Krankenpflege zu einer Verschlechterung der Zusammensetzung der Gesellschaft in gesundheitlicher Beziehung, zu einer Degeneration führe. Es wird hier rein gedanklich ein Gegensatz in den Wirkungen von individueller Hygiene und den Bestrebungen zur Erhaltung und Verbesserung der Art konstruiert.

Dieser Streitpunkt hat zahlreiche berufene und unberufene Kämpfer angezogen. Die Verfechter der Lehre von der drohenden Entartung durch Erfolge der individuellen Hygiene und des Schutzes der Schwachen haben von hygienischer Seite Gegner gefunden, und in einem Aufsatze über „Entartung" in Nr. 7 des vorigen Jahrganges dieser Zeitschrift habe ich über diese Seite der Frage berichtet. Ich habe am Schlusse darauf hingewiesen, daß die Vertreter der Entartungslehre von ihren Gegnern nur indirekt bekämpft und nicht direkt widerlegt sind; für unsere Zeit sei aber die Entscheidung der Frage nicht brennend, denn so lange wir mit noch so vielen rein sozialen, die Sterblichkeit erhöhenden Faktoren zu kämpfen hätten, sei es überflüssig darüber zu streiten, ob der Schutz der Schwachen zu weit ginge. Andererseits kann zugegeben werden, daß die Eigenschaften, die dem Neugeborenen von seinen Vorfahren angestammt sind, für die Art der Reaktion auf soziale und bakterielle Schädlichkeiten mitbestimmend sind und darum die Berücksichtigung des Hygienikers beanspruchen. Auch der Arzt muß ganz genau diese Faktoren in Rechnung ziehen. Einige schon auf das Leben des Ungeborenen einwirkende Faktoren

Digitized by Google

sind von sozialen Einflüssen und Sitten bedingt (Alkoholismus usw.), andere für uns nur in ihren Erscheinungen erkennbar, aber in ihren Ursachen noch unaufgeklärt. Die Erörterung der Frage nach dem Schicksal der Rassen und Völker, der verschiedenen Zähigkeit einzelner Spielarten und den Folgen dieses Verhaltens für die verschiedene Zusammensetzung der Gesellschaft unter verschiedenen sozialen und klimatischen Einflüssen, hat neuerdings gleichzeitig viele Bearbeiter gefunden, die diesen Fragen neue Seiten abzugewinnen versuchen. Noch ist die Definition der Grundbegriffe vielfach strittig; aber schon jetzt hat es sich herausgestellt, daß ein Grenzgebiet vorliegt, auf dem sich die Interessen der Soziologen, Anthropologen, Hygieniker berühren. Und bald fand dieses Grenzgebiet nicht ein, sondern gleich zwei Organe, welche die einschlägigen Untersuchungen in Originalarbeiten und Referaten sammeln. Die „Politisch-Anthropologische Revue" von L. Woltmann erscheint jetzt schon im dritten Jahrgang. Sie hat sich das Ziel gestellt, die folgerichtige Anwendung der natürlichen Entwicklungslehre im weitesten Sinne auf die organische, soziale und geistige Entwicklung der Völker zu vertreten. Sie hat bewährte ständige Mitarbeiter, die auf ihren eigenen Sondergebieten Hervorragendes geleistet haben, daneben bringt sie zahlreiche Arbeiten, die beweisen, daß wir von den vom Herausgeber bezeichneten Ziele noch recht weit entfernt sind und daß es sich vorläufig nur um das Zusammentragen von recht verschiedenartigen Bausteinen handelt, aus denen dereinst einmal ein brauchbares Gebäude entstehen könnte. Das zweite Organ, das „Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie" wird von A. Plötz seit diesem Jahre herausgegeben. Plötz machte sich vor einigen Jahren vorteilhaft durch ein Werk „Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen" bekannt.

In diesem Werke, in dessen Titel schon das Wort „Rasse" vorkommt, versteht der Verfasser nicht, wie man nach allgemeinem Gebrauch voraussetzen sollte, unter Rasse den ethnographischen Begriff, an dessen näherer Erforschung, von der Zeitströmung begünstigt, zahlreiche Gelehrte mit ihren Schülern erfolgreich arbeiten; für Plötz ist Rasse vielmehr nur die Bezeichnung einer durch Generationen lebenden Gesamtheit von Menschen im Hinblick auf ihre körperlichen und geistigen Eigenschaften. Durch diese Willkür in der Definition der „Rasse" und des von ihm eingeführten Begriffs der „Rassenhygiene" ist Ploetz selbst Schuld daran, daß viele Forscher in ihren Arbeiten Beiträge zur Rassenhygiene sehen, die mit der „Rasse" als solcher im gebräuchlichen Sinne garnichts zu tun haben. Es tut Not, bei Zeiten diese laxere Anwendung des Begriffs der Rassenhygiene einzuschränken. So erschien soeben eine schöne Arbeit des Stuttgarter Arztes und Hygienikers Ludwig Bauer, die eins der interessantesten Probleme bespricht, in denen sich Hygiene, Politik und Volkswirtschaft berühren.*) Der Verfasser behandelt das Anwachsen der Großstädte unter dem Einfluß der Umwandlung des Agrarstaates in den Industriestaat. Er schildert an der Hand der sorgfältig benutzten hygienischen Literatur und auf Grund seiner eigenen ärztlichen Beobachtungen die bedauernswerten Schäden, die die Gesundheit großer Schichten gerade der gesündesten Bestandteile der Bevölkerung durch die Uebersiedlung in die Stadt erleidet, nicht bloß für sich, sondern für ihre unmittelbaren Nachkommen.

Das Werk liefert wichtige Beiträge für die Notwendigkeit der Wohnungsreform. Bauer zeichnet die Schattenseiten des großstädtischen Lebens so lebhaft, daß man unwillkürlich an seinen von Uhland besungenen Landsmann denkt: „Ich tu's aus Haß der Städte". Er sieht die Lösung ähnlich wie sein Berufsgenosse G. Bonne in Flottbeck, der die Industrie aus den Städten aufs Land zurückversetzen will, in einer Kombination von Industrie- und Agrarstaat, „da man vom Standpunkt der Hygiene verlangen müsse, daß dem Wachstum der Städte Einhalt geboten werde". Das nicht zu bestreitende Verdienst der Arbeit von Bauer liegt, wie dies bei ähnlichen Arbeiten so oft der Fall, nicht in dem positiven Teil, in der Bedeutung der vorgeschlagenen Maßnahmen, sondern im negativen Teil, in der Schilderung der hygienischen Nachteile des Baus der modernen Großstädte. Warum aber Bauer seine Arbeit eine rassenhygienische Studie nennt, ist schwer verständlich. Der sozialhygienische Charakter seiner Arbeit ist vielmehr ganz unbestreitbar und geht z. B. aus seinen eigenen Worten auf S. 65 deutlich hervor: „Die Sorge für Wohnung und Ernährung der unteren gewährt den oberen Schichten die sicherste Garantie für die Erhaltung ihrer eigenen Gesundheit und insbesondere der ihres Nachwuchses." Bauer spricht dabei einen ausschließlich sozialen Gedanken aus, der, nebenbei bemerkt, in sehr ähnlicher Fassung schon bei Dickens im „Bleakhouse" sich findet. Daß mit den Erwachsenen auch deren Nachkommen durch soziale Institutionen leiden, hat mit dem ethnologischen Rassenbegriff nichts zu tun. — Die Rassenhygiene ist also nicht im Sinne der Definition von Plötz, sondern der der Rassenforscher im engeren Sinne, Gobineau, de Lapouge, Woltmann, Wilser usf. zu verstehen. Diese Rassenhygiene in engerem Sinne nun fürchtet eine Schädigung des Fortschritts durch die Erhaltung der körperlich Minderwertigen, durch die Abschwächung der Wirkung des Daseinskampfes. Selbst wenn aber ein scheinbarer oder wirklicher Gegensatz zwischen den Bestrebungen zur Veredelung der menschlichen Rasse und der Erhaltung des, wenn auch schwächeren, Individuums bestehen sollte, können bei dem gegenwärtigen Stande unserer anthropologischen Kenntnisse beide Richtungen auch in ihren praktischen Zielen vorläufig noch nebeneinander wirken. Die Hygiene muß die gegenwärtig mit besonderer Vorliebe betriebenen anthropologischen Rassenforschungen und deren sichergestellte Ergebnisse berücksichtigen, weil es für ihre Forschungen und Maßnahmen nicht belanglos ist, auf welchem Niveau die durchschnittliche angeborene Widerstandskraft der einzelnen Schichten der Gesellschaft sich befindet. Sie braucht sich aber durch Deduktionen in ihren Bestrebungen, diese Widerstandskraft noch zu steigern, nicht beirren zu lassen, sondern kann dem prophezeiten Konflikt vorläufig einfach aus dem Wege gehen. Die Rassenforschung ist eine wichtige Hilfswissenschaft der Hygiene; zur Begründung eines eigenen Sonderzweigs der Rassenhygiene aber ist die Zeit noch nicht gekommen.

A. Gottstein.

*) Dr. med Ludwig Bauer. „Der Zug nach der Stadt und die Stadterweiterung. Eine rassenhygienische Studie." Stuttgart 1904. 171 S.

Hinterlassene Uebersetzungen von Otto Gildemeister.

I.

Es ist schwierig, von einer Sache zu sprechen, über die alle Welt einerlei Meinung ist, und einen gehörigen Respekt haben wir vor den Festrednern, die bei dem landesüblichen Kaisertoast sich leidlich über Wasser zu halten vermögen. Vor eine ähnliche Aufgabe sehen wir uns heute gestellt. Otto Gildemeisters Uebersetzungskunst *) ist so einstimmig und unbedingt von aller Kritik als unübertrefflich gepriesen worden, daß wir nur Bekanntes wiederholen würden, wenn wir abermals unsere Stimme zu ihrem Lobe erheben wollten. Lord Byron ist erst durch seine Meisterschaft zum Eigentum des deutschen Volkes geworden; denn wenn auch die Kenntnis des Englischen weit verbreitet ist — eine so genaue Kenntnis des Englischen, daß sie alsbald den melodischen Zauber so wie den in tausend glänzenden Anspielungen und witzigen Feinheiten übersprudelnden Geist des Dichters erfassen könnte, ist doch selten. Da haben wir es bequemer und sicherer, wenn uns ein Künstler unserer eigenen Sprache von allen Trebern und Hefen unsicherer Bedenklichkeit geklärt in reinem Kristall den fertigen Trank kredenzt. Dessen

*) Shakespeare-Dramen (Romeo und Julia, Othello, Lear, Macbeth). Nachgelassene Uebersetzungen von Otto Gildemeister. Herausgegeben von Dr. Heinrich Spieß. Berlin 1904. Georg Reimer.

Digitized by Google

bedurfte es bei keinem mehr als bei Byron. Und so denkt man denn, wenn man von dem Uebersetzer Gildemeister spricht, vor allem an seine Byronübersetzung, die trotz mancher nicht zu verachtenden Leistungen seiner Vorgänger z. B. Böttchers, die trotz der paar Proben Goethes selbst, als ein Unikum der Uebersetzungskunst in unserer Sprache dasteht. Nicht ganz so verhält es sich mit Gildemeisters übrigen Gaben.

Auf seinen Ariost und Dante werden wir demnächst bei einer Anzeige der eben jetzt durch Paul Heyse herausgegebenen Uebersetzung der Satiren Ariosts noch zurückkommen. Aber haben wir von Byron erst durch Gildemeister den richtigen Begriff empfangen, von Shakespeare hatte Deutschland auch vor Gildemeister einen Begriff. Wie für seine eigenen großen Dichter hat Deutschland für den großen britischen Gastfreund stets ein offenes Herz gehabt, wohl eben so offen wie je ein Herz in England. Schon im siebzehnten Jahrhundert kolportierten ihn die sogenannten englischen Komödianten, in verrohten Formen zwar, aber sie kolportierten ihn doch, und seit der Hamburger Dramaturg ihn als einen Riesen den Modefranzösling gegenüberstellte, ging den Deutschen die Erkenntnis seiner Größe strahlend auf. Die ersten Uebersetzungen von Eschenburg, Wieland, Voß und die Bruchstücke in Herders „Stimmen der Völker" waren zwar noch ungelenk genug, aber schon hatte Schiller in seiner Macbethbearbeitung einen wenigstens für die Popularität Shakespeares bedeutsamen Schritt weiter getan, und das monumentale unter dem Namen Schlegel und Tieck gehende Werk ließ nicht lange auf sich warten. Die Abhandlungen, die Bücher über Shakespeare türmten sich auf; über Hamlet allein, sagt Georg Brandes, seien mehr Bücher geschrieben als die gesamte Literatur eines kleinen Landes, z. B. Montenegros überhaupt aufzuweisen habe. Schlegel und Tieck, d. h. namentlich die Arbeiten, die durch ihre berühmten Namen gedeckt wurden, jedoch solcher Deckung eigentlich nicht wert waren, wurden revidiert, einmal von Tycho Mommsen, der den Macbeth ganz von neuem übersetzte, ferner von jenem illustren Konsortium von Fachmännern, das unter Ulricis Redaktion seine Arbeit durch die Shakespeare-Gesellschaft herausgeben ließ. Endlich erschien fast gleichzeitig die von Bodenstedt besorgte Ausgabe, an welcher neben Delius, Herwegh, Heyse, Kurz und Wilbrandt Gildemeister den Hauptanteil hatte. Auch die Sonette Shakespeares sind öfters verdeutscht worden, bevor Gildemeister sich mit ihnen beschäftigt hatte, sogar die beiden Epen existieren in einer Uebersetzung von — wenn wir nicht irren — Simrock. Wir sehen also Gildemeisters Verdienst als ein hervorragendes an; allein wir dürfen es doch nicht dem Verdienst um Lord Byron gleichstellen; hier ist er schlechthin der erste; dort der erste unter gleichen. Wie denn auch Gildemeister selbst in seiner unerschütterlichen Gerechtigkeit die hohen Verdienste Schlegels freudig anerkannt; während Bodenstedt es nicht lassen konnte, sich gelegentlich als den Verbesserer Schlegels mit der ihm eigenen Eitelkeit anzupreisen.

Die neuen Uebersetzungen Gildemeisters sind hinterlassene, aber völlig druckfertige Werke, die Dr. Heinrich Spieß mit einer lehrreichen Vorrede versehen und im Verlage von Georg Reimer herausgegeben hat. König Lear (1840, also aus der frühsten Jünglingszeit des Verfassers stammend). Romeo und Julia (1870). Macbeth (August 1871). Othello (Oktober 1871). Wir haben, als wir uns anschickten, diese Werke mit ein paar Worten anzuzeigen, sie in einzelnen besonders markanten Stellen mit den uns eben zur Hand liegenden Ausgaben der Shakespearegesellschaft, der älteren Tycho Mommsenschen und der Bodenstedtschen Ausgabe, den Macbeth auch noch mit der Schillerschen Bearbeitung verglichen, andere Ausgaben, z. B. die Gechelhäuserische Bühnenbearbeitung, deren wir nicht sogleich habhaft werden konnten, und die Eschenburgsche Ausgabe, als wohl außer Kurs gesetzt, sowie die Mengen einzelner Uebersetzungsversuche, die uns in antiquarischen Katalogen usw. begegnen, haben wir außer acht gelassen. An eine philologische Kritik, für die unsere Gelehrsamkeit vollends nicht ausreicht, haben wir nicht einmal zu denken gewagt.

Es ist ganz unmöglich, an einzelnen sogenannten Stichproben den Leser den Charakter der ganzen Arbeiten darzulegen und den Vorrang Gildemeisters über seine Rivalen zu beweisen. Es ist nicht sowohl das einzelne prägnante Wort, die einzelne, schier zum Sprichwort gewordene Wendung, worauf es in solchem Falle ankommt, sondern der Fluß, der Tonfall des Ganzen. Wer nur acht Takte von Joachims weltberühmter Geige hört, und wären sie auch Gott weiß welches Juwel eines Beethovenschen Quartetts, könnte doch schwerlich aus ihnen allein heraushören, wie viel mehr Joachim als jeder andere Virtuose ist. So auch bei Gildemeister. Wohl trifft er anscheinend in tausend Fällen den Nagel des Sinnes präziser auf den Kopf als mancher andere; was jedoch seinen Uebersetzungen so oft den großen Vorzug vor anderen sichert, ist die Mühelosigkeit, die so selbstverständlich auch die schwierigsten Aufgaben löst. Und diese Mühelosigkeit entspringt aus dem angeborenen und sorgsam gepflegten Taktgefühl, mit dem er sowohl die eigene wie die fremde Sprache beherrscht. Er hat sich oft über die Art, schreiben zu lernen, geäußert und hat neben dem ursprünglichen Talent die gewissenhafteste Schulung als unerläßliche Forderung aufgestellt. Sein Essay über das kleine, höchst vortreffliche Wustmannsche Buch von den Sprachdummheiten ist eine kanonische Schrift, gegen die es keinerlei Appellation an andere Instanzen mehr gibt. Indessen der Sprache Shakespeares in einer fremden Sprache, die noch dazu durch drei Jahrhunderte hoher Entwicklung von ihr getrennt ist, gerecht zu werden, erheischt nicht bloß exakte Wissenschaft und künstlerischen Takt. Hippolyte Taine sagt: „Die Leidenschaft, die Shakespeare dargestellt, ist größer als man sie bei irgend einer andern Nation und in irgend einem andern Jahrhundert findet. Sein Stil ist eine Anhäufung rasender Worte, die gleichsam auf die Folter und zwar auf die schärfste Folter gespannt werden. Da steht alles in einer Zeile nebeneinander: Schroffe Gegensätze, wilde Uebertreibungen, poetischer Wahnsinn, Interjektionen, Anhäufung von Bildern, Schreckliches und Göttliches; er scheint jedes Wort, das er schreibt, zu schreien." Wir möchten unsererseits hinzufügen: Shakespeares Sprache gleicht der Pinselführung seines großen Zeitgenossen Rubens: zinnoberrote Schatten, grüne und blaue Uebergänge, Tiefen in dunkelsten Asphalttönen und Lichter in sonnenhellem Gold mit einer zeichnerischen Verve und einer alles Herkömmliche des sogenannten Naturstudiums beiseite schleudernden Souveränität auf die Leinwand hingeschmettert, bis Höllenschlünde oder Kinder mit Fruchtkränzen, Amazonenschlachten oder Porträts daraus entstehen. Solche aus Rand und Band gehende Manifestationen des Genies nun nachzuempfinden, nachzugestalten, dazu bedarf es einer Fähigkeit, die gleichfalls eine Art von Genialität bedingt. Wir denken da an den unheimlichen Gesellen, der Heinrich Heine bei seiner nächtlichen Wanderung in den Kölner Dom verfolgt, und mit dämonischer Gewissenhaftigkeit jeden Spruch des Dichters, und sei er auch ein ungerechter, vollzieht.

König Lear ist in den bisherigen Ausgaben wohl am schlechtesten weggekommen, und wenn auch die Uebersetzung von Dorothea Tieck seither durch A. Schmidt und Georg Herwegh erheblich überboten ist, so möchten wir doch selbst vor den Arbeiten dieser gereiften Meister der Arbeit des jugendlichen Otto Gildemeister den Vorrang einräumen. Denn wenn es dem Jüngling begreiflicherweise auch noch an Gelehrsamkeit mangeln mag, so flammt uns gerade hier eine ursprüngliche Glut entgegen, die schwerlich durch philologische Subtilitäten hätte verbessert werden können. Die Sturmnacht mit ihrem infernalischen Charivari von Blitz und Donner, Regen und Hagel, unsagbarem Herzeleid, verzweifeltem Witz, wirklichem und verstelltem Wahnsinn und der furchtbar ernsten, uralten, aber hier zum erstenmal mit dem Weltschmerz unserer Tage aufgeworfenen und seitdem alle andern Fragen zurückdrängenden großen sozialen Wohnungsfrage ist schon ein Meisterstück der Uebersetzungskunst, das durchaus wie originale Dichtung wirkt. Einst fragte der Verfasser dieser Zeilen in scherzendem Gespräch Gildemeister, weshalb es noch keinem Uebersetzer eingefallen sei, das bis zum Ueberdruß zitierte Wortspiel last not least mit Zuhilfenahme des plattdeutschen leeg (d. h. leidig) wiederzugeben? Der Sinn würde doch ziemlich gut und der Klang völlig wiedergegeben, wenn man sagte: die letzte nicht die leegste. Das leeg wäre natürlich als gutmütiger Scherz des Vaters aufzufassen. Gildemeister meinte, das ließe sich für uns, an das Plattdeutsche gewöhnte, wohl hören; aber der rein

Digitized by Google

hochdeutsche Leser würde doch ob des leegen Provinzialismus leicht stutzen.

Die schwierigste aller Aufgaben erwächst dem Uebersetzer wohl durch den euphuistischen Stil, an dem Shakespeares Jugenddramen reich, bis zur Krankhaftigkeit überreich sind, und der uns so gar nicht mehr mundgerecht ist. Gildemeister hat das in dieser Wucherung geradezu erstickte Lustspiel „Verlorene Liebesmüh" in der Bodenstedtschen Ausgabe übernommen und dadurch ein Bravourstück ohnegleichen geleistet, freilich mit dem Erfolg von Bravourstücken: Ernte freudloser Bewunderung. In der ersten Hälfte von Romeo und Julia beherrscht dieser Stil noch ganz die Gespräche der Liebenden, sie klingen wie brillante Koloraturen, während uns die einfachen, tiefen Töne des Herzens lieber wären; Gildemeister hat das Virtuosentum der Sonettenmanier mit Geschmack so zu handhaben gewußt, daß zwar von der Treue des Wortlautes nichts verloren geht, aber die Klangfarbe doch unserem Ohre sich natürlicher anpaßt.

Sehr schade ist es, daß die geistvollen Einleitungen der Bodenstedtschen Ausgabe hier fehlen; in einigen wenigen Nachträgen und Anmerkungen hat der Herausgeber zusammenzutragen versucht, was sich noch, ohne den Rahmen des Buches zu sprengen, zusammentragen ließ. Gesprengt aber würden die prachtvollen Studien über Desdemona und Lady Macbeth ihn haben, die einst eine Zierde des Bremer Sonntagsblattes waren und nun eine Zierde der gesammelten Essays sind. In seinen Anmerkungen zum Macbeth, die allein den Anmerkungen zu der Bodenstedtschen Ausgabe an Vollständigkeit sich nähern, tritt Gildemeister gelegentlich auch auf das dramaturgische Feld, und hier hat er uns ein paarmal nicht zu überzeugen vermocht. Sehr richtig bemerkt er, daß im Macbeth das Wetter an mehreren Stellen eine symbolisierende Rolle habe und hebt hervor, wie in der Mordnacht das Zirpen des Heimchens die allgemeine Stille veranschaulicht. Gut! Nun treten aber alsbald die Begleiter des Königs, Macduff und Lenox, ein und unterhalten sich über das Unwetter, das zur Nacht gewütet, Schornsteine umgerissen, ja die Erde beben gemacht habe. Da liegt ein Widerspruch. Bei solchem Tumult schlafen die Leute natürlich nicht fest; wenn der Schornstein umfällt, steht doch wohl irgendjemand auf, um einmal ins Wetter hinauszusehen, das Haus gerät in Unruhe, und der Mord ist unmöglich geworden. Darum, so charakteristisch das zirpende Heimchen ist, so verfehlt ist der Sturm, und wenn Holinsheds Chronik ihn auch noch so symbolistisch wichtig macht.

In einer längeren Ausführung beschäftigt sich Gildemeister sodann mit dem Gastmahl und der Erscheinung Banquos. Gildemeister hat gewiß recht, soweit es sich um Shakespeares Text handelt. Wenn wir jedoch ein Theaterdirektor wären, so würden wir es wagen, ein paar ganz irrelevante Worte des Textes zu ändern, um eine desto mächtigere Bühnenwirkung zu erzielen. Shakespeare will und der Dramaturg mit ihm, daß an der Seite der Bühne die Tafel gedeckt sei, die Gäste Platz nehmen und bereits anfangen zu essen, während Macbeth mit dem Mörder spricht, und daß Banquos Geist sich mitten unter die Gäste auf den einzig leeren Stuhl setze. Wie viele Unzuträglichkeiten liegen darin! Zunächst schon die Tafel an der Seite! Das Platznehmen und Essen der Gäste, bevor der König sich niedergelassen hat! Wenn Lenox den König auffordert, sich zu setzen: „Hier ist ein Platz verwahrt, Herr," gemahnt das doch mehr an eine Table d'hote, wenn nicht an einen Biertisch, wo man ein wenig zusammenrückt, um einem guten Bekannten Platz zu machen, als an das feierliche Krönungsmahl eines Königs. Die Anwesenheit des Mörders! Wie kann der Mörder so ohne Umstände in den Saal gelangen! Dann die durch das Erscheinen des Geistes plötzlich vollbesetzte Tafel! Banquo wurde ja erwartet; für ihn mußte ja ein Stuhl unter allen Umständen vorgesehen sein. Ferner die Erscheinung in unmittelbarer Nähe, Stuhl an Stuhl mit lebendigen Menschen? Da kann ja auch der geschickteste Beleuchtungsinspizient keine spukhafte Wirkung hervorbringen; der ungeschickte vollends würde mit dem üblichen elektrischen Strahl zur Evidenz dartun, daß der Geist nur Nero, der Kettenhund, sei. Wir würden hingegen die Szene so zu gestalten suchen: der Mörder müßte nicht ein von der Straße aufgelesener Strolch sein, sondern ein Knecht in Macbeths Dienst, etwa derselbe, der der Lady die erste blitzartig einschmetternde Botschaft vom Besuch des Königs bringt, derselbe, der das Empfangsmahl für König Duncan zu dirigieren hat. Dieser hätte als seinen Helfershelfer den zweiten Mörder zu dingen und dem Könige vorzustellen, dieser könnte selbstverständlich beim Gastmahl wieder am Büfett seines Amtes walten, dieser endlich könnte im V. Akt mit Namen Seyton hervortreten und seinen Herrn zur letzten Schlacht rüsten. Jeder Dramaturg streicht in jedem Stück nach Belieben Worte, die Shakespeare geschrieben hat, selbst unsterbliche Worte; darum dürfte man es wohl darauf wagen, ein paar gleichgültige Worte, die er geschrieben, zu verändern und ein paar, die er nicht geschrieben hat, einzuschmuggeln. Wäre somit also die Anwesenheit des Mörders motiviert, so wäre auch für das vorzeitige Essen der Gäste schon ein Schritt gewonnen. Man denke sich den größten Prunksaal des Theaters, die Festtafel auf einer Estrade quer über die Bühne, in der Mitte die Sitze für den König und die Lady, als die einzige Dame, mit dem Baldachin ausgezeichnet, die Gäste vorn auf der Bühne versammelt, Banquo erwartend, vom Büfett aus mit einem vorläufigen Trunk, einem sogenannten Schwedentisch bedient, der Mörder beim Servieren sich mit seiner Botschaft an Macbeth machend und endlich, da man nun doch zu Tische gehen muß, oben auf der Estrade an der leeren Tafel der Platz des Königs durch Banquos Geist besetzt. Die Ferne böte die Mittel, mit Beleuchtung, Dämpfen, Schleiern einen Spukeffekt zu erreichen.

Das Einzige, was uns, indem wir diese Zeilen niederschreiben, das Herz klopfen macht, ist die Furcht der Majestätsbeleidigung an dem Genius Shakespeares. Darf, wo dieser seinen Willen geäußert hat, irgend ein Schreiberlein zu remonstrieren wagen? Aber unsere Bühne ist ja eine beständige Remonstrierung gegen die Bühne Shakespeares; möge denn auch unserem, sich nur auf unsere Bühne beziehenden Aenderungsvorschlage ein mildes Strafmandat gesprochen werden.

Indessen, wir sind von Gildemeister abgetrieben und würden uns unsere dramaturgische Abschweifung kaum vergeben dürfen, wenn wir nicht bei den Satiren Ariosts Veranlassung hätten, in das richtige Fahrwasser Gildemeisterscher Uebersetzungskunst zurückzusteuern.

Bremen. A. Fitger.

Die japanische Lyrik von 1880—1900.*)

Wie jedes Kulturvolk — und daß die Japaner ein solches sind, wird heutzutage kaum jemand mehr leugnen wollen — blickt auch das japanische auf eine vielhundertjährige Literaturentwicklung zurück, die nicht zum geringsten Teil sein Stolz ist, eine Ahnentafel voll glorreicher Namen, in deren fortlaufender Reihe sich seine kulturelle Geschichte für den aufmerksamen Nachspürer ebenso darstellt wie in den großen historischen Tatsachen. In einem größeren Essay („Kultur- und Literaturparallelen zwischen Japan und Mitteleuropa" im Juniheft der „Deutschen Revue") habe ich bereits dargelegt, wie sich die kulturelle Entwicklung Japans von ähnlichen Grundlagen aus ganz parallel mit der mitteleuropäischen, in gleichen Etappen und — unter Berücksichtigung retartierender oder beschleunigender Momente — gleichzeitig vollzogen hat, hier sei mir nur ein kursorischer Rückblick gestattet. Auch Japan hatte seine große Lyrikepoche, die ihrerseits, wie die mitteleuropäische auf die provençalische, so auf die chinesische im Zeitalter der Tang-Dynastie zurückging.

*) Es sei mir hier gestattet, auf mein demnächst unter dem gleichen Titel erscheinendes Buch (Verlag von Baumert & Ronge, Großenhain) aufmerksam zu machen, in dem ich eine Ergänzung zu meiner „Japanischen Dichtung" (in der Monographie-Sammlung „Die Literatur") biete; es umfaßt eine Studie und eine Auswahl von Dichtungen in der Art meiner bisherigen Ausgaben fremdländischer Lyriken im gleichen Verlage. O. H.

Digitized by Google

Wie in der Provence Christentum und griechische Philosophie, so mischten sich damals in China Buddhismus und die alte einheimische Philosophie, deren große Vertreter gleichzeitig mit den eleatischen Philosophen gewirkt hatten. Es war die große Kulturblüte, die aus ihrer Vereinigung hervorgegangen, und sie sollte noch weiterhin befruchtend wirken. Japan hatte schon früher zu China Beziehungen und wurde nun ein eifriger Schüler seiner Weltweisen wie seiner Dichter. Seine eigene Schrift geht auf die chinesischen Ideogramme zurück, die es in jener ersten Zeit, selbst noch schriftlos, übernommen hatte, und seine ältesten Annalen sind in diesen Zeichen aufgeschrieben, die es allerdings — als Bilderschrift — ermöglichen, den Text auch japanisch zu lesen, wie das vielfach bis heute Gepflogenheit blieb: man schreibt Chinesisch und liest Japanisch. Was Japan damals China an Kulturgütern verdankte — in vielen Fällen spielte Korea den Vermittler, doch kamen auch zahlreiche chinesische Gelehrte nach Japan, wie umgekehrt Japaner nach China gingen — war in den Grundzügen dasselbe, was der germano-keltische Norden von den romanischen Ländern übernahm, und hier wie dort beschränkte man sich nicht allein auf die Uebernahme der Bildung, die anfangs abhängig genug erschien und alle Merkzeichen des Fremdgutes beibehielt, sondern gelangte, — wie sich allmählich die eigenen Anlagen regten und die fremden Elemente sich ganz zu eigen machten, modifizierten oder ausschieden, — zu einer eigenen, höheren Kultur, der durch ihre jüngere Lebenskraft eine weite Zukunft gewährleistet sein sollte. Damals wurde in Japan das Wort geprägt: „Chinesisches Wissen, japanischer Geist."

Wohl brachte auch in Japan die erste große lyrische Periode keinen Dichter hervor, der sich mit einem Litaipe, einem Tufu, einem Pe-kiü-I und den anderen Großen des Tang-Zeitalters messen kann, aber eine ganze Anzahl von Namen haben noch heute einen guten Klang: Der schöne Tristan der japanischen Literatur, Narihira, der um der Liebe zu einer Kaiserin willen von dem glänzenden Hofe in den wilden Osten des Landes verbannt ward, Tsurayuki, der feinsinnige Sammler des Kokinshu und größter Meister des Tanka, des Fünfzeilers zu einunddreißig Silben, der in Japan die Stelle unseres Sonettes einnimmt, zugleich einer der ersten japanischen Kunstprosaisten, um nur diese beiden zu nennen. In der Folgezeit wurde immer mehr die Form des Tanka bevorzugt, während anfangs doch mehrere solcher Fünfzeiler zu einem Gedichte vereint und auch größere Gedichte mit Zeilen von abwechselnd je fünf und sieben Silben geschrieben wurden, als deren kürzestes Maß das Tanka erscheint: $5+7+5+7+7$ Silben. Es ist dieselbe Silbenzahl wie die des rein daktylischen Distichons. Und nun denke man sich eine ganze Literatur im Distichon! Es fragt sich dabei allerdings, ob eine in Sonetten ihr um vieles über ist.

Das japanische Tanka bietet mit seiner Reimlosigkeit und völligen rhythmischen Freiheit immerhin einen gewissen Spielraum, der es vor allzu großer Starre und Monotonie bewahrt. An Künsteleien und Spielereien hat es natürlich nie gefehlt, und besonders nicht in der Zeit des Niedergangs, die endlich zu einer weiteren Verkürzung der Form führte: zum Haikai, das nur aus den ersten drei Zeilen des Tanka besteht, also aus $5+7+5$ Silben. In der Zeit, da Logau bei uns seine Epigramme schreibt, ist in Japan Basho der erste große Haikai-Dichter und Begründer einer ausgebreiteten Schule. Fortan jedoch vollzieht sich auch in Japan die Literaturbewegung auf dem Gebiete des Dramas und Romans. Chikamatsu ist Japans Shakespeare und Molière zugleich, Bakin wird Japans Walter Scott, und beide stehn inmitten eines Kreises Gleichstrebender, und Schüler setzen ihre Bestrebungen fort. Bakin schreibt seine zahlreichen und vielbändigen Romane bis 1848, bis an sein Ende im Alter von einundachtzig Jahren, unermüdlich. Er steht schon nahe an der Schwelle der neuen Zeit.

Denn nun beginnt sich Japan, dem Zwang der Mächte Folge gebend, dem europäischen Einfluß zu eröffnen. Eiferer waren jetzt nahe daran, die ganze ursprüngliche Eigenart, die ganze angestammte Kultur gegen die westliche zu vertauschen. Es gab eine Zeit, da in der Tat die Möglichkeit erwogen werden konnte, Japan werde das Englische als allgemeine Verkehrssprache einführen. Die Nachteile der umständlichen japanischen Schrift, die im höheren Stil ganz mit chinesischen Zeichen durchsetzt ist und kaum jemals ohne diese erscheint, machten sich zu sehr geltend, außerdem der Unterschied zwischen der geschriebenen und der gesprochenen Sprache, jene noch im wesentlichen das Altjapanische der klassischen Zeit, während die gesprochene Sprache indessen manche Wandlung durchgemacht hatte. Wieder, wie einst chinesische Lehrer, wurden nun europäische in das Land gezogen und hinwieder Japaner nach Europa und Amerika gesandt, um sich die Güter der westlichen Kultur zu eigen zu machen. Freilich lernte nicht nur Japan von Europa, sondern auch umgekehrt; schon das Bestehen einer ganzen großen Kunstrichtung, des Japonismus, ist ein deutliches Zeugnis für die mannigfaltige Einwirkung Japans auch auf uns, vor allem im Kunstgewerbe und selbst in der Malerei. Ein Name wie Whistler repräsentiert eine ganze Gruppe von Japanenthusiasten, und das schon seit der Zeit der ersten Beziehungen Europas zu Japan in den sechziger Jahren. Seine Princesse des pays de la Porcelaine entstand vor 1865.

In die Literatur fand das neue Wesen weniger leichten Eingang als in das Staats- und Verkehrsleben, das sich alsbald ganz nach europäischem, vor allem englischem Muster gestaltete. Es mußte erst das neue Geschlecht heranwachsen, das nun von den neuen Grundlagen aus auch für die westlichen Geistesschöpfungen Verständnis hatte, während die ältere Generation noch zu sehr mit anderen, vorerst wichtigeren Aufgaben beschäftigt war. Naturgemäß begann man mit Uebersetzungen, und Lord Lyttons „Erneſt Maltravers" war das erste Werk, das nachhaltigen Einfluß ausübte. Andere Uebersetzungen folgten. Das war zu Anfang der achtziger Jahre, bis zu welcher Zeit von einem Einfluß der europäischen Literatur auf die japanische kaum zu sprechen ist. Damals schrieb auch Tsubo-uchi Yuzo, der damalige Hauptvertreter der neuen Richtung auf dem Gebiete des Romans, der übrigens auch Shakespeares „Julius Caesar" für die japanische Rezitationsbühne bearbeitete, seine Abhandlung von dem „Geist der Romankunst", in der sich die Forderungen der Moderne gegenüber den Schülern Bakins und seiner Nachfolger geltend machten. Auf die Beschäftigung mit dem europäischen Roman folgte alsbald auch das Studium europäischer Versdichter. Und Hitomi kann in seinem äußerst verdienstvollen Buche „Le Japon" (Paris 1900) schreiben:

„Les oeuvres de Byrou, de Goethe, de Victor Hugo et de Wordsworth jouiraat de la faveur générale. Sous leur influeace, un nouveau genre d'uta*) s'est créé, en s'affranchissaat de la règle de cinq vers et des trente et une syllabes. Cette fusion de nos idées avec cellos de l'Europe s'est faite sous le manteau de la langue japonaise. Ua jour viendra sans doute où la fleur do la poésie occidentale s'épanouira avec un nouvel éclat dans les plaines du Yamato."

Dies schreibt freilich ein Freund Europas und schreibt es in seiner schmeichelhaftesten Sprache, und man muß seinen Worten billig die eines einsichtigen Gegners entgegenhalten. Im Jahre 1882 hatten die drei Hauptvertreter der neuen Richtung neben Tsubo-uchi Yuzo, der sich auf Roman und Drama beschränkte, Professor Toyama Masakazu, Hatabe Ryoichi und Tetsujiro Inouye eine kleine Sammlung unter dem Titel „Shintaishi-Sho" (von shintaishi „Gedichte in neuem Stil") herausgegeben. Sie enthielten neben Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen (darunter Thomas Grays „Elegy written on a Country Churchyard", Longefellows „Psalm of Life" in zwei Fassungen, Gedichte von Tennyson, Stellen aus Shakespeare und ein Frühlingslied von Charles d'Orléans), auch mehrere Originalgedichte von Toyama und Hatabe; jeder der Herausgeber hatte eine Vorrede beigesteuert, Tetsujiro Inouye in chinesischer Sprache. Was sie wollten, war: an die Stelle des fünfzeiligen Tanka wieder längere

*) Allgemeine Bezeichnung für Gedichte, zumal für das Tanka-Uta, den Einunddreißigsilber.

Gedichte setzen, in denen die Empfindung voller ausströmen konnte, wie in den Naga-utas der alten Zeit, die hier also wiederauflebten, ferner die längst außer Gebrauch gekommenen poetischen Wörter und Wendungen der klassischen Poesie vermeiden und sich der gesprochenen Sprache nähern. Es antwortete ihnen Ikeburo Kiyokaze, ein bekannter Dichter und Kritiker, der auch mit der europäischen (englischen) Poesie einigermaßen vertraut war. Er machte den neuen Dichtern zum Vorwurf, daß sie wohl keine unverständlichen alten Wörter — und nicht alle alten Wörter seien unverständlich —, dafür aber seltene chinesische Wörter gebrauchten, die ihre Gedichte erst recht jedem Laien verschlössen; außerdem seien die Unterschiede zwischen japanischer und europäischer Dichtungsweise zu tiefgehende, als daß eine Nachahmung erfolgreich sein könnte; und kurz und gut: ein Tanka alten Stils mache auf ihn weit mehr Eindruck als irgend eines der Gedichte im Shintaishi-sho. Die Bewegung dauerte indessen fort und erreichte nach Dr. K. A. Florenz, auf dessen Bericht in den „Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokio" (Bd. V, Heft von März 1892, gedruckt in Yokohama) meine Ausführungen im wesentlichen zurückgehen, ihren Höhepunkt im Jahre 1888. Dann machte sich immer mehr eine Reaktion geltend, und zugleich nahm das Studium des Chinesischen einen neuen Aufschwung. Aber sowohl Hitomi wie W. G. Aston in seiner „History of Japanese Literature" (London 1899) bezeugen, daß zweifellos dem neuen Stil der endliche Sieg bestimmt sein wird. Und auch Florenz berichtet noch von dem großen Erfolge, den Professor Toyama im Jahre 1891 hatte, als er sein großes Gedicht „Wasure-gatami" gelegentlich der Jahresfeier in der kaiserlichen Musikakademie vor einem großen Publikum vortrug.

Dieses Gedicht, das längste in japanischer Sprache bisher, wenn man von den in halb poetischer Diktion verfaßten mittelalterlichen Aventiuren absieht, behandelt in gegen zweihundertfünfzig Versen das große Erdbeben von 1855, dem damals in Tokio allein über hunderttausend Menschen zum Opfer fielen; es ist ein Gedicht zum Andenken an jene Toten (das bedeutet der Titel), schildert erst die friedlichen Szenen vor der Katastrophe, dann diese selbst und klingt in eine Hymne auf die Mutterliebe aus. Unschwer erkennt man die Beziehungen, die das japanische „Wasure-gatami" mit dem deutschen „Lied von der Glocke" verbinden, das vielleicht auch tatsächlich das Vorbild gewesen sein mag. Dies ebenso sehr in der ganzen Anordnung wie in einzelnen Szenen. Ich hebe die folgende aus dem ersten Teil hervor:

Erzogen wie ein Demant in der Hand,
Wie Falter oder Blume angeblickt,
Siehe die einz'ge Tochter: morgen ist
Der frohe Tag, da sie dem Gatten folgt,
Und daß es recht ein Freudentag ihr werde,
Tut jeder mit, der zu den Ihren zählt.
Die Eltern können kaum die Zeit erwarten,
Sie aber, die bei allem treulich half,
Im Bangen ihres jungfräulichen Herzens,
Liegt lange schlaflos noch auf ihrem Lager.

Bei der Schilderung der Schreckensszenen, die sich dann abspielten, als plötzlich die Erde zu schwanken begann und Tausende der schwach gebauten Häuser einstürzten — mitten in der Nacht — benützte Toyama authentische Nachrichten aus jener Zeit: da schildert er die beiden Ehegatten, die nebeneinander schlummern, als plötzlich ein Balken einbricht und den Mann erschlägt — die Frau wird wie durch ein Wunder gerettet; dann wieder muß der Mann sehen, wie seine Frau unter einem eingestürzten Balken liegt und das rasch um sich greifende Feuer auch sie erfaßt, ohne daß er sie retten kann; und endlich, wie man die Mutter im Keller halb begraben sterbend auffand, „noch mit einer Hand ihr Kind am Fuße haltend". In jener Nacht wurden der Dichter und seine noch jüngeren Geschwister durch ihre Mutter aus dem einstürzenden Hause gerettet, und ihr zum Preise widmet er die letzten Verse seiner Dichtung:

Selbst heute nach so vielen Jahren noch
Kann ich vergessen nimmer jene Nacht.
O welch ein Segen ist die Mutterliebe!
Nicht achtend ihrer eigenen Gefahr,
War uns'rer Mutter ganze Sorge nur,
Wie sie der Kinder Leben retten könnte . . .
Fürwahr, wie tief ist doch die Mutterliebe!

Neben Toyama sind noch Nakamura Akika, von dem man ein eindrucksvolles Gedicht auf die berühmte Schlacht von Oke-Hazama in meiner Sammlung findet, sonst noch durch Uebersetzungen von Samuel Smiles' „Self-Help" und Stuart Mills „Liberty" bekannt, und vor allem Yamada Taketaro zu nennen. Bei Florenz gilt er als größter japanischer Dichter der Moderne, jedenfalls ist er in seinen sprachlichen Bestrebungen bisher am weitesten gegangen. Er will die Schriftsprache überhaupt durch die gesprochene ersetzt wissen und schreibt seine Novellen und Gedichte in dieser. Der Erfolg der Neuheit war erst auf seiner Seite, dann verdrängte ihn Ozaki Koyo aus der ersten Stelle in der Gunst des Publikums, und zwar dadurch, daß er wieder auf einen Manieristen des 17. Jahrhunderts zurückgriff, dessen estilo culto nun die neueste Neuheit war. Yamada indessen schuf unentwegt in seiner Art, in der er die völlige Befreiung der japanischen Literatur von den erstarrten Ueberlieferungen sieht, fort, und in jüngster Zeit ist Ozaki Koyo selbst zu seiner Fahne übergegangen, wobei er jedoch seiner Sprache eine große Zahl westlicher Wendungen einfügte, die sie auch jetzt noch für viele gekünstelt erscheinen lassen (Aston). Yamadas Ursprünglichkeit charakterisiert sich am besten durch das nachfolgende Gedicht:

Frühlingsanfang am See.

Noch hält der Winter in Banden von Eis
Den neuen Lenz und das alte Land;
Am fernen Strande weinen leis
Die kahlen Bäume um ihren Raub.
Die kleinen Vögel harren und harren,
Bis sie ermüdet im Frost erstarren.

Morgennebel und Morgensonnen,
Die sind des Frühlings Helfer gut.
Halten die Nebel das Land umsponnen,
Kommt auch die Sonne voll Kampfesmut,
Und wo im Eis eine Wuhne schmolz,
Da schwimmen die Wasservögel stolz.

Die Fische, lange vom Eis umschlossen,
Wie sie nun merken, daß es zerflossen,
Kommen und staunen, aber, o wehe!
Da sehn sie den Feind schon in der Nähe.
„Rettet Euch! Rettet Euch! Fliehet! flieht!
Daß Euch von ihm kein Leid geschieht!"

„Lasset das Fliehen! Was soll es Euch nützen?
Ihr habt ja scharfe Barten am Kopf,
Goldene Panzer, um Euch zu schützen,
Und eiserne Helme auf dem Schopf.
Seid Ihr so feige, Ihr Karpfen und Hechte?
Hieher, hieher! Auf zum Gefechte!"

„Ach, seht nur, seht nur! Der Feind ist nah!
Fliehet, o fliehet! er ist schon da!"
„Fürwahr! Ihr Burschen, Ihr seid mir gerieben!
Hat Euch mein goldgelber Schnabel vertrieben,
Daß Ihr enteilt in so bangem Geflüchte?
Fische, Ihr seid mir ein feiges Gezüchte!"

So folgt der Feind mit Spott und Hohn
Noch unter der Decke ein weites Stück,
Aber umsonst! Sie sind ihm entfloh'n,
Voll Ingrimm sucht er den Weg zurück,
Er sucht und sucht, dahin und daher,
Die Wuhne im Eis, er weiß sie nicht mehr.

Digitized by Google

Hier wird sie sein, ganz sicher hier!
Ach, wieder die Eisdecke über mir!
Verdammt! Wie komme ich da heraus?
Ach, schon geht mir der Atem aus . . .
Die freie Stelle! Hier ungefähr . . .
Entsetzlich, ach! Ich kann nicht mehr . . .

Die neueste Zeit brachte auch in Japan im Gegensatz zu dem derb zugreifenden Realismus, mit dem die moderne Bewegung begann, eine im wesentlichen auf Stimmung abzielende Poesie, für die W. G. Aston aus der 1898 erschienenen Sammlung „Hana Momiji“ („Blüten und Herbstblätter“) eine schöne Probe mitteilt. Es ist ein kleiner Gedichtzyklus von Shiwoi Uko, der von einem jungen Fischer singt, der jede Nacht, seitdem einmal des Königs Lustyachten am Strande angelegt hatten — die Schiffe seines Hofgeleites und seiner Frauen — am Ufer die Flöte spielt. Ich führe das letzte der Gedichte an:

Und Mondeswechsel war nun heute Nacht,
Doch ohne Wechsel blieb sein Liebesfang;
Noch klagt die Flöte von der Klippenwacht
Und noch viel wunderbarer ist ihr Klang.

Der wilde Klippensturm durchbrauste sie,
Der Fichten Rauschesang durchsauste sie,
Der Brandung laute Wut bekämpfte sie,
Der stete Schwall der Wogen dämpfte sie.

Die Wolken selbst, die ob Onoye zieh'n,
Halten und lauschen ihren Melodien,
Und wer sie hört, den lockt sie mehr und mehr,
Von Traum befangen, nah und näher her.

Für einen Augenblick nun schweigt ihr Klagen,
Dann tönt sie, horch, noch lauter als zuvor;
Der Himmel selbst klingt mit dem Bambusrohr.
Und hörst du nicht, was keine Worte sagen,
Goldene Harfensaiten angeschlagen?

Die Wolke, da sie ob Onoye glitt,
Trug einst vom Berge unser Harfner mit,
Dahin, wo schon der Mond, den Kiel gewandt,
Bereit lag für die Fahrt ins Himmelsland.

Wie schon seit Beginn der japanischen Literatur im siebenten nachchristlichen Jahrhundert, dichten auch heute noch in Japan manche Dichter in chinesischer Sprache, die in mehr als einer Beziehung mit den klassischen Sprachen, vor allem dem Latein, bei uns in Parallele zu stellen ist. Unter den Modernen jedenfalls ist diese Erscheinung vereinzelt, aber auch unter ihnen hat das „Shi“ — so heißt das chinesische Gedicht im Gegensatz zum „Waka“, dem japanischen — einen bedeutenden Vertreter, eben jenen Tetsujiro Inouye, der bereits als Mitherausgeber des Shintaishi-sho genannt ist. Inouye war einige Zeit Lektor des Japanischen an der Berliner Universität und hat sich auch, nach Florenz, in Nachahmungen europäischer Minnepoesie versucht. Als chinesischer Dichter bewahrt er seinen großen Vorbildern gegenüber eine bemerkenswerte Selbständigkeit und verleugnet sich so wenig als Japaner, wie etwa Sarbievius in seinen lateinischen Gedichten in horazischen Maßen als Pole, trotz der fremden Sprache. Auch von diesen Strophen sei hier ein Beispiel mitgeteilt — weitere fünf Stücke enthält meine Sammlung —:

Herbstabend.

Klar vom Regen liegt das Herbstesland,
Rot von Liaoblumen ist der Strand.
Dort im Bambushang*) vorm Abendrot
Ruft ein Mann nach einem Fergenboot.

Fernher kommt ein dumpfer Glockenton,
Auf die Blumen sank der Abend schon.
Nur ein alter Fischer steht allein,
Wirft sein Netz im roten Wolkenschein.

*) Ein Regenmantel aus Bambus, wie ihn die armen Leute in Japan tragen, strohdachähnlich über die Schultern gehängt.

Neben dieser modernen Poesie besteht natürlich die alte Tanka-Dichtung nach wie vor fort, und sie ist es, die noch immer als die offizielle gilt. Alljährlich noch wird für eine Gedichtkonkurrenz ein Thema ausgeschrieben — das von 1896 z. B. war „das Ministerium zu preisen, in Verbindung mit dem Ozean“ — und über zahllose einlaufende Einunddreißigsilber wird kritisch zu Gericht gesessen; die fünf besten Gedichte erhalten die Auszeichnung, mit den von dem Kaiser und der Kaiserin verfaßten Gedichten — denn beide schreiben Verse — dereinst veröffentlicht zu werden, dies der höchste Lohn, den ein Poet in Japan erwarten kann. Aber kein Zweifel: die Zukunft gehört der neuen Poesie, die nicht etwa nur eine unfreie Nachahmung der seinerzeit erstmalig bekannt gewordenen europäischen, d. h. vor allem englischen Dichtungsweise ist, sondern sich vielmehr, angeregt durch sie, selbständig entwickelt und, so sehr sie als Opposition zur Vergangenheit scheinen mag, — oder weil, darum durch sie bedingt, — eben aus diesem Grunde, mit ihr noch immer durch Hunderte von Lebensfäden verbunden ist — alte Keime, die erstickt schienen, wurden wieder zu frischem Triebe erweckt und brachten diese neuesten Blüten hervor, vielleicht nur ein Vorfrühling mit wenigen Erstlingsblüten, aber doch — so mag man hoffen — ein Vorbote reicherer Entfaltung der nun einmal wieder lebendigen Kraft.

Wien Otto Hauser.

Der Garten des Paradieses.*)

Mond scheinet Silber und Sonne scheint Gold,
scheint alle Welt so strahlend voll! —

Mit diesen beiden Verszeilen begann Schwester Anna den Tag, bald in Wehmut sie vor sich hinsummend, bald in unterdrücktem Jubel, bis sie, bezaubert von ihrer Schönheit, sich auf das Tabourett vor dem Klavier warf, und sie leidenschaftlich hinaus in die Stube schleuderte. Dann geschah es wohl, daß sie aufstehend die Arme um den Hals ihres langaufgeschossenen Bruders schlang und mit einem „Oh, du reizendes Hänschen!“ ihn gerade auf den Mund küßte.

Hans blieb stehen in einem Gefühl tiefer Scham über seine Schwester. Am liebsten hätte er sie recht brüderlich in den Rücken gepufft, aber es war wirklich solch ein Zug siegerstolzen und glücksbewußten Uebermuts in ihrem Blick und ein solch überirdisches Schweben in ihrem Gang, als sie nun leise summend an ihm vorbeistrich, daß er sich dazu entschloß, statt ihrer schamhaft aus der Stube zu schleichen.

Und das Aergerlichste war, daß auch die Eltern angefangen hatten, der neuerwachsenen Tochter den Hof zu machen. Wie widerte es ihn an, wenn die Mutter ihr beide Hände auf die Schultern legte und ihr strahlend in die Augen sah, als sei sie Mitwisserin eines seligen Geheimnisses. Oder wenn der Vater, sein sonst so mannhafter und wortkarger Vater, nachdem sie den ganzen Nachmittag draußen umhergeschwärmt und ein wenig verlegen zum Abendtisch heimgekommen, sie lächelnd in die Wange kniff und arglistig lächelte, als verstünde er gar wohl. —

Das alles erfüllte ihn mit Ekel und Scham.

Eine Befreiung war es, aus diesem häuslichen Dunstkreis Hals über Kopf hinauszustürzen in den Frühling, der in machtvollen Rhythmen gleich vor den Fenstern des Hauses rauschte. Niemals war er ungestümer gekommen als dies Jahr, und nun drangen die gelösten Wassermassen mit brausender Gewalt durch die Straßen und blinkten in schweren Silbertropfen unter den Hausdächern auf. Und wie der junge Lenz die Schneemengen auf seinem Lauf mit sich gewälzt und in Elven und schroffen Bächen über die Felslehnen geschüttet hatte, so riß er auch ihn mit sich. Bezaubert von dieser Wildheit und Unbändigkeit, fühlte er in dunkler Freude sich selbst all

*) Einzig autorisierte Uebersetzung von E. Stine.

Digitized by Google

diesem Brausenden und Brechenden verwandt . . . Bis die Schatten fielen und die Wehmut der Abendröte sich senkte; dann kam oft die Einsamkeit über ihn als eine Trauer, sodaß er sich in einen dunklen Verschlag hätte verstecken mögen, um zu weinen.

Es war kurz nach Weihnachten, mitten in der kältesten Dämmerzeit, als es ihm plötzlich aufging: Nun geht es dem Frühling zu! Ein Wunder sollte geschehen, indem die Natur sich wiedererhob und erneuerte. Wer mochte es glauben, daß, wiewohl über Feldern und Wiesen der Schnee noch erstickend wuchtete, sie sich dennoch bald erheben würden in Sonne und strotzender Fülle? Frühling! Alles, dem der Sinn sich entgegenstreckte in ahnendem Sehnen, es sollte nun gefaßt werden in dies kleine, lebenverheißende Wort. Es wurde zu einer wahren Beherzung, dieses Sehnen nach dem Frühling, zu einem lieben Traum, der am Tage sein Herz vor Entzücken klopfen machte und in dem er des Abends einschlummerte.

Und sieh! Nun war es ja schon Frühling. Mit jedem Tage wurden die Nachmittage länger und die Nächte kürzer. Bald lagen die Flußdämme trocken, und Ruhe überkam die Natur. In seinem Innern aber hatte der erste Frühlingsrausch bloß Enttäuschung hinterlassen. Er hatte es sich ganz anders gedacht, so viel reicher und abenteuerlicher. Die Sonne schien ja nicht Gold, und der Mond leuchtete nicht Silber, und die Blumen, die aus den Grabenrändern hervorguckten, funkelten nicht all die Pracht, die er erträumt. Mitten in dem erwachenden Frühling fühlte er sich überflüssig, und mit einem schlaffen Gefühl schlenderte er seinen täglichen Weg zur Schule mit seiner alten Mütze und den fadenscheinigen, blauen Beinkleidern, die er den ganzen Winter getragen hatte und die ihm nun ein Zeichen seiner Armut wurden, in der reichsten Zeit des Jahres.

Da war es, daß seine Mutter eines Tages beim Abendbrot sagte: „Morgen pflanzen wir!"

Es wurde vorläufig nicht weiter davon gesprochen, aber in ihm schlugen diese Worte wunderlich stark ein und wuchsen zu einer ganzen Begebenheit in seinem einförmigen Leben. Den ganzen Tag freute er sich, und als der Abend kam, ein heller, freundlicher Abend zu Ende des Mai, da lag er auf den Knien und grub mit den Händen in den aufgewühlten Beeten und klopfte die nasse Erde um die Wurzeln der Pflanzen, die die Mutter ihm reichte. Der Vater half auch dabei, und in einem Fenster stand die Schwester und summte. Das Gefühl, die Arbeit mit seinen Eltern zu teilen, stimmte sein Gemüt dankbar, ja, es erwärmte ihn sogar, wenn der Vater schalt, weil er ja so sehr mit dessen Eifer sympathisieren konnte und es überdies so leicht war, es ihm zu Willen zu tun.

Dann strich er allein hinaus, erfüllt von der Güte seiner Eltern seit seinen Kinderjahren her. Das Wetter war warm, und ein kleines, rotes Wölkchen am Himmelsgewölbe machte es wehmütig und still. Als er des Nachts zurückkam, blieb er lange vor dem Zaune stehen, in stummer Betrachtung des kleinen Gartenflecks dadrinnen, dem so viele Blumen entkeimen und soviel Schönheit entsprießen sollte.

— — In weißen Strahlenbüscheln stand am nächsten Morgen die Sonne in seiner Stube und füllte sie mit goldenem Licht. Eine heftige Freude durchfuhr ihn — im ersten Augenblick wußte er nicht recht, warum — und doch war es fast wie die Befreiung von einer Qual, als er mit lautem Ruf aus dem Bette sprang, die Gardinen aufrollte und hinaussah: Voller Tag!

Gestern haben wir gepflanzt! dachte er. Es strahlte eine Sekunde lang vor seinen Augen wie von Gold und blühender Blumenpracht, und erwartungsvoll stockte das Blut in seinen Adern.

Gegen Gewohnheit schlich er leise die Treppen hinab, ängstlich, jemanden zu stören. Das wäre schade gewesen. An einem solchen Tage mußte man gegen alle gut sein. Und als er hinaustrat, fühlte er den Druck der Luft auf seiner Wange wie eine mitfühlende Liebkosung. Wie still es war! Still außer ihm, still in ihm, eine Stille, die nur ein früher Sommermorgen hat, wenn er auf ein anfeuerndes Wort wartet, um hinauszubrausen über die Welt. Mit zitternden Silberrändern um die laubschweren Gipfel langten die Bäume hinein in die Glückseligkeit des Lichts. Ein Milchwagen, der vorbeiraffelte, weckte in ihm ein eigenes sommerliches Gefühl. Er ging heute von Fest zu Fest. Und all die Zeit dachte er: Gestern haben wir gepflanzt! Als sei es just dieser Umstand, dem er die Andacht und Stärke seiner Stimmung verdankte.

Niemals hatte ein Geburtstagskind, auf das das Wohlwollen der Menschen scheint, größere Verpflichtungen gefühlt, gut zu sein, als er an diesem Tage. Feierlich stumm und mit einem gespannt lauschenden Ausdruck saß er Stunde um Stunde auf der Schulbank, geduldig über das Buch gebückt, das aufgeschlagen vor ihm lag. Und doch folgten seine Gedanken nicht dem Unterricht. Weit eher hatten sie sich in überschwänglicher Freude um einen Traum gesammelt.

Unten im Hofe hörte er die Spatzen zwitschern, und hie und da erscholl der kurze Schrei einer vorbeifliegenden Schwalbe. Und er dachte, wie schön es draußen sei, daß es aber viel schöner noch daheim im Garten sein müsse, wo nun die Sonne all die Blumen beschien, die er selbst gepflanzt hatte. Er sehnte sich heim zu ihnen, daß er kaum wußte, wo er sich befand. Wie weit sie wohl schon gekommen waren? Und ihm war's, als höre er es wachsen in der nassen Erde, der die Sonnenstrahlen Wärme zutrugen, und wieder flammte es vor seinen Augen auf, aber diesmal heftiger als am Morgen, sodaß sein Herz ganz demütig wurde vor Sehnsucht nach all dieser fernen, lockenden Herrlichkeit.

Im Paradiese! flüsterte er und fühlte es mit hart zitternden Schlägen an seine Brust pochen.

Es war die letzte Schulstunde, da alle Spannkraft des Unterrichts längst aufgebraucht war. Die Hände in den Taschen stand der Lehrer da und starrte zerstreut in den Hof hinab, wo die um ein Uhr Freigewordenen Ball spielten oder sich tummelten, und von wo die Rufe scharfer Knabenstimmen schrill in den sonnenheißen Raum hereindrangen.

Alle andern schliefen. Nur er war wach. Den ganzen Tag hatte er sich hinausgesehnt; nun schien die Widerstandskraft plötzlich gebrochen, und jeder Nerv schien eine Flamme in seinen Körper zu werfen. Er wollte aufstehen, blieb aber dennoch sitzen, verzaubert von dem, was seine Augen sahen. Es sproßte und flimmerte in seiner Phantasie mit einer Gewalt wie von all den neuentfalteten Blüten des Lenzes. Klingend und duftend sättigten sie jeden Sinn, bis sein Gehirn von dem weißen Licht bebte und blitzte. Der ganze Garten ein funkelndes Blumenmeer, eine Fata Morgana-Erscheinung überirdischer Wiesengründe, ein blendender Tag des Südens, der in Rosen versank! Der Mond scheint Silber, die Sonne scheint Gold! Es wurde zu einer Halluzination, einem verzehrenden Wahnwitz. Und überwältigt von der Schönheit seiner eigenen Gesichte neigte er sich, den Kopf zwischen den Armen, auf das Pult hinab in starkem Weinen.

Durch das Weinen hörte er den Lehrer teilnehmend fragen, was ihm fehle. Nichts! Er hob das tränennasse Antlitz und lächelte. Es fehlte ihm wirklich nichts, es war nur, daß —

Da läutete die Pedellglocke, und ohne seine Antwort fortzusetzen, haschte er nach den Büchern und lief hinaus . . . .

War das das Haus? — — der Garten?

Da standen einige halbwelke Pflanzen, die Blätter schwer zur trockenen Erde geneigt, als ob sie verschmachteten. Kein Duft, keine Pracht, keine Farben!

Aber oben im Fenster sah er die Mutter, die ihm zuwinkte, und hinter ihr einen fremden, lächelnden Mann, der den Arm um der Schwester Leib geschlungen hielt.

„Komm herauf, Hans! Wir haben dir eine große Neuigkeit zu erzählen!"

Er blieb zuerst wie betäubt stehen. Dann ergriff ihn rachsüchtige Erbitterung. Er hob einen Stein auf und schleuderte ihn gegen die Scheibe, daß sie zersplitterte.

Dann schwankte er besinnungslos die Straße hinab.

Christiania. Nils Collett Vogt.

Digitized by Google

Richard Huldschiner: Die stille Stadt. Verlag von Egon Fleischel & Co. Berlin.

Die Diaspora der Juden ist eins der Probleme, das immer von neuem die Phantasie nicht nur der unmittelbar Beteiligten beschäftigt: ihre Heimatlosigkeit, ihre eingende Sehnsucht nach dem Lande, das ihnen gehörte, ihre unversiegte Hoffnung, einst wieder im Tempel die heilige Lampe entzünden zu dürfen. Seit achtzehn Jahrhunderten zerstreut, haben viele resigniert und fügen sich in stillem Widerspruch dem Unvermeidlichen ihrer Verbannung. ‚Man kann nichts tun als beten.' Aber andern hat die Energie sich vervielfältigt; sie sind ‚wie eine mit Riesenkraft gespannte Riesenfeder'. Unermüdlich, die Anschauungen und Bräuche der Vorfahren und ihre Eigenhoffnungen hoch zu halten, ist ihr Wahlspruch: ‚Handeln wie ein Mensch, der ein Schwert in der Faust hat.' Allen aber wirkt in der Tiefe ein sehnsüchtiges Gefühl, das ihr Leben erfüllt.

Solch ruhelose Stimmungen, die zwar verzagend und in den dunklen Mantel des Verzweifelns gehüllt, doch einen Schimmer glänzender Hoffnung sich gerettet haben, versucht Huldschiner mit der Gestaltung des Elias Merian und seiner Umwelt in ein Allgemein-menschliches hinüberzuspielen. Er erfindet den Seelen oder der Seelenstimmung der Zerstreuten ein Symbol in seiner ‚stillen Stadt', die irgendwo da unten im Gebirge liegt, in der jeder Mensch ein Sonderwesen ist: „Jedes Haus hat sein eigenes Gesicht, und jeder Mensch in dieser Stadt hat sein eigenes Gesicht, und keinen läßt sie aus, der nicht den Stempel einer geheimnisvollen Besonderheit mit sich davon trüge." Ein schwermütig-lähmender Zug ruht über dem ‚unsäglich-stillen' Gemeinwesen, das der Fanatismus schleichender Mönche mit brüllendem Haß gefüllt hat. Die herbstliche Stadt gleicht einem stillen, dunklen Gewässer, dessen Tiefe unterirdische Gewalten erbeben machen; aber auf der Oberfläche ist kaum mehr ein leises Wellenzittern. ‚Und über ihm geht in ewiger Ferne die Sehnsucht einher, eine Wolke bei Tag und glutroter Feuerschein bei Nacht.'

In solcher Sphäre schwingt die Seele Merians, der sich lebenslang gesehnt hat. Sein Schicksal, das ihn aus der Fron der Schreibstube zur Knechtschaft quälender Liebe führt und in der Ruhelosigkeit verdarrt, sein Schicksal könnte eine Allegorie der Stimmung des jüdischen Volkes sein, — wenn das Einzelleben reich genug und wenn es genügend scharf gefaßt wäre, um als ein Gleichnis dienen zu können. So aber gelingt dem Verfasser die Darstellung des landschaftlich Symbolischen wie überhaupt das Gemälde der Szenerie; sobald er aber daran geht, das Symbolische nun auszuwirken in greifbare Gestalten und ihre Erlebnisse, versagt seine Kraft, die gerade ausreicht, in Stimmungsbildern wie dem Wittgang Konzentrationen des Gefühls und Spannungslösungen wirkungsvoll wiederzugeben.

Der durch nichts innerlich begründete Schluß, der Selbstmord der von Merian geliebten, ihn wieder liebenden Frau, besiegelt die Enttäuschung, welche die mangelnde Gestaltungsgabe des Verfassers anfänglicher Teilnahme bald folgen läßt. Denn seine stilistische Kunst ist zunächst geeignet zu fesseln. Nur hält auch sie dem Nachfühlen nicht stand, weil der Eindruck des Gekünstelten am Ende überwiegt. Es ist eine Pose der Selbstbespiegelung, in der Huldschiner sich gefällt; ihr Wesen ist konzentriert in jenem Leitsatz des Merianschen Daseins: ‚Wer seiner eigenen Trauer sich bewußt geworden ist, hat alles Glück der Erden.' — Der Gedanke hat ein stark pessimistisches Gepräge. Soweit er echt ist und wahrhaftigen Ausdruck findet, ist die ‚stille Stadt' als ein Zeitdokument nicht ohne Wert. Doch eben nur zu einem Teil ist das Gepräge echt. Als Kunstwerk, eben weil es mit unzureichender Kraft nach Bedeutendem strebt, ist das Ganze nicht gelungen.

R. P.

Politische Ethik und Christentum von Prof. theol. Ernst Troeltsch (Heidelberg). Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht, (Göttingen).

Es ist eine für jeden denkenden Menschen wichtige Frage, inwieweit zur ethischen Betätigung der Persönlichkeit auch die Politik gehöre. Sie bildet das Thema des Schriftchens von Troeltsch, eine Erweiterung seines auf dem letzten evangelisch-sozialen Kongreß gehaltenen Vortrags. Zunächst werden in großzügiger Betrachtung die Hauptauffassungen von Politik charakterisiert. Die beiden Arten des sogenannten „Realismus" erkennen zwischen politischen und ethischen Zielen überhaupt keinen grundsätzlichen Zusammenhang an. „Die Geheimnisse der Politik sind ihnen die Geheimnisse der Kunst, Macht zu bilden." (So Treitschke, Bismarck; so auch die materialistische Geschichtstheorie.) Die erzieherische Bedeutung dieser Auffassung erkennt Troeltsch an, denn gewiß ist „die Macht die grundlegende Lebensbedingung des Staates". Aber sie ist „nicht sein ganzes Leben selbst". „Wohl müssen wir erst leben können, aber wenn wir erst leben, so leben wir nicht um der bloßen Existenz willen, sondern für Gedanken und Ideale." Es werden dann vier Gruppen ethischer Auffassung der Politik unterschieden. Der einen ist Wert und Aufgabe des Staates damit erschöpft, daß er als „äußerer Schutzapparat" dient (Lockescher Liberalismus, W. v. Humboldt). Eine andere setzt die Idee der „Nation" auf den Thron des höchsten ethischen Postulats in der Politik (Fr. Naumann (?), Alldeutsche, Nationalliberale z. T.). Beiden Gruppen fehlt eine wirklich tiefgehende Begründung der politischen Ethik. Eine solche findet Troeltsch erst in den Prinzipien der „Demokratie" und des „Konservatismus", beide Prinzipien natürlich nicht in parteipolitischer Beschränkung verstanden. Sie werden ausführlich und fein gekennzeichnet in ihrer Entstehung, ihren Vorzügen und ihren Schwächen, das eine gestützt auf den Gedanken der Menschenrechte, das andere überzeugt von der Notwendigkeit der Autorität. Auf diese beiden Prinzipien verteilt Troeltsch die Konsequenzen der christlichen Ethik. Letztere enthält einen stark demokratischen Zug dadurch, daß in ihrem Zentrum die Persönlichkeitsidee steht. Neben dieser Tendenz aber besteht von Anfang an die Forderung der Ergebung in Gottes Weltordnung. Zu beiden Tendenzen ist im Lauf der Geschichte etwas Fremdes hinzugekommen: der Naturrechtsgedanke dort (Stoa, Rousseau), hier die „an den bestehenden Besitz sich klammernde Vergöttlichung älterer Machtverhältnisse."

„Die Frage ist, ob die christliche Ethik diese beiden Beimischungen wieder von sich abstoßen kann, und ob sie die beiden ihr wesentlich zugehörigen Tendenzen wieder an sich ziehen und zu der Idee einer politischen Ethik des christlichen Gedankens vereinigen kann." Die Antwort liegt in folgendem: „Die Persönlichkeit ist nicht ein einfacher Gegner der aristokratischen Ordnung, sondern entsteht erst durch die Fügung in diese Ordnungen. Andererseits, die aristokratische Macht ist keine Beute im Kampf ums Dasein, die dem Erwerber zum Genuß zuteil wird, sondern sie ist eine Pflicht gegenüber dem Gesamtwohl. Sie hat keine Verheißung der Ewigkeit, sondern muß weichen, wenn ihre Träger den inneren sittlichen Halt verloren haben, oder wenn derselbe Fluß der Dinge, der sie emporgetragen hat, ihren Boden unterwühlt und neue emporträgt. Kein Werden der Persönlichkeit ohne Fügung in die aristokratischen Ordnungen, keine aristokratische Ordnung ohne Dienst am Werte der Persönlichkeit: das ist die Formel für die vom Christentum inspirierte politische Gesinnung." „Das Christentum ist also demokratisch und konservativ zugleich."

Aber nicht in dieser Lösung der Aufgabe ist der Hauptwert des Schriftchens enthalten. Denn, „wie beide Tendenzen jedesmal auszugleichen sind, das ist abhängig von der jeweiligen Lage und ihren Umständen" und wohl noch mehr von der subjektiven Auffassung des einzelnen, der bald mehr im Alten und Bestehenden, bald mehr im Neuen und Werdenden „das Göttliche" suchen wird. Also eine bestimmte Stellung in konkreten Fällen gewinnen wir damit doch nicht. Wenn ferner Troeltsch die „Persönlichkeitsidee" nur als „Begleitgedanken" neben dem „Zentralgedanken der Liebe" gelten läßt und fordert, daß die „christliche Ethik andere sittliche Prinzipien neben sich anerkennt" (z. B. künstlerische, wirtschaftliche usw.) so hat man den Eindruck eines nicht philosophisch konsequent durchdachten Gedankenganges. Da führt ein Buch wie Staudingers „Ethik und Politik" weiter, das von Kant ausgehend gerade in der Persönlichkeitsidee eine allgemeine, durchgreifende Wegweisung gewinnt und damit eigentlich erst auch das Wesen des „christlichen Zentralgedankens" völlig ausschöpft.

Oppenheim a. Rhein. Strecker.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 8. Berlin, den 19. November 1904. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Zu den untrüglichen Gradmessern der Kulturhöhe eines Volkes pflegte man schon im Altertum die Behandlung zu rechnen, die den Fremden zuteil wurde. Nicht jenen Fremden natürlich, die mit einer wohlgespickten Börse zu ihrem Vergnügen oder zwecks Abschlusses umfangreicher Geschäfte reisen, sondern den schutzbedürftigen Ausländern, die ihr Vaterland aus Not verlassen, um bei dem fremden Volke etwas zu finden, was sie in ihrer Heimat vergeblich suchen. In der Behandlung solcher Ausländer schieden sich schon vor Zeiten die klassischen Völker von den barbarischen. Wenn aber nach diesem Maßstabe das Kulturniveau des deutschen Volkes ermittelt werden sollte, so müßte zweifellos ein beschämender Tiefstand konstatiert werden. Die Uebergriffe unserer Polizeibehörden gegen schutzbedürftige Fremde haben sich unter dem glorreichen Regime des vierten Reichskanzlers mit einer fast gewohnheitsmäßigen Regelmäßigkeit wiederholt und in letzter Zeit eine kaum noch übersteigbare Brutalität erreicht. Die Behandlung, die eben wieder einer russischen Studentin, dem Fräulein Janina Bärson, während ihrer zehntägigen Inhaftierung im Berliner Polizeigewahrsam zuteil geworden ist, erregt schon garnicht mehr durch ihre Gesetzwidrigkeit Aufsehen, als vielmehr durch den zufälligen Umstand, daß einer Russin aus angesehener, einflußreicher Familie derartiges widerfahren konnte. Auf der Durchreise zur Genfer Hochschule wird sie in Berlin plötzlich vom Zimmer eines ihrer russischen Bekannten hinweg verhaftet und ohne Angabe von Gründen in Gewahrsam gehalten, nachdem sie zum Zweck einer körperlichen Visitation gezwungen war, sich nackt auszuziehen. Nicht einmal die Wohltat, auf die jeder Verbrecher Anspruch hat, binnen 24 Stunden einem Verhör unterzogen zu werden, wird ihr gegönnt. Es bedarf erst des Eingreifens eines energischen Rechtsanwaltes und der Intervention des aus Petersburg herbeigeeilten Vaters, eines auch in Berlin bekannten und einflußreichen Bankiers, um die völlig Schuldlose freizubekommen. Da keinerlei stichhaltige Gründe für die Verhaftung namhaft gemacht werden konnten — denn der Verkehr bei einem „notorischen russischen Anarchisten" ist selbst in Preußen noch kein rechtlicher Verhaftungsgrund — so mußte auch die Entlassung aus der Gefangenschaft in einer völlig gesetzwidrigen Weise erfolgen. Dem Vater wurde das Ehrenwort abgenommen, daß seine Tochter sofort die Reise nach Genf antrete, und Fräulein Bärson war frei, um einige Tage später noch formell als „lästige Ausländerin" ausgewiesen zu werden. Beginn, Durchführung und Ende dieser Polizeiaktion illustrieren die Rechtlosigkeit und Schutzlosigkeit der Ausländer im Rechtsstaate Preußen so grell, wie nur irgend einer der früheren Fälle. Sie sind leider allzu geeignet, nicht nur die Rechtsgarantien, sondern auch die Kulturzustände Preußen-Deutschlands zum Gespött des Auslandes zu machen. Ihre besondere politische Bedeutung haben diese Polizeiübergriffe noch darin, daß sie begreiflicherweise vielfach als verächtliche Russendienerei aufgefaßt werden. Ueberboten werden sie lediglich durch die Nachricht, daß sich in den Räumen der Berliner Universität russische Spitzel mit Genehmigung der Universitätsbehörden ständig aufhalten dürfen, und daß Russen an dieser Stätte der freien Wissenschaft nur immatrikuliert werden, wenn sie ein Zeugnis der preußischen und russischen Polizei über ihr politisches Wohlverhalten beibringen können! Gegen solche, die deutsche Nationalehre entwürdigenden Vorkommnisse muß mit allem Nachdruck protestiert werden. Sie müssen zum Gegenstand einer zornvollen parlamentarischen Verhandlung gemacht werden, die dem preußischen Ministerpräsidenten, Grafen Bülow, klar macht, daß die Achtung einer Nation im Auslande nicht auf gelegentlichen geistsprühenden Zitaten ihrer verantwortlichen Staatsmänner, sondern auf der Achtung vor Freiheit und Menschenrecht beruht, die sie Ausländern ebenso wie ihren eigenen Staatsbürgern gegenüber hochhält.

Wie langsam die Erziehung der marxistisch gedrillten deutschen Sozialdemokratie zu den Grundsätzen einer nüchternen, besonnenen Gegenwartspolitik voranschreitet, beweisen die Vorbereitungen zur Kommunalwahl in den beiden süddeutschen Städten Mainz und Stuttgart. In Mainz hat die des Revisionismus verdächtige Arbeiterschaft ein Wahlbündnis mit den liberalen Parteien abgeschlossen und dabei statt der seithergen zwei Vertreter deren sechs zugestanden bekommen. In Stuttgart hat umgekehrt die bis dahin mit den Demokraten gemeinsam vorgehende Sozialdemokratie das seithergige Wahlbündnis gekündigt, obwohl ihr damit der Verlust des einzigen Mandats und der Zusammenschluß aller bürgerlichen Elemente gegen sie in sicherer Aussicht steht. Nicht nur die bekannten ultraradikalen Organe des klassenbewußten Marxismus, sondern selbst das Berliner Zentralorgan der Partei nimmt aus diesen Vorgängen Veranlassung, die „mandatshungrigen" Mainzer Genossen wegen ihrer „Schachermacherei" zu rüffeln und ihnen die Stuttgarter Musterknaben des unverfälschten Klassenkampfes als beschämendes Beispiel vorzurücken. Auf die Mainzer Genossen macht diese Verherrlichung der unfruchtbaren Prahlhanspolitik aber wenig Eindruck, und die Ludwigshafener Genossen gehen in der „Schachermacherei" mit den bürgerlichen Parteien sogar noch einige Schritte weiter, indem sie nach dem Grundsatz des Proporzes gleich mit mehreren bürgerlichen Parteien Vereinbarungen über Stadtverordnetenmandate abschließen. Wie vernünftig vollends jüngst in Dessau sich die Sozialdemokraten verhalten haben, schildert ein besonderer Artikel dieser Nummer.

Uebrigens hat die sogenannte bürgerliche Gesellschaft ihr gutteil Mitschuld an der von den zielbewußten Marxisten angestrebten Verewigung der Klassenkampfphrase. Die Wahl des

Digitized by Google

sozialdemokratischen oldenburgischen Landtagsabgeordneten Hug, eines der besonnensten und befähigtsten Revisionisten der Partei, zum Bürgermeister der zweitgrößten, mächtig aufblühenden Industriestadt Oldenburgs bringt die unentwegten Vertreter bürgerlicher Honettigkeit in Raserei, ehe noch sicher ist, ob die Wahl von der Aufsichtsbehörde bestätigt, oder, wie früher schon, abgelehnt wird. Obwohl die Erklärung Hugs, daß er sich künftig im Falle seiner Bestätigung aller parteipolitischen Agitation enthalten und auf seine Reichstagskandidaturen verzichten würde, alle die Schwierigkeiten deutlich werden läßt, die einem hervorragenden Sozialdemokraten bei der Uebernahme verantwortlicher Aemter im Gegenwartsstaat notwendig erwachsen, macht diese „staatsmännische" bürgerliche Presse die unglaublichsten Anstrengungen, um das interessante Experiment und die erzieherische Wirkung, die es zweifellos für die Sozialdemokratie haben muß, zu vereiteln. Hoffentlich läßt sich indessen die oldenburgische Regierung in ihren Entschlüssen von solcher Spießbürgerpolitik nicht beeinflussen.

In Südwestafrika nimmt der Aufstand der Eingeborenen immer noch größere Dimensionen an. Auch der Typhus fordert unausgesetzt zahlreiche Opfer unter unsern Soldaten. Und während noch niemand abzusehen vermag, wann und wie dieses verlustreiche Kolonialabenteuer beendet werden kann, wird der Mann, der nicht nur die formelle Verantwortung für den überraschenden Ausbruch der Unruhen zu tragen hat, sondern auch nach Lage der Sache als der intimste Kenner und deshalb unentbehrlichste Berater der deutschen Kolonialverwaltung in Berlin und der Truppenführer in der Kolonie gelten muß, abberufen. Major Leutwein ist von seinem Posten zurückgetreten und Generalkonsul von Lindequist in Kapstadt zu seinem Nachfolger ernannt worden. Die schneidige Kolonialpresse bejubelt diesen Personalwechsel, weil sie einen Systemwechsel darin erblicken zu können vermeint. Anstelle der Leutweinschen Taktik menschlicher und gerechter Behandlung der Eingeborenen soll jetzt, so triumphiert sie, ein Regime der Entrechtung und der Streuge treten. Man übersieht bei diesem Jubel aber völlig die Tatsache, daß auch unter Leutweins Regierungsmethode jenes unwürdige Vertuschungs- und Ausbeutungssystem minderwertiger Kolonialhelden und skrupelloser Händler üppig in Blüte stehen konnte, das die Schwarzen zur Empörung gegen die deutsche „Schutzherrschaft" getrieben hat. Die von der Kolonialpresse mit Begeisterung angepriesene Regierungsmaxime: „Leutwein hat Euch mit Peitschen gezüchtigt, Lindequist soll Euch mit Skorpionen züchtigen" eröffnet noch trübere Ausblicke in die deutsche Kolonialgeschichte, als der bisherige Verlauf des opferreichen Feldzuges, den wir in Südwestafrika durchzufechten gezwungen sind.

Die italienischen Stichwahlen haben die charakteristischen Züge der Hauptwahlen in verschärftem Maße hervortreten lassen. Die Hoffnungen der Sozialdemokraten sind noch weiter als bei den Hauptwahlen hinter den Erwartungen zurückgeblieben, und Giolittis Kammermehrheit ist durch die Stichwahlen noch erheblich verstärkt worden. Die Nachwirkungen des verunglückten Generalstreiks haben die Sozialisten nicht nur um die sicher erhoffte Vermehrung ihrer Kammersitze gebracht, sondern ihnen auch noch einige ihrer Mandate geraubt. Wären nicht die Reformisten in der Partei mit sichtbaren Erfolgen aus der Wahl hervorgegangen, und hätte man nicht zum Zweck der Stimmenzählung diesmal in fast allen Wahlkreisen sozialdemokratische Zählkandidaturen proklamiert, mit deren Hilfe man jetzt auf eine Verdoppelung der sozialistischen Stimmenzahl hinweisen kann, so wäre die Niederlage der italienischen Sozialdemokratie noch weit auffälliger gewesen. Giolittis Wahlparole gegen die extreme Rechte und Linke hat sich dagegen zunächst bewährt. Freilich muß es sich erst noch zeigen, ob mit dieser Parole nicht eine Ueberzahl von illiberalen und unsozialen Abgeordneten in die Kammer gekommen sind, die es einem Mann wie Giolitti unmöglich machen könnten, seine frühere arbeiterfreundliche Politik fortzusetzen. Die Wahlhilfe, die er wider Erwarten vom Klerikalismus auch bei den Stichwahlen in ganz auffälliger Weise erhalten hat, gibt schlimmen Befürchtungen hinreichenden Nährboden. Die neue Taktik des Vatikans, der die frühere Wahlenthaltung seiner Parteigänger plötzlich in eine Unterstützung der Regierung umkommandiert hat, darf wohl weniger einer Wandlung der politischen Ueberzeugung, als vielmehr dem gespannten Verhältnis zugeschrieben werden, in dem sich der Papst gegenwärtig mit Frankreich befindet. Um so weniger beneidenswert wird die Rolle sein, die Giolitti an der Spitze seiner neuen Mehrheit zu spielen genötigt ist.

Die französischen Sozialisten, die als zielbewußte Marxisten die Regierungsfreundlichkeit der Jaurèsistischen Gruppe aufs Heftigste bekämpft und dann doch mit dieser gemeinsam im Fall André die französische Regierung in der Kammer gerettet haben, erlassen jetzt ein Manifest, worin sie ihre Inkonsequenz zu rechtfertigen versuchen. In der letzten Kampagne sei vor allem der Wunsch der nationalistischen und reaktionären Partei, „der Kriegspartei", zum Ausdruck gekommen, sich zur Regierungsmacht aufzuschwingen; da aber der Krieg die schrecklichste Geißel wäre, die die Welt der Arbeiter treffen könnte, so hätten sich die radikalen Sozialisten zu einer Unterstützung des gegenwärtigen Kabinets entschließen müssen. Diese Erklärung, die übrigens in ähnlichen Wendungen auch bei früheren Anlässen derselben Art abgegeben wurde, bestätigt nur die Tatsache, daß auch die wildesten Radikalissimi der sozialen Revolution im gegebenen Fall sehr wohl Utilitätserwägungen zugänglich sind. Sie zeigt, daß die angeblich abgrundtiefen Unterschiede in der Taktik der gemäßigten und der radikalen Sozialdemokratie der realen Wirklichkeit gegenüber verschwinden. Inzwischen hat übrigens der französische Kriegsminister André, der nach den bekannten Enthüllungen über seine Amtsführung gewissermaßen die Achillesferse des Ministeriums Combes abgab, freiwillig demissioniert. Zu seinem Nachfolger wurde der radikale Republikaner Berteaux ernannt, ein Kriegsminister, der nicht nur „vom Zivil" herkommt, sondern auch durch seinen Beruf als Börsenmakler in den Augen unserer Feudalen shoking sein muß. Trotzdem erfüllt er vielleicht gerade um dieser Eigenschaften willen die Hoffnungen der französischen Ministeriellen, die von ihm eine Verwischung der peinlichen Eindrücke der letzten Zeit erwarten.

Im ungarischen Parlament zeigt sich Ministerpräsident Tisza nicht nur als starker Mann, der die Hausordnung für seine politischen Zwecke mit aller Rücksichtslosigkeit zu revidieren bereit ist, sondern auch als geschickter Taktiker, der die Opposition in demselben Moment, in dem er sie aufs Schärfste reizt, mit Erfüllung langjähriger Forderungen überrascht. Er hat inmitten der aufregenden Verhandlungen über die Abänderung der Geschäftsordnung den opponierenden Parteien die seit drei Jahrzehnten vergeblich geforderte nationalungarische Honvedartillerie und die zweijährige Dienstzeit versprochen. Freilich hat dieses Versprechen gerade im gegenwärtigen Augenblick nicht den Jubel hervorgerufen, den es sonst wohl zweifellos erregt haben würde. Aber darauf kommt es ja dem Grafen Tisza augenblicklich auch weniger an, als auf die Durchführung der Geschäftsordnungsrevision.

Vom ostasiatischen Kriegsschauplatz liegen auch in dieser Woche keine irgendwie bedeutsamen Nachrichten vor. Dagegen häufen sich die Berichte von Revolten der eingezogenen russischen Reservisten. Dieser Gewalttätigkeiten hätte es freilich nicht erst bedurft, um die grenzenlose Unpopularität des Krieges gegen die Japaner im russischen Volke erst zu dokumentieren. Im Reich der Knute und des Zarismus haben allerdings Volksstimmungen, solange sie nicht zu großen einheitlichen Massenkundgebungen auswachsen, wenig Bedeutung. Deshalb wird auch der zündende Aufruf der russischen Sozialdemokratie zur Verweigerung des Kriegsdienstes kaum mehr Erfolg haben, als die schon früher verbreiteten zahlreichen ähnlichen Pronunziamentos der verschiedenen anarchistischen Gruppen. Der abscheuliche Krieg wird vielmehr, allen Wort- und Tatprotesten zum Trotz, von der russischen Regierung mit der brutalen Rücksichtslosigkeit weitergeführt werden, deren der Zarismus fähig ist.

* * *

Digitized by Google

Klassenkampf.

Unsere Einwendungen gegen die Betrachtungen des „Vorwärts" über die Aussichtslosigkeit jeder bürgerlichen Sozialreform haben das Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands zu einer Replik veranlaßt. Sie trägt den Titel „Polemik gegen einen Totenschein". Auch in diesem zweiten Artikel ist jedoch der Nachweis der Befähigung des „Vorwärts" zur Führung des politischen Zivilstandsregisters nicht erbracht. Säubern wir einmal das Diskussionsfeld von den nebensächlichen Dingen.

Der „Vorwärts" tritt den umständlichen Beweis dafür an, daß Sozialdemokraten in Preußen—Deutschland nicht als Universitätsprofessoren wirken können. Das zu bestreiten wäre mehr als kühn. Wogegen ich mich verwahrt habe, das waren die Uebertreibungen des „Vorwärts", der da schrieb, es sei den Trägern der Wissenschaft im kapitalistischen Staat verwehrt „auch nur Sympathien für die proletarische Bewegung offen zu äußern." Gerade anläßlich des skandalösen Falles der Maßregelung des Privatdozenten Arons, der dem „Vorwärts" bei seiner übertriebenen Anklage vorgeschwebt hat, trat ersichtlich zutage, daß die Träger der Wissenschaft an unseren Universitäten doch noch nicht moralisch so verkommen sind, wie die Pauschalverurteilung des „Vorwärts" uns glauben machen will. Das preußische Staatsministerium mußte sich schon höchst selbst bemühen, das Disziplinarverfahren gegen Arons zum erfolgreichen Ende zu führen, da die philosophische Fakultät versagte. Das war gewiß noch kein Heldenstück der Professoren, ebensowenig wie die von der Linken des preußischen Abgeordnetenhauses ausgehende parlamentarische Kritik des Falles, aber der Vorgang zeigt wenigstens, daß der Sinn für Gerechtigkeit gegenüber den Vertretern der proletarischen Bewegung doch noch nicht völlig ertötet ist. Es ist ja kein Wort darüber zu verlieren, daß es eine armselige Politik ist, welche die Sozialdemokraten grundsätzlich von den Lehrstühlen unserer Universitäten fernhält. Weshalb ein Mann wie Eduard Bernstein oder auch Kautsky nicht ordentlicher Professor der Nationalökonomie an einer deutschen Universität sein sollte, ist schlechterdings nicht einzusehen, vorausgesetzt, daß man nicht in dem Ideenkreise unserer Ordnungsphilister verkommen ist. Nebenbei bemerkt haben unsere Mitbürger jüdischer Konfession gegen ganz ähnliche Vorurteile zu kämpfen. Daß diese willkürlich errichteten Barrieren niedergerissen werden, dafür fehlt es auch außerhalb der Sozialdemokratie keineswegs an ernstem Wollen. Die Sozialdemokratie selbst aber hat bisher diesen Fragen ein nur mäßiges Interesse und nur einen sehr geringen Teil ihrer großen Agitationskraft gewidmet. Das Prinzip der Gleichberechtigung der Staatsbürger wird in unserem heutigen Klassenstaat täglich auf das Schmählichste verletzt, speziell zuungunsten der Anhänger der Sozialdemokratie. Hier kann die Sozialdemokratie Forderungen erheben, deren Erfüllung keineswegs aussichtslos ist; deren Erfüllung allerdings durch die Sozialdemokratie allein nicht erreicht werden kann, sondern nur bei einer Unterstützung durch bürgerliche Elemente möglich wird.

Des weiteren verwahrt sich der „Vorwärts" gegen meine Behauptung, daß der Mißerfolg des Frankfurter Wohnungskongresses in seinen Spalten mit freudigem Triumph begrüßt und zu einer hochmütigen Konstatierung genereller Unfähigkeit bürgerlicher Sozialreformer benutzt sei. Es war nicht Freude, sondern Schmerz oder wenigstens die gefühlvolle Anteilnahme des Arztes, der einen sympathischen Kranken sterben sieht. Wir haben uns den Ausdruck des Mitgefühls bisher zwar etwas anders vorgestellt, nehmen aber gern Notiz von dem Vorhandensein eines Gefühls, das uns entgangen war. Doch das alles sind Nebendinge. Der Kernpunkt des Meinungsstreits steckt in dem Begriff Klassenkampf.

Es handelt sich hierbei nicht um bloße theoretische Spitzfindigkeiten, sondern um Vorstellungen, die für den Gang der praktischen Politik von der größten Tragweite sind. Das Dogma vom Klassenkampf hat sich als propagandistisches Kampfmittel ohne Zweifel bewährt, und es ist aus diesem Grunde begreiflich, daß die Leitung der Sozialdemokratie an diesem Dogma mit einem gewissen Fanatismus festhält, und jede Ketzerei gegen dieses Dogma schon im Keim zu ersticken versucht; aber das ändert nichts an der Tatsache, daß hier mit einem dehnbaren, zahllosen Mißverständnissen ausgesetzten und bei Licht besehen, längst unhaltbar gewordenen Begriff manipuliert wird.

Wer vermag auch nur mit Sicherheit die Grenzen der Klasse zu bestimmen, die nach den Lehren der sozialdemokratischen Orthodoxie den Klassenkampf zu führen hat? Deckt sich diese Klasse mit dem, was man Proletariat nennt, oder mit der Schicht der Lohnarbeiter, oder mit denen, die im sozialdemokratischen Jargon als die vom Kapitalismus Ausgebeuteten dargestellt werden? Selbst wenn man sich für eine dieser Definitionen entscheiden könnte, so wäre man noch nicht viel weiter gekommen. Das Proton Pseudos der Klassenkampftheoretiker ist eben die Vorstellung des Vorhandenseins fester Bevölkerungsklassen, deren Struktur von einander so verschieden sei, wie die der Arten in der Tierwelt, und deren wirtschaftliche und politische Interessen im klaren Widerspruch zu den Interessen der anderen Klassen sich befänden. In Wirklichkeit schüttelt das Leben an jedem Tage die einzelnen Teile der Bevölkerung so durcheinander, daß eine beständige Verschiebung zwischen den einzelnen Klassen eintritt. Die Klassenübergänge sind so verschwommen, daß jede Klassenabgrenzung auf die reine Willkür hinausläuft. Unter dem Begriff einer Lohnarbeiterklasse kann man sich noch am ehesten etwas bestimmt Abgegrenztes denken, aber ist es nicht schließlich doch rein willkürlich, den unorganisierten und ungelernten Arbeiter, der siebenhundert Mark Lohn im Jahr verdient, und der von der Hand in den Mund lebt, in dieselbe Klasse zu werfen wie den Gewerkschaftler, der qualifizierte Arbeit leistet, einen Wochenlohn von dreißig bis vierzig Mark bekommt und manchmal ein eigenes Häuschen bewohnt? Ist ferner der geistige Arbeiter, der in einem kapitalistischen Unternehmen, in einer großen Fabrik, bei einer Bank, an einer Bahn für einen festen Lohn tätig ist, der vielleicht fünf- oder zehntausend Mark erreicht, mit den Lohnarbeitern der vorigen Kategorie in eine Klasse zu stellen? Selbst wenn man sich eine möglichst gleichartige Klassenlage vorstellt, ist das Klasseninteresse etwa so in die Augen springend, daß es als Unterlage für einen einheitlichen Klassenkampf ausreicht?

Keir Hardie, der englische Sozialdemokrat, den ich bereits vor acht Tagen auf diesen Blättern gegen die Klassenkampffanatiker ins Feld geführt habe, schreibt sehr treffend *):

„Dieselben Ursachen, die den reichen Arbeitgeber zur Lohndrückerei, oder den reichen Grundbesitzer zur Pachterhöhung bewegen, wirken ebenso kräftig auf Arbeiter, sobald Gelegenheit und Selbstinteresse, ein gleiches Verhalten diktieren. Wenn zum Beispiel ein Konsumvereinsangestellter überangestrengt und unterbezahlt wird — beiläufig in verschiedenen Landesteilen eine alltägliche Erscheinung — so ist es kein Klassenkampf, was wir vor uns sehen. Die Anteilsinhaber des Vereins sind sämtlich Lohnarbeiter, und das Verwaltungskomitee ist wahrscheinlich aus lauter Gewerkschaftlern zusammengesetzt. Es ist ein Interessenkonflikt von Mitgliedern derselben Klasse. Wenn der Kohlengräber an seinem Schlepper, der Weber an seinem Anknüpfer, der Vermieter an seinen Mietern usw. Schweißtreiberei übt, so ist das kein Klassenkampf, sondern ein, in Selbstsucht wurzelnder, mörderischer Kampf zwischen Angehörigen ein und derselben Arbeiterklasse. Wenn es möglich wäre, das Eigentum an Boden und Kapital in der Weise von den Reichen auf die Armen zu übertragen, daß jedes Gewerbe ein Interesse daran hätte, die anderen zu unterdrücken, so würde dieser Wechsel eher Verschlechterung, als Verbesserung zur Folge haben . . . . .

Die Arbeiterklasse ist keine Klasse, sie ist die Nation selbst. Im Angesicht dieser Tatsache ist es eine Degradierung der sozialistischen Bewegung, sie auf das Niveau eines bloßen Kampfes zweier Parteien um die Herrschaft herabzuziehen. Wir brauchen keine klassenbewußten Sozialisten; wir brauchen bewußte Sozialisten, Männer und Frauen, die sich dessen bewußt sind, was ihr Sozialismus ist und warum sie Sozialisten sind . . . . ."

*) Vergleiche den Artikel von Eduard Bernstein: Nationale Besonderheiten und internationale Sprache im Novemberheft der „Sozialistischen Monatshefte" (Seite 893).

Digitized by Google

Um den Klassenkampf, der in den Augen unserer sozialistischen Theoretiker beinahe den Charakter einer naturgesetzlichen Erscheinung angenommen hat, in seiner unbestimmbaren Vieldeutigkeit zu erkennen, muß man sich ferner vergegenwärtigen, daß die sozialdemokratischen Führer fast durchweg der Klasse garnicht mehr angehören, größtenteils ihr nie angehört haben, für die sie kämpfen. Die Bebel, Singer, Vollmar, Heine, Kautsky, Südekum, Bernstein, Mehring usw. sind doch allesamt keine Proletarier, ebensowenig wie Marx, Engels und Lasalle solche waren. Sie alle führten und führen den Kampf für eine Klasse, der sie nicht angehören. Dagegen mag man einwenden, daß ein Klassenkampf dadurch seinen Charakter noch nicht verliert, daß die Klasse sich Führer aus anderen Klassen wählt. Aber wenn in immer größerer Anzahl die Leitung der proletarischen Klassenbewegung in die Hände von Männern übergeht, die außerhalb der Klasse stehen, für die sie kämpfen, so liegt doch auch darin ein fortgesetzter Protest gegen die Klassenkampftheorie, die in ihrer strikten Auslegung nur unüberbrückbare Klassengegensätze kennt. Der Gedankensprung von den außerhalb des Proletariats stehenden einzelnen Angehörigen einer anderen Klasse, die die Führung des Proletariats in ähnlicher Weise übernehmen, wie im alten Rom manche Sprossen des Patriziats die Führung der Plebejer, bis zu der Unterstützung der proletarischen Bewegung durch ganze Parteien, die außerhalb des Proletariats stehen, ist aber nicht allzuweit. Auf eine solche Unterstützung von vorne herein verzichten, hieße der Sozialdemokratie den Weg zu jeder realen Macht dauernd versperren. Niemand wird ernsthaft behaupten wollen, daß die Sozialdemokratie ganz allein aus eigener Kraft, mit Hilfe des bloßen Klassenkampfes, bei uns zur wirklichen Macht gelangen könnte. Auch der „Vorwärts" hat in seiner Entgegnung dieser Meinung nicht widersprochen.

Herr Barth — so führt der „Vorwärts" aus — und mit ihm die „Frankfurter Zeitung" belehren uns, daß die Sozialdemokratie ohne die Hilfe bürgerlicher Sozialreformer ohnmächtig sei. Wenn es so wäre, dann würde die Sache jeder Sozialreform aussichtslos sein, weil eben jene Sozialreformer selber ohnmächtig sind.

Mit der Wendung, wenn es so wäre, hat man zwar den Zweifel, ob es so sei, offen gelassen, aber wer die Formen der Polemik des „Vorwärts" kennt, der weiß, daß in diesem „wenn es so wäre" das volle Zugeständnis steckt, daß es so ist. Ist es aber so, dann liegt in diesem Zugeständnis auch die Verurteilung des Klassenkampfes als Allheilmittel.

Der Klassenkampf muß dann als ein Kampfmittel angesehen werden, wie jedes andere, das in gewissen Stadien der politischen Entwicklung höchst wirksam sein kann, aber nicht dauernd wirksam bleibt. Einen Kampf ohne Bundesgenossen zu führen, ist an sich gewiß vorzuziehen; kann man aber ohne Bundesgenossen nicht ans Ziel gelangen, so muß man sich Bundesgenossen unter denen suchen, mit denen man gewisse Ziele gemeinsam hat. Mit dem Liberalismus hat die Sozialdemokratie mancherlei demokratische und auch sozialreformatorische Ziele gemeinsam. Könnte der Liberalismus seine Ziele aus eigner Kraft erreichen, so brauchte auch er sich um das Zusammenwirken mit der Sozialdemokratie nicht zu kümmern; aber da für sich allein weder die Sozialdemokratie noch der Liberalismus in der politischen Lage, in der sich Deutschland zurzeit befindet und noch in absehbarer Zeit befinden wird, etwas Wesentliches erreichen können, so lautet die Alternative nackt und bloß: politische Machtlosigkeit oder verständiges Zusammenwirken zur Erreichung solcher Ziele, welche den beiden Richtungen gemeinsam sind? Die affektierte Unterschätzung der im Liberalismus steckenden Kräfte ist zwar in der sozialdemokratischen Presse sehr beliebt, verdient aber kaum eine seriöse Zurückweisung. Wer eine Zurückweisung aus sozialdemokratischer Feder kennen lernen will, der lese Paul Kampffmeyers Ausführungen im Novemberheft der „Sozialistischen Monatshefte".

Die starken Kräfte, die im Liberalismus stecken, sind seit geraumer Zeit desorganisiert. Es gilt, sie aufs neue für eine energische Betätigung in demokratischer und sozialreformatorischer Richtung mobil zu machen. Dieser Mobilisierung arbeiten die Klassenkampffanatiker der Sozialdemokratie mit demselben heißen Bemühen entgegen, wie die Reaktionäre. Jedes Scheit, das die einen herbeischleppen, um das Feuer des Klassenkampfes zu schüren, wird von den anderen mit Frohlocken begrüßt. Jede Anpöbelung des liberalen Bürgertums, die geflissentliche Verkennung aller aufrichtigen sozialreformatorischen Bestrebungen, die sich außerhalb der sozialdemokratischen Grenzpfähle bemerkbar machen, jede donnernde Anklage gegen die moralische Verkommenheit des Kapitalismus wird von den Reaktionären jeder Sorte mit Wonne aufgenommen und weiter getragen. Sie können sich gar nichts Vorteilhafteres für ihre Ziele wünschen, als daß der Klassenkampf in seiner ganzen Schärfe die politische Praxis beherrscht. Die völlige Isolierung der Sozialdemokratie ist ja der Triumph der Reaktion. Mit welcher Geschäftigkeit hat nicht die gesamte reaktionäre Presse und deren pseudoliberale Verwandtschaft Bebels Radomontade von seiner Todfeindschaft gegen die bürgerliche Gesellschaft immer wieder breitgeschlagen? Auch Mehring muß es erleben, daß seine wütenden Klassenkampfartikel nirgends mit mehr Inbrunst gelesen werden, als in den Reihen der Reaktionäre.

Glücklicherweise reicht aber selbst das große pamphletistische Talent eines Mehring nicht aus, um den Unverstand einer den Reaktionären so willkommenen Politik den Blicken der schärfer urteilenden Genossen dauernd zu entziehen. Gerade in diesen Tagen hat sich eine Reihe von Vorgängen abgespielt, in Dessau, in Mainz, in Ludwigshafen, bei denen die ganze Klassenkampftheorie in die Brüche gegangen ist. Die „Leipziger Volkszeitung" schreit Zeter und Mordio ob dieses Verrats an allem, was ihr heilig ist. Eppur si muove!

Theodor Barth.

Ein neues Schulbeispiel.

In Nr. 49 des letzten Jahrgangs der „Nation" hat Theodor Barth unter der Ueberschrift „Ein Schulbeispiel" geschildert, wie bei den Landtagswahlen im Fürstentum Lübeck durch resolutes Zusammenwirken des entschiedenen Liberalismus mit der Sozialdemokratie den bündlerischen Agrariern drei Mandate abgenommen wurden. Es sei mir gestattet, diesem Schulbeispiel ein weiteres beizufügen, und zwar aus der Stadt Dessau, wo bei den Stadtverordnetenwahlen am 14. November die Liberalen nach dem von Barth immer wieder empfohlenen Rezept genau die gleichen Erfolge wie kürzlich in Eutin erzielt haben.

Bis 1900 vollzogen sich in Dessau die Kommunalwahlen folgendermaßen: Die Männer, die im Vertrauen der „guten Gesellschaft" waren, die bei den großen Wahlen die nationalliberalen und konservativen Drähte zogen, kommandierten im Gemeinderate. Sie hatten fast nur konservative und nationalliberale Küchlein um sich und wachten ängstlich darüber, daß ihnen nur wenige freisinnige und beileibe kein sozialdemokratisches Kuckucksei untergeschoben wurde. Im Gemeinderat von 1900 waren unter 33 Mitgliedern 4 oder 5 Freisinnige. In demselben Jahre wurde, entsprechend der Bevölkerungszunahme der Stadt, die jetzt wohl 56 000 Einwohner zählt, eine Vermehrung der Stadtverordnetenzahl um sechs beschlossen. Bei den Neuwahlen von 1900 trat eine Gruppe freisinniger Elemente zunächst noch verschämt auch für die Wahl einiger Sozialdemokraten ein. Und siehe da, der Sprung ins Dunkle gelang. Die unter der Flagge des Hausbesitzervereins segelnden Liberalen erzielten zwar nur 650 Stimmen, während die Rechte deren 1850 und die Sozialdemokratie 1600 errang. Aber mit seinen wenigen Stimmen gab der Liberalismus schon damals den Ausschlag. Zu bemerken ist, daß nach dem in Anhalt geltenden, verhältnismäßig liberalen Gemeindewahlrecht die Stadtverordneten in geheimer, direkter Wahl gewählt werden, wobei die Gemeinde einen einheitlichen Bezirk bildet und relative Mehrheit entscheidet. Bitter ist nur, daß das Wahlrecht erst bei einem Einkommen von mindestens 1050 Mark beginnt. Dadurch waren bei der diesjährigen Wahl von 11 000 Reichstagswählern nur 7000 ge-

Digitized by Google

meindewahlberechtigt. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß das so geformte Wahlrecht lediglich die Geschäfte der rechtsstehenden Parteien besorgt. Denn unter den 4000 Reichstagswählern, die nicht mitwählen dürfen, wenn es zur Stadtverordnetenwahl geht, wird kaum ein einziges Prozent rechts stehen, während 90 Prozent den Freisinnigen und den Sozialdemokraten verloren gehen. Das Wahlrecht ist also für diese beiden Parteien recht ungünstig, da die Rechte mit ihrem gesammten Anhang wahlberechtigt ist, während fast die Hälfte der Anhänger der oppositionellen Parteien mit Gewehr bei Fuß dem Kampf zusehen muß. Im Jahre 1902 kamen dennoch die Freisinnigen unter der Führung der Herren Artl und Dr. Cohn und mit voller Zustimmung des Reichstagsabgeordneten für Anhalt I, des unvergeßlichen Richard Rösicke, sowohl bei der Dessauer Stadtverordnetenwahl wie bei der gleichzeitig stattfindenden Landtagswahl offen mit der Taktik, die man heute Barthsche Parole nennt, heraus. Sie siegten damit bei der Landtagswahl. Und bei der Stadtverordnetenwahl verdoppelte sich fast ihre Stimmenzahl gegen die von 1900: sie erhielten jetzt 1250 Stimmen. Dagegen stiegen die Sozialdemokraten nur von 1600 auf 1750 Stimmen, die Rechte nur von 1850 auf 2000. Und was das Entscheidende war: von rechts und links kam kein Kandidat durch, der nicht von den Liberalen unterstützt wurde.

Von den 1250 Liberalen stimmten bei den Wahlen von 1902 nur 750 für die sozialdemokratischen Kandidaten; das hatte aber genügt, um die den Liberalen genehmen sozialdemokratischen Kandidaten mit durchzubringen und die reaktionären Gegner zu schlagen. Es versteht sich natürlich von selbst, daß nicht alle Anhänger der rechtsstehenden Parteien die Bezeichnung „reaktionär" verdienen. Es gibt unter ihnen eine große Menge Politiker, welche sich nationalliberal nennen, und wohl auch einige, die es wirklich sind. Aber unter den Gruppen der Rechten bilden die reaktionären Elemente, die Kleinigkeitskrämer, die Innungsanhänger bei weitem die Mehrzahl. In diesem reaktionären Sumpfe war auch bis 1900 der Einfluß des Freisinns, des entschiedenen Liberalismus, untergegangen. Es ist keine Frage, daß es dem Freisinn allenthalben, wo das Bürgertum zahlreiche rückschrittliche Elemente aufweist, ebenso gehen wird, so oft er das Zusammengehen mit den sozialdemokratischen Arbeitern grundsätzlich ablehnt und sich so der Majorität der Reaktionäre mit gebundenen Händen ausliefert. Weil die Dessauer Liberalen solche verkehrte Politik schon 1902 offen ablehnten, setzten sie nicht nur ihren Willen durch, sondern verdoppelten auch ihre Stimmenzahl. Daß der Gedanke eines Zusammengehens mit der Sozialdemokratie nicht von heute auf morgen den Liberalismus für sich erobert, ist verständlich: dazu fordert er viel zu viel Opfer an dem, was bisher die Parteidogmen gelehrt haben, dazu stellt er viel zu hohe Anforderungen an das soziale Gewissen. Das aber bewies schlagend die Reichstagswahl von 1903 in Anhalt I, daß man durch die praktische Handhabung dieser Taktik, die dem Freisinn noch angehörenden, sozial wach gewordenen Elemente, namentlich aus der Zahl der besser gestellten Arbeiter, bei der Fahne des entschiedenen Liberalismus festhalten, sie vor dem Uebergang zur Sozialdemokratie bewahren kann. So wurde Roesicke, ja Schrader in Anhalt I mit tausend und mehr Arbeiterstimmen gewählt.

Alle Wut der Reaktionäre, alle Einwendungen, die man bei der Reichstagswahl vergeblich gegen Barthsche Taktik erhoben hatte, wurden nun wieder lebendig, als der 14. November dieses Jahres, der Tag, an welchem 15 Stadtverordnetenmandate aufs neue vergeben werden sollten, herannahte. Vorher hatte man vergeblich versucht, den diesmal im Vordertreffen stehenden liberalen Führer, Rechtsanwalt Dr. Cohn, von der Barthschen Politik abzubringen. Neun von den 15 Sitzen hatte man dem Liberalismus in Aussicht gestellt, Unterstützung bei Landtags- und Kreistagswahlen verheißen. Aber die Liberalen und ihre Führer bissen auf diesen Köder nicht an. Von den 15 Sitzen, die frei wurden, hatte die Rechte 10, der Freisinn 4, die Sozialdemokratie 1 besessen. Die Sozialdemokratie stellte jetzt 7 Kandidaten auf, von denen aber der Freisinn nur 3 übernahm. Trotzdem nahm die Sozialdemokratie alle aufgestellten Freisinnigen — 8 an der Zahl — auf ihre Liste, einmal in Würdigung des vom entschiedenen Liberalismus bewiesenen Gerechtigkeitsgefühls, dann aber in Ansehung des Umstandes, daß sie ohne liberale Hilfe nicht hoffen durfte, auch nur einen Kandidaten selbständig durchzubringen. Die Rechte rief diesesmal vor allem die Hilfe der wirtschaftlichen Interessengruppen an: Innungsvorstände, Rabattsparverein, Gewerbeverein mußten sich in ihren Dienst stellen. Ein Wühlen begann, wie es selbst zur Zeit der Reichstagswahlen kaum je dagewesen war. Dazu gesellten sich in den Auslassungen des führenden Organes der Rechten, im amtlichen „Anhaltischen Staatsanzeiger", namentlich in hier abgedruckten „Eingesandts" persönliche Angriffe auf die Führer des Liberalismus, wie man sie in gleicher Tonart bisher nur in den Spalten der Mehringschen „Leipziger Volkszeitung" zu finden gewohnt war. Und doch war alle Liebesmüh der Rechten vergeblich: bei einer Wahlbeteiligung von fast 82 Prozent wurde die liberale Liste, der die Liberalen neben drei Sozialdemokraten auch 4 der Rechten angehörige Kandidaten einverleibt hatten, glatt gewählt. Es kam wiederum von rechts und links nur durch, wer von den Liberalen unterstützt wurde. Die entschlossene Handhabung des Barthschen Prinzips machte den entschiedenen Liberalismus zum Herrn der Situation. Seine Stimmen wuchsen wieder um annähernd 300 bis auf etwa 1550. Die Sozialdemokratie kam auf 2000; ein bei der Vermehrung der Bevölkerungsziffer nicht befremdender Zuwachs von 250 Stimmen war also auch hier zu konstatieren. Die Rechte wuchs trotz ungeheuerer Agitation, trotz Aufrufs pekuniärer Interessen nur um 200 Stimmen. Sie muß zugeben, daß, soweit ihre Kandidaten gewählt sind, sie die Wahl den Stimmen der Liberalen verdanken. Das Ergebnis war: die Rechte verliert sechs Sitze, während der Liberalismus deren vier und die Sozialdemokratie deren zwei gewinnt. Die Rechte ist nicht mehr in der Lage, für sich allein eine Majorität zu bilden, vielmehr sind auch im Plenum des Gemeinderats die Liberalen ausschlaggebend. Zu bemerken ist, daß von den 2000 sozialdemokratischen Stimmen 1800 auf den zur Wahl stehenden Führer der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine, Drechsler Stechert, fielen, ein bei der Feindschaft zwischen Gewerkvereinen und Gewerkschaften erfreuliches Ergebnis, ein Beweis für die Disziplin der Sozialdemokratie. Und die Zahl der freisinnigen Stimmen, welche auf Sozialdemokraten fielen, stieg von 750 im Jahre 1902 jetzt auf 1000. Dieses die Resultate der vielgeschmähten Barthschen Taktik. Was andrerseits bei der Zweifrontentheorie herauskommt, das hat man genau um dieselbe Zeit in Breslau gesehen, wo der Zweifronten-Freisinn bei den Stadtverordnetenwahlen von Konservativen und Zentrum elend in die Pfanne gehauen ist.

Politikus

Das Schicksal des Kanalstummels.

„Laß, Herr, des Opfers Düfte steigen,
Und mit des Lorbeers buntem Zweigen
Bekränze Dir Dein festlich Haar!"

Herr von Budde als Polykrates, — mir grauet vor der Götter Neide! Er hat in der Kanalkommission den Kanalstummel Bevergern-Hannover gerettet. Mit 18 gegen 10 Stimmen hat die Regierung gesiegt, allerdings erst in der Kommission und in der ersten Lesung der Kommissionsberatung. Aber es besteht die Aussicht, daß das Glück der Regierung auch weiter hold sein wird, und daß der Kanalstummel mit Hilfe des Schleppmonopols auch durch das Plenum des Abgeordnetenhauses hindurchgeschleppt werden wird. Die liberalen Kanalfreunde haben für den Kanalstummel gestimmt, selbst nachdem das Projekt mit dem Schleppmonopol belastet worden war, und sie haben recht daran getan. Gerade weil es sich bei dieser Kanalsackgasse um ein echtes Schildbürgerstückchen handelt, konnten sie es riskieren, ihre Zustimmung zu geben. Bei einem minder unsinnigen Projekt würde man Gefahr ge-

Digitized by Google

laufen haben, ein Definitivum zu schaffen. Dieser Kanalstummel ist eine solche Absurdität, daß sich die Fortführung des Kanals bis zur Elbe schließlich mit der unwiderstehlichen Gewalt der in den Dingen steckenden Logik durchsetzen wird.

Einen Schiffahrtskanal kann man nicht dauernd auf der Verkehrshöhe eines Ententeiches halten. Der Anblick eines Schiffahrtskanals, von dem die Weisheit der Gesetzgeber den Verkehr künstlich ferngehalten hat, besitzt etwas so Revolutionierendes, die sachliche Kritik und die Satire gleichzeitig Herausforderndes, daß selbst eine Volksvertretung von der Rückständigkeit unseres preußischen Dreiklassenparlaments die Konservierung dieses Unsinns auf die Dauer nicht wird durchsetzen können. Selbst wenn die preußische Regierung, wenn Graf Bülow und Herr von Budde den preußischen Junkern Kanalurfehde schwören und auf den Rechtsbruchtarif von 1902 einen Eid leisten sollten, niemals den Kanal über Hannover bis zur Elbe fortzuführen, — sie würden den Eid nicht halten können. Die Kanalfronde wird denn auch das unbequeme Gefühl nicht los, daß sie trotz allem schließlich die geleimte sein wird.

Auch das famose Schleppmonopol wird daran nichts Wesentliches ändern. Gewiß kann ein Schleppmonopol mit hohen Gebührensätzen das Seinige dazu beitragen, um den Verkehr auf dem Kanalstummel völlig zur Farce zu machen. Aber in diesem Punkte bietet gleichfalls gerade der Exzeß der Unvernunft eine gewisse Gewähr gegen die dauernde Herrschaft eben dieser Unvernunft. Je höher die Gebührensätze gegriffen werden, umso unwahrscheinlicher ist es, daß der Verkehr auf dem Kanalstummel auch nur die Unterhaltungskosten deckt. Schon das fiskalische Interesse muß deshalb fortgesetzt nach der Richtung eines rationelleren Gebührentarifs und einer Fortsetzung der Kanalsackgasse drängen. Das Schleppmonopol des Staates erscheint vornehmlich deshalb so bedenklich, weil man der preußischen Regierung nicht zutraut, daß sie Kraft genug besitzen wird, um auch nur dem unkeuschesten Ansinnen unserer Agrarier bei der Gebührenfeststellung Widerstand zu leisten. Aber es kann sich ändern. Auch sind lichte Augenblicke selbst bei einem Klassenparlament nicht völlig ausgeschlossen. Endlich handelt es sich bei diesem Schleppmonopol auch nicht um ein irreparabile damnum. Das Schlimmste, was passieren kann, sind Geldverluste, die aus einer irrationellen Bewirtschaftung des Kanals hervorgehen. Selbst wenn sich der agrarische Genius völlig ausleben kann, werden diese Geldverluste immer nur einen kleinen Bruchteil dessen bilden, was in Südwestafrika gegen die Hereros verknallt wird.

In Summa: Die Opfer des Intellekts, die bei dieser Lösung der Kanalfrage gebracht wurden, sind unheimlich groß, und daß die preußische Regierung sie nach all den stolzen Reden, die vorhergegangen sind, gebracht hat, erhöht nicht gerade den Respekt vor ihr. Aber nachdem sie einmal gebracht sind, wäre es für die alten Kanalfreunde ein Fehler, sich nicht an dem Schildbürgerstücklein zu beteiligen, selbstverständlich mit der Mentalreservation, daß jede Gelegenheit ergriffen werden muß, den Unsinn demnächst in Vernunft zu verwandeln.

Ferdinand Svendsen.

Aus unserm Zitatenschatz.

Ein Minister über die politische Polizei.

„Regelmäßig konnte ich bei Hohenwart die Berichte der öffentlichen und der geheimen Polizei lesen. Die Unfähigkeit der politischen Polizei und die Gemeinheit ihrer geheimen Agenten lernte ich hier an der Quelle kennen. Daß es damit außerhalb Oesterreichs um kein Haar besser bestellt war als in Wien, zeigte sich mir namentlich in einigen Berichten, welche durch das auswärtige Amt aus Paris, London, Berlin, Petersburg, Rom zur Zeit der Pariser Kommune und nach deren Niederwerfung fast täglich einliefen. Auch nicht das geringste Verständnis der Arbeiterbewegung konnte wahrgenommen werden, und es war mir leicht, meinem Kollegen die bodenlose Faselei und meist auch dumme Verlogenheit der Berichte an deren sachlichen und persönlichen Urteilen und Angaben nachzuweisen. Es war meist zum Lachen, oft zum Ekel. Ueber die Verhütung von politischen Attentaten auf hohe Personen und auf unpopuläre Staatsmänner hinaus wird sich der politische Polizeidienst nicht erstrecken können, ohne weit mehr zu schaden als zu nützen."

Albert Schäffle: Aus meinem Leben, Band I, Seite 253.

Entstehung und Rückgang des landwirtschaftlichen Großbetriebes in England.

Unter diesem Titel hat Dr. Hermann Levy, der beste deutsche Kenner englischer Agrarverhältnisse, im Verlag von Julius Springer eine eingehende Studie veröffentlicht, die sich zwar ausschließlich mit der englischen Landwirtschaft befaßt, die aber auch für die deutschen Verhältnisse sehr erhebliche Nutzanwendung zu ziehen erlaubt, um so mehr, als auch bei uns die Entwicklung zum landwirtschaftlichen Großbetrieb zum guten Teil in dieselben Zeiten fällt, wie in England, und weil bei dem Uebergang Deutschlands zum vorwiegenden Industriestaat mit dem Rückgang der Getreidepreise dieselbe Rückbildung wie in England eintreten müßte, wenn nicht die Gesetzgebung künstlich den bestehenden Zustand zu erhalten bestrebt wäre.

Hermann Levy ist Mitglied der Royal Agricultural Society und war, mit deren Empfehlungsschreiben und solchen aus dem englischen landwirtschaftlichen Ministerium versehen, in der Lage, die jetzigen landwirtschaftlichen Betriebsverhältnisse Englands auf das eingehendste zu studieren, zumal das lebhafte Interesse für volkswirtschaftliche Fragen bei allen Volksklassen auch dem Fremden die Ausführung seiner Studien erheblich erleichtert. Wir haben es also hier mit einem Buch zu tun, das nicht, wie so viele, lediglich aus anderen Büchern entstanden ist, sondern ganz vorwiegend auf selbständiger Beobachtung, auf den Ergebnissen persönlicher Unterhaltung mit Besitzern, Landagenten, Pächtern, Bauern und landwirtschaftlichen Arbeitern beruht.

Das gilt natürlich nur von dem zweiten Abschnitt des Buches: „Die landwirtschaftliche Betriebsfrage in der Gegenwart"; in dem ersten, welcher „Die Entstehung des landwirtschaftlichen Großbetriebes" (von 1750 bis 1880) behandelt, war der Verfasser selbstverständlich größtenteils auf gedrucktes Material angewiesen, er erweist sich in dessen Verwertung als trefflich geschulter, kritischer Wirtschaftshistoriker.

I. Die Entstehung des landwirtschaftlichen Großbetriebes.

England ist noch immer ein Land der großen Güter. Von der Gesamtanbaufläche aller landwirtschaftlichen Betriebe von mindestens 1 Acre*) werden 42 Prozent in Betrieben von 100—300 Acres, 30 Prozent in solchen von über 300 Acres und nur 28 Prozent in Betrieben unter 100 Acres bewirtschaftet.

Bereits in der Mitte des 15. Jahrhunderts, als die steigende Rentabilität der Schafzucht die Grundeigentümer veranlaßte, kleine Bauerngüter auszukaufen und zu wenigen großen zusammenzuschlagen, entstanden großbetriebliche Weidegüter, aber die heutigen Großbetriebe entstammen der Zeit, in der der Getreidebau erblühte; sie sind die Träger des Fortschritts im Getreidebau gewesen; jedenfalls bestanden in der ersten

*) 1 Acre = 40,5 Ar.

Digitized by Google

Hälfte des 18. Jahrhunderts noch eine sehr große Masse kleiner und kleinster Güter; die Entrüstung, welche ausbrach, als in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kleine Güter zu großen Pachtbetrieben vereinigt wurden, läßt darauf schließen, daß bis zu jener Zeit eine Tendenz zur Vergrößerung der Pachtbetriebe nicht vorhanden war.*)

Die damals verschwindenden landwirtschaftlichen Kleinbetriebe, waren einesteils Parzellenbetriebe, entweder im eigenen Besitz oder in Pacht oder Afterpacht meist der Arbeiter größerer benachbarter Güter also von Leuten, die die berechtigte Hoffnung vor Augen hatten sich einmal durch Fleiß und Sparsamkeit zu der Stellung eines „kleinen Pächters" emporzuschwingen. Ihr Verschwinden nach 1750 bildet die ständige Klage der Sozialpolitiker vom Ende des 18. und Anfang des 19 Jahrhunderts.

Eine weitere bis dahin zahlreich vertretene Kategorie sind die ausschließlich von der Bewirtschaftung ihrer Betriebe lebenden Pächter kleiner Betriebe und Kleinbauern mit eigenem Besitz; namentlich die letzteren waren um 1750 noch sehr zahlreich vertreten; der Umfang eines solchen Betriebes überstieg wohl kaum je 100 Acres.

Alle diese Kleinbetriebe hatten Nutzungsrecht an der Gemeindeweide, von der namentlich die kleinsten Landwirte profitierten, ebenso am Oedland, von wo sie sich Holz und Reisig holten. Der Parzellenbetrieb brachte kein Getreide zu Markt, mußte im Gegenteil meist noch zukaufen; auch die Schweine- und Kuhhaltung diente häufig nur dem Eigenbedarf; die sonstigen Bedürfnisse wurden aus Lohnarbeit gedeckt.

Auch bei den „kleinen Gütern" lag der Schwerpunkt der Produktion nicht im Getreidebau, sondern in der Viehzucht. Ein Betrieb von 5½ ha erzeugte nach der Schilderung von Arthur Young (1772) gerade so viel Weizen, als zur jährlichen Ernährung der Familie mit Brotgetreide nötig war**). Verkauft wurden die Produkte der Kühe, die Schweine, soweit sie nicht dem eigenen Fleischbedarf dienten, Obst, Gemüse und Geflügel; selbst wo ein Ueberschuß an Getreide vorhanden war, spielte dieser für die Einnahmen keine Rolle. Der Kleinbetrieb jener Zeit exzellierte in der Produktion von Rind-, Hammel- und Schweinefleisch, im Gemüse- und Obstbau, im Eier-, Butter- und Milchverkauf, er war rückständig im Getreidebau; letzterer war schon damals die Domäne des Großbetriebes, erstere Produktionszweige die des Kleinbetriebes. Die Agrarschriftsteller jener Zeit (Kent 1775, J. S. Girdler 1800, Th. Wrights 1795 u. a. m.) berichten, daß mit der Größe des Guts auch das Bestreben des Landwirts zunehme, den Getreidebau auszudehnen, während die anderen Produktionszweige — vielleicht die Schafzucht ausgenommen — vernachlässigt wurden.

Die Getreidepreise waren in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts niedrig, folgeweis auch die Brotpreise. Der Wohlfeilheit dieses wichtigsten Lebensmittels entsprach eine starke Steigerung der Löhne, die in der Zeit von 1720—1750 in Weizen ausgedrückt um die Hälfte höher standen, als von 1660—1720. Dadurch kam die arbeitende Bevölkerung in die Lage, sich den Genuß von Fleisch, Butter, Eiern und Geflügel gestatten zu können. Bei der demgemäß starken Nachfrage nach den spezifischen Erzeugnissen der kleinen Landwirtschaftsbetriebe war es nur natürlich, daß es den Kleinbauern und Kleinpächtern in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gut ging, während die Lage der in erster Linie am Getreideverkauf interessierten Großpächter weniger befriedigend war; von 1715 bis 1765 klagten sie häufig über Not, die Grundbesitzer über die notwendigen Pachtherabsetzungen. Von einem Zusammenschlagen kleiner Güter zu großen war unter diesen Umständen natürlich keine Rede.

Alle diese Verhältnisse erfuhren in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts — eigentlich erst im letzten Drittel einen radikalen Umschwung. Von 34 sh 11 d in der Zeit von 1715 bis 1765 stieg der Weizenpreis auf 45 sh 7 d in der Zeit von 1760—1790 und auf 55 sh 11 d bis 1800; von 1805—1813 betrug der Preis des Quarters Weizen nie unter 73 sh im Jahresdurchschnitt, oft über 100 sh, im Jahre 1812 sogar 122 sh 8 d.

Die Ursachen dieser Teuerung waren zunächst eine Periode von Mißernten und die stark gestiegene Bevölkerungsziffer; selbst wachsende Getreideeinfuhr vermochte den Preis nicht zu ermäßigen, und später erschwerte oder verhinderte die Kontinentalsperre die benötigte regelmäßige Getreideeinfuhr.

Bei den exorbitant steigenden Getreidepreisen stiegen die Löhne der Arbeiter nur wenig, ihre Lage wurde immer unerfreulicher; aus dem Arbeiter wurde der Arme, da die Kaufkraft der Löhne erheblich gesunken war; sie verschwand in den breiten Schichten des Volkes für Fleisch, Butter, Käse, Geflügel, Obst usw. in dem Maß, wie die Brotpreise stiegen. Damit ging die Rentabilität dieser Produktionszweige zurück in demselben Verhältnis, wie der Getreidebau an Bedeutung gewann. Wo irgend möglich suchte man die unrentabel werdende Viehzucht durch den Ackerbau zu ersetzen; die üppigsten Weiden wurden zu Ackerland umgewandelt, auch wenn sie nur die spärlichsten Weizenerträge brachten; waren doch die dabei gemachten Gewinnste enorm.

Mit dem Eintritt des Steigens der Getreidepreise — schon 1764 — beginnt das Vergrößern der Betriebe, das Zusammenschlagen der Pachtgüter; es wurde geklagt, daß die modernen Pächter sich nicht mit 100 oder 200 Acres begnügten, nicht einmal ein Gut von 1000 Acres sei ihnen groß genug. Von 1760—1813 gelangte der Getreide bauende Großbetrieb zu glänzender Entwicklung, ging der landwirtschaftliche Kleinbetrieb zugrunde.

Bei den infolge der ungünstigen Witterung schlechten Ernten mußten die kleinen auf den Zukauf von Getreide angewiesenen Betriebe erheblich mehr als früher zukaufen, wodurch sich ihre Lage um so mehr verschlechterte, je höher die Weizenpreise waren; die, welche bei normalen Ernten ihren Brotbedarf aus der eigenen Wirtschaft gedeckt hatten, mußten nun zu den exorbitanten Preisen zukaufen. Hatte Arthur Young noch in den siebziger Jahren einen Betrieb von 12 Acres (zirka 5 ha) als einen seinen Brotgetreidebedarf selbst deckenden bezeichnet, so fand er, daß 1799 selbst in den fruchtbarsten Distrikten dies erst bei 20 Acres der Fall war. Und selbst die Kleinlandwirte, welche Getreide verkaufen konnten, hatten in den höheren Getreidepreisen nicht entfernt einen Ausgleich für den Ausfall an ihren Hauptproduktionszweigen, den tierischen Nahrungsmitteln, für die die Kaufkraft der Masse fortgefallen war.

Den kleinsten Landwirten (Parzellenbetrieben) war der Uebergang von der Vieh- zur Ackerwirtschaft überhaupt unmöglich, ebenso denen, deren Felder in der Gemengelage lagen und nach dem alten Gemeindesystem (Flurzwang) bewirtschaftet wurden, was bei der großen Mehrzahl der Fall war; hier herrschte noch die veraltete Dreifelderwirtschaft; ein Uebergang zur Fruchtwechselwirtschaft war bei dem kommunistischen Weiderechte auf den uneingehegten Feldern eine Unmöglichkeit, derselbe war auch so lange kein Bedürfnis gewesen, als der Schwerpunkt der Wirtschaft in der Viehzucht lag. Mit der Verschiebung zum Getreidebau änderte sich das vollständig; die Gemeindeweide verschwand bei den Einhegungen, die im Interesse eines ertragreichen Getreidebaues notwendig wurden; damit aber verschwand auch die wirtschaftliche Grundlage für die Viehhaltung der Parzellen- und Kleinbetriebe, und da diese aus technischen Gründen im Getreidebau mit den Großbetrieben nicht zu konkurrieren vermochten, so verschwand der Kleinbetrieb in der Landwirtschaft überhaupt; zum Teil wurden die früheren Kleinbesitzer nach dem Verkauf ihres Grundbesitzes Großpächter, um als solche zunächst glänzende Geschäfte zu machen; die große Menge derselben aber sank zum Proletariat herab.

Es kam hinzu, daß den Grundbesitzern beim Zusammenschlagen der kleinen Pachtgüter nicht nur höhere Rente erwuchs, sondern daß sie auch sehr bedeutende Ersparnisse an Reparatur- und Gebäudekosten machten, denn der Kleinbetrieb erfordert relativ sehr viel mehr Gebäude; und mit der Proletarisierung der Landbevölkerung verschlechterten sich auch sukzessive deren

*) Auch in Norddeutschland entstanden die großen „Ackerwerke" d. h. die landwirtschaftlichen Großbetriebe erst nach dem siebenjährigen Kriege, mit dem starken Steigen der Getreidepreise.

**) Bekanntlich hat auch der frühere Reichskanzler Fürst Hohenlohe erklärt, daß in Deutschland die Betriebe bis zu 5 ha durchschnittlich kein Brotgetreide zum Verkauf bringen könnten.

Digitized by Google

Wohnungsverhältnisse; die Gebäude, die bisher eine Familie beherbergt hatten, wurden nun mit 3—4 vollgepfercht.

Es war dies die Zeit der höchsten Grundrenten der Landbesitzer, glänzender Prosperität der Großpächter, der elendesten Lage der landwirtschaftlichen und industriellen Arbeiter und des traurigsten Geschäftsganges in der Industrie; das ganze Land litt aufs schwerste zugunsten der Grundrente.

Die elende Lage der Landarbeiter hatte nicht nur in den hohen Brotpreisen ihren Grund, sondern noch mehr in dem übermäßigen Arbeitsangebot; freilich rief die Bildung großer Pachtgüter stärkere Nachfrage nach Lohnarbeitern hervor, aber das Arbeitsangebot der expropriierten Kleinpächter und Kleinbesitzer war noch viel größer. Es zeigte sich eben auch hier, daß dieselbe Scholle im Kleinbetrieb sehr viel mehr Menschen zu beschäftigen bezw. zu ernähren vermag, als im Großbetrieb. Die Landflucht nahm daher immer größere Dimensionen an, zumal die Anziehungskraft des Landlebens für die große Masse der Bevölkerung abgenommen hatte; war doch dem Arbeiter die Möglichkeit genommen, Landparzellen selbst zu bewirtschaften, konnte er doch keine Hoffnung mehr hegen, sich jemals zum Kleinpächter aufzuschwingen. Auch die überseeische Auswanderung, namentlich ehemaliger Kleinsassen, die ihren Besitz verkauft hatten, nahm in jenen Zeiten gewaltige Dimensionen an.

Das Ende der Kriege mit Frankreich und die Aufhebung der Kontinentalsperre brachten nicht die erhoffte Besserung, die Kaufkraft der kontinentalen Staaten war durch die Kriege erschöpft, und gegen die Invasion der aufgestapelten Waren des inzwischen zum überwiegenden Industriestaat herangewachsenen England wehrten sie sich durch hohe Industriezölle. Durch die Einführung hoher Getreidezölle 1815 verteuerte man in England der großen Masse des Volks künstlich das wichtigste Nahrungsmittel; je mehr sie dafür ausgeben mußte, um so geringer war ihre Kaufkraft für Industrie- und Manufakturprodukte. In Mißerntejahren trat ein enormes Steigen der Getreidepreise ein, dem aber niemals eine entsprechende Steigerung der Löhne, weder auf dem Lande noch in der Stadt folgte; die Folge war, daß in solchen Jahren die Nachfrage nach industriellen Waren sich außerordentlich verminderte, was die Einschränkung der Produktion im Gefolge hatte, wodurch die Arbeitermassen entweder brotlos oder mindestens ihre Löhne herabgedrückt wurden.

Und nicht einmal diejenigen befanden sich im Wohlstande, um derentwillen man dem Volke jene furchtbaren Leiden aufgebürdet hatte. Die Pächter, welche den Hauptvorteil von den Getreidezöllen haben sollten, waren von 1815 bis 1846 fast ununterbrochen notleidend. Viehzucht und Kleinkultur machten in der dreißigjährigen Periode der Kornzölle noch Rückschritte. Die Fruchtwechselwirtschaft blieb auf wenige Mustergüter beschränkt. Die Kuhhaltung in Suffolk war um 90 Prozent zurückgegangen, die berühmten Molkereigüter dieser Grafschaft waren verschwunden; das war die Folge davon, daß die große Masse des Volkes unfähig war, animalische Produkte in nennenswertem Maße zu genießen, während andererseits die hohen Zölle stets aufs neue den Anreiz zum Getreidebau gaben.

Es war unter diesen Umständen nur natürlich, daß der Großbetrieb sich weiter ausdehnte; von 1820 bis 1850 ging z. B. auf dem Netherby Estate in Cumberland die Zahl der Pächter um 50 Prozent zurück. Soweit sie nicht bereits vor 1815 schon verschwunden waren, wurden jetzt die kleinen Parzellenwirtschaften mit größeren Betrieben vereinigt, die Landarbeiter ihrer kleinen Felder beraubt, weitere 900 000 Acres Gemeindeland wurden in dieser Zeit eingehegt und zu Großbetrieben bis zu 3000 Acres umgewandelt. Die letzten kleinbäuerlichen Betriebe verschwanden; sie hatten sich mit Hypothekenschulden belastet, um durch alle möglichen Verbesserungen die Getreideerträge ihrer Güter zu erhöhen, als aber dann trotz der Zölle die Weizenpreise nicht wieder auf die frühere Höhe kamen, erlagen sie zuerst, da sie die Zinsen nicht zahlen konnten. 1836 hatte der Bauernstand als Klasse bereits zu existieren aufgehört.

Freilich Arbeitermangel hatte in dieser Zeit die Landwirtschaft nicht zu beklagen; der Pächter suchte nicht nach Arbeitern, sondern der Arbeiter nach einem Pächter, der ihn beschäftigte, denn bei dem schlechten Geschäftsgang in der Industrie waren auch die ländlichen Arbeitsmärkte überfüllt.

Aus sozialpolitischen Gründen forderte man allotments, um die Landarbeiter seßhaft zu machen, aber die Pächter hatten bei dem starken Arbeitsangebot kein Interesse daran; im Gegenteil, sie wollten die Arbeitskraft voll für sich ausnutzen, und auch sonst fehlten die wirtschaftlichen Grundlagen für den Parzellenbetrieb der Arbeiter. Mit Ausnahme der nächsten Umgebung der Städte, wo immer noch eine gewisse Nachfrage nach frischem Gemüse, Eiern, Geflügel usw. bestand, war der Getreidebau der rentabelste Produktionszweig der Landwirtschaft, und der lohnte bloß im Großbetrieb.

Die Periode der Getreidezölle bedeutete eine künstliche Weiterführung derjenigen Betriebsentwicklung, die durch natürliche ökonomische Verhältnisse seit 1760 in England begonnen hatte; von der Abschaffung der Zölle erwartete man deren radikale Aenderung, eine Abnahme des Getreidebaues, eine Zunahme der Viehzucht und des Gemüsebaues bei steigender Bevölkerung, damit aber die Bewirtschaftung kleiner Flächen.

Warum trat dies nicht ein?

Entgegen allen Erwartungen fiel der Weizenpreis in den ersten dreißig Jahren nach Abschaffung der Getreidezölle nicht erheblich. Weizen kostete von 1815 bis 1845 durchschnittlich 56 bis 57 sh, 1847 bis 1881 aber 52 sh pro Quarter. In dieser Zeit wurde der Weizenbau in England nicht aufgegeben, sondern rentabler gemacht, d. h. die Produktionskosten wurden herabgemindert.

Von 1848—1878 wurden allein über 200 Millionen Mark für Drainierungen verwendet; künstliche Düngemittel wurden verstärkt angewandt, und der ganze Ackerbau auf eine wissenschaftliche Grundlage gestellt, die landwirtschaftlichen Maschinen fanden eine rapide Ausbreitung; die Verbilligung der Inlandsfrachten, vor allem durch die stärkere Ausdehnung der Eisenbahnen wirkten in der gleichen Richtung.

Vor allem aber erblühte die Viehzucht, die bis dahin völlig vernachlässigt war. Der englische Export, der bis 1846 stagniert hatte, lebte nach Beseitigung der Lebensmittelzölle auf. Von 47,28 Millionen Lstr. im Jahre 1842 stieg er auf 190 Millionen Lstr. im Jahre 1869. Und mit dem steigenden Wohlstand der Arbeiterbevölkerung erhöhte sich die Konsumtionsstärke des heimischen Marktes, die ländlichen Löhne stiegen von 9 sh 7 d im Jahre 1850 auf 14 sh im Jahre 1898; bei etwas vermindertem Preis des Brotes mußte die Steigerung der Geldlöhne eine stark vermehrte Kaufkraft für alle anderen Nahrungsmittel nach sich ziehen. Schon 1851 wird konstatiert, daß die Konsumtion von Fleisch und Käse in den Manufakturdistrikten enorm im Steigen begriffen sei; das rief eine beträchtliche Steigerung der Fleischpreise hervor, zumal bei den damaligen Transportverhältnissen die ausländische Konkurrenz in Fleisch nur wenig in Betracht kommen konnte. Damit wurde die Viehzucht rentabel und rasch ausgedehnt; von 1867 — erst von da ab existiert eine brauchbare Viehstatistik — bis 1874 vermehrte sich der Rindvieh- und Schafbestand um je 1 Million Stück, nahm der Futterrübenbau um 100 000 Acres, der von Klee, Esparsette und Rotationsgräsern um 300 000 Acres zu. Aber die Viehzucht spielte nicht die führende Rolle in der Landwirtschaft; sie war in erster Linie das Mittel, um den Getreidebau rentabel zu machen, dem Boden den benötigten Gehalt an natürlichen Düngemitteln zu geben; sie war notwendig, um einen besseren Fruchtwechsel und einen verstärkten Futterpflanzenanbau herbeizuführen, und da es an Absatz für Fleisch nicht mangelte, die Viehzucht rentabel geworden war, lag auch kein ökonomisches Hindernis mehr vor, den Fruchtwechsel überall einzuführen, selbst auf den schweren Lehmböden, bei denen erst eine kostspielige Drainage hierfür notwendig war.

Alles das bewirkte, daß statt des erwarteten Niederganges ein Aufschwung des Getreidebaues eintrat, der auch weiter die führende Rolle einnahm, mit der Steigerung der Roherträge und der Anwendung verbesserter Technik stiegen auch die Reinerträge enorm, was wiederum einen wahren Heißhunger nach Land und Pachtgütern hervorrief, sodaß die Pachtrenten geradezu lächerliche Steigerungen erfuhren. Da war es denn nur natürlich, daß eine Reaktion der Betriebs-

Digitized by Google

entwicklung von 1850—1880 nicht eintrat. Im Gegenteil, die Vergrößerung der Pachtgüter erreichte in dieser Zeit ihren Höhepunkt.

Die Viehzucht war von 1850—1880 eine Ergänzung des Getreide bauenden Großbetriebs, während die Meiereiwirtschaft als isolierter Produktionszweig nur geringe Fortschritte machte. Die Pflugarbeit verursacht im Kleinbetrieb erheblich höhere Kosten als im Großbetrieb, die umfangreichen Drainierungen waren nur von kapitalkräftigen Großpächtern zu erwarten und auch von diesen billiger auszuführen als im Kleinbetrieb; in der Beschaffung künstlicher Düngemittel, in der Verwendung von Kraftfuttermitteln hat der große Landwirt ebenfalls einen Vorsprung vor dem kleinen; dieser aber wurde in jener Periode noch ganz außerordentlich gesteigert durch die Verwendung landwirtschaftlicher Maschinen und namentlich der Dampfkraft, von der der Kleinbetrieb nur selten und dann unter wesentlich ungünstigeren Verhältnissen Gebrauch machen kann. Der landwirtschaftliche Betrieb wurde in dieser Zeit viel intensiver, aber es war vorwiegend Kapitalintensität, nicht erhöhte qualitative menschliche Arbeitsintensität, und in ersterer, auf der die höheren Erträge des Getreidebaues beruhen, ist der Großbetrieb dem Kleinbetrieb überlegen.

Die eigentliche Molkereiwirtschaft, die Geflügelzucht, Eierverkauf, Obst- und Gemüsebau, in denen der Kleinbetrieb gegenüber dem Großbetrieb wesentliche Vorzüge hat, spielten aber damals in England eine zu unbedeutende Rolle, als daß sie nicht als quantité négligeable erschienen wären. „Die Zeit der kleinen Güter ist vorüber; sie werden vielleicht langsam verschwinden, aber ihre Zeit ist vorbei." Das war die allgemeine Ueberzeugung in jenen Jahren, und folgeweis vergrößerte man die Güter.

Hermann Levy schließt den historischen Teil seines Buches mit dem Resumée:

„Die Geschichte der Entstehung des landwirtschaftlichen Großbetriebs in England ist die Geschichte der steigenden Rentabilität des Getreidebaues gewesen. Diese hatte die landwirtschaftliche Betriebsverfassung revolutioniert. Sie hatte den Untergang des kleinen Pächters, das Verschwinden des Bauernstandes und die Vernichtung der landwirtschaftenden Arbeiterklasse herbeigeführt und an die Stelle desselben kapitalistische Großpächter gesetzt. Alle Versuche, jenem Vorgang aus sozialpolitischen Gründen entgegenzuwirken, waren an der wirtschaftlichen Gewalt desselben zersplittert. Die Theorie aber, mit welcher die Sozialpolitiker den Kleinbetrieb glorifizierten, wurde nur als lächerliche Mißachtung einer wirtschaftlichen Entwicklung betrachtet, die nach den Erfahrungen von über hundert Jahren als ein unabänderliches Gesetz in der Landwirtschaft festzustehen schien. Die Ueberlegenheit des landwirtschaftlichen Großbetriebs über den Kleinbetrieb war zu einem Glaubenssatz geworden."

Breslau. Georg Gothein.

(Weitere Aufsätze folgen.)

Klinger: Drama.

Klinger ist einer der wenigen großen Künstler, die Deutschland heute besitzt, groß nicht allein, weil er sein Handwerk als Radierer, als Bildhauer beherrscht, — als Maler weniger vollkommen — sondern weil er groß als menschliche Individualität ist, und wahre künstlerische Größe beginnt erst hier. Klinger ist voll tiefer, bedeutender Eigenart, Grübler und Bildner. In dem Hervorragendsten, was er geschaffen, Bildner von höchster künstlerischer Deutlichkeit; von jener Deutlichkeit, die durch Formen, Linien und Farben — die Zeichen, deren sich die bildende Kunst bedient, — sinnlich eindringlich zu uns spricht. Formen und Farben wirken ganz unmittelbar, durch sich selbst, auf uns und hinter dieser sinnlichen Leibhaftigkeit, die uns gefangen nimmt, eröffnen sich dem nachdenklichen Beschauer die Tiefen voll Geheimnis, voll Klingerscher Eigenart.

Eine Kunst, die nichts bietet als sinnliche Deutlichkeit, ist bei aller technischen Vollkommenheit flach; eine Kunst, die nicht mehr die Sinne unmittelbar gefangen nimmt, sondern uns vor geheimnisvolle Formen stellt, und die Sinne kalt läßt und dem Verstande Rätsel aufgibt, hört auf Kunst zu sein, und das wiederum trotz aller technischen Vollkommenheit.

Die „babylonische" Sprachenverwirrung hat auch die Völker derselben Kultur auseinandergerissen, allein eine Sprache blieb gemeinsam der ganzen Menschheit, soweit sie Trägerin der nämlichen Kultur ist. Für die Menschen unserer Kultur sind die bildenden Künste und die Musik Ausdrucksmittel, für die es eine Sprachgrenze nicht gibt. Weil diese Ausdrucksmittel unmittelbar zu den Sinnen sprechen, und soweit sie es tun, sind sie allgemein verständlich, und dies gerade entspricht untrennbar dem Wesen echter Kunst. Freilich nicht jedem sagen diese Ausdrucksmittel dasselbe; aus Tiefen, in die das primitive Kunstgefühl nicht zu dringen vermag, holen die feinen und die in solchen Genüssen verfeinerten Sinne das Kostbarste, was eine schöpferisch gestaltende Eigenart dem empfänglichen Menschen zu bieten vermag.

Um deutlich zu sein, wählt man die größten Maßstäbe.

In S. Lorenzo zu Florenz sind die bekannten beiden Gräber der Mediceer. Sprechen wir von dem einen, von dem des Lorenzo, Herzog von Urbino, unter ihm die hingelagerten Gestalten, der Abend und der Morgen. Lorenzo ist dem Volke: il pensiero. Lorenzo war niemals porträtähnlich. Warum verfuhr Michelangelo so? Diese Perspektive können die Kunsthistoriker eröffnen, und wenn sie den richtigen Weg weisen, lassen sie uns das Schaffen Michelangelos und seine Individualität besser und tiefer begreifen. Aber alle diese Deutungen, so wertvoll sie sind, vor dem Werk, als Arbeit der Plastik, bedeuten sie sehr wenig; auch Lorenzo de Medici und sein Leben ist mir hier gleichgültig. Es wirkt die Wucht der Gestalt und das, was sie unmittelbar ausdrückt, auf jeden, der sehen kann. Der Herzog verschwindet; es bleibt, was das Volk sagt: il pensiero. Und warum Michelangelo Abend und Morgen und die Nacht und den Tag auf die Sarkophage in S. Lorenzo lagerte, ob diese Allegorien tiefsinnig oder nicht tiefsinnig sind — das mit großen Forschern zu erwägen, ist voll Reiz, aber im Anblick des Werkes wirkt solches Nachwort oder solches Vorwort kaum, oder doch nur als Hintergrund, während unsere Sinne gefangen genommen sind von diesen mächtigen Gestalten, die auf den Sarkophagen ruhen; Morgen und Abend, und Tag und Nacht, von denen Freude und Glück des Daseins nicht verkündet wird.

Die Kunst, und vor allem die bildende Kunst, so tiefsinnig sie sei, muß eine deutliche und klare Sprache reden. Durch seine Existenz muß das Kunstwerk sagen, was es will, und dann mag sich anschließen, was an Geheimnissen das tastende Nachempfinden des Beschauers als schwankende, reizvolle Möglichkeiten oder als sicheren Gewinn noch zu enthüllen vermag.

So ist es auch in den großen Werken von Klinger. Sie sind da und wirken so stark und sicher, daß sie uns mit souveräner Gewalt gefangen nehmen. Die Erscheinung bezwingt uns, es gibt vor solchen Werken kein Schwanken und kein Vielleicht. Der Ausgangspunkt ist für den Beschauer durch die Unmittelbarkeit des Eindrucks gegeben; das ist die allgemeine Verständlichkeit der Sprache, die echte Kunst redet, und nun erst folgt, daß diese alle ergreifende Sprache bei den einen tieferes Verständnis weckt als bei den anderen.

* * *

Unmittelbarkeit des Eindrucks! Welchen unmittelbaren Eindruck ruft der neue Klinger, sein „Drama", hervor? Ratlosigkeit.

Auf einem Felsen ein nackter Mann in gewaltigster Leibesanstrengung. Er sitzt auf dem Felsen, das eine Bein vorn gegen das Gestein gestemmt; den Oberkörper und die Arme weit vorgestreckt, die Arme umklammern einen Baumschaft, der fest im Felsen wurzelt, und gegen den Baumschaft ist auch das zweite Bein mit aller Gewalt gestemmt. Die Muskeln des stählernen Körpers sind auf das äußerste angespannt durch dieses Reißen und Zerren am Baum, der so fest im Gestein wurzelt. Der Kopf, hager und zäh, und mit einem Zug wie von Tücke, ist ein wenig zur Seite gewendet, und der Blick fest hinausgerichtet irgendwohin in die Ferne.

Digitized by Google

Ein hockender Mann in gewaltiger Anstrengung, um einen Baum zu entwurzeln, — so etwa in der Stellung eines Ruderers, der sein Ruder weit nach hinten auslegt, der die Beine nach vorn gegenstemmt, und dessen Oberkörper gleichfalls nach vornüber gerissen wird, so daß die vorgestreckten Arme fast die vorgestreckten Fußspitzen berühren. Das Motiv der Bewegung wäre verwandt. Nur bleibt das, was der Mann, der am Baum zerrt, soll, und was er will, unklar. Will er den Baumschaft losreißen? Auch das tritt nicht mit bezwingender Deutlichkeit in die Erscheinung; schließlich ein gesuchtes Motiv, um das Spiel der Muskeln zu zeigen; ein so gesuchtes Motiv, daß in dieser zusammengedrückten Stellung die Kraft des Körpers und die Kraft des Muskelspiels nicht einmal zu überwältigendem, oder auch nur zu wahrhaft packendem Ausdruck gelangt.

Gesucht als Studie eines Körpers in höchster Kraftentfaltung und zugleich rätselhaft; denn warum zerrt dieser Mann, der so seltsam in die Ferne blickt, an dem Baumstamm? Warum?

Der Felsen, auf dem er hockt, läuft spitz nach vorn zu. Seitlich und ein wenig unterhalb des Mannes erweitert sich der Fels zu einem Vorsprung, und hier liegt ruhig, fast wagerecht hingestreckt, eine weibliche, reife Gestalt; die Füße vorn am Baumstumpf, der Kopf fast hinter den Felsen gebogen, auf dem der Mann oberhalb sitzt.

Betrachtet man die Gruppe von vorn, etwas seitlich, um den besten Standpunkt für die Männergestalt zu gewinnen, so hat man vor den Augen die Fußsohlen der Frau, und ihr Körper, der sich in der Ebene nach hinten streckt, bietet sich dem Auge in unglücklichsten Verkürzungen und Verwulstungen. Und geht man weiter herum, die Schönheiten dieser liegenden Frau im einzelnen genießend, so erblickt man schließlich ganz hinten auch ihren Kopf und neben ihr, hinter dem Felsblock, noch eine weibliche, jugendlich knospenhafte Gestalt. Sie hockt am Felsen; das eine Bein auf der einen Seite des Gesteins, das andere Bein auf der anderen Seite; als Mensch gespreizt in einer Frosch-Attitude; ihr Kopf ist liebevoll gewendet zu dem der liegenden; und vollendet man den Rundgang, so folgt Fels, bewachsener Fels.

Nirgends ein Gesamtüberblick zu erlangen, nicht für die drei Gestalten, nicht einmal für zwei Gestalten nicht einmal für die beiden Frauen, die einander innig zugewandt sind; und welch ein Zusammenhang zwischen dem Mann und den Frauen? Gar keiner. Und was sollen die beiden Frauen, deren Köpfe in einem Ausdruck wundervoller Innigkeit sich zu einander neigen? Sind es Frauen dieser Erde? Gewiß, ihr Körper ist realistisch. Gewiß, die unsagbar gespreizte Haltung der einen ist motiviert, weil sie am Felsen hockt, aber dieser harte, unnachgiebige Felsen, der sie zwingt, die Beine hockend auseinanderzureißen, gestattet ihrem einen Bein im Felsen zu verschwinden, als sei sie die Fee des Berges, die durch den Marmor hindurch schlüpft wie wenn er Spinnengewebe wäre.

Sind diese Frauen Irdische, sind sie Ueberirdische? Warum blicken sie sich so liebevoll an; was haben sie mit dem Herrer am Baumstamm oben zu tun? Wir wissen es nicht; auch das Wort „Drama" sagt es uns nicht. Das Werk, das in einzelnen Partien hohe Vollendung zeigt, ist auseinanderfallendes Stückwerk für das Auge und zugleich eine jener künstlerischen Unbegreiflichkeiten, die, trotz der Vollendung hier und da, gänzlich kalt lassen.

Der unmittelbare Eindruck — Verworrenheit, Unbegreiflichkeit und ein tiefes Bedauern. Ein Klinger, aber nicht einer, der zählt.

* * *

Und nun können wir gedruckt erfahren, was wir gesehen haben sollen. Georg Treu, dieser feinsinnige Kunstbetrachter, berichtet darüber in der Zeitschrift für bildende Kunst; er schöpft aus intimen Beziehungen zu Klinger.

Läßt man alles Unwesentliche fort, so ergibt sich: Droben der Mann, der am Baume zerrt, blickt auf den Feind; er will den Baum entwurzeln, um, mit ihm bewaffnet, sich zu verteidigen. Die liegende Frau ist bereits verwundet; die junge Hockende stützt sie liebend. Das sollen wir sehen, so lautet der gedruckte Bericht; aber der Marmor zwingt uns nicht so zu sehen, und nur darauf kommt es an.

Der Mann droben arbeitet, das sagt uns unser Auge, zerrend an dem Baume; man fragt sich, wie lange mag er arbeiten, um den Baum zu entwurzeln. Also nichts verrät den Willen zur plötzlichen Abwehr. Ein Riese an Körperkraft, der sich verteidigen will, sucht sich so nicht zu bewaffnen. Was er sein soll, ist gleichgültig, — er erscheint als einer, der aus rätselhaften Gründen einen Baum entwurzeln will, wenn nicht aus dem Grund, um das Spiel seiner Muskeln zu zeigen. Und doch ist er nicht „der Athlet", und nichts als der Athlet; denn was soll dieser merkwürdige, ausdrucksvolle Kopf mit dem Blick in die Weite? Und auch die liegende Frau berichtet nichts von Kampf; die Wunde, die sie empfangen, zeigt sich nicht dem Auge; der Körper ist nicht in Schmerz gekrümmt; vielleicht ruht sie am Felsen? Durch sie wird nichts deutlicher, und nichts wird deutlicher durch die zweite Frau, die sich zu ihr neigt auf der Rückseite der Gruppe.

Nichts zwingt, das zu sehen, was Klinger will, daß wir es sehen. Wir sehen verständnislos verstreute Gestalten; weder sind sie plastisch eine harmonische Einheit, noch fassen wir den geistigen Zusammenhang des Werkes, und Klinger wollte, daß wir das Drama sehen, wie der Mann sein Weib und die Tochter auf ragender Felskuppe gegen einen Feind verteidigt. Das sagt das Papier, nicht der Marmor.

* * *

Georg Treu berichtet, aus welchem Anlaß das Werk konzipiert wurde, und wie es sich auswuchs. Und dieser Bericht bestätigt, wie disparates Wollen zusammenschoß und nicht zu zwingender Einheitlichkeit gelangte.

Klinger ging aus von der sinnlichen Anschauung, wie die echten bildenden Künstler so oft, fast immer, und daher dann das Zwingende für die Sinne der Beschauer. Der wunderbare Körper und das wunderbare Muskelspiel eines Athleten hatten es ihm angetan. Aber einem Klinger ist nicht die Beherrschung des Körperlichen letztes Ziel seines Strebens; das Darstellbare ist Klinger die sichtbare Form komplizierter Vorgänge. Und noch eins, was Plastikern so oft begegnet, begegnete Klinger, so berichtet Treu: Größe und Gestalt des Blockes, der schließlich bearbeitet werden sollte, gaben der ursprünglichen Konzeption eine neue Wendung. Wie der Vers ein Zwang für den Dichter, ist der Block ein Zwang für den Bildhauer; mit diesem Zwang findet sich der Unterliegende durch den Notbehelf ab, und einer sieghaften Phantasie gibt der Zwang den Rahmen für eine neue, einheitliche Lösung. Die verlorene weibliche Gestalt in ihrer ungeheuerlichen Haltung auf der Rückseite des zu groß befundenen Blocks wurde diesmal ein solcher Notbehelf.

Der Athlet bleibt nicht Athlet; der Ausdruck seines Kopfes weist hin auf etwas, was mit der körperlichen Anstrengung nichts zu tun hat. Worauf? Es bleibt im Dunkel. Die Frauen, warum sie so lagern und hocken, warum hier bei diesem Athleten? Es bleibt im Dunkel. Ein Werk in Einzelheiten von Meisterhand, aber ohne Einheitlichkeit im plastischen Aufbau, ohne Einheitlichkeit und zwingende Deutlichkeit im inneren Zusammenhang.

* * *

Ich suchte an einem der großen Denkmäler der Plastik zu zeigen, wie die überwältigende Unmittelbarkeit des Eindrucks, verknüpft sein kann mit jenen weiten Perspektiven, die eine grübelnde, gedankentiefe Künstlernatur zugleich durch ihre Werke zum Ausdruck bringen will. Ich suchte zu zeigen, wie Klinger bei demselben Versuch scheiterte; man muß sagen, nach seinem „Beethoven" zum zweitenmal scheiterte, obgleich der „Beethoven" an Einheitlichkeit weit über diesem „Drama" steht. Das gedankliche Wollen und das plastische Vollbringen verschmelzen sich nicht unlösbar. Für sein Wollen findet Klinger nicht die plastische Form, die jede Unklarheit ausschaltet, und die plastische Form, die in Einzelheiten den höchsten Reiz bietet,

Digitized by Google

ist wiederum in ihrer Geschlossenheit zerstört, durch Gedankenanhängsel, die in solcher mangelhaften Verkörperung zur kühlen Deutelei führen und in Unverständlichkeit enden.

Die Begabung, die Klinger verkörpert, ist eine seltene: diese künstlerische Beherrschung der Form und dieser intellektuelle Reichtum zugleich. Die völlige Verschmelzung des einen mit dem andern führt zu den höchsten Höhen der Kunst.

So fragt man sich bangend: Bedeutet sein plastisches Schaffen, wie es in den letzten Werken vorliegt, für sein Leben eine Episode, die überwunden wird, oder ..... Den Gedanken spricht ein Verehrer von ihm nicht aus.

P. Nathan.

Hinterlassene Uebersetzungen von Otto Gildemeister.

II.

Wenn Dante und Ariost*), ungeachtet der meisterhaften Uebersetzungen Gildemeisters, lange nicht so festen Fuß in Deutschland gefaßt haben wie Shakespeare und Byron, so ist der Grund leicht zu erkennen. Dante liegt unserer heutigen Weltanschauung fern wie der Sirius; seine theologischen und philosophischen Ideen berühren sich mit den unsrigen nicht mehr; seine politischen Beziehungen sind uns ohne zahlreiche Anmerkungen unverständlich, und da die göttliche Komödie ein im wesentlichen theologisches und politisches Gedicht ist, so leidet der heutige Leser unter ihrer Dunkelheit. Was ihr unseren nie ablassenden Anteil sichert, ist ihr gewaltiger sittlicher Ernst und vor allem die künstlerische Gestaltung. So wie Dantes Stimme greifen wenig andere Stimmen uns ans Herz, und immer und immer zwingt sie uns in ihren Baumkreis zurück. Aber dieses „wir" bezeichnet nur einen kleinen Kreis; die große Welt sagt, und sagt nicht mit Unrecht: „Ich bin nicht geschaffen für die Aufnahme eines Gedichtes, dessen tiefster Grund mein entschiedenes Nein herausfordert, dessen Personen mir fremd sind und bis auf ein paar auch stets fremd bleiben und dessen künstlerische Gestaltung mich um allen Frohsinn und um alle Behaglichkeit bringt. Ich mag nicht in einer Kathedrale wohnen und mich lediglich vom Leib des Herrn nähren." Bei Ariost liegen die Dinge ähnlich; es ist dieselbe Couleur in Rot könnte ein trivialer Plauderer sagen. „Was soll ich mit einer Dichtung, in der alle Naturgesetze beständig auf den Kopf gestellt werden, in der es nur verliebte Ritter und Damen gibt, die mich eigentlich nichts angehen, einer Dichtung, die auch nicht in einer einzigen Stanze den realen, soliden Ernst atmet, den ich fürs Leben nötig habe. Ich mag nicht in einem Opernhause wohnen und mich lediglich von spanischem Wind nähren." Armer Dante! Armer Ariost! Hoffentlich liegt euch nichts daran, wie groß die Gemeinde derer ist, die nicht ohne euch leben möchten. Und hoffentlich beneidet ihr weder Shakespeare noch Byron um ihre weit zahlreicheren Gemeinden. Vor allem Shakespeare nicht; denn das werdet ihr selber zugeben: so große, so göttlich große Dichter ihr auch seid, neben den Schwan von Avon dürft ihr euch doch nicht stellen. Der hat eine Weltanschauung, die im wesentlichen noch der Weltanschauung jenes Australiers gleichen wird, welcher dereinst auf dem gebrochenen Bogen der Londoner Brücke sich einen Platz suchen wird, die Ruinen der Paulskirche zu zeichnen; der hat Gestalten, die ohne Kommentar und Anmerkung ewig klar und lebendig für sich selber dastehen, der hat einen Ernst, gegen den die Inschrift auf Dantes Höllentor beinahe erlischt und einen Spaß, den die tollsten Schwänke des Meister Ludovico nicht erreichen. Ihr seid große Gestirne, die der einsame Forscher nächtlicherweile entzückt betrachtet; aber Shakespeare ist eine Sonne für alle Welt. Und Byron? Byron ist nicht ewig wie Shakespeare; aber Byron ist unsere Gegenwart in ihrer schönsten dichterischen Manifestation. Seine Schmerzen sind unsere Schmerzen, sein Spott ist unser Spott, seine Feinde sind unsere Feinde. Als unsere großen deutschen Klassiker zu Anfang des Jahrhunderts verstummten, sprach Byron aus, was in unser aller Herzen zitterte und bebte; selbst unser Heinrich Heine — neben dem Orgelton und Glockenklang in der Stimme Byrons schrillt die Stimme Heines doch mitunter gar zu scharf wie die Pikkelflöte und die Schelle eines halb tot gehetzten kranken Satyrs. Wenn also ein Meister der Uebersetzungskunst dem deutschen Volke den Byron darbot, so war er trotz der mitunter etwas langweiligen Adagio-Melancholie des reisenden Lords, der Heines ewig lebendiges Allegro niemals anheimfällt, von vornherein eines gewaltigen Erfolges sicher.

Daß seine Byronübersetzung in der deutschen Literatur ein Ereignis sein würde, hat Gildemeister sich wohl vorausgesagt, so wenig er sich verschwiegen haben wird, daß sein Dante, sein Ariost sich auf die engen Kreise der eigentlichen Kenner beschränken würden. Im ganzen aber hat Gildemeister bei seiner Uebersetzertätigkeit gewiß nicht ins Publikum geschielt, noch volkserzieherische Zwecke im Auge gehabt. Von zielbewußter Volkserziehung, wie sie jetzt auf allen Gassen und in allen Vereinslokalen geübt wird, hielt er überhaupt nicht viel. Seine Beschäftigung mit den großen Dichtern war vor allem ihm selbst ein Bedürfnis, ein unentbehrlicher Genuß. Wie der Leib nach dem Bade verlangt, so verlangte seine Seele danach, unterzutauchen in dem Elemente des Wohllautes und der reinen Formenschönheit und hinwegzuspülen, was ihm vom Staube schwerer staatsmännischer Tagesarbeit angeflogen sein mochte. „Von meiner Stirne die sinnenden Runzeln wegzuwaschen, gibt es ja wohl noch ein freundlich Mittel." Mit diesem Worte wird Gildemeister seinen Ariost aufgeschlagen haben.

Die Satiren Ariosts haben mit dem Rasenden Roland nichts gemein als die Grazie der Form. Alles fließt hier wie dort in leichtestem parlando dahin wie die Unterhaltung eines geistreichen Mannes, der seine Mißbilligung nicht gegen einzelne Menschen und Dinge richtet, sondern gegen allgemeine Uebel seiner Zeit und seines Landes. Sein Spott wird niemals stachelig, sein Unmut steigert sich niemals zu flammendem Zorn. Ariost soll, wie wir aus Heyses vortrefflicher Vorrede erfahren, ein Meister des lateinischen Verses gewesen sein und diesen so glänzend beherrscht haben, daß sein Freund Kardinal Bembo ihm das Dichten in italienischer Sprache widerraten habe. Gottlob, daß er den Rat nicht befolgt hat. Denn wenn auch der Geist seiner Satiren sich ganz dem Geiste der Satiren und Sermone des Horaz anschließt, so ist doch die Form so italienisch wie möglich: die Terzine. Das feierliche Gewand Dantes kleidet hier den Schalk Ariosto, und er weiß sich in den schweren Falten mit vollendeter Zierlichkeit zu bewegen; er behandelt die Terzine mit der eleganten Virtuosität, die sie im deutschen durch Paul Heyse in dem „Salamander" erfahren hat, und die uns in der glücklichsten Schwebe zwischen Trübsinn und Leichtsinn hält. Wie Gildemeister diese Form handhabt, sei an folgender Probe dargetan:

Es war einmal ein Kürbis, der sich reckte
Und wuchs so schnell und hoch, daß er beinah
Des Nachbar Birnbaums Wipfel ganz bedeckte.

Als nun der Baum, der, während dies geschah,
Geschlafen hatte, eines Tags erwachte
Und auf dem Kopf die fremden Früchte sah,

Sprach er: „Wer bist du? und wie bist du sachte
So hoch geklettert während ich dem Traum
Die Augen überließ und blind sie machte?"

Der Kürbis nannte sich, und lief am Baum,
Wo er gepflanzt sei, zeigt' er ihm und sagte:
„Seit ich heraufkam, sind zwölf Wochen kaum."

*) Ariosts Satiren. Herausgegeben von Paul Heyse. B. Behr Verlag, Berlin.

Digitized by Google

„Und ich", antwortet ihm der Birnbaum. „plagte
Mich dreißig Jahr in Hitz und Sturmeswehn
Eh ich mit Müh' in diese Höhe ragte.

Du, der gen Himmel steigt im Handumdrehn,
Des sei gewiß, in ganz so kurzer Weile.
Wie er gewachsen, wird dein Stiel vergehn.

Wer denkt bei dieser Leichtigkeit an Uebersetzung, vollends an Uebersetzung einer der schwierigsten Formen! Die glücklichen Italiener haben es freilich leicht in ihrer reimreichen Sprache, deren sämtliche Verbalendungen unbesehens für vollgültige Reime angesehen werden, Terzinen und Stanzen und Sonette zu schreiben; aber wir armen Deutschen, die wir nur den Wortstamm reimen, wie schwer haben wirs mit dem Eiertanz der Terzine! Um so glänzender ist dann allerdings auch der Triumph, wenn er gelingt. Das Schwierige mit Leichtigkeit zu üben, ist ein Kennzeichen banalen Virtuosentums nur dann, wenn die Schwierigkeit zugleich eine Nichtigkeit war; das Schwere, das wirklich des Schweißes der Edlen wert ist, mit Anmut, wie etwas Selbstverständliches zu üben, das ist das Wesen nicht nur aller künstlerischen, sondern auch aller sittlichen Vollendung.

Das angeführte Fabelchen ist wie für Gildemeisters Uebersetzung auch für Ariosts Original charakteristisch. Es ist der Spott des sich seines Wertes und seiner redlich geleisteten Arbeit bewußten Mannes über das rasch emporblühende, von Reklame, von Kameraderie, von Grundsatzlosigkeit aller Art großgezogene Parasitentum der Modegrößen. In all diesen Satiren sehen wir nämlich Ariost nicht als übermütigen Fabulierer, der ein Abenteuer aus dem anderen wie Raphael die Ornamente seiner Loggien entwickelt, und auf einem leichten Thyrsusstabe eine Sphinx ruhen läßt, deren Schweif sich zu einem von Amoretten umgaukelten Füllhorn mit Blumen und schwellenden Früchten entwickelt, während leichte, umrahmende Linien sich allgemach zu einer Laube verschlingen, in deren Schatten ein Liebespaar scherzt und von grotesken Faunenfratzen angegrinst wird. Das schwer unentwirrbare Rankenwerk des Rasenden Roland weicht in den Satiren einer klaren, klugen Auseinandersetzung; der Dichter schwingt sich nicht auf dem Hippogryphen in das alte romantische Land, sondern reitet auf einem irdischen, schlecht gesattelten Klepper im Dienste eines kargen Herrn nach ungemütlichen Orten, wo es in schlechten Herbergen zähes Hammelfleisch zum Abendessen gibt, zu ungemütlichen Geschäften mit Leuten, denen der Meuchelmord lose im Handgelenk sitzt. Häusliche Sorgen um seine vielen Geschwister drücken ihn, Geldnot und ewige Unzuverlässigkeit der Zahlstellen quälen ihn, und eine gehörige Dosis Verachtung hilft ihm nicht immer über den Aerger hinweg, den undankbare Zurücksetzung und Rücksichtslosigkeit ihm bereiten. Kurz: es ist das alte, ewige Lied, das zur Zeit der Renaissance, und wahrlich nicht nur zur Zeit der Renaissance, alle begabten, zartfühlenden, stolzen, mit Spottlust gesegneten Naturen anzustimmen pflegen.

Den Dichter des Roland stellt das schöne Tizianische Porträt in London dar: das Antlitz des Satirikers schmückt ein trefflicher alter Holzschnitt auf der ersten Seite unseres Bandes.

Die Dichtung der Renaissance ist bekanntlich nicht prüde, und es ist eine Gnade von Gott, daß ihre Musen nicht der Zensur einer höheren Schulvorsteherin oder Pensionsmutter unterstellt sind. Wie manchen schönen Spaß müßten wir entbehren! Auch in den Satiren Ariosts schlägt ein dreister Faun ein oder zweimal sein unziemliches Gelächter auf; aber nur ein oder zweimal. Fast hätten wir hinzugefügt: leider! denn zum Konfirmationsgeschenk eignet sich das Buch so wie so nicht; und da die übermütige Anekdotensaite einmal so wohlklingend angeschlagen ist, hätten wir ehrbaren alten Herren, die wir ja nach einem guten Diner unter uns im Rauchzimmer immer um Unterhaltungsstoff verlegen sind, gern die liebenswürdige Melodie noch in ein paar Variationen weiter gehört. Denn nichts geht uns über die durch ein gründliches Studium der Kultur der Renaissance herbeigeführte höhere Bildung, die so oft die Quelle mancher, auch in modernen Zeiten spielenden lustigen Geschichte ist. Wie viele heutige Anekdoten: Es war mal ein Pastor, der hatte eine Nachbarin usw. sind auf Boccaccio und andere lachlustige italienische Novellisten zurückzuführen! Aber abgesehen von solchem Scherz: die Satiren Ariosts sind ein Beitrag zur Kenntnis der Renaissance, ihrer Stärken, ihrer Schwächen, ihres Glanzes und ihrer Misère, den wir nicht wieder missen möchten.

Wir schließen diese flüchtigen Zeilen mit einem Dank an Paul Heyse, dessen freundschaftlicher Eifer dafür gesorgt hat, daß diese kleine Sammlung edelster Medaillen nicht in dem Schreibtische des dahingeschiedenen Meisters verschlossen geblieben, sondern als gangbare Münze aller Welt zugänglich gemacht worden ist. Zu den vielen großen eigenen Verdiensten Heyses um unsere Kenntnis italienischer Literatur gehört nun auch das, uns ein Verdienst Gildemeisters vermittelt zu haben.

Horn bei Bremen. A. Fitger.

Karoline von Humboldt.

Dem Andenken Karolinens, der Frau Wilhelm von Humboldts und Mutter Gabriele von Bülows hat der Historiker Albrecht Stauffer aus ihren Briefen an Alexander von Rennenkampff und an die malenden Brüder Riepenhausen neuerdings ein Denkmal errichtet, das Ernst Siegfried Mittler und Sohn in Berlin verlegten.

Die Schätzung der Brüder Humboldt hat ja neuerdings eine ziemliche Umkehrung erfahren. Man beginnt zu vergessen, daß Alexander geraume Zeit die europäische Großmacht auf dem Gebiet der Naturwissenschaften bedeutet, daß seine Empfehlung alle Türen geöffnet, seine Art zu schildern für viele und sehr Begabte vorbildlich gewesen ist.

Man sieht allzu sehr seine kleinen Schwächen, seine Eitelkeit und Redseligkeit, am Ende nicht verwunderlich an einem, den Erfolg und Gunst der Großen durch ein langes und glückliches Leben geleiteten, der des Wortes mühelos und in ungewohnter Weise mächtig war. Grillparzer hat ihm böse mitgespielt. Wilhelm jedoch, minder glänzend, immer und vor jeder Aufgabe aber tüchtig, reich an Verdiensten um den preußischen Staat, dem er in den verschiedensten Stellungen mit Hingebung und Glück gedient, ohne sich und seinen Gesinnungen jemals was zu vergeben, fruchtbar als Philologe und Aesthetiker hat sich die größere Schätzung gewonnen.

Vielleicht spricht sich auch darin die Abkehr von einem Ideal aus. Unsere Bewunderung, die sich vordem ziemlich haltlos im Unabsehlichen getummelt, hat sich wieder dem Engeren und Näheren zugewendet. Alexander, der Kosmopolit, Bürger beider Hemisphären, in Paris mindestens so heimisch wie in Berlin, wird verdrängt von Wilhelm, der alle seine Kräfte bei weltbürgerlichen Neigungen, denen sich damals niemand entziehen konnte, in den Dienst der vielgeprüften Heimat und ihrer Aufrichtung nach schwerem Sturz gestellt, der um feineres und eindringenderes Verständnis ihrer Dichter und ganz besonders Goethes seine wesentlichen und dauernden Verdienste sich erwarb.

Seiner Frau nun, der Tochter des Kammerpräsidenten von Dacheröden und einer Gräfin Hopfgarten gilt dies Buch. Es ist entstanden aus Vorträgen, die der Verfasser in München an hochschulmäßigen Kursen für Frauen und Mädchen über die Widergeburt des deutschen Volkes hielt, bei denen sich ihm die Gestalt Karolinens bedeutsam in den Vordergrund schob. „Die Wirkung hätte nicht schöner und erfreulicher sein können", sagt er selber. Mag sein; vor einem Publikum, das nicht gut überprüfen kann und das ein günstiger Vortrag über Dinge hinwegträgt, die im Lesen peinigend berühren.

Da ist zunächst eine Neigung zu sublimieren, die für die Dauer recht ermüdend, ja quälend wirkt. Jedes, auch das menschlichste Gefühl, wird in eine Höhe hinaufgeschoben, bis es unfaßlich zerrinnt — ein Wölkchen im Plan, ein Opfergerüchlein mehr, das Stauffer seiner Göttin, denn nicht anders erscheint ihm Karoline, entgegendampfen läßt. Widerholt beteuert er, sie sei nicht etwa nur eine große Frau, sie sei die

Digitized by Google

größte Frau ihrer Zeit gewesen. Ist dem so, dann ist seine Arbeit recht unzulänglich. Denn aus ihr gewinnt man keineswegs diesen Eindruck. Ich kenne ferner kein Buch in deutscher Sprache, in dem mit dem Wort „Seele" ein so ärgerlicher Mißbrauch getrieben würde; in allen Möglichkeiten der Verbindung und der Gebrauchsform erscheint es immer wieder, bis man verdrießlich wird, wie vor einer bösen Profanierung.

Karoline hatte eine harte und lichtlose Jugend hinter sich, deren Erinnerung sie auch späterhin noch erschreckte, als sie Wilhelm von Humboldt angetraut wurde.

Mit ihm hat sie ein gut und ein schönes Stück Welt gesehen, für jene Tage, in denen man sonst seßhafter, der Kreis der Interessen enger gespannt war, als nun. Jahre ihres Lebens, mit die besten, verbrachte sie mit ihm in Rom. An ihm wuchs sie.

Nach der ewigen Stadt blieb ihr hernach eine untilgbare Sehnsucht, wie jedem, dem ihr Reiz einmal aufgegangen ist. Hier hat sie schöne und dauernde Beziehungen zu den besten in der bildenden Kunst ihrer Periode, zu Thorwaldsen und Rauch angesponnen. Und auch ein Tieferes rief sie immer wieder mit einem Geisterstimmchen hierher. Das schönste und gütigste ihrer Kinder, Wilhelm, hatte sie hier an der Pyramide des Cestius vorzeitig bestatten müssen.

Ihre Ehe machte zu Beginn keineswegs den Eindruck, den wir nun, nach der tiefen Trauer des Ueberlebenden und den wunderbaren Worten, die er dem Andenken der Toten gewidmet, von ihr tragen. Kluge und ruhige Beobachter gewannen den Eindruck, sie lebten trotz eines ziemlichen Kindersegens in der Konvenienz miteinander. Wilhelm hat bekanntlich mehr als eine Herzensirrung durchgemacht, auch Karolinen ist es nicht erspart geblieben, daß andere Männer einen stärkeren Eindruck auf sie und ihre Sinne machten, als der Gatte.

Da und wohl auch in ihrem tieferen und umfassenderen Kunstverständnis merkt man schon den Einfluß der Romantik, zu deren Frauengestalten sie gehört. Noch steht ihr Rafael obenan; auch sie übersieht noch pünktlich, was ihre Zeit noch nicht nach seinem vollen Wert begriffen. Die Altdeutschen der Boisserée waren ja schon der Bewunderung gestattet, wohl auch aus patriotischen Beweggründen, aus dem Bedürfnis nach einer Stärkung und Vertiefung des Vaterlandsgefühls aus der schöneren Vergangenheit heraus. Ihnen widmet sie manches warme Wort und manche ansprechende Beschreibung.

Ihr Liebesbedürfnis war groß, und es ließ nicht mehr locker, wo es sich einmal angesaugt hatte. Sie war eine vortreffliche Mutter, die im Rousseauschen Sinn, mit Güte und mit Milde erzog. Das Schicksal einer Tochter, Karolinens, die von den Eltern nicht lassen wollte und also das immerhin schmerzliche Los eines alten Mädchens trotz mancher Möglichkeit einer annehmlichen Versorgung sich wählte, bekümmerte sie tief. Es waren ihr in späteren Jahren manche Leiden nicht erspart. Sie litt an Brustkrämpfen und an gichtischen Beschwerden und ertrug's gelassen und tapfer. Sie verlangte nach dem Schönen, wußt' es, bei glücklichen Vermögensverhältnissen, sich zu gewinnen und es mit Geschmack aufzustellen, also zu nützen.

Sie schrieb hübsche Briefe; unpersönlicher im Styl, an der Oberfläche hingleitender, als andere Frauen; sehr wortreich und subjektiv. Was hier von ihren Versen mitgeteilt ist, klingt ganz nett, ohne Sehnsucht nach weiterem zu wecken. Für Gastein findet sie bezeichnende Worte, wie denn der Eindruck des Wildbades, zumal damals bei seiner noch unzugänglichen Abgeschiedenheit vom Weltverkehr und für jemanden, der Aehnliches noch nie sah, nicht zu verfehlen ist. Dagegen entzückt sie Salzburg, ohne daß sie ein bezeichnendes Wort für die wundersame Stadt fände. Sie ist fromm; ein reich gestirnter Himmel weckt ihr schöne Ahnungen. Sie glaubt an Deutschlands Größe und Zukunft: ärgert sich am Wortbruch der Fürsten gegen ihre Völker. Sätze aber, wie: dem kommenden Geschlecht möge leicht Größeres zu sehen und zu fördern vergönnt sein als ihnen beschieden war, für prophetisch auszugeben, oder einen besonderen Tiefsinn in der Bemerkung zu finden: Napoleon müsse eine Hölle im Busen getragen haben, bleibe der einseitigen Vorliebe des Biographen anheim gegeben. Alsdann orakelt manche, die mir nur eine Frau Base mehr erscheinen will. Der Ueberschwang des Gefühls und der Sprache, in dem Karoline von Humboldt gelebt, hat auch ihren Schilderer ergriffen; seine Abwehr seitens der Kritik mag leicht nach Härte gegen die Frau selber schmecken.

Die Briefe, welche die größere Hälfte des Bandes füllen, gehen Alexander von Rennenkampff an, den letzten aus der Reihe der Freunde, die sie sich leidenschaftlich zugeeignet.

Man lebte ja damals in einer überhitzten Athmosphäre des Gefühls. Die Grenzlinien zwischen Liebe und Freundschaft waren sehr unmerklich gezogen und verwischten sich gern. So springt auch ihr Ton: das trauliche Du verdrängt in gehobenen Gefühlsmomenten die fremdere und gehaltenere Anrede.

Uebrigens — dieses darf nicht vergessen sein — die Güte Karolinens war wirklich echt und allgemein. Ihre Hausgenossen hingen ihr sehr an; da sie nach einer schweren Krankheit in ihr Heim kehrte, das sie kaum mehr zu sehen hoffen gedurft, da entstand ein förmlicher Aufruhr der Freude. Das Schicksal ihrer Diener und Dienerinnen geht ihr nahe, und sie ist bei schwierigen Umständen nach Kräften bemüht, ihm die erwünschte und günstige Wendung zu geben.

Alexander von Rennenkampff war ein Livländer. Adelig, und wie so viele Söhne dieses tüchtigen Stammes, der nun mit allen Mitteln der Gewalt uns entfremdet werden soll, genötigt, in fremden Diensten sich Brot und Gunst zu gewinnen, ehe sie, nach seinen eigenen Worten, heimkehren und sich durch die Ehe mit einem bemittelten Bäschen wieder auf dem Boden der Väter bewurzeln. Es ist in ihnen ein höchst lebendiger Familiensinn — nicht nur in dieser Beziehung.

Einer seiner Brüder, Paul, schlug sich mit den Russen, die schon damals immer entschiedener gegen Osten drängten, gegen die Perser herum. Da er heil wiederkehrte, war es Alexandern und seiner Mutter, an der er mit schönster Innigkeit hing, ein großer Fest, das natürlich Karoline mitfeierte, so wenig sie seinen Geburtstag, den 10. Februar, außer in schlimmen Krankheitsfällen vergaß. Er selber hatte in oldenburgischen Diensten sein Glück gemacht. Nach einer nicht eben lohnenden Wartezeit brachte ihm der Regierungsantritt des Erbgroßherzogs eine gut bestiftete und befriedigende Stellung.

Er war um vieles jünger als Karoline. Ein durchaus rechtlicher, man möchte sagen: ein reinlich gesinnter Mann. Höchst gebildet; mit Neigungen eines beschaulichen Gelehrten, ein eifriger und ein glücklicher Sammler, der sich sein Haus zu den sieben Eichen zu füllen verstand.

Auch mit Lebendigem. Die geliebte Mutter weilt gern und lang bei ihm, und Karoline läßt ihr durch den Freund Hand und Mund küssen. Ein zahlreicher Kindersegen stellt sich ein. Wir erfahren, wie jedes einzelne aus der Schar erwartet und begrüßt wird aus den Briefen der Humboldt. Das ist ja innig; aber auf die Dauer ist es denn doch auch etwas langweilig, zumal Rennenkampffs Briefe fehlen.

Zu viel Monolog. Und die wohllautendste Frauenstimme, die immer wieder dieselbe Weise anstimmt, wirkt endlich ermüdend, auch wenn man im Lob der ewigen Freundschaft etwas Tieferes mitschwingen zu hören glaubt. Denn Literarisches wird wenig berührt; auch da nur von der persönlichen Seite, wenn es sich darum handelt, eine Tochter Schillers oder, wenn das nicht ginge, die Witwe Schenkendorffs, die bei einem Königsberger Bankbruch ihr ansehnliches Vermögen eingebüßt, als Aja und Erzieherin dem Oldenburger Hof zu empfehlen.

In Rom war Rennenkampff in den Kreis der Humboldt und der Künstler eingetreten, die sich um das Paar versammelt. Ein Teil davon war hernach nach Berlin übersiedelt und schuf einander auch räumlich nah in der preußischen Hauptstadt, die damals eine wirkliche Kunstblüte sah, ohne daß nach der Schnur gearbeitet wurde. Vom Ergehen der Mitglieder dieser Gesellschaft, von ihren Ansichten handelt ein Teil der Briefe, ohne daß man etwas Wesentliches oder nur Vermerkenswertes erführe. Einmal wird Rennenkampff für einen Kupferstecher Ruscheweyh interessiert, der das Abendmahl angeblich des Giotto zu einem sehr mäßigen Preis zu stechen unternimmt und nur bestehen kann, wenn man ihm eifrig Abnehmer sammelt und endlich für Fracht noch etwas über den bedungenen Preis darauf legt.

Digitized by Google

Rennenkampff hat sich auch schriftstellerisch betätigt. In Karolinens Briefen merkt und hört man kaum etwas davon. Mir selber ist von seinen Werken nichts bekannt worden, und ich meine nicht, nach einer Probe, daß ich das als Bildungslücke beklagen muß. Ich vermerke die Tatsache überhaupt nur nach dem Muster von Professor Stauffer, der Seite 196 bei Gelegenheit des Generals von Pfuel in einer Fußnote vermerkt: „er war ein bedeutender Militärschriftsteller und eine Persönlichkeit von umfassender Bildung und eigenartig. Uebrigens habe ich seine Persönlichkeit noch nicht eingehender studieren können". Alsdann, trotz der Autorität der allgemeinen deutschen Biographie soll er sich hüten, solche Urteile oder — solche Bemerkungen zu geben, die man nur überflüssig und abgeschmackt nennen kann.

Noch eins: es ist erstaunlich, wie gering, bei so viel Weltkenntnis und Gelegenheit, sich ein Urteil zu bilden, die plastische Fähigkeit der Frau von Humboldt ist. Auch sie sublimiert gern, gleich ihrem Biographen und Panegyriker. Von niemandem der vielen, die ihr begegnet sind, nicht einmal von ihren Nächsten gewinnt man nach diesen Briefen ein bestimmteres Bild; selbst eine so wuchtige Persönlichkeit wie der große Freiherr von Stein blaßt in Karolinens Schilderung ab. Sie sucht immer die Güte und die Liebe, wie das Kind im Kuchen die Rosinen, die Erwachsene nicht gar mögen.

Eine Probe aus den Umrissen von Alexander von Rennenkampff, auf Seite 61 mitgeteilt, sei übrigens angeführt: „Klärchen war das bewunderungswürdigste und liebenswürdigste Geschöpf, das ich je gesehen habe. In ihrer Gegenwart lebten wir nur ganz in ihr; sie war unterrichtet; hatte eine seltene Freiheit des Verstandes, eine außerordentliche Tiefe des Gefühls; eine Phantasie, die sich in den lieblichsten Bildern wiegte, eine nymphenhafte Gestalt, einen hinreißenden Ausdruck der Lieblichkeit und heiteren Ruhe in dem nicht gerade sehr schönen Gesicht, und einen gewissen Charakter der Zartheit, der sich über ihr ganzes Wesen ergoß. Wenn sie sprach, glaubten wir die eigene Seele verschönert aus ihr zu vernehmen . . ." Ein Almanach-Engelein, gelt? Ih, wo denn! Professor Stauffer findet: „Er zeichnet da ein Ideal voll Zartheit, Reinlichkeit und Lieblichkeit, das eine niederdeutsche Prägung und selbst Livländisches nicht verleugnet." Das ist doch wieder einmal ein phantasiebegabter Mann!

Wien. J. J. David.

Theater.

Neues Theater Die Morgenröte", Eine Komödie aus dem Jahre 1848 in Akten von Josef Ruederer.

„Denn harrtest du, bis aus Vernunft und Recht
Entstünde, was das Recht und die Vernunft gebot,
Schlimm wär's bestellt ums menschliche Geschlecht;
Der Trieb erzeugt die Handlung, die uns not."

Einem Gedichte Grillparzers, das „Lola Montez" überschrieben und 1847 entstanden ist, in dem nämlichen Jahre, in dem König Ludwig unter dem Einfluß der tollen Tänzerin das klerikale Ministerium Abel ernannte, sind diese Verse entnommen. Es sind nachdenkliche Verse. Einem Samenkorn vergleicht Grillparzer den Geist des Menschen. Wie jenes in die Erde, d. h. in den Kot, fallen muß, um Frucht zu tragen, so muß Leidenschaft unserem Geist sich einen; sie beirrt ihn, aber in ihr liegt auch unsere Kraft zum Guten.

Grillparzers Gedicht ist die beredteste Kritik zu Josef Ruederers Komödie „Die Morgenröte", die in eben jenen Februartagen des Jahres 1848 in München spielt und Lola Montez schildert, inmitten der studentischen Parteiungen, die sie ins Leben rief, und der Aufstände und Straßenkrawalle, die ihre Entfernung aus der bayrischen Hauptstadt zur Folge hatten: Es stellt das Positive dem Negativen, das dichterische Sehen dem dilettantischen Aburteilen, die Geschichtsauffassung der Geschichtsklitterung gegenüber.

Schon damals, als Sudermanns „Sturmgeselle Sokrates" interessierte, weil er neu war, erhob sich ein Streit darüber, ob Sudermann im recht gewesen sei, da er die Revolutionäre des Jahres 1848 als kümmerliche Philister und tönende Phrasenhelden schilderte. Dieselbe Frage könnte Ruederers „Morgenröte" gegenüber aufgeworfen werden. Denn auch hier erscheint jene revolutionäre Bewegung als ein höchst armseliges Unterfangen; man wird in die Bierkneipen geschleppt und ist Zeuge, wie der Philister sich aufregt, man betritt das Palais der Lola Montez und sieht, wie sie Studenten die Köpfe verdreht, und wie die sich rüpelhaft und unerzogen benehmen. Die einen könnten aus ihrer politischen Stellungnahme heraus erklären: so war es, die anderen könnten behaupten, es habe sich anders zugetragen. Das Für und Wider aber wäre der Frage gegenüber, auf die es ankommt, belanglos.

Natürlich hat der Dichter das Recht, Revolutionäre als Narren und Philister zu schildern, ganz wie es ihm freisteht, sie als Helden zu feiern. Je souveräner er mit der Wirklichkeit und dem, was als geschichtlich verbürgt gilt, umspringt, desto besser für ihn. Die Wahl des Standpunkts steht ihm frei; nur muß er die durch seinen Standpunkt bedingte Schilderung in ihrer historischen Perspektive sehen. In ihren Folgen stelle sich ihm die Handlung dar. Narren und Dirnen können die Welt verbessern, wie Grillparzer hier geltend macht, Helden und Tugendhafte können die Entwicklung hemmen. Es gilt gleich viel. Nur muß das Glied die Kette ahnen lassen, der es angehört, die Welle den Fluß und wohin er führt. Aus jedem Geschichtsbild, das ein Dichter gibt, muß seine Geschichtsauffassung in ihrer Gesamtheit leuchten.

Hätten Sudermann und Ruederer das Philistergebahren jener revolutionären Tage in seinen geschichtlichen Folgen gesehen, so hätten sie sehr wohl Komödien großen Stils geben können. Aber ganz so wenig wie Sudermann war Ruederer dazu imstande. Er ist ehrlicher in seinen Absichten und Mitteln, aber ganz wie jenem zerrinnt ihm der glücklich gewählte Stoff unter den Händen. Er gibt Bilder aus dem Philisterleben und tauft seine Spießbürger mit historischen Namen, das ist alles. Er gefällt sich so sehr unter ihnen, daß er Situationen und Motive und Redensarten wieder und wieder auftischt, auch nachdem man sich längst daran satt gegessen hat. Aber er wohnt in einem Zimmer, das keine Fenster hat.

Es kommt noch ein anderes hinzu. Wenn Goethe den gelehrten Pedanten, sei es den Famulus Wagner im „Faust" gestaltet, so läßt er ihn darum noch nicht Vorlesungen aus irgendwelchem abstrusen, scholastischen Lehrbuch halten. Er selbst bleibt geistreich, auch indem er den Geistlosen schildert. Wenn aber Sudermann und Ruederer den revolutionären Philister auftreten lassen, so geben sie ihm endlose Reden in schlechtestem Zeitungsdeutsch in den Mund. Sie stehen nicht über ihren Gestalten, sie sinken auf deren Niveau herab und muten dem Zuschauer zu, sich darauf wohl zu fühlen.

Man hatte sich etwas von Ruederer, dem Verfasser der „Fahnenweihe", versprochen, es fällt nicht ganz leicht, ihm heute den Wechsel zu prolongieren. Aergerlicher bleibt, daß seine Komödie in ihren Mängeln, in ihrem rein negativen Aussehen, ein gar so typisches Gepräge hat. Wenn die Geschichtsauffassung einer Generation der Spiegel ist, aus dem sie ihr eigenes Antlitz anblickt, — so wird es Zeit, den Spiegel zu zerschlagen!

Ernst Heilborn.

Historische Novelle.

Während der Graf Charles Tristan von Montolon eines Nachmittags an seinem Schreibtisch saß und die tausendfältigen Schriften und Papiere ordnete, auf die Napoleon ihm bis nun seine Lebenserinnerungen diktiert hatte, stürzte dieser selbst mit der ihm eigenen Art stürmischer Armbewegungen, das Gesicht wie von einem schweren Wein gerötet, laut ins Zimmer und warf

Digitized by Google

ein Buch, worin er offenbar soeben gelesen hatte, so heftig auf den Tisch des Grafen, daß die beschriebenen Blätter in der Luft umherzutanzen begannen und die Fensterscheiben in ihren Rahmen erzitterten. Der Graf sah ohne Anzeichen irgend welcher Verwunderung, vielmehr gemessen und langsam aus seiner Arbeit auf, sammelte die davonflatternden Papiere sorgsam wieder in die Mappe und schlug den Deckel des Buches zurück, das sein Herr auf den Tisch geschleudert hatte. Er las die Titelinschrift und lächelte dann ein wenig. Napoleon rannte indessen, als ob er mit seinen Füßen hundert Ketten zerrisse, im Gemache auf und nieder und schrie von Weile zu Weile eines jener derben Fluchworte, deren Gebrauch er sich seit seiner Gefangenschaft auf St. Helena angewöhnt hatte. Dann, indem er den Grafen mit einem zornigen Blick ansah, hob er das Buch vom Tische auf und, es hin und her schwenkend, sagte er: „Ihr müßt künftig mehr acht haben auf das, was Ihr zu meiner Lektüre auswählt. Ich lese nicht, um vor Zorn zu bersten, sondern damit sich mein Herz besänftige. Dieses Buch, das ich zerreißen, das ich verbrennen werde, ist ein Schandroman. Es stellt einen Räuberhauptmann dar, einen Banditen und Mordbrenner von maßlosem Ehrgeiz, der von Gewalttat zu Gewalttat taumelt, von seinen ungeheueren Verbrechen trunken, immer größere Macht gewinnt, bis daß er endlich an den Galgen kommt. Und trotzdem sage ich Euch, daß in diesem Uebeltäter, der den Namen Malaparte führt, in diesem Scheusal mit menschlicher Maske ich gemeint bin, ich, der Kaiser. Ihr werdet ein andermal gut daran tun, ein Buch vorerst selbst zu lesen, ehe Ihr es auf mein Nachtkästchen legt." Der Graf verbeugte sich leicht und erwiderte mit einem kaum merklichen Sarkasmus, daß er gerade bei diesem Buch die erwähnte Vorsicht aus eigenen Stücken angewendet habe. „Um so schlimmer für Euch," schrie Napoleon, „daß Ihr solche Bücher hierher bekommt, daß Ihr sie leset, daß Ihr sie mir zum Lesen weitergebet." Und er machte eine zornige Bewegung gegen die Tür hin, von der man nicht wissen konnte, ob sie dem Grafen, jenem Buche oder der halben Welt gelte. „Majestät", sagte Montolon, denn er sprach seinen Gebieter noch immer als Monarchen an, „Majestät, würden Sie nicht vorziehen, jetzt einen kleinen Spaziergang bis zum Diner zu machen?" Er wußte, daß Napoleon sich von großen Aufwallungen nur in freier Natur beruhigen konnte. Sie schritten aus dem Tore des Hauses, ohne Kopfbedeckung, um jeden Fluchtverdacht fern zu halten. Dennoch, als sie eine Strecke zum Meere hin gegangen waren und der Graf sich umwandte, bemerkte er, daß zwei englische Soldaten ihnen in ziemlicher Entfernung folgten. Er lächelte für sich und hütete sich, den Kaiser wieder in Erregung zu bringen. Weitab blaute das Meer, von einer kühlen Brise nur sacht gestreichelt. Weiße Möwen flatterten. Der Himmel war eine lichtblaue Glocke mit weißen Bändern.

„Gerade jetzt," sagte der Graf, „da Euere Majestät mir Ihre Lebenserinnerungen anvertrauen, mußte es doch Ihr Interesse erwecken, wie ein anderer, Unbeteiligter sich jene Ereignisse bildet, wie sich ihm dieses Stück Geschichte darstellt. Denn nie gewinnt der Blick größere Klarheit, als wenn er seinen Gegenstand von allen Seiten betrachtet, förmlich ihn umzingelt." „Aber dieser Lump fälscht die Geschichte und wird die Nachwelt verwirren." „Weiß Gott, Majestät," sagte der Graf mit einem feinen Augenaufschlag, „ob sein Buch bis zur Nachwelt kommt. Aber was Sie Fälschung nennen, heißt er wohl das Recht der Dichtung." „Dann ist es das Recht der Dichtung, geradezu zu lügen?" Der Graf stand still und ließ ein erstauntes Gesicht sehen. „Wer kann denn sagen," sprach er halblaut, „was hinter den Ereignissen der Geschichte und zwischen ihnen Lüge, was Wahrheit ist? Die Dinge geschehen, die Tage sind erfüllt von Begebnissen. Aber wer kennt am Ende untrüglich Ursprung und Zusammenhang, Fluß und Mündung, und was gewissermaßen zwischen zwei Blättern des Buches der Geschichte ungeschrieben schlummert? Nur jener lügt, der anders spricht, als er denkt. Aber kein Lügner ist, wer anders denkt, als die übrigen sprechen." Sie gingen eine Weile schweigend. Dann sagte der Graf, indem er seinen Arm in den Napoleons legte: „Wir haben noch eine Stunde bis zum Diner. Wenn Majestät gelaunt sind, mich anzuhören, wollte ich Ihnen an einem Beispiel erklären, wie ich nur jenes Recht der Dichtung, zu deuten und rücksichtslos neuzugestalten, vorstelle". Und da Napoleon, ohne stehen zu bleiben, mit dem Kopfe nickte, sagte der Graf im Weitergehen:

„Majestät erinnern sich des Schicksals jenes Jakobiners Marat, von dem die Geschichte einst vermelden wird, daß er von einem Landmädchen mit Namen Charlotte Corday im Bade ermordet worden ist. Soviel wird das Lehrbuch der Geschichte über sein Ende enthalten. Eine arme Notiz wird darin stehen, die nackte Verzeichnung eines Ereignisses. Und Hunderte, Tausende junger Menschen werden sich dieses Ereignis einprägen müssen, sie werden es endlich innehaben und weiter überliefern und es wird zu einem Blatt im Buche der Geschichte erstarren, ohne Deutung, ohne Zusammenhang, ohne tieferen Sinn. Bis eines Tages ein Dichter in stiller Stube auf den Einfall kommen wird zu fragen, wie denn dies Ereignis sich zugetragen haben mag; er wird staunend plötzlich gewahren, daß in den drei Worten: „im Bade ermordet" eine Humoreske, ein Drama oder ein Gedankensplitter enthalten seien und alle Möglichkeiten, die Phantasie über jenes Geschehnis zu hetzen. Er wird sich belustigt und erschüttert zugleich sagen, daß diese seltsame Notiz: „im Bade ermordet", in kaum zwei Sekunden ausgesprochen, doch vielleicht eine Begebenheit von ebenso viel oder noch mehr Stunden festhalte, und was kann in Stunden großen Taumels nicht alles Furchtbares oder Lächerliches sich zutragen? Er wird, von den drei Worten wie an einem unsichtbaren Faden festgehalten, der Sache nachsinnen; ein Gespinst von hundert Fäden wird sich allgemach um sein Gehirn ziehen; die Figuren jener Aktion werden, vom Lichte seines Geistes wundersam und in fremdartigen Farben bestrahlt, auf ihrem Postament plötzlich lebendig werden, und endlich wird er, ihre Bewegungen meisternd, seinen Lesern in einer guten Stunde eine neuartige Geschichte davon erzählen." Der Graf hielt inne und sah fragend auf Napoleon, ob er fortfahren dürfe. Dann, da der Kaiser mit einem Neigen des Kopfes seine Zustimmung gewährte, sprach er, als bäten ihn neugierige Kinder im Abenddämmern um ein Märchen:

Marat, der große Emporkömmling jener Umwälzungen, die euch unter dem Namen der Revolution bekannt sind, spielte eines Morgens mit zweien seiner politischen Freunde Karten, als sein Diener Baptiste ihn mit der Meldung aufstörte, ein Frauenzimmer aus der Provinz wünsche ihn in wichtiger politischer Angelegenheit sogleich zu sprechen. „Teufel", schrie Marat, dessen Hand gerade voll von Atouts war, „weißt Du noch immer nicht, daß ich zwischen drei und vier Uhr des Nachmittags für Fremde zu sprechen bin? Sage dem Frauenzimmer, daß im Augenblick Coeur Atout ist, und daß ich nicht daran denke, ihrer Politik ein gutes Spiel aufzuopfern." Es erhob sich ein großes, meckerndes Gelächter unter den Freunden, und der Diener Baptiste entfernte sich, mühsam seine ernste Würde bewahrend, um die erhaltene Botschaft zu bestellen. Aber es waren kaum zwei Minuten verstrichen und Marat notierte soeben hundert Points für dieses Spiel, als Baptiste mit ärgerlicher Miene wieder auf der Bildfläche erschien und sagte: „Euer Gnaden, ich habe dem Mädchen Ihre Antwort ausgerichtet, sie will sich indessen durchaus nicht abweisen lassen." Bei dem Worte „Mädchen" sahen die drei Spieler zugleich von ihrem Tische auf. „Was, ein Mädchen?" rief der Jakobiner Dutuit mit einem lachenden Munde, „das ist ja ganz was Apartes!" Denn man war in diesen bewegten Tagen wohl gewohnt, ältere Weiber und kühne Mütter von Abgeordneten, Soldaten und Studenten in die Politik sich einmengen zu sehen, ja diese gaben mit ihren schrillen Stimmen, den flatternden Röcken und Bändern, den umherfuchtelnden Armen und Händen einer Versammlung erst das rechte aufrührerische Gepräge — aber Mädchen pflegten sich doch in der Regel von jenen Geschäften scheu zu entfernen, in die das Geklapper des Henkerbeils und der üble Geruch verwesender Leichen wie eine Drohung furchtbar hineinragte. Baptiste bemerkte rasch das Interesse der drei Männer und, indem er seine Stimme zum Flüsterton abdämpfte, sagte er augenzwinkernd: „Jawohl, Messieurs, es ist ein junges, dralles Mädchen draußen, und ein hübsches appetitliches Mädchen noch obendrein." Sogleich begann Marat für die Politik der Provinz trotz Atouts und

Digitized by Google

Points ein gewisses Interesse zu verspüren. Er tat indeß, als wäre er ärgerlich wie zuvor über die rücksichtslose Störung und fragte barsch: „Was bringt sie vor?" „Sie meinte, Euer Gnaden müßten so gütig sein, ihr eine besondere Stunde außerhalb des allgemeinen Empfanges zu bestimmen, da sie im Interesse der wichtigen Sache ungesehen und unbelauscht sein wolle." „Und hat sie nicht angedeutet, worum es sich im besonderen handelt?" „Sie verriet nur kurz, daß es die Angelegenheit einer drohenden Verschwörung gegen Euer Gnaden ist." Und kühn log er noch hinzu, um seinem Herrn für heute eine Flasche besseren Branntweins abzuschmeicheln: „Aus der Art, wie sie den Namen von Euer Gnaden aussprach, wie ihr Auge blitzte, wie sie leidenschaftlich flehte und erklärte, glaube ich annehmen zu können, daß nicht zuletzt die Bewunderung und Liebe für Euer Gnaden sie um eine ganz verschwiegene Zusammenkunft bitten läßt." Marat wechselte einen triumphierenden Blick mit seinen Freunden und sagte dann: „Heiße das Frauenzimmer einen Augenblick warten, ich will mich mit meinen Freunden beraten." Als der Diener gegangen war, schlug er in die Hände und rief schnalzend: „Seht Ihr, Kerle, das ist ein ganz besonderer, ein superfeiner Tag." Er wiegte seinen dicken, aufgedunsenen Leib hin und her, patschte von Weile zu Weile belustigt auf seine Schenkel und wackelte mit dem roten, knochigen Kopf wie eine Pagode oder ein Pendel an der Hängeuhr. „Wir müssen uns etwas ganz Besonderes ausdenken, wißt Ihr, eine verteufelt lustige und absonderliche Art, wie ich diese Amme, die die allgemeine Sprechstunde verschmäht, am besten empfange." Alle lachten über die „Amme" und gaben ihren Gesichtern sodann den Ausdruck tiefster Nachdenklichkeit. „Was heltet ihr davon," sagte Marat als erster, „wenn ich ihr mitteilte, daß ich politische Mitteilungen von weiblichen Personen nur in meinem Bette des Nachts entgegenzunehmen gewohnt bin?" „Bravo", schrie Pellet und schüttelte dem Meister die Hand, „das wird der Amme vortrefflich dienen." Aber Dutuit, der wegen seiner origmellen Scherze unter den Kameraden einen Ruf hatte, sagte ernsthaft: „Ich glaube, einen besseren Einfall zu haben. Ich an Deiner Stelle empfinge das Mädchen in meinem Badezimmer, nur angetan mit einem leichten, wohlparfümierten Bademantel, hiervon abgesehen in jener Kleidung, die der liebe Gott uns seinerzeit angeschneidert hat; neben mir aber eine Wanne voll gewärmten, köstlich duftenden Wassers, die bereit wäre, mich auch der letzten Hülle zu berauben und vor den leuchtenden Augen der Amme mit einer silbernen Flut zu umspülen." Marat und Pellet wieherten vor Entzücken über die blumige und poetische Art, wie er seinen Einfall gemessen vortrug und anerkannten, daß dies die originellste aller Pointen sein würde. „Und wenn sie dann nicht kommen will?" meinte Marat befürchtend. „Das ist doch aber sehr einfach," entgegnete Dutuit, „Du bestimmst ihr eben ohne weitere Angaben die Stunde des Empfanges und lässest das Bad für diese Zeit herrichten. Erscheint sie dann zur festgesetzten Zeit, so führt Baptiste die brave Jungfrau sogleich in Dein venartiges Sprechzimmer, wo Du sie in der angedeuteten Toilette erwartest. Der verdutzte Ausdruck ihres Gesichts müßte in diesem Falle allein die Kosten eines Sperrsitzes wert sein." Der Gedanke fand ungeteilten Beifall, und Baptiste wurde hereingerufen, um das Mädchen für ein Uhr nachmittags zu Marat zu bestellen. Als dies geschehen war, erhielt er den Auftrag zur Herrichtung der Wanne und des Badekostüms, den er ohne Mühe mit dem Empfange der Jungfrau in Zusammenhang brachte. Daher verursachte ihm die Arbeit nicht geringen Spaß, und es war eine allgemeine, losgebundene Heiterkeit in der Wohnung Marats, wie vor großen, tollen Festen."

„Bisher ist Eure Auffassung nicht übel," sagte Napoleon an dieser Stelle, indem er lächelnd einen Augenblick stille stand. „Man muß in der Tat diesen Marat gekannt haben, seine lüsternen Schweinsäuglein und das ganze grobe, gemeine Bauerngesicht, um die seltsamen Ereignisse seiner Laufbahn recht zu verstehen. Aber ich bin begierig, wie sich nach solcher Einleitung die Katastrophe zutragen wird." Der Graf verneigte sich leicht und fuhr dann in ungezwungenem Plauderton, als improvisiere er eine kleine literarische Unterhaltung, in seiner Erzählung fort:

„Um diese Stunde verließ jenes Mädchen Marats Haus und ging, des Lebens auf Gassen und Plätzen kaum achtend, wie in einem schweren Traum den Bürgersteig entlang, zu einer Biegung der Straße hin, über der zwei Türmchen einer kleinen, stillen Kirche ins Firmament lugten. Ihre Augen, die ein seltsames Flackern zu gespenstischen Fackeln machte, wanderten ihren Schritten weit voraus ins Reich der Ewigkeit. Von kaltem Schweiß überrieselt, zitternd und fast ohnmächtig aus Angst und Erregung, lehnte sie sich in der Kirchentüre an die kühle Mauerwand und blickte in das matte, schwere Dunkel des einsamen Raumes, aus dem nur die goldenen Kelche auf den Altären und das rosige Fleisch des Jesukindleins auf den Wandbildern zauberisch aufschimmerten. Es war ein fast verwirrender Duft in dieser Kirche, gemischt aus dem Aroma des Weihrauchs und dem satten Geruch der Kränze, die auf den Stufen des Hochaltares lagen. Das Mädchen schritt langsam, mit geschlossenen Augen zwischen den Bänken einher, zwischen blassen Lippen ein Gebet murmelnd, das dem Gelingen ihres großen Werkes galt. Die Stille und das Dunkel beruhigten ihr ungestümes Herz. Eine Seligkeit von Hoffnung und Zuversicht schwebte ihr mälig zu von Fenstern und Wänden. Sie ging aufrechter jetzt, in halblautem Gebet und ohne eigentliche Vorstellung dessen, was sie zu vollbringen gedachte. In ihr war nur das mächtig brausende Gefühl der Auserwähltheit, eine dunkle Ahnung von der Größe ihres Lebens. So trat sie vor den Hochaltar und öffnete wie nach langem Schlummer die Augen. Aus einer Fensternische fiel, schräg und blitzend, ein Strahl der Mittagssonne auf den Gottessohn, der hier ans Kreuz genagelt war. Er fiel, purpurrot verfärbt, just auf die Wunden in seinem Leibe, auf die Blutstropfen, die schwer, zäh aus seinen Adern sickerten. Mit einem leisen Schrei sank das Mädchen in die Knie. Mit einemmal hatte sie, zum Greifen deutlich und überwältigend in ihrer Schrecklichkeit, eine Vision des Furchtbaren, dem sie entgegenging. Das Blut, das im Sonnenlicht funkelte, gab dem Anblick eine sonderbare Deutung, und indem sie die Hände halb abwehrend, halb flehentlich emporhob, glaubte sie jenen am Kreuze zu sehen, dem der Haß, dem die tötliche Wut ihres Herzens galt. Marat, vor dessen Schreckenswort Frankreich erzitterte, hing tot am Kreuze, von ihrer Hand daraufgenagelt. Sie sah ihn als Riesen, mit langen, sehnigen Henkerarmen, das schmale Antlitz von gelblicher Färbung entstellt und im brechenden Auge noch ein letztes Aufblitzen teuflischer Gelüste. Das war er, vor dem ihre Träume bangten. So hatte sie ihn in hundert Nächten geahnt, wenn das Schluchzen armer Mütter von der Dorfstraße zu ihrem einsamen Gehöft schlich. So hatte sie ihn zu sehen geglaubt, wenn die Bauern ihrer geliebten Heimat zähneknirschend von seiner Schreckensherrschaft sprachen. So hatte sie ihn schon tausendmal getötet, erdrosselt, erdolcht, wenn wie eine purpurne Flamme jäh in ihr die Liebe zum Vaterlande aufschlug. Und jener anderen Jungfrau nacheifernd, deren Ruhm durch Frankreichs Wälder rauschte, war sie endlich ausgezogen, seine Lippen für immer stumm zu machen. Halb im Traum glitt sie mit der Hand an die Stelle ihres Kleides, wo sie den Dolch verborgen trug. Zitternd fühlte sie ihn, einen eisigen Finger von Stahl, aus Gottes rächender Faust gebrochen. Und stumm stand sie auf von den Stufen des Hochaltars, bis in die tiefste Seele von jenem Glauben erfüllt, der die Kraft zur Güte gibt, aber auch zu Mord und Bränden.

Wien. Hans Müller.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 9. Berlin, den 26. November 1904. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Nichts ist geeigneter, die Dynastien in unserer modernen Zeit mehr zu schädigen, als gelegentliche Versuche, dynastische Privatinteressen mit allgemeinen Staatsinteressen zu verquicken. Weil solche Verquickung den Thronstreitigkeiten um Lippe zugrunde zu liegen schien, hat die öffentliche Meinung so leidenschaftlich Stellung zu ihnen genommen. Und dieser Umstand hat auch offenbar den Reichskanzler, Grafen Bülow, bewogen, mit einer sonst bei ihm leider seltenen Energie einzugreifen. Daß er die Verweisung der Streitfrage an ein unparteiisches Gericht beim Bundesrat durchgesetzt und gelegentlich einer Schiffstaufe in Gegenwart des deutschen Kaisers den Grundsatz feierlich betont hat „das Deutsche Reich soll sicher ruhen in der Eintracht der Fürsten und Stämme, Kleinen und Großen das Maß ihres Rechts nach Gesetz und Verfassung verbürgend", das wird ebenso wie die inzwischen endlich erfolgte Vereidigung der Lippeschen Soldaten auf den Regenten Leopold in weiten Kreisen als notwendige Korrektur des verletzten öffentlichen Rechtsgefühls empfunden. Eben deshalb wäre es aber auch wohl überflüssig gewesen, daß einzelne Bundesstaaten wie Bayern und Sachsen dem Reichskanzler noch besonderen Dank für sein Vorgehen votierten. Notwendige Regierungshandlungen mit ostentativem Dank quittieren, heißt ihren Wert verkennen.

Deshalb muß auch das aufrechte und mannhafte Verhalten eines anderen leitenden Staatsmannes, des Ministers Dr. Hentig in Gotha, zunächst als Selbstverständlichkeit gewertet werden. Im Herzogtum Gotha sind auf nicht ganz einwandsfreie Weise vor fünfzig Jahren sämtliche Domänen und Forsten in den Privatbesitz des herzoglichen Hauses gekommen. Das mußte modernes Rechtsempfinden um so tiefer verletzen, als die Inhaber des gothaischen Thrones nicht deutscher, sondern englischer Herkunft sind und oft genug diese Herkunft ostentativ betätigt haben. Als daher nach dem Ableben des letzten Herzogs vor Jahren die englische Mutter des minorennen Thronfolgers ihren Sohn ganz nach Deutschland übersiedeln, auf deutschen Schulen erziehen und ins deutsche Heer eintreten, in nächster Nähe des deutschen Kaiserhofes Wohnung nehmen ließ, konnten sehr wohl Regent und Regierung von Gotha den Versuch für aussichtsvoll halten, eine anderweitige Regelung der herzoglichen Besitzungen herbeizuführen, bei der das Land mehr zu seinem Rechte gekommen wäre. In langwierigen und schwierigen Verhandlungen einigten sie sich schließlich mit der zur Hälfte aus Sozialdemokraten bestehenden Landesvertretung auf eine gerechte und billige Teilung der gothaischen Domänen und Forsten zwischen Staat und Fürst. Als aber nun der Vertrag vom Regenten unterzeichnet werden sollte, da sah sich dieser plötzlich zu der Erklärung genötigt, daß er die Unterschrift verweigern und dem im nächsten Sommer majorenn werdenden Herzog selbst vorbehalten müsse. Staatsminister Dr. Hentig erbat und erhielt darauf seine Entlassung; er tat etwas selbstverständliches, als er lieber auf sein Amt verzichtete als eine Regierungshandlung guthieß, die nach seiner Ueberzeugung mit dem Staatswohl unverträglich war. Daß man diese korrekte Haltung des Ministers weit über die demokratischen und freisinnigen Kreise hinaus noch lebhaft lobt, ist charakteristisch für die Einschätzung der Minister von heute. Wer aber mag den jugendlichen Thronfolger, der in der Familie des deutschen Kaisers täglich ein- und ausgeht, so schlecht beraten haben, daß er seine Einwilligung zu einem früher von ihm gebilligten Akt der Gerechtigkeit in letzter Stunde verweigerte, und damit die ohnehin nicht sehr lebhaften Sympathien der gothaischen Landeskinder für ihr „angestammtes Herrscherhaus" vollends erstickte? Sind es dieselben „Stützen von Thron und Altar", die auch bei Abfassung des bekannten Komintener Kaisertelegramms an den Grafregenten Leopold im Hintergrunde standen? Oder kommen die Widerstände garnicht vom jugendlichen Herzog, sondern von den zahlreichen über ganz Europa zerstreuten Agnaten des herzoglichen Hauses? Auf jeden Fall ist den dynastischen Interessen und den monarchischen Gefühlen nie schlechter gedient worden als durch die Vorgänge in Lippe und in Gotha.

Die Gegner der Sozialdemokratie haben dieser Partei wieder einmal zu einem billigen Triumph verholfen. Die oldenburgische Staatsregierung hat die Bestätigung Hugs als Bürgermeister von Bant verweigert. Die erprobte Tüchtigkeit und Besonnenheit dieses sozialdemokratischen Führers hat auf die oldenburgische Staatsregierung weniger Eindruck gemacht, als die Tatsache, daß Hug eine Einladung des Großherzogs zu einem parlamentarischen Diner unbeachtet gelassen hat; und eine Rede, die Hug anläßlich der Beratung des oldenburgischen Thronfolgegesetzes im Landtag mit einigen republikanischen Floskeln verziert hat, ist der Regierung viel wichtiger gewesen als die Tatsache, daß Hug bei der Abstimmung mit seinen Genossen für die Regierungsvorlage, welche die Thronfolge regelte, eingetreten ist. Welch eine weise, weitblickende Staatskunst! Sie hat der Sozialdemokratie erwünschtes Beweismaterial für die schon etwas abgegriffenen Schlagworte vom „Klassenstaat" und von der „einen reaktionären Masse" geliefert und allen reaktionären Behörden Deutschlands ein glänzendes Beispiel dafür gegeben, wie man es anfangen muß, um das Heer der sozialdemokratischen Mitläufer zu verstärken und innerlich zu festigen.

Vermutlich hat der Landrat des Kreises Zauch-Belzig das erhabene Vorbild oldenburgischer Regierungsweisheit bereits vor Augen gehabt, als er den zum Gemeindevorsteher wieder gewählten Ziegeleibesitzer A. F. Schultze zum zweitenmal nicht bestätigte, weil er vor 8 Jahren das furchtbare Verbrechen begangen hat, einer sozialdemokratischen Agitatorin eine Wohnung

in seinem Hause zu vermieten. Daß die Disziplinierung des Gemeindevorstehers vor Jahren auch vom preußischen Oberverwaltungsgericht für richtig befunden wurde, das hielt man damals schon für den höchsten Triumph der in der preußischen Verwaltung und Rechtsprechung möglichen Reaktion. Man hat sich indessen getäuscht! Die neue, zweite Auflage des Falles Schultze zeigt, daß diese Reaktion noch grotesserer Taten fähig ist.

Freilich, die bewußten und unbewußten Schleppenträger der Reaktion haben keinen Anlaß, sich über die Regierungsweisheit des oldenburgischen Staatsministeriums und des märkischen Landrats zu entrüsten, denn sie haben redlich das ihre dazu beigetragen, Staatsbürger und Behörden vor der Sozialdemokratie gruselig zu machen. Wenn also Herr Schultze, der als ein überzeugter Volksparteiler gilt, zu den Anhängern der Zweifrontentheorie gehören sollte, so hat er nur geerntet, was er und seine Gesinnungsgenossen seit Jahr und Tag gesät haben. Zum Glück läßt sich aber die natürliche politische Entwicklung allen Kunststücken der Reaktion und ihrer Helfershelfer zum Trotz auf die Dauer nicht aufhalten. Immer mehr häufen sich die Fälle, in denen entschiedener Liberalismus und überzeugte Sozialdemokratie endlich zur Einsicht kommen, daß der Feind *rechts* steht und deshalb gemeinsam bekämpft werden muß. In Darmstadt sind die Sozialdemokraten in dieser Erkenntnis sogar so weit gegangen, auf die Kompromißliste mit unabhängigen bürgerlichen Gruppen auch einige Arbeitgeber zu nehmen, die als Mitglieder des Arbeitgeberverbandes kürzlich bei Lohnkämpfen den Arbeitern energisch entgegengetreten sind! Daß diese Liste trotzdem der der vereinigten Ordnungsparteien unterlegen ist, läßt wohl den Rückschluß zu, daß es weniger Mandatshunger als prinzipielle Gründe waren, die die Darmstädter Genossen an der Seite eines freiheitlichen Bürgertums kämpfen ließen. Trotzdem gibt es aber noch immer Leute, die solche Vorgänge ebenso wie die Erfahrungen von Eutin, Mainz, Ludwigshafen und Dessau totschweigen, um nur ungestört im Brustton überlegener Weisheit weiterhin versichern zu können, die *gesamte* Sozialdemokratie „denke garnicht" an Wahlbündnisse mit dem bürgerlichen Liberalismus!

Unter den Faktoren, die in letzter Zeit den notwendigen inneren Zusammenhang zwischen Volk und Heer am stärksten gefährden, steht die Praxis unserer Militärgerichtsbarkeit obenan. Die Art, wie entgegen den klaren gesetzlichen Bestimmungen seit dem Sensationsprozeß Bilse planmäßig die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen so gut wie ausgeschlossen wird, hat das Vertrauen weitester Volkskreise zur Gerechtigkeit der Militärgerichte stark erschüttert. Geradezu aufreizend wirkt aber die Gegenüberstellung von Urteilssprüchen, die diese Gerichte inbezug auf Vorgesetzte, und die sie über Untergebene fällen. In Dessau traf ein stark angetrunkener Unteroffizier auf dem Tanzboden mit zwei Gefreiten zusammen und rempelte ein paar Mädchen an, mit denen jene getanzt hatten. Von dem einen der Soldaten darüber zur Rede gestellt, zog der Unteroffizier sein Seitengewehr und schlug damit wie wild um sich. Um größeres Unheil zu verhüten und sich selbst aus Lebensgefahr zu befreien, stürzten sich die beiden attackierten Gefreiten auf den tobenden Vorgesetzten und entrissen ihm das Seitengewehr. Das Militärgericht hat darauf den Unteroffizier zu drei Monaten Gefängnis, die beiden Soldaten dagegen wegen Aufruhrs zu je fünf Jahren und einem Tage Zuchthaus verurteilt! Daß solche drakonischen Gerichtsurteile in unserer Zeit das Heerwesen um höchst wertvolle Sympathien im Volke bringen müssen, bedarf keines Beweises. Ebensowenig kann ein Zweifel darüber obwalten, daß durch solche exorbitanten Strafen die Disziplin nicht gehoben, sondern geschädigt wird. Eine Disziplin, die lediglich durch Furcht und Schrecken aufrecht erhalten werden kann, muß in Stunden der Gefahr versagen, wenn Furcht und Schrecken zu ihrer Aufrechterhaltung nicht mehr benutzt werden können. Die Pflicht einer modernen Revision des Militärstrafgesetzbuchs wird deshalb auch für die Befürworter strengster militärischer Subordination unabweisbar.

Bei der Reichstagsersatzwahl in Schwerin-Wismar erhielt Generalsekretär Dade (kons.) 7033, Geh. Finanzrat Büsing (natlib.) 7002 und Zigarrenhändler Antrick (sozialdem.) 10 490 Stimmen. Es ist ein merkwürdiger Zufall, daß das Stimmenverhältnis der Parteien zueinander fast genau dasselbe wie bei der letzten Wahl geblieben ist, wo Büsing ebenfalls nur 28 Stimmen weniger als sein konservativer Gegenkandidat erhielt und deshalb für die Stichwahl ausfiel. Da sich jetzt nur noch ein konservativer Agrarier und ein Sozialdemokrat gegenüberstehen, erscheint es uns selbstverständlich, daß die wirklich Freisinnigen, die Büsing in der Hauptwahl unterstützt haben, nunmehr den Sozialdemokraten wählen.

Die Hoffnung, daß nach Plehwes Ermordung unter seinem Nachfolger, dem Fürsten Swjatopolk-Mirski ein liberaleres Regime im Zarenreich einziehen werde, ist zwar nie sehr stark gewesen, hat aber zu allem Ueberfluß in letzter Zeit auch noch etliche sehr empfindliche Stöße erlitten. Ob der neue Minister des Innern nur einen Erholungsurlaub erhalten hat oder wirklich schon der korrupten Hof- und Beamtenkamarilla zum Opfer gefallen ist, darüber widersprechen sich die Nachrichten einstweilen noch. Einig sind sie aber darin, daß die große Aktion der Vertreter der Landschaftsämter (Semstwos) auf die man so weittragende Hoffnungen gesetzt hatte, gescheitert ist. Aus dem zuerst angekündigten feierlichen offiziellen Kongreß, der die Hemmnisse der Entwicklung der Semstwos und ihre künftige Reformierung beraten, und praktische Vorschläge zu einer Art konstitutioneller Verfassung machen sollte, ist ein Geheimkonvent geworden, der in einem Petersburger Privathaus tagt, und sehr froh ist, daß Väterchen Zar geruht, einige Deputierte privatim in Audienz zu empfangen. Inzwischen fordern in Warschau und anderen Städten neue Revolten, die mit der rücksichtslosen Einziehung der Reservisten zusammenhängen, ihre Opfer und scheuchen auch die letzte Hoffnung auf den Anbruch freiheitlicherer Zeiten in Rußland.

* * *

Parlamentarische Krisen.

In *Oesterreich*, wo das Parlament nichts ist, und in *Ungarn*, wo das Parlament alles ist ist es gleichzeitig zu einer schweren Erschütterung des Parlamentarismus gekommen. In Wien führte die Taktik Koerbers, das Parlament dauernd aktionsunfähig zu erhalten, zu einem parlamentarischen Schrei der Auflehnung, wie er noch kaum gehört worden ist. In Budapest bedroht der Versuch Tiszas, das Parlament um jeden Preis aktionsfähig zu machen, die friedliche Entwicklung des Landes.

Als Graf Taaffe die Politik des Fortwurstelns inaugurierte, war das ein Notbehelf. Die österreichische Regierung unternahm nichts, nicht weil sie nichts machen wollte, sondern weil sie nichts machen zu können glaubte. Als das Jahr um Jahr so weiter ging, fand man dann, daß sich bei diesem System ganz gut leben lasse. Man erntete dabei ja gerade keinen Ruhm. Aber da seit Jahrzehnten jeder Versuch Oesterreichs, Ruhm einzuheimsen, mit dem entgegengesetzten Ergebnis abgeschlossen hatte, so fiel der Verzicht auf doch unwahrscheinliche Lorbeeren nicht allzu schwer. Wurde, wie unter Badeni, wieder einmal ein Anlauf genommen, um von Grund aus eine Neuordnung zu schaffen, so endete das ja doch nur mit einem Krach, fast mit einer Revolution. So machten denn die österreichischen Ministerpräsidenten aus der Not eine Tugend. Sie verzichteten auf jede große Politik nach außen wie im Innern. An eine Lösung der Nationalitätenfrage, der Kardinalfrage aller österreichischen Politik, wurde garnicht mehr gedacht. Man spielte lieber eine Nationalität gegen die andere aus, gab mal dieser ein kleines Geschenk, versetzte mal jener einen sanften Rippenstoß, und brachte es so ganz vortrefflich zuwege, daß das Parlament zwar überhaupt nichts, eben damit aber auch nichts gegen die Regierung zustande brachte. Daß die Staatsgeschäfte nicht völlig stockten, dafür sorgte der famose § 14. Seit vielen Jahren werden alle wichtigen Vorlagen

Digitized by Google

nicht parlamentarisch, sondern absolutistisch auf Grund von Notverordnungen erledigt. Es geht auch so.

Jedesmal, wenn der Reichsrat wieder zusammentritt, erschallt im Blätterwald die Frage: wird das Parlament diesmal aktionsfähig sein? Nach acht Tagen weiß schon jedermann: nein! Man vertrödelt die Zeit mit Interpellationen, schwatzt, schimpft, macht Radau, und die Regierung hält sich für moralisch gerechtfertigt, wenn sie unter diesen Umständen das aktionsunfähige Parlament schließt und die dringenden Gesetzesvorlagen auf Grund des § 14 in Kraft setzt. Herrn v. Koerber macht das gar keine Skrupel mehr. Und der alte Kaiser, der schon so viel in seinem Leben durchgemacht hat, sagt Ja und Amen dazu. Wenn er nur seine Ruh hat! Er ist eben müde geworden, todmüde, wie sein Land und sein Volk auch.

Das Gravierende an dem Verhalten der österreichischen Regierung ist das, daß man garnicht den Eindruck hat, als wenn sie den bestehenden Zustand als etwas Unerträgliches empfände. Im Gegenteil! Sie scheint sich außerordentlich wohl dabei zu befinden.

Das ist es, was die ehrlichen Parlamentarier Oesterreichs — allzuviel sind es ja nicht — in Empörung versetzt. Und wenn der sozialdemokratische Abgeordnete Pernerstorfer sich kürzlich im Reichsrat zu Angriffen gegen die Habsburger hinreißen ließ, wie sie wohl noch nie in dieser Schärfe in irgend einer Volksvertretung gegen die eigene Herrscherfamilie gerichtet worden sind, so ist das lediglich als der Ausbruch des lange aufgespeicherten Unwillens eines ehrlichen Mannes zu erklären. Pernerstorfer ist wahrhaftig kein intransigenter Revolutionär, kein fanatisierter Republikaner. Wenn er in etwas radikal ist, so höchstens in der glühenden Liebe zu seinem deutschen Volke.

Trotzdem kann seine blutige Anklage gegen die Habsburger der Sache der Gesundung Oesterreichs nicht nützen, sondern nur schaden. Gewiß, was er sagte, war sachlich fast Wort für Wort richtig. Aber der Historiker ist hier mit dem Politiker durchgegangen. Der Politiker darf nicht alles sagen, was ist. In Oesterreich, wo die absolutistischen Neigungen sowieso schon so stark entwickelt sind, kann es wahrhaftig nichts Verkehrteres geben, als nun auch noch den alten Kaiser aus seiner Passivität aufzurütteln und ihn womöglich zu einem bewußten Gegner des Parlaments zu machen. Der bestehende Zustand ist gewiß schlimm. Aber er kann noch schlimmer werden. Pernerstorfer hat den grundsätzlichen Feinden des Parlamentarismus einen Dienst geleistet. Der Zorn der freien Rede, so menschlich erklärlich er war, hier war er nicht angebracht.

Noch ein Wort der Erklärung dazu, wie es überhaupt möglich war, daß der radikale Tschechc Graf Sternberg, den man übrigens nicht viel ernster nimmt als bei uns den Grafen Pückler, und der Sozialdemokrat Pernerstorfer ihre Angriffe gegen die Habsburger ungestört vom Präsidenten vorbringen konnten. Das kann man nur begreifen, wenn man die Gepflogenheiten des Reichsrats aus eigener Anschauung kennt. Dort hört der Präsident nämlich in der Regel überhaupt nicht, was die Redner sagen. Eine Rednertribüne gibt es nicht. Jeder muß von seinem Platz aus sprechen. Sobald ein Abgeordneter das Wort erhält, eilen zwei Stenographen zu seinem Sitz und stellen sich neben ihn. Ist eine interessante Rede zu erwarten, so pflanzt sich eine Korona von Freunden und Feinden um ihn auf. Die Stenographen und die Umstehenden hören wohl die Worte des Redners, der Präsident meist nicht, sicher jedenfalls dann nicht, wenn es lebhaft zugeht, die Zwischenrufe sich häufen, Beifalls- und Mißfallenskundgebungen einander ablösen. Je mehr Wahrscheinlichkeit also eine Rede bietet, daß sie Ungehörigkeiten enthalte, um so geringer sind die Chancen des Präsidenten, von diesen Ungehörigkeiten etwas zu vernehmen. Erst nachträglich entnimmt er sie aus dem Stenogramm. Dann ruft er zur Ordnung. Aber was nützt ein solcher Ordnungsruf post festum?

An der Verwilderung des österreichischen Parlamentarismus trägt diese Technik des Reichsrats ihr gut Teil Schuld.

Die Vorgänge in Ungarn sind insofern noch ernster, als hier der Parlamentarismus außerordentlich viel zu bedeuten und daher auch außerordentlich viel zu verlieren hat. Gewiß, Ungarn steht durchaus zu Unrecht in dem Ruf eines liberalen Landes. Das Wahlrecht zum ungarischen Reichstag ist so beschränkt, daß das Land noch nicht eine Million Wähler, davon etwa ein Drittel Beamte, aufzuweisen hat. Die Wahlkreiseinteilung ist künstlich so eingerichtet, daß die nichtmagyarischen Nationalitäten vollkommen lahmgelegt sind. Wahlbestechung und Wahldruck sind ein integrierender Bestandteil des ungarischen Regierungssystems, von dem nur der frühere Ministerpräsident Szell abzuweichen versucht hat. Vereins- und Versammlungsfreiheit stehen nur auf dem Papier. Kurz, der „Liberalismus" Ungarns besagt nur, daß die magyarische Oberschicht das Land unter reichlichem Aufgebot liberaler Phrasen regiert.

Der ungarische Reichstag ist fast ausschließlich die Repräsentation der magyarischen Gentry. Aber wenn er somit auch keine Volksvertretung im materiellen Sinne ist, so hat er doch bisher peinlich über die Korrektheit der parlamentarischen Formen gewacht. Die Krone durfte sich nicht den mindesten Uebergriff gestatten, und die Rechte der Minderheit wurden sorgfältig gewahrt. Die Geschäftsordnung, Hausordnung genannt, wurde mit einer Aengstlichkeit beobachtet, als wenn sie die Verfassung selbst wäre.

Graf Tisza hat diese löbliche Gepflogenheit verletzt. Gewiß, die Hausordnung war verbesserungsbedürftig. Sie enthielt u. a. die geradezu sinnlose Bestimmung, daß jede Sitzung nur von 10 bis 2 Uhr dauern dürfe. Zur Beseitigung dieses und anderer Zöpfe war die maßvolle Opposition, den Grafen Apponyi an der Spitze, durchaus geneigt. Aber Graf Tisza zog einer maßvollen Reform der Hausordnung ihren Umsturz durch einen parlamentarischen Gewaltakt vor.

Warum? Man steht zunächst vor einem Rätsel. Im Sommer wurde nach monatelanger Obstruktion einer verschwindenden Minderheit die berühmte Rütliszene arrangiert, wobei sich Thaly, der Nestor der Opposition, und Graf Tisza unter Tränen patriotischer Rührung in die Arme sanken. Alles schien in schönster Ordnung. Das Parlament war durchaus aktionsfähig. Plötzlich kommt Tisza mit seinem Gewaltstreich. Er diskreditiert sich und das ungarische Parlament, ohne daß irgend ein zwingender aktueller Anlaß vorlag.

Man kann sich die Sache nur so erklären, daß Tisza im Einverständnis mit Wien die Strangulation der Geschäftsordnung im Hinblick auf kommende wichtige Vorlagen vollzogen hat. Insbesondere handelt es sich da um die Handelsverträge. Eine immer mächtiger werdende Strömung dringt in Ungarn auf die Zolltrennung von Ungarn und Oesterreich. Nichts empfindet man aber in Oesterreich an höchster Stelle peinlicher, als gerade dies Bestreben. Man sieht in ihm, vielleicht mit einem gewissen Recht, den Anfang vom Ende der Realunion. Darum ist es recht wohl möglich, daß man zeitig Vorsorge treffen wollte, um alle handelspolitischen Schwierigkeiten durch eine absolutistische Geschäftsordnung aus der Welt zu schaffen. Man konnte sie nicht ad hoc erst bei einer handelspolitischen Vorlage einführen. Denn dann hätte man bei der Popularität der Zolltrennung die chauvinistischen Instinkte zu stark emporgepeitscht. So zog man denn die Taktik des Ueberfalls aus dem Hinterhalt heraus vor.

Die Taktik ist geglückt. Der Gewaltmensch Tisza fand seine „Mameluken" willig, die Axt an die Wurzel des ungarischen Parlamentarismus zu legen. Aber es könnte ihm dieser Sieg teuer zu stehen kommen. Schon sind fast 20 Abgeordnete, darunter drei ehemalige Minister, aus der Regierungspartei ausgetreten. Schon hat Koloman v. Szell, der Vorgänger Tiszas, der angesehenste Mann der Regierungspartei, sein Mandat niedergelegt. Schon hat sich das für Ungarn unerhörte Schauspiel vollzogen, daß sich die gesamte Opposition, die fünf einander bisher bis aufs Messer befehdenden Parteien, zu einer Gruppe vereinigt und an ihre Spitze den besten Mann Ungarns, den Grafen Apponyi, gestellt hat. Die Magyaren ertragen viel materielles Unrecht. Für formelles Unrecht aber sind sie vielleicht feinfühliger als irgend eine andere Nation.

Das ungarische Parlament steht vor entscheidenden Kämpfen. Handelt es sich doch um die Frage: Parlamentarismus oder Ministerdiktatur?

H. v. Gerlach.

Digitized by Google

Roosevelts Triumph.

Die näheren Nachrichten über die amerikanische Präsidentschaftswahl lassen auch nicht die geringsten Zweifel darüber, daß der Sieg der republikanischen Partei vornehmlich auf den magnetism Roosevelts zurückzuführen ist. Durch nichts wird das besser dokumentiert als durch den erstaunlichen Vorsprung in der Stimmenzahl, den die auf Roosevelts Namen verpflichteten Wahlmänner vor den gleichzeitig zu wählenden Gouverneurskandidaten der Partei errungen haben. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß nach dem amerikanischen Wahlverfahren die Präsidentschaftswahlmänner auf derselben Liste gewählt werden wie die Gouverneure, daß somit der einzelne Wähler, der nicht die ganze Parteiliste wählen will, genötigt ist, jene Parteikandidaten, die ihm nicht passen, auszustreichen, so muß es höchst signifikant erscheinen, daß z. B. in dem Staat Newyork für Roosevelt rund 100 000 Stimmen mehr abgegeben sind als für den Gouverneurskandidaten der republikanischen Partei. In Massachusetts ist sogar der Fall eingetreten, daß der demokratische Gouverneurskandidat Douglas gewählt wurde, während Roosevelt carried the state mit einer Mehrheit von 86 000 Stimmen. Dieselbe Erscheinung, daß für Roosevelt erheblich mehr Stimmen abgegeben wurden als für die anderen auf der Liste stehenden Parteikandidaten, hat sich in fast allen Staaten der Union wiederholt.

Roosevelts persönlicher Triumph ist deshalb unbestreitbar. Er hat damit eine Stellung gewonnen, die er bisher als gewählter Vizepräsident auch nicht annähernd besaß. Welchen Gebrauch Roosevelt von seiner persönlichen Machtstellung, die größer ist als die irgend eines Präsidenten seit Lincoln, machen wird, ist in hohem Grade bestimmend für das politische Schicksal der amerikanischen Union in der nächsten Zeit. Dadurch, daß Roosevelt erklärt hat, er werde nicht wieder kandidieren, hat er sich die Hände auch den eigenen Parteifreunden gegenüber freigemacht. Er kann die Entwicklung seines Landes in gutem wie in bösem Sinne so stark beeinflussen wie nur irgend ein gekrönter Haupt Europas das Geschick des seiner Herrschaft unterstellten Volkes.

Im übrigen sind die Aufgaben, die seiner harren, nicht gering. Der imperialistische Rausch mit seinen Begleiterscheinungen zeigt bereits gewisse katzenjämmerliche Nachwirkungen. Die Verschwendung der letzten Jahre hat die überquellende Flut der amerikanischen Unionseinnahmen bereits in eine Ebbe verwandelt, und das Gespenst neuer Unionssteuern geht schon um. Ernste Zolltarifkämpfe stehen ebenfalls in ziemlich sicherer Aussicht. Endlich aber — und das ist die wichtigste Sorge der Zukunft — scheint auch der Acheron in Bewegung zu geraten. Die plutokratische Herrschaft verwandelt die bisher nur schwachen sozialistischen Stimmungen in stärkere Volksbewegungen. Bryan wird sich sicherlich bemühen, die sozialistischen und populistischen Strömungen in das Bett der demokratischen Partei zu lenken. Die konservativeren Elemente der demokratischen Partei werden dadurch zurückgestoßen werden, die demokratische Partei als Ganzes aber voraussichtlich eine viel radikalere Richtung einschlagen. Ist Roosevelt mehr als der bloße Volksheld der Stunde, ist er ein wirklicher Staatsmann, so muß sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet sein, die gefährlichen Einflüsse der Plutokratie auf die amerikanische Politik zurückzudrängen, um so die aus der Bryanschen Demagogie drohenden Gefahren zu beschwören. Wenn es ihm gelingt, den Trustmagnaten und den Maschinenpolitikern der eigenen Partei, die immer bereite Werkzeuge jeder plutokratischen Korruption sind, die Krallen zu beschneiden, so würde er der amerikanischen Republik unschätzbare Dienste leisten und über eine große Popularität hinaus zu einem wirklich großen Präsidenten werden können.

Ferdinand Svendsen.

Entstehung und Rückgang des landwirtschaftlichen Großbetriebes in England.

II. Die landwirtschaftliche Betriebsfrage in der Gegenwart.

Die Verbilligung des Frachtverkehrs in den letzten dreißig Jahren durch die Fortschritte der Seeschiffahrt und die Ausbreitung der Eisenbahnen bewirkten, daß ganze Regionen jungfräulichen Bodens in den Vereinigten Staaten, Kanada und Argentinien dem Getreidebau unterworfen wurden und die wachsende Bevölkerung der alten Kulturländer mit Getreide versorgen konnten. Das geschah mit der fortschreitenden Verbilligung des Verkehrs zu immer niedrigeren Preisen, denen natürlich auch — soweit ein Zollschutz das nicht verhinderte — der Inlandspreis dieser Länder folgen mußte. So sank in England in den Jahren 1877/79 bis 1900/02 der Preis für den Quarter Weizen von 49 auf 27 sh 3 d, Gerste von 37 sh 11 d auf 25 sh 3 d, Hafer von 24 sh auf 18 sh 8 d.

Durch die bessere Technik beim Versand (Gefrierverfahren usw.) fielen aber auch infolge der überseeischen Konkurrenz die Fleischpreise; so waren 1894/95 gegenüber 1876/78 die Preise von Rindfleisch und Hammelfleisch geringerer Qualität 40 bezw. 31 Prozent, von den ersten Qualitäten immerhin um 24 bezw. 17 Prozent niedriger; seit Mitte der neunziger Jahre hat allerdings sowohl bei Weizen und Weizenmehl wie auch bei Rindfleisch wieder eine kleine Steigerung stattgefunden, immerhin sind deren Preise noch sehr erheblich niedriger, als selbst Anfang und Mitte der achtziger Jahre.

Mit dem Preisrückgang für Weizen mußte auch der Getreidebau in England, namentlich auf den schlechteren Böden unrentabel werden, während die Viehzucht, soweit sie sich auf mittlere und mindere Fleischqualitäten beschränkte, nur noch abnehmende Ueberschüsse abwarf. Es trat zunächst eine „Not der Landwirte" ein, da die Betriebsüberschüsse nicht mehr den Pachtrenten entsprachen, aber auf vielen dem Getreidebau gewidmeten Pachtgütern verschwand die Grundrente überhaupt; sie blieben unverpachtet; namentlich war das in den östlichen Getreidebaugrafschaften Essex, Norfolk, Lincolnshire, Suffolk usw. der Fall. Die Anbaufläche für Getreide, aber auch für Futterrüben, Bohnen und Erbsen ging stark zurück.

Man war genötigt diejenigen Produktionszweige weiter auszubilden, in denen sich eine ausländische Konkurrenz wenig oder garnicht fühlbar machte, erleichtert wurde das durch die Aenderungen in den Absatzverhältnissen ländlicher Produkte. Mit dem Sinken der Brot- und Fleischpreise stieg die Kaufkraft der Löhne, selbst wenn diese keine Steigerung erfuhren, in Wirklichkeit erhöhten sie sich aber von 1883 bis 1900 um 17,7 Prozent und sind seitdem nur um 3 Prozent gewichen, während gleichzeitig die Preise für Weizen und Fleisch um 25 Prozent sanken. Das ermöglichte der Arbeiterfamilie den Genuß von Butter, Vollmilch, Geflügel, Eiern, Obst und Gemüse, die regelmäßige wesentliche Bestandteile in den Menus der Arbeiter geworden sind. Die Verfeinerung der Ernährung beschränkte sich nicht auf die unteren Klassen, auch die mittleren und oberen verfeinerten ihre Nahrungsmittelbedürfnisse. Namentlich stieg auch die Nachfrage nach Rahm und erstklassigem Fleisch; dazu war die isolierte Viehzucht erforderlich. Die ewige Weide wuchs von 11 Millionen Acres 1876/80 auf 13,4 Millionen Acres im Jahre 1902 und damit die Rindviehhaltung von 4 075 520 auf 4 611 937 Stück; gleichzeitig hat sich aber das durchschnittliche Gewicht der Tiere sehr gesteigert, und die Mästung geht in weit kürzerer Zeit als früher vor sich. Der Pferdebestand hob sich in derselben Zeit um 100 000 Stück; der Schafbestand hat allerdings einen Rückgang erfahren, der aber minimal ist im Vergleich zu andern europäischen Ländern und der durch die Fortschritte der Mästung größtenteils ausgeglichen wird.*)

*) Nach der Viehzählung von 1901 betrug der Schafbestand in Großbritannien und Irland noch 30 829 889 gegen nur 9 692 301 in Deutschland.

Digitized by Google

Die Nachfrage nach erstklassigem Fleisch führte zur Verfeinerung der Viehzüchtung, zur Heerdbuch- oder Stammbaumviehzüchtung. Allein an solchem exportiert die englische Landwirtschaft 15 Millionen Mark, eine Summe, die es ausgeschlossen erscheinen läßt, daß es sich dabei um Sportinteressen einzelner Züchter handle.

Die Steigerung der Konsumfähigkeit und die starke Verbilligung der Futtermittel trug zur Ausdehnung der Butter- und Käseproduktion bei; die moderne englische Butterproduktion datiert überhaupt erst seit den achtziger Jahren; machte sich darin die ausländische Konkurrenz recht fühlbar, so besaßen die englischen Landwirte in der Milch- und Rahmproduktion auf dem heimischen Markt ein Monopol. Selbst in den Zeiten höchster Agrarnot verringerten sich die Ueberschüsse der Molkereiwirtschaften nicht. Freilich war der Uebergang von der Acker- zur Molkereiwirtschaft zunächst mit Verlusten verknüpft; es war weit schwieriger und kostspieliger, die schlechten Getreideböden wieder in die Weiden zurückzuverwandeln, die sie früher gewesen waren, als seinerzeit umgekehrt; vielfach verstanden sich auch die Pächter nicht darauf und auf die Weidewirtschaft. Wo sie es aber, wie die schottischen Pächter verstanden, da ergaben sich die Erfolge selbst in den Grafschaften, die als „reine Ackerbaugrafschaften" am meisten unter den sinkenden Preisen gelitten hatten. Wo ein Niederlegen zu ewiger Weide nicht möglich schien, führten sie die abwechselnde Weidewirtschaft ein, bei der der Boden einige Jahre als Weide benutzt und dann wieder aufgepflügt wird. Die so oft gehörte traditionelle Behauptung, daß in diesen regenarmen Distriklen nur der Getreidebau möglich sei, ist dadurch glänzend widerlegt.

Die statistischen Belege für die Erweiterung der Kleinkultur und der Geflügelzucht sind leider sehr gering. Die Anbaufläche der Marktgärtnereien ist von 37 000 Acres im Jahre 1878 auf 96 000 Acres im Jahre 1896, die der Baumobstgärten von 165000 auf 225000 Acres, die der Busch- und Strauchobstgärten von 37 068 Acres in den Jahren 1886—1890 auf 68 263 Acres im Jahre 1902 gewachsen. Aber die Produktion ist infolge Anbaues ertragreicherer Sorten noch weit mehr gestiegen; namentlich war es die ausländische Konkurrenz, die den Anstoß zu den technischen Verbesserungen im Obstbau gegeben hat.

Auch die Geflügelzucht und Eierproduktion hat — unterstützt durch die niedrigen Preise für Körnerfutter — einen gewaltigen Aufschwung genommen, dabei ist der Preis frischer Eier noch im Steigen.

Die Krisis, in welche die englische Landwirtschaft durch das Sinken der Preise von Getreide und Fleisch mittlerer und geringerer Qualität gekommen war, ist heut überwunden. Mr. G. E. Lloyd-Baker, ein großer Grundbesitzer in Gloucestershire, versicherte Levy, „daß in allen Teilen Englands, die er kenne, eine entschiedene Aufwärtsbewegung in der Landwirtschaft zu bemerken sei", und Mr. A. Wilson Fox, eine bekannte Autorität auf landwirtschaftlichem Gebiet, erklärte 1903, daß „Leute von weitgehender Erfahrung in den ländlichen Distrikten" ihm berichtet hätten, daß die englische Landwirtschaft auf eine gesundere Basis gelange. Und der bekannte englische Agrarschriftsteller Graham konstatierte schon im Jahre 1899 die Gesundung der landwirtschaftlichen Verhältnisse und er fand 1903 auf einer Rundreise durch Essex seine damaligen Erfahrungen neuerdings bestätigt.

Die gewaltige Umwälzung, welche die englische Landwirtschaft in den letzten fünfundzwanzig Jahren durchgemacht hat, mußte auch eine neue Entwicklung der landwirtschaftlichen Betriebsgrößen nach sich ziehen. Von 1885—1895 ging die Zahl der Betriebe mit über 1000 Acres von 565 auf 524, der von 500—1000 Acres von 4131 auf 3942, der von 300—500 von 11 452 auf 11 112 zurück, dagegen stieg von 1880—1895 die Zahl der Betriebe von 50—100 Acres von 44 602 auf 46 574, der von 100—300 Acres von 58 677 auf 60 381 und auch die Betriebe von 20—50 Acres vermehrten sich von 1885 bis 1895 von 61 146 auf 62 446. Während bis in den Anfang der achtziger Jahre noch eine ausgesprochene Tendenz für die Vergrößerung der landwirtschaftlichen Betriebe bestand, hat dieselbe sich seitdem in ihr Gegenteil verkehrt; die Zahl der Großbetriebe nimmt ab, die der Klein- und Mittelbetriebe zu; und zwar verminderte sich von 1885 auf 1895 die Fläche der Betriebe über 300 Acres um 308 801 Acres, nahm die der Betriebe von 5—300 Acres um 313 137 Acres zu. Die Zahl der kleinen Parzellenbetriebe ist schließlich von 242 542 im Jahre 1873 auf 348 872 im Jahre 1886, auf 441 872 im Jahre 1890 und 473 714 im Jahre 1896 gestiegen. Inzwischen dürfte die Verringerung der Großbetriebe, die Zunahme der Klein- und Mittelbetriebe in stärkerem Maße als bisher fortgeschritten sein.

Seit 1880 war die Verpachtung großer Güter in England immer schwieriger geworden, die Nachfrage nach kleinen immer lebhafter; in den neunziger Jahren klagten die Güteragenten, daß es überaus schwer falle, für große Güter Pächter zu finden; große Pächter legten sich aufs Pachten kleinerer Höfe; in einer Gemeinde Yorkshires meldeten sich nicht weniger als neunundfünfzig Bewerber für ein Gut von 26 Acres. Niemand will mehr sein Kapital in die Bewirtschaftung großer Güter stecken, weil dieselbe nicht rentabel ist; dagegen ist die der Klein- und Mittelbetriebe rentabel geworden, daher die Nachfrage danach.

Daß die Viehzucht die Domäne des Kleinbetriebes ist, soweit Rindvieh und Schweine in Betracht kommen, erhellt deutlich daraus, daß auf 100 Acres entfielen

bei Betriebsgrößen	Rindvieh	Schweine	Schafe
von 1—5 Acres	29,9	44,0	29,9
„ 5—20 „	31,8	22,1	31,6
„ 20—50 „	23,1	12,5	14,3
„ 50—100 „	23,1	9,1	50,9
„ 100—300 „	18,5	6,7	62,9
„ 300—500 „	14,7	5,1	84,8
„ 500—1000 „	11,2	4,2	103,2
über 1000 „	8,2	2,9	107,8

nur in der Schafzucht, die im extensivsten Betrieb möglich ist, dominiert der Großbetrieb. Bei den Klein- und Mittelbetrieben entfällt aber auch durchschnittlich halb so viel von der landwirtschaftlich benutzten Fläche auf das Ackerland, als bei den Großbetrieben; ebenso wird übereinstimmend berichtet, daß Obst- und Gemüsebau sowie die Geflügelzucht in erster Linie die Produktionszweige des Kleinbetriebes sind. Dagegen dient der Ackerbau der kleineren Güter fast lediglich dem Eigenbedarf des Betriebes, sei es dem Brotbedarf der Familie, weit öfter aber der Gewinnung von Viehfutter und Stroh; die kleinen Landwirte bis 5 Acres verkaufen überhaupt kein Getreide, sondern verfüttern alles an die Schweine, das Rindvieh, das Pferd, wenn sie eins halten, und das Geflügel. Aber selbst wo in kleinen Gütern der Ackerbau überwiegt, ist es kaum anders; auf der Isle of Axholm in Lincolnshire waren auf einem Betrieb von 60 Acres (24,3 ha, also fast 100 Morgen) zwar nur 8 Acres ewige Weide, aber 10 Acres mit Kartoffeln, 4 mit Turnips, 3 mit Mangold, 5 mit Klee und bloß 30 Acres mit Weizen, Hafer und Gerste bestellt. Nur das Produkt von 8½ Acres Weizen ist das ganze zum Verkauf gelangende Getreidequantum; alles andere wird — ausgenommen Kartoffeln, die zum Teil verkauft werden — in der eigenen Wirtschaft verbraucht. Nach wie vor spielt für den Kleinbetrieb der Getreideverkauf keine Rolle; er zieht seine Einnahmen aus den Produkten der Vieh- und Geflügelzucht und des Obst- und Gemüsebaues (einschließlich Kartoffeln). Kühe, Schweine, Hühner, Gemüse sind die vier Einnahmequellen, welche heute dem Pächter einen Nutzen bringen. Wo der Kleinbetrieb dagegen überwiegend Getreidebau führte, hat er unter der Agrarkrisis noch schlimmer gelitten, als der Großbetrieb. „Ein kleiner Pächter, der sich vom Pfluge fernhält, ist im allgemeinen gut dran, aber sobald er Ackerbau betreibt, erscheint sein Leben mühselig und ärmlich." Das hat aber der kleine Landwirt nicht nötig, tut er es, so mißversteht er sein Geschäft.

Neben den ökonomischen Bestrebungen zur Verkleinerung der Güter finden sich in England zwei fast gleich mächtige nichtwirtschaftliche Strömungen, von denen die eine die Verkleinerung der Betriebe aus sozialen und politischen Gründen zu hemmen, die andere sie zu fördern, zu beschleunigen sucht. Die liberalen Sozialpolitiker sehen in den kleinen Gütern das

Digitized by Google

einzige große Heilmittel gegen die immer stärker werdenden Abwanderungen vom Lande. Die Landflucht war zum größten Teil eine Folge der großbetrieblichen Entwicklung, die keine genügende Nachfrage nach Arbeitern entfaltete, um die deposseedierten Kleinlandwirte und Landarbeiter voll zu beschäftigen; die Ueberfüllung des ländlichen Arbeitsmarkts erreichte den Höhepunkt zur Zeit der Getreidezölle, die die Nachfrage nach industriellen Arbeitern verringerte, die Landarbeiter zwang, zu den erbärmlichsten Bedingungen auf dem Lande zu bleiben. Nach 1846 steigerten sich die Abwanderungen, der ländliche Arbeitsmarkt wurde entlastet; von 1851—1901 verringerte sich die Zahl der Landarbeiter von 1 253 786 auf 621 168. Die Anwendung von Maschinen, in manchen Gegenden auch der Uebergang vom Ackerbau zur Weidewirtschaft, haben einen Teil der Arbeiter überflüssig gemacht; aber heute besteht sowohl in den Getreidebaudistrikten, wie auf größeren Molkereigütern eine starke Nachfrage nach Arbeitern; der Landarbeiter verläßt eben das Land, weil ihm die Stadt oder das Städtchen mehr Lohn, mehr Genüsse, mehr physische und geistige Anregung, mehr Freiheit und eine höhere soziale Stellung zu bieten pflegt, als die Beschäftigung auf dem Lande. Und das, was der ländlichen Arbeit ihre Anziehungskraft gibt, die Möglichkeit der Parzellenbewirtschaftung, des Aufsteigens zum selbständigen kleinen Landwirt war durch die großbetriebliche Agrarverfassung genommen; durch Beseitigung der landwirtschaftlichen Arbeiter hat sie die Gegensätze zwischen städtischer und ländlicher Arbeit noch verschärft, die Reize der Abwanderung in jeder Weise gesteigert. Dieser Entwicklung entgegenzuwirken, ist die Aufgabe; sie ist nur dadurch zu lösen, daß man das entvölkerte Land durch die Schaffung kleiner Betriebe wieder bevölkert.

Die Gesetzgebung hat das auf zweierlei Art versucht; einmal durch die Allotments-Akte von 1887 und 1890. Danach hat der Grafschaftsrat — wenn ein Verlangen nach Landparzellen besteht — diese zu mäßigen Renten an Landarbeiter zu verpachten; die Behörde kauft oder pachtet — wenn nötig, unter Anwendung von Zwangsmaßregeln — Land, und verpachtet es weiter. Die direkte Wirkung des Gesetzes ist nicht sehr erheblich gewesen, um so größer die indirekte, indem die Grundbesitzer freiwillig dem Verlangen der Landarbeiter nach Allotments nachkamen, da sie wußten, daß diese sie sonst durch die Vermittlung der Behörde erlangen würden.

Die Small Agricultural Holdings Act von 1892 bezweckte, landwirtschaftliche Besitzgrößen zu schaffen, die eine Familie voll ernähren und beschäftigen, also Kleinbauerngüter. Auch hier ist der Grafschaftsrat verpflichtet, kleine Güter zu bilden, sobald jemand dies von ihm verlangt. Der Staat schießt die zum Landkauf nötigen Mittel zu niedrigem Zinsfuß vor. Der Käufer hat wenigstens 1/5 des Kaufpreises bar anzuzahlen; für 1/4 des Rests kann er eine ewige Jahresrente zahlen; der Rest wird in 50 Jahren bei halbjährigen Zins- und Amortisationsterminen amortisiert. Kann der Bewerber kein Land kaufen, so können die Behörden ihm ein kleines Gut verpachten, das höchstens 15 Acres groß und einer Jahresrente von nicht mehr als 15 Lstr. entsprechen darf.

Der Erfolg dieser letzteren Gesetzgebung war nahezu gleich Null; insgesamt wurden in 10 Jahren auf Grund desselben 47 Betriebe mit einem Gesamtumfang von 369 Acres gebildet. Dieser Mißerfolg erklärt sich aus der Verschiedenheit von Verkehrs- und Ertragswert des Bodens. In England besteht wachsende Nachfrage nach Land seitens der Personen, welche den Boden nicht seiner wirtschaftlichen, sondern der mit ihm verbundenen sozialen und politischen Vorteile wegen zu kaufen wünschen. Jeder reich gewordene Kaufmann oder Industrielle trachtet nach Landbesitz, wo er seine freie Zeit verbringt, jagt, Sport treibt, Geselligkeit pflegt. Der Einfluß in den ländlichen Distrikten gibt dem Reichen und Ehrgeizigen bessere Möglichkeit, Abgeordneter zu werden. Kleine Handwerker, Kaufleute, industrielle Arbeiter, kleine Rentner, Witwen betrachten den Besitz von Grund und Boden als sozialen Vorteil, als unabhängige Arbeitsgelegenheit.

Und dieser stets wachsenden Nachfrage steht ein sehr beschränktes Angebot von Land gegenüber. Die 200jährigen Gesetze über entails (Fideikommisse) haben die Folge gehabt, daß die Hälfte des Grund und Bodens sich in den Händen von Personen befindet, die wohl eine Leibrente davon beziehen, aber weder zu verkaufen noch zu testieren das Recht haben. Die Folge beider Vorgänge ist, daß der Verkaufspreis des Bodens weit über dessen kapitalisiertem Ertragswert steht. Der eigentliche Landwirt, welcher das Gut der Bewirtschaftung wegen, also als Einkommensquelle erstrebt, kann diese Differenz nicht bezahlen, er tut weit besser zu pachten; die wenigen kleinbäuerlichen Eigentümer, die noch in England vorhanden sind, verkaufen ihre Güter und pachten. Der Kapitalist, der die angenehme Stellung eines Grundbesitzers haben will, begnügt sich mit 2 Prozent Verzinsung, während der kleine Landwirt, der sein Gut zum 30fachen des Ertragswerts verkaufen kann, als Pächter die Möglichkeit hat, dieses Kapital mit 5,6 oder 7 Prozent zu verzinsen.

Hindernd stehen aber auch der Schaffung von Small holdings die hohen Kosten der Gebäudeerrichtung entgegen. Man kann in England daher wohl wieder landwirtschaftliche Kleinbetriebe, nicht aber mehr kleinbäuerlichen Besitz schaffen.

Die sozialpolitischen Bestrebungen, landwirtschaftliche Kleinbetriebe zu schaffen, mußten solange erfolglos sein, als für dieselben die ökonomische Möglichkeit fehlte; aber auch jetzt noch stehen den ökonomischen Grundbedingungen für die rasche Weiterentwicklung der Kleinbetriebe nichtökonomische Gegenströmungen gegenüber. Als erste ist hier zu nennen, daß sich die kleinen Landwirte und kleinen Pachtgüter im allgemeinen nicht einer persönlichen Beliebtheit bei den Grundbesitzern und ihren Interessenvertretern erfreuen. Großpächter sind heute selten und ohne Nebenbewerber; sie können die Pachtbedingungen diktieren; dem Kleinpächter, der in der Regel im Wettkampf mit einem Dutzend anderer Landwirte auftritt, werden sie diktiert; die Folge ist, daß letzterer damit meist unzufrieden ist; er verlangt ein Schiedsgericht, um im Fall des Ueberbietens eine „gerechte Rente" zu erlangen; er will die Freiheit, seinen Pachtvertrag auf einen anderen durch Verkauf zu übertragen. Das empfindet der Grundbesitzer als Eingriffe in sein Eigentumsrecht; und er befürchtet, daß, wenn erst ein Gerichtshof die Rente reguliert, es nicht lange dauern wird, bis auch das irische Kaufrecht (purchase right) den kleinen Pächtern eingeräumt wird; mancher englische Grundbesitzer bevorzugt schon deshalb die großen Pächter.

Nicht selten ist die Beibehaltung des Großbetriebes für den Grundbesitzer auch durch die Rücksicht auf die landschaftliche Schönheit bedingt; der Engländer liebt große weite Flächen; viele kleine Pachthäuser mit Ställen und Scheuern sind dem Anblick nicht günstig; mehr noch und weit öfter sind aber die Jagdinteressen gegen die Bildung von Kleinbetrieben ausschlaggebend. So sind z. B. in Norfolk große Distrikte zu einer fast nur nominellen Rente an Großpächter verpachtet, weil die Besitzer entscheidenden Wert auf eine gute Rebhuhnjagd legen, die nur bei ausgedehntem Ackerbau floriert; dabei ist der Boden zum Anbau von Gemüse und Obst, wie überhaupt zur Bildung von Kleinbetrieben außerordentlich günstig. Oft sind sogar noch in den letzten Jahren kleine Güter zu großen zusammengeschlagen worden, weil diese den Jagdinteressen der Grundbesitzer bequemer waren; so namentlich in Worcestershire.

Auch politische Gründe bestimmen die meist konservativen Grundbesitzer die konservativen gentleman farmer zu bevorzugen, während den überwiegend aus dem Arbeiterstand hervorgegangenen Kleinpächtern konservatives Denken fremd ist.

Noch mehr sind die Gutsagenten einer Verkleinerung der Betriebe entgegen, da ihnen die Kleinpächter viel mehr Schwierigkeiten bereiten, als die großen, mit denen sich die schwierigen Fragen bei einem Glase Wisky in gesellschaftlicher Form erledigen lassen, während der kleine Pächter zu streiten pflegt und zum Gutsagenten selten in einem freundschaftlichen Verhältnis steht.

Auch die Großpächter sind in der Regel Feinde der kleinen Güter und der von Arbeitern bewirtschafteten Parzellen; ihr Ideal ist die besitzlose Arbeiterklasse, die ihre ganze Arbeitskraft ihrem Großbetrieb widmet, was freilich recht kurzsichtig ist, da ihnen vor allem daran gelegen sein müßte, durch Allotments

Digitized by Google

die Arbeiter auf dem Lande zu halten. Trotz allem macht aber die Bildung von Kleinbetrieben in der englischen Landwirtschaft kräftige Fortschritte; die vorstehend dargelegten Widerstände wirken wohl hemmend, aber nicht hindernd darauf.

Breslau. Georg Gothein.

(Ein Schlußaufsatz folgt.)

Wenn Frankreich nicht will —

Es handelt sich um das katholische Protektorat Frankreichs im Orient. Da unsere republikanischen Nachbarn demnächst grundsätzlich aufhören, als Staat katholisch zu sein und dem Papst die Freundschaft kündigen wollen, muß die Kurie sich allmählich schlüssig werden, was sie mit der trotzigen Tochter künftig zu tun hat. Nach den anfänglichen pädagogischen Versuchen, in denen sich Strenge und Milde mischen, um die alte Liebe formell und würdig zu erhalten, scheint Pius X. sich mehr und mehr davon zu überzeugen, daß hier alle Mühe vergeblich ist. Im Namen Frankreichs wirft Combes der Mutter Kirche das Gängelband vor die Füße und gibt der Kurie den Verlobungsring zurück. Mit der Liebe ist es aus. Und für eine Vernunftheirat scheint nur noch der Papst ein Interesse zu haben, während Jeanne nach den ersten Jugendträumereien voll Romantik und Berechnung jetzt definitiv selbst entscheiden will, ledig zu bleiben oder den Mann ihrer Wahl zu nehmen. Lange genug hat sie alle Vorteile überlegt und geschwankt, ob sich ihr aus dieser oder jener Ehe mehr Glück ergeben würde. Kurz entschlossen gibt sie nun dem Kleriker den Laufpaß. Und dieser steht verdutzt auf der Straße, faßt sich an den Kopf, als ob das alles nicht sein könnte, und geht nun mit seinen Freunden ängstlich zu Rate, was da zu tun sei.

Im Vatikan saß Sarto mit Merry und etlichen anderen, auf die er sich verlassen will. Sie rechnen heraus, was das Papsttum für Frankreich schon alles Gutes getan hat und weiterhin tun würde, wenn Frankreich nur wollte, auch trotz seiner Gottlosigkeit. Freilich könnte ihnen dazu die Lust vergehen; aber schließlich bedarf doch das Imperium des Papstes auch der Freunde und Stützen. Auf Gott allein kann es sich nicht so ganz verlassen, was man auch sagen mag. Gott hat ihm schon mal den Schemel unter den Füßen fortgerückt, damals, als die Germanen gingen. Und nun erfolgt ja eine förmliche Revolution im eigenen Hause: die Romanen beginnen ernsthaft, ihr altes Gebäude abzutragen, sich im Seelenruhe ein neues auf demselben Grund und Boden zu zimmern. Dazu gibt das neue französische Kirchengesetz den ersten Anlaß.

Im Vatikan müht man sich vergeblich, den guten Papst zu beschwichtigen: — wenn Frankreich durchaus nicht will, so dürfen wir ihm nicht nachlaufen, jedenfalls nicht bei Tage. Vielleicht haben wir es überhaupt nicht mehr nötig. Wir suchen uns jemand anders.

So etwa sprach mit Augenzwinkern ein hoher Prälat, der „während der letzten Anwesenheit des deutschen Kaisers in Rom mit ihm zu speisen die Ehre hatte". Und er präsentierte dem heiligen Vater einen Artikel im Manuskript, den man in der „Civiltà Cattolica", dem Organ des Papstes, veröffentlichen sollte. Zwar war es nichts Neues, aber die Methode hat sich schon bewährt: Will Combes an gar keine Vorteile mehr glauben, die ihm ein Konkordat verspricht, so werden doch andere daran glauben, daß ein gutes Einvernehmen mit der Kurie nicht zu verachten ist. Jedenfalls war der deutsche Kaiser bei jeder Gelegenheit so liebenswürdig, sie herzlicher Freundschaft zu versichern. „Ihm ist es ja zu eng in der Staatskirche des Preußenlandes." Wer weiß, was er damit eigentlich alles sagen wollte.

Der Artikel ist in der „Civiltà Cattolica" erschienen. Und die Berliner „Germania" ruft alle deutschen Patrioten heran, daß sie sich die päpstliche Verklitterung mit Frankreich genau besehen und eilen, sich um das Erbe Frankreichs zu bewerben. Der Papst will das Protektorat über alle Christen im Orient vergeben — meistbietend natürlich. Man braucht nicht etwa dazu den Rosenkranz zu beten oder katholisch zu werden. Der Sultan könnte auch konkurrieren. Freilich hat er geringe Chancen. Was kann der bieten? Aber der protestantische Kaiser! Der ist erstens des Papstes Freund, und zweitens werden ihm seine katholischen Untertanen die Vorliebe für den Protestantismus abzugewöhnen suchen. Jetzt halten sie ihm klüglich das Protektorat über alle Christen im Orient hin und rechnen vor, was das bedeutet.

Ja, was bedeutet es nur? Das Protektorrecht stammt aus alter Zeit, da man es noch nicht so genau und exakt nahm wie in unseren Tagen wissenschaftlicher Pedanterie. Indes, es genügt zu wissen, daß dies Recht seit den Tagen Gottfrieds von Bouillon allmächtig geworden und durch den frommen Eifer der allerchristlichsten Könige für Frankreich gesichert wurde. Es ist eigentlich also konsequent, es den gottlosen, ganz und garnicht „christlichen" Republikanern schleunigst zu entziehen und — dem „heiligen Kaiser" zu übertragen, wie Papst Pius X. den protestantischen Preußenkönig nannte. Und dann die Rechte des Protektor-Kaisers? Da müssen wir vorweg verschiedene Ehrenrechte betonen, welche von Frankreich auf den deutschen Kaiser und auf seine Vertreter übergehen würden: beim Amtsantritt des Konsuls ein feierliches obligates Tedeum; regelmäßige Anzeige der Messelesung durch den Bischof; ein besonderer Ehrenplatz für den Konsul in der Kirche; katholisches Kirchengebet für — Deutschland, wenn Frankreich nicht mehr will. Und was ließe sich nicht sonst noch erfinden an Ehrenbezeugungen für den Kaiser, die kaiserlichen Prinzen, Admiräle und Generäle, wenn sie irgendwo im Orient als Beschützer der heiligen römischen Kirche erscheinen. Das versteht sich. Dafür hätte man auch volles Verständnis und Anerkennung.

Und dann die politische Bedeutung: „das ausschließliche Recht der Verteidigung der katholischen Kirche", ein Recht, das naturgemäß mit mannigfachen Vorrechten verknüpft ist, „eine förmliche moralische Suprematie" im gesamten Orient, in der Türkei, China und sonstwo. Freilich bestehen auch Konventionen, wonach andere Regierungen das Recht haben dreinzureden, zumal wenn es sich um den Schutz ihrer Untertanen handelt. Aber der Papst ist sich noch seiner Stellung bewußt und läßt es durch die „Civiltà Cattolica" verkünden: der Papst ist Oberhaupt der katholischen Kirche, und es hängt lediglich vom heiligen Stuhle ab, wem er „das Mandat und die Mission erteilt, in der gesamten Levante (ausgenommen die Oesterreich reservierten Gegenden) die katholischen Personen und Institutionen aller Nationalitäten zu beschützen". Selbstverständlich ist es auch seine Sache, wenn er allen im Orient lebenden Katholiken die Verpflichtung auflegen will, sich ausschließlich an den Schutz der von ihm dazu bestellten Macht zu halten.

So argumentiert der Papst drohend gegen Frankreich, liebängelnd mit Berlin. Es wird ihm leider wenig helfen. Combes hat ihn schon wiederholt ausgelacht: die großen Nationen haben jetzt alle Schiffe genug im Mittelmeer und im Indischen Ozean, um ihre Bürger daselbst zu schützen. Und wenn nicht, so werden sie sich im zwanzigsten Jahrhundert abgewöhnen, Mandate oder Missionen vom Papste zu empfangen behufs Schutz der eigenen oder fremder Bürger, sondern sie werden als souveräne Staaten untereinander abmachen, wer im Orient für Ordnung sorgt, wenn es nötig wird.

Urbain.

Digitized by Google

Albert Schäffle.

Der ausgezeichnete Volkswirt und Soziologe Albert Schäffle hat eine Autobiographie*) geschrieben, die jetzt nach seinem Tode (Schäffle starb am 25. Dezember 1903) veröffentlicht worden ist. Schäffle hat unter ungerechtem Urteil viel zu leiden gehabt. Er war kein Mann der Schule, Clique und Partei. Seine Charakterfestigkeit blieb nicht ganz frei von Eigensinn, sein berechtigtes Selbstgefühl nicht völlig frei von Selbstgerechtigkeit. In der Wissenschaft wie in der Politik ging er Wege, die noch nicht ausgetreten waren, und deshalb trafen ihn bald von der einen, bald von der anderen Seite die Streiche der jeweiligen Gegner.

Seine Wiege stand im Schwabenlande zwischen dem Hohenstaufen und dem Hohenzollern. Während seiner ganzen Lebenszeit wurde er von den divergierenden Staatsinteressen, die in den Namen dieser beiden Kaiserburgen Ausdruck finden, hin und hergerissen. Als Großdeutscher suchte er eine politische Formel zu finden, die Preußens und Oesterreichs Interessen umfaßte. Die zum Siege gelangende Idee des nationalen Zusammenschlusses ließ seine großdeutschen Aspirationen vom preußisch-deutschen Standpunkte aus als verfehlt erscheinen, und sein verunglückter Versuch, als zisleithanischer Minister einen Ausgleich mit den Tschechen herbeizuführen, machte ihn dem deutsch-österreichischen Nationalismus verdächtig. Kein Wunder, daß sein Charakterbild von der Parteien Haß entstellt wurde. Das von ihm selbst gezeichnete Lebensbild erscheint diesem Parteihaß gegenüber wie eine Rechtfertigungsschrift, und man muß gestehen, daß Schäffles Plaidoyer vor dem Richterstuhle der Geschichte viel Ueberzeugendes hat.

Als Sohn protestantischer Eltern am 24. Februar 1831 in dem altwürttembergischen Landstädtchen Nürtingen am Neckar geboren, hat Schäffle mit Ausnahme der vier Jahre 1868 bis 1872, in welchem Zeitraum er als Universitätslehrer und Minister in Wien wirkte, sein Heimatland Schwaben nicht verlassen. Den Vater, der Lehrer an einer Realschule war, verlor er bereits in seinem neunten Lebensjahre, die Mutter im achtzehnten. Schon im elterlichen Hause war Schmalhans Küchenmeister gewesen; nach dem Tode beider Eltern mußte sich der Tübinger Stiftsschüler, der sich für das theologische Studium vorbereitete, unter harten Entbehrungen durchschlagen. Die Revolution von 1848/49 riß auch ihn in ihre Strudel und befreite ihn äußerlich von dem Zwange, ohne inneren Beruf zur Gottesgelahrtheit Theologie zu studieren. Den Eigentümern des „Schwäbischen Merkur" empfohlen, trat der noch nicht Zwanzigjährige in die Redaktion des damals sehr einflußreichen schwäbischen Blattes ein und blieb fünf Jahre in der Stellung eines journalistischen Adepten. Unablässig an seiner wissenschaftlichen Fortbildung arbeitend, bereitete er sich, ohne eine Universität besuchen zu können, auf eine höhere Staatsprüfung vor und gelangte glänzend ans Ziel.

Persönliche Beziehungen, die Schäffle mit Johann Georg von Cotta angeknüpft hatte, führten ihn dann in die größere Politik ein und brachten ihn in nähere Beziehungen zu österreichischen Volkswirten und Staatsmännern. Schäffle entwickelte sich mehr und mehr zum Großdeutschen, jedoch ohne reaktionäre Beimischung. Seine großdeutschen Ueberzeugungen bestimmten auch seine Stellung in dem österreichisch-französisch-sardinischen Konflikt des Jahres 1859 und in der Zollvereinskrise der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Schäffles Ideal war die Zusammenfassung Deutschlands und Oesterreichs zu einer engeren Zollvereinigung, die dann die materielle Unterlage für engere politische Beziehungen herstellen sollte. Das Jahr 1866 schob allen solchen Plänen einen festen Riegel vor. Schäffle war jedoch keineswegs ein engherziger Schutzzöllner wie sein schwäbischer Landsmann Moritz Mohl. Vielmehr stand er gerade mit diesem wissenschaftlich und politisch in fortgesetzter Fehde. Im Herbst 1860 hatte ihm die württembergische Regierung — der ausgezeichnete Ruemelin war damals Kultusminister — eine ordentliche Professur der Staatswissenschaften an der Universität Tübingen übertragen, ohne daß er vorher die unteren Sprossen der akademischen Stufenleiter zu betreten brauchte. Bald darauf trat er auch für eine Reihe von Jahren in das württembergische Parlament ein. Der hartköpfige Schwabe wurde der württembergischen Regierung, die mehr und mehr unter den Einfluß des intriganten Varnbühler geriet, von Jahr zu Jahr unbequemer, und als er sich im Jahre 1865 politisch nicht fügsam erweisen wollte, drohte man ihm ganz offen mit Disziplinarmaßregeln. Aber der wackere Schwabe forcht sich nit. Als Vertreter eines württembergischen Wahlkreises nahm er dann 1868 an den Verhandlungen des deutschen Zollparlaments teil. In demselben Jahre 1868 erfolgte die Berufung nach Wien an die dortige Universität. Im Jahre 1871 trat er als Handelsminister in das Ministerium Hohenwart. Die Ministerlaufbahn währte nur acht Monate. 1872 verließ er Oesterreich wieder und kehrte nach Stuttgart zurück, um dann drei Jahrzehnte hindurch ein wissenschaftliches und publizistisches Privatleben, erfüllt von eindringlichen volkswirtschaftlichen und sozialwissenschaftlichen Studien, zu führen.

Gewiß eine ungewöhnliche Karrière in dem Deutschland der abgezirkelten Lebensbahnen. Wenn man hinzunimmt, daß dieser Mann, trotzdem er in den verschiedensten Ländern den Mächtigen nahegestanden hatte, jeder Ordensauszeichnung entgangen ist, so kann man soviel aufrechter Selbständigkeit den Respekt nicht versagen. Auch Schäffles Demissionsgesuch als Minister, das er in seiner Autobiographie wörtlich zum Abdruck bringt, zeigt einen ganzen Mann. An der darin zum Ausdruck gelangten charakterfesten Gesinnung und an dem stolzen Stil dieses Demissionsgesuchs könnten sich unsere preußischen Minister samt und sonders ein Beispiel nehmen.

Die acht Monate, in denen Schäffle, der erst vierzig Jahre alte Schwabe, österreichischer Minister war, bezeichnen den Höhepunkt seiner politischen Tätigkeit, und diese seine Ministertätigkeit hat das Urteil der Zeitgenossen vornehmlich beeinflußt. Es ist danach begreiflich, daß Schäffle in seinen biographischen Aufzeichnungen seiner Ministerlaufbahn eine besonders ausführliche Darstellung widmet. Den durch den Nationalitätenkampf erhitzten Deutschösterreichern erschien der aus Württemberg gekommene Professor, der es unternahm, einen ernsthaften Ausgleich mit den Tschechen durchzuführen, als Verräter am Deutschtum. Heute nach dreißig Jahren vergeblicher Ausgleichsarbeit wird der Unbefangene zweifeln dürfen, ob Schäffles politische Bestrebungen die herbe Kritik verdienten, die sie seitens der österreichischen Liberalen erfuhren, und die auch von dem reichsdeutschen Liberalismus ohne viel Bedenken übernommen wurde. Die bei dem Ausgleich hauptsächlich beteiligten Personen, Graf Hohenwart, Graf Clam-Martinic und Rieger, kommen in der Schäfflefschen Darstellung sehr gut weg, während Graf Beust und Graf Andrassy nicht gerade in einem günstigen Lichte erscheinen.

Beust war damals noch österreichischer Reichskanzler und Andrassy ungarischer Ministerpräsident. Die Einwendungen Ungarns gegen den von Hohenwart und Schäffle geplanten Ausgleich, dem Kaiser Franz Josef im vollen Bewußtsein der vorauszusehenden Opposition seine kaiserliche Unterstützung geliehen hatte, waren entscheidend für den Entschluß des Monarchen, von dieser Politik zurückzutreten. Ungarn fürchtete für das magyarische Uebergewicht in der transleithanischen Reichshälfte, wenn in Zisleithanien das Prinzip der Gleichberechtigung der Nationalitäten verwirklicht worden wäre. Andrassy, von dem intriganten Beust unterstützt, hatte dem Kaiser vorzuspiegeln gewußt, daß sich die Tschechen auch mit geringeren Zugeständnissen, als ihnen mit Billigung des Kaisers bei den Ausgleichsverhandlungen versprochen worden waren, zufriedengeben würden, während Schäffle mit Hohenwart keinen Augenblick daran zweifelte, daß der Ausgleich als gescheitert anzusehen sei, sobald die ungarischen Ratschläge befolgt wurden. Schäffle demissionierte deshalb sofort, und der Ausgleich, für den in dem neugewählten Reichsrat eine Zweidrittelmehrheit gesichert war, scheiterte. Es trat genau das ein, was Schäffle vorausgesagt hatte. Andrassy wußte dem Kaiser beizubringen, daß

*) „Aus meinem Leben". von Albert Schäffle. mit sechs Bildnissen und einer Briefbeilage. Zwei Bände. Berlin 1905, Ernst Hofmann & Co.

Digitized by Google

der Widerstand des Kabinetts Hohenwart, wie er in der Demission zum Ausdruck kam, den tschechischen Widerstand ermutigt habe. Schäffle schied deshalb aus dem Amt, obendrein unter den Zeichen kaiserlicher Mißstimmung.

Nachdem Schäffle sein Ministerportefeuille abgegeben hatte, lag für ihn die Versuchung nahe, sich an der österreichischen Politik parlamentarisch weiter zu beteiligen. Es spricht für seine Klugheit, daß er alsbald erkannte, wie unmöglich es für ihn, den reichsdeutschen Gelehrten, sein werde, auf dem durch Nationalitätenkämpfe aufgewühlten parlamentarischen Boden Oesterreichs Fuß zu fassen. Schon 1872 kehrte er nach Württemberg zurück. In den folgenden Jahren legte er die Fundamente für sein großes Werk „Bau und Leben des sozialen Körpers", das noch während der siebziger Jahre zur Vollendung kam. Von 1878 an nahm Schäffle publizistisch mehr und mehr Anteil an den großen Fragen der deutschen Reichspolitik. Auch hier blieb er politischer Eklektiker. Ausgesprochener Gegner des Sozialistengesetzes und der schutzzöllnerischen Tarifrevision des Jahres 1879, war er zugleich ein Freund der Bismarckschen Tabaksmonopolpläne und ein begeisterter Anhänger der Zwangsversicherungsgesetzgebung. Das publizistische Eintreten für diese Sozialreform brachte ihn in nähere Beziehungen zu Bismarck, die 1882 zu einer persönlichen Aussprache zwischen dem Kanzler des Deutschen Reiches und dem früheren österreichischen Handelsminister führten.

Bismarck hatte schon 1871 vorübergehend Schäffles politische Kreise berührt. Im Sommer 1871 fanden die Zusammenkünfte des Kaisers Franz Josef und Beusts mit Kaiser Wilhelm I. und Bismarck zu Wels, Gastein, Ischl und Salzburg statt. Schäffle meint, daß Beust bemüht gewesen sei, diese Zusammenkünfte gegen das Kabinett Hohenwart auszubeuten. Bei der Unterredung der beiden Kaiser in Ischl soll Kaiser Wilhelm in Rücksicht auf den geplanten Ausgleich mit den Tschechen die Bitte ausgesprochen haben, wenn möglich zu verhüten, daß „Schmerzensschreie" der Deutschösterreicher nach Deutschland drängen. Beust suchte sich bei Bismarck dadurch zu insinuieren, daß er den Plan einer Internationale der Regierungen gegen die rote Internationale lebhaft betrieb. Bismarck erblickte aber damals im Klerikalismus den Hauptfeind und bezeichnete, wie Schäffle mitteilt, „zweimal gegen Hohenwart die Ultramontanen sehr nachdrücklich als die schwarze Internationale, die noch gefährlicher sei als die rote". Später drehte sich bekanntlich das Blatt, und Schäffle, der Verfasser der „Quintessenz des Sozialismus", mußte es erleben, daß er unmittelbar nach Erlaß des Sozialistengesetzes zu den verkappten Sozialdemokraten geworfen wurde. Seine Schrift, die „Quintessenz des Sozialismus", wurde von einem übereifrigen schlesischen Verwaltungsbeamten auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt.

Noch über ein anderes interessantes Zensurstücklein berichten die Schäfflefschen Memoiren, und zwar aus dem vormärzlichen Württemberg. König Wilhelm I. von Württemberg fühlte wie, nebenbei bemerkt, auch mancher heutige Souverän, den Kitzel, sich journalistisch zu betätigen. So hatte er denn vor 1848 dann und wann auch der Redaktion des „Schwäbischen Merkur" Artikelchen zustellen lassen, die aber — von den Zensoren regelmäßig gestrichen wurden. Von diesen gestrichenen Zensurstreifen waren noch verschiedene in dem Archiv des „Schwäbischen Merkur" vorhanden, als Schäffle in der Redaktion jenes Blattes saß.

Schäffles Arbeitskraft blieb bis ins Greisenalter ungebrochen, und die Früchte seines Fleißes liegen in zahllosen, wissenschaftlich bedeutsamen Schriften vor. Aber da er keinerlei amtliche Stellung mehr übernahm, so erhielt er gelegentlich von höheren Beamten Stuttgarts den wohlgemeinten Rat, er solle doch wieder anfangen zu „arbeiten". In die öffentliche Diskussion über Fragen der praktischen Politik griff er während der letzten Jahre seines Lebens noch bei zwei wichtigen Anlässen ein: im Jahre 1897 zugunsten der Flottenvermehrung, bei welchem Anlaß, wie wir aus seinen Memoiren erfahren, er auch mit dem Vizeadmiral von Tirpitz eine persönliche Zusammenkunft in Baden-Baden hatte, und sodann gegen die Zolltarifvorlage von 1901. Noch in frischer Erinnerung ist seine Streitschrift: „Ein Votum gegen den neuesten Zolltarifentwurf." Wie sehr den Siebzigjährigen diese Frage beschäftigte, geht aus einem Brief hervor, den Schäffle am 16. November 1901 an den Verleger seiner Autobiographie gerichtet hat. In dem Brief heißt es:

„Nie hat mich mein Gewissen so gedrängt, dem Lebensinteresse der Nation ohne Rücksicht auf unausbleibliche Verunglimpfung zu dienen, wie in diesem Falle. Je länger ich über den Gegenstand nachdachte, forschte, rechnete, desto fester wurde die Ueberzeugung, daß es sich um die Abwendung oder doch Abschwächung eines Nationalunglücks handelt, welches hinter den Folgen eines unglücklichen Krieges kaum zurückstehen würde. Wie die öffentlichen Dinge seit dem Rücktritt Bismarcks geworden sind, ist zwar nur wenig Aussicht, daß sich die Gefahr noch beschwören läßt; man wird kaum noch mehr erreichen können, als daß es nicht zum völligen Selbstmord, sondern nur zu mehr oder weniger starker Selbstverstümmelung kommt. Trotzdem ließ mir mein Gewissen keine Ruhe, trotz meines Alters nochmals in einer großen Tagesfrage vor mein Volk zu treten."

Schäffles Lebenserinnerungen gehören in literarischer Beziehung nicht zu den Meisterwerken der Gattung. Aber das Bild des hartköpfigen Schwaben, dessen Leben so schablonenwidrig verlief, und dessen Charakter aus so festem Holz gebildet war, tritt uns in anschaulicher und auch anziehender Weise entgegen. Es steckt etwas Herbes in dieser Individualität, zugleich etwas Urwüchsiges und Gesundes. Alles in allem: Schäffle zählt zu den zahlreichen echten Männeen, die das Schwabenland zu Deutschlands Ehren hervorgebracht hat.

Theodor Barth.

Die Entwicklung des Frauentypus bei Maeterlinck.*)

Lange schon vor Shakespeares Porzia und längst ehe Frauen Frauenliteratur verfaßten, haben männliche Dichter immer wieder, neben dem Ideal des pflanzenhaft unbewußten Weibes, den Typus einer Selbstbewußten aufgestellt, einer Wissenden, Genießenden, ja Führenden. Und sie haben selber diesen Typus bewundert und ersehnt. So lange, bis die Frau an ihm Geschmack gewann und sich in ihn hineinformte.

Denn so ist es immer: die Sehnsucht der Männer zeichnet die Linien vor, die die Entwicklung der Frau dann langsam füllt, wie etwa der Maler einen skizzenhaften Umriß mit Farbe füllt und ihn lebendig macht.

Aber — es ist seltsam — wenn der Mann sie heute im Leben antrifft, jene Selbstbewußte, Wissende, Genießende, ja Führende, dann enttäuscht sie ihn. Zu lange ist er der Frau nur mit Dekreten und Liedeen genaht. Er hat noch ein wenig den Paschah in seinem Blute, noch ein wenig den Troubadour. Und gerade seine männlichsten Eigenschaften verlangen nach einer Schutzlosen, an der sie sich erweisen können im Herrschen oder Dienen.

Allmählich nur wird auch in ihm der reale, neue Frauentypus, dessen Ideal er einst bewundert, wirkliches Erlebnis, wirklicher Besitz. Kaum aber wird das geschehen sein, so wandelt dieser Typus sich auch schon wieder in der Seele des Mannes, wird wieder neues Ideal und neue Sehnsucht, stellt wieder Linien auf, die die Frau der Zukunft füllen wird, erfüllen.

Schon heute erheben sich einzelne und prophezeien, was ihre zukunftsmächtigen Augen erspähen. Unter ihnen ist der suggestivste Maeterlinck. Aus seinen Werken sehen wir am klarsten, wie sich in ihm der Frauentypus allmählich wandelt

*) Studie zu einer Monographie Maeterlincks, die 1905 in der „Dichtung" erscheint, herausgegeben von Paul Remer, Verlag von Schuster & Loeffler.

Digitized by Google

und entwickelt. Kaum einer hat, wie er, die Gabe seinen Seelenerlebnissen Form und verständliche Gebärde zu geben, so daß sie uns Offenbarungen reden.

* * *

Wie Maeterlinck als Siebenundzwanzigjähriger fühlte, spricht sich mutlos und wirr, wie er damals selber war, in seinem Erstlingswerk, der Gedichtsammlung „Serres Chaudes“ (Treibhauspflanzen) aus. Gleich in den ersten Versen dort redet er von einer Prinzessin, die Hunger hat, von einer ohnmächtigen Frau während der Ernte, einer Wahnsinnigen vor ihren Richtern. Lauter Hilflose, Bemitleidenswerte, flüchtige Blitzbilder, angedeutete Situationen, Phantasien, wie etwa ein Träumer in einem Treibhause sie erleidet. Auch in den folgenden Gedichten kann der Dichter sich nicht genug tun an solchen Definitionen, die immer denselben Grundton haben: das rührend preisgegebene, willenlos duldende Weib. Er spricht von einer kranken Braut, einer Sterbenden an der Küchentür, einer Diakonissin, die Gemüse liest am Bette einer Unheilbaren, die Klosterjungfrauen blicken hinab auf den Kanal, wo die Schiffe wandern. Eins der Gedichte beginnt: „Mon âme a peur comme une femme.“ Er erzählt von Königstöchtern, die in einer Barke schwimmen während eines Gewitters, von Prinzessinnen, die auf einem Schierlingsfelde sterben. Er sagt von Sterbenden, „sie sehen aus wie Jungfrauen, die von einem langen Spaziergang in der Sonne heimkehren, den sie an einem Fasttage unternahmen“. Er braucht das Bild von der Hinrichtung einer Jungfrau in einem geschlossenen Saal, von einer Prinzessin, die man am Festtage in einen Turm einschließt, von Prinzessinnen in Morästen ohne Ausgang. Immer irgendeine Vorstellung, die Rührung erweckt, die mit dem Worte vierge-femme unlösbar verbunden ist.

Das zweite Werk Maeterlincks, das Drama „Princesse Maleine“ ist eine Ausgestaltung desselben Themas. Ein wunderschönes, bleiches Königskind, jung, unschuldig und mit den Ränken der Welt unbekannt, steht vor uns mit Händen, die so schwach sind, daß sie keine Blume zu halten vermögen. Und dieses zarte, angstvoll vom Leben verwundete Geschöpf wird vor unseren Augen hingemordet. Alles trauert mit ihr. Die Lilie am Fenster fällt geknickt zur Erde, bebend entfliehen die Schwäne selbst der alte König, der Helfershelfer des Mordes, fällt in Wahnsinn und Tod vor Jammer über das Schicksal der kleinen, zarten Maleine. Aber doch klingen schon hier kräftigere Motive an. Maleine hat gelitten um ihre Liebe. Sie hat gefangen gesessen im Turm, sie ist, nur von ihrer treuen Amme begleitet, durch furchterregende Wälder gewandert, sie hat sogar zu einer Verkleidung gegriffen, um unerkannt in das Schloß ihres Verlobten gelangen zu können. Nicht mehr ganz ist sie die tatenlose Dulderin, nur die Falschheit und der Betrug finden sie wehrlos. Unbeschreiblich reizend spiegelt sich Maleines Reinheit in allen Dingen und Menschen ihrer Umgebung und in den paar armen Worten, die sie selbst redet. Man fühlt, der Dichter liebte seine Heldin, ihre kindliche Schweigsamkeit, die schwachen, kurzen und unbedachten Flügelschläge ihrer kleinen Seele. Ihm selber war die Welt damals noch erfüllt von unverständlichen Grausamkeiten und übermächtig furchtbaren Gewalten des Verderbens, er selber litt Verwunderung und Angst all dem Unbegreiflichen gegenüber, in das der Mensch hineingestellt ist von irgend einer unsichtbaren Hand. Wie sehr empfand er gerade darum für die noch viel Schwächeren, noch viel Unbewußteren, für die Frau, wie er sie damals verstand.

Im Jahre 1891 sind es immer noch die schönen, anämischen Königskinder, die er besingt. Sieben Prinzessinnen schlafen auf den Stufen einer weißen Marmortreppe zwischen Lilien und silbernen Lampen. Der Saal, in dem sie liegen, ist verschlossen, unzugänglich. Die Prinzessinnen sind fieberkrank. Sie schlafen, während draußen das Leben steht, der junge Königssohn, der die eine liebt und auf ihr Erwachen harrt. Gerade diese eine aber schläft sich in den Tod hinein, sie, die schönste von den sieben. Stillschweigend verläßt sie diese Erde, für die sie zu zart, zu krank und hilflos war.

Und nun schreibt Maeterlinck seine wundersüße, tiefe Liebestragödie „Peleas und Melisande“. Wieder ein junges, schönes Königskind aus sonnigem fernen Lande, das in den feuchten, trüben Norden kommt und leidet. So finster ist alles dort, so unbegreiflich. Auch die Liebe zwischen Melisande und dem jungen Bruder ihres Mannes. Diese Liebe, die sich selber kaum erkennt, bringt der Armen nichts als Zittern und angstvolles Erstaunen. „Ein kleines Mädchen, das am Wasser weint“ nennt Goland sie, als er sie zuerst im Walde trifft; und als er sie fragt, ob ihr jemand etwas zu leide getan habe, schluchzt das arme, verlassene Kind tief auf: „Alle, alle“.

Man erfährt niemals, was es eigentlich ist, was ihr geschah — darauf kommt es dem Dichter nicht an, den damals schon nur die inneren Erlebnisse seiner Helden interessierten; einzig und allein darauf, daß wir erfahren, Melisande leidet, sie hat Furcht, sie braucht Hilfe. Und als sie dann wiederum dadurch leidet, daß sie ihren Schutzherrn, den rauhen Goland zu fürchten beginnt, da weiß sie nichts zu sagen als immer nur das eine: „Ich bin nicht glücklich hier, ich bin nicht glücklich“. Ein kleines, großäugiges Mädchen ist sie mit reichem, goldenem Märchenhaar, und dieses Haar ist üppiger und leidenschaftlicher als sie selbst, es schlingt sich um die Hand des jungen Peleas und liebkost ihn. Sie selber aber, Melisande weiß nichts zu sagen als: „Laß mich, laß mich los“, und immer wieder: „Laß mich, laß mich los“.

Sogar zuletzt, als Abschiedsschmerz und Dunkel sie dem Geliebten in die Arme treiben, als dann Goland mit seinem Schwerte hervorbricht und den eben noch eng Vertrauten an ihrer Seite niederschlägt, flieht sie mit den Worten: „Oh, oh, ich habe keinen Mut, ich habe keinen Mut“. Mitleid sollen wir haben, immer wieder Mitleid. Und Genuß sollen wir spüren bei diesem Mitleiden, Genuß und Dankbarkeit gegen die bleichen, rührend schönen und unglücklichen Königstöchter, die unter stummen Tränen von Schicksal und Menschen mißhandelt werden, so will es der Dichter. Unter dem Bann seiner Kunst, die uns das Lieblichste und Furchtbarste in leisen, unwiderstehlichen Worten vorübergeistern läßt, fühlen wir wie er. Auch für uns verkörpert sich, so lange wir ihm zuhören und noch lange nachher, wenn wir an seine Gestalten denken, der Begriff Weib in dem Bilde edler, weltfremder Hilflosigkeit.

Merkwürdig als Zeichen einer beginnenden Erweiterung seines Frauenideales sind die Douze Chansons, die Maeterlinck im Jahre 1897 herausgibt.

Wieder ist es eine gefangene Jungfrau, von der das erste erzählt:

> Sie schmiedeten sie in der Höhle an
> Und machten ein Kreuz an die Pforte dann.
> Die Jungfrau erblickte das Licht nicht mehr
> Und der Schlüssel der fiel ins Meer.*)

aber dann heißt es:

> Und entsann sich des Lichtes Herrlichkeit
> Und suchte das Licht und fand es wohl.

Allerdings endet das Lied wieder entsagend, denn der eine, der gegangen kommt, hat Furcht vor dem unerwartet hellen Schein und kehrt um, anstatt die Gefangene zu erlösen. Ein ähnliches Thema behandelt das dritte der Lieder. Drei blinde Schwestern ersteigen mit goldenen Lampen den Turm, der König kommt hinauf, aber das Licht verlöscht.

Auch das fünfte Lied erzählt wieder von dem Mädchen mit der Lampe in der Hand, deren Flamme erwartungsvoll bebt, spricht — und erlischt. Sie hatten ihr gesagt: „Er zöge fort.“ An der dritten Tür erlischt das Licht. Ob verzichtend? Ob schamvoll? Der Dichter sagt es uns nicht.

Ebenso steigen die sieben Mädchen von Orlamünde mit Lampen in die hallenden Grotten nieder, nachdem sie Türme und vierhundert Säle geöffnet haben, um zum Lichte zu dringen, das ihnen eine Fee bisher ferngehalten hat. Zuletzt finden sie eine Tür mit goldenem Schlüssel verschlossen, die sie nicht aufzuschließen wagen, weil sie durch einen Spalt hindurch dahinter des gewaltigen Meeres Fließen sehen, vor dem ihnen graut.

*) Uebersetzt von Oppeln-Bronikowski.

Digitized by Google

Dann aber folgt der Gesang von den Mädchen mit verbundenen Augen, die ihr Schicksal finden wollten. Zur Mittagsstunde öffnen sie das Schloß im Wiesengrund, grüßen das Leben und gehen nicht hinaus.

Im neunten Chanson ist es bereits eine Wandernde, die spricht. Dreißig Jahre lang hat sie gesucht, nirgends fand sie ihn. „Schwestern, die ihr noch jung seid, nehmt meinen Stab und sucht gleich mir."

Im letzten Sang heißt es dann wieder: „Die Schlüssel der Türen fielen vom Turme." Im Garten liegt Sonnenschein, hier drinnen aber muß man noch Lampen brennen, nur durch die Spalten dringt das Tageslicht hinein. „Andre Tage öffnen die Türen," heißt es. Aber eine Trostlose antwortet: „Die anderen Tage kommen niemals, die anderen Tage haben angst, die anderen Tage sterben — wie wir selber sterben."

Das ganze Weibesleben umspannt das Lied, das ich in der Uebersetzung von Oppeln-Bronikowski hierhersetze:

Sie hatte drei Kronen von lauterem Gold,
Wem gab sie die Kronen, sprich?

Die eine reicht sie den Eltern dar,
Die kauften drei Netze dafür von Gold
Und hielten sie drin, bis es Frühling war.

Die andre tät sie den Buhlen weihn.
Die kauften drei silberne Gaene fein
Und hielten sie bis zum Herbst darin.

Die dritte gibt sie den Kindern hin,
Die kauften drei eiserner Fesseln Zwang,
Drin blieb sie gefesselt den Winter lang.

Alles, was in diesen Liedern vorbereitet wurde, findet seinen Ausdruck in dem Singspiel „Blaubart und Ariane", das den Untertitel führt: „Die vergebliche Befreiung". Der Ritter Blaubart hält fünf Frauen gefangen, und Ariane, sein neues Weib, ist gekommen, sie heimlich zu befreien. Ariane ist selbstbewußt. Sie weiß, was sie will. „Die anderen haben unrecht getan," sagt sie, „und wenn sie verloren sind, so liegt es daran, daß sie gezaudert haben." Blaubart hat ihr sechs Schlüssel gegeben, die zu seinen Schätzen führen. Ariane wirft sie auf den Boden. „Sie sind nur da, uns von dem abzulenken was wir wissen müssen." Als Blaubart sie ertappt, wie sie die verbotene Tür öffnet, fragt sie: „Wie lange haben meine Vorgängerinnen das Verbot befolgt?" Er antwortet: „Die eine wenige Tage, die andere ein paar Monate, die letzte ein Jahr." Worauf Ariane erwidert: „Nur diese letzte hättest Du bestrafen sollen." „Das Glück, nach dem ich trachte, kann nicht im Finstern leben," sagt sie und geht als Befreierin hinunter in den dunkeln Kerker, in dem ihre armen Schwestern verkümmern. Den Bauern, die sie retten wollen vor der Gewalt Blaubarts, der mit ihr ringt, tritt sie ruhig entgegen: „Was wollt Ihr? Er hat mir nichts zuleide getan." Und Blaubart senkt beschämt sein Schwert vor ihrem Edelmute. „Er wird uns tränenden Auges freigeben," meint sie zu ihrer Amme, „aber besser ist es, daß man sich selber befreit." Die Frauen, die sie vorfindet, tragen alle die Namen von Maeterlincks früheren Dramen. Die kleine Selysette finden wir, die in den Tod ging, weil sie dem Glücke des Mannes, den sie liebte, im Wege war. Alladine, die schon damals in König Ablamores Palaste klagte: „Ich bin so klein, daß ich mich ganz verliere in diesem großen Palaste." Ygraine, die in Todesangst ihrem sterbenden kleinen Bruder Tintagyles Hilfe zu bringen versuchte, und Bellangere, eine der Schwestern aus l'Intruse. „Was habt Ihr getan?" fragt Ariane und erhält die Antwort: „Wir haben gesungen, gebetet, und dann haben wir immer gewartet." Auf die Frage, ob sie denn auch ungehorsam gewesen sei, antwortet Ariane: „Ich habe schnell gehorcht, aber anderen Gesetzen als Blaubarts. Wollt Ihr denn immer noch nicht an die frohe Botschaft glauben?" fährt sie dann fort. „Warum wollt Ihr denn befreit sein, wenn Ihr doch Eure Finsternis so liebt und Euch so sehr davor entsetzt, daß ich diese Tür öffnen will?" Die Frauen steigen endlich herauf, und Ariane beginnt sie zu beruhigen, ja zu schmücken. Und hier zum erstenmal klingt schon das Motiv des neuen Ideals des künftigen Frauentypus. „Das Ereignis kommt heran, es gilt, schön zu sein, meine Schwestern." Die Kühnheit, Unerschrockenheit und Aufrichtigkeit der neuen Frau soll sich nicht etwa mit Achtlosigkeit gegen ihre eigenen weiblichen Reize verbinden. Bewußt und unbewußt sollen diese Eigenschaften sie noch erhöhen!

Ariane geht fort von ihren Schwestern, die bei dem verwundeten und gebändigten Blaubart bleiben, um seine Fesseln zu lösen und sich wieder in seine Macht zu geben. Ariane geht allein fort und kommt nie wieder. Immer wieder nun aber kommen ihre Schwestern in Maeterlincks Werken. Ihre wahren Schwestern. Die Frau, die sich selber befreit, die wahr, mutig und froh ihrer Schönheit eine neue, unwiderstehliche Macht hinzufügt, die Sieg und Sonne in den Händen hält, wo sie früher nur in dunkler Angst dahinweinte. Selysette, Melisande, den sieben zaudernden Jungfrauen der Chansons, ihnen allen kehrt der Dichter nun den Rücken, ihnen gibt er nun unrecht. Denn nun schreibt er die Legende von der Schwester Beatrice, die von der Himmelskönigin selber mit frommer Lüge geschützt wird, während sie aus stillem Kloster in die Welt geht, dort Liebe, Sünde und Schuld kennen lernt. Sterbensmüde kommt sie heim, und ihr wird Tod und friedliche Ruhe zuteil. So „stirbt sie in einer Welt, in der sie nicht begreift, was all die Güte und Liebe, die man ihr erweist, bedeuten, nachdem sie in einer Welt gelebt hat, in der sie nicht verstand, was Haß und Bosheit beabsichtigten".

„Das Leben der Bienen" entsteht jetzt, jenes merkwürdige Buch voll exaktester Naturbeobachtung und poetischster Lyrik, in dem die Gestalt der Bienenkönigin, der unermüdlich fruchtbar zeugenden und lebentragenden, als die Personifikation des neuen Weibes erscheint, wie der Dichter sie jetzt fühlt und erlebt. Schon in der klugen, geprüften und reifen Aglavaine, die der Dichter uns im Jahre 1896 schenkte, tritt uns eine weisheitsvolle Frau entgegen, die nicht mehr nur Leid und Freude in stummer Ergebung empfängt, die es selber schaffen möchte. Ein Reich der Reinheit und der Größe will sie aufrichten, in dem drei Menschen, die sich untereinander lieben, schön und selig leben können. Sie traut sich und ihrer Umgebung die Kraft zu, gegen Liebesschicksal und gegen Herkommen einen solchen Bund zu dreien zu schließen. Freilich versagt ihr Traumbild vor dem Leben. Aber sie träumte doch! Sie träumte von Handlungen, Umwälzungen, unerhörten Freiheiten, Neuland! „Wenn drei Menschen in Aufrichtigkeit und Schönheit miteinander leben, so verändert sich auch um sie herum die Atmosphäre." Das ist ihr Glaube. Sie will ihr Dasein und das ihrer Freunde „mit Schönheit durchtränken", bis kein Leid mehr Raum darin findet.

Wieder haben wir diese Verbindung von Schönheit und Kühnheit, in der Maeterlinck nun das Frauenideal sieht, im Gegensatz zu den vielen femmes fortes und ihren Verfechtern, die meinen, sie müßten nun, da sie sich den Eigenschaften und etwa Beschäftigungen zuwenden, die man dem Manne vorbehalten glaubte, sich auch gleichgültig stellen gegen alles das, was man dem Weibe allein zuschreibt. Nicht reicher wollen sie werden, nur tauschen.

Ganz deutlich und in unzweifelhaften, direkten Worten hat uns nun vor kurzem Maeterlinck das Bild einer Frau gezeichnet, in der er den Typus der neuen Frau bewundert und liebt, nach der er diesen neuen Typus in seinen Werken geformt hat, und der er schon sein „Sagesse et Destinée" mit folgenden Worten gewidmet hat:

„Es ist sozusagen Ihr Werk. Es gibt eine wirksamere Mitarbeiterschaft als die der Feder; es ist die des Gedankens und des Beispiels. Es genügte mir, Ihren Worten zu lauschen, es genügte mir, Ihnen mit aufmerksamem Blick durch das Leben zu folgen, denn so folgte ich den Gebärden und Gewohnheiten der Weisheit selbst."*)

Nun aber, in dem eben erschienenen Sammelbande „Der doppelte Garten" gibt er uns unter dem Titel „Ein Frauenbildnis" ihr direktes Porträt. Er spricht zuerst von ihrer Schönheit, die die Jahre nicht zu entstellen, nur zu verändern ver-

*) Uebers. v. Oppeln-Bronikowski, wie die folgenden Zitate.

Digitized by Google

mögen. Von ihrem klugen Körper redet er. Sie ist zugleich Kamerad und Geliebte.

„Nichts ist mir kälter erschienen als die Vernunft, bevor ich sie derart die Stirne einer jungen Frau umspielen sah, wie die Lampe des Allerheiligsten in den Händen eines unschuldigen, lachenden Kindes. . . . Ihr Bewußtsein ist so natürlich und gesund, daß sie sich seines Vorhandenseins nicht einmal bewußt scheint. . . . Alles, was sie erworben hat, besitzt die Anmut des Instinkts. Sie besitzt alle Leidenschaften, und sie besitzt Fehler . . . aber sie leben in einer Art Zaubergarten, in dem sie den Wunsch verlieren, zu schaden, aus dem sie nicht entschlüpfen können. Die Kleinsten und Unnützesten sind gleichsam dazu da, um die einzig große und schöne Leidenschaft zu belustigen und zu unterhalten."

Er rühmt es wiederholt, daß sie durch diese Schwächen und Leidenschaften fern sei von jener „erstorbenen Vollendung", die er mißachtet. Wunderlich wahr und reizend sind die Worte, die er nun dem Gegensatze seines heutigen Ideales widmet, seinem früheren. Er sagt, man bewunderte am Weibe (bisher) ein inhaltloses Bild, von schlafenden Lastern, trägen Leidenschaften, schlummernden Ruhmestiteln, passiven Bewegungen und negativen Kräften gewoben.

„Es ist keusch, weil es keine Sinne hat, gut, weil es keinem Menschen Schaden tut, gerecht, weil es nicht handelt, geduldig und ergeben, weil es jeder Tatkraft entbehrt, duldsam, weil keiner es beleidigt, und versöhnlich, weil es nicht die Kraft hat zu widerstehen, mitleidig, weil es sich ausplündern läßt, oder weil sein Mitleid ihm nichts nimmt, treu und aufrichtig, demütig und ergeben, weil all diese Tugenden im Leeren leben und auf einer Leiche blühen können."

Ist das nicht ein wenig eine Absage an seine blassen, schuldlos und schweigend duldenden Prinzessinnen? Freilich hat er diesen seinen Geschöpfen soviel Reiz, soviel poetisches Leben, soviel Märchenglut und schweigende Tiefe verliehen, daß wir wohl mit Maeterlinck seine neuen Frauentypen lieben, nicht aber seinen einstigen Gestalten untreu werden möchten, die uns Besitztum geworden sind. Maeterlinck fährt fort:

„Es gibt eine Moral für die Leute am Ufer und eine Moral für die, die stromauf fahren." Er spricht von tätigen und untätigen Tugenden und davon, daß die untätigen zergehen, sobald sie in Berührung mit der Wirklichkeit kommen. Zuletzt gibt er ein Bild, das mehr als alles andere zeigt, wie lieb er sie hatte, jene untätigen Tugenden der Frau am Ufer der Ströme. Er meint, es sei natürlich, daß der neue Frauentypus nicht allgemein geliebt würde, denn „die Frau hat so lange im Schatten geknet, daß unsere Augen wider besseres Wissen nur mit Mühe die Harmonie ihrer ersten Bewegungen erkennen, die sie stehend im hellen Tageslichte macht. Ein Nichts, ein rebellisches Löckchen, eine Falte des Kleides, die nicht an ihrem gewohnten Platz ist, eine Muskel, die sich spannt, läßt sie unliebsam oder verdächtig, anspruchsvoll oder hartherzig erscheinen." Und er sagt:

„Es ist leicht ein Bild zu geben von der Entsagung, Selbstverleugnung, Hingabe, jungfräulichen Scham, Demut, Frömmigkeit, Verzichtleistung, Ergebung, Opferwilligkeit, Einfalt, Natürlichkeit, Lauterkeit und der ganzen verschwiegenen und so oft verzweifelten Schar der weiblichen Tugenden, die in den stillen Winkeln des weiblichen Daseins sich ängstlich verbergen. Hier findet das Auge voller Rührung vertraute, durch die Zeiten verblichene Farben, und das Gemälde ist durch sie immer mit schmerzlicher Anmut erfüllt."

Man hat sich über Maeterlincks Monna Vanna gewundert, sie nicht einreihen können in seine Werke. In ihr aber gerade hat der Dichter diese seine eigene Wandlung der Gesinnung, die parallel läuft mit der Wandlung des Frauentypus in Wirklichkeit, sich vollziehen lassen. Aus dem pflanzenhaft reinen Weibe, dessen Tugenden untätig am Ufer standen, wird das leidenschaftliche, das sich selber Gesetze schafft. In dem jenem Porträt vorangehenden Essay „Von der Aufrichtigkeit" sagt der Dichter es deutlich. „Was auch immer die Moralisten sagen mögen, sobald man nicht mehr auf der gleichen Bewußtseinsstufe steht, erfordert jede Wahrheit, um den Eindruck der Wahrheit hervorzurufen, daß man sie mundgerecht mache." Monna Vanna, die sich von Guido weltenweit entfernt hat in der Stunde seines Zweifels an ihr, sie macht ihm die Wahrheit „mundrecht", gibt ihm die, die er versteht. Sie hatte, wie die Frau des „Porträts", ihre Leidenschaften in den Zaubergarten eingesperrt, aber die Stunde ist da, in der sie den Käfig öffnet, denn der Riegel, ihre Liebe zu Guido ist geborsten durch seine Worte, die sie erkennen lassen, daß er dieser Liebe nicht wert sei.

Freilich ist der Schritt ungeheuer zwischen der mutlos und weinend fliehenden Melisande und Monna Vanna, die mit kluger Lüge das Bessere in sich verteidigt, ungeheuer wie der Schritt, den Monna Vannas Entwicklung zurücklegt; ungeheuer, wie der Schritt, den Maeterlincks Anschauung tat, als er in sich den Wandel des Frauentypus miterlebte. So sehr, daß er bereits imstande ist, das Zukunftsideal des neuen Frauentypus aufzustellen: die Frau, die in ihrer mutigsten Stunde den Schwestern zuruft: „Es gilt, schön zu sein, meine Schwestern!"

Paris. Anselm Heine.

Wolfiana.

Das leuchtende und ach so rasch entschwundene künstlerische Phänomen des steierischen Liedermeisters zieht fort und fort Betrachter und Ausdeuter an, und unversehens ist die Literatur über Hugo Wolf zu einer förmlichen kleinen Bibliothek angeschwollen. Viel leichte Spreu, die der Tag anweht, ist wohl darunter, doch sind bereits auch einige Studien zu verzeichnen, auf die unsere Musikliteratur aus sachlichen wie aus künstlerischen Gründen stolz sein darf. Ich nenne neben Michael Haberlandts „Gedanken und Erinnerungen", die an das Wesen der Wolfschen Persönlichkeit in feinfühligster Weise heranführen, vor allem den gediegenen Essay „Hugo Wolf" von Paul Müller.*) Einer der ältesten und verdientesten Vorkämpfer der Wolfschen Sache entwirft uns hier mit wenigen aber sichern Zügen das Bild des großen Liedersängers als musikgeschichtliche Erscheinung. Indem er die Entwicklung des deutschen Liedes vom Beginn des 19. Jahrhunderts vor uns aufrollt und in ihren bedeutsamsten Persönlichkeiten kurz charakterisiert, gewinnt Müller den passenden Hintergrund und die richtigen Maße, uns den Meister der modernen Lyrik zu zeichnen. Eine Reihe feiner Einzelbeobachtungen, wie sie nur durch lange und innige Vertrautheit mit dieser vielnervigen, zartgewobenen Kunst zu erlangen sind, beleben das Bild und führen den Leser zugleich aufs beste in das Wesen dieser Gesänge, die in ihrer reich durchgebildeten und lebensvollen Innerlichkeit erfaßt werden müssen, um voll gewürdigt zu werden.

Eingehender und tiefer noch, als dies Müller in knappem Rahmen möglich war, hat Ernst Decsey alle die schwierigen ästhetischen Fragen behandelt, die sich an Hugo Wolfs Schaffen knüpfen, indem er den merkwürdigen Künstler zum Vorwurf einer gründlichen biographischen Arbeit nahm.**) Das Werk ist etwas breit angelegt und in seinem ersten Teil, der uns Wolfs Schul- und Lehrjahre schildert, wohl auch etwas zu breit gediehen, doch entschädigt es dafür durch die Fülle des sorgfältig gesammelten urkundlichen Materials und verspricht, nach dem zweiten Band zu schließen, nicht nur ein gutes Bild des Helden, sondern auch ein interessantes Gemälde seiner Zeit zu werden. In den beiden vorliegenden, zusammen etwa zwanzig Druckbogen umfassenden Bänden sind namentlich die Mitteilungen über Wolfs Tätigkeit als Wiener Musikkritiker und sodann vor allem der Versuch, sein Schaffen von innen heraus zu erleuchten, für den Freund der Wolfschen Gesänge lehr- und aufschlußreich. In den bezeichnenden Proben, die Decsey aus den Zeitungsarbeiten Wolfs beibringt, sehen wir die künstlerischen Grundanschauungen des jungen Tondichters sich bilden und klären. Die ausführlichen Darlegungen des Verfassers über die Entstehung der großen Liederzyklen zeigen uns, wie in der Glücksstunde des Empfangens und Schaffens

*) Berlin, Gose und Tetzlaff.

**) Berlin, Schuster und Loeffler, 2 Bände.

Digitized by Google

die errungenen Einsichten sich als stilbildnerische Kräfte bewähren. Aus zahlreichen Stellen der im Drange des Schaffens hingeworfenen Freundesbriefe und aus der aufmerksamen Vergleichung Wolfscher Gesänge mit den Weisen und Kompositionen, die andere Tonkünstler über die nämlichen Gedichte gesetzt haben, versteht Decsey eine Menge aufklärender Beobachtungen zu ziehen. Was er über Wolfs Harmonik, sein Verhalten zum Tonalitätsprinzip, über seine eigentümliche Chromatik und vor allem über den Unterschied des Wolfschen und des Wagnerschen Sprachgesanges ausführt, das hat fast den Wert einer kleinen Vorschule zu einer modernen Musikästhetik und verdient nicht nur ernstliche Beachtung, sondern auch Erwägung. Grundfragen des neuern Musikwesens werden hier aufgeworfen und in allgemeinverständlicher Weise erörtert, sodaß für den Leser aus der Vertiefung in den einzelnen Fall sehr wohl der Vorteil erwachsen kann, eine genauere und reichere Anschauung der modernen Tonkunst überhaupt zu gewinnen. Der Verfasser scheint zu solcher Führung wohl geeignet, denn er schreibt aus einem gesättigten Wissen und persönlichem Verständnis heraus, und nur selten stören uns Spuren jener heute gang und gäbe gewordenen flüchtigen und halben Wissensaneignung, wie die mißbräuchliche Anwendung des Goetheschen „Bilde, Künstler! rede nicht!" Da der Vers zurzeit häufig als eine Warnung vor dem Theoretisieren mißdeutet wird, darf vielleicht bei dieser Gelegenheit daran erinnert werden, daß Goethe durch den ergänzenden Vers „Nur ein Hauch sei dein Gedicht" seinem Spruch einen ganz andern Sinn gegeben hat. Zum Schluß noch die Bemerkung, daß der Verlag das Werk reich und — geschmackvoll illustriert hat, auch dies in unserer Zeit der Bilderbücher kein gemeiner Vorzug.

Heinrich Welti.

Theater.

Lessing-Theater. „Die Siebzehnjährigen". Schauspiel in 4 Aufzügen von Max Dreyer. — Deutsches Theater. „Maskenball." Schauspiel in 4 Aufzügen von Ludwig Fulda.

Der Typus des heranwachsenden, in den Entwicklungsjahren stehenden Mädchens hat die moderne Literatur von ihren Anfängen an beschäftigt. Mit physiologischen Vorgängen stand hier ein psychologisches Problem in Zusammenhang, und da man eben darauf aus wae, das Schiff der Dichtung von den Fluten der Empfindung ab auf „wissenschaftlichen", festen Grund zu steuern, so war man es froh, seelischer Vorgänge in ihrer körperlichen Bedingtheit habhaft zu werden. Und gleich zu Anfang fand das Problem den Meister. Ibsen schuf die Hedwig in seiner „Wildente". Es erstand die Gestalt des halbwüchsigen Mädchens, erfüllt von phantastischen Vorstellungen, voll gesteigerten Empfindungslebens, mit dunklem Opferdrang beseelt. Ganz wissenschaftlich schien die Methode der Seelenerforschung, und doch war ein eigenes Leuchten um die Gestalt. Der sie gerufen hatte, wae sicherlich im Besitz einer besseren Gabe als der exakter Untersuchung; was er der Forschung zu verdanken glaubte, hatte ihm Inspiration gegeben.

Das war im Jahre 1884. Achtzehn Jahre später griff Gerhart Hauptmann in seinem „Armen Heinrich" das gleiche Problem an. Wieder erstand dieselbe Gestalt, aber sie schien verändert. Durchaus krankhaft wae ihr Ansehn geworden. Die Phantastik war zu Halluzination, der Opferdrang zu Hysterie gesteigert. Noch war etwas von dichterischem Leuchten um die Gestalt, aber es schien erkünstelt, zum mindesten sehr absichtlich hervorgerufen.

Inzwischen hatten die Theatraliker sich des dankbaren Modells bemächtigt. Sudermann hatte in „Sodoms Ende" die Kitty-Rolle gegeben. Der psychologische Ballast war über Bord geworfen, und man sah sich einem achtzehnjährigen Mädchen gegenüber, das im Grunde seines Wesens ein „braver Kerl" war, aber durch die Fäulnisatmosphäre, in der es lebte, angekränkelt schien. Französischer Einfluß hatte die Konzeption der Figur bestimmt, aber die Rolle war dankbar, und bei geschicktem Spiel machte die Gestalt von der Bühne herab leidlich lebendigen Eindruck.

Sodoms Ende war 1891 erschienen. Jetzt betritt Max Dreyers „Siebzehnjährige" die Bühne. So wenig wie Sudermann plagen Dreyer irgendwelche psychologischen Skrupel, es sei denn, daß man Psychologie darin sehen wollte, daß das Mädchen ein besonderes Wohlgefallen darin findet, heranwachsenden Jünglingen mit lüsternem Finger über den Bartflaum zu streichen. Wie also erscheint die Gestalt bei Dreyer? Sie hat beides, Wahrheit und dichterischen Zauber eingebüßt. Sie ist zur gemeinen Dirne geworden, die sich dem Mann ihrer Adoptivschwester aufdrängt und glücklich ist, als er sie zu nächtlicher Stunde zu einem Rendezvous bestellt. Dreyer nennt das „Raubtierinstinkte" haben, und dichtet diese Raubtierinstinkte einem jungen Mädchen an, das offenbae in guten Kreisen aufgewachsen ist und keinerlei verderbenden Einfluß erfahren hat.

In den Wandlungen dieses einen Typus steckt ein Stück Entwicklungsgeschichte unserer neuesten Literatur. Aufwärts hat der Weg nicht geführt.

Mit Dreyer selbst ist es in easchen Schritten abwärts gegangen. Dem siebzehnjährigen Mädchen steht in seinem neuen Schauspiel ein siebzehnjähriger Kadett gegenüber. Wie sie die Verderbtheit, stellt er die knabenhafte Reinheit und Lauterkeit dar. Zufällig wird er Zeuge, wie das Cousinchen, das er liebt, seinem Vater, den er vergöttert, das Stelldichein gibt. Seither begreift er, um mit Dreyer zu reden, das Leben nicht mehr. Vor der Tür des Pavillons, der den beiden zum Unterschlupf dienen sollte, gibt er sich den Tod.

Es sind nicht die Ereignisse, die entscheiden, sondern die Art wie sie motiviert und wie sie geschildert werden. Die Tragik zu begründen, malt Dreyer das Bild der Freundschaft zwischen Vater und Sohn mit recht bedenklicher, absichtlicher Farbengebung, in einem üblen Gemisch von Jovialität und Sentimentalität. Sobald der verhängnisvolle Würfel gefallen ist, wird die Charakteristik geradezu naiv, doch nicht im guten Sinne. Der Knabe versteht das Leben nicht mehr, da ihm alle Illusionen genommen sind; also sagt er zu allen, mit denen er spricht, der Reihe nach: „Ich verstehe das Leben nicht mehr. Kannst Du mir das Leben nicht erklären?" Auch läßt er sich in seinem tiefen Leid von seinem Großvater aus der Familienchronik einen Vers hersagen, der sich auf einen Vorfahren bezieht, sein eigenes Schicksal aber widerspiegelt.

Man muß diese einzelnen Züge festhalten, denn sie geben ein Bild von der äußersten Verlogenheit dieser Dramatik. Mit herzlosem Raffinement sind die einzelnen Phasen des Leidensganges dieses Knaben so gestaltet, daß jedesmal von neuem etwas Rührung abfällt, und dieses Raffinement macht zugleich einen künstlerisch ganz unbeholfenen, eatlosen Eindruck. Wie alle Technik, die nicht von innen heraus erwächst, anstatt zu verlebendigen, tötet. Auch scheut Dreyer nicht mehr vor den allergröblichsten Mitteln zurück. Einen Stimmungskontrast zu der Tragik in dem Knabenherzen zu schaffen, gibt er ein Intermezzo. Karikierte Dorfmusikanten treten auf und belustigen den Zuhörer durch falsches Blasen. Oder ist es kein Kontrast? Klingt Dreyers Bühnentrompete ebenso unrein?

Es ist ein Weg bergab, auf dem sich unsere neueste Literatur, auf dem sich Dreyer selbst befindet. Eins aber darf wundernehmen. Es war das — freilich mißverstandene — Streben nach Wahrheit, nach wissenschaftlicher Begründung, nach Wirklichkeitstreue, von dem man ausging; man endet in Unwahrheit und Unnatur.

Die Bühne stellte sich kraft ihrer Bedingtheit und kraft ihrer Wirkungsmöglichkeiten von Anfang an solchem Wirklichkeitsstreben entgegen. Sehr früh sahen sich die jungen Wirklichkeitsfanatiker einem Entweder-Oder gegenüber; entweder Naturtreue in ihrem Sinne oder Bühnenwirkung. Das naturalistische Drama konnte nur so lange ehrlich sein, als es auf Bühnenwirkung bewußt verzichtete.

Die Bühne stellt in sich eine Abstraktion von der Wirklichkeit dar. Die Bühnenhandlung braucht deshalb eine höhere und andere Wahrheit als die naturalistische. Sie fordert die Wahrheit — des Spiels.

Digitized by Google

Wenigen unter unseren modernen Bühnenautoren ist diese Erkenntnis aufgegangen. Einer besitzt sie ganz: Arthur Schnitzler; ein anderer scheint sie dunkel zu ahnen, und das ist Fulda.

Ich habe Fulda gegenüber immer das Gefühl, als sähe er die goldenen Früchte des Hesperidengartens ganz deutlich vor Augen. Er kann sie nur nicht erreichen. Es ist ihm ein Zaun gezogen, über den kein Witz hinweghilft.

An sich berechtigte nichts dazu, Fuldas neues Schauspiel in diesen Blättern überhaupt zu erwähnen; es stellt sich als ein dramatisierter Familienblattroman sehr niederer Gattung dar; als solcher steht es unter unserer Kritik. Es ernsthaft beurteilen wollen, heißt daher, Fulda in das Land seiner Intentionen folgen.

Ich mag mich irren, aber ich glaube, daß Fuldas Absichten so geistreich waren, wie sein Werk selbst geistlos ist.

Die Ironie der Geschehnisse darzustellen, lockte Fulda. Ein strebsamer Assessor verläßt das Mädchen, das er liebt und mit dem er ein Verhältnis eingegangen ist, um einer begüterten Erbin seine Hand zu reichen. Und diese reiche Erbin ist niemand anderes als das Mädchen, das er liebt. Ohne sein Wissen ist sie inzwischen von ihrem angesehenen und wohlhabenden Vater, dessen natürliches Kind sie ist, adoptiert worden.

Das ist ein Spiel des Zufalls, und das bewußte menschliche Spiel stellt sich daneben. Das Mädchen will ihrem Geliebten die Möglichkeit bieten, sie zurückzugewinnen. Sie stellt ihn auf die Probe und erklärt, daß sie die Adoption von sich weise und auf die Erbschaft ihres Vaters Verzicht leisten wolle. Er glaubt ihr und wendet sich von ihr ab, und damit ist das Spiel des Zufalls in der Probe des menschlichen Spiels bestätigt.

Die Konzeption des Stoffes beweist, daß Fulda eine durchaus richtige Vorstellung von dem Wesen der Bühne hat. Gedanklich ist hier die Wahrheit des Spiels, von der ich sprach. Die Ausführung aber bedingte eine leichte und kecke Farbengebung, und man braucht den stofflichen Bedingungen nur einen Augenblick nachzusinnen, um das Mädchen, das hier in Frage kam, vor Augen zu haben: ein keckes, übermütiges Geschöpf, temperamentvoll, doch ihres Wertes sich bewußt.

Sie ist bei Fulda zu der schwerblütigen, elegischen Familienblattheroine geworden, die ihrer verlorenen Jungfräulichkeit beständig tugendhafte Tränen nachweint. Und dieser eine Zug schon zeigt mit erschreckender Deutlichkeit, wie unfähig Fulda dazu ist, die klug ersonnene Fabel in Charakteristik umzusetzen. Das, was den Künstler ausmacht, fehlt ihm. Er karikiert seine eigenen Absichten aufs gröblichste. Er kommandiert zum Walzer, und seine Gestalten heben mit Clownssprüngen an. Es ist ein Zaun zwischen den goldenen Früchten seiner künstlerischen Träume und seiner greifenden Hand.

Ich glaube, wenn irgend einer, war Fulda zum Theoretiker berufen. Er wollte mehr sein, und so wurde er weniger.

Ernst Heilborn.

Historische Novelle.

(Schluß.)

Um dieselbe Stunde wusch sich Marat die fette, glänzende Haut seines Leibes mit einer wohlriechenden Salbe. Aus dem Wasser der Wanne, die Baptiste bis an den Rand gefüllt hatte, stieg ein warmer, verwirrender Duft auf und legte sich als leichter, seidiger Niederschlag über die verhüllten Fenster des Gemaches. Marat ging in weißen Seidenschuhen, eingehüllt in einen rosagefärbten, flatternden Mantel, um den dicken Kopf einen Kranz von grünem Laube. Diesen Schmuck hatten seine Freunde ersonnen, und sie wären nicht zu bewegen gewesen, auf das Miterleben dieser Feerie zu verzichten, wenn ihnen nicht Marat den Besitz des Mädchens für die kommenden Nächte mit seinem Manneswort zugesagt hätte. So legten sie denn, immer noch halb enttäuscht, aber doch auch schon von den Vorbereitungen befriedigt, die letzte Hand an die Ausschmückung des Raumes, bekränzten krähend Marats Schädel und empfahlen sich mit Segenswünschen, nachdem die Temperatur des Bades ihre Zustimmung erlangt hatte. Marat widmete sich nun, da er allein war, dem Vorgeschmack des köstlichen Abenteuers, das ihm bevorstand. Er schloß die Augen und malte sich das Antlitz des Mädchens aus, wenn es bei ihm einträte. Dann tauchte er von Zeit zu Zeit seine fleischige Hand in das warme Wasser und besprengte Wände und Teppiche mit einer starkduftenden Flüssigkeit. Endlich ward er müde vom Warten und Träumen und ließ sich schwer auf das Sopha niederfallen, um das die Freunde einen Kranz grüner Girlanden gezogen hatten.

Genau als die Glocken der nahen Cäcilienkirche 1 Uhr schlugen, öffnete sich die Tür des Zimmers und vor dem grinsenden, wackelnden Kopf des Dieners Baptiste erschien die hohe Gestalt eines Frauenzimmers, die sogleich Marats größtes Entzücken erregte. Er sah, da er aufstand und ihr schwerfällig, behindert durch den wehenden Mantel, entgegenging, ein Mädchen mit seltsam gereiften, üppigen Brüsten und einem zwar häßlichen, aber reizend vernächtigten, schneeblassen Antlitz vor sich, darüber das Haar wild und ungebändigt, wie eine Kapuze, auseinanderfiel. „Willkommen, schönes Kind," sagte er mit einem breiten Grinsen, das seine holzfarbigen Zähne aus dem Munde schauen ließ, „ich bin zu Ihren Diensten." Er erwartete, daß sie ihr Erstaunen über den seltsamen Empfang in einer ergötzlichen Weise äußern würde, und er hatte schon eine Unfläthigkeit einstudiert, womit der Eintritt in dieses Allerheiligste gefeiert werden sollte. Aber als er sie ansah, die stumm, von einer jähen Röte nur für einen Augenblick überflutet, im Rahmen der Tür stand, einer marmornen Statue ähnlicher, als dem erwarteten, liebestollen, fröhlichen Weibsbilde, erstarben ihm die Worte auf den Lippen, und er sagte, stammelnd, beinahe gegen seinen Willen: „Ich bin über die Maßen beschäftigt, mein Kind. Das erklärt Ihnen den Ort, wo ich Sie empfange. Ich hätte sonst Ihre Bitte überhaupt abschlagen müssen." Sie nickte leicht mit dem Kopf, halb zum Gruß, halb zum Zeichen des Verstehens und tat einen Schritt vor ins Zimmer. Ihr Blick hing, wie von einer Klammer festgehalten, an Marats seltsamer Gestalt. Und in ihrer Seele geschah, indes sie wortlos ihm entgegenstarrte, eine jähe, furchtbare Wandlung, die sie im tiefsten erzittern ließ. Dies also war Marat. Dieser dickbäuchige, fette Mann, dessen Wangen wie Aepfleln leuchteten, dessen Hände den Händen eines derben Metzgers glichen, war Marat. Träumte sie? Aeffte ihr überhitztes Hirn den Augen einen törichten Spuk vor? Dies sollte der Würgengel Frankreichs sein, vor dem Männer und Weiber bebten, dessen Wort Tod verlieh und Leben schenkte? Dieser lächerliche Bauerntölpel, der in seiner possierlichen Maskentracht einem provençalischen Schwimmlehrer ähnlicher sah als dem Tyrannen Frankreichs, war die Vision ihrer Nächte gewesen, der Fieberschauer ihres Gebetes? Vor diesem Tanzbär, der sich so wohlgefällig und blöde auf die Beine patschte, sollte Frankreich, ihr großes, herrliches, geliebtes Frankreich, errettet werden müssen? Mechanisch, wie vordem auf den Stufen des Hochaltars, fuhr ihre Hand nach dem Bausch des Kleides, darin der Dolch verborgen lag. Aber kraftlos und unbeweglich fiel der Arm hinab, und sie fühlte bebend, wie die Flamme in ihrer Seele erlosch, wie der Haß verglomm, der sie zum großen Werke erst beseelt, erleuchtet und gefestigt hatte. „Setzen Sie sich zu mir, mein Kind," sagte Marat mit seiner breiten, gleichsam ranzigen Stimme, und er drückte sie neben sich auf das bekränzte Sopha nieder. „Was ist es denn nun eigentlich?"

Ihr geschah, als wäre sie im Traume. Sie sah sich wieder daheim, zwischen grünen Aeckern, hinter Herden und vor den Wagen, auf denen das Heu duftete. Was suchte sie hier? Was ging dieser Kasper sie an, dessen warmen Atem sie dicht im Nacken fühlte? Was war ihr in den Sinn gekommen, das Dorf ihrer Heimat zu verlassen, um hier unter Fremden ein Verbrechen zu begehen, dessen Furchtbarkeit Gott in seinen ersten Geboten gebrandmarkt hatte? War denn, was sie vorhatte, anderes als ein Mord, ein Mord an diesem armseligen, täppischen Menschen, der keuchend neben ihr saß und den sie nicht hassen, nicht fürchten konnte? Was hatte Frankreich, dem ihr

Digitized by Google

Herz gehörte, gemein mit dem da und dem Blute, das sie zu vergießen kam? Und indes sie tausend Fragen durch ihr müdes, zerquältes Gehirn hetzte, auf die es nur die einzige erschlaffende Antwort gab, sagte sie stammelnd zu Marat, der seine Frage wiederholte: „Es ist nicht alles in Ordnung, Herr, da drunten, von wo ich komme . . . .“ Es war gewiß, sie würde gehen, ohne die Tat vollbracht zu haben. Ihr Herz hörte beinahe zu schlagen auf, da ihr dieser Gedanke, zur Gewißheit gefestigt, vorüberschwebte, und sie hätte schreien mögen vor Sehnsucht, weit, weit fort von hier zu sein, unter friedlichen, stillen Menschen, zwischen grünen Aeckern und hinter den Glocken ihrer geliebten Herde.

Aber Marat, den die Nähe des üppigen Frauenleibes und seine eigene Kleidung ein wenig berauscht hatten, verstand ihr Stammeln, die unendliche Verwirrung ihrer Augen und Worte in anderem Sinn. Er glaubte zu sehen, wie sie vor Verlangen bebte, doch zugleich von der Schamhaftigkeit ihrer Jugend verwirrt wurde. Und schon ungeduldig, dem seltsamen Beisammensein endlich die hübscheste Wendung zu geben, sagte er grinsend: „Es ist gut, mein Kind, man hat seine Feinde. Aber wir wollen uns um derlei graue Dinge jetzt nicht sorgen.“ Damit schlug er den Mantel von seinen Armen zurück, daß das fettig glänzende, weiche Fleisch seines Leibes zum Vorschein kam, und mit den nackten Armen umschlang er das Mädchen, das seiner Umarmung nicht wehrte und ihr nicht entgegenkam. Im ersten Augenblick fühlt sie nur einen betäubenden Ekel. Sein Leib roch nach vielen Pomaden und der Arm fühlte sich wie ein feuchter Schlauch an, der sich um ihren Nacken schmiegte. Aber als er zudringlicher wurde, als er sie enger an sich preßte und ihr flüsternd hundert Rosennamen gab, erwachte in ihr, jäh und im Anfang fast schüchtern, der Haß gegen diesen Menschen wieder. Eine Welle heißen Blutes stieg ihr ins Gesicht, als sie sich von diesem neuen Hasse leise erzittern fühlte. Es war eine Empfindung, anders als damals in ihren Träumen von Ruhm und Befreiung, tiefer aus dem eigenen mißhandelten Herzen flutend, und darum persönlicher. Ob sie es auch selbst noch nicht so klar überschaute, es war der furchtsame und zugleich verachtende Abscheu, der ein beleidigtes Mädchen den häßlichen, den ungeliebten Verführer hassen läßt. Und wie ein großes, magisches Licht strahlte die Ahnung vor ihr auf, daß ihr aus dieser Quelle der Strom der wunderbaren Kraft wieder zufließen müsse, daß sie wieder stark genug werden könnte, das große, befreiende Werk doch noch zu vollbringen.

Eng schmiegte sie sich an ihn, ihn ermunternd und berauschend, gleich einem betäubend süßen Gift sog sie den Zorn und Ekel wider seine Umschlingung ein, die ihren reinen Mädchenleib erschütterte. „Ich habe Dich gleich im Anfang durchschaut, kleines Mäuschen,“ zischte Marat zwischen seinen Zähnen hervor, die er in ihr Fleisch einpressen wollte, und er gab ihr eine Menge häßlicher, unflätiger Namen, die sie mit Wut übermannten, daß die Flügel ihrer feinen Nase zitterten. Und er schlug seinen Mantel von der Brust und preßte sie gegen das Mädchen, dessen Atem wie das Schnauben gehetzter Pferde tönte. „Au,“ brüllte er mit einemmal und ließ sie fluchend aus seinen Armen, denn just an der Stelle seines Herzens hatte er sich an ihrem Dolche geritzt, daß ein dünner Streifen roten Blutes an ihm hinabrieselte. „Du bist an meine Nadel gekommen,“ sagte sie lachend, ohne zu erschrecken, indem sie ihn wieder einfing und über den Unfall tröstete. Das Blut berauschte sie. Wie in der Kirche vor jenem Jesusbildnis betäubte sie auch jetzt wieder der Adel des erkorenen Werkes, und sie schwang den Arm in der Luft, prüfend, ob er elastisch und zum Stoße gefestigt sei. Ein wundervolles, unnennbares Glück wogte in ihr auf und nieder.

Marat tanzte wie ein trunkener Bacchant in ihrer Umschlingung auf seinen plumpen Füßen. „Wir wollen ins Bad, Ammelchen,“ keuchte er, und indem er sie, die in den Kleidern war, eng an sich preßte, hob er den Fuß, in die Wanne zu steigen und sie mit sich hinab zu ziehen. Da, mit einer blitzschnellen Bewegung, von einem todgierigen Haß und Abscheu halb besinnungslos gemacht, riß sie den Dolch aus dem Bausch ihres Kleides und stieß ihn bis ans Heft in seinen nackten Rücken, daß er mit einem furchtbaren Aufschrei sterbend ins Wasser stürzte und das ganze Behältnis alsogleich mit seinem Blute überschwemmte. Regungslos stand sie, den blutigen Dolch in der hocherhobenen Hand, und sah auf dies Ende, wie auf das Bild eines fremden Meisters. Baptiste, der den schrecklichen Ruf seines Herrn vernommen hatte, stieß die Tür auf und brach beinahe zusammen, als er das Blutmeer gewahrte, darin sein toter Herr schwamm. Er rang die Hände und zeigte alle Merkmale einer völligen Verzweiflung. Und da er, wie alle Männer in jenen Tagen, die großen Worte liebte, ließ er sich auf die Knie nieder und sagte schluchzend: „Mein Gott, mein Gott,“ sagte er, „was haben Sie Wahnsinnige getan? Sie haben Frankreichs Hoffnung gemordet.“ „Schweigen Sie,“ entgegnete Charlotte Corday, in deren schneeweißem Gesicht kein Muskel sich zu regen schien, „Sie sollten lieber nach einem Polizisten rufen, statt solche Worte zu machen. Ich wollte Frankreich von seinem Schrecken erlösen, aber ich habe nur ein armes Mädchen von einem gewissenlosen Schurken befreit.“ —

Der Graf schwieg, und sie schritten eine Weile nachdenklich. „Vortrefflich erzählt,“ sagte Napoleon endlich, den Blick weit hinaus übers Meer gerichtet, „doch das sind Märchen.“ „Wer weiß,“ erwiderte Montolon, indem er für das Lob mit einer leichten Verneigung dankte, „es ist in allen Begebnissen etwas Wunderbares, und es kommt allein darauf an, wie fest wir daran glauben.“ „Aber in der Geschichte der Völker und Staaten, hat da das Märchenhafte einen Platz?“ fragte Napoleon, um an jenen Punkt wieder zurückzukehren, von dem ihre Unterhaltung ausgegangen war. Der Graf lächelte fein. „Dies ist eben, Majestät, was ich zeigen wollte: daß es auch hier auf die Auffassung ankommt. Im übrigen haben es Euere Majestät selbst gewiß am tiefsten erfahren, wie oft ein Wunder, ein Zufall, eine Wolke am Himmel das Schicksal von Fürsten und Völkern entscheidet.“ „Daraus würde folgen,“ rief Napoleon lebhaft, und sein Blick schien über das ganze Meer zu gleiten, „daß man auch in der Geschichte nicht immer mit der Vernunft zu rechnen braucht und an das Wunder glauben darf? Daß die Hoffnung ewig ist und vielleicht noch eines Tages das Märchen über uns rauscht, morgen vielleicht, das uns wieder hinaufreißt in die sonnigen Höhen, hinauf, hinaus ins Ewige, ah —“ Und er schrie förmlich und lenkte seinen Schritt hastig, fast stürmisch dem Meere zu, als könnte er seinen Ketten entfliehen, als trügen ihn die Wogen sanft und sicher zu neuem Glück und Ruhm. Der Graf lächelte schmerzlich. Es war die ewige Sehnsucht, der erschütternde Traum des Kaisers. Was immer an diesen Gestaden vorging, es klang aus in einen Schrei seines gequälten, ewig hoffenden, großen Herzens. „Die Stunde wird spät, meine Herren,“ sagten da plötzlich die beiden englischen Soldaten in ihrem Rücken, denen dieser Spaziergang sich allzusehr auszudehnen begann und die nun eilenden Schrittes den Gefangenen sich näherten. Napoleon ward blaß bis in die Lippen. „Zum Teufel, Sie haben recht,“ sagte er, denn es war sein Ehrgeiz auch jetzt noch, nie schwach zu erscheinen, „die Stunde des Diners ist gekommen, und Sie haben die Ehre, meine Herren, zwei vergeßliche Magen nach Hause zu geleiten.“

Wien. Hans Müller.

„Wie sah Goethe aus?“ Von Fritz Stahl. Mit 28 Tafeln. Berlin 1904. Verlag von Georg Reimer.

Dies Büchlein bietet eine Auswahl der besten und wichtigsten Goethebildnisse mit einführendem Text; schon das macht sein Erscheinen willkommen. Aber der Verfasser hat sich seine Aufgabe höher gesteckt. Es kam ihm darauf an, aus der Folge der Porträts eine Biographie Goethes, eine Geschichte seiner seelischen Erlebnisse, herauszulesen, und auch das ist ihm in nicht unbeträchtlichem Maße gelungen.

Für diese innere Entwicklung, soweit sie sich hier spiegelt, kommen vier Momente besonders in Betracht. Die Wandlung aus dem Frankfurter Patriziersohn in den genußfrohen Leipziger Studenten; das Wertherleid; das aufreibende Ringen um die Liebe zu Frau von Stein, mit ihren

peinvollen Reizen und quälenden Entsagungen; die Menschenadwehr des rückkehrenden Italienwanderers. Neu ist an alledem nichts. Aber eindringlich wirkt es, hier zu erfahren und zu sehen, wie tief diese inneren Kämpfe gingen; so tief, daß sie sich in den Zügen des Gesichts widerspiegeln mußten.

Ich bekenne, manchmal geht mir Fritz Stahl in seinen Deutungskünsten zu weit. Wenn er aus dem Tischbeinschen Goethe herausliest, daß „dieser Mann schmerzensreich, ja, man darf das starke Wort gebrauchen, enttäuscht und verekelt ins Leben sieht", so kann ich da nicht mit und meine, Fritz Stahl täte besser, das starke Wort nicht zu gebrauchen. Ein bischen aprioristisch konstruiert er schon. Aber das sind Einzelheiten, die dem Wert des Ganzen kaum etwas nehmen, wie es schließlich auch eine belanglose Einzelheit ist, wenn Stahl dem gealterten Goethe schlechte Zähne zuschreibt; mit Unrecht; sie waren nach dem Zeugnis seines Hausarztes vortrefflich und blieben ihm bis in den Tod erhalten.

Man wünschte sich Stahls Einführung eher breiter als knapper, und das ist immer ein gutes Zeichen. Die reizende Geschichte, wie Schwerdtgeburths Zeichnung entstanden, — wie alles Gute durch Vermittlung holder Weiblichkeit — hätte er seinen Lesern nicht vorenthalten sollen, so wenig wie die verbürgten Aeußerungen Goethes über seine Konterfeie, die doch schließlich immer sehr wichtig sind. Die Hauptsache aber bleibt, daß Stahl seinen Lesern die Augen zu öffnen weiß. Man darf lobend von ihm sagen, daß er es versteht, an diesen Porträts und Büsten *sehen* zu lehren. Und in diesem Sinne beingt das Büchlein der Goethebildnisse auch etwas Goethesches.

E. H.

„Die Braven und die Schlimmen." Geschichten aus Bayern und Tirol von *Helene Raff*. Berlin, Verlag von Gebrüder *Paetel*.

Das Buch ist *Paul Heyse* zugeeignet; eine programmatische Widmung, der's im guten Sinne gerecht wird. Es ist tüchtige und reinliche Erzählungs- und Sprachkunst darin; ohne alle Geschmacklosigkeit und ohne jenes Getu, das auf die Dauer so sehr widerwärtig wirkt. Anekdoten, die im Mund des Volkes leben, versteht Helene Raff geschickt aufzunehmen und zu verwenden. Der weitaus größte Teil der Geschichten spielt in Tirol. Da ist natürlich om Kompf der beiden Gewalten, der Kirche und einer aufdämmernden, freieren Weltanschauung nicht vorüberzukommen, und das künstlerisch Reifste ist ihr da geraten in „Streitende Mächte", der Geschichte vom wilden Kaplan Petrus Kastanell und seinem Kampf mit dem liberalen Bürgermeister Karl Scherfner um Macht und Einfluß in der Gemeinde. Daß Helene Raff durchaus nicht einseitig ist, daß sie vielmehr eher auf des Gottesstreiters Kastanell Seite als auf der seines Widerpartes zu stehen scheint, mocht ihrer Fähigkeit, die Volksseele zu verstehen, olle Ehre. Ganz vortrefflich ist „Franz Brugger", die Geschichte eines Phantosten, eines Dichtermenschen auf dem Dorf, der alles mit seiner Einbildungskraft zu umspinnen weiß, notürlich in den Ruf eines Erzlügners kommt und sich auch um seine Verlobte, ein tugendsames, hübsches, kaltes Frauenzimmer lägt, das ihn „retten" wollte. Da ist Humor; da sind einige ganz glänzende Einfälle. „Was der Simele nicht weiß" ist auch nicht übel. Da leben Eheleute ganz einträchtig miteinander; die Frou erkrankt, der Seelsorger ist fern, und so beichtet sie an seiner statt dem Gatten, was ste ihm alles zu verstecken gehabt. Eine saubere Litanei! Die er ruhig und mit dem Gedanken anhören muß: „ja — wenn ich nicht hier on Gottes Stelle säße!" Und, da die Person, die er für die Bravheit selber geholten, während sie ihn hinten und voen, vor der Ehe und in ihr, in der jämmerlichsten Weise betrogen, gerettet wird, darf er schon gar nichts von allem wissen, das sie ihm vertraut, und sie leben noch besser wie zuvor, weil sie denn doch das Gewissen drückt. Stärker macht sich Heyseścher Einfluß nur in „Christophora" geltend: ein Mädchen, das körperlich zu mächtig geraten ist und dadurch in Not und Fährlichkeiten kommt, das hernach einen krüppelhaften Bildschnitzer, der so schwach ist, das es ihn trogen kann, zu sich nimmt auf das Gütchen, das ein glücklicher Zufall ihr als Erbe beschert, um da mit ihm eine Art Geschwisterehe zu stiften. Das schmeckt ousgeklügelt und bewußt kontrastiert, wie dies Heyse selber liebt. Aber Helene Raff ist denn doch eine sehr gesunde und erfreuliche Natur; sie hat das Recht und wohl auch noch die Pflicht, zu lernen, und wo könnte man sich für strenge Kunstform und reinliche Technik mehr gewinnen, als bei Heyse? Ich halte nämlich die Dame für jung — ous allgemeiner Galanteeie und weil monchmal, ich verweise auf „Budi", in den Absichten ein gewisses Schwanken ist. Da wird wer, der sich als Kunstkenner aufspielt, zunächst als eine lächerliche Figur dargestellt, um dann auf der ganzen Linie und mit ollen seinen Ansichten — ich hoffe, ste sind nicht die von Helene Raff, so gemeinplätzlich sind sie! — recht zu behalten. Im allgemeinen: mir ist im deutschen Erzählerwesen der Gegenwart schon lange niemand begegnet, der mich so durchaus frisch und munter und erbaulich angemutet hätte, wie Helene Raff.

—v—

Gustav Falke: Der gestiefelte Kater. Zweites Tausend. Hamburg 1904. Alfred Janssen.

In dem seinerzeit so berühmten „Rembrandt als Erzieher" steht der schöne Satz, daß mon aus alten Hufeisen die besten Domoszenerklingen schmiedet. Gustov Falke hat sich diese Wahrheit meisterlich zunutze gemacht.

Die freie Erfindung einer gediegenen, zu epischer Bearbeitung geeigneten Fabel liegt nicht im Vermögen seiner ebenso schönen als engbegrenzten Begadung. So mußte ein alter Stoff ihm die Grundlage bieten, sein Können in völliger Freiheit zu entwickeln.

Das Märchen vom gestiefelten Kater, uns allen von Jugendzeiten her vertraut, ist ein Kahn, der auch einen minderen Dichter über Wasser gehalten hätte. In Gustav Folke fand es seinen geeignetsten Bearbeiter, wie Gustav Falke in ihm seinen geeignetsten Stoff.

In der zeitlosen Bannmeile eines jeden deutschen Familienofens, in dessen Röhre die lyrischen Bratäpfel behaglich prasseln, ist der Hamburger Poet weit wirklicher zu Haus als in dem von großen Kulturströmungen durchfluteten Deutschland des zwanzigsten Jahrhunderts. So brachte er mühelos das fertig, was jedem anderen zeitgenössischen Dichter von Bedeutung sehr schwer geworden, was einem Nichtkünstler unmöglich gewesen wäre: das alte Märchen sprachlich völlig umzuformen und dabei seinen naiv schlichten, bei aller Schelmerei einfältigen Geist unverfälscht zu erhalten. Bei den im Stoffe liegenden tausend Möglichkeiten, alle Springbrunnen des Geistes aufsprudeln zu lassen, sieht mon sich während der Lektüre leider nur allzu oft vor der peinlichen Frage, ob nicht noch etwas anderes als künstlerisches Taktgefühl diese allzu weise Beschränkung hervorrief.

Wir wollen diese Frage offen lassen. Soviel ist mir gewiß, daß der völlige Mongel an satirischer Hiebkroft, der Gustav Falke auch dort einen Federball werfen läßt, wo wir einen Speerwurf erwarteten, sein Verbleiben in märchenhafter Harmlosigkeit bedeutend erleichterte. Die Szene im zehnten Gesange, in der Meister Hinze sich dem großen Zauberer als Professor der Schwarzkunst aus Hamburg vorstellt, wo es ganz offenbar ist, daß der Dichter etwas Besonderes zu sagen beabsichtigt, belegt dies in kossischer Weise.

Dieser poetische Falke fliegt nicht hoch, sieht nicht weit und vor seinen Fängen braucht sich niemand zu fürchten. Dafüe ober hat er eine warme, innige Herzlichkeit und die Fähigkeit, auch im Hexameter den nain gemütlichen Märchenstil zu bewahren, und wir dürfen dies getrost als Ersatz onnehmen. Der gestiefelte Koter, in dem er einen seinem Talent entsprechenden Stoff fond, ist auch eines der liebenswürdigsten Bücher geworden, die die neue Literotur aufzuweisen hat. Wer nur etwas Sinn für die schlichte Schönheit seiner Verssproche hat, wird das Buch auch gewiß mit heiterem und edlem Vergnügen lesen und gern zur öfteren Lektüre in seiner Bücherei bewohren. Seldst wenn es doet neben dem Reineke Fuchs zu stehen käme, brauchte man einen jähen Farbenwechsel ins Rote bei dem blauen Einbande durchaus nicht zu befürchten. Der gestiefelte Kater ist ein schönes, gutes, liebevolles und liebenswertes Buch, und wenn Falke sich öfter derortige, für ihn passende Vorwürfe sucht, wird er die Literatur auf das dankenswerteste bereichern.

Auf diesem Gebiete steht er am festesten in seinen Poetenschuhen.

Georg Busse-Polma.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weindausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 10. Berlin, den 3. Dezember 1904. 22. Jahrgang.

UNIVERSITY

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Der deutsche Reichstag hat seine Arbeit wieder aufgenommen. Graf Ballestrem hat die Abgeordneten mit der väterlichen Ermahnung begrüßt, sie möchten doch angesichts der wichtigen Aufgaben, die ihrer harren, eifriger als in den letzten Zeiten sich an den Sitzungen beteiligen. Vielleicht wäre eine Mahnung des Reichstagspräsidenten an die Adresse des Bundesrates, nun endlich für Diätenzahlung zu sorgen, wirkungsvoller gewesen als die Klagen über den „erschrecklichen Absentismus" und die Erinnerung der Abgeordneten an ihr Pflichtgefühl.

In der ersten Sitzung des Reichstags hat der jugendliche Draufgänger der Agrarier, Graf Reventlow, bei der Beratung von Petitionen über das Fleischbeschaugesetz offen zugegeben, was zwar längst bekannt war, aber von den Agrariern hartnäckig bestritten wurde: „Das Fleischbeschaugesetz soll sowohl sanitären Zwecken dienen, wie dem Schutze der heimischen Produktion." Das Enfant terrible der Agrarier räumt also mit naiver Offenherzigkeit ein, daß alles Geschrei über Viehverseuchung durch das Ausland bloße Attrappe für agrarische Interessenpolitik war. Dies Bekenntnis einer schönen Agrarierseele ist gerade im gegenwärtigen Augenblick besonders charakteristisch, wo die Verhandlungen über einen Handelsvertrag mit Oesterreich-Ungarn hauptsächlich an dem Widerspruch des Nachbarreiches gegen die scharfen deutschen Bestimmungen der Veterinärkonvention gescheitert sind. Daß an dieser Klippe die deutsch-österreichischen Handelsvertragsverhandlungen nicht vorübekommen würden, hat die „Nation" übrigens unter dem stärksten Widerspruch freisinniger Nachbarn schon vor Monaten vorausgesagt. In einem besonderen Artikel der Nummer 46 vom 13. August schrieb sie:

„Es beruht auf einer sonderbaren Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse, wenn die krampfhafte Bewunderung dieser neuesten staatsmännischen Leistung (Abschluß des deutsch-russischen Handelsvertrages) den Glauben zu erwecken sucht, als ob mit der Vereinbarung zwischen den Regierungen Deutschlands und Rußlands alle wesentlichen handelspolitischen Schwierigkeiten aus der Welt geschafft seien. In Wirklichkeit ist die Hauptschwierigkeit noch zu lösen nämlich die Vereinbarung zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn herbeizuführen. . . Beharren die Regierungen von Oesterreich und Ungarn auf diesem Standpunkt (daß es nicht mehr vom Belieben der deutschen Behörden abhängen soll, der österreichisch-ungarischen Viehemfuhr Schwierigkeiten zu bereiten), so erscheint es höchst unwahrscheinlich, daß ein neuer Tarifvertrag mit unserem wichtigsten Nachbarlande zustande kommt . . Graf Bülow wird einer solchen Möglichkeit gegenüber (Ablehnung eines den österreichisch-ungarischen Wünschen entgegenkommenden Vertrages durch die vereinigten Agrarier und Freihändler) lieber auf das Zustandekommen eines neuen Tarifvertrages verzichten, als daß er in jene von den Oesterreichern und noch mehr von den Ungarn als conditio sine qua non bezeichnete Konzession in der Frage der Vieheinfuhr willigte."

Genau wie es hier vor drei Monaten vorausgesagt wurde, haben sich also nun die Vertragsverhandlungen in Wien und Budapest abgespielt. Der geschäftsgewandte und kenntnisreiche Graf Posadowsky hat mit dem angeblich so vorzüglichen Instrument des neuen Tarifgesetzes keine Möglichkeit gefunden, einen Handelsvertrag mit Oesterreich-Ungarn zustande zu bringen. Mit dem politisch und wirtschaftlich für uns wichtigsten Nachbarstaat war auf der Grundlage des Kardorff-Werkes keine Verständigung möglich! Das ist die denkbar schärfste handelspolitische Verurteilung der Bülowschen Agrarpolitik. Mag sie sich mit dem armseligen Trost zufrieden geben, daß Rußland dank der japanischen Kriegserfolge die deutschen Vertragsbestimmungen wohl oder übel akzeptieren mußte, mag sie den Abschluß des deutsch-serbischen Handelsvertrags mit noch lächerlicheren Siegesfanfaren begleiten, die Bülow-Kardorff-Politik wird jetzt in ihrer ganzen Unfruchtbarkeit auch Kurzsichtigen klar. Sie hat Deutschland tatsächlich in eine handelspolitische Situation gestürzt, deren Konsequenzen und Absurditäten wir bereits in dem angeführten Nationaufsatz vom 13. August ausführlich geschildert haben.

Unter den wichtigen Vorlagen, die neben den neuen Handelsverträgen den Reichstag demnächst beschäftigen werden, befindet sich auch der Gesetzentwurf über die zweijährige Dienstzeit. Die gesetzliche Fixierung der tatsächlich durch Caprivi bereits erfüllten alten liberalen Forderung kommt jetzt niemandem mehr überraschend. Immerhin ist das Gesetz, dessen Annahme keinem Zweifel unterliegt, insofern wichtig, als es den konservativen Quertreibereien und fortgesetzten Verdächtigungen der zweijährigen Dienstzeit endgültig den Garaus macht. Und dieser Umstand ist schließlich so viel wert, daß sich eine wohlwollende Prüfung der Bedingungen empfiehlt, an welche die gesetzliche Festlegung der zweijährigen Dienstzeit im Regierungsentwurf geknüpft wird.

Im preußischen Abgeordnetenhaus hat die Erörterung der Hibernia-Angelegenheit keineswegs „große Tage" herbeigeführt. Es handelte sich ja nicht um die prinzipielle Frage der Verstaatlichung der Bergwerke überhaupt, ja nicht einmal mehr um die Frage der Verstaatlichung der einen Bergwerksgesellschaft Hibernia, sondern die Regierungsvorlage bezweckte lediglich eine Entschädigung der Dresdner Bank für ihre Vermittlertätigkeit. Daß diese Entschädigung so reichlich bemessen werden soll, und daß nach den Enthüllungen des freisinnigen Abgeordneten Cassel der Handelsminister Möller sich der Dresdner Bank gegenüber nicht gerade sehr vorsichtig und zurückhaltend benommen hat, das erschwert erheblich die Zustimmung zu dieser sozialpolitisch ganz bedeutungslosen Gesetzesvorlage, die im letzten Grunde nur die recht kostspielige finanzielle Einlösung eines unvorsichtigen Ministerversprechens verlangt.

Digitized by Google

Die württembergische Zweite Kammer hat mit der Annahme der Gesetzesvorlage, die die Lebenslänglichkeit der Bürgermeister („Schultheißen") beseitigt, einen Wunsch erfüllt, der seit einem Jahrzehnt bis in die entlegensten Ortschaften des Königreichs sehr lebhaft laut geworden ist. Zwar steht die Zustimmung der ersten Kammer noch aus. Aber wenn auch dieses Gesetz an ihrem Widerstand scheitern sollte, dann würde eine noch weit lebhaftere und tiefergreifende Agitation gegen die erste Kammer einsetzen, als bei dem Kampf um die Schule im letzten Sommer.

Im Wahlkreise Schwerin-Wismar ist nun doch noch der liberale Kandidat Büsing mit drei Stimmen Mehrheit statt des konservativen Agrariers Dade mit dem Sozialdemokraten Antrick in die Stichwahl gekommen. Da Konservative und Liberale zusammen einen Vorsprung von rund 3500 Stimmen vor dem Sozialdemokraten haben und die Persönlichkeit Büsings weit über die Kreise seiner engeren Parteifreunde hinaus vielfachen Sympathien begegnet, so ist der Ausfall der Stichwahl kaum zweifelhaft.

Not lehrt beten, -- das erfahren jetzt die Zweifrontenpolitiker gründlich. Wie oft hat man uns seit Jahr und Tag gescholten, verhöhnt, als Illusionisten bei der ganzen verehrlichen Philisterschaft Deutschlands angeklagt, des Verrats am Liberalismus und gelegentlich auch am Vaterlande bezichtigt, weil wir die sehr nüchterne Lehre gepredigt hatten, daß der Liberalismus den Kampf gegen die konservativ-klerikale Reaktion für sich allein nicht wirksam werde führen können und deshalb einen politischen modus vivendi mit der Sozialdemokratie anzustreben habe. Der schlimmere Feind steht rechts. Will man ihm Abbruch tun, so muß man nach Möglichkeit alle auf der Linken vorhandenen Abwehrkräfte gegen die Reaktion zu konzentrieren versuchen. Man sollte meinen, das sei eine Binsenwahrheit. Man hat uns aber immer wieder zu belehren gesucht, daß es eine verdammenswerte Ketzerei sei.

Inzwischen bekommt jedoch die berühmte oder, wie selbst die „Nationalzeitung" jetzt schon mit schändlicher Respektlosigkeit sich ausdrückt, die „ebenso beliebte wie unklare" Theorie des Kampfes nach zwei Fronten in der praktischen Politik ein Loch nach dem anderen. Mit welchem Erfolg unsere näheren politischen Freunde nach unserem Rezept im Fürstentum Lübeck und in Dessau vorgegangen sind, ist unseren Lesern bekannt. Mit Erstaunen und mit Grauen haben unsere Zweifrontenpolitiker aber wahrnehmen müssen, daß in Baden selbst die Nationalliberalen im Kampf gegen das Zentrum der Zweifrontentheorie resolut den Rücken zu kehren begannen. Aus Baden mehren sich fortgesetzt die nationalliberalen Stimmen, die klipp und klar ein Zusammengehen mit der Sozialdemokratie gegen das Zentrum befürworten. Wie stark diese Strömung ist, geht wohl am besten daraus hervor, daß selbst die „Münchener Allgemeine Zeitung" sich aus Baden folgendes schreiben läßt:

„Die Herrschaft des Ultramontanismus muß gebrochen werden, und um dieses Ziel wenigstens teilweise zu erreichen, muß in allen Bezirken, wo gegenüber dem Zentrumsmann ein anderer Kandidat in Frage kommt, der letztere gewählt werden, mag er nun heißen, wie er will."

Man wagt den sozialdemokratischen Beelzebub zwar noch nicht mit seinem wahren Namen anzureden, aber daß er gemeint ist, liegt klar zutage, und so begleitet denn auch der „Hannoversche Courier" nicht ohne Schaudern diese Ausführungen der „Münchener Allgemeinen Zeitung" mit der kommentierenden Bemerkung:

„Es ist bezeichnend, daß eine solche Taktik selbst in der „Allgemeinen Zeitung" empfohlen werden kann."

Wohlverstanden: das ist immer dieselbe Taktik, deretwegen uns das Zentralorgan der Freisinnigen Volkspartei des chronischen Illusionismus bezichtigt. Aber selbst die „Freisinnige Zeitung" muß jetzt erleben, daß in ihrem eigenen Lager die Zweifrontenpolitik offiziell auf das schnödeste desavouiert wird. Die „Freisinnige Zeitung" hat darüber für geraume Zeit die Sprache verloren. Sie, die jede Parteinachricht aus Posemuckel sorgfältig in ihren Spalten verbucht, fand nicht die moralische Kraft, ihren Lesern die doch gewiß nicht uninteressante Nachricht zu bringen, daß in Breslau von den bis über den Schellendaus gepriesenen zwei Fronten die eine Front mit einem hörbaren Krach zusammengebrochen ist. Der für die Liberalen ungünstige Ausfall der Stadtverordnetenwahlen hat den Vorstand der Freisinnigen Volkspartei in Breslau nämlich dazu veranlaßt, für die Stadtverordneten-Stichwahlen der dritten Abteilung, woselbst ein Freisinniger und drei Sozialdemokraten mit Reaktionären im Kampf stehen, öffentlich die Parole auszugeben: „Wähler der Freisinnigen Volkspartei! Stimmt für die drei Sozialdemokraten!" Die Sozialdemokraten haben andererseits offen erklärt, daß sie den in der Stichwahl befindlichen Freisinnigen ebenfalls unterstützen werden. Das Vorgehen des Vorstandes der Freisinnigen Volkspartei in Breslau verdient uneingeschränkte Anerkennung, und zwar in umso höherem Grade, als die „Breslauer Zeitung", ein ausgesprochenes Parteiorgan der Freisinnigen Volkspartei, seit Jahr und Tag „voll und ganz" den Nachweis geliefert hat, daß nur bei der Zweifrontenpolitik das Heil zu suchen sei. Auch uns hat sie mit Vorliebe des öfteren vor die Alternative gestellt, ob wir uns als politische Querköpfe oder als Verräter am Liberalismus ansehen wollten. Ihr und der „Vossischen Zeitung", der „Weserzeitung", der „Ostseezeitung" usw. empfehlen wir die Breslauer Erfahrungen zum geneigten Nachdenken.

Der private Charakter, den die Semstwoberatungen in Petersburg notgedrungen annehmen mußten, hat schließlich die Bedeutung der gefaßten Beschlüsse doch nicht so weit herabgedrückt, wie zunächst befürchtet wurde. Die hauptsächlichsten Forderungen des Semstwokongresses sollen sogar die Zustimmung des Zaren gefunden haben, so besonders die folgenden:

1. Vollkommene Preßfreiheit,
2. Vollkommene Gewissensfreiheit (dies bedeutet besonders die Erlaubnis, daß Juden sich in allen Provinzen des Landes ansiedeln dürfen),
3. Gestattung von Vertretungskammern und Stimmrecht für das Volk,
4. Unabsetzbarkeit der Richter.

Diese Forderungen sind so unvereinbar mit dem bekannten System des Zarismus und gehen seiner verrotteten, jahrhundertealten Beamtenhierarchie so energisch zu Leibe, daß einstweilen trotz des kaiserlichen Placet niemand ernsthaft an ihre baldige Erfüllung glauben kann. Bezeichnender für die gegenwärtigen russischen Zustände als die Zustimmung des Zaren ist der Umstand, daß eine Forderung unter keiner Bedingung bewilligt werden soll, nämlich eine Kontrolle der Finanzen durch eine etwaige Volksvertretung. Man weiß ja längst, in welcher unglaublichen Zerrüttung sich die russischen Finanzen befinden. Die Angst vor öffentlicher Konstatierung der faulen Finanzverhältnisse durch eine Volksvertretung sollte aber gerade im gegenwärtigen Augenblick besondere Beachtung bei den Russenfreunden finden, denn eben treten wieder sehr bestimmt die Gerüchte von einer russischen Anleihe im Ausland auf. Die Verweigerung der öffentlichen Finanzkontrolle mahnt daher gerade zur rechten Zeit noch einmal eindringlich: Taschen zu!

England weiß bei aller scheinbaren Nachgiebigkeit gegenüber Rußland in der Affäre von Hull dessen hilflose Lage in Asien doch außerordentlich geschickt auszunutzen. Es macht jetzt mit der Handelsexpedition nach Persien ernst. Rußland wird durch englische Erfolge in Persien noch weit empfindlicher als durch solche in Tibet getroffen. Es ist deshalb begreiflich, daß die russischen Offiziösen sich beeilen zu versichern, der Schah von Persien werde durch die englischen Expeditionen beunruhigt und wolle Vorstellungen dagegen in Petersburg erheben. Solche papierenen Machinationen werden aber England kaum abhalten, die augenblickliche Notlage Rußlands kräftig auszubeuten.

Viktor Emanuel hat das italienische Parlament mit einer Thronrede eröffnet, deren freiheitliche Klänge um so mehr Beachtung verdienen, als der König nicht mehr am

Digitized by Google

Anfang seiner Regierung steht, sondern bereits auf eine mehrjährige Erfahrung zurückblicken kann. In dieser Situation sind die Worte tatsächlich von Bedeutung: „Die Erfahrung der vergangenen Jahre hat mich in dem festen Vertrauen in die Freiheit bekräftigt und mich überzeugt, daß man nur durch die Freiheit die schweren Aufgaben lösen kann, die jetzt allen Völkern infolge der neuen Bestrebungen und der neuen Gestaltung der sozialen Kräfte obliegen." Man weiß, daß hinter diesen Worten der Versuch gestanden hat, durch Giolitti einen Sozialisten wie Turati ins italienische Ministerium hineinzuziehen. Deshalb werden auch die lebhaften Versicherungen der Thronrede, daß König und Regierung der sozialen Fürsorge für die arbeitenden Klassen besondere Sorgfalt angedeihen lassen wollen, mit weniger Mißtrauen aufgenommen, als man sonst für offizielle Reden bei Parlamentseröffnungen bereit zu halten pflegt. Nun muß das neue Parlament beweisen, ob es die Wege gehen will, auf die des Königs Thronrede es hinweist.

* * *

Die kapitalistische Entwicklung des Zeitungswesens.

Die „Nationalzeitung" stellt mit dem 1. Januar ihr Erscheinen ein. Das bedauerliche Ende dieses angesehenen Organs der öffentlichen Meinung hat zu allerlei Betrachtungen, melancholischen und hämischen, Veranlassung gegeben. Der Fall würde weniger Aufsehen gemacht haben, wenn er nicht in gewissem Sinne typisch wäre. Es gibt noch manche andere politischen Zeitungen, besonders mittelgroße, in Provinzialhauptstädten erscheinende, die nur mit größter Mühe und unter fortgesetzten Verlusten ihr Dasein fristen und über kurz oder lang der „Generalanzeiger"-Presse zum Opfer fallen werden. Die Vorstellung von der Zeitung als einer Art Kanzel, von der herab bestimmte Lehren gepredigt, politische, literarische und künstlerische Grundsätze verteidigt werden, eine Gesinnung zum Ausdruck gebracht wird, fängt an zu veralten. Neben die nikotinfreie Zigarre und den alkoholfreien Wein ist allmählich auch die von jeder Ueberzeugung freie Zeitung getreten. Der Gedanke der geistigen Beeinflussung des Publikums tritt zurück hinter die Frage: Wie kann aus dem Verkauf von bedrucktem Papier der größtmögliche Gewinn herausgeschlagen werden? Die Antwort lautet: Je mehr man sich den Bedürfnissen der Konsumenten anschließt, je weniger man sie in die Unbequemlichkeit versetzt, nachzudenken, je mehr man ihren Interessen dient und ihren Vorurteilen schmeichelt, je vollkommener man ihre Sensationslust befriedigt, mit einem Wort, je mehr man auch im Zeitungswesen die geschäftlichen Grundsätze des Varietétheaters und des Warenhauses zur Anwendung bringt. Billige Dutzendware und viel Abwechselung!

Man kann diese Entwicklung beklagen, aber es ist schwer möglich, sie aufzuhalten. Die billige Massenproduktion im Zeitungswesen ist ein Geschäft geworden, in dem man sein Geld nutzbringend anlegen kann wie in jedem anderen geschickt geleiteten Unternehmen. Nachdem sich herausgestellt hat, daß man Zeitungen ganz nach denselben Grundsätzen führen kann wie eine Kattunfabrik oder ein Hermgsgeschäft, hat auch das Großkapital dem Zeitungsgeschäft seine Aufmerksamkeit in erhöhtem Maße zugewandt. Wir stehen bereits an der Schwelle einer neuen Periode des Zeitungswesens, in der das Großkapital und der Zeitungstrust die ausschlaggebende Rolle spielen werden.

Es handelt sich hier nicht etwa um eine auf Deutschland beschränkte Entwicklung. In den beiden größten Zeitungsländern der Erde, in den Vereinigten Staaten von Amerika und in England, tritt diese großkapitalistische Entwicklung sogar noch viel deutlicher zutage. Man braucht nur an Namen wie Hearst in Amerika und Harmsworth und Pearson in England zu erinnern. Am lehrreichsten ist die rapide Entwicklung in England. Zwei Jahrzehnte haben dort genügt, um das ganze Zeitungswesen auf den Kopf zu stellen und die Verleger der „Daily Mail" und des „Daily Express" zu ausschlaggebenden Faktoren auf dem Zeitungsmarkt zu machen. Eine Zeitung nach der anderen geht in die Hände dieser journalistischen Großunternehmer über. Vor kurzem ist sogar der „Standard" Mr. Pearson zum Opfer gefallen. Charakteristisch für die geschäftliche Vorurteilslosigkeit ist dabei die Art, wie sich Pearson, der Präsident der Chamberlainschen Tarifreformliga, mit der freihändlerischen Haltung des neuerworbenen Blattes abzufinden gesucht hat. Der bisherige leitende Redakteur des „Standard" wurde von dem neuen Eigentümer aufgefordert, den „Standard" einstweilen als freihändlerisches Organ ruhig weiter zu dirigieren. Der Chefredakteur des „Standard" verzichtete jedoch auf die ihm zugedachte Rolle. Aber skrupellosere Journalisten werden das Geschäft besorgen und solange für den Freihandel im „Standard" weiter eintreten, bis Mr. Pearson den Moment für gekommen hält, die Maske abzuwerfen und den „Standard" in das Chamberlainsche Lager abzukommandieren.

Die Perspektive, die sich eröffnet, wenn man die großkapitalistische Entwicklung des Zeitungswesens weiter ausdenkt, hat etwas Beunruhigendes. Solange Zeitungen nur gegründet werden, um mit ihnen Geld zu verdienen, bleibt immer eine Regulierung der öffentlichen Meinung im Wege der Konkurrenz möglich. Erst wenn große wirtschaftliche Interessenverbände, Syndikate, Kartelle, Trusts das Zeitungsgeschäft in die Hände nehmen, um für ihre wirtschaftlichen Hauptinteressen eine stets bereite journalistische Vertretung zu finden, dann erst werden wir die reifen Früchte der großkapitalistischen Entwicklung des Zeitungswesens zu kosten bekommen. Schon jetzt ist die Zahl der Zeitungen, die bereit sind, sich jedem starken wirtschaftlichen Interesse dienstbar zu erweisen, bedenklich groß. Die mächtigen industriellen Kartelle, wie sie in den letzten Jahren bei uns aufgeblüht sind, können schon heute in zahllosen Redaktionen jede Kritik zum Verstummen bringen. Je mehr die großkapitalistischen Interessen in das Zeitungswesen eindringen, um so rascher wird sich dieser Prozeß des Verstummens der öffentlichen Kritik vollziehen.

Diesen Entwicklungstendenzen gegenüber hat die Presse, der es noch nicht gleichgültig geworden ist, wofür sie eintritt, einen schweren Stand. Sie am Leben und leistungsfähig zu erhalten, daran hat nicht eine einzelne politische Partei, daran haben alle Elemente der Bevölkerung ein Interesse, die Wert darauf legen, daß sich der ganze Staat nicht schließlich in ein einziges großes Warenhaus verwandelt, in dem jemand mit einem genügend langen Geldbeutel alles kaufen kann, auch die öffentliche Meinung.

Theodor Barth.

Russische Anleihen.

Rußlands Kredit ist ein sehr guter.*) Vor Beginn des Krieges standen seine vierprozentigen Anleihen auf Pari, zum Teil sogar höher. Dabei war damals der Gipfelpunkt schon überschritten, als der französische Markt noch nicht mit russischen Papieren überschwemmt war, notierte die dreiprozentige russische Anleihe gelegentlich so hoch wie unsere Reichsanleihe. Rußland gilt als ein Land von unerschöpflichen Hilfsquellen, das noch keiner seiner finanziellen Verpflichtungen untreu geworden sei, es hat einen reichen Goldschatz und Guthaben im Auslande, und so billigt und unterstützt die öffentliche Meinung den hohen Kurs, welchen die russischen Papiere einnehmen. Durch den Ausbruch des russisch-japanischen Krieges wurden die russischen Papiere weniger in Mitleidenschaft gezogen als die englischen Papiere

*) Vergl. den Artikel von Hago Ganz, „Nation" 1904, S. 639.

durch den Ausbruch des Burenkrieges.*) Selbst die wiederholten Niederlagen und Mißerfolge der russischen Waffen, welche günstigstenfalls einen finanziell ruinösen Sieg nach einem langwierigen Krieg erhoffen lassen, haben den Kurs der russischen Werte nicht erheblich beeinflußt; noch jetzt haben die russischen Papiere durch den Krieg weniger gelitten, als die englischen Konsols durch den Burenkrieg.

Ist die Festigkeit der russischen Werte Natur oder Kunst? Das deutsche Publikum, welches trotz aller Dementis über kurz oder lang doch wieder mit einer russischen Anleihe beglückt werden soll, hat ein Interesse daran, zu erfahren, wie weit der hohe Kurs dieser Anleihen durch wirtschaftliche Verhältnisse begründet oder durch künstliche Mittel bewirkt ist.

Es ist nicht absolut zutreffend, daß Rußland seinen Verpflichtungen stets unbedingt nachgekommen sei. Richtig ist allerdings, daß es die Zinsen seiner Anleihen bezahlt. Dagegen hat es gelegentlich von den Zinsen einzelner Anleihen Steuerkürzungen gemacht, und die Regulierung der Valuta erfolgte auf Grund eines Kurses von 216 Mark für 100 Rubel, während der eigentliche Nominalwert des Rubels 324 war. Zweifellos bedeutete dies eine Kürzung der Gläubigeransprüche.

Mit der Idee, auch Goldverpflichtungen in minderwertigem Papier zu zahlen, hat man seinerzeit in Petersburg mindestens gespielt oder gedroht. Die Beziehungen zwischen Rußland und Deutschland, welches damals den maßgebenden Markt für russische Papiere bildete, waren im Jahre 1887 etwas gespannt. Ein Ukas vom 26. März über Grundbesitz der Ausländer und eine Anregung der „St. Petersburger Zeitung", die russischen Goldobligationen in Kreditrubelobligationen zu verwandeln, führten in Deutschland zu Warnungen vor der Anlegung von Kapital in russischen Werten. Allerdings gab Graf Schuwalow die Versicherung, daß die Auslassung der „St. Petersburger Zeitung" außerhalb der Pläne der russischen Finanzpolitik liege. Bei den russischen Zensurverhältnissen und den bekannten Beziehungen des Blattes war es indessen klar, daß es sich um einen Fühler gehandelt hatte. Als später eine Anleihe von 125 Millionen Rubel, hauptsächlich in Frankreich, zustande kam, wurde der Rat der Presse, sich bei dieser Gelegenheit der russischen Papiere zu entledigen, in großem Maße befolgt. Der gewiß recht nüchterne Schultheßsche Geschichtskalender, an dem wir unsere Erinnerungen aufgefrischt haben, schließt seine bezüglichen tatsächlichen Darlegungen mit der Bemerkung: „wurde . . so dem gefährlichen Zustand, daß gerade Deutschland der Hauptgläubiger Rußlands war, ein Ende gemacht. Wenn die Russen nunmehr säumig in der Zinszahlung werden sollten, so würden sie damit auch ihre guten Freunde, die Franzosen, schädigen."

Es ist dies sicherlich ein Beweis, daß man damals wenigstens in Deutschland die Möglichkeit einer Verkürzung der Zinsansprüche der deutschen Gläubiger für ziemlich naheliegend erachtet hat.

Richtig ist, daß Rußland einen bedeutenden Goldschatz angesammelt hat. Aber die Tatsache dieses Goldschatzes verliert ihre finanzielle Bedeutung, wenn man berücksichtigt, daß Rußland dem Ausland Milliarden schuldet. Nach mittleren Schätzungen befinden sich im Ausland etwa 10 Milliarden Mark russischer Anleihen. Hierzu kommen noch die Eisenbahnprioritäten, von denen infolge der Verstaatlichung ein Teil nur verkappte Staatsschulden darstellt, die anderen zwar wirkliche Prioritäten sind, doch aber auch dazu gedient haben, entsprechende Beträge Gold dem Lande zuzuführen und industrielle Unternehmungen von Ausländern, die ebenfalls Gold ins Land brachten. Von den 10 bis 12 Milliarden Gold, welche auf diese Weise ins Land kamen, sind etwa 6 bis 8 wieder abgeflossen, und der Goldbestand von zirka 4 Milliarden, den Rußland in der Bank und im Verkehr noch hat oder haben soll, ist danach alles weniger als ein Zeichen wirtschaftlicher Potenz. Wenn sich jemand 1000 Mark geborgt hat, ist es noch kein Beweis für seine finanzielle Leistungsfähigkeit, daß er 400 Mark im Portemonnaie besitzt.

An und für sich bietet die starke Verschuldung eines Landes keine Gefahr und kein schlechtes Zeichen. Frankreich hat die größte Staatsschuld und ist trotzdem das kapitalkräftigste Land. Frankreich hat indes seine Anleihen im Lande selbst untergebracht und ist in hohem Maße selbst Gläubiger des Auslands (wie übrigens auch Deutschland). Umgekehrt besitzt man in Rußland Papiere anderer Staaten in nennenswertem Maße überhaupt nicht, so daß also die Unterbringung eines so großen Teils und Betrages seiner Anleihen im Auslande eine gewisse finanzielle Schwäche zweifellos erweist. Daß die russischen Anleihen in so überwiegendem Maße im Auslande untergebracht sind, erklärt sich zum Teil wohl auch daraus, daß man in Rußland sein Geld nutzbringender verwenden kann als zum Ankauf der Staatsanleihen. In den wirtschaftlich am höchsten entwickelten Westprovinzen beträgt der Zinsfuß $7^1/_2$—8 Prozent nota bene gegen Unterlage von guten zweiten Hypotheken (hinter der Landschaft). In den anderen Gouvernements und bei weniger gut fundierten Schuldnern, die keine Sicherheit bieten können, ist der Zinsfuß natürlich entsprechend höher, und es ist danach begreiflich, daß russische Kapitalisten sich nicht danach drängen, ihr Geld in Staatspapieren anzulegen. Allerdings bleibt es dann sehr fraglich, ob ein vierprozentiger Zinsfuß für die Staatspapiere eines Landes gerechtfertigt ist, in welchem der solvente Schuldner gegen Gewährung guter Sicherheit einen Zinssatz von $7^1/_2$—8 Prozent zahlen muß.

Es besteht die Meinung, daß die große Steigerung der russischen Staatsschulden wesentlich durch die Erbauung der produktiven Eisenbahnen veranlaßt sei. Dies trifft nur zum geringsten Maße zu. Die Baukosten der Eisenbahnen machen nicht ein Drittel der Staatsschulden aus, und die Rentabilität der Bahnen, welche schon früher ziffernmäßig vielfach nur dadurch herausgerechnet wurde, daß man Ausgaben für Verstärkung und Erneuerung des Bahnkörpers auf Baukonto buchte, während man diese Kosten bei uns und in jedem vernünftigen Eisenbahnkonto der laufenden Rechnung beziehentlich dem Erneuerungsfonds*) belastet, hat nach Erbauung der strategischen Bahnen vollständig aufgehört. In dem Berichte über das Budget von 1903 teilt Wittte dem Reichsrat mit, daß 1903 bei den Eisenbahnen der Ueberschuß der Ausgaben über die Einnahmen die Summe von 60 000 000 Rubel betragen würde; in Wirklichkeit soll nach Angabe Dr. Rohrbachs**) selbst dieser Bericht auf Schönfärberei beruhen und das Defizit der Eisenbahnen schon für das Finanzjahr 1902 die Summe von 150 000 000 Mark ausmachen.

Migulins grundlegendes Werk (P. P. Migulin, der russische Staatskredit) führt, wie eine Besprechung von Matthesius im „Archiv für Eisenbahnwesen" (S. 1008) hervorhebt, die Zerrüttung der russischen Finanzen zum großen Teil gerade auf die schlechten Ergebnisse im Betrieb der Staatseisenbahnen zurück. Man darf eben die Rolle, welche die russischen Eisenbahnen im Staatshaushalt spielen, nicht mit der Rolle der preußischen Staatsbahnen für die preußischen Finanzen vergleichen. Nach mäßigen Schätzungen hat Rußland etwa 250 000 000 Rubel jährlich an das Ausland zu zahlen***), der Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr beträgt aber selbst in Jahren guter Ernte wesentlich weniger, in dem Mißernte-

*) Die „Nation" hat auf diese verblüffende Erscheinung in Jahrgang 21, Nr. 33, S. 514—515 aufmerksam gemacht.

*) Dabei scheint das rollende Material der Eisenbahnen äußerst knapp zu sein. In der „Aurore" vom 26. Juni berichtet M. Ular über seine Reise von Petersburg nach Berlin. Dreihundert Personen hatten Billets, aber nur hundertfünfzig konnten befördert werden, weil es, wie Ular hörte, auf dieser wichtigsten Transitroute Rußlands an Waggons fehlte. Auch das Vorhandensein von Waggons hätte, wie ein höherer Betriebsbeamter Ular mitteilte, die Beförderung nicht ermöglicht, da ans Mangel an Lokomotiven für keinen Zug mehr als eine Lokomotive disponibel war, die für den Betrieb in Petersburg belassenen Lokomotiven aber nicht mehr als zwanzig Achsen führen konnten.

**) Vergl. den Artikel Rohrbachs in „Die Zeit" S. 297, Nr. 36 von 1903. Vergl. auch Wittschewsky, „die Budget- und Steuerverhältnisse Rußlands" in Conrads Jahrbüchern, S. 782 ff., Juniheft 1904, sowie desselben Verfassers Arbeit „die Eisenbahnfinanzen Rußlands" im „Archiv für Eisenbahnwesen" S. 572 ff. Nach Wittschewsky betrug für 1902 das Defizit unter Berechnung der Zinsen für Eisenbahnanleihen 129,6 Millionen Rubel.

***) So Rohrbach „Das System Witte" S. 69/70. Rohrbach rechnet sehr vorsichtig, der Betrag von 170 Millionen Rubel, den er für Zahlung der Anleihezinsen im Ausland ansetzt, dürfte entschieden unzureichend sein.

Digitized by Google

jahr 1899 fand sogar ein Ueberschuß der Einfuhr über die Ausfuhr statt *). Der russische Goldschatz müßte daher in wenigen Jahren ins Ausland abgeflossen sein, falls nicht durch Aufnahme neuer Anleihen im Auslande seine Höhe aufrecht erhalten würde. Eine wesentliche Steigerung der Ausfuhr Rußlands ist aber deswegen nicht zu erwarten, weil schon jetzt der Bauer an der Grenze angelangt ist, an welcher er seinen Konsum nicht mehr verringern kann. Es ist durchaus unzutreffend, daß Rußland der große Getreideexporteur deshalb ist, weil das Land große Ernten bringt. Im Gegenteil ist die Ernte pro Kopf der Bevölkerung in Rußland mit 22,4 Pud geringer als in Deutschland, wo sie 24,2 Pud beträgt, und trotzdem wird nach Deutschland noch ein großes Quantum Getreide eingeführt, sodaß, wenn der Russe pro Kopf der Bevölkerung ebensoviel Getreide verzehrte wie der ja doch noch anderweitig mit Fleisch usw. weit besser genährte Deutsche, nicht nur nichts zum Export übrig bleiben würde, sondern pro Kopf eine größere Einfuhr von Getreide nötig wäre, als sie in Deutschland stattfindet.

Dabei hat die Produktivität der eigentlichen Kornkammer Rußlands (des Ravons der schwarzen Erde) abgenommen, und zwar um nicht weniger als 27 Prozent.

Die finanziellen Verhältnisse Rußlands **) rechtfertigen demnach weder die Höhe noch die relative Festigkeit der Kurse russischer Papiere. Wodurch sind diese zu erklären?

Die Gewinne, welche bei Uebernahme der russischen Anleihen zu erzielen sind (bedingt durch den Abstand vom Tageskurs gleicher Anleihen und dem Uebernahmekurs), sind weitaus höher als die entsprechenden Gewinne bei der Emission der Anleihen anderer Großmächte. Deshalb können hier die Emissionshäuser den andern Banken und Bankiers für die Unterbringung der Anleihen entsprechend höhere Vergütungen zahlen. Da zudem gerade bei diesen Anleihen der größere Teil der Bankwelt konsortialiter beteiligt wird (es handelt sich hier regelmäßig um Emissionen von Hunderten von Millionen), wird der ganze Markt und die ganze Bankwelt für die Unterbringung der russischen Anleihen interessiert. Hierzu kommen indirekte Einflüsse. Die russische Regierung läßt vom Erlös einer Anleihe, die sie aufnimmt, den größten Teil im Ausland stehen. Sie muß dies tun, da sie jährlich nach geringster Schätzung 350 Millionen an das Ausland an Anleihezinsen zu zahlen hat und es demgemäß keinen Sinn hätte, Beträge zu erheben, die nach einigen Monaten doch wieder an das Ausland gezahlt werden müßten. Diese Geldbeträge bleiben als Guthaben der russischen Regierung bei ihren Emissionshäusern stehen, und diese Häuser sind dadurch in der Lage, die größten Geldgeber am Markte zu sein. Da der größere Teil der kleinen und mittleren Bankiers regelmäßig Geldbedarf hat, ist es für diese Kreise deshalb von großer Wichtigkeit, ob sie das Wohlwollen der betreffenden Emissionshäuser besitzen. Die Guthaben erreichen zugleich den weiteren Zweck, daß Gelder der Börse reichlich zur Verfügung stehen, und dadurch der Zinsfuß niedrig gehalten wird. Dies erleichtert dann wieder die Aufnahme einer neuen Anleihe zu günstigen Bedingungen. So hat jetzt die Anleihe von 800 Millionen Francs, welche Rußland in Frankreich aufgenommen hat, zu großen Guthaben der russischen Regierung in Frankreich geführt, und die Gelder, welche aus diesem Guthaben nicht nur der Pariser Börse, sondern auch der Berliner und anderen Plätzen zur Verfügung gestellt werden, tragen stark dazu bei, das freundliche Wetter zu machen, welches für die Aufnahme der demnächst von Rußland wieder zu kontrahierenden Anleihe erforderlich ist. In den Ruhepausen zwischen den Aufnahmen zweier Anleihen genießt der Käufer von Russenwerten fast ausnahmslos den Vorteil, daß das Emissionshaus ihm die Papiere courtagefrei liefert, während er bei einem Verkauf die Courtage zu zahlen hat. Hierzu kommen gelegentlich gewaltsamere Mittel. Wenn der russische Bürger in jetziger Zeit versuchte, russische Papiere verkaufen zu wollen, so würde ihn dies vermutlich politisch in höchstem Grade verdächtig machen. Wie bekannt,*) wurden in Rußland zu Beginn des Krieges den Rentenbesitzern, welche ihre Depots abheben wollten, auf Befehl des Finanzministers nur geringe Geldbeträge für momentanen Bedarf ausgefolgt, ihre Papiere bekamen sie aber nicht, weil man solche vom Markte fernhalten wollte. In Paris bedient man sich weniger drastischer, aber immerhin sonst nicht üblicher Mittel. Es besteht dort eine Vorschrift, wonach der Käufer vom Verkäufer eventuell Lieferung nach fünf Tagen statt am Ultimo verlangen kann. Auf dieser Bestimmung, die sonst nicht zur Anwendung zu gelangen pflegt, wird jetzt bei Russen streng bestanden. Damit wird nicht nur die Baisse-Spekulation, sondern im wesentlichen auch arbitrageweiser Verkauf von Berlin-Amsterdam usw. gehindert oder unmöglich gemacht. Was dennoch auf den Markt kommt, wird aber für die Rechnung der russischen Regierung von den Emissionshäusern aufgenommen; man kann zur Not ruhig für 100 Millionen Papiere kaufen, wenn man zur selben Zeit 800 Millionen geborgt erhält.

Zu den irrigen Anschauungen über die russischen Finanzen hat die Presse wesentlich beigetragen. Daß die russische Presse über jene nichts Schlechtes drucken darf, ist selbstverständlich, aber auch in den Ländern, in welchen die russischen Anleihen untergebracht sind, hört man über die russischen Finanzen selten Unfreundliches. In Frankreich ist das teils auf den Patriotismus, teils auf substantielle Beweise des Wohlwollens der russischen Regierung zurückzuführen. Die russische Regierung unterhält an den Hauptbörsenplätzen, an welchen ihre Anleihen untergebracht sind, sogenannte Finanzagenten, die einerseits Mitteilung machen, falls der Moment günstig ist, eine neue Anleihe zu plazieren, und andererseits Fühlung mit der Presse nehmen. Mit der deutschen Presse ist diese Fühlung nicht so handgreiflich wie mit der französischen, ihre Sympathie wird im wesentlichen durch Inserate beeinflußt. Es läßt sich nicht leugnen, daß Rußland einer der größten Inserenten ist. An den Kupons- und Verlosungs-Terminen finden sich in fast sämtlichen Zeitungen, auch kleineren Blättern, große Inserate und Verlosungslisten, die sachlich überflüssig sind, da sie dort weder vom Publikum noch von den Bankiers durchgesehen werden, die aber die Zeitungen zu Kunden der russischen Finanzagenten oder Emissionshäuser machen. Rußland ist sozusagen das größte Warenhaus für den Verkauf von Anleihen, und bekanntlich pflegen Zeitungen gegen große Warenhäuser ungern zu schreiben. Es ist eben ein natürlicher Instinkt, daß man Leute, mit denen man gute Geschäfte macht, nicht gern angreift, und man ist so sehr gewöhnt, im Handelsteil gut beurteilt zu werden, daß es zu einer Differenz mit dem Besitzer einer großen Berliner Tageszeitung kam, weil diese Zeitung in sehr gemäßigter Weise einige Kritik an den russischen Finanzen geübt hatte.**) Als der unseren Lesern wohlbekannte Dr. Paul Rohrbach in der „Zeit" und in den „Preußischen Jahrbüchern" in eingehenden Darlegungen die Schwäche der russischen Finanzwirtschaft bloßlegte, wurde er von einer Berliner Zeitung als „obskurer Skribent" seinen Lesern denunziert; diese Charakterisierung wirkte um so humoristischer, als der „obskure Skribent" von der Reichsregierung inzwischen in den Kolonialdienst übernommen wurde, während an dem Blatte die interessierten Bankkreise nicht nur durch Inserate, sondern auch durch entsprechenden Aktienbesitz stark beteiligt sind. Aus der Art, wie in diesen Fällen auf eine sachliche Kritik reagiert wurde, ist klar ersichtlich, daß man in den Interessentenkreisen an eine Kritik nicht gewohnt war. In jüngster Zeit hat man von einer schärferen Prüfung der russischen Wirtschaftsverhältnisse vielfach aus der politischen Erwägung abgesehen, daß das Deutsche Reich mit Rußland auf freundschaftlichem Fuß steht, und aus der wirtschaftlichen Erwägung, daß möglicherweise eine europäische Krise zu befürchten ist, falls das künstliche Gebäude der russischen Kurse ins Wanken gerät.

In den Wechselstuben der deutschen und französischen Banken ist es bisher gelungen, die Angst des Spießbürgers zu beschwichtigen und ihn vom Verkauf seiner russischen Papiere zurückzuhalten. Noch in den letzten Wochen trat das drastisch zutage, die englischen Konsols wurden vom englisch-russischen Konflikt

*) Vergl. Rohrbach l. c. S. 65. Im Durchschnitt der Jahre 1892 bis 1903 war der Ueberschuß 164 Millionen Rubel.

**) Vergl. Rohrbach „Das System Witte", S. 50/51.

*) Auch von Hugo Ganz im Artikel vom 16. Juli mitgeteilt.

**) Vergl. „Zeit" S. 529 vom 6. August 1903.

Digitized by Google

stärker in Unruhe versetzt als die russischen Papiere, die Schlachten von Liaojang und vom Schaho blieben fast ohne Einfluß auf den Kurs. Aber wird die Indolenz des Spießbürgers auch einer entscheidenden Niederlage Kuropatkins oder dem Fall Port Arthurs standhalten? Wenn nicht, so haben wir unzweifelhaft noch mit großen Ueberraschungen auf dem Russenmarkt zu rechnen.

Der Kurs der russischen Anleihen ist nicht das Ergebnis eines natürlich funktionierenden Marktes, sondern wird durch künstliche Mittel erzielt. Die Pommern-Bank und die Sanden-Banken arbeiteten ganz nach ähnlichem Rezept, indem sie die höchsten Provisionen für Unterbringung ihrer Pfandbriefe zahlten und alle Ware, die an den Markt kam, auch zu höheren Kursen aufnahmen. Und wenn man dagegen den Unterschied sehen will, daß diese Banken schließlich ihren Verpflichtungen nicht nachgekommen sind, die russische Regierung bisher aber wohl, so kommt dies nur daher, daß bei den erwähnten Banken das Publikum durch die Warnungen der Presse allmählich kopfscheu wurde und in hohem Maße als Verkäufer von Pfandbriefen auftrat. Wenn die betreffenden Banken neues Geld bekommen hätten, wie der russische Staat sich immer von neuem Geld borgt, so hätten die genannten Banken zweifellos auch ihre Zinsen noch eine weitere Reihe von Jahren bezahlt.

Rußlands Weltpolitik ist nicht wie die Weltpolitik Deutschlands das Ergebnis wirtschaftlichen Kräfteüberschusses. — Die Großmannssucht war das Ursprüngliche; um die Rolle als Großmacht zu spielen, brauchte Rußland viel Geld. Es erhielt dies Geld dank der geschickten Mache seiner Finanzleute, welche namentlich den Strumpf des patriotischen Franzosen sich dienstbar zu machen gewußt haben. Während das Land selber dauernd Geld nötig hatte, schaffte es sich in Persien und China (russisch-chinesische Bank!) mit geborgtem Gelde politischen Einfluß. — Um diese Methode aber fortsetzen zu können, muß Rußland seine Valuta aufrecht erhalten, das heißt das Getreide exportieren, welches der russische Bauer behalten müßte, um sich satt zu essen, und welches der russische Bauer nicht behalten kann, weil er von Steuern erdrückt ist. — Auch jetzt gründet Rußland seine Hoffnungen hauptsächlich auf die Willfährigkeit Westeuropas, ihm den Sieg zu „verleihen". Armee und Marine Japans haben sich Rußland mindestens ebenbürtig gezeigt. Die Hoffnung, Japan durch eine Lawine von Menschen zu erdrücken, ist nicht mehr vorhanden; man weiß in Rußland jetzt, daß Japan — ein Land von nahezu 50 Millionen Einwohnern — eine Million Soldaten vor den Feind zu bringen imstande ist, während Rußland mit der sibirischen Bahn als einziger Basis nicht die Hälfte im Felde halten kann. Aber Rußland hofft, daß finanziell Japan dem Krieg nicht gewachsen sein werde. Innerlich ist Japan finanziell nun unzweifelhaft kräftiger als Rußland. Es hat sich in fabelhaft kurzer Zeit eine vortreffliche Armee und leistungsfähige Flotte geschaffen, Eisenbahnen, Maschinenfabriken, Werften, Geschützgießereien usw., in welchen es vom Ausland schon nahezu unabhängig ist. Es hat in dieser kurzen Zeit alle wissenschaftlichen Institute begründet, die bei uns das Ergebnis einer langen Entwicklung waren, in seinen Schulen sitzen 4½ Millionen Schulkinder, das heißt, es hat absolut mehr Kinder in den Schulen als Rußland. Wie viel intensiver als in Rußland sich der moderne Verkehr in Japan entwickelt, das zeigt u. a. die Poststatistik. Es betrugen in Millionen

	Briefsendungen	Telegramme	Telephongespräche
Rußland (1901) . .	939	19,7	103
Japan (1902/03) . .	913	18	119

Und bei dem allen hat es im Ausland so gut wie keine Schulden aufgenommen. Das Land war imstande, im wesentlichen aus eigener Kraft die Kosten der Entwicklung zum modernen Großstaat zu bestreiten, während sich in Rußland diese Entwicklung mit geborgtem Gelde vollzogen hat. Während des Krieges hat Japan sein Geldbedürfnis weit überwiegend im Inland befriedigt, in Rußland wurde umgekehrt nur ein schwacher Versuch gemacht, im Inland Geld aufzubringen.*) In ehrlichem Deutsch heißt also Rußlands Hoffnung, daß Japan finanziell unterliegen werde: dank dem Gelde von Jacques Bonhomme und Herrn Michel werde es den Krieg länger auszuhalten vermögen als jenes. Jacques Bonhomme hat die Entschuldigung des französischen Patriotismus für sich; wenn aber Michel Geld geben soll, damit der heilige Spiridion immer weitere Tausende von Schlachtopfern in die mandschurischen Gefilde senden kann, so sollte er doch wenigstens nüchtern prüfen, ob das Risiko nicht in zu schroffem Mißverhältnis zu den Zinsen steht.

Wenn Rußland seinen Verpflichtungen nicht nachkommt, so würden wir allerdings weniger leiden als die guten Freunde der Russen, die Franzosen; die Russen würden aber noch weniger darunter leiden als wir, da, wie bemerkt, der größte Teil der Anleihen im Ausland untergebracht ist. Diese Erwägung kann leicht dazu führen, daß man im Fall weiterer kriegerischer Mißerfolge den Mangel an Sympathie Europas, über den sich Rußland so naiv beklagt, durch einige Kuponkürzungen bestraft. Ist es einmal mit dem Prestige vorbei, kann es leicht dazu kommen, daß Rußland den Dingen ihren natürlichen Lauf läßt, und ob es im natürlichen Lauf der Dinge seine Zinsen im Ausland zahlen kann, ist zum mindesten fraglich.

*) Es handelte sich um 150 Millionen Kreditrubel in Form von Schatzscheinen, deren Unterbringung aber nur sehr langsam vor sich gehen soll.

* * * *

Entstehung und Rückgang des landwirtschaftlichen Großbetriebes in England.

III. Die ökonomischen Vorzüge der Betriebsgrößen für die einzelnen Produktionszweige.

Der hier zur Verfügung stehende Raum gestattet es mir leider nicht, eingehend die sorgfältigen Untersuchungen wiederzugeben, in denen Hermann Levy darlegt, worin „die ökonomischen Vorzüge der landwirtschaftlichen Betriebsgrößen für die einzelnen Produktionszweige" bestehen, warum der Ackerbau, speziell der Getreide- und Futterrübenbau, vorteilhafter im Großbetrieb, die Meiereiwirtschaft, die Geflügelzucht, der Obst- und Gemüsebau rentabler im Kleinbetrieb erscheinen.

Nur kurz sei darauf hingewiesen, daß beim Ackerbau im Großbetrieb eine ganz anders günstige Ausnutzung der Spannkräfte, eine sehr viel billigere Beschaffung der Maschinen und deren weit intensivere Ausnutzung vorhanden ist, als dies im Klein- oder Mittelbetrieb möglich wäre; dazu kommt, daß der Großbetrieb Saatgut und künstliche Düngemittel besser und billiger einkauft. Demgegenüber fällt nicht ins Gewicht, daß der Kleinbauer, der mit seiner Familie arbeitet, billigere Arbeitskräfte hat, um so weniger als der Qualitätswert der Mitarbeit des Betriebsleiters und seiner Familie für den Getreidebau ohne Bedeutung ist; diese läßt sich ebenso gut durch Lohnarbeiter betreiben, die durch den Betriebsleiter oder einen Gutsbeamten überwacht werden, das gleiche gilt für den Bau von Kartoffeln und Futterrüben, die ja im Fruchtwechsel mit Getreide gebaut werden.

Beim Gemüsebau, bei dem das Pferd nicht bloß zur Bearbeitung des Bodens, sondern auch dazu dient, das Obst und Gemüse täglich zu Markt oder zur Station zu fahren, wird die Spannkraft weit besser auch im Kleinbetrieb ausgenützt, als beim Getreidebau; in kleinen, nah an der Bahnstation belegenen Betrieben ist es ganz entbehrlich; da tritt die für Erzielung relativ höchster Erträge und qualitativ besserer Ware besonders geeignete Spatenkultur ein, bei welcher der am Erfolg interessierte länger und emsiger als der Tagelöhner arbeitende Selbstbewirtschafter im Vorteil ist. Schablonenhafte Behandlung ist im Gemüsebau unzulässig; die beständige Aufmerksamkeit des Arbeiters und die liebevolle Behandlung eines jeden Details spielt bei der Kleinkultur die Hauptrolle; sie erfordert eben

Digitized by Google

Qualitätsarbeit. Und in noch höherem Maße als für den Gemüsebau gilt dies bezüglich des Obstbaues. Das Eigeninteresse des Betriebsleiters schafft die erforderliche Sorgfalt, Wachsamkeit und Genauigkeit in der Arbeit. Seine und seiner Familie persönliche Kraft reicht aber natürlich nur für die Bewirtschaftung eines kleinen Betriebes aus, woraus sich die Notwendigkeit des Kleinbetriebs für den Obst- und Gemüsebau erklärt.

Allerdings gibt es auch Marktgarten-Großbetriebe, aber doch nur vereinzelt; sie beruhen auf den Vorteilen des Massenversandes per Bahn nach entfernteren größeren Plätzen, also auf niedrigen Debitskosten; der auf den Detailabsatz in der Nähe seiner Produktionsstätte angewiesene Kleinbetrieb erzielt dafür meist bessere Preise.

Erst mit den steigenden Fleischpreisen nach Aufhebung der Kornzölle wurde der Fruchtwechsel als allgemeines Feldsystem eingeführt und die Viehhaltung enorm gesteigert; sie wurde neben dem Getreidebau ein hochwichtiges Glied der landwirtschaftlichen Produktion, nahm aber immer erst die zweite Stelle ein, heut dagegen spielt sie die Hauptrolle; der Getreidebau ist häufig nur noch Instrument für die Viehzucht; auf allen Ackerbaugütern von 150—300 Acres (60—120 ha) wird der Getreidebau nur noch deshalb betrieben, weil man Winterfutter und Stroh benötigt und dies am liebsten selbst baut. Der große Pächter, der Viehzucht auf Ackerland treibt, wird mit der billigeren Gespann- und Maschinenarbeit Winterfutter und Stroh für sein Vieh billiger herstellen, als der kleine Landwirt, der freilich bei der Ernte von Wurzelgewächsen den Vorteil billigerer Arbeit hat, der aber nicht wesentlich ist; auch in der Schafzucht ist ihm der Großpächter weiter Strecken unfruchtbaren Weidelands überlegen, die auszunutzen große Schafherden, also viel Kapital erfordert; auch schon die kostspieligen Einhegungen würden hier den Kleinbetrieb unmöglich machen. Aber selbst in der Rindviehzucht mit Weidegang hat der Großpächter im Einkauf der Kraftfuttermittel und in der Anwendung von Maschinen bei der Heuernte Vorteile vor dem kleinen Landwirt voraus, die dieser allerdings mit seiner Familie relativ rascher und daher unter besserer Anpassung an die Witterung erledigen kann, sodaß darin von einer Ueberlegenheit des Großbetriebs keineswegs die Rede ist. Der große Vorteil des kleinen Landwirts liegt darin, daß er mit seiner Familie seine Tiere selbst besorgt, sie nicht unmteressierten Arbeitern zu überlassen hat. Die Behandlung trächtiger Muttertiere, die Aufzucht der Kälber, die Heilung und Pflege kranker und schwächlicher Tiere, die Reinlichkeit im Stall erfordern so viel liebevolle Aufmerksamkeit, daß es speziell für die Aufzucht ohne weiteres begreiflich ist, daß darin der Eigenbetrieb dem mit gemieteten Arbeitern weit überlegen ist. Und bei der Mästung gleicht die persönliche Fürsorge wenigstens die Nachteile aus, die dem kleinen Pächter gegenüber dem großen sonst hierbei erwachsen; um so ungünstiger ist letzterer bei der Arbeit des Melkens dran. Weibliche Arbeiter sind dafür kaum mehr zu finden, und selbst männliche nur sehr schwer dazu zu haben. Die jungen Arbeiter auf dem Lande hassen das Melken; es ist ihnen eine verachtenswerte Arbeit, zumal sie auch an den Sonntagen an die Arbeit müssen, während sie sich in den „guten" Anzügen an allem Frohsinn beteiligen wollen; es ist ihnen zu schmutzige Arbeit beim Rindvieh, erfordert hinterher wieder Stiefelputzen usw. Da ist es denn kein Wunder, daß über die Unsauberkeit, Faulheit und Nachlässigkeit der Arbeiter beim Melken fortwährend geklagt wird, daß die Unlust über das „verhaßte Geschäft" in nachlässiger und unwilliger Behandlung der Tiere zum Ausdruck kommt, und so die Gesundheit der Tiere und der Milchertrag geschädigt werden.

Auch bei der Käse- und Butterproduktion spielt die Qualitätsarbeit des Kleinpächters und seiner Familie eine Rolle; das Verantwortlichkeitsgefühl, der Stolz und das Eigeninteresse, welches die Frauen der kleinen Landwirte veranlassen, die beste Butter und den besten Käse zu liefern, ist bei Lohnarbeitern nicht zu finden.

Die Schweinezucht spielt heut eine immer wichtigere Rolle in der englischen Landwirtschaft, und auch hier hat der Kleinbetrieb manchen Vorteil vor dem großen voraus, zumal sie im Vergleich zum Nutzen die geringste Kapitalverwendung beansprucht, und die Küchenabfälle des Haushalts in der Regel hinreichen, um eine kleine Zahl von Schweinen zu füttern, neben dem, was sie sonst an Futter im Garten oder Feldern finden. Dazu kommt, daß der Pflege — namentlich der sauberen Haltung vor allem der jungen Tiere — von bezahlten Arbeitern kaum je die Sorgfalt zugewendet wird, wie von den kleinen Besitzern.

Der Erfolg der Geflügelzucht hängt schließlich fast noch mehr als der der Milchwirtschaft von der Frau des Landwirts ab. Individuelle Pflege einzelner Tiere, Sauberkeit des Hühnerstalles, Regelmäßigkeit der Fütterung, reinliche und richtige Zubereitung der Nahrung, all das erfordert Liebe, Sorgfalt und Achtsamkeit, wie sie weder von Taglöhnern noch von Dienstboten erwartet werden können.

Eine Ausnahme macht die Züchtung von Stammbaum- und Herdbuchvieh, die fast ausschließlich in Händen von Großpächtern ist; es ist das natürlich, da dieser Betriebszweig ein größeres Kapital erfordert, als es der kleine Landwirt aufbringen kann.

Ueberhaupt ist das Entscheidende, ob der Großbetrieb dem Kleinbetrieb überlegen ist, der Umstand, ob der betreffende Betrieb eine große Kapitalintensität erfordert, hinter der das Bedürfnis nach qualifizierter und individueller Arbeit in den Hintergrund tritt. Daher ist der Großbetrieb im Getreide- und Futterpflanzenbau, in der Stammbaumvieh- und Schafzucht dem Kleinbetrieb unbedingt überlegen; in der Mästung von Vieh halten sich beide die Wage, doch ist auf den Ackerbaugütern der erstere, auf den Weidegütern der letztere im Vorteil. Da aber die Kombination von Ackerbau und Viehzucht unrentabel geworden ist, werden auch hier die Chancen des Kleinbetriebs immer besser. In den heut rentabelsten Produktionszweigen der Aufzucht des Viehes, der Meiereiwirtschaft, der Schweine- und der Geflügelzucht, dem Obst- und Gemüsebau ist die Ueberlegenheit auf seiten des Kleinbetriebs, der die für diese Produktionszweige erforderliche größere Arbeitsintensität quantitativer und qualitativer Art gewährt.

Der rascheren Entwicklung zum Kleinbetrieb stellen sich hemmend die Kosten in den Weg, welche die Errichtung vieler kleiner Wohn- und Wirtschaftsgebäude verursachen, während die für den jetzigen Großbetrieb errichteten Baulichkeiten darüber meist wertlos werden; auch die Unterhaltungskosten sind bei der Menge kleiner Gebäude erheblich höher, ebenso wachsen für den Grundbesitzer die Verwaltungskosten. Das führt heut noch in vielen Fällen zur Beibehaltung der Großbetriebe. Je rentabler aber die Produktionszweige werden, welche die Domäne des Kleinbetriebs sind, um so rascher wird die Entwicklung zu letzterem vor sich gehen.

Ein wesentliches Mittel diese Rentabilität zu steigern ist das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen. Seiner raschen Ausbreitung stellt sich in England vor allem der Umstand entgegen, daß die Pächter eines Bezirks sich untereinander wenig kennen, weil sie zu stark fluktuieren, meist auch isoliert auf ihren Gehöften, nicht im Dorf wohnen, was freundschaftlich intime Beziehungen, wie sie in Bauerndörfern stattfinden, verhindert. Darüber traut der englische Landwirt seinem Nachbarn nicht und geht lieber allein; auch ist ihm die Idee genossenschaftlichen Zusammenschlusses viel fremder, als den kleinen Landwirten anderer Länder; hat doch die Agitation dafür eigentlich erst 1901 eingesetzt. Im Interesse rascher, gesunder Entwicklung der Kleinbetriebe ist ihr ein voller Erfolg zu wünschen; dann wird der kleine Landwirt auch in den vom Absatzmarkt entfernt liegenden Gegenden besser der ausländischen Konkurrenz und der des Großbetriebes gewachsen sein als bisher.

Die Frage der Entwicklung der Betriebsformen in der Landwirtschaft ist die der besseren Absatzmöglichkeit für die in sich verschiedenen Produkte, die der Groß- oder der Kleinbetrieb besser und billiger darstellen kann. Die Konsumtions- und Absatzverhältnisse einer Volkswirtschaft können niemals allen landwirtschaftlichen Produktionszweigen gleichzeitig günstig sein. Steigende Getreidepreise befördern die Ausdehnung

Digitized by Google

des Getreidebaues, bewirken aber gleichzeitig eine Einschränkung des Konsums aller anderen landwirtschaftlichen Produkte und einen Rückgang oder wenigstens ein Zurückbleiben der Viehzucht und der Kleinkultur. Umgekehrt steigt der Verbrauch dieser Nahrungsmittel in dem Maße, wie der Getreidepreis sinkt. Die Interessen von Klein- und Großbetrieb sind also entgegengesetzte.

Man hat bezweifelt, daß der Konsum der vom Kleinbetrieb hergestellten Nahrungsmittel weiter steigen könne, und behauptet, daß bald eine Ueberproduktion und in deren Gefolge ein Rückgang der Reinerträge kleiner Güter eintreten werde. Einstweilen ist aber die Einfuhr dieser Waren in so starker und ununterbrochener Zunahme begriffen, daß diese Befürchtung gänzlich ungerechtfertigt erscheint; so stieg von 1886 bis 1902 der Wert des Imports von Butter von 8 141 000 Lstr. auf 20 526 000 Lstr. (410,6 Millionen Mark), von Käse von 3 871 000 Lstr. auf 6 412 000 Lstr. (129 Millionen Mark) in den Jahren 1888 auf 1902, bei kondensierter Milch von 734 000 Lstr. auf 1 807 000 Lstr. in den Jahren 1892 auf 1902, bei Geflügel und Wild von 585 000 Lstr. auf 1 059 000 Lstr., in Eiern von 3 794 000 Lstr. auf 6 308 000 Lstr. und auch die Einfuhr von Obst ist in kräftigem Steigen begriffen.

Der Wert der Einfuhr von Butter, Käse, kondensierter Milch, Aepfeln und Eiern betrug 1902 allein 36,97 Mill. Lstr., der des eingeführten Weizen und Weizenmehles nur 36 Millionen Lstr.

Also trotz der kolossalen Steigerung der englischen Produktion in diesen Nahrungsmitteln eine so gewaltige Zunahme der Einfuhr! Das ist der beste Beweis dafür, wie steigerungsfähig der Konsum dieser Artikel ist.

Zeigt der wachsende Import aber nicht gerade, wie ungünstig die Produktionsverhältnisse für die Erzeugnisse des landwirtschaftlichen Kleinbetriebs in England liegen, so daß an seine Erweiterung nicht wohl gedacht werden kann? Auch diese Frage wird durch die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte aufs bündigste verneint. Die Viehzucht hat in dieser Zeit eine enorme Steigerung erfahren und da, wo man meinte, daß die Beschaffenheit von Boden und Klima es unmöglich mache, Ackerland in Weide zu verwandeln und zur stärkeren Viehzucht überzugehen, haben schottische Pächter das zu leisten vermocht. Wo ein Uebergang zur Weidewirtschaft nicht stattfindet, da setzt die Entwicklung der Viehzucht mit stärkerer Stallfütterung ein; auch kann das System der abwechselnden Weidewirtschaft da zu einer beliebigen Vermehrung der Viehzucht und Molkereiwirtschaft führen, wo weder die weidelose Wirtschaft am Platze, noch eine solche mit ewiger Weide möglich ist.

Und das Gleiche gilt von der Ausdehnungsfähigkeit des Obst- und Gemüsebaues, wie der Geflügelzucht. Der steigende Bedarf der Gesamtbevölkerung für Fleisch, Obst, Gemüse, Molkereiprodukte, Eier usw. sichert den englischen Landwirten wachsendes Wohlbefinden, in dem Maße, wie sie unter Anwendung günstigster Produktionsmethoden von den unrentabeln Produktionszweigen zu den rentabeln übergehen. **Das Festhalten am Freihandel ist aber die wesentlichste Voraussetzung für das weitere Gedeihen der englischen Landwirtschaft. Dieser hat der Masse des Volkes die Kaufkraft ihres Lohnes durch Verbilligung des Brotes und Fleisches erhöht und damit ihre Konsumfähigkeit für alle anderen Lebensmittel zum Nutzen der Landwirte gesteigert.**

Levy schließt sein ausgezeichnetes Buch mit den Worten:

„England hat es seit 1846 zurückgewiesen, die Interessen der Gesamtheit zugunsten einer Klasse von Interessenten zu schädigen, es hat seinen Getreidebau nicht durch Zölle vor der ausländischen Konkurrenz geschützt. Dieser Politik verdankt es die rasch fortschreitende Entwicklung der Kleinbetriebe. Dieser Politik verdankt England, daß seine Landwirtschaft in den letzten 25 Jahren technisch fortgeschritten ist, und daß die unvermeidliche Agrarkrisis nicht zum Ruin, sondern zu einer allmählichen Neuentwicklung der Landwirtschaft geführt hat. Dieser Politik aber ist es vor allem zu danken, daß jene Neuentwicklung der englischen Landwirtschaft im Einklang steht mit den Interessen der großen Mehrheit des englischen Volkes."

Auch nur mit einem einzigen Wort auf Deutschland hinzuweisen, einen Vergleich mit der deutschen Agrarpolitik zu ziehen, hat Levy verschmäht, und ich glaube mit Recht. Er wahrt damit seiner Untersuchung die wissenschaftliche Objektivität, er vermeidet selbst den Schein, politisch beeinflußt zu sein. Er hatte es aber auch garnicht nötig, selbst solche Vergleiche zu ziehen, sie drängen sich jedem Leser mit Gewalt auf, freilich nicht gerade zum Vorteil Deutschlands. Unsere Agrarpolitik führt den kleinen Landwirt und die innere Kolonisation im Munde, und alles, was geschieht, dient dazu, das Gegenteil herbeizuführen. Die Fabel von dem Niedergang ja Untergang der englischen Landwirtschaft dient dabei unserer Agrarpolitik zum guten Teil zur Rechtfertigung. Um so dankenswerter ist daher diese authentische Darstellung von ihrer wirklichen Lage. Allen Landwirten, allen, die ein Interesse an der gesunden Entwicklung der deutschen Landwirtschaft und Volkswirtschaft haben, sei dieses Buch auf das wärmste empfohlen, in erster Linie aber unseren leitenden Staatsmännern, den Grafen Bülow und Posadowsky, damit sie uns in Zukunft im Reichstag nicht mehr so sonderbare Dinge über die Lage der englischen Landwirtschaft mitteilen, wie bisher.

Breslau. Georg Gothein.

Ein Stücklein Hausagrarier-Politik.

Wie ähnlich sie sich doch sind — die Land- und die Stadtagrarier, die gesättigten und doch nimmersatten und die noch hungernden und wahrscheinlich nie zu sättigenden! Beide Egoisten der allernaivsten Sorte, beide nichts weniger als angekränkelt von des Gedankens Bläße, aber gesund doch nur im Schreien, beide Riesen im Nehmen, aber Zwerge im Geben, beide gut monarchisch, Stützen von Thron und Altar, solange der Wind ihnen, wie recht oft, von oben günstig weht, aber skrupellos königs- und staatsfeindlich im anderen Falle, beide stramme Antisemiten, aber unfehlbar im Banne des „non olet", wenn der Semit zum Nothelfer wird. Ja, so sind sie, die schon siegreichen und starken und die unter dem Schilde der Mittelstandsfürsorge sich noch heranKämpfenden Agrarier!

Von den letzteren ein neues Stücklein:

In vielen unserer Vaterländer hat man, zum Teil seit langen Jahren, bald aus eigener Erfindung, bald auf Andrängen der öffentlichen Feuerversicherungsinstitute (Sozietäten, Landesbrandkassen usw.) es für angebracht gehalten, die Einrichtungen zur Verhütung und Unterdrückung von Feuersgefahr, die Feuerwehr, Lösch- und Rettungsanstalten, sich ganz oder zum Teil von den Feuerversicherungsunternehmungen bezahlen zu lassen. „Die können es ja", war wohl ursprünglich das Leitmotiv. „Dei sünn de nechsten dortau", d. h. in ihrem Interesse werden jene Anstalten geschaffen und unterhalten — das suchte man so gut es gehen wollte, zu beweisen wenn nach dem Warum gefragt wurde. Und die Feuerversicherungsunternehmungen mußten sich diese, bisweilen sehr heroischen Schröpfkuren bei Strafe der Konzessionsentziehung ruhig gefallen lassen.

In Preußen hat man sich bisher von solchem Mißbrauch ferngehalten — eine Tradition aus der guten, alten Zeit. Das Kommunalabgabengesetz vom 14. Juli 1893 bot eine gute Gelegenheit, die sogenannte Feuerlösch- oder Feuerwehrsteuer nach einem der zahlreichen vorhandenen Muster auch hier einzuführen. Der § 9 schien einen gangbaren Weg zu zeigen, um dies durch Ortsstatut fertig zu bringen. Aber auch dieser Paragraph ließ sich so nicht interpretieren, wie von allersachkundigster Seite (Staatsminister Herrfurth) nachgewiesen worden ist. Und so würde es zu dem so heißersehnten Ziele eines neuen Gesetzes bedürfen. Nach einem solchen haben die Haus- oder Stadtagrarier in Preußen, freilich wohl unter freudigster Zustimmung ihrer hier auch stark interessierten Lehrmeister vom

Lande, mit allen Kräften gedrängt. Vor allem haben sie sich wohl hinter die Feuerlöschkommissionen gesteckt. Und eine Etappe nach ihrem Ziele hin haben sie neulich erreicht.

In der Sitzung des Deutschen Vereins für Versicherungswissenschaft vom 3. Oktober d. J. wurde die Frage der Besteuerung der Versicherungen verhandelt — angesichts der bevorstehenden Vorlage eines diesen Gegenstand betreffenden Reichsgesetzes — ein aktuelles Thema. Der erste Referent hatte am Schlusse seines Referates u. a. den Leitsatz vorgeschlagen:

„Der Zwang der Versicherungsunternehmungen, Beiträge zu den Kosten der Schadenverhütung und Unterdrückung zu leisten, ist nicht zu rechtfertigen."

Im Laufe der übrigens sehr oberflächlichen Verhandlung stellte ein Teilnehmer an der Versammlung, bekannter Leiter eines Hausbesitzervereins und Führer der sogenannten Mittelstandsbewegung, den Antrag:

„Die Kosten des Feuerlöschwesens sind von den privaten und öffentlichen Feuerversicherungs-Gesellschaften nach Verhältnis der von ihnen in jedem Orte erhobenen Prämien zu tragen. Den Versicherungs-Gesellschaften ist eine Mitwirkung in den Feuerlöschkommissionen einzuräumen."

Zu einer eingehenden Debatte kam es nicht. Man hätte dem Antragsteller außer vielem anderen entgegenhalten können, daß, wenn die Versicherer die Kosten tragen sollen, ihnen doch nicht nur eine Mitwirkung bei der Verwendung, sondern die Verfügung über diese zustehen müsse. Er würde dann eingewendet haben, daß die Feuerlösch- usw. Einrichtungen dem öffentlichen Interesse dienen und Sache der Sicherheitspolizei seien. Und damit wäre wieder jeder Rechtfertigungsgrund für seinen ersten Satz hinfällig geworden. Abgestimmt wurde nicht.

Das Ganze war ein, wenn auch bezeichnendes, so doch bei der Stelle, wo es sich abspielte, nur sozusagen theoretisches Vorspiel.

Das Stücklein praktischer stadt- und auch landagrarischer Politik, von dem wir reden wollen, hat sich am 23. November dieses Jahres im preußischen Landtage zugetragen, wo die Resolution angenommen wurde:

„Die Regierung zu ersuchen, möglichst bald Bedacht zu nehmen auf Einführung einer gesetzlichen Grundlage, durch welche die Möglichkeit gewährt wird, alle im Bezirk einer Provinz arbeitenden Feuerversicherungs-Gesellschaften (also die Privatunternehmungen) zu einer entsprechenden Beteiligung an denjenigen Kosten heranzuziehen, welche die allgemeine Pflege des Feuerlöschwesens der Provinz zum Gegenstand haben."

Die Feuerversicherungs-Gesellschaften sind gewiß sehr lebhaft an dem Vorhandensein guter Feuerlösch-Anstalten interessiert. Ebenso sind sie interessiert an reichlicher Wasserversorgung, an zweckmäßiger Einrichtung der Stadtpläne, am Massivbau der Häuser usw. Sie allein, oder sie vorzugsweise? Und betätigen sie ihr Interesse an allen diesen Dingen nicht ausreichend durch ihre Prämientarife? Sollen sie außer durch Ermäßigung ihrer Tarife, also ihrer Einnahmen, auch noch durch Kostenaufwendungen für einzelne oder alle diese guten Dinge aufkommen, die doch schließlich ihren Versicherten zur Last fallen — wo bleiben dann die Unversicherten, die daran doch noch größeres Interesse haben, als die Versicherten? Und wohin käme man, wenn man die Kosten für Einrichtungen, die das Gemeinwohl fordert, nicht von der Gesamtheit sondern von einzelnen, auch dabei interessierten Gruppen, tragen lassen wollte, also z. B. auch die Kosten der Sanitätspolizei von den Lebensversicherungs-, die Kosten der Sicherheitspolizei von den Einbruchdiebstahls-Versicherungs-Gesellschaften usw.?

Die Widersinnigkeit des Verlangens bedarf des Beweises nicht, der übrigens oft genug schon bündig geführt ist.

Aber auf dieses neue Stück unverfrorener Begehrlichkeit des Hausagrariertums hinzuweisen, dürfte nicht unangebracht sein. Möge diesem Ansturm gegenüber die preußische Regierung an der alten, guten Tradition standhaft festhalten!

A. Emminghaus.

Kurd Laßwitz.

Immer hat es in einer Kulturgemeinschaft Menschen von so ausgezeichneter pädagogischer Neigung und Begabung gegeben, daß es ihnen zur Lebensaufgabe ward, ihren Mitmenschen die Ergebnisse zeitgenössischer Forschung, das augenblickliche Bild der Welt- und Lebensanschauung und das Verständnis seiner historischen Gegebenheit zu vermitteln. Ihr wissenschaftliches Arbeiten beschränkt sich nicht auf ein kleines Gebiet spezialisierter Forschung; heraustretend aus der Reihe der in selbstgewollter und selbstloser Einengung tätigen Gelehrten verfolgen sie von höher und weiter schauendem Platze das Fortschreiten der Erkenntnis. Indem sie sich und dem großen Kreise ihrer Leser, die alle in diesem Punkte gleichsam ihre Schüler sind, ein eigenes Weltbild schaffen oder, weniger anmaßend gesagt, „Beiträge zum Weltverständnis", sind sie, im Ideal, Kritiker der zeitgenössischen Gelehrsamkeit, deren Sinn und Wesen, deren Verdienst und Fehlen sie, aus überlegener Kenntnis und durch die Erfahrungen der Geistesgeschichte geschult, dem großen Publikum vorlegen.

Solchem Ideale nähert sich ein Schriftsteller, der den Lesern dieser Zeitschrift durch manche geistvolle Studie seit langem vertraut geworden ist, der, so enge Grenzen ihm sein Beruf als Gymnasiallehrer der Mathematik gezogen, weithin den Segen seiner lehrenden Begabung ausbreiten durfte: Kurd Laßwitz. Mit einem gelungenen Streben nach Allgemeinverständlichkeit hat er die Ergebnisse langjähriger wissenschaftlicher Studien in seinen „Wirklichkeiten" niedergelegt, von denen nach vier Jahren jetzt die zweite, durchgearbeitete Auflage vorliegt*). Seine kritische Weltauffassung, aus der heraus diese „Beiträge zum Weltverständnis" entstanden sind, geht zurück und fußt auf Kants Lehre, für deren Verständnis und Verbreitung Laßwitz seit einem Vierteljahrhundert tätig ist. Kants grundlegendes Verdienst und das Bedeutsame der kritischen Auffassung ist, so führt Laßwitz aus, daß er die Möglichkeit nachweist, wie die Realitätsgebiete Natur, Sittlichkeit, Kunst nebeneinander ohne Widerspruch bestehen können. Diese „Realitäten" entstehen als gesetzliche Beziehungen auf die Einheit des Bewußtseins: stellt das Denken diese Beziehung her, so entsteht Naturnotwendigkeit, — „alles, was in Raum und Zeit geschieht, steht in notwendiger Wechselwirkung". Wenn der Wille die Beziehung herstellt, erzeugt er Sittlichkeit, wenn die Phantasie: Kunst. Diese drei Gebiete der Wirklichkeit können widerspruchslos nebeneinander bestehen, weil sie Realisierungen ein und desselben Weltinhalts unter verschiedenen Richtungen des Bewußtseins sind; „nicht getrennte Welten, sondern ein und dieselbe Welt in verschiedenen Gestaltungsgesetzen". Durch Kant haben wir gelernt wissenschaftlich zu begreifen, daß neben der Naturgesetzlichkeit Freiheit nicht nur möglich, sondern notwendig ist. Soweit die mathematisch begründete Naturwissenschaft Gesetze aufstellen kann, unberührt von unserem Fühlen und Wollen, soweit reicht Erkenntnis. Wo sie nicht hinreicht, in die Tiefen des Menschenlebens, da ist Freiheit; und um dieser Freiheit willen ist der Mensch. Das Ganze der Natur wird so Mittel zu dem Zweck: Verwirklichung des Guten durch die Freiheit sittlicher Persönlichkeiten. In solcher Abgrenzung der Formen des Daseins, die sie lehrt, besteht eben der „Kulturwert" der Philosophie.

Die Gesetze der Natur also gestalten die Wirklichkeit, bestimmen, wie sich meine Persönlichkeit als ein räumlich-zeitliches Wesen physisch und psychisch darstellt. In dieser Form meiner Existenz bin ich Gegenstand der theoretischen Erkenntnis. Meine sittliche Persönlichkeit aber ist nicht in der Zeit und nicht im Raum — Zeit und Raum sind ihr Mittel, um einen sichtbaren Inhalt zu haben, ihn zu ordnen; sie schafft sich erst ihre Stellung zur Natur. Mit Worten Rudolf Eucken's in seinem prachtvollen Buche „Geistige Strömungen der Gegenwart": Innerhalb des Menschen steigt eine neue Welt auf, eine

*) Verlag von B. Elischer Nachf. Leipzig 1904. — Die übrigen Werke im gleichen Verlage.

Digitized by Google

geistige Welt, die ihn über alle Natur heraushebt. Dieses „Geistesleben" bildet keinen bloßen Anhang der Natur, sondern eine eigentümliche Art des Seins; es erschöpft sich nicht in einzelnen Betätigungen und Vermögen, sondern enthält eine ihnen überlegene und sie umfassende Einheit; es wird ein Selbstleben, das eine umwandelnde Kraft an allen ihm zugeführten Elementen übt und das ganze Dasein auf eine höhere Stufe hebt.

Indem Vernunft die Leiterin ist, setzt sich die Menschheit die Verwirklichung des Wahren, Guten und Schönen zum Zweck. So ist Kultur die „Selbstbestimmung des Menschen durch Vernunft". Solche Kultur hat er sich erworben außer auf den genannten Gebieten der theoretischen Erkenntnis, des praktischen Handelns auf Grund des Sittengesetzes, der zweckmäßigen Lebensgestaltung unter dem ästhetischen Gesichtspunkt, außer diesen in dem Gefühl der Uebereinstimmung von Sein und Sollen, das wir Religion nennen. Auf zwei Arten können die Realitäten des Wahren und Guten das Reich der Notwendigkeit und der Freiheit, vermöge des Gefühls verbunden und zu einer höheren Wirklichkeit ergänzt werden: durch die Kunst und durch die Religion. Denn auch der Kern der Religion ist ein Gefühl. Laßwitz' ausgezeichnete Definition vom religiösen Gefühl lautet nun, es sei „das Gefühl des Vertrauens auf eine unendliche Macht, die meinen eigenen heiligsten Idealen entspricht". Bei dieser Definition setzt Religion im Menschen den Willen voraus, gut zu sein; der Glaube an irgend ein persönlich Wirkendes, mag es vielen erwünscht scheinen, ist nicht erforderlich, um wahrhaft religiös zu sein. Der Forscher, der die Entwicklung der Menschheit sub specie aeternitatis betrachtet, der Künstler, der mit priesterlicher Andacht das Schöne schafft, sie beide sind religiös. Für sie gilt Goethes Spruch:

> Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, der hat Religion;
> Wer diese beiden nicht besitzt, der habe Religion.

Denn diesen beiden hat Erkenntnis, hat künstlerische Phantasie sich in herrschende Lebensstimmung umgesetzt, in ein Gefühl des Vertrauens auf die Realität der eigenen Ideale; das eben ist Religion. Was die Nicht-Künstler mit dem mehr oder minder starken Bewußtsein eines ursprünglichen und unendlichen Wunders erfüllt, — daß Naturnotwendigkeit ist, daß Einheit unserer Persönlichkeit ist usw. usw. und ihnen das Gefühl des Anteils am Unendlichen bestärkt, eben dieses Gefühl quillt insbesondere bei den Künstlern aus dem Bewußtsein des Geheimnisses vom Schaffen oder der schaffenden Persönlichkeit. In allen Menschen aber, die wahr sind und gelernt haben, den Klängen ihres Innern zu lauschen, erzeugt solches Gefühl eine „heilige Grundstimmung".

Das ist Religion, die nicht zu lehren ist, die aus innerer Offenbarung hervorquellen muß.

* * *

Es sei sehr bemerkenswert, sagt Eucken einmal, daß niemals die Verneinung der Religion so in die Massen gedrungen sei wie heute, nie soviel ehrlicher Affekt gegen sie entwickelt sei; daß aber, dem Zuge der Oberfläche direkt widersprechend, eine Unterströmung durch das Geistesleben der Gegenwart gehe: eine Wiederaufnahme des religiösen Problems, das stark und stärker die Geister zu beschäftigen, zu erregen beginnt. „Es treibt einmal wieder von einer bloßen Menschenkultur zu einer wesenerhöhenden und veredelnden Geisteskultur; das aber führt mit Notwendigkeit zur Forderung einer neuen Wirklichkeit und damit auf den Weg der Religion." Gerade die Gegenwart aber, mit ihrer unendlichen Hochachtung vor der Naturwissenschaft und den Ergebnissen der mit ihr verbündeten Technik, ist immer wieder, aus einem Gefühl innerer Wurzellosigkeit heraus, vom Zweifel geplagt, ob überhaupt und wie denn nun Religion, religiöses Fühlen mit den Anschauungen der Naturwissenschaft sich vereinigen lasse. Schriften wie Häckels „Welträtsel" u. ä. haben leider in zahlreichen denkschwachen Zeitgenossen diese Zweifel von neuem angefacht. Da war es eine dankenswerte Tat, daß Kurd Laßwitz in diesem Jahre, öffentlicher Einladung folgend, in Gotha einen Vortrag hielt, „Religion und Naturwissenschaft", der jetzt ebenfalls im Druck vorliegt.

An seinen warmherzigen, klaren Ausführungen, die ihre eingehende Begründung in den Abschnitten XVII bis XX seiner „Wirklichkeiten" finden, möchte ich nur die eine Stelle bemängeln und sähe sie gern gestrichen, in der Laßwitz nämlich bemüht ist, seinem Publikum, zu dem die Körperschaft der Gothaer Gemeindekirchenräte gehörte, die so schwer genießbare wie verdauliche Materie von den „Wundern" mundgerecht zu machen: ich glaube nicht, daß es angängig ist, sie als eine „ursprüngliche Anordnung Gottes" aufzufassen, der zufolge jenes wunderbare Ereignis in dem Momente „naturgesetzlich" eintreten mußte, in welchem es auf die Gemüter wirken sollte. Hier hat doch wohl ein kühles Entweder-Oder die Nebel, in deren Schutz das Hindernis passiert werden sollte, zu zerteilen.

Noch einmal wird im Vortrage klargestellt, daß Religion mit theoretischer Erkenntnis der Naturgesetzlichkeit überhaupt nichts zu tun habe. Indem Kant die Beweise für das Dasein Gottes endgültig widerlegte, widerlegte er zugleich damit (wie er selbst hervorhebt) alle Beweise, durch die man eine Leugnung Gottes zu stützen hoffte. Der Verstand kann eben über die Existenz Gottes nichts ausmachen. Religion als ein Gefühlsverhältnis, als Sache des Vertrauens, ist unabhängig von allen Resultaten der Naturwissenschaft und ihren etwa möglichen zukünftigen Entdeckungen. Das religiöse Gefühl ist Ruhe in sich selbst, Frieden der Seele; Erkenntnis ein unendlicher Prozeß.

Schon früh hat es den Poeten Laßwitz getrieben, sich mit kühner Phantasie in ferne Phasen dieses Prozesses zu versetzen, in Zeiten ersehnter Vervollkommnung nach den Richtungen der Erkenntnis und der Sittlichkeit. Mit kühner, doch nicht zügelloser Phantasie: geschult durch die Erfahrung der Vergangenheit „kann sie sich ihr Gesetz durch Vernunft geben, dann wird sie Kunst". Dieses Problem erörtert Laßwitz zum Schluß seiner „Wirklichkeiten". Er zieht hier die Umrisse seines eigensten Schaffensgebietes: Zukunftsträume vom Werden der Menschheit dichterisch zu gestalten. Gerade indem die Gegenwart das Verständnis der Naturgesetzlichkeit gesteigert hat, entsteht ihr das um so stärkere Verlangen (und dem Dichter die Aufgabe), diese neue objektive Macht naturnotwendigen Geschehens im subjektiven Gefühl sich anzueignen. „Es gilt, das neue Naturgefühl persönlich zu gestalten." Da eröffnet sich ihm „ein ungeheures Feld für das wissenschaftliche Märchen". Laßwitz, den beim Vorbeidonnern des Eisenbahnzuges ein Gefühl des Erhabenen, „des Unnahbaren einer Unendlichkeit, die uns dennoch gehört", überkommt, ihm sind erträumte technische Fortschritte der Zukunft ein unendliches Gebiet, reine ästhetische Freude zu genießen, „in dem Bewußtsein, daß die ewige Freiheit der Vernunft siegreich über den Zwang der Natur schreitet, daß ihre Geistessonne hell hineinleuchtet in das Dunkel beschränkter Enge unseres Tuns". Er sieht, und ihm imponiert am Technischen die noch so sehr unterschätzte „ethische Kraft, die im Bewußtsein des Schaffen-Könnens enthalten ist". — So finden wir denn solche „Zukunftsträume" zu Beginn und am Ende seiner bisherigen literarischen Laufbahn, die über mehr als ein Vierteljahrhundert sich erstreckt. Dieses Gebiet seines Schaffens, auf dem seine Märchen, seine „Erzählungen aus dem 23. und 30. Jahrhundert", sein Roman „Auf zwei Planeten" erwuchsen, näher zu würdigen, sei künftiger Betrachtung vorbehalten.

Strausberg. Raimund Pissin.

Alfred Messel und Ludwig Hoffmann.

So wechseln Hoffnung und Verzagtheit in den Gefühlen des Berliner Architekturbetrachters. Es vergeht kein Jahr ohne schwere Kränkungen, aber es kommen doch auch die Tage der Freude, und einen solchen erlebt man jetzt: das neueste Werk Alfred Messels, der Wertheim-Bau, ist vollendet. Ein solcher Tag gibt das Recht, einmal ein wenig optimistisch vorauszuschauen, all das zu ver-

Digitized by Google

gessen, was an Unfähigkeit und dunklen Plänen jahrein jahraus am Werke ist in einer Riesenstadt wie Berlin, und an das zu denken, was Erfreuliches verspricht.

Man täte unrecht zu leugnen, daß es eine Menge Begabungen und gar vielerlei Arten derselben auch unter den anderen Architekten gibt; von den Jüngeren, die noch nicht zu Wort gekommen sind, hofft man's gewiß. Trotzdem: zwei Männer sind es vor allem, die in wohltätigem Sinn am Straßenbild der Stadt schaffen: Alfred Messel und Ludwig Hoffmann.

Was heute ihre Besonderheit ausmacht, ist kein Geheimnis. Es ist in erster Linie garnicht die Frage architektonischer Begabung, es ist einzig ihr Gedanke an die, für die sie die Häuser bauen, das heißt ihre lebendige Beziehung zu den Zwecken ihrer Werke. Allenthalben werden heute „gute Schulen" gebaut. Woran liegt es, daß sie trotz aller Güte noch nie zu einem Wahrzeichen lieber Erinnerung einem Kinde geworden sind? Weil sie vielleicht gut sind nach den Vorschriften der Baupolizeiordnung, weil sie quadratische Kästen voll indifferenten Lichtes sind; weil sie aber weder im ganzen noch in einem Detail dem Kinde, das so empfänglich wäre, ein liebes Wort sagen. Und was von Schulen gilt, gilt ebenso von Kirchen, von Wohn- oder Warenhäusern. Diesen einen Gedanken an die oberste Stelle aller Entwürfe gestellt zu haben, das ist die Besonderheit der beiden Architekten, und das ist die Quelle alles Guten. Sicherlich dieselbe, langverschüttete, aus der die alten Meister geschöpft haben.

* * *

Zu dieser Stärke des Empfindens kommt als zweites ihr gesunder Standpunkt gegenüber der Tradition. Es fehlt heute nicht an Leuten, die hundertmal radikaler sind und sich darum hundertmal „moderner" vorkommen. Aber es ist keine Frage, daß die Fronde gegen das Gewesene ein Irrtum und innerhalb der Entwicklung bloß eine Phase ist. Der unklare Anfänger mag darin befangen sein, der Meister nicht. Denn die Kunst der Wirklichkeit, die Architektur, ist technisch und ästhetisch folgerichtig wie das Wirklichste, die Natur. Den Knäuel und den abgewickelten Faden der Tradition hinter sich zu werfen, muß nur der wünschen, der fürchten muß, von der Vergangenheit erdrückt zu werden. Hoffmann wie Messel haben sich ihres Umgangs mit den Formen der Gotik, der Renaissance und des Barock nicht zu schämen, denn sie kopieren nicht, sondern empfinden neu und schaffen daraus neu.

Daher auch die Unbefangenheit des Nebeneinander verschiedener Stile in e i n e m Organismus, wie der neue Wertheim-Bau. In der Fassade funktionell auch ornamental gotische Formen. Dicht daneben die Gestalten Rauchs im Eckrysteil voll Helle und Lieblichkeit der Frührenaissance. Im großen Hof die gleichen durch alle Stockwerke reichenden tragenden Glieder, an den Wänden antike, frühmittelalterliche Motive neben Formen des modernen Kunstgewerbes. Beispiele, die aus Hoffmanns Bauten ohne Mühe um viele zu vermehren wären. Gerechtfertigt durch technische, dekorative feine Erwägungen, die den Vorbildern auf den Grund ihrer geheimen Wirkung, nicht nur bis zu den Formen gehen: Eben darum keine kalte Kompilation, sondern die intensivste Belebung und Zusammenfassung der einzelnen zu Gesamtwirkungen, die bei aller Fülle der Elemente, bei aller Subtilität des Geschmacks, das Einfachste bezwecken und erreichen.

* * *

In der vielfach so traurigen Baugeschichte Berlins in den letzten dreißig Jahren stößt man auf einen ganz besonders wirren Knoten falscher Voraussetzungen, von denen ausgegangen wurde. In allen Straßen stehen Häuser, die aufs allerpraktischste gebaut sein sollen, deren Grundrisse also gelungen, deren Aufrisse aber wahre Unmöglichkeiten im Straßenbilde sind. Es sind in erster Linie öffentliche Gebäude, Schulen, Aemter, die über ganze Stadtteile Tristigkeit verbreiten. Andere wieder, in denen der Begriff des Grundrisses als Kunstwerk garnicht aufgetaucht ist, bei denen der Architekt an nichts als die Fassade gedacht hat, und das sind die Häuser, in deren Art noch heute ganze Stadtteile entstehen. Natürlich ohne daß für die Vernachlässigung des Grundrisses eine gute Fassade die Entschädigung wäre. Denn wie kann eine Fassade gut sein, die in sich eine Lüge und nur dazu da ist, die Fehler des Grundrisses zu verdecken?

Wie weit liegt diese allbekannte Misere hinter dem, der einen Bau Hoffmanns oder Messels betritt. Die Fassade, die er unten sah, hat ihm alles verraten, alle Eigenheiten des Grundstückes müssen ihm daraus bekannt geworden sein. Grundriß und Fassade sind hier zwei gleichwertige Lösungen, von denen die erstere für den Architekten die Prämisse im Entstehen war, während es für den Beschauer die zweite ist, als Ausdruck des Ganzen.

Auch dies wieder, diese unbedingte Einheit, ist das Erbe der Tradition, und zwar das Wahre im Gegensatz zu den Werken jener, die sich für die schulmäßigen Bewahrer der Ueberlieferung halten. Während sie doch nur Formen konservieren, deren Bedeutung längst von ihnen vergessen ist. Wer solches näher untersucht, wird in dem neuen Wertheim-Hause von Messel oder in Hoffmanns Märkischem Museum aufschlußreiche Beispiele dieses Könnens finden.

* * *

Noch eins ist Hoffmann und Messel gemeinsam, wovon man hoffen muß, daß es nicht auf sie allein in der Zukunft der Berliner Architektur beschränkt bleibt: Ihre Beziehung zum Material, die ihnen selbstverständliche, doch sonst noch immer recht seltene Neigung zum echten Stoff. Um letzteres vorwegzunehmen: Gerade in der Architektur hat die Zeit, ehe das „Made in Germany" seinen neuen und schmeichelhaften Sinn bekam, ihr Denkmal erhalten. In ihr allein wirkt sie noch heute fort; und kaum irgendwo so stark und unsympathisch wie in Berlin. Man wird entgegnen, daß das Arbeiten mit echtem Material kein Kunststück sei, wenn man Mittel zur Verfügung hat, wie die der Stadt Berlin oder der großen Geldgeber. Aber das ist falsch. Den Gegenbeweis liefern die Objekte ohne jede monumentale Bedeutung, für die man die Mittel so knapp wie möglich bemißt, obgleich Geld vorhanden war. So sehr Messel pretiöseste, raffinierteste und darum kostspieligste dekorative Wirkungen gebraucht, wo er freie Hand hat, so wenig ist es seine Art, sich zur Lüge zu verstehen, wo er einfach sein muß. Davon zeugen im neuen Hause die große Masse der Verkaufsräume. Ein ähnliches Beispiel ist Hoffmanns kleines Reinigungsdepot am Köllnischen Park. Die Erklärung für diese immer vornehmen, würdigen Wirkungen liegt nicht im trivialen Grund des vorhandenen Geldes, sondern wiederum wie alles in der Beiden echtem Künstlertum. Sie kennen die Sprache jedes Materials, die Wirkungen eines jeden und wissen jedes einzelne zu seinem schönsten Ausdruck zu nötigen, ohne Fälschung als Hilfe zu brauchen. Wie die feinen Beziehungen des Lichtes und der Farbe kennen sie die verborgenen Eigenschaften der Holzfaser, des Kornes der Steinarten, die Oberflächenwirkung der Metalle und alle Veränderungen in der Einwirkung der Verfahren. Sie haben ihre Vorlieben und ihre Abneigungen, erfüllen alles mit ihrem persönlichsten Anteil.

Wie ich begann, so kann ich wieder schließen: Auch diese Teilnahme ist nichts anderes als die lebendige Liebe zu ihren Zwecken, und die sind in jedes Architekten Leben im obersten Sinne die Menschen. Baumeister müssen in erster Linie Menschen sein von warmem Herzen. Ein Menschenfeind oder auch nur ein Griesgram unter ihnen mag Kanäle bauen können oder Brunnen abtäufen. Aber eine Kirche, ein Wohnhaus, eine freundliche Schule, in die man gern gehen mag, ja selbst ein Bahnhof, der empfangen soll, wird ihm nie gelingen. Dazu gehört ein großes und gütiges Herz, und jeder Stein am Werk solcher großen Architekten erzählt es. Nun gibt es Häuser in Berlin, in denen man diese Stimme wohltuend vernehmen kann. Ihre Meister sind Messel und Hoffmann.

Fritz Wolff.

Digitized by Google

Traum und Dichtung.

Zu allen Zeiten haben Dichter den Zweifel geäußert, ob wir nicht die Bilder der Nacht leibhaftiger als die Schicksale des Tages erlebten, und solange es Menschen gab, die das eigene Geschick und das der Völker aufzeichneten, erschienen die Taten eng mit den Träumen verflochten. Im Schlafe hielten die Götter nach altem Glauben Zwiesprache mit den Sterblichen und gaben ihnen die Gewalt, aus solchen Offenbarungen die Zukunft zu deuten. In den Annalen von Babylon sind Träume gleich wirklichen Ereignissen aufgezeichnet, und manche geschichtliche Tat fand ihre Ursache im Traum eines Priesters oder Königs. Das Heldenlied der Inder, Ramayana, zeigt den schlafenden Herrscher Dacorathа, von schlimmen Vorzeichen gewarnt. Die im Schlaf geschaute Prophezeiung veranlaßt ihn, dem Sohn sein Königreich zu übergeben. Die ganze Handlung mit Ramas Verbannung, die Trennung der Liebenden und ihre glückliche Wiedervereinigung, dies alles baut sich folgerichtig auf Dacorathas Traum und beweist, wie viel im Leben wie in der Dichtung des Orients von den Bildern abhängt, die sich im Schlaf dem inneren Auge enthüllen.

„Denn wir alle, mögen wir leben, wie wir wollen, sind anderes nicht als Trugbilder und Traum", sagt Sophokles und spricht damit indirekt die große Wichtigkeit aus, die auch das klassische Altertum Träumen und Gesichten beilegte. Voll übernatürlicher Eingriffe ist die griechische Tragödie. Die Geister der Verstorbenen erheben ihre Stimme zu Rat und Tadel, Götter sprechen in Orakeln oder erscheinen selbst auf der Szene, und Träume treten an die Stelle psychologischer Erklärungen. In den „Persern" des Aeschylos erzählt Königin Atossa, von banger Ahnung ergriffen, den Traum, in welchem ihr der Wagen des Königs Xerxes, ihres Sohnes, erschienen sei, von einer Perserin und einer Griechin gezogen. Das hellenische Weib habe das Gefährt zertrümmert, den König herausgeschleudert, und unheildrohend sei der Geist ihres verstorbenen Gemahls Darius vor ihre Seele getreten. Der Traum zeigt die Stimmung der in Persepolis Zurückgebliebenen, und die Zuschauer sind bereits auf die Handlung vorbereitet, wenn der Bote auftritt, um den Bericht über die Kriegsfahrt nach Griechenland anzuheben. In den „Grabspenderinnen" desselben Dichters träumt Klytemnestra, daß ein Drache, den sie geboren, ihr Herzblut ausgesogen habe, und verliert aus Angst vor der kommenden Rache die Sicherheit des Handelns. Ein ähnlicher Traum erschüttert sie in der „Elektra" des Sophokles, während die Tochter aus dem Nachtgesicht der Mutter Hoffnung auf endliche Sühne schöpft. Die gewaltige Tragödie des Oedipos beruht in ihrer ganzen Entwicklung auf dem Traum des Laios und dem Orakelspruch von Delphi, der die Aussetzung des eben geborenen Oedipos und damit die Vorbedingung des Stückes zur Folge hatte. Die Dichter verstanden noch nicht aus den inneren Empfindungen zu folgern, sondern gestalteten die Gefühle zu Dämonen und schritten aus dem dunklen Drang des Wollens durch gebietende Träume zur Tat. Was in modernen Werken störend eingreifen würde, wirkt im Munde der naiven Griechen natürlich und erhaben. Wenn wir auch ziemlich frei vom Glauben an Träume und Weissagungen sind oder uns wenigstens einbilden, es zu sein, so erschüttert trotzdem noch immer der blinde Teiresias die Hörer der Tragödie, wenn er die Stimme in „Oedipos und Antigone" erhebt.

Steigert sich bei phantastisch und mystisch angehauchten Menschen das Traumleben zu solcher Gewalt, daß es in wachem Zustand den Sinn mit seltsamen Bildern umgaukelt, so führt es zu Visionen und prophetischen Erscheinungen. Die Sterne stehen auch tagsüber am Himmel, wir sehen sie nur nicht des helleren Sonnenlichts wegen; Träume umschweben den Wachenden und können sich in die beschäftigten Gedanken schleichen, wie wir den Abendstern manchmal am lichten Himmel gewahren. Die ärztliche Forschung hat ergeben, daß die Gehirntätigkeit, durch Hunger angetrieben, phantastische Bilder hervorruft. Dies war, wenn auch ohne wissenschaftliche Grundlage, den Alten bekannt. Die Weisen und Propheten des Orients zogen sich fastend in die Wüste zurück, ehe sich ihnen die Zukunft offenbarte.

In reicher Fülle bringt das alte Testament poetische Träume. Wir gedenken gern der Erzählung von Joseph und seinen Brüdern, wenn wir in den Loggien des Vaticans Raphaels Bilderbibel betrachten. „Seht da kommt der Träumer her!" riefen die Brüder und spotteten des Jünglings, der mit tiefen, schwärmerischen Augen traumverloren einherging. Die Traumdeutekunst des Orients ist poetisch und einfach in seiner Geschichte verklärt; zarte, dichterische Verherrlichung des Wunderbaren liegt über der Erscheinung der Himmelsleiter, und mächtigen, erschütternden Klagen gleichen die wachen Träume der Propheten. Wie Michelangelo die übergroßen Gestalten dieser Seher auffaßte, treten sie uns aus der heiligen Schrift entgegen, und ihre Weissagungen wirken wie gewaltige Gebilde orientalischer Phantasie. Im Nimrod-Epos, dem Heldenlied der Babylonier, ahnt Gilgamisch alle Begebenheiten durch Träume und versteht sie, gemeinsam mit seinem Freunde, zu deuten. Der Prophet Daniel wurde in Babel zum mächtigen Mann und „zum Obersten über alle Weisen", weil er die Bilder erklären konnte, die Nebukadnezar im Schlafe gesehen.

So weit unsere Nachrichten zurückreichen, hat es überall, vom südlichen Asien bis zur Insel Island, weise Männer gegeben, die einen besonderen Ruf als Traumdeuter genossen und dadurch bei allem Volk in hohem Ansehn standen. Den Söhnen des Nordens erschienen die Schutzgeister als Tiergestalten, wie in der Gervar Oddssaga dem Könige von Island der Eisbär als Schutzgeist der Insel. Gespenster bevölkern die Träume und die Gesänge der Skalden. So sah die Maid Herdis im Gudrunlied schlafend ein unheimliches Weib, von gewebtem Mantel umflossen, das sprach: „Sage Deiner Großmutter, daß ich es nicht leiden kann, wenn sie sich nächtlich auf mich stürzt und heiße Tränen vergießt, daß ich zu brennen beginne." Tags darauf erzählte Herdis ihren Traum der Gudrun. Man ließ den Kirchenboden an der Stelle aufreißen, an welcher sie zu beten pflegte, und fand in der Erde Knochen nebst einem Zauberstab, woraus man schloß, daß eine heidnische Vala dort begraben liege. Die Knochen wurden in den Wald gebracht, und die Vala fand der Sage nach Frieden.

Durch die Lieder der Edda klingen Baldurs ängstliche Träume, die das Rot von seinen Wangen scheuchten. In der germanischen Poesie vermischt sich das Traumleben mit anderen Ahnungen kommenden Verderbens. Der „allkundige" Zwerg Alwis antwortet auf die Frage Thors, wie die Nacht in allen Welten heiße:

„Nacht bei den Menschen, Nebel den Göttern,
Hülle höheren Wesen,
Riesen Ohnelicht, Alfen Schlummerlust,
Traumgenuß nennen sie Zwerge."

Brynhild sieht nach Sigurds Tod im Schlafe das Strafgericht der Niflungen und weckt angstvoll den Gemahl. Atli — der König Etzel der Edda — träumt von dem Dolche, den ihm Gudrun in die Brust stoßen wird, erzählt der Falschen den Traum und wird von ihr getröstet, der spitze Stahl sei ein glückbringendes Zeichen. In Ossians Liedern sieht Fingal nächtlicher Weile den Ausgang der Schlacht voraus, und die Traumbilder treten deutlich aus den dichten Nebeln hervor. Auch Chriemhild wird in der Nibelungen Not vor Siegfrieds Mord von ängstlichen Träumen gewarnt und fleht den Gemahl vergeblich an, von der verhängnisvollen Jagd fernzubleiben. Ueberall in der germanischen Dichtung verachten die kräftigen Recken das drohende Zeichen und führen ihren Untergang durch frohgemuten Leichtsinn herbei. Das prophetische Gemüt der Frauen träumt aber von der Zukunft und läßt gleich den Orakeln der Griechen das Walten des Geschicks und seine Notwendigkeit zwischen dem Tun und Treiben menschlichen Rates und menschlicher Leidenschaft hervortreten.

Heidnische Ueberlieferungen sind eng mit christlichen verschmolzen. Dietrich von Bern, der sich im Traum in die schöne Alpenfee, Königin Virginal, verliebt und sie wachend aus den Händen eines Zauberers befreit, bleibt trotzdem ein christlicher König. Wenn einerseits böse Geister schlechte Träume hervor-

Digitized by Google

rufen, so tröſten andererſeits Engel den unſchuldig Leidenden in guten Träumen. Frau Thorgunne von den Süderinſeln peinigte als Geſpenſt — im Skaldenlied — alle, die in ihrem reich geſchnitzten Bette ſchliefen, weil es die Erben nach ihrem Tode nicht, wie ſie beſtimmt hatte, verbrannten. Der bekehrte Hermodorus ſieht — im „Hirten“, einer Dichtung vom Ende des zweiten Jahrhunderts — den Bau der Gottesſtadt, bei welchem viele Steine verworfen werden, und er ſieht den Engel der Buße im Hirtenkleid, der zur Umkehr und Beſſerung mahnt. Propheten und Skalden, heidniſche und chriſtliche Dichter verſtanden in gleicher Weiſe den Traumzuſtand zu verwerten und ſeine Bilder zu deuten.

Der Glaube an weisſagende Träume erhielt ſich durch die Jahrhunderte, und ihre Auslegung wurde — wie einſt bei den Chaldäern — eine Wiſſenſchaft. Um das Jahr 200 nach Chriſti Geburt verfaßte Artemidoros von Daldis die Schrift „Oneiro Kritika“ und legte darin ein großes Material an Träumen und Deutungen nieder, das er auf Reiſen und im Verkehr mit den Philoſophen geſammelt hatte. Dies Werk iſt — abgeſehen von den Ziegelſteinen der Bibliothek zu Ninive, die uns die Bedeutung einzelner Tiergeſtalten erklären — das älteſte bekannte Traumbuch, eine Miſchung von Klugheit und Erfahrung, von geſunder Pſychologie und abenteuerlichen Phantaſtereien. Im Lauf der Zeiten folgten ähnliche Schriften, deren berühmteſte im ſiebzehnten Jahrhundert Vattier aus dem Arabiſchen ins Franzöſiſche überſetzte, und deren Nachahmungen noch heute unter dem Namen „Perſiſches Traumbuch“ im Handel ſind.

Im Sagenkreis Karls des Großen ſchlingen ſich die Feſſeln des Traums oft um die Gedanken der Wachenden, und die Menſchen ergreift bei manchen Handlungen die Willenloſigkeit des Schlafes. Selbſt der König ſteht nach dem Liede im Bann des Traums. In einem Schloſſe Karls des Großen hing eine Glocke, die jeder Bedrängte läuten durfte. Eines Tages wurde ſie von einer Schlange gezogen, welche die Boten des Kaiſers zu einer Kröte führte, die ſich auf die Schlangeneier gelegt hatte. Die dankbare Schlange gab dem Kaiſer einen Stein, der den Zauber treuer Liebe in ſich barg. Karl ſchenkte ihn ſeiner Gemahlin, die ſterbend das Kleinod in den Mund nahm, damit niemand die Liebe des Kaiſers erbe. Darum konnte ſich der Witwer nicht von der Leiche trennen, ließ ſie einbalſamieren und führte ſie auf ſeinen Zügen mit ſich, bis der Erzbiſchof von Cöln den Ring entdeckte und wegnahm. Da erwachte der Kaiſer „wie aus einem Traum“ und warf das Kleinod ins Waſſer.

So phantaſtiſch und wirr die Bilder des Schlafes ſein mögen, ſie ſind Wirklichkeit, ehe wir die Kraft gewinnen, ſie abzuſchütteln. Wenn das Kind mit ängſtlichem Schrei erwacht und der Mutter ſeine Furcht eingeſteht, tröſtet ſie das weinende mit den Worten: „Es war ein Traum.“ Der Dichter des Mittelalters hielt ſeine Träume für Wahrheit wie das bangende Kind. So ließ Hroswitha, die Nonne von Gandersheim, in einem ihrer Legendendramen den Engel des Todes ein erhabenes Zwiegeſpräch mit dem Engel des Lebens führen. Darin nannte ſie den Traum die Dämmerung, in der die Sonne des Lebens und die Sternennacht des Sterbens ſich berühren. In einem anderen Stück überfällt den büßenden Theophilus der Schlaf, die Himmelskönigin erſcheint, gibt ihm die Gewißheit göttlicher Gnade und legt ihm die zerriſſene Urkunde auf die Bruſt, in der ſich der Arme, irdiſchen Genüſſen zuliebe, dem Teufel verſchrieben hatte. Mit der Legende von Theophils Fall und Rettung berührte Hroswitha eine Lieblingsſage des ſpäteren Mittelalters, den Kampf des guten und des böſen Prinzips um die menſchliche Seele, und erwähnt den ſchriftlichen Vertrag mit dem Teufel, der in der Fauſtſage wiederkehrt. Derber Humor liegt in dem Traum des Dulcitius aus einer anderen Komödie der Nonne. Drei chriſtliche Jungfrauen ſind in ein improviſiertes Gefängnis, die Vorratskammer, geworfen, worin rußiges Küchengeſchirr aufbewahrt wurde. Gereizt durch die Schönheit der Mädchen, naht ſich der Statthalter Dulcitius den Betenden, aber ein Traum umſtrickt ihn und läßt ihn die Pfannen und Tiegel ſo zärtlich küſſen, daß er ſchwarz gefärbt nach Hauſe kommt, wo ihn die fromme Gattin über den wahren Sachverhalt aufklärt.

Heldengedichte und Marienlieder, die Poeſie der Mönche und den Minneſang der Ritter erfüllen Träume mit geheimnisvoller Pracht. Am Ende ſeines Lebens klagt Walter von der Vogelweide:

„Träumte mir mein Leben oder iſt es wahr?
Was ſtets mich wirklich däuchte, war's ein trüglich Spiel?
Ich habe lang geſchlafen, daß es mir entfiel:
Nun bin ich erwacht und iſt mir unbekannt
Was mir ſo kund einſt war, wie dieſe jener Hand.“

In Griechenland hatte Epimenides einen ſo langen Schlaf getan, daß ihm die Welt beim Erwachen fremd geworden und das frühere Leben wie ein Traum vorkam: Wilhelm Grimm vergleicht die Sage des Altertums mit Walters Lied und fragt, ob die Klage des Epimenides edler laute. — Nachdenklich und ſchweigend reitet Parcival in Wolfram von Eſchenbachs Epos von der entſchwundenen Gralsburg durch das Land und verfällt in träumeriſches Sinnen. Da ſieht er drei Blutstropfen im Schnee, die ihn plötzlich an zwei Tränen in den Augen und eine am Rinn ſeiner geliebten Frau erinnern, die ſie vergoſſen, als er von ihr geſchieden. Wachen Auges träumt er von fernem Glück und findet ſpäter an derſelben Stelle die Gattin mit den Zwillingsknaben an der Bruſt. So iſt das Bild in Traumes Weiſe Erinnerung und Vorbedeutung. Wolframs Werk kündet die tiefe Myſtik des Mittelalters in verblaßten, poetiſch zarten Farben, in Dantes Dichtung aber erblühte dieſe Weltanſchauung erſt zur vollen Blume, er zeigte in der göttlichen Komödie die Wahrheit der Viſion, wie andere Dichter die Wahrheit des Lebens. Das Unglaubliche geſtaltet ſich durch ſeine Worte wie die Erſcheinungen des Schlafes zu feſten Bildern, in deren Gewalt wir uns fühlen. „Es iſt,“ ſagt Schopenhauer, „als ob er jeden Geſang die Nacht über geträumt und am anderen Morgen aufgeſchrieben hätte, ſo ſehr hat alles die Wahrheit des Traumes.“

Die dichteriſche Auffaſſung, die den Elementargeiſtern alle beſonderen Erſcheinungen zuſchrieb, die Sternenwelt durch Engel in Bewegung brachte und aus dem Irdiſchen das Himmliſche ſymboliſch erklärte, lebte weiter und begegnete ſich mit dem Streben einer jungen Wiſſenſchaft, Geſetze und unperſönliche Kräfte anſtelle jener willkürlichen Geſtalten zu ſetzen. Das Ineinanderklingen beider Richtungen, das Verweben der Beobachtung mit den Träumen, charakteriſiert das Zeitalter der Renaiſſance. In einer gelehrten Schrift des 16. Jahrhunderts, die wohl arabiſchen Quellen entſtammt, iſt der Prozeß des Deſtillierens mit einer Abhandlung über die Tugenden verknüpft und in die Form eines Traumes gekleidet. Weißhaarige Prieſter opfern vor einem Altar Keſſel mit ſiedendem Waſſer, in denen ſpannenlange Menſchen herumwandern, geharniſchte Krieger erſcheinen und geflügelte Sphinxe. In ſolchen vieldeutigen Dichtungen ließ ſich Wiſſen vorſätzlich, Unwiſſenheit bequem verſtecken.

In den Trauerſpielen der Zeit ging es ſelten ohne Träume ab, doch ſie warfen nicht mehr wie bei ihren Vorbildern, den griechiſchen Tragödien, den Schatten des Verhängniſſes über das ganze Werk, ſondern erſchienen gegen das Ende als rhetoriſche Prachtſtücke. Wie die Frauen mit ihrem Schmuck und der Bramarbas mit ſeiner Tapferkeit prahlte, ſo wurde es in der Literatur Mode, mit der Schilderung ſeltſam phantaſtiſcher Träume und Gefühle zu prunken. Der ſpaniſche Satiriker Quevedo geißelte dieſe Kunſt und wandte in ſeinen „Viſionen“ die Form der Allegorie und des Traumes an, um Torheit und Laſter, Rangordnung und Größenwahn der Lächerlichkeit preiszugeben. Auch in Quevaras „hinkendem Teufel“, den die Bearbeitung des Franzoſen Leſage in die Weltliteratur eingeführt hat, zeigt Asmodi den Studenten von Alkala traumartig die Geheimniſſe der Häuſer von Madrid, „wie das Innere einer Paſtete, deren Kruſte man abgehoben hat“,

Durch Kunſt und Leben ranken ſich bis in die neueſte Zeit Träume und Viſionen wie die blauen Glycinen um altersgraue Paläſte.

Warnend und vorbereitend, als Motiv und als Einkleidung ſind ſie erſchienen. Als philoſophiſche Lebensauffaſſung führt Calderon den Traum in die Dichtung. Der Spanier

Digitized by Google

wurde wohl durch die Lehre des arabischen Philosophen Algazzali angeregt, der sagte: „Während des Schlafes verleihst du den Erscheinungen eine Wirklichkeit und hegst keinen Verdacht, daß sie trügen. Beim Erwachen wirst du gewahr, daß sie nichts als Schein sind. Welche Sicherheit hast du, daß alles, was du im Wachen fühlst und zu wissen glaubst, wirklich da sei? Es ist alles wahr, soweit es dich in jenem Augenblick betrifft, allein es ist möglich, daß ein Zustand kommt, in dem du auch dies als Traum erkennen wirst." Calderon hat in zwei Stücken gleichen Namens „Das Leben ein Traum" diese Ansicht deutlich ausgesprochen. Im geistlichen Drama versinkt der Mensch nach dem Sündenfall in Besinnungslosigkeit und klagt nach dem Erwachen, die einstige Herrlichkeit sei nur ein Traum gewesen. Dann zweifelt er an der Wahrheit des neuen Zustandes, läßt sich von der Weisheit, die als himmlischer Pilger kommt, lehren, wie man die Kräfte der Erde besiegt, und ruft aus, sobald die erste Ernte reift: „Wenn auch dies ein Traum ist, laß mich nie erwachen!" In dem weltlichen, berühmten Schauspiel wird die Weltanschauung des Dichters durch die Worte des Prinzen Sigismund ausgedrückt:

„Was ist Leben? Hohler Schaum,
Ein Gedicht, ein Schatten kaum.
Wenig kann das Glück uns geben,
Denn ein Traum ist alles Leben
Und die Träume selbst ein Traum."

Für den kraftvollen Shakespeare hat das Leben einen höheren Inhalt, aber er zeigt auch, wie es zum Traume werden kann, wenn der Mensch seiner Einbildungskraft unterliegt. Titania hält im „Sommernachtstraum" den geliebten Zettel trotz Eselskopf für ein Wunder an Schönheit, und die handelnden Personen sinken zum Spielzeug phantastischer Launen herab. Doch Vernunft und Recht kommen schließlich zur Geltung, auf die wundersame Sommernacht folgt im letzten Akt die Rückkehr zu den Pflichten des Tages. Die düsteren Traumgesichte, die Richard III. vor der Schlacht heimsuchen, erscheinen als Vorboten und Verkünder eines nahen Gottesgerichts. Aber wie die Blume Gift und Arznei in demselben Kelche beherbergt, so ermutigen dieselben Gestalten, die den Mörder an seine Verbrechen erinnern, den jungen Richmond durch tröstlichen Zuspruch. In den Römertragödien Shakespeares lebt noch der ahnende, vorbereitende Traum des Altertums, in den Dramen aber, die Anschauungen aus der Zeit des Dichters wiederspiegeln, tritt anstelle kündender Götter das eigene Ich, anstelle der Ahnungen das Gewissen. Die Philosophie Giordano Brunos klingt aus den Grübeleien des Dänenprinzen:

„Sterben — schlafen —
Schlafen, vielleicht auch Träumen! — ja da liegt's.
Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,
Wenn wir den Drang des Ird'schen abgeschüttelt.
Das zwingt uns still zu stehen."

Wachsende Erkenntnis der Natur nahm den Träumen langsam ihre Bedeutung in der Poesie. So sagt Montaigne in einem Essay gegen die Hexenverbrennung, es läge näher anzunehmen, daß alte Weiber von der Liebe des Teufels träumten, als daß sie sich wirklich in Satans Armen ergötzten. Und Racine, der nach dem Beispiel der Antike den Traum zum Aufbau seiner Handlung braucht, entschuldigt ihn durch die eingeschobene Phrase: — „Sollte ich mich wirklich um eines Traumes willen beunruhigen?" Nur Klopstock gelingt es noch, den Traum zu unmittelbarer, antiker Wirkung zu bringen. Zu bedeutender, fast dramatischer Kraft steigert sich die Handlung in der Messiade, wenn das Weib des Pilatus der Maria den „schrecklichen, himmlischen" Traum erzählt, in welchem die heidnische Philosophie, durch die Erscheinung des Sokrates verkörpert, sich vor dem höheren Geiste des Christentums neigt. Wie Homer die Helden durch Erscheinungen im Schlafe zu wichtigen Handlungen antrieb, motivierte Klopstock die Vorgänge, die im Evangelium naiv und ergreifend erzählt sind.

Mit dem Gefühl, daß er eine andere Welt als die wirkliche in seinem Herzen trage, rief Schiller aus: „Freiheit wohnt nur in dem Reich der Träume", und versenkte sich in die Tiefen der Kantischen Philosophie. Doch noch einmal erwacht bei ihm die alte Traumwelt zu poetischem Leben. Das Mädchen von Orleans schlummert im Schatten des Druidenbaums und hat weissagende Träume. Wir werden an den Tempelschlaf des Götterglaubens erinnert und an die deutsche Heldensage, in der es heißt: „da auf dem Eschenzweige die Aare sitzen und alles Volk zur Traumstätte fährt". Neben dem Chor der Griechen ersteht in der „Braut von Messina" das gebietende Schicksal mit Orakeln und Träumen. Auch zittert, wie bei Calderon, der leitende Gedanke durch das Stück: Wer das Schicksal aufhalten will, beschleunigt seine Schritte. — Rein äußerlich verwendet Goethe das Traummotiv. Versöhnend erscheint dem verurteilten Egmont im Schlafe Klärchen und das ersehnte Freiheitsideal. Mephistopheles gaukelt seinem schlafenden Opfer „süße Traumgestalten" vor. Wie mancher, der schlaftrunken die Wahrheit nicht vom Traum zu trennen vermag, zweifelt der erwachende Faust. Wenn aber Goethe vom Dichter sagt: „Er lebt den Traum seines Lebens als ein Wachender und das Seltenste, was geschieht, ist ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft", so zeigt auch er den mächtigen, sinnberückenden Einfluß der Traumwelt auf die Wirklichkeit. Aus ähnlichen Gedanken entwickelt Grillparzer die Fabel seines Stückes: „Der Traum ein Leben." Im Verlauf des Spiels wird der Held Rustan scheinbar zum Verbrecher, erst im letzten Akt verschwinden die Spukgestalten und der wahre Rustan, der den furchtbaren Traum nicht abzuschütteln vermag, spinnt wachend die Handlung fort, bis er erkennt, daß ihm der Traum eine Mahnung war, seine Leidenschaften zu zügeln. Grillparzer entnahm die Fabel zum Teil dem Märchen Voltaires: „Le blanc et le noir". Während der Franzose den im Traum Gefotterten humoristisch ins Leben zurückführt, läßt der deutsche Dichter den ernsten Ton des nächtlichen Spiels ernst und erhaben am Tage verklingen.

Den Dichtern war der Traum seit alters ein üppiges Beet, in dem sie sich die schönsten Blumen brechen konnten. Dem Philosophen und Naturforscher ist er ein ernstes Problem. Doch manchmal wurde auch der Denker selbst in fortgeschrittener Zeit zum Dichter. So erläuterte Kant die Träume des Geisterschers Swedenborg durch die Träume seiner Metaphysik, die von Schopenhauer „die ruhig besonnene Darstellung einer traumartigen Beschaffenheit der ganzen Welt" genannt wurde. Und Schelling dachte sich die Erde als eine riesige Träumerin. Nach seiner Ansicht waren die Versteinerungen niemals lebendig, sondern das Gestein träumte in ihnen von Tieren und Pflanzen. Die alten Zweifel, die uralten Grübeleien sind noch nicht gelöst, und Prosperos Wort aus Shakespeares „Sturm" ertönt noch immer an der Rätselpforte unseres Daseins: „Wir sind solches Zeug wie das, woraus die Träume gemacht sind, und unser kurzes Leben ist von einem Schlaf umschlossen."

München. Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Riquet.*)

I.

Da der Umzugstermin gekommen war, verließ Herr Bergeret mit seiner Schwester das alte, verfallene Haus in der Rue de Seine, um sich in einer modernen Wohnung in der Rue Vaugirard niederzutassen, denn so hatten Zoé und das Schicksal es beschlossen. Während der langen Umzugsstunden irrte Riquet traurig durch die verödeten Räume. In seinen liebsten Gewohnheiten sah er sich gestört. Unbekannte, schlechtgekleidete, lärmende, grobe Leute schreckten ihn aus seiner Ruhe auf. Sie kamen bis in die Küche und stießen mit den Füßen gegen seinen Brotteller und Wassernapf. Und immer wieder zogen sie die Teppiche und Stühle unsanft unter seinem armen Hinterteil fort, sodaß

*) Autorisierte Uebersetzung von Gertrud Savié (Paris).

Digitized by Google

er schließlich nicht mehr wußte, wo er sich in seinem eigenen Hause niederlassen sollte.

Wir wollen zu seiner Ehre sagen, daß er zuerst einigen Widerstand versuchte. Als man den Springbrunnen forttrug, hatte er den Feind wütend angebellt. Aber niemand war auf sein Rufen gekommen. Er sah, man ermutigte ihn nicht, im Gegenteil, es unterlag keinem Zweifel, er war der Geschlagene. Fräulein Zoë hatte ihm kurz zugerufen: „Schweig!" und Pauline hatte gesagt: „Riquet, Du machst Dich ja lächerlich."

Daher verzichtete er darauf, unnütze Warnungen laut werden zu lassen und allein für das allgemeine Wohl zu kämpfen. Er beklagte im Stillen den Ruin des Hauses und suchte vergeblich von Zimmer zu Zimmer nach ein bischen Ruhe. Wenn die Umzugsleute in die Stube kamen, in die er sich geflüchtet hatte, versteckte er sich vorsichtshalber unter einen Tisch oder eine Komode, die noch da standen. Aber das schadete ihm mehr, als daß es ihm nützte, denn alsbald fing das Möbel über ihm an zu wackeln, hob sich, fiel wieder auf ihn zurück und drohte, ihn zu erdrücken. Mit stierem Blick und gesträubten Haaren nahm er Reißaus und floh in einen andern Versteck, wo es ihm nicht besser erging als das erstemal . . .

Aber diese Unbequemlichkeiten, ja selbst Gefahren, waren nichts im Vergleich mit den Qualen, die sein Herz erlitt. In ihm war das Sittlichkeitsgefühl, wie man sagt, am schwersten verletzt.

Die Möbel der Wohnung waren für ihn nicht tote Dinge, sondern lebende, wohlwollende Wesen, gütige Genien, deren Fortgang schweres Unheil verkündigte. Teller, Zuckerdosen, Herd und Töpfe, alle die Gottheiten der Küche, Stühle, Teppiche, Kissen, alle die Fetische der Wohnräume, seine Laren, seine Hausgötter waren fort. Er glaubte, daß ein so furchtbares Unglück niemals wieder gut zu machen sei.

Das erfüllte ihn mit einem so gewaltigen Kummer, wie ihn seine kleine Seele nur zu fassen vermochte. Glücklicherweise aber war sie gleich der menschlichen Seele leicht zu zerstreuen und bereit, alles Uebel zu vergessen.

Während der langen Abwesenheit der Umzugsleute, da der Besen der alten Angelika den alten Staub aus den Winkeln kehrte, spürte Riquet den Geruch einer Maus, verfolgte er die Spur einer Spinne, und seine Gedanken fanden darin eine Zerstreuung. Aber bald verfiel er wieder in seine große Traurigkeit.

Als er am Auszugstage sah, daß die Dinge sich immer mehr verschlimmerten, geriet er in Verzweiflung. Ganz besonders schaurig kam es ihm vor, daß man die Wäsche in dunkle Kisten packte. Pauline legte ihre Kleider mit froher Hast in einen Koffer, und Riquet wandte sich von ihr ab, als begehe sie eine unrechte Handlung. Er kauerte sich in einen Winkel und dachte — das ist das Schlimmste von allem!

Sei es nun, daß er glaubte, die Dinge hörten auf zu sein, wenn er sie nicht mehr sehen konnte, sei es, daß er nur einen peinlichen Anblick vermeiden wollte, er blickte absichtlich nicht nach der Seite hin, wo Pauline war. Zufällig bemerkte sie beim Hin- und Hergehen Riquets Stellung. Die war kläglich genug, aber Pauline fand sie komisch und fing an zu lachen. Und lachend rief sie: „Komm, Riquet, komm!" Aber er rührte sich nicht und wandte nicht einmal den Kopf. Ihm war in diesem Augenblick nicht danach zumute, seine junge Herrin zu liebkosen, und in geheimem Instinkt, aus einer Art böser Ahnung heraus, hatte er Furcht, sich dem gähnenden Koffer zu nähern. Mehrere Male rief sie ihn, und als er nicht kam, nahm sie ihn auf den Arm.

— — „U je," sagte sie, „wie unglücklich ist er! wie muß man ihn bedauern!"

Das sagte sie ironisch. Aber Riquet verstand keine Ironie. Er lag teilnamlos und tot in Paulines Arm und tat, als sähe und höre er nichts.

„Riquet, schau mich an!"

Dreimal kam die Mahnung, aber dreimal vergebens.

Da simulierte Pauline einen heftigen Zorn und mit den Worten: „Verschwinde, dummes Tier" warf sie Riquet in den Koffer und klappte den Deckel zu.

Da ihre Tante sie gerade in diesem Augenblick rief, ging sie aus dem Zimmer und ließ Riquet im Koffer.

Er war sehr in Sorge und, weit davon entfernt zu vermuten, daß er nur aus Spielerei und zum Spaß in den Koffer gesperrt sei, bemühte er sich, die ohnehin schon recht fatale Situation nicht noch durch seine eigene Unklugheit zu verschlimmern. So verhielt er sich einige Augenblicke ganz regungslos und wagte nicht zu atmen. Dann erschien es ihm nützlich, sein finsteres Gefängnis zu erforschen.

Er betastete mit seinen Pfoten die Unterröcke und Hemden, auf die man ihn in so erbärmlicher Weise geworfen hatte und suchte nach einem Ausgang aus dem verhängnisvollen Ort. Er machte sich schon seit zwei oder drei Minuten damit zu schaffen, als Herr Bergeret zum Ausgehen gerüstet ins Zimmer trat und rief:

„Komm, Riquet, komm! Wir wollen am Kai spazieren gehen. Dort ist die wahre Ruhmesstätte. Man hat da einen Bahnhof gebaut von geradezu erhabener Mißgestalt und auffallender Häßlichkeit. Die Architektur ist eine verloren gegangene Kunst. Man demoliert das Haus an der Ecke von der Rue du Bac, das so gut aussah. Natürlich wird man dafür irgendeinen häßlichen Neubau hinsetzen. Wenn die Architekten doch wenigstens nicht an unserem Quai d'Orsay den barbarischen Stil einführen wollten, von dem sie auf den Champs Elysées an der Ecke der Rue de Washington ein so fürchterliches Beispiel gegeben haben. . . . . Wir wollen am Kai spazieren gehen. Dort ist die wahre Ruhmesstätte. Aber die Architektur ist sehr herabgekommen seit Gabriel und Louis . . . . . Wo ist der Hund? . . . . Riquet! Riquet!"

Herrn Bergerets Stimme war ein großer Trost für Riquet. Er antwortete, indem er mit seinen Pfoten wie toll gegen die Seitenwände des Weidenkorbes kratzte.

„Wo ist der Hund?" fragte Herr Bergeret Pauline, die eben mit einem Stapel voll Wäsche im Arm zurückkam.

„Er ist im Koffer, Papa."

„Was?, er steckt im Koffer, warum denn das?" fragte Herr Bergeret.

„Weil er dumm war," antwortete Pauline.

Herr Bergeret befreite seinen Freund, und Riquet folgte seinem Herrn schwanzwedelnd in den Hausflur. Da fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf. Flugs kehrte er um, lief zu Pauline zurück, stemmte sich mit den Vorderpfoten gegen ihre Kleider, und erst nachdem er sie zum Zeichen der Anbetung wie toll geküßt hatte, holte er seinen Herrn auf der Treppe ein. Er hätte geglaubt, es an Klugheit und Verehrung haben fehlen zu lassen, wenn er einer Person, die die Macht besaß, ihn in einen tiefen Koffer zu versenken, nicht seine Liebe bezeugt hätte.

Auf der Straße bot sich Herrn Bergeret und Riquet das erbärmliche Schauspiel dar, daß ihre Möbel auf dem Trottoir herumstanden.

Während die Umzugsleute in der Gaststube an der Ecke ein Glas Bier tranken, spiegelte Fräulein Zoës Schrank die Vorübergehenden wieder: Arbeiter, Schüler der Beaux Arts, junge Mädchen, Kaufleute, Wagen und Karren und die Apotheke mit den farbigen Pokalen und dem Aeskulapstab. Gegen einen Grenzstein gelehnt, tätschelte Großvater Bergeret in seinem Rahmen mit seiner sanften Miene in dem feinen blassen Gesicht unter den flatternden Haaren. Herr Bergeret betrachtete seinen Vater mit liebevoller Ehrerbietung und setzte ihn vom Grenzstein weg. Er stellte auch den kleinen Nypptisch von Zoë, der aussah, als schäme er sich, auf der Straße zu sein, an einen sicheren Ort.

Indessen kratzte Riquet mit seinen Pfoten an den Beinkleidern seines Herrn und blickte ihn aus seinen schönen, traurigen Augen an, als wollte er sagen:

„Solltest Du, der Du einst so reich und mächtig warst, arm geworden sein? Solltest Du machtlos geworden sein, teurer Herr? Du läßt Leute, die in Lumpen gekleidet sind, in Dein Wohnzimmer dringen, in Dein Schlafzimmer, in Dein Speisezimmer, läßt es zu, daß sie über Deine Möbel herfallen und sie hinausschleppen. Deinen bequemen Lehnstuhl, in dem wir alle Abend ausruhten und auch manchmal morgens dicht nebeneinander, den haben sie auf die Treppe geschleppt. Ich

Digitized by Google

hörte, wie er unter den rauhen Griffen der schlecht gekleideten Leute seufzte, unser guter, alter Lehnstuhl, der ein großer Fetisch ist und ein gütiger Geist. Du hast Dich diesen Eindringlingen nicht widersetzt. Wenn Dir keine der Genien bleibt, von denen Deine Wohnung voll war, nicht einmal die kleinen Gottheiten, die Du jeden Morgen, wenn Du aus dem Bette sprangst, an Deine Füße zogst und in die ich spielend hineinbiß, wenn Du so arm, so elend bist, o Herr, was soll dann aus mir werden?"

II.

Gedanken eines Hundes.

1.

Die Menschen, Tiere und Steine werden immer größer, je mehr man sich ihnen nähert, und sie sind kolossal, wenn sie sich über mir befinden. Ich bleibe hingegen immer gleich groß, wo ich auch sei.

2.

Wenn mein Herr mir unter dem Tisch einen Bissen reicht, den er in seinen Mund stecken will, so tut er das, um mich auf die Probe zu stellen und um mich zu strafen, wenn ich der Versuchung erliege. Denn ich kann nicht glauben, daß er sich meinetwegen beraubt.

3.

Der Geruch der Hunde ist deliziös.

4.

Mein Herr hält mich warm, wenn ich hinter ihm in seinem Lehnstuhl liege. Das kommt daher, weil er ein Gott ist. Vor dem Kamin befinden sich Marmorfliesen, die ebenfalls warm sind. Diese Fliesen sind göttlich.

5.

Ich spreche, wann es mir beliebt. Aus dem Munde des Herrn kommen auch Töne, die einen gewissen Sinn haben. Aber es ist lange nicht so deutlich zu verstehen wie das, was ich durch den Laut meiner Stimme ausdrücke. In meinem Munde hat alles einen Sinn, aus dem Munde des Herrn kommt sehr viel überflüssiges Geräusch. Es ist schwer, aber notwendig, die Gedanken des Herrn zu erraten.

6.

Essen ist gut. Gegessen haben ist besser. Denn der Feind, der auf der Lauer liegt, um einem das Futter zu entreißen, ist schlau und flink.

7.

Alles vergeht und hat ein Ende, nur ich bleibe.

8.

Ich befinde mich stets im Mittelpunkt, und Menschen, Tiere und Dinge umgeben mich, wohlgesinnt oder feindlich.

9.

Im Schlaf sieht man Menschen, Hunde, Häuser, Bäume, angenehme und schreckliche Gestalten. Wenn man erwacht, sind diese Gestalten verschwunden.

10.

Betrachtung. Ich liebe meinen Herrn, denn er ist mächtig und schrecklich.

11.

Eine Tat, für die man geprügelt wird, ist eine schlechte Tat. Eine Tat, für die man Liebkosungen oder Futter empfängt, ist eine gute Tat.

12.

Wenn die Nacht hereinbricht, streichen böse Mächte um das Haus. Ich belle, damit mein Herr aufmerksam wird und sie verjagt.

13.

Gebet. O mein Herr, blutiger Gott! ich bete dich an. Schrecklicher, sei gepriesen! Großmütiger, sei gelobt. Ich krieche zu deinen Füßen, ich lecke deine Hände. Du bist gewaltig und schön, wenn du am besetzten Tische große Massen von Fleisch verschlingst. Du bist gewaltig und schön, wenn du vermöge eines winzigen Hölzchens eine Flamme hervorspringen läßt und die Nacht in Tag verwandelst. Behalte mich in deinem Hause und lasse jeden anderen Hund daraus verbannt sein. Und dich, Angelika, Köchin, erhabene, gütige Göttin, dich will ich fürchten und verehren, damit du mir recht viel zu fressen gibst.

14.

Ein Hund, der sich der Menschen nicht erbarmt und der die Fetische, die sich in dem Hause seines Herrn befinden, verachtet, führt ein unstetes, elendes Leben.

15.

Eines Tages machte eine undichte Wasserkanne, die durch den Salon kam, das gewachste Parkett naß. Ich denke mir, diese unsaubere Wasserkanne hat eine tüchtige Tracht Prügel bekommen.

16.

Die Menschen besitzen die göttliche Macht, alle Türen zu öffnen. Ich kann allein nur eine ganz kleine Zahl öffnen. Die Türen sind große Fetische, die uns Hunden ungern gehorchen.

17.

Das Leben eines Hundes ist voll von Gefahren. Um Unfälle zu vermeiden, muß man stets auf der Hut sein, selbst beim Essen und sogar während des Schlafes.

18.

Man weiß nie, ob man es den Menschen recht macht. Man soll sie verehren, ohne zu versuchen, sie verstehen zu wollen. Ihre Weisheit ist geheimnisvoll.

19.

Beschwörung. O Furcht, erhabene, mütterliche Furcht, heilige, heilsame Furcht, erfülle mich ganz in dem Augenblick der Gefahr, damit ich vermeide, was mir Schaden bringen kann, auf daß ich mich nicht auf den Feind stürze und meine Unklugheit bereuen muß.

20.

Es gibt Wagen, die von Pferden durch die Straßen gezogen werden. Sie sind schrecklich. Es gibt aber auch Wagen, die ganz allein laufen und dabei laut schnaufen. Sie meinen es ebenfalls böse mit uns. Zerlumpte Menschen soll man hassen und solche, die Körbe auf dem Kopf tragen und Fässer vor sich herrollen. Ich kann die Kinder nicht leiden, die unter großem Geschrei auf der Straße kriegen und verstecken spielen. Die Welt ist voll schädlicher, furchtbarer Dinge.

Paris. Anatole France.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 11. Berlin, den 10. Dezember 1904. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer. Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Der Deutsche Reichstag hat mit der Etatsvorlage, die wir im Parlamentsbrief dieser Nummer eingehend würdigen, zugleich die Militärvorlage in Angriff genommen. Sie wurde durch eine unpolitische, streng fachmännische Rede des preußischen Kriegsministers v. Einem eingeführt, die bei Beleuchtung der mancherlei Schwierigkeiten der zweijährigen Dienstzeit auch auf die Notwendigkeit hinwies, intelligente Unteroffiziere und selbständig denkende, urteilsfähige Soldaten zu haben. Den modernen Feuerwaffen und der von ihnen bestimmten neuesten Kriegstechnik gegenüber „genügt heute nicht mehr das bloße Kommandowort, sondern beide, der Kommandierende und Kommandierte müssen getragen sein von tiefem Wissen und Können". Im Munde des preußischen Kriegsministers haben diese Worte, auch wenn sie an sich nichts Neues mitteilen, ihre Bedeutung: sie zeigen, daß die am besten für die Wehrhaftmachung des Vaterlandes sorgen, die eine freiheitliche und soziale Politik betreiben, in deren Atmosphäre jene intelligenten, selbständig urteilenden und handelnden Staatsbürger aufwachsen können, die der moderne Militarismus unbedingt nötig zu haben erklärt. Die bildungsfeindliche Reaktion dagegen ist trotz ihres lärmvollen Hurrapatriotismus und trotz ihrer gelegentlichen widerwilligen Zustimmung zur Vergrößerung der gräßlichen Flotte im Grunde ihres Wesens der Feind deutscher Wehrkraft.

Die ersten ausführlichen amtlichen Veröffentlichungen über die Zustände in Deutsch-Südwest-Afrika sind jetzt in einer Denkschrift über Eingeborenenpolitik und Hereroaufstand dem Reichstag zugegangen. Darin wird das wucherische Treiben der Händler gegen Eingeborene offen zugegeben; gleichzeitig wird freilich auch nachgewiesen, daß der Hereroaufstand durch den Uebergang von Stammesland in weiße Hände, durch die Verarmung der mittleren und kleinen Viehbesitzer und durch die überhandnehmende Verschuldung der einzelnen Stämme mit verursacht sei. „Die Grundursache des Aufstandes ist in der doppelten Tatsache enthalten, daß die Herero als ein von alters her freiheitsliebendes, eroberndes und maßlos stolzes Volk auf der einen Seite die Ausbreitung der deutschen Herrschaft und ihre eigene Herabdrückung von Jahr zu Jahr lästiger empfanden, auf der anderen Seite aber — und das ist das Entscheidende — von dieser deutschen Herrschaft den Eindruck hatten, daß sie ihr gegenüber im letzten Grunde der stärkere Teil seien." Die Regierung verteidigt dann in der Denkschrift ausführlich ihre Verwaltungsmaßnahmen und versichert, daß sie auch weiterhin an der Politik der Menschlichkeit und Vertragstreue festhalten werde. „Wenn ausgesprochen worden ist, daß die Regierung es an der nötigen festen Hand gegenüber den Eingeborenen habe fehlen lassen und ihr insbesondere aus der unterlassenen Entwaffnung der Eingeborenen ein Vorwurf gemacht wird, so wird dabei übersehen, nicht nur daß ein solches Vorgehen mit den Verträgen in Widerspruch gestanden haben würde, sondern auch, daß wir damit den Aufstand selbst unmittelbar provoziert hätten." Mit einer deutlichen Absage an die von unseren kolonialpolitischen Krafthubern geforderte Gewaltpolitik schließt das im ganzen recht verständige Aktenstück, das freilich über den Ernst der gegenwärtigen Situation nicht hinwegtäuschen kann. Diese ist, wie die zahlreichen Krankheits- und Todesnachrichten und die Berichte aus dem südlichen Teil der Kolonie über greuelvolle Ueberfälle der Hottentotten auf weiße Farmerfamilien bezeugen, nach wie vor äußerst traurig.

Die Kanalkommission des preußischen Abgeordnetenhauses hat bei der Schlußabstimmung den von der Regierung geforderten Kanalstummel mit großer Mehrheit bewilligt und in der Budgetkommission, ebenfalls mit großer Mehrheit, die geforderten Millionen zur Uebernahme der von der Dresdner Bank aufgekauften Hiberma-Aktien bereitgestellt. Beide Beschlüsse sind indessen mehr von historisch-politischem als von praktischem Interesse. Denn mit der Kommissionsentscheidung ist die Kanalvorlage noch keineswegs vor allen Angriffen der inentwegt obstruierenden Agrarier im rettenden Hafen geborgen, und mit der Entlösung des Möllerschen Ministerwortes ist die Verstaatlichung der Hibernia um keinen Schritt vorwärts gekommen.

Die württembergische Abgeordnetenkammer hat sich in der letzten Woche noch wiederholt mit der Neuordnung der Gemeindeverfassung beschäftigt. Wenn von den fast 300 Paragraphen des Regierungsentwurfs bis jetzt auch die ersten 60 (darunter die über die Schultheißenwahl) angenommen sind, so bietet der Rest mit seinen Bestimmungen über die Verfassung der großen Städte, die Verhältniswahl, Staatsaufsicht und Polizeiverwaltung noch so viel Schwierigkeiten, daß die Annahme des ganzen Gesetzes noch keineswegs gesichert ist.

Die Breslauer Stadtverordnetenstichwahlen, auf die wir in der letzten Nummer der „Nation" aufmerksam machten, haben am vorigen Dienstag stattgefunden und zu dem Ergebnis geführt, daß der eine liberale Kandidat, der gegen die Reaktionäre im Felde stand, mit Hilfe der Sozialdemokraten gewählt wurde, während die Reaktionäre über die drei sozialdemokratischen Kandidaten, die außerdem in der Stichwahl standen, den Sieg davontrugen. Wenn man berücksichtigt, daß einige dieser sozialdemokratischen Stichwahlkandidaten bei der

Digitized by Google

Hauptwahl mehr Stimmen erhalten hatten als der Gegenkandidat der Reaktionäre, daß ferner der Vorstand der Freisinnigen Volkspartei in Breslau seine Anhänger aufgefordert hatte, für die Sozialdemokraten zu stimmen, keinenfalls aber dem Reaktionär die Stimme zu geben, und wenn man sich endlich vergegenwärtigt, daß durch den Sieg über die drei sozialdemokratischen Stichwahlkandidaten die Reaktionäre die langersehnte Mehrheit im Stadtverordnetenkollegium errungen haben, so erscheint dieser Wahlausfall geradezu als ein politisches Armutszeugnis für die Breslauer freisinnigen Wähler. Man sieht daraus, wohin es führt, wenn Jahr und Tag die Angst vor der Sozialdemokratie selbst in freisinnigen Preßorganen großgezogen wird, bis man schließlich nur noch eine Gefolgschaft von Ordnungsphilistern um sich hat, die der Parole der Parteileitung selbst in einem dringenden Notfalle politischer Selbsterhaltung nicht mehr gehorcht. Und mit politisch so demoralisierten Truppen will man gegen preußische Junker zu Felde ziehen! Kein Wunder, daß alle Reaktionäre die Früchte solcher freisinnigen Politik mit ihrem Applaus begleiten.

Präsident Roosevelt hat den verfassungsmäßig stets anfangs Dezember zusammentretenden Kongreß mit der üblichen Botschaft begrüßt. Man darf derartige Botschaften amerikanischer Präsidenten nicht mit den Thronreden europäischer Souveräne vergleichen. Thronreden pflegen die von der Regierung ausgearbeiteten oder beabsichtigten Gesetzesvorlagen anzukündigen; in den Vereinigten Staaten aber ist die Botschaft nur eine persönliche Deklaration der politischen Ueberzeugungen des Präsidenten, der keineswegs eine gesetzgeberische Aktion auf dem Fuße zu folgen braucht. Die Unionsregierung ist auch nach der Verfassung ganz außerstande, den gesetzgebenden Körperschaften aus eigener Initiative auch nur den kleinsten Gesetzentwurf vorzulegen. Die Trennung zwischen Exekutive und Legislative ist so strikt durchgeführt, daß selbst das jährliche Budget in der Form einer aus dem Repräsentantenhause hervorgehenden Budgetbill zur Feststellung gelangt. Bekanntlich sind auch die Minister nicht berechtigt, an den Kongreßverhandlungen weder im Plenum noch in den Kommissionen teilzunehmen. Unter diesen Umständen haben die Botschaften der Präsidenten keine besonders große praktische Bedeutung.

Das Interessanteste an der neuesten Botschaft ist das Fehlen jeder Andeutung von Zolltarifreformplänen, wie sie dem Präsidenten Roosevelt in der Presse seit geraumer Zeit zugeschrieben wurden. Es scheint daraus hervorzugehen, daß die leitenden Männer der republikanischen Partei trotz des persönlichen Triumphes, den Roosevelt bei den letzten Wahlen davongetragen hat, nicht geneigt sind, den Reformbestrebungen Roosevelts auf dem Gebiete der Zollpolitik Rechnung zu tragen. Was in Roosevelts Botschaft zur Trustfrage, zur Einwanderungsfrage, ja selbst zur Frage des von ihm erstrebten stark gerüsteten Friedens gesagt wird, kommt nicht über die Allgemeinheiten von Zeitungsartikeln hinaus. Am bedeutsamsten ist noch die Andeutung, daß Amerika nicht geneigt ist, die diskriminierende Behandlung der in Rußland reisenden Juden amerikanischer Nationalität weiter über sich ergehen zu lassen. Roosevelt verlangt gleiche Behandlung aller amerikanischen Staatsbürger, welcher Konfession immer sie angehören mögen. Da Roosevelt als Chef der Exekutive in der Lage ist, diesen Grundsatz ohne Rücksichtnahme auf den Kongreß, der übrigens in dieser Frage völlig auf seiten des Präsidenten steht, zur Durchführung zu bringen, so darf erwartet werden, daß die Paßpraxis der russischen Behörden in nicht allzu ferner Zeit ihren konfessionellen Charakter verlieren wird.

In Italien hat sich der Ministerpräsident Giolitti in der neugewählten Kammer in ganz auffälliger Weise zur Fortsetzung seiner früheren freiheitlichen Politik bekannt. Damit, daß er den Radikalen Marcora zum Kammerpräsidenten vorschlug, einen Mann, der allgemein dafür bekannt ist, daß er vor dem Träger der Krone nicht „in Ehrfurcht erstirbt", hat er seine eigene Position zeitweilig aufs Spiel gesetzt. Aber der Erfolg hat ihm gezeigt, daß er sich auf dem rechten Wege befand, als er mit diesem Präsidentenvorschlag den „Gang und Ausfall der letzten Wahlen desavouierte": Marcora, der in seiner Heimatstadt Mailand bei den Gemeindewahlen mitsamt seinem Anhang durch das reaktionäre Kartell zerschmettert wurde, erhielt fast am gleichen Tage als Kammerpräsident mehr als die Hälfte aller Stimmen. Dieser Sieg Giolittis über die in ihrer Grundstimmung sicher zur Reaktion neigende Kammermehrheit hat ihn ermutigt, den konservativklerikalen Gegnern auf ihre Interpellation über den letzten Generalstreik eine Antwort zu geben, die sich hören lassen kann. Wenn die Regierung, so sagte der italienische Ministerpräsident, bei dem Ausstande im September Gewalt angewendet hätte, so würde sie der Monarchie und der Ordnung einen sehr schlechten Dienst erwiesen haben. Die Arbeitervereinigungen seien zu einem wirtschaftlichen Zwecke auf der Grundlage des Vereinigungsrechtes, welches durch das Gesetz garantiert sei, gegründet; alle Länder seien in einer Periode sozialer Umwandlung, weil die Arbeiterklasse den Wunsch habe, besser zu leben, und da der dritte Stand Fortschritte gemacht habe, wolle der vierte das auch, und kein Gesetz könne diese Bewegung aufhalten. Die Monarchie müsse allerdings verteidigt werden, aber nicht dadurch, daß man auf die Massen schieße, sondern daß man sie den monarchischen Einrichtungen geneigt mache, und dadurch, daß die Monarchie selbst den sozialen Fortschritt fördere. — Man darf gespannt sein, wie sich jetzt die italienische Sozialdemokratie zur Regierung stellen wird.

Auch in Afghanistan wollen die Engländer den russischen Einfluß während der Dauer des ostasiatischen Krieges zurückdrängen. Wie nach Tibet und Persien haben sie nun auch nach Afghanistan eine britische Mission unter Führung eines hervorragenden höheren Beamten der indischen Regierung entsandt. Dem Emir sollen Handelserleichterungen mit Indien und Hilfe gegen Rußland versprochen werden, falls er sich durch Gestattung von Eisenbahnbauten und Telegraphenanlagen und Aufnahme britischer Regierungsvertreter in Kabul und Herat erkenntlich zeigt. Natürlich wird Rußland den englischen Bestrebungen, ihm den Zugang zum Indischen Ozean zu verschließen, mit Energie entgegenarbeiten. Allerdings ist nur alle Welt davon überzeugt, daß es gegenwärtig keine großen Kraftanstrengungen machen kann.

In Rußland mehren sich die Anzeichen für einen freiheitlicheren Regierungskurs. Die freimütigen Beschlüsse der Semstwokonferenz, die Rückberufung etlicher Märtyrer der Freiheit aus der Verbannung, das Zugeständnis von etwas mehr Bewegungsfreiheit an die Juden in einzelnen Bezirken und vor allem die Kundgebungen zweier russischer Rechtsanwaltsvereine in Petersburg und Moskau zugunsten einer Verfassung und Volksvertretung werden vielfach als Vorläufer eines wirklich liberalen Regimes gepriesen. Da sie indessen mit dem Wesen der seitherigen absolutistischen Regierung und der herrschenden Beamtenkamorra unvereinbar sind, so empfiehlt sich eine sehr vorsichtige Bewertung dieser Tatsachen.

Auf dem ostasiatischen Kriegsschauplatz ist die Wegnahme des strategisch wichtigen 203 Meter-Hügels vor Port Arthur durch die Japaner das bedeutsamste Ereignis der letzten Woche. Es scheint, als ob damit die Vernichtung der im Hafen liegenden Kriegsschiffe und infolgedessen die Einnahme der so heldenhaft verteidigten Seeveste nahegerückt sei. Am Schahofluß liegen sich die beiden feindlichen Heere untätig gegenüber, und die baltische Flotte, auf die die russische Kriegspartei ihre letzten Hoffnungen setzt, nähert sich nur sehr langsam dem Schauplatz ihrer künftigen Ruhmestaten.

* * *

Digitized by Google

Tarifvertrag und Meistbegünstigungsvertrag.

Der Mißerfolg der deutschen Handelsvertragsunterhändler in Wien scheint weder in den Reihen der Agrarier noch bei der Reichsregierung zur Selbsterkenntnis etwas Wesentliches beigetragen zu haben. Nach wie vor lassen die Offiziösen das Lied von der Herrlichkeit des Marmorblocks ertönen, aus dessen schneeiger Weiße demnächst die prächtigen Gebilde handelspolitischer Kunst hervorgehen würden. Wenn man mit Oesterreich-Ungarn noch nicht zu einem glücklichen Abschluß gelangt ist, wer ist schuld daran? Natürlich diese bösen deutschen Freihändler, die „Agenten des Auslandes", welche in den harmlosen Gemütern der österreichischen und ungarischen Regierungsmänner die falsche Vorstellung hervorgerufen haben, als ob sich die deutschen Unterhändler auf dem Gebiete der Agrarzölle oder gar der Veterinärmaßregeln Konzessionen würden abpressen lassen, die sie Rußland verweigert haben.

In Wirklichkeit haben nun allerdings gerade deutsche Freihändler schon vor Monaten die Oesterreicher darauf aufmerksam gemacht, daß sie die Einsichtslosigkeit der deutschen Agrarier und die politische Abhängigkeit der Reichsregierung von diesen nicht unterschätzen möchten. Die Wahrscheinlichkeit spreche dafür, daß kein Tarifvertrag zustande komme, wenn Oesterreich-Ungarn speziell auf dem Gebiete des Viehverkehrs besondere Zugeständnisse verlange. Die Verhandlungen sind genau an dem Felsen gescheitert, den wir im Sommer bereits als die Hauptklippe bezeichnet hatten. Das hindert die Offiziösen natürlich nicht, ihre albernen Vorwürfe gegen die deutschen Freihändler unverdrossen aufs neue aufzutischen.

Im übrigen vertröstet man die ob des ungünstigen Ausgangs Enttäuschten auf eine baldige Zukunft, da unsere verbündeten Nachbarn zu Kreuze kriechen würden. Daß Deutschland über die bisher zugestandenen „weitgehenden Konzessionen" noch hinausgehen werde, sei natürlich ausgeschlossen; Oesterreich-Ungarn müsse jetzt uns kommen. Erfichtlich ist die Situation arg verfahren, aber doch nicht so arg, daß nicht noch geschickte Diplomatenhände die Sache ins Gleichgewicht bringen könnten. Vielleicht macht man das gestrandete Schiff in der Weise wieder flott, daß man einige Teile der Fracht über Bord wirft, und so einen Tarifvertrag rettet, der zwar keinen rechten Inhalt mehr hat, aber doch noch den schönen Namen trägt.

Möglich ist es indes auch, daß es nicht einmal zu einem solchen formalen Tarifvertrag kommt, und wenn die handelspolitische Tragikomödie diesen Ausgang nehmen sollte, so werden jene Politiker nicht wenig dazu beigetragen haben, die jede weitere handelspolitische Konzession Deutschlands als ein Staatsverbrechen behandeln und zur handelspolitischen Säbelrasselei übergehen. Herr Spahn vom Zentrum hat ja im Reichstage bereits unter dem üblichen Beifall, der nie ausbleibt, wenn das Racinesche Wort variiert wird: „Je crains Dieu, cher Abner, et n'ai rien d'autre crainte", zu verstehen gegeben, daß Oesterreich-Ungarn sich auf einen Zollkrieg mit Deutschland gefaßt machen müsse, wenn kein Tarifvertrag zustande komme. Anders ist der Hinweis schlechterdings nicht zu verstehen, daß ein bloßer Meistbegünstigungsvertrag außer Betracht zu lassen sei.

Gegen eine solche voreilige Verlegung der Rückzugslinie kann nicht früh genug Verwahrung eingelegt werden. Unsere Vollblutagrarier sind seit geraumer Zeit nicht gut auf Meistbegünstigungsverträge zu sprechen. Sie möchten am liebsten, daß alle Meistbegünstigungsverträge gekündigt würden. Bisher hat sich allerdings noch keine deutsche Regierung gefunden, die so verblendet gewesen wäre, den agrarischen Wünschen auch in dieser Beziehung nachzukommen. Speziell mit England und mit den Vereinigten Staaten — um nur zwei der wichtigsten Länder unseres internationalen Warenaustausches zu nennen — leben wir ohne einen Tarifvertrag auf dem bloßen Fuße der Meistbegünstigung. Der amerikanischen Union gegenüber haben wir an der Gewährung der Meistbegünstigung selbst dann festgehalten, als die amerikanische Auslegung der Meistbegünstigungsklausel nicht ganz einwandsfrei war, und als in dem Dingley-Tarif die Union eine enorme Steigerung ihrer Eingangszölle auf Waren, die für den deutschen Export die größte Bedeutung hatten, vornahm. Würde es Deutschland im Falle des definitiven Scheiterns eines Tarifvertrages ablehnen, Oesterreich-Ungarn auf dem Fuße der Meistbegünstigung zu behandeln, so hieße das nichts anderes, als unserem politischen Verbündeten mit größerer Unfreundlichkeit begegnen als irgend einem anderen Staat, mit dem wir einen bloßen Meistbegünstigungsvertrag abgeschlossen haben. Glaubt Herr Spahn, daß das möglich ist? Wenn es aber geschähe, wenn Oesterreich-Ungarn schlechter behandelt würde als England, als die Vereinigten Staaten, als Frankreich und andere Staaten, zwischen denen und uns keine Tarifverträge bestehen, — kann dann auch nur der geringste Zweifel vorhanden sein, daß Oesterreich-Ungarn eine derartige exzeptionelle Differenzierung mit erbitterten Zollkriegsmaßregeln beantworten würde?

Ueber die reale Bedeutung der Klausel der meistbegünstigten Nation scheinen die Handelspolitiker der agrarisch-protektionistischen Mehrheit unseres Reichstages überhaupt nur sehr unklare Vorstellungen zu haben. Daß die Zollsätze eines Landes, mit dem wir Handel treiben, möglichst niedrig sind, ist gewiß wichtig. Aber viel wichtiger ist es noch, daß auf den fremden Märkten die Waren unserer Konkurrenten bei der Verzollung nicht günstiger behandelt werden als die aus Deutschland kommenden Waren gleicher Gattung. Mit anderen Worten: Ein Tarifvertrag, dem die Meistbegünstigungsklausel fehlt, ist viel weniger wert als ein Handelsvertrag, der bloß die Meistbegünstigungsklausel und keinerlei Tarifbindungen enthält. Die Versagung der Meistbegünstigung ist handelspolitischer Krieg. Mit dem Feuer eines solchen Krieges soll man nicht spielen, am wenigsten einem Staate gegenüber, mit dem man den Wunsch hat, in politischer Freundschaft zu leben.

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

I.

Das ist doch einmal eine Etatsberatung, bei der es sich lohnt, den Etat selbst in den Mittelpunkt zu stellen. Natürlich wurde auch diesmal über 100 Gegenstände gesprochen. Aber in aktueller praktischer Bedeutung trat doch alles hinter die Finanzfrage zurück.

Die Finanzen des Reiches sind schlecht. Natürlich ist die Lage noch lange nicht verzweifelt. Wenn gelegentlich einmal in einem sozialdemokratischen Organ von „finanziellem Zusammenbruch" und „drohendem Reichsbankerott" zu lesen war, so ist das ebensowenig ernst zu nehmen, wie wenn Bebel in seiner „Frau" die Sünd- und Fehlerlosigkeit der Bewohner des sozialistischen Zukunftsstaats voraussagt. Aber daß die finanzielle Lage ernst ist, kann nicht gut bestritten werden.

Die Schuldenlast des Reiches ist rapide gestiegen. Seitdem es 1871 nicht nur schuldenlos, sondern sogar mit einer Milliarde Aktiven in die Erscheinung getreten ist, kennt es nur eine andauernde Steigerung seiner finanziellen Belastung. Erst wurde das Bargeld aufgebraucht, dann fing man mit bescheidenen Schuldenposten von etlichen Zehnern von Millionen an, dann kam man in die Hunderte, und jetzt stehen wir vor einem Etat, der die Summe der Anleihen auf mehr als 3½ Milliarden steigern wird. Fast 300 Millionen sollen neu hinzukommen. Und in diesem Betrage stecken nicht etwa nur außerordentliche Ausgaben. Nein, nicht einmal seine laufenden Bedürfnisse kann das Reich aus seinen laufenden Einnahmen bestreiten. Im Ordinarium ist ein Fehlbetrag von 121 Millionen enthalten. Dann wagt man nur 24 Millionen den Einzelstaaten als

Digitized by Google

Matrikularbeiträge aufzupacken. Weitere 46 Millionen sind irreführenderweise im Extraordinarium untergebracht, obwohl sie nicht hineingehören. Volle 51 Millionen, die werden frank und frei als — notabene verfassungswidrige — „Zuschuß"-anleihe gefordert.

In der Tat, dieser Etat ist der schlechteste, den der Reichstag je zu sehen bekommen hat.

Wenn es bei dieser trübseligen Erscheinung etwas Erfreuliches gibt, so ist es das Verhalten des Frhrn. v. Stengel. Daß die finanzielle Bilanz des Reichs erbärmlich ist, dafür kann er nichts. Er mußte ja die Erbschaft von seinen Vorgängern sine beneficio inventarii übernehmen. Aber wenn etwas die Hoffnung auf Besserung des bestehenden Zustandes erweckt, so ist es die Entschiedenheit, mit der er den Tatsachen ins Auge sieht. Er verschleiert nichts. Im Gegenteil, er entschleiert in seiner Rede selbst die parties honteuses, die im Etat verhüllt — freilich nur transparent verhüllt — erscheinen. Er wies darauf hin, daß die „verbündeten Regierungen", anscheinend gegen seinen Willen, Ausgaben ins Extraordinarium übernommen haben, die ins Ordinarium gehören. Manchem Abgeordneten, der in die Geheimnisse des Etats nicht eingeweiht ist, wäre das vielleicht entgangen. Aber Frhr. v. Stengel will volle Klarheit, vor dem Hause, vor dem ganzen Lande. „Die wirkliche Lage ist noch erheblich schlechter, als sie der Etatsentwurf erkennen läßt." Der wackere Reichsfäckelmeister will nicht schönfärben. Wie ein echter und rechter Sezessionist malt er die Dinge so, wie er sie sieht. Und er sieht richtig. Und er zieht die Konsequenzen aus dem Gesehenen. Und weil er das tut, darum erntete er auf der Linken weit lebhafteren Beifall als auf der Rechten. Aus dem amtlichen Stenogramm geht das zwar nicht recht deutlich hervor. Bei manchem „sehr richtig!" wird schamhaft verschwiegen, woher es erscholl. Aber wer dabei war, weiß, daß die Rechte sich während des größeren Teils der Rede in recht gedrückter Stimmung befand, während die Linke mit Beifall nicht kargte.

Dieser Bajuvare ist aber auch wirklich ein zu offenherziger Herr! Er singt ein überströmendes Loblied auf die Erfolge der Reform der Zuckersteuer, und dabei haben die Agrarier diese Reform so fanatisch bekämpft. Er zweifelt daran, daß aus der neuen Zollgesetzgebung ein erheblicher Mehrbetrag für die Reichskasse übrig bleiben wird. Er stellt die Forderung einer planmäßigen Tilgung unserer Reichsschulden auf. Er bekennt, daß es mit der Schuldenwirtschaft unseres Haushalts in der bisherigen Weise unmöglich weiter gehen könne, und daß wir alles daran setzen müssen, um unseren Haushaltsetat wieder auf eine solide Basis zu stellen. Er verspricht schließlich, unentwegt daran festzuhalten, daß bei allen Steuerplänen die „schonende Rücksichtnahme auf die wirtschaftlich Schwachen" nicht vergessen werden dürfe.

Ende gut, alles gut! So viel Billigenswertes die Rede des Reichsschatzsekretärs enthielt, das Schlußversprechen war das Beste davon. Die Sache ist nur die: was hat er damit gemeint? Wenn er wirklich keiner neuen Steuer zustimmen will, die die wirtschaftlich Schwachen verletzt, so sind wir vor jeder neuen oder erhöhten indirekten Steuer sicher, abgesehen vielleicht von der einen oder anderen Luxussteuer, wobei bekanntlich nicht viel zu holen ist. Und da wir um jeden Preis neue, ertragreiche Reichssteuern brauchen, so würde endlich das alte Verlangen der Linken nach direkten Reichssteuern seiner Erfüllung entgegengehen. In der Tat weiß ja auch die „Kölnische Volkszeitung", die als führendes Blatt der führenden Partei informiert zu sein in der Lage ist, davon zu berichten, daß eine Reichsvermögenssteuer in Aussicht genommen sei. Sie soll sich nur auf die Vermögen über 100 000 Mark erstrecken und progressiv sein. Das wäre schon etwas, zumal wenn die Steuer, wie der Abg. Schrader besonders forderte, beweglich gestaltet würde. Aber die Nachricht klingt zu vernünftig, als daß die Männer der Linken, die vom Regierungstische nur an Enttäuschungen gewöhnt sind, daran zu glauben vermöchten. Freiherr v. Stengel mag vielleicht einer solchen Steuer geneigt sein. Finanztechnisch kann ihm kaum eine lieber sein. Aber wird er die Macht besitzen, die sich ihr entgegenstemmenden plutokratischen, großagrarischen und partikularistischen Widerstände zu brechen?

Freilich, wenn er überhaupt eine wirkliche Finanzreform will, wird er sich — oder richtiger gesagt: die anderen — wohl oder übel zum System der direkten Reichssteuern bekehren müssen. Denn wo soll er sonst erhebliche Mittel hernehmen? An eine Erhöhung der Bier- oder Tabaksteuer ist nicht zu denken. Nicht nur die Linke lehnt sie ab, sondern, was mehr in die Wagschale fällt, auch das Zentrum. Nach der unumwundenen Erklärung, die Herr Spahn als Fraktionsredner des Zentrums in der Beziehung abgegeben hat, ist ein Umfall seiner Partei schwer möglich. Was sonst aus dem Hause heraus an Steuerprojekten auftauchte, wirkte meist nur erheiternd. Selbst Herr von Kardorff, dessen Phantasie sich ja mit Vorliebe auf dem Gebiet der steuerlichen Zukunftsmusik bewegt, riskierte es diesmal nicht, eine seiner abstrusen Steuerideen ernsthaft in Vorschlag zu bringen. Der Ruf zur Sparsamkeit aber, der natürlich wieder von verschiedenen Seiten ertönte, sollte nachgerade wirklich verstummen. Die Melodie ist zu abgeleiert. Wie Schrader voriges Jahr hervorhob, entsinnt er sich in seiner langen parlamentarischen Vergangenheit keiner Etatsberatung, wo sie nicht erklungen ist, aber auch keiner, wo sie zu irgend welchem merklichen Resultat geführt hätte. Jede Partei will freilich sparen, aber nur leider jede bei einem anderen Kapitel, und jede hat außerdem neben jedem Ersparnisvorschlag, den sie vorbringt, drei Vorschläge auf Erweiterung anderer Ausgabetitel zu machen.

Soll der diesjährige Etat ein anständiges Aussehen gewinnen, soll eine Sanierung der Reichsfinanzen eintreten, so ist jedenfalls viel guter Wille beim Reichstag nötig. Um so unbegreiflicher ist es, daß der Bundesrat auf einem Gebiet den Reichstag so schlecht wie nur möglich behandelt, wo er sich nicht nur einem uralten Wunsch der riesigen Mehrheit gegenübersieht, sondern wo auch die Erfüllung des Wunsches so leicht wäre. Noch nie hat sich Graf Bülow so ablehnend zur Diätenforderung gestellt wie diesmal. Das muß verstimmen. Man weiß ja, woran die Sache hängt. Aber wenn Graf Bülow in der Lippeaffäre seinen Willen durchzusetzen wußte, warum nicht in der Diätenfrage?

H. v. Gerlach.

Kriegsrecht und Seekabel.

Die Beschlagnahme, Versenkung und Belästigung deutscher und englischer Handelsschiffe durch russische Kriegsschiffe und Hilfskreuzer, welche in den Sommermonaten so oft die Gemüter erregten, haben wieder einmal die Aufmerksamkeit auf die außerordentliche Unvollkommenheit des bisherigen Seekriegsrechts gerichtet. Auch die Tatsache, daß man in Petersburg den Begriff der Kontrebande völlig anders auslegte als in London, zeigte zur Genüge, daß man über die wichtigsten Punkte des Seekriegsrechts eine internationale Einigung noch nicht in ausreichender Weise erzielt hat.

Immerhin genießen einige wesentliche Leitsätze für die Rechte und Pflichten der kriegführenden Parteien gegenüber der neutralen Handelsschiffahrt allgemeine Anerkennung, und die Tatsache, daß die russische Regierung einen Teil der übereilten Handlungen ihrer Hilfskreuzer nachträglich desavouierte und sich zur Zahlung von Entschädigungen bereit erklärte, ist ein erfreulicher Beweis dafür, daß überall wenigstens das Bedürfnis gefühlt wird, den bisherigen Torso des Seekriegsrechts als bindend anzuerkennen und nach Möglichkeit weiter auszugestalten.

Weit ungewisser aber als die Rechte der neutralen Handelsschiffahrt im Kriege ist gegenwärtig die rechtliche Stellung der Seekabel, welche das Territorium der kriegführenden Parteien berühren. Ist schon in bezug auf die Schiffahrt ein tiefgreifender Gegensatz zwischen strategischen und merkantilen Interessen deutlich genug zu erkennen, so spitzt sich dieser Gegensatz bei der Behandlung und Bewertung der Seekabel im Kriege in einer Art und Weise zu, daß jede Einigung bisher unmög-

Digitized by Google

lich war und wohl auch noch lange ausgeschlossen bleiben wird. Die rechtliche Beurteilung wird besonders dadurch so ungemein schwierig, daß die Seekabel, welche das Territorium einer der kriegführenden Parteien anlaufen, nicht nur in der Regel Privateigentum sind, sondern oft genug auch dem privaten Kapital eines völlig neutralen Volkes gehören, zu dessen Schädigung die kriegführenden Parteien an und für sich nicht berechtigt sein können. Aber die Benutzung der Kabel kann andererseits wieder den strategischen Interessen des Feindes dienen: es muß deshalb also doch auch statthaft sein, diese hochwichtigen Verkehrsmittel des Feindes den Wechselfällen des Krieges auszusetzen. Da aber schließlich immer nur die letzten Enden der Kabel auf feindlichem Gebiete liegen, während der weitaus größte Teil in hoher See, also auf unbedingt neutralem Gebiet, versenkt ist, so entsteht u. a. die höchst schwierige Frage, ob eine kriegführende Nation u. a. berechtigt sein kann, den privaten Besitz eines neutralen Volkes auf neutralem Boden zu zerstören, wenn sie ein strategisches Interesse daran hat.

Man wird zugeben müssen, daß diese kriegsrechtliche Frage von denkbar größter Kompliziertheit ist. Kein Wunder, wenn die Stellungnahme der Handelswelt zu ihr den Anschauungen der Militärs diametral zuwiderläuft. Die einen wünschen den Standpunkt allgemein anerkannt zu sehen, den der Präsident der Vereinigten Staaten Buchanan vertrat, als er nach glücklich vollendeter Verlegung des ersten transatlantischen Kabels am 5. August 1858 an die Königin Viktoria die überhaupt erste Depesche über den Ozean sandte: „Alle gesitteten Völker möchten aus freiem Antrieb und gemeinschaftlich erklären, daß der elektrische Telegraph jederzeit als neutral angesehen werden solle, damit die ihm anvertrauten Botschaften auf dem Wege nach ihrem Bestimmungsort, selbst bei Feindseligkeiten, geheiligt seien." Die andern sympathisieren dagegen mit der Auffassung, die der britische Admiral Fisher 1899 auf dem Haager Friedenskongreß mit erquickender Offenherzigkeit kundgab, als man — ohne jeden praktischen Erfolg — über den internationalen Schutz der Seekabel diskutierte: wenn es das Wohl Englands gebiete, schere er sich den Teufel um internationale Abmachungen. — Handelsinteressen und strategische Interessen prallen hier also in unversöhnbarem Gegensatz aufeinander!

Zu praktischer Bedeutung gelangen diese Gegensätze natürlich nur im wirklichen Seekriege, und da seit der Zeit der Verlegung des ersten Ueberseekabels (1866 bezw. 1858) größere Seekriege fast garnicht vorgekommen sind, so hat sich auch der Kampf wegen der Stellung der Seekabel im Kriege bisher zwischen den militärischen und kaufmännischen Interessen im wesentlichen nur auf dem Papier abgespielt. Im gegenwärtigen ostasiatischen Kriege hat die Frage der Seekabel bisher keine bedeutsame Rolle gespielt — vielleicht tritt dieser Fall aber noch ein, wenn es dem russischen Ostseegeschwader gelingen sollte, bis auf den Kriegsschauplatz zu gelangen und den Japanern die Herrschaft zur See zu entreißen.

Nur ein einziges Mal wurde bisher in einem Kriege zwischen zwei modernen Kulturstaaten die Frage aktuell, wie die Kriegführenden sich zu den in privatem und neutralem Besitz befindlichen Seekabeln verhalten sollten. Es geschah dies im spanisch-amerikanischen Kriege von 1898, dem einzigen größeren Seekriege der letzten Jahrzehnte, der die treffende Squiersche Bezeichnung „war of coal and cables" in vollstem Maße verdiente. Damals zerstörten die Amerikaner u. a. einen Teil der nach Kuba und den Philippinen führenden Kabel, welche englischen und französischen Privatgesellschaften gehörten. Die rechtlich höchst interessanten Fragen, die damals auftauchten, sind größtenteils noch heut unentschieden. Die geschädigten Gesellschaften, nämlich eine französische, die „Compagnie française des câbles télégraphiques", und zwei englische, die „Cuba Submarine Telegraph Company" und die „Eastern Extension Australasia and China Telegraph Company" erhoben Schadenersatzansprüche in Höhe von insgesamt rund 87 000 Pfund Sterling. Diese Ansprüche sind heute, nachdem mehr als sechs Jahre seit dem Kriege verflossen sind, noch immer nicht geregelt; in den Vereinigten Staaten herrscht sogar eine starke Strömung, alle jene Ansprüche rundweg abzulehnen, während man von anderer Seite die Entschädigung als einen „act of equity and comity" bezeichnet, wenngleich eine Verpflichtung dazu nicht anerkannt wird. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß die geschädigten Gesellschaften die Tatsache der Zerschneidung als solche ohne weiteres als berechtigt anerkannt haben, womit ein bedeutsames „Gewohnheitsrecht" geschaffen sein dürfte.

Auf dem Haager Kongreß beantragte Dänemark, den Pariser Kabelschutzvertrag vom 14. März 1884 zu erweitern und die Neutralität und Unverletzlichkeit der Kabel auch im Kriegsfall zu gewährleisten. Dieser Antrag scheiterte jedoch an dem heftigen Widerspruch Englands, das fast in allen Meeren der Erde die nahezu unbeschränkte Kabelhegemonie und damit die furchtbarste, unwiderstehliche Waffe für seine künftigen Kriege besitzt. Dies erdrückende Uebergewicht Englands im Weltkabelverkehr geht so weit, daß jede internationale Vereinbarung über die kriegsrechtliche Stellung der Seekabel fast völlig gegenstandlos sein würde, wenn die britische Regierung sich von der Anerkennung der Vereinbarung ausschließen würde.

Theoretische Vorarbeiten liegen verschiedentlich vor, die die rechtliche Stellung der Seekabel im Kriege behandeln. Schon 1876 griff Dr. Fischer, der frühere Staatssekretär unseres Reichspostamts, die Frage an („Die Telegraphie und das Völkerrecht", Leipzig 1876). Es folgten die mannigfachen Arbeiten des Pariser Völkerrechtlers Professor Renault auf diesem Gebiet und, auf seine Anregung, die juristischen Untersuchungen des Institut de Droit international (1878—1902), die in dem Brüsseler Beschluß dieser Institution vom 23. September 1902 gipfelten. Von deutscher Seite untersuchte der bekannte Völkerrechtler Prof. v. Bar, von amerikanischer der Rechtsgelehrte Holland die Frage, und neuerdings sind zwei wertvolle Monographien erschienen, die das ganze Gebiet nach allen Seiten juristisch durchforschen (Dr. Bruno Kraemer: „Die unterseeischen Kabel in Kriegszeiten", Leipzig 1903 und Dr. Franz Scholz: „Krieg und Seekabel", Berlin 1904).

Ganz abgesehen davon aber, daß diese mannigfachen rechtlich-theoretischen Lösungen, von denen nur die wichtigsten genannt wurden, schon unter sich vielfach differieren, ist zu beachten, daß ihnen die praktische Anerkennung bisher durchweg versagt blieb, sodaß sie in der Luft schweben. Selbst das im spanisch-amerikanischen Kriege geschaffene „Gewohnheitsrecht" ist noch keineswegs als bindend anerkannt und erscheint den „militaires et marins" zu milde, während es die Handelswelt schon nahezu unerträglich hart findet. Kein Staat hat sich bisher auf die Anerkennung bestimmter Grundsätze für den Kriegsfall festgelegt; nur in dem Seekriegsgesetzbuch für die Marineoffiziere der Vereinigten Staaten, dem am 27. Juni 1900 veröffentlichten „Naval War Code", finden sich Ansätze zu einer prinzipiellen Stellungnahme den Seekabeln gegenüber.

Am eingehendsten werden die einschlägigen Fragen in dem oben genannten, voll auf der Höhe stehenden Werk von Dr. Scholz behandelt. Von den sehr bemerkenswerten Vorschlägen dieser Arbeit seien die folgenden, wichtigsten hier wiedergegeben:

1. „Ein Kabel, welches zwei neutrale Staaten oder zwei Punkte eines neutralen Staates miteinander verbindet, ist unverletzlich."

2. „Im Land- und Seegebiet eines neutralen oder neutralisierten Staates ist ein Eingriff in den Kabelbetrieb ausgeschlossen."

3. „Abgesehen von den Fällen zu 1. und 2. kann jedes Kabel ohne örtliche Beschränkung von einer Kriegspartei kontrolliert, zerschnitten, benutzt oder sonstwie im Verkehr beeinträchtigt werden. Ein Kabel, welches das Gebiet einer der beiden Kriegsparteien mit neutralem verbindet, darf jedoch von einer Kriegspartei im Meere nur dann beschädigt werden, wenn sie einen solchen Eingriff im Interesse des Angriffs oder der Verteidigung mit Grund für notwendig halten kann."

4. 1. „Kabelmaterial kann zur See als Kriegskontrebande weggenommen werden, wenn es zur Herstellung einer nichtprivaten Zwecken dienenden Kabelverbindung zwischen Punkten des feindlichen Staatsgebietes oder zwischen feindlichem und neutralem Staatsgebiet bestimmt ist."

5. „Schiffe, welche darauf ausgehen, ein von einer Kriegspartei gerechtfertigterweise unterbrochenes Kabel gegen deren Willen auszubessern können als Prise aufgebracht werden."

11.2. „Ist ein Kabel, welches das Gebiet einer Kriegspartei mit neutralem verbindet, in feindliche Gewalt geraten, so ist der neutrale Staat, falls er den Kabelbetrieb fortbestehen läßt, verpflichtet, eine . . . .

Digitized by Google

Zensur derart einzurichten, daß Privatdepeschen in Geheimschrift zurückgewiesen werden. Er ist auch verpflichtet, bei der etwa beteiligten Kabelgesellschaft auf die Einführung dieser Zensur hinzuwirken."

Ob die gründlich durchdachten Scholzschen Vorschläge ein besseres Los haben werden als die mannigfachen früheren Bemühungen auf dem gleichen Gebiet, muß dahingestellt bleiben. Auf der nächsten internationalen Telegraphenkonferenz, die 1908 in Lissabon stattfinden soll, werden alle diese Fragen ja wohl wieder auftauchen. Hoffentlich ist dann auch ihre praktische Lösung nicht mehr fern!

Zwar haben oft wiederholte, durch dreißig Jahre sich hinziehende, ähnliche Versuche auf den früheren Telegraphenkonferenzen regelmäßig mit einem Mißerfolg geendet, aber der gegenwärtige, unsichere Zustand wird immer unerträglicher, und selbst in England muß man, speziell nach den bösen Erfahrungen der britischen Kabelgesellschaften im spanisch-amerikanischen Kriege, allmählich zu der Erkenntnis kommen, daß eine internationale Regelung der Seekabelfrage unbedingt notwendig ist. Die sorglose Auffassung, welche die deutsche Regierung noch 1884 auf der Pariser Konferenz von der kriegsrechtlichen Seite der Seekabelfragen hegte, „daß sie wohl sämtlich praktisch ohne Aufwand von juristischen Deduktionen ihre Lösung finden würden," ist jedenfalls durch die Erfahrungen der letzten sieben Jahre in Krieg und Frieden deutlich genug als allzu optimistisch gekennzeichnet worden.

R. Heunig.

Aus unserm Zitatenschatz.

Politische Parteien und politische Notwendigkeiten.

I.

„Zu den Voraussetzungen (für eine Partei gehört vor allen Dingen, daß jede Partei aus einer Vermittelung mannigfacher individueller Ansichten hervorgeht. Nur die ganz schwachen Köpfe, welche ein Programm, ein System auswendig lernen, um das mühselige Selbstdenken auf ewig zu sparen und alle neu auftauchenden Fragen nach vorgefundenen Formeln flugs zu beantworten, befriedigen sich rückhaltlos mit einer festigen Parteibildung, die selbständig Denkenden sind genötigt, mit einiger Ueberwindung sich derjenigen Partei anzuschließen, deren Gesamtrichtung ihren persönlichen Anschauungen annähernd am besten entspricht. Die Fortschritte ihrer individuellen Bildung müssen alsdann zur Mehrung des geistigen Kapitals der Partei beitragen. Gerade diese Art von Einwirkung bringt sie folgerichtig in Widerstreit mit jenen Heloten, welche auf Dogmen schwören, obgleich sie die Geistesfreiheit stets im Munde führen, welche abstrakt denken aus Unwissenheit, niemals beirrt durch wachsende Erkenntnis, niemals den eigentlichen Lebensfragen näher tretend. Je beschränkter, desto intoleranter. Diese sogenannten ‚stählernen Charaktere', welche in den Volksversammlungen die imposantesten Resolutionen durchsetzen, gefährden gerade am meisten die freiheitliche Entwicklung der Parteien durch ihr zähes Festhalten an unbrauchbar gewordenen Phrasen, durch ihre borrierte Buchstabenkonsequenz."

H. B. Oppenheim, Vermischte Schriften. Partei oder Koterie? 1867.

II.

„Die revolutionäre Gruppe in unserer Partei (Sozialdemokratie) hat selber im Laufe dieser italienischen Kammer-Wahlen das vernichtende Urteil über die eigene Methode gesprochen. Ist es vielleicht nicht wahr, daß man als Hauptpunkt und Charakteristikum des Revolutionarismus die Ansicht formuliert hat: ein Zusammengehen irgendwelcher Art des Proletariats mit irgend einer bürgerlichen Gruppe oder Partei sei ein für allemal ausgeschlossen? War nicht dieses die logische und notwendige Prämisse, von der aus der Parteitag von Bologna die Ideen Turatis und die meinigen verwarf, und der Kongreß von Amsterdam das Vorgehen von Jaurès tadelte? Und dennoch, man sehe die Macht der Tatsachen! Kaum sind die Wahlen angesagt, so erläßt die revolutionäre Parteileitung einen Aufruf, in dem die Regierung angeklagt wird, daß sie ihr Versprechen in bezug auf die Reformen nicht gehalten, und in dem als Kulminationspunkt der sozialistischen Tätigkeit die Verhinderung der Vergeudung der öffentlichen Gelder bezeichnet wird, um das Emporkommen einer modernen produktiven Bourgeoisie zu begünstigen! Und als dann der Kampf begonnen, verschieben die revolutionären Kandidaten in ihren Wahlreden die Revolution auf das Jahr 2000 und bemühen sich — wie es in Digerano der ultrarevolutionäre Arturo Labriola tat —, die Interessengemeinschaft zwischen den kleinen Krämern und der Arbeiterklasse darzutun! Es kommt zur Stichwahl, und das Wahlkomitee der erzintransigenten Parteileitung empfiehlt den Sozialisten, die Kandidaten der bürgerlichen Demokratie zu unterstützen, sowohl die Republikaner, als auch die radikalen Monarchisten. Der einflußreichste Wortführer der Intransigenz, Enrico Ferri selbst, gibt die Losung für die Verbindung mit den Volksparteien aus und übernimmt es, in Rom ein Bündnis der antiklerikalen Gruppen selber zu vertreten! Mit welcher Logik verurteilte er denn in Amsterdam im Namen des italienischen Revolutionarismus und der italienischen Intransigenz Jaurès und die französischen Sozialisten, welche, um die weltliche Republik gegen den Vatikan und die Reaktion zu sichern, das Unrecht begangen hatten, die antiklerikale und demokratische Regierung zu unterstützen?

Es hat sich also eine wirkliche Umwälzung im Geist und in der Haltung unserer revolutionären Genossen vollzogen. Es ist eine Umwälzung, die dem Bemühen entspringt, sich der sozialen Wirklichkeit und der politischen Notwendigkeit anzupassen. Man versucht zwar, dies zu verhüllen und zu verdecken, aber Worte können Tatsachen weder vernichten noch verändern. Man behauptet heute vergeblich, daß das Prinzip der Intransigenz neubestätigt aus dieser Prüfung hervorgegangen sei, da die Volksparteien auf das Anerbieten einer Alliance bei der zweiten Wahl schlecht reagiert haben. Es ist doch herzlich unvernünftig, zu denken, daß derartige Alliancen sich plötzlich, von einem Tag zum andern, mit Parteien schließen lassen, die nicht die Organisation und Disziplin der sozialistischen Partei haben und nicht haben können, besonders da seit einigen Jahren unter dem Einfluß der revolutionären Gruppe die sozialistische Partei sich der Demokratie und den Kreisen gegenüber, aus denen sie sich rekrutiert, beständig feindselig verhalten hat."

Leonida Bissolati
im Dezemberheft der „Sozialistischen Monatshefte".

Neue antarktische Reisewerke.

Gerade ein Jahrzehnt ist vergangen, seit durch den Norweger Borchgrevink das stark abgeflaute Interesse an der Erforschung der Südpolarzone einen erneuten und nunmehr sehr nachhaltigen Anstoß erhalten hat. Wie weit er gewirkt hat, erhellt am besten aus der Tatsache, daß zu den kurzen Berichten der Entdecker und zu den umfassenden Monographien, in denen die wissenschaftlichen Ergebnisse ihrer Fahrten für die engeren Gelehrtenkreise verarbeitet werden, größere Reisewerke hinzuzutreten beginnen, die für ein größeres Publikum bestimmt sind und, ohne auf die Hervorhebung der für den Geographen, Geologen und Physiker besonders wertvollen Errungenschaften zu verzichten, gleichwohl das beschreibende Element in den Vordergrund stellen und ihre Leser zumal über die allgemein menschlichen,

Digitized by Google

Schicksale der Teilnehmer an den betreffenden Expeditionen orientieren möchten. Eine ganze Reihe solcher Bücher ist in jüngster Zeit auf den deutschen Büchermarkt gelangt, womit, da die Autoren größtenteils Ausländer sind, doch wohl am deutlichsten ausgesprochen wird, daß man eben bei unserem Volke eine besonders lebhafte Teilnahme und Aufnahmefähigkeit für alle die Nachrichten vorausgesetzt hat, die aus einem der Erdkunde erst jüngst erschlossenen Gebiete zu uns gelangen.

So hat eines der Mitglieder der „Belgica"-Expedition, der Astronom Lecointe, kürzlich ein gemeinverständliches Buch über deren Erlebnisse in deutscher Uebertragung erscheinen lassen.*) Auch Borchgrevink selbst ist, nachdem er seine ausgedehnten Erfahrungen bisher nur in Vorträgen und kleineren Aufsätzen geschildert hatte, unter die Schriftsteller gegangen.**) Und weiterhin ziehen uns im Augenblick zwei größere Werke an, die uns von den Teilnehmern der deutschen und der schwedischen Südpolarreise dargeboten werden und ziemlich gleichzeitig vor die Oeffentlichkeit treten. Redigiert sind beide von den Leitern der betreffenden Unternehmungen selbst, also von Professor E. v. Drygalski ***) und von Dr. O. Nordenskjöld. †) Außerordentlich reichhaltig, wie sie beide sind, stellen sie den, der über ihren Inhalt in einer kurzen Skizze zu berichten verpflichtet ist, vor eine ziemlich schwierige Aufgabe. Es wird also wesentlich darauf ankommen, die Ziele eines jeden dieser Vorstöße in eine unbekannte Eiswelt klarzustellen und daran anschließend zu erörtern, inwieweit es im einzelnen geglückt ist, diese Ziele wenigstens teilweise zu erreichen. Zum Schlusse soll Borchgrevink an die Reihe kommen.

Die deutsche Expedition geht in letzter Linie zurück auf jene Anregungen, die von dem langjährigen früheren Direktor der Hamburger Seewarte, Geheimrat von Neumayer, seit Dezennien gegeben worden waren. In Deutschland hatte ein Aktionsausschuß, bestehend aus Professor H. Meyer in Leipzig, Professor E. Oberhummer in München und Graf K. Linden in Stuttgart, die Sache in die Hand genommen und weite Kreise für eine Idee gewonnen, deren Verwirklichung kurz zuvor noch für ganz unmöglich gehalten worden war. Allein, daß durch private Leistungen niemals die beträchtliche Summe zusammengebracht werden könne, deren man bedurfte, stellte sich immer klarer heraus, und da auch das Reichsmarineamt, das im Jahre 1898 vertretungsweise von dem Kapitän zur See Graf Baudissin geleitet wurde, den Wert einer Aufklärungsfahrt in die südlichen Gewässer voll anerkannte und sich zu ihren Gunsten aussprach, so gelang es, die maßgebenden Personen, vorab den Staatssekretär im Reichsamt des Innern, für die Unterstützung des Planes zu gewinnen. Graf Posadowsky, die Berliner Gesellschaft für Erdkunde und die deutsche Kolonialgesellschaft hatten sich weiter große Verdienste um die Ausführung des Projekts erworben, dem auch der Reichstag seine volle Zustimmung nicht versagte. Nachdem die zuständigen Faktoren die Kostenfrage glatt erledigt hatten, konnte rasch an die Ausrüstung des Schiffes herangetreten werden, dem der Kaiser selbst den Namen des großen deutschen Mathematikers beilegte, der die erste unabhängige Theorie der erdmagnetischen Kraft geschaffen hat, und dessen Werk durch Forschungen auf antarktischem Gebiet seine Krönung erfahren sollte. Die Leitung wurde in die Hände des jungen Professors v. Drygalski gelegt, der sich durch seine Studien im ewigen Eise Grönlands die Sporen verdient hatte, und ihm gelang die Zusammensetzung seines wissenschaftlichen Stabes in befriedigendster Weise. Auch ermöglichte man die Ausarbeitung eines internationalen Forschungsprogramms, welches dann in Kraft treten sollte, wenn, wozu damals schon gegründete Hoffnungen vorlagen, auch seitens anderer Nationen an der Bestürmung der Südpolarfeste teilgenommen werden sollte. Das Programm hat sich denn auch vortrefflich bewährt.

Der Verfasser schildert nun die energisch geförderten Vorbereitungen zur Instandsetzung des Schiffes und dessen Abfahrt am 11. August 1901. Wir begleiten den „Gauß" auf seiner Fahrt durch den Atlantischen Ozean und bei seinen ozeanographischen Untersuchungen auf diesem Meere; auch sonst kam die physische Geographie zu ihrem Recht, wenn man auf den Kapverden, auf Ascension und St. Helena — diese Inseln besuchte man erst auf der Rückfahrt — die Pendel und Magnetometer in Wirksamkeit treten lassen konnte. Einem kurzen Aufenthalt in Kapstadt folgte die Weiterreise nach dem Kerguelen-Archipel, wo bekanntlich eine Hilfsstation zur Anstellung der so notwendigen Korrespondenzbeobachtungen eingerichtet worden war. Hier verweilte „Gauß" bis zum 31. Januar 1902, und vier Tage später sichtete man das noch fast ganz unbekannte „Heard-Island", eine altvulkanische, stark vergletscherte Insel, deren nähere Erforschung im Vorübergehen erledigt werden konnte. Jetzt war man in das Gebiet der schwimmenden Eisberge eingetreten, von denen man bald einige Exemplare, in der tepischen antarktischen Pontonform, zu Gesicht bekam. Dagegen blieb „Termination-Land", auf das man nach den Seekarten auf der eingeschlagenen Route zu rechnen gehabt hätte, unsichtbar; es muß aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem Besitzstande der Geographie gestrichen werden. Das antarktische Land trat am 21. Februar in den Gesichtskreis der Seefahrer, aber leider mehrten sich nun auch die Treibschollen in solchem Maße, daß die vorzeitige Gefangenschaft des Schiffs sehr bald zur Gewißheit wurde. Am 3. März *) lag es fest, und die Möglichkeit, noch weiter nach Süden vorzudringen, war damit endgültig abgeschnitten. Beinahe ein Jahr sollte das Eiseril dauern, und es lag eine gewisse Ironie des Schicksals darin, daß die Winterstation noch diesseits des Polarkreises bezogen werden mußte. Auf Schlittenreisen ist man dann allerdings doch noch in das Innere der Südpolarhaube eingedrungen.

Nun begann jenes mehr oder minder monotone Alltagsleben der Polarfahrer, bei dem sich die Charaktereigenschaften der Bemannung der stärksten Prüfung ausgesetzt sehen. Die „Gauß"-Männer haben sie sehr gut bestanden. Natürlich trug zu dem glücklichen Ausgang der langen Absperrungsperiode die vorzügliche Ausrüstung der Expedition erheblich bei; es war nichts gespart, und es waren die Erfahrungen aller Vorläufer gründlich für die Vorbereitung ausgenützt worden. Man organisierte den regelmäßigen Beobachtungsdienst, rüstete sich zu Schlittenfahrten, die dank den mitgeführten Hunden in größerem Stil unternommen werden konnten, und suchte dem freudlosen Dasein die möglichst gute Seite abzugewinnen. Den wichtigsten Anziehungspunkt bildete der schon jenseits des Polarkreises gelegene „Gaußberg", ein Domvulkan, dessen Besteigung und Messung eine lockende Aufgabe darstellte. Auch der mitgeführte Luftballon wurde in Gebrauch genommen. Beängstigende Szenen blieben den Eingeschlossenen erspart, und der Arzt Dr. Gazert hatte in der Hauptsache keinen aufregenden Dienst, wiewohl in einem Fall eine ziemlich schwere, doch glücklich verlaufene Operation nicht umgangen werden konnte. Immerhin darf man sich nicht etwa vorstellen, daß die sechs Schlittenreisen, welche im Frühjahr 1902 zur Auskundung von „Kaiser

*) Im Reiche der Pinguine. Schilderungen von der Fahrt der „Belgica". Von G. Lecointe. Deutsch von W. Weismann. Halle a. d. S. 1904. Verlag von Gebauer und Schwetschke.

**) Das Festland am Südpol. Die Expedition zum Südpolarland in den Jahren 1898—1900. Von Carsten Borchgrevink. Verlagsanstalt von S. Schottlaender in Breslau. 321 Text-, 5 bunte Abbildungen und 2 Karten. Lex. 8°. VIII und 409 S. Preis 15 Mark.

***) Zum Kontinent des eisigen Südens. Deutsche Südpolarexpedition. Fahrten und Forschungen des „Gauß" 1901—1903. Von Erich von Drygalski. Mit 400 Abbildungen im Text und 21 Tafeln und Karten. Berlin 1904. Druck und Verlag von Georg Reimer. Lex. 8°. XV und 668 Seiten.

†) „Antarktis", zwei Jahre in Schnee und Eis am Südpol. Von Dr. Otto Nordenskjöld, J. Gunnar Andersson, C. A. Larsen und C. Skottsberg. Nach dem schwedischen Original ins Deutsche übertragen von Mathilde Mann. Berlin 1904. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). Zwei Bände mit vier Karten, 300 Abbildungen und mehreren Kartenskizzen. gr. 8°. I. Band: XXIII und 375 S. II. Band: VI und 411 S. Preis 18 resp. 20 Mark.

*) Es ist vielleicht nicht überflüssig, zu bemerken, daß auf der Südhalbkugel der Gang der Jahreszeiten demjenigen nördlich vom Aequator genau entgegengesetzt ist. Der 3. März entspricht folglich unserem 3. September, und wenn vom Frühling der Antarktis die Rede ist, so müssen wir uns in den Herbst unserer Gegenden versetzen, wobei jedoch nicht vergessen werden darf, daß jene Zone sich durch eine außerordentlich geringe Sommerwärme unvorteilhaft auszeichnet.

Digitized by Google

Wilhelms II. Land" in Szene gesetzt wurden, ein reines Vergnügen gewesen wären; wenn Schneestürme von solcher Kraft einsetzten, daß die im Innern eines winzigen Zeltes eingepferchten Genossen auch nicht für Augenblicke ohne direkte Lebensgefahr sich ins Freie hinauswagen durften, so ist damit schon von vornherein ein Einblick in das Behagen gegeben, dessen sich die Schlittenfahrer erfreuten. Als Lektüre hatte man nichts anderes als die für Unterhaltungszwecke doch recht wenig geeignete Logarithmentafel. Manche Abwechslung gewährte allerdings der Verkehr mit der Tierwelt, den Robben und den in reicher Fülle das Eis belebenden possierlichen Pinguinen. Den letzteren ist auch die mitgeteilte, in recht leidlich imitiertem Altbayerisch gehaltene Kneipzeitung gewidmet.

Abschnitte von spezifisch wissenschaftlichem Inhalt hat der Verfasser nicht eingeschaltet; wohl aber flicht er in die Erzählung selber sehr interessante Mitteilungen über die systematisch vorgenommenen Arbeiten und über die gelegentlich gemachten Wahrnehmungen zur Physik der Erde ein. Die regelmäßig in Gang erhaltenen Aufzeichnungen der Diagramme, welche der Pendelapparat, die erdmagnetischen und meteorologischen Instrumente in rastlosem Gange liefern, werden selbstverständlich in selbständigen Bänden zusammengefaßt werden, deren Veröffentlichung sich noch Jahre lang hinziehen muß; einstweilen werden nur einzelne merkwürdige Vorkommnisse mitgeteilt, wie z. B. über magnetische Stürme. Wir vernehmen auch, daß einzelne schöne Südlichter gesehen wurden, in den Vorberichten war dieser Tatsache keine Erwähnung geschehen, was einige Verwunderung erregt hatte. Ueber die Beschaffenheit des Meer- und des Inlandeises, über seine Verwitterung, seine Spalten und Schichtungen erfahren wir viel Neues; bemerkenswert ist, daß auch die Staubdecke, der „Kryokonit", nicht gänzlich fehlt, wennschon in einer viel schwächeren Ausprägung, als sie Professor von Drygalski von Grönland her kannte. Zur weiteren Feststellung und Begründung des Satzes, daß die Eiswelt des Südens, geologisch gesprochen, in einer anderen „facies" als die des Nordens erscheint, werden reiche Beiträge geliefert.

Der das Schiff umschließende Panzer war lange Zeit ein so fester, daß mit der Möglichkeit, einen zweiten Winter unter völlig gleichen Verhältnissen verbringen zu müssen, ernstlich gerechnet zu werden begann. Die Spreng- und Sägeversuche, die eine freie Wasserstraße schaffen sollten, hätten wohl schwerlich den erwünschten Erfolg erzielt. Allein das, was Menschenkraft nicht zu leisten vermochte, brachte die Natur in stillem Wirken und ohne merkbare Kraftäußerung fertig. So energisch ging die Auflösung des Eises vor sich, daß nur mit einiger Mühe alle darüber verstreuten Dinge zu bergen waren. Freilich setzte es noch einen harten Kampf mit den treibenden Schollen, aber das Schiff schwamm und konnte wieder einen bestimmten Kurs einhalten. Lange wurde erwogen, ob noch ein zweiter Versuch zum Vordringen in südlicher Richtung gemacht werden solle. Der Beschluß fiel im entgegengesetzten Sinne, und „Gauß" schlug, nachdem noch die Inseln St. Paul und Neu-Amsterdam angelaufen worden waren, die Route nach der Südspitze Afrikas ein. Eine telegraphische Anfrage in Berlin, ob auf anderem Wege ein zweiter Vorstoß in die Eisregion versucht werden dürfe, wurde von den entscheidenden Instanzen verneinend beantwortet, und damit war das Schicksal der Expedition festgelegt. Die vorhandenen Mittel waren aufgebraucht. Die Zeit, welche die Ausbesserung des doch recht unsanft mitgenommenen Fahrzeuges erheischte, wurde zu Ausflügen und Forschungen im Kaplande verwendet, und über die atlantischen Hochseeinseln, deren oben gedacht ward, sowie über die Azoren ging die Reise in die Heimat zurück. Am 25. November 1903 fielen die Anker des „Gauß" im Hafen von Kiel wieder an der Stelle, von wo aus er 2¼ Jahre vorher in See gegangen war.

Daß die hochgeschwellten Hoffnungen, mit denen unser Volk die erste deutsche Südpolarexpedition begleitet hatte, nicht die volle Erfüllung gefunden hatten, ist nicht zu leugnen, aber wer mit objektivem Blick den Hergang betrachtet, wird aus dieser Tatsache für niemand einen Vorwurf herleiten wollen. Noch einmal hatte eben die unfreundliche Natur des schwerst zugänglichen Teiles der Erde den Sieg über die Anstrengungen der Menschen davongetragen und die Erreichung eines weit vorgeschobenen südlichen Punktes verhindert. Hätte nicht nahezu gleichzeitig die in weiter Entfernung von der „Gauß-Route" an ihr Werk gegangene englische Expedition einen ganz unerwarteten Rekord in erwähnter Beziehung geschaffen, so würde auch jener unliebsame Vergleich in Wegfall kommen, den jetzt so mancher zwischen „Discovery" und „Gauß" anstellt. Was mit den zur Verfügung stehenden Hilfsmitteln und unter den gegebenen Umständen geschehen konnte, ist auch wirklich geschehen, und daß im Bereiche der naturwissenschaftlichen Probleme ein voller Erfolg vorliegt, ist bereits aus dem vorliegenden Bande zu ersehen, wird sich aber, wenn erst die Detailausarbeitung beendet ist, noch klarer überschauen lassen. Dr. Bidlingmaiers Messungen der drei magnetischen Komponenten dürften für eine zuverlässigere Berechnung der Lage des südlichen Magnetpoles gewichtig in die Wagschale fallen. Und vor allem muß hervorgehoben werden, daß, allerdings mehr indirekt, durch die Expedition v. Drygalskis neue Anhaltspunkte für die Richtigkeit der Hypothese gewonnen worden sind, die den Südpol von einem ausgedehnten Kontinent, und nicht bloß von einem Konglomerat zerstreuter Inseln, umgeben sein läßt. —

In einem Hauptpunkte war das Schicksal der schwedischen Südlandsfahrer dem der deutschen analog. Auch ihnen sollte es nicht vergönnt sein, weit in das Innere des Zauberhauses einzudringen; auch sie mußten gerade am Polarkreise umkehren. Während aber die Südgermanen im großen und ganzen so geordnete Zustände aufrecht zu erhalten befähigt waren, wie sich dies mitten in Eis und Schnee nur irgend tun ließ, gestaltete sich das Leben der unter O. Nordenskjölds Kommando vereinigten Schweden und Norweger so ungewöhnlich abenteuerlich, daß dem, der die Robinson-Erinnerungen seiner Kindheit wieder aufzufrischen gewillt ist, kaum eine spannendere Unterhaltungslektüre empfohlen werden kann. Darin kommen wieder beide Reisen überein, daß sie nur je einen Zoll an Menschenleben zu entrichten gezwungen waren. Auf der Kerguelenstation erlag Dr. Enzensperger, der rüstige Bergbezwinger, der ein volles Jahr auf dem von Stürmen umtosten Gipfel der Zugspitze ausgehalten hatte, einer von Kuli eingeschleppten Tropenkrankheit, und in einer armseligen Schneehütte wurde nach langem Leiden auf der Paulet-Insel der norwegische Steuermannselev Wennersgaard von einem mit Skorbut verbundenen Herzleiden hingerafft. Wer die Durchsicht der beiden Bände des Nordenskjöldschen Werkes beendet hat, wird ein Gefühl der Verwunderung nicht unterdrücken können, daß es bei diesem einen Todesfall geblieben ist. Es steckt noch ziemlich viel Wikingernatur in diesen Bewohnern der skandinavischen Halbinsel.

Der Geologe Nordenskjöld hatte, als er die Durchforschung der subpolaren Insel Feuerland zum Abschlusse gebracht, immer den Wunsch gehegt, von dieser ihm nunmehr vertraut gewordenen Stelle am Rande des Südlichen Eismeeres aus noch tiefere Studien über dessen Natur anstellen zu können. Im Jahre 1899 nahm der Gedanke bestimmtere Formen an. Es gelang, wohlhabende Private ebenso wie die leitenden Behörden des Königreiches zu tatkräftiger Unterstützung heranzuziehen, und am 16. Oktober 1901 konnte die „Antarktic", ein stattliches Schiff, das auf einer Fahrt nach der grönländischen Ostküste seinen polaren Befähigungsnachweis abgelegt hatte, den Hafen von Gothenburg verlassen. In Buenos Aires vervollständigte sich die Offizierskajüte durch den argentinischen Marineleutnant Sobral, der aus reiner Begeisterung sich den Nordländern anschloß und treulich Leid und Freud mit ihnen teilte. Als den Teil der antarktischen Region, dem die Reise in erster Linie gelten sollte, ersah sich Nordenskjöld die Länder südlich von den Südshetland-Inseln, die man nach einigem Aufenthalte in Port Stanley (Falkland-Gruppe) und an den unwirtlichen Ufern des südlichen Feuerlandes glücklich am 10. Januar, also im südlichen Hochsommer des Jahres 1902, erreichte. Von da aus querte man den Bransfield-Sund, geriet nun aber, da das Kartenmaterial nur höchst unvollkommen seiner Pflicht genügte, in ein Inselgewirre, über das man erst viel später eine genauere Orientierung zu gewinnen imstande war, indem man nämlich erkannte, daß Orléans-Kanal und De Gerlache-Kanal in Wirklichkeit nur eine einzige zu-

Digitized by Google

sammenhängende Meeresstraße bilden. Tausende von Pinguinen bedeckten den Strand, und hier verteidigten die sonst so hilflosen Vögel ihre Nistplätze so tapfer, daß die Landenden lieber Umwege machten, um ihnen zu entgehen. Eine neu aufgefundene Meerenge, der „Antarktic-Sund", führte an die Südseite der Joinville-Insel und zu der von einem merkwürdigen Kratersee teilweise bedeckten Paulet-Insel. Am 19. Januar sah Nordenskjöld seinem Streben, tiefer in das von Eistrümmern und kompakten Eisbergen erfüllte Meer hineinzukommen, ein Ziel gesetzt, und so verfiel man nach langem Beratschlagen auf das Auskunftsmittel, sich östlich zu halten und so vielleicht jenes eisfreie Meer zu finden, in dem deremst der Robbenschläger Weddell die höchste antarktische Polhöhe für lange Zeit erreicht hatte. Auch diese Hoffnung schlug fehl, und unter 45° 7′ w. L. mußte der Rückweg angetreten werden. Jetzt blieb nur die Errichtung einer Winterstation übrig, hierzu wurde die auffallend eisfreie „Seymour-Insel" ausersehen. Die mitgenommenen Balken gestatteten die Aufführung eines Hauses, das für zwanzig Monate verproviantiert wurde; der Platz, von der Hauptinsel durch einen schmalen Meeresarm getrennt, empfing den Namen „Snow-Hill". Man richtete sich für den Beobachtungsdienst ein, machte Boot- und Schlittenfahrten und verbrachte die trüben Tage mit ihren schweren Stürmen ganz leidlich. Als eine Störung wurde es empfunden, daß die grönländischen Hunde mit ihren von den Falklands-Inseln herübergebrachten Genossen absolut keine Kameradschaft halten wollten, sondern durch ihre steten Kriege den Zweck, zu dem sie dienen sollten, ernstlich gefährdeten. Doch erlitt die Begehung der Umgebung trotzdem keine Unterbrechung, und am 30. September 1902 konnte sogar eine Schlittenreise größeren Stiles angetreten werden. Sie führte durch einen Weg von 650 Kilometern, nahm fünf Wochen in Anspruch und hatte beachtenswerte Aufschlüsse über jene niedrige Eisterrasse im Gefolge, die sich angenähert parallel der Ostküste von König Oskar II.-Land hinzieht. Der Sommer verstrich in reger Arbeit, nur unterbrochen durch fröhliche Begehung des Weihnachtsfestes. Man hätte mit der Gegenwart ziemlich zufrieden sein können, wäre nicht durch Ausbleiben der längst fällig gewesenen „Antarktic" ein Element der Beunruhigung in die Schar der Stationsbewohner hineingetragen worden.

Und das Schiff blieb wirklich aus. Wohl oder übel mußten Anstalten zu einer erneuten Ueberwinterung getroffen werden, und da die heimischen Vorräte auf die Neige gingen, mußte der Mord der harmlosen Tiere, von denen man umringt war, im weitesten Ausmaße durchgeführt werden. Die früher oft gehörte Behauptung, daß Pinguinfleisch zu den ungenießbaren Dingen gehöre, ist von denen um Nordenskjöld gründlichst widerlegt worden. Der zweite Winter glich dem ersten, nur daß jetzt manche kleine Annehmlichkeit, die man sich früher gönnen konnte, in Wegfall kommen mußte. Auch die Schlittenreisen beschäftigten die Verbannten, und eine ganze Reihe von Berichtigungen der Karte zeigte, daß selbst unter erschwerten Umständen redlich an der Förderung der Erdkunde gearbeitet wurde. So fand sich, daß die große „James Roß-Insel" durch den „Prinz Gustav-Kanal" vom „Ludwig-Philipp-Land", dieser alten Entdeckung Dumont d'Urvilles, getrennt wird.

Am 12. Oktober ereignete sich etwas ganz Unerwartetes, ja unmöglich Erscheinendes. Die Schlittenreisenden entdeckten in weiter Ferne Wesen, die sich bewegten, und die doch keine Pinguine sein konnten. Daß es Menschen seien, wollte zuerst garnicht einleuchten, aber doch verhielt es sich so. Drei wilde Männer, schwarz vom Scheitel bis zum Fuße, näherten sich den Erstaunten; sollten es Angehörige eines noch unbekannten antarktischen Naturvolkes sein? Allein die Ankömmlinge begannen schon auf weite Distanz in gutem Schwedisch zu rufen, und nun spielte sich eine Ueberraschungsszene seltsamster Art ab. Es waren der Kapitän Duse, der Naturforscher Gunnar Anderson und der Matrose Grunden. Lange Auseinandersetzungen waren jetzt nicht am Platze, erst allmählich kam man zu einer Verständigung über die Ursachen eines solchen Zusammentreffens. Aber erst nachdem die Station erreicht und an jedem der drei „Wilden" eine gründliche Metamorphose durch Reinigung vollzogen war, konnte die Geschichte des Zwischenfalls ins Reine gebracht werden. Den ausführlichen historischen Bericht erstattet Anderson im Eingange des zweiten Bandes.

Er selbst war nicht von Anfang an Mitglied der Expedition gewesen, sondern dieser erst nachgereist und hatte sich nach mancherlei Erlebnissen in Port Stanley an Bord der „Antarktic" begeben*). Auf der durch die deutsche Niederlassung zur Beobachtung des Venusdurchganges im Jahre 1882 bekannt gewordenen Insel Süd-Georgien wurde Halt gemacht, und auch das Feuerland, wo man den „Lago Fagnano" einer näheren Untersuchung unterzog, gab reichlich Anlaß zu naturhistorischen Studien. Weiterhin wurden die Meeresteile noch einmal durchfahren, in denen sich das Schiff schon im vergangenen Jahre bewegt hatte, und als man die Kartierung beendigt hatte, ward am 5. Dezember 1902 der Kurs nach der Winterstation gerichtet, wo Nordenskjölds Abteilung abgeholt werden sollte. Den Weg zu ihr mit dem Schiffe selber zu erzwingen, erwies sich angesichts der Eispackung als ein Ding der Unmöglichkeit. Sobald jenes in den Hafen gebracht war, in dem es die nächsten Monate zu überstehen hatte, machten sich desbalb die drei oben genannten Männer auf, um ihre Schlittenreise nach Snow Hill anzutreten. Der Versuch wurde gemacht, konnte indessen trotz redlicher Anstrengung nicht zu Ende geführt werden, und die kühnen Pioniere sahen sich zur Rückkehr nach dem Depotplatze genötigt. Als sie ihn vor sich hatten, mußten sie aber zugleich die furchtbare Entdeckung machen, daß ihr Schiff verschwunden war. Sie standen allein da in der Eiswildnis, allein mit der spärlichen Ausrüstung, die, nur für Wochen berechnet, nun viele Monate das Leben der Verlassenen erhalten mußte.

Es gehört wahrlich eine seltene Entschlossenheit dazu, in solch verzweifelter Lage den Kopf nicht zu verlieren. Die drei unerschrockenen Männer richteten sich sofort darauf ein, das von Nansen und Johansen auf Franz Joseph-Land gegebene Beispiel nachzuahmen, erbauten sich eine Winterhütte und lebten darin vom 12. Februar bis zum 29. September 1903. Mit Schneeschuhen ging es alsdann hinaus in die pfadlose Wildnis, und bald schon führte ein glückliches Ungefähr die Begegnung herbei, deren Verlauf kurz erzählt wurde. Die alten Freunde hatten lange gebraucht, um sich wiederzuerkennen.

Nunmehr nimmt wieder Nordenskjöld das Wort. Rasch führt er uns über die nächsten Tage hinweg, während deren die Stimmung, so ungewiß auch noch immer die Zukunft vor den Stationsleuten lag, doch durch die Rettung der drei Freunde vom Schiffe sich unverkennbar gehoben hatte. Und bereits am 8. November beginnt der zweite Akt des Dramas, das unter so schweren Umständen sich entwickelt hatte und schließlich den frohesten Ausgang nehmen sollte. Abermals werden Menschen auf dem Eise erblickt, über deren Eigenart man nicht ins klare kommen kann, und das ist leicht begreiflich. Sind es doch argentinische Seeoffiziere, der Kapitän Irigar und der Schiffsleutnant Jalour. Sie melden, daß die Regierung in Buenos Aires, besorgt über das Ausbleiben aller Nachrichten von Nordenskjöld, das Kanonenboot „Uruguay" abgeschickt habe, um sich nach den Verschollenen umzusehen und sie nötigenfalls zu retten. Im Triumphe werden die willkommenen Gäste zur Hütte geleitet, wo es an ein eiliges Zusammenpacken geht. Das Kriegsschiff wartet, in Bälde soll es sich wieder in Fahrt setzen, um die Geretteten nach zivilisierten Ländern zu bringen. Nur der Gedanke an die verloren gegangene „Antarktik" legt sich wie ein Meltau auf die hoffnungsfreudigen Seelen derer, die endlich ihrer langen Gefangenschaft entrinnen sollen.

Schon aber ist die Peripetie vor der Türe, und der dritte Akt löst den kurzen zweiten ab. Kaum haben sich die Gemüter ein wenig beruhigt über das unverhoffte Erscheinen der Argentinier, da tönt an die Ohren der im Schutzhause sich zur Ab-

*) Es muß hier nachgetragen werden, daß das Fahrzeug der Expedition, nachdem Nordenskjöld seine Ausschiffung vollzogen hatte, nach Norden abgefahren war, um in einem minder ungünstigen Klima zu überwintern und später die Ausgesetzten wieder zu holen. Daß diese Hoffnung für die Ansiedler von Snow-Hill nicht in Erfüllung ging, haben wir oben erfahren.

Digitized by Google

reife Rüstenden der Jubelruf: „Larsen ist da!“ Der Kapitän der „Antarktik“, ein Totgeglaubter, steht mit fünf Gefährten draußen und berichtet, daß sich nach dem Untergange des Fahrzeuges dessen Bemannung auf „Paulet-Insel“ ins Winterquartier begeben habe. Unverzüglich dampft die „Uruguay“ dorthin und nimmt die Schiffbrüchigen auf.

In deren Namen gibt C. Skottsberg, einer der Gelehrten der Expedition, eine Skizze von der Heraufbeschwörung des guten Schiffes und von den dadurch bedingten Ereignissen. Er bekundet dabei einen gesunden Humor, der freilich auch mitunter, so insbesondere anläßlich des Hinscheidens des jungen Wennersgaard, einer ernsteren Tonart weicht. Wir nehmen teil an so mancher dramatischen Szene: Wie das Schiff auch nach heftigen Pressungen sich noch lange hält, wie es endlich am 10. Oktober 1902 in die Tiefe fährt, wie man am Lande sich aus Basaltfelsen und Guano ein Asyl baut und darin der Erlösung entgegenharrt. Ueber die Bootsfahrt von der Paulet-Insel nach Snow-Hill unterrichtet in kurzen Zügen C. A. Larsen. Die Heimkehr mit der „Uruguay“ endlich wird wieder von Nordenskjöld beschrieben, der uns dann noch so lange zum Führer dient, bis am 8. Dezember 1903 der festliche Empfang der wackeren Polarfahrer in Malmö stattgefunden hat. Gern sehen wir auf dem Schlußbilde noch einmal die Männer vereinigt, deren einmütigem Zusammenwirken es zu danken ist, daß ein schönes Blatt in die Geschichte der antarktischen Forschung eingefügt werden konnte.

München. S. Günther.

(Ein Schlußaufsatz folgt.)

Billige Kunstblätter.

Die erstaunliche Entwicklung, welche das illustrative Reproduktionsverfahren in den letzten zwanzig Jahren genommen hat, ermöglicht heute die Herausgabe guter und doch billiger Kunstblätter in einem Umfang, der zu einer scharfen, aber bis jetzt noch gesunden Konkurrenz auf dem Kunstmarkt geführt hat. Die lang gehüteten und allzu verschlossenen Schätze der graphischen Kunst von Dürer und Schongauer bis Rembrandt und Goya sind in vielen Nachbildungen in viele Häuser geflattert; Heliogravüren, Kupferdrucke und Zinkätzungen geben die Bilder farbig, in schwarz oder in braun wieder, und die Photographie macht sich an jedes neue und alte Kunstwerk, sodaß die Zahl der wirklich unzugänglichen Kunstwerke, wie sie eine frühere Zeit sorgsam dem Auge des Besitzers und seiner Gäste reservierte, auf ein Minimum reduziert worden ist. Daß eine derartige Demokratisierung von Dingen, die in vielen Fällen Caviar für das Volk bleiben müssen, schwere Gefahren in sich schließt, ist von berufener Seite oft genug betont worden. Man tut gut, das Seltene selten zu lassen und seinen Anblick denen zu reservieren, die ihn suchen. Eigenart, Kraft und Schönheit vieler Schwarz-Weiß-Blätter enthüllt sich eben nicht dem dumpfen Auge der rasch Naschenden; es gehört Hingabe, Geduld, Vertrautheit und vor allem innere Kultur dazu, die Qualität zu empfinden. Geradezu bedenklich kann es scheinen, diese seltenen Schätze allzu leicht zugänglich zu machen, weil sie dann nicht mit der Ehrfurcht empfangen werden, mit der man ein sauer erworbenes Blatt in die Hand nimmt.

Trotz all dieser Bedenken fühlt die Gegenwart — und nicht nur die Mode und der Kunsthandel — eine Art Missionspflicht auf diesem Gebiet. Das Beste soll für das Volk gerade gut genug sein, um daran das noch ungeschulte deutsche Auge zu entwickeln. Es handelt sich *nicht* in erster Linie um die *Gedankenwelt* der Bilder und Stiche. Der Deutsche war immer willig, sich mit ganzer Inbrunst in die Philosophie und Historie der Kunstwerke zu vertiefen, und bevorzugte stets diejenigen Bilder, die reichlich erzählten. Gewiß ist das kein Schade, wenn andererseits nur dabei nicht vergessen wird, daß ein Bild andere Pflichten als die Novelle und das Gedicht hat, daß wir mit der Teilnahme an seinem stofflichen Inhalt erst den Vorhof betreten, während das Heiligtum hinter den Säulen liegt. Ein Bild ist vor allem ein Bild, ein Stich ein Stich. Ob der liebe Gott oder Luzifer, ob ein Hofprediger oder eine Grisette, ob die Hunnenschlacht oder ein Bund Spargel dargestellt wird, ist zunächst gleichgültig. Ein Bild besteht aus Leinwand oder Holz, auf dem oder der ein Maler mit dem Pinsel etwas aufgeklext hat; ein Holzschnitt ist ein Abdruck von einem Stück Holz, in das ein Holzschneider mit dem Messer hineingeschnitten, ein Kupferstich der Druck einer Kupferplatte, in die ein Stecher mit der Nadel gestochen hat. Nun sollte unser erstes Interesse *der Arbeit* des Künstlers gehören, wie er ans Werk gegangen ist. So nur erkennen wir die Handschrift, den Stil eines Künstlers. Wir folgen einer Hand, die klug oder leidenschaftlich, fest oder frei, eilig oder zögernd Formen entwickelt hat und die leere Platte oder Tafel mit einer Fülle von Gebilden bedeckte. Die Kinder seiner Seele sind's, in manchen Stunden der Nacht erschaut, und nun am Tag ins Leben gerufen, niedergeschrieben und dem luftigen Reich der Träume entrissen. Dieser Prozeß der Niederschrift ist das erste, was man belauschen sollte. Kaum hat man angefangen, ihn genau zu verfolgen, so findet man sich im Bann einer neuen Welt, die uns nun nicht mehr losläßt und neben allen formalen Ueberraschungen auch Gedanken, Ideen, Stimmungen, Widersprüche, Eigenwilligkeiten vermittelt, die — mögen wir so oder so denken — jedenfalls lebhaft auf uns eindringen.

Unter diesem Gesichtspunkte, wieweit die Reproduktion imstande ist, uns in das Atelier des Künstlers zu führen, muß alles betrachtet werden, was auf den Markt kommt. Dies wenigstens ist meine Meinung. Der Kunstwart legt in erster Linie Wert auf den geistigen Inhalt; aber er tut es nicht einseitig. Dagegen macht sich neuerdings wieder eine Richtung breit, die lediglich auf den Inhalt sieht und die bildende Kunst zum Frondienst zwingt.

Am besten eignen sich zur Reproduktion natürlich die Blätter der Graphik; und wir sind heute so weit, Schwarz-Weiß-Blätter schon zu billigem Preis in einer Qualität zu reproduzieren, die zwar auf den Zauber des Papiers, der schummerigen Tiefe und der starken Gegensätze von Hell und Dunkel verzichten muß, in der Zeichnung und Linie aber reine Formen gibt. Dahin rechne ich die von *Fischer und Franke* herausgegebenen Holzschnitte und Kupferstiche aus dem 15. bis 18. Jahrhundert (das Blatt zu 25 Pfennig), dahin die Reproduktionen des *Holbeinschen Totentanzes* und des *Dürerschen Marienlebens* (à 10 resp. 30 Pfennig), die Lichtwark herausgegeben hat, dahin die mannigfachen Reproduktionen nach *Dürerschen Holzschnitten* und *Kupferstichen*, unter denen die Blätter der Reichsdruckerei, freilich auch im Preise (1—2,50 Mark) obenanstehen. Man kann Dürers sämtliche (110) Kupferstiche für 35 Mark in der Soldanschen Ausgabe kaufen. Seine vier großen Holzschnittfolgen sind bei Haberland in Leipzig einzeln und gesondert zu mäßigem Preise in Originalgröße zu erwerben (z. B. die kleine Passion für nur 3 Mark). Dagegen fehlt noch eine billige Ausgabe der Kupferstiche *Schongauers* (gute Einzelblätter hat die Reichsdruckerei). Die Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrt in Berlin hat kürzlich den Versuch gemacht, 38 Radierungen *Rembrandts* für den erstaunlich niedrigen Preis von 25 Pf. für das Heft (Einzelpreis im Buchhandel 50 Pf.) herauszugeben. Das Heft konnte natürlich nur im Hochdruck (Strichätzung) hergestellt werden, und manche dunkle Radierung wirkt infolgedessen nun etwas ölig und speckig. Aber abgesehen davon sind namentlich die zeichnerischen Blätter gut herausgekommen. Es war überraschend bei dieser Gelegenheit zu erfahren, daß diese schönen Radierungen dem größeren Publikum gänzlich unbekannt geblieben waren, obwohl doch gerade Rembrandt neuerdings besonders umworben und gesucht wird.

Die Mappen, Einzelblätter und Vorzugsdrucke des „Kunstwarts“ sind zu bekannt, als daß ich sie besonders herzählen müßte. Auch in ihnen ist die Graphik ausführlich berücksichtigt. Die beste Leistung ist der neuerdings herausgegebene Totentanz von Alfred *Rethel*, eine Holzschnittfolge

Digitized by Google

von ebenso großzügigen Linien wie Gedanken, die ein größeres Anrecht als der doch oft überschätzte L. Richter darauf hat, in keinem Hause zu fehlen. Ebenso hat der Kunstwart mit seinen Publikationen der Schwindschen Arbeiten einen schönen Griff getan. Dürfen wir eine Bitte aussprechen? Wann wird man endlich daran gehen, Dürers Zeichnungen billig zu reproduzieren? Technisch bieten sich nur geringe Schwierigkeiten. Die vier Lippmannschen Bände enthalten so viel Reifstes und Abgeschlossenes, was wenig bekannt und vielleicht wichtiger als alle Bilder Dürers zusammen ist. Ferner erwarten wir bestimmt eine Kunstwartmappe über Matthias Grünewald. Wie lange soll denn dieser nach Holbein größte deutsche Maler noch in Colmar schlafen, er, den man mit Recht den Vorläufer Boecklins genannt hat? Seine Werke sind ebenso unbekannt wie sein Name. Das Profil dieser Künstlerpersönlichkeit überbietet in seiner lodernden zackigen Größe alles Benachbarte wie ein Riese. — Dürers sämtliche Bilder, Schnitte und Stiche findet man jetzt in 447 Netzdrucken für 10 Mark zusammen in dem 4. Band der „Klassiker der Kunst" in Gesamtausgaben, mit guter Einleitung von Val. Scherer; freilich stark verkleinert.

Eine echt künstlerische Gabe sind die Künstlersteindrucke, welche die beiden Firmen Teubner und Voigtländer in Leipzig herausgeben. Sie hängen in vielen Zimmern, Schulen und öffentlichen Gebäuden. Das Schönste, was neuerdings erschien, sind 4 Menzelblätter (bei Voigtländer), Vergrößerungen von Holzschnitten, von denen namentlich die Halbfigur des „alten Fritz" wunderschön gelang (6 Mark). Teubner gibt außer Landschaften usw. jetzt auch Porträts heraus.

Die Reproduktionen nach Gemälden bieten sich in jeder Qualität und Preislage an. Noch immer steht die Heliogravüre der Photographischen Gesellschaft an der Spitze; aber der Preis der großen Blätter (15 Mark) ist für viele zu hoch. Die von Val. von Loga seit zwei Jahren mit viel Glück herausgegebenen großen Wandbilder (Gesellschaft zur Verbreitung klassischer Kunst) bieten ähnliches ein Drittel billiger. Dazu kommt nun eine Publikation „Alte Meister", die W. Bode und Fritz Knapp bei Bong-Berlin herausgeben (24 Hefte à 3 Mark, jedes Heft mit 3 Blättern). Diese vorzüglichen Bilder, deren Technik an die englischen Mezzotintos erinnert, eignen sich namentlich für Sammler, die das Seltene suchen, da hier vieles schwer Zugängliche aus Privatbesitz zum erstenmal mustergültig abgebildet ist. Hoffentlich entschließt sich der Buchhandel mit der Zeit, diese Blätter auch einzeln zum Originalpreis von 1 Mark abzugeben. Bescheidener, aber vielseitiger ist die Monatsschrift: „Das Museum" (Spemann, Stuttgart; 20 Hefte à 6 Tafeln jährlich, 20 Mark), ausgezeichnet redigiert von Dr. R. Stettiner; jedes Heft bringt einen vierseitigen Aufsatz über einen Künstler. Dies „Museum" gestattet jedem, sich ein kleines Hausmuseum zu schaffen, das von 2000 vor Christus bis 1904 nach Christus reicht. Für die Architektur dient als Ergänzung die „Baukunst" im gleichen Verlag; Einzelhefte à 4 Mark, die jedesmal eine Baugruppe vorführen.

Für farbige Reproduktionen bietet das Beste der Verlag von E. A. Seemann, sowohl alte wie neue Bilder an, im kleinen Format. Namentlich die modernen Blätter sind in der Technik des Drei- und Vierfarbendrucks überraschend gut gelungen (Meister der Farbe: Europäische Kunst der Gegenwart. 12 Monatshefte à 6 Blatt, 24 Mark; auch einzelne Hefte). Freilich findet man nicht gerade die wichtigsten Bilder; der Verlag mußte sich mit dem Erreichbaren begnügen. Eine Erinnerung an die Vorführungen der Ausstellungen dieses Jahres bietet der hübsche Band des Bruckmannschen Verlages: „Die Kunst des Jahres 1904" (auch frühere Bände), wo in 250 Netzdrucken das wesentliche abgebildet ist.

Wer die moderne Landschaft eines Thaulow, Rüdisühli, Lippisch oder Arbeiten von Douzette und seiner Richtung in guten farbigen Reproduktionen sucht, sei auf die photomechanisch im Vielfarbendruck (12—15 Platten) hergestellten Blätter der Firma Meißner & Buch hingewiesen, die sich zum Wandschmuck trefflich eignen (Durchschnittspreis 10 Mark). Der Verlag fängt jetzt auch an, alte Meister farbig zu reproduzieren. Fra Filippos bekannte Madonna in den Uffizien ist bereits erschienen, das feine Profilbild der jungen Bardi im Museo Poldi Pezzoli in Mailand. Piero della Francesca oder Ant. Pollaiuolo zugeschrieben, wird ebenfalls farbig reproduziert werden. Der gleiche Verlag hat eine große Zahl malerischer Architekturbilder aus aller Welt publiziert.

Photographische Einzelblätter von den Bildern deutscher Galerien sind jetzt fast durchweg zum Preis von 1 Mark zu haben. Die Bruckmannschen Pigmentdrucke haben endlich die hier klaffende Lücke ausgefüllt. Freilich ist der Preis noch immer reichlich hoch; Italien, das Elysium der Photographen, bietet jetzt jede Aufnahme zu 40 Pfennig (Dutzendpreis). Die Steglitzer Photographische Gesellschaft, deren Blätter im Rotationsdruck hergestellt werden, nähern sich (mit 50 Pfennig) diesem Preis; aber sie haben von alter Kunst nur das Allerbekannteste reproduziert, und ihr Verfahren eignet sich nur für Plastik.

An Galeriewerken war von je kein Mangel. Nur sind die großen Editionen sehr teuer. Eine Besserung hat der Verlag Hanfstängl herbeigeführt, der für 12 Mark die einzelnen Bände (je eine Galerie in ausgewählter Folge) abgibt. Der Wert dieser Bände wird durch die trefflichen Einführungen von K. Voll noch wesentlich gesteigert. Dagegen sind die Galerieausgaben des Verlags Globus (Wertheim) in Berlin zu 1 bis 3 Mark nicht glücklich ausgewählt, auch fehlt der so notwendige Text.

Man sieht aus diesem Speisezettel, der schon allzu lang geraten ist, daß für jeden Geschmack und für jede Tasche gesorgt ist. Mein persönlicher Rat geht dahin, sich einige wenige sorgsam ausgesuchte Blätter zu verschaffen, etwa einen Steindruck, ein Wandblatt großen Formats und dann einen Wechselrahmen, in dem die Lieblinge kleineren Formats periodisch anzutreten haben. Die Auswahl hat die ganze Familie Sonnabend abends vorzunehmen, damit alle Mitglieder, kleine und große, an dem wichtigen Akt beteiligt und dafür haftbar sind.

Nicht nur der Raum, auch die Uebersicht fehlt, um noch vom illustrierten Buch zu reden. Hier wäre vom Unendlichen zu berichten, zum Glück mehr von Gelungenem als von Entgleisungen. Namentlich das Kinderbuch ist wirklich im Wert sehr gestiegen. Zu den bekannten holländischen Kinderfriesen hat jetzt Gertr. Caspari entzückende deutsche Wandblätter (Voigtländer, Leipzig) gefügt. Erwähnen möchte ich von den Büchern wenigstens die Serie: Der deutsche Spielmann, eine Auswahl aus dem Schatz deutscher Dichtung für Jugend und Volk, herausgegeben von Ernst Weber, illustriert von E. Kreidolf, J. V. Cissarz, F. Hoch, J. Diez, Stroedel, Erler, Biese, H. v. Volkmann u. a (15 Bändchen à 1 Mark; Verlag G. Callwey, München). Hier ist in Inhalt und Form eine schöne Uebereinstimmung erzielt. Alte Schätze der Dichtung leuchten mit milder Schöne wieder auf, und die Künstler gaben dazu farbige und schwarze Blätter, etwa 15 pro Band, die mit feinem Takt den Fluß der Gedanken sammeln und fortleiten. Der Geist dieser Bändchen ist dem der Kunstwartleitung verwandt, nur noch populärer ist das Ganze als z. B. Avenarius' „Deutsche Lyrik", in der ein Stück Literaturgeschichte steckt.

Paul Schubring.

Skandinavisch und Kosmopolitisch.

Der Inselverlag verschickt drei neue skandinavische Bücher in Uebersetzung von Francis Maro. Das erste, „Martin Bircks Jugend" von Hjalmar Söderberg, ist ein rechtes Heimatsbuch. Es hat ganz das Sehnsüchtige, Erwartungsvolle und Resignierte, das die Menschen dort oben auszeichnet, denen der lange Winter mit plötzlich übermütig hereinbrechendem Sommer ein so starkes Gefühlsleben gibt, eine so geduldige und doch glühende Phantasie. Martin Birck erlebt das, was wir alle erleben, die wir uns eines Tages vorfinden in einer Welt, die wir nicht verstehen, von der wir nur das allerzunächst Stehende

Digitized by Google

begreifen, das will sagen, betasten können. Und weil all das befremdlich ist und erschreckend, schließt man die Augen und träumt. Oder man reißt sie groß auf, diese erstaunten, lernbegierigen Kinderaugen, und das Zipfelchen Leben, das in unseren Gesichtskreis kommt, nimmt ungeheure, phantastische Formen an. Vornehmlich zwei. Die des Schützens und die des Bedrohlichen. Söderberg erzählt das in einer Technik, die ganz dem Inhalt entspricht. Lauter Details, Stichworte eigentlich nur, dann jäh auftauchend eine farbigere, kleine Szene: das Verkleidenspielen mit der kleinen Ida, deren fremde Religion mit dem leuchtenden Muttergottesbilde, die Erzählungen des Vaters am Kamin, Winter, der Tod und dann die Schule, in der es so vieles zu vergessen galt, was man bisher geliebt hatte. Martin Birck beginnt sich zu einer Persönlichkeit auszuwachsen, zu einem, der etwas abseits steht und aufmerksam, ein wenig bitter, zusieht, wie die Menschen auf der Bühne und in Versen sich begeistern für Dinge, die man alltags vorsichtig in den Kasten legt und wie es eine Moral gibt den Töchtern höherer Stände gegenüber und eine andere für „die anderen".

Was haben wir Menschen aus unserem Leben gemacht! Und in seinem Herzen beschließt er, es müsse ein Mann kommen, einer, der nicht Lieder singt, sondern der redete, deutlich redete.

Und wer dieser Mann sein werde, daran ist ihm kein Zweifel, wenn es ihm auch selber noch nicht zum Bewußtsein kommt. Und dann das große Jugendwirrsal, die Frauen. Die er haben kann, mag er nicht. Er schreibt an eine Unbekannte, die er über die Straße gehen sieht, das ist sein Roman.

Martin Birck liebt seine Mutter, er leidet darunter, daß er sie nicht einlassen kann in seine umstürzlerischen Ideen, die sie entsetzen würden. Er hat eine Stelle in einem Bureau angenommen, eine Interimsarbeit, wie er meint, die ihm die Mittel schafft, an seine eigentliche Arbeit zu gehen. Aber nun kommt die Tragik des Alltags und reibt sein Leben zwischen ihre Finger. Und diese Tragik besteht eben darin, daß die Interimsarbeit Hauptsache, Herrin, fast Geliebte wird und alles andere zurückdrängt. Er, der heimliche Reformator, fühlt, wie er allmählich in der Menge verschwindet. Und er sieht ein, daß auch dies eine Art Glück sein kann, man bekommt seine natürliche Zeitrechnung wieder, hat Feiertag und Werktag, Arbeit und Ruhe. Wirkliche Ruhe! Und ein wenig Schönheit hat er gefunden. Ein geschmackvolles, fleißiges, nicht mehr junges Mädchen, das gern geheiratet hätte, um seinen Teil an Frauenglück in Ordnung und Frieden zu erhalten; aber sie war arm und nicht kokett. Da suchte sie einen Geliebten, aber die Männer, die sich ihr nun näherten, flößten ihr Widerwillen ein. Bis Martin Birck kam, von dem sie fühlte, daß er sie verstand, daß er sie achtete und liebte.

Und da sitzen sie nun, die beiden im Theater, um „Hamlet" zu sehen. Sie sitzen in einer dunkeln Ecke, wo sie niemand sehen kann. Denn sie durften ja nicht Bekannte treffen.

So endet Martin Bircks Jugend. Es ist eine echt skandinavische Geschichte, diese Geschichte einer Jugend, und sie erinnert an das Thema von Jacobsens Niels Lyne.

Die beiden Bücher von Per Hallström sind kosmopolitischer als Söderbergs Roman. Es sind Sammlungen von Zustandsstudien, kleine Erzählungen, die ins Freie hinausweisen, wie die letzten Gassen großer Städte.

„Verirrte Vögel" flattern über Amerika und Schweden und über alle Stimmungen, und die größeren Erzählungen des zweiten Buches: „Ein geheimes Idyll und andere Novellen" führen uns von Frankreich nach Italien und wieder nach Schweden. Hallström komponiert knapper als die meisten seiner Landsleute. Trotz des Fragezeichens, das er hinter alle seine Skizzen setzt, wirken sie doch fest und von Besonnenheit geführt. Es sind kleine Raritäten, fein geschliffene Sächelchen, dazwischen wirkliche erlebte Weisheit und sehr viel Spott. Ein leiser, feiner Spott, der den Humor der Tatsachen bescheiden anerkennt.

Mit verblüffendem Geschick sind die Figuren in Aktion gestellt und geschildert, die Anfänge führen immer mitten in den Zustand hinein.

„Ich mußte eine Weile auf neuen Vorspann warten." „Wir hatten seit dem Mittagessen im Atelier gesessen" oder ganz exakt: „Jean Timoléon Goubin war im Herbst 1793 als Schreiber in dem kleinen Städtchen Mans angestellt", wodurch wir gleich wissen, daß wir in Frankreich das Revolutionsjahr miterleben werden.

Hallström hat etwas vom Franzosen in dieser seiner sichern und nüchternen Art die Figuren aufzustellen und etwas Angelsächsisches in seinem Humor. „Ich suchte mich dem Volke zu nähern," läßt er einen jungen Mann sagen, „aber das wollte nur in Frieden gelassen werden und seine Rechnungen bezahlt bekommen, ein häßlicher Zug von Egoismus, der mich in hohem Maße abstieß."

Das kleine Brieffragment, aus dem ich eben zitierte, ist überhaupt eines der amüsantesten Geschichtchen der Sammlung: Ein junger Idealist geht zu einem reichen Manne zum Diner und sieht dort den geduldeten und verhöhnten Lehrer, der geladen ist, wenn alle andern satt sind, um durch seine Tiraden über Revolution und Ideal „die Lichter des Spieltisches zucken" zu lassen. Die Zuhörer machen Gesichter, wie wenn sie von alten bekannten Spekulanten reden hörten, „von deren Insolvenz sie wohl wußten". Und alles dies führt den jungen Mann zu der epochemachenden Reflexion: „In dieser Gesellschaft bin ich lieber Wirt als Gast", und eine große Wandlung vollzieht sich in ihm: „Bis gestern war ich noch ganz jung, aber das soll abgelegt werden."

Wunderbar ergreifend schildert Hallström das Tier. Es ist da die Geschichte von einem Löwen, den das Volk von Florenz zum Geschenk erhielt und den es auf dem San Giovanni-Platze, hinter der Kirche eingefriedet hat. Man sieht ihn träumen sich sehnen, man erfährt, wie er aus dem Kerker hinausschreitet, verachtungsvoll, stolz, unzugänglich in seinem Traum und wie er dann stirbt mit Augen groß und golden, die in das Seltsamste des Lebens hineinblicken, in den Tod.

Ein Pferd wird geschildert, der Stolz und das letzte Ueberbleibsel von eines stolzen Herren Herrlichkeit. Es soll verkauft werden, aber es versinkt mit seinem Herrn im Schnee, schön und nutzlos wie dieser.

Ein Hund irrt durch die Straßen von Mans, in denen die Revolution getobt hat, er sucht sich einen Beschützer, sieht dann seine Hoffnung erstarren, wird verwundet. Er sieht jeden an, der vorübergeht, liegt ganz still, in der „so würdigen und so demutsvollen Stille der Tiere vor dem Tode". Und man versteht seine Bitte und erschießt ihn.

Voll wunderlicher Lieblichkeit ist das „geheime Idyll", das sich in Mans abspielt, im stillen Stübchen des Schreibers. Der findet auf der Straße, gleichsam aus dem Dunkel auftauchend, ein junges Mädchen, das geflohen ist. Er verbirgt sie und macht sich dadurch der Verräterei schuldig. Sein ganzes Leben hat sich zwischen Büchern abgespielt, Plutarch ist sein allabendlicher Genuß. Nun sitzen die beiden da, Tag für Tag, und lesen, immer gewärtig, von einem rauhen Kolbenschlage aufgeschreckt und „im Namen des Gesetzes" zur Guillotine geführt zu werden. Nichts wissen und wollen sie voneinander, diese jungen Menschen, die allnächtlich in aller Mildigkeit und Enge das Bett miteinander teilen, wie sie Brot und Luft teilten. Ein Idyll, das der Sturm zusammengedichtet hat und die Stille wieder auseinander reißt.

Es ist ein Genuß, die Bücher zu lesen, die Schilderungen von Winter und Sommer, Elend und Sattigkeit, Burleske und Schönheit. Ein Genuß zu spüren, wie die weiche skandinavische Glut, der weiche skandinavische Nebel bei Hallström gehärtet und verdichtet wird durch die Zutaten, die er sich bei fremden Völkern zu eigen machte. Denn, ist es denn wirklich immer nur Heimatskunst, die wir hören sollen? Hat ein reifer, festgerütteter und durch allerhand Siebe geklärter Geist uns nicht a u ch etwas zu sagen?

Anselm Heine.

Digitized by Google

Die Prangerbank.

Daß Du Dich so lange hinstellen magst zu der," sagt die Lisabet Sturm zu ihrem Mann, dem Schmied.

„Geht es Dich etwas an," gibt der rauh und höhnisch zurück und tritt von der sonnenheißen Straße in die kühle, schwarze Werkstatt zurück, streckt den nackten Arm, der grau und hart ist wie ein Stück Stahl, nach dem großen Hammer und läßt diesen, das Eisen nach unten gehängt, wie einen Pendel hin und herschwingen, vielleicht um der Frau zu zeigen, daß ihre Worte ihm Luft sind, vielleicht um eine Verlegenheit zu verbergen. In der Werkstatt stehen sie so einen Augenblick schweigend da, der Josue, der Schmied, die Lisabet, die ihm gefolgt ist, und drüben am Blasebalg der Friedlieb, der junge Gesell. Fast so heiß und scharf, wie das Feuer von der Esse aufzischt, wenn der Friedlieb den Blasebalg tritt, bricht jetzt die Sonne durch die offen gebliebene Tür und über die drei Menschen herein und beleuchtet ihre Gestalten, daß sie wie aus den Rußwänden der Werkstatt herausgeschnitten erscheinen. Der Schmied, hager, sehnig, mit dem weichen, braunen Haar, das vorn weit in die Stirn hineingewachsen und über den ganzen Kopf zurückgestrichen ist, und mit dem dünnen, braunen Bart, der in das hagere, scharf geschnittene Gesicht wohl paßt, die blonde, lange, auch hagere Frau und der Friedlieb, mit den seildicken Muskeln und dem eckigen, schwarz-braunen Kopf. Und vorhin vor der Tür ist die Regine, die Nachbarsmagd, von ihnen gegangen.

Einen langen Augenblick ist es still; denn der Friedlieb, der arbeiten sollte, reißt die schwarzen Augen so weit auf, daß die niedere Stirn in zwanzig Falten geschnitten ist, und gafft, was zwischen Meister und Meisterin werden soll. Da fühlt der Josue den Blick des Gesellen, wird rot und fährt ihn an: „Mach, daß das Rad zum Sternwirt kommt, draußen am Haus!"

Der Friedlieb starrt und zögert noch um eines Gedankens Länge, dann trollt er sich mit plumpen Schritten, packt das neu bereifte Rad an der Hausmauer und rollt es straßab.

„Kannst Dich nicht in acht nehmen vor dem Bub," schilt drin in der Werkstatt der Schmied zornig sein Weib. Die achtet nicht auf die Worte, legt die knochigen Hände mit einer unsicheren Bewegung unter der Brust übereinander und sieht den Josue aus dem schmalen, verkümmerten Gesicht mit einem qualvollen Ausdruck an.

„Ich habe Dir schon viel ertragen," sagt sie, „jetzt — wenn — Wirst doch nicht mit so einer — Denk' doch an die Kinder."

Der Schmied hat sich an die Esse gemacht, mit der Hand schiebt er die Kohlen auf die Glut und tritt den Balg. „Was soll ich denn haben — mit — mit der Regine!" braust er auf.

„Ja, — ja —," seufzt die Frau. Dann geht sie der Hintertür zu, die ins Hausinnere führt, die lange Gestalt vornüberlastend, die Lippen schmal, einen Ausdruck von Elend in den groben, aber nicht unschönen Zügen.

Der Schmied läßt sie gehen. Das Gesicht ist ihm heiß. Es mag das Essenfeuer daran schuld haben, das weiß aus den Kohlen schießt.

Derweilen rollt der Friedlieb sein Rad über die staubige Straße. Er läuft täppisch dahinter her, der Staub spritzt unter seinen klatschenden Pantoffeln auf, eine Kruste legt sich an die nackten Füße. Mit Armen und Beinen hält er das schwer rollende Rad im Gleichgewicht. Wer ihm nachsieht, kann dabei seinen Wuchs bestaunen, den lederzähen Bau der arbeitenden Glieder. Die Waden und Oberschenkel füllen die Lotterhose, daß die Nähte zu platzen drohen. Jede Muskel liegt als ein kleiner Berg am Stoff abgezeichnet, an den roten, rußigen, nackten Armen stehen sie herausgedrückt und gespannt, als liefen Stricke unter der Haut. Die Hüften, um die das Schurzfell hängt, sind breit, der Rücken, den das braune Flanellhemd deckt, ist schwer, schwer sind die Schultern, rot und stark ist der Hals. Im roten Gesicht hat der Friedlieb einen erregten, zornigen Ausdruck, und er leitet das Rad manchmal eigentümlich gehässig über eine und die andere Straßenstelle, als überführe er etwas, dem er feind ist.

Daß die Regine unter dem Rade läge, die Magd — die, — die der Frau das Leben schwer macht!

Kaum ist ihm der Gedanke durch den Kopf gezuckt, schrickt der Friedlieb jedesmal zusammen, hält sein Rad an und sieht sich mit seinen schwarzen Augen, die das einzige Schöne an seinem stumpfen Gesicht sind, scheu um, ob niemand nach ihm schaut, als könnte einer seine Gedanken erraten. Eine Strafe steht auf derlei Gedanken! Und vor Strafen zittert der achtzehnjährige Mensch wie ein kleines, ganz kleines Kind. Ein Ereignis ist in seinem Leben, das an dieser fürchterlichen, qualvollen Angst vor Strafe schuld hat. In seinem elenden Leben!

Das Ereignis liegt zehn Jahre zurück.

Das war unten in der alten Kantonshauptstadt Burgwyl! An dem Tag war es, an dem er, der Friedlieb, dem Vater und der Mutter entlaufen war, die oben im Berg wohnten, vier Stunden von der Stadt. Die rote Schramme, die ihm jetzt noch im Gesicht steht, quer vom Ohr zum Mund, war damals eine frische Blutstriemе gewesen. Des Vaters Ochsenpeitsche riß immer das Fleisch auf, wo sie traf. Am Rücken, an den Armen und am Kopf hatte er sie gespürt; so hatte er Erfahrung. Ja und an dem Tag war er den Alten entlaufen. Mochten sie künftig die dreizehn Geschwister schlagen, verwünschen und hungern lassen. Genug ist genug! Einmal entläuft auch ein Hund seinem Peiniger und kommt nicht wieder. So war der Friedlieb aus der Schnapshölle entwichen, in der der Herrgott ihn hatte zur Welt kommen lassen. Vielleicht, wenn ein paar Jahre früher ihn einer herausgeholt hätte, hätte er noch einen gefunden, nicht unklugen Buben mit sich nehmen können. Der Friedlieb, der an dem Tag davonlief, war ein für sein Leben lang betäubter Mensch, der die Welt wie durch einen Nebel sah oder doch einen langsamen Verstand hatte, sodaß er zweimal solange brauchte als andere Leute, um die Alltäglichkeit dieser Welt zu begreifen. Ei ja, und das war, weil ein Schlag des Vaters einmal an einer Stelle getroffen hatte, wo das Denkvermögen saß.

Der damals achtjährige Bub hatte den Weg vom Berg nach Burgwyl gefunden. Um die Mittagszeit, in der heißen Sonne. Auf einmal stand er barfuß, in Lumpen, auf dem Marktplatz mit dem grauen Holperpflaster, zwischen den hohen, uralten Häusern, aus deren Mitte der Ketzerturm aufragt, der noch viel älter scheint als alles andere. Eine Bank war am Fuße des Turmes angebracht. Der Friedlieb war müde, wirr im Kopf. So setzte er sich hin auf die nahe Bank. Die Sonne brannte auf diese und auf das Pflaster nieder, sodaß beide ganz heiß waren. Der Friedlieb hing die nackten Füße über seinen Sitz herab und stieß dabei an einen rostigen, eisernen Ring, der dicht an der Bank in einen Stein gegossen war. Er achtete nicht groß darauf, sah vor sich nieder und wußte nicht, was er wollte. Ganz fern dämmerte ihm das Bewußtsein auf, daß es ihm da unten in der Stadt übel gehen könnte, wo kein Mensch ihn kannte. Diese Empfindung verdrängte unmerklich die Erregung, in die ihn die Flucht gebracht hatte, und die Angst, daß der Vater oder die Mutter irgendwo auftauchen könnten. Als er aber damit gleichsam aus einem Taumel der Furcht erwachte, war das erste Gefühl, das ihn überkam, das einer fürchterlichen Scheu vor den fremden Menschen in dieser Stadt. Er wurde auch erst jetzt eigentlich gewahr, daß die Straßen von Burgwyl stark begangen waren. Und während er noch staunte und auch aufmerksam zu werden begann, daß eine Anzahl Kinder im Halbkreis um ihn sich sammelten, ihn begafften und mit Fingern auf ihn wiesen, fühlte er plötzlich seinen Arm gepackt, und jemand zog ihn sacht aber mit entschiedenem Griff von der Bank hinweg. Aufblickend sah er ein blondes, schlankes Mädchen, das in sauberen Kleidern ging und mit ruhigen, verständigen Augen auf ihn niedersah. „Komm, Büblein," sagte sie, „da ist kein Sitz für Dich".

Diese Worte waren in einem so eigentümlichen, von Mitleid und Erschrecken durchzitterten Ton gesprochen, daß er jäh zusammenfuhr. Er sah die also geschmähte Bank an und dann die spähenden und schadenfrohen Gesichter der gaffenden Kinder, und es durchstach ihn, der noch von den Aengsten der Flucht wie aus dem Gelenke geworfen war, ein neuer und so jäher und ungeheurer Schrecken vor etwas, dessen Art er nicht ermaß,

das ihm aber irgendwie mit der Bank und einem Unrecht, das er selber unbewußt begangen, in Verbindung zu stehen schien, daß er in dieser Stunde eine innerliche Erschütterung erfuhr, die für sein ganzes Leben nachzuwirken bestimmt war.

Das Mädchen ließ seinen Arm los und ließ ihn inmitten des Platzes stehen. Als er jedoch in unbeschreiblicher Hilflosigkeit um sich blickte, kam sie zurück, stellte sich vor ihn hin und fragte: „Wer bist Du eigentlich? Wem gehörst eigentlich, Du?"

Er wußte nichts zu antworten, als: „Sie haben mich immer so geschlagen, die Mutter und der Vater und — —" und sein Aussehen erzählte das andere. Das Mädchen brauchte keine scharfen Augen zu haben, um zu erkennen, was für ein mißhandelter, kleiner Mensch vor ihm stand.

„Komm! Etwas zu essen kannst haben daheim," sagte sie und nahm ihn mit.

So kam er an diesem Tage in das elterliche Haus der Lisabet Epp, die Jahre später den Gesellen ihres Vaters, den Schmied Josue Sturm zum Manne nahm und mit ihm auf die Schmiede ins Dorf Armberg zog. An diesem Tage erfuhr er auch noch, was es mit jener Bank für eine Bewandtnis hatte.

„Du weißt also garnicht, wo Du gesessen hast? Bub?" fragte ihn die Lisabet Epp, als er nachher irgendwie mit ihr und den ihrigen am Mittagstisch saß.

„Nein", gab er zerfahren zurück.

„Die, die etwas Schlechtes taten, hat man ehemals auf die Bank gesetzt, und sie angekettet, daß sie aller Welt zum Gespött gewesen sind. Um keinen Preis würde sich ein Burgwyler auf die Bank setzen, Bub, auf die Prangerbank."

„So", sagte der Friedlieb, nichts als das „so". Er brauchte eben lange bis er ganz begriff, was die Lisabet ihm erklärt hatte. Es kam ihm an diesem ersten Tage nicht klar zum Bewußtsein, beschäftigte ihn nur schwer, den Tag schon und dann erst die kommenden. In diesen kommenden aber, und während er erwuchs, lernte er, welcher Makel an dem Sitz klebte, von dem ihn die Lisabet hinweggeführt hatte. Jeden Tag mußte er daran denken, und mit jedem Tag wurde es ihm klarer und da wuchs ein Entsetzen in ihm, das in jenem ersten, tiefen Erschrecken an der Prangerbank seine Quelle hatte. Das Entsetzen stand bald in keinem Verhältnis mehr zur Tat. Es endete in einer wilden Furcht, unbewußt unrecht zu tun und einer noch größeren Furcht vor der Strafe, die dem Unrecht folgen mußte. Neben dieser fremden, fast krankhaften Furcht vor jeder bösen Tat hatte nur noch ein Gefühl Raum, das einer leidenschaftlichen Dankbarkeit gegen die, die ihn von jenem häßlichen Ruhesitz weggebracht hatte, gegen die Lisabet. Sie war die erste, die ihm in seinem Leben etwas Gutes getan hatte. Das Herz klopfte ihm, wenn er daran dachte. Wenn sie ihm zehnmal das Leben gerettet hätte, er hätte sich nicht tiefer in ihrer Schuld fühlen können. Damit waren in dem Charakter des verwahrlosten Knaben durch seltsame Fügung zwei Eigenschaften fremd und groß und alles andere überwuchernd herangewachsen und mit ihm groß geworden, die Furcht vor der Sünde und die Treue zu einem andern Menschen.

Es schickte sich aber, daß der Friedlieb im Hause des Schmieds Epp blieb. Aus Mitleid behielten sie ihn; es war nicht möglich den zerschlagenen Knaben, als er von seiner Hölle erzählt hatte, wegzuschicken. Mit seinem Alten machte der Schmied es irgendwie richtig, daß sie ihn ließen, wo er war.

* * *

Der Friedlieb hat das Rad hingebracht, wo es hin soll, und ist längst in der Schmiede zurück. Der Tag ist in den Abend verblaßt, und es ist nahe um Nachtessenszeit. Josue steht frierend und die Pfeife im Munde vor der Werkstattür. In der kahlen Wohnstube steht schon die Suppe auf dem Tisch und wartet auf ihn. In die Wohnstube tritt der Friedlieb, schnuppert und zieht den Duft der Suppe durch die Nase ein; er hat immer Hunger, wie ein gesunder Mensch in seinen Jahren ihn haben soll. Niemand ist in der Stube. Der Bursche geht barfuß an den Tisch hinüber, beide Hände in die Taschen der Lotterhose vergraben; dabei sieht er sich um, sieht niemand, auch die Lisabet nicht, die aus der nebenanliegenden, schon fast dunkeln Küche nach ihm blickt. Er beugt sich über die Schüssel, riecht mit Behagen und grinst in sich hinein. Plötzlich nimmt er ein Stück Brot vom Tisch, das bei einem der Teller gelegen hat, und hebt es mit freudiger Gier zum Munde. Aber er erschrickt, und hastig, mit zitternder Scheu legt er es wieder hin.

„Nun, warum issest es nicht?" fragt die Lisabet, die hereingetreten ist, und über ihr knochiges, vergrämtes Gesicht zuckt unwillkürlich ein Schein von Lustigkeit.

Der Friedlieb fährt zusammen. „Nein", sagt er mit verhaltener Stimme und ist blutrot.

„Warum nicht?" beharrt die Frau.

„Es hat mir's ja keiner erlaubt," gibt er zurück und setzt sich mit gedrücktem, scheuem Wesen auf die Wandbank.

Die Lisabet geht ihrer Arbeit nach, trägt auf den Tisch was noch fehlt, ruft die beiden Kinder, den Hans und die Lise von der Gasse, ruft dann auch den Josue, ihren Mann, aber derweilen gehen ihre Augen manchmal über den Friedlieb hin, der den Blick in den Teller gebohrt, mit hohem Rücken da hockt. So ist er nun immer, der sonderbare Bub! Vor der kleinsten, bösen Tat erschrickt er, seit er auf der Bank der Bösen gesessen hat! Geht ihm der eine Eindruck durchs ganze Leben nach? Im Herzen der Lisabet rührt sich etwas für den Friedlieb; Achtung muß einer haben vor einem Menschen, wie der, dem jede Sünde gleichsam wider die Natur geht.

Bald aber haben die Gedanken der Schmiedin für den Gesellen nicht mehr Zeit. Die Kinder sitzen schon lang auf ihren Stühlen, auch sie hat Platz genommen; der Josue läßt noch immer auf sich warten.

„Warum kommt er nicht, der Vater?" fragt der fünfjährige Hans.

„Er wird jetzt schon kommen," sagt die Lisabet, aber ein gequälter Ausdruck ist in ihrem Gesicht.

Endlich tritt der Schmied ein, legt im Hereintreten die Pfeife aufs Gesimse und läßt sich zu Häupten des Tisches nieder. Mit ihm ist der Sultan, der Hund, hereingekommen.

„Habt Ihr gewartet?" fragt er laut lachend, wirft dem Hans, seinem Bub, ein Scherzwort zu, lacht wieder und gibt sich dann während des Essens Mühe, viel und laut zu sprechen. Aber es ist zu merken, wie er sich mit beidem Mühe geben muß, mit dem Schwatzen und dem Lachen, und je mehr er redet, desto stiller wird die Frau. Sie weiß schon, warum er so laut ist, weiß schon, das Gewissen ist noch nicht tot in ihm, und er ist noch verlegen um das, was ihm im Sinne liegt. Aber das hilft eben nicht; Herr wird er doch nicht darüber! Die Lisabet würgt an ihrem Essen. Ja — ja hier an ihrem Tisch denkt er an die andere, der Mann, der Josue. Darum kann er auch nicht essen, darum müht er sich an dem Abendbrot ab, das ihm sonst geschmeckt hat. Ja — und — ist es so verwunderlich, daß ihn die andere gefangen hat? Er ist vier Jahre jünger als sie, die Lisabet, und sie hat schon nichts Junges, Frisches mehr an sich, und die andere ist eine Schöne, gottlos schön ist sie! Und — von Anfang an hat die Lisabet eine heimliche Angst in sich gehabt, daß der Josue sie, die Meisterstochter, nur um der paar Batzen willen genommen, die sie ihm brachte. Von Anfang an! Aber sie hat ihn haben wollen — den stattlichen Menschen haben wollen.

„Sitz nicht so vors Maul geschlagen da", fährt der Schmied jetzt plötzlich sein Weib an. Sie hebt die wasserblauen Augen zu ihm, vorwurfsvoll, sagt aber kein Wort. Die Kinder ducken sich ängstlich. Es ist eine schwüle Luft im Zimmer. Der Josue wirft schließlich Gabel und Messer in den Teller, dreht sich dem Fenster zu und starrt in die rote Flamme hinaus, die am Abendhimmel steht und die Nacht einleuchtet.

Als die Lisabet sich zusammenrafft und mit leiserer Stimme als sonst die Kinder zu Bett gehen heißt, auch anhebt den Tisch abzuräumen, merkt sie, daß zwei Köpfe ihr zugewendet sind und vier Augen mit einem seltsamen Ausdruck an ihr hängen. Am Tisch hockt noch immer in seiner geduckten Stellung der Friedlieb und neben ihm sitzt der große, weißgelbe, langhaarige und unschöne Hund. Beide sehen sie an. Das Tier ist klug. Es merkt wohl, daß Streit in der Luft liegt, und es folgt ihr mit dem Blick, ängstlich und wieder fast bekümmert. Und denselben Ausdruck wie das Tier hat der Fried-

Digitized by Google

heb in den Augen. Der Lisabet schießt trotz alles dessen, was sie quält, blitzähnlich ein Gedanke durch den Kopf: Sonderbar gleiche Augen haben die beiden, der Friedlieb und der Hund. Und an ihr hängen sie, die zwei, der Mensch und der Hund. Aus dem Blick ist ihnen zu lesen, wie sie an ihr hängen.

Jetzt steht Josue, der das „Gute Nacht" der Kinder flüchtig hingenommen hat, auf und geht. Die Lisabet schiebt ihren Buben und ihr Mädchen aus der Tür und kommt nach einer Weile wieder herein, kann dabei nicht helfen, daß ein verbissenes Flennen ihre Züge noch zucken macht. Da steht der Friedlieb noch mitten in der Stube und muß das Zucken gesehen haben.

„Zum Teufel mit ihr — mit der Regine", stößt er zwischen den Zähnen hervor und steht breit in seiner ganzen zähen Schwere da, die Fäuste geballt. Es hätte kein Wort sein können, das seinen Grimm besser verraten hätte, als das: „Zum Teufel mit ihr, mit der Regine."

Jäh aber erschrickt er und sieht sich furchtsam um. Hat es einer gehört, was er gesagt hat? So eine Strafe könnte auf derlei Worten stehen, eine wie die mit der Schandenbank, die jetzt nicht mehr benutzt wird, jetzt nicht mehr!

Die Lisabet achtet seiner nicht und will seiner nicht achten, weil sie doch mit dem Gesellen nicht von dem reden kann, was ihr Mann auf dem Gewissen hat.

* * *

Die böse Zeit ist nun einmal da in der Schmiede. Die Lisabet sieht: Das Gewissen des Josue wird stiller und stiller. Die Kinder merken die böse Zeit. Sie gehen mit ängstlichen Augen, oft mit Tränen darin umher. Der Vater und die Mutter sind so uneins immer! Und selbst der langsame Friedlieb merkt es. Seine Sinne sind sonderbar scharf für das, was zwischen der fremden Magd und seinem Meister geht. Er sieht, daß die Regine keinmal an der Werkstatt vorüber kann, ohne durch Fenster oder Tür hereingeblickt zu haben. Er kennt ihre hellbraunen, glänzenden Augen; sie sind, als ob hinter ihnen versteckt eine Flamme brenne. Und ihr rotes Haar leuchtet jedesmal so am Fenster, daß das Nicken nicht nötig wäre, mit dem sie den Josue aufmerksam macht, daß sie da ist. Manchmal, wenn sie den Schmied allein in der Werkstatt weiß, klopft sie sacht an die Scheibe, und er tritt zu ihr in die Nacht hinaus. Dann stehen sie nahe beisammen und schwatzen leise. Der Friedlieb weiß das alles, in irgend einer Ecke steht er immer und lauscht; denn eine innere Gewalt treibt ihn, allem zu folgen, was zwischen dem Meister und der Regine geht. Weil er auch das andere sieht, das, daß die Lisabet wie auf der Folter ist. Der Friedlieb aber leidet mit, was die Lisabet leidet. Sie ist die, die ihn von der Schandenbank weggeführt hat, alle Tage muß er daran denken, und sie ist im Unglück, die Frau, die ihm so viel getan hat, und die Regine ist schuld! Wenn sie das Wetter in den Grundboden schlüge, die Regine!

Einmal des Nachts, als es ganz dunkel ist, tritt er nach dem Abendessen durch die Haustür ins Freie. Der Himmel ist wolkenverhangen, es ist auch nicht ein einziger Stern zu sehen. Auch die Dorfgasse ist dunkel, die nächsten Häuser stehen als schwarze, schwere Klumpen in der Nacht. Der Friedlieb neigt sich vor und sucht mit den Augen die Finsternis zu durchdringen. Ob sie wieder kommen wird, heute, die Regine? Drinnen der Meister und seine Frau reden schon garnicht mehr miteinander. Er ist grob zu ihr wie nie, wenn er doch reden muß. Sie geht mit verweintem Gesicht herum und ganz abgezehrt. Die Kinder sind verschüchtert, verkriechen sich in die Röcke der Mutter, wenn der Josue in der Nähe ist. Aber — ob sie heute wieder ums Haus schleicht, die Regine?

Der Friedlieb späht noch in die Gasse hinaus, als er ein Knurren vom Hause her hört; das ist der Hund, der Sultan!

„St", ruft er ihn leise an. Da kommt das Tier schweifwedelnd zu ihm herüber, die kalte, feuchte Nase streift seine Hand, dann scheint der Hund zu verstehen, wie der Bub ausschaut als ob er Wache halte. Er stellt sich neben ihn, den Schweif hoch gestellt mit vorgestrecktem Kopf. Ein paarmal knurrt er. Der läßt auch keinen Fremden ans Haus, der Sultan, denkt der Friedlieb. Es durchrieselt ihn etwas Eigentümliches, als spannten sich alle seine Muskeln. Und wenn die so schwellen, kann er etwas anpacken, er. Und . . . wenn sie jetzt käme die Regine! Nicht ans Haus heran würde er sie kommen lassen! —

Sie kommt nicht an dem Abend. Die Lisabet hätte heute die beiden Wächter nicht gebraucht.

Vier Tage später aber schickt es sich, daß der Friedlieb dem rothaarigen Mädchen dazwischen läuft, als es nächtens vom Nachbarhaus herüberspähend auf die Werkstattüre zuhält. Es hat den Bub nicht bemerkt, wie er eben um die Hausecke biegt. So rennen sie beinahe zusammen.

„Bist Du's", raunt der Friedlieb ihr mit kurzem Atem zu. In leisem Schreck fährt sie ein paar Schritte zurück. „Wo willst hin?" fährt er fort und stellt sich störrisch wie ein Block zwischen sie und die Tür. In der Werkstatt brennt nur ein armseliges Laternenlicht. Man kann den Schmied drinnen in seinem Werkzeug stöbern hören, als suchte er etwas.

Die Regine hat sich rasch gefaßt. „Mit dem Josue Sturm muß ich ein Wort reden," sagt sie und will zur Tür hin.

„Geh," sagt der Friedlieb. Er tritt ihr so in den Weg, daß sie an seiner störrischen Gestalt förmlich anprallt.

„Laß mich doch durch," zürnt sie. Weil sie nicht weichen will, hebt er die Arme und packt sie. Er hat einen Griff, den sie spüren kann. Rauh schiebt er sie rückwärts. „Geh heim," knurrt er wieder. Aber sie schreit leise auf und wehrt sich, und das muß der Josue gehört haben; denn die Werkstattür geht auf und er tritt heraus.

„Laß mich, Narr," stößt die Regine mit leisem Kreischen hervor. Da leuchtet der Josue mit der Laterne zu ihnen herüber. Der Friedlieb läßt unwillkürlich des Mädchens Arme fahren.

„Was dem nur einfällt," schimpft dieses. „Anfallen tut er einen wie ein bissiger Hund. Nicht ans Haus will er mich lassen."

Der Schmied ist herangetreten. Er hebt die harte Faust und schlägt sie dem Friedlieb an den Kopf.

„Hinein mit Dir, Halbnarr," sagt er. Seine Stirn ist glührot.

Der Friedlieb taumelt von dem Schlag, mit einem stumpfen Blick sieht er den anderen an, dann trollt er sich ins Haus. Der Schlag ist wie von einem Hammer gewesen, aber nicht der Schlag schmerzt ihn. Ihn brennt etwas anderes. Quälen tut sich die Frau! Quälen! Die einzige, die ihm einmal Gutes getan. Wenn sie jetzt das wieder wüßte, das, wie sie beisammen stehen, die Regine und der Meister!

Göschenen. Ernst Zahn.

(Schluß folgt.)

Dr. Otto Gramzow: Geschichte der Philosophie seit Kant. Leben und Lehre der neueren Denker in gemeinverständlichen Einzeldarstellungen. Mit Bildnissen und Faksimiles. 10 Hefte à 75 Pf. Erschienen Heft 1 bis 3: Kant, Fichte, Schelling. Georg Bürkners Verlag, Charlottenburg II.

Die großen Erwartungen, mit denen Referent an die Lektüre dieses neuen Werkes des durch gehaltvolle Schriften bekannten Verfassers ging, sind noch übertroffen worden. Vor allem müssen wir die Idee, die Philosophie in scharf umrissenen Einzelbildern vorzuführen, als besonders glücklich bezeichnen. Ein weiterer Vorzug ist, daß die jeden Essay einleitende Biographie nicht etwa eine chronikartige Aufzählung der Lebensdaten gibt, sondern direkt auf die Lehre des einzelnen Denkers hin- und geradezu in sie einführt. Verfasser hat sein Ziel unseres Erachtens vollkommen erreicht, im Einklange mit seinen eigenen Worten: „Soll die Geschichte der Philosophie in weiteren Kreisen wirksam sein, so muß sie biographisch geschrieben werden."

Die Systeme der drei bisher behandelten Philosophen, Kant, Fichte und Schelling, gibt der Verfasser in bewunderungswürdiger Klarheit und Kürze unter Berücksichtigung aller Hauptgesichtspunkte, und Referent glaubt keinem Widerspruch zu begegnen, wenn er die vorliegenden Essays

Digitized by Google

als Muster gründlicher Belehrung in allgemein verständlicher Form bezeichnet. Die Sprache des Verfassers ist formvollendet, stellenweise poetisch und zeigt nichts von selbstgefälliger Breite oder scheinwissenschaftlicher Pedanterie. Die Fachausdrücke werden schlicht und gleichsam nebenher erklärt, sodaß auch der in philosophischer Betrachtung ungeübte Leser, wenn er nur eine gewisse allgemeine Bildung besitzt, eines Fachwörterbuches nicht bedarf. Als besonderen Vorzug der Darstellung betrachtet Referent die am Schlusse jedes Heftes gegebene kritische Betrachtung, die sich mit Recht auf die scharfe Heraushebung der Hauptpunkte der dargelegten Lehren beschränkt. Man ersieht aus jeder Zeile das Bestreben des Verfassers das Selbstdenken des Lesers anzuregen. Er will nicht überreden, sondern belehren und zur selbständigen Gewinnung einer klaren Weltanschauung anleiten.

So steht uns also hier ein populäres Werk über die Geschichte der Philosophie in Aussicht, das wirklich eine empfindliche Lücke in der Literatur auszufüllen geeignet ist. Alle, die in ihrem Bildungsgange nicht zur Kenntnis der Weltanschauungen der großen Denker gelangt sind, werden hier einen trefflichen Führer finden. Daß ein solches Buch bisher gefehlt hat, ist nicht zu verwundern, wenn man erwägt, daß auf keinem Wissensgebiete eine edle Popularisierung so schwer ist, wie auf dem des reinen, abstrakten Denkens, der Philosophie. Die populäre Schriftstellerei liefert nur zu leicht Produkte von ermüdender, pedantischer Breite oder, was noch schlimmer ist, sie verwässert im falschverstandenen Streben nach Verständlichkeit den Lehrstoff. Beide Gefahren hat Gramzow aufs glücklichste vermieden. Sein Buch ist wissenschaftlich gründlich und zuverlässig, und dabei ist doch allenthalben, soweit man das überhaupt verlangen kann, die Allgemeinverständlichkeit gewahrt.

Alles in allem: Die Lektüre des Buches ist ein wirklicher Genuß, und wenn die weiteren Hefte, woran wir nicht zweifeln, den ersten entsprechen werden, so wird das Buch den großen Erfolg haben, den es verdient.

—ll.

Von Sonnen und Sonnenstäubchen. Kosmische Wanderungen von Wilhelm Bölsche. Volksausgabe. Berlin 1904. Georg Bondi.

Der Gedanke, daß alles einstmals geworden ist, ist uns geläufig, aber darüber, wie alles geworden ist, wie alles sich entwickelt hat, wissen nur wenige, und auch diese nur auf ihrem engeren Fachgebiet genaues. Die breite Masse selbst der Gebildeten begnügt sich meist mit dem, was einstmals Scheffel von Ichthyosaurus und Riesenfaultier, von Basalt und Molasse, von Firsten und Komet gesungen hat, dazu mit einigen unzusammenhängenden Kapiteln über Mammutfunde und eine Eiszeit, in der mit halb Europa auch Deutschland unter einer zusammenhängenden Decke blauen Gletschereises begraben lag. Vielfach ist der Versuch gemacht worden, die Schätze moderner Naturerkenntnis für weitere Kreise genießbar und fruchtdringend zu machen; der bekannte Berliner Astronom Professor Foerster hat auch auf diesem Gebiet in der Zeitschrift „Himmel und Erde" bemerkenswertes geleistet, doch etwas schulmeisterlich, zu sehr als bewußter Erzieher. Bei der erdrückenden Fülle des Stoffes bedarf es aber außer umfassenden Kenntnissen auch der künstlerischen Veranlagung, den spröden Stoff zu gestalten, das Abstrakte greifbar vor die Sinne zu rücken. Bölsche kommt es zustatten, daß er von künstlerisch produktiver Betätigung ausgegangen ist. Als Künstler hat er diese „kosmischen Wanderungen" angetreten, zugleich aber hat er das Gebäude moderner Weltanschauung auf sorgfältigstem Naturstudium aufgebaut. Und wie der Forschung nichts zu groß und nichts zu klein ist, so zeigt auch dies Buch Weltgebäude, gegen deren umfassende Größe die einzelne Sonne zum Sonnenstäubchen zusammenschrumpft, und Sonnenstäubchen, unfaßbar unserm unbewaffneten Auge, wie die Radiolarien der Tiefsee, die doch die ganze Formenschöne eines Nibelungenhortes überbieten. Alle Einzelheiten gehen restlos auf in anschaulichen Bildern, wie die einzelnen Steine in der künstlerischen Architektonik eines monumentalen Domes.

Die Aufgabe, die Bölsche sich gesetzt hat einen „Pfad zu weisen durch unser sternenweit gedehntes, modernes Wissen," darf als glücklich gelöst betrachtet werden. Dieser Pfad ist für Bölsche selbst und er mag es für viele werden — ein Osterpfad.

E. M.

Der Vikar. Novelle in Versen von Adalbert von Hanstein. 2. Auflage. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. 1904.

Fromme Legende oder Satire? Keiner wäre vielleicht mehr erstaunt gewesen, als der Dichter selbst, wenn man ihm diese Frage vorgelegt hätte. Er schilderte mit heißem Bemühen und nicht ganz ohne Leidenschaft eine Liebestragödie, die sich zwischen einer schlichten Rheinländerin, ihrem Bräutigam, einem reichen Gastwirtsohn, und dem Vikar des Ortes abspinnt. Alle drei waren Jugendgefährten, sie spielten mit einander, sie schlugen und vertrugen sich. Und das Mädchen reifte zur begehrten Jungfrau. Der reiche Erbe warb um sie, sie jedoch liebte heimlich den anderen, den armen, der von dem Gastwirt die Mittel zum Studium bekam. Und dieser andere liebte sie wieder, ohne es zu verraten. Aus Dankbarkeit gegen den Pflegevater wollte er dem Sohn nicht im Wege stehen und wurde Priester, wurde Vikar. Und er selbst sollte nun die anderen beiden trauen. Da, am Tage vor der Hochzeit, gesteht die Braut dem Gastwirtsohn, daß sie ihn nicht lieben könne, und er geht hin und erschießt sich. An seiner Leiche entdecken die schöne Braut und der junge Vikar einander ihr Herz, aber sie bleiben beide standhaft, und es

schiebt sich schwer zwischen Blick und Blick
Eine Welt von Entsagen und totem Glück.

Der Dichter meinte es sicher ernsthaft, er wollte zeigen, wie edle Menschenseelen mit ihrem gläubigen Gemüt alle Irrungen des Erdenwandels überwinden und so stark genug werden, irdischem Glück zu entsagen und in ihrer Frömmigkeit volle Befriedigung zu finden. Der Dichter wurde selbst zum Priester, der milde Versöhnung predigt. So scheint es, bis zu den Schlußversen, wo die leuchtende Sonne hervortritt: sie

— strahlt in das wirrende Menschengetriebe
Ihre uralte Botschaft — die Botschaft der Liebe! —

Ist das nicht ein leiser Hohn? Angesichts der Sonne, der klar durchdringenden, zeigen sich die Flecken im Busen der Glaubenskinder. Die Botschaft der Liebe haben sie verachtet und verachten sie weiter. Der Vikar, der nicht aus innerem Drange Priester wird, die verlassene Braut, die dem ungeliebten Toten Treue bewahren will, sind sie nicht beide vollkommene Heuchler? Können die beiden im Schoße der Kirche Ruhe finden? Daß über sie die Sonne der Liebe leuchtet, ist schneidende Satire.

So ergibt sich aus diesem Kunstwerk, daß es zwei entgegengesetzten Richtungen Genüge tut, fromme Seelen werden sich daran erbauen, und der Skeptiker wird aus der anderen Deutung seine Schlüsse ziehen. Beide wird die Novelle bis zum Ende fesseln. Die Erzählung ist in schlichtem Ton gehalten und spitzt sich dramatisch zu, der Ort der Handlung — in und vor dem schwarzen Tor des kleinstädtischen Gasthofs — steht greifbar vor Augen, die Verse sind vornehm. Mit dem Rhythmus nur wird man nicht ganz intim werden, der Dichter hat die Schwebeform des Amphibrachys ⏑ — ⏑) gewählt, der in seinem wackeligen Gange für eine Erzählung zu unruhig ist und sich an manchen Stellen einer gewissen Schwerfälligkeit und Volksprigkeit nicht erwehren kann. Er wirkt wie das Rumpelpflaster der Kleinstadt, und insofern allerdings charakteristisch.

S. Mg.

Das Leben Georg Joachim Göschens von seinem Enkel Viscount Goschen. Deutsche, vom Verfasser bearbeitete Ausgabe, übersetzt von Th. A. Fischer. Zwei Bände. Leipzig, 1905. G. J. Göschensche Verlagshandlung.

Dies zweibändige Werk ist bei seinem Erscheinen in englischer Sprache vor zwei Jahren bereits in der „Nation" eingehend besprochen worden (vergl. Jahrgang 20, Nr. 22). Von der vorliegenden deutschen Ausgabe ist zu rühmen, daß Uebersetzung und Ausstattung in gleicher Weise vortrefflich sind. Der Verfasser, Lord Goschen, hat auch eine Vorrede zur deutschen Ausgabe geschrieben, in der er mitteilt, welche Zusätze, Kürzungen und Aenderungen er in dieser deutschen Ausgabe hat eintreten lassen. In verschiedenen Anmerkungen hat der Verfasser kritische Winke berücksichtigt, die sich in den Besprechungen der englischen Ausgabe fanden. Alle diese Aenderungen sind aber nicht so erheblich, daß eine nochmalige Besprechung gerechtfertigt erschiene.

B.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 12. Berlin, den 17. Dezember 1904. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Die parlamentarischen Weihnachtsferien haben begonnen! Ehe das preußische Abgeordnetenhaus auseinanderging, hat es erst noch eine beschämende Probe nicht nur seines politischen Tiefstandes geliefert — den offenbart es alle Tage —, sondern das unglaublich niedrige Bildungs- und Kulturniveau enthüllt, auf dem seine Junkermehrheit steht. Von liberaler Seite war der Fall der russischen Studentin Janina Berson noch einmal zur Sprache gebracht und die Verwunderung darüber ausgesprochen worden, daß es im Rechtsstaate Preußen noch eine „administrative Verhaftung" gebe. Herr v. Hammerstein, der reinste Junkertyp unter den preußischen Ministern der Gegenwart, begründete darauf die Verhaftung mit allerlei haltlosen anarchistischen Schauermärchen und fügte zu ihrer Bekräftigung mit breitem Behagen hinzu, daß man sich um die Verhaftete nicht allzusehr in Unkosten zu stürzen brauche, denn sie sei ja bei ihrem Bräutigam im Bett gefunden worden! Diese polizeiliche Feststellung rief im Hause der adligen Herren eine solche wiehernde Freude hervor, daß Herr v. Hammerstein, der Namensvetter des sittsamen Kreuzzeitungs-Hammersteins, die Bettgeschichte noch einmal wiederholen zu müssen glaubte. Und keiner fand sich im hohen Hause, der diese skandalöse Preisgabe des intimen Privatlebens mit einem kräftigen „Pfui!" begleitet hätte. Die Herren Junker und ehemaligen Korpsstudenten, die die Ritterlichkeit gegen das schwächere Geschlecht mit Vorliebe im Munde führen, hatten für diese unerhörte Bloßstellung einer Frau nur ungeheuere Heiterkeit! Kein Arbeiterkongreß der Welt würde eine solche schmachvolle Kompromittierung einer wehrlosen Frau vor breiter Oeffentlichkeit ungestraft hingenommen haben. Im preußischen Junkerparlament gab die Heldentat des Polizeiministers nur Anlaß zu stürmischen Heiterkeitsausbrüchen!

Der seit geraumer Zeit von verschiedenen freisinnigen Preßorganen, allen voran von der „Vossischen Zeitung", unternommene systematische Versuch, bei reichlichem Erguß von Krokodilstränen und unter dem lebhaften Applaus der Reaktionäre die vor Jahresfrist erfolgte Verschmelzung der Nationalsozialen mit der Freisinnigen Vereinigung zu diskreditieren und als ein verfehltes Experiment zu erweisen, hat die Nächstbeteiligten lange gleichmütig gelassen. Aber man soll der politischen Legendenbildung nicht zu viel Spielraum gewähren. Es ist deshalb dankenswert, daß Friedrich Naumann eine passende Gelegenheit beim Schopf ergriffen hat, um die höchst einseitige Darstellung von der Rolle der alten Nationalsozialen in dem neuen freisinnigen Verbande wahrheitsgemäß zu korrigieren. Einen guten äußeren Anlaß dazu bot das „Berliner Tageblatt" durch einen Artikel, überschrieben „Liberale Irrungen und Wirrungen". Insbesondere war in diesem Artikel auch der falschen Auffassung Vorschub geleistet, als ob die Nationalsozialen durch ketzerische Anschauungen über das Verhältnis zur Sozialdemokratie den alten Ideenkreis der Freisinnigen Vereinigung zu beeinflussen gesucht und dadurch Zwiespalt in die Reihen der Partei, welcher sie sich vor einem Jahre rückhaltlos anschlossen, getragen hätten. Diese falsche Vorstellung ist bei dem „Berliner Tageblatt" umso weniger verständlich, als gerade diese Zeitung über die Zustände der Freisinnigen Vereinigung vor der Fusion sehr gut unterrichtet war und insbesondere mit Rücksicht auf das Verhältnis von Liberalismus und Sozialdemokratie innerhalb der Freisinnigen Vereinigung mit großem Nachdruck den Barth-Roesickeschen Standpunkt vertreten hat, der sich völlig mit jener Politik deckte, die von dem Verfasser der „Liberalen Irrungen und Wirrungen" den Nationalsozialen heute als besonderes Verbrechen angerechnet wird. An einer anderen Stelle unseres Blattes liefern wir dafür einen vollgültigen Beleg. Olim meminisse juvabit.

Es kann vielleicht nicht schaden, bei dieser Gelegenheit auch noch darauf hinzuweisen, daß das sogenannte „Bündnisgerede", d. h. das Gerede von einem zwischen dem Liberalismus und der Sozialdemokratie herzustellenden generellen Bündnis, durchaus auf Rechnung unserer Herren Gegner zu setzen ist. Von uns, die wir für ein politisches Zusammenwirken mit der Sozialdemokratie eingetreten sind und eintreten, ist der Gedanke eines generellen Bündnisses nie auch nur zur Diskussion gestellt, eben weil er zurzeit ganz außerhalb des Gebiets der praktischen Politik liegt. Aber unseren Gegnern beliebte es, uns dauernd mißzuverstehen, weil man den schwachnervigen Teil des liberalen Bürgertums durch das gefährliche Wort „Bündnis" leichter graulich machen konnte. Die Grenzen des politischen Zusammenwirkens zwischen Liberalismus und Sozialdemokratie sind in jenem Artikel des „Berliner Tageblatts", den wir nachstehend wiedergeben, ebenfalls vortrefflich gezogen. Die Lektüre dieser früheren Auslassung des „Berliner Tageblatts" wird, wie wir hoffen, zur Entwirrung der jüngsten „Irrungen und Wirrungen" einiges beitragen.

Lujo Brentano feiert am 18. Dezember seinen sechzigsten Geburtstag, und die „Nation" will es nicht unterlassen, dem ausgezeichneten Gelehrten und verehrten Freunde ihren öffentlichen Glückwunsch auszurichten. Brentano hat als Lehrer der Volkswirtschaft vielen Tausenden akademischer Bürger Interesse an nationalökonomischen und sozialpolitischen Fragen beigebracht. In dem jungen Nachwuchs aus der Brentanoschen Schule wurzelt ein nicht geringer Teil liberaler Zukunftshoffnungen. Brentano hat sich aber nicht darauf beschränkt, in dem immerhin engen Rahmen seines akademischen Lehramts aufklärend und befruchtend zu wirken, er ist auch keiner ernsthaften politischen Frage, die die Geschicke unseres Vaterlandes berührt

hat, wie so mancher andere Gelehrte ängstlich aus dem Wege gegangen, sondern hat stets unumwunden Farbe bekannt, unbekümmert darum, ob die jeweiligen Inhaber der Macht daran Gefallen fanden oder nicht. Daß wir ihn zugleich als unsern speziellen Parteifreund, und daß die „Nation" ihn als einen ihrer geschätztesten Mitarbeiter ansprechen darf, bringt ihn uns besonders nahe. Möge er noch lange in alter Kampfesfrische seines Amtes als Erzieher der Jugend und wissenschaftlicher Berater des Liberalismus walten!

Friedrich Hammacher, der im Mai d. J. seinen achtzigsten Geburtstag feiern konnte, ist gestorben. Der kluge alte Herr zeigte auch noch in den letzten Jahren gelegentlich etwas von der temperamentvollen Kämpfernatur, die ihn vor Zeiten unter die demokratischen Revolutionäre getrieben hatte. Nach und nach zum politischen Opportunisten geworden, suchte er doch auch in der nationalliberalen Partei liberalen Ideen soviel Raum zu verschaffen, wie es eben innerhalb dieser Partei nach dem Ausscheiden der entschieden liberalen Elemente im Jahre 1880 noch möglich war. Mit den meisten der damals ausgeschiedenen liberalen Freunde blieb er in freundschaftlichem Verkehr, so auch mit Heinrich Rickert. Die „Kölnische Zeitung" hat nun die Geschmacklosigkeit gehabt, zu behaupten, Rickert habe anläßlich des achtundsiebzigsten Geburtstages von Hammacher am 1. Mai 1902 „tränenden Auges sein eigenes politisches Leben als ein verfehltes bezeichnet und die Wege gepriesen, die Hammacher gewandelt sei". Rickert war bekanntlich im Mai 1902, ein halbes Jahr vor seinem Tode, in seiner Gesundheit bereits stark erschüttert und deshalb Gemütserregungen leicht zugängig. Daß er anläßlich eines Geburtstagsbesuches bei einem alten Freunde der früheren Zeiten, in denen er mit Hammacher zusammen Politik getrieben hatte, wehmütig gedacht hat, mag zutreffen; aber wir legen entschieden gegen jene Interpretation seiner Gemütserregung Verwahrung ein, wie sie die „Kölnische Zeitung" für passend gehalten hat. Die Wege, die die nationalliberale Partei seit dem Jahre 1879 einschlug, haben für Rickert niemals etwas Verlockendes gehabt. Er hat es stets als eine schwere politische Verfehlung angesehen, daß die nationalliberale Partei im Jahre 1879 der protektionistischen Politik Bismarcks Gefolgschaft leistete und damit Schritt für Schritt dem reaktionären Lager nähergebracht wurde. Der Versuch, mit Rickertschen Tränen die Mühlen der nationalliberalen Partei zu treiben, muß im Interesse des Rickertschen Andenkens ganz entschieden zurückgewiesen werden.

Den Rekord aller Parlamentsskandale hat das ungarische Abgeordnetenhaus erzielt. Infolge der gewaltsam vom Ministerpräsidenten Tisza und seinen Mameluken durchgedrückten Aenderung der Geschäftsordnung hat die Opposition in grenzenloser Erbitterung die polizeiliche Leibgarde des Präsidenten und der Minister aus dem Sitzungssaal hinausgeprügelt, den Präsidentenstuhl und die Ministersitze in Stücke zerschlagen, die ganze Estrade demoliert, den Tisch des Hauses umgestürzt und die Gesetzbücher, die darauf lagen, in Fetzen gerissen. Nach dreistündigem Wüten sah der Tagungsort des ungarischen Abgeordnetenhauses aus wie ein oberbayrischer Wirtshaussaal am Schluß einer solennen Rauferei. Mit einer so erbitterten Opposition wird selbst ein Tisza kaum weiter zusammenarbeiten können. Er wird vielleicht wählen müssen zwischen dem Zurückweichen von seiner Vergewaltigungspolitik oder der Auflösung der Kammer. Einstweilen hat die Obstruktion bereits bemerkenswerte Erfolge zu verzeichnen: der ihr besonders verhaßte Kammerpräsident Perczel mußte die Leitung der nächsten Sitzungen seinem Stellvertreter überlassen und die abgeänderte Hausordnung durfte nicht angewandt werden. Da indessen die Regierungsmehrheit 76 Stimmen beträgt, sind weitere heftige Zusammenstöße sicher.

Seit die Japaner vom 203 Meter-Hügel aus den Hafen von Port Arthur direkt beschießen können, ist das Schicksal der russischen Kriegsschiffe, die im Hafen eingeschlossen sind, besiegelt, und die japanische Flotte wird frei zum Empfang der zweiten ostasiatischen Flotte Rußlands.

* * *

Wenn Rußland ein Parlament hätte.

Bei jeder nationalen Krise, die Rußland durchmacht, tritt die Unzulänglichkeit des absolutistischen Regiments deutlicher hervor, und je mehr der Absolutismus versagt, umso natürlicher ist der Wunsch nach einem konstitutionellen Regierungssystem. Kein Wunder, daß deshalb jetzt, da der russisch-japanische Krieg alle Blößen des Zarismus aufdeckt, der Ruf nach einer Volksvertretung in Rußland immer lebhafter wird, sodaß selbst hartgesottene Skeptiker anfangen, an die Möglichkeit einer ernsthaften konstitutionellen Reform im Reiche des weißen Adlers zu glauben. Aber wie oft ist dieser Glaube schon gehegt, und wie oft ist er wieder zuschanden geworden! In dem sehr interessanten Briefwechsel Bismarcks mit dem Minister von Schleinitz, der kürzlich erschienen ist, findet sich ein Schreiben aus Petersburg vom 30. November 1860, in dem Bismarck berichtet:

„Für Rußland selbst verlangt und erwartet jeder, der nicht gerade ausschließlich von seinem Amte lebt, nach Erlaß der Bauerngesetze irgend eine verfassungsmäßige Form der Beteiligung des Volkes und namentlich der höheren Schichten an der Regierung des Landes; die Gemäßigten mit Maßen, aber man hört Stimmen, die an den Konvent erinnern und den Standpunkt der Girondisten schon überwunden haben."

Diese Volksstimmung konstatiert der scharfsichtigste Beobachter am Petersburger Hofe vor nunmehr vierundvierzig Jahren. In der seitdem verflossenen langen Zeit ist aber in Wirklichkeit kein Schritt vorwärts geschehen. Der Absolutismus ist in seinen Sünden alt geworden, und nichts deutet darauf hin, daß ernsthafte Reformen anders als unter dem Zwange der äußersten Not erfolgen werden. Ginge der Krieg mit Japan morgen zu Ende, so wäre zehn gegen eins zu wetten, daß alle Reformbestrebungen sofort wieder erstickt würden. Aber selbst das bleibt zweifelhaft, ob auch nur die bittere Not den Zaren beten lehren wird. Und dann, selbst wenn der Zar persönlich reformieren will, reicht seine Willenskraft an die große Aufgabe heran? Mißbräuche auszurotten erfordert nicht bloß Einsicht und guten Willen, sondern rücksichtslose Energie, und Nikolaus II. sieht nicht nach einem Peter dem Großen aus.

Daß Rußland nur durch eine Volksvertretung von den schwersten staatlichen Gebrechen zu heilen ist, steht seit langem für jeden ehrlichen Reformer in Rußland fest. Nicht etwa deshalb, weil man von einer russischen Volksvertretung besonders große Leistungen erwartet — vermutlich würde eine russische Volksvertretung noch weit unvollkommener sein und sehr viel weniger leisten als die bestehenden Parlamente anderer konstitutionell regierter Länder —; aber der Wert eines russischen Parlaments darf nicht nach seinen möglichen Leistungen abgemessen werden. Seine bloße Existenz wäre bereits von unberechenbarem Segen. Ein Parlament mag noch so kümmerlich sein, es ist wenigstens ein Platz, von dem aus offene Kritik an den Handlungen der Regierung und den Zuständen des Landes geübt werden kann. So paradox es klingen mag: die Parlamentstribüne selbst ist wichtiger als das, was von ihr herab geredet wird. Denn die Furcht vor dieser parlamentarischen Kritik verhindert bereits die schlimmsten Ausschreitungen der Polizeiwillkür, der Korruption, des Mißbrauchs der Amtsgewalt, der Vergewaltigung des Rechts. In jedem Parlament sind die Budgetverhandlungen in ihrem praktischen Resultat von minimalem Wert, aber daß eine öffentliche Kontrolle an der Finanzverwaltung des Landes besteht, daß die Möglichkeit einer einschneidenden Kritik gegeben ist, das allein schon bildet einen wesentlichen Schutz gegen eine Vergeudung öffentlicher Mittel, wie sie unter jedem Absolutismus mehr oder weniger verhängnisvoll über kurz oder lang zutage tritt.

Fast noch wichtiger ist es, daß jede Volksvertretung ein gewisses Maß von Preßfreiheit und Versammlungsfreiheit mit sich bringt. Man kann nicht Volksvertretern feierlich den Mund öffnen und dem Volke selbst den Mund verschließen. Das zaristische System kann keine öffentliche Kritik vertragen, es liegt in seinem Wesen, daß es die öffentliche Kritik unterdrücken muß. Und da auf jedes offene Wort Kerker und Sibirien stehen, so bekommt naturgemäß jede Kritik an öffent-

Digitized by Google

lichen Einrichtungen einen revolutionären Charakter. Die Kritik an öffentlichen Einrichtungen ist in Rußland ein revolutionärer Akt.

Das Recht, straflos den Mißbrauch der Gewalt aufdecken zu dürfen, ist die erste Voraussetzung für jede wirkliche Besserung russischer Zustände. Deshalb haben jene russischen Patrioten völlig recht, die in der Schaffung einer Volksvertretung, d. h. einer Tribüne für die offene Kritik dessen, was von den Machthabern geschieht, das A und O aller Reformwünsche erblicken.

Ferdinand Svendsen.

Parlamentsbriefe.

II.

Graf Bülow hat sich für die Reichstagsverhandlungen ein besonderes System zurecht gemacht. Alle bürgerlichen Parteien existieren für seine Rhetorik überhaupt nicht, wie das Herr Paasche namens der Nationalliberalen mit der Miene der gekränkten Größe feststellt. Die Tatsache ist richtig; daß sie von einem bürgerlichen Redner im Tone der Beschwerdeführung festgenagelt wurde, macht gerade keinen erhebenden Eindruck, wenn es auch die Wirkung hatte, daß Herr Bebel seine zweite Etatsrede in Abwesenheit des Reichskanzlers halten mußte.

Man kann es sicherlich dem obersten Beamten des Reiches nicht verdenken, wenn er es für wichtiger hält, sich mit der Sozialdemokratie als mit den allezeit gefügigen Nationalliberalen auseinanderzusetzen. Die Sozialdemokratie ist nun einmal die mächtigste Oppositionspartei. Man würde sogar eine gewisse Genugtuung darüber empfinden können, daß der Reichskanzler die Sozialdemokratie nicht mit den Machtmitteln des Staates, sondern mit geistigen Waffen niederzuringen versucht, wenn — ja wenn er sich wirklich auf einen ernsthaften geistigen Kampf einließe. Aber was er tatsächlich leistet, das ist keine ernsthafte Disputation, wie sie etwa einst in der Reformationszeit zwischen Katholiken und Protestanten, zwischen lutherischen und kalvinischen Doktores stattfand. Das sind vielmehr die Kunststücke eines überaus geschickten Debatters. Graf Bülow hat eine überlegene Ruhe, große Formengewandtheit, einen Blick für die schwachen Punkte des Gegners, etwas Witz und viel Zeitungsausschnitte. Mit diesem Material ausgerüstet, bringt er dem Gegner unangenehm schmerzende Wunden bei, aber niemals tödliche. Er besiegt, aber er überwindet nicht. Er bekommt die Lacher auf seine Seite, aber nicht die ernsthaften Leute. Und schließlich behält doch nicht der Recht, der die besten Witze machen kann, sondern der, der die besten Argumente für sich hat.

Charakteristisch für die Kampfesweise Bülows war sein Verhalten nach der Rede Vollmars. Vollmar hatte ganz so gesprochen, wie man es von ihm als dem besonnensten Führer der Sozialdemokratie erwarten mußte. Seine Rede bot eine ausgezeichnete Basis für eine prinzipielle Auseinandersetzung mit der Sozialdemokratie. Graf Bülow erhob sich und — zitierte einen Artikel der „Leipziger Volkszeitung", der den Beweis erbringt, daß trotz Pückler auch noch andere Leute in Deutschland schimpfen können. Die Mehrheit des hohen Hauses brüllte geradezu vor Freude, als ihr die Strolche und Gauner des Mehringschen Blattes in der wirkungsvollen Akzentuierung des reichskanzlerischen Organs einzeln vorgesetzt wurden. Der Erfolg war so durchschlagend, wie der eines neuen Schlagers des urkomischen Bendix. Aber als den nächsten Tag Bebel im Namen der gesamten Fraktion den Artikel des Leipziger Schimpfblattes von der Partei abschüttelte, was blieb da eigentlich sachlich von dem ganzen rednerischen Triumphe Bülows vom Tag zuvor noch übrig?

Wäre es nicht unendlich wirkungsvoller gewesen, wenn es dem Reichskanzler gelungen wäre, die Behauptung der Sozialdemokratie zu entkräften, daß Deutschland sich Rußland zu unwürdigen Diensten hingebe? Aber gerade da versagte Bülows Redekunst völlig. Bebel hatte eine ganze Reihe von Fragen an ihn gerichtet über den Königsberger Prozeß, die Russenausweisungen, den Russenkurs auf unsern Universitäten usw. Alle diese Fragen blieben unbeantwortet. Er ließ den Vorwurf, den alle freigesinnten Kulturmenschen als schimpflich empfinden, auf Deutschland lasten, daß es weit über die Pflichten der Neutralität hinausgehe und russenfreundlicher sei, als selbst die russische Regierung erwarte. Er sprach von einer „wohlwollenden Neutralität" Deutschlands. Das was des Herzens Stimme! Der Verstand freilich gebot ihm, in dem korrigierten Stenogramm daraus eine „vollkommen loyale Neutralität" zu machen. Aber jedermann hat das Gefühl, daß die deutsche Politik im Sinne des unkorrigierten und nicht des korrigierten Stenogramms gemacht werde.

Trop de zèle! Das ist der Eindruck, den man nicht los wird, wenn man das Verhältnis der deutschen Machthaber zu dem Zarismus ansieht. Da hält Graf Bülow eine entrüstete Philippika gegen die deutschen Witzblätter, die mit den Russen allerdings nicht gerade fein säuberlich umgehen. Ja, aber um des Himmels willen, kann man sich denn einen politischen Karikaturisten vorstellen, der Kuropatkins pompöse Offensivproklamation oder Rosdjestwenskys Halluzinationen nicht verulken sollte? Ein Reichskanzler, der die politische Haltung der Witzblätter zum Gegenstand einer feierlichen Erklärung macht, der erweckt wirklich den Eindruck, als ob es ihm etwas an Augenmaß gebreche. In keinem Kulturlande sucht man, auch nur durch moralischen Druck, die politische Freiheit der satirischen Presse anzutasten. Gewiß, die Angehörigen der verspotteten Nation ärgern sich manchmal gehörig über die von ihnen entworfenen Zerrbilder. Während des Burenkrieges wurden die Engländer in allen Ländern blutig, manchmal direkt schamlos verhöhnt. Das Schlimmste erlaubte sich die französische illustrierte Presse. Der große Léandre, der bald darauf die Ehrenlegion bekam, leistete darin vielleicht das Tollste. Aber weder die anderen Zeichnungen noch die Léandres noch selbst seine offizielle Ehrung durch den Präsidenten der Republik haben es verhindert, daß England und Frankreich zu einem Freundschaftsvertrage gekommen sind.

Will Graf Bülow etwas wirklich Nützliches tun, so sollte er sich so intensiv wie möglich mit der Entwicklung der Sozialdemokratie beschäftigen und die Konsequenzen daraus ziehen. Er verhöhnte die Revisionisten wegen ihrer Niederlagen. Aber es scheint ihm zu entgehen, wie der Revisionismus langsam aber sicher seinen Weg macht — in den Köpfen der Radikalen. Der letzten Rede Bebels hat er nicht beigewohnt. Schade. Sie war überaus charakteristisch. Nicht bloß, daß der wüste Schimpfartikel der „Leipziger Volkszeitung" im Namen der gesamten Fraktion, also auch der Wurm und Ledebour, der Zubeil und Hoffmann abgeschüttelt wurde. Nein, der alte Feuerkopf und Draufgänger verstand sich sogar dazu, in denkbar deutlichster Form den „Kuhhandel" zu verteidigen. Was haben noch vor wenigen Jahren die Sozialdemokraten die bürgerlichen Politiker verspottet, die ihnen den Kuhhandel für gewisse Fälle anempfahlen! Und jetzt kommt Bebel und erklärt, er billige das Kompromiß seiner Partei in Bayern mit dem Zentrum, ja er halte es geradezu für eine Notwendigkeit. Der typische Radikale plädiert für das Zusammengehen mit einer bürgerlichen Partei zur Erreichung eines bestimmten praktischen Zweckes! Wenn das nicht Opportunismus ist, höchst nützlicher natürlich, so weiß man wirklich nicht, was man sich noch unter einem Opportunisten vorstellen soll. Bebel ging übrigens weiter. Er rechtfertigte das Bündnis mit dem Zentrum. Aber er fügte hinzu, daß er lieber ein Bündnis mit den Liberalen sehen würde. Bebel, der Intransigent, läßt die Theorie von der einen reaktionären Masse fahren. Er spricht zu den bürgerlichen Parteien: distinguo.

Wenn Graf Bülow den Ehrgeiz hätte, in der Geschichte als Staatsmann genannt zu werden, so würde er, auf die Gefahr hin, weniger häufig Lachsalven zu erzielen, lieber auf solche Zeichen der Zeit achten, als das Schimpfregister des berüchtigten sozialdemokratischen Organs zitieren. Durch sein bisheriges Verfahren erreicht er nur, daß ernsthafte Politiker sagen: Gott sei Dank, daß wir außer einem Kanzler noch einen

Digitized by Google

Stellvertreter des Kanzlers haben! Das wirtschaftspolitische Aperçu des Grafen Posadowsky in der Mittelstandsdebatte am Dienstag wiegt sachlich schwerer als alle Sozialistentötereien Bülows. Dies Plaidoyer für die Gewerbefreiheit, dies Verständnis für die Kulturbedeutung der Kapitalsassoziation, dies einsichtsvolle Abwägen der Vorteile und Bedenken einer staatlichen Versicherungsgesetzgebung — das entfesselte zwar keine Beifallsstürme, aber das mußte imponieren. Graf Posadowsky hat manche politische Sünde, er hat sogar handelspolitische Todsünden auf dem Gewissen. Aber wenn man ihn mißt an dem Maßstab unseres sonstigen Regierungspersonals, so empfindet man als Deutscher doch eine gewisse Genugtuung. Selbst wir verketzerten Oppositionsmänner haben es lieber mit Mimistern zu tun, die nicht bloß ein Amt, sondern auch eine Meinung haben.

H. v. Gerlach.

Aus unserm Zitatenschatz.

Rösicke-Barth und die Sozialdemokratie.

In der Scharfmacherpresse und auch in gewissen anderen, mehr liberal gerichteten Organen war nach den Wahlen die Anschauung geäußert worden, als habe die Wahltaktik der Freisinnigen Vereinigung allein den Mandatsrückgang dieser Fraktion verschuldet. Man gab verschiedentlich der Auffassung Ausdruck, daß der Mißerfolg bei den Wahlen die führenden Männer der Vereinigung zu einer Revision dieser Taktik veranlassen würde, und nach dem Ausscheiden des Führers der Fraktion wurde den neugewählten Mitgliedern ein Bruch mit der Politik, Seite an Seite mit den Sozialdemokraten unter allen Umständen die Reaktion zu bekämpfen, nahegelegt.

Diese Ermunterung erweist sich als verlorene Liebesmüh. Die beiden hervorragendsten Intelligenzen der „Vereinigung", Rösicke und Barth, haben neuerdings Gelegenheit genommen, ihr Festhalten an der von ihnen als richtig erkannten Taktik öffentlich zu erklären. Wenn Dr. Barth einstweilen auch dem Reichstage nicht angehört, so ist sein Einfluß in der Partei und der Fraktion doch bedeutend genug, um die Fortführung der von ihm begonnenen Fraktionspolitik zu gewährleisten. Vollends gesichert ist das, nachdem auch Richard Rösicke, der derzeitige Führer der Fraktion, sein volles Einverständnis mit der Barthschen Taktik unzweideutig und in entschiedenster Form bekannt hat. Rösicke setzt sich im „Anhalt. Tagebl." mit dem „Anhalt. Staatsanz." auseinander, der zunächst die Kandidatur Rösickes scharf bekämpft hatte, und der jetzt, als Organ der in der Stichwahl für Rösicke eingetretenen Rechten, sich berechtigt glaubt, dem liberalen Abgeordneten in suffisantem Tone Vorschriften zu machen, wie er seine Politik fortan einzurichten habe. Das reaktionäre Blatt hatte geschrieben:

„Es wolle hoffen, daß es Rösicke gelingen werde, sich von ferneren, das Maß des Verantwortbaren überschreitenden Konzessionen an die Sozialdemokratie fernzuhalten und nicht allein nach sozialpolitischen Prinzipien, sondern auch nach nationalen Notwendigkeiten sein Urteil zu richten."

Rösicke verwahrt sich mit Recht gegen die in dieser Mahnung liegende Unterstellung, als habe er bisher keine allgemeine nationale Politik getrieben, und erklärt, daß das Eintreten der „reichstreuen" Gefolgsleute des „Anh. Staatsanz." kein Grund sein könne, ihn seine Ansichten einer Revision unterziehen zu lassen. Er sagt:

„Auch in Zukunft werde ich nicht um ein Jota von der Politik abweichen, die ich als die richtige erkannt habe, und die odenein durch das Votum von 11 416 anhaltischen Wählern am 16. Juni d. J. ihre Sanktion erhalten hat. Zu einer Aenderung meiner Politik liegt umsoweniger Veranlassung vor, als gerade diese — im Gegensatz zu der Interessenpolitik des „Staatsanzeigers" und seiner Hintermänner — allgemeinen und deshalb auch wahrhaft nationalen Zwecken diem, und die „reichstreuen" Wähler mir ihre Stimmen doch nur gegeben haben, weil ich ihnen gegenüber dem Sozialdemokraten als das ‚kleinere Uebel' erschien."

Gegenüber der Meinung des anhaltischen Reaktionsblattes, Rösicke werde nun wohl — angesichts der Wahlniederlage Dr. Barths, an der die „vielumschwänzelten" Sozialdemokraten schuld hätten — als „kluger Mann" Bedenken tragen, den Spuren dieses Fraktionsgenossen zu folgen, gegenüber diesem Winke mit dem Zaunpfahl erklärt Rösicke kurz und bündig:

„Die Barthsche Politik — nämlich energische Opposition gegen jede Verschlechterung der Lebenshaltung der minder wohlhabenden Klassen im Wege der Gesetzgebung; zielbewußte Fortführung der Sozialreform zugunsten der Arbeiter und der ihnen nahestehenden Kreise; volle Gleichberechtigung aller Stände und Klassen; Entlastung der schwächeren und entsprechende Belastung der stärkeren Schultern auf dem Gebiete des Steuerwesens; — ist die Voraussetzung für meinen Eintritt in die Freisinnige Vereinigung gewesen. Es muß als ausgeschlossen gelten, daß diese Politik durch das hoffentlich nur vorübergehende Ausscheiden des Abgeordneten Dr. Barth aus der Reichstagsfraktion irgend welche Aenderung erfahren, und daß die Fraktion in Zukunft etwa zögern wird, zur Durchführung einer solchen Politik die Hilfe derer anzunehmen, die sich dazu erbieten, mögen sie nun ‚Sozialisten' sein oder nicht!"

So selbstverständlich dieses Bekenntnis bei der Konsequenz und Besonnenheit Rösickes ist: daß es coram publico abgelegt wurde, war nicht überflüssig. Es wird den Andeutungen gegnerischer Blätter den Boden entziehen, als sei die Freisinnige Vereinigung nicht durchaus entschlossen, bei der von Barth aufgerichteten Stange zu bleiben. Die Wähler im Lande werden sich durch die Ausstreuungen der gegnerischen Presse, als sei die Fraktion ihrer bisherigen Taktik überdrüssig oder über die künftige noch unschlüssig, nach dieser Erklärung Rösickes nicht irre machen lassen.

In dieselbe Kerbe wie Rösicke haut auch Dr. Barth in einem Briefe, den er an einen Kieler Journalisten geschrieben hat und den die „Kieler Ztg." veröffentlicht. Auch zu diesem Briefe haben Verdächtigungen der patriotischen Gesinnung Barths durch die Wortführer der Reaktionäre Veranlassung gegeben. Wir entnehmen Barths Ausführungen folgende besonders interessanten Stellen:

„Die Phrase von den allgemeinen bürgerlichen Interessen gegenüber der Sozialdemokratie ist seitens der Reaktionäre von jeher dazu benutzt worden, um die Freisinnigen zu bestimmen, ihren schlimmsten Gegnern die reaktionären Kastanien aus dem politischen Feuer zu holen. Nirgends hat diese Phrase eine größere Rolle gespielt als im Königreich Sachsen, und das Resultat dieser herrlichen Politik liegt heute vor aller Augen: von 23 sächsischen Reichstagsmandaten besitzt die Sozialdemokratie 22. Wenn der Freisinn es nicht über sich gewinnt, die Reaktionäre jeder Schattierung als seine schlimmsten politischen Feinde anzusehen und danach auch bei den Wahlen resolut zu handeln, so werden wir meiner Ueberzeugung nach in absehbarer Zeit die Verallgemeinerung sächsischer Zustände für ganz Deutschland zu erwarten haben. Es liegt mir deshalb daran, festzustellen, daß ich die Meinung, bei Stichwahlen mit einem Reaktionär sei der sozialdemokratische Kandidat zu unterstützen, nicht erst anläßlich der jüngsten Stichwahlen kundgegeben, sondern schon vor Jahren offen ausgesprochen habe, daß die Agitationsmethode der Sozialdemokratie und die teilweise ganz unqualifizierbare Art des Kampfes mancher sozialdemokratischer Preßorgane gegen die Freisinnigen an dieser meiner politischen Auffassung nichts geändert haben, und daß ich auch nicht gewillt bin, aus irgend welchen Opportunitätsgründen diese meine Ansicht zu verschleiern.

Diese Frage des Verhältnisses zur Sozialdemokratie wird in kürzester Zeit abermals akut werden. Wir stehen unmittelbar vor den preußischen Landtagswahlen, die sich erneut unter dem „elendesten aller Wahlsysteme" abspielen werden. Die Sozialdemokratie kann nicht daran rechnen, aus eigener Kraft allein unter dem Dreiklassenwahlsystem auch nur ein einziges Mandat zu erringen, während es nicht bloß möglich, sondern sogar wahrscheinlich ist, daß die freisinnige Linke bei einem Zusammenwirken von Freisinnigen und Sozialdemokraten aus den nächsten Wahlen beträchtlich verstärkt hervorgeht. War es nun schon bisher eine Monstrosität, daß die stärkste Partei des Landes im preußischen Abgeordnetenhause nicht vertreten war, so erscheint es angesichts des neuen Zuwachses von einer halben Million Stimmen, den die Sozialdemokratie bei den jüngsten Reichstagswahlen aufzuweisen hat, geradezu als ein politischer Skandal, wenn auch vom nächsten preußischen Landtage die Sozialdemokratie völlig

ausgeschlossen sein würde. Diese Tatsache würde der Sozialdemokratie das vollste Recht geben, das ganze politische System Preußens als einen Ausfluß elendester kapitalistischer Interessenpolitik zu denunzieren.

Die Reform des preußischen Landtagswahlrechts ist gerade unter diesem Gesichtspunkte die aktuellste politische Frage der Gegenwart. Wenn die Freisinnigen diese Reform nicht ernsthaft betreiben, so werden sie den Verdacht geheimer reaktionärer Neigungen nicht los werden. Um mit Erfolg diesen Kampf aufnehmen zu können, müssen sie aber mit den in erster Linie Geschädigten zusammenwirken, und daß es ihnen ernst ist, auch dadurch bestätigen, daß sie den Sozialdemokraten helfen, in das preußische Abgeordnetenhaus auch unter dem gegenwärtigen Dreiklassensystem einzuziehen.

Ich bin mir wohl bewußt, daß diese Forderung, so bescheiden sie vom Standpunkte der politischen Gerechtigkeit ist, auch im freisinnigen Lager vielfach lebhaften Widerspruch finden wird, umsomehr halte ich mich als Landtagsabgeordneter für Kiel verpflichtet, jeden etwaigen Zweifel an meiner Stellung zu dieser wichtigen Frage zu beseitigen."

Diese Stellungnahme Barths wird in den Kreisen der Sozialistenfürchtigen einen um so zornigeren Widerhall erwecken, als sie eine schwere Bedrohung der Rückwärtserei im preußischen Landtag bedeutet. Woraus entsprangen denn all die Mahnungen der rechtsstehenden Presse an die Vereinigung, von den Sozialisten abzurücken, wenn nicht aus der Erkenntnis, daß die bisherige Taktik der „Vereinigung" in jedem Falle eine Verminderung des reaktionären Einflusses zur Folge haben muß? Die Freisinnige Vereinigung wird ohne Rücksicht auf Dank oder Undank der Sozialdemokratie, lediglich aus dem höheren Interesse der Bekämpfung der Reaktion, den Sozialdemokraten behilflich sein, auch den Zugang zur preußischen Volksvertretung zu forcieren. Ohne Rücksicht auf Dank oder Undank der Sozialdemokratie, das muß nochmals hervorgehoben werden. Auch die Sozialdemokratie scheint uns ein Gift, und die Anwendung dieses Giftes gilt uns nur da als statthaft, wo auf andere Weise der Krebs der Reaktion im parlamentarischen Organismus nicht bekämpft werden kann. Nicht um der Sozialdemokratie willen, sondern um der Reaktion willen, um diese zu schwächen, hat der Liberalismus die Pflicht, für sozialdemokratische Kandidaturen da einzutreten, wo er eigene nicht durchbringen kann. Immer muß die Schwächung der Rechten und die Stärkung der Linken das Ziel der Taktik des Liberalismus bleiben. Daß die Sozialdemokratie angesichts ihrer Lage bei der Landtagswahl zu Gegenleistungen an die Freisinnigen sich bequemen muß, ohne deren Unterstützung sie nicht in den Landtag gelangt, ist selbstverständlich. Und diese Gegenseitigkeitspolitik wird die Linke doppelt stärken: die Zahl der freisinnigen Mandate wird zunehmen, und außerdem wird die Linke durch den Eintritt von Sozialdemokraten verstärkt werden. Beides geschieht auf Kosten der Reaktion.

Aber selbst wenn die Sozialdemokratie sich die Wahlhilfe des Freisinns gefallen lassen wollte, ohne zu Gegenleistungen bereit zu sein: auch dann wäre die Barthsche Taktik die richtige. Sie ist nicht nur liberal, sie ist auch zweckmäßig. Denn auch, wenn der Freisinn mangels der Unterstützung der Sozialdemokratie keine neuen Mandate gewönne, der Neueintritt von Sozialdemokraten würde die Linke stärken und der Reaktion Abbruch tun. Das ist, wie die Dinge heute liegen, das nächste Ziel. Lediglich eine Fraktionsmandatspolitik bei den Landtagswahlen zu treiben, wäre für die liberalen Parteien ein Luxus, der sich bitter strafen würde. Wir hoffen, daß die Richtigkeit der Rösicke-Barthschen Taktik möglichst weiten liberalen Kreisen bald aufgehen möge.

Leitartikel des „Berliner Tageblatts" vom 8. Juli 1903.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Politische Phantasien im Bremer Ratskeller.

„Gott, was der Herre Greuliches hat hören und schauen müssen! Wünsche gehorsamst guten Morgen!"

Wilhelm Hauff,
„Phantasien im Bremer Ratskeller".

„Haß wirkt auf die Einbildungskraft wie starker Wein," schreibt einmal der Herzog von Saint-Simon in seinen Memoiren. Die „Weserzeitung" hat jüngst einen interessanten Beleg für die Richtigkeit dieses Ausspruchs geliefert. Sie schrieb:

„Bei den letzten Wahlen in Rostock hätte der liberale Kandidat Dr. Witte ebensogut wie jetzt Büsing in Schwerin siegen können, wenn damals die Konservativen in genügender Zahl in der Stichwahl ihm ihre Stimme gegeben hätten. Viele Konservative konnten sich aber nicht dazu entschließen und enthielten sich der Wahl, weil He. Witte im Wahlkampf für das Zusammengehen im Barthschen Sinne gesprochen hatte. Die Folge war, daß der Sozialdemokrat in Rostock gewählt wurde."

Diese wichtige Entdeckung wurde sofort von der „Freien deutschen Presse" vulgo „Freisinnige Zeitung" aufgegriffen und als bemerkenswerter Beitrag zur politischen Zeitgeschichte verbucht. Die Sache hatte aber einen Haken. Dr. Witte war nämlich überhaupt garnicht in die Stichwahl gekommen. Die Sozialdemokratie drang vielmehr 1903 im Rostocker Wahlkreise mit ihrem Kandidaten bereits im ersten Wahlgange durch. Das ist schon unbequem für die Beweisführung der „Weserzeitung".

Nun stellt sich aber obendrein an der Hand der Wahlstatistik heraus, daß in dem Wahlkreise, in welchem 1903 Dr. Witte kandidierte, seit fünfundzwanzig Jahren kein liberaler Kandidat, er mochte sich nationalliberal, freisinnig oder fortschrittlich nennen, bei irgend einer Wahl so viel Stimmen aufgebracht hat wie Dr. Witte, für den im Jahre 1903 8542 liberale Stimmen gezählt wurden.

Es kommt aber noch besser. Fünf Jahre vorher kandidierte Dr. Barth im Rostocker Wahlkreise. Er erhielt nicht soviel Stimmen wie Dr. Witte im Jahre 1903, aber mehr Stimmen als irgend ein freisinniger Kandidat vor ihm und 1000 Stimmen mehr als der Kandidat aller Liberalen bei den Wahlen von 1893. Jener Kandidat aber stand, gerade was die Frage des Verhältnisses zur Sozialdemokratie anlangt, auf dem Standpunkt, den heute — die „Weserzeitung" einnimmt.

Man sieht, daß die „Weserzeitung" keine ganz glückliche Hand bewies, als sie den Wahlkreis Rostock-Doberan zum Tummelplatz ihrer politischen Phantasien auswählte.

Noch einige Phantasien.

In dem „Liberale Irrungen und Wirrungen" überschriebenen Artikel des „Berliner Tageblatts" vom 12. Dezember befindet sich u. a. folgender Passus:

„Fast alle Wahlkreise der „Vereinigung" sind gegen Sozialdemokraten erobert worden. Schon das verbietet ein Zusammengehen. Und wo die „Vereinigung" im Kampfe mit anderen Parteien stand, ist sie von den Sozialdemokraten mehrfach zugunsten der Reaktion im Stich gelassen worden. Und mit solchen Genossen will man den Kampf gegen die Reaktion führen?"

Demgegenüber ist folgendes festzustellen: Die Freisinnige Vereinigung vertritt gegenwärtig zehn Reichstagswahlkreise. Genau die Hälfte, nämlich fünf, sind nur dadurch behauptet oder erobert worden, daß die Sozialdemokratie in der Stichwahl für die Kandidaten der Freisinnigen Vereinigung eintrat. Es sind das die Wahlkreise, die gegenwärtig von den Abgeordneten Gothein, Dove, Hoffmeister, von Gerlach und Potthoff vertreten werden. In all diesen fünf Wahlkreisen hätte nur ein kleiner Bruchteil der sozialdemokratischen Wähler bei der Stichwahl zu Hause zu bleiben brauchen, und der Sieg fiel der Reaktion zu. In dem ganzen ostelbischen Preußen gibt es nicht einen ländlichen Wahlkreis, bei dem ein Kandidat der Freisinnigen Vereinigung darauf rechnen kann, über einen reaktionären Gegenkandidaten

Digitized by Google

zu siegen, wenn nicht in der Stichwahl die Sozialdemokraten mitgehen. Schon die bloße Stimmenthaltung bei der Stichwahl läßt jeden Versuch eines Angriffs auf den Besitzstand der Reaktionäre von vornherein als aussichtslos erscheinen.

Wie steht es ferner mit der Behauptung, daß „da, wo die „Vereinigung" im Kampf mit anderen Parteien stand, sie von den Sozialdemokraten mehrfach zugunsten der Reaktion im Stich gelassen worden sei?"

Der Verfasser der „Liberalen Irrungen und Wirrungen" wird nicht einen einzigen Fall anführen können, der diese Behauptung bestätigt.

Es braucht kaum noch besonders hervorgehoben zu werden, daß alle falschen tatsächlichen Behauptungen vollinhaltlich auch von der „Freisinnigen Zeitung" übernommen sind.

Mir scheint, die Zweifrontenpolitiker verwechseln den Kampf gegen die Reaktion mit dem Kampf gegen offenbare Tatsachen.

Junius.

Otto Gildemeister als Erzieher.

„Ein klarer, tiefer, stiller See, in dem sich Sonne, Mond und Sterne spiegeln" — in diesem Bilde begrüßte einst Ludwig Bamberger den siebzigjährigen Otto Gildemeister. Bamberger und Gildemeister waren literarische Pairs, beide Meister des Stils, und eben deswegen jeder von besonderer Eigenart. „So viel Wissen, so viel praktische Erfahrung, so viel Freude am Erkennen und dabei solche Lust an der künstlerischen Behandlung des Ausdrucks, das schießt von Natur zu einer Prosa zusammen, mit der sich auf deutschem Boden wenige messen können," — was mit diesen Worten Bamberger über Gildemeisters literarische Physiognomie sagt, traf auch für ihn selbst zu. Und doch war seine Prosa von der des Freundes so verschieden, wie der klare, tiefe, stille See, in dem sich Sonne, Mond und Sterne spiegeln, von der bewegten Oberfläche eines Gewässers, über das in raschem Wechsel Wolkenschatten ziehen.

Ein wundervolles Gleichmaß beherrschte alles, was aus Gildemeisters Feder hervorging. Er präsentierte sich nie im Harnisch, aber auch nie im Schlafrock. Gedanken und Ausdruck waren sauber wie seine Handschrift. Dabei nichts Steifes in der Korrektheit, nichts Pedantisches in der Genauigkeit, nichts Geziertes in der Eleganz des Ausdrucks. Seine Sprache zeigt nicht die übertriebene Biegsamkeit der Reitgerte, aber die kraftvolle Biegsamkeit der Weinrebe. Das höchste Ziel des Schriftstellers bleibt es stets, einen Ausdruck zu finden, der sich mit dem Gedanken völlig deckt. Diesem Ziele ist Otto Gildemeister so nahe gekommen, wie nur wenige der Allergrößten, die seit Jahrhunderten das wundervolle Instrument der deutschen Sprache gehandhabt haben.

„Die Schriftstellerei ist ähnlich," so hat sich Gildemeister einmal in einem vertraulichen Briefe an einen jungen Verwandten ausgesprochen, „wie das Geschäft des Kranzflechters, der den festen Draht zwar schnell genug biegt, aber viel prüft, verwirft, wählt, ehe er die Blumen und Blätter gefällig geordnet hat. Im Laufe der Zeit gewinnt man auch darin eine rapide Geschicklichkeit, aber im Anfang muß man sich die Langsamkeit des Flechtens nicht verdrießen lassen. Auch mußt Du Dich gewöhnen das, was Du schreibst, zu hören, entweder mit dem inneren Ohr oder buchstäblich durch Lautlesen. Wie klingt es? Mancher unbeholfene Satz, mancher schlechte Uebergang, manche Monotonie (z. B. wenn dasselbe Adjektiv schön, grün, prächtig zu oft wiederkehrt) wird vermieden, wenn der Schreibende hört, was seine Feder spricht. Durch solches Zuhören kommt etwas von der Lebhaftigkeit der gesprochenen Rede in den Stil, der zwar schriftlich immer etwas anderes als mündlich sich gestalten wird, der aber immer sein wahres Muster an dem natürlichen, improvisierten Gespräch oder Vortrag hat und haben wird."

Die Kunst des Kranzflechtens hat Gildemeister mit feinstem Sinn ausgeübt. Kränze hat er gewunden aus den schönsten dichterischen Blüten Englands und Italiens, Kränze aus Laub und Blumen heimischer Erde. Selbst der unscheinbarste Strauß für die Familientafel zeigt auserlesenen Geschmack. Wenn der Betrieb unseres öffentlichen Schulwesens nicht so bureaukratisch-philiströs wäre, so müßte Gildemeisters Prosa Musterbeispiele für den Unterricht im deutschen Ausdruck liefern. Ein Vorbild für den Lernenden, bildet sein Stil zugleich das Entzücken der Kenner.

Es ist ein ganz besonderer Anlaß, der mich dazu bestimmt, Gildemeister als Erzieher den Lesern der „Nation" zu empfehlen. Vieles von dem Besten, was Otto Gildemeister geschrieben hat, erschien zuerst in der „Nation", und man kann dreist sagen, daß es nicht erschienen wäre, wenn wir ihm nicht so stark zugesetzt hätten. Gildemeister bedurfte immer wieder des äußeren Anstoßes, um seine reiche Gedankenarbeit zu konkreten Essays zusammenzufassen, und was er entworfen hatte, hat er nur zu oft sorglos untergehen lassen. „Wie die Sibylle lasse ich meine Blätter im Winde verwehen," schreibt er einmal. Jetzt nach seinem Tode haben sich auch manche dieser verwehten Blätter wieder vorgefunden, und eine Sammlung von Privatbriefen, gerichtet an einen Jüngling, der sich seiner besonderen Liebe erfreute, liegt vor uns. Eine reizvolle Intimität gibt diesen Briefen ganz besonderen Charme, steht aber leider ihrer unverkürzten Veröffentlichung zurzeit noch im Wege. Ich hoffe, daß die Familie es später einmal gestatten wird, diese Briefe mit all ihren in das Familienleben hineinreichenden Wurzeln auszugraben und unserer Literatur einzuverleiben. Sie wirken wie ein von Künstlerhand gezeichnetes Intérieur, stimmungsvoll wie alte holländische Gemälde trotz des ganz modernen Inhalts. Höchste Lebensweisheit wird darin mit einer Anmut, einer Toleranz und gelegentlich mit einem Humor vorgetragen, daß der Leser nie merkt, wie er mitgezogen und miterzogen wird. Dabei ist in diesen Briefen, die ausschließlich für eine vertrauliche Zwiesprache bestimmt sind, kein salopper Ausdruck, kein Satz, der nicht vor der literarischen Kritik bestehen könnte.

Aber ich will den Lesern der „Nation" den Mund nicht gar zu wässerig machen nach einen Diner, von dem ich ihnen leider nur einige Kosthäppchen vorsetzen darf. Immerhin haben sie Ursache, dem Eigentümer der Briefe dafür dankbar zu sein, daß er es gestattet hat, Bruchstücke der Sammlung schon jetzt der Oeffentlichkeit vorzulegen. Gildemeister spricht in einem dieser Briefe von einer Nike, die ihm Paul Heyse geschenkt hatte. Es war ein Gipsabguß nach einem im britischen Museum befindlichen Original. Er schreibt darüber:

„Es ist ein Relief ohne Kopf, ein Arm halb abgebrochen, von mir bis jetzt unbekannter, aber jedenfalls erlauchter Herkunft. Sie sitzt im Profil, ihre Sandalen bindend. Ein Gewand, wie es nur die alten Griechen zu fabrizieren verstanden, fließt über die unsterblichen Glieder, die zugleich bedeckt und sichtbar und abermals ein Beweis sind, daß der schöne Mensch, auch wenn er nur noch Brust, Bauch und Beine hat, das Meisterwerk der Schöpfung ist."

Was von dem plastischen Kunstwerk gilt, gilt auch vom literarischen. Das mag es rechtfertigen, wenn wir Fragmente jener Briefe veröffentlichen.

* * *

Otto Gildemeister war so sehr in das Wesen der Dichtkunst eingedrungen, daß er nie den Anspruch erhob, selbst ein Dichter zu sein. Zum Dichter fehlte ihm die schöpferische Intuition. Er besaß in vollendetem Grade die geistigen Fühlfäden, um jede poetische Schönheit zu entdecken, und das wunderbarste Formtalent, um dichterische Kopien herzustellen, welche die feinsten Reize des Originals wiedergaben. Aber die unbewußt wirkende Fähigkeit dichterischer Erfindung ging ihm ab. Die völlige Beherrschung der Kunstmittel war jedoch so groß, daß auch da, wo er Originales in gebundener Rede gab, ein harmonischer Eindruck hervorgerufen wurde, der das Gebotene wie das Werk eines geborenen Dichters erscheinen läßt. Es mag mir gestattet sein, diese These an einem Beispiel zu erläutern. Der Neffe, an den Gildemeister die vorliegenden Briefe gerichtet hat, wurde beim Erscheinen der Dante-Uebersetzung mit einem Exemplar beschenkt, in das der Oheim folgende Verse geschrieben hatte:

Digitized by Google

„Dies, Adolf, ist das erste Exemplar
Der „göttlichen“, und eh' es noch erschienen,
Bring ich das Buch Dir zum Geburtstag dar.
Du denkst vielleicht: „Wir lasen die Terzinen
Ja im toskanischen Original;
Wozu soll nun die Uebersetzung dienen?“
Da hast Du recht; doch bei des Buches Wahl
Dacht ich an Deine eigenen alten Tage,
Denn alt, mein Junge, wirst auch Du einmal.
In Deinem Bücherschrank wird ohne Frage,
Dann dieser Band mit anderen Bänden stehn,
Etwas verstaubt — worüber ich nicht klage.
Du Graukopf kömmst im Schranke nachzusehn,
Was für ein Buch Dir kürzen mag den Abend,
Und Du ergreifst aus Zufall gerade d e n
Und schlägst ihn auf. Und wie ein Reiter tradend
Am Weg von Baum zu Baum ein Kirschlein bricht,
Im Weiterreiten sich am Saft erlabend,
So eilst Du blätternd hin durch das Gedicht,
Den Duft einsaugend der und jener Stelle,
Und wie Du blätterst, kömmt Dir ein Gesicht:
Du siehst im Geist die oft betretene Schwelle,
Wo grün der Epheu rankt bis an das Dach,
Du siehst den Hausherrn in der Arbeitszelle.
Er und ein Jüngling sitzen im Gemach,
Bald plaudernd von der Kunst und ihrem Wesen,
Von Gott und Welt und Dingen mannigfach.
Bald in dasselbe Buch vertieft, sie lesen
Die welschen Meister der Vergangenheit,
Die Florentiner und den Ferraresen,
Zuletzt das Buch von Höll' und Seligkeit! — —
Dies Traumgesicht soll er heraufbeschwören,
Der deutsche Dante, aus entschwundner Zeit;
Du sollst vereint mit seinen Geisterchören,
Dann einer Menschenstimme leisen Ton,
Die längst verklungene Stimme wiederhören
Des alten Oheims; das genügt mir schon.“

Welch süßer Wohllaut, mélancolique et tendre, strömt aus diesen Versen! Der Sprachkünstler nimmt uns so gefangen, daß er uns wie ein echter Dichter erscheint.

Wenn wir Gildemeister immer wieder als Sprachkünstler preisen, so muß wohl berücksichtigt werden, daß es sich hier nicht um ein Formtalent im Sinne einer bloßen Beherrschung der äußeren literarischen Kunstformen handelt, sondern um jene völlige Verschmelzung des Ausdrucks mit dem Gedanken, wie sie in der Plastik nur in den Arbeiten aus edelstem Material, aus Marmor, Gold und Elfenbein, zutage treten. Gildemeister bemüht sich nie zu schreiben, wenn er nicht auch etwas zu sagen hat. Er urteilt einmal über den Franzosen Fromentin:

„Er will nie mit den Worten an sich wirken, sondern er gebraucht sie als ein Mittel, um uns etwas Bedeutendes, das er selbst deutlich empfindet, einigermaßen klarzumachen.“

Das paßt unmittelbar auf Gildemeister selbst und enthält zugleich einen Protest gegen jenen Naturalismus in der Kunst, der da glaubt, nur dann hinter die Schliche der Natur kommen zu können, wenn er zuerst den Geist herausgetrieben hat. Man soll, so führt er an anderer Stelle aus, nicht mit spekulativen Theorien an die Kunst herantreten, aber

„Die heutige Menschheit läuft umgekehrt eher Gefahr, zu vergessen, daß alle Resultate der Beobachtung, der naturgeschichtlichen Methode schließlich doch, um wertvoll zu werden, vom Geist beleuchtet werden müssen. Gewiß ist es unermeßlich wichtig, Ohren, Hände genau zu beobachten; aber in diesen Dingen, die den Stoff der Kunst bilden, liegt nicht das Wesen der Kunst. Nimmermehr würde sie uns in dem Maße fesseln, wie sie es tut, wenn nicht hinter der Mache eine Sache, eine geistige Empfindungswelt, die nach Sichtbarwerden ringt, stäke.“

Es liegt im Wesen eines vertraulichen Briefwechsels, daß die Stoffe häufig wechseln, die Gedanken von einem Gegenstand zum andern springen. „Ein Briefwechsel ist nichts anderes als ein Gespräch unter erschwerenden Umständen.“ „Je lebendiger mir Deine Stimme ertönt, desto lieblicher fließt meine Tinte.“ Der welterfahrene Oheim war in diesem Briefwechsel naturgemäß der Gebende, aber, so schreibt er dem Neffen, „Du würdest doch irren, wenn Du glaubtest, ich hätte nichts dabei gewonnen .... Selbst kann man nicht wieder jung werden, aber es ist süß, in anderen sich nachempfindend zu verjüngen, und diese Gabe haben die Götter mir verliehen.“

Bei einer andern Gelegenheit vergleicht Gildemeister seinen brieflichen Verkehr mit dem jungen Freunde den „Letters to my son“ von Lord Chesterfield. Aber wie weit bleiben des Lords eintönige Lebensregeln hinter der gesättigten Weisheit und der Gedankenfülle des deutschen Oheims zurück! Lord Chesterfields Anweisungen über das richtige Auftreten in der vornehmen Welt entbehren nicht einer gewissen amüsanten Frivolität, aber über die good manners kommt er selten hinaus. In unserem Briefwechsel aber herrschen die Bildung des Herzens, die Bildung des künstlerischen Geschmacks, die Bildung des Stils als Themata der belehrenden Zwiesprache vor. „Der deutschen Sprache muß man sich bedienen wie ein Gentleman, einfach, geschmackvoll, bequem.“ Es kommt darauf an, „eine Sache so zu sagen, daß Dein Leser gezwungen ist, zu denken, zu fühlen, zu sehen, wie Du es willst“.

Von guten Ratschlägen sich große Wirkungen zu versprechen, lag Gildemeister allerdings sehr fern.

„Rat“, so meint er, „kann nur in einzelnen Fällen nützen, in besonderen kritischen Situationen oder in Fachfragen, in denen ich nicht kompetent bin. Aber das eigentliche Wundern muß man, wenn man auch einmal nach dem besten Wege sich erkundigen mag, mit den eigenen lieben Beinen besorgen. Meistens befolgen wir den Rat nur, wenn er unserm inneren Triebe entspricht, und ich kann das so sehr nicht tadeln. Der Ratgeber sitzt nicht in uns, er übersieht nicht alles, was in Betracht kommt, und schließlich hat nicht er, sondern haben wir auszueffen, was wir uns eindrocken. Ich will nicht admahnen, mich um Rat zu fragen, ich werde ihn immer gern, und so gut ich kann, geben, aber ich werde mich nie wundern und nie murren, wenn Du ihn nicht befolgst.“

In demselben Briefe, in dem diese allgemeinen Betrachtungen über die Relativität aller guten Ratschläge stehen, läßt er dann auch folgende lehrreiche Stilbemerkung einfließen:

„Du schreibst von Paul Heyse: ‚Ich habe ihn ein paarmal allein getroffen, u n d h a t e r sehr interessant gesprochen.‘ So schreiben Kommis und schlechte Journalisten, aber kein edler deutscher Jüngling. Diese Inversion ‚und hat er‘ statt ‚er hat‘ ist so schlimm wie mit dem Messer essen. Tu es nicht wieder. Das Verdum hat im Deutschen (einige Fälle abgerechnet) immer die zweite Stelle: also ‚er hat gesprochen‘ oder ‚gestern hat er gesprochen‘, Konjunktionen wie ‚und‘ oder ‚aber‘ werden nicht mitgezählt. Die gerügte Inversion ist freilich sehr gebräuchlich, bei Kaufleuten stehender Gebrauch. Aber sie ist — verzeih das harte Wort — vulgär. Ein Kaufmann würde mir antworten: ‚Ihre geehrte Rüge ist uns zugegangen und werden wir uns dieselbe zur Nachachtung dienen lassen.‘ Empfindest Du die Scheußlichkeit? Ich glaube, Dein Sprachgefühl ist noch nicht recht entwickelt. Du müßtest noch einmal einen Prosaiker mit mir lesen, und Du würdest, glaube ich, doch lernen, daß Manzoni ein großer Künstler war (freilich leider nicht durchaus Künstler, sondern auch Moralist und Historiker, was seinem Roman schadet). Dein Urteil über Goldoni ist auch meins; als Knabe mußte ich diese Pastellkomödie mit meinem Vater lesen, ich goutierte sie auch nicht. Indes ist die Lektüre der modernen Sprache wegen nützlich. Sehr gute Stilstudien könnte ich mit Dir machen, wenn Du bei mir wärest, an einem noch moderneren italienischen Schriftsteller (Mantegazza), dessen Name jetzt auch diesseits der Berge an zu tönen fängt und von dessen fisiologia dell' amore auch Du schreibst, daß man Dir gesagt habe, es sei ein höchst merkwürdiges Buch und mit hinreißender Beredsamkeit geschrieben. Der Mann hat ein vierbändiges Werk über die ‚Liebe‘ geschrieben, unter drei Titeln, jene Physiologie nämlich, eine Hygiene der Liebe und eine ethnologische Studie über den Gegenstand: gli amori degli uomini. In Italien sind davon schon zahlreiche Auflagen erschienen, das große Publikum hat angebissen. Ich habe mir die vier Bände kommen lassen und mit steigendem Widerwillen gelesen. Sie sind mit jener Beredsamkeit geschrieben, die ich nicht ausstehen kann. Wo ein Wort genügt, stehen zehn, statt der klaren sachlichen Sätze stehen Girlanden von Phrasen und obwohl viel Interessantes, Richtiges und auch für mich Belehrendes darin vorkommt, habe ich doch immer das Gefühl gehabt, als ob ich in einem Parfümerieladen atmete. Faustdick sind hier die Beispiele, wie man n i c h t schreiben soll, zumal über ein Thema, wie dieses, das die strengste, keuscheste Sprache fordert, Nacktheit, ohne alle dekorative Zutat. Das würdest Du sicher sofort verstehen, wenn wir ein paar Kapitel zusammen lasen.“

Daß Gildemeister jeden Stoff für literarisch erlaubt hielt, wenn ihm nur eine künstlerische Behandlung zuteil wurde, braucht kaum hervorgehoben zu werden, und daß bei der Beurteilung der schriftstellerischen Leistungen die moralischen

Digitized by Google

Qualitäten der schriftstellernden Person nicht ausschlaggebend ins Gewicht fallen dürfen, stand ihm ebenfalls fest. Er kommt gelegentlich auf Gentz zu sprechen und führt bei diesem Anlaß aus:

„So hoch der Himmel über der Erde, so hoch stehen Herzensgüte und tapfere Redlichkeit über allen Wundern des Genies. Aber soll man deshalb verzichten auf den Genuß, den große geistige Leistungen gewähren? Würde das Parthenon aufhören schön zu sein, wenn die Nachwelt entdeckte, daß der Erbauer ein Renegat und Feigling gewesen sei? Mit Adjektiven, wie feige zwemder Sklave u. dergl. kommt man so komplizierten und reichen Naturen, wie Gentz ohne Zweifel eine war, nicht bei. Ebenso gut könnte man Napoleon mit dem Worte ‚Hundsfott' abtun, wie Blücher pflegte. Gentz war gewiß kein reiner großer Charakter, im Gegenteil, ein Mensch von beklagenswerter Schwäche, aber sein lebenslänglicher Kampf gegen Napoleon und die Revolution war nicht ohne eine gewisse Größe, und unter allen Umständen ist ein Mensch, der so klassische deutsche Prosa schrieb, und der seine Zeitgenossen so bezauberte, mehr als ein bloßer Lump, eine anziehende, wennschon höchst problematische Erscheinung. Im wirklichen Leben ist es nicht wie in den Märchen, wo es nur Gute und Schlechte gibt; der Mensch ist eine sehr zusammengesetzte Kreatur, vergleichbar einer großen Stadt, wo allerlei Elite, Mittelgut und Gesindel durcheinander wohnt, ein unerschöpflicher Stoff staunender Betrachtung. Im ganzen ist die Welt so beschaffen, daß man froh sein muß, wenn man Leute trifft, die wenigstens *etwas* von dieser Elite an sich haben. Nun gar in Literatur und Kunst braucht man sich um die turpia der Privatleben nicht so sehr zu kümmern, die im persönlichen Verkehr allerdings einem das größte Genie verleiden können."

* * *

Mit Anmerkungen zum Kapitel der Lebensweisheit geht Gildemeister in diesem Briefwechsel ziemlich sparsam um, und wo er sie anbringt, kleiden sie sich in das Gewand philosophischer Erwägungen, nicht in die Form des lehrhaften Moralisten.

„Den Neid der Götter soll man immer fürchten, d. h. man muß me übermütig werden, aber man wäre töricht, wenn man sich den guten Augenblick verderben wollte durch Sorgen um künftige Möglichkeiten, die vielleicht nie eintreten, und die man durch trübe Betrachtungen doch nicht abwenden kann."

Gelegentlich warnt der erfahrene Oheim den Neffen davor, sich dadurch überflüssige Feinde zu machen, daß er seine innere Abneigung nicht sorgfältig genug verbirgt:

„Natürlich meine ich nicht, daß Du heuchlerisch an ihrem Busen ruhen sollst, aber höflich, selbst liebenswürdig solltest Du soweit wie irgend möglich mit allen sein. Es kostet nichts und nützt manchmal, wo man es nicht erwartet. Namentlich zeige ihnen nie, daß Du Dich ihnen überlegen (vornehmer, gebildeter, gentiler) fühlst, die Folge wäre ihr unversöhnlicher Haß. Der Mensch verzeiht vieles, aber nie die Verachtung. Uebrigens gilt vom Menschen, was Lessing von Büchern sagt, daß man auch aus den schlechtesten noch etwas lernen kann. Der Langweiligste wird irgend etwas besser wissen als Du, und wenn Du ihn auf das Thema bringst, wirst Du zugleich Dich belehren und ihm schmeicheln. Auch ohne sich direkt belehren zu lassen, kann man fainte de mieux sich mit einem fascheux amüsieren, indem man ihn als ein Naturprodukt ansieht und studiert. Schlechte Gesellschaft soll man zwar fliehen, aber wenn man sie nicht vermeiden kann, soll man versuchen, to make the most of them."

In einer Geburtstagsepistel wünscht er dem Neffen, daß er das neue Jahr nicht minder schmackhaft finden möge als die zwei bis drei voraufgegangenen, die doch manches gute Gericht serviert hatten:

„Andere Schüsseln, andere Gewürze andere Weine pflegen aufgesetzt zu werden, wenn das Bankett des Lebens von Jahr zu Jahr vorrückt, aber der Appetit, von dem alles abhängt, möge Dir immer derselbe bleiben, ich meine der Qualität, nicht den Gegenständen nach, immer jung, kräftig, unverdorben, und gepaart mit gutem Geschmack. Dies klingt nun freilich, als ob das Leben in Genießen bestehe, aber Du wirst schon von selbst meinen Worten das grannm salis hinzutun, dessen sie bedürfen. Auch denke ich keineswegs nur an Genüsse der Sinne und des ästhetischen Organs, im Gegenteil, ich wünsche Dir vor allem Genuß in und an der Arbeit, dem sichersten und nachhaltigsten, wenn auch nicht dem berauschendsten. Allmählich, denke ich mir, wird er sich bei Dir einstellen, entfalten und Dich selbst überraschen. Zu fühlen, daß man durch eigene Anstrengung geistig wächst und reicher wird, ist ein großes Vergnügen."

Die Anteilnahme des Oheims an den Freuden und Kümmernissen des Neffen erstreckt sich auch auf die vierbeinige Kreatur, die den Interessenkreis des Korrespondenten kreuzt. Von dem Landsitz aus, den die Eltern des Neffen bewohnen, berichtet er über das Betragen und bald darauf in einem zweiten Briefe über das Ende des „räudigen Thomas", eines dem Herzen des Neffen nahestehenden Hundes:

„Er führt ein zurückgezogenes Dasein, und man würde seine Abwesenheit kaum merken, wenn nicht Dein Bruder zuweilen einen befremdlichen Geruch verbreitete, den er mit den Worten zu erklären versucht: ‚Ich habe Thomas gesalbt'. Uebrigens begreife ich Deine Liebe zu dem armen Vieh; daß es schön sei, kann sein ärgster Feind nicht behaupten, aber daß er eine schöne Seele hat, dafür will ich mich verbürgen. Und was sind alle Reize des Körpers gegen diese innerliche Schönheit? Wenn ich in die rührend-treuherzigen Augen des kleinen Scheusals blicke, fühle ich mich, wie von sanften Banden zu ihm hingezogen. Hoffentlich wird das Landleben ihm gut bekommen; es kömmt mir so vor, als ob er schon jetzt munterer und kräftiger aufträte."

Diese Hoffnungen gingen nicht in Erfüllung, denn bald darauf meldet der Oheim:

„Gestern Vormittag besuchte Paul mich und brachte mir die Nachricht von dem Hinscheiden Deines teuren Thomas. Ich war sehr betrübt um Deinetwillen, da ich nicht nur weiß, sondern auch begreife, daß der arme, kranke, häßliche Köter einen merklichen Platz in Deinem Herzen eingenommen hat. Vielleicht hat der Tod doch dem Aermsten eine Wohltat erwiesen; fern von Deiner väterlichen Fürsorge hätte Thomas wahrscheinlich nur ein kümmerliches freudloses Dasein geführt; die Natur hatte ihm nicht die Gaben verliehen, die Popularität verschaffen, und auch nicht die Stärke, mit anderen Hunden um die besten Markknochen und die Gunst der Weibchen zu ringen. Die größte Freude seiner treuen Seele, Dich zu beschnüffeln und Dir schwanzwedelnd ins Auge zu spähen, war ihm genommen, was konnte er als kluge Kreatur besseres tun, als sich aus dem Staube zu machen und Staub zu werden. Sanft ruhe seine Asche!"

Wie ungezwungen und reizvoll Gildemeister aus unbedeutenden Begebenheiten des täglichen Lebens auf feinsinnige Kunstbetrachtungen überzugehen weiß, zeigt ein Exkurs, der sich an die Frage des richtigen Schlusses beim Reiten knüpft:

„Ich sah mir bald hernach die Abgüsse der Elgin-Marbles an und fand, daß die jungen Herren des Panathenäenfrieses inbetreff der Schenkelstärke sehr wohl mit Dir konkurrieren können, trotzdem aber vortrefflich zu Pferde sitzen. A propos d'un cheval! Ich habe mir das Buch von Cherbuliez schenken lassen es heißt im neuen Abdruck le cheval de Phidias) und mit großem Vergnügen und auch mit Nutzen gelesen, wie es denn immer Vergnügen macht, zu finden, daß man recht hatte, und Nutzen gewährt, zu erfahren, warum man recht hatte. Mein Entzücken über die berittenen Epheben vom Parthenon hat mich durchs Leben begleitet und ist immer größer geworden; nun hat Cherbuliez die Richtigkeit dieser Empfindung mit viel Feinheit und Beredsamkeit, auch schätzbaren hippologischen und kunstgeschichtlichen Kenntnissen, mir, dem gernüberzeugten, demonstriert. Er hat die an sich hinlänglich reizende Erörterung überflüssiger- und etwas störenderweise in Dialogform vorgetragen und in einen Novellenrahmen gefaßt; aber trotzdem wüßte ich nicht leicht ein Buch, das einen Stoff der bildenden Kunst so gut behandelt."

Der Neffe macht gegen diese Ausführungen einige Einwendungen, worauf der Oheim das Thema noch etwas weiter spinnt:

„Es ist ein Irrtum, wenn Du meinst, dem Bildhauer komme es auf den Schluß so sehr nicht an. Der flüchtigste Blick auf den Feies zeigt die wunderbarste Einheit eqnstrischer und plastischer Vollendung. Wer diese Reiter betrachtet, wird nie zweifeln, daß ein vollkommen geformtes Bein den vollkommensten Schluß gewährt. Ein Heldenjüngling ist dazu garnicht erforderlich. Die Phidiasschen Epheben sind auch keine Heroen, sondern junge Bürgersöhne, freilich von selten gutem Wuchse. Ueber körperliche Schönheit bilde ich mir ein, ein ziemlich kompetentes Urteil zu haben, und deshalb machte Dein Fall mich stutzig. Die Form ist gut, dabei bleibe ich; warum inaktioniert sie minder gut? Du muß man von der Uebung die Herstellung der Harmonie erwarten. Du wirst mir beistimmen, daß, um volle Befriedigung zu gewähren, der Inhalt der äußeren Form entsprechen muß. Ich gebe Dich noch nicht verloren.

* * *

Neben diesen kunstkritischen Apercus, die mit philosophischen Betrachtungen über Geschehnisse des täglichen Lebens im bunten Wechsel vorgetragen werden, enthalten die Briefe eine

Digitized by Google

Fülle der feinsten Bemerkungen über die Lektüre des Neffen. Die kritischen Betrachtungen gleichen oft nur einer rasch hingeworfenen Bleistiftskizze; aber diese kleinen Skizzen verraten in jedem Strich die Hand des geschmackvollen Künstlers. Ich werde den Lesern der „Nation" in den nächsten Nummern einige Proben vorlegen.

Theodor Barth.

(Weitere Artikel folgen.)

Neue antarktische Reisewerke.

II.

Wenn unser Referat in der vorigen Nummer etwas umständlich ausfiel, so wolle man das der wahrhaft spannenden Episode zuschreiben, mit der wir uns zu beschäftigen hatten. Von den wissenschaftlichen Ergebnissen gründlichere Notiz zu nehmen, ist hier nicht gut möglich, aber es kann versichert werden, daß es auch an dahin zielenden Stellen nicht mangelt. Erwähnt sei, daß nach Dr. G. Anderssons Temperaturmessungen der Bransfield-Sund zurzeit als das kälteste Wasserbecken zu gelten hat, sozusagen als der natürliche Gegenpol des Roten Meeres und Persischen Golfes. Weiterhin haben die paläontologischen Funde, welche hauptsächlich Dr. Nordenskjöld und Professor Nathorst bestimmten, einen sehr hohen Wert; Pflanzenversteinerungen in bester Erhaltung wiegen vor, aber es sind auch charakteristische Ammoniten und Tiergestalten der Kreidezeit vorhanden. Während bisher die allgemeine Klage bestand, daß man mangels Leitfossilien das Alter der Fragmente, aus denen sich das antarktische Land zusammensetzt, nicht irgendwie präziser festzustellen vermöge, läßt sich nunmehr das Alter der von der schwedisch-norwegischen Expedition entdeckten Gebiete mit Sicherheit als der mesozoischen Aera angehörig feststellen, und die Uebereinstimmung der Fundstücke mit anderwärts gefundenen Petrefakten zwingt den Schluß auf, daß in jenen frühen Perioden der Erdgeschichte ein sehr gleichmäßiges Klima über unseren ganzen Erdball hin verbreitet gewesen sein muß. So nehmen wir denn von dem prächtig ausgestatteten und gut übersetzten Werk (nur viele Druckfehler!) mit jenem Gefühl der Genugtuung Abschied, das uns stets überkommt, wenn uns beim Lesen Anregung und Belehrung nach den verschiedensten Seiten hin zuteil geworden ist. —

Borchgrevinks Schilderung der eigenen Reiseerlebnisse ist der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin zugeeignet. Wir sind für diese Originaldarstellung besonders dankbar, weil sie von dem Mann herrührt, der recht eigentlich „das Eis gebrochen" hat, dessen unstillbarer Drang nach dem fernen Süden ihn an die schwierige Aufgabe herantreten ließ, die Kulturwelt aus ihrer Selbstzufriedenheit aufzurütteln und jene Bewegung in Gang zu bringen, die noch lange nicht ihren Abschluß gefunden haben wird. Mit kurzen Worten führt er uns in der Einleitung selbst in seine Lebensgeschichte ein. Zum Forstmann an der sächsischen Akademie in Tharandt ausgebildet, ging Carsten Egeberg Borchgrevink im Jahre 1888 nach Australien, wo er zunächst an der „Cooerwoll Academy" als Lehrer der Naturwissenschaften wirkte, gleichzeitig aber auch eine Gelegenheit abwartete, die Südpolarwelt aus eigener Anschauung kennen lernen zu können. Da es sich nicht anders machen ließ, trat er als einfacher Matrose auf einem norwegischen Fangschiffe ein, und zwar auf derselben „Antarktic", deren trauriges Ende uns soeben beschäftigte. Man drang bis zu 74° 10′ südlicher Breite vor, und als man bei Kap Adare vorüberfuhr, entdeckte man ein kleines Stück eisfreien Strandes, welches der scharfblickende Matrose sogleich als geeigneten Ueberwinterungsplatz ins Auge faßte. Bereits auf dem Rückwege nach Melbourne bildete er den Plan aus, an dessen Realisierung er seine ganze Kraft zu setzen entschlossen war. Die Geographische Gesellschaft der größten australischen Stadt, deren Vorsitzender der um die neuholländische Landeskunde so hoch verdiente Botaniker F. v. Müller war, nahm Borchgrevinks Vorschläge zustimmend auf, und als derselbe sodann den Geographischen Weltkongreß in London besuchte, wo sich die besten Kenner des Problems — ein G. v. Neumayer, J. Hooker, J. Murray, C. Markham u. a. — zusammengefunden hatten, durfte er auch dort sich der Billigung seiner Zukunftsideen erfreuen. Eine Neumayersche Resolution wies der Geographie die Pflicht zu, die Südpolarfrage, die so lange geruht hatte, von neuem auf die Tagesordnung zu setzen, und der junge Norweger erschien ganz von selbst als der Vollstrecker dieses Willens der Versammlung.

Nunmehr setzt er uns auseinander, wie er seine schwierige Aufgabe in Angriff nahm, und wie er in Sir Georges Neunes den Mäcen fand, der offenen Sinn und offene Hand seinen Absichten entgegenbrachte. Collin Archer, der Erbauer der „Fram", stellte seine Meisterschaft als Schiffskonstrukteur in den Dienst der Sache; auf seiner Werft in Laurvig erstand die „Southern Croß" als ein für den Kampf mit dem Eise mustergültig ausgerüstetes Fahrzeug. Tüchtige Seeleute und Gelehrte stellten sich dem Leiter der Expedition zur Verfügung, und wie 1883 A. E. v. Nordenskiöld sich der Mitwirkung einiger lappländischen Skiläufer versicherte, so tat dies auch Borchgrevink. Auch sibirische und grönländische Hunde gehörten zur Schiffsequipage. Das nächste Reiseziel war Hobarttown, der Hauptort der Insel Tasmanien; am 18. Dezember 1898 verließ das Schiff die zivilisierten Gegenden, und am 29. des gleichen Monats wurde der 60. Breitengrad passiert. Am Neujahrstage wäre der Führer selbst beinahe ertrunken, und ein gleiches Schicksal drohte, wie wir vorausgreifend bemerken wollen, ihm dreizehn Monate später zu ereilen, als eine Gletscherlawine das Meer in Aufregung brachte, sodaß die Wogen bereits über seinem Kopfe zusammenschlugen. Die Balleny-Inseln wurden am 12. Januar 1899 gesichtet, als bereits dicht gelagertes Packeis die Wasserfläche bedeckte. Erst als sich breitere Kanäle in den Flarden zeigten, konnte an ein kräftigeres Vordringen in südlicher Richtung gedacht werden, aber trotzdem mußte sich „das südliche Kreuz" einige unangenehme Umarmungen seitens des „Schraubeneises" gefallen lassen, und längere Zeit sah es so aus, als ob hier bereits die Fahrt ihr Ende finden solle. Der Fall gänzlicher Zertrümmerung des Schiffes wurde kaltblütig erwogen. Gleichwohl erhielt es sich und wurde, teilweise vom Eise befreit, stark nach Süden getrieben, sodaß am 17. Februar die südlich von Kap Adare gelegene „Robertson-Bucht" (71° 18′ s. Br., 170° 9′ ö. L.) angelaufen werden konnte. An jenem Platz, den sich Borchgrevink auf seiner ersten Reise für ein Winterlager ausersehen hatte, landete er jetzt mit neun Begleitern, die mit ihm die erste antarktische Ueberwinterung der Neuzeit wagen wollten. Das Schiff verließ den Lagerplatz, um nach Tasmanien zurückzukehren und im nächsten Sommer die Ausgesetzten abzuholen. Man legte sofort Hand ans Werk, eine Hütte aufzurichten und sich in den neuen Verhältnissen nach Kräften heimisch zu machen. Schlittentouren und Bergbesteigungen brachten Leben in die Einförmigkeit der Winternacht.*) Das trübe Schicksal der Insulaner von Pautet-Island suchte übrigens auch die Winterstation von Kap Adare heim, indem der Präparator Hanson hoffnungslos erkrankte. Nach langem Leiden atmete er am 15. Oktober aus, ohne daß selbst die Sektion vollkommene Einsicht in die Natur seines komplizierten Leidens ermöglicht hätte.

Es war ein Glück für die sich nun doppelt vereinsamt Fühlenden, daß gerade jetzt der Frühling anbrach und jene bescheidenen Zerstreuungen mit sich brachte, welche von dieser Jahreszeit auch im unwirtlichsten Klima untrennbar sind. Die Pinguine rückten in ihrem üblichen Gänsemarsche an und

*) Man wolle beachten, daß die Gesellschaft Borchgrevinks fast fünf Grade jenseits des Polarkreises den Winter zubrachte und also ein ganz tüchtiges Stück der sogenannten „ewigen Nacht" durchzumachen hatte. Sowohl die deutsche wie auch die skandinavische Expedition dagegen überwinterte nördlich von jener Grenzlinie, und so erhob sich selbst an ihrem kürzesten Tage, dem 21. Juli, die Sonne ein klein wenig über ihren nördlichen Gesichtskreis, freilich nur so wenig, daß bei der nebligen Luft sich nur eine Dämmerung bemerklich machte.

Digitized by Google

brachten eine frische Stimmung in die Oede des Küstenstriches. Wer die drei Werke, die diesem Artikel zugrunde liegen, auch nur durchblättert hat, der weiß, welch einschneidende Bedeutung die Fettgans für den Besucher der Antarktis hat; das eigentümliche, gravitätisch-komische Tier, nimmt von den Abbildungen geradezu einen Löwenanteil in Anspruch. Neben der Zoologie wurde aber auch die Meteorologie nicht außer acht gelassen, und es darf hier betont werden, daß die Beobachtungsregister von Kap Adare die ersten sicheren Anhaltspunkte für Supan ergaben, die Kontinentalität des Südpolargürtels wahrscheinlich zu machen.

Ganz ähnlich, wie den Mitgliedern der Nordenskjöldschen Expedition, erging es denen der Borchgrevinkschen, als Kapitän Jensen plötzlich unter sie trat und die Ankunft der „Southern Croß" verkündigte. Mit sich brachte er „die erste Post, welche das Südpolarland je gesehen hatte". Am 2. Februar 1900 dampfte das Schiff, jetzt wieder mit voller Bemannung, in das großenteils eisfreie Meer hinaus, machte Halt bei der „Possession-Insel" und setzte auch bei der noch niemals von einem menschlichen Fuße betretenen „Coulman-Insel" ihre Landungsboote aus. Nächst „Kap Washington" bestimmte man durch Schätzung die Höhe des gewaltigen Feuerberges „Melbourne" auf rund 3000 Meter. Magnetische Aufnahmen führten zu einer ersten, sehr beachtenswerten Korrektion der Lage des Magnetpoles. Auch mit „Erebus" und „Terror" konnten die Reisenden noch persönliche Bekanntschaft schließen und ermitteln, daß das allenthalben anstehende vulkanische Gestein Hornblende-reicher Basalt ist. Nun befand man sich auch in der Nähe jener berüchtigten „Eismauer", von der früher angenommen wurde, sie verschließe hermetisch den Zugang zum Inneren der Antarktis. Es wurde ein Eingangstor gefunden, durch das man auf die Oberfläche des Eiskolosses hinauf gelangen konnte, und eine sofort inszenierte Schlittenreise setzte dessen ungeheure Ausdehnung völlig außer Zweifel.

Am 21. März sah man ein Land mit reichem Pflanzenwuchse — die Auckland-Inseln. Und nun war es nicht mehr weit nach Neu-Seeland, von wo die erste Depesche mit der Meldung vom Gelingen der Fahrt nach London expediert werden konnte. Am nächsten Tage erhielt Borchgrevink die Nachricht, daß seine Gattin in Australien angekommen sei und ihn erwarte. In Hobarttown fand die Begegnung statt. Und damit legt der Autor den Griffel des Berichterstatters nieder; nur noch in einem Anhange bringt er den Bericht des Kapitäns Jensen, unterschiedliche wissenschaftliche Materialien und den Inhalt des von dem armen Hanson geführten Tagebuches zur Kenntnis des Lesers.

Drei antarktische Prachtwerke sind vorstehend einer gedrängten Skizzierung unterzogen worden. Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß manch ein verwandtschaftlicher Zug in ihnen zutage tritt, aber nichtsdestoweniger bietet jedes einzelne so viel des Neuen und Wissenswerten, daß es seine Daseinsberechtigung kräftig dokumentieren kann. Mit Freude und Stolz darf der Geograph sie seiner Fachliteratur einverleiben, aber auch weitere Kreise werden es nicht bereuen, wenn sie in das schlichte Heldentum dieser Pioniere der Wissenschaft sich versenken und die Ueberzeugung erringen, daß nun auch um den Südpol der gleiche ruhmvolle Forschungskampf entbrannt ist, dessen Entwicklungsstadien wir am entgegengesetzten Ende der Erdachse seit Jahrzehnten verfolgen.

München S. Günther.

Vom Spielzeug.

Das Kind nicht in Frieden lassen, das ist das größte Verbrechen der gegenwärtigen Erziehung gegen das Kind" — dies Wort der Ellen Key hat sicherlich seine gute Berechtigung. Als wir vor einigen Jahren mit den Forderungen der „Kunst im Leben des Kindes" auftraten, konnten wir nicht ahnen, daß nach so kurzer Zeit der Name der damaligen Ausstellung im alten Sezessionshause zu einem Schlagwort werden würde, das heute leider schon allzu abgegriffen ist. Wie viel Mißverständnis, wie viel ungesunder Uebereifer, wie viel gefährliche Experimentierlust hat sich der von Hause aus so fröhlichen und gesunden Bewegung an die Wagenräder gehängt! Mit gelindem Entsetzen sehen wir eine ganze Reihe von Geistern herumspuken, die wir garnicht gerufen haben, die wir aber trotzdem nicht los werden, und kein Meister wird sich finden, der sie beschwört. Denn es ruht im Wesen unserer sprunghaften, alles Neue zu Tode hetzenden Zeit, daß kein vernünftiges Wort gesprochen werden kann, ohne im Handumdrehen tausendmal mißverstanden zu werden, sodaß seine Wirkung eine ganz andere, oft der ursprünglichen Absicht geradezu entgegengesetzte wird. Das Schlimmste freilich ist, daß unsere gute Sache hier und da in keckster Weise zur Reklame für Dinge benutzt wurde und wird, die nicht das mindeste Recht haben, sich mit diesem Aushängeschild zu schmücken; doch auch dagegen sind wir machtlos, wenn sich das Publikum nicht selbst zu Ruhe und eigenem Urteil erzieht. Dann wird es auch den zahlreichen Erscheinungen, die Richtiges mit Grundverkehrtem, Brauchbares mit Verwerflichem, Verständiges mit Unfaßlichem bunt vermengen, nicht mehr so ungerüstet gegenüberstehen, wie es heute meist noch der Fall ist.

Eine solche Erscheinung ist das soeben erschienene Buch „Das Spielzeug im Leben des Kindes" von Paul Hildebrandt*), das, von dem bekanntesten Berliner Spielwarengeschäft herausgegeben, neben seinen allgemeinen und historischen Betrachtungen offenbar den Zweck verfolgt, den Käufern und namentlich den Weihnachtskäufern ein Führer zu sein. In diesem stattlichen Werke ist jenes Gemisch von willkommenen und abzulehnenden Ratschlägen in einer so wunderlichen Weise zur Tatsache geworden, daß es unendliche Verwirrung anstiften kann, wenn man nicht jede einzelne Seite mit größter Vorsicht prüft.

Die Bewegung mit dem zum Schlagwort gewordenen Namen, den man nicht unnütz im Munde führen soll, wenn er zu entbehren ist, hatte von vornherein das Spielzeug als ein sehr wichtiges Element ins Auge gefaßt. Denn es handelt sich für sie ja beileibe nicht darum, die heranwachsenden Erdenbürger zu „Kunstkennern" zu erziehen, sondern lediglich darum, in ihnen jenes frohe Gefühl des Zusammenhangs mit der Natur und allem Organischen zu wecken und zu pflegen, das zum Glück des Menschen so viel beitragen kann, und auf solcher Grundlage ihr Phantasieleben anzuregen. Das Spiel des Kindes ist an sich schon im eigentlichsten Sinne eine künstlerische Tätigkeit, eine Betätigung der Phantasie; es handelt sich hier also nicht darum, dem kleinen Zeitgenossen ein Neues zu vermitteln, sondern höchstens Vorhandenes zu pflegen und zu unterstützen. Das Kind würde beim Spiel vielleicht auch auf seine Kosten kommen, wenn man sogar auf diese Unterstützung verzichtete; es schafft sich schon selbst Rat, und ein Papierfetzen oder ein Holzklötzchen genügt ihm unter Umständen, um sich damit eine Weile zu beschäftigen. Das Vergnügen, das es beim Spielen mit solchen Dingen empfindet, beruht eben in der selbstherrlichen Art, wie es sie belebt und ihnen alle möglichen Eigenschaften andichtet. Das Kind schafft sich selbst Illusionen und glaubt dann daran. Und wenn wir nun anheben, sein Spiel durch Spielzeug zu bereichern, ihm neue Möglichkeiten zuzuführen, so können wir nichts Besseres tun als uns an diese Art des Kindes halten. Es ist gar kein Zweifel, daß unter allen Spielwaren die stets die besten sind, die dem Kinde den weitesten Spielraum zu selbsttätiger Mitarbeit und Weiterarbeit seiner Phantasie lassen. Lili Dröscher, die durch ihre Wirksamkeit am Pestalozzi-Fröbelhause reiche Erfahrungen gesammelt hat, hat sehr hübsch einmal die hundertfachen Spielvariationen dargelegt, die etwa ein Knäuel „Strippe", ein richtiger, großer Knäuel, bieten kann. Er ist, je nachdem er behandelt wird, ein Sprungseil, eine Pferdeleine, eine Drahtseilbahn, ein Webstuhl, eine Seilerwerkstatt, eine Kette für Gefangene, ein königlicher Halsschmuck, eine Krone, ein Fernrohr, eine Sparbüchse, ein

*) Verlag von G. Söhlke Nachf. Heinr. Meblis, Verlagsabteilung für Jugend-Literatur. 421 Seiten mit 93 Illustrationen.

Digitized by Google

Brunnen — unmöglich alles das aufzuzählen, was das Kind daraus machen kann.

Aber es braucht gewiß nicht nur ein solcher Knäuel zu sein, auch die eigentlichen Spielwaren haben ihre gute Berechtigung, und des Verlangen des Kindes fordert ihre Herstellung und Anschaffung. Den Knäuel freilich und die primitive Spielwelt, die er vertritt, sollte man nie ganz vergessen. Denn er wird stets davor bewahren, daß man dem falschen Wege folgt, den unsere Spielwarenindustrie eingeschlagen hat: den Weg zu einem Realismus, der der Phantasie gar keine oder nur noch eine sehr geringe Arbeit übrig läßt. Allerdings, von einem wirklichen „Realismus" kann hier keine Rede sein, denn die verkleinerte Nachbildung von Geschöpfen und Gegenständen dieser Welt ist unter allen Umständen schon durch den Maßstab eben nicht Abbild, sondern andeutendes Symbol des betreffenden Objekts. Das empfindet der Erwachsene als einen großen Reiz, und auch dem Kinde macht es Freude, wenn auch in geringerem Maße. Aber spielen kann man mit diesen teuren und klugen Dingen nicht sehr lange. Die Möglichkeiten, die sie enthalten, sind bald erschöpft, das Kind wird ihrer überdrüssig und wirft sie in die Ecke. Jeder hat die Erfahrung gemacht, daß Kinder, die ein ganzes Arsenal von Spielsachen besitzen, sich am liebsten mit einem ganz unscheinbaren Stück aus dieser Schatzkammer beschäftigen. Jeder hat es erlebt, daß ein Kind am Geburtstag oder am Weihnachtsabend von Eltern, Onkeln und Tanten mit kostbaren Spielsachen überhäuft worden ist und sich um nichts kümmert als um irgend eine Winzigkeit, die ihm die alte Kinderfrau für ein paar Groschen geschenkt hat. Die Kinderfrau ist eben durch ihren Beruf Kind geblieben oder wieder Kind geworden, sie kennt die Welt ihres Zöglings besser als Eltern, Onkel und Tanten und trifft instinktiv das Richtige.

Nun wird man nicht puritanisch sein. Man wird nicht alle Mechanismen und hübschen Nachbildungen, zu denen die heutige Technik die Hand bietet, mit starrer Strenge aus dem Kinderzimmer weisen. Eine Eisenbahn aus Holz, die man an einer Schnur über den Boden zieht, ist sicherlich schon herrlich genug; es ist jedoch nicht einzusehen, warum man nicht auch an einer selbstlaufenden Lokomotive seinen Spaß haben kann. Eine „schöne Kunstfigur", wie Brentano sagt, die auf das Geheiß eines geheimnisvollen inneren Räderwerks irgend welche Bewegung machen muß, wird niemand verdammen. Aber hier heißt es nun vorsichtig sein und die Grenze erkennen, die nicht überschritten werden darf. Hildebrandt, der die Söhlkeschen Spielwaren in systematischer Ordnung empfiehlt, zeigt leider fortwährend, wie oft das geschieht, und bis zu welchen entsetzlichen Resultaten der spekulative Geist erfindungsreicher Fabrikanten und Händler gelangen kann, die immer etwas Neues, Nochnichtdagewesenes, womöglich „Aktuelles" auf den Markt zu bringen bestrebt sind. Der Verfasser spricht etwa, um ein allerdings besonders krasses Beispiel herauszuheben, von den Eisenbahnspielen und erzählt dabei ganz harmlos die folgende entsetzliche Geschichte: „Die Ueberkultur und die Zerstörungssucht der Kinder haben durch fortwährende Nachfrage (?) die Spielzeugindustrie zur Herstellung von einem Eisenbahnzusammenstoßspiel veranlaßt. Dasselbe besteht aus kleinen Wagen, die beim Zusammenstoßen von zwei Zügen in lauter einzelne Stücke zerfallen, die sich dann wieder zusammensetzen lassen, um immer wieder von neuem das Bild der Zerstörung, die ein Eisenbahnunglück hervorruft, zu veranschaulichen." Das ist einfach unerhört! Ich schlage als Gegenstücke vor: ein „Hinrichtungsspiel", ein „Raubmordspiel" und „ein Automobil-Ueberfahrungsspiel".

Auch der Erziehungsteufel spielt den Spielwaren manchen bösen Streich. Es ist ein ganz falscher Gesichtspunkt, daß wir bei der Wahl des Spielzeugs uns fragen sollen, ob es „die Neigungen unserer Kinder in einer für die Erziehung günstigen Weise beeinflussen kann". Das Moralische versteht sich hier wahrhaftig von selbst, und es ist nichts verkehrter, als in die freie Welt des Spiels didaktische Pedanterien hineinzuschmuggeln. Goethe sagte einmal von den Märchen, „daß sie keinen sittlichen Zweck haben und daher den Menschen nicht auf sich selbst zurück, sondern außer sich hinaus ins unbedingte Freie führen und tragen". So steht es auch um das Spiel, und so muß es gleichfalls um das Spielzeug stehen. Mit der Vorbereitung auf den späteren Lebensberuf ist hier nichts zu machen. Nichts Schrecklicheres als lehrhafte Schulmeistereien für diese herrlich zwecklose und freie Tätigkeit. Aber wie wird hier gesündigt! Hildebrandt empfiehlt als den „schönsten" aller Baukästen einen mit dem Namen „Kunst und Spiel", „der den Kindern ermöglicht, mit den entsprechend konstruierten Bauklötzen sich nach trefflichen Vorlagen im Bauen aller Baustile zu üben!" Schrecklich, schrecklich! Und nun höre man, was die Vorlagen alles aufweisen! Zunächst eine Akropolis von Athen — das ginge noch zur Not. Aber dann: „eine „indische Pagode", ein „römisches Wohnhaus", einen „romanischen Dom", eine „Ritterburg", ein „gotisches Rathaus", einen „Erker in Benares", einen „arabischen Bogen", eine „maurische Bogenhalle", ein „holländisches Haus im Renaissancestil", einen „Bau in italienischer Renaissance", den „Vorderbau eines venezianischen Palastes", eine „Renaissance-Giebelfassade", eine „Lustschloß und ein Sommerschlößchen in Rokoko", ein „Rathaus und eine Kirche in Barockstil", eine „japanische Brücke", ein „modernes Denkmal" (!), einen „Bahnhof für eine Straßenhochbahn" und eine Menge „Villen" im Burgstil, Schweizerstil und anderen Stilarten." Das gehört unmittelbar vor den ästhetischen Staatsanwalt. Unglückliche Kinder, denen der Weihnachtsmann diesen „schönsten" aller Baukästen im Sack mitbringt! Von einer großen und ernsthaften Spielwarenhandlung könnte man aber eigentlich verlangen, daß sie mit solchem unsinnigen Zeug aufräume. Keine Epoche der Vergangenheit, deren Spielsachengeschichte Hildebrandt in kurzen Zügen, nicht erschöpfend, aber immerhin unterrichtend darlegt, hätte es gewagt, Kindern und Eltern solche Waren vorzulegen. Freilich, diese Zeiten der Vergangenheit waren noch nicht so „gebildet" wie die unsere.

Die Spielwarenindustrie betrachtet die Warnungen vor ihren realistischen „Vervollkommnungen" und den Ruf zur Einfachheit als einen „Rückschritt". Diesen verblüffenden Vorwurf müssen jetzt alle hören, die der toll gewordenen Zeit in ihrer atemlosen Modernitis aus Gründen der menschlichen Kultur Einhalt gebieten. Mit einem Schlage sind die früheren „Modernen" und „Neuerungssüchtigen" zu „Reaktionären" geworden — es ist nur eine Aenderung der Schlachtstellung, sonst aber der gleiche Kampf. Und so laßt uns denn mit Holzpuppe und Schaukelpferd zum Vernichtungskrieg ausziehen gegen den Stilbaukasten wie das „Eisenbahnzusammenstoßspiel".

Max Osborn.

Der Roland von Berlin.

Oper in 4 Akten von Ruggiero Leoncavallo.

Es kann für die ernste Beurteilung nicht in Betracht kommen, unter welchen Bedingungen eine Oper entstanden ist, noch weniger, welche Aufnahme ihr ein Premierenpublikum bereitet hat, die Entscheidung ist einzig und allein nach künstlerischen Gesichtspunkten zu treffen, jede Rücksicht muß schweigen. Löste denn wirklich das, was man am Dienstag im Königlichen Opernhause bei der prunkvollen Enthüllungsfeier des steinernen Roland zu hören und zu sehen bekam, auch nur einen Teil jener ungeheuren Spannung aus, die sich des Publikums bemächtigt hatte? War das das Ergebnis eines langjährigen Hangens und Harrens? Fürwahr, nicht einmal eine Maus, eine Kröte gebar der kreisende Berg!

Ich habe niemals zu denen gehört, die große Hoffnungen auf das Talent Leoncavallos gesetzt haben. Seine „Bajazzi" waren ein glücklicher Wurf, die Grenzen seiner musikalisch-dramatischen Begabungen zeigten deutlich die „Medici", jene Oper, die unserem Kaiser vor zehn Jahren Anlaß gab, den italienischen Maestro mit der Komposition eines deutschen Vorwurfs zu betrauen. Die Wahl fiel auf Willibald Alexis'

Roman „Der Roland rot Berlin“. Der bleibende Wert des Zuständlichen, das uns aus den anschaulichen geschichtlichen Schilderungen des märkischen Erzählers entgegentritt, ist dem Ausländer vermutlich entgangen, konnte ihm aber auch für die musikalische Ausbeute des Stoffes kaum Anknüpfungspunkte bieten. Statt dessen ist in freier Umgestaltung die Liebesgeschichte zwischen Henning Moller, dem kurfürstlich gesinnten Webersohn und der schönen Berliner Bürgermeisterstochter Elsbeth Rathenow in den Vordergrund gerückt und mit allen erdenkbaren Episoden und allen für unsere Zeit undenkbaren Theatereffekten der großen Lärmoper zu vier langen Akten auseinandergedehnt. Lose reiht sich Szene an Szene, von einer innerlich begründeten, folgerichtigen Handlung kann kaum die Rede sein, die Musik bildet nicht die treibende Kraft, sie gibt nur den unvermeidlichen Beiguß zu einem Marionettenspiel. Uebersponnte Phrase und triviale Melodik führen in der meist homophon gehaltenen Partitur das Wort. Wo der Italiener eindringlich sein will, wird er aufdringlich, die süße Sprache der Liebe wandelt er in süßliches Schmachten. Unerträglich wirkt auf die Dauer die Unisonoführung eines Orchesterinstruments mit der Singstimme. Unwillkürlich wird man bei dieser Manier an das kindliche Beschäftigungsspiel erinnert, bei dem die Umrisse einer Zeichnung durchgeprickelt und für Lichteffekte transparent gemacht werden. Diese seichte Melodik hätte wirklich nicht so grober Hilfen bedurft. Die Routine hat dem Komponisten zu seiner Partitur die Hand geführt, zu höherem Schwung der Diktion und zur feineren Farbenmischung fehlte ihm anscheinend die Begeisterung, die er vermutlich aus der Beschäftigung mit dem Stoff nicht gewinnen konnte, und wo diese Grundbedingung fehlt, da erniedrigt sich das Kunstwerk zum Handwerk. Wenn Leoncavalla uns versichert, daß er in dem „Roland“ sein Bestes gegeben hat, so müssen wir ihm mit Bedauern zurückgeben, daß sein Bestes eben nicht gut genug für uns ist. Es ist dabei eine müßige Frage, ob die Oper zehn oder zwanzig Aufführungen erleben, ob sie sich durch eine oder zwei Spielzeiten hinschleppen, oder ob sie noch über eine Anzahl anderer Bühnen gehen wird. Mag sie einem Sensationsbedürfnis eine Zeitlang genügen, für die Kunst ist sie ein totgeborenes Kind. Haben andere Opern, wie die Bücher ihre Schicksale und ihre Geschichte, der zweifelhafte Ruhm einer höchst interessanten Vorgeschichte wird sich an die Manen des „Roland von Berlin“ knüpfen.

Was übrigens aus der Partitur herauszuholen war, das hat eine geradezu mustergültige Aufführung im königlichen Opernhause zutage gefördert. Mit einem künstlerischen Heldenmut, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre, stand jeder der Beteiligten bis zum letzten Augenblick auf seinem verlorenen Posten.

Soll man es nun angesichts dieses vergnügten Begräbnisses bedauern, daß die kaiserliche Gunst auf keinen deutschen Tondichter fiel? Ernstlich gesprochen: nein! Leichten Herzens ist Leoncavallo gewiß nicht nach der deutschen Reichshauptstadt gekommen, und leichten Herzens wird er auch wohl nicht in die Heimat zurückkehren, mag er noch so sehr mit Ehren und Auszeichnungen überhäuft sein. Es ist so eine eigene Sache um die Regungen des künstlerischen Gewissens!

Wilhelm Blanck.

Symphonia domestica.

In den breiten gemächlichen Fluß großstädtischen Musiklebens ist dieser Tage starke Bewegung gekommen. In Paris hat „Tristan und Isolde“ seinen Einzug ins Heim der großen Oper gehalten und damit von neuem die Frage angeregt, ob und wie weit der Geist der Wagnerschen, der deutschen Kunst sich der französischen Musikbühne bemächtigen könne. Fast gleichzeitig aber erfolgte im Opernhaus des deutschen Kaisers ein Vorstoß der alten Opernkunst romanischer Artung, und mit Spannung wartet Berlin ab, ob das auf den Holzböcken der öffentlichen Meinung errichtete Ruhmesgerüst Leoncavallos die Belastungsprobe durch den „Roland von Berlin“ bestehen wird. Zwischen diese Ereignisse von weittragender nationaler Bedeutung fiel die erste Berliner Aufführung der „symphonia domestica“, und es zeugt für das Ansehen und die festgegründete künstlerische Stellung unseres Richard Strauß, daß das Ereignis im Konzertsaal zum mindesten ebenso rege Teilnahme fand wie die Vorgänge auf dem Boden des Theaters.

Mehr als ein Jahrfünft ist vergangen, seit Strauß zum letztenmal mit einer neuen symphonischen Gabe vor der Musikwelt erschien, und ein halbes Jahr mußten die Berliner noch im besonderen warten, ehe ihnen die Bekanntschaft mit dem vielberedeten Werke verzönnt wurde, das gewürdigt worden war, im Lande des heiligen Dollar seine erste Aufführung zu erleben. So war denn die Neugierde, durch allerlei künstlerische und unkünstlerische Gerüchte zudem noch aufgereizt, aufs höchste gestiegen, als Richard Strauß am 11. d. Mts. mit dem siegreichen Dirigentenstab all die Ueberraschungen, die er in seine Partitur gebannt, vor seinen und vor — andern Ohren aufrauschen ließ, und ein Beifallsgetöse ohnegleichen, ein Begeisterungslärm, wie er in einer Stierkampfarena nicht frenetischer sich erheben kann, begrüßte das Werk, das uns die traute Häuslichkeit eines deutschen Künstlers im Tonbilde schildern soll.

Aber, Uebertreibung heißt ja der Fluch, der auf dem modernen Musikwesen lastet. Die Sehnsucht nach der Titanengröße Beethovens und Wagners hat ihn auf die Schaffenden geworfen, im Ueberschwang der Rede, die Worte unterstreicht statt Gedanken zu bilden, wirkt er weiter, und im Uebermaß von Lob und Tadel hallt er aus der Welt zurück. Auch auf Richard Strauß lastet er schwer. Als da verlautete, er würde zum Vorwurfe seiner nächsten symphonischen Dichtung das Leben in seinen eigenen vier Wänden nehmen, da mochte man hoffen, daß der Künstler, den jugendlicher Schwung und hochgesteckte Ziele (Don Juan, Zarathustra, Tod und Verklärung, Heldenleben) zunächst zu einer leidenschaftlich gesteigerten breit und prächtig einherschreitenden Ausdrucksweise gedrängt hatten, durch die Andacht zum Kleinen den Weg zur Schlichtheit finden würde. Die Hoffnung trog: schon Umfang und Klangerscheinung der symphonia domestica bezeugen es. Strauß braucht für die Schilderung seiner Häuslichkeit nicht viel weniger Zeit und ebenso gewaltige Klangmassen wie für die Darstellung eines „Heldenlebens“. Das erinnert an jene Genrebilder neuerer Zeit, die den Eindruck durch Anwendung lebensgroßer Darstellung zu verstärken glaubten. Einen Liebesgruß in Folio und ein Gerichtserkenntnis auf einem Duodezblättchen empfindet jeder als Unnatur. So auch hier. Noch schlimmer aber sind die Folgen dieses Mißgriffes im Format für das innere Leben des Kunstwerkes gewesen. Daß sie eine kleine Welt für sich ist, macht Wesen und Reiz einer echten Häuslichkeit aus. Auch Strauß hat dies empfunden und sichtlich darnach gestrebt, für sein Werk möglichst schlichte Motive zu erfinden. Aber er ist dabei nicht sehr glücklich gewesen und vom Einfachen allzu tief ins Dürftige, vom Behaglichen ins Altväterische geraten. Sowie er nun beginnt, diese schmächtigen Gebilde im kühnen Frescostil der symphonischen Dichtung zu behandeln, ist er genötigt, sie klanglich aufzubauschen, mit rhythmischen und harmonischen Drückern auszustatten, die dem Grundcharakter des gewählten Vorwurfes zuwiderlaufen, ihn gar wesentlich ändern. Man denke sich die Meistersinger in den Tristan-Stil übersetzt, um zu ermessen, wie sehr diese domestica ein feineres Kunstgefühl befremden muß, wenn sie eine eheliche Nachtszene zur Weltenwonnebrunst anwachsen, einen „lustigen“ Familienstreit zur dröhnenden Heldenschlacht ausarten läßt.

Bedenklicher als dies Befremden dürfte es aber für den schließlichen dauernden Erfolg dieser Haus- und Familiensymphonie sein, daß der Hörer durch das Kunterbunt äußerlicher und innerlicher Elemente, den unruhigen Wechsel tonmalerischer Milieuschilderung und tondichterischer Stimmungsaussprache in dem Verständnis des Einzelnen wie in der einheitlichen Erfassung des Ganzen beirrt wird. Das Werk, das wie alle Partituren von Strauß wieder die unglaublichste Virtuosität in der Handhabung der Kompositionstechnik erweist, läßt vermuten, daß innere Zwiespältigkeit Weg und Ziel seines

Digitized by Google

Schaffens hin und her rückt. Daher denn auch in manchen Besprechungen die Andeutung über einen bei ihm sich vollziehenden Kompromiß zwischen alter und neuer Kunst. Möge es ihm vergönnt sein, auf eigener Bahn bald wieder rüstig und sicher weiterzuschreiten, das ist unser und vieler ernster Musikfreunde herzlicher Wunsch, denen auch eine oder das andere verfehlte Werk den Glauben nicht rauben konnte, daß Richard Strauß zu den schönsten und stolzesten Hoffnungen der zeitgenössischen deutschen Musik zählt.

Heinrich Welti.

Theater.

Berliner Theater „Ein Teufelskerl" Komödie in 3 Akten von Bernard Shaw — Deutsches Theater „Helden." Komödie in 3 Akten von Bernard Shaw

Als der Wahrheit lieber Sohn kam er zur Welt. Er mag von Jugend auf sehr scharf gesehen haben. Um aber besonderes für ihn zu tun, hatte Mutter Wahrheit ihn von vornherein der Lüge patriotischen Eigendünkels überhoben: Bernard Shaw ist Irländer von Geburt, und weder fand er Veranlassung, für das verwahrloste Stück Erde, auf dem seine Wiege gestanden, sich zu begeistern, noch glühte er sonderlich für jenes andere Land, das seine Heimat der Verderbnis überliefert hatte. Ein Vaterlandsloser, fand er sich unter brutalen und törichten imperialistischen Schwärmern, und lachte. Waren seine Augen aber in dieser einen Hinsicht dem Licht geöffnet, so entgingen ihnen auch die anderen Phrasen des Lebens nicht, an denen Menschen sich berauschen, mit denen sie Handel und Wucher treiben, unter deren Schutz sie morden, in denen sie die letzte Tröstung suchen. Gegen jedwede Phrase, wie immer sie heißen möge, ist Bernard Shaw aufgestanden, nicht als ein Don Quichote mit rostigem Schwert, sondern als ein moderner Mensch, der mit der photographischen Kamera reist, seine wissenschaftliche Sammlung zu bereichern.

Noch ein anderes tat die Wahrheit zur Erziehung ihres lieben Sohnes: sie ließ ihn Theaterkritiker werden. Wenn anders Shaw einmal auf den Gedanken verfallen sollte, seine Autobiographie zu schreiben, er dürfte über dies Kapitel seiner Lebenswanderung mit Fug und nach berühmtem Muster das Motto setzen: „ὁ μὴ θαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται". Auf der Londoner Bühne das Melodram mit seiner geschraubten Handlung und dem Stelzgang der Gefühle, und in den vordersten Reihen des Parketts Bernard Shaw, der Sozialist, in Frack und weißer Binde, — das Bild verdient festgehalten zu werden. Shaw, der das Theater beißend und satirisch kritisierte, fühlte sich in Wirklichkeit Schritt für Schritt und Stunde für Stunde von dem Theater verfolgt. Hörte er die Phrase, die er haßte, von schnauzbärtigem, umfonnprunkendem Bramarbas gepoltert, oder vernahm er sie gestammelt von schmalen, schmollenden Lippen, so hatte er nur die eine Empfindung: „Ich weiß, woher ihr's habt; neben mir im Parkett seid ihr gesessen." Für den Theaterkritiker Shaw wurde die Bühne zu der einen, großen Brutstätte des pandemischen Gifts der Lüge.

Die Ironie war seine Waffe, aus Ironie über sich selbst und über die Bühne begann Bernard Shaw Theaterstücke zu schreiben. Sie sind voll blutigen Hohnes. Ich wüßte weniges in der Weltliteratur, in dem die Phrase des staatlichen, des gesellschaftlichen, des individuellen Lebens so rückhaltloser Satire preisgegeben worden. Aber Shaw verliert sich nicht an den Beruf des Satirikers. Dazu ist er zu skeptisch und — zu geistreich. Ihm fehlt der Glaube daran, die Menschheit bessern zu können. Er ermangelt des Vertrauens in seine eigene satirische Mission. So bitter seine Ironie ist, sie geht nie weiter, als sie es tun darf, um geistreich zu bleiben. Shaw liegt es fern, sich selber einzusetzen. Dieser Irländer gibt sich literarisch als vornehm zurückhaltenden Sohn Albions. Er führt weder Pritsche noch Geißel, ihm genügt ein Taschenspiegel kleinen Formats. Freilich, das Glas ist fein geschliffen, es blitzt und blinkt und — blendet.

Shaw schreibt Theaterstücke, aber er schreibt sie als Kritiker. Er ist nicht das, was man gemeinhin unter einem Dichter versteht. So wenig Wert man solcher Unterscheidung, die meist pedantisch bleibt, zuschreiben soll, hier dient sie doch zur Klärung. Dem schaffenden Künstler werden seine Gestalten lieb, daß er, seiner selbst vergessend, hinter sie zurücktritt, ihre Empfindungen aus den eigenen Gefühlen speist. Shaw nimmt seine Gestalten keinen Augenblick lang ernst. Er ironisiert sie, und es kommt ihm nicht drauf an, um eines geistreichen Einfalls willen ihre Charakteristik auf den Kopf zu stellen. Auch klappt er ihnen gegebenenfalls Brust und Schädel auf, das psychologische Werk in ihrem Innern im Betrieb zu zeigen. Shaw liebt die Demaskierung; fast alle seine Komödien gehen den Weg, daß die Gestalten sich just als das Gegenteil von dem erweisen, was sie vorerst schienen. Aber während der schaffende Künstler aus seiner Liebe heraus auch in denen ein Herz entdeckt, an denen er vorerst gezweifelt, verfährt Shaw gern umgekehrt: Was zunächst gesittet und rechtlich und vernünftig schien, entpuppt sich bald als Narrentum. Und der Kritiker lacht.

Auch im Verneinen bleibt Shaw Gourmé. Er delektiert sich an sehr gewählten Antipathien. Auf die religiöse Phrase, die der Liebe, des Heldentums ist er vornehmlich erpicht, und als besonderes, echt Shawsches Kapitel, kommen die trügerischen Beziehungen von Herr zu Diener hinzu. Er hat seine Freude daran, daß mancher in dieser Welt dient, der zu befehlen glaubt, daß es kein besseres Beherrschen gibt als das durch Unterwürfigkeit. Und nun führt Shaw, sich selber zu verblüffen, in diese Welt der Lüge vereinzelte Menschen, die — ganz ungeschminkt die Wahrheit sagen. Sie muten an, als begäben sie sich nackt in prüde, sehr exklusive Gesellschaft. Derart ist der englische General Burgoyne im „Teufelskerl", Marchbanks in „Candida", der Leutnant im „Schlachtenlenker", Hauptmann Bluntschli in „Helden". Es ist echt romantische Ironie, der er so die Zügel schießen läßt; es wird einmal von allen Prämissen gesellschaftlichen Lebens abgesehen; die Kritik wird phantastisch und erzielt damit die stärkste, komische Wirkung. Und nun muß doch dem widersprochen werden, was ich vorhin gesagt: an diese einzelnen, die schamlos genug sind, wahr zu sein, verliert Shaw manchmal wohl sein Herz. Der Gestalt des Frechlings hat er in der Literatur Bürgerrecht verliehen. Er schafft, und ruft ihn fast in jedem seiner Stücke von neuem, den Mann seiner Neigung, den moralischen Anarchisten, der — im Dienst der Wahrheit steht.

Ganz ähnlich verfährt Shaw, als Psychologe. Er ist der feinsten Seelenkenner einer, aber es fällt ihm nicht ein, seinen eigenen Scharfblick irgendwie ernst zu nehmen. Eine Weile geht er spürend und sondierend dem Seelenleben seiner Gestalten nach; dann langweilt ihn das; er wirft seine Karten offen auf den Tisch. Nun wird den Menschen auf der Bühne unverblümt gesagt: Ihr denkt so und so, aber darin irrt ihr; logischerweise müßt ihr das Gegenteil von dem tun, was ihr vorhabt. Ja Shaw geht weiter und zwingt seine Gestalten, solche Zwiegespräche mit sich selbst zu führen. Dadurch entsteht ein Gewebe seelischer Regungen und Motive, in dem die Fäden vor und hinter, unter und über einander laufen. Natürlich geht so jedwede Charakteristik in die Brüche; aber was tut das?, der Kritiker lacht. Die anfänglich exakte Psychologie ist in ihr Gegenteil umgeschlagen; über die nächsten, notwendigen Prämissen wird hinweggesehen; was man miterlebt, ist phantastische Psychologie.

Aus der Verachtung des Theaters sind Shaws Komödien geboren. Shaw läßt es sich nicht nehmen, die Kunstform zu ironisieren, deren er sich bedient. In seinen „Helden" führt er die Bühne gleichsam auf ihren Urzustand zurück; der Vorhang hebt sich und, was man vor sich sieht, ist im Grunde nichts anderes als ein großes Kasperletheater. Zwar spielen lebende Menschen, doch sind die Rollen die der Groteske, die Masken sind karikiert, man wähnt die Drähte zu erspähen, an denen der geistreiche Puppenspieler die Figuren tanzen läßt. So verurteilt Shaw die Bühne, indem er für sie schreibt; der Zuschauer aber überzeugt sich, daß das Verdikt gerecht gefällt ist. Denn die Groteske, auf der Bühne dargestellt, wirkt mit starker, ursprünglicher Kraft. Die Bretter, die die Welt etwas mangel-

Digitized by Google

haft bedeuten, dienen dem Puppenspiel aufs beste. Das ist eine Entdeckung, die schon vor Shaw die deutsche Romantik gemacht hatte.

Shaw schreibt in seinem „Teufelskerl" ein Melodrama, ein echtes rechtes mit den landläufigen Mitteln, um — das Melodrama zu verspotten. Die Handlung spinnt sich ab und wird gleichzeitig von der Ironie des Verfassers aufgelöst. In jeder Szene muß sich der Zuschauer sagen: was ich vor mir sehe, ist nicht Wirklichkeit; ich sitze vor der Bühne, und diese Bühne ist ein leerer Raum, an dessen Wänden Kulissen aufgestellt sind; die Leute, die sich vor der Rampe bewegen, sind Komödianten, die eingelernte Rollen deklamieren. Damit beraubt Shaw die Bühne der Illusion, um derentwillen sie besteht; er zerstört gleichsam auch die Phrase des Theaters; er stellt sich dahin, wo Tieck mit seinen romantischen Komödien gestanden, in denen das Publikum mitspielt und die Schauspieler ihre Rollen vergessen, um ihr Alltagsgesicht zu zeigen.

Es gibt zu denken. Shaw, der moderne, skeptische Mann, der in der Wahrheit Namen auszog die Lebensphrase zu bekämpfen, endet bei dem nämlichen phantastischen Spiel, das sich die Romantiker aus Freude an der Illusion geschaffen. Die Bahn, die menschlichem Anschauungsvermögen gesteckt ist, dürfte kürzer sein, als man gemeinhin wähnt. Auch läuft sie, scheint es, im Kreise.

Ernst Heilborn.

Die Prangerbank.

(Schluß.)

Die dumpfen Tage gehen ihren Gang. Unerträglich ist das Leben in der Schmiede. Der Josue hat sein Gewissen abgetötet. Er macht kein Hehl mehr daraus, daß ihm die Frau übrig ist, die eigene Frau. Nur um der Kinder willen scheint es, daß er ihr nicht die Türe weist. Und um der Kinder willen bleibt sie auch bei ihm, muß sie bei ihm bleiben; denn der Vater in Burgwyl ist tot — und ohne den Verdienst des Josue kann — sie hungern gehen mit den Kindern. Und dann hängt sie auch an ihm, an dem schönen Menschen, vielleicht umsomehr, weil sie sieht, wie er ihr nicht gehört, und sie quält sich — windet sich. Der Friedlieb sieht sie immer so von der Seite an und begreift alles und zittert innerlich: die Regine tut ihr das an, der Frau!

Da kommt auch noch der Tag, der, an dem der Josue sein letztes Restchen Ehre vergessen zu haben scheint. Es ist in der Werkstatt gegen Abend. Der Friedlieb steht rußig und mit verschmiertem Gesicht an der Esse und treibt den Balg. Das Feuer bläst weiß auf, doppelt grell und stechend im Vergleich zu dem milden, roten Abendlicht, das durch die Rußscheiben fließt, dem Schmied, wie er am Ambos steht, die bleichen Backen färbt und in ein paar roten Flecken am schwarzen Boden leuchtet, hier — da — dort — als läge hier — da dort eine rote, feuchte Blume. Da kommt die Lisabet von hinten herein, einen Korb am Arm. Sie muß noch ausgehen, ehe Essenszeit ist. „Du mußt mir Geld geben," sagt sie zum Josue.

Der Schmied legt den Hammer nieder und greift ganz willig unters Schurzfell. Während er in der Börse kramt, blickt er einmal auf, scheint sprechen zu wollen, schweigt aber wieder, als wolle das nicht heraus aus ihm, was er zu sagen hat. Er gibt dann der Lisbet das Geld. Die nimmt es schweigend und wendet sich dem Ausgang zu.

„Du," sagt der Josue, ein wenig hastig, damit sie ihm nicht entwische, und doch kann einer sehen, daß er sich zusammen nehmen muß zu dem, was er sagen will, so von selbst kommt ihm das doch nicht, was er der Lisabet jetzt zumuten will.

„Ja," sagt die von der Tür her. Ihre Gestalt ist vielleicht noch länger und noch eckiger geworden in der letzten Zeit. Ihr knochiges Gesicht hat allen Liebreiz verloren, nur das reiche, blonde Haar, das sie am Hinterkopf aufgesteckt hat, ist noch schön an ihr.

„Du kannst dann die Kammer richten," sagt der Josue, „die neben dem Friedlieb seiner."

„Wozu?" fragt die Lisabet.

„Du hättest doch schon lange eine haben sollen zum Helfen," fährt der Schmied weiter, aber es ist eine mühsame Rede, die ihm keiner glaubt, und er fühlt das. Es klingt unwirscher, als er hinzufügt: „Du bist ja halb krank, bist."

Ihre Unruhe wächst. „Was — was willst denn?" fragt sie in kurzem, trockenem Ton.

„Die Regine — sie geht fort beim Nachbar auf nächste Woche. Zu uns kann sie kommen, habe ich ihr gesagt."

„Zu uns? das — das tust nicht, Mann, Du, das tust mir nicht auch noch an."

„Hast etwas dagegen vielleicht?"

„Wenn die vornherein kommt, bei Gott, geh' ich hinten mit den Kindern hinaus!"

Sie stehen jetzt aneinander auf, der Josue und die Lisabet. Die letztere hat den Korb fallen lassen und die Fäuste geballt. Der Friedlieb blickt nach ihr herüber, als warte er auf den Augenblick, da er ihr beispringen muß.

Der Josue kann den Blick seines Weibes nicht aushalten, aber er wird störrisch. „Gerichtet wird sie, die Kammer, und das wird sie.

„Josue," sagt die Lisabet vorwurfsvoll und doch halb im Bettelton.

„Gerichtet wird sie," stiert er weiter, dann läuft er davon, wie einer, der nicht weiter hören will, der seinen Willen nicht ändert. Durch die Hintertür geht er hinaus. Die Lisabet tut einen Schritt, als ob sie ihm folgen wolle, dann bleibt sie stehen, wie vor die Stirn geschlagen. Was will noch kommen, was? Was wird ihr noch von der ins Haus wachsen, von der — Regine! Auf einmal sieht sie, wie der Friedlieb mit weitaufgerissenen Augen nach ihr hinstarrt. In all ihrer Verzweiflung wird sie die Angst gewahr, mit der er sie anstiert, als ginge es ihn selber an, was sie trifft. Da meint sie wieder, sich vor ihm nichts vergeben zu sollen und nimmt still den Korb auf und geht. Der Friedlieb starrt auf die Tür, hinter der sie verschwunden ist. Er hat bemerkt, wie sie im Hinausgehen gestolpert ist, als ob sie sich nur noch mühsam aufrecht halte. Er merkt, wie das Unglück, das auf sie gefallen ist, sie näher und näher an den Boden drückt, und er fühlt, daß mit dem ins Haus-Kommen der Regine das letzte über sie kommt, das, an dem sie zugrunde gehen wird. Der Friedlieb kann aber die Lisabet nicht zugrund gehen sehen, die, die ihn vor vielen Jahren — —.

Wart Regine, wenn —

Vielleicht ist es Zufall, daß der Bub in diesem Augenblick eine scharfe, spitze Feile am Heft zu fassen bekommt. Er pochelt leise auf die Werkbank. Das Metall klingt. Dann faßt er das Werkzeug fester und zückt es wie ein Messer zum Stich. „Wart, Regine, wenn Du ins Haus willst, Du!"

Aber im nächsten Augenblick fährt er zusammen. Er sieht sich mit den scheuen, schwarzen Augen, über denen die dichten Brauen in eigentümlichen Bogen wie mit einem einzigen scharfen Strich hingezeichnet sind, in der ganzen Werkstatt um. Jesses, was einem geschähe, der das täte! Binden würden sie den. Durchs Dorf führen, wie einmal die Landstreicherin, hinter der alle Bauern nachgafften und — und — der Lori der Schreiner hat einmal jüngst gesagt: Geköpft wird der jetzt wieder, der einen andern umbringt. Sie haben die Todesstrafe wieder angenommen.

Der Friedlieb friert. Ganz verstohlen legt er die Feile wieder hin und schleicht durch die Hintertür hinaus. Aber noch im stockdunkeln Treppenhaus, das hinter der Werkstatt liegt, hält er inne und lauscht wieder. Wenn sie jetzt käme die Regine! Er ließe sie nicht herein, bei Gott!

Die Woche geht herum. In der Schmiede wird von der Regine nicht mehr gesprochen. Da sprechen sie jetzt überhaupt keine zehn Worte des Tags, die Lisabet, weil sie weiß, daß es nichts nützt, der Josue, weil er den Stierkopf aufgesetzt

Digitized by Google

hat. Er ist wie von Sinnen, der Josue. In ihm ist ein ebenso fauchendes Feuer wie auf seiner Esse. Er hat nur noch einen Gedanken: Die Regine!

Der Friedlieb friert. Er versteht schon, was das Schweigen bedeutet. Es fällt kein Wort mehr, daß die Regine kommt, aber auch keines, daß sie wegbleibt. So wird sie kommen. Und — und sie darf doch nicht! Und — und — Maria — Mutter Gottes — die Strafe, die Strafe!

Am Sonntagabend endlich, als sie, die Kinder und der Friedlieb, in der dämmerigen Stube sitzen, sagt die Lisabet plötzlich zu dem Bub: „Was hast denn? Es schüttelt Dich ja. Bist denn krank?"

Der Friedlieb fährt auf seinem Stuhl heftig zusammen, als sie ihn anredet. Er hat immer gelauscht: Kommt sie? Kommt sie nicht?

„Es ist mir nicht ganz —" stottert er jetzt.

„So geh und leg Dich," sagt die Lisabet.

Er rutscht erst ein paarmal hin und her. Dann sagt er: „Ich meine — ich will —" Dann geht er. In der Tür sieht er noch zurück nach der Frau. Nachher erinnert sie sich dessen. Er blickt sie mit einem sonderbaren Ausdruck an, furchtsam und anhänglich zugleich —

Aber in seiner Kammer wirft er sich aufs Lager und hat eine fürchterliche Nacht. Der schwere Mensch mit den zähen Gliedern wälzt sich und zerwühlt sein Bett und schüttelt im Fieber. Die Strafe! die Strafe! Und sie darf doch nicht herein, die Regine!

Als der Morgen kommt, hat der Friedlieb kein Auge geschlossen, die ganze Nacht.

An diesem Morgen ist eine grenzenlose Enge im Haus, als ob keine Luft zum Atmen hätte. Zudem ist es auch draußen heiß und schwer. Der Sommer brütet über versengten Matten und staubschweren Straßen. Langsam, wie große, plumpe, schwarze Schnecken schleichen die Stunden. Die Lisabet ist graubleich im Gesicht; denn sie merkt, daß der Josue, ihr Mann, vor Ungeduld nicht Ruhe hat, daß er auf etwas wartet. So wird es kommen, wird schon! Und das Ende wird es sein! Als am Nachmittag die beiden Kinder aus der Schule kommen, drücken sie sich wie all die Tage her scheu und wie verloren im Hause herum, finden sich einmal in die Stube und die Mutter daselbst und drängen sich an sie mit heißen Gesichtern und ein Brennen in den Augen. „Was ist Euch, Mutter? — Was ist mit dem Vater und Euch?"

„Nichts", stammelt sie dagegen und möchte sie beruhigen und ist doch kalt und unbeholfen zum Trost. Und da steht der Friedlieb wieder in der Tür und sieht dem zu, und sie fängt wieder seinen sonderbaren Blick auf. Was will denn der Bub? Schüttelt denn den das Mitleid so?

Gegen Abend geht der Josue aus der Werkstatt und über die Straße. Es dunkelt — dunkelt tiefer.

Dann ist wieder eine der plumpen, schwarzen Schnecken der Stunden, verkrochen.

Jetzt ist es ganz Nacht.

Da kommen der Josue und die Regine über die Straße gegangen, langsam und im Gespräch, schön ehrsam, eines hier, das andere ein paar Schritte ab von ihm. Zuweilen bleiben sie stehen.

„Also sechs Franken die Woche," sagt der Schmied zu seiner neuen Magd.

„Ja", gibt die Regine zurück.

„Und Du wirst ihr recht helfen, der Frau, sie ist keine starke," sagt der Schmied wieder.

„Ich freue mich darauf," die andere.

Sie haben eine Sehnsucht danach, selbst vor sich selber dem, was sie tun, einen Schein von Recht zu geben, ja vielleicht haben sie jetzt sogar den Wunsch in sich, da drin in dem Haus, auf das sie zugehen, in Ehren als Meister und Magd zu leben. Sie merken nur nicht, daß ihnen die Augen glänzen und in den Blicken ein verborgener Hunger sitzt.

„Ich will ihr gewiß versprechen, recht zu tun, der Frau," sagt die Regine, als sie auf die Schwelle der Schmiede tritt. Sie streift das Tuch in den Nacken, das sie um den Kopf geschlungen trägt. Ein kleines Oellicht, das im Hausflur auf einem Brett steht, wirft in diesem Augenblick seine Helle auf sie. Ihr rötliches Haar sprüht in leisem Glanz. Ihr Atem geht rasch, bis an den schönen, weißen Hals ist der Atem zu spüren. Jetzt läßt sie die Hand vom Kopfe fallen, und es fügt sich, daß sie dabei die des Josue streift. Da können sie nicht anders. Die Hände drücken sich verstohlen, schon jetzt, da sie voll guter Vorsätze sind. Sie sind jung, haben beide noch keinen andern Menschen in sich gehabt, und was sie angepackt hat, wäre nicht unrecht, wenn — wenn — es recht wäre.

Jetzt schreiten sie durch den Flur nach dem Treppenhaus.

„Sie wird in der Stube sein, die Frau," sagt der Josue.

Da erschrickt die Regine, die vorausgeht. „Jesses", sagt sie und taumelt zurück.

Und plötzlich schreit sie auf und schlägt zu Boden und an dem Schmied, ihn zur Seite schlendernd, stürmt einer vorüber wie von Sinnen, durch den Flur aus der Tür.

Der Josue ist einen Augenblick wie betäubt. Aus dem Dunkel, wo die Werkstattüre auf die Treppe mündet, ist er gesprungen, der Friedlieb, eine Feile hoch und — und —

„Herrgott, Herrgott," brüllt der Schmied jetzt auf. Oben an der Treppe steht die Lisabet, hager, fahl, mit weitaufgerissenen Augen, hinter ihr die kreischenden Kinder. Der Schmied starrt auf den Flurboden. Da liegt die Regine, zuckt nicht mehr, trägt — trägt die Feile bis zum Heft in der Brust. — — — — — — — — — — — —

Auf die grausame, schlaflose Nacht, in der die ganzen Weiber und Männer von Arniberg im Hausflur der Schmiede aus- und eingegangen waren, um ihrer Neugier Genüge zu tun, in der sie die Leiche der Regine geholt und nach dem Beinhaus vertragen hatten, in der oben in der Stube die Lisabet hier gerade auf, starr aufgerichtet und wie von innen heraus erfroren an der einen Wand saß und dort zusammengeschlagen, die Augen am Boden, der Schmied hockte, die Kinder aber vergessen und übereinander hinlehnend im Ofenwinkel eingenickt waren — auch *die* Nacht hatte ihren Morgen. Als er in die Stube hereinkam, erst mit dem lautlosen, feierlichen Hellerwerden, dem Augenauftun des Tages und dann mit der goldenen, reichen Sonne, die sich ruhig auf die zersprungenen Fenstergesimse legte und dann auf den grauen, alten Tisch und dann auf den Sandboden, und das, was hart und düster war, sonderbar verschönte und in die Menschendunkelheit ein Leuchten Herrgottshelligkeit warf, da gab es auch der Lisabet und dem Josue gleichsam einen Stoß, daß sie sich eines nach dem andern wortlos zusammennahmen, aufstanden und an ihr Tagwerk gingen. So kamen die Kinder zum Frühbrot und nach der Schule, und so kamen die Lisabet und der Schmied über dem Tagwerk auch aus diesem Morgen in den Mittag hinein, fast wortlos, nur daß die Lisabet zweimal die Werkstattür geöffnet hatte, um zu sehen, ob der Friedlieb immer noch nicht da sei und immer noch nicht, der unglückliche Mensch!

Als der Mittag da ist und Essenszeit, da finden sich der Schmied und sein Weib wieder in der Stube zusammen, wieder ahne zu reden, und die Lisabet wieder wie von innen heraus erfroren und der Josue wieder in sich zusammengeworfen, ein vor Elend schlotternder Mensch. Still setzt er sich hinter den Tisch, und die blonde, hagere Frau trägt die Suppe auf. Da kommen die Kinder, die lang hätten da sein können, kammen mehr gewirbelt als gelaufen mit entsetzten Gesichtern, schreien schon in der Tür: „Mutter, aus dem Weiher haben sie ihn gezogen, den Friedlieb; sie bringen ihn schon."

„Was?" sagt der Josue und fährt von der Bank auf und lauscht. Sie können schon die Schritte und das Murmeln vieler Menschen hören, die sich dem Hause nähern.

„Aus dem Weiher?" stößt die Lisabet heraus und hält sich an der Wand und steht gerade auf und beide können sich einen Augenblick nicht regen und stehen da und lauschen nur. Da wird dem Hunde, der mit den Kindern hereingekommen ist, ihr Schweigen unheimlich, und er kommt mit hängendem Schweif zur Lisabet herüber und leckt ihr die Hand und sieht an ihr auf, sodaß es sie unwillkürlich weckt und sie auf ihn niederblickt. Und da! Der Blick! Wie der Hund sie ansieht! So

— so so hat der Friedlieb sie angesehen, der — Herrgott, Vater —

Die Lisabet reckt sich, die Augen aufgerissen, als ob sie ein Gesicht sähe. Wie Laue und Bergbruch stürzen jähe Gedanken auf sie ein. Der Friedlieb mit seiner fürchterlichen Furcht vor Böstun und Strafe, der Friedlieb, der das Gräßliche getan hat an — an der Regine — für fie, die Lisabet, hat er es getan, aus nichts — als — nichts — nur aus — einer großen, blinden Treue! Und die Erkenntnis faßt sie an, was ihn gefoltert haben muß, den Friedlieb, den Bub und — plötzlich jäh' auf dem höchsten Gipfel der Erregung, da sie der Tat voll Abscheu gedenkt, wird ihr am Bild des armen Täters etwas hell, kommt — eine jähe feierliche Andacht kommt sie an, als müßte sie sich demütig, ehrfürchtig neigen vor etwas — ganz Seltenem und etwas ganz Großem; denn — denn so große Treue haben Menschen sonst nicht!

Jetzt sind die vielen Leute schon auf dem Flur, jetzt auf der Treppe zu hören, und es unterscheidet sich leicht, daß, die voran gehen, eine Last tragen.

„Herrgott," stöhnt der Josue auf. Und jetzt treffen sich zum erstenmal wieder sein Blick und der der Lisabet, die noch immer hoch aufgerichtet mit fliegendem Atem steht, und in den Augen des Josue ist Scham und eine wilde Reue. Seinem „Herrgott" hört einer unwillkürlich die Worte nachklingen: Sei mir Sünder gnädig. Und da faßt die Lisabet etwas wie Hoffnung, daß sie aufschluchzt und —

Und da tragen sie den toten Friedlieb in die Stube.

Göschenen. Ernst Zahn.

Patria. Jahrbuch der „Hilfe" 1905. Herausgegeben von D. Friedrich Naumann. Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg. 225 S. 3 M.

Zum fünftenmal gibt der Verlag der „Hilfe" sein Jahrbuch heraus, und auch diese neue Ausgabe legt Zeugnis von dem ernsten Streben ab, die neuzeitliche Entwicklung in der Politik, Volkswirtschaft und Kunst allgemeinverständlich und fruchtdringend darzulegen. „Wenn das Vaterland etwas taugen soll, dann muß fürs Vaterland gedacht und gearbeitet werden," sagt Naumann in der Vorrede, und er hat mit seinen Mitarbeitern zusammen reichliche Anregung zu solcher Gedankenarbeit pro patria gegeben. Dabei überwiegt diesmal ganz auffällig die geschichtliche Darstellung. Das Lebensbild vom Politiker Heinrich Rickert, das der Herausgeber der „Nation" mit charakteristischen Strichen liebevoll ausmalt, gibt zugleich ein fesselndes und höchst lehrreiches Gesamtbild des Liberalismus der letzten Jahrzehnte. Dr. Max Nitzsches Beitrag zu den Anfängen der agrarischen Bewegung in Deutschland eröffnet auch dem manche überraschenden Ein- und Ausblicke, der mit der unersättlichen Interessenpolitik unserer ostelbischen Junker im allgemeinen gut vertraut ist. Professor Deißmanns Publikation von religiösen Arbeiterfragen aus dem Fragekasten eines sechsstündigen Volkshochschulkursus über die Geschichte des Neuen Testaments macht uns mit einer Volksströmung bekannt, die zwar neueren Datums ist, aber darum an ihrer Bedeutung für das Kulturleben und die Zukunftsgestaltung unseres deutschen Volkes nichts einbüßt. Auf diese Zukunftsgestaltung richten unsere Blicke auch die beiden geistsprühenden, temperamentvollen Essays von Naumann: Das Ideal der Freiheit, und von Bonus: Das Weib in der Literatur, während die feine Parallele, die der Kunsthistoriker Schubring zwischen Shakespeare und Rembrandt zieht, den Leser der „Patria" in das innerste Wesen des Gegensatzes zwischen Romanentum und Germanentum, zwischen alter katholischer und junger protestantischer Kultur einführt und der Ausflug nach Argentinien, zu dem uns Hermann Weinheimer einlädt, den interessanten Werdegang eines Volkes von der Unkultur zu den ersten Anfängen der Bildung miterleben läßt.

Das Hauptstück der neuen „Patria" bildet aber — auch dem Umfang nach — die nunmehr abgeschlossene Geschichte der Nationalsozialen, die der erste Parteisekretär M. Wenck geschrieben hat. Auf mehr als 100 Seiten führt uns hier der Verfasser die Persönlichkeiten und Ideale mit geschichtlicher Treue vor Augen, die unter der nationalsozialen Fahne im Jahre 1897 auftraten, „um dem sozialen und politischen Aufschwung der Masse des Volkes im starken deutschen Staate zu dienen", und die nach sechs Jahren voll Arbeit und Kampf, voll Opferwilligkeit und Enttäuschung erkannten, daß die Zeit für neue Parteibildung nicht günstig gewählt war. Diese authentische Darstellung eines interessanten Kapitels unserer deutschen Parteigeschichte gibt dem neuen „Hilfe"-Jahrbuch nicht nur für die ehemaligen Träger der nationalsozialen Bewegung, sondern auch für die Liberalen, die jene nachher als Bundesgenossen in ihren Reihen willkommen geheißen haben, seinen besonderen Wert.

Wn.

Simmel: Einleitung in die Moralwissenschaft. Berlin, Hertz.

Es handelt sich um einen unveränderten Abdruck der ersten Auflage dieses interessanten Buchs. Wir bedauern es sehr, daß der Verfasser sich damit begnügt hat. Es wäre gerade wertvoll zu wissen, wie er jetzt über seine frühere Arbeit denkt, wo er ändern, was er vollständig neu gruppieren, wo er das alte Gut unangetastet stehen lassen würde. Immerhin wollen wir nicht mit ihm rechten. Es freut uns, daß das schwer erhältliche Werk jetzt wieder vielen Kreisen zugänglich geworden ist. Simmels große Bedeutung ist u. E., besonders nach seinem Werk „Die Philosophie des Geldes" zu urteilen, viel zu wenig anerkannt. Wir haben es mit einem fein empfindenden, höchst sensiblen Dialektiker zu tun, der mannigfaltigstes Wissen auf allen Gebieten zu seiner Arbeit verwendet, und immer anregend, geistreich und dabei doch scharf, haarscharf sezierend uns in den Bann seiner Gedanken zwingt. Das relativistische Denken, das Auflösen in Beziehungen und Verhältnisse, die Konsequenz dieses Relativismus ist es, was seinen Standpunkt interessant macht. Er wirkt scheinbar nur zersetzend. Speziell in seiner Moralwissenschaft, die in ihrem II. Teil die Fäden zu weit und dicht spinnt und in einigen Partien doch dunkel und langatmig ist, erscheint er als ethischer Revolutionär. Die alte „Sophistik" im wissenschaftlichen Sinn des Worts beginnt wieder. Aber nicht mit blendenden Geistreichigkeiten, sondern mit kühlstem einschneidendem Denken analysiert er ein Stück der ethischen Grundbegriffe um das andere. Was er will, kann man am besten aus seiner Vorrede zur ersten Auflage entnehmen. Wir wünschten, daß Partien, wie die über Egoismus und Altruismus, Sittlichkeit und Glückseligkeit von jedem Sozialethiker gelesen würden. Die Bücher sind ja schwer zu genießen. Sie setzen philosophische Schulung voraus und bewegen sich ganz in philosophischer Atmosphäre. Trotzdem wird auch ein „Laie" über die Fülle der Anregungen staunen.

Simmel konstatiert, daß die Ethik „diejenige Sicherheit der Methoden noch nicht gewonnen hat", welche in anderen Wissenschaften als unentbehrliche Voraussetzung gilt. Dann fährt er fort, seine Anschauung über die methodische Behandlung in folgenden Sätzen niederzulegen: „Von der Form der abstrakten Allgemeinheit, die zu den Einzelerfahrungen kein erkenntnistheoretisches geprüftes Verhältnis hat, von ihrer Verquickung mit der Moralpredigt und den Reflexionen der Weisheit scheint mir der Weg der Ethik zu einer historisch-psychologischen Behandlung aufwärts zu gehen. Sie hat einerseits als Teil der Psychologie und nach deren sonst festgestellten Methoden die individuellen Willensakte, Gefühle und Urteile zu analysieren, deren Inhalte als sittliche oder unsittliche gelten. Sie ist andererseits ein Teil der Sozialwissenschaft, indem sie die Formen und Inhalte des Gemeinschaftslebens darstellt, die mit dem sittlichen Sollen des einzelnen im Verhältnis von Ursache oder Wirkung stehen. Endlich ist sie ein Teil der Geschichte, indem sie auf beiden genannten Wegen jede gegebene moralische Vorstellung auf ihre primitivste Form, jede Weiterentwicklung derselben auf die historischen Einflüsse, die sie treffen, zurückzuführen hat." Von diesem Standpunkt aus wird die Ethik zu einer umfassenden Arbeit, welche nicht mehr vom einzelnen Mann erledigt werden kann. Die Ethik liegt in der Gesamtentwicklung der Wissenschaft und muß von hier aus bewältigt werden. Sie ist keine Detailwissenschaft, sondern ein komplexes Gebilde, das zu seinem Verständnis verschiedenartigster Beiträge aus jeder Wissenschaft bedarf.

Dortmund. Traub.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 13. Berlin, den 24. Dezember 1904. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Ueber die letzte Reichstagsrede des Grafen Posadowsky kann sich ein großer Teil der Presse noch immer nicht beruhigen. Wir hatten damals sofort hervorgehoben, daß sich vom liberalen Standpunkt aus gegen das, was der Staatssekretär des Innern über die Bedeutung der Kapitalsassoziation und gegen die engherzige Mittelstandspolitik gesagt hat, kaum etwas einwenden lasse. Aber natürlich, sobald die Liberalen einmal in der — wahrhaftig nicht häufigen! — Lage sind, einem hohen Beamten zuzustimmen, so kann man zehn gegen eins wetten, daß der ganze Chorus der Rechten gegen ihn mobil macht. Graf Posadowsky hat die allergrößten Verdienste um das Agrariertum. Man kann mit gutem Gewissen erklären, daß ohne ihn der für das Volksganze so schädliche, für die Großagrarier freilich höchst profitable Zolltarif nicht zustandegekommen wäre. Denn er war der einzige Regierungsmann, der die für die Ausarbeitung und Verteidigung des unheilvollen Riesenwerkes erforderliche Sachkenntnis und Gewandtheit besaß. Aber alle Zollverdienste des Grafen im Bart wiegen in dem Augenblick federleicht, da er einige, vom Standpunkt des gesunden Menschenverstandes aus fast selbstverständliche Aeußerungen tut, die in das Mittelstandsprogramm der „Staatsbürgerzeitung" und ähnlicher erleuchteten Organe nicht hineinpassen. Sofort übernimmt die gesamte Presse der Rechten bis zum offiziellen Organ der Konservativen, der „Konservativen Korrespondenz" hinauf einen Sturmlauf gegen den Grafen, dessen Verbleiben im Amte sie doch schon um der kommenden agrarischen Handelsverträge willen mit allen Fasern ihres Herzens ersehnen müßte. Aber freilich, wer nicht ganz rückständig ist, den kann man auf der Rechten nicht brauchen. Unsere lieben Zünftler und Agrarier gestatten einem Staatsmann nicht ein einziges wirtschaftspolitisches lucidum intervallum.

Die ganze Hilflosigkeit und Grundsatzlosigkeit unserer neudeutschen Staatskunst wird trefflich durch das pikante Histörchen beleuchtet, das der besonders offenherzige bündlerische Oberführer v. Oldenburg-Januschau kürzlich in Danzig zum besten gab. Ihm hat „ein hoher Staatsmann" auf seine Frage, wie er denn einen dem Vaterlande schädlichen Handelsvertrag unterschreiben könne, die klassische Antwort erteilt: „Wenn ich es nicht tue, so tut es ein anderer." Im Grunde genommen ist das ja derselbe Trost, den Graf Bülow vor zwei Jahren bei den Zollkämpfen im Reichstag so oft den weitergehenden Wünschen der Agrarier gegenüber geltend zu machen pflegte: Greifen Sie jetzt zu, denn ein anderer Kanzler würde Ihnen weniger zu Willen sein als ich. Aber so blank und frei wie in der Antwort an Herrn von Oldenburg-Januschau hat doch noch keinmal einer unserer „hohen Staatsmänner" die ganze Jämmerlichkeit der gegenwärtigen Regierungsweisheit enthüllt.

Im Ruhrkohlenrevier gärt es unter den Bergarbeitern. Sie fordern Verkürzung der Arbeitszeit (Achtstundenschicht einschließlich Ein- und Ausfahrt), Lohnerhöhung und Einführung von jährlich geheim zu wählenden Arbeiterkontrollbeamten. Zwar bemühen sich die Arbeiterführer noch sehr ernsthaft um die Verhinderung eines größeren Streiks, weil sie bei den augenblicklichen Machtverhältnissen und der gegenwärtigen Geschäftskonjunktur keinen Erfolg für die Arbeiter erhoffen. Ob es ihnen aber wie vor zwei Jahren gelingen wird, die Unzufriedenen von Torheiten abzuhalten, ist angesichts der tiefgehenden Erbitterung unter den Bergleuten fraglich. Die Bergbehörden sollten bei Zeiten für eine unparteiische Untersuchung der Arbeiterklagen sorgen und nicht, wie früher, bis zum Ausbruch des Kampfes untätig bleiben: denn ein großer Kohlenarbeiterausstand ist unter allen Umständen ein Unglück für unser Wirtschaftsleben, mag er nun günstig oder ungünstig für die Arbeiter endigen.

Eigenartige Wahlerfahrungen haben unsere Parteifreunde in Lippe-Detmold bei den Landtagswahlen gemacht. In zwei Kreisen wurden Anhänger der Liberalen Volkspartei gewählt, die der Freisinnigen Vereinigung korporativ angeschlossen ist, in zwei anderen Kreisen kamen die Kandidaten dieser Partei in Stichwahl mit Sozialdemokraten, wobei sie dank freisinnig-volksparteilicher Wahlhilfe unterlagen. Vor dem Eintritt in den Wahlkampf fanden zwischen der liberalen und der freisinnig-volksparteilichen Richtung Verhandlungen statt, die zum Abschluß eines für beide Teile ehrenvollen Kompromisses führten. Wenige Tage später hielt der Abgeordnete Kopsch auf dem Parteitage der Lippischen freisinnigen Volkspartei einen Vortrag, und unter seiner Mitwirkung wurden die getroffenen Abmachungen gebrochen. Noch vor der Wahl erklärte ein früherer Abgeordneter der Volkspartei, Bödeker, daß er wegen des treulosen Wortbruchs seiner Partei eine dauernde Gemeinschaft mit ihr nicht mehr aufrecht erhalten könne. Daraufhin wurde er nun von unseren Parteifreunden aufgestellt und im ersten Wahlgange gewählt! Von den übrigen sechs Wahlkreisen hat die Freisinnige Volkspartei nur einen gerettet. In drei Wahlkreisen gelangten ihre Kandidaten nicht einmal in die Stichwahl; an Stimmenzahl ist sie weit hinter der neuauftretenden liberalen Volkspartei zurückgeblieben. Aus Haß gegen die Kandidaten des entschiedenen Liberalismus ging der Vorstand der Volkspartei soweit, zwei Kreise an die Sozialdemokratie anszuliefern, in denen unsere Freunde mit Sozialdemokraten in Stichwahl standen. Die Quittung für dieses Verhalten wurde dem Vorstande der Volkspartei aber alsbald von der Wählerschaft des sechsten Wahlkreises ausgestellt, wo

Digitized by Google

Dr. Neumann-Hofer, der Gründer und Führer der liberalen Volkspartei, mit dem Reichstagsabgeordneten und seitherigen Führer der Freisinnigen Volkspartei im Landtage Meier-Jabst in Stichwahl stand. Trotz der dem letzteren zuteil gewordenen Unterstützung der konservativen und auch der sozialdemokratischen Partei, welche sich für die ihr in zwei anderen Wahlkreisen durch die Freisinnige Volkspartei gewordene Unterstützung zu revanchieren hatte, wurde Dr. Neumann-Hofer mit großer Mehrheit gewählt.

Die Syveton-Affäre in Frankreich ist so schmutzig, daß ihr jeder anständige Mensch gern in weitem Bogen aus dem Wege gehen wird. Sie hat jedoch auch eine politische Bedeutung, sodaß man sie nicht gänzlich ignorieren darf. Syveton, ein Schurke, der die Ehre seiner Frau und seiner Tochter in unerhörter Roheit mit Füßen trat, war zugleich ein hervorragender Repräsentant der monarchistisch-nationalistisch-klerikalen Regierungsgegnerschaft in Frankreich. Er war der Mann, der vorgeschickt wurde, um durch tätliche Beschimpfung des Kriegsministers das Kabinett Combes zu stürzen, er konnte viele Jahre lang eine bedeutsame Rolle in dieser hochfeudalen französischen Gesellschaft spielen. Und als der Entehrer seiner Frau, der Schänder seiner Tochter schließlich durch feigen Selbstmord dem öffentlichen Skandal aus dem Wege zu gehen für gut befunden hatte, da entblödete sich seine „erstklassige" Gefolgschaft nicht, von einem politischen Mord zu fabulieren und den bereits entlarvten Schuft mit edler Dreistigkeit wie einen verehrenswerten Märtyrer zu feiern. Wie fäulnisdurchsetzt muß die politische Gesellschaft sein, in der ein Syveton jahrelang eine solche Rolle spielen konnte!

Bezeichnend für den tiefgehenden Pessimismus im gegenwärtigen Rußland sind die Vorkommnisse, in deren Mittelpunkt der Kapitän Klado steht. Als Chef der Marinesektion im Stabe des Admirals Roschdjestwenski hat er auch den Zwischenfall an der Doggerbank miterlebt und befindet sich augenblicklich in Paris unter den vier vor die internationale Untersuchungskommission geladenen Zeugen. Als er aus Vigo nach Petersburg zurückkam, veröffentlichte er in der „Nowoje Wremja" Artikel unter dem Pseudonym „Priboi", in denen er den Zustand der Flotte des Admirals Roschdjestwenski als höchst mangelhaft und ihre Aufgabe als eine hoffnungslose schilderte, falls nicht sofort ein drittes Geschwader nachgesandt werde. Wegen „Tatsachenentstellung" und „frecher Anklagen" von der Marineverwaltung mit 15 Tagen Arrest bestraft, protestierte der Kapitän sofort öffentlich und verlangte Aburteilung durch ein Kriegsgericht. Das Publikum nahm alsbald ungestüm Partei zu seinen Gunsten, die Presse veröffentlichte lange und begeisterte Sympathieerklärungen und erörterte die Gründung eines Klado-Stipendiums! Unter dem Druck dieser Tatsachen wurde dann der Kapitän schleunigst aus der Haft entlassen, seine Vernehmung durch ein Kriegsgericht für unnötig erklärt. Alle Welt glaubt daraufhin, daß Klado bei seinem ungewöhnlichen Vorgehen von Anfang an die Zustimmung des obersten Chefs der Marine für sich gehabt habe. So unsicher, wie gegenwärtig, hat sich das reaktionäre Beamtentum Rußlands noch nie gefühlt. Das beweisen auch die Widersprüche in der Behandlung der Semstwovertreter. Erst räumte man ihrer großen Konferenz alle möglichen Freiheiten ein, sodaß weitgehende Hoffnungen in allen Volksschichten aufkeimen konnten, und dann erklärte der Zar die bloße Erörterung der Verfassungsfrage in den Sitzungen der einzelnen Semstwos für verwegen und taktlos. Auch die blutigen Krawalle, von denen man noch nicht weiß, ob sie durch unbesonnene Freiheitshelden zur Beschleunigung etwaiger Reformbestrebungen oder von abgefeimten Reaktionären zur Diskreditierung der gegenwärtigen Freiheitsregungen inszeniert werden, sind Anzeichen des Sturmes, der die so lange niedergedrückten russischen Volksmassen jetzt in ihren Tiefen aufzuwühlen scheint. — Inzwischen aber fährt die japanische Flotte dem Admiral Roschdjestwenski entgegen; Kapitän Klado wird also bald erproben können, ob sein Urteil richtig oder falsch war.

* * *

Parlamentarische Obstruktion.

Vor zwei Jahren erlebte der deutsche Reichstag einige erregte Szenen, die von der Brotwucher-Majorität unter der anklägerischen Bezeichnung „Obstruktion" dem deutschen Volke zur gefälligen Entrüstung empfohlen wurden. Die tumultuarischen Auftritte standen im Zusammenhang mit dem Rechtsbruch des Antrags Kardorff. Dieser Antrag hatte bekanntlich zum Zweck, die ordnungsmäßig nicht durchzubringende Zolltarifvorlage durch einen parlamentarischen Gewaltakt zur Annahme zu bringen. Die Gewaltmaßregel erhielt noch einen besonders häßlichen Nebencharakter durch den Zweck der Vorlage, die in erster Linie darauf abzielte, den Armen und Aermsten die tägliche Nahrung zu verteuern, um das Renteneinkommen, insbesondere dasjenige der Großgrundbesitzer, künstlich zu steigern. Der Rechtsbruch des Antrags Kardorff war deshalb wie dazu geschaffen, um Leidenschaften zu entflammen. Angesichts der Schwere des Rechtsbruchs und seiner aus schnödem Klassenegoismus erwachsenen Beweggründe war die Gegenwehr der vergewaltigten Minorität äußerst zahm. Das hinderte natürlich nicht, daß alle hysterischen Politiker ob der schrecklichen Ausschreitungen der sozialdemokratischen und der anderen „Obstruktionisten" die Augen verdrehten und in ein Gejammer über die Verrohung der parlamentarischen Sitten ausbrachen. Das geflissentliche Entsetzen über ein paar grobe Ausdrücke war sogar so groß, daß darüber der Rechtsbruch, der sie provoziert hatte, bequem vergessen werden konnte. Es ist ja überhaupt eine spezifische Eigenschaft des politischen Moralisten, daß er Kamele verschluckt und Mücken seiht, daß er über der äußeren Form das Wesen der Sache vergißt. In einem prämeditierten Rechtsbruch steckt unendlich viel mehr innere Roheit als in dem kräftigsten Schimpfwort, und in dem stürmischen Gelächter der preußischen Junker bei der Enthüllung der Alkoengeheimnisse von Janina Berson eine schlimmere Brutalität, als sie jemals im Reichstage bei irgend einem Anlaß von seiten der Sozialdemokratie zutage gefördert ist.

Einen unmittelbaren Anlaß zu solchen vergleichenden Betrachtungen bieten die Vorgänge, die sich jüngst im ungarischen Parlament abgespielt haben. Die Obstruktion, mit der die parlamentarische Opposition in Budapest auf einen Bruch der parlamentarischen Ordnung, der weniger schlimm war als der Rechtsbruch des Antrags Kardorff, reagiert hat, nimmt sich im Vergleich zu unserer „Obstruktion" im Dezember 1902 aus wie der Tiger zur Hauskatze. In Ungarn handelt es sich allerdings auch nicht um die Obstruktion einer proletarischen Partei, sondern um eine Obstruktion, deren Leitung „Edelste der Nation" übernommen haben. Und an der Spitze der „Edelsten" steht obendrein ein ehemaliger Ministerpräsident! Wenn solche Kräfte eingreifen, dann fliegen Späne, und der Sitzungssaal der Volksvertretung verwandelt sich in ein Trümmerfeld. Sämtliche Vorschriften in Knigges „Umgang mit Menschen" sind verletzt. Daß der Anblick ästhetische Befriedigung gewähren könnte, wird niemand behaupten. Dieser wilde Ausbruch der Leidenschaften, bei dem alles kurz und klein geschlagen wird, was den Rasenden in die Hände fällt, trägt barbarische Züge.

Aber so widerlich die Formen erscheinen, in denen der Tiszasche Gewaltakt bekämpft wurde, die wilde Energie, mit der eine vergewaltigte Minorität sich verteidigt, verrät einen gesunden politischen Instinkt. Sich fein säuberlich den Willkürakten der Macht zu unterwerfen, ist gewiß bequemer, und sieht auch zivilisierter aus. Politisch nützlicher und für die Gesamtentwicklung eines Staates gesunder ist jedoch der rücksichtslose Kampf gegen die Uebergriffe der Macht. Gelingt es einer Minderheit, das Recht gegenüber der Macht zu behaupten, so wird man ihr jedes wirksame Mittel, das zu diesem Ziel geführt hat, verzeihen. Wenn die ungarische Obstruktion Fähigkeit und Ausdauer genug besitzt, um Tiszas Gewaltpolitik zu Falle zu bringen, so wird man die zerschmetterten Möbelstücke bald vergessen haben, und der ungarische Par-

Digitized by Google

lamentarismus wird nicht geschwächt aus der Krise hervorgehen, denn dann wird jedem späteren Machthaber die Lust benommen sein, die parlamentarische Rechtsentwicklung durch einen parlamentarischen Staatsstreich zu durchbrechen.

Theodor Barth.

Phrase und Realität des Klassenkampfes.

I. Von den marxistischen Klassenkämpfern.

„Klassenkampf" gehört zu den vielen im politischen Sprachgebrauch üblichen Worten, mit denen nur die Wenigsten feste Begriffe verbinden. „Klassenkampf" besagt genau so verschiedene Dinge wie etwa das Wort vom Schutze der nationalen Arbeit. Der Durchschnittsarbeiter versteht unter Klassenkampf den Kampf der „Arbeiterklasse" gegen politische Ungerechtigkeit und wirtschaftliche Bedrückungen. Der bürgerliche Philister denkt sich darunter etwas, das Lärm macht, Geld kostet und das am besten von der Polizei verboten würde. Andere halten den Klassenkampf für ein Ding, das den Liberalismus von der Sozialdemokratie trennt. Aber selbst die Sozialdemokraten, deren Presse alltäglich „Klassenkampf" und „Klassenbewußtsein" beteuert, haben die verschiedensten Dinge im Sinne, während den Marxisten der Klassenkampf das Mittel zur Etablierung der sozialistischen Gesellschaft ist, der Kampf um den Besitz der Produktionsmittel, denkt sich der Gewerkschaftler darunter die täglichen Auseinandersetzungen mit dem Arbeitgeber über die Höhe des Lohnes oder über die Festsetzung der übrigen Arbeitsbedingungen.

Für Karl Marx war der Klassenkampf mehr als ein politisches Schlagwort. Marx nahm an, daß die „Epoche der Bourgeoisie" die Klassengegensätze vereinfache, sodaß es schließlich nur noch Bourgeoisie und Proletariat gäbe. Der Großbetrieb siegt gleichmäßig und schnell in Landwirtschaft, Gewerbe und Handel. Das Proletariat wächst sich zu einer riesigen, in sich gleichartigen (homogenen), immer mehr verelendenden Volksmasse aus. Unter den Kapitalisten schlägt immer der Größere den Kleineren tot, bis schließlich nur noch ganz wenig Leute vorhanden sind, die das Eigentum an den Produktionsmitteln in ihren Händen monopolisieren. Schließlich expropriiert das Proletariat die wenigen Besitzenden. Wie gelingt ihm aber der Sieg über den Kapitalismus? Nicht weil das Proletariat die Sache der Gerechtigkeit auf seiner Seite hat, sondern weil der Kapitalismus, von immer heftigeren Krisen erschüttert, in sich zerfällt. Also dieser riesige, leicht zu übersehende und verhältnismäßig schnell vor sich gehende Kampf des Proletariats um die Produktionsmittel, das ist der Klassenkampf im marxistischen Sinne. Hat Marx richtig prophezeit, dann ist, vom Standpunkte der Arbeiter aus betrachtet, die Aufwendung ihrer ganzen Energie für diesen Klassenkampf das einzig politisch Berechtigte. Verlief aber die Entwicklung anders, dann sind der marxistischen Klassenkampftheorie alle Grundlagen entzogen. Das also, was man eigentlich unter Klassenkampf versteht, wenn man ihn in dem Sinne auffaßt, wie ihn sein größter deutscher Prophet verstand, ist einer der Hauptpfeiler des marxistischen Lehrgebäudes, der mit diesem steht und fällt.

Jeder, der ein offenes Auge hat, muß sehen, daß sich die Klassenbildung in Deutschland, gerade seit dem Zeitalter des Kapitalismus, nicht vereinfacht sondern unendlich kompliziert hat. Das alte Kleinbürgertum, wenn es auch an seiner Bedeutung für die Nation sehr verloren hat, ist immer noch an absoluter Zahl etwa gleich stark wie um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Vielfach sind im Anschluß an den Großbetrieb neue Handwerksformen aufgetaucht. In der Landwirtschaft haben wir eher eine Zunahme als eine Abnahme der Kleinbetriebe; die Zunahme der landwirtschaftlichen Kleinbetriebe würde weit beträchtlicher sein, wenn wir nicht durch allerhand Mittel die landwirtschaftliche Konjunktur korrigierten und dem Großbetrieb künstlich Leben einflößten. Die Zahl der kleinen Kaufleute hat sich in den letzten Jahrzehnten unendlich vermehrt. Die Konzentration, wie sie Karl Marx voraussagte, ist keineswegs in allen Industriezweigen eingetreten; am meisten noch in der Montanindustrie, aber hier erscheint es mehr als zweifelhaft, ob der Konzentration die Expropriation folgen kann. Selbst wenn der Staat wollte, — ist es in absehbarer Zeit möglich, ein großes gemischtes Eisenwerk staatlich oder nur genossenschaftlich zu betreiben? Vor allem aber hat eine sehr große Differenzierung der Klassenbildung unter den Arbeitnehmern selbst stattgefunden. Es ist nicht so, daß proletarisches Einkommen und proletarisches Arbeiterverhältnis zusammenfiele. Mit dem aufsteigenden Kapitalismus sind die Arbeitnehmer nicht verelendet, sondern sie haben sich mit ihm emporentwickelt. Indem überall da, wo nur einigermaßen qualifizierte Arbeit in Betracht kommt, die Verkürzung der Arbeitszeit und die Erhöhung der Arbeitslöhne eine Erhöhung der Arbeitsleistung im Gefolge hat, stärkt wieder das Aufsteigen der Arbeiterschaft den Kapitalismus selbst. Und umgekehrt. Sowohl nach Arbeitsverhältnis als nach Einkommenshöhe finden unter den Arbeitern weitgehende Differenzierungen statt, und es haben sich Klassengegensätze zwischen einzelnen Arbeiterschichten herausgebildet, die unter Umständen bedeutend größer sein können, als diejenigen zwischen den sogenannten Mittelschichten.

Professor Sombart hat diese ganze neuere Entwicklung in seiner „Geschichte der deutschen Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert" sehr gut zusammengefaßt: „Gerade in den letzten Jahrzehnten ist der Gegensatz von Kapital und Arbeit längst nicht so deutlich hervorgetreten, wie etwa die Feindschaft der vorkapitalistischen Klassen gegen die kapitalistischen. Unausgesetzt verschiebt sich die Frontstellung, neue Gegnerschaften entstehen und vereinigen feindliche Klassen zu vorübergehender Bundesbrüderschaft, die in dem Augenblick ihr Ende findet, wenn das gemeinsame Interesse hinter den Interessengegensatz zurücktritt. Heute kämpft das Proletariat an der Seite der Bourgeoisie für Erhaltung des Kapitalismus, den Handwerkertum und Gentilhommerie angreifen. Morgen stehen Junkertum und Bourgeoisie verbündet da im Kampfe gegen das Proletariat, das vielleicht Zuzug aus dem Kleinbürgertum erhält, um irgend ein demokratisches Ziel zur Durchsetzung zu bringen, während am nächsten Tage das Junkertum mit dem Proletariat gegen Bourgeoisie und Kleinbürgertum irgend ein Verstaatlichungsprojekt zur Annahme zu bringen strebt."

Der konsequenteste Vertreter des marxistischen Klassenkampfes war in Deutschland Wilhelm Liebknecht. Als die ersten sozialdemokratischen Parlamentsvertreter seinerzeit gewählt wurden, hielt er es für unvereinbar mit dem Geiste des Klassenkampfes, sich an den parlamentarischen Arbeiten zu beteiligen. Für eminent revolutionär aber erachtete er es, daß die neugewählten Sozialisten den Sitzungssaal nur beträten, um ihn sofort unter Protest wieder zu verlassen. Aehnlich stand Liebknecht anfänglich der Arbeiterschutzgesetzgebung gegenüber: „Die geringste prinzipielle Konzession ist das Aufgeben des Prinzips. Wer mit den Feinden parlamentelt, parlamentiert; wer parlamentiert, paktiert. Die Sozialdemokratie darf unter keinen Umständen und auf keinem Gebiet mit den Gegnern verhandeln." Natürlich ging die Zeit über diesen Standpunkt der Intransigenz hinweg. Liebknecht mußte ihn selbst ändern. Zwanzig Jahre später wurden die Jungen mit ihrer Parlamentsfeindschaft aus der Partei vertrieben. Dem Generalstreikapostel Friedeberg schemt es heute nicht viel besser zu gehen. Wenn man aber auch diesen alten Standpunkt des unteilbaren Prinzips marxistischen Klassenkampfes allmählich aufgab, Rudimente davon blieben in der sozialdemokratischen Partei wirksam und sind es noch in diesen Tagen. Sehr viele Sozialdemokraten warnen noch heute vor der Ueberschätzung des Parlamentarismus, ohne allerdings der Arbeiterbewegung andere Pfade zeigen zu können, wenn nicht ein deus ex machina die Dinge ohne Kompromisse zu einem guten Ende führt.

Die ganzen Streitigkeiten zwischen den radikaleren und den opportunistischeren Elementen in der Sozialdemokratie, so weit es sich um denkende Menschen handelt, drehen sich im Grunde darum, ob man Klassenpolitik im alten marxistischen Sinne treiben und zu diesem Zwecke alle andere Politik

Digitized by Google

drüber und drunter gehen lassen soll, oder ob man auch das Klasseninteresse großer Volksmassen, die außerhalb der Arbeiterbewegung stehen, wahrnehmen und sich zu einer allgemeinen Volkspartei auswachsen soll. Vor kurzem hat ein Führer der englischen Fabier, Bernard Shaw*), diese Streitigkeiten geschickt folgendermaßen präzisiert:

„In allen neuen politischen Bewegungen kommt ein Augenblick, da die Praktiker des Parlamentarismus and der Verwaltung gezwungen werden, alle Streitpunkte fallen zu lassen und zusammenzurücken, am den grünen revolutionären Schwärmern, den Büchergelehrten und den Talmistern, die Kompromisse unsittlich finden, entgegenzutreten. Wo die sozialistische Bewegung im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts von der Propaganda zur wirklichen Tätigkeit in Gesetzgebung und Verwaltung fortschritt, waren ihre Reihen sogleich gespalten in die zwei Hauptlager der Possibilisten and der Impossibilisten; und solange nicht dieser Gegensatz so beigelegt wurde, wie er immer beigelegt wird: daß die Possibilisten die Impossibilisten aertreiben oder sich von ihnen trennen, weil sie Anarchisten wären, solange müssen die Possibilisten alle Erörterungen ihrer eigenen theoretischen Verschiedenheiten vertagen und sich einig dem Feind im eigenen Lager entgegenstellen. So kam es, daß Liebknecht, ohne im mindesten seinen Marxismus zu widerrufen oder seine Ansichten aon 1848 bis 1871 geändert zu haben, genötigt war, Millerand in Frankreich und Sidney Webb in England zu dulden, einfach weil sie fähige Possibilisten waren."

Der Politiker Shaw schildert mit der zersetzenden Kritik, die wir auch am Theaterdichter kennen, in der Person Liebknechts die Unhaltbarkeit des Marxismus als Grundlage praktischer Politik:

„Ich fand in ihm noch in allen Instinkten den liberalen Revolutionär von 1848, and in der Theorie den marxistischen Internationalen von 1891. Aber parlamentarische Erfahrung hatte seine politischen Methoden gänzlich fabianisiert. Leider konnte nicht die ganze Partei in den Reichstag gewählt werden; und die draußen waren und durch keine parlamentarische Erfahrung erzogen warden, wurden noch darch die Tradition der Impossibilisten, keine Kompeomisse einzugehen, beherrscht. Liebknecht mußte daher wählen zwischen dem Versuch, eine ausgesprochen revolutionäre Partei zam Parlamentarismus zu erziehen, wobei es gewiß war, daß manche von ihnen ihm die Gefolgschaft aerweigern warden, oder ihnen gut zuzureden, parlamentarische Tätigkeit als ein vorübergehendes ‚Palliativ' zu dulden, anter der Versicherung, daß der ‚Krach' alsbald kommen würde. Er wählte die letztere Möglichkeit, vermutlich, weil er selbst so sehr dieses guten Zuspruchs bedurfte wie die anderen."

Auf einem der internationalen Sozialistenkongresse wandte sich einmal Shaw als Vertreter der Fabiergruppe mit einer Anfrage an Liebknecht:

„Liebknecht, der mich damals noch nicht kannte, wandte sich um and sah einen fremden Sozialisten, der anscheinend noch jung genug war, um politische Illusionen zu haben. Sofort begann er mir in der Art eines Mannes, der schon müde einen Vortrag wiederholt, zu versichern, daß die Sozialdemokraten sich durch die Behörden nicht einschüchtern ließen; daß sie so bereit wie jemals wären, zu den Waffen zu greifen, kurz, daß sie wirklich so romantisch revolutionär wären, wie er es von mir vermutete. Hätte er den Eindruck dieser Rede auf mich geahnt, er hätte sie nicht gehalten. Ich nahm ihm durchaus nicht übel, daß er mir etwas weismachte; denn ich wußte, daß schließlich alle Politiker entdecken, daß die Mehrzahl ihrer Anhänger unpraktische Enthusiasten sind und dementsprechend mit ihnen reden. Aber ich wußte auch, daß gerade diese Art schon unzeitgemäß war, nicht nur für mich, den Fabier, sondern auch für die jungen Deutschen, mit denen ich im Komitee gesessen hatte. Hätte er mir versichert, daß all der revolutionäre Wortschwall des sozialistischen Programms nichts bedeutete, und daß die Partei jetzt so konstitutionell und parlamentarisch sei wie irgend eine andere Partei im Reichstag, ich hätte, selbst wenn ich ihm nicht geglaubt hätte, doch daraus geschlossen, daß er den Gedankengang der jüngeren Köpfe kenne. Wie die Sache lag, erkannte ich, daß irgend ein wirkliches Einverständnis zwischen den Fabiern und der deutschen Partei von einer späteren Generation herbeigeführt werden müßte. Ich erwiderte auf seine kleine Ansprache nicht, und der Vorfall muß binnen 10 Minuten völlig aus seinem Gedächtnis entschwunden sein. Aber auf die Fabier machte er beträchtlichen Eindruck. Von da an zählten wir ihn einfach zu den Veteranen und nahmen auf seine Anschauungen so wenig Rücksicht als auf die Viktor Hugos oder Garibaldis."

In dieselbe unhaltbare Stellung, wie Liebknecht, gerieten nach ihm alle marxistischen Politiker, sobald sie sich mit einer gewissen Verantwortung genötigt sahen, politisch zu handeln. Da man mit der Zeit keine Wahl, ohne sich zu beteiligen, vorübergehen ließ, konnte man auch Kompromissen nicht ausweichen. Die radikalen Sozialdemokraten haben nun folgende Regel aufgestellt: Kompromisse dürfen nur geschlossen werden, wenn dadurch eine Verwischung der Klassengegensätze nicht geschieht. Ist es nicht eigenartig, daß Leute, die die fortgesetzte Erweiterung der Klassengegensätze förmlich als Naturgesetz betrachten, befürchten, daß durch eine Wahlhandlung diese Naturgesetze geändert werden könnten?

Hat sich die marxistische Entwicklung als unrichtig erwiesen, hat die Entwicklung nicht zu der Trennung der Nation in nur zwei Interessentengruppen, Klassen, Parteien geführt, dann spottet Shaw auch weiter mit gutem Grund:

„(Die Fabier verwerfen die Idee), daß der Sozialismus durch einen Klab von Sozialisten eingeführt werden könnte. Die sozialdemokratische Föderation wie die deatsche Partei und wie die Internationale von 1861 bis 1871 laden das ganze Volk ein, in ihre Reihen zu treten. Haben dies eine genügende Zahl von Personen getan, so wird das Exekutivkomitee der Partei das Land regieren, die „Expropriateure expropriieren", und so weiter. Inzwischen wird keine außerhalb stehende Person oder Partei als Faktor der Bewegung anerkannt. Die Fabier sahen hierin eine Torheit von Anfang an. Sie wußten, daß der Sozialismus abhing nicht von dem, was sie selbst taten, sondern davon, was zu tan sie den gewöhnlichen Bürger außerhalb ihrer Reihen bewegen konnten."

Shaws Kritik an den Marxisten wird indirekt durch die politische und soziale Entwicklung Englands bestätigt. Der Marxismus hat dort als Ferment der Politik niemals eine Rolle zu spielen vermocht, und die englischen Arbeiter haben, gerade indem sie die politische Sonderorganisation vermieden, mehr erreicht als ihre deutschen Brüder.

Eugen Katz.

*) Bernard Shaw: Die englischen Fabier und die deutsche Sozialdemokratie (Deutsche Worte, herausgegeben aon Engelbert Pernerstorfer, 24. Jahrg., 8. u. 9. Heft). Die Fabier gehören bekanntlich zu den sozialistischen Parteigruppen, bie auf den internationalen Sozialistenkongressen vertreten sind.

Briefe Bismarcks aus Petersburg.

Als Briefschreiber war Bismarck am größten in der Zeit seines staatsmännischen Gesellentums. Nicht mehr Lehrling und noch nicht Meister, zeigte er in den vierziger Jahren seines Lebens ein geradezu bewundernswertes Talent, brieflich mit Vorgesetzten umzugehen und, statt von ihnen Direktiven zu empfangen, ihnen Direktiven zu geben. Dabei entwickelt sich gerade in jener Zeit der preußische Junker zu einer realpolitischen Vorurteilslosigkeit, die ihn weit über alle seine Standes- und seine diplomatischen Berufsgenossen hinaushebt. Diese sichere Ueberlegenheit tritt auch aus dem jüngst erschienenen Briefwechsel Bismarcks mit dem Minister Freiherrn von Schleinitz aus den Jahren 1858—1861*) hervor. Aus diesem Briefwechsel waren bisher nur wenige Stücke, die im zweiten Bande des Anhangs zu Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" abgedruckt sind, bekannt. In der vorliegenden Ausgabe werden aber 48 bis jetzt unbekannte Briefe Bismarcks an Schleinitz der Oeffentlichkeit übergeben. Sie stammen aus Bismarcks letzter Frankfurter Zeit und aus seinen Petersburger Jahren.

Schleinitz war in den Zeiten dieses Briefwechsels preußischer Minister des Auswärtigen und somit Bismarcks Vorgesetzter. Auch Schleinitz war kein geistloser Briefschreiber. Es fehlt in seinen Briefen nicht an mancher feinen Wendung; aber den Vergleich mit der Bismarckschen Originalität hält sein Stil nicht aus.

*) Stuttgart und Berlin 1905, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Digitized by Google

Die Bismarckschen Briefe an Schleinitz trugen den Charakter intimer Mitteilungen, die neben den offiziellen Gesandtschaftsberichten ergänzend hergingen. In ihnen konnte sich Bismarck bequemer gehen lassen. Ueber die erfrischende Wirkung dieser Briefe äußert sich der Empfänger in einem Schreiben vom 21. Juni 1861 folgendermaßen:

„Sie haben durch die darin enthaltenen zahlreichen und interessanten Notizen und die ihnen beigegebene humoristische Würze nicht bloß mir sondern auch unserm allergnädigsten Herrn, dem ich mich für ermächtigt gehalten habe auch von dem Inhalt Ihrer Privatkorrespondenz Mitteilung zu machen, inmitten einer schwülen und schweren Zeit hin und wieder ein heiteres Intermezzo vorgeführt, für das wir stets ebenso empfänglich als erkenntlich gewesen sind."

Bismarck war allerdings weit davon entfernt, nur deshalb sich in epistolare Unkosten zu stürzen, um seinem Vorgesetzten eine Freude zu machen. Man erkennt in jedem Briefe unschwer eine ganz bestimmte Absicht. Bald kommt es ihm darauf an, seinen Vorgesetzten zu einer unbefangeneren Auffassung der auswärtigen Politik, insbesondere gegenüber dem sich damals neubildenden Königreich Italien, zu erziehen und Preußen von einer Politik der Sentimentalität gegenüber Oesterreich abzuhalten; bald gibt er seinem Vorgesetzten zu verstehen, daß es nicht wohlgetan ist, hinter Bismarcks Rücken irgend welche Beziehungen zu dem Petersburger Hofe zu unterhalten. Namentlich wurmt es Bismarck, daß neben ihm ein Militärbevollmächtigter existiert, dessen Korrespondenz mit Berlin seiner eigenen Kontrolle entzogen ist. Bismarck läßt keine Gelegenheit vorübergehen, um das Unzweckmäßige dieses diplomatischen Nebenregiments hervorzuheben. Auch seine eigenen Gehaltsinteressen weiß der preußische Gesandte am russischen Hofe sehr nachdrücklich und erfolgreich zu vertreten.

Dabei zeigt sich in diesem Briefwechsel die Bismarcksche Kunst, seinen diplomatischen Kollegen die Maske zu lüften, in hervorragendem Grade. Von naiver Vertrauensseligkeit keine Spur; ironische Skepsis ist der Grundton aller Bismarckschen Aeußerungen. Internationale Verträge behandelt er äußerst respektlos.

„Die Verträge, so schreibt er einmal, gehen heutzutage schnell durch mannigfache Wandlungen. Eine Kriegserklärung hebt einen jeden auf, und wer dann das Kreuz in die Hand bekommt, der segnet sich."

Von einem seiner diplomatischen Kollegen sagt Bismarck in einem anderen Briefe, „er gehe von der nicht immer zutreffenden Prämisse aus, daß der Politik der Kabinette stets wohlerwogene und weitsichtige Berechnungen zugrunde liegen". — Mit dem damaligen Leiter der russischen auswärtigen Politik, Fürsten Gortschakow, steht Bismarck recht gut — in späteren Zeiten änderte sich das bekanntlich —, aber er denkt nicht daran, etwa das für bare Münze hinzunehmen, was Gortschakow für gut hält ihm zu versichern. In wie amüsanter Form Bismarck diesem seinem Mißtrauen gelegentlich Ausdruck gibt, zeigt ein Passus, in dem es heißt:

„Gortschakow ist von den Fasten, die er in voller Strenge beobachtet, d. h. nichts genießt, was vom lebenden Tier herrührt, Fisch und mit Tierkohle geläuterten Zucker eingerechnet, ganz erschöpft. Er klagt mir, daß der Franzose ihm in seiner Zudringlichkeit keine Ruhe lirße, diktiert in meiner Anwesenheit eine Antwort auf Montebellos Verlangen nach einer Unterredung und befiehlt im Nebenzimmer leise und russisch, sie nicht abzuschicken."

In Bismarckschen Briefen fehlt es niemals an packenden Wendungen, die in einem knappen Ausdruck eine Situation blitzartig erhellen. Der russische Kaiser — so berichtet Bismarck einmal — entschließt sich nicht leicht zu tieferem und anhaltenderem Eingehen auf die Geschäfte der auswärtigen Politik, „sein Bedarf an amtlicher Tätigkeit ist vollständig gedeckt durch die militärischen und die inneren Angelegenheiten".

Von einer Mitteilung, die verspätet durch die Regierungen an die Oeffentlichkeit gebracht war, meint er, „sie wäre bereits veraltet gewesen, als sie noch garnicht wahr gewesen sei". — Für das Verhältnis zwischen dem französischen Botschafter, dem Herzog von Montebello, und dem Fürsten Gortschakow hat er die folgende Wendung:

„Wie weit Gortschakow vor Montebello alle Falten seines planvollen Herzens offenbart, lasse ich dahingestellt sein. Davon aber bin ich durchdrungen, daß der französische Botschafter seinerseits alle Geheimnisse erzählen kann, die er kennt, ohne daß Gortschakow durch deren Enthüllung mehr von der Politik Napoleons erfahren würde, als er ohnehin weiß."

Gortschakow hatte Bismarck öfter darüber geklagt, daß ihn Montebello so sehr behellige, und da Gortschakow sich für heiser erklärt, meint Bismarck:

„Ich muß den angegriffenen Zustand seiner Luftröhre ausschließlich auf Rechnung des französischen Botschafters setzen, mit dem er nach wie vor alle Tage konferiert. Mitunter affektiert er auch mit gelungener Mimik eine tonlose Heiserkeit und ruft auf Grund derselben mein Mitleid an, nachdem sein Sekretär soeben gesagt hat, qu'aujourd'hui il a l'organe parfaitement sonore, und ich mich schon auf der Treppe von der Richtigkeit dieser indiskreten Mitteilung habe überzeugen können."

Allenthalben da, wo das Verhältnis Preußens zu Oesterreich oder den anderen Bundesstaaten in Betracht kommt, ist Bismarck von einer Rückhaltlosigkeit, die jede beschönigende Phrase verschmäht. Er fragt in einem Briefe an Schleinitz, ob der Kollege (nämlich Oesterreich) mit Volksvertretung am Bunde geängstigt werden solle, und fügt hinzu: „Ich bin dafür." Von den deutschen Bundesfürsten meint er, das dynastische Interesse sei bei ihnen stärker als das deutsche „trotz aller Redensarten".

„Auch bei uns", fügt er dann weiter hinzu, „ist es so und mit mehr Recht, aber wir müssen nur nicht glauben, daß die anderen edler oder einfältiger sind als wir, und daß Hannover, Hessen oder Bayern jemals anstehen werden, ihre dynastischen Interessen zu retten oder auch nur zu fördern, wenn ihre Bundestreue gegen Preußen das einzige Gegengewicht ist."

Bismarck fühlt sich überhaupt durch und durch als Preuße.

„Das Wort deutsch für preußisch möchte ich gern erst dann auf unsere Fahnen geschrieben sehen, wenn wir enger und zweckmäßiger mit unseren übrigen Landsleuten verbundrn werden als bisher. Es verliert von seinem Zauber, wenn man es schon jetzt in Anwendung auf seinen bundestäglichen Nexus benützt."

Bismarck war bekanntlich nicht vertrauensselig veranlagt, und so witterte er oft auch da unlautere Einflüsse, wo sie nicht nachweisbar sind. So hielt er z. B. die Bestechung mancher deutschen Blätter durch Oesterreich für erwiesen.

„Die meisten Korrespondenten schreiben für ihren Lebensunterhalt, die meisten Blätter haben die Rentabilität zum Hauptzweck, und an einigen unserer Berliner und anderen Blänern vermag ein erfahrener Leser leicht zu erkennen, ob sie eine Subvention Oesterreichs wiederum erhalten haben, sie erwarten oder sie durch drohende Winke herbeiführen wollen."

Zur Praxis der Bestechungen in Rußland gibt er folgendes Histörchen zum besten:

„Ich weiß nicht, ob zu Ihrer Zeit hier schon die Freundin Adlerbergs (Graf Adlerberg I., Minister der Kaiserlichen Hauses), des alten, Frau von Burghof, existierte, im Volk unter dem Namen Mimmawanna, Minna Iwanowna, bekannt. . . . Sie hält einen Salon, den ich nicht wohl besuchen kann, in den ich aber die jungen Herren der Gesandtschaft zu gehen veranlasse. Durch ihre Vermittlung werden Immediatgesuche bei und durch Adlerberg empfohlen. Das große hiesige Handlungshaus Brandt war dieser Tage bankrott, wenn es nicht 600 000 Rubel bekam; es zahlte 20 000 an Minna und erhielt sie aus der Schatulle des Kaisers, oder doch die Bürgschaft, da das Geld dar von Sr. M. nicht beschafft werden konnte. Auf demselben Wege ist dem Grafen Bobrinsky, einem achtbaren Edelmann und großen Rübenzuckerfabrikanten bei Kiew, mit 3 Millionen, zahlbar in 6 Jahren zu 1/6 jährlich, unter die Arme gegriffen worden, um ihn zu halten. . . . Diese Dame hält unter anderem Namen ein Pariser Modemagazin, wo Leute, die ein Gesuch am Hof haben, ein Paar Handschuhe mit 100 und 500 Rubel bezahlen. Die auswärtige Politik wird von Gortschakow so gut monopolisiert, daß sie Minna-Adlerbergischem Einfluß unzugänglich ist, sonst würde ich um erhebliche geheime Fonds bitten müssen."

Es wäre verführerisch, aus diesen Bismarckschen Briefen noch manche andere Pikanterie sachlicher oder stilistischer Natur herauszuholen, aber das Vorstehende wird genügen, um in dem

Digitized by Google

Leser den Wunsch nach dem Durchblättern des gesamten Briefwechsels hervorzurufen. Irgendwie wichtige historische Aufschlüsse gibt der Briefwechsel nicht. Sein Reiz liegt vornehmlich in der Individualität des Briefschreibers, aber dieser Reiz ist auch bei dem vorliegenden Briefwechsel ein sehr großer.

Justus Werner.

Raben.

Es sind die Vögel, die, ausgestoßen von heiteren Stätten, die kargen, öden, herbstlichen Aecker aufsuchen müssen, um dort zu schreien, „zu schreien, in der Sehnsucht nach dem Sonntagsland oben".

Und die Menschen, die Schmidt-Bonn in seinen elf Erzählungen vom untern Rhein schildert.*) sind auch solche vom Glück verstoßene, die vor Sehnsucht vergehen wollen, die, wie er selbst sagt, „mit den Augen schreien in ihrem Schmerz". Zweimal in diesem Bande gewinnt dies Sehnen Gestalt. Die Kinder, die „hinger de Birg" — hinter den im Glanz der untergehenden Abendsonne wundersam goldig schimmernden Kuppen des Siebengebirges, sich ein Märchenland träumen; die alte Frau, der die Jungfrau Maria das Glücksschiff gezeigt hat, und die nun mit ihrem Henkelkorbe wartend am Staden sitzt und mit brennenden Augen ausschaut nach dem Vorgebirge, hinter dem das braune Schifflein mit dem braunen Flecken auf dem Segel hervorkommen soll, sie mitzunehmen, — die haben für ihr irdisch Weh die beste, höchste Tröstung gefunden, da, wo sie uns Menschen einzig aufblüht: im eigenen Innern, im Reiche der Phantasie. Der Tod im Erschauen des gelobten Landes, wie jenes kleine Mädchen ihn findet, das den Zug der Kinder angeführt hat und oben auf dem Siebengebirge am Baum hingekauert erfroren ist, das Lächeln der zweiten Kindheit, wie es das alte Weiblein am Landungssteg zeigt, nachdem es Tag und Nacht vergebens geharrt hat, sie bringen Erlösung. Die anderen armen Menschenkinder in dem Buche schleppen fast alle ihr mühselig Dasein in trostlos drückender, hoffnungsleerer Oede dahin.

Die Art, wie Armut und Niedrigkeit von den Dichtern angesehen werden, wechselt mit den wechselnden Zeiten. Hat man die einfachen Landleute einst im Kleide des Schäfers und der Schäferin rosa bebändert, mit Blumen am Hut und auf zierlichen Stöckelschuhen darzustellen beliebt, so ist schon hundert Jahre später das „Barfüßele" mit nackten Füßen und in kurzem, ärmlichem Röckchen durchs Feld gerannt. Aber auch damals, in Auerbachs Dorfgeschichten noch, schien die Sonne über dem Acker, und die Arbeiter konnten singen bei ihrem Tagewerk. Der fabelhafte Schimmelreiter, den jedes Mädchenherz sich herbeisehnt, der kam noch wirklich in fröhlichem Trabe herangesprengt, sie zu sich in die Höhe zu heben auf sein schlohweißes Roß. Heute ist alles grau geworden, grau, eintönig, öde. Die Unzufriedenheit, die in so vielen heute gärt, wird in der Phantasie der Dichter zu einem Alldruck, der allen trostlos den Atem benimmt. Vielleicht gibt es auch heute noch unter den Armen, selbst dort unter jenen Ziegel- und Fabrikarbeitern am untern Rhein, selbst unter den Aermsten, einzelne Mutige, die aus aller Not sich durch ein fröhliches Lied aufraffen können, Gesunde, denen nicht gleich ein kleiner Leichtsinn der „Frühlingsfeier" den Blutsturz beginnender Schwindsucht einträgt. Vielleicht haben sich in den Massen einzelne glücklich begabte Gemüter ihr Stückchen Sonnenschein gewahrt, begehren nicht schmerzvoll nach alledem, was sie nicht haben können, sondern leben in ihrer Dumpfheit harmlos dahin, sich freuend an einem Tag, klagend am nächsten, wie das Leben die Tage bringt.

Der Dichter aber hat die Unzufriedenheit sich ganz bemächtigt. Nicht über die Grausamkeit des Menschenloses, das am Ende für alle gleich hart ist, für den König wie für den Bettler, tragen sie Leid. Das Los der Niedriggeborenen, Armen erfüllt die meisten mit einer edlen Verzweiflung. Die Ungleichheit der Glücksgaben macht sie zu Anklägern. Und weil sie diese Ungleichheit nicht zu ändern wissen, wollen sie mindestens allen Besitzenden zeigen, wie Not, Hunger, Kälte und maschinenhaft geisttötende Arbeit den Armen marteen, es ihnen laut und mahnend vor ihr Gewissen führen, wieviel Elend Haus an Haus wohnt, vor dessen Anblick jene ihre Augen ängstlich schließen möchten.

In dem Buche von Schmidt-Bonn tritt diese soziale Seite nicht als gewollte Tendenz hervor. Es ist ein gutes, ein sehr gutes Buch. Seine Menschen alle sind in ihrer Not uns so menschlich lebendig und nahe, wie nur echtes, künstlerisches Können sie zu gestalten vermag. Und das schwermütige Grau, das über all den kleinen Stimmungsbildern liegt, will uns nur als wahr erscheinen. Die schönen Schlagworte von der Heimatskunst und dem Erdgeruch aber, die viele Kritiken für Schmidt-Bonns ersten Novellenband „Uferleute" gebraucht haben, die möchte ich nicht so ganz uneingeschränkt auf diese Erzählungen anwenden. Die Leute in diesen Geschichten sind in dem engbegrenzten Landstrich zwischen Cöln und Bonn daheim und reden ihr rheinländisches Platt genau wie Klara Viebigs Leute. Aber doch ist's nicht, will mich bedünken, so echt deutsche Heimatskunst wie bei jener, der Schmidt-Bonn in Verehrung sein Buch zugeeignet. In uns Deutschen, selbst in den Notleidenden, den Kellerbewohnern, ja, oft in den Bettlern, lebt doch meist noch ein leises Spürchen von Optimismus. Dieses hoffnungslose Grau mutet uns fast slawisch an. Hätten die Russen, hätten Gorki und Tschechow nicht die ärmsten der Arbeiter, nicht die Landstreicher und vagabundierenden Musikanten in die Literatur eingeführt, — wer weiß, ob Schmidt-Bonn gerade diese und fast nur diese unter denen am unteren Rhein gesehen hätte. Und in seinem ganzen Bande erscheinen uns die paar Gestalten, die nicht in ihrem Schmerze schreien, sondern tätig helfen, wie anderen, so sich selber, wie weiße Raben, unerwartet und erfreulich.

Die schönste Erzählung ist wohl die von dem Alten, der ausgeht mit seinem Lotteriegewinn von tausend Mark „de Jade" zu kaufen, das Stückchen Gartenland, zu dem er und seine Frau schon längst mit sehnsüchtig begehrlichen Augen hingesehen hatten. Wie aber unterwegs ihn ein Bettelkind anspricht, wie die ehemaligen Kameraden, die Maurer auf dem Baugerüst, ihm nachspotten, weil er ein Reicher geworden ist, da vergeht ihm der Mut. Hat er nicht selber ehedem die Leute verachtet, die ihr Geld für ihr Vergnügen ausgeben konnten, während so viele hungern mußten? Vor der Tür des Eigentümers „seines" Gartens kehrt er um, geht mit dem Gelde in der Hand in den Stadtteil der Aermsten, Haus ein und aus, Trepp auf und ab und verteilt, was er besessen. Da er nun alles fortgegeben, findet er auf dem Straßendamm ein einzelnes Markstück, das einer der von ihm Beschenkten dort fallen gelassen. Das hebt er auf und kauft dafür ein Rosenstöckchen, es seiner Frau mitzubringen, die indessen in Ungeduld vor dem Gitter des ersehnten Gartens stehend auf ihn gewartet hat. „Do is de Jaden" sagt das Väterchen, indem er ihr den Rosenstock zeigt.

Und nun das Rührendste und das Schönste: Sie begreift, was er getan hat!

„Ist die Sehnsucht," fragt der Verfasser in dem kurzen Vorwort zu seinen Raben, „nicht immer gewaltiger, als das Glücklichsein selber?" Hier aber gibt er einen der seltenen, sehr seltenen Momente wieder, in denen die erfüllte Sehnsucht nicht nur Enttäuschung bringt, sondern ein reines, inneres Glück. Und neben dem Amte des Menschenfreundes, der die Nachtseiten des Lebens aufweisen, für die Not der Armen unser Mitgefühl wachrufen will, übt er hier das schöne, höhere Amt des Poeten, der in der Verklärung seiner Dichtung uns erkennen läßt, daß auch dieses Dasein Lichtpunkte hat.

Hamburg. Adalbert Meinhardt.

*) Raben, Neue Geschichten vom unteren Rhein von Wilhelm Schmidt-Bonn. Egon Fleischel & Co. Berlin 1904.

Digitized by Google

Otto Gildemeister als Erzieher.

Kellers „Grüner Heinrich."*)

Mir scheint, daß Du nach einiger Zeit die Lektüre wiederholen mußt; Du wirst dann befreit von der Neugier, ‚wie es kommen werde', die Schätze goldener Lebens-, Kunst- und Gottesweisheit, die in dem Buch verstreut liegen, mit dem fruchtbringenden Verständnis sammeln, das sich bei dem ersten Lesen — ich finde es natürlich genug — nicht ruhig entwickeln konnte. Und Du wirst dann kaum Dein Urteil in den Worten resümieren: ‚Doch finde ich das Ganze unbefriedigend', sondern, wofern ich Dich nicht falsch taxiere, dem großen Dichter danken, daß er Dir einen so tiefen Blick in die Abgründe des Menschenlebens, wonnevolle, schauerliche, anmutige und komische gestattet hat, ziemlich unberührt von dem Mangel des sogenannten versöhnenden Schlusses, an dessen Stelle wir bei diesem Halbroman getrost unser eigenes Wissen setzen können, daß aus dem grünen Jüngling, der uns seine Irrungen und Wirrungen mit rücksichtsloser Aufrichtigkeit beichtet, ein reifer (c'est bien le mot) Mann und Künstler geworden ist, wie aus Wilhelm Meister, der auch nicht abschließt, für den nachdenklichen Leser, sich die Perspektive auf Goethes olympisches Haupt ergibt. Du hast sehr richtig bemerkt, daß durch den „Grünen Heinrich" ein Goethischer Hauch weht, und daß selbst der Vortrag an Wilhelm Meister und Wahrheit und Dichtung erinnert. Aber dabei ist doch alles ganz originell und frei von Nachahmung, in vielen Stellen sogar eine Vertiefung gegen die Goethische Gemächlichkeit wahrnehmbar, mehr Blut, mehr Erdgeruch, mehr sinnliche Lebendigkeit.

Am meisten hat mich gewundert, daß die ‚Judith Dir ganz unverständlich geblieben sei'. Mir scheint im Gegenteil, daß die moderne Literatur nie sich antiker Klarheit und Einfalt so genähert habe, wie in dieser gefunden, aller Konvention entrückten und doch so wirklich erscheinenden Frauengestalt, einer bloßen Bäuerin, die doch in ihrer angeborenen Vornehmheit wie eine ebenbürtige neben den homerischen Frauen wandeln könnte. Unter ihren neueren Schwestern wüßte ich nur Hermanns Dorothee mit ihr zu vergleichen. Freilich begegnet man solchen Weibern nicht auf der Straße, aber sie ist deswegen nicht ein Geschöpf idealisierender Phantasie. Der Dichter hat sie ohne alle äußeren Mittel, lediglich von innen heraus idealisiert, sodaß man an das Leben der seltenen Gestalt sofort glaubt, wenn sie zuerst auftritt, in vollendetster Leibesschönheit, der Oberkörper leicht zurückgebogen, weil sie die Schürze voll gepflückter Aepfel und Blumen vor sich herträgt, einer Pomona ähnlich, in einfachster ländlicher Tätigkeit beschränkt, und doch in ihrer Schönheit, ihrer Blumenliebe, hinausweisend in ein feineres und höheres Dasein. Das uralte Thema des starken gereiften Weibes, das von der prophetischen Schönheit des heranblühenden Knaben mehr gefesselt wird als von der fertigen des stärkeren Mannes, dasselbe Thema, das die Geschichten von Phädra, Potiphars Weib und Adonis behandeln, wird in dem Verhältnis von Judith und Heinrich neu und mit ungeahnter seelenvoller Melodie variiert, in Tönen, die zugleich der ewigen Natur und der Gesittung unserer Zeit entsprechen. In diesem Verhältnis ist das Weib der überlegene, führende, einsichtsvollere Teil, — worin für sie ein Triumph liegt — und der Knabe übernimmt die Rolle des noch unschuldigen, aber schon ahnungsvollen Mädchens. Du wirst bemerkt haben, daß im wirklichen Leben dergleichen Dinge mehr oder minder roh vorkommen; in der Kellerschen Erzählung wird die Roheit des Naturtriebes gebändigt und geadelt, indem bei beiden Parteien ein Hauch wahrer Liebe mächtig über die Wogen des heißen Blutes hinweht, bei Judith die Liebe zu der ihr neuen geistigen Kultur bei dem Knaben, bei Heinrich die dunkle Andacht vor einem weiblichen Ideal, das sich ihm, dem noch ganz unerfahrenen, in zwei Erscheinungen zugleich, in Annas herber Jungfräulichkeit unnahbar darstellt, in Judiths süßer Reife mit elementarer Anziehungskraft aufdrängt. Das geheimnisvolle Durcheinanderwirken der verschiedenen erotischen Motive, der seelischen und leiblichen, ist zwar am letzten Ende nicht eigentlich verständlich zu machen, weil es ganz dem Gebiet der Gefühle angehört, aber mich dünkt, insoweit es die Wahrheit des Lebens symbolisiert, wäre das Bild Kellers durchaus klar und einwandfrei. Man braucht, um seine Wahrheit nachzufühlen, nicht selbst das Bild erlebt zu haben; dem normalen, mit einiger Phantasie begabten Leser werden, wenn er in seine inneren Erfahrungen, seine Anwandlungen von Schwärmerei und Sinnlichkeit, seine Begierden und Schüchternheiten zurückblickt, die Saiten ertönen, die den richtigen Widerhall nachzittern. Was die meisten abstößt, die Gleichzeitigkeit zweier Lieben, ist doch m. E. sehr natürlich, sobald eben zwei solche Liebesobjekte wie Judith und Anna einem natürlichen, nicht blasierten Knaben oder Jüngling in den Weg kommen. Ich möchte wissen, wie viele Männer ehrlich Nein antworten könnten, wenn man sie fragte, ob sie niemals in Abwesenheit ihrer Herzensdame ein Weib angeschaut hätten, ohne ihrer zu begehren, vollends wenn dieses Weib eine Judith war und ihre weißen Arme öffnete. Will man den rein prosaischen Wahrscheinlichkeitsmaßstab anlegen, so wird man allerdings sagen müssen, im gewöhnlichen Leben wird es nicht oft vorkommen, daß nächtliche Zusammenkünfte eines rüstigen Jungen mit einem schönen jungen Weibe nach so zärtlichen Umarmungen und Küssen abbrechen, wo Keller sie abbricht. Allein diese Unwahrscheinlichkeit hat der Dichter doch nach meinem Gefühl völlig genügend und dabei sehr schön motiviert. Du wirst mir, glaube ich, beistimmen, daß in solchen Situationen der Knabe, einer wie Heinrich, nicht aggressiv verfährt, wennschon er auf den Angriff brennen mag. Seiner Scheu und germanischen Sprödigkeit kömmt die Liebe zu der reinen Anna zu Hilfe. Das alles würde ihn nicht retten, wenn Judith einen einzigen Schritt weiterginge; die Entscheidung ruht allein bei ihr. Und das weiß sie. Sie weiß, daß sie sicher ist, solange sie sich beherrscht, und sie zweifelt nicht, daß sie sich beherrschen wird. Sie fühlt sich in der Stärke und dem Adel ihres Wesens so ruhig, daß sie ohne Arg das bedenkliche Spiel, das ihr so reizend ist, beginnt, erst mit dem unerwachsenen Knaben, der ihr ein Kind ist, und daß sie es fortsetzt, als es allmählich bedenklicher und eben deshalb reizender wird. Sie meint, jeden Augenblick abbrechen zu können. Ein gemeineres Weib, vorausgesetzt, daß es nicht Ernst machen wollte, würde das Spiel nicht angefangen, jedenfalls nicht so weit getrieben haben. Wie ich Judith taxiere, wollte sie nicht Ernst machen, sie dachte nicht an die Schlußkatastrophe, die zwar nicht ihrer ungesunden Sinnlichkeit, aber ihrer Sittenreinheit zuwider gewesen wäre; sie wollte eine zärtliche Liebe genießen, ein paar Jahre, bis der Jüngling zwanzig werde, und dann den süßen Wein, ehe er sie berauscht hätte, weggießen. Daß dieser Plan unvernünftig war, gebe ich Dir zu, aber das Vernünftige ist nicht immer das Schöne. Noch eins will ich, ehe ich diesen Essay beendige, bemerken, den Unterschied nämlich zwischen dem erotischen Kolorit im „Grünen Heinrich" und bei den Franzosen. An saftigen und brennenden Farben fehlt es den Judith-Szenen wahrlich nicht, aber nie springt ein Ton, den man frech nennen könnte, in die Augen. Man hat immer das Gefühl, daß kein Pinselstrich getan ist, den nicht die künstlerische Notwendigkeit geboten hätte.

Du hast wohl gemerkt, daß ich meine Keller-Erinnerungen etwas aufgefrischt habe. Ich blätterte die Kapitel in der Mitte, wo das Judith-Idyll anfängt, erst kursorisch, dann immer aufmerksamer durch, und schließlich las ich alle vier Teile mit frischestem Entzücken. Es ist kein Roman, es sind keine Konfessions, aber es ist ein köstliches Werk . . . . . .

Welche sonderbare Macht hat doch ein großer Dichter über uns! Da diskutieren wir nun über die Sittlichkeit oder

*) Otto Gildemeister hatte sich darauf gefreut, mit dem Neffen sokratische Dialoge über Kellers „Grünen Heinrich" halten zu können: „Mit dem aufgeschlagenen Buche neben uns, sodaß wir jederzeit auf den Text des Meisters zurückgreifen und uns naschend an besonders leckeren Bissen erquicken könnten." Diese mündliche Ansprache wurde vereitelt, und der Oheim sucht jetzt einiges mit der Feder festzuhalten. Der Neffe hatte gestanden, daß ihm der „Grüne Heinrich" keinen reinen Genuß gewährt habe. Die Antwort knüpft dort an. Die hier zusammengefaßten Aeußerungen gehen durch mehrere Briefe hindurch.

Digitized by Google

Unsittlichkeit einer Person, die nie gelebt hat, die nur in seiner Phantasie erzeugt und geboren ist. Freilich ist dies nur möglich, weil sein Gebilde von menschlichem Leben zeugt, und wir es fühlen. Das Urteil, das Du mir mitteilst, ist ganz richtig, wenn man annimmt, wie Du es tust, daß Frau Judith bewußt und planmäßig mit einer Gefahr und Aufregung spielt, die ihr „einen angenehmen sinnlichen Kitzel verschaffen". In dieser Voraussetzung hast Du recht, daß sie „sittlicher" handeln würde, wenn sie das Spiel zu Ende spielte. Denn dann beginge sie nicht die Ungerechtigkeit, sich auf Kosten des armen tantalisierten Knaben zu ergötzen, und sich wie eine kaltherzige Kokette wohl gar an der Qual, die sie mit ihren Reizen verursacht hatte, zu weiden. Weiblich bliebe sie auch dann noch, denn es gehört zur Natur des Weibes, sich an ihrer sinnlichen Macht über das stärkere Geschlecht zu freuen, und die Flamme, die sie nicht löschen will, zur eigenen Augenweide flackern zu lassen. Aber die Voraussetzung selbst ist falsch. Sinnlich, aber unschuldig, und ohne eine Spur von Berechnung läßt die junge Bäuerin sich von dem Strom ihrer Neigung zu dem ihr sympathischen Knaben in die Nähe des Kataraktes treiben, und erst im letzten Augenblick wird es ihr aufdämmern, daß sie sich einer Katastrophe ausgesetzt hat, von der vielleicht die anerzogene Ehrbarkeit und Sittsamkeit sie retten kann, vielleicht auch nicht. Immer ist es Liebe, die sie beherrscht, nicht bloß ein Gelüste, und nur weil sie unerfahren und unschuldig ist, bildet sie sich ein, daß es harmlos sei, einem so jungen Menschen gegenüber ihrer Zärtlichkeit die Zügel schießen zu lassen. On ne badine pas avec l'amour. aber davon weiß sie nichts; sie meint, ein oder zwei Jahre noch (Heinrich ist im Augenblick der Trennung achtzehn) könnten sie beide miteinander in Ehren „glücklich sein", daß sie notwendig in dem Jüngling ein Feuer entzünden müsse, das auch sie ergreifen könne, hat sie sich nicht gesagt; sicher in ihrer Reinheit, hat sie nicht daran gezweifelt, jederzeit Herrin der Situation zu bleiben, oder vielmehr, sie hat garnicht einmal daran gedacht, daß es zu einer „Situation" kommen könne. Die Ironie der Geschichte ist dann, daß schließlich nicht sie, sondern Heinrich die schon unausbleibliche Katastrophe abwendet, indem er sie verläßt, gefeit von seiner Liebe zu Anna und wohl noch mehr von einer, bei edlen Knabennaturen nicht seltenen Scheu vor der ersten körperlichen Berührung mit dem Weibe. So wenigstens lese ich diese wundersame Liebesmär, die wahrscheinlich französischen Köpfen unnatürlich erscheint. Auch ist sie wohl nur auf germanischem Boden denkbar und auch da nur inmitten einer Bevölkerung von traditioneller Ehrbarkeit, in bäuerlichen, aber durch Wohlhabenheit und Schule zu einer gewissen Kultur gelangten Kreisen. Die Bildung geht gerade weit genug, um Judith für eine zartere und feinere Art der Liebe empfänglich zu machen, nicht weit genug, um sie über die unauflösliche Verwandtschaft solcher Liebe mit dem dunklen Naturtriebe, den die bürgerliche Sitte in Fesseln zu halten gebietet, aufzuklären. Eine Natur wie die ihrige würde, wenn sie in der vornehmen oder nur in der bürgerlichen, gebildeten Welt großgeworden wäre, entweder von vornherein das Verhältnis zu einem geliebten Knaben gemieden oder es mit dem Trotze der Leidenschaft zum Ziele zu führen gesucht haben. In einem französischen Roman las ich einmal die Wendung: „Elle, nämlich auch eine unerfahrene Frau, die sich, ohne Arges zu denken, für einen petit officier des Spahi interessiert, elle avait le désir de le mettre un peu dans sa vie. Beachte das un peu. Bei Judith ist auch das un peu die erste Regung, die übrigens bei der Französin, wie kaum gesagt zu werden braucht, dahin führt, daß der junge Spahi mit der jungen Frau auf und davon geht."

Taine, Treitschke, Gibbon, Ranke, Carlyle.

„Die Darstellung des Napoleonischen Despotismus beleuchtet zugleich sein Gegenteil, den idealen Staat, der sich auf seine wahren Aufgaben, Rechtsschutz und Ordnung, beschränkt, und im übrigen sich die Menschen in ihrer Freiheit entwickeln läßt. Taine charakterisiert die beiden großen Gegensätze, deren Kampf die Geschichte unseres Zeitalters erfüllt, mit solcher Anschaulichkeit, mit so geschickt gewählten Beispielen, daß man auch ohne Vorbildung deutlich sieht, um was es sich eigentlich handelt, und was auf dem Spiele steht, wenn die beiden feindlichen Prinzipien um die Oberhand ringen. Ein gebildeter Mann kann sich wohl von aller aktiven Teilnahme fernhalten, aber er darf sie nicht einfach als nicht vorhanden betrachten und ignorieren. Er würde sich dann von dem geistigen Leben der Menschheit isolieren, und er wäre nicht mehr im wahrsten Sinne des Wortes, im Sinne Goethes, ein gebildeter Mann. Orientiert zu sein in der Welt der Geister, das ist Bildung. Nun ist die Staatsentwicklung zwar nur ein Teil dieser Welt, aber sie ist ein wichtiger Teil, und in ihm Dich zu orientieren, zumal was die polaren Prinzipien, Freiheit und Staatsallmacht, betrifft, ist dies Buch Taines wie geschaffen, weil es die dürren Abstraktionen, die immer langweilig sind, in einem lebendigen, der Wirklichkeit entnommenen typischen und zugleich höchst imposanten Beispiel, dem des napoleonischen Frankreichs, abhandelt. Wenn Du das Buch gelesen hast, so hast Du nicht eine Anzahl abstrakter Begriffe, wie bürgerliche Freiheit, Selbständigkeit der Gemeinden, Bezirke, der Provinzen, berechtigte und unberechtigte Tätigkeit der Staatsgewalt, der zentralen Regierung usw., gesammelt, sondern Du hast alle diese Dinge als konkrete Erscheinungen vor Augen gehabt und Dir von ihnen nicht einen Begriff, sondern ein Bild gemacht . . . . .

Ich glaube, daß Du über Treitschkes letzten Band richtig urteilst, ich habe irgendwo sein Porträt Friedrich Wilhelms IV. gelesen, meisterhaft und ähnlich. Leider ist seine Wahrheitsliebe nur zu Zeiten mächtig. Wie anders Gibbon! Ich sollte ihn oder auch nur seinen ersten Band trocken genannt haben? Unmöglich! Eben jetzt lese ich sein grandioses Werk zum drittenmal mit neuem Genuß und Nutzen und bin schon fast bis zum Schluß, dem Fall Konstantinopels 1453, vorgedrungen, ohne Spur von Ermüdung und ohne Hüpfen! Merkwürdiges Zusammentreffen, daß ich, wie Du auch, Bilhaffoffs Katharina II. soeben gelesen habe, mit höchstem Interesse trotz der miserablen Uebersetzung. Ich habe nur den ersten Band auftreiben können. Sind ihrer mehrere erschienen? Er bricht gerade im spannendsten Augenblick ab.

In Sachen Ranke bin ich zweifelhaft, weil ich das stupende Erzeugnis des Neunzigjährigen nicht gelesen habe. Daß es sehr geistreich ist, kann man vermuten, aber nach allem, was ich höre, behandelt es den kolossalen Stoff sehr summarisch, die Kenntnis des einzelnen voraussetzend. Es wird mehr eine Ballonfahrt als eine Wanderung sein. Bei jener lernt man ein Land nicht so gut kennen, gewinnt aber größere Horizonte und bessere Uebersicht. Persönlich bin ich mehr für Spezialwerke, sogar spezialste, wie Memoiren und Biographien, doch muß man bei diesen einer allgemeinen Vorbildung sicher sein, sodaß man den großen Zusammenhang der Dinge durchschauen kann, auch den Charakter des betreffenden Zeitabschnitts kennt, ehe man das einzelne Bild zu betrachten beginnt. Von größeren Geschichtswerken ist und bleibt Gibbons „Decline and fall" ein selten erreichtes Muster. Auch Carlyle ist kein Erzähler, er setzt voraus, daß der Leser die Geschichte der Revolution kennt; über diesen Stoff ergießt sich dann sein teils prophetischer, teils burlesker, aber meines Erachtens höchst fesselnder Zornes- und Verachtungsstrom, untermischt mit wundervollen Visionen, deren Du selbst ein paar hervorhebst. Wer freilich von ihm den Zusammenhang der Begebenheiten erfahren will, kommt nicht auf seine Kosten."

Casanova.

„Daß Dir bei der Lektüre der famosen Memoiren des Casanova die galante Seite zumeist in die Augen sprang, ist natürlich; ihre Popularität beruht vornehmlich darauf, und sie ist in ihrer Art sehr amüsant. Aber das Buch hat, ohne daß der Verfasser es gewollt hat, auch noch ein anderes Interesse, oder deren zwei, ein kulturhistorisches, indem es ein Bild von den gesellschaftlichen Zuständen der nichtarbeitenden Klassen vor der großen Sündflut von 1789 mit naiver Unbefangenheit, ohne alle Ahnung von der Tiefe dieser Abgründe frisch und anschaulich schildert, — zweitens ein psychologisches, indem der Typus eines Industrieritters, der die Welt lediglich als Objekt seiner Selbstbefriedigung ansieht, und den die Natur für diese Rolle vorzüglich ausgerüstet hat, mit derselben Un-

Digitized by Google

befangenheit sich völlig nackt vor uns präsentiert, ein Plebejer, der ohne Vermögensvorteile lediglich auf seine eigenen Ressourcen angewiesen, sich die Genußfähigkeiten, die damals fast nur Adel und Prälaten hatten, in vollstem Maße zu verschaffen weiß, ein unersättliches, höchst gewandtes Raubtier, das von keiner Moral, nicht einmal vom point d'honneur innerlich geniert wird, immer fröhlich, so lange es seine Begierden befriedigen kann, der natürliche Mensch in seiner vollen Selbstsucht, frei von allen Banden, außer denen, die ihm Furcht vor Widerwärtigkeiten anlegt. Es ist Don Juan ins plebejische herabgestimmt, nicht der Grandseigneur, sondern der Abenteurer, der sich sein Geld zusammengaunert, nicht der trotzige Verhöhner der höheren Mächte, sondern der lustige Gaillard, der von höheren Mächten nichts weiß. Daß die galanten Abenteuer einen so breiten Raum einnehmen, ist gewiß zum Teil Berechnung; die Memoiren wurden von dem altgewordenen Sünder geschrieben, um Geld zu machen; aber gewiß haben sie in seinem Leben, wie in dem seiner Umgebung die Rolle gespielt, die er ihnen beilegt. Ich glaube nicht, daß die Welt viel keuscher geworden ist, aber sie kennt nicht mehr, wie im 18. Jahrhundert, eine reiche nichtstuende Klasse, die lediglich aufs Genießen ihre Mittel, ihren Geist, ihre Kräfte konzentrierte. Das brachte den Kultus der amüsanten Gottheiten zu solcher Blüte und Verfeinerung, wie sie uns aus der einschlägigen Literatur und der Kunst jener Zeiten entgegentritt, und daß unter diesen Gottheiten namentlich Venus hervorragte, ist selbstverständlich, eine Erscheinung, die sich immer wiederholt, sobald ähnliche Existenzbedingungen sich einstellen. In den englischen Romanen des vorigen Jahrhunderts atmet man dieselbe Atmosphäre, es wimmelt von jungen Gentlemen, die keine Schürze unangefochten lassen, und von gefälligen Schönen, die ihr Leben zwischen dem Salon und dem Bagno teilen. Peregrine Pickle von Smollet, den ich eben jetzt lese, hat neben einem höheren Liebesverhältnis ein erotisches Intermezzo nach dem andern, und selbst sein höheres Verhältnis schließt einen Ueberwältigungsversuch auf seine Erkorene nicht aus. Smollet hat gemeint, daß das Ansehen seines Helden durch solche Zeichen von animalischem Ungestüm nur gewinnen könne, und es ist die Frage, ob er so ganz unrecht hat.

Was das literarische Verdienst Casanovas betrifft, so halte ich ihn für einen guten Schriftsteller, wenn auch nicht für eminent. Was er darstellen will, dafür findet er die entsprechenden Worte. Die Schilderung seiner Flucht aus den Bleidächern ist meisterhaft und hat ihn zuerst berühmt gemacht. So viel ich mich erinnere — es ist ein Menschenalter her, daß ich ihn gelesen habe — sind seine erotischen Schilderungen von andern übertroffen worden und können namentlich mit einigen neufranzösischen den Vergleich nicht aushalten. Aber immerhin werden sie Deine anerkennenden Worte verdienen. Daß sie nicht „gemein" sind, ist auch mein Eindruck."

(Weitere Auszüge folgen.)

Natururkunden.

Der abenteuerlustige Jäger, dem die Freuden des europäischen Pürschganges zu zahm geworden sind, und der deshalb in wilde Länder zieht, um einmal eine große Katze und, wenn das Glück ihm hold ist, gar einen Löwen zur Strecke zu bringen, ist keine seltene Erscheinung. Auch aus Deutschland ist gar mancher Weidmann nach Afrika gezogen, um die Sensation eines exotischen Jägerlebens kennen zu lernen. Mancher, der als Verwaltungsbeamter oder Offizier in den deutschen Kolonialdienst eintrat, sah in den zu erwartenden Jagdfreuden das Hauptreizmittel, das ihn aus der Heimat trieb. Bei diesen Jagdzügen fiel gelegentlich auch etwas für die Wissenschaft und für die Literatur ab, aber viel war es nicht, und die exotischen Jagdgeschichten fingen an, monoton zu werden.

Da unternahm es ein Deutscher, der als Jäger, Tierbeobachter und Wildkenner ungewöhnlich qualifiziert war, in die afrikanische Wildnis zu ziehen, um den Versuch zu machen, die jagdbare Fauna von Aequatorial-Ostafrika nicht nur auf die Strecke, sondern auch auf die photographische Platte zu bringen. Was C. G. Schillings auf mehreren Reisen bei diesen photographischen Jagden gelungen ist, nötigt uns Bewunderung ab. Von den Leistungen des kühnen Photographen haben Ausstellungen seiner Lichtbilder und Projektionsvorträge, die er hielt, bereits Kunde gegeben. Jetzt liegt auch eine zusammenfassende Darstellung vor*), die zu einem der interessantesten Bücher geworden ist, die es in der Reiseliteratur gibt.

Die wilden Raubtiere des tropischen Urwaldes und der afrikanischen Steppe mit der Büchse in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen, um ihr buntes Fell als Jagdtrophäe heimzubringen, ist schon eine mühsame und gefährliche Arbeit. Aber was bedeutet es gegenüber der Leistung des Photographen, der den wilden Elefanten, der Flußpferd und Nashorn, Zebras, Giraffen und Antilopen, Leoparden und Löwen, Schakale und Geier beschleicht, um sie mitten im Naturleben zu photographieren, der die Bestien nachts an der Tränke belauert, um sie mit Hilfe des Blitzlichts auf der Platte zu fixieren, der oft Tage und Wochen die Fährte eines interessanten Exemplars der Großtierwelt verfolgt, um, selbst wenn er so nahe gekommen ist, daß er das Wild mit der sicheren Büchse erlegen könnte, geduldig und nur zu oft vergeblich auf das Erscheinen der Sonne zu warten, auf daß ein anschauliches Lichtbild die heiße Mühe belohne. Schillings ist ein passionierter Jäger, der auch vom Glück außerordentlich begünstigt wird — gelingt es ihm doch, an einem Tage drei Löwen zu erlegen —; aber die photographische Jagdbeute tritt immer mehr in den Vordergrund seines Reiseinteresses. Was er so in der Beschaffung von Natururkunden geleistet hat, macht ihn zu einem der verdienstvollsten Forscher auf dem Gebiete der Tierkunde. Die Reproduktionen seiner Naturaufnahmen in dem vorliegenden Werk geben uns ein höchst anschauliches Bild von dem Leben der tropischen Tierwelt.

Dabei ist das Buch auch im übrigen sehr anziehend. Der Verfasser bekennt in dem Vorwort zu seinem Werk, daß ihm die Abfassung des Buches sauer geworden sei. Bücher zu schreiben und drucken zu lassen, meint er, sei schwerer als Löwen zu photographieren. Aber es zeigt sich auch bei diesem Buche wieder, daß die Liebe zur Sache auch Schriftsteller hervorbringt. Aus jeder Zeile des Buches erkennt man das ernste Streben eines Mannes, der sich mit ganzem Herzen einer großen Aufgabe widmet. Dabei liegt etwas Liebenswürdiges und Humanes über dem ganzen Buche. „Wenn ich," so schreibt er an einer Stelle, „auf irgend etwas mit Befriedigung zurückblicke, so ist es der Umstand, daß ich niemals persönlich das Blut eines Schwarzen habe wissentlich vergießen müssen."

In einem Vollbild zeigt er uns ferner seinen Präparator Willy Orgeich, der alle Mühen und Beschwerden mit Schillings willig teilte. Er charakterisiert diesen gemütlichen Rheinländer mit den Worten:

„Tag für Tag, unterstützt von vielen Schwarzen seinen Arbeiten obliegend, hat er im Laufe der Jahre niemals auch nur einen Schlag an einen Eingeborenen ausgeteilt."

Daß Schillings gerade diese Eigenschaft bei seinem Gefährten besonders hervorhebt, stellt ihm selbst ein höchst ehrenvolles Zeugnis aus.

Aber nicht nur in der Behandlung und in der Beurteilung der Eingeborenen unterscheidet sich Schillings sehr vorteilhaft von vielen großen und kleinen Entdeckungsreisenden, denen es schwer geworden ist, in einem Schwarzen ebenfalls einen Menschen zu erblicken, sondern auch sein Verhältnis zu der Tierwelt zeigt sehr sympathische Züge. Daß diese großartige Fauna seit der Berührung mit der europäischen Zivilisation einem raschen Untergange geweiht zu sein scheint, erfüllt ihn mit aufrichtigem

*) „Mit Blitzlicht und Büchse", Neue Beobachtungen und Erlebnisse in der Wildnis inmitten der Tierwelt von Aequatorial-Ostafrika von C. G. Schillings, mit 302 urkundtreu in Autotypie wiedergegebenen photographischen Original-Tag- und Nachtaufnahmen des Verfassers, Leipzig, 1905, R. Voigtländers Verlag.

Digitized by Google

Bedauern. Auch in dem Tier erblickt er eine Kreatur, der gegenüber der Mensch Verpflichtungen hat. Ein junges Nashoen zieht er mit der Flasche auf, und er sucht ihm die Mutter durch eine Ziege zu ersetzen.

„Ich sagte mir, daß ein unbefriedigtes psychisches Bedürfnis es ist, welches das Dahinsiechen jener vielen jungen Nashörner veranlaßt hat, die man nach Erlegung der Mutter hatte aufziehen wollen."

Es gelingt ihm schließlich, dieses junge Nashoen nach Europa zu bringen. Es ist noch heute im Berliner Zoologischen Garten zu sehen. Die Freundschaft des Nashorns zur Ziege hat sich sogar auf den inzwischen geborenen Sprößling der Ziege erstreckt. Es ist ein sonderbarer Anblick, die beiden ostafrikanischen Ziegen mit dem Nashoen freundschaftlich verkehren zu sehen. Das Sonntags-Publikum des Berliner Zoologischen Gartens hat sich dies Freundschaftsverhältnis allerdings noch heute nicht erklären können. Schillings selbst will vor dem Käfig die Worte vernommen haben: „Det is nu det kleene Nashorn, und seht mal, Kinder, die beeden Ziejen, die frißt es nu uff! Det is aber jrausam!"

Sogar mit Pavianen und mit Marabus wußte sich Schillings anzufreunden.

„Ohne Fesseln, frei, bewegten sich meine Marabus im Lager, bauten ihre Nester und versuchten nicht zu entfliehen, und mit Jubel und Schnabelklappern begrüßten sie meine Rückkehr, dicht an meinem Zelte wie Wachen gravitätisch sich hinpflanzend und mit ihren mächtigen und gefährlichen Schnäbeln mich liebkosend."

Auch der Leser, dem es mehr um die Erzählung abenteuerlicher und aufregender Begebenheiten zu tun ist, kommt bei der Lektüre von Schillings Buch auf seine Rechnung. Selbst der Humor fehlt nicht ganz, wie folgende Anekdote zeigt:

„Ein Masaiknabe war als Diener eines Beamten mit seinem Herrn mehrmals in Deutschland gewesen und beherrschte die deutsche Sprache und sogar den Berliner Jargon in staunenswerter Vollkommenheit.

Als aus dem ol nijoni, dem Knaben, ein ol barnoti geworden war und der junge Mann längst seinen Dienst verlassen hatte, fand ein Europäer ihn eines Tages statt in europäischer Kleidung über und über mit rotem Ocker beschmiert, das wieder langgetragene und gesträhnte Haar mit dem „ol daiga"-Zopf von Fett triefend, in Gesellschaft anderer Masai im Schmuck seiner Kriegstracht. Auf die erstaunte Frage des Herrn, was das bedeute, erwiderte der Masai im reinsten Berliner Deutsch: ‚Ick habe et vorjezogen wieder mang meine Landsleute zu leben!'"

Das Schillingssche Buch ist wie dazu geschaffen, um in den weitesten Kreisen gelesen zu werden. Vermutlich dürften in rascher Folge neue Auflagen nötig werden. Die Verlagsbuchhandlung sollte dann statt des blanken Papieres stumpfes wählen, wodurch der Genuß an dem Buche noch erheblich gesteigert werden könnte.

Ferdinand Svendsen.

Ibsens Education sentimentale.

Ein seltenes Erlebnis bringt der neueste Band der großen deutschen Ibsenausgabe*), ein ganzes Buch Ibsen in direkter Rede. Briefe sind es, aus den Grimstaedter Apothekerlehrlingsjahren von 1849 führen sie bis in die jüngste Gegenwart, und diese Ausgabe selbst spielt in ihnen auch schon ihre Rolle.

Lebensreflexe kommen aus ihnen, und der aufmerksam Zusehende findet die Fäden, die zwischen diesen Blättern, den Dramen und den Gedichten, den späterschienenen Gedichten früherer Zeit, sich schlingen.

Die verschlossenen Lippen öffnen sich, und sie sprechen manchmal beredter, als man erwarten sollte. Aber das ist für den Ton bestimmend, dieser Mensch, der immer allein stand und immer alles mit sich ausmachte, formuliert stets Resultate, er sagt seine Ergebnisse und hängt ihnen dabei fast immer das skeptische Fragezeichen an. Es scheint für ihn eine Unmöglichkeit, so wie man es bei der Rasse der seelischen Exhibitionisten kennen lernt, vor anderen seine inneren Prozesse abzuwickeln. Keinen Einblick kann er darein gewähren. Nicht aus Kargheit, nicht weil er niemandem traut, nicht aus einer Kleinlichkeit, sondern aus einer tiefen Scheu und einer resignierenden Erkenntnis, es führt kein Weg von einem zum anderen, und für die Mitteilung all der ungreifbaren Schwebe- und Wandelvorgänge, der Scheidungen, der Kreuzungen, der Amalgamierungen gibt's keine unmittelbare klärende Aussprache: „Ich bringe es nie recht über mich, ganz mich zu entkleiden. Ich habe die Empfindung, daß mir in den persönlichen Beziehungen nur ein falscher Ausdruck für das zu Gebote steht, was ich im tiefsten Inneren trage und was eigentlich mein Ich ist."

Er kann immer nur das sagen, was sich in einer gewissen Fertigkeit, die natürlich nie als ein Unbedingtes gegeben wird, ihm dargestellt, was sich aus den geheimnisvollen inneren Vorgängen heraus objektiviert hat, sodaß man es mit ruhigem Mund, sicherer Stimme und gelassener Unbefangenheit in Worte fassen kann.

Solche Disposition bringt keine federflinken Briefsteller zuwege. Ibsen gehört weder zu denen, die in ihren Briefen den Ideen-Egoismus der dauernden Selbstbespiegelung befriedigen und denen der Empfänger dabei nur Resonanz ist (die Briefwechsel aus der Romantik, aus dem Varnhagen-Kreis bilden das Beispiel dafür), noch zu jenen anderen, die, wie es die Fontane-Briefe zeigen, aus Lust am Plaudern schreiben, aus einem Bedürfnis danach, allen Ereignissen die eigene Stilumprägung zu geben.

Man hat in dieser Ibsen-Korrespondenz nicht oft den Eindruck, daß ein starker Trieb den Brief diktierte. Aus einem gewissen Pflichtverbindungsgefühl mit den Wahlverwandten seines Werks, aus Verwaltungsinteressen seines inneren und äußeren Lebens wurden sie geschrieben. „Aus heiler Haut" wohl nie, sondern der strengeren Ibsen-Art gemäß, im Zusammenhang mit Notwendigkeiten.

Ibsen schreibt, wenn etwas gesagt werden muß; Briefkauserien sind nicht seine Sache. Ein Künstler, der in seinem Werk stets nach der knappesten, geschliffensten Form gerungen, der filtriert hat bis zum äußersten Extrakt, vor dem nur die letzten Worte bestanden, kann nicht, wie die behaglichen Spaziergänger, denen die Episoden, das Verweilen an den bunten Ecken des Vorgangs reizender sind als das eigentliche Thema, im breiten Fluß der Schilderung sich wohl fühlen.

Zu beachten ist, wie Ibsen die Vorwürfe gegen seine Schreibfaulheit abwehrt. Gegen alte Jugendbekannte macht er es gemütlich mit einer façon de parler, er nennt sich einen „Schurken", oder Björnson gegenüber wendet er eine den anderen entwaffnende Bekenner-Miene an, er habe manchmal ein Entsetzen vor dem Schreiben, freue sich aber so sehr über jedes Billet aus der Heimat. Als aber einer, dem er Verständnis seines Wesens zutraute, eine ihm bourgeoishaft erscheinende Empfindlichkeit wegen verzögerter Antwort produziert, Georg Brandes, da liest ihm Ibsen gründlich den Text: „Es ist eines Mannes, wie Sie, durchaus nicht würdig, dermaßen loszulegen um paar versäumter Briefe wegen. Was sollte es für einen Zweck haben? daß ich Ihnen für so vieles verpflichtet bin, auch von der letzten Zeit her, und daß ich es mit dem Gefühl der Dankbarkeit anerkenne, das wissen Sie doch. Und wenn Sie trotzdem daran zweifeln — könnte dann eine schriftliche Versicherung etwas nützen? Herrgott, Sie wissen doch, wie leicht es ist, eine Sorte französischer Generalstabsbriefe zusammenzustoppeln."

Das ist die Auffassung, die in dieser ganzen Sammlung als wirksam erscheint, und so kommt es, daß nichts als überflüssig begegnet und daß jedes Blatt wie eine geschlossene Kundgebung, selbstverständlich immer mit dem unsichtbaren errore omisso, berührt, und alles wird dokumentar.

Die Gesuche des jungen Ibsen an den König und die Volksvertretung um materielle Hilfe, um die Befestigung seiner äußeren Existenz sind nicht Bittstellereien, sondern Appelle, sut-

*) Berlin, S. Fischer.

Digitized by Google

liche Forderungen; weniger für den Menschen, als für das Werk wird die Stimme erhoben. Ibsen spricht hier, als wäre er der Anwalt eines andern, er vertritt dessen legitime geistige Ansprüche zwingend und überzeugend.

Und der leitende Gedanke dabei ist, wie er es einmal an anderer Stelle ausdrückt: er beansprucht, von dem zu leben, für das er lebt. Und wenn er als Junger appelliert, so tritt der Reife als ein großer Gläubiger seinem Volk gegenüber und erinnert an die Schädigung, die durch das Fehlen der erst spät zustande gekommenen Konvention für literarisches Eigentumsrecht den geistig Schaffenden zugefügt wird. Eine Entgeltung sei Ehrenpflicht, und er weist auf den schwedischen Reichstag hin, der Nordenskjöld und Palander, als sie die Nordostpassage gefunden, viertausend Kronen jährlich bewilligte, und mit stolzem Gefühl sagt er: „Ich gestatte mir die Möglichkeit ins Auge zu fassen, daß Björnson und ich auf unseren Dichterfahrten verschiedene Nordost- und Nordwestpassagen gefunden haben könnten, die in Zukunft ebenso vom nordischen Volk befahren werden dürften, wie der Weg, den Palander und Nordenskjöld erschlossen haben."

In diesem Bild des Entdeckers und Pfadfinders unbefahrener Straßen sieht sich Ibsen gern; wie Nietzsche die Vorstellung des „Genuesers" („Alles glänzt mir neu und neuer") hegte, so hat für Ibsen der Gedanke des einsamen vorwärtsdrängenden Eroberers einen steigernden Reiz. Einen Frankireur nennt er sich, der weit draußen Vorposten steht und auf eigene Hand operiert und die Grenzpfähle umsteckt. Was er in dieser oft schauerlichen, nächtigen Einsamkeit ringend erlebt, davon redet sein spröder Mund nicht. Von seinen Kämpfen mit den Trollen im Herzen und Hirn gibt er niemandem zu hören, ganz vereinzelt sind Stellen, in denen er ein ungewisses Licht in die Krisen dieses Inneren wirft, „des Kampfplatzes, wo er siegt und Niederlagen erleidet," wo er „in den eigenen Eingeweiden herumwühlen und sondieren muß und anatomieren, und zwar an den Stellen, wo es am wehesten tut". Selten auch die Passagen, wo eine Leidenschaft die feste Schutzhecke durchbricht und ein Eiferwort aufflammt, wie damals, als verleumderische Ausdeutung den Peer Gynth gemein gemacht: „Ich bin froh über das Unrecht, das mir zugefügt worden ist. Es liegt eine Hilfe und Schickung Gottes darin, denn ich fühle meine Kräfte wachsen mit dem Grimm."

* * *

Selten sind alle die Stellen, in denen man fühlt, daß Ibsen sich aussprechen, sich entladen muß. Die Mehrzahl der Briefe haben vielmehr gemessenen Ton, sie sind nicht für sich geschrieben, sondern für die anderen. Aus seinen Erfahrungen geben sie mit gelassener Hand Lebens- und Menschenerkenntnisse. Ein Freigewordener, der jenseits von den in den Fesseln der Konvention Befangenen steht, spricht mit gelassener Miene Resultate aus, die ihm nun selbstverständlich und natürlich wurden; was sie ihn gekostet, das geht niemand an.

Eine Education sentimentale kann man diesen Briefband nennen, und wie die Dramen dienen auch die Briefe der „Revolutionierung des Menschengeistes". Sie lehren, keine allgemein gültigen Formeln aufzustellen, und daß es nichts Stabiles in der Welt der Begriffe gibt. Was er in der Gedenkrede auf den toten Munch sagte: die Inkonsequenz ist für den Forschee eine Ehre, — dafür gibt er hier selbst das Beispiel, und diese scheinbaren Inkonsequenzen wachsen schließlich, in weiterer Distanz gesehen, zu starken Konsequenzen, und in ihnen erfüllt sich Ibsens letzte Weisheit: sich im Geist und in der Wahrheit zu realisieren, das ist der wahre Freisinn.

Von dem freien, unbefangenen, vielseitigen Schaun der Dinge, in dem er allen seinen Briefgefährten überlegen ist, gibt es hier viel Beispiele. Aehnlich wie Hebbel, reizte es auch Ibsen, die Ereignisse mit dem unparteilichen Weltblick des Dramatikers von allen Seiten zu betrachten, ein jedes aus seiner Art zu verstehen. Und wie Fontane war ihm die Vermischung des Urteils mit Sentiments verhaßt. So hielt er immer seine stolze Position in der Minorität gegen die lärmende Unisono-Majorität. Notwendigkeits- und Wesentlichkeitserkenntnis ward ihm zum stärkeren Antrieb als anderen der Affekt. Dadurch bekommt er gegen alle etwas Souveräneres, Weitsichtigeres.

Einem polemischen Dichter, der offenbar augenrollend und zähnefletschend das Künstlerpanier hochhielt, winkt er ruhig ab: „Ich glaube nicht, daß es viel Zweck hat, die Sache der Kunst mit Argumenten zu vertreten, die aus ihrer eigenen Natur herausgeholt sind — dieser Natur, die bei uns noch so wenig verstanden oder vielmehr so gründlich mißverstanden wird."

Ibsen ist imstande, eine negative Kritik über sich vom Standpunkt des Betreffenden heraus ganz in der Ordnung zu finden. Immer sieht man, wie er aus der artistischen Sphäre des Literarischen in die reine überschauende Weltblicksphäre strebt, und Goethisch klingt sein Wort, daß er der Kenntnis des allgemeinen Weltlebens viel verdankt. Bis in die Kleinigkeiten geht dies Umsichschauen, das die Engeren, die an ihn appellieren, oft verblüfft. Für einen Direktor nimmt er gegen die aufsässigen Theaterleute Partei und verwahrt sich gegen die Zumutung, „sentimentales Mitgefühl mit Pflichtverletzung zu haben und die Alfanserei und Verwirrung zu unterstützen". Und bei einer anderen Gelegenheit sagt er einem, der sicher von dem „Kunstgenossen" das Gegenteil erwartet hatte: „Ein Aesthetiker ist leichter zu entbehren als ein tüchtiger Intendant."

Aeußerst mißtrauisch ist er gegen Brustöne, sofort weckt das bei ihm Skepsis und Kritik, und er besieht sich die Sache, um die es sich handelt, von der andern Seite.

So ist der letzte Brief des Buches, ein Brief von 1900, eine schneidende Antwort an den Vertreter eines holländischen Blattes, das ihm Vorwürfe über seine kühle Haltung in der Burensache gemacht hatte. Ibsen sagt hier, er erwarte die in Aussicht gestellte Schrift darüber, daß die Buren rechtmäßig ihren Länderbesitz erlangt haben, und er werde es ehrlich bekennen, wenn er sich überzeugt fühle, aber er schließt mit dem geschliffenen Wort: „Sie sagen, daß die Holländer die natürlichen Verteidigee der Buren in Europa sind. Warum haben Ihre Landsleute nicht einen wirkungsvolleren Verteidigungsplatz gewählt, so lange es noch Zeit war? Und dann seine Verwandten mit Büchern und Broschüren und offenen Briefen zu verteidigen! Gibt es, Herr Redakteur, nicht effektivere Waffen? Ich denke an — — —" Mit diesen drei Gedankenstrichen schließt der letzte Brief, ein markantes Finis dieses Ibsen-Dokumentes.

* * *

Oft denkt man beim Lesen dieser Briefe an ein Wort Nietzsches: il faut être sec. Ibsen ist es zuwider, im Ausdruck, in der Formulierung rauschende Instrumentationen, starkes Pedal anzuwenden. Seine Abneigung gegen die Intimität liegt darin, gegen die Gefühlsnuditäten; Ibsen geht nur angezogen unter Menschen, das Negligée, die Unordnung und Wirrnis der Seele bei jähen Ueberraschungen, die Dämmerungen zwischen Tag und Traum hütet er eifersüchtig vor fremden Augen. Und gar davon einen stilisierten Widerklang zu geben, ist ihm unmöglich. Es soll nicht entschieden werden, ob diese Eigenschaft einer scheu und verschämt verborgenen Weichheit (wie es ähnlich bei Gottfried Keller war) entstammt, oder ob sie nicht vielmehr ein Wetterzeichen der eisigen Welt John Gabriel Borkmans ist, jener Welt, in der ein Mensch jenseits des Fühlens steht und nur noch schaut und nur noch weiß. Die Gedichte, die ich früher hier analysierte, sprechen freilich für das Letzte, vor allem jenes felsenstarre „Auf den Höhn", in dem das Menschliche überwunden scheint:

Mein Blut, es ward so still und klug,
Mir ist, ich bin im besten Zug
Langsam zu Stein zu werden.

1858 schrieb Ibsen an einen Jugendfreund, ob er ihn nicht früher von einer gewissen abstoßenden Kälte fand, und er charakterisiert seine Jugendverfassung, daß er sich (das Wort des Skalden aus den Kronprätendenten von der Gabe des Leids kommt dabei in die Erinnerung) „brennend heiß nach einem großen Leid gesehnt, ja fast gebetet um ein solches Leid habe, welches das Dasein so recht ausfüllen, dem Leben Inhalt geben könnte". Darunter macht er aber einen Strich: das war

Digitized by Google

töricht; ich habe mich aus diesem Stadium herausgerungen. — Diese paar Sätze sind genau parallel den nachträglich erschienenen Jugendgedichten, die anfangs wie die Verzweiflung eines um sein Gefühl betrogenen, an seiner eigenen Kälte frierenden Menschen klingen, dann aber düster trotzig sich zum eisigen Reich bekennen „ganz in Stahl getrieben".

Das Zeichen dieser Bejahung des eigenen Wesens, vor dem er anfangs erschreckt, und in das er erst allmählich hereinwächst, und die Verkündigung, mein Reich ist nicht von der Welt „allgemein-menschlicher Gefühle", ist eben jener Zyklus „Auf den Höhn".

Und dieses Gedicht hat Ibsen — das ist eines der interessantesten Ergebnisse des Briefbandes — in den ersten Jahren seiner Ehe geschrieben, aus einem „Freiheitstrieb" ist es entstanden, wie die „Komödie der Liebe", in der Ibsen nach Kräften „Liebe und Ehe striegelte".

Hier bleibt für die Zukunft noch manches zu deuten übrig. Das Intellektleben Ibsens muß wohl in dieser Ehe etwas gefunden haben, das ihm jenseits der lyrischen Erotik wie der praktischen Ehestandspolitik, ein neues, unverhofftes, menschliches Ergebnis war, denn er sagte, als die Komödie der Liebe in Norwegen Gerede, Klatsch, Diskussionen über die persönlichen Verhältnisse weckte, war die einzige, die das Buch billigte, seine Frau, die er in dem Werbegedicht vordem „seiner Gedanken Braut" genannt: „Sie ist ein Charakter, wie ich ihn brauche — unlogisch, aber von einem starken poetischen Instinkt, groß ist ihre Denkungsart und beinah zügellos ihr Haß gegen alle kleinlichen Rücksichten . . ."

Diese Frau hat es vielleicht verstanden, mit inneren Opfern, die wenig Frauen ganz zu bringen vermögen, einem Manne Gefährtin zu sein, der keine Gefährtin brauchte, — Vasallentreue —, und ein späteres Gedicht dankt ihr, daß „ihre Treue stets still sich beschied".

* * *

Wollte man aus diesen Briefen eine Leidenschaft herauslesen, so ist es die Leidenschaft für die eigene stolze, sicher umzogene, innere Einsamkeit. Als Jüngling hatte er daran gelitten, als Mann wurde sie ihm ein Glück. Er hegt und pflegt sie, er hält ihr alles fern, was ihre Stille stören könnte, die Irritationen der Affekte, die aufgeregten Wellen der Parteimeinungen, er vermeidet besorgt alle Komplikationen, die störend in diese Welt eingreifen könnten, mit falschen Einflüssen, die ihn zwingen könnten, seine Kräfte nutzlos zu vergeuden und anderen Erklärungen geben zu müssen. Er will keine verpflichtenden Engagements an Menschen, die ihn in das verwirrende Fahrwasser der Affekte führen, die ihn in den Bereich kleinmenschlicher Interessen zurückziehen können.

Er erkennt dabei durchaus bindende Mächte an und unterwirft sich ihnen. „Man steht nie über Mitverantwortlichkeit und Mitschuld in der Gesellschaft," sagt er ernst; den Einfluß des Erdbodens gibt er zu; und der späte Ibsen spricht mit leiser Stimme, — gleich wie Allmers zu Rita sagte: Wir sind auch mit Himmel und Meer ein wenig verwandt — von dem Zug nach dem Meere und von einer Sehnsucht, sich am Oresund niederzulassen, zwischen Kopenhagen und Helsingör auf einer freien, offenen Stätte, wo er alle Meeresjegler sehen kann, wie sie aus weiter Feene kommen und in weite Fernen ziehen. In solchen elementaren Beziehungen erschließt die Ibsen-Seele sich weiter als sonst, sie empfindet hier das Nährende, Befruchtende; in den menschlichen Beziehungen aber wittert sie das Hemmende, Störende, und sie verkapselt sich.

Ibsen ist immer für „angemessene Distanz", und er zieht einen großen wehrenden Kreis um sich. Und ein Hauptkapitel seiner „Education sentimentale", die er besonders Georg Brandes zuteil werden läßt, handelt von der Freundschaft: einen kostbaren Luxus nennt er sie, das Kostspielige liegt nicht darin, was man für sie tut, sondern was man aus Rücksicht auf sie zu tun unterläßt. Dadurch verkrüppeln viel geistige Keime.

Und weiter bemerkt man die Vielfältigkeits-Erkenntnis gegenüber befangenem Einseitigkeitsgefühl, wenn Ibsen dem Klagenden die Wahrheit reicht: wer in einem innerlichen und persönlichen Verhältnis zu seinem Lebenswerk steht, der kann eigentlich nicht verlangen, seine „Freunde" zu behalten. Und immer wieder, wenn Vereine und Organe gegründet werden, und Proklamationen gemacht, bleibt er abseits und gibt den Enthusiasten kühlen Bescheid. Er hat nun einmal kein Gefühl für das Solidarische; Fahnen- und Adlertheatralik liegt ihm nicht, und die Gründer von Gesinnungsgemeinschaften waent er: „Bauen Sie nicht unbedingt auf jeden, der sich ihnen anschließt; ob Ihre Position dadurch gestärkt wird, weiß ich nicht; mir wenigstens scheint, der Einsame ist der Stärkste."

Sentiment und Erkenntnis stehen sich im Briefwechsel Ibsens mit Brandes besonders deutlich gegenüber. Hier läßt sich auch beobachten, wie Ibsen aus seinem Wesen heraus eine ihm angemessene Verhältnisform entwickelte für das, was die anderen Freundschaft nennen. Als Ibsen sein inneres Leben befestigt und sicher fundamentiert fühlte, ward er den Menschen gegenüber freier; da er keine Gefahr von ihnen in der Sicherheit seines Wesens fürchtete, da er sich gefeit wußte, gab er sich williger in einer gewissen geistigen Leutseligkeit. Den „Luxus" kann er sich jetzt gestatten; ganz offen sagte er selbst: Ich habe nicht viel Freunde, ich möchte ihre Zahl gern vermehren — und ich riskiere nichts dabei.

In den Brandes-Briefen kommt diese Form der Ibsen-Freundschaft klar heraus. Es ist ein ehrlich-anständiges Geben und Nehmen. Man spürt, wie Ibsen ästhetische Anregungen empfängt und in untrüglicher Witterung merkt, wie dieser Mann zu seinem Werk gehört: „Ich habe Ihre Vorlesungen gelesen. Ein gefährlicheres Buch konnte einem trächtigen Dichter gaenicht in die Hände fallen." Aber außerhalb des Literarischen ist Ibsen durchaus der Gebende, und aus seiner weiten, festwurzelnden Erkenntniswelt bringt er dem stets in Stimmungen und Affekten befangenen Melancholiker manche Lichter. Ibsen gibt ihm das, was er für sich herausbekammen, er mahnt ihn von Zeitungsraufereien ab und empfiehlt „irritierende Gemütsruhe", er hält ihm das Enge des Kopenhagener Partikularismus vor, und wenn Brandes, wie er so gern tut, sein Herz ausschüttet und wehleidig wird, faßt er ihn auch etwas härter an: „Ich habe keinen tiefen Drang, Sie in dieser Sache zu trösten."

Alle diese Worte werden mit einer großen und ruhigen Selbstverständlichkeit ausgesprochen. Ibsen macht daraus kein Pathos, er sagt in diesen Situationen, das, was ihm aus ihr heraus, für sich und für den, mit dem er spricht, notwendig erscheint. Daß solche Worte nebenbei für den anderen Freundschaftsdienste bedeuten, steht in zweiter Linie und wird nicht betont. Und Distanz von ihm aus bleibt immer. Und wer sie nicht innehält, bekommt eine unzweideutige Belehrung, er selbst gibt gern, wenn es gewünscht wird, Rat und Meinung, aber für sich lehnt er dankend ab, Eingriffe sind ihm Uebergriffe, auch wenn sie gut gemeint sind. Als ihn Brandes einmal versichert, es werde für ihn nicht kompromittierend sein, für die neue Zeitschrift zu schreiben, berührt ihn dies über seine eigene Meinung verfügende Wort höchst peinlich, und mit entschiedener Abwehr sagt er: „Gewiß würde es Ihnen, ebenso wie jedem anderen, außer mir, schwer fallen, zu entscheiden, was ich für das „Kompromittierende" halte — mit Bischof Martensen (dem orthodoxen Theologen der Christlichen Ethik) zusammenzuarbeiten oder mit dem seligen David Strauß.

Immer ist es ein eifersüchtiges Wahren des inneren Bereichs und eine sehr hochmütige Geberde, wenn jemand mehr von ihm haben will, als er gesonnen ist zu geben. In der Polemik nicht anders als in der Freundschaft. „Nicht zum Reden zu bringen" ist er in der Polemik gegen die „Gespenster". Abseits stellt er sich mit schmalen, strengen Lippen und macht seine Studien und Beobachtungen, die er „künftig nutzen will". Er sah wohl damals mit Rudeckschem Blick die Tiermasken auf den Menschenkörpeen.

Es ist sehr natürlich, daß Ibsen besonders zurückhaltend im Reden über sein Werk ist. Die Dramen sind da, sie sollen für sich sprechen, die anderen mögen an ihnen zu deuten versuchen. Er kommentiert nicht. Er hat für das, was er sagen wollte, die prägnanteste Form gefunden, wie könnte er um diese Form herum nachträglich ein Erklärungs-

Digitized by Google

geflecht spinnen. Ganz selten klingt etwas in den Briefen, wie ein dichterisches Bekenntnis von dem „Glück, schreiben zu können“ und von dem „Kreuzzugsjubel“ beim Schaffen. Aber ein näheres Eingehen vermeidet er, oder er beschränkt sich auf das Notwendigste, wenn er gezwungenermaßen klar macht, daß die Personen der „Gespenster“ nicht die Meinung des Autors verkünden, oder er spricht ganz objektiv, daß er und Stockmann vortrefflich miteinander auskamen: „Wir haemonieren in so mancher Beziehung, aber der Doktor ist ein größerer Wirrkopf als ich.“

* * *

Aber eines gibt's, das Ibsens Temperament zum Sprechen reizt, hier geht dem Wortkargen der Mund über, und sein Herz trägt er auf der Zunge, das ist das Thema der Heimat und seines Volkes. Und wieder erkennt man deutlich die Parallele zwischen den Briefen und Gedichten. Dieselbe Weise, derselbe Text. Bitter gekränkte Liebe zu seinem Norden quält ihn. Leidenschaftlich rechnet er mit ihm ab. Er kennt alle die Fehler und Schwächen. Aehnlich wie Hamsun in den „Mysterien“ und in der „Neuen Erde“ Norwegen in schmerzlicher Liebe gezüchtigt, so geißelt auch Ibsen die Kleinkrämerei, die Mittelmäßigkeit, die Vorsichtigkeits- und Angstpolitik, den „Gemeinderatsstandpunkt“, der begrenzt nur kommunale, nicht nationale Aufgaben kennt.

Von seiner Rückkehr erzählt Ibsen, wie er nach zehn Jahren der Abwesenheit den Fjord hinauffuhr und fühlte, daß sich ihm die Brust in Beklemmung und Unbehagen zusammenschnürte, wie er nicht er selbst mehr war unter „all diesen norwegischen kalten und verständnislosen Augen, die aus den Fenstern und auf den Bürgersteigen blickten.“ Das ist die Heimkehr, von der er so viel später seinen Rubek im Totenepilog sprechen läßt: „An allen Haltestellen hielt der Zug lange endlose Zeit. Und auf jeder Station gehen zwei Männer auf dem Perron auf und ab, der eine mit einer Laterne, und sie sprechen miteinander gedämpft. Klanglos nichtssagend in die Nacht — von nichts.“

Das Bedrückende des Stillstands, des Erstarrten, Nichtigen peinigt Ibsen in der Heimat, und wie in den Gedichten wirft er auch hier seine Wut gegen die hohle Scheinbewegung des nordischen Parteilebens. Eine Begegnung mit den jetzt gleichzeitig erschienenen Fontane-Briefen trifft man hier. Beiden ist gleich die starke Abneigung gegen den Liberalismus. Ibsen kann sich nicht genug tun in Anklage und Vorwurf: die Liberalisten sind ihm die ärgsten Feinde der Freiheit, Hasenherzen nennt er sie und eine schlechte Barrikadenbesatzung.

Ginge es nach ihm, so müßten die Unprivilegierten eine „starke, resolute Partei von Draufgängern“ gründen für ausschließlich praktische und produktive Reformen, Erweiterung des Stimmrechts, Regulierung der Stellung der Frau, Volksunterrichtsreform.

Auch hier mahnt Ibsen zu einer größeren Freiheit. Die Nationen sind ihm wichtiger als der Staatsverband, und aus dem nationalen Bewußtsein entwickelt sich in weiterer Steigerung das Stammesbewußtsein. Für einen geistig einigermaßen entwickelten Menschen reicht der alte Vaterlandsbegriff heutzutage nicht mehr aus. Und seine eigene Evolution formuliert Ibsen so:

„Ich habe damit angefangen mich als Norweger zu fühlen, habe mich dann zum Skandinaven entwickelt und bin jetzt beim Allgemein-Germanischen“ gelandet.

Wir aber sehen ihn in noch weiterem Raume wurzeln, und was er von „Kaiser und Galiläer“ sagt, das möchte man zu Häupten seines Werkes schreiben:

Mein Stück handelt von Himmel und Erde.

Felix Poppenberg.

Zum 100. Geburtstag Sainte Beuves.

23. Dezember 1904.

Der Ruhm des Tagesschriftstellers ist nicht immer vergänglich. Daß auch er Dinge von bleibendem Wert schaffen kann, beweist die Stellung Sainte Beuves in der internationalen Literatur. Ihm verdankt das moderne Feuilleton Form und Einfluß, die literarische Kritik der Tageszeitung, wenn nicht ihre Entstehung, so doch ihr Bürgerrecht in den Spalten der Presse. Es war eine große Neuerung, als im Jahre 1824 in Paris „Le Globe“ gegründet wurde, zu dessen ersten Redakteuren der junge Sainte Beuve gehörte. In diesem kleinen, wöchentlich dreimal erscheinenden Blatt veröffentlichte er als schüchterne Versuche die ersten „Causeries des Lundi“, aus denen in späteren Jahrzehnten die elegante Form der gegenwärtigen Zeitungskritik emporwuchs.

Nichts erweckt so deutlich das intime geistige Leben der Vergangenheit mit seinen Hoffnungen und Uebertreibungen, seiner Größe und seiner Enge, als ein Blick in die Bände alter Zeitungen, wie sie in den Winkeln der Bibliotheken verstauben und schwer und tot von den keuchenden Dienern hervor befördert werden. Wie waren sie leicht, wie waren sie lebendig! Sie trugen Ruhm oder Vernichtung in ihren Buchstaben und warten jetzt in den Verließen der Büchereien darauf, Quellen zum Geschichtsstudium zu werden. Makulatur oder Königsmumien! Was sind uns die Kritiken Sainte Beuves, die taten Werken galten und einer toten Kunst? Melancholisch könnte die Betrachtung der alten Kämpfe stimmen, der blutigen Fehden, von denen nichts übrig blieb als ein Bündel geharnischter Worte, wenn nicht auch hier die Dauer jener Gedanken zum Ausdruck käme, die sogar in den vergänglichsten Erscheinungen den ewigen Fortschritt der Menschheit beweist.

Sainte Beuve gehörte zu den Streitern der Vorposten, die in den kleinen Scharmützeln des Alltags kämpfen, aber er verstand es, Waffen zu schmieden, die ihn überlebten, mit denen wir heute noch um Ruhm und Anerkennung fechten. Seine Feuilletons enthalten ein gutes Stück von Europas geistiger Geschichte im 19. Jahrhundert, haben doch die Wellen, die in Frankreich aufgewirbelt wurden, selbst die fernsten Kulturländer überflutet. Der junge Kritiker besprach im „Globe“ die Oden und Balladen Victor Hugos so begeistert, daß sich persönliche Beziehungen daran knüpften, die sich mit der Zeit zu intimer Freundschaft entwickelten. „Dès ce jour“ schrieb Sainte Beuve in einem Brief „j'étais conquis à la branche romantique, dont Victor Hugo était le chef.“ Er ging unter die Romantiker des sogenannten „cénacle“, wo er auch als Dichter eigene Werke las, hauptsächlich aber als verständiger Beurteiler zuhörte, wenn Hugo, Alfred de Vigny, Musset und andere Freunde ihre Manuskripte zum Vortrag brachten. Geneigt auf seiten der umstürzenden, vorwärtsschreitenden Jugend zu stehen, bereicherte er stets den eigenen Geist, indem er nie fanatisch lobte, sondern die Arbeiten der Genossen kritisch erfaßte, um beim Publikum „l'introducteur de leurs ouvrages“ zu sein. Unter den Dichtern der Vergangenheit suchte er die Ahnen der Romantik und machte sie in feinsinnigen Feuilletons von neuem bekannt. Diese Aufsätze bildeten später den ersten Band der bekannten „Portraits littéraires“. Sainte Beuve verstand es, den Barometerstand seiner Zeit abzulesen und sich die Verhältnisse nutzbar zu machen. Als das Jahrhundert fromm wurde, trat er mit Studien über die englischen Lakisten, wie Wordsworth und Coleridge, hervor und schrieb auch selbst eine Sammlung melancholischer, mystisch angehauchter Gedichte „Les consolations“ unter großem Beifall seiner romantischen Freunde. Nur Béranger erkannte die Oberflächlichkeit dieser Bekehrung und sagte voll Ironie: „Wenn Sie das Wort Heiland aussprechen, gleichen Sie den Kardinälen aus alter Zeit, die Jupiter und dem ganzen Olymp für die Wahl eines neuen Papstes dankten.“

Die Bekehrung Sainte Beuves war literarisch gewesen, wie seine Verbindung mit den Saint-Simonisten nach der Julirevolution literarisch war. „Man wird einen Lessing immer

Digitized by Google

bewundern", schrieb er damals in einem Feuilleton „man wird im Vorbeigehen mit Wohlwollen und Achtung das Marmorstandbild dieses Weisen grüßen, aber nur in die Arme eines Saint-Simon wird man sich mit Tränen der Rührung stürzen." Als Romantiker schwärmte Sainte Beuve für das große Wort „humanité", ähnlich wie Herder fünfzig Jahre früher dafür geschwärmt hatte, aber unter der Feder des französischen Kritikers wurde der Menschheitsbegriff zu einer politischen Waffe, mit der sich im demokratischen „National" die Parteiinteressen gut verfechten ließen. Doch auch hier streiften die Feuilletons nur die Außenseite der Dinge, sodaß dem geschickten Autor bei Ausklang des Saint-Simonismus ein Freund sagen konnte: „Vous êtes heureux, vous! vous n'êtes pas engagé." Er war zu kritisch gesinnt, um sich aufrichtig begeistern zu lassen.

Selbst in den Versen kam die suchende Unzufriedenheit eines theoretischen Denkers zur Geltung, der mehr darauf ausgeht, neue Formen zu schaffen als innerlich Erlebtes zur eigenen Befreiung zu schildern. Eine ähnliche Umwälzung, wie sie in Deutschland gegen Ende des vorigen Jahrhunderts von Bleibtreu nnd einigen verwandten Geistern mit der „Revolution der Lyrik" versucht wurde, hatte Sainte Beuve im Sinn, als er die „poésie familière" einführen wollte. Die mühsame, nach den Grundsätzen der Antike aufgebaute Versifikation verließ er in den „pensées d'Août", um der Prosa so nahe wie möglich zu kommen. Schon er vermied sogenannte dichterische Bilder und Umschreibungen und verfocht seine Ansichten gleichzeitig in interessanten Kritiken.

Aeußeren Eindrücken war Sainte Beuve sehr zugänglich, neuen Einflüssen stellte er sich zur Verfügung, sobald er ihre Berechtigung und ihren Wert erkannte. In Wissenschaft und Leben wurde der Hang zum Philosophieren durch das exakte Sehen und Denken naturwissenschaftlich gebildeter Menschen abgelöst. Das Feuilleton mußte diese Schwenkung an erster Stelle mitmachen, und die Tagesschriftsteller hatten ihren Phrasenschatz den Entdeckungen anzupassen, von denen man überall sprach, weil sie ändernd in das Leben eingriffen. Sainte Beuve verließ als reifer Mann den frommen Kreis der Romantiker. Er begann mystischen und religiösen Empfindungen gegenüber jenen leisen Spott zu zeigen, den der Materialismus des 19. Jahrhunderts in der Literatur angenommen hatte. Mit der Studie über den Moralphilosophen La Rochefoucauld, die er im Jahre 1840 in der „Revue des deux mondes" veröffentlichte, kehrte er — nach seinen eigenen Worten „zu gesünderen Gedanken" zurück.

Die Salons des nunmehr wieder fröhlich gewordenen Paris gaben ihm jenen weltmännischen Schliff, der seine Feuilletons bald auszeichnen sollte, und gewöhnten ihn an den leichten Ton des eleganten Frankreich, der den neuen „causeries du lundi" etwas Prickelndes, Champagnerartiges verlieh. Durch Sainte Beuves Bemühungen zog die Kritik in die Salons und bewog die vornehme Welt am literarischen Leben innigeren Anteil zu nehmen. „Amusez les gens et votre opinion fera son chemin" hatte ihm eine Pariser Dame geraten. In diesem Wort liegt das Mittel, dem mancher spätere Feuilletonist Einfluß und sogar Macht verdankte. Hauptsächlich wegen seiner guten gesellschaftlichen Verbindungen wurde Sainte Beuve unter die „Unsterblichen" der Akademie aufgenommen, als Nachfolger des Dichters Casimir Delavigne. „Wie kommt es," schrieb Madame de Girardin darüber in den ‚causeries Parisiennes', „daß Sainte Beuve, der einstige Romantiker und Republikaner, zum Liebling der ultramonarchistischen und klassizistischen Salons geworden ist? Er hat abgeschworen. Gut. Aber alles ist verloren, alles ist aus in einem Land, in dem amüsante Renegaten von den Frauen gehätschelt werden." Es war weniger Renegatentum als wachsendes Verständnis für die Forderungen der Zeit und ein immer freier werdender kritischer Ueberblick, der Sainte Beuve aus den Reihen des veraltenden Romantismus vertrieb.

Die politischen Verhältnisse drängten sich von Jahr zu Jahr mehr in das literarische Leben, bis sich die Februarrevolution wie ein Gewitter über Paris entlud. Der Kritiker des „National" trat nach Abflauen der Revolution zu dem Mitarbeiterstab des „Constitutionnel" unter der Bedingung, an jedem Montag ein Feuilleton zu veröffentlichen. Diese Kritiken, mit denen die „causeries des lundis" von neuem begannen, sind ein Markstein in der Geschichte unserer journalistischen Kritik. Kleine Kunstwerke gab Sainte Beuve seinen Lesern, zierlich abgerundet und mit Liebe ausgeführt, wenn auch nur für den einzelnen Tag geschrieben. Sie sind nach dem Bekenntnis ihres Autors „une illusion des plus fugitives au sein de l'illusion infinie." Kritischen Scheinwerfern gleich, die einen Abschnitt des Lebens hell aber flüchtig beleuchten, regten sie den Leser zum Selbstsehen und Selbstbeurteilen an.

Taktvoll verstand es der geschickte Schriftsteller die Gefahren zu umgehen, deren es in den aufgeregten Zeiten für einen Mann der Oeffentlichkeit nur allzu viele gab. Mit freundlicher Achtung, manchmal sogar sentimental, sprach er von den verbannten Prinzessinnen des Königlichen Hauses, mit kühler Anerkennung von seinen früheren Beschützern Guizot, Cousin, Villemain. Die siegreiche Demokratie nannte er scherzend „monsieur le Dauphin". Um sein Publikum zu belehren und sich selbst einen gewissen Einfluß zu verschaffen, benutzte ee das historisch-politische Feuilleton, in dem er Anspielungen und Folgerungen aus amüsanten Bruchstücken der Geschichte zog.

Er ließ jene Welt wieder aufleben, in der die Enzyklopädisten mit den großen Damen über Liebe nnd Philosophie neue Probleme besprachen, und beleuchtete diese Dinge im Gesichtswinkel des heraufdämmernden zweiten Kaiserreichs. Aufsätzen über den Abbé Barthélemy, über den Chronisten Bachaumont und Franklin folgten Studien übee Napoleon I. bei jeder irgendwie geeigneten Gelegenheit. Dee Sinn für das Aktuelle begann, der seither die Presse fast ausschließlich beherrschte.

Uebergegangen vom „Constitutionnel" zum „Moniteur officiel" schrieb Sainte Beuve seine berühmten Studien über die Dichter des klassischen Römertums und über die Helden der napoleonischen Zeit. Die Mode, den hundertsten oder fünfzigsten Geburtstag einer markanten Persönlichkeit zu feiern, existierte noch nicht, deshalb waeen die Schriftsteller meist darauf angewiesen, ihre historische Weisheit wichtigen Tagesereignissen anzureihen. Daher schwanken auch viele Arbeiten Sainte Beuves zwischen Leitartikel und Feuilleton, eine Mode, die sich in der Pariser Boulevardpresse erhalten hat. Sobald die politische Regsamkeit nachließ, ergriffen die Menschen wieder in literarischen Fragen lebhaft Partei, ähnlich, wie es zu Zeiten des entstehenden Romantismus gewesen war. Mit dem Erscheinen von Flauberts „Madame Bovary" begann der Kampf um den Realismus, der nach und nach alle europäischen Kulturländee erfassen sollte. Sainte Beuve wurde damals von einem Freund gefragt, ob auch e r auf dem Altar des neuen Götzen opfern wolle. Seine Antwort ist bezeichnend für seinen Charakter als Menschen wie als Schriftsteller. „Ich opfere, um nicht geopfert zu werden," sagte er. „Es steigt eine neue Flut auf, und wenn wir nicht freiwillig hineingehen, schwemmt sie uns fort." Dann schrieb ee eine der schönsten Verteidigungen des Realismus und suchte in der Folge nach Quellen und Gründen der jungen Bewegung, wie er einst den Ursachen der Romantik nachgespürt hatte.

Vom Moniteur zum freieren Constitutionnel zurückgekehrt, schilderte er am Ende seiner langen literarischen Laufbahn in den „Portraits contemporains" die Freunde aus den verschiedenen Zeitabschnitten. Das Werk, in dem diese Studien gesammelt sind, trägt das Wort von Senac de Meilhan an der Spitze: „Nous sommes mobiles et nous jugeons des êtres mobiles." Dieser Spruch eignet sich für das ganze literarische Leben Sainte Beuves. Ee erscheint, von unserem Standpunkt aus gesehen, in seinem Urteil fast immer gerecht. Darin lag seine Bedeutung für seine Zeit. Die Gegenwart ehrt in ihm den hervorragenden Feuilletonisten, in dessen Aufsätzen sich der Einfluß der verschiedenen Revolutionen auf die Literatur widerspiegelt.

München. Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Digitized by Google

St. Nikolaus' Phantasie.*)

Es war am Abend vor St. Nikolaus. Ich saß bei der Arbeit. Ein lustiges Feuer brannte in meinem Kamin, und in meinem Kopf flammte die Klarheit der Gedanken; und ich fühlte wie mein Wille langsam meine Gedanken verzehrte, gleich wie die Flammen die Holzscheite.

Da wird geklingelt; laut, sehr laut, unangenehm laut, sodaß ein häßlicher Ruck durch mein behagliches Denken fährt. Ich lege meine Feder hin; warte einen Augenblick; und in mein Lauschen dringt durch zwei geschlossene Türen — die Flurtür und meine Zimmertür — das Gemurmel junger Stimmen.

Ich sehe nach; und während ich die Flurtür öffne, sehe ich zwei kleine Knaben auf der Schwelle stehen, unordentlich und phantastisch kostümiert wie St. Nikolaus und sein Knecht Ruprecht.

Der Knecht, ein kleines mageres Kerlchen mit begehrlichen Augen und künstlich geschwärztem Gesicht, mit viel zu kurzen Aermeln an dem engen Kittel, streckt ein schmutziges, rotes Händchen aus. St. Nikolaus, etwas größer als der Knecht, beginnt mit klangloser Stimme ein Liedchen zu singen, das mir ohne Melodie und ohne Worte in die Ohren dringt. Auch *seine* Augen sehe ich bettein in dem unsicheren Licht, das eine nebelumhüllte Laterne über uns breitet. Hinter ihnen stehen noch mehrere kleine Mädchen und Knaben: das Gefolge des König Nikolaus.

Ein größerer Junge sieht ein wenig schüchtern zu, die Hände in den Taschen, in einer Haltung, als wagte er es eigentlich nicht so recht mitzumachen; doch schließt auch er sich der kleinen Gruppe an.

Ein dichter Nebel hängt in der Straße und umhüllt die zu mir aufblickenden Kinder wie mit schwerem Rauch: arm sind sie, schmutzig und halb erfroren, mit roten Nasen und mageren, fahlen Wangen.

Ein paar eilige Menschen gehen drüben vorbei, ohne zu sehen; in ihre wärmenden Kleider vermummt.

Kerzengerade stehen die hohen, mitleidlosen Häusermauern ringsumher, in der Ferne halb vom Nebel verwischt, in der Nähe mit seelenlosen Fensteraugen und toten Türflächen. An Fenstermänteln hängen große Tränentropfen, die hin und wieder auf die naßkalten Steine fallen.

Die kleine Gruppe blickt noch immer unbeweglich zu mir empor — mir ist's, als führe sie ein gar zu trauriges, lebendes Bild vor mir auf. Sie schaut und schaut, gespannt einige Cents erwartend, sie schaut, wie mein Gesicht aussehen wird: ob böse oder freundlich ob gleichgültig oder mitleidig . . . vielleicht auch schaut sie nur deshalb so verwundert drein, weil ich noch immer zögere . . .

Das eintönige, klanglose Stimmchen des kleinen Nikolaus singt weiter; stößt kurze Wortklänge heraus, die zuvor schon wissen, daß es ganz gleichgültig ist, ob sie schön sind oder nicht; die nur dazu da sind, die Begierde nach ein paar Cents hinter sich zu verbergen.

Ich weiß nicht, was es singt, aber es ist häßlich; und doch birgt diese vielsagende Häßlichkeit auch etwas Schönes, — die Schönheit trauriger Natürlichkeit.

Auch die grobe Maske ist häßlich; und die mit mattgoldenen Papierstreifen beklebte Mitra; und der um die mageren Beinchen schlotternde, schmutzigweiße Lappen; und der geblümte Gardinentüll, der sich wie ein Mantel um die schmalen Schultern legt. Und doch ist dies alles zusammengenommen auch wieder schön: es ist die Schönheit der ärmlichen Freude, die dieses Kind in seinem Festkleidchen empfindet, unter dem sein kleines Herz klopft, in der Hoffnung auf ein paar Cents.

Der Knecht Ruprecht trägt nur eine kleine, weiße Mütze über seinem geschwärzten Gesicht; und während er noch immer die Hand ausgestreckt hält, lächelt er mich ab und zu verlegen an, als schäme er sich ein wenig, daß man ihn so häßlich gemacht.

Ich gab ihnen etwas, einem nach dem andern, damit nicht später bei der Teilung einer von ihnen zu kurz käme, und all diese eiskalten, frostig-roten Händchen berührten flüchtig meine Hand, und bei jeder Berührung fuhr es mir wie ein Ruck durch den warmen Körper, drängte sich das schmutzige, naßkalte Händchen wie ein Vorwurf in meine, eben noch so freudigen Gedanken.

Und wie etwas Qualvolles dröhnten die beim Fortgehen mit heiserem Flüstern gesprochenen Worte des bettelnden Nikolaus in meinen Ohren fort:

Das ist nun grad' die Erste . . . die's tut.

Wie etwas Qualvolles dröhnten sie in meinen Ohren fort . . .

Und drinnen warf mein behagliches Kaminfeuer einen spöttischen Schein über mein bleiches Gesicht, einen Schein, der jetzt nicht mehr hell und fröhlich war, sondern bösartig, häßlich-rot. Während ich hineinschaute, erschien mir das Feuer mit einemmal wie eine Miniaturhölle, in der lauter Baumseelchen verbrannten.

Ich nahm meine Feder wieder auf, und versuchte weiter zu schreiben; versuchte den Weg wieder zu finden, den meine klaren, freudigen Gedanken soeben noch gegangen waren; aber es gelang mir nicht. In meinen Stuhl zurückgelehnt, blickte ich in die Miniaturhölle, in der die Seelchen der toten Bäume zusammenschrumpften und verkohlten und sich stöhnend krümmten . . .

Armer, kleiner, lebendiger Nikolaus mit Deinem Bettelgefolge dort draußen . . . . Armer, großer, toter Nikolaus, dessen große Güte so klein ward in unserer heutigen Welt, daß sie jetzt eine Lüge ist für die, welche ihrer am meisten bedürfen . . .

Armes Fest der Liebe, das zu einem Luxusfest geworden, zu einem Fest für die Reichen allein . . . armer Geber, der Du nun dort draußen in dem kalten Nebel als Bettler umherirrst! . . . dachte ich.

Die roten Flammen meines kleinen Kamins mnzüngelten wild die schrumpfenden Holzscheite, und aus ihrer Glut stieg eine Vision roter Fröhlichkeit auf.

Ich sah den Nikolaus aus meinen Kinderjahren, den guten, den angebeteten Wohltäter: ein langer Bart, in Jahrhunderten ergraut, Augen, sanft wie die einer Mutter, eine Furche, die allzuvieles, gütiges Denken zwischen die schweren Brauen gegraben.

Da waren viel Kinder um ihn her: fröhliche Gesichtchen, vor Freude gerötete Wangen, röter noch durch die Flammen der kleinen Hölle, die jetzt einem Freudenfeuer glich . . . alle die Händchen ihm entgegengestreckt: Händchen mit begehrlich sich bewegenden, fragenden, kleinen Fingern . . . die Augen auf ihn gerichtet: Augen voll sehnsüchtigen Verlangens . . . die Herzchen ihm entgegenjubelnd: vor Erwartung hochklopfende Herzchen . . .

Und nun . . . war das wohl St. Nikolaus, der Geber? . . . Wo blieb sein langer Bart, in Jahrhunderten ergraut? . . . wo seine Mutteraugen? . . . wo sein Bischofsgewand? . . .

Das kleine Freudenfeuer in meinem Kamin erlosch zu einem Strahlenkranz, der weißer war als Freudenfeuer zu sein pflegen . . . und inmitten jener ruhigen, silbernen Strahlen stand dort der Vorgänger des Nikolaus, der Mann mit den tiefen Denkeraugen . . der Ewig-Junge: der Mann, der einst die Worte sprach: „Lasset die Kindlein zu mir kommen": der größte aller Wohltäter . . .

Und rings um ihn standen sie: die Kindlein . . . sie wurden ihm von allen Seiten von unsichtbaren Händen dargereicht . . sie drängten sich an ihn, umklammerten seine Kniee, hingen sich an seinen Hals . . . und er umfaßte sie alle . . . alle . . . mit der Liebe, die aus seinen tiefen Denkeraugen strahlte.

Und da waren keine armen Kinder unter ihnen . . .

Und auch bei dem Nikolaus in dem kleinen Freudenfeuer waren keine Armen gewesen . . .

Sonst würde ich sie gesehen haben . . .

Denn auch, wenn es verkleidete Arme gewesen wären, so würde ich sie erkannt haben an ihren sehnsüchtigen Hunger-

*) Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Holländischen von E. Otten.

augen. Und wenn sie jene Augen geschlossen hätten, so würde ich sie erkannt haben an den Falten um ihren allzu früh gealterten Mund; an ihren schmalen Wangen . . . ich würde die erlittene Kälte in ihren zarten Fingern haben zittern sehen . . . ich würde trotz ihrer geliehenen Kleider gewußt haben, daß sie nackt waren . . .

So wie ich hinter unsern schönen Straßen und Palästen und Läden und Gebäuden und Kirchen und Museen und Standbildern und Monumenten sehe, daß wir in vielen Dingen häßlich sind . . .

Und siehe . . . während ich so dachte, veränderte sich auch das kleine, weiße Strahlenkranzfeuer in meinem Kamin. Die gebogenen Splitter der in der Höllenglut stöhnenden Baumseelchen hatten sich zu beinahe ausgekohlten Schlacken zusammengezogen.

Und die Kinder, und Er, der sie lieb hatte, schwebten in einer dünnen, grauen Rauchsäule in den Schornstein hinein, und der blies sie dorthin, wo das Reich der Phantasie ist.

Aber den schwarzen Schlacken der verzehrten Bäume entstieg eine häßliche, magere, schmutzig-braune Gestalt: die Lüge.

Es war nicht die Lüge mit dem Scheinantlitz, es war die echte, nackte, dürre, abscheuliche Lüge mit dem Wahrheitsgrinsen; so bin ich nun einmal! schien sie zu sagen . . .

Und die Kälte, die ihrem nackten Körper entströmte, umfing mich, sodaß mich fröstelte . . .

Sie war ein Frauenskelett, mit einer Haut bedeckt, einer gelbbraunen Haut, voller schwarzer Löcher. Auf ihren Zähnen lag Blut, das auch über ihre dünnen, roten Lippen rann; und an ihren langen, dünnen, klauengleichen Fingern saßen Nägel wie Dolche.

Rings um sie her, wie Zweige, die im Herbst von den Bäumen geweht sind, lagen kleine Kinderleichen, ausgemergelt, in ihrer Lumpenkleidung.

Sie waren wirr durcheinander geworfen, wie wertlose Dinge.

Auf ihren Zügen lag kein schrecklicher Ausdruck; nur daß sie Armut sprachen. Und das häßliche, braungelbe Weib begann zu tanzen . . . es tanzte neben, auf und über den Kinderleichen mit abscheulichem Grinsen; und grinsend kreischte es; Hopsa . . . ich bin Nikolaus . . . ich bin der Nikolaus der Armen . . .

Und es zerrte eine der kleinen Kinderleichen am Arm umher und schrie wild: „Und Ich bin das, was von dem großen Kinderfreund übrig geblieben ist! . . .“

Und das Weib schnitt den toten Kindern häßliche Grimassen und griff schwebendes Spielzeug aus der Luft: das schönste . . . . . und Süßigkeiten: die teuersten . . . und hielt das alles den wirr durcheinandergeworfenen Kindern vor die entfärbten Gesichter, und tanzte immerfort und schrie: „Und Ich bin Nikolaus . . . und Ich bin Nikolaus . . . und Ich bin der Nikolaus der Armen! . . .“

Und die Kinderleichen wanden sich unter dem Gewicht ihrer Füße, und fielen wirr durcheinander, wie wertlose Dinge . . .

Und die schneidende Kälte, die aus der Stimme des Weibes zu mir drang, ließ mich fröstelnd aufstehn . . .

Dies konnte sie nicht ertragen: die Lüge will niemals, daß einer gegen sie aufsteht . . . mit dumpfem Knistern verschwand sie in den jetzt gänzlich ausgebrannten Schlacken, die schon halb zu Asche verkohlt waren . . .

Da sah ich, daß mein lustiges Abendfeuer ausgegangen, und ich fühlte, daß mein Zimmer sehr kalt geworden war. Und überall ringsumher, wo vor einer Stunde noch ein lustiger Lichtschein über meine vertrauten Möbel geglitten, blickten mich jetzt bleiche Kindergesichter an: arm, schmal, hungrig, mit großen, verlangenden Augen.

Es war nicht anzusehen . . . Ich warf meine Feder hin . . .; verdrießlich; was konnte ich dafür, daß es auf der Welt arme Kinder gab?

Wissend, daß ich nun doch nicht mehr arbeiten konnte, kleidete ich mich an und ging auf die Straße in den Nebel hinaus. Die nasse Kälte legte sich um mich. Häßlich, bleich, blutarm sahen die Laternen aus. Der Himmel über den Häuserdächern war kohlschwarz.

In den durch viel lockendes Licht lustig gemachten Geschäftsstraßen, vor einladenden, winkenden Schaufenstern standen sie wieder . . . die sehnsüchtigen Kinder . . . die kalten Nasen gegen die Scheiben gedrückt, die verlangenden Augen auf all die Süßigkeiten gerichtet, mit den Blicken den Bewegungen derer folgend, die dort drinnen waren, um zu kaufen . . .

Ach, guter, toter Nikolaus, wie furchtbar tot bist Du! . . . Ach, armer, toter Nikolaus, auch Dich hat das Geld bereits getötet.

Sie sagen, daß Du niemals gelebt habest, daß Du ein Symbol seiest: Wotan, über die Dächer reitend; sie sagen, daß die, welche Dich anbeten in der Gestalt eines Heiligen: des guten Bischofs von Myra, in Dir einen Begriff verehren . . .

Dann doch jedenfalls ein Symbol, hinter dem sich die Lüge verbirgt . . . die echte, nackte, dürre, abscheuliche Lüge, die ich in meinem Kaminfeuer gesehen hatte . . . dann doch einen Begriff, der gestorben ist hinter dem Wort, das ihn ausdrückt . . .

Als ich heimging, sah ich an der Ecke der Straße, in der ich wohne, die kleinen Nikolause: die kleinen, bettelnden Nikolause mit ihrem Gefolge. Und als ich an ihnen vorüberging, drückten sie sich, halb ehrfürchtig ausweichend, gegen eine der mitleidslos geschlossenen Häusermauern, während einer aus der kleinen Gruppe sagte:

„Da ist sie! . . .“

Sie schienen zu finden, daß meine billige Centfreundlichkeit etwas bedeutete . . . sie schienen zu glauben, daß ich etwas Liebes, etwas Gutes, etwas Schönes getan habe.

Ich blickte sie nicht an, gab ihnen auch nichts mehr . . . ich schämte mich.

Und ich glaube, daß ich mich niemals so tief erniedrigt gefühlt habe, wie damals in meiner armen Machtlosigkeit nur ein einziger Mensch zu sein anstatt Millionen.

Und der Nebel jenes Nikolausvorabends hing noch lange, noch sehr lange, um mich und in mir.

Amsterdam. Marie Metz-Koning.

„Der Landschaftsmaler“. Ein Malbuch für Kinder von Hans Thoma. — Das deutsche Malbuch: „Schneewittchen“. „Dornröschen“ usw. — Das deutsche Bilderbuch: „Marienkind“. „Aschenputtel“ usw. Verlag von Josef Scholz, Mainz.

In dem Liebeswerben der modernen Kunst um das Kinderbuch stellen die Neuerscheinungen des Scholzschen Verlages eines der wenigen glücklichen Kapitel dar. Was bislang auf diesem Gebiet in Deutschland geboten worden, scheiterte zumeist an der Charybdis des Unkünstlerischen oder ging an der Skylla des Unkindlichen unter; zum mindesten standen alle Versuche so sehr hinter den englischen Leistungen zurück, daß es schwer fiel, Freude daran zu haben. Das scheint jetzt anders zu werden. Die Illustrationen der vorgenannten Bücher sind voll Märcheninnigkeit; sie finden den Weg zum Gemüt der Kinder; sie sind aus frommer Phantasie erwachsen. Zugleich aber sind die künstlerischen Ausdrucksmittel ausgesprochen modern. Gestalten und Landschaften sind stilisiert. Die Malbücher — deren linke Seite die ausgeführte Vorlage, die rechte die vorgedruckte Grundierung bietet — sind in der Farbengebung so einfach gehalten, daß der Pinsel des Kindes sie unschwer wiedergeben kann. Besonders reizvoll wäre der Gedanke, eine Reihe schlichter Thomascher Landschaften derart als Vorlage zu bieten. Das Wort, daß ein tiefer Sinn im kindlichen Spiele liege, mag hier in anderer, aber nicht schlechterer Weise wahrgemacht werden.

E. H.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 14. Berlin, den 31. Dezember 1904. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer. Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Wie der Abschluß des alten Jahres Anlaß zu Rückblicken auf die äußere und innere Politik des verflossenen Jahres bietet — wir bringen in dieser Nummer zunächst eine Würdigung der auswärtigen Politik — so regt der Beginn des neuen Jahres zu politischen Ausblicken an. Hier ist es eine zuerst recht harmlos erscheinende Zeitungsmache, die, eben an die Oeffentlichkeit gekommen, sehr wohl den Ausgangspunkt für politische Neujahrsbetrachtungen bieten kann. In der „Schlesischen Zeitung", einem führenden konservativen Provinzblatt, war vor Wochen ein Bußtagsartikel erschienen, der vom Standpunkt des angeblich bereits allzusehr belasteten Unternehmertums aus gegen den weiteren Ausbau der Sozialgesetzgebung protestierte. Dieser Artikel fand, obwohl er nach Form und Inhalt von den üblichen antisozialen Stilübungen konservativer Redaktionen erheblich abstach, zunächst keine Beachtung. Trotzdem ist er in einer Form vom Berliner Vertreter der weitverbreiteten „New-Yorker Staatszeitung" für sein amerikanisches Blatt übernommen worden, die den Verdacht nur verstärken muß, daß der Vater des Bußtagsartikels kein beliebiger konservativer Schriftsteller oder Politiker ist. In der „New-Yorker Staatszeitung" finden sich Sätze, die ganz danach aussehen, als sollten sie später dem deutschen Kaiser, dessen Sympathie für alle amerikanischen Provenienzen ja bekannt ist, in den berühmten Ausschnitten, die er zu lesen bekommt, vorgelegt werden. Wir zitieren zur Kennzeichnung der Sache nur folgenden Abschnitt:

„Der Kaiser soll einmal gesagt haben: „Ich kann nur Amerikaner brauchen". Offiziös ist das in Abrede gestellt worden. Aber es steckt in dem Wort eine Wahrheit, die im Laufe der Zeiten frappant hervortreten kann. Zukunft hat nur ein Volk, das sich auf seine gesunde Kraft verläßt und nicht auf Krankheit wie auf einen Glücksfall spekuliert. Die Fürsorge, wie sie staatlich jetzt in Deutschland organisiert ist, entnervt und entsittlicht die Arbeiterschaft. Sie bricht nicht nur die Kraft des zurzeit arbeitenden Geschlechts, sondern züchtet ganze Generationen von geistig und physisch Minderwertigen, indem sie die Selektion derjenigen ausschaltet, welche zum Lebenskampf befähigt sind."

Wer sich mit der Psychologie Wilhelms II. nur etwas beschäftigt hat, wird zugeben müssen, daß solche Argumentationen ihren Eindruck auf ihn nicht verfehlen werden. Daß sie ihm aber zu Gesicht kommen, dafür werden sicherlich dieselben höchst geschickt arbeitenden Hände sorgen, die den Bußtagsartikel der „Schlesischen Zeitung" und seine auffällige Ueberarbeitung in der „New-Yorker Staatszeitung" geschrieben oder doch inspiriert haben. Zu allem Ueberfluß bemühen sich auch „Schlesische Zeitung", „Hamburger Nachrichten" und gesinnungsverwandte Blätter durch wörtliche oder auszugsweise Wiedergabe der amerikanischen Einkleidung merkwürdig eifrig um Verbreitung der antisozialen Gedankengänge. Sie demonstrieren alle wie auf Verabredung in derselben Art: Die Lasten, die die Arbeiterversicherungsgesetze dem deutschen Unternehmertum auferlegen, seien nachgerade so unerträglich geworden, daß ein Stillstand in der Sozialreform eintreten müsse. Dies müsse um so mehr geschehen, als sowohl wirtschaftlich wie politisch die Versicherungsgesetzgebung das Gegenteil dessen bewirkt habe, was man von ihr erhoffte. Wirtschaftlich entnerve und entsittliche sie die Arbeiterschaft, und politisch reize sie sie gegen den Staat auf. Nach eindringlicher Warnung vor der angekündigten Witwen-, Waisen- und Arbeitslosenversicherung laufen die „zeitgemäßen Betrachtungen" in einen Appell an das deutsche Arbeitgebertum aus, es solle endlich gegen den weiteren Ausbau der Sozialpolitik Front machen. Daß diese ungewöhnlich raffinierte Zeitungskampagne auf „höhere Einflüsse" zurückzuführen ist, kann für den Kenner unseres Zeitungswesens keinem Zweifel unterliegen. Und da die Reaktion nicht nur auf sozialpolitischem, sondern auch auf allgemeinpolitischem Gebiet wachsenden Einflusses sich rühmen darf, so hat der entschiedene und soziale Liberalismus keinen Anlaß, optimistisch ins neue Jahr einzutreten. Daß er deshalb nicht verzweifeln wird, hat er in ähnlich schwierigen Lagen schon zur Genüge bewiesen.

Die preußische Sozialdemokratie ist zu einem eigenen Parteitag in Berlin zusammengetreten, um sich mit den reaktionären Gesetzen zu beschäftigen, die uns das preußische Dreiklassenparlament aufoktroyieren will: Wohnungsgesetzentwurf, Kontraktbruchvorlage und Schulkompromiß. Das urreaktionäre Landtagswahlrecht wird dabei noch ganz besonders gewürdigt! Schon die Preußenkonferenz der Sozialdemokratie an sich ist ein erfreuliches Symptom für das Erstarken realpolitischer Tendenzen in der Drei-Millionen-Partei. Wie ein Märchen aus alten Zeiten erklingen ihr gegenüber die Rodomontaden jener ultraradikalen Zionswächter, die noch vor wenigen Jahren jede ernsthafte Beteiligung an den preußischen Landtagswahlen für eine Parteigefahr erklärten, weil sie ohne Wahlkompromisse mit bürgerlich Liberalen undenkbar sei. Zwar gibt es heute noch hier und da Vertreter dieses antiquierten Radikalismus unter den Genossen, aber ihr schwindender Einfluß wird gerade durch die Berliner Konferenz drastisch dokumentiert. „Heute wächst", so konstatiert der „Vorwärts", „mehr und mehr in der Sozialdemokratie die Erkenntnis, daß alle Tätigkeit im Reich und im Reichstag so lange an der freien Entwicklung gehemmt ist, als von Preußen aus es möglich ist, die auf dem demokratischen Wahlrecht beruhende Reichspolitik zu verkrüppeln und zu zerbrechen." Natürlich wird diese Entwicklung nicht durch noch so stimmungsvolle Parteitage und noch so flammende Protestresolutionen beeinflußt, sondern nur durch aktive Teilnahme an der preußischen Politik. Aktive Teilnahme kann aber bei den gegebenen Machtverhältnissen nichts anderes bedeuten, als Verständigung mit dem Liberalismus, soweit dieser für einen entschiedenen Kampf gegen Junkertum und Reaktion

zu haben ist. Mag also der Parteitag der preußischen Sozialdemokratie immerhin noch etlichen bekannten revolutionären Fanatikern Gelegenheit zur Wiederholung ihrer alten Kraftausdrücke und ihrer abgestandenen Weisheitssprüche geben: Die einsichtigen Genossen werden sich der Erkenntnis nicht verschließen können, daß ein Parteitag ohne den Willen zu gelegentlicher praktischer Zusammenarbeit mit dem entschiedenen Liberalismus eine Farce ist. Das liberale Bürgertum aber wird, soweit ihm eine törichte Sozialistenfurcht den Blick noch nicht völlig getrübt hat, aus den Parteitagsverhandlungen erkennen müssen, daß eine sozialdemokratische Anteilnahme an der praktischen Politik in Preußen de facto auf eine Verstärkung entschieden liberaler Politik hinauslaufen muß.

In der „Freien Deutschen Presse" (Freisinnige Zeitung), Nummer vom 29. Dezember, wird in einem sehr wortreichen Leitartikel der Versuch gemacht, das Verfahren des Herrn Kopsch und seiner volksparteilichen Freunde in Lippe-Detmold bei den jüngsten dortigen Landtagswahlen zu rechtfertigen. Dieser Leitartikel redet des langen und breiten um die Sache herum, während auch nicht eine einzige der Tatsachen, die wir vor acht Tagen an dieser Stelle mitteilten, bestritten werden kann. Da hier ein typischer Fall von parteipolitischer Untreue und zugleich Ungeschicklichkeit vorliegt, so markieren wir kurz noch einmal etwas ausführlicher die tatsächlichen Vorgänge:

Am 9. November trat eine Konferenz, bestehend aus je 21 Mitgliedern der Freisinnigen Volkspartei und der Lippeschen Volkspartei (unsere Freunde) zusammen, um sich über ein gemeinsames Vorgehen bei den Landtagswahlen zu verständigen. Es wurde in allen Punkten eine Verständigung erzielt, insbesondere auch darüber, daß der VI. Wahlkreis, der bisherige Wahlkreis des Herrn Meier-Jobst, der freien Bewerbung um das Mandat vorbehalten werden solle. Da es sich in diesem Falle um den Führer der Freisinnigen Volkspartei handelte, der allerdings im Laufe der Zeit das Vertrauen der Wähler in starkem Maße eingebüßt hatte, so enthielten sich unsere Freunde in der Konferenz bei diesem Punkte sowohl der Diskussion wie der Abstimmung, und der betreffende Beschluß wurde von der Mehrheit der freisinnig-volksparteilichen Konferenzmitglieder allein gefaßt. Die Beschlüsse der Konferenz vom 9. November wären zweifellos auch seitens der Lippeschen Freisinnigen Volkspartei aufrecht erhalten worden, wenn nicht am 12. November Herr Kopsch erschienen wäre und die erfolgte Verständigung über den Haufen geworfen hätte. Von dieser Tatsache wurde unseren Freunden bereits am 12. November offiziell Mitteilung gemacht. Dies Verfahren empörte einen der freisinnig-volksparteilichen Kandidaten so, daß er schriftlich unseren Freunden gegenüber erklärte, er könne nach einem solchen Verhalten die Verbindung mit der Freisinnigen Volkspartei nicht länger aufrechterhalten. Daraufhin wurde dieser Kandidat von unseren Freunden unterstützt und im ersten Wahlgange durchgebracht.

Infolge des unter dem Einfluß des Herrn Kopsch erfolgten Bruches der Vereinbarungen stellten unsere Freunde nun auch in einigen jener Wahlkreise, die sie in der Konferenz vom 9. November der Freisinnigen Volkspartei überlassen hatten, eigene Kandidaten auf, u. a. in dem I. Wahlkreise der dritten Klasse. Das Resultat der Hauptwahl in diesem Kreise war das folgende: Der Kandidat unserer Freunde erhielt 381 Stimmen, der Sozialdemokrat 281, der Kandidat der Freisinnigen Volkspartei 261 und ein speziell bückeburgischer Kandidat 202 Stimmen. In der Stichwahl brachte es der Sozialdemokrat, nachdem die Freisinnige Volkspartei für den Sozialdemokraten offen Propaganda gemacht hatte, auf 743 Stimmen und wurde gewählt. — Im III. Wahlkreise brachte es der Sozialdemokrat bei der Hauptwahl auf 530 Stimmen, der Kandidat unserer Freunde, mit dessen Kandidatur man sich in der Konferenz vom 9. November seitens der freisinnigen Volkspartei ausdrücklich einverstanden erklärt hatte, auf 522 Stimmen, und der Kandidat der freisinnigen Volkspartei auf 334. Auch in diesem III. Wahlkreise wurde der Sozialdemokrat nur durch das Eintreten der freisinnigen Volkspartei gewählt. — Im VI. Wahlkreise, in dem sich die Führer der beiden freisinnigen Richtungen, Dr. Neumann-Hofer und Meier-Jobst, gegenüberstanden, erhielt bei der Hauptwahl der erstere 566, der letztere 513 Stimmen, während auf die Konservativen 61 und auf die Sozialdemokraten 231 Stimmen fielen. Die Stichwahl in diesem VI. Wahlkreise vollzog sich einige Tage später als die Stichwahlen im I. und III. Wahlkreise, woselbst die freisinnige Volkspartei den Sozialdemokraten den Sieg verliehen hatte. Die Leitung der sozialdemokratischen Partei in Lippe-Detmold hatte vorher gegen Meier-Jobst die schwersten politischen Beschuldigungen erhoben. Als aber die Unterstützung der Sozialdemokratie im I. und III. Wahlkreise seitens der freisinnigen Volkspartei perfekt geworden war, hielt sich die Leitung der Sozialdemokratie für verpflichtet, nun auch ihrerseits den Pakt zu erfüllen und für Meier-Jobst einzutreten. Der sozialdemokratische Führer Becker forderte denn auch öffentlich seine Freunde auf, nunmehr Meier-Jobst zu wählen. Die Masse der sozialdemokratischen Wähler hatte für diese skrupellose Taktik aber kein volles Verständnis und folgte nur zum Teil der Parole ihres Führers, sodaß in diesem Wahlkreise Meier-Jobst schließlich doch unterlag und zwar mit 1037 gegen 1189 Stimmen, die auf Neumann-Hofer fielen.

Dies sind die nackten Tatsachen, die wir allen Verdrehungen der „Freisinnigen Zeitung" gegenüberstellen. Die „Freisinnige Zeitung" hat lange genug auf unseren Widerwillen gegen Paketzänkereien spekuliert, um die Wahrheit ungestört entstellen zu können. Der Erfolg ist nur der gewesen, daß man immer ungenierter die Wahrheit zu korrigieren versucht hat. Solchem Treiben gegenüber ist es schlechterdings notwendig, wenigstens von Zeit zu Zeit ein Exempel zu statuieren.

Während der ungarische Ministerpräsident Tisza noch einen letzten vergeblichen Versuch zur Niederringung der Opposition macht, dessen angesehenster und einflußreichster Wortführer in der vorliegenden „Nation"-Nummer die unhaltbaren Zustände des ungarischen Regierungssystems ausführlich schildert, hat sein österreichischer Kollege, Ministerpräsident Dr. v. Körber, durch seine Demission aller Welt eine richtige Weihnachtsüberraschung bereitet. Natürlich glaubt niemand an die widrigen Gesundheitsverhältnisse, die ihm das Rücktrittsgesuch diktiert haben sollen; man ist vielmehr ganz allgemein davon überzeugt, daß die trostlosen parlamentarischen Zustände ihn zur Niederlegung seines Amtes nötigten. Körber ist offenbar kein Anhänger des bewährten Grundsatzes „wenn ich's nicht tue, tut es ein anderer", sondern er legt nach beinahe fünfjährigem redlichen Bemühen sein Amt nieder, weil er keine Möglichkeit eines gedeihlichen Zusammenarbeitens mit dem verrotteten österreichischen Parlamentarismus mehr sieht. Was wird sein Nachfolger tun?

Der russische Freiheitsfrühling hat kaum drei Monate gedauert. Noch ehe er zur Entfaltung kommen konnte, hat sich Zar Nikolaus II. auf das Wort seines Vorfahren Alexander II. zurückgezogen, das dieser nach Mitteilungen Bismarcks an den Minister von Schleinitz auf die freimütige Forderung einer Verfassung erwidert haben soll: „Point de notables; je ne veux pas de 1789". Nikolaus II. hat einen Ukas veröffentlicht, der — lucus a non lucendo — als „Reformerlaß" von der offiziösen russischen Presse gefeiert wird. Keine der Hauptforderungen der Landschaftsversammlungen ist darin berücksichtigt, die vor allem stürmisch verlangte Volksvertretung wird überhaupt nicht erwähnt. Manche Versprechungen sehen ja aus wie ein Kompromiß zwischen den fortschrittlichen und den konservativen Strömungen, die sich bekanntlich auch in der engeren Umgebung des Zaren bemerkbar machen. Allein diese Zugeständnisse sind in so dehnbare Formeln gekleidet, daß sie zu nichts verpflichten und zweifellos nach Beseitigung der augenblicklichen äußeren Nöte gänzlicher Nichtbeachtung anheimfallen werden. Nimmt man die Aeußerung des Zaren hinzu, daß die Wünsche auf Einführung der Volksvertretung „frech und taktlos" seien, so ist kein Zweifel am Triumph des Absolutismus Pobjedonoszeffs über den Liberalismus eines Fürsten Swjatopolk-Mirski mehr möglich. Rußland steht heute genau dort, wo es vor zehn Jahren stand, als die von der Semstwovertretung von Twer formulierten Wünsche nach einer Verfassung und Beteiligung des Volks an der Gesetzgebung als „unsinnige Träumereien" bezeichnet wurden. Nur daß inzwischen die russische Intelligenz unzählige neue Enttäuschungen erlitten und die Beamtenkamorra ebensoviele neue Schandtaten aufzuweisen hat. Eben deshalb aber wird nach dieser letzten schweren Enttäuschung die Intelligenz in Rußland noch mehr als seither in das Lager des Radikalismus getrieben, und der Absolutismus wird noch stärker als seither mit revolutionären Gewalttaten zu rechnen haben.

* * *

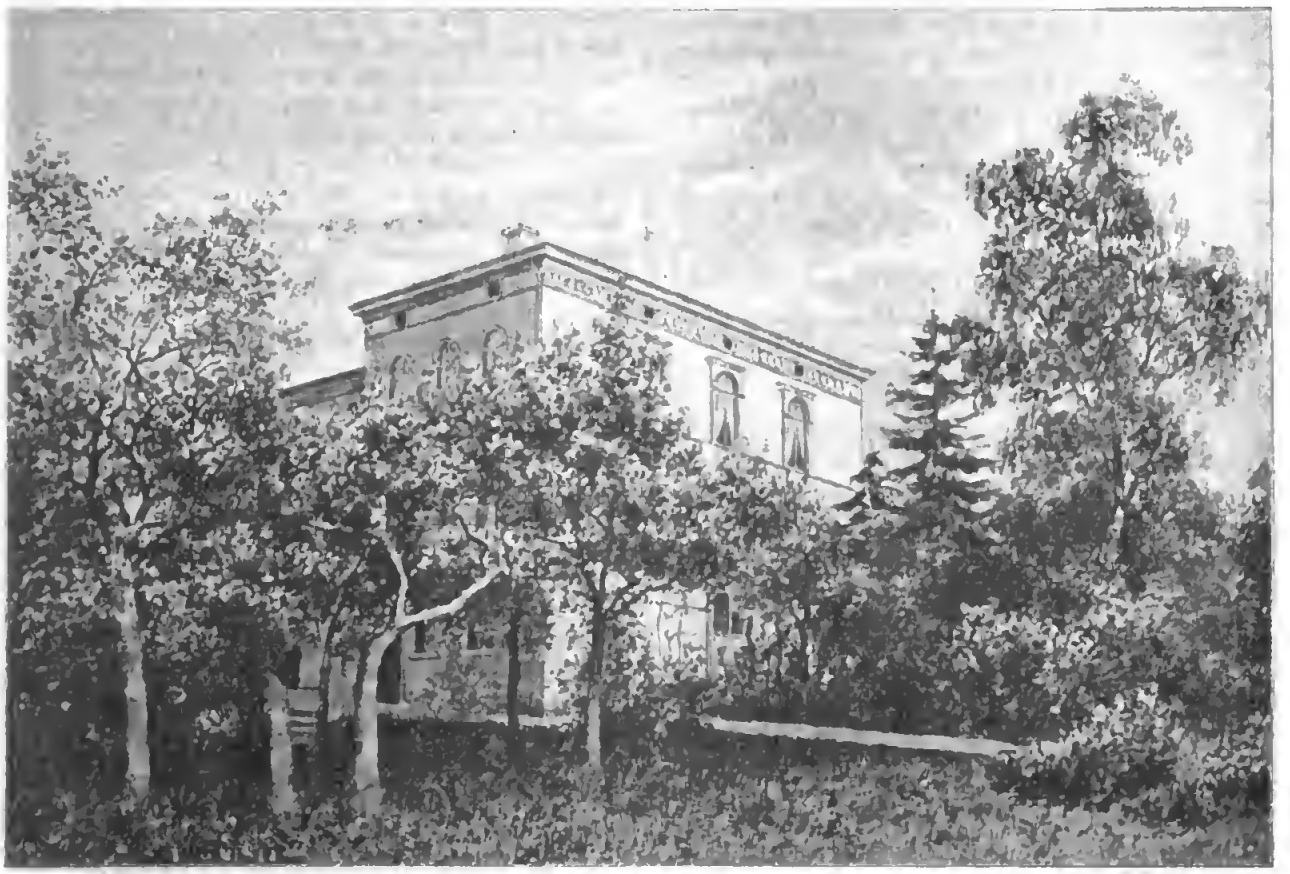
Digitized by Google

PENSIONAT

VON

AGNES UND ELISABETH MÜLLER

STAATLICH IN PREUSSEN GEPRÜFTE SCHULVORSTEHERINNEN.



REINHARDSBRUNNER STRASSE 12 **GOTHA** REINHARDSBRUNNER STRASSE 12

ERZIEHUNGS-ANSTALT FÜR TÖCHTER GEBILDETER STÄNDE.

Digitized by Google

Das Ziel unseres Institutes ist, die Zöglinge unter hervorragender Berücksichtigung der körperlichen Entwicklung durch harmonische Ausbildung von Geist, Gemüt und Willen stark und fähig für die Anforderungen des Lebens zu machen. In dem Alter, in welchem sich der Charakter bildet, sollen sich die jungen Mädchen an nützliche Arbeit, an freudige Pflichterfüllung gewöhnen. Sie sollen mit dem Gedanken heranwachsen, im Leben nützen zu wollen und sollen nützen lernen, welche Stellung ihnen auch in der Zukunft vorbehalten sein möge. Wenn jedes Mitglied des weiblichen Geschlechtes ein Dasein ohne weiten Pflichtenkreis als beschämend empfände, wenn jede Frau Tüchtiges gelernt hätte und den Drang in sich fühlte, ihr Wissen und Können zum Besten anderer zu verwerten, würde ein grosser Teil der allgemeinen Not gelindert werden. Das sollen unsere Zoglinge erkennen, und zur Erreichung dieses Zieles — gesund an Körper und Geist — mitzuwirken, dazu wollen wir sie befähigen.

Die körperliche Entwicklung unserer Pensionärinnen wird begünstigt durch eine allen hygienischen Anforderuugen der Neuzeit entsprechende Wohnung, mannigfaltige Bewegung und kräftige, reichliche Ernährung.

Unser Haus liegt in einer der Villenstrafsen Gothas, hoch und frei, in unmittelbarer Nähe des ausgedehnten herzoglichen Parks. Alle Wohn- und Schlafzimmer, letztere sämtlich in der ersten Etage, sind grofs, hoch und hell.

Ein Spaziergang unter Aufsicht der Lehrerinnen erscheint uns nicht als ausreichende körperliche Bewegung. Wir pflegen alle Arten von körperlichen Übungen. In unserem grossen Garten mit schattigen Bäumen, in welchem für Spiel- und Turnplatz mit Gerüst und mannigfachen Geräten gesorgt ist, turnen, spielen und gärtneru wir. An freieu Nachmittagen und in den Ferien machen wir weitere Fusstouren nnd zu Pfingsten eine 5—8tägige Reise in den Thüringer Wald, der von hier aus leicht zu erreichen ist. — Im Winter vergnügen sich unsere Pflegebefohlenen auf der Eisfläche des herzoglichen Parkteiches in munterem Schlittschuhlauf, während wir in allen Jahreszeiten gleichmässig suchen, ihre Gewandtheit bei leichten häuslichen Verrichtungen zu üben.

Auch zarte Mädcheu, die nicht einem regelmässigen mehrstündigen Schulunterricht beiwohnen können, sind bei nns gut aufgehoben. Für solche Kinder, die an einer Rückgratsverkrümmung oder dergleichen leiden, kann durch das hiesige medico-mechanische Institut bestens gesorgt werden.

Die Verstandes-Erziehung — zu dieser Überzeugung sind wir durch mehr als 15jährige padagogische Erfahrung gelangt — erfordert dringend Beschränkung der Stundenzahl, gründliche Sichtung des Lehrstoffs nnd Beschränkung in der Frequenz der Klassen. Mit einer Verminderung der Lehrstunden haben wir gute Resultate erzielt. Dabei bewahrt der jugendliche Geist seine frische Aufnahmefähigkeit, arbeitet mit Lust und gewinnt mehr und Dauernderes, als wenn wir ihn während fünf bis sechs Unterrichtsstunden aufs äusserste anspannen. Wir lassen ferner die Unterrichtsstunden mit Erholungspausen nnd Bewegungsspielen abwechseln und unterrichten, so oft es die Witterung gestattet, im Freien.

Fern aber sei es von uns, die Bildung der Mädchen beschränkt sehen zu wollen; wir wollen sie vertieft wissen und halten eine gründliche Ausbildung für das weibliche Geschlecht für unerlässlich. Bedürfen sie derselben doch aufs notwendigste als Erzieherinnen der kommenden Generation.

Beim Lehrstoff bestreben wir uns, nicht zu viel zu geben, sondern das Wesentliche und dieses gründlich, damit sich das Gedachtnis nicht mit unnützem Ballast beschwere und williger geistig verarbeitetes Wissensgut sich zum dauernden Eigentum mache.

Eine Beschränkung der Schülerinnenzahl in den Lehrstunden wünschen wir, weil es bei Mädchen fortgesetzter Anspornung bedarf, um sie bei der Sache zu erhalten und zu einer selbständigen Beherrschung des Lehrstoffs zu fördern.

Um unseren Pensionärinnen, deren Vorbildung beim Eintritt in uuser Haus verschieden zu sein pflegt, ein gleichmassiges Fortschreiten zu ermöglichen, herrscht in unserer Anstalt kein Klassenzwang, sondern Fachsystem; das heisst, die Aufnahme in die verschiedeuen Kurse erfolgt je nach der geistigen Förderung der Schülerin in den einzelnen Lehrfächern. Regelmässiger Unterricht wird erteilt in Religion, Erziehungslehre, Pädagogik, Deutsch (Stilistik, Literatur, Lektüre, wenn notwendig Grammatik und Orthographie), Franzosisch, Englisch, Rechnen, Geschichte und Kunstgeschichte, Geographie, Physik, Naturgeschichte (der zoologische Unterricht in der naturhistorischen Abteilung des Museums, der botanische auf Exkursionen), Zeichnen, Handarbeit, Tanzen (Auswahl frei). In der Anstalt werden regelmässig Schülerinnen zum preussischen Lehrerinnen-Examen vorbereitet. *

Der Unterricht wird ausser von den Vorsteherinnen von einer Französin, institutrice (diplôme supérieur) aus Paris, und auf der Oberstufe in Religion von Herrn Pfarrer *Fr. Burbach*, in Stilistik von Herrn Dr. *Kurd Lasswitz*, Professor am Herzogl. Gymnasium Ernestinum in Gotha, in Geschichte und Kunstgeschichte von Herrn Bibliothekar Dr. *B. Pick*, Professor an der Universität Jena, in Physik von Herrn Dr. *Carl Rohrbach*, Direktor der Realschule hierselbst, in Zeichnen und Malen von Herru Zeichenlehrer und

Digitized by Google

Landschaftsmaler *Asperger*, in Chorgesang von Herrn Kapellmeister *Lorenz* erteilt.

Der Unterricht soll indessen nicht das einzige Bildungsmittel für unsere Pflegebefohlenen bleiben, sondern verständnisvoll geleitete Lektüre, guter Verkehr und für das reifere Alter auch der Besuch von Vorträgen und Theatervorstellungen sollen mitwirken, den geistigen Horizont zu erweitern.

Auf Fertigkeit im Gebrauch der neueren Sprachen legen wir besonderen Nachdruck. Von Monat zu Monat abwechselnd wird Englisch, Französisch (unter Leitung der ausländischen Lehrerinnen), oder Deutsch als Verkehrssprache angewendet und die Unterhaltungslektüre für die Mussestunden in der betreffenden Sprache gewählt. Dadurch erlangen unsere Zöglinge die Fähigkeit, sich nach einjährigem Aufenthalte in unserm Hause gut, nach zweijährigem Verweilen bei uns fliessend in den beiden fremden Sprachen auszudrücken.

Unserem Institute soll dauernd der Charakter des Familienlebens gewahrt und die Zahl unserer Pflegebefohlenen stets in solchen Grenzen bleiben, dass wir zu jeder einzelnen in dem persönlichen Verhältnisse stehen können, welches uns eine erziehliche Einwirkung auf die Gemüts- und Willensbildung ermöglicht.

Nach gemeinsamer Tagesarbeit und Erholung vereinigen sich abends alle Familienmitglieder zu frohlichem Zusammensein. Im Anschluss an den Literaturunterricht werden die Pensionärinnen in das Verständnis sorgfältig ausgewählter deutscher, englischer und französischer Werke eingeführt, mit verteilten Rollen oder einzeln vorlesend. Ausserdem findet mindestens einmal monatlich Vortrag von Musikstücken statt.

In herzlichem Familienverkehr wird bei unseren Pensionärinnen Sinn für Häuslichkeit, Ordnungsliebe und gute gesellschaftliche Formen gepflegt.

An einem Abend in der Woche bessern die Zöglinge, soweit sie können, ihre Garderobe aus.

Sonntag vormittags können die Pensionärinnen je nach ihrer Konfession dem Gottesdienste beiwohnen.

Die Aufnahme von Pensionärinnen findet zu jeder Zeit statt, am besten jedoch bei Beginn des Semesters zum 1. April und 1. Oktober. Der Pensionspreis beträgt 1700 Mark fürs Jahr, in halb- oder vierteljährlicher Vorauszahlung am 1. April, 1. Juli, 1. Oktober, 1. Januar. Der Pensionsbetrag wird vom 1. des Monats ab berechnet, in welchem der Eintritt erfolgt.

Als Dauer der Pensionszeit wird mindestens ein Jahr angenommen. Bei Aufnahme für kürzere Zeit tritt eine Preiserhöhung ein. Der Austritt aus der Anstalt erfolgt nach vorheriger vierteljährlicher Kündigung.

Im Pensionspreise ist inbegriffen: Pension (auch in den Ferien, ausser den Sommerferien) und Unterricht. Benutzung der Klaviere. Kleine Ausflüge. Warme Bader im Hause. Trinkgelder an die Dienerschaft zu Weihnachten.

Nicht inbegriffen ist: Unterricht in Musik, Malen, Italienisch. — Konzerte, Theater, Vorträge, grossere Ausflüge. — Honorar für den Arzt (in Krankheitsfällen). — Anschaffungen. — Wasche (18 Mark pro Quartal, ein etwaiger Mehrbetrag wird in Rechnung gestellt).

Vierteljährlich wird über die Fortschritte, den Fleiss und die sittliche Führung der Zoglinge ein Zeugnis erteilt und den Angehorigen derselben zugeschickt.

Der Briefwechsel der Pensionärinnen mit ihren Angehorigen ist frei.

Das Zusenden von Lebensmitteln hitten wir höflichst zu unterlassen; dieselben sind bei der guten und reichlichen Kost der Pension durchaus überflüssig.

Über Einnahme und Ausgabe haren Geldes werden die Pensionärinnen angehalten, genau Buch zu führen.

Jede Pensionarin hat mitzubringen: 1 Bett (ausser Bettstelle und Matratze), 4 vollständige Bettbezüge mit Laken und Bettdecken, 1 Badetuch, 6 Handtücher, 6 Servietten, 1 Wäschesack, 1 Besteck. Bücher, Noten, Wäsche und Stiefel müssen gezeichnet sein.

Zur Aufbewahrung der Kleider und Wäsche erhalt jeder Zogling einen Schrank und eine Kommode.

* Laut Verfügung des Königlich Preussischen Kultusministeriums vom 29. November 1901 haben die von der Prüfungskommission zu Gotha ausgestellten Lehrerinnen-Zeugnisse für das Königreich Preussen die gleiche Kraft und Wirkung wie für das Herzogtum Sachsen-Coburg-Gotha.

Bemerkungen über die Stadt Gotha.

Die Haupt- und Residenzstadt Gotha mit 36000 Einwohnern, eine der bedeutendsten Städte Thüringens, gewährt einen besonders freundlichen Anblick durch die vielen sie umgebenden Gärten mit Villen und durch die geschmackvollen Anlagen. Im Innern zeichnet sie sich durch schöne Plätze und stattliche Bauten aus. In Deutschland können sich nur wenige Städte gleichen Umfangs inbetreff der vorhandenen Kunst-, Naturalien- und Literaturschätze, besonders aber der weltbekannten gemeinnützigen Anstalten, mit Gotha messen. Eine reichhaltige Bibliothek, das vorzügliche Museum, sowie gute Vorträge, Konzerte und Theatervorstellungen bieten mannigfache Anregung.

Nähere Auskunft wollen gütigst erteilen:

Deutschland:

Frau Geheime Oberschulrat Dr. *von Bamberg*, Gotha, Bergallee 8.
Herr Geheimer Regierungsrat Dr. *Dietzsch*, Generaldirektor der Feuerversicherungsbank f. D., Gotha, Bahnhofstrasse 8a.
Frau Geheime Justizrat *Jacobs*, Gotha, Reichsstrasse 1.
Herr Professor Dr. *Kurd Lasswitz*, Gotha, Seebachstrasse 1b.
*Frau Prediger *Wilhelm Müller*, Gotha, Ohrdrufferstrasse.
Herr Oberpfarrer *Oskar Müller*, Gotha, Mykoniusplatz 2.
*Herr Sanitätsrat Dr. *Schwarz*, Gotha, Bürgerstrasse 10.
*Herr *F. Espenhahn*, Königl. Kammermusiker, Berlin W., Grossgörschenstrasse 10.
*Frau Fabrikbesitzer *Friedberg*, Berlin, Klopstockstrasse 57.
Frau Hauptmann *Holberg* geb. *Dobert*, Berlin W., Bendlerstr. 36, II.
*Herr Dr. *H. Müller*, Mitglied des Reichstags, Gross-Lichterfelde-O., Lutherstrasse 2.
*Frau Korvettenkapitän *Olberg* geb. *Güssfeldt*, Berlin W., Pfalzburgerstrasse 12.
Herr Schulvorsteher *Vogeler*, Berlin S., Ritterstrasse 4 und 5.
Herr Gymnasialdirektor Professor Dr. *Dahl*, Braunschweig.
*Frau *Elfriede von Hartung*, Cassel, Weissenburgerstrasse 9.
Herr Realschuldirektor *Cramer*, Barr i. Elsass.
*Herr Rechtsanwalt Dr. *Stein*, Dresden-A., Schlossstrasse 2.
Herr Universitätsprofessor Dr. *Wilhelm Müller*, Greifswald.
Herr Universitätsprofessor *Kirchhoff*, Halle a. S.
*Herr Fabrikbesitzer *Bodenstein*, Hildburghausen.
*Herr Kirchenrat *Müller*, Jena, Weimar-Geraer-Bahnhofstrasse 10.
*Herr Universitätsprofessor Dr. *Regel*, Würzburg.
*Frau Fabrikbesitzer *Ernst Fritzsche*, Leipzig, Karl-Tauchnitzstr. 37.
*Frau *Robert de Gruyter*, Mannheim B. 7. 18.
*Frau Professor Dr. *M. Beheim-Schwarzbach* geb. *Delbrück*, Padagogium Ostrau bei Filehne (Provinz Posen).
Herr Landgerichtsrat *Roether*, Ratibor.
Frau *Luise Gerbing* geb. *Ausfeld*, Schnepfenthal.
Herr *Wilhelm Wetekamp*, Direktor des Reform-Gymnasiums, Schoeneberg bei Berlin.
*Herr Gutsbesitzer *Heyl*, Wöllershof bei Neustadt a. Waldnaab, Bayern.

England:

Frau Admiral *Dunlop*, The Cottage, Maidenhead Thicket, Berks.
J. S. Mackintosh, Esq., Indian Civil Service (late Commissioner of Lucknow) Fortlands Northam Devon
*Mrs. *Christopher Meek*, C./O. The Manager London and South Western Bank — West Kensington — London W
*Mrs. *John Trask-Woodbyne* — Norton-Sub-Hamdon Somerset.
C. H. Bachmeister, Esq., Park-View, Muswell Road, Muswell Hill, London N.

Amerika:

Frau *Anna Brockes*, Blumenau, Estado St. Catharina, Brazil.
Frau *Ida Ostendorf* geb. *Schuemann*, Cajamarca, por Paita, Peru.
William Trelease, Esq., Director of the Missouri Botanical Garden, St. Louis, Mi.

Mit einem * sind Angehörige ehemaliger Pensionärinnen bezeichnet.

Druck von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF

Deutschland und die internationale Politik im Jahre 1904.

Im neunundzwanzigsten Kapitel des zweiten Bandes der Bismarckschen „Gedanken und Erinnerungen" sind jene Erwägungen niedergelegt, die länger als ein Vierteljahrhundert die deutsche auswärtige Politik bestimmt haben, und die scheinbar noch heute die Grundlagen unserer Politik bilden. Von 1870 bis 1879 rechnete man in Berlin mit der Revanche, ohne daß die Koalition Frankreichs mit einer zweiten europäischen Großmacht als besonders bedrohlich und zugleich als unmittelbar bevorstehend erachtet wurde. Die drohende Haltung, die Rußland nach dem Berliner Kongreß gegen Deutschland in immer sich verstärkendem Grade beobachtete, führte uns alsdann zum Bündnis mit Oesterreich-Ungarn und hierauf zum Dreibund. Trotz dieser außerordentlichen Verstärkung der deutschen Stellung gelang es dem Fürsten Bismarck, eine russisch-französische Allianz zu verhindern; sie vollzog sich schließlich gegen den Dreibund, und heute ist der Dreibund wie der Zweibund für alle Beteiligte eine verrostete Waffe ohne realen Nutzen, und sogar für einige der Beteiligten eine schädliche Last.

Ich bin der Ansicht, daß der Dreibund eine schädliche Last für Deutschland geworden ist, und gleichwohl tragen wir sie kritiklos, so stark ist die Macht der Tradition; und die Entschlußlosigkeit von Epigonen verhindert, unsere Politik aus jenen Bahnen abzulenken, die einmal auf gebotene Ziele hinführten und die heute ins Leere gehen. Gewiß muß Deutschland geschlossene Verträge halten; aber die Illusion muß zerstört werden, als ob diese Verträge unsere Sicherheit oder selbst nur in geringerem Umfang unseren Vorteil gewährleisteten.

Seit Jahren bereitete sich diese Wendung vor, heute ist sie evident; und die neue Zeit erfordert endlich für Deutschland eine neue auswärtige Politik.

Der russisch-japanische Zusammenstoß hat auf absehbare Zeit hinaus für Deutschland die Gefahr eines gleichzeitigen Krieges gegen Frankreich und gegen Rußland beseitigt. Das ist offensichtlich. Fällt die Notwendigkeit somit für Deutschland heute fort, sich für die Konservierung des Dreibundes zu bemühen, so war hinwiederum auch ohne unser Zutun dieser Bund schon seit längerer Zeit nicht viel mehr als eine Vogelscheuche, vor der sich nur die politischen Kinder fürchten konnten. Das besonders zu betonen, hatten wir in Deutschland früher keinen Anlaß; das zu verschweigen, haben wir heute noch weniger Anlaß; denn auch der Bevölkerung in Deutschland muß zum Bewußtsein kommen, daß für die internationale Politik eine neue Zeit da ist, die eine neue Orientierung verlangt, und alte Illusionen wären daher vom Uebel und eine Gefahr.

Der Dreibund war keine Lüge, so lange sich Deutschland von zwei Seiten, und Oesterreich-Ungarn von Rußland, und Italien von Frankreich bedroht fühlten. Aber schon vor dem russisch-japanischen Kriege hatten Oesterreich-Ungarn und Italien ihre Lage gegen die vorausgegangenen Jahrzehnte wesentlich verändert.

In Oesterreich-Ungarn konnte die Besorgnis vor einem Zusammenstoß mit Rußland sich mindern, seitdem ein Ausgleich und eine Verständigung über die Balkanfragen mit dem Nachbar erzielt war. Nunmehr konnte Oesterreich-Ungarn die deutsche Seitendeckung benutzen, um Vorteile gegenüber Rußland herauszuschlagen. Die Stütze hingegen, die Deutschland an Oesterreich-Ungarn hatte, wurde um so schwächer, je weniger sich die habsburgische Monarchie durch Rußland gefährdet erachtete. Und daß diese Bedrohung heute bei den Verwicklungen in Ostasien gleich Null empfunden wird, geht aus einem Umstand mit aller Deutlichkeit hervor: Oesterreich-Ungarn vermindert seine militärischen Machtmittel in Galizien und verlegt seine Regimenter von der russischen Grenze in die Nähe der westlichen Grenze, aus Gesundheitsrücksichten für die Truppen — vielleicht auch aus politischen Gesundheitsrücksichten, wenigstens wie man solche in Wien versteht. Und rechnet man hinzu, daß die Nationalitäten-Kämpfe in Oesterreich-Ungarn, die auch in diesem Jahr ununterbrochen forttobten, bei sehr erheblichen Bruchteilen der Bevölkerung des Donaureiches einen tiefen Haß gegen Deutschland erweisen, so hat man einen Maßstab für die Stärke und Zuverlässigkeit dieser Stütze des Dreibundes.

Und Italien? Italien war so lange zuverlässig, als es sich in Europa durch Frankreich bedroht und in Afrika durch Frankreich übervorteilt fühlte. Wie zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland über die Balkanfragen, so ist zwischen Italien und Frankreich über die afrikanischen Fragen eine Verständigung herbeigeführt worden, und England ist heute nicht mehr ein Schutz für die italienischen Küsten gegen Frankreich, hingegen ein Bindeglied zwischen Italien und Frankreich, indem es sich auch seinerseits mit Frankreich verständigt hat. Diese Verständigung von großer Bedeutung erstreckt sich über alle Differenzpunkte und insbesondere über die Mittelmeerfragen. Frankreich hat seine Ansprüche auf Aegypten aufgegeben, England läßt Frankreich in Marokko gewähren, und Italiens ostafrikanische Ansprüche sind sicher gestellt. Des zum Zeichen kam der Präsident der französischen Republik nach Rom.

Italien fürchtet nicht mehr Frankreich, wie Oesterreich-Ungarn nicht mehr Rußland fürchtet, wie Deutschland sich nicht mehr auf zwei Fronten gleichzeitig bedroht fühlen kann. Und damit fehlen die Voraussetzungen, um Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien in bisheriger Weise zusammenzuhalten.

Diese Vereinigung hält heute beschriebenes Papier zusammen, ein kraftloses Band bei internationalen Stürmen, nicht mehr der eiserne Zwang der Verhältnisse. Und dieses beschriebene Papier kann Italien und Oesterreich-Ungarn immer noch als gelindes Pressionsmittel, der eine gegen Rußland, der andere gegen Frankreich ausnützen. Ihnen ist Deutschland als Rückendeckung geblieben bei der starren Bewegungslosigkeit, mit der unsere Politik auf der Bismarckschen Basis verharrt. Für uns ist dieser geschriebene Vertrag aber zu garnichts nutz, er schreckt Frankreich nicht, das weiß, wie es mit Italien steht, und Rußland brauchen wir nicht zu schrecken, selbst wenn wir es mit so untauglichen Mitteln vermöchten.

Dieser Dreibund, der zu einer inneren Unwahrheit geworden, bedeutet für Deutschland ein Gut ohne Wert; er ist eine Illusion, und wie alle Illusionen, die die öffentliche Wachsamkeit einschläfern, sogar für uns bedenklich.

Graf Bülow sagte in seiner rosa färbenden Manier, Italien mache mit Frankreich nur eine Extratour, und Deutschland sollte nicht als eifersüchtiger Liebhaber sogleich einen roten Kopf bekommen; aber auch Oesterreich-Ungarn tanzte mit Rußland solche Extratour. Und die Wahrheit ist, daß beide Reiche an den alten deutschen Verehrer nur denken, wie eine Schöne, die sich sagt, im Notfall bleibt mir immer noch der sitzen gelassene Liebhaber von dazumal, denn der schwerfällige Bursche hat sich ja bisher nicht entschlossen, andere Beziehungen anzuknüpfen. Oder, realpolitisch ausgedrückt: Fürst Bismarck benutzte die orientalischen Verhältnisse, um Rußland und Oesterreich-Ungarn auseinanderzuhalten, und er benutzte die nordafrikanischen Verhältnisse, um Italien und Fronkreich auseinanderzuhalten. Die einen haben sich über den Orient, die andern über Nordafrika verständigt, und damit fehlt der Politik vom Jahre 1879 der Boden.

Diese Tatsache müssen wir in Deutschland kühl ins Auge fassen. Sie ist nicht erschrecklich und zwar um so weniger, da auch der Zweibund immer nur eine Fiktion war, denn er richtete sich gegen eine Gefahr, die nicht bestand, er hatte zur Voraussetzung eine Aggression Deutschlands nach Westen oder Osten. Und was bedeutet vollends der Zweibund nach den bisherigen Ereignissen des russisch-japanischen Krieges?

Aber noch zwei andere Bündnisse sind genau so viel wert wie Zwei- und Dreibund. Rußland und Frankreich haben sich über Ostasien verständigt, und Japan und England desgleichen. Die Hohlheit dieser Kombination geht aus der Tatsache hervor, daß durch die Entwicklung der ostasiatischen Fragen Frankreich und England in schroffem Gegensatz zueinander stehen müßten, und sie befinden sich in einer Harmonie, wie seit langem nicht, und beide sind fest entschlossen, sich durch die ostasiatischen

Digitized by Google

Fragen nicht entzweien zu lassen." So sind denn die heut bestehenden Bündnisse nicht der Ausdruck der tatsächlichen Gruppierung der Mächte, sondern diese Bündnisse sind geeignet, über die Gruppierung der Mächte irre zu führen.

In Wahrheit besteht die Gruppierung der Mächte, wie sie zur Zeit Bismarcks vorhanden war, nicht mehr. Die alten Gegensätze auf dem europäischen Kontinent sind geschwunden, und die ziemlich weitgehende Teilnahmlosigkeit Englands an der europäischen Kontinentalpolitik gleichfalls. Der Interessenstreit in Europa und am Rande Europas hat an Schärfe verloren, und neue Streitpunkte, die in der Weltpolitik ihre Ursache haben, sind aufgetaucht. In diese Gegensätze der Weltpolitik aber ist natürlich England verwickelt. Diese Weltmacht fühlt seit altersher, wie Staaten des europäischen Kontinents die eigene Bewegungsfreiheit einengen, und damit ergibt sich eine neue Erscheinung.

England, das seit einem Menschenalter der Gruppierung der europäischen Mächte gegenüber fast indifferent gewesen war, das nur die Kolonialpolitik — die außereuropäische Politik — der einzelnen Mächte im Auge behielt, sucht auch die europäische Gruppierung heute auf das nachdrücklichste zu beeinflussen. Weltpolitik und Europapolitik, die getrennt nebeneinander herliefen und nur wenige Berührungspunkte boten, sind jetzt eine Einheit geworden, und die Rückwirkung zeigt sich am stärksten in der veränderten Haltung Englands, und zwar gleichmäßig die englische innere, wie die englische auswärtige Politik beeinflussend.

England hat das letzte Jahr, das Rußland militärisch festlegte, gut verwertet. Es hat in Tibet Fuß gefaßt; es hat seinen Einfluß in Afghanistan zu heben versucht, es hat seinen Einfluß in Persien sehr wesentlich gesteigert. In Asien gegen Rußland hat England die Weltlage sehr stark ausgenutzt, nämlich Rußland, das den Burenkrieg ohne große Aktion verstreichen ließ. Nur an einem Punkte hat die Londoner Politik sich große Entsagung auferlegt: am Mittelmeer. Um neben Italien auch Frankreich an sich zu fesseln, wurde Marokko dem französischen Einfluß ausgeliefert.

Ueberblickt man die englische auswärtige Politik der letzten Dezennien im Zusammenhang, so ergibt sich, daß das Vereinigte Königreich zwar einerseits ungeheuer an kolonialer Ausdehnung gewachsen ist, aber es hat doch auch ganz wesentliche und empfindliche Opfer auf dem Gebiete der Kolonialpolitik — diese im weitesten Sinne gefaßt — bringen müssen. England hat, um die Reibungsflächen mit Rußland zu vermindern, seiner führenden Stellung in der türkisch-orientalischen Frage vollständig entsagt; es hat nunmehr, um Frankreich an sich zu fesseln, das wichtige Marokko preisgegeben, und während man in England mit der Schwächung Rußlands durch Japan recht einverstanden ist, hat die Londoner Politik unbeschadet aller Gegenzüge in Asien einen akuten Konflikt mit dem Zarenreiche stets vermieden, und der Oeffentlichkeit wurde immer von neuem die Möglichkeit und das Erstrebenswerte eines Ausgleichs der realen russisch-englischen Gegensätze vorgegaukelt.

Um die Freundschaft Frankreichs zu gewinnen, bringt England greifbare Opfer; um das Verhältnis zu Rußland nicht noch weiter zu komplizieren, trat England für die türkische Frage vollständig in den Hintergrund. Die Haltung Deutschlands und die deutsche Politik hat England nicht das geringste Opfer auferlegt, und doch richtet sich heute die Spitze der politischen Antipathien Englands gegen Deutschland, und in England wurde die phantastische Idee eines Dreibundes zwischen England, Frankreich und Rußland, der sich gegen Deutschland richten sollte, immer wieder öffentlich erörtert und zu popularisieren versucht.

Woher diese entscheidende Wendung in England, diese Tendenz einflußreicher Organe, die Politik des Inselreiches unmittelbar mit der europäischen Kontinentalpolitik in einer Deutschland feindlichen Weise zu verknüpfen?

Die taktlosen und lärmenden Sympathiekundgebungen unserer Alldeutschen für die Buren sollen diese Wirkung hervorgerufen haben? Aber in Frankreich war man nicht weniger taktlos und nicht weniger lärmend, und König Eduard erschien doch in Paris, und eine sehr intime politische Annäherung zwischen England und Frankreich wurde erzielt.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß vielmehr andere Momente in Wechselwirkung die englische Politik bestimmt haben.

Der Deutsche war in England nie beliebt; er ist heute sehr unbeliebt als ein eifriger kaufmännischer Konkurrent, der zwar den englischen Wohlstand nicht gefährdet, aber der den englischen Produzenten und Händler zu einer unbequemen und seit langem ungewohnten Anspannung der eigenen Kräfte zwingt, damit der alte Wohlstand erhalten bleibe. Das ist der populäre Untergrund einer politischen Strömung, die sich gegen Deutschland richtet.

Beherrscht diese Auffassung auch die leitenden politischen Kreise? Das wäre sehr ernst. Ist man in den führenden Kreisen der Ansicht, daß England verpflichtet sei, den wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands gewaltsam zu hemmen? Auch das napoleonische Frankreich war von der fixen Idee beherrscht, die Einheit Deutschlands unter allen Umständen verhindern zu müssen. In England pflegt man gefährdere Ideen zu huldigen; die Anschauungen Cobdens sind zwar nicht mehr die unangefochten herrschenden, aber sie sind doch nicht überwunden, und ein englisch-deutsches Gegeneinanderrennen aus Gründen der Wirtschaftspolitik würde den Gewinn weder Deutschland noch England, sondern den Vereinigten Staaten in den Schoß werfen.

Diese Tendenz gegen Deutschland, die sich aus greifbaren Ereignissen der auswärtigen Politik nicht herleiten läßt, — denn daß die deutsche Flotte England bedrohen sollte, ist nur ein Argument für den kenntnislosen Mob — wurzelt zweifellos zu einem erheblichen Teil in dem Mißbehagen, das dem Engländer untere Fragen bereiten. Und hier setzte die Chamberlainsche Politik ein, sich gleichfalls als eines populären Vorspanns der Antipathie weiter Kreise gegen Deutschland bedienend. Chamberlain will den wachsenden Anforderungen, die die internationale Lage an die Leistungsfähigkeit Englands stellt, durch eine militärische Zusammenfassung des Reiches genügen, und als eine Voraussetzung dieser militärischen Zusammenfassung betrachtet er die wirtschaftliche Einigung, die „Reichsunion". Diese wirtschaftliche „Einigung" auf der Basis des Schutzzolles und der Vorzugszölle, die sich nicht zum wenigsten für die Vereinigten Staaten fühlbar machen würde, wurde mundgerecht zu machen gesucht wiederum durch den populären Hinweis auf das unbequeme Deutschland.

Chamberlain ist zwar der Verwirklichung seiner Ideen in diesem Jahre durchaus nicht näher gekommen, aber wir in Deutschland verspüren wohl die Wirkung seiner Agitationen.

Es mag sein, daß diese antideutsche Politik den englischen Staatsmännern noch durch eine Erwägung diktiert wurde. Da es nicht gelungen ist, Deutschland der englischen Politik durch ein gewisses Wohlwollen dienstbar zu machen, so versucht man es nunmehr mit der Rauheit und dem Druck. Fürst Bismarck hat auf diese Weise einmal die Engländer in die türkische Frage hineinzuziehen versucht — freilich auch vergeblich.

Deutschland kann sich ganz gewiß nicht für englische Zwecke ausnutzen lassen, aber in diesem letzten Jahre haben sich die Weltverhältnisse doch so wesentlich geändert, daß auch die Politik Deutschlands gegenüber England heute eine wesentlich andere werden kann, als sie bisher war.

Gepreßt von Frankreich und Rußland war Deutschland gezwungen, sich jeder politischen Entwicklung zu entziehen, die in einem gegebenen Augenblick zu einem definitiven Abschwenken sei es nach englischer, sei es nach russischer Seite, mit allen sich daran anknüpfenden Konsequenzen hätte führen können. Wir mußten unter einer Politik leiden, die darin bestand, niemandes Freund zu sein. Heute hat sich die Weltlage geändert.

Frankreich allein braucht uns keine ernsten Besorgnisse einzuflößen. Die französische Politik wird freilich jetzt seit Jahren sehr geschickt geführt: die innere Politik, die sich energisch und durch Zusammenfassung aller Kräfte, die sozialistischen eingeschlossen, der reaktionären Umstürzler und der Ultramontanen erwehrt, wie die auswärtige Politik, die der wesenlosen russischen Allianz die vorteilhafte freundschaftliche Annäherung an Italien und England hinzugefügt hat. Bedrohlich ist für

Digitized by Google

Deutschland die französische Entwicklung im Innern mit dem Emporkommen friedlicher demokratischer Tendenzen gewiß nicht und die auswärtige Politik der Republik auch nicht. Das marokkanische Geschenk, das England darreichte, gedachte sich Frankreich durch „friedliche Infiltration" zu eigen zu machen. Diese Hoffnung ist sehr problematisch. Gerade jetzt scheint eine Krisis mit ernsten kriegerischen Verwicklungen bevorzustehen, und eine hohe Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß Marokko auf lange Zeit Frankreichs Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und Frankreichs Auge und Kräfte von Deutschland ablenken wird; eine Erleichterung für uns.

Der ostasiatische Krieg hat uns dieselbe Erleichterung gebracht, nur in weit erhöhtem Maßstab.

Wie das Ende dieses Krieges auch sein mag, Rußland wird während langer Jahre aus finanziellen und militärischen Gründen und in Rücksicht auf die inneren Zustände des Reiches sich jeder Politik der Provokation und der ungerechtfertigten Pression auf Deutschland enthalten müssen. Eine definitive Niederlage würde den gesamten asiatischen Bau des Reiches erschüttern, sie ist nicht wahrscheinlich; ein endgültiger entscheidender Sieg — auch er ist nicht wahrscheinlich — würde gleichwohl ein größeres Ruhebedürfnis des Zarenreiches bedingen. Und voraussichtlich endet dieser Krieg als partie remise: weder Rußland noch Japan befriedigend, das ostasiatische Problem nur halb lösend und die Kräfte beider Staaten auch für die Zukunft noch stark in Anspruch nehmend; vielleicht in neuer Kombination die beiden Gegner zusammenführend, die sich in ihrer Stärke würdigen gelernt haben, und die nun einen friedlichen Ausgleich suchen zum Nachteil dritter, statt feindlich aneinander zu prallen. Wir werden diese ostasiatische Entwicklung in Ruhe abwarten können; ruhiger als England; in gleicher Haltung wie die Vereinigten Staaten, deren Präsident heute von neuem der kraftvolle und für Deutschland vorurteilsfreie Roosevelt ist.

Wie der Ausgang im fernen Osten auch sei, Rußland wird unvermögend bleiben auf Europa und auf Deutschland zu drücken, wie es bisher gedrückt hat, und es muß, nachdem das System Plehwe kläglich zusammengebrochen ist, den Weg innerer Regeneration beschreiten, labmen Schrittes, wie es das Manifest des Zaren will, oder resoluter, wie es das erregte russische Volk verlangt.

Die internationale Lage, die damit geschaffen ist, kommt nicht nur Deutschland, sondern in hohem Grade auch England in ganz Asien zugute, und England braucht einen Mittler zwischen sich und Rußland nicht mehr so dringend; vor allem keinen Mittler, der hohe Provisionen verlangt wie Frankreich. Eine Voraussetzung für die englisch-französische Annäherung ist damit in ihrer Bedeutung abgeschwächt. Und ohne daß ein Gegensatz zwischen England und Frankreich künstlich geschaffen zu werden brauchte, könnte heute Deutschland auch seinerseits die Rolle des Vermittlers zwischen England und Rußland übernehmen.

Jetzt ist Deutschland hierfür die nötige Bewegungsfreiheit gegeben. Die Frage bleibt, kann es nur dasselbe leisten wie Frankreich, oder mehr?

Seitdem der russisch-japanische Krieg den Gürtel gesprengt hat, der Deutschland einengte, können wir dem Zarenreiche viel freier und in unserer Politik viel selbständiger gegenübertreten als früher, und zwar, als unmittelbarer Nachbar des Zarenreiches, wenn es nötig wäre, zugunsten Englands weit wirkungsvoller, als es Frankreich vermöchte. Das sind wir in der Lage, England zu bieten. Und wenn wir Rußland dem englischen Reiche gegenüber nicht mehr zu bieten haben als Frankreich, so doch nach einer anderen Richtung hin unvergleichlich mehr. Wir können Rußland in Europa den Frieden zu Lande garantieren, und wir können mit unserem ganzen Gewicht dafür wirken, daß auf der Balkanhalbinsel keine Veränderungen zum Nachteile Rußlands sich vollziehen; in Uebereinstimmung mit Oesterreich-Ungarn, oder wenn die sich zersetzende und von einer Krisis in die andere geratende habsburgische Monarchie unglücklicherweise in orientalischen Abenteuern eine Ablenkung suchen sollte, selbst im Gegensatz zu Oesterreich. Dieses Programm loyal nach beiden Seiten durchgeführt, würde die internationale Spannung in der Welt außerordentlich herabmindern.

Daß in Rußland, nachdem es die innere schwere und die äußere schwere Krisis überwunden hat, für eine solche Politik Verständnis zu finden sein dürfte, ist anzunehmen. Man wird in Rußland zunächst den Gedanken aufgeben müssen, uns durch Terrorismus zu uneingeschränkter Hingabe an das Zarenreich zwingen zu können. Ob in England der Boden für solchen Samen noch zu finden, ist schwerer zu entscheiden.

Die deutsche auswärtige Politik war Jahre hindurch die steriler Bewegungslosigkeit. Wir lebten fort, als bestünden noch die Voraussetzungen, die für die Politik Bismarcks maßgebend sein mußten. Unmerklich hat sich die gesamte Weltlage verändert, und heute stehen wir vor völlig neuen Verhältnissen, über Dreibund und Zweibund kann man zur Tagesordnung übergehen, und auch Deutschland muß eine neue Politik langsam instradieren, ohne daß wir gezwungen wären, alte Verpflichtungen zu brechen.

Wir haben keine Veranlassung, die jetzige Krisis zu Rußlands Nachteil auszunutzen; freilich, wir haben auch keine Veranlassung, uns durch Königsberger Prozesse und durch Russendebatten im Reichstag, wie wir sie erlebt haben, vor der Welt und vor der Gesamtheit der aufstrebenden russischen Intelligenz zu degradieren. Die selbstbewußte Haltung einer zivilisierten Großmacht Rußland gegenüber schadet uns nicht im Zarenreiche und wird uns Sympathien in England zurückgewinnen. Wir müssen Vertrauen zur Aufrichtigkeit, zur Sachlichkeit und zur Konsequenz unserer deutschen Politik erwerben, die in Petersburg wie in London mit dem Verdacht steriler, unberechenbarer oder gar intriganter Passivität belastet war.

P. Nathan.

Die ungarische Krise.

Geehrte Redaktion! Gern entspreche ich Ihrem Wunsche, über die jüngsten Vorgänge im ungarischen Parlament Auskunft zu geben. Obwohl Partei im wogenden Kampfe, werde ich mich bemühen, dies in objektivster Weise zu tun und insbesondere jede tendenziöse Einseitigkeit in der Darstellung der Tatsachen zu vermeiden. Solches Maßhalten ist im gegnerischen Lager nicht zu finden. Offiziöse Korrespondenzen überfluten die ganze ausländische Presse mit wahren Schaudermärchen, es würde sich — im Sinne derselben — darum handeln, die parlamentarische Ordnung, den gefährdeten ungarischen Parlamentarismus gegen das anarchistische Treiben der Opposition zu retten, und zu diesem Zwecke, um nämlich das Wesen zu erhalten, wäre wohl ein momentanes Durchbrechen der Form gerechtfertigt; in einer gründlichen Reform der Geschäftsordnung läge das Heil, und diesem eminenten Lebensbedürfnis stellte sich die Opposition mit „technischer Obstruktion" — nach österreichischem Muster — entgegen; es bliebe also nichts übrig, als diesen „revolutionären" Widerstand zu brechen, wie es eben geht; der Geschäftsordnungsbruch vom 18. November, als solcher eingestanden, wäre eine rettende patriotische Tat.

Diese Charakterisierung der jüngsten Ereignisse ist wohl jedem meiner Leser, der sich für die Sache überhaupt interessiert, aus unzähligen Zeitungsartikeln geläufig. Nun wollen wir sehen, ob dieselbe den Tatsachen entspricht.

Zunächst sei ohne weiteres zugestanden, daß das Uebel der Obstruktion auch in unserem Parlamente in den letzten Jahren in bedenklicher Weise überhand genommen hat, und daß auf Mittel und Wege gesonnen werden mußte, um diesem Uebel zu begegnen. Eines der hierzu nötigen Mittel ist nun jedenfalls eine entsprechende Reform der Geschäftsordnung. Dies wird von allen maßgebenden Faktoren der Opposition zugestanden.

Digitized by Google

Anderseits gibt auch die Regierungspartei, ja die Regierung selbst zu, daß man in der Reform der Geschäftsordnung nicht so weit gehen dürfe, wie es in anderen konstitutionellen Ländern ohne Gefahr geschehen kann. Wir leben mit Oesterreich in gemischter Ehe, unter einer ihrem Ursprunge nach fremden, dem ungarischen National- und Staatsgedanken noch lange nicht völlig assimilierten Dynastie. Bei dem großen Einflusse, welchen die Träger der Macht auf dem ganzen europäischen Kontinent und bei uns noch mehr als anderswo auf die Zusammensetzung des Parlaments, auf die Wahlen ausüben, können wir demnach das Majoritätsprinzip nicht auf die Spitze treiben. Es muß die Obstruktion zwar schwierig gemacht werden, so schwierig, daß diese zweischneidige Waffe nur in äußersten Fällen, wenn alle verantwortlichen Führer der Opposition dafür einstehen, in Gebrauch kommen kann; aber ganz unmöglich darf ihre Anwendung nicht gemacht werden.

Da nun beide Lager sich in dieser Auffassung begegnen und somit ein eigentlicher prinzipieller Gegensatz nicht besteht, fragt man sich, wie es denn zu einem so schweren Konflikt kommen konnte, und es liegt a priori die Vermutung sehr nahe, daß die Führung, welche denselben pro nihilo zustande gebracht hat, gelinde gesagt, nicht gerade ein Ausbund von Weisheit und Staatsklugheit genannt werden kann.

Woran liegt es also?

Vorerst an der Einseitigkeit der Auffassung im Lager der Regierung; dann am ungestümen Temperament des Grafen Tisza.

Die Einseitigkeit der Auffassung besteht darin, daß unsere Gegner gerade so tun, als ob die Obstruktion das einzige Uebel wäre, welches unserem Parlamentarismus anhaftet, und die Reform der Geschäftsordnung der eine Punkt, aus welchem unser „Weh und Ach, so tausendfach" zu kurieren sei.

Darin können wir ihnen unmöglich zustimmen.

Die Herrschaft der Majorität ist eines der Prinzipien des Parlamentarismus, aber weder das einzige, noch sogar das wesentlichste. Das wesentlichste ist, daß der Wille der Nation durch das Parlament unverfälscht zum Ausdruck gebracht werde. Ist dies nicht der Fall, dann ist die ganze parlamentarische Komödie nichts weiter als eine zeitraubende, bureaukratische Zwischenstufe.

Mit diesem wesentlichen, wirklichen Lebensprinzip des Parlamentarismus steht es aber bei uns sehr schlimm.

Unser Wahlgesetz datiert in allen seinen wesentlichen Bestimmungen vom Jahre 1848. Seit dieser Zeit hat sich eine völlige Umwälzung der wirtschaftlichen, kulturellen, sozialen Verhältnisse vollzogen: aber unser Wahlgesetz ist stationär geblieben; nicht nur der Zensus, sondern auch die Wege, denselben zu ermitteln, und die Einteilung der Wahlbezirke, die Methode der Stimmenabgabe. Welche Monstruositäten sich daraus ergeben müssen, kann jeder sich a priori vorstellen, der mit solchen Dingen einigermaßen vertraut ist; einige Züge aus dem Bilde mögen hier genügen. Auf eine Bevölkerung von 17 Millionen Einwohnern (im eigentlichen Ungarn, ausschließlich Kroatien) fallen etwas über 900 000 Wähler, nicht der vierte Teil der großjährigen Männer. Bei den Wählern im Lande (die überwiegende Zahl) ist noch immer die sogenannte Viertelsession der alten Urbarialordnung maßgebend, woraus sich ergibt, daß an einigen Orten (und zwar gerade dort, wo das Bildungsniveau tiefer steht) der Steuerzensus kaum eine Krone beträgt, während an anderen, und zwar zum Teil in den wohlhabendsten und gebildetsten Landesteilen, 50—60 Kronen Steuer noch immer nicht wahlberechtigt machen. Wir haben Bezirke — die naturgemäß zumeist rottenboroughs werden —, in denen 150—200 Wähler einen Deputierten wählen, während z. B. einer der hauptstädtischen Wahlbezirke an 12 000 Wähler zählt. Zwischen diesen extremen Abständen wogt eine Menge kleinerer Anomalien auf und nieder. Von jenen 900—950 tausend Wählern steht ein erheblicher Prozentsatz, der mit 20 Proz. nicht zu hoch gegriffen sein dürfte, in direktem Abhängigkeitsverhältnis zur Regierung, man möge dieser Zahl die Zahl derjenigen beifügen, die wieder von diesen Abhängigen beeinflußt werden — bei offener Stimmabgabe! — wieviel Spielraum bleibt dann wohl übrig für die Unabhängige Betätigung des Volkswillens? Nur auf diese Weise ist es erklärlich, daß dieselbe Partei seit nunmehr 37 Jahren am Ruder ist, und die Eventualität, es könnte die Regierungspartei bei den Wahlen in die Minorität kommen, von keiner Seite auch nur ernstlich erwogen wird.

In Anbetracht dieser Zustände mußten wir (ich meine die ganze Opposition, die hierin trotz sonstiger kläglicher Zerklüftung einig ist) die Diagnose des Uebels anders aufstellen als die Regierungspartei. Wir anerkennen, daß die häufige Hemmung, welcher das Majoritätsprinzip durch Obstruktionen begegnet, einen der Uebelstände unseres Parlamentarismus bildet, aber wir mußten betonen, daß das größere — das Grundübel darin liegt, daß der Volkswille im Parlament nicht zur aufrichtigen Erscheinung kommt, wir anerkennen, daß jener Uebelstand saniert werden muß, wir hatten es aber für noch viel wichtiger, daß das Grundübel beseitigt werde; zumal einer Majorität gegenüber, die nicht nur formell, sondern in Wahrheit den Volkswillen darstellen würde, und von seiten einer Opposition, welche irgend Aussicht hätte, einmal selbst Majorität zu werden, die Obstruktion wohl ohnedies unmöglich wäre. Immerhin sind wir bereit, die parlamentarische Majorität in ihrer Gerechtsame wirksamer zu schützen, wenn wir andererseits wirksamere Garantien dafür erlangen, daß diese parlamentarische Majorität in der Tat den Volkswillen zum Ausdruck bringe. Praktisch gesprochen: Reform der Geschäftsordnung — gewiß, aber nur zugleich mit einer durchgreifenden Reform des Wahlgesetzes.

Wenn man also die Wahrheit sagen will, darf man die Sache nicht so darstellen, als ob die Opposition für die Zügellosigkeit im Parlament, für das Perennieren der Obstruktion kämpfen würde, wogegen die Regierung und ihre Partei die Rettung der parlamentarischen Ordnung verträte. Nein, so ist es nicht. Die beiden prinzipiellen Standpunkte lauten: Reform der Geschäftsordnung nur mit Parlamentsreform einerseits, Reform der Geschäftsordnung eventuell auch ohne Parlamentsreform andererseits. In welchem dieser beiden Lager ist nun der rettende Gedanke, der rettende Entschluß für den Parlamentarismus zu suchen? Kann die Antwort auch nur zweifelhaft sein?

Nun möge aber der Leser die beiden im knapp Vorhergehenden unterstrichenen Worte „nur" und „eventuell" berücksichtigen, die den Gegensatz so sehr abschwächen, daß es nachwirkender wird, wie mutwillig der Konflikt heraufbeschworen wurde. Die Regierungspartei verschließt sich nämlich dem Gedanken der Parlamentsreform nicht völlig; ja Herr v. Tisza hat sich der Kossuth-Partei gegenüber, als diese im Frühjahr dieses Jahres die Obstruktion einstellte, ausdrücklich verpflichtet, noch in diesem Reichstage eine Vorlage, die Reform des Wahlgesetzes betreffend, einzubringen. Der Unterschied lag nur in der Wärme (um nicht zu sagen Aufrichtigkeit), mit welcher dieser Gedanke hüben und drüben aufgefaßt wurde: bei uns, der Opposition, als Postulat, jenseits als Konzession. Wohl wären auch über das wünschenswerte Maß der Wahlreform Differenzen aufgetaucht; aber die Sache selbst war zugestanden; und wäre dieselbe nicht in einer geradezu illusorischen Weise durchgeführt worden, so hätte Graf Tisza in Verbindung damit eine recht weitgehende Reform der Geschäftsordnung spielend durchgeführt. Zur Eile lag aber kein greifbarer Grund vor. Obstruktion war nicht in Sicht. Eine Reihe höchst bedenklicher Vorlagen war ohne besondere Schwierigkeit durchgeführt worden; tiefster Friede herrschte im Parlament, Apathie in der öffentlichen Meinung. Warum also dieser schwere Konflikt — dieses Aufwühlen aller Leidenschaften — warum schließlich ein Bruch der Geschäftsordnung — ein rechtsungültiger sogenannter Beschluß, welchem 180 von 450 Abgeordneten den Gehorsam verweigern, warum der vollständige Zusammenbruch des Abgeordnetenhauses, der auch durch Neuwahlen nicht geheilt werden kann, weil kein Verdikt der Wähler das rechtlich Null und Nichtige rechtsgültig machen kann? Warum, mit einem Wort, eine schwere Verfassungskrisis?

Es läßt sich in der Tat für alles dieses kein vernünftiger Grund angeben. Kein Wunder daher, daß ein Teil der öffentlichen

Meinung hinter dieser gewalttätigen Aktion, die durch ihre eingestandenen Ziele durchaus nicht motiviert werden kann, die schwärzesten Hintergedanken sucht, wodurch das Verhältnis zwischen Nation und Krone in seinen Grundfesten erschüttert wird. Ich will nicht so weit gehen und suche den Erklärungsgrund nur im Temperament des Ministerpräsidenten.

Die Reform der Geschäftsordnung ist seit Jahren seine fixe Idee; gewalttätiges Durchsetzen seines Willens liegt in seinem Blute. In den Sommerferien muß sich der Entschluß, den Lieblingsgedanken rasch durchzuführen, in ihm festgesetzt haben. Mit unerhörter, gänzlich immotivierter Aggressivität in der Form warf er diesen Plan in das erstaunte Abgeordnetenhaus hinein; bei den ersten auftauchenden Schwierigkeiten — die er großenteils eben jener Aggressivität zu verdanken hatte — verlor er die Geduld. Im Laufe der Debatten über den Antrag, einen Ausschuß zur Revision der Geschäftsordnung einzusetzen, zeigten sich, ich will dies ohne weiteres zugeben, einige Symptome der Obstruktion: eine Folge des Mißtrauens, das die vehemente Initiative der Regierung erweckt hatte. Statt nun diesen ersten Symptomen mit Klugheit und Geduld zu begegnen, ließ Graf Tisza durch einen seiner Intimen, den Abgeordneten Gábor Daniel, einen Zusatzantrag einreichen, der in einen einzigen Satz zusammengedrängt eine provisorische, neue Geschäftsordnung enthielt, welche die Opposition vollständig knebelte, der Willkür der Majorität und des Präsidenten auslieferte. Diese Geschäftsordnung sollte ein Jahr gelten, und unter ihrer Herrschaft sollte u. a. die neue definitive Geschäftsordnung festgestellt werden — also ohne daß die Minorität auch nur des Angehörtwerdens sicher gewesen wäre! Es gibt auf der Welt keine Minorität, die sich d a s bieten ließe, es war von vornherein klar, daß jetzt die Obstruktion einsetzen müsse, und zwar vonseiten der ganzen Opposition, daß demnach dieser Antrag nur mit einem Gewaltakt durchgeführt werden könne. Zu diesem Zwecke fand sich im Präsidenten Perczel ein gefügiges Werkzeug. Am 18. November geschah denn auch das in unserem Parlamente Unerhörte: ein offener Bruch der Geschäftsordnung, eine Abstimmung, welche — da die Debatte nicht geschlossen war — nicht stattfinden konnte, bei welcher nur wenige wußten, um was es sich eigentlich handelte und in dem furchtbaren Lärm die Fragestellung des Präsidenten gar nicht gehört werden konnte. Mit dem Taschentuch winkte der Präsident nach den Bankreihen der Regierungspartei, sich von den Sitzen zu erheben. Auf allen Seiten des Hauses aber sprangen die Abgeordneten auf, in der Ahnung, daß hier etwas Unerhörtes vorgehe; eine Majorität zu konstatieren war einfach unmöglich; dennoch beeilte sich das Präsidium, den Antrag Daniel für angenommen zu erklären. Unter unbeschreiblichem Tumult wurde ein königliches Reskript, welches den Sessionsschluß verfügt, verlesen und die Sitzung in fluchtartiger Eile geschlossen.

Und d a s soll nun Geltung haben? Dieser „Beschluß" soll rechtskräftig sein? Einer in solcher Weise improvisierten Geschäftsordnung sollen wir uns fügen? Nie und nimmer! Sofort fand eine Beratung aller Fraktionen der Opposition statt, worin beschlossen wurde, ohne Rücksicht auf die sonst bestehenden prinzipiellen Differenzen, zum Schutz der Verfassung und zur Herstellung der Rechtskontinuität solidarisch vorzugehen und sich bei eventuellen Wahlen gegenseitig zu unterstützen. Zur Durchführung dieses Beschlusses wurde ein gemeinsames Direktorium bestellt. In einer Proklamation an das Volk wurde der sogenannte Beschluß vom 18. November für null und nichtig erklärt und zugleich der Wille kundgetan, mit allen Mitteln die tatsächliche Durchführung desselben zu verhindern. Eine ansehnliche Gruppe von über 30 Mitgliedern der Regierungspartei, unter Führung des Grafen Julius Andrassy, schloß sich dieser Rechtsanschauung an und trat aus der Partei aus; man kann wohl sagen, daß diese Gruppe die besten Köpfe und die angesehensten Männer der Regierungspartei enthält.

Angesichts dieses sich organisierenden Widerstandes von etwa 180 Abgeordneten wußte die Regierung und das gänzlich im Dienste der Regierung stehende Präsidium während der dreiwöchentlichen Pause in den Abgeordnetenhaus-Verhandlungen keinen anderen Rat, als — die Organisierung einer Schutzwache im Parlament, zur materiellen Bezwingung der Opposition! Man versuchte freilich diese Maßregel als einfache Vermehrung des Dienerpersonales darzustellen, doch weiß jedermann, daß teils ausgediente, teils noch im Dienstverhältnis stehende Unteroffiziere der Gendarmerie und — nach einigen Quellen, für die ich aber nicht einstehen kann — auch der Landwehr, zu diesem Dienste angeworben wurden, allerdings unbewaffnet, aber nach exzeptioneller Körperstärke ausgesucht und für die sonderbare Mission wohlgedrillt. Dieses Vorgehen ist eine neue Ungesetzlichkeit*), welche allein genügen würde, allen Beschlüssen, die unter dem Drucke einer solchen materiellen Macht gefaßt wurden, den Stempel der Nichtigkeit aufzudrücken. Die Opposition war daher vollständig im Rechte, als sie diese ungesetzlich in den Beratungssaal gebrachten Herrschaften, bei aller Teilnahme für die Personen der in dieser Weise bloßgestellten Diener der öffentlichen Ordnung, aus dem Saale entfernte, so gut es eben ging. Sie sind auch nicht wieder dort erschienen, ebensowenig wie Präsident Perczel, der als Präsident einfach unmöglich geworden ist. Die Vizepräsidenten versuchten zwar die sogenannte provisorische Geschäftsordnung anzuwenden, allein dieser Versuch scheiterte kläglich und könnte überhaupt nur nach materieller Ueberwältigung der Opposition gelingen.

Solches zu versuchen schien aber der Regierung dennoch zu gewagt. Sie erklärte daher, an die Wähler appellieren zu wollen, und erst nach erhaltener Sanktion „des Volkes" im neuen Reichstage sollte der famose „Beschluß" vom 18. November, die provisorische Geschäftsordnungs-Guillotine, durchgeführt werden. Dann aber um jeden Preis. Und unter diesem System der Knebelung soll die endgültige neue Geschäftsordnung geschaffen werden! Man kann sich vorstellen, wie.

Allein die Geschichte mit der Auflösung des Reichstages hat einen Haken — sie hat deren sogar zwei, an denen sie leicht im letzten Augenblick hängen bleiben kann.

Fürs erste: was sollen Neuwahlen in dieser Situation nützen? Die Regierung mag allerdings zur Hoffnung berechtigt sein, ja mit Sicherheit darauf rechnen, daß sie mit Hilfe der oben geschilderten Verhältnisse die Majorität wieder zusammenbringt, aber die Opposition auszurotten oder auch nur wesentlich zu schwächen, wird ihr, angesichts der immer höher wogenden Bewegung im Lande selbst mit unserem wohlpräparierten Wahlkörper nicht gelingen. Und die Opposition wird im neuen Reichstage genau den nämlichen Standpunkt einnehmen wie in dem jetzigen: die neue, mit dem Streich vom 18. November eingeschmuggelte Geschäftsordnung bleibt in ihren Augen ungültig, und sie wird sich ihr nicht unterwerfen; das Votum der Wähler hat nicht die Kraft, Rechtsungültiges rechtsgültig zu machen; beim plebiszitären Regiment nach napoleonischem Muster sind wir denn doch noch nicht angelangt. Es erübrigt also im nächsten Reichstag auch nur die materielle Ueberwältigung einer an Zahl und moralischem Gewicht bedeutenden Minorität; es muß stark bezweifelt werden, ob die Majorität, die sich zu passiver Gutheißung des 18. Novembers in der Hoffnung herbeiließ, die Sache werde glatt abgehen, der Regierung auch bei diesen äußersten Schritten Heeresfolge leisten wird. Aber gesetzt, es geschähe und es gelänge; mit einem solchen materiellen Erfolg wäre der „Beschluß" vom 18. November noch immer nicht rechtsgültig geworden, und über allen weiteren Beschlüssen des Abgeordnetenhauses, die mit Hilfe einer unrechtmäßigen Geschäftsordnung, also mittels fortgesetzten Rechtsbruches erfolgen würden, bliebe der Schatten der Rechtsungültigkeit gelagert, und auch über allen Gesetzen, die auf solchen Beschlüssen beruhen. Eine unerträgliche Rechtsunsicherheit würde entstehen, deren Last automatisch auf den einzig möglichen Ausweg zurückdrängen würde: auf die restitutio in integrum, auf die Herstellung der am 18. November unterbrochenen Rechtskontinuität.

Die Auflösung des Reichstages selbst begegnet aber in diesem Augenblick unüberwindlichen staatsrechtlichen und mora-

*) Im Sinne des G.-A. XIII 1791, welcher verfügt, daß: „Status et ordines — dietalia negotia legali cum libertate pertractaturi sint." Kann von „legalis libertas" gesprochen werden, wenn 40 baumstarke Männer zur Durchführung einer illegalen Geschäftsordnung gedungen werden?

lischen Schwierigkeiten. Das bezügliche Recht der Krone ist in Ungarn ein beschränktes. Die 1848er Gesetzgebung hatte verordnet, daß der Reichstag vor Erledigung des nächstjährigen Budgets (— welchem die Praxis die sogenannte Indemnität, d. h. eine provisorische Bewilligung der Staatsausgaben und Einnahmen, in dieser Beziehung gleichstellt —) überhaupt nicht aufgelöst werden könne. Es war dies eine jener Bestimmungen, welche die Krone im Jahr 1867, vor Wiederherstellung der Verfassung abgeändert wissen wollte. Die Aenderung erfolgte in dem Sinne (G. A. X. 1867), daß, wenn die Krone den Reichstag vor Erledigung des nächstjährigen Budgets auflösen wolle, die Einberufung des nächsten Reichstages zu einer Zeit erfolgen müßte, welche die Erledigung des nächstjährigen Budgets (oder einer Indemnitäts-Bill) noch ermöglicht Das gehört mit zu den Uebereinkommen, auf Grund deren König und Nation im Jahre 1867 Frieden geschlossen haben, das ist eine kardinale Bestimmung unseres Verfassungsrechtes. Da nun die Erledigung der Wahlen sechs Wochen vom Zeitpunkte der Ausschreibung derselben erheischt, ist die Auflösung seit dem 15. November nicht mehr möglich. Die gegnerische Argumentation, daß man nur bis nach dem 1. Januar warten müsse und dann darauf los auflösen könne, weil dann das nächstjährige Budget das vom Jahr 1906 wäre (1905 wird ohne weiteres übersprungen), setze ich bloß als Kuriosum primitiver staatsrechtlicher Sophisterei hierher. Gesetzlich ist also die Auflösung unmöglich und wird durch Abwarten des 1. Januar um nichts möglicher, wenn nicht vorher eine Indemnitätsbewilligung auf zwei bis drei Monate erfolgt. In der Tat hat die Regierung am 16. Dezember an die Opposition die Aufforderung gerichtet, der Erledigung einer Indemnitätsvorlage keine Hindernisse in den Weg zu legen, damit die Krone von ihrem Auflösungsrechte Gebrauch machen könne. Unter normalen Umständen wäre es auch konstitutionelle Pflicht der Opposition — ja sogar der Mehrheit, einer solchen Aufforderung zu entsprechen; aber der 18. November hat eben alles auf den Kopf gestellt. In demselben Atem, in dem man unsere Mitwirkung zur Ermöglichung der Auflösung verlangt, erhalten wir die Versicherung, daß auf dem neuen Reichstage die an jenem unseligen Tage eingeschmuggelte ungültige Geschäftsordnung gelten soll: also prämeditierter fortgesetzter Rechtsbruch, und dazu sollen wir bewußterweise mitwirken? Das können — das dürfen wir nicht. Der unter normalen Verhältnissen bestehenden Pflicht steht hier ein kategorisches Verbot des konstitutionellen Gewissens gegenüber: so lange die Durchführung jenes ungesetzlichen Beschlusses in Sicht steht, haben wir keinen anderen Standpunkt, kennen wir keine andere Pflicht, als absolute Negation und Abwehr sans phrase.

Die Regierung erhält also aus guten Gründen, infolge eines selbstverschuldeten, hartnäckig aufrecht erhaltenen außergesetzlichen Zustandes, die Indemnität nicht. Wird unser streng verfassungstreuer König trotzdem die Auflösung verfügen, entgegen den oben angeführten, grundlegenden Bestimmungen der im Krönungseide beschworenen Verfassung, die zugleich einen integrierenden Bestandteil der Uebereinkünfte des Versöhnungsjahres 1867 bilden? Wir können es nicht glauben. Sollte es dennoch geschehen, so wird natürlich die streng konstitutionelle Gesinnung des ungarischen Volkes nur jene Ratgeber zur Verantwortung ziehen, welche Se. Majestät durch falsche Darlegungen zu einem so verhängnisvollen Schritte vermocht hätten, aber in die Herzen würden sich wieder Befürchtungen und Besorgnisse einnisten, die wir für immer überwunden glaubten, und der moralische Zusammenbruch des ganzen 67er Werkes wäre erfolgt.

Wie soll man über eine „Staatskunst" denken, die es ohne jede Notwendigkeit so weit gebracht hat?

Eberhard. Graf Albert Apponyi.

Phrase und Realität des Klassenkampfes.

II. Moderne Klassenkämpfe.

Der Klassenkampf, wie ihn die Masse der sozialdemokratischen Arbeiter auffaßt, hat mit dem marxistischen Klassenkampf, den wir im vorigen Artikel beschrieben haben, sehr wenig gemein. Die Sozialdemokratie könnte ihren zur Agitation auf Flaschen gezogenen Marxismus ruhig in die Ecke stellen — ihre Erfolge würden dadurch nicht geringer. Denn, was die Propaganda des Klassenkampfes so gewaltig wirksam gemacht, ist die Reaktion des Klassenstaates, die gegen die Arbeiter gerichtete Klassenpolitik. Die Sozialdemokratie ist groß geworden, indem sie am nachdrücklichsten von allen Parteien die Gleichberechtigung der Lohnarbeiter vertreten hat. Die Arbeiterschaft faßt den Kampf der Sozialdemokratie als den Kampf um das Recht auf. Solange Wahlrechte existieren, die nichts sind als Fetzen gegen das Wählen der minderbemittelten Volksschichten; solange die Handelspolitik die Arbeit zugunsten der Rente ausbeutet; solange § 153 der Gewerbeordnung die Koalitionsfreiheit mit Fußangeln und Selbstschüssen umgibt; solange man sich mit Recht über Klassenjustiz empören kann; und solange Militärgerichtsurteile à la Dessau gegen die Erledigung der Fälle Brüsewitz, Arenberg, Hüssener kontrastieren: solange behalten Worte wie Klassenstaat und Klassenkampf eine sehr reale Bedeutung. Die Arbeiterschaft wird durch künstlichen Druck derart zusammengeschweißt, daß alle in ihrer Mitte vorhandenen auseinanderstrebenden Tendenzen verborgen bleiben. Wenn die Sozialdemokratie ihren Anhängern nichts anderes zu bieten wüßte, als die Anwartschaft auf die sozialistische Gesellschaftsordnung, dann wäre die Bewegung schon längst zerfallen wie der Chartismus in England. Aber der Staat und die Mehrzahl der bürgerlichen Politiker haben im Uebermaß dafür gesorgt, daß an die Stelle der Zukunftshoffnung sehr praktische Gegenwartsforderungen getreten sind. Man kann sogar sagen, die Sozialdemokratie ist mit der schwindenden Hoffnung auf den Zukunftsstaat entsprechend gewachsen.

Die radikalen Sozialdemokraten haben es nun in sehr geschickter Weise verstanden, diesen Kampf um das gleiche Recht als den Kampf einer Klasse gegen eine andere darzustellen. „Es liegt im Klasseninteresse dieser bürgerlichen Gesellschaft", so sagen sie zu den Arbeitern, „Euch mit der ökonomischen auch die politische Gleichberechtigung zu versagen, Eure Unterdrückung ist in der kapitalistischen, auf dem Privateigentum an den Produktionsmitteln beruhenden Ordnung begründet; solange diese Ordnung fortbesteht, wird man Euch niemals volle Gleichberechtigung gewähren." Diese Behauptungen werden dann mit anscheinend plausiblen Gründen belegt. Man weist auf das Verhalten der Liberalen in den letzten preußischen Landtagswahlen hin oder auf die Zustände in gewissen Kommunen, die von Angehörigen liberaler Parteien regiert werden; man demonstriert den Arbeitern gewisse liberale Zeitungen, die in Einzelfällen die Koalitionsfreiheit unterdrücken wollten. Und die Arbeiter sind dann fest überzeugt, daß die marxistischen Politiker im Recht sind, besonders wenn sie mit radikalen bürgerlichen Politikern keine guten Erfahrungen im liberalen Sinne gemacht haben. Dann dürften sich auch die fatalsten Charaktere zu Führern aufschwingen, man glaubt an sie. So behält der innerlich längst brüchig gewordene Marxismus eine äußere Stütze.

Und doch ist nichts falscher, als daß das Bürgertum aus Klasseninteressen gegen die Gleichberechtigung der Arbeiter sein müßte. Wer ist denn das „Bürgertum"? Sehen wir von den selbständigen Existenzen in der Landwirtschaft ab, über die in anderem Zusammenhang gesprochen werden soll. Hat das Bürgertum in Gewerbe und Handel einheitliche Klasseninteressen, besonders solche, die gegen die Arbeiter gerichtet sein müssen?

Auf eine an Zahl sehr geringe, aber an Einfluß übermächtige Gruppe mag es zutreffen, daß ihr Interesse dem der Arbeitnehmer entgegengesetzt ist: auf die kartellierte Montanindustrie und ihren Anhang. Sie ist bestrebt, in ihren Domänen Arbeitsverhältnisse zu begründen und

Digitized by Google

aufrecht zu erhalten, für die das Königreich Stumm typisch ist, Arbeitsverhältnisse, die, wie Brentano mit Recht hervorhebt, mit dem freien Arbeitsvertrag (§ 105 G.-O.) überhaupt nichts mehr gemeinsam haben. Aber ist das Interesse dieser Monopolindustrien nicht auch dem Interesse der Gesamtheit entgegengesetzt? Sie haben sich mit ganz unkapitalistischen, rückständigen Klassenbestrebungen der Großagrarier und der Zünftler politisch zusammengeschlossen, und sie sind sozialpolitisch den Arbeitern nicht mehr gefährlich, als handelspolitisch der weiterverarbeitenden Industrie und den Konsumenten gewerblicher Erzeugnisse überhaupt. Will man von Klasseninteressen reden, so steht beispielsweise das Interesse gar manches Metallindustriellen den Klasseninteressen der nach Gleichberechtigung strebenden Arbeiter näher, als dem der Zechen- und Hochofenbesitzer.

Ist es aber im allgemeinen ein Vorteil für die gewerblichen Arbeitgeber, wenn sie die Organisationen der Arbeiter bekämpfen? Eigentlich sollte es in einer Zeit, in der die Tarifgemeinschaften fortgesetzt an Ausdehnung gewinnen, unnötig sein, hierüber viele Worte zu verlieren. Täglich sehen neue Arbeitgeber, daß es durchaus im Interesse des ruhigen Geschäftsganges und der gut geleisteten Arbeit liegt, mit gewerkschaftlich organisierten Arbeitern zu verhandeln und sie fühlen zu lassen, daß man sie als gleichberechtigte Menschen ansieht. In England ist man darin schon viel weiter. Auch dort wurden jahrzehntelang, sogar im Namen der Freiheit, die Organisationen der Arbeiter von Gesetzeswegen und im Einzelbetrieb unterdrückt. Heute wird durch paritätisch zusammengesetzte Kommissionen die große Mehrzahl der gewerblichen Streitigkeiten genau so friedlich und geschäftsmäßig erledigt, wie man ein Handelsgeschäft abschließt. Dafür bekämpfen aber in England die Gewerkvereine und die freihändlerischen Industriellen in engem Einvernehmen das Schutzzöllnertum, und jeder neue Wahlausfall beweist die Vorteile dieses Bundes. In einem Staatswesen, das überwiegend aus Arbeitnehmern besteht, gibt es keine fortschrittliche Politik, wenn man nicht auf die Wünsche der naturgemäßen Träger dieser Politik, der gewerblichen Arbeiter, eingeht.

Das Bürgertum besteht auch nicht allein aus großen Arbeitgebern. Die Mehrheit des Bürgertums ist seiner wirtschaftlichen und sozialen Lage nach an demokratischer Ausgestaltung der Wahlrechte, des Justizwesens, des Militärwesens usw. kaum weniger interessiert wie die Arbeiter.

Wenn man sieht, wie die liberalen Vertreter von Arbeitgeberinteressen und die sozialdemokratischen Vertreter von Arbeitnehmerinteressen aufeinander losschlagen, fast mehr als auf ihre gemeinsamen Feinde, dann könnte man bald glauben, unsere gesamte Politik sei ein Kampf um das gewerbliche Arbeitsverhältnis, der sich zwischen Liberalen und Sozialdemokraten abspiele. Statt dessen ist doch sicher, daß sich unsere Parlamente nur zum Teil mit sozialpolitischen Angelegenheiten beschäftigen, daß aber in Fragen der sozialpolitischen Gesetzgebung in den letzten Jahren die entschiedenen Liberalen fast immer mit den Sozialdemokraten gemeinsam stimmten. Auch von liberaler Seite sind in der Frage des Arbeitsnachweises, der Arbeitslosenversicherung, der Beschränkung der Arbeitszeit, der Sicherung des Koalitionsrechtes usw. im Reichstag fruchtbare Anregungen gegeben worden. Die Liberalen, die in diesen Fragen die Initiative ergriffen haben, waren eben davon überzeugt, daß guter Arbeitsverdienst und kürzere Arbeitszeit die Produktivität der Arbeit erhöhen; ebenso, daß Lohnsteigerungen die Arbeiter kaufkräftiger machen und so wieder zur Belebung des industriellen Absatzmarktes beitragen. Das soll hier ausdrücklich konstatiert werden, nicht nur den sozialdemokratischen Klassenpolitikern, sondern auch denjenigen Liberalen gegenüber, die neuerdings entdeckt haben, daß der Liberalismus mit Rücksicht auf die Klassen, die er vertritt, jede Gemeinschaft mit der Arbeiterbewegung ablehnen müsse. Jene liberalen Klassenpolitiker, die auf momentaner persönlicher Verärgerung oder auf der Verärgerung einzelner Arbeitgeber, allen Erfahrungen und ihrer eigenen Wissenschaft zuwider, eine erfolgreiche Politik aufbauen zu können glauben, liefern sie nicht Wasser auf die Mühle der marxistischen Klassenkämpfer? Die Schichten, auf welche sie ihre Politik stützen können, werden überall dünn gesät sein. Von rechts her werden sie bedrängt von den Klassenpolitikern der Agrarier und Zünftler und vom bildungsfeindlichen Klerikalismus. Nach links hin entschwinden ihnen die letzten Arbeiter und mit diesen die demokratischer gerichteten Volksschichten. Die Bildungsschicht aber wird für den Mangel des Ideengehaltes dieser Politik auch durch den besten, feinsten Ton nicht entschädigt; sie wird politischen Fragen noch resignierter gegenüberstehen, als sie es jetzt schon tut.

Auch wir bestreiten nicht, daß im Einzelfall der Arbeiter ein anderes Interesse habe, als der Arbeitgeber. Wir nehmen es weder dem einen noch dem anderen übel, wenn er für seine Person oder organisiert dieses Interesse vertritt. Auch werden die Arbeitgebervereinigungen und die Gewerkschaften wie auch die verschiedenen Arten von Genossenschaften, immer für gewisse Gruppen und Schichten, wenn man will auch Klassen, zu kämpfen haben. Mit der Zeit werden diese Kampfesformen zivilisierter, gerade wie man in der Handelspolitik von Raubzöllen zu Tarifverträgen vorgeschritten ist. Wogegen wir aber protestieren, das ist die kurzsichtige Politik der koalitionsfeindlichen Unternehmer, wie die marxistische Abschließungspolitik der Arbeiter. Beide bauschen Gegensätze, die sie auf dem Wege der Staatspolitik keineswegs auszutragen gewillt sind, zu großen politischen Aktionen auf, indessen ihre gemeinsamen Feinde die Situation weidlich für sich ausnutzen.

Eugen Katz.

Otto Gildemeister als Erzieher.

Dumas, Goncourt.

Deine Lektüre macht ein wenig den Eindruck von Falstaffs Wirtshausrechnung: für einen halben Pfennig Brot (Wölflin) auf eine unmenschliche Menge Fett, (Dumas, Goncourt, Zola usw.). Indessen enthalte ich mich jedes Tadels, lobe es dagegen, wenn Du Wölflin mit Andacht und wiederholt gelesen hast. Denn Andacht ist durchaus notwendig, wenn Lesen nützen soll. Monte Christo kann man ohne Andacht lesen; das ist sogar der große Vorzug dieser amüsanten Fabuliererei. Selbst Deine Kritik ist noch zu viel; man muß sich, wie ein Kind im Zirkus, dem bloßen Vergnügen an den abenteuerlichsten Bravourstücken ohne Nachdenken hingeben. Ich würde übrigens meinen, daß man, von Monte Christo und den trois Mousquetaires abgesehen, nur in den allerödesten Stunden, z. B. wenn man eingeschneit ist, im Gefängnis sitzt, oder während einer Predigt, zu Dumas père seine Zuflucht nimmt. La fille Elisa kenne ich nicht, was Du davon schreibst, ist auch nicht sehr verlockend, doch ist es möglich, daß ich allerlei darin fände, was Deinem unschuldigen Kinderblick entgeht. Ich kann mir nicht denken, daß Goncourt so tief gesunken sein sollte, das Dasein einer Dirne ohne ein besonderes Motiv zum Vorwurf zu nehmen, denn was kann es unappetitlicheres und langweiligeres geben? Du wirst gelesen haben, daß man in Paris sogar ein Theaterstück aus dieser Elisa gemacht, und daß die Polizei die Aufführung verboten hat. Das hat zu einer unfreiwilligen Komödie in der Deputiertenkammer geführt. Ein radikaler Abgeordneter interpellierte im Namen der Freiheit der Kunst den Minister des Innern wegen dieses Verbotes, das ganz ungerechtfertigt sei, da man leicht die vier oder fünf anstößigen Stellen (die der Interpellant dem Hause und den gefüllten Tribünen vorlas!) beseitigen könne. Darauf bestieg der Minister des Innern, Herr Bourgeois, die Tribüne, um im Namen der Moral das Verbot zu rechtfertigen. Der ehrenwerte Herr Vorredner, sagte er, habe die Stellen nicht so, wie sie gespielt werden müßten, sondern trocken, tonlos, ohne Pikanterie, wie man ein Protokoll vorliest, gesprochen; die wahre Teufelei komme erst zum Vorschein, wenn man sie richtig koloriere und nüanciere. Er, der Minister, werde sich erlauben, das hohe Haus davon zu überzeugen. Und nun las Herr Bourgeois, die Berichte sagen mit Meisterschaft, die verfänglichste Szene,

Digitized by Google

und überzeugte allerdings die mit innigem Vergnügen horchende Versammlung, daß diese Szene, öffentlich vorgetragen, die öffentliche Schamhaftigkeit gründlich verletze. Die Herren Deputierten riefen in sittlicher Entrüstung assez! assez!, aber erst als der Minister das Buch schloß. Das Theaterverbot blieb aufrecht erhalten, aber ganz Frankreich las am nächsten Morgen den pikanten Vortrag des Herrn Ministers in der Zeitung. Wahrscheinlich kommt in dem Stück auch die Szene vor, wie le petit homme chéri zudringlich und die Mamsell Elise keuschrabiat wird. Ob letzteres psychologisch richtig ist, wie Du meinst, kann ich, da ich die Erzählung nicht kenne, nicht bearteilen; im allgemeinen glaube ich nicht recht an die plötzlichen Dienenkeuschheiten, die durch eine sogenannte ‚echte Liebe', un grand amoar, herbeigeführt werden sollen, so beliebt auch dies Motiv seit V. Hugos Marion bei den französischen Dichtern geworden ist. Der berühmte Vers: l'amour lui a refait une virginité enthält m. E. Unsinn. Sehr viel richtiger hat Goethe die Sache dargestellt. Die Bajadere, zu der der Götterjüngling kommt, ‚fühlt der Liebe Qual', zum erstenmal trachtet sie nach mehr als ‚Wollust und Gewinnst', aber ganz selbstverständlich ist es ihr, vor allem sich selbst zu geben.

Und so zu des Tages vergnüglicher Feier
Bereiten den dunklen behaglichen Schleier
Die nächtlichen Stunden das schöne Gespinnst.

Und in demselben Gefühl, das sie zur vergnüglichen Feier leitete, ‚springt sie in den heißen Tod', nachdem ihr Leben ihr wertlos geworden ist. Diese Poesie ist am Ende doch wahrer als der Goncourtsche Naturalismus; indessen, wie gesagt, ich kenne die Akten nicht."

Anatole France: „Sylvestre Bonnard".

„Meinen feurigsten Dank habe ich mir noch aufgespart, den Dank dafür, daß Du mich mit M. Sylvestre Bonnard, Membre de l'Institut bekannt gemacht hast. Seit langem habe ich kein Buch mit solchem Vergnügen, so mit stillem Entzücken, langsam, langsam schlürfend genossen. Ich finde es meisterhaft von Anfang bis zu Ende, und wenn Du Pauls Urteil richtig referierst, daß der alte Herr an „Unentschiedheit" leide, so verstehe ich dies Diktum nicht. Mir lebt er, durchsichtig bis in die Tiefen seines goldenen, liebenswürdigen Herzens, verständlich in seiner kindlichen Weltfremdheit und seinem Gelehrtenenthusiasmus, und alle diese einzelnen Elemente schließen zusammen zu einer einheitlichen Physiognomie, die mich mit einer Sympathie wie für einen wirklichen Menschen erfüllt. Die Kunst des Erzählers erinnert mich an Mérimée, was meines Erachtens das höchste literarische Lob ist, aber sie ist hier mit einer Herzenswärme temperiert, die Mérimée nicht kennt, wenigstens nicht ausströmt. Diesen Sylvestre liebe ich wie „Mon Oncle Benjamin" oder wie Colonel Newcome. Es könnte mir nur eine große Ehre sein, wenn er, wie Du meinst, in einigen Zügen an mich erinnerte, aber ich muß leider gestehen, daß ich das tertium comparationis nur sehr undeutlich sehe. Ist es die milde Lebensweisheit, die mich in so hohem Grade auszeichnet, oder die holde Nachsicht, die ich der naseweisen Jugend gegenüber gelten lasse? Wie der alte Herr mit dem jungen Gölis verkehrt und mit dem jungen Mädchen, das ist allerdings überaus reizend, und wie lebendig wird dadurch der junge Mann selbst, kein bloßer jeune premier, sondern ein geistig gewandter giovane, dem man die nicht minder originelle, schöne Braut mit Vertrauen ins Bett legt. Summa summarum, Du hast mir durch die Zusendung des Buches große Freude bereitet. Nachträglich fällt mir der alte Werder in Berlin ein, der hat wirklich Züge von Bonnard, sogar äußerliche, das Junggesellentum und die despotische Haushälterin. Ich trete ihm meine Anrechte ab, höchstens im Punkte der bonne chère bin ich würdiger als er, mit dem trefflichen Pariser verglichen zu werden. Wie gut das erfunden ist, daß Onkel Sylvestre ein feines Verständnis für ein gutes Mittagsmahl hatte! Die literarische Gourmandise wird durch diesen Zug ein Bestandteil seines tiefsten Wesens, innerlich verknüpft mit dem feinen Nervensystem dieses so naiven und zugleich der raffinierten Zivilisation angehörenden Individuums."

Pierre Loti.

„Mir scheint, Du nimmst Loti zu ernsthaft, zu biographisch. Der Knabe des ‚Roman d'un enfant' ist garnicht dieselbe Person wie der Loti der exotischen Venusberge, die jener Knabe als Mann geschrieben und doch wohl nur sehr teilweise erlebt hat. Für die Person des Loti in Romanen interessiere ich mich nicht sonderlich; er ist wie Childe Harold nur eine Figur, um die sich die Abenteuer, die Impressionen und Sentiments, die der Poet uns vorzaubern will, gruppieren. Da die Loti-Romane vorwiegend auf dem Kontrast zwischen europäischer, raffinierter Geisteskultur und Moral, oder wenigstens moralischen Gewöhnungen, einerseits und exotischer Natur, teils unschuldiger, teils korrumpierter, jedenfalls der unsrigen ganz fremder, mit völlig anderen Konventionen, Traditionen und physischen Voraussetzungen beruhen, so mußte den Gestalten des Orients, der Südseewelt usw. ein europäischer Typus, ein Mann, der alles gekostet, über alles reflektiert und alles eitel gefunden hat, wie Childe Harold, gegenübergestellt werden. Aber nicht was er war, ist und wird, sondern was er in der fremden Welt neues entdeckt und erlebt, ist die Hauptsache. Dem Zauber dieser Landschaften, Formen, Farben, Klänge, Düfte muß man sich hingeben, ohne sich viel um die Sittlichkeit des Spiegels, in dem das Bild sich reflektiert, zu kümmeen. Der Spiegel ist gut geschliffen, er gibt alle Nüancen mit seltsamer Penetranz wieder. Pierre Loti est, je pense, la plus délicate machine à sensations, quo j'ale jamais connue. Il me fait trop de plaisir et un plaisir aigu et qui se fonce trop dans ma chair pour que je sois en état de le juger. A peine ai-je su dire, qae je l'aimais. So schließt Lemaitre seinen Essay über Loti. Für meinen Teil möchte ich noch hinzufügen, daß auf die Dauer das plaisir aigu mir etwas monoton und ermüdend erscheint, eine Folge mangelnden Kompositionstalents, noch mehr eine Folge der überwiegend physischen Reize, mit denen aaf unsere Phantasie gewirkt wird. Das psychologische Element ist anscheinend nicht recht das Element des Dichters, er benutzt es mehr als einen Vorwand, um seiner Staffage, dem englischen Jüngling und der obligaten Geliebten, einige menschliche Bewegung zu verleihen, als daß es ihm wirklich Ernst darum wäre, uns die Seelen der beiden bloß zu legen. Den Jüngling freilich kann ich mir aus eigener Phantasie lebendig machen, aber von dem Innern des Weibes, das in ozeanischen und orientalischen Empfindungen lebt und webt, völlig anders als wir, und doch schließlich wie wir liebt und leidet, davon möchte ich etwas mehr Anschauung gewinnen. Ich ahne wohl, aber ich sehe es nicht deutlich genug, nachdem der Dichter selbst mich so nachdrücklich auf diesen Punkt, die radikale Verschiedenheit europäischer und antipodischer Seelen, hingewiesen und neugierig gemacht hat. Byron hat in seiner ‚Insel' es weise vermieden, sich auf dies psychologische Problem einzulassen; er hat sich begnügt, eine idyllische Welt zu beschreiben, in der Liebe und Genuß noch nichts von Gesetz und Sünde wissen, und er erreicht damit vollkommen seinen Zweck, uns für einen Augenblick ein irdisches Paradies anschaulich zu machen. Bei ihm vereinigen sich die schöne Wilde und der blonde Knabe von den Hebriden unschaldig und selig wie die homerischen Götter, ohne an Gut und Böse, an Unterschiede der Kultur, an Tod und Jenseits zu denken. Lotis Weiber denken schon an solche Dinge, sie geben schon nicht mehr rein ‚in süßer Sinnlichkeit' auf; sie sind reizend, ja, aber sie sind noch etwas mehr, und über dies etwas mehr erfahren wir nur, daß es durch eine tiefe Kluft von unserer Gefühls- und Denkweise getrennt sei. Dies ist mir um so ärgerlicher, als ich glaube, daß wir, wenn man uns etwas mehr Material lieferte, die Kluft nicht unüberbrückbar finden würden, daß trotz ungeheurer Verschiedenheiten in Sitte, Charakter, Kostüm die menschliche Natur im Kern dieselbe ist, ebenso wie die Liebe, die überall gleiche Grundzüge zeigt, unabhängig von Standesämtern und Haremsgittern."

A propos Dante.

„A propos Dante muß ich doch folgendes Merkwürdige berichten. Vorgestern las ich in der „Revue des deux

Digitized by Google

moudes“ einen Artikel „La biographie de Dante, à propos de publications récentes, par M. Ed. Rod,“ der die vielfachen Legenden, die sich an die Lebensgeschichte Dantes geheftet haben, zurückweist. Ich las ihn mit einiger Beklemmung, fürchtend, daß ich in meiner Einleitung zur Divina Comedia unkritische Blunder begangen haben möchte. Aber es ging leidlich ab. Nur daß Fräulein Beatrice Portinari, verehelichte Bardi, Dantes Verklärte sei, was ich gläubig angenommen hatte, erklären die neuesten Archivforscher für unmöglich, ich verstehe nicht recht warum; da sie indes nicht bestreiten, daß die Beatrice des Dichters eine leibhaftige Florentiner Dame gewesen sei, so hat mich diese Korrektur nicht sehr erschüttert. Sodann wird erwähnt, daß die Zahl der ehelichen Kinder Dantes in der Legende von Jahrhundert zu Jahrhundert gestiegen sei, schließlich bis auf sieben. An diesen Punkt war ich gekommen, ohne mich zu erinnern, daß ich diese Siebenzahl für historisch ausgegeben hätte, als ich ganz ahnungslos — denke Dir meinen „Prell“ — folgendes las: „Ce chiffre fastidieux (sept) n'a fait fortune, et le dernier écrivain, qui ait tenté de résumer brièvement la biographie de Dante, M. Gildemeister, considère comme ‚historiquement établie' que Gemma donna à son époux ‚sept enfants en sept années'. M. Gildemeister, dont la notice est cependant très prudente, se montre ici trop crédule. En réalité on ne peut affirmer d'une façon positive l'existence de plus que quatre enfants, deux fils et deux filles, Pietro, Jacopo, Béatrice et Antonia. Il faut s'en tenir là.“ Natürlich werde ich mich daran halten; vier Kinder in sieben Jahren sind auch genug. Aber es ist schade darum; der rhetorische Effekt „sieben Kinder in sieben Jahren“ geht verloren. Mir lag an den Kindern nichts; ich wollte nur die Legende, daß Dante und Gemma eine unglückliche Ehe geführt hätten, dem denkenden Publikum verdächtig machen. Bei gegenseitiger Abneigung wäre eine solche Leistung der beiden Gatten wunderbar. Das Argument kann sich auch noch auf vier Kinder stützen, aber nicht mehr so gut.“

Molière.

„Molière ist ein großer Name, aber er gehört nicht zu den größten, die durch alle Kostümänderungen hindurch unmittelbar wirken. Das hängt schon mit seinem Fach, der Komödie, zusammen, die mit den Zeitwandlungen mehr von ihrem Duft verliert als die Tragödie. Sophokles steht uns immer näher als Aristophanes. Aber es bleibt der Mühe wert, sich allmählich in die Atmosphäre zu versetzen, in der die Gestalten Molières gelebt und geatmet haben. Man muß, um ihn zu genießen, an den Hof Ludwigs XIV. übersiedeln, was an sich interessant genug ist.“

Zola.

„Besten Dank für die Mühe, die Du Dir gegeben hast, mir die berühmte Parkszene aus dem Abbé Mouret mitzuteilen. Ich hatte nur vom Hörensagen einen vagen Begriff von diesem Hymnus des rut universel, der in der Tat alles schlägt, was in diesem Fache an geschmacklosem Pomp geleistet werden könnte. Tant de bruit pour . . . . und es ist noch dazu alles so inkorrekt, naturhistorisch meine ich. Die Nachtigall singt nicht mehr, wenn die Hirsche brunsten, und die Spatzen warten mit ihren caprices d'une seconde nicht, bis die Schlangen warm genug werden, um mit douceur zu zischen. Und wie wenig *erlebt* ist dieses Schauspiel des großen Liebesrausches der Kreatur! Wann hat je ein Mensch sich in einem Park erotisch erregen lassen, weil die Fische und Frösche, die er garnicht sieht, erstere auch nicht hört, ihre Instinkte befriedigen? Die Stelle, die das Eindringen der erwachenden Natur in die einsame Kirche schildert, ist dagegen vorzüglich, symbolisch, im besten Sinne poetisch; ich stimme Deinem Urteil ganz bei. Aber auch da würde weniger mehr sein, die Details sind so gehäuft, daß sie schließlich dem Ensemble schaden. „Abers“ sind bei diesem Schriftsteller immer in Fülle. Erinnerst Du Dich der partie de campagne von Maupassant, wo auch die Sommerglut und die Nachtigall das symbolische Accompagnement zu dem Sinnenrausche des Menschenpaares abgeben? Vergleiche das mit dem monströsen Park, und Du wirst handgreiflich fühlen, was einen Künstler von einem Kompilator phantastischer Phrasen unterscheidet . . . .

La débâcle gedenke ich auch zu lesen. Ich kenne bisjetzt nur eine Szene daraus, die Schilderung des kranken Cäsar, der sich hilflos auf den Heerstraßen, die zum Untergang führen, herumtreibt, ohne Macht und ohne Hoffnung. Sie schien mir meisterhaft, und nach allem, was ich über das Buch lese, steht sie nicht vereinzelt da. Der Stoff ist ja auch wie gefunden für diesen Schriftsteller, der ungeheure Massen in eine Form zu zwingen und ein lebensvolles Bild daraus zu machen versteht wie wenige. Ich habe vor kurzem in den „Soirées de Meudon“ eine kürzere Episode aus dem Anfange des Krieges gelesen, die mir den besten Begriff von seinem Talent, militärische Dinge zu schildern, gegeben hat. Beiläufig bemerkt, steht in diesen „soirées“ auch eine Maupassantsche Kriegsgeschichte, Boule de suif, ein wahres Kabinettstück. . . . . .

Eigentlich sollte ein angehender Offizier nicht solche Bücher lesen wie la débâcle, sie werfen Schatten, deren Grauen am Ende die wirkliche Wirklichkeit eher überwindet als die Lektüre, die uns Muße gewährt, allem Schrecklichen nachzusinnen und es auszumalen, während die Wirklichkeit zerstreut und abstumpft durch die gebieterischen praktischen Anforderungen des Augenblicks. Ich habe la débâcle fast gleichzeitig mit Dir gelesen — ein Exemplar der siebenundsechzigsten Auflage —, und sechs Abende hindurch durchlebte ich noch einmal die unvergeßliche Zeit von Wörth bis Sedan, von Sedan bis zum brennenden Paris, die sich für uns so überaus großartig ausnahm, aber doch auch uns von der französischen Misere und Konfusion so viel sehen ließ, daß ich immer wieder den Eindruck hatte, als lese ich allbekannte Dinge. Meisterhafte Schilderungen englischer und amerikanischer Kriegskorrespondenten, Erzählungen von Augenzeugen, Verwundeten, die hier verpflegt wurden, der Anblick der Tausende Franzosen, die hier in Jammergestalt umherwandelten in zerlumpten, grellfarbigen Uniformen den Winter durchschlotternd — alles das gab uns fernen Zuschauern ein Bild von den Ereignissen, das zu dem Zolaschen sich verhält wie eine Konturenzeichnung zum Gemälde. Das Gemälde ist das eines Meisters, aber es ist so entsetzlich, daß ich keinen Artikel darüber schreiben möchte; dazu müßte ich das Buch noch einmal lesen, und dazu kann ich mich nicht überwinden. I have supped full of horror, sagte ich mit Macbeth, als ich das Buch zuklappte. An sich bietet es dem Kritiker einen höchst interessanten Stoff, die künstlerische Leistung im einzelnen zu charakterisieren, wäre wohl der Mühe wert. Auch in der Form ist das Werk sehr merkwürdig, im Grunde gar kein Roman und doch eine epische Erzählung von größter Wirkung. Ich habe das Gefühl, daß die meisten Leser finden werden, der Stoff sei diesmal der Poet, und in der Tat ist der Stoff für Zolas besonderes Talent wie geschaffen. Hier konnte er zeigen, was er kann, aber sehr irrig wäre zu meinen, dieser Stoff hätte jedem solche Wirkungen abgeworfen. Diese ungeheure Materie so zu kneten und zu formen, diese Massen, diese kolossalen Ereignisse so in den Rahmen zu fügen und in Rhythmus zu bringen, das tut so leicht ihm keiner nach, und es ist ein Produkt künstlerischer Technik nicht weniger als künstlerischer Phantasie. Selbst die Longueurs und Wiederholungen, die in seinen früheren Werken so lästig fallen, werden hier wirksame Hilfen des beabsichtigten Erfolges: die trostlose Qual der Hin- und Hermärsche, der ewigen Entbehrungen, der öden Situationen, des hoffnungslosen Todeskampfes wird auf diese Weise vom Leser mitempfunden, als wäre er dabei. Einiges ist allerdings minderwertig; besonders manches, was mehr dem Roman als dem Epos anheimfällt. Da läuft allerlei sensationell-melodramatisches mit unter, wie die fabelhafte Figur des Goliath, die dem kindischen Aberglauben der Franzosen von einem diabolistischen Spionsystem der Deutschen ihren Ursprung verdankt, und die ebenso unwirkliche Silvine, die eine schöne Seele ist und trotz ihrer Liebestrauer von dem ungeliebten Riesen ein Kind bekommt. Aber das sind leichte Gewichte neben den Zentnern gelungenster Darstellungen. Du hast ganz recht, daß er an Erkmann-Chatrians Waterloo erinnert wie der Löwe an die Katze. Daß er die Deutschen nicht sehr liebevoll

Digitized by Google

behandelt, nehme ich ihm nicht übel; er ist eben Franzose, und er geht mit seinen eigenen Landsleuten sehr viel schärfer ins Gericht. Hin und wieder färbt er uns zu schwarz, aber man muß bedenken, daß der Krieg eine Menge brutaler Handlungen fast notwendig mit sich bringt. Zum Teil sind seine ungünstigen Urteile Mißverständnisse, so z. B. wenn er empört ist, daß die Deutschen Zivilkombattanten füsilierten. Die Franzosen haben das 1870/71 auch nie verstehen gelernt, obwohl es in Feindesland kein anderes Mittel gibt, die bürgerliche Gesellschaft gegen die Wut der Soldaten zu schützen. Es ist schon viel, daß Zola die Franktireurs nicht als Helden, sondern als Landplage malt. In den Soirées de Médan behandelt „der Angriff auf die Mühle" die Tragik des nicht uniformierten Patriotismus im Konflikt mit den Militärgesetzen an sich sehr schön, aber mit demselben Mangel an Einsicht. A propos, ich hatte Meudon geschrieben, wahrscheinlich weil in Meudon Rabelais wohnte, der Vater der massiven, gallischen Lustigkeit, von dem Zola die herkulische Muskulatur und Maupassant den Sinn für riesige Komik geerbt haben. Boule de suif ist mir schließlich doch lieber als la débâcle. Aber wozu vergleichen!"

Bücher der Weisheit und Schönheit.*)

Daß jedermann sich seine eigene Liebhaberbibliothek zusammenstellt, nach seinem eigenen Urteil, Geschmack und Bedürfnis, das ist eine der vielen Forderungen, die ebenso leicht auszusprechen sind wie schwer zu erfüllen. Die meisten Leser besitzen eben weder eigenes Urteil noch persönlich gefärbtes literarisches Bedürfnis; und edlen Seelen vorzufühlen, bleibt deshalb wünschenswertester Beruf. Eine Vernunftehe ist nichts Ideales, aber sie pflegt besser zu sein, als eine vernünftige Ehelosigkeit, und ist sicher einer unvernünftigen Ehe vorzuziehen. Und so haben wir denn auch nichts dagegen einzuwenden, wenn von geeigneter und geschickter Hand Normalbibliotheken ausgewählt werden. Das geschieht längst für „das Volk"; es sollte ruhig auch für die „Gebildeten" geschehen. Kein Leser von eigenem Geschmack wird ja dadurch verhindert, ganz andere Bücher zu lesen; und eine gute Anzahl von willigen Zuhörern können für treffliche, zu oft übersehene Literatur gewonnen werden. Die ästhetische Vormundschaft des „Kunstwart" hat trotz all ihrer Enge verdienstvoll gewirkt und für Mörike, Schwind, Dürer neue Bewunderer erobert. Aus ähnlich gesinnten Kreisen, denen des „Türmers", geht die neue Musterbibliothek hervor. Aber kein so glücklicher Stern hat ihr vorgeschienen.

Unmöglich scheint es, für diese ganz hübsch ausgestatteten und gut gedruckten Bücher mit dem nicht allzu geschmackvollen Gesamttitel und dem augenverletzenden Blau des Schnittes einen durchgreifenden Gesichtspunkt zu finden. Bogumil Goltz gehe hin: Lienhard überschätzt den knorrigen Naturprediger gewiß, und E. M. Arndt oder Feuchtersleben verdienten die Auffrischung wohl mehr, doch immerhin: es ist viel Lesenswertes hier in guter Auswahl geborgen. Aber die Kuriosität des Wiener Hof- und Volkspredigers vermag ich wenigstens weder unter die Weisheit noch unter die Schönheit unterzubringen. Im Gegenteil! mir scheint: echte Frömmigkeit läßt sich schwer mit weniger Weisheit, und urwüchsige Beredsamkeit nicht leicht mit so viel Unschönheit vereinen.

Die Bibel bleibt sicher, wie auch der menschliche Glaube wanke, für eine Bibliothek der Weisheit und Schönheit der rechte Anfang, und gegen eine Auswahl unter dem ästhetischen Gesichtspunkt kann nur die Orthodoxie der Inspirationslehre Bedenken hegen. Kant in glatter Darstellung zugänglich zu machen, war ein glücklicher Gedanke. Montesquieu steht wieder hinter Voltaire oder Diderot an Bedeutung und Interesse für uns weit zurück, und wer aus den „Persischen Briefen" die Pikanterien ausschneidet, versteht eben den eigentümlichen Reiz der Frivolität nicht, der wie ein Schönheitspflästerchen auf dem Gesicht des enzyklopädistischen Zeitalters liegt. Aber wenn wir uns die Bibliothek vergrößert denken, ist Montesquieu gewiß zum Eintritt berechtigt.

Aber ein beliebiges altenglisches Drama! Und schließlich: ein beliebiger deutscher Lyriker, den Grotthuß, durch verwandtschaftliche und landsmannschaftliche Vorurteile geblendet, für „groß" hält! (Beiläufig bemerkt: was soll in der Einleitung die Ironie über den „Ausländer" Fircks? Wann ist es denn je einem deutschen Leser oder Kritiker eingefallen, etwa Lenz oder Ungern-Sternberg ihrer baltischen Heimat wegen aus der deutschen Literatur zu streichen? Das sind bloße Phrasen, die durch die Bezugnahme auf den „schlitzäugigen Mongolen in Kiautschou" nicht eben gewinnen.) In den Gedichten, die uns hier mitgeteilt werden, sind ein paar hübsche „Perlen"; aber, wie mir einmal ein dichtender Gegner unserer Durchschnittslyrik sagte: wenn einer ein ganzes Buch voller Gedichte macht, kann er es garnicht vermeiden, daß ein paar hübsche dabei sind! Ist Fircks bedeutend, so sind Schulz-Ferrand und Dräxler-Manfred und zwei Dutzend ihresgleichen es auch; nein — kein Ende, kein Ende! Ich fürchte, dieser „Grotthußsche Klassiker" wird den Weg des „Cottaschen Klassikers" Pyrker wandeln müssen.

Aber gerade solche Paradoxie der Auswahl gefällt heut. Bei Grotthuß kann man sich doch wohl mit der Hälfte befremden, und nur weniges wird man entschieden ablehnen. Aber man sehe sich gewisse neuere Essaysammlungen (von Franz Servaes bis Arthur Möller-Bruck) an! man lese gewisse neueste, allerneueste Darstellungen unserer literarischen Entwicklung, und man wird beim Anblick derer, die genannt — und die nicht genannt werden, der eigenen Urteilslosigkeit mit tiefer Beschämung gewahr werden.

Vielleicht doch nicht immer ganz mit Recht. Vor einiger Zeit hörte ich eine orientalische Parabel, die manchen armen Kritiker und Leser trösten mag, wenn er sich so sehr „zurückgeblieben" fühlen muß. Nehmen wir an, sie habe in jenen orientalischen Briefen der Montesquieu, d'Argens und Genossen irgendwo gestanden:

Im Stamm der Murzukhs galt Mohammed ibn Abdallah für den klügsten Mann.

Einst unternahmen die Murzukhs einen Beutezug gegen den Stamm der Faididhis. Mohammed ibn Abdallah gab eine Kriegslist an; sie ward angewandt und führte zu einem großen Siege. Zur Belohnung ließ der Emir dem Mohammed die erbeuteten Rosse vorführen, daß er sich die drei schönsten und besten auswähle.

Mohammed ibn Abdallah trat heran und wählte ein Roß, das schielte. Der Emir war verwundert. Zum zweitenmal trat Mohammed heran und wählte ein Roß, das hinkte. Der Emir runzelte die Stirn. Zum drittenmal trat Mohammed heran und wählte einen alten Gaul ohne Zähne und Haar. Da rief der Emir, hochrot vor Zorn im Gesicht, den Mohammed heran und fragte ihn: „Willst du meiner Gnade spotten?"

„„Mächtiger Gebieter,"" sprach Mohammed ibn Abdallah, „„siehe, deine Knechte nennen mich den Klügsten unter ihnen. Wählte ich nun die zehn Rosse, die mir die schönsten und besten scheinen, so würden sie lachen und sagen: Ei! der Kluge hat so viel schönere und bessere Rosse stehen lassen. Darum wählte ich diese Rosse. Denn nun werden sie erst staunen, und dann werden sie denken: Ei! wie klug muß doch Mohammed sein, daß er Schönheit und Tüchtigkeit gefunden hat an diesen Gäulen!""

„Kannst du denn aber nicht die wählen," fragte der Emir, „von denen alle bekennen müssen, sie seien die besten und schönsten? Wozu dient dir dann deine Klugheit?"

*) „Bücher der Weisheit und Schönheit", herausgegeben von J. E. Frhr. v. Grotthuß. Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart: Die Bibel. Von Pfarrer Erwin Gros. — Kant. Von Prof. Dr. August Messer. — Abraham a Santa Clara. Von R. Zoozmann. — Bogumil Goltz. Von Fritz Lienhard. — Montesquieu. Von Dr. Erich Meyer. — Maffingers Herzog von Mailand. Von Prof. Dr. Hermann Conrad. — Karl v. Fircks. Von J. E. Frhr. v. Grotthuß. — Je 2,50 M. geb.; 12 Bände 24 M.

Digitized by Google

„Hoher Herr,“ sprach Mohammed ibn Abdallah, „ich verstehe nichts von Pferden. Meine Klugheit aber dient dazu, die zu verblenden, die mehr davon verstehen.“

Da lächelte der Emir, und Mohammed zog seine Beute in den Stall.

Also erzählt der weise Suleiman-ibn-Telek; Allah weiß es besser.

Richard M. Meyer.

Theater.

Neues Theater: „Der Graf von Charolais“. Trauerspiel in 5 Aufzügen (frei nach Philipp Massingers Drama „Der unselige Mitgift“) von Richard Beer-Hofmann.

In das Kirchenbuch der Gemeinde wurde er nach seinem Tode eingetragen, als: „Philipp Massinger, — ein Fremder“. Und als ein Fremdling mag Massinger wirklich im Leben gestanden sein, dieser Mann, der als Sohn eines herrschaftlichen Dieners geboren, die Universität bezog und bald genug seine Studien aufgab, um — Theaterstücke zu schreiben. Man errang sich damals schwerlich eine gesellschaftliche Stellung oder ein ehrbar bürgerliches Einkommen mit solcher literarischen Tätigkeit, wurden doch die Stücke gemeinhin mit 5—6 Lstr. bezahlt, während es nichts Ungewöhnliches war, daß man für den Mantel irgend eines Schauspielers 15—20 Lstr. verwendete. Den ehrsamen Bürgern blieb der zeit seines Lebens hart mit der Not ringende Mann ein Fremder. Und ein Fremder mußte er schon deshalb sein, weil er ein Dichter war.

Fremdartig erscheint auch uns heute sein Bühnenwerk. Nicht deshalb, weil vieles darin im Lauf der Jahrhunderte veraltet wäre, fremdartig vielmehr durch seine Größe. Man hat beim Lesen dieser Dramen die Empfindung, zu schroffen Höhen emporgeführt zu werden, auf denen die scharfen Winde wehen. Das sind die Gestalten der englischen Renaissance, dieselben Menschen, denen sein Zeitgenosse Shakespeare Unsterblichkeit verliehen; eine Leidenschaft gilt alles; das Leben, fremdes oder eigenes, nichts.

In den Augen dieser Massingerschen Gestalten, blickt man tiefer hinein, gewahrt man noch das unheimliche Funkeln des Raubtierblickes. Da ist der Gatte, der sein Weib liebt; aber er liebt es so, daß er den Auftrag gibt, sie für den Fall seines Todes zu erstechen, damit kein anderer sie besitzen könne; er liebt sie so, daß er auf leichten Verdacht hin, den Dolch in ihren Busen gräbt. Da ist der Mann, der um die Ehre seiner verführten und verlassenen Schwester zu rächen, dem Weib des Verführers nachstellt, sie verleumdet, sie in den Tod treibt, um schließlich an dem Mann selbst mit Gift ein letztes zu tun: nachdem er so seine Rache gekühlt, dünkt ihn Tortur eitel Wollust. Da ist dieser Graf von Charolais, der sein Weib, das ihm untreu geworden, samt ihrem Buhlen ersticht. Dieser Richter Rochfort, der über die ehebrecherische Tochter das Todesurteil spricht. Da sind Gläubiger, die die Leiche ihres Schuldners zur Beerdigung nicht freigeben wollen, — mag sie im Schuldturm verfaulen. Und selbst in der Komödie schildert Massinger den Landsauger und Wucherer so felsenhart, daß er ihm, nachdem er seines Gewinnstes verlustig gegangen, kein anderes Asyl mehr weiß und will, als das Irrenhaus.

Und diesen Männern stehen Frauen gegenüber, zart wie die weiße Rose in der Mondscheinnacht. Frauen, die nach einer Verletzung ihres Empfindungslebens mit großen, geängsteten Augen einhergehen, und das Leben nicht mehr zu deuten wissen. Frauen, die dem Mann, der sie auf falschen Verdacht hin niedergestochen, mit einem süßen Lächeln verzeihen. Massinger blickt zu der Frau auf, wie der in Irrsal Ermattete zum Muttergottesbilde. Und selbst wo er die Sünderin und Ehebrecherin schildert, weist er angesichts des Todes auf ein reines, oder doch ein nach Sühne verlangendes Herz.

Massinger liebt — und darin freilich erscheint er als ein uns modernen Menschen Nahestehender — die dunklen Irrgänge der Psychologie. Es ist kein Zufall, daß seine beste Tragödie „Der Herzog von Mailand“ Hebbel zu „Herodes und Mariamne“ Anregung geboten. Massinger ist verliebt in die Widersprüche des menschlichen Herzens. Er trägt sie künstlich in die Charakteristik hinein, wo sie von Haus aus fehlen. Massinger will überraschen. Der arge Feind tritt dem Helden, aber auch dem Zuschauer, im „Herzog von Mailand“ zunächst als treuester Freund entgegen. Der Graf von Charolais erscheint weich und nur weich gestimmt, vertrauensselig, viel zu blind vertrauend, bis er dem Fehltritt seines Weibes ins Auge blickt, und nun sein wahres Wesen sich enthüllt, das Grausamkeit und Härte heißt. Freilich ist Massinger ein viel zu feiner Psycholog, um solche Widersprüche nicht zu motivieren; aber er tut es nachträglich, nachdem er die Ueberraschung gebracht; solange die Szene offen, weiß man nie, wohin der Weg ihn führt. Und in eben dieser Eigentümlichkeit liegt der Mangel seiner Dramatik. Seine Tragödien haben die Spannung des Romans. Das Drama aber verlangt, daß der Zuschauer aufgeklärt werde, je eher, je besser. Er soll nicht mit hineingerissen werden in das dunkle Triebleben der Gestalten, das Schicksal darf ihn nicht überraschen, wie den Mann auf der Bühne. Massinger nimmt mit seinen steten Sprüngen dem Zuschauer die ungetrübte, innere Freiheit und damit das Organ für Kunstgenuß.

Massinger hat kein vollkommenes Werk hinterlassen; aber die Ansätze in seinem Drama sind groß, und man sagt sich, daß dieser „Fremde“ ein groß empfindender Mensch, eine kraftvolle Künstlernatur gewesen.

Massingers Trauerspiel „Die unselige Mitgift“ hat der Wiener Poet Richard Beer-Hofmann einer freien Umarbeitung unterzogen. Beinahe wie ein selbständiges Werk nimmt sich sein „Graf von Charolais“ aus.

Richard Beer-Hofmann ist eine feingestimmte Natur. Im ersten Aufzug, da er den jüdischen Wucherer dem Grafen von Charolais gegenüberstellt, nimmt er einen Anflug zu entschiedener Größe; aber das ist bei ihm ein ganz vereinzelter Zug; auch stammt er, scheint es, an dieser Stelle aus subjektivem, rein lyrischem Empfinden. Beer-Hoffmann liebt die halben Töne, ein Handeln aus verschleierten Stimmungen heraus. Er kennt die Hoffnung nicht ohne ihre Schwester Wehmut, den Wunsch nicht ohne Resignation. Er ist ein ganz elegisch gestimmter Mensch, reicher an Kunst- als an Lebensempfindung, mehr für die Farbe als für die Linie begabt. Ich weiß nicht, ob Beer-Hofmann Gedichte geschrieben, aber ich würde nach seinem Drama sagen, daß er ein Lyriker ist. Auch bedarf er, um zu empfinden, daß ihm ein anderer vorempfunden habe.

An die trotzigen Felsblöcke, die ein Riese zur Mauer aufeinandergeschichtet, wagt sich mit feintastenden Händen ein moderner Mensch, sie zu glätten und ein Haus daraus zu bauen.

Der Graf von Charolais hat seinen Vater verloren. Im Schuldturm ist der greise Feldherr gestorben. Die Gläubiger weigern sich, seine Leiche herauszugeben, der Sohn entschließt sich, um sie bestatten zu können, die Kerkerhaft auf sich zu nehmen. Sein Edelmut rührt das Herz des Richters Rochfort. Dieser Richter weiß sich keinen besseren Gemahl für seine Tochter, er bezahlt die Schuld und trägt dem Grafen die Hand seines Kindes an. Das Mädchen aber liebt einen andern, und bald nach der Hochzeit betrügt sie ihren Gatten. Der Graf von Charolais betrifft sie bei ihrem Fehltritt, er erstickt den Buhlen, zwingt den Vater, über sein eigen Kind den Spruch zu fällen und vollzieht ihn eigenhändig. Er wird darauf vor Gericht gestellt und freigesprochen. Doch trifft ihn der Stahl des Rächers, und sterbend erkennt er, daß seine starre Tugend keine gottgewollte war.

Im grellen Gegensatz karikiert komischer und düster tragischer Szenen, spielt sich bei Massinger dies Trauerspiel ab. Massinger liebt, ich sagt' es schon, die Ueberraschung, und man lernt im Grafen Charolais die Brutus-Natur erst kennen, da er dem Fehltritt seines Weibes gegenübersteht. Es kommt Massinger auch nicht darauf an, den Entschluß des Richters Rochfort, dem Grafen seine Tochter zu geben, ganz unmotiviert zu lassen. Diese Menschen der englischen Renaissance waren

rasch von Willen; die Tat lief der Ueberlegung oft genug um Armeslänge vorauf.

Das ist im dramatischen Aufbau der wesentliche Unterschied zwischen Massingers und Beer-Hofmanns Trauerspiel: der Wiener Poet hat zu motivieren versucht, wie Rochfort dazu kommt, dem Grafen die Hand seiner Tochter anzutragen. Er hat dagegen eine andere Motivierung unterdrückt: diese Tochter liebte bei Massinger einen andern und brach mit ihm die Ehe, weil sie ihn liebte; sie fällt bei Beer-Hofmann nach dreijähriger Heirat rein zufällig einem Verführer anheim. Sie sündigt hier aus der vorübergehenden Stimmung einer dunklen Stunde heraus.

Was hat Beer-Hofmann mit diesen Aenderungen gewonnen? Ich glaube nichts. Dagegen scheint er mir sehr viel verloren zu haben. Drei Jahre liegen bei ihm zwischen den ersten Vorgängen des Dramas und der blutigen Katastrophe, und am Schlusse dieser drei Jahre greift ein außenstehender Zufall in die Räder, sie wieder in Gang zu setzen: seine Tragödie zerfällt in ein Schau- und in ein Trauerspiel, die beide nichts als etwa Personalunion miteinander gemeinsam haben. Ganz anders bei Massinger: als eine wilde Ironie des Schicksals ist es gedacht, daß es dem Grafen Charolais in dem Augenblick, in dem es ihn aus tiefster Erniedrigung auf Glückes Höhe hebt, die vergiftete Frucht in die Hand spielt. Denn dieses Weib, das er in Glückextase wie eine Göttin zu sich herniedersteigen sieht, trägt bereits das Gift der Liebe zu dem andern in ihrem Herzen. Ihr Kuß ist tödlich. Und wiederum erscheint es als neue Ironie der Fügung, daß an dem Laster dieses Weibes die Tugend Charolais' zu jenem leidenschaftlichen Ueberschwang entflammt, der das Verderben bringt. Ich meine, dieser Ring ist geschlossen.

Es ist charakteristisch: ein Schicksalswalten, in aller Herbheit, aller Lauenhaftigkeit und Wildheit trat aus Massingers Drama zutage. Bei Beer-Hofmann spürt man nichts von jener dunklen Macht, statt dessen spricht Graf Charolais unaufhörlich davon, daß nicht er für seine Taten verantwortlich sei, sondern — das Schicksal.

Für Beer-Hofmann gibt es nur ein kleines, theoretisches Ausrede-Geschick: und damit ist alles über sein eigenes Poeten-Schicksal gesagt.

Beer-Hofmann ist ein fein- und elegisch gestimmter Mann; wo immer er sich für seine Gestalten erwärmt, da gibt er ihnen dieses sein eigenes, elegisches Empfinden. Er gibt es auch dem Grafen Charolais. Tritt dessen Brutus-Natur bei Massinger unerwartet zutage, so scheint das Brutusspiel des elegischen Grafen bei Beer-Hofmann geradezu widernatürlich. Er gibt dieses elegische Empfinden auch der Ehebrecherin, und verleiht damit den langen Gesprächen, die über ihren Tod entscheiden, etwas nutzlos und langsam quälendes.

Beer-Hofmann hat Qualitäten, aber es sind die des Lyrikers. Er hat anstelle von Massingers Drama ein anderes gesetzt, das in seiner Charakteristik und Stimmunggebung moderner, aber auch um ebensoviel schwächlicher ist; ein Drama mit überliefertem, großwirkendem Stoff und — ohne alle Größe.

Ich wollte, Beer-Hofmann hätte weniger Qualitäten bewiesen, dann empfände man sein vergebliches Ringen mit Massingers Geist nicht als gar so typisch für eine schwächliche Generation. Doch ist die Zeit der Riesen vorüber; es siedeln sich in ihren verlassenen Höhlen die klugen Zwerge an.

Ernst Heilborn.

Jelte der Zickzack.

Eine Geschichte aus dem Norden.

Es ist einmal eine große Eisenbahn gebaut worden, die ging von einem Ende der Welt zum andern; denn so wünschten es die Könige, die damals lebten. Sie meinten, die allgemeine Zufriedenheit würde größer werden, wenn jeder Unruhige in den Stand oder doch mindestens in die Hoffnung gesetzt würde, seine Sehnsucht zu befriedigen. Der Baumeister, dem das große Werk aufgetragen war, hatte einfach einen dicken Strich durch die Landkarte gezogen, schnurgerade von Norden nach Süden. Da sollte die Eisenbahn laufen. Und da lief sie nun; hin und her, einen Tag wie den anderen; denn es war ein unbändiger Eifer unter die Menschen gekommen, ihre bekannten Uebel gegen unbekannte zu vertauschen und zu prüfen, ob nicht etwa in den Rinnsteinen der fremden Städte Wein mit Rosinenbrocken flösse, anstatt Spülwasser.

Ungefähr in der Mitte der Bahnlinie aber befand sich ein dunkles, stilles Tal, das war ganz mit grünen Wäldern angefüllt. Keines Menschen Fuß hatte das einsame Waldtal betreten, ehe die Holzfäller gekommen waren und die Bahnarbeiter, um der Eisenbahn Weg zu schaffen, und die Tiere hatten ungehindert ihren Kampf, ihre Lust und ihr Spiel betrieben, soviel sie wollten, je nachdem die Not oder die Wonne ihre Triebe lenkte.

Es war ein wenig düster in dem Tale. Im Sommer hielten die Buchen ihr grüngoldenes Dach so hoch empor, daß es den Himmel fast verdeckte, und im Winter, wenn das Dach verschrumpfte, streckten die schwarzgrünen Tannen ihre starken, haarigen Arme gleichsam drohend in die Höhe, sodaß die Sonne nicht wagte, sie zu streicheln. Nur mit den wilden Apfelbäumen, die ein wenig abseits auf der Wiese standen, sprach sie vor Schlafengehen. In diesen Stunden ging ein würzigeres Duften durch den Wald, und die Tiere sagten zueinander: „Nun ist die Sonne gekommen." Damit waren sie zufrieden, denn sie kannten es nicht besser. Die Birken aber schüttelten ihr Haar und lispelten miteinander, und die Tannen streuten Duft vor Freude.

Alles dies, was sich mit Tieren, Bäumen und Sonne begab, hatte sich nicht verändert, seit die Eisenbahn hierher gekommen war; auch hatte das Tal nicht an Stille, der Wald nicht viel an seiner Dichtigkeit verloren. Die Bäume waren nur ein wenig zur Seite gewichen, das war alles. Und da, wo sie den schmalen Fahrdamm freilegten, zogen sich zwei glitzernde Eisenschienen. Zwischen den gewaltigen Massen des Waldes sahen sie aus wie zwei dünne eilige Fäden, die etwa eine Riesenspinne hinter sich her gesponnen hätte. Kam dann der Zug herangeschüttert — mittags von Norden und um Mitternacht von Süden — so war es nur, als wenn sich Sturmwind erhöbe über den Wipfeln, zornig hereinschnob und wieder davon keuchte, ohne ein Blatt zu bewegen. Langsam legte sich die weiße, feuchte Schlange des Dampfes im Tale nieder, wurde breit und zerging zwischen den Kräutern. Jeden Tag. Einmal um Mittag und einmal um Mitternacht. Aber niemals hielt der Zug an. Heran war es und hinweg und zitterte noch ein wenig in der Luft, wie Flügelschlag von großen Vögeln.

Jedesmal aber, wenn der Zug herangebraust kam, stand ein langer, ernsthafter Mann auf dem Bahndamme, stramm aufgerichtet, eine rotgeränderte Mütze auf dem Kopfe; die schwenkte er. Tag für Tag stand er dort, einmal um Mittag und einmal um Mitternacht.

Manchmal geschah es, daß ein kleiner, blonder Knabe neben ihm stand, der mit großen, neugierigen Augen dem vorüberrasselnden Zuge nachschaute. Und wenn der kleine Kerl so dastand, mit offenem Munde, den Kopf voll dicker, goldener Locken, die im Winde spielten, die ganze kleine Gestalt in Staunen und Bewunderung versenkt, da lächelten die vorüberfliegenden Gesichter ihm zu, Hände streckten sich aus und winkten, und Kußhände flogen an sein ernsthaftes, rundes Kindergesichtchen heran.

Der Knabe aber, wenn der Zug verschwunden war, fragte seinen Vater:

„Vater, sag, was sind das für komische fliegende Häuser?"

Der Bahnwärter antwortete:

„Das sind unseres Herrgotts Affenkasten."

„Wo kommen sie her?"

„Aus der großen Welt."

„Wo fahren sie hin?"

„Nach Nirgendsraft."

„Aber warum eilen sie so, daß sie niemals anhalten mögen bei uns?"

„Schnellfahrt, Hoffahrt, mein Kind.“

„Und was mag es sein, was sie kochen, daß ihr Schornstein so gewaltig dampft?“

„Kahlkopfbrei und Zipperleinsauce.“

Damit drehte sich der Bahnwärter auf dem Absatze herum, daß es einen Ruck gab, ging festen Schrittes den Schuttdamm hinab und trat in seine Hütte. Dort tat er Mütze und Fahne an ihren Platz, legte sich auf die Fensterbank und verschlief den Rest des Tages.

Der kleine Jelte aber ging inzwischen die Schienen entlang. Er betastete sie mit seinen bloßen Füßen, um zu spüren, wie heiß sie noch waren und wie sie allmählich erkalteten. Bis zur hohen Flußbrücke ging er die er nicht erklettern durfte. Aber er lief nicht etwa geradeaus, sondern beständig quer über den Fahrdamm, im Zickzack hinüber und herüber, sodaß er seinen Weg verdreifachte; denn es gab ja so viel zu sehen, zu hören und zu erraffen unterwegs! An jeder Telegraphenstange blieb er stehen und legte sein Ohr an das Holz.

Jede hatte eine andere Stimme, jede einen anderen Gesang.

„Weg, fort,“ sagte die erste; die zweite aber sang: „O große Welt, o Leben.“

„Reisen,“ jubelte die dritte.

Und die vierte summte eine Melodie, die war so sehnsüchtig und klagend, daß man sie nicht hören konnte, ohne zu weinen. Wenn aber der Wind ging, sangen sie im Chore, alle zusammen.

„Wir sind die Harfe der Zeit. Des Schicksals Finger spielen in unseren Saiten.“

„Erzählt mir von der großen Welt,“ bat Jelte.

Sie flimmerten und summten:

„Wir dürfen nicht. Wir dürfen nicht verraten was durch unsere Drähte läuft. Aber frage die Vögel, die auf unseren Porzellanhütchen sitzen und lauschen. Sie lernen ihre herrlichsten Lieder bei uns, die traurigen und die frohen. Frage die Vögel.“

Da sangen ihm die Vögel. Manches verstand er nicht, von dem was sie berichteten, aber sein ganzes, kleines Herz schwoll ihm in Sehnsucht; und da meinte er, es wäre das Verlangen nach der fernen, großen Welt, in der es Menschen gab, die von einander wußten, die Botschaften und Grüße mit einander tauschten und sich erzählen konnten, ob sie froh waren oder traurig.

Bei sinkendem Abend holte ihn der Vater heim.

Im übrigen kümmerte er sich wenig um Jelte. Es geschah dies weniger aus Achtlosigkeit, als aus dem Gefühl heraus, daß er nicht geschickt sei zum Kinderpflegen. Denn der Bahnwärter war ein ernster Mann, der seit dem Tode seines jungen Weibes fast das Reden verlernte. Auch war er wie mit Scheuklappen geboren, sodaß er von der ganzen blühenden Welt nichts sah, als die kurze Schienenstrecke, die er zu überwachen hatte. Daher erschien ihm die Art seines Kindes, wie es bei jeder Blume am Wege, die zu trinken verlangte oder auch nur in Schönheit lockte, sich bückte und aufhielt, ebenso befremdlich wie besorglich.

„Armer, kleiner Zickzack,“ sagte er oft, „wie willst Du einmal vorwärts kommen in der Welt!“

So wuchs denn Jelte in unbehüteter Einsamkeit auf, wie ein kleines Wildtier, wurde blühend und fein und half sich selber, so gut es gehen wollte. Kummer kannte er nicht, und Arbeit, um sich den Tag zu vertreiben, hatte er genug. Auf der Wiese zwischen den wilden Apfelbäumen und Birken hatte seine Mutter einen Acker ausgegraben, den pflegte er nun. Kartoffeln wuchsen darauf und Kohlhäupter und ein paar Tausend Kornähren. Eine Kuh war auch noch da. Die stand auf der Wiese und sah mit großen Augen in den Wald hinein. Sie stand so, daß sie die Bahnlinie nicht sehen konnte, und hörte sie den Zug heranbrausen, so drehte sie sich nicht um, denn es war eine Kuh, wie es sich gehörte, ganz ohne Neugier. Fand sie nur Futter genug, so war sie zufrieden und ließ der Welt ihren Lauf. Die Wolfsmilch und die Herbstzeitlosen, wenn sie sich etwa breit machen wollten in ihrer Futterschüssel (so nannte die Kuh die ganze Wiese, die ihr zur Weide diente) verstand sie gemächlich und säuberlich mit samt der Wurzel einzustampfen, daß ihnen das Wiederkommen verging. Die glänzenden Butterblumen aber und die Veilchen ließ sie sich munden. Wenn sie zwischen dem Klee auf ein Klümpel vierblättriger Glückspflänzchen stieß, so focht sie das gleichfalls nicht weiter an, denn es schmeckte und gedieh ihr genau so gut, wie die dreiblättrigen. Sie war eine Kuh, wie es sich gehört.

Jelte aber kümmerte sich, je länger, desto stärker um die vorüberfliegenden Häuser. Einmal im Winter beugte sich eine Frau mit weißem Gesicht und großen schwarzen Augen weit heraus, dabei nahm sie einen Strauß roter Rosen, die sie an der Brust trug und warf sie zu Jelte hinüber. Da lagen sie nun im Schnee und leuchteten. Jelte beugte sich zur Erde und hob sie auf. Sie waren warm und dufteten schöner als alle Waldblumen, die Jelte kannte.

Da füllten sich seine Gedanken heftiger als zuvor mit Sehnsucht nach der großen Welt, in der zur Winterzeit warme, rote Rosen blühen.

Wieviel Sonne mußte es geben dort in der großen Welt! Und er starrte und starrte.

„Bleibe im Lande und nähre Dich redlich,“ sagte die Kuh. Jelte aber meinte, daß es geratener sei, nicht mehr mit der Kuh von dem zu sprechen, was ihm in den Gedanken lag.

So wurde er denn schweigsam wie sein Vater war, trieb auf eine anmutig spielhafte Weise sein Tagewerk, bestellte den Acker, melkte die Kuh, suchte Beeren und eßbare Kräuter im Walde für sich und den Vater und wanderte im Zickzack über die Eisenschienen; hinüber und herüber, von einer Telegraphenstange zu der anderen.

Als er aber größer wurde, fingen seine Kleider an, ihm zu enge zu werden; auch waren sie nun schadhaft und alt, voller Löcher und Flecken, sodaß sie mehr einem Bettlerlumpen glichen, als einem wirklichen Kleide. Wenn daher der Zug herankam und die schöngeputzten Frauen und Männer aus der großen Welt herausschauten, rief der Vater jedesmal:

„Jelte, verstecke Dich!“ denn er schämte sich. Dann versteckte sich Jelte hinter dem in buntem Unkraut fröhlich blühenden Misthaufen. Aber seine Augen blickten neugierig darüber hin.

Einmal, an einem Weihnachtsmorgen, fand der junge Jelte auf den Schienen einen schneeweißen Fuchs, dem waren beide Vorderbeine zerbrochen, und er bellte kläglich. Jelte verband das herrlich glänzende Tier und machte ihm im Kuhschuppen ein weiches Lager zurecht, wo es warm war und dunkel. Das kam dem Füchschen gerade recht, denn es befand sich auf der Flucht vor den Bauern, in deren Schobern und Ställen es allzu eifrig Hühnerfedern gesät hatte.

So bekam denn Jelte Gesellschaft.

Jeden Abend, wenn es dunkel wurde ging er zum Kuhschuppen und ließ sich erzählen.

„Warst Du niemals zur Vogelredoute?“ fragte der Fuchs, und seine schrägen, schwarzen Augen leuchteten, seine Barthaare sträubten sich, daß sie knisterten. „O, es ist herrlich dort. Sobald ich eintrat, ging der Tanz los. Wie sie sprangen, wie sie flatterten! Die beste Tänzerin der großen Welt kann es nicht besser.“

„Du warst also in der großen Welt?“ fragte Jelte.

Füchschen lag eine Weile still in seinem Winkel zusammengerollt wie ein großer weißer Schneeball, der ans Schmelzen denkt, dann zog es die schlanke Nase kraus. Das konnte sowohl Ja heißen als Nein. Denn Füchschen mochte nicht eingestehen, daß es noch vor wenigen Tagen nichts kannte, als die von üblen Gerüchen erfüllte Waldhöhle seiner Mutter, aus der es gestern der Hunger auf Beute geschickt hatte, ins Dorf hinein, das am Eingang des Tales, hinter dem Walde lag.

„Du warst in der großen Welt?“ fragte Jelte noch einmal.

Da begann Füchschen mit schneller Zunge zu fabeln und log dem traufamen Jüngling vor, was von Einbildungen ihm nur immer auf die spitze Schnauze regnen wollte.

Wälder sollte es da geben, in denen die schmackhaftesten Vögel nicht zu fliegen verstanden, Seen, auf denen die wilden Enten in langer Reihe folgsam heranschwammen und sich lieb-

Digitized by Google

Rosen ließen. Die Marder gruben tiefe, weite Höhlen in den Boden hinein und luden die Füchse höflichst ein, doch nur Platz nehmen zu wollen darin nach ihrem Gefallen. Und hohle Baumstümpfe waren dort, in denen man Vorratskammern anlegen konnte, wenn der Winter hart wurde.

„Aber gibt es auch Rosen da?" fragte Jelte, „und Menschen, die lächeln? Und scheint die Sonne dort den ganzen Tag und die ganze Nacht?"

„Geh selbst und schau," sagte Füchschen diplomatisch.

„Aber wie komme ich dorthin?"

„Geradaus ist das Beste," sagte die Kuh, die sich über den Schwätzer ärgerte, der in ihrem gemütlichen Stalle zu Gast gekommen war. „Immer geradaus."

Füchslein fuhr ihr naseweis mit seinem langen, weichen Schwanze über den gesenkten Kopf.

„Jeder Gang muß seinen Zweck haben", meinte er listig. „Du schleichst entweder nach Beute oder läufst vor Verfolgern, in der Zwischenzeit liegst Du auf der Lauer."

Der junge Jelte hörte den beiden aufmerksam zu, danach aber machte er sich davon und wanderte zu seinen lieben Telegraphenstangen; hinüber und herüber, immer im Zickzack, sodaß er sich den Weg verdreifachte, denn es gab ja immer soviel zu sehen, zu hören und aufzuraffen unterwegs.

Dies ging so den Winter über. Als aber die Zeit kam, da die Vögel sich laut machten, wurde der Fuchs ungeduldig. Ausgeruht und satt, wie er war, stach ihn der Haber, daß er wieder an Wanderschaft dachte. Auch war sein schneeweißes Fell gegen Wintersende dunkler geworden und hatte die Farbe der Erde angenommen, sodaß er sich recht wohl auf seinen Raubzügen vor dem Auge des Pelzjägers und vor der Sense der Bauern verbergen konnte.

So verschwand der Fuchs denn eines Tages aus dem Waldtale. Auf dem noch weißen Acker sah man seine Spur. Erst wie eine einzige grade Linie, dann verdoppelte sie sich. Auf der Ackerwiese hatte er Halt gemacht und mit dem Flügel eines erlegten Täuberichs sein Lebewohl an Jelte in zierlichen Buchstaben in den Schnee geschrieben. Denn er war ein Fuchs, dem an der Meinung der Menschen lag, und er wollte nicht unhöflich erscheinen.

So verlor Jelte seinen Kameraden.

In derselben Nacht, als es schon gegen Morgen war, wachte Jelte auf und wunderte sich, daß er seinen Vater nicht im Bette neben sich fand. Er stand auf, ging hinaus und stieg auf den Bahndamm. Da stand der Bahnwärter, hochaufgerichtet und kerzengerade. Schnee lag auf seinem Barte, Schnee auf seiner rotgeränderten Mütze, Schnee auf seiner Fahne, und schneegefüllt waren seine toten Augen, in die der Mond hineinschaute. Gerade wie der Zug vorüberkam, war er gestorben.

Traurig ging Jelte nach der Wiese und schaufelte ein Grab, dahinein legte er den Toten, Mütze und Fahne gab er dem Vater mit, auch die Kleider, die er trug, und seine hohen Stiefel.

„Warum tust Du das?" schalt die Kuh, die verwundert zusah, „Du hättest sie gut gebrauchen können, Du dummer Zickzack, Du."

Jelte aber schüttete das Grab sorgfältig zu und pflanzte Haidekraut und Moos darauf, denn Blumen gab es noch nicht. Danach ging er im Tale umher, um Abschied zu nehmen; denn nun wollte er in die große Welt reisen.

„Weg, fort," sagen die Telegraphenstangen.

„Wir werden Dir ein Reisekleid geben," sagten die Vögel, „Du armer Zickzack bist ja halb nackt, sie würden Dich auslachen in der großen Welt." Dann flogen sie davon und holten ihre warmen Winternester herbei, daraus zupften und klebten sie in aller Eile ein graubuntes Federgewand für Jelte; das zog er an und war nun feiner und wärmer gekleidet, als wenn er seines toten Vaters Rock getragen hätte.

„Wir werden Dir Reiseschuhe aus Baumglas geben," sagte der Wald. „Die Steine in der großen Welt würden Dir die Füße zerreißen." Da schüttelten die Bäume ihre Eisbehänge, daß es klirrte. In wenigen Augenblicken hatten sie mit Schmelzen und Biegen ein zierliches Schuhwerk zusammengebracht für Jelte. Das zog er an und war nun glänzender und glatter beschuht, als wenn er seines toten Vaters hohe Stiefel angezogen hätte.

„Ich werde Dir einen Hut von Butter geben," sagte die Kuh. „Der Sturm der großen Welt würde Dir die Locken zausen." Darauf rüttelte sie ein wenig und stampfte im Butterfasse, bis sie einen schönen, gelben Hut gemacht hatte für Jelte. Den setzte er auf und war nun weicher und lustiger bedeckt, als wenn er seines toten Vaters rotgeränderte Mütze auf den Kopf gesetzt hätte.

Und nachdem Jelte von Vögeln, Wald und Kuh so prächtig ausgerüstet war, gab er der Kuh den Schlüssel zur Futterkiste, die noch halb gefüllt war und ging davon, um in die große Welt zu wandern.

Anselm Heine.

(Fortsetzung folgt.)

Römisches Christentum. In Briefen an eine Freundin von D. Joh. Georg Dreydorff. Leipzig, Haessel. (Preis 60 Pf.) 1904.

Dank seiner an die besten Meister, an Lessing und Strauß erinnernden, stilistischen Virtuosität, ist es D. Dreydorff gelungen, in diesem nur 73 kleine Seiten umfassenden Büchlein die Früchte gründlicher, weite Gebiete umfassender Studien so darzubieten, daß jeder gebildete und freidenkende Leser mit ungestörtem Vergnügen sie genießen wird. Vier Hauptstücke sind's, die uns hier — selbstverständlich nicht in abgezirkelten Paragraphen, wohl aber ohne die geringste Konfusion — nacheinander vorgesetzt werden: die ganze Erscheinung des römischen Christentums, eine Beurteilung seiner Eigenschaften, besonders der schlechten, die wegen ihrer Schädlichkeit am meisten hervortreten; eine Hinweisung auf die wirksamsten Mittel, die schädlichen Einwirkungen dieses Christentums zu bekämpfen, und schließlich eine bestimmte, nicht auf schwärmerischem Glauben, sondern auf Wertung der gegeneinander ringenden Kräfte beruhende Hoffnung des Sieges, den das große Heer der für Wahrheit, Freiheit und Kultur Kämpfenden über die Legionen, nicht nur der römischen, sondern aller anderen sogenannten Kirchen unfehlbar davontragen wird. Durch diesen Sieg aber, genauer gesagt: während er allmählich errungen wird, werden in der Menschheit nicht Atheismus und Religionslosigkeit, sondern eine mit Wissenschaft und allgemeiner Bildung in voller Eintracht bestehende Gottesverehrung, tätige Menschenliebe und ein freiheitliches Staatswesen „mit oder ohne monarchische Spitze" sich entwickeln und mannigfach gestalten. Hier gilt das inhaltschwere und schöne Wort, das ein gelehrter Kirchenhistoriker — ich glaube es war Karl Haase — geschrieben hat, das D. Dreydorff anführt, und das er mit vollem Recht als Motto auf das Titelblatt seines Büchleins hätte setzen können: „Die höllischen Mächte werden Rom nicht überwältigen, aber die Hochflut der Freiheit und der höheren religiösen Bildung wird es tun."

Heidelberg. M. Schwatb.

Gustav Meyrink: Orchideen Verlag von Albert Langen, München 1904. 148 S.

Diese Orchideen entstammen dem schwülen Zaubergarten, in dem Villiers de l'Isle Adam seine „Contes cruels" pflückte; und dieser Name wäre vielleicht noch bezeichnender. Das „fruchtbare Pflanzengesicht" der Orchidee mit ihrer seltsamen Menschenähnlichkeit ist freilich auch kein schlechtes Symbol für phantastisch-grausige Erfindungen, in denen der Oesterreicher nach dem Muster des Franzosen eine grelle Komik und eine gallenbittere Gesellschaftssatire als Ingredienzien dem berauschenden Trank beimischt. Furchtbare Fortschritte der Technik, entsetzliche Steigerungen des Luxus, schreckliche Verschlimmerungen unserer Nervosität bilden die Voraussetzung. Gelegentlich gelingt ein Stück Dekadentenmythologie, öfters eine witzige Ueberraschung, fast stets ein starker Stimmungszwang. Eine Parodie des „Jörn Uhl", wie fast alle Stücke schon im „Simplicissimus" erschienen, kennzeichnet gut den Gegensatz des krankhaften Raffinements zu strebender Gesundheit.

R. M. M.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weindanfen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 15. Berlin, den 7. Januar 1905. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Der Fall von Port Arthur hat wohl hauptsächlich deshalb noch allgemeine Ueberraschung und starke Bewegung hervorgerufen, weil er bereits seit Monaten von einem Termin zum andern prophezeit und erwartet, aber immer wieder hartnäckig ausgeblieben war. Die erste Gemütsregung beim Eintreffen der japanischen Siegesnachricht war sicherlich überall ein Gefühl lebhafter Genugtuung darüber, daß die Massenabschlachtungen wenigstens auf diesem Teil des ostasiatischen Kriegsschauplatzes nun endlich aufhören werden. Die Opfer an Menschenleben um Port Arthur sind bei beiden Gegnern tatsächlich beispiellos gewesen. Während im deutsch-französischen Kriege in Metz von 173 000 eingeschlossenen französischen Soldaten bei der Kapitulation noch 170 000 sich ergaben, sind von den 70 000 Land- und Marinesoldaten in Port Arthur am Schluß der elfmonatigen Belagerung nur noch 22 000 Mann vorhanden gewesen, von denen bloß 6000 noch kampffähig waren. Die Verluste der Belagerer waren aber zweifellos noch weit größer als die der Verteidiger. Das ist freilich nur ein sehr schwacher Trost für die Besiegten. Auch die ehrenvollen Kapitulationsbedingungen, die die Japaner den Russen in Anerkennung ihrer Tapferkeit zugestanden haben, dürfen über die Tragweite der Bedeutung des Falles von Port Arthur nicht hinwegtäuschen. Das Prestige Japans ist durch diesen letzten großen Erfolg vor aller Welt aufs höchste gesteigert und das Rußlands entsprechend erschüttert worden. Die japanische Blockadeflotte vor Port Arthur ist nun ganz frei für den Empfang der russischen Ostseeflotte, die jetzt außer dem eisbedeckten Hafen von Wladiwostok keine Basis in Ostasien finden würde, selbst wenn sie nach einer glücklichen Seeschlacht das Ziel ihrer Fahrt erreichen sollte. Und die japanische Belagerungsarmee kann nunmehr mit ihrem starken Artilleriepark zum Heere Oyamas nach der Mandschurei abrücken. Wieviel dadurch die Japaner militärisch gewonnen haben, läßt sich erst nach einem neuen Kampf mit Kuropatkin zuverlässig beurteilen. Ehe dieser Träger russischer Zukunftshoffnungen von den Japanern nicht überwunden ist, wird man in Petersburg nicht ernsthaft vom Frieden reden.

Die neue russische Anleihe hat sich noch unmittelbar vor dem Fall von Port Arthur gleichzeitig mit dem Jahresschluß eingestellt. Rußland hat kaum das Sperrjahr für neue Anleihen, zu dem es sich den französischen Gläubigern gegenüber verpflichtet hatte, abgewartet, — ein Zeichen mehr dafür, wie stark es seines Nächsten Geld, Gut und alles, was sein ist, begehrt. Diesmal soll Deutschland beglückt werden, und zwar gleich mit 500 Millionen Mark. Als besonderes Zugmittel soll den neuen Schuldnern die Berechtigung einer Kündigung nach sechs Jahren eingeräumt werden. Das ist kein übler Börsenwitz. Wenn jemand mit seinen alten Gläubigern akkordiert, so pflegt er wohl eine Rückzahlung nach einer Reihe von Jahren zu vereinbaren. Aber das geschieht immer nur unter der Voraussetzung, daß in Zukunft keine weiteren Schulden gemacht werden. In Rußlands Fall aber ist das weitere Schuldenmachen sehr viel gewisser als die spätere Rückzahlung. Und noch eine andere Anomalie zeigt sich. Bei andern Schuldverhältnissen ist der alte Schuldner immer sehr unwirsch, wenn es dem Gläubiger gelingt, einen weiteren Pump anzulegen. Rußlands Gläubiger dagegen zittern bei dem Gedanken, daß es dem Schuldner einmal nicht mehr gelingen werde, neue Kredite aufzunehmen. Die neue Anleihe sichert wieder für einige Zeit die Zinszahlung der alten.

Daß die neue 4½ prozentige Anleihe von 500 Millionen Mark überzeichnet werden wird, darf man mit Sicherheit voraussetzen. Auch der Fall von Port Arthur wird daran nichts ändern. Alle russischen Anleihen werden überzeichnet. Das kostet nichts und sieht gut aus. Für den Erfolg der Emissionsbanken wird es dabei sehr wesentlich sein, daß sie rasch operieren. Denn da sie, um den äußeren Erfolg der neuen Anleihe zu sichern, den Kurs der alten Anleihe halten müssen, so ist die Verführung für die vorsichtigeren Inhaber der alten Anleihen sehr groß, diese Chance zu benutzen, um ihren Besitz an russischer Rente auf den Markt zu werfen. Das aber kann unter Umständen für die Emissionsbanken recht unbequem werden. Im übrigen: volenti non fit injuria! Gewarnt ist der deutsche Michel genug; er hat kein Recht, sich zu beklagen, wenn er mit Rußland als Gläubiger demnächst kostspielige Erfahrungen machen sollte.

Die Kündigung der Handelsverträge, wie sie zum Jahresschluß von den Agrariern mit affektierter Zuversicht erwartet wurde, ist nicht erfolgt. Aber die Genugtuung einiger liberaler Zeitungen über das Ausbleiben der formellen Kündigung mutet ein wenig komisch an. Der Zeitpunkt für das Inkrafttreten der neuen Verträge wird in den neuen Verträgen selbst bezeichnet sein. Die einjährige Kündigungsfrist hat deshalb, vorausgesetzt, daß die neuen Handelsverträge angenommen werden, gar keine reale Bedeutung. Die Annahme dieser neuen Verträge im deutschen Reichstage erscheint aber umsomehr gesichert, je miserabler sie, vom freihändlerischen Standpunkt aus betrachtet, sein werden. Daß sie in dieser Beziehung den agrarischen Hoffnungen voll entsprechen, darf man schon jetzt als gewiß ansehen. Bei den neuen Handelsverträgen sollte man nicht von Handelsverträgen, sondern von Handelsverhinderungsverträgen reden. Charakteristisch ist das Bemühen, den Inhalt des mit Rußland vereinbarten Vertrages geheimzuhalten, damit man Oesterreich-Ungarn gegenüber in der Lage sei, die sogenannten Konzessionen an Rußland nochmals Oesterreich gegenüber verkaufen zu können. Dies handels-

Digitized by Google

politische Pokerspiel, bei dem alles auf das Bluffen des Gegners ankommt, setzt einen Partner von märchenhafter Naivetät voraus. Daß der Bruder Oesterreicher diese besitzen sollte, dünkt uns nicht gerade wahrscheinlich.

Die Schlußverhandlungen des Preußentages der Sozialdemokratie haben den Verlauf genommen, den der Beginn schon erwarten ließ. Zwar hat sich die sozialdemokratische Presse und an ihrer Spitze der Berliner „Vorwärts" bei dieser Gelegenheit in auffallend übertriebenen Lodeserhebungen des von diesem Parteitag Geleisteten gefallen. Vielleicht war die starke Selbstbeweihräucherung aber gerade veranlaßt durch den unmittelbaren Eindruck von der praktischen Machtlosigkeit der Sozialdemokratie in Preußen. Eine ganze Reihe einflußreicher Führer haben denn auch die frühere und die künftige Bereitschaft ihrer Parteigenossen zu gemeinsamem Kampf mit den Liberalen gegen die Reaktion mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit betont. So führte der ultraradikale Reichstagsabgeordnete Ledebour über die Vorgänge bei der letzten Landtagswahl u. a. aus:

„Es wurde alles aufgeboten, um die Liberalen zu Wahlbündnissen zu bewegen, der Parteivorstand hat sein möglichstes getan, es waren große Hoffnungen darauf gesetzt von den Genossen, die die Liberalen für bündnisfähig hielten. In einem Flugblatt wurde erklärt, die Freisinnigen müßen Bündnisse mit uns eingehen, und Dr. Quarck hat erklärt: ich werde selbst mit des Teufels Großmutter ein Bündnis schließen, um in das Abgeordnetenhaus hineinzukommen. Des Teufels Großmutter hat aber den ehrenvollen Antrag abgelehnt, und sie hat lieber eine Anzahl Wahlkreise verloren, um nur um Gotteswillen keinen Sozialdemokraten hineinkommen zu lassen. Das war für die Liberalen eine wahrhaft selbstmörderische Tat. — Tatsächlich ist die Sozialdemokratie mit ihren Bündnisanträgen gegenüber der freisinnigen Partei so weit gegangen, wie sie gehen konnte, denn sie hatte den Löwenanteil der Beute den Freisinnigen zugesprochen.

Und ein Königsberger Delegierter vertrat denselben Standpunkt für zukünftige Fälle. — Daß die Erkenntnis von der Notwendigkeit einer Kooperation mit dem Liberalismus im Kampfe gegen die Reaktion durch den Preußentag vertieft und verbreitet worden ist, kann im Interesse einer vernünftigen Weiterentwicklung der Sozialdemokratie ebenso mit Genugtuung begrüßt werden, wie im Interesse einer Verstärkung der antireaktionären Mächte.

Ein Zeugniszwangsverfahren fehlte bloß noch, um die unerquickliche Lippesche Thronfolgefrage der öffentlichen Meinung aufs neue in widerwärtige Erinnerung zu bringen. Der Redakteur Max Staercke hat sich, wie man das von einem anständigen Journalisten erwarten muß, geweigert, den Vertrauensmann zu verraten, der ihm die bekannte Depesche des Kammerherrn Kekulé von Stradonitz an den Vizepräsidenten des Landtags Hoffmann mitgeteilt hatte, in der die Bückeburger Besorgnis vor einer reichsgesetzlichen Regelung der Thronfolgefrage zum Ausdruck gebracht war. Infolge dieser Weigerung wird jetzt Herr Staercke der Zeugnisfolter unterworfen und ist eingesperrt. Die Voraussetzung, daß hier ein Vergehen eines Telegraphenbeamten vorliege, trifft, wie wir hören, durchaus nicht zu. Um so abstoßender wirkt in diesem Falle der Versuch der Zeugniserzwingung. Die Bückeburger, die in dieser ganzen Angelegenheit mit einem beispiellosen Ungeschick vorgegangen sind, scheinen es darauf angelegt zu haben, die öffentliche Meinung immer mehr gegen sich aufzubringen, während sie doch alle Ursache hätten, ihre Heldentaten in der Lippeschen Thronfolgekampagne möglichst bald in Vergessenheit geraten zu lassen.

Zwei freisinnigen Volksparteilern in Lippe scheint die Festnagelung des illiberalen Verhaltens ihrer Parteigenossen bei den letzten Landtagswahlen noch nicht zu genügen. Die Herren Ueckermann und König aus Salzuflen, dem Wohnort des bekannten Stärkefabrikanten Hoffmann, glauben unsere Notiz in voriger Nummer berichtigen zu müssen. Abgesehen davon, daß wir lediglich auf Grund uns vorgelegter Aktenstücke nackte Tatsachen mitgeteilt haben, die natürlich nicht berichtigt werden können, halten wir auch die Herren Einsender wegen der besonderen Stellung, die sie ihren eigenen Parteigenossen gegenüber in der Einigungskonferenz vom 9. November einnahmen, keineswegs für befugt, im Namen ihrer Gesamtpartei zu zeichnen. Sie haben, als sie sich im Gegensatz zu ihren eigenen Parteigenossen sahen, die Einigungskonferenz vorzeitig verlassen und wollen sich uns nun als die berufenen Interpreten der Verhandlungen und Beschlüsse vorstellen, die sie garnicht miterlebt haben!

Der Nachfolger des Herrn v. Koerber, Freiherr von Gautsch, hat nunmehr zum zweitenmal den Sessel des österreichischen Ministerpräsidenten eingenommen. Trotzdem knüpfen sich an seine Ernennung nirgends große Hoffnungen. Im Gegenteil herrscht nur ein Urteil darüber, daß ihm erst recht nicht gelingen wird, was Herrn v. Koerber trotz fünfjähriger, ernster Bemühungen nicht gelang: die Parteien soweit zu versöhnen, daß ein parlamentarisches Arbeiten möglich ist. Darüber können auch die Verhandlungen nicht hinwegtäuschen, die der neue Herr pour l'honneur du drapeau mit den Parteiführern bereits gepflogen hat. Die Schwierigkeiten, die Freiherr von Gautsch vorfindet, sind größer, die Erbitterung hat schon tiefer in die Volksmassen eingefressen, als daß durch liebenswürdige Besprechungen mit einzelnen Parteiführern, selbst wenn diese unerwartet nachgiebig sein sollten, viel zu erreichen wäre. Man wird also vorläufig die Situation als unverändert anzusehen und von dem Freiherrn v. Gautsch in noch höherem Maße als von seinem Vorgänger die Politik des laissez faire, laissez passer zu erwarten haben.

In Ungarn hat sich die politische Situation nur insofern geändert, als die Kossuthpartei fast alle anderen Oppositionsparteien nach der ohne Zwischenfälle erfolgten Auflösung des Reichstages sich angegliedert hat. Graf Apponyi erklärte bei der Fusion, der Dualismus, dessen eifrigster Vertreter er durch dreißig Jahre gewesen sei, hätte wohl den Interessen der Nation entsprechend entwickelt werden können, wenn die Gefühle der Dynastie mit denen der Nation im Einklang gewesen wären. Er habe sich aber überzeugt, daß dem nicht so sei, und da überdies die Regierung den Weg der Ungesetzlichkeiten und des Verfassungsbruches beschritten habe, sei der Dualismus verloren. Nur die Personalunion, wie sie auch von der Kossuthpartei vertreten werde, könne Ungarn jetzt noch retten. Die liberale Mehrheitspartei hat bereits einen Wahlaufruf erlassen, der, ebenso wie eine Rede Tiszas im ungarischen Magnatenhaus, die Sachlage so darzustellen versucht, als ob eine tiefer gehende Erregung in Wirklichkeit garnicht bestehe, sondern erst künstlich von der Opposition geschaffen worden sei. Natürlich wird das ebenso wenig jemand glauben, wie die Versicherung, daß die Regierungsmaschinerie bei den Neuwahlen lediglich für die öffentliche Sicherheit und Wahlfreiheit sorgen und jede ungesetzliche Beeinflussung peinlich vermeiden werde. Ungarn steht nach alledem nicht am Ende, sondern am Anfang einer außerordentlich schweren Krisis.

* * *

Unsere innere Politik.

Graf Bülow hatte die diplomatische Laufbahn hinter sich, als er neben den Fürsten Hohenlohe trat und schließlich dessen Nachfolger wurde. Die innere politische Entwicklung Deutschlands lag seinen Blicken lange Zeit entrückt.

Wäre Graf Bülow eine Persönlichkeit von Initiative, so würde seine Wirksamkeit sich voraussichtlich bei dieser Vergangenheit zunächst auf dem Gebiete der auswärtigen Politik bemerkbar gemacht haben. Allein unsere auswärtige Politik zeigt ein Gesicht, als wäre die Welt heute noch dieselbe, wie jene, der Bismarck in den letzten Jahrzehnten seiner amtlichen Tätigkeit sich gegenübersah. Die internationalen Verhältnisse haben sich geändert von Grund aus, nur Deutschland hat aus diesen Aenderungen sichtbarlich keine Folgerungen für seine eigene Stellung gezogen, und wir befinden uns, wie es scheint, so wohl

Digitized by Google

ausgerüstet mit der alten diplomatischen Tradition einer neuen Lage gegenüber, wie die Generäle Friedrich Wilhelms III., die militärisch die fridericianische Zeit fortsetzen wollten, als sie den Revolutionsheeren entgegenzutreten hatten. Wenn die diplomatische Initiative bei einem Diplomaten derartig versagt, was ist dann von seiner inneren Politik zu erwarten, die ihm ferner liegen muß?

Das Exempel stimmt durchaus. Unsere innere Politik wird sogar von Jahr zu Jahr ärmlicher; und solche Steigerung zu erzielen, ist wirklich eine überraschende Leistung.„

Was haben wir erlebt?

Der Herero-Krieg ist eines jener Ereignisse, die sich auf der Grenzlinie der inneren und auswärtigen Politik abspielen. Daß die Lage in Südwestafrika von unseren verantwortlichen Persönlichkeiten verkannt worden ist, liegt zutage. Eine andere Frage ist es, ob andere Männer scharfsichtiger gewesen wären, und ob eine andere Politik in der Kolonie zu besseren Ergebnissen geführt hätte. In dieser Beziehung wird man milde urteilen müssen. Die Kolonialgeschichte aller Länder weist verwandte Ereignisse auf. Die eingeborenen Völkerschaften machen immer einmal den Versuch, ihre Kultur, die wir Unkultur nennen, zu retten; sie wollen auf ihre eigene Fasson selig werden, und diese Fasson nennen wir unselig. Blutige Zusammenstöße mit allen ihren Schrecken und Scheußlichkeiten bezeichnen alsdann den Weg, auf dem europäische Lebensführung sich über die Erde ausgebreitet hat. Die wachsende Humanität hat diese Ereignisse nicht aus der Welt zu schaffen vermocht, und die Staatsraison läßt sich allein von dem Gesichtspunkt leiten: Was verlangt das Interesse unseres Landes?

Jetzt rächt es sich, daß wir unseren kolonialen Tatendrang an den Erwerb gänzlich minderwertiger Länder gesetzt haben. Die alten Warnungen der Liberalen kommen heut zu ihrem Rechte. Niemand würde die Behauptung aufstellen, daß Südwestafrika um den Preis Hunderter und Hunderter junger blühender Menschenleben, und um den Preis von wenigstens 150 Millionen Mark an Deutschland gekettet werden müsse. Diese Folgen sind heute, nachdem jene Gebiete deutsch geworden sind, nicht mehr abwendbar, ohne unser Ansehen über See ernstlich zu gefährden, vielleicht in solchem Umfange, daß der dann sich ergebende Rückschlag noch kostspieliger sein könnte als der Herero-Krieg.

Es bleibt uns nichts übrig, als die Konsequenzen unserer früheren Politik zu tragen. Die heutige Regierung erbte von der Vergangenheit diese Last. Dem Aufstand vorzubeugen oder selbst nur den Aufstand rechtzeitig einzudämmen, war sie unvermögend. Ob diese Tatsache zugleich Versäumnis und Schuld bedeutet, wird wohl die Zukunft aufklären.

Und nun die innere Politik im eigentlichen Sinne des Wortes, für die Graf Bülow das bescheidene Reklameschild heraushängte: Preußen in Deutschland voran; Deutschland in der Welt voran. Wenn es Worte täten —, mit denen können wir dienen. Die geflügelten, hochtönenden Worte unserer Tage sind so zahlreich wie die Denkmäler unserer Tage und so wertvoll wie jene, mit dem einzigen Vorzuge, daß gespreizte, nichtige Worte wenigstens vergänglicher sind, als gespreizte, nichtige Denkmäler, die für Generationen sich blamabel hinpflanzen.

Preußen in Deutschland voran — in Hinsicht auf den politischen Takt. Reden wir nicht von dem peinlichen Lippeschen Zwischenfall; es ist gut, wenn er in Deutschland recht tief in Vergessenheit gerät.

Und sonst? Der § 2 des Jesuitengesetzes wurde aufgehoben. Dieser Kampfparagraph muß bei nüchterner Betrachtung allen jenen bedeutungslos erscheinen, die ein Zurückdrängen des ultramontanen Geistes wollen, und die keinen Wert darauf legen, daß in der Hand des Staates Waffen bleiben, die von Pappe sind. Die Regierung freilich ist weit davon entfernt, den Kampfplatz von überflüssigen Bestimmungen säubern zu wollen, um dann desto nachdrücklicher die Sicherung der Interessen des modernen Staates in die Hand nehmen zu können. Sie wünscht, die Wohlgeneigtheit des Zentrums durch Konzessionen zu erkaufen, wie sie die Geneigtheit der Agrarier und Konservativen durch immer neue Konzessionen zu erkaufen sucht.

Bei Lichte besehen, besteht fast der gesamte Inhalt der preußischen und deutschen Politik — und wie erschreckend dürftig ist er — darin, solche Konzessionen derartig zu dosieren, daß einerseits die einflußreichen, drängenden reaktionären Parteien in erträglicher Stimmung erhalten werden, und daß anderseits das moderne philiströse Bürgertum auch die erneute Drangsalierung in bewährter Schläfrigkeit ohne zu lauten und unbequemen Protest über sich ergehen läßt. Diese politische Apothekerweisheit birgt das letzte Ziel des heutigen staatsmännischen Strebens.

Scheidet man aus: den hinlänglich besprochenen preußischen Wohnungsgesetzentwurf, diese Mischung verständigen sozialen Strebens und politischer Engherzigkeit, und ferner das Gesetz über die Kaufmannsgerichte, bei dem die Interessen der im Erwerbsleben stehenden Frauen preisgegeben wurden, so bleibt noch das neue Ansiedlungsgesetz übrig, in dem die agrarischen Interessen nur versteckter zur Geltung kommen, und das scheinbar ein rein politisches Ziel verfolgt: die Ausbreitung des Deutschtums im Osten zu fördern, freilich mit unzweckmäßigen Mitteln, und unter einem kleinen Attentat auf die Verfassung.

Was nun noch an politischen Großtaten vorhanden, fällt ohne weiteres unter das Schema: Wieviel müssen wir den Reaktionären bieten, um in passabler Ruhe leben zu können, und wie viel können wir dem Bürgertum und den Arbeitern bieten, damit auch von dieser Seite die Ruhe nicht stark gestört wird.

Das neue Gesetz über die Fleischschau ist solch eine typische Liebesgabe an die Agrarier; es ist auf diesem Gebiete etwa so segensvoll und in gleichem Umfang sachlich so gerechtfertigt, wie das Börsengesetz. Das eine opferte die Gesundheit und die kaufmännische Redlichkeit des Börsenverkehrs, weil die Agrarier so wollten und sich Vorteil davon versprachen; das andere reißt die Schutzwehren nieder, die zur Erhaltung der Gesundheit der Bevölkerung errichtet worden waren, und untergräbt gleichfalls die Redlichkeit, diesmal im Handel mit Fleisch, und wiederum weil die Agrarier es so wollen und sich Vorteil davon versprechen. Das minderwertige und das gesundheitschädliche Fleisch zum Kochtopf der Konsumenten gelangen zu lassen, ist die menschenfreundliche Wirkung dieses Gesetzes aus dem Zeitalter der Sozialpolitik.

Gebaut wird er doch — der Kanal nämlich. Wird er wirklich gebaut werden? Vielleicht, daß die jahrelangen Kämpfe und die Niederlagen, die sich die Regierung im preußischen Abgeordnetenhause sanftmütig dieser Vorlage wegen geholt hat, doch nicht gänzlich nutzlos gewesen sind.

Zwar daran denkt niemand, daß die ursprünglichen Absichten der Regierung zur Durchführung gelangen, daß hier ein großes wirtschaftliches Kulturwerk geschaffen werden könnte, für dessen Ausgestaltung nichts maßgebend ist, als die sachliche Zweckmäßigkeit. Allmählich ist der Plan in Wahrheit auf das ministerielle Niveau eines „Lausekanals" Podbielskischer Taufe herunter gekommen. Schleppmonopol und Schiffahrtsabgaben werden den Verkehr auf den zu bauenden Wasserstraßen nach Möglichkeit in Stagnation erhalten. Es ist den Agrariern gelungen, den Wert des Unternehmens auf das äußerste herabzudrücken, und es ist nicht ausgeschlossen, daß für eine Kanalvorlage, wie sie jetzt ausgestaltet ist, die eifrigsten Befürworter der ursprünglichen Idee nicht zu haben sein werden — aber wenn das Wesen auch verloren gegangen ist, die Form ist doch gerettet worden. Den wirtschaftlichen Wert des Kanals gibt die Regierung den Agrariern, soweit sie es verlangen, preis; wenn nur das Wort eingelöst werden kann: Gebaut wird er doch.

Und ganz genau dieselbe Entwicklung zeigt sich in bezug auf den Abschluß der Handelsverträge. Die „rettende Tat" des Grafen Caprivi ist doch nun einmal historisch gebucht, und um den Schein der Kontinuität aufrecht zu erhalten, müssen sich an die Caprivischen Handelsverträge wiederum Handelsverträge anschließen. Die werden wir bekommen, voraussichtlich auch noch mit Oesterreich-Ungarn, aber alle Welt ist einig darüber — die Agrarier gehobener Stimmung, die industriellen Produzenten und die Arbeiter resigniert oder erbittert —, daß sich die jetzigen Handelsverträge zu ihren Vorgängern verhalten werden, wie ein elender Krätzer zu einer edlen Marke. Das Etikett besagt von beiden, es sei Wein; und auch das

Digitized by Google

Etikett jener internationalen Abmachungen besagt, es seien Handelsverträge. Das genügt; daß hingegen Handelsverträge nach bisher üblicher Auffassung dazu da sind, den Handel zu entwickeln und nicht dazu da sind, seine Entwicklung zurückzuschrauben, ist gleichgültig.

Und dabei hatte Graf Bülow das garnicht vorauszuberechnende Glück, im russisch-japanischen Krieg einen Bundesgenossen gegen — die weitere wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands zu finden. Ein durch Krieg ungeschwächtes Rußland hätte zweifellos einen agrarischen Handelsvertrag, wie ihn Graf Bülow verlangte, abgelehnt; das in Ostasien so hart bedrängte Rußland hingegen konzedierte dem Grafen Bülow, daß er den Armen und Aermsten in Deutschland die Lebensmittel verteuern darf, und erst mit dem Abschluß des russischen Handelsvertrages konnte der agrarische Sieg über den deutschen Handel, über die deutsche Industrie und über die konsumierende deutsche Arbeiterbevölkerung errungen werden. Die Agrarier sind nunmehr in der Lage, ihre Güter um die kapitalisierten Zölle teurer zu verkaufen, sodaß alsdann die nächste Landbesitzergeneration sich in einer schlechteren Lage befindet als die heutigen Besitzer, und da diese Verträge auch den Export beeinträchtigen werden, so drückt diese neueste rettende Tat den deutschen Nationalwohlstand in jedem Falle herab — fraglich bleibt nur, in welchem Umfang. Wir nennen das: Deutschland in der Welt voran.

Das Königreich Sachsen ist immer am fortgeschrittensten auf dem Wege der Reaktion. Man hat dort ein Wahlgesetz erlassen, dessen sich die Reaktionäre in Preußen nicht schämen würden. Zu einer gesunden Reform der Landtagswahlrechte ist man hingegen gelangt oder sucht man zu gelangen in Baden, in Hessen, in Württemberg und auch in Bayern, und damit vollzieht sich in Deutschland eine Entwicklung, die wohl Beachtung verdient. Das innere politische Leben der einzelnen deutschen Staaten beginnt sich wieder stärker zu differenzieren; hier der reaktionäre Osten, dort der fortgeschrittenere Westen; und die Zeit, da der preußische Minister des Innern im Abgeordnetenhause unser unsittliches und unsinniges Dreiklassenwahlsystem als den „genauesten Ausdruck der öffentlichen Meinung" in Preußen bezeichnete, ist natürlich nicht geeignet, für uns moralische Eroberungen in Deutschland zu machen. Wir nennen das: Preußen in Deutschland voran.

Unsere Betätigung auf dem Gebiete der auswärtigen Politik ist nur ein Vegetieren, unsere innere Politik bedeutet auch nur ein Vegetieren. Nicht die Regierung verfolgt eine selbständige Politik, die sachlich geboten erscheint, sondern sie klebt hier ängstlich an der Tradition, und sie läßt sich von den Reaktionären und von den Agrariern und vom Zentrum soweit vorwärtsstoßen, wie sie es für nötig hält, um in möglichster Stille ein politisch halbwegs auskömmliches Leben fristen zu können.

Bei einer politischen Sachlage wie dieser, wo weder der Widerstand im Interesse des Staates, noch die Initiative zur Inauguriering einer folgerichtigen Politik von den vorhandenen führenden Männern der Regierung zu erwarten ist, gewinnt die Entwicklung des Parteiwesens, das heißt jener Kräfte, die im Hinblick auf bestimmte politische Aufgaben innerhalb der Bevölkerung organisiert werden, eine umso größere Bedeutung. Und wenn es eine Entschuldigung für die Regierung, die wir haben, gibt, so liegt sie darin, daß das Parteiwesen in Deutschland etwa auf der Höhe der Regierung steht, die wir haben. Auch unser Parteiwesen ist zumeist veraltet, in Formen, die einer andern Zeit angehören.

Unsere rein konservative Reaktion lebt fort als Einschlag in eine agrarische Interessenvertretung, die sich auf große Teile der Landbevölkerung stützt, und diese Teile haben weder ein ökonomisches, noch ein politisches Interesse, die Kräfte der Reaktion zu verstärken. Wir haben ein Zentrum ohne Kulturkampf, das reaktionäre und auf rein-politischem Gebiet freier gerichtete Kräfte zusammenbindet; wir haben die Sozialdemokratie, die an der Fiktion von der Verelendung der Massen mit dem schnell nachfolgenden Kladderadatsch festhalten möchte, und vor der Macht der Tatsachen an diesen Sätzen nicht mehr in alter Gläubigkeit festhalten kann. Wir haben den Liberalismus, der radikaler und weniger radikal gesinnt, wie üblich in verschiedene Richtungen gespalten ist, und dieser Liberalismus ist machtlos, obgleich der Staat, in dem wir leben, trotz allen Verzerrungen und allen Verunstaltungen den Geist des Liberalismus widerspiegelt. Und wie könnte es anders sein! Ein moderner Staat, der sich leidlicher Gesundheit erfreuen soll, ist auf liberalen Gedanken aufgebaut, oder seine Gesundheit ist von solcher Art, wie die russische.

Die Wahrheit ist, daß die Anomalien, die in unserem Parteiwesen zutage treten, dieses Aneinanderkoppeln von Kräften, die nicht zueinander gehören, dieses Festhalten an Programmen, deren Hinfälligkeit mehr und mehr erkannt wird, nur denkbar ist bei der Stagnation, in der sich unser gesamtes politisches und öffentliches Leben befindet. Alle Welt schleppt alte Ketten und alte Vorurteile mit sich, weil der zwingende Anlaß fehlt, sie zu brechen und sie abzustreifen.

Es mag sein, daß auch der entschiedene Liberalismus auf diese Weise schlecht und recht noch eine Weile fortzuvegetieren vermag. Er kann mit seiner Zweifrontentaktik weiter operieren; er kann hoffen, daß die freisinnigen Kräfte in der nationalliberalen Partei die Oberhand gewinnen — und gewiß gibt es verstreut dort sehr wertvolle liberale Kräfte — obgleich die nationalliberale Partei offiziell ihren Geist in Anträgen wie dem zur Wahlrechtsreform in Preußen und im Schulkompromißantrag manifestiert hat.

Wie lange kann der entschiedene Liberalismus dieses politische Leben, so kümmerlich es allmählich geworden ist, fortsetzen?

Wir sprechen immer von Reaktion, und unsere Presse stellt unaufhörlich dem guten Bürger die Schrecken der Reaktion vor das Auge. Und tatsächlich vollstreckt eine schwächliche Regierung den Willen der Reaktion gemäß dem Rezepte, nach dem der weichmütige Mann mit dem Schwanze des Hundes verfahren ist; er schnitt ihn stückweise ab, und uns werden die liberalen Errungenschaften, wirtschaftliche und politische, auch stückweise amputiert; aber anders wie bei dem Hunde bewährt sich bei uns diese Methode; wir winseln zwar und bellen, aber beißen tun wir nicht. Unser wirtschaftlich so tatkräftiges und intelligentes Bürgertum ist politisch langmütig, und den Versuch jeder neuen Schädigung sucht es nicht durch Abwehr zu verhindern, sondern die vollzogene Schädigung durch Anpassung und verdoppelte Energie im wirtschaftlichen Leben einigermaßen wettzumachen.

Das geht, solange es geht; aber auch diese Methode hat ihre Grenzen. Schließlich wird doch mehr und mehr der Lebensnerv des modernen Staates getroffen und geschädigt, und die Ungeduld einer Reaktion, die in ihrer Zähigkeit und Folgerichtigkeit den bewundernden Neid eines Liberalen erregen muß, wird das übrige tun. Was aber soll aus der Zweifrontentheorie werden, wenn die Reaktion, wie es Freiherr v. Manteuffel im Herrenhaus angekündigt hat, zu letzten entscheidenden Schlägen ausholt, wenn sie das Reichstagswahlrecht zu zerbrechen sucht, diese Voraussetzung eines wahrhaft modern gestalteten Staatslebens, dieses Ventil gegen den sozialen Umsturz? Wie weit sind wir von diesen Möglichkeiten entfernt? Nach dem Willen der Parteien auf der Rechten gewiß nicht weit; und ist die Zweifrontentheorie darauf eingerichtet, in solchen wirklich ernsten Zeiten ihre Probe zu bestehen? Sie ist dann eine Unmöglichkeit, wie es eine Unmöglichkeit für den Liberalismus wäre, den Kampf nach rechts führen zu wollen, wenn der Umsturz von links so bedrohlich und so nahe wäre, wie heute der politische und wirtschaftliche Umsturz von rechts es tatsächlich ist.

Glauben wir Liberalen an den Ernst der Reaktion und an die verhängnisvolle Bedeutung reaktionärer Bestrebungen für den modernen Staat, und das müssen wir wahrlich, dann sind wir verpflichtet, uns auf die Abwehr der entscheidenden Schläge, die von rechts kommen werden, einzurichten.

Wir werden weder Sozialdemokraten werden, noch steht ein sogenanntes Bündnis mit der Sozialdemokratie in Frage; aber die wahrhaft Liberalen müssen sich darauf besinnen, daß die Reaktion von rechts kein Phantom, das nur in Zeitungen lebt, sondern eine Realität ist, und daß in der Bekämpfung

Digitized by Google

dieser reaktionären Mächte die Interessen der sozialdemokratischen Arbeitermassen und des liberalen Bürgertums dieselben sind, wie weit auch in der politischen Theorie ihre Ansichten auseinander gehen mögen.

Diese Einsicht gewinnt nur langsam an Boden, und was ihrer Ausbreitung ganz wesentlich entgegenwirkt, das ist das Hinübertragen von Antipathien, die in privatwirtschaftlichen Gegensätzen ihre Wurzel haben, auf die Beurteilung öffentlicher Angelegenheiten. Weil Arbeitgeber und Arbeitnehmer häufig privatwirtschaftlich in Konflikt geraten, darum glauben sie auch politisch schroff gegeneinander stehen zu müssen; aber der Liberale arbeitet auch zusammen mit dem Liberalen, der sein wirtschaftlicher, bösartiger Konkurrent ist, nicht weil er ihn liebt, sondern weil beider öffentliche Interessen für die Gegenwart die nämlichen sind.

International haben sich die Zeiten geändert, und wir müssen uns wappnen gegen neue Eventualitäten, und innerpolitisch steht es nicht anders. Die Reaktion in Deutschland aber wird umso verwegener und rücksichtsloser sein, je zerklüfteter und verfeindeter untereinander die oppositionellen Kräfte sind.

Ist es zweifellos wahr, daß die Gefahren, die dem modernen Staat von rechts drohen, zurzeit allein eine reale Bedeutung haben, und soll demgemäß der Kampf gegen die Reaktion eine ernste Wahrheit sein, dann muß das Bürgertum sich resolut entschließen, mit allen jenen Kräften zu kooperieren, die, so sehr sie die Kritik im einzelnen herausfordern, als Waffe nach rechts in hohem Grade brauchbar und, wie die Verhältnisse historisch wurden, heute unentbehrlich sind. Auch Bismarck paktierte mit der ungarischen Revolution, nicht weil er die Revolutionäre liebte, sondern weil er Oesterreich besiegen wollte und im Interesse Deutschlands besiegen mußte.

Werden wir in Deutschland auf äußeren und inneren Sturm vorbereitet sein? Daß die Regierung Vorkehrungen trifft, sieht man nicht; und die Bevölkerung? Vielleicht, daß das Schicksal uns gestattet, weiter harmlos am brodelnden politischen Topfe zu stehen, um mit guten Reden das Blasenwerfen zu begleiten; vielleicht, daß aber auch die Suppe schneller überkocht, als zu erwarten, und daß dann nichts übrig bleibt, als resolut zuzugreifen.

P. Nathan.

Der Artikel 54 der Reichsverfassung.

Das Kanalschiff ist von Konservativen und Zentrum in der Kanalkommission des Abgeordnetenhauses derartig bepackt und belastet worden, daß es, selbst wenn eine Mehrheit dafür vorhanden sein sollte, trotzdem im höchsten Grade zweifelhaft bleibt, ob es mit dieser Ueberlastung flott zu machen ist, oder ob es sinkt. Denn damit, daß die Kanalvorlage im Landtag eine Mehrheit findet, ist sie noch nicht gesichert. Ist sie doch an die Bedingung sehr erheblicher Gegenleistungen von seiten der beteiligten Provinzen geknüpft, und deren Interesse an diesen Kanälen ist durch die Beschlüsse der Kommission — namentlich über die Erhebung von Schiffahrtsabgaben auf offenen Strömen und über die Einführung eines Schleppmonopols auf dem Kanal vom Rhein bis zur Leine — derartig herabgemindert worden, daß es mehr als unsicher ist, ob die Provinzen noch geneigt sein werden, für die großen Bausummen die Zinsgarantie zu übernehmen, welche ihnen in der Vorlage zugedacht ist.

Die Haltung der preußischen Regierung in der Kanalfrage ist eine geradezu klägliche. Mit dem Wort: „Nur keine inneren Krisen" hatte Graf Bülow von vornherein vor den Kanalfeinden kapituliert. Nicht nur, daß er den Mittellandkanal als solchen fallen ließ und bloß den elenden Kanalstummel bis zur Leine einbrachte, auf dem schon aus Mangel an Schiffsgefäßen und bei der Unmöglichkeit eines durchgehenden Verkehres eine nennenswerte Verkehrsentwicklung in absehbarer Zeit nicht zu erwarten ist, er wich auch Zug um Zug vor dem weiteren Andrängen der Kanalgegner zurück, welche die zwar wenig geschmackvolle aber oft erprobte Taktik anwandten, den Kanalfreunden die Suppe durch Hineinspucken ungenießbar zu machen.

Noch in der Begründung der Kanalvorlage, noch in den ersten Stadien der Kommissionsberatungen erklärte sich die preußische Regierung auf das entschiedenste gegen ein Betriebs- oder auch gegen ein Schleppmonopol auf den Kanälen. Sie wehrte sich auf das entschiedenste gegen den Gedanken einer Verstaatlichung der Binnenschiffahrt. Aber bereits in der Mitte des Sommers ließ sie diesen Widerstand fallen, gab alle ihre bis dahin vorgebrachten guten Gründe preis und ging mit fliegenden Fahnen in das Lager der Anhänger des Betriebsmonopols auf Kanälen über, ja, sie zeigte sich der Erhebung von Schiffahrtsabgaben auf natürlichen Wasserstraßen, die Artikel 54 der Reichsverfassung verbietet, geneigt, in der Meinung, nur dadurch den Kanalstummel retten zu können.

Freilich Graf Bülow, der doch auch preußischer Ministerpräsident ist, gab am 10. Dezember 1903 im Reichstag noch folgende authentische Interpretation des Artikels 54:

„Nach der ganzen Entstehungsgeschichte des § 54 der Reichsverfassung kann es keinem Zweifel unterliegen, daß durch diese Verfassungsbestimmung das Recht der einzelnen Staaten befestigt werden sollte, auf den deutschen Strömen lediglich für die Befahrung derselben irgend welche Abgaben zu erheben. Jede Ausnahme von diesem reichsgesetzlichen Grundsatz würde hiernach der Genehmigung durch ein besonderes Reichsgesetz bedurften, und zwar wie bei den Verhandlungen über das Gesetz vom 7. April 1870, betreffend die Erhebung einer Schiffahrtsabgabe auf der Unterweser ausdrücklich hervorgehoben wurde, eines Reichsgesetzes, welches im Bundesrat unter Wahrung der Vorschriften des Artikels 78 der Reichsverfassung zu beschließen ist. Dem Bundesrat liegt keinerlei Antrag vor, von dem allgemeinen Grundsatz des Artikels 54 der Reichsverfassung eine Ausnahme zu erwägen und zu beschließen, und es dürfte deshalb auch für das hohe Haus und die beteiligten Erwerbskreise kein Grund bestehen, auf die in der Presse enthaltene Erörterung einer theoretischen Streitfrage einzugehen, welche durch die deutsche Reichsverfassung dem Gebiete der Reichsgesetzgebung vorbehalten ist, und bei der auch bestehende vertragsmäßige Abmachungen mit den betreffenden Staaten in Betracht kommen würden."

Diese Auslegung ist vollständig einwandsfrei. Sie findet in dem Wortlaut des Artikels 54 ihre unzweifelhafte Begründung, dessen hier in Betracht kommender Absatz lautet:

„Auf allen natürlichen Wasserstraßen dürfen Abgaben nur für die Benutzung besonderer Anstalten, die zur Erleichterung des Verkehrs bestimmt sind, erhoben werden. Diese Abgaben sowie die Abgaben für die Befahrung solcher künstlicher Wasserstraßen, welche Staatseigentum sind, dürfen die zur Unterhaltung und gewöhnlichen Herstellung der Anstalten und Anlagen erforderlichen Kosten nicht übersteigen."

Nichtsdestoweniger führte Graf Posadowsky wenige Wochen später bei derselben Beratung im Reichstag aus, daß zwar der Artikel 54 ganz unzweifelhaft verbiete, auf natürlichen Wasserstraßen Befahrungsabgaben zu erheben, daß daselbst aber garnicht gesagt sei, was denn eigentlich natürliche Wasserstraßen seien. An den Flüssen sei durch künstliche Bauten so unsagbar viel gebessert worden, daß sie dadurch eben den Charakter natürlicher Wasserstraßen verloren hätten und künstliche geworden seien.

Graf Posadowsky hat bei seinen damaligen Auseinandersetzungen den feinen Trick gebraucht, immer von den „Anlagen" an natürlichen Wasserstraßen zu sprechen, für welche man Abgaben erheben könne. Der Wortlaut dieses Artikels spricht aber von „besonderen Anstalten, die zur Erleichterung des Verkehrs bestimmt sind". Nur für diese ist es zulässig, auch auf natürlichen Wasserstraßen Abgaben zu erheben, und das Wort „Anlagen" findet sich erst in dem Nebensatz, wo von den künstlichen Wasserstraßen die Rede ist. Nach der ganzen Entwicklung der Verhältnisse in Preußen, welche ja für das Reich vorbildlich geworden sind, sind unter diesen besonderen Anstalten zur Erleichterung des Verkehrs wohl Staustufen mit daneben liegenden Schiffsschleusen, sind Bollwerke, Lagerplätze, Kräne, Umschlagshäfen verstanden worden, niemals aber die eigentlichen Regulierungsarbeiten an einem natürlichen Gewässer. Weder eine Buhne noch ein

Digitized by Google

Parallelwerk noch ein Durchstich sind „besondere Anstalten zur Erleichterung des Verkehres", das sind Anlagen an der natürlichen Wasserstraße. Es ist auch unverständlich, wie der Schiffahrttreibende etwa eine Buhne oder ein Parallelwerk „benützen" sollte. Und die meisten Durchstiche und Begradigungsarbeiten an Flußläufen sind garnicht im Interesse der Schiffahrt, sondern in dem der Beförderung der Vorflut gemacht worden.

Sagt doch der Altmeister des deutschen Wasserbaues, Oberbaudirektor Hagen, in seinem berühmten Werke „Wasserbau" Band 2, Teil 1, § 20:

„Bei dem überwiegenden Einfluß, den die Kultur des Bodens auf die Bewohnbarkeit und den Reichtum der Landschaft ausübt, muß man die Beförderung der Vorflut oder die Verhinderung solcher Versumpfungen als den wichtigsten Zweck jeder Stromregulierung ansehen."

Und in den von der Oderstrombauverwaltung herausgegebenen „amtlichen Mitteilungen" heißt es:

„In der für die Vorflut geschaffenen Rinne geht die Schiffahrt vor sich. Je mehr die Stromregulierung ihren obersten Zweck erreicht hat, der Landwirtschaft durch eine ordentliche Vorflutrinne zu dienen, umsomehr nützt sie der Schiffahrt. Letztere ist der Prüfstein für die Schaffung einer ordentlichen Vorflutrinne. . . Wenn man immer nur die Schiffahrtsinteressen betont findet, so liegt das an der Kürze der Ausdrucksweise, die als das nächstgelegene den Prüfstein nennt, und die diese dem Fachmanne geläufigen letzten Gründe nicht immer wieder hervorhebt."

Graf Posadowsky meinte, daß, wenn dem Fluß ein neues Bett durch einen Durchstich gegeben worden sei, er damit die Gestalt eines natürlichen Wasserlaufes verloren habe. Auch das ist ein vollständiger Irrtum, denn diese Durchstiche, diese Anlagen neuer Flußbetten sind in den weitaus meisten Fällen im Vorflutinteresse geschaffen worden. Durch sie bewegt sich tatsächlich die Vorflut, der natürliche Wasserlauf. Wäre es anders, so hätte der Artikel 54 der Reichsverfassung überhaupt niemals einen Sinn gehabt. Denn schon bei Erlaß derselben gingen die Flüsse zum großen Teil in den ihnen künstlich geschaffenen Betten. Friedrich der Große hat allein an der Oder den Lauf durch Durchstiche um einige 20 Prozent verkürzt. Und trotzdem war dieselbe ein natürlicher Wasserlauf geblieben. Ein gegrabener Kanal, der nicht der Vorflut, sondern lediglich der Schiffahrt dient, auch wenn er zwei Teile eines und desselben Flusses verbindet, ist eine künstliche Wasserstraße, nicht aber das neue Flußbett, das bei Begradigungen des Stromlaufes geschaffen worden ist.

Auch die sonstigen Methoden der Regulierung mit Buhnen und Parallelwerken usw., selbst das Baggern in der Flußrinne, das Entfernen von Baumstämmen, die darin lagern, all das war schon üblich vor Erlaß der Reichsverfassung, und damals wußte man ganz genau, daß dadurch der Charakter der natürlichen Wasserstraße nicht geändert werde.

In Preußen decken sich der Begriff natürliche Wasserstraße und öffentliche Gewässer miteinander, soweit es sich nicht um lediglich der Schiffahrt dienende Kanäle handelt. Die der Vorflut dienenden Gewässer sind entweder private oder öffentliche, und die öffentlichen Gewässer sind die natürlichen Wasserstraßen. Es handelt sich also um einen historischen Begriff ebensowohl, wie um einen Rechtsbegriff, der nicht durch eine gesuchte Auslegung verändert werden kann. Und auch die preußische Regierung war ja bis in die letzten Jahre im klaren darüber, daß eine natürliche Wasserstraße nicht zu einer künstlichen werden könne. Der kürzlich verstorbene Chef der Bauabteilung Unterstaatssekretär Schulz hat noch vor wenigen Jahren im preußischen Abgeordnetenhause ausdrücklich erklärt, daß zur Erhebung von Abgaben auf den offenen Flüssen eine Aenderung der Reichsverfassung erforderlich sei. Professor Schumacher in Cöln, der im Auftrage des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten sein Buch über die Schiffahrtsabgaben geschrieben hat, vertritt darin ebenfalls den Standpunkt, daß die Reichsverfassung die Abgabenerhebung auf den offenen Wasserstraßen unmöglich mache. Der Dezernent für die Schiffahrtsabgaben im Arbeitsministerium, Geheimer Oberregierungsrat Peters, hat den gleichen Standpunkt noch in einer Schrift gelegentlich des letzten internationalen Schiffahrtskongresses eingenommen. Und gerade auch die Begründung der wasserwirtschaftlichen Vorlagen gibt an einer ganzen Fülle von Stellen den Beweis, daß man diesen Standpunkt teile, indem dort unterschieden wird zwischen Arbeiten im Stromregulierungsinteresse und besonderen Anlagen im Verkehrsinteresse, für welche man Abgaben zu erheben berechtigt sei. Für die Vertiefung der untern Oder durch Baggerungen, für die Aufhöhung des Fahrwassers aus Staubecken ist die Deckung der Kosten aus Schiffahrtsabgaben mit Recht nicht vorgesehen. Gelegentlich des Reichsgesetzes, durch welches Bremen ermächtigt wurde, Abgaben zur Deckung der Kosten der Unterweserkorrektion zu erheben, wurde ausdrücklich festgestellt, daß damit eine Abweichung von dem Artikel 54 der Reichsverfassung vorgenommen werde, weshalb dieses Gesetz unter den Formen einer Abänderung der Reichsverfassung erlassen werden mußte.

Es ist also eine Reichssache, um die es sich hier handelt. Der Reichstag und Bundesrat haben darüber zu entscheiden, nicht das preußische Abgeordnetenhaus und preußische Minister, und es ist die ärgste, wohl je dagewesene Brüskierung des Reichstages, wenn die Kanalkommission des Abgeordnetenhauses den Beschluß gefaßt hat, daß „mit Inbetriebsetzung des Kanals vom Rhein nach Hannover Gebühren zum Ausgleich für die Kosten der Verbesserung und Unterhaltung der natürlichen Binnenwasserstraßen, soweit diese durch staatliche Aufwendung eine über das natürliche Maß hinausgehende Verbesserung oder Vertiefung erfahren haben, erhoben werden sollen", wenn der Minister Budde in der Kanalkommission am 1. Dezember erklärt hat, „die Königliche Staatsregierung ist bereit, die geeigneten Schritte zu tun, um die hinsichtlich der Abgabenerhebung bestehenden Ungleichheiten zwischen den Kanälen und kanalisierten Flüssen einerseits zu beseitigen, und die dieser Maßregel etwa aus der jetzigen Lage des öffentlichen Rechtes entgegenstehenden Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen".

Die vollständig klare Rechtslage bezüglich des Artikels 54 ist für den Minister der öffentlichen Arbeiten keine klare. Wie man aus anderen Aeußerungen desselben Ministers erfahren hat, meint er, daß die preußische Regierung ohne weiteres Abgaben auf öffentlichen Wasserstraßen erheben könne, da diese den Charakter der natürlichen Wasserstraßen verloren hätten, eine Auffassung, die um so ungeheuerlicher ist, als der Artikel 54 ganz genau sagt, daß nur für die Benutzung besonderer Anstalten, die im Verkehrsinteresse gemacht worden sind, auf öffentlichen Wasserstraßen Abgaben erhoben werden dürfen.

Auch kanalisierte Flüsse, wie die obere Oder, der untere Main, die kanalisierte Saar, Lahn usw. verlieren durch die Kanalisierungsarbeiten nicht den Charakter der natürlichen Wasserstraßen. Den kann ihnen auch die gekünsteltste Interpretation nicht rauben. Nicht für die Gesamtkosten ihrer Anlagen und Unterhaltung, sondern lediglich für die im Schiffahrtsinteresse getroffenen „besonderen Anstalten" dürfen Abgaben dort erhoben werden.

Nach der Erklärung des Grafen Bülow vom 1. Dezember 1905 glaubten alle Schiffahrtsinteressenten in Deutschland durchaus beruhigt sein zu können, hatte doch Graf Bülow ausdrücklich erklärt, daß zu einer Beunruhigung nicht der geringste Anlaß vorläge. Was soll man von Erklärungen des höchsten Reichsbeamten, der doch in erster Linie dazu berufen ist, die Verfassung zu wahren und zu schützen, noch halten, wenn die Ansichten in diesen Kreisen mit einer Geschwindigkeit gewechselt werden, wie die Wäsche! Dann haben feierliche Erklärungen der höchsten Regierungsstellen eben auch nur noch den Wert bloßer Waschzettel. Dann kommen wir in eine Willkürwirtschaft der schlimmsten Art hinein. Dann wird die Reichsverfassung ausgelegt, wie's trifft, heute so und morgen so. Dann muß jedes Vertrauen zur Regierung schwinden!

Die freie Schiffahrt auf unseren Strömen war das einzige Korrektiv gegen die bureaukratische Festsetzung der Bahnfrachten, gegen das Transportmonopol unserer Staatseisenbahnen. Und daß diese Konkurrenz ihnen zum Vorteil, nicht zum Nachteil ausgeschlagen ist, dafür ist der beste Zeuge der

Digitized by Google

frühere Minister v. Thielen, der bei der Kanalfeier in Lübeck in einem Trinkspruch der „nassen Schwester", der Binnenschiffahrt, den Dank des „trockenen Bruders", der Eisenbahn, ausgesprochen hat, dafür, daß sie diesen vor der Verknöcherung bewahrt habe.

Die frachtverbilligende Wirkung der Binnenwasserstraßen kommt nicht nur den unmittelbaren Anliegern der Wasserstraßen, sondern im Umschlagsverkehr großen Gebieten zugute. Aber mit jedem Pfennig, um den man die Binnenschiffahrtsfrachten erhöht, schränkt man die Interessensphäre der Wasserstraßen erheblich ein. Gewiß, die Rheinschiffahrt wird auch durch eine Schiffahrtsabgabe nicht sofort zum Erliegen kommen, aber der Kreis der Interessenten an den Vorteilen der Rheinwasserstraße verengert sich dann sofort auf beiden Ufern und weiter. Und auf der Oder liegen die Verhältnisse so ungünstig, daß eine Belastung der Oderschiffahrt unterhalb Breslau mit Abgaben sie tödlich treffen müßte.

Hand in Hand mit diesen Plänen, durch die die Reaktion den freien Verkehr fesseln will, geht die Absicht, auch die Binnenschiffahrt in den Betrieb des Staates überzuführen. Als erster Schritt hierzu soll die Einführung eines Schleppmonopols auf dem Rhein-Leine-Kanal dienen. In seiner Teilstrecke Dortmund—Rhein ist dieser Kanal im wesentlichen nur ein erweiterter Rheinhafen, handelt es sich hierbei doch hauptsächlich um ein Rangieren der Frachtfahrzeuge, das am zweckmäßigsten mit kleinen Schleppdampfern bewirkt wird. Ja, ein mechanischer Schleppbetrieb vom Lande aus verbietet sich hierbei schon mit Rücksicht auf die Ausnutzung der Kanalufer zu Ladungs- und Löschzwecken. Auf der Strecke Dortmund—Bevergern—Hannover würde ein mechanischer Zug vom Lande her, sei es mit Seil ohne Ende, sei es durch elektrische Lokomotiven, an und für sich technisch wohl angebracht erscheinen, vorausgesetzt, daß sich ein so starker Verkehr dort entwickelt, um eine so umfangreiche und kostspielige Schleppzugsgelegenheit auch rentabel zu machen. Das ist aber bei dem Mangel an Schiffsmaterial auf dieser Sackgasse für absehbare Zeit ausgeschlossen. Der Schleppbetrieb würde deshalb die Rentabilität des Kanals nicht nur nicht erhöhen, sondern wesentlich beeinträchtigen. Selbst auf dem Nordostseekanal, wo das Reich einen derartigen Schleppdienst organisiert hat, erbringt er einen Fehlbetrag von rund $^1/_4$ Million Mark im Jahre.

Es ist nicht zu verkennen, daß die Art und Weise, wie das Kohlensyndikat im Verein mit dem Kohlenkontor und den Reederzechen nicht nur den Kohlenhandel, sondern auch den Kohlenversand auf dem Rhein monopolisiert haben, und der Umstand, daß das Schleppen von Kohlenfahrzeugen nach den oberrheinischen Häfen nur durch Schleppdampfer, die dem Kohlenkontor gehören, erfolgen darf, die Vorteile, welche die Binnenwasserstraße bisher den Kohlenverbrauchern brachte, illusorisch gemacht haben, und daß lediglich Syndikat und Kohlenkontor den ganzen Vorteil in die Tasche stecken. Es wird nicht ohne Grund befürchtet, daß auch auf den neuen Kanälen das Syndikat den ganzen Schleppdienst in seine Hand bekommen und damit die neuen Wasserstraßen sich allein nutzbar machen würde. Man kann also den Standpunkt verstehen, daß, wenn nun einmal ein Monopol geschaffen wird, man lieber noch ein Monopol des Staates als das eines Syndikates haben will. Wer hat denn aber die Monopole der Syndikate groß gezogen? Niemand mehr als der preußische Staat, als die Herren Minister von Rheinbaben und Möller, die vor der Weisheit der Leitung des Kohlensyndikates förmlich erstarben, die selbst einschließlich der Eisenbahnverwaltung den stärksten Druck auf die Montanindustrie zur Syndikatsbildung ausgeübt haben. Wollte Preußen sich entschließen, seinen Bergwerksbesitz auch im Ruhrrevier derartig zu entwickeln und die Preise unabhängig vom Syndikat zu gestalten, so wäre die Gefahr des Syndikatsmonopols wesentlich verringert. Wollte die preußische Regierung der dräuenden Gefahr eines ungebührlichen Einflusses des Kohlensyndikats auf unser ganzes Wirtschaftsleben ernstlich entgegentreten, so stünde ihr auch weiter der Weg offen, durch Ermäßigung der Kohlentarife von der Küste nach dem Binnenlande die Einfuhr ausländischer Kohlen zu fördern. Freilich, zu solchen Maßnahmen schwingt man sich dort nicht auf.

Das aber mögen sich die Herren vom Verein für die bergbaulichen Interessen im Oberbergamtsbezirk Dortmund, die Herren vom Zentralverein Deutscher Industrieller, die sich heute auch mit Entschiedenheit gegen die Schiffahrtsabgaben und das Schleppmonopol wenden, sagen, daß sie selbst am meisten dazu beigetragen haben, solche Pläne zu zeitigen.

Auch das Schleppmonopol widerstreitet dem Artikel 54 der Reichsverfassung. Er hätte keinen Sinn, wenn er die staatlichen Wasserstraßen nicht als öffentliche, frei zu benutzende Straßen ansähe; von jeher hat der Satz gegolten, daß der Fluß des Reiches Straße ist. Aber auch auf den staatlichen Kanälen ist ein Monopolbetrieb nicht zulässig. Man kann den mechanischen Schleppbetrieb neben dem Kanal konzessionieren, aber man kann niemanden zwingen, von den gegebenen Schleppeinrichtungen Gebrauch zu machen. Auf dem Elbe—Trave-Kanal, wo Lübeck den staatlichen Schleppzug eingeführt hat, besteht kein Schleppzwang, dürfen die Dampfer auch eigene oder gecharterte Schiffe schleppen bezw. Dampfer mit eigener Fracht sich selbst bewegen. Mehr wird sich, solange der Artikel 54 der Reichsverfassung noch besteht, auch nicht durchsetzen lassen. Freilich, wie lange das noch der Fall sein wird, ist bei dem Bündnis, das Zentrum und Konservative geschlossen haben, schwer zu sagen.

Mit seiner gewaltsamen Auslegung des Artikels 54 wird Herr v. Budde kein Glück haben, denn auch wer kein übermäßiges Vertrauen zu den Sprüchen unserer Richter hat, wird in diesem Fall doch keinen Zweifel darüber haben, daß in letzter Instanz das Reichsgericht nicht anders entscheiden kann, als diesen Artikel so auszulegen, wie das bisher geschehen ist. Es wird nicht zugeben dürfen, daß ihm preußischerseits etwas untergelegt werde, woran die Männer, die die Reichsverfassung geschaffen haben, nie gedacht haben.

Ist nun die Kanalvorlage die Opfer wert, welche mit dem Schleppmonopol und mit der Einführung von Schiffahrtsabgaben auf offenen Strömen gebracht werden sollen? Man muß sich klar darüber werden, daß beides darauf hinzielt, die gesamte Binnenschiffahrt in Staatsbetrieb überzuführen, und daß dazu nur der Weg führen kann, diese Schiffahrt erst absolut unrentabel zu machen, um die Tausende von kleinen Besitzern, die gerade in diesem Gewerbe bestehen, zum Verkauf ihres Besitzes an den Staat gefügig zu machen. Auf andere Weise ist eine Verstaatlichung eines derart zersplitterten Erwerbszweiges nicht zu erreichen. Der staatliche Binnenschiffahrtsbetrieb ist ja auch das Ziel, das mit diesen Anträgen verfolgt wird. Das hat ja die „Köln. Volksztg." in einem unmittelbar nach dem Antrag Am Zehnhoff erschienenen Leitartikel ganz ungeniert ausgesprochen.

Eine Verkehrsanlage soll den Verkehr erleichtern und verbilligen. Sie soll damit neuen Verkehr wecken, neue Arbeitsgelegenheit schaffen. Daß das nicht ohne wirtschaftliche Verschiebungen abgeht, ist klar, bloß daß dem Schaden, der einigen wenigen erwächst, auf der andern Seite hundertfacher, wirtschaftlicher Nutzen gegenübersteht. Wären so weitschauende Politiker, wie Herr Dr. Am Zehnhoff und Genossen schon zur Zeit der Schaffung der Eisenbahn maßgebend gewesen, so würden wir heute noch auf dem Standpunkt der damaligen Fuhrleute stehen, so würde man keine Eisenbahnen gebaut haben, „weil sie Verkehrsverschiebungen im Gefolge gehabt hätten". Eine Verkehrsstraße, die keine Verkehrsverschiebung nach sich zieht, verdient nicht gebaut zu werden, denn sie kann auch nicht befruchtend wirken. Und deshalb drohen die Kanäle, welche die Vorlage bringt, nutzlos zu werden, denn ihr wirtschaftlicher Nutzen soll durch die Abgabenerhebung, soll durch das Betriebsmonopol des Staates illusorisch gemacht werden.

Handelte es sich um den Kanalstummel nach der Leine allein, der nun wirklich in dieser Gestalt die Bezeichnung des Herrn v. Podbielski als „Lausekanal" verdient, so wäre die Frage ohne weiteres klar. Aber andere hochwichtige Wasserstraßen sind mit dieser Vorlage verquickt. Ich rechne dazu nicht die Kanalisierung der Oder von der Neißemündung bis Breslau, ein Projekt, gegen das sich gerade die schlesischen Schiffahrttreibenden wehren, und bei dem zu hoffen ist, daß wenigstens der Provinziallandtag von Schlesien sich weigern wird, die Garantieleistungen dafür zu übernehmen, wenn der Landtag der Monarchie diesen Teil der Vorlage

Digitized by Google

wirklich beschließen sollte. An und für sich wertvoll dagegen ist sowohl die Verbesserung der Warthe—Netze-Wasserstraße, wie auch des Großschiffahrtsweges Berlin—Stettin. Diese aber sind von der Regierung seit so langen Jahrzehnten zugesagt worden, für sie ist eine so sichere Mehrheit in beiden Häusern des Landtages vorhanden, daß sie auch dann kaum gefährdet sein dürften, wenn der Rhein—Leine-Kanal fiele, zumal ja das Interesse der beteiligten Provinzen daran durch Schleppmonopol und Schiffahrtsabgabe aufs äußerste reduziert ist. Daß aber eine technisch gute Wasserstraße an sich allein noch keinen nennenswerten wirtschaftlichen Vorteil bringt, das beweist am besten der Erfolg der Kaiserfahrt von Swinemünde nach Stettin, wo zwar technisch das erstrebte Ziel erreicht ist, wo aber der wirtschaftliche Effekt durch die hohen Abgaben zum guten Teil illusorisch gemacht wird.

Die Erklärung des Grafen Bülow vom 1. Dezember 1903 war wohl in erster Linie von den süddeutschen Staaten provoziert worden, die sich in ihren Lebensinteressen durch Rheinschiffahrtsabgaben bedroht fühlten. Moralische Eroberungen in Süddeutschland dürfte Preußen mit seiner jetzigen Haltung in der Schiffahrtsabgabenfrage jedenfalls nicht machen, und es steht zu hoffen, daß in diesen Regierungen noch soviel Rückgrat vorhanden sein wird, daß sie einer Aenderung des Artikels 54 der Reichsverfassung oder seiner gewaltsamen Auslegung sich widersetzen werden.

Für den Rhein bildet auch noch die Rheinschiffahrtsakte, die ein internationaler, unkündbarer Vertrag ist, eine Schranke gegen die verkehrsfeindlichen Gelüste unserer Verkehrsverwaltung. Und es wird Herrn v. Budde nicht gerade erbaulich gewesen sein, zu hören, wie der holländische Minister sich im dortigen Parlament über seine Auffassung ausgesprochen hat. Für die Elbe bietet auch die Elbschiffahrtsakte einen Schutz, und Oesterreich-Ungarn dürfte kaum geneigt sein, Preußen hierin nachzugeben. Aber es ist für uns Preußen doch ein niederdrückendes Gefühl, es wirkt beschämend, daß wir uns darauf verlassen sollen, daß man im Auslande mehr Verständnis für die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Neuzeit habe, als im Vaterlande selbst.

Unsere Zeit soll nach einem Kaiserwort, „im Zeichen des Verkehrs" stehen. In Wirklichkeit steht sie bei uns im Zeichen der Verkehrserschwerung und der Verkehrshemmung. „Preußen in Deutschland voran, Deutschland in der Welt voran," sagte Graf Bülow, und es mag zutreffen, wenn es — rückwärts geht.

Breslau. Georg Gothein.

Phrase und Realität des Klassenkampfes.

III. Liberalismus und Klassenkampf.

Was ist die berühmte Zweifrontentheorie anderes als Klassenkampf? Man ruft das Bürgertum auf die Schanzen, damit es seine „liberalen" Arbeitgeberinteressen gegen die Forderungen der Agrarier sowohl als gegen die der Arbeiter wahrnehme. Wir haben schon im vorigen Artikel angedeutet, daß diese Politik unter dem allgemeinen Wahlrecht, das ihre Befürworter doch sicherlich mit Gut und Blut zu verteidigen gesonnen sind, verzweifelt wenig Aussichten bietet. Ganz abgesehen davon, daß man eine solche Politik im Namen des Liberalismus kaum wird verteidigen können.

Was heißt denn in Deutschland „Liberalismus"? Eine bestimmte Wirtschafts- oder Sozialpolitik dürfte sich schwer unter diesen Begriff fassen lassen; denn hier sind zu verschiedenen Zeiten die allerverschiedensten Maßnahmen als „liberal" bezeichnet worden. Das ist auch ganz natürlich, da die Revolutionierung unserer Produktionsverhältnisse die Grundfesten der klassischen Nationalökonomie erschüttert hat. Nicht anders steht es mit den Forderungen des Liberalismus an Recht und Verfassung, die von 1848 bis zu den Tagen gewisser erleuchteter liberaler Stadtvertretungen schon in allen Farben geschillert haben. Es ist ein Unterschied zwischen Liberalismus als Prinzip, und Liberalismus als Politik im angeblichen Interesse der Volksschichten, die Anhänger der liberalen Parteien geblieben sind.

Liberalismus als Prinzip, nach der Absicht seiner besten und edelsten Vertreter, ist eine Politik des unbedingten Kulturfortschrittes. Er verlangt zunächst Steigerung der materiellen Kultur, der Produktivität eines Landes, die nach allen geschichtlichen Erfahrungen auch die Steigerung der geistigen Kultur im Gefolge hat. Er fordert ferner Ausgestaltung der Freiheitsrechte und Pflege der Bildung, damit nicht satte Philister sondern Persönlichkeiten als Träger der Kultur entstehen. Vor allem aber heißt Politik des Kulturfortschrittes, daß die Kulturerrungenschaften nicht Monopol einer beglückten Oberschicht bleiben, weniger Individualitäten, während die Masse des Volkes in Armut und Unwissenheit dahinlebt, ohne Interesse an einer Staats- und Gesellschaftsordnung, die wohl wenige Privilegierte gehoben, aber sie übergangen hat. Dieses letzte hat der deutsche Liberalismus in seinen guten Tagen wahrhaftig nicht gewollt. Er rief das „Volk" auf, und das Volk folgte ihm — so lange er das Volk verstand. Aber das Volk veränderte sich. Unterhalb der Handwerker und Bauern regte sich eine neue, dunkle Masse; die Fabrikarbeiter wollten, daß auch für sie Liberalismus existiere. Aber da fand man, daß nicht jeder Subjekt liberaler Forderungen sein dürfe. Die Arbeiter wurden zu „Ehrenbürgern" des Nationalvereins erklärt, Mitglieder sollen sie nicht werden. Das gleiche Wahlrecht ließ man sich von Bismarck, dem Junker, abpressen. Kurz, das „Volk" wurde nach unten hin abgegrenzt. Und politisierende Arbeiter empfand man im besten Falle als notwendiges Uebel. Doch die Unterschicht rächte sich. Unendlich wuchs ihre Zahl an. An wirtschaftlicher Bedeutung, an politischer Energie machte sie ungeahnte Fortschritte. Heute prägen die Schichten, die von der Lohnarbeit in Gewerbe und Handel leben, unserem gesamten, wirtschaftlichen und politischen Leben ihre Signatur auf. Diese Entwickelung ist nicht immer mit Unterstützung, ja vielfach gegen den Willen der Liberalen gekommen. Man hat eine Kulturbewegung abseits gehen lassen. Die liberalen Parteien verloren die naturgemäßen Träger liberaler Prinzipien. Das sehen heute viele Liberale ein. In einer Zeit, da die Masse der Individuen aus Lohnarbeitern besteht, kann der seines Wesens bewußte Liberalismus nur eine solche Politik treiben, die auf die Hebung dieser Persönlichkeiten gerichtet ist. Den Klassenkampf im marxistischen Sinne muß der Liberalismus selbstverständlich ablehnen. Der Selbsterhaltungstrieb aber muß ihm gebieten, aufsteigende Klassen, die seinen eigenen Idealen dienen, zu unterstützen. Dagegen ist nichts kläglicher, als wenn behauptet wird, es sei unliberal, engere Fühlung mit den Arbeitermassen zu suchen. Wer so spricht, will Klassenkampf nach unten. Das mag er aus irgend einem Sonderinteresse für angebracht halten, den Liberalismus aber möge er für solches Beginnen nicht in Anspruch nehmen!

Nun verstehen aber die Zweifrontenkämpfer oder die Klassenkämpfer nach beiden Seiten, auch ihre eigenen Interessen nicht zu wahren. Daß sie es in wirtschaftlicher Hinsicht nicht verstehen, wurde bereits ausgeführt. Aber auch ihre sozialen und politischen Interessen kommen dabei zu kurz. Hätten wir französische Verhältnisse, dann lägen die Dinge vielleicht anders. In Frankreich hat sich das Bürgertum nach oben hin durchgesetzt. Es hat die öffentlichen Einrichtungen demokratisiert, dem Lande seine eigene Kultur gegeben und befindet sich im vollen Besitze der Herrschaft. Das französische Bürgertum hat den Feudalismus und die ihm verschwägerten Gewalten wirklich gebrochen. Will es den Besitz der Macht allein genießen, so hat es wenigstens die Mittel dazu. Klassenpolitik nach unten kann für den französischen Bourgeois wirklich vorteilhaft sein. In Deutschland aber hat sich das liberale Bürgertum niemals durchsetzen können. Im Reiche war es nur kurz an der Herrschaft, in Preußen machte es nur schüchterne Regierungsversuche. Am meisten Erfolg hat es noch auf dem Gebiete liberaler Wirtschaftspolitik aufzuweisen, aber auch das nur, weil ein großer Teil der politisch konservativen Elemente ökonomisch

Digitized by Google

liberalisiert war. Seit der politische Konservatismus ein wirtschaftliches Programm hat, und ein solches hat er sich zwischen 1879 und 1893 angeeignet, sind auch die liberalen Errungenschaften auf wirtschaftlichem Gebiete bedroht. In der Besetzung der höheren Beamten- und Offiziersstellen wird das Bürgertum, das sich mit dem Feudaladel und dessen Anschauungen noch nicht verfippt hat, schlechter behandelt, als vor dreißig und vierzig Jahren. Die Selbstverwaltung der Gemeinden kann durch einen stupiden Junker bedroht werden, wenn er die nötige Schneidigkeit besitzt. Wer hätte im Zeitalter der Aufklärung sich eine Kulturstufe träumen lassen, auf der Paul Heyse für staatsgefährlich erklärt würde? Wer hätte die Kultur vorausgeahnt, die Auguft Scherl für die herrschenden Kreise verbreitet?

Der Feudalismus hat es meisterhaft verstanden, in einer Zeit an Macht zu wachsen, in der es wirtschaftlich mit ihm abwärts ging. So lange er isoliert die Interessen seiner Kaste verfocht, war er ohnmächtig. Da demokratisierte er sich, auf seine Art. Er ging zum Volke hinab und machte mit allen, die da glaubten unter die Räder der modernen Entwicklung zu kommen, Brüderschaft. Er gewann die Bauern, die durch das Aufsteigen der Industrie und die Aufwärtsbewegung der Arbeiterschaft sich depossediert fühlten — und das ist noch die große Mehrzahl. Er machte sich an die Handwerker, indem er ihnen das Mittelalter als ideale Epoche pries. Selbst konfessionelle Instinkte innerhalb der Arbeiterschaft verstand der Feudalismus auszunutzen. Das Junkertum demokratisierte sich also auf gewisse Weise, obwohl es den traditionellen Anhalt bei der Monarchie besaß. Und obwohl ihm in steigendem Maße die katholische und protestantische Orthodoxie als politische Kräfte zu Hilfe kamen. Heute ist es eine für den wirtschaftlichen und politischen Fortschritt geradezu furchtbare Macht, die hinter dem alten Erbfeind des Bürgertums steht. Er hat hinter sich den Druck der Staatsgewalt und die Knechtung der Gewissen, ihn unterstützt alles, was auf irgendwelchem Gebiete reaktionäre Instinkte hat.

Der Liberalismus aber hat in der gleichen Zeit die Fühlung mit den Volksmassen verloren. Ihm kam keine Hilfe von oben. Er hielt die Fahne hoch, aber um die Fahne lichteten sich die Reihen, und heute kann tatsächlich der Liberalismus nicht mehr daran denken, aus eigener Kraft zur Herrschaft zu gelangen. Wer das bestreitet, dem fehlen die einfachsten Begriffe der Berufs- und der Wahlstatistik, oder der täuscht sich und die anderen, und das ist das Gefährlichste für die Zukunft der liberalen Gedanken. Wollte der Liberalismus ernsthaft aus eigener Kraft nach zwei Fronten kämpfen und diesen Kampf mit gleichmäßiger Schärfe führen; würden seine Gegner die Konsequenzen daraus ziehen und ihm beispielsweise Stichwahlhilfe verweigern: dann säße der Liberalismus bei allen wichtigeren Wahlen auf dem Trockenen. Wie aber würde es sein, wenn das Reichstagswahlrecht verschlechtert würde? Ist vielleicht im preußischen Landtag der Liberalismus mächtiger als im Reich? Der Liberalismus muß sich also nach Bundesgenossen umsehen. Daß er sie auf der rechten Seite nicht finden kann, ist klar. Je nachgiebiger man die politische Reaktion behandelt, desto verächtlicher macht man sich ihr gegenüber. Es bleibt also die linke Seite. Das Bürgertum muß im eigenen Interesse Fühlung suchen mit den Volksschichten, deren Absprengung die Macht der Junkerklasse erhalten hat. Daß sich der Liberalismus mit der Sozialdemokratie verschmelzen soll, daran hat selbstverständlich kein vernünftiger Mensch gedacht. Wohl aber muß zwischen dem liberalen Bürgertum und der in der Sozialdemokratie organisierten Arbeiterschaft das Gefühl erweckt werden, daß man zur Durchsetzung der gemeinsamen Ziele genau so planmäßig zusammenarbeiten muß, wie das in den im Block der Rechten vereinigten Parteien geschieht.

Das ist nicht von heute auf morgen möglich, aber es ist möglich. Die erste Voraussetzung dazu ist, daß alle bürgerlichen Liberalen, die es ernsthaft mit der Durchsetzung liberaler Ideen meinen, zusammenhalten und eine Politik treiben, die das Vertrauen der Arbeitermassen wieder zu erwecken geeignet ist. Die zweite Voraussetzung ist, daß die Liberalen zur Erkenntnis kommen, daß für das Vorwärtsdringen ihrer Ideen und für die Interessen der Volksschichten, die hinter ihnen stehen, die Reaktion auf alle Fälle der größere Feind ist, als die sozialdemokratische Volksmasse.

Nur so kann es kommen, daß die auf dem marxistischen Klassenkampf beruhende Taktik der Sozialdemokratie zum alten Eisen geworfen wird, jene Taktik, die die wertvollsten Volkskräfte in ihrer Entfaltung zugunsten des Fortschritts auf allen Gebieten minder wirksam macht. Die Sozialdemokratie will tatsächlich die Interessen der Arbeiter den Interessen des liberalen Bürgertums zur Verfügung stellen, wenn von liberaler Seite dasselbe geschieht. Das bewies erst wieder jüngst der sozialdemokratische Preußentag. Wird das Zusammenarbeiten zur Wirklichkeit, dann kommt diese praktische Gemeinsamkeit auch wieder den sogenannten Klasseninteressen der Arbeiter selbst zugute. Dr. Barth hat neulich an dieser Stelle ausgeführt, daß die Arbeiterschaft, wenn sie sich auf den reinen Klassenstandpunkt stellt, nach ihren heutigen Kräften politisch auch nicht das geringste vermag, und er hat dies an einzelnen Beispielen gezeigt. Dem soll noch hinzugefügt werden, daß es der ganzen marxistischen Lehre mit Einschluß der materialistischen Geschichtsauffassung widerspricht, unter den heutigen Produktionsverhältnissen den Arbeitern eine Taktik zuzumuten, die Karl Marx auf ganz anderen Grundbedingungen aufgebaut hat. Nach Marx mußte der Kapitalismus an seiner eigenen Schwäche zugrunde gehen, und es mußte die sozialistische Produktionsordnung ein ökonomisches Bedürfnis werden. Heute aber ist der private Unternehmer wirtschaftlich noch gerade so unentbehrlich, wie zur Zeit des kommunistischen Manifestes. Es fehlen also dem Proletariat die materiellen Machtmittel, die ihm Karl Marx zugeschrieben hat, ohne die er niemals eine Taktik empfehlen konnte, welche die Arbeiter mit allen anderen Gesellschaftsschichten in dauernden politischen Widerspruch brachte.

Dann aber kommen für die Arbeiterschaft in ihrem Kampfe eine ganze Anzahl ethischer Momente in Betracht, die Karl Marx vernachlässigen zu können glaubte, als er den Sieg des Sozialismus aus der Gestaltung der Produktionsverhältnisse entwickelte. Reine Klassen- oder Machtpolitik kann nur derjenige treiben, der im Besitze der Macht ist, oder dem sie unfehlbar zufallen wird. Appelliert aber der schwächere Teil an solche Gewaltpolitik, dann zieht er den kürzeren. Die Arbeiterschaft muß sehen, daß sie die Sache der Gerechtigkeit auf ihrer Seite hat. Nur damit hat sie bisher Erfolge erzielt. Ihr letzter großer Erfolg war der nach dem Rechtsbruch im Reichstag. Seit aber Bebel in Dresden in die marxistische Trompete stieß, leidet die Sozialdemokratie an chronischen Mißerfolgen. Dieses Moment der Gerechtigkeit, der Appell an die Gewissen ist etwas, das die Arbeiterschaft mindestens so notwendig braucht, wie die Gemeinsamkeit ihrer Klasseninteressen mit großen Schichten des liberalen Bürgertums.

Und nun ein letztes Wort über Arbeiter und Bildungsschicht. Die Arbeiterschaft besteht in der Hauptsache aus aufsteigenden Schichten, denen schließlich jeder technische und kulturelle Fortschritt zugute kommt. Sie hat ein lebendiges Interesse daran, daß die Entwickelung von Technik, Wissenschaft und Kunst sich möglichst ungehindert entfalte. Wer jemals mit organisierten Arbeitern in Berührung gekommen ist, der wird über den Bildungsdurst staunen, der in ihren Reihen herrscht. Der schlechte Ton ist fast durchweg von Akademikern in die Sozialdemokratie gebracht worden, aber für die kulturelle Hebung der Persönlichkeiten in unserer Arbeiterschaft haben die Organisationen geradezu Wunderbares geleistet. Nur engherzige Menschen können sich dieser Erkenntnis verschließen. In der aufstrebenden Arbeiterbewegung gewinnen unsere geistig arbeitenden Volksgenossen einen Rückhalt, der ihnen auch in der Durchsetzung ihrer eigenen Standesforderungen unentbehrlich werden kann. Das hat uns die lex Heinze gelehrt, und das werden wir noch öfters erleben. Die in Deutschland herrschende Reaktion bedroht, mehr als sich mancher träumen läßt, unsere Hochschulen. Es gibt eine Anzahl Universitäten, besonders im Norden, auf denen von der Lehrfreiheit recht wenig mehr übrig geblieben ist. Die großen Interessenten-Mächte, die unsere Wirtschaftspolitik machen, vergrößern immer mehr ihren Einfluß auf die Besetzung der juristischen, volkswirtschaftlichen, philosophischen Lehrstühle. Die akademischen Lehrer mit freier Ueberzeugung, denen der

Digitized by Google

Liberalismus so unendlich viel zu verdanken hat, sind recht selten geworden. Schließlich aber hängt unsere gesamte geistige Kultur mit von dem ab, was auf unseren Universitäten gelehrt wird. Auch hier gibt es nur eine Rettung: die Zusammenfassung aller freiheitlichen Volkskräfte.

Eugen Katz.

Alexander in Babylon.

Unter allen Gestalten des Altertums kann sich keine an eigener Leuchtkraft mit dem Sohne Philipps von Makedonien und der heillosen Olympias messen.

Seiner Größe hat die historische Forschung wenig abzumäkeln, der Gang der Jahrtausende wenig abzunagen vermocht. Er ist Eigentum der Sage geworden, wie keiner. Der Talmud der Juden hütet sein Erinnern; und Persien singt vom eisernen Iskender.

Der homerischen Göttergestalten muß man bei ihm gedenken. Nur tiefere Schatten wehen um seine Stirne. Da erinnert er an Achilles, dem er sich ja selber innerlich verwandt fühlte. Uebrigens ist er, trotz der Erziehung durch Aristoteles, kein vollblütiger Hellene; sein Volk galt den Griechen immer für mindestens halbbarbarisch.

Er zuerst schlug mit einer unbarmherzigen Faust die Türe ein, die Morgen- und Abendland scheidet. Die Welt ward weiter. Wunder taten sich auf, von denen man bis dahin nur scheu und mit halbem Glauben geraunt. So Großes hat er in jungen Jahren vollbracht, so Unbegreifliches schien in ihm lebendig, daß man seine Sehnsucht versteht, seinen Stammbaum an die Götter zu knüpfen. Er fühlt sich um Olymposhöhe seiner Umgebung, seinen Kampfgenossen entrückt, aus dem Gefühl jener höchsten Unverantwortlichkeit, die nichts gegen sich, nichts für ihre Taten kann. Das ist nicht vorzeitiger Cäsarenwahnsinn: das ist wirkliches und praktisches Uebermenschentum.

Immer wieder hat er die Dichtung beschäftigt. Am Eingang unserer mittelalterlichen Kunstpoesie steht das Alexanderlied des Pfaffen Lambrecht mit seinen ganz entzückenden Einzelnheiten. Man muß den Ueberschwang, mit dem Gervinus darüber redet, nicht teilen: aber es ist echte Romantik darin; das Heldentum Alexanders bleibt eben ewig unbesieglich. Man vergleiche die sehr korrekte aber nicht minder fade Eneis des edeln Herrn von Veldeke. Freilich — wo immer man ihm begegnet, dort wirkt der fromme Aeneas sehr steifleinen, wie ein rechter, verzogener Götterliebling, der eigentlich nur Mundwerk tut und Mut hat, stehen unsichtbare Helfer hinter ihm.

Der Ausgang Alexanders hat nun Jakob Wassermann zu einem Roman verlockt, der eben im Verlag von S. Fischer erschienen ist. Geboren ist das Werk aus der Sehnsucht nach Farbe, die immer stärker wird, die im Leben des Makedoniers so bunt und prächtig aufglüht; aus der Flucht aus dem Alltag, der uns alle gefangen hält, während wir dennoch empfinden, wir können darin und in seiner Schilderung nicht völlig aufgehen, unser letztes nicht hinein legen; also, und dies sei allen meinen Einwänden gegenüber ins vornhinein festgelegt, aus durchaus künstlerischen Bedürfnissen heraus.

Seine Schwierigkeiten sind ungeheuer. Denkt man nur an den Stoff, an den Prunk der Schilderungen, an die Feierlichkeiten, die er fordert, so kommt einem zunächst als gefährliches und kaum zu vermeidendes Vorbild „Salambo" zu Sinn, nachdem mit Ebers und seinen Künsten kaum was rechtes mehr zu beginnen ist. Aber „Salambo" ist nur Episode, also geschlossen, und dankt einzig der Kunst des Dichters die ungeheure Bedeutung, zu der sie aufwächst. Hier aber sind Perspektiven, unabsehlich, wie der Horizont der Wüste, in der uns Wassermann am Eingang seines Romans das Heer Alexanders finden läßt. allenthalben webt die Weltgeschichte selber, und man muß ihren Sturmesodem empfinden. Es muß ein Rhythmus darin sein, wie der harte Takt der Phalangiten, die sich, geschlossen, die Sonne spiegelnd in den blanken Schilden und funkelnd auf den Spitzen der Sarissen, zum vernichtenden Stoß gegen die Feindesreihen in Bewegung setzen; Größe des Vortrages; wirkliche und feierliche Epik. Man versteht Alexanders Sehnsucht nach Homer: ein kokett-sentimentaler Zug in seinem Bild.

Es müssen Stürme in seiner Brust getobt haben, von deren Gewaltsamkeit wir uns schwer eine Vorstellung machen können. Der Gegensatz zwischen der Unsterblichkeit des Vollbrachten und der Endlichkeit seines Lebens muß ihn mit schweren Beklemmungen geschüttelt haben. Wenn er tötete, ohne wieder beleben zu können, wie dies einem Gott gemäß gewesen wäre, vor der Leiche von Klitus und von Parmenio etwa. Er ist durchaus impulsiv und dennoch immer ganz Größe; von einer unentrinnlichen Liebenswürdigkeit, wie er zuerst denn Züge von echter Ritterlichkeit hat, von Freude am Abenteuer und der Gefahr um ihrer selbstwillen; er konzipiert mit einer Größe, daß alle Mängel der Ausführung daneben verschwinden. Das Griechentum, auf einzelne Stämme, ja Städte beschränkt, stirbt mit ihm und an ihm. Der Hellenismus, der eine Welt umspannt, erhebt sich.

Und — er hat Mitarbeiter von Rang und Können. So lang er lebt, verschwinden sie neben ihm, erscheinen nur als Vollstrecker seines Willens, die hernach tüchtig genug sind, allerdings nach endlosen Kämpfen dauernde Reiche zu stiften und mit eigener Gesittung zu erfüllen, wie die Erben des Seleucus oder des Ptolemäus. Er hat die Welt in eine endlose Gärung versetzt. Er hat Schule gemacht und Nachäffer gefunden, wie den Städteerstürmer Demetrius, dem Athen die Erinnerung an seine schmählichste Besudelung dankt und der bei allem Wahnwitz doch ein tüchtiger General und der größte Belagerungsingenieur des Altertums gewesen ist. Und Pyrrhos der Epirote gefiel sich in seiner guten Zeit nicht übel in der Rolle eines anderen Alexander, von dessen Kriegskunst er ja viel profitiert hatte. In den Stapfen des großen Eroberers ging der Welthandel; gingen viel später die Sendboten der neuen Heilslehre, die kaum ganz so entstanden wäre, hätte er nicht den Zugang zu Indien und seiner frommen, demütigen, duldenden Weisheit aufgetan, mit einem Streich jenes Schwertes, das nach der Legende der Juden sogar an die Pforten des Paradieses geschlagen. Er hat Städte zerstört; mächtigere neu begründet. Da er im dreiunddreißigsten Jahre seines Lebens in Babylon eines jähen und rätselhaften Todes starb, da muß ein Schrecken durch die Welt gegangen sein, als offenbarten sich Rätsel und Möglichkeiten, so gräßlich, daß ihr selber das Herz davor still stand . . .

Alexander in Babylon: der Komet, der alle Gestirne überglänzt, am Ende seiner Laufbahn, im Begriff, rötlich an dem von schwelenden und unheilschwangeren Dämpfen erfüllten Horizont für immerdar zu versinken.

Alexander in Babylon: die Wetterwolke, die der Sturm von Westen nach Osten geweht, ist im Begriff, zu zerrinnen. In ihrem Schoße hatte der Blitz geschlummert, der Persepolis einäscherte; es waren ihm aber auch Keime von einer befruchtenden Kraft sondergleichen entströmt. Und neue, schwere, chaotische Wolken stiegen auf.

Alexander in Babylon: die Hand, die Kronen in den Würfelbecher getan und sie geschwenkt, wie ein Knabe die Schelmenbeine rüttelt, damit zu spielen er sich ergötzt, die eine Welt bezwungen, damit ihr starker Herr ihr Köstliches schlürfen und sich zueignen könne, erlahmt. Denn es muß auch eine ins Unerhörte gesteigerte Kraft und Lust zum Genießen im Makedonier gewesen sein, der sich der Sage nach eine mächtige Stadt als Brautfackel entzündete.

Je mehr man sich seinen Riesenschatten beschwört, desto mehr erschrickt man vor dieser vielleicht einzigen Größe; desto bestimmter erkennt man aber auch: Alexander in Babylon ist nicht mehr ganz Alexander der Große. Und eines ist der Sohn Philipps sicherlich nie gewesen: ein Dekadent. Es ist doch Alexander selbst, kein Alexandriner. Und mit Feinheiten ist ihm einmal nicht beizukommen.

Das scheint mir nun der Fehler von Wassermanns Roman. Er hat vieles und wichtiges nicht nur ausgespürt, sondern mit einer schönen und dichterischen Intuition empfunden. Vor allem

Digitized by Google

die grenzenlose Vereinsamung des Genies, dem niemand naht ohne den Wunsch, zu empfangen, das immer geben soll, ohne jemals einzunehmen, das allein in seinen Stürmen und Nöten bestehen muß, ohne Rat und ohne Weisung, wenn die Stimme im eigenen Busen einmal schweigt oder von einem inneren Sturm übertönt wird. Den Argwohn, der in jedem an solcher Stelle großwachsen muß, der den Glauben an alle Menschen verloren, auch die ihm einmal sehr teuer gewesen und die sein Herz immer noch hegt, hegt aus Furcht vor dem Verlust allen Zusammenhanges mit der Menschheit.

Es ist gewiß, daß Alexander stark zur Mystik neigte. Einmal tut das jeder, der im eigenen Schicksal das Walten unergründlicher Mächte empfindet, die ihn bestimmen, ihn Aufgaben erfüllen lassen, die über das Können des Endlichen hinauszugehen scheinen. Auch war er, modern gesprochen, in dieser Hinsicht erblich belastet. Seine Mutter, Olympias, stammte doch aus Samothrake, der Heimat von Kulten, die der gesunde und heitere Sinn des Griechen als verrucht empfand. Ihm selber aber hatte es das Morgenland mit seiner Freude am Prunk, an der großen Gebärde, an Geheimnissen sicherlich angetan, und der große Bezwinger war sich gewiß klar darüber, wie kostbare Dienste derlei zur Bändigung der Menschen tut. Er fühlte die Notwendigkeit der Distanz, insbesondere seinen Makedoniern gegenüber, die meisterlos geworden waren, sich als Herren fühlten und durchaus nicht mehr daran erinnert sein wollten, wem sie es zu danken hatten, daß sie sich also gehaben durften.

Da hat nun Wassermann das Symbol vom Diadem des Cyrus, das man dem Großkönig mit ins Grab gegeben, das niemand mehr tragen darf, weil es Unheil bringt. Auf geheimnisvolle Weise wird es aus der Gruft entwendet; kommt ebenso in die Hände Alexanders, der es trotz aller Warnungen um seine Stirne schlingt. Da sind Weissagungen: der Magier, die für den Fall seines Einzugs in Babylon Unheil krächzen und die er endlich in seinem Zorn schlachten läßt; aus den Eingeweiden von Opfertieren, die gleichfalls auf übles deuten. Es wird eine schöne Episode aus dem Firdusi — vom Heimgang des Koi Chosru — angewendet; mit gutem Fug, denn so spät der große Epiker Irans gelebt, so uralt sind die Sagen selbst, die er benutzt. Da ist, als Gegenspieler Alexanders, sein blödsinniger Halbbruder Philipp Arrhidäus, der in seiner Art mit einem armseligen Söldnerhäuflein, dem er den Sold schuldig bleiben muß, den Abenteurerzug des Großen parodiert, der ihn verachtet und dennoch von einer geheimnisvollen Aehnlichkeit mit ihm befremdet wird. Wie ein Doppelgänger erscheint ihm Philipp in einem entscheidenden Augenblick seines Lebens, grinst ihm von seinem eigenen Thron entgegen, erscheint ihm bei der Leichenfeier für Hephästion, um sich endlich, während der Gewaltige tot im Palaste liegt, in einem tiefgefühlten Flötensolo, wie es ihm noch nie so geraten ist, über seine eigene Armseligkeit und den Hingang des Großen zu trösten.

Ganz dunkel bleibt der Heimgang Alexanders, bei dem man sich allerdings schwer vorstellen kann, wie er eigentlich zu machen gewesen wäre. Denn es gibt kein Ereignis von solcher Wichtigkeit mehr. Also: es hat ihn eine Krankheit, ein Fieber befallen, und es sind sich alle klar darüber, daß es ihn nehmen wird. Er hat sein Leben durchgestürmt und vollendet. Perdikkas hat ihm den Siegelring abgelistet. Noch einmal, in einem letzten Auflodern, erhebt sich der Sieche und sucht den General bei einem Gelage, da er ihn vermuten muß. Er ist nicht da; mit seiner Beute hat er sich zu den Magiern von Porsippa geflüchtet, die Alexandern hassen, weil er sieben von ihnen den Tod geben lassen. Da will er abwarten, was kommen muß. Umsonst pocht Alexander an die Pforten der Burg; sie bleiben ihm mit seinem eigenen Symbol versiegelt. Noch einen rasenden Lauf zum Königsschloß von Babylon tut er, erscheint, gezeichnet mit dem Zug der Sterbenden unter seinen Makedoniern, die ihn aufjauchzend und entsetzt zugleich umdrängen, will reden, sinkt dahin in das ewige Schweigen.

Auch Hephästion verschwindet in mystischen Nebeln, wie sie sich ja in der Euphratebene oftmals ballen mögen. Da er selber die Vermählung mit Statira vollzog, Orient und Okzident ihre Vereinigung feierten, hatte ihm Alexander wie seinen anderen Paladinen eine persische Fürstentochter gegeben. Er aber verschmäht Drypetis, die vom ersten Augenblick mit unstillbarer Liebe an ihm hängt, entläßt sie unberührt, damit sie sich einem ihres Volkes vermählen könne. In einer völlig unklaren Weise wird er das Opfer einer babylonischen Priesterin, die ja allerdings in allen Künsten der Unzucht sehr erfahren waren, und die von den Magiern zum Werkzeug ihrer Rache geweiht worden war. Vergewaltigt sie ihn und stirbt er daran? Ich weiß es nicht; die ganze Episode bleibt in ihren Hüllen. Genug, er stirbt in der Totenstadt Opis, über der ewig das Fieber brütet. Maßlose Trauer des Königs, er befiehlt, die Leiche nach Babylon zu führen, damit er dort die würdige Feier abhalten könne. Drypetis aber raubt ihm den getreuesten; Bacchantinnen verwirren mit Künsten Babylons die Wachen, eine falsche Botschaft lockt ihren Kommandanten ans andere Ende der Riesenstadt, damit Hephästion nicht das reine und heilige Feuer befuhle, nicht für immer von dem Weibe geschieden werde, das ihn so liebte, damit er sein Grab nach den Gebräuchen des Zend finde. An seiner statt empfängt der Offizier von der Wache, den Perdiccas niedergestoßen, die königlichen Ehren, die Alexander dem einzigen zugedacht, den er immer noch geliebt und an den er geglaubt.

Das eigentlichst Heldenhafte seines Helden hat uns Wassermann so ziemlich vorenthalten. Sein Alexander ist oftmals nur herrisch, nicht der Herr, der aus eigenem Recht gebietet, sich auf eigenem Fittich dahin erhoben hat, wohin ihm niemand nachzukommen vermag.

Er unterliegt allzu sehr Verstimmungen. Er bändigt die Menschen mit düsterer Stirn; sie mitzureißen zu den unerhörtesten Anstrengungen, die nur unter seiner Führung möglich sind, vermag er nicht mehr. Das Sieghafte, das kein Bedenken kennt, also auch kein Hindernis, kommt kaum und nur noch nach schweren Hemmungen zum Durchbruch. Nirgends jauchzt die Tuba; keine heroische Fanfare; das traurige Gejirp von Hirtenschalmeien oder ganz zum Schluß das winselnde Flötensolo des Philipp Arrhidäos statt kriegerischer Musik.

So bekommt man denn Züge und Beiträge zu Alexanders Ausgang, ohne daß sich das gigantische Bild des großen Eroberers so recht vor uns aufreckt; sie sind sehr geistreich, sind zum Teil von großer Schönheit; der letzte Zusammenschluß aber fehlt. Die Erschütterung bleibt aus, die sein Ende wecken müßte, als dröhnten die Festen der Erde, auf die er hinstürzt. Und das Bild von Babylon selber ist zu schattenhaft, zu sehr auf die Empfindungen hin gemalt, die der Namen der ruchlosen, aller Laster und aller Sünden vollen Stadt in uns aufweckt. Da wünschte man etwas mehr „Salambo", die Wassermann sonst mit gutem Grund vermied. Aber, wie leuchtend und unvergänglich hat Flaubert Karthago aus seinen Trümmern beschworen, in seiner barbarischen Architektur, dem bunten Gewimmel in seinen Gassen! Eben das mag auf die Schilderung von Babylon gedrückt haben.

Dazu kommt: es ist ein Fragmentarisches an dem ganzen Werk. Als wäre der Stoff größer vor Wassermann gestanden, als er ihn nachmals auszuführen den Mut fand. Es sind Erzählungen stehen geblieben, die nicht ineinander greifen. Ganze Kapitel muten immer wieder prologisch an. Das ermüdet auf die Dauer sehr, und nach solchen Vorbereitungen kommt dann das Ende wie überstürzt. Eine leichte Lektüre ist das Buch nicht. Es fordert viel Aufmerksamkeit, und dennoch mag einem manche Absicht entschlüpfen aber unklar bleiben.

Wäre noch der Sprache zu gedenken. Sie ist, ohne überladen zu sein, reich und schön und geschmückt, vermag bunte Farben und vornehme Lichter. Sie allein, neben dem Ernst der Gesinnung und der Arbeit, die an eine große und uns allen wichtige Aufgabe gewendet sind, hebt das Werk über den Alltag und seine Erscheinungen hinaus. Bei allem Streben aber nach Größe und Geschlossenheit, sie ist immer noch zu unruhig für diesen Stoff, die Wirbel und ihr wechselndes Blinken kommen mehr heraus als der schöne und so erbarmungslose Fluß des Stromes, der einen Größten an sein vorbestimmtes Ziel schwemmt.

Wien. J. J. David.

Digitized by Google

Paul Heyse als Ueberſetzer.

Als wir neulich unſere Anzeige der von Gildemeiſter überſetzten Satiren Arioſts mit der Bemerkung ſchloſſen, daß Paul Heyſe*) durch die Herausgabe zu ſeinen vielen eigenen Verdienſten um unſere Kenntnis italieniſcher Literatur ſich auch das Verdienſt erworben habe, uns das Gildemeiſterſche Werk zu vermitteln, konnten wir nicht wiſſen, wie bald Heyſe uns ein eigenes Werk, einen neuen Band Ueberſetzungen aus dem Italieniſchen beſcheren würde. Dieſe Beſcherung iſt aber eben jetzt geſchehen und wird nicht wenige Freunde italieniſcher Dichtungen in der vollendeten deutſchen Wiedergabe, die wir bei Heyſe gewohnt ſind, höchlich erfreuen. Nicht wenige Freunde — das iſt ſo eine ſchöne unbeſtimmte Wendung, die uns erſpart, die Zahl exakt auszuſprechen; viele Freunde zu ſagen, hatten wir nicht den Mut. Denn Deutſchland lieſt ja nicht einmal ſeine eigenen Lyriker, und ſo groß auch Deutſchlands unausrottbarer Reſpekt für alles Ausländiſche ſein mag — bis zu einem Ankauf lyriſcher Gedichte, außer zu gelegentlichen Geſchenkszwecken, wird man ſich dennoch ſelten entſchließen, und ſeien die Gedichte auch noch ſo ſchön im Original und auch noch ſo ſchön in der Ueberſetzung. Heyſe weiß ſelbſt, wie wenig es im Lande der Denker und Dichter zum guten Ton gehört, Bücher zu kaufen; allein noch weniger, ſagt er, ſei dies in Italien der Fall. Und wenn Deutſchland ſich wenig um italieniſche Literatur bekümmere, ſo gebe Italien uns das in vollem Maße zurück, indem es ſich um die unſrige garnicht bekümmere. Die Verſuche, die beiden Nationen literariſch einander zu nähern, haben im ganzen noch recht wenig Erfolg gehabt. Muſikaliſch liegt die Sache anders. Italieniſche Muſik, ſo tief ſie auch unter der deutſchen ſtehen möge, hat trotzalledem und alledem ſtets in Deutſchland viel gegolten, zumal niemand auf der unverſchämten Reklameposaune ein ſtärkeres und ſich geſchickter in allen Blättern wiederholendes Fortiſſimo zu blaſen vermag als der Italiener; andererſeits ſängt ja bei den Italienern allmählich, wenn auch nicht Beethoven, wenn auch nicht Brahms, ſo doch Wagner an, durchzudringen.

Der Grund des gegenſeitigen literariſchen Indifferentismus liegt wohl vor allem in dem Mangel eines zeitgenöſſiſchen dichteriſchen Genius von eroberender Herrſchernatur hüben wie drüben. Wir müſſen es uns ja leider eingeſtehen: einen Dichter, dem es gegeben wäre, uns in Begeiſterung mit fortzureißen, den wir liebten und bewunderten oder wohl gar vergötterten, haben wir zurzeit nicht; wir gehen wohl mal ins Theater, wenn ein Dramatiker zu Wort kommt, wir leſen wohl mal einen Roman, wir überfliegen wohl mal in einer Zeitſchrift ein gelegentliches Gedicht, jedoch in Begeiſterung geraten wir unter keinen Umſtänden. Wie können wir erwarten, daß, was uns kühl läßt, die Leute jenſeits der Alpen erwärmen ſollte? Und drüben ſcheint es gerade ſo zuzugehen. Wer iſt der Dichter, der jetzt das Ohr Italiens hat? Ada Negri hat es allem Anſchein nach nicht mehr. Hat es Gabriele d'Annunzio? Wir verweiſen auf die vor kurzem in dieſen Blättern erſchienene Studie von Adalbert Meinhardt über die Lobgeſänge von d'Annunzio. Georg Brandes, der die maleriſche Pracht ſeines Stils mit lebhaften Worten ſchildert, ſchließt ſeinen kleinen Eſſay: „Kein jetzt lebender italieniſcher Schriftſteller ſteht nordiſchen Gepflogenheiten und nordiſchen Anſchauungen ſo fern wie Gabriele d'Annunzio. Er hat ſich zwar in ſeinen Romanen zu einem äußerſt ſcharfſinnigen Pſychologen, einem ſolchen Künſtler in der Auflöſung von Gemütszuſtänden entwickelt, daß man deren leiſe Modulationen beobachten kann, wie ſie von Augenblick zu Augenblick hinüberhuſchen. Doch iſt er ohne Vergleich großartiger als Maler italieniſcher Natur und als Apoſtel italieniſcher Kunſt. Er iſt ein Kind der Sonne." D'Annunzio iſt in Heyſes Buch nur mit zwei, nicht eben ſehr charakteriſtiſchen Gedichten früheren Datums vertreten.

Außer einigen, alsbald näher zu betrachtenden, glänzenden Ausnahmen, bringt dieſe neue Heyſeſche Sammlung keine eigentlichen Raritäten; es bilden ſich keine Charakterköpfe, die wir nach den hier nur flüchtig als Silhouette angegebenen Profilen nun durchaus in voller Plaſtik kennen zu lernen den Wunſch hätten. Wir begegnen den Empfindungen und den Formen, die wir bei uns zu Hauſe auch zu finden gewohnt ſind: viel Schmerz, viel Groll, viel Hohn, wenig Hoffnung, hie und da ein Sonnenſtrahl jugendlichen Glückes, der aber alsbald wieder im finſteren Ernſt des Lebenskampfes untergehen muß. Ungewöhnlich viel Dichterinnen erheben ihre Stimme, und wenn wir nach den Proben auf das Ganze ſchließen dürfen, müſſen wir den Italienerinnen einen erheblichen Vorrang vor ihren deutſchen Schweſtern in Apollo einräumen. Von Ada Negri ganz abgeſehen. Mit der frauenzimmerlichen Lyrik iſt es überhaupt eine diffizile Sache, ſoweit es ſich um das heute als eigentliches Stamm- und Erbland der Lyrik betrachtete Gebiet, die Liebe, handelt. Die Liebe iſt ohne einen gewaltigen Zug nicht bloß ſeeliſcher, ſondern auch ſinnlicher Leidenſchaft nicht denkbar und daher auch künſtleriſch nicht darſtellbar. In der poſitiven, wie ein Waſſerſturz von Fels zu Felſen begierig nach dem Abgrund zu brauſenden und die Hütten auf dem kleinen Alpenfeld zertrümmernden Leidenſchaft des Mannes wurzelt die Kraft des Dichters, der donnernde Strom verlangt nach Sprache. Ganz anders die rezeptive Natur der weiblichen Liebe, die an ſich gewiß nicht minder gewaltig, als die männliche, vor der Sprache zurückſcheut. „Mein holdes Schweigen!" Es ſcheint uns, als wenn deutſche Dichterinnen nicht ſelten dadurch einer gewiſſen Unkeuſchheit verfielen, daß ſie ihre ſinnlichen Bedürfniſſe und Erlebniſſe gar zu laut auf offenem Markte kundgäben. Namentlich was einem unglücklichen, nolens volens zum literariſchen Beichtvater erklärten Mitmenſchen von nah und fern an Manuſkripten aufgedrungen und womöglich zur Veröffentlichung übergeben wird, erinnert mitunter an nächtlicherweile aus dem Kuhſtall dringende, höchſt animaliſch gebrüllte Liebesſeufzer einer gehörnten Sappho, denen der erfahrene Landwirt dann am Morgen die nötige Abhilfe ſchaffen läßt. Mulier taceat in amore! Man denke ſich die Römiſchen Elegien Goethes ins Weibliche überſetzt, — könnte es wohl was Meſchanteres geben? Erſt wenn der Schmerz hereinbricht, die Enttäuſchung, die Reſignation, erſt wenn Erinnerung die entſchwundenen Tage der Sehnſucht und des Glückes verſchleiert und verklärt, mag auch das Weib ſeine Stimme erheben und uns das Herz ergreifen.

Wir ſind viel zu wenig erfahren in italieniſcher Literatur, um beurteilen zu können, ob die italieniſchen Dichterinnen wirklich zurückhaltender in ihren Liebeskonfeſſionen ſind, oder ob Heyſe dergleichen mit Abſicht unterdrückt hat. Nicht als ob nicht auch in den Verſen der italieniſchen Frauen glühende Liebe loderte: aber die Wahrheit hat den Schleier der Dichtung um ſie gewoben; die Dichterinnen ſchildern ihre Seele, indem ſie ihre Perſon ein wenig beiſeite rücken, indem ſie ihr Herz durch die Lippen einer anderen reden laſſen, wie z. B. Ada Negri in dem ſchönen an unſeren Uhland anklingenden Gedichte es tut, in welchem ein armes Kind aus dem Volke in flammenden Worten ſeine Liebe zu dem jungen Schmiedegeſellen emporſprühen läßt und uns in die dröhnende, ſchwarze, von roten Lichtern umzuckte Welt der modernen Zyklopen hinüberzaubert. In dem kurzen Vorwort zu den Gedichten von Annie Vivanti ſcheint Heyſe allerdings in einen kleinen Konflikt zu geraten; er will der Dichterin das ſehr ſtark von ihr in Anſpruch genommene Recht, ihr Innerſtes und Geheimſtes zu entdecken, nicht beſtreiten; aber er ſagt doch auch, daß nicht alle Dichterinnen im Gefühl der eben gewonnenen Selbſtherrlichkeit dennoch die Grenzen reſpektierten, die im ſittlichen Bewußtſein ſelbſt der freigewöhnteſten Menſchen ein geheiligtes Recht erhalten haben. Speziell von Annie Vivanti fügt er hinzu: „Sie iſt ehrlich genug, vor ſich ſelbſt zu warnen. Denjenigen, die ſich um ihre Liebe bewerben, erklärt ſie, daß es nun einmal ihr Schickſal ſei, heute zu lieben und morgen zu vergeſſen. In dieſer ſelbſtſüchtigen Maßloſigkeit fühlt ſie ſich als eine geniale Natur. — Voglio del genio la pazzia sublime — und ſomit hätten diejenigen, die es dennoch mit ihr wagen, ſich nicht zu beklagen, da ſie ſich offen ihrer tückiſchen Kunſt berühmt, Menſchen

*) Italieniſche Dichter ſeit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Fünfter Band. Cotta.

verliebt zu machen und zu quälen. Wie viel von diesem gewaltsamen Streben nach dem Extremen dem Temperament der Dichterin zuzuschreiben sei, wie viel auf Rechnung einer gewissen lyrischen Pose kommen, entzieht sich unserer Beurteilung." Meiner Meinung nach zeugt es von wenig Zartgefühl, wenn eine Dame sich selber als eine herzbetörende, und Gott weiß wie viel Männerherzen brechende Schönheit öffentlich aufstellt. Allmacht der Schönheit, zahlreiche Huldigungen, souveräne Gewalt, je nach Laune zu beseligen oder zu martern, dergleichen Dinge als Besitz zu rühmen, das klingt nicht minder nach Protzentum als ein Renommieren mit dem Budget für Equipage und Toilette, aristokratischen Bekanntschaften oder Orden. Eine das Seelenheil der Männerwelt ruinierende Frau Venus zu sein, ist ein gar berückender Traum junger Mädchen, die natürlich viel zu gutmütig wären, ihren eventuellen Zauber so schändlich zu mißbrauchen. Sich aber selber als eine solche Göttin der Schönheit zu rühmen, — das ist nicht schön. Jedoch die Dichterin macht so unsympathische Züge durch andere uns wirklich tief zu Herzen gehende wieder wett.

Die Perlen unserer Sammlung sind die dreundsechzig Sonette von Giuseppe Gioachino Belli, die, aus den dreißiger Jahren stammend, mit köstlichem Humor die Mißwirtschaft des römischen Pfaffenregiments besingen und in der Form volkstümlichen Mutterwitzes eine bittere Wahrheit nach der anderen aussprechen. So paradox es klingen mag: es geht ein Zug der unbarmherzigen, philisterhaft scheinenden und doch geistreich gesalzenen Trockenheit unseres Wilhelm Busch durch diese Verse. Sie sind zwar ein wenig antiquiert, sintemal eine Pfaffenherrschaft im engeren Sinne des Wortes nicht mehr existiert. Wenn wir aber den Begriff Pfaffenherrschaft ausdehnen wollen auf die Legionen von Schwätzern, die in Religion und Kunst und Sozialpolitik und was noch sonst, das große Wort führen und ohne die geringste eigene Leistung ihr Zungendreschen für Offenbarungen des Heiligen Geistes und unantastbares Schlüsselamt proklamieren, dann treffen mutatis mutandis diese Sonette auch noch heute ins Schwarze. Unmittelbar neben sie stellen wir die Sonette: „Villa Gloria" von Cesare Pascarella, die eine Episode aus den jüngsten Freiheitskämpfen (1867) mit einer grandiosen epischen Kraft besingen, der wir in Deutschland kaum gleiches an die Seite zu setzen haben. Eine so schlichte Unmittelbarkeit und jeden Stich ins Rhetorische mit tacteiseher Herbheit abweisende Form ist nur ausnahmsweise großen Meistern verliehen. Diese ungeschmückte Darstellung des Tatsächlichen würde an sich schon hoch zu schätzen sein; daß sie trotzdem sich in das Gewand des Sonetts kleidet, verleiht ihr ganz besonderen Reiz. Freilich, das italienische Sonett läßt sich viel leichter mit schier prosahafter Realität vereinen als das deutsche, dem man es schon nach den ersten Reimen anmerkt, daß es als ganz besonderer prosodischer Leckerbissen genossen werden will. Nur einem Heyse konnte es gelingen, in unserer reimarmen Sprache jede Spur von Reimnot und Zwang auszumerzen. Ferner müssen wir die Verdeutschung des Balles von Giuseppe Giusti als ein unglaubliches Virtuosenstück bewundern; die raffiniertesten Reime der kurzen daktylischen Verse fallen hageldicht und wirksam wie ein beständiges Hohngelächter über die vollgedrängten Säle eines modernen Stumpf- und Stielballes; dieses Schwirren, dies Komplimentieren in den fadesten Phrasen, dies Krageltanzen, diese aufgedonnerte Geschmacklosigkeit und gelegentliche innere Verrottung! Menzel hat so etwas in Farben gemalt! Hier malt uns die Muse des Verses ein gleiches vor die Phantasie. Den Schluß der ganzen Sammlung bilden Volkslieder, in deren Uebersetzung Heyse ja den italienischen Geist ganz besonders nahe zu dem deutschen gerückt hat. Wir haben diese wenigen kunstlosen Blätter mit ganz besonderer Freude gelesen, wie wir denn überhaupt Volkslieder herzlicher lieben als viele, selbst hochhervorragende Kunstprodukte. Walderdbeeren, die an Aroma die geschwollensten Mammutfrüchte der großen Treibereien weit übertreffen. Schade, daß wir sie fast nur noch aus Büchern kennen lernen! Vollends in Italien! Denn die Kluft, die den Fremden in Italien vom Volke trennt, ist weit und tief. Selbst der Maler, der jahrelang in Rom und Gebirgsnestern wie Olevano und Rocca di Papa weilt und das Studium des Volkes zum eigentlichen Gegenstand macht, (jetzt ist das freilich aus der Mode) wie wenig Sprachliches erfährt er vom Volke! Das bißchen, was im Gasthof und mit den Modellen nötig ist, dreht sich immer im engen Kreise, und wenn sich hie oder da wohl ein Liebesverhältnis anbandelt — nun: Liebesleute haben besseres zu tun als miteinander zu reden.

Zu unserer reichen Uebersetzungsliteratur bietet dieses Heysesche Buch eine neue, schöne Nummer, und wenn es sich an Tiefe und Farbenpracht und Mannigfaltigkeit der Dichterköpfe nicht mit den Fünf Büchern französischer Lyrik messen kann, die vor Zeiten Geibel und Leuthold herausgegeben haben, und in denen sie Größen wie André Chénier, Victor Hugo, Alfred de Musset, Delavigne, de Vigny, Béranger und andere, die ihnen fast gleichkommen, zusammenstellen, so hat solchen Mangel nicht der Uebersetzer zu verantworten. Auch eine deutsche Blütenlese, wollte man in ihr die Dichtung seit dem Tode Goethes in Beispielen vereinigen, würde leicht erheblich mannigfaltiger an Farbe und Duft erscheinen. Nur ein paar Namen: Uhland, Eichendorff, Chamisso, Geibel, Wilh. Herz, Heyse, Scheffel, ein paar politische Lieder des „Kladderadatsch", Klaus Groth. Dabei würden wir Heine noch ganz außer acht lassen; denn wo man diesen scharfklauigen, goldgefiederten Vogel Greif mit seiner wunderbaren, gewaltigen Melodei fliegen läßt, da müssen Finken und Amseln und selbst die süßesten Nachtigallen verstummen.

Horn bei Bremen. A. Fitger.

Albrecht Dürers schriftliches Vermächtnis.

Dürer gehörte nicht zu den Bevorzugten, denen alles mühelos zufällt und die mühelos die reichen Schätze weitergeben. Sein Leben war Mühe und Arbeit. Das, was ihm die Natur im reichsten Maß geschenkt hatte, war Phantasie und Wärme der Empfindung. Dagegen fehlte ihm ein sicherer Formbesitz, mit dem er die Fülle der Gesichte hätte schnell festhalten und niederschreiben können. Als er nach Italien ging, wunderte er sich, wie wenig Einfälle die Maler dort hätten, wie oft sie sich wiederholten, wie wenig Ueberraschungen es gab, aber dabei fühlte er, daß hinter dieser scheinbaren Armut ein Reichtum schlafe, den er seufzend bestaunte, weil er ihm nicht beschieden war. Dieser Reichtum bei den Italienern war die Klarheit und Reinheit ihrer Formen, die schlichte Bildung eines Kopfes, einer Hand, eines Beines, das ohne besondere Poesie lediglich sich selbst zeigen und hinstellen wollte, als reine Bildung, in der sich die Gesetze des Wachstums in der Natur edel und ohne Arroganz spiegeln und in deren Eigenart sich mit Dankbarkeit der Mensch versenkt, der sich nach solcher reinen Formensprache sehnt. Das Geheimnis, so bilden zu können, beruht auf einem natürlichen Takt, der angeboren sein muß, einem Takt ohne Zweck, fast ohne Bewußtsein, den man vielleicht am besten daran erkennt, daß er sehr zurückhaltend ist, sehr Weniges gibt, dies Wenige als köstlich, rein und sicher hinstellt.

Dürer dagegen hielt eine kleine Welt im Hirne brausend zusammen. Er krankt an dieser Fülle. Alle seine Bilder und Stiche geben des Guten zuviel. Michelangelo sagte, aus einem dieser Bilder würde er zehn gemacht haben. Namentlich bei der Kupferplatte hat ihn die innere Fülle seiner Ideen zu immer neuen Zugaben verlockt. Mit Symbolik und Allegorie dichtet er sich ganze Weltzusammenhänge; man braucht nur an die Melancholie zu denken, um das Schwergeschütz dieser Scholastik abprotzen zu hören. Als Sohn einer Zeit, die in dunkeln Ahnungen und Freiheitswünschen kreiste, sind seine Gedanken schwer und dunkel und tief. Wundervolle Stunden sind es, wenn wir ihn begleiten in diese Kämpfe der Grübelei, in diese Fülle der Ahnungen, in diesen Abgrund der Qualen. Ist Luthers Stimmung oft dem Wort nahe:

„Ich sehe, daß wir nichts wissen können,
Das will mir schier das Herz verbrennen."

Digitized by Google

so lautet Dürers Klage:

„Ich sehe, daß wir nichts b e l d e n können."

In der Tat fehlt ihm das formale Vokabular. Er ringt um die Ikonographie, um die Form an sich. Er zeichnet den antiken Apoll nach, um einen einwandfreien Akt zur Verfügung zu haben, er sucht sich Muster für liegende weibliche Akte. Er mißt an den Leibern, dem Gesicht herum und meint, er müsse endlich die idealen Zahlen, die idealen Proportionen finden. Nicht entfernt so stark unerlich wie Luther, der schließlich alles Zaudern und Unbehagen durchbrach mit dem Entschluß, zu handeln und ganz selbst zu sein, hat Dürer bis zum frühen Tod tasten und probieren müssen. Die brausende Macht und Frische, mit der z. B. Rubens in den letzten zehn Jahren seines Lebens geschaffen hat, die heißen Women, in denen der greise Donatello sich verzehrt, die lockere Leichtigkeit, mit der Raffael vom ersten bis letzten Strich die Dinge hinsetzt, stehen alle weit ab von dem mühsamen Ringen, in dem Dürer sich verzehrte.

Ihm selbst ist solche Gebundenheit nur allzu klar gewesen. Es gibt Jahre, in denen er den Pinsel nicht anrührt, weil ihn das ängstliche Stricheln nicht weiterbringt. Gestehen wir es uns doch offen ein, daß es nicht die Bilder sind, die uns Dürer so teuer machen. Vor der niederländischen Reise muß er geradezu melancholisch gewesen sein, und nicht genug danken kann man dem Schicksal, daß es ihn durch diese Reise noch einmal heraufriß und ihm noch sieben gute, reiche Jahre schenkte. Hätte der deutsche Kaiser ihn andere Aufträge als diese ewigen Holzstöcke übertragen, hätten Städte und Patrizier und Kirchen ihm große Fresken anvertraut, so wäre er vielleicht höher gestiegen. Aber die Zeit war damals zu sehr durch die religiösen Debatten erfüllt, als daß man für die Kunst freie Bahn behalten hätte. Dürer gehört mit zu den vielen Opfern der Luther-Bewegung.

Nach dem Gesagten ist es sehr begreiflich, daß Dürer oft zum Worte floh, daß er viel niederschrieb und viel ausrechnete. Vor allem war Dürer Chronist. Hauschroniken, Tagebücher, Reisenotizen, Briefe, selbst Reimereien haben wir von ihm. In den Tagen zwischen Weihnacht und Neujahr des Jahres 1524 hat der damals 53jährige Mann, der schwer an der Leber litt und wohl nicht mehr auf viele Jahre hoffte, sich hingesetzt und aufgeschrieben, was er von Vater, Mutter, von den Geschwistern und Verwandten wußte. Kinder hatte er nicht, denen er es hätte erzählen können, so hat er es sich selbst erzählt in erschütternder Kürze. Wenn alte Leute Chroniken schreiben, wird es oft ernst, und vieles, was heiter war, hat sich trüben Augen verdunkelt. Nun gar, wenn der Schreiber ein Leberkranker ist. In Dürers Büchern ist viel Klage, Not, Schwermut und Bedrängnis zu finden; kein einziger Scherz! Aber soll Dürers Mutter nicht geseufzt haben, als sie das achtzehnte Kind erwartete, als sie das fünfzehnte begrub! Wie ergreifend sind die Züge der alten Frau auf der Kohlezeichnung, die der Sohn in ihrem Todesjahre, 1514 gemacht hat!

Von Dürers Reisen erzählen uns die Briefe, die er aus Venedig 1506 an Pirkheimer schrieb, und das ausführliche Tagebuch der niederländischen Reise 1520 bis 1521. Freilich Briefe nicht im heutigen Sinne. Handelt es sich dort meist um Bestellungen, so hier um Ausgaben und Einnahmen. Bei besonderen Gelegenheiten — so als Dürer hört, Luther sei gefangen und wohl gar gestorben — bricht wohl die Empfindung durch, um aber bald in Kirchenlitanei einzumünden; und mit Pirkheimer wird die eine und andere Anspielung auf dessen wohlassortierten Harem in Nürnberg ausgetauscht; aber diese Stellen sind Ausnahmen. Doch steckt in all den sachlichen Notizen viel Mitteilung, man muß sie nur langsam lesen.

Waren diese Chronik und Briefe bisher nur den Fachleuten bekannt — es existieren zwei gute Ausgaben — so hat jetzt M a x O s b o r n das Wichtigste in einer kleinen Handausgabe zusammengestellt (Berlin, Simion 1905), um weitere Kreise dafür zu interessieren. Er hat damit einen guten Griff getan, das Büchlein klug bevorwortet und vor allem richtig ausgewählt. Auch von den theoretischen Schriften Dürers sind Proben abgedruckt. Die Beschränkung, die der Herausgeber sich hier auferlegte, scheint mir gerechtfertigt. Freilich hasse ich „Lichtstrahlen" prinzipiell, weil sie uns um den Genuß bringen, Goldkörner im Sand selber zu finden. Aber die theoretischen Schriften Dürers sind in der Tat Stammeln und Rechenkunst, deren objektiver Ertrag gering ist.

Unwillkürlich muß man bei dem Schriftsteller Dürer an einen andern Maler derselben Zeit denken, der ebenfalls viel aufgeschrieben hat, an Leonardo da Vinci. M a r i e H e r z f e l d hat dessen Manuskripte ausgezogen und sie vor Jahresfrist in einem mäßig starken Bande (Diederichs, Jena) vorgelegt. Was gibt es Spannenderes, als diese beiden Bücher nacheinander zu lesen? Leonardo war ein so universaler Geist, wie es wenige gegeben hat; die naturwissenschaftlichen und technischen Interessen überwiegen. Er ist vor allem Erfinder, und jede Kurve, die er aufs Papier setzt, bringt ihn auf neue Gedanken. Er versteht es, im großen Buch der Natur zu lesen und wird nicht müde, Notizen zu einem Bestiarium, einem kleinen Brehm, zu sammeln. Aphoristisch spritzt er viel Spott aus, kaustische Worte gegen das Weib und den Menschen überhaupt. Diese Höhe des Umblicks hat Dürer nicht erreicht. Er bleibt bei den kleinen Protesten und Seufzern. Aber unendlich rührend ist die Tapferkeit, mit der er sich heraufarbeitet, tapfer gegen alle Enttäuschung, die ihm daheim und im Beruf erwuchs, tapfer vor allem gegen die eigene Hilflosigkeit, der er zu siegen nicht gestattete.

P a u l S c h u b r i n g.

Jelte der Zickzack.

Eine Geschichte aus dem Norden.

II.

Jelte war noch nicht lange gegangen, als er an eine Stelle kam, wo der Wald lichter wurde. Er ging weiter und gelangte zu einer großen, dunklen Wiese, die am Rande dünn überfroren war. Es war dies aber der tiefe Moorsumpf, den die Waldtiere den Sumpf des Todes nannten, denn wer sich hineinwagte, der versank kläglich im Schlamme, oder die giftigen Dünste erstickten ihn.

Jelte wußte ganz gut, daß es der Sumpf des Todes war, an dem er hinwanderte, aber der Anblick der farbigen und glänzenden Wolken, die unaufhörlich aus der Mitte der Wiese emporstiegen und wie prächtige Wagen gen Himmel fuhren, entzückte ihn dermaßen, daß er, ohne zu überlegen, der Gefahr entgegenlief, und er wäre gewiß umgekommen, wenn seine Schuhe von Baumglas ihn nicht so glatt und schnell über die morastigen Stellen der Wiese herübergetragen hätten.

So hatte er die gute Hälfte der verrufenen Wiese durchglitten und stand nun vor einem tiefen Graben, in dem schwarzbraunes Wasser floß. Der gute Zickzack hatte die Augen in der Luft und war an den Rand der bedrohlichen Tiefe gekommen, als eine Mädchenstimme, die süß klang, wie Schwalbengezwitscher, ihn anrief.

„Geh nicht weiter," sagte die Stimme, „wenn Du nur noch einen Schritt machst, so versinkt Dir der weiche Wiesenboden unter den Füßen, und Du bist verloren."

Jelte blieb verwundert stehen, denn er konnte weit und breit keine lebende Kreatur gewahren, nur der Nebel, der vom Sumpf aufstieg, glimmerte und glänzte in herrlichen Farben, die alle wie mit Gold umsponnen schienen. Als er aber länger hinblickte, bemerkte er, daß es ein Frauenkleid war, das also goldigbunt durch den Nebel schimmerte, und er sah nun, daß eine wunderschöne Jungfrau mitten im Sumpfe stand und die weißen Arme angstvoll nach ihm ausgestreckt hielt. Goldfarben war ihr Gesicht, mondhell ihr Haar, das lang und schwer niederschleppte.

Als sie sah, daß Jelte keine Miene machte weiterzugehen, ließ sie die Arme sinken.

„Wie kommst Du hierher?" fragte sie. „kein Mensch und kein Tier vermag es sonst über die Wiese zu wandern."

Digitized by Google

Jelte antwortete: „Der Wald schenkte mir Schuhe von Baumglas, die trugen mich hierher."

„Und wo willst Du hin?" fragte die Jungfrau wieder.

Jelte antwortete: „Ich wandere in die große Welt."

„Dies ist nicht der rechte Weg nach der großen Welt, armer Zickzack," sagte das Mädchen und sah ihn mitleidig an. „Hier geht es nach dem Reiche des Todes."

„Was suchst Du in der großen Welt?" fragte das Mädchen wieder.

Jelte antwortete: „Ich suche die Sonne und die Wärme, in der Rosen blühen. Und freundliche Menschen suche ich, denn ich bin ganz allein auf der Welt."

„Ich will ein wenig zu Dir kommen," sagte das Mädchen. „Bis zum Rande des Grabens darf ich gehen, denn das ist die Grenze des Sumpfes, Du aber rühre Dich nicht, denn sobald Du näher an mich herantrittst, müssen wir beide sterben." Damit raffte sie ihr schimmerndes Gewand auf und kam quer über die Wiese gelaufen, so schnell wie ein Sonnenstrahl. Als sie nun näher herantrat und ihre ganze Gestalt deutlicher wurde, bemerkte Jelte, daß ihre kleinen goldbeschuhten Füße keine Spur im Wiesenboden hinterließen; desto seltsamer kam es ihm vor, daß die Spitzen ihrer Haare schlammig waren, und daß sie auf dem Wintergrün des Sumpfes eine tiefe Spur hinterließen.

Als die Jungfrau dicht bei Jelte stand, daß nur noch die Breite des Grabens zwischen ihnen war, streckte sie ihren Arm aus.

„Gib mir Deine Hand," sagte sie dabei, „aber rühre Dich nicht von Deinem Platze."

Jelte bog und streckte sich, so gut er konnte, aber weil der Graben breit war, vermochte er nicht, die Hand der Fremden zu erfassen. Das belustigte die Jungfrau, und ein Lächeln glitt über ihr junges Gesicht, das vorher traurig gewesen war, wie unter einem schweren Herzeleid. Auch sie bog und streckte sich nach Vermögen, und so kam es endlich so weit, daß ihre Fingerspitzen einander berühren konnten. Kaum hatte aber Jelte des Mädchens Fingerspitzen angerührt, als er eine große Wärme durch sein Herz fließen fühlte, wie er sie nie zuvor empfunden hatte. Ohne zu sprechen gingen nun die beiden eine große Weile an den Ufern des Grabens entlang. Sie hielten sich immer in der gleichen Entfernung voneinander, als fürchteten sie, sich zu verlieren. Und wie sie so behutsam mit erhobenen Armen, die Hände aneinandergelehnt, dahinschritten, sah es aus wie ein feierlicher Tanz, den die beiden in großer Einsamkeit, zwischen Moor und Nebel miteinander ausführten.

„Wie heißest Du?" fragte Jelte.

„Ich heiße Gulla," antwortete das Mädchen, „und bin eine Tochter der Sonne."

Jelte sah in ihre Augen, die goldgesprenkelt waren, wie ein Morgenhimmel zur Sommerszeit. „Warum wohnst Du nicht bei Deiner Mutter?" fragte er, „warum bist Du hier in diesem nebligen Sumpfe gefangen?"

Gulla sah ihn traurig an, dann antwortete sie: „Als ich noch bei meiner Mutter wohnte, habe ich mich im Lachen zu weit über den Rand des Himmelsgartens gebeugt, dabei bin ich hinabgestürzt und in den Sumpf gefallen."

„Aber kannst Du nicht wieder herauskommen aus dem Sumpfe?"

„Nicht, ehe mein Haar getrocknet ist. Siehst Du nicht, wie es mich herabzerrt? Ist es aber getrocknet, so schnellt es empor, und ich bin erlöst."

„Warum kommt nicht die Sonne, Deine Mutter, und trocknet Dein Haar?"

„Die Sonne hat keine Macht über den Sumpf des Todes."

„Und der Wind, der über die Wiese streicht, kommt er nicht, Dein Haar zu trocknen?"

„Der Wind dringt nicht ein in meinen Nebel."

Während sie so redeten, bog Gulla ihren feinen Hals ein wenig, sodaß eine Strähne ihres langen Haares zu Jelte hinüberfiel. Jelte streckte seine Hand aus und begann mit großem Eifer die blassen, feuchten Haare zu reiben und zu wärmen, und es wollte ihm scheinen, als ob sie strahlender würden und goldener unter der Arbeit seiner beiden warmen Hände. Gulla hielt ganz stille, und ihre Lippen lächelten ein wenig in schüchterner Freude oder Hoffnung. Der gute Jelte aber sah nicht auf von seinem Geschäfte, sondern sagte nur ein paarmal unter eifrigem Wärmen und Reiben, während ihm das Herz in der Brust zitterte vor Wärme:

„Was bin ich doch für ein unnützer, armer Zickzack, daß ich Dir nicht helfen kann!"

Gulla sah ihm lange nachdenklich und ein wenig schalkhaft auf das gesenkte Haupt, dessen dicke, goldene Locken unter dem Hute von Butter hervorquollen.

„Wohl kannst Du mir helfen, Jelte," sagte sie dann. „Denn nun sollst Du wissen, daß es ein Feuer gibt, das mein Haar zu trocknen und mich aus dem Sumpfe zu lösen vermag." Dabei blickte sie recht holdselig auf Jelte, als meine sie, er wäre es, der ihr dieses Feuer bringen könne.

Unter diesem Blick spürte Jelte, wie in seinem Herzen die Wärme immer größer wurde. Er trachtete aber, seine Gedanken zu sammeln, damit er desto besser über Gullas Worte nachsinnen und zu ihrem Wohle handeln könnte.

„Wenn es ein solches Feuer gibt, wie das, von dem Du sprichst," sagte er endlich bedächtig, „so war es gut, daß ich mich aufgemacht habe, in die große Welt zu gehen, denn nun werde ich so lange wandern, bis ich gefunden habe, was Du brauchst."

In seiner großen Bewegung ließ er dabei Gullas Haare los, die unverzüglich zurückschnellten und sich geschwind wieder mit Wasser zu füllen und sich mit Schlamm zu umrändern begannen, ohne daß Jelte es doch gewahr wurde. Gullas Gesicht aber war ein wenig blässer geworden, und sie zögerte einen Augenblick, ehe sie sagte:

„Wenn Du in die Welt gehen willst, das Feuer zu suchen, darf ich Dich nicht halten, aber habe gut acht, daß Du mir das r e c h t e bringest. Dreierlei Feuer gibt es in der Welt, das erste stammt aus der Dunkelheit, das schadet; das zweite springt aus Mannesnagel, das nützt; den Ursprung des dritten Feuers aber weiß man nicht; das ist das Feuer, das wärmt und erlöst."

Jelte stülpte seinen Hut von Butter fester auf den Kopf. „Ich wäre gern bei Dir geblieben, Gulla," sagte er dann, „aber nun muß ich in die Welt gehen und das Feuer suchen, von dem Du sprichst. Vielleicht wird es lange dauern, bis ich es finde, und vielleicht werde ich auch mein Leben dabei verlieren, aber ich will tun, was in meinen Kräften steht; denn seit ich Dich gesehen habe, ist in meinem Herzen kein anderer Wunsch, als Dich von dem Sumpfe zu erlösen, damit Du wieder froh bist und lachen kannst, wie Du es zu Haus bei Deiner Mutter tatest."

„Es ist mir leid, daß Du nicht hier bleibst, Zickzack," sagte Gulla, „weil Du aber gehen willst, will ich Dir ein Andenken mitgeben auf die Reise." Hierauf biß sie mit ihren kleinen, spitzen Zähnen eine Strähne ihres Haares ab und reichte sie hinüber zu Jelte. Jelte nahm die Haarsträhne, die ihm wie ein goldener Quell von der Hand herunterströmte und seufzte vor Kummer, daß er nun Abschied nehmen sollte. Auch Gulla seufzte, und so trieben es die beiden eine gute Zeit, bis der Mittag blässer wurde und Gullas schimmerndes Gewand sich grau zu färben begann.

„Nun wird mich bald der Nebel so sehr eingehüllt haben, daß Du mich nicht mehr sehen kannst," sagte die Jungfrau. „Gehe darum schnell von dannen, ehe die Dünste auch Dich erreichen, denn ihr Hauch ist den Menschen tötlich."

Dabei flossen helle Tränen über ihr goldfarbenes Gesicht. Einen Augenblick darauf war sie verschwunden. Nur ein zarter, blaßgelber Schatten schien am Boden dahinzufliegen.

Mit schwerem Herzen machte sich Jelte auf den Weg. Am liebsten wäre er hier stehen geblieben und hätte auf Gullas Wiederkehr gewartet, aber er wollte ja das Feuer holen, das wärmt und erlöst, darum durfte er nicht länger zögern.

Eilig glitten nun seine schnellen Schuhe über die Moorwiese. Als er aber wieder festen Boden betrat, klirrten sie plötzlich auf und zerbrachen, gerade so, als hätten sie ihre

Schuldigkeit vollendet, nachdem sie Jelte zu Gulla geführt hatten. Jelte aber grämte sich nicht darüber, daß er nun barfuß laufen mußte, denn das war er gewöhnt von jeher.

Als er eine Weile gewandert war, kam er zu einem Hügel, der voll junger Birken stand. Jelte stieg hinan und weil die Gegend flach war, konnte er von hieraus weit über Wälder und Dörfer blicken. Ein breiter Fluß zog sich in Windungen und Zacken tief ins Land hinein. Da aber, wo er zu enden schien, gewahrte Jelte etwas, das ihn vor Freuden hell auflachen ließ. Er entdeckte in der Ferne, da wo Himmel und Erde zusammenflossen, eine große Stadt mit vielen Türmen und mit Häusern, deren Dächer in den Himmel ragten. Auf einem dieser Häuser befand sich eine Schrift von Riesenbuchstaben, die gerade jetzt, da es dämmrig wurde, in einem hellen Lichte aufflammte. Jeder Buchstabe hatte eine andere Farbe. Das C war rot, das J gelb, das R schillerte in einem starken Grün, das O leuchtete blau, das U zeigte ein tiefes Violett neben dem das S in feurigem Orange stand. Nie hatte Jelte etwas Aehnliches gesehen. Dies, was er da in der großen Stadt sah, mußte sicher das rechte Feuer sein. Das Feuer, das erlöst.

Ganz glücklich darüber, sein vermeintes Ziel, wenn auch noch fern, doch deutlich vor sich zu sehen, betrachtete er den fröhlich glänzenden Fluß, der ihm nichts anderes zu sein schien, als ein Wunderband, das er nur zu ergreifen brauchte, um alles Glück der Welt an sich heranzuziehen.

Er begann nun darüber nachzudenken, wie er wohl am schnellsten die ferne, große Stadt erreichen könnte.

„Es ist am besten, daß ich mir ein Bot baue," dachte er, „und den Fluß damit hinabfahre."

Nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, ging er, um seinen Vorsatz auszuführen, zu einer Buche, die einsam auf einem Ausing des Hügels stand. Jelte trat an sie heran und bat sie um Holz für sein Boot, mit dem er den gewundenen Fluß hinunterfahren könne zur großen Stadt, in der das Feuer leuchtete, daß Gullas Haar trocknen und sie aus dem Sumpfe erlösen könnte.

Die Buche schüttelte das Haupt und sagte:

„Maden sind in meinem Herzen, machst Du aus mir ein Boot, wird es sinken."

Da ging Jelte den Hügel wieder hinunter und traf am Abhange eine Föhre, die hoch und mürrisch unter den Laubbäumen stand, die bat er um Holz für sein Boot, mit dem er den gewundenen Fluß hinunterfahren könne zur großen Stadt, in der das Feuer leuchtete, das Gullas Haar trocknen und sie aus dem Sumpfe erlösen könnte.

Die Föhre schüttelte das Haupt und sagte:

„Siehst Du nicht an meinem grauen Barte, wie alt ich bin? Machst Du aus mir ein Boot, so fehlt ihm die Kraft Dich zu tragen." Da ging Jelte bei zunehmender Dunkelheit im Tale weiter und kam zu einer finsteren Eiche. Dieser Baum war von so gewaltigem Umfange, daß in seinem Schatten sich ein ganzes Städtchen angesiedelt hatte. Weil aber die Eiche mit ihrem mächtigen Astwerk, das niemals kahl stand, sondern sein Laub unmerklich wechselte, den ganzen Himmel verdeckte, so lebten die Bewohner des Eichenstädtchens in kläglicher Dunkelheit; denn es drang weder Sonnenschein noch Mondesglanz noch Sternengeflimmer bis zu ihnen herab. Dadurch waren sie unmutig und mißtrauisch geworden, auch hatten sich Krankheiten und böse Gedanken bei ihnen eingeschlichen. Als sie nun Jelte daherkommen sahen mit seinem Hute von Butter und seinem Kleide von Nestfedern, ergriff sie große Angst, es möchte ein fremder Zauberer sein, der ihnen Uebles wolle, und sie beschlossen ihn zu töten.

Jelte aber wurde sich der Feindschaft nicht gewahr. Sondern, wie er zur Eiche kam und den herrlichen Baum sah, kletterte er in seines Herzens Lust mit der behenden Kraft, die er sich in der Kameradschaft mit den Tieren des Waldes erworben hatte, an dem borkigen Stamme herauf und schwang sich auf einen der mächtigen Aeste. Dort saß er nun und sang alle die Lieder, die ihn die Vögel gelehrt hatten, und sein Herz, das an Gulla dachte, war so warm von Glück und Sehnsucht, daß die Zweige des Astes, auf dem er saß, gleichfalls von Wärme ergriffen wurden und ihre Blätter zusammenzurollen begannen, wie vor einer heißen Sonne. Die oberen Zweige aber, die sich neugierig herabgeneigt hatten zu dem Sänger, machten es den unteren nach und gaben ihre Lust an die noch höheren weiter, sodaß bald der ganze Baum mit zusammengerollten Blättern dastand. Da breitete sich auf einmal eine schwache Helligkeit aus im Städchen, und die Leute, die erstaunt emporblickten, gewahrten ein großes Stück des schönsten blauen Himmels. Da wurden alle voll Fröhlichkeit und warfen ihre dunklen Pelze ab, daß sie nun farbig wie in Feierkleidern dastanden. Mit freundlichen Mienen umringten sie Jelte, der unter dem Lichte des blauen Himmelsstückchens wie ein lustiger Vogel im Baume saß und sang.

Jelte aber kümmerte sich um keinen. Als er sich satt gesungen hatte, glitt er fröhlich von seinem Aste herunter, stellte sich neben die finstere Eiche, machte ihr eine respektvolle Reverenz und fing getrost sein Sprüchlein an. Er bat die Eiche um Holz für sein Boot, mit dem er den gewundenen Fluß hinunterfahren könne zur großen Stadt, in der das Feuer leuchtete, das Gullas Haar trocknen und sie aus dem Sumpfe erlösen konnte.

Die Bewohner des Städtchens, als sie das hörten, erschraken sehr über Jeltes Kühnheit, denn es war ihnen bekannt, daß die besten Holzfäller des Landes vergeblich versucht hatten, die Eiche zu fällen, und daß die Verwegenen bei diesen Versuchen unbarmherzig von der widerspenstigen Gewalt der Eiche emporgeschleudert und kläglich zerschmettert wurden. Denn die Wurzeln der Eiche reichten hinab in das Reich des Todes und wurden drunten mit Blut getränkt und mit den Kräften der verwesten Kreatur reichlich gedüngt. Als nun also Jelte seine Bitte vorgetragen hatte, schauten alle gespannt in die Höhe, um zu erfahren, was die Eiche wohl in ihrem Zorn beginnen würde. Die aber schüttelte nur erstaunt und wie lachend ihre Zweige.

„Weil Du erst anfragst, mein guter Zickzack, anstatt mir gleich mit grober Kraft zu Leibe zu gehen, wie Deine Vorgänger, so will ich Dir sagen: Alle Deine Mühe ist umsonst, denn nur ein Beil kann mich fällen, das mit der Kunst des Schmiedes geschmiedet ist."

„Wenn es weiter nichts ist," sagte Jelte, „ein solches Beil will ich wohl beschaffen."

Die Eiche aber, nachdem sie dieses gesagt hatte, faltete ihre Blätter wieder auseinander und stand nun da, finsterer als zuvor, den ganzen Himmel verdeckend. Als die Umstehenden das sahen, legten sie ihre dunklen Pelze wieder an und wurden zornig auf Jelte, der ihnen nicht helfen konnte. Schon hatte ihn der kräftigste der Männer ergriffen, um ihn zu schlagen, da rief ein altes Bettelweib, das unvermutet in der Menge aufgetaucht war:

„Warum wollt ihr ihn denn jetzt schon töten, laßt ihn lieber seinen Mut erst bei dem Schmied erproben."

Als die andern das hörten, lachten sie höhnisch und ließen Jelte fahren.

Anselm Heine.

(Schluß folgt.)

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Fr. Weinhausen, SW. Dessauerstraße 1. part. (Politik und Volkswirtschaft.)

Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 85 (Kunst und Literatur.)

Dr. Th. Barth, W. Tiergartenstraße 37.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 16 Berlin, den 14. Januar 1905. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Reichstag und preußisches Abgeordnetenhaus haben ihre Arbeiten nach den Weihnachtsferien am Dienstag dieser Woche mit zwei gleich langweiligen Sitzungen wieder aufgenommen. Der Reichstag glaubte infolge des Ausbleibens der Handelsverträge Zeit genug zur Fortsetzung der höchst unfruchtbaren Dezemberdebatten über die Rettung des Mittelstandes zu haben. Am Mittwoch wurden seine Verhandlungen allerdings schon wesentlich interessanter. Der Königsberger Prozeß, bei dem, wie der weise Daniel auf dem Präsidentensitz erklärte, parlamentarisch nicht konstatiert werden darf, daß die preußische Regierung „sich blamiert" hat, stand erneut zur Debatte. Es fand sich im ganzen Hause niemand, der es über sich gewonnen hätte, der preußischen Justizverwaltung in diesem Falle auch nur mildernde Umstände zuzubilligen. Der preußische Justizminister hatte sich in richtiger Voraussicht des Verlaufs durch Fernbleiben der Exekution entzogen. Sein Kollege im Reich beschränkte sich darauf, das Kontumazialurteil entgegenzunehmen und zog sich im übrigen hinter die Ausrede zurück, daß der Prozeß noch vor dem Reichsgericht schwebe.

Im preußischen Abgeordnetenhaus legte der Finanzminister, Freiherr von Rheinbaben, den neuen Etat mit einer Dutzendrede vor, bei der auch die üblichen kühnen und falschen Behauptungen über die Vortrefflichkeit der konservativen Agrarpolitik nicht fehlten. Daß im übrigen der preußische Etat große Ueberschüsse aufweist und dennoch eine ganze Anzahl notwendiger Kulturforderungen unberücksichtigt läßt, daran hat man sich nachgerade so sehr gewöhnt, daß man das ohne sonderliche Aufregung beinahe als selbstverständlich hinnimmt.

Daß die Bestrebungen, die ein praktisches Zusammenarbeiten der verschiedenen liberalen Parteigruppen herbeiführen wollen, in letzter Zeit in Süddeutschland lebhafter als in Norddeutschland zutage getreten sind, ist allgemein bekannt. Immerhin bleibt es ein erfreulicher Zufall, daß fast an ein und demselben Tage in Bayern wie in Württemberg und in Baden wichtige Beschlüsse in dieser Richtung gefaßt worden sind. Ueber das in Bayern Erreichte berichtet weiter unten ein eigener Aufsatz eines unserer Münchener Freunde. In Württemberg hat die Volkspartei auf einem Parteitag in Stuttgart die Möglichkeit eines gemeinsamen Vorgehens mit den Nationalliberalen und einen Zusammenschluß der liberalen Elemente im Lande lebhaft erörtert. Daß dieser Zusammenschluß nicht von oben her durch einige wenige Führer künstlich gemacht werden kann, sondern von unten, aus dem Willen der Wählermassen herauswachsen muß, wurde in der Debatte von allen Seiten zugegeben. In Karlsruhe hat sich eine große Versammlung, an der einflußreiche Führer des badischen Liberalismus teilnahmen, für ein Zusammengehen in praktisch politischen Dingen ausgesprochen. Gerade in Baden hatten sich die liberalen Gruppen bis dahin sehr schroff gegenübergestanden; ihre Annäherung ist ein nur umso beweiskräftigeres Zeugnis für die Richtigkeit und Ueberzeugungskraft des Kooperationsgedankens. Da in Elsaß-Lothringen bekanntlich der Liberalismus längst einheitlich auftritt, so können die Einigungsbestrebungen jetzt in ganz Süddeutschland als erfolgreich bezeichnet werden.

Der Vizepräsident des Deutschen Reichstags, Herr Paasche, hat jüngst den Frieden Europas ins Wanken gebracht, — allerdings nur auf rednerischem Wege, indem er in Kreuznach erklärt haben soll, „er wisse genau, daß Deutschland in der letzten Woche einer großen Gefahr kriegerischer Verwicklung mit England viel näher gewesen sei, als sich viele hätten träumen lassen, nur mit Schwierigkeiten sei es unserer Diplomatie gelungen, die Gefahr zu beseitigen". Angesichts dieser „Enthüllung" fragt sich der normale Mensch, ob wir wirklich in einem solchen Zustande latenter Barbarei uns befinden, daß zwei führende Kulturstaaten, ohne daß sich die Völker davon auch nur etwas träumen lassen, von heute zu morgen in einen Krieg gestürzt werden können, bei dem die nationale Existenz auf dem Spiele steht. Kann man sich eine grausamere Verhöhnung unserer ganzen Staats- und Gesellschaftsordnung denken, als die gemütliche Erörterung einer solchen Ungeheuerlichkeit? Wenn das beim Frühschoppen in Schilda erzählt wird, so mag die Sache hingehen, aber ein Vizepräsident des Deutschen Reichstags als Verbreiter solcher Schauermären, das ginge denn doch über das Maß des Erlaubten! Kann man sich wundern, daß englische Jingos eine derartige Räubergeschichte begierig aufgreifen, um sie als bequemen Stoff für neue Hetzereien gegen Deutschland zu verwenden? Die Schwierigkeiten, zwischen Deutschland und England ein vernünftiges Verhältnis aufrechtzuerhalten, sind gerade groß genug; es ist wahrlich nicht nötig, sie noch durch derartigen Klatsch zu steigern.

Die schauderhafte Blamage, die sich die Freisinnige Volkspartei in Lippe-Detmold bei den jüngsten Landtagswahlen dank der Tätigkeit des Herrn Kopsch zugezogen hat, läßt die „Freisinnige Zeitung" noch immer nicht zur Ruhe kommen. Neuerdings hat sie abermals zwei Spalten wortreicher Inhaltslosigkeit daran gewandt, um sich in der Rolle der verfolgten Unschuld zu produzieren. Das einzig Interessante in diesem Leitartikel ist die Mitteilung, daß der Vorstand der Freisinnigen Volkspartei in Lippe-Detmold zum 8. Januar die Parteimitglieder, die an der Sitzung der Einundzwanziger-Kommission am 9. November teilgenommen hatten, zusammengetrommelt habe, um gegen die Darstellung, die in Nr. 14 der „Nation" vom 31. Dezember gegeben war, folgende Berichtigung loszulassen:

Digitized by Google

„1. Es ist unrichtig, daß in der gemeinsamen Sitzung der beiden Einundzwanziger-Kommissionen am 9. November 1904 eine allgemeine Verständigung über alle Punkte erzielt wurde.

2. Es ist unrichtig, daß die Freilassung des sechsten Wahlkreises von der Einundzwanziger-Kommission unserer Partei beschlossen wurde. Die Kommission konnte schon aus dem Grunde keinen Beschluß fassen, weil sich bereits ein großer Teil der Mitglieder derselben entfernt hatte. Außerdem war beim Eintritt in die Verhandlung aus unserem Parteivorstand heraus ausdrücklich erklärt worden, daß bindende Beschlüsse überhaupt nicht gefaßt werden sollten.

3. Es ist unrichtig, daß die in der Versammlung anwesenden Mitglieder der lippisch-liberalen Volkspartei bei diesem Punkt sich nicht an der Diskussion beteiligt hätten. Vielmehr wurde sowohl von dem Herrn Dr. Neumann-Hofer als auch von anderen Mitgliedern seiner Partei wiederholt in die Diskussion eingegriffen.

4. Es kann deshalb dem Herrn Reichstagsabgeordneten Kopsch irgend ein Vorwurf wegen des Nichtzustandekommens der Verständigung mit der lippisch-liberalen Volkspartei nicht gemacht werden."

Die bewährte Ungeschicklichkeit des Herrn Kopsch scheint auch hier wieder die Hand im Spiele gehabt zu haben. Denn den lippeschen Volksparteilern trauen wir nicht zu, daß sie aus eigener Initiative eine Berichtigung von ein paar ganz nebensächlichen Punkten provoziert haben sollten, die nur insofern Bedeutung hat, als damit alle übrigen Behauptungen des Artikels, gegen die sich die Berichtigung wendet, als zutreffend anerkannt werden. Es darf also nunmehr durch Zugeständnis der Gegenseite als feststehend angenommen werden:

„1. daß die beiden freisinnigen Gruppen erfolgversprechende Verhandlungen geführt haben, von denen nach dem Erscheinen des Herrn Kopsch in Lippe am 12. November die Leitung der Freisinnigen Volkspartei in Lippe-Detmold zurücktrat;

2. daß dies Verfahren einen der freisinnig-volksparteilichen Landtagskandidaten so empörte, daß er schriftlich unseren Freunden gegenüber erklärte, er könne nach einem solchen Verhalten die Verbindung mit der Freisinnigen Volkspartei nicht länger aufrecht erhalten;

3. daß sich erst infolge dieses Verhaltens der Freisinnigen Volkspartei unsere Freunde veranlaßt sahen, in einer Reihe von Wahlkreisen, in denen sie bereit gewesen waren, die Kandidaten der Freisinnigen Volkspartei zu unterstützen, eigene Kandidaten aufzustellen;

4. daß es unseren Freunden bei der Hauptwahl gelang, ihre Kandidaten in zwei Wahlkreisen mit den Sozialdemokraten und in einem Wahlkreise mit Herrn Meyer-Jobst, dem Führer der Freisinnigen Volkspartei in Lippe, in die Stichwahl zu bringen;

5. daß darauf die Leitung der Freisinnigen Volkspartei mit der Leitung der lippeschen Sozialdemokratie einen Pakt abschloß, wonach in den fraglichen drei Wahlkreisen die Wähler der Freisinnigen Volkspartei die Sozialdemokraten, und die Sozialdemokraten Herrn Meyer-Jobst zu unterstützen hätten;

6. daß infolge dieses Paktes durch die Hilfe der Freisinnigen Volkspartei in zwei Wahlkreisen die Sozialdemokraten über die Kandidaten unserer Freunde den Sieg davontrugen, obgleich einer dieser beiden freisinnigen Kandidaten bei den früheren Pourparlers ausdrücklich als gemeinsamer Kandidat beider freisinnigen Gruppen in Aussicht genommen war;

7. daß die Leitung der Sozialdemokratie in Anerkennung der in zwei Wahlkreisen den Sozialdemokraten seitens der Freisinnigen Volkspartei geleisteten Dienste die sozialdemokratischen Wähler aufgefordert hat, für Herrn Meyer-Jobst gegen Dr. Neumann-Hofer zu stimmen, daß aber nur ein Teil der sozialdemokratischen Wähler der Parole folgte, daß deshalb Herr Meyer-Jobst durchfiel, und die Freisinnige Volkspartei zum Schaden auch noch den Spott erntete."

Ueber alle diese sieben Punkte, auf die es ankommt, schweigt die feierliche Berichtigung völlig. Da sie Nebensächlichkeiten dritter Ordnung berichtigt,*) an allen wesentlichen Punkten aber stumm vorübergeht, so liegt darin eine offenbare Anerkennung der Richtigkeit dieser wesentlichen Behauptungen, — das dürfte genügen!

Eine ernste parlamentarische Niederlage, die noch recht verhängnisvoll werden kann, hat das Ministerium Combes durch die Wahl des republikanischen Dissidenten Doumer zum Präsidenten der Deputiertenkammer erlitten. Der leidenschaftliche Gegner der gegenwärtigen Regierung, der erprobte Ränkeschmied und ehrgeizige Streber hat mit 265 Stimmen über den bisherigen Präsidenten Brisson gesiegt, der nur 240 Stimmen bekam. Daß er seinen Sieg seinen politischen Gegnern, den Nationalisten und Klerikalen verdankt, ändert nicht sehr viel an der Gefährlichkeit, die der Sieg für das Ministerium Combes bedeutet. Falls dieses nicht freiwillig zurücktritt, müssen schon die nächsten Abstimmungen zeigen, ob der Haß ein ausreichend starkes Band ist, um die merkwürdige Bundesgenossenschaft zwischen republikanischen Dissidenten und nationalistischen Klerikalen aufrecht zu erhalten. Daß dieses Band auch über den Sturz des Ministeriums hinaus die feindlichen Brüder zu positiver Arbeit zusammenhalten sollte, ist keinesfalls anzunehmen. Die Frage: Wer wird nach dem Sturz des Ministeriums eine zuverlässige, regierungsfähige Kammermehrheit in Frankreich haben, ist ja überhaupt das schwierigste und undurchsichtigste Problem der französischen Politik. Es wird mit Combes' Abgang erst eine richtige Würdigung seiner Verdienste ermöglichen.

Der angekündigte Ersatz des Fürsten Swjatopolk-Mirski durch den Präsidenten des Ministerkomitees Witte würde abermals ein Kompromiß zwischen der absolutistischen und der freiheitlichen Strömung in Rußland bedeuten. Bezeichnenderweise wird als Regierungsprogramm des neuesten Nachfolgers Plehwes die korrekte Durchführung der vom Zaren zugestandenen „Reformen" in Aussicht gestellt! Natürlich würde das für den seitherigen Regierungskurs keine wesentliche Aenderung bedeuten. Die wird überhaupt kaum durch Ministerwechsel, höchstens durch weitere japanische Kriegserfolge herbeigeführt werden.

Die „Daily News" brachte kürzlich eine Mitteilung, die charakteristisch ist für die Beurteilung der inneren russischen Verhältnisse. Bei Lloyd's in London sollen nämlich in jüngster Zeit eine Reihe von Versicherungen auf das Leben des Zaren abgeschlossen sein, und zwar von Personen, die an dem Kurse der russischen Renten stark interessiert sind. Als Prämie soll dabei für das laufende Jahr ein Satz von 15 Guineen per 1000 Pfund Versicherungssumme gezahlt sein. Das wäre eine Versicherungsprämie von 1,5¾ Prozent! — Es handelt sich, wie man sieht, um ein „teueres" Haupt.

In Dänemark hat das demokratisch-liberale Ministerium Deuntzer, dessen Arbeitskraft schon seit Monaten durch innere Reibungen geschwächt war, anläßlich eines neuen aktuellen Konfliktes zwischen den radikalen und den gemäßigteren Elementen demissioniert. Der König, der in durchaus konstitutionellen Bahnen zu bleiben wünscht, hat nach Rücksprache mit den Mehrheitsparteien im Parlament den seitherigen Kultusminister Christensen mit der Neubildung des Kabinetts beauftragt. Christensen nahm schon unter Deuntzer eine vermittelnde Stellung zwischen den verschiedenen Parteirichtungen ein. Ein Ministerium, das er bildet, wird deshalb von vornherein mehr Nachdruck auf Innehaltung einer mittleren Linie als auf Vertretung eines so entschiedenen Liberalismus legen, wie ihn das seitherige Kabinett zu verwirklichen suchte.

* * *

Die Bergarbeiterbewegung im Ruhrkohlenrevier.

Alarmierende Nachrichten aus dem Ruhrkohlenrevier sind keine Seltenheiten. In der Regel folgt ihnen ein sehr energisches Dementi der Zechenverwaltungen unmittelbar auf dem Fuße. Nicht selten erklären auch die Arbeiterblätter solche Alarmnachrichten für freie Erfindungen gewissenloser Zeilenschinder, die auf ein regelmäßiges „schriftstellerisches" Nebeneinkommen angewiesen seien. Diesmal wollte sich aber weder unter den Freunden der Gruben-

*) Uebrigens liegt uns eine offizielle Berichtigung des Vorstandes der Lippeschen Liberalen Volkspartei vor, in der unsere Freunde die völlige Unrichtigkeit der oben abgedruckten „Berichtigung" ihrer Gegner in allen vier Punkten einzeln nachweisen. Auf die Wiedergabe dieser Gegenberichtigung können wir um so eher verzichten, als Dr. Neumann-Hofer den Sachverhalt durch ein gerichtliches Verfahren feststellen lassen wird.

besitzer, noch unter den Bergarbeiterführern jemand finden, der die schon im Dezember auftretenden Alarmnachrichten dementieren mochte. Im Gegenteil! Selbst diejenige Presse Rheinland-Westfalens, die die Schönfärberei aller industriellen Verhältnisse für ihren vornehmsten Beruf hält, gab diesmal von vornherein zu, daß eine tiefgehende Gärung unter den Bergarbeitern des Ruhrkohlengebietes herrsche. Und die Ereignisse dieser Woche haben die Alarmnachrichten in vollstem Umfang bestätigt.

Woher kommt die allgemeine Erregung unter den Bergarbeitern des Ruhrreviers? Sie ist nicht durch einen besonderen Anlaß plötzlich entstanden, sondern sie hat sich seit einem Jahrzehnt langsam angesammelt. Seit dem großen Bergarbeiterausstand im Jahre 1889 hat es im Ruhrkohlengebiet wohl gelegentlich kleine Zusammenstöße auf einzelnen Zechen gegeben, aber größere Kämpfe sind doch seit jener Zeit glücklich vermieden worden. Nicht als ob es in den verflossenen fünfzehn Jahren an jedem Anlaß dazu gefehlt hätte! Die jetzt wieder heftig geäußerten Klagen über lange Schichtdauer, geringe Entlohnung, unwürdige Behandlung und mangelhafte Sicherheitskontrolle waren während dieser Zeit niemals völlig zum Schweigen gebracht. Insbesondere hat das Wagennullen in all den Jahren Anlaß zu lebhaftesten Protesten gegeben, jene in letzter Zeit besonders häufig und rücksichtslos geübte Streichung und Nichtanrechnung der nicht vorschriftsmäßig gefüllten oder mit unreinen Kohlen beladenen Wagen. Manche Zechen haben dieser Nichtbezahlung wirklich geleisteter Arbeit obendrein noch eine Geldstrafe hinzugefügt. Wie aufreizend eine solche Maßregel auf die Dauer wirken muß, liegt auf der Hand. Die keineswegs sozialdemokratische „Zeitung deutscher Bergleute" äußerte sich bereits 1892 darüber folgendermaßen:

„Es ist vollständig unberechtigt und widersinnig, den Bergmann für die geologische Beschaffenheit, also für die Natur der Grube, in der er schafft, verantwortlich zu machen. Ist es etwa erhört, wenn man in gleicher Weise bei anderen Berufen verfahren wollte? Werden etwa dem Schnitter Abzüge gemacht, weil der Hieb seiner Sense auch Getreidehalme zu Boden streckt, die keine Körner tragen? Hat man jemals dem Schreiner das vom Lohne abgehalten, was er wegen des Mißwuchses oder wegen fauler Aeste von dem zu bearbeitenden Holze abschneiden muß? Das geschieht nie, und mit vollem Rechte. Darum aber muß es auch im Bergbau unterbleiben, gleichviel, ob der Bergmann Steine oder Kohlen losgesprengt und zutage schafft; in beiden steckt sein Schweiß, seine Arbeit, und diese muß ihm voll bezahlt werden."

In die Hände der unteren Beamten sind aber außer dem Wagennullen noch manche andere diskretionäre Machtmittel gegeben: Sie können nahe der Einfahrt liegende, aber auch stundenweit entfernte Arbeitsstellen anweisen, sie können den unbeliebten Bergmann vor Orte stellen, an denen er bei angestrengtester Arbeit nicht die Hälfte dessen verdienen kann, was begünstigtere Kameraden derselben Grube vor anderen Orten fertigbringen. Nimmt man zu solchen unfaßbaren Maßregelungen noch die offenkundigen Verhöhnungen und Beschimpfungen der Arbeiter durch einzelne rohe Betriebsbeamten, die fast auf keiner Grube fehlen, hinzu, so kann man sich denken, wieviel Anlaß die Arbeiter von jeher zu Klagen über ungerechte und schlechte Behandlung gehabt haben.

Auch die Entlohnung ließ schon immer zu wünschen übrig. Zwar erscheinen dem Laien die Bergarbeiterlöhne im Ruhrkohlenrevier im ersten Augenblick garnicht so ungünstig. In Wirklichkeit ist aber ein Durchschnittslohn von vier Mark angesichts der äußerst anstrengenden Arbeit und im Vergleich mit den im Ruhrkohlengebiet recht teueren Lebensmittelpreisen keineswegs beneidenswert hoch. Es kommt hinzu, daß das Jahreseinkommen des Bergmannes bei jeder Verschlechterung der Konjunktur oder der Produktion der Einzelgrube infolge dann eintretender Feierschichten erheblich fällt. Die Mißstimmung über die Entlohnung, die unter den Bergarbeitern des Ruhrgebietes immer mehr heimisch geworden ist, dürfte damit erklärt sein.

Zu diesen allgemeinen und sozusagen chronischen Gründen der Unzufriedenheit kamen nun im letzten Jahre noch einige besondere hinzu. Die furchtbare Ausbreitung der Wurmkrankheit, die mehr als ein Fünftel der ganzen Belegschaft ergriff, und bei deren Bekämpfung sowohl die Grubenverwaltungen wie die Bergbehörden die notwendige Energie vermissen ließen, verleidete den Bergarbeitern ihren überdies so gefahrvollen Beruf. Die Zechenstillegungen, die meistens gerade die alteingesessene Bergarbeiterbevölkerung nötigten, den gewohnten Arbeitsplatz, sehr oft auch die ererbte Scholle zu verlassen, um auf einer weit entfernt liegenden Grube neue Beschäftigung zu finden, verbitterte naturgemäß auch die gutartigsten Elemente. Die fortwährende Heranziehung ausländischer, billiger Arbeiter mußte angesichts der zahlreichen Feierschichten und der mit den Zechenstillegungen häufig verbundenen Arbeiterentlassungen aufreizend auf die ansässigen wirken. Vor allem aber peitschte die Arbeitermassen der hier und da von den Grubenverwaltungen gemachte Versuch auf, die Schichtzeit zu verlängern. Im großen Bergarbeiterstreik vom Jahre 1889 war die allgemeine Einführung der achtstündigen Normalschicht als vornehmste und darum unerschütterliche Errungenschaft angesehen worden. Der § 5 des Berliner Friedensprotokolls vom 15. Mai 1889 hatte ausdrücklich bestimmt:

„In die achtstündige Normalschicht wird die Einfahrt wie die Ausfahrt nicht mit eingerechnet. Die Einfahrt wie die Ausfahrt sollen in der Regel jeweilig nicht länger als eine halbe Stunde dauern. Jedenfalls sind Ein- und Ausfahrt so zu ordnen, daß der Bergmann nicht länger als acht Stunden unter Tage bleibt."

Diese Bestimmung wurde in letzter Zeit von manchen Grubenverwaltungen nicht mehr respektiert. Sie suchten das damit zu entschuldigen, daß sie erklärten, bei der (infolge der Syndikatspolitik!) immer zahlreicher werdenden Belegschaft reichten die vorhandenen Ein- und Ausfahrteinrichtungen nicht mehr aus, um alle Leute einer Schicht in der kurzen Zeit von einer halben Stunde zu fördern. Selbst wer diese Erklärung akzeptiert, wird doch zugeben müssen, daß der Bergarbeiter der einzige Leidtragende dabei bleibt, da seine Arbeitsbereitschaft verlängert, seine freie Zeit entsprechend verkürzt wird. Eine Verlängerung der Arbeitszeit muß aber bei der gegenwärtig allgemein herrschenden Tendenz der Arbeitszeitverkürzung geradezu revolutionierend auf die Bergarbeiter wirken. Tatsächlich ist denn auch der Anlaß zum ersten partiellen Streik, der nachher für zahlreiche andere Belegschaften das Signal zur Arbeitsniederlegung gegeben hat, ein Abwehrkampf gegen die versuchte Verlängerung der Seilfahrt und damit der Schichtdauer gewesen.

Die allgemeine Erbitterung der Arbeiterschaft gegen die Grubenverwaltungen im Ruhrrevier ist gegenwärtig so groß, daß die jahrelangen Streitigkeiten der verschiedenen Bergarbeiterverbände untereinander völlig vergessen sind — sie tagen und beschließen jetzt gemeinsam! —, und daß selbst die seither immer bewährte Disziplin der Massen gegenüber den Führern ins Wanken zu geraten scheint. Die zahlreichen Bergarbeiterversammlungen der letzten Woche werden von den Berichterstattern aller Parteien übereinstimmend in derselben Weise geschildert: Ueberfüllte Säle, erregte Menschen, leidenschaftliche Einzelklagen, beruhigende Reden der Arbeiterführer, Murren der Streiklustigen und Schlußabstimmung für den Streik. Zur Illustrierung hier eine Probe aus der großen Versammlung der Belegschaft „Kaiserstuhl I und II" am Dienstag dieser Woche in Dortmund:

. . . Dann traten die Bevollmächtigten der Organisationen (sozialdemokratische, christliche, Hirsch-Dunckersche, polnische) auf. Zuerst sprach der (sozialdemokrat.) Verbandsvorsitzende Sachse. Er hielt den Leuten in eindringlichster Weise vor, wie planlos und unüberlegt sie mit ihrer Arbeitsniederlegung gehandelt hätten. Keine Forderungen formuliert! Weder ihre Vertrauensleute, noch ihre Organisationsvorstände in Kenntnis gesetzt! Keinen Beschluß gefaßt und so ohne die geringste Vorbereitung und ohne Berücksichtigung der möglichen Folgen einfach Belegschaft um Belegschaft, Schicht um Schicht die Einfahrt verweigert! Er verwies auf die früher gefaßten Beschlüsse, die jetzt durchbrochen seien, auf die Gefahren des allgemeinen Streiks, die umso größer seien, je ungeordneter er sich entwickle, auf die ungeheueren Opfer die er erfordere, und daß die Unternehmer, für die die Konjunktur augenblicklich sehr günstig wäre, ihn wünschten! Er teilte mit, daß wenige Tage später eine Konferenz der Vertrauensleute des ganzen Ruhrreviers stattfinden werde, die über das Vorgehen der Kameraden im ganzen Revier beschließen werde. Er forderte die Leute in eindringlichster Weise auf, die Beschlüsse dieser Konferenz abzuwarten und vorläufig wieder anzufahren. — Nach Sachse richteten die Vertreter der christlichen und der polnischen

Organisation dieselbe Aufforderung an die Streikenden. Es wurden die schärfsten Worte gegen die unverantwortlichen, unklugen Ratgeber gebraucht, die den Streik verschuldet hätten, man redete sogar von bezahlten Lockspitzeln! Und dann kam die Abstimmung der äußerlich sehr ruhigen 2000 versammelten Bergleute. Mit erdrückender Mehrheit erklärten sie sich — für energische Fortsetzung des Streiks!

Solcher Erbitterung gegenüber, die selbst vor den Schranken der gewerkschaftlichen Disziplin nicht mehr Halt machen will, sieht man erst ein, welchen unvergleichlichen Wert eine straffe gewerkschaftliche Organisation besitzt. Sie ist in solchen erregten Zeiten noch der einzige Schutzwall gegen ein plötzliches, wildes Ueberströmen des jahrelang aufgesammelten Grolls. Die Bergarbeiterführer, die sonst immer als Hetzer und Aufwiegler verschrien werden, sind gegenwärtig Tag und Nacht unterwegs, um die Massen von Torheiten und Gewalttätigkeiten abzuhalten. Sie lassen sich von ihren eigenen Leuten „Bremser" und „Verräter" schelten, ohne darüber ihre Verantwortlichkeit auch nur einen Augenblick aus den Augen zu verlieren. Sie überblicken die Gesamtsituation. Die einzelnen Mißstände und Klagen, die die Belegschaften hier und dort gewaltig aufregen, erscheinen den Führern weniger bedeutsam. Die Konjunktur der deutschen Kohlenindustrie, die wirtschaftliche und die politische Gesamtlage sind für ihr Verhalten ausschlaggebend. Und weil sie klar sehen, daß alle diese großen Faktoren gegenwärtig gegen die Arbeiter sind, weil sie einen Generalstreik für verderblich halten, darum haben sie rücksichtslos gegen den Ausbruch der Leidenschaft angekämpft, so lange es irgend möglich war.

Gewiß kann niemand bei uns in Deutschland irgend einen größeren Streik namhaft machen, der auf die Hetze der Führer zurückgeführt werden könnte. Im Gegenteil kann auf zahllose Vermittlungsvorschläge und Friedensstiftungen durch Arbeiterführer hingewiesen werden. Aber selten erschienen sie noch so offenkundig vor aller Welt als die besten Garanten der Mäßigung und Besonnenheit, als eben jetzt bei den Kämpfen im Ruhrgebiet. Sogar Zeitungen, die sonst den Standpunkt der Grubenverwaltungen sans phrase vertreten, haben das offen anerkannt. Daß die Arbeiterführer schließlich der wachsenden Leidenschaft der Arbeitermassen, von denen 58 Prozent unorganisiert sind, und der Unnachgiebigkeit der Grubenbesitzer gegenüber machtlos werden, wird ihnen niemand zum Vorwurf machen können.

Es ist nach alledem offenkundig: Nur diejenigen sind berechtigt, die Gewerkschaften und ihre besonnenen Führer nach wie vor zu hassen und dementsprechend zu bekämpfen, die eine führerlose, bei jedem geringsten Anlaß aufschäumende, wilde Arbeiterbewegung einer disziplinierten, besonnenen vorziehen, weil sie mit ihr leichter fertig zu werden hoffen. Wer dagegen wünscht, daß die deutsche Arbeiterbewegung sich in festen, gesetzmäßigen Schranken weiter entwickelt und nüchterne Besonnenheit auch in Zeiten tiefgehender Erregung hochhält, für den sind die Erfahrungen in der gegenwärtigen rheinisch-westfälischen Bergarbeiterbewegung geradezu klassische Belege für die Notwendigkeit starker, freier Arbeiterorganisationen.

Fr. Weinhausen.

Die Einigung der bayerischen Liberalen.

Die liberalen Zeitungen Bayerns haben am 9. Januar den gemeinsamen Wahlaufruf aller bayerischen Liberalen veröffentlicht. Seit längerer Zeit geführte Verhandlungen sind damit zum erfolgreichen Abschluß gebracht. Freisinnige, Nationalliberale, Jungliberale, Demokraten und Nationalsoziale haben sich auf ein gemeinsames Wahlprogramm geeinigt, das seine Spitze ausschließlich gegen das Zentrum kehrt. Auch die bayerischen Mitglieder des Wahlvereins der Liberalen, die Nationalsozialen, haben sich der Vereinigung angeschlossen. Sie konnten es schließlich mit gutem Gewissen tun. Zwar ist ein jedes derartige Kompromiß zunächst bedenklich und widerwärtig; denn selbst im „liberalen Süden" sind die Unterschiede der Anschauungen heute noch zu groß, als daß eine Einigung der liberalen Gruppen in enthusiastischer Begeisterung vor sich gehen könnte, und es hat wenig Zweck, Kompromisse abzuschließen, bei denen die ganze Stufenleiter „liberaler" Gegenwartsbegriffe vom Bauernbund und sog. Mittelstand bis zu einer fortschrittlich gesinnten Demokratie zu ihrem Rechte kommen soll. Vor allem jede junge, noch unbescholtene Parteigruppe wird sich dreimal bedenken, ehe sie sich solcher Vereinigung anschließt und damit die Sünden anderer Leute tragen hilft. Aber das in Bayern zustande gekommene Wahlprogramm ist nicht von dieser Art. Es bedeutet ganz unzweifelhaft eine so energische Wendung des gesamten bayerischen Liberalismus nach links, daß den Vertretern eines entschiedenen Liberalismus die Zustimmung über Erwarten leicht geworden ist.

Vor allem liegt hier seit langer Zeit zum erstenmal die feste Formulierung eines umfassenden, wirklich liberalen Programms vor. Der bayerische Liberalismus hat mit der bisherigen Taktik gebrochen, Programme um der Wähler willen aufzustellen oder auch nicht aufzustellen. Das neue Programm gibt etwas Klares und geht von der liberalen Gedankenwelt aus, es macht keine Zugeständnisse, die mit ihr im Widerspruch ständen, und läßt an wichtigen Punkten die Möglichkeit künftiger Weiterbildung offen. Weder der Landwirtschaft noch dem Handwerk wird Unmögliches verheißen; eine verständige Zurückhaltung stellt die bisher oft schmerzlich vermißte Beziehung des Liberalismus zu den Tendenzen der wirtschaftlichen Entwicklung und zu den Ergebnissen wissenschaftlicher Arbeit wieder her. Die Arbeiterfrage nimmt einen breiten Raum ein; die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine, Sicherung und Ausbau des Koalitionsrechtes, die gesetzliche Festlegung des zehnstündigen Maximalarbeitstages, die Förderung der Tarifgemeinschaften usw. zeigen einen neuen Geist des bayerischen Liberalismus, ebenso die Anerkennung der Bestrebungen der Handlungsgehilfen und selbstverständlichen Forderungen der Frauen (wenn auch in diesem Punkte sicherlich noch etwas mehr gegeben werden sollte!); aber das für den gegenwärtigen Zeitpunkt Wichtigste und den Einigungsverhandlungen Förderlichste ist doch das laute Bekenntnis zum allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrecht. Das Programm enthält an seiner Spitze den Satz: „Schaffung eines Wahlgesetzes auf der Grundlage des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts, wenn möglich nach dem Grundsatze der Verhältniswahl, sonst auf Grund einer nach alleiniger Maßgabe der jeweiligen Bevölkerungszahl zu bildenden, unparteiischen Wahlkreiseinteilung". Selbst diejenigen, die sich aufs schroffste gegen die frühere Haltung der bayerischen Liberalen in der Wahlrechtsfrage erklären mußten, konnten jetzt auf Grund dieser neuen Formulierung die Hand zum Bunde reichen. Denn der Sinn dieser Worte ist: Erreichung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts um jeden ehrenhaften Preis.

Ein weiterer Umstand hat den Nationalsozialen das Bündnis mit den übrigen Liberalen erleichtert: es fehlt in diesem Programm eine jede Erwähnung der „Zweifrontentheorie". In Bayern muß selbst der unzulänglichste Politiker den Unsinn dieser zwiefachen Rettung des Vaterlandes vor Reaktion und Revolution begreifen. Es gibt in Bayern für absehbare Zeit nur eine Möglichkeit das Zentrum zurückzudrängen: Zusammenwirken von Bürgertum und Arbeiterschaft. So gering auch zunächst die Aussicht auf einen durchschlagenden Sieg der antiklerikalen Elemente ist — so viel ist sicher, daß er niemals anders, als durch ein Zusammenhalten aller freiheitlich Gesinnten vom Nationalliberalismus bis zur Sozialdemokratie erreicht werden kann. Wer das nicht begreift und nicht von langer Hand her anstrebt, arbeitet dem Zentrum in die Hände. Und diese Einsicht von der Richtigkeit der Naumann-Barthschen Taktik hat sich im bayerischen Liberalismus in der Not der Zeit durchgesetzt. Wenn jetzt die bayerische liberale Presse sich dieser Taktik der liberalen Gruppen anschließt und mit größerem Weitblick als bisher alles vermeidet, was zwecklose Verbitterung zwischen Liberalismus und Arbeiterschaft erregt, so wird bei der übernächsten Wahl vielleicht die Möglichkeit kommen, in breiter, überlegener Front

Digitized by Google

gegen das Zentrum aufzumarschieren. Gerade an diesem Punkte setzt die Resolution ein, mit der die bayerischen Nationalsozialen ihre Zustimmung zum liberalen Wahlprogramm erklärt haben, und die gleichzeitig mit diesem von der liberalen Presse veröffentlicht worden ist:

„Die Nationalsozialen sind der Überzeugung, daß in Bayern der Kampf gegen das Zentrum in Zukunft nur dann mit Aussicht auf Erfolg geführt werden kann, wenn er von allen Liberalen und den Sozialdemokraten gemeinschaftlich geführt wird. Von diesem Gesichtspunkt aus erklären sie daher ihre Bereitwilligkeit zu einem Zusammengehen mit den übrigen Liberalen unter der Voraussetzung, daß der grundsätzliche Kampf in erster Linie gegen das Zentrum und der Kampf gegen die Sozialdemokratie nach Maßgabe der örtlichen Verhältnisse geführt wird, insbesondere soweit ein Bündnis der Sozialdemokratie mit dem reaktionären Zentrum den Kampf zur unbedingten Notwendigkeit macht."

Das liberale Einigungsprogramm gibt unseren Parteifreunden gewiß nicht alles, was sie selbst an Forderungen aufgestellt haben würden. Keine Einigung ohne Zugeständnisse! Aber keines dieser Zugeständnisse bedeutet eine Verleugnung liberaler Gedanken, und das ist sicherlich viel, wenn man sich heute mit den weiter rechts stehenden liberalen Gruppen zusammenschließt. Die Zugeständnisse liegen lediglich darin, daß in einigen wenigen Fragen Fassungen zugestanden werden mußten, die das konkrete Einzelne unter dem Allgemeinen einigermaßen verschwinden lassen. Aber diese allgemeineren Fassungen geben die Möglichkeit der konkreten Ausgestaltung sowohl im Wahlkampf wie in der zukünftigen Entwicklung des bayerischen Liberalismus. Wirklich vermißt wird wohl nie eine wichtige Frage: das Arbeitergenossenschaftswesen. Aber das wird unsere Parteifreunde nicht abhalten, in ihrer eigenen Tätigkeit praktisch und theoretisch wie bisher für die Konsumvereine einzutreten.

Wie jetzt die jüngeren Elemente die Stärke ihres Einflusses gezeigt haben, so wird ihnen die ebenso loyale wie rührige Arbeit für dieses Wahlprogramm künftig in noch höherem Maße ein Anrecht auf Einfluß geben.

München. Walter Goetz.

Korpskommandant und Feldwebel.

In einem Staate mit halbwegs einheitlichen Interessen ist es möglich, klare politische Urteile abzugeben und nach ihnen zu handeln; Klarheit des Urteils ist durch die innere Klarheit der Situation bedingt. Wo aber, wie in Oesterreich, die Gegensätze derart zugespitzt sind, daß von einer Einheitlichkeit der Interessen kaum noch gesprochen werden kann, wo der Staat und seine Verfassung zu einem Schema ohne Inhalt geworden sind, fehlt der Wegweiser für das politische Handeln, und das Unrecht, das in der Situation liegt, setzt auch den ins Unrecht, der die besten Absichten verfolgt. In Oesterreich muß jeder aktive Staatsmann scheitern, und deshalb muß man dem mildernde Umstände zuerkennen, der wenigstens, soweit es in seiner Macht stand, mit Intelligenz und gutem Willen regiert hat.

Körbers Gegner haben also recht, wenn sie feststellen, daß der Staatskarren nach fünf Jahren ebenso tief im Sumpf steckt, wie vorher; daß keines der Mittel, die er anwendete, dahin geführt hat, den inneren Frieden näher zu bringen; daß er gegen die Verfassung mit dem Notverordnungsparagraphen regiert hat, und daß die erste politische Abstimmung, die seit Jahren in einem Ausschusse des obstruierenden Parlaments vorgenommen wurde, bewies, daß der Regierung nur eine verschwindende Minorität im Plenum zur Verfügung gestanden hätte. Andererseits haben die Verteidiger Körbers — und es sind deren mehr, als öffentlich zum Vorschein kommen — nicht minder recht, wenn sie behaupten, daß Oesterreich niemals so modern regiert worden ist, wie in diesen letzten Jahren, daß niemals ein Beamter so energisch mit dem bureaukratischen Schlendrian und der erbgesessenen Borniertheit gebrochen hat, daß wirklich moderner Geist in alle Gebiete der Verwaltung und namentlich in die Justizpflege seinen Einzug gehalten hat, daß es wirklich den Anschein hatte, als ob Preß- und Versammlungsfreiheit zur Wahrheit geworden wären.

Aber bei aller Anerkennung von Körbers intellektuellen und moralischen Eigenschaften läßt sich nicht leugnen, daß man auch — und gerade in den letzten Jahren — das Gefühl der politischen Trostlosigkeit, der politischen Sumpfluft, die alles verpestete, nicht losgeworden ist. Derselbe Ministerpräsident, an dem wahrscheinlich in normalen Verhältnissen nichts auszusetzen gewesen wäre, war durch seine bloße Existenz mitverantwortlich für das österreichische Elend. Er hat nicht versucht, die Grundübel durch große Mittel zu beheben; er blieb ein Mann der kleinen Mittel, der symptomatischen Kuren. Man kann nicht wissen, ob nicht energischeres, kühneres Vorgehen seinen Ehrgeiz gereizt hätte; allein dies war ihm, falls er daran dachte, verwehrt. Denn in den Kreisen, welche, außerhalb der verantwortlichen Stellen, Oesterreich regieren, herrscht heute nicht nur ein vollständiges Verkennen der Lebensfragen des staatlichen Organismus, sondern auch insbesondere ein alle Bedenken zurückdrängendes Ruhebedürfnis. Für diese Kreise hatte das Ministerium Körber nur darin seine Existenzberechtigung, daß es leidliche Ruhe hielt. Natürlich führt aber dieses Ruhebedürfnis immer dahin, daß man niemals daran denkt, den Ursachen der Unruhe im Staate ernstlich an den Leib zu gehen, und daß daher im gegebenen Momente der aufgespeicherte Haß und Zorn um so lauter zum Durchbruch kommen muß.

Die Körberschen Mißerfolge sind aber schwerlich die Ursache seines Sturzes gewesen, wenn auch jene Abstimmung im Budgetausschusse einen in Oesterreich schon nahezu lächerlichen konstitutionellen Vorwand geliefert haben mag. Man hat nicht gezaudert, ihn fallen zu lassen, weil man hoffte, durch dieses Opfer den Tschechen die Obstruktion abzukaufen und die Militäranleihe im Reichsrate durchzubringen, die mit dem Notverordnungsparagraphen gegen den klaren Wortlaut des Gesetzes zu oktroyieren gefährlich erschien; denn daß die höfische Militärpartei nicht einsehen will, daß Oesterreich auch mit neuen Kanonen und Schiffen keine Großmacht mehr sein kann, ist selbstverständlich. Mit ihr haben sich die höfischen Klerikalen verbündet und, wie es scheint, mit Glück eine Intrige eingeleitet, die den Minister der Roture zu Falle bringen mußte. In Wien kennt jedermann die Namen der weiblichen und männlichen Kamarilla, die seit dem Jahre 1848 nichts gelernt und alles vergessen hat, die mit denselben Mitteln arbeitet, wie anno dazumal. Ein unter Ausschluß der Oeffentlichkeit erscheinendes alldeutsches Blatt hatte sich eine recht geschmacklose Verhöhnung des katholischen Meßopfers geleistet und war nicht konfisziert worden. Ein klerikales Hetzblatt brachte die Sache vor die große Oeffentlichkeit. Der Kardinal-Erzbischof von Wien mußte Sühngebete anordnen, und es mag gläubige Seelen geben, namentlich in höfischen Kreisen, die eine Strafe des Himmels dafür erwarteten, daß in Oesterreich so gottloser Unfug geschehen könne, ohne daß die Täter von dem Arme der irdischen Gerechtigkeit ereilt werden. Wenn man den modernen Minister trotz der instinktiven Abneigung des blauen Blutes gegen nicht erbliche Führer des Staates, wenn auch mit innerem Abscheu, fünf Jahre lang hatte über sich ergehen lassen müssen, weil der Kaiser so wollte, so war jetzt die schönste Gelegenheit, sich seiner zu entledigen. Man konnte zugleich Rache dafür nehmen, daß er die christlich-soziale Verschlechterung der Schulgesetze zum Teil verhindert hatte. Körber wurde, wie viele vor ihm, von denen man gesagt hatte, daß ihre Stellung unerschütterlich sei, ohne Zeichen kaiserlicher Gnade entlassen.

Da in dem Ministerium Körber der Ministerpräsident die einzige politische Persönlichkeit, die übrigen Minister aber bloße Subalterne waren, konnten diese im Amte bleiben, namentlich der einst für liberal gehaltene Unterrichtsminister, der mit den Christlichsozialen die Schulvorlage vereinbart hatte und soeben von seinem Chef desavouiert worden war. Aber sowohl die Geschichte von Körbers Sturz als die Person des neuen Ministerpräsidenten und seine ersten Handlungen deuten die

Richtung des neuen Kurses an. Der Preßstaatsanwalt, der zu wenig konfisziert hatte, wurde schon versetzt; die Klerikalen, die eine „Abwehraktion" zum Schutze des Katholizismus (in Oesterreich!) ankündigen, erzählen in ihren Versammlungen, daß der neue Ministerpräsident und der neue Leiter des Justizministeriums — von welch letzterem man indes bis auf weiteres derlei nicht glauben kann — sich bei den Bischöfen nach den Wünschen der Katholiken in bezug auf jenen Angriff erkundigt hätten; daß sie dem Kardinal-Erzbischof von Wien einen Zweckbesuch abgestattet hätten. Nichtsdestoweniger wird die Regierung nicht offen klerikal sein, eben wegen jenes Ruhebedürfnisses und weil man die großen Mittel noch scheut. Nur daß die neue Regierung, nicht wie Körber modern, sondern klerikal verwalten und die Machtmittel der Verwaltung dem Klerikalismus zur Verfügung stellen wird; man wird wieder das blaue Blut und den Einfluß der Bischöfe in allen Stellungen genügend respektieren, Zeitungen konfiszieren, Versammlungen auflösen und bei jeder Gelegenheit mit der Polizei den Staat retten; man wird den Amtsschimmel reiten und die Vernunft in die Rumpelkammer werfen und sich vor allen modernen Ideen bekreuzigen.

Dafür bürgt der Name Gautsch, von der Zeit an, da er als junger Konzipist durch sein goldenes Verdienstkreuz, seine korrekte Toilette und den Eifer, mit dem er als Zivilist den Paraden auf der Schmelz folgte, die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich lenkte, sodaß er Vorstand des Theresianum und in ganz jungen Jahren Unterrichtsminister wurde, bis heute ist er eigentlich derselbe geblieben: er sah immer den Ruhm des Staatsmannes in der Durchführung der bureaukratischen Subordination, in der äußeren Korrektheit. Das war der ruhende Pol in seiner Erscheinungen Flucht; er hat als Unterrichtsminister unter Taaffe und Badeni die Uniformierung der Professoren, die vielbeklagte Abschaffung des Kollegiengeldes an den Universitäten, die Reglementierung der Gymnasien und die „Reinigung" der Schulbibliotheken durchgeführt und den Staat ebenso betrachtet, wie das Theresianum, jenes Internat für mehr oder minder gut geratene, aber stets hoffnungsvolle Söhne, die erblich zu Führern der Nation oder wenigstens zu Beamten bestimmt sind. Er hat stets verlangt, daß die niederen Rangklassen ihm gehorchen, wie er selbst dem Kaiser stets zur Verfügung steht. Er hat deshalb die Politik des Taaffeschen Fortwursteln, gestützt auf den deutschfeindlichen eisernen Ring, und die Politik der Wahlreform, die zu Taaffes Sturze führte, ebenso mitgemacht, wie die Katastrophenpolitik Badenis; als dessen Nachfolger hat er die Erbschaft liquidiert, zuerst den Notverordnungsparagraphen auf das Budget verfassungswidrig angewendet und die revidierten Sprachenverordnungen erlassen, die später infolge der deutschen Obstruktion vom Ministerium Clary zurückgenommen werden mußten. Seine bureaukratische Natur und seine Schmiegsamkeit nach oben muß ihm alle modernen Menschen, seine politische Vergangenheit, namentlich die Deutschen zu Gegnern machen, während die Tschechen es als einen politischen Erfolg betrachten, daß Koerber aus dem Wege geräumt ist, der erklärt hatte und im großen ganzen daran festhielt, keine nationalen Zugeständnisse ohne Zustimmung der Deutschen zu machen.

Eben deshalb aber wird Gautsch vermutlich zunächst einen politischen Erfolg zu verzeichnen haben. Da die Tschechen die Obstruktion vorläufig aufgeben und die Deutschen nicht in der Obstruktion sind, wird der Reichsrat „arbeitsfähig" sein. Allerdings wird die „Arbeit" danach sein. Die Militäranleihe wird wahrscheinlich bewilligt werden, und die Bevölkerung wird alle Ursache haben, sich nach den Tagen der Obstruktion zurückzusehnen. Und obwohl es in Oesterreich noch schwerer ist zu prophezeien, als anderswo, hat es manches für sich anzunehmen, daß die Obstruktion sich auch pünktlich wieder einstellen wird. Nachdem die Tschechen im Jahre 1895 mit der Obstruktion begonnen hatten, folgte die Obstruktion der Deutschen unter Badeni und Thun, und diese wurde wieder von der tschechischen Obstruktion abgelöst. So wäre jetzt die Reihe wieder an den Deutschen, und es ist wohl möglich, daß sich die Dinge so gestalten werden. Denn daß sich die Parteien dazu hergeben, den ungarischen Ausgleich zu schlucken, ist höchst unwahrscheinlich. Konzessionen von seiten der Regierung an die nationalen Parteien oder gar der Versuch einer „Reform" der Geschäftsordnung werden sofort wieder auf den Kriegspfad führen.

Allerdings liest man schon täglich von Konferenzen des Ministerpräsidenten mit den einzelnen Parteiführern. Allein auch er wird nicht den Stein der Weisen finden, der, ohne vollständige Umwandlung dieses Staates, das goldene Zeitalter der Völkerversöhnung herbeiführt. Solche Versuche mit untauglichen Mitteln dienen nur dazu, die Situation noch unklarer zu gestalten, die wirklichen Verhältnisse noch mehr zu verschleiern.

Das eine aber kann man schon jetzt sagen, daß, was Herrn v. Koerber, der wohl nicht ein Feldherr großen Stils, aber ein vorzüglicher Korpskommandant war, nicht gelungen ist, auch dem nicht gelingen kann, der die öffentlichen Angelegenheiten im Sinne eines Zivilfeldwebels zu behandeln gewöhnt ist, auch wenn er in die erste Rangklasse vorgerückt ist.

Wien, 10. Januar 1905.

* * * *

Weltzuckerindustrie und internationales und koloniales Recht.

Wer, wie die Leser der „Nation", die Schutzzoll- und Prämienpolitik verurteilt, die unser Volk seit Jahrzehnten betreibt, der muß mit großem Interesse ein Buch zur Hand nehmen, das Dr. W. Kaufmann unter obigem Titel bei Fr. Siemenroth, Berlin (12 Mark) veröffentlicht hat.

Das über 600 Seiten starke Werk behandelt in sehr ausführlicher und gründlicher Weise die Weltzuckerproduktion, die wirtschaftlichen Verschiebungen, die sich durch die beispiellose Entwicklung der Rübenzuckerindustrie im internationalen Handel der letzten Dezennien vollzogen haben, und namentlich die zoll- und steuerpolitischen Maßnahmen der verschiedenen Staaten auf diesem Gebiete, die mit der Brüsseler Konvention zu einem vorläufigen Abschluß gekommen sind.

Der letztere Umstand hebt die Geschichte der Zuckerindustrie aus dem Rahmen rein fachmännischer Untersuchung heraus und macht sie zu einem Gegenstand des Interesses für die gesamte Volkswirtschaft, denn hier liegt in einem einzelnen Artikel gewissermaßen ein abgeschlossenes wirtschaftliches Kapitel vor uns, aus dem die bedeutsamsten Rückschlüsse auf die gesamte Entwicklung des internationalen Handels gezogen werden können.

Wir haben es, sozusagen, mit einem wirtschafts- und steuerpolitischen Schulbeispiel zu tun, und zwar mit einem solchen, das allen denen ein glänzendes Rechtfertigungszeugnis ausstellt, die das Prinzip staatlicher Unterstützung, Bevormundung und Regelung rein industrieller Unternehmungen für verfehlt ansehen.

Der Verfasser spricht dieses nicht aus, er konstatiert bloß Tatsachen, vielleicht allzu objektiv, aber diese Tatsachen reden deutlich genug; man braucht nur nachzulesen, was auf den ersten 150 Seiten an steuerpolitischen Maßregeln zusammengestellt ist, mit denen die verschiedenen Länder ihre lieben Zuckerindustrien beglückt haben. Da haben wir Aus-, Einfuhr-, Ueber- und Vergeltungszölle, Rohprodukt-, Fabrikations-, Raffinierungs- und Verbrauchsabgaben, direkte und indirekte, offene und versteckte Ausfuhrprämien, staatlich organisierte und schließlich auch noch private Kartellprämien, kurz alles, was die kühnste schutzzöllnerische Phantasie an fiskalischen Maßnahmen zur „Förderung" und Nutzbarmachung eines Industriezweiges ersinnen kann.

Und mit welchem Resultat?

Daß die hauptbeteiligten Mächte zusammenkommen, um den größten Teil dieser schönen Einrichtungen wieder aufzuheben, um, wenn auch nicht in Worten, so doch durch die Tat zu erklären: alles, was wir bisher getan haben, war verfehlt.

Digitized by Google

Die Brüsseler Konvention ist in bündigster Form die Bankrotterklärung einer durch Jahrzehnte hindurch befolgten Schutzzoll- und Prämienwirtschaft.

Wenn man bedenkt, wie viel ökonomischer Scharfsinn, welche Untersuchungen, Denkschriften, Gesetzentwürfe, Kommissions- und Parlamentsberatungen, kurz, welche Summe menschlichen Fleißes nötig gewesen ist, um dieses Kunstgebäude zu errichten, das schließlich zu nichts anderem wert war, als von den Bauherren selbst in Trümmer geschlagen zu werden, dann kann man wohl mit Mephisto ausrufen: „Ein großer Aufwand schmählich ist vertan."

Archive und Bibliotheken würden gut tun, das vorliegende Buch anzuschaffen. Denn wenn später einmal die Geschichte der Nationalökonomie unserer Zeit geschrieben wird, findet der Forscher hier alles zusammengestellt, was an kurzsichtiger Interessenpolitik zu Ende des 19. Jahrhunderts möglich gewesen ist.

Feener wird er finden, daß die Umkehr von dieser Politik merkwürdigerweise viel weniger auf die Einsicht derer zurückzuführen ist, die von der unsinnigen Wirtschaft einen Nachteil, als auf die temporäre Kurzsichtigkeit derer, die daraus einen Vorteil hatten.

Es ist bekannt, daß ohne den von England ausgehenden Druck die Brüsseler Konvention nicht zustande gekommen wäre. Sind doch alle früheren Versuche, ohne England zum Ziele zu kommen, gescheitert. Das englische Volk hat aber von der Prämienwirtschaft der kontinentalen Rübenstaaten jahrzehntelang den größten Vorteil gehabt, denn in keinem Lande der Welt war Zucker so billig, wie in England, und nirgends haben die auf billigem Zucker aufgebauten Industrien, wie Jam-, Marmeladen- und Cakesfabrikation, solchen Aufschwung aufzuweisen gehabt als dort.

Somit hatte England für sich kein Interesse an dem Aufhören des alten Zustandes, aber die englischen Zucker produzierenden Kolonien fürchteten, durch den Prämienzucker ruiniert zu werden, und dem Imperialisten Chamberlain lag mehr daran, diese zufriedenzustellen, als auf die englischen Konsumenten Rücksicht zu nehmen. Somit hat England durch Abkehr von seinen alten wirtschaftlichen Prinzipien andern Völkern eine Wohltat aufgezwungen und sich selbst geschadet, gewiß ein seltenes Ereignis, das, wie gesagt, auch nicht dadurch zu erklären ist, daß Großbritannien plötzlich uneigennützig geworden wäre, sondern dadurch, daß es seinen Nutzen augenblicklich mehr in der Konsolidierung des Reiches als in billigem Zucker sieht.

Die Richtigkeit dieser Politik wird aber lange nicht von allen Engländern anerkannt. Der englische Konsument ist sehr mißvergnügt, daß man ihn der Kolonien wegen belastet. Der Sekretär des Cobden-Klubs, Perris, hat ausgerechnet, daß die Brüsseler Konvention den Zucker in England um jährlich 120 Millionen Mark verteuert, womit in der Tat die Zufriedenheit der Kolonien reichlich hoch erkauft sein würde. Den ungeheuren Nutzen, den Deutschland dagegen von der vielgeschmähten Konvention gehabt hat, braucht man zum Glück garnicht erst zu erhärten. Man sehe sich die deutsche Rübenindustrie von heute an und die vor zwei Jahren. Wenn auch nicht alles auf Konto der vernünftigeren Wirtschaftspolitik zu setzen ist, so ist doch die Tatsache nicht wegzuleugnen, daß von jener Zeit her der Aufschwung datiert.

Der „Schutz der nationalen Arbeit" hatte es fertig gebracht, dem deutschen Konsumenten die Preise so zu erhöhen, daß der Verbrauch von Zucker in einem Jahre von 15,25 Kilo auf 13,67 Kilo auf den Kopf der Bevölkerung zurückging, und daß die Produzenten mit 12,20 pro Doppelzentner Hamburger Exportpreis an der Grenze ihrer Existenzmöglichkeit angelangt waren.

Die internationale Verständigung dagegen hat in zwei Jahren eine bisher nicht dagewesene Zunahme des Verbrauchs in Deutschland und trotz billigerer Konsumpreise glänzende Resultate für die Produzenten im Gefolge gehabt, denn heute steht der Hamburger Exportpreis auf 28 Mark frei an Bord. Daher sind auch unsere Agrarier in der Zuckerfrage in der letzten Zeit sehr still geworden.

In der Tat läßt sich ja auch eine glänzendere Rechtfertigung der auf Handelserleichterungen abzielenden Politik nicht denken als die Hergänge auf dem Gebiet der Zuckerproduktion.

Kaufmann hat deshalb sehr recht getan, gerade hieran seine außerordentlich gründlichen und von größter Sachkenntnis zeugenden Erörterungen über internationales und koloniales Recht zu knüpfen. Er weist nach, daß die Entwicklung auf fast allen Produktionsgebieten genau so wie beim Zucker mit zwingender Notwendigkeit zu internationaler Verständigung drängt, die einzelnen Staaten mögen wollen oder nicht. Der durch die Tendenz der Kartellierung ausgeübte wirtschaftliche Zwang ist so groß, daß er selbst alte internationale Grundprinzipien über den Haufen wirft. So sträubte man sich früher auf vorbereitenden Konferenzen noch immer dagegen, den sogenannten „Ueberzoll", d. h. den Mehrbetrag, den der aus dem Ausland eingeführte Zucker im Vergleich zu den gleichartigen inländischen Erzeugnissen an Abgaben zu entrichten hat, durch internationale Vereinbarung zu regulieren, weil die Staaten darin einen Eingriff in ihre inneren Angelegenheiten sahen, der nicht mit ihrer Selbständigkeit verträglich zu sein schien. „Aber," führt der Verfasser aus, „die aus der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung sich ergebende internationale Bedeutung derartiger ‚innerer' Maßnahmen der einzelnen Staaten und das daraus erwachsende internationale gemeinsame Interesse an dem völkerrechtlichen Ausschluß derselben erweisen sich als stärker."

Rußland hat selbst die Beteiligung an der *Brüsseler* Konferenz noch mit dem Hinweis abgelehnt, daß die geplante Konvention einer Einmischung eines Landes in die *innere* Gesetzgebung eines andern gleichkäme, und es könne einen solchen Eingriff unmöglich zulassen. Schließlich werden die Verhältnisse aber auch wohl noch stärker sein als Rußland.

In den Kartellen wird eben das alte Schutzzollsystem ad absurdum geführt. Ein kurzer Blick auf das Wesen und den Zweck des sogenannten „nationalen Schutzes" genügt, um dies zu zeigen.

Wenn wir z. B. einen Zoll auf amerikanische Eisenwaren legen, so bezwecken wir doch dadurch, daß diese nicht *unter amerikanischem Produktionskostenpreis plus Zoll* bei uns gehandelt werden sollen. Denn nur dadurch glauben wir, unsere Industrie „schützen" zu können. Wenn nun aber der amerikanische Stahltrust den Nutzen des einheimischen Marktes dazu benutzt, um bei uns *unter* Produktionskostenpreis zu verkaufen, was nützt uns denn da der Schutzzoll?

Solche Zustände verlangen eben gebieterisch eine internationale Regelung, wobei selbst tiefe Eingriffe in die innere Gesetzgebung der beteiligten Länder nicht zu umgehen sind.

Ueber die dabei auftauchenden, höchst verwickelten Fragen gibt der Verfasser nun in ebenso eingehender Weise wie vorzüglicher Gliederung Aufklärung und Anregung.

Wir glauben auch mit ihm, daß der Druck zu internationaler Verständigung trotz der schlechten Erfahrungen mit Zucker wieder von England ausgehen wird.

Er schreibt: „Es mehren sich die Anzeichen, daß Großbritannien auch in Beziehung auf andere Erzeugnisse als den Zucker die Förderung der Produktion und Konkurrenz der Produzenten anderer Länder durch künstliche staatliche und Kartell-Maßnahmen, durch welche die britische Produktion geschädigt wird, nicht über einen gewissen Punkt ruhig hinzunehmen gewillt ist."

Hierüber kann es immerhin Meinungsverschiedenheiten geben. Denn, so gewiß es ist, daß einige Produktionszweige Englands durch die Schleuderpolitik fremder Kartelle schwer geschädigt werden, so haben andere doch wieder einen großen Nutzen davon, wie z. B. einer der Hauptzweige englischen Gewerbefleißes, der Schiffbau. Nichts kann ihm erwünschter sein, als daß er seine Bleche und Eisenwaren von Deutschland unter den Preisen kauft, zu denen sie überhaupt produziert werden können.

Es fragt sich da, welche Strömung in England die Oberhand gewinnt. Kommt Chamberlain ans Ruder, so wird der Verfasser wahrscheinlich recht behalten. Eine Regierung, die sich nicht scheute, die Interessen der englischen Konsumenten

und der großen Jam- und Marmeladeindustrie zugunsten der kolonialen Produzenten zu opfern, wird auch keine Rücksichten nehmen, wenn es sich um den Schutz einheimischer Produktionszweige handelt. Dazu kommt, daß der gegenwärtig leitende Staatsmann Arthur Balfour die Ansicht vertritt, England müsse aus Liebe zum Freihandel zum Schutzzoll oder, besser gesagt, zu Vergeltungszöllen übergehen; denn hinter diesem Schritt läge die internationale Verständigung und damit der Uebergang zu einem freieren Handel.

Sehr beherzigenswert für unsere Rübenzuckerinteressenten ist auch, was der Verfasser über die Rohrzuckerproduktion sagt. Es gibt bei uns noch viele Köpfe, namentlich im agrarischen Lager, die da meinen, daß bei einer fortgesetzten, konsequent durchgeführten Prämienpolitik der Rohrzucker gänzlich zurückgedrängt worden wäre, sodaß Deutschland den Weltzuckermarkt uneingeschränkt beherrscht haben würde.

Diese Ansicht fand Nahrung dadurch, daß in den neunziger Jahren tatsächlich ein Rückgang der Rohrzuckerproduktion zu verzeichnen war. Aber hierfür lag der Grund in den kubanischen Wirren. Mit friedlicheren Verhältnissen dort hob sich die Weltrohrzuckerproduktion nach des Verfassers Zahlen von 2 859 050 Tonnen in den Jahren 1897/98 auf 3 850 000 Tonnen in den Jahren 1901/02, und wenn wir diese durch die neuesten Daten (nach Willett Gray, Newyork) ergänzen:

1902/03 . . .	4 151 000	Tonnen,
1903/04 . . .	4 298 000	„
1904/05 . . .	4 686 000	„

so ergibt sich die Torheit einer Wirtschaftspolitik, die Opfer auf Opfer häufte, um diese Industrie zu ruinieren.

Wer will, der kann, wie gesagt, aus dem vorliegenden Buche sehr viel lernen, und je weitere Kreise sich mit den Ideengängen des Verfassers vertraut machen, um so besser wird es um unsere zukünftige Wirtschaftspolitik bestellt sein.

Hohenaspe. A. Pohlman.

Theodor Mommsens Reden und Aufsätze.

Jener Ueberschuß unaustilgbarer, durch keinen Ablauf der Zeit und keine Fülle der Erlebnisse abzustumpfender seelischer Kräfte, den man Genialität nennt, wird bei Buchgelehrten, die eine schwere Wissenslast zu tragen haben, nicht allzu häufig angetroffen. Gleichen doch manche Straßen der Wissenschaft den durch fleischlose Knochengerüste bezeichneten Karawanenstraßen der Wüste." — Mit solchen Worten hat einst Theodor Gomperz auf diesen Blättern der Mommsenschen Genialität, die so frei war vom Staub der Stubengelehrsamkeit, gerecht zu werden gesucht. Die Altertumswissenschaft ist durch niemanden so verjüngt worden wie durch den Antiquar Theodor Mommsen, den die Schwingenpoesie und Politik hoch über das Niveau der bloßen Gelehrtentätigkeit emporhoben.

Mommsens literarisches Lebenswerk stellt für sich allein eine kleine Bibliothek dar. In dieser Bibliothek finden sich die größten Folianten, angefüllt mit den Früchten substantiellster Gelehrsamkeit, neben dem zierlichen Liederbuch dreier Freunde und dem Duodezbändchen, das die Uebertragungen von Poesien Carduccis enthält. Zwischen diesen beiden Polen aber schichten sich zahllose Bände, in denen der Rechtsgelehrte und der Geschichtsforscher, der Akademiker und der Politiker, der Fachmann und der Essayist zu uns reden in einer Sprache, die, nie zopfig, auch dem sprödesten Stoff seinen geheimnisvollen Reiz entlockt, die, voll Mark und Fülle, stets nach dem knappsten Ausdruck strebt, das moderne Empfinden als Maßstab an die ältesten Vorgänge der Menschheitsgeschichte legt und so erst die Vergangenheit zu einem Stück der geistigen Gegenwart macht.

Es ist eine neue Publikation,*) die uns zu diesen Betrachtungen führt. Otto Hirschfeld, der wie kein anderer als Schüler, Freund und langjähriger Arbeitsgenosse Mommsens dazu berufen war, hat Reden und Aufsätze Mommsens — nicht alle Reden und alle Aufsätze, sondern eine Auswahl — in einem handlichen Bande vereinigt. Es ist eine köstliche Gabe, mit feinem literarischen Geschmack zusammengestellt. Zeitlich umfaßt die Sammlung mehr als ein halbes Jahrhundert, von dem journalistischen Bericht über die Schlacht bei Schleswig im Jahre 1848 bis zu dem Pronunziamento zugunsten der Forschungsfreiheit, das, an den Fall Spahn anknüpfend, 1901 eine tiefe Bewegung auf deutschen Universitäten auslöste.

Unter den Reden nehmen die Ansprachen, die Mommsen als Sekretär der Preußischen Akademie der Wissenschaften in den Jahren 1874 bis 1895 gehalten hat, den größten Raum ein. Sie sind sämtlich aufgenommen. Hirschfeld rühmt von ihnen, daß sie in Fülle und Tiefe der Gedanken zu den schönsten Blüten akademischer Beredsamkeit gehörten. Das trifft gewiß zu. Vielleicht darf man beifügen, daß ihr Reiz den Moment gerade deswegen überdauert hat, weil diese Reden so wenig spezifisch Akademisches haben. Den Begriff der akademischen Rede verbindet man unwillkürlich mit rhetorischem Pomp und einer gewissen Unwahrhaftigkeit, wie sie feierlichen Akten und höfischen Anlässen beizuwohnen pflegt. Mommsen verstand es ausgezeichnet, auch in seinen akademischen Reden diese Klippen zu vermeiden.

Als rednerische Meisterwerke stelle ich die kurzen Antworten auf die Antrittsreden neu aufgenommener Akademiker, von denen einige die vorliegende Sammlung zieren, noch höher. Da, wo ihn der äußere Anlaß zur größten Prägnanz des Ausdrucks, zur knappsten Formulierung nötigte, erscheint Mommsen als vollendeter Meister. Seine Antwort an den ihm auch persönlich sehr nahestehenden Scherer, die er bei dessen Einführung in die Akademie am 3 Juli 1884 an die gelehrte Körperschaft richtete, ist ein vollkommenes Muster dieser Art von Beredsamkeit. Ein einziger Satz aus dieser Rede, in dem der Eintritt des Literarhistorikers in eine Akademie der Wissenschaften gerechtfertigt und jede Dichterakademie abgelehnt wird, mag dies Urteil begründen:

„Das collegium poetarum der römischen Republik ist das Werk derjenigen Zeit, welche Poeten wünschte und nicht besaß, und jede ähnliche Vereinigung hat nur bestätigt, daß die großen Dichterzeiten in jeder Nation noch viel seltener und viel unberechenbarer eintreten als die guten Weinjahre, und daß der Versuch, den flüchtig wandelnden Musen eine feste und staatliche Stätte zu bereiten, weit häufiger das Fehlen als das Vorhandensein lebendiger Kräfte zum Ausdruck bringt."

Unter den nicht akademischen Vorträgen unserer Sammlung finden sich zwei, über die einheitliche Limesforschung und die Akten zu dem Säkulargedicht des Horaz, die den älteren Lesern der „Nation" aus der Veröffentlichung in diesen Blättern bekannt sind, vier andere stammen aus den Jahren 1863, 1870 und 1871. Sie gehören jener Lebensperiode Mommsens an, die ihn in der vollsten Kraft und Reife sah. Die beiden Vorträge über die römischen Ackerbrüder und die germanische Politik des Augustus stellen eine Popularisierung der Wissenschaft dar, die den höchsten geistigen Anforderungen gerecht wird.

Unter die Aufsätze des Bandes hat Otto Hirschfeld, sehr mit Recht, auch eine Anzahl von Charakteristiken aufgenommen: Gajus Cornelius Gallus, Otto Jahn, Geambattista de Rossi und Ludwig Bamberger. Die Aufsätze über Bamberger und de Rossi erschienen 1895 und 1894 in der „Nation". Mommsens Porträtierkunst hat von jeher Bewunderung erregt. Die Charakterbilder, die er in seiner „Römischen Geschichte" von dem großen Staatsmann Julius Caesar, von dem Unteroffizier Pompejus, von dem Feuilletonisten Cicero, von dem Moralisten Cato entworfen hat, sind mit unseren Vorstellungen der römischen Republik unauflöslich verknüpft, und wer im fünften Bande der „Römischen Geschichte" die wenigen Sätze über Plutarch gelesen hat, der kennt die Züge dieses populärsten Geschichtsschreibers der griechisch-römischen Welt.

*) Reden und Aufsätze von Theodor Mommsen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1905.

Digitized by Google

Mommsens Meisterschaft in der Charakteristik geschichtlicher Persönlichkeiten hängt mit der Eigenart seines Stils zusammen, mit einer Neigung zum Epigrammatischen, die allenthalben das Charakteristische sucht und gelegentlich selbst vor einer leichten Karikatur nicht zurückschreckt, wenn nur dadurch das Wesentliche markanter hervorgehoben werden kann. Dieser zur Gedrungenheit und Knappheit, zur Pointierung neigende Stil ist vielleicht durch die lebenslängliche Beschäftigung mit Inschriften noch besonders ausgebildet worden. Aber einerlei, ob einer Naturanlage oder geistiger Zucht das Hauptverdienst an der Bildung dieses Stils zukommt, der hohe geistige Genuß, den wir an den Erzeugnissen dieses Stils empfinden, wäre allein ein ausreichender Anlaß zur dankbaren Anerkennung der verdienstvollen Publikation, die den Gegenstand dieser Besprechung bildet.

Theodor Barth.

Frau Rath.

Zu den geläufigen Sätzen der Goethe-Biographie gehört die Lehre, daß der große Dichter sein Bestes, das Bestimmende und Schaffende seines Wesens der Mutter verdanke. Man ist sich in den Grundzügen über dieses Verhältnis klar, und dennoch: erst die jetzt erfolgte sorgsame und vollständige Sammlung *) all der an entlegenen Stellen gedruckten und so für die Mehrheit unzugänglichen schriftlichen Aeußerungen Catharina Elisabetha Goethes offenbart, wie erstaunlich stark durch die vererbte Anlage wie durch Erziehung „Frau Aja" den „Wolf" beeinflußt hat. Sein Wesen ist aus ihrem Kern geschnitzt. — Freudigkeit, die nach Bruder Martins gern von ihr gebrauchtem Wort die Mutter aller Tugenden ist, erfüllt der beiden Leben; Lust am Dasein, eine niemals kleinliche Andacht im Genuß seiner Schönheit; und eine hohe Begabung, auch über seine Häßlichkeiten zu triumphieren, bienengleich auch seinen bittern Blüten den Honig zu entlocken. Nie des eigenen Halts verlustig, übt der Sohn sich nach dem Vorbild der Mutter, dem Bedürfen des Augenblicks im Verkehr mit Menschen und Dingen sich anzuschmiegen. Indem sie sich hüten, bessernd und meisternd in fremdes Eigenleben hineinzutappen, jedem „sein Himmelreich" lassen, aber feinfühlige Teilnahme stets entgegenzubringen bereit sind, erschließen sie sich die Herzen und hinterlassen oft, Wesen erhöhend, Leistungen steigernd, den nachhaltigen Eindruck. Wie oft ist beiden das begegnet.

Geselligkeit ist dieser Frohnaturen Lebenselement. „Eine Glückseligkeit, die wir allein genießen, bleibt ewig nur halb," gesteht die Frau Rat; mit guten Menschen umzugehen, große Menschen um und bei sich zu haben, ist für sie „jederzeit eine Wollust". Das gastliche Haus am Hirschgraben und später die behagliche Wohnung der Verwitweten im Goldenen Brunnen auf dem Roßmarkt haben vielen und vielerlei Besuch gesehen, und manch bedeutendes Gespräch erlebte der runde Tisch ihres Wohnzimmers, beim Sechsundzwanziger, dem „Tyrannenblut". Auf eines jeden Weise, — sei er Schauspieler oder Würdenträger, Kind oder Gelehrter — weiß sie mit Takt und innigem Verstehen einzugehen. Sie darf es sagen, von Gott sei ihr die Gnade geworden, daß keine Menschenseele mißvergnügt von ihr gegangen sei, wes Standes, Alters und Geschlechts sie auch gewesen. Mit der Gabe zu unterhalten, die Aufmerksamkeit eines geselligen Kreises zu fesseln, mit dieser klassischen „Lust zu fabulieren" hat die Mutter den Sohn beschenkt, der, seit der frühsten Kindheit ein gelehriger Schüler, es schnell zur Vollendung brachte. Im zwanglosen Plaudern das reich erfaßte, bunte Bild der Wirklichkeit von neuem zu wirken, recht nach Neigung aus dem raschen Strom der großen und der kleinen Weltereignisse zu schöpfen — solches „Schwatzen ist eigentlich meine Rolle, worin ich Meister bin," rühmt sie sich. „Aber Schreiben! so tintenschen ist nicht leicht jemand," kontrastiert sie einmal. Und gerade das macht den Wert und die Eigenart dieser urwüchsigen Briefe aus, daß sie den Schmelz des Augenblicks — dieses Eindrucks, dieser Stimmung, dieses Zustandes — so absichtslos und doch so treu festhalten; weil eben die Persönlichkeit der Schreibenden so entschieden, so unverrückbar ist. Die Stilgemeinschaft all dieser scheinbar so stillosen Augenblicksergüsse besteht darin, daß sie für einige Sekunden oder Minuten das köstliche „Schwatzen" der Frau Rat treulich spiegeln. Auch ihre selbstherrliche Orthographie, die manchmal verblüffende Wortbilder schafft, und ihre rücksichtslose Interpunktion, die viele Kommata, aber nie ein Ausrufungszeichen vergißt, die in der Eile und besonders in Erregung so verschwenderisch mit Gedankenstrichen umgeht, auch diese Aeußerlichkeiten sind für das Gesamtbild unentbehrliche Züge. Mag sie immerhin scherzen, der Fehler liege am Schulmeister, daß das „Buchstawiren" nicht zu ihren Talenten gehöre: allein die Verwendung der Majuskel z. B. ist eins der unbewußten Kennzeichen ihrer Emphase. Im Augenblick der höchsten Rührung wünscht sie: „Gott! bestreue mit Blumen den Lebenspfad Unser Teuren Fürstin!" Das „Weltberühmte Frankfurt" liegt gleichsam ausgebreitet vor unsern Blicken. Wir fühlen die große Liebe zu dem Enkel mit, wenn von ihm berichtet wird: Unser Lieber Augst. Und daß sie „musterhafter" Laune, zweifelt niemand, der von ihrem „Rosenfarben Houmor" liest.

„Houmor" durchdringt ihr ganzes Wesen. Nicht sowohl ein ungemeiner Sinn für alles Komische und ein Behagen an dem Lächerlichen auch im Ernsthaften ist ihr zu eigen, als überhaupt eine humorvolle Gestimmtheit des ganzen Lebens, eine heitere Gefaßtheit in jede Situation. Die Kriegsunruhen seit dem Beginn der neunziger Jahre gaben ihr übergenug Gelegenheit, das zu beweisen. Wie oft waren die Franzosen in der Nähe, Mainz bestürmend, vor, in Frankfurt. Auch ein Bombardement blieb der Stadt nicht erspart. Da zwar sucht Frau Rat auf wenige Tage nachbarlichen Schutz, sonst aber lacht sie des Zitterns und Zagens der Reichsstädter, die für ihr Hab und Gut so ängstlich besorgt waren, daß sie aus dem Einpacken, Verfrachten und Umladen nicht herauskamen. Als die tollsten Gerüchte die Stadt durchschwirren und alles sich zur Flucht rüstet, entschließt sie sich — um sich so viel wie möglich von späteren Vorwürfen frei zu halten — ihre besten Sachen, Weißzeug und Silber, nach Langensalza transportieren zu lassen. Mitten in den Wirrwarr, während Stroh und Seile und Kisten im Flur liegen, kommt vornehme Einquartierung, mit der Frankfurt damals reichlich bedacht wurde. . . . . „Ach Herr jemine! Wahrhaftig die Frau Aja wird recht getrillt — diesen Troblen ohngeachtet — hat mir um 5 uhr mein Eyerkäße recht gut geschmeckt — und diesen Abend werden mir Ehlenlange Krebse die Last des Tages versüßen." So sorgt sie mit naiver Freude für ihr leibliches Wohl. Doch es verschlägt ihr nichts, wenn die Pflicht fordert, einen dringlichen Brief zu schreiben, und des Tages wirtschaftliches Treiben ihr keine freie Zeit läßt — „das Haus von oben bis unten mit schönen Geistern vollgepfropft" — auch im Dezember, so lieb ihr der Morgenschlaf ist, lange vor 6 Uhr, da alles noch in tiefem Schlaf begraben liegt, aufzustehen.

Ihre Natur ist unverwüstlich; unter guten Freunden lache sie die Jüngsten aus, rühmt sie sich mit 76 Jahren. Ihrem Urenkelchen klöppelt sie eigenhändig die Spitzen für die Häubchen und Aermel — „und nicht etwa so krum larum, nein, sondern ein Brabanter Muster, drei Finger breit und wohl zu bemerken ohne Brille!" Ungefähr in derselben Zeit schließt sie eine Epistel mit dem Ausruf: „Heute ist ein prächtiger Sonntag — darum schreibe ich auch nicht eine Zeile mehr — ich marschiere auf und davon." Und in der letzten Nachricht an die Lieben in Weimar, vom 1. Juli 1808, meldet sie, dies sei ihr dritter Brief an dem Tage. Diesem Urwüchsigen ihrer Natur entspricht ihr unverfälschtes und starkes Gefühl, der grade Ausdruck, der keine Derbheit scheut, so fein andererseits ihr wortloses Seelenverständnis ist — Bettina, die während der letzten beiden Lebensjahre zu ihren Füßen gesessen, kann in dem „Brief-

*) Die Briefe der Frau Rath Goethe. Gesammelt und herausgegeben von Albert Köster. 2 Bände. Leipzig. Carl Ernst Poeschel. 1904.

Digitized by Google

wechsel Goethes mit einem Kinde" nicht genug von diesem instinktiven Gefühl für die seelische Stimmung des andern berichten. Und Frau Aja, so wenig sie sonst „Chrien und Brühen" über die eigene werte Person liebt, kennt sich genau und schätzt sich richtig ein, da sie einmal freimütig über sich selbst ein Urteil fällt. „Meine Seele hat von Jugend auf keine Schnürbrust angekriegt, sondern hat nach Herzenslust wachsen und gedeihen, Ihre Aeste reich ausbreiten können usw. und ist nicht wie die Bäume in den langweiligen Zier Gärten zum Sonnenfächer verschnitten und verstümmelt worden; so fühle ich alles was wahr gut und brav ist, mehr als vielleicht tausend andere meines Geschlechts." Das ist die Quintessenz ihres Wesens, daß sie von Gnaden der Natur sittlich ist; so hochtrabend es vielleicht klingt, dies ist der schlichteste Ausdruck, auf den ihre Persönlichkeit zu bringen ist: das Sittliche versteht sich ihr von selbst, gleich Vischers „Auch Einem".

Wie „das Poetische in ihr gewaltig" ist — nach Bettinens Wort —, bezeugen zahlreiche Episoden ihrer Briefe, scharf erfaßte, lebendigst dargestellte Szenen, die uns mit ihr bedauern lassen: „Jammer Schade! daß ich keine Dramata schreibe" — nämlich daß ihr die technischen Voraussetzungen dazu so gänzlich mangeln — „da sollte die Welt ihren blauen Wunder sehn". — Daß so feuriger Phantasie sich auch die Vorstellungen von Gott in alttestamentarische Persönlichkeit kleiden, ist nur begreiflich. Ihre aufrichtige Frömmigkeit hat sie dem Sohne, der sie im pantheistischen Sinne vergeistigte, vererbt. Wie sehr ihr ganzes Leben innerliche Religiosität erfüllte, zeigen ergreifend die an Lavater beim Tode ihrer einzigen Tochter Cornelia gerichteten Worte: „Ohne den Felsenfesten Glauben an Gott — an den Gott, der die Haare zehlet dem kein Sperling fehlet — der nicht schläfft noch schlummert, der nicht verreißt ist — der den Gedanken meines Herzens kent, ehe er noch da ist — der mich hört, ohne daß ich nötig habe mich mit Messern und Pfriemen blutig zu ritzen, der mit einem Wort die Liebe ist — ohne Glauben an den wäre so etwas ohnmöglich auszuhalten."

All diese Gaben Leibes und der Seele widmet die unermüdliche Frau nun in selbstloser Sorge dem großen Kreise, der ihr nahe steht. Dessen Umfang erstreckt sich weit über den vertrauten Frankfurter Zirkel, mit dem sie eine angeregte, geistig belebte Geselligkeit verbindet. Zu dem gehören die Jugendfreunde des Sohnes, die Klinger, Lenz, Salzmann, Krespel und all die anderen; zu ihm bedeutende Schauspieler wie Großmann und Unzelmann; zu dem, da sie älter wird, als ein Jungbrunnen gleichsam aufstrebende Jugend, Knaben und Mädchen; Enkel und Enkelinnen; zu dem vor allem die Weimarer: Wolfgang und seine Familie, sein Fürst und dessen schwärmerisch von ihr geliebte Mutter Anna Amalia. — Ihr Bestes entquillt dem unerschöpflichen Schatze ihrer Mütterlichkeit . . . „Außer denen Zwey die unter meinem Hertzen gelegen, habe ich das Glück noch viele Söhne und Töchter zu haben, als da sind, die zwey Graffen Christian und Friedrich von Stollberg, Lavater, Wieland, von Knebel, von Kalb, Demoiselle Fahlmer u. s. w." Ihnen allen gilt ihre Fürsorge, ihr Rat; ihr dankbar-liebevolles Erinnern, wie oft ist einzelnen ihre helfende Hand geöffnet! Hoch hinaus aber über solche Beweise ihres mütterlichen Herzens hebt sich die Liebe zu ihrem vergötterten Sohn, ihrem „Hätschelhanß", der er lebenslänglich blieb. Es ist wahrhaft rührend zu beobachten, wie die Mutter mit ihren Gedanken, Wünschen, Hoffnungen, ihrer ängstlichen Besorgtheit für seine Gesundheit die neue Heimat des Sohnes umkreist, die kennen zu lernen ihr sehnlichstes Begehren war, das dennoch sich nie erfüllte. Nur ganz allmählich findet sie sich in die Trennung, die ihr nur genaueste Kunde von allem, was den „Doktor Wolf" und Weimar angeht, erleichtert. Um ihren Wunsch, von ollem unterrichtet zu sein, zu befriedigen, ohne doch des Geheimen Rates kostbare Zeit zu sehr zu bemühen, bittet sie den jungen Fritz von Stein, der in Goethes Haus erzogen ward, ihr monatlich kurze, tagebuchartige Berichte von allen Vorgängen, die den Sohn beträfen, seinen Unternehmungen, Reisen, seiner Geselligkeit zu senden; später erfüllt ihr der Enkel diese Bitte, der 1789 geborene Sohn Christianens, „Augst".

Gerade das Verhalten der Frau Rat gegenüber Christiane Vulpius ist ein beredter Beweis ihrer selbstlosen Liebe zum Sohne wie ihres natürlichen Empfindens, das die eingewurzelten Vorurteile des Standes und alle Rücksichten auf reichsstädtische Konvention durchbrechend, zu herzlichem Verstehen gelangt. Wie schlicht und entschieden geht sie daran, sich mit der Tatsache vertraut zu machen, daß der Sohn seit einigen Jahren in dieser Gewissensehe lebe. „Ich werde an Dein Liebgen schreiben," erklärt sie ihm 1793. Christianens hausfrauliche Tüchtigkeit imponiert ihr: das bahnt zuerst eine Annäherung an. Bald, da sie erkennt, daß Goethe „vergnügt und glücklicher als in einer fatalen Ehe ist," gewinnt sie die Frau lieb. Als sie August zum heiligen Christ eine Freude machen will, schreibt sie vertraulich: „Gehe mit Deiner Freundin zu rathe und schreibe bey Zeiten." Ein Jahr später gratuliert sie mit großmütterlichem Stolze „zum künftigen neuen Weltbürger"; wenn es sie auch ein wenig ärgert, daß sie ihr „Enkelein nicht darf ins Anzeigenblättgen setzen lassen", sie verwindet es rasch. Achtung und Herzlichkeit wachsen, da im August 1797 Goethe drei Wochen bei der Mutter verlebt, und einige Tage auch Frau und Sohn bei ihr zubringen. Von da an ist Christiane ihre „liebe Freundin". Sie steht ihr wie eine Tochter nahe und manche Sorge um den Sohn vertraut sie ihr, trägt sie gemeinsam mit ihr. Der steht nach wie vor im Mittelpunkt ihres mütterlichen Zirkels; jede gute Nachricht aus Weimar verjüngt sie. Immer mehr, je älter sie wird, versinkt und schwindet alles andere Interesse neben dieser Hauptrichtung ihrer Gedanken: um ihr Schifflein flott zu machen, müßten die Segel von Weimar aus geschwellt werden; die ganze übrige Welt liege bei ihr im argen. In ihrer Einsamkeit zählt sie die Tage nacheinander, „und keiner vergeht, daß ich nicht meines Sohnes gedenke und alles ist mir wie Gold," — so stilisiert Bettine treffend der Frau Rat Stimmung. „Ueber alles gingen mir die paar Worte von Deiner eigenen Hand — Ich bin wieder wohlauf — jeder Brief der von Dir kommt wird ausgebreitet und unter Danck Gott vorgelegt," schreibt 1805 die greise Frau.

Wie wenige, hat sie ihn immer verstanden, nie an ihm gezweifelt. Als sie, völlig unvorbereitet, seinen ersten Brief aus Rom erhält, November 1786, möchte sie jubilieren vor Freude, daß der Wunsch, der von frühester Jugend an in seiner Seele gelegen, nun in Erfüllung gegangen ist. Einen Menschen wie ihn, mit seinen Kenntnissen, „mit dem reinen großen Blick vor alles was gut, groß und schön ist, der so ein Adlerauge hat, muß so eine Reiße auf sein gantzes übriges Leben vergnügt und glücklich machen — und nicht allein Dich sondern alle die das Glück haben in Deinem Wirkungskreiß zu Leben." Schöner und schlichter zugleich konnte kein Freund den erhofften Gewinn dieser Reise bezeichnen als diese Vorausfage der mütterlichen Liebe. Wie warm und überzeugend verteidigt sie ihn dann gegen die Vorwürfe, er sei gegen seine Freunde gleichgültig geworden: endlich sei er in jene Welt versetzt, an der er von Kindheit an mit ganzer Seele gehangen; nun gleiche er dem Hungrigen, der lange fastete; er wird an einer guthesetzten Tafel, bis sein Hunger gestillt sei, „weder an Vater noch Mutter, weder an Freund noch Geliebte denken, und niemand würde es ihm verargen können".

Mit solch wundervollem Verständnis für Goethes Wesen ebenso wie für sein künstlerisches Schaffen, das sie mit innigstem Genusse verfolgt, Hand in Hand geht eine echte Mutterforge für sein körperliches Wohlbefinden. Jedes Gerücht, auch nur von einer leichten Verstimmung, ängstigt sie. Sie ruht nicht, ehe sie gewisseste Nachricht hat; sie ist unendlich dankbar für ein beruhigendes Wort von ihm. Wie dann die ganze Vaterstadt des Weltberühmten an der Mutter Unruhe und darauf an der Freude über die Genesung teilnimmt, z. B. bei der gefährlichen Erkrankung Goethes zu Anfang 1801, das ist reizend in den Berichten der Frau Rat zu verfolgen. — Alljährlich ist sie darauf bedacht, daß er zur Nachkur nach der Rückkehr aus Karlsbad einen reichlichen Vorrat von „Spaa-Wasser" erhalte; und wie um Ostern die jährliche Sendung des „Welsch Korns" erfolgt, trifft im Herbst die Kiste mit auserlesenen Trauben und Kastanien, zu Weihnachten das selbstbereitete Konfekt, vor allem die so beliebten „Büsquittger", ein. Zu schweigen von all den Wünschen, die zur Zeit der großen Messe befriedigt werden; nicht der nächsten Familie allein, denn für

alle Weimarer Freunde, Anna Amalia eingeschlossen, hatte die praktische Frau Rat Aufträge auszuführen, Einkäufe zu machen.

So rundet sich in festen und edlen Linien das einfach-klare Bild dieser in sich vollkommenen Frau und ihres von reichem Segen ganz erfüllten Lebens. Im März ihres Todesjahres 1808 berichtet sie dem Enkel, sie sei „auch diesen Winter ganz Allegro"; im Sommer vom Obst und Wein und Korn, daß alles exzellent stünde: Wir hoffen es in Ruhe zu genützen . . . Das war ihrer Lebensfreude nicht mehr vergönnt. Am 13. September entschlief sie, siebenundsiebzig Jahre alt.

Straußberg. Raimund Pissin.

Frankreichs größter Pamphletist.

Wie sehr auch die französische Republik von Parteileidenschaften erregt sein, wie heftig die politischen Gegensätze aufeinanderprallen mögen, es fehlt doch im Widerstreit der Meinungen an einem großen Pamphletisten, der annähernd mit Paul-Louis Courier verglichen werden könnte. Sicherlich darf nicht etwa Henri Rochefort in dieser Hinsicht genannt werden, der einst in der „Lanterne" das napoleonische Regime bekämpfte, heute indessen der Reaktion gute Dienste leistet. Vielmehr sind es gerade die seit mehr als vierunddreißig Jahren bewährten republikanischen Einrichtungen, die der Unterstützung eines kraftvollen Satirikers bedürften. Ueber diese Tatsache darf man sich weder durch den „Kulturkampf" in Frankreich, noch durch die Wendung, die die Dreyfus-Angelegenheit genommen, hinwegtäuschen lassen.

Trotz der Mißbilligung, die das System der Angebereien innerhalb des französischen Offizierkorps mit Recht hervorruft, können alle unbefangenen Beurteiler sich nicht der Wahrnehmung verschließen, daß die Sympathien für die Republik in den maßgebenden militärischen Kreisen, abgesehen vom Kriegsministerium selbst, sehr viel zu wünschen übrig lassen. Als feststehend muß zugleich gelten, daß die Klerikalen den Augenblick herbeisehnen, in dem der Ansturm gegen die bestehenden Institutionen erfolgreich unternommen werden könnte.

„Die Heiligen sind es und die Ritter;
Sie stehen jedem Ungewitter
Und nehmen Kirch' und Staat zum Lohn."

Dieses Rezept des Kanzlers im zweiten Teile des „Faust" würde sicherlich auch in Frankreich vorbildlich sein, falls der Klerus und der von ihm erzogene und ihm ergebene Teil des Offizierkorps zur Macht gelangen sollten. Eines starken geistigen Rüstzeuges bedarf es unzweifelhaft, um die drohende Gefahr auf die Dauer abzuwenden. Deshalb empfiehlt es sich an einen Vorkämpfer zu erinnern, dessen tragisches Schicksal durch die jüngsten Forschungen in eine neue Beleuchtung gerückt worden ist. Tiefe Tragik muß in der Tat darin gefunden werden, daß Paul-Louis Courier, der in seinen Pamphleten gegen die Unterdrückungssucht des Klerus und die Sittenverderbnis des Hofes zu Felde zog, der die Befreiung des Volkes von jedem Geistesjoche anstrebte, durch die Heimtücke einiger „bons villageois" seinen jähen Tod fand. Nur daß trotz wiederholter Schwurgerichtsverhandlungen die Rolle noch nicht endgültig festgestellt werden konnte, die Couriers Gattin bei diesem Drama gespielt hat. Die Gerechtigkeit erfordert indessen, zu betonen, daß nach den neuesten Forschungsergebnissen die Jesuiten, die früher in diesem Zusammenhange angeschuldigt wurden, ausgeschaltet werden müssen. Diese damals gegen die Jesuiten erhobenen Anschuldigungen entsprachen der französischen „mentalité", wie man heute für état d'âme zu sagen pflegt, gerade wie es jetzt der „mentalité" der Nationalisten entspricht, die Freimaurer für den Tod Syvetons verantwortlich zu machen.

Indessen muß es durchaus fern liegen, einen Syveton trotz der ihm von Mitgliedern der Académie française, wie Jules Lemaitre und François Coppée, gezollten Verehrung in Parallele mit Paul-Louis Courier zu stellen. Gerade weil die französischen Republikaner keinen großen Pamphletisten wie den Verfasser des „Simple discours" aufzuweisen vermögen, verdient dieser inmitten der schweren Parteikämpfe, von denen die Republik durchwühlt wird, als leuchtendes Muster mannhaften Unabhängigkeitssinnes hingestellt zu werden. Ihm haftet auch nicht die leiseste Spur verächtlichen Strebertums an, und geradezu klassisch ist die von ihm unternommene Fehde gegen die Sittenverderbnis des Hofes.

In Véretz, dem mehrjährigen Wohnsitz Paul-Louis Couriers in der Touraine, sowie in Chambord ging ich den Spuren des großen Pamphletisten nach. Allzu langatmig lautet der Titel eines der Pamphlete: „Simple discours de Paul-Louis, vigneron de la Chavonnière, aux membres du Conseil de la Commune de Véretz, département d'Indre-et-Loire, à l'occasion d'une souscription proposée par S. E. le ministre de l'intérieur pour l'acquisition de Chambord (1821). Sobald wir jedoch diesen „Simple discours" zu lesen beginnen, stehen wir im Zauberbanne der, bei aller Schlichtheit und kristallhellen Klarheit, uns im Innersten ergreifenden Sprache, die auch heute noch nichts von ihrer Farbe, ihrem Duft verloren hat. Paul-Louis Courier wendet sich in diesem Pamphlet gegen den Plan, für den einzigen Enkel Karls X., den Sohn des Herzogs von Berry, auf dem Wege einer Nationalsubskription das Schloß Chambord anzukaufen. „Jeder politische Mann, der die Freiheit liebt," schreibt Karl Frenzel in einem vortrefflichen Essay über dieses Schloß, „jeder, dessen Ohr sich jemals an dem Wohlklang reinster französischer Sprache gefreut, kennt das Pamphlet Paul-Louis Couriers gegen diesen Plan: die schlichte Rede des Weinbauern de la Chavonnière, in ihrer Gattung ein gerade so bewunderungswürdiges Werk wie das Schloß in der Architektur".

Die blutigen Epigramme, die Paul-Louis den courtisans anheftet, die er für mannigfaches Unheil verantwortlich macht, hallen heute noch nach. Sie müssen den französischen Republikanern, die hier und da von Mißmut ergriffen werden, als heilsame Lehre dienen. Wie im französischen Kulturkampfe der Abdruck der „Réponse aux anonymes qui ont écrit des lettres à Paul-Louis Courier, vigneron" eine wirksame Waffe wäre, ist der „Simple discours" wohl geeignet, die Sehnsucht nach der Wiederkehr höfischen Glanzes im Keime zu ersticken. Seltsamerweise ist die schlichte Rede des Weinbauern de la Chavonnière der heutigen Generation viel zu wenig bekannt, und noch weniger der „Procès de Paul-Louis Courier", der Bericht über die Prozeßverhandlung, die zur Verurteilung des „Pamphletisten" zu zwei Monat Gefängnis und einer Geldbuße von zweihundert Francs führte. In diesem „Procès" figuriert auch eine geistvolle Rede, die Courier beinahe gehalten hätte, wenn ihm nicht von wohlwollenden Freunden abgeraten worden wäre. Der „Simple discours" erfährt durch diese Rede eine charakteristische Erläuterung und Ergänzung. Zugleich erhellt aus dem Prozeßbericht, auf wie schwacher Grundlage die Anklage gegen Courier beruhte.

Hatte er doch nicht etwa die königliche Familie oder eines ihrer Mitglieder angegriffen. Vielmehr ist die „schlichte Rede" auch für moderne Fürstenerziehung bedeutsam, wenn es heißt: „Aber was wird er (der Herzog von Bordeaux) in Chambord lernen? Was Chambord und der Hof zu lehren vermögen. Dort ist alles voll von seinen Ahnen. Gerade deshalb finde ich ihn dort nicht am richtigen Platze, und ich würde es lieber sehen, daß er mit uns lebte, als mit seinen Ahnen . . ." In Deutschland, wo königliche Prinzen das Gymnasium und die Universität besuchen, erscheint die Auffassung Couriers über die gute Wirkung einer gemeinsamen Ausbildung durchaus natürlich. Der Generaladvokat Jean de Broë, der die Anklage gegen Courier vertrat, hütete sich allerdings, auf die historische Begründung einzugehen, aus der im „Simple discours" die Bedenken gegen eine Erziehung in Chambord hergeleitet werden.

„Dort", heißt es in der ‚schlichten Rede', „wird er (der Herzog von Bordeaux) überall die Beziehungen einer Diana, einer Châteaubriant, sehen, deren Namen heute noch die einst durch ihre Anwesenheit befleckten

Wände beindeln. Die Dolmetscher, die ihm solche Embleme erläutern, werden ihm, wie man glauben darf, nicht fehlen. Und welche Lehren für einen Jüngling, der für den Thron bestimmt ist? Hier lebte (das ist das am Hofe übliche Wort) Ludwig, das Muster der Könige, mit der Montespan, mit der La Vallière, mit allen Frauen und Mädchen, die durch seine Willkür ihren Gatten, ihren Eltern weggenommen wurden. Damals war die Zeit der Sitten, der Religion; und er beichtete jeden Tag. Durch diese Tür trat allabendlich seine Geliebte ein und jeden Morgen sein Beichtvater. Dort tat Heinrich zwischen seinen Mignons und seinen Mönchen Buße, Sitten und Religion der guten, alten Zeit."

Allerdings brauchte der Herzog von Bordeaux sich nicht erst nach Chambord zu begeben, um die miteinander verschlungenen Anfangsbuchstaben D. und H. der Namen der Diana von Poitiers und Heinrichs II. sowie den Halbmond als Emblem der königlichen Geliebten wahrzunehmen. Auch in Fontainebleau konnte er solche sinnbildliche Belehrung erhalten.

Den Einwand, daß die im „Simple discours" berichteten Vorgänge der Geschichte angehören, wollte der Generaladvokat als Ankläger nicht gelten lassen. Er unterschied vielmehr zwischen dem Geschichtsschreiber und dem Pamphletisten, den er auch als „libelliste" bezeichnete. Der eine darf die Wahrheit sagen, weil er dicke Bände verfaßt, die man nicht liest. Der andere darf es nicht, weil man ihn in einem kleinen Bande liest. Auch die Autorität Montesquieus sowie die des Kanzelredners und Hofpredigers Massillon wollte der Ankläger nicht gelten lassen. Massillon, der vom Herzog von Orléans den Auftrag erhielt, vor dem Dauphin Ludwig XV. die Fastenpredigten zu halten, hat das Hoftreiben nicht minder scharf gebrandmarkt als Courier:

„Welche Erniedrigungen, um zum Ziele zu gelangen!" versichert er. „Man muß erscheinen, nicht so, wie man ist, sondern so, wie man uns wünscht. Niedrigkeit der Schmeichelei, man streut Weihrauch und betet das Idol an, das man verachtet; Niedrigkeit der Feigheit, man muß es verstehen, Kränkungen zu erdulden, Zurückweisungen zu verschlucken und sie beinahe wie Gnadenerweisungen hinzunehmen; Niedrigkeit der Verstellung und nur nach dem Willen der anderen denken; Niedrigkeit der Zügellosigkeit, zum Mitschuldigen und vielleicht zum Minister der Leidenschaften derjenigen werden, von denen wie abhängen . . . Dies ist nicht etwa ein Phantasiegemälde, es sind die Sitten der Höfe und die Geschichte der Mehrzahl derer, die dort leben . . ."

Nicht ohne Sarkasmus führte Courier daher in seiner ungehaltenen Rede aus, er müsse selbst an dem „Simple discours" das eine tadeln, daß er auch nicht das geringste neue Argument gegen die Höflinge erbringe. Wäre es doch gerade so, als ob er für nötig erachtet hätte, auf die Bosheit der Affen, das Gift der Schlangen und die Gefräßigkeit der Raubtiere hinzuweisen und alles dies als eine neue Entdeckung zu bezeichnen. Man muß der schlichten Rede des Weinbauern de la Chavonnière in der Tat zugestehen, daß alle seine Ausführungen auf starker historischer Grundlage beruhen. Die persönliche Note, die reizvolle Form gestalten jedoch diesen „Simple discours" zu einem unübertrefflichen Meisterwerke, sodaß Karl Frenzel, indem er an das Vordringen der amerikanischen Anschauungen in Frankreich anknüpft, treffend bemerkt:

„Die Flut dieser amerikanischen Anschauungen, mit ihrer unbedingten Wertschätzung des Gegenwärtigen gegenüber allem Vergangenen, wird auch Chambord verschlingen; mit dem letzten königlichen Bourbonen auch sein Zauberschloß verschwinden — ist es doch heute schon nur noch ein Schatten seiner ehemaligen Herrlichkeit und vielleicht — denn das Geschick liebt die Ironie — ist in tausend Jahren von Chambord nichts mehr lebendig geblieben, als das Pamphlet Paul-Louis Couriers."

Wie scharf zugespitzt und leicht beschwingt auch die Pfeile sein mögen, die der Satiriker Courier, seines Zieles sicher, von der Sehne schnellt, — ich kann mich doch nicht mit den von ihm hinsichtlich Chambords gemachten Vorschlägen befreunden. Von Blois aus hatte ich den Ausflug nach dem Märchenschlosse und der Waldeinsamkeit von Chambord unternommen. Erinnerungen an den Loirefeldzug stellten sich bei der Fahrt unwillkürlich ein, wie ich denn überhaupt diese Landschaft mit dem breit dahinflutenden Strome und den sonnebeglänzten Schlössern mit Vorliebe aufsuche. Dem Zauber der Umgebung von Chambord vermag auch der an deutsche Waldherrlichkeit gewöhnte Besucher sich nicht zu entziehen. Allzu utilitarisch muß daher Couriers Vorschlag erscheinen, den Wald abzuholzen und für den Landbau zu parzellieren. Gerade die Acker- und Weinbau treibende Bevölkerung dieses gesegneten Himmelsstriches würde infolge einer solchen Waldverwüstung durch Ueberschwemmungen der Loire schweren Schaden erleiden. Paul-Louis, dessen gegen die courtisans gerichtete Satire und Ironie nicht angefochten werden sollen, irrt daher, wenn er von der Ausführung seines Projektes nur Vorteile erhofft:

„Kein Wild mehr, das unser Getreide vernichtet, keine Waldhüter, die uns quälen, kein müßiggängerisches, verderbtes und korrumpierendes sowie unverschämtes Bedientenvolk in unserer Nähe. An dessen Stelle eine glückliche, tätige, arbeitsame Kolonie, deren Beispiel ebenso wie ihre Arbeiten zu unserem Wohlleben beitragen werden, eine Kolonie, die nichts kostet, weder Transport noch Expedition, weder Flotte noch Besatzung, weder Ausgaben für Generalstab noch für Regierung, weder Erlaubnis noch Schutz von seiten Englands, etwas anderes wie die Senegal-Kolonie. Und nun sieht man, daß zu uns Missionare geschickt werden, nach Afrika dagegen Leute, die Land brauchen. Ein doppelter Irrtum: Afrika braucht Missionare, Frankreich dagegen Kolonien. Dorthin müßten die „guten Väter" gehen, wo sie Heiden, Muselmanen, Götzendiener bekehren könnten; in Frankreich müssen die Kolonisten bleiben, da hier noch so viel urbar zu machen erübrigt und die Krondomänen noch in demselben Zustande sind, wie sie König Pharamund vorfand."

Courier legt diese Betrachtungen einem Bauern des Bezirks von Chambord in den Mund; er teilt indessen diese Ansicht vollständig, bei der uns die vorgeschlagene Waldverwüstung befremden muß.

Die historische Auffassung Couriers hinsichtlich der Verderbtheit des Hoflebens in Frankreich war in jeder Hinsicht zutreffend. Just in diesen Tagen ist ein Werk erschienen: „La Favorite du Roi, Anne de Pisseleu, Duchesse d'Etampes et François Ier", dessen Verfasser E. Desgardins sich die Aufgabe gestellt hat, die vollständige Geschichte der königlichen Geliebten zu schildern. Auf die Herzogin d'Etampes sollen Agnes Sorel, Diane de Poitiers, Gabrielle d'Estrées folgen, und mit Recht bemerkt ein sachverständiger Beurteiler: „Von Karl VII. bis zu Ludwig XV. haben die königlichen Maitressen im Staat eine offizielle Rolle gespielt."

Wie verfehlt muß uns daher heute die Verurteilung Couriers wegen Beleidigung der öffentlichen Moral erscheinen! Wenig bekannt sind die Briefe, die der große Pamphletist, während er seine Gefängnisstrafe in Sainte-Pélagie verbüßte, an seine Gattin richtete. In diesem Pariser Gefängnisse traf er auch mit Béranger zusammen.

„Alle Welt ist für mich," heißt es in einem unmittelbar vor dem Antritt der Strafe geschriebenen Briefe, „ich kann sagen, daß auch ich mit dem Publikum gehe. Der Mann, der die schönen Chansons dichtet (Béranger), sagte jüngst: An der Stelle Couriers würde ich diese beiden Monate Gefängnis nicht für hunderttausend Francs hergeben. Beklage mich also nicht zu sehr, liebe Frau, oder nur deshalb, weil ich von Dir getrennt bin."

Wenige Tage darauf teilt er aus Sainte-Pélagie mit, daß Stendhal ihm sein Werk: „L'Histoire de la peinture en Italie" mit der Widmung gesendet habe: „Huldigung für den Maler Jean de Brois". Jean de Brois war der Generaladvokat, der die Anklage gegen Courier begründet hatte und von dem Pamphletisten treffend charakterisiert worden war. Mit Béranger speist Courier im Gefängnis zusammen, und an einem Freitag im Oktober schreibt er:

„Ich habe wieder mit dem Chansonnier gespeist: er läßt die Sammlung seiner Lieder drucken, die heute erscheint. Das ist eine wichtige Angelegenheit, und er könnte wohl mit Meister Jean Brois in Streit geraten. Unter den Liedern befinden sich solche, die vortrefflich gelungen sind: er schenkt sie mir."

Ergreifend ist ein Brief Couriers vom folgenden Tage, zumal wenn man an das tragische Ende des Pamphletisten denkt, das nicht ohne Mitschuld seiner Gattin herbeigeführt wurde. Dieser und des Sohnes eingedenk, schreibt er:

„Ich träume oft von Paul und Dir, und ohne zu schlafen, bilde ich mir häufig ein, Euch beide in meinen Armen zu halten. Die Zeit erscheint mir lang, obgleich ich sehr beschäftigt bin. Für mich bedeutet es nicht leben: ohne Euch beide zu sein."

Digitized by Google

Mit Béranger, der in seinen Chansons lustig über Frömmler und andere Heuchler spottet, fühlt Courier sich auch im Geiste verbunden.

„Die in einer Auflage von zehntausend Exemplaren herausgegebenen Lieder," heißt es in einem Briefe, „sind in acht Tagen verkauft worden. Man veranstaltet eine neue Auflage. Wohl ist ihm sein Posten genommen worden; er macht sich darüber lustig; wird er doch einen andern bei Bankiers oder Kaufleuten finden, oder in einer Privatadministration, da er nur einfacher expedierender Kopist war. Man weiß nicht, ob er gerichtlich verfolgt werden wird; ich glaube es nicht. Er hat indessen Dinge besungen, die in Prosa nicht gesagt werden dürfen."

Zugleich teilt Courier mit, daß seine Pamphlete — er nennt sie „drogues" — ebenfalls einen guten Absatz finden. Freilich bedurfte es erst dringender Aufforderungen von seiten der Verleger, ehe er sich bereit finden ließ, Honorar anzunehmen. Noch im August des Jahres 1821, kurze Zeit vor seiner Verurteilung wegen der Publikation des „Simple discours", schreibt er:

„Ich sprach mit Cotelle, der mir Geld anbietet, aber ich kann mich nicht zu dem Gedanken entschließen, das zu verkaufen, was ich schreibe. Es ist eine dumme Idee, mit der ich zur Welt gekommen bin, und die mich verhindert, mit den Buchhändlern ein Geschäft zu machen, obgleich ich die Dummheit, zu schenken, sowie die Notwendigkeit empfinde, von dieser Methode abzugehen."

Erst später bequemte Courier sich dazu, ein Aequivalent für seine geistige Arbeit anzunehmen. Es erscheint aber geboten, auf diesen charakteristischen Zug des großen Pamphletisten hinzuweisen, weil dadurch erhärtet wird, daß er ohne jede Rücksicht auf äußere Vorteile das Volk von jedem Geistesjoche befreien wollte. Schreckt er doch selbst nicht davor zurück, für seine Ueberzeugung Gefängnisstrafe zu erdulden. Als er diese dann verbüßt hatte, dauerte es nicht lange, bis er ein neues Pamphlet veröffentlichte. Dieses figuriert zwar in verschiedenen Ausgaben unter dem Jahre 1820; in Wirklichkeit ist jedoch die „Pétition à la Chambre des Députés pour les villageois que l'on empêche de danser" aus Véretz vom 16. Juli 1822 datiert. Mit Unterstützung der Staatsgewalt hatte ein junger Geistlicher den Bauern das Tanzen am Sonntag verboten, und gegen diesen klerikal-reaktionären Uebergriff richtet sich die Petition, die zu einer Beschlagnahme des Schriftstückes und einer neuen Gerichtsverhandlung führte. Sie endete indessen diesmal mit der Freisprechung Couriers. Wäre jedoch bekannt gewesen, daß dieser unmittelbar seine scharf pointierte antiklerikale „Réponse aux anonymes" vorbereitete, die ein überzeugendes Sündenregister verschiedener Mitglieder der Geistlichkeit enthielt, so hätte aller Wahrscheinlichkeit nach auch das neue Verfahren mit einer Verurteilung seinen Abschluß erhalten. So darf Frankreichs großer Pamphletist auch heute noch im „Kulturkampfe" als Bundesgenosse und tapferer Rufer im Streit gegen alle Dunkelmänner in Staat und Kirche begrüßt werden.

Siegfried Samosch.

Jelte der Zickzack.

Eine Geschichte aus dem Norden.

(Schluß.)

Jelte ging, da sie ihn losgelassen hatten und die Menge sich verlief, zu der Bettlerin, deren Gesicht von Runzeln und häßlichen gelben Flecken entstellt war.

„Was ist das für ein Schmied," sagte er, „von dem Du sprichst, und wo wohnt er? Wenn er mir das Beil verschaffen kann, das die Eiche fällt, so will ich zu ihm gehen."

Da sah das alte Weib den jungen Jelte mit sonderbarem Wohlgefallen an.

„Ich will Dir sagen, was es für eine Bewandtnis hat mit dem Schmied," sagte sie. „Er wohnt weit im Süden, in einem gehöhlten Berge, der mitten im Meere steht, der Strudel dort ist so gefährlich, daß keines Menschen Schiff sich der Klippe nahen kann. Und könnte es eines, so würde es verbrannt werden von den glühenden Steinen und Funken, die sich beständig aus dem Schlote des Berges ergießen. Und würde es nicht verbrannt, so könnte doch keiner die Klippe ersteigen, denn sie ist so steil, daß nicht einmal der Fuß eines Mooses darauf haften kann.

Den Namen des Mannes aber, der in dem Berge wohnt, darf man nicht aussprechen. Man nennt ihn deshalb nur den Schmied."

Als Jelte diese Worte gehört hatte, faßte ihn eine große Mutlosigkeit. „Ach ich armer Zickzack", klagte er, „wäre ich doch so vernünftig wie die Kuh oder so klug wie der Fuchs, daß ich einen Weg fände, auf dem ich schnell hinkommen könnte nach dem fernen Süden."

Als er noch so klagte, erhob sich von ungefähr ein starker Nordwind und hob Jeltes Federkleid, daß es sich spreizte und breitete wie Flügel. Da machte sich Jelte so leicht wie er nur konnte, und der Wind ergriff ihn, denn er glaubte es sei ein seltsamer, fremder Riesenvogel, der sich ihm auf die Schulter gesetzt hätte, um ein wenig auszuruhen. So flog denn Jelte nach Süden, in Zickzackstößen um alle Ecken der Erde. Die Wildgänse begleiteten ihn mit ihrem Geschrei, und die heimkehrenden Stare grüßten ihn. Dann kamen buntere Vögel, deren Sprache er nicht verstand.

Wohl einen ganzen Tag war er so geflogen, als er unter sich ein gewaltiges Rauchen und Glühen in die Luft steigen sah. Er bog sich hinab und erblickte einen steilen Berg, der mitten im Meere stand und von seiner Höhe, die wie ein großer Schlot gebildet war, feurige Steine, Funkenbündel und Asche in das Wasser hineinwarf, wo sie zischend und dampfend versanken. Da merkte Jelte, daß er an der Wohnung des Schmiedes angelangt war, sagte dem Nordwinde großen Dank und schwang sich von dem Rücken des Windes herunter. Sogleich sank er mit großer Geschwindigkeit und kam so glücklich herab, daß er gerade mit den Füßen auf die Kante des Bergschlotes zu stehen kam.

Jelte blickte hinein. Da bemerkte er, daß der Schlot sich nach innen mächtig erweiterte, sodaß er gleichsam die Kuppel einer großen, schwarzen Höhle bildete, die durch einen rotglimmernden Feuersee schaurig erleuchtet war. Dicht neben dem See, gerade unter der Esse, befand sich der Ambos des Schmieds. Ihn selber sah Jelte nicht. Er erblickte nur ein paar rote, haarige Arme von fürchterlicher Kraft, die lebendigen Fichtenstämmen glichen. Diese Arme hantierten mit einem großen Schüreisen in der Glut des mächtigen Herdes, der die Hälfte der Höhle einnahm, sodaß glühende Steine heraufgeschleudert wurden, die an Jelte vorbeiflogen, wie betrunkene, rote Monde. Jetzt entdeckte Jelte auch das Gesicht des Schmieds. Es war aber von Rauch und Qualm derartig geschwärzt, daß es sich von dem rußigen Hintergrunde der Höhle nicht abhob. Darum sah Jelte nur den starken, roten Bart, der wie eine hin und her schwankende Flamme in der Luft zu hängen schien, und die lange Haarmähne, die harsch und stur um das unsichtbare Gesicht herumstand, wie ein zackiger Flammengürtel.

Da jetzt die Glut des Schlotes einen Augenblick den Atem anhielt, faßte Jelte Mut und glitt hinein in den Schornstein.

Bei diesem Klettern und Rutschen zerriß sein Federkleid und streute sich in tausend Federn, wie ein weicher Regen in das Meer hinab. Jelte kletterte unverzagt in seinem alten ärmlichen Gewande zwischen Felskristallen und Schlackengebilden einher, ließ sich dann mit freiem Schwunge nieder und stand vor dem Herrn der Höhle. Als der das kecke Bürschlein gewahrte, rief er ihm mit einer Stimme, die den ganzen Felsen erschütterte, entgegen: „Oho, Du Frechling, wie bist Du hier in meine Höhle gekommen, und was suchst Du hier?"

Jelte schaute ihn unerschrocken an mit seinen großen Augen, die blau unter der Flut seiner dicken, goldenen Locken hervorschauten.

„Ich bin gekommen, Euch um das Beil zu bitten", sagte er, „mit dem ich die finstere Eiche fällen kann, die mir das

Digitized by Google

Holz geben soll zu dem Boote, mit dem ich den gewundenen Fluß hinabfahren kann und in der großen Welt das Feuer holen, das Gullas Haar trocknen und sie aus dem Sumpfe erlösen kann."

Als der Schmied dieses Sprüchlein hörte, lachte er so sehr, daß er sich hinsetzen mußte, und die Schlangen, die wie ein bunter Zaun den Feuersee umgaben, sich vor Lust aufbäumten. Dabei fuhr sein Bart so heftig durch die Luft, wie die Flamme bei einer Feuersbrunst.

„Das Beil, von dem Du sprichst, könnte ich wohl schmieden", sagte er endlich, „aber es tut mir leid, daß Du die wackere Eiche fällen willst, die den Himmel mit seinen dunnen Lichtern verdeckt. Da Du aber einmal durch meinen Schlot gefallen bist, so bleibe nur hier. Du scheinst mir ein mutiger Bursche zu sein, der die geraden Wege nicht liebt. Das gefällt mir. Ich will Dich darum in die Lehre nehmen. Es wird Dein Schade nicht sein. Denn wir, die wir im Finstern wohnen, kennen gar manche Künste, von denen Ihr Leute draußen im hellen Tageslichte keine Ahnung habt."

„Aber wirst Du mir auch das Beil schmieden?" fragte Jelte, dem die Rede des Rotbartes nicht gefiel.

„Du selber sollst es schmieden, Fickzack, wenn Du noch Lust dazu hast, die Eiche zu fällen, nachdem Du bei mir in die Lehre gegangen bist."

„Wenn Du mir das versprichst", sagte Jelte, „so will ich bei Dir bleiben."

„Topp", sagte der Schmied und hielt ihm die schwarze Hand entgegen, die so groß war, wie ein Geierflügel und so fest zupackte, wie ein Wolfsgebiß. Hätte Jelte nicht Gullas Haar in der Hand gehalten, das durch seine seidige Weiche den Druck milderte, die Hand wäre ihm zerquetscht worden.

„Nun komm", sagte der Schmied, „jetzt wollen wir zusammen essen und trinken, wie es guten Kameraden geziemt."

Damit wies er auf einen tiefen Napf, in dem sich ein blutiges Fleischgericht befand. Als Jelte sich aber darüber beugte, erfaßte ihn ein unerklärlicher Ekel, und er ergriff nur einige der Rüben und Früchte, die neben dem Napfe lagen und stillte damit seinen Hunger. Der Schmied aber verzehrte wohlgemut so viel er nur konnte.

„Nun wollen wir einen kräftigen Trunk miteinander trinken", sagte der Schmied wieder und gab Jelte einen Becher, mit dem sollte er aus dem blutroten Feuersee schöpfen. Jelte aber sah, als er sich niederbückte, daß neben dem unheimlichen Wasser ein kleiner, silberglänzender Teich sich befand, in dem der Schmied seine Eisen zu kühlen pflegte, aus dem löschte er seinen Durst. Dann legte er sich auf das Geheiß seines Wirtes in einer Felsennische schlafen und schlief fest und ruhig einen ganzen Tag hindurch.

Nachts weckte ihn der Schmied, befahl ihm aufzustehen und den Blasebalg zu rühren. Das tat er denn mit großem Fleiße und merkte dabei gut auf die Arbeit des Meisters, sodaß er die Griffe und Schläge verstehen und nachahmen lernte. Denn er wollte ja sobald als möglich geschickt werden, um sein Meisterstück, das Beil schmieden zu können.

Der Schmied hatte gerade einen kunstvollen Schlüssel in Arbeit, der jedes Schloß öffnen konnte, wie er sagte, und sei es noch so sicher. Wunderlich erschien es Jelte, daß der Meister, der mit zufriedenem Lächeln in der Höhle herumhinkte, denn er war ein wenig lahm, dunkle Sprüche vor sich hinraunte und murmelte, während er das Eisen zog, bog und zerschnitt, mit Zangen und kleinen Hämmern bald hier, bald dort zugriff, wohl auch einmal mit der bloßen Hand, die gegen die Hitze unempfindlich zu sein schien, die seltsamen Arabesken, mit denen er den Schlüssel zierte, nach seinem Willen formte. Zwei Dornenzweige waren es, die er bildete, dazwischen Beeren, wie sie Giftsträucher im Walde tragen, der Bart des Schlüssels aber erschien wie ein Drachenmaul, voll spitzer Zähne.

Jelte schaute zu, wie er hantierte, kümmerte sich aber im übrigen darum, seinen Blasebalg gewissenhaft zu ziehen und die Rotglut des Ofens zu unterhalten, wie sein Amt es erheischte.

Nachdem der Schlüssel fertig war, wurde ein Kessel gearbeitet, in dem sollten kräftige Tränklein gebraut werden, sagte der Meister und lachte dabei. Jelte ließ sich das nicht anfechten, sondern schlug kräftig und geschickt mit seinem großen Schlaghammer, den er in beiden Händen hielt, auf die Stellen, die ihm der Meister mit seinem kleinen Vorschlaghammer bezeichnete.

Nachdem der Kessel fertig und mit kunstvollen Verzierungen reichlich versehen war, wurden viele hundert Pfeile geschmiedet, die hatten die Eigenschaft, sagte der Meister, so weit zu fliegen, bis sie auf Beute trafen und dann sogleich, im Leibe des wunden Wildes steckend, zu ihrem Schützen zurückzukehren.

Als nun die Pfeile fertig waren, befahl der Schmied seinem Lehrling, auf die Jagd zu gehen, denn der Vorrat an Fleischspeise sei aufgezehrt. Jelte zögerte einen Augenblick, denn er liebte die Tiere des Waldes und mochte sie nicht töten, der Schmied aber wurde zornig und befahl ihm aufs neue zu tun, wie er gesagt hatte. „Wenn Du mir eine gute Mahlzeit bringst, wie ich sie liebe", sagte er, und über sein schwarzes Gesicht flog ein häßliches Lächeln, „dann sollst Du sogleich Erlaubnis haben, Dein Meisterstück, das Beil, zu schmieden."

Da ergriff denn Jelte ohne weitere Widerrede Bogen und Pfeil und kletterte an den zackigen Felskristallen empor zum Schornstein, stülpte sich seinen Hut von Butter wieder auf, den er der großen Hitze wegen dort aufgehängt hatte, kroch hindurch und stand nun auf dem Gipfel des Berges. Einen Augenblick blendete ihn das ungewohnte Tageslicht, bald aber blickte er voll Sehnsucht auf das Meer und zu den Inseln hinüber, die waldbedeckt vor ihm lagen. Endlich entschloß er sich und schoß, ohne irgendwie zu zielen, einen Pfeil ab.

Es währte nicht lange, so hörte er das laute Jammern einer Knabenstimme, die von der nächsten Insel herübertönte und in gerader Richtung durch die Luft kam ein Knabe geflogen, der doch keine Flügel hatte. Ein paar Schritte unter Jelte faßte er Fuß und stürmte nun, wie in rasenden Schmerzen umherspringend, den unwegsamen, glatten Fels hinan, auf dem nicht einmal der Fuß eines Mooses Platz fand. Zu Jeltes Füßen stürzte der Knabe nieder. Jelte bückte sich, ihn aufzuheben. Da sah er, daß ihm der Pfeil des Schmiedes im Herzen steckte, und er erkannte nun deutlich, welcher Art das Wildpret war, von dem der Schmied sich nährte. Voll Entsetzen und Grauen beschloß er, nie wieder in die Höhle des Schmiedes zurückzukehren, sondern lieber zu versuchen mit der Kunst, die er bei dem Schmied erlernt hatte, und mit einem reineren Feuer als dem, das in dem Blutsee flammte, das Beil, dessen er bedurfte, zu schmieden. Er zog den Pfeil aus dem Herzen des Knaben und warf ihn mitsamt dem Bogen ins Meer, wo er unter greulichem Zischen in dem Wirbel versank, der den Felsen umtobte.

Jelte lud den Knaben, den er für tot hielt, auf seine Schultern und wollte nun den Felsen hinabklettern, um auf irgend eine Weise sich der Insel zu nähern, von der der Knabe gekommen war und ihn zu seinen Eltern zu tragen. Nach seiner Fickzackart überlegte er keineswegs, sondern ging frisch darauf los. Bei den ersten Schritten aber glitt er aus und sank gerade in den wilden Strudel hinab, der ihn zwar aus der Tiefe, in die er beim Sturze eingesunken war, wieder emportrieb, ihn aber rettungslos im Kreise umherwirbelte. Schon glaubte er sich verloren, da bemerkte er, daß sein Hut von Butter, der ihm vom Kopfe geglitten war, im Meere zerging, und daß der gefährliche Strudel sich glättete, als habe man Oel auf die Wellen gegossen.

Wohlgemut schwamm nun Jelte hinüber nach der Insel, immer den Knaben auf seinem Rücken tragend. Wie groß aber war seine Freude, als das Kind sich zu regen begann, und sobald Jelte das Land erreicht hatte, unter Lachen und Verwundern seinen Eltern entgegenlief, die ihn voll Angst gesucht hatten. Die heftige Erschütterung des Sturzes hatte wohl sein Blut wieder in Wallung gebracht, und die Butterwogen hatten sich dann heilend auf die Wunde gelegt, daß sie sich schloß.

Die Eltern des Knaben, als sie hörten, was sich zugetragen hatte, waren voll Dank gegen Jelte und führten ihn tiefer in die Insel hinein, wo eine verlassene, kleine Schmiede

Digitized by Google

stand, auf deren Herd das Feuer erloschen war. Dort richtete sich Jelte eine Werkstatt ein, reinigte die leere Feuergrube von Würmern, Spinnweb und Staub, fegte und scheuerte, und mauerte den Herd und arbeitete so hart die ganze Nacht hindurch, daß ihm am Morgen von der großen Anstrengung das helle Feuer aus den Fingernägeln sprang und sich von selber auf dem Herd entzündete.

Gestärkt durch dieses Wunder ging Jelte sogleich ans Werk und hatte nach wenigen Tagen ein Beil vollendet, das war so schnell und scharf, daß es im Nu einen Klafter Holz zu spalten verstand, dabei zu glätten und zu schichten wußte, daß es eine Lust war. Denn es war ja in dem Feuer aus Mannesnagel geschmiedet worden, in dem Feuer, das nützt.

Jelte brannte nun vor Verlangen, sein Werkzeug an der Eiche erproben zu können. Daher saß er tagelang am Strande und wartete auf ein vorüberfegelndes Schiff, das ihn aufnehmen und zu der finsteren Eiche führen könne. Gullas Haar hielt er dabei beständig in der Hand. Und da es an seinem Herzen glänzend geworden war und sich lockig um seinen Arm wand, kam neugierig ein Schlänglein herbeigeschossen, die das goldige Ding für ihres Gleichen hielt und mit ihm spielen wollte. Jelte gab gut acht, woher das Tier gekommen war und entdeckte eine Felsenspalte, die ihm, da er näher hinzutrat, groß genug zu sein schien, um hindurchzuschlüpfen. Das tat er und gelangte auf diese Weise in einen langen, dunklen Gang, der in unregelmäßigen Windungen tief hinabführte und zuletzt unter dem Meere durchzugehen schien, denn Jelte hörte das Wasser über sich brausen und wogen. Unerschrocken ging er weiter, ohne zu wissen, wie lange er so fortwanderte und ob es etwa Nacht geworden sei und wieder Tag. Manchmal war es so heiß da drinnen und voll schwefliger Dünste, daß er zu ersticken meinte, ein andermal wehte ein unterirdischer eisiger Hauch zu seinen Füßen auf und erstarrte ihn. Auch die Farbe der Dunkelheit wechselte. Erst war sie purpurn und furchtbar, dann schwarz und stumpf. In diesem Schwarz entdeckte Jelte beim Schimmer von Gullas Haar, daß der schmale Gang sich zu einer Grotte ausgeweitet hatte. In dieser Grotte saß auf einem blauen, durchsichtigen Steine ein Bettelweib. Jelte erkannte, daß es die Alte war, die an der finsteren Eiche gestanden hatte. Jetzt war ihr Gesicht jünger und lichter als damals, und die gütigen Augen schienen größer geworden.

„Guten Tag, Zickzack," sagte sie freundlich, „da hast Du ja das Beil, das mit der Kunst des Schmedes geschmiedet wurde."

„Ja," sagte Jelte und hielt einen Augenblick an, „kannst Du mir vielleicht den Weg zur finsteren Eiche zeigen?"

„Das kann ich," sagte die Alte, „denn ich weiß Bescheid mit allen Wegen. Ich bin die Gefahr, die Schwester des Todes, in dessen Königreich Du Dich befindest. Schließe nur die Augen und gehe diesen Weg, so weit er Dich führt. Aber, hüte Dich, daß Du nicht ausschaust, denn sonst kommst Du nicht zu dem Ziele, das Du Dir vorgenommen hast, Du dummer Zickzack." Und sie lächelte vor sich hin.

Jelte aber hielt sich nun nicht länger auf, sondern schloß gehorsam die Augen und wanderte weiter.

Eine seltsame Wanderung war das! Wieder wußte er nicht, wie lange er wanderte, und ob es Tag war, oder Nacht. Einmal sah er vor den geschlossenen Augen die finstere Eiche stehen, so deutlich, daß er stolperte über ihre Wurzeln, die bis hier herunterreichten. Er ergriff sein Beil, zum Glück aber gedachte er seines Versprechens und öffnete die Augen nicht, sondern hieb nur blind darauf los. „Das war gut, Zickzack," hörte er da neben sich die Stimme der Alten, „jetzt ist die finstere Eiche gefallen, und es herrscht Licht und Fröhlichkeit im Eichenstädtchen."

Jelte ging weiter und sah den gewundenen Fluß. Das schönste Boot stand darauf bereit und winkte mit dem Segel. Schon wollte er es besteigen, da gedachte er seines Versprechens, und ging mit geschlossenen Augen weiter.

Darnach sah er die Feuerbuchstaben der großen Welt, zu der er sich hingesehnt hatte und um derentwillen er alle diese Gefahren bestanden hatte. Aber er gedachte seines Versprechens und wanderte mit geschlossenen Augen weiter.

Nach einer Weile hörte er die Telegraphenstangen summen, „Weg fort" sangen sie und „O du blühende, große Welt."

Er hörte das Brüllen einer Kuh und fühlte Wiesengras unter seinen Füßen. Aber er gedachte seines Versprechens, und ging mit geschlossenen Augen weiter.

Endlich spürte er es feucht, wie von Nebeldünsten, und eine süße Stimme, die wie das Zwitschern der Schwalbe klang, rief ihm zu „Willkommen zurück, lieber Zickzack."

Da aber konnte Jelte sich nicht länger halten, er öffnete die Augen.

„Willkommen zurück, lieber Zickzack," sagte Gulla noch einmal und reichte ihm ihre Hand über den Graben hinüber.

Da sprang Jelte mit einem Satze über den Graben und sagte:

„Lieber will ich hier im Nebel mit Dir umkommen, als noch einmal von Dir gehen, um in der großen Welt das Feuer zu suchen, das wärmt und erlöst." Dabei umfaßte er die Jungfrau und küßte sie von ganzem Herzen. Als er sich aber satt geküßt hatte und aufschaute, da gewahrte er, daß da, wo der Graben gestanden hatte, nun eine Hecke roter Rosen blühte und daß Gulla vor ihm stand, stolz und herrlich, wie er sie nie gesehen hatte, ganz in goldene Gewänder gehüllt, von goldenem Gelock umflutet, das wie ein Königsmantel ihre Gestalt umgab, ohne doch den Boden zu berühren.

„Du lieber, dummer Zickzack," sagte sie, „begreifst Du nicht, daß Du das Feuer, das Du suchtest, in Dir trugest? Und daß die große Welt mit ihren Rosen und ihrer Wärme, nach der Du Dich hinsehntest, nun selber zu Dir gekommen ist?" Damit umfing sie ihn aufs neue, die Rosen dufteten, und das Haar der Sonnentochter leuchtete. Jelte aber vergaß in seiner unaussprechlichen Freude alle Not und Gefahr, die er ausgestanden hatte und konnte nicht genug staunen darüber, wie verblendet er gewesen war.

„Aber denke nur, wie schrecklich es gewesen wäre," sagte er endlich, „wenn ich meines Versprechens gedacht und auch bei Dir nicht aufgeschaut hätte?"

„Wohl wäre das schrecklich gewesen," erwiederte Gulla, „denn an jener Stelle, an der Du die Augen geöffnet hättest, hättest Du für immer verweilen müssen."

Da lachte Jelte über sein ganzes Gesicht und sagte bescheidentlich und froh: „So war es also gut, daß ich solch ein Zickzack bin, der keinen graden Weg zu Ende gehen kann."

Darnach küßte er Gulla wieder, und sie waren froh und zufrieden. Viele, viele Jahre noch, bis zu ihrem Tode.

Anselm Heine.

Der preußische Gesetzentwurf zur Verbesserung der Wohnungsverhältnisse. Kritische Betrachtungen von Georg Haberland. Berlin 1904. Alf. Unger.

Die Broschüre verdient eine ganz besondere Beachtung, weil der Verfasser als Berliner Stadtverordneter zur Beurteilung kommunaler Verhältnisse besonders legitimiert, und weil er als Leiter großer Unternehmungen zur Errichtung von Häusern und zur Verwertung von Grundstücken besonders kompetent ist, um in Fragen der Erschließung und Bebauung von Terrains mitzusprechen.

Was Haberland in bezug auf die politische Seite des preußischen Gesetzentwurfes sagt, entspricht durchaus den Anschauungen jedes Liberalen und ist auch von mir an dieser Stelle bereits ausgesprochen worden. Der Gesetzentwurf beschränkt die Selbstverwaltung aus Mißtrauen gegen die heutige Zusammensetzung der Stadtparlamente; statt für die städtischen Vertretungen den starken Einfluß der Hausbesitzer, den ihnen das Wahlrecht sichert, einzuengen oder aufzuheben, beschneidet der Entwurf die Rechte der Kommunen, und weist diese Rechte der Polizei und den Aufsichtsbehörden der Städte zu. Betrachtet man die Selbstverwaltung als ein hohes Gut, so muß im preußischen Abgeordnetenhaus der Versuch gemacht werden, in dieser Beziehung Besserungen herbeizuführen.

Freilich die endgültige Haltung dem preußischen Entwurf gegenüber kann durch diese Erwägungen nicht abschließend bestimmt werden.

Die entscheidende Frage bleibt: sind die in Aussicht genommenen Bestimmungen geeignet, das Wohnungselend zu mindern? Steht man auf dem Standpunkt, daß die Minderung des Wohnungselends eine Vorbedingung jedes bedeutsameren sozialen Fortschritts, eine Hebung der Sittlichkeit, eine Minderung der Kriminalität, eine Besserung der Gesundheitsverhältnisse, eine Herabdrückung der Krankheits- und der Todesrate der Bevölkerung bedeutet, so gibt das Uebergewicht im Für und Wider dieser Erwägungen den Ausschlag.

Haberland hält die Besserung, die das Gesetz bewirken könnte, für sehr gering und sogar für durchaus problematisch; ich glaube mit Unrecht.

Ohne auf Einzelheiten einzugehen, bleibt von ausschlaggebender Bedeutung die Frage: Kommen die Begünstigungen, die der Entwurf bei der Errichtung von Häusern mit kleinen Wohnungen gewährt, den Mietern oder den Hausbesitzern zugute? Kommen sie den Mietern nicht zugute, so würde das Gesetz eine Bereicherung für die Hausbesitzer, nicht eine Besserung der Lage der Mieter bedeuten. Sie erleichtern aber nach meiner Ansicht die Lasten der Mieter, weil der Vorzug zugleich den gemeinnützigen Genossenschaften und Aktiengesellschaften zufällt; wenn deren Tätigkeit genügend entwickelt ist, und sie würde sich auf Grund des Gesetzes entwickeln, dann muß die Masse der Hausbesitzer unter dem Drucke dieser Konkurrenz gleichfalls die Vergünstigungen den Mietern gewähren, um die Ueberlegenheit der gemeinnützigen Organisationen beim Vermieten einzuschränken.

Alsdann ist zu fragen: würde das Gesetz den Mietern eine wesentliche Verbilligung der Wohnungen bringen können? Die Berechnungen, die Herr Haberland aufstellt, sind in dieser Beziehung sehr lehrreich und beweiskräftig, um der Vorlage neue — Freunde zu gewinnen. Herr Haberland setzt für seine Berechnungen ein Haus ein, das einen Verkaufswert von 270 000 Mark hat und fünfundsechzig Zimmer zur Vermietung stellt. Alsdann ergibt sich für den Käufer folgende Berechnung:

180 000 Mark I. Hypothek zu 4 Prozent . . .	7200	Mark
60 000 Mark II. Hypothek zu 5 Prozent . . .	3000	„
30 000 Mark Anzahlung des Käufers zu 5 Proz.	1500	„
6000 Mark vom Käufer aufgewendete Stempel und Gerichtskosten zu 5 Prozent	300	„
Unkosten	2600	„
Ueberschuß für Verwaltung und Risiko . . .	3000	„
in Summa . .	17 600	Mark.

Ergibt für das Zimmer rund 270 Mark.

Nun kann eine gemeinnützige Gesellschaft in geordneten Verhältnissen mit genügenden Reservefonds resp. bei entsprechender Haftung der Genossen ohne Schwierigkeiten die erste Hypothek zu 3½ Prozent erhalten; das bedeutet eine Ersparnis von . . . . . 900 Mark,
die zweite Hypothek erhält sie unter diesen Voraussetzungen zu 4½ Prozent; bedeutet eine Ersparnis von . . . . 300 „
für die Anzahlung rechnet sie 4 Prozent; bedeutet eine Ersparnis von . . . . . 300 „
für Ueberschuß und Verwaltung wird sie gleichfalls ½ Prozent weniger einsetzen; bedeutet eine Ersparnis von . . . 1350 „
oder in Summa weniger . . . 2850 Mark.

Damit sind aber die Möglichkeiten einer Herabdrückung der Lasten nicht erschöpft. Steuer- und Kanalisationsgebühren berechnet Haberland für das Zimmer auf rund 15 Mark; der Gesetzentwurf sieht vor, daß diese Leistungen, wie die Adjazentengebühren und die gesamte Besteuerung für Häuser, die der weniger bemittelten Bevölkerung dienen sollen, ermäßigt, ja entsprechend der Einsicht der kommunalen Körperschaften sehr wesentlich verringert werden können. Damit gelangt man dazu, daß der Betrag, der aus dem Haus herausgewirtschaftet werden soll, um mehr als ½ sich herabsetzen läßt; ½ Ermäßigung bedeutet aber auf das Zimmer von 270 Mark rund 45 Mark. Schon diese Ermäßigung würde für die Gestaltung der Wohnungsverhältnisse einen nicht zu verachtenden Fortschritt darstellen, und es ist nicht ausgeschlossen, die Ersparnis selbst erheblich über 45 Mark zu steigern.

Nur noch ein Punkt ist zu erörtern. Liegen die Verhältnisse, wie soeben dargelegt, so wären gemeinnützige Unternehmungen scheinbar auch heute schon in der Lage durch ihre Konkurrenz die Wohnungsverhältnisse erheblich zu bessern; freilich im wesentlichen Umfange heute in der Tat nur scheinbar. Die Voraussetzungen für einen Wandel von einiger Bedeutung bietet auch in dieser Beziehung erst der preußische Wohnungsgesetzentwurf; er gibt die Handhabe, aus den schlechten und übervölkerten Wohnungen im Innern der Stadt die Mieter zu entfernen, und er liefert so erst die sicheren Bewerber für die Häuser der gemeinnützigen Unternehmungen an der Peripherie des Weichbildes.

Der preußische Wohnungsgesetzentwurf hat sehr starke Mängel und im Interesse kommunaler Selbständigkeit ist an ihm zu bessern; aber die Wohnungsverhältnisse der Aermsten wird er günstig beeinflussen, und das fällt schwer ins Gewicht.

P. Natban.

Elisabeth Eichatscheff: Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. Mit Bild. Dresden. E. Pierson's Verlag. 1904.

„Schön ist und schlank mein weißer Leib, — Mein gold'ges Haar ist seidenweich," singt Elisabeth, und man glaubt es ihr, wenn man das Bild betrachtet, das dem Buche beigegeben ist. Es zeigt eine hohe, anmutige Gestalt mit träumerischen Augen, einem schnippischen Näschen und einem kußbereiten Mund. Der russische Windhund ihr zu Füßen und der Name der Dichterin weisen auf Rußland hin, die Verse und was sie darin sagt, bestätigen die Herkunft aus dem großen Zarenreiche. Elisabeth hat sich von dem Banne der Familie losgelöst und sucht die Liebe in freiem Verkehr. Einer Tugenddaften bedeutet sie:

Du fühlst es nie, das scheue Beben,
Du kannt'st sie nie, die heiße Glut,
Das süße Weh im Sichergeben,
Und niemals wallte auf dein Blut.

Der Rhythmus ist von fremdländischer Härte und dennoch weiblich weich, wie ihre Empfindungen. Rene fühlt sie nicht, ganz offen gesteht sie ihrer lugendhaften Freundin:

Ob du Befriedigung gefunden,
Wer weiß es und wer sagt es mir?
Doch keine meiner sündigen Stunden
Gäb' ich für deine Tugend dir.

Die Enttäuschung konnte freilich nicht ausbleiben. Nach den Stunden der Lust, die sie in leidenschaftlicher Hingebung genossen, kommen die Tage der Ermattung.

Freude und Leid der Liebe plaudert Elisabeth in ihren rasch fertigen Reimen aus, ein bißchen ungeniert und manchmal auch erfolgreich im Stile der Friederike Kempner. Ganz ernsthaft schildert sie den Geliebten:

Doch sah ich deine bleichen Wangen beben
Und Tränen in den großen Augen stehn,
Als du hinzugefügt: „Nichts kann ich Ihnen geben,
Drum ist es besser, wenn wir auseinandergehn."

Neben solch' komischen Entgleisungen finden sich echte, stimmungsvolle Liedstrophen. Als Russin ist die Dichterin natürlich in allen ihren Anschauungen radikal, auch in religiösen, sie ist eine Tempelstürmerin und setzt sich trotzig mit dem lieben Gott auseinander. Man muß die orthodoxe Kirche ihrer Heimat vor Augen haben und wird ihr dann recht geben, wenn sie mahnt:

— — — Zum Tempel tragt hinaus,
Was ihr geopfert habt an Perlen und Juwelen,
Und teilt es unter eure Brüder aus,
Die sich in Krankheit und mit Hunger quälen.

Daß sie mit diesen Anschauungen und mit ihrem Begriff von Liebe der Zugehörigkeit zu dem festen Bunde der Pflichtmenschen verlustig ging, ist ihr klar. In ruhiger Selbsterkenntnis und mit einer gewissen Größe die für sie einnehmen muß, gesteht sie in reifem Sinnspruch:

Anders kann ich nicht werden,
Besser kann ich nicht sein;
Fluch und Sünde auf Erden
Sind die Genossen mein.

Sie hätte die Muse der Dichtung hinzurechnen dürfen.

S. Mg.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin

Digitized by Google

Nr. 17. Berlin, den 21. Januar 1905. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Der Wahlverein der Liberalen wird am 11. und 12. Februar seine Generalversammlung abhalten. Dieser Beschluß ist am vorigen Sonntag in einer von 30 Mitgliedern aus allen Teilen des Deutschen Reiches besuchten Sitzung des Vorstandes gefaßt worden. Der Hauptzweck der Vorstandssitzung war aber der, eine eingehende Besprechung über den Umfang der in der Partei hervorgetretenen Meinungsdifferenzen herbeizuführen. Diese Aussprache ist in aller Gründlichkeit erfolgt und hat zu dem erfreulichen Resultat geführt, daß von keiner Seite die Differenzen für so erheblich erachtet wurden, um ein gemeinsames energisches Zusammenarbeiten für die Ziele des entschiedenen Liberalismus unmöglich zu machen. Im Gegenteil hat die nüchterne Feststellung dieser Differenzen ergeben, daß grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten überhaupt nicht bestehen. Die von verschiedenen unberufenen Seiten ausgegangenen Bemühungen, die Fusion der Freisinnigen Vereinigung mit den Nationalsozialen wieder rückgängig zu machen, fand in der Vorstandssitzung nirgends auch nur die allergeringste Ermunterung. Ein Wiederausscheiden der Nationalsozialen aus dem freisinnigen Verbande ist als eine schlechthin absurde Idee anerkannt. Man hat sich davon überzeugt, daß der Knorr den Knubben ertragen lernen muß und ertragen kann.

Jene sonderbaren Einigkeitsfreunde, die seit Monaten die Lehre predigen, die Einigung des Gesamtliberalismus müsse damit beginnen, daß man die Nationalsozialen eliminiere, haben ohnehin et operam umsonst aufgewandt. Die bevorstehende Generalversammlung des Wahlvereins der Liberalen wird den Nachweis liefern, daß die Nationalsozialen, die sich nunmehr mit allen ihren früheren Organisationen ohne Ausnahme dem Wahlverein der Liberalen angeschlossen haben, ein integrierender Bestandteil des Gesamtliberalismus geworden sind, und daß nur mit ihnen gemeinsam an einen engeren Zusammenschluß des Gesamtliberalismus gedacht werden kann. In ganz Süddeutschland, woselbst die liberalen Einigungsbestrebungen am tiefsten Wurzel geschlagen haben, ist das längst erkannt. Speziell bei dem Zusammenschluß in Bayern und Baden haben sich ja auch die Mitglieder des Wahlvereins, die früher der nationalsozialen Partei angehörten, an den Einigungsbestrebungen erfolgreich beteiligt. Wer den Dingen nähersteht, der weiß, daß die Bemühungen zur Herbeiführung eines engeren, auch programmatischen Zusammenschlusses des entschiedenen Liberalismus bereits viel weiter gediehen sind, als es äußerlich hervorgetreten ist. Es hat sich auch hierbei ergeben, daß unüberbrückbare Meinungsverschiedenheiten tatsächlich nicht vorhanden sind, und daß die Entschlossenheit zur Herbeiführung einer Verständigung viel größer ist, als der tägliche Lärm der publizistischen Krakehler vermuten läßt.

Mit dem bloßen formalen Zusammenschluß ist es allein allerdings noch nicht getan. Es kommt vor allem darauf an, daß der Liberalismus wieder mit frischem Leben und mit erhöhter politischer Arbeitsfreudigkeit erfüllt werde. Auch in dieser Beziehung zeigen sich erfreuliche Symptome. Am 14. Januar hat in Kiel eine Konferenz deutsch-freisinniger Vertrauensmänner stattgefunden, die von mehr als hundert Personen aus allen Teilen der Provinz Schleswig-Holstein besucht war. Die Hauptredner in dieser Versammlung, Albert Hänel, der Träger des größten politischen Namens der Provinz, und der freisinnige Vertreter der Provinzialhauptstadt Kiel im Preußischen Abgeordnetenhause, Wolgast, haben auf dieser Konferenz in der eindrücklichsten Weise die Notwendigkeit nicht nur des einträchtigen Zusammenwirkens aller aufrichtig liberalen Kräfte, sondern auch die Notwendigkeit der Steigerung der politischen Arbeitsleistung und der politischen Opferwilligkeit gemeinsam hervorgehoben. Ebenso hat sich die liberale Landespartei für Elsaß-Lothringen, die am 15. Januar ihren Parteitag abhielt, sehr energisch für die Einigung des Liberalismus ausgesprochen. Sie selbst ist zwar in sich durchaus geeinigt; aber ihr Vorsitzender, Notar Goetz, erklärte unter allgemeinem, lebhaftem Beifall, daß die Partei, die heute absichtlich keinen Anschluß an eine der liberalen Fraktionen gesucht hat, einem geeinigten Liberalismus sofort beitreten würde.

So mehren sich in den verschiedensten Teilen Deutschlands die Anzeichen dafür, daß die wachsende Reaktion und die unwürdige Stellung, in der sich gegenwärtig der Liberalismus in Deutschland befindet, dem deutschen Liberalismus zur steigenden Einsicht verhelfen.

•

Der Riesenkampf, der jetzt im Ruhrkohlenrevier ausgefochten wird, und dessen überaus weittragender Bedeutung wir auch in dieser Nummer durch einen besonderen Artikel gerecht werden, hat selbst im preußischen Dreiklassenparlament ein Echo geweckt. Der Zentrumsabgeordnete Brust, der frühere Vorsitzende des christlichen Gewerkvereins, vertrat in ruhiger, aber bestimmter Weise den Standpunkt seiner ehemaligen Kameraden, wobei er die Hauptschuld am Ausstand dem rücksichtslosen, schroffen Auftreten der Syndikatsherren zuschob. Diese Rede lockte die anderen Parteien zur Stellungnahme heraus, und auch der vorsichtige Handelsminister Möller, der bis dahin den Schutz der preußischen Reaktion der Beantwortung der sozialdemokratischen Interpellation im Reichstage vorgezogen hatte, brach sein auffälliges Schweigen. Der nationalliberale Abgeordnete Hirsch, der ehemalige Sekretär des Zentralverbandes deutscher Industrieller, führte ebenso wie sein Parteigenosse Schmieding die ganze Bewegung auf verbrecherische Hetze einzelner sozialdemokratischer Führer zurück, und der konservative Abgeordnete Winckler stimmte beiden nicht nur zu, sondern übertrumpfte die parlamentarischen Anwälte der Syndikatspolitik noch durch die

Digitized by Google

Forderung einer rücksichtslosen Zensur über die Arbeiterpresse. Man hätte meinen sollen, daß der Handelsminister Möller solchen ungeheuerlich einseitigen Darstellungen gegenüber so viel Objektivität besessen hätte, um wenigstens die krassesten Verdächtigungen der Arbeiterführer und der streikenden Arbeiter richtig zu stellen. Statt dessen verteidigte er lediglich die Unternehmer gegen die Angriffe des Abgeordneten Brust. Hätte nicht der Führer der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine, der Abgeordnete Goldschmidt, noch ein gutes Wort für die Streikenden eingelegt, so wäre die Mär von den bedauernswerten Opfern sozialdemokratischer Hetze vermutlich unwidersprochen aus dem Haus der Junker und Junkergenossen ins Land hinausgegangen. Verwunderlich wäre das freilich nicht gewesen; denn wer kann vom preußischen Dreiklassenparlament Verständnis für einen hochbedeutsamen Vorgang im modernen gewerblichen Leben erwarten?

In der evangelischen Landeskirche Preußens spielt sich gegenwärtig ein Vorgang ab, der für die Intoleranz und Beschränktheit der Orthodoxie höchst bezeichnend ist. Der Prediger an der Markus-Kirche in Berlin, D. Fischer, hatte auf der letzten Tagung des Protestantenvereins einen Vortrag gehalten, in dem nichts gesagt war, was nicht auch von der Mehrzahl freigesinnter Professoren und Prediger in bezug auf die Gottheit Christi und andere Dogmensätze vertreten wird. Darauf haben die Stöckerianer orthodoxe Mitglieder der Markus-Gemeinde aufgehetzt, damit sie bei dem Brandenburger Konsistorium gegen D. Fischer Beschwerde führten. Die Beschwerde ist eingelegt und von dem Konsistorium mit einem Eifer, wie er nur den willkommensten Anlässen gewidmet wird, berücksichtigt worden. D. Fischer wurde zu einer verantwortlichen Aeußerung aufgefordert und erhielt darauf eitissime einen Bescheid, wie ihn auch die Vertreter des katholischen Unfehlbarkeitsdogmas nicht hochmütiger hätten abfassen können. Nur pflegen sich die Würdenträger der katholischen Kirche nicht einer so plumpen Form zu bedienen, wie es dem evangelischen Jesuitismus beliebt hat. Dieser Bescheid gipfelt in folgenden Sätzen:

„Da Ihre Ausführungen den Eindruck nicht nur mangelnder Besonnenheit, sondern auch unzulänglicher christlich-theologischer Durchbildung, Klarheit und Reife machen, so glauben wir annehmen zu dürfen, daß Sie sich noch in einem Entwicklungs- und Uebergangsstadium befinden, aus welchem es Ihnen mit Gottes Hilfe gelingen kann, sich zu einer Erfassung des wahren Wesens der christlichen Religion hindurchzuarbeiten."

Die „Kreuzzeitung" nannte das die „denkbar schonendste Form der Ermahnung". Man muß dabei berücksichtigen, daß diese hochmütige Ansprache an einen Mann gerichtet ist, der bereits ein volles Menschenalter das Seelsorgeamt in der protestantischen Kirche versieht, und der anläßlich der Kantfeier von der theologischen Fakultät zu Königsberg zum Ehrendoktor der Theologie ernannt wurde. Es handelt sich also hier um eine bewußte „Verachtung von Vernunft und Wissenschaft". Es sind durchaus die Allüren der katholischen Inquisition, die hier von dem brandenburgischen Konsistorium angenommen werden. Die Provokation des kirchlichen Liberalismus und der theologischen Wissenschaft hat nun das erfreuliche Resultat gehabt, die Angegriffenen auf den Kampfplatz zu rufen. Eine imposante Protestkundgebung, in der Professor Pfleiderer als Hauptreferent sprach, hat am Mittwoch in Berlin stattgefunden und zu einer sehr deutlichen Aussprache geführt. Die liberalen Mitglieder der Markusgemeinde haben in wenigen Tagen mehrere Tausend Mitglieder der Gemeinde um sich gesammelt und ihren angegriffenen Prediger gedeckt. Der Vorfall wird hoffentlich auch die Trägen und Lauen in der evangelischen Landeskirche, die nur zu lange den Orthodoxen das Feld überlassen haben, aufrütteln, und sie endlich dahin bringen, daß sie von ihren Rechten als Gemeindemitglieder fleißiger Gebrauch machen, sich an allen Gemeindewahlen beteiligen, die bestehenden kirchlich-liberalen Organisationen durch ihren Beitritt verstärken und damit auch das ihrige dazu beitragen, daß die schlechtesten Gepflogenheiten eines herrschsüchtigen und intoleranten Klerikalismus nicht in der preußischen Landeskirche weiterwuchern.

Die Reichstagsersatzwahl in Kalbe-Aschersleben hat die aus dem verflossenen Jahr schon bekannte Erfahrung aufs neue bestätigt, daß viele Mitläufer der Sozialdemokratie, angewidert von den unaufhörlichen Zänkereien, nachgerade keine Gefolgschaft mehr leisten. Infolgedessen war auch diesmal ein erheblicher Stimmenrückgang zu verzeichnen. Der sozialdemokratische Kandidat verlor gegenüber der Hauptwahl mehr als 1200 Stimmen, d. h. fast den ganzen Vorsprung, den vor $1^1/_2$ Jahren sein inzwischen verstorbener Parteigenosse Albert Schmidt vor seinen sämtlichen bürgerlichen Gegenkandidaten gleich im ersten Wahlgang gehabt hatte. Und da diesmal die bürgerlichen Parteien nahezu 1000 Stimmen mehr als bei der letzten Hauptwahl aufgebracht haben, so wird die Sozialdemokratie große Anstrengungen machen müssen, um ihren „sichern" Wahlkreis jetzt in der Stichwahl zu halten.

Das Oberkriegsgericht hat das Zuchthausurteil des Dessauer Kriegsgerichtes, das wir in Nr. 9 der „Nation" besprochen haben, aufgehoben. Es hat die Strafe für die beiden Soldaten auf je $1^1/_2$ Jahre Gefängnis herabgemildert und die Strafe des Unteroffiziers (3 Monate Gefängnis) um die Degradation verschärft. Das neue Urteil ist damit zwar dem Rechtsempfinden des Volkes etwas näher gerückt worden, aber immer noch bleibt eine unverständlich große Verschiedenheit bestehen in der Beurteilung militärischer Vergehen von Vorgesetzten und von Untergebenen. Man muß also auch nach dem revidierten Urteil an der Forderung einer baldigen und gründlichen Reform des Militärstrafgesetzbuches im Sinne moderner Rechtsauffassung festhalten.

Professor Ernst Abbe, der hervorragende Gelehrte, der wissenschaftliche Leiter eines optischen Instituts von Weltruf, der Begründer der Karl-Zeiß-Stiftung, der vollendete Typus eines modernen, humanen Arbeitgebers ist 65jährig in Jena, der Stätte seiner langjährigen, fruchtbaren Wirksamkeit gestorben. Die Verwandlung seines Privatbesitzes in eine gemeinnützige Stiftung von Millionenwert hat seinen Namen in die weitesten Kreise getragen, die Gesinnung, in der er jene Stiftung errichtete und in der er überhaupt lebenslang wirkte und arbeitete, hat ihn unvergeßlich gemacht. Professor Abbe hatte eine so tiefe und echte Ehrfurcht vor der Arbeit, der körperlichen wie der geistigen, daß er im Arbeiter immer und zuerst den Menschen sah und schätzte. In seinem technischen Musterbetriebe herrschte deshalb sozialpolitisch ein konsequenter Konstitutionalismus. Die Arbeiterorganisationen fanden an ihm einen warmherzigen Protektor, die zeitgemäßen sozialen Arbeiterforderungen einen unerschrockenen Förderer. In seinem Großbetriebe war seit Jahren mit glücklichstem Erfolge die Gewinnbeteiligung durchgeführt, und seine hochgelohnten Qualitätsarbeiter wie das Heer seiner Beamten und wissenschaftlichen Gehilfen verehrten und liebten ihn wie einen Vater. Bezeichnend ist denn auch der Nachruf, den das Zentralorgan der Sozialdemokratie diesem „Großen" im Reiche praktischer Sozialpolitik widmet:

„. . . Die Arbeiter und ihre Presse werden seiner noch oft gedenken müssen, und immer werden sie reichlich Stoff haben und sich liebevoll eines Lebenswerkes erinnern können, das auf den Gipfeln der bürgerlichen Gesellschaftsordnung mit wenigen seinesgleichen einsam seinen Ruhm und eine verdiente dankbare Anerkennung über alle Gegensätze hinweg in eine bessere Ordnung der Dinge hinüberstrahlen läßt. . . . So steht am frischen Grabe Abbes mit seiner Gattin . . . mit seinen beiden Töchtern, mit der unendlichen Zahl seiner Verehrer und Freunde, auch nicht zuletzt trauernd die deutsche Sozialdemokratie. Sie wird sein Andenken als das eines Mannes in Ehren halten, der in der bürgerlichen Welt wenige seinesgleichen hatte."

Endlich ist es dem unermüdlichen reaktionären Ansturm doch gelungen, das verhaßte Ministerium Combes zu Falle zu bringen, ehe es sein geschickt und erfolgreich verfochtenes freiheitliches Regierungsprogramm bis zu Ende durchführen konnte. Zwar hat die französische Deputiertenkammer auch unter des neuen Präsidenten Doumer Vorsitz noch eine knappe Mehrheit von 10 Stimmen für Combes aufgebracht. Aber der Ministerpräsident, der bis zum letzten Augenblick seinen Gegnern mannhaft entgegengetreten war, kam schließlich doch zu der Ueberzeugung, daß mit einer so knappen Mehrheit auf die

Dauer keine fruchtbare positive Politik gemacht werden könne. Mit dem Vertrauensvotum der Kammer in der Tasche und von den dringenden Bitten einflußreicher Parlamentarier zum weiteren Ausharren auf seinem verlorenen Posten begleitet, hat er demissioniert. Wer sein Nachfolger werden wird, steht in diesem Augenblick noch nicht fest. Es wird sich erst noch zeigen, ob die seitherige Majorität im Parlament noch kabinettbildend wirken kann, oder ob es den klerikalen Reaktionären mit ihren fortgesetzten Drohungen und Enthüllungen wirklich gelingt, eine Aenderung des Regierungskurses zu erpressen. Die Republik steht am Vorabend folgenschwerer Entscheidungen.

* * *

Glückauf!

Das Schreiben der Zechenbesitzer des Ruhrkohlengebiets, in dem brüsk die Bitte der Bergarbeiterorganisationen um Berücksichtigung speziell formulierter Arbeiterbeschwerden abgelehnt wurde, schloß mit dem alten Bergmannsruf „Glückauf!" Es mag dahingestellt bleiben, ob dies „Glückauf" bureaumäßiger Gedankenlosigkeit oder bitterem Hohn seine Entstehung verdankt. Jedenfalls ist es wie ein Faustschlag von denen empfunden worden, die vor der schweren Entscheidung standen, ob sie in einen Generalstreik mit seinen harten Kämpfen und Entbehrungen eintreten sollten oder nicht. Die Zechenbesitzer weigern sich nicht nur, die Arbeiterwünsche zu erfüllen, sie lehnen auch jede Verhandlung mit Vertretern der Bergarbeiterorganisationen ab. Sie wollen mit diesen Organisationen nichts zu tun haben, und sie betonen ausdrücklich, „daß Vereinbarungen auf Grund der Bestimmungen der Arbeitsordnung nur Sache einzelner Zechenverwaltungen und einzelner Arbeiter seien". Mit anderen Worten: Das Koalitionsrecht, mit dessen Gebrauch die Zechenbesitzer gerade im Ruhrgebiet unter der Herrschaft des Kohlensyndikats bereits bis an die äußerste Grenze dessen gegangen sind, was im allgemeinen Interesse erträglich erscheint, wird den Bergarbeitern gegenüber jedes realen Inhalts beraubt. Die Unternehmer schließen sich auf das engste zusammen, um ihre kapitalistischen Interessen wirksamer wahrnehmen zu können, und sie verlangen zugleich, daß die Bergarbeiter ihnen in hilfloser Vereinzelung entgegentreten.

Hier liegt meines Erachtens der springende Punkt der ganzen Streitfrage, der auch dem ernsthaften Liberalismus keinen Zweifel darüber lassen kann, für welchen der beiden streitenden Teile er Partei zu ergreifen hat.

Das Koalitionsrecht bedeutet nichts, solange es eine bloße papierene Befugnis darstellt. Was nützt den Arbeitern die formale Berechtigung, sich zur Verfolgung gemeinsamer wirtschaftlicher Ziele zusammenzuschließen, wenn die Unternehmer ihre vorübergehende oder dauernde kapitalistische Machtstellung dazu verwenden, die Arbeiterorganisationen aus den Beziehungen zwischen Unternehmern und Arbeitern auszuschalten? Soll das Arbeitsverhältnis auf eine absolutistische oder eine konstitutionelle Grundlage gestellt werden? — das ist die wichtigste Frage der gesamten Sozialpolitik. Der Liberalismus, der sich seines Wesens bewußt ist, muß für das Arbeitsverhältnis die konstitutionelle Basis genau so fordern, wie er sie im Staatswesen verlangt. Niemand hatte das klarer erkannt, als der verstorbene Richard Roesicke, der auch für den von ihm geleiteten industriellen Großbetrieb durch fortgesetzte Ausbildung der Befugnisse der Arbeiterausschüsse dem sozialpolitischen Konstitutionalismus weitgehende Konzessionen machte. Sein entschiedenster Gegner war der Freiherr von Stumm, der den unbeschränkten Absolutismus des Unternehmers verlangte und diesen Absolutismus selbst über den Arbeitsvertrag hinaus auf das Privatleben und die politische Gesinnung „seiner" Arbeiter erstreckte. Ein solcher Absolutismus kann unter Umständen einen wohlwollend patriarchalischen Charakter haben; er ist durchaus verträglich mit Wohlfahrtseinrichtungen, die dem materiellen Wohlergehen der Arbeiter zugute kommen. Aber dieser Absolutismus verhandelt nicht mit den Arbeitern, sondern er befiehlt ihnen nur. Diese industrielle Hörigkeit erweckt mit Recht immer von neuem den Widerstand der Arbeiter, und gerade solcher Arbeiter, die sich vom Sklavenbewußtsein befreien.

Der Generalstreik im Ruhrkohlenbezirk wäre unterblieben, wenn der Zechenabsolutismus dem konstitutionellen Prinzip nur die geringsten Zugeständnisse gemacht hätte. Mehr als 300 000 Bergarbeiter — allerdings noch nicht die Hälfte der gesamten Belegschaften — sind organisiert. Nur etwa die Hälfte dieser Organisierten stehen unter sozialdemokratischer Führung; die Organisation der christlichen Bergarbeiter ist nicht viel schwächer. Sämtliche Organisationen, auch die der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine und der Polen, stehen in diesem Streik zusammen. Die aufgestellten Beschwerden sind die Beschwerden der gesamten organisierten und, soweit sich erkennen läßt, auch der unorganisierten Bergarbeiter. Es ist für den Außenstehenden schwer, zu entscheiden, ob alle vorgetragenen Beschwerden berechtigt sind, und ob die aufgestellten Forderungen erfüllt werden können. Aber die Arbeiterwünsche sind auch garnicht in der Weise vorgebracht, daß nur die Erfüllung sämtlicher Forderungen den Frieden gesichert hätte. Es darf vielmehr als ausgemacht gelten, daß schon das bloße Zugeständnis der Zechenbesitzer, die Beschwerden ernsthaft prüfen und mit den Vertretern der Arbeiterorganisationen in weitere Verhandlungen eintreten zu wollen, den Generalstreik verhindert hätte. Wahrscheinlich hätte ein solches Entgegenkommen unmittelbar dazu geführt, daß allenthalben bis auf weiteres die Arbeit wieder aufgenommen wäre. Nur die absolutistische Intransigenz der Unternehmer hat den Generalstreik hervorgerufen.

Ob die Arbeiter klug daran getan haben, loszuschlagen, ist eine andere Frage. Auch wer Recht und Billigkeit auf seiner Seite hat, muß genau abmessen, ob die Mittel, mit denen er in den Kampf eintritt, denen des Gegners gewachsen sind. Nur der Erfolg kann zeigen, ob sich die Arbeiter in diesem Punkte nicht bedauerlichen Illusionen hingegeben haben. Aber auch wenn die Arbeiter unterliegen sollten, — sie vertreten in diesem Kampfe die bessere Sache, sie vertreten das Prinzip des sozialpolitischen Konstitutionalismus, sie kämpfen für das Wesen des Koalitionsrechts, und deshalb verdienen sie unsere Sympathie und Unterstützung. Man muß den Grundcharakter des Streites fest im Auge behalten.

Es ist zu wünschen und zu hoffen, daß dieser gewaltige Streik in seinem weiteren Verlauf nicht zu ernsthaften Ausschreitungen führt. Solche Ausschreitungen pflegen erfahrungsgemäß dazu benutzt zu werden, um die Sache der Arbeiter nach allen Richtungen hin zu diskreditieren. Aber ob solche Ausschreitungen vermieden werden oder eintreten, sie dürfen nicht dazu gemißbraucht werden, das Urteil der öffentlichen Meinung zu trüben. Auch den staatlichen Reaktionären kommt ein Putsch immer sehr gelegen, um sich als Retter der Ordnung und Gesittung aufzuspielen. Aber ihre Sache wird dadurch nicht besser, daß die Unvorsichtigkeit ihnen Gelegenheit gegeben hat, einen Volkshaufen mit bewaffneter Hand auseinanderzutreiben.

Man wird allen Wechselfällen dieses Streiks gegenüber stets fest im Auge behalten müssen, daß hier das Prinzip des sozialpolitischen Absolutismus mit dem des sozialpolitischen Konstitutionalismus im Kampfe steht.

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

III.

Als der Justizetat infolge der Erkrankung Buddes und der Behinderung Posadowskys urplötzlich auf die Tagesordnung des Reichstags gesetzt wurde, da schien es fast so, als wenn man in ein oder zwei Tagen damit fertig werden würde. Denn fast niemand hatte sein Material beisammen — hatte doch voriges Jahr Herr Nieberding sich erst Anfang März zu verantworten ge-

Digitized by Google

habt. Schließlich haben die Verhandlungen sich doch fünf Tage hingezogen. Stoff zur Kritik liegt aber überreichlich vor. Natürlich kam auch manche überflüssige Wiederholung vor. Natürlich wurde manche Nebensächlichkeit breit in den Vordergrund geschoben. Natürlich wurde über diese oder jene persönliche Angelegenheit — z. B. darüber, ob Herr Lenzmann Kryptoantisemit sei oder nicht — unnötigerweise hin und her gestritten. Aber im großen ganzen brachte die fünftägige Debatte doch eine ebenso notwendige wie nützliche Beleuchtung unserer Justizzustände.

Vor allem ist es mit Genugtuung zu begrüßen, daß die Verhandlungen ein positives Ergebnis gehabt haben — positiv wenigstens, soweit der Reichstag in Frage kommt. Die Freisinnigen Müller-Meiningen und Genossen hatten im Anschluß an den Königsberger Prozeß einen Antrag gestellt, der dreierlei verlangt: Revision unserer strafgesetzlichen Bestimmungen über die Verfolgung von Vergehen gegen ausländische Fürsten und Staaten, Kündigung unserer einzelstaatlichen Verträge mit fremden Staaten, Abschluß neuer Verträge ausschließlich durch das Reich. Den Sozialdemokraten gingen diese Anträge nicht weit genug, den Konservativen etwas zu weit. Trotzdem war die Ueberzeugung, daß Königsberg eine Sühne erheische, und der Drang nach Realpolitik so stark, daß man hüben und drüben die theoretischen Bedenken zurücktreten ließ. Der ebenso gehässigen wie voreiligen Verurteilung zum Trotz, die das sozialdemokratische Zentralorgan den Anträgen hatte angedeihen lassen, stimmte die Sozialdemokratie geschlossen dafür, und die Konservativen machten sich durch den Mund des Abgeordneten Himburg die Tendenz des ganzen Antrages und den Wortlaut des Passus zu eigen, der dem Reiche den Abschluß neuer Verträge vorbehält. So erlebten wir denn das denkwürdige Schauspiel, daß die Verhandlung über den Justizetat in der einstimmigen Annahme eines Antrages gipfelte, der seine Spitze deutlich gegen Rußland und die russenfreundlichen Verträge der Einzelstaaten, namentlich Preußens, kehrt.

Ob dieser Beschluß allerdings ein praktisches Ergebnis haben wird? Wir sind ja daran gewöhnt, daß für den Reichskanzler die Wünsche Rußlands schwerer wiegen als die des Reichstags. Nach den Erklärungen des Staatssekretärs des Reichsjustizamtes kann man sich von Rechtswegen nicht einmal den bescheidensten Hoffnungen hingeben. Im Gegensatz zu allen Parteien scheinen ihm die bestehenden Zustände der dringenden Verbesserung nicht bedürftig. Freilich, er hatte in diesem Fall mehr vielleicht als sonst noch nur ein Amt und keine Meinung.

Herr Nieberding befand sich überhaupt in all diesen Debatten in einer üblen Lage. Niemand im Hause traut ihm eine besonders rückständige Gesinnung oder gar bösen Willen zu. Der Abgeordnete Lenzmann, der sich ostentativ einen alten Demokraten nannte, spendete ihm sogar so unumwundene persönliche Anerkennung, daß er sich etwas unwillig dagegen verwahrte. Aber die Verhältnisse, die mächtiger sind als ein abhängiger Staatssekretär, zwingen ihn in eine Rolle hinein, die ihm garnicht liegt. Der Abgeordnete Schrader hatte von der Tatenlosigkeit des Reichsjustizamtes gesprochen. Herr Nieberding schien diesen Vorwurf, der in anderer Formulierung auch von anderer Seite erhoben wurde, außerordentlich übel zu vermerken. Er suchte ihn jedoch nicht etwa dadurch zu entkräften, daß er nun mit einer Liste der Taten des Reichsjustizamts aufwartete — sie hätte ja auch gar zu dürftig ausfallen müssen, sondern indem er den Wunschzettel des Reichstages verlas. Der Zettel ist lang, unzweifelhaft, und auch dem fleißigsten Reichsamt wäre nicht zuzumuten, daß es in absehbarer Zeit mehr als einen Bruchteil davon erledigte. Aber selbst mit diesem Bruchteil hapert es. Das Reichsjustizamt sagt: weil Ihr soviel wollt, kriegt Ihr garnichts! Wir können unmöglich alle Eure Wünsche befriedigen, und darum befriedigen wir gar keinen. Das ist es, was man Herrn Nieberding zum Vorwurf macht. Immer und immer wieder wird der Reichstag mit dem Hinweis auf die „großen" Reformen des Strafprozesses und des Strafgesetzbuchs vertröstet. Aber gerade weil man weiß, daß bis zu diesen Reformen vielleicht ein Menschenalter vergehen kann, wie der Staatssekretär mit einem „unbeabsichtigten Zungenschlag" verriet, so wünscht man, daß vorher, jedes Jahr, ein paar der kleineren, dringenden Reformen vorweg erledigt werden. Daß das Reichsjustizamt sich allen diesen Forderungen gegenüber taub stellt, das muß die Stimmung des Reichstags verbittern. Herr Nieberding wird immer sehr nervös, wenn man ihn zu größerer Eile anspornt. Aber kann er sich wundern, daß auch der Reichstag allmählich nervös wird, wenn man sieht, wie seine meist wirklich nicht unbilligen Reformwünsche auf die endlos lange Bank der „großen" Reformen geschoben werden?

Wenn Herr Nieberding — sehr zu Unrecht — sich über schlechte Behandlung durch den Reichstag beschweren zu können glaubt, so würde das Gleiche bei Herrn Ruhstrat weniger wundernehmen. Wenn die Debatten des Reichstages nach irgend einer Seite hin ein abschließendes Urteil ermöglichen, so sicher über die oldenburgische Justiz. Mit am wirkungsvollsten war es, daß selbst ein oldenburgischer Richter, Bargmann, die schneidende Kritik an dem Ruhstratprozesse und was drum und dran hängt gut hieß. Die Unzulänglichkeit, mit der der oldenburgische Bundesratsbevollmächtigte die Justiz seines Landes zu rechtfertigen suchte, war so überwältigend, daß der Herr es wohl selbst einsah und deshalb lieber den weiteren Verhandlungen fern blieb. Der Gesamteindruck der Debatten über diesen Punkt war der: Herr Ruhstrat ist zurzeit wohl der mutigste Minister, den irgend ein deutscher Staat aufzuweisen hat. Denn wenn er nach all dem, was über ihn und sein Ressort vorgebracht worden ist, immer noch in seinem Amte verharrt, so gehört dazu ein Mut, um den ihn manche beneiden, die meisten freilich — nicht beneiden werden.

Die Debatten über das Reichsschatzamt und das Reichseisenbahnamt nahmen am Dienstag und Mittwoch größeren Umfang an, als von vornherein bei beiden Etatskapiteln zu erwarten war, ohne daß man jedoch sagen könnte, die positive Ausbeute der Verhandlungen habe im rechten Verhältnis zu ihrer Länge gestanden. Wesentlich war vielleicht nur die Konstatierung der Tatsache, welche Sympathien der Gedanke der Betriebsmittelgemeinschaft der deutschen Staatsbahnverwaltungen im Hause gewonnen hat. Das Interesse daran ist natürlich am lebhaftesten unter den außerpreußischen Abgeordneten, da Preußen bei seinem Riesenbetriebe und seinen Riesenüberschüssen von einem Wechsel der Dinge nur wenig zu profitieren erhoffen kann. Bei den süddeutschen Staaten, deren Eisenbahnen sich teilweise recht ungenügend verzinsen, steht die Sache anders. Dort kann man nur gewinnen, und zwar viel gewinnen. Am lebhaftesten scheint der Wunsch nach der Betriebsmittelgemeinschaft in Württemberg zu sein. Wenigstens legten sich die schwäbischen Abgeordneten ohne Unterschied der Parteizugehörigkeit mit der gleichen Wärme dafür ins Zeug, der Zentrumsmann Erzberger so gut wie der Deutschparteiler Hieber oder der Demokrat Storz. Herr Storz würde sogar eine noch viel straffere Vereinheitlichung des deutschen Eisenbahnwesens am liebsten sehen, nämlich die Umwandlung der einzelstaatlichen Eisenbahnen in Reichseisenbahnen. Die letzten Reste des einstigen Partikularismus scheinen in der deutschen Volkspartei im Verschwinden begriffen zu sein.

H. v. Gerlach.

Neuere Literatur zur Agrarfrage.

I. P. J. Hoffmann, Vizeadmiral a. D. „Die Abschaffung der Getreidezölle in England." Berlin, Franz Siemenroth.

Ich muß gestehen, ich habe eine gewisse Skepsis gegenüber wirtschaftspolitischen Schriften ehemaliger Offiziere. Gewöhnlich sind sie von ihrem sozialen Milieu, von der ganzen modernen agrar-politischen Auffassung dieser Kreise, die sich selbst mit Stolz feudal nennen, so durchtränkt, daß ihnen schon dadurch ein kritisches Eingehen auf wirtschaftliche Probleme meist sehr erschwert wird.

Digitized by Google

Umso angenehmer bin ich enttäuscht durch die Lektüre der vorstehend genannten Broschüre eines Marineoffiziers, der es in seiner Laufbahn zu einer der höchsten Stellungen gebracht hat. Freilich ein Seeoffizier bleibt nicht in seiner „kleinen Garnison", er lernt andere Länder und Völker kennen, er gewinnt damit Achtung vor diesen und ihren politischen und wirtschaftlichen Zuständen.

Aber selbst für einen höheren inaktiven Offizier gehört bei unseren jetzigen politischen Verhältnissen, bei dem Terrorismus, der in der sogenannten guten Gesellschaft und namentlich in Beamtenkreisen gegen jede freiheitliche, wirtschaftspolitische Betätigung, ja selbst gegen eine solche Meinungsäußerung geübt wird, ein gewisser Mut dazu, Richard Cobden zum hundertsten Geburtstag ein ehrendes Gedächtnis in einer Broschüre zu setzen. Kein Name ist ja unseren Agrariern und Hochschutzzöllnern so verhaßt wie dieser; hat man es doch dem Herausgeber dieser Zeitschrift von jener Seite als schwersten Vorwurf gemacht, daß er zum Ehrenmitglied des Cobdenklubs ernannt wurde. In den Augen der Agrarier ist dieser Name geradezu ein Schimpfwort.

Es ist an und für sich nicht sehr viel Neues, was diese Broschüre denen bringt, die die Literatur über die Abschaffung der Getreidezölle in England und über Richard Cobden kennen, aber die lebhafte Darstellung, das Zurückgreifen auf die ersten Quellen, die anschauliche Art, in der der Autor die wichtigeren Persönlichkeiten des großen politischen Schauspiels der Vorbereitung und Durchführung der Aufhebung der Korngesetze in England schildert, geben ihr einen frischen Charakter und machen sie zu einer anziehenden und im höchsten Grade anregenden Lektüre; dazu kommt ein knapper, durchsichtiger und gewandter Stil und ein taktvoller Verzicht auf Nebensächlichkeiten.

Es ist für einen Deutschen in jetziger Zeit absolut unmöglich, die Abschaffung der englischen Kornzölle zu schildern, ohne daß sich ihm fortwährend die Analogie mit den heutigen deutschen Verhältnissen aufdrängt; Vizeadmiral Hoffmann scheut auch diesen Vergleich nicht; im Gegenteil, er hat die Absicht, den Leser dazu anzuregen, ihn zu ziehen, damit gewinnt das Buch einen aktuellen politischen Charakter, der in einem trefflichen Schlußkapitel: „Billiges Brot" noch besonders zum Ausdruck kommt. Die politische Aufgabe in der Getreidezollfrage kennzeichnet Hoffmann kurz ungefähr in folgendem:

Deutschlands Machtstellung in Mitteleuropa wird wesentlich aufrecht erhalten durch seine zunehmende Bevölkerungszahl. 1800 wohnten auf dem jetzigen Gebiet Frankreichs 2,4 Mill. Menschen mehr, als zur selben Zeit im heutigen deutschen Reichsgebiet, 1900 aber in letzterem 17,4 Millionen Menschen mehr als in Frankreich. Die Volksvermehrung der letzten dreißig Jahre hat uns einen zweiten Entscheidungskampf (wie 1870) erspart. — Die mächtige Zunahme der Zahl wehrfähiger Mannschaft ist einem siegreichen Feldzug gleich zu achten.

Die weitere Steigerung der Bevölkerungszunahme in Deutschland muß entscheidend sein für die Gestaltung der Dinge in dem Mitteleuropa des zwanzigsten Jahrhunderts; vor dieser greifbaren Vorstellung verblassen Utopien wirtschaftlicher Allianzen und mitteleuropäischer Unionen. Schnelles Anwachsen der Bevölkerung hat eine Verschiebung der Erwerbstätigkeit zuungunsten der Landwirtschaft zur Folge. Dem dürfen wir nicht entgegenarbeiten. Wir bedürfen, wollen wir uns nicht von anderen überflügeln lassen, des billigen Brotes und der freien Entwicklung der Industrie.

Wie seinerzeit in England ist es heut in Deutschland nicht fashionable, gegen die Kornzölle einzutreten: „Als die Anti-Corn-Law-Bewegung einsetzte, galt sie dem überwiegenden Teil der unterrichteten Engländer für eine Umsturzbewegung, zehn Jahre später für eine rettende Tat, die den Umsturz abgewandt hatte. Ebenso wie heute im Deutschen Reich die unerfreulichen sozialen Begleiterscheinungen der Industrieentwicklung zu einer Verteidigung von Thron und Altar durch die Agrarier Anlaß geben, so kämpften damals die Protektionisten in England für church and crown in den Zeitungen."

Mit Nachdruck wendet sich Admiral Hoffmann gegen die Forderung, aus politisch-militärischen Gründen dafür zu sorgen, daß der Brot- und Fleischbedarf im eigenen Lande gedeckt werde, ein Einwand, der seinerzeit auch schon in England geltend gemacht wurde. „Kein Kriegsminister wird auf den heimischen Getreidebau für den Kriegsfall rechnen; wirkt man doch selbst durch Abschaffung der Transitläger größeren Getreideanhäufungen im Lande entgegen. Die Beschaffung von Brotfrucht im Kriege bildet keinen Gegenstand der Besorgnis."

Gegen den Anspruch auf billiges Brot wird die Rücksicht auf die Wehrkraft der Nation ins Feld geführt. — Die Landbevölkerung, das Hauptmaterial eines tüchtigen Heerwesens, soll an Zuwachs der städtischen Bevölkerung nichts nachgeben. — Das Grauen vor einer Armee, die sich zum kleineren Teil aus der Landbevölkerung ergänzt. Das richtige Mischungsverhältnis ließe sich doch nur erreichen, wenn die Steigerung der Gesamtzahl gehemmt würde; das aber liegt nicht in der Macht der Gesetzgebung, denn der Aufschwung unserer Bevölkerungsziffer ist da; auch in England hat man die Volkszahl durch die Korngesetze nicht zurückdrängen können. Gleichviel aber, ob man die physische Schwäche oder die moralische Verderbtheit der städtischen Bevölkerung fürchtet, es bleibt zu ihrer qualitativen Verbesserung billige Nahrung das erste Erfordernis. „Ist es nicht absurd, wenn Jahr für Jahr die angesehenste landwirtschaftliche Vertretung auf die Dekadenz der städtischen Bevölkerung in bezug auf deren Tauglichkeit zum Kriegsdienst hinweist, um daraus die Notwendigkeit herzuleiten, den Städten die Nahrung zu verteuern?"

Und im Gegensatz zu den Gelehrten, die wie seinerzeit in England Malthus, heut in Deutschland Ad. Wagner und Oldenberg durch einen noch höheren agrarischen Zollschutz die Industriestaatsentwicklung und die Volksvermehrung, — weil ihnen diese Entwicklung zu prekär ist, — im nationalen Gesamtinteresse zu verlangsamen wünschen, weist Hoffmann darauf hin, daß, wenn man ihnen vor 60 Jahren in England Geltung verschafft hätte, das Land nicht den Reichtum und die Volkszahl aufgebracht hätte, die heute seine Weltpolitik ermöglichen. Nicht ohne Humor vergleicht er diese Nationalökonomen „jenen englischen Admiralen, denen vor 98 Jahren das Verschwinden der schönen Eichen aus den königlichen Forsten schwere Sorge bereitete, die der Nation und der Flotte den Zusammenbruch voraussagten, sobald kein zum Schiffbau geeignetes Holz mehr in England wachsen würde".

„Auch in Deutschland muß mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß die Steigerung der Nahrungsmittelzölle von der öffentlichen Meinung als unerträglich empfunden wird. Ein Agitationsstoff von ungeheuerer, werbender Kraft liegt hier verborgen, heute noch fast unberührt, aber vielleicht leichter entzündlich, als man in unserer Zeit glücklicher Entwicklung anzunehmen geneigt ist."

Die Zeit, da diese Agitation von Erfolg gekrönt sein wird, muß mit Naturnotwendigkeit kommen, wenn ungünstige Exportverhältnisse und hohe Brotpreise den Boden für diese Saat bereitet haben werden. Die Broschüre des Vizeadmirals Hoffmann wird eine geeignete Waffe in diesem Kampfe bieten.

II. „Zur Geschichte der Agrarkrisen, eine Studie über den Verlauf der landwirtschaftlichen Depression in den östlichen Teilen der Vereinigten Staaten",

veröffentlicht Dr. Hermann Levy einen höchst instruktiven Aufsatz in den Conradschen Jahrbüchern. Bis ins dritte Viertel des 19. Jahrhunderts erschienen die sogenannten Nordatlantischen Staaten (die North Atlantic Division umfaßt die Neuengland-staaten, New-York, New-Jersey und Pennsylvania) als ein blühender Getreidebaudistrikt. 1850 produzierten sie fast 1/3 der gesamten Getreideproduktion der Vereinigten Staaten, 1900 dagegen nur noch 5,2 Prozent; speziell an der Weizenernte sank ihr Anteil von 31 auf 5 Prozent. Von 1880 bis 1900 sank die mit den vier Hauptgetreidearten bestellte Fläche in diesen Staaten von 6 541 569 auf 5 726 100 Acres, Zahlen, die fast genau der Getreideanbaufläche Englands gleichkommen, nur daß der Rückgang noch um 17 000 Acres größer war, als

Digitized by Google

dort. Die Ursache war in beiden Fällen die gleiche, die Konkurrenz des Anbaues auf den jungfräulichen Böden Nord- und Westamerikas, Canadas und Argentiniens, und die Verbilligung der Frachten. Auch in den Neuenglandstaaten waren große Strecken armer Böden in Anbau, auf denen der Getreidebau nur bei den hohen Getreidepreisen bis gegen Ende der siebziger Jahre rentabel war; der ostamerikanische Landwirt litt daher ebenso wie der englische Pächter. Aehnlich wie der Getreidebau litt die Mastviehzucht unter der Verbesserung der Verkehrs- und Transportverhältnisse; von 1880 auf 1900 sank der Rindviehbestand in den Nordatlantischen Staaten von 5 797 000 auf 5 082 000 Stück, während er gleichzeitig in den Nord- und Südzentralstaaten und im Westen erheblich zunahm; auch die Butter- und Käseproduktion wurde mit der Einführung von Kühlwagen, die den Versand aus den Dampfmolkereien der Nordzentralstaaten ermöglichten, für den ostamerikanischen Landwirt unlohnender. 1897 stammten 87 Prozent der in New-York verkauften Butter aus dem Westen. Nirgends also machte sich die sogenannte amerikanische Konkurrenz so empfindlich für die Landwirtschaft bemerkbar, wie in Amerika selbst. In den achtziger Jahren wurden massenhaft Güter von den Landwirten aufgegeben; man konnte Distrikte finden, in denen es überhaupt keine bewohnten Farmhäuser mehr gab. 1889 hatten in New-Hampshire tausend Güter keinen Bewirtschafter, in Massachusetts gab es 1891 allein 906 abandonned farms; meist waren das reine Getreidebaugüter. Die jüngeren Landwirte wollten nicht auf der väterlichen Scholle bleiben, sondern zogen massenhaft nach dem Westen, um dort große Getreidebau- und Viehzuchtgüter zu übernehmen.

In der Sprache unserer Agrarier würde man von einem Untergang der ostamerikanischen Landwirtschaft reden; sie geht aber ganz ähnlich wie die englische bei Ersetzung des Getreidebaues durch rentablere Produktionszweige seit Mitte der neunziger Jahre einem neuen Aufschwung entgegen.

Vor der großen Industrial Commission von 1900 zeigte sich, daß in keinem Teil der Vereinigten Staaten irgend eine ausgesprochene Agrarnot mehr bestand. Der Landwirtschaftsminister von Massachusetts erklärte 1900: „Die schlechte Lage, welche vor fünf oder zehn Jahren herrschte, ist vorüber und der Ausblick in die Zukunft heiterer als früher.“ Aus allen Teilen Pennsylvaniens wurde berichtet, daß die Bankguthaben der Landwirte seit 1895 einen markanten Fortschritt aufweisen. Grundschulden werden rapide getilgt; der Landwirt und seine Familie erfreuen sich eines behaglichen Lebens; die Zahl der Güter ist wieder im Steigen, sehr viele der verlassenen werden wieder bewirtschaftet; die neuen Uebernehmer haben noch Land zugekauft.

Die Landwirte haben sich *den* Produktionszweigen zugewendet, für deren Produkte die rasch sich vermehrende Bevölkerung und die schnell anwachsenden industriellen Zentren des Ostens eine steigende Nachfrage entwickelten, und solchen, deren Erzeugnisse einen längeren Transport aus dem Norden oder Westen nicht zulassen. Der Verkauf von frischer und sterilisierter Milch in New-York stieg von 1895 auf 1900 um 22,2 Prozent und ebenso in Boston, Philadelphia, Newhaven usw. Die Produktion von frischer Milch in der North Atlantic Division stieg von 186 Millionen Gallons im Jahre 1870 auf 881 Millionen Gallons im Jahre 1900, sie macht heut 40 Prozent der Gesamtmilchproduktion der Vereinigten Staaten aus; an Sahne betrug ihr Anteil sogar über 50 Prozent. Die Zahl des Schlachtviehs hat allerdings seit 1880 abgenommen, die der Milchkühe ist aber gleichzeitig um mehr als 10 Prozent gestiegen. Die Milchergiebigkeit der Kühe hat außerdem um 20 Prozent zugenommen. Die Milchwirtschaft des Ostens wird durch die billigen Futtermittel aus dem Westen wesentlich unterstützt.

Eine noch stärkere Zunahme hat in den nordatlantischen Staaten die Geflügelhaltung und Eierproduktion erfahren; erstere stieg von 1880 bis 1900 von 18,1 Millionen auf 28 Mill. Stück, letztere gleichzeitig von fast 100 Millionen Dutzend auf 192 Millionen Dutzend. Die enorme Konsumsteigerung von Obst und Gemüse ließ diese Produktionszweige einen gewaltigen Aufschwung nehmen. Der Wert der sogenannten Marktgärtenproduktion (Gemüse und Beerenobst) hat sich in den nordatlantischen Staaten im letzten Jahrzehnt verdreifacht (von 10,68 auf 31,2 Millionen Dollars); es stieg gleichzeitig daselbst die Ernte von Aepfeln von 27,14 auf 64,46 Millionen Bushels, Kirschen von 119 000 auf 800 000, Pfirsichen von 1,11 Millionen auf 1,33 Millionen, Birnen von 970 000 auf 2,37 Millionen Bushels usw.; allein von Busch- und Strauchobst wertete die Ernte im Staat New-York 2,5 Millionen Dollars. Die Gemüse- und Obstkonservenfabrikation macht fortwährende Fortschritte; dagegen ziehen nur noch 11,8 Prozent der Güter ihre Haupteinnahmequelle aus Getreide und Heu.

Die Krisis im Getreidebau führte zunächst zu einem Rückgang des Wertes der landwirtschaftlichen Produktion in den nordatlantischen Staaten; er sank von 440,78 Millionen Dollars im Jahre 1880 auf 418,3 Millionen im Jahre 1890, stieg dann aber wieder bis auf 666,35 Millionen Dollars im Jahre 1900, also gegen 1880 eine Zunahme von über 50 Prozent.

Der ostamerikanische Landwirt, speziell der in den Neuenglandstaaten war im Lauf des Jahrhunderts zu einer gewissen behaglichen Wohlhabenheit gelangt, die er ohne größere Anstrengungen zu vermehren imstande war; er war aber zu konservativ, um sich in seiner Produktion den veränderten Verhältnissen anzupassen; er hätte das auch nur vermocht durch zeitweise Einschränkung seiner Lebenshaltung, was ihm jedoch als unmöglich erschien; im Gegenteil, mit der industriellen Entwicklung wollten es die zurückbleibenden Landwirte den Verwandten in den Städten gleich tun; sie meinten, sie müßten alles haben, was der Städter hat; dabei vergaßen sie, daß sie viel haben, was der Städter nicht besitzt.

Und während die neu zu entwickelnden Produktionszweige an die persönliche Leistungsfähigkeit des Betriebsleiters wachsende Anforderungen stellten, wollte er den „feinen Herrn“ spielen und sich möglichst wenig um die Arbeit selbst bekümmern. *Weniger arbeiten und mehr ausgeben*, war *sein Streben*. *Die Folge waren unzählige Bankrotte in den achtziger Jahren*. Aber angelockt durch eine vielseitige Reklame strömten in den neunziger Jahren französische Canadier, Schweden, Norweger, Iren, Deutsche, Italiener, Polen usw. herbei und übernahmen die ruinierten Güter. Daß sie darauf prosperierten, lag darin, daß ihre Lebenshaltung so war, wie die der Landwirte der Neuenglandstaaten vor zwei Generationen gewesen war, und sie waren gleichzeitig bereit, die für den Getreidebau zweckmäßige Maschinenarbeit durch die von der Viehzucht benötigte harte Handarbeit und lange Arbeitszeit zu ersetzen. Wie in England wurde auch hier der Gentleman farmer durch den working farmer verdrängt.

Selbst die, welche den industriellen Fortschritt Amerikas der Schutzzollpolitik zuschreiben, geben zu, daß die wesentlichste Voraussetzung für die Entwicklung der amerikanischen Industrie die Verbilligung von Brot und Fleisch gewesen ist, wie sie durch die landwirtschaftliche Zivilisierung des Nordens und Westens stattgefunden hat; denn damit hat sich die Kaufkraft der breiten Massen für industrielle Waren gehoben, hat sich der heimische Markt dafür enorm erweitert. Freilich ist die Industrie dort noch in erster Linie von dem Wohlergehen der heimischen Landwirtschaft, von dem Ausfall der Ernte abhängig, aber in den industrialisierten nordatlantischen Staaten ist die Landwirtschaft von der Lage der Industrie abhängig — von der Kaufkraft der darin tätigen Massen für Milch, Obst, Gemüse, Eier usw. Gute Ernten im Westen und in den Nordzentralstaaten sind daher auch der Landwirtschaft im Osten förderlich.

Wären die nordatlantischen Staaten ein selbständiger Staat mit eigener Zollgesetzgebung gewesen, so würde man bei Eintritt der Landwirtschaftskrise wohl sicher wie in Deutschland zu dem Mittel der Schutzzölle gegriffen und damit die wirkliche Gesundung verhindert haben. Zu ihrem Glück konnten das diese Gebiete nicht tun und haben deshalb längst die Agrarkrisis überwunden.

Hermann Levy hat sich durch diese Darstellung ein neues, nicht genug anzuerkennendes Verdienst um die Klarstellung des Wesens und Verlaufs der Agrarkrisen erworben.

Daß man in den maßgebenden Parteien und den führenden Kreisen der Regierung etwas daraus lerne, ist leider nicht zu hoffen.

Digitized by Google

III. Die Ergebnisse der Berufszählungen von 1882 und 1895 für die landwirtschaftliche Bevölkerung des Deutschen Reichs.

(Denkschrift des Deutschen Landwirtschaftsrats.)

Daß die Statistik eine sehr gefällige Dame sei, ist nichts Neues; aus denselben Zahlenreihen bringen durch geschickte oder gewaltsame Gruppierung gewandte Interessenpolitiker es fertig, das Gegenteil von dem zu beweisen, was diese Zahlen in Wahrheit enthalten. Die Statistik ist aber unter Umständen auch eine sehr spröde Dame, namentlich für den ernsten Mann der Wissenschaft; und zwar erweist sie hier ihre Sprödigkeit nach zwei Richtungen, einmal bei der Einrichtung des Schemas der Erhebungen (der Fragebogen), die tunlichst jedes Mißverständnis bei der Ausfüllung ausschließen und ein Ergebnis aus einheitlichen Gesichtspunkten ergeben sollen. Jeder, der selbst einmal eine Statistik bearbeitet hat, kennt die außerordentlichen Schwierigkeiten, die gerade hierin liegen, und er versteht es, wenn der Statistiker — unzufrieden mit den mißverständlichen Beantwortungen des Fragebogens — im Interesse eines wahrheitsgetreuen Ergebnisses das Schema ändert und auch auf manche an sich wertvolle Fragen verzichtet, weil sich ein zuverlässiges Resultat nicht ermitteln läßt. Dann zeigt sich aber die andere Form der Sprödigkeit der Statistik, die mangelnde Vergleichbarkeit mit den früher gewonnenen Ergebnissen, und eine Statistik, die solche Vergleiche nicht ermöglicht, hat wenigstens zunächst nur wenig realen Wert.

Die Bearbeitung der Berufszählung von 1882 hatte namentlich bezüglich der in der Landwirtschaft tätigen Personen große Schwierigkeiten und nicht einwandfreie Ergebnisse geliefert, und bei der Erneuerung der Berufszählung 1895 schritt man im Statistischen Amt zu nicht unerheblichen Aenderungen des Erhebungsschemas. Infolgedessen sind die 1895er Ergebnisse nicht ohne weiteres mit den früheren vergleichbar bezw. die aus dem Vergleich gezogenen Schlüsse sind nicht einwandfrei, und man wird es dem deutschen Landwirtschaftsrat an und für sich nicht verdenken können, wenn er angesichts der bevorstehenden neuen Berufszählung auf jene Unstimmigkeiten hinweist und die Vermeidung von Fehlern wünscht. Eine einwandfreie unparteiische Statistik liegt ja im allgemeinen Interesse. Daß die Zählung der in der Landwirtschaft Tätigen 1882 eine unparteiische gewesen sei, ist aber gerade von wissenschaftlicher Seite vielfach bestritten worden. Damals bestand mit Rücksicht auf die geplante Erhöhung der Getreidezölle die Neigung, die Bedeutung der Landwirtschaft im Gesamtvolkskörper möglichst groß darzustellen, und man war etwas sehr weitherzig in dem, was man als „Erwerbstätige" in der Landwirtschaft ansah. Diese Tendenz war 1895 nicht mehr vorhanden; vor allem buchte man die ländlichen Arbeiter, die etwas Kartoffelland als Deputat bekamen, nicht mehr unter „Arbeiter mit Land", was den Zorn der deutschen Landwirtschaftsgesellschaft erregt.

Gewiß, für die Vergleichung ist es unzulässig, einmal so und das andere Mal anders zu verfahren; aber ob die 95er Buchung nicht doch die richtigere ist, das ist zum allermindesten sehr zweifelhaft. Konservative, durchaus agrarisch denkende Gutsbesitzer haben mir auf meine diesbezügliche Frage erklärt, daß die Arbeiter mit Deputatland nicht als Arbeiter mit Land anzusprechen seien. In der Gegend von Leipzig–Halle gibt man der Arbeiterfamilie meist nur ¼ Morgen Kartoffelland, und auch wo es in Ostelbien mehr ist, wird es vom Gutsherrn mit seinem Gespann gepflügt, der liefert meist auch die Saatkartoffeln, und ebenso stellt er oft für die Ernte noch den bespannten Kartoffelheber. Was aus solcher „Landwirtschaft" etwa zum Verkauf gelangt, deckt in den allermeisten Fällen nicht die Kosten des Zukaufs anderer Landwirtschaftserzeugnisse.

Die ganze Tendenz der Eingabe des deutschen Landwirtschaftsrats und seiner Denkschrift geht lediglich dahin, die Statistik so aufzumachen, daß der Anteil der landwirtschaftlichen an der Gesamtbevölkerung möglichst groß erscheine, damit man sich darauf berufen kann, wie groß das Interesse an der heutigen Politik der Agrarzölle ist; und da das Märchen von dem Interesse der landwirtschaftlichen Arbeiter an hohen Getreidezöllen immer weniger Gläubige findet, so wäre es doch so nett, wenn man alle Arbeiter mit Deputatland als landwirtschaftliche Produzenten aufmarschieren lassen könnte, als Inhaber landwirtschaftlicher Betriebe.

Das gleiche Bestreben führt in der Denkschrift dazu, alle die, welche landwirtschaftlichen Nebenbetrieb haben, ebenfalls als Interessenten der Landwirtschaft und damit als solche hoher Agrarzölle hinzustellen. Ich erinnere mich noch sehr deutlich, wie 1882 in dieser Beziehung verfahren wurde, da jeder, der in seinem Hausgärtchen ein paar Kohlköpfe baute, oder einen Apfelbaum darin hatte, als Inhaber eines landwirtschaftlichen Nebenbetriebs gebucht wurde. Freilich, die ganze schöne Beweisführung wurde seinerzeit vom Fürsten Hohenlohe zerstört, als dieser im Reichstag auf Grund der Ergebnisse der Landwirtschaftsenqueten in den einzelnen Bundesstaaten erklärte, daß im Durchschnitt die Betriebe bis 5 ha keinen Vorteil von hohen Getreidepreisen hätten, und seitdem sind Hunderte von neuen Beweisen hierfür — selbst von agrarischer Seite — erbracht worden.

Der politischen Tendenz hat der deutsche Landwirtschaftsrat mit der Denkschrift ein wissenschaftliches Mäntelchen umzuhängen gesucht, aber selbst dabei hat er sich im Ton verraten; nicht nur, daß er Ausführungen der amtlichen Bearbeitung der Statistik von 1895 als „Kinderfibelgeschichten" bezeichnet, daß er ihr „eine große Spekulation auf die Befangenheit des Lesers" insinuiert, nein als Schlimmstes wirft er ihr vor:

„Es ist dieselbe Weise, die der manchesterliche Liberalismus seit Jahrzehnten predigt, selbst Professor Brentano hätte es nicht schöner sagen können."

Brentano, der Kathedersozialist, der ausgesprochene Kämpfer gegen das Manchestertum! Der Verfasser der Denkschrift muß jedenfalls jemand sein, dessen Kenntnis der deutschen Nationalökonomie höchstens bis 1866 reicht.

Auch wir können nur eine möglichst eingehende, detaillierte Berufsstatistik wünschen, wir können es nur begrüßen, wenn bei der neuen Erhebung und Bearbeitung frühere Fehler vermieden werden, aber wir müssen eine absolut objektive Erhebungsart und ein unparteiisches Schema verlangen, und wir können dem Statistischen Amt nur so viel Rückgrat wünschen, unkeusche Zumutungen, eine tendenziöse Statistik zu machen, mit Entschiedenheit zurückzuweisen. Jedenfalls wird es aber auch Sache der nationalökonomischen Wissenschaft sein, ein wachsames Auge darauf zu haben, daß bei der neuen Berufszählung objektiv verfahren wird.

In einem Schlußkapitel: „Die Militärtauglichkeit der landwirtschaftlichen Bevölkerung" wird triumphierend hervorgehoben, daß „noch heut fast zwei Drittel aller Rekruten vom Lande stammen"; in Wirklichkeit waren es nur 63,26 Prozent, die auf dem Lande geboren waren, und nur 29,3 Prozent stellten die in der Landwirtschaft Beschäftigten. Daß heute noch die in der Stadt geborenen hinter den auf dem Lande geborenen Militärtauglichen erheblich zurückbleiben, ist nur natürlich, denn vor zwanzig und mehr Jahren, als die im Jahre 1903 abgefertigten Militärpflichtigen geboren wurden, überwog die ländliche Bevölkerung die städtische noch bei weitem, während es heut umgekehrt ist; damals ließen auch die sanitären Verhältnisse der Städte noch sehr viel zu wünschen übrig, wenigstens unsagbar mehr als heut, und das drückt sich auch darin aus, daß von den auf dem Land geborenen Militärpflichtigen 58,5, von den in der Stadt geborenen nur 55,97 Prozent tauglich waren, übrigens kein all zu großer Unterschied; und es ist sehr wohl möglich, daß 1925 das Verhältnis das umgekehrte sein könnte. Jedenfalls aber liegt es nicht im militärischen Interesse, die körperliche Entwicklung der Bevölkerungsschichten, die bereits jetzt über 70 Prozent der Rekruten stellen, durch Verteuerung der Lebensmittel zu verschlechtern.

Breslau. Georg Gothein.

Digitized by Google

Ein päpstlicher Kammerherr.

Einer von den Alten, Baron Ungaro di Montetaſt, Ritter, Kammerherr Seiner Heiligkeit Papſt Pius X., Exzellenz, Kommandeur, ſchreibt ein Buch, in welchem er ſeine politiſche Ueberzeugung niederlegt. Dieſes Selbſtzeugnis iſt intereſſant. Nicht die geſchichtlichen Kenntniſſe, die in reichem Maß genutzt werden, machen dieſes politiſche Glaubensbekenntnis bedeutungsvoll. Man erkennt an der Art der Verwertung der Geſchichte die ältere Diplomatenſchule, und kann ſich einen Begriff machen, wie ähnlich die vorkapitaliſtiſche Epoche der Regierungen in den europäiſchen Ländern war und wie die moderne Entwicklung von Jahrzehnten auch hier einen größeren Schritt bedeutet, als früher ein Jahrhundert. Intereſſant iſt das Buch auch nicht um ſeiner vielen konſervativen Anſichten willen über die Behandlung der aufſtrebenden Klaſſen, welche weſentlich im Rahmen eines wohlgemeinten patriarchaliſchen Schutzes und der allgemein notwendigen Anforderungen der Wohlfahrt geſchildert wird. Das Bedeutſame liegt darin, daß neben dieſen vielen und überwiegenden alten Anſichten ſich moderne finden. Die Kraft der modernen Bewegung muß doch ſehr groß ſein, wenn ſie ſich ſelbſt in ſolchen Kreiſen durchſetzt. Sie iſt da, und ſie ſchafft ſich Bahn.

Es ſind beachtenswerte Gründe, welche der Verfaſſer aus langjähriger Erfahrung gegen die reine Form der miniſteriellen Verantwortlichkeit anführt, beſonders in einem Kapitel, in welchem die Entwicklung Italiens und Deutſchlands geſchildert wird. England wird als Ausnahme anerkannt, aber die Uebertragbarkeit der engliſchen ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe auf die kontinentale Entwicklung abgelehnt. Der Verfaſſer meint:

„Die miniſterielle Verantwortlichkeit kann die Urſache großer Gefahren werden; denn ſie geſtattet einer unredlichen parlamentariſchen Mehrheit, ſelbſt wenn ſie unter einem Druck ſteht, dem wohltätigen Miniſter Hinderniſſe in den Weg zu legen. Eines der größten Mißgeſchicke einer politiſchen Geſellſchaft iſt, wenn ſie zu häufig von einem Miniſterium in das andere ſteigt oder ſinkt. Ein deutſcher, nicht verantwortlicher Miniſter, der nicht von den Schwankungen des parlamentariſchen Thermometers abhängig iſt, hat es nicht nötig, ſich eine zeitweiſe Majorität zu ködern, die bei jedem Windhauch zerſtieben kann. Das hebt die Würde des deutſchen Abgeordneten und ſchützt ſeine Unbeſtechlichkeit. Wenn auch jeder unehrenhaft ſein kann, ſo ſind doch gewiſſe Veranlaſſungen zu politiſcher Leidenſchaft und zur Beſtechlichkeit nur da möglich, wo der Miniſter, um die Hilfe des Deputierten zu erlangen, ſeinen Wünſchen nachkommt oder in ihm die nicht immer geſetzmäßigen Forderungen des Wählers begünſtigt. Wenn in Italien die Volksvertretung perſönlichen oder kleinlichen Intereſſen dienen kann, die oft recht zweideutig ſind, ſo iſt ſie in Deutſchland der reine und unbedingte Ausdruck der allgemeinen Geſinnung, abgeſehen von ſehr ſeltenen Fällen, die von Tag zu Tag mehr aus dem politiſchen Leben dieſes Volkes verſchwinden werden."

Der Verfaſſer mißt die Gegenwart an der Vergangenheit. Es iſt auch berechtigt, die Fortſchritte des politiſchen Lebens anzuerkennen, und grämlichen Kritikern des Parlamentarismus mag man die Entwicklungsgeſchichte ſelbſt vorhalten und ihnen zeigen, daß es im deutſchen Vaterland noch lange nicht am ſchlimmſten ſteht. Freilich ſoll man Schlechtes nicht an Schlechterem meſſen. Die Geſchichte gibt uns Mut, aber Mut nicht zum Stilleſtehen, ſondern zum Vorwärtsſchreiten. Man muß deshalb die Gegenwart auch meſſen an der Zukunft, und dazu gehören andere Entwicklungslinien, als diejenigen, die uns der Verfaſſer zeichnet. — In Erziehungsfragen denkt der alte Herr doch recht modern:

„Warum ſollte man nicht auch im Unterricht den Mut haben, die Feſſeln des Geiſtes abzuwerfen und aus dem Felde der Ideen zu entfernen, was in der Scholaſtik veraltet iſt um dem Lebendigen, Produktiven Platz zu machen. Jetzt, wo unſer Leben zur Neige geht, denken wir mit Bedauern an die acht oder neun Jahre unſerer Jugend, die wir mit Erlernen überflüſſiger Doktrinen vergeudeten, ſodaß wir ſpäter unſere beſten Jünglingsjahre der Aneignung nützlicherer und zur Löſung der Lebensfrage oft unbedingt notwendiger Kenntniſſe widmen mußten. Die Kenntnis der Mathematik, der franzöſiſchen der deutſchen engliſchen und italieniſchen Sprache geſchrieb mit Recht vielen zweckmäßiger, als das Studium der Metamorphoſen Ovids, der Eklogen Vergils und vieler ſchöner Sagen aus dem Altertum. Wozu iſt es denn gut, drei Viertel dieſes kurzen Lebens mit dem Studium dieſer langweiligen Sachen, dieſes minderwertigen Gelehrtenkrams zu vergeuden, während doch unſere geiſtigen Bedürfniſſe den Bedürfniſſen unſerer Zeit entſprechen müſſen!"

Obgleich ſich der hohe Kammerherr mit Amerikas politiſchem und geiſtigen Leben nicht befremden kann, ſo will er doch anerkennen, daß es ein großes Volk beherbergt. Wenn er in manchmal ödem Eifer Anarchismus und Sozialismus untereinander wirft, ſo muß er doch das Auftreten der unteren Schichten gelten laſſen. Man merkt überall, daß für manche moderne Erſcheinung das Schubfach fehlt, in das er ſie einreihen könnte; daher das unangenehme Gefühl, doch nicht der Sache Herr zu werden. Er findet das löſende Wort nicht mehr.

Hochintereſſant iſt das Urteil des päpſtlichen Kammerherrn über das deutſche Zentrum, das dieſem nicht ſehr angenehm ſein dürfte. Er ſagt:

„Um nun auszuſprechen, was wir von der kompakten Maſſe des Zentrums mit ſeinen hundert Katholiken denken, welches ſchwankend je nach ſeinen Parteiintereſſen bald für, bald gegen die Regierung ſtimmt, welches von der römiſchen Geiſtlichkeit gebildet iſt als Repräſentant der Intereſſen des Vatikans und ſeinen Anhängern die Wahl dieſes oder jenes Kandidaten vorſchreibt, ſo wird es mit der Zeit und vielleicht in nicht allzulanger Zeit ſich erſchöpfen und zum großen Teil die Rechte verſtärken, während es der Linken einen kleinen Bruchteil überläßt. Trotz der großen Macht des religiöſen Prinzips, welches ſo mit Unrecht mit dem politiſchen Prinzip vermiſcht wurde, werden doch gewiſſe Wahlkollegien ſich ſchließlich von gewiſſen gegenwärtigen Einflüſſen freimachen. Der deutſche Wähler darf nur auf die Intereſſen des Reichs, d. h. des großen Vaterlandes, der Univerſitäten, der Gemeinden, der Raſſenverbrüderung, auf den Triumph des Gedankens, kurz auf die Vorteile des gemeinſamen, ſolidariſchen Lebens bedacht ſein."

Auch klingt es faſt wie vom evangeliſchen Bund her, wenn der päpſtliche Kammerherr von den italieniſchen Völkern ſpricht, die „ſeit Jahrhunderten unter der Tyrannei kleiner Staatshäupter und dunkelmänniſchen Pfaffengezüchts geduckt ſind". Es iſt doch dankenswert, wenn auch Laien, die gut katholiſch ſind, den Mut finden, die ultramontane Wirtſchaft beim Namen zu nennen.

Mit der Tendenz des ganzen Bekenntniſſes ſind wir ja nicht einverſtanden. Es iſt ein rückwärtsgewandtes Buch, das zu wenig mit neuen Kräften rechnet. Die konſervative Einſchätzung der Maſſe kann vor übereilten Schritten bewahren; im Grund iſt ſie falſch, denn die Kräfte jeder großen Bewegung liegen ſtets in der Tiefe. Von dorther geſunden die Völker wieder, wenn auch oft unter viel Schmerzen. Freilich, die Relativität der Verfaſſungsfragen wird gerade im Licht der Geſchichte deutlich. Große Perſönlichkeiten bedeuten immer noch das wertvollſte politiſche Kapital.

Dortmund. G. Traub.

Paul Bourget.*)

Seit dem „Diſciple" ſind wir ja an die ſonderbaren Verquickungen der Bourgetſchen Unterſuchungen gewöhnt: feine, tiefſinnige Pſychologie und eigentümliche ſophiſtiſche Scholaſtik ſind wie Lianen ſo feſt ineinander geſchlungen, daß eine reinliche Scheidung unmöglich iſt. Bekannt iſt der Inhalt des „Diſciple", dieſes packenden Romans, der uns zugleich wie ein ſtreng wiſſenſchaftliches Werk anmutet: Robert Greslou, ein mittelloſer Student, nimmt eine Stelle als Hauslehrer in einer vornehmen Familie an, verführt die Tochter und weigert ſich dann, ſein Verſprechen, mit ihr in den Tod zu gehen, einzulöſen. Wahnſinnig vor

*) Un Divorce (Librairie Plon, Paris 1904.)

Digitized by Google

Scham und Kummer, nimmt sie sich das Leben, nachdem sie ihrem Bruder alles gebeichtet hat. Greslou ist nicht der bekannte romantische Don Juan, den Leichtsinn und Eitelkeit treiben, sondern ein Wissenschaftler, der die Verführung des jungen Mädchens mit dem kühlen Verstand eines Forschers, der einen interessanten Fall beobachtet, betreibt: für ihn ist seine Untat ein wissenschaftliches Experiment. Schaurig ist's, ihn in rein wissenschaftlicher Sprache die einzelnen Momente seines Liebesexperiments analysieren zu hören, ohne daß je das geringste Mitleid mit seinem unschuldigen Opfer, der leiseste Zweifel an der Berechtigung seiner Handlung in ihm aufkommt, — ihn auf der Anklagebank zu sehen, wie er sein Recht zu solcher Untersuchung behauptet und sich mit dem Glorienschein eines Märtyrers der Wissenschaft zu umgeben sucht.

Nicht minder tragisch ist im „Divorce" das Schicksal der Familie Darras, und die Frage, die Bourget darin behandelt, ist nicht minder bedeutend, wenn auch scheinbar von geringerer Tragweite: handelt es sich doch dabei um die Grundlage der Gesellschaft. Es ist die Leidensgeschichte der geschiedenen Frau in den katholischen Ländern, die in ihrer religiös indifferenten Jugend eine zweite Ehe einging und sich dann später, beim Neuerwachen ihres religiösen Gefühls, in einen ausgangslosen Konflikt verwickelt sieht: einerseits die Liebe und Achtung zu ihrem allerdings freidenkenden Manne, das Gefühl der Heiligkeit einer Ehe, die auf Vertrauen und Hingebung gegründet, ein stetes Miteinanderstreben nach den edelsten Zielen gewesen ist; andererseits die Gewissensbisse, eine zweite Ehe geschlossen zu haben, die nach den Begriffen der Kirche nur ein Konkubinat ist, und die Qual, sich von den Gnadenmitteln der Kirche ausgeschlossen zu sehen. Damit in ursächlichem Zusammenhang stehend, entwickelt sich neben dieser Tragödie im Herzen der Mutter das Drama im Leben des Sohnes aus erster Ehe. Seiner Mutter entfremdet, seitdem ein Fremder zwischen ihnen steht, hat er alle Qualen der Eifersucht durchkostet. So hat er sich dann auch ihrem Einfluß entzogen und sich nach einer Richtung hin entwickelt, die ihn nach der Meinung seiner strenggläubigen Mutter ins Verderben führen muß. Er ist der Logik des Geistes, auf dem die neue Familie gegründet ist, gefolgt: des Geistes der Freiheit, der Nichtachtung der traditionellen Wahrheiten. Doch er folgt weiter, als es sein Stiefvater vermag, bis in die letzten Konsequenzen, der unerbittlichen Logik: Die Ehescheidung ist die Behauptung des Rechts der Persönlichkeit, des eigenen Gewissens gegen die Autorität der Tradition einer unlösbaren kirchlichen Ehe; doch nur die freie Ehe ist die strikte Durchführung dieses Prinzips: sie allein stellt zwei Gewissen, zwei Persönlichkeiten frei von jeder Gewalt — selbst der staatlichen — einander gegenüber. So gelangt nach Bourgets Meinung der junge Mann durch das Beispiel seiner Mutter zu einer Auffassung der Ehe, die sowohl sein Stiefvater, wie auch seine Mutter aufs entschiedenste verdammen. Es ist, glaube ich, das erstemal, daß ein Schriftsteller den tiefen Zusammenhang zwischen Ehescheidung und freier Ehe aufgedeckt und gezeigt hat, wie beide nur verschiedene Stadien in der Durchführung des modernen Ehebegriffs bedeuten.

Beide analysierten Fälle sind psychologisch interessant, und wahr sind sie auch für eine mehr oder minder große Menschenklasse. Doch begnügt Bourget sich nicht, nur einzelne Fälle zu sehen, er will darin allgemeine Verirrungen erblicken, welche die Folge der Verkennung großer moralischer Gesetze sein sollen. So argumentiert Bourget: Wenn Greslou nicht ein Determinist wäre, würde er nie ein solcher Unmensch geworden sein; wenn die moderne Gesellschaft nicht mit den heiligen Traditionen der Ehe gebrochen hätte, würde es nie solche Konflikte wie die in der Familie Darras geben.

Die Wahrheit der ersten Behauptung zu bezweifeln ist wohl erlaubt. Eine wissenschaftliche Anschauung kann nie für die Handlungen eines Menschen verantwortlich gemacht werden, sondern nur seine Veranlagung: Die Wissenschaft wird stets nur nachträglich als Rechtfertigung herangezogen von dem, der nicht den Mut hat, sich zu seinen Taten zu bekennen. Nicht weil er ein Darwinist, sondern weil er ein moralisches Ungeheuer war, hat Greslou seine Untat begangen; nicht die Wissenschaft hat seinen Fall verursacht, wohl aber seine Herzlosigkeit und sein ungeheuerlicher Dünkel. Lange bevor der Darwinismus existierte, haben die Menschen schon gemeine Mordtaten begangen, nur geschah es damals im Namen der Religion. Und doch wäre es töricht, die Religion dafür verantwortlich zu machen. Da Bourget sich berechtigt fühlt, mit einzelnen, tatsächlich eingetretenen Fällen, in denen Verbrecher als Vollstrecker wissenschaftlicher Gesetze gelten wollten, eine allgemeine Verurteilung der modernen Wissenschaft zu begründen, so dürfte es leicht sein, ihm unzählige Fälle entgegen zu halten, in denen Menschen erst durch die verpönte moderne Wissenschaft zu freien und starken Persönlichkeiten geworden sind.

Darauf wird allerdings der große Psycholog, der Bourget war und ja zuweilen noch sein kann, entgegnen, daß man das Prinzip selbst prüfen müsse, um zu erkennen, ob es in seinem Wesen liegt, solche Verirrungen zu zeitigen. Und solche anarchistischen Anschauungen scheint ihm unsere moderne Wissenschaft hervorzurufen. Anarchistisch ist aber jede neue Anschauung, die eine Verneinung der alten enthält. Als ein Unheil wird sie stets von denen empfunden, deren heiligste Gefühle sie verletzt. So ist auch das Christentum bei seiner Entstehung als eine sittenverderbende, staatsgefährliche Anarchie bekämpft worden. Eine neue Anschauung bleibt eben eine zerstörende Kraft, bis sie die Alleinherrschaft über die Geister errungen hat.

Weit gerechtfertigter scheint, oberflächlich betrachtet, sein Angriff auf den modernen Geist im „Divorce". Es ist nur zu wahr — die skandalösen oder traurigen Erfahrungen des täglichen Lebens sind da, um es zu bestätigen — daß eine auf Ehescheidung gegründete Familie in sich einen Keim der Zwietracht und der Fehdseligkeit trägt. Ihr fehlt die tiefe Einheitlichkeit, welche im Grunde genommen, nur die Stimme des Blutes ist, das unzerstörbare Gefühl des Zusammengehörens, das sich durch alle Konflikte hindurch siegreich behauptet. Daß diese tiefe Gemeinschaft zum Glück der Familie notwendig, hat Bourget hinlänglich bewiesen; daß sie aber zur sittlichen Entwicklung des einzelnen unentbehrlich sei, davon kann uns sein Buch nicht überzeugen. Im Gegenteil! Wenn Gabrielle die Frau des unverbesserlichen Wüstlings geblieben wäre, so würde ihr Haus eine Schule des Lasters für ihren Sohn geworden sein: nur in der auf den Trümmern der ersten Ehe gegründeten Familie konnte er der hochsinnige Mensch werden, dessen sittliche Persönlichkeit im entscheidenden Konflikt, wie eine Frucht in der glühenden Sommerhitze, vollends heranreift. Damit wird aber Bourgets These hinfällig für uns — für ihn allerdings nicht, denn diese Freiheit der Persönlichkeit, die uns als das höchste Ziel der menschlichen Entwicklung erscheint, ist dem traditionellen Katholiken Bourget ein Greuel.

Stellen wir uns aber einen Augenblick auf Bourgets Standpunkt. Schließt dann das Unglück der Familie Darras notwendigerweise eine Verurteilung der Einrichtung ein, aus welcher es entquoll? Ich glaube es nicht. Gewiß wäre, wie Bourget richtig bemerkt, ein solcher Konflikt vor dreißig Jahren nicht möglich gewesen; doch gab es damals einen anderen, ebenso verhängnisvollen und immer aussichtslosen: das war der Konflikt im Herzen des Gatten, der sich lebenslänglich zu einer Ehegemeinschaft verurteilt sah, gegen die sich sein ganzes sittliches Empfinden bäumte. Als eine Affirmation einer höheren Auffassung der Ehe, als ein Versuch, sie in die Wirklichkeit umzusetzen, erscheinen die Ehescheidung und die radikale freie Ehe. Es mögen mißglückte Versuche sein — und das könnten wir als das Ergebnis des Bourgetschen Buches betrachten —, doch sind solche Mängel der Uebergangsstadien nicht durch Rückkehr zu den alten Uebeln zu beseitigen, sondern nur dadurch, daß man die Weiterentwicklung zur Verwirklichung des modernen, sittlichen Ehe-ideals beschleunigt.

Von einem höheren Standpunkt aus gesehen, lösen sich die im „Disciple" und im „Divorce", sowie in allen übrigen Romanen Bourgets behandelten Fragen in eine große Frage auf: in das Problem der Sittlichkeit überhaupt. Nur das ist sittlich, spricht Bourget, was von den weisesten Vätern der Kirche in Uebereinstimmung mit der biblischen Lehre und den ewigen Gesetzen der Natur als der Wille Gottes erkannt

Digitized by Google

worden ist. Das ist das absolute Sittengesetz, von dem auch nur um eines Haares Breite abzuweichen, eine Verkennung der tiefsten Normen des menschlichen Wesens bedeutet und zu einem unversiegbaren Quell von Leiden wird. Dagegen spricht der moderne Geist: Wohl gibt es Gesetze der Sittlichkeit, die ewig sind, weil sie einem Grundbedürfnis der Menschheit aller Zeiten entsprechen. Die haben aber alle Gesetzgebungen, neben der mosaischen, formuliert. So sind eheliche Treue, Achtung vor dem Leben des Nächsten von jeher Forderungen des Sittengesetzes gewesen. In dem Sinne sind sie absolut. Daneben haben aber alle Kulturperioden, sowie alle Völker eines Zeitalters, ihrer besonderen Entwicklung und ihren augenblicklichen Bedürfnissen entsprechend, die Grundfrage verschieden ausgelegt. So ist für das autoritäre Mittelalter die Ehe ein von der göttlichen Macht besiegeltes Bündnis, das keine Gewalt auf Erden zu lösen vermag; die freidenkende, individualisierende Neuzeit sieht darin das freie Bündnis zweier Menschen, die nur von ihrem Gewissen abhängen. Und beide Auffassungen haben ihre geschichtliche Berechtigung. In dem Sinne kann man von einer Relativität der Sittlichkeit sprechen, und es gilt der berühmte Satz: „Wahrheit diesseits der Pyrenäen, Irrtum jenseits."

Dem Reaktionär Bourget ist diese moderne Auffassung in der Seele verhaßt, sie ist es ihm auch schon immer gewesen, sogar in der Zeit, da er selbst ein eifriger Determinist war. Denn trotz der hypermodernen Romane, die er früher geschrieben hat, und trotz der modernen Untersuchungsmethode, die er heute noch anzuwenden liebt, ist Bourget in seiner tiefsten Natur nie ein moderner Mensch gewesen. Er kann als der Typus des Modernitätsdilettanten gelten, einer Menschenklasse, die in allen Schichten, vor allem der studierten Männer, ihre Vertreter hat. Dem modernen Unterricht der Gymnasien und Universitäten verdanken sie eine neue Geistesdisziplin, die ihnen erlaubt, modernes Leben verstandesmäßig zu fassen, modern zu urteilen, und die sie dann selbst und andere in dem Wahne hält, sie seien die neuen Geschöpfe einer neuen Kultur. Doch ganz unten in den unbewußten Tiefen des Wesens, da lebt der atavistische Vergangenheitsmensch unberührt weiter. Kommt dann einer jener gewaltigen Konflikte, welche den Menschen bis in die tiefsten Tiefen seines Seins durchwühlen, so durchbricht das ureigene Wesen mit Elementargewalt die künstlich aufgetragene Modernitätsschicht, und dann steht der Mensch vor einem Ich, das er nie gekannt, dessen Dasein er nie geahnt, und das doch allein sein eigenstes, unverfälschtes Ich ist.

Sämtliche Werke Bourgets, von den „Essays de psychologie moderne" bis zum „Disciple", welcher die Zeit seines großen Konfliktes bezeichnet, beweisen, daß er stets nur dieser Modernitätsdilettant gewesen ist. Er hat nie etwas von den Kämpfen gewußt, die jeder Mensch, der zu einem neuen Leben geboren wird, durchmachen muß; von den schaurigen Stunden, da er den Boden unter seinen Füßen wanken fühlt und sich in einem Abgrund von Zweifelsqualen ewig verloren glaubt; von seinen leidenschaftlichen Anstrengungen, um in dem eigenen, verödeten Innern oder in der schwankenden Welt der Erscheinungen, wenn auch nur einen Strohhalm zu finden, an den er sich klammern kann. Von all diesen Kämpfen, in denen der Mensch Himmel und Hölle durchsucht, die ihn so elend machen, ihm aber zugleich erst Würde und Größe verleihen — von ihnen hat Bourget nie etwas erfahren.

Er weiß aber auch nichts von der siegesbewußten Freude des Menschen, der einen festen Punkt gefunden hat, auf den er sich stützen, und von dem aus er, sicher vorwärtsschreitend, sich die Welt neu erobern kann. Er weiß nichts von dem stolzen Glück dessen, der sich endlich selbst wiedergefunden hat, sich wirklich besitzt, um sich nie wieder zu verlieren. Er fühlt nicht, wie ein allmächtiger Strom vom Leben zu ihm, und dann wieder von ihm zum Leben, das All umfassend, kreist, nichts von dem Schwindel der Entzückung, der ihn schier darniederwirft, wenn er sich so als ein lebendiges Glied der allgewaltigen, göttlichen, ewig neukeimenden Natur fühlt und sich in diesem Alleben auflösen möchte, um noch tiefer von ihm durchdrungen zu werden. Endlich: er weiß nichts von jener großen Liebe, welche die Gemeinschaft des Lebens besiegelt, die nicht von schwachbrüstiger Sentimentalität lebt, sondern gesund, kernig und hart wie die Freiheitsluft der Gletscher die Menschen aufrüttelt, manchmal aber auch niederschmettert, und die über die Sandhäufchen der Gefühle der Menge hinweg nach den steilen, ewigen Gipfeln trachtet.

Und weil er das alles nicht kennt, was Glück und Würde und Kraft ist, darum kann er sich auch nicht hineinwagen in die tiefen Fluten des Lebens; darum verharrt er am Ufer im Schatten der Zypressen, zusammengekauert auf den weißen Grabsteinen. Und die modrige Luft, die aus den Grüften steigt, umweht ihn, die Stimmen der Toten hallen in seinem Herzen wider: selbst lebend gehört er dem Tode.

So wissen denn auch die Helden nach Bourgets Herzen: „Ferrand" in „L'Etappe", „Euvrard" im „Divorce" und selbst der Materialist „Adrien Sixte" im „Disciple" nichts von der vorwärtsdrängenden Kraft des Lebens, welche die Menschen — die meisten unbewußt, einige bewußt: die nennt man Genies, — zu neuen Zielen trägt. Darum halten sie sich ängstlich daran fest, was ihre Väter für richtig erkannt haben. Ihnen fehlt der Glaube: sie wagen nicht, die Segel zu lösen und ihren Nachen treiben zu lassen zu den unklar im Nebel auftauchenden Ufern neuer, beseligender Erkenntnis.

Wenn ein Schriftsteller mit den Anschauungen Bourgets zugleich ein Moralist ist, d. h. ein Mensch, der für die Jetztzeit sittliche Regeln aufstellen will, so gerät er in ein Dilemma, aus dem er keinen Ausgang finden kann, denn das von toten Verhältnissen gelieferte Maß legt er an Verhältnisse an, die sich seiner Messung entziehen. Lebt die Vergangenheit stark genug in ihm und ist er logisch, so wird er mit Bourget die äußerste Konsequenz ziehen und im Namen des Glückes der Menschheit eine Rückkehr zur Vergangenheit verlangen. In unserer Welt ist aber für seine Untersuchungen kein befriedigender Abschluß möglich. So kehrt Frau Darras zu ihrem Mann zurück, ohne eine Lösung gefunden zu haben, und alles bleibt beim alten. Doch selbst die Rückkehr zur Vergangenheit, wie im „Disciple" und in „L'Etappe" bedeutet keineswegs einen Abschluß: der kann nur in einer Weiterentwicklung liegen. Von ihr wendet sich aber Bourget ab. Darum hat er keine einzige Antwort auf die von ihm aufgerollten Fragen geben können, und darum ist das Interesse, das seine Bücher in uns wecken, ein rein dilettantisches. Von den Werken eines Schriftstellers seines Wertes dürfte man aber erwarten, daß sie ein Stück Lebensoffenbarung enthalten. Weil sie das nicht tun, sind sie von geringerem Werte für die Menschheit als psychologisch unbedeutendere Bücher, die einen Gedanken enthalten, einem Gefühl Ausdruck geben, welche einen, wenn auch kleinen Stein bedeuten, der in den Bau der Zukunft einzufügen ist.

Bremen. E. B. Russell.

Lesser Ury.

Urys Wesen ist Farbengenialität.*) Darum hatte er viel zu kämpfen, mit sich und mit anderen. Denn die Farbe ist nicht wie die Linie und Form eine Abmachung und Ueberlieferung, die sich Glied an Glied durch Generationen fortsetzt, sondern sie ist Chaos, das jedesmal neu zur sinnlichen Anschauung gestaltet werden will. Farbe ist wie Musik, nur mit dem schwierigen Unterschiede, daß Musik ein stoffloses Material findet, in dem sie sich ausdrückt, Farbe aber an diese wirkliche und bekannte Welt gewendet werden soll, von deren Erscheinung sich jeder seine eigene, mehr persönliche oder mehr geläufige Vorstellung macht. Es ist ein fast unmögliches Schöpferwerk, mit Farbe in sich herumzugehen und

*) Eine reiche Sammlung Urycher Werke ist zurzeit bei Keller und Reiner ausgestellt.

Digitized by Google

sie auf die Dinge da draußen anzuwenden, die doch ihre gegebene Form haben. Man hat ja die Farbe nur von draußen. Und doch wird sie innen ein so mächtiges Mittel des Gefühls, daß man sich in einen Rausch versetzt, aus ihr die Welt wieder zu zeugen. Wir isolieren in der Kunst. Bald die Kontur, bald die Fläche, bald die Form, bald den Körper, bald die Farbe — lauter Dinge, die es einzeln garnicht gibt. Aber es macht uns trunken, aus ihnen die Welt allein zu sehen, mit geringsten Kompromissen. Und nichts macht trunkener als die Farbe. Sie ist wohl das Tiefste und Chaotischeste.

Wir gehn in unseren heimischen Grunewald, nicht mittags im Juli, wenn die Lokalfarben dumm und philisterhaft nebeneinander schlafen, sondern an Abenden, wenn die Liebesreflexe spielen zwischen einem schamhaft errötenden Himmel und der ernsten Kraft der Erde. Dann bilden sich die Harmonien, die gegenseitige Verständnisse sind zwischen Licht und Schatten. Ein rotgelbes Feuerwerk loht hinter der Riesenkiefer, ein gelbgrüner Streifen lugt zwischen dunklen, träumerischen Birken, das goldene Licht des späten Nachmittags liegt auf den ersten Frühlingsblättern, die um die Stämme zu zittern scheinen. Das stille Auge eines verschwiegenen kleinen Sees blinkt im Hintergrunde, und wie von einem launenhaften Gitter laufen die Kiefernstämme vorn darüber herunter, in Luft gebadet. Eine rosafarbene Wolke gleitet hinter den Wipfeln herab und diese verlieren ihre Durchsichtigkeit und werden zu Ballen dunkelgrüner Kontraste, die sich gegen den Himmel mutwillig absetzen. Dann wird es Abendklarheit: die drei Zonen des lichten Blau, des Veroneser Grün, des sterbenden Golds legen sich untereinander. Einen Augenblick lang herrscht das Gelbgrün als stechender Schmerz letzter Schönheit, und die Büsche und Schilfgräser bücken sich in dunkler Erwartung des schnellen Ausgleichs. Dann hat der Himmel ausgespielt, die letzten violetten, grauen, grünen Lichtpünktchen eilen der Sonne nach, aber die Farbe ist nicht gestorben. In der dunklen Kiefernwand, die zackig gegen den Himmel steht, tauchen mystische Schatten von Farben auf, Geister der Nacht, wallende Gase von einem tiefen Rotbraun und Blauviolett und Schwarzgrün, die die Erinnerung bewahrt haben an gegenständliche Bäume und Gräser, wie sie einst der Tag für die Augen der Konvention austuschte.

Ein andermal ziehen wir nach Hamburg und tragen unsere Farbenliebe in diesen weißlichen, feuchten Dunst hinein, der uns statt der großen Kontraste mit kleinen Konsonanzen antwortet zwischen bläulichen Dampfern, bräunlichen Pfählen, Rauch aus terra di Siena und Kobaltblau und den fernen, zitternden Silhouetten der Kräne, Türme und Magazine, alles wieder aufgenommen vom wirbelnden Wasser, das die Reflexe der Reflexe wie Karten zum ewig neuen Spiel mischt. Wir ziehen in holsteinische und rügensche Dörfer, um uns im lichten Glanze hellroter Dächer zwischen gelbgrünen Bäumen vor himmelblauem Meer zu baden. Wir ziehen an den Gardasee, um die Symphonie zu beschwichtigen, die in uns Akkorde wälzt von tiefem Luftblau, violetten Schneebergen, fleischrotem Sonnenaufgang, mattgrünen Wassern, schwarzen Zypressen und goldenen Olivenstämmen mit Silberblättern, gelben Blättern, Schmetterlingsblättern und Schmetterlingswellen, die, mit der leichten Last unendlicher Farbenpracht beladen, an das mondbeglänzte Ufer rollen. Rings in der Welt ziehen wir umher, von ewig neuem Farbenfeuer getrieben, eine wogende Palette in der Brust, die wir in Kontraste, in Balancen, in Valeureinheiten, in Dur und Moll und alle Schönheit gegliederter Melodie zu erlösen wünschen, heiße Liebesworte stammelnd am vielentehrten Busen der Natur. Eine Wolke, chaotisch wie wir aus schwärzlichem, gelblichem, bläulichem Violett in Pastellwischern sich ballend, legt sich über das Thüringer Bergland und schneidet das konventionelle Oberlicht ab und treibt aus diesen Hügeln ein sonores Blau und Grün, das in eine hundertfältige Skala auseinanderbricht von unendlichen Uebergängen grüner Abhangdecken über gelbgespitzte Tannenwipfel in das dunkelviolette Meer der Schluchten. Und nirgends ist eine Spur von Schöngeisterei in dieser gefährlichen Ausströmung der Farbe: Ausströmung ist es aus dem Innersten, wo es geniale Irrtümer, aber nur begeisterte Ehrlichkeit gibt. Wir sind keine Augenkünstler, keine Pinselkünstler: in diesem Augenblick sind wir göttliche Poeten. Wir verdrehen nicht die Pupillen und erheben nicht die flache Hand, sondern wir schaffen.

O mythologische Beweglichkeit der Natur, die meinem Farbensinn so schmeichelt in der wandelbaren Form ihrer Einzelheiten, vom farbigen Stamm zu den wachsenden, raschelnden Blättern und schaukelnden Wellen und ziehenden Wolken. Ich gestalte Dich nach meinem Gefühl, ich baue Dich und gruppiere Dich im Augenblick des Schaffens nach meinen Visionen, die Deine Teile wie dekorative Fäden des orientalischen Teppichs begrenzen und verschieben nach dem Bestande des inneren Farbenmaterials. Werde ich den Mut dieser Formschöpfung aus der Farbe noch haben, wenn es sich um gegebene, unumstößliche, formelle Formen handelt, um gewachsene Menschen? Kann ich Menschen aus der Farbe schaffen, wie Schilf und Waldesgrund? Einst war ich Schüler des Naturalismus. Ich sah auf dem Felde die Sonnenkonturen der Arbeiter, ich sah im Zimmer die Fensterlichtlinien um sitzende Kinder und Möbel, und die Weiber im Café und die Herren in der Loge und was sonst noch diese alte Schule liebte. Ich umriß es mit fester Hand, ehrfürchtig vor der Form und impressionistisch in der Farbe. Was ist mir jetzt diese Impression? Ein Experimentieren mit der Vielheit, mit der Geistreichigkeit, mit der Empfindungszartheit, mit den kleinen Listen und Effekten der Farbe. Aus der großen Farbe soll der Mensch werden, wie die Natur. Ich habe fünf Tage lang die Natur geschaffen, ich stehe vor dem sechsten Tage, dem Menschentage. Lächeln kann ich nicht, zum Spielen ist mir die Lust verdorben, ich bin von schwerem, alttestamentarischem Blut, ein gedrückter Aufblickender, ein zorniger Gedemütigter, und ich liebe die Trauer und die Pracht. Formlos, wie der Tempel Salomonis in der heiligen Schrift, dessen Zeichnung nie ein sterbliches Auge sah, daß er nur triefte von zeichnungsloser Pracht und Farbe, so liegt die Kunst in mir. Ich sehe die Menschen, die sich von mir bilden lassen, auf ihre farbliche Erscheinung, bald weibliche Dekoration, bald männliche Wesenstiefe, ich mühe und mühe mich, die europäische Erbsünde der Form zu überwinden. Wird es gelingen? Wird es gelingen, die alte Judenwelt aufzubauen aus jenen stofflosen Stoffen von tiefster Farbe, die um ihr Schicksal hängt? Die ersten Juden, Adam und Eva, wie sie aus dem Paradiese gehen und im roten Abend ihre Arbeitswelt liegen sehen und vor glanzvollen Bergen ihre hilflosen Kinder warten. Und den großen Juden Jeremias, der da jammernd auf dem gewölbten Rücken der Erde liegt, nächtig wie die gespenstische Mühle, die ich gestern ihre Flügel ausstrecken sah auf sterbendem Grün gegen das sterbende Rot. Und den großen Juden Moses, der noch einmal den Zorn hat, die Tafeln zu zerschmettern. Und die letzten entsagenden Juden, die auf der Bank hocken, ägyptische Reliefs von Menschengesichtern, Pyramiden von Farbengehängen, die bei der scheidenden Sonne versteinern müssen. Triptychon des Lebens: grüne junge Tage auf Rügen, da die Vögel in den Buchen über meinem lüsternen roten Körper grüne Lieder sangen, sonnige Zeit Italiens, da ich mich aufreckte, in prometheischer Einbildung vor dem ironischen blauen Meer, und alte Kiesgrube mit der flackernden Sonnenscheibe, vor der der Greis sein gelbes, graues Ende erwartet. Wird es gelingen? Noch dichte ich. Noch übe ich Muskeln und Anatomie und will die alte europäische Form bezwingen. Muß ich die Form bezwingen, um die Farbe zu gewinnen? Bin ich zu schwach aus den Gluten orientalischer Farbe die Form zu überwinden und das Reich farbenlyrischer Menschen zu schaffen, das einst der große Rembrandt in der Amsterdamer Judengasse erträumte? Ich hoffe und arbeite. Aber wenn einst die rote Sonne sich über mein Leben gesenkt haben wird, sollen sie auch aus den Ecken meines Ateliers herauslesen: es war ein Künstlercharakter.

Das ist Ury. Mein Ury.

Oscar Bie.

Digitized by Google

Briefe von Robert Browning und Elizabeth Barrett Barrett.*)

Die Liebe zwischen einem Dichter und einer Dichterin — es ist gleichsam die Quintessenz aller Liebe! Denn die Poesie, die sie beide sonst in ihren Versen ausströmen, gewinnt hier Leben und gestaltet ihnen ihr Leben. Aus den Briefen der zwei englischen Dichter lernen wir eine Dichtung kennen, einen Liebesroman, schöner und poesievoller, tiefer ergreifend als irgend einer in Robert Brownings romantischen Dramen, oder den Verserzählungen der Elizabeth Barrett Barrett. Man vermöchte kaum romanhaftere, psychologisch merkwürdigere Zustände zu erfinden als die, unter welchen diese zwei ihren Briefwechsel begannen, einander kennen, lieben lernten und heirateten.

Robert Browning hatte von seinen Eltern — die Mutter war eine Hamburgerin, ihr Mädchenname Wiedemann — ohne je eine Schule zu besuchen, im Hause die allerbeste Erziehung erhalten und volle Freiheit, zu tun und zu werden, was er wollte. So stand die ganze Welt ihm offen. Nicht nur die Seinen liebten ihn, mit allen Schriftstellern, allen Größen seines Landes war der junge Dichter bekannt und befreundet. Dazu tanzte er Polka — die war damals Mode —, marschierte stundenweit von dem Landsitz seines Vaters zur Stadt hinein, hatte halb Italien zu Fuß durchwandert und war als Sekretär eines Gesandten in Rußland gewesen. Einmal hatte er Lust verspürt die diplomatische Karcière zu ergreifen, als es sich um einen Posten im Reiche der Dichtung, in Persien handelte, aber doch wäre es ihm wie ein Herabsteigen erschienen, hätte er neben seinem Dichterberuf, der ihm der höchste, heiligste war, noch einen anderen, alltägticheren, zu erfüllen gehabt.

Dieser junge, freie, das Leben voll erlebende Mann, der bisher in seinen Werken sich freilich manchmal noch unverstanden fühlt, bekommt eines Tages von seiner Schwester zwei Bände Gedichte der damals schon bekannten Miß E. B. Barrett in die Hände, in denen er neben anderen Autoren sich genannt sieht. Sein Herz, heißt es da (in Lady Geraldines Courthip) sei wie ein Granatapfel,**) der tief innen sich blutrot gefärbt zeigt, ganz durchzogen von allerfeinster Menschenliebe (humanity). Und im Weiterlesen meint er in den Gedanken der Verfasserin seine eigenen wiederzufinden. Ihre Sprache, ihre Bilder, ihre Tiefe des Empfindens reißen ihn hin. Er muß ihr sagen, wie er fühlt, aber er wagt es nicht, bis ein gemeinsamer Freund ihn dazu ermutigt. Da schreibt er ihr denn, wie sehr er ihre Verse liebt. Und in demselben ersten Brief, nachdem er in seiner echt Browningschen Art, einen Satz in den andern schiebend, einen Gedanken mit dem andern verschlingend und häufend, ihr erklärt hat, weshalb er sie so sehr bewundern muß, wiederholt er die gleichen Worte: ich liebe, wie gesagt, diese Bücher von ganzem Herzen und — fügt er hinzu — und I love you too, und ich liebe Sie selber!

Es war die Wahrheit. Er liebte sie wirklich. Wie ein Märchenprinz in ein Bild, so hatte er sich nach dem Bilde, das seine Dichterphantasie aus ihren Versen sich geschaffen, in sie verliebt. Sie aber, Elizabeth Barrett Moulton Barret, wußte oder glaubte sich für Männerliebe nicht gemacht. Sie war eine Dichterin, war reich an Wissen. Als Kind mit ihren Brüdern gemeinsam unterrichtet, hatte sie Homer gelesen, als sie noch das Buch in einer Hand und ihre Puppe im andern Arm hielt. Aber von der Welt und dem Leben kannte sie nichts. Ihre Reisen gingen kaum weiter als vom Bett zum Sopha, manchmal von einem ins andere Zimmer. Seitdem sie, ein Mädchen von fünfzehn Jahren, auf einer Wiese beim Gut ihres Vaters einmal sich selbst ihr Pony hatte satteln wollen und dabei mit dem schweren Sattel gefallen war, schien sie gelähmt, ihre Schwäche und Nervosität hatten sie zu einem Dasein abseits von den Menschen gezwungen. Nie nahm sie auch nur eine Mahlzeit mit den Geschwistern, nie empfing sie Besuche mit ihnen, ging nie in Gesellschaft, und wenn im Sommer bei warmem Wetter sie sich wohl genug fühlte, eine kurze Spazierfahrt zu wagen, so ward sie von einem ihrer Brüder die Treppen hinunter und hinaufgetragen. Zu ihrer nervösen Hinfälligkeit kamen Schmerzen anderer Art noch hinzu, um ihre Angst vor jedem neuen Gesicht, vor jedem lauten Wort zu steigern. In dem kinderreichen Hause — es waren elf Geschwister — herrschte der Vater gleich einem unumschränkten Gebieter, widerspruchslos. Seine Söhne und Töchter hatten, wie erwachsen sie waren, ihm gleich Sklaven zu gehorchen. Eine seltsame Erscheinung, dieser absolute Autokrat, vor dem alle zitteen, im nüchternen London um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Drei- oder vierhundert Jahre früher, im Renaissancezeitalter, könnte man sich solchen Tyrannen viel besser vorstellen. Er ist dabei kein schlechter, ist vielmehr ein edler Mensch — das wiederholt die Tochter in jedem Beief, „nicht steinhart, doch so unerschütterlich wie ein Stein". Er hat sie sehr lieb, manchmal kommt er spät abends noch auf ihr Zimmer, sitzt bei ihr am Bett und plaudert und kniet dann nieder, für sie zu beten. Einen Beweis von Seelengröße gab er ihr, als um ihretwillen, wie sie sich vorwarf, sein Lieblingssohn, ihr Lieblingsbruder, fünf Jahre, ehe sie Browning kennen lernte, seinen Tod fand. Die Aerzte hatten sie damals für den Winter in den Süden von England, nach Torquay, geschickt. Als der Bruder, der sie dorthin gebracht, auf den Ruf des Vaters zu ihm zurückreisen sollte, weinte sie, geschwächt von Krankheit, aus Furcht vor der Trennung. Eine Tante, die bei ihr war, schrieb an den Vater, es würde Elizabeth das Herz brechen, wenn man sie jetzt ihres liebsten Genossen beraubte. Und Mr. Barrett, dessen Tyrannei eben darin bestand, daß er verlangte, seine Kinder müßten beständig bei ihm im Hause und in seiner Hut sein, der ungern genug der Tochter Entfernung um ihrer Gesundheit willen, gestattet hatte, gab endlich nach. Er fände es aber unrecht, schrieb er, daß sie so etwas von ihm verlange. Der Bruder blieb. Er werde nicht von ihr gehen, bis sie gesund sei, versprach er ihr. Und zehn Tage, nachdem er das gesagt hatte, machte er einen Ausflug zur See — das Boot kam nicht wieder, und er kam nicht wieder.

„Für Wochen und für Monate lag ich" — so erzählt sie in einem der Beiefe an Browning — „halb bewußt, halb bewußtlos, mit wandernder Seele, zu nahe an Gott unter seiner zermalmenden Hand, um nur zu ihm beten zu können. All meine schwächlichen Tränen von vorher büßte ich jetzt, da ich nicht imstande war, nur eine Träne zu vergießen. Und dennoch waren sie nachsichtig mit mir und keine Stimme sagte: Du tatst es" —

Diese Nachsicht des Vaters, die ihn jeden Vorwurf gegen sie unterdrücken ließ, erschien ihr als eine so große Güte — kindness and patience — daß sie ihm, wie sie oft wiederholt, immer dankbar dafür bleiben mußte. Selbst dann, im Herbst 1845, als abermals die Aerzte ein südliches Klima für sie notwendig fanden, sie nach Italien, nach Pisa gehen sollte und er seine Einwilligung verweigerte. Ihre Brüder, ihre Verwandten, redeten ihm zu, setzten ihm die Notwendigkeit eines wärmeren Winteraufenthalts für die Leidende auseinander, sagten ihm, daß es sich um ihr Leben handele. Mr. Barrett, der Vater dieser längst erwachsenen, mündigen, von seinem Vermögen unabhängigen Tochter, die eine in England wie in Amerika schon berühmte Dichterin ist, bleibt unerbittlich. Sie könnte ja reisen, wenn sie's durchaus wolle, aber nur unter seiner Mißbilligung. Und als sie dann die Reise aufgibt, bleibt seine Stimmung gegen sie doch eine veränderte. Abends kommt er jetzt nie mehr zu ihr. Monate später, da er eines Tages ihr wie früher Blumen mitbringt, rührt dieses Zeichen seiner Liebe sie bis zu Tränen.

Wie so manche im Altern einseitig und grillenhaft gewordene Männer wachte er strengstens darüber, daß die Ukase, die er ausgibt, von den Seinen gehorsam befolgt würden — so lange er da war. Was sie aber in den langen Stunden des Tages, zu denen er nicht im Hause war, taten, wen die Töchter empfingen, wem sie schrieben, danach fragte er nie. Und er besaß nicht Phantasie, nicht Verstand genug, um zu

*) Ins Deutsche übersetzt von F. P. Greve, Berlin, 1905, S. Fischer Verlag.

**) Dieser Vergleich bezieht sich auf Brownings Gedichtsammlung: „Bells and pomegranates", die damals gerade erschien.

Digitized by Google

begreifen, daß alle diese erwachsenen Menschen hinter seinem Rücken andere waren, als vor seinen Augen. Einer der Söhne hatte seine Liebe aufgeben müssen, weil er pekuniär von seinem Vater noch abhängig war. Eine der jüngeren Schwestern war mit einem Verwandten heimlich versprochen — der Vater kannte ihn, der Vater lud ihn in sein Haus ein — daß die zwei sich heiraten wollten, gestand man ihm nicht — er würde es nie und nimmer erlaubt, nur dem Verlobten das Haus sofort verboten haben. Und wenn er von seiner ältesten Tochter wohl gesagt hat, sie sei „die reinste aller Frauen, die er je gekannt," so meinte er das nur, weil sie ihm nie durch Liebesgeschichten und den Wunsch zu heiraten Sorge gemacht hatte. Alle Verwandten, Onkel, Tanten, ergriffen die Partei dieser Töchter und Söhne. Die Dienstboten selber hielten zu ihnen. „Es ist kein Verräter im ganzen Hause!" schreibt die Dichterin wiederholt. Denn auch sie hintergeht jetzt ihren Vater, den sie liebt und verehrt, verheimlicht ihm ihr eigenes Fühlen, ebenso, wie es die andern tun.

In dieses unerfreuliche, trübe, trostlose Dasein nun, das nur die Bücher und die eigene dichterische Arbeit erhellen, tritt Robert Browning ein, wie ein Befreier. Daß ein Mensch von sich selber sagen kann: „Wann hätte ich einmal nicht bekommen, worauf ich mein Herz gesetzt hatte?" das allein schon beglückt sie. Ob ihm denn nicht die Erfüllung seiner Wünsche meist Bitternis gebracht habe? fragte sie. Er aber ist vom Leben und von der Welt so verzogen worden, daß er dergleichen nie erfahren, daß er auch hier und bei ihr nicht an seinem Erfolge zweifelt. Hat sie alle anderen Schriftsteller, Bewunderer wie Bewunderinnen, die sie kennen zu lernen begehrten, von ihrer Tür abgewiesen, weil sie sich zu schwach, zu erregbar fühlte, um fremde Besucher zu empfangen, ihn wird sie bei sich sehen müssen, weil er es will. Bisher sind alle ihre Gedanken an die Zukunft nur auf eins, auf das Ende gerichtet gewesen; aus dem düsteren Hause ihres Lebens liebt sie es in schmerzlicher Sehnsucht sich zum Fenster hinaus zu lehnen. Nun bittet er sie, „mit dem Hinauslehnen zu warten, so lange bis sein Fuß erst auf ihrer Treppe ist". Und da er endlich die Erlaubnis erlangt, in ihr Zimmer einzutreten, sie zu sehen, — am 20. Mai 1845 um 3 Uhr Mittags, — da ist sein wie ihr Schicksal entschieden.

Zwar schreibt er ihr an demselben Abend nur ein kurzes Billettchen, anzufragen, ob er nicht zu lange blieb, nicht zu laut sprach, wie ihr die Anstrengung bekommen ist, und dankt ihr für das Glück, das sie ihm gewährt hat. Am nächsten Tag aber hält er sich nicht länger zurück, er gesteht ihr seine Liebe. — Dieser Brief ist nicht erhalten. — Es ist der einzige aus der langen Reihe, der fehlt. Elizabeth antwortet so gut sie's kann, es habe sie tief geschmerzt, was er so wild und leidenschaftlich ihr geschrieben. Sie bittet ihn um ihretwillen ihr nie mehr solche Worte zu schicken. Sonst, — ließe er nur einmal noch ähnlich übertriebene Dinge verlauten, sonst könnte sie ihn nie wiedersehen. Und er, in seiner ritterlichen, ihr gegenüber unbedingten Unterwerfung unter ihren Wunsch und Willen, erbittet sich den Brief zurück, ihn zu verbrennen. Sie hätte ihn später gern wieder gelesen. Denn sie, die ihn versichert, daß sie seine Uebertreibungen nur als das betrachtet habe, was sie seien: die phantastischen Selbsttäuschungen eines Poeten, sie, die in jedem Wort, in jedem Satz ihm beteuert, sie glaube ihm nicht, könne nicht an seine Liebe glauben, sie glaubt ihm doch und liebt ihn auch. Es ist wunderschön und rührend, wie er nun sucht von anderem zu schreiben und wie doch die Liebe, ähnlich wie eine glühende Lava, die unter grünem Gerank emporleuchtet, immer wieder sich verrät. Und wenn wir fremden Leser nach sechzig Jahren so empfinden, wie hätte sie diese Liebe nicht fühlen sollen, die Einsame, vom Leben Verbannte, sich nicht von dem Feuer erwärmen lassen! Daß sie es nicht fassen, nicht glauben konnte, war ehrlicher und tiefer gemeint, als bei Chamissos Deutschem Mädchen. Sie wußte sich krank, sie wußte sich alt — er war 1812 geboren, sie schon 1806. Und mit ihrem Verstand, ihrem poetischen Empfinden begriff sie, daß, obwohl er noch nicht genügend anerkannt wurde, er als Dichter hoch über ihr stand. Er im Gegenteil verehrte sie als Dichterin, der mühelos zufiel, was ihm noch versagt blieb, das große Glück, Verständnis bei den Lesern zu finden und in ganz England Erfolg zu haben. Er beneidet sie darum, daß sie in ihren Versen unmittelbar aussprechen kann, was sie fühlt und denkt, während sich sein Denken ihm meist in dramatischen Personen verkörpert, deren Charaktere des Autors Wesen nur entfernt erraten lassen.

Aber nicht nur aus Bewunderung liebt er sie, und nicht aus Mitleid. Wenn sie ihm immer wiederholt, er sehe nur ein Phantasiebild, eine ganz andere, als sie sei, und mit aller Freiheit der Welt in seiner Hand werde er bald genug bereuen, sich an eine Kranke gebunden zu haben, so antwortet er: er sei vielmehr stolz auf seine Liebe! Wäre sie auch nicht Dichterin, hätte nie eine Zeile geschrieben, sondern wäre nur (was für ein ‚nur', unterbricht er sich selber) seine liebste, liebste Herrin, — the lady of that hair and eyes, — müßte er sie nicht ebenso lieben? Sie hatte immer gemeint, ein Mann, den sie lieben könnte, der würde sich niemals bis zu ihr herniederlassen (would stoop to love me). Und nicht um ihres Wissens willen, nicht für ihr Talent wollte sie geliebt sein, überhaupt nicht aus irgend einem Grunde, nein, nur rein aus verliebter Liebe. Das hatte sie sich als ganz junges Mädchen schon gewünscht. Nun schreibt er ihr, ihre Dichtungen, ihre Briefe, all das „so viel es ist" könne ihm nicht genügen, so lang er nicht da sitzen dürfte und sie anschauen. Einen Ritter, wie Sir Parcival und Sir Gawain von König Artus' Tafelrunde nennt sie ihn. Und er erwidert: sein Leben sei ganz eins mit ihrem, und seines Leben Zweck und Ziel zu erreichen, es zu dem zu machen, was zu vollenden er geboren, was mehr noch als all seine Werke sei, — die große Dichtung: Robert Browning, — dazu müßte sie ihm beistehen!

Sie war nicht schön. „Sehr klein ist sie, braun," so hat Anne Ritchie, Thackerays Tochter, sie in ihrem Tagebuch beschrieben, „mit dunklen Augen und tiefbraunem Haar, weißen Zähnen und einer seltsam leisen Stimme." Sie selber spricht in den Sonetten von ihren blassen, tränengefurchten Wangen, von ihrem gesenkten Kopf, der zur Seite hängt: through sorrow's trick. So erscheint sie auch auf ihren Bildern, in der Tat ganz Haar und Augen, mit dem geneigten Kopf und dem schmalen Gesicht, zwischen den nach vorn überhängenden langen Locken, wie man sie damals in England trug.

Immer wiederholt sie ihm, daß er frei bleiben müßte. Es ist ein Wettkampf an Edelmut zwischen diesen beiden, wer den andern hochverehrend sich demütiger des Geschenkes bewußt ist, das er unverdient empfängt. Während er strebt, sein Leben durch sie zu vollenden, weiß sie sehr deutlich, daß er nicht nur ihr Dasein verschönt, daß er es vielmehr ihr neu erst gibt. Seit sie ihn kennt, geht sie stetig, langsam, Schritt für Schritt der Gesundung entgegen. Anfänglich mag es wohl unbewußt sein, daß sie für ihn versucht, sich aus ihrer Lethargie aufzuraffen. Allmählich aber, nachdem sie es ihm hat gestehen müssen, daß auch sie ihn liebt, nachdem sie im Herbst 1845, von ihrem Vater gezwungen, die beabsichtigte Reise nach Pisa aufgegeben hat, tut sie bewußt und dem heimlich Verlobten zu Gefallen, was sie vermag, um Kraft zu gewinnen. Muß sie doch eine andere werden, bevor sie seinem Begehren genügen, ihn heiraten, mit ihm im nächsten Herbst in den Süden reisen kann, wie er es hofft. Um ihm Freude zu machen, steht sie von ihrem Ruhebett auf, hängt sie ihren Mantel um und geht hinab ins drawingroom, fährt spazieren mit den Schwestern und entschuldigt sich bei ihm, wenn sie sich wieder hat die Treppe hinauftragen lassen, weil sie gar zu müde gewesen. Um ihm Freude zu machen, kauft sie einen Hut, — sie, die so lange keinen besessen, — für ihn läßt sie den Wagen im Regents-Park halten, steigt aus, geht aufs Gras, — „es war das seltsamste Gefühl!" — und pflückt eine Blüte, sie ihm in ihren Brief zu legen. Sie läßt sich von einem Freunde zum Bahnhof der Great-Western fahren, — damals kannte alle Welt in London schon die Eisenbahn, nur sie noch nicht. Sie steigt mit ihrem Hund Flush aus, sich „das große, brüllende, mahlende Ding" einmal anzusehen. Und dabei regnete es, — „ich bekam so viele Tropfen auf mein Kleid und in mein Gesicht, und das freute mich so sehr, wie die Eisenbahn." So kehrt sie durch ihn und für ihn zurück in das Leben. Wie ein Wunder ist es, was an ihr geschieht. Wie ein wundersames Wunder empfindet sie dankbar das Geschenk dieser Leben spendenden Liebe:

Digitized by Google

Einst dacht' ich d'ran, wie Theokrit gesungen,
Von lieben Jahren, hold erwünschten Jahren,
Ein jedes kommt mit offner Hand gefahren,
Geschenke bringend, Alten wie den Jungen.
Und als ich sann, wie dort sein Lied geklungen,
Schien mir's, — der Tränen konnt' ich mich nicht wahren —
Ich sah' den Zug von schwermutvollen Jahren,
Die mir das Leben bot, die mich bezwungen
Mit ihrem Schatten. Plötzlich fühlt ich, sah,
Dicht hinter mir ein mystisches Getriebe,
Es zog am Haar mich rückwärts, herrisch, nah
Und fragt, — ich sträubte mich, daß frei ich bliebe, —
Nun rat', wer hält Dich? Tod! sprach ich. Doch da
Klang's silberhell mir: Nicht der Tod — die Liebe.*)

Ihre berühmten Sonette aus dem Portugiesischen, von denen dieses das erste ist, schrieb sie, — kein Portugiese hat das gedichtet, nur sie selber konnte so fühlen, — still für sich. Oft sind es fast dieselben Worte wie in ihren Briefen. Gezeigt hat sie aber dem Geliebten diese Gedichte erst sehr viel später, nach ihrer Heirat, zu der Zeit, von der sie vorher meinte, erst dann wenn Jahr und Tag vergangen, ohne daß er an ihrer Seite Reue empfinde über seine großmütige Liebe, erst dann werde sie ganz und wirklich an ihr Glück zu glauben vermögen.

Dieses Glück zu erringen, fiel ihnen beiden schwer genug. Daran, Me. Barretts Zustimmung zu erhalten, war nicht zu denken. In der englischen Literaturgeschichte von Garnett und Gosse ist ausgesprochen, was jeder Leser des Briefwechsels sich unwillkürlich sagt, daß der Vater der Elizabeth B. Barrett wahrscheinlich nicht ganz zurechnungsfähig war. Gegen sein Verbot zu heiraten, fühlte sich die Tochter aber nicht imstande. So blieb ihr nur, da sie weder Browning länger hinhalten, noch sich selbst den Gefahren eines weiteren Winters in England aussetzen wollte, die Möglichkeit, alles ohne sein Wissen zu tun. Obwohl sie gesteht, sie werde sich noch einen Orden in irgend einem Jesuiteninstitut durch ihre Verstellungskunst erwerben, schien ihr diese Heimlichkeit leichter zu ertragen, als ein offener Kampf. „Denn," schreibt sie, „ich gehöre zu der bedauernswerten Sorte von schwächlichen Frauen, die nicht in jedem Moment ihrem Körper wie ihrem Geist gebieten können, sondern die in hysterischen Zufällen umsinken, gerade wenn sie handeln sollten und Widerstand leisten." Und so entschließen sich denn die beiden zu einer heimlichen Trauung und zur Flucht. Robert Browning weiht seine liebenden Eltern, seine Schwester, wohl in sein Geheimnis ein. Elizabeth hat aber ihren Schwestern, trotzdem diese um ihre Liebe wußten, nichts gesagt, damit sie nicht nachher dem Zorn des Vaters verfallen blieben. Am Sonnabend, den 12. September 1846 um ½11 Uhr morgens treffen er und sie, nur begleitet von Elizabeths Jungfer und einem Freunde Roberts, sich in der Kirche ihres Stadtbezirks Marylebone. Zu dem Datum, das er auf den Brief vom Tage vorher setzt, fügt Browning die Zahl 91 hinzu. So oft hat er seit jenem Mittag des 20. Mai vom Jahr vorher Elizabeth Barrett sehen dürfen. Und jedes Beisammensein hat er, als ein Glücksgeschenk, sich zum ewigen Erinnern aufgeschrieben.

Nach der Trauung, — er hatte befürchtet, die Aufregung der Abreise am selben Tage würde allzu viel für sie sein, — kehrt sie ruhig zu den Ihren zurück, verbringt noch volle acht Tage im Hause in der Wimpolestreet, ohne daß er sie inzwischen sieht. Zweimal die Woche, wie bisher, ihr Besuche zu machen, das vermöchte er nicht. Und am nächsten Sonnabend endlich, am 19. September, entfernt sie sich wirklich, reisen sie ab, über Paris nach Italien, nach Pisa.

Er hatte sie gebeten, so wenig Gepäck wie nur irgend möglich auf diese Fluchtreise mitzunehmen. „Aber," schreibt sie in dem letzten dieser Briefe in der Nacht von Freitag zum Sonnabend, „Deine Briefe nehme ich mit mir, mögen die ‚Unzen' auch noch so laut dagegen schreien. Ich versuchte es, sie zurückzulassen, und ich konnte es nicht. Sie wollten nicht hiergelassen werden, es ist wirklich nicht meine Schuld . . ."

Die Briefe, die so als lebende, wollende Wesen ihre Wünsche kundgaben, hat dann Robert Browning zu denen gefügt, die er von ihr, je zehn und zehn in Päckchen gebunden und mit ihrer Zahl versehen, sich aufbewahrt hatte. Und nach den fünfzehn Jahren ihrer schönen Dichterehe und nach den weiteren achtundzwanzig seines Lebens, hinterließ er diesen Schatz — in einem eingelegten Kasten, in den sie genau hineinpaßten, — seinem und ihrem einzigen Sohn, Robert Wiedemann Browning, damit zu machen, was ihm gefiele.

Und ich meine, der Sohn tat gut, dies Vermächtnis seinem Volke nicht vorzuenthalten.

Man hat ihm in England, so hörte ich, den Vorwurf gemacht, er habe die Briefe — dieses Heiligste des Allerheiligsten seiner Eltern — zum Druck gegeben, um Geld zu verdienen. Wieviel daran wahr ist, das kann ich nicht sagen. Er hat seinem Vater und seiner Mutter mit diesem Hergeben ihres intimsten und tiefsten Wesens, diesem Erschließen ihres allerinnersten Herzens ein Denkmal errichtet, wie es schöner, vollkommener nicht in Marmor und Erz, nicht in Wort und Schrift, erbaut werden konnte. Was sind denn auch alle noch so künstlerischen Statuen, noch so malerischen Bilder, was sind alle Biographien gegen den Menschen selbst, der zu uns spricht, so echt, so wahr, so im augenblicklichen Empfinden, wie keiner, wenn er selber seine Lebensgeschichte niederschriebe, es später von sich berichten könnte! Es gibt solcher intimen Liebesbriefe von berühmten Paaren nicht viele. Die von Abälard und Heloise bewegen sich zu sehr in scholastisch-philosophischen Untersuchungen, als daß sie ihr wirkliches Leben uns miterleben ließen. Die von Goethe an Frau von Stein, so schön sie sind, bleiben einseitig, ihre Antworten fehlen. Diese zwei Dichter aber waren Menschen unserer Tage, lebten nicht am Hofe und nicht im Kloster, schrieben einander was sie fühlten, alles, alles. In den kurzen Besuchen, die er ihr machen durfte, besaßen sie kaum die Zeit, von Mund zu Mund sich sehr viel zu sagen. Ueber der Freude des Beisammenseins vergaßen sie oft das Wichtigste, vergaßen sie immer alles Nebensächliche, die kleinen Alltäglichkeiten, Ueberlegungen, Beratschlagungen, die gerade die Briefe so anziehend, so lebendig für uns späte Leser machen. Wiederholungen sind bei einem Briefwechsel, der durch ein und ein halbes Jahr geht, wohl unvermeidlich. Wo wären in den Gesprächen Liebender nicht Wiederholungen zu finden, wo und wann hätten sie nicht täglich sich zu versichern, daß er für sie, daß sie für ihn die Einzige, der Einzige ist! Aber so oft sich die zwei das auch sagen, eintönig ist es mir nie erschienen. Sie sind eben Dichter beide, auch darin, daß sie sich das täglich neu, täglich ergreifend, immer schön zu sagen wissen. Und dann — ich liebe Dich, das sollte freilich in der einen Sprache nicht so viel anders als in einer anderen klingen. Aber es hat doch, dünkt mich, in einer jeden seine ganz besondere Färbung. Es ist in den drei Worten auf Englisch eine Zärtlichkeit, eine Innigkeit, eine Leidenschaft, die, weil sie so zurückhaltend bleibt, um so rührender ergreift, und bei allem ein gewisser Humor, eine nackische Schalkhaftigkeit, wie sie italienische, spanische, französische Liebesbriefe nie und nimmer haben würden und wie sie uns, — vielleicht könnten zwei Deutsche ähnlich so schreiben, sie täten es aber doch eben nicht ganz so, — wohltuend, erhebend, berührt.

So war es denn auch ein sehr verdienstliches Unternehmen für Deutsche, die nicht gern englisch lesen, diesen Briefwechsel zu übersetzen. Der Herausgeber läßt alle langen literarischen Debatten fort, streicht viele von den kleinen Nachschriften und Nebensätzen und hat es so erreicht, daß anstatt der zwei mächtigen Bände der englischen Ausgabe der deutsche Browning-Briefwechsel in einem mäßigen Bande uns vorliegt. Freilich haben damit auch mancherlei Verbindungsglieder, die das Ganze verständlicher machen, fortfallen müssen, und viele liebenswürdige, feine Züge, um die es uns leid tut. So z. B. wenn Browning gleich zu Anfang fragt, ob sie seine Schrift zu entziffern vermöge? „Er könne sonst etwas deutlicher schreiben, nur nicht so schnell." Und wenn sie dann antwortet, „sie läse seine Hand so fließend, wie den allerklarsten Druck." Wie dieses Zugeständnis, ob auch verborgen, doch schon ein wenig ihre Liebe ahnen läßt, so charakterisiert ein Postskriptum nach dem allerletzten Brief ihr eigenes Handeln, da, wo sie von einer anderen spricht: „Die Koffee sind abgeschickt. Wilson, (die Jungfer) war perfekt bis zuletzt. Und ich, die ich sie

*) Die Sonette sollen kürzlich auch deutsch erschienen sein.

Digitized by Google

ängstlich nannte und mich vor ihrer Aengstlichkeit gefürchtet habe! — Ich fange an zu begreifen, daß niemand so kühn ist, wie die Aengstlichen, wenn sie nur genügend aufgerüttelt sind!"

Das deutsche Buch erfüllt aber trotzdem im wahrsten Sinne, so dünkt es mich, die Aufgabe, die man jeder Uebersetzung stellen möchte: uns nach dem Original begierig zu machen. Daß einige kleine Sprach-Steifheiten, einige Uebertragungsfehler, die vielleicht auch nur Druckfehler sind, sich hier und da finden (so S. 25 gleich: küssen, anstatt bereuen, (repent, später einmal Schürze anstatt strings, Bänder), — das schadet nicht viel, steigert nur eben jenes Begehren.

Der Briefwechsel endet mit der Flucht.

Die beiden haben seit jener Stunde einander keine Briefe geschrieben, waren sie doch, so lange sie lebten, keinen Tag mehr getrennt. Daß Browning, wie man in England erzählte, niemals ohne seine Frau eine Mahlzeit eingenommen, bestreitet zwar seine spätere Biographin, Verehrerin und Erklärerin Mrs. Orr (sie war es, die in London eine Browning Society zur Auslegung der Dunkelheiten in seinen Werken gründete). Aber wenn sie dann fortfährt, er hätte ein paarmal mit Freunden in römischen Tavernen vor der Porta Pinciana gegessen, so dünkt mich, solche Ausnahme bestätige vielmehr die Richtigkeit jener Behauptung. Und diese äußere Gewöhnung gibt schon einen kleinen Begriff von dem Verhältnis der zwei Menschen. Als sie im Jahre 1851 mit ihrem Sohn, — die Dichterin war, wie sie selbst sagte, auf den Jungen stolzer als auf all ihre Werke, — zum erstenmal nach London kamen, da ist Robert Browning nach Marylebone-Church gegangen, beugte sich tief und küßte den Pflasterstein vor der Schwelle, über den seine Frau geschritten war an dem Tage, an dem sie die seine wurde. — Braucht es ein Wort mehr, um zu zeigen, was diese Poetenehe war?

So gesund, wie es eine so zarte Frau nur sein kann, war sie geworden, lebte mit ihm sein Leben, ging mit ihm spazieren, besuchte sogar einmal in Florenz einen Maskenball mit ihm. „Wenn er auf irgend etwas in der Welt eitel ist," schreibt sie nach England (siehe Mrs. Orr), „so ist's auf meine verbesserte Gesundheit, und ich sage ihm oft: Aber Du brauchst den Leuten doch nicht immer zu erzählen, daß Deine Frau dahin und dorthin mit Dir gegangen ist, als ob eine Frau mit zwei Füßen überhaupt schon ein Naturwunder wäre!"

Neben dem großen Schmerz darüber, daß ihr Vater ihr nie verzieh, sie, wie sie es befürchtet hatte, so wenig wiedersehen wollte wie ihr Kind, seinen Enkel, kennen lernen, hatte sie nur noch einen Kummer: ihre Dichtungen erwarben ihr Ruhm weit über Erwarten, die seinen nicht so. Man hatte sie sogar für den Posten des Poeta laureatus vorgeschlagen, den dann Tennyson erhielt. Er selber, Browning, nannte sie die größere Dichterin; „sie ist ein Genie," so sagte er wohl, „ich bin nur ein fleißiger Arbeiter" (a painstaking fellow). Sie aber wußte, mit dem Instinkt der liebenden Frau: Der Genius ist er.

Die Nachwelt hat ihr recht gegeben. Heute gilt Elizabeth Barrett Browning als eine beliebte und hochgeschätzte Dichterin; Robert Browning aber, der Dichter von „Ferishtahs Fancies", „Men and women", „The ring and the book" usw., gehört zu den Klassikern von England. Uns Fremden, denen die Dunkelheiten seiner Anspielungen, die Verknüpfungen seiner Sätze oft schwerer noch zu begreifen fallen, als denen, die seiner Sprache sind, uns will es scheinen, als hätten in allen ihren Werken er wie sie nie Rührenderes, nie Schöneres geschaffen, als dies Liebeswerben, dies Liebegestehen in dem Briefwechsel vor ihrer Ehe, als diese Dichtung: „Robert und Elizabeth Browning!"

Hamburg. Adalbert Meinhardt.

Die Heimannsche Bibliothek in Berlin.

Es mag einmal festgestellt werden, daß die ersten Privatpersonen im Deutschen Reich, die zur Gründung von Volksbibliotheken ungewöhnlich große Summen aus eigener Tasche hergegeben haben, neben Ernst Abbe und Fr. Krupp zwei Berliner Stadtverordnete waren. Während das Anderthalbmillionen-Vermächtnis des Professors Leo aber erst nach dem Tode seiner nächsten Anverwandten seine volle Wirkung ausüben wird, voraussichtlich also erst nach dreißig oder vierzig Jahren, ist die Schöpfung des früheren Verlagsbuchhändlers Hugo Heimann, die öffentliche Bibliothek und Lesehalle in der im Südwesten der Stadt gelegenen Alexandrinenstraße, schon seit länger als fünf Jahren in voller Tätigkeit, und ihre Erfolge können nicht genug anerkannt werden.

Was Heimann mit seiner im Oktober 1899 eröffneten Anstalt bezweckte, war, den gewerblichen Arbeitern Berlins neben den städtischen Volksbibliotheken eine leicht zugängliche Bildungsstätte zu bieten. Mit Rücksicht darauf wurden auch diejenigen Abteilungen der Bibliothek, die des besonderen Interesses gewerblicher Arbeiter sicher waren, reicher als die anderen ausgestattet, wie Naturwissenschaft, Gewerbekunde, Volkswirtschaft. Auch bei Auswahl der Zeitungen und Zeitschriften war diese Rücksicht maßgebend. Aber, kaum hatten Bibliothek und Lesehalle ihre praktisch und behaglich eingerichteten Räume aufgetan, als der verdienstvolle und mit der größten Hingebung an der Ausgestaltung und Verbesserung seines Werks arbeitende Schöpfer des Instituts zu seiner Freude die Erfahrung machte, daß dieses nicht nur denen diente, für die es in erster Reihe bestimmt war, sondern von Angehörigen aller Berufskreise aufgesucht wurde, von Kaufleuten und weiblichen Handelsangestellten, von Aerzten und Juristen, von Staats- und Privatbeamten, von Lehrern und Lehrerinnen, von Studenten, Seminaristen und Schülern. Der Besuch ist von Jahr zu Jahr gestiegen: im letzten Jahre sind die Lesesäle von mehr als 67 000, in den fünf Jahren des Bestehens von 283 000 Personen benutzt worden. Wir finden eine Erklärung für dieses ungewöhnliche Ergebnis in mehreren Ursachen. In erster Reihe ist es die Mannigfaltigkeit des Lesetisches, die die Besucher anzieht, und die Vorurteilslosigkeit, die sich in der Wahl der mehr als 300 Zeitschriften und Zeitungen zeigt: es gibt keine politische Richtung, deren Blätter von dieser Lesehalle ausgeschlossen sind, und es gibt wohl kaum irgendein literarisches oder technisches oder künstlerisches Gebiet, das nicht wenigstens durch ein Fachblatt vertreten wäre. Zur Verfügung der Leser steht ferner eine Nachschlagebibliothek von 1250 Bänden, wie sie nur intime Sachkenntnis zusammenstellen kann. Hinzukommt noch, daß die Lesesäle, die jeden Abend von 5½ bis 10 Uhr und an Sonn- und Feiertagen von 9 bis 1 und 3 bis 6 Uhr geöffnet sind, frei von jeder beengenden Benutzungsordnung jedermann zugänglich sind.

Mit den Lesesälen ist eine Ausleihbibliothek verbunden, die nicht mehr als eine Volksbibliothek sein will und dennoch mehr bietet, als selbst die größten und besten deutschen Volksbibliotheken. Der Reichtum ist uns erst klar geworden, als Heimann im April 1903 sein erstes gedrucktes Bücherverzeichnis herausgab, und vollends jetzt, da die zweite stark vermehrte Auflage in einem Umfange von 779 Seiten in musterhafter typographischer Ausstattung vorliegt und den inzwischen auf 18 000 Bände hinaufgebrachten Bücherbestand verzeichnet.

Das Hauptgewicht der Bibliothek liegt nicht etwa auf der Unterhaltungsliteratur, sondern vielmehr auf den wissenschaftlichen Abteilungen, und unter ihnen sind die am besten dotierten die Geschichte, Geographie, Naturwissenschaften; sie alle aber werden an Vollständigkeit von der Abteilung Volkswirtschaft, Sozialwissenschaft, Sozialismus und Sozialdemokratie überboten; ob sie auch in demselben Verhältnis in Anspruch genommen wird, ist freilich aus den Jahresberichten nicht zu ersehen. Immerhin ist das Ergebnis von Bedeutung, daß die wissenschaftlichen Abteilungen von Jahr zu Jahr mehr benutzt werden. Im letzten Betriebsjahr sind von 65 400 nach Hause verliehenen Bänden mehr als 20 000 belehrenden Inhalts gewesen; und gegen 45 000 Bände entfallen auf die schöne Literatur. Auch diese Abteilung bietet dem Leser viel, und wenn Heimann bei der Vorbereitung einer neuen Auflage seines Kataloges mit dem Rotstift über ein Häufstein sehr entbehrlicher oder, wie die Marxschen oder Samarowschen Bücher, die Bibliothek geradezu kompromittierender Werke hinführe, so wäre das nur ein Gewinn. Dagegen wären manche Lücken notwendigerweise zu füllen. Besonders aufgefallen ist mir, daß die beiden schönsten Werke Fontanes fehlen; seine Gedichte und sein prächtiger Roman „Effi Briest". Von Gustav Freytag und Otto Ludwig ist einzelnes vorhanden, aber es fehlen die gesammelten Werke, von Willibald Alexis vermissen wir den „Cabanis", von Klara Viebig ihr bedeutendstes Werk „Das schlafende Heer". Auch sonst ließe sich über die Anlage des Kataloges manches sagen; u. a. gehören die Verwaltungsberichte der Stadt Berlin nicht in die Abteilung Preußische Geschichte, sondern unter Rechts- und Staatswissenschaft; das bekannte Büchelchen „Der richtige Berliner in Wörtern und Redensarten" ist auch kein Geschichtsbuch, sondern ein sprachwissenschaftlicher Beitrag u. a. m. Solche geringe Mängel können aber der Vortrefflichkeit des Bücherverzeichnisses

Digitized by Google

und der Register nichts anhaben. Die stetig zunehmende Zahl der Lesee — gegen 9000, die 1903/04 über 80 000 Bände entliehen haben — beweist, wie dankbar das Publikum diese anheimelnde Bildungsstätte besucht und benutzt.

Aeend Buchholtz.

Aus der Franzosenzeit. Ergänzungen zu den Briefen und Aktenstücken zur Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III. vorzugsweise aus dem Nachlaß von F. A. von Stägemann. Herausgegeben von Franz Rühl. Leipzig. Duncker & Humblot 1904. XXVI und 326 S.

Der schriftliche Nachlaß des preußischen Staatsmannes Stägemann scheint unerschöpflich zu sein. Im Jahre 1902 war, wie den Lesern der „Nation" bekannt (s. Jahrgang XX. Seite 311), der Schlußband der Briefe und Aktenstücke erschienen, die der fleißige Herausgeber, Professor Franz Rühl in Königsberg, ihm entnehmen konnte. Aber es ist noch eine Nachlese übrig geblieben, die man freudig willkommen heißen wird. Alle diese neuerdings mitgeteilten Schriftstücke beziehen sich auf die Jahre 1806—1815, sodaß der Titel „Aus der Franzosenzeit" wohl berechtigt erscheint. Den Grundstock bildet die Korrespondenz Stägemanns mit seiner Frau. Aber auch Briefe von seiner Hand, die sich an den alten Scheffner und an den Präsidenten Wißmann richten, finden sich vor. Dazu kommen zahlreiche briefliche Zusendungen, die seiner Adresse galten, wie des eben genannten Wißmann, Hafelands, Altensteins, H. J. von Auerswald, Terhoms di Sposetti u. a. Das Berliner Staatsarchiv hat Briefe Beymes, Graf Wachtmeister, der Biograph Karl Gustav von Beinckmanns, hat Briefe dieses vielseitigen Diplomaten und Schöngeistes beigetragen.

In erster Linie gewähren die brieflichen Zeugnisse „Aus der Franzosenzeit" wertvolle Bilder der herrschenden Stimmungen und Zustände. Kultur- und Literaturgeschichte werden Gewinn aus mancher Notiz ziehen können. Selbst die Geschichte des Theaters geht, wie die mehrfache Erwähnung Iffands beweist, nicht ganz leer aus. Aber auch für die politische Geschichte fällt manches ab, was im Zusammenhang mit anderen Berichten Anspruch auf Beachtung hat. Es sei z. B. hingewiesen auf die Beziehungen Steins und Beymes und Steins Berufung an die Spitze des Ministeriums. Ein anderer Gegenstand, der hier, wenn auch nicht zum erstenmal, beleuchtet wird, ist die Verhandlung über die beiden preußischen Offiziere, deren Auslieferung von Napoleon gefordert ward, weil sie im Königsberger Theater zwei Schauspieler ausgepfiffen hatten, die in französischer Uniform erschienen waren. Doch bleibt zu hoffen, daß diese Angelegenheit durch Mitteilungen aus den Akten noch mehr erhellt werde. Die wichtigste Frage der inneren Politik, die sich nach Napoleons Sturz aufdrängte, die der Verfassung, bleibt nicht ganz mit Stillschweigen bedeckt. Berichte eines preußischen Agenten, der in München ansässig war, geben auch Kunde über außerpreußische politische Hoffnungen und Befürchtungen aus dem Jahr 1815. Ein ausführliches Register erleichtert die Durchsicht des Bandes, mit dem Rühl seine wichtige Publikation abschließt.

A. St.

Richard M. Meyer: Gestalten und Probleme. Berlin 1905. Georg Bondi. 311 S. 8°.

Seit länger als einem Jahrzehnt hat Richard M. Meyer durch seine literarische Tätigkeit ein so wohlbegründetes Ansehen erworben, daß man seiner Feder immer gern wieder begegnet. Höchlichst erwünscht ist es daher, daß er einen Teil seiner schätzbaren, bisher in allerlei Zeitschriften zerstreuten Abhandlungen, denen schon eine frühere Sammlung vorausgegangen, wieder in Buchform gebracht: achtzehn Aufsätze größeren und kleineren Umfangs, die wichtigsten darunter seinem Spezialfach, der Goethe-Forschung angehörig. Sie behandeln „Probleme", die sich ergänzend seiner wohlbekannten Goethe-Biographie anschließen. Goethes Psychologie wird in ihrer positiven und künstlerischen Bedeutung im Hinblick auf literarische Vorgängerschaft und traditionelle Grundanschauungen, von denen er sich freigemacht, in raschen Zügen entwickelt, woraus dann seine Art zu arbeiten in ihrer Eigentümlichkeit und ihrer doppelten Betätigung auf dichterischem und wissenschaftlichem Felde zur Erörterung gelangt. Goethes auffallend ablehnendes Verhalten zu Venedig, das er sogar zweimal besucht, ergibt ein besonderes „Problem"; denn zweifellos bleibt es ein solches, daß er, der geradezu typische Verehrer der landschaftlichen und kunstgeschichtlichen Pracht Italiens, von der Lagunenstadt Eindrücke heimbringt und behält, die denen eines Fr. Nicolai dedenklich nahe kommen. Nicht geringeres Interesse wird man der die Goethe-Gruppe beschließenden Charakteristik von Joh. P. Eckermann abgewinnen, dessen entschiedene Bedeutung, ja Unentbehrlichkeit für eine richtige Goethe-Kunde, einleuchtend dargetan wird. Unmittelbar an die vier Goethe-Abhandlungen reiht sich eine über den Dichter des Romanzero, allen denen aus dem Herzen geschrieben, die in Heine nicht nur den begabtesten Lyriker seit Goethe, sondern auch einen der tapfersten und verdienstvollen Kämpfer für die Geistesfreiheit im deutschen Bildungsbereich verehren.

Von umstrittenen „Gestalten", viel geschmäht und viel bewundert, behandelt das Buch auch Emile Zola und Friedr. Nietzsche. Jener wird in seiner eminenten Bedeutung als Künstler und verläßlicher Schilderer einer wichtigen Kulturepoche Frankreichs überzeugend aufgewiesen, dieser mit Begeisterung für sein Wirken und dessen Erfolg vorgeführt, wobei man vielleicht einen etwas weniger „dionysischen" Ton der Ausführung wünschen möchte; denn bei dem vielen Gold, das die vulkanischen Gedankenausbrüche Nietzsches zutage gefördert, fehlt es nicht an Schlacken. Um so wohltuender und ansprechender wirkt die Studie über Theodor Fontane, in der Licht und Schatten zu ihrem Recht gelangen und die dem noch immer nicht nach Gebühr gekannten Dichter viel neue Freunde werben wird. Neben diesen bleibenden Literaturgrößen hat der Verfasser auch Gestalten berücksichtigt, die allbereits der Vergangenheit angehören: zwei unter ihnen haben ein verdienstvolles Andenken behalten, Ernst v. Feuchtersleben und Bogumil Goltz, weil sie „den Besten ihrer Zeit genug getan"; zwei andere, der Historiker Heinr. Leo und der Publizist Wolfgang Menzel, beide nicht ohne Verdienst um die Bildung ihrer Zeit, haben als fanatisch christliche Reaktionäre Ansichten und Bestrebungen geduldigt und überdies ein Verfahren eingehalten, das ihnen angesichts der unadweisbaren Kulturerfordernisse einen unauslöschlichen Makel aufgedrückt hat. Immerhin wird man, außer der wertvollen Belehrung, die man über diese unumehr von Fachleuten allein gelesenen Literaten erhält, die Gelassenheit bewundern, womit der Verfasser sich auch hier als echten Historiker bewährt.

An sonstigen „Problemen" finden sich noch kürzere Untersuchungen über die Wiederkehr gewisser Motive in der Literatur, an Gottfried Kellers Legende vom „schlimmheiligen Vitalis" und an „Buchholzens in Italien" veranschaulicht. Verwandt damit sind die Betrachtungen über das geflügelte Wort „Deutschland ist Hamlet", wobei auch außerdeutsche Literaturerscheinungen berührt werden; ein gleiches geschieht auch in dem beachtenswerten Beitrag „Zur Entwicklungsgeschichte des Tagebuchs". Die Sammlung schließt mit einer durch Gomperz' „Griechische Denker" veranlaßte Erörterung über „die Grenzen des Irrtums" und greift damit auf die interessante Einleitung, „Betrieb und Organisation der wissenschaftlichen Arbeit" zurück, in der die Hauptmomente geistiger Entwicklung, von der Sprachschöpfung an bis zum Gesamtwirken wissenschaftlicher Körperschaften und Versammlungen, unter dem Gesichtspunkte wirtschaftlicher Tätigkeit übersichtlich und faßlich zusammengestellt sind. Goethe-Verehrern wird es eine besondere Freude gewähren, auch in den nicht unmittelbar Goethe selbst berührenden Aufsätzen die Sonne seines Geistes leuchten zu sehen, sei es durch Heranziehung bedeutsamer Aussprüche, sei es durch Streiflichter, die auf sein Wirken und Wollen geworfen werden.

—l—m—n.

Druckfehlerberichtigung.

In der politischen Uebersicht der letzten Nummer brachten wir nach der „Daily News" die Mitteilung, daß bei Lloyd's in London eine Reihe von Versicherungen auf das Leben des Zaren abgeschlossen sei, und zwar zu einem Prämiensatz von 15 Guineen per 1000 Pfund Versicherungssumme. Es muß nicht tausend, sondern hundert Pfund heißen. Der Nachsatz, der von einer Versicherungsprämie von 15¾ Proz. spricht, stellte bereits klar, daß hier ein Druckfehler vorlag.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin

Digitized by Google

Nr. 18. Berlin, den 28. Januar 1905. 22. Jahrgang.

UNIVERSITY

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

In Rußland hat die Bewegung gegen den Absolutismus und Zarismus nun auch die unteren Volksschichten ergriffen. Wie es nicht anders zu erwarten war, hat die politisch ungebildete Menge die wirtschaftlichen Fragen dabei allein in den Vordergrund geschoben. So ist eine Arbeiterbewegung entstanden, die zuerst wie eine umfangreiche Streikbewegung aussah, bei der aber von Anfang an auch politische Strömungen zu konstatieren waren. Mit dem Priester Gapon an der Spitze verlangten die Arbeitermassen dem Zaren persönlich ihre Klagen und Wünsche vorzutragen und bestanden auch dann auf ihrem Wunsch, als die Säbel und Fluten der massenhaft aufgebotenen Kosaken ihnen jeden Zugang zum Stadtinnern und zum Winterpalais verboten. Ein blutiges Gemetzel unter der wehr- und waffenlosen Arbeiterschaft war die Folge, anscheinend ist auf diesem Gewaltweg die Petersburger Arbeiterbewegung vorläufig unterdrückt worden. An den übrigen Industriezentren haben die Arbeiter mit ebenso unzureichenden Vorbereitungen wie in Petersburg Straßendemonstrationen begonnen und daher auch dort vorläufig nur Niederlagen durch die Soldateska des Zaren erlitten. Natürlich ist damit der Keim der Unzufriedenheit keineswegs erstickt; es läßt sich vielmehr annehmen, daß die blutig heimgeschickten Arbeitermassen Rache für ihre Niederlage nehmen werden, und zwar in der in Rußland herkömmlichen Form durch Attentate. Daß es die Arbeitermassen nicht allein sind, die allmählich vom Bitten um menschenwürdige Behandlung und um Reformen bis zu Straßendemonstrationen und Gewalttätigkeiten fortgeschritten sind, das beweist jener scharfe Kanonenschuß beim Fest der Wasserweihe in Petersburg, über den die Oeffentlichkeit noch immer nicht genügend aufgeklärt ist. Es scheint auch hier wie bei den späteren Straßenrevolten die Vorbereitung so mangelhaft, der Erfolg von vornherein so unwahrscheinlich gewesen zu sein, daß man sich des Verdachtes nicht erwehren kann, als ob hier weniger Gewaltakte unterdrückter Elemente, als vielmehr geschickte Anzettelungen reaktionärer russischer Scharfmacher vorlägen.

Die Bergarbeiterbewegung im Ruhrrevier hält sich noch immer auf derselben Höhe wie in der vorigen Woche. Wenn man auch keine genauen Ziffern über den Umfang der Bewegung angeben kann, so scheint diese doch eher zu-, als abgenommen zu haben. Und dabei hat allen Befürchtungen zum Trotz bis zu diesem Tage eine musterhafte Ruhe und Ordnung im Streikgebiet geherrscht. Da außerdem auch die Arbeiterführer für möglichst weite Verbreitung der Arbeiterklagen und Arbeiterwünsche und für eine gute Vertretung in den Parlamenten gesorgt haben, so hat sich die Sympathie für die Streikenden, die dank der Rücksichtslosigkeit und dem Starrsinn der betroffenen Unternehmer ohnedies schon in breiten Volksschichten hervortrat, in ganz ungewöhnlicher Weise verstärkt. Und im Reichstag haben die politischen Parteien, wie unser Parlamentsbrief noch ausführlicher berichtet, ein überraschendes Verständnis für das Vorgehn der streikenden Arbeiter bekundet, hoffentlich geht das Verständnis so weit, daß die vom Abgeordneten Gothein namens der Freisinnigen Vereinigung beantragten Abänderungen und Ergänzungen der Gewerbeordnung eine arbeiterfreundliche Mehrheit finden. Auch außerhalb der Parlamente haben unsere näheren politischen Freunde mit ihrer Sympathie und Unterstützung nicht zurückgehalten; neben mehreren rheinisch-westfälischen Ortsgruppen des Wahlvereins der Liberalen hat am Mittwoch dieser Woche auch die Berliner, der sozialliberale Verein, eine wirksame Sympathiekundgebung mit Schrader, Barth und Arbeitersekretär Erkelenz als Rednern veranstaltet. Eine bei diesem Anlaß vorgenommene Sammlung ergab eine Summe von 2052 Mark, die den Streikenden überwiesen werden konnte. Die Geschäftsstelle der „Hilfe" (Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 11) hat sich bereit erklärt, weitere Gaben unserer Parteifreunde für die kämpfenden Bergarbeiter zu sammeln, dorthin haben wir auch bereits die uns freundlichst aus dem Leserkreis der „Nation" übersandten Gaben abgeführt.

Angesichts der wachsenden Mißstimmung gegen die starrköpfigen Syndikatsherren, die wohl mit einer parlamentarischen Untersuchungskommission, nicht aber mit ihren eigenen Arbeitern verhandeln zu wollen erklären, hat sich selbst die preußische Regierung zu der schon längst wünschenswerten Energie aufgerafft. Sie kündigt offiziös ein Notgesetz an, das die Arbeitszeit beim Steinkohlenbergbau gesetzlich regeln, die Einführung von Arbeiterausschüssen obligatorisch machen, das Wagenmullen verbieten und die Höhe der Strafen begrenzen soll. Diese Forderungen werden zwar durch die Anträge Gotheins weit wirkungsvoller erfüllt, und es ist deshalb zu hoffen, daß der Reichstag so schnell arbeitet, daß sich das preußische Abgeordnetenhaus in dieser Hinsicht nicht mehr zu bemühen braucht, aber trotzdem bleibt das endliche Einschreiten der Regierung gegen die rücksichtslosen Machthaber der rheinisch-westfälischen Kohlengruben erfreulich, denn es bedeutet im Augenblick eine wirkungsvolle amtliche Anerkennung der Berechtigung des Arbeiterausstandes und es bedeutet für die Zukunft vielleicht den ersten Schritt ernsthafter gesetzgeberischer Abwehr der nationalen Schädigungen durch den Trotzruf.

Die Reichstagsnachwahl in Kalbe-Aschersleben hat mit einem Sieg der Sozialdemokratie geendet. Die Sozialdemokraten sind über ihren Stimmenzuwachs von 2700 Stimmen ebenso überrascht gewesen, wie die Nationalliberalen, die in der Stichwahl 1000 Stimmen weniger aufgebracht haben, als sie nach der Hauptwahl zum mindesten hätten erwarten dürfen. Es gibt nur zwei Erklärungen für dieses auffällige Stichwahl-

Digitized by Google

ergebnis: Entweder haben die Bündler und Mittelständler ihre Drohung wahr gemacht und sind ins sozialdemokratische Lager übergegangen, oder ein großer Teil der Liberalen hat unter den Eindruck des Bergarbeiterstreiks im Ruhrgebiet die scharfmacherische Richtung des Stichwahlkandidaten Placke in der nationalliberalen Partei perhorresziert, zugunsten des sozialdemokratischen Gegenkandidaten. Wir sind geneigt, die letzte Erklärung für die zutreffendere zu halten.

Unsere bayerischen Parteifreunde nehmen es mit dem Zusammenschluß des bayerischen Liberalismus ernst. Sie haben als die erste der Gruppen, die am liberalen Kompromiß beteiligt sind, eine größere Aktion zu seiner Popularisierung und praktischen Durchführung ins Werk gesetzt. Eine trefflich geschriebene Broschüre: „Wahlprogramm der vereinigten Liberalen und Demokraten Bayerns" mit Beiträgen von Professor Lujo Brentano, Parteisekretär Bayer, Graf von Bothmer, Redakteur Dohrn, Privatdozent Dr. Goetz, Rechtsanwalt Prager und Lehrer Riedl beleuchtet die einzelnen Forderungen der vereinigten Liberalen Bayerns von unserem entschieden fortschrittlichen Standpunkt aus und ist nach Form und Inhalt wohl geeignet, in breiten Wählermassen Interesse und Eifer für die kommenden Landtagswahlen zu schaffen. Wenn sich die übrigen liberalen Parteien in Bayern ebenso loyal und so rührig um die Propagierung des gemeinsamen Wahlprogramms bemühen, kann in der Tat eine Neubelebung des bayerischen Liberalismus erhofft werden. Darüber hinaus verdient aber die Broschüre unserer süddeutschen Freunde als frisch und packend geschriebene Programmschrift auch Beachtung und Verbreitung in allen entschieden liberalen Kreisen Deutschlands.

Bei der Neubildung des französischen Ministeriums sind bereits die großen Schwierigkeiten zutage getreten, die der inneren Politik Frankreichs bevorstehen, wenn sie die Bahnen des früheren Ministerpräsidenten Combes verläßt. Nach längeren Verhandlungen ist es dem bisherigen Finanzminister Rouvier endlich gelungen, ein Kabinett von ungefähr derselben politischen Struktur zusammenzubringen, wie es das Ministerium Combes war. Nur der Umstand, daß Rouvier im verflossenen Ministerium Hauptvertreter der gemäßigten Richtung gewesen ist, gibt dem neuesten Regierungskurs seine besondere Nuance. Sie wird indessen, wie man schon aus der Presse und den Parteikonferenzen ersieht, kaum hinreichen, um dem neuen Kabinett eine große und sichere Mehrheit im Parlament zu schaffen. Es werden sich also wohl schon bald die alten Kämpfe der Reaktion gegen das neue Ministerium wiederholen.

In Belgien droht ein Bergarbeiterstreik auszubrechen. Die Lage der Arbeiter ist in den ausgedehnten belgischen Kohlenbergwerken nicht besser als in den deutschen des Ruhrreviers. Nun bietet sich den belgischen Bergleuten infolge des deutschen Bergarbeiterstreiks eine günstige Gewinnchance, denn die angehäuften belgischen Kohlenvorräte werden jetzt von der deutschen Großindustrie und vom Pariser Kohlengroßhandel rasch aufgekauft. Infolgedessen ist der schon längere Zeit angedrohte Streik wegen Lohnerhöhung im Borinage, dem Zentrum des belgischen Kohlenberghaues, ausgebrochen. Bei der aufgespeicherten allgemeinen Unzufriedenheit unter den belgischen Bergleuten fürchtet man ein Umsichgreifen der Streikbewegung, zumal die Ausständigen in den Proklamationen an ihre Kameraden eine sehr heftige Sprache reden.

In Ungarn scheinen die Reichstagswahlen trotz aller amtlichen Beeinflussungsversuche mit einem vollen Sieg der geeinigten Oppositionsparteien zu endigen. Nach den letzten Nachrichten wird Tisza, obwohl er sich persönlich mit anerkennenswertem Mut und zäher Ausdauer an der Wahlschlacht beteiligte, im neuen Reichstag keine Mehrheit mehr haben. Die Hauptführer der Opposition: Graf Albert Apponyi, Franz Kossuth und Graf Ludwig Batthanyi wurden wiedergewählt.

* * *

Väterchens Fürsorge.

„Wer straft die Obrigkeit, die keine höh're scheut,
Die nichts dem Untertan, sich alles selbst verzeiht?"

Die Verse, die als Motto diesen Zeilen vorgesetzt sind, veröffentlichte der württembergische Dichter Johann Ludwig Uhland um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Das Blutbad in den Straßen Petersburgs hat sie mir in das Gedächtnis zurückgerufen. Die Mordszene vom 22. Januar wird an Scheußlichkeit von keinem grausigen Vorkommnis der neueren Geschichte übertroffen.

Nach Tausenden zählende Haufen demütiger, geknechteter Untertanen, die in dem Zaren ihre irdische Vorsehung erblicken, ziehen unbewaffnet, von Priestern geführt, Hymnen singend, an einem Sonntag durch die Straßen der russischen Hauptstadt. Sie wollen dem „Väterchen" ihre Klagen vortragen, sein Mitleid anflehen, ihm ihre wirtschaftliche Lage schildern und ihn inbrünstig bitten, ihre Sklavenketten ein klein wenig zu lockern. Ihr Vorhaben ist den Behörden Tage vorher bekannt. Man läßt sie ruhig die Vorbereitungen zu ihrem Bittgange treffen; — als dann aber die langen Züge der Arbeiter, gemischt mit Frauen und Kindern, daherkommen, treten ihnen Soldaten entgegen, und auf den Befehl „Feuer!" saust das mörderische Blei in die dichten Reihen der wehrlosen Bittgänger. Tausende haben unter den Entsetzensrufen ihrer Angehörigen die Straße der zarischen Residenz mit ihrem Blut gefärbt, und gleichsam als ob der Himmel selbst bestrebt gewesen sei, die Spuren dieses infamen Verbrechens möglichst rasch zu verwischen, fiel ein dichter Schnee auf die besudelte Stätte despotischer Staatskunst.

Hat man den ersten Abscheu soweit überwunden, um dies Vorkommnis logisch zu zergliedern, so fragt man sich, ob es denkbar ist, daß dies Werk der Zerstörung von den russischen Machthabern nicht gewollt sei. Die Geschichtsforschung hat uns ja oft genug darüber aufgeklärt, daß revolutionäre Erhebungen gewissenloser Regierungen manchmal sehr willkommen sind, und daß gelegentlich das revolutionäre Feuer von eben denselben Machthabern künstlich geschürt wird, die es brutal zu ersticken wünschen, um als „Retter der Gesellschaft" posieren zu können. Die Pariser Füsilladen in den ersten Dezembertagen des Jahres 1851 waren bekanntlich auch weit weniger auf die revolutionären Elemente der Bevölkerung als auf das Bedürfnis der „Ordnungsmänner" in der Umgebung der frischgebackenen napoleonischen Majestät nach Blut zur Verkittung des neuen kaiserlichen Staatsgebäudes zurückzuführen. Der damalige österreichische Gesandte in Paris, Graf Joseph Alexander von Hübner, vermerkt in seinem Tagebuch unter dem 4. Dezember 1851:

„Die Regierung ist wegen des Mangels an einem zu bekämpfenden Feinde in großer Verlegenheit . . . Auch beginnt man schon an dem Gelingen des Staatsstreichs zu zweifeln. Im Ministerium des Aeußern macht man uns gegenüber daraus kein Hehl. Heute morgen erfuhr ich bei der Gräfin Lieven, daß die Absicht bestehe, den Insurgenten (wenn es solche gibt) Zeit zu lassen, ihre Barrikaden zu errichten, bevor man sie angreift."

Und dann berichtet der österreichische Diplomat über die weiteren Begebenheiten folgendermaßen:

„Auf den Boulevards wimmelte es von Spaziergängern in bürgerlicher Kleidung, Neugierige, die offenbar gekommen waren, um zu schauen, aber nicht, um zu handeln, als plötzlich das Militär ohne augenscheinlichen Grund an verschiedenen Punkten auf die Leute auf der Straße, auf den Balkons und an den Fenstern feuerte."

Die russischen Großfürsten sind in Paris gut genug bekannt, um zu wissen, daß das, was in der französischen Hauptstadt vor fünfzig Jahren möglich war, in dem heutigen St. Petersburg militärisch noch viel leichter durchführbar ist. Auch fehlt es in der nächsten Umgebung des Zaren nicht an jenem moralischen Nihilismus, dem jedes Verbrechen und jede Gefühlsroheit zuzutrauen ist. In der Nacht, die dem Tage folgte, an dem Port Arthur kapitulieren mußte, saß ein russischer Großfürst in Monte Carlo mit einer Ausdauer am Spieltisch, als ob es gelte, eine belagerte Festung zu ver-

Digitized by Google

teidigen. Selbst den hartgesottenen Roués der Spielbank ging diese „Vorurteilslosigkeit" über den Spaß. An dem Schreckenstage des 22. Januar soll die empörte Bevölkerung einem anderen Großfürsten ins Gesicht gespien haben. Fest steht, daß mehr als ein Großfürst am russischen Hofe lebt, den die öffentliche Meinung für fähig hält, der Regisseur des Dramas vom 22. Januar gewesen zu sein.

Erscheint es denkbar, daß die Straßenrevolution in St. Petersburg von den Inhabern der wirklichen Macht nicht willkommen geheißen wurde? Der Plan der Bittprozession war lange vor seiner Ausführung bekannt, und die russische Polizei tat nichts, um ihn zu verhindern. Der Priester Gapon stellte sich aller Welt als Führer der Bewegung dar, und die russische Polizei, die politisch Mißliebige auf den leisesten Verdacht hin nach den sibirischen Bergwerken zu verschicken pflegt, ließ ihn ruhig gewähren. Tag und Stunde der großen Prozession war jedermann offenbar, und es geschah nichts, um die Ansammlungen zu verhüten. Erst als die Züge sich zu Tausenden von Menschen formiert hatten und in Bewegung waren, knallte man in die Menschenhaufen hinein.

Noch etwas anderes gibt zu denken: Eine Revolution, die man gezwungen ist niederzuwerfen, pflegt keine Regierung, und nun gar erst eine russische, gern der Außenwelt bekannt zu geben. Von den schauerlichen Begebenheiten des 22. Januar hat aber der Petersburger Telegraph dem ganzen Erdenrund mit einer Ausführlichkeit berichtet, die von dem ausgiebigen Sonntagsdienst der Petersburger Telegraphenämter ein merkwürdiges Zeugnis ablegt. Eine Zensurbehörde, die den Telegraphen so ausgiebig reden läßt, erweckt den Verdacht, daß den maßgebenden Kreisen das Entsetzen der Welt über die Petersburger Vorgänge nicht unlieb war.

Alle diese höchst sonderbaren Vorkommnisse werden verständlich, wenn man der Vermutung Raum gibt, daß es den russischen Regierungsterroristen darum zu tun war, den schwankenden Zaren durch einen breiten Blutstrom von seinem Volke zu trennen und ihn dadurch dem Schreckensregiment völlig in die Arme zu treiben. Der Zar wird den Weg zum Herzen seines Volkes nach den Greueltaten des 22. Januar schwerlich finden. Er ist jetzt mehr als je auf die Knute angewiesen. Das System Plehwe darf hoffen, in neuer und verschlimmerter Auflage wieder zu erstehen. Daß der Zar selbst dabei Kopf und Krone verlieren kann, — was fragt der moralische Nihilismus der untertänigen Beherrscher des Zaren danach!

Nur die politische Sentimentalität kann es versuchen, den Zaren selbst von schwerer Schuld freizusprechen. Es ist der Fluch des Absolutismus, daß er die schwachen Träger der Allgewalt am leichtesten ins Verderben zieht. Aber Schwäche ist kein Entschuldigungsgrund. Wer nicht das Zeug zum Despoten in sich fühlt, hat umso mehr Anlaß, das System zu ändern, welches ihm eine Bürde auferlegt, deren Verantwortlichkeit er nicht zu tragen vermag. Es ist für einen absoluten Herrscher sehr bequem, sich mit der Versicherung durchzulügen, daß er immer nur das Beste gewollt habe. Solch bequemer Ausrede gegenüber kann nicht nachdrücklich genug betont werden, daß der absolute Herrscher, solange er die Allgewalt für sich in Anspruch nimmt, auch für alle Schandtaten derer verantwortlich ist, die in seinem Namen handeln. Das am 22. Januar in St. Petersburg vergossene Blut kommt auf das Haupt dessen, der die zarische Krone trägt. Die Tausende von Arbeitern, die sich vertrauensvoll an „Väterchens Fürsorge" wandten und ihr Vertrauen mit dem Tode oder mit Verstümmelung bezahlt haben, sind ebenso viele Ankläger gegen ein Regierungssystem, das einen irdischen Menschen mit einer Machtvollkommenheit bekleidet, die er nicht zu tragen vermag, und die ihn deshalb zum Werkzeug einer herrschsüchtigen Umgebung macht, welche seine schrankenlose Machtfülle zu den eigensüchtigsten Zwecken ausbeutet.

Theodor Barth.

Ist der Handel an sich Parasit?

Eine Frage an Marxisten und andere.

Früher hat sich die Marx-Kritik wesentlich mit seiner Wertlehre beschäftigt. Das ist heute nicht mehr der Fall. Die Marxsche Wertlehre gilt in wissenschaftlichen Kreisen allgemein als unhaltbar, es ist nur kein Vertreter der ökonomischen Wissenschaft bekannt, der ihr huldigte. Auch haben die englischen Fabier von Anfang an gezeigt, daß man trotz Verwerfung der Marxschen Wertlehre Sozialdemokrat sein könne; sie gehen von der von Gossen, Cournot, Walras, Jevons und der österreichischen Schule ausgebildeten Werttheorie aus, die, wie Dr. Oskar Kraus in einer viel zu wenig beachteten Schrift gezeigt hat, selbst wieder auf Bentham zurückgeht*), sie beanspruchen sogar den natürlichen Tod, den bald nach ihrem Auftreten die englische Spielart des Marxismus starb, als das unvermeidliche Ergebnis ihres Angriffs.**) Nur die Marx-Orthodoxesten halten noch an seiner Wertlehre fest; allein auch von ihrer Seite bereits die Anbahnung ihrer Preisgabe; auch von ihrer Seite wird erklärt, mit der Marxschen Wertlehre sei der Sozialismus noch lange nicht widerlegt. In der Tat hat Marx selbst geschrieben, „wenn in seinem Buch gar kein Kapitel über den Wert stünde", würde er doch recht behalten. In der Marxschen Theorie der kapitalistischen Entwicklung erblickt man heute die geistige Basis der sozialdemokratischen Arbeiterpolitik.

Freilich auch hinsichtlich dieser Lehre gibt es Ketzer. Auch das Marxsche Gesetz der Kapitalakkumulation ist von sozialdemokratischer Seite neuerdings in Frage gestellt worden. Die revisionistische Kritik behauptet, daß es die Prüfung an der Hand der Tatsachen nicht aushält, und Franz Oppenheimer hat ihr darin sekundiert.***)

Allein dies ist es nicht, worauf ich heute die Aufmerksamkeit lenken möchte. Ich möchte heute überhaupt nicht kritisieren, sondern nur um Belehrung bitten. Ich finde nämlich bei denen, die in vielem sich von Marx emanzipiert haben, noch heute Marxsche Auffassungen, die mir sogar vom Standpunkte der Marxschen Wertlehre, geschweige denn von dem einer anderen als unhaltbar erscheinen, und wäre dankbar, wenn mir erklärt würde, wie sie sie begründen. So huldigt z. B. Sombart in seinem „Modernen Kapitalismus" noch völlig der Marxschen Auffassung vom Handel und dem darin nutzbar gemachten Geldvermögen, dem Handelskapital, und diese Auffassung ist für seine Lehre von der Genesis des Kapitalismus von durchschlagender prinzipieller Bedeutung.

Für Marx ist das im Handel nutzbar gemachte Geldvermögen noch nicht Kapital. Das Kapital definiert er bekanntlich als Mehrwert heckenden Wert. Das im Handel genutzte Geldvermögen aber kann nach ihm nicht Geld hecken, denn Mehrwert, so lehrt er, entsteht nur dadurch, daß der Geldbesitzer sein Geld in eine Ware vertauscht, welche die Eigentümlichkeit hat, selbst Quelle von Tauschwert zu sein. Diese Ware ist nach Marx die Arbeitskraft. Folglich wird nach ihm Geldvermögen erst dann Kapital, wenn der Geldbesitzer sein Geld gegen Arbeitskraft umsetzt, der Verbrauch derselben bedeutet Vergegenständlichung von Arbeit, für Marx identisch mit Wertschöpfung. Der Kaufmann benutzt sein Geld nur, um es gegen andere Waren, und diese nur, um sie wieder gegen Geld umzusetzen. Die ganze Bewegung seines Geldes vollzieht sich innerhalb der Zirkulationssphäre. „Da es aber unmöglich ist, aus der Zirkulation selbst die Verwandlung von Geld in Kapital, die Bildung von Mehrwert zu erklären, erscheint das Handelskapital unmöglich, sobald Aequivalente ausgetauscht werden, daher nur ableitbar aus der doppelseitigen Uebervorteilung des kaufenden und verkaufenden Warenproduzenten

*) Dr. Oskar Kraus, „Zur Theorie des Wertes". Eine Bentham-Studie. Halle a. S. 1902.

**) Vergl. Bernard Shaw, „Die englischen Fabier und die deutsche Sozialdemokratie" in Peruerstorffers „Deutschen Worten". 1904, S. 367.

***) Franz Oppenheimer, „Das Grundgesetz der Marxschen Gesellschaftslehre". Berlin 1903.

Digitized by Google

durch den sich parasitisch zwischen sie schiebenden Kaufmann." Das Handelskapital erscheint daher Marx, wenngleich es historisch vor dem Kapital in seiner Grundform, d. h. vor dem im Sinne von Marx Mehrwert heckenden Wert, auftritt, nur als abgeleitete Form des Kapitals.

Daß diese Lehre unhaltbar ist, sobald man nicht mit Marx von einem Gegensatze von Gebrauchswert und Tauschwert ausgeht, gibt Marx selbst zu. Hat er doch (Kapital I. A. I, 118) vom Handel geschrieben: „Soweit es sich um Gebrauchswert handelt, ist klar, daß beide Austauscher hier gewinnen können." Verwirft man nun die Marxsche Lehre, wonach der Tauschwert durch die zur Herstellung eines Produkts gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit bedingt wird, und huldigt man der subjektiven Wertlehre, wonach Gebrauchswert und Tauschwert zusammenfallen, so folgt selbst nach Marx, daß beide Austauscher auch an Tauschwert gewinnen können. Dann aber ist der Handel, der durch Vermittlung dieses Austauschs den Gewinn verursacht, kein Parasit, der nur vermöge einer doppelten Uebervorteilung der kaufenden und verkaufenden Warenproduzenten gewinnt, und das Handelskapital ist wirklicher Mehrwert heckender Wert.

Ich kann es nicht recht verstehen, wie Sombart, trotzdem er die Marxsche Wertlehre zu verwerfen scheint, dem Handelskapital den wirklichen Kapitalcharakter bestreitet, wie er es, gleich Marx, nur als abgeleitete Form des Kapitals hinstellt. Allein auch nach der Marxschen Wertlehre ist dessen Beurteilung des Handelsgewinns unhaltbar. Sie wäre nur dann richtig, wenn die Produktionskosten der Waren, deren Umtausch vermittelt wird, für beide Warenproduzenten die gleichen wären; dann aber würde ein Handel garnicht stattfinden. Ein Beispiel möge das zeigen.

Nehmen wir den bekannten, von Ricardo gesetzten Fall. Angenommen die Produktion von 1000 Ballen Tuch koste in England 100, die von 100 Tonnen Wein 120 Jahresarbeiten; in Portugal koste die Produktion von 1000 Ballen Tuch 90 Jahresarbeiten, die von 100 Tonnen Wein 80 Jahresarbeiten. Es geben also 100 Jahresarbeiten in England 1000 Ballen Tuch oder 83,34 Tonnen Wein, in Portugal 1111,12 Ballen Tuch oder 125 Tonnen Wein. Dann sind

1000 Ballen Tuch	in England	=	83,34	Tonnen Wein
	„ Portugal	=	112,4	„ „
100 Tonnen Wein	„ England	=	1199,9	Ballen Tuch
	„ Portugal	=	888,8	„ „

Ein Kaufmann, der 100 Tonnen Wein in Portugal kauft und in England verkauft, erhält hier dafür 1199,9 Ballen Tuch, also 311,1 Ballen mehr, als ihm der gleiche Aufwand an Jahresarbeit in Portugal gebracht hätte. 311,1 Ballen Tuch würden ihm in Portugal 27,9 Jahresarbeiten gekostet haben; indem er portugiesischen Wein nach England bringt und hier gegen Tuchballen vertauscht, gewinnt er auf 100 Tonnen exportierten Weins 27,9 Jahresarbeiten. Ein Kaufmann, der 1000 Ballen Tuch in England kauft und in Portugal verkauft, erhält hier dafür 112,4 Tonnen Wein, also 29 Tonnen mehr, als ihm der gleiche Aufwand an Jahresarbeit in England gebracht hätte. 29 Tonnen Wein würden ihm in England 35 Jahresarbeiten gekostet haben; indem er Tuchballen aus England nach Portugal bringt und hier gegen Wein umtauscht, gewinnt er auf 1000 Ballen exportierten Tuchs 35 Jahresarbeiten. Diesen Gewinn macht er aber weder auf Kosten des englischen Webers noch des portugiesischen Weinbauers, deren Produkte er gegeneinander vertauscht. Es ist augenscheinlich nicht richtig, wenn Sombart (Der moderne Kapitalismus I 212) schreibt: „Ein Kaufmann, der die Waren zweier Handwerker austauscht, kann immer nur einen Profit einheimsen, wenn ihm jeder (oder einer) der beiden Produzenten eine Quote seines Arbeitsertrages abtritt." In dem von Ricardo gesetzten Fall hat jeder der beiden, der Weber wie der Weinbauer, für sein Produkt genau soviel Jahresarbeiten erhalten, als die Herstellung der dafür gegebenen Ware am Orte kostet. Der vom Kaufmann erzielte Gewinn ist sein Entgelt dafür, daß er jede der beiden Waren von dem Orte beigeführt hat, wo ihre Herstellung am wenigsten Jahresarbeiten kostet.

Allein vielleicht wird ein Marxist einwenden, meine Darlegung vernachlässige die wichtigste Lehre von Marx, daß nämlich der Wert jeder Ware gleich sei der auf ihre Herstellung verwendeten gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit. Wenn nämlich Wein in Portugal mit weniger Jahresarbeit als in England produziert werde, sei eben der Wert von 100 Tonnen Wein überall nur 80 Jahresarbeiten, und daher könnten 100 Tonnen Wein nicht ohne parasitischen Gewinn in England für 120 Jahresarbeiten verkauft werden.

Allein bei solchem Einwand würde übersehen, daß es für die Portugiesen vorteilhafter ist, das Tuch aus England gegen Wein zu beziehen, obgleich sie es selbst billiger als die Engländer herstellen könnten. Was nun ist die zur Herstellung des Tuchs gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit? Sind es die 90 Jahresarbeiten, welche die Portugiesen aufwenden müßten, wenn sie selbst 1000 Ballen Tuch herstellen, oder sind es die 80 Jahresarbeiten, die für die Beschaffung des Tuchs ihnen genügen, wenn sie statt Tuch Wein herstellen und die 1000 Ballen Tuch gegen 100 Tonnen Wein umtauschen? Welcher Arbeitsertrag wird durch den Parasiten Handel verkürzt, wenn er den Portugiesen das Tuch, für dessen Beschaffung sie 90 Jahresarbeiten verwenden müßten, zu 80 Jahresarbeiten verschafft, und wenn er den Engländern den Wein, für dessen Herstellung sie 120 Jahresarbeiten aufwenden müßten, gegen den Aufwand von 100 Jahresarbeiten liefert? Der englische Weber erhält die 100 Jahresarbeiten, welche ihn seine 1000 Ballen Tuch, und der portugiesische Weinbauer die 80 Jahresarbeiten, welche ihn seine 100 Tonnen Wein gekostet haben, voll ersetzt, und der Händler bezieht seinen Gewinn. Woher entsteht dieser Mehrwert, wenn nicht durch den Handel? Ist der Handel hier produktiv oder nicht?

Genau so wie beim Austausch der Produkte von Produzenten, die in verschiedenen Ländern wohnen, verhält es sich beim Austausch der Produkte zweier Produzenten desselben Landes. Der Kaufmann gibt einem jeden derselben soviel Jahresarbeiten im Produkte des anderen, als die Herstellung dieses Produkts den ersteren kosten würde. Da die Beschaffung vom Kaufmann das Opfer von weniger Jahresarbeit erheischt, als wenn jeder der beiden Produzenten das vom Kaufmann bezogene Produkt selbst herstellen würde, bezieht der Kaufmann die Differenz als Gewinn, ohne einen der beiden Produzenten zu benachteiligen.

Der Gewinn ist in beiden Fällen das Ergebnis der Steigerung der Produktivität der Jahresarbeiten, welche der Kaufmann durch die von ihm herbeigeführte Arbeitsteilung bewirkt hat. Dabei ist es für unsere Frage nicht von Belang, daß in Wirklichkeit der Gewinn des Kaufmanns weit weniger betragen muß als in diesem Beispiel, weil weniger als die ganze Differenz in den Herstellungskosten derselben Ware an beiden Orten, resp. seitens beider Produzenten; denn 1. kommen von diesem Gewinn der Entgelt der eigenen Arbeit des Kaufmanns und seine Spesen in Abzug, und 2. würde, wenn der Kaufmann die ganze Differenz als Gewinn einstreichen wollte, keiner der beiden Produzenten veranlaßt sein, auf die Selbsterzeugung des herzustellenden Produkts zu verzichten. Allein nicht die Höhe des Gewinns des Kaufmanns ist augenblicklich in Frage, sondern woher der Gewinn stammt, ob aus doppelseitiger Uebervorteilung der kaufenden und verkaufenden Warenproduzenten durch einen Parasiten, wie Marx und nach ihm Sombart behauptet, oder aus der Steigerung der Produktivität, welche durch die vom Kaufmann herbeigeführte Arbeitsteilung bewirkt worden ist.

Ich würde für eine Belehrung recht dankbar sein. Bis mir diese in überzeugender Weise zuteil geworden ist, erscheint mir der Handelsgewinn nicht als parasitischer Gewinn, das Handelskapital nicht als eine abgeleitete, sondern als eine wahre Form des Kapitals und das Handelsunternehmen als eine kapitalistische Unternehmung, d. h. um mit Sombart zu reden, als eine „Wirtschaftsform, deren Zweck es ist, durch eine Summe von Vertragsabschlüssen über geldwerte Leistungen und Gegenleistungen ein Sachvermögen zu verwerten, d. h. mit einem Aufschlag (Profit) dem Eigentümer zu reproduzieren".

München. Lujo Brentano.

Digitized by Google

Plehwe — auferstanden.

Es ist ein Jahr her, da brach der russisch-japanische Krieg aus. Es ist ein halbes Jahr her, da erklärte Herr von Plehwe einem Vertreter des Pariser „Matin", die revolutionäre Bewegung biete keine Gefahr; das Volk stehe zum Zaren und werde ihm immer treu bleiben; der Sieg sei sicher, und der Patriotismus nach dem Siege werde noch größer sein. Vier Wochen später war Plehwe von einer Bombe getötet; sie hatte ein Vertreter jener revolutionären Bewegung geschleudert, die nach den Worten Plehwes keine Gefahr bot. Und wiederum ein halbes Jahr später ist der Schnee in den Straßen von Petersburg rot von dem Blute von Arbeitern, Bürgern, Frauen und Kindern, und das Volk verflucht den Zaren, der ratlos und trostlos, von Bajonetten geschützt, sich nach Zarskoje Sselo verkrochen hat.

Zwischen dem Tode von Plehwe und den Januarmorden in den Straßen von Petersburg liegt die Aera des Ministers Swjatopolk-Mirski. Mirski hat in Witna, wo er Generalgouverneur war, den allerbesten Ruf hinterlassen; er ist ein Grandseigneur; er ist gebildet, er ist westeuropäischen Ideen zugänglich; er wollte zweifellos einen maßvollen Fortschritt; und er war sich bewußt, daß nur der Fortschritt Rußland aus seiner tiefen Misere aufhelfen könne.

Der Tod Plehwes trat ein, als das System Plehwe bereits zu einer Unmöglichkeit für das Zarenreich geworden war, und als Plehwe selbst seine Politik folgerichtig nicht mehr weiter zu verfolgen wagte. Der schwere, unglückliche Krieg in Ostasien, die steigende Empörung aller gebildeten Schichten im Innern, die finanziellen Bedürfnisse des Reiches, die nur befriedigt werden konnten, wenn das Ausland nicht durch eine Plehwesche Politik nach dem Muster von Kischinew beunruhigt wurde, — das Zusammenwirken aller dieser Umstände hatten den damaligen Minister des Innern politisch schon zu einem toten Mann gemacht, ehe ihn noch die revolutionäre Bombe in Stücke riß.

Es war folgerichtig, daß man zur Beruhigung im Innern, und um das Ausland zu gewinnen, einen Mann von liberalen Anschauungen berief. Fürst Swjatopolk-Mirski ging an das Werk, und es scheiterte vollkommen. Der Kaiser berief ihn, den Mut, ihn gewähren zu lassen, hatte dieser intellektuell wie moralisch gleich kraftlose Herrscher nicht.

Der neue Minister des Innern lockerte durch seine persönliche Intervention bald hier bald dort ein wenig die Sklavenfesseln, die den russischen Staatskörper einschnüren, aber es gelang ihm nicht, in einer einzigen wichtigen Frage die Zustimmung des Souveräns zu einer bleibenden generellen Regelung der schwebenden Probleme zu erlangen. Bei der Willenlosigkeit des Zaren ist es unmöglich, die Verhältnisse, unterstützt durch seine freie Zustimmung, zu beherrschen; der Zar ist durch seine Natur zu einer Politik der Passivität verdammt; er ist verurteilt, das Opfer der Ereignisse und das Opfer der Brutalität zu werden. Er kann vergewaltigt werden, aber er kann nicht einen Entschluß fassen, und er konnte daher auch nicht den Entschluß fassen, seinen neuen Minister des Innern arbeiten zu lassen.

Die Aera Swjatopolk-Mirski schuf nicht das geringste Bleibende; sie besserte nichts an den Zuständen, und so war sie besonders geeignet, die Reaktionäre wieder zu kräftigen, die darauf hinwiesen, daß der neue Mann nach keiner Richtung hin zu helfen vermocht habe, daß vielmehr die Lage nur immer schlimmer geworden sei.

Plehwe war im russischen Leben keine isolierte Erscheinung; er war vielmehr ein Typus, ein Streber; gewissenlos, zynisch, machtgierig, gerissen, mit allen Hunden gehetzt, dabei ohne Tiefe und ohne umfassende Bildung, ein verschlagener Gewaltmensch; der hergebrachte reaktionäre Bureaukrat höherer Ordnung; er war zugleich unbestechlich, und er war arbeitsam und von konsequenter Energie, während im allgemeinen der russische reaktionäre Bureaukrat noch überdies bestechlich und faul ist, oder doch nur ruckweise tätig mit Rückfällen in gänzliche Wurstigkeit. Diese Elemente in allen psychologischen Kombinationen sind heute die Stütze der autokratischen Regierungsform; sie stützen den Zaren, um unter seinem Schutz den Staat für ihren Ehrgeiz oder für ihren Eigennutz ausbeuten zu können; die wenigen ehrlichen Fanatiker der Autokratie fallen nicht ins Gewicht. Und diese Clique findet ihre Spitze in einer Anzahl Großfürsten, die, wie jene von Amtswegen, so diese von Geburtswegen im Staate nichts als ein Ausbeutungsobjekt für ihre Verschwendungssucht, für ihre Perversitäten, für ihre Herrschsucht und ihren Hochmut erblicken.

Als Großfürst Sergej, einer der widerwärtigsten Typen großfürstlicher Verkommenheit, einer der verhaßtesten Männer Rußlands, seines Postens in Moskau entsetzt wurde, konnte es scheinen, daß Swjatopolk-Mirski einen wesentlichen Schritt vorwärts gekommen sei. Das war eine Täuschung. Die Revanche jener scheinbar zurückgedrängten Richtung erfolgte unmittelbar, und die neuesten Petersburger Ereignisse bedeuten die vollkommene Rückkehr zum System Plehwe, auch in der Methode des Vorgehens. Das System Plehwe ist wieder auferstanden.

Ich kenne die Ereignisse in Kischinew bis in ihre dunkelsten Winkel. Die Parole, die damals Herr von Plehwe ausgab, lautete: den Juden muß eine Lektion erteilt werden, man ließ sie daher zu Dutzenden von der christlichen Bevölkerung massakrieren. Die Reaktion, die fast immer dormert ist, und in Rußland gewiß immer, ist auch in ihren Methoden nicht erfinderisch. Die Parole, die diesmal in Petersburg ausgegeben ward, lautete: Der Petersburger Bevölkerung muß eine Lektion erteilt werden, und man ließ einige Tausend von dem Militär massakrieren.

Es gibt zwei Möglichkeiten, wie der letzte Umschwung herbeigeführt worden ist. Es kann sein, daß der Kartätschenschuß, der gegen den Pavillon des Zaren losgefeuert wurde, bestellte Arbeit der Reaktionäre war. Hätten die Anarchisten die Möglichkeit gehabt, diesen Schuß abzufeuern, so hätte er aller Voraussicht nach ganz andere Verheerungen angerichtet. Es kann immerhin auch sein, daß es sich wirklich um ein mißglücktes revolutionäres Unternehmen handelte. Gleichviel, die Reaktionäre benutzten die Gelegenheit, um die Ereignisse nunmehr nach ihrem Willen zu lenken. Jener bestellte oder nichtbestellte Schuß erschütterte den Zaren dermaßen, brachte ihn so völlig zum Zusammenbrechen, daß er für die weitere Entwicklung der Ereignisse vollkommen ausgeschaltet werden konnte. Und diese Ereignisse präparierte man sorgfältig, um der Bevölkerung von St. Petersburg eine Blutabzapfung großen Stils applizieren zu können. Die Petersburger Lektion wurde wohl präpariert.

Alle Welt im Inlande und im Auslande wußte, daß die Petersburger Arbeiter am 22. Januar ihre Beschwerden dem Zaren überbringen wollten. In allen Ländern der Welt hat eine Regierung, die menschliches Verantwortungsgefühl empfindet, solcher Möglichkeit gegenüber von zwei Entschlüssen einen zu fassen. Sie kann die Demonstration gestatten, und sie sorgt alsdann dafür, daß die Demonstration, ohne die Ordnung zu gefährden, verläuft. Oder sie kann die Demonstration verhindern wollen, und dann erstickt sie dieselbe im Keime; sie verbietet sie; sie droht mit den ernsten Folgen, die bei dem ersten Versuch, gleichwohl zu demonstrieren, eintreten werden; sie macht die ersten Menschenansammlungen unmöglich; sie trifft ihre Maßnahmen, sodaß sich die Massen garnicht formieren können. In Rußland geht man weiter; man verhaftet jeden Verdächtigen und auch Unverdächtigen, und man läßt die Kosaken ihre Knute nicht erst gebrauchen, wenn zwei Dutzend zusammenstehen, sondern wenn auch nur zwei Menschen auf der Straße stehen bleiben, um miteinander zu plaudern.

Nichts von alledem geschah in Petersburg; keine Warnung, kein besonderes Verbot; keine präventiven Verhaftungen, nicht der Versuch, die ersten Ansammlungen auseinanderzutreiben. Ganz im Gegenteil. Man gibt nicht einmal bekannt, daß der Zar garnicht in Petersburg anwesend sei; man nährt vielmehr diese Täuschung absichtlich, indem man trotz der Abwesenheit des Kaisers als übliches Zeichen seiner Gegenwart die Fahne auf dem Winterpalais gehißt läßt. Ungehindert durften sich die Tausende und Tausende in den verschiedensten Teilen der Stadt wehrlos und ahnungslos zusammenfinden, und erst als man kompakte, riesige Menschenmassen vor sich hat, erhält das gut aufgestellte Militär den Befehl, in die Mauer von lebendigen Leibern hineinzu-

Digitized by Google

knallen. Es war schwer, fehlzuschießen, und es war leichter, hier zu siegen als in der Mandschurei. Tausende wälzen sich in ihrem Blut. Die Lektion ist erteilt. Das System Plehwe, dessen vornehmster Träger heute der Großfürst Sergej ist, arbeitet wieder, und die Kanaille, die das Regime im Innern und den Zusammenbruch in Ostasien — und hierfür wie dafür sind dieselben Cliquen verantwortlich — zu kritisieren wagt, sie röchelt am Boden im Todeskampf oder schleppt ihre zerschossenen Glieder ins Krankenhaus, um des Kerkers gewärtig zu sein.

Mit der wohl geleiteten Lektion in St. Petersburg ist zweierlei erreicht. Es ist dem Zaren so gut wie unmöglich gemacht, zu seinen liberalen Velleitäten zurückzukehren. Ueber die Blutlache hinweg wird es dieses schwächliche Männchen sicherlich nicht zuwege bringen, seinem Volk die Hand zu reichen. Und diesem Volke sollte mit Gewehrsalven zu Gemüte geführt werden, daß es das System Plehwe, Sergej, Alexejew — und wenn man will, Pobjedonoszew, der freilich als Mensch hoch über jenen anderen steht, — nicht zu kritisieren habe. Das System Plehwe verträgt keine Kritik, nicht für die innere, nicht für die auswärtige Politik. Der Plehwe von heute heißt Trepow, der Handlanger und Vertrauensmann des Großfürsten Sergej, der den Vorzug hat, auch die guten Eigenschaften von Plehwe nicht zu besitzen.

Was nun; und für wie lange?

Mit diesen Zuständen im Innern ist der Krieg im Osten nicht lange weiter zu führen, und gewiß nicht zu einem glorreichen, nicht einmal zu einem erträglichen Abschluß zu bringen. Die Zustände im Innern lähmen die Absendung von Menschen und Material nach dem Osten; sie werden von neuen Aushebungen mit ihren Erregungen abhalten; die Nachrichten von den Ereignissen müssen den Geist der Truppen Kuropatkins lähmen, und voraussichtlich ist der herrschenden Clique die Beendigung des Krieges recht, der doch nur das heutige System mehr und mehr diskreditiert. Auch der Vorwand für die Niederlage ist jetzt gefunden; der innere Feind habe verhindert, daß der äußere besiegt wurde. Das System, das diesen traurigen Krieg begonnen hat, den es für eine nationale Notwendigkeit erklärt hatte, wird die „nationalen Interessen" opfern, um sich selbst im Innern wieder zu befestigen. Es wird seine eigenen ostasiatischen Absichten preisgeben, nebst den Millionen und Millionen, die diese Politik und der Krieg Rußland und seinen Gläubigern gekostet hat. Die Morgengabe dieser Politik ist voraussichtlich die Besiegelung der militärischen Niederlage.

Die zweite Morgengabe ist die Besiegelung der Bündnisunfähigkeit Rußlands. War Rußland schon bisher kaum mehr bündnisfähig, so verliert das von Japan endgültig geschlagene, im Innern zerrüttete Land jede Möglichkeit, sich auswärtiger Unterstützung zu bedienen, vor allem unter dem Gesichtspunkt, daß Bündnisse wertlos sind, wenn sie nicht von der Sympathie der Völker getragen werden. Das heutige System bedeutet die internationale Isolierung des Zarenreiches. Der Zar konnte schon nach Kischinew nicht wagen, sich nach Italien zu begeben; kein Vertreter des offiziellen Rußlands wird sich nunmehr in Westeuropa zeigen können, ohne die deutlichsten Beweise von der Stimmung zivilisierter Völker zu erhalten. Auch das schwankende Frankreich ist heute nicht mehr schwankend.

Und diese Stimmungen sind zugleich nicht bedeutungslos für die Finanzen Rußlands. Die Beschaffung von Geldern für den Krieg, für die innere Verwaltung muß sich noch schwieriger gestalten als schon bisher, und jeder neue Zwischenfall in Rußland, und sie werden nicht ausbleiben, wird den Gläubigern Rußlands die Nachtruhe rauben.

Sind solche Zwischenfälle zu erwarten?

Wenn das Militär schwierig wird, ist der endgültige Zusammenbruch da. Wenn die ostasiatischen Regimenter geschlagen zurückkehren, was dann? Aber es scheint, daß vorläufig die Bataillone noch gefügige Werkzeuge für das heutige Regiment sind. Straßenkämpfe? Die Revolution im alten Sinne? Es gibt eine Reihe Städte — Petersburg gehört schwerlich dazu — wo ein Ausbruch in dieser Form denkbar ist. Gewaltsame Auflehnungen können hier und dort stattfinden; Bauernunruhen können sich anschließen, die Machthaber ermüdend und sie zwingend, ihre Kräfte zu verzetteln. Und es ist ein ferneres zu erwarten: Einzelattentate und wieder Einzelattentate, aber unter Verhältnissen, wie sie noch nie in Rußland vorhanden waren.

Die Terroristen waren bisher immer eine isolierte, sehr kleine Schar. Schon bei dem Tode von Plehwe zeigte sich, daß die Gesellschaft diesen Mord als ein legitimes Mittel der Befreiung von einem verhaßten Henkersknecht betrachtete. Diese Stimmung, die ich vor einem halben Jahr beobachten konnte, ist heute zweifellos bis zur Exaltation gesteigert. Heute haben die Terroristen die gesamte Gesellschaft hinter sich und gewaltige Bruchteile der Arbeiterbevölkerung, und diese Massen werden die Terroristen mit materiellen Mitteln versehen; sie werden sie fördern, schützen, verstecken, sie anfeuern und als Märtyrer verehren. Das System Plehwe-Sergej hat es zuwege gebracht, daß alle lebenden Kräfte des russischen öffentlichen Lebens sich als Souliens hinter die Terroristen stellen. Das ist auch ein Erfolg der Petersburger Januarmorde.

Und die Schwierigkeiten der Machthaber müssen weiter wachsen. Rußland hat eine Unzahl Wunden an seinem Körper, die in jedem kritischen Augenblick aufbrechen können. Da ist die Frage der Sektierer, der Katholiken, der Juden, der Finnen, der Polen, der Armenier und schließlich sogar des Kleinrussentums; von Schwierigkeiten in Innerasien ganz abgesehen, die hilfreiche auswärtige Freunde fördern könnten. In jedem dieser Probleme sind soviel Paß und soviel Zündstoff aufgespeichert, daß man erwarten kann, es werde mit Naturnotwendigkeit auch in diesen kleinen Vulkanen Eruptionen geben, und damit wird alsdann die allgemeine Beunruhigung und Zersetzung weiter gefördert werden.

Und wenn man gewiß nicht die Bedeutung der organisierten Staatsgewalt gegenüber der unorganisierten Volkskraft unterschätzen darf, so muß doch darauf hingewiesen werden, daß zu einer Autokratie ein Autokrat gehört, und daß eine autokratische Staatsmaschine eines Staatsoberhauptes bedarf, das wenigstens einigermaßen den Anforderungen an einen Autokraten entspricht.* Aber Kaiser Nikolaus ist ein Monarch, der selbst in ruhigen Zeiten zu einem bedeutungsvollen politischen Willensakt unfähig gewesen wäre, und er steht heute auf der Kommandobrücke eines Staatsschiffes, das von wildestem Sturm gepeitscht wird. Diese Stellung kann man in solcher Lage nicht aufrecht erhalten, in solcher Lage reicht eine Marionette nicht aus; die Fäden, an der sie gezogen wird, werden — das ist kaum zu bezweifeln — in Verwirrung und wieder in Verwirrung geraten. Die Träger des autokratischen Systems haben sich in Rußland freilich in solchem Falle früher zu helfen gewußt. Sie ließen den ungeeigneten Autokraten manchmal unterjocht, manchmal unsanft ins Jenseits. Das war früher weniger schwierig; das würde heute die Lage noch mehr verwirren.

Es gibt Organe, die sich den lächerlichen oder interessierten Optimismus zu eigen machen, der da verkündet, die Revolution in Rußland sei endgültig erstickt, weil in Petersburg nach der sonntäglichen Blutabzapfung Ruhe herrscht.

Aber in Petersburg hatte das Volk garnicht den revolutionären Weg betreten. Das unbewaffnete Volk beabsichtigte eine friedliche politische Demonstration, und die Regierung war es, die mit dem revolutionären Akt der Straßenschlächtereien begann. Die Folge dieser Wiederbelebung Plehweschen Politik wird sich nur langsam geltend machen, gerade weil eine starke Organisation, die auf die Revolution hinarbeitete, bisher in Rußland nicht vorhanden war. Es gab nur Konventikel, und gefährlich waren nur die Konventikel der Terroristen.

Hierin schaffen die Sergej und Trepow jetzt Wandel. Ich müßte mich sehr irren, wenn nicht in kürzester Zeit der Beweis erbracht sein wird, daß die Terroristen die Exponenten der Stimmung aller gebildeten Russen sein werden, und hinter den gebildeten Russen steht die Masse der städtischen Arbeiter. Und wie zuverlässig ist der hungernde Bauer, der seinen Sohn für Ostasien hergeben soll? Daß einer solchen Volksstimmung gegenüber ein System standhalten sollte, das mit dem ostasiatischen Bankerott belastet ist und mit der Blutschuld von St. Petersburg, und als dessen Exponent ein Nikolaus sich darstellt — das bleibt in hohem Grade unwahrscheinlich.

Digitized by Google

Vor einem Jahre erschien dieses Land als das „mächtige" Rußland; der Zusammenbruch erfolgte in Ostasien; das Plehwesche Regiment brach zusammen; und jetzt versucht man es noch einmal, das Plehwesche Regiment wieder aufleben zu lassen. Aber wie hoch man auch die naive Duldungsfähigkeit des russischen Volkes veranschlagt, und wie hoch man auch den brutalen Zynismus der organisierten Macht einschätzt, die wilde Verwegenheit einzelner Fanatiker und die stille helfende Empörung der gesamten Intelligenz und die Gärung der städtischen Massen dürften sich auf die Dauer als stärkere Kräfte erweisen.

P. Nathan.

Parlamentsbriefe.

IV.

Der gleichmäßige Gang der Etatsberatungen wurde durch einige Interpellationen durchbrochen, von denen die aktuellste und wichtigste, die über den Streik im Ruhrrevier, drei volle Tage in Anspruch nahm, ohne daß die Rednerliste erschöpft worden wäre — ein für eine Interpellation ganz außerordentlicher Vorgang. Aber freilich, wenn es sich um den wichtigsten und größten Streik handelt, den das Deutsche Reich seit seinem Bestehen gesehen hat, dann kann die deutsche Volksvertretung auch gern einmal drei Tage und mehr darauf verwenden, um dazu Stellung zu nehmen und, wenn möglich, im Sinne des sozialen Friedens zu wirken.

Der Reichstag hat sich bei der Behandlung dieser Interpellation wirklich auf der Höhe gezeigt. Man kann dies ehrenvolle Zeugnis sowohl der Sozialdemokratie wie der Mehrzahl der bürgerlichen Parteien ausstellen.

Die Sozialdemokratie hatte in ihrem offiziellen Streikaufruf die große Torheit begangen, alle anderen Faktoren außer der Sozialdemokratie selbst zu verdächtigen. Der Reichstag wurde als „Kapitalistenparlament" kurzerhand beiseite geschoben. Selbst wenn diese Bezeichnung richtig wäre, so hätte man taktisch sich nicht leicht etwas Verkehrteres denken können, als in dem Augenblick, da man gerade eine Sympathiekundgebung dieses Parlaments für die Streikenden provozieren wollte, es als „Kapitalistenparlament" zu diskreditieren und zu verärgern. Glücklicherweise machte die parlamentarische Vertretung der Sozialdemokratie wieder gut, was ihre publizistische verdorben hatte. Sie schickte ausschließlich besonnene Gewerkschaftler und Sozialpolitiker wie Hué, Molkenbuhr und Bömelburg vor. Von fast entscheidender Bedeutung war, daß gleich ihr erster Redner, Hué, die Debatte auf den Ton stimmte, der für die Bergarbeiter der allernützlichste und für die Scharfmacher der allerunbequemste sein mußte. Er erklärte, nicht als Sozialdemokrat, sondern einfach als Kamerad der Streikenden — er ist ehemaliger Bergarbeiter und Herausgeber der „Berg- und Hüttenarbeiterzeitung" — sprechen zu wollen. Und er sprach auch so, all die drei Stunden lang. Nicht eine sozialdemokratische Entgleisung kam vor. Er sprach so maßvoll, daß er dem Grafen Bülow, der wohl eine agitatorische Brandrede erwartet hatte, total das Konzept verrückte, sodaß seine wohl präparierte und leider nicht den veränderten Umständen entsprechend abgeänderte Erwiderung wie die Faust aufs Auge paßte. Aber weder die Bülowsche Scharfmacherei noch die Möllersche Unzulänglichkeit brachte die Sozialdemokratie von der Bahn ab, die sie sich selbst vorgezeichnet hatte. Weder aus der Rede Molkenbuhrs noch aus der Bömelburgs klang die Absicht heraus, für die Sozialdemokratie Kapital zu schlagen, sondern ausschließlich der Wunsch, den Bergarbeitern zu einem ehrenvollen Frieden zu verhelfen.

Diese Stellungnahme wurde der Sozialdemokratie freilich außerordentlich erleichtert dadurch, daß das verschriene „Kapitalistenparlament" sich in seiner übergroßen Mehrheit als frei von jeder kapitalistischen Befangenheit zeigte und sich im Gegenteil offen auf die Seite der Arbeiter stellte. Alle etwaigen Bedenken wegen des Kontraktbruchs der Arbeiter traten zurück hinter die Erwägung, daß in dem Augenblick, da die Arbeiter zu Verhandlungen bereit sind, die Unternehmer dagegen schroff jede Vermittlung ablehnen, die öffentliche Meinung sich mit voller Wucht für die friedfertigen Arbeiter ins Zeug legen müsse, um den Trotz der kriegslustigen Zechengewaltigen zu brechen. Selbst die freikonservative Partei hatte ihren erst angemeldeten Redner, den total unsozialen Drauflgänger Gamp, streichen und durch den wenigstens hie und da besseren Erwägungen zugänglichen Kardorff ersetzen lassen, der sich denn auch sorgfältig jeder Herausforderung gegen die Arbeiter und jeder Liebeserklärung an die Herren vom Kohlensyndikat enthielt. Nur die Konservativen ließen durch Herrn v. Normann eine ihrer berüchtigten „Erklärungen" abgeben, was den Abgeordneten Gothein zu der Bemerkung veranlaßte, daß das Motto der Konservativen wohl laute: „Selig sind, die da geistig arm sind." Aber selbst in den konservativen Reihen scheint eine Minderheit das Klägliche dieser Bekundung von Impotenz empfunden zu haben. Wenigstens läßt sich eine Rede des Herrn v. Heydebrand und der Lasa, der seinerseits zu den Armen im Geiste nicht gehört, über „konservative Sozialpolitik" kaum anders erklären, als daß ein Teil der Konservativen das Bedürfnis empfand, zu bekunden, daß sie „auch" sozial seien. Die „große Mehrheit" der Nationalliberalen steht, wie Freiherr v. Heyl in ihrem Namen erklärte, auf dem Standpunkt, daß eine Reihe von Reformen im Bergbetriebe, z. B. die Beseitigung des Wagenmullens, unbedingt erforderlich ist. Die Minderheit, die mit dem Kohlensyndikat durch Dick und Dünn geht, fand in Dr. Beumer ihren berufenen Wortführer. Zu dieser Minderheit bekannte sich auch ausdrücklich Dr. Sattler, indem er in einem Zwischenruf feststellte, daß seine Sympathien den Streikenden nicht gehören. Das Wesentliche bleibt aber doch, daß die „große Mehrheit" der Nationalliberalen die sowieso schon vorhandene Mehrheit des Reichstages verstärken helfen will, die für Maßregeln zugunsten der Bergarbeiter eintritt. Welches diese Maßregeln sein werden, läßt sich jetzt natürlich noch nicht sagen. Der Abgeordnete Gothein kündigte namens der Freisinnigen Vereinigung die Einbringung eines Gesetzentwurfs über Arbeiterausschüsse, Arbeiterkontrolleure, Zechenwohnungen usw. an. Und Dr. Spahn erwärmte sich in einer für seine Verhältnisse auffällig temperamentvollen Rede für die Entsendung einer parlamentarischen Enquetekommission nach dem Ruhrrevier.

Je besser der Reichstag in den dreitägigen Debatten abschnitt, um so kläglicher stand die Regierung da. Der Reichskanzler hielt eine Rede, die nicht nur sachlich bedeutungslos, sondern vor allem jeglichen Verständnisses für die Situation bar war. Mit ihren in diesem Fall noch mehr als sonst deplazierten Witzchen über den „Zukunftsstaat des Herrn Bebel" konnte sie nur dazu angetan sein, den Zechengewaltigen das trotzige Rückgrat noch mehr zu steifen. Der preußische Handelsminister erbrachte wenigstens einen Beweis, nämlich den, daß er etwas lernen könne. Für seine Rede am ersten Tage der Verhandlungen konnte ihm das Kohlensyndikat noch eine gute Zensur ausstellen. Aber 24 Stunden danach war er ein anderer geworden. Die ungeheure Verantwortung, die auf ihm lasten würde, wenn seine Schwachherzigkeit zur Verhärtung der Zechenbesitzer beitrüge, war ihm wohl inzwischen aus den Reden im Reichstag und aus den Stimmen der Presse klar geworden. Er fiel um — auf die richtige Seite. Man soll über seine alten Sünden jetzt nicht mehr allzusehr mit ihm rechten. Denn schließlich ist auch über einen Sünder in der Regierung, der Buße tut, mehr Freude als über 99 Gerechte.

Ein eigenartiges Intermezzo in dem Verlauf der üblichen Reichstagsverhandlungen bot die Besprechung der nationalliberalen Interpellation über die Einführung einer Verfassung in Mecklenburg dar. Seit 24 Jahren hat die Vertretung des deutschen Volkes sich nicht mehr eingehend mit dem staatsrechtlichen Schandfleck befaßt, wie ihn die mecklenburgischen Zustände darstellen. Dem Wahlglück, das Herrn Büsing in einer Ersatzwahl wieder sein Schweriner Mandat verschaffte, ist es zu verdanken, daß die nationalliberale Fraktion einmal

Digitized by Google

mit einem entschieden freiheitlichen Antrag sich angenehm bemerkbar machte. Wenn die Sozialdemokratie durch den Mund ihres nicht gerade glücklichen Vertreters Herzfeld die Nationalliberalen deshalb angriff, weil sie nur eine zahme Interpellation, statt, wie in den siebziger Jahren, einen strammen Antrag eingebracht hätten, so war diese Präsentierung von Radikalismus in diesem Falle unangebracht. Nach dem, was über die Stimmung der Mehrheit — Konservativen, Zentrum und Anhängsel — bekannt war, hätte ein Antrag wahrscheinlich zu einer Ablehnung, wenn auch mit geringer Mehrheit, geführt. Einen praktischen Erfolg konnte übrigens weder das eine noch das andere haben. Selbst die Annahme eines Antrages würde an der, wie Graf Posadowsky sich ausdrückte, „unerschütterlichen" Stellung des Bundesrats nichts ändern. Das Reich will nun einmal Mecklenburg nicht zum Erlaß einer Verfassung moralisch zwingen. In Mecklenburg selbst aber sind sich die beiden maßgebenden Faktoren, Regierung und Ritterschaft, ganz darüber einig, daß ihnen jede Sorge näher liegt als die, das Land auf eine moderne, konstitutionelle Basis zu stellen. Es wird also im Lande des Ochsenkopfes so bleiben, wie es ist, und Herrn Büsings Lebensdauer wird sich bis zu alttestamentarischer Länge fortsetzen müssen, wenn er einen Sieg in dem Kampfe, den er seit 34 Jahren führt, noch schauen will.

H. v. Gerlach.

Der Stahlwerksverband.

Eine wirtschaftliche Studie auf Grund eigener Wahrnehmungen.

I.

Auf allen Gebieten der Großindustrie, insbesondere aber im Eisengewerbe, macht sich in den letzten Jahren ein Streben nach Zusammenschluß und zweckmäßiger Organisation geltend, welches geradezu die Signatur unserer Zeit bildet und das gegenwärtige Wirtschaftsleben charakterisiert. Diese Bewegung hat auch mit der am 1. März 1904 begonnenen Wirksamkeit des Stahlwerksverbandes noch lange nicht ihr Ende erreicht, es ist vielmehr anzunehmen, daß der bislang größte Verband mit seiner am 1. Juli 1907 zu erwartenden Neugestaltung noch erheblich weitere Kreise ziehen und weitere Verbandsbildungen innerhalb seines Rahmens hervorrufen wird. Daß derartige Bildungen nicht nur das Interesse der unmittelbar beteiligten Eisenkonsumenten erregen, sondern auch die Aufmerksamkeit der gesamten Nation auf sich lenken müssen, liegt auf der Hand, insbesondere sind auch die politischen Kreise an diesen Vorgängen in hohem Grade interessiert. Eine sachliche Würdigung aber der tatsächlichen Verhältnisse ist mit großen Schwierigkeiten verbunden, sie setzt eine eingehende Kenntnis der deutschen Eisenindustrie in wirtschaftlicher und technischer Hinsicht und eine nicht allzuhäufige Vorurteilslosigkeit voraus, mit welcher sowohl nach der Seite der Konsumenten und der allgemeinen wirtschaftlichen Interessen als auch nach der Seite der Produzenten Licht und Schatten gerecht verteilt werden müssen. Auf rein theoretischem Wege sind Fragen dieser Art überhaupt nicht zu lösen, wie die Wertlosigkeit vieler Elaborate neueren Datums zur Genüge erkennen läßt, es handelt sich vielmehr in erster Linie darum, zunächst authentisches Material über die tatsächlichen Verhältnisse zu sammeln und dann an der Hand der praktischen Erfahrung die wirtschaftlichen Lehren daraus zu entwickeln. Zur Erreichung dieses Zweckes hielt ich es für angemessen mir von dem Vorstande des Stahlwerksverbandes in Düsseldorf die Erlaubnis zu gründlichem Studium der Organisation und der gesamten Einrichtungen des Stahlwerksverbandes zu erbitten und an Ort und Stelle in einer vollkommen unabhängigen und unparteiischen Weise das tatsächliche Material für eine zutreffende Beurteilung der Verbandsbildung zu sammeln. Das Ergebnis dieser Studien unterbreite ich hiermit den am Wirtschaftsleben unserer Nation beteiligten Kreisen in der Zuversicht, daß dadurch manche Vorurteile beseitigt und übereilte Meinungen vermieden werden. Und letzteres ist von ganz besonderer Wichtigkeit angesichts des verhältnismäßig geringen Maßes von vorliegenden praktischen Erfahrungen und mangels gleichartiger Vorbilder, da nach alter Regel nicht wirtschaftliche Momentaufnahmen, sondern nur andauernde Studien und Beobachtungen entscheidend sein können.

Das Verständnis der Einrichtungen des Stahlwerksverbandes wird erleichtert durch eine kurze Uebersicht über die älteren Verbände innerhalb der deutschen Eisenindustrie, aus welcher hervorgeht, daß der Zusammenschluß der Produzenten im Laufe der letzten Jahrzehnte ein immer engerer geworden ist und sich entweder auf lokalem Gebiete oder nach der Gleichartigkeit der Produkte vollzogen hat. Von wichtigeren Zusammenschlüssen sind in der gesamten deutschen Eisenindustrie nahezu fünfzig zu verzeichnen. Die Anfänge der ältesten Schienenvereinigung liegen bereits fünfzig Jahre zurück, ihr schloß sich etwa fünfzehn Jahre später eine besondere Vereinigung der Schwellenwalzwerke an. Daneben bestanden zwanglose Vereinigungen für den Verkauf von Laschen und Unterlagsplatten zum Eisenbahnoberbau. Zunächst hatten diese Vereinigungen den Charakter von Preisvereinbarungen gegenüber dem Bedarf der Eisenbahnen, erst später gelangte man zu einer gewissen Art der Kontingentierung der einzelnen Werke. Die Vereinigungsbestrebungen innerhalb der rheinisch-westfälischen Roheisenindustrie liegen bereits mehr als dreißig Jahre zurück. Zunächst wurden nur statistische Zwecke verfolgt, um eine Uebersicht über die Produktion und den Absatz von Roheisen zu gewinnen, sodann ging man in einzelnen Roheisensorten zu gemeinsamer Preisbestimmung und zur Aufstellung gleichartiger Verkaufsbedingungen über, bis nach verschiedenen Wandlungen im Jahre 1897 das noch jetzt bestehende rheinisch-westfälische Roheisensyndikat in Düsseldorf begründet wurde, unter Angliederung einer Verkaufsstelle für den Verkauf im Zollinlande. Ausgenommen von dem Geschäftsbetrieb der Verkaufsstelle sind nur die Roheisensorten mit mehr als 8 Prozent Mangan oder mehr als 6 Prozent Silicium. Der Verkauf nach dem Auslande ist seit Anfang 1904 gleichfalls von den Produzenten auf das Roheisensyndikat übergegangen, über eine etwaige gemeinsame Einschränkung der Produktion sind keine Bestimmungen getroffen. Von den Roheisenwerken des Siegerlandes wurde späterhin ein Verein für den Verkauf von Siegerländer Roheisen in Siegen gebildet, welcher den Verkauf des Roheisens gleichfalls durch eine Verkaufsstelle besorgen läßt. Auch die Lieferungen in das Ausland, an denen die hochmanganhaltigen Roheisensorten des Siegerlandes von jeher erheblich beteiligt gewesen sind, fallen in die Kompetenz der Verkaufsstelle; schon mit Rücksicht hierauf mußte der Verein ausführliche Bestimmungen über etwaige Produktionseinschränkungen in sein Statut aufnehmen. Von großer Bedeutung ist ferner das Lothringisch-Luxemburgische Kontor für den Verkauf von Thomas-Roheisen in Luxemburg, dessen Verkaufsstelle sich mit dem Verkauf von phosphorhaltigem Roheisen zur Flußeisendarstellung oder zur Verarbeitung nach dem alten Puddelverfahren an die rechtsrheinischen Eisenwerke befaßt. Diese Vereinigung hat wiederum einen Kartellvertrag mit den inzwischen zu dem Roheisensyndikat in Düsseldorf verbundenen obengenannten Gruppen abgeschlossen, welcher genaue Bestimmungen über die den einzelnen Verkaufsstellen zugewiesenen Absatzgebiete und Qualitäten enthält.

Für unser Thema nun kommen als Vorläufer des Stahlwerksverbandes einige Verbände in Betracht, deren Kompetenz sich vorzugsweise auf den Verkauf von Halbzeug, d. h. von Halbfabrikaten aus (nach dem Bessemer-, Siemens-Martin- oder Thomas-Verfahren) erzeugten Flußeisen, bezog. Eine feste Gestaltung nahm der erste Halbzeugverband am 1. Januar 1899 an, indem er ein bindendes Statut aufstellte und eine eigene Verkaufsstelle in Düsseldorf errichtete. Diese Verkaufsstelle trat indessen nicht als Selbstkäufer auf, sondern übernahm nur die Rolle eines Agenten der einzelnen Werke. Zu derselben Zeit trat der rheinisch-westfälische Trägerverband in Kraft, welcher Hand in Hand arbeitete mit dem älteren süddeutschen Trägerverband in Saarbrücken, dessen

Anfänge schon in die achtziger Jahre zurückreichen. Neben diesen großen Vereinigungen bestanden und bestehen zum Teil noch besondere Verbände für den Verkauf von Stabeisen, Draht, von gezogenen Drähten und Stiften, von Grobblech, Feinblech, Gasröhren und Siederöhren. Ferner sind zu erwähnen die alten Verbände für den Verkauf von Radreifen und Eisenbahnwagenrädern, weiter zwanglose Vereinigungen für den Absatz in Schmiedestücken, Stahlguß und anderen Erzeugnissen der Stahlindustrie. Auch wenn späterhin der Stahlwerksverband den gesamten Verkauf der Fertigfabrikate übernehmen sollte, werden für die volle Erreichung seiner Zwecke derartige Unterverbände unentbehrlich sein. Eine längere Dauer war indessen den beiden Halbzeug- und Trägerverbänden nicht beschieden, da die mit großen Produktionsmengen von Halbzeug und Trägern auf den Markt tretenden neuen Stahlwerke in Rombach und Kneuttingen (Lothringen) sowie in Differdingen (Luxemburg) eine ganz bedeutende Verschiebung der Marktlage bewirkten. Die Folge dieser Verhältnisse war die am 1. Januar 1901 vollzogene Begründung des zweiten Halbzeugverbandes, in den die genannten Neuanlagen aufgenommen wurden. Zu gleicher Zeit wurden die beiden vorgenannten Trägerverbände zu einem deutschen Trägerverbande mit einer Verkaufsstelle in Wiesbaden verschmolzen. Auch dieser zweite Halbzeugverband und der deutsche Trägerverband waren nur Agenten der Stahlwerke und nicht etwa Selbstkäufer. Der Wechsel der Konjunkturen der letzten Jahre einerseits und das Streben nach möglichst stabilen Verhältnissen in Produktion und Absatz haben nun zu dem noch engeren Anschluß der mit der Herstellung von Halbzeug, Formeisen und Eisenbahnschienen sich befassenden Hüttenwerke in dem am 1. März 1904 in Kraft getretenen Stahlwerksverband geführt, der einige ganz neue Prinzipien in die Verbandspraxis brachte. Allerdings hatten schon früher die Sonderverbände für den Verkauf von Feinblech und Draht sich als Verkaufssyndikate für den Ankauf und Verkauf der bezeichneten Produkte konstituiert, jedoch gewann dieses System erst Bedeutung mit der Begründung des weit umfangreicheren Stahlwerksverbandes. Sehr wesentlich ist neben der Eigenschaft des Stahlwerksverbandes als Selbstkäufer die eingeführte Verkürzung der Zahlungsfristen, welche auf die Dauer sicherlich einen günstigen Einfluß auf das gesamte wirtschaftliche Leben ausüben muß. Alle Zahlungen der inländischen Abnehmer des Stahlwerksverbandes müssen bis zum 15. des der Lieferung folgenden Monats erfolgen, während die ausländischen Abnehmer sogleich nach Vorlage der Verschiffungsdokumente Zahlung zu leisten haben, sodaß bei den infolge der geographischen Lage der Hüttenwerke meist über holländische und belgische Häfen gehenden Auslandslieferungen in acht bis zehn Tagen nach Versand vom Hüttenwerk bereits Anschaffung erfolgt. Die Gewährung von Rabatten ist zugleich erheblich eingeschränkt worden, bei den inländischen Aufträgen werden im wesentlichen nur bei Großbezügen von Formeisen Rabatte gewährt, dagegen erhalten ausländische Abnehmer überhaupt keinen Rabatt. Ueber das Auslandsgeschäft hat der Stahlwerksverband insbesondere bezüglich der zu gewährenden Ausfuhrvergütungen mit dem rheinisch-westfälischen Kohlensyndikat und den oben aufgeführten Roheisenverbänden gewisse Vereinbarungen getroffen. Für die Bearbeitung dieser Angelegenheiten hat man dem Stahlwerksverband, dessen drei selbständige Abteilungen sich mit dem An- und Verkauf von Halbzeug, Formeisen und Schienen befassen, eine Abrechnungsstelle für die Ausfuhr angegliedert. Dieselbe ist also eine gemeinsame Einrichtung der drei großen Rohstoffverbände. Von den durch den Stahlwerksverband abgeschlossenen internationalen Uebereinkommen für den Verkauf von Formeisen und Stahlschienen wird später die Rede sein. Eine ganz ähnliche Organisation wie der Stahlwerksverband hat der am 1. Januar 1905 in Kraft getretene oberschlesische Stahlwerksverband, welcher aus dem oberschlesischen Walzwerksverband hervorgegangen ist und seine eigentliche Tätigkeit als Selbstkäufer und Verkäufer von fertigen Walzwerksprodukten entfaltet, während er in Halbzeug, Formeisen und Schienen mit dem Stahlwerksverbande in Düsseldorf eng liiert ist und für diese Produkte nur als Abrechnungsstelle fungiert. Wenn man die hier nur in ganz kurzen Zügen geschilderte Entwicklung der heute maßgebenden Verbände näher studiert, so wird man einen gewissen Zusammenhang dieser Organisationen mit der sozialpolitischen Gesetzgebung des Reiches nicht verkennen können. Außer zahlreichen anderen Momenten hat nämlich die auf Gesetz beruhende Bildung der Berufsgenossenschaften auch in der Eisenindustrie die Produzenten einander geschäftlich und persönlich näher gebracht, man hat offenbar mehr und mehr erkannt, daß die Interessen des einzelnen sich mit den Interessen der gesamten Berufsgenossen sehr vielfach berühren oder vollständig decken, sodaß nach und nach die Geneigtheit zu engerem geschäftlichen Anschluß viel stärker als in früheren Zeiten hervortrat. Aus den losen Vereinigungen ergaben sich von selbst allmählich feste Organisationen, da nur durch diese eine wirkliche Uebersicht über die Marktlage gewonnen werden kann. Je weiter dieses System fortschreitet, um so geringer wird die Zahl der maßgebenden Verbände werden, da die Interessen einzelner Gruppen durch lokale Vereinigungen und durch Unterverbände mit gleichartigen Produkten innerhalb eines großen Rahmens noch besser gewahrt werden können als in kleinen Sonderverbänden. Es ist deshalb wahrscheinlich, daß wir über kurz oder lang nur noch mit je einem deutschen Großverbande für Kohlen, Roheisen und Fertigeisen aller Art zu tun haben werden.

Wenngleich nun diese Verbände im wesentlichen rein kaufmännische Institutionen sind und mit der Produktion und der Arbeiterschaft direkt nichts zu tun haben, so kann doch ihre Bedeutung für unser gesamtes Wirtschaftsleben kaum besser als durch einige Ziffern illustriert werden. Es betrug die Erzeugung an Kohlen (Steinkohlen und Braunkohlen) in den maßgebenden Ländern:

	Großbritannien	Vereinigte Staaten von Amerika	Deutsches Reich	Frankreich
	Metrische Tonnen			
1884	163 430 428	108 870 000	58 149 000	19 854 000
1894	191 289 000	182 691 000	76 866 000	26 007 000
1903	230 602 000	324 175 000	102 371 000	35 562 320

Das Jahr 1904 weist keine großen Aenderungen seinem Vorjahre gegenüber auf. Was die im Kohlenbergbau beschäftigten Arbeiter betrifft, so betrug die Zahl derselben im rheinisch-westfälischen Kohlenrevier im Jahre 1903 im Mittel 260 541. Die ganz überwiegende Mehrheit der Betriebe in Rheinland-Westfalen gehört zum Kohlensyndikat.

Es betrug ferner die Erzeugung an Roheisen:

	Deutsches Reich	Vereinigte Staaten von Amerika	Großbritannien	Frankreich	Oesterreich-Ungarn	Rußland
	Metrische Tonnen					
1884	5 461 612	4 164 000	7 951 000	1 871 575	774 546	501 132
1894	7 580 058	6 703 000	7 368 747	2 069 711	1 074 520	1 312 700
1903	10 017 000	18 297 000	8 952 187	2 822 000	1 500 000	2 935 000
1904	10 312 300	16 000 000	8 558 000	2 847 000	1 625 000	2 555 000

Die Zahl der gegenwärtig in der Roheisenindustrie des Deutschen Reiches beschäftigten Arbeiter wird auf etwas mehr als 35 000 zu schätzen sein.

Ueber die Stahlerzeugung der wichtigsten Länder liegen folgende Angaben vor:

	Deutsches Reich mit Luxemburg	Vereinigte Staaten von Amerika	Großbritannien	Frankreich	Oesterreich-Ungarn	Rußland
	Metrische Tonnen					
1884	862 529	1 320 230	1 891 965	502 908	258 917	206 965
1894	2 608 513	4 482 592	3 260 453	663 263	660 426	492 874
1903	8 801 513	zirka 14 500 000	5 143 636	1 854 620	840 000	890 000

Digitized by Google

Die Zahl der gegenwärtig in den zum Stahlwerksverband gehörigen Werken beschäftigten Arbeiter wird auf etwa 180 000 anzugeben sein.

Endlich betrugen der Eisenverbrauch und die Eisenerzeugung im deutschen Zollgebiet für den Kopf der Bevölkerung:

	Verbrauch	Erzeugung
1883	55,9 kg	76,8 kg
1894	73,0 „	105,5 „
1903	98,1 „	173,9 „

Es wurde bereits bemerkt, daß der Stahlwerksverband nur drei Gruppen der Produkte der ihm angehörenden Werke durch eigenen Verkauf auf den Markt bringt, während der Rest der Produktion in Form von Rohstahl vorläufig nur kontingentiert ist. Der Verkauf der aus dem kontingentierten Quantum erzeugten Fertigprodukte ist also zunächst den Werken selbst überlassen. Anders liegen die Verhältnisse beim oberschlesischen Stahlwerksverband, der seinerseits schon jetzt fast alle Fertigfabrikate der in ihm vereinigten Werke kauft und verkauft und binnen kurzem über sämtliche Fertigfabrikate verfügen wird, während die Produktion von Rohstahl der vier größten schlesischen Werke durch den Düsseldorfer Stahlwerksverband vertrieben wird. Der Geschäftsumfang des Stahlwerksverbandes ergibt sich daraus, daß mit Einschluß der Vorverbandsgeschäfte in der Zeit vom 1. März bis 31. Dezember 1904 insgesamt versandt wurden 3 855 586 t, während die Beteiligungsziffer der Werke in diesen 10 Monaten betrug 3 843 935 t. Es decken sich also Verkauf und Beteiligungsziffer in dem bisherigen Geschäftsbetriebe fast genau.

Nach dem Auslande gingen in diesen 10 Monaten insgesamt 957 408 t. Die Ausfuhr in den vom Stahlwerksverband direkt verkauften Produkten an Halbzeug, Formeisen und Schienen kann sonach zu etwa 25 Prozent des Gesamtverkaufs angenommen werden. Dem Verbande gehören gegenwärtig an: 31 gemischte Hüttenwerke mit einer gesamten Beteiligungsziffer von jährlich 4 614 225 t in Produkten A (Halbzeug, Formeisen und Schienen) und einer Beteiligungsziffer von 3 521 725 t in Produkten B (auf Halbzeug reduzierte Menge der erzeugten Fertigfabrikate). Von der Gesamtbeteiligungsziffer von 8 135 950 t entfällt ein Quantum von 143 485 t auf zugekauften Rohstahl. Außerhalb des Stahlwerksverbandes stehen von größeren Hüttenanlagen nur noch die Westfälischen Stahlwerke in Bochum und außerdem eine Anzahl von kleineren Martinstahlwerken, wegen deren Eintritt in den Verband soeben die Vorverhandlungen eingeleitet sind. Diejenigen reinen Walzwerke, welche kein eigenes Halbzeug herstellen, sind selbstverständlich mit ihrer Produktion an Fertigfabrikaten ebenfalls außerhalb des Verbandes, ihre Produktion in Produkten B ist auf etwa 1,5 Millionen Tonnen zu schätzen. Rechnet man dazu die Produkte B der im Stahlwerksverband vereinigten Werke, so wird ohne Berücksichtigung der schlesischen Produktion die gesamte Erzeugung an Produkten B auf ungefähr 4,5 Millionen Tonnen anzunehmen sein.

Daß die Organisation eines so großen Verbandes, der zunächst nur durch Zutassung zahlreicher Sonderabkommen mit einzelnen Werken möglich wurde, mit bedeutenden Schwierigkeiten verknüpft war und noch ist, darf nicht verkannt werden. Auch die heutigen Einrichtungen sind noch keineswegs vollkommen, da die Schwierigkeiten in der Verrechnung der aus den erwähnten Sonderabkommen hervorgehenden ungleichartigen Stellung der einzelnen Werke zum Verbande und in der Verrechnung der Frachtvorteile und Frachtnachteile der einzelnen Werke ein sehr großes Schreibwerk erfordern, welches der Vereinfachung dringend bedarf. Erst wenn die Sonderabkommen ganz wegfallen oder mindestens ziffernmäßig festgelegt sind, wird der Geschäftsbetrieb wesentlich vereinfacht werden. Daß damit auch eine Verminderung der gesamten Vertriebskosten der vom Stahlwerksverband verkauften Produkte verbunden sein wird, liegt auf der Hand. Zunächst betragen diese Vertriebskosten durchschnittlich nicht mehr als 25 Pf. für die Tonne, sie sind also jedenfalls beträchtlich niedriger als zu den Zeiten der freien Konkurrenz auf dem Inlands- und Auslandsmarkte. In dem großen Schreibwerk ist die Zahl von etwa dreihundert Beamten des Stahlwerksverbandes begründet, aus gleicher Ursache müssen gegenwärtig auch die einzelnen Verbandswerke noch erheblich mehr kaufmännische Beamte beschäftigen als späterhin nötig sein werden. Die Verwaltung der Stadt Düsseldorf hat es sich angelegen sein lassen, dem Stahlwerksverbande im Interesse ihrer Steuerkasse und des geschäftlichen Verkehrs möglichst entgegenzukommen; sie stellt dem Verband vom 1. Juli 1905 ab für zwei Jahre das für die Direktion der städtischen Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerke bestimmte neue Gebäude zu mäßigem Mietspreise zur Verfügung. Ferner hat sie sich bereit erklärt, für das vom Verbande geplante eigene Verwaltungsgebäude, das etwa eine Million Mark Baukosten erfordern wird, den Bauplatz herzugeben. Daß der Geschäftsbetrieb des Stahlwerksverbandes schon jetzt den Verkehr in der Stadt Düsseldorf günstig beeinflußt hat, wird jeder Beobachter der Verhältnisse bestätigen. Es ist deshalb auch in Düsseldorf nicht der wirtschaftliche Rückschlag eingetreten, der nach der großen Industrieausstellung von 1902 allgemein erwartet wurde.

Es wird nun an der Hand der Organisation des Verbandes zu untersuchen sein, inwieweit derselbe in seiner bisherigen, allerdings noch recht kurzen Tätigkeit auf den Eisenmarkt im In- und Auslande eingewirkt hat, wie die auf die Produkte des Verbandes angewiesenen Industriezweige des Reiches und die interessierten Händlerkreise gestellt sind, und welche Rolle die deutsche Eisenindustrie in den bis jetzt vorliegenden internationalen Verbänden zu spielen berufen ist. Unser gesamtes Wirtschaftsleben hat das größte Interesse daran, jede Schädigung der Konkurrenzfähigkeit der deutschen Industriezweige und der Konsumenten im allgemeinen vermieden zu sehen; man wird bei der Beurteilung dieser Verhältnisse aber gerechterweise auch die Vorteile anerkennen müssen, welche eine Vereinigung der Produktion und die jetzt geschaffene Uebersehbarkeit des gesamten Eisenmarktes unzweifelhaft mit sich bringen. Schon die auf die Beibehaltung der bisherigen mäßigen Preise gerichtete Politik des Verbandes gegenüber dem zurzeit ausgebrochenen Streik der Kohlenbergarbeiter läßt erkennen, daß man in den Kreisen des Stahlwerksverbandes bestrebt ist, eine Schädigung der beteiligten Industriezweige durch die Wirkungen dieses Streiks zu vermeiden.

J. Kollmann.

(Weitere Artikel folgen.)

Gomperz' Biographie.

Theodor Gomperz ist nicht der Mann der streng und eng umhegten, in gebahnten Gleisen dahinrollenden Fachbildung, er ist nichts weniger als ein verknöcherter Altertumsforscher und ein blutloser, weltentrückter, ein beschauliches Leben führender Philosoph, er ist das Gegenteil jener vom Leben abgelösten Gattung von Gelehrten, denen die Welt und die Geschichte nichts anderes bedeuten als eine ungeheure Vorratskammer von Arbeitsthemen. Was John Stuart Mill von George Grote gesagt hat: „Die klassische Gelehrsamkeit füllt nur einen Winkel seines Geistes aus" (Scholarship fills but a corner of his mind), gilt auch von Gomperz. Ebenso findet auf ihn Anwendung, was er selbst von Grote sagt: „Der philosophische Sinn und Geist arbeitet in ihm stark und lebendig . . . Der bloße Gelehrte (dessen Ideal die zum Selbstbewußtsein gelangte Bibliothek ist) tritt, wie es sein soll, ganz und gar hinter dem Denker, und zwar dem universellen Denker zurück — ein Verhältnis, das sich als Rezept, schwarz auf weiß, sehr planvoll und einfach ausnimmt, das aber nur wenige Apotheker richtig herzustellen wissen." Er ist nicht umsonst bei den großen griechischen Philosophen in die Schule gegangen, denen ein Mensch höher stand als ein Buch; er hat sich nicht umsonst an englischen Philosophen

Digitized by Google

und Historikern empergerankt, die zugleich glänzende Staatsmänner und Parlamentarier waren. Sein Jugendtraum war es auch nicht, sein Leben lang auf dem Katheder zu sitzen und eine bloße „Denk- und Sprechmaschine" abzugeben. Eine allseitigere, zwischen Theorie und Praxis geteilte Wirksamkeit wäre ihm erwünschter gewesen. Als — freilich unerreichbares — Ideal schwebte ihm die Laufbahn eines Niebuhr und Wilhelm von Humboldt oder auch eines Grote und Mill vor. Als er in späten Jahren einmal als Dekan der philosophischen Fakultät und als Mitglied des akademischen Senats an organisatorischen Werken einen bescheidenen Anteil nahm, eingreifende Entschlüsse zu fassen, praktische Entscheidungen zu treffen und sie in Schrift und Wort zu vertreten hatte, da empfand er das wie eine Erweiterung seines Wesens, wie das Freiwerden lange gebundener, endlich aus ihrer Haft entlassener Kräfte.

Das Werden eines hervorragenden Philologen und Philosophen, dem der Sinn nach der Einheit aller Seelenkräfte, dem Gleichgewicht seiner Anlagen, der Vollständigkeit der menschlichen Natur steht, welche das glückliche Los der Alten in ihrer besten Zeit war, zu verfolgen, gewährt seltenen Reiz. Wir begrüßen daher Gomperz' „Essays und Erinnerungen" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) als eine angenehme Weihnachtsbescherung, wenn wir auch nach der Fortsetzung seines Lebenswerkes: „Die griechischen Denker", von dem bisher zwei Bände erschienen sind, Verlangen tragen.

Die Vorfahren des Verfassers waren jahrhundertelang am Niederrhein seßhaft. Einer seiner Ahnen, Elia Gumpertz oder Gomperz, war der finanzielle Berater und Helfer Friedrich Wilhelms I., der ihm und den Seinen die dem jungen preußischen Staate geleisteten Dienste durch ungewöhnliche Gunst- und Vertrauensbeweise gelohnt hat. An einem Familienfest, der Hochzeit eines seiner Söhne, nahm der Erbprinz und spätere König Friedrich I. persönlich teil. Einer seiner Urenkel, A. S. Gumpertz, war Sekretär der Berliner Akademiker Maupertuis und Marquis d'Argens, er beteiligte sich lebhaft an Gottscheds Streitigkeiten, trat mit ihm früh in Verbindung und vermittelte die Bekanntschaft Lessings mit Mendelssohn. Dieser bekennt, ihm „Geschmack an den Wissenschaften und einige Anleitung" zu verdanken, während Lessing dort, wo er den Geist und Charakter seines Moses in warmen Worten rühmt, zugleich Gumpertz „ihm an Eigenschaften völlig gleich" genannt hat. Das von Elia zu Cleve gegründete Handelshaus, dessen Verbindungen sich nach Wien und Rom, nach Konstantinopel und Jerusalem, nach Kairo und Antiochien verzweigten, überlebte seinen Schöpfer. Den Gipfelpunkt seines Gedeihens erreichte es unter seinem Enkel Benedikt, der 1721 das Bürgerrecht zu Nymwegen erworben hat. Er ward der geschäftliche Vertrauensmann der Generalstaaten; sein Bankhaus war weltbekannt, bedrückte Glaubensgenossen haben seinen Schutz aus weiter Ferne und nicht vergeblich angerufen. Nicht zum mindesten war es seiner Fürsprache zu danken, daß die niederländische Regierung durch ihren Wiener Gesandten gegen die 1845 geplante Austreibung der böhmischen und mährisch-schlesischen Juden Vorstellungen erhob, die das drohende Unheil in der letzten Stunde abgewendet haben. Das Glück blieb dem hochgeachteten Kaufherrn nicht bis zum Ende treu. So kam es, daß einer seiner Söhne, der Großvater unseres Denkers, 1774 in Brünn in einer untergeordneten Stellung auftaucht. Er hinterließ ein sehr bescheidenes Vermögen und sechs Kinder, unter denen der Vater des Verfassers eins der jüngeren gewesen ist. Mit besonderer Liebe und Pietät gedenkt er seines mütterlichen Großvaters, mit dem ihn zahlreiche Erinnerungen verknüpften. „Einem männlicheren Mann, als Lazar Auspitz (1772—1853) es war, bin ich in meinem nunmehr schon recht langen Leben nicht begegnet." Er widmete ihm die auf seinem Grabstein prangenden Verse:

> Ein Freund des Lichts, ein Fels des Rechtes,
> Der Gleißnerei und Lüge feind;
> Schutzgeist und Gründer des Geschlechtes,
> Das hier an seinem Grabe weint.

Gomperz erblickte 1832 als das jüngste von zehn Kindern das Licht der Welt. Das älteste war die nachmals vielgefeierte Frau Josefine von Wertheimstein, welche Saint-René Taillandier einmal in der „Revue des deux mondes" „une reine poétique de la société Viennoise" genannt hat. Die Seele des Elternhauses war die Mutter, eine fürsorglich wachende, rastlos schaffende, lautlos waltende Frau. Alles lenkte ihre sichere Hand, aber wie an unsichtbaren Fäden. Nichts geschah mit vielen und großen Worten, selbst das Außerordentliche nicht. So schloß sie sich einmal in aller Stille mit einem von der Cholera befallenen Dienstmädchen ab, um es zu pflegen. Stetige Ruhe, feste Güte und die Macht des Beispiels waren der ganze Erziehungsapparat. Einen frischen, herzerquickenden Gegensatz zu der Herbheit des erst spät gemilderten mütterlichen Ernstes bildete die überschäumende Heiterkeit des Vaters, der wegen seiner Rechtlichkeit und Menschenfreundlichkeit allgemeine Achtung genoß. Sie zu betätigen, bot ihm die gedrückte Lage seiner Glaubensgenossen reichen Anlaß. Hat doch sein Fürwort beim „Gouverneur" der Provinz nicht selten zur Beseitigung eines Unrechts oder Mißbrauchs geführt. Bei hoch und niedrig erfreute er sich gleichen Ansehens. Bauern der Umgegend übergaben ihm ihre Ersparnisse, die er zu ihrem Nutzen verwaltete, und bezeigten ihm ihren Dank durch die gelegentliche Darbringung ihrer ländlichen Erzeugnisse.

Interessante Skizzen entwirft Gomperz von seinen Lehrern, Ludwig Brisker, der in allen Disziplinen heimisch und als Lehrer überall auf weitgehende Vereinfachung und Ausscheidung alles Unwesentlichen bedacht war, und Thomas Franz Bratranek, einem mit Ottilie von Goethe befreundeten Chorherrn des Augustinerstiftes zu Altbrünn, das ein Herd der Aufklärung, ein Sitz des freigeistigen Junghegeltums war. Bratranek war es, dessen Unterricht den Knaben begeistert, der ihm zuerst weite Horizonte eröffnet und ihn in das philosophische Denken eingeweiht hat, obwohl er seiner Weltanschauung von allem Anfang an mißtrauisch gegenüberstand, weil er die Willkür der Hegelschen Konstruktionen sofort durchschaute. Ihm verdankte er die Bekanntschaft mit Schleiermacher und Hegel, mit Strauß, Feuerbach und Daumer.

Noch ehe die Knabenjahre zu Ende waren, hielt der März des Jahres 1848 seinen Einzug. „Wohl dem," ruft Gomperz aus, „den er in empfänglichster Jugendzeit getroffen hat. Ihm ward ein weiter Streif goldigen Sonnenlichts über den Lebensweg gebreitet!" Der große Wandel der Dinge kam ihm nicht unerwartet. Er entsinnt sich noch ganz gut der Gespräche, in denen er mit seinen Kollegen auf dem Wege zum Gymnasium die Zeichen der Zeit zu deuten versuchte. Der preußische vereinigte Landtag, die Reformen Pius' IX. können, so raunten sie sich zu, nicht vereinzelt bleiben. Er begab sich in jenem Frühling zweimal nach Wien, beidemal als Mitglied des Brünner bewaffneten Studentenkorps, das gar bald nach dem Vorbild der „akademischen Legion" errichtet worden war. Er bewahrt sich eine beseligende Erinnerung an den Rausch der Märztage. Noch sieht er die freudestahlenden Gesichter vor sich, die weißen, als Sinnbilder der Eintracht gewählten Kokarden an den Hüten, noch fühlt er den lauten Herzschlag jener Tage, in denen nicht anders als zur Zeit der französischen Revolution eine „heilige Rührung" die Welt ergriff. „Welche unvergeßlichen Stunden waren es, da wir die aus langer Kerkerhaft erlösten Staatsgefangenen — zumeist polnische und italienische Edelleute, darunter von Alter, Gram und Leiden gebeugte Gestalten — vom Spielberg abholten, im Triumph über die Basteien geleiteten, wo der vor seinem Hausgarten lustwandelnde ‚Gouverneur' Graf Lazansky sie mit einer zur Dankbarkeit und Kaisertreue mahnenden Ansprache begrüßte — bis zum Bahnhof und in dessen Wartesäle, dieselben Säle, nebenbei bemerkt, die ein Jahr später von den durchziehenden russischen Hilfstruppen erfüllt waren. In solchen Momenten schien alles Unrecht und alle Unvernunft vom Erdboden vertilgt; man träumte nur von Freitsglück, von allgemeiner Gerechtigkeit und Völkerverbrüderung." Das Träumen und Hoffen ward aber nicht selten von Beobachten und Beurteilen abgelöst, durch den Gedanken an das „Ueberfliegen der Realität" verdüstert, unter der er nicht die Macht der Bajonette und Kanonen, sondern die Entwicklungsstufe des Volkes, seine Tragfähigkeit für die Last der Freiheit verstand.

Im Oktober 1849 bezog er die Wiener Universität, ohne genau zu wissen, welchem Wissenszweig sein Leben gewidmet

Digitized by Google

sein sollte. Was seine Studienrichtung mit entscheiden half, war die große Leichtigkeit im Erlernen von Sprachen. Doch beschränkte er sich nicht auf das Studium der Philologie, er besuchte auch philosophische, mathematische, juristische und sogar medizinische Kollegien. Bei Brücke hörte er die Vorlesungen über Sprachphysiologie, bei Stricker einen Kursus über Embryologie, in Leipzig nahm er Unterricht in der Chemie. Hier verkehrte er viel mit Julian Schmidt, dessen Vertrauen er sich in dem Maße erwarb, daß Schmidt ihm für die Zeit seiner Erholungsreise die Redaktion der „Grenzboten" übertrug. Gomperz hat das in ihn gesetzte Vertrauen nicht gerechtfertigt, er lud sich damals seinen ersten und einzigen Preßprozeß auf den Hals. Schließlich lief die Sache jedoch glimpflich ab. Er wurde zu sechswöchentlichem Gefängnis verurteilt, aber in Anbetracht seiner Jugend und Unerfahrenheit wurde die Haft in eine Geldstrafe verwandelt, die nicht beträchtlich war und überdies von den „Grenzboten" getragen wurde.

Einen Markstein in seinem Leben bildete die Bekanntschaft mit Mills Logik, die ihn im Sturme eroberte und klärend, wie kein anderes Buch, auf sein Denken wirkte. Die Uebersetzung derselben hat den Grundstein zu der Freundschaft mit dem seltenen Manne gelegt, in dem die entgegengesetztesten und scheinbar unvereinbarsten Vorzüge vereinigt waren. Wiederholt war es ihm beschieden, an Mills Seite eine Reihe genußreicher Tage zu verleben. Auf langen Wanderungen durch die Straßen und Umgebungen Wiens, über die grünen Matten des Salzkammergutes und durch die Gartenlandschaft Kents wurden zahllose „Dinge zwischen Himmel und Erde" durchgesprochen, vom Ursprung des Uebels angefangen bis zu den Gefahren der chinesischen Einwanderung für amerikanische und australische Ansiedler. Wenn er jetzt wehmütig jener entschwundenen, glücklichen Zeiten gedenkt, so schwirren ihm gar manche wertvollen Mitteilungen und Urteile über Mills Freunde und Zeitgenossen, über Buckle und Bentham, über Bulwer und Macaulay, über Oberst Torrens und Lord Brougham, über Louis Blanc und Mignet durch den Sinn.

Was ihn bei der Lektüre der Millschen Logik sofort in helle Begeisterung versetzte, das war nicht der methodologische Gehalt des Werkes, sondern der Kampf gegen die Willkür, der auf dem erkenntnistheoretischen Gebiete den Phänomenalismus, auf dem sozialethischen den verrufenen Benthamschen Utilitarismus, das Bestreben, „den Imperativ aller praktischen Vorschriften auf den Indikativ realer menschlicher Interessen" zurückzuführen, und schließlich den strengen Determinismus, der die menschlichen Willenshandlungen unter die Herrschaft der allwaltenden Kausalität stellt, gezeitigt hat. Seiner Bewunderung der Millschen Logik hat der Zahn der Zeit nichts anzuhaben vermocht. Dagegen ist sie an seiner Wertschätzung von Mills Gesamtleistung nicht spurlos vorübergegangen. Er ist zur Ueberzeugung gelangt, daß seine Frühreife der Sicherheit seiner Intuition Eintrag getan hat. Niemand ist eben ungestraft ein Wunderkind. Gomperz möchte von Naturentfremdung sprechen, die allerdings schon durch des Vaters „metamorphic puritanism", wie man seine ethische Sinnesart treffend genannt hat, vorgebildet war und durch die Ueberfeinerung der Freundin und späteren Gattin weiterentwickelt wurde. Er kann nicht umhin, August Comte, dem Gründer der positivistischen Schule, einen richtigeren Instinkt, einen sicheren Blick für das Erreichbare und Wünschenswerte zuzuerkennen. Comtes gesellschaftliches Ideal beginnt sich denn auch zu verwirklichen, wenn auch nicht genau in den von ihm vorhergesehenen Formen. Sehr richtig bemerkt der Verfasser: „Aufrechterhaltung der alten Wirtschaftsordnung, aber Milderung ihrer Härten durch fortschreitende Humanisierung der Gesetzgebung und der öffentlichen Meinung — das war das Wesen jenes Ideals, dessen Erreichung wir heute schon ungleich näher stehen, als zur Zeit, da Comte die Augen schloß. Seine ‚Kapitäne der Industrie' sind eine immer gewaltigere Realität geworden, deren Bezeichnung unmerklich aus den Büchern in das Leben zu dringen beginnt. Zu jener neuen, aus dem Gelehrtenstand hervorgehenden ‚geistlichen Gewalt' freilich, die Comte schaffen wollte, zeigen sich keinerlei Ansätze, wenngleich der neugeschaffene Bund der Akademien zur Organisation der ‚wissenschaftlichen' Arbeit einen unverächtlichen Beitrag liefern mag. Aber der Gelehrtenstand selbst und die aus ihm erwachsende Beamtenschaft ist in Wahrheit der Herd geworden, von welchem Einflüsse ausstrahlen, die auch die minder bildsamen Teile der Gesellschaft allmählich ergreifen, und zur Fürsorge für die wirtschaftlich Schwächeren zwingen. Die Sozialpolitiker oder fälschlich sogenannten Kathedersozialisten, jener Kreis human gesinnter Männer, der das Gesetz und die Sitte allmählich, aber eingreifend umgestaltet, vollzieht eben jene Hauptaufgabe, die Comte seinem organisierten pouvoir spirituel zugewiesen hatte."

Seinem berühmten Landsmann Rudolf von Ettelberger hat Gomperz es zu danken, daß er mit der zwölfbändigen „History of Greece" von George Grote frühzeitig bekannt wurde. Er schätzt sie zeitlebens aufs höchste, wegen des tiefen, unbestechlichen, in den Kern der Dinge dringenden Ernstes, der ihn vor Irrungen bewahrt hat, gegen die selbst ein Aristoteles nicht gefeit war. Hat doch der ehemalige Bankherr, der an praktischen Erfahrungen reiche Parlamentarier den die Tatsachen verdunkelnden Schleier persönlicher Feindseligkeit und moralisierender Rhetorik mehr als einmal von der griechischen und insbesondere der athenischen Demokratie weggezogen.

Es ist für Gomperz charakteristisch, daß er vom Historiker Kraft des Verstandes, Stärke der Phantasie und Tiefe, Innigkeit des Gemüts fordert und wie er demgemäß den gegen Mommsens „Römische Geschichte" von Zunftgenossen erhobenen Anklagen, die in zwei Stichworten: Modernisierung der alten Geschichte und subjektive Färbung der Darstellung gipfeln, begegnet. Den ersteren Vorwurf führt er auf das Verkennen einer psychologischen Notwendigkeit zurück. Das Blut, das wir den Schatten der Vergangenheit einflößen, damit sie uns Rede stehen, quillt aus unseren eigenen Adern. Dem Forscher steht einfach kein anderes Mittel zu Gebot, um Erstorbenes sich selbst und anderen lebendig zu machen, als die Anwendung der Analogie. Die Analogien können mehr oder weniger treffend gewählt sein; wer am häufigsten ins Schwarze trifft, ist der Meister. In dem Verlangen nach objektiver und parteiloser Geschichtschreibung aber kann Gomperz nichts anderes erblicken als ein Verlangen nach hölzernem Eisen. „Heißt dies doch vom Historiker fordern, daß er sich mit wärmstem Anteil in erloschenes Leben versenke — denn worin anders sollte sein hingebender Eifer wurzeln? wie sollte sich ihm sonst auch nur das Verständnis der Tatsachen erschließen? — und daß sein Anteil doch so kalt sei, um ihn den gewaltigen Unterschieden von gut und böse, schön und häßlich, heilsam und verderblich gegenüber gleichgültig zu lassen." Freilich sind der Subjektivität gewisse Schranken gezogen, die sie nicht überschreiten darf. Es darf dem Historiker nicht an der „historischen Perspektive" fehlen. Aus dem zeitweiligen Mangel daran leitet Gomperz die Schwächen der Groteschen Geschichtschreibung ab. Der Anteil des berühmten Geschichtschreibers Griechenlands an den geschilderten Ereignissen ist ein so starker, die Vergangenheit wird ihm so sehr zur Gegenwart, daß er die trennenden Unterschiede manchmal nicht genügend beachtet. Er war in Fragen der Moral ein unbeugsamer Rigorist, der keine Ausnahme anerkannte und keine mildernden Umstände zuließ." Gomperz zitiert einen Ausspruch des witzigen Sidney Smith, wonach Grote an Hypertrophie des Gewissens litt. Indem er unbekümmert um das Moment der Entwicklung, an Altertum und Neuzeit den gleichen Maßstab legte, streifte er auch mitunter von philosophischen Lehren, die seinen eigenen Ueberzeugungen nahestehen, die charakteristische Zeitfarbe ab. Desgleichen tritt die Frage nach ihrem Ursprung und ihrer geschichtlichen Bedingtheit mehr als billig in den Hintergrund.

Im Mittelpunkte der Gomperzschen Studien standen allezeit die griechischen Denker. Gleichwohl schlug er 1867 eine ihm von der Grazer Universität angebotene Professur für Geschichte der alten Philosophie aus und zog es auf Bonitz' Drängen vor, sich um die venia legendi für klassische Philologie an der Wiener alma mater zu bewerben. Die Beschränkung auf alte Philosophie widerstrebte ihm. Er bedauert auch heute nicht den langjährigen Zwang der philologischen Professur, der ihn in mancherlei Bereichen der Altertumswissenschaft heimisch werden ließ. Ward er dadurch auch zeit-

Digitized by Google

weilig den literarischen Hauptaufgaben seines Lebens entfremdet, so ist schließlich auch diesen selbst die also gewonnene Erweiterung des Umblicks zugute gekommen.

Halten wir Rückschau auf Gomperz' Leben, so fällt uns sein Distichon auf die Düne ein:

Blickst du ins tönende Wogen des Meers mit staunendem Sinne,
Sieh auf den Hügel zurück, den es zur Schranke sich warf.
Immer in feste Gestaltung gebannt erhebt sich das Leben,
Und die gedrungene Kraft schüttelt sich selber den Damm.

Wien. Bernhard Münz.

Goethes Ueberkunst.*)

Es liegt nicht nur in dem Herannahen von Schillers hundertstem Todestag, sondern in tieferen Ursachen begründet, daß in dem, wie es scheint, unüberwindlichen Dilemma „Schiller oder Goethe?" das Zünglein an der öffentlichen Wage wieder einmal merklich für den Dichter des „Tell" spricht. Diez sucht der Antithese auszuweichen, indem er Goethe auf einen andern Boden stellt; aber tatsächlich ist dies geistreiche Büchlein eines unabhängig denkenden Schwaben doch eine Beurteilung Goethes vom Standpunkt Schillers geworden — und zwar vom Standpunkt desjenigen Schiller, der die Egmont-Rezension schrieb, nicht jenes andern, der in dem unvergleichlichen Brief vom 23. August 1794 „mit freundschaftlicher Hand die Summe von Goethes Existenz zog".

Die Paradoxien des höchst auregenden Schriftleins sind nicht, wie heut so oft, äußerlich gesucht, sondern sie quellen ungezwungen aus der Grundauffassung hervor. Diese nun ist: Goethe sei eigentlich zum Künstler zu groß gewesen; der moderne Prophet müsse überhaupt mehr sein als nur Künstler. Und als ein „Ueberkünstler" habe Goethe vollendete Werke eigentlich nur ausnahmsweise geschaffen, fast nur in der Lyrik. Was sonst als sein eigenster Vorzug gilt: die Abhängigkeit von der Stimmung, die ihn nur „Gelegenheitspoesie" im höheren Sinne dichten ließ, das beweise gerade die Grenzen seiner künstlerischen Kraft; und Schillers Energie, die die Stimmung herbeizwingt, soll demgegenüber als das Höhere gelten.

Es ist uns unmöglich, uns diese Auffassung zu eigen zu machen. Gewiß ist jeder große Mann zu groß, um in einem Beruf aufzugehen, und schon deshalb ist Emersons berühmte Repräsentantenwahl („Goethe der Dichter") verfehlt. Man kann ebenso gut sagen: Friedrich der Große sei zum König oder Napoleon sei zum Feldherrn zu groß gewesen. Denn was uns das Ideal einer bestimmten Tätigkeit ist, das haben wir aus dem Durchschnitt abstrahiert, über den eben die Größten immer störend hinausragen. Jene Folgerungen aber, die Diez zieht, scheinen uns nicht nur gegen Goethe ungerecht, sondern auch gegen Schiller. Gegen Goethe, weil der „Götz", den er am liebsten als Beweis der künstlerischen Unsicherheit des Dichters anführt, trotz aller Bedenken, die ihm (und seinen englischen Vorbildern) anhaften, sich immer wieder als bühnenwirksames Drama erweist, und weil der „Tasso" geradezu als das geniale und vollendete Vorbild der intimen Tragödie modernen Stils erscheint, und weil ein in der Technik meisterhafterer Roman als die „Wahlverwandtschaften" nicht geschrieben worden ist. Gegen Schiller, weil jene Vergleichung gerade das ins helle Licht rückt, was unsere Empfindung am stärksten in seinen Dichtungen verletzt: die merkbare Anwendung äußerer, rhetorischer oder theatralischer Mittel, um Stimmung zu erzwingen. In seinem Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung hat Schiller selbst den Vorzug der unmittelbaren Bekenntnispoesie Goethes zu deutlich anerkannt, als daß wir sagen dürften: Goethe ist kein reiner Künstler, *denn* er bedarf der Stimmung!

Aber es geht Diez, wie es nur den Besseren geht: wo er preist, sagt er viel Tieferes, als wo er beanstandet. Der Seher Goethe, der die Welt in tiefer Einfühlung so vollständig nacherschuf wie kein anderer, weil er groß genug war, um auch ihre Gegensätze rein in sich aufzunehmen — dieser größte Bote der Natur an die Menschheit ist noch kaum je beredter und tiefsinniger verkündet worden als hier. Das zentrale Problem seiner Naturphilosophie: die großartige Anerkennung der „Urphänomene", ist noch kaum je in so helles Licht gerückt und in seiner Bedeutung für Goethes Leben und Schaffen so innig erfaßt worden wie hier. Die fundamentale Verbindung von Charakter und Weltanschauung ist für Diez nicht bloß eine theoretische Forderung, sondern der Schlüssel, um beide zu erschließen; und dieser häufig gemachte Versuch steht keinem solchen Unternehmen bei H. Grimm oder V. Hehn oder (um der Jüngeren einen zu nennen) R. Saitschik nach.

Wer so tief schürft, findet auch unterwegs Goldadern. Was Diez über Goethes zweimalige Geburt sagt, möchten wir nicht unterschreiben (Straßburg ist weit unterschätzt), aber jedem zur Beachtung empfehlen. Wie er den psychologischen Urkeim einer Dichtung zu ergründen rät, das ist nicht bloß geistvoll, sondern es eröffnet ganz neue Perspektiven. Und so möchten wir doch zum Schluß Goethes Antwort auf jenen Brief Schillers zitieren: daß in dieser Epoche neuer Kämpfe um die großen Leichen nicht leicht uns „ein angenehmer Geschenk" werden konnte als dies Buch, das überall „zu einem emsigeren und lebhaften Gebrauch unserer Kräfte aufmuntert".

Richard M. Meyer.

*) Max Diez: Goethe. Stuttgart 1905. Fr. Frommann.

Theater.

Lessing-Theater: „Das gerettete Venedig". Schauspiel in fünf Akten (frei nach Otways „Venice preserved") von Hugo von Hofmannsthal.

Thomas Otways Trauerspiel „Das gerettete Venedig" (1682) ist eins der bühnenwirksamsten Dramen, welche die englische Literatur des 17. Jahrhunderts hinterlassen hat. Noch unter Goethes Leitung wurde dies Freundschafts- und Liebesdrama in Weimar aufgeführt, und Walter Scott soll gesagt haben, daß um den Kummer der Belvidera mehr Tränen geflossen seien als um das Geschick Julias und Desdemonas. Liebe und Freundschaft, die eine wie die andere zu Leidenschaften geworden, haben über die Seele des armen Jaffier, dieses unheroischen Helden, Macht gewonnen, sie widerstreiten einander, und die Freundschaft trägt den Sieg davon; das Blütendiadem der Liebe welkt und wird zum Totenkranz. Durch den Freund und Herzensbruder ist Jaffier in das Geheimnis einer Verschwörung gegen den Senat Venedigs eingeweiht und unter die Verschwörer aufgenommen worden; er hat ihnen seine Belvidera als Bürgschaft für seine Treue ausgeliefert. Ihm selbst aber wird die Treue gebrochen, — einer der Mitverschworenen versucht, die ihm anvertraute Belvidera zu vergewaltigen —, und so wähnt er das Band zwischen sich und jenen zerschnitten, er gibt ihr Geheimnis den Machthabern preis. Noch vermag Belvidera alles über ihn, und sie ist eines Senatoren Tochter; sie zittert für das Leben ihres Vaters, wenngleich er sie verstoßen hat. Auch glaubt Jaffier beide, Freundschaft und Liebe, sich retten, von dem Senat das Leben seines Freundes Pierre fordern zu können. Ein betrogener Betrüger steht er alsbald vor den Ratsherren, das gegebene Wort wird ihm nicht gehalten, er sieht seinen Pierre dem Tode entgegengehen. Und nun trägt die Freundschaft den großen und leidenschaftlichen Sieg über die Liebe davon. In Verzweiflungswahnsinn bedroht er das Leben seines Weibes, um mit dem Freunde zu sterben. Seelisch verwitwet, stirbt Belvidera ihm nach.

Hugo von Hofmannsthal hat Otways Tragödie einer

freien Nachdichtung unterzogen.*) Aber weder die Freundschaft noch die Liebe vermochte er dem englischen Dichter in ihrer Kraft und Glut nachzuempfinden, — artig und wohltemperiert sind bei ihm die Leidenschaften, und statt der lichten, sonnigen Luft Venedigs umfängt dich laulche Zimmertemperatur. Schon das ist charakteristisch: wo Otways Drama den seelischen Konflikt aufs höchste steigert — nachdem die Verschwörung verraten und Pierre den Senatoren ausgeliefert ist —, da hat Hofmannsthal nur noch einen rein handlungsmäßigen Epilog zu geben, das Schicksal vollzieht sich, ohne entscheidenden, inneren Kampf.

Thomas Otway ist keine hervorragende dichterische Erscheinung. Noch fühlt er, dem sein Leben in Unbotmäßigkeit und Sinnentaumel zerrann, die großen Leidenschaften der Elisabethanischen Dramatiker in sich nach, noch zeichnet sich ihm in all seinem Farbenschmelz das gleiche Frauenideal, jenes süße Bild des hingebungsvollen, duldenden, mißhandelten Weibes; aber er selbst spricht nicht mehr die Sprache des unverfälschten Naturlauts. Racines Einfluß ist bereits in England allmächtig geworden, die Komposition strebt nach der konventionellen, gesetzmäßigen Form, Pathos und Rhetorik fordern ihre Rechte. Noch ist Otway, als Engländer, Charakteristiker, aber der Handlungsverlauf ist nicht mehr allein in dem Wesen des Menschen begründet, die Konzeption der Fabel geht der der Gestalten voraus.

Nicht aus seiner Eigenart heraus, wird Otways Jaffier an seinen Freunden zum Verräter. Jener Vergewaltigungsversuch an seinem Weibe schleudert ihn gleichsam aus der ihm durch Naturanlage vorgezeichneten Bahn. Er wird zu einem Spielball der Geschehnisse, ohne innerlich dazu ausersehen zu sein. Hofmannsthal hat das erkannt, und hier recht eigentlich hat seine Arbeit eingesetzt. Er sucht, um den Verrat innerlich zu motivieren, Jaffier bewußt als Feigling darzustellen. Sein Jaffier ist der Mann ohne Mark und ohne Nerven, der im Elend mit dem Gedanken spielt, sich als besoldeten Spion an den Senat zu verdingen; den die Aussicht auf Gewinn und Befriedigung seiner Lüste zum Verschwörer macht; den alsbald jedes laut gesprochene Wort, jeder scharfe Blick erzittern läßt, — um bei alledem mit seinem Mut und seiner Tollkühnheit zu prahlen. Nicht der liebende, sondern der feige Jaffier wird bei Hofmannsthal an seinen Freunden zum Verräter; er stirbt denn auch nicht den Tod des verwaisten Freundes, sondern den des unbequem gewordenen Denunzianten.

Ich habe die einzelnen Ingredienzien dieser Hofmannsthalschen Charakteristik nebeneinander gestellt: sie könnten, wird man einräumen, sehr wohl ein in sich abgetöntes, überzeugendes Bild ergeben. Sie tun es dennoch nicht. Hofmannsthal strichelt, aber er hat nirgends Linie. Er häuft die psychologischen Details, aber er hat nie die Hand, auch nur in einer Szene den ganzen Menschen hinzustellen. Er arbeitet gedanklich, nicht schöpferisch. Er weiß so gut wie irgend jemand, daß die Widersprüche im Menschenherzen beieinander wohnen, und daß der Feige sich selbst für mutig halten wird: aber er hat nicht die Fähigkeit, das Wesentliche herauszugestalten, er gibt das Widersprechende nebeneinander, sodaß es verwirrt; er zerlegt, anstatt zu schaffen. Hofmannsthal war sicherlich der Meinung (und mußte es von seinem Gesichtswinkel aus sein), in der Gestalt dieses Jaffier eine äußerst feine, komplizierte Charakteristik gegeben zu haben: in Wirklichkeit ist sein Verräter blut- und wesenlos, schemenhafter als der des Otway. Und mit diesem einen Mißlingen zerbrach ihm sein Werk; denn alles zielt bei ihm auf detaillierte, kühle und raffinierte Charakteristik der Hauptgestalt.

Aber selbst wenn es ihm gelungen wäre, hier seinen Absichten gemäß, aus dem Vollen zu schaffen, — was war damit erreicht? Ein Drama wäre über die Bühne gegangen mit einem Mann im Mittelpunkt, der wohl psychologisch, aber nicht menschlich interessiert hätte, der verachtungswürdig und durchaus gleichgültig erschienen wäre. Die Bühne aber braucht Anteilnahme, sie braucht Begeisterung. Mit dem kühlen, skeptischen Lächeln, das Hofmannsthal, den Aristeten, als einen Gerhart Hauptmann innerlich nahe Verwandten kennzeichnet, ist es hier nicht getan. Auch zählt man vergeblich Versfüße, sucht man umsonst nach prunkvollen Metaphern, wenn das Herz nicht redet und die Sinne nicht fiebern.

Hofmannsthal dichtet mit dem Verstande, und dabei ist es auffallend, wie falsch, wie undramatisch zum mindesten, er denkt. Otways Trauerspiel enthält eine grandiose Szene, dieselbe, die Zola in seiner „Nana“ nachgebildet hat. Einer der Senatoren bettelt um die Liebe einer Dirne, er erniedrigt sich in perverser Sinnlichkeit zum Tier, wie ein Hund springt er auf allen Vieren durchs Zimmer, bellt und verkriecht sich unter den Tisch und schnappt nach der Wade der Dirne, um in masochistischer Verzückung aufzujubeln, sobald ihn ein Schlag ihrer Reitgerte trifft. Kein geringerer als Goethe hat sich zum Fürsprecher dieses Auftritts gemacht. Er ist notwendig, memte Goethe, damit die ganze Verderbtheit, Unsittlichkeit, Erbärmlichkeit dieses venezianischen Senats und damit die Berechtigung der Verschwörung den Zuschauern augenfällig werde. Aus dem gleichen Bestreben heraus läßt Otway sein Drama mit einer anderen Szene einsetzen, in der der Senator Priuli, der Vater der Belvidera, seine brutale Hartherzigkeit an den Tag legt. Bei Hofmannsthal fehlt letztere Szene ganz, die andere ist bis zur Unkenntlichkeit abgeblaßt. So wenig hat der Wiener Poet von den Bühnenerfordernissen Kenntnis, daß er die Senatoren (in Priuli) möglichst sympathisch, die Verschwörer aber ohne alle anziehenden Züge geschildert hat! Aus kaltem und ungläubigem Herzen geboren, läßt sein Schauspiel kühl.

Es waren vielleicht allzuleicht gerührte Seelen, die sich von Otways Belvidera ergreifen, für dieses Freundespaar begeistern ließen; konventioneller, modischer Empfindungsausdruck sprach ihnen vielleicht stärker als das schlicht menschliche Gefühl. Mit Hofmannsthal aber wird niemand weinen und niemand jubeln. Man hat einem Feuerwerk beigewohnt, das abgebrannt worden, und man ist es froh, wenn der Wind des frühen Morgens die tote Asche schnell verweht.

Ernst Heilborn.

*) Das Buch ist im Verlag von S. Fischer, Berlin, erschienen.

Die Brautwerber.

Im Steineggerhause war Not am Mann. Das heißt, eigentlich galt diese Redensart nur in einem, dem Wortlaute entgegengesetzten Sinn; denn es war Not am Weibe, worüber die Steineggerleute zu klagen hatten.

Vor ein paar Monaten war die Kordl, die Häuserin des Steinegger, mit Tod abgegangen und unter allseitiger, wohlverdienter Trauer begraben worden. Ganz wie sie von ihrer schon seit längerem seligen Bäuerin gelernt, hatte sie deren Witwer das Hauswesen geführt und treulich und fleißig für das leibliche Wohl aller Hausinsassen geschafft. „Keine Stund hätt' ich klagen können über sie“ — sagte der Steinegger. Aber vom Tage an, da die Kordl zur Ruhe bestattet war, zeigte sich Grund zu ununterbrochenen Klagen. Die nächste Nachfolgerin der Verstorbenen bewies sich als eine „Gewitzte“ nicht sowohl in Küchendingen als in der Art, wie sie für ihren eigenen Vorteil zu sorgen verstand. Dergleichen vertrug der Steinegger nicht; er kündigte der langfingerigen Häuserin und nahm eine zweite jüngere an, die eine Weile ganz gut zu tun schien, bis allmählich offenbar ward, daß Zucht und Unbescholtenheit des Steineggerhauses nicht zunehmen würden durch sie. Da war auch ihres Bleibens nicht länger gewesen, und nun ruhte das Küchenszepter in den Händen der Urschi, einer höchst braven Person, die aber soeben erst ein Mittagsmahl aufgetragen hatte, das die Herzen und Mägen sämtlicher Mannsleute in Empörung erzittern ließ.

Von allen angefahren, verantwortete die Gekränkte sich unter zornigen Tränen: „I han nix versprochen, als daß i a Muß und Nockn kochen kann —, net daß Ees's essen könnt's, Ees g'schleckige Bande übereinand! Ueberhaupts hab i mi net für d' Kuchl, sondern zu'n Vieh verdingt — fertig!“ — Damit

rannte sie aus der Stube, und man hörte sie noch lange draußen die Häfen und Pfannen mißhandeln.

Hungrig und übellaunig stand der Steinegger vom Tische auf. Es war ja nicht nur bei dem heutigen geringfügigen Anlaß, daß er seine Witwerschaft bitter empfand. Jeder Tag führte ihm zu Gemüte, wie nötig dem Kleinbauern die Hilfe der Bäuerin ist. Obenein war er ein still vor sich hin arbeitender Mensch, dem vieles Reden und Befehlen schwer fiel. Er fühlte sich einsam und seinen Besitz im Rückgang begriffen. Deshalb sah er seine beiden auf der Ofenbank sich räkelnden Söhne im Vorbeigehen aus verfinsterten Augen an. „An Enk zwoa hat oaner aa nix" — warf er gereizt hin. „Weil no koaner so viel is, daß er a Wei ins Haus bring'n kunnt!" —

Damit stapfte er hinaus. Der ältere Sohn, der Gustl, hob ein wenig den Kopf und wandte sich zu dem Jüngeren, dem kaum neunzehnjährigen Sepp. „Hast'n g'hört, 'n Vadern?" fragte er.

„I ko net derfür," brummte der Sepp. „I'wegn was hat er si net ehnder g'schaut um mi!"

„Dös sell is g'wiß, daß a Wei her g'höret," sagte, nachdenklich sich hintern Ohr kratzend, der Gust. „Aber Dich nehmen's erst amal zu'n Militär — un ich laß' mi net schon einfadeln, hab noch lang Zeit. Ueberhaupts tät der Vater gar noch net übergeben, in die Jahr, wo er is."

Der Sepp grunzte irgend etwas Unverständliches. Aber der geweckte Bruder spann seinen Gedankenfaden fort und platzte mit dem Einfall heraus: „Ja, 's G'scheutste war eigentlich, er tat selber noch amal heirat'n."

„Sei so gut," fuhr der Sepp auf, „de war zweischneidig für uns, die G'schicht!"

„Kommt drauf an," meinte der andere, und damit ließen sie für diesen Tag die Sache ruhen.

Bei ihrem nächsten Alleinsein jedoch kam der Gust darauf zurück. Er hätte sich alles genau überlegt, äußerte er — das Ding täte so kein Gut. Und er wüßte eine, die rein wie gemacht zu einer zweiten Frau Mutter wäre — die Rammooser-Bäuerin.

Der Sepp öffnete den Mund kreisrund vor ehrfürchtigem Staunen. Die Rammooserin war schon jemand, den man sich gefallen lassen konnte. Sie hatte auch beim Tode der Steineggerin den meisten Anteil bezeigt und gelegentlich dem Witwer oder seinen Söhnen eine Klemigkeit zugute getan. Aber doch — so eine Reiche, Angesehene wie die! —

Dem Sepp wollte die Geschichte nicht recht zu Sinne; desto hartnäckiger versteifte sich der Gustl auf seinen Plan. „Jetz tu's doch grad bedenken: sie is a Wittfrau, sie hat a schöns Sach' — Kinder san keine, nachher kriegen des aa mirl Der Vader geht ins dreiunfunfzigste Jahr — sie hat ihre fufzig Jahrln reichlich am Buckl; wenn dös net paßt wie bestellt, dann weiß ich nimmer was." —

„Ja, was sagt denn nachher der Vader dazu?" fragte der Jüngere.

„Da kenn' ich mich net aus," gestand Gustl. „Neulich hat die Urschi draußt ihm so a bisl an Deuter geben zuweg'n an Heiraten — da hat er aufbegehrt: net im Traum fallet ihm's ein, daß er als alter Gischpl nochamal anklopfen tat bei einer, und sie ließ ihn womöglich abfahren! Die Weiberleut waar'n all's zu stolz. Aber, wie ich letzt ein Wörtl gesagt hab' von der Rammooserin ihrer Bravheit un so fort, da hat er gemickt und ‚wohl, ja' gesagt."

„Ja, dös nutzt aber nix, so lang er net anhalt't um sie," brummte der Sepp.

„Freilich net." — Eine Pause entstand.

„Wenn halt mir damit reden taten?" schlug der Gastl plötzlich vor.

„Kruzitür —" Vor Ueberraschung blieb dem Sepp das Wort im Munde stecken. „Aber — aber Du spinnst ja! — dös g'hört sich doch net un geht nel," stotterte er, nachdem er die Sprache wiedergefunden.

„Warum net? Es is wohl net der Brauch, aber mir scheint, wann irgendwo erwachsene Kinder san, müßt's der, die wo einheiraten soll, doch lieb sein, wann's dena aa recht is."

Sie stritten noch eine Weile darüber herum; der Aeltere wies auf alle Vorteile der gewünschten Heirat hin sowie auf den immer fühlbarer werdenden Mangel einer Frau im Haus. Der Jüngere blieb dabei: „Wann's fehlschlagt, reißt der Vader uns an Kopf herunter alle zwoa."

„A Depp bist!" schrie der Gustl ihn an. „Moanst, ich tat glei so dreintappen, daß mir die Blamierten waren? Grad a bißl sondiern, a bißl ausfratschln tat i's — mit Manier, verstehst?" —

Von klein auf war der Sepp gewöhnt, dem klügeren und tatkräftigeren Bruder nachzugeben; so tat er endlich auch in diesem Fall.

Am nächsten Feiertag verließen die Brüder, in ihre beste „Kluft" (Kleidung) gehüllt, das heimische Haus. Sie schlugen den Weg nach dem etwas hochgelegenen Anwesen der Rammooserin ein. Je mehr sie sich demselben näherten, desto nachdenklicher wurde der Sepp. In seiner Erinnerung erstanden allerlei unerfreuliche Vorfälle, die der Gust verschuldet und für die sie beide die Prügel bekommen hatten. Er seufzte und trocknete sich die Stirn, denn es war sehr heiß.

Vor der Tür ihres frisch geweißten Hauses stand die Rammooserin, eine untersetzte Gestalt in einem ungeheuren Faltenrock. Bei ihrem Anblick verfärbte sich der Sepp und wisperte hastig: „Du — Gust — i — ich han was vergessen — weißt: mir is net recht gut." — „Geh zu — keine Schneid hast!" versetzte zornig der Gustl. Aber der Sepp blieb dabei. „I kumm' fein nach — geh' Du nur z'erst allemig!" — Und schon war er mit langen Schritten nach einer anderen Richtung davon. „Lapp, damischer!" brummte der Aeltere hinter ihm drein.

Er selbst hatte inzwischen die Rammooserin erreicht und lupfte sein Hütl gegen sie. „Grüß Gott!" Sie erwiderte seinen Gruß, etwas verwundert, daß er vor ihr stehen blieb. Und ihm wollte durchaus keine Begründung hierfür einfallen. „Heiß is's", brachte er endlich heraus. Nun war die Gastlichkeit der Rammooserin erweckt. „Magst a bißl ausrasten", forderte sie ihn auf, „nachher geh' eini!" Froh und willig folgte er ihr in die Stube, die von Sauberkeit ordentlich blitzte, wie alles, was der Rammooserin gehörte. „Ich hab' noch einer jeden Dirn die Säubrigkeit z'erst lernen müssen," pflegte sie sich zu rühmen. Der Gust traute sich schier nicht aufzutreten auf dem gescheuerten Boden; das gefiel der Bäuerin wohl. Sie war jungen Leuten im allgemeinen zugetan. „Magst an Kaffee?" fragte sie. Das nahm er dankend an; und bald saßen sie einander gegenüber, die bauchige Porzellankanne und eine Schüssel hausgebackener Nudeln vor sich auf dem Tisch. Jetzt war der richtige Augenblick gekommen, aber Gustl zerquälte sich den Kopf, um all die Reden wiederzufinden, die er so kläglich zuvor ausgeheckt hatte. Die Rammooserin hatte so ein scharfes Geschau und einen gewissen selbstbestimmten Zug in dem derbhäutigen, luftroten Gesicht, der entschieden einschüchternd wirkte.

„Aber Dein Kaffee is gut! Mit Verlaub!" Er griff sich eine Nudel heraus. „Derfst mir's glauben, solchene Bröckln sein jetz was Rares bei uns derhoam." „So so — kann schon sein", versetzte die Rammooserin. „Ja, mein Gott — es steht halt nix auf über ein richtigs Weib, so eine, die's Hauswesen versteht. Mir Manderleut' allemig sein die reinsten Fretter."

Die Frau wurde aufmerksam, zumal es sie schon befremdet hatte, daß der junge Bursche sich zu ihr hockte anstatt ins Wirtshaus. Eine sonderbare Vermutung stieg in ihr auf Doch äußerte sie nichts als ihr ausweichendes: „Kann schon sein."

Dem Gustl brach die helle Glut aus infolge der Verlegenheit und des heißen Kaffees. Half ihm die Bäuerin denn garnicht?! „Hm, weißt — mit Verlaub! — Bei uns, wie gesagt, is's jetzt das grade Gegenteil von gemütlich, von dem — wie da bei Dir. Ja und — es is halt doch die menschliche Bestimmung; den Ehstand, hm — hat doch der Herrgott eing'setzt. — Geh sag amal, Bäurin, verleidt jetz Dir's Alleinsein gar nie?" Vor Aufregung verschluckte er sich bei den letzten Worten, sodaß er heftig hustete. Nun hatte die Bäuerin genug.

Digitized by Google

„Was für an Schmarrn redst jetz Du daher?", begann sie, die kräftige Hand auf den Tisch stemmend. „Mir scheint, Dir kann die Hitz an, mein Lieber! Solchene Reden schicken sich net, daß Du's fein weißt." „Aber i hau ja bloß denkt," wollte der Betroffene sich verteidigen. Die Frau ließ ihn nicht zu Worte kommen — sie war ernstlich erzürnt, daß so ein junger Laffe sich unterstehe, ihr mit verliebten Flausen zu kommen und ihr ruhiges mütterliches Wohlwollen vielleicht gar mißverstanden habe.

„Denk' Du, was D'magst! Am g'scheitsten werd's sein, Du denkst an Deine eignen Sachen, an's Arbeiten namentlich und laß't ältere Leut' in Ruh. Das ging mir grad ab, daß so a junger Gockel daherm sa ein Getrah anhebt!" Ueber ihrem Schelten, das Gustl vergeblich mit begütigenden Worten zu unterbrechen suchte, war der Bäuerin das bescheidene Klopfen an ihrer Stubentür entgangen. In Ermangelung eines „Herein" ward selbige nun geöffnet, und mit einem linkischen Kratzfuß erschien der Sepp auf der Schwelle. „Grüß Gott, is mei Gustl net da?"

„Ja, der is da!" fuhr die Rainmooserin ihn an, „und zweg'n meiner kannst 'n glei wieder mitnehmen aa."

„Bäurin, so sei doch net so grantig," bat Gustl. Der Sepp hatte sogleich die Sachlage erfaßt und wünschte sich hundert Meilen vom Flecke. Aber gerade weil er nun einmal zum unglücklichsten Augenblick hereingeplatzt war, überfiel ihn der blinde Wagemut der Verlegenheit. „Schaut's, Bäurin, tuat's an Gustl nix in Uebel nehmen! Er, heißt das, ich hätt' eigentlich die gleiche Bitt'" — Sie traute ihren Ohren nicht. „Was, Du aa?"

„Ja, schau, wir meinen's g'wiß gut," plapperte Sepp in seiner Angst herunter, „weil's doch nix Rechts nimmer is bei uns und weil der Vater a so schimpft, daß von uns zwei keiner a Weib daherbringt und überhaupts — und überhaupts —" Doch die Rainmooserin hatte ihre Sprache wieder gefunden. „Und überhaupts," sie zeigte gebieterisch nach der Tür, „ees zwei schleunts Euch jetz, daß Ihr nauskommt aus mein Haus!"

„Mir gehn scho, wann halt die Bäurin net will," würgte Gustl hervor, während Sepp sehnsüchtige Blicke nach der Kaffeekanne und der Nudelschüssel warf. Der Gust hatte wenigstens seinen Lohn dahin; ihn dagegen traf nur der Anteil an dem strafenden Redefluß, der auf die zwei unglücklichen Werber niederging.

„Schämt's Euch net, Ihr zwei? Is des die Ehrfurcht vor'n Alter, die ein Christenmensch haben soll? So zwei Schlüffeln, die noch net recht trocken hinter die Ohren sein, so zwei Fatschenkinder und haben's Kurasch zu so was! Alleweil schlechter wird's auf dera Welt, und mit die jungen Leut' is scho ganz aus!"

„So unverschämt!" Sie richtete das letzte schon an die geschlossene Tür, durch welche die beiden ihren eiligen Rückzug angetreten hatten. Hinter ihnen drein sahen die schmunzelnden Gesichter einiger Knechte und Mägde, die der laute Zornesausbruch der Bäuerin herbeigelockt hatte.

Wortlos trollete das Brüderpaar dahin, sehr kleinlaut, weil ihr Vorhaben so übel hinausgegangen war, und nur von dem Wunsch beseelt, der Vater möge die Geschichte nicht erfahren. Wer sie gehen sah, der vermutete sogleich, daß sie irgend eine Schlankerei angestellt hätten; denn des Steineggers Buben galten allgemein für zwei „Früchtln".

Der Rainmooserin jedoch lag der Doppelantrag aus so unreifem Munde dermaßen im Sinn, daß sie sich nicht darüber beruhigen konnte und beschloß, ein ernstes Wort mit dem Vater der beiden zu reden.

Also machte sie sich acht Tage später in ihrem besten Staate auf, das Bild vermöglicher Ehrbarkeit, als sie an des Steineggers Tür pochte. Er tat ihr selbst auf, und sein ohnedies nicht heiteres Antlitz zeigte bei ihrem Anblick einen Ausdruck der Verlegenheit und unangenehmen Ueberraschung.

„Bist alleinig?", fragte sie, über seine Schulter in die leere Stube spähend. Das hatte sie wohl gedacht, daß die zwei Haderlumpen vor ihrem Kommen sich drücken würden! Aber die zu erhebende Anklage reute sie fast doch, der Steinegger tat ihr leid mit seinem sorgendurchfurchten Gesicht und dem verwahrlosten Hauswesen, das ihr scharfes Auge aus allerhand Zeichen erriet. Er war ja soweit ganz ein braver Mann.

„Weißt, Steinegger, ich mag die Ratschereien sonst net und tu niemand gern ausrichten. Aber Deine Buben — nimm mir's net in Uebel! — die darfst schon a bißl strenger ziehgn un ranschiern."

„Ich weiß schon," versetzte er mit einem stillen, unterdrückten Ton, der ihm eigen war, „sie ham mir's einbekennt, weil Deine Leut' vom Hof so rumgespöttelt haben, daß i's hab' merken müssen."

„So jetz das is mir leid! Aber sag' selber, wenn eins die jungen Burschen auch gern mag, dös is doch wahrhaftig keine Manier, net zu zweit daherfteigen und einem alten Weib mit so Sachen kommen! Es g'hört sich net für'n Spaß, un für'n Ernst noch weniger."

„Nein, g'hören tut si si net. Und ich bitt' halt um Entschuldigung für die Keckheit von die jungen zwei Lackeln. G'schenkt hab' ich ihnen a so nix — darfst mir's glauben. Bloß," seine Wangen röteten sich etwas, und eine deutliche Gereiztheit klang durch seine förmliche Art hindurch, „bloß wie die reinste Schand' und Sünd' muß man's ihnen aa net anrechnen, daß sie mir's vergunnen möchten, wann i wieder heiraten tät."

„Du?!" Die Bäuerin umklammerte krampfhaft die Krücke ihres Regenschirmes; die plötzlich hereinbrechende Erleuchtung benahm ihr fast den Atem.

„No ja! Wer denn nachher sonst?"

„Also deswegen!" Wie sie nur garnicht darauf hatte verfallen mögen! Keck blieb es freilich, aber die zwei Burschen, die armen Tröpfe, waren doch eigentlich nur halb im Unrecht gewesen! Das Zutrauen in ihre Mütterlichkeit rührte die Rainmooserin nachträglich. Sie sah gedankenvoll auf den Mann, das Haus, das umgebende Grundstück, wieder auf den Mann.

„Gehn mer eini!" sagte sie mit raschem Entschluß. „Ueber die G'schicht', da müss'n ma noch a bißl genauer diskurier'n."

* * *

Wenn späterhin der Gust und der Sepp von den Leuten befragt wurden, wie sie denn auskämen mit der neuen Mutter, so gaben sie nicht ohne Selbstbewußtsein zur Antwort: „No, mir ham's net schlecht derraten — einesteils." Man wußte, was mit dem letzten Zusatz gemeint sei. Die Steineggerin hielt sie vortrefflich im Futter, aber stramm in der Zucht.

München. Helene Raff.

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Fr. Weinhausen, SW. Dessauerstraße 1. part. (Politik und Volkswirtschaft.)

Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 83 (Kunst und Literatur.)

Dr. Th. Barth, W. Tiergartenstraße 37.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 19. Berlin, den 4. Februar 1905. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Endlich sind die neuen Handelsverträge da! Schon die Art, in der sie der Oeffentlichkeit auszugsweise bekannt gegeben und dem Reichstag vorgelegt wurden, war bezeichnend für ihren „landwirtschaftsfreundlichen" Inhalt. Statt einfach den neuen Tarif zu publizieren und überall die Ziffern des alten zum Vergleich mitzuteilen, wurde zunächst ein offiziöses Raisonnement veröffentlicht, aus dem etliche Tage lang niemand ein eigenes Urteil gewinnen konnte. Freilich konnte diese Methode nur ganz kurze Zeit beibehalten werden. Dann mußte Graf Bülow wohl oder übel den gesamten Wortlaut dem Reichstag und damit dem Urteil der öffentlichen Meinung unterbreiten. Und da ergab sich alsbald, daß alle pessimistischen Erwartungen der industriefreundlichen Zollgegner noch übertroffen waren. Der Kanzler der Kardorff-Mehrheit gab sich denn bei der feierlichen Einführung seiner Verträge im Reichstag auch garnicht erst die Mühe, diesen Gegnern sein Werk irgendwie annehmbar darzustellen. Er wandte sich mit ermüdenden Wiederholungen seiner vor zwei Jahren gehaltenen Schutzzollreden ausschließlich an die festgefügte Kardorff-Mehrheit der Konservativen, Nationalliberalen und Zentrumsanhänger, um in immer überzeugenderen Sätzen nachzuweisen, wie ernstlich er sich bemüht habe, deren Intentionen gerecht zu werden. Und wie er bei dieser oratorischen Leistung von den Bravorufen der Rechten und dem Beifall des Zentrums fortgesetzt begleitet wurde, so posaunten die Zeitungen dieser handelspolitischen Rückschrittlerei das Lob Bülowscher Staatskunst hinaus in alle Lande. Das offizielle Organ der reaktionären Junkersippe, die „Konservative Korrespondenz", gab dabei den Ton an, indem es dem Reichskanzler „den lebhaften Dank für das Erreichte, für die verschiedentlich recht wesentlichen Erhöhungen der Agrarzölle" votierte und enthusiasmiert versicherte, „daß der leitende Staatsmann sich durch seine Handelsvertragsaktion um die deutsche Landwirtschaft sehr verdient gemacht hat". Herr v. Bülow kann zufrieden sein, hat er sich doch in heißem zweijährigen Ringen mit seinen endlich fertiggestellten Handelsverträgen die rückhaltlose Anerkennung der herrschenden Reaktion zugezogen — vorläufig wenigstens.

Der gewaltige wirtschaftliche Kampf im Ruhrkohlenrevier hat sich an Umfang und Entschiedenheit seither unverändert auf derselben Höhe gehalten. Die gesetzgeberische Aktion der preußischen Regierung vermochte den helllodernden Brand nicht mehr zu löschen, die Arbeiterführer erklärten, daß sie auf das bloße Versprechen eines kommenden Notgesetzes hin, über dessen Inhalt selbst der Handelsminister heute noch nichts Genaues mitteilen kann, die streikenden Arbeitermassen nicht in die Gruben zurückführen könnten. Nach allen Enttäuschungen, die die Bergarbeiter seit 1889 erlebt haben, verlangen sie jetzt sichere Garantien, ehe sie die Arbeit wieder aufnehmen. Inzwischen nehmen die Geldsammlungen unter den Arbeitern selbst und unter allen sozialgesinnten bürgerlichen Bevölkerungsschichten ihren Fortgang. Nahezu eine Million Mark dürfte bis jetzt auf diesem Wege aufgebracht worden sein. Freilich würde diese Summe nicht einmal für eine Woche zur Unterstützung aller Streikenden ausreichen. Die Bergarbeiterführer haben deshalb auch beschlossen, vorläufig die Not nur durch Naturalien zu lindern und die regelmäßige Auszahlung von Bargeld noch um einige Zeit hinauszuschieben. Bei der in Deutschland ganz ungewöhnlichen Sympathie weitester Bevölkerungskreise mit den Streikenden ist zu hoffen, daß auch die Unterstützungsaktion mit ungewöhnlich großen Mitteln arbeiten wird. Schon haben selbst Leute wie der konservative Abgeordnete von Bodelschwingh und wie die weit rechtsstehenden Professoren Adolf Wagner und Gierke Sympathiekundgebungen und Sammelaufrufe unterzeichnet; der Evangelisch-soziale Kongreß, die Gesellschaft für Soziale Reform und zahlreiche einzelne Sozialreformer von Namen und Einfluß rufen zur Opferwilligkeit auf; die jungliberalen Vereine Bayerns, die vereinigten liberalen Gruppen vieler anderen Städte veröffentlichen Sympathieerklärungen und veranstalten Geldsammlungen. Auch eine Reihe großer liberaler Zeitungen hat sich zur Entgegennahme von Geldspenden bereit erklärt. So erwünscht alle diese Hilfsaktionen den streikenden Bergarbeitern sein müssen, so wenig werden sie doch darüber vergessen dürfen, daß sie es hier mit dem finanziell stärksten und sozialpolitisch rücksichtslosesten Teil des deutschen Arbeitgebertums zu tun haben, der seinen Widerstand offenbar bis zum äußersten fortsetzen wird. Da sich noch keine entfernte Möglichkeit einer Einigung am Horizont blicken läßt, so kann man nur wünschen, daß die gesetzgeberische Aktion möglichst schnell durchgeführt wird, die allein ein einigermaßen befriedigendes Ende dieses ruinösen Kampfes herbeiführen kann.

Während das Schreckensregiment in Rußland noch immer weiter gegen unbewaffnete Volksmassen wütet und kein Bedenken trägt, selbst nach den hervorragendsten Männern des russischen Volkes seine Hand auszustrecken, hat Väterchen Zar in den weiten Räumen des Prunkschlosses von Zarskoje Selo eine Delegation von 34 Arbeitern empfangen, „um ihre Klagen und Wünsche entgegenzunehmen". In Wirklichkeit waren die unterläufigen Ohren nur zur Entgegennahme eines Ukas beordert worden, den der Zar unter Aufsicht des Generalgouverneurs Trepow in folgender Form aussagte:

„Ich habe Euch berufen, damit Ihr meine Worte von mir selbst vernehmen und sie Eueren Genossen mitteilen könnet. Die beklagenswerten Ereignisse mit den traurigen, aber unvermeidlichen Folgen der Unruhen sind eingetreten, weil Ihr Euch von Verrätern und Feinden unseres Vaterlandes habt verführen und täuschen lassen. Als sie Euch aufforderten, eine Bittschrift über Eure Bedürfnisse an mich zu richten,

Digitized by Google

haben sie Euch zur Revolte gegen mich und meine Regierung aufgewiegelt, indem sie Euch zwangen, Eure ehrliche Arbeit in einem Zeitraume zu verlassen, in dem alle wahren Russen unaufhörlich arbeiten müssen, um unseren hartnäckigen Feind zu besiegen. Ausstände und aufrührerische Kundgebungen führen die Menge stets zu Ruhestörungen, die die Behörden immer gezwungen haben und auch in der Zukunft zwingen werden, das Militär zu verwenden, was unschuldige Opfer zum Ergebnis hat. Ich weiß, daß das Leben der Arbeiter nicht leicht ist. Es müssen viele Dinge organisiert und verbessert werden. Aber habet Geduld. Ihr begreift selbst, daß es nötig ist, gerecht gegen die Arbeitgeber zu sein und die Verhältnisse unserer Industrie zu berücksichtigen. Aber wie Eure Bedürfnisse in Gestalt einer aufwieglerischen Menge auseinanderzusetzen, ist ein Verbrechen. In meiner Sorge für die Arbeiter werde ich Maßregeln ergreifen, um alles Mögliche zu tun, um deren Lage zu verbessern und ihnen gesetzliche Wege zur Prüfung ihrer Forderungen zu sichern. Ich glaube an die ehrlichen Gesinnungen der Arbeiter, an ihre Ergebenheit für mich und verzeihe ihre Freveltat. Kehrt an Eure Arbeit zurück und erfüllt Eure Aufgabe mit Euren Genossen. Gott helfe Euch."

Eine abstoßende Komödie der despotischen Gewalthaber, die nach ausgiebiger Verwendung der Flinte und des Säbels nun auch eine wohlabgemessene Ration väterlicher Drohungen verabreichen, um die traurige Niederwerfung aller freiheitlichen Regungen im Volke noch vollständiger durchzuführen. Daß ihnen das aber nicht gelingen wird, ist nach den vorliegenden Meldungen aus zahlreichen russischen Großstädten wohl ebenso sicher, wie die andere Tatsache, daß es dem Oberkommandierenden der Mandschureiarmee, dem General Kuropatkin nicht gelungen ist, den ihm offenbar von Petersburg her aufgetragenen Sieg über die Japaner zu gewinnen. Mit ungeheueren Verlusten ist sein Vorstoß bei Mukden zurückgewiesen worden und die Hoffnung, durch einen bedeutsamen kriegerischen Erfolg die revolutionäre Bewegung im eigenen Lande zu paralelisieren, ist in ihr Gegenteil umgeschlagen. Das ist das gerechte Schicksal eines Despotismus, der durch sein rücksichtsloses Schreckensregiment nicht nur die breiten Volksmassen aufs äußerste erbittert, sondern auch die gesamte Intelligenz im eigenen Lande, ja die Masse der Gebildeten in der ganzen zivilisierten Welt gegen sich aufgepeitscht hat. Die Meldung, daß Maxim Gorki und andere hervorragende Geistesführer des russischen Volkes um ihrer freiheitlichen Gesinnung willen eingekerkert, ja eine Zeitlang vom Strange bedroht waren, hat die Teilnahme der ganzen gesitteten Welt zu heller Entrüstung entfacht und einen internationalen Sturm der Empörung hervorgerufen. In Wien und Berlin, in Paris und London, in Brüssel und Zürich und Rom, in Dänemark, Schweden und Norwegen: allüberall haben in dieser Woche große Protestversammlungen stattgefunden, in denen unter Beteiligung hervorragender geistiger Führer den bedrohten russischen Freiheitskämpfern wärmste Sympathie ausgesprochen wurde. Diese einmütigen Kundgebungen haben auf die absolutistischen Machthaber wenigstens soweit gewirkt, daß Maxim Gorki der Freiheit zurückgegeben wurde. Am peinlichsten mußte der Regierung des Zaren, aus der Fürst Swjatopolk-Mirski nun definitiv ausgeschieden ist, die Entrüstung des Auslandes im „verbündeten" Frankreich sein. Dort kam sie selbst im Parlament elementar zum Ausdruck und setzte sich unter Teilnahme angesehener und einflußreicher Parlamentarier in großen Pariser Protestversammlungen weiter fort. So wird, während in Ostasien der letzte Rest von Achtung vor der militärischen Leistungsfähigkeit Rußlands zusammenbricht, in der ganzen gesitteten Welt auch noch die letzte Spur von Teilnahme für die inneren Nöte der russischen Regierung ausgelöscht. Das débacle des Zarismus ist ein vollständiges!

Die Regierungsherrlichkeit des Grafen Tisza ist vorüber. Der König hat die Demission des ungarischen Ministerpräsidenten und seines Gesamtkabinetts angenommen. Nach der vernichtenden Wahlniederlage, die bei den letzten Wahlen das ungarische Volk diesem starknervigen Manne bereitet hatte, gab es keinen anderen Weg mehr für ihn, als abzudanken. Seine Anhänger waren mit einer Ziffer von 151 weit in der Minorität geblieben gegenüber 159 Kossuthianern, 27 Dissidenten, 24 Anhängern der Volkspartei, 10 Parteilosen und 9 Nationalisten. Die vereinigte Opposition hatte sich bei der Wahlarbeit ebenso energisch und unermüdlich gezeigt, wie bei den letzten Parlamentssitzungen im Dezember. Und diese Energie und Tatenfreudigkeit ist wirklich glänzend belohnt worden. Der parlamentarische Rechtsbruch Tiszas ist trotz alles herkömmlichen amtlichen Wahlterrorismus und aller amtlichen Wahlkorruption gerächt. Ungarn steht mit einemmal aufs neue vor seinem grundlegenden Staatsproblem: Soll weiterhin die Realunion mit Oesterreich aufrecht erhalten werden, wie sie im „Ausgleich" von 1867 stipuliert wurde, oder soll das Staatsideal der jetzt stärksten Partei, der Kossuthianer durchgeführt werden, die die Realunion beider Reiche zu einer bloßen Personalunion verflüchtigen wollen? Die weittragende Bedeutung dieser Frage für das Nachbarreich, ja für die internationale Politik liegt auf der Hand. Die nächsten Monate schon werden Oesterreich-Ungarn vor die folgenschwersten Entscheidungen stellen.

* * *

Die Handelbehinderungsverträge.

Das diplomatisch-handelspolitische Meisterwerk der Grafen Bülow und Posadowsky liegt jetzt vor. Es sind sieben Tarifverträge, die von einem noch näher zu bestimmenden Zeitpunkt zwischen dem 15. Februar und 1. Juli 1906 an den Handelsverkehr Deutschlands mit seinen Nachbarn auf neue Grundlagen stellen sollen. Der Inhalt der Verträge entspricht den Erwartungen derer, die es von vornherein für ausgeschlossen hielten, daß eine von agrarisch-schutzzöllnerischen Vorstellungen beherrschte und von agrarisch-schutzzöllnerischen Parteien geängstigte Regierung ein Vertragswerk zustande bringen könnte, das auch nur die bescheidensten freihändlerischen Wünsche berücksichtigen würde. Unter Aufwand von größtem Fleiß und nach Unterdrückung aller tieferen Ideen sind Bündel von Tarifbestimmungen zusammengeklittert, die allesamt nur das Bestreben widerspiegeln, um Gottes willen den lieben heimischen Agrariern keinen Anlaß zum Mißvergnügen zu geben.

Jetzt, da die sieben Verträge vorliegen, begreift man durchaus, weshalb die Reichsregierung so ängstlich bemüht gewesen ist, von dem Inhalt jener Verträge nichts auslecken zu lassen. Man wollte nicht vorzeitig Enttäuschung hervorrufen. Auch als schließlich die Veröffentlichung nicht mehr zu vermeiden war, hat man äußerst rücksichtsvoll gehandelt. Ganz so, wie man beklagenswerten Angehörigen eine schmerzliche Trauerbotschaft beizubringen pflegt, mußte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" die Leidtragenden allmählich vorbereiten, und stückweise und unter Hervorhebung aller, auch der entlegensten Trostgründe wurde mitgeteilt, was die handelspolitische Vorsehung über Konsumenten und Exporteure verhängt hat.

Daß die deutschen Konsumenten einer namhaften Verteuerung ihres täglichen Lebensunterhalts, besonders der Brot- und Fleischnahrung, entgegenzusehen hatten, stand von vornherein fest. Daß in der Ermäßigung anderer deutscher Einfuhrzölle keinerlei nennenswerter Ausgleich erfolgt ist, kann ebenfalls nicht überraschen; die Ermäßigung des Einfuhrzolls für Wagenschmiere werden wohl auch die Heißsporne des Bundes der Landwirte nicht als ein vollwertiges Aequivalent für die Erhöhung der Getreidezölle ansehen. Ueberraschend aber wirkt die Wahrnehmung, daß es keinem einzigen der Vertragstaaten gegenüber gelungen ist, für den deutschen Export eine Lage zu schaffen, die auch nur annähernd so günstig wäre, wie es die Position war, in die der deutsche Außenhandel durch die Caprivischen Verträge gesetzt wurde. Dabei sind die später abgeschlossenen Verträge noch ungünstiger als die früher abgeschlossenen. Der miserabelste ist der letzte der sieben Tarifverträge, der Vertrag mit Oesterreich-Ungarn. Nicht einmal von Belgien oder Italien hat man irgendwelche nennenswerten Zugeständnisse erlangen können, während Rußland und Oesterreich-Ungarn Zollerhöhungen durchgesetzt haben, die für manche

Digitized by Google

Zweige der Metallindustrie, (speziell für die Kleineisenindustrie), der Textilindustrie, der chemischen Industrie, der Lederindustrie usw., schwere Benachteiligungen darstellen. Charakteristisch dafür, wie wenig Gutes sich über diese Verträge sagen läßt, ist der Versuch des offiziösen Kommentars der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", die Beseitigung der Differenzierung zwischen See- und Landzöllen in dem neuen deutsch-russischen Vertrage als eine große Errungenschaft darzustellen, während jeder, der das Schlußprotokoll zu dem jetzt gültigen deutsch-russischen Handelsvertrage kennt, weiß, daß diese Differenzierung bereits seit dem Jahre 1894 beseitigt ist. Wie verlegen müssen die Lobredner des neuen Vertragswerks sein, daß sie das Risiko nicht gescheut haben, sich auf einer so plumpen Irreführung der öffentlichen Meinung ertappen zu lassen!

Es unterliegt auch nicht dem geringsten Zweifel, daß die meisten der sieben Staaten, mit denen man die neuen Tarifverträge abgeschlossen hat, bereit gewesen wären, Deutschland betreffs seiner Ausfuhrerzeugnisse erhebliche Zollzugeständnisse zu machen, wenn die deutsche Regierung auch nur die gegenwärtig herrschenden deutschen Zollsätze für Produkte des Ackerbaus und der Viehzucht wiedereinzuräumen die Entschlußfähigkeit besessen hätte. Die agrarisch-schutzzöllnerische Handelspolitik Deutschlands, der wir diese neuen Tarifverträge verdanken, trägt die Schuld daran, daß in Zukunft der Handel Deutschlands mit allen seinen Nachbarn — der Einfuhrhandel wie der Ausfuhrhandel — wesentlich höheren Abgaben unterworfen und eben deshalb in seiner Entwicklung behindert wird. Wir haben nicht Handelerleichterungs-, sondern Handelbehinderungsverträge vor uns. Der Fall ist meines Wissens bisher noch nicht dagewesen, daß Handelsverträge eine Aera größerer Handelsbeschränkungen eröffnen. Bisher verstand man unter einem Handelsvertrage stets eine Abmachung, die durch gegenseitige Ermäßigung der Zollschranken den Handelsverkehr erleichtere. Tarifverträge, die unmittelbar aus einer Periode niedrigerer Zölle in eine Periode höherer Zölle führen, sind ein handelspolitisches Novum.

Die freihändlerische Doktrin hat Handelsverträge immer nur als ein kleineres Uebel angesehen. Auch der Freihandel ohne Reziprozität erscheint ihr als ein nationaler Gewinn. Sie begrüßte deshalb in den Handelsverträgen nicht bloß die Zollermäßigungen des Auslandes, die den deutschen Export erleichterten, sondern nicht minder auch die sogenannten Konzessionen, die Deutschland bei dem Abschluß von Tarifverträgen dem Auslande gegenüber machte, weil diese Zollkonzessionen die Einfuhr erleichterten und damit die Lage der inländischen Konsumenten verbesserten. Die gegenwärtige deutsche Reichsregierung hat sich in vollem Gegensatz hierzu auf den engherzigsten protektionistischen Standpunkt gestellt, indem sie jeden deutschen Zollsatz des Rechtsbruchszolltarifs von 1902 wie einen köstlichen nationalen Besitz gegen das Ausland verteidigte und eben deshalb auch nur minimale Zugeständnisse vom Auslande erwirkte. Diese Zollkrämerpolitik paßte gerade für Deutschland am allerwenigsten. Denn es gibt heute in der ganzen weiten Welt kein Reich, das so sehr an der Politik der „offenen Tür" interessiert ist wie gerade Deutschland. Deutschland erschien nach seinen nationalen Interessen heute in noch viel höherem Grade als vor zwölf Jahren beim Abschluß der Caprivischen Handelsverträge dazu berufen, der Träger der Freihandelsidee zu sein. Statt dessen hat man Deutschland auf eine kleinliche agrarisch-schutzzöllnerische Handelspolitik festgelegt und unbedenklich dem Grundrenteninteresse das gewaltige Arbeitsinteresse der Nation geopfert.

Die Folgen dieser Politik, die unter der äußern Form von Handelsvertragsabmachungen den Sieg jener politischen Mächte besiegeln, denen das Zustandekommen des Zolltarifs von 1902 zur Last fällt, können nur darin bestehen, daß die Entwicklung des gesamten deutschen Außenhandels aufgehalten, vielleicht sogar absolut zurückgedrängt wird. Dieser Außenhandel, der bei der steigenden Bevölkerungszahl des Deutschen Reichs und bei dem Mangel irgendwie in Betracht kommender Kolonien eine nationale Notwendigkeit ist, erfährt eine künstliche Hemmung. Der Export Deutschlands wird erschwert durch die höheren Zölle des Auslandes, der Konsum, insbesondere von notwendigen Lebensmitteln, wird verteuert durch die Steigerung der deutschen Zölle. Speziell für die deutschen Arbeiter bedeutet dies Verteuerung des Lebensunterhalts und Verringerung der Arbeitsgelegenheit, also Verschlechterung der gesamten wirtschaftlichen Lebenslage. Kann man sich wundern, daß die politische Partei, die sich selbst als spezifische Arbeiterpartei betrachtet, die Sozialdemokratie, bis zum letzten Mann im Reichstage gegen Tarifverträge stimmen wird, die solche Folgen mit Sicherheit voraussehen lassen?

Dazu kommt noch, daß außer den dauernd schlechten Folgen für die gesamte Lebenslage der Arbeiter eine starke Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß sich die Handelbehinderungsverträge alsbald auch in einer akuten Krisis geltend machen werden. Der Uebergang von höheren zu niederen Zöllen birgt keinerlei Gefahr einer Stockung des Warenaustausches. Bei dem Uebergang von geringeren zu höheren Zollsätzen aber sind derartige Gefahren unvermeidlich. In der Zwischenperiode, bis zu dem tatsächlichen Eintritt der höheren Zollsätze, wird alle Welt bemüht sein, die Herrschaft der niedrigeren Tarife noch möglichst auszunutzen. Deutschland wird also bestrebt sein, die Märkte der Nachbarländer noch rechtzeitig mit großen Quantitäten von Exportwaren zu versehen, und unser Importhandel wird ebenfalls bemüht sein, aus dem Auslande möglichst viel Ware heranzuziehen, bevor das Regime der höheren Zölle in Kraft tritt. Diese relative Ueberfüllung der Märkte des Inlandes und des Auslandes wird den Handelsverkehr des Jahres 1905 künstlich beleben und den Handelsverkehr des Jahres 1906 zum Abflauen bringen. Natürlich gilt das nur ceteris paribus, d. h. unter der Annahme, daß die wirtschaftliche Situation nicht durch andere extraordinäre Zwischenfälle in entgegengesetzter Richtung beeinflußt wird. Aber abnorme Verhältnisse darf nur der Spieler mit in Rechnung ziehen, nicht der Politiker. Dem Politiker können sowohl die nächsten wie die dauernden Folgen der neuen Handelsverträge nur als ungünstige vor Augen stehen.

Trotzdem erscheint es so gut wie gewiß, daß die neuen Verträge im Reichstage eine stattliche Mehrheit finden werden. Je schlechter die Verträge sind, umso sicherer ist ihre Annahme. Die Verträge sind aus agrarisch-schutzzöllnerischem Geist geboren, und die Mehrheit, die das Zolltarifmonstrum von 1902 durchgebracht hat, wird auch diese Handelsverträge annehmen. Das schließt natürlich nicht aus, daß der agrarische Radikalismus in lebhafte Klagen darüber ausbrechen wird, daß die neuen Verträge seinen Forderungen in keiner Weise Genüge leisten. Es ist sogar wahrscheinlich, daß die schlimmsten agrarischen Schreier demonstrativ gegen die Verträge stimmen werden, um die Rolle der Mißvergnügten und Unbefriedigten weiterspielen zu können. Aber die Zahl derjenigen, die ihr Mißvergnügen durch demonstrative Verwerfung der Verträge zu erkennen geben, wird limitiert bleiben. Jede Stimme, die sich auf der Linken finden wird für die Annahme der Verträge, kann auf der Rechten aus der Majorität zurückgezogen und dem Chor der mißvergnügten Agrarier zugesellt werden. Je größer dieser Chor ist, umso nachdrücklicher wird der Bund der Landwirte seine agitatorische Tätigkeit fortsetzen, umso stärker wird das ewige Klagelied von der ungenügenden Berücksichtigung der agrarischen Interessen angestimmt werden können.

Schon diese Erwägung sollte meines Erachtens jeden Freihändler bestimmen, den neuen Handelsverträgen seine Zustimmung zu verweigern. Die neuen Handelsverträge sind ein schutzzöllnerisches Machwerk. Mögen die Schutzzöllner, aus deren Vorurteilen das Werk hervorgegangen ist, die politische Verantwortlichkeit ganz allein tragen, — ein Freihändler ist nicht verpflichtet, sich um dieses Werkes willen politisch zu kompromittieren, für die wirtschaftlichen Folgen, die aus dieser handelspolitischen Engherzigkeit hervorgehen werden, die politische Verantwortlichkeit zu übernehmen. In der abfälligen Beurteilung der neuen Verträge sind alle Freihändler einig.

Wenn sich ein Freihändler findet, der für die Annahme dieser Verträge plädiert, so geschieht dies nur auf Grund der Hypothese, daß durch die Annahme der Verträge ein schlimmeres Uebel, nämlich das Inkraftsetzen des Generalzolltarifs von 1902, verhindert werde. Aber die bloße Möglichkeit, daß etwas Schlimmeres eintritt, wenn etwas Schlimmes abgelehnt wird,

Digitized by Google

ist in der Politik stets vorhanden. Eine Politik, die nur von dem einen Gedanken beherrscht wird, unter allen Umständen etwas Schlimmeres, das möglicherweise eintreten kann, zu verhindern, läuft fortgesetzt Gefahr, als Hilfstruppe der politischen Gegner verwandt zu werden.

Eine Verwerfung der vorgelegten Verträge würde zunächst nur die Aufrechterhaltung des handelspolitischen status quo bedeuten. Die alten Handelsverträge sind noch nicht gekündigt, sie müßten erst gekündigt werden und laufen dann noch ein Jahr weiter. Erst nach Ablauf dieses Jahres, und wenn es nicht gelungen ist, innerhalb dieses Jahres andere, bessere Handelsverträge abzuschließen, könnte die Inkraftsetzung des absurden Zolltarifs von 1902 erfolgen. Daß der Bundesrat das zollpolitische Verbrechen der Einführung des unveränderten Zolltarifs von 1902 begehen sollte, ist zum mindesten zweifelhaft, besonders wenn man bedenkt, daß die agrarisch-schutzzöllnerische Majorität, die diesen Zolltarif geschaffen hat, annähernd 100 Mann an die Opposition abgeben müßte, um die Handelsverträge zu Falle zu bringen. Daß die Regierung gewissermaßen als Anerkennung dafür, daß die extremen Agrarier das mühsame Vertragswerk zum Scheitern gebracht haben, das Ideal dieser extremen Agrarier, nämlich den Zolltarif von 1902, zur Einführung bringen sollte, ist doch nicht ganz leicht zu glauben. Eben weil die Agrarier das selbst nicht hoffen können, sichern sie ja den neuen Verträgen aus ihren eigenen Reihen die Majorität. Glaubten sie, daß die Verwerfung der Verträge die Einführung des Generalzolltarifs von 1902 zur Folge hätte, so würden diese Gemütsmenschen sicher keinen Augenblick zögern, die Verwerfung ihrerseits herbeizuführen.

Das größere Uebel, das einen Freihändler bestimmen könnte, Verträge, die allen seinen Grundsätzen so schnurstracks entgegenlaufen, anzunehmen, beruht auf einer ängstlichen Vorstellung, deren Berechtigung bei der nahezu sicheren Annahme der Verträge niemals tatsächlich festgestellt werden kann. Der Freihändler, der diese agrarisch-schutzzöllnerischen Verträge annimmt, bleibt deshalb dem Vorwurf ausgesetzt, daß er ohne zwingenden Anlaß einem gesetzgeberischen Akt zugestimmt hat, der den schutzzöllnerischen Agrariern die Früchte einer jahrzehntelangen Agitation sichert.

Diesem Vorwurf wird kein Freihändler, der die Verträge akzeptiert, entgehen, und die Sozialdemokratie wird sicherlich dafür sorgen, daß er nie verstummt. Außerdem aber werden die zustimmenden Freihändler fortgesetzt als klassische Zeugen dafür in Anspruch genommen werden, daß die schutzzöllnerischen Errungenschaften dieser Handelsverträge nur als eine ungenügende Abschlagszahlung auf die „berechtigten" Forderungen der Landwirtschaft anzusehen seien. In jeder Versammlung des Bundes der Landwirte wird zum Beweise dafür, daß die neuen Handelsverträge für die Landwirtschaft wenig oder nichts bedeuteten, die Zustimmung von veritablen Freihändlern zu diesen Verträgen herangezogen werden. Die wahren Gründe für diese Zustimmung würden rasch verwischt sein, die Tatsache der Zustimmung aber würde auf Grund der stenographischen Berichte des Reichstages immer von neuem zum Ausgangspunkt weiterer ausschweifender Forderungen des Agrariertums gemacht werden.

Die neuen Verträge können keinen Endpunkt der handelspolitischen Bewegung darstellen. Sie werden notwendigerweise den ständigen Angriffspunkt der Kritik von rechts und von links bilden, und ihre Annahme dürfte sicherlich dazu führen, daß das System der bloßen Meistbegünstigungsverträge einer Revision unterzogen wird. Mit den für Deutschlands Außenhandel wichtigsten Ländern, insbesondere mit England und den Vereinigten Staaten von Amerika, steht Deutschland in einem bloßen Meistbegünstigungsverhältnis. Die Agrarier fordern schon lange eine Kündigung aller bloßen Meistbegünstigungsverträge. Sobald die neuen Tarifverträge in Sicherheit gebracht sind, werden die Angriffe auf die bloßen Meistbegünstigungsverträge erneuert werden. Bei dem Abschluß der Tarifverträge hat die Regierung den Standpunkt vertreten, daß die sogenannten Konzessionen, die in dem einen Tarifvertrage einem einzelnen Staate gemacht seien, von jedem zweiten Staate, mit dem man in Tarifvertragsverhandlungen eintrat, durch spezielle Gegenkonzessionen erworben werden müßten. Mit diesem Prinzip, das namentlich die Verhandlungen mit Oesterreich-Ungarn beherrscht hat, sind bloße Meistbegünstigungsverträge nicht in Einklang zu bringen. Diese Logik werden sich die Agrarier sicher nicht entgehen lassen, wenn sie demnächst gegen die Meistbegünstigungsverträge Sturm laufen. England und den Vereinigten Staaten gegenüber mit diesem Prinzip Tarifverträge erzwingen zu wollen, bedeutet aber die unmittelbare Aussicht auf die denkbar gefährlichsten Zollkriege. Freihändler, die den auf diesem Prinzip aufgebauten Handelsverträgen zustimmen, müssen darauf gefaßt sein, daß ihr Verhalten auch bei den Angriffen der Agrarier auf die Meistbegünstigungsverträge mitverwertet wird. Das ist ein weiterer Grund, der dafür spricht, die Schutzzöllner und Agrarier die Verantwortlichkeit für die neuen Tarifverträge ganz allein tragen zu lassen.

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

V.

Die Verhandlungen über den Postetat vollzogen sich diesmal viel ruhiger als seit Jahren. Das hatte vor allem seinen Grund darin, daß positive Beweise für den guten Willen des Staatssekretärs des Reichspostamts, den Wünschen aus dem Hause Rechnung zu tragen, vorlagen. Die zahllosen, jedes Jahr sich wiederholenden Beschwerden über ungenügende Sonntagsruhe, überlange Arbeitszeit, mangelnden Erholungsurlaub usw. hatten voriges Jahr zur Annahme einer Resolution geführt, die eine Personalstatistik forderte, damit man endlich einmal einen Ueberblick darüber gewinne, wie es eigentlich den Beamten im Durchschnitt gehe. Herr Kraetke hat dieser Resolution sofort stattgegeben. Die von ihm vorgelegte Statistik ist zwar noch recht unvollkommen. Sie vergleicht z. B. die Mortalität der erwachsenen männlichen Preußen zwischen zwanzig und siebzig Jahren mit der der Postbeamten und kommt dabei zu einem für die Post so günstigen Ergebnis, daß der Abg. Trimborn sagen konnte, es scheine, als ob man in der Postverwaltung zwar leicht erkranke, aber schwer sterbe. Aber die Statistik berücksichtigt die Todesfälle unter den pensionierten Beamten überhaupt nicht und kommt so zu einem total irreführenden Ergebnis. Die amtliche Personalstatistik bedarf also dringend der Verbesserung und Vervollständigung. Aber daß sie überhaupt angelegt worden ist, ist dankenswert. Verdienstlich ist auch eine Zirkularverfügung über die Dienstpläne, die Herr Kraetke im Sommer erlassen hat. Aus übertriebenem Bureaukratismus — „ich brauche doch nicht meine internen Erlasse dem Reichstag vorzulegen?" — hat er dem Reichstag amtlich keine Kenntnis von der Verfügung gegeben. Durch die Veröffentlichung eines Beamtenfachblattes haben die Abgeordneten, die sich dafür interessierten, den Erlaß erfahren, der übrigens so gut war, daß er das Licht der Oeffentlichkeit keineswegs zu scheuen hatte. Guter Wille der Verwaltung trat jedenfalls auch hier zutage.

Besonders charakteristisch für die Postdebatten dieses Jahres im Vergleich zu denen früherer Zeiten ist die Rolle, die dabei die Post- und Telegraphenassistenten spielen. Früher hatte sich das Haus tagelang nur mit dieser Beamtenkategorie zu befassen. Die heißesten Kämpfe wurden zwischen der Linken und dem Chef der Reichspostverwaltung ausgefochten, um den Post- und Telegraphenassistenten das Recht auf Organisation und andere Grundforderungen durchzukämpfen. Allmählich haben die Assistenten alle wesentlichen Forderungen durchgesetzt. Sie haben eine mächtige, einheitliche Organisation mit einem ausgezeichnet funktionierenden Zentralbureau in Berlin und einem geschickt geleiteten Fachblatt. Sie haben noch Wünsche — Gott sei Dank! Denn es muß für eine Organisation fast noch schrecklicher als für ein Individuum sein, wenn

Digitized by Google

sie wunschlos ist. Aber es handelt sich nicht mehr um Prinzipienfragen, sondern um Details: man möchte mehr neue Stellen in den Etat eingestellt haben, man möchte die neuen höheren Stellen bereits zum 1. April statt zum 1. Juli besetzt sehen, man möchte die Zurückstellungen um geringfügiger Ursachen willen beseitigt wissen. Sieht man sich diese im Vergleich zu den Objekten der früheren Kämpfe wirklich kleinen Dinge an, so meint man, auch die Postverwaltung müsse einsehen, wie sehr ihr selbst damit gedient worden ist, daß die Post- und Telegraphenassistenten sich eine Zentralorganisation schaffen durften. Leider scheint sie dies Maß von Einsicht jedoch noch nicht zu besitzen. Sonst würde sie doch nicht nach wie vor es den Unterbeamten verbieten, sich ebenso wie die mittleren Beamten einheitlich durch das ganze Reich zu organisieren. Die Beschwerden der Unterbeamten, die den breitesten Raum in den Debatten einnahmen, würden sicher auch bald auf ein Minimum zusammenschrumpfen, wenn es erst einen mächtigen deutschen Unterbeamtenverein gäbe.

Neben der Unterbeamtenfrage ist die Polenfrage der wundeste Punkt der Postverwaltung. Der Hakatismus hat in sie mit fliegenden Fahnen seinen Einzug gehalten. Die famose Uebersetzungsstelle in Posen ist das eine der Symptome dieses postalischen Hakatismus, die Ostmarkenzulage das andere.

Die Polen Chlapowski und v. Jedzewski, sekundiert von Herrn Roeren, brachten eine Fülle von Material bei, das gerade bei einem national empfindenden Deutschen ein beschämendes Gefühl hinterlassen mußte. Wenn man sah, wie ein Brief deshalb, weil ein polnischer Grafentitel auf der Adresse stand oder weil dem Dr. v. Stablewski seine Eigenschaft als Erzbischof polnisch ausgedrückt war, nach Posen wandern mußte, um durch die Uebersetzungsstelle um vier oder fünf Tage verzögert zu werden, so mußte das doch den Eindruck hervorrufen, daß hier ein Verkehrsinstitut fremden Zwecken dienstbar gemacht werde. Die polnischen Abgeordneten erbrachten den zwingenden Beweis, daß die polnische Bevölkerung allen Anlaß habe, sich von der Post schikanös behandelt zu glauben. Das wirkt verärgernd. Das wirkt direkt aufreizend, wenn, wie das an einem bestimmten Fall demonstriert wurde, infolge der Einrichtung der Uebersetzungsstelle eine Mutter die Nachricht vom Tode ihres Sohnes erst nach seiner Beerdigung erhielt.

Die Ostmarkenzulage, die voriges Jahr in Höhe von 600 000 Mark gefordert wurde, hat damals bei der Mehrheit des Reichstags — Zentrum und entschiedene Linke — keine Gegenliebe gefunden. Dies Jahr kehrt sie wieder, freilich um 400 000 Mark verringert und in etwas verhüllter Form. Herr Kraetke wurde sehr böse, als man ihm vorwarf, er suche auf Schleichwegen zu der Ostmarkenzulage zu kommen. Der Vorwurf war in der Tat in eine zu verletzende Form gekleidet. Andererseits ist entschieden die Verhüllung, die man in diesem Etat der allen ehrlichen Ostmarkenzulage vom vorigen Jahr gegeben hat, nicht ganz einwandsfrei. Die Ostmarkenzulage wird natürlich in der heurigen Maskierung genau so abgelehnt wie in der nackten Blöße vom vorigen Jahr, da sie immer die Gefahr der politischen Korruption und die Züchtung von Streberei in sich birgt.

Die Kolonialdebatten zu Anfang dieser Woche förderten nicht viel zutage. Ob man für die geschädigten Ansiedler in Südwestafrika zunächst fünf oder nur drei Millionen bewilligen soll, ist keine Frage, über die man sich angesichts der sonstigen Kosten des Aufstandes — Herr v. Standy schätzt sie auf 150 bis 200 Millionen — sonderlich aufregen kann, wenn auch recht lange darüber debattiert wurde. Selbst die Indemnitätsangelegenheit, so wichtig sie an sich ist, verliert ihre praktische Bedeutung dadurch, daß man nicht den Eindruck hat, als wenn die Regierung des Grafen Bülow den ernsten Willen habe, in Zukunft die Rechte des Reichstags noch sorgfältiger zu achten als bisher. Sie sagt „pater peccavi" mit dem heimlichen Gedanken: „peccabo". Bemerkenswert war jedoch die Parteigruppierung während der Kolonialdebatten: die Polen rückten an die Seite der extremsten Opposition und verweigerten ebenso wie die Sozialdemokratie „jeden Groschen". Wa sind die Zeiten Koszielski-Admiralskis hin! Die Hofpartei stirbt aus. Der Radikalismus herrscht. Herrliche Früchte des Hakatismus!

Die Erklärung, mit der Graf Bülow am Mittwoch die Handelsverträge überreichte, wirkte insofern als Ueberraschung, als sie ein wenig nüchterner gehalten war als alles, was er bisher über die deutsche Zollpolitik gesagt hat. Sie hatte zur Voraussetzung, daß er ungefähr das Material beherrscht, das in den Auszügen der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" niedergelegt ist. Die mehr als einstündige Rede war natürlich fast ein einziges agrarisches Plaidoyer. Ueber die Interessen der Konsumenten und die Schädigungen der Exportindustrie wurde mit ein paar vagen Redensarten hinweggegangen. Es war charakteristisch für den Inhalt der Rede, daß an ihrem Schluß die Rechte begeistert Beifall spendete, während selbst die doch wahrhaftig hinreichend schutzzöllnerischen Nationalliberalen im Schweigen verharrten. Diese Nichtachtung der Interessen von Industrie und Handel schien selbst ihnen doch recht starker Tabak zu sein. Für die Landwirtschaft, im besonderen den Großgrundbesitz und das Großbauerntum, eine Art Bitte um Entschuldigung, daß man nicht noch höhere Agrarzölle habe herausschlagen können. Für die Industrie den Trost: sie stehe technisch so hoch, daß sie trotz der erhöhten, teilweise prohibitiv wirkenden Zölle des Auslandes nicht nur den Besitzstand werde behaupten, sondern sogar noch Fortschritte machen können. So sieht die „mittlere Linie" des Grafen Bülow aus!

H. v. Gerlach.

Lärm und Kern.

Es gibt Zeitungen in Deutschland, und vor allem in Frankreich, die es sich zur Aufgabe stellen, oder denen es zur Aufgabe gestellt worden ist, alles, was heute in Rußland sich ereignet, als Zwischenfälle von kurzer Dauer darzustellen, die schnell vergessen sein werden, und die für die Geschicke des Landes ohne ernste Bedeutung sind. Diese friedlichen Zeitungsschalmeien sind für die erregten Nerven jener Millionen in Westeuropa berechnet, die sich ängstlich fragen: Sollen wir uns unserer russischen Papiere entäußern, oder sollen wir sie behalten? Es gibt andere Zeitungen, und sie vor allem in Deutschland, die bei der Frage: „Volk oder Regierung" sich auf eine Untersuchung des Verwürfnisses zwischen beiden überhaupt nicht einlassen, die vielmehr auf Grund ihrer politischen Prinzipien in jedem Falle für die Autokratie und gegen das erwachende Volk votieren. Die einen wie die andern vermerken mit Befriedigung, daß die Kosaken bald in dieser Stadt, bald in jener Stadt, die „Ordnung" wiederhergestellt haben. Nachdem die Toten begraben, die Verwundeten in den Krankenhäusern zusammengepfercht und die besten russischen Patrioten in den Gefängnissen verschwunden sind, scheint das alte russische Uhrwerk seinen alten Gang zu gehen. Gewiß, es ist noch nicht soweit; aber es ist nicht gänzlich ausgeschlossen, daß das System Trepow in einiger Zeit die Ueberlegenheit der Knute, der Flinte, des Gefängnisses und des Galgens gegenüber dem leidenschaftlichen Verlangen des intellektuellen, edlen Rußlands nach bürgerlicher Freiheit und nach europäischer Kultur erwiesen haben wird.

Und was dann?

Die Unruhen, die sich heute in Dutzenden russischer Städte abspielen und die bisher überall niedergeschlagen worden sind, lenken als dramatische Vorgänge voller Tragik natürlich vor allem die Augen des zivilisierten Menschen auf sich. Kampf, Blut, zertretenes Familienglück, geknickter Idealismus, geknickte hochstrebende Vaterlandsliebe, der Triumph der Roheit, der Unbildung, der Gemeinheit, der Korruption — das sind Ereignisse, die die Herzen pochen machen. Aber in diesem Aufeinanderprallen zweier gewaltiger Mächte, der Mächte des Lichts und der Mächte der Finsternis, in diesem Ringen, wie es

Digitized by Google

sich in den Straßen der Städte lärmvoll und greuelvoll abspielt, liegt doch nicht die letzte Entscheidung. Diese Kampfszenen in der russischen Tragödie bergen nicht den Kern des Dramas; hier liegt nicht der Kernpunkt, der den schließlichen Ausgang bestimmen muß.

Die Sachlage ist garnicht besonders verwickelt.

Jenes System, das heute in Rußland um seine Existenz kämpft; jenes System, das in Petersburg vorläufig gesiegt hat, und das noch in keiner russischen Stadt endgültig zum Sturze gebracht worden ist, es liegt gleichwohl und trotz dieser vorläufigen Triumphe im eigenen Lande gerichtet am Boden.

Nehmen wir an, die Partei Sergej und ihr Werkzeug, Trepow, haben endgültig gesiegt. Die Arbeiter wagen nicht, Brot zu verlangen, und die Intellektuellen wagen nicht, laut nach geistiger Freiheit zu rufen. Das sei geglückt.

Aber wie will dieses System, das die Patrioten im eigenen Lande niedertritt, zu einem Frieden mit Japan kommen, der nicht das Ansehen eben dieses Systems im Lande wieder auf das tiefste erschüttert. Ansehen im Lande? Die Knute, der Säbel und die Flinte können das Ansehen ersetzen. Vielleicht! Aber wie will dieses System das durch die eigene Politik niedergebrochene Rußland wieder aufrichten? Um eine Großmachtstellung von neuem zu erlangen, wird Rußland die ungeheuersten Anstrengungen machen müssen; moralische, intellektuelle, finanzielle. Gewiß, mit den russischen Knuten und Kanonen kann man unter Umständen ein Volk zur Strecke bringen; aber mit der russischen Knute und mit Kanonen kann man die Wiedergeburt eines Volkes nicht erzwingen. Die höfische und die Beamtenkorruption werden bleiben, wie sie sind; die Unbildung der Offiziere wird bleiben, wie sie war, die Passivität der gemeinen Soldaten ohne Freudigkeit, ohne Elan, ohne aufopfernde Vaterlandsbegeisterung erhalten sich; oder anders ausgedrückt, das System, das den russischen Staat zu den Niederlagen nach Ostasien und zur Zerrüttung im Innern geführt hat, kann nicht den Staat aus diesen Niederlagen zum Siege und aus der Zerrüttung zu bleibender Ordnung wieder emporziehen.

Die Werkzeuge, mit denen der Zusammenbruch bewirkt worden ist, können nicht zugleich die Werkzeuge des Wiederaufbaues sein. Das System Plehwe-Trepow-Sergej-Wladimir, das Rußland unterdrückt, korrumpiert, das es nach Ostasien schleppte, kann es nicht zugleich zu neuer Gesundung zurückbringen. Diese Männer mögen durch die brutale, organisierte Macht die unorganisierten Bestrebungen der besten russischen Patrioten heute, morgen, übermorgen, erwürgen, aber sie erwürgen alsdann zugleich die Zukunft Rußlands, und die Zukunft eines großen Volkes ist schließlich doch nicht zu erwürgen.

Die Kämpfe in den Straßen bringen die Entscheidung bis zum Wochenschluß, aber die letzte Entscheidung über die Herrschaftmöglichkeit des heutigen russischen Systems liegt in der Frage: wie können die heutigen Machthaber, wenn sie selbst siegreich mit ihren Kosaken im Innern sein sollten, Abhilfe gegen den allgemeinen Zusammenbruch des Reiches schaffen? Hier versagen die Kosaken, hier versagt das System.

Dieses System ohne moralischen, ohne gesunden finanziellen Kredit im Auslande, ohne moralischen und ohne finanziellen Kredit im eigenen Lande kann Rußland noch einer weiteren Reihe von Katastrophen entgegenführen, auch zum Staatsbankerott, wie schon bisher zum militärischen Bankerott. Aufrichten können die Sieger im Straßenkampfe von Petersburg Rußland nicht. Hier steckt der Kern des russischen Problems, nicht in dem Ausgang dieser oder jener politischen oder wirtschaftlichen Demonstration.

In der Entwicklung der Staaten liegt unerbittliche Konsequenz, und ein System, das den Staat in Abgründe und Sümpfe geführt hat, führt ihn noch tiefer in den Sumpf hinein. Und die Umkehr ist nur möglich durch den Bruch mit diesem System, und durch seine Ersetzung durch ein neues, durch das entgegengesetzte System.

P. Nathan.

Der Stahlwerksverband.

Eine wirtschaftliche Studie auf Grund eigener Wahrnehmungen.

II.*)

Es ist ohne weitere Erläuterung klar, daß der Stahlwerksverband auf dem Schutzzollsystem aufgebaut ist und seinen nächstliegenden Zweck, den inländischen Markt den inländischen Produzenten zu sichern, nur unter dem System der Schutzzölle erreichen kann. Gut organisierte Verbände solcher Art werden den Schutzzoll zugunsten der Produzenten und zulasten der Konsumenten erst recht zur Wirkung kommen lassen. Wenn nun auch unsere deutschen Eisenzölle als mäßige bezeichnet werden müssen und mit den Sätzen von 1 Mark für den Doppelzentner Roheisen, von 1,50 Mark für Robschienen, Blöcke, Knüppel usw., mit 2,50 Mark für Eisenbahnschienen und schmiedbares Eisen auch im neuen Zolltarif unverändert geblieben sind, während allerdings die weitgehende Spezialisierung des neuen Zolltarifs manche tatsächliche Erhöhung der Zölle für Eisenfabrikate in sich trägt, so kann man sich doch den Bedenken nicht verschließen, welche angesichts so mächtiger Verbände aus der Rücksichtnahme auf den inländischen Eisenkonsum und namentlich auf die zahlreichen, von dem Eisengewerbe abhängigen Industriezweige hervorgehen. Reine Theoretiker werden deshalb leicht geneigt sein, die Großverbände als einen Ausfluß des Schutzzollsystems ohne weiteres zu verwerfen oder trotz des gänzlichen Mangels an Erfahrung auf diesem Gebiete Kartellgesetze zu erlassen, zumal sie mit Recht darauf hinweisen können, daß die neuen Handelsverträge auf 12 Jahre hinaus unserer schwerbelasteten, und durch die Zölle viel weniger als die Großindustrie geschützten Ausfuhrindustrie neue erhebliche Schwierigkeiten bringen werden. Wenn erst der Stahlwerksverband auch die sämtlichen Fertigfabrikate der Großindustrie in den Bereich seiner Tätigkeit gezogen haben wird, so müssen selbstverständlich die Bedenken solcher Art noch eine Steigerung erfahren. Diesen Standpunkt der Theorie kann ich nicht teilen, weil ich trotz meiner grundsätzlichen Stellungnahme für das System des Freihandels und insbesondere für das System wirklich verkehrserleichternder Handelsverträge nicht die Verantwortung für die Aufhebung der deutschen Eisenzölle bei dem gegenwärtigen Stande unserer Erzeugungsmethoden zu tragen gewillt wäre. Dagegen müssen meines Erachtens die industriellen Großverbände, vor allem der Stahlwerksverband, so gestaltet werden, daß sie einerseits die Wirkungen der zurzeit bestehenden Schutzzölle für den gesamten inländischen Konsum möglichst wenig fühlbar machen und andererseits unter Vermeidung der schädlichen Ueberproduktion in der Richtung auf Qualitätsverbesserung und Spezialisierung die inländische Eisenerzeugung derart der ausländischen Konkurrenz gegenüber stärken, daß unsere Eisenindustrie künftig des Zollschutzes nicht mehr bedarf und aus sich heraus gemeinsam mit den Vertretern einer liberalen Handelspolitik gegen die Bestrebungen der unersättlichen, das Brot der Arbeitermassen verteuernden Agrarier Front machen wird. Bei dem bisherigen, im Grunde der Dinge so unnatürlichen Zollbündnis zwischen Agrariern und Großindustrie wird die letztere schließlich doch das kürzere Ende ziehen; es verträgt sich auf die Dauer nicht, daß einerseits die Intelligenz und die rastlose industrielle Arbeit, welche die Achtung der ganzen Welt errungen hat, und andererseits die Vertreter des uralten, im besten Falle konservierten, aber nicht verbesserten Besitzes mit ihrer Abneigung gegen alle Selbsthilfe gemeinsam die Wirtschaftspolitik des Reiches beherrschen. Die wichtigste Frage nun in meinem Sinn geht dahin, ob die von mir bezeichnete Gestaltung der Großverbände möglich und durchführbar ist. Ich kann diese Frage aus praktischer Anschauung und aus voller Ueberzeugung nur bejahen. Indessen dürfen dann diese Verbände nicht bloß kaufmännische Institutionen sein, sie müssen vielmehr dem Ideal einer wahren Berufsgenossenschaft entsprechen. Die gegenwärtige Organisation des Stahlwerksverbandes zeigt

*) Der erste Artikel steht in Nr. 18, Seite 280 der „Nation".

Digitized by Google

allerdings nur Ansätze dieser Art, aber das eigene Interesse der Produzenten weist darauf hin, diese Ansätze kräftig zu entwickeln und zu einem Hauptziel des Verbandes zu machen. Die Verbilligung und Hebung des inländischen Konsums und das unausgesetzte Streben nach Qualität müssen neben der Pflege der Ausfuhrindustrie die leitenden Gesichtspunkte sein, eine Vertrustung aber der Eisenindustrie nach amerikanischem Vorbilde darf niemals in Frage kommen. Der Verband hat durchaus die Möglichkeit, die inländische Produktion zu verbilligen und zu verbessern, und zwar dadurch, daß er die Bildung lokaler Gruppen unter den ihm angehörenden Werken begünstigt, die ihre Aufträge den günstigeren Produktionsbedingungen entsprechend austauschen, gemeinsame Material-Prüfungsanstalten errichten, auf Verbesserung ihrer Verkehrswege und günstigere Frachten hinwirken usw. Auf diese Weise kann man sich dem Ideal eines Verbandes nähern, in dem jedes Werk nur diejenige Herstellung betreibt, die hinsichtlich aller Produktions- und Verkehrsbedingungen als die günstigste erscheint. Keine andere Eisenindustrie als die unsrige hat in absehbarer Zeit jemals die Aussicht, einen solchen über alle Maßen wertvollen Vorsprung zu erreichen. Wenn dann ferner noch der Verband das System der Ausfuhrvergütung an unsere Exportindustrie in nicht engherziger Weise ausbildet, wenn er als solcher Prämien aussetzt für der gesamten Eisenindustrie zugute kommende Erfindungen und Verbesserungen, wenn er sich der arg vernachlässigten wissenschaftlichen Ausbildung der Eisenhüttenleute und der vervollkommneten Erziehung der Kaufleute tatkräftig annimmt, so wird er nicht nur ein anregendes Vorbild für viele andere deutsche Industriezweige werden, sondern er wird vor allem die Eisenindustrie selbst in einer solchen Weise kräftigen und über die Auslandskonkurrenz erheben, daß die Frage der Eisenzölle auch für die Produzenten zur reinen Nebensache werden muß. Dabei darf der Verband nicht die sozialpolitischen Aufgaben außeracht lassen, er darf niemals den einseitigen Standpunkt einnehmen, welcher im gegenwärtigen Augenblick dem Kohlensyndikat verhängnisvoll wird, sondern er muß die Vorteile, die er seinen Mitgliedern bietet, durch seinen Einfluß auch deren Arbeiterschaft nach aller Möglichkeit zuwenden. Nicht die mächtigsten unter den Großindustriellen dürfen deshalb den Verband beherrschen, der Verband soll vielmehr der Boden für die gemeinsame Arbeit aller Werke sein. Der Einfluß einzelner mächtiger Persönlichkeiten hat sich schon bisher bei der Quotenverteilung in verschiedenen Verbänden als der Gesamtheit nicht günstig erwiesen. Man hat dabei mehrfach die Politik verfolgt, die kleineren Werke unter Ablehnung ihrer Ansprüche bis aufs Messer zu bekämpfen, bis man sich überzeugte, daß dieser Weg nicht zu dem gewünschten Resultate führte. Schließlich wurde dann doch die anfänglich verlangte Quote von der Verbandsziffer bewilligt. Bei einer anderen Art des Vorgehens werden auch die anfänglich dissentierenden Werke leichter für den Verband zu haben sein. Die außerhalb des Verbandes stehenden Werke sind den Verbandswerken gegenüber schon deshalb im Nachteil, weil sie nicht in gleicher Weise die Lage des Gesamtmarktes übersehen können. Man hat ja sehr oft beobachtet, daß der einzelne Industrielle über den wirklichen Verlauf der Konjunkturen ungenügend informiert war und ganz falsche Dispositionen zu seinem eigenen Nachteil traf.

Daß diese hier nur kurz gestreiften Aufgaben des Verbandes durchführbar sind, wird kaum bezweifelt werden können. Man könnte sogar im weiteren Verlauf der Dinge daran denken, daß ein derartig angelegter Verband die Industrialisierung ärmerer Landesteile in die Hand zu nehmen hätte, um damit viel größeren Erfolg zu erzielen, als es der preußischen Regierung jemals gelingen wird. Jedenfalls ist aber, wenn man auch von derartigen Zukunftsbildern absehen will, nicht zu bestreiten, daß sich der Stahlwerksverband zu einer wirtschaftlich höchst wertvollen Institution ausbilden läßt. Diese Erweiterung seiner Tätigkeit wird erst recht erwünscht sein, sobald der Verband auch den Vertrieb der fertigen Walzwerksprodukte ganz in seine Hand nimmt. Die Oeffentlichkeit hat nun vor allem das Interesse, die Durchführung eines solchen Programms durch eine ständige Enquete über die Lage der von dem Großeisengewerbe abhängigen Industriezweige und insbesondere über die Lage der Maschinenindustrie und der Ausfuhrindustrie zu überwachen. Zu einer wirklich nützlichen Beobachtung der Einwirkungen des Verbandes auf die übrige Industrie sind eine Reihe von Jahren erforderlich, man kann nicht der Naivetät einzelner Verbandsmitglieder folgen, die in ihren Geschäftsberichten schon jetzt irgend einen Erfolg des Stahlwerksverbandes anzweifeln. Nach diesem Zeitraum, der uns hoffentlich eine dem Liberalismus günstigere Mehrheit des Reichstages gebracht haben wird, kann dann entschieden werden, ob etwa eine Kartellgesetzgebung zur Beseitigung hervorgetretener Mißstände zweckmäßig erscheint. Wir wollen nun zunächst die gegenwärtige Organisation des Stahlwerksverbandes studieren und dessen Hauptpunkte hervorheben.

Der Verband hat sich nach dem Vorgange des rheinisch-westfälischen Kohlensyndikats als Aktiengesellschaft konstituiert, welche indessen bei dem gegenwärtigen Umfange der Geschäftstätigkeit nicht als Erwerbsgesellschaft anzusehen ist. Allerdings bieten die §§ 2 und 15 der Satzungen des Verbandes die Möglichkeit, als Erwerbsgesellschaft aufzutreten, indem die Generalversammlung mit absoluter Mehrheit der abgegebenen Stimmen den Erwerb von Industrieunternehmungen und den Betrieb von Unternehmungen sowie die Beteiligung an Unternehmungen, die auf die Lagerung, den Absatz und die Beförderung von Eisen- und Stahlerzeugnissen gerichtet sind, beschließen kann. Es würde z. B. auf Grund der geltenden Satzungen die Einrichtung und der Betrieb einer eigenen Reederei beschlossen werden können. In solchem Falle würde der Stahlwerksverband, dessen Tätigkeit gegenwärtig nur auf den An- und Verkauf von Eisen- und Stahlerzeugnissen einiger Arten gerichtet ist, den Charakter einer Erwerbsgesellschaft annehmen, während er heute nur ein Handelsgeschäft betreibt, dessen Ueberschuß nach Abzug der Geschäftsunkosten an die sämtlichen im Verbande vereinigten Stahlwerksbesitzer ihrer Beteiligungsziffer entsprechend verteilt wird. Die Aktionäre als solche erhalten bei der gegenwärtigen Organisation keine Dividende. Das Grundkapital des Verbandes beträgt 400 000 Mark, eingeteilt in 2000 Stammaktien von je 200 Mark, die Uebertragung der Aktien ist an die Zustimmung des Aufsichtsrats und der Generalversammlung gebunden. Jede Aktie gewährt eine Stimme, das Aktienbuch ist für die Ausübung des Stimmrechts maßgebend. Stellvertretung auch durch Nichtaktionäre ist auf Grund privatschriftlicher Vollmacht zulässig. Die ordentliche Generalversammlung findet alljährlich innerhalb der ersten sechs Monate des neuen Geschäftsjahres statt, außerordentliche Generalversammlungen werden nach dem Ermessen des Aufsichtsrats oder Vorstandes berufen, sie müssen berufen werden, wenn die Besitzer von einem Zwanzigstel des Aktienkapitals es beantragen. Zur Abänderung des Gegenstandes der Gesellschaft, ferner zur Herabsetzung des Grundkapitals, zur Auflösung, Fusion oder Liquidation der Gesellschaft ist eine Mehrheit von drei Vierteilen des Aktienkapitals erforderlich. Von dem etwaigen Reingewinn sollen fünf Prozent in den Reservefonds kommen, bis der letztere den zehnten Teil des Grundkapitals erreicht hat. Im Falle der Auflösung der Gesellschaft wird das verbleibende Gesellschaftsvermögen derart unter die Aktionäre verteilt, daß zunächst jeder Aktionär die auf seine Aktien geleisteten Einzahlungen zurückerhält, während der Rest den Aktionären in dem gleichen Verhältnis zufällt, in welchem die einzelnen Aktionäre als Stahlwerksbesitzer auf Grund des § 44 des Verbandsvertrags an der bei Auflösung des Verbandes verbleibenden Rücklage des letzteren Anteil haben. Die Dauer der Aktiengesellschaft mit dem Sitze in Düsseldorf ist auf eine bestimmte Zeit nicht beschränkt. Das erste Geschäftsjahr läuft vom Tage der Eintragung der Gesellschaft in das Handelsregister bis zum 31. März 1905, von da ab jedesmal zwölf Monate weiter.

Der in den Satzungen der Aktiengesellschaft angezogene Vertrag zwischen der Aktiengesellschaft Stahlwerksverband und den sämtlichen beteiligten Stahlwerksbesitzern sowie zwischen den letzteren untereinander ist durch notariellen Akt vom 30. März 1904 abgeschlossen worden, seine Wirkung wurde auf den 1. März 1904 zurückverlegt. Er gilt bis zum 30. Juni 1907 mit der Maßgabe, daß er auf weitere fünf Jahre, also bis zum 30. Juni 1912, Gültigkeit haben soll, falls keines der Verbandswerke bis zum 31. Dezember 1906 schriftlich Wider-

Digitized by Google

spruch bei dem Vorstand des Verbandes erhebt. Auf diesem Vertrag beruht die gesamte Organisation des Verbandes. Durch ihn verpflichten sich die Stahlwerksbesitzer untereinander und dem Verbande gegenüber, zu den vorgesehenen Versammlungen zusammenzutreten und sich in den bestimmt bezeichneten Fällen den Beschlüssen dieser Versammlungen sowie den Entscheidungen der Verbandsorgane zu unterwerfen. Die Versammlungen der Stahlwerksbesitzer werden durch den Vorstand berufen, auf Antrag von einem Fünftel der Gesamtstimmen muß die Berufung einer Versammlung erfolgen. Jeder Stahlwerksbesitzer hat in den Versammlungen für jede angefangenen 10 000 t seiner in § 22 des Vertrags festgesetzten Hauptbeteiligungsziffer A eine Stimme, zur Teilnahme an den Versammlungen ist nur der rechtliche Vertreter des Besitzers oder ein mit schriftlicher Vollmacht versehener Beamter desselben befugt. Die Versammlungen sind beschlußfähig, sobald mehr als die Hälfte aller Stimmen vertreten ist. Da die gesamte Beteiligungsziffer der vereinigten 31 Stahlwerke in Produkten A (Halbzeug, Eisenbahnoberbau-Material und Formeisen) 4 014 225 t beträgt, so würde die gesamte Stimmenzahl 462 betragen; da indessen jede angefangenen 10 000 t eine Stimme gewähren, so stellt sich nach den einzelnen Beteiligungsziffern, die sich zwischen 15 000 und 340 000 t bewegen, die Gesamtzahl der Stimmen auf 477. Der Beirat und die Kommission, neben dem Vorstande die Organe der Gesellschaft, werden von der Versammlung der Stahlwerksbesitzer ernannt bezw. gewählt. Ferner ist die Versammlung zuständig für die Beschlußfassung über Aufnahme neuer Mitglieder, über eine auf Vorschlag des Verbandsvorstandes auf kürzere oder längere Zeit vorzunehmende, nach Prozenten gleichmäßige Verringerung sämtlicher Beteiligungsziffern, über etwaige freiwillige Einschränkung der Beteiligungsziffer, über die auf die Tabellenpreise zu vergütenden oder von denselben abzuziehenden Sätze für die jährlichen Abrechnungen, über die Uebertragung von Gruppenbeteiligungsziffern, über die Verbandsrücklage, über etwaige Verkäufe und Verpachtungen von Anlagen der Stahlwerksbesitzer, über Festsetzung und Ermäßigung von Strafen, über die Versetzung von Produkten B unter Produkte A und endlich über die Auflösung des Vertrages infolge außenstehender Konkurrenz. Die meisten Beschlüsse werden mit der Mehrheit der abgegebenen Stimmen gefaßt, dagegen bedarf es zur Aufnahme neuer Mitglieder einer Mehrheit von zwei Dritteln der abgegebenen Stimmen. Die Aufnahme der „Westfälischen Stahlwerke" in Bochum kann sogar nur durch einstimmigen Beschluß der Versammlung der Stahlwerksbesitzer erfolgen. Die Beteiligungsziffern der einzelnen Werke sind auf Grund der für das Halbjahr vom 1. Oktober 1902 bis zum 31. März 1903 angemeldeten Produktionsmengen festgesetzt worden, deren Revision vorbehalten bleibt. Nach einer ausdrücklichen Erklärung der Werke behalten sich dieselben vom 1. April 1907 ab die anderweitige Bemessung ihrer Beteiligungsziffern vor, während in allen übrigen Beziehungen der Vertrag bis zum 30. Juni 1907 in Gültigkeit bleibt. Indessen kann auch nach dem 1. Oktober 1904 eine besondere Versammlung der Stahlwerksbesitzer, in welcher jedes Werk eine Stimme hat, mit einfacher Mehrheit und dreimonatlicher Frist die Aufhebung des ganzen Verbandsvertrages beschließen, wenn bis dahin eine Verständigung mit den Werken, deren Beitritt die Versammlung für notwendig erklärt, nicht erfolgt oder eine neue Konkurrenz entstanden ist.

Alljährlich in der ersten Versammlung der Stahlwerksbesitzer werden die Mitglieder des Beirats und deren Stellvertreter für die Zeit bis zur ersten Versammlung des nächsten Jahres ernannt, und zwar hat jedes Verbandsmitglied oder eine Gruppe von Verbandsmitgliedern das Recht, für jede 500 000 t der Hauptbeteiligungsziffer A ein Mitglied und einen Stellvertreter zum Beirat zu ernennen. Die Befugnisse des mit der Mehrheit der abgegebenen Stimmen beschließenden Beirats sind sehr weitgehende, er erläßt u. a. die Vorschriften bezüglich der Verkaufspreise und Bedingungen, beschließt über Vermehrung des Absatzes in Produkten B, über Verwendung der Verbandsrücklage, über Verhängung von Strafen, über die etwaige Gefährdung des Verbandes durch außenstehende Konkurrenz und über die Ermächtigung des Vorstandes zum Abschluß von Schutzverträgen und sonstigen Verträgen mit anderen Syndikaten oder Vereinigungen. Dem Beirat fallen somit die wichtigsten Befugnisse in der gesamten Vertretung des Verbandes nach außen hin zu. Zur Beschlußfassung dagegen über interne Fragen ist die aus acht Mitgliedern bestehende Kommission berufen. Sie entscheidet in Zweifelsfällen, unter welcher Position ein Fabrikat zu verrechnen ist, sie setzt die als Grundlage für die Preisabrechnung zwischen dem Verbande und den einzelnen Mitgliedern für deren Lieferungen nach dem In- und Auslande geltenden Tabellenpreise sowie die etwaigen Ueberpreise fest, ferner normiert sie die Erfahrungssätze für die Einsatzgewichte von Produkten, die aus Gruppe B in Gruppe A zu versetzen sind und endlich die Entschädigungen für außerordentliche, den liefernden Werken entstandene Produktionskosten.

Es wurde bereits im ersten Artikel hervorgehoben, daß der Verbandsvertrag die gesamte Produktion der Stahlwerksbesitzer im deutschen Zollgebiet umfaßt, daß aber der Verband zunächst als Selbstkäufer und Verkäufer nur auftritt bei den unter Gruppe A zusammengefaßten Produkten Halbzeug, Eisenbahn-Oberbaumaterial und Formeisen. Für diese Gruppe A übernimmt der Verband die Verpflichtung der Abnahme und des Weiterverkaufs der Produkte nach Maßgabe der vertraglichen Bedingungen, während die in Gruppe B zusammengefaßten Fertigfabrikate zunächst nur der Menge nach kontingentiert sind und von den Produzenten direkt an die Abnehmer verkauft werden. Nach dem Grundsatz der Kontingentierung der gesamten Produktion des deutschen Zollgebietes sind in den Stahlwerksverband auch zwei große Stahlwerke in Luxemburg aufgenommen worden. Außerdem haben auch reichsdeutsche Unternehmungen einige Filialen in Luxemburg. Diese Tatsache gibt zu einigen sozialpolitischen Bemerkungen Veranlassung. Es ist bekannt, daß die im Großherzogtum Luxemburg belegenen Eisenhütten und übrigen Fabrikanlagen den auf Gesetz beruhenden Lasten betreffend Kranken-, Unfall- und Altersversicherung nach Art der im Deutschen Reiche geltenden und noch weiter auszubauenden Bestimmungen nicht unterworfen sind, daß ferner dort Vorschriften über Nachtarbeit, jugendliche Arbeiter, Sonntagsruhe usw. in unserem heutigen Sinne nicht bestehen. Trotzdem genießen die Luxemburger Hütten die aus dem Zollschutze und aus der Existenz des Stahlwerksverbandes den reichsdeutschen Produzenten erwachsenden Vorteile ohne jede Einschränkung. Schon vor Jahren habe ich in der „Frankfurter Zeitung" darauf hingewiesen, daß hier unzweifelhaft eine Art von unlauterem Wettbewerb vorliegt, der um so weniger verzeihlich ist, als er auf einer unzulässigen Ausbeutung der menschlichen Arbeitskraft beruht. Will Luxemburg für seine Industrie den Markt des deutschen Zollgebietes verwerten, so darf gerechterweise verlangt werden, daß diese Industrie dieselben sozialpolitischen Lasten trägt, wie die übrigen Produzenten des Zollgebietes. Sollte denn das mächtige Deutsche Reich nicht soviel diplomatischen Einfluß besitzen, daß es auf die Beseitigung solcher Zustände hinwirkt, die das Gegenteil moderner Kultur bedeuten? Einem ernsten Verlangen dieser Art wird Luxemburg keinen Widerstand entgegensetzen oder gar Repressivmaßregeln bezüglich der Erzausfuhr androhen können. Auch die Erwägung, daß deutsches Kapital vielfach in Luxemburg interessiert ist, kann hier nicht in Betracht kommen.

Zu den dem Verbande von den Einzelwerken zu verkaufenden Produkten A gehören auch Ausschußware, ferner die Ware mit Schönheitsfehlern und die reingeschnittenen Enden. Auch von außerhalb des Verbandes stehenden Werken kann der Vorstand des Verbandes Produkte der Klasse A ankaufen und weiter verkaufen. Als Grundlage für die Beteiligung eines jeden Verbandswerkes am Gesamtabsatz des Verbandes gilt die im Vertrage festgestellte Rohstahlmenge A, welche sich zusammensetzt aus der von dem Werke zur Weiterverarbeitung auf die Produkte A selbst hergestellten Menge Rohstahl (Eigenrohstahl) und der in Form von Rohblöcken, gewalztem Halbzeug und sonstigen Stahlfabrikaten zur Weiterverarbeitung auf die Produkte A hinzugekauften Menge Rohstahl (Zukaufsrohstahl). Für jeden Stahlwerksbesitzer wird die Rohstahlmenge A auf die drei Gruppen Halbzeug, Oberbaumaterial und Formeisen verteilt. Der Verband hat sich nun die Aufgabe gestellt, mit allen Mitteln dahin zu wirken, daß der der Summe der

Digitized by Google

Hauptbeteiligungsziffer A entsprechende Absatz gesichert, erhalten und nach Möglichkeit weiter ausgedehnt wird. Eine Einschränkung der Abnahme seitens des Verbandes soll nur dann zulässig sein, wenn ein gangbarer Weg zur Erhaltung des vollen Absatzes nicht mehr vorhanden ist und die Reserven des Verbandes keinen genügenden Rückhalt mehr bieten. In solchem Fall soll für die betreffende Zeit auf Antrag des Vorstandes durch Beschluß der Verbandsversammlung eine gleichmäßige prozentuale Verringerung der sämtlichen Hauptbeteiligungsziffern erfolgen können, und zwar muß die Ziffer des Eigenrohstahls mindestens in demselben Verhältnis vermindert werden, wie die Hauptbeteiligungsziffer A. Der Vorstand kann ferner auch durch die Verbandsversammlung ermächtigt werden, mit den Mitgliedern wegen etwaiger freiwilliger Verringerung ihrer Hauptbeteiligungsziffer bestimmte Abmachungen zu treffen. Bei günstiger Marktlage kann demgegenüber eine Erhöhung der Hauptbeteiligungsziffer nach denselben Grundsätzen wie bei der Abnahmebeschränkung stattfinden. Eine solche Erhöhung bleibt jedoch nur dann dauernd in Kraft, wenn während eines Vierteljahres in jedem einzelnen Monat eine der Erhöhung entsprechende Produktion tatsächlich erreicht wird. Von einer seitens des Verbandes etwa erfolgten Mehrabnahme über die Beteiligung am Gesamtabsatz hinaus hat das betreffende Werk an den Verband eine Abgabe von fünf Mark für jede Tonne zu zahlen, während Minderabnahmen nach demselben Satze vergütet werden. Die bezüglichen Aufstellungen werden für jedes Werk monatlich gemacht, die Regulierung soll dagegen erst nach Ablauf des Vertrages stattfinden. Sehr wichtig sind ferner die Bestimmungen des § 29 des Verbandsvertrages, nach welchen die Vereinfachung der Fabrikation der einzelnen Stahlwerke nach Möglichkeit angestrebt werden soll. Zu diesem Zweck ist es den Werken mit Genehmigung des Vorstandes gestattet, untereinander einen Austausch ihrer Beteiligungsziffern an den drei Gruppen der Produkte A vorzunehmen. Zur Herbeiführung einer rationellen Fabrikation kann der Vorstand sodann bezüglich der zu liefernden Profile und Sorten, namentlich bei verhältnismäßig geringem Absatz derselben, eine zweckmäßigere Verteilung auf die einzelnen Werke vornehmen, unter Umständen ist dann auf Beschluß der Verbandsversammlung eine Uebertragung der Beteiligungsziffer von einer Gruppe zur anderen verbunden. Dem Verbande gegenüber ist jedes Werk verpflichtet, die Fabrikate nach seiner Beteiligung an den einzelnen Gruppen in allen denjenigen Qualitäten, Profilen und Ausführungen zu liefern, in welchen es der Verband verlangt, soweit die Herstellung nach der Natur der vorhandenen Fabrikanlagen überhaupt möglich ist. In erster Linie sollen für die verschiedenen Lieferungen diejenigen Werke in Betracht kommen, welche die betreffenden Sorten schon bisher produziert oder sich zu solcher Produktion bei der Zubilligung der Beteiligungsziffer verpflichtet haben. Mit besonderen Kosten verbundene, außergewöhnliche Lieferungen eines Werkes berechtigen das letztere zu dem Anspruch auf Abnahme eines angemessenen Quantums in den betreffenden Sorten oder auf eine Barvergütung.

Die Bestrebungen nach Vereinfachung und rationeller Gestaltung der Fabrikation der einzelnen Stahlwerke sollten meines Erachtens eine der wichtigsten Aufgaben des Stahlwerksverbandes sein, da er auf diese Weise sehr wesentlich zur Erniedrigung der Selbstkosten und damit zur Hebung des Eisenkonsums beitragen kann. Jedes Werk sollte grundsätzlich nur solche Produkte herstellen, für die es in jeder Beziehung die günstigsten Produktions- und Absatzbedingungen hat; mit einer auch nur annähernden Durchführung dieses Grundsatzes würde man dem im allgemeinen wirtschaftlichen Sinne erwünschten Ideal eines Kartells recht nahe kommen. Die Verbilligung der Produktion und die Verminderung aller unnötigen Frachtkosten würden den Inlandsmarkt noch weiterhin aufnahmefähig und den Einfluß ungünstiger Konjunkturen weit weniger fühlbar machen. Für die spätere Aufnahme der Produkte B in den Geschäftsbereich des Verbandes kann die Betätigung des Verbandes in der bezeichneten Richtung garnicht genug empfohlen werden. Hier müssen Gruppenbildungen zwischen den Werken kleinerer Bezirke begünstigt werden, wozu bereits einige Ansätze in Oberschlesien vorhanden sind. Durch allmähliche Erweiterung solcher Gruppen und Austausch der Erfahrungen der einzelnen Werke kann dann nach und nach das Ziel einer rationellen Produktion erreicht werden, von dem wir heute noch weit entfernt sind.

Die Bedingungen und Preise der vom Verbande erfolgenden Verkäufe werden durch den Verbandsvorstand oder die Gruppenvorstände nach den von dem Beirat aufgestellten Grundsätzen festgestellt. Für die Ankäufe des Verbandes von den einzelnen Werken gelten die für die Fabrikate aus Thomasflußeisen aufgestellten Tabellenpreise, die auf einem für Rohblöcke angenommenen, rechtmäßigen Preise von 65 Mark für die Tonne basieren. Die Ueberpreise richten sich im allgemeinen nur nach dem rechnungsmäßigen Normalwalzgewicht für das laufende Meter oder dem rechnungsmäßigen Normalstückgewicht für Rohblöcke. Für die drei Gruppen der Produkte A sind die Preise und Lieferungsbedingungen im einzelnen festgestellt, so z. B. für Schienen (absolute Festigkeit höchstens 65 kg pro Quadratmillimeter) von 50 kg Metergewicht und mehr auf 90 Mark, für ⊢-Eisen (absolute Festigkeit 37 bis 44 kg pro Quadratmillimeter) zwischen 88 und 98 Mark. Die Lieferungsbedingungen enthalten für jede einzelne Gruppe von Produkten einheitliche Normen über Normallänge, zulässige Abweichungen von den Maßen der Profile und den Gewichten, über Garantie für die Haltbarkeit usw. Die erwähnten Tabellenpreise gelten bei den Auslandslieferungen für alle Produkte für die Abnahme von dem für die Ausfuhr am günstigsten liegenden Verbandswerke, bei allen Inlandsverkäufen dagegen für Halbzeug für den für den Käufer am günstigsten liegenden Frachtenschnittpunkt, für Eisenbahnoberbau-Material frei Waggon Werk des die Lieferung ausführenden Stahlwerkes und für Formeisen frei Diedenhofen. Die im früheren Formeisenverband übliche Frachtbasis Burbach ist mit Rücksicht auf die neu hinzugetretenen lothringischen Walzwerke weiter westlich nach Diedenhofen verschoben worden. Für den Bezug von Halbzeug hat man je eine Frachtbasis für die wichtigsten Produktions- und Absatzgebiete eingeführt; es gelten nämlich als Frachtenschnittpunkte die Bahnhöfe einerseits von Diedenhofen und Rote Erde bei Aachen und anderseits von Ruhrort, Dortmund und Siegen. Bei der Lage der verschiedenen Produktionsgebiete für Formeisen macht die einheitliche Frachtbasis Diedenhofen eine ziemlich umständliche Frachtenverrechnung mit den einzelnen Werken erforderlich. Der bei den vorgeschobenen Werken im Inlande erzielte Frachtgewinn wird allen Werken der Formeisengruppe nach ihrer Beteiligungsziffer im Wege besonderer Abrechnung vergütet. Bei den nach dem Auslande gehenden Lieferungen dagegen muß jedes Werk bis zu seinem rechnungsmäßigen Anteil an der Gesamtausfuhr von Formeisen die Nachteile seiner geographischen Lage in Gestalt höherer Frachtaufwendungen selbst tragen. Bei Ueberschreitung dieses Anteils an der Ausfuhr wird dagegen der dem liefernden Werke entstehende Frachtnachteil aus dem Inlandsfrachtgewinn für Formeisen zurückvergütet. Kein exportierendes Werk soll indessen besser oder schlechter gestellt sein, als wenn alle Verbandswerke ihren rechnungsmäßigen Anteil am Inlands- und Auslandsgeschäft tatsächlich abgesetzt hätten, das etwaige Mehr am Frachtengewinn soll deshalb sämtlichen Werken der Formeisengruppe nach Maßgabe ihrer Beteiligung wieder zugute kommen. Diese Bestimmungen über die Frachtenverrechnung sind nicht als endgültige anzusehen, es ist vielmehr in § 33 des Verbandsvertrages dem Beirat das Recht vorbehalten, nach Ablauf des ersten Geschäftsjahres die Frachtenfrage einer eingehenden Nachprüfung zu unterwerfen und etwaige Verbesserungsvorschläge der Versammlung der Stahlwerksbesitzer zu unterbreiten, die dann mit einfacher Mehrheit darüber beschließt. Die Verrechnung der Frachtvorteile und Frachtnachteile für jedes einzelne Werk erfordert ein umfangreiches Schreibwerk, man wird deshalb anstreben müssen, nach den Erfahrungen des ersten Geschäftsjahres für jedes Werk annähernde Durchschnittssätze festzulegen. Dadurch würde eine beträchtliche Ersparnis in den Kosten des Absatzes erzielt werden. Für die Aufnahme der Fertigprodukte B in das Ein- und Verkaufsgeschäft des Stahlwerksverbandes ist eine Vereinfachung der Frachtenberechnung erst recht erwünscht.

Die Tabellenpreise sind gewissermaßen als die Minimalpreise

Digitized by Google

anzusehen, welche der als Selbstkäufer auftretende Stahlwerksverband den einzelnen Werken bis zum 20. des der Lieferung folgenden Monats zu vergüten hat. Die tatsächlich vom Verbande erzielten Verkaufspreise dagegen werfen selbstverständlich je nach Lage des Marktes den Tabellenpreisen gegenüber einen schwankenden Gewinn ab. Seit nunmehr 2½ Jahren sind die Verkaufspreise der Produkte A im Inlande durchaus konstant geblieben, die Begründung des Stahlwerksverbandes hat also an den von den früheren Verbänden erzielten Preisen nichts geändert. Nach der Marktlage der letzten Jahre ist zudem anzunehmen, daß die Preise ohne Verbände höchstens ganz vorübergehend etwas niedriger gewesen sein würden.

Gegenwärtig stellen sich diese Verkaufspreise folgendermaßen:

Rohblöcke	für die Tonne	77,50 M	ab Schnittpunkt
Vorgewalzte Blöcke	„	82,50 „	„ „
Knüppel	„	90,00 „	„ „
Platinen	„	92,50 „	„ „
Formeisen	„	105,00 „	Frachtbasis Diedenhofen
Eisenbahnschienen	„	118,00 „	frei Werk

(gemäß Lieferungsvertrag mit der preußischen Staatsbahnverwaltung).

Es sind nun noch einige weitere Preisnormen und organisatorische Bestimmungen zu besprechen, alsdann wird uns die überaus wichtige Frage der Ausfuhrvergütungen beschäftigen.

J. Kollmann.

(Weitere Aufsätze folgen.)

Berliner Kritik.

Es ist immer ein gutes Zeichen für den Stand des geistigen Lebens in einer Stadt, wenn ihre Kritik sich stark genug fühlt, selber den literarischen Markt zu beziehen.

Ein gesteigertes Gefühl der Verantwortlichkeit drückt sich darin aus. Man will nicht mehr nur Stimmung machen, die anfliegt, sich anderen mitteilt und verfliegt. Man will Urteile geben und hat Vertrauen in ihre Bündigkeit und Begründung, daß sie eine Ueberprüfung vertragen.

Ferner: es muß alsdann die Kunstform der Kritik mindestens auf ebenso hoher Stufe stehen, wie die des Werkes selber. Der Kritiker muß der Sprache Meister sein; die Persönlichkeit, die ablehnt oder bejaht, hat an sich zu interessieren, neben dem, ja, über das hinaus, was sie zur Aeußerung verlockt hat.

Zeiten gesicherten und reichen Besitzes sind einer solchen Stellung der Kritik an sich nicht günstig. Die werden zunächst für innigeres Verständnis und allgemeinere Aneignung des Gewonnenen sorgen. Man studiert die Regeln, die man im Vorhandenen ahnt. Hat man sie ergründet, beginnt man nach neuem zu hungern, dann setzt die eigentliche Kritik wiederum ein.

So wirkt sie in Tagen des Ueberganges und der Vorbereitung am lebhaftesten. Es ist eine Erwartung in den Gemütern: sie erhoffen sich Offenbarung, Befruchtung, mindestens einen Fingerzeig. Manches will kommen, das noch nicht recht zu fassen ist, dem schon eine gewisse Begierde, nicht zu sagen Neugierde, gilt, darüber man gern etwas vernehmen möchte, ehe es Gemeingut geworden ist.

Drei Berliner Kritiker haben vor kurzem Sammlungen ihrer zerstreuten Aufsätze ausgehen lassen. Sie seien der Zeit nach vermerkt, wie sie mir zugekommen sind, und nach ihrer Art kurz gezeichnet. Es sind Alfred Kerr, „Das neue Drama" (S. Fischers Verlag), Paul Goldmann, „Aus dem dramatischen Irrgarten" (Frankfurt a. M., Rütten & Löning), Felix Poppenberg, „Bibelots" (Verlag Julius Zeitler, Leipzig). Es haben sich kaum jemals drei größere Gegensätze auf einem friedlichen Schreibtisch beisammen gefunden.

Dennoch ist diesen dreien eins gemeinsam, das nachdenklich stimmt und also zunächst vermerkt sein muß. Wieder macht sich eine Freude und ein reineres Verständnis an romanischer Art bemerklich, als seit langem denkbar gewesen wäre. Kerr verfehlt nicht, immer wieder auf die französische Klarheit als eine höchst wünschenswerte Eigenschaft hinzuweisen; Goldmann, für uns Wiener sehr wichtig als Referent der „Neuen freien Presse", hat einen Teil seiner Lehrzeit hier, einen anderen, sehr wichtigen, in Paris verbracht. Poppenberg holt sich seine Stoffe gern aus Frankreich.

Die impetuoseste Natur unter den dreien ist unbedingt Kerr. Er ist Parteimensch, mehr: er ist Protagonist, und er gefällt sich sehr in dieser Rolle.

Er schreibt höchst persönlich. Ueberhaupt: wo sind die Zeiten des gesitteten und lammfrommen „Wir", dahinter sich unter Umständen so viel Feigheit und hämische Tücke verbarg?

Es ist ein abruptes, ungestümes Deutsch, auf das er sich und zwar mit Grund nicht wenig zugute tut. Manchmal, in Kleinigkeiten und am einzelnen merkt man ein Vorbild, das wunderlich genug bei diesem modernsten der Modernen berührt: Jean Paul. Er hat eine große Freude an Farbigkeit der Sprache.

Er liebt oder haßt und macht in keinem Fall aus seinem Herzen eine Mördergrube. Er hat die Macht der Emphase; er stürmt auf seinen „Leser ein, überschüttet ihn mit einem Sprühregen von Einfällen, ist immer und mit Erfolg bestrebt, dem dritten den Eindruck zu suggerieren, den er von einer Sache empfing oder empfangen haben möchte.

Bei allem Schein von Unbesonnenheit und Losgeherei: er ist flink und ein gefährlicher Fechter, den auf Mensur zu sehen immer ein Vergnügen ist, wenn man ihn just nicht zum Gegner hat. Er verschmäht kein Mittel. Die Sprache des Hohnes ist ihm ganz besonders geläufig. Da steigert er sich bis zum Unartikulirten; meinethalben bis zu einem hämischen, gehässigen und dennoch unvergeßlichen Gemecker der Verachtung. Man hat das Gefühl, als streckte er im Schreiben dem Gegner die Zunge heraus. Kein Argument; nein; gewiß nicht gesittet; aber, unter Umständen und für den leidenschaftlichen Menschen, der er ohne Zweifel ist, eine Befreiung, die man ihm ganz gut nachfühlen kann. Er gefällt sich in Kapriolen; er wagt dreiste Sätze, wie zum Beispiel, Manier sei ein Defekt im Leser.

Er will Aufmerksamkeit, ja Aufsehen erwecken, gewiß, beides hernach durch innere Eigenschaften fesseln und erhalten zu können. Er fühlt sich zu den Romantikern hingezogen und gefällt sich in nachdenklich-wunderlichen Symbolen. Davidsbündler-Kritik will er treiben; das Geschoß, das wider seinen Gegner schnellt, soll dahinsausen mit der Wucht einer Schleudereichel und mit dem prachtvollen Ton schwirrender Harfensaiten. Er will in den Himmel heben oder in den Boden stampfen. Er kann nicht gleichgültig sein und läßt es also auch nicht.

In seine Lieblinge, in Ibsen und Hauptmann, versenkt er sich immer wieder mit einer grenzenlosen Hingebung. Er fühlt sich als Dolmetsch und als Künder ihrer Heimlichkeiten und ihrer Feinheiten, die sich gemeinen Sinnen entziehen. Er hat auch für andere, wenn sie einen Ton in ihm auslösen, ein herzliches Wort; hält nach seiner Art Umschau. Diese beiden aber reißen ihn stets von neuem mit einer unwiderstehlichen Anziehungskraft an sich. Für sie streitet und erzürnt er sich; was ihnen in welcher Hinsicht immer entgegensteht, das verdient kein besser Los, als Vernichtung.

Eine ganz andere Natur mit ganz anderen Gesinnungen ist Paul Goldmann. Schon nach den Kunstmitteln grundverschieden. Und, nachdem beide fast ausschließlich dem Theater zugewendet sind, so mag man, liest man beider Bücher hintereinander, leicht wirbelig, an allem Urteil zweifelnd werden. Denn was dem anderen Nachtigall, ist diesem ziemlich sicher Eule. Ich denke zunächst an Gerhart Hauptmann.

Kerr schmäht die Inhaltsangabe, die er denn doch nicht gut ganz umgehen oder entbehren kann, die er eben nur in rhapsodischer Form bringt. Goldmann legt eben auf sie großen Wert, breitet sorgfältig das Gewebe eines Stückes aus und zwar so, daß man dabei schon Fehler im Muster oder in der Färbung erkennt. Er arbeitet umständlicher und methodischer.

Digitized by Google

Er möchte überzeugen und begründen, wenn Kerr fortreißen will.

Ertasen, denen sich Kerr gern pythisch überläßt, kennt Goldmann überhaupt nicht oder mißtraut ihnen mindestens höchlich. Er schätzt das Handwerksmäßige, über das Kerr nicht genug des Hohnes weiß, sehr hoch ein — mir scheint, mit gutem Grunde. Er hat den unbiegsamen Willen zur Nüchternheit und setzt in nichts solches Vertrauen, wie in seinen sehr gesunden oder klaren Menschenverstand, der nun einmal so organisiert ist, daß er sich vielleicht führen, niemals zu Sprüngen nötigen läßt, daß er jeden Widersinn empfinden und aufzeigen muß.

Kerrs Witz ist gern pathetisch, der Goldmanns ironisiert und er hat ihn von Frau Mutter überkommen. Er verweilt gern bei Einzelheiten, die ihm symptomatisch wichtig erscheinen; unterstreicht in einer sehr ruhigen und gelassenen Weise, ziemlich überlegen, manchmal in einer lehrhaft bedächtigen Art, manchmal fast verärgert. Die Jungen schmieren auch gar zu viel Unsinn hin, dem ein besonnener Mann hernach seine Zeit widmen muß, und der oder jener macht überdies noch mehr Lärm mit seinen Exerzitien, als zu billigen ist, hat man sich zu höheren Ansichten emporgebildet.

Er fordert vom Drama, es müsse Gestalten geben, die Eigentum des Volkes und eine bleibende Bereicherung seiner Embildungskraft werden. So besteht denn ein einziger vor ihm: Richard Wagner. Er begehrt Handlung; daß sich bei Hauptmann die entscheidenden Begebenheiten gern in den Zwischenakten vollziehen, ist ihm ein Greuel, auf das hinzuweisen er nicht ermüdet. Er fordert die „notwendige Szene", auf die das ganze Stück hindrängt, in der alle seine Motive zu verknoten, zu gipfeln sind, von der aus die Entwirrung zu erfolgen hat. Er erinnert in dieser Hinsicht an Francisque Sarcey. Er hat aber mehr und entschiedener den Mut seiner Meinung, als der Franzose, der immer und vielleicht allzu achtsam auf das Publikum und sein Gefallen horchte, oftmals bestrebt, nur die allgemein gültige Formel für den Geschmack der Theatergänger zu finden.

Bleibt nach Felix Poppenberg zur Betrachtung. Ihn und Kerr kennen ja die Leser dieser Zeitschrift von gelegentlicher Mittätigkeit her. Ihm gegenüber fühl' ich mich befangen, weil mich nähere, persönliche Sympathie mit ihm verbindet. Einmal, gelegentlich, nennt ihn Kerr in seinem Buch. Er stellt ihn da, meines Erachtens mit Unrecht, in eine Art von Beziehung zu Hermann Bahr.

Kerr und Goldmann kommen diesmal in ihren Sammlungen garnicht vom Theater los. Poppenberg streift kaum daran. Sie beharren durchaus in der Gegenwart. Ein tüchtiges Wort, zum Tag und seinem Streit gesprochen, gilt am Ende für alle Dauer. Poppenberg spannt seine Interessen viel weiter. Er hat starken, historischen Sinn und die größte Mannigfaltigkeit von Stoff und Interesse.

Er erscheint durchaus empfänglich und gemüßfroh organisiert. Er vermag sich sehr herzhaft zu freuen, ja an eine Sache zu verlieren, die ihn innerlich bewegt und berührt. Anregungen werden ihm leicht und reichlich. Es ist etwas Fröhliches und Unverbrauchtes, besser etwas Unverärgertes an ihm. Er hat ein vortreffliches Auge. Bezeichnende Einzelzüge springen ihm entgegen, und er vermag sie festzuhalten und lebendig wiederzugeben. So weiß er sehr vergnüglich zu schildern, mit einem leisen, anmutigen Humor. Die Chodowiecki-Folge kann in solchem Sinn als Muster für Belebung des Vergangenen gelten, wie die Pariser Stimmungen rein, freudig und erfreuend aus der unmittelbaren Gegenwart geholt sind.

Es ist etwas durchaus Künstlerisches in der Art, in der er an die Dinge herantritt, bemüht ist, sie zu empfangen und zu spiegeln. Er liebt das farbige Wort. Es ist eine Furcht vor aller Einseitigkeit in ihm; darum dehnt er seinen Anteil überallhin aus, wo immer er hofft, es könnte für ihn und seine eigene Bereicherung etwas zu holen oder zu gewinnen sein. Er ist nicht Bücher- und nicht Theatermensch; er langt nach der ganzen Fülle des modernen Lebens, wo und wie immer es sich ihm offenbare, mit dem Wunsch, nach Mitteln und Fähigkeiten in der eigenen Brust Besitz davon zu ergreifen und anderen davon mitzuteilen. Er spinnt gern einen kurzen, aber starken und glänzenden Faden. Wie tief er nachzufühlen vermag, dies beweist der wunderschöne Aufsatz über „Grillparzers Inferno", der aus ehrlicher Bewegung heraus geboren ist und sie mitzuteilen weiß.

Er hat Züge, manchmal die Methode mit Kerr gemeinsam. Aber, er will weder Partei machen, noch nehmen. Er mag nicht überrumpeln; man hat so das Gefühl, er möchte eine stille Kultur, ein gegenseitiges Verständnis der Einsichtigen und Gutgesinnten fördern und heraufführen, soweit es an ihm liegt, möchte Wertvolles retten, das den anderen verloren geht, weil sie sich zu viel an den Tag und das dahingegeben haben, was ihn unmittelbar bewegt.

Es wäre noch allerhand zu sagen. Zunächst vielleicht über das Unheil, das es für unsere Literatur bedeutet, daß sich das Theater so unbedingt in den Vordergrund des Anteils gestellt hat.

Unsere besten Köpfe hat es sich fast ausschließlich zugeeignet. Der Produktive dient ihm so gut, wie der rein kritisch Veranlagte, wie der produktive Kritiker endlich, der am Einzelfall aufzeigen möchte, was an Empfindungsfähigkeit und Sinn für das Ewige in ihm schläft.

Also erwacht die Sehnsucht, zu glänzen und sich um jeden Preis bemerklich zu machen. Unrast und hastiges Getu werden aufgerufen und immer wieder gewalttätig aufgestachelt. Wer nicht mit kann, der vielleicht nur durch die Ungunst augenblicklicher Verhältnisse für ein Weilchen zurückgedrängt ward, der muß resignieren oder in eine sehr unsichere Revision seiner Sache seine ganze Hoffnung setzen. Erfolgt sie endlich auch, ihm selber frommt sie kaum; die Möglichkeiten, die vordem in ihm gedrängt, gekeimt, um zu verdarren, die kann sie nicht mehr beleben.

Ein Element des Glücksspiels kommt so in den ganzen Betrieb. Und eine beständige Nötigung, immer neues, unerhörteres zu wagen. Für ganz moderne Naturen mag ja ein Reiz darin liegen. Im allgemeinen aber: nicht im Versuch, sich immer wieder zu überbieten, in einer stetigen Sammlung der Kräfte auf ein würdiges und klar erkanntes Ziel hin kann das Heil beschlossen sein. Nur so kann die Persönlichkeit, auf die endlich doch alles ankommt, sich vollkommen entwickeln und jene Anziehungskraft auf andere üben, die befruchtet und endlich mit eigenem Segen segnet.

Man wird ferner jenen Kritikern mißtrauen müssen, nach deren Urteil alles drängt. Entweder sie stehen im Ruf besonderer Milde und jener christlichen Gesinnung, die auch dem irrenden Nebenmenschen ein mildes und salbungsvolles Sprüchlein nicht vorenthält, damit er sich getrösten und das er liebevollen und besorgten Angehörigen und Freunden mit einigen Ehren herzeigen kann, also daß er nicht allzu lästerlich bloßgestellt vor ihnen erscheint. Oder sie arbeiten, rein kaufmännisch gesprochen, mit Gefälligkeitsakzepten. Oder endlich, sie haben sich einmal durch Leistungen den Ruf von Wundertätern erworben, auf deren Geheiß auch tote Bücher zu „gehen" vermögen. Nun drängt alles zu ihnen. Wer aber könnte allem gerecht werden? Oder, wer würde so kostbares Vertrauen, so allgemeinen Zulauf, der denn doch auch schmeichelt, wieder aufs Spiel setzen, hat man ihn erst einmal gewonnen? Und so orakelt man denn ein Weniges.

Noch schlimmer sind freilich die, gegen deren Urteil sich jeder Produktive verwahrt, in deren Hände er sehr ungern und immer mit der Beklommenheit gerät, als könnten sie nicht säuberlich und unmöglich nach Wunsch mit ihm fahren. In ihnen empfindet er nämlich das Unkünstlerische, als könnten sie dem Kern, dem also, worauf es endlich allem ankommt, niemals gerecht werden, als ginge ihnen über Aeußerlichem, das endlich ja auch seinen gewissen, symptomatischen Wert hat, das Organische und Ewige verloren. Es ist am Ende einem ehrlichen Künstler immer mehr um Verständnis, als um Lob zu tun. Er will begriffen sein. Dieser Herren Lob nun erhebt nicht, hat keine aufmunternde Kraft, sich zu Neuem, Besserem zu bereiten; ihr Tadel aber verstimmt unsäglich und auf die Dauer, weil man die eigentliche Inferiorität dessen empfindet, der sich hier ein Urteil angemaßt hat. Es ist niemals ein ganz

Digitized by Google

behagliches oder sicheres Gefühl, mit dem man sich niedersetzt, um sich rasieren zu lassen. Wie erst, wenn man weiß, ein wie stumpfes Messer in dieser Bude geführt wird, der man aus welchen Gründen immer nicht mehr entrinnen kann? Das geht keinen der drei an, die allesamt gute und blanke Klinge zu regieren wissen. Aber es gibt welche, bei denen mir immer das Stoßseufzerlein des Königs David zu Sinn kommt, darin sich seine lyrische Seele dem Propheten gegenüber entlud: „So laß mich in die Hand Gottes fallen. Nur in die Hände der Philister lasse mich nicht fallen."

Ich habe von drei Berliner Kritikern gesprochen, die sich Achtung und Ansehen gewonnen haben. Aber sie stehen nicht vereinzelt. Es wären ihnen viele zu gesellen, die, in seiner Art und nach dem Gang seiner Entwicklung jeder, sich Geltung erstritten und das Recht, nicht überhört zu werden. Man erkennt daran den Segen eines großen und lebhaften Verkehrs. Begabungen finden Gelegenheit, sich bemerklich zu machen und durchzusetzen. Ungestüm des Tones wird nicht mißliebig vernommen, wenn Ungestüm der Gesinnung ihn erzeugt. Man erschrickt nicht vor jedem Wort, das heftig klappt.

Bei uns aber ist man allzu gesittet. Man arbeitet mit höflichen und kleinen Gehässigkeiten, die gerade denen das Leben verleiden, die des besten Willens sind. Die Wiener Schule des Feuilletons, einmal maßgebend für Deutschland, ist in einem schlimmen Stillstand. Von den älteren haben ganz wenige ihren Rang zu behaupten gewußt. Hermann Bahr, Robert Hirschfeld und Felix Salten sind ihnen nachgewachsen; Rudolf Lothar tummelt sich zu viel geschäftig auf den verschiedensten Gebieten, als daß man heute noch bestimmen könnte, wie oder wo sich seine sehr begabte Persönlichkeit einmal entschieden genug ausprägen wird. In ihm ist eine sonderbare Unrast; vielleicht des Reichtums, vielleicht der Zerfahrenheit aus zu großer Beweglichkeit der Anlagen.

Unter den Jüngeren macht sich wohl dieser oder jener angenehm bemerklich. Aber, ich wüßte nicht einen darunter, gegen dessen Entwicklung man nicht dies oder das Bedenken insgeheim hegen müßte. Es fehlt nicht an Begabungen; die Selbstzucht aber gebricht und nur zu oft jener Wille zur Wahrhaftigkeit gegen sich selbst, ohne den endlich nie und nirgends etwas zu erreichen ist. Nur zu gern horchen wir Schlagworten und sind wiederum zu wenig diszipliniert, als daß wir sie gut gebrauchen und weiter geben könnten. Wir bengen uns Fremdem dann am bereitwilligsten, wenn wir darüber Kostbares, Eigenes preisgeben dürfen, das wir eigentlich mit unseren besten Kräften hegen und verteidigen müßten. Wie einmal unter dem Druck unleidlicher Zensurverhältnisse, so expatriieren sich nun wieder mindestens geistig unsere Begabten oder verstummen vorzeitig. Auch bei Ihnen in Berlin streben die Geister auseinander, bei uns zerflackern sie; und während dorten eine zerstreute, doch allseitige Helle ist, will es hier wieder mehr und entschiedener nachten.

Wien. J. J. David.

Nietzsches Leben.

So hätten wir denn endlich nach achtjährigem Warten den zweiten Halbband des zweiten Teils der Nietzschebiographie*), der so umfangreich ist wie die beiden ersten zusammengenommen. Das Liebesdenkmal der Schwester umfaßt somit nicht weniger als 1300 Seiten und hat in seiner Ausführlichkeit wohl nur in Glasenapps Leben R. Wagners ein Gegenstück.

Die Methode ihrer Biographie ist bekannt. Persönliche Erinnerungen reichlich verwertend, macht sie von dem Recht der Verteidigung ihres Helden gegen große, kleine und kleinste Feinde den umfassendsten Gebrauch. In die Darstellung, die sich gelegentlich in persönliche Exkurse verliert, werden Briefe von und an Nietzsche, Fragmente aus seinen Werken, die meist schon anderwärts gedruckt sind, und Aeußerungen von Freunden verwebt. Daß bei diesem Verfahren das zu bearbeitende Material anschwillt und daß acht Jahre zu seiner Verwertung nötig waren, begreift und entschuldigt der Leser gewiß leicht und gern. Wie er denn nicht umhin kann, den gewaltigen Fleiß und die erstaunliche Energie dieser Frau zu bewundern, die die Notwendigkeit zur Schriftstellerin machte, ohne daß sie von Natur dazu besonders beanlagt oder getrieben worden wäre. Es hieß denn doch ihr wehe und unrecht tun, wenn Franz Brand in den „Preußischen Jahrbüchern" die Wehrlose in grimmiger Satire so hart mitnahm. Anderseits muß aber auch die gläubige Anbetung verwundern, mit der die Kritik die zwei ersten Bände als Offenbarungen eines außerordentlichen, des Bruders würdigen und ihm gleichzustellenden Geistes hinnahm. Denn man kann nicht ohne Lächeln über so manche allzu kindliche Auslassungen des guten „Lamas" hinweglesen, die beweisen, wie viel Mühe es ihren einfachen Mädchenverstand kostete, in die dunkle Gedankenwerkstatt des Bruders einzudringen. Daß sie darin jetzt so völlig heimisch geworden ist, gereicht ihr nur zur Ehre, und man wird es begreiflich finden, wenn sie resolut die ganze Philosophie Nietzsches auf einmal verschluckt, überall Konsequenz und logische Entwicklung sieht, ohne den geringsten Widerspruch gelten zu lassen. Als wenn es nicht gerade zur Schönheit des Nietzscheschen Charakters und zur edlen Tragik seines Lebens gehörte, daß er so gründlich fehlgegangen, so oft sich getäuscht und so schmerzlich geirrt hat.

Das Bild, das uns die Schwester gibt, ist jedenfalls das treueste, vollständigste und liebevollste, das wir haben können. Keine Fremdesdarstellung und keine Philosophenleistung kommt gegen diese Dokumentensammlung erster Hand auf. Womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß Frau Foerster die ideale Nietzschebiographie geschrieben hätte. Dazu fehlt ihr einmal die Kongenialität, die ihre treue Schwesterliebe denn doch nicht ersetzen kann. Es fehlt aber noch etwas, was sie selbst schwerer empfinden wird: in den entscheidenden Lebensjahren Nietzsches, den Perioden seines intensivsten und glänzendsten Schaffens, in den Jahren, die die Katastrophe vorbereiteten und während der Katastrophe selbst war Frau Foerster in Südamerika. Alles, was sie über diese Zeit weiß, ist aus Briefen und aus zweiter Hand geschöpft. Da sie zudem mit einigen der damaligen Freunde Nietzsches, von denen jeder ein Stück dieser wunderbaren Zeit miterlebt hat, nicht in bestem Einvernehmen lebt, hat sie auch manches nicht erfahren, was von höchstem Interesse gewesen wäre und was der Oeffentlichkeit vielleicht für immer vorenthalten bleiben wird. Eben diese Freunde versagen auch die Herausgabe der an sie gerichteten Nietzschebriefe, teils aus Bedenken des Takts und der Rücksicht, teils aus Mangel an Sympathie für das die Oeffentlichkeit allzu stark in Anspruch nehmende Verfahren Frau Foersters. Seien wir einstweilen immerhin mit dem zufrieden, was sie uns geben kann und rückhaltlos in schwesterlicher Liebe geben will.

* * *

Wir haben Nietzsche am Ende des zweiten Bandes nach seiner Basler Demission verlassen. Es beginnen nun die zehn Wanderjahre, die er meist in Genua und Venedig oder im Engadin, selten in Deutschland verbringt. Hätte ein tüchtiger Arzt ihn damals schon dauernd behandelt, so wäre er zweifellos den Eindruck nicht los geworden, er habe es mit einem kranken, vor einer schweren Katastrophe stehenden Manne zu tun. Frau Foerster glaubt es sich und dem Publikum schuldig zu sein, die Krankheit ihres Bruders so lange als möglich wegzuleugnen. Gibt es wirklich Menschen, die nicht glauben können, daß auch ein geisteskranker Mann Wunderwerke schaffen könne, ja, daß die sich vorbereitende Katastrophe wie zur Entschädigung vor der hereinbrechenden Nacht den Denker die großen Probleme in wunderbarster Helle und Macht schauen läßt — nun gut, sie sind nicht zu überzeugen und verdienen es nicht, daß man ihnen die geringste Konzession macht. Gesund-

*) Das Leben Friedrich Nietzsches. II 2, von Elisabeth Foerster-Nietzsche. Mit 2 Porträts. Groß 8°. 600 Seiten. Leipzig, G. Naumann. 1904.

Digitized by Google

heit und Krankheit sind nur relativ verschiedene, in unmerklichen Nuancen ineinander übergehende Zustände, die niemand scheiden kann. Das Pathologische in Nietzsche ist eben diese Leidenschaft des die Körper- und Geisteskräfte mählich verzehrenden Denkens, bis dann der in mancherlei Anzeichen sich vorbereitende Augenblick kommt, da die Krankheit die Gesundheit überwiegt, ein Moment, in dem kurzsichtige Leute erst das Eintreten der Krankheit erblicken.

Mit zum Interessantesten im Leben Nietzsches, aber auch zum Tragischsten gehört das Kapitel seiner Freundschaften. Das Buch, in dem sie getreu und mit feinem Verständnis erzählt werden, steht noch aus. Eine lohnendere Aufgabe kann man sich für einen guten Psychologen nicht denken. Und wie reich ist das Material: von den Gersdorff und Deußen über die Rhode, Overbeck und Burckhardt hinweg zu den Wagner und Ree, Gast und Brandes. Von den Frauen zu schweigen: Frau Ott, Marie Baumgartner, Malvida von Meysenbug, Lou Salomé, Meta von Salis u. a. Der leitende Gedanke dieses Buches könnte nur jener sein: treu vermochte Nietzsche nur solchen Freunden zu bleiben, die seinem Herzen näher standen als seiner Lehre. Overbeck und Burkhardt allein haben von Anfang bis Ende zu ihm gestanden, aber wie fern hielten sie sich im Grunde bei aller Anerkennung seines wunderbaren Talents von seinen Gedanken und seiner Entwicklung! Die feinen Briefe Burkhardts, Antworten auf die Büchersendungen Nietzsches, sind ein beredtes Zeugnis für das Unbehagen, das der Basler Kulturhistoriker den Gedanken seines Schülers entgegenbrachte, und zugleich der herzlichen Gesinnung, die er ihm stets bewahrte.

Die intimen Freundschaften Nietzsches dagegen entsprechen nur einer Phase seiner rasend schnellen Entwicklung: Rhode für die philologische Periode, Wagner für den Uebergang zum Pessimismus, Ree für die Zeit der ethisch-psychologischen Analyse, Brandes für den „aristokratischen Radikalismus". Gast mit seiner weichen, fügsamen, assimilationsfähigen Art konnte ihm durch die achtziger Jahre überall hinfolgen; er hat sich ja sogar mit Frau Foerster im ganzen immer gut gestanden. Als einziger, wirklich treuer „Intimus" Nietzsches konnte er ihm zwar nichts geben, aber er „verstand zu verstehen", und das war dem einsamen Wanderer von Sils Maria ein großer Trost.

Ist Nietzsche ein trefflicher Psychologe und eigenartiger Denker, so hat er doch in seinen Freundschaften einen wahrhaft kindlichen Mangel an Menschenkenntnis bewiesen. Schon die ersten Antworten seiner jeweiligen Freunde auf seine Bücher-sendungen und Briefe können dem Leser beweisen, daß zwischen den Korrespondenten eine innerliche Verständigung nie möglich sein wird. Das Verhältnis Nietzsches zu Wagner wie zu Ree war nur eine Begegnung auf dem Kreuzweg und trägt den Stempel der Zerbrechlichkeit von vornherein an der Stirn. Die Freundschaften mit Rhode und Deussen waren ebenfalls der Vergänglichkeit geweiht, ein aus den Jugendjahren pietätvoll mitgeschlepptes, immer schwerer belastendes Gut.

Daß Nietzsche trotz den bekannten Zarathustrastellen zu den Frauen sich hingezogen fühlte, erklärt seine Seelenreinheit und Zartheit zur Genüge. Wie schmerzlich war aber dann die Enttäuschung, wenn es wirklich zu einem intimen seelischen Verhältnis kam wie mit Lou Salomé von Mai bis November 1882! Es ist eine schlechte Taktik von Frau Foerster, die kurze, aber große Zuneigung ihres Bruders zu Lou Salomé leugnen zu wollen. Wer nicht mehr liebt, ist ja leicht zu der Behauptung versucht, daß er nie geliebt habe. Aber ein vornehmer Mensch ist dieser Lüge, wofern sie nicht Selbsttäuschung ist, schwerlich fähig, und Nietzsche selbst hat auch nie dergleichen Erklärungen abgegeben. Die Art, wie Frau Foerster gegen Frau Lou Andreas Salomé polemisiert, ist aber nichts weniger als vornehm, und Insinuationen wie diese, Frau Salomé habe die in ihrem Nietzschebuch veröffentlichten Briefe erfunden (S. 518: „diese Unterredungen haben nicht stattgefunden, der erwähnte Briefwechsel hat niemals existiert") sind denn doch ganz bedenklicher Art und müßten vor dem Richter bewiesen werden. In ein komisches oder vielmehr höchst trauriges Weibergezänk artet diese Polemik schließlich aus, wenn Frau Foerster die ihr geistig hundertmal überlegene Frau Andreas, eine der begabtesten Frauen des gegenwärtigen Deutschlands, vor der Oeffentlichkeit um ihres erbärmlichen Wissens willen wie ein Schulmädchen abkanzelt, von ihren Heiratsplänen mit Dr. Ree erzählt, ihre Gedichte als geschickte Anempfindung bezeichnet und einen großen Haufen schmutziger Wäsche vor den Augen des sensationslüsternen Publikums ausbreitet. Daß verirrte Bruderliebe zu solchen, an Gefühlsroheit grenzenden Taktlosigkeiten führen könnte, sollte man nicht für möglich halten. — Auch der verstorbene Dr. Ree wird kurzerhand mit Wagner als ein „heimtückischer Geselle" bezeichnet und sein Schaffen in direkt verletzender Weise als parasitisch von Nietzsche abhängig gemacht.

Man kann nicht umhin, sich Nietzsche als Leser seiner eigenen Biographie zu denken. Wenn er diese Blätter schauen müßte, ich glaube, er könnte seiner Schwester nie verzeihen. Die Veröffentlichung der kleinsten Gedankenschnitzel, die Drucklegung unfertiger Ideen, die Preisgebung zartester, seelischer Geheimnisse, die Beschimpfung ehrenwerter und kluger Menschen, die er einmal geliebt hat, die Philologenarbeit in seinen Räumen*), die Zarathustrastriche auf seinem Eßgeschirr — nein, es müßte ihn ein heiliger Zorn erfassen gegen diese kleinliche Art.

* * *

Soviel Unerquickliches das Buch auch enthält, so deutlich wird uns trotz der Ungeschicklichkeit des Biographen das Bild von Nietzsches Seele. Der erste Eindruck, den er auf uns macht, ist der einer rührenden Kindlichkeit. Wie arglos, wenigstens im konkreten Fall, steht dieser in abstracto furchtbar säbelrasselnde und zähneknirschende Krieger seinen Mitmenschen und ihren Gedanken gegenüber! Der erste beste, der ihn besucht, kann alles von ihm erfahren. Ist er einigermaßen sympathisch, so sieht Nietzsche in ihm schon einen Jünger seiner „Lehre". Als ihm irgend jemand einst den Grunewald als idealen Sommeraufenthalt schildert, fährt unser Philosoph sofort von Sizilien nach Berlin, dreht aber dem vielgerühmten Erdenfleck traurig den Rücken, als er am Fuße jeder Föhre ein Wurstpapier entdeckt. Auch der Gedanke, Vorträge über seine Lehre in deutschen Städten zu halten, Jünger zu bilden und auf einer Insel eine Schule auserlesener Menschen zu gründen, hat etwas unbeschreiblich Rührendes und Naives. So ohne weiteres lassen sich die Ideale des Altertums denn doch nicht mehr verwirklichen.

Und diese Kinderseele seufzte unter dem Joche völliger Verlassenheit. Das Lob der Einsamkeit singt nur, wer unter ihr gelitten hat. War es nicht für ihn wie ein physischer Schmerz, wenn die Freundesbriefe kühler und seltener wurden, wenn die Studien- und Fachgenossen mehr oder weniger liebenswürdig den Kopf schüttelten, wenn unfähige und unsympathische Menschen sich aus selbstsüchtigen Motiven an ihn drängten, wenn das Werk Wagners immer glänzendere Triumphe feierte? Außer Peter Gast ist ihm in den achtziger Jahren niemand so recht treu gewesen, hat ihn keiner so verständnisvoll und geduldig begleitet.

Was aber konnte ihm seine Familie bieten, während er einsam in italienischen Dachkammern und bündnerischen Bauernstuben bei einfachster Kost und mit bescheidenen Mitteln versehen arbeitete? Seine Mutter schrieb ihm, den Skandal fürchtend, er solle doch lieber wieder „zu seinen alten Griechen" zurückkehren und war ganz dankbar über das Verbot ihres Sohnes, seine Bücher zu lesen. Die Schwester aber stickte ihm zwei Notizbücher: „Auf dem einen vorderen Buchdeckel saß eine Eule mit einem sehr mißgünstigen Gesichtsausdruck, die ein aufgeschlagenes Buch in der Kralle hielt, worauf stand: ‚Die neue Moral'. An beiden Seiten ringelten sich Drachen herunter, die bereit waren, sich auf den Namen Friedrich Nietzsche zu stürzen" (S. 384). Nichts charakterisiert die Geistesart der Schwester besser, als diese Stelle. Ob wohl die neue Moral auch ohne das Notizbuch entstanden wäre?

* * *

*) Der (z., (einstweilen letzte) „Unveröffentlichtes aus der Umwertungszeit 1882 bis 1888" enthaltende Nachlaßband, der vieles Wertvolle bringt, ist in der großen Ausgabe soeben erschienen und vom Verleger übersandt worden.

Digitized by Google

1884 heiratete Elisabeth Nietzsche den Antisemiten, Vegetarier und Kolonisator Bernhard Foerster, dem sie nach Paraguay folgte. Man hat sie wohl mit Unrecht des Egoismus angeklagt. Wie sie selbst gesteht, glaubte sie ihrem Bruder nichts mehr sein zu können, und dem war vermutlich so. Gleichwohl litt Nietzsche unter dieser Trennung mehr als sie anfangs ahnte, und er machte verzweifelte Versuche, dem ihm im Grunde unsympathischen Dr. Foerster (er war obendrein durch dessen Anbeterin noch verhetzt worden) sich zu nähern und den Kolonisationsplan gutzuheißen.

Nun begannen für ihn die schwersten und reichsten Jahre einsamer Arbeit. Fern von der Welt lebend, seine ganze Kraft auf sein Werk richtend, schrieb er den „Zarathustra", „Jenseits von Gut und Böse" und die „Genealogie der Moral". Dann folgen die Streitschriften und der grandiose Plan des Monumentalwerks vom Willen zur Macht. Immer schärfer tritt das pathologische Moment der Selbstüberschätzung hervor. Schon anfangs der achtziger Jahre klopft er Luther und Goethe, Empedokles und Spinoza vertraulich auf die Schulter, setzt den Tod Wagners mit dem Augenblick der Vollendung seines „Zarathustra" in Beziehung, nennt sich den ersten Immoralisten und steigert so sein Ichgefühl bis zu der Identität mit dem Antichristen und dem „Gekreuzigten", die der Turiner Katastrophe (Januar 1889) vorherging. Dann folgen die Jahre der Krankheit, während deren Frau Foerster an aufopfernder Pflege im voraus reichlich gut gemacht hat, was sie später literarisch sündigen sollte.

Was von Nietzsche bleiben wird, wissen wir heute noch nicht; jedenfalls nicht ein Zehntel dessen, was er selbst erwartete. Sein Leben aber ist sein schönstes Werk, und hier läßt er Wagner und Schopenhauer sicherlich weit hinter sich. So viel Güte und Seelenreinheit, so viel Vornehmheit und Größe, so viel Zartheit und Menschenliebe machen alle theoretischen Irrtümer und wilden Theorien zunichte. Von der Warte seines Lebens aus gesehen, tritt seine Gedankenwelt erst ins rechte Licht.

La Tour-de-Peilz (Genfersee).

Platzhoff-Lejeune.

Onkel Ruben.*)

Es war einmal vor nunmehr bald achtzig Jahren ein kleiner Junge, der auf dem Marktplatz mit seinem Kreisel spielte. Der kleine Junge hieß Ruben. Er war nicht mehr als drei Jahre, aber er schwenkte seine kleine Peitsche so tapfer wie nur irgend einer und ließ den Kreisel schnurren, daß es eine wahre Freude war.

An diesem Tage vor achtzig Jahren war ein wunderschönes Frühlingswetter. Der Monat März war gekommen, und die Stadt war in zwei Welten geteilt, eine weiße und warme, in der Sonnenschein herrschte, und eine kalte und dunkle, in der Schatten war. Der ganze Marktplatz gehörte dem Sonnenschein, bis auf einen schmalen Rand an der einen Häuserreihe entlang.

Nun geschah es, daß der kleine Junge, so tapfer er auch war, müde davon wurde, seinen Kreisel schnurren zu lassen und sich nach einem Ruheplatz umsah. Ein solcher war nicht schwer zu finden, es gab keine Sessel oder Bänke, aber jedes Haus war mit einer Steintreppe versehen. Der kleine Ruben konnte sich nichts Besseres wünschen.

Er war ein gewissenhaftes, kleines Bürschchen. Er hatte eine dunkle Ahnung, daß Mutter es nicht wolle, daß er auf fremder Leute Treppenstufen sitze. Mutter war arm, aber gerade darum durfte es nie so aussehen, als ob man anderen etwas nehmen wollte. So ging er und setzte sich auf ihre eigene Steintreppe, denn sie wohnten auch am Marktplatz.

Diese Stufen lagen im Schatten, und da war es kalt. Der Kleine lehnte den Kopf an das Geländer, zog die Beine hinauf und fühlte sich so wohl wie nie zuvor. Ein kleines Weilchen sah er noch, wie der Sonnenschein draußen über den Markt tanzte, wie Jungen umhersprangen und Kreisel schnurrten — dann schloß er die Augen und schlummerte ein.

Er schlief wohl eine ganze Stunde. Als er erwachte, war ihm nicht so wohl zumute, wie beim Einschlummern, vielmehr sah alles rings um ihn kalt und unbehaglich aus. Er lief zur Mutter hinein und weinte, und die Mutter sah, daß er krank war und legte ihn ins Bett. Und nach ein paar Tagen war der Knabe tot.

Aber damit ist seine Geschichte nicht zu Ende. Es fügte sich nämlich, daß seine Mutter ihn so recht aus tiefstem Herzensgrund betrauerte, mit einem Schmerz, der den Jahren und dem Tode trotzt. Mutter hatte noch mehrere andere Kinder, viele Sorgen nahmen ihre Zeit und ihre Gedanken in Anspruch, aber es gab immer noch einen Raum in ihrem Herzen, in dem ihr Sohn Ruben ganz ungestört hausen konnte. Für sie blieb er stets lebendig. Sah sie eine Kinderschar auf dem Marktplatze spielen, so sprang er mit herum, und wenn sie dann im Hause arbeitete und aufräumte, so glaubte sie steif und fest, daß der Kleine noch draußen auf der gefährlichen Steinstufe säße und schliefe. Sicherlich war keins von Mutters lebenden Kindern ihren Gedanken so gegenwärtig wie das tote.

Einige Jahre nach seinem Tode bekam der kleine Ruben ein Schwesterchen, und als diese so alt wurde, daß sie draußen auf dem Marktplatz herumlaufen und Kreisel spielen konnte, geschah es, daß auch sie sich auf die Steinstufe setzte, um sich auszuruhen. Aber im selben Augenblick hatte Mutter das Gefühl, als ob jemand sie am Rocke zupfe. Sie lief sogleich hinaus und packte das kleine Schwesterchen so hart an, als sie sie aufhob, daß diese sich daran erinnerte, so lange sie lebte.

Und noch weniger vergaß sie, wie merkwürdig Mutters Gesicht ausgesehen und wie ihre Stimme gezittert hatte, als sie sagte: „Weißt Du, daß Du einmal einen kleinen Bruder hattest, der Ruben hieß und der starb, weil er hier auf dieser Steinstufe saß und sich erkältete? Du willst doch nicht von Mutter wegsterben, Du Berta?"

Bruder Ruben wurde für seine Brüder und Schwestern bald ebenso lebendig wie für seine Mutter. Sie war derart, daß alle mit ihren Augen sahen, und bald hatten sie dieselbe Gabe wie sie, ihn draußen auf der Steinstufe sitzen zu sehen. Natürlich fiel es keinem von ihnen ein, sich dort hinzusetzen. Ja, sobald sie irgend jemanden auf einer Steinstufe oder einem Steingeländer oder einem Stein am Wegesrand sitzen sahen, gab es ihnen einen Stich ins Herz, und sie mußten an Bruder Ruben denken.

Ferner geschah es Bruder Raben, daß er von allen Geschwistern am höchsten gestellt wurde, wenn sie von einander sprachen. Denn alle Kinder wußten, daß sie ein beschwerliches und lästiges Geschlecht seien, das Mutter nur Mühe und Sorge bereitete. Sie konnten nicht glauben, daß Mutter so sehr darüber trauern würde, einen von ihnen zu verlieren. Aber da Mutter Bruder Ruben wirklich betrauerte, so war es wohl sicher, daß er viel, viel artiger gewesen sein mußte, als sie es waren.

Es kam auch nicht gar selten vor, daß einer von ihnen dachte: „Ach, wer doch Mutter soviel Freude machen könnte wie Bruder Ruben!" Und dennoch wußte keiner mehr von ihm, als daß er Kreisel gespielt und sich auf einer Steinstufe erkältet hatte. Aber er mußte dennoch merkwürdig gewesen sein, da Mutter eine solche Liebe zu ihm hatte.

Merkwürdig war er auch, er machte Mutter von allen Kindern am meisten Freude. Sie war Witwe geworden und arbeitete in Sorge und Not. Aber die Kinder hatten einen so festen Glauben an Mutters Trauer um den kleinen Dreijährigen, daß sie überzeugt waren, daß wenn er nur am Leben geblieben wäre, Mutter sich ihr Unglück nicht zu Herzen genommen hätte. Und jedesmal, wenn sie Mutter weinen sahen, glaubten sie, es sei, weil Bruder Ruben tot war, oder auch, weil sie selbst nicht so wie Bruder Ruben waren. Bald erwachte in ihnen allen eine immer stärkere Lust, mit dem kleinen

*) Einzig autorisierte Uebertragung aus dem Schwedischen von Francis Maro, Wien.

Digitized by Google

Toten um Mutters Zuneigung zu wetteifern. Es gab nichts, was sie nicht für Mutter getan hätten, wenn sie ihnen nur ebenso gut sein wollte wie ihm. Und um dieser Sehnsucht willen, meine ich, daß Bruder Ruben das nützlichste von allen Kindern Mutters war.

Denkt nur, als der älteste Bruder dadurch, daß er einen Fremden über den Fluß gerudert, seine ersten Groschen verdient hatte, da kam er und gab sie seiner Mutter, ohne auch nur einen einzigen Batzen zu behalten! Da sah Mutter so fröhlich aus, daß ihm das Herz vor Stolz schwoll, und er konnte nicht umhin, zu verraten, wie ungeheuer ehrgeizig er gewesen sei.

„Mutter, bin ich jetzt nicht ebenso gut wie Bruder Ruben?"

Mutter sah ihn prüfend an. Es war, als vergliche sie sein frisches, strahlendes Gesicht mit dem kleinen, blassen draußen auf der Steinstufe. Und Mutter hätte sicherlich gern ja geantwortet, wenn sie gekonnt hätte; aber sie konnte nicht.

„Mutter hat Dich sehr lieb, Jvan; aber so wie Bruder Ruben wirst Du nie."

Er war unerreichbar, das sahen alle Kinder ein, und dennoch konnten sie es nicht lassen, ihm nachzustreben.

Sie wuchsen zu tüchtigen Menschen heran, arbeiteten sich zu Vermögen und Ansehen herauf, während Bruder Ruben nur still auf seiner Steinstufe saß. Aber er hatte dennoch einen Vorsprung. Er war nicht einzuholen.

Und bei jedem Fortschritt, bei jeder Verbesserung, als es ihnen allmählich gelang, Mutter ein gutes Heim und Wohlstand zu bieten, mußte es Lohn genug für sie sein, wenn Mutter sagte: „Ach, daß mein kleiner Ruben das noch gesehen hätte!"

Bruder Ruben begleitete Mutter durch das ganze Leben, bis an ihr Totenbett. Er war es, der den Todesqualen den Stachel nahm, wußte sie doch, daß sie sie zu ihm führten. Mitten im größten Jammer konnte Mutter bei dem Gedanken lächeln, daß sie ging, um dem kleinen Ruben zu begegnen.

Und so starb sie, deren treue Liebe einen kleinen Dreijährigen erhöht und vergöttert hatte.

Aber selbst da war die Geschichte des kleinen Ruben noch nicht zu Ende. Für alle seine Geschwister war er ein Symbol des arbeitsamen Lebens im Heim geworden, der Liebe zu Mutter, all der rührenden Erinnerungen aus den Jahren der Mühe und des Mißerfolges. Es lag immer etwas Warmes und Schönes in ihrer Stimme, wenn sie von ihm sprachen. Es war Weihe und Feierstimmung um den kleinen Dreijährigen.

So glitt er auch in das Leben seiner Geschwisterkinder. Mutters Liebe hatte ihn zu einer Größe gemacht, und die Großen wirken und üben Einfluß Geschlecht für Geschlecht.

Schwester Berta hatte einen Sohn, der in recht nahe Berührung mit Onkel Ruben kam.

Er war vier Jahre an dem Tage, an dem er auf dem Trottoirrande saß und in den Rinnstein hinabguckte. Der strömte von Regenwasser. Hölzchen und Halme schwammen mit abenteuerlichen Schwingungen das seichte Gewässer hinab. Der Kleine saß da und sah mit der süßen Ruhe zu, die man empfindet, wenn man das abenteuerliche Dasein anderer verfolgt und selbst in Sicherheit ist.

Aber sein friedliches Philosophieren wurde von seiner Mutter unterbrochen, die in demselben Augenblick, in dem sie ihn sah, an die Steinstufe daheim und an den Bruder denken mußte.

„Ach, mein lieber, kleiner Junge," sagte sie, „sitz' nicht so da! Weißt Du nicht, daß Deine Mama einen kleinen Bruder hatte, der Ruben hieß und vier Jahre war, gerade so wie Du jetzt? Er ist gestorben, weil er sich auf einen solchen Trottoirrand gesetzt und sich erkältet hat."

Dem Kleinen war es nicht recht, in seinen angenehmen Gedanken gestört zu werden. Er saß da und philosophierte, während sein blondes, lockiges Haar ihm bis in die Augen fiel.

Schwester Berta hätte es für keinen anderen getan, aber um ihres lieben Bruders willen schüttelte sie den Kleinen recht unsanft. Und so lernte er Respekt vor Onkel Ruben.

Ein anderes mal war dieses blondlockige junge Herrchen auf dem Eise gefallen. Er war aus purer Bosheit von einem großen, bösen Jungen umgeworfen worden, und da blieb er nun sitzen und weinte, um recht zu zeigen, wie verunrechtet er war, besonders da seine Mama nicht weit weg sein konnte.

Aber er hatte vergessen, daß seine Mutter doch zu allererst Onkel Rubens Schwester war. Als sie Axel auf dem Eise sitzen sah, da kam sie garnicht begütigend und tröstend, sondern nur mit diesem ewigen:

„Sitz' nicht so, mein kleiner Junge! Denke an Onkel Ruben, der gestorben ist, gerade als er fünf Jahre alt war, so wie Du jetzt, weil er sich in einen Schneehaufen gesetzt hatte."

Der Junge stand gleich auf, als er von Onkel Ruben sprechen hörte, aber er fühlte die Kälte bis ins Herz. Wie konnte Mama von Onkel Ruben erzählen, wenn ihr kleiner Junge so traurig war. Axels wegen konnte er sich schon hinsetzen und sterben, wo es ihm beliebte, aber jetzt war es, als wenn ihm dieser Tote seine eigene Mama nehmen wollte, und das konnte Axel nicht zugeben. So lernte er Onkel Ruben hassen.

Hoch oben im Stiegenaufgang daheim bei Axel war eine Steinbalustrade, auf der es schwindelnd herrlich zu sitzen war. Tief unten lag der Steinboden des Flurs, und wer oben rittlings saß, konnte träumen, daß er über Abgründe dahinzöge. Axel nannte die Balustrade sein gutes Roß Grane. Auf dessen Rücken sprengte er über brennende Wallgräben in verzauberte Schlösser. Da saß er stolz und trotzig, während die großen Haarlocken von dem heftigen Anlauf wehten, und kämpfte Sankt Georgs Kampf mit dem Drachen. Und noch war es Onkel Ruben nicht eingefallen, dort reiten zu wollen.

Aber natürlich kam er. Gerade als der Drache sich in Todesängsten wand und Axel in stolzer Siegesgewißheit dasaß, hörte er das Kindermädchen rufen: „Axel, nicht da sitzen! Denk' an Onkel Ruben, der starb, als er acht Jahre alt war, gerade wie Du jetzt, weil er auf einem Steingeländer geritten ist. Hier darfst Du nie mehr sitzen, Axel!"

Solch ein neidischer, alter Dummerian, dieser Onkel Ruben! Er konnte es gewiß nicht ertragen, daß Axel Drachen tötete und Prinzessinnen rettete. Wenn er sich nicht hütete, wollte Axel zeigen, daß auch er Ruhm gewinnen könnte. Wenn er jetzt auf den Steinboden dort unten sprang und sich totschlug, dann würde er schon in den Schatten gestellt sein, dies große Lügenmaul!

Armer Onkel Ruben! Armer, kleiner, guter Junge, der draußen auf den sonnenbeschienenen Marktplatz mit seinem Kreisel gespielt hatte! Nun mußte er erfahren, was es heißt, ein großer Mann zu sein. Eine Vogelscheuche war er geworden, welche die Zeit, die dahingegangen, der kommenden aufgestellt.

Es war draußen auf dem Lande bei Onkel Jwan. Eine ganze Menge Basen und Vettern waren auf dem herrlichen Landgut versammelt. Axel ging da herum, von seinem Haß gegen Onkel Ruben erfüllt. Er wollte nur wissen, ob er auch noch andere außer ihm quäle. Aber etwas schüchterte ihn ein, sodaß er sich nicht zu fragen getraute. Es war, als hätte er damit eine Lästerung begangen.

Endlich waren die Kinder allein. Kein Großer war dabei. Da fragte Axel, ob sie von Onkel Ruben gehört hätten.

Er sah, daß es in den Augen aufblitzte, und daß viele kleine Fäustchen sich ballten, aber es schien, daß die kleinen Mündchen Ehrfurcht vor Onkel Ruben gelernt hatten. „Still doch," sagte die ganze Schar.

„Nein," sagte Axel, „jetzt möchte ich wissen, ob er noch irgend jemand anderen peinigt, denn ich finde, daß er der lästigste von allen Onkeln ist."

Dieses einzige mutige Wort brach den Damm, der den Harm gequälter Kinderherzen umgab. Es gab ein großes Murren und Rufen. So muß ein Haufen Nihilisten aussehen, wenn sie den Selbstherrscher schmähen.

Jetzt wurde das Sündenregister des armen, großen Mannes aufgezählt. Onkel Ruben verfolgte alle seine Geschwisterkinder. Onkel Ruben starb überall, wo es ihm gerade beliebte. Onkel Ruben war immer im gleichen Alter mit dem, dessen Ruhe er stören wollte.

Und Respekt mußte man vor ihm haben, obwohl er ganz offenkundig ein Lügner war. Ihn in der verschwiegensten Tiefe seines Herzens hassen, das konnte man; aber ihn übersehen, oder ihm Unehrerbietigkeit zeigen, Gott behüte.

Digitized by Google

Welche Miene die Alten annahmen, wenn sie von ihm sprachen! Hatte er denn je etwas so Merkwürdiges vollbracht? Sich hinzusetzen und zu sterben, war doch nichts so Wunderbares. Und was er auch für Großtaten ausgeführt haben mochte, gewiß war, daß er jetzt seine Macht mißbrauchte. Er stellte sich den Kindern in allem entgegen, wozu sie Lust hatten, die alte Vogelscheuche. Er weckte sie von ihrem Mittagsschlummer auf der Wiese auf. Er hatte das beste Versteck im Park entdeckt und dessen Benutzung verboten. Jetzt erst kürzlich hatte er es sich einfallen lassen, auf ungesattelten Pferden zu reiten.

Sie waren alle ganz sicher, daß der arme Tropf nie mehr als drei Jahre alt geworden war, und jetzt überfiel er große Vierzehnjährige und behauptete, daß er in einem Alter mit ihnen sei. Das war das Alleraufreizendste.

Ganz unglaubliche Dinge kamen über ihn an den Tag. Er hatte von der Brücke aus Weißfische gefischt, er hatte in dem kleinen Eichenstamme gerudert, er war auf die Weide geklettert, die über das Wasser hing, und in der es sich so behaglich sitzen ließ, ja, er hatte sogar auf Pulverpatronen gelegen und geschlafen.

Aber sie waren alle ganz gewiß, daß es keinen Ausweg vor seiner Tyrannei gäbe. Es war eine Erleichterung, sich ausgesprochen zu haben, aber kein Heilmittel. Man konnte sich gegen Onkel Ruben nicht auflehnen.

Man sollte es nicht glauben, aber als diese Kinder groß wurden und eigene Kinder bekamen, begannen sie sich sogleich Onkel Ruben zu Nutze zu machen, sowie ihre Väter es vor ihnen getan hatten.

Und ihre Kinder wieder, nämlich die Jugend, die heute heranwächst, haben die Lektion so gut gelernt, daß es eines Sommers draußen auf dem Lande geschah, daß ein fünfjähriges Knirpschen zur alten Großmutter Berta kam, die sich auf einen Absatz der Treppe gesetzt hatte, während sie auf den Wagen wartete, und sagte:

„Großmutter, Du hattest doch einmal einen Bruder, der Ruben hieß."

„Darin hast Du recht, mein kleiner Junge," sagte Großmutter und stand sogleich auf.

Dies war für die gesamte Jugend ein Anblick, als hätten sie einen alten Krieger König Karls XII. sich vor König Karls Porträt verneigen sehen. Sie hatten nun eine Ahnung, daß Onkel Ruben, wie sehr er auch mißbraucht wurde, immer groß bleiben mußte, nur, weil er einmal so sehr geliebt worden war.

In unseren Tagen, da man alle Größen so genau prüft, muß er mit mehr Maß verwendet werden als früher. Die Grenze seines Alters ist niedriger; Bäume, Boote und Pulverpatronen sind vor ihm sicher, aber nichts aus Stein, was zum Sitzen taugt, kann ihm entgehen.

Und die Kinder, die Kinder von heute, betragen sich anders gegen ihn als die Eltern. Sie kritisieren ihn offen und unverhüllt. Ihre Eltern verstehen die Kunst nicht mehr, stummen, ehrfürchtigen Gehorsam einzuflößen. Kleine Pensionsmädchen handeln Onkel Ruben ab und bezweifeln, ob er etwas anderes als eine Mythe sei. Ein sechsjähriger Jüngling schlägt vor, daß man auf experimentellem Wege beweisen solle, daß es unmöglich sei, sich auf einer Steinstufe tötlich zu erkälten.

Aber das ist nur Eintagsmut. Diese Generation ist im allerinnersten ebenso von Onkel Rubens Größe überzeugt, wie die vorhergehende, und gehorcht ihm ebenso wie diese.

Und der Tag wird kommen, da diese Spötter zu dem uralten Hause ziehen, die alte Steinstufe aufsuchen und sie auf einen Sockel mit goldener Inschrift erheben werden.

Sie scherzen jetzt ein paar Jahre lang mit Onkel Ruben, aber sowie sie herangewachsen sind und eigene Kinder zu erziehen haben, werden sie von dem Nutzen und der Notwendigkeit des großen Mannes überzeugt sein.

„Ach, mein Kindchen, sitze nicht auf dieser Steinstufe, Deiner Mutter Mutter hatte einen Onkel, der Ruben hieß. Er starb, als er in Deinem Alter war, weil er sich auf eine solche Steinstufe gesetzt hatte, um sich auszuruhen."

So wird es heißen, solange die Welt steht.

Falun. Selma Lagerlöf.

Gustaf af Geijerstam: Wald und See. Novellen. Autorisierte Uebersetzung von Gertrud Ingeborg Klett. (S. Fischer, Verlag, Berlin.)

Es ist eine nicht eben erfreuliche Tatsache, daß die guten Bücher, die in den letzten Jahren auf unserem Büchermarkte erschienen, fast alle aus dem Auslande zu uns herüberkamen, aus Frankreich, Rußland oder — was meist der Fall war — aus den nordischen Ländern. Wer möchte es bezweifeln, daß eine ganze Reihe ausländischer Autoren bei uns populärer ist, als fast alle einheimischen der Gegenwart? Das ist gewiß traurig, und (was für uns noch trauriger ist) sie sind mit gutem Rechte bei uns bekannter als unsere eigenen, denn wir haben ihnen augenblicklich nur sehr wenige Ebenbürtige zur Seite zu stellen — wenn das überhaupt der Fall ist! Freilich, es soll nicht verschwiegen werden, daß die Uebersetzungswut, die gegenwärtig grassiert, manches importiert, was besser jenseits der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle geblieben wäre. Andererseits wird auch sicherlich, wie ja fast immer, von dem Deutschen manches Fremde auf Kosten des Einheimischen geschätzt. Augenblicklich aber hat jedenfalls diese Vorliebe des Deutschen für das Fremde in bezug auf die Literatur eine gewisse Berechtigung erhalten, wofür das vorliegende Buch von Gustav af Geijerstam wieder ein neues Beispiel bietet, sicherlich nicht das stärkste, das man zur Unterstützung dieses Beweises beibringen könnte, aber immerhin ein Beispiel, das man gelten lassen muß.

Wer Gustaf af Geijerstam nur aus jenen Werken kennt, in denen er die Gesellschaft schildert, kennt ihn keineswegs von seiner stärksten Seite. Gewiß sind sein „Buch vom Brüderchen", „Komödie der Ehe", „Frauenrecht" gute Bücher, aber man vermißt darin die große, eine Ursprünglichkeit eines begnadeten Dichters. Der Verstand scheint dabei das Gefühl, das doch immer erst einem Kunstwerke seine Lebenswärme verleiht, zu sehr beiseite gedrückt zu haben; freilich ein scharfer Verstand, der zu beobachten versteht und den Menschen bis ins Herz zu sehen vermag, aber doch immerhin ein Verstand mit verhältnismäßig geringer Herzenswärme. Ganz anders ist es mit seinen Schilderungen aus dem Bauernleben, besonders in diesem neuen Buche „Wald und See". Diese Menschen sind nicht nur von seinem Verstande erschaffen, ihnen hat er auch Leben von seinem Herzen, Blut von seinem Blute gegeben. Die Gesellschaft reizte wohl seinen Verstand und gab ihm Probleme zu lösen aber die Landbevölkerung steht seinem Herzen näher, und wenn er sie schildert, muß dabei notgedrungen sein Herz daran Anteil nehmen. Das ist es, was uns diese Charaktere weniger abstrakt macht, was uns diese Bauern menschlich näher führt. Hier liegt auch das eigentliche Gebiet seiner Begabung, was er selbst schon sehr früh gefühlt haben mag, denn er schrieb einmal früher darüber: „Wie lange ich davon geträumt hatte, gerade dies einmal schildern zu können, weiß ich jetzt nicht mehr. Aber ich weiß, daß, wenn ich daran dachte, mir der Versuch als schwindelnde Unmöglichkeit erschien. Es galt, den Gefühlen, Gedanken, Treiben und Möglichkeiten, den Handlungen und Träumen von Menschen Leben zu geben, die von dem, was wir selbst dachten, träumten und wollten, so weit geschieden waren, als gehörten wir nicht zu derselben Rasse. Es galt, Menschen, die der Natur näher standen und darum auch natürlicher, weniger kompliziert lebten als wir, das Leben der Dichtung zu geben." Er siedelte damals aufs Land über, um Sitten, Leben und Gewohnheiten des schwedischen Bauern aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Das erste Ergebnis dieser Studien war sein Buch „Fattigt Folk", sein „Gesellenstück", wie es Strindberg genannt hat. Dann aber ging er auf ein anderes Stoffgebiet über, und erst ein halbes Menschenalter später wandte sich Geijerstam wieder einer Schilderung aus dem Bauernleben zu und schrieb seinen Roman „Nils Tufvesson und seine Mutter", ein Werk von großer Kraft und Feinheit, das er aber durch sein neues Buch durchaus überholt hat. Solche Gestalten wie Anders Johan, Kristin, Anders Petter, Samuel, Margarete und wie sie immer heißen mögen, bleiben haften. Und wenn man einst sein „Fattigt Folk" als sein Gesellenstück bezeichnete, so glaube ich, daß es nicht zuviel gesagt ist, wenn man sein „Wald und See" als das Werk eines Meisters ansehen darf.

Hugo Philipp.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin

Digitized by Google

Nr. 20. Berlin, den 11. Februar 1905. 22. Jahrgang.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Je mehr Einzelheiten aus den famosen Handelsverträgen des Grafen Bülow bekannt werden, um so lauter ertönen die Proteste der betroffenen Industriellen und der wissenschaftlichen Handelspolitiker. Aus der Fülle der letztwöchigen Veröffentlichungen dieser Art seien nur einige charakteristische Beispiele herausgegriffen. Der Gesamtausschuß des Handelsvertragsvereins hat in einer stark besuchten Sitzung nach ausführlichen Referaten und eingehender Debatte folgende Erklärung einstimmig angenommen:

„Die neuen Handelsverträge bestätigen die schlimmsten Befürchtungen, insbesondere erhöhen die Verträge mit Oesterreich-Ungarn, Rußland, der Schweiz und Rumänien die Zollschranken dermaßen, daß sie die wichtigsten Zweige der deutschen Industrie die Ausfuhr dorthin schwer geschädigt werden wird. Man zwingt sie damit, immer mehr durch Errichtung von Filialwerken im Ausland dort die Industrie zu entwickeln und so dem Vaterland unberechenbaren Schaden zuzufügen. Der Handelsvertragsverein erhebt Protest gegen eine Handelspolitik, welche unsere hoch entwickelte Industrie und den innig mit ihr verbündeten Handel aus ihrer schwer errungenen, hervorragenden Stellung auf dem Weltmarkt zu verdrängen und dadurch die wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands auf das schwerste zu erschüttern droht. Er richtet deshalb die dringende Aufforderung an Industrie und Handel, durch festen Zusammenschluß und gemeinsame Arbeit dahin zu wirken, daß ihr Interesse wiederum die ihnen gebührende Berücksichtigung in der deutschen Wirtschaftspolitik finde."

Und einer der ersten wissenschaftlichen Beurteiler der Handelspolitik, Professor Dr. Lotz-München, kommt in der „Hilfe" nach einem ausführlich begründeten Verdammungsurteil der Verträge zu den Schlußsätzen:

„Wer darf die Verantwortung auf sich nehmen, für diejenigen der neuen Verträge zu stimmen, welche Zollerhöhungen agrarischer Produkte bieten? Selbstverständlich wer an den Nutzen der Agrarzölle glaubt. Und wer die Zollerhöhungen des Kardorff-Tarifs bekämpft hat? Er würde sich lächerlich machen, er würde überhaupt nicht mehr ernst genommen werden können, wenn er durch Zustimmung zum neuen rumänischen, österreichischen, russischen Vertrag der Kardorff-Majorität einen Teil der Verantwortung für die herrliche Zukunft abnehmen würde, der wir jetzt entgegen gehen."

Mit der Stellung der zollgegnerischen Linken zu den Handelsverträgen beschäftigt sich auch die „Frankfurter Zeitung" in mehreren treffenden Anmerkungen, von denen wir die folgende zitieren:

„Schon deshalb, weil auch ohne die Linke eine Mehrheit für die Verträge gesichert ist, braucht man sich nicht den Kopf zu zerbrechen, ob im Falle der Ablehnung die Kündigung der alten Verträge erfolgen und der neue Zolltarif in Kraft treten würde. Aber Graf Bülow hat auf diese Spezialfrage schon in seiner letzten Rede eine unzweideutige Antwort gegeben. Nachdem er auf die großen Schwierigkeiten der Vertragsverhandlungen hingewiesen hatte, führte der Reichskanzler weiter aus, daß er trotzdem den harten Kampf durchgekämpft habe, und er fuhr dann fort:

„Denn, meine Herren — jetzt kann ich es offen aussprechen — festhalten an dem System der Handelsverträge, das war für die Mehrheit der verbündeten Regierungen conditio sine qua non für unser gesamtes zollpolitisches Reformwerk."

Hier ist also gar nicht mißverständlich erklärt, daß die Mehrheit des Bundesrats dem neuen Zolltarif nur unter der Bedingung des Abschlusses neuer Verträge zugestimmt hat, daß sie also den Tarif nicht in Kraft setzen wird, wenn diese Verträge etwa im Reichstage scheitern sollten."

Je weiter sich die Kenntnis der einzelnen Vertragsbestimmungen verbreitet, um so mehr wird die heute noch vielfach vorhandene Gleichgültigkeit den neuen Handelsverträgen gegenüber in Erstaunen, Zorn und Protest übergehen!

Mit einer ungewöhnlichen Hast, die die ganze seitherige Verschleppungspolitik in verschärfter Weise als Verhöhnung der Regierung erscheinen läßt, hat das preußische Abgeordnetenhaus die zweite und dritte Lesung der Kanalvorlage binnen drei Tagen vollendet. Mit 244 gegen 146 Stimmen wurde die Herstellung eines Schiffahrtskanals vom Rhein zur Weser, die Kanalisierung der Lippe, die Schaffung eines Großschiffahrtsweges Berlin—Stettin, die Verbesserung der Wasserstraße zwischen Oder und Weichsel und die der Warte von der Mündung der Netze bis Posen, die Kanalisierung der Oder von der Mündung der Glatzer Neiße bis Breslau und eine Reihe von Versuchsbauten und Staubecken auf der Strecke von Breslau bis Fürstenberg beschlossen. Ein Teil der agrarischen Kanalgegner hat jedoch, um die seitherige reaktionäre Kanalpolitik nicht gänzlich vor ihren eigenen Wählern zu desavouieren, die Rolle der Unversöhnlichen gespielt und gegen den Kanal gestimmt. Die Mitglieder der Freisinnigen Vereinigung haben sich aus Gründen, wie sie vor kurzem auch in der „Nation" ausführlich dargelegt wurden, einstimmig für den Kanalbau entschieden, während die Volkspartei sich nicht darüber hat einigen können, ob die erwachsenden Vorteile oder Nachteile größer seien und deshalb teils für teils gegen die Vorlage stimmte. Daß mit der Annahme der verstümmelten Kanalvorlage auch noch das der Regierung aufgezwungene Schleppmonopol und die verkehrsfeindliche, verfassungswidrige Erhebung von Schiffahrtsabgaben mitbeschlossen wurde, verschärft die Demütigung, die die preußische Regierung von der Reaktion erfahren hat. „Agrarier und Junker in Preußen voran", das ist, wie der Ausgang der Kanalaffäre beweist, die maßgebende Parole, nach der gegenwärtig preußische Politik gemacht wird. Und da nach einem bekannten Bülowausspruch Preußen in Deutschland voran geht, so ist durch die Erledigung der Kanalvorlage auch zugleich der gegenwärtige Kurs der Reichsregierung gekennzeichnet — ganz abgesehen von den Handelsbehinderungsverträgen, deren Be-

Digitized by Google

ratung eben im Reichstag begonnen hat. Wo dieser Kurs aber hingeht, das beweist die Resolution des Deutschen Landwirtschaftsrates, dieser hocharistokratischen Ausgabe des sich demokratisch geberdenden Bundes der Landwirte. Darin wird, wie wir es ahnungsvoll schon im Dezember von den Führern des Protektionismus voraussagten (vergl. „Nation" Nr. 11 vom 10. Dezember), „die Kündigung der bestehenden Meistbegünstigungsverträge sowie des mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika bestehenden Vertrages für unbedingt erforderlich" erklärt. Die handelspolitische Leichtfertigkeit dieser Forderungen wird selbst einem Grafen Bülow zu weit gehen, auch wenn er fernerhin Wert darauf legt, bei den Festessen dieser illustren agrarischen Gesellschaft neuer Zolltaten sich rühmen zu können.

Adolf v. Menzel ist im höchsten Greisenalter gestorben. Ein Schaffen bis wenige Tage vor seinem Tod und dann eine leichte Krankheit! Welch ein erfolgreiches Leben und welch ein glückliches Ende! Menzel, dessen nähere Würdigung wir uns vorbehalten, war eine Glorie für Deutschland und eine Kulturmacht für uns. Es ist noch in aller Erinnerung, wie diese Exzellenz und dieser Ritter des Schwarzen Adlerordens auch seinerseits protestiert und demonstriert hat gegen die lex Heintze.

Ein englischer Rivale unseres deutschen „Staatsmannes" Paasche, der Zivillord der englischen Marine, Mr. Lee hat eine Rede über die Gefahr einer deutschen Invasion in England und die Notwendigkeit stärkster englischer Flottenrüstungen gehalten, die ebenso wie Paasches speech um der verantwortlichen Stellung des Redners und um des unverantwortlichen Inhalts willen eine kurze Zeitlang Aufsehen in der deutschen und englischen Presse erregte. Mr. Lee kann zu seiner Entschuldigung wenigstens noch seine größere Jugend ins Feld führen. Im übrigen: much ado about nothing!

* * *

Geschlagen, nicht besiegt!

Der größte wirtschaftliche Kampf, den Deutschland bis dahin erlebt hat, der Streik der Bergarbeiter im Ruhrrevier, hat nach dreiwöchigem Ringen mit bedingungsloser Rückkehr zur Arbeit geendigt. Die beispiellose Solidarität der Bergleute untereinander, die musterhafte Disziplin der Ausständigen, die opferbereite Unterstützung durch die Gesamtarbeiterschaft und durch breite Massen des gerechtdenkenden Bürgertums, der moralische Druck der festgeschlossenen öffentlichen Meinung: das alles hat diesen Ausgang nicht abwenden können. Der nackte Hunger, die materielle Not hat die Massen in die Gruben zurückgetrieben. Weil sie schon bei der ersten Auszahlung von Streikunterstützung die notwendigen Summen zur Linderung der dringenden Not nicht aufbringen konnten und an eine weitere finanzielle Durchhaltung des Kampfes nicht zu denken war, darum brachen sie den aussichtslosen Streik ab. Die Berechtigung der Forderungen, um die sie kämpften, bleibt von diesem Ausgang unberührt. Geschlagen, aber nicht besiegt fahren sie wieder ein zu ihrem schweren Tagewerk!

Geschlagen, aber nicht besiegt! Zwar sind die Klagen, um deren Abstellung willen sie schließlich in elementarer Gefühlsaufwallung gegen den dringenden Rat ihrer Führer in die gewaltige Streikbewegung eintraten, nicht erfüllt. Aber die Situation ist doch heute eine ganz andere, eine wesentlich günstigere für sie als beim Beginn des Kampfes.

Die Bergarbeiter haben das feierliche Versprechen der preußischen Regierung, daß durch ein Notgesetz ihre Hauptforderungen alsbald erfüllt werden sollen, ein Versprechen, das durch die verschiedenen Verhandlungen des Reichstags so gefestigt und gesichert wurde, wie das eben überhaupt möglich ist. Gewiß wäre ein fertiges Gesetz besser gewesen als ein festes Versprechen; aber enden schließlich nicht alle Streiks, die von den Arbeitern gewonnen werden, mit Versprechungen? Und sind Versprechungen, die verantwortliche Regierungsvertreter abgeben, am Ende nicht zuverlässiger als solche, die die Arbeitgeber sich abpressen lassen?

Die Bergarbeiter haben Einigkeit und Disziplin im Kampfe kennen und schätzen gelernt. Man muß wissen, in welcher gehässigen Weise seither die einzelnen Organisationen einander bekämpften, um den Gewinn des Zusammengehens in einer großen, allgemeinen Berufsangelegenheit richtig einschätzen zu können. Solche Tage gemeinsamen Kämpfens, Hungerns, Hoffens und — Unterliegens vergessen sich nicht wieder, wenn auch Eifersüchteleien und Reibereien der konkurrierenden Verbände nicht ganz aufhören werden. Man muß sich erinnern an die Disziplinlosigkeit zu Anfang der Bewegung, um den Vorteil zu ermessen, der darin liegt, daß die Massen der Organisierten und Unorganisierten jetzt wie gutgedrillte Soldaten mitten im tobenden Kampfe zu geordnetem Rückzug gesammelt werden können. Mögen in grenzenloser Erbitterung auch zunächst einige tausend Ausständige Schwierigkeiten machen: die Masse wird ihren Führern gehorsam folgen. Die Disziplin ist trotz etlicher turbulenter Szenen bei Beendigung des Ausstandes besser als früher. Disziplinierte Truppen sind aber für künftige Kämpfe doppelt und dreifach tüchtiger als undisziplinierte. Und wer wollte meinen, daß nach diesem Ausgang künftige Kämpfe ausgeschlossen seien?

Die Bergarbeiter haben im Kampfe ihre Organisationen komplettiert. Die Mitgliederziffer der Berufsvereine hat sich nahezu verdoppelt. Ob dieser gewaltige Zuwachs mehr den christlichen oder mehr den sozialdemokratischen Gewerkschaften zugute gekommen ist, kann dabei unerörtert bleiben. Hauptsache ist, daß für die Zukunft — auch wenn große Mengen der jetzt Gewonnenen wieder fahnenflüchtig werden sollten — ein ganz anderer gewerkschaftlicher Heerbann aufgeboten werden kann, als dies noch vor drei Wochen möglich war.

Die Bergarbeiter haben über alle diese agitatorischen und organisatorischen eigenen Vorteile hinaus noch eine eminente erzieherische Aufgabe am deutschen Volk erfüllt. Die Tatsache, daß 300 000 Männer der Arbeit einmütig ihren Lohn, ihre Existenz in die Schanzen geschlagen haben, um gerechtere Arbeitsbedingungen und menschenwürdigere Behandlung durchzusetzen, ist in ihrer imponierenden Größe von den breitesten Bevölkerungsschichten begriffen worden. Das soziale Empfinden ist durch diesen Riesenstreik in einer Weise ausgebreitet, das soziale Verständnis vertieft worden, wie noch bei keinem früheren Wirtschaftskampf. Hunderttausende haben angesichts dieses ruhig und besonnen geführten Massenausstandes das Gruseln vor dem Wort „Streik" verlernt, Regierung und Parlament haben bei ihren Verhandlungen unter dem gewaltigen Eindruck dieses Kampfes gestanden, städtische Körperschaften, viele politische und sozialpolitische Vereine, zahllose Privatpersonen haben gelernt, Streikunterstützungen zu zahlen, in weiten Schichten unserer Intellektuellen ist das Interesse für die Grundrechte der Arbeiter, für Persönlichkeitsrecht und Koalitionsrecht geweckt worden.

Gewiß haben die streikenden Bergarbeiter diese nicht zu unterschätzenden Erfolge nicht ganz allein errungen; sie hatten an dem herausfordernden Trotz der Syndikatsherrn einen starken Bundesgenossen. Aber eben darum konnten sie auch ohne einen formellen Sieg den Kampf abbrechen. Jetzt begleitet sie die starke Sympathie der öffentlichen Meinung auf ihrem schweren Gang zu den verlassenen Arbeitsstätten. Und diese Sympathie wird die Versprechungen gesetzgeberischer Hilfe in Taten umsetzen helfen. Sie wird darüber hinaus Sorge tragen, daß Worte wie „Sozialreform" und „Koalitionsfreiheit", „Versammlungsrecht" und „Korporationsrecht der Berufsvereine" einen lebendigeren Inhalt erhalten, als sie ihn bis dahin hatten.

Und darum ist die jetzige Niederlage nicht das Ende des gewaltigen Ringens. Und der Riesenkampf ist der Riesenopfer wert gewesen, die er gekostet hat.

Fr. Weinhausen.

Digitized by Google

Rubel, Politik und Humanität.

Das Moralische versteht sich immer von selbst — natürlich in der Theorie; und zu dem Moralischen gehört auch die Humanität. Das Wort Moral klingt uns heute zu dogmatisch. Humanität ist die Moral und vielfach die Religion des Kulturmenschen, und Kulturmenschen sind wir alle; alle samt und sonders. Das ist ganz selbstverständlich. Dieses Attribut ist ebenso unentbehrlich, um die geistige Gesellschaftsfähigkeit aufrecht zu erhalten, wie Seife um die körperliche Gesellschaftsfähigkeit zu wahren.

Daß wir als Kulturmenschen es scheußlich finden, wenn in russischen Städten unbewaffnete Arbeiter auf Befehl cynischer Machtpolitiker von der blind verfahrenden bewaffneten Macht niedergeknallt werden, — darüber ist kein Wort zu verlieren. Scheußlich!

Ich meinerseits möchte annehmen, daß diese berechtigte Empörung des ziolisierten Europa auf Individualitäten wie die Großfürsten Sergius und Wladimir und auf Herrn Trepow, das ausführende Organ, nur einen sehr mäßigen Eindruck machen wird. Darüber dürfen wir uns diesseits der russischen Grenze nicht täuschen. Das gebildete Europa ist für diese Regenten Rußlands der „faule Westen", und der faule Westen ist gut genug, um Rußland Geld zu pumpen, er kann auch durch Pariser Vergnügungen und durch Zerstreuungen in Monaco seine Daseinsberechtigung unter Umständen erweisen; aber über russische häusliche Angelegenheiten hat dieser „Westen" zu schweigen.

Gleichwohl scheint es mir dringend geboten, daß dieser Westen n i c h t schweigt, denn schließlich sind Sergius, Wladimir und Trepow noch nicht Rußland, obgleich sie im Augenblick die Akteure sind, und obgleich sie handeln, während die Ministerberatungen wertloses, beschriebenes Papier zutage fördern, von dem man nicht einmal hoffen kann, daß es demnächst wertvoller werden wird. Es gibt aber auch in den regierenden Kreisen Rußlands Persönlichkeiten, die nicht so borniert sind, wie jene, die heute im Namen des Zaren regieren; jene anderen wissen, daß die europäische öffentliche Meinung eine Macht ist, auch für Rußland.

Welcher Art ist diese Macht?

Es bedarf nicht einer beamteten Politik, um die wohlfeile Brombeerenwahrheit auszusprechen, daß jeder Staat sich die Einmischung fremder Staaten in seine eigene innere Politik zu verbitten berechtigt ist. Solch eine Intervention ist freilich möglich; sie ist unter Umständen sogar geboten, und zwar in dem Falle, wenn die Entwicklung des einen Reiches zu einer unmittelbaren Gefahr für das andere Reich zu werden droht, aber man muß sich darüber klar werden, zu welchen Konsequenzen solche Einmischung führen kann. Diese Möglichkeiten liegen im Augenblick, was Rußland anbetrifft, für Deutschland absolut nicht vor, und es gibt keinen liberalen Politiker, der verlangt, daß das beamtete Deutschland der russischen Reaktion amtlich entgegentrete. Es sollte aber auch keinen deutschen konservativen Politiker geben, der verlangt, daß wir für das heutige russische Regime Bütteldienste leisten.

Unsere offizielle Politik ginge gern weiter. Sie ist natürlich ebenso human und kulturfreundlich wie zitatenreich. Human und kulturfreundlich ist sie für den Hausgebrauch. Seit Bismarck hat man in öffentlichen Angelegenheiten hingegen realpolitisch zu sein; und auch dagegen läßt sich garnichts einwenden, wenn Realpolitik bedeutet: mit zweckmäßigen Mitteln auf praktische Ziele losgehen; diese Ziele brauchen freilich und sollten durchaus nicht im Widerspruch mit den Anforderungen der Kultur und der Humanität stehen. „Realpolitisch" deutete man heute hingegen gern folgendermaßen aus: Halten wir auch als Nation das Maul, wenn uns unsere Anschauungen von Kultur und von Humanität zu reden zwingen. Kultur und Humanität sind natürlich gute Dinge — selbstverständlich —; und wir sind natürlich alle Kulturmenschen — in der Unterhaltung; aber unterhalten wir uns nicht laut von diesen Angelegenheiten, vielmehr so leise, daß es niemand in Rußland hört, denn das Trommelfell der Herren Sergius, Wladimir und Trepow wollen wir als kluge Politiker schonen.

Man kann der Ansicht sein, daß eine tête-à-tête mit Kultur und Humanität in der Chambre séparée weder sehr würdevoll für diese beiden achtbaren Damen, noch sehr wirkungsvoll sein wird, um ihnen allgemein in der Gesellschaft Ansehen zu verschaffen. Man kann ferner der Ansicht sein, es sollte das mächtige Deutsche Reich seinen Bürgern neben andern Gütern auch das Gut gebracht haben, daß wir frei und vernehmlich unsere innersten Ueberzeugungen selbst dann international aussprechen dürfen, wenn diese Ueberzeugungen hier oder dort mißfallen sollten. Die Wahrhaftigkeit ist ein Luxus der Starken und Unabhängigen, ihr vornehmster und edelster Luxus; und auch der — starker und unabhängiger Völker.

Also man wird uns schon gestatten müssen, unsere Ansicht über Rußland und über das Regiment in Rußland zu sagen.

Die Wahrheit zu sagen, ist immer zweckmäßig. Die gesprochene, die geschriebene, die gedruckte Wahrheit bestimmt schließlich die Haltung und das Handeln von Dutzenden, von Hunderten, von Tausenden und von Millionen, und dann wird diese Wahrheit unbequem, selbst denen, die auf die souveräne und unwiderstehliche Macht der Knute, der Flinte, des Gefängnisses und des Galgens mit Zuversicht rechnen.

Und heute ist es eigentlich nur noch notwendig, daß die gesprochene, die geschriebene, die gedruckte Wahrheit, die die Wahrheit von aller Welt in Westeuropa ist, in Uebereinstimmung gebracht werde mit der Haltung und dem Handeln von aller Welt.

Ganz leicht ist das nicht.

Auch unsere großen Finanzleute in Westeuropa sind bekanntermaßen große Freunde der Kultur und der Humanität, und wenn sie aus der Kulturfreundlichkeit, die sie bekennen, die Konsequenzen ziehen wollten, so ist alles in Ordnung. Die unentrinnbare Konsequenz wäre nämlich, daß, wer auf seiten der Kultur steht, ganz sicher nicht der Unkultur die Waffen in die Hand geben darf, um ihr zu ermöglichen, das erste Sprießen einer freieren und edleren Gesittung erbarmungslos niederzumähen. Die Waffen, und sie sind die wirksamsten, die Westeuropa den russischen Machthabern liefert, sind Geld, und ohne dieses Geld der Kulturwelt wäre die Herrlichkeit des Systems Plehwe-Trepow in allerkürzester Zeit zu Ende.

Um gerecht zu sein, muß zugegeben werden, daß die großen Bankiers und die Direktoren der großen Finanzinstitute im Westen nicht allein für Kultur schwärmen, und der Unkultur gegen die Kultur die Säbel, die Flinten, die Kanonen und das Pulver liefern, nicht alle Welt, aber fast alle Welt, beteiligt sich hieran, wenigstens alle jene, die sich entrüsten, wenn sie von den Massakres in Petersburg lesen, und die subskribieren, wenn eine neue russische Anleihe es ihnen ermöglicht, ihr Kapital nach ihrer Ansicht günstig anzulegen.

Es gibt Geschäfte, an denen kein anständiger Mensch sich beteiligt; zu denen gehört eine lukrative, gut gehende Bordellwirtschaft. Auch Wuchergeschäfte sind, ganz abgesehen von den Paragraphen des Strafgesetzbuches, nicht salonfähig. Wer als Bürger des einen Staates die Anleihe des andern Staates kauft, mit dem das Vaterland sich in Kriegszustand befindet, der wird von der allgemeinen Mißachtung erdrückt werden. Nun, die Kulturmenschheit befindet sich gegenüber dem heutigen Regime in Rußland in Kriegszustand — dem stimmt alle Welt zu —, aber daß alle Welt hieraus die Konsequenzen zöge, für eine solche Auffassung ist unser Empfinden noch nicht verfeinert genug, und doch, eine wie kleine, wahrhaft harmlose Schmutzerei ist ein Wuchergeschäftchen oder die stille Teilhaberschaft an einem galanten Hause gegenüber der finanziellen Unterstützung einer Macht, die nicht ein paar Individuen, sondern ein ganzes Volk wirtschaftlich auspovert, und moralisch und intellektuell zugrunde richtet.

Ich fühle mich im geringsten den Beruf in mir, nach dem Vorbilde von Abraham a Santa Clara die Welt zu bessern und zu bekehren, schon darum nicht, weil mir die Züchtung der Moral in Reinkultur als ein sehr zweifelhaftes Unternehmen erscheint; leider. Ich meine, daß die Moral, diese zarte Pflanze, nur dann wächst und gedeiht, wenn sie sich emporrankt und eine starke Stütze findet an den realen Bedürfnissen dieser Welt, vor allem an den realen Interessen.

Immerhin dürfte es gut sein, einmal unsere kostenlose, westliche Entrüstung gegen Rußland und unsere geldlüsterne Unterstützung dieses verabscheuten Rußland gegeneinander zu stellen.

Digitized by Google

Und ich bin überzeugt, daß der Augenblick kommt, da die öffentliche Meinung laut und vernehmlich sagen wird, solche Geschäfte macht der anständige Mensch nicht.

Inzwischen ist es geboten, die Angelegenheit von einer Seite anzusehen, die schon heute auf allgemeines Verständnis rechnen kann.

Rußland ist gewaltig verschuldet; niemand kann widersprechen. Noch vor Ausbruch des Krieges mehrte sich die Zahl jener Finanzkenner, die darauf hinwiesen, daß Rußland die Zinsen der alten Schulden mit den Erträgnissen seiner neuen Anleihen decke. Der Krieg hat weitere immense Aufwendungen gänzlich unproduktiver Art erfordert. Der Friede, wenn er erzielt sein wird, verlangt neue, unproduktive Millionenausgaben zur Wiederherstellung der Flotte und des Heeres. Der Friede wird voraussichtlich auch den russischen ostasiatischen Besitz, für dessen Nutzbarmachung Milliarden verausgabt sind, auf absehbare Zeit gänzlich ruinieren. Eine schwere Kriegskontribution an Japan kann hinzukommen, und die Zerrüttung im Innern schlägt der russischen Volkswirtschaft Wunden, von denen man bisher nur vermuten kann, wie lebensgefährlich sie sind.

Von den Toten hört man, die Toten begräbt man dann, und Rußland verfügt schließlich über viele Menschen. Aber von dem Zusammenbruch des wirtschaftlichen Lebens in Warschau und überall dort, wo es in Rußland eine geschäftliche Tätigkeit gibt, wird man erst dann erfahren, wenn während einer Pause in den inneren Kämpfen die Zeit zum Wiederaufatmen gekommen ist und zum Ueberblicken der Verwüstungen, die angerichtet wurden.

Man kennt die bekannte Redensart: Rußland hat seine Zinsen immer bezahlt. Rußland war aber auch noch nie in einer Lage wie jetzt; und man kann da nur antworten mit dem Satiriker: Die Jungfer fängt immer mit dem ersten unehelichen Kinde an. Seit dem Jahre 1896 mußte sich wirklich Rußland bereits herbeilassen, die Verzinsung seiner Anleihen von $3^1/_2$ Prozent auf nunmehr $5^1/_2$ resp. 6 Prozent zu steigern; und es ist ein offenes Geheimnis, ein wie großer Teil der Gelder aus jeder neuen Anleihe nicht für Rußland sondern dafür verwendet wird, den Kurs der russischen Anleihen vor zu rapidem Falle zu bewahren. Wie lange wird sich das noch tun lassen?

Eins ist sicher; das alte Regiment, das Rußland zu diesem tiefen Verfall geführt hat, wird Rußland aus diesem Verfall nicht erretten. Ohne öffentliche Kontrolle ist eine Bekämpfung der Korruption unmöglich; ohne Freiheit ist das Emporkommen neuer Elemente, die das Staatsleben befruchten und regenerieren, die das heutige versumpfte Beamtentum aufrütteln und ersetzen können, undenkbar. Die Konsequenz des heutigen reaktionären Regimes liegt im finanziellen Bankerott als Abschluß für den militärischen Zusammenbruch und die innere Zerrüttung.

Und das ist der Punkt, wo das finanzielle Rubelinteresse, das politische Interesse und die Interessen der Humanität zusammenstoßen. Es erwächst der unabhängigen, westeuropäischen Presse die ernste Aufgabe, mit sachlicher Gründlichkeit, ohne jede Uebertreibung die finanzielle Lage Rußlands zu schildern. Wie diese Schilderung ausfallen wird, darüber kann ein Zweifel nicht bestehen. Es erwächst dem Politiker die Aufgabe klarzustellen, daß die riesigen wirtschaftlichen Interessen, die in Rußland von Ausländern festgelegt sind, bleibend nur sichergestellt werden können durch eine völlige Modernisierung des inneren russischen Staatslebens. Mit der russischen regierenden Unkultur Geschäfte zu machen, ist nicht nur unsittlich, sondern auch unpraktisch; denn diese Unkultur, die über die Leiber ihrer Untertanen ohne jede Regung hinwegschreitet, wird sich nicht scheuen, papierne Anleihestipulationen zu zerreißen. Wenn hierüber in der zivilisierten Welt Klarheit geschafft ist, so kommt auch die Humanität zu ihrem Recht. Sobald die Alternative gestellt ist: das Geld der zivilisierten Welt nur einem Staat, der sich der Zivilisation öffnet und die Garantien der Zivilisation bietet, so wird der Erfolg dieser unblutigen Intervention sich schnell zeigen.

Die Presse, die den unlösbaren Zusammenhang zwischen einer verderblichen russischen inneren Politik und der heutigen zum Verderben führenden russischen Finanzpolitik wahrheitsgemäß aufdeckt, rettet der zivilisierten Volkswirtschaft Milliarden und spricht das entscheidende Wort für die Befreiung eines großen Volkes.

P. Nathan.

Parlamentsbriefe.

VI.

Die Verhandlungen über die Anträge zum Bergarbeiterschutz führten zu einem schönen Erfolg der Freisinnigen Vereinigung. Drei Anträge lagen dem Reichstag vor. Die Nationalliberalen beantragten Erhebungen über die Verhältnisse im Bergbau durch die arbeitsstatistische Abteilung. Die Sozialdemokraten hatten die Hauptforderungen der streikenden Bergarbeiter in einer Resolution zusammengefaßt, die den Reichskanzler zur Vorlegung eines Gesetzes aufforderte. Der sozialdemokratische Antrag enthielt zwar die eine oder andere anfechtbare Nebenforderung, war jedoch im ganzen durchaus maßvoll abgefaßt und schied namentlich so strittige Dinge, wie es z. B. der Minimallohn ist, völlig aus. Der von Gothein entworfene Antrag der Freisinnigen Vereinigung unterschied sich zu seinem Vorteil besonders dadurch von dem sozialdemokratischen, daß er nicht der Regierung die Aufgabe der Ausarbeitung eines Gesetzentwurfs zuschob, sondern bereits selbst ein formuliertes Gesetz, und zwar eine Novelle zur Gewerbeordnung darstellte.

Der Gang der Verhandlungen war außerordentlich charakteristisch für die sozialpolitische Brauchbarkeit der einzelnen Parteien. Die beiden konservativen Parteien versagten natürlich vollständig. Ob Freiherr v. Richthofen namens der Deutschkonservativen oder Herr v. Tiedemann namens der Reichsparteiler sprach, Text wie Melodie unterschieden sich kaum durch Nuancen. Die Herren wollen im Reichstag nichts, aber auch rein gar nichts für die Bergarbeiter tun. Nicht einmal der Wasch-mir-den-Pelz-aber-mach-mich-nicht-naß-Antrag der Nationalliberalen scheint ihnen akzeptabel. Das einzige, was sie wollen, sind — Bestimmungen zum Schutz der „Arbeitswilligen"! Also eine Neuauflage des Zuchthausgesetzes! Die Nationalliberalen wollen zwar auch nichts tun, aber doch wenigstens den Anschein erwecken, als wenn sie etwas tun wollten. Darum der Vorschlag der „Enquete" über spruchreife Dinge. Das Zentrum stimmte für diese Enquete, indem es sich wohl sagte: nützt sie nichts, so schadet sie auch nichts. Glücklicherweise fiel der nationalliberale Antrag trotzdem unter den Tisch. Seine Annahme hätte am Ende der Regierung nur eine gute Ausrede gewährt, die reichsgesetzliche Regelung auf die lange Bank zu schieben. Angenommen wurde dagegen mit Hilfe des Zentrums sowohl der sozialdemokratische wie der Gotheinsche Antrag. Daß die Annahme des Gesetzentwurfs der Freisinnigen Vereinigung besonders bedeutungsvoll sei, wurde eigentlich von allen Seiten zugestanden. Der sozialdemokratische Redner erklärte ihn für „vernünftig". Der konservative bezeichnete ihn als den weitest gehenden — ein Stigma in den Augen der Konservativen, ein Lob in denen anderer Leute. Herr Spahn aber, der vorsichtige Zentrumsführer, der zugleich ein trefflicher Jurist ist, erklärte gar den Antrag Gothein als die geeignete Grundlage für eine reichsgesetzliche Regelung der Frage.

Das ist er unzweifelhaft. Eine energische und sozialpolitische einsichtsvolle Regierung hätte gar nichts Besseres tun können, als diesen Antrag, der sich ja großenteils mit ihren eigenen Wünschen deckte, im Prinzip zu akzeptieren. In ein paar Tagen hätten wir dann, da ja die Mehrheit für den Antrag da war, das Reichsgesetz gehabt, das die Bergarbeiterwünsche größtenteils erfüllt hätte. Aber Graf Posadowsky durfte den Antrag nicht gut heißen. Im Auftrage des Grafen Bülow mußte er auf den preußischen Landtag verweisen.

Die beiden Interpellationen, deren Behandlung die ersten Tage dieser Woche ausfüllte, zeitigten gleich unbefriedigende Ergebnisse.

Die freisinnige Interpellation über die Erhebung von Schiffahrtsabgaben auf den deutschen Strömen brachte eine Antwort der Regierung, die zeigt, wie rapide wir auf der Bahn des wirtschaftlichen Rückschritts abwärts gleiten. Graf Posadowsky las als Erwiderung auf die Interpellation

Digitized by Google

eine Erklärung des Grafen Bülow vor. Derselbe Graf Bülow, der vor wenig über Jahresfrist die Erhebung von Abgaben auf den deutschen Strömen verfassungswidrig genannt hat, hüllte sich diesmal in ein Dunkel, das selbst Graf Limburg-Stirum als pythisch bezeichnete. Er denkt nicht mehr daran, zu sagen, solche Abgaben seien verfassungswidrig. Er beschränkt sich darauf, ausdrücklich festzustellen, daß, falls Preußen bei dem Reiche die Einführung von Abgaben im Widerspruch zu Art. 54 der Reichsverfassung beantrage, die bei Verfassungsänderungen vorgesehenen Formen beobachtet werden würden. Wir wollen es hoffen! Das ist wohl das mindeste, was man von einem Reichskanzler verlangen kann. Aber den springenden Punkt übergeht die Kanzlererklärung vollkommen, nämlich die Frage, ob die preußische Regierung glaubt, die in die preußische Kanalvorlage hineingeflickten Schiffahrtsabgaben kraft preußischer Autorität einführen zu können, oder ob ihrer Ansicht nach dazu die Reichsgesetzgebung in Anspruch genommen werden muß. Materiell kommt es ja leider so ziemlich auf eins heraus. Der Reichstag hat eine sichere Mehrheit wie für jeden wirtschaftlichen Rückschritt, so auch für die Schiffahrtsabgaben. Daß auch die Nationalliberalen zu dieser Mehrheit gehören wollen, verkündete Herr Wallbrecht ausdrücklich. Die einzige schwache Hoffnung wäre noch die, daß sich genügend tapfere und einsichtige süddeutsche Staaten finden, um im Bundesrat die zur Ablehnung einer Verfassungsänderung nötigen 14 Stimmen aufzubringen. Eine schwache Hoffnung! Und dann überhaupt: ist es nicht geradezu jammervoll um die deutsche Politik bestellt, wenn der Abgeordnete Gothein mit einem gewissen Recht ausrufen konnte: Gott sei Dank, daß wir noch einen Bundesrat haben.

Dabei ist dieser Bundesrat doch auch noch so, daß man sich fast geniert, ihn einmal zu loben, weil auf eine gute Handlung bei ihm regelmäßig ein Dutzend Sünden zu folgen pflegen. Der Maximalarbeitstag von 10 Stunden für die Fabrikarbeiterinnen ist eine Minimalforderung, über deren unbedingte Berechtigung sich alle Sozialpolitiker bis zu ihren zartesten Abtönungen hin einig sind. Und zwar einig nicht etwa nur aus Gründen der Arbeiterfreundlichkeit, sondern vor allem aus Gründen nationaler Gesundheit und nationaler Sittlichkeit. Nur der Bundesrat ist sich noch lange nicht schlüssig. Die Antwort, die Graf Posadowsky auf die Zentrumsinterpellation über den Zehnstundentag abgab, war völlig ablehnend bezüglich der Männer — „dieser Apfel ist noch nicht reif" —, völlig ausweichend bezüglich der Frauen. „Etwas weniger Dampf! Herr Staatssekretär", rief der nationalliberale Scharfmacher Lehmann in Hinsicht auf die deutsche Sozialpolitik aus. Du lieber Himmel, als wenn nicht seit vielen Jahren unser sozialpolitischer Karren von einem Droschkengaul zweiter Güte statt von einem Dampfroß gezogen würde!

Die erste Lesung des Toleranzantrages, die schon zwei volle Tage gewährt hat, konnte selbst Mittwoch noch nicht zu Ende geführt werden. Wie auch das Abstimmungsergebnis sein wird, ein positives Resultat ist schon erzielt, und zwar allein dadurch, daß das Zentrum den Antrag überhaupt eingebracht und mit Leib und Seele verfochten hat. Das Resultat nämlich, daß in einer bisher von den Einzelstaaten mit Beschlag belegten Materie die Reichsgesetzgebung in Anspruch genommen wird. Und zwar geschieht das von dem Zentrum, das sonst am eifrigsten über den Rechten der Einzelstaaten wacht. Es wendet sich an das Reich, weil es in den Staaten, wo die katholische Kirche am meisten malträtiert wird, in Sachsen, Mecklenburg und Braunschweig, jeder parlamentarischen Vertretung bar ist. Also aus rein praktischen Gründen. Aber es schafft mit diesem Vorgehen für die Parteien der Linken, die schon in vielen Fällen eine Erweiterung der Kompetenz des Reiches wünschten, einen außerordentlich schätzenswerten Präzedenzfall.

H. v. Gerlach.

Die ungarischen Reichstagswahlen.

In dem am 31. Dezember v. J. erschienenen Hefte der „Nation" bemühte ich mich die parlamentarische Situation in Ungarn, wie dieselbe aus dem Geschäftsordnungsbruch vom 18. November hervorgegangen war, klarzulegen. Dieselbe war in der Tat für die Regierung des Grafen Tisza trost- und hoffnungslos; außerstande den versuchten Gewaltstreich durchzuführen, unfähig den verhängnisvollen Schritt zurückzumachen, konnte diese Regierung nur in dem verzweifelten Auskunftsmittel der Reichstagsauflösung ihr Heil suchen. Es war dies ein verzweifeltes Auskunftsmittel, weil schwere staatsrechtliche Bedenken sich demselben entgegenstellten; neun Zehntel der Nation, darunter auch Schreiber dieser Zeilen, hielten die Auflösung vor Erledigung der finanziellen Vollmacht für verfassungswidrig, für einen Bruch des 67er Ausgleiches, dessen X. Gesetzartikel die Beschränkungen der königlichen Prärogative bezüglich der Parlamentsauflösung neuerdings festgesetzt hat. Allein es blieb der Regierung keine andere Alternative, als entweder zu demissionieren oder an die Wähler zu appellieren. Das erstere wollte sie nicht; stark im Bewußtsein, das eminente Vertrauen der Krone zu genießen, im Besitze einer — wenn auch geschwächten und schwankenden, aber immerhin noch bedeutenden Majorität, hatte sie keine Lust zu resignieren, obwohl Graf Julius Andrassy in einer der letzten Sitzungen des gewesenen Abgeordnetenhauses auf Grund eines Uebereinkommens mit den Führern der Opposition darlegte, wie das Hauptziel des Grafen Tisza, dem zu Liebe der Novemberstaatsstreich vollbracht worden war, die Revision der Geschäftsordnung, in Verbindung mit einer gemäßigten Wahlreform ganz glatt durchzuführen wäre, aber freilich, nach dem Novemberereignis, nur ohne Herrn v. Tisza. Gegen diese Zumutung, sich der Herstellung des parlamentarischen Friedens zu opfern, bäumte sich Tisza mit stereotyper Berufung auf das Majoritätsprinzip auf; es sei seine konstitutionelle Pflicht auszuharren; die Kronjuristen lieferten das gewünschte Material an Sophistik, um die staatsrechtlichen Bedenken gegen die Reichstagsauflösung zu zerstreuen; es wurde aufgelöst, wie die Thronrede mit Emphase betonte: „Die Nation soll urteilen."

Eine solche Berufung an die Nation ist für die Inhaber der Macht bei uns in der Regel ein ziemlich gefahrloses Unternehmen. Ich berufe mich hier bloß auf die Andeutungen, die ich in meinem vorher angeführten Artikel in dieser Beziehung machte. Bei der kleinen Anzahl der Wähler, der absurden Einteilung der Wahlbezirke, dem Ueberwiegen gouvernementaler Einflüsse (bei offener Abstimmung!) und den reichen Geldmitteln, über welche die Regierungspartei einer heterlosen Opposition gegenüber verfügen kann, galt es bei Freund und Feind als tote Gewißheit, daß jede Regierung bei den Wahlen die Majorität erringen muß; das Gegenteil wurde überhaupt niemals als eine mögliche Eventualität in Rechnung gezogen. Die Frage war immer nur die, ob die Majorität der Regierung wachse oder sich vermindert; letzteres galt als politische Niederlage, als Zeichen des Niederganges; das Ende vollzog sich dann durch Abbröckelung im Abgeordnetenhause selbst, wenn nicht neue Zwischenfälle dort wieder Stärkung brachten. Für den Grafen Tisza stellte sich aber das Wahlproblem nach den Antezedenzien in der Weise, daß er einen vernichtenden Erfolg erzielen mußte, wenn er überhaupt vom Flecke kommen wollte. Alle Welt war darüber einig, daß es für ihn eine Niederlage, für die Opposition aber ein Sieg sei, wenn letztere nur ihren Besitzstand von 180 Mandaten behauptete; denn Graf Tisza hatte verkündigt, daß er die Opposition bei den Wahlen zermalmen werde, und er mußte in der Tat dieses Resultat erreichen, wenn er im neuen Reichstage besser vorwärts kommen wollte als im alten. Sah er sich wieder 180 entschlossenen Männern gegenüber, welche die sogenannte neue Hausordnung nicht anerkannten, so war die ganze Auflösung vergeblich. Moralischer und materieller Erfolg lag also für ihn bloß in einem Vernichtungsschlag gegen die Opposition. Diese selbst hatte keine weitere Ambition als den Besitzstand zu erhalten, vielleicht um 10—15 Mandate zu vermehren, was sie als Triumph betrachtet

Digitized by Google

hätte, denn — wie gesagt — es galt als Dogma, daß es unmöglich sei, eine Regierung, noch dazu eine sehr entschlossene Regierung wie die des Herrn v. Tisza, bei Wahlen in die Minorität zu bringen.

Man muß sich diese Verhältnisse vergegenwärtigen, um die Größe und Bedeutung des zwischen dem 26. und 31. Januar eingetretenen Resultates zu würdigen.

Das scheinbar Unmögliche geschah, die Wahlen brachten die Regierung in die Minorität. Von 411 ungarländischen Mandaten (wozu 42 kroatische kommen, um den Reichstag vollzählig zu machen), gehören 244 der Opposition, 154 der Regierungspartei, und 13 Stichwahlen stehen noch aus. Die letzteren dürften 7 regierungsfreundliche und 6 oppositionelle Mandate ergeben. Es ständen sonach 250 Oppositionelle 161 Regierungsmännern gegenüber. Eine genauere Klassifikation, als sie im ersten Augenblick möglich ist, kann eine Verschiebung von 4—5 Mandaten nach rechts oder links ergeben, am Wesen dieses Bildes kann sie nichts ändern. Selbst mit Zuzählung der 42 kroatischen Mandate, die keiner Neuwahl unterlagen, ist die Regierung des Grafen Tisza mit 203 gegen 250 Stimmen in der Minorität. Sie wird beim Zusammentritt des neuen Abgeordnetenhauses nicht mehr Regierung sein.

Wie konnte wohl ein solches, für unmöglich gehaltenes Resultat zustande kommen? Durch die elementaren Kräfte der ungarischen Volksseele, die uns wohl bekannt waren, auf die wir bis zu einem gewissen Grade bauten, deren Widerstandskraft gegenüber den gouvernementalen Einflüssen aber selbst wir nicht hoch genug anschlugen. Seit 400 Jahren sind wir ein um seine Existenz kämpfendes Volk; der Gegenstand des Kampfes war: Abwehr fremder Einflüsse, die unsere Selbständigkeit teils offen, teils verdeckt angriffen; die Waffe war: Festhalten am formalen Recht, starre Behauptung der Rechtskontinuität. Dadurch führten wir den aufreibenden Kampf im großen und ganzen siegreich, in diesem Prinzip lag unsere Kraft. Das versteht der einfachste Bauer in Ungarn, für diese Dinge ist seine opferwillige Begeisterung stets zu haben. Es gelang uns nun, dem Volke begreiflich zu machen, daß ein klarer Rechtsbruch begangen worden war und sanktioniert werden sollte, damit der österreichische Generalstaat und die „Reichskanzlei" herrsche; Rechtskontinuität und nationale Unabhängigkeit waren in Frage gestellt. Sobald das Volk dieses begriff, geschahen Zeichen und Wunder. Mächtige Magnaten wurden in ihren Familienbezirken von unbekannten kleinen Journalisten und Advokaten gestürzt; die berüchtigten Stätten der Wahlkorruption rafften sich empor, und hellerlose Kandidaten warfen die schwersten Geldsäcke hinaus. Man mag über das Wahlresultat vom politischen Standpunkt denken wie immer, als Manifestation der ungebrochenen ungarischen Volkskraft ist es imponierend und erhebend; jedem wahren Freunde der Volksfreiheit muß es zum Herzen sprechen.

Noch charakteristischer ist aber der Ausgang der Wahlen, wenn wir uns ansehen, aus welchen Landesteilen die beiden Lager ihre Erfolge holten. Da kann man ganz im allgemeinen sagen, daß in den gebildeten und wohlhabenden Gegenden die Regierungspartei einfach weggefegt wurde. In den westlichen Distrikten jenseits der Donau, in der großen Ebene zwischen Donau und Theiß, im Zentralgebiete nördlich der Donau, kurz überall, wo wirklich gewählt wird, wo Wohlhabenheit herrscht und die Volksbildung auf hoher Stufe steht, gelang es den Kandidaten des Grafen Tisza nur ganz sporadisch durchzudringen. Eine Ausnahme bildet nur die Hauptstadt, wo die erdrückende Menge der Beamtenstimmen, verstärkt durch ein erbgesessenes Cliquewesen, kaum zu überwinden ist, aber diesmal nur schwache Majoritäten erlangen konnte, in zwei Bezirken sogar unterlag, ferner einige größere Städte (Preßburg, Oedenburg, Temesvar, Raab), wo ähnliche Verhältnisse herrschen. Sonst holte sich die Regierungspartei ihre Mandate fast nur von jenen Peripherien, wo Armut und Zurückgebliebenheit zu absoluter politischer Abhängigkeit führt. Von den magyarischen Bezirken wählte die überwiegende Mehrheit (wohl 90 Prozent) oppositionell; die deutschen Bauern hielten auch größtenteils zur Opposition — mit Ausnahme der sächsischen Insel in Siebenbürgen, wo nicht Landes-, sondern Lokalpolitik gemacht wird. Unter den Slawen und Rumänen versuchten die Nationalitätenparteien ihr Glück, mit geringem Erfolge; sie brachten es — auch ein erfreuliches Symptom — kaum auf zehn Mandate. Die Slovaken im Norden waren teilweise für die katholische Volkspartei gewonnen und blieben ihr im großen und ganzen treu.

Analysiert man die Wahlen derart, so stellen sie sich in wahrhaft charakteristischer Weise als ein Richtspruch der Nation dar. Niemals ist wohl die Aufforderung, zu richten, in entschiedenerer Weise beantwortet worden. Allein es erübrigt noch, die siegreiche Opposition, bekanntlich eine Koalition ad hoc, zu zergliedern, um zu sehen, welche der verbündeten Fraktionen wohl den Löwenanteil des Erfolges davongetragen hat.

Die koalierte Opposition des letzten Reichstages bestand aus folgenden Gruppen: Unabhängigkeitspartei unter Führung Franz Kossuths und (eine kleine Fraktion) Gabriel Ugrons etwa 100 Abgeordnete, Nationalpartei unter meiner Führung 18, katholische Volkspartei ungefähr 20, Bánffy-Gruppe 5, Andrássy-Gruppe (bestehend aus jenen Mitgliedern der liberalen Partei, die nach dem 18. November ausgetreten waren) 26, dann einige Parteilose, in Summa nahe an 180. Sofort nach Auflösung des Reichstages schloß sich die Nationalpartei der Unabhängigkeitspartei an, weil nach unserer Auffassung der 67er Ausgleich durch diese illovale Auflösung durchbrochen war und die gemeinsamen Institutionen zu wahren Brutstätten fremder Einmischung geworden waren. Die Unabhängigkeitspartei zählte somit etwa 118 Mitglieder. Heute verteilt sich die Opposition (mit Vorbehalt einiger, das Gesamtbild nicht alterierender Korrekturen) wie folgt: 166 Mitglieder der Unabhängigkeitspartei, 26 Andrássy-Gruppe, 23 Volkspartei, 11 Bánffy-Gruppe, 10 Parteilose (von denen 6 mit einem Fuße in der Unabhängigkeitspartei stehen) und 9 rumänisch-serbische Nationalisten. Das charakteristische Merkmal der Wahlen ist demnach das ungeheure Anwachsen der Unabhängigkeitspartei, die nahe an 50 Sitze Reingewinn aufzuweisen hat und nunmehr eine dominierende Stellung einnehmen wird. Auch das ist wieder eine logische Folge der Natur des Streitobjekts: die Unabhängigkeit des Landes schien durch einen Rechtsbruch bedroht, folglich mußte jene Fahne am meisten eroberungsfähig sein, welche dieses große Prinzip am reinsten und ohne jene Kompromisse repräsentiert, die zu Zweideutigkeiten entartet waren.

Nun braucht man durchaus kein Gruseln bei der Nennung der Unabhängigkeitspartei zu bekommen, so sehr auch allen Philistern in Wien das Blut dabei erstarren mag. Diese Partei ist weder eine revolutionäre, noch eine antidynastische, noch will sie die Losreißung von Oesterreich; sie will einfach unsere gegenseitigen Beziehungen auf die natürliche Basis der reinen Personal-Union stellen, wobei wir wohl viel besser mit einander auskommen und viel lieber beisammen bleiben werden als jetzt, da künstlich ausgedachte, aller Lebenswurzeln entbehrende Institutionen uns mit eisernen Klammern zusammenschmieden sollen, aber in der Tat hüben und drüben ins Fleisch schneiden. Das, vom ungarischen Standpunkt, klägliche Resultat der Handelsvertragsverhandlungen mit Deutschland, wobei unsere agrikolen Interessen zum Opfer fielen, liefert hierzu einen sehr lehrreichen Beitrag, zunächst allerdings für die Frage der Zolltrennung, die auch im 67er Lager viele Anhänger zählt, so z. B. die ganze Bánffy-Gruppe. Daß der Unabhängigkeitspartei die Zukunft, und zwar die nahe Zukunft gehört, darüber lassen die gegenwärtigen Wahlen keinen Zweifel. Auch die Verhältnisse in Oesterreich drängen dazu, wo der im Jahre 1867 ins Auge gefaßte Parallelstaat sich durchaus nicht organisieren will und man viel leichter vom Fleck kommen wird, wenn man, ohne Rücksicht auf uns, bloß nach der Natur der dortigen Verhältnisse vorgehen kann. Also keinem Freunde der habsburgischen Doppelmonarchie braucht vor unserer Partei bange zu werden, am wenigsten der Dynastie selbst.

Allein es soll nicht geleugnet werden, daß im gegenwärtigen Augenblick für den Wiederaufbau einer parlamentarischen Regierung in Ungarn große Schwierigkeiten bestehen. Die Unabhängigkeitspartei hat zwar einen unvergleichlichen Siegeslauf vollbracht, sie ist die stärkste Partei im Reichstage geworden; aber die Majorität ist sie noch nicht. Die Majorität besteht noch immer aus Fraktionen, die dem 67er Ausgleich

anhängen; aber diese Fraktionen sind durch so tiefe, teils prinzipielle Differenzen, teils persönliche Antagonismen getrennt, daß ihr Zusammenfassen zu einer Regierungspartei kaum denkbar ist. Wie sollen nach dem Geschehenen, nach dem Offenbarwerden der tiefen Kluft, welche ihre verfassungsrechtlichen Anschauungen trennt, Graf Andrássy und Graf Tisza — welch letzterem ein Teil der liberalen Partei ohne Zweifel Treue bewahren wird — zusammenwirken? Wie soll die Volkspartei in eine „liberale" Majorität eingefügt werden? Fast will es manchem scheinen, daß es mit einer Koalition nach links, wie journalistisch zuweilen angedeutet wird, Durchführung bestimmter Aufgaben, unter gegenseitiger Wahrung der Prinzipien, noch leichter ginge; allein auch hier bietet eben diese „Wahrung der Prinzipien" beinahe unübersteigliche Schwierigkeiten. Die Unabhängigkeitspartei kann und wird über ihr Fundamentalprinzip niemals transigieren; sie kann nicht mittun im Ausbau von Institutionen, die diesem Prinzip widersprechen; sie kann nur gewähren lassen, wenn ein Fortschritt in nationaler Richtung auf anderer Basis durchgeführt wird. Der Ausweg ist da in der Tat schwer zu finden, und der Leser wird mich, der ich dabei in Solidarität mit meiner Partei mitberaten muß, wohl entschuldigen, wenn ich diesem Beraten nicht vorgreife und mich auf keine weiteren Andeutungen einlasse. Nur so viel ist gewiß: das alte, das sogenannte „liberale" Regime, d. h. das Regime der abgewirtschafteten liberalen Partei, kann nicht wieder zum Leben galvanisiert werden, so gerne man das in Wien erreichen möchte. Wird das versucht, nun so kann es uns, der Unabhängigkeitspartei, recht sein; desto schneller reift dann unser endgültiger Triumph.

Eberhard. Graf Albert Apponyi.

Der Kaufmann — ein Parasit?

Die Antwort an Herrn Geheimrat Brentano — und andere.

Herr Geheimrat Brentano erweist mir die Ehre, in der Nr. 18 dieser Zeitschrift (28. Januar 1905) sich sachlich mit meinen literarischen Arbeiten zu beschäftigen, wofür ich ihm umsomehr Dank weiß, als ich dieser Ehre abseiten der zünftigen Nationalökonomie in Deutschland sonst nicht teilhaftig werde. Da er seinem Aufsatz die Form einer Anfrage an mich gegeben hat, so will ich nicht verfehlen, alsogleich die gewünschte Antwort zu erteilen. Die Frage, die Brentano mir stellt, spitzt sich in dem Satze zu (a. a. O. S. 276 am Schluß): „woher der Gewinn — nämlich des Kaufmanns — stammt, ob aus doppelseitiger Uebervorteilung der kaufenden und verkaufenden Warenproduzenten durch einen Parasiten, wie Marx und nach ihm Sombart behauptet, oder aus der Steigerung der Produktivität, welche durch die vom Kaufmann herbeigeführte Arbeitsteilung bewirkt worden ist".

Wird die Frage so gestellt, so kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß Professor Brentano mich genau das Gegenteil sagen läßt von dem, was ich sage: er hat einfach die Worte „wie . . Sombart behauptet" irrtümlich hinter das „Entweder" — statt hinter das „Oder" gestellt. Ich sage nämlich auf S. 212 des ersten Bandes meines Buches „Der moderne Kapitalismus" (auf das sich, wie ich ausdrücklich bemerke, die Angriffe B.s beziehen) wörtlich folgendes: „Obwohl der Unternehmerprofit stets einen Anteil an dem Arbeitsertrag des technischen Arbeiters darstellt, braucht er keineswegs die Erträgnisse des letztgenannten zu schmälern. Im Gegenteil kann — und in der empirischen Gestaltung der Dinge bildet dieser Fall wohl sogar die Regel — nach Abzug der auf den Profit entfallenden Quote des Arbeitsertrages dessen Rest ein größeres Güterquantum repräsentieren als es ohne Dazwischentreten des kapitalistischen Unternehmers der Fall sein würde. Ein Kaufmann, der die Waren zweier Handwerker austauscht, kann immer nur einen Profit einheimsen, wenn ihm jeder (oder einer) der beiden Produzenten eine Quote seines Arbeitsertrages abtritt (es wird unterstellt, daß die ganze Erde nur von zwei Handwerkern und einem Händler bevölkert sind). Gleichwohl kann infolge der vermittelnden Tätigkeit des Kaufmanns sich das dem einzelnen Handwerker zufallende Güterquantum gegen früher verdoppeln: Wirkung einer Steigerung der relativen Produktivität der Arbeit." Hier hätte ich (was ich vielleicht in der zweiten Auflage nachholen werde, damit nicht noch einmal meine klaren Worte selbst von ersten Vertretern des Faches in ihr Gegenteil verkehrt werden) zur Illustration die mir ebenfalls nicht ganz unbekannten Ricardoschen Zahlen anführen können, mit denen Herr Geheimrat Brentano in seinem erwähnten Aufsatz die der meinen (wie seinen) entgegengesetzte, nur irrtümlich für die meine gehaltene Auffassung durchaus schlüssig widerlegt. Er hätte dann auch noch zum weiteren Belege meine Ausführungen zitieren können, in denen ich es ausdrücklich als „unklar gedacht" bezeichne, „wenn man etwa, wie es heute mehr als je geschieht, den technischen Arbeiter für den „„produktiven"" oder sogar allein produktiven anzusprechen und ihm die „„unproduktiven Stände"" der Händler gegenüberzustellen beliebt" („Kapitalismus" a. a. O.). Na — und so weiter. Ich denke aber mit der Widergabe dieser Stellen aus meinem Buche ist die Sache erledigt.

Hinter diesem — von Brentano aber allein in Frage gezogenen — ganz groben Tatbestande („Uebervorteilung" oder „Steigerung der Produktivität") liegen nun erst alle wirklichen gedanklichen Feinheiten: Begriff der Produktivität, „Zurechnung" des Profits im „ethischen" Sinne und anderes mehr. Aber es ist nicht die Aufgabe dieser „Antwort", in deren Erörterung hier einzutreten, da diese feineren Probleme von dem Fragenden garnicht berührt sind, auch eine Wochenschrift kaum der Ort wäre, die letzten Probleme der Wissenschaft zu diskutieren.

Nur noch eine Bemerkung zu den Schlußworten Brentanos, die wie folgt lauten: „Ich würde für eine Belehrung recht dankbar sein. Bis mir diese in überzeugender Weise zuteil geworden ist, erscheint mir der Handelsgewinn nicht als parasitischer Gewinn, das Handelskapital nicht als eine abgeleitete, sondern als eine wahre Form des Kapitals und das Handelsunternehmen als eine kapitalistische Unternehmung, d. h. um mit Sombart zu reden" (folgt meine Definition). Zunächst: falls aus diesen Worten zu entnehmen sein sollte, daß Brentano meine Definition der kapitalistischen Unternehmung akzeptiert, so würde ich darüber sehr froh sein. Denn ich lege gerade auf sie allergrößten Wert. Dann aber: hat der verehrte Meister mein Buch wirklich mit einiger Aufmerksamkeit gelesen? Ich soll das „Handelskapital" nicht als „wahre Form des Kapitals", ich soll die Handelsunternehmung (NB. die kapitalistische) nicht als „kapitalistische Unternehmung" ansehen? Ja, mein Gott — ein großer Teil meines Buches handelt ja in unzähligen Ausführungen gerade von dem Handelskapital als „wahrem Kapital", gerade von der Handelsunternehmung als kapitalistischer Unternehmung. Ich könnte eine Seite füllen nur mit Anführung der Stellen. Nur exempli gratia: S. 199/200 a. a. O. „Modalitäten der kapitalistischen Unternehmung" — „nach dem Inhalt der in einer Unternehmung verrichteten Tätigkeit" „c) Unternehmungen zur Uebermittlung von Sachgütern. Hierher gehören die beiden wichtigen Zweige der Handelsunternehmung, die den Austausch, und der (Güter-)Transportunternehmung, die die Ortsveränderung der Güter zum Mittel des Erwerbs macht."

S. 213: „In dieser Tatsache liegt die Begründung eingeschlossen für die Existenzmöglichkeit kapitalistischer Handelsunternehmungen mitten handwerksmäßiger oder bäuerlicher Produktion: ein Fall, den Marx bekanntlich immer nur als anomale Erscheinung hat zu deuten vermocht."

Darf ich angesichts dieser „Mißverständnisse", aus denen Brentanos Angriff auf mich im Grunde zusammengesetzt ist, meinem Dank dafür, daß die zünftigen Nationalökonomen jetzt anfangen, sich mit meinen Werken zu beschäftigen, die, wie ich meinen sollte, nicht unbescheidene Bitte hinzufügen: sie möchten sie nun in Zukunft auch lesen?

Breslau. Werner Sombart.

Digitized by Google

Der Stahlwerksverband.

Eine wirtschaftliche Studie auf Grund eigener Wahrnehmungen.

III.*)

Es wurde bereits bemerkt, daß die den Verbandswerken zu vergütenden Tabellenpreise sich auf das nach dem Thomasverfahren hergestellte Material beziehen; sie gelten im allgemeinen für alle in diesem Fabrikate vorkommenden Profile. Preisunterschiede unter den Profilen desselben Fabrikats kommen nur bei Verschiedenheit der Gewichtsklasse vor. Bei besonders schwierig herzustellenden Profilen kann die Kommission dem liefernden Werke einen Mehrpreis bewilligen. Erfolgt eine Lieferung in Abweichung von den Tabellenvorschriften, so befindet ebenfalls die Kommission über den zugunsten oder Lasten des Lieferanten zu berechnenden Mehr- oder Minderpreis gegenüber den Tabellenpreisen. Derartige Mehr- oder Minderpreise werden als „Skalapreise" bezeichnet. Wird die Lieferung nicht in Thomasflußeisen, sondern in einem nach anderem Verfahren hergestellten Material verlangt, so erhält das liefernde Werk einen entsprechenden Mehrpreis, welcher nach dem während eines und desselben Geschäftsjahres durchschnittlich aus dem betreffenden Material von dem Verbande erlösten Mehrpreise berechnet wird. Dieser letztere Mehrpreis wird auf die an den Lieferungen in dem anderen Material beteiligten Werke verteilt. Wird ferner für die bekannte Qualitätsmarke eines bestimmten Werkes bei sonst gleichen Qualitätsvorschriften seitens der Abnehmer ein Mehrpreis bewilligt, so kommt dieser Mehrpreis dem liefernden Werke allein zugute.

Wenn der Verband zur Unterstützung seiner Ausfuhr von den Lieferanten der Rohstoffe der einzelnen Verbandswerke oder von Vereinigungen dieser Lieferanten (Kohlensyndikat, Roheisensyndikat) eine Ausfuhrvergütung erhält, so wird diese letztere denjenigen Verbandswerken besonders gut geschrieben, für welche die Zahlung an den Verband erfolgt ist. Als Anteil des betreffenden Werkes an der Ausfuhrmenge des Verbandes gilt indessen nicht die seitens des Verbandes von dem Werke für die Ausfuhr bezogene Menge, sondern die dem Verhältnis der Gesamtlieferung des Werkes zu der Gesamtlieferung der für die Ausfuhrvergütung in Betracht kommenden Werke entsprechende Menge, wobei es nicht darauf ankommt, ob das einzelne Werk tatsächlich eine Lieferung nach dem Auslande ausgeführt hat oder nicht. Von der Organisation der an den Stahlwerksverband angegliederten Abrechnungsstelle für die Ausfuhr wird weiter unten die Rede sein.

Für jedes Geschäftsjahr stellt der Verband seine gesamten Einnahmen und Ausgaben, einschließlich der Geschäftsunkosten, fest. Der sich hierbei ergebende Ueberschuß oder Fehlbetrag wird sodann auf die an den Lieferungen des Geschäftsjahres beteiligten Verbandswerke derart verteilt, daß jedem Werk ein gleichmäßiger Aufschlag für die Tonne Rohstahlgewicht gegenüber den Tabellenpreisen gutgeschrieben oder ein gleichmäßiger Abzug in gleicher Weise belastet wird. Diese Aufschläge oder Abzüge werden in demselben Geschäftsjahre für alle Tabellenpreise nach einem und demselben Satze festgestellt. Die auf Grund der Skalapreise oder nach anderen Satzungsvorschriften abgerechneten Beträge kommen für den Ueberschuß oder Fehlbetrag des Verbandes nicht in Betracht. Zur vorläufigen Abrechnung der Verbandsrechnung setzt der Beirat vierteljährlich denjenigen Satz für die Tonne fest, der den Verbandswerken als Aufschlag oder Abzug gegenüber den Tabellenpreisen berechnet werden soll; diese Feststellung geschieht jedoch unter Vorbehalt des Ergebnisses der definitiven Jahresabrechnung, nach der die Werke etwa noch zurückzuzahlen oder noch Vergütung zu beanspruchen haben.

Die Produkte B der Verbandswerke (Stabeisen aller Art, Walzdraht, Bleche aller Art, Röhren, Eisenbahnachsen, Räder, Radreifen, Schmiedestücke, Stahlgußstücke, direkt aus Rohstahl hergestellt) werden nicht von dem Verband verkauft; ihr Verkauf erfolgt vielmehr direkt durch die einzelnen Werke oder durch besondere Vereinigungen dieser Werke. Der freie Verkauf bezieht sich sowohl auf die gute Handelsware als auch auf die Ware mit Schönheitsfehlern und die Ausschußware sowie auf das Abfallmaterial. Nur das Ausschuß- und Abfallmaterial aus einer Zwischenstufe der Verarbeitung zwischen Rohstahl und Fertigprodukt fällt wie bei den gleichen Materialien der Produktion A in den Vertrieb des Verbandes. Die noch auswalzbaren Enden der gewalzten Stäbe, die Enden von Schienen, Schwellen, Knüppeln usw. werden also zur Weiterverarbeitung durch den Verband verkauft, während der Schrott zum Einschmelzen den Werken zum eigenen Verbrauch oder zum Verkauf verbleibt. Die Produktion B der zum Verbande gehörenden 31 Stahlwerke ist mit insgesamt 3 521 725 t kontingentiert, wobei die geringste Quote eines Werkes 15 500 t, die größte Quote 419 169 t beträgt. Diese Ziffern beziehen sich auf das Rohstahlgewicht, das jedes Werk zur Herstellung der Produkte B in direkter Verarbeitung oder unter Benutzung einer Zwischenstufe der Verarbeitung verwenden darf (Hauptbeteiligungsziffer B), und zwar in Eigenrohstahl und Zukaufsrohstahl zusammen. Die Verteilung der Beteiligungsziffer B auf die einzelnen Gruppen der Produktion B hatten die Werke bis zum 1. Oktober 1904 anzugeben. Die Gruppenbeteiligungen werden in Einsatzgewicht angegeben, d. h. in demjenigen Gewicht an Rohstahl, das nach den von der Kommission festgesetzten Erfahrungszahlen zur Herstellung einer Tonne Fertigfabrikat in direkter Verarbeitung oder unter Benutzung einer Zwischenstufe der Verarbeitung erforderlich ist. Nach diesen Erfahrungsziffern wird z. B. angenommen, daß aus je 1000 t Rohblöcken 910 t vorgewalzte Blöcke und Brammen oder 885 t quadratische Knüppel oder 805 t ⊢-Eisen von 20 kg Metergewicht oder 840 t Schienen über 15 kg Metergewicht oder 800 t Schwellen in derselben Gewichtsgrenze oder 600 t Hakenplatten für Eisenschwellen hergestellt werden. Es werden also im Sinne des Verbandsvertrages an den Produkten A für die Umrechnung gleichgestellt je 865 t Breiteisen, 830 t Grubenschienen und 795 t Unterlagsplatten mit 1000 t Rohblöcken. Ein Austausch unter den Gruppenziffern eines einzelnen Werkes ist nicht gestattet. Auf die Beteiligungsziffer B werden alle Produkte angerechnet, die das einzelne Werk aus Eigen- oder Zukaufsrohstahl selbst erzeugt hat, mögen dieselben nun zum Verkauf, zur Errichtung oder Reparatur eigener Anlagen oder zur eigenen Weiterverarbeitung auf ein anderes Erzeugnis bestimmt sein. Zur allgemeinen Anordnung einer Produktionseinschränkung in den Produkten B ist der Stahlwerksverband nicht befugt, dagegen darf jedes Verbandswerk eine Vermehrung des Absatzes in den Produkten B nur nach Maßgabe des Beschlusses des Beirats vornehmen. Die Verminderung des Absatzes in den einzelnen Gruppen indessen ist den einzelnen Werken ohne weiteres gestattet; im Fall einer solchen Verminderung erniedrigt sich auch die Hauptbeteiligungsziffer B des betreffenden Werkes um dieselbe Menge und in mindestens demselben Verhältnis die Ziffer des Eigenrohstahls. Will ein Verbandswerk seinen Absatz in einer der Gruppen erhöhen, so hat es einen bezüglichen Antrag bei dem Vorstande zu stellen, welcher die an der betreffenden Gruppe beteiligten Werke zur Aeußerung über die Geschäftslage auffordert, um alsdann das eingegangene Material dem Beirat zu unterbreiten. Der Beirat beschließt sodann auf Grund dieses Materials und nach seinen anderweitigen Informationen, ob und bis zu welchem Prozentsatz die Gesamtgruppenziffer erhöht werden kann. Um dieselbe Menge erhöht sich dann auch die Hauptbeteiligungsziffer des einzelnen Werkes. Sobald indessen nach den Beschlüssen des Beirats in demselben Quartal die Hauptbeteiligungsziffer A nicht ebenso erhöht werden kann wie die Ziffer B, wird der Ueberschuß der Ziffer B mit dem ganzen Quantum als Zukaufsrohstahlmenge eingesetzt, und zwar auch für diejenigen Werke, welche bisher eine Zukaufsrohstahlmenge noch nicht gehabt haben. Hat der Absatz eines einzelnen Werkes in einer der Gruppen der Produkte B die verhältnismäßige absolute Gruppenbeteiligung überschritten, und zwar bei den Gruppen Stabeisen, Walzdraht, Bleche und Röhren innerhalb eines Geschäftsjahres und bei der Gruppe Achsen, Räder, Schmiedestücke usw. während der ganzen Vertragsdauer, so hat das betreffende

*) Vergl. Nr. 18, Seite 289 und Nr. 19, Seite 294, der „Nation".

Digitized by Google

Werk für die Ueberschreitung eine Abgabe an den Verband zu zahlen, welche den hinter ihrer verhältnismäßigen Absatzbeteiligung zurückgebliebenen Werken nach Maßgabe ihrer Absatzverminderung zufällt. Die bezeichnete Abgabe wird nicht erhoben, insoweit der Versand und Selbstverbrauch eines Werkes in der Zeit vom 1. März 1904 bis zum 30. September 1905 die gleichzeitige Erzeugung überschreitet. Sonst beträgt die Abgabe an den Verband für jede Tonne Mehrabsatz 20 Mark. Allmonatlich stellt der Vorstand des Verbandes den Mehr- oder Minderabsatz des einzelnen Werkes gegenüber seiner Gruppenbeteiligung fest und teilt diese Ziffer den beteiligten Werken mit, die bezügliche Abrechnung erfolgt für jedes Geschäftsjahr und für die Gruppe Achsen, Räder usw. nach Ablauf des Vertrages. Denjenigen Werken, welchen eine Mehrbeteiligung an dem etwaigen Mehrabsatz in Produkten B zugesagt wurde, ist der Uebertrag eines etwaigen höheren Absatzes über die zulässige Menge hinaus auf das nächste Geschäftsjahr gestattet. Der § 45 verpflichtet die Verbandswerke, ihren gesamten Bezug an Rohstahl, gewalztem Halbzeug und sonstigen zur Herstellung von fertigen Produkten dienenden Stahlfabrikaten sowie den über ihre eigene Produktion hinausgehenden Bedarf in den Hauptgruppen der Produkte A von dem Verband zu kaufen. Der Verband verpflichtet sich dagegen zur Lieferung dieser Mengen, und zwar zu den gleichen Preisen und Bedingungen, die er für seine gewöhnlichen Verkäufe in dem gleichen Fabrikat für das gleiche Absatzgebiet und denselben Zeitraum festgesetzt hat. Ueber Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Verbandsvorstande und einem einzelnen Werke wegen des Preises und der Verkaufsbedingungen entscheidet der Beirat.

Sehr wichtig sind die Bestimmungen über die vom Verbande zu bildende Rücklage. Auf Beschluß der Versammlung der Stahlwerksbesitzer wird eine Abgabe von den durch die einzelnen Werke bewirkten Lieferungen bis zu drei Prozent der Tabellenpreise in eine besondere, vom Verbandsvorstande zu verwaltende Kasse vereinnahmt. Die Verwendung der Rücklage erfolgt nach Beschluß des Beirats im Interesse der Gesamtheit der Verbandswerke, gegebenenfalls ist die Rücklage auch zur Förderung des Auslandsverkaufs bestimmt.

Eine Konsequenz der Kontingentierung der Produktion und der etwaigen Produktionseinschränkung sind die Bestimmungen des § 43, nach welchen die Verbandswerke nicht befugt sind, ihre Anlagen zur Herstellung der Produkte A und B an Nichtmitglieder des Verbandes, weder ganz noch teilweise, zu verkaufen oder zu verpachten. Die zu einem solchen Vorhaben erforderliche Genehmigung der Versammlung der Stahlwerksbesitzer muß indessen erteilt werden, wenn vorher Sicherheit dafür geleistet wird, daß infolge der Veräußerung oder Verpachtung weder die Erfüllung der Vertragspflichten des Veräußerers oder Verpächters, namentlich die volle Lieferungs- und Abgabepflicht, beeinträchtigt, noch die Abnahmepflicht des Stahlwerksverbandes gesteigert wird. Die Sicherheit erscheint dann gegeben, wenn ein durchaus zahlungs- und leistungsfähiger Käufer oder Pächter dem Vorstande des Verbandes gegenüber die Verpflichtung übernimmt, die unter die Bestimmungen des Vertrages fallenden Produkte A und B aus den betreffenden Werksanlagen in gleichem Umfange und unter gleicher Abgabepflicht an den Verband zu liefern wie sein Rechtsvorgänger. Hat der neue Werksbesitzer in den Produkten A eigenen Bedarf, so muß er sich außerdem verpflichten, die Produkte A aus dem von ihm angekauften Werke dem Verbande zu verkaufen und von dem letzteren wieder zu kaufen. Ferner ist es den Stahlwerksbesitzern nicht gestattet, einem Nichtmitgliede des Stahlwerksverbandes gehörige und zur Erzeugung von Produkten A und B dienende Werksanlagen zu kaufen oder unter eigenem oder fremdem Namen zu betreiben, falls nicht dem betreffenden Stahlwerksbesitzer für solche Anlagen schon bei Abschluß des Verbandsvertrages eine Beteiligung zugebilligt worden ist. Außerdem dürfen die Stahlwerksbesitzer keine Neuanlagen herstellen oder sich bei solchen Neuanlagen beteiligen in der Absicht, auf Grund der neuen Anlagen erhöhte Ansprüche an den Verband zu stellen. Eine Aenderung der vertragsmäßig festgelegten Produktion der einzelnen Verbandswerke kann nur nach den bereits besprochenen Bestimmungen der §§ 25, 26, 27, 40 und 41 erfolgen.

Die zur Ausführung des Verbandsvertrages und zur Ueberwachung der Verbandswerke bezüglich der Erfüllung und Einhaltung des Vertrages erforderlichen Zahlen sind die Verbandswerke dem Vorstande mitzuteilen verpflichtet. Der Vorstand kann z. B. sowohl die Angabe der Einsatzgewichte als auch der Gewichte aus den Zwischenstufen der Verarbeitung und der Fertiggewichte fordern. Außerdem ist der Vorstand berechtigt, eine Revision der für die Zeit vom 1. Oktober 1902 bis zum 31. März 1903 seitens der Werke angemeldeten Produktionsmengen und eine entsprechende Aenderung der Beteiligungsgrundziffern vorzunehmen. Endlich kann der Vorstand die gesamte Herstellung und Verladung der Stahlwerke überwachen und in die einschlägigen Bücher und Schriftstücke der Werke Einsicht nehmen oder mit dieser Ueberwachung und Einsichtnahme seine Beamten beauftragen. Die auf die Vertragsverletzung seitens der Werke gesetzten Geldstrafen entsprechen der Fülle der eingegangenen Verpflichtungen. Wenn ein Verbandswerk unter Umgehung des Verbandes Produkte A oder aus der Produktion B herrührende Ausschuß- und Abfallmaterialien A selbst verkauft, so verfällt es in eine an den Verband zu entrichtende Vertragsstrafe von 100 Mark für jede Tonne Fertiggewicht. Bei Nichteinhaltung der Lieferungsverpflichtungen durch eigene Schuld kann das betreffende Werk zu einer Strafe herangezogen werden, deren Höhe für jede nicht gelieferte Tonne für jedes Geschäftsjahr von der Verbandsversammlung festgestellt wird. Jeder Stahlwerksbesitzer hat sich weiter verpflichtet, wegen sonstiger Uebertretung der Vertragsbestimmungen für jeden einzelnen Fall der Zuwiderhandlung eine Vertragsstrafe von 1000 Mark an den Verband zu zahlen. Die Verhängung aller Strafen erfolgt auf Antrag des Vorstandes durch den Beirat, gegen dessen Entscheidung binnen 14 Tagen die Versammlung der Stahlwerksbesitzer angerufen werden kann. Diese Versammlung kann unter besonderen Umständen die verhängte Strafe bis auf 100 Mark für jeden Uebertretungsfall herabsetzen. Im Fall der Nichtzahlung kann der Vorstand die Strafen an den Rechnungsbeträgen des betreffenden Werkes kürzen. Außer der Vertragsstrafe kann der Verband auch Ersatz des ihm etwa entstandenen Schadens beanspruchen. Zur Erledigung von Meinungsverschiedenheiten über die Auslegung des Verbandsvertrages ist unter Ausschluß des Rechtsweges ein Schiedsgericht vorgesehen. In allen Fällen aber ist der durch seinen Vorstand vertretene Verband berechtigt, als Beklagter oder Kläger den Rechtsstreit auszutragen. Das durch Mehrheitsbeschluß entscheidende Schiedsgericht besteht aus drei Mitgliedern, die in der üblichen Weise ernannt werden. Für alle aus dem Verbandsvertrage entstehenden Rechtsstreitigkeiten ist im übrigen das Landgericht Düsseldorf zuständig. Eine Aufhebung des Verbandsvertrages ist noch vorgesehen im Fall eines neuen inländischen Wettbewerbes. Wenn während der Vertragsdauer ein neuer inländischer Wettbewerb entstehen sollte, dessen Produktion nach dem Erachten des Beirats fünf Prozent der im Verbande vereinigten Gesamtrohstahlmenge A und B erreicht, so kann bei der Verbandsversammlung ein Antrag auf Aufhebung des Vertrages gestellt werden. Die Verbandsversammlung entscheidet über diesen Antrag mit einer Mehrheit von drei Vierteln der vertretenen Stimmen. Beträgt dagegen die Produktion der neu entstandenen Konkurrenz nach dem Gutachten des Beirats mehr als fünf Prozent, so genügt zur Aufhebung des Vertrages die einfache Mehrheit der abgegebenen Stimmen. Der Vorstand hat die Verbandswerke von dem Eintreten eines derartigen Konkurrenzfalles zu benachrichtigen.

Wie man leicht erkennt, wird der Stahlwerksverband erst mit der Aufnahme der Produkte B in den Einkauf und Verkauf durch seine Hand seine volle Wirksamkeit entfalten können, wie sie der oberschlesische Stahlwerksverband bereits seit dem 1. Januar 1903 begonnen hat. Die Bestrebungen des Verbandes gehen deshalb dahin, nicht nur die noch außenstehenden Stahl- und Martinwerke mit Produkten A in sich aufzunehmen, sondern namentlich auch alle Produzenten von Fabrikaten B zum Eintritt zu bewegen, damit spätestens vom 1. Juli 1907 ab der gesamte in- und ausländische Markt in Produkten

Digitized by Google

A und B sich in seinen Händen befindet. Erst dann wird der Stahlwerksverband die eigentliche Probe auf seinen wirtschaftlichen Wert zu bestehen haben. Inzwischen sind nun durch die Bekanntgabe des Textes der neuen Handelsverträge dem Verbande für seine künftige Organisation große Schwierigkeiten erwachsen, da er nicht nur für seinen eigenen Absatz besorgt sein muß, sondern auch Rücksichten auf die zahlreichen inländischen Verbraucher von Eisen- und Eisenfabrikaten zu nehmen hat, welche vorzugsweise grobe und feine Eisenwaren und Maschinen aller Art zur Ausfuhr bringen. Diese Ausfuhr ist durch die dem Reichstage soeben vorgelegten neuen Handelsverträge, welche diese Bezeichnung in der Tat nicht verdienen, im höchsten Grade bedroht, namentlich der russische Vertrag sowie die Verträge mit Oesterreich-Ungarn, mit der Schweiz und Rumänien, belasten unsere Ausfuhrindustrie in einer ganz unerhörten Weise, sie können nur zu weiterem Verfall der Ausfuhr, zur Anlage deutschen Kapitals in ausländischen Unternehmungen und zu einem stark verschärften inländischen Wettbewerb führen. Gerade die unzähligen Produkte der Kleineisenindustrie und der Eisenwarenerzeugung in der Grafschaft Mark und in den bergischen Landen sind es, denen die schutzzöllnerischen Tendenzen der Vertragsstaaten am meisten gefährlich werden, und doch hat an der Erhaltung eben dieser Ausfuhr das deutsche Wirtschaftsleben das größte Interesse. Bei der Ausfuhr von Roheisen und Halbfabrikaten beschränkt sich das allgemeine Interesse wesentlich auf diejenigen Spezialitäten, welche anderen Ländern unentbehrlich sind und einen relativ hohen Marktpreis haben. Wer dagegen eine Ladung Heugabeln, Messerwaren oder gar Nähnadeln mit entsprechendem Gewinn ausführt, hat unzweifelhaft sehr viel mehr für unser Wirtschaftsleben getan als z. B. der Exporteur von beliebigem Roheisen oder Halbzeug.

Wie die Eisenindustrie es fertig bringen soll, trotz der neuen, zum Teil exorbitanten Zollerhöhungen die Ausfuhr auch nur einigermaßen aufrecht zu erhalten, dafür werden schwerlich die verbündeten Regierungen den richtigen Weg angeben; die Stetigkeit der Handelsbeziehungen, worauf mit so großem Nachdruck immer wieder hingewiesen wird, dürfte sich nur zu leicht zu der Ruhe des handelspolitischen Kirchhofs entwickeln. Unter solchen Umständen ist nicht zu erwarten, daß die deutsche Eisenindustrie den neugeschaffenen Handelsbeziehungen auch nur mit der allergeringsten Befriedigung entgegensehen kann, und insbesondere der Stahlwerksverband, dem einerseits für die Erhaltung der Ausfuhr die schwersten Opfer zugemutet werden, während er andererseits unvermeidliche Lohnerhöhungen infolge der erhöhten Getreidezölle und somit erhöhte Produktionskosten, d. h. eine Abnahme des Inlandskonsums, zu erwarten hat, wird in diese neue Handelsära ganz gewiß nicht mit großem Vertrauen eintreten. Wir haben gesehen, daß der Verband schon für den Fall einer verhältnißmäßig geringen neuen inländischen Konkurrenz (5 Prozent der kontingentirten Menge) seine Auflösung vorgesehen hat, wieviel mehr aber muß er die neue große Gefahr für die Ausfuhr fürchten, die den inländischen Wettbewerb außerordentlich verschärft? Dabei muß sich der Verband zudem der günstigen Wirkungen der heute noch in Geltung stehenden Handelsverträge erinnern, die auf der Düsseldorfer Industrie-Ausstellung von 1902 in so glänzender Weise hervortraten. Mir will es scheinen, daß die Ablehnung der vorgelegten Handelsverträge im Interesse der deutschen Industrie dringend geboten ist, es ist alsdann den verbündeten Regierungen unbenommen, in neue Verhandlungen einzutreten, deren Resultat nicht leicht ungünstiger werden kann als das jetzt vorliegende. Die der Exportindustrie drohende Unruhe auf zwölf Jahre gesetzlich festzulegen, würde ich für bemahe unverantwortlich erklären müssen. Dann ist es doch viel besser, wie vor dem letzten russischen Vertrag einen vorübergehenden Zollkrieg aufzunehmen, in dem wir immerhin die Aussicht haben, daß unsere Vertragsgegner wie damals sich darauf besinnen, daß sie nicht allein in der Welt sind. Hat damals der Zollkrieg mit Rußland zu einem relativ günstigen Resultat geführt, warum sollte das gleiche Ziel nicht jetzt erreicht werden können, da die allgemeine Lage des russischen Reiches eine entschieden schlechtere ist als damals? Man kann sich um so leichter zu einer Ablehnung der neuen Verträge entschließen, als für die nächsten Jahre nach Beendigung des ostasiatischen Krieges ein bedeutender Warenkonsum auf dem Weltmarkte zu erwarten ist und deshalb der Schaden vorübergehender Zollkriege nicht so groß werden kann wie es in Zeiten normalen Konsums der Fall sein würde. Außerdem werden in dieser Zeit die verschiedenen Zweige der deutschen Großindustrie, die bislang in der Frage der Handelsverträge nur ihre eigenen, nicht aber die Gesamtinteressen der deutschen Industrie vertreten haben, sich darauf besinnen, daß nur ein Gesamtprotest der Industrie gegen die Erdrosselung der Ausfuhr an den maßgebenden Stellen Eindruck machen kann. Wer die Verhältnisse unserer Industrie vorurteilslos beurteilt und sie namentlich auch für die Fortführung der Sozialpolitik stark genug erhalten will, kann meines Erachtens bei der gegenwärtigen Sachlage diesen Handelsverträgen nicht zustimmen. Am wenigsten aber steht es einem liberalen Manne an, auf mehr als ein Jahrzehnt hinaus handelspolitische Zustände festzulegen, die nur zum entschiedenen Nachteil unseres gesamten Wirtschaftslebens führen können.

J. Kollmann.

(Ein weiterer Aufsatz folgt.)

„Der Egoist."*)

Eine Besprechung, die einen „Egoisten" zum Inhalt hat, darf vielleicht ausnahmsweise einmal „egotistic" sein; ich mache ja von dem Ich-Rechte des Kritikers so selten Gebrauch! Wohlan denn: im Jahre 1888 kam ich mit einem langen Urlaub in der Tasche voll Lernbegierde nach England, und der Tag war mir viel zu kurz für all das Neue, das es zu sehen und zu hören gab im geselligen Leben, im Theater, in der Literatur; das klaffende Erdreich nach langer Sommerdürre saugt den Regen nicht durstiger auf, als ich die neuen Eindrücke in mich aufnahm, da es mir vergönnt war, die alte Sehnsucht nach England zu stillen. Die Menschen und Dinge, die ich in jenem Wunderjahre kennen lernte, stehen lebendiger vor mir als Ereignisse von heute und gestern. In jener Zeit schier unbegrenzter Aufnahmefähigkeit hörte ich zum erstenmal den Namen George Meredith von achtungswürdiger Seite und warf mich natürlich mit stürmischer Wißbegierde auf alle die schlanken Büchelchen der „Gedichte" wie nicht minder auf die dickleibigen Bände der Romane; ich verschlang alles, was das Britische Museum an Meredith-Literatur besaß. Die eigenartige Andacht in der Naturbetrachtung machte mir die schwerfälligen, dunklen Dichtungen „Poems of the Joy of the Earth" zu einem interessanten Studium, und ich veröffentlichte in der „Münchener Allgemeinen Zeitung" einen längeren Aufsatz über den Poeten Meredith; wenn ich nicht irre, war ich der erste, der in Deutschland über Meredith schrieb, vielleicht bis jetzt auch der letzte.

Seit jener Zeit habe ich keine Gelegenheit gehabt, mich mit Meredith eingehender zu beschäftigen; ich las eben nur, was von ihm in der Tauchnitz-Sammlung erschien („Lord Ormond and His Aminta"; „The Amazing Marriage"). Da geht mir dieser Tage ein Band Meredith in deutscher Uebertragung zu: ich soll darüber kritisch berichten. Wie seltsam! Ich konnte mich weder an Handlung und Personen erinnern, noch konnte das Blättern in dem Buch irgend welche Eindrücke reproduzieren! Das geht wahrhaftig nicht mit rechten Dingen zu. Fürs erste habe ich in der Regel ein nie versagendes Gedächtnis für eine Erzählung, die mich nur einigermaßen interessiert hat; ich kann jederzeit aus dem Stegreif die Fabel eines beliebigen Romans von Thomas Hardy, Gissing, Merrick, Mrs. Ward, Barrie, Besant, Mary Cholmondeley, Maartens erzählen — von den ganz Großen wie Thackeray und Eliot zu schweigen.

*) George Meredith, „Der Egoist". Roman. Einzig autorisierte Uebertragung auf Grund der letzten endgültigen Fassung von Julie Sotteck. Berlin, S. Fischer 1905.

Digitized by Google

Zweitens hatte ich ja Meredith in meinem Wunderjahre 1888 gelesen; wie ist es nur möglich, daß ich gerade die Prosawerke dieses Mannes vergessen konnte, während ich — o Schande! — Ovidas Ungeheuer, ebenfalls Bekanntschaften aus jener Zeit, noch verhältnismäßig frisch im Gedächtnis habe? Ich nahm mich metaphorisch beim Bart und zauste mich ordentlich. „Du bist eine ganz untergeordnete Kreatur," schalt ich mich; „Du bist trotz Deiner Jahre ein Baby geblieben, das für äußeres Geschehen, für Abenteuer und Schlachten schwärmt, aber für seelische Vorgänge keinen Sinn hat; daher ist die feine psychologische Analyse, die innere Tragödie eines Meredith für Dich nicht vorhanden."

So was ist hart, das tut weh. Mein schwer getroffenes Ich setzte sich denn auch kräftig zur Wehr. „Was? ich hätte keinen Sinn für seelische Vorgänge? Wer hat Richardsons ‚Clarissa' von Anfang bis zu Ende gelesen — vier schwere Tauchnitz-Bände — wie eine spannende Novelle in Stevensons ‚Neuer Tausendundeine Nacht'? Wer hat ‚Robert Elsmere' — drei schwere Bände — mit Hochgenuß bis zur letzten Zeile gelesen, eine Leistung, der sich nicht einmal der leibliche Onkel der Verfasserin, Matthew Arnold, gewachsen fühlte? Wie viele Leute können sich rühmen, die Krankheits- und Genesungsgeschichte Sir Richard Calmadys auswendig nacherzählen zu können?"

Das sind Tatsachen, gegen die nicht anzukämpfen ist. Es kann mir also der Sinn für den sogenannten psychologischen Roman — als ob ein richtiger Roman etwas anderes sein könnte! — nicht ganz abgehen; warum aber haben die Romane von Meredith so schwache Eindrücke in meiner Seele hinterlassen? Ich habe den „Egoisten" wieder gelesen — jetzt weiß ich, warum. Der „Egoist" ist das Meisterwerk von George Meredith, wie uns Mr. Delmer im Vorwort zur deutschen Uebersetzung dogmatisch erklärt, und Professor Max Förster in seiner ganz vortrefflichen Neuausgabe von Ludwig Herrigs „British Classical Authors" (Braunschweig, Westermann 1905) bestätigt; Meredith aber steht, wie derselbe Mr. Delmer sagt, an der Spitze aller englischen Erzähler unserer Zeit. Wohlan denn, ich bekenne demütig und gekuckt, daß ich den „Egoisten", also George Meredith nicht verstehe, ich verstehe weder den Titel noch den Helden, weder das feierlich-wichtige Präludium noch die endlosen psychologischen Analysen, weder die Technik dieser Erzählung, noch ihren außerordentlichen Wert, weder ihren angeblichen Witz noch ihren Humor. Ein junger Edelmann von ausgezeichneter Gesundheit und vortrefflichen Manieren hat sich recht gern und hält große Stücke auf seinen Titel, seine Stellung, sein Geschlecht. Er ist natürlich eine glänzende Partie und trifft eine entsprechende Wahl. Und sieh' da! Das Fräulein erkennt an seiner Handlungsweise, daß er ein Egoist ist, geht mit einem schneidigen (altruistischen?) Offizier durch und hat nie Ursache zu bereuen. Der Verschmähte verlobt sich ein zweitesmal, und zum zweitenmal wird er einem Altruisten zuliebe verlassen. Die dritte Dame, die ihm einst sehr zugetan war und um die er sich bewirbt, erklärt ihm, daß sie ihn nicht liebe, daß er lauter schreckliche Fehler habe, z. B. Selbst- und Rachsucht, daß sie ihn nur wegen seines Reichtums nehmen wolle, und der arme Egoist küßt der Welken, Aufrichtigen die Hand und dankt für die Gnade, daß er überhaupt eine Frau bekommt — der Egoist!

Hat es jemals in irgend einem Lande der Welt einen solchen Menschen gegeben? Ich glaube, nein; hat es einen solchen gegeben, so war er kein Egoist, sondern ein Idiot. Meredith versichert uns aber immer wieder, sein Held sei witzig und klug!

Und gesetzt, der gute Mann sei wirklich ein Egoist und verdiene redlich sein Geschick — verlohnt es sich um eine abgedroschene, uralte Geschichte so viel Lärm zu machen? Ist das eine so große Entdeckung, daß es Egoisten gibt auf der Welt auch unter dem Mantel der Großmut? Hat das nicht ein Franzose namens La Rochefoucauld bis zum Ueberdrusse, bis zur Unwahrheit wiederholt? Und nun lese man dieses orakethafte „Präludium" mit den gespreizten Perioden, tiefsinnigen Anspielungen und gesuchten Vergleichen — nach diesem Anlauf möchte man eine menschheiterlösende Entdeckung verlangen. Ein kleines Stückchen dieses Präludiums muß sich der Leser schon gefallen lassen, sonst hält er mein Urteil für paradox:

Die Komödie ist, nach der Meinung der Weisen, das beste Mittel, schnell und mit Verständnis das Buch des Lebens zu lesen. Sie will ein Korrektivmittel sein für Anmaßung, Dünkel und Stumpfsinn und für die Ueberbleibsel der Lümmelhaftigkeit, die uns noch anhaften. Sie ist das endgültige Mittel, uns zu bilden und abzuschleifen, sie bereitet uns süße Speise. Wacht sie auch mit ihrer Rute über der Sentimentalität, so ist sie doch kein Feind des Romantischen. Du darfst lieben und warm lieben, so lange Du nur ehrlich bleibst. Verletze nicht die Vernunft. Uebertreibst Du als Liebender nur um Fußesbreite, so verfängst Du Dich in den Maschen der Komödie. In ihr haben wir das wunderbare Schauspiel, wie aus der Verachtung, unter den Geißelhieben ehrlichen Gelächters, ein edles Mitgefühl entsteht. Wie Ariel durch Prosperos Zauberstab aus den Fesseln der schändlichen Hexe Sycorax befreit wird.

Und dies Gelächter der neu erfrischten Vernunft ruft die Blüten der Erde hervor, wie der zauberische Sturmwind des launenhaften Frühlings das Nahen des Sommers herbeiführt. Du hörst, wie er dem zarten Geiste seine Freiheit gibt. — Lausche dagegen dem Geräusch einer ungeläuterten Gesellschaft. Es ist wie das klagende Gebrüll einer Kuh mit vollem Euter, wenn die Melkestunde vorüber ist. O, um einen hohen, geistlichen Würdenträger, der das unheilige Wesen in Acht und Bann täte! So spricht vielleicht ein Enthusiast, aber man sollte auch auf ihn hören.

Und wie steht es um den Humor in diesem „Meisterwerke" von Meredith? Hier ist eine Probe. Als der Held am Tage seiner Großjährigkeitserklärung, umschmeichelt und bewundert, als Tänzer alle Damen entzückt, spricht die geistreiche Mrs. Mountstuart den Satz. „Und sehen Sie, er hat ein Bein". (NB. der emphatische Druck ist nicht von mir.)

„Das sah man, natürlich. Aber nachdem sie gesprochen hatte, sah man viel mehr. Mrs. Mountstuart sagte dies gerade so, wie andere Leute leere Nichtigkeiten sagen, ohne die geringste Spur eines Nachdrucks. Aber ihr Ausspruch wurde aufgenommen, und bald konnte man von dem äußersten Ende des Salons her deutlich bemerken, daß Mrs. Mountstuart etwas gesagt hatte, das Anklang fand. Sie war die Aristokratin, die das Urteil der Provinzialen zurückweist: „Er ist alles das, was Sie, meine Damen und meine verehrten Herren, zu bemerken die Güte hatten, er plaudert entzückend, tanzt himmlisch, sieht zu Pferde aus wie ein Feldherr, hat die denkbar stattlichste Haltung, ohne auch nur einen Augenblick aufzuhören, der englische Edelmann zu sein. Alkibiades, frisch aus den Händen des Perrückenmachers Ludwigs XIV., könnte ihn nicht übertreffen. Ich könnte Sie alle in erhabenen Vergleichen überbieten, wenn ich ihn damit überschütten wollte, aber bitte, haben Sie auch bemerkt, daß er ein Bein hat?" So etwa hätte man ihren Ausspruch vervollständigen können. Ein scheinbar einfaches Wort von dieser Bedeutung ist der Triumph des geistigen, und wo es als gangbare Münze in Umlauf gesetzt werden kann, da hat die Gesellschaft einen hohen Grad der Verfeinerung erlangt, da erreicht sie Arkadia auf dem Wege der Aestheit."

Wenn der Leser glaubt, daß des Autors Bemerkungen zu dem geistvollen Ausspruch mit dieser Probe erschöpft sind, ist er sehr im Irrtum: volle vier Seiten lang ergeht er sich in unersättlicher Variation, in humoristisch-satirisch sein sollendem Kommentar. — —

Ich fürchte, die Besprechung des „Egoisten" hat mich zu ungewollter Härte verleitet und könnte dem Leser den ganzen Meredith verleiden. Das wäre eine unverzeihliche Schuld, die ich nicht auf mich laden will. Aber so geht es immer, wenn der Enthusiasmus übertreibt. Was fällt Professor Förster ein, den „Egoisten" als das Meisterwerk von George Meredith zu bezeichnen? Das fordert natürlich den allzuscharfen Widerspruch heraus. Nein, der „Egoist" ist nicht das Meisterwerk von Meredith, ist überhaupt kein Meisterwerk, sondern ein allzu wortreiches, als Roman ganz ungenießbares Buch, in dem sich zahlreiche Gedankenperlen und eine herrliche Frauengestalt unter einem Schutthaufen von überflüssigen Dialogen und langweiligen psychologischen Analysen befinden. Wenn der Leser Meredith, den Romancier, von seiner besten Seite kennen lernen will, wird er darum gut tun, „Richard Feverel" zu lesen — von derselben Dame übersetzt, im selben Verlage erschienen.

Zum Schlusse noch ein Wort bezüglich der Uebersetzung. Julie Sotteck versteht Englisch; das ist sonst bei einer Uebersetzerin sehr selten der Fall, daher ein Kompliment. Im großen und ganzen sind die ungeheuren Schwierigkeiten, die Meredith dem Uebersetzer bietet, mit Geschick überwunden worden. Aber

Digitized by Google

von der idealen Uebersetzung, die dem Urtext treu bleibt und sich nicht gegen den Geist der deutschen Sprache versündigt, ist „der Egoist" noch sehr weit entfernt. Seite 31: Er war noch in derselben Nacht zurückgeritten, unbekümmert um die Rücksicht auf sein Pferd; Seite 45: ein junger Mann, wenn er heiratet, gleicht einem Feuerfresser; Seite 46: ein Gelehrter mit unabhängigem Vermögen; Seite 55: sein Benehmen war maßgebend; Seite 245: mit hündischem Pathos (ganz falsch!); Seite 765: bin ich es, der das ist? Daselbst: Können Sie es für besser für sich halten, gekannt zu werden? — Solche Ungeheuer wie die letzten zwei Belege sind glücklicherweise nicht oft anzutreffen.

Czernowitz. Leon Kellner.

Die Aufstellung von Statuen.

Als ich jüngst zum erstenmal das Kaiser Friedrich-Museum in Berlin betrat, hatte ich mir vorgenommen, alles Ueble, was ich über dieses Kunsthaus gelesen hatte, für voreingenommene Augenblicksschreiberei anzusehen. Ich nahm mir vor, nach dem Guten zu suchen und um jeden Preis zunächst dieses zu genießen. Ich weiß, daß man etwas Gutes überall in Kunstsachen finden kann, und daß man auch vor allem von vornherein zum Genusse gestimmt sein muß, ehe man vor irgend ein Werk der Kunst treten darf.

Ich war zum Genusse gestimmt. Und beim ersten Eintritt in das neue Haus trat mir etwas entgegen, was sich jeder Genußmöglichkeit mit einer Art von eigensinniger Hartnäckigkeit entgegenstellte. Man hatte etwas vor mir aufgerichtet, das zweifellos zum Ansehen bestimmt war, ich aber vermochte es beim besten Willen nicht zu sehen trotz des redlichsten Bemühens. Ich sah einen ungeheuren Pferdebauch mit seiner Unterfläche, und um ihn herum ein Konglomerat von Formen, verkürzten Pferdeschenkeln, Männerfüße von unten, Nasenlöcher eines bronzenen Menschen über mir, die keine richtigen Nasenlöcher waren, und sonstige Fragmente eines tierischen und menschlichen Wesens aus der Bauchperspektive, die zweifellos nicht darauf berechnet waren, nur in dieser Ansicht gesehen zu werden. Alle Merkmale des Gusses dieser Formen verrieten, daß der Künstler alles, nur nicht gerade diese Seite seiner Arbeit den Beschauern zeigen wollte. Es war, als hätte man einen Handschuh mit nach außen gekehrter Innenseite oder eine kostbare Toilette mit der Nahtseite nach außen ins Schaufenster gestellt. Aha! dachte ich, Du bist an die falsche Stelle geraten, aber hier ist eine prächtige Treppe, die wirst Du bis ins erste Stockwerk des Treppenhauses hinaufgehen, da wirst Du vielleicht eine freiere Uebersicht gewinnen. Als ich oben ankam, ging es mir noch schlimmer. Jetzt sah ich nicht mehr die Nasenlöcher des Mannes, sondern Mann und Pferd von oben auf den Kopf. Es sollte ja eigentlich Schlüters „Großer Kurfürst" sein, dessen Pferd ich da auf den Rückenkamm und den Sattel sah, wo der Künstler auch wieder einiges zu modellieren vergessen hat, weil er alles geträumt hat, nur nicht, daß jemals ein Berliner eine Leiter an den großen Kurfürsten auf der berühmten Brücke anlegen würde, um hinaufzusteigen und sich den Sattel des Reiters aus der Vogelperspektive anzusehen. Nicht einmal von den Berliner Schusterjungen hatte Schlüter das erwartet. Im Jahre 1901 aber erbaute man eine Marmortreppe zu diesem Zweck.

Es ist wahrhaft raffiniert, mit welcher Schlauheit man verstanden hat, eine künstlerische Besichtigung nach den Absichten des Meisters zu verhindern. Und nachdem man nun in Berlin das nie mehr zu übertreffende Meisterstück von Aufstellungskunst plastischer Bildwerke geleistet hat, das alles hierzulande Erlebte übertrifft, stehen wir vor der Frage: sind wir am Ende auf einem Irrwege, wenn wir glauben, Denkmäler seien zum Ansehen da, ja, sie seien dazu da, einen Platz, eine Straße, einen Park derart zu beleben, daß im Nahen und Weiten die Straße, je nach der moralischen Bedeutung des Dargestellten unter dem sozusagen dominierenden Einflusse des Held n steht?

Wir brauchten allerdings nicht erst nach Paris zu fahren, um zu zeigen, welche Eindrücke eine gute Aufstellung von öffentlichen Denkmälern und Bildwerken hervorruft. Berlin selbst hat mindestens drei Werke, deren Aufstellung und damit moralische Wirkung mustergültig ist. Eben dieser „Große Kurfürst" auf seiner Brücke, Rauchs „Alter Fritz" Unter den Linden und der große Neptunsbrunnen von Begas. Diese Kunstwerke tun in ihrer Umgebung jede geistige Wirkung, die von ihnen ausgehen kann, sie stehen in ihrer eigenen Bedingung, beherrschen ihre Umgebung, teilen ihre Stimmung weithin mit und haben den Rauminhalt ihrer Stimmung. Der „Große Kurfürst" in seinen kleineren Dimensionen über einem schmaleren Flußlaufe, auf einer kurzen Brücke zwischen nicht allzu hohen Häusern tut noch heute trotz mancher Veränderung seiner Umgebung die beabsichtigte Wirkung der Gedrungenheit, der gesammelten Energie; er beherrscht seine Brücke, und diese selbst enthält in ihrer Gestalt, ihrer Länge alle natürlichen Bedingungen, von verschiedenen Standpunkten die Entfernungsenergien zu morallschen Wirkungen des Kunstwerks selbst zu machen. Ueber einem breiteren Strom wäre diese Gestalt verschwunden; hier aber ist die ganze Kernhaftigkeit von Roß und Reiter im richtigen Mittel, sodaß die Figur selbst das glaubwürdige Erzeugnis ihres „Milieus" ist. Der Begas-Brunnen steht, wie richtige Brunnen sollen, auf einem Platze, der eine Art Hof ist; die Platzbreite ermöglicht ein natürliches Sichausleben dieser übermenschlichen Figuren, auch sie sind Herren des Platzes, und kein Menschenkind, kein elektrischer Wagen oder Droschkengaul kann ihnen den Rang streitig mad en im Raume. Alles macht die ganze Umgebung gewissermaßen zu einer natürlichen Arena, in der diese Gestalten sich bewegen, zur ausreichenden Bühne für ihr Tun und Treiben. Und nun vollends der berühmte „Alte Fritz". Er bestimmt vom Brandenburger Tor bis vors Schloß, gesehen von seiner Rückseite wie von vorn, den ganzen Charakter der Straße „Unter den Linden". Die Silhouette seines schiefen Dreimasters, seiner schrägen Reitsitzhaltung prägt die Persönlichkeit durch den ganzen Raum. Er reitet ganz allein, er erhöht die ganze Straßenperspektive und nötigt das Auge, in Linien zu empfinden, welche auf ihn konvergieren und das moralische Interesse schon von weitem auf ihn konzentrieren. Und darum lebt er, kommt wie vor hundertdreißig Jahren in Wirklichkeit als der monumentale Schatten seines historischen Selbstes, die Avenue, die Ankunftsstraße herunter, auf der er der Alleinherrscher war. Es ist potenzierte Realität.

Es ist Berlin nicht beschieden gewesen, daß so große Traditionen der Aufstellung plastischer Kunstwerke fernerhin unvergessen blieben. Aber Paris hat die Ueberlieferung festgehalten, hat sie gesteigert, vermannigfacht. Es gibt keine Stadt, wo die Denkmäler so „intim" wirken, wo sie dermaßen die lebendige Erinnerung vergangener Größe hervorrufen und die historische Persönlichkeit im Einklang mit ihrer Umgebung zeigen. Ueberall hat man vor allem verstanden dem Denkmal seinen entsprechenden Raum zu sichern, es von allen Seiten sichtbar zu machen. Auf den größten Plätzen wie in den engsten Straßenwinkeln hat man die Kunst gelernt, die Raumverhältnisse zu bewältigen und das Denkmal zu einem architektonischen Gipfelpunkt der Umgebung zu machen. Solche Unmöglichkeiten wie die Aufstellung des ungeheuer mächtig gedachten Nationaldenkmals in Berlin in der Schinkel-Ecke vor dem Schloßportal wird man dort nicht sehen. Auch Paris hat seine „Siegesalleen", d. h. seine plastischen Galerien fürstlicher Persönlichkeiten. Aber man gehe in den Luxemburg-Park und sehe dort die aufgereihten Gestalten der französischen Königinnen! Hier ist, wie in Sanssouci, wie in den meisten Rokokoparks die Bogenlinie, die zugleich ein Formenbestandteil der ganzen Parkanlage ist, eine Grundlinie der Gartenzeichnung, das Schema für die Aufstellung der Standbilder. Nie ist einem Menschen eingefallen, Anstoß zu nehmen an dieser Anordnung, wie auch noch niemand Anstoß genommen hat an der Art, wie im Park von Sanssouci der Marmor in den Figurationen einer phantasiereichen Gartenkunst verwertet ist. Aber die Königinnen im Luxemburg-Park kann man bequem von allen Seiten besichtigen.

Digitized by Google

Wer nie im wirklichen Leben eine Königin von ihrer Rückseite mit und ohne Schleppe gesehen hat, der weiß gar nicht, was eine Königin ist. Wer möchte, daß er den „Alten Fritz" von Rauch nie von seiner Rückseite gesehen hätte? Ist der Charakter des Königs gerade in seiner Rückenhaltung nicht unübertrefflich geschildert? Sind große Geister anderen nicht unter Umständen furchtbarer, wenn sie jemandem „den Rücken gekehrt haben", als wenn sie ihnen in die Augen sehen? Worin beruht die geheimnisvolle Charakteristik mimischer Rückansichten?

Und nun denke man, daß es in Berlin eine Siegesallee gibt, wo man 34 Standbilder und Gruppen sieht, von denen man nicht eine einzige in der Rückansicht betrachten kann. Es sind nicht Karyatiden, nicht architektonische Nischenfiguren, deren Beruf es ist, auf die Rückencharakteristik zu verzichten. Es sind freistehende Vollgruppen, die gebieterisch die Vollbetrachtung erheischen, und doch hat man sie sämtlich zu „Eckenstehern" gemacht und damit die Bildhauerkunst um eine ihrer wichtigsten Wirkungen betrogen.

Im Luxemburg-Garten kann man jede der Figuren umgehen, wie in dem der Siegesallee so nahen Park von Sanssouci. Dort wirkt alle Plastik als steigernder Bestandteil der architektonischen Gartenkunst: in der Siegesallee hat man, trotz der Blumenbeete, die Gartenkunst vertrieben und die Bildhauerkunst entthront. Das ist umsomehr zu bedauern, als unter den Gruppen der Siegesallee sich ein Dutzend Meisterwerke ersten Ranges befinden, die geschmackvoll aufgestellt hohe Wirkungen tun würden. Aber hier sind sie nur Bestandteile eines Museums unter freiem Himmel, einer steif arrangierten, historischen Kostümausstellung; sie sind nur hingestellt und aufgestellt, aber sie leben nicht in ihrem eigenen Revier.

Der Voltaire vor dem „Institut de France" aber lebt wirklich in seinem eigensten Element, und der Geist des Pariser Lebens und der Pariser Sitten erheben das Bild zu einer Art von Illusion. Alle Gelehrten und Dichter, die über die Seinebrücke ins „Institut" gehen, sehen den größten Geist der Nation rechts vor dem Gebäude der Literatur und Wissenschaften stehen auf einem behaglich-architektonischen Eckplatz, einem durch das Gebäude gebildeten Platz- und Straßensegment. Er schaut über die Seine nach dem Louvre und den Seinelauf hinauf bis nach den blauen Bergen von St. Cloud, aber sein Platz ist klein, mehr eine stille Gelehrtenstube, von der man die weitesten Ausblicke hat. Am Ufer aber vor ihm bis zum Pont-Neuf und weiterhin ist eine Riesenbibliothek unter freiem Himmel; auf den Quaimauern der Seine sind aufgereiht die vollgestopften Kästen der öffentlichen Antiquare, und wieviel alte Ausgaben von Voltaires eigenen Werken sich da finden, wie sehr der Gelehrte und Dichter mitten in seiner eigenen Welt steht, das wird uns bewußt und „intimer" Mitgenuß. Nun verstehen wir seine leicht gebeugte Gelehrtenhaltung, seinen treuen Blick, der über die Freiheit des menschlichen Geistes zu wachen scheint, und sein gütiges und zugleich satirisch-weltvernichtendes Lächeln. Wir haben Voltaire wirklich bei sich selbst zu Hause einen Besuch abgestattet, wir gaben unsere Visitenkarte in seiner Wohnung ab und sprachen ihn mitten unter seinen Büchern, obwohl er fast vor 120 Jahren starb, denn sein Denkmal führte uns in die Wohnung seines Geistes. Er teilt dies glückliche Denkmalsgeschick mit seinem Freunde Friedrich in Berlin; der reitet vorm Zeughause, Universität und Königl. Bibliothek zur Seite — auch er lebt in der wirklichen Wohnung seines Geistes: wie schade, daß sich hierin manches ändern soll.

In den Louvrehof mit dem Blick auf den Tuileriengarten über die Stelle hin, wo die Tuilerien Napoleons spurlos verschwunden sind vor der Republik, hat man das Denkmal Gambettas hingezaubert. Hoch überschaut er den Platz, mit begeisterter Rednergebärde die Jugend Frankreichs anfeuernd zur Vaterlandsliebe, zur Liebe der Republik und zu den Tugenden der Republik. Er ist ganz nur, was er war: Parlamentarier, Volksredner — aber die Gruppe, in der er steht, reißt hin, weil sie ganz der selbstlose Ausdruck einer Szene ist, die unmittelbar darunter jeden Augenblick sich ereignen kann, wenn ein Volksredner auf diesem zur Volksrede bestimmten Platze eine Schar von Jünglingen vor sich versammelt und ihnen die Notwendigkeit der republikanischen Verfassung für Frankreich auseinandersetzt. Hier ist alles Feuer und Begeisterung. Groß und frei ist der Raum, an historisch-politischer Stätte, im alten Fürstenhof der Begründer der Republik! Jedermann empfindet, daß das Tendenz ist, aber durch die Tendenz wird es zur ergreifenden, künstlerischen Realität, und der Bildhauer ist selbst ganz vom Feuer dieser Idee erfaßt, er hat selbst den gewollten historischen Gegensatz und Gedankengang empfunden und will durch sein Denkmal selbst anfeuern. Dabei findet er Formen der architektonischen Raumausfüllung und Raumbeherrschung, von denen man im plastischen Rekrutendrill Berlins kaum eine Ahnung hat, trotz den wildbewegten Gestalten des Nationaldenkmals. Hier sieht man keine Löwen; Gambetta selbst ist der Löwe, und dieser Löwe trägt einen einfachen, offenen Gehrock. Ganz ähnlich ist die Plastik des großen „Arc de triomphe", des Triumphbogens am Ende der „elysäischen Gefilde", unmittelbare Nationalleidenschaft, die in den Allegorien allgemein verständlich als marmorne Volksrednerin anfeuert.

Diese natürliche Ethik des plastischen Kunstwerks ist in ganz Paris eine lebendige Tradition des Kunstwillens. Volk und Künstler wollen es so. Es ist wie es im alten Griechenland war. Es scheint, als ob die Bildhauerei unter republikanischen Verfassungen besser ihre eigentlichen Aufgaben erreiche, als in Monarchien, die andere Vorzüge haben. Je mehr Volkswille, desto bessere Bildhauerei. In Paris bekränzt man nicht nur die Stadtfigur Straßburgs mit Trauerkränzen; auch andere Denkmäler werden zu einer Art Kultusfigur. Die große Statue der Republik ist zu Ostern und zur Weihnachtszeit lebendige Volksbeschützerin. Auf ihren Sockel steigt das Volk hinauf und fühlt sich, wenn die Schweinekarussels sich drehen, unter ihrem mütterlichen Schutz wie die Küchlein unter der Henne. Es lebt in der Illusion, das sei nun wirklich eine gute Volksmutter, unter deren Brüsten man gut geborgen ist. Und die Soldaten, die beiden Infanteristen an den Pfeilern der Innabrücke, die Nizen und Schifferinnen auf den anderen Brücken: sie sind dem Seinevolk, das hier rudert, fischt und segelt, Wahrzeichen, die auf jeden mit einer Art von Illusion wirken. Sie sind die marmornen und bronzenen Typen des Lebens, weil alle Bildhauer aus dem ethischen Zweck des Kunstwerks schaffen und durch das Kunstwerk ethisch wirken wollen. Die gelehrte Halb- und Ueberbildung vieler deutscher Bildhauer hat dagegen in langen Zeiten des vorigen Jahrhunderts mehr danach getrachtet sogenannte „objektive" Geschichte in Marmor und Bronze zu schreiben, sodaß wir nicht nur in Berlin, sondern überall in Deutschland so vielen Denkmälern begegnen, die ihre Langweiligkeit dem Umstande verdanken, daß die Bildhauer mehr über Rankesche Geschichtsschreibung stritten, als daß sie sich den Platz angesehen hätten, auf dem ihr Werk wirken würde.

Die französische Bildhauerei hat besonders in den letzten dreißig Jahren eine wahrhaft unerschöpfliche Fülle interessanter Kunstwerke hervorgebracht. Während die Malerei schulmäßig blieb und viel leere Repräsentationskunst hervorgebracht hat, während sie in ihren „impressionistischen" Taten nur in der Landschaftsmalerei auf einem technischen Umwege zartere Naturstimmungen erzielte, hat dagegen die Plastik das eigene ethische und sinnliche Volleben des Volkes mit überraschendem Glück festgehalten. Die Darstellung des Nackten ist hier überall schöpferischer Vollgenuß der organischen Form. In Berlin ist die Darstellung des Nackten seit 1870 immer mehr lediglich Sache der Neugier geworden, der geschlechtsgruseligen Neugier, zumal die Polizei dieses allgemeine Gruseln sehr befördert. Die Regierungsräte wollen wissen, wie anständige Frauen aussehen, wenn sie keine Kleider anhaben und die Damen von Berlin sind furchtbar neugierig, wie ein Mann aussieht, der keine Hosen anhat. Ueber diese Neugier und eine mehr oder minder dunkle Vorstellung von halbverbotenen Schönheitsempfindungen, die man dabei haben dürfte, kommt das Berliner Verhältnis zum Nackten nicht hinaus.

In Paris ist's anders. Im Luxemburg-Museum sah ich, daß kleine Knäbchen und Mädchen beim Anblick der schönen Brüste marmorner Frauen „Mamman" sagten und in diesem, ihrem Alter angemessenen Verhalten ethisch im Sinne der Mutterliebe reagierten. Hier herrscht nicht die Neugier, sondern das sachliche Verständnis von Formen, ihren Zwecken und der Schönheit der Zweckform. Es ist das Gegenteil von der

Digitized by Google

Aesthetik deutscher Kunstphilosophen von Sulzer bis Herbart und anderen, und eben deshalb ist es das Richtige und die Plastik gedeiht vorzüglich dabei. Und weil es so ist, stellt man auch das „Nackte" in öffentlichen Parks, in großen Ausstellungsräumen so auf, daß jeder Beschauer seine organische Phantasie daran erfreuen kann und ein Mitgefühl davon hat, wie es dem Schöpfer zumute war, als er Männlein und Weiblein machte, ohne daß irgend ein Polizeipräsident ihm verbot, sie ins Schaufenster seiner Natur zu stellen.

Es wäre gut, wenn Bildhauer von Berlin, noch mehr aber Stadtväter und weiter hinauf solche Kreise, die Denkmalsaufträge vergeben, öfters nach Paris gingen, um hier die Bedingungen lebendiger Denkmalswirkungen zu studieren. Berlin hatte, wie wir gezeigt haben, ursprünglich eine große Tradition der guten Aufstellung von Bildwerken. Der Meister der Königin Luise und ihres Gemahls in Charlottenburg, ihrer Schwester im Mausoleum zu Hannover, des „Alten Fritz" dazu war zugleich der Meister tiefster ethischer Wirkungen der Plastik. Er war ein Herr des plastischen Raumes. Es bedingen sich diese Elemente gegenseitig. Aber nach ihm ist über Berlin eine Sintflut von Sünden gegen moralische Raumwirkungen gekommen. In Paris könnten die Auftraggeber lernen und uns Gesundung schaffen. Die Bildhauer tun dann schon das Ihrige von selbst.

Wolfgang Kirchbach.

Unser Sommernachtstraum.

Es ist selten, daß das Theater unserer Sehnsucht entgegenkommt oder sie gar zu wecken vermag. Die Bühne ist uns zu einer Art von Kasernenplatz geworden, man blickt durchs Gitter und sieht zu wie sie exerzieren, und man ist froh, wenn man selber so wenig als möglich damit zu tun hat.

Wir haben eine weite und lange Wüstenwanderung zurückgelegt. Wenn ein neues Stück aufgeführt wurde, so hörte man gemeinhin gleichzeitig Klatschen und Zischen, und da das Klatschen ein lauteres Geräusch ist, gab es viel Erfolge. Man konnte es immer deutlich unterscheiden: je nach ihrem Parteistandpunkt waren die einen dafür, die anderen dagegen; dabei, mit seinem Herzen, war eigentlich niemand.

Nun wurden uns im vorigen Jahr zwei Bühnenereignisse zuteil, das eine hieß „Minna von Barnhelm", das andere „Götz von Berlichingen". Diese Dramen hatten Leben gewonnen und begannen mit einemmal von der Bühne herab zu uns zu sprechen, so laut und vernehmlich, wie wir es von den Brettern herab, die längst eine uns fremde Welt bedeuteten, nimmer mehr erwartet hatten. Jetzt ist der „Sommernachtstraum" auf der Bühne des Neuen Theaters erstanden, und er kommt unserer Sehnsucht sehr viel stärker entgegen.

Wir haben immer ein klassisches Repertoire besessen. Aber wer es genießen wollte, der blieb fein den Abend daheim, machte es sich nach seiner Art bequem und schlug das Buch auf. Die Phantasie erbaute ihre Bühne, und die großen Schatten glitten darüber hin, und man genoß im stillen den Wohllaut des Verses. Auf den wirklichen Theatern war das klassische Repertoire zu Schülervorstellungen hinabgesunken.

Das will jetzt anders werden. Zettel und die Seinen stehen uns wieder näher als jede noch so gründliche Erörterung der Handwerkerfrage; Hannele in Ehren, aber Titania ist uns lieber. Auch fängt man an zu begreifen, daß die Bühne zu jeder Zeit sich durch die Mittel ihrer Zeit das klassische Repertoire erobern muß. Was man nicht innerlich neu zu erleben und aus sich selbst heraus zu gestalten vermag, das läßt man am besten im Kasten liegen.

Glückliche und starke Menschen, denen ein von oben herabgelassener Zettel mit dem geschriebenen Worte „Wald" genügte, das Waldesinnere mit seinen grünen Heimlichkeiten vor die Sinne zu zaubern! Wir sind ein phantasiearmes Geschlecht. Unserer Einbildungskraft muß vorgearbeitet werden, und das eben versteht Max Reinhardt, der Leiter des Neuen Theaters. Er hat den Blick, der ins einzelne dringt. Er sieht das Phosphoreszieren des Moors, über dem die Elfen ihren Reigen tanzen, er weiß, daß die kleinen Gnomen den mosigen Hügel lustig hinunterkollern, er kennt die Wurzel am Weg, über die der Fuß des Wanderers stolpert, er läßt den Wald um den Irrenden im Mondschein kreisen, er ist Schalk genug, Puck zum Epiloge mit dem Vorhang hinabfahren zu lassen. Wie er den Hain auf seiner Bühne gestaltet, wird er auch uns armen Wirklichkeitsnarren zum Märchenwalde.

Die Malerei ist das große, innere Erlebnis unserer Zeit. Seit ein Mann in England, namens Turner, den man so lang er lebte, für einen Irren hielt, uns die Wunder des Lichtes erschlossen, seit Corot tief in das Waldesinnere und Böcklin zu den Spukwesen des sonnebeglänzten Meeres geführt, haben wir uns alle gewöhnt, die geheimen Regungen unserer Seele zunächst auf der bemalten Leinwand wiederzusuchen. Die Märchengestalten, die wir neueren Dichtern nur mühsam glauben, grüßen uns von englischer Illustratoren Hand täglich als lieb vertraut. Moderne Malerei, mit ihren intimen, keuschen Zaubern, hatte denn auch im Neuen Theater die Vermittlerin zwischen Shakespeare und dem Publikum von heute abzugeben, und sie hat ihre Rolle ausgefüllt. Man glaubte dem Dichter unmittelbarer, weil es die Landschaft unserer Maler war, die Landschaft aus unserem Empfinden geboren und mit unseren Mitteln gestaltet, in der seine Wunder heimisch wurden. Auch kannten wir diesen bleichen Oberon mit der Maiglöckchenkrone, diesen Puck mit dem roten Haar und der Feuermännchenbeweglichkeit längst aus den englischen Märchenbüchern die uns so lieb sind.

Man erinnert sich, daß es ein künstlerisches Ereignis für uns bedeutete, als die japanische Schauspielerin Sada Yacco mit ihrer Truppe in irgend eines unserer Theater eingekehrt war. Man begriff zum erstenmal, daß alle Farben auf der Bühne, von der Hinterdekoration bis zum roten Sonnenschirm der promenierenden Geisha vorn sich zu wundersamem Einklang vermählen können und müssen. Alle Farbenwerte in diesem lebendigen Panorama seien Töne einer Einheit! Was damals zuerst als neu und unerhört empfunden wurde, beginnt man jetzt, freilich noch zaghaft, nachzuschaffen. Auch auf der Bühne des Neuen Theaters waren es befreundete Farben, die sich zusammenfanden, und wenn sich das Elflein in das Moos streckte, war es dem Waldteppich vermählt.

Noch steigen wir gleichsam auf Hintertreppen zum Saal der Dichtung empor. Aber sei dem so! Die Türen sind geöffnet, und die Wunder tun sich auf.

Ein Wort aus der Schulzeit klingt mir in den Ohren: „Res ad triarios venit", pflegte der gute, alte Cäsar zu sagen, wenn es um seine Schlachten übel stand, und er zu letztem Vorstoß die Kerntruppen gegen die Feinde führte. So geht es auch uns. Mit den Kräften des Tages, scheint es, vermögen wir das, wonach unsere Seelen Verlangen tragen, bühnengemäß nicht zum Ausdruck zu bringen. Zu unseren höchst persönlichen Siegen müssen uns die Großen der Vergangenheit die Bahn durch das Wüstengestrüpp eines überlebten, kleingläubigen Naturalismus brechen. Dies unser Sommernachtstraum, und so sei es! „Res ad triarios venit."

Ernst Heilborn.

Die Freunde.

Der Mann ist immer blind. Er ahnt nie, daß sein Freund auch der Freund seiner Frau sein kann. Es geht genau so zu wie in den französischen Ehestandsgeschichten. Das Seltsamste dabei ist nur, daß sie alle diese Geschichten lesen und sie sich auf dem Theater abspielen sehen, ohne argwöhnisch zu werden. Sie schwärmen für „Tristan und Isolde".

Digitized by Google

Frau Helene ist manchmal nahe daran, im Gefühl ihrer Sicherheit eine gewagte Andeutung fallen zu lassen, einzig aus der Freude am Spiel mit etwas Gefährlichem. Zeig einem Kinde einen hübschen roten Gummiball und ein scharf geschliffenes Messer, — sei sicher, es wird nach dem Messer greifen. Aber Frau Helene ist doch so unklug nicht. Sie läßt die gefährlichen Worte nur bis an die Lippe kommen, knapp vor ihnen aber beißt sie sie mit ihren schneeweißen Perlenzähnen ab. Gerade das Gefühl hat sie. Es ist ihr manchmal, als bisse sie sich auf die Zungenspitze dazu. Im Grunde genommen, ist sie noch recht harmlos, und niemand sähe ihr an, daß ihre Augen, die immer so zärtlich strahlen, auf was immer ihr Blick fallen mag, eigentlich für einen ganz anderen leuchten als für ihren Mann, der sie mit der stillen, sanften Liebe des um mehr als ein Jahrzehnt älteren Menschen liebt, eine Liebe, die immer etwas Vergötterndes und auch Beschützerisches hat: sie ist seine kleine, schwache Frau, und so liebt er sie. Nun, so ganz wer anderer ist es ja nicht, nur eben — ihres Mannes zweites Ich.

Fery und Waldemar sind Freunde, wie man sie selten findet. Fery ist der jüngere, und Waldemar spielt auch ihm gegenüber so eine Art Beschützer, der er in der Tat gewesen sein mochte, als sich der Altersunterschied noch stärker geltend machte. Auch jetzt ist er wohl noch bemerkbar, denn „Ecker" — Fery nennt seinen Freund immer gleichsam respektvoll bei seinem Familiennamen — hat schon das Haar von grauen Fäden durchschossen, und sein gepflegter, spitz zugestutzter Vollbart gibt ihm obendrein noch ein würdigeres Aussehen. Fery mit seinem englisch abgeklippten Schnurrbart macht den Eindruck eines Jünglings neben ihm, der er freilich auch nicht mehr ist.

Ihr Verhältnis zueinander ist noch ganz dasselbe wie in früheren Jahren, obwohl sonst die Verheiratung immer wie ein Austritt aus der langjährigen Kompagnie betrachtet wird und die einstige Zuneigung allgemach erkalten läßt: man wird förmlich zueinander, sieht sich seltener und geht seine eigenen Wege, die sich nun nur mehr selten mit denen des Freundes kreuzen, nicht mehr gewissermaßen nebeneinander herlaufen. Dies war hier nicht der Fall. Frau Helene hätte fast eifersüchtig sein können, denn der Freund verkürzte sie um ihren Mann. Sie wäre es vielleicht auch gewesen, wenn nicht — nun, das war eben das Geheimnis.

Sobald der Sommer kam, ging es in die Berge. Da lebten sie dann zusammen in einem kleinen, stillen Ort der Schweiz — es gibt auch noch solche —, irgend einem Bergriesen nahe, auf dem nun fleißig Touren unternommen wurden. Frau Helene mußte da meistens im Orte bleiben und konnte sich indessen zu Tode langweilen, wo die ganze Welt voll Kühen und Käse war. Aber sie mußte das Opfer bringen, und die gesunde Luft sollte ihr ja auch so gut tun. Sie dachte wohl manchesmal und deutete es auch an, daß ihr die Seeluft bei Ostende oder Scheveningen noch weit besser täte, aber sie dorthin allein zu lassen, dazu war ihr Mann doch zu eifersüchtig, und er wußte tausend Gründe dagegen, die alle nichts anderes waren, als ein liebevolles, aber entschiedenes Nein. Fery hätte sie ja begleiten können . . . Die Worte drängten sich ihr oft auf die Lippen, aber sie biß sie ab, sie waren doch zu gefährlich. So mußte sie also mit in die Berge in ein kleines Nosaz oder Grévoux am Fuße irgend einer Aiguille oder Pointe oder eines Pic oder Piz. Immerhin noch besser als die deutschen Bluntschlens und Fluntschlens und ewigen Horns, die einen mit dem Schwyzerdytsch zusammen rein lebensüberdrüssig machen konnten. Zur Anregung nahm sie die halbe Tauchnitz-Edition mit und las sich durch die unglaublichsten Geschichten hindurch, die nur je eine schreibselige Mitz zu Papier gebracht. Sie benedeite die Regentage, wenn ihre beiden Herren zuhause bleiben mußten. Sie saßen dann zwar auch ziemlich mürrisch herum, aber es war doch jemand da, mit dem man ein vernünftiges Wort in der Sprache der großen Welt draußen sprechen konnte. Sie begann oft an Ferys Liebe zu zweifeln, wenn er auch dann garnicht auftauen wollte und einfach nur immer nach dem Wetter aussah und für morgen und übermorgen die tröstlichsten Prognosen stellte. Hier hatte sie Grund, auf ihn eifersüchtig zu sein, denn er war nur der Freund ihres Mannes. Aber vielleicht nahm eben auch er nur wie sie das Opfer auf sich. Armer Fery! Wie lange, wie unendlich lange dauerte es noch, bis der Winter kam!

Nur beim Abschied, wenn sie nicht zu tief in der Nacht aufbrachen, reichte sie ihm die Hand und fühlte seinen warmen Druck. Das war alles. Sonst nicht einmal ein Wort, selbst kein Blick. Von diesen stummen, warmen Händedrücken lebte ihr Herz in dieser traurigen Zeit. Sie stand dann lange und sah ihnen beiden nach und hatte so ihre süßen Gedanken. Wie liebte sie ihn! Ach, wenn er ihr doch ganz angehören dürfte! Aber das war ja nicht möglich, nie und nimmer, solange ihr Mann lebte. Sie konnte ihn ja nicht verlassen; er war so gut zu ihr. Aber es konnte ja sein, — es geschehen so viele Unglücke in den Bergen. . . Nein, sie wollte doch nicht an so etwas denken. Es war geradezu Sünde. Wenn sie ihren Blicken entschwunden waren, ging sie wieder an ihre Tauchnitz-Edition und las und las die halben Tage. Wenn sie endlich heimkamen, war es schon immer spät nachts, und sie waren dann so todmüde, daß ihnen die Augen schon im Sitzen oder Stehen zufielen. Es war fürwahr eine traurige Zeit für Frau Helene.

* * *

„Adieu, Waldemar! Adieu — Fery!" Sie flüstert den Namen so leise, daß er nur eben am Spiel der Lippen bemerkbar ist. Ein fast strafender Blick trifft sie, aber sie lächelt heiter. Ihr Mann ist ja schon einige Schritte voraus und konnte es nicht hören.

Die beiden Freunde schreiten rüstig aus. Sie tragen nicht das übliche Touristenkostüm, das den Sonntagsalpinisten verrät, sondern einfach ihre schlechtesten Anzüge, die auf den Klettertouren nicht eben besser geworden sind. Nur an den Nagelschuhen, die den Fuß bei jedem Tritt so schwer auffallen lassen, an Seil und Eispicke erkennt man, daß sie Touristen sind. Wer will, kann sie auch für Führer halten; sie würden es nicht übel nehmen, eher stolz darauf sein. Es ist noch ziemlich früh, und es war wirklich viel von Frau Helene, daß sie aufgestanden war, um ihnen Adieu zu sagen. Sie hätten sogar einander gegenüber diese Bemerkung machen können, aber in den Bergen wird man schweigsam und macht nicht viel unnütze Worte. Das Ausschreiten an und für sich ist ein Vergnügen, man braucht keine weitere Unterhaltung.

Wie gewöhnlich ziehen sie ohne Führer aus; zwei geübte Bergsteiger können das wagen. Und es ist viel angenehmer so. Die Führer sind heutzutage meist so gewerbsmäßige Gesellen und stören jede Stimmung; die Sicherheit, die sie gewähren, kommt nur für Anfänger in Betracht. Sie aber machen diese Touren schon über das zehnte Jahr miteinander. Vielleicht ist kein Band, das sie verbindet, stärker als dieses. Man teilt auf solchen Touren alles miteinander, Gefahr und Freude, und wenn Not am Manne ist, das letzte Stück Brot. Im Angesicht der Bergwelt fühlt sich Mensch dem Menschen so nahe, wo ringsum nichts Lebendes ist als etwa ein Vogel, der auch hier noch hoch über den Häuptern in den Lüften kreist. Die sich hier gefunden haben, bleiben Freunde fürs Leben, und selbst, wenn sie einander fast fremd geworden wären, brauchten sie nur wieder zusammen in die Berge zu kommen und wären dieselben Freunde wieder wie ehemals. Dies hält vielleicht auch sie beide so fest zusammen, weil sie jedes Jahr wieder ihre Freundschaft in dem Jungbrunnen der Hochgebirgsluft erstarken lassen. Und es ist ein so sicheres und frohes Gefühl, nebeneinander durch die einsame Natur zu schreiten und zu wissen, daß man treu zueinander hält. . .

Es ist noch die eigentümliche Vordämmerungszeit. Der Himmel nimmt eine fast bleiern trübe Farbe an, in der die letzten Sterne wie blasse Perlen stehen, bis auch sie sich auflösen und verschwinden. Die Schneefelder und Gletschergrate, die eben noch in einem fremdartigen weißen Lichte glänzten, nehmen nun auch dieselbe Farbe an und gehen in den Himmel über, ohne daß man ihre Linien sieht. Auf einmal erscheinen die Berge so tief abgekappt und stehen nur noch als eine niedrige braune, vielfach zerklüftete und zerrissene Mauer ringsum, der Himmel greift mit allen Schneezungen tief in ihre Spalten ein. Es ist wie eine unmögliche Traumlandschaft. Wer ängstlich veranlagt ist, könnte sich fürchten. Aber man

Digitized by Google

schreitet noch auf sicherem Almboden, der unter dem Tritte nicht anders nachgibt als ein hoher, weicher Plüsch.

Da ganz plötzlich fliegt ein weißer Schein wie ein großer, durchsichtiger Schwanenflügel über den ganzen Himmel, und auf den Gletscherzacken am östlichen Horizont beginnen orangerote Funken aufzuleuchten und zu spielen — es sind Harfenklänge, die zu Licht geworden sind und nun aufblitzen und anschwellen oder verklingen. Und andere blitzen mit auf und bilden wunderbare arpeggierte Akkorde, und immer voller klingen sie und schwellen an zu einem großen strahlenden Orgelklang, zu dem gewaltigen Präludium der sieghaften Sonnenhymne, die auf ihn folgt. Weit herüber kommt der hochgoldene Schein in langen Strahlenstreifen fast wie abends, wenn die Sonne Nebel zieht, nur jetzt ganz klar und scharf. Der Himmel selbst lichtet sich im Osten und wird fast weiß, und unter dieser blendenden Helle tönen sich die funkelnden Goldränder über den Bergspitzen zu einem matteren Silbergold ab. Das Präludium klingt in sanfte, ferne Akkorde aus, damit das Allegro wie das jubelnde Gloria einer Bachschen Messe mit voller Kraft einsetzen kann. Denn nun geht die Sonne auf.

Unwillkürlich bleibt der jüngere stehen. Er hat noch den Klang seines Namens von den Lippen der Geliebten im Ohr, und sein Herz ist so voll, daß er etwas sagen muß. „Ist es nicht großartig?" wendet er sich an den Freund. „So oft habe ich das Schauspiel gesehen und immer wieder überwältigt es mich, gerade als ob ich blind gewesen wäre und nun zum erstenmal das Licht sähe."

„Auch ich bin blind gewesen," sagt der andere und geht weiter.

Was war das?! Wußte er alles?! Es konnte nicht anders sein. Die Anspielung war deutlich. Ruhig. Nichts merken lassen. Es war vielleicht nur ein hingeworfenes Wort, eine Warnung. Ja, nichts anderes. Darum ruhig weiter gehen. Tun, als ob nichts wäre.

„Du sagtest vorhin, Ecker —?"

„Nichts sagte ich, soviel ich weiß, Fery . . ."

Also offenbar nur so eine Art Echolalie. Sehr möglich, sogar wahrscheinlich. Aber immerhin, wenn er es doch wußte? Nicht darüber nachgrübeln. Sich nicht den schönen Morgen verderben lassen.

„Es wird doch hoffentlich heute so schön bleiben. Meinst Du nicht, Ecker?"

„Ich hoffe . . ."

„Es wäre uns sehr zu wünschen, denn die Tour auf die Aiguille de la Maure ist unsere schwierigste in diesem Jahr, wenigstens bisher."

„Fürchte nichts, das Wetter wird gut bleiben. Auch wenn die Spitze ihrem Namen Ehre machen sollte, wird das Wetter gut bleiben . . ."

„Du scheinst den Namen mit La mort in Verbindung zu bringen. Ich dachte bisher immer nur an eine heilige Maura oder dergleichen. Deine Etymologie ist neu und ominös."

„Glaubst Du?"

„Ja. Zwar, Alpinisten sollten alle Freidenker sein . . ."

„Ganz recht, aber man hat seinen eingewurzelten Aberglauben . . ."

Sie schritten wieder schweigend. Der Weg hatte eine rasche Wendung gemacht und führte nun steiler aufwärts. Der angenehme Almboden ging allmählich in steinigen Grund über. Felstrümmer lagen zu beiden Seiten des Weges, Reste einer Moräne, die einst bis hier herunter gereicht haben mochte.

Auf einer solchen Wanderung hat man Zeit, über Worte, die gewechselt wurden, nachzudenken. Die Lungen arbeiten angestrengt, und man hat keinen Atem zum Sprechen übrig; aber das Gehirn ist vorderhand noch untätig und leidet fast unter dem reichlicheren Blutzufluß, der es rein mit Gedanken bestürmt und es ermüdet, weil es doch immer nur diesetben sind, die sich wieder und wieder einstellen. Dieses seltsame Wortspiel mit „de la Maure" und „de la mort", — lagen darin nicht geheime Beziehungen? Und dann in dem Worte von dem „eingewurzelten Aberglauben", das letzte Wort, das gesprochen worden war vor der großen Pause und darum noch immer gleichsam nachhallte? Hatte er nicht gemeint, alle sollten Freidenker sein? d. h. alle Alpinisten. Aber nicht auch die anderen Menschen? Mußte denn die Ehe eine solche Schranke bilden? Konnte der Liebe, aller echten, großen Liebe, nicht Freiheit gewährt werden oder wenigstens — denn da galt eben doch das Wort von dem eingewurzelten Aberglauben — konnten nicht die Besten, Edelsten unter den Menschen frei genug denken, um ihnen für den Einzelfall diese Freiheit zu gewähren? „Ganz recht, aber man hat seinen eingewurzelten Aberglauben . . ." Immer wieder dieses ver— Wort! Wirklich, er litt heute rein unter dieser Echolalie. Erst hatte sein Freund ihm seine eigenen Worte von dem „blind gewesen sein" nachsprechen müssen, dann dieses ominöse Wortspiel, das ihn nun sicherlich jedesmal, wenn er den Namen des Berges hörte, an den Tod denken lassen würde, denn dergleichen will einem nicht aus dem Sinn. Und zuletzt noch diese harmlose Bemerkung über Freidenker und Aberglauben, der er nun ganz unbeabsichtigte Beziehungen unterlegte. Mein Gott, wenn man das wollte, konnte man in dem harmlosesten Worte eine versteckte Anspielung entdecken und kam dann sein ganzes Leben nicht aus Angst und Befürchtung heraus. Das Beste war immer in solchen Fällen, wie genau so, wenn man vor dem Einschlafen von einem Gedanken verfolgt wird, mit Aufbietung aller Willenskraft den Sinn auf etwas anderes lenken. Also jeden Stein am Wege auf seine Form und Farbe hin betrachten, zusehen, wie die Vegetation immer spärlicher und kärglicher wird . . . Alles umsonst. Die alten Gedanken kommen immer wieder. — Der Berg ragt hoch vor ihnen auf, sie gehen gerades Weges auf ihn zu. Er liegt fast ganz im Schatten, nur über die eine Seite, eine von unten aus gesehen ganz glatte Wand wie die Bruchfläche eines Kristalls, streift die Sonne her; sie erscheint in diesem Licht wie von Silber. Aber nicht lange, so werden sie ganz in den Schatten des Berges eintreten. Dans les ombres de la Mort . . . Fürchterlich, zum rasend werden, dieses stets sich aufdrängende Homonym! Lieber an Frau Helene denken, die eben in diesem Augenblick vielleicht an ihn denkt. Sie könnten sich wohl ganz gut auf telepathischem Wege verständigen. Wenn sie wüßte, daß ihr Mann argwöhnt, zweifellos argwöhnt! Denn daher die Anspielungen . . . Ach, es wird nicht sein. Er würde sonst ja ganz anders sprechen können, sprechen müssen. Auch dem Freunde gegenüber. Sicher, er weiß noch nichts, ahnt nicht. Er ist noch blind. Der Mann ist immer blind, wenn es den Freund seiner Frau gilt. Aber sagte er nicht, er sei es gewesen, er war es also nicht mehr? . . . Um des Himmels willen, was soll dieser ewige circulus vitiosus?! Es war ja das reine Tretrad, in dem ein Esel geht und immer wieder an denselben Punkt kommt, immer wieder.

„Du, Ecker, was meinst Du? Könnten wir uns nicht ein wenig stärken?"

„Ganz recht, Fery. Es wird gut sein. Man muß essen, solang es Zeit ist. Man kann nicht wissen, ob man später noch dazu kommt."

Wien. Otto Hanser.

(Schluß folgt.)

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Fr. Weinhausen, SW. Dessauerstraße 1. part. (Politik und Volkswirtschaft.)

Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 83 (Kunst und Literatur.)

Dr. Th. Barth, W. Tiergartenstraße 37.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 21. Berlin, den 18. Februar 1905. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Die diesjährige Generalversammlung des Wahlvereins der Liberalen war von auswärtigen Parteifreunden so stark besucht, daß die Teilnehmer aus Berlin und Vororten erheblich in der Minderheit blieben. Aus Danzig und Cöln, aus Stettin und Karlsruhe, aus München und Hamburg, aus Bremen und Stuttgart, aus Breslau und Dortmund und vielen anderen großen und kleinen Städten waren die Vertreter von 52 Wahlkreisen zusammengekommen, um in der Hauptsache die beiden gegenwärtig wichtigsten politischen Fragen, den angekündigten preußischen Schulgesetzentwurf und die neuen Handelsverträge zu besprechen. Grundsätzlich war man sich in der Verurteilung des politisch und wirtschaftlich reaktionären Charakters beider Vorlagen durchaus einig. Dagegen entbrannte darüber, ob die neuen Handelsverträge von den parlamentarischen Vertretern der Partei prinzipiell abzulehnen, oder aus Opportunitätsgründen anzunehmen seien, eine mehrstündige lebhafte Diskussion. Ein Beschlußantrag, der nach eingehend begründeter Verurteilung der Verträge namens des liberalen Wahlvereins zu dem Endurteil kam „daß das zurzeit dem Reichstag vorliegende Vertragswerk zu verwerfen ist", wurde von Dr. Witte-Rostock, Wolf-Stettin, Garrels-Hamburg, Dr. Cohn-Dessau, Justizrat Haber-Leipzig, Graf von Bothmer-München, Dr. Heidenrich-Elberfeld, Fabrikdirektor Stern-Charlottenburg, Dr. Petersen-Hamburg, Rechtsanwalt Waldstein-Altona und Dr. Breitscheid-Berlin eingereicht und nach ausführlicher Debatte mit überwältigender Mehrheit angenommen. Im übrigen ergab diese wie alle anderen Verhandlungen, daß die inzwischen vollzogene Amalgamierung zwischen „alten" Liberalen und Nationalsozialen nur noch von unbelehrbaren Gegnern in Zweifel gezogen werden kann.

Die Generalversammlung des Bundes der Landwirte, die in üblicher Weise im Zirkus Busch getagt hat, stand ganz unter dem Eindruck der neuen hochschutzzöllnerischen Handelsverträge des Grafen Bülow. Dabei ergab sich, daß diese Verträge den Agrariern so viel Heil und Segen bringen, daß dem Bund der Landwirte zu fordern eigentlich nichts mehr übrig bleibt. Natürlich wird dieser nur von Agitation lebende großgrundbesitzerliche Interessenverband darum nicht auf weiteres agitatorisches Geschrei verzichten; die Kündigung der Meistbegünstigungsverträge mit den Staaten, die keine Handelsverträge mit uns haben, wurde bereits als künftiges Feldgeschrei der Agrarier ausgegeben. Aber für den Augenblick geriet doch die Leitung des Bundes gegenüber dem allzu reichlichen Bülowschen Erntesegen etwas in Verlegenheit. Trotzdem hieße es die agitatorische Findigkeit der Bundesführer unterschätzen, wenn man annehmen wollte, daß sie diese Verlegenheit nicht zu überwinden trachten würden. Vielleicht ist die enge Liierung mit dem Bunde der Handwerker, die am Tage vor der Zirkus Busch-Versammlung offiziell vollzogen wurde, der erste große Versuch, neuen Agitationswind für die schlaffen Agrarsegel zu gewinnen. Daß die Koalition der beiden geistesverwandten Richtungen aber noch lange keine Machtverdoppelung bedeutet, hat sich gerade eben im Wahlkampf um Hof gezeigt, wo die vereinigten Bündler und Mittelstandsretter trotz eifrigster Wahlarbeit nur 3300 Stimmen aufbrachten, gegenüber 10 200 liberalen und 10 500 sozialdemokratischen.

Im Ruhrrevier ist, wie vorauszusehen war, die erste Erbitterung unter den streikenden Bergarbeitern bald gewichen und die Arbeit bei Beginn dieser Woche überall wieder aufgenommen worden. Die Vorteile der gewerkschaftlichen Organisation haben sich also nicht nur beim Ausbruch und während der Dauer des gewaltigen Kampfes, sondern auch bei seiner Beilegung durchaus bewährt. Die Siebener-Kommission, die auch fernerhin noch die gemeinsamen Angelegenheiten der Ruhrbergleute fördern will, hat sich neuerdings an den Reichskanzler gewandt und unter Hinweis auf die Wiederaufnahme der Arbeit Erfüllung seines Versprechens verlangt, die Arbeitgeber zu Verhandlungen mit den Arbeitern geneigt zu machen. Graf Bülow hat darauf den Handelsminister Möller beauftragt, „das Weitere zu veranlassen". Es liegt fast noch mehr im Interesse der Regierung, als in dem der geschlagenen Arbeiterschaft, daß Herr Möller jetzt schneller und energischer als vor dem Streik und während desselben vorgeht. Wenn es überhaupt eine Gelegenheit gibt, um die eigenartige, „staatsmännische" Haltung des Grafen Bülow während des Streiks in der Arbeiterschaft einigermaßen vergessen zu machen, dann ist es nur die baldige Erfüllung der vielen offiziellen Versprechungen.

Eine historische Begegnung war der Empfang Franz Kossuths durch den König von Ungarn in Wien. Der Sohn des großen ungarischen Nationalhelden, der einst den König Franz Joseph und die ganze habsburgische Dynastie der Krone Ungarns verlustig erklärt und sich zum Präsidenten der ungarischen Republik hatte ausrufen lassen, stand als Führer der siegreichen vereinigten Oppositionsparteien Ungarns zum erstenmal vor demselben König und entwickelte ihm sein Regierungsprogramm. Noch ist bis zur Stunde das Ergebnis dieser Unterredung nicht öffentlich bekannt, sodaß auch die Konsequenzen der historischen Zusammenkunft noch nicht zu übersehen sind. Sicher ist nur, daß der ungarische Oppositionsführer weit entgegenkommender auftrat, als sich nach seiner Vergangenheit zunächst erwarten ließ, und daß auch Kaiser Franz Joseph durch die verbindliche Art, wie er den Sohn seines ehemaligen Feindes empfing, die Vergangenheit vergessen machen zu wollen schien. Das war von beiden klug gehandelt, denn nur bei weiter anhalten-

Digitized by Google

dem, gegenseitigem Entgegenkommen darf eine befriedigende Lösung der schweren ungarischen Regierungs- und Staatskrisis erhofft werden.

Der neue französische Kultusminister Bienvenu-Martin hat allen Angriffen gegen die von ihm zu erwartende Politik dadurch die Spitze abgebrochen, daß er mit anerkennenswerter Schnelligkeit seinen Gesetzentwurf betreffend Trennung von Staat und Kirche der Kammer im Wortlaut vorgelegt hat. Die Vorlage kommt den Wünschen der antiklerikalen Parteien noch etwas weiter als die des früheren Ministerpräsidenten Combes entgegen. Trotzdem hat unbegreiflicherweise der befähigtste Führer der französischen Sozialdemokratie, Jean Jaurès, der so oft die Blockpolitik im gefahrvollsten Moment gerettet und gekräftigt hat, die Gelegenheit der Einbringung dieses wichtigen Gesetzes benutzt, um der Regierung die Gefolgschaft aufzukündigen. Freilich ist er in der sozialistischen Kammerfraktion mit seinem Antrag in der Minderheit geblieben, und da auch in der Parteileitung die Meinungen über die neueste jaurèssistische Taktik sehr geteilt sind, so ist eine weitere Spaltung in der genugsam zerklüfteten französischen Sozialdemokratie nicht unmöglich. Hoffentlich wird sie die Durchführung der wichtigen Regierungsvorlage Bienvenu-Martins nicht hindern. Diese verlangt, daß vom 1. Januar des auf die Verabschiedung des Gesetzes folgenden Jahres ab kein Kultusdiener und keine Kultusanstalt mehr vom Staate unterhalten wird. Die jetzt amtierenden Geistlichen werden nach billigen Grundsätzen pensioniert, die kirchlichen Gebäude und Güter werden den neu zu begründenden Religionsgesellschaften zunächst auf zwei Jahre unentgeltlich, nachher auf je zehn Jahre pachtweise von den Gemeinden und Departements, deren Eigentum sie werden, zur Verfügung gestellt. Alle staatlichen Ausgaben und Zuschüsse für Kultuszwecke fallen fort, jede Religionsübung ist frei, die neuen Kultusgesellschaften unterstehen lediglich den Vereinsgesetzen und haben etwaige Streitigkeiten vor den ordentlichen weltlichen Gerichten auszutragen. — Man sieht, daß der Regierungsentwurf weder die erforderliche Energie noch die notwendige Rücksichtnahme auf die schwierigen Uebergangszeiten vermissen läßt. Um so mehr ist zu wünschen, daß ihn nicht ein gleiches Schicksal wie seine Vorgänger ereilt, — was dadurch noch keineswegs ausgeschlossen ist, daß die Kammer mit 338 gegen 185 Stimmen die Notwendigkeit der Trennung von Kirche und Staat erneut anerkannt hat.

In England ist das Parlament wieder zusammengetreten, vermutlich zu seiner letzten Session. Denn obgleich bekanntlich die Legislaturperioden des englischen Parlaments sieben Jahre währen und das gegenwärtige Parlament im Jahre 1900 gewählt ist, so ist doch dank der zersetzenden politischen Tätigkeit Mr. Chamberlains der Regierungsapparat so in Verwirrung geraten, daß eine Parlamentsauflösung unvermeidlich erscheint. Auch die taktlose Rede des Zwillords der Admiralität Mr. Lee gegen Deutschland zeigt, daß Mr. Balfour die Kontrolle über die Regierungsmaschinerie verloren hat. Mr. Lee ist eine Null von Chamberlains Gnaden, dessen jingoistische Tendenzen von keinen positiven politischen Leistungen gezügelt werden. Die seriösen politischen Kreise Englands halten mit ihrer abfälligen Kritik der Leeschen Rede denn auch nicht hinterm Berge und tadeln es, daß ein zugleich so taktloser und unbedeutender Underseeretary nicht sofort entlassen sei. „Dismissal from office would have been the proper penalty", erklärt z. B. der bekannte liberale Publizist H. W. Massingham ganz unumwunden im „Speaker", und der Führer der englischen Liberalen, Campell-Bannerman, hat bereits die Adreßdebatte im Unterhause dazu benutzt, sich sehr scharf in demselben Sinne auszusprechen.

Es gewinnt übrigens den Anschein, als ob die Tage der irrlichterierenden Balfour-Chamberlainschen Herrlichkeit gezählt seien, eine Aussicht, der wir Deutschen nur mit Befriedigung entgegenblicken können. Solange die Aussicht bestand, daß Chamberlains Einfluß in der englischen Regierung wieder maßgebend werden würde, lag die Gefahr handelspolitischer Verwicklungen sehr nahe, während eine freihändlerische liberale Regierung in England für schutzzöllnerische Kapriolen und eine handelspolitische Retaliationspolitik nicht zu haben sein wird. Die deutsche Regierung müßte schon maßlos ungeschickt sein, wenn es ihr nicht gelingen sollte, mit einer liberalen englischen Regierung friedliche und freundschaftliche Beziehungen aufrechtzuerhalten. Der deutsche Liberalismus und speziell die deutsche liberale Presse hat alle Ursache, dieser zukünftigen Situation dadurch Rechnung zu tragen, daß sie freundschaftliche Beziehungen zwischen Deutschland und England auch deutscherseits als ein höchst erstrebenswertes politisches Ziel behandelt.

Während in Rußland die Bewegung gegen den Absolutismus in den freiheitlich denkenden Bevölkerungsschichten noch immer an Boden gewinnt und die kommandierenden Generäle in Mukden mehr mit kleinlichen Intrigen gegen einander als mit ernsthaften Versuchen zur Besiegung ihrer Feinde beschäftigt sind, haben die Japaner allem Anschein nach den einzigen russischen Zugang zum Japanischen Meer und damit zum großen Ozean, die Festung Wladiwostok vollständig blockiert. Sie versuchen jetzt, die letzte ostasiatische Flottenbasis noch vor Ankunft der baltischen Flotte in ihre Gewalt zu bekommen. Unter diesen Umständen gewinnen die neuauftauchenden Gerüchte von russischen Friedensneigungen zwar nicht an Zuverlässigkeit, aber doch an innerer Wahrscheinlichkeit.

* * *

Quos ego!

Der preußische Handelsminister, Herr Möller, hält seit Jahren an den Festtafeln, um die sich die Vertreter von Handel und Industrie bei feierlichen Anlässen versammeln, einen Trinkspruch, in dem er die anwesenden Tischgäste nachdrücklich ermahnt, „mehr als bisher darauf hinzuarbeiten, daß der Einfluß von Handel und Industrie im Staatsleben größer werde". Auch bei dem Festmahl des deutschen Handelstages hat er dieser Tage jene zeitgemäße Mahnung wieder angebracht, und die Presse hat die trefflichen Worte der Weisheit in Fettdruck ihren Lesern vermittelt. Man wird zugestehen müssen, daß seit Gründung des Deutschen Reiches es keine Zeit gegeben hat, in der diese Mahnung so angebracht gewesen wäre, wie gerade gegenwärtig, angesichts des Handelsvertragswerks, an dem ja auch Herr Möller, freilich in bescheidenerem Maße, mitgearbeitet hat.

Diese Handelsverträge sind in der Tat nichts anderes als ein Quos ego, das die Vertreter des alten und befestigten Grundbesitzes, das Junkertum, der wirtschaftliche Feudalismus der modernen wirtschaftlichen Entwicklung gebieterisch zurufen. Dies Handelsvertragswerk bezeichnet die schlimmste politische Niederlage, welche die auf eine wirtschaftliche Weltmachtstellung gerichteten kommerziellen und industriellen Kräfte des Landes seit einem Menschenalter erlitten haben. Die wirtschaftspolitische Stupidität, die handelspolitische Ideenlosigkeit, der elendeste Krämergeist haben triumphiert, und jene Elemente, deren wirtschaftliche Kraft heute in ganz überwiegendem Maße das Deutsche Reich aufrecht erhält, sind mit verächtlicher Gleichgültigkeit behandelt. Die gönnerhafte Zufriedenheit der notleidenden Großgrundbesitzer erscheint den leitenden Staatsmännern von heute so wertvoll, daß sie glauben, auch die bescheidensten Wünsche von Handel und Industrie mißachten zu sollen.

Unsere Staatsmänner haben sich seit Jahren sattsam davon überzeugen können, daß es für sie politisch ungefährlich ist, Handel und Industrie schlecht zu behandeln; während das Junkertum oft genug gezeigt hat, daß es keinen Spaß versteht, wenn sich ein Minister herausnimmt, seinen wirtschaftlichen und politischen Machtinteressen nicht dienstbar zu sein. Handel und Industrie haben in Deutschland kein politisches Mark in den Knochen, und deshalb entspricht es nur den Grundsätzen politischer Kausalität, daß Handel und Industrie bloß als die geduldigen

Digitized by Google

Lasttiere im Haushalt des Staates behandelt werden. Daß die wohlmeinenden Trinksprüche des Herrn Möller an diesem unwürdigen Verhältnis nichts ändern werden, ist leider mehr als wahrscheinlich.

Nirgends zeigt sich auch nur der Ansatz zur politischen Entschlossenheit. Man klagt zwar sehr beweglich über die schnöde Behandlung, der Handel und Industrie bei Abschluß des neuen Handelsvertragswerks ausgesetzt worden sind, aber man unterwirft sich laudabiliter. Der bloße Schatten einer Gefahr, von der man ganz genau weiß, daß sie nie eintreten wird, genügt für die große Mehrheit des deutschen Handelstages, um den Gedanken an eine Verwerfung der Handelsverträge im Keim zu ersticken. Daß man die Verträge zur Annahme empfohlen hat, obwohl man sie mit den stärksten Ausdrücken als schlecht und schädlich verdammte, ist ganz besonders charakteristisch für die politische Ohnmacht der Kreise, die hinter dem deutschen Handelstage stehen. Wer die Verträge schon einmal annehmen will, der täte besser daran, sich nicht in kraftlosen Klagen über die Ungenießbarkeit dessen zu ergehen, was er zu verzehren doch einmal entschlossen ist. Die Klagen, die von der schließlichen Zustimmung begleitet sind, werden auf der agrarischen Gegenseite mit berechtigtem Spott aufgenommen. Aus dieser resignierten Zustimmung wird das aggressive Agrariertum die verstärkte Ueberzeugung schöpfen, daß Industrie und Handel trotz ihrer enormen wirtschaftlichen Potenz politisch gar nicht zu fürchten und deshalb auch nicht zu berücksichtigen seien.

Theodor Barth.

Kündigung der Meistbegünstigungsverträge.

Dem ersten Akt in dem Trauerspiel Bülowscher Handelspolitik, dem autonomen Zolltarif, der in den Dezembertagen 1902 durch Rechts- und Vertrauensbruch zustande gebracht wurde, folgt jetzt der zweite Akt, die Meistbegünstigungsverträge. Man kann nicht behaupten, daß eine dramatische Steigerung damit eingetreten wäre; die Entwicklung des Trauerspiels erfolgt zu gesetzmäßig, mit geradezu langweiliger Logik, denn nach *diesem* Zolltarif, nach der Haltung der verbündeten Regierungen, nach der Zusammensetzung des Reichstages konnte man durch die neuen Handelsverträge nicht überrascht werden; allenfalls konnte das Uebermaß des Scheußlichen darin erschrecken. Allein die Gemüter sind schon zu abgestumpft, die Schauspieler schon zu apathisch: eine dumpfe Lethargie lastet über den Getroffenen; sie können dem Schicksal nicht entfliehen, sie gewöhnen sich an die traurige Lage, die sie nicht ändern können und glauben, nun wenigstens von weiterem Unheil verschont zu bleiben. Und doch wird und muß dem zweiten Akt noch ein dritter folgen: Die Kündigung der Meistbegünstigungsverträge.

Ich sage: er *muß* folgen; nicht allein weil den Siegern die bisherige Beute nicht genug ist, nicht allein weil sie wissen, daß von der einzigen Seite, die in der Lage wäre, ihnen erfolgreichen Widerstand zu leisten, ein solcher nicht zu befürchten ist, nein, vor allem auch, weil der wichtigste der Meistbegünstigungsverträge, abgesehen von dem mit England, nämlich der mit den Vereinigten Staaten von Amerika, gekündigt werden muß, sobald die vorliegenden Verträge zur Annahme gelangen.

Das Handelsabkommen vom 11. Juli 1900, welches die älteren Reziprozitätsverträge zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und Preußen vom 1. Mai 1828, mit den Hansestädten vom 20. Dezember 1827 und 4. Juni 1828, mit Oldenburg vom 10. März 1847 und mit Mecklenburg-Schwerin vom 9. Dezember 1847, die von Deutschland stillschweigend übeenommen worden sind, in gewissem Sinne zu einem Meistbegünstigungsvertrag ergänzt, hat sub II folgenden Wortlaut:

„Als Gegenleistung sichert die Kaiserlich Deutsche Regierung den Erzeugnissen der Vereinigten Staaten von Amerika bei der Einfuhr nach Deutschland diejenigen Zollsätze zu, welche durch die in den Jahren 1891 bis 1894 zwischen Deutschland einerseits und Belgien, Italien, Oesterreich-Ungarn, Rumänien, Rußland, Schweiz und Serbien andererseits abgeschlossenen Handelsverträge diesen Ländern zugestanden worden sind."

In der dem Reichstag als Anlage 2 zum Entwurf eines Zolltarifs zugegangenen Uebersicht über die handelspolitischen Beziehungen des Deutschen Reiches zum Auslande ist auffälligerweise dieses Handelsabkommen mit keiner Silbe erwähnt; es wird daselbst vielmehr so getan, als ob unser handelspolitisches Verhältnis zu den Vereinigten Staaten ausschließlich durch die vorgenannten Einzelverträge mit einigen deutschen Bundesstaaten geregelt seien.

In diesem Handelsabkommen gewährte die amerikanische Union Deutschland für eine Zahl von Artikeln dieselben Zölle, die sie kurz vorher Frankreich im Wege der Reziprozität zugestanden hatte; sie empfing als Gegenleistung die deutschen Zollsätze, die in den von Deutschland 1891 bis 1894 abgeschlossenen Handelsverträgen den Vertragsstaaten zugestanden waren, d. h. den Vereinigten Staaten gegenüber gelten auch nach Ablauf der alten Verträge die bisherigen deutschen Vertragszollsätze weiter. Wenn also dieses Abkommen nicht rechtzeitig gekündigt wird, haben vom 15. Februar 1906, ab Rußland, Rumänien, Oesterreich-Ungarn für Weizen 5,50 Mark, für Hafer 3 Mark, für Malzgerste 4 Mark, für Mais 3 Mark usw. zu zahlen, während die Vereinigten Staaten bei der Einfuhr dieser Waren in Deutschland nur 3,50 bezw. 2,80 bezw. 2 und 1,60 Mark Zoll zu zahlen haben würden. Das ist selbstverständlich ausgeschlossen, natürlich sind die neuen Verträge unter der Voraussetzung geschlossen worden, daß den Vereinigten Staaten das Handelsabkommen vom 11. Juli 1900 rechtzeitig, d. h. in diesem Fall drei Monate vor dem 15. Februar 1906 (15. November 1905) gekündigt wird.

Zweifelhaft kann es sein, ob damit auch die alten Handelsverträge von 1827/28 und 1847 in Fortfall kommen; da bei diesen die Kündigungsfrist ein Jahr beträgt, so läßt sich die Meinung vertreten, daß sie durch die Kündigung des Handelsabkommens zunächst nicht tangiert würden. Aber einmal ist die ganze rechtliche Basis dieser nur mit einigen deutschen Einzelstaaten abgeschlossenen Reziprozitätsverträge doch eine so unzulängliche und unsichere, daß bei irgendwelchem Uebelwollen von der einen oder der anderen Seite die rechtliche Fortexistenz dieser Verträge sehr wohl bestritten werden kann, und schließlich, sie gelten ja auch nur ein Jahr bis nach erfolgter Kündigung.

Diese alten Verträge enthalten die Meistbegünstigungsklausel nicht in der präzisen Form, die durch den englisch-französischen Handelsvertrag in die Welt gekommen und durch die späteren Verträge, insbesondere durch den zwischen dem Zollverein und Oesterreich noch weiter ausgebaut ist, sie machen die Gewährung einer einem Staat zugebilligten Tarifermäßigung — sofern dieselbe von diesem durch Konzessionen erkauft worden ist —, an einen weiteren Staat auch von entsprechenden Gegenleistungen desselben abhängig. Sie entsprechen also dem Ideal des Grafen Kanitz.

Bei unverändertem Fortbestehen unserer alten Verträge (von 1827/28 und 1847) mit den Vereinigten Staaten würde Deutschland auf alle anderen Staaten im Reziprozitätswege zugebilligten Vorteile oder Zollermäßigungen keinen Anspruch haben, und zwar nicht bloß auf die etwa in Zukunft zu bewilligenden, sondern auch auf die früher auf diesem Wege zugestandenen (Frankreich, Brasilien usw.). Das wäre für uns ein sehr unangenehmer Zustand. Allerdings vermöchten wir in Verhandlungen mit den Vereinigten Staaten durch entsprechende Gegenleistungen die anderen Staaten gemachten Zugeständnisse ebenfalls zu erkaufen; nur möge man sich in Industrie- und Handelskreisen nicht der Illusion hingeben, als ob diese Regierung und dieser Reichstag Konzessionen auf dem Gebiet der Agrarzölle machen würden. Die Erfahrungen bei den vorliegenden Handelsverträgen haben zur Evidenz erwiesen, daß die Riemen aus der Haut der Industrie geschnitten werden.

Digitized by Google

Die Vereinigten Staaten werden aller Wahrscheinlichkeit nach für sich die volle Meistbegünstigung verlangen, die aber nicht nur unsere Agrarier, sondern auch die hochschutzzöllnerischen Industrievertreter, die v. Heyl, Beumer usw. ihr absolut nicht gewähren wollen. Damit ist die Gefahr eines Zollkrieges sehr nahe gerückt und dabei ist unsere hochentwickelte transatlantische Schiffahrt am meisten gefährdet. Der glänzenden Entwicklung, die Deutschland gerade auf diesem Gebiete genommen hat, könnte damit ein schwer gut zu machender Schaden zugefügt werden.

Sieht man von wenigen Spezialitäten, wie Werkzeugmaschinen, landwirtschaftliche Geräte und Maschinen, Nähmaschinen und Fahrräder ab, von denen die letzteren nur noch in verschwindenden Mengen von dort hier eingeführt werden, so besteht die Ausfuhr der Vereinigten Staaten nach Deutschland fast ausschließlich aus Rohstoffen und Halbfabrikaten, d. h. Weltmarktartikeln, die wir entweder nur von dort beziehen können und beziehen müssen, oder bei denen es Amerika gleichgültig sein kann, ob wir sie nehmen oder nicht; denn wenn wir solche Waren von anderen Produktionsländern kaufen, so kaufen dritte Länder, die bis dahin ihren Bedarf bei diesen gedeckt hatten, nun von den Vereinigten Staaten.

Das handelspolitische Pokerspiel ist bis jetzt recht zum Nachteil Deutschlands ausgefallen, und die Amerikaner dürften sich noch weniger bluffen lassen als Russen, Oesterreicher und Schweizer.

Fast noch mehr erpicht als auf die Kündigung unseres Meistbegünstigungsverhältnisses zu den Vereinigten Staaten sind unsere Mehrheitsparteien auf die des Handelsvertrages mit Argentinien vom 19. September 1857, der schließlich der Form nach ebenfalls ein Reziprozitätsvertrag ist, wenn er auch von beiden Seiten stets als voller Meistbegünstigungsvertrag ausgelegt worden ist. Ist es doch nächst Rußland das wichtigste Weizenausfuhrland und droht immermehr an die erste Stelle zu rücken; dazu kommt noch der verhaßte Konkurrent der Eichenrinde, das Quebrachoholz. Hier wollen unsere Agrarier mit aller Gewalt die Zölle differenzieren, d. h. Argentinien nicht den Mindestzoll auf Weizen gewähren, und es fehlt nicht an Industriellen, die kurzsichtig genug sind, sie in diesem Bestreben zu unterstützen, weil Argentinien sehr hohe Industriezölle hat. Nur übersehen sie, daß die Wirkung die sein dürfte, daß auch Argentinien dann unsere Industrieerzeugnisse mit höheren Zöllen als die anderer Länder belegen würde. Dabei haben die argentinischen Zölle weit mehr den Charakter von Finanzzöllen, als von Schutzzöllen, was schon am besten daraus erhellt, daß alljährlich im Etat festgestellt wird, wieviel Prozent der im Tarif enthaltenen Zollsätze erhoben werden; in dem letzten Jahr waren es meines Wissens nur 50 Prozent. Freilich bezüglich einiger Industrien — namentlich der Textil-, Hut- und Lederindustrie — verfolgt der argentinische Tarif auch protektionistische Tendenzen. Trotz derselben hat sich unsere Ausfuhr dorthin recht erfreulich entwickelt. Das würde aber unsere Agrarier nicht abhalten mit dem plumpen Werkzeug unseres autonomen Zolltarifs das zu zertrümmern, was Industrie und Handel mit Mühe aufgebaut haben.

Der argentinische Vertrag kann mit einjähriger Frist jederzeit gekündigt werden.

Seitdem die Türkei ihr Bahnnetz zu entwickeln anfängt und darüber auch am Getreideexport sich zu beteiligen beginnt, sind unsere Agrarier auch auf sie nicht gut zu sprechen; eine Revision des Vertrages müßte freilich schon am 12. März dieses Jahres beantragt werden, wenn der Vertrag nicht auf weitere 7 Jahre unverändert fortlaufen soll. Aber wenn sie schon einmal beim Entreißen sind, kommt es den Agrariern auf ein bißchen mehr Arbeit nicht an.

Während die meisten Meistbegünstigungsverträge mit einjähriger Frist gekündigt werden können (mit Japan läuft unser Vertrag allerdings bis zum 16. Juli 1912) findet unser Handelsprovisorium mit Großbritannien sein Ende mit Schluß des Jahres. Es steht freilich zu hoffen, daß es dann wieder auf ein Jahr verlängert werden wird. Einer dauernden Regelung stehen die Schwierigkeiten in dem Verhältnis Englands zu seinen Kolonien gegenüber. Der gesunde Sinn der englischen Wählerschaft hat sich bisher den protektionistischen und imperialistischen Plänen Chamberlains gegenüber ablehnend verhalten, wie fast alle Nachwahlen der letzten Zeit zeigen. Wenn aber nicht nur Deutschland, sondern ihm folgend Rußland, Rumänien, Oesterreich-Ungarn, die Schweiz und andere Staaten ihre Schutzzollschranken immer weiter erhöhen und hinter diesen mit eigenem oder fremden Kapital und fremder Intelligenz die Industrie immer weiter entwickeln und damit der englischen Ausfuhr neue Wunden schlagen, so ist es doch recht zweifelhaft, ob die Stimmung nicht in einigen Jahren umschlägt. Das britische Inselreich nimmt aber schon ohne Kolonien rund 20 Prozent unserer Ausfuhr auf, mit denselben ungefähr 1/4. Sperrt es sich gegen uns ab, dann ist das Ideal unserer Agrarier erreicht. Dann gibt es keinen Leutemangel mehr, selbst nicht in Ostelbien; dann ist der Arbeiter froh, wenn er noch einen Gutsherrn findet, der ihn beschäftigt. Dann gute Nacht Großmachtstellung Deutschlands! Dann blüht das Auswanderergeschäft, sonst aber keines.

Wir steuern mit unserer Handelspolitik den Zuständen entgegen, die in England unter der Herrschaft der Getreidezölle bestanden, d. h. den elendesten die es seit dem Ende der inneren Kriege gesehen hat. L'appetit vient en mangeant, wenn man auch glauben sollte, daß der der Agrarier kaum mehr wachsen könnte. Aus dem Erreichten schöpfen sie neuen Mut für ihre Zerstörertätigkeit; nach dem Zolltarif und den Handelsverträgen kommt die Kündigung der Meistbegünstigungsverträge. Der Philistertrost der Industrie: „Auf so etwas wird unsere Regierung ja nie eingehen" hat in den neuen Handelsverträgen eine nette Bestätigung gefunden; man kann gespannt sein, ob sie aus ihrem Vertrauensdusel endlich aufwachen wird.

Breslau. Georg Gothein.

Parlamentsbriefe.

VII.

Mit heißem Bemühen hat die Regierung nach einer Durchpeitschung der Handelsverträge gestrebt. Um jeden Preis sollten sie am 15. Februar fix und fertig sein. Aber der Reichstag tat ihr nicht den Willen. Er setzte sie nicht so früh auf die Tagesordnung, wie es Graf Posadowsky wünschte. Er wollte wenigstens „sein Gesicht wahren" und den Abgeordneten die Möglichkeit geben, das Riesenmaterial notdürftig durchzuarbeiten, wenn auch natürlich von vornherein feststand, daß von dieser Möglichkeit vielleicht nur ein Dutzend Gebrauch machen werde. Die Regierung hielt eine Kommissionsberatung für überflüssig. Der Reichstag bestand darauf. Selbst die Kardorffmehrheit scheut vor einer Brüskierung der öffentlichen Meinung zurück, wie sie Graf Bülow anscheinend — le coeur léger! — geplant hatte. Schon jetzt steht fest, daß die Verträge zum 15. Februar 1906, wie eigentlich beabsichtigt war, nicht in Kraft treten können. Die Regierung ist darüber betrübt. Das Volk wird sagen: je später, um so besser!

Daß die neuen Verträge angenommen werden, daß es keine Rettung mehr vor ihnen gibt, ist bombensicher. Alle Hoffnungen auf der Linken, daß die äußerste Rechte ein oppositionelles Fähnlein auf die Beine bringen werde, sind schon jetzt als gescheitert anzusehen. Die Verträge sind eben zu agrarisch, zu industriefeindlich, als daß selbst die eingeschworenen Bündler es wagen könnten, dagegen zu stimmen. Selbst in der Redaktion der „Deutschen Tageszeitung", selbst im Zirkus Busch riskiert man kein Nein mehr. Natürlich mußten sich die agrarischen Parlamentarier etwas zieren. Sie meldeten sich in Scharen zum Wort. Außer ihren „führenden Geistern" à la Reventlow hielten es auch die Gemeinen der Bündlertruppe, die Vogt, Stauffer und Rittermeier, für ihre Pflicht, ihr Lichtlein leuchten zu lassen. Das Redequantum, das die Rechte zur Kritik der Handelsverträge aufbrachte, war geradezu unge-

Digitized by Google

heuerlich. Aber — der andere hört aus allen nur das Ja! Die agrarischen Reden verliefen durchweg nach folgendem Schema:

Erster Agrarier: die Handelsverträge sind zwar schlecht für die Landwirtschaft, aber ich stimme doch dafür.

Zweiter Agrarier: die Handelsverträge sind noch viel schlechter für uns, als mein Herr Vorredner ausgeführt hat. Aber ich stimme natürlich auch dafür.

Dritter Agrarier: Für die Schlechtigkeit dieser Handelsverträge gibt es überhaupt keine Worte. Mit der Faust soll man auf den Tisch schlagen. Unser Bauernstand ist verraten. So — und nun habe ich mein Gewissen salviert und stimme für die Verträge.

In eine etwas peinliche Lage sind durch die Handelsverträge die beiden Parteien geraten, die nicht, wie die Konservativen und Antisemiten, sozusagen ex officio das Agrariertum vertreten, das Zentrum und die Nationalliberalen. Man merkte ihnen während des ganzen Verlaufs der fünftägigen Debatte ihre Verlegenheit deutlich an.

Beim Zentrum hielten sich die Kühne, die Spahn, Szmula, Müller und Bachem geflissentlich von jeder Teilnahme an den Redekämpfen fern. Sie waren nicht von der Mangelhaftigkeit der Verträge so durchdrungen, daß sie ihre Autorität für zu gut hielten, um damit die Verträge zu decken. Aber in einer politischen Frage von solcher Bedeutung hätte man erwarten dürfen, daß wenigstens die erste, prinzipielle Rede einer der politischen Kapazitäten der Partei übertragen werden würde. Statt dessen ergriff Herr Herold zuerst das Wort, der gewiß ein braver alter Herr ist, dessen Kapazität sich aber doch im wesentlichen auf das „volle und ganze" Bekenntnis zum Agrarismus beschränkt. Dann sprachen noch die Herren Speck und Heim, beides gleichfalls unverfälschte Agrarier. Herr Heim übte sogar vom bayerischen Gerstenbrauerstandpunkt eine geradezu vernichtende Kritik an den Verträgen. Er wies nach, wie sie dem Großgrundbesitz auf den Leib zugeschnitten seien, wie der Süden dem Osten geopfert werde. Trotzdem verwahrte er sich in einer persönlichen Bemerkung aufs ernstlichste gegen den Verdacht, er könnte am Ende gegen die Verträge stimmen. Fraktionsdisziplin über alles! So werden auch die Sozialpolitiker des Zentrums, die Trimborn und Hitze, denken, die natürlich an den arbeiterfeindlichen Verträgen keine Freude haben können. Sie hüten sich, zu reden, aber sie stimmen dafür.

Eine ähnliche Taktik wie das Zentrum schlug die nationalliberale Partei ein, die ja in Zollsachen dem Zentrum gleicht wie ein Ei dem anderen. Auch hier wurde kein Führer mit der Fraktionsrede betraut, sondern ein waschechter Agrarier, Herr Sieg, Rittergutsbesitzer auf Siegsruh in Westpreußen. Er war natürlich ebenso entzückt von dem agrarischen Gehalt der Verträge wie Herr Herold. Desgleichen sein westdeutscher Gesinnungsgenosse Blankenhorn. Aber in der nationalliberalen Fraktion ist nun einmal das industrielle Element weit stärker vertreten als im Zentrum. Deshalb durfte die Partei nicht lauter Agrarier vorschicken. Dr. Beumer sprach für die Industrie. Er „vernichtete" in ihrem Namen die Verträge genau so, wie das Dr. Heim im Namen der Bauern getan hatte. Trotzdem wird auch seine Stimme zu ihren Gunsten in die Wagschale fallen. Denn — mea culpa, mea maxima culpa! hätte Herr Beumer ja eigentlich ausrufen müssen. Ohne seine und seiner industriellen Freunde Mithülfe hätte der Kardorff-Tarif niemals Gesetz werden können. Man erntet jetzt was man gesät hat. Sind's Disteln — wer hat die Saat gestreut? Wäre die Sache nicht zu ernst, so müßte man Schadenfreude empfinden über die Väter jenes Zolltarifs, der in den Handelsverträgen eine so schenselige Nachkommenschaft erzeugt hat — erzeugen mußte.

Grundsätzliche Kritik an den neuen Verträgen — Mißhandelsverträge, wie sie Gothein nannte, soll ihr Name bleiben — wurde nur von der Linken geübt, jener Linken, zu der nicht mehr gerechnet zu werden die Nationalliberalen schon seit längerer Zeit sich anscheinend zur Ehre rechnen. Bei dieser Kritik hatte die Sozialdemokratie diesmal nicht die Führung. Gewiß, ihre Redner brachten viel gutes Material zur Bekämpfung der gemeinschädlichen Hochschutzzöllnerei bei. Aber es fehlte ihnen das Temperament eines Bebel und die tiefgehende Kenntnis agrarischer Verhältnisse eines David. Im Vordergrund der Schlacht standen die Freisinnigen. Feind wie Freund werden zugeben müssen, daß namentlich die große Rede Gotheins dem ganzen Kampf gegen die Mißhandelsverträge den Stempel aufdrückte. Gegen ihn wandte sich daher auch der intensivste Haß aller irgendwie agrarisch infizierten Elemente. Auf seine Rede wurde immer wieder zurückgegriffen, aus dem Hause heraus wie auch vom Bundesratstische herab. Niemand konnte sich eben dem Eindruck entziehen, daß man es hier mit dem zugleich sachlich am besten begründeten und formell am wirksamsten geführten Vorstoß gegen unsere gesamte rückläufige Handelspolitik zu tun habe. Natürlich konnte auch Gothein den Sieg nicht an die Fahnen des Freihandels heften. Innerhalb des Parlaments kommt es nun einmal nicht auf die besseren Gründe, sondern ausschließlich auf die stärkeren Bataillone an.

Der Sieg ist ihnen nicht mehr zu entreißen. Die „kompakte Majorität" für die Verträge ist auf der Rechten und in der Mitte vorhanden. Wieviel von der bürgerlichen Linken dagegen stimmen werden, wie stattlich die Schar der ehrenvoll Unterlegenen sein wird, steht noch dahin. Man weiß bereits jetzt, daß mancher Freisinnige, der die neuen Verträge für gemeinschädlich hält, doch dafür stimmen wird, weil er befürchtet, hinter ihrer Ablehnung lauere das Gespenst des Zolltarifs von 1902 und etwaiger Zollkriege. Allerdings wird es diesen Freisinnigen schwer fallen, zu beweisen, daß es sich nicht um ein bloßes Gespenst, sondern um eine Realität handle. Die Regierung hat ihnen nicht den Gefallen getan, zu erklären, daß sie nach Ablehnung der neuen Handelsverträge die alten kündigen werde. Staatssekretär Freiherr v. Richthofen hat auf die ausdrückliche Anfrage, die in der Kommissionssitzung am Mittwoch an ihn gerichtet wurde, erklärt, daß die Regierung sich ihre Entschließungen für den Fall des Scheiterns der neuen Verträge vorbehalten müsse. Daß sie dann wirklich die alten Verträge kündigen, den Zolltarif von 1902 in Kraft setzen und Deutschland in Zollkriege mit der ganzen Welt stürzen werde, das kann selbst der rabiateste Oppositionsmann nicht annehmen. Denn wenn man die bestehende Regierung auch für noch so schlecht hält, sie für verbrecherisch gewissenlos zu halten, das Recht hat man selbst dann noch nicht.

H. v. Gerlach.

Der Stahlwerksverband.

Eine wirtschaftliche Studie auf Grund eigener Wahrnehmungen.

IV.*)

Für die Beurteilung der wirtschaftlichen Bedeutung des Stahlwerksverbandes ist seine Stellungnahme gegenüber dem Großhandel von besonderer Wichtigkeit. Daß ein großer Verband, dessen Hauptzweck im Sinne der Produzenten die Beherrschung des inländischen Eisenmarktes und die leichte Uebersehbarkeit der ausländischen Märkte ist, die unbeschränkte Freiheit des Eisenhandels erheblich beeinträchtigen werde, war von vornherein zu erwarten. Es mußte vom Standpunkt des Verbandes namentlich darauf ankommen, die früher recht häufige Spekulation und das gelegentliche Schleudern einzelner Firmen unmöglich zu machen oder mindestens einzuschränken. Man kann nicht leugnen, daß durch derartiges Schleudern einzelner Händlerfirmen recht häufig ernste Schwierigkeiten, insbesondere für die Ausfuhr, herbeigeführt worden sind. Nicht nur die Preise wurden dadurch gedrückt,

*) Vergl. Nr. 18, Seite 280, Nr. 19, Seite 294 und Nr. 20, Seite 312, der „Nation".

Digitized by Google

sondern es ist sogar mehrfach vorgekommen, daß deutsche Konstruktionswerkstätten und Brückenbauanstalten ausländische größere Aufträge nicht hereinzubringen vermochten, weil das deutsche Konstruktionsmaterial so billig nach dem Auslande geliefert wurde, daß die ausländischen Fabriken die Konstruktionen aus deutschem Material billiger als die deutschen Werkstätten mit ihren viel besseren Einrichtungen ausführen konnten. Es sei in dieser Beziehung namentlich auf die Verhältnisse des bisher zollfreien finnländischen Eisenmarktes verwiesen. Andererseits hat der Großhandel so unbestrittene Verdienste um die Hebung des inländischen Eisenkonsums und die Anknüpfung und Unterhaltung ausländischer Handelsbeziehungen, daß der Stahlwerksverband nicht nur eine schwere Ungerechtigkeit, sondern auch eine ganz unverzeihliche Unklugheit begangen haben würde, wenn er nicht den berechtigten Ansprüchen des Großhandels nach aller Möglichkeit entgegengekommen wäre. Das letztere ist nun nach schwierigen Verhandlungen geschehen, ob es aber zur dauernden Erhaltung eines für die Hebung des Eisenkonsums unentbehrlichen Großhandels genügt und ihn nicht zu einer Art von Zunft herabdrückt, muß die weitere Erfahrung lehren. Zunächst enthält die vom Beirat des Stahlwerksverbandes aufgestellte Geschäftsanweisung eine wichtige Bestimmung über die mit einzelnen Verbandswerken liierten Händlerfirmen und auswärtigen Geschäftsstellen. Diese Firmen sollen nämlich an den Inlands- und Auslandsverkäufen der gesamten im Verbande vereinigten Produkte mindestens im Umfange der Lieferungen des Kalenderjahres 1903 beteiligt werden und während der Dauer des Vertrages innerhalb dieses Anspruchs vorzugsweise die Produkte der betreffenden Werke zugewiesen erhalten. Auch soll kein Verbandsorgan, wie etwa eine Verkaufsstelle des Verbandes, und keine andere Firma bessere Bedingungen für den Bezug vom Verbande erhalten als die bezeichneten Händlerfirmen und Geschäftsstellen. Sollten einzelne Verbandswerke in der Folge noch Händlerfirmen oder auswärtige Geschäftsstellen errichten, so genießen diese Firmen dieselbe Vergünstigung. Der Verkauf erfolgt nach Anweisung des Stahlwerksverbandes unter Wahrung der bisherigen Beziehungen zwischen Verbandswerk und Händlerfirmen. Im übrigen hat der Verband zunächst im Inlande die Bildung von nach Bezirken abgegrenzten Händlervereinigungen gefördert; in diesem Belang sind zu nennen das Berliner Trägerkontor, die schlesische Händlervereinigung in Breslau, die Händlervereinigung in Hannover, die rheinisch-westfälische Händlervereinigung in Cöln, die Vereinigung der Händler für Hessen-Nassau und Oberhessen und die süddeutsche Händlervereinigung in Mannheim. Diese Händlervereinigungen sind bezüglich der vom Verbande zu entnehmenden Mengen der Produkte A kontingentiert und verteilen diese Mengen auf die im übrigen direkt vom Verbande kaufenden Firmen. Sie erhalten Rabatte in vier Kategorien je nach der Bezugsmenge zwischen 0,50 bis 2,50 Mark für die Tonne; im wesentlichen werden diese Rabatte nur für Formeisen gewährt. Unter Umständen werden für Formeisen noch besondere Lagerrabatte bis zu 5 Mark für die Tonne bewilligt, der Verband gewinnt dadurch den Vorteil, daß die Händlerfirmen die für die einzelnen Werke sehr umständliche und kostspielige Lagerung großer Massen von Formeisen übernehmen. Es wird sonach den Händlerfirmen ein Handelsgewinn in mäßigem Umfange unter allerdings ständiger Kontrolle des Stahlwerksverbandes zugestanden. Andererseits müssen diejenigen Händler, welche nicht ihren ganzen Bedarf vom Stahlwerksverband entnehmen, einen Ueberpreis bis zu 5 Mark für die Tonne zahlen; solche Fälle kommen indessen in der Praxis kaum vor. In ähnlicher Weise wie im Inlande sind ferner die schweizerische Händlervereinigung in Basel, die dänische Händlervereinigung in Kopenhagen, sowie je eine schwedische und norwegische Händlervereinigung ohne bestimmtes Domizil gebildet worden. Auch diese Vereinigungen sind in ihrer Bezugsmenge kontingentiert, die einzelnen Firmen kaufen innerhalb des ihnen überwiesenen Quantums direkt vom Verbande, leisten aber ihre Zahlungen in die Kasse ihrer Vereinigung, die nun ihrerseits mit dem Verbande abrechnet. Selbstverständlich wird auch diesen Vereinigungen der Händler ein mäßiger Verdienst zugebilligt. Als Aktiengesellschaften ferner haben sich die Agentenvereinigungen des Stahlwerksverbandes in London und Amsterdam sowie als Genossenschaft in Brüssel konstituiert. Die einzelnen Agenten, die Aktionäre dieser Gesellschaften, sind als auf gewisse Provisionssätze gestellte Beamte des Stahlwerksverbandes anzusehen, ihre Gesellschaft hat nur den Zweck der bequemeren Abrechnung und der besseren Uebersehbarkeit des gemeinsamen Absatzgebietes. In Oesterreich-Ungarn war schon unter dem Regime der bisherigen Zölle jede Tätigkeit des Verbandes ausgeschlossen, ebenso konnte nach Rußland kein größeres Geschäft in Produkten A gemacht werden, sodaß besondere Vertretungen des Verbandes in diesen Ländern nicht errichtet wurden. Das bislang zollfreie Finnland wird durch einige hier besonders eingeführte deutsche Händlerfirmen und durch die nordischen Händlervereinigungen versorgt; in dem neuen Handelsvertrag hat sich die russische Regierung das Recht vorbehalten, nach vorheriger zweijähriger Ankündigung auch Finnland in den Vertragstarif einzubeziehen, wodurch dann auch dieses konsumfähige Gebiet der deutschen Ausfuhr verschlossen werden würde. Für die Ausfuhr nach Italien kommt schon bisher nur noch Formeisen in Betracht. In Spanien, Portugal, Rumänien, Serbien und Bulgarien sind Vertreter bestellt, denen aber nur gegen Kasse verkauft wird. In anderen Ländern mit noch geringerem Absatz hat der Verband je einen oder zwei Vertreter in gleicher Weise nominiert. Die weitere Organisation der Vertretung in den wichtigsten überseeischen Absatzgebieten ist in die Wege geleitet. Freie Gebiete für den Handel in Produkten A sind bis jetzt die Levante und die englischen Kolonien. Die Lieferungen des Verbandes nach England in Halbzeug erfolgen cif (cost, insurance, freight) englischer Hafen; die englischen Händler und Reeder sind mit dieser Disposition sehr wenig zufrieden. Für die überseeischen Lieferungen sind in der Geschäftsanweisung die Vorfrachten mit dem günstigst gelegenen Verbandswerk als Ausgangspunkt festgelegt. Diese Vorfrachten betragen fob (free on board) Antwerpen, Gent und Terneuzen für die Tonne 4,50 Mark, fob Rotterdam und Amsterdam 4 Mark, fob Emden 5,50 Mark, fob Hamburg, Bremen und Lübeck die Eisenbahnfracht plus 1,25 Mark f. o. b. Spesen für die Tonne. Verfrachtet ein Werk billiger als zu diesen Sätzen der Vorfracht, so kommt ihm diese Ersparnis bis zur Höhe seines rechnungsmäßigen Anteils an der Gesamtausfuhr zugute. Die Ueberseeverkäufe sollen grundsätzlich fob Seehafen getätigt werden, der Verkauf ab Rheinhafen ist nur ausnahmsweise zulässig unter der Bedingung, daß eine zuverlässige Kontrolle über die tatsächliche Ausfuhr ermöglicht wird. Soweit die Gesamtinteressen des Verbandes dadurch nicht geschädigt werden, soll den Verbandswerken auf ihr Verlangen mindestens ihr rechnungsmäßiger Anteil an der Gesamtausfuhr zum Wasserversand zugewiesen werden. Beiläufig sei hier bemerkt, daß für Inlandsversendungen von Formeisen der Frachtvorsprung gegen die Frachtbasis Diedenhofen für die östlicher gelegenen Werke je nach der Entfernung zwischen 1,50 Mark und 12,50 Mark für die Tonne sich bewegt. Für das speziell bezeichnete süddeutsche Absatzgebiet soll der Verband für Formeisen stets einen gegen den Tagespreis ab Diedenhofen nur 3 Mark für die Tonne erhöhten Preis und für die nördlich dieses Absatzgebietes belegene Zone einen Mehrpreis von 1,50 Mark in Rechnung stellen, so lange nicht eine neue Konkurrenz die Erzielung dieses Preises unmöglich macht. Der erzielte Mehrpreis wird unter die beteiligten Werke nach den zwischen ihnen getroffenen Vereinbarungen verteilt.

Die Stellung des Großhandels zu dem Verbande wird sehr wesentlich verändert werden, sobald der Stahlwerksverband die Produkte B in den Kreis seiner unmittelbaren Tätigkeit zieht. Während die Händler schon jetzt in Formeisen unter ganz gleichen Bedingungen arbeiten, machen sie sich auf dem Stabeisenmarkte, soweit es sich nicht um oberschlesisches Material handelt, empfindliche Konkurrenz. Die letztere wird nun früher oder später ebenfalls aufhören, und damit an den Handel die Aufgabe herantreten, die in der Zeit der unbehinderten Konkurrenz zeitweise viel größeren Geschäftsgewinne nunmehr durch vergrößerten Umsatz und Erleichterung des Eisenkonsums hereinzubringen. Die dann zu erwartende zuverlässige Statistik der Verteilung des Eisenkonsums wird von großem Werte für die wissenschaftliche Nationalökonomie sein. Wenn später die Händlervereinigungen und die sonstigen Vertreter des Stahlwerks-

Digitized by Google

verbandes sämtliche Produkte A und B vertreiben, so liegt die Gefahr nahe, daß der gesamte Eisenhandel in wenigen Händen monopolisiert und es jüngeren Kräften aus Handel und Gewerbe, wenn sie nicht mit sehr großen Mitteln anfangen, erschwert oder unmöglich gemacht wird, im Eisenhandel neue Geschäfte zu errichten. Das Entstehen neuer Konkurrenz im Handel wird dann ebenso erschwert sein wie jetzt das Auftreten eines neuen Stahlwerkes neben dem mächtigen Stahlwerksverband. Hier müssen im öffentlichen Interesse Mittel und Wege gefunden werden, um die Entstehung einer Zunft im Eisenhandel zu verhindern. Die Errichtung von Handelshochschulen und Handelsschulen, auf welche gerade gegenwärtig so große Mittel verwendet werden, ist jedoch für Zünfte gewiß entbehrlich.

Das wichtige Kapitel der **Ausfuhrvergütungen** ist in der volkswirtschaftlichen Literatur und in der Tagespresse bereits vielfach behandelt worden. Dabei hat man von mehreren Seiten sehr weitgehende Anforderungen bezüglich der Höhe der Vergütung gestellt und sogar die Verbände für durch ganz andere Ursachen herbeigeführte geschäftliche Mißerfolge verantwortlich machen wollen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß mitunter der Versuch gemacht worden ist, das nicht mit Unrecht im Publikum weitverbreitete Mißtrauen gegen industrielle Verbände für unberechtigte Sonderinteressen auszunutzen. In der Beurteilung dieser Verhältnisse ist also eine gewisse Vorsicht geboten. Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß die dem Stahlwerksverbande angegliederte **Abrechnungsstelle für die Ausfuhr** durch den Zusammenschluß des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats, Aktiengesellschaft, in Essen, des Roheisensyndikats, G. m. b. H., in Düsseldorf, des Vereins für den Verkauf von Siegerländer Raheisen, G. m. b. H., in Siegen mit dem Stahlwerksverband, Aktiengesellschaft, in Düsseldorf entstanden ist. Die Gewährung der Ausfuhrvergütung ist eine durchaus freiwillige Einrichtung der genannten Verbände, kein Werk hat Anspruch auf diese Vergütung, und es bleibt für jeden einzelnen Fall der Abrechnungsstelle, nötigenfalls nach Anhören der Verbandsleitungen, vorbehalten, über die Gewährung der Vergütung zu entscheiden. In dieser Abhängigkeit der Ausfuhrindustrie von dem guten Willen der Verbände liegt meines Erachtens ein Mangel der Einrichtung, der sich indessen nach längerer Erfahrung beseitigen ließe. Grundsätzlich wird die Ausfuhrvergütung nur auf solche Rohmaterialien und Halbfabrikate gewährt, welche zu direkt ausgeführten Produkten verbraucht worden sind, deren Verkauf im Auslande nur zu erheblich niedrigeren Preisen als im Inlande möglich war. Wenn der betreffende Verkauf nach dem Auslande durch geschlossene Verbände erfolgt, so kann dem einzelnen Werke sein auf der Beteiligungsziffer beruhender Anteil an der Gesamtausfuhr des Verbandes angerechnet werden, und zwar ohne Rücksicht auf die tatsächlich ausgeführten Mengen. Der ratierliche Anteil berechnet sich aus dem Verhältnis der Gesamtausfuhr zum Gesamtversand des Verbandes in der betreffenden Abrechnungsperiode. Auf indirekt ausgeführte Produkte wird eine Vergütung im allgemeinen nur dann gewährt, wenn der Weiterverkauf an das ausführende Werk durch einen Verband erfolgt ist. Die Ausfuhrvergütung auf Kohlen, Koks und Briketts wird nur bewilligt, wenn für diese, von dem Kohlensyndikat gekauften Brennmaterialien der volle Normalpreis bezahlt worden ist. Ist außer von dem Kohlensyndikat noch Brennmaterial aus anderen Bergbaubezirken bezogen worden, so kommt für die Vergütung nur diejenige Menge Brennmaterial in Betracht, welche tatsächlich zur Herstellung von Eisen und Stahl oder zur Weiterverarbeitung verbraucht worden ist. Die Vergütung auf Roheisen wird zunächst nur für verbrauchtes Puddelroheisen, Bessemer- und Thomas-Roheisen, Gießereiroheisen und Spiegeleisen bewilligt. Die Vergütung auf Halbzeug hängt davon ab, daß das reguläre Material von dem Stahlwerksverbande gekauft worden ist. Für die Vergütung auf Formeisen endlich sind die in jedem einzelnen Fall mit dem Stahlwerksverbande zu treffenden Vereinbarungen maßgebend. Wenn ein die Ausfuhrvergütung beantragendes Werk die verbrauchten Rohmaterialien oder Halbfabrikate selbst hergestellt oder von eigenen Zechen oder von an der Abrechnungsstelle nicht beteiligten Werken bezogen hat, so wird die Vergütung nur auf die von den Verbänden bezogenen Mengen gewährt. Die Anmeldungen über die erfolgte Ausfuhr sind von den betreffenden Werken für jeden Monat unter Benutzung der vorgeschriebenen und in allen Rubriken auszufüllenden Formulare aufzustellen und bis zum 20. des der Versendung folgenden Monats bei der Abrechnungsstelle einzureichen. Als Belege sind bei direktem Versand ins Ausland bahnamtlich gestempelte Duplikatfrachtbriefe und bei solchen Sendungen, die nur auf dem Wasserwege oder teils auf dem Wasserwege und teils auf der Eisenbahn in das Ausland gehen, Duplikatfrachtbriefe und gezeichnete Schiffskonnossemente beizubringen. Auf die Tara wird keine Vergütung gewährt. Kann nur das Bruttogewicht festgestellt werden, so wird für die Tara ein angemessener Prozentsatz vom Bruttogewicht in Abzug gebracht, dasselbe geschieht bei der Ausfuhr von galvanisierter Ware. Die Abrechnung erfolgt vierteljährlich, die Zahlung der Vergütung in der Regel im folgenden Quartal. Die Abrechnungsstelle behält sich zur Kontrolle über die ausgeführten Produkte vor, entweder bei dem Abnehmer oder bei der betreffenden Exportfirma alle bezüglichen Bücher und Korrespondenzen eingehend durch einen ihrer Beamten prüfen zu lassen. Der Aufsichtsrat der Abrechnungsstelle entscheidet unter Ausschluß des gerichtlichen Klageweges endgültig über etwaige Einwendungen gegen die Berechnung der Ausfuhrvergütung. Die Nichtbeachtung der gestellten Bedingungen und namentlich unvollständige oder unrichtige Anmeldung der Bezüge und der Ausfuhr haben den Wegfall der Ausfuhrvergütung mit rückwirkender Kraft zur Folge.

J. Kollmann.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Die Produktivität des Handels noch einmal.

Insipiens an Sapiens.

Ich bin Herrn Professor Sombart außerordentlich dankbar, daß er sich bereit gefunden hat, mich zu belehren. Aber, er möge mir verzeihen, auch nach seiner Replik ist mir seine Lehre nicht klar. Nicht etwa, weil ich sein Buch nicht gelesen hätte; sondern weil ich noch mehr in diesem gelesen habe, als seine Replik daraus zitiert.

Er hat geschrieben: „Ein Kaufmann, der die Waren zweier Handwerker austauscht, kann immer nur einen Profit einheimsen, wenn ihm jeder (oder einer) der beiden Produzenten eine Quote seines Arbeitsertrages abtritt (es wird unterstellt, daß die ganze Erde nur von zwei Handwerkern und einem Händler bevölkert sei)." Marx hat dies ausgedrückt: „Das Handelskapital ist nur ableitbar aus der doppelseitigen Uebervorteilung des kaufenden und verkaufenden Warenproduzenten durch den sich parasitisch zwischen sie schiebenden Kaufmann." Nun macht Sombart darauf aufmerksam, sein nächster Satz laute: „Gleichwohl kann infolge der vermittelnden Tätigkeit des Kaufmanns sich das dem einzelnen Handwerker zufallende Güterquantum gegen früher verdoppeln: Wirkung einer Steigerung der relativen Produktivität der Arbeit." Ganz richtig, so steht es in seinem Buche; dasselbe auch schon bei Marx. Aber damit wird der Inhalt des ersten Satzes: Der Profit des Kaufmanns beruht darauf, daß dieser sich eine Quote des Arbeitsertrags der beiden (oder eines) Produzenten aneignet, nicht aufgehoben. Sein zweiter Satz besagt nur, daß das Güterquantum, an dem der Parasit frißt, größer geworden ist; es ändert dieser Satz aber nichts an der Auffassung, daß der Handel ein Parasit ist, der von dem lebt, was andere, nicht er selbst, erzeugt haben. Fährt doch Sombart weiter fort: „ebenso kann das dem Arbeitslohn entsprechende Güterquantum, das den in einer kapitalistischen Unternehmung organisierten Webern zufällt, größer sein, als die Summe des von derselben Anzahl von Webern produzierten Güterquantums ausmachen würde, wenn sie als Handwerker jeder für sich arbeiteten: Wirkung

Digitized by Google

einer Steigerung der absoluten Produktivität der Arbeit. Konfusionare haben auf dieser Tatsache die Theorie von der „Produktivität des Kapitals“ aufgebaut“.

Hier ist doch wohl implicite gesagt, daß, wer aus der Tatsache, daß infolge der vermittelnden Tätigkeit des Kaufmanns sich das dem einzelnen Handwerker zufallende Gütequantum gegen früher verdoppeln kann, den Schluß zieht, daß der Kaufmann kein Parasit ist, zu den Konfusionaren gehört.

Selbst vom Standpunkt der Marxschen Wertlehre aus erscheint mir dieses Urteil, wie neulich dargelegt, irrig; allein es ist danach wenigstens verständlich, wie man dazu gelangt. Dagegen bleibt es mir völlig unverständlich, wenn man diese Wertlehre verwirft. Wohl aber erscheint es als anderer Ausdruck der Gesamtauffassung, mit der Sombart die Beantwortung der Frage: Wie ist Profit möglich? einleitet, und eben deshalb möchte ich auch diese Gesamtauffassung anführen. Ich hoffe, daß Sombart meinem Mangel an Verständnis dann um so gründlicher abhilft. Sombart schreibt nämlich:

„Die Beantwortung der Frage: Wie ist Profit möglich? nimmt ihren Ausgangspunkt von zwei Grundsätzen:

1. The annual labour of every nation is the fund, which originally supplies it with all the necessaries and conveniences of life which it annually consumes;

2. Arbeit im Sinne dieses Satzes ist nur diejenige der technischen Arbeiter, d. h. der im Arbeitsprozeß der Gütererzeugung unmittelbar tätigen Personen. Arbeit im Sinne dieses Satzes ist diejenige des kapitalistischen Unternehmers, der bloß Disponent und Organisator fremder Arbeit ist, ebensowenig, wie diejenige des Schutzmannes, des Erfinders, des Verwaltungsbeamten, oder des Professors an der technischen Hochschule, so absolut unentbehrlich die Tätigkeit dieser Personen für das Zustandekommen überhaupt eines ökonomischen Nutzeffektes sein mag.

Der axiomatische oder wenn man will aprioristische Charakter dieser Sätze schließt natürlich die Möglichkeit, aber auch Notwendigkeit eines Beweises ihrer Richtigkeit aus. Sie werden aufgestellt als Hilfsmittel des Denkens, d. h. weil ohne sie Wissenschaft der kapitalistischen Wirtschaft nicht möglich ist. Ueber die Statthaftigkeit ihrer Formulierung entscheidet somit nichts anderes als ihr theoretischer Nutzeffekt, das ist die Hilfe, die sie bei der Gewinnung materieller ökonomischer Erkenntnis zu leisten vermögen. Sapienti sat. Und für den Insipiens schreibe ich nicht.“

Es ist dann gewiß nur konsequent, wenn Sombart weiter ausführt:

„Der Unternehmerprofit stellt einen Anteil an den Arbeitserträgen der technischen Arbeiter dar, er mag als Produktions- oder als Handelsprofit oder in seiner abgeleiteten Form als Leihkapitalzins erscheinen.“

Ich sage, es ist konsequent, aber ist es richtig?

Sombart hat zwar denjenigen, der diese Frage aufwirft, schon von vornherein als einen Insipiens gekennzeichnet. Ich bin aber daran gewöhnt, mit üblen Namen bedacht zu werden, und habe mich dadurch noch nie einschüchtern lassen. Ich habe also meine alten Lehrbücher der Mathematik zur Hand genommen. Da las ich, unter Axiom verstehe man einen allgemeinen Satz, dessen Wahrheit in die Augen springt, ohne einer besonderen Bestätigung zu bedürfen, und für den ersten der Sombartschen Grundsätze, daß eine jede Nation jährlich von dem lebt, was sie jährlich an unentbehrlichen Gütern und Annehmlichkeiten erzeugt, gebe ich den axiomatischen Charakter ohne weiteres zu. Wie aber steht es mit dem zweiten?

Nach einem recht hübschen Worte Sombarts erscheint als Folge der durch die Manufaktur in den einzelnen Gewerbbetrieb eingeführten Arbeitsteilung das Produkt nicht mehr als das Produkt eines oder mehrerer einzelner Arbeiter, sondern eines Gesamtarbeiters, der in seinen Organen unbegrenzt ist. Das ist in der Tat von selbst einleuchtend, wenn man sieht, wie die Manufaktur alle die Funktionen, welche beim Handwerk von der einen Person des Handwerkers verrichtet werden, von der Konzeption des Produktionsplans an bis zur Fertigstellung und Verwertung des Produkts, zerlegt und an verschiedene Personen verteilt; alle diese Personen zusammen bilden dann in der Tat einen Gesamtarbeiter, und der Ertrag des Betriebes ist das Ergebnis des Zusammenwirkens aller. Daß nun aber gerade die wichtigsten dieser Funktionen, die der Konzeption des Produktionsplans, der Disposition und Organisation der zu seiner Durchführung nötigen Produktionselemente, und die Funktionen anderer Personen, „obwohl“, wie Sombart sagt, ihre Tätigkeit für das Zustandekommen überhaupt eines ökonomischen Nutzeffekts unentbehrlich sein mag, nicht zu der Arbeit gehören, welche das erzielte Ergebnis als ihr Produkt beanspruchen kann, gehört jedenfalls nicht zu den Sätzen, deren Wahrheit in die Augen springt, ohne eines besonderen Beweises zu bedürfen. Sagt doch ein Axiom des Euklid: Das ganze ist allen seinen Teilen zusammen gleich; wenn die Manufaktur die verschiedenen zur Herstellung des Produkts unentbehrlichen Funktionen unter verschiedene Personen verteilt, bilden alle diese Personen zusammen, nicht bloß ein Teil derselben, den Gesamtarbeiter, als dessen Arbeitsertrag das Ergebnis sich darstellt.

Wie mit der Arbeitsteilung in der Manufaktur verhält es sich aber mit der Arbeitsteilung unter die Angehörigen einer Nation. Der Jahresertrag ihrer Arbeit, von welchem die Nation jährlich lebt, ist das Ergebnis nicht bloß der technischen Arbeiter im Sinne Sombarts, sondern aller Personen, „deren Tätigkeit für das Zustandekommen des ökonomischen Nutzeffekts“ nötig ist. Zu diesen Personen gehört in einer auf Arbeitsteilung beruhenden Volkswirtschaft der Kaufmann. Wird durch seine Tätigkeit der Nutzeffekt gesteigert, so ist sein Profit keine Quote des Arbeitsertrags anderer, sondern das Ergebnis seiner eigenen produktiven Tätigkeit. Wer zugibt, daß durch seine Tätigkeit die Produktivität gesteigert wird und trotzdem seinen Profit als eine vom Arbeitsertrag anderer abgezogene Quote bezeichnet, nach dem erscheint er als Parasit.

Ich habe die hier erörterten Ausführungen Sombarts wiederholt gelesen; ich war aber nie imstande, sie zusammenzureimen. Auch wollte mir nicht einleuchten, daß über die Statthaftigkeit des Aufstellens des zweiten Sombartschen Satzes nicht seine Richtigkeit, sondern seine Nützlichkeit für die Begründung der Sombartschen Theorie des Kapitalismus entscheiden solle. Darauf habe ich begeisterte Verehrer seines Buches zu Rate gezogen. Darunter befinden sich Männer von außerordentlicher Begabung, die Sombart, wie ich glaube, selbst sehr hoch schätzt. Ich habe sie inständig gebeten, meine Konfusion aufzuklären. Ich wolle alle bösen Namen, die mein Mangel an Verständnis mir zuziehe, gern auf mich nehmen, wenn man nur meinem Unverstand abhelfe. Auch die Betreffenden haben dann Sombarts Ausführungen aufmerksam und wiederholt gelesen. Bei allen zum Schluß das Bekenntnis, sie verstünden sie nicht. Möge er, trotzdem er erklärt hat, für den Insipiens nicht zu schreiben, mit uns Erbarmen haben und uns erklären, wie das von ihm aufgestellte Axiom: Das ganze ist nicht gleich der Summe, sondern nur einem Bruchteil seiner Teile, sich mit dem Euklidschen Axiome verträgt, das da lautet: Das Ganze ist allen seinen Teilen zusammen gleich.

Mit dem historischen Teil der Sombartschen Ausführungen will ich mich dann an anderem Orte beschäftigen. Denn trotz der außerordentlich großen bereits vorhandenen Sombart-Literatur, welche sich gerade mit diesen beschäftigt, scheint mir, daß noch recht vieles über sie zu sagen übrig ist.

München. Lujo Brentano.

Menzel.

An einem kalten, klaren, schönen Wintertage, wie wenige in diesem Jahre, trugen sie ihn die Treppen des Museums herab. Wohl vorbedachte und wohl abgezirkelte, seltene Ehrenbezeugungen begleiteten ihn; dann ging es um den fast menschenleeren Lustgarten herum, bis der Zug in die Linden einbog. Die höfische Absperrung hörte auf; den Leichenwagen umflutete das Leben der modernen Riesenstadt mit seiner Regellosigkeit, mit seiner Hast, mit seiner Neugier, mit seiner Teilnahmlosigkeit und mit seiner Anteilnahme. Welche Bilder für Menzelsche Augen! Draußen glitt der Sarg in die Erde. Einer der Großen aus der großen Zeit war wiederum verschwunden.

Digitized by Google

So oft sich ein solches Grab schließt, denkt man zurück an die ganze Reihe jener Mächtigen, die vor dem letzten gegangen waren. Diese Schar! Ein gewaltige Zeit für Deutschland liegt hinter uns. Die fernen Geschlechter werden von diesem Abschnitt sicherlich sagen: er war ein Höhepunkt: Bismarck und Moltke und Helmholtz und Virchow und Mommsen und Böcklin und sie alle.

Und nun wird nach üblicher, wenig erfreulicher Pflicht ein papierner Kranz auch auf diesen Sarg gelegt.

* * *

Von Breslau war er ausgegangen. Er kam aus dürftigen, bürgerlichen Verhältnissen, und nie löste er sich aus bürgerlicher Einfachheit und auch aus bürgerlicher Enge los. Die Exzellenz und der Schwarze Adlerorden und der Adel und alle Gnaden des Hofes und aller Ruhm in der Gesellschaft fielen ihm zu, und er blieb in seiner Eigenart und ging seinen Weg und ließ sein Ziel sich nicht verrücken. Als Charakter und als Künstler meisterten ihn nicht die Einflüsse von außen; nicht die dringende Not; nicht die verführerische Mode; nicht die Verlockungen beispiellosen Erfolges. Er war ein ganz Starker. In alles, was er schuf, grub er ein: Ich will.

Aus dem Dürftigen, was der wenig Gesprächige von sich selbst sagte, sei dies über seinen Werdegang hierher gesetzt:

„In dem, was mein Leben eigentlich erfüllte, gänzlich mir selbst überlassen, begann ich da schon jenes autodidaktische Treiben, das mich auch für die Folgezeit beim Studium ohne Meister beharren ließ, und wofür die Sprache bis jetzt nur das runde Wort ‚Naturalismus' hat."

Was sein Leben „eigentlich" erfüllte, war die Kunst; Zeichnen und Malen. Ein paar Wochen Akademie in der Antikenklasse — mehr genoß er nicht an zünftiger Anleitung; er hatte genug; sie war nichts für ihn; ohne Meister in „autodidaktischem Treiben" ging er vorwärts — ein „Naturalist".

Dieses blutjunge kleine Kerlchen, das ohne Vater, für Mutter und Geschwister das Geschäft zu leiten und für die Familie zu sorgen hatte, muß ein höllisches Gefühl für das gehabt haben, was ihm möglich und was ihm unmöglich war. Die Wege, die alle Welt ging, ging er nicht. Er stellte sich auf die eigenen Beine, nicht aus Caprice, gewiß nicht aus Anmaßung; sondern weil es für ihn nicht anders möglich war. Er hatte von Anbeginn an eine Natur von so entschiedener Prägung, daß sie sich nicht auf die herkömmliche Art kneten ließ; und wenn er der Ungewißheit entgegenschritt, die jeder ganz gewiß vor sich hat, der von der üblichen Heerstraße abbiegt, so konnte nichts ihm ein Gefühl der Beruhigung geben, als sein eiserner Wille zum Fleiß, zur Tüchtigkeit, zur Sachlichkeit. Wohin es ging — wer konnte es wissen — aber fleißig, tüchtig, sachlich wollte er sein, dieser Bürgermannssohn, der sich die Exzentrizität leistete, mit dem Herkommen zu brechen, weil seine starke Natur es nicht anders zuließ. Exzentrisch wurde er nicht; er baute so solide, wie nur einer sein Leben auf, freilich nach seinen eigenen Bedürfnissen, nach den gebieterischen Bedürfnissen dessen, was sein Leben „eigentlich ausfüllte"; einer, der mit seiner rüstigen Brauheit und seinen künstlerischen Anlagen steifnackige Kraft verband, und nicht ein Heerdentier bleiben wollte, der in die Einsamkeit ging und ein königliches Monument der bürgerlichen Tugenden und Vorzüge unseres kargen Nordens errichtete.

Ein Naturalist — wie er von sich selbst sagt; doch nicht im üblichen Modesinn.

Der Naturalismus war ihm kein künstlerisches Dogma und als Dogma entgegengesetzt einem anderen künstlerischen Dogma. Dogma heißt alsdann Einseitigkeit, Uebertreibung. Er war Naturalist, das heißt einer, der vor die Natur selbst geht aus naiver, individueller Notwendigkeit, nicht aus reflektierender Gläubigkeit.

Er ging mit seiner Individualität vor die Natur, nicht vor Lehrer und Kunstwerke — wiewohl auch ihm die Paten nicht fehlen — und seine Individualität spiegelte die Welt wieder; die Welt des neunzehnten Jahrhunderts, mit ihrem scharfen Gepräge, das es von den Naturwissenschaften, der Geschichtswissenschaft, der sozialen Bewegung erhielt.

Entscheidend für Menzel ist sein Zusammenhang mit den Strömungen der Zeit; nicht mit dem Wellengekräusel des Tages.

Er ist ein Städter, ein ganz ausgeprägter Städter. Nicht die ewige Natur und nicht die ewige Schönheit und die ewige Häßlichkeit halten ihn fest, wohl aber der Mensch, bedingt durch seine Zeit, durch seine Stellung zum Menschen, durch seine soziale Stellung, durch sein Milieu, wie man nunmehr sagt. Der Mensch und die Menschen, geformt von gestern und von heute, von der Realität der realen Verhältnisse, das ist seine Domäne vor allem.

Jeder große Mensch ist modern, das heißt neu, und es ist das räthselhafte in der Entwicklung menschlicher Kultur, daß plötzlich in einem Volke ein paar Personen auftauchen, hier einer, dort einer, ein paar Künstler, ein paar Gelehrte, ein paar Politiker — gänzlich unabhängig von einander, in ihrer Individualität von gänzlich verschiedenen Voraussetzungen bedingt, und doch von Familienähnlichkeit, und sie bringen dem Volke das, was es braucht, und alle zusammen geben der Zeit das Gepräge.

Menzel ist für mich nicht zu trennen von Helmholtz und nicht von Mommsen und nicht von Virchow und nicht von Bismarck und auch nicht von Wilhelm I. Eine Fülle von Verschiedenheiten, und doch eine Einheitlichkeit in ihnen. Wo Genialität vorhanden, da sprießt sie hier aus dem Boden erstaunlicher, in der Geschichte der Menschheit vielleicht einziger Solidität, Arbeitsamkeit, Sachlichkeit, und es fehlt die Pose, es fehlt die Phrase, es fehlt die Exzentrizität. Es ist die märchenhafte Blüte dieses nüchternen, kargen Preußen. Menzel ist echt preußisch — wilhelmisch.

Er war seinen Weg gegangen ganz für sich, ohne auf die Antike zu blicken und ohne auf die Romantik zu blicken und unberührt von Cornelius und Kaulbach, und als die Zeit erfüllt war, da war er der Mann dieser Zeit, der Naturwissenschaften, der Geschichtswissenschaften, der Maschinen, der militärischen preußischen Größe, der Exaktheit und Tüchtigkeit, und die Zeit hob ihn auf ihren Schild.

* * *

Böcklin soll von Menzel ein wenig spöttisch gesagt haben: „Ein sehr gelehrter Herr." Das kann man von ihm behaupten, — auch ohne Spott. Er war aber auch ein geistreicher, ein pointenreicher, ein witziger Herr, — norddeutsch scharf, das alles mit Maß, nie prahlerisch gelehrt und nie verschwenderisch geistreich. Eine intellektuell reiche Natur, aber in guter und strenger Selbstzucht.

Man hat Menzel auch die Phantasie abgesprochen, und ein solcher Vorwurf liegt in dem obigen Wort von Böcklin. Mit Unrecht. Aber auch seine Phantasie konnte der soliden Unterlage nicht entbehren; er, der Künstler hatte nicht eine freigestaltende Künstlerphantasie, sondern die Phantasie eines Historikers des neunzehnten Jahrhunderts.

Wie der Historiker schaffte er sich seine wissenschaftlichen Unterlagen; fleißig, sachlich und unermüdlich, wie nur ein gelehrter Kärrner, und dann wurde er mit dem Pinsel und dem Stift zum großen Geschichtsschreiber, und er entwickelte jene Phantasie, die der große Geschichtsschreiber nicht entbehren kann.

Worin besteht sie? Aus hundert Einzelheiten mit gestaltender Kraft das zusammen zu pressen, was die Zeit und die Situation lebendig charakterisiert. Diese Mischung von nüchterner Sammlertätigkeit, von intellektuellem Scharfsinn und von künstlerischer Gestaltungskraft ist dem schöpferischen Historiker eigen und dem Doctor Menzel, der mit dem Pinsel Geschichte schreibt, auch. Er vergegenwärtigt die Friedericianische Vergangenheit aus den Dokumenten der Zeit, wie er die Gegenwart des Tages, der vor ihm lag, aus seinen Skizzen, vor der Natur aufgenommen, zu vergegenwärtigen verstand. Mit denselben Mitteln und mit derselben Methode des unermüdlichen Forschers stellte er sich der Vergangenheit und Gegenwart gegenüber, um dann durch sein ungeheueres technisches Können und sein Vergegenwärtigungstalent ein Bild zu schaffen, aufgebaut auf allen gegebenen Voraussetzungen der Wirklichkeit von damals und von heute.

Digitized by Google

Er besaß den Geist, aus ungezählten Details das hervorzuziehen, was das am schärfsten charakterisierende ist; er besaß die Phantasie, das Charakteristische herauszuarbeiten; aber ausschließlich diese Phantasie.

Gewiß! Nur so konnte Friedrich die Flöte blasen; nur so konnte Voltaire eine Handbewegung machen; nur so konnte ein Arbeiter im Maschinendunst die Hand mit dem Knochen am Munde den letzten Fleischrest mit den Zähnen abreißen.

Immer wird der charakteristische Moment der Wirklichkeit aus tausend anderen Möglichkeiten, die sich für die Darstellung boten, herausgezogen, und ein Wust von Vorstudien versank erst, wenn dieses Ziel erreicht war.

Menzel ist Naturalist, aber die Natur ist ihm nicht gleichwertig; gewiß er malt auch das Tier, aber ihn reizt vor allem die Welt des Menschen, die Welt im Zusammenhange mit dem Menschen, das, was den Menschen charakterisiert, die Menschen einer bestimmten Zeit und einer ganz bestimmten Gesellschaft.

Daher auch die außerordentliche Bedeutung, die für Menzel das Drum und Dran des Menschen hat, seine Kleidung, die Möbel, die ihn umgeben, die Bewegung, das größte und das kleinste. Alles zieht er heran zu seiner Charakteristik, die nie kleinlich, die nie im Detail verloren ist, aber die manchmal überscharf wird, fast bis an die Karrikatur heranreichend. Doch auch von diesem Abweg hält er sich schließlich immer zurück. Auch diese für ihn besonders verlockende Exentrizität gestattet ihm seine Sachlichkeit nicht.

Er ist auf Grund von Dokumenten einer der größten Maler des Charakteristischen, den es je gegeben; vielleicht der größte; und einer der größten, der die Einzelcharakteristik des Lebenden und Toten in großen Kompositionen zur Gesamtcharakteristik von Menschen und Zeiten zusammenzufassen vermochte.

Dies ist der hohe Gipfel seiner Kunst, seines erstaunlichen technischen Könnens, seiner intellektuellen Schärfe und seines intellektuellen Spürsinns für das Charakteristische, für das aller Charakteristischste.

Und die Grenzen?

Die Grenzen sind da, wo die Dokumente aufhören.

Dieser Charakteristiker des Menschen und der Schöpfungen des Menschen hat überraschender- und doch sehr erklärlicherweise keine großangelegten Porträtköpfe, keine Porträts von Bedeutung geschaffen. Er charakterisiert den Menschen aus seinen Stiefeln, aus den Knöpfen seines Rocks, aus seiner Haltung und seinen Bewegungen, auch aus seinem Ausdruck im Gesicht —, aber nur aus diesem Ausdruck im Gesicht? — damit käme man in das Gebiet der Ahnungen, der Deutungen, des Sehertums — oder wie Menzel nach seinen Anlagen hätte meinen müssen, der Unbelegbarkeit und der Unsolidität.

Was ist die Individualität eines Menschen? Wie soll man die ganze Individualität eines Menschen in seine Gesichtszüge hineinlegen? Die große künstlerische Intuition hat es vollbracht; je nüchterner der Scharfsinn, je sachlicher, je gewissenhafter er ist, umso sicherer wird er die Lösung solch eines schwankenden Problems vermeiden.

Menzel ist Zeitkünder; der Zeit, die sich in ungezählten Realitäten offenbart, und insofern auch Menschenkünder, aber Seelenkünder ist er nicht, Künder von jenem, das auch da, doch nicht als Realität, und das mit dem Intellekt sich nicht beschleichen läßt.

Und wie nicht Künder der Seele, so natürlich auch nicht Künder der Stimmungen. Wie die Linie, so ist die Farbe für ihn zur Charakteristik da; nicht um dahin zu führen, wo für Menzel das Vage begann, das unkontrollierbare Schwingen des Herzens und der Nerven, das Summen des Gefühls bis zum Rausch, den die Farbe erzeugen kann.

Bei einer zeichnerischen Technik von höchster Vollendung; bei einer malerischen Selbständigkeit, die neue Möglichkeiten für den Ausdruck entdeckte, schuf Menzel das Höchste, was eine Individualität schaffen kann, die beherrscht wird vom Intellekt und von knorriger Charakterechtheit. So scharf er die Wirklichkeit sah, so geistreich er sein konnte, er duldete schließlich keine naturalistische Schrulle und keine geistreiche Extravaganz; seine Selbständigkeit und seine Eigenart, seine Gelehrsamkeit und sein Wirklichkeitssinn waren immer gebändigt von der Selbstzucht, und das letzte Ziel dieser Selbstzucht war unerbittliche, strenge Wahrhaftigkeit und Sachlichkeit; er tat niemandem etwas zuliebe; er übte keine künstlerische Gutmütigkeit; es gab für ihn keine Phrase, und so war er gleichmäßig ohne höfische Devotion und ohne soziale Pose.

Was dieser strenge Geist weckt, ist nicht Liebe, nicht Freude, nicht Entzücken, sondern Staunen und Ehrfurcht, Staunen über dieses Maß von Arbeitskraft und von technischem Können, und Ehrfurcht vor solchem nur den Geboten der eigenen Natur folgendem sachlichen Vollbringen.

Vielleicht, daß in einigen wenigen Bildern Menzel über sich selbst hinauswuchs; in einem Interieur rein malerisch, und dann voll runder Vollendung in „Hochkirch" und im „Walzwerk". Das sind nicht allein Schöpfungen höchster sachlicher Klugheit, sondern hier spielt etwas hinein von unkontrollierbarer poetischer Größe und Furchtbarkeit.

Das sind sie leibhaftig, der Schrecken und der Ernst und die Energie und die Spannung des Krieges; wie dieser Friedrich da aus dem hinter ihm brennenden, düster qualmendem Dorf hervorsprengt. Und das sind sie: die Kraft und die Häßlichkeit und die Betriebsamkeit und die Armseligkeit derer, die unaufhörlich mit eisernen Hämmern die Fundamente unserer lichtvollen Kultur beim brodelnden Dampf der Essen wie Dämonen zusammenschweißen, und die fähig sind, zu drohen, daß sie eben diese Fundamente mit eben diesen Fäusten und Hämmern zertrümmern werden.

Zwei düstere Bilder, die nicht nur an den Intellekt, sondern wie an den Intellekt ja an das Herz greifen.

* * *

Eine Geschichte der Entdeckungen haben wir. Wir haben auch eine Kunstgeschichte, aber sie ist bisher nicht zur einer Geschichte der Entdeckungen gestaltet, und doch sind die Künstler, die Gewaltigen unter ihnen, Entdecker. Sie entdecken unter neuen Voraussetzungen des Lebens die Möglichkeiten, neue Schwingungen in unseren Empfindungen, in unserem Gemüt zu erzeugen, und die Mittel, diese Schwingungen auszulösen.

Die Entwicklung der künstlerischen Kultur beruht auf solchen Entdeckungen — nicht des berechnenden Suchens, sondern der tastenden, von neuen Bedürfnissen vorwärts gedrängten Genialität, der Intuition. Die großen Künstler sind solche Entdecker im Gebiete unseres Seelenlebens.

Goethe ist der Entdecker für unsere Zeit, für unsere deutsche künstlerische Kultur bis auf den heutigen Tag.

Unter den Malern: In Böcklin leben Seiten Goetheschen Geistes auf und gestalten sich eigenartig aus. Und in Menzel? In ihm findet sich keine Spur Goetheschen Geistes. Ist er ein selbständiger Entdecker; ein moderner Entdecker neben Böcklin, im Gegensatz zu Böcklin? Ich glaube nicht; er ist ein Verdeutlicher, einer der größten Verdeutlicher dessen, was ist, die es je gab.

Menzel sagt nicht das noch nie Gesagte. Was er sagt, sagen auch andere; aber er spricht mit einer Schärfe, mit einer Deutlichkeit, mit solcher Präzision und mit so kraftvollen Akzenten und mit solcher sachlichen Wahrheitsliebe, wie niemand neben ihm, und wie schwerlich jemand nach ihm es tun wird.

Er spricht von der königlich preußischen herben Tüchtigkeit und Nüchternheit und Strammheit und Witzigkeit, und von dem Ernst und der Gewalt und der Fadheit und der Zerfahrenheit des modernen Lebens; strengster Beobachter, nicht Sittenrichter.

So war es denn recht, daß der königlich preußische offizielle Pomp diesen größten Verkünder besten preußischen Geistes im Sarge mit schöner Ehrung umgab; und dann tauchte der Tote unter im regellosen Treiben der Riesenstadt, mit ihrem modernen Leben, dessen Chronist — nicht Prophet — er auch gewesen.

P. Nathan.

Digitized by Google

Hartleben.

Wir waren durch Paul Schlenther bekannt geworden, der damals noch nicht den mindesten Anlaß hatte, vom Burgtheater und seiner künftigen Leitung zu träumen. Es war in einer kleinen Pilsnerbierkneipe. Otto Erich Hartleben war in der großen Oeffentlichkeit noch so gut wie unbekannt, hatte eben den „Verein Deutscher Phantasten" gegründet und im dazugehörigen Verlag seinen „Pierrot Lunaire" veröffentlicht, der hernach da und dort geisterte und seine gute Wirkung tat, gleichviel, ob die Verse vom mondsüchtigen Pierrot, vom Franzosen Albert Giraud oder vom Clausthaler Hartleben, dem Sprossen einer hochangesehenen, gut norddeutschen, man könnte beinahe sagen adeligen Beamtenfamilie stammten.

In Wien waren wir einander näher gekommen. Wiederum in Berlin rückten wir ganz enge zusammen. Wir hatten eine Nacht durchgebummelt, bis wir endlich, der Morgendämmerung nahe, in ein Kaffeehaus unmittelbar an einer Spreebrücke einfielen. Es wurde da von Mädchen Lichtenhainer Bier verzapft, das er sehr liebte und zu dem ich mich nicht entschließen konnte. Inmitten des Lärmens und des Gewirrs in ähnlichen Lokalitäten offenbarte er sich nach seiner zögernden und stockenden Weise. Er sprach von mancherlei. Vom Wahnsinn, der in seiner Familie geisterte und der seine Mutter eine gute Zeit den Ihrigen entrückt hatte.

Er näherte sich damals dem Abschluß von „Rosenmontag", der hernach sein großer und tönender Erfolg werden sollte. Den Folianten in Rohleinen sah ich, in den Szene für Szene des Stücks eingetragen ward, wie es mühselig und stockend rückte. Denn er ist niemals ein rascher oder gar leichtfertiger Arbeiter gewesen. Er wendete große Mühe und einen rastlosen Fleiß an seine Sachen, die hernach flott und improvisiert genug erschienen. An Ueberarbeitungen konnte er sich garnicht genug tun, ließ keine seiner Arbeiten leichten Herzens fallen, ehe er nicht das Letzte daran gewendet, sie sich und der Wirksamkeit zu retten. So hat er „Ein Ehrenwort" zu widerholten Malen, fast nach jeder Aufführung, die er sah, umgegossen, bis die Komödie zu endlicher, leidlicher Wirksamkeit gedieh. So hing sein Herz, kann sein bis zu seiner letzten Stunde, an „Ein wahrhaft guter Mensch", vielleicht dem dramatisch und psychologisch schwächsten seiner Stücke, an dem jede Mühe verloren ist und sein muß. Die Anregung dazu empfing er aus „Eduards Traum", einer phantastischen Geschichte von Wilhelm Busch, die sehr weit ab von den Pfaden liegt, die der Altmeister deutschen Humors sonst so glücklich zu wandeln pflegt.

Er hatte sämtliche, die ungezählten Evolutionen des Berliner literarischen Lebens mitgemacht und tapfer durchgefochten, war bei der Gründung der „Freien Bühne" mit Pate gestanden und mehr als einmal Opfer des erregten Streites der Gesinnungen geworden. Er kannte alle Vorkämpfer, hatte sie sich als Freunde und Eideshelfer für seine Stunde gesichert, wenn sie einmal anbrechen sollte. Bei aller innerlichen und nur zu kräftigen Neigung zur Bummeligkeit brach der methodische, beinahe pedantische Zug immer wieder durch, den er von seinen Ahnen überkommen. Er war geistig ein guter Haushälter, ohne jede Neigung, ein Motiv fallen zu lassen oder aufzugeben, dessen er sich einmal bemächtigt, ehe er nicht das Letzte an seine Hebung und Rettung gesetzt. Das Verstandesmäßige überwog durchaus; so zogen ihn die Franzosen mit ihrer Kunst der reinlichen und plangemäßen Technik von seinen ersten Anfängen an so mächtig an, daß er vielleicht der einzige unter den Söhnen dieser Zeit ist, der ihnen Entscheidendes dankt. So stand ihm, ehe er sich zur angelischen Mystik des Silesius hingezogen fühlte und sich im halkyonischen Tiefsinn gefiel, Platen mit seiner kalten und feierlichen Geschlossenheit der Form fast oben an unter den deutschen Lyrikern. Desto verwunderlicher erschien freilich nachher, — da er im allgemeinen ein sehr gesundes und richtiges Urteil, fußend auf einer sehr ansehnlichen und gut gegründeten Bildung in mehr als einem Fach, auch den Werken seiner nächsten Freunde gegenüber besaß, — wenn er sich eigenem gegenüber in so sonderbarer Weise verblendete und verstockte. Als wollt' er durchaus weder sehen noch hören, so war es manchmal.

Die Natur selber hatt' ihn in einer Weise ausgestattet und begabt, daß man seiner nicht mehr leicht vergessen konnte, war man ihm erst näher gekommen. Er war ein sehr hübscher Mensch. Eben mittelgroß; aber breit von Brust und sehr wohlgegliedert. Unter einem scharfen Hornkneifer leuchteten grünliche, sehr kluge Augen vor. Das kastanienbraune Haar und der kurzgehaltene Bart lockten sich leicht und gefällig. Eine mit Worten sparsame Liebenswürdigkeit, unter Umständen sogar Zärtlichkeit des Gestus war an ihm. Sie mochte ja nicht immer ganz echt sein; denn er erkannte den Nutzen weitverzweigter Freundschaftsverbindungen, wußte sich sehr klug zu inszenieren und immer interessant zu halten, sich ihr zu entziehen, aber war schwer möglich. Dazu kam eine wunderschöne Hand, die man sich kaum vollendeter in der Form ausdenken kann, von der Art, wie sie van Dyck an seinen Kavalieren zu malen liebte — bei aller nervösen Lässigkeit scheinbar von einer stählernen Kraft, schloß sie sich erst einmal über einem Degenknauf. Es war in seinem Wesen überhaupt etwas, das stark an jene Periode einer unerhörten Lüderlichkeit mahnte, hinter der so viel Todesgewißheit, ja Todessehnsucht sich verbarg. Wo immer er sich zeigte, er berührte fremd, eigen, farbig, wie eine geprägte und bei allen Umwegen, in denen sie sich gefällt, ihrer letzten Ziele gewisse und sichere Persönlichkeit. Er war sich übrigens seiner körperlichen Vorzüge wohl bewußt. Allerdings war ihm die Gesellschaft, in der er sich behagen sollte, bald gut genug, wenn sie nur trinkfest und gleich ihm dem frühen Gang zu Bette abgeneigt war. Aber, ehe ihn sein trauriges Leiden völlig zerrüttet hatte, hielt er viel auf seine persönliche Würde und stattliche Erscheinung. Immer war er nach den letzten Vorschriften gekleidet, ohne jede Spur von Gefallsucht oder gar Geckerei. An Bildern von ihm ist kein Mangel; dyonisisch mit Weinlaub ums Haar; das Rappier in der Faust, in allerhand Posen. Er mußte Maler locken, und er gab sich ihnen gern als Modell. Am tiefsten sein Wesen erfaßt hat wohl der Prager Emil Orlik in einer flüchtigen, scheinbar ganz unfertigen und dennoch durchaus erschöpfenden Radierung, die in ihrer impressionistischen Art für ein völliges Meisterstück gelten muß, und die er denn auch gern seinen Buchdeckeln aufprägen ließ.

Es war ihm, bei seinem höchst subtilen und an den besten Mustern des Auslandes geschulten Geschmack, der Wert einer sorgsamen und bezeichnenden Ausstattung bereits zu einer Zeit klar geworden, da sich noch kaum ein Autor darum kümmerte und all dies vermeinte Nebenwerk in gutem Glauben und hilflos seinem Verleger überließ. Auch hier machte sich seine methodische Veranlagung merklich, der eben nichts belanglos erschien, die auf höchste Würdigkeit in Papier, Lettern, Zierleisten und überhaupt Buchschmuck, von dem wir ja eigentlich jede Ahnung verloren hatten, hindrängte. Es haben andere mehr Wesen aus ihren Verdiensten um diese Sache gemacht. Ein zu großer Wetteifer ward geweckt, und eine Zeitlang schien es, als sollte der Rahmen wichtiger werden, als was er umspannte. Künstler wurden herangezogen, und sie stellten sich nach ihren Anlagen, und natürlich zunächst die Ansprüche des eigenen Metiers unterstreichend, in den Dienst der neuen und verheißungsvollen Sache. Mir aber scheint der Augenblick gekommen, die Verdienste Hartlebens um die ganze Bewegung zu betonen, die hernach so viele und so selbstgefällig in Marsch gesetzt und zu einer Art Berühmtheit emporgeschraubt hat. Man mag über ihn und die Dauer seiner Bedeutung ganz nach Belieben denken. Der Augenblick, in dem die Herzen seiner Freunde noch ganz bewegt und durchzuckt sind von seinem allzufrühen Hinscheiden, auf das man dennoch seit nun einem Lustrum gefaßt sein mußte, ist wohl nicht der beste für ein Totengericht. Aber — er war einer der wenigen echten und völligen Kunstmenschen in deutschen Landen. Er strebte mit Entschiedenheit und mit Glück danach, alles in Einklang zu bringen, was sonst so gern auseinanderfährt und zerflattert, als wehte der Hauch Gottes es durcheinander, der vielleicht das Werk berührt, durchaus aber nicht den, der es vollbringt. Darum, nicht allein der wohlfeilen und angenehmen Weine oder der zwanglosen Lebensführung halber, die ja auch ihre Reize gerade für ihn hatte, lockte ihn Italien

Digitized by Google

mit so unwiderstehlichem Zauber, nachdem er es einmal kennen und gründlich begreifen, das heißt bei allem Widerwärtigen immer noch lieben gelernt. Darum hat er sich, kaum daß es ihm das Erträgnis vom „Rosenmontag" gestattete, hier am windgeschützten, halkyonischen Ufer des blauen Gardasees seine Einsiedelei errichtet, deren Ausgestaltung all seine Liebe galt, die er zu einer halkyonischen Akademie in jenen Tagen erweitern wollte, da ihm die Mittel reichlich und nach seinen Begriffen unerschöpflich zuströmten. Darum glückte ihm denn auch das wundersame und wirklich aus den letzten Tiefen deutschen Empfindens gegenüber der ewigen Stadt emporgeholte Wort: „Rom ist keine Stadt. Rom ist eine Gemütskrankheit." Wer jemals die römischen Bronnen rauschen gehört, jemals, zweifelnd an seiner Widerkehr, den päpstlichen Soldo — die des Königreiches wirken so sicher nicht — unter dem üblichen, geheimnisvollen Rituale, das heißt rückwärts schreitend und mit geschlossenen Augen, der brausenden Flut von Fontana Trevi überantwortet hat, angstvollen und abergläubischen Horchens voll, ob er auch das Platschen der Kupfermünze ins Wasser vernehme, in der Scheidestunde ins Brunnenbecken geworfen, der allein versteht diesen Satz ja ganz. Für ihres Besitzes sichere Banausen ist er nicht geprägt, die sich wann immer ihr Rundreisebillet kaufen und ihr italisches Pensum absolvieren können.

Für einen langsamen und zögernden Arbeiter, der er immer war, und nach den kurzen Jahren, die er vollstreckt, hat Hartleben ein ganz ansehnliches Lebenswerk vor sich gebracht.

Da sind zunächst seine Verse mit den beiden Nachlesen: „Von späten Früchten" und den halkyonischen Reimen. Es sind nicht eben starke Bändchen; aber sie sind voll echten Gehaltes und von einer spröden, doch tadellosen Form, die sich mit besonderem Glück an reimlosen Metren, manchmal sogar an antiken Maßen versucht.

Gewollt ist einzig und allein der „Halkyonier", auf den er wohl am meisten stolz war und der in seinem gesuchten Tiefsinn dennoch erkältet, in seiner strophischen Einförmigkeit sogar ermüdet. Da hat's ihm eben Angelus Silesius und sein „Cherubinischer Wandersmann" mehr als billig abgewonnen, sodaß er sich nach den vielen Masken, in denen er sich sonst schon behagt, in einer neuen Maske gefiel, die er nicht durchaus zu füllen vermochte.

Sonst hat er viel Melodie. Er hat die große und einfache Linie in der Lyrik, die sich unvergeßlich einprägt. Er macht keine Schnörkel und verfügt da oft über Kraft und Gewalt, die sonst in seiner klugen und, bei allem Schein des Aufreizens, in seiner eigentlich behutsamen Art nicht eben beschlossen sind. Da ist gelegentlich wohl eine geheime und nachsingende Weise — das höchste in der Lyrik. „Du meines Blutes Unruh', heimliche Liebste Du" — man spreche sich das einmal laut vor, und man wird über den Wohllaut erstaunen, der sich darinnen verbirgt. Da geraten ihm dann auch Bilder von plastischer Kraft und Eindrucksfähigkeit, die man durchaus lebendig vor sich sieht. Zum Beispiel: „Der Eroberer" mit der gelassenen und selbstherrlichen Wendung: „Sie waren nicht, wie ich. Drum fielen sie." Er selber fühlte sich, ganz besonders nach dem Erfolg von „Rosenmontag", der wirklich in der Schicksalsstunde erfolgte, da längeres Zuwarten kaum mehr möglich war, da es, seinem eigenen Wort nach: „Um die Wurst ging", herausgehoben und begnadigt vor vielen. Er hat das, allerdings unter dem Einfluß seines Leidens, das ja nach der Wiener Première zuerst und gleich mit zerstörender Macht sich offenbarte, manchen fühlen lassen, mit dem ihm sonst innige Gemeinschaft war; sparte hernach, wieder besonnen, freilich keine Mühe, sich die Entfremdeten wieder zu werben.

Das eigentlichste Wesen des Erzählers und Dramatikers Hartleben, nachdem der Lyriker kaum jemals populär werden kann und trotz aller seiner Vorzüge wenig zur Komposition, die noch am ehesten hilfreich ist, reizen mag, ist der Ulk.

Ulk ist: Jemanden zu einer Tätigkeit bewegen und anreizen, die ihm nach allen Umständen, unter denen man ihn dazu verlockt, höchst ersprießlich, ja seinen eigenen Zwecken dienlich erscheinen muß, die dennoch vollkommen zwecklos ist. Darin, in diesem Gegensatz zwischen Mühe und Nutzen, liegt nun der Spaß für den eingeweihten Beobachter, in unserem Fall für Leser und Zuschauer. Es ist feiner Ulk, jemanden in eine Situation mit unmerklicher und sachter Ueberlegenheit bringen, die zu dem Charakter, den er von Amtes oder Berufs wegen in sich trägt oder zu offenbaren wünschen muß, in direktem Gegensatz steht. Die Wurzel, aus der in beiden Fällen die Komik entspringt und sich zu herrlichem und befreiendem Gelächter steigern kann, ja muß, liegt vollkommen klar zutage. Ironische Ueberlegenheit, die derjenige nicht merken darf, auf den sie gemünzt, ist immer eine Grundbedingung der Wirkung.

Darin nun ist Hartleben ein Meister gewesen. Im entscheidenden Augenblick unterläßt er jeden Kommentar. Da sind Worte überflüssig. Er hat die Klappe der Falle zu, in die er seinen Helden von der mehr oder minder traurigen Gestalt gelockt hat; nun genügt ein Augenzwinkern, um dem Verständigen die fatale Position begreiflich zu machen, in der sich der Gefoppte und Verlockte befindet. Man erinnere sich an den „gastfreien Pastor", der zu Zwecken der inneren Mission in die große und gottesfürchtige Stadt Magdeburg — ob nicht im Ortsnamen eine Teufelei mehr steckt? — eine Reise unternimmt, und seine Pfeife just zum Fenster eines Hauses in aller Unschuld heraushängen läßt, das zu ganz anderen Zwecken möbliert und bewohnt ist.

Oder man nehme sich wieder einmal „Die sittliche Forderung" vor, vielleicht den besten und innerlich übermütigsten Einakter in deutscher Sprache. Der Seelenretter, der garnicht versteht, daß es dem zu Rettenden in seiner Haut innerlich so wohl und in seiner Haut im Lasterpfuhl, aus der er ihn ziehen möchte, so behaglich sein kann, wie ihm selber lange nicht ist; der trotz aller seiner strumpfwirkenden und Groschen sparenden Moral der lockenden Sünde verfällt, der er mit seiner „sittlichen Forderung" natürlich höchst drollig erscheint und vielleicht mehr darum als wegen der gemeinsamen Jugenderinnerungen der Verführung wert. Der Philister wird geeizt; der Gegensatz zwischen überkommener und vor Versuchungen gehüteter Moral und einer freieren Lebensführung höchst ergötzlich und eindringlich herausgearbeitet. In dieselbe Linie gehört „Die Erziehung zur Ehe", die freilich noch bösartiger ist und am Ende der Institution, wie sie nun einmal ist, nicht übel an den Leib will; gehört der „abgerissene Knopf", an dem wir uns zu allererst ergötzten.

Bummelexistenzen, die bei einem Schein von ursprünglicher Tätigkeit sich frei und ihr geheiligtes Recht auf Müßiggang unversehrt zu erhalten verstehen, weiß er mit vieler Liebe zu gestalten. Da wäre „der römische Maler", der jedem, den das gütige Schicksal seinen Händen überliefert, als gelegenes Strandgut zu schätzen und zu rupfen versteht, der eine Aktiengesellschaft auf sich und seine künftigen Werke gebildet hat, den arbeiten zu sehen ein erschütternder Anblick ist. Es müßte der „Bunte Vogel" nicht übergangen sein, das Muster einer klaren und dennoch nicht platten Allegorie, die wieder aus dem Gegensatz zwischen dem Nützlichen und dem Erfreuenden ihre Wirkung zieht. „Ich habe da einen guten und nützlichen Tee" — das ist eines jener Worte, die haften und nicht mehr los zu kriegen sind. Damit nun, daß Hartleben als erster den Bummelwitz und den rechtschaffenen und nur zu lang hochmütig unterschätzten Bierulk in die Literatur einführte, hat er ihr ein großes Feld eigensten deutschen Humors zugeeignet und gewonnen: er konnte das freilich nur, weil er von den Franzosen und ganz besonders wohl von Guy de Maupassant, mit dem er wohl von allen Deutschen die meiste, innere Gemeinschaft hat, die mustergültige Klarheit der Sprache und der geschlossenen Form erlernt, die nichts will noch kann, was sie sich nicht vorgesetzt; die niemals gleitet, sondern säuberlich, ein dralles, junges Blut mit vor Eile gerafften Röcken, zu ihrem Ziel geht, dabei aber immer noch Zeit gewinnt, in ein herzhaftes und höchst ansteckendes Kichern zu fallen.

Im allgemeinen: die Erfindungsgabe Hartlebens ist gering. Er braucht eine Tatsache oder eine Anekdote, die ihm zugetragen wird, und mit der er alsdann nach seiner Art frei, ja souverän umspringt, um sie zu gestalten. Es ist ein stark artistischer Zug in ihm, wie er denn, lang vor allen Ueber-

Digitized by Google

brettelwerfen, eine seiner lichtesten und glücklichsten Gestalten vom Brettel nahm und auf die Bretter stellte.

Aus sich schöpfen konnte er eigentlich nur als Lyriker. Sonderbar genug bei diesem nur allzu kneipfesten und seßhaften Gesellen: es findet sich kein eigentlicher Zechenton in seinen Gedichten, wie es sonst in der deutschen Verskunst nur allzu beliebt ist und oftmals unecht genug angestimmt wird. Der Grundzug ist ernstgehaltene Männlichkeit, selbst Schwermut, die in dunklen und offenbarenden Augenblicken dann wirklich aus ihm sich erhob.

Der lange Atem, das Ausspinnen einer Fabel war im Grunde seine Sache nicht. Er selber, der ein guter, eifriger und der Gegenwart hingegebener Leser war, erklärte gerne, es durchaus nicht fassen zu können, wie sich einer an einen Roman verlieren und ihn austragen und gestalten könne. Er war immer ein Mensch der Laune, die manchmal, in gelegenen Stunden, erstaunlich fördert, immer aber auch Stockungen bedingt und zeitigt.

Darum vielleicht seine wunderlich ausgeklügelte Systematik, in der er sich ganz besonders in seinen letzten Jahren, am blauen See von Garda, so sehr gefiel. Innerlich hatte er wohl schon nach dem ersten Wiener Zusammenbruch das Gefühl, es sei mit der Zeit seiner Kraft vorüber, auf die er allerdings unbillig losgesündigt. Nun suchte er mit Künsten und mit Mittelchen die Stimmungen zu beschwören, die niemals allzu willig gewesen waren. Jedes Kärtchen, das er einem seiner Freunde sandte, den Zusammenhang mit ihnen nicht zu verlieren, war berechnet nach der Oekonomie des Raumes, so daß es sich präsentierte.

Er hat einmal wirkliche Tragik vermocht. Bei allen Zufälligkeiten, die darin sind, steckt im „Abschied vom Regiment" dennoch echte und ursprüngliche Wirksamkeit, der man sich bei der Geschlossenheit des Stückchens und der atemlosen Hast kaum entziehen kann, mit der es abschnurrt. Auch hier bekundet sich schon sein großer Bühnenverstand, den er bewußt gepflegt und nach Mustern der Franzosen gebildet hatte. Zunächst strebt er die innere Wirkung an und weiß sie durch die Begebenheiten zu erzwingen. Hernach, zu seiner Unterstützung, ruft er äußere Behelfe auf. Nichts aber ist in diesem Sinne so sicher, wie der Kontrast: ein jauchzender Marsch sagen wir, der ein Todesröcheln überjubelt.

Es ist das das System vom „Rosenmontag", den er ja nicht allein ersonnen hat. Ihm stellt sich der tote und schwer zu überwindende Punkt bei seiner geringen Erfindungsgabe sehr bald hinderlich in den Weg. Ihn zu überwinden muß er zu allerhand Gewaltsamkeiten und Konstruktionen greifen, die dem Glück des Stückes freilich nirgends im Wege standen, die es sogar vielleicht mit machen halfen, die den ganzen dritten Akt füllten und einen feineren Kunstverstand entschieden verletzen. Er war sich selber durchaus klar darüber, daß er hier mehr mit der Kunstfertigkeit, als mit der Kunst gearbeitet habe. Dennoch steht mir der „Rosenmontag" nach Fülle und Kraft der Gestaltung, nach der Fähigkeit, von der Episode aus die Hauptfabel zu beleben und, wenn sie zu sterben droht, weiter zu schieben, fast obenan unter seinen Werken. Ueber den „grünen Baum" möcht' ich schweigen. Es ist wiederum nicht sein alleiniges und überdies das Werk eines kranken Mannes, der sich daran machte, vielleicht mehr in der Hoffnung auf eine neue, reiche Ernte, nachdem die vom „Rosenmontag" so ziemlich aufgezehrt war und durch den Erfolg vom „Zapfenstreich" wenig Aussicht auf einen Ertrag mehr bestand, als aus innerem Bedürfnis heraus unternommen.

Es waren reiche und mannigfache Gaben an Otto Erich Hartleben. Er war gütig und von einer sorglichen Hand ins Leben und in die Kunst gesendet worden. Es war das Zeug zu einem Revolutionär in ihm, unter denen die Lachenden, die Spötter des Schlages, dem er nach seiner ursprünglichen Veranlagung angehörte, immer die gefährlichsten gewesen sind. Es war vielleicht das Zeug zum Reorganisator des deutschen Lustspieles, nach alter fröhlicher Derbheit und Dreistigkeit, in ihm, dessen wir so sehr bedürfen und den wir immer noch ersehnen. Vielleicht war er nur gar zu klug dafür; hatte sich vielleicht durch ironische Ueberlegenheit, die manchmal ganz nütze ist, jene volle und gläubige Hingebung an seine Gestalten verdorben, deren der Dichter nun einmal nicht entraten kann, wenn er vollkommen überzeugen und zwingen will. So mußt er denn, auch hier wohl unter französischem Vorbild und nach dem Muster des Thesendramas, das seine Gestalten ad hoc schafft, konstruieren. Das regt sich schon in „Hanna Jagert" und in der „Angele"; unter frischen Eindrücken des Lebens, das sich ihm offenbarte, tritt es in den Arbeiten seiner vollen Kraft zurück, ohne kaum jemals, nur in den Lustspielen, vollkommen überwunden zu werden. Es bleibt gern ein Rest. Dazu saß in ihm der Dämon, den er ursprünglich vielleicht aus Bravade, aus Furcht vor der Einsamkeit mit sich und dem finsteren Urgrunde, den er bei allem Uebermut und Humor in Stunden gesammelter Selbstschau klar genug empfand, so groß hatte wachsen lassen, bis er ihn nicht mehr meistern konnte, und er nach dem Geistigen auch sein Leibliches zerstörte. Es ist eine ehrliche Bewegung, mit der man seines frühen Endes und der nun vereinsamten Villa Halkyone gedenkt, wo er, durch Siechtum schon zerstört, seinen letzten Traum von gestillten Winden und einem vor dem Winter geschützten Glück spann, eine Trauer, gemildert durch den unabweislichen Gedanken: er starb zeitig und dennoch kaum zu früh.

Wien. J. J. David.

Theater.

Lessing-Theater „Nebeneinander". Schauspiel in 3 Akten von Georg Hirschfeld.

Hier muß zunächst der Aufführung des Lessing-Theaters gedacht werden, denn in ihr war das, was zu Herzen spricht. Sie war wie ein Geschenk, das der Freund dem Freunde bereitet hatte. Das war etwas anderes als nur eine gute Aufführung schlechthin: mit richtigem kritischen Verständnis waren die Schwächen erkannt, mit vollendetem Takt verschleiert worden. Die Bühne hat, wenn ihre Mittel klug verwendet werden, die Kraft, Illusionen zu schaffen; hier war die holde Täuschung wachgerufen, Hirschfelds „Nebeneinander" sei kein verfehltes Werk.

Sobald sich aber der leiseste kritische Lustzug erhebt, stürzt das spanische Lustschloß zusammen.

Wäre es wenigstens ein château d'Espagne! Hätte die Phantasie sich irgendwie aus ihrem Eigenen ein heimliches Winkelchen erschaffen, ja, sähe man nur die Spinnweben der Laune und des Zufalls im Sonnenschein flattern! Aber all das trifft nicht zu: Produktiv war hier nur die Nachahmungsgabe.

Es eröffnet sich das aus unserer Dramatik übergenugsam bekannte Milieu. Der „reiche" Kaufmann Franz Hellwig bestreitet seinen Aufwand seit Jahren durch Unterschlagungen, an seinem Tisch haben sich die Parasiten festgesetzt, — jene Gesellschaft kläglicher, armseliger, niedriger Wesen, deren Charakteristik darauf hinausläuft, daß sie heimlich von der Kuchenschüssel naschen (siehe die „Ehre"), daß sie im Börsenjobberton reden (siehe „Sodoms Ende"), daß sie schmeicheln und heucheln. Am Tage der silbernen Hochzeit erfolgt der Zusammenbruch, und er ist auf denkbar ungeschickteste Weise motiviert: in dem Augenblick, da die Schar dieser Verwandten und Freunde sich Hellwig mit Huldigungen naht, erfährt er, daß seine gefälschten Bücher revidiert werden sollen.

Damit ist ein Wendepunkt des Dramas erreicht. Der stille Sozius Sudermann wird gelöscht, und die dramatische Firma heißt nunmehr Hirschfeld und Ibsen. Wie in der „Wildente" wird die „sittliche Forderung" erhoben, nur daß es diesmal der eigene Sohn ist, der sie präsentiert. Hellwig hat seine kleine Nora vergöttert, das liebste Spielzeug ist sie ihm gewesen, ihre Verschwendungssucht, der er nie entgegengetreten, hat ihn auf die verbrecherische Bahn gelockt. Jetzt, da der Staatsanwalt bereits wartet, macht der Sohn dem Vater gegenüber geltend, daß dessen Ehe immer nur ein „Nebeneinander" gewesen, daß seine Frau ihm nie die rechte Gefährtin war, daß sein künftiges Leben auf Wahrheit (und Gefängnishaft) aufgebaut sein müsse.

Digitized by Google

Ich breche ab. Man liest das wirklich besser bei Ibsen als bei Hirschfeld. Dort ist es charaktergeboren, hier angelernte Vokabel.

Das dichterische Wort wird durch die modische Literaturvokabel ersetzt: Das ist das Symptom der Krankheit, an der Hirschfeld laboriert.

Hirschfeld besaß einst echte, lyrische Töne. In seiner schämigen, keuschen Art brachte er sie, wenn man so will in halblautem Stammeln, zur Geltung, und das eben gab ihnen das Eindringliche. Dazu seine eigene Erscheinung, der man den jungen Dichter glauben mochte, das verträumte Auge und die freie Stirn, das Jünglingshafte. In einer Zeit, da das Handwerksmäßige eines robusten, stimmungskargen Naturalismus die Bühnen beherrschte, mußte ein solcher Jüngling wie ein guter Bote aus dem Land jenseits des Alltags annuten. Man hofft so gern, man durfte Hoffnungen auf ihn setzen.

Zu der Nora-Ehe dieses Hellwig schafft Hirschfeld ein Gegenbild in dem freien Verhältnis, das der Sohn, ein Bildhauer, mit einer andern Künstlerin, einer Geigerin, die ihren Arm verloren, eingegangen ist. In Hirschfelds Augen ist dies das ideale „Miteinander" zweier idealen Gestalten. Hier zerbricht er innerlich, das fühlt man deutlich, die Bande des überkommenen Naturalismus, hier glaubt und liebt er. Hier also mußte sich das entfalten, was ihm heute von Künstlertum und Lyrik noch geblieben ist, denn dieser Geigerin zumal, der die Möglichkeit genommen worden, ihre Kunst auszuüben, schlägt sein Herz. Hören wir, was sie zu sagen hat: *)

„Bevor ich ihn kannte — da war es fast aus mit mir. Mein ganzes Leben war zerstückt. Meine Seele. (!) Denn die Hand gehört zur Seele . . . Bei einer Geigerin? . . . Ich war in meiner Einsamkeit nicht mehr allein. Mein Friede war mir genommen, mein schönes Mädchenfriede. Meine Musik war fort. Ich dachte, niemand sieht dich von jetzt auf dein Streben an, dein ganzes ringendes Menschentum. Vom Stumpf an deinem Arm wirst du beurteilt. Ich war so jung und stolz und dachte immer an sterben. Ich dachte, sterben heißt erlösen (erlöst werden?) — ich wußte ja nicht, was erlösen heißt."

Und in diesem Ton geht es fort, wobei konstatiert wird, daß die Geburt ihres Kindes die zweite „Erlösung" war. „Wer spielen kann, spielt in sich am besten. Und was ich spiele, das hört Theo."

Niemandem wird aus diesen Worten irgendwelche lyrische Stimmung entgegenwehen. Man sagt sich, daß dies alles sehr schlechtes Deutsch, und daß es mit modernen Floskeln versetzt ist, die zu falschen Bildern herhalten müssen. Man überzeugt sich, daß auch die Gestalten, an denen Hirschfelds Herz hängt, nichts zu sagen haben, und daß er heut da borgen muß, wo er früher mit Eigenstem zahlte.

Es gibt ein Märchen von einem, der nur ein silbernes Lachen besaß, und damit auszog, die Welt zu erobern. Als er gealtert heimkehrte, hatte er nichts gewonnen und nichts errungen; sein Lachen aber hatte er verloren.

Ernst Heilborn.

*) Das Buch ist im Verlage von S. Fischer, Berlin, erschienen.

Die Freunde.

(Schluß.)

Sie setzten sich auf ein paar Steinblöcke und kramten ihren Proviant aus. Sie aßen auch, aber mit wenig Appetit. Das ist immer so. Erst auf dem Gipfel, wenn man sein Ziel erreicht hat, hält man sein Mahl mit Weihe und Freuden, so rustikal es sein mag, und der ganz gewöhnliche Landwein wird in der leichten Luft der freien Höhe zu prickelndem Champagner. Hier unten ißt man eben, solange es an der Zeit ist, denn man kann nicht wissen . . . Ah, war das nicht auch eine Anspielung? Wenn ja, was bedeutete sie? Vielleicht etwas Schreckliches? Noch unbestimmt, was, nur etwas Unheilvolles. Darum auch jenes Wortspiel. Die Aiguille de la Mort! Aber man darf sich nichts merken lassen. Denn alles kann natürlich auch nur ein Wahnspiel der irren Phantasie sein. Die Nähe der Geliebten regt so auf, die Nächte sind so qualvoll . . . Ja, daher mag es kommen.

Es wird wieder aufgebrochen, und wieder geht es mit raschen, festen Schritten vorwärts auf jenen Schattenkegel zu, den die Aiguille weit über das Hochplateau und die Täler unten wirft. Bald werden sie dort sein.

Der Weg verlangt jetzt schon die ganze Kraft. Es geht stetig und steil bergan. Das Hirn ist übermüdet und arbeitet nicht mehr. Es ist wie eine Ruhepause, die das ganze Wesen erfrischt. Wirklich, er fühlt sich wieder ganz aufgeräumt, und als sie nun in den Schatten des Berges treten, kann er sich nicht versagen, mit einem Lächeln zu bemerken:

„Nous entrons dans les ombres de la Mort, n'est-ce pas, cher?"

„Wir sind stets unter dem Schatten des Todes, wo wir auch gehen," sagte der Freund ernst.

Also doch! Es ist so, wie er fürchtet. Der Freund weiß alles. Er geht gebückt vor ihm hin und sinnt auf jenes Schreckliche, Unheilvolle, das aus seinen Worten droht. O, es läßt sich wohl ahnen, was es ist. Aber es kann ja noch immer sein . . . Es ist vielleicht doch nur eine düstere Stimmung, die vergehen wird, wenn der Aufstieg alle Lebensgeister anspannt und die Höhenluft alle trüben Gedanken aus dem Hirne fegt. Immerhin, es ist noch möglich.

Sie sind am Fuße der eigentlichen Aiguille, an jener Stelle, wo das richtige Klettern beginnt. Bis dahin war es nur ein Spaziergang.

„Wir wollen uns zusammenbinden," sagt Ecker, bleibt stehen und schlingt sein Seil auf.

„Muß es sein?"

„Bist Du feig? Willst Du am Leben bleiben, wenn ich abstürze, wo ich mich von Dir mitreißen lassen will?"

„Nicht das, Ecker . . . Ich meinte nur . . . Wir brauchen es wohl nicht."

Das Seil legt sich wie eine Schlange um ihn, er schaudert zusammen, er zittert, er zittert so sehr, daß der Freund es vielleicht merkt. Aber er bringt kein Wort über die Lippen. Jetzt wäre es vielleicht noch Zeit. Er könnte ihm zu Füßen stürzen und ihn bitten, ihm seine Schwäche zu vergeben. Der Freund würde ihm sicher verzeihen. Aber er bringt kein Wort über die Lippen. Er weiß es, daß er im Schatten des Todes steht, und weiß, daß der Freund sein Leben an dem Seile hält. Oder soll er Unwohlsein vorschützen? Er wird ja bleich sein und er zittert. Der Freund muß mit ihm umkehren, wenn er sich nicht Vorwürfe machen soll. Aber fuhr er ihn nicht fast an, da er den ersten Einwand wagte? „Bist Du feig? Willst Du am Leben bleiben, wenn ich abstürze, wo ich mich von Dir mitreißen lassen will?" In diesen Worten lag alles. Nein, nichts sagen, lieber mitgehen, komme, was kommen mag.

„Bist Du bereit?"

„Ja."

Der Weg beginnt gleich äußerst steil. Es ist eine zerklüftete Felswand, die traversiert werden soll. Kein Schnee kann hier haften bleiben, aber in allen Spalten hat sich die Nacht über Eis gebildet und auch die Felsen selbst sind mit einer dünnen Eisschichte überzogen. Sie sind zu früh gekommen. In zwei Stunden wäre schon die Sonne bis hieher gedrungen und hätte das Eis aufgetaut, und sie könnten mit der Sonne wandern. Jetzt ist der Weg überaus gefährlich. Jeder Schritt kann den Tod bringen. Aber gerade unter solchen Umständen ist der Tourist sehr vorsichtig, und Unfälle ereignen sich selten. Es geht nur langsam weiter. Das Auge muß immer erst einen Stützpunkt für den Fuß, einen Anhaltepunkt für die Hand finden und sie erst auf ihre Sicherheit prüfen, ehe der Schritt gewagt wird. Die ganze Aufmerksamkeit ist auf den Weg gerichtet. Kein anderer Gedanke gewinnt Raum. Jeder gelungene Schritt erweckt ein gewisses Gefühl von Freude und Dankbarkeit gegen einen unbekannten Gott. Der Freund ist immer um zwei oder drei Schritte voraus und höher. Er sieht

Digitized by Google

ihn nicht, er müßte denn geradezu hinaufschauen, fühlt nur an dem Seil, daß er mit jemand verbunden ist. Das gibt sonst Sicherheit, heute aber erweckt es ihm nur wieder unbestimmte Ahnungen eines Schrecklichen, Unheilvollen. Er klettert so angestrengt, daß er nicht zum Denken kommt. Die Worte, die ihm vor dem Ohr wirbeln, kommen ihm nicht zum Bewußtsein. Nur auf der Brust liegt es ihm beklemmend, gerade so, als wäre das Seil zu fest zugezogen. Er war sonst frischer am Beginn einer Tour. Er hätte doch lieber umkehren sollen, solange es noch Zeit war. Es wäre besser gewesen. Das Klettern macht ihm heute Mühe. Wenn er einen Augenblick inne hält, fühlt er einen stechenden Schmerz in der Schläfe und daß ihm kalter Schweiß auf der Stirne steht. Kein Wunder, die Luft streicht hier oben eisig. Aber innen ist alles heiß. Er möchte am liebsten den Rock abwerfen und auch den Hut und mit bloßer Brust und bloßem Kopfe gehen. Und die Körperschwere zieht ihn fast in die Tiefe hinab. Er muß wohl acht haben, daß er nicht das Gleichgewicht verliert. Die Fingerspitzen schmerzen heute vom Gestein wie sonst erst am Ende einer Tour. Die Tastpapillen sind so empfindlich. Er muß jeden Augenblick fürchten, die Bergkrankheit zu bekommen. Aber er darf nicht stehn bleiben. Hält er nur einen Moment inne, so ruft ihn der Freund von oben an und er fühlt, daß sich das Seil zwischen ihnen anspannt. Er muß also mit.

Die Klettertour dauert unendlich lang. Es muß vielleicht schon Mittag sein. Aber sie sind noch immer im Schatten des Berges. An seinem Schatten liest man im Tale die Stunden ab; er ist die große, ewige Sonnenuhr der Montagnards. Er wollte, er könnte auch ihre Ziffern. Aber wenn er in die Tiefe blickt, um sie vielleicht zu enträtseln, schwindelt ihn. Er war sonst schwindelfrei, heute aber darf er nicht in den Abgrund zu seinen Füßen hinabschauen. Also nur weiter und weiter empor . . .

Endlich haben sie den kleinen Vorsprung erreicht, auf dem man etwas Rast halten kann. Der Freund steht schon ruhig mit verschränkten Armen und blickt vor sich hin in die Weite. Er aber wirft sich, wie er oben ankommt, gleich auf den Boden. Er kann nicht mehr. Er ist todmüde.

„Was ist Dir?“ fragt Ecker. „Willst Du nicht herkommen und Dir den Rundblick ansehen? Ich erkenne dort die Dent du Solaz, den Mont Gervais, die Cimes Brunes und dann in einer Reihe die Pointe d'Argent, die Aiguille blanche und den Grand Rocher de Rouvillon. Komm, die Aussicht ist herrlich. Heute lohnt es sich wirklich, nur ihretwegen heraufzukommen. Willst Du nicht?“

„Laß mich, Ecker. Ich bin nicht schwindelfrei heute . . .“ Er zieht sich ganz an den Felsen zurück, so weit er nur kann. Denn er weiß gut, warum er dort an den Rand des Abgrundes kommen soll. Nein, nein. Wenn er will, soll er ihn hinschleppen und hinabschleudern wie einen Hundekadaver, nur nicht so, daß er selbst hinunterstürzen muß, von dem Abgrund wie mit unsichtbaren Armen hinuntergezogen, taumelnd vor Angst, von Schwindel erfaßt. Nein, nein, er will nicht! Und mit flehenden Augen blickt er zu dem Freunde auf, der da groß vor ihm steht, riesengroß, hinter sich nur die unermessene Weite der Luft. Und er lächelt auf diesen zitternden Menschen nieder, der sich ganz an den Felsen verkriecht und dem die Angst aus den Augen starrt.

„Was, fürchtest Du Dich?“ fragt er, und seine Stimme nimmt jenen seltsamen, weichen, väterlichen Ton an, in dem die Zärtlichkeit des Starken dem Schwachen gegenüber liegt. „Was fürchtest Du Dich?“ Wir stehn überall im Schatten des Todes und sollen stark genug sein, ihn nicht zu fürchten. Und gesetzt, Du würdest vom Schwindel ergriffen — wie Du es vielleicht nicht das erstemal warst — und stürztest hinunter, — sag mir, gibt es einen schöneren Tod als diesen? Du leidest nichts, hast keinen Abschied von Deinen Lieben zu nehmen, brauchst nicht noch einmal Deinen freien Geist dem Glauben Deiner Kirche zu beugen und Dich zum Toten gesalbt fühlen, noch ehe Du stirbst. Und wir würden ja auch zusammen sterben. Nein, Du bist feig, Fery. Ich muß Dir das sagen.“

„Ja, ich bin feig, ich bin es, Ecker. Darum laß mich liegen hier, laß mich hier liegen und ein wenig ausrasten. Du siehst, ich bin heute nicht recht beisammen. Ich hätte umkehren sollen. Aber . . . ich wollte Dir nicht die Freude nehmen. Du freutest Dich so auf diese Tour . . .“

„Ich freute mich, Du hast recht, ich freute mich. Ich ging lange umher und grübelte darüber nach, welche ich vorschlagen sollte. Da fand ich diese und mußte sie für die schönste erachten, die uns möglich war, soweit uns die Wahl blieb. Ich glaubte, Du würdest mir recht geben.“

„Ja, wir haben viele Touren miteinander gemacht, erinnerst Du Dich noch, Ecker? Wir haben uns jeden Sommer zusammengefunden und sind in die Berge . . .“

„Ich weiß alles, Fery. Wir haben viel Schönes miteinander genossen und sollen darum unserem guten Geschicke dankbar sein. Es tut mir leid, daß Du mir heute nicht zustimmen willst. Ich meinte es doch nur zum Besten mit uns. Und nun liegst Du da am Boden und zitterst am ganzen Leibe. Das sollte nicht sein. Ein Freidenker wie Du sollte das erst recht nicht. Steh auf und komm und sei stark.“

„Nein, ich bitte Dich, Ecker, laß mich. Wenn Du willst, brechen wir wieder auf. Aber ich habe Furcht vor dem Abgrund; ich will nicht.“

„Dann komm.“

Und wieder ging es die steile Felswand empor. Noch ein Stück, dann waren sie auf dem Gletscher, der bis zur Spitze führte. Dann kamen sie auch wieder in den Sonnenschein hinaus. Jetzt waren sie noch immer im Schatten. Langsam ging es weiter, Schritt für Schritt, der Freund immer voraus und höher. Und er folgte. Er wußte, es ging in den Tod; nach den letzten Worten war kein Zweifel mehr. Jeder Schritt konnte ihn bringen, aber er hatte doch nicht den Mut, ihn selbst herbeizuführen. Er schauderte, wie man vor heftiger Kälte schaudert, aber trotzdem trat er mit unglaublicher Sicherheit, und seine Hände krallten sich fast in das Gestein. Ein letzter Schimmer von Möglichkeit, daß der Freund von dem Entschlusse abkommen werde, hielt ihn noch aufrecht. Er wäre ihm lieber mit der Waffe in der Hand gegenüber gestanden, um ihm gesellschaftlich Genugtuung zu geben, als hier so stundenlang den gewissen Tod vor Augen zu haben. Dazu war er nicht stark genug. Er bewunderte den Freund, der es war.

Immer höher ging es. Wenige Schritte noch, dann mußten sie den Gletscher erreicht haben und wieder in der Sonne sein. Jetzt kam noch die letzte Wendung. Der Freund war eben um den Fels herumgeklettert und ihm aus den Augen gekommen, da — ein Ruck und mit einem Aufschrei stürzte er nach in den Abgrund.

Der Fall dauerte länger, als man meint. Eine Menge Einfälle wirbeln durch das Hirn, ganz unpassende — an Trapezakrobaten, an Gummiballen, an den widerlichen Anblick eines Zerschmetterten, an flugtechnische Versuche und die Annehmlichkeit des Fliegenkönnens und noch allerlei — bis bei dem jähen Auffall ein entsetzlicher Schmerz vom Arm durch den ganzen Körper fährt und zugleich die Sinne schwinden. . .

Als er wieder zu sich kommt, ist er ganz erstarrt, vermag sich kaum zu rühren. Der Schmerz im rechten Arm wiederholt sich bei der leisesten Bewegung. Er muß gebrochen sein. Mit der linken Hand stützt er sich und erhebt sich auf die Knie. Jetzt erst merkt er, daß er auf etwas Weichem liegt, einem menschlichen Körper. . . Entsetzt kommt ihm alles wieder zum Bewußtsein. Er ist auf den Freund gefallen. Was ist mit ihm? Lebt er?

Er kniet neben ihm und blickt auf ihn nieder. Er sieht keine Verletzung, aber das Gesicht ist starr und die Lippen reglos. Atmet er noch? Vielleicht. Die Hand spürt den Hauch nicht mehr. Er muß den Puls fühlen. Es ist, als ob er pochte, aber es kann auch sein eigenes Blut in den Fingern sein. So reißt er ihm den Rock auf und will das Ohr an das Herz legen. Das Hemd zeigt Blutstropfen, hier muß er verwundet sein. Er reißt auch das Hemd auf und sieht, daß er ihm beim Aufstürzen die Brust eingedrückt hat. Die tiefen Spuren seiner Hackennägel sind ganz mit Blut gefüllt. Ein furchtbares Symbol. Er schaudert. Der Freund ist tot, er selbst aber lebt. Mußte es so sein? Konnte er nicht mit ihm

Digitized by Google

sterben zur Sühne, wie der Freund es gewollt? Und alles wäre schon vorüber. Er wäre aus dieser Ohnmacht nicht wieder aufgewacht. Was soll er jetzt? Es ist schon spät geworden. Der Tag neigt sich zum Abend. Er kann nur sich selber bergen, weiter nichts. Denn hier ist jede Hilfe umsonst.

Mühevoll knüpft er mit der linken Hand das Seil auf, das ihn noch mit dem Freunde verbindet. Ein unendlich schmerzliches Gefühl übermannt ihn, daß er auf den Leichnam hinstürzen und aufschluchzen möchte, aber er muß fort, wenn ihn nicht die Nacht überfallen soll.

Der Abstieg ist unendlich schwer. Er braucht noch Stunden, bis er auf sicherem Wege ist, und dann ist er so müde, daß er sich kaum weiterschleppen kann. Der gebrochene Arm steht wie in hellem Brand von der unausgesetzten Bewegung. Und doch muß er weiter. Er muß sich bis in den Ort schleppen, damit ihm ärztliche Hilfe zuteil wird und man den Toten bergen kann. Die Nacht ist schon eingesunken und der Weg noch immer stundenweit. . .

* * *

Frau Helene hat es sich in den Kopf gesetzt, gerade heute auf die Ankunft der beiden Herren zu warten, und mögen sie erst um Mitternacht kommen. Sie hat den ganzen Tag über gleichsam den Geschmack von des Geliebten Namen auf den Lippen gehabt, den sie heute zum erstenmal hier ausgesprochen hat, wenn auch noch so leise. Sie muß ihn heute noch einmal sehen. Sie hat es sich einfach in den Kopf gesetzt und so muß es sein. Sie ist eine kleine, eigensinnige Frau, das weiß niemand so gut, wie sie selbst.

Bis zehn Uhr, bis halb elf Uhr wartete sie ganz ruhig, denn sie wußte, daß sie nicht selten so lange ausbleiben. Und heute machten sie ja eine besonders große Tour, die Haupttour dieses ganzen Sommers, auf die Aiguille de la Maure. Es war seltsam, daß ihr erst heute der Gleichklang von Maure und Mort auffiel. Sie hatte wohl nie bisher den Namen beachtet. Heute fiel er ihr auf und berührte sie peinlich — wie eigentlich alles, was an den Tod erinnerte. Sie lebte und wollte leben. Wir sind keine Aegypter, die sich die Statuette des Todesgottes bei den frohesten Lebensgelagen herumreichten. „Man lebt nur einmal", ist zwar ein banales Wort, aber darum noch immer wahr. Mußten sie denn auch gerade diese Tour machen? Ihr Mann hatte ihr zwar gesagt, es werde die schönste sein, die möglich wäre, aber immerhin, dieser — dieser unheimliche Name: Aiguille de la Mort. Sie durfte nicht daran denken. Aber nun mußten sie ja bald zurückkommen. Es war fast elf Uhr geworden, der späteste Zeitpunkt ihrer Heimkunft, bisher wenigstens. Glücklicherweise hatte sie doch einen schönen Tag gehabt. Im Tale unten war es ordentlich heiß gewesen; sie hatte zuletzt ihren Roman einfach in die Ecke geworfen und hatte geschlafen, mindestens drei Stunden. Sie war auch heute zu früh aufgestanden und hatte daher noch Schlaf nötig. Nun war sie munter und konnte getrost noch bis Mitternacht wachen. Und wer weiß, ob sie nicht wirklich erst so spät kamen.

Sie nahm den Roman wieder auf, setzte sich zu der altväterlichen Stehlampe, mit der man hier zufrieden sein mußte — sie hatte sicher nur drei oder vier Schwestern im ganzen Orte — und las weiter in ihrem geübten Englisch, in dem sie einfach alles lesen konnte, auch das, was sie im Deutschen zutode gelangweilt hätte. Sehr interessierten sie zwar diese Geschichten auch nicht, aber sie las gern und eifrig.

Es wurde tatsächlich Mitternacht. Fast hätte sie sich vor Geistern gefürchtet und achtete auf jeden Laut. Es war so still, daß sie schon bei dem leisesten Knarren der Diele unter ihrem Fuß oder dem Knacken im Holze mit einem leichten Frostschauer zusammenfuhr. Dann las sie weiter. Nicht sehr aufmerksam gerade, aber doch nicht beunruhigt, nur ungeduldig, und zwar schon mit einem heimlichen Ingrimm. Denn sie konnte auch sehr heftig sein, die kleine, eigensinnige Frau. Mußte ihr Mann da den armen Fery auf die Berge schleppen, die ihn garnicht so interessierten, wie er ihr oft zur Entschuldigung sagte, daß er doch mitging! Er brachte wirklich ein großes Opfer. Sie hätte fürwahr ihrem Manne einmal einen kleinen Unfall an den Hals gewünscht, damit er von seiner Leidenschaft kuriert wäre und sich künftighin die Berge lieber nur von unten ansähe. Da waren sie ohnedies schöner als ganz aus der Nähe. Aber, um Gotteswillen, es war ihnen doch nichts passiert! Es konnte ihnen ja tatsächlich etwas passiert sein. Wenn sie auch garnicht kamen. Ja, vielleicht lagen sie wirklich abgestürzt irgendwo auf einem Abhang, ohne Hilfe! Sie hätte am liebsten gleich das ganze Dorf allarmiert, lebhaft, wie sie war. Dann aber beruhigte sie sich. Immerhin, warten wollte sie. Der Schlaf meldete sich zwar schon, aber warten wollte sie doch noch. Und wenn es darüber heller Tag würde.

Sie saß und sah in ihr Buch, aber die Buchstaben irritierten sie, und sie sah über das Buch hinweg zur Türe. Ihre Gedankenreihe setzte sich fort. Wenn sie nun tatsächlich abgestürzt waren und Fery etwa am Leben geblieben war? Was dann? Sie lächelte unwillkürlich, aber mehr bei dem Gedanken an den Geliebten, als daran, daß ihr Mann möglicherweise nicht zurückkehren könnte. Denn sie liebte ihn doch auch. Er war ja so gut zu ihr. Noch heute hatte er sich so zärtlich verabschiedet. Und dann auch: würde ihr Fery als Ehemann noch so lieb gewesen sein? Sie zweifelte fast. Es sind immer die verbotenen Früchte, die am meisten locken.

Sie saß nur und sah zur Türe, die fast ganz im Dunkel lag; der Lichtkreis der Lampe reichte nicht so weit.

Es mußte schon sehr spät sein. Aber sie war wirklich zu müde, um aufzustehen oder nur hinter sich auf die Uhr zu sehen. Es hatte vorhin geschlagen, aber sie hatte die Schläge nur mit halbem Ohre gehört und wußte sich nicht mehr zu erinnern, wie viele es gewesen sein mochten. Es war vielleicht zwei Uhr, vielleicht drei Uhr. Kam bald der Tag?

Schritte. Sie kommen. Es klopft. Die Tür geht auf.

„Ihr kommt aber spät heute!" Sie sagt es mit scherzendem Vorwurf und will aufstehen, hat aber keine Macht über ihre Glieder. Sie schläft mit wachen Sinnen.

„Ich komme allein," sagt eine Stimme. Sie erkennt, wer es ist, fährt zusammen und ist mit einemmale wach. Sie blickt ihn fragend an.

„Mein Freund ist tot," sagt er.

Sie will ihm die Hand reichen.

„Mein Arm ist gebrochen," sagt er stumpf.

„Und?"

„Nichts mehr. Ich werde mit den Leuten die Leiche meines Freundes bergen . . ."

Sie fühlt, daß es vorbei ist. Der Tod ist zwischen sie getreten und trennt ihre Seelen wie ein zweischneidig Schwert.

„Es ist vorbei," sagt sie halblaut.

„Vorbei," wiederholt er und geht.

Wien. Otto Hauser.

Fr. Hnch: Wandlungen. Ein Roman. S. Fischer. Berlin 1903.

Die diesem Roman vom Verleger beigegebene Gebrauchsanweisung rühmt ihm „größte psychologische Feinheit und Delikatesse" nach. Ich fürchte, das etwas außer Mode gekommene Fremdwort mit seinem Beigeschmack von Affektation paßt mehr als das deutsche Lobwort. Gefühlsverschiebungen in einer ziemlich künstlich zusammengesetzten Familie bilden den Stoff; aber für die Personen vermag der Verfasser nicht zu erwärmen. Eine gewisse Objektivität wird angestrebt, doch im Interesse der Sympathien und Antipathien des Autors verlassen. Der sorgfältig gepflegte Stil leidet unter bestimmten Manieren, wie der Ersetzung des Plusquamperfektums durch das Perfektum — charakteristisch für die weiche Verwischung der zeitlichen Abstände. Hübsche satirische Lichter, gute Kapitelschlüsse, lyrisch bewegte Situationen vermögen über die delikate Leerheit an wirklicher Entwicklung nicht wegzutrösten.

K. M. M.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 22. Berlin, den 25. Februar 1905. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Am 22. Februar 1905 sind die Bülowschen Handelsverträge mit großer Mehrheit im Reichstage angenommen worden. Die Diskussion über diese Verträge ist nunmehr geschlossen. Die Handelsverträge treten voraussichtlich am 1. März 1906 in Kraft, ihre verderblichen Wirkungen werden nicht ausbleiben.

Eine tiefgehende Erregung geht durch die gesamte deutsche Studentenschaft und wirft auch in den Kreisen der „alten Herren", ja selbst in den Parlamenten ihre Wellen. Von Hannover ging die Bewegung aus. Dort hatte der Studentenausschuß der technischen Hochschule zugunsten der deutschen Kommilitonen der Universität Innsbruck eine Sympathiekundgebung beschlossen und gleichzeitig ein allgemeines Verbot konfessioneller Verbindungen an allen technischen Hochschulen Deutschlands gefordert. Beide Kundgebungen werden gewiß nicht ohne weiteres auf allgemeine Zustimmung der freiheitlich denkenden cives academici rechnen dürfen; denn daß die deutschen Studenten Innsbrucks in den nationalen Kämpfen zwischen Deutschen und Italienern das Recht allein auf ihrer Seite gehabt hätten, ist ebenso ungewiß, wie es gewiß ist, daß der Ruf nach behördlichen Verboten der an sich gewiß unerfreulichen konfessionellen Verbindungen nicht nur der akademischen, sondern der einfachsten staatsbürgerlichen und individuellen Freiheit Zwang antun heißt. Mag indessen dieser Ursprung der Bewegung berechtigte Bedenken wachrufen: der weitere Verlauf der Angelegenheit rechtfertigt durchaus den Aufruf zum Schutze der „akademischen Freiheit", der heute auf allen deutschen Hochschulen gleich laut und entschieden ertönt. Der Rektor der technischen Hochschule in Hannover hatte nämlich trotz seiner persönlichen Antipathie gegen konfessionelle Verbindungen den Studentenausschuß des zweiten Beschlusses wegen aufgelöst und dabei offenbar im Auftrag des preußischen Kultusministers gehandelt, der die gleichen Maßregelungen wegen der gleichen Beschlüsse in Charlottenburg und Braunschweig veranlaßte. Als dann der wegen seiner Rücksichtslosigkeit auch von Universitätsprofessoren gefürchtete Ministerialdirektor Althoff persönlich eingriff und das nachher redressierte Wort des reaktionären Berliner Universitätsrichters Daude bekannt wurde: „akademische Freiheit sei ein Begriff, den man im preußischen Kultusministerium nicht kenne", da sprang die Protestbewegung auf alle deutschen Hochschulen über. Die Universitätsbehörden und die Herren Studt und Althoff lenkten nun zwar mit beruhigenden Erklärungen ein, hielten aber die verfügten Maßregelungen der Studentenausschüsse aufrecht. Trotzdem schien der gestörte akademische Frieden wieder gesichert zu sein: da relegierten nachträglich Rektor und Senat in Hannover den Führer der dortigen Studentenbewegung und bedrohten andere Studenten mit Relegation, weil ihr Vorgehen angeblich eine Beleidigung des akademischen Lehrkörpers bedeutet habe. Nun stellte die gesamte Studentenschaft der technischen Hochschule in Hannover den Besuch der Vorlesungen ein und verlangte Zurücknahme der Maßregelungen; in Berlin und Heidelberg, in Karlsruhe, Freiburg, Halle, Bonn, Marburg, Göttingen und Aachen flammte die Protestbewegung hell auf. Und jetzt darf sie der Sympathien aller freiheitlich denkenden Akademiker und Nichtakademiker sicher sein; die gewaltsame Unterdrückung der freien Meinungsäußerung der Studenten, noch dazu in rein studentischen Angelegenheiten, ist eine Maßregel, gegen die lebhafter Protest eingelegt werden muß.

Und doch hatte Professor v. Liszt, als er sich in einer großen studentischen Protestversammlung in Berlin rückhaltlos auf die Seite der bedrohten Freiheit stellte, durchaus recht, wenn er in seiner jubelnd aufgenommenen Ansprache den Herren Studierenden ins Gewissen redete:

„Während der letzten Jahrzehnte haben wir eine Bewegung, wie sie jetzt durch die Studentenschaft geht, nicht erlebt, und wir haben sie oft schmerzlich vermißt. Wo ist die gesamte deutsche Studentenschaft in der allerjüngsten Vergangenheit gewesen? Gruppen hat sie unter sich gebildet, Gruppen, die nicht nur ein Recht, zu sein, die sogar die Exklusivität der Daseinsberechtigung beanspruchten. Wo war die Begeisterung für die nationalen, sozialen, religiösen und politischen Strömungen unserer Zeit? Der Student soll keine Politik treiben, sagt man. Aber diese Behauptung ist unehrlich und zum größten Teil sogar falsch. Unehrlich deshalb, weil gerade diejenigen, die sie am lautesten verkünden, durch eine scheinbare Politikfeindschaft der Studentenschaft eine Politik zugunsten der Machthaber schaffen wollen, unehrlich deshalb, weil gerade diese den Studenten in ein einseitiges, parteipolitisches Getriebe hineinziehen. Und die Behauptung ist auch falsch. Wohl soll der Student keine Parteipolitik treiben, aber von denen, die einmal die geistigen Führer des Volkes werden wollen, müssen wir verlangen, daß sie die großen Strömungen der Zeitgeschichte kennen und auch die Menschen, in deren Persönlichkeiten sich diese Strömungen konzentrieren. Wo aber war bisher der flammende Zorn der Studentenschaft gegenüber der Heuchelei in unserem gesellschaftlichen Leben? Und vor allem: wo war der Mut der Ueberzeugung? Ein Strebergeist hat sich in der Studentenschaft geltend gemacht, der nur nach Ehre, Karriere und Würden fragt. Um so größer aber ist unsere Freude über diese Bewegung."

Wie berechtigt diese Kritik Professor v. Liszts gewesen ist, geht unter anderem auch aus der Art hervor, wie gewisse Kreise der Studentenschaft die jetzige Bewegung für ihre Partei- und Vereinszwecke auszuschlachten versuchen. Wenn aber diese kleinlichen Geister nicht die Oberhand gewinnen, dann kann in der Tat die jetzige Bewegung noch eine heilsame Wirkung im Sinne der Lisztschen Ausführungen haben.

Digitized by Google

Dem preußischen Abgeordnetenhaus, das sich in der bekannten kleinlichen Art, die dem Dreiklassenparlament eigen ist, mit der Beratung der einzelnen Etats beschäftigt, ist endlich der längst angekündigte Gesetzentwurf der Regierung gegen die Zechenstillegungen zugegangen. Der § 65 des Berggesetzes soll danach so abgeändert werden, daß der Bergwerkseigentümer verpflichtet wird, das Bergwerk zu betreiben, wenn der Betrieb Gewinn verspricht und der Unterlassung des Betriebes überwiegend Gründe des öffentlichen Interesses entgegenstehen. Schlimmer als die sehr dehnbare Formulierung dieser Bestimmung ist die Schwierigkeit ihrer gesetzlichen Durchführbarkeit. Wenn sich der Bergwerksbesitzer nämlich weigert, den Betrieb aufzunehmen und die dann anzuordnende Zwangsversteigerung entweder nicht beantragt wird oder nicht zur Veräußerung des Bergwerks geführt hat, dann soll das Bergwerk stillegen! In die Praxis übersetzt heißt das nichts anderes, als die seitherige Syndikatspolitik ungestört weitergehen lassen. Denn das Syndikat wird zweifellos dafür sorgen, daß keins seiner Mitglieder die Zwangsversteigerung gegen ein renitentes Mitglied beantragt, und wenn trotzdem diese Versteigerung zustande käme, so würde sich kaum ein außerhalb des Syndikats stehender Käufer finden, der kapitalkräftig genug wäre, um den Betrieb mit allen Maschinen zu übernehmen. Also erlischt dann das Bergwerk! Das heißt doch nichts anderes, als den gefangenen Fisch zum Tode des Ertrinkens verurteilen!

Die politische Tragweite des Bombenattentats gegen den russischen Großfürsten Sergius wird durch die schlechten Nachrichten vom ostasiatischen Kriegsschauplatz und durch die Berichte von kaukasischen und transkaukasischen Revolutionserfolgen noch erheblich gesteigert. Wer sich seither durch die offiziellen russischen Beschwichtigungstelegramme über die Lage hat täuschen lassen, der wird nun endlich zur Erkenntnis der weltgeschichtlichen Bedeutung der Vorgänge der letzten Wochen kommen. Nicht die kleinen revoluttonären Einzelgruppen, nicht die gesamte Arbeiterschaft, sondern alle gebildeten Elemente sind in Aufruhr: Studenten, Professoren, Advokaten streiken, Ingenieure und Techniker protestieren, große Fabrikanten und Kaufleute erklären aus geschäftlichem Interesse für politische Freiheiten eintreten zu müssen, Moskauer Aerzte fraternisieren mit den Petersburger Studenten. Und wie zum Hohn auf diese imponierende freiheitliche Bewegung wüten die Schergen des Zarismus fortgesetzt mit der ganzen Rücksichtslosigkeit und Brutalität, die sie in Friedenszeiten auszuzeichnen pflegt. 150 streikende Arbeiter sind in Lodz ohne vorherigen Prozeß an der Stadtmauer erschossen worden, „um ein Exempel zu statuieren", und Trepow, der allgewaltige Stellvertreter des Zaren in Petersburg rät, das Attentat gegen den Großfürsten Sergius mit einer Massenaustreibung „unruhiger" Arbeiter und Studenten, sowie mit der Unterdrückung aller liberalen Blätter zu beantworten. Wir würdigen weiter unten in einem besonderen Aufsatz die durch alle diese neuen Ereignisse geschaffene Lage.

Der neue ungarische Reichstag, bei dessen Eröffnung die Opposition fast zwei Drittel aller Sitze einnahm, hat den Abgeordneten Julius Justh von der Kossuthpartei mit einer Majorität von 62 Stimmen gegenüber dem liberalen Kandidaten zu ihrem Präsidenten gewählt. Auch die beiden Vizepräsidenten wurden nicht aus den Reihen der Liberalen genommen. Deren Fiasko bei den Wahlen hat sich also bereits in parlamentarische Ohnmacht umgesetzt. Trotzdem bleibt die liberale Minorität immer noch so stark, daß sie nicht gänzlich ignoriert werden kann. Daraus ergibt sich die äußerst schwierige Lage für die Bildung einer neuen Regierung, die bis jetzt noch immer nicht zustande gekommen ist. Die Forderungen der vereinigten Opposition hat Franz Kossuth inzwischen folgendermaßen formuliert: Wirtschaftliche Trennung von Oesterreich, Errichtung eines selbständigen Zollgebietes und einer nationalen Bank, bedeutende Ausdehnung des Wahlrechtes, Steuer-, Verwaltungs- und sozialpolitische Reformen, Geltendmachung des ungarischen nationalen Charakters, der ungarischen Sprache, der ungarischen Fahne und Embleme in der Armee. Ueber diese Forderungen seien die vereinigten Oppositionsparteien vollkommen einig, ohne die Erfüllung derselben sei keine Verfassungsmäßigkeit und ohne die Verfassungsmäßigkeit kein innerer Friede und ohne diesen die Großmachtstellung unmöglich.

* * *

Nach der Niederlage.

Die sieben Tarifverträge haben im Reichstage eine große Mehrheit gefunden. Das ist ein Sieg des wirtschaftspolitischen Feudalismus, wie ihn das Junkertum und seine Affiliierten größer seit dem Jahre 1879 nicht erfochten haben. Die Freunde der Handelsfreiheit, die Vertreter jener Wirtschaftspolitik, deren Ideal eine wirtschaftliche Weltmachtstellung Deutschlands ist, haben eine unleugbare schwere Niederlage davongetragen. Der agrarische Protektionismus konservativer und klerikaler Provenienz ist Trumpf. Bei der Neigung unserer Zeit, bemerkenswerte Begebenheiten plastisch zu verherrlichen, muß man darauf gefaßt sein, daß demnächst ein Monument zu Ehren der neuesten „rettenden Tat" errichtet wird. Eine dankbare Aufgabe für einen phantasievollen Bildhauer! Heraldische Adler mit dem Wahlspruch: „Ne pleurez pas!" dürfen dabei nicht fehlen. Auch der Heilige und der Ritter nicht, die der Göttin der Gerechtigkeit falsche Gewichte auf die Wagschale legen, in Erinnerung an die denkwürdigen Dezembertage des Jahres 1902. Auf die vier Seiten des Sockels aber möchten wir beantragen, folgende Inschriften zu setzen:

Dem Arbeiter, dem das Brot verteuert ist.
Dem Bauer, dessen Produkte schwerer Absatz finden.
Dem Industriellen, dessen Arbeitserzeugnisse vom Weltmarkt verdrängt sind.
Dem Handwerker, den man mit leeren Mittelstandsphrasen abgespeist hat.

Was nun? Wollen die Besiegten in schwachmütiger Resignation verharren und damit neue Erfolge des wirtschaftspolitischen Feudalismus vorbereiten? Die Neuregelung des handelspolitischen Verhältnisses zu den Meistbegünstigungsstaaten, insbesondere zu Argentinien, zu den Vereinigten Staaten von Amerika und zu England mit seinen Kolonien, ist die nächste Aufgabe. Der Uebermut der agrarischen Sieger steht im umgekehrten Verhältnis zur Widerstandskraft der Besiegten. Je energieloser sich Handel und Industrie zeigen, umso sicherer müssen sie darauf gefaßt bleiben, daß ihre Interessen auch bei der Neuregelung der Meistbegünstigungsverträge verletzt werden, umso schwächer wird der Widerstand der Regierung auch den unsinnigsten agrarischen Anforderungen gegenüber sein.

Zu träger Ruhe, zu Resignation und Schwäche ist weniger als je Zeit. Der Liberalismus muß jetzt eine neue Chance suchen, um den Beweis zu liefern, daß er noch ein beachtenswerter Faktor im politischen Leben unseres Volkes ist. Rekriminationen über das, was in der jüngsten Vergangenheit versäumt wurde, haben heute keinen Zweck mehr. Es gilt jetzt, in den bevorstehenden neuen Kämpfen zu zeigen, daß die schlimmen Erfahrungen der Vergangenheit an dem Liberalismus nicht nutzlos vorübergegangen sind. Von Wilhelm von Oranien, dem Gemahl der Königin Maria von England, rühmt Macaulay, daß er jede Niederlage im Felde dadurch in einen moralischen Sieg zu verwandeln wußte, daß er in überraschend kurzer Zeit die geschlagenen Truppen reorganisiert, mit neuem Mut und verstärkter Widerstandskraft erfüllt habe.

Mögen die aufrichtig liberalen Elemente aus der schweren Niederlage, die sie gegenwärtig durchmachen, die Pflicht zur energischen politischen Betätigung herleiten, dann mag ihnen die gegenwärtige Niederlage verziehen werden. Sie erscheint umso schmachvoller, je länger die Schwäche anhält, die sie verschuldet hat.

Theodor Barth.

Digitized by Google

Sergius und sein Werk.

Die Bombe, die den Großfürsten Sergius vor dem Kreml in Stücke riß, vernichtete einen der widerwärtigsten Repräsentanten des unaufgeklärten Despotismus in Rußland. Dem Großfürsten Sergius konnte niemand eine gute Eigenschaft nachrühmen, es sei denn die, daß seine vulgäre, verbrecherisch veranlagte Natur wenigstens über Energie verfügte. Und Energie, sie sei der Exponent welcher Charaktereigenschaften immer, erscheint heute in Rußland bereits als eine leuchtende Tugend gegenüber der intellektuellen und moralischen Kraftlosigkeit des im Sterben liegenden Zarismus.

Sergius war der Typus des großfürstlichen Hochmuts und des großfürstlichen Uebermenschentums, das freilich treffender als ein recht gemeines Untermenschentum bezeichnet werden sollte. Es gab für ihn keinen Zügel, den er seinen Instinkten angelegt hätte, und sein höchst einfaches Regierungsprogramm bestand darin, daß großfürstliche Instinkte nach der göttlichen Weltordnung zu respektieren seien; diese Instinkte seien dazu da, sich frei auszuleben, und die Kanaille müsse zertreten werden, erstens, weil das Zertreten dem pervers angelegten großfürstlichen Gehirn einen angenehmen Reiz verschaffte, und zweitens, weil die Kanaille überhaupt keine Rechte hat, auch nicht einmal das Recht auf Existenz und gewiß kein Recht auf Existenz, wenn sie sich anmaßt, irgendwelche Forderungen zu stellen. In jedem zivilisierten Lande der Welt würde eine Individualität wie die des Toten im Zuchthaus gesessen haben; in Rußland vernichtete Sergius eine ungezählte Masse von Existenzen und vermochte dann noch dem Zarismus den letzten entscheidenden Stoß zum Abgrund hin zu geben. Daß er schließlich fallen würde, erachtete man in Rußland für so selbstverständlich wie das Ende von Plehwe. Wer eine solche Saat an Haß und Empörung gegen sich ausstreut, fällt natürlich schließlich diesem Haß und dieser Empörung zum Opfer.

Politisch bedeutet der Tod von Sergius das folgende:

Das System Plehwe war zusammengebrochen. Daß ein großes Volk in einer außerordentlich ernsten Krisis, wie sie der Krieg im Osten darstellt, allein zu regieren sei mit den Mitteln rücksichtslosester und brutalster Polizeiwillkür, hatte sich als aussichtslos erwiesen. Mit dem System Plehwe war weder der soldatische noch der finanzielle Opfermut der Bevölkerung wachzurufen, und das System Plehwe begann sogar die Quellen des ausländischen Geldzuflusses in bedrohlicher Weise versiegen zu machen. Schon bevor Plehwe tot war, täuschte man sich über diese Tatsachen in den herrschenden Petersburger Kreisen nicht, und Plehwe selbst war zu klug, um die Sachlage zu verkennen, er selbst hielt eine reformatorische Tätigkeit für geboten, und er erklärte sich nur außerstande diese Reformaktion *selbst* einzuleiten, weil er alsdann dem Vorwurf erliegen würde: Altgläubige, Katholiken, Juden, Armenier, Finnen und andere Unterdrückte hätten ihn gekauft. Als er tot war, gelangte eine politische Tendenz zur Herrschaft, die schon bei seinen Lebzeiten sich als notwendig erwiesen hatte, unabwendbar auch nach der Ansicht Plehwes selbst, der ein Mann nach dem Geschmack des Großfürsten Sergius freilich gewesen, aber der klug und weitblickend genug war, um zu begreifen, daß es politische Lagen gibt, für die Knute, Flinte und Galgen allein nicht ausreichen.

Die Richtung Sergius war zunächst unterlegen, aber sie war stark genug, um jede fruchtbringende Tätigkeit zur Zeit des Fürsten Swjatopolk-Mirski unmöglich zu machen. Nichts wurde unter dem Fürsten Mirski gefördert als die Zersetzung; die Zügel wurden gelockert, Hoffnungen wurden erregt; aber nichts wurde geschaffen. Dann kam das wohl vorbereitete Blutbad am 22. Januar, das echte Werk der Sergius, Wladimir und Trepow, jener Politik, die der Ansicht ist, daß es nur nötig sei, dem Volke eine tüchtige Lektion zu erteilen, ihm eine ordentliche Blutabzapfung angedeihen zu lassen, und das feige Gesindel würde sich verkriechen.

Diesmal war diese Auffassung ein Irrtum. Es handelte sich nicht mehr um ein paar hundert, vielleicht um ein paar tausend Menschen, die in einem Riesenreich nach einer Umgestaltung verlangten und die bereit waren, für diese Ideen Opfer zu bringen. Jetzt waren die Massen des Volkes in diesem Riesenreiche in Bewegung geraten; Hunderttausende, Millionen wollen Neues, sehr Verschiedenes, sehr Dunkeles, sie werden von ihren unklaren Instinkten hin- und hergetrieben, und sie sprengen an tausend Orten die Formen, unter denen sie bisher gelebt haben; sie haben diese Formen tatsächlich bereits gesprengt, und in Rußland herrscht die Anarchie, die zunächst jedes geordnete wirtschaftliche Leben unmöglich macht, und die hinwiederum hierdurch den Staat nur in tiefere Anarchie hineintreibt.

Es würde sehr zweifelhaft sein, ob es einer Persönlichkeit von höchster Energie und höchster Genialität möglich wäre, Rußland von den Abgründen heute noch zurückzureißen, die in Ostasien und im Innern gähnen. Diese Person vermag man jedenfalls nicht zu erblicken, und wenn sie da wäre, so könnte sie ihre Fähigkeiten unter einem Zaren wie dem jetzigen nicht entfalten. Der Zar ist unfähig zu jedem *rechtzeitigen* Entschluß, er ist unfähig überhaupt zu einem Entschluß, der alsdann rücksichtslos zur Ausführung zu gelangen hätte; er ist die Passivität selbst, weil ihm die Einsicht und die Kenntnisse fehlen, um die Verhältnisse zu überblicken, und die Kraft, um sie zu meistern, und die Gläubigkeit, um irgend einer stärkeren Persönlichkeit sich rückhaltlos anzuvertrauen. Die Autokratie ist in schweren Zeiten nur möglich mit einem Autokraten an der Spitze, und Rußland hat heute freilich noch in formalem Sinne ein autokratisches Regierungssystem, aber es verfügt nicht über einen Autokraten.

Rußland wird regiert von einer zum größten Teil geistlosen und korrumpierten Bureaukratie. Diese Bureaukratie, die über den Gesetzen stand, muß die Impulse für ihr Handeln von einer Zentralgewalt aus erhalten. Diese Impulse wurden seit Monaten immer schwächer, immer widersprechender. Unter Plehwe reaktionäre Impulse; dann lenkte man stark ein, unter Mirski liberale Impulse; dann Umschwung zur Gewalttätigkeit, und heute?

Diese Bureaukratie weiß jetzt nicht mehr, was sie soll, was sie kann, was sie darf; sie ist gelähmt, und auch in ihr regt sich die Ueberzeugung: Morgen wird es anders sein. Sie glaubt nicht mehr an den Morgen des heutigen Regimes. Nach den Nachrichten, die ich erhalte, ist die Bureaukratie in Auflösung begriffen und damit das heutige Regierungssystem in Rußland, das über nichts als Stütze verfügte als über diese Bureaukratie.

Und das Heer? Wie ist ein Sieg möglich bei diesen Zuständen im Innern; wo der Nachschub an Menschen, an Munition, an Vorräten aller Art stocken und schließlich ausbleiben muß, und wo die Generale gegeneinander vorgehen, sich diskreditieren und unmöglich zu machen suchen.

Der unaufgeklärte Despotismus hat Rußland in eine Lage von beispielloser Schwierigkeit hineingebracht; er konnte das Reich zusammenhalten, bis er vor eine Kraftprobe gestellt wurde, dieser Kraftprobe ist er erlegen, und es ist gänzlich unwahrscheinlich, daß er noch heute die reformatorischen Kräfte zu finden vermöchte, die bereit wären, an die vorhandenen Verhältnisse anzuknüpfen, um in mildem Uebergang ein neues System aufzubauen. Der psychologische Moment ist dank der Sjergej—Wladimir vorüber.

Heute muß man bereits ernsthaft damit rechnen, daß das System autokratischer Kraftlosigkeit samt den wurmstichigen, faulen Planken des Militarismus und der Bureaukratenherrschaft, auf denen es noch treibt, in einer Katastrophe versinken wird, und was dann aus der slawischen Flut sich wieder erhebt, ist unberechenbar.

Sicher ist nur, daß ein großes Volk, wie das russische, sich die Formen für sein Leben schließlich bilden wird, voraussichtlich freilich unter den gefährlichsten Zuckungen.

P. Nathan.

Digitized by Google

Parlamentsbriefe.

VIII.

Die Schwerinstage, die im vorigen Winter einfach ausgefallen sind, fangen endlich an, wieder in ihre Rechte eingesetzt zu werden. Es folgten ihrer jetzt sogar zwei ganz rasch aufeinander, indem zwischen der ersten und zweiten, und der zweiten und dritten Lesung der Handelsverträge je ein Tag für die Initiativanträge aus dem Hause in Anspruch genommen wurde. Zur Erledigung kamen dabei der Toleranzantrag und die Anträge über die Schaffung von Arbeitskammern und einem Reichsarbeitsamt.

Man hat vielfach seine Witze darüber gemacht, daß ausgerechnet das Zentrum einen Toleranzantrag eingebracht habe. Mit Unrecht. Es steckt in der Gesetzgebung einer Reihe von Einzelstaaten — Mecklenburg, Braunschweig, Meiningen und vor allem Sachsen seien genannt — eine solche Fülle schreienden Unrechts gegen die katholische Kirche, daß in der Tat nicht bloß vom katholisch-kirchlichen, sondern auch vom liberalen Standpunkt aus unbedingt gefordert werden muß, mit diesem legislatorischen Gerümpel schleunigst aufzuräumen. Daß diese Aufräumungsarbeit vom Reiche zu besorgen sei, ist ein aus Opportunismus geborenes Verlangen. Die Einzelstaaten waren bisher allein für diese kirchlichen Verhältnisse zuständig. Aber daß ein einzelstaatlicher Landtag, in dem vielleicht nicht ein katholischer Abgeordneter sitzt, sich aus eigenem zur Einführung der Parität entschließen werde, ist leider wenig wahrscheinlich. So bleibt alles beim alten, wenn nicht das Reich einschreitet. Das sieht das Zentrum ein und zieht die Konsequenzen daraus. Sonst als par excellence föderalistische Partei eifrig bedacht auf die Wahrung der Rechte der Einzelstaaten, setzt es sich in diesem Fall, wo es sich um seine eigensten kirchlichen Interessen handelt, mit kühnem Sprung darüber hinweg. Das Zentrum ist absolut inkonsequent, wenn es den Reichstag für den mecklenburgischen Verfassungsantrag für unzuständig, für den Toleranzantrag dagegen für zuständig erklärt. Aber die Liberalen können sich jedenfalls freuen, daß das Zentrum um eines Herzenswunsches willen seinen Prinzipien untreu geworden ist. Es ist damit ein Präzedenzfall geschaffen, auf den man sich immer wieder berufen kann, wenn die freiheitliche Entwicklung es gebietet, von den ganz schlechten Klassenparlamenten an den etwas besseren Reichstag zu appellieren. Keinesfalls war es nötig, sich mit dem Fanatismus einer Kommissionsberatung zu widersetzen, mit dem das die Nationalliberalen taten. Sie scheuten sich ja nicht, in diesem Fall sich sogar ein wenig in Obstruktion zu versuchen. „Der Zweck heiligt das Mittel." Weil das Haus Sonnabend beschlußunfähig war, darum beantragten Freiherr v. Heyl und Genossen namentliche Abstimmung. Eine recht zwecklose Schikane. Der praktische Erfolg für das Zentrum bestand lediglich darin, daß die Abstimmung Dienstag wiederholt werden mußte, und sich nun eine weit stattlichere Mehrheit für die Kommissionsberatung ergab. Warum soll der Antrag denn nicht einer Kommission unterbreitet werden? Sie kann ihm die Giftzähne ausbrechen und die Amendements einfügen, die den Standpunkt des konsequenten Liberalismus in Sachen der Regelung des Verhältnisses von Staat und Kirche wahrnehmen. Zu denken ist dabei namentlich an die höchst aktuelle Frage der Dissidenten, über deren Mißhandlung in Preußen der berühmte Zehn-Gebote-Hoffmann geradezu tolle Dinge aktenmäßig zu berichten wußte.

Wenig Interesse fanden im Hause die Anträge betreffend Reichsarbeitsamt und Arbeitskammern. Schuld daran war wohl in erster Linie das allgemeine Gefühl, daß man hier vergebliche Arbeit leiste. Nachdem Graf Posadowsky vor kurzem noch für dies Jahr eine Regierungsvorlage über Arbeitskammern in Aussicht gestellt hat, erscheint es ziemlich zwecklos, daß der Reichstag sich jetzt selbst in gesetzgeberische Unkosten stürzt. In der Hand des Regierungsentwurfs geht ja doch die ganze Diskussion von neuem los. Das interessanteste Moment an der Verhandlung war die Tatsache, daß die Sozialdemokratie offiziell für Arbeitskammern, nicht, wie es ein Teil der Gewerkschaften will, für Arbeiterkammern eintritt. Dr. Mugdan von der freisinnigen Volkspartei hatte prinzipiell durchaus recht, wenn er in Uebereinstimmung mit den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen ausführte, die soziale Gerechtigkeit erheische reine Arbeiterkammern. Wenn man weder bei den Landwirtschafts- noch bei den Handwerks- noch bei den Handelskammern die Arbeitnehmer als gleichberechtigt herangezogen habe, so müsse man bei der neuen Institution endlich zu einer Interessenvertretung der Arbeitnehmer kommen. Was Bebel dagegen zur Verteidigung des sozialdemokratischen Antrages anführte, war reinster Opportunismus. Mit Zweckmäßigkeitserwägungen suchte er die grundsätzlichen Erwägungen Mugdans zu entkräften. Ein lehrreicher Vorgang, dessen sich in geeigneten Augenblicken zu erinnern, sehr nützlich sein wird.

Die Handelsvertragsdebatten haben den raschen Fortgang genommen, der vorauszusehen war. Sie standen unter dem Motto Ballestrems: „Halten Sie das Geschäft nicht auf!" In drei Tagen war die Kommissionsberatung fix und fertig. Für Material hatte die Regierung nicht gesorgt. Wozu Material? Die Regierung und die Mehrheitsparteien wußten ja, was sie wollten, und die Minderheit brauchte man doch jetzt nicht besser zu behandeln als in den Kardorfftagen! Nur das Material war zur Stelle, das in Wirklichkeit keins ist, nämlich der neue autonome Tarif Oesterreich-Ungarns, der weder Gesetz ist noch es vielleicht je werden wird. Aber freilich, mit diesem selben papiernen Tarif hat man ja schon in den amtlichen Drucksachen das Publikum zu schrecken versucht — eine gefliſſentliche Irreführung der öffentlichen Meinung durch die Regierung, wie sie frivoler kaum gedacht werden kann!

Noch rapider als die Kommissionsberatung verlief die zweite Lesung im Plenum. In einem Tage wurden alle sieben Verträge erledigt. Wenn sich Männer der Linken noch ein kurzes Wort der Kritik gestatteten, wurden sie mit Halli und Hallo von rechts her empfangen. Die Linke hat mit äußerster Geduld in musterhafter Ruhe das endlose Gerede aller möglichen agrarischen Nullen über sich ergehen lassen. Die Rechte suchte die Verhandlungen auf das Niveau der Bündlerversammlungen herabzudrücken, wo man ja auch das Niederschreien der Gegner für die wirkungsvollste Art der Widerlegung hält. Natürlich wurden die Verträge sämtlich mit gewaltiger Mehrheit angenommen. Selbst von den extremsten Agrariern stimmte keiner dagegen.

Die dritte Lesung der Handelsverträge hielt genau so wenig, wie die zweite versprochen hatte. Die Brotverteuerungsmehrheit hatte ihre Mannen zur Stelle. Sie wußte, daß sie diese Dutzende von unbekannten Gestalten, die man nur zu sehen bekommt, wenn sie einmal zu einer dringenden Abstimmung kommandiert werden, auf längere Zeit nicht in Berlin halten konnte. Darum mußte mit Expreßzugsgeschwindigkeit gearbeitet werden. In einem einzigen Tage war auch die dritte Lesung beendet. Die Linke hatte kein Interesse daran, das unvermeidliche Resultat noch länger hinauszuziehen. So ließ sie der Mehrheit, die um jeden Preis noch am Mittwoch die letzte Abstimmung vornehmen wollte, ihren Willen. Abends um 7½ Uhr stand das Ergebnis fest! Der österreichisch-ungarische Handelsvertrag war mit 226 gegen 81 Stimmen angenommen! Schmunzelnd konnte Graf Bülow die Glückwünsche in Empfang nehmen. Er hatte nicht nur eine Riesenmehrheit für sich. Er hatte vor allem das beruhigende Gefühl, daß eine ganze Anzahl von freisinnigen Abgeordneten der Regierung die Last der Verantwortung für diese elenden Handelsverträge tragen hilft. „Uebereinstimmung ist hergestellt von der freisinnigen Volkspartei bis zum Bund der Landwirte," hatte triumphierend der Erzagrarier von Oldenburg ausgerufen. Das war insofern richtig, als in der Tat die Mehrheit der freisinnigen Volkspartei, in Verbindung mit einer Minderheit der freisinnigen Vereinigung, genau so gestimmt hat wie der Bund der Landwirte. Gewiß, die Motive waren grundverschieden. Aber die für den entschiedenen Liberalismus so unendlich traurige Tatsache ist unbestreitbar, daß in einer Entscheidungsstunde der deutschen Politik die bürgerliche Linke nicht nur gespalten war, sondern daß ein erheblicher Teil von ihr

Digitized by Google

durch seine Abstimmung auch den zukünftigen Kampf gegen das heute siegreiche Agrariertum aufs äußerste erschwert hat.

Graf Bülow und die andern Feinde des Liberalismus werden noch oft mit Genugtuung des 22. Februar 1905 gedenken.

H. v. Gerlach.

Die neue Gemeindeordnung in Württemberg.

Zwei große Fragen füllen gegenwärtig in Württemberg das innerpolitische Leben aus: die insbesondere durch die Haltung der ersten Kammer in der Volksschulfrage wieder in den Vordergrund getretene Verfassungsreform und die Gemeindeordnung. Die zweite, über die in der „Nation" schon gelegentlich berichtet wurde, ist in den letzten Tagen von der Kammer der Abgeordneten bei der Schlußabstimmung gegen fünf Stimmen angenommen worden. Einer Aufforderung der Redaktion entsprechend sei es mir gestattet, das Ergebnis der nun abgeschlossenen langwierigen Beratung zu schildern.

Zunächst muß die seitherige Gesetzgebung in gedrängter Kürze dargelegt werden.

Das Gemeinderecht beruht in Württemberg noch hauptsächlich auf dem Verwaltungsedikt von 1822. Dieses Gesetz war für seine Zeit recht zweckmäßig und fortschrittlich. Daß es die großen und die kleinsten Gemeinden fast ganz gleich behandelte, wer will es ihm verdenken? Damals zählte Stuttgart nicht viel über 20 000 Einwohner, seine Verwaltung war viel einfacher als heute die eines aufstrebenden Landstädtchens; wer wußte denn etwas von den großen Fragen der Kommunalpolitik, von den Aufgaben, deren Erfüllung durch die Gemeinde wir heute als selbstverständlich ansehen? Das Verwaltungsedikt übertrug die Verwaltung der Gemeinde dem Gemeinderat. Dessen Mitglieder wurden zunächst auf zwei Jahre gewählt, wer dann wieder gewählt wurde, blieb lebenslänglich im Amt. An der Spitze steht der Ortsvorsteher, von der Regierung auf Lebenszeit ernannt aus drei durch die Wahl der Gemeindebürger vorgeschlagenen. Dem Gemeinderat steht als Kontrollorgan und Vertretung der Bürgerschaft der Bürgerausschuß gegenüber, dessen Mitglieder mit alljährlich hälftiger Erneuerung auf zwei Jahre gewählt wurden. Ausscheidende durften vor Ablauf eines Jahres nicht wieder gewählt werden. Daß die Gemeinde in weitestem Maß unter staatlicher Aufsicht und Bevormundung stand, ist wohl begreiflich und kein Vorwurf gegen die damaligen Gesetzgeber. Im Jahre 1849 wurden zum erstenmal wichtige Aenderungen der Gemeindeverfassung vorgenommen. Die Lebenslänglichkeit der Gemeinderäte wurde durch sechsjährige Wahlperioden (mit zweijähriger Drittelerneuerung) ersetzt, das Wahlrecht bedeutend erweitert, sodaß nicht nur die in der Gemeinde wohnenden Angehörigen anderer württembergischen Gemeinden, sondern sogar bei Gewährung der Gegenseitigkeit solche anderer deutschen Staaten wählen durften. Auch sonst wurde die Verwaltung verbessert, die Staatsaufsicht eingeschränkt. Die nächsten Jahrzehnte brachten verschiedene gescheiterte Reformversuche; 1885 wurde das Wahlrecht wieder auf die Bürger der Gemeinde beschränkt, die Erlangung des Bürgerrechts allerdings erleichtert. Eine Novelle von 1891 führte für die Ortsvorsteher die einfache Wahl ein, die nur noch der Bestätigung der Regierung bedarf, gab den Städten mit über 10 000 Einwohnern etwas mehr Bewegungsfreiheit und schuf einen Disziplinarhof für Körperschaftsbeamte, dem insbesondere die Entscheidung über deren Entlassung wegen Unwürdigkeit zukommt. Für den Bürgerausschuß wurden vierjährige Wahlperioden mit zweijähriger Teilerneuerung eingeführt, die Wiederwahl der Ausscheidenden zugelassen.

Inzwischen hatte, insbesondere anknüpfend an einzelne Fälle, mehr und mehr eine Bewegung gegen die Lebenslänglichkeit der Ortsvorsteher eingesetzt, die schließlich alle Parteien mitriß. Die Regierung, die anfangs energisch widerstrebt hatte, gab allmählich nach. Ein Entwurf von 1895, der die periodische Wahl für die größeren Städte einführen, zugleich aber den Ortsvorsteher durch Gemeinderat und Bürgerausschuß wählen lassen wollte, wurde von der Abgeordnetenkammer abgelehnt. Ein neuer Entwurf von 1897, der die Lebenslänglichkeit allgemein — auch für die im Amt befindlichen Ortsvorsteher — abschaffen wollte, wurde trotz energischen Protestes vieler Ortsvorsteher in der Abgeordnetenkammer angenommen, übrigens unter Beseitigung der Rückwirkung; die Standesherren lehnten ihn ab und bezeichneten als notwendige Voraussetzung eine Neuordnung der Gemeindeverwaltung, insbesondere eine Entlastung des Ortsvorstehers vor allem auf dem Gebiet der Polizeigewalt. (Eine wesentliche Entlastung auf anderem Gebiet hat, wie man natürlich 1897 schon wußte, das Bürgerliche Gesetzbuch gebracht, indem es die Tätigkeit der Gemeinderäte in der freiwilligen Gerichtsbarkeit, insbesondere als Vormundschafts- und Grundbuchbehörde beseitigte.)

So war die Regierung genötigt, eine Neuordnung der Gemeindeverfassung mit der Abschaffung der Lebenslänglichkeit der Ortsvorsteher zu verbinden, was recht unerwünscht ist. Denn den Ortsvorstehern war nun die rückhaltslose Bekämpfung unzweckmäßiger Bestimmungen des neuen Entwurfs sehr erschwert, wollten sie sich nicht dem Verdacht aussetzen, es liege ihnen mehr an der Erhaltung ihrer Lebenslänglichkeit als an einer besseren Verfassung ihrer Gemeinden, eine Spitze, die sich auch die Regierung gegenüber der Kritik an ihrem Entwurf nicht entgehen ließ.

Der neue Entwurf erschien 1902. Mit den Gemeinden hatte die Regierung kaum Fühlung genommen. So war es nicht zu verwundern, daß der Entwurf lebhafte und immer wachsende Enttäuschung hervorrief. Während man eine wesentliche Erweiterung des Selbstverwaltungsrechts erwartet hatte, schickte sich die Regierung an, dieses vielmehr einzuschränken. Eine im Oktober 1902 in Stuttgart abgehaltene, aus dem ganzen Lande stark besuchte Versammlung der Gemeindevertretungen protestierte gegen den Entwurf und verlangte dessen gründliche Umarbeitung. Die Regierung polemisierte lebhaft im „Staatsanzeiger" gegen die Veranstalter, diese wehrten sich wieder, und dieser Streit ist nicht ohne Einfluß auf die weitere Beratung geblieben.

Die Kommission der Kammer hat an dem Entwurf recht viel geändert, zumeist verbessert. Daß sie, wie der Kommissionsbericht an vielen Stellen zeigt, über die wirklichen Vorgänge in der Gemeindeverwaltung, über den Geschäftsgang u. dergl. besser Bescheid wußte als die Regierung, beweist wieder, wie mangelhaft der Entwurf vorbereitet worden ist.

Die Abgeordnetenkammer endlich hat in langer Beratung den Entwurf im allgemeinen nach den Kommissionsanträgen angenommen, mit Ausnahme der Bestimmungen über die großen Städte, wovon später die Rede sein wird.

Sehen wir uns nun die wichtigsten Bestimmungen des Entwurfs an:

Die Regierung tat sich viel darauf zugute, daß ihr Entwurf den Gemeinden allgemein das Recht zuspreche, durch Ortsstatut, oder, wie es die Kammer nannte, Gemeindesatzung allgemeine Anordnungen mit Gesetzeskraft zu treffen, während bisher dieses Recht nur in den gesetzlich besonders bestimmten Fällen bestanden hat. Freilich waren schon bisher die Gemeinden nicht gehindert, ihre Angelegenheiten durch Beschlüsse beider Kollegien zu regeln, und daß sie dabei nicht an eine Genehmigung der Regierung gebunden waren, haben sie schwerlich als Mangel empfunden. Die Kammer hat nun wenigstens das von der Regierung beanspruchte freie Genehmigungsrecht ersetzt durch ein Recht der Beanstandung, wenn die Satzung mit dem Gesetz in Widerspruch steht oder die Rechte Dritter verletzt oder das öffentliche Wohl schädigt, und sie hat den Gemeinden hiergegen die Anrufung des Verwaltungsgerichtshofs gestattet. Gegenüber dem von der Regierung in Anspruch genommenen Recht, eine ordnungsmäßig zustande gekommene Satzung, weil mit gesetzlichen Vorschriften in Widerspruch stehend, ohne weiteres aufzuheben, hat sie der Gemeinde ebenfalls den verwaltungsrichterlichen Schutz gegeben, was freilich

Digitized by Google

in einem Rechtsstaat selbstverständlich sein sollte. Die Dispensation von einzelnen Vorschriften solcher Satzungen hat sie von einem Antrag der Gemeinden abhängig gemacht, und weiter den Gemeinden das freie Recht zur Aufhebung der Satzung gewährt.

Die größten Abweichungen vom Regierungsentwurf betreffen die Gemeindevertretung. Die Regierung hatte für die kleineren Gemeinden (bis zu 10000 Einwohner) den Bürgerausschuß abgeschafft und als alleiniges Vertretungs- und Verwaltungsorgan den Gemeinderat vorgesehen. Hiergegen erhob sich entschiedener Widerspruch. Man machte geltend, daß der Bürgerausschuß gegenüber dem meist aus den Reichsten bestehenden konservativen Gemeinderat die fortschrittliche Jugend und die ärmeren Kreise vertrete und deshalb unentbehrlich sei. Obwohl sich recht viel gegen diese keineswegs überall zutreffende Darstellung sagen läßt, obwohl man ernstlich zweifeln kann, ob wirklich zwei von den gleichen Wählern in gleicher Weise gewählte Kollegien notwendig sind, und obwohl die meist äußerst geringe Beteiligung bei den Wahlen zum Bürgerausschuß nicht gerade auf eine hohe Schätzung bei den Wählern schließen läßt, hat sich die Kammer gegen ganz wenige Stimmen für die Beibehaltung ausgesprochen und nur im Verhältnis zwischen beiden Kollegien verschiedene Verbesserungen beschlossen. Die von verschiedenen Seiten angeregte Einführung der Gemeindeversammlung für die kleinsten Gemeinden wurde von der Regierung und verschiedenen Parteien bekämpft.

Für die größeren Städte hatte die Regierung eine Verfassung vorgeschlagen, die sie — freilich unrichtig — als Magistratsverfassung bezeichnete. Die (durch Verhältniswahl berufenen) Stadtverordneten sollten aus ihrer Mitte den Stadtrat wählen. Das Verhältnis zwischen beiden Kollegien war aber nun ganz unglücklich geregelt, die Befugnisse zwischen beiden ganz ungleich und unzweckmäßig verteilt. Den Stadtverordneten waren so weitgehende Befugnisse verliehen, daß die Stellung des Stadtrats und des Stadtvorstands eine ganz unbefriedigende werden mußte. Die Kommission hat sich vergeblich abgequält, aus dem Vorschlag etwas Brauchbares zu machen. Die Kammer hat einen einfachen Ausweg gewählt und hat den ganzen Abschnitt verworfen. Nach einer nochmaligen Kommissionsberatung blieb nichts übrig, als auch für die größeren Gemeinden die Verfassung der kleineren mit gewissen Aenderungen anzunehmen. Wohl besorgten viele, daß das große Gemeinderatskollegium für die komplizierte Verwaltung einer großen Stadt zu schwerfällig werde, daß die deshalb notwendig werdende Bildung kleinerer Abteilungen eine Rückkehr zu der verworfenen indirekten Wahl bedeute, daß die besoldeten Mitglieder und auch die Beamten bald einen überwiegenden Einfluß gewinnen werden: wollte man etwas zustande bringen, so blieb kein anderer Weg. Es muß einer späteren Zeit überlassen bleiben, eine wirkliche Städteordnung zu schaffen, die allerdings wohl nicht ausbleiben kann.

Das Wahlrecht ist wie seither den Bürgern vorbehalten. Auf Verleihung des Bürgerrechts hat übrigens jeder Anspruch, der drei Jahre in der Gemeinde wohnt und Steuern zahlt, wenn er eine Aufnahmegebühr von zwei Mark (seither fünf bis zehn Mark) entrichtet. Die sozialdemokratischen Anträge auf Rückkehr zur Einwohnergemeinde wurden abgelehnt.

In den größeren Gemeinden ist für die Wahl beider Kollegien die Verhältniswahl eingeführt, wobei der Freiheit des einzelnen Wählers gegenüber den Vorschlägen möglichst wenig Schranken gesetzt wurden. Dort können auch neben den von der Bürgerschaft gewählten Gemeinderäten besoldete Gemeinderäte bestellt werden, deren Wahl beiden Kollegien zusteht.

In allen Gemeinden ist die Zahl der Mitglieder des Gemeinderats und Bürgerausschusses genau gleich, was deshalb von Bedeutung ist, weil der Gemeinderat, wenn eine Meinungsverschiedenheit anders nicht gehoben werden kann, die Durchstimmung in dem Sinn anordnen kann, daß beide Kollegien zu einem vereinigt werden. Die Gleichheit der Zahl soll verhindern, daß das eine Kollegium durch das andere majorisiert wird.

In den Gemeinden von mehr als 4000 Einwohnern sollen die Gemeinderäte, wenn dies nicht ausdrücklich durch Satzung ausgeschlossen wird, Taggelder erhalten, in den kleineren Gemeinden bedarf umgekehrt die Einführung einer Satzung. Den Mitgliedern des Bürgerausschusses kann eine Vergütung nur durch Verordnung für bestimmte Dienstverrichtungen zugesprochen werden, nur in Städten mit mehr als 50000 Einwohnern können auch für sie durch Gemeindesatzung Taggelder eingeführt werden.

Zur Erledigung minderwichtiger Geschäfte kann der Gemeinderat in Gemeinden mit mehr als 1000 Einwohner Abteilungen von mindestens fünf Mitgliedern bilden, die an seiner Stelle entscheiden.

Der Ortsvorsteher wird wie bisher von den Gemeindebürgern, aber nur noch auf zehn Jahre gewählt. Trotzdem die Regierung das Scheitern des Gesetzes in Aussicht stellte, hat die Kammer das Bestätigungsrecht der Regierung nur bei der ersten Wahl im vollen Umfang anerkannt, einem nach Ablauf seiner Amtszeit wiedergewählten Ortsvorsteher darf (wie schon jetzt einem mit $^3/_4$ Mehrheit gewählten) die Bestätigung nur versagt werden, wenn der Disziplinarhof für Körperschaftsbeamte feststellt, daß eine Entfernung aus dem Amt gerechtfertigt wäre. Das schrankenlose Bestätigungsrecht würde, so wurde ausgeführt, den Ortsvorsteher in eine starke Abhängigkeit von der Regierung bringen. Der nicht wiedergewählte Ortsvorsteher hat nach zehnjähriger Amtszeit Anspruch auf zweijährigen Ruhegehalt, ist er zwanzig Jahre Ortsvorsteher oder insgesamt dreißig Jahre im Gemeindedienst gestanden, so erhält er lebenslänglichen Ruhegehalt. Es darf nicht verschwiegen werden, daß die Entschädigung im ersten Falle vielen, insbesondere auch solchen Ortsvorstehern, die nicht an der Lebenslänglichkeit hängen, zu gering erscheint. Diese Bestimmungen sollen auf die vom 1. Januar 1905 an gewählten Anwendung finden.

Die Rechtsverhältnisse der Gemeindebeamten wurden teilweise neu geregelt. Während auf der einen Seite die Möglichkeit der lebenslänglichen Anstellung beseitigt worden ist, ist ihre Stellung andererseits erheblich verbessert und gesichert worden, insbesondere wurden auch ihnen Ruhegehaltsansprüche für den Fall zugesichert, daß sie ohne Schuld nicht wiedergewählt werden.

Die Bestimmungen über die Gestaltung der Verwaltung im einzelnen können wir übergehen und erwähnen nur ein Gebiet, auf dem geradezu ein Rückschritt zu verzeichnen ist, die Polizeiverwaltung. Das Verwaltungsedikt hatte die Polizei den Gemeinden übertragen, die Ortspolizei aus eigenem Recht, die Landespolizei „aus beständigem Auftrag der Regierung". Diesem ganz zweifellosen Tatbestand gegenüber vertrat die Regierung mit Entschiedenheit die Auffassung, daß die Polizei im ganzen Umfang Staatssache sei, und sie ist damit zum Teil durchgedrungen, so hat sie z. B. das Bestätigungsrecht für die in größeren Gemeinden zu bestellenden besonderen Polizeibeamten erlangt, das ihr seither so wenig wie bei anderen Beamten zugestanden war.

Die Staatsaufsicht, die bei uns, wie schon angedeutet, noch immer einen recht weiten Umfang hat, den zudem die Regierung durch allerlei Gesetzesauslegung fortwährend zu steigern suchte, war im Entwurf eher erweitert, und auch in der erwähnten Zeitungspolemik vertrat die Regierung die Ansicht, es sei zweifelhaft, ob eine weitere Einschränkung des staatlichen Genehmigungsrechtes noch zulässig sei. Die Kammer hat nun zunächst die Aufsichtsbefugnisse grundsätzlich etwas eingeschränkt, insbesondere das Anordnungsrecht der Regierung, sie hat auch im einzelnen da und dort die Genehmigungspflicht gestrichen; immerhin bleibt das Maß der Staatsaufsicht noch immer weit genug, und wir haben durchaus keinen Grund, auf diesem Gebiet besonders liberaler Einrichtungen uns zu rühmen. Der verwaltungsrichterliche Schutz ist den Gemeinden, abgesehen von den bereits erwähnten Fällen bei Erlassung usw. einer Gemeindesatzung nur gegeben, wenn ein Beschluß der Gemeindebehörden als mit dem Gesetz oder den auf Grund der Gesetze erlassenen allgemeinen Vorschriften im Widerspruch stehend aufgehoben werden soll. Im übrigen steht dieser Schutz der Gemeinde nur in den Fällen zu, in denen auch jeder einzelne gegen eine Entscheidung des Ministeriums den Verwaltungs-

Digitized by Google

gerichtshof anrufen kann, d. h. wenn sie behaupten kann, daß die Entscheidung rechtlich nicht begründet sei, und daß sie außerdem ein der Gemeinde zustehendes Recht verletze oder diese mit einer ihr nicht obliegenden Verpflichtung belaste. In Polizeisachen wurde der Gemeinde wenigstens dann ein Beschwerderecht eingeräumt, wenn sie in einem Recht oder berechtigten Interesse verletzt ist, die Anrufung des Verwaltungsgerichts wenigstens dann, wenn eine ordnungsmäßig erlassene ortspolizeiliche Vorschrift aufgehoben wird.

Noch sei erwähnt, daß schon nach dem Entwurf der Regierung der wohl nirgends sonst mehr bestehende Zustand beseitigt wird, daß alle Gemeinden, auch die größten unter der Aufsicht der Bezirksbehörden stehen. Die Städte mit mehr als 10 000 Einwohnern unterstehen künftig direkt der Aufsicht der Kreisregierung, womit ein lebhaft geäußerter und aus vielen Gründen berechtigter Wunsch befriedigt wird. Nur in Polizeisachen bleibt die Aufsicht der Bezirksbehörden bestehen.

Die gleichzeitig genehmigte Bezirksordnung regelt die Verwaltung der uralten Amtskörperschaften und führt wenigstens in der Bezirksinstanz die Mitwirkung des Volks in gewissen Funktionen ein durch die Schaffung eines Bezirksrats, während die Wünsche auf Schaffung einer ähnlichen Organisation in der Instanz der Kreise (etwa den preußischen Regierungsbezirken zu vergleichen) noch unerfüllt bleiben. Für das Ausscheiden der größeren Städte aus dem Bezirksverband, das von einzelnen gewünscht wurde, war noch keine Geneigtheit vorhanden.

Die neue Gesetzgebung stellt, wenn man alles zusammennimmt, mehr eine Kodifikation des in vielen Gesetzen zerstreuten Gemeindeverwaltungsrechts dar, als eine neue Gemeindeordnung. Sie verbessert das Gemeinderecht im einzelnen, ist aber weit entfernt davon, wirklich befriedigende Zustände, die Grundlage für eine freie Entwicklung der Gemeinden zu schaffen. Immerhin erscheint sie um der in ihr enthaltenen Verbesserungen willen annehmbar, wenn nicht die Kammer der Standesherren die erreichten Fortschritte wieder zerstört.

Ludwigsburg. Gustav Harlenstein.

Der Stahlwerksverband.

Eine wirtschaftliche Studie auf Grund eigener Wahrnehmungen.

V. (Schluß) *)

Die Berechnung der Ausfuhrvergütung beruht auf einer Reihe von allgemein festgestellten Verbrauchssätzen. So z. B. ist erfahrungsgemäß festgestellt, daß erforderlich sind zur Herstellung einer Tonne Roheisen aus Erz 1575 kg Kohlen, einer Tonne Rohblöcke 2010 kg Kohlen, einer Tonne Schienen 2530 kg Kohlen, einer Tonne Formeisen 2530 kg Kohlen, einer Tonne Stabeisen (Flußeisen) 2950 kg Kohlen und einer Tonne Stabeisen (Schweißeisen) 4100 kg Kohlen. Für die Herstellung einer Tonne Schienen aus Roheisen ferner sind erforderlich 800 kg Kohlen, einer Tonne Rohblöcke 350 kg Kohlen und einer Tonne Formeisen 800 kg Kohlen. Des weiteren sind die Verbrauchssätze von Kohlen festgestellt für die Herstellung von Produkten A und B aus Halbfabrikaten, ferner für die Herstellung von gezogenem Draht, Drahtstiften und Drahtwaren aus Walzdraht (800 kg Kohlen) und für die Herstellung von Gas- und Siederohren aus Röhrenstreifen (1450 kg Kohlen). In ähnlicher Weise hat man die Verbrauchsziffern für die Herstellung der Produkte A und B aus Roheisen, Luppen und Halbzeug normiert. Es sind z. B. erforderlich zur Herstellung einer Tonne Formeisen (Flußeisen) 1250 kg Roheisen oder bei Schweißeisen 1200 kg Luppen oder bei Flußeisen 1100 kg Halbzeug. Gegenwärtig gelten im ersten Quartal 1905 die folgenden höchsten Sätze für die Ausfuhrvergütung, nämlich 1,50 Mark für die Tonne verbrauchter Kohle, 4,86 Mark für die Tonne verbrauchten Roheisens (einschließlich der Vergütung für Kohle), 15 Mark für die Tonne weiches Halbzeug (bis höchstens 0,3 Prozent Kohlenstoff oder höchstens 50 kg absoluter Festigkeit pro Quadratmillimeter) und 20 Mark für die Tonne Formeisen. In den letzteren beiden Sätzen sind die Vergütungen für die verbrauchten Mengen an Kohle und Roheisen mitenthalten. Die von der Abrechnungsstelle auf Grund der mitgeteilten einheitlichen Verbrauchssätze und Vergütungssätze berechneten Ausfuhrvergütungen werden durch die beteiligten Verbände revidiert, es ist also auch hier ein ziemlich umfangreiches Schreibwerk erforderlich. Um die Sache nicht noch weiter zu komplizieren, begnügt man sich mit der Feststellung der Vergütungssätze für jedes Quartal, sodaß kleine Schwankungen je nach der Marktlage ein geringes Plus oder Minus für das ausführende Werk ergeben. Im übrigen kann ich aus eigener Anschauung feststellen, daß die Abrechnungsstelle für die Ausfuhr in den mir bekannt gewordenen Fällen kulant und entgegenkommend verfahren hat.

Dieses Entgegenkommen hat indessen nicht verhindert, daß mancherlei Klagen der Ausfuhrinteressenten an die Oeffentlichkeit gebracht und gegen den Stahlwerksverband verwertet worden sind. Lediglich Gründe der Gerechtigkeit und der völlig unparteiischen Beurteilung veranlassen mich, diesen Gegenstand etwas näher zu beleuchten. Es handelt sich bei dieser Frage vor allem um die Konkurrenzfähigkeit der sogenannten reinen Walzwerke, welche auf den Bezug von Halbzeug von dem Stahlwerksverbande angewiesen sind und deshalb so gestellt sein müssen, daß sie das auf Ausfuhrprodukte zu verarbeitende Halbzeug keinesfalls zu ungünstigeren Bedingungen kaufen, als der ausländische Konkurrent. Die Zahl dieser reinen Walzwerke ist nicht allzu groß, die eine Gruppe derselben stellt gewöhnliches Handelseisen beliebiger Art her, während die zweite Gruppe sich auf Spezialitäten und besondere Qualitäten geworfen hat. Diese letztere Gruppe ist den richtigen Weg gegangen und hat auch unter wechselnden Marktverhältnissen immer ihren lohnenden Absatz gefunden, wenn nicht offenbare Fehler in dem Ankauf großer Quantitäten von Halbzeug zu den Zeiten hoher Preise gemacht wurden. Die andere Gruppe der reinen Walzwerke dagegen mit ihrer Erzeugung von gewöhnlichem Handelseisen hat von vornherein den großen Nachteil, daß sie in Konkurrenz mit gleichartigen Werken der Großindustrie treten muß, die ihr Halbzeug mit eigenen Erzen und Kohlen herstellen. An und für sich haben die gemischten Werke einen solchen Vorzug vor den reinen Walzwerken selbstverständlich immer gehabt, aber in den Zeiten der freien Konkurrenz trat er lange nicht derart in die Erscheinung wie heute, da die gemischten Werke im Stahlwerksverband vereinigt sind, von dem die reinen Walzwerke ihr Halbzeug zu einem Preise kaufen müssen, der den gemischten Werken bereits einen mehr oder weniger großen Gewinn sichert. Auf diese Weise wird den reinen Walzwerken sowohl die inländische als namentlich auch die ausländische Konkurrenz erschwert. Wenn die reinen Walzwerke z. B. in England das deutsche Halbzeug zu einem erheblich billigeren Preise beziehen können als die deutschen Walzwerke, so ist dies ein ganz unhaltbarer Zustand, den der Stahlwerksverband durch eine völlig ausreichende Ausfuhrvergütung an die deutschen Walzwerke zu beseitigen die Pflicht hat. Dies umso mehr, als der Verband als Verkäufer des deutschen Halbzeugs im Auslande in der Lage ist, mit den Auslandsverkäufen nicht unter einen gewissen Preis herunter und nicht über eine gewisse Menge hinauszugehen, sondern lieber eine Einschränkung der Produktion vorzunehmen. Je offener und freier der Stahlwerksverband in solchen Fällen vorgeht, und je mehr er die Oeffentlichkeit von der wahren Sachlage unterrichtet, umso mehr wird er seine Pflicht und Verantwortlichkeit gegen die Gesamtheit erfüllen, die selbstverständlich mit der eigenen Macht beständig zunehmen. Wenn man auch gerechterweise zugeben muß, daß das deutsche Halbzeug dem englischen Verbraucher cif englischer Seehafen geliefert wird, daß der englische

*) Vergl. Nr. 18, Seite 280, Nr. 19, Seite 294, Nr. 20, Seite 312 und Nr. 21, Seite 325 der „Nation".

Digitized by Google

Verbraucher also noch die weitere Landfracht zu tragen und außerdem die gesamten Transportkosten für den Abfall auf sich zu nehmen hat, so fallen doch diese Nachteile dem deutschen Verbraucher gegenüber nicht sehr wesentlich ins Gewicht. Der letztere muß deshalb durch Preisnachlaß auf den inländischen Preis oder durch eine ausreichend bemessene Ausfuhrvergütung dem englischen Konkurrenten auf dem Weltmarkte mindestens gleichgestellt werden. Andernfalls ist unsere Ausfuhrindustrie im höchsten Grade gefährdet, es ist an sich schon ein wenig erwünschter Zustand, daß die reinen Walzwerke sich bezüglich der Ausfuhrvergütung in vollkommener Abhängigkeit von der Bereitwilligkeit der großen Verbände befinden. Die Verbände sind in der Lage, die reinen Walzwerke einstweilen noch konkurrenzfähig zu erhalten und ihnen die Möglichkeit einer lohnenden Produktion zu gewähren, insbesondere auch dadurch, daß diese Abnehmer in Zeiten steigender Konjunktur nicht zu langfristigen Abschlüssen gedrängt werden. Diese Pflicht der Verbände ist als zweifellos festzustellen. Immerhin aber sollten inzwischen die reinen Walzwerke nicht versäumen, sich durch Selbsthilfe aus der bezeichneten Abhängigkeit zu befreien. Man muß in dieser Beziehung wie immer in der Eisenindustrie auf Spezialisierung der Produktion und auf qualitative Verbesserungen hinweisen. Die kleineren Werke müssen sich eben auf solche Produkte werfen, welche die eigentliche Großindustrie aus mancherlei Gründen in der Massenerzeugung nicht rationell und zuverlässig genug herzustellen vermag. Daß es an Nachfrage nach solchen Spezialitäten weder im Inlande noch auf dem Weltmarkte mangelt, beweisen die andauernd hohen Dividenden der deutschen Spezialwerke auf den verschiedensten Gebieten. Auch in anderer Richtung kann der Stahlwerksverband für die Stärkung der inländischen Industrie sehr vieles tun. Er kann insbesondere darauf hinwirken, daß nicht wie bisher den holländischen Schiffswerften das deutsche Schiffbaumaterial billiger geliefert wird als den deutschen Schiffswerften am Rhein. Durch die ganz falsche Preispolitik der früheren Verbände sind leider die oberrheinischen Schiffswerften zugunsten der holländischen Werften arg geschädigt worden. Solche Zustände dürfen sich nicht wiederholen.

Auch die gemischten Werke erheben für ihr Auslandsgeschäft den Anspruch auf Ausfuhrvergütung, zum Teil ist dieser Anspruch durch Sonderabkommen mit dem Stahlwerksverband geregelt. Auch hier entsteht die Frage, ob die Ausfuhrvergütung zur Erhaltung der Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt genügt. In einem Spezialfall, in dem ein gemischtes großes Werk vorgewalzte Stahlblöcke für die Herstellung von Ausfuhrprodukten von dem Stahlwerksverband bezogen hatte, komme ich mich rechnungsmäßig davon überzeugen, daß dieses Werk durch die gewährte Ausfuhrvergütung günstiger gestellt war, als wenn es die vorgewalzten Blöcke zu dem vom Stahlwerksverband durchschnittlich erzielten Auslandspreise fob Rotterdam gekauft hätte. Beim Bezug von Knüppeln und Platinen im sonst gleichen Falle ergab sich allerdings zwischen den um die Ausfuhrvergütung verminderten Inlandspreise und dem bezeichneten Auslandspreise eine kleine Differenz zuungunsten des Exportwerkes. Immerhin ist damit ja nicht bewiesen, daß in allen Fällen die Ausfuhrvergütung ausreicht, und es wäre deshalb sehr erwünscht, daß der Stahlwerksverband die Frage der Ausfuhrvergütung in möglichster Oeffentlichkeit behandelt und die vorgebrachten Klagen eingehend prüft. Daß ferner auch unsere schwerbedrängte deutsche Maschinenindustrie in ihrer weitgehenden Verzweigung Anspruch darauf hat, daß ihr durch den Stahlwerksverband nicht das Rohmaterial ohne Gegenleistung verteuert wird, liegt auf der Hand. Namentlich kann auch die Maschinenausfuhr nicht ohne Ausfuhrvergütungen erhalten werden. Ein eingehendes Studium dieser Frage ist dringend erforderlich, mit der künftigen Aufnahme der Produkte B in den Verkauf des Verbandes wird die Lage noch viel schwieriger werden als gegenwärtig. Rabatte oder sonstige Formen der Preisermäßigung für die im Maschinenbau weiter zu verarbeitenden Produkte A und B sind neben der Ausfuhrvergütung in Betracht zu ziehen. Alle diese Verhältnisse führen zu der Forderung einer mehrjährigen ständigen Reichsenquete über die Wirkung der großen Verbände auf die vorzugsweise auf den Eisenkonsum angewiesenen Industriezweige, und zwar sowohl bezüglich des inländischen Marktes als auch bezüglich der Ausfuhr. Daneben ist die Erhebung einer amtlichen Konsumstatistik für den gesamten inländischen Markt und für die übersehbaren Märkte des Auslandes von größter Wichtigkeit. Die geforderte Enquete muß indessen mit ganz anderer Tendenz und Sachkenntnis geführt werden als die Kohlen- und Eisenenquete der letzten Jahre.

Wir haben nun noch die Beteiligung des Stahlwerksverbandes an internationalen Verbänden kurz zu besprechen. Diese Beteiligung verfolgt den Zweck, auf dem Weltmarkte in gewissen Produkten die Preise und Lieferungsbedingungen vor allzugroßen Schwankungen zu bewahren und damit verlustbringende Auslandsverkäufe möglichst zu vermeiden. Zunächst ist hier das bis zum 30. Juni 1907 geltende internationale Formeisenabkommen zu erwähnen, das der Stahlwerksverband mit den maßgebenden Formeisenwalzwerken in Belgien und Frankreich abgeschlossen hat. Die Zentralstelle dieses Konzerns befindet sich gleichfalls in Düsseldorf. Nach einer der „Revue économique internationale" entnommenen Notiz sind an dem Absatz dieses internationalen Verbandes beteiligt Deutschland mit 73,45 Prozent, Belgien mit 15,05 Prozent und Frankreich mit 11,50 Prozent. Der französische Anteil soll entsprechend erhöht werden, wenn der französische Formeisenexport im Jahre 1904 größer sein sollte als im Jahre 1903. Alle am 24. November 1904, dem Tage der Unterzeichnung des Abkommens, vorliegenden Formeisenaufträge fallen bereits in das Abkommen. Des weiteren hat sich der Stahlwerksverband an der Errichtung des internationalen Schienenverbandes beteiligt, der bis zum 31. März 1908 abgeschlossen wurde. In diesem Fall handelt es sich nur um die Abmachung über den Anteil der einzelnen Produktionsländer an dem Schienenkonsum des freien Weltmarkts. Es sind hier beteiligt England, Deutschland, Belgien, Frankreich und die American Steel-Corporation, letztere zugleich für die Lackawanna- und die Pennsylvania-Company. Auf das Deutsche Reich entfällt ein Satz von 21 Prozent des bezeichneten Schienenkonsums. Das Verteilungsbureau dieses im übrigen losen und die Selbständigkeit der einzelnen Produktionsländer in keiner Weise einschränkenden Verbandes befindet sich in London; jedes Land ist hier durch Delegierte, die dem Generalsekretär des Verbandes beigegeben sind, vertreten. Es läßt sich bis jetzt nicht übersehen, inwieweit die Bildung der beiden internationalen Verbände von dauerndem Einfluß auf die Stabilität des Weltmarktes sein wird, erfreulich ist aber jedenfalls, daß Deutschland in diesen Verbänden mit imponierenden Beteiligungsziffern eine der Leistungsfähigkeit seiner Eisenindustrie entsprechende, würdige Vertretung gefunden hat. Wären unsere neuen Handelsverträge von gleich geschickten und informierten Vertretern abgeschlossen worden wie die bezeichneten Industrieverbände, so würden die Verträge jedenfalls ein anderes Gesicht zeigen.

Es wurde schon wiederholt bemerkt, daß die gegenwärtige Organisation des Stahlwerksverbandes in einer Reihe von wichtigen Beziehungen nur Ansätze enthält, die indessen einer weiteren Entwicklung durchaus fähig und würdig sind. Mit dieser Entwicklung könnte der Verband manche Nachteile dem gesamten Wirtschaftsleben gegenüber einigermaßen ausgleichen, die ihm als einer Organisation mächtiger Produzenten immer anhaften. Eine Hauptaufgabe muß der Verband in der Verbilligung und Hebung des Eisenkonsums und in der Förderung der Qualitätsverbesserungen suchen. Durch diese Steigerung des Konsums wird wiederum Raum geschaffen für diejenigen technischen und kaufmännischen Kräfte, die durch die Verbandsbildung zunächst in ihrem Fortkommen einigermaßen behindert sind, da die Organisation des Verbandes eine Reduktion des Personals der einzelnen Werke mit sich gebracht hat. Nur bei steigendem Konsum kann ferner die unentbehrliche Weiterentwicklung der Technik und des technischen Standes stattfinden, im Gegensatz zu Amerika, wo seit der Vertrustung der Industrie die Technik in manchen Zweigen entschieden zurückgegangen ist. Noch viel wichtiger aber ist die durch die Konsumsteigerung und die Spezialisierung und qualitative Verbesserung der Produktion gesicherte Arbeitsmenge für unseren

Digitized by Google

ständigen Bevölkerungszuwachs, der immer in der Hauptsache auf Beschäftigung in der Industrie angewiesen sein wird. Die einzelnen Werksbesitzer und Leiter sind durch den Verband eines großen Teils ihrer geschäftlichen Sorgen enthoben, um so mehr sollten sie Zeit gewinnen für sozialpolitische und wirtschaftliche Studien und Taten. Gerade die Mächtigsten in der Industrie sollten sich bewußt werden, daß sie der Gesamtheit und den Arbeitermassen gegenüber soziale Pflichten und Verantwortlichkeiten haben, die mit der Größe ihrer Unternehmungen in starker Progression wachsen. Den Besitzern und Leitern der kleineren Werke müssen sie das Vorbild des der Gesamtheit nicht weniger als den eigenen Interessen dienenden Industriellen sein, sie sollten ihre Machtstellung nur gebrauchen, um den baldigen Ausbau des Verbandes im Gesamtinteresse durchzuführen. Dann werden auch nicht so unzählige Sitzungen und Verhandlungen im Verbande und in den Unterverbänden nötig sein, die gerade den Leitern kleinerer Werke unverhältnismäßig hohe Opfer an Zeit und Arbeitskraft auferlegen und häufig genug ihren Grund darin haben, daß einzelne, nur ihren Sonderinteressen dienende Persönlichkeiten, deren Erziehungslinie nicht mit der Besitzlinie parallel geht, die kleineren Industriellen hinzuhalten und zu vergewaltigen versuchen.

Ob der Stahlwerksverband die ihm vorliegenden gewaltigen Aufgaben erfüllen und seinen Pflichten dem gesamten nationalen Wirtschaftsleben gegenüber gerecht werden wird, läßt sich selbstverständlich erst nach einer längeren Wirksamkeit entscheiden. Gelingt es ihm nicht, die gesamten Produkte B in einer den Anforderungen der Gesamtheit gerecht werdenden Weise innerhalb zwei Jahren in den Kreis seiner Tätigkeit zu ziehen, so wird er das Schicksal so zahlreicher Verbände teilen und zusammenbrechen. Dann aber stehen die Produzenten und mit ihnen zahlreiche am Wirtschaftsleben interessierte Kreise vor der Frage, was an die Stelle des Verbandes zu setzen sein werde? Die Zeiten völlig freier Konkurrenz und der ungeregelten Produktion wird man schwerlich zurückwünschen. Hat die Wirksamkeit des Verbandes offenbare Schädigungen der auf den Eisenkonsum angewiesenen Industriezweige und damit der Gesamtheit zur Folge, so steht der Reichsgewalt immer das Radikalmittel der gänzlichen oder vorübergehenden Aufhebung der Eisenzölle zur Verfügung. Im übrigen könnten ja auch für die Beschränkung der wirtschaftlichen Macht des Stahlwerksverbandes besondere Kartellgesetze in Frage kommen. Wer die gegenwärtige Mehrheit des Reichstags mit einer solchen Aufgabe betrauen und sich über die gerade durch diese Studie klargelegten ungeheuren Schwierigkeiten der Frage hinwegsetzen wollte, würde einen höchst bedenklichen Mangel an wirtschaftlicher Einsicht bekunden. Fernerhin ist auf Grund der Marxschen Konzentrationslehre die Verstaatlichung der gesamten Montanindustrie in Vorschlag gebracht worden. Hier braucht nur darauf hingewiesen zu werden, daß diese Lehre im vorliegenden Fall nicht anwendbar ist, weil in der deutschen Eisenindustrie durch die Kartelle nur die Produktionsmittel, nicht aber die angelegten Kapitalien konzentriert sind. Stünden wir der Trustbildung nach amerikanischem Muster gegenüber, so ließe sich über die Sache schon eher reden; jetzt aber liegt in der Idee der Verstaatlichung einer wesentlich auf den Export angewiesenen Industrie eine so ungeheure wirtschaftliche Gefahr für unsere Nation, daß selbst der größte durch die Verbände etwa herbeigeführte Schaden nicht an diese Gefahr heranreicht.

Was die Verbände bei verständigem und zielbewußtem Ausbau ihrer noch so jungen Organisation in sehr absehbarer Zeit für die innere Kräftigung der deutschen Eisenindustrie nach allen Richtungen leisten können, dazu würde der Staat als monopolisierter Industrieller vielleicht ein Jahrhundert gebrauchen, wenn er dieses Ziel überhaupt jemals erreichen könnte. Zunächst entspricht es jedenfalls der wirtschaftlichen Vorsicht, dem Stahlwerksverbande die notwendige Zeit zu seiner Entwicklung zu lassen und baldigst die obenbezeichnete Enquete und Konsumstatistik zu beginnen. Daneben ist die uneingeschränkte Koalitionsfreiheit der Arbeitnehmer aus Gründen der Gerechtigkeit und als das zweckmäßigste Gegengewicht gegen die Uebermacht der Unternehmer zu fordern. Für die endgültige Lösung der Kartellfrage und die Aufklärung weiter Volkskreise über den inneren Zusammenhang der Schutzzollpolitik mit den Kartellen werden sich bei der Enquete Lehren von weitgehender Bedeutung ergeben.*)

J. Kollmann.

Fontane-Briefe.

> Im Hause treibt das Nonplus unseres Lebens ruhig weiter, und unsere vier Wände haben einen richtigen Spreeufercharakter, wie es sich für den großen Wanderer ziemt. Sand, Torf, Kuffeln und mal ein sickernder Hoffnungsbach und noch öfter Raupenfraß in der Heide . . .
>
> Th. F. 25. Juni 1880.

Das Fontane-Wesen voll Beschaulichkeit, nachdenklicher Humore, allseitigen Verstehens der kunterbunten Fülle alles Seins, voll Lauschens und vielfältigen Sehens, voll Morgenneugier und Abendresignation und dem stillen Abseits-Sich-Wenden vom Menschentreiben zur Altersumkehr, all das, was in Bildern und Gestalten seiner Dichtung uns bewegte, kehrt nun in Ganzheit wieder und spricht noch einmal mit all den vertrauten Tönen.

Aus den Briefen**) kommt es unmittelbar gegenwärtig mit der Atmosphäre des Momentes.

Die gleiche Stimme spricht hier, die wir so oft in den Romanen vernahmen, wenn einer jener Rasse, die Fontane so liebte, der Lebenszuschauer, das farbig verstrickte Einfallsgarn spann und lächelnd spielend die Wirklichkeit überwand.

Aber andere Untertöne sind hier noch und die Grundlinien zeichnen sich herber und schärfer. Und es bestätigt sich die Erkenntnis, daß Lieblingsfiguren nicht Abbilder der Persönlichkeit eines Dichters, sondern Abbilder seiner Wesenswünsche sind. Nietzsche hatte nicht die Härte und die selbstherrliche Vernichtungsstärke des Uebermenschen, Schnitzler ist nicht Herr von Sala, und Fontane besaß nicht die letzte große Gelassenheit, die unangefochten aus still befestigtem Innern wahrhaft zusieht und weiß: mir kann nichts geschehen. Er war der Wirklichkeit dienstbarer und unterworfener als seine philosophischen Favoriten, viel zog und zerrte an ihm, des Hadernden in ihm ward er nicht Herr. Er schmälte und schmollte, und die kleinen und großen Verdrießlichkeiten hatten peinigende Macht über ihn. Keine aggressive Natur, scheu und befangen zurückschreckend vor allen geräuschvollen Affären, würgte er wohl oft am Unmut. Und wie Grillparzer in mürrischer Einsamkeit durch Epigramme sich erleichterte, so gab Fontane in seinen Briefen allen seinen Mißmutsstimmungen nach und kurierte sich vom

*) Soeben werden die neuesten Ziffern aus der Geschäftstätigkeit des Stahlwerksverbandes bekannt. Danach beträgt der Gesamtversand des Verbandes in Produkten A vom 1. März 1904 bis 31. Januar 1905 4 202 765 t, davon entfallen auf Halbzeug 1 427 693 t (Inland 72,65 Proz., Ausland 27,35 Prozent), auf Eisenbahnmaterial 1 275 922 t (Inland 76,14 Prozent, Ausland 23,86 Prozent) und auf Formeisen 1 439 150 t (Inland 76,94 Prozent, Ausland 23,06 Prozent). Auf die einzelnen Monate verteilt sich der Versand in 1904 folgendermaßen: t. Halbzeug: März 131 655 t, April 123 807 t, Mai 137 225 t, Juni 135 348 t, Juli 117 632 t, August 138 454 t, September 141 963 t, Oktober 142 140 t, November 133 500 t, Dezember 157 762 t, Januar 1905: 127 081 t; 2. Eisenbahnmaterial: März-April zusammen 245 037 t, Mai 124 215 t, Juni 139 587 t, Juli 90 788 t, August 90 519 t, September 85 504 t, Oktober 121 290 t, November 134 781 t, Dezember 134 781 t, Januar 1905: 148 904 t; 3. Formeisen: März 158 417 t, April 163 074 t, Mai 162 358 t, Juni 164 146 t, Juli 140 745 t, August 138 371 t, September 121 892 t, Oktober 99 549 t, November 82 736 t, Dezember 80 605 t, Januar 1905: 157 097 t. Es ist hiernach wahrscheinlich, daß der gesamte Versand des Verbandes für die zwölf Monate vom 1. März 1904 bis zum 28. Februar 1905 die gesamte Beteiligungsziffer von 4 614 225 t in Produkten A mindestens erreichen wird.

**) Zwei Bände Briefe Fontanes an seine Familie. Berlin, F. Fontane & Co.

Digitized by Google

Verdruß an Mitmenschen und Zeitgenossen durch Ironie und satirische Pointen.

In seinen Dichtungen ist viel Güte und Liebe zu den Geschöpfen, die er ihr Schicksal erfüllen ließ, zu den Geschöpfen seines Blutes. Im wirklichen Leben hatte er nicht zu viel Liebe für die Menschen; er war einsam und kannte das traurige Wissen, daß kein Weg von einem zum andern führt. Es mag nun wohl sein, daß manche, die gar zu gern (was übrigens ganz unfontanisch ist) die festgegründeten Begriffe kultivieren, dies neue Fontane-Bild bestürzt sich ansehen und in ihren schönen Gefühlen getäuscht sind. Das scheint mir mangelhaft. Mit seinen Erdenresten und seiner irdischen Trübsal kommt diese Menschlichkeit mir näher noch, und all das Reiche, Feine, Weisheitsvolle, das glückhaft beseelte Schauen der Erscheinungen, die Gabe farbigen Abglanzes der Dinge, phantastisch spielend bald, bald spaßhaft kraus verschnörkelnd im Elfen-, Puck- und Rüpelreigen — das ist ja ungeschmälert, überreich auch hier in Blüte, nur eben auf dem dunklen Hintergrund bedrängenden Alltags. Und so ergreifender noch dem Fühlenden.

* * *

Es wäre verlockend, aus dieser Briefmappe die bunten Lebensrand-Einfälle auszulesen und aufzureihen, aber vor diesen Genrebildern, die wir uns freilich nicht ganz entgehen lassen wollen, kommt doch zuvörderst das Porträt der Hauptperson, das sich hier mannigfach und vielfältig spiegelt.

Es steht hier ein gewisses Leitwort über den Fontaneschen Charakter zu lesen, wovon sich ausgehen läßt: er findet sich in alles, vorausgesetzt, daß er selber nicht malträtiert wird und Geld hat. Fontane aber fühlte sich recht oft malträtiert durch „viel Not und Sorg' im Leben, manch ehlich Glück daneben", und die leidige Rechnerei war für seine Beschaulichkeit ein lästiger Störenfried.

Man erhält den Eindruck einer Persönlichkeit, die ihrer ganzen Art nach auf ein still behagliches Zuschauen eingestellt ist, und die sich hetzen muß; die, bei aller Bescheidenheit das Gefühl für den berechtigten Anspruch auf ein gewisses, selbstverständliches Existenzfundament in sich hat und dabei fortdauernd auf der Hut sein muß gegen den Druck des Kleinlichen.

Es wird, was in den Romanen oft als ein bezeichnender Zug erscheint, hier für Fontane selbst als ein Hauptzug bestätigt, der Sinn für das, was paßt und nicht paßt, ein Proportionssinn, ein Taktgefühl, ein Stilgefühl. Das ist außerordentlich rege, es bildet das Metronom, es funktioniert instinktiv, es gibt die Stellung zu den Ereignissen und Erlebnissen. Es schafft ihm Ueberlegenheit, allseitiges Verständnis und Toleranz, es bringt ihm andererseits aber auch erhöhte Empfindlichkeit für alles Schiefe, das ihn attackiert und in das er unfreiwillig hineingezogen wird.

Früh sind diese Züge ausgebildet, bei dem Londoner Spaziergänger, der im ehrwürdig mottigen „Ratsherrnpelz" die offizielle Berliner Presse repräsentieren muß, unter der plumpigen Unteroffizierswirtschaft leidet und die selbstverständliche Sicherheit der englischen Rasse bewundert. Das Wirtschaftlich-Aesthetische ist sehr ausgeprägt in Fontanes Anschauungen, der Schönheitswert vornehm diskret angewandten Besitzes entzückt ihn, das bourgeoismäßig Aufgetragene ist sein größter Haß. Die „Schönbildlichkeit" einer Gesellschaft bei Heydens bezaubert ihn: der schöne Sommertag; die Türen auf; Blick auf Vorzimmer und Treppenveranda; lauter feine Köpfe, eine fein abgestimmte Geselligkeit. Selten findet er das, und im Ausland vergleicht er oft die Zustände, und er merkt recht gut: Mit Geld verkehren ist eine Kunst wie mit Frauen verkehren, wer es mal nicht hat, der lernt es schwer. Als Zaungast fühlt er sich in der Fremde, und nachdem er seine Neugier am Stofflichen gestillt, verzichtet er auf die großen Reisen. Als Studien für Beruf und für Weltkenntnis nahm er sie, sein Proportionssinn aber ließ ihn dabei nicht zum Behagen kommen. Und bewußt sprach er es aus, daß er die Anspruchslosigkeit seiner späteren Reisen nach dem Harz oder Thüringen oder kleinen märkischen Orten nicht aus Bescheidenheit übe, sondern aus künstlerischem Sinn. Ihm sind die Situationen, denen er nicht gewachsen und in denen er sich nicht zu Haus fühlt, bedrückend, und sein Stilgefühl wählt lieber ein Ganzes, das unscheinbar, als einen Viertelblick in eine feinen Nuitteln verschlossene Welt: „Bleichröder gehört nach Treport oder Biarritz, ich gehöre nach Seebad Rüdersdorf . . . ganz so, wie unsere kleine Schneiderwohnung für unser Mobiliar und unseren ganzen Lebenszuschnitt das einzig Richtige ist. Die alte Erbuhr in ein Zimmer mit Stuckposamenengeln gestellt wäre ein Unding."

Hätte er die Kraft und die Mittel dazu gehabt, sagt er an anderer Stelle, so hätte er dem formell nahezu Vollendeten nachgeeifert. Da das nicht sein kann, will er konsequent das für ihn Geeignete, nur ja keine Surrogate: „In Teupitz und Wusterhausen bin ich immer glücklich gewesen. Man paßt mehr zum Wirtshaus zum Alten Zieten als zum Clarndon-Hotel in London." Fontanes Proportionssinn bestimmt ihm auch sonst die Distanzen. Er hat ein ungemein feines Gehör für den „Ton", für den richtigen, wie für den falschen. Gewisse Bonhommien mit „Klugschmuserei" im Hintergrund waren ihm ein Greuel. Und Scham und Verlegenheit weckten ihm falsch gestimmte Situationen.

Aus gleichem Grund kam ihm auch die Abneigung gegen die „Feierlichkeit", gegen die „ehrpusselige Pompositität" und gegen die „Heulhuberei". Sein guter Geschmack sträubte sich gegen das Selbstgefällige und Geschwätzig-Wichtigtuerische bei Trauerfällen.

> Besonders, wenn sie wen begraben,
> Dann treten sie (drüber ist kaum zu streiten)
> Mit einemmal in die Feierlichkeiten.

„Wenn der alte Wilhelm stirbt, kann man Radau machen, ein Geheimrat ist ein Geheimrat. Man kann nicht still genug in seine letzte Wohnung einziehen."

Und weiter kam aus diesem Sinn die Fähigkeit allseitigen Abwägens und eine Freiheit von allem Eingeschworensein, ja ein Billigkeitsgefühl bis zur Schwäche, da schließlich ja wohl ein jeder von seinem Standpunkt aus für sich recht hat und die Dinge viele Seiten haben. Der Brief über das Dienstmädchenproblem, in dem Unmut und gepeinigte Empfindlichkeit gegen die „schustermäßige Kleinständerei" von einer humorhaft lächelnden Resignation überwunden wird, gibt an einem scheinbar kleinen und komischen Beispiel eine Probe von Lebensreibungen und dem Versuch philosophischen Ertragens.

Für Parolen, Unbedingtheiten und Pamere ist er nicht zu haben. „Mitkämpfertum" paßt nicht für sein umschauendes, immer aus Distanzen abwägendes Wesen. Er scheint fabelhaft unbestochen, und wieder ist es sein Proportionssinn, der ihn ein jedes Ding für sich nach eigenem Maße messen läßt. Und das tat er mit sehr scharfen Augen und mit verblüffender Witterung, ganz gleich, ob die Objekte ihm äußerlich nah oder fern standen. Am verblüffendsten vielleicht, wie er 1883 schon in Schlenthers Hülsenbroschüre den Wunsch entdeckt „auch irgendwo" mal die Rolle von Heinrich Laube zu spielen.

* * *

Am aufschlußreichsten für Fontanes Wesen ist es, seinen Distanzsinn innerhalb des Familienkreises zu beobachten, wie er sich behauptet, wie er in Kollisionen gerät. Dazu wird hier reichlich Gelegenheit gegeben, denn diese Briefe sind Familienbriefe, Briefe an die Frau und an die Kinder. Im Hintergrund steht dabei jene prachtvolle Gestalt aus den „Kinderjahren", der alte Herr, Fontanes Vater. Intermezzohaft taucht er hier auf, und echte Fontanestimmung haben jene Szenen in Schiffmühle bei Freienwalde, wo der Alte haust und seinen beschaulichen Lebensspaß hat und allerlei Behagen. Sein Liebling ist ein großes schwarzes Schwein, das er den „Pastor von Kükendorf" nennt, und seine Hauptforce immer noch das grandiose Plaudern, jenseits von Logik und Konsequenz, vom Hundertsten ins Tausendste, von Friedrich dem Großen und Sommerfeld, vom Schulzen Lehmann, Garibaldi und dem Papst, dazwischen Versicherungen, daß alles Kropzeug sei von Anfang bis zu Ende, wir selbst mit inbegriffen; dabei Anstoßen mit großen Weingläsern auf langes Leben und gute Gesundheit und allgemeine Heiterkeit.

Fontane, als echter Sohn dieses Vaters, stand zu seinen eigenen Kindern, nach seinem eigenen Wort, „wie zu anderen Menschen". Er nahm sie aus seiner Anschauung heraus als

Digitized by Google

selbständige Wesen, die ihre Art haben. Seine Menschenerkenntnis sagt ihm, daß man nicht an Charakteren herumbasteln könne, es führt zu gar nichts, außer zu Verstimmung und Aergernis. Und die hält sich Fontane am liebsten vom Leibe, zumal da er weiß, daß dabei außer dem Unangenehmen nichts Förderliches herauskommt.

Er hat sein Zuschauerinteresse an seinen Kindern, und sehr charakteristisch ist, wie er von einem Besuch bei seinem Sohn Georg in Magdeburg sagt, er war ein wenig befangen, „das ist fontanesch und liegt in der Situation. Auch genieren Väter immer; der meinige genierte mich auch." Wie reizend, unbefangen und natürlich aber das innere menschliche Verhältnis war, das geht aus dem Brief hervor, den er an seinen Theo, den primus omnium des französischen Gymnasiums schreibt, und in dem er ein humorvolles Resumée der Fontaneschen Schullebensläufe gibt. Nach seiner durch vier Generationen gehenden Kenntnis zählt er zu den fragwürdigen Vorzügen des Geschlechts, daß nie ein Fontane das Abiturientenexamen gemacht, geschweige vorher die Stelle eines primus omnium bekleidet hat: „Der Durchschnitts-Fontane ist immer aus Obertertia abgegangen und hat sich dann weiter geschwindelt Ich war schon eine Ausnahme, ein abnormer Zustand, der nun durch Dich seinen Abschluß gefunden."

Von seinen Kindern interessierte Fontanes menschliche Wißbegier am meisten seine Tochter Mete. In ihr kehrte das verstärkt wieder, was er an sich selbst erkannt, was er aber durch Resignation und durch jenen richtig balanzierenden Proportionssinn gedämpft und ins Gleichgewicht gebracht hatte, die Neigung für die Lebensqualitäten, für den guten, möglichst vollendeten Stil und die Empfindlichkeit gegen die brüskierende Enge des „Notfloßes" und gegen die kleinlichen Miserabilitäten der Pfennigrechnerei. In der „Corinna" der Jenny Treibel und in den Wünschen der Effi Briest ist viel von jener Fontane-Tochter. Wie sich der Vater in ihr Wesen hineinversetzt, sie in ihren Zusammenhängen auffaßt und sie der Mutter erklärt, sie von allen Seiten beleuchtet mit positiven und negativen Schlaglichtern, mit einer abwägenden Unparteilichkeit, das beweist dieses Menschenbetrachters Taktgefühl und seine Schwingung am reifsten. Er hält nichts von dem Kurieren mit den doktrinären Begriffen und der elterlichen Superiorität. Er denkt sich in die andere Wesenheit hinein und sagt sich, „sie hat den schlichten Sinn nicht, sie leidet unter dem Hauszuschnitt und Hauston und kann in der ewig zitierten Herrlichkeit unseres Umgangs unmöglich so viel finden, um all das balanziert zu sehen, was ihr contre coeur ist. Wir sprechen immer vom ‚elterlichen Haus', aber sie hat nicht das davon, was sie befriedigt. Sie kriegt ein Kleid und einen Unterrock und dazwischen Aerger und Langeweile."

Andererseits aber ist er bei allem Verstehen unbefangen genug zu sagen, daß diesem Wesen eben das zum Leben Unerläßliche fehlt, das er selbst ja als Gegengewicht hatte: die gegebene Situation zu begreifen und die entsprechende Haltung zu treffen.

Und schließlich bleibt auch hier die resignierte Erkenntnis, keines kann dem andern helfen, es kommt meistens doch anders: „man verzapft, so gut man kann, seine väterliche Weisheit, und schließlich ist doch auch diese belämmert".

In seiner Ehe gab es, das zeigen die Briefe an Frau Fontane, viel Gelegenheit, den Proportionssinn und das Gleichmaß allseitigen Begreifens zu bewähren. Und hier, wo ihm auf dem engen Notfloß die Widerstände allzu nahe auf die Haut rückten, kamen oft all die schönen Beschaulichkeiten aus dem Gleichgewicht. Und das Verstehen der anderen Natur konnte nichts dagegen helfen, daß ihm oft die andere Natur auf die Nerven fiel.

Die engen äußeren Verhältnisse mit ihren vielen Reibungsmöglichkeiten, die Unsicherheit der Existenzfundierung verschärften die Empfindlichkeit. Fontane war so geartet, daß er für sich wohl in jede Lage sich schickte, daß er aber, wenn ihm das Deprimierende und das Kümmerliche außer in der Wirklichkeit auch noch im Reflex der Gemeinsamkeit erschien, starke Bitterkeit zog. Hier sprach wieder sein ästhetisches Gefühl. Für sich konnte er entbehren, aber sehen, wie andere, für die er sich verantwortlich fühlt, in seiner Gemeinschaft etwas vermissen und ihn das auch noch merken ließen, war ihm peinliche Gêne. Weil er nicht in der Lage ist, so zu reisen, wie er mit einer Frau reisen möchte, läßt er es lieber ganz. Schon die Unsicherheit den Situationen gegenüber, sein Verantwortlichkeitsgefühl schafft Spannungen, die dann sich leicht zu fatalen Konflikten und Auseinandersetzungen, zu gegenseitigen Bitterkeiten führen. Schon wenn wir uns in eine Droschke setzen, zanken wir uns, sagt Fontane einmal. Die meisten dieser Konflikte kamen aus der ungewissen Lage und aus dem ständigen Mißtrauen Fontanes, daß seine Frau und die Verwandten ihn nicht ernst nahmen, sondern als ein enfant terrible ansahen; Andeutungen wie das Wort über die „Jammerpartie" und jenes andere, als er ein für ihn nicht passendes Amt niederlegte: ein armer Mensch gibt keine Stellung auf, reden deutlich.

Recht viel Mißtöne muß es in dieser Symphonia domestica gegeben haben, und doch bleibt alles beim alten und beide Menschen haben sich auf ihre Art lieb, denn, wie Fontane erkennend sagt, die Zuneigung ist etwas Rätselvolles, die mit der Gutheißung dessen, was der andere tut, in keinem notwendigen Zusammenhange steht.

Fontane analysiert seine Frau einmal ihrer Ahnenmischung nach, sie stammt halb aus Beeskow und halb aus Toulouse.

Toulouse ist gut, ist aber Beeskower Tag, dann hapert es. Am toulousesten ist sie, wenn gut Wetter im Kalender steht, in ihrem eigenen Hause. Und er gibt ihr schließlich das Zeugnis, daß, wenn nicht kleine Verhältnisse sie niederdrücken, der Toulouser Tag vorherrscht. Wie er überhaupt auch hier versucht, gerecht und tolerant zu sein, die Ehemondstabellen wie Naturerscheinungen hinzunehmen, nicht auf ein Rechthaben sich zu kaprizieren, sondern fünfe gerade sein zu lassen. Er weiß, niemand ändert sich, diese Frau hat keine Macht über ihre Stimmung, sie gerät immer gleich aus dem Häuschen, sie schwimmt entweder in einem Ozean von Leid oder in einer Südsee von Traurigkeit. So gibt er sich Mühe, auch diesen Erscheinungen gegenüber ein Zuschauer zu werden.

Sein feines Rechts- und Taktgefühl sorgte übrigens trotz vieler Mißstimmungen stets dafür, daß seine Frau ihren Vollplatz habe. Es war ihm entsetzlich, solche Verdrießlichkeiten und Verstimmungen zu öffentlichen Angelegenheiten zu machen, wie ihm aller Klatsch und Tratsch, Kleinstädterei und Frau Basen-Zuträgerei, Schwatzen zwischen Tür und Angel höchst zuwider war.

Er sagte einmal in einem Brief von seiner Frau: „Wie sie überhaupt einen noblen Charakter hat, so hat sie ihn auch in Geldangelegenheiten. Sie ist viel gütiger als ich, ich bin in allen diesen Dingen der reine Blender, wie alle Menschen, die leicht geartet sind und Neigung haben, sich alles Unangenehme vom Leibe zu halten." Und das wird im Grunde stimmen, und ihr wesentlichstes erkennt man wohl darin, daß sie so frei und groß (das war Toulousisch und Fontanisch) dachte, diesen Briefen die Oeffentlichkeitssanktion zu erteilen, ohne kleinliche Empfindelei und mit dem Blick für das, worauf es ankommt.

* * *

Noch andere Hemmungen und Störungen gab es, die das auf Gleichmaß und Beschaulichkeit gestimmte Wesen Fontanes peinigend attackieren.

Sie kamen aus dem Beruf.

Es begibt sich hier der Fall, daß ein Mensch, der sich nicht allzuviel aus Menschen macht, der die Oeffentlichkeit am liebsten von weitem aus einem stillen Zuschauerplatz als Bühne ansieht, widerspruchsvoll seinen inneren Beruf in einer Tätigkeit erkennt, die durchaus auf die Oeffentlichkeit angewiesen, die an sie appelliert und die schließlich sich auch von ihr taxieren und bewerten lassen muß.

Da öffnet sich nun ein weites Feld für Verstimmung und Unmut. Nicht von gekränkter Dichtereitelkeit ist hier die Rede. Im Gegenteil, Fontanes Proportionssinn funktioniert auch hier, soweit es möglich ist, und bringt die Dinge in Balance. Bescheidene Selbstemschätzung ruft sich sogar oft selbst zur Ordnung, nicht in selbstquälerischer Verkleinerung, sondern in ruhigem, gefaßtem Ansehen seiner Art und ihrer Grenzen.

Digitized by Google

Er weiß, daß er eine dichterische Natur ist mehr als tausend andere, die sich selbst anbeten, aber „keine große und reiche Dichternatur. Es drippelt nur so".

Er prüft und wägt immer, stets bereit, sich zu berichtigen, und oft, wenn er Gelgenheitsgedichte von Dilettanten liest, sagt er sich, das ist auch nicht schlechter, als er es machen würde.

Manchesmal kommt er aus solchen Erwägungen heraus sogar zu einer Art „dankbaren Staunens" darüber, daß er überhaupt so weit gekommen ist. Zurückblickend erscheint er sich wie der Reiter auf dem Bodensee, das Grauen packt ihn nachträglich, und er prägt das nachdenkliche Wort: Personen von solcher Ausrüstung, wie die seine, ohne Vermögen, ohne Wissen, ohne Stellung, ohne starke Nerven, das Leben zu zwingen — solche Menschen sind überhaupt keine richtigen Menschen, und „wenn sie mit ihrem Talent und ihrem eingewickelten Fünfzigpfennigstück ihres Weges ziehen wollen (und das muß man ihnen schließlich gestatten), so sollen sie sich wenigstens nicht verheiraten".

In solcher Stimmung wird er sogar übergerecht gegen die Verwandten und gegen ihr Mißtrauen.

Aber im Grunde weiß er doch auch, wer er ist, und dasselbe Proportionsgefühl, das ihn gegen andere gerecht sein läßt, muß er sich auch selbst zuteil werden lassen. Und die Resultate, die dabei herauskommen, erwecken Bitterkeit, die nicht so leicht zu überwinden ist.

Ueber gewisse Dinge kann er nicht hinweg, und in einem peinlichen Klarwerden erscheint ihm das angenehme Schwagerwort typisch für seine Stellung: „Dein berühmter Bruder, den niemand kennt." „Nie bin ich richtiger beurteilt worden," sagt er. Man hat den Eindruck, daß in den Oeffentlichkeitsbeziehungen, in den Beziehungen zu Redaktionen und Verlagen, und vor allem auch zum Publikum, Fontane das entbehrte, was er seinem Wesen nach als das mindeste zu fordern sich berechtigt glaubte: jene selbstverständliche Achtung, der Respekt vor der bestimmten Art; keine Komplimente und süße Redensarten, aber die Schätzung, die sich in einem Blick, einer Bewegung offenbart, in einer diskreten Aufmerksamkeit voll Verstehens und Höflichkeit des Herzens, in einer jener „menschlichen Schönbildlichkeiten", für die er selbst solch feines Organ hatte. Unsere Generation sah noch mit an, wie dieser Dichter der Wenigen zur allgemeinen Geltung und sogar, was er sich nicht hatte träumen lassen, zu äußeren Ehrengraden kam. Das begab sich in den letzten Jahren eines langen Lebens. Diese Briefe aber handeln von diesem ganzen Leben, und die späten Erfüllungen für kurze Frist geben natürlich einen schwächeren Ton an, als die Perioden voll Stillstand und Enttäuschung, wo es heißt: „um mich kümmert sich keine Katze" . . . .

Nicht vage Stimmungsempfindelei schreibt das nieder, Fontanes Sachlichkeit gibt immer die konkreten Beispiele. Und eine hübsche Blütenlese kommt da zusammen, von seinem berühmten Prolog an, den der „große Anton von Werner" beim Schinkelfestabend einfach kassierte, weil er ein lebendes Bild stellen wollte. („Mit wieviel Ehren bin ich schon überhäuft warden") bis zu jenen Redaktionserfahrungen, die der „Meister der Ballade" noch 1889 macht, erst aufgefordert zu werden und dann, nachdem er etwas geschickt, wochenlang ohne Antwort zu bleiben. Und mit den sogenannten Anerkennungen ist es nicht viel erfreulicher; wie angenehm war es für Fontane zu hören, als ihm eine „Gebildete" („eine Frau Professor, deren Sohn in ‚Gegenwart' und ‚Magazin' schreibt") über seinen Roman in der Vossin sagt: „Er ist so spannend; man kennt ja alle Straßennamen."

Und das berühmte Gedicht „Kommen Sie Cohn", das aus der letzten Zeit stammt, ist aus jener Stimmung des Falsch-Placiert-seins herausgeschrieben. Und er salvierte sich gegen sich selbst, gegen seine verschämte, unausrottbare Liebe für den Adel („wer den Adel abschaffen wollte, schaffte den letzten Rest von Poesie aus der Welt"), als er sagte: „so dumm war ich nicht, für Mark und Märker zu schwärmen."

Der Metierekel steigt ihm oft bis zum Halse, und er klagt bitter über den Novellenschacher, die kümmerliche Rolle, das Miserabele des literarischen Erwerbs. Und wie ein Aufatmen klingt der Wunsch: „wenn es ginge, würde ich es morgen aufgeben und nur noch spazieren gehen, plaudern und Zeitung lesen". Das ist nicht aus der frühen Zeit, sondern 1885 gesagt.

Man hat in den Briefen der letzten Jahre überhaupt nicht den Eindruck eines heiter-klaren Lebensherbstes. Das, was Fontane seine Soupçon-Natur nannte, hatte wohl doch in langen Erfahrungen zu viel Stoff aufgesogen, als daß er sich unbefangen und frisch an so später Ernte hätte freuen können.

Er kam, das war sein Schicksal, nie recht zu dem vollen Gefühl des Ueberschusses, und sein bestes Resultat war, daß es gerade langte. Und das Höchste, was er erreichte, war, nach eigenem kargen Resümee: „Etabliert- und Beruhigtsein ohne Jugend und Hoffnung". Und eine bedrückende Vorstellung wäre es, — wenn auch das Jugendleben vielleicht schöner ist — noch mal anfangen zu müssen.

Müdigkeit und Ueberdruß an der Komödie klingt durch diesen Lebensepilog immer empfindlicher wird sein Sinn für die Fadheiten und Uebertünchtheiten menschlichen Verkehrs, für die Künstlichkeit, für die Unechtheit der Massengefühle. Immer stärker auch seine Skepsis gegen „große Momente" und gegen alle Biedermanns-Brusttöneren. Früher nahm er das humorhafter, jetzt dringt etwas Schärferes, Ironisches, ein herber Ton von Menschenhaß hindurch. Es ist, als ob Fontane jetzt nicht mehr die „Dummheiten" ein Lächeln wecken, sondern als ob sie ihm als Ekel auf die Nerven fallen und ihn physisch beleidigen. Mehr und mehr drängt es ihn nach Einsamkeit, nach dem Alleinsein mit sich, er verträgt nichts mehr. Patriotischer Trauer- und Hurrarummel auf den Straßen peinigt ihn körperlich, er wird erst wieder froh, wenn er am stillen Abend bei der Lampe mit Stanley um den Viktoria Nyanza-See fährt.

Die letzte Stimmung ist: „Was soll der Unsinn" . . . und letztes Gefühl ein memento mori, das Wohltuende müden Zustandes, und der Ruhewunsch voll tiefer Gleichgültigkeit gegen Menschen und Menschenwesen: „Lägst du nur erst wieder im Bett."

* * *

Und doch haben wir im letzten Wesen hier nicht Bücher des Unmuts. Auf dunklem Grunde weben sich Humore und Einfälle, bunte Lebensbeute wird hier eingefangen, Fülle des Schauens spielt, und wundersam umwandelndes Organ treibt neckischen Spuk mit allen Erscheinungen, Shakespearesche Drollspäße, und schnörkelt alle Eindrücke zu possierlichen Ornamenten um. Der Geist der lustigen Person ist immer auf der Lauer, sich sein Teil zu erhaschen. Und in dem „Aufpicken der kleinen Freuden" und der Lebensdrolerien ist Fontane den Favoriten seiner Romane durchaus gewachsen. Es scheint, als ob er nicht die Feder ansetzen könnte, ohne daß sie wie von selbst Kreuz- und Querspoziergänge auf dem Papier macht und Vignettenwerk, Grotesken, komische Umrisse malt.

Das ist das „talent épistolaire", über das Fontane selbst umständlich und mit großer Liebe sich verbreitet und das er mit entschiedener Befriedigung bei seiner Tochter Mete wieder entdeckt. Auf den Stoff kommt es dabei garnicht an, sondern auf die gefügelte Laune, die ihn umflattert. Und durchaus richtig fand Fontane die Bemerkung seiner Frau, daß er „bei Nichtstoff in der Regel besser schreibe als bei viel Stoff."

Und von all diesen Gesichten gilt das Wort: „ich habe, wenn auch nur im kleinen Stil, allerhand erlebt und gesehen und bin dadurch einigermaßen auf meine Kosten gekommen." Unerschöpflich ist das Repertoire für diese Empfänglichkeit und ihren allezeit wachen und sofort beweglichen Spieltrieb.

Wie ein Menzelsches Skizzenbuch, so kunterbunt von allem Möglichen wie von den riskiertesten Unmöglichkeiten sieht diese Bildermappe aus, aber statt der strengen Sachlichkeit trägt hier jedes Ding sein schnurriges Schwänzchen und seine spaßhafte Devise.

Milchsaure Spreewäldermmen poradieren auf Tiergartenbänken, und im Omnibus nach Quedlinburg thront eine stattliche Amme, die aber „dry nurse" ist, denn sie hantiert mit einer Flasche und an ihr hängt ein kleiner Berliner „Skrofelinski".

Ein Bräutigam erscheint als Satir, aber der Bräutigam ist unvollkommen, denn er ist entlobt; und als Satir ist er auch unvollkommen, denn er ist kakerlakig und ohne Haare, und

Digitized by Google

die Haare sind noch das beste am Satir. Kaninchenhafte und seidenhaarige Familien gehen auf, Touristengruppen ziehen zu einer ulkigen Revue auf, Kraftmeier, Elegant und die kurzbeinigen, kurzhalsigen Dicken. Altberliner Geselligkeit erscheint in einer grellen Karikatur, wie eine Lithographie der Glasbrennerzeit: die Damen lachen sich gegenseitig in die Arme hinein und machen Windungen wie Laokoon unter den Schlangen und sie reißen die Mäuler auf, daß sich Abgründe öffnen, die besser mit Nacht bedeckt geblieben wären.

Und gesprochen wird wie in den Causerien, wie in den Plauderstunden des alten Gascogners vom Hundertsten ins Tausendste . . . Vom Liebesleben in der Natur, wobei ein nachdenkliches Wort des alten Herrn zitiert wird: „Ja, sieh mein Sohn, das ist das merkwürdige; die Tiere sind an bestimmte Zeiten gebunden, nur nicht der Mensch, und ich weiß nicht, ob ich es als einen Vorzug oder Nachteil ansehen soll."

Ueber Wandernieren gibt es tiefgründige Betrachtungen: „Was soll noch Bestand auf Erden haben, wenn die Nieren zu wandern anfangen? Die Nierensteine freilich sind ja Planeten oder Wandelsterne des häuslichen Mikrokosmos, aber die Niere selbst war Fixstern im System."

Aeußerst ausgiebig wird ein Traktat über die Fontaneschen Matratzen und die abenteuerlichen Nächte, als der Strohwitwer neben dem gähnenden Bettabgrund liegt, in der tiefen Kute der alten Matratze geborgen.

Und zwischen Possenspielen stille Stunden auf Kirchhöfen und am Strand mit Stormversen im Gefühl:

> Dunkle Zypressen
> Ring dich nicht ab.
> Es wird doch alles vergessen.

und gleich Gottfried Kellers Pfingstgesicht heiteres Anmutsschauen, das den Anblick weißer Kleider, am Himmelfahrtstag aus den Coupés ins Grüne quellend, so fühlt, als würde der Sommer ausgegossen.

So schwebt über den „Büchern des Unmuts" doch das Lächeln und ein großes, stilles Leuchten, oder, um Fontanisch zu schließen: der Pessimismus trägt sich rot und zeisiggrün . . .

Felix Poppenberg.

Richard Wagner und kein Ende.

Ins Ungemessene schwillt mehr und mehr das Schrifttum über den Bayreuther Meister an, und wenn von den dreißig bis vierzig Bänden, von den Hunderten von Aufsätzen, die alljährlich erscheinen, jeder uns auch nur um ein Schrittchen der Erkenntnis des Wagner-Problems näher brächte, so müßten wir die Geistesreise um diese gewaltige Kulturerscheinung schon mehrfach vollbracht und den Koloß von allen Seiten betrachtet haben. Allein das Genie ist inkommensurabel, und die Wagner-Schriftstellerei ist zum größten Teil — Wiederkäuerarbeit. So sind wir denn auch heute, zwei Jahrzehnte nach Wagners Tod, trotz des massenhaften Verbrauches von Druckerschwärze zu einer erschöpfenden Beschreibung und Betrachtung dieses wichtigsten Künstlerlebens unserer Zeit noch nicht gelangt. Skizze und Studie ist das meiste geblieben, was uns die Wagner-Literatur zu bieten hat. So ist z. B. selbst Glasenapps umfänglicher und mit riesigem Fleiße hergestellter Biographie trotz ihres chronistischen Charakters diejenige Zuverlässigkeit nicht eigen, die man von einem wissenschaftlichen Buche fordern muß. Schon in den ersten Bänden war mancherlei aufgefallen, was mehr fable convenue der Partei als historisch beglaubigte Tatsache ist, wie z. B die mehrfachen Andeutungen über unehrliche Machinationen Meyerbeers gegen Wagner, Andeutungen, die nur statthaft wären, wenn wenigstens der Versuch gemacht wäre ihre Wahrheit zu erweisen. Und neuerdings hat es sich herausgestellt, daß auch der zuletzt erschienene vierte Band, der durch die eingehende Behandlung der Münchener Glückstage und Kriegsjahre besonderes Interesse erregt hatte, nur mit kritischer Vorsicht aufzunehmen ist. In einer kleinen Flugschrift „Richard Wagner und die Münchener 1865"*), die den freilich erfolglosen Versuch macht, die Isarathener von anno dazumal vom Vorwurf des stupiden Widerstandes und stumpfsinniger Ahnungslosigkeit zu „retten", hat Dr. Karl Dürck einige Punkte der Glasenappschen Darstellung so gründlich berichtigen müssen und können, daß man an der Zuverlässigkeit der berühmten Biographie wohl Zweifel hegen muß. So ist, um nur ein Beispiel anzuführen, durch Dürck die famose Geschichte von den vierzigtausend Gulden, die dem Meister zur Erregung des öffentlichen Unwillens in einem mit Geldsäcken beladenen offen Wagen zugeführt worden sein sollen, als gemeiner Klatsch erwiesen worden, indem er aus dem Archiv der Kabinettskasse eine Quittung veröffentlichte, der zufolge damals die vielberedete Summe durch Frau von Bülow für Wagner in Empfang genommen wurde.

Ist somit das Vertrauen in die immerhin sehr verdienstvolle und in manchem Betracht grundlegende Arbeit Glasenapps etwas erschüttert, so mußte sich wieder von neuem das Verlangen regen, die für unser Kulturleben so bedeutsamen Probleme dieses Künstlertums und Lebenslaufes auch einmal in der ruhigen, milden Beleuchtung streng wissenschaftlicher Forschung betrachtet zu sehen. Mit einiger Spannung sah man daher dem Versuch eines akademischen Lehrers entgegen, das Leben und Wirken des Meisters in streng historischer Weise zu würdigen, zumal da es ein amtlich bestellter Vertreter der Musikwissenschaft war, der sich dieser schwierigen Aufgabe unterziehen wollte. Durfte man darnach doch hoffen, endlich das musikästhetische und musikgeschichtliche Gegenstück zu einem so brauchbaren Buch, wie das Henri Lichtenbergers über „Wagner als Dichter und Denker" zu erhalten. Leider hat Professor Guido Adler**) diese Erwartung nicht erfüllt, und seine Wiener Vorlesungen, in denen er „die Frucht dreißigjähriger Denkarbeit, den Niederschlag von Gefühlsevolutionen vergangener Zeiten" uns verheißt, werden schwerlich, wie er glaubt, die dauernde Grundlage für die Wagner-Forschung bilden können. Dazu fehlt es dem Buch, so reich es an guten und feinen Bemerkungen im einzelnen ist, an einer tieferen Erfassung und großzügigen Darstellung der geschichtlichen Erscheinung Wagners und, merkwürdigerweise, auch an jener Verläßlichkeit und Fülle der Angaben, die für ein Grundbuch der Forschung unerläßlich sind. In den ersten Vorlesungen zwar ist der Versuch gemacht, Richard Wagners Kunst in große geschichtliche Zusammenhänge zu stellen, ja durch einige kühn gezogene, lange Verbindungslinien bringt Adler es sogar fertig, den Meister mit den Florentiner ersten Opernversuchen zusammenzukoppeln und ihn als „Künstler der Renaissance" zu proklamieren. Allein das ist ein ganz äußerlich hergestellter Zusammenhang, denn diesen Hilfslinien zur geschichtlichen Uebersicht entsprechen keine inneren lebendigen Beziehungen. Vollends unverständlich aber ist Adlers Unterfangen, seine Meinung, Wagner habe „aus dem Geiste der Renaissance, in freier Anwendung und Uebertragung auf deutsches Wesen" seine Lebensaufgabe erfaßt, durch zwei willkürlich zusammengehängte Zitate aus den Schriften zu erhärten, von denen eines (aus dem Jahre 1872) eine gelegentliche höfliche Verbeugung vor dem produktiven Volksgeist Italiens, das andere (aus dem Jahre 1849) geradezu eine Aussage über die vom Meister bekämpfte Kunst der vormärzlichen Gesellschaft ist. Ueberhaupt ist der Verfasser in der Durchführung der löblichen Absicht, Wagner selbst das Wort zu geben, öfters nicht sehr glücklich gewesen, da er Aussprüche sehr verschiedener Abkunft und Bedeutung wahllos vermischte und verquickte und dadurch die Sache verwirrte, statt sie zu klären. Ja, in zwei Fällen hat er durch ungenau abgeschriebene und oberflächlich gedeutete Zitate sich und den Leser zu völligem Mißverständnis geführt, wie männiglich sich überzeugen kann, der die völlig entstellten Sätze aus Schillers Brief vom 29. Dezember 1797 (S. 15) nachprüft

*) München, 1904.

**) Richard Wagner, Leipzig, Breitkopf & Härtel 1904.

Digitized by Google

und überdenkt, oder es unternimmt, die in reinen Unsinn gewandelte Stelle (S. 146) aus „Kunst und Klima" zu erklären. Verrät sich hier eine bedenkliche Konfusion — im Zettelkasten des Autors, so dürfte die merkwürdige Behauptung (S. 162), Wagner sei der Urheber der unsinnigen Nomenklatur „absolute Musik", eher auf eine Wissenslücke hinweisen. Der Meister hat sich in seinem Briefe über Franz Liszts symphonische Dichtungen so deutlich über die Sache ausgelassen, daß es wahrlich ein starkes Stück ist, wenn ein Universitätsprofessor gerade ihm heute diesen Ausdruck aufs Kerbholz bringt. Wenn der Verfasser dem Ursprung dieses törichten Schlagwortes nachgehen will, dürfte er ihn eher bei den Gegnern Wagners finden, doch müßte er sich hüten, wiederum (S. 188) den vortrefflichen Berliner Musikpädagogen Hans Bischoff mit dem Cölner Ludwig Friedrich Christian Bischoff, dem Erfinder des Wortes „Zukunftsmusik" zu verwechseln.

Doch . . . hier muß ich mit meinen Ausstellungen einhalten, denn es fehlt mir Zeit und Raum, alles zurechtzurücken, was in diesen Vorlesungen schief und wackelig hingestellt ist. Nur die eine Bemerkung kann ich mir nicht versagen, daß es dem Verfasser schlecht ansteht, einen Wagner der Gemeinplätzigkeit zu zeihen (S. 189) und gegen den ihm geistig unendlich überlegenen Chamberlain den Vorwurf der Faselei (S. 69) zu erheben, da seine Ausführungen nach Form und Inhalt doch gar zu oft gerechten Anspruch gerade auf diese Epitheta haben.

Trotz alledem möchte ich dem Buche Adlers hier nicht Verdienst und Wert völlig absprechen, und gerne gesteh' ich, daß einzelne Vorlesungen, wie z. B. diejenigen über das Nibelungenwerk sowie die Darlegungen der kompositorischen Technik Wagners durchaus geeignet sind, die Erkenntnis und das Verständnis dieser Kunsterscheinung zu fördern. Neben einem stattlichen Kapital von Beobachtungen, das aus der Geistesarbeit der freilich sehr geringschätzig behandelten Wagnerianer, insbesondere der verschiedenen Studien in den Bayreuther Blättern, ihm zufloß, hat hier Adler aus dem Eigenen und aus dem Wissensschatz seiner Fachgelehrsamkeit manches dargeboten und in belehrender Weise zusammengestellt, was mit Dank anzunehmen und anzuerkennen ist. Aber auch hierbei ist Vorsicht geboten, und manche Behauptung, die mit großem Aplomb hingestellt ist, erweist sich als nicht stichhaltig. So ist beispielsweise auch der mit professoralem Pathos erhobene Vorwurf, die neu erschienene Rienzipartitur sei eine willkürliche Verkürzung und Vergewaltigung des ursprünglichen Werkes, als unberechtigt zurückzuweisen. Wie ich aus zuverlässiger Quelle erfahre, liegt der neuen Partitur die Bearbeitung zugrunde, die unser ausgezeichneter Wagnerinterpret Dr. Karl Muck im Jahre 1895 für die Berliner Oper vorgenommen hat, und zwar auf Grund der Angaben, die der Meister selbst in einen Klavierauszug seiner Jugendarbeit eingezeichnet hat. Wagner hatte sich in seiner letzten Lebenszeit um eine knappere Fassung des Rienzi bemüht und in diesem Sinne den ersten bis dritten Akt durchgearbeitet. Seinem „blinden Verfahren" folgten Bearbeiter und Herausgeber in der Feststellung des Textes für die ersten drei Akte, während für den vierten und fünften Akt einfach die ungekürzte Fassung der Originalpartitur übernommen wurde. Damit war der Kunst und dem Willen Wagners zweifelsohne besser gedient, als wenn man die alte Partitur durch einen Neudruck den Schneiderinstinkten jedes Kapellmeisters oder überhebliche Operndirektoren ausgeliefert hätte. Der Verfasser wird wohl trotzdem anderer Meinung bleiben, denn ihm ist alles verdächtig, was nicht mit „strenger" Methode, sondern mit Liebe und Begeisterung für die Erforschung der Wagnerschen Kunst unternommen wurde, so verdächtig, daß er sich sogar scheut diejenigen zu nennen, die ihm vorgearbeitet haben, aus Furcht, ihre Namen möchten seine „Wissenschaftlichkeit" in Verruf bringen. Ist es zu glauben und zu rechtfertigen, daß heute noch einer den Ausprägen des weltberühmten Wortes „Leitmotiv" als „Adepten Wagners" verhöhnt, nur um den Namen, Hans von Wolzogen, verschweigen zu können? und zwar in Vorlesungen, die bestimmt waren, den Studenten das Tatsachenmaterial zur Erkenntnis der Wagnerschen Kunst möglichst gut zu überliefern! Wenn man weiß, was Guido Adler sowohl ihm als Glasenapp, Lichtenberger, Golther und den verachteten Hermeneuten verdankt, kann man sich der Befürchtung nicht erwehren, daß das allein auf des Herrn Professors „autochthonem Boden" Erwachsene noch weniger geeignet wäre, uns „imponierende Ehrfurcht einzuflößen".

Im vorteilhaftesten Gegensatz zu dem obigen Buch steht der im selben Verlage erschienene stattliche Band, in dem Dr. Wilhelm Altmann „Richard Wagners Briefe nach Zeitfolge und Inhalt" *) verzeichnet und damit der Wagnerforschung geradezu ein standard work geliefert hat. War es schon ein glücklicher Gedanke, die Form der Regesten diesem Zwecke nutzbar zu machen, so verdient die Geschicklichkeit und Gewissenhaftigkeit, mit der die schwierige Aufgabe durchgeführt ist, das höchste Lob. Wagner hat viele und oft sehr gedanken- und aufschlußreiche Briefe geschrieben. Davon ist eine hübsche Anzahl in geordneten Sammlungen gedruckt erschienen, noch weit mehr aber sind im Laufe der letzten zwanzig Jahre in Zeitungen, Wochen- und Monatsschriften veröffentlicht und so recht eigentlich im ganzen europäischen Schrifttum verstreut worden, worin sie denn nunmehr nur mit großer Mühe wieder ausfindig und der Forschung dienstbar gemacht werden konnten. Altmann hat sich also ein wirkliches Verdienst erworben, als er mit bewundernswertem Fleiß den schauerlichen Makrokosmus „europäische Presse des 19. Jahrhunderts" auf Briefe Wagners durchsuchte und alles Erreichbare säuberlich zusammenstellte und, wo es möglich, seinem Zweck und Inhalt nach kurz charakterisierte und auszugsweise mitteilte. Indem er die 3143 Briefe, von denen er Kenntnis erhalten, chronologisch ordnete, hat er uns ein Leben Wagners in Briefen geliefert, das trotz seiner sachlichen Knappheit in manchen Stellen wahrhaft ergreifend wirkt und sicherlich keinen rechten Leser unbelehrt läßt. Welcher Art diese Belehrung ist, hängt freilich auch vom Leser ab. Lebte der selige Hanslik noch, so würde er sich wohl schwerlich enthalten, seinen Leuten aus dem Buche ein pikantes Feuilleton über das Wechselverhältnis zwischen seidenen Schlafröcken, Wiener Modistinnen und ewigen Geldnöten herauszufabulieren, andere werden unter dem erschütternden Eindruck dieser gewaltigen, gegen eine Welt von Hindernissen sich durchringenden Persönlichkeit über das Menschliche-Allzumenschliche leicht hinweglesen, alle aber werden dem Herausgeber für seine treue Dienstleistung an die künftige Wissenschaft zu Dank verpflichtet bleiben.

Zum Schluß noch ein paar Worte über einige kleinere Arbeiten, die durch ihren apologetischen oder polemischen Charakter gerade geeignet sind, uns zu zeigen, wie weit man hüben und drüben davon entfernt ist, Wagners Erscheinung ruhig und klar in sich widerzuspiegeln. In einem Nachruf an Wilhelm Hertz hatte der Herr Professor Richard Weltrich in München die überflüssige Bemerkung gemacht, daß der Operntext zu „Tristan und Isolde" keinen Ersatz für Meister Gottfrieds Dichtung abgebe. Darob entrüstete sich merkwürdigerweise Herr Professor Wolfgang Golther in Rostock höchlichst und rückte dem Gegner mit groben Stößen hart an den Leib. Wohl um ihm zu beweisen, daß ein Musikdrama des 19. Jahrhunderts doch Ersatz bieten könne für ein Epos des Mittelalters und daß man ungestraft heute die Dichtung des Tristan nicht mehr einen Operntext schimpfen darf? Daraufhin aber erboste der Herr Professor Weltrich gewaltig, tauchte seine Feder in alten Groll und in ein großes Tintenfaß und schrieb eine 172 Druckseiten lange „vernichtende" Kritik über „Wagners Tristan und Isolde als Dichtung".**) Der Herr Professor Golther aber ging hin und verfaßte einen umfänglichen Essay über „Richard Wagner als Dichter", dem Bilderchen beigeheftet sind, die, wie die geilen Fratzen von Beardsley, zum Teil dem Geiste Wagners schnurstracks zuwiderlaufen. Ich gestehe, daß es mir mindestens ebenso bedenklich und geschmacklos erscheint, die Erinnerung an die große, herrliche Naturpoesie des Rheingoldes mit solchen snobistischen Karikaturen zu verquicken, wie die poetische Grundlage des Tristan einen „Operntext" zu nennen! Im Grunde läuft der ganze Handel auf einen törichten Wortstreit hinaus, denn Weltrich faßt die Ausdrücke „Dichtung" und „Dichter" in der Bedeutung, die sie durch die neuere literarisch-geschichtliche

*) Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1905.

**) Berlin, G. Reimer, 1904.

Digitized by Google

Entwicklung erhalten haben, Golther dagegen verwendet sie in einem besondern, ungewohntern Sinne und sollte sich daher nicht wundern, daß er auf Mißverständnis stößt. Letzten Endes wird ja auch er nicht bestreiten, daß Goethe und Wagner, wenn sie Verse niederschrieben, aus grundverschiedenen Stilgesetzen schufen und arbeiteten, und daß es also nur ein Nothehelf unserer armen ästhetischen Terminologie ist, wenn man für beides denselben Ausdruck verwendet. Wagner gegenüber sind beide Herren Professoren im Unrecht, denn sie fassen ihn in diesen Schriften nicht in seiner Totalität, nicht in seiner Einheit von Dichter und Musiker, die eben sein Wesen und seine Eigenart ausmacht. Es zeigt sich auch in diesem Streite wieder, wie schwer es fällt, neuer, ursprünglicher Kunsterscheinungen in Begriff und Wort Herr zu werden, und so wollen wir denn auch nicht unterlassen, beide Büchlein um einzelner Anregungen willen der Nachdenklichkeit der Leser zu empfehlen. Den besten Dank der Leser aber glaube ich zu verdienen, wenn ich sie zum Schluß auf das kleine Schriftchen hinweise, in dem Hans v. Wolzogen bündig und klar das Wesen und die Bedeutung von „Bayreuth" *) dargelegt hat. Noch begegnet diese letzte, für die deutsche Kultur vielleicht bedeutsamste Schöpfung des Meisters so vielem Mißtrauen und Mißverständnis, daß man wünschen muß, dieses lehrreiche Büchlein weit verbreitet zu sehen. Dann dürfte sich, entgegen gewissen Schulmeinungen und Parteirufen, dem allgemeinen Bewußtsein erweisen, daß wir wirklich gute Gründe haben zu dem Satze: Richard Wagner und kein Ende. Es ist nun mal so: die Toten reiten ja schnelle, die Unsterblichen aber gehen wie Gottes Mühlen langsam, langsam.

Heinrich Welti.

Eine Trauung.

Es liegt mir in der Erinnerung gleich wie ein Duft von Jugendanmut, von Poesie, über jenen sonnigen Tagen. Das Meer schien blauer fast als der Himmel; in dem breiten Kanal, der sich vom Hafen bis in die Mitte der Stadt hineinzieht, standen die gelben und roten Segel der Marktschiffe, mit ihren bunten Heiligenbildern, ihren weißaufgemalten Namen, selbst mit ihren andersfarbigen Flicken so still da in der flimmernden, schimmernden, südlich warmen Oktoberluft, wie große, fremde Wundervögel, und dahinter die hellgrüne Kuppel der griechischen Kirche sah feierlich drein.

Die weite Piazza war so rein gefegt von der Sonne, daß kaum die trippelnden grauen, blauen, weißen Tauben dort auf dem Marmorestrich ein Körnchen zu ihrem Futter zu finden vermochten.

Und in dieser blendenden Sonne, die von dem breit draußen blinkenden Meer her quer über den Platz ihre brennenden Strahlen sandte, hatte sich vor dem weißen Bau des Municipio ein Haufen von Menschen aufgestellt, die geduldig warteten.

Aber sie warteten vergebens. Nicht hier vorn am großen Platz, bescheiden vor der Nebenpforte an einer schmalen, schattigen Gasse, an der Rückseite des Stadthausgebäudes, fuhren, um nicht soviel Aufsehen zu erregen, die Wagen vor. Zuschauer waren trotzdem auch hier bald genug versammelt, die finden sich immer. Mädchen mit dem geblümt-gelben Kopftuch, Mädchen im bloßen Kopf, das glänzend schwarze Haar hochgetürmt, Korallenschnüre um den Hals und am Arm den blauen Kasten der Putzmacherin oder das in ein weißes Tuch eingeschlagene Paket, das sie als kleine Schneiderinnen, sartorelle, kennzeichnet, Knaben auch und junge, elegante Herren, die sonst ihre Tage mit Spazierengehen und am Korso Umherstehen verbringen. Aber natürlich, die sartorelle, die zierlichen, flinken, die in der Stadt eine so große Rolle spielen, daß man sogar im Liede sie feiert, die bilden den Hauptbestandteil der Menge. Wie sollten sie nicht, wo's sich um eine Hochzeit handelt! Und gar um eine solche, von der so viel die Rede war, um zwei junge Menschenkinder, die nach so harten Kämpfen, über große Hindernisse nur so zusammenkommen konnten, daß ihnen schließlich nichts anderes blieb, als sich im Municipio trauen zu lassen. Nicht in der alten, mosaikengeschmückten Kathedrale, wie alle Welt sonst, nicht in der grüngekuppelten griechischen Kirche, nicht in der düsteren Synagoge, sollen die zwei für ihr Leben verbunden werden, sondern geschäftsmäßig nur da oben im schlichten Rathaussaal, ohne Gesang, ohne Orgel und ganz ohne Weihrauch. So ein Ereignis mit zu erleben, kommen immer mehr noch herbei; die schmale Gasse ist schon so voll, daß der Wagen nicht Raum hat, hindurchzufahren. Und sie recken die Hälse und heben sich auf den Zehenspitzen und drängen vorwärts, um besser zu sehen. Es ist aber garnichts zu sehen hier unten. Und auch oben nicht eben viel.

Ein großer Saal mit kassetierter brauner Decke, halbdunkel trotz der hohen Fenster. An den Wänden aufgereiht würdig gerade Lederstühle, an der einen Seite das Tischchen mit dem Trauungsregister, mit dem Tintenzeug und Federn. Und dann die paar Menschen, die man in dem großen Raume kaum bemerkt. Es sind seine Mutter, sein Großvater, nur die Allernächsten, nur Blutsverwandte; nicht einmal seine Jugendfreunde wollte er bei dem kurzen Akte zu Zeugen haben.

Er selbst steht an der Tür, blaß, schmal, sehr aufrecht, den feingeschnittenen Kopf erhoben, steht da und wartet. Durch die gebräunte Haut der Schläfen meint man das Klopfen des Blutes zu sehen. Er sagt nicht ein Wort. Er könnte es nicht, wir fühlen es alle mit ihm, daß er's nicht kann. Heute, heute, endlich heute! Wenn sie nur bald kommt! Um 11 Uhr soll die Trauung stattfinden. Es fehlen jetzt noch fünf Minuten.

Der Podestà, der Herr Bürgermeister der Stadt, ist schon gekommen, unterhält sich mit dem alten Herrn, der steif in mißbilligender Haltung dasitzt, sagt der Mutter halblaut flüsternd Schmeichelhaftes über ihre geschmackvolle Toilette, räuspert sich und wartet auch . . . Wenn sie nur erst kommt!

Wenn sie nun nicht kommt, wenn sie, wenn sie ihn im Stiche ließe? —

Niemand hat's so recht glauben wollen, daß er an ihr festhalten würde, er, der Verwöhnte, der Vielumschwärmte, treu sein könnte. Dies bittere, lange Prüfungsjahr haben sie ihm auferlegt. Und er hat's überstanden. Und nun kommt sie nicht!

Da hebt die Uhr schon an zu schlagen. Die Uhr dahinten in dem braunen, geschnitzten Gehäuse am anderen Ende des langen Saales tut langsam dröhnend einen Schlag. Und eine Pause . . . . Sie kommt noch nicht. Den zweiten Schlag . . . .

Und nun sind zehn schon verhallt! Und nun hebt sie wieder an, zu dem letzten, dem allerletzten, elften Schlage . . . . Die Uhr scheint zu zögern. Gleich, jetzt muß es klingen. — Und nun . . . .

Nun ist alles gut und licht und schön, so schön! Bevor der elfte Uhrschlag durch den Saal klang, ging die Tür auf. Ihre Mutter kam. Zu den Witwenkleidern, die sie seit so langen Jahren getragen, hat sie, weil es heißt, Trauer am Hochzeitstag bringe Unglück, um ihrem Ende nicht zu schaden, ein veilchenfarbenes Band angetan. Hinter der schwermütigen Frau, zwischen ihren schwarzhaarigen, schönen, stattlichen zwei Schwestern geht sie, die Blonde, die kleine Jüngste. Nicht in hergebrachter Brauttracht. So wie er es gewollt, trägt sie ein dunkles, einfaches Kleid, ein schon fast frauenhaftes Hütchen. Und nur vorn an der Brust der Strauß aus Myrthen und Orangenblüten, den er ihr früh am heutigen Morgen mit einem Briefchen — seinem letzten Bräutigamsbrief — gesandt hatte, gibt dem Tage sein Recht. Von ihrer bescheidenen Erscheinung, dem blassen Gesichtchen geht ein Licht aus . . . . . Wenn auf Erden irgendwo Glück ist, so muß es aussehen, so kommt es gegangen, auf leisen Schuhen, lautlos, in rechten Stundenschlage, verheißungsvoll, bräutlich, still ergeben, verklärend eingehüllt von der Glorie des Opfers, das stolz ist, sich opfern zu dürfen.

*) Berlin, Bard, Marquardt & Cie., 1904.

Digitized by Google

Wie sie nun alle sich von ihren Sitzen erheben, wie sie um das Tischchen mit dem Trauregister sich scharen, der alte Großvater, die beiden Mütter und wie die zwei jüngsten — er und sie — wortlos und gesenkten Hauptes vor den Bürgermeister hintreten, nebeneinander zu stehen, da sieht man sie schwanken. Der Podestà springt selber hinzu und bringt ihr einen Stuhl. Sie zittert, dankt ihm nicht, setzt sich und zittert. All ihr Leben steht vor ihr, alles was war und alles, was sein wird . . . . .

In bangendem Erschaueen wagt sie ihre Lider nicht aufzuschlagen. Und schlägt sie doch auf, für eine Sekunde. In ihre Wangen strömt warmes Blut. Das Zittern weicht von ihr. Leise, während der Bürgermeister die Formeln abliest, steht sie vom Stuhl auf und bebt nicht mehr. Ihr blasses Gesichtchen mit der Goldkrone blond-welliger Haare unter dem dunklen Straßenhute hebt sie mit halbgesenkten Augen, dem Blick entgegen, der auf ihr glühend, zehrend lastet — seinem Blick. Sie fühlt ihn, sie weiß ihn, sie liest in dem Blick. Und schlägt die Augen nun erst voll auf und ruht in ihm und saugt ihn in sich und gibt ihn ihm wieder: Dein, Dein, Dein! für alle Zeit, für alles Denken, alles Fühlen, Dein für mein Glück! — Und wenn es nicht Glück wär', sondern nur Elend, Schmach nur und Schmerzen — doch Dein, es ist Glück allein schon, dies Deinsein.

Der Podestà liest seine Formel. Vom Fenster dringen Sonnenstrahlen herein in den Saal. Sie weben eine Aureole von flimmerndem Golde um die Zwei. Auge in Auge, nichts außer sich hörend, nichts außer sich denkend, nur jeder sich in dem andeen empfindend, jeder im andern sich verklärend, stehen sie da.

Das Leben ist ernst, das Leben ist schmerzvoll, ist oftmals voll Trübsal. — Das Leben ist schön! O, wenn es solches, solches Einssein zwischen zwei Menschen gibt, solches Vertrauen, solches Hoffen und solches Erfüllen, — und wäre es auch nur für diese Sekunde und weiter nichts, und nachher der Tod, — das Leben ist wert gelebt zu werden für diese einzige Glückessekunde!

Der Podestà hat die Formeln verlesen, nimmt ihre Hände und wechselt die Ringe. Seine tiefe, sympathische Stimme erfüllt den Saal. Von ihren beiden Schicksalen spricht er, die sie von zwei weit getrennten Polen des Lebens und Glaubens zusammenführten. Von seiner, des künftigen Ehegatten, wie seiner Familie hoher Stellung hier in der Stadt, von der Fremdheit der jungen Braut. Und weil sie beide den Segen der Kirche nicht gefordert, und weil sie beide in ihrem Herzen sich auf sich allein gestellt haben, keiner Heiligung durch Feierlichkeiten, durch äußeres Gepränge begehrt, in ihrem Wollen und Fühlen, für diesen Tag Heiligung, Segen, ihr Recht und ihr Gesetz gefunden, so sei es an ihnen nun, auch für künftig durch ihr Leben es zu bezeugen, wie so ein stolzer Eigenwille hoch genug stehe, sich selber zu segnen. Mehr als anderen kirchlich getrauten, vom Himmel und all seinen Heiligenscharen aneinander gebundenen Gatten, sei es ihre Pflicht, ihre Ehe schön und heilig zu erhalten, zu veredeln, zu einem nicht sie allein, sondern viele beglückenden, unzerstörbaren Bande. —

Hörten die zwei ein Wort von der Rede? Nahmen sie sich seine Mahnung zu Herzen? Sie stehen Blick in Blick versunken, sie wissen nur sich, nur sie und ihn. Nein, auch nicht das, nicht daß er er ist, daß sie sie ist: Nur sich, nur eins, ein Glücksgeschöpf, ein Glücksgefühl!

Aber wie die Rede endet, der tiefe, volle Klang durch den Saal zieht und verklingt und ein zaubervolles Schweigen wie Weihrauch heiligend, feierlicher als Orgelklänge eine Sekunde lang über den Versammelten schwebt, aller Häupter in Andacht beugend, das spüren sie. Aus ihrem Wundertraum sich erraffend, lösen sie zögernd ihre Blicke einer vom anderen, ein Lächeln tritt statt des weltentrückten Verzücktseins auf ihre Lippen, er nimmt ihre Hände, er zieht sie sich näher, bückt sich und küßt sie.

Das ist der Segen.

Somit wär' denn die Trauung vollzogen. Die beiden Mütter, die so lange sich grollend befehdet, liegen emander in den Armen. Der alte Großvater bewegt sich, keuchend, schwerfällig, kommt zu ihnen hm. zieht sie an sich, hält ihre zwei Köpfe nebeneinander an seine Lippen, will etwas sagen, kann nicht, murmelt unverständliches nur und küßt beide. Und der Herr Podestà, ganz heimlich, es sieht es keiner, lüftet die Brille, wischt sich mit seinem Tuche die Augen. Nicht seine eigene Rede ist es, die ihn so gerührt hat, die beiden, die zwei sind's. Ihre Jugend, ihre Liebe, und ihr Glück.

Nun ist die kurze Förmlichkeit, die keine Feier, doch so feiervoll war, schon abgetan. Nun hat sich der Podestà schon entfernt. Es ist zu Ende, die großen Flügeltüren des Saales sind geöffnet. Der Alte. die Mütter gehen voran, die Treppe hinunter. Er, der junge Ehegatte, hat ihren Arm genommen, ihren, den Arm seiner Frau. Zum erstenmal, — in all der Strenge südlich bewachender Etikettengesetze hat er sie niemals so führen dürfen, — jetzt zuerst und von heute an für immer! Langsam gehen sie, Stufe um Stufe Noch wie im Traum, aneinander sich haltend.

Unten ist das Volksgedränge noch dichter geworden. Bis in den Portaleingang, bis an die Treppe stehen die Neugierigen sie erwartend. Der Wagen mit der Brautmutter und ihren Töchtern ist schon fort. Nun kommt der große Familienlandauer vorgefahren. Der alte Kutscher sitzt mit seiner erhobenen Peitsche auf seinem Bock, so steif wie ein Steinbild. Der alte Diener hilft dem Großvater zuerst hinein, hilft der schönen, gerührten Mutter. Jetzt ist es Zeit, jetzt müssen sie kommen. Der Diener hält noch den Schlag. Und da sind sie.

So sehen sie aus! So sieht eine Braut aus. die gar nicht von einem Priester getraut ist? Daß er ein bildschöner Mensch ist, das wußten wir alle ja. Aber sie, daß sie so aussehen kann, sie die Blasse, so . . . . . so schön! — Nein, das wußte kein Mensch! —

Die zwei vernehmen von dem Gemurmel des Volkes nicht viel. Sie lächeln beide. Weil ihre Lippen nicht anders können, als lächeln, weil ihre Augen leuchten müssen, sie können nicht anders. So steigen sie ein. Mutter und Großvater nehmen die beiden Vordersitze ein, sie setzen sich ihnen gegenüber, wie es sich gehört für zwei Kinder, mit dem Rücken zum Kutscher. Sie wissen es gar nicht, wie auch das rührend aussieht. Ihnen ist es nur natürlich, sie sind's so gewöhnt. —

Die Zuschauer lüften ihre Hüte und grüßen und rufen ihnen Wünsche und Segensworte nach in südlich, aufflammender Begeisterung. Man sieht noch die beiden hinter den großen Glasfenstern lächeln. Der Landauer ist um die Ecke gebogen. Aus dem Schatten der schmalen Gasse lenkt er hinaus in die lichte Sonne, auf die Piazza. Und die weißen und grauen und blaugrün schimmernden gurrenden Tauben, aufgescheucht von dem Marmorpflaster, schwingen in wirbelndem, kreisendem Fluge sich hoch über ihnen in die Lüfte, Glück verkündend! . . . .

Hamburg. Adalbert Meinhardt.

W. v. Scholz: Gedanken zum Drama und andere Aufsätze über Bühne und Literatur. — München und Leipzig 1905. G. Müller.

Ein gedankenvolles Büchlein dessen allgemeine Erörterungen unter das „tragische Epigramm" (S. 11. 55), über die Vorbereitung der Stimmung (S. 21), über die poetische Gerechtigkeit (S. 107) uns freilich bedeutsamer scheinen als die Würdigung einzelner wie der klugen Mystiker Mesmer und Maeterlinck. Doch ist die Hervorhebung Dingelstedts gegen Laube (S. 39, 43, 62 f. 73) ernster Nachprüfung wert. Ungerecht aber ist das Urteil über das „phantasielose, dürre Idealistengeschlecht" der Achtundvierziger (S. 135), wenigstens in dieser Allgemeinheit; wie denn diese Antipathie den Verfasser auch gegen die vortreffliche Malwida v. Meysenbug ungerecht macht.

R. M. M.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 23. Berlin, den 4. März 1905. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Daß diejenigen liberalen Reichstagsabgeordneten, die für Annahme der Handelsverträge gestimmt haben, von den Vätern dieser Verträge alsbald zu Schwurzeugen für deren Güte und Vortrefflichkeit gestempelt werden würden, haben wir oft genug vorausgesagt. Diese Voraussage beginnt schon jetzt, wenige Tage nach der Entscheidung, vollauf in Erfüllung zu gehen. So schreibt das führende Junkerorgan, die „Kreuzzeitung“:

„Die schärfsten Gegner unserer Schutzzollpolitik die Freisinnigen von der Volkspartei und ein Teil der Vereinigung haben für die Verträge gestimmt und damit anerkannt, daß diese Verträge immerhin nicht unannehmbar sind. Es nützt nichts, daß das ‚Berliner Tageblatt‘ ausführt, diese Abstimmung bedeute keinesfalls eine Billigung der Verträge; es nützt auch nichts, daß die parlamentarischen Vertreter des Freisinns erklärt haben, sie hätten ihre formelle Zustimmung nur gegeben, ‚um Schlimmeres zu verhüten‘. Jeder Abgeordnete, der für die Verträge gestimmt hat, trägt nun einmal für deren Inkrafttreten die Verantwortung. Warum haben die Freisinnigen nicht die Parole der Herren Gothein und Barth befolgt und an der Seite der Sozialdemokratie gegen die Verträge gestimmt? ‚Schlimmeres‘ konnten sie dadurch keinesfalls verhüten. Die Annahme des Vertragswerkes war auch ohne die Mitwirkung des Freisinns gesichert. Das ganze Freihändlertum hätte sich das Vergnügen machen können, in die Opposition zu treten; es wäre dadurch an dem Ergebnisse der Beratungen nichts geändert worden. Nachdem man nun aber einmal von der Seite der Sozialdemokratie in dieser Frage in so anerkennenswerter Weise abgerückt ist, muß man sich auch entschließen, die Konsequenzen zu tragen, und für diese Abstimmung nicht die Verantwortung ablehnen.“

Diese hohnvolle Argumentation der Junker lag so nahe, daß es keiner großen Prophetengabe bedurfte, um sie vorherzusehen. Aber auch in bezug auf eine andere Behauptung, die wir vor der Entscheidung unermüdlich ins Feld führten, trifft jetzt bereits die Bestätigung ein. Die „Deutsche Tageszeitung“ schreibt nämlich:

„Unsere Freunde im Reichstage haben gestern für sämtliche Handelsverträge in der entscheidenden Abstimmung gestimmt, einmal weil sie in den Verträgen tatsächlich den ersten, wenn auch kleinen Schritt der Abkehr von den unheilvollen Bahnen der Caprivischen Wirtschaftspolitik sehen dann aber auch, weil sie fürchteten und nach Lage der Dinge fürchten mußten, daß im Falle der Ablehnung der Verträge der jetzige zweifellos schlechtere Zustand auf ganz unbestimmte Zeit hinaus fortgedauert haben würde.“

Hier wird also mit aller Deutlichkeit von den sicherlich gut informierten Schützlingen Bülowscher Staatskunst bestätigt, daß die Ablehnung der neuen Handelsverträge die Verlängerung der Caprivischen Verträge notwendig gemacht hätte. Möge aus solchen Argumentationen unserer schutzzöllnerischen Gegner wenigstens für die Zukunft der liberalen Politik die notwendige Lehre gezogen werden.

Im preußischen Abgeordnetenhaus hat sich aus der langen und nicht immer kurzweiligen zweiten Lesung des Kultusetats das eine mit völliger Klarheit ergeben, daß das Zentrum und die konservativen Parteien mehr als je geneigt sind, gemeinsame Politik zu machen. Das famose Schulkompromiß, dem die Nationalliberalen angeblich nur beigetreten sind, um ein Bündnis zwischen konservativer Reaktion und Zentrumsreaktion zu verhindern, und die ganze Taktik, die die nationalliberale Partei zur Verteidigung dieses Schulkompromisses bisher eingeschlagen hat, haben gerade die Kooperation der antiliberalen Mächte gefördert und gestärkt!

Bei der Reichstagsersatzwahl im Wahlkreise Hof hat der freisinnige Kandidat Dr. Goller mit einer Mehrheit von 3700 Stimmen über seinen sozialdemokratischen Gegenkandidaten gesiegt. Auch bei dieser Wahl wieder läßt sich ein erheblicher Stimmenrückgang der Sozialdemokraten (um 1300 Stimmen gegenüber der Stichwahl von 1903!) konstatieren. Der „Vorwärts“ erklärt das damit, daß diesmal in der Wahlagitation der freisinnige Kandidat einen entschiedeneren Liberalismus als der nationalliberale Kandidat Münch-Ferber im Jahre 1903 vertreten habe; darum „sind die freisinnigen Stimmen diesmal vollständig bei den Gegnern verblieben“. Hier haben wir aus sozialdemokratischer Feder die Bestätigung dafür, daß nur ein entschiedener Liberalismus der Sozialdemokratie noch einen Damm entgegensetzen kann.

Abermals hat ein Zuchthausurteil eines Kriegsgerichtes die ganze Reformbedürftigkeit des Militärstrafrechts bewiesen. Wegen eines Wirtshausstreites zwischen betrunkenen Soldaten verschiedener Waffengattungen mußte vom Kriegsgericht in Saarburg der Meutereiparagraph herangezogen werden, obwohl selbst der Anklagevertreter erklärte, daß von Meuterei im eigentlichen Wortsinn hier keine Rede sein könne. „Diese Aufruhrparagraphen sind,“ so führte er aus, „1872 aus den alten preußischen Strafgesetzen in das deutsche Militärgesetzbuch übernommen worden, sie entsprechen längst nicht mehr den heutigen Verhältnissen; selbst die Minimalstrafen sind zu hoch.“ Das Urteil von Saarburg, das über vier bisher unbescholtene Soldaten insgesamt 12½ Monate Zuchthaus und 120 Monate Gefängnis gebracht hat, und der Ausspruch des militärischen Klagevertreters werden als klassische Belege für die dringende Notwendigkeit der Reform des Militärstrafrechts noch manchmal zitiert werden!

Die eigenartigen Vorgänge bei der letzten Landtagswahl in Lippe, über die wir wiederholt berichtet haben, verschafften unseren dortigen Parteifreunden einen neuen, glänzenden

Digitized by Google

Erfolg. Der Führer der Lippischen liberalen Volkspartei, Dr. Neumann-Hofer, hat nämlich, um einer von seinen Gegnern geplanten Kassierung seiner Wahl zuvorzukommen, freiwillig noch einmal in dem heißumstrittenen sechsten Kreis das Urteil der Wähler angerufen. Diesmal siegte er gleich im ersten Wahlgang mit 1412 Stimmen über den volksparteilichen und den sozialdemokratischen Gegenkandidaten, die 796 und 107 Stimmen bekamen. Bei der Hauptwahl vor drei Monaten erzielten dieselben Kandidaten 566, 513 und 231 Stimmen. Die häßlichen Angriffe der Gegner haben also die Stimmenzahl Dr. Neumann-Hofers nahezu verdreifacht! Wir gratulieren!

Die ungarische Krisis ist noch immer ungelöst. Fast scheint es sogar, als ob sie sich verschärft habe. Denn nachdem der Vertrauensmann Kaiser Franz Josefs, Graf Andrassy, vergeblich die Bildung eines Uebergangsministeriums versucht und ebenso vergeblich die Berufung eines Koalitionsministeriums aus den verschiedenen Gruppen der Opposition angeraten hatte, ist vorläufig garnicht abzusehen, auf welchem anderen Wege die schwierige Kabinettsfrage gelöst werden soll. Solange aber die Kabinettskrisis ungelöst ist, bleibt die ganze politische Zukunft Ungarns im Dunkel.

Die italienischen Eisenbahner haben ein neues gewerbliches Kampfmittel zur Anwendung gebracht, über dessen Zweckmäßigkeit die Meinungen auch unter den Arbeiterfreunden sehr weit auseinandergehen, und über dessen Erfolg schon die nächsten Tage entscheiden werden. Dieses Kampfmittel ist die Obstruktion im Dienst. Durch peinlich genaue Beobachtung aller Dienstvorschriften wollen sie die Zugabfertigung und damit den gesamten Eisenbahnverkehr derart verlangsamen, daß Handel und Wandel ins Stocken gerät. Die Eisenbahnbeamten halten diese Taktik für besser als den Generalstreik, weil sie auf diesem Wege die Sympathien des großen Publikums nicht so schnell zu verlieren und gleichzeitig der drohenden Militarisierung des Eisenbahndienstes durch die Regierung die Spitze abbrechen zu können glauben. Aber der seitherige Verlauf des Kampfes hat ihnen nicht recht gegeben. Ein Generalstreik im Verkehrsgewerbe, so störend er empfunden werden mag, wird dennoch die öffentliche Meinung auf seiner Seite haben, wenn er wegen Erringung großer und wichtiger Vorteile inszeniert wird; die dienstliche Obstruktion kann dagegen von niemandem als ein großer ernsthafter Kampf eingeschätzt werden, und wird sich darum auch dann nicht der allgemeinen Sympathien erfreuen, wenn diese Obstruktion ein Grundrecht der freien Arbeiterschaft, nämlich das Streikrecht, verteidigen will. Dieses Streikrecht hat die italienische Regierung in ihrer neuen Gesetzesvorlage zur Reform des Eisenbahnwesens aufgehoben, indem sie gleichzeitig die materielle Lage der Eisenbahner erheblich verbessert, nicht aber die Rechtsgarantien für die Eisenbahnerorganisationen entsprechend erweitert hat. Aus dem Kampf gegen diese Rechtsverkürzung scheinen die Eisenbahner Italiens nach den bisherigen Erfolgen ihrer Obstruktion nicht als Sieger hervorzugehen.

Einmütig melden die Berichte aus Rußland das Fortschreiten der revolutionären Bewegung in Russisch-Polen, im Kaukasus und in Transkaukasien; einmütig warnen sie auch vor der aussichtslosen Hoffnung auf ernsthafte Zugeständnisse des Zarismus. Gleichzeitig kommen aus der Mandschurei Nachrichten über den Beginn einer neuen japanischen Offensivbewegung, bei der es wiederum auf Umzingelung der russischen Streitkräfte abgesehen zu sein scheint. Die Japaner haben dabei neue, anscheinend erhebliche Erfolge zu verzeichnen.

* * *

Freihandel und Frieden.

Free trade, peace, good will among nations lautet das Motto des Cobdenklubs. Es kommt darin die Ueberzeugung zum Ausdruck, daß der Freihandel seiner ganzen Natur nach den friedlichen und freundschaftlichen Beziehungen zwischen den einzelnen Nationen dienlich und förderlich ist. Wenn das für irgendein internationales Verhältnis zutrifft, so trifft es zu für das Verhältnis zwischen Deutschland und England. Seit geraumer Zeit sind täppische Politiker und Publizisten am Werke, politische Interessengegensätze zwischen diesen beiden Ländern zu konstruieren und einen zukünftigen kriegerischen Konflikt an die Wand zu malen. Daß ein solcher Waffengang nicht gerade unter die historischen Notwendigkeiten gerechnet werden muß, dafür spricht wohl am besten der Umstand, daß Deutschland bisher nie in die Lage gekommen ist, gegen England das Schwert zu ziehen.

Aber, so wirft man uns ein, die Dinge haben sich geändert, seitdem Deutschland eine wirtschaftliche Weltmachtstellung erlangt hat und mit seinen Industrieprodukten und seiner Handelsmarine Englands größter kommerzieller Konkurrent auf fast allen Märkten der Welt geworden ist. Daß die politischen Machtinteressen beider Reiche an irgend einem Punkte der Erde miteinander in Kollision geraten könnten, wird auch von Schwarzsehern nicht als wahrscheinlich angenommen. Aber die Handelsrivalität, das soll die dunkle Wolke sein, aus der einmal der Kriegsstrahl herniederzucken werde. England, so belehrt uns die Anglophobie, sieht mit wachsender Mißgunst die Steigerung der wirtschaftlichen Konkurrenzfähigkeit Deutschlands. Es fühlt sich in seiner kommerziellen Suprematie bedroht und sucht deshalb nach einer günstigen Gelegenheit, um über Deutschland herzufallen, solange dieses seine maritime Kriegsrüstung noch nicht vollendet hat.

Dieser Vorstellung liegen Ideen zugrunde, die dem Motivenkreise der Navigationsakte und dem Gedankenkreise jenes Merkantilismus entnommen sind, der im internationalen Handel vornehmlich eine Ausbeutung der wirtschaftlich und politisch Schwächeren anstrebte. Diese Vorstellungen wirken noch in dem modernen Protektionismus und in den Tendenzen des sogenannten Imperialismus fort. Wie der Merkantilismus des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ausschließende Handelsmonopole und nationale Schiffahrtsprivilegien anstrebte, so träumt der heutige protektionistische Imperialismus von einer durch politische Machtentfaltung bewirkten kommerziellen Vormachtstellung des eigenen Landes.

Das Freihandelssystem trat dieser merkantilistischen Auffassung grundsätzlich entgegen, indem es als Ziel jedes gesunden Handels den Warenaustausch setzte, der beiden kontrahierenden Teilen Vorteil bringt und der sich deshalb nicht unter Gewaltanwendung zu vollziehen braucht, sondern das Ergebnis einer beiderseitigen vernünftigen Kalkulation ist. Der Freihandel lehnte deshalb auch den Gedanken völlig ab, als ob die kommerzielle Förderung des eigenen Landes durch Schädigung eines anderen Landes bewirkt werden könne. Im Gegenteil vertrat der Freihandel die Lehre, daß der Vorteil des eigenen Landes umso größer werde, je wirtschaftlich leistungsfähiger und deshalb kaufkräftiger der fremde Kunde sei, mit dem man im internationalen Warenaustausch steht. Den englischen Freihändlern mußte deshalb auch der Gedanke als pervers erscheinen, den Vorteil Englands in der wirtschaftlichen Schädigung eines seiner besten internationalen Kunden, nämlich Deutschlands, zu suchen. Einem englischen Freihändler erscheint auch heute noch die Idee geradezu absurd, daß England mit Deutschland einen Krieg beginnen könnte, um die kommerzielle Konkurrenzfähigkeit Deutschlands auf dem Weltmarkt zu schwächen.

Allerdings steht das Freihandelssystem heute in England nicht mehr so fest wie vor zwanzig oder dreißig Jahren. Dank der schutzzöllnerischen Politik, die Deutschland in verhängnisvoller Verkennung seiner vitalsten wirtschaftlichen und politischen Interessen seit 1879 eingeschlagen, und dank der Nachahmung, die sein Beispiel gefunden hat, sind auch die in England lange

Digitized by Google

für unerschütterlich gehaltenen Prinzipien der Freihandelspolitik im Geburtslande Richard Cobdens neuerdings in Frage gestellt. Die protektionistischen und die jingoistischen Elemente haben sich zusammengetan und in Josef Chamberlain eine propagandistische Kraft ersten Ranges gefunden. In der politischen Gefolgschaft Chamberlains, der sich ja auch der gegenwärtige Premierminister Arthur Balfour wenigstens insofern anschließt, als er der Retaliationspolitik wiederholt und offen seine Sympathien kundgegeben hat, sind die alten merkantilistischen Ideen in imperialistischer Aufmachung neu erstanden, und in diesem Lager steht auch alles, was Deutschland nicht wohl will. Mr. Lee, der Zivillord der Admiralität, der kürzlich eine so taktlose Rede gegen Deutschland hielt, gilt ebenfalls als ein besonders eifriger Parteigänger Chamberlains.

Glücklicherweise ist die Wahrscheinlichkeit, daß die von Chamberlain entfachte Schutzzollbewegung die bisherige Freihandelspolitik Englands über den Haufen wirft und zu einer imperialistischen Abenteurerpolitik führt, nicht mehr allzugroß. Es gilt als foregone conclusion, daß die nächsten allgemeinen Wahlen des Parlaments, wenn nicht besondere Zwischenfälle eintreten, die liberale Partei ans Ruder bringen und damit das Freihandelssystem wieder sicherstellen, — wenn nicht besondere Zwischenfälle eintreten! Auf solche Zwischenfälle wird Chamberlain in den zwei Jahren, während deren die gegenwärtige Legislaturperiode des Parlaments noch dauert, als gewiegter Agitator sicher spekulieren, und unter allen derartigen Zwischenfällen würde ihm voraussichtlich keiner so willkommen sein wie ein Zollkrieg mit Deutschland. Nichts könnte seinen schutzzöllnerischen Wünschen und Absichten so förderlich werden als ein derartiger Zollkrieg, an dem sich alle chauvinistischen Neigungen des englischen Volkes wirksam entzünden ließen. Wenn die deutsche Reichsregierung ihre Liebedienerei gegen unsere agrarischen Knownothings soweit treiben sollte, um Chamberlain und seinen Freunden einen guten Vorwand zur Forderung eines Zollkrieges mit Deutschland zu liefern, so dürften wir allerdings über Nacht die schönste handelspolitische Verwicklung erleben, und was daraus an politischer Verstimmung bis zu einem ernsthaften politischen Konflikt erwachsen könnte, ist unberechenbar.

Die realen Gefahren, die den freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und England drohen, sind alle aus der neuerwachten Schutzzöllnerei abzuleiten. Die deutsche auswärtige Politik hat einen schlechthin unverzeihlichen Fehler begangen, indem sie sich, anstatt für das Prinzip der offenen Tür in der ganzen Welt durch Wort und Beispiel einzutreten, geradezu zum Vorkämpfer der handelspolitischen Engherzigkeit und der protektionistischen Krämerpolitik gemacht hat. Solange das deutsche Beispiel von England nicht nachgeahmt wird, dürfte Deutschland voraussichtlich von den schlimmsten Folgen seiner schildaischen Handelspolitik verschont bleiben. Aber wie mager ist der Trost, der in der Hoffnung liegt, daß andere weniger kurzsichtig sind als wir!

Theodor Barth.

Die akademische Freiheit.

In den letzten Jahren sind mehrfach in öffentlichen Versammlungen Beschlüsse gefaßt und in Sammeladressen Kundgebungen erfolgt, in denen in billigender oder mißbilligender Weise geurteilt wurde über Ereignisse, die in anderen Ländern vorgekommen sind, über Maßregeln fremder Regierungen, die den eigenen Staat nicht berührten.

Kundgebungen dieser Art werden von vielen kurzweg als Einmischungen in die Verhältnisse und besonders als Einmischungen in die inneren Verhältnisse anderer Staaten und deshalb als unzulässig oder verwerflich oder in jedem Falle doch als vollkommen töricht bezeichnet. Ist diese Ansicht richtig?

Darauf ist zunächst zu antworten, daß in Meinungsäußerungen, die von Privatpersonen ausgehen, im juristischen Sinn nie eine Einmischung in die Verhältnisse eines anderen Staates liegen kann. Nach den Grundsätzen des heutigen internationalen Rechts bedeuten solche Meinungsäußerungen *juristisch* garnichts, und nicht einmal der Staat, dem die kundgebenden Personen angehören, wird dadurch in irgend einer Weise verantwortlich gemacht, falls nicht etwa die Kundgebung gegen die Strafgesetze verstößt und die Regierung jenes Staates schuldhafterweise es an der dann erforderlichen Genugtuung gegenüber dem Auslande fehlen läßt. Von Verantwortlichkeit kann nur die Rede sein, wenn Personen, welche in irgend einer Weise offiziell den Staat repräsentieren, zu solchen Kundgebungen sich hinreißen lassen.

Eine Einmischung im juristisch beachtlichen Sinne liegt also in jenen Kundgebungen von Privatpersonen, mögen sie auch massenhaft erfolgen, nicht vor, und einer auswärtigen Regierung, die deshalb offiziell Beschwerde erhöbe, wird der juristische Titel dazu völlig fehlen. Es handelt sich eben nur um ein privates, wenn auch vielleicht allgemein anerkanntes Urteil.

Ein solches Urteil kann in vielen Fällen verkehrt sein; es kann auch unangemessen sein, ein richtiges Urteil zu äußern. Soll man die Kundgebung deshalb vom Standpunkt der politischen Moral oder Klugheit *allgemein* verwerfen?

Aengstliche Gemüter werden geneigt sein, die Frage zu bejahen. Aber absolutes Zurückhalten der freien Meinungsäußerung über Taten und Verhältnisse, die unsere besonderen Interessen nicht berühren, ist keineswegs allgemein empfehlenswert. An dem allgemeinen Urteil bildet sich die öffentliche Moral, und ohne freie Meinungsäußerung muß sie notwendigerweise verkümmern. Man soll nicht über alles und jedes aburteilen: aber es gibt Dinge, über die man sich eine Meinung bilden kann und soll, und über die man sich unter Umständen auch zu äußern hat, wenn man den Anspruch erheben will, nicht ein absoluter Egoist zu sein, vielmehr an der Kultur der Menschheit mitzuarbeiten. Die Grenze hier zu ziehen, ist Sache des Taktes, dessen Handhabung dem einzelnen überlassen bleiben muß.

So sind also Kundgebungen über Verhältnisse des Auslandes keineswegs *allgemein* zu verdammen, und sie sind es um so weniger, als richtigerweise von den Regierungen das Prinzip der Nichtintervention in innere Angelegenheiten eines anderen Staates, selbst in der Form eines freundschaftlichen Rates, in unserer Zeit fast ausnahmslos befolgt wird. Wollte man jene Kundgebungen, die gewiß nicht allzu häufig erfolgen da man gewöhnlich im eigenen Lande genug zu beachten und zu erwägen hat —, völlig ausschließen, so würden Regierungen und Völker unparteiische Urteile über ihr Verhalten nicht erfahren — zu ihrem eigenen Nachteil.

Man wird nun einwenden, solche Urteile liefere die Presse und häufig mit größerer Sachkunde. Indes das Urteil eines oder selbst mehrerer bedeutender Preßorgane hat nicht die Bedeutung einer Kundgebung, zu der auf den Vorschlag bedeutender Männer sich eine große Anzahl von Personen vereinigt, und sodann ist die Presse keineswegs immer unabhängig und unparteiisch. Viele Preßorgane folgen im stillen den Ansichten der augenblicklichen Machthaber, andere dienen bestimmten Interessentenkreisen, z. B. großen Unternehmern, die um ihren Absatz nach anderen Ländern oder an auswärtige Regierungen besorgt sind, und neuerdings gibt es große Zeitungen, die einfach als Geldunternehmungen ausgebeutet werden und dementsprechend reden oder ihre Meinung verhüllen und ändern.

Nun ist in Preußen gerade bei einer studentischen auf das Ausland sich beziehenden Kundgebung auch die Frage der sogenannten akademischen Freiheit brennend geworden und im preußischen Abgeordnetenhause behandelt. Diese Debatte hat sich aber eigentümlicherweise wesentlich nur mit der Frage beschäftigt, ob ein Abgeordneter durch eine Aeußerung des Regierungskommissars des Kultusministeriums sich verletzt fühlen konnte, und ist schließlich in die Versöhnung der Beteiligten ausgelaufen; die akademische Freiheit wurde allerseits anerkannt,

worin sie bestehe, aber nicht gesagt; nur einiger unmittelbar für den Fall der hannoverschen technischen Hochschule zu ziehender Konsequenzen gedachte der Abgeordnete Jänicke.

Worin also mag diese akademische Freiheit bestehen? Zunächst besteht sie nach der Einrichtung der deutschen Universitäten darin, daß jeder Studierende sich die Vorlesungen und Uebungen, an denen er teilnehmen will, die Dozenten für Vorlesungen und Uebungen frei auswählen kann, und daß keine irgend einschneidende Kontrolle über den Besuch der Vorlesungen stattfindet. Nur muß der Student an den deutschen Universitäten in jedem Semester irgend eine Vorlesung, die bezahlt wird, belegen, gleichsam ein äußeres Zeichen, daß er nicht gänzlich von den Lehrkursen sich fernhalten will, und sodann muß, wer einer staatlichen Universitätsprüfung sich unterwerfen will, sich daran erinnern, daß die Zulassung zu diesen Prüfungen Zeugnisse über die Annahme (nicht über den fleißigen Besuch) bestimmter Vorlesungen und über Teilnahme an gewissen Uebungen in einer bestimmten Anzahl von Studiensemestern voraussetzt, und daß natürlich ein gewisses Maß von Kenntnissen zum Bestehen dieser Prüfungen gefordert wird, ein Maß, welches, wie angenommen werden muß, für die meisten am besten und bequemsten durch fleißigen Besuch der Vorlesungen und Teilnahme an den Uebungen erlangt wird. Im einzelnen Falle bedeutet also, scharf ausgedrückt, die akademische Freiheit, vorbehaltlich der demnächst nach Beendigung des Studiums eintretenden Folgen, auch die Freiheit, die akademischen Vorlesungen tatsächlich nicht zu benutzen, sogar die Freiheit, während des Studiums zu faullenzen.

So wenig wünschenswert aber dieser letztere Auswuchs der akademischen Freiheit ist, so muß er doch aus schwerwiegenden Gründen, wie überhaupt mancher mögliche Mißbrauch der Freiheit, mit dieser selbst in den Kauf genommen werden. Bei einschneidenden Kontrollmaßregeln würden begabte Studierende an der Verfolgung sie besonders fördernder anderer Studien und Arbeiten gehindert sein, und manchem ist die Beschäftigung mit allgemein wissenschaftlichen Studien zeitweilig nützlicher als die Beschäftigung mit dem eigentlichen Fachstudium. Auch der vornehme Charakter der deutschen Universitäten würde verloren gehen. Jetzt weiß der Dozent, daß im großen und ganzen nur diejenigen seine Vorlesungen besuchen, die wirklich Interesse daran haben; das bindet Dozent und Hörer ganz anders aneinander als äußerer Zwang und läßt nicht leicht den Gedanken an Täuschungen und Betrügereien aufkommen, welche in Schulen bei wirklichem Zwange zum Fleiße nicht gar so selten sind.

Diese akademische Freiheit des Fleißes oder des Unfleißes wollte auch niemand antasten.

Aber der Student muß prinzipiell auch genießen die allgemeine Freiheit, welche jedem Staatsangehörigen, jedem im Staate Lebenden zukommt. Gesetze und Verfassungsgesetze, welche die freiheitlichen Befugnisse der Staatsangehörigen, der im Staate lebenden Personen regeln, machen da keine Ausnahme. Wenn Artikel 27 der preußischen Verfassungsurkunde sagt: „Jeder Preuße hat das Recht, durch Wort, Schrift, Druck und bildliche Darstellung seine Meinung frei zu äußern", so muß das gleiche Recht auch dem Studenten zukommen, selbstverständlich unter der Beschränkung, welche spezielle Gesetze und namentlich das Strafgesetz festsetzen, und wenn anderen gestattet ist, ihre Meinung auch durch Sammeladressen zu äußern, wenn sie mit Personen, die sich an anderen Orten befinden, deshalb in Verbindung treten dürfen, so muß alles dieses auch dem Studenten prinzipiell freistehen, und zwar umsomehr, als einerseits die große Mehrzahl der Studierenden über 18 Jahre alt*), also vollständig nach dem Strafgesetze verantwortlich ist, eine erhebliche Anzahl aber über 21 Jahre alt, also auch von väterlicher und vormundschaftlicher Gewalt frei ist, und als anderseits die für die Immatrikulation verlangte Vorbildung jedenfalls kein Grund ist, den Studenten Beschränkungen aufzuerlegen, von denen Angehörige anderer Stände und Berufsarten frei sind.*)

Aber bringt nicht die akademische Disziplin die Beschränkung mit sich, daß Kundgebungen über politische Fragen verboten oder nur mit Genehmigung der akademischen Behörden erlaubt sind?

Ziehen wir darüber das für die Universitäten geltende preußische Gesetz vom 29. Mai 1879 über die Rechtsverhältnisse der Studierenden zurate. § 2 dieses Gesetzes bestimmt: „Die akademische Disziplin hat die Aufgabe, Ordnung, Sitte und Ehrenhaftigkeit unter den Studierenden aufrecht zu erhalten."

Hiernach — und dies wird auch der natürlichen Empfindung entsprechen — sind, abgesehen von den durch das Strafgesetz verbotenen, Kundgebungen unzulässig, deren Sinn oder Form eines akademischen Bürgers unwürdig (der Ehre desselben widerstrebend) ist oder den guten Sitten zuwiderläuft, und endlich Kundgebungen, welche die akademische Ordnung zu stören — Unfrieden und Streit unter den Studierenden der Universität voraussichtlich hervorzurufen — geeignet sind oder auch als Ungehorsam und Auflehnung gegen die akademische Ordnung und ihre Vertreter erscheinen. Diese Schranken zu ziehen, ist namentlich deshalb notwendig, weil das häufige und enge Zusammenkommen der Studierenden in denselben Lokalen Kundgebungen nicht dulden läßt, welche Kommilitonen zu verletzen geeignet sind, zumal jugendlichen Personen bei Streitigkeiten kühle Ueberlegung oft fehlen wird.

Danach sind allerdings z. B. Vereine bestimmter politischer Richtung unter den Studierenden nicht zu dulden, weil diese notwendigerweise gegen andere doch auch unter den Studenten vorhandene politische Richtungen sich kehren und somit zu bösartigen Streitigkeiten Anlaß geben. Dagegen werden Vereine, in denen politische Probleme nur erörtert, nicht aber für die Teilnehmer maßgebende Beschlüsse gefaßt werden, nicht zu verbieten sein. Politische Kundgebungen brauchen aber garnicht jenen störenden Charakter zu haben, und sie haben ihn regelmäßig am allerwenigsten, wenn sie sich auf das Ausland beziehen.

Es ist daher kein Grund vorhanden, sie allgemein als verboten zu bezeichnen.

Sollen aber die Studierenden zu solchen Kundgebungen etwa durch Sammlung von Unterschriften — vorher erst die Genehmigung der akademischen Behörden einholen? Auch diese Frage ist zu verneinen.**) Eine solche Zensur widerspricht insbesondere dem erwähnten Satze der preußischen Verfassungsurkunde. Es ist unrichtig, einen derartigen eine allgemeine Freiheit des Handelns aussprechenden Satz für bedeutungslos zu erklären. Er ist jedenfalls ein Satz, der für die Interpretation spezieller Gesetze, falls diese nicht das Gegenteil verordnen, maßgebend sein muß. Sonach ist auch das Disziplinarrecht der Studierenden ihm entsprechend zu interpretieren, d. h. die Studierenden bedürfen zu jenen Kundgebungen keiner vorherigen Erlaubnis. Es kann auch nicht verlangt werden, daß etwa die Genehmigung eines studentischen Ausschusses eingeholt werde; ob eine gewählte oder eine nicht gewählte, vielmehr höheren Ortes eingesetzte Behörde vorher zu genehmigen hat: die Beschränkung der freien Meinungsäußerung der einzelnen bleibt im Wesen dieselbe.

Eine Abänderung des Gesetzes von 1879 könnte dies Erfordernis freilich einführen. Dies würde aber wenig empfehlenswert sein. Denn wer verbieten kann, trägt auch die Verantwortlichkeit, wenn er nicht verbietet. Die akademische Behörde würde also mit einer zuweilen schwerwiegenden Verantwortlichkeit belastet werden, und nicht nur für etwaige Ge-

*) Studierende jüngeren Alters, deren Zahl verhältnismäßig gering ist, sind gewöhnlich besonders begabt und fleißig, auch zu Ausschreitungen wenig geneigt und in der Regel sehr besonnen. Sie können füglich außer Ansatz bleiben.

*) Weder das Gesetz über die Wahlen zum Reichstag noch das Gesetz über die Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause enthält eine Bestimmung, der zufolge Studierende als solche nicht wahlberechtigt sein würden.

**) Damit sind aber allgemeine Studentenversammlungen als der Genehmigung nicht bedürfend nicht bezeichnet. Versammlungen werden vielmehr der Genehmigung bedürfen, da sie zu Streitigkeiten unter den Studierenden Anlaß geben können.

Digitized by Google

setzwidrigkeit, sondern auch für die Opportunität, Angemessenheit oder Zweckmäßigkeit des Inhalts. Aengstliche Rektoren oder Universitätsbeamte würden fast immer die Genehmigung verweigern, wenn sie befürchten müßten, daß die Kundgebung irgendwo, namentlich in höheren Regionen, Anstoß erregen könnte; sie würden sie nur erteilen, wenn sie im Sinne dieser höheren Regionen patriotisch, d. h. beliebt wäre, und somit wäre die Dressur fertig, welche v. Liszt vor kurzem in einer Rede gekennzeichnet hat. Wir könnten dann auch Verbote erleben, welche Probestücken der ehemaligen Preßzensur ähnlich sehen würden, zumal die untere Instanz selbst da Anstoß nehmen kann, wo die höhere Instanz lächelnd völlig Unverfängliches erblickt.

Man könnte einwenden, es sei nicht wünschenswert, daß Studenten sich oft mit politischen Kundgebungen befassen. Das ist richtig. Aber diese Gefahr ist nicht groß, am wenigsten erheblich im Deutschen Reiche, wo gerade die Abwendung von politischem Nachdenken und politischer Beschäftigung bei den wohlhabenden und, wie man sagt, gebildeteren Klassen zu beklagen ist. Und ist denn eine sachlich unzutreffende, eine inopportune studentische Kundgebung an sich ein so großes Uebel? Sie verhallt bald in dem Strudel der Weltereignisse, vielleicht wird sie kaum beachtet; während die Beschränkung der freien Meinungsäußerung viele verbittert und bei anderen die Erziehung zu wetterwendischen Lakaien und Strebern vollendet. Russische Zustände sind doch für uns nicht maßgebend, und selbst in Ländern, die eine viel weitgehendere Freiheit genießen, als das heutige Deutsche Reich, beziehen sich unangenehme studentische Kundgebungen meist nur auf deren eigenste Angelegenheiten. Auch dürfte die Beschäftigung mit politischen Fragen und Problemen weit vorzuziehen sein dem Aufgehen in Paukwesen und Biertrinken, Kommersen, Gesellschaften und vielleicht noch in anderen Dingen. Flammt auch einmal jugendliche Begeisterung dann auf, wenn reifes Urteil sich anders entscheiden würde, es ist am Ende besser als stumpfe Gleichgültigkeit, die nur des eigenen Vorteils, des eigenen Vorwärtskommens gedenkt. Mögen daher — das wäre allerdings wünschenswert — diejenigen, welche studentische Kundgebungen planen, in zweifelhaften Fällen vertrauensvoll sich den Rat solcher akademischer Lehrer einholen, die ihr besonderes Vertrauen verdienen und zugleich politische Erfahrung besitzen: eine zwingende Präventivzensur entspricht weder dem gegenwärtigen Gesetze, noch ist sie zu empfehlen.

Die akademische Freiheit besteht aber weiter darin, daß gerade während der Studienzeit für viele die Schranken noch nicht vorhanden sind, welche sie an der Freiheit des Denkens später so vielfach hindern — für immer oder für längere Zeit. Freiheit des Denkens aber kann ohne Freiheit der Aeußerung des Gedachten, im äußersten Fall auch ohne Aeußerung in der Oeffentlichkeit nicht bestehen. Der junge Staatsbeamte, der angehende Prediger z. B. hat diese Freiheit jedenfalls weniger als der Student, und bei vielen anderen geht nach der Studienzeit das Denken an allgemeine Fragen und Interessen für lange Zeit unter in der Sorge um das tägliche Brot. Darum sollen wir die akademische Freiheit hochhalten. Um das zu können, müssen wir aber wissen, worin sie besteht, müssen sie richtig begrenzen. Dazu dürften die oben entwickelten Sätze den Ausgangspunkt bilden. Für einzelne Fälle werden sie Zweifel bestehen lassen. Aber welche Rechtssätze täten das nicht? Wollte man aber, wie vielleicht manche für richtig halten, von Fall zu Fall entscheiden, was dem Studenten an Kundgebungen zu erlauben, was zu verbieten sei, und zwar nach völlig freiem Ermessen, so würde dies zu haltloser, stets nach den Personen wechselnder Willkür führen und zugleich notwendig in sich die Entstehung allgemeiner Präventivzensur enthalten; es wäre aber auch in einem großen Staate, wo gleichmäßige Entscheidungen für verschiedene Anstalten nötig sind, geradezu eine Unmöglichkeit: greift eine höhere Instanz auf Anrufen ein, so kann sie nicht völlig Verschiedenes an verschiedenen Orten gleichzeitig billigen oder aufheben.

Akademische Freiheit aber, recht verstanden, und Freiheit des Denkens und der Meinungsäußerung überhaupt stehen, wie nun einmal die Dinge bei uns liegen, in engem Zusammenhange. Wer sie beschränken will, übernimmt eine schwere Verantwortlichkeit, eine Verantwortlichkeit, weit schwerer wiegend als eine sachlich verkehrte, aber sonst nicht gegen das Gesetz verstoßende Kundgebung. Allein diese Freiheit verbürgt auch die Möglichkeit der in edlem Sinne patriotischen Kundgebung, die in der Stunde der Gefahr zu Taten und Opfern ausreift.

Göttingen. L. v. Bar.

Parlamentsbriefe.

IX.

Nach jeder Krisis tritt eine Erschlaffung ein. Nachdem der Reichstag den entscheidungsschwangeren 22. Februar hinter sich hatte, kamen naturgemäß Tage, an denen das Gefühl vorherrschte: lohnt es sich noch, um Bagatellen zu streiten, um drei Flinten, einen Munitionskarren und einen angeschossenen Gaul, nachdem die große Schlacht vom Tage zuvor die Herrschaft des Agrariertums für ein dutzend Jahre festgelegt hat?

In kompakten Massen war das Agrariertum herbeigeströmt, das „reine" auf der Rechten, wie das in der Priesterkleidung des Zentrums und in der liberalen Maske des Nationalliberalismus, um den goldenen Preis, um den man drei Jahre geworben hatte, endlich einzuheimsen. Aber kaum hatte man ihn intus, so wandten die braven Gelegenheitsparlamentarier dem Parlament wieder den Rücken zu. Sie haben sich ja nicht wählen lassen, um an der Gesetzgebung des Reiches mitzuarbeiten, sondern aus anderen Gründen, der eine aus diesem, der andere aus jenem. Kommandiert sie ihre Partei, handelt es sich darum, für bestimmte Klassen klingenden Lohn zu ernten, sind sie als Stimmvieh unentbehrlich, so sind sie einmal zur Stelle — so kurze Zeit wie nur möglich. Am 22. Februar waren über dreihundert Abgeordnete anwesend. Am 23. Februar waren es ihrer nur noch hunderteinundvierzig.

Dabei handelte es sich darum, sich noch einen fetten Bissen von der Zollbeute zu sichern. Graf Kanitz hatte eine Resolution beantragt, die den Reichskanzler veranlassen sollte, schon zum 1. Juli die Verzinsung der Zollkredite für Getreide eintreten zu lassen. Eine Erschwerung der Getreideeinfuhr, ein Coup gegen den Handel, das war die Tendenz dieses Antrages. Von freisinniger Seite wurde eingewandt, daß man garnichts dagegen habe, die Getreidespekulation zu beschränken. Nur müßten sich solche Maßregeln nicht ausschließlich gegen den Handel mit ausländischem Getreide, sondern ebenso gegen die Spekulation der inländischen Getreideproduzenten richten. Selbst dem Zentrum schien der agrarische Antrag zu einseitig, als daß es riskiert hätte, ihm ohne weiteres zuzustimmen. Herr Spahn beantragte darum Ueberweisung an eine Kommission. Aber selbst dieser Antrag scheiterte. Die Linke war nämlich mit Recht der Ansicht, daß die Agrarier die Pflicht hätten, mindestens bei den Anträgen, die nur in ihrem Interesse liegen, für ein beschlußfähiges Haus zu sorgen. Um ihnen einen kleinen Denkzettel zu verabfolgen, beantragte die Sozialdemokratie namentliche Abstimmung. Als die Konservativen merkten, was in der Luft lag, telephonierten sie nach dem Abgeordnetenhaus um Unterstützung. Keuchend stürzte auch noch ein Dutzend Agrarier herbei. Aber es langte nicht. Das Haus war beschlußunfähig. Wütend zetert die „Deutsche Tageszeitung" über die schwere Pflichtversäumnis der Abgeordneten. Lächelnd kann die Linke auf diesen Grimm der Agrarier über das „dummum emergens" blicken. Bei der großen Niederlage, die man erlitten hat, ist es wenigstens eine kleine Herzensstärkung, wenn man dem Gegner noch nachträglich eine Schlappe beibringen kann, zumal wenn sie ihn da trifft, wo unsere Agrarier am empfindlichsten sind, am Geldbeutel.

Nach diesem tragikomischen Intermezzo wurde die Etatsberatung energisch aufgenommen und gefördert. Der Rest des Postetats kam zur glatten Erledigung. Nur bei der sogenannten Ostmarkenzulage platzten noch einmal die Gegen-

Digitized by Google

sätze aufeinander. Herr Kraetke wollte es zwar nicht Wort haben, daß es sich bei dem geforderten Fonds für die Beamten in den polnischen Landesteilen um dasselbe handle, was voriges Jahr frank und frei als Ostmarkenzulage bezeichnet wurde. Aber weder das Zentrum noch die Linke ließen sich davon überzeugen, daß es sich hier um eine Frage des reinen Beamtenrechts und nicht vielmehr um den ersten Schritt auf der Bahn des Hakatismus handle, zu dem man den Reichstag verführen wollte. So sehr sich auch Herr Kraetke rednerisch anstrengte, so begeistert ihm auch die alten Kartellparteien beisprangen, der „Korruptionsfonds", wie ihn Korfanty nannte, verschwand in der Versenkung. Rasch wurden dann noch der Etat der Reichsdruckerei und der der Reichseisenbahnen abgetan. Bemerkenswert aus den kurzen Debatten darüber ist nur die Erklärung des Herrn v. Budde, daß er das Reichsland mit der IV. Klasse zu beglücken gedenkt. Er sang auf diese Institution, die alle urteilsfähigen Benutzer als menschenunwürdig bezeichnen, ein Loblied, als wenn es sich dabei um eine Kulturerrungenschaft ersten Ranges handle. Merkwürdig nur, daß kein außerdeutsches Land, ja daß nicht einmal Süddeutschland bisher das Verlangen bekundet hat, sich diese spezifisch preußische Kulturtat zu eigen zu machen.

Der gesamte Marineetat wurde in anderthalb Tagen erledigt! Noch nie vielleicht ist die Sache so glatt gegangen. Stundenlang verlas der Präsident einen Etatstitel nach dem andern, ohne daß auch nur eine Wortmeldung erfolgt wäre. Selbst die Sozialdemokratie schien kampfesmüde. Das ganze Kapitel „Kiautschou" passierte unbeanstandet. Eine kleine Schuldebatte, von dem freisinnigen Schulmann Eickhoff inszeniert, und das „Dreckfest", wie es die sozialdemokratischen Agitatoren zu benamsen pflegen, war bewilligt. Dann gab es noch einen kleinen Aufenthalt bei den Werftarbeiterverhältnissen. Aber sonst beschränkte sich die ganze Marinedebatte auf eine Debatte über den Flottenverein. Viel kam dabei nicht heraus, konnte dabei nicht herauskommen, da der Reichstag dem Flottenverein „nix tau seggen" hat.

Von politischer Bedeutung war an den diesjährigen Marinedebatten eigentlich nur die Tatsache, daß auch aus ihnen hervorleuchtet, wie die Erkenntnis von der Notwendigkeit direkter Reichssteuern immer weitere Kreise durchdringt. Früher traten nur Sozialdemokratie und entschiedener Liberalismus dafür ein. Jetzt kommt ein Zentrumsmann nach dem andern und erklärt, daß er grundsätzlich garnicht mehr abgeneigt sei. Diesmal war es ein Führer wie Groeber, der von der Notwendigkeit sprach, zu den Flottenlasten die leistungsfähigen Leute direkt heranzuziehen. Das alte Vorurteil, daß man aus Gründen des Föderalismus die direkten Reichssteuern ablehnen müsse, scheint erschüttert zu sein. Die Finanznot hat das Eis gebrochen. Selbst ein so alter Reaktionär wie Herr v. Kardorff wagt es nicht mehr, schlankweg nein zu sagen. Freilich verschanzt er sich noch hinter einem „für seine Person". Er möchte, aber der böse Bundesrat! Der wird niemals in eine solche „Mediatisierung der Einzelstaaten" willigen. Herr v. Kardorff war sich, als er das aussprach, gewiß selbst nicht dessen bewußt, wie lächerlich hohl diese Phrase klang. Mediatisierung der Einzelstaaten! Als wenn eine vom Reich erhobene Erbschaftssteuer auch nur um ein Atom mehr die Selbständigkeit der Einzelstaaten antastete als irgend eine andere Reichssteuer. Wahr ist ja, daß der Bundesrat anscheinend noch nicht den Entschluß zur Einführung einer direkten Reichssteuer gefaßt hat. Aber man hat doch den Eindruck, daß im Bundesrat an die Stelle des starren Widerstandes bereits ein Schwanken getreten sei. Man fühlt, daß der Reichstag kaum noch eine neue oder erhöhte indirekte Steuer bewilligen wird, während sich für eine direkte Steuer sofort eine gewaltige Mehrheit finden würde. Die Gelegenheit für die entschiedenen Liberalen, einen Druck zugunsten der direkten Reichssteuern mit Erfolg auszuüben, ist jedenfalls günstiger als je.

Seit Montag Nachmittag ist die Generaldebatte über das Reichsamt des Innern im Gange, ohne daß in dem Augenblick, wo diese Zeilen geschrieben werden, ein Ende abzusehen wäre. So wünschenswert, ja so unentbehrlich eine jedes Jahr wiederkehrende ausgedehnte sozialpolitische Erörterung ist, so wenig wird man sich dem verschließen können, daß die jetzige Art der parlamentarischen Erörterung mehr dazu angetan ist, das Interesse an der Sozialpolitik einzuschläfern als es zu erwecken. Das Ressort des Grafen Posadowsky ist eben so unendlich umfassend, daß es ein Widersinn ist, es in seiner Gänze zu diskutieren. Wenn ein Redner über den Befähigungsnachweis, der nächste über die Automobile, der dritte über die Krankenkassen, der vierte über die rechtliche Stellung der Agenten, der folgende über die Warenhäuser spricht, so ist es weder von den Abgeordneten noch von der Presse noch auch vom Publikum zu verlangen, daß sie einer so zerfahrenen Verhandlung Aufmerksamkeit schenken. So interessant die einzelnen Gegenstände auch sind, so muß doch jedes Interesse erlahmen, wenn vielleicht erst der zehnte Redner auf das von irgend jemand angeschnittene Thema zurückkommt, nachdem inzwischen siebenundzwanzig andere Themata behandelt worden sind. Will der Reichstag die Beratung des Etats des Reichsamts des Innern zweckdienlich gestalten, so wird er in Zukunft die Debatte an der Hand der Resolutionen nach Materien — Arbeiterfragen, Handwerkerfragen usw. — ordnen müssen. Das sozialpolitische Strombett bedarf dringend der Regulierung. Sonst versandet es elendiglich.

H. v. Gerlach.

Der Begriff „produktiv" und der „produktive" Begriff.

Brentano fleht in seiner Antwort (auf meine Antwort in dieser Zeitschrift) so herzergreifend um „Erbarmen": ich möchte ihm doch „noch mehr Aufklärung" zuteil werden lassen, daß ich geradezu ein hartherziger Mensch sein müßte, wollte ich sein Flehen ohne Erhörung lassen. Aber ich würde auch aus eigenem Triebe die angebrochene Debatte gern fortgesetzt haben, denn jetzt fängt die Sache erst an interessant zu werden. Brentanos neue Fragen rühren an wirklich komplizierte Probleme und geben Stoff zu lustigem Streit Jahre hindurch. Da kommt nun freilich mein schon geäußertes Bedenken zu seinem Recht: ob eine Wochenschrift der geeignete Platz sei, solche wissenschaftlichen Turniere auszufechten. Gerade als ich mir eine stattliche Anzahl weißer Bogen zurechtgelegt hatte, um darauf mit eingelegter Lanze von neuem dem verehrten Meister entgegenzureiten, erhalte ich ein liebenswürdiges Schreiben der Redaktion, worin sie mich, falls ich beabsichtigen sollte „noch einmal" (also nicht etwa noch zehnmal!), in der „Nation" zu antworten, „dringend um kurze Formulierung" bittet. Also mehr als eine Notreplik können die folgenden Ausführungen nicht vorstellen.

Zunächst: die Alternative, die Brentano in seinem ersten Artikel stellte: „Steigerung der Produktivität oder Parasit" war toto coelo verschieden von der, die er im zweiten Artikel stellt: „Produktiv oder Parasit". Jene hatte den Vorzug der Klarheit und Unzweideutigkeit voraus: „Steigerung der Produktivität" ist ein Begriff, dem eine objektiv eindeutige Vorstellung — nämlich die Beziehung eines Gütequantums auf einen Arbeitsaufwand — entspricht. Dagegen ist der Begriff „produktiv" oder auch „Produktivität" ohne jene hypostasierte Relation von Quantitäten — also absolut, nicht relativ gefaßt — einer der greulichsten, weil vieldeutigsten, unbestimmtesten, den unsere Wissenschaft verwendet. Jedenfalls setzt er voraus, daß der, der sich seiner bedient, des langen und breiten auseinandersetzt, was er gerade darunter verstehen will. So viel ich sehe, faßt Brentano den Begriff in der üblichen Weise: er nennt „produktiv" alle Personen, „deren Tätigkeit für das Zustandekommen des ökonomischen Nutzeffekts nötig" ist. Zu diesen Personen rechnet er den Kaufmann. Will er hier Halt machen?

Da würde ihm Friedrich List mit Recht sogleich einwenden: wie? der Mann, der mit Schmalz handelt, soll produktiv sein, der aber mit Gedanken handelt, was der selige Mendelssohn von sich behauptete, nicht? Eine Grenze hinter dem Kaufmann

Digitized by Google

zu ziehen, geht aber doch wirklich auch nicht an. Denn offenbar sind „für das Zustandekommen des ökonomischen Nutzeffekts" ebenso nötig wie der Kaufmann: der Gesetzgeber, der Mann der Verwaltung, der Richter, der Polizist, die alle erst geordnetes Zusammenleben der Menschen, also Wirtschaft ermöglichen. Ebenso aber auch der Schulmeister, der den Kaufmann oder sonst ein Wirtschaftssubjekt erzogen hat. Aber doch auch die treue Gattin und die lieben Kinder, die unserm Kaufmann das traute Heim bereiten und dadurch es ihm erst ermöglichen, daß er am nächsten Morgen wieder mit frischen Kräften in Getreide oder Spiritus spekulieren kann. Und wenn er des Glückes eines eigenen Heims entbehren muß, unter Umständen — und zwar sogar sehr — das „liebe, süße Mädel," das ihm „die Sorgen von der Stirne streicht". Und ganz gewiß der Pastor, zu dem er am andern Morgen in die Kirche geht, um das Gleichgewicht seiner Seele wieder herzustellen. Und der Kabarettsänger, dessen Vortrag ihn vielleicht zu einer ganz neuen Idee zur Reorganisation des Wollhandels begeistert. „Ohne Freiheit — was wären die Griechen, ohne Griechen — was wäre die Welt." Ohne den Kaufmann: was wäre die kapitalistische Wirtschaft; aber ohne Schulmeister, Richter, Minister, Gattin, Geliebte, Pastor und Sänger: was wäre der Kaufmann? Sie alle sind, damit „der ökonomische Nutzeffekt zustande komme", mindestens so „nötig" wie er. Also sind sie alle „produktiv". Nennt man „produktiv" alle, die in dem obenbezeichneten Sinne „nötig" sind, so kommt man, wenn man die Sache bis zu Ende durchdenkt, zu dem Truism, daß in unserer heutigen Gesellschaftsorganisation alle Glieder der Gesellschaft auf einander angewiesen sind. Es sei denn, man fahre mit ethischen Werturteilen dazwischen und entscheide, daß einiges in unserer wirtschaftlichen Welt sein, anderes nicht sein „solle". Z. B. nur der technische Arbeiter des Gesamtproduktes teilhaftig werden „solle", „weil" nur er „produktiv" sei (offenbar eine doppelte Unklarheit). Dann wird die Konfusion noch größer.

Diese und noch andere Erwägungen haben mich seit langem dahin gebracht, den Begriff der „Produktivität" im erörterten Sinne ganz aus meiner Begriffsregistratur hinauszutun. Warum sollen wir uns von solch einem elenden Begriff nasführen lassen? „Todesurteil — Supplicium" entscheide ich in solchen Fällen immer wie „Auch einer". Gibt es aber für mich den Begriff der „Produktivität" (immer im absoluten Sinne) nicht, so natürlich auch nicht den der „Unproduktivität", also erst recht nicht den des „Parasiten". NB. soweit ich Nationalökonomie treibe. Meine höchstpersönliche ethische Wertung der Dinge hat selbstverständlich damit ganz und gar nichts zu tun; sie interessiert aber auch niemanden, der von mir wissenschaftliche Erkenntnis vorgetragen wünscht. Konnte ich also die von Brentano zuerst aufgestellte Hypothese: „Steigerung der Produktivität oder nicht" akzeptieren und mich ganz und gar mit ihm in gleichem Sinne entscheiden, so lehne ich die neue Alternative: „produktiv" oder „parasitisch" als undiskutabel ab, um in Brentanoscher Ausdrucksweise zu reden: als meinem Auffassungsvermögen unverständlich, oder: als meinem wissenschaftlichen Betriebe vollständig fremd ab.

Diese kurzen, allzukurzen Ausführungen (es ließen sich tausend Seiten über das Thema schreiben) werden doch vielleicht schon einige der Unklarheiten behoben haben, die, wie Brentano und mit ihm andere „Männer von außerordentlicher Begabung" meinen, meinen Ausführungen an der Stelle des „Modernen Kapitalismus", die Brentano im Auszuge wiedergibt (es ist Band I Seite 210/11) anhaften. Aber ich empfinde selbst, daß jene Sätze nicht glücklich von mir gefaßt sind und wohl auch jetzt noch einiger Erläuterung bedürfen. Ich will versuchen, sie in den engen Grenzen, die mir gesteckt sind, zu geben.

Zunächst was den „Insipiens" anbetrifft, so wollte ich natürlich nicht so unhöflich sein (wie es scheinen kann), denjenigen, der sachlich anderer Meinung als ich ist, mit jenem Schmeichelwort zu belegen, das nebenbei bemerkt durch die Antithese zu „Suplenti sat" auf alle Fälle einen großen Teil seiner Schärfe verliert. Vielmehr wollte ich damit nur sagen, daß ich mich für diejenigen Leser nicht interessiere, die die Methode meiner Fragestellung nicht verständen. Die also nicht in dem Sinn mit mir zu denken vermöchten, daß ich die vorausgehenden Feststellungen lediglich zu dem Zweck einer ganz bestimmt umschriebenen wissenschaftlichen Untersuchung gemacht habe, daß ihnen also nur heuristische Bedeutung zukomme, daß „über die Statthaftigkeit ihrer Formulierung . . . somit nichts anderes (entscheide) als ihr theoretischer Nutzeffekt, das ist die Hilfe, die sie bei der Gewinnung materieller ökonomischer Erkenntnis zu leisten vermögen". Ich sagte schon, dieser Gedanke sei in meinem Buch nicht glücklich zum Ausdruck gebracht; ich hätte vor allem das leicht irreleitende Wort „axiomatisch", das denn ja auch Brentano tatsächlich irregeleitet hat, vermeiden sollen. Ich hätte vielmehr statt dessen etwa formulieren müssen: „Ich nehme an, daß . . ." oder „ich setze, daß . . ." oder „ich gehe davon aus, daß . . ."

Die so gesetzten Sätze lauten nun: 1. Die Nation lebt von ihrem Arbeitsprodukt (übernommen aus Ad. Smith), 2. Arbeit in diesem Sinn ist die Arbeit des technischen Arbeiters (also Bebauers des Grund und Bodens, Verfertigers von gewerblichen Gegenständen, soweit er nicht nur organisiert, disponiert, leitet, sondern selbst „mitschafft").

Es ist nun gewiß willkürlich, nur die Arbeit dieser Personen als Quelle des Gütervorrats, von dem die Nation lebt, zu bezeichnen. Ebenso willkürlich, als wenn man hinter dem Unternehmer und Kaufmann, aber vor dem Erfinder, dem Chemiker, dem Beamten und so weiter die Grenze der „Produktivität" zieht. Denn mit der „produktiven Arbeit" verhält es sich tale quale wie mit dem Mutterbegriff der Produktivität: „nötig", „damit der ökonomische Nutzeffekt zustande komme", ist so ungefähr die Arbeit aller: des Autlers, der das Ueberfahrzeug kaput fährt und dadurch den Automobilfabriken neue Aufträge verschafft, des Kriegers, der eine Kolonie verteidigt und damit einen Absatzmarkt erhält, des Verbrechers, wie Marx in jenem Nachlaßband ausgeführt haben soll (ich habe ihn noch nicht gelesen), der dem Strafrechtsprofessor erst das Abhalten seines Kollegs und dem Verleger die Herausgabe eines Lehrbuchs des Strafrechts ermöglicht. Will man also nicht auch hier wieder dem Truism verfallen, daß die Gesellschaft als Ganzes den Gütervorrat erzeugt, von dem eine Nation lebt (und damit zu aller nationalökonomischen Erkenntnis glücklich den Zugang sich verrammeln), so wird man füglich irgendwo einen Schnitt machen müssen, der — ich wiederhole noch einmal — genau so willkürlich vor als hinter dem kapitalistischen Unternehmer erfolgt. Fragt sich also nur, wo das Interesse der wissenschaftlichen Erkenntnis ihn zu machen heischt. Da kann nun aber für die Zwecke, die ich in meinem „Modernen Kapitalismus" verfolge, gar kein Zweifel sein, daß ich den Schnitt der gütererzeugenden Arbeit hinter dem technischen Arbeiter machen, also den nur organisierenden Unternehmer und nur disponierenden Kaufmann (soweit er nicht selbst „Handwerker" ist und an der Stoffveredelung unmittelbaren Anteil hat) ausschließen muß. (Andere, die mit ihren Untersuchungen andere Zwecke verfolgen, müssen den Schnitt wo anders machen: z. B. Ad. Smith an einer anderen Stelle, Friedrich List wiederum an einer andern und so fort.) Und zwar aus folgenden sehr einfachen Gründen mußte ich so verfahren.

Was ich beabsichtige, ist eine Erklärung zu geben von dem Werdeprozeß des Kapitalismus, d. h. eines Wirtschaftssystems, dessen Eigentümlichkeit (gegenüber fast allen vorkapitalistischen Wirtschaftssystemen) darin besteht, daß außer dem „technischen" Arbeiter (im obigen Sinn) Leute im Wirtschaftsleben mittätig sind oder um Brentano entgegenzukommen: an der Erzielung des wirtschaftlichen Nutzeffekts „mitarbeiten", die keine technischen Arbeiter sind, d. h. im elementaren (und historisch primären Sinn kein Getreide bauen, keine Ochsen züchten, kein Mehl mahlen, kein Brot backen, die nicht schneidern, nicht schustern, nicht schlossern, nicht tischlern usw. und doch Brot essen und Kleider tragen und Häuser bewohnen und zwar kraft ihrer Funktion als Inhaber der Produktionsmittel und bloße Organisatoren der ohne sie (historisch: ehedem sich selbst überlassenen technischen Arbeiter. Kapitalistisches Wirtschaften in seiner Existenzmöglichkeit (historisch: Genesis) erklären, heißt aber die Existenzmöglichkeit eben dieser nichttechnischen Arbeiter, also ihres Anteils am Nationalprodukt erklären. Wollte ich nun

Digitized by Google

das Nationalprodukt als Ergebnis auch der Kapitalistenarbeit ansehen, so hieße das einfach die Existenzmöglichkeit einer Erscheinung aus dieser Erscheinung selber erklären, was mindestens so unlogisch wäre, wie der von Brentano mir irrtümlich vorgeworfene Widerspruch.

Vielleicht machen einige Beispiele deutlicher, was ich meine: Wie ist Feudalismus ökonomisch möglich? Antwort: durch einen so hohen Produktivitätsgrad der Bauernarbeit, daß diese außer dem Lebensunterhalt der Bauern noch einen Ueberschuß für den Herrn produziert: wobei möglicherweise die ganze Bauernarbeit erst durch den Schutz gegen feindlichen Ueberfall, den der Ritter gewährt, ermöglicht wird. Aber dieser bezieht darum doch einen Anteil von der „Arbeit" der Bauern. Wie ist kapitalistische Organisation, z. B. ehedem selbständiger Handwerker möglich? Antwort: unter anderem dadurch, daß die Arbeit dieser ehemals selbständigen Handwerker produktiv genug ist (vielleicht erst durch den Verleger geworden ist), um dem Organisator einen Anteil gewähren zu können, ohne daß die Handwerker selbst verhungern.

Alle, aber auch alle Fragen einer Theorie des Kapitalismus gewinnen Licht, wenn man die guterzeugende Arbeit im Sinn der technischen Arbeit faßt, und werden verdunkelt, wenn man den Begriff zu einem umfassenden Allgemeinbegriff verflüchtigt. Das läßt sich am letzten Ende natürlich nur an der Hand der mit Hilfe dieser Begriffe vollbrachten wissenschaftlichen Leistungen selbst erweisen. Ich kann deshalb nur sagen: *wenn* mein „Moderner Kapitalismus" einiges zur Vermehrung unserer nationalökonomischen Kenntnis beigetragen hat, so waren jene Hilfsbegriffe gut, wenn nicht, taugten sie nichts. Ueber ihre „Richtigkeit" außerhalb dieses Zusammenhanges zu streiten, ist ein eitles Beginnen. *Nur* auf diese theoretisch-technische Brauchbarkeit der Begriffe, um es noch einmal ausdrücklich hervorzuheben, kommt es mir aber an.

Ich kann den Verdacht nicht los werden, als hafte dagegen den Brentanoschen Gedankengängen ein gut Teil Apologetik an. Er glaubt, daß ich den Kaufmann oder überhaupt den kapitalistischen Unternehmer herabsetzen wolle gegenüber dem „Arbeiter" im sozialistischen Sinn, wovon aber ganz und gar keine Rede bei mir ist. Aber warum spricht er immer vom „Parasiten" im Gegensatz zum „produktiven Arbeiter"? Das hat doch nur einen Sinn, wenn man der Unterscheidung ein (ethisches) Werturteil zugrunde legt. Nun ist es aber allerdings mein oberstes Prinzip, bei allem Wissenschaftsbetriebe jedwedes ethische Werturteil auszuschalten. Und hätte Brentano unter diesem Gesichtspunkt meine Ausführungen betrachtet, so wäre ihm vielleicht manches besser verständlich geworden. Aber — ich will nicht auch dieses Thema noch anschneiden: die Geduld der verehrlichen Redaktion dieser Zeitschrift und — ihrer Leser wird schon jetzt erschöpft sein. Also: bis zum nächsten Waffengang, verehrter Meister!

Breslau. Werner Sombart.

* * *

Schlußwort Professor Brentanos.

Wie schade, daß unser Gespräch aufhört! So ausführlich Sombart heute in vielem gewesen ist, so bezieht sich seine Ausführlichkeit doch nur auf Dinge, die nicht in Frage stehen, und das, was ich gern wissen möchte, ist noch immer nicht klar beantwortet. So ist es mir nämlich nicht eingefallen, hinter dem Unternehmer und Kaufmann, aber vor dem Erfinder, dem Chemiker, dem Beamten und so weiter die Grenze der Produktivität zu ziehen. Und ebensowenig sind meine Gedankengänge von ethischen oder apologetischen Gesichtspunkten getragen. Ich weiß nicht, wie Sombart zu seinen diesbezüglichen Bemerkungen gekommen ist. Vielleicht hat er mir zu Hilfe kommen wollen. In der Scharfmacherpresse wurde ich unlängst als Zerstörungspolitiker hingestellt, und der zweite Präsident des deutschen Landwirtschaftsrats hat dies öffentlich wiederholt; demgegenüber bezeichnet mich Sombart als einen Apologeten. Schönen Dank für die gute Absicht! Allein die Verteidigung könnte ich ebensowenig wie die Anklage annehmen.

Was ist es denn, was in Frage ist? Sombart schreibt ein dickes Buch über die Entstehung des modernen Kapitalismus und wünscht, daß man sich damit beschäftige. Für diese Entstehung ist eine große Frage, welche Rolle der Handel dabei gespielt hat. Da gilt es vor allem sich klar zu sein, was die Funktion ist, die nicht der Erfinder, der Chemiker, der Beamte, auch nicht das „süße Mädel", sondern der Handel im Wirtschaftsleben erfüllt. Stammt sein Gewinn aus doppelseitiger Uebervorteilung der kaufenden und verkaufenden Warenproduzenten durch einen Parasiten, oder aus der Steigerung der Produktivität, welche durch die vom Kaufmann herbeigeführte Arbeitsteilung bewirkt worden ist? Ich hatte behauptet, daß Sombart in seinem Buche sich für die erstere Alternative entscheide. Darauf antwortet er, er habe den Handel nicht für einen Parasiten erklärt. Dieser Antwort stand, wie ich in Nr. 21 dieser Zeitschrift gezeigt, der Sinn dessen entgegen, was er in seinem Buche geschrieben hat; er hatte es darin sogar als ein Axiom bezeichnet, daß das Nationalprodukt das Produkt lediglich derjenigen Arbeit sei, die ich der Kürze halber einfach als Muskelarbeit bezeichnen will; danach ist der Handelsgewinn nichts anderes als eine vom Arbeitsertrag anderer abgezogene Quote und der Handel ein Parasit. Heute nun räumt Sombart ein, daß er sich unglücklich ausgedrückt habe. Er habe das Wort Axiom gebraucht nicht im Sinne eines Satzes, dessen Wahrheit von selbst einleuchtet, sondern im Sinne von „Ich nehme an, daß", also im Sinne des Gegenteils eines Axioms, nämlich einer Hypothese. Schön; reden wir nicht mehr von Axiom. Allein noch haben wir auch dann uns nicht ganz gefunden. Sombart hält die genannte Hypothese nicht nur für berechtigt, sondern für notwendig, wenn er die Existenzmöglichkeit eben der Nichtmuskelarbeiter und ihres Anteils am Nationalprodukt erklären wollte. Hätte er das Nationalprodukt als Ergebnis auch der Leistung des kapitalistischen Unternehmers angesehen, so würde dies eine Erklärung der Existenzmöglichkeit einer Erscheinung aus dieser Erscheinung selbst gewesen sein. Gewiß, das wäre ein Fehler gegen die Logik gewesen. Allein sieht Sombart nicht, daß er bei *seiner* Methode nur der Scylla statt der Charybdis verfallen ist? Denn wenn ich von der „Annahme" ausgehe, das Nationalprodukt sei das Produkt lediglich der Muskelarbeiter, so ist damit schon implicite gesagt, daß der Handelsgewinn nichts anderes ist als eine vom Arbeitsertrag anderer abgezogene Quote. Seine Hypothese ist dann nichts weiter als eine petitio principii.

München. Lujo Brentano.

Ein angeblicher Roman John Miltons.

Im Jahre 1902 ist bei John Murray in London ein Werk erschienen, dessen Titel die größten Erwartungen weckt.*) Danach hat man nichts mehr und nichts weniger vor sich als eine bisher völlig unbekannte Schöpfung des Dichters des „Verlorenen Paradieses". Das Werk ward zuerst in lateinischer Sprache mit dem Originaltitel „Novae Solymae Libri Sex" ohne Vor- und Nachwort, als ein Oktavband von 392 Seiten, im Jahre 1648 „Londini, Typis Joannis Legati" herausgegeben. Ein Exemplar dieser Ausgabe hat das Britische Museum 1888 erworben. Ein anderes besitzt, nach einer Mitteilung von Max Maas (siehe „Athenaeum" 1903 S. 149) die Münchener Hof- und Staatsbibliothek. Zwei sind in der Hand des modernen Herausgebers, des Reverend Walter Begley. Ein fünftes, aber mit ab-

*) Nova Solyma The Ideal City; Or Jerusalem regained. An anonymous romance written in the time of Charles I. Now first drawn from obscurity and attributed to the illustrious John Milton. With introduction, translation, literary essays and a bibliography by the Rev. Walter Begley. 2 vols.

Digitized by Google

weichendem Titelblatt, auf dem zu lesen ist „Londini: Typis Johannis Legati et venundantur per Thomam Underhill sub signo Biblii in vico Anglice dicto Woodstreet MDCXLIX" und mit einem am Schluß hinzugefügten „Autocriticon" des Verfassers ist von Mr. Begley in der Bibliothek des St. Johns-College zu Cambridge entdeckt worden. Es mag im Lauf der Zeiten noch hier und da ein Exemplar auftauchen. Jedenfalls gehört das Werk zu den bibliographischen Seltenheiten.

Sucht man in Kürze von seinem Inhalt einen Begriff zu geben, so hat man es in eine Reihe mit jenen zahlreichen didaktischen und allegorischen Romanen zu stellen, an denen das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert reich sind. Thomas Morus' „Utopia", Francis Bacons „New Atlantis" und Campanellas „Civitas Solis" sind nur die vielleicht berühmtesten Muster dieser Gattung aus jener Zeit. Auch in „Nova Solyma" handelt es sich um die Schilderung eines Idealstaates. Als solcher erscheint hier das wiederhergestellte Jerusalem: nicht etwa, wie Hinweisungen Mr. Begleys auf den „Zionismus" unserer Tage vermuten lassen könnten, der Zufluchtsort des um ihres festgehaltenen Judentums willen Verfolgten, sondern die Heimstätte der nach der Fiktion des Autors fünfzig Jahre vorher zum Christentum bekehrten Kinder Israels. Ihre Volkssprache ist das Hebräische. Die Verfassung des neuen Jerusalems ist republikanisch, mit einem Staatsrat an der Spitze, wie in England nach Abschaffung der Monarchie. Ein jährlich erwählter Präsident nimmt das höchste Ehrenamt ein. Handel, Ackerbau, Künste, Wissenschaften blühen. Aber Luxus, Völlerei und die „Pest des Geldaufhäufens" kennt man nicht. Ganz besonders große Sorgfalt wird dem Unterrichtswesen zugewandt.

In diese Stadt gelangen an einem schönen Frühlingstag drei Reisende, während gerade ein Fest zur Erinnerung an die Wiederherstellung Jerusalems gefeiert wird. Zwei sind nach dem Ausweis ihrer Tracht Engländer, Stiefbrüder, der damaligen literarischen Sitte entsprechend mit altertümlichen Namen, Politianus und Eugenius, geschmückt. Der Wunsch, das neue Jerusalem zu sehen, hat sie ohne Vorwissen ihres Vaters, eines begüterten Kaufmannes, von der Universität Cambridge fort und über das Meer ziehen lassen. Der dritte, obwohl in „sizilianischer" Gewandung, ist ein von seiner Bildungsreise zurückkehrender Eingeborener, namens Josef. Sie haben sich unterwegs, in Palermo, getroffen und Freundschaft geschlossen. Josef geleitet die Gefährten zu dem Hause seines ehrwürdigen Vaters Jakob, der sie gastfreundlich aufnimmt und beherbergt. Unter seinem Dach treffen sie ein reizendes junges Mädchen wieder, das sie schon als „Tochter Zions", gleichsam eine „Maikönigin" des neuen Jerusalems, im Festzug bewundert hatten. Es ist Anna, Josefs Schwester, die im Fluge beider Herzen erobert. Sie hören Jakobs Auseinandersetzungen über das im neuen Jerusalem herrschende Erziehungssystem und erbauen sich an einer moralisierenden Erzählung, welche die Amme der jüngeren Brüder Josefs zu deren Nutz und Frommen zum besten gibt. Neue Romanfiguren treten dann auf in Gestalt des Alcimus, der Philippina und des Theophrastus. Alcimus ist der Sohn von Josefs Hofmeister, Apollos, ein Bruder Liederlich, der als Mitglied einer Räuberbande in Sizilien sich an seinem eigenen Vater und an Josef vergriffen hat, aber als reuiger Sünder heimgekehrt, Verzeihung erlangt. Philippina ist die Tochter des Herzogs von Palermo, die in Liebe zu Josef entbrannt, als Jüngling verkleidet, unter dem Namen Philander ihm heimlich gefolgt ist. Theophrastus endlich ist ein von religiösem Wahnsinn Heimgesuchter, der ganz faustisch seine Seele dem Teufel verschrieben zu haben wähnt und ärztlicher Behandlung spottet, schließlich aber in der Hoffnung auf Gottes Gnade stirbt.

Der Bericht der Schicksale aller dieser Persönlichkeiten, deren Verknüpfung zu einem Gesamtgewebe teilweise sehr locker ist, wird beständig durch langatmige Diskussionen und Reden sehr verschiedenen Inhalts unterbrochen. Philosophische und theologische Unterhaltungen über Natur und Kunst, Gott und Weltschöpfung wechseln ab mit Auseinandersetzungen über Fragen der Pädagogik und Aesthetik. Besonders anziehend wird die Theorie der Dichtkunst behandelt. Umfangreiche Auszüge aus einem Epos „Philippica", dessen Gegenstand der Angriff der Armada König Philipps II. auf England bildet, dienen zur Erläuterung. Auch an anderen Stellen bietet sich Gelegenheit zur Einflechtung von Gedichten. Die genaue Schilderung der Unterrichtsanstalten, die übrigens nur auf die geistige und körperliche Ausbildung der männlichen Jugend zugeschnitten sind, nimmt einen sehr breiten Raum ein. Indem wir den Besuchern der Colleges in eine der „Lecture-Halls" folgen, bekommen wir eine Vorlesung des Professors der Naturphilosophie: „De ortu et oceasu rerum" zu hören. Ein anderes Mal genießen wir eine Vorlesung über das Thema: „Ein wohlgeordnetes Gemüt und wie es zu erlangen". Politianus' Leidenschaft für die schöne Anna sucht Abkühlung in einem Zwiegespräch über die Unvollkommenheiten des Natürlichen und den Ursprung der Sünde. Seine Herausforderung des Nebenbuhlers Eugenius veranlaßt eine Streitrede gegen die Unsitte der Duelle. Viele Seiten beschäftigen sich mit Monologen oder Dialogen über das Christentum, den Sabbath, das jüngste Gericht.

Die Handlung des Romans, soweit von einer solchen überhaupt die Rede sein kann, kommt dabei ganz zu kurz. Notdürftig, mit groben Mitteln wird sie zusammengeflickt und zum Abschluß gebracht. Philippina wird, als Jüngling verkleidet, nach berühmten Mustern der Dichtung des Zeitalters Elisabeths, durch die Liebe ihrer Hauswirtin verfolgt und nimmt sich verzweifelt das Leben, als die Boten ihres Vaters ihr auf der Spur sind. Apollos kehrt zurück und erzählt von den Abenteuern, die er erlebt hat: Errettung aus den Händen afrikanischer Piraten, Fahrt nach England, Bekanntschaft mit Politianus' und Eugenius' Vater. Alcimus stirbt, untröstlich wegen seiner Sündhaftigkeit, bis er in den letzten Augenblicken seines Daseins durch die Zuversicht der Erlösung gestärkt wird.

Der Vater der beiden jungen Engländer, wie sich zeigt, ein alter Freund Jakobs und „Helfer seines Volkes bei der Rückkehr nach Zion", erscheint zur rechten Zeit auf der Bühne. Zur rechten Zeit findet sich auch, daß die schöne Anna eine Zwillingsschwester Joanna hat, die ihr so ähnlich sieht wie ein Ei dem andern. Eine Doppelhochzeit macht das fröhliche Ende. Sie wird an dem Tage der Wiederkehr des Nationalfestes gefeiert. Diesmal ist Joanna die „Tochter Zions". Ihr Vater Jakob, erwählter Präsident des Staatsrates, des Rates der Alten, nimmt den höchsten Ehrenplatz ein. Ihr Bruder Josef, erwählter Führer der „Jungen", verteilt unter die Hochzeitsgäste Abschriften eines „heiligen Brautliedes", in welches das Ganze ausklingt.

Die Frage nach dem Verfasser dieses so lange verborgen gebliebenen Werkes wird von Mr. Begley zuversichtlich beantwortet. Er findet ihn mit felsenfester Ueberzeugung in Milton. Niemand wird leugnen, daß er eine bewundernswerte Summe von Scharfsinn, Spürkraft und Kenntnissen aufgewandt hat, um seine Behauptung zu erhärten. Auch läßt sich nicht verkennen, daß nicht wenige Stellen des Romans an Miltonsche Gedanken, ja selbst an Miltonsche Redewendungen anklingen. Dies ist z. B. der Fall bei den Auseinandersetzungen über das Wesen der Dichtung, insbesondere bei dem Preise der „religiösen Muse". Ebenso gemahnt die Schilderung der pädagogischen Theorie und Praxis, die im „neuen Jerusalem herrscht", stark an Miltons Schrift „Ueber die Erziehung", die er 1644 seinem Freunde, dem Deutschen Samuel Hartlib, der auch der Freund des Comenius war, widmete. Die eingeflochtenen Bruchstücke eines Heldengedichtes, dessen Gegenstand die Abwehr der Armada ist, rufen unwillkürlich jene Worte aus Miltons Schrift „Ueber die Reformation" (1641) ins Gedächtnis, die mit Anspielung auf seine poetischen Pläne lauten: „Dann erschallt vielleicht zwischen den Hymnen und dem Halleluja der Heiligen eine Stimme, die mit lautem Tone in neuer, erhabener Weise deine göttliche Gnade und deine wundervollen Geschicke in diesem Lande durch alle Zeiten singen und preisen wird." Auch jene andere Stelle seiner Schrift „Ueber das Wesen der Kirchenverfassung" (1641) drängt sich der Erinnerung auf, wo von dem Wunsch die Rede ist „zu besingen . . . die Taten und Triumphe gerechter und frommer Völker, die ihr Glaube im Kampf mit den Feinden Christi gestählt hat".

Digitized by Google

Die Uebertragung der antiken, übernatürlichen Maschinerie, wie sie sich in jenem fragmentarischen Epos „Philippica" kundgibt, erinnert an Miltons lateinisches Jugendgedicht auf die Pulververschwörung. Aehnliche allegorische Personifikationen, Vorläufer wohlbekannter Gebilde des „Verlorenen Paradieses", finden sich hier wie dort. Man trifft hier auf das von Milton fälschlich statt „Belgium" gebrauchte Wort „Belgia", das den Spott seines Gegners, des Philologen Salmasius, herausforderte. Zahlreiche andere selten gebrauchte lateinische Wörter, die sich ebensowohl bei Milton wie bei dem Verfasser des Werkes „Nova Solyma" finden, sind mit großem Fleiß von Mr. Begley zusammengestellt worden. Desgleichen gibt er zahlreiche Hinweise auf Kunde der klassischen und modernen Literatur, die beiden gemeinsam ist.

Indessen hat er wohl empfunden, daß seine Annahme aus rein äußerlichen Gründen sofort auf manchen Einwurf stoßen werde. Es drängen sich die Fragen auf: Wie ist es zu erklären, daß ein Schriftsteller von so viel Formgefühl wie Milton ein im ganzen und großen so formloses Werk aus der Hand geben, daß seine Urheberschaft damals unbekannt bleiben, daß sie auch später nicht an den Tag kommen konnte? Mr. Begley antwortet darauf folgendermaßen: Die einzelnen prosaischen und poetischen Stücke des Werkes sind aller Wahrscheinlichkeit nach von Milton in seiner Jugend, während der Studienzeit in Cambridge und während der Zeit des Landaufenthalts zu Horton, niedergeschrieben worden. Jahrelang lagen sie mit seinen anderen Manuskripten sorgsam aufbewahrt zusammen. Endlich, im Jahre 1648, gelang es vermutlich dem Zureden Samuel Hartlibs, des überaus rührigen Polyhistors und Philanthropen, der bei der Herausgabe so manchen literarischen Erzeugnisses Patenstelle vertrat, Milton zur Veröffentlichung zu bewegen. Hartlibs eigene Ideen über Reformen des Jugendunterrichts deckten sich in vieler Beziehung mit den hier und mit den von Milton früher entwickelten Ansichten. Der Gedanke einer Rückkehr der Juden ins heilige Land war dem Kreise, dem er und dem Milton angehörten, war Männern wie Hugh Peters, John Sadler, Moses Wall, John Durie nicht fremd. Hartlib selbst hatte 1642 das Bild eines Idealstaates in seiner Schrift „Macarias glückliches Königreich" entworfen. Er stand nachweisbar mit jenem Buchhändler Thomas Underhill in Verbindung, der 1649 den Vorrat der bis dahin nicht verkauften Exemplare von „Nova Solyma" mit Erweiterung des Titels und Zufügung eines Nachwortes des anonymen Verfassers übernahm. Eben dieser Thomas Underhill hatte fünf Jahre zuvor die Hartlib gewidmete anonyme Abhandlung Miltons über „die Erziehung" und acht Jahre vorher seine drei ersten anonymen kirchenpolitischen Streitschriften verlegt.

Wenn in der gesamten Korrespondenz Hartlibs, die so vieler literarischer Neuigkeiten gedenkt, niemals der „Nova Solyma" Erwähnung geschieht, so ist nach Mr. Begley der Grund ohne Zweifel, „weil Milton ihn zum strengsten Stillschweigen verpflichtet hatte". Auch seine Autorschaft wollte Milton mit dem Schleier des dichtesten Geheimnisses umgeben wissen. Dies schließt Mr. Begley aus dem 1649 dem Werke zugefügten „Autocriticon". „Der Verfasser", heißt es hier, „hat einige Zeitlang geschwankt, ob er sein Werk in so roher und unvollkommener Form veröffentlichen solle. Denn es ist in der Hitze jugendlichen Eifers geschrieben worden und hat nie die letzte Feile erhalten . . . Und als er nach langer Zwischenzeit, während welcher sein Geist sehr beschäftigt war und seine Gedanken abgezogen wurden, endlich an die endgültige Durchsicht ging, nahm er bald wahr, daß das Geschöpf seiner Feder nicht nur eine Frühgeburt war, sondern auch so verstümmelt und vermglückt nach Gestalt und Bau, daß es einer großen, neuen Arbeit bedurft hätte, um es präsentabel zu machen. Er fühlte auch, daß er nicht wohl Muße werde erübrigen können, um es wieder zu zerstückeln und in bessere Form zu gießen. In dieser schwankenden und zögernden Gemütsverfassung, die einige Zeit dauerte, entschloß er sich endlich zur Veröffentlichung, gestärkt durch das Muster des Apelles, dessen Gewohnheit es war, seine Bilder den Blicken der Vorübergehenden derart darzubieten, daß er heimlich ihre kritischen Bemerkungen hören und nachträglich die von ihnen entdeckten Fehler verbessern könnte" usw. Daß diese kritischen Bemerkungen völlig ausblieben, daß „Nova Solyma" in völligem Dunkel verharrte, erklärt Mr. Begley aus der Ungunst der Zeit des Erscheinens. Das Jahr 1648 war das Jahr des zweiten Bürgerkrieges, 1649 das Jahr der Hinrichtung des Königs, der Errichtung der Republik. Man hatte mehr zu tun, als sich um einen didaktischen Roman zu kümmern, der noch dazu in lateinischer Sprache geschrieben war.

Dies alles klingt gar nicht übel, kann aber unsere Zweifel nicht heben. Wer sich erinnert, mit wie hohem Selbstbewußtsein Milton von seinen schriftstellerischen Leistungen und Plänen zu sprechen gewohnt ist, wird ihm die übergroße Bescheidenheit des Verfassers von „Nova Solyma" nicht zutrauen. Wer sich vor Augen hält, daß er bis zum Jahre 1648 schon so manche dem Bestehenden feindliche Lehre verkündigt hatte, wird ihm auch die Neigung absprechen, sich ängstlich gegen den Vorwurf „der Zerstörung alter Fundamente" zu verteidigen. In der Tat aber ist in den Roman selbst eine solche Verteidigung eingeflochten (I. 299—301). Und dann: Wie kommt es, daß in der bekannten Liste der literarischen Entwürfe von Miltons Hand im Trinity-College zu Cambridge von keinem der in den Roman verwobenen lateinischen Gedichte, nicht einmal von dem Epos auf die Armada, eine Spur zu bemerken ist? Wie kommt es, daß keines in den ersten Sammelband der Gedichte Miltons von 1645 Aufnahme gefunden hat?

Abgesehen hiervon bietet Mr. Begleys Beweisführung auch sonst manche Blößen. Es soll hier nicht von den teilweise recht sonderlichen Abschweifungen die Rede sein, zu denen er sich hinreißen läßt, wie z. B. I. 195 die Aufwerfung der Frage: „Was Milton a medium? or had he seen one?" Aber es darf nicht verschwiegen werden, wie viel Erzwungenes dazu dienen muß, die Behauptung der Autorschaft Miltons zu erhärten. Feuer und Flamme für seine Annahme, läßt Mr. Begley es oft an der nötigen Kritik und Vorsicht fehlen. Findet er in der „Nova Solyma" Aehnlichkeit mit Columella: „De re rustica" oder mit du Bartas' Lehrgedicht: „Wochen und Werke", so spricht ihm dies untrüglich für Milton, den genauen Kenner beider. Aber er übersieht, daß das erste Gemeingut der Gelehrten, das zweite, zumal in Josua Sylvesters Uebersetzung, ein Lieblingsgedicht der gebildeten Landsleute und Zeitgenossen Miltons war. Kommt in der Erzählung der Amme von Josefs Brüdern der Ausruf „Gerechtigkeit, Gerechtigkeit" vor (I. 126), so veranlaßt dies Mr. Begley zu der Bemerkung: „Dies war der Ruf der Soldaten des Parlamentes, als König Karl auf dem Weg zum Gericht an ihnen vorbeiging. Milton hatte seit Jahren im Geist in diesen Ruf eingestimmt." So oft der Name „Adam" genannt wird, verweist er auf das „Verlorene Paradies". Das eine Mal paßt es ihm, Miltons nachgelassenen, erst 1823 entdeckten theologischen Traktat heranzuziehen, in dem die Absonderung der menschlichen Seele vom Körper geleugnet wird. Ein anderes Mal, wenn sich in „Nova Solyma" die entgegengesetzte Theorie verfochten zeigt (II. 67), hilft er sich mit der Ausflucht: „Vermutlich war dies niedergeschrieben, ehe der Verfasser sich die Meinung aneignete, der ganze Mensch, Körper und Seele, schlafe bis zur Auferstehung." Er glaubt in einer Stelle des Romans mißgünstige Anspielungen auf „die Philosophie Bacons und auf die „Royal Society" zu entdecken, „um die — wie er zufügt — Milton sich wenig kümmerte". Aber davon zu schweigen, daß die „Royal Society" 1648 noch gar nicht existierte: Milton hatte in rhetorischen Essays seiner Universitätszeit gerade den Fortschritten der Empirie im Sinne Bacons das Wort geredet, und er stand zu einigen der geistigen Urheber der „Royal Society" in vertrauten Beziehungen. Ein sehr bezeichnendes Beispiel für den Uebereifer wie für den Spürsinn Mr. Begleys ist folgendes: Als Quelle der Erzählung der Befreiung „Apollos'" aus Piratenhänden weist er ein Pamphlet nach, das unter dem Titel: „The wonderful recovery of the Exchange (dies ist der Name des Schiffes) of Bristow from the Turkish Pirats of Argier" 1622 in London erschienen war. Einen Auszug daraus veröffentlichte Samuel Purchas 1625 in dem mehrbändigen Sammelwerk „His Pilgrimes". Mr. Begley begnügt sich nicht damit, daß dies eines der beliebtesten Bücher der Zeit war. Er stellt sich, wie er selbst (II. 144) naiv bekennt, die Frage: „Könnte ich Milton

Digitized by Google

hineinbringen?" Da er nun in Miltons Kollektaneenheft, dessen Herausgabe man der „Camden-Society" dankt, jenen Purchas erwähnt findet, so steht es für ihn fest, daß kein anderer als Milton jene Erzählung von dort entlehnt und für seinen Roman verwertet hat. Hugegen, wenn sich hier der direkte Gegensatz zu Miltons freier Theorie der Ehescheidung zeigt, hilft er sich mit den Worten: „Miltons Ansicht von der Ehescheidung kommt nirgendwo in ‚Nova Solyma' vor — dies hätte den Autor sofort verraten, und außerdem war das Buch in Miltons Junggesellentagen geschrieben" (II. 207).

Am wenigsten können die Rückschlüsse aus der Gleichartigkeit stilistischer Eigentümlichkeiten Miltons und des Verfassers von „Nova Solyma", die Mr. Begley wagt, den Anspruch auf Zuverlässigkeit erheben. Denn hier wird uns eine genaue, fortlaufende Nachprüfung nicht möglich. Mr. Begley hat nämlich das lateinische Original seiner Vorlage in englisches Gewand gekleidet. Er ist dabei mit großem Geschick, nicht selten aber mit zu großem Geschick verfahren. Das will sagen: er sucht uns durch Anklänge an Miltonsche Worte und Wendungen zu fangen. Schon das ist verführerisch, den Titel des Romanes „Nova Solyma" mehrmals in die Form „Das wiedergewonnene Jerusalem" („Solyma regained") umgewandelt zu hören. Ebensolche Verführungskünste werden bei der freien Uebersetzung der in den Roman eingestreuten lateinischen Gedichte angewandt, die zum Glück großenteils im Original als Anhang abgedruckt worden sind. Ein Morgenlied Josefs beginnt: „O Sacrum Solymae jugum" (I. 175). Die englische Wiedergabe „O sacred top of Solyma" soll uns an das so viele Jahre später gedichtete „Verlorene Paradies" Buch I, Vers 6 („secret top", von Bentley emendiert in „sacred top") erinnern. In dem Epos auf den Untergang der „Armada" heißt es von Mars, der seine Rüstung ablegt: „Nec se tamen exuit ipsum". Dies lautet prächtig, aber verdächtig im Englischen:

„But still his godlike form, ethereal, kept" (I. 273. II. 278).

Ebenso schön, aber zu schön nimmt sich daselbst einer der Engel aus, von dem im Original gesagt wird:

„Proximus attollit flammentem Zatheus ensem,
Sydereo sublimis equo."

Daraus wird im Englischen:

„Next Zatheus
On fiery steed his flaming sword uplifts."

Zum Ueberfluß versäumt Mr. Begley nicht auf das „Verlorene Paradies" VI. 17 hinzuweisen:

„Chariots and flaming arms and fiery steeds."

Wohl das Stärkste, was Mr. Begley in seinem Bestreben, mit Miltonschen Gedanken und Worten zu spielen, passiert ist, findet sich in seiner Uebersetzung des Titels einer jener College-Vorlesungen, welche die Besucher von „Nova Solyma" anhören. Aus dem Lateinischen: „De Ortu et Oceasu Rerum" („Vom Anfang und Ende der Welt") wird das Englische: „The Origin and First Issue of the Created World" (II. 8).

Indessen, was immer vorgebracht werden mag, um seiner Annahme der Autorschaft Miltons den festen Boden zu entziehen: das Verdienst, ein in vieler Hinsicht sehr beachtenswertes Werk der Vergessenheit entrissen zu haben, wird ihm bleiben. Auch darf man für ziemlich gewiß halten, daß der Verfasser des prosaischen Teiles dem Kreise sehr nahe stand, in dem sich mit Hartlib, Durie, Sadler und anderen Gleichgesinnten John Milton bewegte. Endlich wird es unwidersprochen bleiben: die eingestreuten lateinischen Gedichte, wenn sie auch nicht als Kinder der jugendlichen Muse Miltons nachweisbar sind, wären ihrer nicht unwürdig. Jedenfalls ist der literargeschichtliche Gewinn der Arbeit des gelehrten englischen Bibliophilen nicht zu verachten. Man schuldet ihm Dank, auch wenn man sich nicht davon überzeugen lassen kann, daß er ein Werk John Miltons entdeckt habe.

Zürich. Alfred Stern.

Neue Kinderbücher für Erwachsene.

Leben wir wirklich nunmehr im „Jahrhundert des Kindes?" Die Kinderpsychologie steht fast im Mittelpunkt der empirischen Seelenforschung unserer Tage und hat in Deutschland von Preyer bis K. Groos rasche Fortschritte gemacht; und auf dem Fuß folgt ihr die angewandte Kinderpsychologie. Die Anpassung an Kinderart will sich freilich heut nicht den Segensspruch der Bergpredigt verdienen; nicht um der eigenen Seligkeit willen, sondern um den Kindern zu dienen, suchen wir ihnen gleich zu werden. Die „Kunst im Leben des Kindes" hat aber doch wohl schließlich die Gebenden mehr ergötzt als die Nehmenden; und über ihre Gefahren hat einer ihrer Verfechter selbst, Max Osborn, erst kürzlich an dieser Stelle gehandelt. Und nun dringt diese „mimiery" aus der Kinderspielstube in die Literatur und „Kinderbücher für Erwachsene" *) werden eine neue Spezialität, wie Bleibtreus Kriegsnovellen für Nichtkombattanten oder so viele moderne Erbauungsbücher für Skeptiker. Wir erhalten Bücher, in denen erfahrene, oder doch jedenfalls den Kinderschuhen auch im metaphorischen Sinn entwachsene Autoren sich Mühe geben, wie Kinder zu kritzeln. Aber nicht die vergnügliche Selbstverleugnung der Oberländerschen „Schreibhefte des kleinen Moritz" ist der Zweck, sondern die Vertiefung in die Kinderart selbst, allerdings von recht verschiedenen Gesichtspunkten aus.

L. Thoma verrät ja schon im Titel „Lausbubengeschichten" seine Absicht, „den Philister vor den Kopf zu stoßen". Ich schwärme nicht gerade für gesucht häßliche Titel; aber „Lieder aus dem Rinnstein" und schlimmere Ueberschriften sind immerhin täuschenden Firmenschildern vorzuziehen, hinter deren gleißender Anlockung sich auch nichts Schöneres versteckt. Und für Thoma ist ja auch der „Lausbub" so wenig etwas Schlimmes wie für Oswald der Rinnstein abschreckenden Schmutz bedeutet. Dem geleckten Musterknaben der Pädagogen will er einen naturwüchsigen Jungen gegenüberstellen. Das ist nichts Neues; und Mark Twains „Tom Sawyer" ist viel lustiger als Thomas Buch, weil er diese Tendenz reiner durchführt: die Jugend gehört den Kindern, mitsamt ihren Ungezogenheiten, und nicht den Schulmeistern. Aber bei Thoma guckt hinter dieser Absicht eine zweite hervor: der artige Knabe symbolisiert den Prügelknaben des „Simplizissimus", den loyalen Musterbürger, und der Lausbub soll der freie Mensch in der Kinderstube sein und selbst mit seinen Bosheiten den Philister im Schulkittel blamieren und beschämen. Aber dazu ist er weder liebenswürdig noch erfinderisch genug — zwei notwendige Eigenschaften, die sein witziger und gescheiter Erzeuger ihm mitzugeben nicht in der Lage war. Deshalb ermüdet diese Betrachtung der Moral und der Welt aus der Froschperspektive auf die Dauer: sie wirkt schließlich selbst als Pedanterie. Außerdem überspannt Thoma seine Technik: der bayerische Gassenbub soll (im „Vornehmen Knaben") auch noch norddeutsche Geziertheit parodieren, wobei eine unmögliche Spielart des Possenpreußischen herauskommt.

Aber bei Thomas Buch sieht man doch wenigstens „wo und wie". Was aber soll die Fiktion der Aufsätze eines frühgestorbenen Knaben in Walsers „Gedanken über vermischte Gegenstände?" Soll man an ein Kind glauben, das schreibt: „Es ist wie ein summendes, süßes Märchen" oder „Musik ist die gedankenloseste und deshalb süßeste Kunst", oder das gar von der „Seiltänzerei der Empfindungen" spricht? Wenn solche Stimmungen des modernen Neurasthenikers vorgetragen werden sollen, weshalb sie ebenso humorlos als unpsychologisch mit dem Kostüm der Schulstube dekorieren? Ich mußte an die grausame Novelle Thomas Manns denken, in der ein kokettes Weib seinen riesenhaften, dicken, kranken Mann zwingt, als Baby verkleidet zu tanzen.

*) L. Thoma: „Lausbubengeschichten". München, Langen 1905. R. Walser: „Fritz Kochers Aufsätze". Insel-Verlag. Leipzig 1905. Leo Berg: „Deutsche Märchen des 19. Jahrhunderts". Hupeden und Merzyn, Berlin 1905.

Digitized by Google

Das psychologische Interesse an der Kunst des Kindes und die Freude am Miterleben kindlicher Empfindungen wirken in Leo Bergs Märchenbuch zusammen. Die Auswahl mußte sich aus Rücksicht auf die Verleger auf ältere Autoren (bis zu Gotthelf und Hebbel) beschränken; sie wird in dieser Hinsicht durch Emil Webers „Neue Märchen" (Göttingen 1900, F. Wunder) ergänzt, die fast nur lebende Dichter zum Wort läßt. Die Auslese ist in beiden Büchern mit Geschmack und Umsicht getroffen; Bergs geistreiche Einleitung aber ist stärker zu beanstanden als die romantisierenden Verse von Bruns vor der Weberschen Sammlung. Denn eigentlich sagt er dem Märchen alles nach, was überhaupt an einer Erzählung gerühmt werden kann, und verliert so die rechte Charakteristik der märchenhaften Erzählung aus der Hand. Nun ist es obendrein wohl ein Anachronismus, das ursprüngliche Märchen schon als eine Erfindung für Kinder anzusehen: das echte, alte Märchen stammt aus Zeiten, in denen die intellektuellen Unterschiede, die wir zwischen „Kinder" und „Erwachsene" setzen, noch gar keine Bedeutung hatten. Vor der Pforte, die das Zauberwort „Sesam" öffnet, kauern noch heut im Orient Kinder und Greise, Männer und Frauen mit der gleichen Andacht. Das „Experimentale", das Berg scharfsinnig heraushebt, ist die Hauptsache: die Freude an den Folgerungen aus einer vorgegebenen Prämisse; und Jules Verne oder Kurd Laßwitz, nicht Hebbel oder Heyse schreiben wirklich moderne Märchen — eben nicht für Kinder!

Im ganzen scheinen also alle drei Werke nur mäßig geeignet, die moderne Einwirkung der Wissenschaft vom Kinde auf das Buch vom Kinde zu empfehlen. Die naive Begeisterung der Brüder Grimm fand das Wesen des Märchens sicherer heraus als Bergs klügelnde Feinheit; Tom Sawyer oder „A Bad Boys Diary" versetzen uns überzeugender in die Seele eines kindlichen Anarchisten, als Thomas künstliche Nüchternheit. Und ich glaube, man kann diese Erfahrung verallgemeinern. Die Kinderliteratur von vor hundert Jahren steht bei allen pädagogischen Mißgriffen künstlerisch fast durchweg so viel höher als die psychologisch tief fundierte, pädagogisch fortgeschrittene von heut, als etwa die unschuldigen alten Kinderreime über „Fitzebitze" und andern Leistungen der künstlichen „Verkündung" Richard Dehmels.

Und das hat zwei Gründe, deren wir uns nicht zu schämen brauchen.

Zunächst nämlich hat das Jahrhundert nach Rousseau für das Kind zwar nicht so viel getan, daß uns zu tun nichts übrig bliebe, aber doch mehr als irgend eine andere Epoche der Weltgeschichte. Salzmann, der oft geschmacklose, aber höchst verdiente Philanthrop, schrieb noch einen beweglichen Aufsatz „Von einer durch ganz Europa herrschenden abscheulichen Sklaverei". Er schildert die Härte, die „einer gewissen Klasse Menschen" gegenüber auch das weichste Herz annehme, wie die Besten selbst den Mißhandlungen gleichgültig zusehen — und er schließt diese Exposition mit den Worten: „Diese unter dem Drucke seufzende Menschenart sind die Kinder, und ihre Unterdrücker die Eltern." Schwerlich darf man seine Schilderung für jene Zeit stark übertrieben nennen, schwerlich würde jemand sie für heut noch anerkennen — trotz allem, was Dühring oder Kielland oder Ellen Key über die Verkümmerung der Rechte des Kindes auch heut noch mit Recht oder Unrecht klagen. Der Enthusiasmus, mit dem die Jünger Rousseaus und Pestalozzis in dem Kind den Menschen entdeckten, fehlt uns und raubt unsern Kinderschriftstellern die Herzenswärme, für die alle salbungsvolle Breite der nordischen Pythia nicht entschädigen kann.

Und zweitens: unsere Kinderbücher, die für die Kinder und die für die Erwachsenen, haben die Naivetät der Erziehungsfreude verloren. Bücher wie unsere drei sind nur Symptome dafür, wie man sich gern einfach, erzieherisch, vielleicht auch nur vor Erziehung schützend mit dem Kind befassen möchte, aber man schämt sich und macht ein Buch für Große daraus. Diese sollen nun die Pädagogik genießen, für die man die Kleinen zu gut hält; wer verkennt bei Thoma oder Berg die erzieherische Tendenz? Und diese künstliche Verschiebung bringt etwas Schielendes in diese neueste Spezialität, das am stärksten in den tendenziösen Kinderromanen von Karin Michaelis, Friedrich Huch und andern verletzt. Es fehlt die freie liebende Hingabe. Aber auch dessen brauchen wir uns nicht zu schämen. Denn so leidenschaftlich ist gerade bei uns über Erziehung nachgesonnen worden, daß diese Ermüdung als natürliches Ermatten nach der Arbeit erscheint.

Richard M. Meyer.

Zwei Fontane-Biographien.

Die Kunst der Biographie hat eine große Wandlung erfahren. Von der Beschreibung des äußerlichen Lebens ist sie zur Erkenntnis des innerlichen Wesens fortgeschritten. Taten, Ereignisse, das Um und Auf des täglichen und öffentlichen Lebens, in dem der Held der Biographie steht, interessieren uns weit weniger, als das Bild seines Geistes, wie es seine Schriften bieten. Wir wollen über Seele und Herz, über Gemüt und Temperament, über die Art und Weise, Menschen und Dinge und die Welt zu sehen, alles mögliche erfahren. So kommen wir der Persönlichkeit nahe. Die Biographie ist heute ein kritisches Geschäft. Sie analysiert die Werke, um zur Synthese der Persönlichkeit zu gelangen. Sie erklärt uns alles Wissenswerte aus den Werken und bemüht sich uns zu zeigen, warum und wieso der Dichter oder der Künstler gerade diese Werke gerade in dieser Weise schaffen mußte. So wird sie auf die Lektüre eines Buches oft mehr Gewicht legen als auf eine Reise, und die Bekanntschaft mit einem Kunstwerk, die Aussprache mit einem Freund oder Gegner wird oft tiefere Spuren hinterlassen, als irgend ein äußerlich wichtiges Ereignis. Aber auch was die Technik des Schreibens betrifft, hat die biographische Kunst sich entwickelt. Nach zwei Seiten. Es gibt Biographen, die hinter ihrem Gegenstand verschwinden, und es gibt Biographen, die ihre Persönlichkeit nicht unter den Scheffel stellen. Schließlich kann man ja sagen, daß jede Biographie das Bild einer Persönlichkeit sei, gesehen durch ein Temperament. Der eine Biograph verbirgt die persönliche Note, der andere kehrt sie hervor. Aber der Wert eines jeden wird doch immer darin bestehen, wie er kraft der eigenen Persönlichkeit die Persönlichkeit des anderen erkennt und darstellt.

In den letzten Tagen sind fast gleichzeitig zwei Biographien Theodor Fontanes erschienen. Die eine in der Sammlung „Die Literatur", die Georg Brandes bei Bard Marquardt & Co. in Berlin herausgibt. Sie hat Josef Ettlinger zum Verfasser. Die andere schrieb Franz Servaes für die von Paul Remer herausgegebene „Dichtung" (Verlag Schuster & Löffler). Beide zeichnen denselben Kopf, beide zeichnen ihn porträtgetreu, mit gleicher Liebe für den Gegenstand, und zwei ganz verschiedene Bücher kamen dabei heraus.

Josef Ettlinger, der geschmackvolle Herausgeber des „Literarischen Echo", einer der bestgeleiteten kritischen Zeitschriften, die Deutschland je besessen, hat in seiner Fontane-Biographie ein wahres Musterbüchlein geliefert. Klar, knapp, ruhig, sachlich. Er zeigt, wie Fontanes Persönlichkeitszauber „in der glücklichen Verbindung einer unverbrauchten Gestaltungskraft mit der abgeklärten, gereiften Herzensweisheit, die nur in der Schule eines langen, unverwöhnten Lebens erworben wird", besteht. Er zeigt, wie in diesen Werken die Leidenschaft flieht und die Liebe bleibt, er weist auf das Abhandensein des lyrischen und des dramatischen Elementes hin. „Die beiden Quellen lyrischer Empfindung, Natur und Liebe, scheinen nur außerhalb des Dargestellten zu fließen." Er bespricht den psychologischen Lakonismus, die Kunst der Andeutung, deren Meister Fontane war. Er weist nach, wie Fontane von der Ballade zum Roman kam und kommen mußte. Und indem er die Romane der Reihe nach bespricht, kurz, scharf und knapp ihre Handlung skizzierend, zeigt er, wie ihre Technik sich entwickelt, wie die Weltanschauung des Dichters Gestalt annimmt. Diese Weltanschauung spielt mit dem Gedanken der Voraus-

Digitized by Google

bestimmung, und die Worte „ein Zufall, wenn es einen gibt, aber es gibt keinen Zufall", sind für den Dichter und seine Denkweise charakteristisch. Es gibt keine Schuld, es gibt nur ein Schicksal, das ist Fontanes dichterisches Credo. „Sich selbst als Menschen empfinden, die Begrenztheit menschlichen Wollens und Strebens einsehen, nicht streng und selbstgerecht gegen andere sein, das Leben nicht feierlich nehmen, das Glück auch im kleinen suchen und finden, mit dem Herzen und mit dem Geist fühlen: das ungefähr war sein Standpunkt und sein Bekenntnis. Er war Skeptiker, aber er war es nur insoweit, als er den wahren Wert der realen und idealen Güter dieser Welt von ihrem Illusionswert sehr klar zu unterscheiden wußte. Er liebte die Menschen mit all ihrer überlieferten Unvollkommenheit und hatte die Passion, sie zu studieren, sie allein. Ihr Irren, Schwanken, Straucheln interessierte ihn mehr, als ihr korrektes Sicher-gehen; in ihren Schwächen standen sie ihm näher als in ihren Tugenden; denn seine innerste Ueberzeugung verneinte jede absolute Willensfreiheit und Selbstbestimmung." Fontane war kein Pessimist. Er sagte nicht, „alles ist eitel", wohl aber sagte er, „alles ist nur auf Stunden wichtig". Er war ein Skeptiker, und Ettlinger findet das treffende und ausgezeichnete Wort: „Wie der Skeptizismus die realistische Form der Weltbetrachtung bedeutet, so ist der Realismus der Skeptizismus in der Kunst." Aber Fontane war immer mehr Realist des Inhalts, als der Technik.

Von der Betrachtung seiner Schreibweise, seines Stils ausgehend, kommt Ettlinger zur Tiefe seines Wesens. Wenn wir sein Büchlein aus der Hand legen, haben wir ein geistiges Bild Fontanes gewonnen, und es verschlägt wenig, daß wir nur geringes über seinen äußeren Lebensgang, nichts über den äußeren Menschen erfahren haben.

Aber vom äußeren Menschen geht Franz Servaes aus. Er schildert anschaulich ein Begegnen mit dem Dichter, er zeigt ihn uns in der Arbeitsstube, im Kreise der Freunde. Das Büchlein von Servaes ist ein Ichbuch. Es ist feuilletonistischer als das Essay von Ettlinger. Und der Wert des Feuilletons liegt ja vornehmlich in der Form, in der Behandlung der Oberfläche, im anmutigen Spiel der Worte, in der geschliffenen Wendung, in der treffenden Pointe. Im Feuilleton ist alles Ziselierarbeit, Tauschierung mit Witz und Geist, Gefühlsintarsien im Satzgefüge. Das Feuilleton will nicht Neues sagen, es verzichtet auf Tiefe; es will in der Form neu und originell sein. Seine Kunst wurde und wird nie besser als in Wien gepflegt. Der Rheinländer Servaes, der nach Wien kam, bemüht sich nun mit redlichstem Eifer in dieser Kunst. Er hat einen persönlichen, etwas pretiösen, etwas geschnörkelten Stil, der sich gern nach der Art der Schöngeister des 18. Jahrhunderts in Exklamationen ergeht und zwischen Sinnieren und Schwärmen zierlich und manierlich die Mitte hält. Dieser Stil nun paßt nicht übel zu einer Darstellung von Fontane. Der glücklichste Einfall von Servaes war es, die beiden Naturen in Fontane, den Kurmärker und den Gascogner zu schildern. Fontane dachte preußisch, und das Gallische lag in seinem Blut wie in seinem Stil.

Servaes zeigt uns zuerst den Menschen. Er zeigt uns den Wanderer, den Freiluftpoeten, er weist sehr hübsch nach, wie das Wandern für Fontane die hohe Schule des Lebens wurde. Auf Details läßt er sich weit weniger ein als Ettlinger, aber er ist koloristischer, wärmer im Ton als dieser. Er gibt auch nicht so scharfe Umrisse, sein Bild verschwimmt in den Konturen, ist mehr in der Technik der Impressionisten gemalt, die Servaes, der Kunstkritiker, so liebt. Aber eins haben beide Biographen gemeinsam: die Liebe zu ihrem Helden.

Nun noch ein Wort über die Illustration der beiden Bücher. Da müssen wir entschieden dem Büchlein von Servaes den Vorzug geben. (Wir reden dabei nur von der Auswahl, denn typographisch ist die Kollektion Bard entzückend ausgestattet.) Servaes bringt nur sachliche Bilder: Porträts von Fontane in den verschiedenen Lebensaltern von Künstlerhand gemalt, Autogramme des Dichters, sein Geburtshaus, sein Arbeitszimmer. Die Illustration im Bändchen Ettlingers ist nicht nur sachlich, sondern will auch gleichsam Stimmungsakkorde für Fontanes Kunst anschlagen. Da bekommen wir ein Bild des Tower zu sehen, Leistikow hat einen Septembermorgen, eine märkische Landschaft, einen märkischen See besteuert, und auch Bismarcks Grab wird uns im Bilde gezeigt. Als Illustration zu Fontanes wundervollem Gedicht: „Wo Bismarck liegen soll" paßt das nun garnicht. Dieses Gedicht überhaupt illustrieren wollen, heißt es vernüchtern.

Zwei Fontane-Biographien auf einmal! Es muß einen freuen. „Aus Begeisterung und Liebe fließt alles." Mit diesem Fontaneschen Wort schließt Servaes sein Buch wie mit einem vollen Akkord. Das Wort gilt für die Biographen des Dichters, es möge auch für den Leser gelten, der sich nicht nur im Geiste, sondern, was wichtiger ist, im Herzen ein Bild des Dichters formt.

Wien. Rudolph Lothar.

Der Wahlkandidat.*)

Manche Menschen sind bekannt geworden durch das, was sie gesagt haben, andere — und ihre Zahl ist garnicht so gering, wie man wohl annehmen möchte — durch das, was sie hätten sagen können.

Hinter einem schweigenden Menschen vermutet man etwas. Man glaubt, daß er andern zuhört, um Nutzen daraus zu ziehen, daß er denkt und grübelt.

Wenn dieses „man" zu einer Menge anwächst, dann bekommt der Mensch, der viel hätte sagen können, den Namen „Denker" oder „Diplomat".

Meinen Helden nannten sie den Diplomaten. Er war ein alter Junggeselle, ein kurz angebundener Mann mit ernstem Gesicht.

Seine schweren, buschigen Augenbrauen, die seine kleinen, grauen Augen überschatteten, sein Schnurrbart, der schlaff über seinen Lippen auf den Bart herunterhing, der seinerseits die Krawatte beinahe ganz verdeckte, das alles gab ihm etwas Geheimnisvolles.

In seiner Umgebung galt er für einen Mustermenschen, für einen Mann, der niemals etwas lobte, der aber auch niemals über was klagte, obgleich es wohl manches zu klagen gegeben hätte, denn in dem Hause, in dem er wohnte, war in dem unten gelegenen Café ein immerwährendes Kommen und Gehen von larmenden Menschen, die bei einem Glase Schnaps laut schwätzten und schrien. Der Besitzer ging darin umher wie ein Rentier in seinem Wohnzimmer, in Hausrock und Pantoffeln.

Als umgebaut werden mußte, sagte die Frau des Restaurateurs: „Jetzt ist er die längste Zeit bei uns gewesen."

Ihr Mann lachte, zupfte an seiner Weste und antwortete: „Ueberlaß Du das nur mir!"

Eines Morgens, bevor der Rechenlehrer ausging, wurde bescheiden an seine Tür geklopft.

Er rief mit seiner tonlosen Stimme: „Herein".

„Heut Nacht wohl ein bißchen viel Spektakel gewesen," begann der Hausherr, während der andere seinen Rock abbürstete. „Nachtkonzession, Hochzeit, die jungen Leute ein wenig laut!"

„Versteh schon," lautete die Antwort durch den schlaff herabhängenden Schnurrbart.

Dann ward es einen Augenblick still im Zimmer, durch dessen mit weißen Vorhängen bespanntes Fenster das graue Licht eines kalten Wintermorgens fiel.

„Kalt heute," begann er wieder.

„Ja," sagte der Rechenlehrer.

„Das Zimmer so grad gegenüber dem Kanal und außerdem an der Ecke . . . von allen Seiten Wind."

Er war fertig mit dem Abbürsten und suchte jetzt nach seinem Winterüberzieher, der in einem Wandschrank hing.

„Feuchter Schrank," sagte der Hausherr.

„'s geht an."

*) Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Holländischen von E. Otten.

Digitized by Google

Der Mann klagte nie — er war stets mit allem zufrieden.

Der Restaurateur würde es nun wohl gern gesehen haben, wenn er etwas gesagt hätte; aber da er noch immer schwieg, begann er plötzlich resolut von der Notwendigkeit eines Umbaues zu sprechen.

„Wir müssen umbauen, wissen Sie, deshalb kam ich."

„Also, ich muß fort?" fragte der Rechenlehrer.

Der Hausherr lachte gemütlich und sagte: „Das ist es ja gerade. Lieber nicht. Wenn Sie mit uns umziehen wollen und wiederkommen, wenn die Geschichte fertig ist . . . . . ."

„Ich habe nichts dagegen."

„Das wäre also abgemacht. Richten Sie es nur so ein, wie es Ihnen am besten paßt."

Dann sagte er: „Guten Morgen" und schob hastig zum Zimmer hinaus und in den Korridor, während er noch einen flüchtigen Blick auf die Uhr warf, die schon bald die neunte Stunde zeigte.

Um zwölf kam seine Frau herunter.

„Siehst Du nun wohl, daß ich die Sache in Ordnung gebracht habe?" sagte der Mann. „Er fand es nicht gerade angenehm, aber es ging doch. Etwas zureden muß man immer, aber wenn man's versteht, so'ne Sache richtig anzupacken .... Er zieht mit uns hinüber."

Sie kniff ihn zärtlich in den Arm, stellte sich hinter das Buffet, goß ihm aus dem blitzenden Nickelkessel eine Tasse Kaffee ein und ließ dann langsam und vorsichtig ein paar Tropfen dicke Sahne hineinfließen. Darauf nahm sie selbst auch eine Tasse. Und sie tranken beide mit gespitzten Lippen den starken Mokka und lachten einander verständnisinnig zu.

„Ein Engel von einem Mann," sagte sie, als sie getrunken hatte.

„Man muß nur wissen, wie man ihn zu nehmen hat," antwortete der Hauswirt.

Sie sprachen nicht weiter über den Fall und gingen beide an ihre Arbeit.

Aber ganz spät in der Nacht, sagte die Frau, während sie sich langsam auszog: „Wir müssen doch mal was für ihn tun."

Der Mann stieg ins Bett, sagte laut gähnend „Ja", warf sich ein paarmal herum, blies unter das naßkalte Laken, um warm zu werden, und schlief bald darauf ein.

Sie drehte das Licht aus und betastete vorsichtig den Gashahn zwei-, dreimal, da sie stets Asphyxie befürchtete.

Wenige Monate später hatte das alte Gebäude einem neuen Platz gemacht.

Der Rechenlehrer hatte sich mit einem kleinen Zimmer beholfen und ging regelmäßig vom Hause zu seinen Schülern und von seinen Schülern nach Hause.

Als er sein neues Zimmer mit der Holztäfelung sah, lächelte er kaum merklich.

„Wohl eine Verbesserung," dachte er.

Der Hausherr in seinem gutmütigen Stolz auf das neue Gebäude, das jetzt das schönste in der ganzen Gegend war, fühlte, daß er etwas Liebenswürdiges sagen müßte.

„Ich möchte so gern etwas für Sie tun, Sie sind immer so freundlich."

Der andere sah ihn an und antwortete: „Warum sollte ich es denn nicht sein? ich bin ja zufrieden."

Aber der stolze Hausbesitzer ließ nicht nach.

„Sagen Sie nur, was Sie haben möchten, meine Frau und ich, wir wollten so gern etwas für Sie tun, wir möchten Ihnen ein kleines Andenken schenken. Aber es ist schwierig für uns, für einen Herrn wie Sie etwas auszusuchen, und es würde Ihnen vielleicht nicht gefallen."

Der Mieter begann mit großen Schritten das Zimmer auszumessen und sagte während des Messens: „Ich will nichts haben, Sie würden mich böse machen. Zwei Meter — sagen Sie Ihrer Frau — drei Meter — daß sie es nicht tut — vier Meter — sonst gehe ich fort — Das Zimmer ist eine Idee größer als das vorige — vier Meter fünfzig."

Der Hausherr schüttelte bedauernd den Kopf und murmelte: „Ich werde es ihr sagen. Vier Meter fünfzig, eine schöne Länge. Heute Abend kommt Ihr Gepäck herüber."

Am Abend kamen die Möbel und das Gepäck, am nächsten Abend kamen die Kunden, und der Spektakel begann genau so wie früher.

Sie gewöhnten sich an das neue Haus und vergaßen die Unbequemlichkeiten des Umbaues. Aber die Dankbarkeitsschuld lastete noch immer schwer auf ihnen.

Als die Möbel alle an ihrem Platz standen, als die Teller, die Gläser, die Tassen und die Tücher eingeordnet waren, sagte die Frau eines Abends im Bett: „Weißt Du, was er wohl werden möchte?"

„Wer?" fragte ihr Mann, der schon halb schlief — gegen zwei Uhr schlief er immer schon halb.

„Nun, der Rechenlehrer natürlich."

„Weiß ich's!"

„Stadtverordneter."

„Unsinn," sagte ihr Mann.

„Gar kein Unsinn! Hast Du denn nicht gemerkt, wie er immerfort über die schlechte Beleuchtung und über die Kanalisation und über den Bürgermeister spricht? Gar kein Unsinn! Er will in den Gemeinderat."

Der Mann richtete sich kerzengerade in seinem Bett auf, zog die Decke weit über sich, sodaß die bloßen Füße seiner Frau plötzlich zum Vorschein kamen, und sagte: „Das wollen wir machen. Du bist eine famose Menschenkennerin, Marie!"

Marie zog ihre Hälfte von der Decke zu sich, kauerte sich zusammen, legte den einen Arm auf das Kissen, den andern darunter, und schlief ein, froh, daß sie etwas wußte, womit sie dem Mieter eine Freude bereiten konnte.

Eines Abends, als die letzten Schüler aus der Stunde fortgingen, betrat der Restaurateur das Zimmer seines Mieters. Es war während der Wahlperiode. „Jetzt müssen Sie doch wirklich die Zeitung mal lesen. Die Leute sind wohl verrückt, der Bürgermeister bildet sich ein, daß er alles zu sagen hat. Da hat er schon wieder einen Stadtverordneten abgekanzelt."

Das graue Männchen strich sich den Schnurrbart, streckte den Kopf dicht unter die Lampe, nahm die Zeitung und fing an zu lesen.

„Das ist mir 'ne schöne Geschichte, hier."

„Was sind Sie doch gleich?" fragte der Hausherr. „Liberal? Klerikal? Freisinnig? oder, wie heißt das doch gleich . . . . . ."

„Liberal," antwortete der Rechenlehrer.

„Möchten Sie denn nicht gewählt werden? Sie sind gerade der Mann danach. Die ganze Gegend hier würde Sie als Kandidat aufstellen. Sie kennen den Mittelstand, Sie haben bei mir gewohnt, so viele Jahre schon — mitten in der Geschäftsgegend — Sie sind gerade der Mann, den wir brauchen."

Der Mieter sah ihn an, legte die Zeitung hin und lachte.

„Sind Sie so'n Politiker?"

„So'n Politiker nicht," sagte der andere lachend, „aber ich möchte doch gern, daß ein tüchtiger Mann gewählt würde. In einem Café hört man vielerlei. Eine ganze Menge Menschen haben mich schon gefragt: ‚Warum läßt sich denn der Herr von da oben nicht als Kandidat aufstellen? Er ist ein Gelehrter, und er weiß, was der Mittelstand braucht. Die Vornehmen sind für ihn und die Bürger auch. Gar kein Zweifel, daß er mit Glanz gewählt würde.'"

„Nehmen Sie Platz," sagte der Rechenlehrer.

Der Wirt zog sich einen Stuhl herbei und murmelte verlegen: „O, ich danke Ihnen."

„Was wird denn da unten eigentlich so alles gesprochen?" fragte der Mieter, nachdem er eine Weile geschwiegen hatte.

„Was ich Ihnen schon sagte, daß Sie gewählt würden, weil Sie zwei Parteien für sich haben. Sie haben ja keine Ahnung, wie beliebt Sie im sechsten Distrikt sind. Sie sagen nicht viel, aber Gelehrte sagen nie viel, und einen Windbeutel wollen wir nicht. Die Sache ist nur die, daß irgend einer Sie vorschlagen muß. Wissen Sie, wie man bei solch einer Wahlversammlung sein Ziel erreicht?"

Der Mieter schüttelte verneinend den Kopf und hörte andächtig und freundlich lächelnd zu.

„Also, sie sitzen da zu sechsen, der Vorsitzende des Bezirksvereins und noch ein paar. Dann sagt der Präsident: ‚Meine

Herren, unser Kandidat ist Herr so und so. Dieser Herr hat sich durch verschiedene Dinge ausgezeichnet. Er ist Mitglied des Tierschutzvereins und interessiert sich für die öffentlichen Angelegenheiten. Er bringt den Bürgern ein warmes Empfinden entgegen. Er ist in jeder Beziehung außerordentlich respektabel. Er ist für Minimumlohn und für Maximumarbeitszeit. Er ist Mitglied des Tierschutzvereins, das beweist schon genug. Hat jemand etwas darauf zu erwidern?' Darauf erhebt sich einer der Freunde und antwortet: ‚Ich stimme ganz mit dem Herrn Vorsitzenden überein.' Der Hammer fällt. Der Herr ist Kandidat. Ich bin nun zwar nicht Mitglied eines Wahlkomitees, und ich gehöre nicht zu einem Agitationsverein, aber so viel weiß ich doch, daß ein guter Liberaler auch ohne Wahlversammlungen sein Ziel erreichen kann, wenn er von dem ganzen Stadtviertel als Kandidat aufgestellt wird. Aber populär muß er natürlich sein."

Der Rechenlehrer nahm seine Zeitung und begann zu husten.

„Haben Sie keine Lust? Einen freien Kandidaten müssen wir haben. Keinen von der Clique. Bei Ihnen ist die Sache ganz sicher."

„Wir wollen noch mal darauf zurückkommen, wenn Sie vierzig Wähler beisammen haben. Wenn der Distrikt es will, will ich's natürlich auch. Aber ohne den Distrikt . . . . . ."

„Abgemacht," sagte der Hausherr, „ich würde mich freuen, wenn es uns glückte. Sie haben durch diese ganze Umbauerei so viel Unbequemlichkeiten gehabt."

Der Mieter stand langsam auf, legte seinem Verehrer die Hand auf die Schulter und sagte: „Wir wollen darüber nun nicht mehr sprechen. Dies ist kein Verdienst um die öffentlichen Angelegenheiten. Ich würde die Kandidatur nur annehmen, wenn es zum Besten der Stadt wäre. Wenn Sie die Sache arrangieren können, sehr schön, aber ich weiß von nichts . . ."

Unten in dem Café wartete die Frau auf ihren Mann. „Was sagte er?" fragte sie neugierig.

„Er will."

„Siehst Du nun wohl?" meinte sie lachend, „ich wußte es ja."

Dann fingen sie, sich auf den Schenktisch stützend, an, diejenigen Lieferanten auf dem Rande einer Zeitung zu notieren, die sich unmöglich weigern konnten, ihren Namen auf die Wählerliste eines so guten Kunden zu schreiben.

„Die Brauerei," sagte der Mann schreibend.

„Der Liköragent," diktierte sie.

„Der Schlächter, der Krämer, der Milchmann, der Grünkramhändler, der Kaffeelieferant, der Mann vom Apolmariswasser, das Glaswarengeschäft, der Baumeister."

„Was? der Baumeister? Der ist katholisch."

„Du hast ihn ja noch nicht bezahlt," sagte sie schnippisch. „Der Kerl unterzeichnet bestimmt. Vorwärts, der Baumeister."

„Der Zigarrenhändler, der Schneider, der Schuhmacher, der Maler . . . . . ."

Sie kamen bis zu einundfünfzig.

„So sicher wie Amen in der Kirche," sagte der Hausherr am nächsten Mittag zu seinem Mieter, der früher als sonst nach Hause gekommen war.

Innerhalb weniger Tage war die Liste vollständig gezeichnet; sie hatten sogar noch einige Namen übrig.

Liberale, Sozialisten, Klerikale, Freisinnige, Demokraten, — sie hatten alle gezeichnet. Denn der Inhaber des Cafés war ein solventer Kunde. Aber als die Kandidatur bekannt wurde, fing die ganze Stadt an darüber zu räsonnieren.

Ein wilder Kandidat mit einem solchen Anhang! Ein Liberaler, von dem seine Partei nichts wußte! Mußte solch ein Mann noch Spaltung in eine Partei bringen, gerade jetzt, zu einer Zeit, da durch allgemeine Fehde der größte Wirrwar herrschte? Er tat es entweder aus Eitelkeit oder um es auf eine Stichwahl ankommen zu lassen.

Die große liberale Tageszeitung publizierte einen giftigen Leitartikel: „Die Liberalen in Gefahr."

Das klerikale Organ sprach seine Anerkennung über solch eine wohltuende Erscheinung aus. Die innere Spaltung zwischen den Liberalen bleibt bestehen! Das Uebel wurzelt tief. Niemals war unsere Lage günstiger denn jetzt! Der sechste Distrikt ist für die Klerikalen gewonnen!

Der Verfasser dieses Artikels ging sogar so weit, daß er dem wilden Kandidaten die größten Fähigkeiten andichtete, wohl ahnend, daß der sein Ziel doch nicht erreichen würde.

Drei liberale Kandidaten für *einen* Sitz und von den verbündeten Parteien nur einer.

Am merkwürdigsten aber war es, daß Anhänger aller Parteien einen bis zum heutigen Tage unbekannten Mann der „öffentlichen Interessen" stützten.

Die Vorstandsmitglieder der verschiedenen Wahlvereine besuchten ihre Anhänger, um den Grund ihrer Prinzipienlosigkeit zu erforschen. Wie kamen sie dazu, einen Mann zu stützen, der von der Verwaltung keine Ahnung hatte?

Die Inserate für den Rechenlehrer waren klein, weil der Hausherr einen festen Betrag ausgesetzt hatte, der nicht überschritten werden durfte, aber dafür kamen die „eingesandten Artikel" in Menge. Diese Artikel von getrenen Parteianhängern waren scharf und giftig. Sie nannten den Kandidaten einen Mann ohne Prinzipien, ein gefährliches Individuum, gefährlich für die Partei, gefährlich für die Stadt und gefährlich fürs Land.

„Wählt ihn nicht!" . . . . annoncierten einige Fanatiker.

Sie vermuteten hinter dem Unbekannten eine Kraft, eine Kraft, die alles stürzen würde.

Sie fürchteten, daß er gewählt werden würde — und am schlimmsten war's noch, daß sie ihn nicht kannten — und ihm daher auch nicht beikommen konnten.

Unbekanntheit ist oft eine bessere Empfehlung als Berühmtheit.

Der Rechenlehrer schwieg sich aus und ließ alles ruhig geschehen.

Der Wille des Volkes war für ihn, und sein Hausherr hielt ihn auf dem laufenden.

Eines Abends aber fragte einer in der Zeitung, warum er denn garnicht zum Vorschein käme? Wer er denn eigentlich sei? Warum er seine Prinzipien und seine Meinungen nicht öffentlich bekannt gäbe? Was dies Versteckspiel zu bedeuten hätte?

„Kandidat, erklären Sie sich!"

Er las es, und eine Angst kam über ihn, als ihm plötzlich zum Bewußtsein kam, daß er würde sprechen müssen.

Seine Prinzipien waren ihm selber nicht klar. Aber er wollte Mitglied des Gemeinderats werden. Was wollten denn die andern? Etwas anderes etwa?

Sein Hauswirt sagte ihm, daß er sprechen müsse. Einige der Freunde, die mit gezeichnet hatten, statteten ihm ihren Besuch ab.

Dann wurde beschlossen, daß er einen Vortrag halten sollte. Er sprach in einem kleinen Saal, der von Interessenten überfüllt war, von Angehörigen aller Parteien, die ihn sehen wollten.

Ein Liberaler hat uns Wort. Ein Klerikaler folgte.

Dann kam ein Sozialist, der über Marx und Jaurès zu zu sprechen wagte.

Die Sache endete mit polizeilicher Auflösung.

Am Wahltage fuhren Wagen durch die Stadt, um die Stimmberechtigten abzuholen.

Die vom Cafehausbesitzer zur Unterschrift unter den Wahlaufruf Verpflichteten stimmten nicht für den so warm Empfohlenen, sondern für ihre eigenen Leute.

Wußte doch niemand, was auf ihren Zetteln stand. Für einen Kunden seinen Namen zeichnen, das kann man ja ruhig tun, aber stimmen — das ist etwas anderes! — Stimmen geht im geheimen vor sich.

Der Mann mit der geheimnisvollen Kraft hinter sich, der Mann aus dem sechsten Distrikt brachte es auf 29 Stimmen, die zwei in Stichwahl Gelangenden bekamen neunhundert und achthundertachtzig Striche hinter ihren Namen.

Am Abend gab die liberale Abendzeitung ein fett gedrucktes Extrablatt heraus:

„Dank unseren tatkräftigen Bemühungen wurde die liberale Partei vor sicherem Untergang gerettet."

Digitized by Google

Der Rechenlehrer ging nervös in seinem schlecht erleuchteten Zimmer auf und ab.

Plötzlich drückte er auf die elektrische Klingel. Das Mädchen kam und fragte, was er wünsche.

„Den Herrn sprechen!"

Der Hausherr kam ein wenig verlegen.

„Das Zimmer ist mir zu feucht, die Bedienung ist schlecht, die Rechnung zu hoch, kurzum, es gefällt mir nicht mehr. Mit Ihrem neuen Haus haben Sie neue Manieren bekommen! Sie sind mir zu frei! Verstanden?"

Der Hauswirt ging hinunter und erzählte seiner Frau, was vorgefallen.

„Geschieht Dir ganz recht," sagte sie, „geschieht Dir ganz recht. Du hast ihn verrückt gemacht! Wer stellt denn mit einem anständigen Menschen so blödsinnige Sachen auf? Jetzt hast Du's!"

Sie war so wütend, daß sie den Kognak über die Gläser goß.

Nachts gegen zwei Uhr, während sie sich auszogen, sagte er, um es wieder gut zu machen:

„Du Marie, ich bin K. L.!"

„Was heißt K. L.!" sagte sie kurz. „Was bedeutet das K. L.?"

„Hinter meinem Namen auf der Wählerliste steht jetzt K. L. K. L., das bedeutet Kandidataufstellender Liberaler."

Sie lächelte bitter. „K. L. was mir daran schon liegt! K. L. das ist mir schon was Rechtes. Weißt Du was Du bist?"

„Nun?" fragte er harmlos.

„Verrückt bist Du, verrückt! Einen guten Mieter so zum Hause hinauszutreiben! Du mit Deinem K. L. . . ."

Mit einem Ruck zog sie die Decke über sich, drehte sich um und kehrte ihr Gesicht der Wand zu.

In ihrer Wut vergaß sie sogar das Licht auszudrehen und kümmerte sich nicht mehr um den Gashahn, den sie sonst Abend für Abend vorsichtig zu betasten pflegte, weil sie Asphyxie befürchtete.

Amsterdam. Willem Schürmann.

Die moderne Zeichenkunst von Oskar Bie. Bard, Marquardt & Co., Berlin.

Zu der „Kunst, Sammlung illustrierter Monographien", die Richard Muther herausgibt, hat Professor Bie ein kleines elegantes Heft über die moderne Zeichenkunst beigesteuert.

Bie ist ein Kenner und ein Empfinder modernen Kunstlebens. Was er schreibt, tut die Kraft seines persönlichen Empfindens stets dar. Ueber die Kunst, scharf zu charakterisieren, verfügt er nicht immer in gleichem Grade. Diese Eigenschaften weist auch die oben genannte, anregende, kurze Schrift auf.

Die Bedeutung der modernen Zeichenkunst ist eine ganz erhebliche. Der Wirkungsbereich dieser Kunst ist außerordentlich gewachsen entsprechend der Verbreitung, die Zeitungen, Zeitschriften, Witzblätter, um einem Wort die illustrierte Presse errungen hat. Dazu kommt die moderne Plakatkunst von dem Anschlag an den Steaßenecken bis zum Etiken auf der Weinflasche, die Tischkarte, die Postkarte; die geschmackvolle Zigarrenkistenbeklebung; die wiedererwachte Vorliebe für den Buchschmuck, und verblieben sind ihe die alten anbestrittenen Gebiete. Wie das Herrschaftsgebiet sich ausdehnte, so die Mannigfaltigkeit der Ausdrucksmittel. „Ja der künstlerischen Intelligenz der Strichdracke ist die Intelligenz der Farbwalze getreten, und die Technik hat der Kunst geholfen, zugleich praktisch und geistreich sich ausdrucken zu dürfen."

Aus diesen Voraussetzungen hat sich eine Reihe höchst interessanter künstlerischer Individualitäten entwickelt. Bie geht sie durch, und einige unter ihnen schildert er ausgezeichnet in ihrer Eigenart, wie sie den Stift, den Graphitstift, handhaben. Es ist dann vortrefflich, was er vom Bleistift selbst sagt: „Der Graphitstift ist das nervöseste aller Zeichenmittel, das je da war. Er ist das wahre Instrument einer Zeit, die schnell bedienen will, die das Zeichnerische mit dem Malerischen auf eine praktische Art zu vereinigen sich bestrebt und in jedem Zug ein Stück Seele, eine entsprechende Empfindung wiederzugeben versucht." Gewiß, der Bleistift ist älter als die moderne, künstlerische Nervosität, aber darum kann man doch zugeben, daß er der modernen Nervosität ein ausgezeichnetes Instrument liefert. Die Linien und Schatten die er hergibt, lassen sich wandeln wie unsere Stimmungen; ein leichter Druck und der Charakter wird ein anderer; ein Wischen mit dem Finger, und aus der Schärfe wird ein dämmeriger Uebergang, und dazu diese Rapidität; er gestattet die künstlerische Produktion im Zeitalter der Eilzüge; der Hast in der Außen- und in der Innenwelt.

Unsere Tage des lärmenden Plakats und der Reklame mußten zugleich die künstlerische Absonderlichkeit, die Caprice und die Capriole zur üppigen Entwicklung bringen. War die Selbstzucht kann heute die künstlerische Persönlichkeit in Schranken halten; aber das Bedürfnis, sich bemerkbar zu machen, und im Kampfe aller gegen alle unter den Künstlern einen sichtbaren Platz zu behaupten, wird ein immer stärkerer Anreiz, die Schranken zu überspringen und das Gewagteste noch gewagter und das Eigenartige, das Seltsame, das Bizarre noch eigenartiger, seltsamer und bizarrer zu gestalten. Diese Entwicklung in der Kunst ist deutlich genug und in der Zeichenkunst, die durch ihre Ausdrucksmittel einmal zu größerer Stille verurteilt war, ganz besonders deutlich.

Ist die künstlerische individuelle Selbständigkeit ein Vorzug, so bleibt die angequälte Selbständigkeit eine Maskerade, und sie ist um nichts erfreulicher als die hausbackene Trivialität; sie ist eine Trivialität, die sich exzentrisch bis zur Unart gestaltet, und darum ist sie nicht wertvoller. Caprice kann die Eigenart eines eigenartigen Geistes sein oder die Sucht nach einer Eigenart, die nicht vorhanden ist. Der Künstler, der nur auf einer einzigen Violinsaite spielt, weil seine Anlage es so will, ist der Beachtung sicherlich wert; aber der Clown, der dasselbe tut, um den grellsten Effekt zu erzielen, bleibt ein gemeiner Clown. Wir schätzen die individuelle Eigenart sehr hoch, so hoch, daß es mir scheinen will, wir verehren kritiklos eine Anzahl Clowns als Verkörperungen höchster Eigenart; sie narren uns; so geht es allen Zeiten einer reichen, reifen und überreifen Kultur in ihrer Jagd nach den plaisirs inouis.

Ich glaube, in dem vortrefflichen kleinen Buch von Bie behauptet hier und dort auch die uninteressante Mittelmäßigkeit ihren Platz, weil sie klug genug ist, sich absonderlich zu drapieren.

P. N.

Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin. 28. Jahrgang, enthaltend die Statistik des Jahres 1903 (zum Teil auch 1904). Im Auftrage des Magistrats herausgegeben von Prof. Dr. E. Hirschberg, Direktor des Statistischen Amts. Druck und Verlag von P. Stankiewicz Buchdruckerei in Berlin.

Das Berliner Statistische Jahrbuch, ein unentbehrliches Nachschlagebuch für jeden, der sich mit Berliner Verhältnissen befaßt, ist in neuer Auflage erschienen. Besonders interessant sind diesmal die Ergebnisse der Berliner Ehescheidungsstatistik zusammengestellt. Wenn man die nackten Zahlen nimmt, so könnte man denken, die Berliner Ehen wären in den letzten Jahren recht glücklich geworden, denn die Zahl der Ehescheidungen ist bedeutend heruntergegangen. Seit dem Jahr 1890 bis 1903 im Verhältnis zu den stehenden Ehen in folgender Weise: 4,81 Prozent—2,71 Prozent—2,77 Prozent—3,39 Prozent—3,42 Prozent. Aber dieser Rückgang liegt lediglich daran, daß das B. G. B. zwei Scheidungsgründe, beiderseitige Einwilligung und unüberwindliche Abneigung, vollständig beseitigt hat. Die dieserhalb getrennten Ehen betrugen 1899 bereits über ein Drittel. Da auch noch andere Gründe in Wegfall gekommen sind, wie unheilbare Krankheit und Impotenz, so ist eine Abnahme der unglücklichen Ehen sicher nicht vorhanden. Die häufigste Ursache der Ehetrennung ist zurzeit der Ehebruch, im Jahre 1902 47,4 Prozent. In 36 Fällen v. H. war der Ehebruch durch den Mann, in 16,6 durch die Frau, in 10,4 durch beide begangen. In 3/4 der Fälle hat die Frau den Scheidungsantrag gestellt. Von den geschiedenen Ehen betrugen die rein katholischen nur zwei auf tausend Ehepaare, die rein evangelischen 2,85, die gemischten 3—4. Am häufigsten waren die Scheidungen, wenn ein Ehegatte jüdischer Konfession war. Nach der Scheidungsstatistik zu urteilen hat Berlin in Preußen weitaus die meisten unglücklichen Ehen. Die westlichen Provinzen Hannover, Westfalen, Hessen-Nassau, Rheinland, außerdem auch Posen haben in der letzten Hälfte der neunziger Jahre nur den 8.—10. Teil gehabt.

H. K.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 24 Berlin, den 11. März 1905. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Die während des Bergarbeiterstreiks den Arbeitern in Aussicht gestellte Berggesetznovelle ist dem preußischen Abgeordnetenhause zugegangen. Man hat sich so daran gewöhnt, von der gesetzgeberischen Initiative der preußischen Regierung, sobald es sich um die Regelung von Arbeitsverhältnissen handelt, bescheiden zu denken, daß die Novelle wie eine Art Ueberraschung wirkt. Man hatte noch weniger erwartet. Insbesondere bieten die gesetzgeberischen Vorschläge, betreffend das Verbot des Wagennullens und betreffs der Einführung von ständigen Arbeiterausschüssen eine durchaus brauchbare Unterlage für weitere Verhandlungen. Die Besorgnis erscheint allerdings gerechtfertigt, daß das preußische Dreiklassenparlament diese Novelle nicht im fortschrittlichen sondern im rückschrittlichen Sinne amendieren wird. Die Gesetzesvorlage muß durch ein doppeltes reaktionäres Sieb, das Abgeordnetenhaus und das Herrenhaus gehen. Was dabei an brauchbaren Bestimmungen schließlich übrig bleiben wird, läßt sich schwer voraussagen. Auf allerlei Enttäuschungen hat man sich aber von vornherein gefaßt zu machen. Ob die Regierung schließlich auch nur das Durchschnittsmaß von Energie, das sie bei der Verteidigung ihrer eigenen Gesetzentwürfe zu entwickeln pflegt, und das bekanntlich nicht allzugroß ist, aufwenden wird, um die schlimmsten Verstümmelungen der Novelle zu verhindern, bleibt gleichfalls abzuwarten. Selbst in dieser Beziehung ist eine weitgehende Skepsis angezeigt.

Als Nachklänge zu dem großen Bergarbeiterstreik im Ruhrgebiet kommen Berichte über unerhört strenge Gerichtsurteile gegen Streikfünder. Die „Bergarbeiterzeitung" gibt unter der bezeichnenden Ueberschrift „Streikjustiz" eine Zusammenstellung, der wir folgendes entnehmen:

„Der Bergmann M., der den Arbeitswilligen Sabotte ‚mit Gewalt von der Arbeit' zurückgehalten haben soll, bekam sechs Wochen Gefängnis, obgleich der Gerichtsvorsitzende selbst die Tat als einen ‚Dummenjungenstreich' bezeichnete. Ein bis neun Monate Gefängnis werden verhängt über bisher unbestrafte Bergleute, die Arbeitswillige ‚mit Worten bedroht', sie ‚angespuckt', ‚tätlich angegriffen', Fenster eingeworfen haben. Ein Bergmann sagte zu einem Arbeitswilligen, er solle auch lieber zu Hause hinter dem Ofen bleiben; dafür wurde der Sünder vom Dortmunder Gericht zu Gefängnis verurteilt! Gerechtes Aufsehen dürfte auch ein anderes Urteil des Dortmunder Schöffengerichts erregen. Bei einem Streikenden wohnten zwei Arbeitswillige zur Miete, die von Zechenbeamten aus ihrer Wohnung zur Arbeit abgeholt wurden. Der Vermieter verbot den Beamten das Betreten seines Hauses, darin sah das Schöffengericht einen ‚Gewaltakt gegen die Arbeitswilligen' — der Vermieter erhielt fünf Tage Gefängnis!"

Solche Urteile beweisen in der Tat, daß es einer Zuchthausvorlage nicht mehr bedarf, um die sogenannten Arbeitswilligen in ihrer Betätigung echter Kameradschaft zu schützen. Solche Urteile erklären auch die traurige Tatsache, daß in weiten Kreisen der Arbeiterschaft das Vertrauen auf die Unparteilichkeit der Rechtsprechung stark erschüttert ist und der Glaube an eine Klassenjustiz immer zahlreichere Anhänger findet. Besonders augenfällig wird das bei einem Urteil des Bochumer Schöffengerichts gegen die „Bergarbeiterzeitung" selbst. Sie hatte den Streikenden gesagt, wie es jeder Versammlungsredner damals zu tun pflegte, die Bergarbeiter hätten zuerst gegen den Willen der Organisationsleiter den Ausstand begonnen, müßten nun aber um so treuer durchhalten, bis die Siebenerkommission den Streik für beendet erkläre, wer erst nach dem Streik geschrien habe, nachher aber den Führern nicht folge, der sei ein „Maulheld" und ein „Feigling". In diesen Ausdrücken sah das Gericht eine Verrufserklärung Arbeitswilliger. Der Amtsanwalt erkannte zwar selbst an, daß der ganze Aufsatz zur Ruhe und Ordnung mahne, beantragte aber dennoch gegen den bisher unbestraften verantwortlichen Redakteur des Blattes zwei Wochen Gefängnis, und das Gericht erkannte auf einen Monat Gefängnis! Natürlich wird gegen ein solches Urteil Revision eingelegt werden, aber daß es überhaupt zustande kommen konnte, das gibt scheinbar denen recht, die behaupten, daß unsere Arbeiter heute schon unter Ausnahmerecht ständen.

Im preußischen Abgeordnetenhaus hat der Minister der öffentlichen Arbeiten v. Budde bei den Beratungen seines Etats auch eine Lobrede auf die in seiner Verwaltung geübte Sozialpolitik gehalten. Dieses Selbstlob muß um so mehr Verwunderung erregen, als Herr v. Budde durch seine verschiedenen Reden über das freie Koalitionsrecht und das freie Wahlrecht der Eisenbahner sowie durch seine feindselige Behandlung der Koalitionsvereine bis jetzt nur immer bewiesen hat, daß ihm das Verständnis für die allerersten Voraussetzungen ernsthafter Sozialpolitik abgeht. In Wirklichkeit liegt denn auch für ein Lob der Eisenbahnverwaltung in sozialpolitischer Hinsicht gar keine Veranlassung vor. Der kürzlich erschienene amtliche Bericht über die Ergebnisse des Betriebes der vereinigten preußischen und hessischen Staatseisenbahnen beweist das zur Genüge. Wenn für Hilfskräfte im Bahnhofs- und Abfertigungsdienst durchschnittlich nur 2,62 Mark Tagelohn, für Hilfskräfte im Zugdienst 2,51 Mark, für Bahnunterhaltungsarbeiter durchschnittlich 2,32 Mark, für Schrankenwärter gar nur 2,13 Mark gezahlt werden, so wird sich leicht durch Nachfrage bei jedem beliebigen Privatunternehmer feststellen lassen, daß solche Bezahlung von Hilfskräften unternormal ist. Aus demselben amtlichen Bericht ergibt sich auch, daß die Arbeitszeit im Bahndienst noch recht ausgedehnt ist; Maximalarbeitstage von 14 und 16 Stunden sollten bei der heutigen Intensität des Bahn-

Digitized by Google

verkehrs überhaupt nicht mehr zugelassen werden. An diesen beiden Punkten, Lohn und Arbeitszeit, kann man das sozialpolitische Verständnis der Eisenbahnverwaltung viel unmittelbarer erkennen als an den von Herrn Budde rühmend vorgeführten „Gratifikationen", die „bei zufriedenstellenden Leistungen" und „guter Führung" bewilligt werden und daher in der Regel das Gegenteil gesunder Sozialpolitik bedeuten. Es liegt also nach der letzten Rede Buddes durchaus kein Grund vor, das Urteil über ihn als Sozialpolitiker günstiger zu fassen.

Der italienische Ministerpräsident Giolitti hat zu einer Zeit demissioniert, in der sein Geschick und seine erprobte Staatskunst dem Lande notwendiger als je zuvor gewesen wäre. An demselben Tage, an dem die Führer der obstruierenden Eisenbahner mit den sozialdemokratischen Parlamentariern über Fortführung oder Beendigung ihres Obstruktionskampfes verhandelten, hat Giolitti aus Gesundheitsrücksichten sein Rücktrittsgesuch eingereicht. Allerdings war diese offizielle Begründung vielleicht nur selten in einem Entlassungsgesuch so zutreffend wie hier, denn Giolitti war seit Monaten ernstlich krank. Trotzdem scheinen die nicht unrecht zu haben, welche Giolittis Rücktritt als eine Art Flucht vor den Schwierigkeiten hinstellen, die seiner im Parlament warteten. Die überaus wichtige italienische Eisenbahnvorlage, die wegen der ablaufenden Verträge mit zahlreichen privaten Bahngesellschaften bis zum 1. Juli d. Js. erledigt sein muß, stieß infolge des Obstruktionskampfes der Eisenbahner und der dadurch hervorgerufenen schweren Schädigungen von Handel und Wandel auf die größten parlamentarischen Schwierigkeiten. Die Radikalen und Sozialisten wollten mit allen Mitteln, selbst mit parlamentarischer Obstruktion, das Gesetz wegen des Streikverbotes, das es enthält, zu Falle bringen, und die Republikaner und reaktionären Kammerelemente stießen sich ebenso stark an den zahlreichen Verbesserungen der Lage der Eisenbahner, die vermutlich auf Giolittis persönlichen Wunsch in den Regierungsentwurf hineingekommen waren. Giolitti aber, der vor $1^1/_2$ Jahren, bei der Uebernahme der Regierung, einen Sozialisten in sein Kabinett hineinnehmen wollte, und der es im Oktober verschmäht hatte, den großen italienischen Generalstreik mit Polizei und Militär niederzuschlagen, wollte jetzt offenbar nicht durch unsoziale Konzessionen an die Kammermehrheit seine Eisenbahnvorlage retten. Er ging lieber. Aber er ließ das Land in allerschwierigster Lage zurück. Sein Nachfolger und Gesinnungsgenosse Fortis wird keineswegs zu beneiden sein.

Während der ungarische Reichstag abermals auf wenige Tage zu einer Sitzung zusammentritt, ist die politische Lage noch so ungeklärt wie vorher. Die Besprechung des Königs mit den hervorragenden Parteiführern der siegreichen Opposition hat zu keinem praktischen Ergebnis geführt, da offenbar beide Seiten vorläufig keine neuen Zugeständnisse mehr machen wollen.

Die Schlacht bei Mukden ist geschlagen. Mukden selbst ist bereits in den Händen der Japaner, und fraglich kann es heute, da diese Zeilen geschrieben werden, nur noch sein, ob Kuropatkin wiederum Gelegenheit finden wird, sich als „Meister des Rückzugs" zu bewähren, oder ob er der japanischen Umklammerung völlig erliegen wird. Das Ergebnis des großen Ringens als solchen ist bereits weltgeschichtliche Tatsache geworden, und seine Folgen zieht es nach. Oyamas energische Offensivtaktik mit dem wohlberechneten Umgehungssystem und den zielsicheren Flankenangriffen hat den entscheidenden Erfolg über Kuropatkins entschlußlahme Defensivhaltung davongetragen. Und doch ist es nicht der überlegene Geist eines Mannes, nicht die kluge Schulung der Tausende von militärischen Führern, auch nicht die Bravour der Hunderttausende, die gesiegt hat: als stärker erwiesen hat sich ein aufstrebendes, freiheitlich regiertes Volk über ein durch selbstsüchtigen Absolutismus verkümmertes, der Wille über den Gehorsam, die Kultur über die Unkultur. Noch ist die Stunde nicht gekommen, in der man fragen darf, was diese ganz anders geartete, neue japanische Kultur für die Welt bedeuten wird — obwohl man immer die Zuversicht hegen wird, daß jede echte Kultur nur Förderung bringen kann —, aber die andere Stunde scheint allerdings nicht mehr sehr fern, in der dieser äußere Anstoß den inneren Zusammenbruch in Rußland nach sich ziehen wird. Jener tönerne Absolutismus, der heute in prunkvollen Erlassen seine eigene Heiligkeit und Herrlichkeit verkündet, um morgen in gewundenen Ausdrücken halb und halb dafür Abbitte zu leisten, dessen Träger eine unfertige und mangelhaft ausgerüstete Flotte um die halbe Welt sendet, um jetzt bereits froh zu sein, wenn sie unverrichteter Sache in die heimischen Gewässer heil wieder einläuft, dieser Absolutismus ohne herrschende Persönlichkeit wird dem doppelten Anprall von außen und von innen kaum noch sehr lange widerstehen können. Was er an Früchten gezeitigt, hat man in Kischinew erfahren, ersieht man jetzt von neuem aus den Vorgängen in Baku, wo die Organe dieser Regierung scheußlichsten Greueltaten — milde ausgedrückt — untätig zusahen. Aber man legitimiert den Mord nicht ungestraft; wo eine Saat zur Ernte reif war, hat es schließlich an dem Eisen, das sie schnitt, noch nie gefehlt.

* * *

Die handelspolitische Bedeutung des 1. März 1906.

Der 1. März 1906 kann für das deutsche Wirtschaftsleben leicht zu einem Unglückstage werden, wenn die deutsche Reichsregierung nicht in den kommenden Monaten mit einer handelspolitischen Geschicklichkeit verfährt, die sie bisher nur allzu sehr hat vermissen lassen. Die Caprivischen Tarifverträge sind zum 1. März 1906 in der Erwartung gekündigt worden, daß bis zu diesem Tage die Ratifikation aller sieben neuen Tarifverträge erfolgt sein werde. Man kann zugeben, daß die Kündigung der alten Verträge eine notwendige Konsequenz der durch den Reichstag erfolgten Annahme der neuen Verträge war; denn es brauchte nur einer der sieben Staaten, mit denen ein neuer Tarifvertrag abgeschlossen ist, die Zustimmung zu dem neuen Vertrage abzulehnen, so wurde es unmöglich, an dem 1. März 1906 als Eröffnungstermin der Bülowschen Handelsvertragsära festzuhalten.

Dagegen lag kein zwingender Grund dafür vor, daß der Bundesrat schon jetzt eine Bestimmung über den Termin traf, an dem der neue Generalzolltarif in Kraft treten solle. Auch wenn der Bundesrat in Aussicht nahm, den Generalzolltarif an demselben Tage in Kraft zu setzen, an dem die neuen Handelsverträge mutmaßlich in Wirksamkeit treten werden, so brauchte er sich doch nicht zwölf Monate vorher die Hände zu binden. Indem der Bundesrat schon jetzt den 1. März 1906 als Termin des Inkrafttretens für den neuen Generalzolltarif fixierte, hat er seine eigene handelspolitische Bewegungsfreiheit überflüssigerweise ganz wesentlich eingeengt. Man vergegenwärtige sich nur die eine, keineswegs fernliegende Eventualität, daß die Ratifikation des mit den Regierungen von Oesterreich-Ungarn vereinbarten neuen Tarifvertrages bis zum 1. März 1906 nicht möglich wird. Das Vernünftigste wäre in diesem Falle eine provisorische Meistbegünstigungsvereinbarung mit Oesterreich-Ungarn, wie sie seit geraumer Zeit zwischen Deutschland und Großbritannien besteht. Hätte sich der Bundesrat betreffs des Zeitpunkts für das Inkrafttreten unseres neuen Generalzolltarifs nicht gebunden, so würde er gegenüber dem deutschen Reichstag das Heft in der Hand behalten haben. Die agrarische Mehrheit unseres Reichstages würde ein solches Provisorium schwerlich ablehnen, wenn die Reichsregierung ihr entgegenhalten könnte, daß bei Ablehnung des Provisoriums der neue Generalzolltarif nicht in Kraft gesetzt werde. Jetzt aber liegt die Sache so, daß der Caprivische Tarifvertrag mit Oesterreich-Ungarn zum 1. März nächsten Jahres gekündigt ist — eine Kündigung, die nicht wieder rückgängig gemacht werden kann, ohne daß der Reichstag seine Zustimmung gibt —, daß deshalb vom 1. März 1906 an zwischen Deutschland und Oesterreich-

Digitized by Google

Ungarn keinerlei handelspolitische Vertragsbeziehungen, auch kein Meistbegünstigungsverhältnis, bestehen werden, wenn der neue Tarifvertrag von den Parlamenten Oesterreichs oder Ungarns abgelehnt werden oder überhaupt nicht zur Verabschiedung kommen sollte.

Die absurden Zollsätze unseres Generalzolltarifs würden also Oesterreich-Ungarn gegenüber mit dem 1. März nächsten Jahres wirksam, und damit würde ein erbitterter Zollkrieg unvermeidlich sein. Ob die agrarische Mehrheit unseres Reichstags, nachdem sich die Reichsregierung ihr gegenüber jedes Pressionsmittels entäußert hat, geneigt sein wird, irgendwelchen provisorischen Maßnahmen zur Verhütung eines solchen Zollkrieges ihre Zustimmung zu geben, ist zum mindesten zweifelhaft. Hat doch seinerzeit ein relativ so gemäßigter Mann wie der Zentrumsführer Spahn unumwunden erklärt, daß an die Einführung eines Meistbegünstigungsverhältnisses mit Oesterreich-Ungarn beim Scheitern eines Tarifvertrages nicht gedacht werden könne.

Ganz ähnlich liegt die Sache mit jenen Meistbegünstigungsländern, denen gegenüber das Meistbegünstigungsverhältnis bis zum 1. März 1906 sein Ende erreichen wird. Bei jenen bloßen Meistbegünstigungsverträgen, die weiterlaufen, sobald sie nicht gekündigt werden, hat ja allerdings die Reichsregierung es in der Hand, durch Verweigerung der Kündigung die Fortsetzung des Meistbegünstigungsverhältnisses solange sicherzustellen, als nicht die Gegenseite zur Kündigung schreitet. Aus dieser Position kann sie durch die agrarische Mehrheit unseres Reichstags nicht hinausmanövriert werden. Betreffs der beiden für unsern internationalen Warenaustausch wichtigsten Länder, nämlich Großbritannien und die amerikanische Union, ist die Reichsregierung dagegen in einer weit ungünstigeren Lage.

Mit England befindet sich Deutschland in einem provisorischen Meistbegünstigungsverhältnis, das nicht gekündigt zu werden braucht, sondern mit Ende d. J. von selbst abläuft, also ausdrücklich verlängert werden muß, wenn es über das Jahr 1905 dauern soll. Diese Verlängerung ist an die Zustimmung der Parlamente beider Länder gebunden. Sollte die Zustimmung nicht erfolgen, oder sollten die beiderseitigen Regierungen überhaupt nicht zu einem neuen Abkommen gelangen, so würden für die Zeit vom 1. Januar bis 1. März 1906 die Sätze unseres alten Generalzolltarifs in Kraft treten, vom 1. März 1906 an dagegen die Sätze des neuen Generalzolltarifs. Damit aber wäre der Zollkrieg mit Großbritannien selbst dann wahrscheinlich, wenn bis dahin eine liberale Regierung in England ans Ruder gekommen sein sollte.

Noch viel bedenklicher liegt die Sache gegenüber den Vereinigten Staaten von Amerika. Das handelspolitische Abkommen zwischen Deutschland und der amerikanischen Union vom 11. Juli 1900 hat den Erzeugnissen der Vereinigten Staaten von Amerika bei der Einfuhr nach Deutschland diejenigen Zollsätze zugesichert, „welche durch die in den Jahren 1891—94 zwischen Deutschland einerseits und Belgien, Italien, Oesterreich-Ungarn, Rumänien, Rußland, Schweiz und Serbien andererseits abgeschlossenen Handelsverträge diesen Ländern zugestanden worden sind".

Die amerikanische Union hat also nicht einen allgemeinen Meistbegünstigungsanspruch, sondern einen Anspruch auf ganz bestimmte, zumeist weit unter den neuen Tarifsätzen liegende Zollsätze. Dieses Abkommen vom 11. Juli 1900, das einer Kündigungsfrist von drei Monaten unterworfen ist, muß spätestens drei Monate vor dem 1. März 1906 gekündigt werden, wenn man verhindern will, daß die neuen Tarifverträge völlig bedeutungslos bleiben. Denn da in allen neuen Tarifverträgen auch die Meistbegünstigungsklausel enthalten ist, so würden alle niedrigeren Zollsätze der alten Tarifverträge, die Amerika gegenüber in Kraft bleiben müssen, ohne weiteres auch denjenigen Staaten gegenüber wirksam werden, mit denen die neuen Tarifverträge abgeschlossen sind. Die Kündigung des Abkommens vom 11. Juli 1900 steht deshalb mit Sicherheit zu erwarten, und es ist recht fraglich, was von den früheren handelspolitischen Vereinbarungen, die vor der Gründung des Deutschen Reichs mit einigen deutschen Einzelstaaten seitens der amerikanischen Union abgeschlossen sind, dann noch als rechtsverbindlich angesehen werden kann und wird.

Die staatsrechtliche Praxis hat sich auf diesem Gebiete allerdings bisher schon manche absonderlichen Seitensprünge erlaubt. So hätte z. B. ganz ohne Zweifel der Reichstag zu dem Abkommen von 1900 seine Zustimmung geben müssen, und da das nicht geschehen ist, besteht gar kein gültiger Rechtszustand, sondern nur ein tatsächliches Verhältnis. Es wäre danach an sich denkbar, daß mit dem Fortfall des Abkommens von 1900 das unvollkommene Meistbegünstigungsverhältnis wieder Platz griffe, wie es vor 1900 zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten auf Grund recht vieldeutiger alter Verträge mit deutschen Einzelstaaten bestand. Diese Eisdecke ist aber so dünn, daß sie jeden Augenblick zusammenbrechen kann. Und da für alle internationalen Verträge nach der Verfassung der Vereinigten Staaten der Bundessenat als der recht eigentlich maßgebende Faktor anzusehen ist, im Senat aber die schutzzöllnerischen Interessen vornehmlich vertreten sind, so erscheinen die Aussichten für eine befriedigende Neuregelung unserer handelspolitischen Beziehungen zu der amerikanischen Union sehr dunkel. Auch bei den Verhandlungen mit den Vereinigten Staaten wird sich die deutsche Reichsregierung bald davon überzeugen, daß sie übel beraten war, als sie durch den Bundesrat vorzeitig den Termin für das Inkrafttreten des neuen Generalzolltarifs festsetzen ließ. Den Amerikanern wird man mit den unsinnigen Sätzen dieses Generalzolltarifs nicht im mindesten imponieren. Für die deutsche Regierung aber bilden diese ungeheuerlichen Zollsätze, von denen man ganz genau weiß, daß man nie riskieren kann, sie Amerika gegenüber in Kraft zu setzen, ohne einen Zollkrieg heraufzubeschwören, der Deutschlands Industrie und Schiffahrt auf das schwerste treffen müßte, nur eine Verlegenheit. Sie sind ein Strick, den sich die deutsche Regierung selbst um den Hals gelegt, und dessen Ende sie den ollen ehrlichen Agrariern in die Hände gegeben hat.

Die politische Naivetät hat geglaubt, mit der Annahme der sieben Tarifverträge im deutschen Reichstage sei der große handelspolitische Wurf gelungen. Man hat den Grafen Bülow ob seines Meisterwerks beglückwünscht und vielfach geglaubt, daß nun eine Zeit bukolischen handelspolitischen Stilllebens begonnen werde. Das Erwachen aus diesem schönen Traum wird vermutlich recht ungemütlich werden. „Nehmt vor des Märzes Iden Euch in acht!"

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

X.

Nachdem den ganzen vorigen Winter hindurch nicht ein Schwerinstag stattgefunden hat, ist man jetzt entschlossen, sie, wenn auch nicht gerade immer am Mittwoch, so doch regelmäßig jede Woche abzuhalten. Mag der Reichstag mit seinen Arbeiten noch so sehr im Rückstand sein, mag noch so wenig Aussicht sein, den Etat rechtzeitig fertig zu stellen, Zentrum, Freisinn und Sozialdemokratie sind entschlossen, sich das parlamentarische Initiativrecht nicht weiter verkümmern zu lassen. Auch wenn Graf Ballestrem noch so grimmig dreinschaut, um die Schwerinstage kommt er nicht herum. Ist es der Regierung peinlich, daß der Etat zum 1. April nicht fertig wird — nun, sie hat es ja in der Hand, durch die Einführung von Diäten ihrerseits endlich einmal guten Willen zu bekunden. Dann wird auch der Reichstag mit sich reden lassen.

Der Schwerinstag am 4. März zeitigte ein parlamentarisches Novum. Als erster Punkt stand auf der Tagesordnung die zweite Lesung des sozialdemokratischen Antrages auf Einführung von Arbeitskammern und einem Reichsarbeitsamt. Da die zweite Lesung im Plenum ohne Kommissionsberatung stattfinden sollte, waren langatmige Debatten zu erwarten, die um so zwecklos erschienen, als die

Digitized by Google

Regierung bereits angekündigt hat, daß sie binnen kurzem einen Gesetzentwurf einbringen werde, der die Arbeitskammern ins Leben ruft. Wozu also jetzt das langen und breiten über etwas reden, was wahrscheinlich in einigen Monaten wieder ex fundamento erörtert werden muß? In dieser Auffassung war sich alles, die Antragsteller selbst eingeschlossen, einig. Aber wie sollte man aus der parlamentarischen Sackgasse herauskommen, in die man geraten war? Geschäftsordnungsmäßig mußte nämlich über den Antrag wie über jeden Initiativantrag in zweiter und dritter Lesung verhandelt und abgestimmt werden. Da tat Herr Trimborn vom Zentrum einen „kühnen Griff". Er beantragte, den ganzen Gesetzentwurf dem Reichskanzler zur Berücksichtigung zu überweisen. Bei Petitionen ist ein solches Verfahren üblich. Bei Initiativanträgen ist es noch nicht dagewesen. Der Präsident erklärte, die Geschäftsordnung spreche weder für noch gegen den Antrag Trimborn. Er laufe neben der Geschäftsordnung her. Wenn niemand widerspreche, werde er den Antrag zur Abstimmung bringen. Niemand widersprach. Allerdings warnte Herr v. Kardorff davor, einen Präzedenzfall zu schaffen. Aber Singer meinte, Herr v. Kardorff hätte sich lieber im Dezember 1902 der Schaffung von Präzedenzfällen widersetzen sollen, worauf der alte Herr prompt erwiderte, daß er und seine Freunde in einem ähnlichen Fall genau wieder wie beim „Antrag Kardorff" verfahren würden. Natürlich nagelte Singer sofort diese Bereiterklärung der Rechten zum erneuten Rechtsbruch fest. Formell widersprach jedoch niemand, nicht einmal Kardorff, der Abstimmung über den Antrag Trimborn. Er fand auch eine Mehrheit. Der sozialdemokratische Gesetzentwurf wurde damit in der denkbar ehrenvollsten Form zu Grabe geleitet.

Nach dem sozialdemokratischen Initiativantrage wurde der konservative verhandelt. Er bezweckt die Abschwächung der in § 833 des B. G. Bs. ausgesprochenen Haftbarkeit des Tierhalters für die von seinen Tieren angerichteten Schäden. Man kann verschiedener Meinung darüber sein, ob dieser Paragraph zu weit geht oder nicht. Manche auf Grund dessen gesprochene Urteile muten in der Tat unbillig an. Aber jedenfalls ist im Bürgerlichen Gesetzbuch eine Fülle von Bestimmungen enthalten, die, wenn man überhaupt einmal ans Abändern gehen will, der Abhilfe weit bedürftiger erscheinen, als gerade der § 833. Aber freilich, dieser Paragraph berührt in erster Linie den Geldbeutel der Großgrundbesitzer. Darum der Eifer des mecklenburgischen Junkers v. Treuenfels und seiner Freunde, gerade diesen Stein aus dem Riesenbau des Bürgerlichen Gesetzbuchs herauszubrechen. Gesprochen wurde natürlich fast nur von den Interessen der Bauern. Die alte Geschichte! Die erste Lesung endete mit der Ueberweisung des Antrags an eine Kommission.

Initiativanträge der Freisinnigen und der Polen kamen an dem Schwerinstage des 8. März zur Beratung. Beide forderten übereinstimmend die Neueinteilung der Reichstagswahlkreise unter Berücksichtigung der Volksvermehrung. Daß diese Neueinteilung eine unabweisbare Forderung der Gerechtigkeit ist, daß sie überdies lediglich die Ausführung einer Vorschrift der Reichsverfassung und des Reichswahlgesetzes darstellt, darüber braucht in einem liberalen Blatte kein Wort mehr verloren zu werden. Trotzdem oder vielmehr gerade deshalb wurden beide Anträge von der Mehrheit zu Fall gebracht. Zentrum und Nationalliberale wetteiferten mit den beiden konservativen Parteien in der Bekundung reaktionärer Gesinnung. Die Rechte erklärte offen und ehrlich, Herr Gamp von der Reichspartei wie Herr Böckler von den Antisemiten wie Herr v. Richthofen von den Konservativen, daß sie grundsätzlich von einer Neuordnung nichts wissen wolle. Sentimentalitäten, wie sie die Rücksichtnahme auf Forderungen der Gerechtigkeit in den Augen dieser Herren darstellt, liegen ihnen ganz fern. Hinten herum — ein „Gaukelspiel" nannte es der brave alte Herr v. Richthofen — kamen die Nationalliberalen zu derselben Ablehnung. Herr Paasche beantragte freilich, die Anträge dem Reichskanzler als Material zu überweisen. Wie das aber gemeint war, ging aus seiner Rede hervor, die nichts weniger als einen prinzipiellen Vorstoß gegen das bestehende Reichstagswahlrecht darstellte. Die Nationalliberalen können nicht einmal mehr das Minimum an Liberalismus aufbringen, das in der Forderung liegt, das nominell gleiche Wahlrecht zu einem faktisch gleichen zu machen. Auch das Zentrum, das sich im Reichstag so gern im demokratischen Gewande zeigt, machte diesmal aus seiner Rückständigkeit kein Hehl. Es ließ durch Herrn Pichler erklären, daß es noch auf dem 1882 von Windthorst eingenommenen Standpunkt stehe, „zurzeit" sei eine Aenderung der Wahlkreiseinteilung nicht angezeigt. Die letzten dreiundzwanzig Jahre deutscher Entwicklung und deutscher Volksvermehrung sind spurlos an ihm vorübergerauscht. Die Mehrheit des Reichstages verleugnet also ostentativ die Grundlage, auf der der Reichstag beruht, das gleiche Wahlrecht. Wir haben's herrlich weit gebracht!

Die sich anscheinend endlos hinziehende Generaldebatte über das Reichsamt des Innern brachte eine wichtige prinzipielle Erklärung des Staatssekretärs. Graf Posadowsky stellte fest, daß es mit der Arbeiterversicherung so wie bisher nicht weitergehen könne. Krankenversicherung, Unfallversicherung, Invaliditäts- und Altersversicherung — diese Dreiteilung ist auf die Dauer unhaltbar. Die Zersplitterung ist zu groß. Beamtenapparat und Verwaltungskosten schwellen ungebührlich an. Die unteren Behörden können im Nebenamt die sozialpolitische Arbeit nicht mehr sachgemäß erledigen. Das Reichsversicherungsamt ist infolgedessen überlastet. Immer neue Schichten der Bevölkerung sollen in die Versicherung einbezogen werden. Die Witwen- und Waisenversicherung kommt hinzu. Der Mechanismus wird zu kompliziert. Vereinheitlichung der gesamten Arbeiterversicherung — das ist die große Aufgabe der Zukunft, und zwar einer nahen Zukunft. Graf Posadowsky will sich ihr unterziehen. Gelingt ihm dies Werk, so hat er sich damit allerdings ein monumentum aere perennius gesetzt.

Weite Kreise hat eine Rede des freisinnigen Volksparteilers Mugdan gezogen. Dr. Mugdan ist der Sozialpolitiker seiner Partei. Ein starkes soziales Interesse, eingehende Kenntnis der sozialpolitischen Gesetzgebung und große praktische Erfahrung sind ihm nicht abzusprechen. Was aber alles andere in ihm überwiegt, das ist ein geradezu fanatischer Haß gegen die Sozialdemokratie. Aus ehrlicher Ueberzeugung hält er sie für das größte politische Uebel. Er betätigt die Zweifrontentheorie in der Art, daß er gegen rechts und gegen links kämpft, aber gegen rechts nur mit dem Kopf, sehr maßvoll, sehr verbindlich, gegen die Sozialdemokratie mit dem Herzen, voll Leidenschaft, in bitteren, persönlichen Ausfällen. Was er an Material zu dem Thema „Sozialdemokratie und Krankenkassen" vorbrachte, mochte in jeder Einzelheit unanfechtbar sein. Die Art, wie er es vorbrachte, und die Tatsache, daß er eine solche Materialsammlung und die verallgemeinernden Schlüsse daraus für seine Lebensaufgabe hält, das rechtfertigt den frenetischen Jubel, mit dem alle scharfmacherischen Elemente im Hause seine Rede aufnahmen. Bülow oder Bachem, Stöcker oder Mugdan, wer versteht die Sozialistentötung am besten?

H. v. Gerlach.

Die epidemische Genickstarre.

Seit November vorigen Jahres verbreitet der Ausbruch der Genickstarre in Oberschlesien Aufsehen und Besorgnisse. Die eigenartige Seuche ist den Aerzten und Epidemiologen gut genug bekannt. Einem genaueren Studium wurde sie freilich erst im 19. Jahrhundert unterzogen, aber es ist anzunehmen, daß sie schon im Altertum vorkam; wenigstens ist eine Stelle bei Aretäus von Kappadozien, der im ersten oder zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt lebte, wahrscheinlich auf diese Seuche zu beziehen. Wenn die Krankheit bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts unbeachtet blieb, so teilte sie dies Schicksal mit zahlreichen anderen Krankheiten, weil man sie einfach mit den typhösen Krankheiten zusammenwarf. Denn bei der Einteilung der verschiedenen Leiden

Digitized by Google

war früher im Gegensatz zu unserer heutigen Auffassung nicht der klinische oder ursächliche Gesichtspunkt maßgebend, sondern man hielt sich mehr an die Hauptsymptome, vor allem aber an die Frage nach der Lebensgefahr. Sicher ist, daß im Jahre 1805 in Genf die Krankheit epidemisch auftrat. Berücksichtigung fand sie aber erst bei ihrem Herrschen in den dreißiger Jahren in Frankreich, und von da an schenkte man ihr als einer besonderen Krankheitsform ständige Aufmerksamkeit. Seither trat sie in den verschiedensten Gegenden Europas, in Nordafrika und seit 1872 besonders in Nordamerika verheerend auf. Um die Mitte der sechziger Jahre grassierte sie in Süddeutschland und fand in Niemeyer 1865 einen klassischen Bearbeiter. Sein Aufsatz ist noch heute, was die klinische Seite betrifft, mustergültig. Seit dieser Zeit ist die Genickstarre nie ganz erloschen; sie tritt sporadisch bald hier bald dort auf. Von Zeit zu Zeit häufen sich die Erkrankungen in bestimmten Gegenden zu kleinen, wenig ausgedehnten, aber höchst lebensgefährlichen Epidemien, und um eine solche handelt es sich auch gegenwärtig in Oberschlesien. Immerhin ist aber auch die Zahl der vereinzelt auftretenden Fälle keine ganz geringe. Der amtliche Bericht über das Gesundheitswesen des preußischen Staates meldet, daß im Jahre 1899 in Preußen 112, in den nächstfolgenden Jahren 127 und 121 Erkrankungen vorkamen, darunter z. B. in Berlin im Jahre 1901 zehn Fälle.

Die epidemische Genickstarre, oder nach ihrem wissenschaftlichen Namen Epidemische Cerebrospinal-Meningitis, zeigt verschiedene Eigenarten, die ihr unter den Seuchen ein besonderes Gepräge geben. Ihr klinisches Bild ebenso wie der anatomische Befund bei der Sektion sind genau aufgeklärt. Ferner ist man in der Erforschung ihrer bakteriellen Ursachen durch die ätiologische Methode in den letzten Jahren bedeutend weitergekommen. Nicht ganz klar und einer genaueren Aufklärung bedürftig ist nur ihr epidemiologisches Verhalten. Die äußere Erscheinung der Krankheit ist die der eitrigen Entzündung der Hirn- und Rückenmarkshäute, das klinische Bild ist ziemlich identisch mit derjenigen Form der Hirnhautentzündung, die man auch spontan nach Verletzungen usw. beobachtet. Auch der Sektionsbefund ergibt keine Abweichungen von dem der eitrigen Hirnhautentzündung aus anderen als epidemischen Ursachen. Der ursächliche Zusammenhang mit bakteriellen Krankheitserregern ist sicher, wenn auch noch einige Meinungsverschiedenheiten darüber bestehen, ob die Krankheit nur auf einen oder auf mehrere durch spezifische Eigenschaften gekennzeichnete Bakterien zurückzuführen ist. Der sogenannte Meningo-Coccus hat zunächst seinen Sitz in der Nasenhöhle, wird von den Nasensekreten nach außen befördert, auf Gesunde übertragen und vermittelt wahrscheinlich so die Ansteckung. Er dringt, wie man annimmt, von der Nase aus in die Hirnhäute ein. Das Krankheitsbild ist ein ungewöhnlich schweres, der Beginn der Krankheit ein ganz jäher. Fälle, in denen zwischen völliger Gesundheit, plötzlichem Ausbruch der Krankheitserscheinungen und Tod nur wenige Stunden vergehen, sind namentlich im Anfang des Ausbruchs der Seuche nicht selten. Die Lebensgefahr der Krankheit ist eine ungewöhnlich hohe. Sie schwankt nach den Statistiken in den einzelnen Epidemien zwischen 20 und 75 Proz. Da aber neben den ausgebildeten Fällen stets leichtere vorkommen, so ist es sehr wahrscheinlich, daß die Differenz der Sterblichkeit in den einzelnen Epidemien auf der verschiedenen Art der Berechnung mit oder ohne Hinzuziehung der leichteren Fälle beruht. Im allgemeinen tritt der Tod nach wenigen Tagen ein, in denen die Erkrankten unter schweren Hirnerscheinungen daliegen. Wo Genesung erfolgt, kann durch Nachkrankheiten die Rekonvaleszenz Wochen und Monate beanspruchen. — Soviel über den klinischen Verlauf!

Ganz eigenartig ist das epidemiologische Verhalten der Seuche. Wie schon gesagt, treten vereinzelte Fälle, von denen man nicht sagen kann, woher sie ihren Ursprung nehmen, beständig da und dort auf. Plötzlich steigert sich ihre Zahl zu einer vollständigen Epidemie. Eine solche Epidemie hat folgende Sondereigenschaften. Sie ist unabhängig von geographischer Lage, geologischen und sonstigen äußeren Einflüssen, d. h. sie kann allerorten ausbrechen. Dagegen bevorzugt sie den Winter und erlischt meist im Frühjahr. Die Zahl der Erkrankungen im Verhältnis zu der Zahl der Bevölkerung ist eine recht geringe. Mehrfach wurde berichtet, daß neben den ausgesprochen leichteren und schwereren typischen Erkrankungsfällen ein großer Bruchteil der Bevölkerung an leichten rheumatischen Schmerzen, namentlich des Kopfes, litt, ohne bettlägerig zu werden. Man beobachtet die gleiche Erscheinung bei fast allen Volksseuchen, daß ein überaus großer Bruchteil der Bevölkerung unter dem Einfluß des Contagiums steht, daß aber die Mehrzahl mangels einer persönlichen Empfänglichkeit keine oder nur geringe Krankheitserscheinungen aufweist. Eine weitere Eigentümlichkeit der Genickstarre ist die Beschränkung auf ein bestimmtes Lebensalter. Fast ausschließlich werden Kinder und jugendliche Individuen bis etwa zum 25. Lebensjahre ergriffen. Die Erkrankung älterer Menschen gehört zu den Ausnahmen. Die letzte Eigentümlichkeit ist die Vorliebe der Seuche für Menschenanhäufungen. Wahrscheinlich hängt dies damit zusammen, daß das Haften des Ansteckungsstoffs nur bei engstem Zusammenleben und unter ungünstigen hygienischen Verhältnissen möglich wird. Daher findet sich eine Häufung der Krankheitsfälle besonders in Kasernen, Herbergen und ähnlichen Orten. Zwei weitere Eigentümlichkeiten, auf die wiederholt hingewiesen wurde, gleichzeitige Epidemien des Ziegenpeters und das Auftreten ähnlicher Erkrankungen bei Haustieren bedürfen noch genauerer Prüfung. Die Eigenschaft der Seuche, gerade in Kasernen und Massenquartieren aufzutreten, machte sich besonders in den sechziger Jahren bemerkbar. An sich bietet dies Verhalten nichts absolut Unverständliches; denn auch bei anderen Volkskrankheiten finden wir, daß die Häufung der Fälle durch allgemein hygienische Mißstände befördert wird, und daß soziales Elend bei der Ausbreitung eine Rolle spielt, so besonders bei Flecktyphus und Rückfalltyphus. Bei Cholera, Pocken usw. ist aber die Ausbreitung der Krankheit über die gesamte Bevölkerung eine ungleich größere, sodaß hierdurch die Steigerung der Erkrankungszahl in abgeschlossenen Menschenansammlungen verdeckt wird. Bei der Genickstarre bedarf es anscheinend eines sehr engen Zusammenlebens, um den Ansteckungsstoff haften zu lassen, während die Empfänglichkeit der Bevölkerung eine verhältnismäßig geringe ist. Daher treten hier die mitbestimmenden Einwirkungen von sozialen Einflüssen, wie sie das enge Zusammenleben einer geschlossenen Bevölkerungsgruppe hervorruft, besonders scharf hervor. Die Genickstarre ist also eine derjenigen Erkrankungen, deren seuchenhaftes Auflodern ebenso sehr durch soziale wie durch biologische Einflüsse veranlaßt wird.

A. Gottstein.

Ethik und Kapitalismus.

Pfarrer G. Traub hat ein Buch herausgegeben: „Ethik und Kapitalismus, Grundzüge einer Sozialethik" (Heilbronn, Verlag von Eugen Salzer, 255 S.). Den Verfasser dieses Buches den Lesern der „Nation" erst vorzustellen, ist wohl nicht nötig. Sie werden wissen, daß Traub schon wiederholt als Schriftsteller auf sozialpolitischem und dem zwischen den Staatswissenschaften und Philosophie liegenden Grenzgebiete hervorgetreten ist, und daß er etwas zu sagen hat. Auch das Buch, von dem hier die Rede sein soll, bestätigt wieder, daß Traub mit großem Ernste, warmer Empfindung und einem Verständnis, das weit über ein gutes Durchschnittsmaß hinausreicht, die Fragen erfaßt hat, die heute und seit langem die Welt bewegen. An diesem Urteil wird es nichts ändern, daß das vorliegende Buch auch einige Mängel aufweist, auf die ich doch etwas näher eingehen möchte.

Ethik und Kapitalismus! In einer Studie über das Verhältnis dieser beiden Faktoren wird man natürlich vor allem sagen müssen, was sie an und für sich sind. Nun, was Kapitalismus ist, weiß man heute ziemlich genau. Aber was es mit der Ethik für eine Bewandtnis habe,

Digitized by Google

dies festzustellen, hält Traub für schwer, wenn nicht für unmöglich.

„Schon ist die Meinung, als ob wir eine einheitliche, wissenschaftliche Darstellung der sittlichen Grundsätze besitzen würden oder auch nur besitzen könnten ... Die Grundfragen sittlichen Denkens selbst sind immer noch streitig."

Ich muß sagen, wenn dies wahr wäre, dann würde ich mich nicht getrauen, ein Buch über das Verhältnis der Ethik zum Kapitalismus zu schreiben; denn, kann ich nicht sicher wissen, was Ethik ist, so wüßte ich auch nicht, wie es anzufangen sei, über das Verhältnis dieses unbekannten oder mindestens zweifelhaften Dinges zum Kapitalismus etwas auszusagen. In der Tat kommt Traub gleich nach den zitierten Sätzen zu folgenden Bemerkungen:

„Wer sich die Situation in der wissenschaftlichen Ethik vergegenwärtigt, muß fast mutlos die Feder sinken lassen. Was nützt es, etwas zu sagen, wo die besten Führer einander widersprechen? Hier liegt einer der Gründe, warum die Sozialethiker von den Männern wirtschaftlicher Praxis über die Achsel angesehen werden. Diese begreifen nicht, warum sie ihre Erfolge preisgeben sollen, solange ihre Kritiker noch nicht einmal über ihre eigenen Grundsätze eins sind. Trotz alledem müssen wir uns das Recht sittlicher Beurteilung wahren ..."

Das alles, bis auf die Mutlosigkeit, ist richtig. Die Situation in der wissenschaftlichen Ethik ist allerdings sehr fatal, was aber erklärlich ist, wenn es auch nicht hier im Vorbeigehen erklärt werden kann; es ist nicht minder fatal, daß die Männer der Praxis, wenn ihnen die Ethik nicht paßt, auf diesen Wirrwarr sich berufen können. Und dennoch müssen wir uns das Recht sittlicher Beurteilung wahren! Aber wie sittlich beurteilen, wenn der Maßstab der Beurteilung, die „Ethik", fehlt?

Wie konnte also Traub trotz allem ein ganzes Buch über das fragliche Thema schreiben? Nun, er konnte es mit gutem Gewissen tun, denn ihm fehlt jener Maßstab gar nicht, er weiß ganz genau, was Ethik ist! Im zehnten Abschnitt legt er dar, „wie wir das Wesen des Sittlichen bestimmen. Das hängt von keiner bestimmten Wirtschaftsordnung ab. Die Grundformen des Sittlichen müssen um der Unbedingtheit der Forderung willen frei von willkürlichen, vorübergehenden Zeiteinflüssen sein." Vortrefflich! Und weiter: Voraussetzung ist, daß der Mensch will, sittlich ist, wer nicht Einzelnes, sondern ein Ganzes will, wer das, was er will, selbst will, wer sich für das, was er ist, verantwortlich weiß, wer in dem, was er tut, nach Einheit mit sich selber ringt, wer das Ideal der Gemeinschaft freier Menschen verwirklichen will, und die letzte, wie die erste Eigentümlichkeit des Sittlichen ist die Unbedingtheit der Forderungen. So Traub. Ist das aber etwa seine Privat-Ethik? Oder hat er sich das eigens für sein Buch zurecht gemacht? Oh nein, sondern es ist einfach die Ethik, die jeder Mensch, der zu solchen Betrachtungen genügend geschult ist, in sich selber findet, und die wissenschaftliche, sichere Begründung dieser — der Ethik ist nicht etwa unmöglich oder erst eine Aufgabe der Zukunft, sondern sie liegt seit mehr als hundert Jahren vor, in der „Kritik der praktischen Vernunft" Immanuel Kants. Ich glaube, daß Traub trotz des Walles, den die heutige wissenschaftliche Ethik aufgetürmt hat, das Richtige einfach dadurch fand, daß er auf das hörte, was in ihm sprach. Zwar wird er sich als protestantischer Theologe auch einmal mit Kant beschäftigt haben, aber das Rechte kann es wohl nicht gewesen sein, sonst könnte ihm die moderne wissenschaftliche Ethik nichts anhaben. Greift er aber auf Kant zurück oder zum „Fundament der Sittlichkeit" von Ernst Marcus, das auf höchst bemerkenswerte Art Kant bestätigt — dann wird er auch sehen, daß die Ethik wissenschaftlich so sicher begründet ist, wie die Mathematik. Schade, daß Traub seiner eigenen guten Einsicht nicht treu blieb und auch zu Schlüssen sich bewegen ließ, von der Art, als ob man „fast mutlos die Feder sinken lassen müsse". Man kann da nur sagen: hier ist wieder ein Suchender, der durch den unglaublichen Zustand der heutigen Ethik und Philosophie überhaupt an sich selber irre wurde.

Unter diesen Umständen war es unvermeidlich, daß Traub auch sonst noch hier und da in Fehlschlüsse und dadurch in Widersprüche geriet. Ein Beispiel! Traub wendet sich gegen den Gefühlsethiker und sagt: der Gefühlsethiker verwechsele „das Recht der sittlichen Forderung für die Zukunft und das Maß für die sittliche Beurteilung der Gegenwart. Er mißt die Zustände nicht an der geschichtlichen Entwicklung, sondern an einem zukünftigen, geschichtslosen Ideal ..." Nun ist der bloße Gefühlsethiker allerdings nicht viel wert, aber eine „Verwechslung" liegt hier nicht vor, sondern ein Irrtum Traubs und ein Widerspruch Traubs mit sich selber. Denn die sittliche Forderung, wie ja auch Traub an anderer Stelle ganz richtig betont, ist unbedingt. Wer diese Unbedingtheit leugnet, will eine Tatsache aus der Welt disputieren, denn es ist schlechthin Tatsache, daß das Sittengesetz sich uns als ausnahmsloser, für alle Zeiten und Orte gültiger Imperativ gibt. Wenn man nun aus dem Sittengesetz das Ideal der Gemeinschaft freier Menschen ableitet, so ist das vermöge der unbedingten Geltung des Sittlichen nicht bloß eine „Forderung für die Zukunft", sondern eben auch „das Maß für die sittliche Beurteilung der Gegenwart". Nicht an der geschichtlichen Entwicklung, die uns, soweit das Sollen in Betracht kommt, gar nicht kümmert, wird die Gegenwart sittlich gemessen, sondern gerade an dem „zukünftigen, geschichtslosen Ideal", das übrigens, wiederum infolge seiner Ableitung auch nicht „zukünftig", sondern zeitlos ist. Da aber andererseits das Ideal niemals vollständig verwirklicht werden kann, was auch eine Einsicht ist, zu der uns der alte Kant verholfen hat, kann die menschliche Sozialethik bloß die sein, die sittlichen Forderungen immer und überall zu erfüllen, so weit es nur irgend möglich ist. Einen vollkommen sittlichen Zustand, ja auch nur einen vollkommen sittlichen Menschen hat es nie gegeben und wird es nie geben. Aber indem wir stetig auf das sittliche Ziel zuschreiten, sind wir sittlich. „Wer immer strebend sich bemüht ..."

Für die Sozialethik liegt nun die Schwierigkeit darin, in der jeweiligen geschichtlichen Periode festzustellen, wie weit man nach Lage der Verhältnisse dem unverrückbaren Ideal sich nähern könne und daher müsse, welche Produkte der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung den Weg zum Ideal begünstigen und welche ihn hemmen. Und der Schwierigkeit dieser Feststellung hat sich Traub in vorzüglicher Weise gewachsen gezeigt. Es ist zu wünschen, daß recht viele lesen, was Traub über die sittlichen Forderungen auf den Gebieten des Kaufmanns, des Konsumenten, des Rentners, des Bauern, Unternehmers, Handwerkers und Arbeiters sagt. Auch die Frauenfrage beurteilt er sehr gut, und einwandfrei ist das Resultat, zu dem er gelangt:

„Der Kapitalismus bedeutete auf dem Weg volkswirtschaftlicher Entwicklung eine Station des Fortschritts ..... Es gilt nun, die neuerwachenden Kräfte mit den Wirtschaftsformen zu verbinden und das volkswirtschaftliche konstitutionelle Regiment grundsätzlich anstelle des absolutistischen und patriarchalischen zu setzen."

Zu günstig beurteilt Traub meiner Meinung nach die ökonomische Geschichtsauffassung. In der Hauptsache bleibt aber nur der Wunsch übrig, daß Traub seine ethische Grundlegung revidiere oder genauer: die fremden relativistischen Elemente ausscheide, die er mit seiner eigenen, richtigen Auffassung verknüpft hat. Das wird umso nötiger sein, als ihm die falschen, von den „besten Führern" übernommenen Meinungen sogar auf seinem Berufsgebiete, in der Theologie, schlimme Streiche spielen. Er erklärt (S. 71) für eine Grenzverletzung die „Ausnützung des religiösen Urteils Christi für die sittlichen Ordnungen aller Zeiten" und meint:

„Es wird auch der besten Exegese nie gelingen, Christus und das moderne industrielle Zeitalter einander so anzunähern, daß die beiden einander etwas Deutliches zu sagen hätten ..."

Wenn man auch theologisch wenig interessiert ist, muß man doch um der Wahrheit willen sagen, daß das nicht richtig ist. Betrachtet man Christus, wie es Naumann in seinen schönen „Briefen über Religion" tut, als den Menschen, der unter allen, die wir kennen, der sittlichen Vollkommenheit am nächsten kam, und somit als Beispiel, dem nachzufolgen sei, dann brauchte Christus nicht über Bank- und Kreditwesen, Panzerflotten und Kanonen sich zu verbreiten, auf daß er

Digitized by Google

unserem industriellen Zeitalter etwas Deutliches zu sagen habe. Denn so ist er in einem unerhörten und nie wieder erreichten Maße die Verkörperung dessen, was die abstrakte Ethik lehrt, und daher sein Beispiel so zeitlos, wie diese Lehre selber, „von keiner bestimmten Wirtschaftsordnung abhängig". Selbstverständlich will der Pfarrer Traub nicht etwa Christus aus der Gegenwart ausschalten. Er will mit jener Bemerkung nur sagen, daß man die sittlichen Ideen Christi nicht ohne weiteres auf alle Erscheinungen der heutigen, wirtschaftlich und technisch so ganz anders gearteten Zeit anwenden könne. Aber gerade diese Einschränkung ist nicht zulässig. Denn sonst würde auch das reine Sittengesetz heute nur bedingt gelten; das aber steht mit seiner tatsächlichen Unbedingtheit in Widerspruch. Oder man käme so zu zweierlei Moral, eine für den Sonntag und die andere für das Erwerbsleben. Das will Traub natürlich auch nicht. Es liegt eben hier wieder nur einer der Widersprüche vor, die mit Notwendigkeit aus dem logisch unhaltbaren ethischen Relativismus hervorgehen.

Frankfurt a. M. Robert Drill.

Die „gelbe Gefahr" in Australien.

In Nr. 4 der „Nation" dieses Jahrgangs haben wir gezeigt, eine wie ernste Frage für die wirtschaftliche Weiterentwicklung das Einwanderungsproblem in den Vereinigten Staaten von Amerika bildet. Eine ähnliche Bedeutung hat das gleiche Problem für die englischen Kolonien in Australien. Aber während man in der amerikanischen Union neuerdings am lebhaftesten darüber diskutiert, ob es im Interesse des Landes liege, die Hunderttausende von armen und ungebildeten Leuten zuzulassen, die alljährlich aus dem südlichen Europa kommen, und die jetzt den Hauptteil des dortigen Fremdenzustroms bilden, hat Australien noch nicht mit einer erheblichen Einwanderung von Italienern, Ungarn, Polen und Russen zu rechnen gehabt.

In Australien hat sich vielmehr das Einwanderungsproblem bisher fast ausschließlich als eine Rassenfrage entwickelt, indem das Bestreben der dort lebenden weißen Bevölkerung immer von neuem darauf gerichtet war, ein „white Australia" zu schaffen, d. h. die Farbigen von jeder Beschäftigung fernzuhalten sowie ihre Einwanderung unmöglich zu machen.

Den Hauptanstoß zu einem solchen Vorgehen gab, und zwar in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, die massenhafte Einwanderung von Chinesen, welche durch die Entdeckung der Goldfelder, namentlich in der Kolonie Victoria, herbeigelockt worden waren, sodaß hier die Zahl der eingewanderten Chinesen von etwa 3000 Seelen im Jahre 1853 auf über 42 000 im Jahre 1859 anschwoll. Die ungemein anspruchslosen chinesischen Arbeiter trugen sicherlich viel dazu bei, daß der Goldreichtum Australiens in so großem Umfange erschlossen werden konnte. Trotzdem wollte man einem weiteren Anwachsen der chinesischen Bevölkerung vorbeugen. Man bestimmte deshalb in Victoria 1855, daß ein Schiff nur einen Chinesen auf je 10 Tonnen seines Raumgehaltes einführen dürfe, und daß für jeden Chinesen eine Eingangsgebühr von 10 Pfund Sterling zu entrichten sei. Südaustralien folgte 1857, Neusüdwales 1861 mit ähnlichen Prohibitivvorschriften. Der beabsichtigte Erfolg blieb nicht aus: In Victoria waren 1865 nur noch etwa 20 000 Chinesen vorhanden.

Späterhin wurden die Einwanderungsbeschränkungen größtenteils wieder aufgehoben, und erst, als anfangs der achtziger Jahre ein abermaliger, verstärkter Zustrom der gelben Rasse zu verzeichnen war, griff man in Neusüdwales, Victoria, Südaustralien, Neuseeland und bald darauf auch in Tasmanien zu noch strengeren Ausschließungsmaßregeln. Man erhöhte die Tonnenzahl, auf die ein Chinese ins Land gebracht werden konnte, und zum Teil auch die zu zahlende Einwanderungsgebühr wesentlich. Wie wirksam sich diese Bestimmungen erwiesen, geht daraus hervor, daß nach Neusüdwales im Jahre 1887 4436 Chinesen einwanderten, während 1888 ihre Zahl auf neun sank und später sogar auf fünf fiel, und daß in den sieben australischen Kolonien 1891 insgesamt nur 42 521 Chinesen zu verzeichnen waren, d. h. ungefähr ebensoviel wie sich 1859 allein in Victoria aufgehalten hatten.

Auch das bundesstaatliche Parlament des im Jahre 1901 zustande gekommenen australischen Commonwealth beschäftigte sich gleich in seiner ersten Session mit der Einwanderungsfrage. Im Oktober 1901 wurde ein Entwurf Gesetz, dessen Hauptbestimmungen dahingehen, daß diejenigen Ankömmlinge zurückgewiesen werden sollen, welche nicht imstande sind, auf Verlangen eines Beamten und nach dessen Diktat 50 Worte in einer europäischen Sprache niederzuschreiben oder die im Gebiete des Commonwealth auf Grund eines Kontraktes oder einer Verabredung als Handarbeiter tätig sein sollen, mit Ausnahme derer, die der Minister ausdrücklich für besondere Arbeiten zuläßt. Die Tendenz dieses Gesetzes gegen den Ausschluß Farbiger liegt offen zutage und wurde auch unumwunden zugegeben.

Der Hauptgrund, der seitens der Weißen gegen die chinesische Einwanderung geltend gemacht wird, ist von jeher gewesen, daß die Konkurrenz der Asiaten auf vielen Gebieten unerträglich erscheint, und daß die Chinesen nicht zu dem Zweck nach den australischen Kolonien kommen, um sich dort anzusiedeln und die allgemeine wirtschaftliche Entwicklung des Landes zu fördern, sondern nur, um so rasch wie möglich einige hundert Pfund Sterling zusammenzusparen, mit denen sie dann in ihre Heimat zurückkehren können. Eine gewisse Berechtigung ist diesen Argumenten sicher nicht abzusprechen. Es fragt sich nur, ob die ökonomische Erschließung des gesamten Landes nicht beträchtlich aufgehalten wird, wenn die billigen Arbeitskräfte der asiatischen Einwanderer immer weiter in Fortfall kommen und sich dafür die Politik der australischen Labor Party durchsetzt, deren Bestreben es ist, nicht nur die „unerwünschte" fremde Einwanderung fernzuhalten, sondern auch die Einfuhr von Produkten des Auslandes zu erschweren, d. h. den Protektionismus in krasser Form durchzuführen.

Daß man in dem Wunsche, ein „weißes Australien" herzustellen, selbst vor Maßnahmen nicht zurückschreckt, die dem Wohle des Landes schädlich sein müssen, zeigt das Vorgehen der dortigen Gesetzgeber gegen die Beschäftigung von Kanaken auf den Zuckerplantagen in Queensland. Vergeblich hatte man darauf hingewiesen, daß es für Weiße einfach unmöglich sei, auf jenen Plantagen bei der unerträglichen Hitze die anstrengende Arbeit in den Pflanzungen zu leisten, und daß, selbst wenn weiße Arbeiter den Anforderungen gewachsen wären, eine so wesentliche Verteuerung der Produktion eintreten müßte, daß dieser wichtige Erwerbszweig ruiniert werden würde. Alle Einwendungen waren fruchtlos: Im Jahre 1901 nahm man ein Gesetz an, demzufolge die Verwendung von Kanaken nach dem 1. Januar 1907 verboten ist. Zur Entschädigung der Plantagenbesitzer beschloß man, einen Eingangszoll von sechs Pfund Sterling per Tonne auf fremden Zucker einzuführen.

Zu welchem Widersinn die Immigration Restriction Bill im einzelnen geführt hat, dafür bringt ein vor einigen Monaten in der „Yale Review" veröffentlichter Aufsatz von J. Collier-Sydney einige ergötzliche Beispiele bei:

Eine Maori-Truppe sollte von einem Unternehmer nach Neuseeland gebracht werden, um dort ihre heimischen Sitten und Gebräuche in öffentlichen Vorstellungen vorzuführen. Die Truppe wurde angehalten, und der Unternehmer mußte erst das Versprechen abgeben, daß die Fremden nach Beendigung ihres Engagements wieder in ihre Heimat zurückgebracht werden würden. — Der Sultan von Johore kam auf einer Besuchsreise nach Australien. Ihm wurden bei der Landung gleichfalls Schwierigkeiten bereitet, und er mußte zunächst sein Wort geben, daß er das gastliche Australien wieder verlassen wolle. — Schlimmer erging es Ende des Jahres 1903 dem Matrosen eines deutschen Schiffes, dessen Haut die Abstammung von einer ägyptischen Mutter verriet. Er war des Schmuggels überführt und dafür eingekerkert worden. Als er seine Strafe verbüßt

Digitized by Google

hatte, wurde er jedoch abermals an den Toren des Gefängnisses verhaftet, weil er ohne Erlaubnis eingewandert sei. Man verlangte von ihm, obwohl er garnicht hatte einwandern wollen und nur so schnell wie möglich wieder fortzukommen trachtete, daß er sich daraufhin prüfen ließe, ob er den im Gesetz bezüglich der Bildung vorgesehenen Ansprüchen genügte. Der Matrose stellte anheim, ihn in Deutsch, Französisch oder Englisch zu prüfen, da er diese Sprachen beherrschte. Statt dessen entschied man aber, daß er in — Griechisch examiniert werden sollte, und da er hierin die Prüfung natürlich nicht bestehen konnte, so mußte er wieder ins Gefängnis zurück. — Kurze Zeit darauf erlitt ein mit weißen Offizieren und farbigen Matrosen bemanntes Schiff in der Nähe von Australien Schiffbruch. Auch in diesem Falle wurde die Landung den Schiffbrüchigen nicht gestattet. Sie wurden vielmehr unter Ueberwachung auf einem Schleppschiff untergebracht.

In letzter Zeit ist wenigstens insofern eine Milderung der Anschauungen hervorgetreten, als nach neueren Zeitungsnachrichten ein Abgeordneter im australischen Bundesparlament einen Ergänzungsantrag einzubringen gedachte, wonach künftig den Japanern der Zutritt zum australischen Gebiet gewährt werden soll, „da sich Japan in die vorderste Reihe der Nationen gestellt, religiöse Freiheit gestattet, Konsulate errichtet und der geschätzte Bundesgenosse Großbritanniens geworden ist". Die Gewährung dieser Erlaubnis würde einen erheblichen Vorteil für die Unterbringung des japanischen Bevölkerungsüberschusses bedeuten. Der Widerstand gegen die Zulassung der „geschätzten Bundesgenossen Großbritanniens" dürfte freilich nicht gering sein, hat doch noch kürzlich ein Australier in den „Daily News" folgende Betrachtungen veröffentlicht:

„Wenn Australien die Barrieren niederreißt, so hört es auf, das Australien zu sein, das wir kennen; es wird asiatisch. Das Gesetz zur Beschränkung der Einwanderung ist als ein Akt der Selbsterhaltung zu betrachten. Die Notwendigkeit einer solchen Politik wurde vor vielen Jahren plötzlich klar, als sich herausstellte, daß 15 Prozent der erwachsenen Bewohner von Victoria Chinesen waren. Einige Jahre asiatischer Einwanderung nach Queensland würden die Gesetzgebung dieses Staates an die Asiaten ausliefern. Es würde ganz unmöglich sein, den asiatischen Einwanderern das Stimmrecht zu verweigern, wenn man sie überhaupt zuläßt."

Diese Worte zeigen am besten den Widerstreit der Interessen. Treffend hat ein angesehener Japaner vor einiger Zeit in einem offenen Brief, den er an den damaligen Premierminister, den australischen Arbeiterführer Watson, richtete, die Situation folgendermaßen gekennzeichnet:

„Ihr macht große Anstrengungen, Handel zu treiben; Eure Parlamente borgen große Summen, um Docks, Werftanlagen, Leuchttürme usw. zu bauen, und überall habt Ihr Handelsagenten — auch bei uns. Dann aber erlaßt Ihr Gesetze, wodurch Ihr diejenigen ausschließt und beschimpft, die Ihr eben eingeladen habt. Ihr gebt Euren Kindern Pennies für die Missionsbüchsen zur Bekehrung der „Heiden", zu denen nach Eurer Ansicht alle Farbigen gehören. Aber selbst wenn sie „bekehrt" sind, betrachtet Ihr ihre Anwesenheit als entehrend und als eine Gefahr. Alle Christen beten: „Dein Reich komme!" Keiner bestreitet, daß die Heilsbotschaft an alle Menschen gerichtet ist. Darnach ist den Farbigen wohl der Zutritt zum Himmel, aber nicht zu den Ländern des australischen Bundes gestattet. Wir werden für würdig erachtet, mit Gott, allen Engeln und Erzengeln in der glorreichen Gesellschaft der Propheten und Apostel zu sein, aber nicht wert gehalten, mit Mr. Watson und seiner Arbeiterpartei den australischen Kontinent zu bewohnen."

Es dürfte eine schwierige Aufgabe der australischen Gesetzgeber sein, in der Zukunft einen Modus zu finden, der den überwiegenden Einfluß der weißen Rasse sicherstellt, ohne andererseits den Zustrom solcher Arbeitskräfte zu verhindern, die man zum weiteren Aufblühen der gesamten Volkswirtschaft nicht wird entbehren können, deren Zulassung dann aber auch die Einräumung von gewissen politischen Rechten bedingt.

Robert Schultze.

Aus der Leihbibliothek.

Eine kritische Betrachtung.

Wenn nur die Schriftsteller fleißiger die Leihbibliotheken besuchten, mancher würde finden, was ihm noch abgeht." So ließ sich in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der junge Wilhelm Hauff vom Buchhändler belehren. Es war die Zeit, als der nachher von Hauff an den Pranger gestellte Clauren mit seinen lüsternen Plattheiten den Geschmack des Publikums beherrschte, aber auch schon der fremde Walter Scott einen mächtigen Einfluß auf die deutsche Lesewelt gewonnen hatte.

Noch heute mag es manchen Schriftsteller geben, der jene ironische Empfehlung als heimliches Glaubensbekenntnis auffaßt und in den Leihbibliotheken zu entdecken hofft, wie er zu einem Erfolg gelangen kann. Aber er wird noch verwirrter als der Zeitgenosse Hauffs vor dem Rätselwesen des Publikums stehen. Wenn ihn nicht eine innere Stimme leitet, — das Durcheinander der tausendköpfigen Menge führte ihn heut erst recht in die Irre.

Längst ist der Roman nicht mehr der Alleinherrscher in den Leihbibliotheken. Wie sich der allgemeine Bildungsstand der deutschen Lesewelt gehoben hat, so auch ihre Empfänglichkeit für ernsteren, selbst wissenschaftlichen Lesestoff. Unter den Büchern, die gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts eine außergewöhnliche Verbreitung erlangten, standen die Romane nicht an der ersten Stelle, dagegen Werke von philosophischem Anstrich, wie Nordaus „Konventionelle Lügen" oder solche mit sozialen Tendenzen, wie Langbehns „Rembrandt als Erzieher" oder auch Bücher mit wissenschaftlichem Thema, wie Nansens, des Nordpolfahrers, Tagebuch „In Nacht und Eis".

Selbst die eigentlichen Romane übten erhöhte Anziehungskraft aus, wenn sie auf einer ernsteren Basis aufgebaut waren. Von Bellamys propagandistischem Zukunftsroman „Aus dem Jahre 2000" bis zu Beyerleins politischem Tendenzroman „Jena oder Sedan?" haben sich fast immer solche Erzählungen, die irgend einer Kulturidee Vorspann leisten wollten, den größten Leserkreis erobert.

Das Publikum der Leihbibliotheken, das an den Sensationsbüchern allein seinen Bedarf an Lesestoff nicht decken kann, bevorzugt nun auch beim gewöhnlichen Lesefutter die Werke, die auf ein schwieriges Problem hinweisen. Reine Zerstreuungslektüre, die nur auf spielerischen Zeitvertreib abzielt, wie die ehemaligen sogenannten Gartenlaubenromane, wird von dem modernen Leser und der anspruchsvoller gewordenen Leserin mit Verachtung übergangen. Wie der Inhalt, muß auch die Form einer strengeren Bildung genügen. Die falsche Sentimentalität des Bauerntums in den früheren Dorfgeschichten, die Oberflächlichkeit und Unwissenheit in der historischen Darstellung der Mühlbach-Romane verfielen heute dem Fluche der Lächerlichkeit. Man verlangt von dem Erzähler die tiefste Kenntnis und treueste Wiedergabe des Milieus, man erwartet, daß er nur Dinge schildert, die er mit eigenen, scharfblickenden Augen erschaut oder durch langes, ergiebiges Studium erforscht hat. Dabei ist die Phantasie allerdings ein wenig in Mißkredit geraten, man will nichts vorgefabelt haben, man fordert Wahrheit.

So ist der Roman von heute seines wesentlichsten Merkmals, des Romantischen, entkleidet, und namentlich der Durchschnittsroman. Denn in der höheren Romandichtung schaltet auch jetzt wie zu allen Zeiten der Autor souverän und zwingt sein Publikum, wenn es ihm beliebt, zum Glauben an die phantasievollsten Auswüchse seiner Dichterlaune. Der Verfasser des Durchschnittsromans darf so hohen Flug nicht wagen. Ihm folgen die Gäste der Leihbibliothek nicht, wenn er sich allzu kühne Sprünge erlaubt. Er muß hübsch auf der Erde bleiben und der Wahrscheinlichkeit seiner Geschichten eine greifbare Wahrheit zugrunde legen. Um auf diesem Wege nicht nüchtern und also langweilig zu werden, bedarf es für den Romanschreiber einer tüchtigen Beobachtungsgabe, eines energischen Erzählertalents. Was er zu sagen hat, soll er

Digitized by Google

klar und knapp sagen. Ein schwülstiger Stil macht ihn bei den logisch gebildeten Lesern unmöglich. Breit ausgesponnene Schilderungen und weitschweifige Reden erträgt kein Mensch mehr im Zeitalter der Elektrizität. Deshalb ist auch der mehrbändige Roman nicht mehr beliebt, man will sich nicht mehr durch eine künstliche Spannung von Band zu Band jagen lassen, sondern in einem Zuge das Werk genießen. Selbst der Fortsetzungsroman in den Zeitungen wird von vielen Lesern nicht mehr täglich verfolgt, sondern pflegt ausgeschnitten und gesammelt zu werden, damit man ihn dann hintereinander, ohne die willkürliche Unterbrechung des Spaltensatzes, lesen kann.

So stehen dem Nachteil der Abkehr vom Romantischen mannigfache Vorzüge gegenüber, die den modernen Leihbibliothek-Roman weit über den Kunstwert seiner Vorgänger erheben.

Selbst Schriftsteller, die noch mit alten Mitteln arbeiten, deren Technik und Ideenkreis sich vom Zeitalter der Marlitt noch nicht allzu weit entfernt hat, geben sich alle Mühe, dem geläuterten Geschmack der modernen Welt Rechnung zu tragen und durch Knappheit im Stil äußerlich, wie im Inhalt durch Hineinziehen brennender Tagesfragen ihre Bücher in eine höhere Sphäre zu bringen.

Vielleicht unbewußt versucht das Adalbert Meinhardt*) mit ihrer neuen Erzählung: „Frau Hellfrieds Winterpost". Ein Roman in Briefen. Es ist die gedrängteste Form, die dem Romanschriftsteller zur Verfügung steht. Dadurch, daß er seine Helden sich schriftlich äußern läßt, nähert er sich dem Drama. Alle psychologischen Vorgänge und die Motive der Handlung müssen sich aus den Reden der Beteiligten ergeben. Die Schilderung fällt ganz fort. Der Leser wird am schärfsten zur Mitarbeit herangezogen, indem er die Lücken der Zeit zwischen den einzelnen Briefen und die Ausstattung des jeweiligen Schauplatzes durch seine eigene Phantasie ergänzen muß. Das fesselt, wenn man dem Leser nicht zu viel zumutet. Die Spannung schlägt aber in Abspannung um, wenn man erst mehr als die Hälfte des Buches durchlesen muß, ehe man über die einzelnen Briefschreiber in ihren Beziehungen zueinander klar wird. Dann fühlt man sich an ein Geduldspiel erinnert, wie man es Kindern vorsetzt, an die bemalten Würfel, die so zusammengefügt werden sollen, daß sie ein einheitliches Bild ergeben.

Meinhardts Roman führt eine Familientragödie vor, derart, wie sie gerade in unserer Zeit geistigen Strebertums nicht selten ist. Ein rasch zu Ruhm gelangter, charakterschwacher Baumeister vernachlässigt seine hausbackne, allzu geduldige Frau und sucht die Freuden des Lebens außerhalb des Hauses. Sie geht daran zugrunde. Als Gegenspiel ist eine energische Frau dargestellt, die Titelheldin, die ihrem Mann die Tür wies, weil er leichtsinnig war, und die sich dann erst nach jahrelanger Weigerung mit dem Reuigen versöhnt. Dazwischen spielen noch ein paar Liebesgeschichten. Bis auf jene Baumeistersgattin haben sich die Frauen alle der modernen Reformbewegung angeschlossen, sie kämpfen um ihre Selbständigkeit oder sind bereits in ihrem Besitz und beschäftigen sich mit öffentlicher Fürsorge, dem Kinderhort u. a. m. So ist die Beziehung zu den Fragen der Gegenwart gefunden, der Leser kann das Buch als Spiegel der Wirklichkeit betrachten.

Waghalsiger greift ein anderer hinein ins volle Menschenleben und zeigt gleich im Titel, wie er sich mit Dingen, die uns Zeitgenossen beschäftigen, auseinandersetzen will. „Die Kirche siegt!" nennt Arthur Sewett**) seinen Roman, worin er den Streit der Orthodoxie gegen die liberale Richtung zu schildern sucht, indem er mit grellen Farben auf die verhängnisvolle Gewalt der Kirche hinweist. Der Verfasser stellt sich also gleich von vornherein auf die Seite einer Partei, und man könnte glauben, er habe das Buch als Propaganda für seine liberale Sache geschrieben. Beim Lesen merkt man aber mehr und mehr, daß nicht der Roman Vorwand für einen Parteikampf sein will, sondern daß wirklich das Umgekehrte beabsichtigt wird. Leider nur beabsichtigt! Die Kraft der Darstellung ist zu schwach, um vollblütiges Leben zu zeigen. Die Charaktere sind konstruiert, mit sympathischen oder abstoßenden Eigenschaften fein säuberlich abgestempelt, und jede bildliche Ausschmückung der Oertlichkeiten fehlt. Man vermißt wie auf einer armseligen Bühne Kulisse und Beleuchtung, die in Stimmung bringen sollen. Den Verfasser hat zweifellos der Wunsch einer raschen Förderung seiner Geschichte dazu bewogen, alles Beiwerk zu meiden. Er hat dabei übersehen, daß das retardierende Moment einer poetischen Stimmungsmalerei die Spannung zu erhöhen vermag.

Es gibt Schriftsteller, die mehr als modern, die aktuell sein wollen. Das bedeutet eine gewichtige Steigerung. Wer aktuell schreibt, glaubt vor dem modernen einen beträchtlichen Vorsprung zu haben. Aktuell ist die soziale Frage. Meinhardt streift sie in ihrem Roman „Frau Hellfrieds Winterpost" nur ganz leise mit der Schilderung der verhärmten, blassen Mädchen im Kinderhort. Sewett spielt in einer kurzen Episode seines Romans „Die Kirche siegt" leicht darauf an, indem er das üppige Gelage im Offizierkasino erwähnt, das dem am selben Tage stattfindenden Wohltätigkeitsfest für die Armen des Orts Abbruch tut. Als Grundthema wählt Hans Ostwald*) die soziale Frage in seinem Roman: „Zwei Gesellen".

Ein Tischler und seine beiden Gehilfen werden in ihrer Abhängigkeit von Erwerb und Vermögen vorgeführt. Um die Tischlerstochter werben die beiden Gesellen, der eine in geordneten Verhältnissen, aber täppisch, der andere ein Landstreicher, doch verschlagen. Sie geraten beide auf die Landstraße, wo sie verkommen. Das Wanderleben der Handwerksburschen, das im deutschen Volkslied mit der märchenschönen Poesie der Romantik umgoldet ist, zeigt in dem Buche Ostwalds ein ganz anderes Bild grauenhafter, abschreckender Wirklichkeit. Nicht mehr die Sehnsucht nach ritterlichen Abenteuern treibt den Wanderer hinaus, sondern der Mangel, die Not. Das unstete Umherirren verdirbt die Jugend, tötet ihren Frohmut und ihre moralische Widerstandskraft und läßt die Burschen vorzeitig vergreisen. Dieser Roman liest sich wie die Vorgeschichte zu einer modernen Gerichtsverhandlung.

Aktuell wie der Inhalt ist auch der Stil Ostwalds. Nicht bloß, daß er die Helden seines Romans Dialekt sprechen läßt, — es ist ein dem Berlinischen angenähertes Platt — sondern auch da, wo der Autor das Wort führt, meidet die Sprache den geglätteten, methodischen Satzbau, der so oft bei unseren Schriftstellern in das gefürchtete Papierdeutsch verflacht. Es ist in dieser Redeform etwas vom Geiste des Sozialismus. Der kunstvolle Periodenbau, die patriarchalische Satzordnung mit dem vornehmen Hauptsatz, um den sich die abhängigen Nebensätze scharen, ist ganz verschwunden, und gleichwertig und selbstbewußt reiht sich Satz an Satz in kürzester Abgeschlossenheit. Ein Beispiel:

„Still wartete Frieda auf ein Wort von Fanny. Die aber sah geradeaus. Unten am Wiesenrand zog ein schwarzerdiger Weg hin. Ueber die tiefen Wagenspuren ließen hochgewachsene Pappeln ihre hellgelben verdorrten Blätter fallen. Wie gestreutes Gold lagen sie auf dem dunklen Grund.

Frieda sah auf die Erde neben sich. Zähe, welke Grasbüschel klammerten sich an den Sand. Zwischen vertrockneten Gräsern schaukelten vereinzelte blaue, kugelige Blüten. Und in Büscheln leuchteten gelbe Knöpfe der Katzenpfötchen aus verblichenem, bräunlichem Grün. In Frieda kam ein stiller Zorn hoch — warum sagte Fanny nichts von ihren Heimlichkeiten?"

Grammatikalisch ist das die einfachste Form, und dennoch welche Abwechslung, welche Lebendigkeit, welche Poesie! Während Ostwald in die Seele des Mädchens leuchtet, um den keimenden Verdacht einer Eifersüchtigen zu enthüllen, schildert er zugleich mit den Augen des Malers die Landschaft, in die er das Mädchen hineingestellt hat, und verwebt so den seelischen Vorgang und die äußere Staffage zu einem wahrheitstreuen Gesamtbild. An manchen Stellen wird der Ausdruck noch

*) „Frau Hellfrieds Winterpost" von Adalbert Meinhardt. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1904.

**) „Die Kirche siegt!" Roman von Arthur Sewett. Berlin 1904. Verlag von Otto Janke.

*) „Zwei Gesellen". Roman von Hans Ostwald. Berlin 1901. Verlag von Egon Fleischt & Co.

Digitized by Google

weiter zusammengepreßt, bis zur äußersten Wortkargheit, wie sie sonst nur das Sprichwort liebt. Da begegnen wir dem prädikatlosen Satz:

„Die Straße stieg an und ging in die Chaussee über. Zu beiden Seiten Apfelbäume; rote Früchte im Geäst. Und am Graben entlang eine dichte Reihe von Scheunen."

Diese Form gehört nicht Ostwald allein. Sie ist eben deshalb hier ausführlicher behandelt worden, weil sie typisch ist für unsere modernen Schriftsteller, für jene, die noch treffender als „aktuelle" bezeichnet werden und die zu der früheren Generation der Epigonen eines klassischen Stils gar keine Beziehungen mehr haben.

Alle drei Romane sind hier nur vom Gesichtspunkt des Typischen, als Vertreter einer ganzen Romanklasse, betrachtet worden. Es sei noch einer vierten Art gedacht, der historischen. Sie ist von der modernen Romanarena nicht ganz ausgeschlossen, wie man bei dem Vorwalten der Zeit- und Streitfragen in unserer Unterhaltungslektüre annehmen könnte, aber auch sie hat eine auffällige Wandlung erfahren. Der Verfasser des historischen Romans schreibt heute nicht mehr, um das Fremdartige einer vergangenen Zeit gespensterartig heraufzubeschwören, wie Schatten aus einer phantastischen Geisterwelt, sondern um über die Trennung von Zeit und Raum hinweg das Alte mit dem Neuen zu verbinden, in den Geschehnissen vergessener Tage das Leben der Gegenwart widerzuspiegeln. So vermag auch der historische Roman modern und bis zu einem gewissen Grade aktuell zu wirken. Eine Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhundert „Die Madonna mit dem Rosenbusch" von Adolf Paul*) läßt diesen Zusammenhang mit unserer Zeit, wenn auch nur in Episoden, so doch deutlich und recht intim erkennen.

Es ist eine Künstlergeschichte aus dem alten Lübeck zur Zeit des Kampfes zwischen den jungen Lutheranern und den hartnäckigen Papstanhängern. Die kirchlichen Zwistigkeiten geben aber nur den historischen Hintergrund ab, weit lebhafter und tumultuöser schiebt sich der soziale Streit der Patrizier und Plebejer in den Vordergrund der Ereignisse und erweckt fortwährend im Leser Rückschlüsse auf das Ringen des Proletariats mit den Besitzenden. Ein leuchtender Humor taucht den ersten Teil der Erzählung in den rosigen Schimmer der frohesten Laune. Nur selten huscht eine rasche, die Stimmung verdüsternde Wolke darüber hin und läßt einen tragischen Ausgang ahnen. Das Entsetzliche am Schluß, eine Vergröberung der Ödipussage, verdirbt freilich alles, was das Buch bis dahin Schönes geboten. Und es ist schade darum. Denn diese altlübische Erzählung ist das Werk eines Dichters, wundervoll aufgebaut, bis in die kleinsten Einzelheiten echt, plastisch dargestellt und gefällig gegliedert. Ein Künstlerleben schildert Paul mit allen seinen Reizen und all seiner Pein, einen Meister des Griffels und des Meißels mit dem Gottesgefühl des Schaffens und der Höllenangst künstlerischen Unvermögens, mit der Gloriole des Weltruhms und der Dornenkrone des Verkannten, und vor allem mit der heißen Glut eines leidenschaftlichen, liebebeischenden Herzens. Wie das Meer, dem die Hansastadt ihr Leben dankt, wogt in wilden Wellen und braust und säuselt das unruhvolle Schicksal um den Helden der Geschichte, und Kunst und Liebe steigen empor wie lockende Meerweibchen aus dem Schoße der Flut und ziehen ihn ins Unergründliche. Dieses Lebensbild erweitert sich zu einem großen Kulturgemälde, in dem wir alle Farben und Linien unseres Zeitgesichtes wiederfinden. Da ist das mächtige Vordringen der orthodoxen Kirche, die Spannung zwischen den Besitzenden und der niederen Masse, die Zerklüftung der politischen Parteien, das Schwanken in der städtischen Verwaltung und selbst schon das Vorurteil der Polizei gegen die Presse.

In einer lustigen Satire erscheint der lübeckische Buchhändler Ballhorn als Begründer und erster eifriger Vertreter des Reporterdienstes und wird sogleich in einen heftigen Streit mit dem Büttel der Polizeigewalt verwickelt. Er will durchaus ein Fest des Magistrats beschreiben, von dem alle Handwerker, also auch er, der Drucker, ausgeschlossen sind. Ballhorn, „ein kleiner, affenartig geschmeidiger Mann mit stechenden Augen, klugem Gesicht und einer schier unerschöpflichen Beredsamkeit", dringt in den unerbittlichen Secretarius, der ihm den Zutritt wehrt. Er verspricht ihm sogar die Hälfte der Einnahmen,

„bedenkt doch, Herr Secretarius! Und dafür braucht Ihr mir bloß behilflich zu sein, daß es mir gelingt, mich unter den Trompetern zu verstecken. Wie sie das Fest mit ihrem Blasen verherrlichen, so will ich es auch, und mit Hilfe meiner Druckpresse werde ich es schon zustande bringen, es in alle Welt aufs schönste hinauszuposaunen! Und nichts verraten, was da gesprochen wird, und was schaden könnte, wenn es bekannt würde —"

Klingt das nicht wie das Liebeswerben eines modernen Berichterstatters, der irgend eine geschlossene Versammlung belauschen will? Und ganz im Sinne unserer Polizei wird ihm die Antwort: „Druckt dem Volke Gesangbücher und Fibeln!" Und doch ist sich Ballhorn der Macht der Presse und ihres Einflusses schon bewußt, denn er warnt vor den Feinden der Ordnung:

„Denn neugierig sind sie, und mitsprechen wollen sie .... da sind schon schlimme Worte gefallen. Und schlimmer wird es, wenn Ihr's nicht verbietet. Und das wäre ja so kinderleicht. Lassen Sie mich dafür sorgen, ich versteh's, — ich sage Euch, wenn ich den Leuten erst alles beschreibe und mundgerecht mache, was darüber nachher gesprochen werden soll, dann wird's auch so gesprochen. Und ich setze meinen Kopf dafür ein, daß dann nur so gesprochen wird, wie's einem ehrsamen Rate angenehm ist."

Das wäre also der Anfang der „wohlgesinnten" Presse! —

So verknüpft der Dichter durch mancherlei Fäden die Schilderung jener Zeitereignisse mit den Dingen, die uns bewegen, und schafft die Verbindung zwischen zwei weitauseinander liegenden Kulturepochen, die die eine für die andere interessant macht.

So verschieden diese vier Romane und mit ihnen die Romangattungen, die sie kennzeichnen sollen, an Form und Inhalt und an künstlerischem Wert sind, tragen sie doch alle den Stempel der modernen Unterhaltungsschrift, die, wie schon angedeutet, nicht tändeln und Zeit vergeuden will, sondern ernsteren sozialen Aufgaben dienen möchte. Das Merkmal des neuen Romans ist, daß er die Arbeit feiert und zum Mittelpunkt der Erzählung macht. Was einst in Freytags „Soll und Haben" als überraschende Eigenart galt, das ist jetzt selbstverständliche Voraussetzung.

Noch lange nach Freytag waren die Romanhelden ausnahmslos mit irdischen Glücksgütern gesegnet und lebten wie im Schlaraffenlande. Zum mindesten erfuhr man nichts oder gelegentlich nur ungenaues über ihre Berufstätigkeit. Eine Einwirkung auf ihre Entschlüsse und auf ihren Charakter hatte die Geldfrage niemals. Selbst dem Armen fiel das Gold in den Schoß, sobald ihm der Autor wohlgesinnt war. Die Erbschaft, der Lotteriegewinn oder ganz phantastische Zufälle spielten da eine recht wunderliche Rolle. Das darf heut kein Romanschreiber den Lesern zu bieten wagen. In „Frau Hellfrieds Winterpost" ist der Fiebereifer des Baumeisters der Angelpunkt der Geschichte, in dem Roman „Die Kirche siegt!" bilden die Pastoren in ihrem vollen Berufe den Kern der Erzählung. Das Buch von den „Zwei Gesellen" führt uns in die Tischlerwerkstatt, und in „Die Madonna mit dem Rosenbusch", sehen wir das Lebenswerk eines Bildhauers, in allen Phasen der Entstehung. Immer ist es die Arbeit, das Schaffen, das hier den Baumeister, dort den Pastor, den Tischlergesellen wie den schöpferischen Künstler beeinflußt, ihn emporträgt und ihn niederdrückt, je nachdem Erfolg und Gelingen sich einstellt oder ausbleibt.

Und noch eins kann man als gutes Wahrzeichen für die Hebung des Geschmacks betrachten: das Ueberwiegen des deutschen Romans in unseren Leihbibliotheken. Man scheint endlich übersättigt zu sein an der Masse fremdländischer Durchschnittsromane, die noch vor einem Jahrzehnt den Büchermarkt überflutete. Hin und wieder zeigt sich ein russischer oder norwegischer Schriftsteller in unserer Leihbibliothek, er nimmt aber nicht mehr die herrschende Stellung ein, die man sonst so gern in Deutschland jedem Fremden einzuräumen pflegte. Das gilt natürlich immer nur von Autoren, die nicht zu den ersten

*) „Die Madonna mit dem Rosenbusch." Eine altlübsche Geschichte von Adolf Paul. Verlag von Alfred Janssen, Hamburg.

Digitized by Google

Dichtern gehören. Was man früher wahllos, zumeist in erbärmliches Deutsch übersetzt, aus der Fremde bezog, findet längst keinen Anklang mehr, und der Grund ist einzig der reiche und wohl noch wachsende Bestand guter deutscher Romanschreiber, die neben den ganz Großen fleißig und sich selbst veredelnd wirken.

Sigmar Mehring.

Kollegheftstil.

Der Professor der Philosophie an der Universität Leipzig, Johannes Volkelt, hat vor kurzem den ersten Band einer weit angelegten Aesthetik erscheinen lassen, die in Fachkreisen gewiß die gebührende Würdigung finden wird.*) Hier ist nicht der Ort, die wissenschaftliche Bedeutung des Buches zu erörtern; es soll nur flüchtig, vom Standpunkte des Laien, ein Wort gewagt werden über die äußere Einkleidung dieser gelehrten Materie, über den Stil und den Eindruck, den er verursacht.

Wer über Aesthetik schreibt, meinen wir Unbefangenen, müßte ästhetisch zu schreiben wissen, mit Geschmack und feingeistiger Schärfe. Wie man vom Dichter nicht reden kann, ohne sich ihm in etwas anzugleichen; wie man nicht von Musik sprechen darf, ohne musikalisch zu empfinden, so sollte auch der Theoretiker des Schönen, durch seine Persönlichkeit und ihre Ausdrucksweise, ein Element des Besonderen um sich verbreiten. Fast sind wir altmodisch genug, mit der Grazie zu fordern:

Leget Anmut in das Geben,

Johannes Volkelt hat nichts von diesem eigenen Reiz, ja überhaupt nichts Eigenes in seiner Sprache. Er redet einen breiten, ermüdenden Allerweltsstil. Man glaubt einem Manne zuzuhören, der pflichteifrig vorträgt, der sich keine Kürzung erlaubt, jedes mit gleicher Ausführlichkeit behandelt, dann es nochmals unterstreicht, wiederholt, der darauf bedacht ist, daß nur ja auch dem letzten im Saale alles klar wird. Ein Stil der Fürsorglichkeit: denn hat man ein- oder zweimal nicht aufgepaßt, nun, es kommt noch ein drittes, viertesmal; ein Stil, dem man mit intermittierender Aufmerksamkeit folgen kann. Man überschlägt ganze Seiten und findet sich immer wieder hinein. Solch eine Darstellungsweise ist durchaus unliterarisch. Sie ist zwar bequem für den, der sie schreibt, wie für den, der dämmernd dabeisitzt, aber sie paßt nicht für einen geschmackvoll gebildeten Leser. Sie wiederholt in der Form des Buches, was allenfalls im Kollegsaal seine leidige Berechtigung hat. Kollegheftstil, kann man sagen. Der Autor selbst gibt uns das Wort an die Hand:

„Besonders die fortschreitende Aus- und Umarbeitung, der ich hierbei jedesmal mein Vorlesungsheft unterzog, ließ im Laufe der Zeit immer mehr in mir das Gefühl erstarken, daß meine ästhetischen Gedankenreihen dem Grad von Ausreifung entgegengingen, der es rechtfertige, an ihre Veröffentlichung zu denken."

In der Tat, wir sitzen wieder auf den Bänken und lassen ein Pensum über uns ergehen. Mit ernüchternder Gewissenhaftigkeit wird alles zerflückt und zerlegt. Es ist die unsterbliche Methode, „den Geist herauszutreiben"; geistlos auch die Diktion, sie weiß nichts von Hamlets Worte: daß Kürze des Witzes Seele sei.

Ein Beispiel. Es wird uns bedeutet, daß für die ästhetische Anschauung nur die sinnenmäßigen Vorstellungen in Betracht kommen. Wer etwa Wasser künstlerisch darstellt, stellt nicht die chemische Formel des Wassers dar. Man sollte meinen, das sei ohne weiteres klar, und hier sei wenigstens eine Gelegenheit geboten, schweigend einmal sich als „Meister des Stils" zu erweisen. Doch nein, im Gegenteil:

„So kommen auch die Bedeutungsvorstellungen nur insoweit ästhetisch in Frage, als sie in der sinnlichen Gestalt der ästhetischen Gegenstände augenscheinlich werden. Wenn wir z. B. in Rembrandts Zimmermannsfamilie die säugende Maria betrachten, so werden wir sicherlich weder an die Zugehörigkeit des Menschen zu den Säugetieren, noch an die Zusammensetzung der menschlichen Milch, noch an die Art ihrer Entstehung denken. Denn dies alles kommt in der Darstellung nicht im entferntesten zu sinnlicher Andeutung, geschweige denn, daß es seinen vollen sinnlichen Ausdruck fände. Und ebensowenig werden wir, wenn wir den arbeitenden Hausvater auf demselben Bilde wahrnehmen, uns weder die verschiedenen Aufgaben des Zimmermanns, noch den Nutzen, den er der menschlichen Gesellschaft leistet, noch etwa die Holzarten, deren er besonders bedarf, vorstellen . . . . . ."

Ich glaube, kein Journalist dürfte sich so etwas Banal-Geschmackloses erlauben — ein Professor auch nicht!

An anderer Stelle wird die schwerwiegende Frage aufgeworfen, ob zum ästhetischen Charakter der Rose auch der Geruch gehört. Dichter, Kinder und Durchschnittsmenschen sagen ja.

— was uns Rose heißt,
Wie es auch hieße, würde lieblich duften,

schwärmt Shakespeares Julia. Und „dufte mir vom Stamme", seufzt Othello, der noch einmal alle Wonnen und Qualen umfaßt. Für sie erschließt sich das Wesen im Hauche, die ganze schwüle Innerlichkeit strömt über. Die Blume ohne Geruch mutet wie seelenlos an. Alle Einfältigen verstehen und begreifen es so. Nur die Philosophie legt gravitätisch ein Veto ein. Aber wer nicht dabei gewinnt, das ist die Philosophie. Die unbefangene Menschheit hat für derartige Probleme kein Organ, belustigt sich höchstens.

Nicht viel geschickter und glücklicher ist es, die Sinne in ästhetisch höhere und niedere abzustufen. Hören und Sehen, weil ohne Körperlichkeitsempfinden, erzeugen „jene eigentümlich freie, schwebende, begierdelose Stimmung"; Geruch und Geschmack behalten immer einen „Stofflichkeitscharakter". Die Sinne, welche uns den Gegenstand immaterialisieren, sind die vornehmeren, heißt es. Vor Jahrzehnten hätt's so plausibel scheinen mögen. Aber mittlerweile sind wir doch von einer kränkelnden Spiritualisierung zurückgekommen. Kunst und Poesie sind heute die volle Gegenwart im Sinnlichen. Nur der blasse Theoretiker verspürt noch die Angst vor dem Fleischlichen. Wo immer ein Dichter spricht, ob er sich Goethe oder Rubens, Shakespeare oder Raphael nennt, da erzieht er uns nicht zu einer einseitigen seelenvollen Abstinenz, sondern zur Teilnahme und Freude am Leben. Und vor den Bildern des großen Vlamen wird sicherlich kein Gesunder verkennen, wie die Lust am Blühend-Leiblichen uns entgegenschlägt. Das Auge ersättigt sich im Anschauen dieser schwellenden Kraft, es saugt sich voll, ist längst nicht so uninteressiert, so „begierdelos", wie die Aesthetes es wollen.

Leibniz hat den Gedanken ausgesprochen, daß alles Schöne auf dunklen, verworrenen Vorstellungen beruht. Das heißt, es geht aus dem Gefühlsmäßigen hervor. So lesen wir bei Volkelt auf Seite 179. Und dann braucht es zweihundert Seiten, um die Folgerungen dieses Satzes zu ziehen, um „die Gefühlsherrschaft in allem Aesthetischen" zu verkünden! „Die Verbindung von starkem Schauen und mächtig strömendem Fühlen" erscheint als die eigentlich ästhetische „Paarung". Ehrlich gesagt, das Resultat lohnt nicht den Weg. Zwischen Ausgangs- und Endpunkt liegt hier nicht mehr die Materie für ein weitschichtiges Buch, höchstens für einen gehaltvoll gedrängten Essay. Was der gelehrte Forscher uns zu sagen hat, ließe sich besser und wirkungsvoller auf fünfzig Seiten zusammenstellen, es müßte dann eben nur aus dem Wesentlichen verarbeitet und gestaltet werden. Es würde, es müßte schriftstellerische Qualität annehmen. So, wie es jetzt ist, fühlt man sich an ein Wort Sainte-Beuves erinnert: ein Band, kein Buch.

G. Ranschoff.

*) Dr. Johannes Volkelt, System der Aesthetik. I. Band. 592 S. München 1905. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Digitized by Google

Theater.

Lessingtheater: „Elga". Eine Traumdichtung von Gerhart Hauptmann.

Es gibt viel Traumdichtungen, aber ich kenne kaum eine, die ihrer Aufgabe gerecht würde, das seltsame Flackerleben des Traums in seiner Eigenart zur Darstellung zu bringen. Traumbilder haben alle etwas von Fackelbeleuchtung: die Lichter sind grell, die Schatten tiefdunkel geworden. Zeit und Raum haben ihre Macht verloren; anstelle der ursächlichen Verknüpfung ist eine andere, unlogische, uns unfaßliche getreten. Die Seele, die träumt, erschrickt vor sich selbst.

Unter den vielen Traumdichtungen denke ich an eine, weil sie wenigstens in einem Zuge das Wesen des Traums erschöpft. Es ist jene Erzählung aus 1001 Nacht, da der weise Scheich dem Sultan gebeut, seinen Kopf einen Augenblick unter das Wasser der Badewanne zu tauchen. Der Sultan gehorcht, und er sieht sich hilflos, nackt ans Ufer eines fremden Meeres geworfen. Kümmerlich nährt er sich von seiner Hände Arbeit, er nimmt ein Weib, zeugt mit ihr Kinder, die Kinder wachsen heran, er gerät in Not und Elend — er besinnt sich schließlich, daß er damals, da er an dem fremden Strand erwachte, sein Gebet zu verrichten vergessen — er holt es nach und findet sich als Sultan wieder, und alle bezeugen es, daß er nur eben einen Augenblick seinen Kopf unter Wasser gehalten. Traumsekunden genügen, Jahre und wieder Jahre eines Scheindaseins vorzugaukeln.

Der Traum ist ein meisterlicher Charakteristiker. Aber auch darin verfährt er nicht genetisch und nicht methodisch. Er stellt den Träumenden selbst oder andere, deren Bild er zeigt, in eine Situation, die ihr tiefstes Begehren, ihre geheimsten Leidenschaften blitzgleich offenbart. Er übertreibt und steigert ins Gräßliche, er verzerrt und zeichnet Grotesken — den Stoff aber zu Uebertreibung und Verzerrung entnimmt er der Seele dessen, der träumt, ihrer Angst, ihrer Begehrlichkeit, ihrer Mißgunst. Darum erschrickt die Seele, die träumt, vor sich selber.

Ein deutscher Ritter übernachtet in Gerhart Hauptmanns Traumdichtung „Elga"*) in dem polnischen Kloster zu Sendomir. Weib und Kind hat er daheimgelassen. Fürchtet er für die Treue seines Weibes? Hauptmann hat es vergessen, über diese wesentliche Bedingung der Traumvision aufzuklären. Er naht dem elfenbeinernen Tor der Träume, ohne den rechten Schlüssel zu führen. Die Pforte springt auf, aber man sieht nicht, warum sie sich öffnet. Es ist kein Zusammenhang zwischen dem Träumenden und seinem Traum, und schon darin liegt schwer abweisbare Kritik.

Den Inhalt des Traums selbst hat Hauptmann Grillparzers Erzählung „Das Kloster bei Sendomir" entnommen. Es ist das die Erzählung von der Untreue der polnischen Gräfin, die ihren Mann mit ihrem Jugendgespielen betrügt, die Erzählung von den furchtbaren Zweifelsqualen des Gatten und seiner grausigen Rache: an der Stätte ihrer Vergehungen stellt er sein Weib dem Buhlen gegenüber; jener bekennt, sie leuguet frech und schamlos; ein Mittel, herrscht der Gatte sie an, gebe es, ihr verwirktes Leben zu retten, wenn sie sich entschließen könne, ihr im Ehebruch gezeugtes Kind mit eigener Hand zu töten. In dem Augenblick aber, da sie ihre Hand zu der unmenschlichen Tat erhebt, stößt er sie nieder. Es ist die Erzählung von einer großen Liebe, die zu wildem Hasse wird; aber schon Grillparzer, dem Erzähler, ist es nicht gelungen, das Grausen, das in dem Stoffe schläft, zu wecken; dazu hätte es der Hand eines E. T. A. Hoffmann bedurft.

Es ist der mittlere Weg, der künstlerisch selten zum Ziele führt, den Gerhart Hauptmann zur Dramatisierung dieses Stoffes eingeschlagen hat. Man begreift, was ihn verlocken konnte, eine Traumdichtung just aus diesen Elementen zu gestalten: scharfe Kontraste, unheimliche Begebenheiten, verwegene Charaktere geben sich hier. Wäre es Hauptmann gelungen, mit dem Stoff souverän zu schalten, so konnte allerdings dies-

*) Das Drama erschien im Januarheft der „Neuen Deutschen Rundschau". S. Fischers Verlag.

mal das Leben ein Traum werden. Das aber tat er nicht. Wie Grillparzer ging er sachlich und logisch den Weg von Punkt zu Punkt, anstatt von einer Stelle der Peripherie keck zu einer beliebigen andeen überzuspringen. Sein Traum hat nichts, was dem wirren Traumdasein eigentümlich wäre, und seltsamerweise war Hauptmann noch darauf aus, den Stoff zu verkleineen. Bei ihm tötet der Gatte nicht sein Weib, sondeen den Buhlen; an dessen Leiche wird die Ehebrecherin geführt; wenn sie bekennen will, daß sie jenen nie geliebt, soll ihr verziehen sein. Traumhaft wirkt bei Hauptmann nur eben die eine Szene, in welcher der Gatte dem Buhlen gegenübersitzt und mit ihm Abrechnung hält; in dieser einen Szene ist dichterische Kraft, ist Hauptmann ganz.

Es ist der mittlere Weg, den Hauptmann eingeschlagen, und der führt in der Kunst selten zum Guten. Nur eine Szene, nicht eine Traumdichtung hat Hauptmann gegeben. Für das Traumbild ist er allzu logisch nüchteen zu Werk gegangen; für das Drama — will man vom Traum absehen — nicht logisch und nicht nüchtern genug. Es fehlen die Prämissen, grund deren seelische Anteilnahme an den Charakteren erwachen könnte. Man sieht nur die Brutalität der Handlung, nicht wie sie aus dem Sein der Menschen erwächst. Und Hauptmann hat vollends, indem er den Stoff abschwächte, den einen bei Grillparzer gegebenen Charakter in Scherben zerschlagen. Grillparzers Elga ist die gewaltige Dirnennatur. Man fragt nicht, wie sie zum Ehebruch kam, er ist bei ihr selbstverständlich. Diese Elga, die die Verruchtheit besitzt, das Kind aus ihrem Schoße zu töten, um ihr eigenes, armseliges Dasein zu fristen, hat in ihrem Verbrechertum große Züge. Hauptmanns Elga aber spricht die Lüge nicht, die ihr angesichts der Leiche ihres Buhlen in den Mund gelegt wird; sie strömt ihren Haß auf ihren Gatten aus. Sie hat ihren Liebhaber also wirklich geliebt, sie ist keine Dirne? Dann aber mußte doch eben begründet werden, was sie zu dem Ehebruch führte, — und das alles fehlt bei Hauptmann. Sucht man in der Traumdichtung das Leben, so sieht man sich auf den Traum verwiesen.

Da der Sultan den Kopf aus dem Wasserbade erhebt, hat er sieben Jahre seines ureigenen Lebens gelebt, und es ist doch nur ein Augenblick für die Umstehenden verstrichen. Da der deutsche Ritter bei Gerhart Hauptmann erwacht, ist es Morgen geworden, und er hat fremde Spukbilder gesehen, und schuld an seinem Traum trug nur eben eine gespenstische Bettlade, neben der er geruht. Es sind aber die Geister aus unserem eigenen Innern, nach denen wir fragen.

Ein Mittelding zwischen Realitätsdrama und Traumdichtung, wirkt Hauptmanns „Elga" durch die Brutalität des Stoffes und die Pikanterie, daß sie von der Wirklichkeit losgelöst erscheint. Seinen Bühnenerfolgen hat Hauptmann einen neuen hinzugefügt. Dichterisches Neuland aber hat sich ihm jenseits der elfenbeineenen Pforte nicht erschlossen.

Ernst Heilborn.

Der Jugendring.

I.

Schöne Sonne, willst du scheiden,
Sinken du in Lethes Flut,
Und nicht einen Blick des Frohsinns
In mein Leben warfest du?
Wenn es in der Schenke jauchzte:
Gaudeamus igitur,
Wenn im Mondschein durch die Gärten
Rauschte Liebeslaut und Kuß, —
Früh vertrocknend in Gelahrtheit
Grübelt' ich am nächtigen Pult.
Wenn die Schlacht erbrauste, Schicksals-
Würfel rollten, Heldenblut

Digitized by Google

Rings die Heide färbte, — kränklich
Hütet' ich mich vor der Luft,
Wenn dem Wagenden Fortuna
Zuwarf ihres Füllhorns Gunst,
Sah die Not in meine Klause,
Aengstete mich Wechselschuld.
Wenn der König seine Weisen
Rief, Senator und Tribun,
Grub ich nach verscharrten Knochen,
Wühlt' in Moder ich und Schutt.
Bin zwar ein Professor worden,
Erntete des Ruhms genug,
Vieler Fakultäten Mitglied
Thron' ich auf dem Rektorstuhl,
Ja, am siebzigsten Geburtstag
Ehrte mich ein Fackelzug,
Und den Nekrolog von Skribax
Hab' im voraus ich zugut.

Doch so schwer verschließt das Auge
Sich dem leuchtenden Azur,
Und so widerwillig schleicht der
Lahme Fuß hinab zur Gruft.
Jugend! Jugend! Gebt zurück mir,
Götter, mein vergrabnes Pfund!
Einmal gönnt den vollen Becher,
Einmal mir den heißen Kuß!
Gönnet mir den Tod des Helden,
Schiffbruch mir in Nacht und Sturm,
Gönnt den meuchlerischen Dolch mir
Eines eifersüchtigen Schufts:
Nur nicht auf dem Dünger sterben
Wie ein räudiger Kettenhund!

II.

Don Caduquez, nicht der Tränen,
Nein, der tiefsten Weisheit braucht's.
Hemmte doch Magie die Sonne
Und den Mond in ihrem Lauf,
Gab auf Zauberwort das Grab doch
Seine Toten schon heraus,
Ueberlockt auch schwarze Kunst wohl
Noch das kahlste Greisenhaupt.
Don Caduquez, schlag' ihn auf den
Höllenzwang des Doktor Faust,
Mische Säfte, Salze, Säuren,
Schlangengift und Balsamkraut,
Blut und Tränen, Milch und Galle
In des Zauberkessels Schaum,
Wirf den Sparpfennig des Alters,
Wirf dein Ehrenkettlein auch,
Dein Diplam dazu, dein Siegel;
Heize mit dem Lorbeerbaum
Deines Nachruhms, — deine Werke
Schüre sie zu Glut und Rauch
Samt und sonders, bis die Dämpfe
Quirlen und der Kessel braust.
Und wenn dann gleich wilden Rossen,
Die man hetzt im Zirkuslauf,
Blasenwirbel kreisen, schließt sich's
Fest und fester, schwimmt und taucht —
Magier, aus dem heißen Chaas
Fische dir den Ring heraus;
Fisch' ihn! Fang' ihn! Ob den Finger
Du verbrennst — das bißchen Haut,
Acht' es nicht; das Werk gelingt dir,
Und dir wird, wie du geglaubt!

Don Caduquez, starker Magier,
Hältst den Ring in fester Faust,
Den Verjüngungsring, der rastlos
Dir zurück das Alter schraubt
Jahr um Jahr, so oft das Kreuz du
Schlägst nach frommer Christen Brauch.
Kreuz um Kreuz bringt aus dem Winter,
Den der Schneesturm jetzt umschnaubt,
Dich zurück zum Herbst, der goldige
Rebenkränze schlingt ums Haupt, —
Kreuz um Kreuz — zurück zum Sommer,
Der Gewitterwolken braut,
Kreuz um Kreuz, — zu Frühlingsknospen,
Zu des Knaben Märchentraum.
Aber halte Maß! Der Zauber,
Den du übertreibst, wird faul.

III.

Don Caduq' ward gestern Abend
Als ein Zaubrer überrascht,
Und zum Lohne seiner Greultat
Wird er heute früh verbrannt.
Großer Aktus! Seines Amtes
Walten wird der Cardinal,
Und der König und die Königin
Und der Damen schöner Kranz
Reihen sich auf samtnen Sesseln
Auf des Schlasses Prunkaltan
Und beehren uns mit ihrer
Allerhöchsten Gegenwart.
Miserere! Nah und näher
Zieht die Prozession; wie wankt
Solch ein Ketzer! Hohe Herren
Treiben ihn mit Schlägen an.

Doch nun auf die Knie! In Weihrauch-
Wolken, die den Prachtornat
Rings umduften, naht der heilige
Inquisitorgeneral.
Neunzigjähriger Greis! Wie trägt er
Mitra und Dalmatica!
Sah man je ein edler Kleinod
Als den Ring an seiner Hand?
Konfisziert aus Don Caduquez'
Nachlaß, wird im Kirchenschatz,
Ketzerseelen zu erretten,
Dieser Ring fortan bewahrt.
Neunzigjähriger! Du schreitest
Unermüdlich, stolzen Gangs;
Ward der Weg dir vom Gefängnis
Bis zum Festplatz nicht zu lang?
Schlägst ein Kreuz vor jedem Heiligen-
Bildnis? Lahmt dir nicht der Arm?
Wundersames Kraftbewußtsein,
Wie's Erzvater Abraham
Einst gelächelt, da der Engel
Ihm verhieß den Isaak,
Lächelt heut auf deinen Lippen.
Wärst du kein so heiliger Mann,
Weckte wohl dein Blick auf Laura
Und Rosalia Verdacht,
Und ein bißchen gar zu faunisch
Hast du Inez zugeschnalzt,
Und mit Lächeln eines Satyrs
Geinstest du Zerlinen an;
Was flammt vollends dir im Auge
Da dem Königsstuhl du nahst?

Chaos! Schreien! Sturmgetümmel!
Weh! bricht an der jüngste Tag?
Seht doch: einem Bänkelsänger
Die Gitarre mit Gewalt
Hat der Kardinal entrissen,
Schürzt das Chorhemd auf und rast
Durch die Saiten! Welche Rhythmen!
Welch verliebter Frechgesang!
An die Königin von Spanien
Girrt solch Lied ein alter Pfaff;

Digitized by Google

„Horche, horch' auf die Gitarre!
„Ist dein Gatte doch ein Narre,
„Ist ein Held doch dein Galan.
„Fange schnell die seidne Leiter,
„Steig' herab! Verliebtem Reiter
„Haut durch Sbirrenpack sein breiter
„Toledaner Stahl die Bahn.

IV.

„Schenkt des Königs Majestät
Mir mein Leben, meine Freiheit,
Löst' ich auf in Wohlgefallen
Dies entsetzliche Ereignis."
Und dem Kardinal vom Finger
Zog Caduq den Zauberreifen,
Kniend reicht dem König er
Und der Königin das Kleinod.
„Dies ist ein Verjüngungsring,
Der bei jedem Kreuzeszeichen,
Ein Stück Altersschwäche nimmt,
Ein Stück Jugendkraft dir beibringt.
Gar zu viele Kreuze schlug
Auf dem Henkersweg, dem weiten,
Seine Eminenz; zu stark
Ward mithin die Kraft des Steines
Und zu stark der Liebesteufel,
Der die grüne Jugend reitet.
Aber seit der Ring ihm fehlt,
Seht, anstatt tollköpfigen Leichtsinns
Auf den krummen Buckel wälzt
Sich zurück des Alters Weisheit."

Schlummernd neigte der Monarch
Kronenschwer sein Haupt zur Seite;
Doch die Königin griff zu:
„Von ur-ur-uralter Zeit her
Schoß zur Mehrung Unsres Reichs
Amor mit dem goldnen Pfeile
Zwischen Bas' und Vetter stets
Hin und her, und Sippschaftsheirat
Hielt das Gottesgnadenblut
Frei von Mesalliancentgleisung.
(Pui der Kuckuck!) doch des Stamms
Reine Ebenbürtigkeiten
Treiben nur noch welkes Laub;
Unser Faß geht auf die Neige.
Ja, der Himmel selber schickt
Dieses Zauberringes Heilkraft;
Mißvergnügter Winter weicht
Frühlingssonniger Verheißung."

V.

Von dem Jugendring die Kunde,
Wie sie einschlug rings im Volk!
Tausend durstige Lippen lechzten
Nach dem wundervollen Born,
Tausend resignierte Herzen
Riß ein Sturm der Hoffnung fort.
Saß am Spiegel Doma Elvira:
„Ach verblichen ist das Rot
Meiner Wangen; schmückte mich der
Ring ein Jahr nur, einen Mond,
Der geliebte Ungetreue
Würd' aufs neu um Liebeslohn."

Hört in seines Elends Hütte
Auch der greise Knecht davon:
„Frißt das Eisen meiner Muskeln
Endlich doch der Jahre Rost?
Streckt mich Krankheit hin aufs Lager?
Schleicht mir um die Tür der Tod?
Und ich darf ja nicht ermüden,
Nicht erliegen meinem Joch.
Denn mein Weib versiecht im Jammer,
Wetter schlug den ersten Sohn
Drunt' im Bergwerk und den zweiten
In der Schlacht ein Sprenggeschoß,
Und der dritt', als Lumpenhund ist
Er in alle Welt entflohn.
Meine Töchter sind verwitwet,
Und die Enkel schrein um Brot,
Und mit meinem Grab die Hölle
Tut sich auf erbarmungslos.
Meinen Schweiß, o Gott, laß fließen,
Wie mein Leben lang er floß."

„Morgen ins Examen! stöhnt der
Studio, verzecht', verfocht,
Verpoussiert' ich die Kollegien
Und verpfändet Hemd und Rock —
Ein Semester, und Pandekten-
Leder und Institutions-
Spinngewebe — ein Semester!
Alles würde nachgeochst!"

„Heute weiß ich, welche Nummer
Auskam mit dem großen Los.
Wär es doch ein einzigesmal noch
Wieder gestern, ins Bureau
Lief ich schnell zu Vetter Itzig,
Faßte schnell das Glück beim Schopf.
Wär' ich einen Tag nur jünger,
Hei, was wär' ich für ein Protz!"

Und so weiter, und so weiter:
Jugend hinten, Jugend vorn;
Unablässig fleht und flennt es
Tag und Nacht zum Himmelsthron,
Daß der liebe Gott entweder
Sich zuhalten muß das Ohr
Oder wieder anberaumen
Eine neue Schöpfungswoch'.

VI.

Sonst! Wenn sich ins Bett der König
Legte, welch verliebtes Zeug
Raunt' ihm zu die junge Königin,
Während sie das Nachtlicht schnäuzt'.
Papageno, Papagena
Flirrten, girrten sehr gescheit,
Und mit kleinen Pa-pa-pa-pas
Hat der Storch wohl nie gesäumt;
Doch ein König auch muß Erben
Haben grad wie andre Leut.
Denkt Euch: Wenn die Kunde flöge,
Flöge wie der Adler fleucht;
Unser König, der so lange
Einen Erben sich geträumt,
Ward mit einem Erben wirklich
Von der Königin erfreut!
Welch ein Jubel! „Ob das halbe
Reich auch im Bankrott verseucht,
Alles macht ein Kronprinz wieder
Gut!" pfalliert die Bürgertreu.
Macht dem Volk doch das Vergnügen!
Doch der königliche Freund
Zog sich übers Ohr die Nachtmütz,
Nicht zu Scherzen aufgeräumt.
Arme Frau! So schlich die Nacht, so
Ward die Früh herangeseufzt,
Und die Dämmerung kroch durchs Fenster,
Und Aurora kam und streut
Rosen, und gen Himmel schnoben
Phöbos' Rosse goldgezäumt,

Digitized by Google

Und die Welt erwachte, Liebe
Ließ von Liebe; wachsend schäumt
Lebensstrom durch Markt und Gassen,
Scherzt und schimpft und keift und heult,
Kämpft um Höhle, Lieb' und Futter
Wie's der Dinge Lauf gebeut;
Aber stets von Adams und von
Evas Segen überzeugt;
Nur der König lag im Bette
Wie das Schnecklein im Gehäus.

Heute! Seit der Zauberring den
König schmückt — wie anders heut!
Kerzen strahlen, Propfen knallen,
Freudiger Becher Festgeläut!
Busen, diamantenschaukelnd!
Nacken, perlenflutbeträuft!
Kecke Kavaliere scherzen
Mit den Damen ungescheut,
Doch am keckſten scherzt der König.
Selbst Don Juan der Große beugt
Sich bescheiden dem Register,
Das des Herrn Triumph bezeugt.
Scharen von Prinzessen noch von
Baronessen überhäuft,
Donna Sol, stolz wie die Sonne,
Donna Diana, mondlichtkeusch,
Junger Backfisch, alte Löwin,
Goldig blond und schwarz gebräunt,
Kammerjungfern, und im Strumpf, der 'n
Bißchen kritisch sich geblänt,
Bildungsdamen, Opernnamen!
Heut in Moos und Waldgesträuch
Wildkatz' des Zigeunerlagers,
Morgen taubenfromm umzäunt
Die Aebtissin der Clarissen!
Alles was da kreucht und fleucht.

Apanagen! Sinekuren!
Almente! Schon beläuft
Sich's auf hundert kleine Schreier;
Aber ins Endlose dräut
Sich die Liste zu verlängern.
Vater seines Volks! Mich däucht
Das des Herrn von Gottes Gnaden
Schönster Titel! Tränen baden
Mir das Auge, dankesfeucht.
Und die Königin? „Verfluchter
Zauberring! Zu späte Reu!
Könnt' ich von des Königs Hand dich
Streifen, würf' ich dich ins Feu'r,
Würf' ich in den tiefsten Brunnen,
Würf' ich in den Schlund des Leu'n,
Würf' ich dich zurück in Satans
Kessel: Gift zu Giftgebräu!

VII.

Aber seit der eifersüchtige
Wurf der Königin gelang,
Ist die Spur des Rings verschollen?
Fiel er in den Manzanar?
Ist gerollt er in die Ferne?
Wird er als ein Schatz bewacht?
Liegt verschlammt er in der Gosse?
Hat wie Champignons er gar
An sich selber zeugungskräftig
Sich erwiesen, Brut gemacht,
Kleine, junge Zauberringlein
Ausgeheckt in Ueberzahl?

In dem Kunstpalast des Nordlands
Welch Getümmel! Wand an Wand
Kakochrome Fragezeichen,
Manchmal kurz und manchmal lang?
Ungeahnte Offenbarung!
Ahnenloser Uranfang!
Zugegeben, daß die Alten
Raphael und Tizian,
Rubens, Rembrandt und Velasquez
Mancherlei hervorgebracht,
Was dem Sinn des Auges wohltut;
Doch, so magische Gewalt
Ueber Herz und Darm und Magen
Haben niemals sie geahnt.
Jene waren doch am Ende
Protzige Könner nur, die acht
Auf den Handwerksgrundsatz gaben,
Daß man male, wenn man malt,
Sklavisch sich mit Perspektive
Und Anatomie befaßt,
Doch die Schönheit nie begriffen
Eines Telegraphenpfahls.

Meister kann ein jeder werden,
Der das Zeug dazu just hat;
Doch nun gilt das Evangelium
Kindlicher Nichtmeisterschaft.
Zwar die jungen Woller tragen
Längst schon Bärte, abgetan
Längst ist der Kommißrock; aber
Magisch schraubt man Jahr um Jahr
Sich zurück zum Archaismus,
Der auf Schiefertafeln kratzt
Und mit flottem Straßenbesen
Sudelt auf der Leinewand.
Statt der Mannkraft, Kinderschwäche!
Statt der Sprache blöd Gelall!
Und der Affe Japans fragt in
Deutschland, als Original,
Nicht nach Rechenbuch noch Fibel.

Während finster Grab um Grab
Ruhmgekrönte Greise fordert,
Und — von der die alte Hand
Niemals abließ und die Fahne
Nur von Toten noch bewacht,
Auf der Wahlstatt daliegt, jedem
Ersten besten, der sie fand,
Preisgegeben, ziehn mit lautem
Janitscharenjubelklang
Die Behaupter ihres Schlachtfelds
Jugendlockig gen Walhall.
Zwar ob des Triumphes lächelnd
Knöpft die Welt sich zu die Tasch',
Und die grünen Finken meidet,
Gott sei Dank! der rote Aar.
Aber — welch seltsame Flagge
Auf der Freiheits-Kunsthurg wallt,
Aufgebauscht vom Wind der Presse
Wie ein nasses Bettuch fast!

VIII.

In der Klause saß Palaios
Einsam über seinem Buch,
Sinnend einen Ring betrachtend,
Den mit Raritätenschund,
Siegeln, Münzen, Pergamenten,
Schnitzwerk und antikem Schmuck
Eine Trödlerin geschäftig
Ausgekramt auf seinem Pult.
Und Palaios staunt und fraget,
Fragt und staunt: „Woher der Fund?
Aus dem Kehricht aufgelesen?"
Und die Faust auf seine Brust
Preßt er, um sein Herz zu bändigen.
„Welch ein Wunder trägt sich zu?
Ja, dies ist der Ring der Jugend,

Ist der Ring des Don Cadna,
Dessen meine Bücher denken!
Herz, mein Herze, gib Geduld!
Will's dich locken mit Sirenen-
Liedern junger Lebenslust?
Will das Leben zweimal tragen,
Wer das Leben einmal trug?
Wohl ein Himmel wär's, im Mutter-
Arm als Knospe still zu ruh'n,
Nur verdämmern wir den Himmel
Wie die Pflanzen stumpf und dumpf.
Knabenseligkeit, die Sterne
Reißen an die trunkne Brust,
Mit Heroen und mit Göttern
Hand in Hand auf du und du,
Bräche nur die jungen Flügel
Nicht der Schule staubiger Druck!
Liebesglück! In Girandolen
Sprüht verschwendrisch Gott Amur
Sinn uns und Verstand zum Teufel,
Und verbrannte Finger und
Tränen bleiben uns. Tyrannen-
Dynastie der Liebe, Fluch
Und Verbannung, Exilierte,
Folg' auf ewig diesem Sturz!
Männerschlacht! O Schwerterklirren!
Speerebrechen! Hochgenuß,
Auf den Feind hinabzuwettern
Mit des Arms sieghafter Wucht!
Aber amputiert' ein Arzt dir
Nach dem Siegsrausch nicht den Fuß?
Kann nicht hinter Lorbeerkränzen
Heiß hervor dein rotes Blut?
Greisenhaft mit Ehrenketten
Ueberbürdet an der Glut
Des Kamins bequem zu rasten,
Neidenswertes Los! Doch murrt
Um die winterlichen Fenster
Grollend durch die Nacht der Sturm.
Will das Dach er mir vom Kopfe
Reißen? Kündet Regenguß,
Glatteis, Hagelschlag den Lenz an?

Ach, der Nazarenerzunft
Göttermordende Gebete,
Denen Zeus ein Belzebub,
Aphrodite ward ein Satan
Hagelten so auf die Flur
Deiner Blüten, heiliges Hellas,
Daß bis heut kein Gras mehr wuchs
Auf der Stätte dieser Greuel.
Ach, und der Barbarentrupp
Gothen, Hunnen und Vandalen
Hausten so im Reich Augusts,
Bis ein Berg von Schutt und Trümmern
Musi' und Grazie begrub.
Neue Saaten, neue Zeiten,
Aber blutgedüngt der Grund!
Neue Zeiten, neue Götter;
Doch randvoll der Tränenkrug.

Und die Zukunft, die mit ehernem
Schritt herandräut, wähnest du,
Wenn sie an ihr Riesenwerk geht,
Duft' ihr Schweiß nach Rosenduft?
Aechten wird sie deine Engel!
Deine Heiligen trifft ihr Fluch!
Und dein Tag zerschmilzt in lange,
Lange Götterdämmerung,
Schmilzt und schmilzt. Kein Sonnenaufgang
Und kein Abendstern! Der Schlund
Reißt sich auf des Fenriswolfes. —

Sei's! Doch hast du nicht Geduld,
Tausend Jahr auf Licht zu hoffen,
Steige heut in deine Gruft."

Und kopfschüttelnd gab Palaios
Die verführerische Glut
Ihres Rings zurück der Alten:
„Kaufe nichts". — Die würdige Uhr
Tickte durch die stille Klause
Einer neuen Aera zu;
Doch wie Wetzen einer Sense
Klang's dazwischen, flackernd schlug
Mit dem Tode sich das Lämpchen,
Und sein Haupt sank auf die Brust.

Horn bei Bremen. A. Fitger.

Bernstorffsche Papiere. Ausgewählte Briefe und Aufzeichnungen die Familie Bernstorff betreffend aus der Zeit 1732 bis 1835. Herausgegeben von Aage Friis. I. Band. Kopenhagen. Nordischer Verlag 1904.

Der Anfang des großen Werkes einer Geschichte der Familie Bernstorff in ihren Beziehungen zu Dänemark ist in der „Nation", Jahrgang XXI S. 528 bereits gewürdigt worden. Der ausgezeichnete Kopenhagener Historiker, der zur Lösung seiner Aufgabe alle irgend wünschenswerten Eigenschaften mit sich bringt, hat sich entschlossen, auch einen großen Teil seiner umfassenden Materialiensammlung durch den Druck zugänglich zu machen. Im Interesse des deutschen Publikums erscheint eine Anzahl von Exemplaren dieser Veröffentlichung mit deutschem Vorwort. In der Tat wird sich in den Privatbriefen und Familienpapieren so mancher hervorragenden Persönlichkeiten auch ein gutes Stück deutschen Geisteslebens widerspiegeln, wie denn neben dänischen sehr viele deutsche Fundstätten für die Sammlung des weitschichtigen Stoffes in Betracht kamen. Beide Werke, das darstellende und das urkundliche, sollen einander ergänzen. Ausnahmsweise werden auch diplomatische Korrespondenzen Aufnahme finden. Der vorliegende erste Band enthält eine Auswahl aus dem Briefwechsel des lüneburgischen Gutsbesitzers A. G. Bernstorff, des Gesandten und nachmaligen Ministers Johann Hartwig Ernst und dessen Neffen Andreas Peter Beenstorff. Aus der Fülle anziehender Mitteilungen einzelnes herauszugreifen ist auf engem Raum unmöglich. Doch sei auf die kulturhistorisch beachtenswerten Briefe des jungen Göttinger Studenten und Europa Durchreisenden, auf die Notizen über Struensee, auf die Erwähnung so vieler Träger berühmter Namen, wie der Moltke, Stolberg, Reventlow hingewiesen. Eins der köstlichsten Stücke ist der Brief Nr. 161, in dem der erfahrene Oheim dem Neffen für den Besuch Italiens gute Lehren gibt. Ausführliche Anmerkungen und ein sorgfältiges Register erhöhen den Wert des stattlichen Bandes. Eine Reihe von Porträts gewährt ihm künstlerischen Schmuck. Er macht dem Herausgeber nicht weniger Ehre wie dem Karlsbergfonds, auf dessen Kosten er gedruckt worden ist.

A. St.

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Fr. Weinhausen, SW. Dessauerstraße 1, part. (Politik und Volkswirtschaft.)
Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 83 (Kunst und Literatur.)
Dr. Th. Barth, W. Tiergartenstraße 32.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 25. Berlin, den 18. März 1905. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Die preußischen Minister, die jetzt im Abgeordnetenhause der Reihe nach bei den Etatsdebatten herhalten müssen, scheinen ein stillschweigendes Uebereinkommen dahin getroffen zu haben, daß sie bei dieser Gelegenheit möglichst grell die in Preußen allmächtige Reaktion illustrieren wollen. Nach dem Kultusminister Studt mit seiner Verteidigung der verschiedenen kommunalen Schulkonflikte und nach dem Verkehrsminister Budde mit seiner eigenartigen Sozialpolitik trat jetzt der Finanzminister Rheinbaben auf den Plan, um durch eine energische Erklärung gegen direkte Reichseinkommensteuer und Reichserbschaftssteuer auch seinerseits den Befähigungsnachweis als Reaktionär neuerdings wieder zu erbringen. Weil diese Steuerarten der sozialen Gerechtigkeit und dem modernen Rechtsempfinden am meisten entsprechen, darum sind sie im preußischen Abgeordnetenhaus weder für die Konservativen noch für das Zentrum noch für den Finanzminister annehmbar! Niemand hat etwas anderes erwartet. Was wird aber nun aus den Stengelschen Reichsfinanzplänen?

Um übrigens nicht ungerecht zu sein, müssen wir auch eine wirklich fortschrittliche Tat im Herrschaftsbereich der unumschränkten preußischen Reaktion hier buchen: Die Neueinrichtung einer Professur für Verwaltungswissenschaft an der Universität Berlin. Zwar haben die süddeutschen Staaten schon längst vorzügliche Erfahrungen mit der Verschmelzung juristischer und verwaltungstechnischer Universitätsbildung gemacht, wie sie etwa die Tübinger Staatswissenschaftliche Fakultät den heranwachsenden Beamten mitgibt; aber in Preußen mußte erst ein verdienter Gelehrter, Privatdozent Dr. Jastrow, in mühseliger, jahrzehntelanger Vorarbeit eine Disziplin „Sozialpolitik und Verwaltungswissenschaft" neu begründen, ehe das preußische Kultusministerium das neue Lehrfach offiziell durch Ernennung Jastrows zum außerordentlichen Professor anerkannte. Nicht Herrn Studt oder Herrn Althoff, sondern Herrn Jastrow hat man also den erfreulichen Fortschritt in der Beamtenvorbildung zu verdanken.

Die akademische Freiheitsbewegung drohte in einseitig evangelisch-konfessionelle Bahnen einzumünden, als die unmittelbaren Anlässe zur Unzufriedenheit unter dem Druck der öffentlichen Meinung von den Universitätsbehörden beseitigt waren. Auf dem eben in Eisenach abgehaltenen allgemeinen Studententag, bei dem 17 Universitäten, 10 technische Hochschulen und 3 Bergakademien vertreten waren, tat sich unter anderen auch der bekannte Vorkämpfer des evangelischen Bundes, Professor Thümmel-Jena, als Wortführer hervor. Unter diesen Umständen verdient das Antworttelegramm Kaiser Wilhelms auf den Huldigungsgruß des Eisenacher Studententages rückhaltlose Zustimmung, worin die Zuversicht ausgesprochen wird, „daß unsere Studenten stets bestrebt sein werden, die deutsche Geistesfreiheit auch durch die Achtung vor der Ueberzeugung Andersdenkender hoch zu halten". Dieser Wortlaut des Telegramms ist auch um deswillen gerade im gegenwärtigen Augenblick besonders bedeutsam, weil auf allen Seiten Bestrebungen zur Verschärfung der konfessionellen Gegensätze und damit zur Zersplitterung unseres deutschen Volksbewußtseins am Werke sind. Ihnen gegenüber die Achtung vor der Ueberzeugung Andersdenkender als höchstes Prinzip erklären, heißt den freiheitlichen, fortschrittlichen Elementen im Volksleben einen Dienst erweisen.

Daß dazu alle Veranlassung vorliegt, ergibt sich neben vielem anderen auch aus dem besonders krassen Fall klerikaler Ueberhebung, den der demokratische Abgeordnete Blumenthal im elsaß-lothringischen Landesausschuß aufgedeckt hat. Die katholische Gemeinde Langenberg (Lothringen) hat vor 15 Jahren ein Stück Land zum Friedhof hergegeben, das dem dortigen katholischen Pfarrer nicht passend gelegen war und deshalb von ihm nicht geweiht wurde. Als nun gar auf diesem Friedhof die besondere Grabstelle für die protestantischen Ortsbewohner nicht rechts oder links am Eingang, sondern etwas weiter im Hintergrund angelegt wurde, sodaß bei protestantischen Begräbnissen der katholische Friedhof überschritten werden mußte, da kamen alle Beschwerden der Gemeinde Langenberg und der reichsländischen Regierung bei den kirchlichen Oberbehörden die Weihe des katholischen Friedhofs nicht herbeiführen. Im Landesausschuß mußte der Staatssekretär Petri die Darstellung Blumenthals feierlich bestätigen, sodaß die klerikalen Abgeordneten sich bewogen fühlten, den gesinnungsverwandten Pfarrer von Langenberg preiszugeben. Trotzdem ist vorläufig noch kein Weg sichtbar, auf dem dieser neueste skandalöse Uebergriff des reichsländischen Klerikalismus redressiert werden könnte. Daß solche Verhältnisse aber 15 Jahre lang allen Klagen und Beschwerden der Gemeinde- und Staatsbehörden zum Trotz weiterbestehen können, das ist das eigentlich Bezeichnende an diesem Kulturbild aus Lothringen.

Nicht um die Unersättlichkeit unserer Agrarier zu beweisen, sondern nur, um sie mit einem neuesten Beispiel zu illustrieren, verdient die Tatsache festgehalten zu werden, daß der publizistische Hauptvertreter des Bundes der Landwirte, Chefredakteur Dr. Oertel, in der bündlerischen Landesversammlung für Sachsen ankündigte, wenn die neuen Handelsverträge den Landwirten keine Besserung brächten, werde man auf den Antrag Kanitz zurückkommen! Die Agrarier haben den Bülowschen Erntesegen noch nicht einmal in blankes Gold umgemünzt, da schauen sie schon nach neuen Einnahmequellen aus. Und

wer hat ein Recht, ihnen die überspannten Hoffnungen zu verübeln? Wenn es ihnen mit Bülow-Kardorffs Hilfe gelungen ist, den Brotwucher zur Grundlage langfristiger Handelsverträge zu machen, warum sollte ihnen die Durchsetzung des wahnwitzigen Antrages Kanitz mit denselben Hilfskräften unmöglich erscheinen?

Unsere Agrarier sind auch bereits munter im Gange, einen hübschen Zollkrieg mit den Ländern, mit denen wir gegenwärtig in einem bloßen Meistbegünstigungsverhältnis stehen, vorzubereiten. Speziell kommen dabei die Vereinigten Staaten von Amerika in Betracht, denen gegenüber sich Deutschland noch vor Ablauf eines Jahres voraussichtlich in einem vertragslosen Zustande befinden wird. Unsere Agrarier in ihrer täppischen Unkenntnis fremdländischer Stimmungen kokettieren bereits ganz offen mit einer differenziellen Behandlung der Vereinigten Staaten für den Fall, daß sich diese nicht zu besonderen Tarifzugeständnissen bequemen sollten. Es kann nicht schaden, zur Abkühlung für unsere agrarisch-chauvinistischen Heißsporne einen Passus über Retaliation zum Abdruck zu bringen, der sich in dem jüngst erschienenen offiziellen Bericht der zur Prüfung der Verhältnisse der amerikanischen Handelsmarine niedergesetzten Kommission befindet. Der Bericht ist unter dem 12. Januar 1905 als Nr. 2847 der Drucksachen des Bundessenats erschienen. Es wird daselbst auf Seite 38/39 folgendes ausgeführt:

„Eine wichtige Eingabe, betreffend Differenzialzölle, wurde der Kommission seitens einer Gruppe von kommerziellen Vereinen des mittleren Nordwestens überreicht. Es heißt in dieser Eingabe: Wir glauben, daß es unrecht sein würde, wenn die Vereinigten Staaten die Initiative zur Diskriminierung der Schiffe und Güter anderer Nationen ergriffen. Wenn aber andere Nationen gegen unsere Produkte mit Differenzialzöllen vorgehen, so sollte man es an einer sofortigen einschneidenden Vergeltung nicht fehlen lassen. Wir sollten keinen Zollkrieg beginnen, wenn jedoch andere Völker gegen uns ungerecht verfahren, so erscheint es angezeigt, unsere eigenen Interessen auf das nachdrücklichste in Schutz zu nehmen."

Die Kommission selbst schließt sich dieser Anschauung vollinhaltlich an und fügt bezeichnenderweise noch folgendes hinzu:

„Wir empfehlen dem Kongreß eine solche Aktion nicht nur zur Verteidigung unserer Ackerbauinteressen gegen eine feindliche Zollpolitik, sondern zugleich als eine wirksame Methode zur Wiedergewinnung einer wichtigen Position für unsere Handelsmarine."

Diese Retaliationserwägungen richten sich ersichtlich in erster Linie gegen die Chamberlainsche Agitation. Es kann aber nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß in demselben Augenblick, in dem man deutscherseits gegen die Vereinigten Staaten die Zollsätze des neuen Generalzolltarifs in Kraft setzen und damit ein Differenzialzollsystem schaffen sollte, die in diesem Bericht niedergelegten Retaliationsgrundsätze auch gegen Deutschland zur Anwendung gebracht werden würden. Unser Generalzolltarif ist eben kein wirksames Kampfmittel, sondern nur eine handelspolitische Verlegenheit.

Der erste Versuch zur Lösung der schweren ungarischen Krisis scheint die Entlassung des österreichischen Landesverteidigungsministers Graf Welsersheimb zu sein, an dessen Stelle Feldzeugmeister Schönaich getreten ist. Graf Welsersheimb hat bereits so viele schwere Kabinettsstürme überdauert, daß sich seine jetzige, äußerlich ganz unbegründete Demission nur im Zusammenhang mit den ungarischen Wirren erklären läßt. Der Wiener Hof scheint den energisch geforderten Konzessionen in ungarischen Militärfragen nicht mehr so schroff ablehnend gegenüberzustehen und mußte deshalb den Mann opfern, der seiner ganzen Tradition nach eine derartige Konzessionspolitik nicht einleiten konnte.

Auch in Italien ist die Kabinettskrisis mit der Designierung des Abgeordneten Fortis zum Nachfolger Giolittis noch keineswegs beendigt. Hervorragende Parteiführer der Radikalen, auf deren Mitwirkung ein Ministerium Fortis nicht verzichten konnte, verweigerten ihre Unterstützung. Fortis ist deshalb von der Kabinettsbildung zurückgetreten. Es scheint jetzt, als ob das Ministerium Giolitti einstweilen ohne Giolitti weiter amtieren wird.

In Holland ist der Minister des Aeußern, Baron von Lynden, ganz plötzlich und ohne irgendwelchen sichtbaren Anlaß zurückgetreten. Er hat drei Jahre lang die Würde eines Amtes besessen, dessen Bürde er nicht entfernt gewachsen war. Daß er dem holländischen Ministerpräsidenten Dr. Kuyper ein so überaus bequemer Kollege war, das hielt ihn bisher in seiner Stellung. Nun haben persönliche Differenzen seinen plötzlichen Abgang notwendig gemacht. Die auswärtige Politik Hollands bleibt davon unberührt.

Nach der großen Völkerschlacht von Mukden verfolgen die siegreichen Japaner mit ungewöhnlicher Energie die fliehenden Russen. Wie viel Trümmer von seinem einst so stolzen Heere Kuropatkin oder sein Nachfolger schließlich aus den blutigen und verlustreichen Rückzugsgefechten nach Charbin retten wird, ist noch immer ungewiß, ändert aber auch nichts an der Tatsache, daß nach diesem vernichtenden Schlage das mandschurische Heer Rußlands völlig widerstandsunfähig geworden ist. Inzwischen schreitet auch der Auflösungsprozeß im Innern des Reiches immer weiter fort. Die russischen Kleinbauern, dieser eigentliche Massentypus des russischen Volkes, beginnen aus ihrer Lethargie aufzuwachen und ihre agrarischen Interessen in der rohen Weise, die ihrer Unkultur entspricht, wahrzunehmen. In bewaffneten Haufen ziehen sie auf die großen Güter und verlangen Land, Vieh und Getreide. Wo sie Widerstand finden, schrecken sie vor Mord und Plünderung nicht zurück. Hier und da versuchen verdächtige Gestalten nicht ohne Erfolg diese Bewegung gegen die Bildungsvertreter im Lande aufzuhetzen. Gleichzeitig veröffentlicht Graf Tolstoj ein umfangreiches Schreiben, in dem er den Vorkämpfern der Freiheit, den Arbeitern, Studenten, Advokaten, Aerzten, Adelsherren und Semstwovertretern das Recht abspricht, sich als Volksvertreter zu bezeichnen und vielmehr alles Heil von der durch die Bauern zu erzwingenden Beendigung des Krieges und der Aufrichtung eines anarchistischen Regiments erhofft! Ein hoffnungsloses Tohu wabohu, zu dem die neuauftauchenden Friedensgerüchte und die umstrittenen Nachrichten vorzüglich passen, daß Frankreich die Aufnahme einer weiteren russischen Kriegsanleihe abgelehnt und Rußland Kuropatkin im Oberbefehl durch General Linewitsch und eine ganze Reihe von Großfürsten ersetzt habe.

* * *

Mukden.

Mukden, die alte Grabstätte chinesischer Kaiser, ist zur Grabstätte der russischen Kriegsmacht und vermutlich auch des Zarismus geworden. Es erscheint kaum denkbar, daß der Cäsaropapismus in Rußland jemals wieder „in alter Pracht und Herrlichkeit" aufleben und die geduldigen Untertanen mit den Kulturmitteln der Knute, des Schnapses und der Heiligenbilder in der früheren Weise weiter beglücken wird. Japan hat nicht nur den russischen Militärkoloß ins Wanken gebracht, sondern auch dem russischen Regierungssystem, dieser Mischung von Barbarei, Bureaukratie und Bestechlichkeit, einen gewaltigen Stoß versetzt. Und da dies Regierungssystem die letzte Ursache der äußeren Niederlagen ist, so erscheint es nur logisch, daß gerade die besten russischen Patrioten den Sieg Japans für die notwendige Voraussetzung einer Wiedergeburt Rußlands halten. Ob die furchtbare Lehre, die der Zarismus auf den mandschurischen Schlachtfeldern bekommen hat, schon ausreicht, um innere Reformen an Haupt und Gliedern in Rußland sicherzustellen, ist zweifelhaft. Deshalb können gerade die aufrichtigsten Freunde des russischen Volkes nicht wünschen, daß der Krieg zu Ende geht, bevor sein erzieherisches Ziel völlig erreicht ist und die freiheitlichen Kräfte, die im Innern Rußlands aufgerüttelt sind, hinreichende Macht gewonnen haben, um den alten Absolutismus nicht bloß vorübergehend unschädlich zu machen.

Digitized by Google

Einer ähnlichen Schicksalsprobe wie gegenwärtig ist das russische Regierungssystem nie zuvor unterworfen worden. Als Napoleon I. in Moskau einzog, als französische und englische Truppen Sebastopol eroberten, konnte sich das zarische Selbstgefühl wenigstens damit trösten, daß seine Widerstandskraft den gewaltigsten Mächten der bewohnten Erde unterlegen sei. In dem Kriege gegen Japan aber gibt es für die russischen Machthaber keinen Lichtblick. Zu Wasser und zu Lande hat die russische Großmacht eine Niederlage nach der anderen erlitten. Kein einziger Erfolg ist den russischen Fahnen beschieden gewesen. In jeder Beziehung hat sich die europäische Großmacht gegenüber dem aufstrebenden asiatischen Staatswesen als minderwertig erwiesen.

Seit einem Jahre sind wir genötigt, historische Werte, die man für völlig feststehend hielt, umzuwerten. Daß Asien Europa militärisch Konkurrenz machen könne, wer hätte das vor Jahresfrist für möglich gehalten! Die Ueberlegenheit Europas über Asien in allem, was staatliche Kultur und insbesondere was staatliche Machtentfaltung anlangt, galt als ein Axiom wie die Ueberlegenheit der Kaukasier über die Mongolen, der Christen über die Heiden. Selbst rein soldatische Qualitäten sprach man den Heiden ab: „nur ein guter Christ kann auch ein guter Soldat sein". Jetzt aber zeigen uns Heiden, Mongolen, Asiaten, daß sie nicht nur an kriegerischer Tapferkeit, an patriotischer Aufopferungsfähigkeit, an Begeisterung für staatliche Aufgaben den christlichen Kulturvölkern in keiner Weise nachstehen, sondern daß es ihnen auch gelungen ist, sich mit bewunderungswürdiger Anpassungsfähigkeit in wenigen Jahrzehnten alle modernen Hilfsmittel der Wissenschaft und Technik zu eigen zu machen. Japan ist heute die asiatische Vormacht. Ein neues Kapitel der Weltgeschichte hat begonnen, und die Mandschurei, von der noch vor wenigen Jahren Graf Bülow im deutschen Reichstag als von einem Stück Erdoberfläche redete, das einen ernsthaften deutschen Staatsmann kaum zu interessieren brauche, ist ein historisches Gelände geworden, auf dem Weltgeschichte im allergrößten Stil gemacht wird.

Vor einem Jahrhundert und noch verschiedene Jahrzehnte später konnte man davon reden, daß auf dieser Erde nur Europa politisch in Betracht komme. Dann traten die Vereinigten Staaten von Amerika als neue Großmacht in die Erscheinung, und jetzt, am Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts, erobert sich das asiatische Japan eine Großmachtstellung. Welch eine Veränderung der historischen Maßstäbe! Wie viele alte Vorurteile, traditionelle Vorstellungen, geschichtlich gewordene Machtbegriffe wird man in der nächsten Zukunft noch zu opfern haben!

Nur eine alte Wahrheit ist aufs neue glänzend gerechtfertigt worden: die Ueberzeugung von der Ueberlegenheit fortschrittlicher Kräfte über bloß konservative Staatsmacht. Kein Staat war so sehr der Repräsentant konservativer Verknöcherung wie das absolutistisch-bureaukratisch regierte Rußland, und kein Staat erschien so sehr als der Repräsentant fortschrittlicher Bewegung wie Japan. Der elastische Träger der Fortschrittsidee hat die gewaltigste konservative Macht, der kleine David den Riesen Goliath zu Falle gebracht. Nie hat die moderne Fortschrittsidee einen gewaltigeren Sieg erfochten, nie sich der brutalen äußeren Macht so überlegen gezeigt wie in dem Ringen zwischen Rußland und Japan. Wer sich den Lehren der Geschichte gegenüber nicht völlig stumpf verhält, muß daraus lernen, daß in dem Konkurrenzkampf der Völker nur die Nation zu bestehen vermag, die sich nicht an alte Traditionen, alte Herrschafts- und Abhängigkeitsverhältnisse, alte Wirtschaftsformen klammert und sich auf Bigotterie und Unwissenheit stützt, sondern die bereit ist, alles Ueberkommene steter Kritik zu unterwerfen und jeder neuen gesunden Idee im politischen wie im wirtschaftlichen Leben Tor und Tür zu öffnen. Absolutismus und Konservatismus führen nicht nur zum inneren Verfall, sondern auch zum Verfall der äußeren Macht.

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

XI.

Über nichts kann endlos geredet werden, nicht einmal über das Reichsamt des Innern. Vom 27. Februar bis zum 14. März haben die Verhandlungen darüber, mit kurzen Unterbrechungen, gedauert. Bis zum letzten Tage der Generaldebatte litt die Erörterung unter dem Mangel, der schon am ersten eklatant zutage getreten war, unter der Planlosigkeit. Graf Ballestrem hatte geglaubt, er werde Zeit sparen, wenn keine Trennung nach Materien eintrete, sondern über alles zugleich geredet werden könne. Genau das Gegenteil davon war der Effekt dieser Disposition oder vielmehr dieses Fehlens einer Disposition. Die Debatten wurden grenzenlos lang. Sie wurden manchmal sehr öde. Zahllose Wiederholungen kamen vor. Mancher Redner sprach vier- oder fünfmal. Die Zuhörerschaft im Hause und auf den Tribünen wurde immer spärlicher, die Berichterstattung in der Presse immer knapper. Und, was das Schlimmste war, die persönlichen Anrempeleien nahmen überhand. Die Zänkereien zwischen Dr. Mugdan und der Sozialdemokratie nahmen einen so breiten Raum ein, wie noch kaum je zuvor eine persönliche Auseinandersetzung. Den Anstoß hatte, das läßt sich nicht in Abrede stellen, Dr. Mugdan gegeben. Nachdem der Sozialdemokrat Fräßdorf in sehr maßvoller und sachlicher Weise den Kampf zwischen den Aerzten und den Krankenkassen behandelt hatte, schlug Dr. Mugdan sofort einen so scharf polemischen und so persönlich gegen die äußerste Linke zugespitzten Ton an, daß es begreiflich war, wenn die Rechte ihm immer wieder durch ihren Beifall und durch ihre Reden ihren Dank abstattete, während die Sozialdemokratie natürlich zu den schärfsten und leider manchmal auch recht unschönen Abwehrmitteln griff. Wieviel an den Mugdanschen Vorwürfen gegen einzelne Sozialdemokraten in den Krankenkassen richtig war, ist eine Frage von sehr untergeordneter Bedeutung. In einer Anzahl von Fällen behielt er recht, in anderen Punkten wurde er widerlegt. Jedenfalls blieb seine Behauptung, daß sein Vorbringen die Sozialdemokratie als solche charakterisiere, völlig beweislos. Der Sozialdemokrat Scheidemann parierte den Mugdanschen Angriff sehr wirkungsvoll damit, daß er ohne weiteres zugab, die bürgerlichen Parteien hätten nicht das Privileg auf Fehler und Dummheiten, völlig verkehrt aber sei es, aus etwaigen Mißgriffen bei einem halben Dutzend Krankenkassen Rückschlüsse auf die Tausende von tadellos funktionierenden Kassen zu ziehen. Der unfruchtbare persönliche Streit wurde schließlich so erregt, daß der Präsident gegen beide Teile einschreiten mußte. Das betrübliche Endergebnis des Ganzen war die Tatsache, daß zur hellen Freude der Reaktion eine Unsumme von Erbitterung zwischen zwei Parteien der Linken aufgespeichert blieb.

Nachdem die Generaldebatte über das Reichsamt des Innern so fabelhaft lange gedauert hatte, wurde die Spezialdebatte darüber sowie die Debatte über die Dependenzen des Reichsamts des Innern sehr glatt erledigt. Inzwischen hatten sich nämlich im Seniorenkonvent sämtliche Parteien überraschenderweise dahin geeinigt, daß man trotz alledem und alledem doch den Etat bis zum 1. April unter Dach und Fach bringen wolle. Da hieß es natürlich, rasche Arbeit machen. Mancher, der eigentlich hatte reden wollen, verzichtete aufs Wort. Die anderen faßten sich kurz. Und so kam man schon am Mittwoch zum Etat des Reichskanzlers.

Wieder ging es wie beim Reichsamt des Innern: über alles durfte zugleich gesprochen werden, über innere wie über äußere Politik. Nicht einmal die Russenfrage, die sich an der Hand eines sozialdemokratischen Antrages auf Kündigung des preußischen und bayerischen Auslieferungsvertrages sehr bequem hätte absondern lassen, wurde ausgeschieden. In dem Augenblick, wo diese Zeilen in Druck gegeben werden müssen, läßt sich über die Russendebatte noch kein abschließendes Urteil aussprechen. Festgenagelt werden kann jedoch schon jetzt die Stellungnahme der konservativen Partei. In ihrem Namen sprach Graf Limburg-Stirum, der sich, wohl in Erinnerung an seine einstige Gesandtentätigkeit in Weimar, auf das hohe

Digitized by Google

diplomatische Roß schwang. Er ist natürlich Russenfreund. Das ist sein gutes Recht. Ihm imponieren die Beschlüsse der großen Mehrheit des Reichstags nicht. Das ist auch sein gutes Recht, zugleich typisch für die konservative Wertschätzung des Parlaments. Wenn er jedoch die Regierung direkt auffordert, diese Beschlüsse zu ignorieren und ihnen zum Trotz die Auslieferungsverträge aufrecht zu erhalten, so ist das selbst im Munde eines konservativen Volksvertreters ein starkes Stück. Was hätten wohl die Herren von der Rechten dazu gesagt, wenn man auf der Linken den Reichskanzler ersucht hätte, den Willen der Mehrheit des Reichstages in der Zollpolitik mit Verachtung zu strafen?

Sehr lehrreich war die Haltung der Regierung gegenüber den Resolutionen, die die reichsgesetzliche Regelung der Fremdenpolizei fordern. Der dänische und ein paar polnische Abgeordnete erbrachten überreichliches Material zur Begründung dieses Verlangens. Es liegt ja auch auf der Hand, daß bei der reaktionären Gesamthaltung einer Anzahl der wichtigsten deutschen Einzelstaaten eine kulturgemäße Behandlung der Ausländer nur auf Grund eines Reichsgesetzes zu erreichen sein werde. Aber Graf Posadowsky setzte diesem Ruf nach Gerechtigkeit auch für den Ausländer ein kategorisches „Niemals!" entgegen. Herr Groeber bedauerte das außerordentlich. Er hält ein solches Reichsgesetz für dringend erwünscht. Aber weil die Bundesregierungen dafür nicht zu haben sind, hält man es für zwecklos, für die Resolutionen zu stimmen, die das Gesetz fordern. Eine sehr merkwürdige Auffassung von den Aufgaben der Volksvertretung! Als ob es darauf ankäme, immer nur für die Anträge zu stimmen, die voraussichtlich bald von der Regierung akzeptiert werden, und nicht vielmehr darauf, durch Mehrheitsbeschlüsse die Regierung zu drängen, daß sie auch die Wünsche des Parlaments erfülle, denen sie sich jetzt noch widersetzt. Für die Regierung ist es natürlich von großer Wichtigkeit, zu sehen, wie eine so ausschlaggebende Partei wie das Zentrum sich stellt. Ein Standpunkt von der Art des Groeberschen Quietismus muß sie in ihrem reaktionären Eigensinn geradezu bestärken.

H. v. Gerlach.

Der Ultramontanismus als Weltanschauung.

Unter diesem Titel hat Professor Dr. Leopold Karl Goetz seine im letzten Winter in der „Kölnischen Zeitung" erschienenen Aufsätze jetzt in einer Schrift (VIII und 371 Seiten) gesammelt und erweitert herausgegeben, die nach einer Bemerkung des Vorworts die Vorläuferin eines größeren Werkes über denselben Gegenstand sein soll. Es ist das eine sehr verdienstliche Arbeit, von der zu hoffen ist, daß sie in weiten Kreisen unseres Volkes, bei Katholiken wie bei Protestanten, zur Klärung der Anschauungen beitragen wird. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, unter Vermeidung aller religiösen Polemik den Ultramontanismus lediglich vom politisch-kulturellen Gesichtspunkt auf Grund seiner eigenen Zeugnisse mit der dem Historiker geziemenden Objektivität und Gerechtigkeit darzustellen. Und diese Aufgabe hat er in einer Weise gelöst, für die ihm jeder unbefangene Leser dankbar sein wird; seine Darstellung macht umso tieferen Eindruck, weil sie nur die schlichten Tatsachen selbst sprechen läßt und aller Uebertreibung und leidenschaftlichen Polemik sich enthält; das schließt natürlich nicht aus, daß doch der prinzipielle Gegensatz zwischen dem Wesen des Ultramontanismus und unserer modernen deutschen Kultur allenthalben zum scharfen Ausdruck kommt.

Den Grundgedanken, dessen Ausführung und Begründung alles folgende dient, stellt der Verfasser in dem Satze voran:

„Der Ultramontanismus ist seiner Geschichte nach eine Partei, die, an sich undeutschen Ursprungs, auf romanischem religiösen und kulturellen Boden gewachsen, im Katholizismus von kleinen Anfängen an und unter heftigem Widerstreben der nationaldeutsch gesinnten Katholiken übermächtig groß geworden ist, eine Partei, die, unter Verkennung der besonderen Lage des deutschen Katholizismus in einer konfessionell gemischten Kultursphäre, unter einseitiger Verfolgung romanisch-klerikaler Kulturideale, dabei brutal und skrupellos in der Wahl ihrer Mittel, sich als allein berechtigte Verfechterin des katholischen Kulturideals ausgegeben hat. Es ist eine Partei, der es geglückt ist, sich die äußere Organisation der katholischen Kirche in weitem Umfange dienstbar zu machen, die an geistig minder hohe Instinkte der Masse appelliert hat, dadurch eine religiöse Demagogie großzog, welche feinere Geister abstieß und isolierte, die alle ihr widerstrebenden Katholiken als abtrünnige verketzerte und schließlich doch nicht religiöse Hebung des Katholizismus bezweckte oder erreichte, sondern deren Endziel die kulturelle Beherrschung deutschen nationalen Lebens durch ihr fremdes, romanisches Kulturideal ist."

Daß der Ultramontanismus sich sehr bestimmt vom religiösen Katholizismus unterscheide, dafür werden verschiedene Urteile aus dem Kreise der heutigen „Reformkatholiken" beigebracht; und bestätigen ließe sich dies durch eine Vergleichung des Treibens der heutigen Ultramontanen mit den Ansichten der hervorragenden katholischen Theologen aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, eines Wessenberg, Sailer, Hirscher, Möhler u. a., die als treue Söhne ihrer Kirche zugleich gute Deutsche und hochgebildete Männer waren, und deren Wirksamkeit auf Vertiefung der Religion mittels der modernen Kultur, nicht auf Unterdrückung der letzteren, auf den Frieden zwischen den Konfessionen, nicht auf ihre Verfeindung, auf die Eintracht von Kirche und Staat, nicht auf die Unterwerfung des letzteren unter die römische Hierarchie gerichtet war. Wäre der Ultramontanismus nur eine religiöse Richtung, so wäre kein Grund zu Konflikten mit der heutigen Kulturwelt, die für alle rein religiösen Ueberzeugungen die vollste Duldung zu üben pflegt; wäre er nur eine politische Partei, so wäre er ebenfalls ungefährlich, weil man sich dann mit ihm auf demselben Boden und mit denselben Waffen der ehrlichen politischen Kontroverse wie mit anderen weltlich-politischen Parteien auseinandersetzen könnte; aber eben darin, daß er keines von beiden ist, daß vielmehr die stete Verquickung von Religion und Politik sein eigentümliches Wesen ausmacht, darin liegt seine gefährliche Stärke. Er führt immer das Schlagwort von der „bedrohten Religion" im Munde und bewirkt dadurch, daß große katholische Massen bei den Wahlen für ihn stimmen und seine antinationalen und antikulturellen Herrschaftsgelüste unterstützen, während doch die meisten dieser Wähler im Grunde ganz national fühlen und nur durch die täuschende Maske der bedrohten religiösen Interessen sich verführen lassen, einer Richtung, deren letzte Zwecke sie garnicht kennen, Vorschub zu tun. Diese Täuschung aufzudecken und unsere katholischen Mitbürger darüber aufzuklären, welches die eigentlichen Ziele seien, zu deren Werkzeugen sie sich im Schlepptau der ultramontanen Demagogen mißbrauchen lassen, das ist die Hauptaufgabe der Gegenwart. Und hierfür ist eben das vorliegende Buch ein vorzüglich geeignetes Mittel.

Als das Glaubensbekenntnis der ultramontanen Weltanschauung und Programm seiner antikulturellen Tendenzen wird der bekannte Syllabus des Papstes Pius IX. zugrunde gelegt. Es wird urkundlich nachgewiesen, daß demselben eine autoritative Geltung für die ganze katholische Welt zukommt, und daß auch seine bedenklichsten Sätze, z. B. über die Zwangsgewalt der Kirche gegen Ketzer, trotz aller Vertuschungs- und Abschwächungsversuche der heutigen Zentrumsleute, in der Tat der unzweideutige Ausdruck der Ansprüche sind, die der Ultramontanismus aus der Rüstkammer der mittelalterlichen Theologie wieder hervorgeholt hat, die er zwar zeitweise klüglich — temporum ratione habita — in den Hintergrund stellt, deren künftige Durchführung aber das unverrückt festgehaltene Ziel aller seiner Bestrebungen ist. Das Ergebnis der quellenmäßigen Darstellung und Beleuchtung aller einzelnen Sätze der Encyklika und des Syllabus, deren aufmerksame Lektüre jedem Deutschen, dem die Zukunft unseres Vaterlandes am Herzen liegt, dringend zu empfehlen ist, wird schließlich dahin zusammengefaßt:

„Der Syllabus ist der feierliche Absagebrief an die ganze nichtultramontane Welt; alle staatliche und bürgerliche Kultur, unbeschadet der Richtung, der sie sich zuneigt, verdammt er, soweit sie nicht ultramontan ist."

Digitized by Google

Schon im Frühjahr 1871 hat Fürst Bismarck über die Lehren des Syllabus das Wort ausgesprochen, daß ihre Durchführung zu einer Erschütterung aller weltlichen Staatsgewalt unbedingt führen müsse. Und der berühmte katholische Theologe Döllinger hat im März 1871 geschrieben:

„Dieses System trägt seinen romanischen Ursprung an der Stirne und wird nie in germanischen Ländern durchzudringen vermögen. Als Christ, als Theologe, als Geschichtskundiger, als Bürger kann ich diese Lehre nicht annehmen; als Bürger muß ich sie abweisen, weil sie mit ihren Ansprüchen auf Unterwerfung der Staaten und Monarchen und der ganzen politischen Ordnung unter die päpstliche Gewalt den Grund legt zu endloser verderblicher Zwietracht zwischen Staat und Kirche, zwischen Geistlichen und Laien. Denn das kann ich mir nicht verbergen, daß diese Lehre, an deren Folgen das alte deutsche Reich zugrunde gegangen ist, falls sie bei dem katholischen Teil der deutschen Nation herrschend würde, sofort auch den Keim eines unheilbaren Siechtums in das eben erbaute neue Reich verpflanzen würde."

Diese ernste Warnung des gutkatholischen, aber nicht-ultramontanen Gelehrten ist durch den seitherigen Gang der Dinge in immer bedenklicherem Grade bestätigt worden. Während die Lippen des Zentrums von „Toleranz" überfließen, geht sein ganzes Streben unablässig darauf hin, die Kluft zwischen katholischen und protestantischen Deutschen immer mehr zu erweitern, in allen auch bürgerlichen und gesellschaftlichen Beziehungen die Katholiken von ihren andersgläubigen Mitbürgern streng abzuschließen, alles gemeinsame nationale Fühlen und moderne Denken in ihnen zu unterdrücken und sie zu willenlosen Werkzeugen des romanisch-klerikalen Herrschaftsstrebens zu erziehen. Dennoch geben wir die Hoffnung nicht auf, daß in unseren katholischen Mitbürgern das deutsche Herz zuletzt doch sich regen und der altgermanische Trotz und Freiheitsgeist sich wieder einmal gegen römischen Trug und Zwang aufbäumen werde, daß ihnen die Augen darüber aufgehen werden, wie schnöde man ihr frommes Gefühl für fremdartige höchst unfromme Zwecke mißbraucht habe, und daß sie dann, statt mit den Jesuiten für Rom, mit uns für die großen Kulturgüter der Gegenwart und für die politischen Aufgaben des gemeinsamen Vaterlandes arbeiten werden. Das kann geschehen unbeschadet der Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses, denn die sittlichen Ideale stehen hoch über den Schranken der kirchlichen Bekenntnisse und dienen ebendarum als einigendes Band für die konfessionell gespaltenen Glieder einer Nation. An uns aber wird es sein, diese Wandlung dadurch zu erleichtern, daß wir, ohne die religiösen Gefühle der Katholiken zu verletzen, ihnen vorangehen mit dem Beispiel religiöser Duldung, hingebender Vaterlandsliebe und wahrhaft liberaler Kulturarbeit. Das wäre das Goethesche „Christentum der Gesinnung und der Tat", in dem wir zuletzt uns alle einmütig die Hand reichen und als ein einig Volk von Brüdern verbunden fühlen sollten!

Otto Pfleiderer.

„Amtlich anerkannte Regeln der Technik."

Endlich hat die preußische Regierung auch für die Zukunft der wissenschaftlichen Technik amtliche Vorsorge getroffen! Die Regelung, welche der Kultusminister den allgemeinen Wissensgebieten und insbesondere auch dem Begriffe der akademischen Freiheit zuteil werden lassen möchte, will der Handelsminister der technischen Wissenschaft gleichfalls nicht vorenthalten. Dieses Ziel soll erreicht werden durch Einführung amtlich anerkannter Regeln der Technik, welche zunächst einmal für den Bau und die Anlage von Dampfkesseln in Geltung treten sollen. Daß dieses Beispiel sehr bald auf andere Gebiete der Technik ausgedehnt werden wird, ist mit Sicherheit zu erwarten. Den Anlaß zu dem erwähnten Vorgehen des Handelsministers bot die beabsichtigte Neuregelung der polizeilichen Bestimmungen über die Anlage und den Betrieb von Dampfkesseln, welche gegenwärtig zum zweitenmal die Kommission des Abgeordnetenhauses beschäftigt. Nach den Vorschlägen der Regierung soll nicht nur eine amtliche Kontrolle der zum Kesselbau verwendeten Materialien eingeführt werden, sondern man will auch den Bau von Dampfkesseln nur nach den amtlich anerkannten Regeln der Technik zulassen. Zunächst wäre es nun im Interesse der gesamten Industrie höchst wünschenswert, daß die Neuregelung der erwähnten polizeilichen Bestimmungen der Reichsgesetzgebung überlassen würde, da sonst sehr lästige und erschwerende Ungleichheiten der Ausführung in den einzelnen Bundesstaaten unvermeidlich sind. Sodann aber ist die Aufstellung amtlich anerkannter Regeln der Technik eine solche Ungeheuerlichkeit, daß man Vorschläge dieser Art in einem Gesetzentwurfe nicht für möglich halten sollte. Der geradezu riesige Fortschritt des deutschen Dampfkesselbaues in Verbindung mit den Leistungen des Maschinenbaues ist nicht etwa der amtlichen Mitwirkung, sondern einzig und allein der freien Initiative der Industrie zu verdanken. Immer und auf allen Gebieten sind die Behörden mit ihren Vorschriften dieser industriellen Initiative nachgehinkt, nur der eigenen Tätigkeit der Industrie ist die im letzten Jahrzehnt enorm gestiegene Ausfuhr von deutschen Dampfkesseln aller Art zuzuschreiben. Sogar für englische Kriegsschiffe sind Dampfkessel deutscher Konstruktion zur Verwendung gekommen. Für die Qualität der zum Kesselbau verwendeten Materialien hat die beteiligte Industrie unter Mitwirkung wissenschaftlich technischer Vereine und Gesellschaften die sogenannten Würzburger und Hamburger Normen aufgestellt, welche sich ganz allgemein ohne irgendwelchen Eingriff staatlicher Organe in der deutschen Kesselindustrie eingeführt haben. Das allgemeine Vertrauen in die zweckmäßige Handhabung dieser Normen ist so berechtigt und eingebürgert, daß keine amtliche Kontrolle der zum Kesselbau verwendeten Materialien gleich zuverlässig und den Bedürfnissen der Industrie entsprechend zu arbeiten vermöchte. Wozu soll also eine amtliche Kontrolle dienen, die der Industrie im besten Falle nur unnötige Schwierigkeiten und Kosten bereiten würde? Sollen durch eine polizeiliche Bevormundung die großen Schädigungen noch erweitert werden, die dem deutschen Kesselbau und der Maschinenindustrie durch die neuen Handelsverträge zugefügt worden sind? Die in vergangener Woche in Berlin stattgefundene Hauptversammlung des Vereins deutscher Maschinenbauanstalten hat sich über die Handelsverträge sowohl als auch über die amtliche Kontrolle der Kesselbaumaterialien mit solcher Schärfe und in so unzweideutiger Weise ausgesprochen, daß dem preußischen Landtag nur die Abweisung der neuen Polizeivorschriften dringend empfohlen werden kann.

Am meisten wundert man sich in industriellen Kreisen darüber, daß der preußische Handelsminister als früherer Industrieller gerade dieser Branche nicht darüber unterrichtet ist, daß die durch den Aufschwung der Industrie als mindestens völlig überflüssig erwiesenen polizeilichen Eingriffe dem deutschen Gewerbe nur schaden können. Und wenn selbst dem Industriellen Möller in seinem etwas entlegenen Brackwede die überaus nützliche Wirkung der aus der Mitte der Industrie hervorgegangenen Materialnormen entgangen sein sollte, so müßte doch der preußische Handelsminister Möller über diese wichtigen Vorgänge informiert sein. Anscheinend aber geht es hier ebenso wie bei dem letzten Bergarbeiterstreik, den man, statt frühzeitig seine Ursachen und die Anfänge der berechtigten Bewegung zu ergründen, amtlich erst nach dem Ausbruch in ganz unzureichender Weise zu studieren anfing.

Und nun erst die „amtlich anerkannten Regeln" der Technik! Wer auch nur die allergeringste Vorstellung vom industriellen Leben und von den inneren Gründen seiner Entwicklung hat, kann sich leicht das Bild ausmalen, welches unter einem solchen Regime aus der Industrie entstehen müßte. Jede Verbesserung einer Kesselkonstruktion, jede zweckmäßige Erfindung würde von der Erteilung des amtlichen Stempels abhängen, die wissenschaftlich-technische Forschung, der das Deutsche Reich ganz vorzugsweise seine industrielle Bedeutung verdankt, würde völlig lahmgelegt werden. Sogar Rektor und Senat der Technischen Hochschule in Charlottenburg haben sich in einer Eingabe gegen die Einführung amtlich anerkannter Regeln der Technik ausgesprochen, obgleich sie in der nahe

Digitized by Google

verwandten Frage der akademischen Freiheit anscheinend nicht die wünschenswerte scharfe Opposition zu machen gewillt waren. Und doch würde eine solche Opposition die Beamten nicht so sehr heruntergesetzt haben, wie sie den Stand der akademischen Lehrer gehoben hätte! Auch der halbamtliche Verein zur Beförderung des Gewerbefleißes in Preußen hat in seiner letzten Sitzung die amtlich anerkannten Regeln entschieden verworfen. Es ist außerdem Hoffnung vorhanden, daß noch zahlreiche andere Gremien, denen die Erhaltung der freien wissenschaftlich-technischen Tätigkeit am Herzen liegt, in gleicher Weise sich gegen die beabsichtigte Knebelung der Industrie energisch aussprechen werden.

An dieser Stelle kommt es noch darauf an, auf das Gemeinsame in dem Vorgehen des Kultusministers und des Handelsministers hinzuweisen. Das Verhalten des Kultusministers in der Frage der akademischen Freiheit, in den kommunalen Schulkonflikten und bei dem in Aussicht stehenden Schulgesetz paßt durchaus zu dem Vorschlage des Handelsministers, amtlich anerkannte Regeln der Technik als Richtschnur für die Industrie festzulegen. Nur mit großer Besorgnis kann man unter solchen Umständen an die praktische Gestaltung des Landesgewerbeamtes durch den gegenwärtigen Handelsminister denken, welcher bemüht sein wird, das technische Mittelschulwesen nach ähnlichen Grundsätzen zu überwachen. Auch hier wird Jochen Nüßler recht behalten: „'t is all so, as dat Ledder is."

J. Kollmann.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Das ängstliche Kapital.

Die Nervosität und Aengstlichkeit des Kapitals ist sprichwörtlich. Aber das Sprichwort muß revidiert werden! Nie hat das Kapital soviel Anlaß gehabt nervös zu werden, wie in der Zeit des russisch-japanischen Krieges, und nie hat es sich dickfelliger gezeigt als während dieser aufregenden Geschichtsperiode. Die englischen Konsols fielen im ersten Jahre des Burenkrieges um 25 Prozent, die russische Rente im verflossenen Jahre nur um halb so viel.

Als die Japaner den Russen die ersten Niederlagen zur See beibrachten, tröstete sich das in russischen Werten angelegte Kapital damit, daß die Russen zu Lande alsbald die Schlappe zur See wieder gutmachen würden. Dann erlitt Rußland auch zu Lande eine Niederlage nach der anderen. Aus jeder Niederlage schöpfte das Kapital die Hoffnung, daß nunmehr Japan von den beständigen Siegen ganz erschöpft sei, das Schicksal müsse sich deshalb bald zu Rußlands Gunsten wenden. Inzwischen ist zwar die Hoffnung, daß Rußland siegreich bleiben werde, völlig geschwunden. Aber nun kommt ein neuer Trost auf: Rußland muß jetzt, so heißt es, Frieden schließen, und wenn Rußland nur erst Frieden geschlossen hat, dann ist auch die Gefahr vorüber, daß es einmal die Coupons seiner Renten nicht einlöst. Zwar mehren sich die Unruhen im Innern Rußlands, ein Großfürst wird ermordet, friedliche Arbeiter werden zu Tausenden niedergeschossen, Arbeiterausstände, Bauernunruhen, Plünderungen, Massakres nehmen zu, aber das Kapital bleibt hoffnungsfreudig. Je schlimmer sich die Dinge gestalten, umso weniger kann der jetzige Zustand aufrecht erhalten bleiben, Rußland ist jetzt bereits so krank, daß es nur noch besser werden kann. Der Kurs der russischen Rente steht fester als die russische Armee und der russische Zarenthron, — eine sonderbare Illustration zur Lehre von der „Aengstlichkeit des Kapitals"!

Oder zeigt vielleicht gerade diese allen Grundsätzen der Börsenlogik hohnsprechende Festigkeit des Kurses der russischen Rente die Angst des Kapitals, die Angst vor der Panik, die ausbricht, wenn der Kurs erst einmal ins Rutschen kommt? Die Panik muß um jeden Preis verhindert werden, deshalb d a r f der Kurs nicht sinken, deshalb m u ß man der russischen Regierung immer wieder neue Hunderte von Millionen borgen, damit sie wenigstens die Coupons der früheren Anleihen einlösen kann. Frankreich und Deutschland bringen das nötige Geld auf, um die Zahlung der Zinsen für das Geld sicherzustellen, das man früher geliehen hat.

Glückliches Rußland! Hätte es nicht rechtzeitig fremden Nationen soviele Milliarden seiner eigenen Schulden aufgehalst, würde es nicht soviel Bereitwilligkeit im Auslande finden, um neue Anleihen unterzubringen. Rußland kann heute drohen: Pumpt ihr mir nicht weiteres Geld, so räche ich mich dadurch, daß ich auch die Zinsen für das, was ihr mir früher geborgt habt, schuldig bleibe. Wer möchte noch an der Weisheit des alten Studentenverses zweifeln:

„Schulden, Weiber, Suff
Verderben leicht den Ruf,
Hat man erst den Ruf verloren;
Lebt man gänzlich ungeneren!"

Junius.

Aus unserm Zitatenschatz.

15. Mai 1855 . . . . .

„Die Uniform des Kaisers Nikolaus ist in Prozession in die Kirche zu Brandenburg getragen worden, zur höchsten Entrüstung aller Verständigen. Manteuffel, der dabei sein mußte, gesteht, daß er innerlich empört war. Einer der Führer der katholischen Partei in der Kammer äußerte laut: Da hätten die Protestanten einen großen Lärm gemacht über den heiligen Rock, und nun trieben sie selber Abgötterei mit den Kleidern des Kaisers Nikolaus."

Russische und deutsche Zustände im Frühjahr 1855. Briefe und Tagebuchblätter 1834 bis 1857. Von Th. von Bernhardi. Seite 229.

Jean Jaurès und seine sozialistische Geschichte der französischen Revolution.

In ihrem achtundvierziger kommunistischen Manifest haben Marx und Engels aufs witzigste diejenigen ihrer früheren Genossen verspottet, die, auf die „Einseitigkeit" des praktischen französischen Sozialismus verächtlich herabsehend, sich selbst für die Vertreter des einzig wahren „deutschen Sozialismus" hielten. Seitdem ist ein halbes Jahrhundert verflossen. Wer kennt heute noch die „wahren Sozialisten" aus vormärzlicher Zeit und ihre „paar elenden knöchernen Wahrheiten?" Diese sind längst vergessen oder von der Geschichte als „historische Mißverständnisse" gebucht. Ob aber die heutigen deutschen „Unentwegten" für Ziele und Entwicklung des französischen Sozialismus mehr Verständnis als jene besitzen, dürfte nach den Vorgängen auf dem Amsterdamer Kongreß in Zweifel gezogen werden. Hat doch Bebel die Anerkennung gewisser, in Deutschland allenfalls vollgültiger Prinzipien sozialistischer Taktik, als ein für die Parteizugehörigkeit absolut notwendiges Moment erklärt und somit dem Versuch von Jaurès, die sozialistischen Kräfte aller Fraktionen in Hinblick auf ein gemeinsames Endziel zu konzentrieren, die Spitze abgebrochen. Das „historische Mißverständnis" ist, „mutatis mutandis" neu aufgelegt worden von denen unter den deutschen Sozialisten, welche die Methode in der Durchführung der von Jaurès für Frankreich aufgestellten sozialpolitischen Forderungen nicht der Einsicht ihres Führers anheimgeben wollten.

Digitized by Google

Wir wissen, daß die Zersplitterung der französischen Arbeiterbewegung nicht lediglich auf die sozial-ökonomische Gliederung des Landes zurückzuführen ist, in welchem die Bedeutung des industriellen Proletariats, des Kleinbürgertums und der Bauernschaft sehr verschieden ist. Hier hat vielmehr die allgemeine Politik zu Spaltungen innerhalb der Parteien Gelegenheit gegeben und zur Bildung der sogenannten possibilistischen Fraktion geführt. Der Fall Dreyfus, bei dem die Vertreter des radikalen Sozialismus sich vorsichtig berechnend zurückhielten, Jaurès hingegen mit dem Mut der Ueberzeugung für die gerechte Sache kämpfte, der Eintritt des Sozialisten Millerand in das Kabinett Waldeck-Rousseau, haben diese Spaltung vertieft. Wenn es trotzdem hat geschehen können, daß die Sozialisten von einer starken zu einer ausschlaggebenden Minorität innerhalb des französischen Parlaments geworden sind, so ist dies lediglich den Bestrebungen des Mannes zu danken, der im Kampfe gegen den Kapitalismus die Allianz des Proletariats mit der republikanischen Demokratie geschlossen hat. Um sie zu verwirklichen, bedurfte es einer Persönlichkeit von hervorragender geistiger Bedeutung. Ihr Leiter mußte Fühlung haben mit der arbeitenden Klasse und zugleich mit der intellektuellen Jugend, d. h. derjenigen Generation, die heute die Summe des französischen Geisteslebens repräsentiert.

Wer die Reden von Jaurès gelesen hat, kann sich einen Begriff machen von dem Einfluß eines Mannes, der nicht nur der beredteste Parlamentarier, sondern auch einer der gebildetsten Leute von Frankreich ist. Sein Talent erscheint als das reinste Muster jener lateinischen Beredsamkeit, die, bei vollkommener Beherrschung des Gedankens und der Form, von einem natürlichen Enthusiasmus getragen ist, der sich unmerklich dem Hörer mitteilt. Der Zauber seines bald belehrend fesselnden, bald gemütlich überzeugenden, bald dichterisch ergreifenden Worts kann unwiderstehlich sein. Seine Gesten sind gebieterisch. Seine Stimme ist von Erz. Wenn Jaurès, auf der Tribüne stehend, bei dem Worte „Reaktion" auf den Boden weist, dann folgen Tausende von Augen spähend seiner Bewegung, und tausend Ohren vermeinen das Reptil zischen zu hören, dem der Redner den Kopf zertreten will. Man erzählt, daß es letzthin einem verhärteten Reaktionär mit Jaurès erging, wie weiland Mme. de Staël, als sie Mirabeau, den Gegner ihres Vaters, sprechen hörte. Sie war in die Nationalversammlung gegangen, um den großen Feind noch besser hassen zu lernen; je länger sie ihn anhörte, um so mehr schwanden aber ihre feindlichen Gefühle, und als seine feurige Rede die höchsten Flammen schlug, — „da lag Mme. de Staël weit hinausgelehnt über die Balustrade und applaudierte wie toll".

Daß eine temporäre Koalition zwischen dem Proletariat und der „denkenden Bourgeoisie" nicht als willkürliche Fraktionspolitik angesehen werden dürfe, daß sie in der demokratischen Republik Frankreich, dem Vaterlande der Menschenrechte, der großen Revolution, der Februartage, ihre historische raison d'être habe, ist von Jaurès in seiner Antwort an Bebel dargetan worden. Eine wissenschaftliche Begründung erhält sein Parteistandpunkt in der „Histoire socialiste",*) deren erste Bände jetzt vorliegen. Das umfassende, mit zahlreichen aus der Revolutionszeit stammenden Illustrationen ausgestattete Werk, darf auf eingehendes Interesse Anspruch erheben. Es ist als eine populäre Geschichte des Sozialismus geplant, die von der französischen Revolution bis zum Ende des 19. Jahrhunderts fortgeführt werden soll, und zwar unter Mitarbeiterschaft von Leuten wie Fournière (Zeitalter Louis-Philippes), Millerand (1848), Lucien Herr nnd Charles Andler (zweites Kaiserreich) u. a. m. Die soziale Bilanz des 19. Jahrhunderts hat Jaurès sich vorbehalten, in dem Schlußbande zu ziehen.

* * *

Es ist zum historischen Gemeinplatz geworden, die große Revolution als ein Werk bourgeoiser Ideologen hinzustellen, die, nach dem Ausspruche Taines „von dem Hochmut der Adligen gelitten, Jean Jacques gelesen hatten und Jakobiner geworden waren". Man hat immer wieder auf den kleinbürgerlichen Charakter der Revolutionsmänner hingewiesen und — in der offenbaren Absicht den Sozialismus mit seinen Anfängen zu brouillieren — zum Belege für diese Auffassung vorzugsweise diejenigen Bestimmungen der revolutionären Wirtschaftspolitik herausgesucht, welche prinzipiell dem kommunistischen Ideal zuwiderlaufen. Historiker der äußersten Linken wie Louis Blanc sahen in der revolutionären Bourgeoisie vornehmlich die Vertreterin des ökonomischen Individualismus. Seine Girondisten waren Voltairianer und Physiokraten, indes die Montagnards die Interessen des Volks im Sinne der Rousseauschen Gleichheit und Brüderlichkeit verfochten — der Kampf zwischen den Gemäßigten und den Jakobinern also auf einen Kampf der Bourgeoisie gegen das Volk hinauslief. Jaurès, als Schüler Marx', unternimmt es, die letzten treibenden Ursachen der großen Umwälzung auf dem Gebiete des wirtschaftlichen Lebens, der Produktionsweise, zu finden, die Zeit im Lichte der materialistischen Geschichtsauffassung zu betrachten. Er erkennt also in der zeitweiligen Vorherrschaft der Bourgeoisie eine durch die ökonomische Entwicklung Frankreichs bedingte Erscheinung — eine unvermeidliche Durchgangsform in der sozialen Evolution, welche die darauf folgende kommunistische Form vorbereiten muß. Da Jaurès aber als Philosoph und einstiger Schüler der Ecole Normale gelernt hat, daß neben der Tatsache die entwickelte, methodisch gefestigte Idee für den Fortschritt der Wissenschaft wie der Menschheit unentbehrlich ist, so hat er denn auch den „ideologischen Formen" des großen Konflikts vollauf Rechnung getragen. „Sozialismus ist höchster Idealismus," schrieb er letzthin in einem Artikel der „Humanité". Wie der Idealist im täglichen Leben so gut wie im Staatsleben als Träger des revolutionären Gedankens bestellt ist, so wird auch seine Forschung einen revolutionären Charakter tragen, jedesmal, wenn der Zweckgedanke neben die Kausalbetrachtung tritt.

Sind die Männer von 1789 und 1791 so gut wie die von 1792—1794 wirklich die unpraktischen Doktrinäre gewesen, zu denen man sie mit Vorliebe stempelt? Hat die klassische französische Bildung wirklich den verderblichen Einfluß auf die Geister geübt, den Taine betont, sie an Abstraktionen, Verallgemeinerungen, leere Deklamation gewöhnt, und von der Betrachtung des praktischen Lebens abgewendet? Zur Beantwortung dieser Frage zieht er, der Verfasser, das zum Teil noch unerforschte Material der „Cahiers" des dritten Standes heran, mit deren Ausführung dessen Vertreter in der Konstituante betraut waren. „Ich kenne," sagt er, „nichts Vollständigeres, Solideres, Substantielleres als diese Cahiers des dritten Standes . . . Man kann ihnen unzählige, alle Einzelheiten des sozialen Lebens betreffende Angaben entnehmen." In der Tat entrollt er aus ihren Forderungen heraus ein lebendiges und lehrreiches Bild des vorrevolutionären Frankreichs, seiner bäuerlichen Zustände, der Anfänge intensiver Landwirtschaft, der Konflikte im ländlichen Gemeindeleben, der bürgerlichen Grundbesitzerwerbungen auf dem plaiten Lande. Vorausgegangen ist eine Darstellung der Handelsverhältnisse in den großen Hafenstädten, des Aufblühens der industriellen Unternehmungen, der bürgerlichen Grundstückserwerbungen in den Städten. Jaurès zeigt, wie die französische Bourgeoisie auf der Höhe ihrer sozialen Reife angelangt, zum Bewußtsein ihres Reichtums, ihres Einflusses, ihrer Entwicklungschancen gekommen ist. Mit ihren Forderungen identifizieren sich die noch unbewußten, unformulierten Ansprüche des vierten Standes. Am Vorabende der Revolution richten sich Mißtrauen, Haß, Empörung der arbeitenden Klasse nicht gegen den bürgerlichen Arbeitgeber, sondern gegen die Willkür der Regierung, den städtischen und ländlichen Adel, der hier den Armen mit Steuern belastet, dort den Landmann mit ungerechten Fronen drückt. Da die Bourgeoisie politische Freiheiten anstrebt, die Demütigung der privilegierten Klassen, eine bessere Ueberwachung der Verwaltung ins Auge faßt, so verschmilzt der revolutionäre Haß der Besitzlosen mit dem revolutionären Ehrgeiz der Besitzenden. In Marseille bilden zur Zeit des ersten Auftretens Mirabeaus reich und arm eine Partei gegen den Adel. Hier hat Mirabeau zuerst den Begriff der Einheit der

*) Histoire Socialiste (1789—1900) sous la direction de Jean Jaurès. I. La Constituante, II. La Législative, III. et IV. La Convention, par Jean Jaurès. Paris. Publications Jules Rouff et Co.

Digitized by Google

arbeitenden Klasse gegenüber der nicht produzierenden Minorität Ausdruck gegeben mit den Worten: „Verachtet nicht das Volk, welches, um erschrecklich zu werden, nur unbeweglich zu sein brauchte" — eine Art prophetischer Vorahnung des Ausstandes. An den großen „Tagen" der Revolution, beim Sturm auf die Reveillonsche Fabrik, bei der Einnahme der Bastille, den Straßenaufständen, zeigt sich der wohlgekleidete Bürger neben dem Mann aus dem Volke. In der Versammlung wie auf der Gasse bahnt der Bourgeois die Bewegung an, die sich allmählich den unteren Bevölkerungsschichten mitteilt, das Interesse des Volks an den politischen Tagesereignissen schärft, sein Klassenbewußtsein unmerklich weckt. Die Zeitgenossen wissen von dem Fieber zu melden, das den Arbeiter erfaßte, aus der Werkstatt trieb, zur Diskussion der schwebenden Fragen auf offener Straße anregte. In der Petition auf dem Marsfelde wird das Volk sein erstes „Referendum" abgeben.

Konnte die Nationalversammlung ein Werk hinterlassen, das trotz der Mängel, die ihm, wie jedem Menschenwerk anhafteten, noch heute mit dem von ihm aufgestellten Prinzip der Gleichheit den Eckstein der staatlichen Einrichtungen Frankreichs bildet, so ist dies auf die klare, präzise Fassung des Programms der Generalstaaten zurückzuführen. Sie hat dasselbe in dem beschränkten Maße realisiert, wie es die politischen Verhältnisse der Zeit erlaubten. Die Bande, welche die Konstitution von 1791 noch an verjährte Einrichtungen fesselten, sind dann von der Legislative durchschnitten worden, aus der die Demokratie gefestigt und freier in ihren Bewegungen hervorgeht.

Sehr lehrreich sind die Ausführungen des Verfassers hinsichtlich der wirklichen Expropriation des Feudalismus. Jaurès zeigt, daß diese sich durchaus nicht mit einem Schlage vollzogen hat, daß sie vielmehr nur langsam und unter dem steten Druck der Bauernschaft auf die Vertreter des dritten Standes in der gesetzgebenden Versammlung erreicht worden ist. Die Konstituante hatte in der denkwürdigen Nacht des 4. August zwar die pekuniären Lasten aufgehoben, die den bäuerlichen Besitz zugunsten des adligen Herrn drückten. Ueberall dort aber, wo die Feudallasten sich im Laufe der Jahrhunderte in einen Kontrakt verwandelt hatten, war der status quo erhalten geblieben. Das Werk der effektiven Befreiung von allen jenen Lasten hat sich also nur langsam und Stück für Stück vollzogen — so wie sich im Sinne des Verfassers die Expropriation des Kapitalismus einst vollziehen dürfte.

Hat man die Leute, die so große soziale Umwälzungen anzubahnen wußten, des unfruchtbarsten Doktrinarismus beschuldigt, so ist den aus der Revolution hervorgegangenen sogenannten utopistischen Kommunisten, den Babeuf, Fourier, Buonarotti, gleicher Vorwurf noch weniger erspart geblieben. Es ist ihnen immer wieder nachgesagt worden, daß sie ihre Systeme zur Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände nicht an ökonomische, aus der Beobachtung der Realität geschöpfte Voraussetzungen geknüpft hätten, sondern bei ihrer Aufstellung einzig von intellektuellen und sittlichen Prämissen ausgegangen seien. Selbst Marx nannte sie Phantasten, die „zum Aufbau ihrer spanischen Schlösser an die Philanthropie der bürgerlichen Herzen und Geldsäcke appellieren mußten".

Dieser Auffassung tritt Jaurès entgegen, indem er an der Hand bisher noch unbenutzter Publikationen aus den Jahren 1790—93 zeigt, daß es noch vor Fourier sogenannte utopistische Weltverbesserer gegeben hat, die genau die wirtschaftliche Lage des Lohnarbeiters gekannt haben. Unter anderen führt der Verfasser die „Klagen eines passiv dekretierten Staatsbürgers gegen einen aktiv dekretierten an", die um 1790 in der Industriestadt Lyon erschienen, den Widersinn zwischen den Menschenrechten und dem oligarchischen Wahlsystem aufdecken und das Problem des Besitzes mit einer Kühnheit angreifen, die der Proudhons gleichkommt. In einer zweiten Broschüre, die mitten in der großen Nahrungsmittelkrisis von 1792 geschrieben wurde, geht derselbe Autor Lange oder L'ange, von dem Gesichtspunkt aus, daß die Nahrungsmittelpreise nicht nach den Forderungen der Verkäufer, sondern nach den Mitteln des Kaufenden in freien Vereinigungen geregelt werden sollen, die Zahlungsmittel wiederum durch ein gleichwertiges Maß von Arbeit aufgebracht werden müssen. Sein System enthält im Keime die wesentlich praktische Idee der Konsumvereine und erinnert in den Umrissen an das freie Assoziationswesen Fouriers. Ungefähr um dieselbe Zeit werden babouvistische Velleitäten laut, und zwar in Form von Vorschlägen, durch Güterverteilung und Taxation der Nahrungsmittelpreise dem Notstand abzuhelfen. Jaurès weist um das Jahr 1792 die ersten Versuche der Demokratie nach, alle Werte mit Beschlag zu belegen, eine Art von Sozialisation des Austauschs herbeizuführen, die zugleich kommunistisch, demokratisch, staatlich und zentralisiert wäre. Er hat hier die Doktrin Harmands im Auge, die im September 1793 in dem Dekret der Maximalpreise für primäre Lebensbedürfnisse zur Ausführung kam.

Bekanntlich haben selbst die fortgeschrittensten unter den Demokraten des Konvents Vorschläge auf Teilung des ländlichen Grundbesitzes, wie das Projekt Momoros, entschieden abgelehnt. Leute wie Danton haben damals eingesehen, daß jeder solcher Versuch nur der Gegenrevolution Vorschub geleistet hätte. Inmitten der bürgerlichen Revolution galt es, die durch sie heraufgekommene Gesellschaft zu stützen, nicht eine neue kommunistische Revolution zu antizipieren, deren „Formel zur Stunde niemand wußte, und die kein Stand auszuführen fähig gewesen wäre". Die Frage des ländlichen Grundbesitzes gibt Jaurès Gelegenheit, seinen diesbezüglichen politischen Standpunkt zu begründen, der nicht nur auf die Arbeiter der Fabrikstädte, sondern auf die zahlreichen kleinen bäuerlichen Grundbesitzer Rücksicht nehmen, den industriellen Kommunismus und den bäuerlichen Individualismus nebeneinander gelten lassen muß. Uebrigens hat selbst ein sozialistischer Doktrinär wie Guesde sich 1894 auf dem Parteitage in Tours dazu verstehen müssen, in dem Agrarprogramm den Marxismus praktisch aufzugeben.

Schon in dem ersten Bande, der Geschichte der Konstituante, hat Jaurès eingehende und lehrreiche Forschungen darüber angestellt, zugunsten welcher Kategorie von Staatsbürgern sich der Verkauf der nationalen Besitztümer bei Beginn der Revolution vollzogen habe, ob zugunsten der Bourgeoisie oder des Bauernstandes. Wenn nicht geleugnet werden kann, daß der zahlungsfähige Bourgeois damals den größeren Teil des veräußerten Grund und Bodens erstanden hat, so ist damit für den Verfasser eine gänzliche Schmälerung des kleinen Mannes noch nicht bewiesen. Der geldbedürftige Staat hat letzterem vielmehr nach Kräften den Ankauf kleiner Grundbesitztümer ermöglicht, und die Zahl der in der Revolutionszeit erworbenen bäuerlichen Güter ist nicht unbeträchtlich. Als nach der Restauration, sagt Jaurès, der Adel heimkehrte und seine Domänen mit Hilfe der Milliarde der Emigrés oder auch durch reiche bourgeoise Heirat wieder an sich brachte, fand er in den isolierten Kleingrundbesitzern den alten Feind, die Revolution auf dem eigenen Boden vor.

An den Begriff des beweglichen sowie des unbeweglichen erworbenen Eigentums hat die Revolution also nicht gerührt. Kann es wundernehmen, wenn die Leute von damals den Besitz von ihrem individualistischen Standpunkt aus als eine „Garantie der Persönlichkeit auffaßten?" Sie waren Kinder ihrer Zeit. Ueber dieselbe hinauszusehen, war nur wenigen beschieden. Unter diese wenigen rechnet der Verfasser Lepelletier de St. Fargeau, Harmand, Billaud-Varennes, die ihre Pläne kommunistischen Erziehungswesens und kommunistischer Verteilung der Nahrungsmittel sowie des Erbeigentums scheitern sahen. Andere, die wie Jacques Roux, Babeuf, Buonarotti, die letzten Konsequenzen gezogen, „das Kind beim Namen genannt haben", sind, wie nicht anders zu erwarten stand, über Bord geworfen worden.

Als Kinder ihrer Zeit und Individualisten haben die revolutionären Demokraten auch die Tragweite des Gesetzes gegen die Koalitionsfreiheit, jener loi Chapelier verkannt, die sechzig Jahre lang auf dem französischen Proletariat gelastet hat. Sie haben in den Zünften und Genossenschaften eine Gefahr für die Freiheit der Persönlichkeit gesehen. „Individuum und Staat." Was dazwischen lag, war ihnen vom Uebel. Die Verfechtung der ökonomischen Volksinteressen sollte überdies bald genug von den Revolutionären der städtischen Sektionsversammlungen vindiziert werden.

Digitized by Google

Wir haben uns bei Betrachtung des Jaurèsschen Buches an diejenigen Seiten gehalten, wo vom Sozialismus gehandelt wird. Hier liegen auch die Grenzen der materialistischen Geschichtsauffassung im Sinne Marx', nach der die ökonomische Entwicklung eines Volks, wo sie mit der Tradition in Widerspruch gerät, notwendig aus sich heraus die neuen Institutionen der neuen Gesellschaft erzeugt. Jenseits dieser Grenzen beginnen die sogenannten ideologischen Formen des Konflikts sich zu betätigen. Die menschlichen Vorstellungen von dem, was an die Stelle des Gewesenen gesetzt werden soll, treten in den Vordergrund. Mit ihnen greifen aber auch menschliche Leidenschaften und Irrungen bestimmend in den Gang der Ereignisse ein. Die Persönlichkeiten und die von ihnen heraufbeschworenen Konflikte, welche so düstre Schatten auf das Andenken der Revolutionszeit geworfen haben, erhalten von dem Verfasser eine naturgemäß subjektive Beurteilung. Der Verfasser ist Idealist und Sozialist. Selbst dort, wo das große Schauspiel zur Tragödie wird, verläßt ihn nicht der leidenschaftliche Glaube an die höhere Idee. Mancher Leser wird dem Autor hier nicht folgen wollen. Er wird meinen, daß das Maß der Errungenschaften nicht im Verhältnis zu den aufgebrachten Opfern stehe. Diesen Leser möchten wir an das erinnern, was F. A. Lange in seiner „Arbeiterfrage" den Kleinmeistern der Geschichte zuruft, daß nämlich „selbst tausendfältiges Mißlingen dessen, was werden soll, schließlich nur den Grundzug des Schaffens und Vernichtens in einer besonderen Form seiner Erscheinung darstellt". Und hat nicht auch Fichte, der Mann, der zuerst die soziale Frage in Deutschland anregte, diesen Standpunkt vertreten? „Nein," so schreibt er in seinem Beitrag zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die französische Revolution, „nein, verlaß uns nicht heiliges Palladium der Menschheit, tröstender Gedanke, daß aus jeder unserer Arbeiten und jedem unsrer Leiden unserm Brudergeschlechte eine neue Vollkommenheit und eine neue Wonne entspringt, daß wir für sie arbeiten und nicht vergebens arbeiten; daß an der Stelle, wo wir uns jetzt abmühen und zertreten werden, und — was schlimmer ist als das — gröblich irren und fehlen, einst ein Geschlecht blühen wird, welches immer darf, was es will, weil es nichts will, als Gutes."

Paris. J. C. von Eckardt.

Zum Bilde Ludwig Feuerbachs.

Bei Bruckberg lag das alte Rokokoschloß, das nunmehr einer Porzellanfabrik als Unterkunftsstätte diente. In dem abgelegenen Flügel des weitläufigen Gebäudes aber hauste mit Frau und Kind ein junger Gelehrter. Wurde es Sommer, so bezog er das Turmgelaß, in dem seine Bibliothek Aufstellung gefunden. Kein Laut drang zu ihm als das Zwitschern der Schwalben oder das Pochen der Stare an den Bäumen. Trat er an das Fenster, so breitete sich eine fruchtbare Landschaft vor seinen Füßen aus, mit sanften Erhebungen, mit Waldes- und Wiesengrün. Das Schloß selbst war parkumgeben. Nicht fehlte es an einem Karpfenteich, an Gemüse- und Obstgärten, und an versteckter Stelle lag eine von Fliederbäumen, Akazien und Lärchen umgebene, mit Epheu und Immergrün bewachsene Laube. Wurden die Tage heiß, so kehrte der junge Gelehrte mit Büchern und Papier dort ein.

Er suchte die Einsamkeit, und er fand sie. Niemand durfte seine Kreise stören, von niemand wollte er sich abhängig wissen. Sein Zimmer räumte er selbst auf, er heizte den Ofen und machte sein Bett. Alles bot den Anblick peinlichster Ordnung. Jeder Verweichlichung war er abhold. Vom frühen Morgen an trug er Stiefel, in der kurzen, zugeknöpften Joppe saß er über seinen Büchern, ging er zu weiten, einsamen Wanderungen aus. Ein Glas kalten Wassers war tagsüber sein Getränk. Mit dem Schlage der Uhr machte er sich an seine Arbeit, legte er die Feder nieder. Größte Pünktlichkeit war ihm Lebensbedingung. Der junge Gelehrte, der solcherart in der Einsamkeit saun und schuf, war Ludwig Feuerbach.

Feuerbachs Ruhm war bereits über Deutschlands Grenzen hinausgedrungen, als eines Tages ein Student, dessen Herz und Hirn Philosophie und Poesie umstritten, ohne daß eine der andern vorerst den Vorrang hätte abgewinnen können, an das Bruckberger Schloßportal pochte. Ausgerüstet war der Studiosus mit einem Empfehlungsschreiben von Feuerbachs Verleger Wigand und einem poetisch-philosophischen Manuskript, das der Prüfung harrte. Er wurde freundlich aufgenommen. An den kurzen Besuch schloß sich ein Briefwechsel, aus der flüchtigen Bekanntschaft wurde Freundschaft. Neben den Gaben, die ihn empfahlen, besaß Wilhelm Bolin — und ich füge dankbar hinzu, besitzt er noch heute — ein großes, den Menschen dieser Zeit abhanden gekommenes Talent, das zur Freundschaft. Wie er der einzige war, der Ludwig Anzengruber, den Schweiger, dazu vermochte, Briefe zu schreiben, die mehr sind als flüchtige Grüße oder geschäftliche Abmachungen, so erschloß sich ihm auch der nicht minder schweigsame Feuerbach. Und ist Bolin schon früher als Biograph Feuerbachs rühmlich hervorgetreten, so hat er jetzt die rechte Freundesgabe gegeben, ein Buch, das Feuerbachs Persönlichkeit ganz unmittelbar erschließt. Es sind die „Ausgewählten Briefe von und an Ludwig Feuerbach"*) (darunter viele an Bolin selbst) mit einer ausführlichen biographischen Einleitung versehen, die alle Vorzüge naher, persönlicher Bekanntschaft und liebevollen Versenkens in das Wesen des Freundes birgt.

Was uns so selten zuteil wird, diese Biographie hat intimen Reiz. Wer die 200 Seiten, die Bolin hier gegeben, gelesen hat, der weiß genau, wie es um Feuerbach herum aussah. Man lernt seine verschiedenen Arbeitszimmer kennen, man erhält vollen Einblick in seine Wohnräume zu Bruckberg, später in Rechenberg, man kennt die Bilder, die an der Wand seines Arbeitszimmers hingen. Man erfährt, wie er lebte und wie er sich trug. Man begleitet ihn auf seinen Lieblingsspaziergängen und ist Zeuge, wie er die Bauern der Umgegend ins Gespräch zieht, man hört ihn von dem Katheder herab dozieren. Wer bei ihm ein- und ausgeht, wird einem vertraut; viel interessante Zeitgenossen der achtundvierziger Bewegung treten aus dem Dunkel. Es zeichnet sich aber auch, zumal wenn man die Briefe hinzunimmt, das Bild der seelischen Persönlichkeit in aller Schärfe, und es lockt, wenigstens einige der Umrißlinien hier nachzuziehen.

Das Wesen dieser Persönlichkeit war Kraft. „Von jeher habe ich das Leben als einen Feldzug betrachtet." Man muß es sehen, mit welcher Unerschrockenheit dieser arme, ziemlich mittellose Student ein entsagungsvolles Leben auf sich nimmt, um zu lernen und immer nur zu lernen, und man begreift, daß hier ein mit unheimlicher Lebensenergie ausgerüsteter Kämpfer in die Arena tritt. Seine Kraft hat etwas der Leidenschaft Verwandtes. „Ich bin wie eine hab- und herrschsüchtige Seele, die alles, aber nicht als empirisches Aggregat, sondern als systematische Totalität an sich reißen und verzehren will." Da er sich von dem Brotstudium der Theologie gegen den Willen seines Vaters der Philosophie zuwendet, ist jede ängstliche Bedenklichkeit an ihn verloren. Er weiß, daß der Mensch, der sich auslebt, einen Zirkel von Menschen an sich zu reißen vermag. Er scheidet von Hegel und erklärt ihm selbstbewußt: „Zwei Jahre habe ich Sie gehört, zwei Jahre ungeteilt Ihrer Philosophie gewidmet, nun habe ich das Bedürfnis, mich in das direkte Gegenteil zu stürzen. Ich studiere nun Anatomie." Und es ist eine gar bewegliche Erklärung, denkt man die spätere Lehre Feuerbachs nach, der zufolge der Mensch der Gott des Menschen ist, wenn der junge Student in einem Briefe schreibt, daß Gott — der beste Arbeiter sei. Diese jugendliche Lebens- und Schaffensenergie aber ebbt nicht ab, sie frißt sich immer tiefer in ihr seelisches Flußbett ein. Das ist der Mann Feuerbach, der da erklärt: „Handeln heißt enthaupten, mit dem Entschluß, sich dafür selbst enthaupten zu lassen."

*) Verlag von Otto Wigand. Leipzig 1904.

Er geht als Sieger durch alle Fährlichkeiten des Lebens. Er gerät in schwere pekuniäre Notlage und ist auf die Unterstützung von Freunden, auf öffentliche Geldsammlungen angewiesen, — kein feiger Klagelaut kommt über seine festgeschlossenen Lippen. Er lernt nach kurzen Tagen des Ruhms gänzliches Totgeschwiegenwerden und Vergessensein kennen, er fragt nichts danach. Immer hat er nur seine Aufgabe, nie sich selbst vor Augen. Eitelkeit und Selbstzweifel finden deshalb gleich wenig Eingang in seine Seele. Bedürfnislos, bleibt er unabhängig. Der denkbar schärfste Gegensatz tut sich zwischen diesen Feuerbach- und den kürzlich veröffentlichten Fontane-Briefen auf. Hier menschliche Schwäche in all ihrer Liebenswürdigkeit, innerliches Abhängigsein, das sich in Ironie und allerlei Trostgründe flüchtet, Leiden, die sich ein Lächeln abgewinnen, dort die unerschütterte Kraft, die unbesiegbar ist, weil sie sich an ihr Ziel anklammert. Und wenn wir jene Schwäche lieben, weil sie so menschlich ist, — hier ist das, was im Reinmenschlichen über Menschentum hinaushebt und die Götter besiegt.

Ludwig Feuerbach besaß sprühenden Humor; es ist bei ihm der Humor der Kraft. Es ist ganz eigenartig: in einer der schweren Krisen seines Lebens, da er den Entschluß in sich durchgerungen hat, der Theologie Valet zu geben, um sich der Philosophie zuzuwenden, da er dem starrsinnigen Vater diesen Entschluß, von dem er weiß, daß jener ihn mißbilligen wird, mitteilen muß, schreibt er ihm: „Unseren fernen und nahen Geistesverwandten haben wir zu publizieren, daß vor mehreren Wochen unser vielgeliebter Amtsbruder und Collega Ludwig Feuerbach, nachdem er mehrere Jahre im Weinberge des Herrn gearbeitet, aus den irdischen Tälern der Theologie im Herrn verschieden, sein Geist aber in eine bessere Welt gefahren, wohin ihm seine Werke nachfolgen. Wir verbitten uns übrigens alle weiteren Beileidsbezeugungen." Gewiß, man blickt, wenn man diesen Zeilen nachdenkt, in ein jugendlich tief bewegtes Herz, man sieht gleichsam hinter dem Lachen die Verlegenheit des fügsamen Sohnes dem strengen Vater gegenüber. Aber es ist zugleich ein Zug in dieser jugendlichen Physiognomie, der einem sagt, daß ihr Träger sich durchsetzt, in diesem Lachen die Tollkühnheit der Entschlossenheit.

Wahrhaftigkeit und innere Freiheit standen an seinem Lebenswege. Nicht jene Wahrheit, die man in Frieden als bequemes Mobiliar besitzt, sondern jene andere, die immer wieder aus Schmerzen geboren werden muß. „Meine Gedanken über den Tod," schreibt er einmal, „haben mir selbst tiefe Schauder und Schmerzen erregt; aber wegen der Schmerzen, die uns eine Sache bereitet, dürfen wir nicht an ihrer Wahrheit zweifeln." Rücksichtslos, wie er sein Leben lang gegen sich selbst war, erwies er sich, galt es die Freiheit zu verteidigen, auch gegen Freunde. Christian Kapp hatte die Absicht gehegt, zu Feuerbachs Gunsten auf seine Heidelberger Professur zu verzichten, aber der Philosoph, der das Unnütze und Unberechtigte des Opfers erkannte, wies ihn schroff zurück. „Ich begreife, daß du ungebunden sein willst," hatte Kapp ihm geschrieben. „Willst, willst?" entgegnet ihm Feuerbach. „Nein, du begreifst mich nicht. Wenn du gesagt hättest, du sollst, du mußt ungebunden sein, du bist ein Schurke, ein Verräter an deiner Bestimmung, wenn du dich bindest, du darfst dich nicht anders binden, als durch ein natürliches, rein menschliches Band, und du hättest besser getan, wenn du auch dieses nicht geknüpft, wenn du so gesprochen, dann würde ich dir sagen: du begreifst mich." In diesen Worten ist etwas, was einem die weite Steppe und die ungebundene Kraft des wilden Tiers vor Augen stellt. Ludwig Feuerbach war nicht kulturentnervt.

Auch die Liebe, die er tief und beseligend in sich erlebt hat, erscheint bei ihm nur als ein anderer Ausdruck der Kraft, als eine gemeinsame Kraft in ihm und dem geliebten Mädchen. „Sie ist ja deine eigene Tat wie meine," sagt er von der Liebe zu seiner Braut. Die Liebe als Tat! Jede andere Liebe, die in Widerspruch steht mit Autonomie, die sich nicht auf Notwendigkeit gründet, wird als Schwäche gebrandmarkt und zurückgewiesen. Und das sind nicht leere Worte, die Verwirklichung steht ihnen zur Seite und bestätigt sie. Wo immer man Feuerbachs Lebensführung anblickt, überall stößt man auf diesen eisernen Willen, der sich durchsetzt. Wie der Knabe, trotz des Spottes der Altersgenossen, dem Sohne eines Rabbiners Unterricht im Lateinischen erteilte und der einzige war, der ihn bei schwerer Erkrankung besuchte, so entzog sich der Mann dem unangebrachten Opfer des Freundes, so zerriß der Verheiratete die holden Liebesbande, mit denen ihn die Tochter eben jenes Freundes umstrickte, dieselbe Johanna Kapp, der Gottfried Keller in jungen Jahren seine Hand angetragen hat, und die wohl fähig war, ein Herz zu betören. Wo immer man Ludwig Feuerbach sucht, man findet ihn aufrecht.

Es hat wenig Menschen gegeben, die Aemter, Titel und Ehrungen so zu verachten imstande waren, wie der Bruckberger Philosoph. Er fragte nichts nach Ansehn, es genügte ihm vollauf „Herr Feuerbach" zu sein. Für alles Universitätszunftwesen hatte er nur Hohn. Schon als Student übte er an staatlich approbierten und betitelten Größen unerbittliche, schneidende Kritik — man würde von Altklugheit reden, überzeugte man sich nicht alsbald von der Ueberlegenheit seines Intellekts. So hat er denn auch später nie der Anerkennung bedurft, um daraus Wert und Unwert seines Werkes abzunehmen. Er trug das Maß in sich.

Sein Weg führte ihn in die Einsamkeit. Aeußere Lebensschicksale und der innere Beruf kamen darin überein. Er mußte mit sich allein sein, um zu schaffen. „Laß mich in Frieden. Ich bin nur so lange etwas, so lange ich nichts bin." Sogar mit dem gedruckten Wort an die Oeffentlichkeit zu treten, war ihm verhaßt. Er spricht von seinem Ekel vor Publikum und Publikat, und er schreibt einmal: „Wie im Leben, so möchte ich auch in der Literatur einsam, still verborgen meine Straße wandeln, unbekümmert, was die Menge von mir denkt!" Man sieht, die Elemente sind hier vollzählig beisammen, aus denen die geknetet werden, welche das Leben überwinden.

Und doch ist das alles nur die eine Seite der Feuerbachschen Natur. In eben dem Maße, in dem er Kämpfer und Sieger, in eben dem Grade war er Künstler. Dieser Denker, der dem abstrakten Problem in jahrelangem, unaufhörlichem Ringen zu Leibe ging, war — und wie bezeichnend ist dieser Zug für den ästhetisch beanlagten Mann — durchaus abhängig von seiner äußeren Umgebung. Nur in dem Arbeitszimmer, das er sich in allmählichem Zurechtrücken geschaffen hatte, vermochte er zu produzieren. Er hatte die empfindlichen Nerven dessen, der sich in seinen vier Wänden daheim fühlen muß, wenn die Gedankenarbeit fließen soll. „Von dem: wo ich bin, hängt bei mir ab das: Was ich denke und wie ich denke." Als er von seinem Bruckberg hatte scheiden müssen, war er lange Zeit hindurch wie entwurzelt; es bedurfte der Jahre, ehe er sich in seinem neuen Heim, wie abseits es auch lag, innerlich zurechtzufinden vermochte. Als echter Künstler, war dieser Mann des eisernen Willens auch nicht imstande, der Stunde zu gebieten, — mit mädchenhafter Hingebung wartete er der Tage, an denen der Geist über ihn käme. Er spottete über die landläufige Phrase des „Zeithabens", denn er war sich bewußt, daß man dann am meisten schafft, wenn es gerade an Zeit gebricht, und an seinen Freund Kapp schrieb er einmal: „Ueber alles in mir bin ich Herr, nur nicht über meinen Geist: er ist ein schlechthin unumschränkter Autokrat. Wenn er aber über mich kommt, so bin ich im eigentlichen und uneigentlichen Sinne hin. Ich gehe in meinem Gegenstande zugrunde, er verschlingt mich, wie der Walfisch den Jonas." Aus jedem dieser Worte spricht der Künstler.

Wie alle, denen die Kunst des Schreibens offenbar geworden, hatte er einen Abscheu davor. Langsam glitt ihm die Feder über das Papier, und er ermaß gepeinigt den Abstand zwischen dem Gedachten und dem Gedruckten — auch darin durchaus Künstler. In seinen Briefen kehren die zornigen und humoristischen Wendungen gegen die üble Gewohnheit der Papierbefleckung immer wieder. „Schreiben heißt sündigen, Schriften sind Krankheiten, Laster, man kommt leicht hinein, aber schwer heraus." „Ich wollte, ich könnte die Welt, die Feder auf dem Hut, statt in der Hand, durchschweifen, frei und frank." „Man kann nicht wenig genug schreiben." „Du bist Erde und sollst zur Erde werden, heißt der Fluch des Alten Testaments. Du bist Bücherstaub und sollst wieder zu Schulstaub werden, heißt der Fluch des Neuen Testaments."

Digitized by Google

Mit dem Künſtlertum in ihm war der tief religiöſe Zug ſeines Weſens verwachſen. Denn Feuerbach, der Atheiſt, war eine tief religiöſe Natur; nur weil er es war, konnte er den Kampf in ſich ſo tief und ſo ſiegreich auskämpfen, wie er es getan. Liebe und Haß entfließen derſelben Kraft in unſerem Innern: niemand kann wahrhaft haſſen, der nicht auch wahrhaft liebt. Ueber Feuerbachs geſamte Lebensführung, über ſein Sein und über ſein Werk geht es wie ein tiefes, frommes Leuchten. Auch nachdem er den Gottesglauben in ſich abgetan, blieb der Glaube die Quelle ſeiner Kraft. Der Gottesleugner ward ein Menſchheitsgläubiger. Der Menſch, den er im Buſen trug, war ihm und iſt uns anbetungswürdig. Und es ſind vielſagende und bewegliche Worte, die er einmal an ſeinen Verleger ſchrieb, und es iſt viel von ſeinem innerſten, heiligen Weſen darin: „Doch was und wie es auch kommen möge, tröſten wir uns damit, daß das Notwendige ſich endlich durchſetzen wird, und das Notwendige iſt immer, wenn auch nur zeitlich und relativ, das Wahre und das Gute.“ Mich dünkt, das ſind fromme Worte.

Man muß es in dieſer Biographie, die ſo liebevoll auf die kleinen menſchlichen Züge eingeht, leſen, wie Feuerbach ſein tägliches Leben ſich eingerichtet hatte. Mit einem ganzen Hausſtand von Tieren hatte er ſich umgeben, in ſeinem Arbeitszimmer fehlte die ſchmucke Katze nicht. Und über dies einzelne hinaus, wie er ſich in die Natur hinein verſenkte: ein Andächtiger.

So mutet es wie ein Symbol eines tief innerlichen Zuges an, wenn man erfährt, daß Feuerbach allmittäglich auf ſeinen Altan trat, den Glockenklängen zu lauſchen, bis ſie verklungen waren. So ſtand er da und horchte in ſein Inneres. Und das iſt wiederum der ganze Feuerbach: Er liebte die Pünktlichkeit. Er ſtellte gleichzeitig ſeine Uhr danach.

Gottfried Keller, der unglückliche Rival des nicht Beſitz ergreifenden Feuerbach, hat von ihm geſagt: „Ich habe keinen Menſchen geſehen, der ſo frei von allem Schulſtaub, von allem Schriftdünkel wäre, wie dieſer Feuerbach. Er hat nichts als die Natur und wieder die Natur; er ergreift ſie mit allen ſeinen Fiebern in ihrer ganzen Tiefe und läßt ſich weder von Gott noch vom Teufel aus ihr herausreißen.“ Man möchte mit dem Goethewort hinzufügen: Er war eine Natur.

Ernſt Heilborn.

Vom Richtigen Berliner.

Die Sprache des Berliners in ihrer Eigentümlichkeit zu erfaſſen und durch Aufzeichnung allgemein zugänglich zu machen, hat man ſeit mehr denn einem Jahrhundert verſucht; vor einiger Zeit iſt ſogar in einem akademiſchen Preisausſchreiben die für einen Studierenden unlösbare Aufgabe geſtellt worden, den „Berliner Dialekt“, sermonem Berolinensem, in umfaſſender Darſtellung wiſſenſchaftlich aufzunehmen. Das iſt eine Lebensarbeit. Darüber jedenfalls ſind die Zweifel jetzt verſtummt, ob die Sprache des Berliners „ein natürlich erwachſener Dialekt mit eigenem Charakter und eigenen Geſetzen“ ſei. Das iſt ſie, und ihren Reichtum überſchauen wir in einer Sammlung*), die dem eingeborenen Kenner mehr bietet als die Freude, den heimiſchen Wortſchatz beiſammen zu haben; aus der farbig-lebendig ein Bild des echten Berliners aufſteigt. Hans Meyers, der die letzten beiden Auflagen ſchuf, Verſtändnis und Liebe danken wir es, daß „Der Richtige Berliner“ das Weſen ſeines Titelhelden voller erſchließt als ein Folioband, der dieſem Thema ein halbes Hundert Kapitel in einem Dutzend Unterabteilungen widmet. Seiner Seele Grundzüge und alle Feinheiten des Gepräges erſtehen dem Auge, das mit Ernſt dieſe zehn Bogen muſtert; ſeine innerſte Natur enthüllt ſich.

*) Der Richtige Berliner in Wörtern und Redensarten, von Hans Meyer, Prof. am Grauen Kloſter. 6. Aufl. 1903. Bei H. S. Hermann, Berlin.

Nur ihre Umriſſe ſeien in dieſem Verſuch gezogen, der durch ein ſchlichtes Moſaik charakteriſtiſcher Ausdrücke und Redensarten die Fundamente des Berliner Weſens darlegen möchte. — Vierfach iſt ſeine Wurzel; in vier Formen, wenn wir von all ihren Nüancen, wenn wir zunächſt auch von ihren Miſchungen abſehen, pflegt es ſich auszudrücken: mit Hilfe der Ironie, der Hyperbel, des kauſtiſchen Witzes und — der Schnoddrigkeit. Auch ſie muß genannt werden; und weil dieſes Wort nur die zugrunde liegende Eigenſchaft bezeichnet, ſo ſei für die dem Berliner eigentümliche Form, ihr Ausdruck zu geben, der Begriff der „Schnodderie“ eingeführt. In einem prächtigen Erziehungsexempel finden ſich — beim „Steppke“ ſchon — die Grundzüge Berliner Art vereinigt, man hört die Geſchichte gewöhnlich nur bruchſtückweiſe; ihr Zuſammenhang iſt dieſer:

Ein Vater ſitzt mit ſeinen drei Jungen bei Tiſch; es gibt Suppe mit Fadennudeln. — Guſtav: „Oska, ſeh ma, wie Vatern de Nudeln um de Schnauze hammeln!“ Albert: „Wie kannſte denn zu Vatern ſeine Freſſe Schnauze ſagen!“ Guſtav: Wenn't ſich der Ochſe gefallen läßt!“ — Der ſpringt auf und ſucht nach dem Rohrſtock, die drei hoffnungsvollen Knaben kriechen unter die Bettſtelle. Nach vergeblichen Verſuchen, ſie hervorzunötigen, ſagt der Vater zu dem Jüngſten: „Komm man vor, Oska; du haſt ja nicht geſagt; dir du' ick ja nicht.“ — Oskar: „Dir Aas kenn ick!“

Trockener Witz kennzeichnet den Berliner von Kind an: ſchärfer kann auch der Erwachſene nicht pointieren als jener Junge, der, bei der Tante zu Gaſt, gefragt wird, wie das Eſſen denn zu Hauſe ſei, und nun erwidert: „Schlecht war's manchmal ooch, aber mehr jab't immer.“ Kauſtiſcher könnte auch der Große ſich nicht in eine Situation ſchicken, als der von ſeinem Vater durchgehauene Knabe, der (mit leiſem Vorwurf) zu ihm ſagt: „Siehſte, Vater, wir könnten uns ſo jut zujamm' vertragen, wenn de dir bloß det verfluchte Hauen abgejwöhnen könnt'ſt!“ — So erklärt denn ein Bettler, dem man vorhält, er ſolle doch, ein kräftiger Kerl, arbeiten: „Mein Jeſchäft jeht in' Sommer nicht!“ „Was ſind Sie denn?“ „Schneeſchipper.“ Durch das Unerwartete der trockenen Schlußbemerkung wirkt auch der echt berliniſche Satz: „Jeld alleene macht nich jlücklich, man muß ooch wat haben.“ Und jener treffliche: „Jott erhalte Sie, aber möglichſt bald, und laſſen Sie Empfangsquittung ausſtellen.“ Trockenheit des — hier unbewußten — Witzes zeichnet auch jenen hierherlichen Sophismus aus, mit dem ein Vater die Bedenken ſeines kleinen Sohnes beim Anblick eines Seiltänzers zu beſchwichtigen ſucht:

Sohn: Vata, wat hat er denn da vor 'ne Stange?
Vater: Det 's ſeine Blangfierſtange —
Sohn: Zu wat braucht er denn die?
Vater: Da halt er ſich dran feſte.
Sohn: Ick denke, er brauch ſich nich halten — er looft ſo?
Vater: Schafskopp! An wat muß er ſich doch halten; ſonſt fallt er ja rum.
Sohn: Aber, Vata, — wenn nu die Blangfierſtange fallt?
Vater: Unſinn! Wovon ſoll denn die fallen? Er halt ihr ja feſte.

Bewußt wird der Witz in der klaſſiſchen Zeugenausſage: „Ick ſaß und lag un ſchlief; un da ſah ick, wie Willem den Auguſt 'n Keſſel an' Kopp ſchmiß, det ihn die Ringe um' Hals klapperten; aber ob er'n jedroffen hat, Herr Jerichtshof, det weeß ick nich.“

Mit dieſer Geſchichte ſtreifen wir ſchon das Gebiet der Ironie, das dem Berliner ſo vertraut iſt. „De Arbeet is wunderſcheen; ſtundenlang kann man zuſeh'n,“ ſagt einer vom Bummeln. — Ein Bequemer wird ironiſiert: „Der hat ja (gar) keene Angſt vor de Arbeet; der lejt ſich bei hin.“ Eine ſtarke Geringſchätzung der Faulheit gibt dem fleißigen Berliner ſolche Sätze ein. Und immer wird man finden, daß die Ironie geweckt iſt durch mehr oder weniger heftige Kritik, den kritiſchen Sinn aber löſt der Reiz einer ungemein ſcharfen Beobachtungsgabe aus, die, auf das Detail gewendet, auch Kindern ſchon eigen iſt, wie die Studie aus dem Zoologiſchen Garten beweiſt: „Vater, ſeh mal den Adeleer, der plinkert mit de Oogen un eßt mit de Naſe.“ — Kein Gegenſtand iſt ſeiner Ironiſierung zu entlegen. Ob es magere Fleiſchbrühe iſt (da kieken mehr Oogen rin wie raus), ob ein kleiner fauchender Dampfer

Digitized by Google

(Asthmakiste), ob ein Sarg (Fleeschkasten), ob ein Teckel, der sich die „Beene abjeloofen hat". Vor allem aber werden die Glieder und Teile des menschlichen Körpers genmester Beachtung gewürdigt. Welche Fülle der Bezeichnungen steht allein den „Jebrüder Beenekens" zu, von den Spazierhölzern, Eis-, Bäcker-, Dachs-, Mops-, Sebel-, Semmel- bis zu den Klamottenbeenen. Was haben die Kahlköpfe zu leiden, die dem aufgehenden Mond und manchem anderen verglichen werden, über die das beste Wort aber ist, sie kämmten sich „mit'n Schwamm!" Welche Verulkung muß sich die Kleidung gefallen lassen: vor allem der Frack, der „Soßenstipper" und der „Eilinder", der „Wichstopp" und „Tintenpreppen". Doch auch vor einem Gebrechen oder seinen Spuren verstummt der lose Mund des Berliners nicht; aber man tut ihm schlechthin unrecht (denn er hat totsächlich ein gutes, ja ein weiches Herz), ihm da Gefühlsroheit vorzuwerfen, wo er aus der seinem Wesen eingeborenen und unüberwindlichen Schnoddrigkeit die Bemerkung nicht unterdrücken kann, ein Pockennarbiger habe ein „abjeknabbertet Kirschkuchenjesichte"; ein Rückenmärker habe „verjnijte Beene". — Von einem übergroßen Mund, einem „Fletschkasten", einer „Futterluke", pflegt man zu sagen, er könne sich „alleene wat in't Ohr sagen". Von einer Nase — deren Größe in einer Reihe von Ausdrücken wie Letkolben, Bolle, Zinken, Jesichtserker besonders liebevolle Aufmerksamkeit geschenkt wird —, wenn sie ihren Träger als passionierten Weintrinker rötlich strahlend verrät, bemerkt der Berliner: „Da mecht ick 'n kleenen Ablejer von haben!"

Die letzten beiden Wendungen führen ins Reich der Hyperbel, in dem die besten Früchte jener Drastik gedeihen, die das Berliner Urteilen und Sprechen charakterisierte. Bei einem schlechten Witz erwidert man mit bitterernster Miene: „Lange nich so jelacht." Will man dem Nachdruck geben, so heißt es: „Zehn Mann von de Schloßwache mit Bajonett zum Kitzeln abkommandieren!" Ein harmloser guter Kerl (der keene Fensterladen in' Kaffee stippt), wenn er unerwartet etwas Geld in die Hände bekommt, fragt unternehmungslustig-protzig: „Wat kost' Berlin?" So werden gern Kleinigkeiten, bis sie grotesk erscheinen, übertrieben. Ein „Entsejnungsjunge", wie sie mit ihrem runden Hut und Strauß zu Ostern und zu Michaelis eine stehende Figur der Straße sind, hat ein Bukett, daß sich eine Kuh dran satt fressen kann. In einer armen Familie sind sieben Kinder und zwei Betten vorhanden, „und keen Aas will an de Wand liejen". — Bei diesen hyperbolischen Spielen läßt seine lebhafte Einbildungskraft durch Assoziationen sich gern anregen, wofür ein gutes Beispiel das Wortspiel ist: „Arme Lokomotive! Zwei Puffer und keinen Teller." So sagt er mit stark ironischem Beigeschmack von einem Beschränkten: „Ein anschlejsicher Kopp!" und fährt fort: „Wenn er de Treppe runnerfallt, verfehlt er keene Stufe."

Solcher Mischungen von Ironie und Hyperbel gibt es eine Menge. Daß sie zumeist an körperliche Mängel und Ungeschicklichkeiten anknüpfen, ist ihnen gemeinsam, und diese Tatsache erschließt einen neuen Zug des berlinischen Wesens. Von einem dünnen Bart sagt man: drei Haare in sieben Reihen; auf einen schlechten Reiter läßt die Tradition den alten Dessauer das ganz berolineske Gleichnis anwenden: „Er sitzt wie 'ne Feuerzange uff'n dollen Hund." Jemand schielt, daß ihm „de Trenen kreuzweis über'n Puckel loofen". Ein Anfänger raucht seine Zigarre, „wie wenn'n Affe Kleister lutscht". Schmutzig-blondes Haar hat die „Kulär de Borstwisch". Das sind ein paar Proben der unzweideutigen Aufrichtigkeit des Berliners, der nie ein Hehl aus seinem Urteil macht, der es in grotesker Uebertreibung, die oft mit Schnodderie kombiniert ist, überall und gegen jedermann ausspricht. Denn feige ist er nicht; aber auch taktvoll nicht immer. Und das läßt ihn, im südlichen Deutschland z. B., das für seine Ironie kein Verständnis hat, oft anstoßen. Natürlich aber ist der richtige Berliner stets, und gerade sein Sinn für Natürlichkeit und sein gesunder Spott gegen alle Prüderie sind ein starker Beweis seiner innerlichen Aufrichtigkeit. — Wenn es ihm, wovor kein „Gebildeter" ganz sicher ist, in Verfolg einer guten Verdauung einmal zustoßen sollte, daß er „aufstößt", so quittiert er mit den bekannten Redensarten: „Ob se Jeld hat", . . . oder „Aprikosen eß' ich gern", — Klangmalereien sind eine Spezialität des Berliners (blubbern; pladdern; bullern usw.). Noch kennzeichnender aber ist das Wort: „Anständig nich, aber jesund!" Mit solch kaufmännischer Selbstironie seiner selbst zu spotten, ist der Berliner jederzeit imstande. Die Reklame, die oft mit Geheimmitteln getrieben wird, macht jene Anpreisung eines „Magenlikörs" lächerlich: „Et hitzt, kühlt, führt ab, stoppt och, nimmt 'n Schwindel, stärkt's Jedächtnis und jibt 'n verlorenen Verstand wieder." Ist diese Phrase, so zeitgemäß sie wäre, auf dem Wege zu veralten, so ironisiert eine neue Fortsetzung des bekannten „Wie wir jebaut sind!" ganz wundervoll den Bramarbas, den der „Richtige" mitunter spielt: „Aluminiumbrust! Zwölf Fenster Front un'n Seitenflügel!"

* * *

Erstaunlich ist die Fülle der Hyperbeln, die dem Berliner zur Verfügung stehen, wenn er droht, und es ist nur gut, daß auch für ihn der Erfahrungssatz gilt: Hunde, die viel bellen, beißen selten; — im ganzen ist er friedliebend. „Hast woll lange keene Backzähne gespuckt" oder „keen Berliner Rot gesehn" oder „keen Veilchenbukett unner die Nese gehatt?" sind noch milde Formen der Drohung verglichen mit Wendungen wie: „eens uff'n Turm jeben, dette deen' Kopp in' Mond suchen kannst," oder „nu nummerier' dir man de Knochen," oder „wenn ick dir fasse, denn kannste deene Knochen in't Schnuppduch zu Hause dragen". Den Gipfel aber erreicht die groteske Drohung in folgenden zwei Redensarten: „Dir laß ick in' steiwen Arm verhungern!" und: „Det Aas stech ick mit'n gefrornen Waschlappen dot."

Ein neues Fach der Hyperbel tut sich auf, wenn wir die Ausdrücke der Verwunderung mustern. Er hat deren eine ganze Stufenleiter für diese Gemütsbewegung. Sie beginnt etwa mit: „Nu frag ick eenen!" und „hat eener schon so wat erlebt?" Dann kommen einige sanfte Flüche. „Himmel, haste keene Flinte!" leitet zu den Gott- und Teufelanrufungen über: Weeß der Deibel; Jott Strambach! Jott soll mir'n Daler schenken; nu schlag Jott 'n Deibel dot! Auf gleicher Höhe steht: Krist'n Dod (in beede Waden). Wenns dem Philister „über de Hutschnur jeht" so hört eben die „Weltjeschichte" auf. — Plastisch stellen das Erstauntsein dar: Ick fiel von'n Stengel und: Da schlag eener lang hin! Phantastisch: Nu brat mir eener 'n Storch und: Ick denk', mir laust der Affe!

Eine gleiche Fülle von Nüancen steht dem Berliner zu Gebote, wenn er die Grade der Trunkenheit verzeichnet. Man ginge fehl, wenn man in diesem kritischen Bedürfnis der Differenzierung einen Indizienbeweis sähe, daß der Berliner ein Gewohnheitstrinker sei. Anjeheitert, anjesäuselt, anjeroocht, gebildeter ausgedrückt: beschwippt muß wohl ein jeder mal sein: „Wer niemals einen Rausch gehabt . . ." Aber es ist noch ein hübscher Weg vom „Zacken", den man hat, bis zu dem Tatbestande, daß man „blau" ist; und „schwer jeladen" muß sein, wer „dune" ist. Wer sich so „beschmort" hat, wird andern Tages nicht des „Oelkopps" ermangeln — und des „Brandes".

Weniger Nüancen, mehr Synonyme sind die kritischen Bezeichnungen des Berliners für den nicht ganz normalen Geisteszustand eines lieben Mitmenschen, bei dem es „rappelt", der „krejenklietrig" ist. Ich nenne kurz als ungefähr gleichwertig: 'n Knall haben, 'n Happen hä sein; Raupen im Kopf oder 'n Stich oder 'n Keber haben; von der Kuh jebissen, von der Stadtbahn oder mit'n Torfkahn überjefahren, überkandidelt sein. — Aus dem Gleichnis vom „kaput" gegangenen Mechanismus erwachsen dem materialistischen Berliner die Redensarten von der Schraube, die los ist, vom „Ueberjeschnapptsein". Die Wendung „Hast wol Tinte jesoffen?" bezeugt den alten Glauben an die Schädlichkeit dieser Flüssigkeit, vor der die neueste Zeit weniger Furcht hat.

Doch beweisen zahlreiche Beispiele, daß die Sprache des Berliners mit der Zeit durchaus Schritt gehalten hat und insbesondere mit der raschen Entwicklung des großstädtischen Lebens, vom Omnibus bis zur elektrischen Bahn, von der Postkarte bis zum Telephon, vom Kremser bis zum Automobil. Gerade diesem modernsten Vehikel dankt die Volkssprache die hübsche Wendung „Benzin alle?" mit der man einen Begleiter über-

Digitized by Google

rascht, der plötzlich langsamer geht. Hans Meyer hat recht, wenn er schreibt: „Der Acker scheint unerschöpflich zu sein, die Fülle neuer Wörter und Wendungen, die unserm Boden in den letzten beiden Jahrzehnten entsprossen sind und den besonderen Duft des berlinischen Geistes an sich tragen, beweist, daß die Vermehrung und Vermischung der Bevölkerung diesem Geiste nichts anhaben können."

Strausberg. Raimund Pissin.

Die Flucht.*)

Sie wurden alle unter strengster Aufsicht in das Gefängnis von Krasnojarsk abgeführt . . . Sämtlich zu dreizehn Jahren Zwangsarbeit verurteilt . . . Es waren ihrer dreiundfünfzig, darunter auch Frauen. Hinter jedem schritt ein zur Eskorte gehörender Soldat, der seinen „Arrestanten" mit der Aufopferung eines gewissenhaften Kindermädchens bewachte, — Schritt für Schritt folgte er den Spuren des ihm anvertrauten Kindleins, in steter Angst, daß es ihm entfliehen und auf diese Weise ihn selber der Freiheit berauben könnte.

Der Zug hatte die letzte Etappe erreicht; nur wenige Meilen trennten sie noch von Krasnojarsk, wo ihrer das dunkle Gefängnis, Zwangsarbeiten, eiserne Verschlußketten, schonungslose Disziplin harrte. Entfliehen! . . . das war der Traum eines jeden von ihnen! . . . Keinen gab es, dessen Inneres nicht von dem heißen Wunsch zu fliehen verzehrt worden wäre . . . Er begleitete sie während des ganzen langen Weges. Und nun war die letzte Etappe erreicht; — entkam man nicht heute, so war es morgen zu spät, und das Gefängnis würde sich gleich einem Sargdeckel über dem jungen Leben schließen.

Alle waren sie von denselben Empfindungen beseelt, dieselben Gedanken und sehnsüchtigen Wünsche erfüllten sie, und jeder war bemüht, seine Erregung zu verbergen, weil er fürchtete, das Fiebern der Nerven seinem Führer zu verraten, dessen Wachsamkeit sich vor der letzten Etappe noch steigerte, dessen Benehmen sich nun durch eine unerträgliche Sorgsamkeit, eine aufdringliche Höflichkeit und eine zuvorkommende Liebenswürdigkeit auszeichnete.

„Entfliehen, um jeden Preis fliehen! Fliehen, selbst wenn man es mit dem Tode zahlen müßte!"

Mit besonderer Beharrlichkeit pochte es im Hirn und im Herzen eines der Verurteilten, und er beschloß, auf jede Gefahr hin zu fliehen. Jetzt, von der letzten Etappe zu fliehen!

Man hatte fast alle Verurteilten gruppenweise mit ihren Führern in Bauernhütten untergebracht, nur er und einige Kameraden waren zurückgeblieben. Sie mußten nun einzeln oder zu zweien mit ihren Soldaten auf Stuben verteilt werden.

„Komm mit mir!" sagte er zu seinem Soldaten, „der Kamerad aus der Gruppe, die am Ende des Dorfes beherbergt ist, hat meinen Tabak behalten, bei einem andern, dort an der Landstraße, habe ich mein Zigarettenpapier gelassen . . . und in der Frauengruppe hat eine meine Tücher . . ." In seiner Absicht lag es, den ohnehin ermüdeten Soldaten physisch zu erschöpfen; — andererseits hatte er den Wunsch, die Kameraden noch einmal, vielleicht das letztemal, zu sehen, ihnen fester die Hand zu drücken, tiefer in die Augen zu schauen und Abschied zu nehmen . . .

Es schien ihm sodann, als ob jeder diesen festen Händedruck verstanden und ihn in der Seele gesegnet hätte.

Der Soldat war erschöpft; widerspruchslos erfüllte er die Wünsche seines „Politischen", rannte mit ihm von Hütte zu Hütte, wo die Verurteilten untergebracht waren, — von einem Ende des großen Dorfes zum andern, — bis zum späten Abend, da es Zeit wurde, sich zur Ruhe zu begeben.

Endlich waren sie in ihrer Stube angelangt. Es war die einzige, aber große Stube einer Bauernhütte, mit einem riesigen Ofen in der Ecke, auf dem die ganze Familie schlief; in einem breiten Verschlag ruhte ein alter Mann, und an der Wand, gegenüber der Tür, stand eine ebenfalls breite Bank, auf der der „Politische" mit seinem Soldaten untergebracht werden sollte.

Der begleitende Soldat ist verpflichtet, den Verbrecher die ganze Nacht hindurch zu überwachen; er hat nicht das Recht, auch nur für eine Minute einzuschlafen oder sich niederzulegen, wenn er mit dem Verbrecher allein ist. Aber der Soldat konnte vor Müdigkeit nicht auf den Füßen stehen.

„Ich werde mich ein wenig hinlegen . . . ohne mich auszukleiden," sagte er und war nicht einmal imstande, seinen Mantel abzunehmen. „Schlafen werde ich nicht, mich nur ein wenig ausstrecken . . . ich falle um vor Müdigkeit . . ." Er streckte sich seiner ganzen Länge nach auf der Bank aus, und neben ihm an der Wand legte sich der „Politische" nieder.

Eine kleine Petroleumlampe brannte die ganze Nacht. Man durfte das Licht nicht auslöschen, wenn ein Verurteilter in der Hütte war. Die Familie schlief noch nicht. Um nicht einzuschlummern, führte der Soldat eine Unterhaltung und kämpfte, so weit seine Kräfte reichten, gegen den Schlaf an. Sie sprachen von der Saat, von den augenblicklichen Getreidepreisen und von Orten, wo das Getreide billiger wäre. Der Soldat erzählte von seiner Familie und davon, wie „teuer das Leben" sei.

Lange unterhielten sie sich so, bis der Schlaf sie endgültig übermannte.

„Nun, es ist doch nicht schlimm, ein wenig einzuschlafen," dachte der Soldat. Die schweren Augenlider fielen gegen seinen Willen von selbst zu. „Der Herr schläft . . . der arme Wicht ist doch auch müde . . . . wo sollte er jetzt an Flucht denken . . . er hat sich ganz ausgezogen . . . ich werde auch ein bißchen schlafen . . . morgen vor Tagesanbruch geht's doch weiter . . . habe so viele Nächte nicht geschlafen . . . habe keine Kraft mehr . . ." Seine Gedanken begannen sich zu verwirren, sie rissen ab und entglitten, als ob sie in einen dichten, finstern Nebel hinabgesunken wären. Er fühlte diesen Nebel, und es schien ihm, als ob er selber mit der ganzen Last seines mit der schweren Uniform bekleideten Körpers hinabsänke, während die abgerissenen Worte in dünnen Klangströmen aus seinem halbgeöffneten Mund hervorkamen . . . Diese Klänge wuchsen an und erfüllten die Stube bald mit kräftigen, gesunden Schnarchlauten, dem Schnarchen eines Menschen, der einen langen, heldenhaften Schlaf zu tun gedenkt.

Vom Ofen tönten ebensolche Laute herüber, wenn auch nicht so stark. Nur der Alte schlief nicht. Man hörte, wie er sich unruhig hin und her wälzte, wie er alle Heiligen anrief, die ihm helfen möchten einzuschlafen, und wie in diesen schlaflosen Stunden seine alten Sünden ihn schonungslos überfielen . . . Die Unruhe und die Schlaflosigkeit des Alten quälten, reizten und brachten jenen Mann zur rasenden Verzweiflung, der vor Angst und dem sehnsüchtigen Wunsch glühte, aus der Stube zu entschlüpfen und unbemerkt aus diesem Reich des Schlafes zu entkommen.

Er lag wie angeschmiedet an der Wand, neben seinem Soldaten und wartete mit verhaltenem Atem darauf, daß der unglückselige Greis endlich einschlafen möchte. Aber der Alte schlief wie zum Trotz nicht ein. O, wie gern würde er ihn erdrosselt haben, den alten Teufel dort! Um jeneswillen, weil jener nicht einschlafen konnte, soll er morgen der Freiheit auf ewig Lebewohl sagen, auf ewig von dem Leben scheiden! Welches Dasein stand ihm bevor! Im Gefängnis, in Einzelhaft, dreizehn Jahre lang, bei Zwangsarbeit und strengster Disziplin! Plötzlich wurde das Stöhnen des Alten seltener, seine Stimme verstummte, und endlich herrschte tiefes Schweigen auf seinem Lager.

Der „Politische" bebte. Er hatte schon längst unter der Decke seine Kleider angezogen. Vor Erregung mit den Zähnen klappernd, machte er mit vorsichtigen Bewegungen eine Gestalt zurecht, die an seiner Stelle neben dem Soldaten unter der

*) Einzig autorisierte Uebersetzung nach dem russischen Manuskript von Stefania Goldenring.

Decke liegen sollte; als Kopf konnte sein kleiner Reisekorb dienen. Das in der Stube herrschende Schnarchen half ihm, sich mit unvernehmbaren Schritten der Tür zu nähern. Nun stand ihm das Schwerste bevor, davon hing sein Leben, seine Rettung oder sein Untergang ab. Die Tür war mit einem großen, eisernen Riegel geschlossen; um ihn lautlos zurückzuschieben, bedurfte es großer Gewandtheit und Vorsicht. Wie gelähmt stand er an der Tür. Es schien, als ob all seine Lebenskraft geschwunden wäre. Er fürchtete das Schloß nur zu berühren. Die Sekunden seiner Unentschlossenheit erschienen ihm wie Stunden. Er fühlte einen kalten Schauer in seinem Herzen, das den Puls aussetzte; er fühlte, wie in dem eisigen Angstschauer seine Haare emporstrebten, sich einzeln erhoben, und wie alle seine vom Schrecken gebannten Glieder zitterten und bebten, bei dem Gedanken, daß im nächsten Augenblick der Soldat erwachen . . . ihn fassen könnte, und daß er dann verloren wäre! . . . Mit kalter, zitternder Hand berührte er das kalte Eisen . . . Wie viel Zeit er damit verbrachte, den Riegel lautlos zurückzuschieben — das wußte er nicht mehr. Leise öffnete er die Tür und schlich in den finsteren Flur hinaus. Er schloß vorsichtig die Stubentür und schob mit gleicher Vorsicht den Riegel der aus dem Flur in den Hof führenden Tür zurück.

Auf dem Hofe herrschte lautlose Stille und tiefe Dunkelheit. Auch ringsumher schien alles in Dunkel gehüllt. Der Himmel mit den schweren Wolken hing wie ein schwarzer Ozean über der dunklen, grauen Erde. Die Luft war mit kalter Feuchtigkeit durchtränkt.

Schnell näherte er sich dem Zaun und kletterte auf die Straße hinüber. Auf der Straße war es ebenso still und dunkel, wie auf dem Hof, aber bald erglänzte in der Ferne ein Licht, das sich langsam näherte. . . Es war der Wächter, der ihre Hütte bewachte. Der Flüchtling wußte nicht, daß jede Hütte, in der sich verurteilte „Politische" befanden, auch von außen bewacht wurde. Wie eine Katze sprang er schnell wieder in den Hof zurück.

Als er mit seinem Soldaten seine Kameraden aufsuchte, hatte er bemerkt, daß ihre Hütte nicht weit vom Felde stand; ohne einen Augenblick zu zögern, kletterte er rasch auf das Dach eines kleinen Schuppens und sprang von dort in den Nachbarhof hinüber. Hier fiel er in eine Schlammpfütze hinein. — In der Ferne bellte ein Hund. Er regte sich nicht, bis dieses ungebetene Hundebellen verklang. Mit Schmutz bedeckt, schritt er langsam nach dem anderen Ende des Hofes und kletterte über einen spitzen, geflochtenen Zaun zum nächsten Hof; hier begegnete ihm der Hund mit verzweifeltem Bellen. Doch war der Flüchtling mit der Hundepsychologie gut vertraut; er wußte, daß die Hunde, die nachts den größten Lärm machen, feige sind und mehr aus Angst bellen, als um jemand Böses anzutun. Gleichgültig, gelassenen Schritts ging er an dem bellenden Hund vorbei und kletterte auf eins der Hofdächer. Der Hund begann nun noch lauter und anhaltender zu bellen. Irgendwo knarrte eine Tür, aber der Flüchtling war bereits im nächsten Hof, von wo aus er über den letzten, nach dem Felde führenden Zaun hinübersprang. Andere Hunde schlossen sich dem Bellen an, und der Chor war noch lange nicht verstummt, während er in dem Graben lag, in den er hineingeraten war, als er über den Zaun sprang.

Er fühlte einen kneifenden, starken Schmerz am Fuß, den er sich beim Fallen verstaucht hatte, und glaubte, daß er nicht imstande sein würde, sich zu erheben. Allmählich aber ließ der Schmerz nach, und auch das Hundegebell wurde schwächer. Seine Kleider, Füße, Hände und sein Gesicht waren mit Schmutz bedeckt. Es war keine Zeit zu verlieren. Er mußte so schnell wie möglich den Weg erreichen, der zur Stadt führte, und das Dorf noch vor Tagesanbruch verlassen — sonst würde sein Soldat erwachen, man würde ihm nachsetzen, ihn fassen und zurückführen. — Es wäre also ein Leichtsinn, länger zu zögern. So kroch er beinahe auf allen Vieren über die glatte Erde aus dem Graben heraus und ging keuchend in der Richtung zum Feld. Tiefe Dunkelheit lag überall ausgebreitet. Als er ein kleines Stückchen über das Feld gegangen war, bog er links ein, da seiner Berechnung nach in jener Richtung die Stadt liegen mußte. Er beschleunigte seine Schritte, strauchelte oft über Erdhügel, fiel und erhob sich wieder, und das Dorf blieb immer weiter hinter ihm zurück. Von Müdigkeit und nervöser Anspannung erschöpft, trabte er weiter. Plötzlich aber begannen irgend welche Töne an sein Ohr zu dringen. Er horchte. Sie kamen von hinten, aus weiter Ferne, aber sie schienen nicht zu verhallen, sondern sie wurden vielmehr immer deutlicher. Sie kamen immer näher. Sein Herz begann zu pochen. Er schlug einen Seitenweg ein und lief. Der Gedanke, daß man ihm nachsetzen könnte, wehte wie ein kalter Schauer durch sein Hirn.

Nachdem er ein Stück gerannt war, setzte er sich auf die nasse Erde nieder, horchte auf das immer lauter werdende Geräusch und wartete. Zweifellos rührten diese Töne von Rädern her, die sich langsam und schwer um ihre Achse drehten. Erleichtert atmete er auf; ein freudiges Lächeln umspielte seine trockenen Lippen. Wahrscheinlich fuhr ein Bauer mit seinen Produkten nach der Stadt, und er hatte richtig vermutet, daß die Stadt in der Richtung lag, in der er den Weg eingeschlagen hatte.

Jetzt vernahm er ganz deutlich, wie ein schwer beladener Wagen sich bewegte, wie die Räder gleichmäßig knarrten, er hörte das dumpfe Stampfen der Hufe. Alle diese Klänge schienen sich ihm zu nähern — der Weg mußte also nach der Stadt führen.

Er hatte Lust, den Bauern anzuhalten und zu fragen, aber er konnte sich nicht dazu entschließen; falls man ihm nachsetzte, könnte man jenen ausfragen. — Der Wagen fuhr vorüber; schnell erhob er sich und bog in einen Seitenweg ein, doch bald versperrten ihm Bäume den Weg: — hier begann der Wald. Der Flüchtling freute sich, da er sich jetzt außer Gefahr glaubte, und lief nun weiter, parallel mit dem Hauptweg, über den der Wagen fuhr, doch war er jetzt in des Waldes Dickicht geborgen.

Bald vernahm er aus der Ferne bekannte Laute, das Rasseln desselben Wagens, den er bei seinem ununterbrochenen Laufen überholt hatte.

Er mußte die Stadt vor Tagesanbruch, während noch alles schlief, erreichen, um keinen Verdacht zu erwecken. Er lief weiter. . . .

Der Himmel wurde heller, und über der dunklen, feuchten Erde erhoben sich hier und dort grau-weiße Streifen des Morgennebels. Ringsum herrschte Schweigen; kein Laut, kein Geräusch erklang, nur das dumpfe Echo der rasch dahineilenden Schritte des Flüchtlings hallte im Walde wieder. Er zog die Stiefel aus, um dieses verräterischen Geräusches ledig zu sein, und lief barfuß weiter, die Stiefel unter dem Arm. Die Bäume wurden spärlicher, offenbar hörte der Wald auf. Aus dem Walde lief er zum Weg hinüber, auf dem er noch immer das Rasseln des Wagens vernahm.

Der Himmel wurde bleicher. Er konnte jetzt alles deutlich wahrnehmen. Klar zeichnete sich der Weg ab, über den er lief. Ihm war heiß geworden. Der eisige Nebel erfrischte ihn. Seine vom Schweiß feuchten Kleider klebten an seinem Körper. Auch über sein mit Schmutz bedecktes Gesicht rann der Schweiß in Strömen, aber er wischte ihn nicht ab, er lief, er hatte keine Zeit zu rasten.

Wie weit er noch von der Stadt entfernt war, wie lange er noch zu laufen hatte, — das wußte er nicht. Vor ihm zeichnete sich klar eine kleine Holzbrücke ab, zu beiden Seiten waren Gräben.

Plötzlich wurden ganz unerwartet, gleichsam, als wären sie aus der Erde herausgewachsen, Laute vernehmbar: er hörte ganz deutlich das Stampfen von Hufen, das Geräusch hurtig zur Stadt eilender Hufe. Zweifellos war es ein Kundschafter, ein Reiter, der Alarm erheben oder die Nachricht von der Flucht des „Politischen" verbreiten sollte. Er mußte Deckung suchen. Wo? Vor ihm lag das offene Feld . . . Wald war nicht zu sehen . . . bei dem anbrechenden Tageslicht war er leicht zu bemerken. Es blieb nichts übrig, als in dem Graben Zuflucht zu suchen, in dem ein Meter hoch schmutziges Wasser stand. . . Der Reiter näherte sich mit Blitzesschnelle. Der Flüchtling stürzte sich in den Graben und hielt sich bis Kopfeshöhe darin verborgen.

Digitized by Google

Das trübe, schmutzige Wasser drang ihm in Nase und Mund; mit eisiger Kälte umfing es seinen in Schweiß gebadeten Körper; er fühlte ein Stechen, wie von tausend Ameisen. . . Als er den Kopf ein wenig emporhob, um aufzuatmen, vernahm er dicht über sich lautes Pferdestampfen, das sich wie Donnerrollen anhörte. Der Reiter setzte über die Holzbrücke, und das matte Morgenlicht ließ ihn den aus dem Graben hervortauchenden Kopf des Flüchtlings nicht bemerken. Einen Augenblick später war der Reiter außer Sicht. Das Stampfen der sich entfernenden Hufe verhallte . . . und wieder versank alles ringsumher im lautlosen, morgenfrischen Nebel.

Der Flüchtling bot einen entsetzlichen Anblick. Das Wasser lief mit dem Schmutz von seinen Kleidern hinunter, vom Kopf lief es über sein Gesicht. In allen Gliedern empfand er eine eisige Kälte von den durchnäßten Kleidern. Das Fieber schüttelte ihn, seine Zähne klappten. Es war keine Zeit zu zögern . . . nur immer weiter vorwärts! Die vor Kälte erstarrten Füße wollten sich nicht bewegen. Die durchnäßten Kleider hingen schwer herab. Der Flüchtling konnte sich vor Müdigkeit kaum halten. Wäre er doch erst in der Stadt, wo er sich reinigen und ein menschliches Aussehen annehmen konnte! Wieder rannte er weiter, aber nicht mehr so schnell, seine Kraft reichte nicht mehr aus . . . Nach einer Stunde hatte er erst den Schlagbaum erreicht, hinter dem die Stadt begann. Es wurde hell. Der dunkle Himmel hatte eine grau-weiße Färbung angenommen. Die Straßen waren leer. In den Häusern schlief man noch.

Er wollte in das nächste Gasthaus hineingehen, das er am Wege finden würde, doch waren alle noch geschlossen. Als er nun in den menschenleeren Gassen umherschlenderte, bemerkte er an einer Ecke ein Wirtshaus, das soeben geöffnet wurde. Eilig trat er hinein. Im zweiten Zimmer ließ er sich an einem Tisch nieder. Er hatte Geld. Er bestellte den gewöhnlichsten Schnaps, den er noch nie in seinem Leben getrunken hatte, und trank ein Glas nach dem andern, bis ihm warm wurde. Dazwischen nahm er einen Imbiß. Nun brannte es wie Feuer in seinem Innern. Infolge der Müdigkeit und des genossenen Branntweins drehte sich alles vor seinen Augen — am liebsten hätte er sich hingelegt, um einzuschlafen. Er mußte alle Kraft aufraffen, um der Versuchung nicht zu erliegen, den Kopf an die Tischkante zu lehnen und einzuschlummern . . . Er bat um ein Handtuch, wischte sein Gesicht ab und reinigte sich so gut es ging. Dann zog er die durchnäßten Stiefel an und verließ nach halbstündiger Rast das Gasthaus. In dem Arrestantenanzug, der infolge des an ihm klebenden Schmutzes nicht kenntlich war, und mit seinem nur notdürftig gereinigten Gesicht mußte er einen komischen Anblick bieten; die Arbeiter, die ihm begegneten, lachten und starrten ihn an.

„Kameraden, Kameraden!“ dachte der Flüchtling, „ihr wißt nicht, über wen ihr lacht, — wüßtet ihr's, so würdet ihr nicht lachen!“

Nur aber schnell weiter! . . . Mit eiligen Schritten setzte er seinen Weg fort, überschritt mehrere Straßen, wo er einigen Frühaufstehern begegnete, endlich trat er an ein Haus heran und verschwand hinter der Pforte, die er öffnete.

Am nächsten Tag, als die Laternen angezündet wurden, trat aus derselben Pforte ein junger Mann mit einem kleinen, ledernen Handkoffer heraus, rief eine Droschke herbei und ließ sich nach dem Bahnhof fahren.

Es war der entkommene, politische Verbrecher, den man seit gestern vergeblich überall suchte. Schwerlich hätte ihn jemand erkannt. Er trug einen eleganten Anzug, einen modernen Hut, wie alle ehrenwerten, zuverlässigen Bürger, einen kleidsamen Ueberzieher und Handschuhe. Nagelneu und geschmackvoll von Kopf bis Fuß. Auf der Nase hatte er einen in Gold gefaßten Kneifer. In diesem vornehmen jungen Mann schien nichts von dem gestrigen Flüchtling übrig geblieben.

Seit einiger Zeit ging die Wachsamkeit der Gendarmen an der sibirischen Eisenbahn so weit, daß sie ohne weiteres ebenso oft wie die Schaffner sich von den Reisenden die Fahrkarten vorzeigen ließen, wobei sie ihnen in zudringlicher Weise ins Gesicht starrten.

Auf der Eisenbahn war bereits der steckbriefliche Erlaß bekannt, auf allen Bahnhöfen hingen die Photographien des Flüchtlings, doch vermochte auch er sich in diesen Bildern nicht wiederzuerkennen, wenn er einen Vergleich mit seinem jetzigen Aeußern zog.

Dort von dem Bilde blickte ein nervöses, intelligentes Gesicht mit einem langen Bart und einem dichten Haarschopf, — jetzt trug er keinen Bart, sein Haar war kurz geschoren, der Schnurrbart ein wenig nach oben gerichtet. Der Schnurrbart und der Kneifer verliehen ihm ein etwas dandymäßiges Aussehen. Nur die Augen hatten denselben traurigmüden Ausdruck, in dem sich das ganze Drama, alle Qualen und alles Leid spiegelte, das er im letzten Jahre seit der Verschickung mit seinen Kameraden zusammen erfahren hatte. Diese Augen verrieten ihn. Er ließ niemand in seine Augen blicken, indem er sie von Gegenstand zu Gegenstand, von Gesicht zu Gesicht schweifen ließ. — Der Gendarm, der sich ihm mehremal genähert und ihn aufmerksam betrachtet hatte, setzte ihn in Verlegenheit. — Seine Wangen färbten sich, eine nervöse Hast und Zerstreuung bemächtigten sich seiner, er sprach viel, doch fühlte er, daß er nicht zur Sache redete, und wurde gleichzeitig von furchtbarer Angst gequält, daß er sich auf diese Weise verraten könnte.

Um die Verlegenheit zu verscheuchen, begann er mit dem Offizier, der mit ihm in demselben Kupee fuhr, eine Unterhaltung. Einen Augenblick schien es dem Flüchtling, daß der Gendarm ihn erkannt hätte. Schon war der Gestrenge im Begriff, sich ihm zu nähern . . ., der Flüchtling wurde bleich, doch in der nächsten Minute klopfte er dem Offizier vertraulich auf die Schulter und forderte ihn auf, mit ihm am Büfett ein Gläschen Wein zu trinken. „Jetzt zahle ich, wenn Sie erlauben!“ rief er.

Diese Vertraulichkeit des verdächtigen Passagiers mit dem „Verteidiger des Vaterlands“ und dessen Wohlhabenheit beruhigten den Gendarm vollkommen, und er betrachtete den Flüchtling nun gleichgültig, während er den Offizier, der mit jenem untergefaßt zum Bufett schritt, mit demütiger Ergebenheit anschaute . . .

Auf diese Weise kam der Flüchtling nach Moskau. Wenige Wochen später war er in der Schweiz.

Warschau. Riwa Buchholz.

Matrose und Romandichter.

In einer Reihe vortrefflicher Romane, „Idylls of the Sea“, „The Cruise of the Cachalot“, „The Log of a Sea-Waif“, „Denizens of the Deep“ usw., die bei D. Appleton & Co., Newyork, erschienen sind, erzählt der Matrose Frank T. Bullen seine abenteuerlichen Erlebnisse als Seefahrer und Walfischjäger. Von diesen Erzählungen, die sämtlich auf persönlichen Erfahrungen beruhen und ein eigentümliches autobiographisches Gepräge haben, ist die zweibändige, auch in die „Tauchnitz Edition“ aufgenommene Geschichte „The Cruise of the Cachalot“ besonders interessant, da sie das Verfahren beim Fang des Cachalots oder Pottfisches und die damit verbundenen Anstrengungen, Aufregungen und oft sehr großen Gefahren in äußerst lebendiger und recht anschaulicher Weise schildert.

Schon als zwölfjähriger Junge wurde der in England geborene Verfasser Seefahrer und kam später nach den Vereinigten Staaten. In seinem achtzehnten Lebensjahre streifte er eines Tages mit leerem Geldbeutel und ebenso leerem Magen in den Straßen des amerikanischen Hafenortes New Bedford, Massachusetts, herum und sehnte sich danach, wieder zu Schiffe zu gehen und auf offener See zu sein. Plötzlich begrüßte ihn ein schlanker, langbeiniger, dünnleibiger Mann mit scharfem, hartem Blick, dem Bart eines Geisbockes und einem von Kautabak arg beschmutzten Munde und fragte, ob er ein Schiff suche. Er sagte ja und wurde darauf zu einem Gebäude geführt, wo er einen Haufen von unbeschreiblichen Leuten aus allen Ländern vorfand, die nur die häßliche Unsitte des Tabakkauens miteinander gemein zu haben schienen. Ein Vertrag wurde ihnen vorgelesen, von dem sie kein Wort verstanden, den

Digitized by Google

sie jedoch, mit dem leichtsinnigen Vertrauen der Matrosen ohne weiteres unterzeichneten. Erst als sie an Bord des Schiffes kamen, wurde ihnen zu ihrem Entsetzen klar, daß sie sich zu dem schweren und langjährigen Dienst eines Walfischfängers verpflichtet hatten. Von der Richtung und Dauer der Fahrt und dem Betrag des Lohnes haben sie keine Ahnung gehabt. Der listigen und betrügerischen Vertragsschließung entsprach die grausame Behandlung der auf diese Weise zusammengescharrten, buntscheckigen Mannschaft nach dem Auslauf des Schiffes. Der Kapitän war ein Teufel in menschlicher Gestalt, und für das geringste Vergehen ließ er die Matrosen fast zu Tode peitschen und foltern; sogar wegen der leisesten Beschwerde über das schlechte und kärgliche Essen wurden sie halbverhungerten gepeitscht, bis sie in Ohnmacht fielen. Die hier von einem zuverlässigen Augenzeugen ausführlich geschilderten Zustände sind kaum glaublich und machen den amerikanischen Walfischfängern wahrlich keine Ehre. In diesem Falle aber nahmen die Grausamkeiten ein gewaltsames Ende. Der vierte Maat, ein Neger, der wegen seines Riesenwuchses den Spitznamen Goliath führte, wurde von dem Kapitän, der nach amerikanischer Art keinen Schwarzen als seinesgleichen zu betrachten imstande war, so schimpflich behandelt, daß er in unbändigen Zorn geriet, seinen Peiniger ergriff und mit ihm ins Meer sprang, wo beide ertranken.

Kurz vor diesem furchtbaren Ereignis und offenbar in Vorahnung hatte der Goliath Bullen seine Lebensgeschichte erzählt. Er sei nicht in Amerika, sondern in Westafrika geboren, wo seine Mutter, als er noch ganz klein gewesen, zur Sklavin gemacht worden; es gelang ihr jedoch, sich mit ihrem Kinde durch die Flucht zu retten und den Freistaat Liberia zu erreichen, wo er aufgewachsen und bis zum Tode der Mutter geblieben sei. Von ihrem Volksstamm wurde sie als eine Obi-Frau und mächtige Zauberin und Weissagerin hoch verehrt, und ehe sie hinschied, habe sie dem Sohn gesagt, er würde in ferne Länder reisen und ein großer Jäger auf dem Meer werden, dann plötzlich in einen heftigen Streit mit einem weißen Manne weit von der Heimat geraten und gewaltsam sterben; aber der Weiße werde zu gleicher Zeit durch des Sohnes Hand getötet werden. Der tiefe und bleibende Eindruck, den diese Prophezeiung auf Goliath machte, hat ohne Zweifel zu ihrer Erfüllung wesentlich beigetragen, wie es in solchen Fällen gewöhnlich geschieht.

Bullen ist von Natur mit starker Forschbegierde begabt und stellt die Ergebnisse seiner Beobachtungen in schlichter Sprache dar.

Er richtete sein Hauptaugenmerk hauptsächlich auf den Cachalot oder Pottwalfisch, über dessen Leben und Treiben er genaue Auskunft gibt. Von einem engen Schlunde, der diesem Tiere erlaubt nur kleine Fische und Weichtiere zu verschlingen, kann keine Rede sein, denn man hat einen 18 Fuß langen Bär in seinem Magen gefunden. Auch die allgemeine Ansicht, daß der Walfisch das in den Rachen beim Fressen gesammelte Wasser durch die sich auf dem Kopfe befindenden Spritzlöcher in Säulen hervortreibe, soll auf einem Gesichtsbetrug beruhen. Unser Matrose behauptet, der scheinbare Wasserstrahl sei nur der warme Atem des Walfisches, der sichtbar werde, sobald er in Berührung mit der kalten Luft komme und sich zum Teil in Wasser verwandele. Der Walfisch ist also unbewußt einer Mystifikation schuldig und foppt den Menschen, indem er ihm einen blauen Dunst vormacht.

Ueber die Eingeborenen der verschiedenen Inselgruppen im Stillen Meere wird im ganzen ein äußerst günstiges Urteil gefällt. In Honolulu nahmen mehrere Kanaken auf einige Zeit Dienste als Matrosen und erwiesen sich in jeder Beziehung als tüchtig und zuverlässig, und an Reinlichkeit und anständigem Betragen waren sie den weißen Schiffsleuten meistenteils weit überlegen. Die Kanaken sind jetzt Christen und seit ihrer Bekehrung weniger fröhlich, aber nicht ehrlicher und sittlicher geworden. Sonntags sitzen sie in der Kirche, selbst bei der größten Hitze von Kopf zu Fuß nach europäischer Art züchtig gekleidet; aber sobald der Gottesdienst vorüber ist und sie ins Freie gehen, werfen sie das lästige Zeug ab und begnügen sich mit einem um die Hüften geschlungenen Blumengewinde oder Gürtel von Kokosnußblättern. Durch diesen Vorgang werden wohl die Beziehungen der Kanaken zum Christentum am besten sinnbildlich angedeutet und zu Gemüte geführt. Eines Sonntagsmorgens besuchte Bullen eine Missionskirche, in der alle Anwesenden einschließlich des Predigers Eingeborene waren. Nach dem Gottesdienste ging er ins Pfarrhaus nebenan, ein schönes, von prachtvollen tropischen Blumen umgebenes Bungalow, und fand den ehrwürdigen Leiter der Mission in einem bequemen Lehnstuhl, mit einem großen Glas Branntwein und Sodawasser auf dem Tische, einer trefflichen Zigarre im Munde und einem neuen Roman von Ouida in der Hand. Alles das kam dem Besucher recht angenehm und ohne Zweifel unschuldig vor, aber dem Ideal eines eifrigen Glaubensboten, wie er in den Berichten der Missionsgesellschaft erscheint und die Bewunderung der frommen Seelen erregt, entspricht es kaum. — Auf Hawaii soll in der letzten Zeit das englische Wort „Missionary“ als das gemeinste Schimpfwort gebraucht werden, aber diese Bereicherung der Sprache der Eingeborenen ist auf den Umstand zurückzuführen, daß die amerikanischen Missionare und ihre Nachkömmlinge hauptsächlich zu der gewaltsamen Annexion der Insel an die Vereinigten Staaten beigetragen haben. Man dürfte sich also nicht wundern, wenn die Tagalen ihren Unterdrücker in ähnlicher Weise an den Pranger stellen und sich „McKinley“ als Schimpfnamen allgemein bedienen sollten.

E. P. Evans.

Die Inquisition der russisch-orthodoxen Kirche. Die Klostergefängnisse. Von A. S. Pengawin. Mit einem Geleitwort von M. v. Reusner. Berlin, F. Gottheiner 1905.

Eine Zusammenstellung von Mitteilungen über die Klostergefängnisse in Rußland, und eine Einleitung von Professor Reusner, der sich so große Verdienste um die Erschließung des dunkelsten Rußland für das Auge des Westeuropäers erwirbt.

Es würde ein charakteristischer Zug im Bilde des Zarenreiches fehlen, wenn nicht zu der politischen auch die religiöse Tyrannei hinzukäme. Unser düsterstes Mittelalter lebt auf, wenn man liest wie das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch russische Staatsbürger auf administrative Verordnung hin in die Klostergefängnisse gesteckt worden sind; sie hatten religiös oder politisch das Mißfallen der Behörden erregt; ihre Freiheit war verfallen, wenn ihre religiösen Ueberzeugungen auch nur im geringsten von denen der Orthodoxie abwichen; aber auch Personen, die augenscheinlich von religiösem Wahnsinn befallen waren, sperrte man in Klöster, in denen es eine ärztliche Behandlung nicht gab; man wurde auch schon eingesperrt, wenn man im Trunke ein freies oder gotteslästerliches Wort gesagt hatte; man verschwand hinter den Klostermauern, wenn man sich der Armen mit allzu hingebungsvoller Humanität annahm. Und in welche Gefängnisse kam man; in düstere, elende, feuchte Löcher auf immer, oder bis man bereute; oder bis der Gefangene „still geworden ist“.

Ein einziges Beispiel sei angeführt aus dem Solowezky Klostergefängnis. Ueber den Bauern Anton Dmitrijew machte der Archimandrit in die Akten folgende Eintragung:

„Er ist 81 Jahre alt. Ist für immer eingekerkert. Wird aus der Zelle nur zum Spaziergang im Korridor herausgelassen. Im Sommer darf er seinen Spaziergang auch im Gefängnishof machen. Ist Analphabet und hört nur zu, wenn die andern lesen. Die Kirche besucht er nicht. Ist verschlossenen Charakters und geistig gesund. Es wird versucht, ihn zu bekehren. Er hört aber auf nichts. Es ist ausgeschlossen, daß er Abbitte tut; sein Verhalten ist ewig. Infolge seiner gefährlichen Ketzerei muß er im Gefängnis bleiben.“

Neun Jahre später tat der Klostervorsteher dem Gefangenen Anton Dmitrijew zu wissen, daß er nunmehr frei sei. Der Gefangene war jetzt neunzig Jahre alt; er hatte fünfundsechzig Jahre in den Solowezky-Kasematten in Einzelhaft gesessen. Er erklärte, „daß er niemanden mehr habe, zu dem er gehen könne, da alle seine Beziehungen zur Heimat und zu den Verwandten längst gelöst waren“. Er wollte das Gefängnis nicht mehr verlassen. So wurde ihm gestattet, „bis zu seinem Lebensende im Gefängnis zu verbleiben und zwar nicht mehr als Gefangener“. Er ist 1880 gestorben „ohne seine Verirrungen zu bereuen“. Es werden aber auch Fälle mitgeteilt aus der allerneuesten Zeit und bis auf diese Tage.

Moderne Kanonen und moderne Gewehre machen einen Staat noch nicht zu einer modernen Macht; und daß ein solcher mittelalterlicher Staat trotz seiner Kanonen und Gewehre zusammenbricht, ist eine Notwendigkeit.

P. N.

Verantwortl. der Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 26. Berlin, den 25. März 1905. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Kaiser Wilhelm will auf seiner Mittelmeerfahrt, die er am Donnerstag angetreten hat, einen offiziellen Besuch in Tanger abstatten. Das haben allezeit geschäftige offiziöse Federn als einen Triumph deutscher Diplomatie zu schildern versucht, und englische Chauvinisten haben die günstige Gelegenheit zur Stimmungsmache gegen Deutschland in Frankreich ausnutzen zu müssen geglaubt. In Wirklichkeit kann von einem franzosenfeindlichen Akt — der übrigens Kaiser Wilhelm am wenigsten zuzutrauen wäre — gar keine Rede sein, denn kein vernünftiger Mensch wird im Ernste glauben, daß Deutschland nach einem Protektorat über Marokko oder gar nach territorialem Erwerb irgend welches Verlangen trüge. Wenn aber das Anlaufen des Hafens von Tanger durch das deutsche Kaiserschiff die guten Beziehungen zwischen Deutschland und Marokko, die nur in einem regen Handelsverkehr zum Ausdruck kommen können, in offizieller Weise bekräftigen soll, so kann daraus weder Deutschland übertriebene Hoffnungen noch England oder Frankreich oder sonst eine Macht irgend welche Befürchtungen herleiten. Daß Deutschland in Marokko seine handelspolitische Situation festigen und in freiem Wettbewerb mit den anderen Nationen ausbreiten will, ist durchaus berechtigt. Daß darüber hinaus aber keine abenteuerlichen Aspirationen von Deutschland gehegt werden, bekräftigt noch ausdrücklich eine Rede des Kaisers, die er vor seiner Abreise in Bremen gehalten hat. Wir geben aus ihr die folgenden Worte wieder, die wohl allgemein mit Genugtuung aufgenommen worden sind:

„Ich habe mir damals den Fahneneid geschworen, als ich zur Regierung kam, nach der gewaltigen Zeit meines Großvaters daß, was an mir liegt, die Bajonette und Kanonen zu ruhen hätten, daß aber Bajonette und Kanonen scharf und tüchtig erhalten werden müßten, damit Neid und Scheelsucht von außen aus an dem Ausbau unseres Gartens und unseres schönen Hauses im Innern nicht stören. Ich habe mir gelobt, auf Grund meiner Erfahrungen aus der Geschichte, niemals nach einer öden Weltherrschaft zu streben. Denn was ist aus den sogenannten Weltreichen geworden? ... Das Weltreich, das ich mir geträumt habe, soll darin bestehen, daß vor allem das neu erschaffene Deutsche Reich von allen Seiten das absolutene Vertrauen als eines ruhigen, ehrlichen, friedlichen Nachbarn genießen soll."

Der plötzlich verstorbene preußische Minister des Innern, Freiherr v. Hammerstein, hat während seiner vierjährigen Amtsperiode niemals den reaktionären Geist verleugnet, der nun einmal dieses preußische Ministerium ganz besonders auszeichnet, er ist freilich auch nicht eigentlich der „starke Mann" gewesen, den die preußischen Junker so oft herbeigewünscht haben. Wäre er von einem ostpreußischen Rittergut statt aus einer korrekten hannoverschen Beamtenfamilie hergekommen, so hätte er vielleicht jene reaktionäre Schneidigkeit in höherem Maße besessen, die unsere preußischen Junker nun einmal von „ihren" Ministern glauben fordern zu dürfen. So aber blieb er einer der uninteressantesten Polizeiminister Preußens. Wie er bei der großen Ueberschwemmungskatastrophe vor zwei Jahren gänzlich versagte, und wie er aus dem Kanalkampf als gedemütigter Sieger hervorging, das ist noch ebenso unvergessen wie seine polizeilichen Maßnahmen gegen unbequeme Ausländer und gewisse ungewöhnliche Taktlosigkeiten und parlamentarische Entgleisungen im Abgeordnetenhaus. Demgegenüber sind winzige Zugeständnisse auf dem Gebiet des Vereins- und Versammlungsrechts und gelegentliche Redressierung polizeilicher Mißgriffe während seiner Amtstätigkeit kaum erwähnenswert.

Zum Nachfolger des Freiherrn von Hammerstein ist der seitherige Oberpräsident der Provinz Brandenburg, von Bethmann-Hollweg, ernannt worden. Er hätte schon 1901 statt seines jetzt verstorbenen Vorgängers das Ministerhotel in der Wilhelmstraße beziehen können, wenn er sich damals nicht geweigert hätte, die inzwischen längst verflogene scharfe Mißstimmung gegen die Kanalrebellen im preußischen Landtag in politische Maßregelungen umzusetzen. Seine damals bewiesene Abneigung gegen „innere Krisen" und sein sanfter Sinn gegen die konservative Junkeropposition lassen ihn in gleicher Weise als Kollegen des preußischen Ministerpräsidenten und als Gesinnungsgenossen der preußischen Reaktionsmächte für den Posten des Polizeiministers geeignet erscheinen.

Die wahltaktischen Einigungsbestrebungen des badischen Liberalismus haben nunmehr die gefährlichste Stelle glücklich passiert, nämlich die praktische Verteilung der einzelnen Wahlkreise an die verschiedenen liberalen Gruppen. Erfreulicherweise erklären sich mit der Verteilung der liberalen Mandate sowohl die Nationalliberalen wie die Nationalsozialen, die Demokraten wie die Volksparteiler einverstanden. Der badische Liberalismus wird also tatsächlich vereint gegen die Reaktion zu Felde ziehen. Diese erfreuliche Tatsache hat den Liberalen Württembergs eine ähnliche Taktik neuerdings wieder sehr wünschenswert erscheinen lassen, und da in Bayern die Einigung des Liberalismus ebenfalls programmatisch bereits vollzogen ist und in Elsaß-Lothringen überhaupt nur ein einiger Liberalismus existiert, so ist endlich einmal in ganz Süddeutschland die liberale Zersplitterung so gut wie überwunden.

Die deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten hat in München auf ihrem zweiten Kongreß wiederum vor aller Welt öffentlich dokumentiert, wie notwendig es ist, die altüberkommene Prüderie auf diesem dunklen Gebiet fahren zu lassen und rücksichtslos den Kampf gegen einen äußerst gefährlichen und starken Feind der Volkskraft und Volksgesundheit aufzunehmen. Nicht nur durch den erschrecklichen Umfang und die verheerenden Wirkungen der

Digitized by Google

„galanten Krankheiten", für die natürlich neues und überzeugendes Material beigebracht wurde, ist diese moderne Methode energischen Zugreifens gerechtfertigt worden, sondern auch durch das Vorhandensein stark divergierender Urteile unter den Sachverständigen selbst. Die alten Streitfragen, ob Hebung der Sittlichkeit oder Hebung der materiellen Lage (Wohnungsreform) dringlicher, ob Kasernierung und Reglementierung erstrebenswert oder verwerflich wäre, ob die Männer oder die Frauen die eigentlichen Gefahrträger seien, ob die ganze Angelegenheit mehr nach idealen Gesichtspunkten oder wirksamer nach praktischen Erwägungen zu behandeln wäre: das alles war in München ebenso leidenschaftlich vertreten und umstritten, wie wir es aus der einschlägigen Literatur her gewöhnt sind. An praktischen Ergebnissen war daher die Münchener Tagung überaus arm, um nicht zu sagen unfruchtbar; dennoch wird sie nicht als zwecklos gelten dürfen, denn die gemeinsame Aussprache über die verschiedenartigen Urteile und Ziele eröffnet schließlich doch die einzige Aussicht auf Erreichung der wünschenswerten Klärung und Einheitlichkeit zu ihrer Bekämpfung.

Das neue französische Militärgesetz, das nach den Abänderungsvorschlägen des Senates von der Kammer mit der großen Mehrheit von 517 gegen 32 Stimmen angenommen worden ist, wird am 1. April 1906 in Kraft treten. Von da ab soll nicht bloß die zweijährige Dienstzeit bei allen Waffengattungen, sondern auch die allgemeine Wehrpflicht unter Wegfall aller bisherigen Privilegien rücksichtslos durchgeführt werden. Dieses Prinzip unterschiedsloser Gleichheit hat dem Gesetzentwurf der Regierung auch die Zustimmung der Sozialisten eingetragen, die für ihn eintraten, „weil diese Armeereform das Werk der Volksschule weiter fortsetze und die Kaserne zur großen Volksuniversität mache, in der der Soldat außer seinen militärischen Kenntnissen noch vieles lerne, was er im Leben gut brauchen könne!" Der Kriegsminister wurde von der äußersten Linken aufgefordert, er möge auf dem seither betretenen Wege der Armeereform entschlossen weiterschreiten. Daß er das tatsächlich ernsthaft zu tun gedenkt, geht auch aus dem neuen Gesetzentwurf hervor, nach dem in Zukunft die gemeinen Vergehen von Soldaten durch bürgerliche Gerichte abgeurteilt werden sollen. Wie weit man bei uns in Deutschland von solchen zeitgemäßen Reformen noch entfernt ist, das zeigt die Haltung des Kriegsministers bei den Reichstagsdebatten der letzten Woche nur allzu deutlich.

Die ungarische Krisis scheint einer bedrohlichen Verschärfung entgegenzugehen. Nachdem auf den Rat Tiszas Graf Andrassy als Vertrauensmann der Krone eine neue Kabinettsbildung vergeblich versucht hat, erklären jetzt die vereinigten Oppositionsparteien, daß sie der Hartnäckigkeit des Monarchen ihren einheitlichen geschlossenen Widerstand entgegensetzen. Infolgedessen redet man bereits von einem reinen Geschäftsministerium, das dann wohl mit erprobter Obstruktion bekämpft und zur Auflösung des ungarischen Reichstages gezwungen werden wird. Sicher wird die Lösung der Krisis mit der energielosen Verschleppungstaktik nicht erleichtert, sondern erschwert.

In Italien ist die politische Lage noch immer nicht geklärt. Der Ausweg, das Ministerium Giolitti ohne den bisherigen Chef weiter amtieren zu lassen, ist ein so handgreiflicher Nothehelf, daß damit die Situation keineswegs erleichtert ist. Da man sich aber angesichts der großen politischen Schwierigkeiten vor klarer Stellungnahme scheut und weder ein radikales noch ein konservatives Ministerium bilden will, so hat auch Italien eine Verschleppung aber keine Ueberwindung der innern Krisis.

Aehnliche Probleme, wie sie in Oesterreich-Ungarn jetzt im Vordergrund der Diskussion stehen, beherrschen auch die schwedisch-norwegische Politik. Fortsetzung der seitherigen Realunion oder Selbständigkeit Norwegens unter Aufrechterhaltung der Personalunion mit Schweden, das ist die Frage, die längst schon ventiliert wurde, gegenwärtig aber alle politischen Gemüter aufs lebhafteste bewegt. Aufregende Agitationen im Lande, stürmische Szenen im Reichstage, an der Spitze ein wohlwollender alternder König, der der Entscheidung aus dem Wege gehen möchte: alles ganz ähnlich wie in Oesterreich-Ungarn. Daß die Trennung zwischen den beiden nördlichen Reichen kommen wird, ist sehr wahrscheinlich; auf welchem Wege und wann sie kommt, das ist vorläufig noch nicht abzusehen.

Den fluchtartigen Rückzug der Russen auf Charbin hat auch der neu ernannte Oberkommandierende in der Mandschurei, General Linewitsch, noch nicht aufhalten können. Freilich scheint die Bahn nördlich von Tieling noch unversehrt in den Händen der Russen zu sein, sodaß die Verluste durch Hunger, Ueberanstrengung und nachdrängende Verfolger doch vielleicht geringer werden dürften, als zuerst bei den Nachrichten vom Fall Tielings angenommen werden mußte. Immerhin sind es auch dann nur jämmerlich geschlagene, durch fortgesetzte Niederlagen und Verfolgungen gänzlich demoralisierte und kampfuntüchtige Heeresträmmer, die in Charbin gesammelt werden können. Und die nachdrängenden Japaner werden die freilich mit dem weiteren Vorrücken nach Norden für sie in vieler Hinsicht schwierigere Situation mit dem Elan des Siegers überwinden, den die Ereignisse der letzten Monate bei jedem einzelnen japanischen Soldaten naturgemäß erzeugt haben. Infolgedessen wäre die Nachricht, daß die russische Kriegspartei neue Mobilisierungen und Fortführung des Krieges beschlossen hat, schlechthin unbegreiflich, wenn man nicht wüßte, daß die Situation im Innern Rußlands bereits so gefahrdrohend für die gegenwärtigen Machthaber ist, daß ihnen eine Verschärfung durch Abschluß eines ungünstigen Friedens geradezu verhängnisvoll erscheint. Also hält man einstweilen den Schein erbitterter Fortsetzung des Krieges aufrecht, ebenso wie man nach völliger Vernichtung der russischen Flotte der Welt den Willen zur Fortsetzung eines aussichtslosen Seekrieges durch Entsendung des baltischen Geschwaders vortäuschte.

* * *

Was ist Liberalismus?

„Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch, du bist so schön,
Dann magst du mich in Fesseln schlagen!"

Was ist Liberalismus? Die Antwort auf diese Frage sollte jedem leicht fallen, wenigstens jedem Liberalen. Aber wie viele Liberale gibt es, die genau wissen, weshalb sie sich liberal nennen? Da ist man Mitglied eines liberalen Vereins und hält damit schon den Beweis für erbracht, daß man liberal ist. Man weiß, daß die Partei, der man sich zurechnet, und für deren Kandidaten man bei den Wahlen stimmt, ein Programm besitzt, das eine umfassende Liste liberaler Forderungen enthält. Auch liest man eine Zeitung, die sich liberal nennt oder wenigstens von den Gegnern als liberal bezeichnet wird. Man hat sich gelegentlich an Versammlungen beteiligt, in denen grundlegende Gedanken des Liberalismus entwickelt wurden, und in denen die allgemeine Ueberzeugung zum Ausdruck gelangte, daß, wenn man nur „die liberale Fahne hochhalte", die gute Sache siegen müsse und werde.

Nur schade, daß alle diese äußeren Erkennungszeichen der Zugehörigkeit zum Liberalismus nicht auch dazu angetan sind, um das selbständige Nachdenken anzuregen. Solange eine politische Partei in der Macht ist, können ihre Bekenner gut und gern auf politisches Nachdenken verzichten. Die starke Position des Zentrums beruht sogar ganz wesentlich auf dem Umstande, daß dessen Wählermassen daran gewöhnt sind, das politische Nachdenken einer kleinen Zahl von führenden Persön-

Digitized by Google

lichkeiten zu überlassen. Sobald aber eine Partei in die Minorität gedrängt ist und in ihrem Bestande zurückgeht, muß sie, um sich zu regenerieren, eine Revision ihrer politischen Ideen vornehmen und auf die geistigen Quellen ihres früheren Einflusses zurückgehen. Sie muß ihre Anhänger wieder an selbständiges politisches Nachdenken gewöhnen, sogar auf die Gefahr hin, daß bei diesem Gedankenprozeß mancher bisherige Anhänger zu der Ueberzeugung kommt, er sei innerlich der Partei, zu der er sich äußerlich rechnet, schon längst entfremdet. Schließlich entscheidet über das Schicksal einer Partei selbst in den Zeiten des allgemeinen Wahlrechts nicht bloß die größere oder geringere Zahl von Wählern, die man im gegebenen Moment aufzubringen vermag, sondern in noch höherem Grade das Quantum von Intelligenz und Willenskraft, das von einer Partei bei der politischen Betätigung aufgebracht werden kann.

Von diesen Erwägungen aus erscheint es für die Parteien des Liberalismus, die seit Jahrzehnten bei uns in Deutschland an politischem Einfluß verloren haben, besonders wichtig, sich nicht bloß organisatorisch zu erneuern, sondern auch ihren Bestand an fruchtbaren Ideen neu aufzunehmen und den Gedankenweizen von der Phrasenspreu möglichst zu säubern.

* * *

Der Gegensatz des Liberalismus ist Konservatismus. Konservativ sein heißt: beharren wollen auf einem bestimmten Entwicklungszustand. „Wie ich beharre, bin ich Knecht": nirgends tritt die Wahrheit dieses Faustischen Wortes so klar hervor wie in der Politik. Wer auf einem bestimmten Entwicklungszustande festgehalten wird, ist Knecht, wird unfrei. Freiheit ohne Vorwärtsstreben gibt es nicht. Der Konservatismus sucht das festzuhalten, was geworden ist, vor allem die Herrenrechte, die Rechte historischer Autoritäten im Staat wie in der Kirche. Das Verhältnis des Knechts zum Herrn, des Untergebenen zu dem mit Autorität Bekleideten, des Laien zum Kleriker, des Dienenden zum Herrschenden bildet die Basis aller konservativen Vorstellungen. Die gottgewollte Obrigkeit, die gottgewollte Untertänigkeit, die Unterordnung unter die Herrschaft derjenigen, die die Herrschaft einmal besitzen, bildet den Hauptglaubensartikel des konservativen Katechismus. Es ist der Glaube der Herrschenden, der im Besitz Befindlichen: Was besteht, ist gut, ist der Niederschlag der Weisheit von Generationen. Autorität und Tradition sind die Hauptpfeiler der konservativen Weltanschauung.

Diese Weltanschauung ist denen angepaßt, die an der Herrschaft teilnehmen, die ein Stück der Autorität bilden; aber wie will man die Zweckmäßigkeit dieser konservativen Gesellschaftsordnung denen begreiflich machen, die bloß Objekte und nicht Subjekte einer konservativen Staatsordnung sind? Der Herr glaubt leicht daran, daß die Fortdauer seiner Herrschaft notwendig sei; den Sklaven wird man schwerer davon überzeugen können, daß die Fortdauer seiner Unfreiheit der staatlichen Weisheit letzter Schluß sei. Der konservative Staatsgedanke hat deshalb zu allen Zeiten die Kirche mitherangezogen, um den Untertanen die nötige Zufriedenheit mit ihrem Lose beizubringen. Gott hat es so gewollt, so lautet der kirchliche Zuspruch, daß es Herrschende und Dienende, Reiche und Arme, Autorität und Untertänigkeit gibt. Sich gegen diese göttliche Anordnung aufzulehnen, ist eine Art Sakrilegium, das die staatlichen Gewalten vollauf berechtigt, die Unzufriedenen als Verächter der göttlichen Weltordnung zu betrachten. Wer sich dieser göttlichen Wettordnung hier auf Erden aber fein säuberlich fügt, der hat Anspruch auf eine bevorzugte Stellung in jener Welt, wo alle Ungerechtigkeiten des Erdendaseins ihren Ausgleich finden.

Nun ist der Konservatismus allerdings nicht imstande, jede Entwicklung aufzuhalten. Jeder Fortschritt der Wissenschaft, jeder Fortschritt der Technik ist autoritätsfeindlich und zwingt schließlich auch die widerwilligsten Elemente der staatlichen Beharrungspolitik zu Konzessionen an die fortschrittlichen Kräfte. Gelegentlich wird der Strom dieser Entwicklung so stark, daß er die konservativen Stützen des Staatslebens weit mit sich reißt. Aber der Konservatismus als politisches Prinzip ist stets darauf bedacht, den weiteren Fortschritt aufzuhalten und das verlorene Terrain durch reaktionäre Wiederherstellung der alten Abhängigkeitsverhältnisse, durch Wiederaufrichtung der alten Herrschaftszustände von neuem zu gewinnen. Stets wird er bei dieser grundsätzlichen Rückwärtsrevidierung auf die Unterstützung der staatlich etablierten Kirchen rechnen können. Staatliche und kirchliche Autoritäten haben dasselbe Herrschaftsziel, wenn auch auf verschiedenen Herrschaftsgebieten, im Auge. Nichts ist deshalb natürlicher als die immer inniger werdende Verbindung zwischen den Konservativen und dem Zentrum im Verlauf der Entwicklung der politischen Reaktion in Deutschland.

Im Gegensatz zu dieser auf die Festhaltung alter Herrschaftsverhältnisse gerichteten Tendenz des Konservatismus vertritt der Liberalismus das Prinzip fortschreitender Bewegung. Für den Liberalismus gibt es grundsätzlich keinen absolut befriedigenden Zustand. „Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen, so sei es gleich um mich getan!" Diese Faustischen Verse bezeichnen besser als jede kunstvolle Definition das wahre Wesen des Liberalismus. Alles Erreichte darf für ihn nur eine Etappe auf dem unendlichen Wege der Fortentwicklung des Menschengeschlechts sein. Die Bewegung ist ihm alles. Für den Liberalismus gibt es keinen staatlichen Zustand, der nicht verbesserungsfähig wäre. Und was verbesserungsfähig ist, ist auch verbesserungsbedürftig.

Der Liberalismus hat sich im Laufe der Zeiten die verschiedensten Parteinamen beigelegt, aber nie hat es eine Bezeichnung gegeben, die seinem Wesen so vollständig entsprach wie die Bezeichnung „Fortschrittspartei". Eine Partei wird nur solange als eine wirklich liberale Partei anzusehen sein, solange sie eine Fortschrittspartei ist, solange sie sich geistig elastisch genug zeigt, um jede fortschrittliche Idee im Staatsleben aufzunehmen und ihre Verwirklichung anzustreben. Das ist keineswegs bequem, und die meisten liberalen Parteien sind daran zugrunde gegangen, daß ihnen die Anpassungsfähigkeit an neue Fortschrittsgedanken verloren ging, daß sie sich „aufs Faulbett legten" und das Errungene bloß noch gegenüber den Weiterstrebenden zu verteidigen suchten. Der Liberalismus in Deutschland steckt mitten in diesem Prozeß der Erschlaffung. Ohne je an der Herrschaft gewesen zu sein, hat er doch geraume Zeit hindurch einen maßgebenden Einfluß auf die Reichsgesetzgebung ausgeübt, bis eine Grenze erreicht war, über die im fortschrittlichen Sinne hinauszugehen die Bevölkerungsschichten, auf welche sich der Liberalismus vornehmlich stützte, zu widerstreben begannen. Der Liberalismus fing an, das Erreichte als ein Endziel anzusehen und deshalb den konservativen Mächten und schließlich auch den reaktionären Bestrebungen geringeren Widerstand entgegenzusetzen, jedoch sich feindlich gegen diejenigen zu wenden, die, aus einer neuen Schicht hervorgegangen, mit neuen Fortschrittsgedanken hervortraten und diese mit Ungestüm auch gegen jene Liberalen kehrten, die nur allzuviel Neigung hatten, sich auf das politische Faulbett zu legen.

Die Sozialdemokratie wurde der jüngere und energischere Konkurrent des alternden Liberalismus. Sie stellte dabei zugleich ein neues politisches Ideal auf, das von dem Ideal des Liberalismus wesentlich verschieden war. Auch die Sozialdemokratie ist eine Fortschrittspartei; nur marschiert sie auf ein anderes Ziel los als der Liberalismus. Dem Sozialismus erscheint die Masse des Volks als ein Kollektivwesen, dessen Gesamtentwicklung auch auf Kosten der Entwicklung der Einzelindividuen anzustreben ist; während der Liberalismus die Entwicklung der Persönlichkeit zum Zielpunkt aller seiner politischen Bestrebungen macht. Diese Verschiedenheit des Endziels schließt nicht aus, daß Sozialismus und Liberalismus weite Wegstrecken zusammen marschieren können. Erst da, wo die Entwicklung der Persönlichkeit durch Unterwerfung unter eine kollektivistische Wirtschaftsordnung und eine alle Lebensgebiete regelnde Staatsordnung bedroht erscheint, wird der Gegensatz zwischen Liberalismus und Sozialismus unvereinbar.

Hiernach bestimmt sich die Stellung eines lebendigen und aktiven Liberalismus zu den Aufgaben der praktischen Politik sowohl nach der konservativen wie nach der sozialistischen Richtung hin.

* * *

Digitized by Google

„Höchstes Glück der Erdenkinder ist nur die Persönlichkeit." Persönlichkeitsentwicklung, das ist das Hauptziel des Liberalismus. Persönlichkeit sein aber heißt: die Beweggründe für sein Handeln nicht in äußerem Zwang, sondern im eigenen Innern finden, in eigener Ueberzeugung, aus der Anerkennung staatlicher Notwendigkeit heraus. Der Liberalismus kann deshalb keinen politischen Zustand akzeptieren, der dem einzelnen die Entwicklung zur vollen Persönlichkeit versagt. Er muß jede Freiheit anstreben, die der Entwicklung zur Persönlichkeit förderlich ist. Alle Formen der Sklaverei, die offenen wie die verdeckten, die den einen zum willenlosen Werkzeug des andern machen, erscheinen deshalb mit dem Liberalismus unvereinbar. Für das Verhältnis der reinen Sklaverei wird das niemand bestreiten. Die Formen, in denen die Unterwerfung des einen unter den Willen des andern im staatlichen Leben zum Ausdruck kommt, sind aber äußerst mannigfaltig, und hier erst fangen für den Liberalismus die Schwierigkeiten der Orientierung an.

Beginnen wir mit der Staatsform. Der Liberalismus kann keine absolutistische Staatsform gutheißen, keinen unbeschränkten Herrscher, keine absolute Autorität. Das gilt für die Kirche wie für den Staat. Selbst ein Regiment des aufgeklärtesten Despotismus ist für den Liberalismus nicht annehmbar. Denn der Absolutismus kennt keine Persönlichkeiten, keine Staatsbürger, sondern nur Untertanen, die ohne jeden Einfluß auf die Gestaltung der Herrschaft sind, der man sie unterworfen hat. Ihr eigener Wille ist völlig irrelevant gegenüber dem Willen des absoluten Herrschers. Das widerspricht dem liberalen Prinzip direkt. Hier ist keinerlei Kompromiß möglich. Der Liberalismus kann sich auch mit dem aufgeklärten Absolutismus ebensowenig abfinden wie mit der mildesten Form der Sklaverei. Für ihn ist der Konstitutionalismus nicht bloß ein Gebot der Opportunität, sondern eine Forderung des Prinzips, jenes auf die Entwicklung der Persönlichkeit gerichteten Prinzips, das den Menschen in keiner Lebenslage zum bloßen Werkzeug einer höheren Macht degradiert wissen will.

Konstitutionalismus ist Anteilnahme der Regierten an der Feststellung der Grundsätze der Regierung. Ob im übrigen die Staatsform einen monarchischen oder republikanischen Charakter trägt, ist für den Liberalismus nicht entscheidend. Das Maß der Anteilnahme der Regierten an der Regierung bestimmt allein, wie weit bei einer Staatsform die Grundsätze des Liberalismus zur Verwirklichung gelangt sind.

Eine abgeleitete Form des Absolutismus ist die Polizeiherrschaft, die Uebertragung absolutistischer Grundsätze auf gewisse Einzelgebiete des staatlichen Lebens. Aus denselben Gründen, aus denen der Liberalismus dem Absolutismus als Regierungsform widerstrebt, muß er auch der Polizeiwillkür widerstreben. Es wäre ein arges Mißverständnis, wenn man daraus herleiten wollte, daß der Liberalismus jeder energischen Betätigung des staatlichen Willens abgeneigt sei. Der Liberalismus will nur die staatlichen Organe vom obersten Herrscher bis zum kleinsten Polizeibeamten verfassungsmäßigen und gesetzmäßigen Normen, an deren Feststellung die Regierten selbst Anteil genommen haben, unterstellen, aber innerhalb dieser Normen der Initiative und der Verwaltungsenergie freien Spielraum gewähren.

Nichts ist irriger als der Glaube, daß der Absolutismus dem Konstitutionalismus bei der Entfaltung staatlicher Energie überlegen sei. Die Ohnmacht des absolutistisch regierten und nach den Regeln der Polizeiwillkür verwalteten Rußlands, die gegenwärtig in einer weltgeschichtlichen Krise zutage tritt, beweist mit furchtbarer Deutlichkeit, daß Absolutismus und Kraft nicht identisch sind. Dieser völlige Zusammenbruch des Cäsaropapismus, des über Staat und Kirche ausgedehnten absoluten Regiments, zeigt die Ueberlegenheit des Konstitutionalismus mit zwingender Logik auch da, wo es sich um eine bloße äußere Machtentwicklung handelt.

Konstitutionalismus heißt Anteilnahme der Regierten an der Regierung. Indem der Liberalismus dies konstitutionelle Prinzip vertritt, muß er verlangen, daß sich diese Anteilnahme fortgesetzt ausdehne, daß keine Bevölkerungsschicht von der Anteilnahme ausgeschlossen werde, daß sich nicht nur im Reich, sondern auch in den Einzelstaaten, in den Provinzen, in den Kreisen, in den Gemeinden der Anteil an der Regierung und Verwaltung vielseitig und lebendig gestalte. Daher keine Standesvorrechte, keine Klassenvorrechte, keine konfessionellen Diskriminationen, daher allgemeines, gleiches, geheimes und direktes Wahlrecht, kein Klassenparlament wie in Preußen, kein grundsätzlicher Ausschluß des weiblichen Geschlechts von der öffentlichen und politischen Tätigkeit! Das Tempo, in dem sich alle solche Reformen zu vollziehen haben, unterliegt opportunistischen Erwägungen. Man kann nicht alle Etagen eines vielstöckigen Hauses gleichzeitig ausbauen. Aber die Richtung, die der Liberalismus bei seinen Reformbestrebungen einzuschlagen hat, ist klar gegeben.

* * *

Zur Erreichung des Hauptziels aller liberalen Bestrebungen für die Persönlichkeitsentwicklung ist nichts bedeutsamer als die fortgesetzte Verbesserung des öffentlichen Unterrichts, Unterricht im weitesten Sinne genommen. Von dem, was eine Nation an Wissen und an technischem Können angesammelt hat, auf den einzelnen Staatsbürger möglichst viel zu übertragen, muß jeder Liberalismus zu allen Zeiten emsig bemüht sein. Ob man sich dabei lieber staatlicher oder besser kommunaler Organe bedient, mag nach Zweckmäßigkeitsgründen entschieden werden. Die Entwicklung des Unterrichtswesens selbst aber muß stets eine der wichtigsten Aufgaben des Liberalismus, der sich seiner Grundsätze bewußt ist, sein.

Die Pflege des Unterrichts ist dabei keiner Grenzbestimmung unterworfen. Der Konservatismus, der die alten Autoritäts-, Herrschafts- und Abhängigkeitsverhältnisse aufrecht zu erhalten wünscht, hat seiner ganzen Natur nach auch die Tendenz, das Wissen und Können der Bevölkerung, wenigstens jener Bevölkerung, die nach konservativer Anschauung zum Dienen prädestiniert ist, in engen Grenzen zu halten. Auch die Unwissenheit erscheint den Konservativen als ein Teil der göttlichen Weltordnung. Wissen macht unzufrieden mit dem Bestehenden. Zum Kartoffelbuddeln ist nicht viel Schulweisheit erforderlich. Die Neigung zum Gehorsam und zur Genügsamkeit wünscht der Konservatismus nicht durch geistige Anregung abzulenken. Das Fortschrittsprinzip und das Persönlichkeitsprinzip des Liberalismus aber wirken zusammen, um keine Grenzen der Volksbildung anzuerkennen. Vom Elementarunterricht in der Volksschule an bis zu den verwickeltsten wissenschaftlichen Gedankenoperationen, vom gewöhnlichsten Handgriff des geschulten Arbeiters bis zu den kompliziertesten Vorrichtungen der Maschinentechnik erscheint dem Liberalismus das gesamte Wissen und Können der Nation als ein großer, als der größte Schatz des Volkes, den unablässig zu vermehren als die oberste staatliche Aufgabe anzusehen ist. Dieser Schatz kann nie groß genug sein, und er wächst obendrein in demselben Maße, wie er von immer weiteren Kreisen der Bevölkerung in Besitz genommen wird.

Auf dem Gebiete des Unterrichtswesens tritt der Liberalismus nicht bloß zu dem Konservatismus, sondern auch zu dem Klerikalismus in Gegensatz. Klerikalismus bedeutet die Ausbeutung religiöser Bedürfnisse zu Machtzwecken, und kirchlichen Machtzwecken wirkt alles Wissen und Können entgegen. Der Klerikalismus ist deshalb niemals der Wissenserweiterung und einem vornehmlich auf Wissenserweiterung gerichteten weltlichen Unterricht günstig gesinnt gewesen. Er war stets bemüht, das Wissen und den Unterricht unter die Kontrolle der Kirche zu stellen, um zu verhüten, daß allzuviel Wissen die kirchlichen Autoritäten und damit die kirchliche Macht erschüttere. In dem Kampf um die geistliche Schulaufsicht hat dieser Konflikt zwischen Liberalismus und Klerikalismus seine aktuellste Form angenommen. Die konservativen und die klerikalen Interessen arbeiten hier zusammen, um allen „Ausschreitungen" des Wissens entgegenzuwirken und das ganze Gebiet des Unterrichts, von der Volksschule bis zu den Universitäten, einer kirchlich-autoritativen Kontrolle und Beschränkung zu unterwerfen.

Theodor Barth.

(Weiterer Artikel folgen.)

Digitized by Google

Parlamentsbriefe.

XII.

Seit der letzten Rede Bülows soll die Stimmung gegen Deutschland in Japan sehr viel freundlicher geworden sein. Ist das tatsächlich der Fall, so wäre seit langer Zeit zum erstenmal wieder ein positives Ergebnis einer Kanzlerrede zu verzeichnen. Bisher stand Japan unter dem Eindruck des Kaisertelegramms: „Rußlands Trauer, Deutschlands Trauer." Jetzt weiß es, daß japanische Anleihen genau so gut wie russische in Deutschland aufgelegt werden können. Der deutsche Reichskanzler hat das ja feierlich im Reichstag zugesagt. Er hat früher nicht etwa das Gegenteil ausgesprochen. Man kann ihm überhaupt nicht nachsagen, er habe Japan irgend einmal unfreundlich behandelt. Aber aus seinen Reden vor Weihnachten bei der ersten Lesung des Etats leuchteten Sympathien für Rußland hervor, während Japan mit kühler Gleichgültigkeit behandelt wurde. Jeder scharfe Angriff gegen Rußland fand vom Bundesratstische her entschiedene Zurückweisung. Gegen Japan konnten die bösesten Dinge aus dem Hause heraus gesagt werden, ohne daß ein Regierungsvertreter darauf reagiert hätte. Jetzt sah die Sache anders aus. Auch nicht um eine Nuance wärmer wurde Rußlands als Japans gedacht. Man kann bedauern, daß das nicht von allem Anfang her so war. Das darf einen aber nicht abhalten, die augenblickliche Haltung der Regierung anzuerkennen.

Von dieser Korrektur unseres Standpunktes den beiden kriegführenden Mächten gegenüber abgesehen, eröffneten die Debatten über den Etat des Reichskanzlers nicht einen einzigen erfreulichen Ausblick.

An der Handhabung unserer Auswanderungspolizei wird nichts geändert werden. Niemand wird bestreiten können, daß die Forderung nach einem Paß nicht das Mindeste mit sanitären Rücksichten zu tun hat, daß dieses Verlangen vielmehr nur seine Spitze gegen russische Deserteure und politische Flüchtlinge kehrt. Trotzdem denkt die Regierung, wie aus den Aeußerungen Posadowskys hervorging, garnicht daran, die Vorschriften für die Kontrollstationen zu revidieren. Die der eigenen Polizeigesinnung entsprechenden Rücksichten auf die Wünsche des Zarismus stehen ihr eben höher als die Rücksicht auf die Gebote der Kultur.

Das Fremdenrecht wird sobald nicht von Reichswegen geregelt werden. Graf Posadowsky versicherte sogar, die verbündeten Regierungen würden sich niemals auf eine gesetzliche Fixierung von Rechten der Ausländer einlassen. Nun, in der Politik sollte man eigentlich das Wort „niemals" noch ängstlicher vermeiden, als Graf Bülow für die Diplomatie die Vermeidung des Ausdrucks „Entrüstung" empfiehlt. Wie manchesmal hat man es erlebt, daß das, was ein Staatsmann für unmöglich erklärte, übers Jahr von seinem Nachfolger für eine Selbstverständlichkeit gehalten wurde. Aber sicherlich hat Graf Posadowsky recht, daß bei der heute im Bundesrat herrschenden reaktionären Richtung auf keinen gesetzlichen Schutz der Fremden zu rechnen ist. Um so weniger, wenn die Mehrheit des Reichstages der Regierung die reaktionäre Haltung so leicht macht, wie es diesmal geschah. Hier wie immer kam es ausschließlich darauf an, welche Stellung das Zentrum für zweckmäßig erachten würde. Und siehe da! es fiel auf die rückschrittliche Seite. Nicht in Worten natürlich. Dafür ist es viel zu schlau. Aber durch seine Abstimmung. Herr Groeber ist genügend demokratisch inspiziert, um ein Reichsfremdengesetz zu wünschen. Er spricht das auch offen aus. Aber er und seine Freunde lehnen doch den sozialdemokratischen Antrag ab, der die Regierung auffordert, ein solches Gesetz dem Reichstag vorzulegen. Denn „bei der im Bundesrat herrschenden Richtung würde eine solche Regierungsvorlage nicht so ausfallen, daß die freiheitlich gesinnten Abgeordneten damit einverstanden sein könnten". Dagegen sei das Zentrum natürlich bereit, einen Gesetzentwurf, den die Sozialdemokratie als Initiativantrag einbringe, wohlwollend zu prüfen. Also sprach Herr Groeber. Es klang ganz leidlich und lief doch im Effekt ausschließlich darauf hinaus, der Regierung einen ihr höchst unerwünschten Druck zu ersparen. Natürlich wäre es noch besser gewesen, wenn die Sozialdemokratie mit einem ausgearbeiteten Gesetzentwurf gekommen wäre. Aber warum soll man in Ermangelung eines solchen nicht der Regierung durch die Annahme einer Resolution einen kleinen Rippenstoß geben? Es wäre doch schon viel erreicht, wenn sie überhaupt ein Reichsfremdengesetz vorlegte. Damit wäre ein Prinzip statuiert. Fiele die Vorlage, wie zu erwarten, recht reaktionär aus, so könnte man sie in freiheitlichem Sinne amendieren. Jedenfalls ist die Ablehnung der sozialdemokratischen Resolution, die die Staatsmännischkeit des Zentrums verschuldete, für die Regierung ein guter Vorwand, nichts zu tun.

Nicht einmal die Kündigung der Auslieferungsverträge, die Preußen und Bayern 1885 mit Rußland abgeschlossen haben, steht in Aussicht. Allein logisch wäre es, daß das Reich die Auslieferungsverträge wie mit den anderen Staaten so auch mit Rußland abschlösse. Aber die Logik spielt ja leider in der Politik eine verzweifelt geringe Rolle. Die Reichsregierung weiß, daß jeder Auslieferungsvertrag, den der Reichstag zu genehmigen hätte, den Geboten des Völkerrechts entsprechen müßte, denen die partikulären Auslieferungsverträge widersprechen. Enthalten sie doch die Auslieferung auch wegen politischer Vergehen. Eine solche Bestimmung ist zwar kulturwidrig, aber sie entspricht durchaus den Wünschen der preußischen Regierung. Es graust einem bei dem Gedanken, daß auf Grund des bestehenden Rechtes Preußen gezwungen wäre, irgend einen anständigen Russen, der in seiner Heimat als politischer „Verbrecher" gilt, den Schergen des Zarismus zu überantworten. Aber die preußische Regierung ist mit diesem Zustand durchaus zufrieden, wie Frhr. v. Richthofen ausdrücklich versicherte. Deshalb wird der Beschluß auf Kündigung der Auslieferungsverträge, die der Reichstag jetzt gefaßt hat, genau so ad acta gelegt werden wie ein ähnlicher Beschluß vom Januar dieses Jahres.

Positiv wird also aus all den Resolutionen verzweifelt wenig herauskommen, die den Reichstag beim Etat des Reichskanzlers beschäftigten. Bei manchen dieser Resolutionen haben wohl die Antragsteller selbst — einen gesetzgeberischen Erfolg nicht im Auge gehabt. Die Resolution der Sozialdemokratie z. B., die der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeit des Reichskanzlers eine praktische Spitze geben wollte, hatte vermutlich nur den Zweck, eine Kritik des Kaisers zu ermöglichen, wie sie sonst vom Präsidenten niemals geduldet worden wäre. Wolfgang Heine kritisierte die gesamte Tätigkeit des Kaisers, natürlich ohne ihn auch nur einmal zu nennen, mit einer so ausgesuchten Bosheit, daß Graf Ballestrem auch nicht einmal die Glocke in Bewegung setzen konnte. Praktisch konnte dabei natürlich nichts herauskommen. Denn wie ein wirksames Kanzlerverantwortlichkeitsgesetz zu formulieren wäre, würde vermutlich nicht einmal der klügste Jurist Deutschlands zu sagen wissen. Natürlich ist die heutige Verantwortlichkeit des Kanzlers nicht viel mehr als eine Farce. Aber daran kann kein Gesetz etwas ändern. Das könnte nur anders werden, wenn das Parlament bei uns eine Macht würde wie in England oder Ungarn oder Italien.

Die Kolonialdebatten verliefen ohne Erregung. Auch bei den Militärdebatten wurde der Prinzipienkampf vermieden. Nur um Einzelheiten, wichtige Einzelheiten allerdings, wurde gestritten. Sollen wir das Privileg des Einjährigendienstes abschaffen, wie es Sozialdemokraten, Antisemiten und einzelne Liberale wollten, oder es auf weitere Schichten ausdehnen, wie es die meisten Freisinnigen und das Zentrum fordern? Sollen die Kavalleristen drei Jahre wie bisher oder nur zwei Jahre dienen? Brauchen wir eine Vermehrung der Kavallerie? Brauchen wir überhaupt nach der veränderten Konstellation, die der militärische und voraussichtlich auch finanzielle Zusammenbruch Rußlands ergibt, noch eine Verstärkung unseres Landheeres? Sollen wir in das Militärstrafgesetzbuch nur die mildernden Umstände einführen, wie es das Zentrum beantragte, oder müssen wir überhaupt die Strafmaße des Militärstrafgesetzes ändern, wie es die Freisinnigen wünschten? Ueber alle diese Fragen wurde debattiert, vielfach sogar recht interessant

Digitized by Google

debattiert. Aber es fehlte die eigentliche Kampfesstimmung, die schon so manchesmal aus den Tagen der Militärverhandlungen die wahrhaft großen Tage des Reichstags gemacht hat. Der Kriegsminister verhielt sich gegenüber allen Anregungen aus dem Hause heraus ablehnend. Und doch mußte er zugeben, daß die Verminderung der Militärmißhandlungen außer auf die Oeffentlichkeit der Verhandlungen vor den Kriegsgerichten auch auf die ständige Kritik des Reichstages zurückzuführen sei!

H. v. Gerlach.

Ueber die Verstaatlichung des Bergbaus.

Der Riesenstreik im Ruhrrevier hat mit seinem tragischen Ausgang endlich allen Kreisen die Augen geöffnet über die ungeheure Macht jener syndizierten Kohlenindustrie über ihre Arbeiterschaft, die Konsumenten und das gesamte Wirtschaftsleben. Die Diskussion über diese Erscheinungen wird gerade jetzt nach dem Erscheinen des versprochenen Regierungsentwurfs einer Novelle zum Berggesetz eifrig weitergeführt werden müssen. Schon vor Beginn des Streiks hatten die Zechenstillegungen die öffentliche Meinung aufgeregt und viel böses Blut gemacht. Man kann die Berechtigung dieser Maßnahmen vom volkswirtschaftlich-technischen Standpunkt aus darzutun versuchen, jedenfalls aber war die Art der Ausführung dieser operativen Eingriffe derart, daß sie überall energischen Widerspruch und gerechte Entrüstung hervorrufen mußte, ohne irgend welche Milderung durch Uebergangsmaßregeln zu versuchen, ohne auf lokale Gemeinde- und persönliche Arbeiterverhältnisse irgend welche Rücksicht zu nehmen, wurde hier lediglich nach der eisernen Logik des Kassenschrankes verfahren. Schon damals hörte man, stünde der Staat anstelle jener Bergherren, er hätte wenigstens mit der gebührenden Schonung jene — vielleicht notwendigen — Operationen vornehmen müssen, er hätte hier alle in Betracht kommenden Umstände und nicht allein das Dividendeninteresse in die Wagschale gelegt. Als Ursache dieser Vorgänge erkannte mon das Monopol- und Syndikatwesen, besonders die Uebertragbarkeit der Beteiligungsziffer gewährleistet durch die straffe Organisation des Kohlensyndikats. Der Streik brachte neue Argumente gegen den Privatbetrieb im Kohlenbergbau. Das moderne Hörigkeitsverhältnis einer Armee von „Bergsklaven", deren Herren und Oberstkommandierende eine geringe Anzahl moderner Feudalen sind, hieß die Oeffentlichkeit fragen, ob es in einem modernen Staatswesen angängig sei, daß wenige Privatpersonen über eine Million von Menschen, die Bevölkerung eines Großherzogtums verfügen sollten in einer wirtschaftlichen Machtfülle, wie sie keinem Selbstherrscher seine politische Stellung verleihen kann. Soll es dem Leiter des Kohlensyndikats erlaubt sein über Wohl und Wehe einer Million von Staatsangehörigen zu entscheiden beliebig, nach eigenem Gutdünken und nur gebunden durch die ungeschriebenen Gesetze des Kapitals? — Weiter, soll die ganze deutsche Volkswirtschaft darunter zu leiden haben, wenn es jenen Herren beliebt, einen feudalen Herrenstandpunkt markierend, berechtigte Forderungen der Arbeiter einfach in den Wind zu schlagen, sie damit zum Streik zu zwingen und damit unser ganzes Wirtschaftsleben zeitweilig zu unterbinden? Oder, so hörte man wohl auch, kann das weiter geduldet werden, daß ein derartiger Streik mit solchen Folgen provoziert wird, um dann die Kohlenpreise um 50 Pfennig bis 1 Mark zu erhöhen und den reinen Werken bei ihrem Todeskampf in abkürzendem Sinne behilflich zu sein?

All diese Fragen bewegen uns jetzt, und wir dürfen ihnen nicht aus dem Wege gehen, sondern sind verpflichtet uns ihre befriedigende Lösung angelegen sein zu lassen. Viele wollen da gleich ganze saubere Arbeit machen: Soll nachdrücklich und endgültig Abhilfe geschaffen werden, so hilft nur eins, das Monopol, das sich hier ausgebildet hat, muß privater Ausbeutung entzogen, der gesamte Bergbau muß verstaatlicht werden!

Noch im Jahre 1900 konnte der bekannte Nationalökonom Conrad in seiner „Finanzwissenschaft" schreiben:

„In der neueren Zeit ist die Erweiterung der Verstaatlichung der Bergwerke namentlich auf Kohlen deshalb befürwortet, um der Gefahr vorzubeugen, daß dieselben in der Hand von Privaten zu einem Monopol und zu einseitiger Ausbeutung des Publikums verwertet werden. Die Gefahr wird früher oder später unzweifelhaft eintreten, liegt aber gegenwärtig noch in weiter Ferne, sodaß man die Erörterung der Frage späteren Generationen überlassen kann."

Aber die Entwicklung ist schneller vor sich gegangen; schon jetzt nach wenigen Jahren haben wir ein Privatkohlenmonopol, das durch die durchgreifende Reorganisation des Kohlensyndikats im Jahre 1903 bis auf eine lange Reihe von Jahren (1915) als mit Sicherheit fortbestehend anzusehen ist. Das natürliche Monopol der Kohlenproduktion ist heute noch weiter verstärkt durch eine strenge Monopolisierung des Vertriebs durch das Kohlensyndikat. Bei dieser Sachlage muß es fast komisch berühren, wenn z. B. die „Freie Deutsche Presse" die ablehnende Haltung ihrer Fraktion bei der Hiberniafrage damit begründet, daß es im Programm der freisinnigen Volkspartei heißt: „Keine Monopole". Als man diesen Programmsatz schuf, da hatte man natürlich nur Staatsmonopole im Auge, jetzt hat uns die Entwicklung auch Privatmonopole beschert, aber einerlei, es bleibt dabei: „Keine Monopole". Das Auftauchen von Privatmonopolen hat aber selbst grundsätzliche Gegner des Monopolwesens zu einer Revision ihrer Anschauung gedrängt, die den veränderten Verhältnissen entspricht und sich in die Worte zusammenfassen läßt: „Lieber Staatsmonopol als Privatmonopol". Eine Begründung dieser Ansicht dürfte sich erübrigen. —

Aber mit einer solchen Feststellung allein wäre doch die Frage der Verstaatlichung des Kohlenbergbaus etwas zu oberflächlich behandelt. Niemand kann sich verhehlen, daß die Verstaatlichung auch schwere Nachteile verschiedener Natur mit sich bringen würde, und vor allem bleibt die Frage unbeantwortet, ist denn die Verstaatlichung, die gefordert wird, überhaupt möglich?

Eine Verstaatlichung weiterer Kohlenbergwerke durch den Bundesstaat Preußen findet, abgesehen von dem beachtenswerten Einwand einer weiteren „Verpreußung" Deutschlands, besonders auf der Seite derer, die für die Emanzipation des vierten Standes eintreten, wenig Anklang. Die saarabischen Spuren schrecken den Arbeiterfreund; die rein fiskalische Behandlung der Tariffragen seitens der Staatseisenbahnen geben wenig Hoffnung, daß bei Staatsbergwerken andere Gründe für die Preispolitik maßgebend sein würden; und endlich würde anstelle mehrerer reaktionärer Privatbesitzer ein rückständiger Landtag zum Herrscher über die Arbeitermassen bestellt. Wenn also eine weitere Verstaatlichung Platz greifen soll, dann darf nur das Reich und nicht Preußen in Betracht kommen. Das Reich, das ja eine wirkliche Volksvertretung besitzt, gibt allerdings Garantien, die das preußische Klassenparlament nicht geben kann; aber einer Verstaatlichung durch das Reich stehen doch wieder ganz andere, unvergleichlich größere Schwierigkeiten gegenüber, und auch hier ist es sehr fraglich, ob alle Hemmnisse und Bedenken überwunden werden könnten, ob besonders weitere parlamentarische Garantien, die durch die kolossale Stärkung der Regierung notwendig würden, erreicht werden könnten.

Eine unerwünschte Folge der Verstaatlichung wäre dann das Anwachsen des Beamtenheeres und eine Ausdehnung der Staatsmacht über Hunderttausende von Arbeitern. Aber hier muß hervorgehoben werden, daß diese Mißstände auch heute schon im Kohlenbergbau bestehen. Von den Direktoren bis herab zu den Steigern ist schon eine Beamtenhierarchie entstanden, an deren Verfassung auch eine Verstaatlichung kaum wesentliches ändern könnte. Die Arbeiter aber, die befinden sich schon heute in einer vollständigen Abhängigkeit von ihren „Herrn", und auch hier könnte nur wenig verschlechtert werden. Die Frage ist aber, ob es nicht wünschenswerter im Interesse des Gemeinwohls wäre, doch lieber dem Staate als Privaten die Herrschaft über diese Massen zuzuwenden?

Der Haupteinwand gegen den Staatsbetrieb ist der, daß der Staat als Unternehmer rückständig bleibe. Dies

Digitized by Google

beweist allerdings die Erfahrung; aber doch nur da, wo schwankende Konjunktur, wechselnde Absatzverhältnisse und spekulative Momente mitspielen, kommt dieser Einwand in Betracht. Wo allgemeine, gleichbleibende Massenbedürfnisse zu befriedigen sind, da können auch öffentliche Körper erfolgreich mit Privatunternehmen konkurrieren. Unter diese Gruppe gehört aber vor allem der Kohlenbergbau. Conrad ist der Ansicht, daß der Staat als Bergwerksunternehmer den privaten sich ebenbürtig gezeigt habe, wo es sich um den inländischen Markt handelte. Aber für den Weltmarkt braucht ja der deutsche Bergbau auch vorläufig nicht in Betracht zu kommen. Außer dem Mangel an rascher, energischer Initiative wird aber gegen Staatsbetriebe auch immer der Vorwurf der technischen Rückständigkeit gemacht. Aber diese Frage scheint mir dadurch erledigt zu werden, wenn wir jene technische Rückständigkeit nicht nur auf alle Staatsbetriebe, sondern auf alle Monopolbetriebe beziehen. Und gerade bei Gelegenheit des Streiks wurde jetzt darauf hingewiesen, daß die Zechenbesitzer den Forderungen nach kürzerer Schichtzeit wohl entgegenkommen könnten, wenn sie sich entschließen wollten, in England längst eingeführte technische Neuerungen, Bohr- und Schrämmaschine, mutatis mutandis, zur Anwendung zu bringen. Die technische Rückständigkeit ist ein Charakteristikum des Monopols überhaupt, nicht allein des Staatsmonopols.

Aber wir wollen alle diese Fragen, die der eine so, der andere anders beurteilen wird, beiseite lassen und ein anderes Problem aufwerfen: Ist heute eine Verstaatlichung des „Kohlenbergbaus" überhaupt möglich? Die Schwierigkeiten, die in dieser Beziehung vorliegen, werden von den absoluten Freunden der Verstaatlichung meist vollständig außer acht gelassen. Es wird vergessen das Vorhandensein der modernsten Betriebsform unserer kombinierten Werke! Wohl die meisten großen Werke der schweren Eisenindustrie haben eigene Zechen (oder Kohlenfelder) erworben, und die ganze Einrichtung dieser Riesenbetriebe ist auf der Basis eigener Zechen aufgebaut, und der Schwerpunkt des gesamten Kohlenbergbaus verschiebt sich immer mehr in der Richtung zu den gemischten Betrieben mit eigenem Zechenbesitz. Schon im Jahre 1902 betrug die eigene Kohlenproduktion von 16 gemischten Betrieben 15 258 000 t, was einen Anteil von 12,65 Prozent an der gesamten Förderung darstellt. Wie weit dieser Prozeß innerlich schon fortgeschritten ist, läßt sich von Außenstehenden wohl kaum feststellen, jedenfalls aber scheinen schon jetzt das Kohlensyndikat und die gemischten Werke keineswegs feindliche Brüder zu sein. Will man also den Bergbau heute auch nur in der Hauptsache verstaatlichen, so kann unmöglich an dem Riesenbesitz der gemischten Werke vorübergegangen werden. Wollte aber hier der Staat eingreifen, so wäre der Ruin dieser gemischten Werke die Folge, wenn nicht auch die letzte Konsequenz in diesem Falle gezogen werden sollte: Verstaatlichung der Zeche mitsamt dem ganzen Oberbau des kombinierten Betriebes. Vor dieser Konsequenz dürfte aber doch, wenigstens heute, mancher Freund einer Bergbauverstaatlichung zurückschrecken; es wäre ein Riesenschritt in den „Zukunftsstaat". Nicht als ob dieser Umstand mir zu Befürchtungen Anlaß gäbe, ich weiß, daß der heutige Zustand nicht der Schluß aller Weisheit ist, aber zweifellos wäre dieser Schritt heute verfehlt; so weit sind wir doch noch nicht. Wir wollen keineswegs die Bildung neuer Wirtschaftsformen aufhalten, wenn sie im natürlichen Gang der Entwicklung liegt, aber wir müssen feststellen, daß die heutigen Zustände künstlich bis auf diese Spitze getrieben worden sind, daß man jetzt schon vom Zukunftsstaat reden muß; durch Erringung künstlicher Maßnahmen des Staates hat das Großkapital in Verfolgung seiner Eigeninteressen schließlich die Geschäfte der Sozialdemokratie besorgt. Zoll- und Frachtpolitik, künstliche Maßnahmen des Staates, sind es, die unsere Kartell- und Syndikatswirtschaft in dieser Gestalt heraufbeschworen haben. Sie haben dazu geführt, daß schon heute von wissenschaftlicher Seite gesagt werden kann, hier hat Marx recht, „die deutsche Montanindustrie ist reif zur Expropriation" (H. G. Heymann, „Die gemischten Werke" usw., Stuttgart 1904). — Aber hiermit haben wir auch das Mittel gefunden, mit dem den heutigen Zuständen zunächst abzuhelfen ist: Beseitigung aller der Momente, die künstlich zu diesem Ziele drängen, Aenderung der die Konzentrationsbestrebungen züchtenden Zoll- und Frachtpolitik. Könnten diese Forderungen durchgesetzt werden, so wäre dem natürlichen Verlauf der Entwicklung wieder freie Bahn geschaffen. Ohne Erschütterung ginge es auch hier natürlich nicht ab, es müßte „abgeschrieben" werden, die augenblicklichen Besitzer der Aktien hätten Schaden. Die deutsche Volkswirtschaft dagegen nicht; sie hätte vielmehr den Vorteil, daß die ungesund um sich greifende Konzentrationsbewegung aufgehalten, vielleicht sogar teilweise rückgängig gemacht würde, daß die Frage der Bergwerksverstaatlichung und des Zukunftsstaates für Deutschland eine Weile zurückgestellt werden dürfte, daß wir sie späteren Generationen zur Lösung überlassen könnten.

Elberfeld. W. Waltz.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Ein Protektor der Freisinnigen.

Dr. Otto Arendt, Mitglied des Reichstags und des preußischen Abgeordnetenhauses, Silberapostel und beinahe Führer der Freikonservativen, strebt nach den höchsten politischen Zielen. Seine Stellung als politischer Vertrauensmann der Mansfelder kupferschieferbauenden Gewerkschaft genügt ihm längst nicht mehr. Das grausame Fiasko, das seine bimetallistischen Pläne erlitten, hat seine Betriebsamkeit nicht eingeschüchtert. Die Vornehmheit seiner Erscheinung hat ihm in der Botschafterpartei des Reichstags einen bevorzugten Platz verschafft, und seiner Rede Zauberfluß bildet das Entzücken parlamentarischer Kenner.

Jetzt hat er sich noch eine neue Funktion zugelegt, nämlich die des Patrons der Freisinnigen Volkspartei. Er hat im „Tag" eine im Stil seiner früheren Silberprophezeiungen gehaltene tiefsinnige Studie veröffentlicht unter dem Titel: „Hat die freisinnige Partei eine Zukunft?"

„Unter Müller-Sagan und Dr. Wiemer," so führt er aus, „ist die Freisinnige Volkspartei innerhalb und außerhalb der Parlamente zur vollsten Bedeutungslosigkeit herabgesunken."

Das betrübt des Dr. Otto Arendt patriotisches Herz. „Er," so versichert er uns treuherzig, „erstrebe nicht den Tod und das Ende der Freisinnigen, sondern ihr Erstarken zum Leben, aber zu einem neuen Leben." Findig, wie er ist, hat er auch bereits die Formel für das neue Leben gefunden:

„Die Zukunft der Freisinnigen beruht darauf, daß sie rechtzeitig erkennen, daß sie nicht mehr gegen die Rechte, sondern nur im Bunde mit der Rechten Mandate gewinnen können."

Die Sache ist, wie man sieht, sehr einfach. Die Freisinnigen brauchen sich nur die Rechten anzuschließen, und alles ist in schönster Ordnung. Das neue Leben wird den Freisinnigen garantiert, wenn sie nur die Freundlichkeit haben wollen, sich moralisch zu diskreditieren, den Junkern und Agrariern hübsch Gehorsam zu leisten, kurz, sich als Liberale umzubringen. Sofern sie sich als Schleppenträger der Rechten und als Hunde, die man auf die Sozialdemokratie hetzen kann, bewähren, sollen ihnen auch ein paar Mandatbäppchen zugeworfen werden. Außerdem können sie auf diese Weise das unschätzbare Wohlwollen des Herrn Dr. Otto Arendt erwerben. Wie singt doch Sarastro, der Otto Arendt der „Zauberflöte", so schön:

„In diesen heil'gen Hallen
Kennt man die Rache nicht;
Und ist ein Mensch gefallen,
Führt Liebe ihn zur Pflicht,
Dann wandelt er an Freundeshand
Mit ihm vereint ins bessere Land."

Junius.

Digitized by Google

Der Kampf mit dem Tod.

Drei statistische Arbeiten der letzten Zeit behandeln das Kapitel: Kampf mit dem Tod in sorgsamen Vergleichen der Ziffern längerer Zeiträume. Als politische Menschen wollen wir aus den Ergebnissen dieser Vergleiche etwas zu lernen versuchen. Die drei Arbeiten sind:

1. Dr. Albert Abel: Rückgang der Sterblichkeit in den letzten fünfzig Jahren und seine Bedeutung für das Versicherungswesen (v. Mayrs allgem. statistisches Archiv),

2. fünfundzwanzig Jahre Todesursachenstatistik, bearbeitet von Regierungsrat Professor Dr. Mayet, auf Grund der Veröffentlichungen des Kaiserlichen Gesundheitsamts und des Kaiserlichen Statistischen Amts (im dritten Vierteljahrsheft zur Statistik des Deutschen Reiches 1905),

3. Dr. Billings: a discussion of the vital statistics of the twelfth Census vom Zensusbureau in Washington herausgegeben).

Die beiden ersten Arbeiten für deutsche, die letzte für amerikanische Verhältnisse angestellt, zeigen in beiden Ländern dasselbe erfreuliche Bild, Sinken der Todesziffer. Die amerikanischen Ziffern sind kurz folgende: auf tausend Personen starben 1890 19,5 Personen, 1900 17,3 Personen und zwar in folgenden Altersklassen:

	1890	1900
unter 5 Jahren	64,5	59,9
5—14 „	5,3	3,8
15—44 „	9,4	7,9
45—64 „	21,3	20,3
65 Jahren und darüber .	76,0	82,8

mit Ausnahme also der letzten Ziffer überall ein Rückgang der Sterblichkeit, und auch die letzte Ziffer ist kein ungünstiges Zeichen, sie ist vielmehr ein Beweis dafür, daß durch die verminderte Sterblichkeit im jüngeren Lebensalter die Lebensdauer im ganzen eine Verlängerung erfahren hat und erst die höchste Altersklasse ihren nun erhöhten naturgemäßen Tribut an den Tod ablieferte. —

Die deutlichen Ziffern aus der Bearbeitung des Kaiserlichen Gesundheitsamts sind nach Krankheitsgebieten geordnet im wesentlichen folgende:

Es starben auf 100 000 Einwohner

	im Jahrfünft 1877/81	1897/1901	im ersten Jahrfünft also:		
an Pocken	4,5	0,01	337,5 mal	soviel	Personen
„ Typhus	15,6	10,4	1,5 „	„	„
„ Kindbettfieber . . .	14,1	5,1	2,8 „	„	„
„ Diphtherie	99,8	31,1	3,2 „	„	„
„ Lungenschwindsucht .	357,7	218,2	1,6 „	„	„
„ Scharlach	36,8	20,0	1,8 „	„	„
überhaupt .	26,15	20,86	1,3 mal	soviel	Personen.

Das ist ein erfreuliches Ergebnis! Wem danken wir es? Ich meine, in erster Linie dem sozialen Aufstieg der breiten Masse, dann der Städtehygiene mit ihren Fortschritten und endlich sicher auch den Leistungen der medizinischen Wissenschaft. Daß die Todesziffer in Diphtherie von 99,8 auf 31,1 zurückging, danken wir sicher dem Behringschen Heilserum, das mit einem Schlag der gefürchteten Seuche viel von ihrer mörderischen Wirkung nahm. Daß das früher so häufige gefährliche Kindbettfieber heute Seltenheit zu werden beginnt, ist ein Erfolg der Medizin, die durch des genialen Wiener Frauenarztes Semmelweiß Forschungen die Ursache des Kindbettfiebers in einer Infektion von außen erkannte und durch Antisepsis und Asepsis wirksam bekämpfte. Wie segensreich es ist, wenn größere Organisationen wie die Städte die Arbeiten der Aerzte in die Praxis umsetzen, dafür ist ja München seit langem ein Musterbeispiel. Einst berüchtigtes Typhusnest, heute typhusfrei, sodaß den Studenten in den Kliniken nur selten Gelegenheit zum Studium dieser Krankheit geboten werden kann. Das ist Pettenkofers unsterbliches Verdienst! Aber von ihm sollten doch die anderen lernen. Das scheint jedoch nicht zuzutreffen, denn wir lesen in den Zeitungen, daß Gelsenkirchen einen Prozeß anstrengen will gegen einen bekannten Hygieniker, der sich nicht gescheut hat, auf Grund seiner Studien am Orte über die Ursachen der großen Typhusepidemie offen die Zustände zu bezeichnen als das, was sie sind. So sank die Typhussterblichkeit in Deutschland von 43,6 auf 10,4. Ein Teil dieses Erfolges dürfte auch auf die gegen früher veränderte ärztliche Behandlung zurückzuführen sein, auf die Wasserbehandlung des hohen Fiebers. Wenn endlich die Lungenschwindsucht statt 357,7 Opfer von 100 000 Menschen im Jahrfünft 1877/81 nur noch 218,7 in der Zeit von 1897 bis 1901 forderte, so läßt dies hoffen, daß der Kampf gegen die Volksseuche nicht vergeblich sein wird. Sie beginnt zurückzuweichen. Aber sehr verkehrt wäre es, nun zu jubeln und die Hände in den Schoß zu legen. Was erreicht ist, ist nur erst der Anfang. Und fragen wir uns ehrlich, wem das zu danken ist. Doch nicht in der Hauptsache den Lungenheilstätten. So wichtig sie sind, so wenig sind sie schon rein zahlenmäßig imstande, die Sterbeziffer sehr wesentlich zu beeinflussen. Der Grund liegt tiefer. In den letzten fünfundzwanzig Jahren ist die Lebenshaltung der breiten Masse im allgemeinen eine andere, bessere geworden. Der industrielle Aufschwung hat auch für den Arbeiter etwas mitgebracht; wenn auch nicht viel, wenn auch noch lange nicht genug, so bedeutet dieses Mehr doch etwas im Leben der Masse. Und wenn wir als Aerzte und Sozialpolitiker für bessere Ernährung des Volkes und Arbeiterschutz eintreten, so müssen wir andererseits die Tendenz nach vorwärts anerkennen. Die Schwindsucht als Massenerkrankung ist eine soziale Krankheit, man hat sie die „Proletarierkrankheit" genannt. Mit der Hebung der Arbeiterschaft verliert sie ihre Macht. —

Aber die Statistik der Sterblichkeit weist einen Posten auf, bei dem wir nicht froh sein können, es ist die Gruppe der akuten Darmkrankheiten. An ihnen sind im letzten Jahrfünft mehr Menschen gestorben als vor fünfundzwanzig Jahren im gleichen Zeitraum. Die Zahlen sind folgende:

	Personen von 100 000
Es starben 1877/81	264,1
1882/86	253,1
1887/91	258,2
1892/96	250,6
1897/1901	287,8.

Das ist eine sehr betrübliche Tatsache! Was mag die Ursache sein? Den Hauptanteil an den Todesfällen durch akute Darmkrankheiten hat sicher der Brechdurchfall der kleinen Kinder. Daß dieser mit der Ernährung der Kinder in ursächlichem Zusammenhang steht, ist heute Binsenwahrheit. In Berlin wurde nachgewiesen, daß die Sterblichkeit der mit Tiermilch allein genährten Kinder 6,18 mal so groß ist als die der Brustkinder. In Berlin starb von den nur mit Tiermilch genährten Kindern unter einem Jahr ungefähr die Hälfte im ersten Lebensjahr! Die glänzenden Erfolge, die moderne Kinderärzte wie Schloßmann in Dresden mit Ammenmilch an ganz elenden Kindern erzielen, zeigen, worauf es ankommt. Leider ist das Stillen der Kinder im Abnehmen begriffen, die deutsche Frau ist teils zu „vornehm", teils ist sie physisch unfähig dazu geworden, teils hindert sie, wenn sie Arbeiterfrau ist, die Notwendigkeit mitzuerwerben an dieser natürlichen Pflicht.

Was muß in Zukunft geschehen, wenn der Kampf mit dem Tod auf allen Gebieten erfolgreich weitergeführt werden soll, welche dringenden Forderungen müssen dazu erfüllt werden? Bei der intensiven Arbeit, die von der wissenschaftlichen Medizin jahraus jahrein geleistet wird, ist es zu erwarten, daß von da aus uns mächtige Waffen im Kampfe mit dem Tod geschaffen werden. Durch Ausbildung der Diagnostik und immer verbesserte Technik der Chirurgie, vielleicht auch auf dem Wege der Serumtherapie ist noch vieles zu erreichen. Aber was hilft es, wenn die Ergebnisse der Wissenschaft nicht umgesetzt werden in die Praxis, wenn die Gedanken nicht aufgegriffen und durchgeführt werden von den Organisationen

Digitized by Google

die dazu da sind! Was hilft es, wenn ein Pettenkofer die Mittel fand, um den Typhus auszutreiben, und moderne Städteverwaltungen sich Watte in die Ohren stecken und so tun, als hätten sie nichts vernommen. Die sozialhygienischen Aufgaben der Städte sind enorm große geworden, und bei der wachsenden Bewohnerzahl wachsen diese Aufgaben noch. Die Gebiete Kanalisation und Wasserleitungen, Straßenbesprengung und Abortanlagen, Beseitigung der Abfallstoffe, hygienische Straßenanlagen, Parkanlagen, Spielplätze, Bäder, alle diese Fragen harren noch in vielen deutschen Städten einer ausreichenden Lösung. Da sollte mit der Knauser- und Krämerpolitik der Stadtväter doch endgültig gebrochen und im Interesse der Allgemeinheit das Nötige gut und ausreichend hergestellt werden. So können die Städte die Sterblichkeit wesentlich beeinflussen; das gilt nicht zum wenigsten für die Kindersterblichkeit. Die beste Nahrung für die Kinder ist, wie gesagt, die Mutterbrust. Aus mancherlei Gründen kann diese aber leider den Kindern nicht gegeben werden, künstliche Ernährung ist ein notwendiges Uebel. Die aber sollen wir so gut wie möglich beschaffen. Heute ruht die Milchversorgung der meisten Städte in den Händen einer Unzahl kleiner und kleinster Milchgeschäfte, die den Zwischenhandel versehen. Wie dabei die Milch „verändert" wird, weiß jeder, der die massenhaften Prozesse wegen Lebensmittelfälschung gegen die Milchpantscher liest. Die Milchversorgung sollte mehr zentralisiert werden, am besten von Molkereigenossenschaften aus, aber unter ständiger städtischer und ärztlicher Kontrolle, die so scharf ausgeübt werden muß, daß im Falle wiederholter Fälschung die Konzession zum Milchverkauf einfach entzogen wird. In Berlin kontrollieren eine Reihe Privatärzte die Kuhställe der Molkereibesitzer und haben hygienische Vorschriften für die Milchgewinnung aufgestellt, die von den Besitzern zu ihrem eigenen Vorteil befolgt werden.

Es wäre wirklich eine Schande für unsere Kultur, der wir uns so oft rühmen, wenn es nicht gelänge die hohe Kindersterblichkeit wesentlich herabzudrücken. Ist es doch gelungen, den weit gefährlicheren Feind Schwindsucht mit Erfolg anzugreifen. „Ueber den Stand der Tuberkulosebekämpfung im Deutschen Reich 1904" gibt der soeben erschienene Geschäftsbericht für die Generalversammlung des Zentralkomitees zur Errichtung von Heilstätten für Lungenkranke von Professor Pannwitz gute Auskunft. Danach haben wir in Deutschland jetzt 71 betriebsfertige Heilanstalten für Lungenkranke, die von Heilstättenvereinen, Landesversicherungsanstalten, Gemeinden usw. unterhalten werden, außerdem noch 27 Privatheilanstalten. Und nach einer Statistik des Reichsversicherungsamts über Heilerfolge wurden im Jahre 1902 12 187 tuberkulöse Männer und 4302 tuberkulöse Frauen einer Behandlung auf Kosten der Invalidenversicherung unterworfen, und davon bei 78 Prozent der Behandelten ein Heilerfolg erzielt. Das sind gewiß beachtliche Ziffern. Aber wie wichtig die Heilstätten auch in der Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit sind, sie treten doch erst dann in Tätigkeit, wenn die Schwindsucht schon da ist. Die Arbeit muß aber viel früher begonnen. Wie verhüten wir die Massenschwindsucht? heißt vielmehr die Aufgabe, wie schützen wir unser Volk vor seinem Feind? Und darüber ist sich heute auch die Mehrzahl der Aerzte klar, an welcher Stelle eingesetzt werden muß. Es sind die alten sozialpolitischen Probleme, um die es sich hier handelt, Wohnung, Ernährung, Arbeitszeit. Stadt und Staat haben hier große Aufgaben zu erfüllen. Was gegen die Wohnungsnot geschehen muß, davon ist auf dem Frankfurter Kongreß ein Teil geredet worden. Und daß Verkürzung der Arbeitszeit eine nötige hygienische Forderung ist, wissen wir auch. Wir wissen davon in diesem Jahr durch den Streik der Bergleute, wir wissen von den Heimarbeitern, die für elende Bezahlung in engen, menschenüberfüllten Wohnungen 14 und 16 Stunden arbeiten müssen, oft in demselben Raum, in dem geschlafen und gekocht wird.

Da sind Brutstätten für die Schwindsucht. Und wenn man die nicht ausrotten will, ist alle andere Arbeit Danaidenwerk. Man muß nur die Sterbetafeln solcher Krankenkassen durchgesehen haben, um den Ernst der Sache zu begreifen. Die vierteljährlich veröffentlichten Sterbetafeln des Krankenunterstützungsfonds der Schneider geben durch die Bank ein Durchschnittsalter von höchstens 35 Jahren, 50 Prozent der Todesfälle durch Schwindsucht, und 90 Prozent derer sterben zwischen 20 und 40 Jahren. Das ist ein ergreifendes Stück sozialer Not. Viele andere Berufe liefern der Schwindsucht ähnlich hohen Tribut, wie die Zigarrenarbeiter und Steinarbeiter. Der Heimarbeiterkongreß hat hier durchaus maßvolle Forderungen formuliert, die dem Aergsten abhelfen sollen. — Und nun noch ein Wort über die Ernährung. Wir wissen, daß die Volksernährung sich in den letzten Jahrzehnten gehoben hat. Wir wissen aber auch, daß noch eine große Unterernährung vorhanden ist in sehr weiten Schichten des Volkes. Durch die Arbeiten unserer großen Physiologen kennen wir ein bestimmtes Existenzminimum an Nahrungsstoffen, und wir wissen durch Stichproben, Arbeiterbudgets usw., daß dieses Minimum oft nicht einmal bei den höheren Schichten der gelernten Arbeiter vorhanden ist. Wie viel weniger bei dem tiefer stehenden Proletariat! In diese unterernährten Körper, die von der Arbeit geschwächt sind, setzt sich aber die Tuberkulose leicht hinein, sie findet hier einen bereiten Boden, kein energischer vitaler Widerstand erhebt sich gegen den eindringenden Feind, willenlos unterliegt der entkräftete Körper. Darum, wer den Kampf mit dem Tod nach der Seite der Tuberkulose ernsthaft führen will, darf am Ernährungsproblem nicht vorübergehen. Und es sollte Aufgabe aller Instanzen sein, die heute an der Spitze der Tuberkulosebekämpfung stehen und oft gleichzeitig in hohen, maßgebenden Regierungsstellen sitzen, da, wo die Regierung in der Lage ist, die Volksernährung zu erleichtern und zu fördern. Statt dessen sieht man leider, daß dieselben Personen kein Ohr für die Darlegungen von Aerzten und Volkswirten haben, daß erhöhter Lebensmittelzoll im Lebensmittelpreis wiederkehrt und daß die Ernährung dadurch erschwert wird. Leider sind solche Darlegungen in den letzten Jahren in den Wind geredet worden. Man hat die Brotzölle erhöht und legt sie vertragsmäßig fest, unbekümmert um die schweren Folgen, die eine solche Politik haben muß. In den Zeiten erleichterter Volksernährung in England sank die Schwindsucht rapid. Unser Ruhm bleibt es, aus nichts etwas zu lernen und erst nach dem Schaden klug zu werden.

München. Georg Hohmann.

Kardinal Newman.

In einem der Briefe Otto Gildemeisters an seinen Neffen, von denen wir unseren Lesern Auszüge geben konnten, ist auch folgender Passus zu lesen:

„Ich habe dieser Tage (Mai 1891) einen ausnehmend interessanten Menschen kennen gelernt, freilich nur aus seinen Büchern. Er nennt sich Kardinal Newman und ist voriges Jahr im Geruche der Heiligkeit gestorben. Ein wunderbarer Mensch, ein glänzendes Genie, ein klassischer Schriftsteller, ein vollendeter englischer Gentleman, ein Bezauberer aller Herzen, der von Jugend auf nur eine Leidenschaft kultiviert hat, die Sehnsucht nach religiöser Wahrheit, und der in der Mitte seines Lebens allem, was ihm teuer war, entsagte, um zur katholischen Kirche überzutreten, als deren hervorragendster Geist er fünf Jahrzehnte geleuchtet hat. Dieser Mann hat sein inneres Leben in ausgezeichneten Werken so geschildert, daß man sich auf das merkwürdigste gefesselt und aufgeregt fühlt. Ich denke mit der Zeit einiges von den empfangenen seltsamen Blitzen reflektierend wieder auszustrahlen."

Ueber diesen englischen Theologen hat jüngst Lady Blennerhassett ein Buch*) veröffentlicht, das den interessanten

*) „John Henry Kardinal Newman", ein Beitrag zur religiösen Entwicklungsgeschichte der Gegenwart von Charlotte Lady Blennerhassett geb. Gräfin von Leyden, mit einem Bildnis in Lichtdruck, Berlin 1901, Verlag von Gebrüder Paetel.

Digitized by Google

Charakter des Mannes und die sehr komplizierten Gedankengänge seiner Schriften einem weiteren deutschen Lesepublikum nahezubringen sucht.

John Henry Newman wurde am 21. Februar 1801 in der Londoner City als ältester von sechs Geschwistern geboren. Die Familie stammte von holländischen Israeliten ab. Sein Vater war Teilhaber eines Bankhauses. John Henry, ein frühreifes Kind, der sich schon auf der Schule und später auf der Universität Oxford auszeichnete und bald fellow of Oriel College wurde, schien dazu bestimmt, ein Großwürdenträger der anglikanischen Kirche zu werden. Er nahm sehr eifrig an der traktarianischen Bewegung teil und wurde eng mit Pusey befreundet. Nach und nach wurden in ihm Zweifel über die Haltbarkeit des Anglikanismus geweckt; die Zweifel steigerten sich, und schließlich, im Jahre 1845, trat Newman offen zur katholischen Kirche über. Im Gegensatz zu den nicht seltenen Konversionen, die aus bloßen Gefühlsregungen erfolgt sind, war dieser Uebertritt auf einen intensiven Gedankenprozeß zurückzuführen. Als katholischer Priester und Superior des Oratoriums in Birmingham blieb Newman Jahrzehnte hindurch eine sehr lebendige Kraft im religiösen Leben Englands, aber eine gewisse geistige Unabhängigkeit, die sich Newman auch als katholischer Priester bewahrt hatte, brachte ihn zu einem anderen Konvertiten, dem späteren Kardinal Manning, in einen Gegensatz. Manning hatte dafür gesorgt, daß Newman am Hofe Pius IX. nicht persona grata wurde. Mit dem Tode Pius IX. erreichte der Einfluß des seit 1876 mit dem römischen Purpur bekleideten Manning sein Ende. Wesentlich unter dem Einfluß eines dritten Konvertiten, des Marquis of Ripon, eines ehemaligen Vizekönigs von Indien, verlieh der Papst Leo XIII. im Jahre 1879 den Kardinalshut an Newman. Alsbald aber kehrte der neue Kardinal in sein geliebtes Oratorium nach Birmingham zurück, um es bis zu seinem am 11. August 1890 eingetretenen Tode nicht wieder zu verlassen.

Diese kurze Lebensskizze eines Mannes, der als Denker und Meister der Sprache in dem England des vorigen Jahrhunderts nur wenige seinesgleichen hatte, mag genügen als Einleitung zu den nachstehenden Exkursen Otto Gildemeisters über die Gedankenwelt dieses merkwürdigen Mannes. In Gildemeisters literarischem Nachlaß fand sich ein größeres Fragment eines Essays über den Kardinal Newman, dem diese Exkurse entnommen sind.

* * *

Newman stellt die protestantische Orthodoxie (zunächst die der anglikanischen Kirche) vor folgendes Dilemma: Wenn ihr behauptet, nur das zu lehren, was die Schrift lehrt, so müßt ihr entweder solche Dogmen wie die Gottheit des heiligen Geistes und solche Institute wie die Kindertaufe (auch die Sonntagsfeier?) verwerfen, da ihr für diese keinen Schrifttext anführen könnt, oder, wenn ihr das nicht wollt, müßt ihr eins von beidem zugeben: entweder, daß jene Lehren in der Schrift indirekt und verhüllt enthalten sind, oder daß die kirchliche Ueberlieferung, die jene Lehren hinzufügte, die nämliche Autorität wie die Schrift in Anspruch nehmen darf. Daß wir uns nicht mit Sicherheit auf die Bibel allein stützen können, weist Newman mit großem Nachdruck und mit einer Unbefangenheit des Urteils nach, daß man einen Kritiker der modernsten Art zu lesen glauben würde, wenn man nicht im voraus wüßte, daß am letzten Ende die Autorität Roms alles, was die Kritik umgeworfen hat, durch ein einfaches Hoc volo, sic jubeo wiederaufrichten wird.

Was ist die Bibel? fragt er. Ist sie ein Buch, ein Buch? Keineswegs. Sie ist eine Sammlung von Schriften verschiedener Personen aus verschiedenen Zeiten, die ihre gegenwärtige Form wie durch Zufall angenommen hat, eine Sammlung, die Lücken, Wiederholungen, anscheinende Widersprüche darbietet, und die offenbar, ehe man ihren Inhalt feststellen kann, sorgfältiges Studium erheischt. Ein unehrerbietiger Geist könnte sagen, nur der Buchbinder mache aus allen diesen Büchern ein Buch. Die Bibel ist ja inspiriert, darin stimmt er mit der protestantischen Orthodoxie überein; die römische Kirche läßt darüber keinen Zweifel zu; aber die Bibel hat alle charakteristischen Merkmale, die auch einem profanen Buche anhaften könnten, die Merkmale des Dialekts, des Stils, des Orts und der Zeit der Entstehung, der sittlichen und intellektuellen Ausbildung. Sodann, wie wissen wir, was wirklich zur Bibel gehört? Die Schriftsteller des neuen Testaments erheben nirgends den Anspruch für inspiriert zu gelten; wir nehmen es nur an, weil es von den Aposteln geschrieben ist und weil das alte Testament ihnen für inspiriert galt. Die Zeugnisse sind für manche Teile dieser heterogenen Sammlung sehr schwach. Das neue Testament umfaßt siebenundzwanzig Bücher von ungleicher Bedeutung; von diesen werden vierzehn in den achtzig oder hundert Jahren nach dem Tode des Johannes überhaupt nie genannt, fünf andere nur von einem Schriftsteller erwähnt. Der Hebräerbrief wurde, obwohl im Osten rezipiert, im Westen erst zur Zeit des Hieronymus aufgenommen. Ohne Zweifel ist dieser wichtige Brief ein Teil des göttlichen Worts, aber weshalb? Weil das Zeugnis des vierten und fünften Jahrhunderts, da die Christen Muße hatten, die Sache gründlich zu prüfen, ihm durchaus günstig ist. Oder nehmen wir das alte Testament: man sagt uns, daß das Buch Esther im neuen Testament nicht zitiert wird, es wird von zwei bedeutenden Vätern nicht zugelassen; es ist allem Anschein nach eine gewöhnliche Geschichte, ohne Weissagung, ohne besonderen religiösen Inhalt, und es enthält Dinge, die Anstoß erregen. Gleichwohl nehmen wir es auf, weil wir guten Grund haben, nach der Ueberlieferung zu glauben, daß Christus es einschloß, wenn er von den „Propheten" sprach. Ebenso lassen wir das Hohelied als göttlich gelten, obgleich wir in der Schrift nichts davon hören, weil die Ueberlieferung uns lehrt, daß es zur Zeit unseres Heilands unter dem Titel Psalmen einbegriffen wurde, und weil unser Heiland im Evangelium Lucas auf Gesetz, Propheten und Psalmen verweist. Die Schwäche des Zeugnisses in diesen und anderen Fällen wird betont, um zu zeigen, daß wir für manche Kirchenlehren, z. B. vom Abendmahl (d. h. für den frühen Glauben an die Lehren) stärkere Zeugnisse haben als für einige Teile der Bibel. Aber jedenfalls wird die Schwäche des Zeugnisses schonungslos aufgedeckt.

Was beweist nun aber die Autorität der Bibel für sich allein? Es findet sich kein Text, der den Eltern die wichtige Pflicht, ihre Kinder taufen zu lassen, einschärfte. Es findet sich kein Text, der uns erlaubte Eide zu leisten; die Worte Christi und Sankt Jakobs weisen vielmehr deutlich aufs Gegenteil. Wir lassen den Brauch nur zu, weil Paulus gelegentlich einem Eide gleichwertige Worte gebraucht. Der heilige Geist wird nirgend ausdrücklich Gott genannt, obwohl wir seine Gottheit aus „Parallelstellen" folgern. Das Wort Dreieinigkeit kommt in der Schrift so wenig vor wie die Worte Altar, Absolution, Succession. Die Lehre von der Erbsünde ruht auf einem oder zwei Texten oder „Implikationen". Die Versöhnungslehre kann von denen, die die Abendmahlslehre wegerklären, als bildlich aufgefaßt werden. Die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein wird niemals verkündet; aber wir folgern mit Recht, daß es einen Sinn gibt, in dem sie gelten kann, obgleich ein Apostel (Jacobus) in dürren Worten das Gegenteil sagt. Wenn also bündiges Zeugnis erforderlich ist, ehe wir glauben, was bleibt? Auf den ersten Blick würden wir behalten die Lehren von der Göttlichkeit Christi, der Einheit Gottes, dem Supremat der göttlichen Gnade, unserer Auserwählung in Christo, der Auferstehung des Leibes, dem ewigen Leben und Tode für die Gerechten und die Sünder, aber wenig außerdem. Sollen wir verzichten auf die Gottheit des heiligen Geistes, die Erbsünde, die Inspiration des neuen Testaments, den einheitlichen Gottesdienst, die Sakramente und die Kindertaufe? Wenn wir es tun, so werden wir bald Schwierigkeiten finden bei der Gottheit Christi und anderen Lehren, die, obschon deutlicher ausgedrückt, doch „spezioser" Einwürfen ausgesetzt sind. Man wird Schwierigkeiten bei dem Worte „ewig" in seiner Anwendung auf die Strafen erheben, und so weiter.

Newman will das Schweigen der biblischen Schriftsteller aus ihrer „Einfalt" und „Tiefe" erklären, die sie veranlaßte Tatsachen ohne Bemerkung zu erwähnen und unzureichende

Digitized by Google

Ausdrücke zu gebrauchen. So erwähnen die alttestamentlichen Schriftsteller Verbrechen, ohne sie zu tadeln, ja manchmal, wie es scheint, mit Lob, wie in dem Falle Jaels und Siseros. Lucas und Paulus sprechen von dem Abendmahl des Herrn, als wenn es eine gewöhnliche Mahlzeit gewesen wäre, ihre Worte würden an sich nicht zu der Lehre von der Eucharistie führen. Man kann behaupten, der Ton des neuen Testaments sei unsakramentat und hintertasse nicht den Eindruck eines priesterlichen Systems. Christi Worte an die Samariterin scheinen alle äußere Religion zu verbieten und beweisen also zu viel, sogar für Protestanten, und müssen sonst etwas bedeuten. Die drei ersten Evangelien enthalten keine Erklärung, daß Christus Gott sei, vielmehr Stellen, die auf den ersten Blick nach der andern Seite deuten. Ist es möglich, daß die Evangelisten irgend ein Stück seiner Lebensgeschichte aufzeichnen konnten, ohne beständig die große feierliche Wahrheit, daß er ihr Gott war, vor Augen zu haben? Gleichwohl zeigen sie dies nicht (obschon wir, wenn wir es wissen, es implicite sehen können).

Meines Erachtens, sagt Newman, würde der Eindruck auf einen gewöhnlichen Menschen der sein, daß unser Heiland ein übermenschliches Wesen war, aufs tiefste in Gottes Geheimnisse eingeweiht, aber doch ein Geschöpf, — ein Eindruck, der unendlich weit abliegt von der in diesen Evangelien wirklich enthaltenen und gemeinten Wahrheit.

Er bemerkt, daß „ein ungläubiger Geschichtsschreiber" Johannes bezichtige, die Lehre von dem ewigen Logos den alexandrinischen Platonikern entlehnt zu haben. Er sagt nicht, ob er selbst diese Ableitung zugebe. Wenn sie wahr ist, so hat der einzige Evangelist, der die Gottheit Christi behauptet oder folgern läßt, seine Lehre in einer nichtinspirierten Quelle gefunden. An anderen Stellen findet er, daß wichtigste Punkte übergangen werden. Er erkennt die Schwierigkeit, die Angaben über die Auferstehung miteinander zu versöhnen. Er erörtert ausführlich, daß die Zulassung der Heiden in die Kirche von Christo Lehre verhüllt angedeutet werde, daß seine Worte nur zu bedeuten brauchten (obschon sie mehr bedeuteten), daß das Evangelium den zerstreuten Juden und den zum Judentum sich bekehrenden Heiden gepredigt werden solle. Die Apostel hätten es offenbar so verstanden. Das ganze Thema von der Weissagung lasse sich in Verbindung hiermit abhandeln. Die berühmte Weissagung Jesaias 53 z. B. beziehe sich auf ein gleichzeitiges Ereignis, obwohl es auf die große evangelische Lehre „hinblicke". Sie könne daher als Beweis nur für die ohnehin Ueberzeugten gelten. Die früheste Kirche, sagt er, und darin hat er recht, sanktionierte die Praxis, in der Schrift entlegenste Deutungen zu finden und ferner bewahrte sie, wie die Schrift, ein großes Geheimnis hinsichtlich neuer Lehren wie Dreieinigkeit und Eucharistie.

Die Summe der Argumentation ist diese: wenn die verhüllten oder geheimen (mit anderen Worten nicht bewiesenen) Lehren nicht den Tatsachen entsprechen, so müssen wir glauben, daß Christus für einen inspirierten hebräischen Propheten gehalten wurde, und daß das ganze sakramentale und sazerdatale System lediglich ein Nachwuchs war, für den die Urkunden keine Bestätigung enthalten. Aus ihrem Schweigen können natürlich Glaubenssätze nicht abgeleitet werden, wennschon es anderweit bewiesen werden mag, daß sie mit solchem Schweigen verträglich waren. Die Aufgabe, diesen anderweitigen Beweis zu liefern, vermag der Protestantismus nicht zu erfüllen; innerhalb der römischen Kirche bietet sie keine Schwierigkeit. Denn diese hat neben der Autorität der Schrift ihre eigene, jener ebenbürtige.

Es beweist nichts wider die kirchliche Autorität, wenn man sagt, sie lehre augenblickliche, widerspruchsvolle, vernunftwidrige Dinge. Denn dasselbe gilt von der Bibel. Diese enthält Stellen, die den meisten Menschen unserer Zeit auf den ersten Blick bizarr, abergläubisch, unglaublich und extrem vorkommen. Gleichwohl ist die Bibel von Gott. Kein Mensch ist imstande sicher zu entscheiden, was von Gott ist, was nicht, — selbst anscheinende Widersprüche nicht oder anscheinende Grausamkeiten. Die katholische Lehre von der Eucharistie ist nicht so unvereinbar mit den Schriftstellen von der Einsetzung des Abendmahls, wie die Erzählung von der Erschaffung des Menschen im ersten Kapitel der Genesis mit der abweichenden Erzählung im zweiten Kapitel. Die katholische Lehre ist nicht schriftwidrig, wenn nicht etwa das Buch Genesis (was unmöglich ist) sich selbst widerspricht. Die Kirchenväter berichten sonderbare Dinge von Dämonen und Besessenen, und man schilt sie abergläubisch. Aber dann muß man auch die Evangelisten abergläubisch nennen. Wären wir nicht an die Geschichten gewöhnt, so würden wir die Achseln zucken, wenn man uns von Eva und der Schlange oder von den Teufeln, die in die Saukerde fahren, ernsthaft erzählen wollte. Wenn Bileams Esel Bileam belehrte, was kann uns dann in der Kirchenlehre, daß das Wasser der Taufe von Sünde reinigt, vernünftigerweise anstößig sein? Menschen von moderner Sinnesart werden nicht an die Sintflut und an den Walfisch des Propheten Jonas glauben, auch nicht an den Teich von Bethesda, die Wunderkraft des Schattens Petri, die Verzückung des Paulus, den Stern von Bethlehem, Christi Verdammung der Reichen, und so weiter. Wir werden anfangen auszuwählen, zu sagen, daß auf besondere Texte kein Verlaß sei, und schließlich die Verkündung des Christentums lediglich als ein geschichtliches Ereignis, das die menschliche Anschauung und Gesellschaft modifizierte, nicht als etwas Göttliches, von uns Unabhängiges betrachten. Dahin treibt unser Zeitalter. Mit anderen Worten, wir werden die Bibel einer historischen Kritik unterwerfen, und historischer Kritizismus wird zum Unheil führen; wenn man sich mit den Ungläubigen auf denselben Boden, den der schriftlichen Urkunden begibt, wird nicht der Unglaube den kürzeren ziehen.

Newman stellt also im wesentlichen den Satz auf, daß die Bibel, die doch allein die ursprünglichen Zeugnisse enthält, nicht genügt, um die von den Orthodoxen behaupteten Lehren und Tatsachen zu beweisen. Er läßt nicht immer erkennen, ob er selbst alle Einwürfe gegen die Beweiskraft der Bibel teilt; er legt sie manchmal „kaptiösen Personen" oder „ungläubigen Gelehrten" in den Mund, aber er ist doch der Meinung, daß die Protestanten, wenn es auf dem von ihnen gewählten Boden zum Kampfe kommt, unterliegen müssen. Allerdings führt er einige Gründe an, die den Glauben rechtfertigen sollen, daß es Lehren gibt, die von den Aposteln angenommen, aber nicht ausdrücklich in der Schrift vorgetragen wurden. Aber die skeptische Natur der Argumentation liegt auf der Hand. Ihr Lebensnerv liegt in dem Gedanken, daß das Zeugnis der Bibel ungenügend ist. Er sagt nicht: meine Beweise sind so gut wie eure; sondern er sagt: eure Beweise sind so schlecht wie meine. Beide bedürfen der Ergänzung durch irgend welche äußere Bürgschaft. Glaubt an die Lehren aus irgend einem andern Grunde, und dann könnt ihr Anhaltepunkte finden, sogenannte Beweise, z. B. für die Authentizität des Buches Esther, die im wahren Sinne des Wortes gar keine Beweise sind. Auf das nämliche Argument läuft auch die Theorie von den „verborgenen Lehren" hinaus. Wenn er sagt, die Bibel und die erste Kirche haben vitale Glaubenssätze „verborgen" enthalten, so gibt er tatsächlich zu, daß wir nicht beweisen können, daß sie gegolten haben. Wir können durch Eindringen in „die Tiefen der Schrift" Andeutungen, Spuren, Winke entdecken, daß sie gegolten, daß sie vielleicht gegolten haben. Wären aber diese Winke klar genug, um eine logische Basis für Beweise zu liefern, so würde das Dilemma, das er den Protestanten stellt, seine ganze Pointe verlieren. Schließt beide Augen, sagt er, oder öffnet sie beide. Glaubt alles oder glaubt nichts. Für ihn selbst war die Rechtfertigung, alles zu glauben, ursprünglich der Glaube an die Autorität der ersten Kirche. Aber er fand bald, daß es einer weiteren Bürgschaft bedürfe.

Notwendig ist allerdings immer und unter allen Umständen, daß mit dem Glauben der Grund gelegt werde.

Otto Gildemeister.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Bettinens Gesichte.

Menschen, die ihre Beziehungen so wie Landschaften genießen und ihre Vergangenheiten wie Gärten und ihre Gedichte wie Schauspiele . . .
Hugo v. Hofmannsthal über Peter Altenberg.

In einer Bilderschrift voll farbigen Abglanzes sind die Briefe der Bettine geschrieben. Menschen, Dinge, Gefühle wandeln sich unter ihren spielenden Händen zu phantastischen Arabesken und Ornamenten, zu den beseelten Zeichen einer Zwischenwelt, die lebendig blutvollen Zusammenhang mit dem Wirklichkeitsgesicht des Alltags hat und dabei eine transluzide, bedeutungsvolle Transparenz.

Es ist nicht nur äußere Wiederkehr, wenn Bücher wie die „Günderode" heut in zierlichen, anmutig geschmückten Ausgaben neu erscheinen, sondern in einem tieferen und innerlicheren Sinne erkennt man hier wahrhaft Erscheinung von Gestern und Stimmungen, die gelockt und gerufen neu lebendig werden in nah verwandtem Kunst- und Gefühlsklima.

Fäden schlingen und verweben sich, und aus der Bettinenwelt ründet sich durchsichtig opalschimmernd ein Brückenbogen zu den Vorstellungsreichen Maeterlincks, Hofmannsthals und all derer, die im Leben nur den Stoff zum Kunstwerk sehen, die mit magischem Verwandlungsblick die vorübergleitenden Dinge so baumen, daß sie zu Bildern, Statuen, oder zu Maskenzügen eines von einem großen Artisten inszenierten Welttheaters werden.

Der Spieltrieb der Kinder, der ungeahnte Zusammenhänge sich erfindet, der in wunderbar leichtem Schalten, wie mit einem Zauberstabe, die Gesichter und die Beziehungen eines jeden Objekts sich wandelt, er ist bei diesen Naturen wach geblieben und mit Bewußtsein raffiniert gesteigert, und alles wird ihnen zum „Symbol für ihrer Seele Launen".

Die gesteigerten Zustände sind höchste Sehnsucht, und die inneren Sinne werden immer in Spannung gehalten, daß sie mit vibrierender Empfänglichkeit schwingen. Was Baudelaire das „Opium naturel" nennt, das ist hier wirksam und zaubert auf dem Boden der Wirklichkeit geheimnisvolle Traumlandschaften von orphischen Hymnen durchweht.

* * *

Zwei Bilder beschreiben dies bewegte innerliche Element: Klettern und Tanzen. Mannigfache Assoziation kommt daraus.

Nietzschescher Vorklang ist es, wenn Bettine schreibt: „Meine Seele ist eine leidenschaftliche Tänzerin, sie springt herum nach einer inneren Tanzmusik, die nur ich höre, die anderen nicht. Alle schreien, ich soll ruhig werden, aber vor Tanzlust hört meine Seele nicht auf Euch, und wenn der Tanz aus wäre, dann wär's aus mit mir." Und nietzschisch klingt auch die Vorstellung der „Schwebereligion", die Bettine stiften möchte, der königlichen Religion mit ihrem ersten Grundgesetz, der Mensch soll immer die größte Handlung tun und nie eine andere.

Und jene andere Begeisterung der Bettine, die „Turmbegeisterung", wie sie ihre Freundin Günderode nennt, bringt das Bild einer Ibsen-Gestalt in die Erinnerung. Bettinen verwandt ist die Hilde des Baumeister Solneß.

„Ich weiß nicht, bist Du das Spiel böser Dämonen," fragte die Günderode angstvoll die tolle, wagehalsige Freundin, und dennoch wird sie fortgerissen von gleicher Dämone und schwärmt, wie groß es war, die Stimme von da oben herab so frei und leicht, wie Wolken jagen, zu vernehmen.

Das ist ganz Solneß- und Hilde-Sphäre. Und gleich ist auch jenes Element des Koboldhaften, der Menschenfischerin und Treiberin. Wie Hilde, hungrig und steigerungslüstern, so zieht Bettine durch die Welt, sich Seelen einzufangen, als phantastische Wundervögel und sie zu ihrer Seele Lust und Rausch aufschweben und sich von ihnen emporreißen zu lassen.

Mit Goethe versuchte sie das, mit dem Fürsten Pückler, mit Friedrich Wilhelm IV.

Das Wesen solcher Zustände erklärte Savigny in einem Brief an die Günderode klug, er nannte es, die Empfindung durch Phantasie höher spannen als ihre natürliche Kraft reicht. Und Pückler, der mit seiner bunten, vielgestalteten Art zuzeiten gern den Opiumrauch des Geistes als raffinierteste Wollust kostete, entlarvte in anderer Stimmung als höhnischer Mephisto schonungslos solche Extase und sagte Bettinen, daß sie mit ihrer Seele geheim und einsam Wollust treibe, wie andere mit ihrem Körper. Er erkannte auch, wie Bettine immer auf die Menschenjagd ging, um aus anderen Feuer für ihre Einbildungskraft zu schlagen. Er merkte, daß ihre Briefe an ihn mehr eigenes Phantasieren sind als wirklich an ihn gerichtet, der „nur als Vehikel dabei dient oder als hölzernes Instrument, um ihre angenehme Begeisterung darauf zu spielen," und sehr deutlich spricht er von der „dithyrambischen Raserei einer Bacchantin mit bloßer Gehirnsinnlichkeit, die noch obendrein nur künstlich heraufgeschraubt ist, und jeden Augenblick beliebig beiseite gelegt, oder auf einem anderen Instrument abgespielt werden kann".

In dem Verhältnis Bettinens zu den Menschen ist etwas, was besonders heut in der jungen Wiener Dichtung eine Rolle spielt, jene leidenschaftliche Gier, Seelen zu erobern, aus ihnen etwas zu wecken, was die eigene Phantasie mit neuen Reizen bestügeln könnte.

In Pückler, wie nachher in Friedrich Wilhelm IV., sah Bettine Menschenstoff, der vielleicht ihrer extatischen Forderung phantastischer, menschenbeglückender Fürstenherrlichkeit Befriedigung geben könnte. Aehnlich wie jener Ibsensche Skalde hegte sie einen sie berauschenden Königsgedanken, und sie fühlt sich berufen, das, was sie in sich trägt, nun in einem andern gleichsam durch mystische Befruchtung lebendig werden zu lassen.

Die Menschen schienen ihr nur dazu da, unter ihren Händen Manifestationen ihrer eigenen Vorstellungen zu werden. Ihre Vorstellungen besaßen für sie höhere Realität als das Sichtbare der Umwelt, und an Friedrich Wilhelm IV. schrieb sie, daß der wahre König nicht im Berliner Schloß sei, sondern in ihr sich befinde.

Mit solchem weiteren Flügelspannen, mit diesem sich über sich selbst Hinausrecken, da eine Psyche zur Norne werden will und Weltgeschicke schmieden, spielt Bettine keine günstige Rolle. Es ist viel Vergreifen dabei, und der typische Schlußeffekt des Abgewiesenwerdens und Schmollens hat zu jenem Höhenton und der Verkündigungsweise, mit der sie ihre Missionen einleitet, etwas Tragikomisches.

Es erfüllt sich hier etwas, was Hofmannsthal bei Gelegenheit einer Charakteristik des d'Annunzioschen Romans „Die Jungfrau vom Felsen" von den Imaginationsmenschen sagt: „Je stärker und hochmütiger einer in wachen Träumen ist, desto schwächer kann er im Leben sein, so schwach, daß es fast nicht zu sagen ist, unfähig zum Herrschen und zum Dienen, unfähig zu lieben und Liebe zu nehmen, zum Schlechtesten zu schlecht, zum Leichtesten zu schwach. Die Handlungen, die er hinter sich bringt, gehören nicht ihm, die Worte, die er redet, kommen nicht aus ihm heraus, er geht fortan wie ein Gespenst unter den Lebendigen, alles fliegt durch ihn durch wie Pfeile durch einen Schatten und Schein."

* * *

Blühender und gesegneter wandelt Bettine in den Gärten ihrer Jugend, als sie noch nicht der politischen Romantik sich verschrieben und in holder Zwecklosigkeit nur mit ihren Träumen spielt, alle Erscheinungen der Umwelt in sie hineinzieht und diese dann bereicherter, magischer beglänzt aus sich ausstrahlt.

In solchen Zuständen sind jene Triebe mächtig, die Maeterlinck in seinen Büchern vom „Vergrabenen Tempel", von „Weisheit und Schicksal" und im „Schatz der Armen" beschreibt, jene Triebe: dem eigenen Innern näher zu kommen, den Kontakt zu fühlen mit der Vie intérieure, mit den eleusinischen Mysterien des eigenen Wesens, die verborgenen, verschütteten Kräfte der Seele zu entwickeln, daß sie wirksam werden.

*) Bettina von Arnim: „Die Günderode". Inselverlag in Leipzig.

Digitized by Google

Die Günderode sagt einmal zur Bettine: es gibt ein Verstummen der Seele, wo alles tot ist in der Brust; es ist gerade so in mir, wie draußen im Garten, die Dämmerung liegt auf meiner Seele, wie auf jenen Büschen, sie ist farblos. . .

Bettinens Seele aber tönt, und ihre Dämmerung hat tiefen Abglanz. Und sie versenkt sich mit Leidenschaft und spürender Lust in ihr Inneres und wirbt darum, ihre Schicksalsstimmen zu hören. Jenes Maeterlinckſche Wort: in uns ist mehr, ist auch für sie sichere Erkenntnis.

Und sie geht „tief in ihr Herz hinein, um sich ein inneres Leben aus ihrem Geist zu erwecken"; sie will alles Innerliche ans Tageslicht fördern, wie ein Stück Erz, sich selber kennen zu lernen. Sie geht sich selbst nach, „sich ins Netz zu locken", und was die Welt „überspannte Einbildung" nennt, dem will sie still opfern und sich vor jedem bewahren, was sie unfähig dazu machen könnte. Und diese schwebende, mit Farben, Tönen, Düften zusammenschwingende Stimmung nennt sie „bewußtlose Bewußtheit".

Gleich stark wie der Trieb, so zu fühlen, ist ihr der Trieb, solch Gefühl leibhaftig mit lebendigem Odem auszudrücken. Ihr inneres Künstlertum, das, was sie die „Dichtung ihrer Natur" nennt, ringt nach dem beseelten Wort voll Fleisch und Geist. Und für den Ausdruck und für die Form wird dabei nur eins entscheidend, „ob es ihr dadurch näher kommt in der Seele". „Dem Gedanken sich auf die Schwingen werfen und jauchzen und gen Himmel fahren" . . . ist göttliche Lust.

* * *

Mit dem ungeheueren Gemenge,
das er selbst im Innern trägt, bemüht er
nach dem ungeheueren Gemenge
äußern Daseins gleichnishaft zu haschen . . .
— — — — — — — — — —
seine Augen ruhen auf der Landschaft
die noch nie ein solcher Blick getroffen:
zu den schönsten Hügeln, die mit Reben
an die dunklen, walderfüllten Berge
angebunden sind, zu schönen Bäumen
hochgewipfelt seligen Platanen,
redet er: er will von ihnen lächeln,
von den Felsen will sein starker Wille
eine atmend wärmere Verkündung,
alle stummen Wesen will er flehend
reden machen . . .

Hofmannsthal schildert solch Klima der Seele im „Kleinen Welttheater", und dies ist auch das Klima Bettinens, und sie macht die stummen Wesen redend. Als lächelnde Verschwenderin streut sie die Fülle dieser bunten, in ihrem Lichte schimmernden Lebensbeute aus, und „sie gibt die Anmut ihres Geistes den vier Winden preis".

Ihre Gefühlslandschaften malt sie in verzückten Farben ihrem Bruder Clemens: einen Tummelplatz von Gesichten, alle Natur wird ausgebreitet, die überschwenglich blüht in vollen Pulsschlägen, und das Morgenrot scheint ihr in die Seele und beleuchtet alles. Sie drückt die Augen zu mit beiden Daumen und stützt den Kopf auf, recht fest, dann zieht diese große Naturwelt an ihr vorüber und macht sie trunken: „Der Himmel dreht sich langsam, mit Sternenbildern und Blumenbäumen, die den Teppich der Luft mit Farbenstrahlen durchschießen. Und Wege des Geheimnisses zwischen brausenden Wassern immer tiefer in unverständlichen Windungen, wo der Sonnenstrahl herabblitzt ins enge Tal und die blauen Blüten, der Wacholderstrauch Weihrauch duftet."

Und der Grashalm, die frischen Spitzen der Saat, ein Vogelnest, das Blau des Himmels, das ergreift sie, als ob's menschlich wäre; und inniger noch als das Menschliche; und die Entzückungen, die es ihr erregt, von der Natur berührt zu sein, sind, als ob es „eine sie mitfühlende Gewalt berühre" — und das, sagt sie, „wird wohl der liebende Inhalt meiner Seele sein".

* * *

Solcher Empfänglichkeit voll schwingender Magie und solcher Resonanz, die alles tiefer wiederhallt, werden die Eindrücke des natürlichen Lebens bedeutungs- und geheimnisvoll und zum Wunder. Solch heimlich-starkes Erleben malt sie gern in ihren Briefen aus. Wenn sie in ein unbekanntes Dorf kommt, wie da alles so sonderbar sie umfängt: im Dunkel vor dem Posthaus, wenn der hellerleuchtete Gang so seltsam sie ansieht, als könnte er sprechen. Und die Nacht hindurch in unbekannter Gegend fahren oder im fremden Nachtquartier aus dem Traum aufwachen und die Glocke schlagen hören, und noch eine, und dann wieder eine. Und der Nachtwächter, der ein fremdes Lied mit heiserer Stimme singt, und die Schellen an den Häuzern, die man noch läuten hört. Und wie dann am Morgen alles wieder ganz anders aussieht, und wieder so neu und überraschend, als wäre die ganze Welt wie ein Spielwarenladen, und Häuser und der Markt vor der Tür, und die Leute, die da wohnen und laufen, das sei lauter Spielzeug; und die Hunde, die herumspringen, die Brunnen, wo die Leute Wasser holen, das kommt einem alles vor bloß wie zum Vergnügen, als lauter Bilder.

So fremde Orte, sagt Bettine, sind wie Feenmärchen.

Das ist eine Probe jenes romantischen Spieltriebs. Immer erweist er sich in ihr wirksam; durch besondere Beleuchtung, durch aparte Spiegelung macht er das Gewöhnliche ornamental, gibt ihm einen Stil, daß es wie ein Bild oder eine Bühnenszene wirkt. Die bildende Kunst Karl Walsers und Vogelers voll des Aromas geschmackraffinierter Künstlichkeit ist dem verwandt.

Manche Bettinischen Alltagsbilder sind wie Kulissen zu federleichten Zwischenspielen, wenn sie das altmodische Gärtchen zeichnet mit der weißen Wand, an der Rosenbüsche und Trauben sich winden, mit Buchsbaumhecken, Levkojen, Ranunkeln, Rittersporn und Lavendel und dem hölzernen Bänkchen an der Mauer. Und wie sie mit dem jungen Gärtner spricht, bevor sie zum Tanz fährt und sich von ihm einen traurigen Kranz winden läßt, das wird von ihr ganz bewußt als eine Szene voll koketter Melancholie empfunden: „Also spielen wir Theater, spielen unsre eignen Stücke".

Der Sinn für die Bühnenoptik, für jenen Schein voll Schleierwehen, für das Bedeutungsvolle von Spiel und Spiegelung, ist überwach, und er macht Bettine wiederum verwandt mit gewissen Regungen moderner, artistischer Dichtung. „Ein Wort aus der Ferne, wenn's auch an sich unbedeutend ist, ist immer anregend wie eine Komödie," sagt Bettine, und wenn sie fremde Orte wie Feerien genießt, so genießt sie die Menschen „wie Schäferspiele".

Und sie wird nicht müde, solche Eindrücke einzufangen und für ihre Mappe einzurahmen.

Zur Komödienszene im Gozzigeschmack wandelt sie ihren belauschten Eindruck des höfischen Tees mit seinen Masken: dem Kammerherrn, der hin- und herläuft und den Frauen allerlei in die Ohren zischelt, dem Herzog von Gotha im leberfarbenen Rock mit langen Beinen, rotem Haar und sehr melancholischem Gesicht, ein großes weißes Windspiel zwischen den Knien, und den Damen mit aufgeblähten Hauben, „als wär's die Flotte von Nelson mit aufgeschwellten Segeln" . . .

Auch Dämmerszenen im Zwielicht hinter Schleiern malt sie, wie jenes Bild der Großmutter, unter dem Kastanienbaum, am Kanal, in dem der Mond sich spiegelt, mit ihren großen, silberweißen Locken, ihr ums Gesicht spielend, in dem langen, schwarzen Gros de tour-Kleid mit langer Schleppe, noch nach dem früheren Schnitt, der in ihrer Jugendzeit Mode war . . . Und jene seltsame Geschwisteraufführung in Frankfurt, da Schein und Wirklichkeit wie in einem magischen Spiegel so eigen sich mischen zu tiefem, doppeldeutigem Erleben: am heißen Tag das leere Haus mit den offenen Logentüren, durch die der Tag hereinschien und der Zugwind kam und mit den zerschlissenen Dekorationen spielte, und die Frau Rat in ihrer Loge saß, immer laut mitsprechend und die Schauspieler anredend, gerade als spielte sie mit. . .

Das ist eine Bettinasche „Fantasia", diese Leere, diese Stille, dies Theater bei offenen Türen, zwischen Tages- und Lampenlicht, zwischen den Goetheworten und dem Mitsprechen der Frau, die ihn geboren.

* * *

Digitized by Google

Die Atmosphäre der Grenzen, der Schwellen, der Zwischengebiete, das ist Bettinens Element. Sie hegt wache Witterung dafür, und ihre hellsichtigen Sinne wecken ihr zu allen Eindrücken ungewöhnliche und eindringliche Assoziationen. Dadurch werden von ihr Menschen und Dinge immer in einem besonderen Aroma dargestellt, sie empfängt ihre Eindrücke aus der Natur sogleich in der transparenten Beleuchtung, in der sie sonst nur in Kunstwerken gegeben werden.

Menschen werden ihr zu Visionen. Der wahnsinnige Hölderlin erscheint ihr, wie er, schwebend, erlöst von der Qual des Seins, am Bache griechische Oden spricht, und sie fühlt diesen Wahnsinn „so mild und so groß", und wieder darf man an das „kleine Welttheater" erinnern, wo dem Wahnsinnigen erd- und kampfentbunden voll wunderbarer Anmut nun alles zufällt und er selig untertaucht im panischen Reigen.

* * *

Den Schleierwehen und den Mondspielen ist in der Romantik nah verschwistert der Sinn für das Capriccio, für die Groteske. Die Souveränität der Laune, die Rauschfreude am Toll-Wechselnden, am Wirbel der Gegensätze erfüllt sich hier, und schließlich doch auch wieder jener Spieltrieb, der nicht ruhen kann, ehe er nicht jeglicher Gestalt das Herrenzeichen seiner in heiterer Willkür verschwendenden Phantasie gegeben. Elfenspiel und Rüpelkomödie — je bunter der Maskenzug des Lebens, je größer der Reiz.

Die Liebe zu solcher Mischung erkennt man auch bei einer modernen Nachfahrin der Romantik, bei Ricarda Huch.

Ein schalkhaftes Märchen vom Esel mit dem gläsernen Bauch erzählt Bettine, der sich auf einer blumenreichen Wiese satt gefressen und dem die seltensten Blumen durch den Bauch schimmern und ihn so verschönen, daß die Laubfrösche bewundernd an ihm hinaufhüpfen. Doch er ist zu etwas Höherem bestimmt als zum Belustigungsort gemeiner Frösche, und zwei Philosophen aus der Stadt Frankfurt führen diesen wunderschönen Esel an einem grünseidenen Bande durch die Stadt, und die Stadtwache präsentiert das Gewehr vor ihm. Doch die gläserne Herrlichkeit nimmt ein trübes Ende, denn da man den Esel in die Raritätenkammer führen wollte, so hatte dieser unterdes seine Notdurft verrichtet, und es war keine einzige Blume in seinem Bauch geblieben, sondern war alles zu Mist geworden, und der Bauch des Esels sah nicht anders aus als eine schmutzige, ranzige Oelflasche, worauf man dem armen Esel seinen gläsernen Bauch mit Steinen in Stücke warf.

Bizarre Spaßeinfälle paradieren: in Pockennarben Kresse zu säen, sodaß ein grüner Bart aufwüchse.

Zu den dramatischen Idyllen, Notturnos und Zwischenspielen kommt auch die Szene einer Burleske mit dem abenteuerlichen Sonntag der Bettine, der verheißungsvoll mit dem Einkauf des großen, grünseidenen Parapluis beginnt und damit endet, daß die pilgernde Törin ohne das kostbare Regendach heimkehrt, dafür aber auf dem Kopf geschmückt mit einem flachen Gemüsekörbchen voll Blumenkohl und gefolgt von allen Hunden der Stadt, den Jolis mit blaaem Halsband, den Spitzen und der Renommierdogge mit siebzehn Jungen.

* * *

Wie natürlich dieser Welt die Bilderschrift und das Widerspiegeln der Dinge als Erscheinung eines Schön-Raritätenkastens war und wie man nicht nur so beschrieb, sondern auch so erlebte und den Stil der Kunst in das Leben führte, davon gibt, die Günderode-Wiederkehr ergänzend, der jüngst erschienene dritte Band des Achim von Arnim-Kompendiums*) farbige Zeichen.

Weihnachtsabende schildern sich die Freunde mit mancherlei Spielen. Bei Savignys sitzt man in einem Zimmer, das als Laube gemalt ist und wo ein Faun den Ofen verziert, an kleinen Tischen, und die verschiedenen Tische behandeln einander wie fremde Leute in einem Wirtsgarten. Und die Grimms erzählen von ihrem Abend mit dem Marionettentheater und dem Hautboisten mit der goldenen Dose, dem holländischen Fräulein mit den vielen Tanten in Breda und Leuwarden und den beiden guten Mädchen, die sich merkwürdig ganz in einander verneigen können und in den Boden zu sinken oder in eine Schüssel mit vorragendem Deckelknopf zu vergehen scheinen.

Wilhelm kündigt sich bei Arnim zur Hochzeit an und verspricht mit roten Strümpfen, weißem Papierleibrock und einer Stange Siegellack im Munde zu erscheinen, „welches für einen jungen Gelehrten ausgegeben wird, die Verständigen aber merken, daß es einen Klapperstorch präsentiert, nach einen alten Volkswitz."

Hier steht auch von Arnim beschrieben die Schilderung seines phantastischen Hochzeitstages mit Bettine. Wie sie heimlich und mit großen Hindernissen den trauenden Pfarrer suchen, wie Bettine unter dem uralten Brautkrönlein von grüner Seide kraus über Draht gesponnen, geht und mit dem schwarz gescheitelten Haar einer Fürstin älterer Zeit gleicht.

Wie sie dann zu Abend bei Savignys, wo Bettine bei ihrer Schwester wohnt, alle bei einander sind, ohne daß die anderen etwas ahnen, und Arnim, nachdem er offiziell fortgegangen, heimlich sich zurückschleicht und mit drei Sprüngen in Bettinens Zimmer ist, in dem Rosenstöcke und Jasminen stehen und die Nachtlampe durch den grünen Schein der Blätter spielt und zierliche Schatten an Decke und Wand malt.

Und dieser Hochzeitstag und diese Hochzeitsnacht wirken, als wären sie ein Bettina-Fabulieren.

Bei ihr und den ihrigen ward die Phantasie zur Lebensbildnerin, and ihre Gesichte bezwangen die Wirklichkeit.

Felix Poppenberg.

*) Achim von Arnim und Jacob und Wilhelm Grimm. Bearbeitet von R. Steig. Cotta.

Der Tiroler Führer.

Ein Erlebnis.

Es war einer der wenigen schönen Hochsommerabende des Jahres 1903 und wundervoll einsam. Der kleine behagliche Gasthof neben dem Bahngebäude der Haltestelle Oetzthal war das einzige Haus in weitem Umkreis; es lag dicht am Waldesrande, und die steilen Wände der das enge Innthal nach Norden abschließenden Bergkette vollendeten den Eindruck der Abgeschiedenheit. Wir waren erst vor einigen Stunden von Innsbruck gekommen, meine Frau und mein Sohn waren schon gleich den meisten Gästen zur Ruhe gegangen, ich hatte soeben für die Meinen zur morgigen Postfahrt nach dem inneren Oetztal Plätze belegt; ich selbst wollte lange vor ihnen zu Fuß talaufwärts wandern. Nun genoß ich allein die nächtliche Einsamkeit. Der letzte Zug von Landeck kam, mit ihm einige Touristen. Von ihnen fielen mir besonders drei Damen, eine ältere und zwei sehr jugendliche auf, die von anstrengendem Marsch sichtlich ermüdet waren; ihr Gepäck trug ein junger Mann in recht abgenutzter Bergtracht. Er sorgte für ihr Unterkommen im Gasthaus und für die Weiterfahrt am nächsten Tage, dann gab er seinen Damen das Gepäck und verabschiedete sich ehrerbietig von ihnen. Der Zug war fort, die Ankömmlinge zur Ruhe gegangen, und bald herrschte wieder die für kurze Zeit unterbrochene Stille.

Zu sehr früher Stunde des nächsten Morgens nahm ich in der Herrenstube mein Frühstück ein und begab mich dann auf den Marsch nach Umhausen, wohin einige Stunden später die Meinigen mit der Post nachkommen sollten. Ich war nicht der erste, der aufbrach; kurz vor mir hatte der junge Mann von gestern Abend die Führerstube verlassen und war auf dem gleichen Weg vorausgewandert. Ich holte ihn in Oetz ein, wo er im Auftrage des Oetztaler Posthalters Beiwagen für die an jenem Morgen sehr zahlreichen Fahrgäste bestellt hatte. Als einzige Wanderer schlossen wir uns einander an und kamen ins Gespräch. Er war ein sehniger Gebirgler, doch klein von Wuchs, etwa Mitte der Dreißig, klug und lustig dreinschauend,

Digitized by Google

etwas bleich, anscheinend von vorausgegangenen Anstrengungen ermüdet, mit vollständiger Hochtouristenausrüstung; noch deutlicher, als bei der flüchtigen Betrachtung des gestrigen Abends, sah ich, wie mitgenommen seine Kleider waren, wie sie die Spuren langer Wanderungen aufwiesen. Er sprach in breitem österreichischen Dialekt. Was er sagte, zeigte mir bald seine große alpine Ueberlegenheit; ich selbst fand alljährlich Erholung beim Durchwandern einsamer Täler, machte gelegentlich auch in Führerbegleitung und bei ganz sicherem Wetter einen nicht zu schweren Gletscherübergang, verzichtete aber auf eigentliche hochalpine Aufgaben. Indes war ich eitel genug, ihm zu erzählen, daß ich im Vorjahre einmal vier Stunden über Eis am Seil gestiegen sei, und daß ich in der Glocknergegend manche schöne Fußwanderung gemacht hätte. Da brach er sein Schweigen über seine Person: „I bin nämli a Führer," sagte er . . Er sei in Lienz angesessen und als Glocknerführer weit bekannt Jetzt hätten ihn die Damen, die ich ja gestern Abend gesehen, für eine zwölftägige Hochtour angenommen; sie hätten gemeinsam im Pitztal Besteigungen gemacht, wären aber vom Wetter arg gehindert worden. Seine Damen wollten gleichzeitig mit meinen Angehörigen bis Lengefeld die Post benutzen, er selbst, da ihm das Fahren nicht behage, würde in Umhausen nach der größeren Hälfte des Weges zu ihnen stoßen.

Mir war es interessant, Erlebnisse aus dem Führerleben zu hören und Einblicke in die Anschauungsweise dieser einfachen Menschen zu gewinnen, die wochenlang mit den kulturübersättigten Reisenden unserer Großstädte in ein eigentümliches Verhältnis der Gleichstellung treten. Ihm wieder tat meine offenbare Bewunderung wohl, er wurde warm und erzählte in einfacher Sprache, aber sehr eindringlich und oft witzig von seinen Erlebnissen mit geübten und ungeübten Bergsteigern, von wirklichen und eingebildeten Gefahren, von Unfällen und Rettungseinrichtungen. Er schilderte mir die kleinen Kniffe, die er anwendete, um bei der Sucht Ungeübter, waghalsige Touren zu machen, sich von der Fähigkeit seiner Auftraggeber zu überzeugen; wem er nicht traue, den schicke er ohne Rücksicht fort, im Gegensatz zu manchen weniger gewissenhaften Berufsgenossen, die den Touristen, bloß um mehr Geld zu verdienen, sogar zu schweren Aufgaben anreizen. Sehr drollig war sein Haß gegen die Kneipenbesucher, die an keinem Wirtshaus vorbeigehen könnten, und noch mehr gegen die Liebhaberphotographen, die überall knipsten und die doppelte Zeit brauchten; sie müßten eigentlich auch doppelte Taxe zahlen.

Lebhaft und fast leidenschaftlich wurde er bei der Schilderung des persönlichen Verhältnisses zwischen Führer und Tourist. Mit manchen Wanderern stände er auf Du und Du und noch lange in Briefwechsel; den meisten anderen aber sei der Führer nur ein Dienstbote, dem man nach Ablohnung kaum einen Blick oder ein freundliches Wort gönne; und trotzdem wage der Führer oft sein Leben für das ihm anvertraute fremde; ihm selbst sei sein Beruf so ernst, daß er deshalb nicht geheiratet hätte, denn einmal stürze man doch ab und ließe dann seine Angehörigen in Not. Auch im Winter ginge er nicht müßig; er habe in Lienz sein behagliches Heim, das er sich aus dem Ertrag seiner Sommerverpflichtungen geschaffen habe; dort denke er sich neue Tourenkombinationen aus, die er häufig auch den alpinen Blättern einsende, wo sie gern aufgenommen würden; Gelegenheit zum Nebenverdienst im Winter böten auch die zahlreichen alpinen Vereinsfestlichkeiten, bei denen er als Schuhplattler und Fahnenschwenker ein gesuchter und gut bezahlter Gast sei.

Ich hörte seine lebhaften Erzählungen mit großem Interesse an und kam mir in seinem eigenen Reich recht klein vor, besonders da ich sah, wie er geistesgegenwärtig Gefahren beschwor, denen ich ratlos gegenübergestanden hätte; es klang so gar nicht prahlerisch und so schlicht, wenn er mit einfachen Worten und doch eindringlich schilderte, wie bei einer schweren Gratkletterei im Kaisergebirge, bei der er voraus war, plötzlich das Seil sich spannte und sein Begleiter schon halb ins Abstürzen geriet; ein Blick genügte, die Lage zu überschauen, wenige Sekunden, um den Gefährdeten zu sichern. „Alsdann freili hab i ihn vor mir reiten lassen."

Ich wollte nicht stets zurückstehen. Ich bemühte mich, in volkstümlicher Sprache ihm klar zu machen, daß jeder gerade den Gefahren seines eigenen Berufes furchtlos gegenüberträte, aber meist in unbekannter Lage unsicher werde. „Sehen Sie, ich zum Beispiel bin Arzt und habe kaltblütig manche schwere Blutung bekämpft, bei der das Leben nach Minuten zählte; ich habe bei solchem Vorfall manchen Mutigen in Ohnmacht fallen sehen, während ich selbst nicht die Ruhe verlor und das Leben retten konnte."

Aber ich wurde stumm, als er antwortete: „Dös glaubens net, daß dös bei uns net aa vorkommt. Dös brauchen wir aa. Da schauens her." Und hierbei zog er ein richtiges kleines chirurgisches Besteck aus der Seitentasche, dessen Inhalt viel sauberer gehalten war, als man der ruppigen Lodenjacke zugetraut hätte. Und dann erzählte er zu meinem größten Erstaunen, dieser strebsame und in den Pflichten seines Berufes aufgehende Führer, daß die vielfachen Verletzungen, die er mit erlebt, ihn zum Selbststudium angeregt hätten, um, wo es not tat, zweckmäßige Hilfe zu leisten. „Im Winter da studier i a Bock, Zeit hab i gnua." Er sprach von der Behandlung von Knöchelverletzungen und Fußwunden auf den Hütten, entwickelte seine Erfahrungen aus der kleinen Chirurgie, sogar einen Kreuzotterbiß verzeichnete er in seiner Kasuistik, den er mit Schnaps behandelte, bis zu seiner Freude der Gebissene bewußtlos im Graben lag.

„Aber wozu in aller Welt brauchen Sie den Thermometer, den ich im Besteck sah?" Das hätte ihm ein Grazer Student gelehrt, sagte er pfiffig. Wenn jetzt ein übermüdeter Wanderer, den er früh um zwei in der Hütte wecke, sich vor der Spitze drücken wolle und Krankheit vorschütze, lege er ihm den Thermometer ein und stärke ihm so den Mut. Manchmal habe er so auch einen, der sich wirklich übernommen, davor bewahrt, sich zu schaden. Ich dürfe glauben, daß er oft den Arzt ersetzen müsse. Einmal im vorigen Jahre hätte sein Tourist heftigstes Nasenbluten bekommen; er hätte natürlich nicht gewußt, ob das Blut aus den Lungen käme oder wo sonst her; aber in der Alpenzeitung habe gestanden, daß Leim gegen Bluten gut sei; zufällig waren „in der Hütten" ein paar Gelatinetafeln, die löste er auf und goß sie in die Nase, und da habe das Bluten gleich aufgehört. Die Behandlung der Blutungen durch Gelatine war damals noch ganz neu, zu ihm war sie aber doch schon gedrungen. Ich konnte, wie ich zu meiner Beschämung sah, also auch in meinem eigensten Fach nicht gegen ihn aufkommen.

Inzwischen waren wir dicht an den Kirchturm von Umhausen angelangt, und wenige Schritte trennten uns noch vom behaglichen Gasthof zur Krone, in dessen Keller, wie ich wußte, ein vorzüglicher Magdalener lagerte.

Ich sagte zu meinem Begleiter: Jetzt haben wir uns zwei Stunden gut vertragen, heiß sind wir auch, ein Stündchen währt es noch, bis die Post kommt, nun seien Sie mein Gast zum Frühstück. Zum erstenmal wurde er klein: „I ormes Hascherl, i hob ja für den gnädigen Herrn no gornichts geschafft." Doch ließ er sich leicht besiegen. Von dem Liter, das uns die Lenz in die fliegenerfüllte Veranda brachte, waren sehr schnell drei Viertel in seine Kehle geflossen, und auch der Schinken verschwand unglaublich rasch zu meiner Freude. In Danksagungen für den gnädigen Herrn, m „küß die Hand" für die offenbar seltene Einladung konnte er sich nicht genug tun. Leider aber verwischte er den guten Eindruck, den ich bisher von ihm erhalten, unter dem Einfluß des genossenen Weines. In dem Glauben, sich mir dankbar erweisen zu müssen, fing er an, selbst für mich unverkennbar, aufzuschneiden. Die gefährlichen Abenteuer, die er bestanden und mit Erfolg überwunden, waren zu merkbar übertrieben. Auch vergaß er den bisher bewährten Takt und überschritt die früher streng innegehaltenen Grenzen. Am Nebentisch saßen zwei mittelalterliche, etwas magere Damen, anscheinend norddeutsche Lehrerinnen. Ziemlich laut sagte er: „Die ihre Wadln, das gäb a paar schöne Bergstöckln." Ich winkte ab und schlug ihm vor, der Post entgegenzugehen. Zum Glück war sie bald in Sicht, und ich vergaß gern die letzten wenig schönen Minuten. Im ersten Wagen saßen die Meinen, bei ihnen auch die drei Damen des Führers, die sich mit meinem Jungen schon angefreundet hatten. Mein Begleiter schenkte zum Dank für das Frühstück meinem Sohn einen Strauß der gestern gepflückten Edelweiß, stieg zu

Digitized by Google

seinen Damen ein und verabschiedete sich noch überschwenglich von mir. Die Post fuhr weiter, während wir in Umhausen zurückblieben.

Ich verweilte noch einen Regentag in der gastlichen „Krone", aber schon am nächsten Morgen trieb mich die Wanderlust weiter; ich ging allein nach Gurgl und dann bei herrlichstem Wetter über Ramoll und Spiegelferner nach Vent. Ein sehr bekannter Oetztaler Führer geleitete mich sicher, aber ich konnte mit ihm keine Fühlung gewinnen; er blieb der bezahlte Diener und Untergebene; die interessanten Eigenschaften des intelligenten Glocknerführers, der mir den Weg nach Umhausen so schön verkürzte, gingen ihm vollkommen ab. Trotzdem wollte ich weiter mit ihm über das Niederjoch. Aber strömender Regen am nächsten Tage zwang mich, den Plan aufzugeben, und nach vergeblichem Warten auf besseres Wetter kehrte ich nach Sölden um und fuhr zu den Meinen zurück, die sich über meine verfrühte Rückkehr nicht einmal wunderten. „Denn alle sind bei dem Regen wieder zurückgekehrt," berichtete mir meine Frau. Auch die drei Damen, die ihre Reisegesellschaft bei der Postfahrt abgegeben, seien gestern verregnet aus dem Sulztal zurückgekommen. Aber ihr Führer war nicht mit ihnen, der Führer, von dessen prächtigen Eigenschaften ich ihr vorgeschwärmt hatte.

„Ich fragte die Damen," berichtete meine Frau weiter, „wo sie denn ihren Begleiter gelassen hätten, der doch auf zwölf Tage gemietet sei. Aber die Damen wußten von keinem solchen. Der Herr, der sie in Oetztal ins Gasthaus gebracht und der in Umhausen wieder zu ihnen eingestiegen, sei überhaupt kein Führer gewesen, sondern — ein junger Arzt aus Graz, Doktor H., den sie zufällig im Pitztal getroffen, der sich ihrer aufs freundlichste angenommen und von dem sie sich nach mehrtägiger, fröhlicher Fahrt gestern erst getrennt hätten.

* * *

Wenn Herr Kollege H. aus Graz diese Zeilen lesen sollte, so darf ich ihn versichern, daß ich ihm seine Täuschung nicht nachtrage, sondern noch heute gern daran denke, wie vollendet, und ohne je aus der Rolle zu fallen, er mir gegenüber den Bergführer gespielt hat.

A. Gottstein.

Zeitschriften.

Das Eisenbahnnetz der Erde.

Kürzlich brachte das „Archiv für Eisenbahnwesen", das alljährlich die Fortschritte des Eisenbahnwesens der ganzen Welt registriert, eine dankenswerte Zusammenstellung über das Schienennetz der Erde nach dem Stande vom 31. Dezember 1902. Das zuerst scheinbar so trockene Zahlenmaterial dieser Statistik enthält eine Fülle interessanter Gesichtspunkte und anregender Betrachtungen für den, der darin zu lesen versteht.

Die Gesamtlänge aller Eisenbahnlinien der Erde betrug Ende 1902 nicht weniger als 838 216 km. Diese Strecke übertrifft den Umfang unseres Aequators (40 070 km) nahezu um das 21fache, sogar die mittlere Entfernung des Mondes von der Erde (384 420 km) noch um das 2,2fache. Dabei gibt obige Zahl nur die Länge der gesamten Bahnlinien wieder, nicht die Gleislänge, die noch erheblich größer ist, da bekanntlich sehr viele Bahnen zwei- und mehrgleisig gebaut sind. Auch sind die sogenannten Kleinbahnen, insbesondere also die städtischen Straßenbahnen, in obige Zahl nicht mitenthalten.

Mehr als die Hälfte aller Bahnen der Welt entfallen allein auf Amerika, nämlich 421 571 km. Europa steht mit 296 051 km an zweiter Stelle; es folgen dann Asien mit 71 372 km, Australien mit 25 805 km und schließlich Afrika mit nur 23 417 km.

Unter den einzelnen Staaten nehmen selbstverständlich die Vereinigten Staaten von Amerika die weitaus erste Stelle ein, deren Eisenbahnnetz mit 325 777 km dasjenige von ganz Europa an Ausdehnung übertrifft. Die zweite Stelle behauptet in rühmlicher Weise noch immer Deutschland (53 701 km, davon in Preußen 32 465 km), doch ist ihm neuerdings Rußland (europäisches, inkl. Finland) scharf auf den Fersen (52 339 km) und dürfte ihm in kurzer Zeit den Rang ablaufen, zumal sich sein Eisenbahnnetz von 1890 bis 1902 um volle 23 Prozent vermehrt hat. Die vierte Stelle nimmt Frankreich ein (44 654 km); dann folgen Britisch Ostindien (41 723 km), Oesterreich-Ungarn (38 041 km), Großbritannien mit Irland (35 341 km) usw. Weniger als 3000 km Eisenbahnen weisen unter den europäischen Ländern auf die Schweiz (2997 km), Portugal (2309 km), Norwegen (2344 km), Griechenland (1055 km) und Serbien (578 km).

Ein völlig anderes Bild ergibt sich, wenn man das Verhältnis der Eisenbahnlängen in den einzelnen Staaten zur Größe des Landes betrachtet, d. h. wenn man die Dichtigkeit der Eisenbahnnetze in den Staaten tabellarisch zusammenstellt. An der Spitze steht dann merkwürdigerweise das dichtbevölkerte und industriereiche Belgien, wo 22,5 km Bahn auf 100 qkm Land entfallen. Es folgt das nicht minder dicht bevölkerte und industriereiche Königreich Sachsen mit 19,6 km auf 100 qkm. An dritter Stelle steht Baden mit 13,8 km; es folgen Elsaß-Lothringen mit 13,0 km, Großbritannien und Irland mit 11,3 km Eisenbahn. Preußen hat nur 9,5 km, ganz Deutschland im Durchschnitt 9,9 km Bahn auf je 100 qkm, Frankreich 8,9 km, Italien 5,6 km, die Schweiz 9,7 km usw. An letzter Stelle stehen hier die Türkei (inkl. Bulgarien und Rumänien) mit 1,1 km, Rußland (europäisches, inkl. Finland) mit 0,9 km und Norwegen mit 0,7 km Bahn auf je 100 qkm. In den Vereinigten Staaten beträgt die entsprechende Zahl 4,5 km, in fast allen anderen außereuropäischen Staaten liegt sie unterhalb 1,5 km.

Wieder ganz anders sieht die Gruppierung aus, die das Verhältnis der Eisenbahnlänge eines Landes zur Bevölkerungszahl zugrunde legt. Hier marschieren außereuropäische Staaten voraus, die verhältnismäßig sehr dünn besiedelt sind und doch größere Bahnbauten, vor allem auch für den Durchgangsverkehr, aufweisen. In Queensland kommen auf je 10 000 Einwohner 92,9 km Eisenbahn, in Südaustralien 85,4 km, in Westaustralien 77,2 km, in Tasmanien 58,0 km. In Europa ist die Zahl am größten für das sehr ausgedehnte und nur schwach bevölkerte Schweden, dessen Eisenbahnen nicht nur sehr zahlreich, sondern anerkanntermaßen auch die besten der Welt sind; die Zahl beträgt hier 23,9 km auf je 10 000 Einwohner. In weitem Abstande folgen Dänemark mit 12,7 km, die Schweiz mit 12,0 km, Frankreich mit 11,5 km, Norwegen mit 10,6 km, Belgien mit 9,9 km und Deutschland mit 9,5 km (Sachsen nur 7,0 km) auf je 10 000 Bewohner. Am niedrigsten wird die Zahl in Serbien (2,3 km).

Von 1898 bis 1902 hat sich das Bahnnetz der Erde um 87 242 km = 11,6 Prozent vermehrt (Amerika 35,234 km, Europa 26 307 km, Asien 17 767 km, Afrika 5403 km, Australien 2471 km).

So instruktiv alle diese Zahlen sind, am interessantesten ist doch vielleicht ein Hinblick auf die Kapitalien, die in Eisenbahnunternehmungen engagiert sind. Wenn man die gewaltigen Ziffern liest, so lernt man erst voll erkennen und würdigen, welche eminente Bedeutung das Verkehrsmittel der Eisenbahn seit etwa 70 Jahren für die Menschheit erlangt hat. Die Gesamtsumme der auf Eisenbahnbauten verwendeten Ausgaben beträgt nicht weniger als 169¼ Milliarden Mark oder genauer 169 259 616 607 Mark. Hiervon entfallen auf Europa allein etwa 88 629 Millionen Mark, auf Deutschland 13 282 Millionen Mark. In Europa kostet der Kilometer Eisenbahn im Durchschnitt 299 372 Mark, außerhalb Europas nur 138 719 Mark, also kaum die Hälfte. Im einzelnen schwanken die Kosten natürlich sehr bedeutend. Während in England die durchschnittlichen Kosten eines Kilometers Eisenbahn bis auf die kolossale Höhe von 670 014 Mark steigen, betragen sie in Dänemark nur 107 200 Mark, in Norwegen 99 000 Mark, in Finland 81 600 Mark und bei den schwedischen Privatbahnen sogar nur 56 600 Mark. In Deutschland kostet der Kilometer 238 808 Mark, ungefähr ebenso viel in Oesterreich-Ungarn, der Schweiz und Italien, dagegen in Frankreich 514 662 Mark und in Belgien 591 926 Mark. In den Vereinigten Staaten sinkt die Zahl auf 150 437 Mark, in Japan sogar auf 99 926 Mark usw.

Um die Kleinheit von 169¼ Milliarden Mark dem Verständnis näher zu bringen, weist das „Archiv für Eisenbahnwesen" darauf hin, daß diese Summe, in goldenen Zwanzigmarkstücken zusammengebracht, in 6800 Eisenbahnwaggons von je 10 000 kg Tragfähigkeit transportiert werden müßte. Zu einer Rolle aneinandergeschichtet würden diese Zwanzigmarkstücke eine Länge von 11 800 km einnehmen. Es entspricht diese Länge in der Luftlinie etwa der Strecke London—Neu-Guinea!

R. Hennig.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 27. Berlin, den 1. April 1905. 22. Jahrgang.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Kaiser Wilhelm ist auf seiner Mittelmeerfahrt zunächst in Lissabon mit dem üblichen offiziellen Pomp empfangen worden; dazu darf man wohl auch die schwungvollen Reden rechnen, die bei verschiedenen Gelegenheiten gewechselt wurden. Von Lissabon ging die Reise nach Tanger. Durch die offiziellen und offiziösen Erörterungen über die marokkanische Frage ist der Besuch in Tanger seines ursprünglichen idyllischen Charakters längst entkleidet; wir würdigen ihn weiter unten in einem besonderen Aufsatz.

Der starke Widerspruch zwischen dem Rechtsempfinden des Volkes und der juristischen Praxis tritt auf wenig Gebieten so drastisch in die Erscheinung wie bei den immer wiederkehrenden Zeugniszwangsverfahren gegen ehrenhafte Redakteure. Eine heute geradezu unverständliche Rechtsbestimmung bedroht die Hütung des Berufsgeheimnisses, die in anderen Berufen ausdrücklich durch Gesetzesparagraphen befestigt wird, beim Redakteur mit empfindlicher Strafe. Der allgemeinen Verurteilung ist die unzeitgemäße Anwendung dieses antiquierten Rechtes allerdings längst anheimgefallen; allem trotz der Proteste der öffentlichen Meinung, der gesamten Presse aller Parteirichtungen und der freiheitlich gesinnten Volksvertreter in den Parlamenten hat sie sich bis in die neueste Zeit hineingewagt. Ein besonders krasser Fall in dieser Hinsicht ist der des Redakteurs Max Staercke aus Detmold. Er ist wegen der Veröffentlichung jener bekannten „Diesseits"-Depesche des Schriftstellers Rekul von Stradonitz, die auf den Verlauf der Lippeschen Thronstreitigkeiten von großem Einfluß war, bereits im Januar d. J. in Detmold zu 300 Mark Geldstrafe verurteilt worden und hat dazu noch fünf Tage Haft verbüßen müssen, weil er sich ehrenhafterweise weigerte, den Ueberbringer der Depesche der Behörde namhaft zu machen. Schließlich begnügte man sich mit seiner eidlichen Versicherung, daß sein Gewährsmann kein Telegraphenbeamter gewesen sei. Jetzt ist nun wegen derselben Zeugnisverweigerung Redakteur Max Staercke noch einmal in Berlin mit 300 Mark Geldstrafe belegt und inhaftiert worden, weil die Behörde statt der negativen Aussage positive Angaben verlangt. Hier wird also die Preisgabe des Berufsgeheimnisses durch Wiederholung empfindlicher Bestrafung zu erzwingen versucht. Gegen diese rigorose Handhabung der modernen Gewissensfolter, die Staatssekretär Nieberding unbegreiflicherweise mit gänzlich haltlosen Argumentationen im Reichstag zu verteidigen wagte, muß vom Standpunkt der Kultur und der guten Sitten gleich scharf protestiert werden!

Aus Deutsch-Südwestafrika scheinen noch auf lange Zeit hinaus keine guten Nachrichten erwartet werden zu dürfen. Verlustlisten, Kostenrechnungen, Berichte über ungeheure Strapazen und Beschreibungen der Scharmützel mit zersprengten Eingeborenentrupps: so geht es nun schon monatelang in derselben Monotonie weiter. Auch die neueste Nachricht, daß General von Trotha noch in diesem Frühjahr zurückkehren werde, kann keine volle Beruhigung über die Zukunft der Kolonie schaffen. Denn der bei seinem Auszug so gefeierte General hat zwar mit seinen tapferen Truppen manchen Einzelerfolg über die aufständischen Schwarzen davongetragen, aber er hat keineswegs dem Lande den Frieden wiedergeben können. Er kehrt zurück, weil zu dem jetzt beginnenden Guerillakrieg kein General als Führer mehr nötig ist. Die Ansiedler können aber ihre Arbeit noch immer nicht wieder aufnehmen, denn die jetzt über das ganze Land hin zerstreuten und zersprengten Eingeborenenhorden sind für die Sicherheit von Land und Leuten eine viel größere Gefahr, als die früheren starken Heerhaufen der Aufständischen. Es wird also noch viel Anstrengung und Geld und Geduld nötig sein, ehe wieder geordnete Zustände in diesem „teueren" Kolonialgebiet einziehen.

Während die französische Kammer mit überraschender Ruhe und Kaltblütigkeit die Regierungsvorlage über die Trennung von Staat und Kirche zu beraten begann, zeitigte der Parteitag der französischen Jaurèsisten in Rouen äußerst lebhafte Debatten über die Einigung mit den Guesdisten. Nachdem man zwei Tage sehr lebhaft über radikale und opportunistische Taktik gestritten hatte, wurde am dritten Tage nach einer großen Rede von Jaurès eine Resolution einstimmig angenommen, nach der die Grundsätze der Einigkeit in der Regel ausschlaggebend für die parlamentarische Aktion der französischen Sozialdemokratie sein sollen; für Ausnahmefälle wird dem Nationalrat der Partei die Entscheidung über das Verhalten der sozialdemokratischen Fraktion übertragen. Ob diese Einigungsresolution, die offenbar ein Kompromiß zwischen dem rechten und linken Flügel darstellt, in den häufigen Zwischenfällen des parlamentarischen Lebens tatsächlich als brauchbare Einigungsgrundlage sich bewähren wird, muß sich schon bald zeigen.

Der Kohlenarbeiterstreik in Belgien, der sich im Anschluß an den Generalstreik im Ruhrgebiet entwickelte, hat mit völliger Niederlage der Arbeiter geendigt. Die Berechnungen der Streikführer wurden zuerst durch die Unfähigkeit der belgischen Eisenbahnverwaltung über den Haufen geworfen, die sich bei der gesteigerten Nachfrage der deutschen Industrie nach belgischer Kohle bald einem solchen Verkehrswirrwarr gegenüber sah, daß sie kurzerhand die Kohlenausfuhr überhaupt einstellte. Dadurch blieb die von den Arbeitern erhoffte Kohlennot in Belgien aus. Der klerikale Arbeitsminister Francotte verhielt sich einer Arbeiterdeputation gegenüber gänzlich ablehnend, sozialistische Interpellationen in der Kammer blieben wirkungslos, die Arbeiter mußten daher dem Hunger erliegen. Ohne Kranken-, Invaliden- und Altersversicherung

Digitized by Google

ohne gesetzliche Bestimmungen für die nötigsten hygienischen Einrichtungen, ohne Verkürzung der Arbeitszeit oder Erhöhung der Löhne durchgesetzt zu haben, kehren sie in die Gruben zurück. Die Arbeitgeber aber haben durch die monatelange starke Einschränkung der Produktion eine Verminderung ihrer großen Kohlenbestände um $^9/_{10}$ des früheren Umfanges erreicht. Sie sind in jeder Hinsicht Sieger geblieben.

Während die ungarische Krisis auch nach der Beratung des Königs mit dem Botschafter Szögyeny offiziell noch ungeklärt ist, hat man in Italien einen eigenartigen Ausweg aus den politischen Schwierigkeiten gefunden. Die Kammer wurde eigens einberufen, um eine programmatische Erklärung des führerlosen Giolittischen Kabinetts entgegenzunehmen. Diese Erklärung, von Tittoni abgegeben, bewegte sich durchaus auf dem Boden der bisherigen Politik Giolittis und fiel in der Form so glücklich aus, daß der Abgeordnete Fortis lediglich zur Empfehlung seiner eigenen Ministerkandidatur Tittoni zu akkompagnieren brauchte. Für die von beiden Rednern empfohlene Tagesordnung wurden dann in namentlicher Abstimmung 273 gegen 88 Stimmen abgegeben. Darauf hat sich die Kammer vertagt und der König hat Fortis an die Spitze des im übrigen nur unbedeutend veränderten Giolittischen Kabinetts berufen. Damit ist zwar die Fortsetzung der klugen Politik Giolittis offiziell proklamiert; es fragt sich nur, ob Fortis die Schwierigkeiten wird überwinden können, denen ein Mann wie Giolitti nicht gewachsen zu sein glaubte.

Eine ernste Aufstandsbewegung auf Kreta bezweckt gewaltsam den Anschluß der Insel an Griechenland, den alle Rundreisen des Prinzen Georg an den Höfen der Garantiemächte bisher nicht durchsetzen konnten. Die griechische Regierung, deren gegenwärtiger Ministerpräsident Delijannis ganz offenkundig bessere Beziehungen zur Türkei anzustreben sucht, mißbilligt natürlich offiziell die Aufstandsbewegung, denn sie kann nur die Bulgaren und alle die andern Balkanvölkerschaften in ihren antitürkischen Aspirationen ermutigen. Aber wenngleich neben Delijannis auch Prinz Georg die Aufständischen zur Besonnenheit mahnt, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß man die erregten Volksmassen nicht ernstlich daran zu hindern versucht hat, Proklamationen zu verteilen, die französischen Gendarmeriemannschaften zu beschießen, die griechische Fahne zu hissen und eine provisorische Nationalversammlung einzuberufen, die die Vereinigung Kretas mit Griechenland proklamiert hat. Wenn die Einigungsbewegung trotzdem wahrscheinlich ergebnislos verlaufen wird, so wird man das also nicht Griechenland und dem Prinzen Georg gutzuschreiben haben.

Zu den Unbegreiflichkeiten in der Kulturentwicklung eines Volkes wird es gerechnet werden müssen, daß in dem freiheitlichen Dänemark die Einführung der Prügelstrafe vom Folkething mit 63 gegen 37 Stimmen bei 10 Enthaltungen in dritter Lesung beschlossen worden ist. Freilich haben weniger sachliche Gründe den Ausschlag gegeben als vielmehr politische Rücksichten auf den allmächtigen Justizminister Alberti, der mit derselben Hartnäckigkeit für die Prügelstrafe propagandistisch eingetreten ist, wie es bei uns etwa der Oberagrarier Dr. Oertel tut. Immerhin bleibt es schwer verständlich und im letzten Grunde vielleicht nur aus dem Bauerncharakter des dänischen Volkes erklärlich, daß bei der Beratung und Beschlußfassung im dänischen Unterhaus die Stimme der Humanität und der Kultur und der weitsichtigen Vernunft so gänzlich außer acht gelassen werden konnte. Daß das Landesthing dem Beschluß des Folkething beitreten wird, unterliegt leider keinem Zweifel.

Die Nachrichten vom ostasiatischen Kriegsschauplatz sind in der verflossenen Woche nur dürftig gewesen. Am meisten interessierte noch die freilich nicht unbestrittene Mitteilung, daß die baltische Flotte unter Admiral Roshdjestwensky noch immer im Hafen von Diego Suarez auf Madagaskar vor Anker liege. Sie erwartet jedenfalls dort oder anderswo das dritte russische Geschwader, das unter dem Befehl des Admirals Nebogatow bereits den Suezkanal passiert hat und auf Madagaskar lossteuert. Die japanische Flotte hat dagegen die klippenreichen Sundainseln als ihren Standort gewählt, um dort die russische Flotte abzufangen, falls sie den gefährlichen Weg nach Osten wirklich antreten sollte. Daß sie das wirklich wagen wird, machen bestimmt auftretende Friedensgerüchte der letzten Tage noch unwahrscheinlicher, als es ohnehin vordem war. In Rußland werden inzwischen wieder Attentate aus den verschiedensten Großstädten gemeldet, und zu den Bauernrevolten in fast allen Teilen des Reiches kommen neue Aufstände der Bevölkerung in der Krimm hinzu. Es gibt heute im ungeheuer weiten Reich des Zaren kaum noch ein Gouvernement, wo sich der Absolutismus unangetasteter Autorität erfreuen kann.

* * *

Der Streikerfolg der Ruhrbergleute.

Mit jeder Woche, die seit dem Ende des gewaltigen Generalstreiks im Ruhrkohlenrevier verflossen ist, hat sich deutlicher herausgestellt, daß die scheinbare Niederlage der Bergarbeiter in Wirklichkeit doch eine Reihe wertvoller Errungenschaften im Gefolge gehabt hat. Das freundschaftliche Einvernehmen zwischen den bis dahin sich befehdenden Arbeiterorganisationen ist dauernd geworden, die einzelnen Verbände haben ihre Mitgliederziffern außerordentlich erhöht, ihre Beiträge und damit ihre Leistungsfähigkeit gesteigert, das Solidaritätsgefühl der im Kampf disziplinierten Truppen ungewöhnlich verstärkt. Darüber hinaus hat sich die öffentliche Meinung in den Untersuchungen über die Lehren des Streiks noch fortgesetzt mit den Bergarbeiterwünschen beschäftigt, und zwar bewahrte sie diesen Wünschen gegenüber bis heute eine bemerkenswerte Sympathie. Der Haupterfolg ist freilich jener Gesetzentwurf der Regierung, der die Einlösung ihrer wiederholten Versprechungen und die Erfüllung der schwerwiegendsten Arbeiterforderungen bringen soll: die Novelle zum Berggesetz, die dem Arbeiterschutz gilt.

Der Gesetzentwurf, mit dem die Arbeitgeber natürlich sehr gut leben können, wird den billigen Ansprüchen der Arbeitnehmer freilich nur teilweise gerecht. Das Verbot des Wagenmullens in der seitherigen Weise, die Einführung obligatorischer Arbeiterausschüsse, die Festsetzung eines sanitären Arbeitstages und die Limitierung der Strafen bedeuten im Verhältnis zu den seitherigen Zuständen und im Hinblick auf die lebhaft geäußerten Klagen der Bergarbeiter zweifellos Errungenschaften von erheblichem praktischen Wert. Daß sie mit allerlei Einschränkungen verknüpft sind, ja daß auf einem Gebiet, nämlich dem des Ueberschichtenwesens, sogar ein Rückschritt gesetzlich fixiert werden soll, das wird bei der sozialpolitischen Halbheit der preußischen Regierungspolitik niemanden sonderlich in Erstaunen versetzen. Es erübrigt sich deshalb auch, im einzelnen hier nachzuweisen, wie vortrefflich die Regierungsvorlage es verstanden hat, den berechtigten Arbeiterwünschen gerade immer soweit entgegenzukommen, daß selbst die sozial rückständigen Kohlenherren keinen Anlaß zur Klage hätten.

Höchst charakteristisch war die Einführung der Novelle durch die Regierung im preußischen Abgeordnetenhause. Graf Bülow war höchstselbst, trotz mehrtägiger Unpäßlichkeit, herbeigeeilt, nicht etwa um den Regierungsentwurf zu verteidigen, sondern um ihn zu entschuldigen. Nach seinen Ausführungen mußte jedermann glauben, die ganze Vorlage sei nicht zur Abstellung schreiender Mißstände im Bergbetrieb, sondern vielmehr zur wirksameren Bekämpfung der Sozialdemokratie eingebracht worden. In dieselbe Kerbe hieb zu allem Ueberfluß auch noch der preußische Bergwerksminister Möller. Hatte Graf Bülow die Vorlage politisch entschuldigt, so suchte Herr Möller die einzelnen Bestimmungen der Novelle technisch als ungefährlich hinzustellen. Selten ist eine Regierungsvorlage mit so wenig Wärme und innerer Ueberzeugung von ihren ministeriellen Vätern vor einem Parlament verteidigt worden, wie diese. Um so größer ist der Erfolg der Arbeiter am

Digitized by Google

Zustandekommen der Novelle. Allen gegenteiligen Beteuerungen des Grafen Bülow zum Trotz werden sie mit den Reaktionären darin einig sein dürfen, daß dieser Gesetzentwurf in seiner jetzigen Gestalt und in gegenwärtiger Zeit niemals das Licht des preußischen Abgeordnetenhauses erblickt hätte, wenn nicht die gewaltige Wucht der geeinigten deutschen Bergarbeiter und der von ihnen beeinflußten öffentlichen Meinung dahinter gestanden hätte.

Diese beiden Machtfaktoren haben offenbar auch die Stimmung der Abgeordneten im preußischen Dreiklassenhaus nicht unwesentlich beeinflußt. Trotz der offen zur Schau getragenen konservativen und freikonservativen Feindschaft gegen den sozialen Charakter des Gesetzentwurfs und trotz der heftigen Opposition nationalliberaler Scharfmacher wird die Novelle voraussichtlich Gesetz werden. Daß sie vorher noch einige Verschlechterungen erleiden wird, ist zwar wahrscheinlich; daß sie aber einigermaßen annehmbar bleiben und noch in dieser Session verabschiedet wird, darf gleichfalls erwartet werden. Und das werden sich nicht sowohl die beiden freisinnigen Gruppen und das Zentrum — so sympathisch sie den Gesetzentwurf aufgenommen haben — allein zum Verdienst anrechnen dürfen, denn sie sind gegenüber den reaktionären Gegnern des Bergarbeiterschutzes im preußischen Landtag erheblich in der Minderheit, sondern das dürfen abermals die Arbeiter selbst ihrer eigenen Kraft und der geschickten Taktik ihrer Führer in erster Linie danken.

Wie geschickt diese Taktik ist, hat sich nicht nur bei Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung während des Generalstreiks und bei dem rechtzeitigen plötzlichen Abbruch des Kampfes, sondern auch jetzt wieder bei der Inszenierung des ersten allgemeinen preußischen Bergarbeiterkongresses gezeigt. In derselben Woche, in der das preußische Abgeordnetenhaus über den Regierungsentwurf beriet, in der Zeit zwischen erster Lesung und Kommissionsberatung tagte dieser einmütige und eindrucksvolle Kongreß unter christlicher und sozialdemokratischer paritätischer Leitung in Berlin und ließ durch die einflußreichen und erprobten Führer der deutschen Bergarbeiterschaft die einzelnen Bestimmungen des Gesetzes kritisieren. In der maßvollen Weise, die schon die parlamentarischen Vertreter der Bergarbeiter auszeichnete, begründeten die Kongreßdelegierten die Berechtigung der Arbeiterklagen, die Unzuverlässigkeit der amtlichen Grubenuntersuchungen, die Unzulänglichkeit des Regierungsentwurfs und — die Notwendigkeit, sich mit dem Erreichbaren zu bescheiden. Diese Verhandlungen werden zweifellos auf die Durchsetzung der Bergarbeiterschutzbestimmungen von nachhaltigem Einfluß sein.

Das ist umso mehr zu wünschen, als die Gegner dieser Reform, die im Bergbaulichen Verein ihr Rückgrat haben, auch ihrerseits mit aller Kraft arbeiten, um den Regierungsentwurf doch noch zu Falle zu bringen. Möge bei diesem Kampf der moralische Gewinn für die Arbeiter wieder ebenso groß sein, wie bei dem Generalstreik selbst! Dann wird auch diesmal schließlich der äußere Erfolg nicht ausbleiben, selbst wenn sie wiederum scheinbar keine sofortige und völlige Erfüllung ihrer berechtigten Wünsche durchsetzen sollten.

Fr. Weinhausen.

Marokko: Politik oder Demonstration?

Unzweifelhaft hat der Kaiser von Deutschland das Recht, einen Frühlingsausflug nach Marokko zu machen, so gut wie in irgend ein anderes Land, wohin ihn seine Neigung, fremde Verhältnisse kennen zu lernen, treibt. Und unzweifelhaft hat Deutschland das Recht, und die deutsche Regierung hat sogar die Pflicht, nach Vermögen dafür Sorge zu tragen, daß weder unsere politischen, noch unsere handelspolitischen Interessen Schaden nehmen. Ueber diese beiden Vordersätze ist eine Meinungsverschiedenheit undenkbar.

Also der deutsche Kaiser geht nach Marokko. Er wird sich in Tanger ein halbes Dutzend Stunden aufhalten; gerade lange genug, um ein paar Ovationen entgegenzunehmen, und um einen recht flüchtigen Blick in die Stadt zu werfen. Dann fährt er wieder ab. Dieses kaiserliche Touristenvergnügen würde an und für sich natürlich international gar nichts bedeuten. Allein es entspricht unseren neudeutschen Gewohnheiten, bei jeder Gelegenheit, wenn nicht mehr, so doch den Anschein großer Aktionen hervorzurufen. Und so wurden denn von unserer Diplomatie für diesen kaiserlichen Vormittagsbesuch Tangers die schweren politischen Kulissen geschoben und ein ernster politischer Hintergrund geschaffen.

Schon diese eine Tatsache ist unerfreulich. Ein diplomatisches Vorgehen ist immer eine ernste Sache, und es gibt immer eine ganze Reihe von bedenklicheren Eventualitäten, die sich auch schon aus kleinen internationalen Verhältnissen entwickeln können. Natürlich ist die Entwirrung weit schwieriger, sobald ein Land nicht mehr die Möglichkeit hat, die Lage zu klären, indem es die Ungeschicklichkeit irgend eines kleinen oder größeren Diplomaten preisgibt. Wenn der Monarch eines Landes selbst die Tete nimmt, erhält das Vorgehen damit ein starkes Relief. Jeder Rückschlag wird umso empfindlicher. Neben den realen, nüchternen Interessen, über die sich immer weit leichter eine sachliche Auseinandersetzung herbeiführen läßt, taucht die Ehrenfrage auf, und die Angelegenheit droht schnell zum wenigsten gewichtiger zu erscheinen, als es für den Nutzen des Landes geboten wäre.

Diese Verknüpfung des Kaiserbesuches in Tanger mit einer neuen Wendung in unserer Marokko-Politik ist unter dem Gesichtspunkt einer lärmenden dramatischen Wirkung gewiß gut erdacht. Unter dem politischen Gesichtspunkt kann der Wert dieser Verknüpfung sehr zweifelhaft erscheinen. Da eine politische Notwendigkeit, das Prestige des Kaisers oder der Monarchie zu heben, für Deutschland nicht vorliegt — und selbst unter diesem Gesichtspunkt wäre das Mittel verfehlt —, so haben hier augenscheinlich individuelle Neigungen die Entwicklung bestimmt, und Graf Bülow hat als Reichskanzler diese Entwicklung nicht verhindert; wie so vieles andere auch nicht. Er ist vielleicht zu sehr dadurch in Anspruch genommen, daß er in Wortgefechten die Sozialdemokratie vernichten muß. Diese seine Tätigkeit ist eine charakteristische Parallele zu der oben gezeichneten Seite unserer Marokko-Politik; auch diese Sozialistendebatten sehen für diesen oder jenen nach etwas aus, scheinen zu nichts zu verpflichten und können doch schließlich ernstere Konsequenzen haben.

Der Kaiser hat sehr gut daran getan, in seiner Bremer Rede ein Programm für unsere internationale Politik zu entwerfen, das geeignet ist, den Verdacht, als gehe Deutschland auf phantastische Eroberungen aus, zu zerstreuen. Das tun wir also auch nicht in Marokko. Graf Bülow hat die Kaiserworte im Reichstag unter unmittelbarer Anwendung auf den vorliegenden Fall bekräftigt. Wir wollen keine Eroberungen, keine territorialen Erwerbungen in Marokko machen. Sehr verständig, ganz vortrefflich! Worin besteht also unsere Marokko-Politik? Hier verliert sich der feste Boden unter unseren Füßen. Wir wollen unsere Handelsinteressen nicht antasten lassen. Natürlich! Aber sind sie angetastet oder sind sie bedroht? Das ist nicht erwiesen; das stellt die französische Regierung sogar in Abrede; sie hat sich bereit erklärt, unsere Handelsinteressen auf absehbare Zeit sicher zu stellen. Und nun findet sich noch eine Wendung in der neuesten Reichstagsrede des Grafen Bülow, die Beachtung verdient. Da wir bereit sind, die Integrität und die Unabhängigkeit in Marokko nicht zu gefährden, so kann ein berechtigtes Motiv zur Beunruhigung niemand herleiten, der sich nicht selbst mit aggressiven Absichten trägt; das sagte Graf Bülow. Und nochmals variierte der Reichskanzler diesen Gedanken; er sagte:

> Sofern aber versucht wird, die völkerrechtliche Stellung von Marokko zu ändern, oder hinsichtlich seiner wirtschaftlichen Entwicklung die offene Tür zu kontrollieren, müssen wir auch in höherem Grade darauf achten als früher, daß unsere wirtschaftlichen Interessen in Marokko ungefährdet bleiben. Wir werden uns deswegen zunächst mit dem Sultan von Marokko in Verbindung setzen.

Digitized by Google

Hier tritt, freilich ziemlich vage, zu den wirtschaftlichen Motiven, die die deutsche Politik in Marokko vertritt, ein Interesse an der staatsrechtlichen Integrität Marokkos hinzu. Und um diese realen oder eingebildeten Nachteile, die für Deutschland in Aussicht stehen, abzuwenden, will unsere Regierung in direkte Verhandlungen mit dem Sultan von Marokko eintreten.

Der Sultan von Marokko wird sicher geneigt sein, jede Hilfe anzunehmen, die fähig ist, ihn in seiner Herrscherstellung unangetastet zu erhalten. Warum sollte er nicht für solche Hilfe auch handelspolitische Konzessionen machen? Aber wo ist diese reale Hilfe im Falle ernster Verwicklungen zu finden? Will Deutschland diese reale Hilfe alsdann gewähren? Darauf kommt es doch schließlich an. Und was ist ein Vertrag mit Marokko wert, wenn unter dem Druck unmittelbarer Gefahren der Sultan sich veranlaßt sieht, seine Stipulationen nicht inne zu halten? Will dann Deutschland gegen Marokko und gegen seine Bedränger die Konsequenzen ziehen?

Die deutsche Politik gewinnt vielleicht durch ihr Auftreten ein vages, flüchtiges Prestige in der mohammedanischen Welt, und sie erhält einen realeren Rückhalt, indem sie als Mandatar aller jener Mächte und aller jener Interessen auftritt, denen daran liegt, daß der wirtschaftliche Zugang zu Marokko offen bleibt, und daß Marokko von Frankreich nicht absorbiert wird. Dieses Interesse hat auch in erheblichem Umfang England, auch Spanien und schließlich die Vereinigten Staaten, von anderen Reichen zu schweigen. Aber England und Spanien sind von Frankreich abgefunden; und werden sich die Vereinigten Staaten in marokkanische Wirren tiefer hineinziehen lassen? Kaum. Die Wahrscheinlichkeit spricht heute dafür, daß unsere marokkanische Politik im besten Falle nur den Erfolg haben wird, uns Vorteile zu bringen, die wir, ohne den Gegensatz zu Frankreich öffentlich und mit einer gewissen Schärfe zum Ausdruck zu bringen, wohl gleichfalls hätten einheimsen können. Wir werden die französische Politik Marokko gegenüber aber schwerlich endgültig zum Scheitern bringen.

Wir können die Schwierigkeiten für Frankreich in Marokko wesentlich erhöhen, und je stärker diese Erschwerungen in Frankreich empfunden werden, umso mehr wird in Paris die Neigung wachsen, sich auf England, sich auf Spanien, sich auf Italien, selbst um den Preis von Konzessionen zu stützen, nachdem die russische Stütze als Rückhalt gegen Deutschland an Brauchbarkeit stark eingebüßt hat. Unsere Politik wird Frankreich um so nachgiebiger gegen Spanien, gegen Italien, gegen England stimmen; die Vorteile können leicht dorthin fließen, und jedenfalls sieht sich nunmehr Frankreich veranlaßt, mit den Westmächten in umso engerer Fühlung zu bleiben.

Hierin können schwerwiegende Nachteile für Deutschland liegen.

Deutschland hat seit dem letzten russisch-türkischen Kriege in steigendem Grade darunter gelitten, daß die russisch-französischen Beziehungen so intime wurden, um uns unbequem einzuschnüren. Und in dem Augenblick, da der ostasiatische Krieg den russischen Druck wesentlich mildert, ohne das russisch-französische Band doch zu zerreißen, drängen wir Frankreich dazu, seine Position durch Anlehnung an die englische, an die italienische und auch an die spanische Politik zu stärken, um wirkungsvoller Front gegen Deutschland machen zu können.

Deutschland hat gegen Westen gar nichts zu gewinnen. Unsere Politik Frankreich gegenüber sollte von absolutester, nüchternster Sachlichkeit und sollte rein defensiv sein. Aber unsere marokkanische Politik ist, ohne daß der Nachweis für das Versagen der üblichen diplomatischen Hausmittel erbracht wäre, schroff geworden, und die Wirkung wird sein, daß Frankreich bei realen Differenzen zwischen uns und anderen Mächten sich nun stets ganz gewiß gegen uns stellen wird.

Vielleicht geschah das hinter der diplomatischen Gardine schon bisher. Der Unterschied wäre dann, daß auch der Bevölkerung in Frankreich diese Politik wieder in höherem Grade mundgerecht gemacht wird, und das ist ein Rückschritt.

Wir haben kein Interesse daran, daß unser Blick durch die Vorgänge jenseits unserer westlichen Grenze stark gefesselt wird. Je ruhiger es auf der Westseite ist, wo unsere staatlichen Bedürfnisse nur in der Defensive liegen, um so besser steht es um die allgemeine Friedenszuversicht, und um so unbehinderter sind wir in unserer Stellungnahme gegenüber allen Aufgaben, die uns erwachsen können aus der akuten Gärung in Rußland, — sie ist uns entrückter, und aus dem chronischen Gärungszustand in Oesterreich-Ungarn, der seine Wirkungen weit unmittelbarer auf uns unter Umständen ausüben kann.

Wenn Graf Bülow Mißstimmung gegen Frankreich empfindet, weil die Republik ihre marokkanischen Pläne verfolgte, ohne Deutschland zuzuziehen, so läßt sich das menschlich verstehen. Es ist auch geboten, der Welt im geeigneten Augenblick begreiflich zu machen, daß es unzweckmäßig ist, Deutschland zu ignorieren. Aber der Augenblick und der Anlaß muß eben geeignet sein. Die Lektion muß sich einer weit angelegten Politik unterordnen und einordnen. Wie dieser marokkanische Zwischenfall jedoch unsere allgemeine Politik und ihre großen und ernsten Aufgaben fördern soll, ist nicht abzusehen. Er erscheint — und damit entspricht er dem Tagesgeschmack —, als eine in die Augen fallende, als eine geräuschvolle Demonstration, die sich schließlich doch im Winkel abspielt, und die üble Nebenwirkungen durch ein festeres Zusammenschweißen der Westmächte zeitigen wird.

P. Nathan.

Zum Fall Fischer.

Auf die Beschwerde des D. Fischer wegen des schroffen und persönlich beleidigenden Erlasses des Brandenburger Konsistoriums (wovon in Nr. 17 dieses Jahrganges berichtet wurde) ist die mit Spannung erwartete Entscheidung des Oberkirchenrates in der letzten Woche erfolgt. Sie wird zwar auf keiner Seite ganz befriedigen; aber wenn man sich unbefangen auf den Standpunkt der Kirchenregierung versetzt, die berufen ist, die Landeskirche trotz der in ihr vorhandenen Gegensätze zusammenzuhalten, so wird man billigerweise zugeben müssen, daß sie geschickt und zweckmäßig abgefaßt ist; eine prinzipielle Lösung der vorhandenen Schwierigkeiten gibt sie zwar nicht, aber das war unter den gegenwärtigen Verhältnissen auch nicht zu erwarten und wird in absehbarer Zeit nicht möglich sein; immerhin zeichnet sie in diplomatisch klug abgewogenen Wendungen einen modus vivendi vor, bei dessen Beobachtung seitens der verschiedenen Parteien ein friedliches Zusammenwirken innerhalb der evangelischen Landeskirche möglich ist.

Der Oberkirchenrat erkennt die Berechtigung der Beschwerde D. Fischers insofern unumwunden an, als er die verletzende Form des Konsistorialerlasses, wodurch das Ansehen Fischers in seiner Gemeinde gefährdet wurde, mißbilligt und die ernste Gesinnung, die er in seiner pastoralen Arbeit und in dreißigjähriger tadelloser Amtsführung betätigt habe, ausdrücklich anerkennt. Das ist jedenfalls eine erfreuliche Genugtuung nicht bloß persönlich für D. Fischer, sondern auch für seine Freunde und Gesinnungsgenossen, die alle sich durch den brüsken Erlaß des Konsistoriums in ihrer amtlichen Ehre mitverletzt fühlten. Es ist zu hoffen, daß das Brandenburger Konsistorium durch diesen Bescheid seiner vorgesetzten Behörde sich künftig zu größerer Vorsicht und Besonnenheit gegenüber orthodoxen Agitationen und Denunziationen bestimmen lassen werde.

Volle Anerkennung verdient auch der vom Oberkirchenrat wiederholt betonte Grundsatz, daß der Träger des geistlichen Amts der ganzen Gemeinde, nicht einer Partei in derselben zu dienen, Gottes Wort der ganzen Gemeinde ohne Scheidung verschiedener Richtungen in derselben zu predigen habe. Damit ist doch wohl zugestanden, daß nicht bloß die Orthodoxen oder Altgläubigen, sondern auch die Liberalen oder Neugläubigen ein Heimatsrecht in der Kirche haben und den Anspruch erheben dürfen, daß in der Art der kirchlichen Verkündigung auch auf ihre Anschauungs- und Gefühlsweise

Digitized by Google

ebensogut Rücksicht genommen werde wie auf die der anderen. Wir wollen hierbei nicht die Frage aufwerfen, welche Partei bisher mehr Ursache haben dürfte, sich über Verletzung dieses Grundsatzes der innerkirchlichen Parität zu beklagen; sondern wir wollen uns dessen freuen, daß der Grundsatz der Gleichberechtigung der verschiedenen kirchlichen Richtungen und damit die Forderung der gegenseitigen Duldung und Achtung an der entscheidenden Stelle unserer evangelischen Landeskirche zur Anerkennung gekommen ist. Die „inneren Schwierigkeiten", die aus der gegenwärtigen Lage der Kirche und Theologie für solche Geistliche erwachsen, „die nach einem neuen, dem veränderten Weltbild entsprechenden Ausdruck für das alte Evangelium suchen," weiß auch die kirchliche Oberbehörde wohl zu verstehen; sie ist sonach weit entfernt von der brutalen Ketzerrichterei, die solche nach neuen Ausdrücken Suchenden einfach auf Grund des geschriebenen Buchstabens verketzern und verdammen will. Nur daran will sie erinnern, daß die protestantische Freiheit dem Geistlichen weder die Pflicht noch das Recht gebe, „mit seinen wissenschaftlichen Meinungen unter Berufung auf angeblich allgemein anerkannte Ergebnisse der Forschung die um Gottes Wort zur Andacht versammelte und im Glauben gebundene Gemeinde zu beunruhigen". Das ist allerdings eine unanfechtbare Forderung der pastoralen Weisheit, die Kirche nicht mit dem Lehrsaal zu verwechseln und die zur Andacht im Gottesdienst versammelte Gemeinde nicht durch wissenschaftliche Kontroversen zu behelligen. Das ist aber auch D. Fischer von seinen Anklägern nicht vorgeworfen worden; nicht auf eine kirchliche Predigt, sondern auf einen außerkirchlichen, wissenschaftlichen Vortrag Fischers gründete sich ihre Klage gegen seine ketzerischen Meinungen. So berechtigt eine Kirchenbehörde sein mag, die Gemeinde vor Störung ihrer kirchlichen Andacht durch deplazierte Wissenschaft zu schützen, so wenig kann ihr doch eine Zensur über außerkirchliche, wissenschaftliche Vorträge der Theologen zukommen. Insofern sollte man meinen, daß die Behörde eine derartige Klage, wie sie gegen Fischer wegen seines wissenschaftlichen Vortrags erhoben wurde, einfach hätte abweisen und sich auf eine an a l l e Teile gerichtete Mahnung zum Friedenhalten und gegenseitiger Duldung beschränken können.

Aber dazu hat sich der Oberkirchenrat nicht entschließen können; er glaubte vielmehr seine sachliche Uebereinstimmung mit dem Konsistorium in der abfälligen Beurteilung von Fischers Theologie im selben Maße betonen zu sollen, wie er andererseits die Form des Konsistorialbescheides mißbilligte. Eine „deutliche Antwort" kann man aber in der hier vom Oberkirchenrat geübten Kritik schwerlich finden; sie macht vielmehr den Eindruck eines diplomatischen Kompromisses zwischen der wissenschaftlichen Theologie, die man nicht verleugnen kann, und dem kirchlichen Bekenntnis, das man doch auch festhalten will. Vorangestellt sind die trefflichen Sätze: „Zu allen Zeiten sind in der Christenheit bei der Verkündigung des Evangeliums verschiedene Anschauungen darüber hervorgetreten, was wesentlich zu dem von Gott selbst gelegten Grund gehöre" und „der an die Bibel gebundene Glaube gilt nicht dem Buchstaben, sondern dem Geist der heiligen Schrift, wie er von allem Wechsel des Weltbildes der Menschen unabhängig ist." Eben das ist auch die Meinung von D. Fischer, wie es die Meinung aller wissenschaftlichen Theologen seit Lessing gewesen ist; wenn nun der Oberkirchenrat diese Ansicht teilt, so ist schwer einzusehen, mit welchem Recht er dann den Satz Fischers, daß die religiöse Vernunft auch der heiligen Schrift gegenüber für die entscheidende Instanz zu halten sei, für verwerflich erklären kann. Unterscheidet man zwischen Buchstaben und Geist, so gibt man das Recht der Kritik des Buchstabens zu; wer soll denn aber diese Kritik vollziehen als eben die religiöse Vernunft? Wird ihr das Recht der Kritik des biblischen Buchstabens zugestanden, so ist sie offenbar die entscheidende Instanz gegenüber der Schrift; diese Folgerung verwerfen, nachdem man jenen Vordersatz zugestanden hat, das ist ein logischer Widerspruch. Ferner gegen die Ausführungen Fischers über die menschliche und sittlich vorbildliche Persönlichkeit Jesu bemerkt der Oberkirchenrat, daß ohne die Anerkennung der wahren Gottheit Christi der Glaube ihm nur die Stellung als Wahrheitszeuge und religiöses Vorbild, aber nicht die des Herrn und Heilands zugestehen könne, und fährt dann fort: „Wir verkennen nicht, daß das Geheimnis der Vereinigung wahrer Gottheit und wahrer Menschheit in Christi Person nie zu einem den Verstand völlig befriedigenden Ausdruck gebracht werden kann. Die durch die gesamte Geschichte der Kirche hindurchgehenden Versuche, dies Geheimnis zu formulieren und gegen Irrungen sicher zu stellen, betonen bald die göttliche, bald die menschliche Seite seiner Person stärker. Aber die Verbindung beider Seiten selbst steht im Glauben der Christenheit als unantastbar fest, und derselbe Schleiermacher, auf den Sie (Fischer) sich wiederholt berufen, hat solche Verbindung als zum Wesen des Christentums gehörig betont." Daher könne der die wahre Menschheit Jesu einseitig betonenden und die Gottheit Christi verwerfenden Lehre Fischers nach dem Gemeinglauben der Christenheit und dem Bekenntnis unserer Kirche keinesfalls stattgegeben werden, und das Konsistorium habe also mit Recht an die Unvereinbarkeit solcher Ansichten mit den Pflichten des geistlichen Amtes erinnert. — Hier stellt sich also der Oberkirchenrat im Einklang mit dem Konsistorium auf den Boden des in den Bekenntnisformeln fixierten Christusdogmas, dem freilich die Lehre Fischers nicht entspricht. Aber wie kann dieser konfessionell-dogmatische Standpunkt als maßgebend behauptet werden von einer Behörde, die doch selbst den Grundsatz aufgestellt hat, daß der Prediger der ganzen Gemeinde zu dienen habe, und daß der Glaube in der protestantischen Kirche nicht an den Buchstaben, sondern an den Geist der Schrift gebunden sei?

Es ist eine offenkundige Tatsache, daß ein großer Teil, ja in manchen städtischen Gemeinden die überwiegende Mehrheit der Gemeindeglieder dem kirchlichen Christusdogma völlig entfremdet ist und durch dessen Verkündigung sich nur abgestoßen fühlt, sodaß sie eben darum der Kirche überhaupt den Rücken kehrt, während sie sich erbauen würde an einer Predigt, die das religiöse Vorbild Jesu betont und überhaupt die dogmatischen „Geheimnisse" hinter die sittlichen Wahrheiten zurückstellt. Mit diesem Tatbestand müßte eine Kirchenbehörde, die die Einheit der Landeskirche zu erhalten die Aufgabe hat, selbst dann rechnen, wenn sie ihn für eine bedauerliche Einseitigkeit halten würde. Für eine unbefangene Beurteilung aber liegt darin nichts Bedauerliches, sondern es verrät sich darin der ganz gesunde Takt der heutigen Gemeinde, die der unverständlichen Geheimnisse alter Formeln überdrüssig ist und sich nach einer verständlichen und praktischen, fürs tägliche Leben brauchbaren Religion sehnt. Und dieses Verlangen der Gemeinden ist um so weniger zu übersehen oder zurückzuweisen, als es mit den Ergebnissen der theologischen Wissenschaft trefflich zusammenstimmt. Diese hat längst schon den Schleier des Geheimnisses von dem Christusdogma gelüftet, indem sie seine allmähliche geschichtliche Entwicklung aus den Tatsachen und Sagen, Erfahrungen und Voraussetzungen der ersten christlichen Jahrhunderte nachwies. Wie ein Dogma, dessen geschichtliches Werden aus den Bedingungen einer vergangenen Epoche so klar erkannt ist, noch heute eine bindende Autorität beanspruchen könne, das ist schwer einzusehen. Je mehr die Kenntnis von diesen religions- und kirchengeschichtlichen Forschungen sich in weiteren Kreisen verbreitet — und diese Verbreitung zu hindern, geht heutzutage über die Macht jedes Kirchenregiments, desto mehr wird die überlieferte kirchliche Glaubensform im Bewußtsein nicht bloß einzelner, sondern der großen Mehrheit unseres Volkes entwurzelt werden. Ob damit der christliche Glaube überhaupt dahinfalle, oder ob er nur seine alte Form mit einer neuen und zeitgemäßeren vertausche? Das wird davon abhängen, ob die Kirche sich dem neuen Bedürfnis der Zeit versagt oder anpaßt. Uebersieht sie in hierarchischer Verblendung und bureaukratischer Kurzsichtigkeit die Zeichen der Zeit, unterdrückt sie gewalttätig eine Lehrweise, die mit dem Wissen und dem Wollen der Gegenwart in Einklang steht, so wird sie mehr und mehr isoliert, von den lebendigen Mächten der Wirklichkeit beiseite gedrängt und zuletzt zur Nimme werden, deren Fortbestand für die Welt der Lebendigen bedeutungslos ist. Erkennt dagegen die Kirche den Grundsatz an, daß sie ebensogut den Neugläubigen wie den Altgläubigen zu dienen habe, läßt sie beide Richtungen nebeneinander sich ungehemmt betätigen, die Geister aufeinander

Digitized by Google

platzen, den frommen Eifer der Gemeindeglieder statt in törichten Ketzerprozessen vielmehr im Wetteifer sozialer Liebestätigkeit sich entfalten: dann wird die evangelische Kirche zu neuem Leben erstehen, wird die führenden Geister unserer Nation wieder um sich scharen, wird in den großen Fragen und Krisen unserer Zeit mit Rat und Tat der Gesellschaft beistehen; dann wird sie auch den Gefahren, die ihr vom Ultramontanismus und Jesuitismus drohen, so sicher trotzen können, daß sie des immer problematischer werdenden staatlichen Schutzes nach dieser Seite garnicht mehr bedürfen wird.

Otto Pfleiderer.

Parlamentsbriefe.

XIII.

Als die zweite Lesung des Etats am Dienstag für beendet erklärt wurde, erscholl lebhaftes Bravo. Der Reichstag hatte sein Pensum in der Zeit, die er sich selbst vorgeschrieben hatte, erledigt. Des freute er sich baß. Im stillen freilich machte mancher: uff! die Art und Weise, wie der Etat in den letzten vierzehn Tagen traktiert worden war, war doch eigentlich alles andere eher als schön gewesen. Für jeden Gegenstand stand nur eine ganz bestimmte, meist außerordentlich knapp bemessene, Zeit zur Verfügung. Die Folge davon war nicht etwa eine rein sachliche Behandlung in konzentrierter Form, sondern viel eher die Unterdrückung sachlich fruchtbarer Diskussionen. An ihrer Stelle drängten sich Nebensächlichkeiten und persönliche Streitereien in den Vordergrund.

Die zeitraubendsten Auswüchse stellte der persönliche Zank zwischen den Herren Becker und Scheidemann bei der dritten Lesung des Reichsamts des Innern und die Judendebatte bei der zweiten Lesung des Militäretats dar. Ueber die Affäre Becker-Scheidemann läßt sich in dem Augenblick, wo diese Zeilen in Druck gehen müssen, noch kein Urteil abgeben, da die Diskussion darüber noch andauert. Die militärische Judenfrage oder, wenn man lieber will, die jüdische Militärfrage ist dagegen abgeschlossen — bis auf weiteres natürlich nur, vielleicht bis zum nächsten Jahre. Herausgekommen ist blutwenig bei der Erörterung, soviele Stunden sie auch dem Hause geraubt hat. Denn daß der urkundenmäßige Wahrscheinlichkeitsbeweis dafür erbracht wurde, daß Kaiser Friedrich den Antisemitismus als Schmach des Jahrhunderts bezeichnet habe, ist zwar ganz interessant. Es würde der Antisemitismus aber natürlich in den Augen aller vorurteilslosen Menschen auch nicht um ein Haar breit besser dastehen, wenn es den Antisemiten gelungen wäre, das Kronprinzenwort als Legende zu entlarven. Etwas mehr Bedeutung hatte es, daß der Kriegsminister genötigt wurde, den jüdischen Soldaten eine Ehrenerklärung auszustellen und Grundsätze zu entwickeln, gegen die sich vom Standpunkt des gleichen Rechts für alle nicht das Mindeste einwenden läßt. Nur wenn es sich darum handelt, die kriegsministerielle Theorie in die Praxis der Armee umzusetzen, so hapert es bedenklich. Theoretisch kann ein Jude nicht bloß Offizier, sondern auch Oberförster, Staatsanwalt, ordentlicher Professor und sogar Landrat werden. Aber praktisch wird es ihm heutzutage ebensowenig jemals gelingen, eines dieser Aemter zu erlangen, wie es selbst dem reichsten, schneidigsten und feudalsten Herrn Schulze glücken würde, aktiver Leutenant bei den Gardes du Corps zu werden. Und weil man nun einmal weiß, daß alle kriegsministerielle Korrektheit leider an der Tatsache nichts ändern wird, daß die Juden bisher in der Armee als Staatsbürger zweiter Klasse behandelt worden sind, darum gebrach es der ganzen Judendebatte an der praktischen Spitze. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß es nicht verdienstlich vom Abgeordneten Eickhoff gewesen sei, die Frage anzuschneiden, auch auf die Gefahr hin, nichts Positives zu erreichen und den Antisemiten Gelegenheit zu ruppigen sogenannten Witzen zu geben. Ungerechtigkeiten soll man immer tadeln, selbst wenn man sie zunächst nicht aus der Welt schaffen kann. Daß es Herrn Eickhoff gelang, seine gute sachliche Kritik mit einigen Hieben zu verbinden, die die Herren Liebermann von Sonnenberg und Böckler noch lange schmerzen werden, verleiht seinem Vorgehen besonderen Wert.

Das Bedeutungsvollste an den Schlußdebatten der zweiten Lesung waren die Erörterungen über die Reichsfinanzen. Die Budgetkommission hat im Sinne der Verfassung und im Interesse der finanziellen Sauberkeit ein gutes Werk getan, indem sie nicht nur die offene Zuschußanleihe beseitigte, sondern auch die versteckte. Sie beförderte nämlich 46 Millionen für Handwaffen, Feld- und Festungsgeschütze aus dem Extraordinarium, in das sie die Regierung inkorrekterweise plaziert hatte, in das Ordinarium, wo sie hingehörten. Damit ergab sich die Notwendigkeit, sie nicht durch eine Anleihe aufzubringen, sondern aus den laufenden Einnahmen zu bezahlen, d. h. die Matrikularbeiträge um 46 Millionen zu erhöhen. Darob natürlich Wehegeschrei bei einzelnen von den kleineren Staaten, in deren Namen Herr Brunstermann (Schaumburg-Lippe) und Herr Patzig (Koburg) für verfassungswidrige Pumpwirtschaft plädierten. Der Reichsschatzsekretär schlug eine „mittlere Linie" vor. Mit leidvoller Miene und wehmütig belegter Stimme suchte er dem Hause klar zu machen, daß die Einzelstaaten unmöglich die ganzen 46 Millionen aufgepackt bekommen könnten. Man möge doch die „vorwiegend Kriegszwecken dienenden" Handwaffen und Feldgeschütze beim Extraordinarium lassen und sich darauf beschränken, die „anders zu beurteilende" Festungsartillerie mit zehn Millionen als laufende Ausgabe anzusehen. Natürlich wurde Herrn v. Stengel von der Linken und aus der Mitte entgegengehalten, daß das Reichsschatzamt nur mit Scheingründen operiere. Der einzige wirkliche Grund für die bedenklichen Finanzmanipulationen sei die schwierige Finanzlage, aus der man keinen Ausweg wisse. Der Reichstag habe aber gar keinen Anlaß, die Rücksicht auf gewisse notleidende Kleinstaaten bis zur Verfassungsverletzung zu treiben. Sie haben sich ja die unbekömmliche Reichsfinanzsuppe selber eingebrockt. Nun mögen sie sie auch ausessen.

Also entschied die große Mehrheit des Reichstags in zweiter Lesung. Aber noch am Grabe pflanzte Freiherr von Stengel die Hoffnung auf. Er rechnet auf einen Umfall bei der dritten Lesung. Dabei kann er nur das Zentrum im Auge haben. Na, man wird ja sehen. Umfälle sind ja nicht gerade etwas Unparlamentarisches. Immerhin würde es dem Zentrum wohl recht schwer fallen, das, was es gestern schwarz nannte, morgen als weiß oder auch nur als grau hinzustellen.

Die dritte Lesung des Etats, die Mittwoch begann, bot, wenn auch in verkleinertem Maßstab, ein Abbild der ersten Lesung. Mit anderen Worten: im Vordergrund der Generaldebatte stand eine Auseinandersetzung zwischen Bebel und Bülow. Bebel nahm die gute Gelegenheit wahr, um den Kampf um die Berggesetznovelle, der im Landtag tobt, auf den günstigeren Boden des Reichstags zu übertragen. Die Geleitrede, die der preußische Ministerpräsident der Regierungsvorlage auf den Weg gegeben hatte, bot ihm eine geeignete Handhabe. Diese Rede war nämlich in einem Maße scharfmacherisch und objektiv unrichtig, daß sie im Reichstag kaum hätte so gehalten werden können. Aber den Dreiklassenmännern kann man ja vieles bieten, was sich vor einer wirklichen Volksvertretung nicht sagen läßt. Bebel versuchte nun, den Reichskanzler zu zwingen, sich wegen der Rede des Ministerpräsidenten zu verantworten. Graf Bülow erwiderte, aber er konnte das Unverantwortliche, das er gesagt hatte, natürlich nicht verteidigen. Darum griff er wieder zu seinem gewohnten Trick, unter Ignorierung des sozialdemokratischen Anklagematerials die Sozialdemokratie grundsätzlich an der Hand einiger Ausschnitte mit etlichen mehr oder minder geschickt formulierten Perioden anzugreifen. Er beschuldigte die Sozialdemokratie keines geringeren Vergehens, als daß sie „die Anarchie im Innern" wolle. Also eine Umschreibung des berühmten Wortes: alles muß verrungeniert sein! Zwei Minuten später sprach er von dem sozialistischen Zuchthausstaat.

Digitized by Google

Daß „Anarchie“ und „Zuchthausordnung“ schwer mit einander vereinbare Vorwürfe seien, schien ihm nicht zum Bewußtsein zu kommen. Die Hauptsache war: beide Beschuldigungen klangen schön und erzielten lebhaften Beifall rechts. Auf die Bemerkung Gotheins, Graf Bülow habe vielleicht deshalb seine Rede für die Bergarbeitervorlage so sozialistenfresserisch gehalten, weil er auf die Weise bei den Männern des Dreiklassenwahlrechts am ersten noch gute Stimmung für den Arbeiterschutz glaubte schaffen zu können, ging der Reichskanzler mit keinem Worte ein. Wohl deshalb, weil sie den Nagel auf den Kopf traf. Entschuldigt wäre die Bülowsche Taktik freilich auch mit diesem Erklärungsversuch noch lange nicht. Denn der Bergarbeiterschutz brauchte nur vor den Reichstag gebracht zu werden, wo er eigentlich hingehört, und er wäre Gesetz geworden, ohne daß Graf Bülow nach dem Satz zu handeln brauchte: der Zweck heiligt das Mittel!

H. v. Gerlach.

Was ist Liberalismus?

II.

Wie stellt sich der Liberalismus dem Arbeitsproblem gegenüber, dem modernen Arbeitsproblem, dem man die Bezeichnung „soziale Frage“ gegeben hat? Dies Problem ist im Maschinenzeitalter ein anderes als in dem Zeitalter des primitiven Ackerbaues und des zünftlerischen Handwerks. Prüfen wir, wie die Haupttendenzen des Liberalismus dem modernen Arbeitsproblem gegenüber zur Anwendung gebracht werden können.

Produktive Arbeit schafft die materielle Basis jeder staatlichen Gemeinschaft. In demselben Maße, wie die Produktivität der Arbeit gesteigert wird, erweitert sich diese Basis und damit die Möglichkeit höherer staatlicher Entwicklung. Die Steigerung der Produktivität menschlicher Arbeit stellt somit eins der bedeutsamsten staatlichen Interessen dar. Die Fortschrittstendenz des Liberalismus fällt hier mit dem staatlichen Interesse offensichtlich zusammen. Zu den unmittelbaren Postulaten des Liberalismus gehört danach die Forderung, daß alles unterstützt werde, was eine Entwicklung der menschlichen Arbeit zu höherer Produktivität bewirkt. Mit dem geringsten Aufwand von menschlicher Arbeitskraft den größten Nutzeffekt zu schaffen, das ist ein liberales Arbeitsideal.

Es gibt auch hier keine Grenze der Entwicklung. Jede neue Erfindung auf irgend einem Produktionsfelde, jede Vervollkommnung der Technik, jede Verbesserung der Organisation, jede Ausgestaltung unserer Verkehrsmittel, jede Ausbildung unseres Kreditwesens dient in letzter Linie dazu, die menschliche Arbeit produktiver, d. h. nutzbringender, zu gestalten. Die konservativen Kräfte des Staatswesens sind fortgesetzt am Werke, diesen Entwicklungsprozeß zur höheren Produktivität aufzuhalten oder wenigstens zu verlangsamen. Während der Liberalismus bemüht sein muß, auf dem Staatsschiff immer neue Segel aufzusetzen, sucht der Konservatismus fortgesetzt Anker auszuwerfen, um auch wirtschaftlich einen Beharrungszustand zu schaffen. Dem Konservatismus kommt dabei nicht nur das allgemeine Trägheitsgesetz zu Hilfe, das dem unaufhörlichen Fortschritt ein beständig wirkendes Hindernis entgegenstellt, sondern auch die Gegnerschaft aller derjenigen, die der Entwicklung nicht zu folgen vermochten, die bei großen wirtschaftlichen Umwälzungen den leidenden Teil bilden. Jeder bedeutsame wirtschaftliche Fortschritt ist von schmerzhaften Erscheinungen begleitet. Er macht zwar die Anpassungsfähigen dadurch stärker und mächtiger, daß er den Bereich, in dem sie zu konkurrieren vermögen, erweitert, aber in demselben erweiterten Bereich erdrückt er auch die schwächeren Konkurrenten. Diejenigen, deren wirtschaftliche Existenz durch einen Fortschritt im Produktionsprozeß in Frage gestellt wird, sind aber selten geneigt, sich für die Verluste, die sie unmittelbar bedrohen, mit den Gewinnen trösten zu lassen, die der Allgemeinheit zufließen, und von denen sie selbst später profitieren werden. Jeder Fortschritt im Produktionsprozeß schafft Unwillige. Die menschlichen Zugtiere, die den Leinpfaddienst am Rhein versahen und tagaus tagein die Schiffe rheinaufwärts zogen, waren auf das äußerste erbittert, als Schleppdampfer auf dem Rhein erschienen. Sie verlangten im Namen der Gerechtigkeit und Billigkeit die Unterdrückung der schändlichen Konkurrenz. Textilarbeiter haben Fabrikräume zerstört, in denen Spinnerei- und Webereimaschinen ihrer Handarbeit eine überlegene Konkurrenz machten. Zurückgebliebene Handwerker lassen sich noch heute von den Versprechungen einer Wiedereinführung antiindustrieller Zunftformen verleiten, der konservativen Interessenpolitik Vorspanndienste zu leisten. Die ganze sogenannte „Mittelstandsbewegung“ läuft in letzter Linie darauf hinaus, alle diejenigen um den Konservatismus zu sammeln, die bei der großartigen wirtschaftlichen Entwicklung des deutschen Reichs im verflossenen Menschenalter in den Schatten gerückt sind. Die alten Inhaber der staatlichen Machtmittel, die bei der Umwandlung eines Ackerbaustaats in einen Industriestaat fürchten mußten, ihre frühere Machtstellung einzubüßen, haben es nicht ohne Geschick verstanden, alle wirtschaftlich Zurückgebliebenen ihren auf die Behauptung der alten politischen Machtstellung gerichteten Bestrebungen dienstbar zu machen.

Die eigentümliche Erscheinung, daß in einer Periode größten wirtschaftlichen Fortschritts diejenige politische Richtung, die diesem Fortschritt am meisten entgegenkam und ihn geradezu ausgelöst hat, an politischer Macht einbüßte, ist aus solchen wirtschaftlichen Reaktionserscheinungen in erster Linie zu erklären. Trotzdem kann der Liberalismus, ohne Verrat an seinen wichtigsten Grundsätzen zu üben, nicht darauf verzichten, jede wirtschaftliche Entwicklung zu unterstützen, die eine größere Produktivität der menschlichen Arbeit zur Folge hat. Der Liberalismus darf sich nie darauf einlassen, unvollkommenere Wirtschaftsformen wieder neu beleben zu wollen. Er darf sich, um seine politische Gefolgschaft zu vermehren, nicht an der demagogischen Vorspiegelung beteiligen, daß es möglich sei, abgestorbene Wirtschaftsformen wieder zu neuem Leben zu erwecken. Es erfordert das nicht selten einen Verzicht auf politische Augenblickserfolge. Aber hier kann der Liberalismus keine grundsätzlichen Konzessionen machen; er steht und fällt mit der Fortschrittsidee. Er muß stets dort zu finden sein, wo eine Steigerung der Produktivität menschlicher Arbeitskraft angestrebt wird.

Eben deshalb muß der Liberalismus auch grundsätzlich freihändlerisch sein. Der Freihandel stellt die höhere Wirtschaftsform dar. Er beruht auf der Idee der höchstmöglichen Produktivität. Die Schutzzöllnerei bedeutet Schutz der minderen wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit, der geringeren Produktivität. Hinzu kommt, daß der Protektionismus, wie er in den Schutzzöllen und verwandten gesetzgeberischen Gebilden zutage tritt, stets die Parteiergreifung der staatlichen Gewalten zugunsten des kapitalistischen Besitzes und zuungunsten der nationalen Arbeit bedeutet. Die Erträge des nationalen Produktionsprozesses kommen unter dem Freihandelssystem in einer dem Produktionsfaktor Arbeit günstigeren Weise zur Verteilung, als das bei einer protektionistischen Gesetzgebung geschieht. Jedes Schutzzollsystem hat die Tendenz und, soweit es überhaupt wirkt, auch den Effekt, den natürlichen Anteil des Produktionsfaktors Arbeit an dem Gesamtertrage des nationalen Produktionsprozesses zu vermindern und den natürlichen Anteil der Produktionsfaktoren Kapital und Grundrente künstlich auf Kosten der Arbeit zu steigern. Der Liberalismus kann diese Benachteiligung der nationalen Arbeit, des größten Fortschrittsfaktors im staatlichen Leben, nicht zulassen. Jede Vertiefung in das Wesen des Liberalismus muß danach zu dem Schluß führen, daß ein grundsätzlicher Protektionismus schlechterdings unverträglich ist mit den Grundprinzipien des Liberalismus.

Das nationale Arbeitsproblem hat sich aber nicht allein mit dem Produktionsprozeß und seinen Resultaten, sondern auch mit der Stellung der Exponenten dieses Produktionsprozesses zu beschäftigen. Das führt uns auf die Stellung der Arbeitnehmer zu den Arbeitgebern in unserer heutigen Wirtschaftsordnung.

* * *

Digitized by Google

In merkwürdiger Verkennung seines wahren Wesens hat der ältere Liberalismus den Begriff des freien Arbeitsvertrages zur Grundlage seiner gesamten Sozialpolitik gemacht. Die volle Freiheit des Arbeitsvertrages bedeutet in Wirklichkeit eine Stärkung der Herrenrechte und läuft für den Arbeitnehmer nur zu leicht auf die Freiheit hinaus, sich von wirtschaftlich Stärkeren ausbeuten zu lassen. Der Liberalismus, welcher tiefer gräbt und die sozialpolitischen Wurzeln des freien Arbeitsvertrages aufdeckt, wird unschwer erkennen, daß die letzte Konsequenz des freien Arbeitsvertrages über Hunger, Schuldknechtschaft, Hörigkeit und Sklaverei zur vollen Aufhebung der Persönlichkeit führt. Gibt es keine öffentlich-rechtliche Begrenzung des Arbeitsvertrages, so ist nicht abzusehen, wo immer die Preisgabe der Persönlichkeitsrechte aufzuhören hat. Die äußerste Konsequenz des freien Arbeitsvertrages wäre der vertragsmäßige Verzicht auf jedes Persönlichkeitsrecht, also die vertragsmäßige Sklaverei.

Soweit hat nun allerdings selbst die extremste liberale Auslegung des freien Arbeitsvertrages nie gehen wollen. Vielmehr hat auch der ältere Liberalismus die Beseitigung der Hörigkeitsformen als ein liberales Postulat behandelt und speziell die Bauernbefreiung als eine liberale Tat gepriesen. Er hat damit schon grundsätzlich anerkannt, daß ein öffentliches Interesse existiert, welches sich gegen die Preisgabe aller Persönlichkeitsrechte in der Form eines beiderseitig unbeschränkten Arbeitsvertrages richtet.

Steht das einmal fest, so muß die dem Liberalismus immanente Fortschrittsidee ganz von selbst zu einem sich ständig erweiternden Schutz der Persönlichkeit des Arbeitsnehmers vor den Ausschreitungen des freien Arbeitsvertrages führen. Ist es mit den Grundsätzen des Liberalismus unverträglich, daß sich jemand als Sklave oder als Höriger verdingt, daß er sich auf lange Zeiträume des Rechts der Kündigung des Arbeitsvertrages begibt, so erscheint der Weg auch für gesetzgeberische Maßnahmen geebnet, die eine übermäßige Ausbeutung der Arbeitskraft verbieten. Hygienische Erwägungen brauchen dabei keineswegs allein maßgebend zu sein. Dem Liberalismus kann schon die Rücksichtnahme auf das Prinzip der Persönlichkeitsentwicklung genügen, um eine fortgesetzte Beschränkung der Ausbeutung menschlicher Arbeitskraft durch öffentlich-rechtliche Bestimmungen als zulässig anzusehen. Nicht bloß der Schutz der Kinder und Frauen, sondern auch der Schutz erwachsener Arbeiter ist aus dieser Auffassung des Liberalismus ohne Zwang abzuleiten. Selbst die gesetzmäßige Beschränkung der Arbeitszeit erwachsener Arbeiter widerspricht den Grundsätzen dieses konsequenten Liberalismus keineswegs.

Dasselbe gilt von dem Schutz der Arbeiter gegen die politische Ausbeutung des wirtschaftlichen Abhängigkeitsverhältnisses. Es entspricht durchaus den Grundsätzen des Liberalismus, alle Versuche der Arbeitgeber unter Strafe zu stellen, die darauf abzielen, die öffentlichen Rechte der Arbeitnehmer auf Grund ihrer wirtschaftlichen Abhängigkeit unwirksam zu machen. Wenn also z. B. den Arbeitern vorgeschrieben wird, wie sie sich bei Wahlen zu verhalten haben, welche Zeitung sie lesen dürfen, welches Wirtshaus sie meiden müssen usw., so liegt darin eine derartige Herabdrückung der Persönlichkeit, daß der Liberalismus mit seinen Prinzipien durchaus nicht in Widerspruch gerät, wenn er derartigen Ausschreitungen des Herrenrechts die verbietende Gewalt des Staates strikte entgegenstellt.

Anders liegt die Sache bei jenen positiven sozialreformatorischen Anordnungen, die mit dem Arbeitsvertrage in keinem unmittelbaren Zusammenhange stehen, also beispielsweise bei der Zwangsversicherungsgesetzgebung. Die Sicherstellung der wirtschaftlichen Existenz im Wege der Versicherung ist gewiß auch als Mittel zur Entwicklung der Persönlichkeit liberalerseits zu begünstigen. Aber als moralisches Erziehungsmittel hat die Versicherung nur dann rechten Wert, wenn sie freiwillig geschieht. Die Zwangsversicherung ist in letzter Linie doch nur eine andere Form — man kann zugeben eine höhere Form — der Armenfürsorge. Der Liberalismus ist grundsätzlich nicht genötigt, für eine Zwangsversicherung einzutreten. Nur Zweckmäßigkeitsgründe können für ihn auf diesem Gebiet ausschlaggebend sein.

Dagegen muß der Liberalismus das Koalitionsrecht im vollsten Umfange allen Teilnehmern am nationalen Produktionsprozeß einräumen. Zu den wichtigsten Persönlichkeitsrechten gehört das Recht, sich mit Gleichstrebenden zu verbinden, um günstigere Existenzbedingungen zu schaffen. Die Unternehmer haben dieses Recht für sich selbst von jeher als etwas ganz Selbstverständliches in Anspruch genommen. Die Arbeitnehmer dagegen haben es sich mühsam erkämpfen müssen und noch längst nicht völlig erreicht. Für Millionen unserer Arbeiter, für die in der Landwirtschaft beschäftigten, existiert das Koalitionsrecht in Preußen überhaupt noch nicht. Der Liberalismus ist verpflichtet, das Koalitionsrecht für alle Paciszenten des freien Arbeitsvertrages, auch für die weiblichen, zu fordern.

Das Koalitionsrecht ist ferner um deswillen für den liberalen Sozialpolitiker bedeutsam, als es eines der wichtigsten Instrumente zur Herbeiführung eines aufrichtigen Konstitutionalismus im Arbeitsstaate ist. Das Arbeitsverhältnis wird noch immer vorwiegend von absolutistisch-patriarchalischen Vorstellungen beherrscht. Haben wir doch bei dem jüngsten großen Bergarbeiterausstand im Ruhrkohlengebiet die Zechenbesitzer den intransigenten Herrenstandpunkt vertreten sehen, der es ablehnt, sich mit den Vertretern von Arbeiterorganisationen überhaupt nur in Verhandlungen einzulassen. Für uns Herren das Kohlensyndikat mit seiner straffen, einheitlichen Organisation, für Euch Bergarbeiter das papierene Koalitionsrecht und die Wirklichkeit hilfloser Vereinzelung, — so sieht das „Herr im eigenen Hause sein" aus, das der Unternehmerabsolutismus als sein Ideal betrachtet.

Das liberale Ideal verlangt eine Uebertragung der konstitutionellen Grundsätze des Staatslebens auf das moderne Arbeitsverhältnis, d. h. eine Anteilnahme der Arbeiter an allen wesentlichen Bestimmungen des Arbeitsreglements: Arbeiterausschüsse, Tarifverträge, volle Anerkennung von Arbeiterorganisationen, — kurzum Verständigung über die zweckmäßigsten Formen des Arbeitsverhältnisses, keine willenlose Unterwerfung der Arbeiter unter die Befehle der Unternehmer. Die produktive Leistungsfähigkeit würde unter diesem Arbeitskonstitutionalismus ebensowenig leiden, wie die konstitutionell regierten Staaten durch Abschaffung des Absolutismus gelitten haben. Im Gegenteil, freiwilliges Zusammenwirken bringt allenthalben höhere Leistungen hervor als erzwungenes. Freie Arbeiter haben von jeher produktivere Leistungen aufzuweisen gehabt als Sklaven.

* * *

Eine der zwischen dem Liberalismus und Sozialismus am meisten strittigen Fragen ist die Frage nach der Grenze, die zwischen Staatsbetrieb und Privatbetrieb zu ziehen ist. Der Kollektivismus will den Privatbetrieb unter Verwandlung des gesamten Privatkapitals in Kollektivkapital beseitigen. Der Liberalismus hat die Tendenz zur möglichsten Aufrechterhaltung des Privatbetriebes. Dagegen ist es falsch, aus den Grundsätzen des Liberalismus die Forderung der Ablehnung jeder Verstaatlichung eines bisherigen Privatbetriebes ableiten zu wollen. Wo immer der Nachweis geführt werden kann, daß ein Staatsbetrieb einem Privatbetrieb wirtschaftlich überlegen ist und für die Entwicklung der Persönlichkeit im Staatsbetrieb größere Garantien geschaffen werden können als im Privatbetriebe, ist der Liberalismus grundsätzlich keineswegs genötigt, gegen eine Verstaatlichung oder Kommunalisierung eines bisher freien Privatbetriebes Front zu machen.

Die Ursache der Abneigung des Liberalismus gegen Verstaatlichungspläne erwächst nur aus der Ueberzeugung, daß in verstaatlichten Betrieben sowohl die Produktivität wie auch die Persönlichkeitsentwicklung zu kurz kommen. Es ist dabei auch zu berücksichtigen, welche enorme Bedeutung für den produktiven Fortschritt die Ausbildung des Unternehmertalents besitzt. Das Unternehmertalent aber entwickelt sich in Privatbetrieben ungleich stärker als in Staatsbetrieben. Die Abneigung des Liberalismus gegen Verstaatlichungsexperimente ist erfahrungsmäßig wohl fundiert. Wo immer sie aber durch den Beweis der Ueberlegenheit des Staatsbetriebes oder der aus zwingenden Ursachen des staatlichen Interesses hervorgegangenen Notwendig-

Digitized by Google

keit einer Verstaatlichung von Privatbetrieben überwunden werden kann, ist der Liberalismus durch seine Grundsätze nicht gehindert, einem speziellen Verstaatlichungsplane zuzustimmen.

Die moderne Kapitalsassoziation und die auf Kartellierung und Vertrustung ganzer Produktionszweige gerichtete Entwicklung unserer modernen Großindustrie hat vielfach dazu geführt, daß ein großer Teil der Vorteile, die der Liberalismus in der Aufrechterhaltung der Privatbetriebe erblicken mußte, verloren gegangen ist, während die Gefahren, die der Allgemeinheit aus privatkapitalistischen tatsächlichen Monopolen erwachsen, näher heranrücken. Es ist nicht ausgeschlossen, daß diese kapitalistischen Ringe so drückend werden, daß eine Verstaatlichung ihnen gegenüber schließlich noch als das kleinere Uebel erscheint. Der Liberalismus würde durch seine Grundsätze in keiner Weise gehindert sein, in solchen Fällen verstaatlichend einzugreifen.

* * *

Wie hat sich der Liberalismus zur Steuerpolitik zu stellen? Daß er der Schutzzöllnerei, der Besteuerung der einen Bevölkerungsklasse zugunsten einer anderen, völlig ablehnend gegenüberstehen muß, ist bereits hervorgehoben. Hier betrachten wir nur jene Steuern, die zugunsten der Allgemeinheit erhoben werden.

Da jede Verschwendung unproduktiv ist, muß der Liberalismus für die sparsame Verwendung der Steuern des Volkes eintreten. Aber die Sparsamkeit muß eine rationelle sein, und eine rationelle Sparsamkeit besteht nicht in Knauserei bei der Verwendung von Staatsmitteln. Das Ziel des Liberalismus liegt nicht darin, daß überhaupt möglichst wenig Steuern bezahlt werden, sondern einmal darin, daß die Steuern rationell verwendet, und dann darin, daß sie gerecht erhoben werden. Je mehr der Liberalismus den Charakter einer wirklichen Fortschrittspartei annimmt, wird er geneigt sein, auf allen Gebieten des staatlichen Lebens reformatorisch aufzutreten und demgemäß auch erhöhten Steueraufwendungen zuzustimmen. Möglichst wenig Steuern zu zahlen, mag das Ideal eines liberalen Philisters sein, kann aber niemals das Ideal eines liberalen Fortschrittsmannes werden.

Ueberflüssige Aufwendungen vermeiden, nützlichen Aufwendungen nicht widerstreben, die Steuerlasten nach der Leistungsfähigkeit der Steuerträger abstufen — das ist steuerpolitischer Liberalismus. Ob man die Steuern als direkte oder als indirekte erhebt, ist für den Liberalismus keine Frage des Prinzips, sondern der bloßen Zweckmäßigkeit.

Indirekte Steuern leisten in viel höherem Grade als direkte den Bestrebungen einer ungerechten Steuerverteilung, d. h. einer Begünstigung der Wohlhabenden und einer unverhältnismäßigen Belastung der Aermeren, Vorschub. Sie sind auch mehr geeignet, die Bevölkerung über das Maß der Steuerleistungen im Unklaren zu lassen, und eben deswegen wird der Liberalismus bei der Bewilligung indirekter Steuern stets besondere Vorsicht walten lassen müssen. — Direkte Steuern lassen sich nach der Leistungsfähigkeit der Besteuerten viel leichter abmessen. Auch ist bei den direkten Steuern eine Quotisierung bequemer durchführbar, was einer rationellen Finanzwirtschaft sehr förderlich ist. Kurzum, das direkte Steuersystem hat eine Reihe unzweifelhafter Vorzüge, die den indirekten Steuern abgehen. Aber der Liberalismus ist nicht genötigt, die indirekten Steuern grundsätzlich zu verwerfen; er muß unter ihnen nur eine sorgfältige Auswahl treffen und insbesondere nicht zulassen, daß der notwendigste Lebensunterhalt der Besteuerung unterworfen wird, oder daß solche indirekten Steuern erhoben werden, die den nationalen Produktionsprozeß an empfindlichen Stellen treffen.

Theodor Barth.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Eine neue Kleist-Biographie.

In der Brandesschen „Dichtung" (Bard, Marquardt & Cie., Berlin) ist als XVI. Bändchen ein Leben Heinrichs von Kleist von Arthur Eloesser erschienen und verdient sehr warmes Geleit.

Vorteil und Nachteil aller ähnlichen Sammlungen: sie zwingen zu einer großen, zu einer höchst schwierigen Konzentration der zu behandelnden Materie und somit auch des Geistes. Es muß ausgeschieden werden, was irgend belanglos ist. Das Licht ist klüglich zu lenken; und eine Lücke läßt sich nie mehr füllen.

Durch den ziemlich uniformen Umfang entsteht weiter die Gefahr einer allzu gleichmäßigen Behandlung der nach Belang und Wert doch ziemlich unterschiedenen Gegenstände und Persönlichkeiten, die aus nicht immer allein sachlichen Gründen zur Darstellung ausgewählt wurden. Hätte ein einziger alles zur Bearbeitung, so müßt' er sich da die äußerste Beschränkung auferlegen, um bald hernach aus aller Kraft zu strecken und zu dehnen.

Heinrich von Kleist in so knappem Raum gerecht zu werden, ist eine Aufgabe von der alleräußersten Schwierigkeit. Es gehört ein hoher, wägender Takt dazu. Nun liest sich Eloessers Büchlein auch für diejenigen glatt und ohne innere Frage, die sich sehr ernsthaft mit dem Werk Heinrichs von Kleist und mit den Problemen beschäftigt haben, die sich an ihn knüpfen. Das ist kein kleines Lob und ein Beweis, daß der Biograph sehr tief in seinen Helden eingedrungen ist, um den Scheidungsprozeß so klar und reinlich vollziehen zu können.

Er geht mit großer und unbekümmerter Entschiedenheit auf das Seelische bei Kleist. Zu seiner Aufhellung wendet er seine ganze, nicht geringe Kunst und Fähigkeit des Verständnisses für verwickelte Seelenprozesse und ihre Erörterung an. Er ist im guten Sinn modern. Das äußere Erlebnis wird nur angedeutet, nur so weit genutzt, als es zum rechten Erfassen der innerlichen Vorgänge unentbehrlich ist. Das Milieu, die Zeitverhältnisse werden eben nur berührt; das Wehen der Stürme aber spürt man sehr bestimmt, die eine ungestüme Seele aufgeschreckt, in ihren Tiefen erschüttert und endlich zerstört haben.

Auch die Analyse der Werke tritt zurück. Eloesser setzt sie als bekannt genug voraus und darf das nun wohl auch. Betont wird die „gewaltige Gegenwart", mit der sie sich nach Goethes Prachtwort über den „Zerbrochenen Krug" aufdrängen, gleichviel, welchem Stoffkreis sie entnommen seien. Es war sicherlich nicht Unfähigkeit zum Verständnis, warum der Olympier sich kühl gegen den jungen Titanen verhielt, der sich ihm auf „seines Herzens Knieen" genähert. Es war nicht Ablehnung — Abwehr ist's gewesen: nichts Zufälliges, vielmehr Notwendiges. Ein Gorgonenhaupt erschien ihm, das verzerrt und dennoch mit unabweislicher Aehnlichkeit Züge der eigenen Jugend ihm vor die unwilligen und schaudernden Augen brachte. Etwas vom Doppelgängerentsetzen also wäre darin gewesen.

Sehr entschieden bekämpft Eloesser die Auffassung, als sei es Verkennung gewesen, was Kleists Zerrüttung herbeigeführt. Er war zurückgedrängt; zunächst und in den entscheidenden Momenten durch Iffland, den er tödlich beleidigt: verkannt konnte man den nicht heißen, vor dessen großer Begabung sich so ziemlich die Besten und Urteilsfähigsten seiner Zeit alle geneigt hatten. Die materielle Sorge hat denn doch erst in den allerletzten Jahren seines Lebens sich fühlbar gemacht, in jenen beiden Berliner Jahren vor seinem Ausgang, die, neueren Forschungen nach, nicht seine schlimmste, vielmehr künstlerisch genommen seine reifste und reichste Epoche darstellen. Es ist neuerdings versucht worden, die krankhafte Veranlagung Kleists in Abrede zu stellen, an ihr nun hält Eloesser fest und mit gutem, ja zwingendem Grund wie Glauben. Wohl darum ist solches Gewicht auf jenen gänzlichen Zusammenbruch gelegt, nach dem der Dichter, der sich schon der kühnsten Flüge vermessen durfte, sich an den Amphytrion machte, um sich das Handwerksmäßige wieder erst anzueignen. Es ist beliebt worden, da den Bearbeiter über

Digitized by Google

das Vorbild zu rühmen. Vertieft hat Kleist den Amphytrion-Stoff freilich; gerade dadurch den dreisten und anmutigen Schwank aber auch in seinem Kern zerstört. Sein Urteil läßt sich Eloesser überhaupt nicht durch Bewunderung blenden, nicht durch den Respekt entwinden. Das Singuläre, das Delische an des Dichters Auftauchen und Erscheinung betont er sehr schön; ihm ist Kleist der Hierophant des deutschen Dramas, und die Stellung wird ihm wohl bleiben müssen.

So ist denn sein Büchlein vielleicht mehr für die Wissenden, wenn sie sich wieder einmal das Bild des merkwürdigen Mannes auffrischen wollen, den ein jäher Sturmlauf zu Höhen geführt, die niemand vor ihm betreten; da zu bestehen er aber selber insgeheim verzweifeln mußte. Aber, es ist auch ein guter Führer zu Kleist. Nur eines sei ihm bestritten. Er nennt den „Homburg" „verführerisch liebenswürdig". Wird das Werk, das mir unmittelbar nach dem Guiscard-Fragment steht, so im Norden empfunden, dann spricht sich hier wieder einmal der ganze Unterschied zwischen deutschem Norden und Süden aus. Uns erscheint der „Homburg" herb; vielen und mit unseren besten Köpfen so sehr, daß sie immer noch in kein Verhältnis dazu kommen können, daß jede Neueinstudierung wunderliche und nicht eben immer auferbauliche Urteile zeitigt. Ich kann Kleist überhaupt nirgends liebenswürdig finden. Dafür ist er zu männisch, zu gewaltig; zu sehr geneigt, das Gefühl zu verwirren, um dessen Reinerhaltung Goethens Iphigenie so sorglich bedacht ist. Ich berufe mich auf Heine, der Kleistens Größe mit zuerst begriffen und mit vollem Nachdruck verkündigt hat; auf die Wirkung der lebendigen Bühne. Was man am ehesten liebenswürdig nennen könnte, trotz mancher Peinlichkeit, ist das „Käthchen", das Eloesser aus guten Gründen für Wien geschrieben vermutet. Es gingen ja damals Kleistens Hoffnungen, natürlich gründlich enttäuscht, nach Oesterreich, da sich ihm bessere Aussichten als in der Heimat aufzutun schienen, wo er sich sogar von einer Aufführung der „Hermannsschlacht" träumen ließ. Da sie, lang nach des Dichters Tod, im Stadttheater an der Währinger Linie versucht ward, da mißfiel sie Dr. Karl Lueger, damals wie nun noch Bürgermeister der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, durchaus und höchlich, und er hieß sie ein Schandstück und er rügte den Direktor darum.

Und noch eine Frage an denjenigen, den es angeht: Was will der Bockhardsee in einem Leben Kleists illustrieren? Es scheint beinahe derjenige, der sich nah an Gastein befindet; ein trauriges, zum Sterben trauriges Wasser zwischen hohen Bergen. Soll es ein Symbol für die Art und grenzenlose Vereinsamung Heinrich von Kleists sein? Das wär' garnicht übel; nur gesucht und etwas weit hergeholt im Wortsinn. Man zerbricht sich über derlei nicht gern den Kopf vergebens!

Wien. J. J. David.

Kardinal Newman.

II.

Newman ist unerschöpflich in Erläuterungen, weshalb nicht die freie Forschung, sondern der Glaube das letzte Wort haben müsse. Ein glaubender Geist ist in allen Fällen seliger als ein nicht glaubender. Die Natur selbst, sagt Newman, legt Zeugnis ab wider Skeptizismus, Zweifel, gegen ein kaltes, kritisches Temperament, gegen das Temperament sogenannter schärfer, klarer, harter Köpfe, darin nämlich, daß, nach allgemeinem Geständnis, das Glück nicht mit ihrem Temperament, sondern mit dem vertrauenden, einfältigen Glauben verknüpft ist. Forschen mag eine Pflicht sein, wie hinausgehen in Kälte und Regen, wie Krieg eine Pflicht sein kann. Es ist ungereimt zu versichern, daß freie Forschung zum Skeptizismus führt und gleichwohl sich im Recht befindet. Im Rechte sein und glücklich sein, das läßt sich auf die Dauer und im großen nicht trennen. Der Wahrheit folgen kann nie ein Anlaß zum Bedauern sein; die freie Forschung führt den Menschen dahin, sich nach den Tagen seines kindlichen Glaubens zurückzuwünschen; also folgt sie nicht der Wahrheit. Auf den naheliegenden Einwand, daß der eine Glaube dem andern widerspricht, daß an Mahomed glauben so viel ist wie nicht an Christus glauben, daß mithin Glauben in abstracto weder gut noch schlecht heißen kann, antwortet er, daß wahre Bekehrung positiver, nicht negativer Natur, eine Vermehrung, nicht eine Zerstörung des Glaubens sei. Er erwartet von uns, daß wir „durch Glauben dem Wissen vorgreifen". „Lasset uns glauben, was wir nicht sehen noch wissen." Er schließt seine Vorlesungen on the Scripture Proof mit der Erklärung, daß er die Kirche, ihre Lehren, ihren Ritus und ihre Bibel liebe und darum glaube. Glauben ist ihm eine Pflicht, Glauben über die Grenzen des Beweises hinaus.

In dem Werke über the Development of Christian Doctrine zitiert und verwirft er Lockes Ausspruch, daß es ein untrügliches Merkmal der Liebe zur Wahrheit um der Wahrheit willen gebe, nämlich „keinem Satze mehr Bedeutung zuzuschreiben als die Beweise, auf die er sich stützt, rechtfertigen". Darauf entgegnet Newman, Rechnen habe noch nie einen Helden gemacht, und die Kirche habe stets die entgegengesetzte Theorie festgehalten. Mit Origenes meint er: es sei dem Menschen besser, ohne Gründe zu glauben und so besser zu werden, als in seinen Sünden zu beharren (was keine redliche Formulierung des Problems ist). Die Kirchenväter waren im allgemeinen der Ansicht, daß die Mehrheit erst glauben und dann sich überzeugen lassen sollte. Newman selbst sagt: Glaube ist besser als Unglaube; wahrscheinliche Argumente genügen für Schlüsse, die wir als ganz sicher ansehen; es ist von jeher ein ketzerisches Prinzip gewesen, die Vernunft dem Glauben vorzuziehen und die Dinge, nur soweit sie bewiesen sind, für wahr zu halten. Er fügt an einer andern Stelle hinzu: „Wenn wir ein Zeugnis nicht für ausreichend halten, weil es nur ein Uebergewicht auf seiten der Offenbarung ergibt, wenn wir dabei beharren, daß kein Zeugnis, das nicht ganz überwältigend ist, genügt, um geoffenbarte Religion zu beweisen, wenn wir nicht nach Zeugnissen entscheiden wollen, die der Offenbarung drei Chancen gegen zwei geben, dann können wir nicht Christen sein." Allerdings nicht, wenn es richtig ist, daß es ein Merkmal der Ketzerei sei, nur bewiesene Dinge wahr im strengsten Sinne des Worts zu nennen. Nur übersieht Newman, daß es zweierlei ist, etwas zu glauben und etwas als bewiesen anzuerkennen, und daß man sehr fest an etwas glauben kann, von dem man einsieht, daß es nie bewiesen werden kann. Auch übersieht er, daß der bloße Glaube, der nicht nach Beweisen und Wahrscheinlichkeiten fragt, ebensowohl zur blinden Annahme einer Irrlehre wie zur Annahme der Wahrheit führen mag.

Die Beweiskette, die Newman für unzerbrechlich hält, ist aus besonderem Metall geschmiedet. Dies ist unumstößlich wahr, wenn es nicht durch die Bibel bewiesen werden kann, muß es durch die Kirche beweisbar sein. So gelangen wir zu dem rettenden Anker, zur Autorität der Kirche. Wenn wir uns ihr unterwerfen, so tun wir nach Newmans Meinung etwas höchst einfaches, was auf anderen Lebensgebieten täglich geübt und allgemein selbstverständlich gefunden wird. „Alle Physiker," sagt er, „nehmen Newtons Gravitationslehre als gesichert an, weil sie allseitig anerkannt wird, und wenden sie an, ohne daß jeder einzelne von ihnen sie erst durch Beobachtungen prüft." Wenn Phänomene, die sie nicht vollständig erklärt, vorkommen, so nimmt man an, daß es irgend einen Weg, wenn man ihn auch nicht kennt, geben muß, die Tatsache mit der Theorie zu versöhnen. Ein wenig anders liegt die Sache doch wohl. Newtons Gesetz wird allgemein anerkannt, erstens weil Newton seine Richtigkeit demonstriert hat; zweitens weil die, denen die Demonstration unzugänglich ist, wissen, daß sie von kompetenten, ganz unparteiischen und unter sich unabhängigen Mathematikern kontrolliert und ihr nie ein Irrtum nachgewiesen worden ist, drittens weil Newtons Theorie einen Teil eines ganzen Systems korrelativer, zusammenhängender Wahrheiten bildet, die unzählige Male mit allen nur denkbaren Mitteln geprüft wurden und jede Prüfung ohne Ausnahme bestanden haben. Ebenso glaubt man an eine andere, rein empirische Wahrheit, daß die Bewegungen des Sonnensystems ausschließlich von der Gravi-

Digitized by Google

tation abhängen, weil die auf Grund dieses Gesetzes vorgenommenen Berechnungen von Astronomen, Nautikern, Gelehrten vieler Fächer bis ins kleinste sorgfältig geprüft worden sind und alle Tatsachen erklärt haben. Wenn dagegen Phänomene eintreten, die sich nicht so erklären lassen, so untersuchen die Physiker erstlich, ob nicht etwa die Rechnungen irrig oder nicht weit genug geführt sind, oder ob unbekannte Daten (z. B. ein unentdeckter Planet) eine Modifikation der Rechnung erfordern. Wenn eins dieser beiden Verfahren die neuen Tatsachen unter die alte Formel einordnet, so ist die Tatsache, daß die Planetenbahnen Wirkungen der Gravitation sind, so weit verifiziert. Wenn aber ein neues Phänomen nach dieser Methode nicht allein unerklärt bliebe, sondern auch unerklärlich wäre, so würde man was schließen? Einfach, daß irgend eine andere Kraft tätig sein müsse, oder daß die Gravitation das Phänomen nicht verursache. Man sieht leicht, daß die wissenschaftliche Autorität, die Newman mit der kirchlichen in Parallele setzt, mit der letzteren nur den Namen gemein hat. Es ist außerdem noch zu bemerken, daß, wenn jemand sich von Newton nicht überzeugen läßt, sondern glaubt, daß eine Gravitation nicht existiere, wir ihn dann nicht gottlos nennen, sondern nur für einen Narren halten.

Außerhalb der physischen Forschung sind die meisten Fälle bündigem Beweise verschlossen; da müssen wir uns von Wahrscheinlichkeiten oder von Hypothesen leiten lassen. Nach Newmans Ansicht, wie wir sahen, genügen wahrscheinliche Argumente für Schlüsse, die wir als ganz sicher ansehen. Daß wir oft so verfahren, ist unleugbar. Wo Gewißheit unerreichbar ist und doch gehandelt werden muß, handeln wir nach einer Hypothese, als ob sie wahr wäre, und weil wir es tun, bilden wir uns leicht ein, sie sei ganz sicher. Aber offenbar ist letzteres ein Trugschluß, nicht eine logische Norm. Die Neigung, solche Hypothesen für bewiesene Wahrheit zu halten, ist weit verbreitet und wird noch verstärkt durch Unterordnung unter Autoritäten. Wie wenig diese Neigung den richtigen Weg verbürgt, wird deutlich, wenn man sie auf eine wissenschaftliche Frage anwendet. Wenn man an eine Theorie glauben müßte, weil sie allseitig anerkannt wird, so hätten wir Newtons Lehre verwerfen müssen.

Nehmen wir die Impfungsfrage. Die meisten von uns glauben an die heilsame Wirkung der Schutzblattern, obgleich sie dafür einen strikten Beweis nicht kennen, weil sie sehen, daß die Fachleute nach einer hundertjährigen Erfahrung und unzähligen Experimenten bei völliger Freiheit der Forschung, ohne den Zwang einer Autorität, zu dem Ergebnis gelangt sind, daß die Impfung Schutz gegen die Blattern gewährt. Dies ist ein höchst triftiger Grund für unsern Glauben und für unsere Handlungsweise. Wir handeln vernünftig, wenn wir uns und unsere Kinder impfen lassen. Angenommen nun, an die Stelle dieses vernünftigen Grundes träte die Autorität eines Medizinalkollegiums. Die Garantie für die Vernünftigkeit unserer Impfung würde sich erheblich abschwächen. Die Stimmenmehrheit eines Kollegiums wird oft durch Vorurteile, Parteimeinungen, Routine bedingt. Wäre nun gar die Mitgliedschaft des Kollegiums auf solche beschränkt, die sich zu dem Glauben an die Heilsamkeit der Impfung bekennen, und hätte das Kollegium die Vollmacht, jedermann zwangsweise zu impfen und den, der gegen das Impfen predigte, zu verbrennen, so würde die wissenschaftliche Autorität seiner Theorie gänzlich verschwinden und nichts überbleiben als die Autorität der Macht. Statt Medizinalkollegium setze man Kirche, statt Impfung setze man Taufe, bedenke auch, daß man an einem Säugling zwar die Wirkung der Impfung, nicht aber die der Taufe beobachten kann, und man wird zugeben, daß die Autorität der Kirche in dem Sinne eines vernünftigen Grundes für den Glauben eine minimale Quantität ist, wenn sie auch imstande sein mag, die Praxis und möglicherweise den Glauben zu erzwingen.

Auf Autorität glauben heißt: glauben, weil ein anderer glaubt. Das ist vernünftig, wenn man Grund hat anzunehmen, daß der andere recht hat. In der Wissenschaft hat man diesen Grund, wenn der andere befähigt ist zu urteilen, wenn er mit andern selbständigen Forschern übereinstimmt, und wenn seine Wahrheit, nachdem sie allen ordentlichen Proben unterworfen worden ist, von andern ebenso festgestellten Wahrheiten bestätigt wird und sie ihrerseits bestätigt. Wenn wir das Argument nicht selbst kontrollieren können, so ist für uns die erste und wichtigste Probe die Uebereinstimmung, die selbständige Uebereinstimmung natürlich, derer die urteilsfähig sind. Die Stärke der Zeugnisse steigt und fällt mit der Selbständigkeit der Zeugen. Wenn zehn verschiedene Personen dasselbe schwören, kann man ihnen unbedenklich glauben. Wenn ein Kollegium von zehn Mitgliedern eine Tatsache, die sein Interesse berührt, eidlich erhärtet, so ist Mißtrauen oft gerechtfertigt. Rationelle Autorität hat ferner das für sich, daß sie, wenn ihre Argumente uns nicht verständlich sind, sich auf Proben berufen kann. Ich glaube, daß die Elektriker etwas wissen, weil ich das elektrische Licht sehe. Ein Bankier, der an unser Vertrauen appelliert, statt Belegstücke vorzulegen, ist eine verdächtige Persönlichkeit.

Um die Autorität der Kirche geltend zu machen, verlangt Newman zuvörderst, daß wir das Ganze entweder annehmen oder ablehnen. Die katholische Lehre ist eine Einheit, ein abgerundetes und vollständiges System von Wahrheiten, die eine von der anderen abhängen. Unmöglich, einzelne Stücke herauszunehmen. Man muß sie, mit Hobbes zu reden, wie eine Pille verschlucken. Wohl ist in den ältesten Urkunden ein Lehrsystem nicht zu finden, aber das Credo der Kirche zeigt eine solche wesentliche Einheit und Harmonie in Lehre, Ritus und Verfassung, daß man, wie Newman meint, notwendig rückwärts schließen muß, der Inhalt des Credo müsse irgendwie schon in der Urzeit latent vorhanden gewesen sein. Er beruft sich auf die Geschichte lebensfähiger Ideen, die innerhalb einer Gesellschaft Wurzel fassen, im Verhältnis zu ihrer eingebornen Kraft und Feinheit sich entwickeln, ein Sittengesetz erzeugen, ein Regierungssystem, eine Theologie, ein Ritual, die alle das legitime Produkt des ersten Keims sind. Einige Religionen haben so eine allgemeine Vitalität bewiesen durch ihr harmonisches Wachstum, während andere bloße Kompromisse zwischen entgegengesetzten Systemen darstellen und darum von Anfang an das Prinzip der Zersetzung und des Todes in sich tragen. Er wendet verschiedene Kriterien an, Erhaltung des Typus, Assimilierungsvermögen, logische Folge usw. und findet, daß alle auf die katholische Kirche zutreffen. Die daraus sich ergebende Präsumtion, daß ihre Entwicklung legitim sei, wird praktische Gewißheit, wenn hinzukommt, daß es keinen Rivalen, der eine gleiche Stellung beanspruchte, gibt. Da sind wir berechtigt, Schwierigkeiten zu vernachlässigen, wie Astronomen (nach seiner Meinung) Schwierigkeiten in der Gravitationslehre beiseite lassen und als ausgemacht annehmen, daß man sie würde erklären können, wenn wir nur die notwendigen Kenntnisse hätten.

Bis zu einem gewissen Punkte mag man dem zustimmen. Niemand leugnet, daß die römische Kirche große Vitalität hat, daß sie viele Jahrhunderte gedauert (wenn schon nur während eines kleinen Bruchteils der Menschengeschichte und bei einer kleinen Minorität) und daß man sie als ein kontinuierliches, harmonisches Glaubens- und Lebenssystem betrachten kann. Comte z. B. hat dies nachdrücklich ausgesprochen, nur mit sehr abweichender Schlußfolgerung. Die Frage entsteht sofort, ob Vitalität dem Wahrheit beweist. Andere Religionen haben ebenso lange gedauert und ebenso viele Anhänger gezählt. Die Wahrheit wissenschaftlich, d. h. selbständig zu beweisen ist natürlich bei vielen Sätzen der Kirchenlehre unmöglich, doch gibt es einige, die man kritisch untersuchen könnte, z. B. die historische Zuverlässigkeit der biblischen Urkunden. Allein Newman schließt diese Kritik, weil sie notwendig zum Skeptizismus führe, aus und stützt sich ausschließlich auf die Konsistenz und Kontinuität der Lehre, also auf eine negative Probe. Er braucht eine Autorität, die den Beweis in sich selbst trägt und keiner unabhängigen Bestätigung bedarf.

Gleichwohl verschmäht er es nicht, sein System durch Analogien zu stützen, die Entfaltung der göttlichen Wahrheit in und mit der Kirche mit anderen geschichtlichen Entwicklungen zu vergleichen und so dem Verstande annehmbarer zu machen. Aber das Wachstum des Dogmas, wie er es versteht, ist wesentlich etwas anderes als das Wachstum wissenschaftlicher Erkenntnis, politischer und sozialer Institutionen usw., welches letztere wir sehr wohl verstehen, ohne uns Newton oder Niebuhr, König Alfred oder Gladstone inspiriert zu denken. Vom Supremat des Papstes redend, argumentiert er, daß eine un-

fehlbare Autorität notwendig sei, weil die Menschen, wenn sie einmal anfangen selbst nachzudenken, zu verschiedenen Schlüssen gelangen würden, und da er fühlt, daß dies ein Zugeständnis an den Skeptizismus ist, fügt er erläuternd hinzu, er leugne nicht die Existenz „ewiger Wahrheiten", sondern meine nur, daß ihrer keine so gebietender Natur sei, daß sie der Einheit alles Denkens und Handelns als Grundlage dienen könnte. Das einzige allgemein überredende Moment in Sachen der Autorität, d. h. wenn es sich um Wahrheit handelt, ist ein Urteil, das wir als ein dem unserigen überlegenes anerkennen. Leider können solche als überlegen anerkannte Urteile miteinander in Widerspruch geraten. Offenbar wird hier zugegeben, wenn auch in vorsichtiger Verklausulierung, daß Wahrheit der höchsten Art unerreichbar ist, wenn nicht abweichende Meinungen durch Autorität zum Schweigen gebracht werden. Ein fortdauerndes Wunder wird gefordert, um den Glauben an die Wahrheit zu sichern. Was könnte ein Skeptiker mehr sagen?

Otto Gildemeister.

(Schluß folgt.)

Zu Andersens hundertjährigem Geburtstage.

Man sollte ein großes Kinderfest veranstalten zu seinen Ehren! Und die Kinder müßten sich verkleiden dürfen als Däumelinchen, Hirtin und Schornsteinfeger, Sandmännchen und Seejungfrau, jedes nach seinem Gefallen. Und man sollte nachmittags im Theater ein Andersensches Märchen für sie spielen. Oder besser, sie selber sollten ihre Lieblingsmärchen aufführen, so gut sie es wüßten. Am besten aber wäre es vielleicht, man ließe die Kinder ungestört feiern auf ihre eigene Weise.

Dann würden sie ruhig beisammensitzen und sich erzählen, daß heute der Mann hundert Jahre alt wird, der so schöne Geschichten erzählen konnte. Und es wäre nur ganz natürlich, wenn dieser Tag auf einen Sonntag fiele — was er denn auch wirklich tut. Und die Kinder müßten Erlaubnis bekommen, den ganzen Tag zu spielen, wie es ihnen gefällt. Man dürfte nicht fragen „weshalb?", wenn etwa eines die knospenden Weidenzweige aus der Blumenvase herausnähme und damit andächtig die Wände seines Kinderzimmers berührte; denn es wäre ja der Engel, der in der Kammer des „Mädchen mit den roten Schuhen" stünde und sie zur Orgelkirche ausweitete. Man dürfte sich nicht wundern, wenn eins der Kinder seine kleinen Gummiüberschuhe anzuziehn verlangte, wenn das Wetter noch so trocken wäre; denn es wären ja die „Galoschen des Glücks", die es dann an den Füßen hätte. Und die Kinder würden an den Flickkorb gehen und mit der Stopfnadel Zwiesprache halten; denn sie wissen, wie fein sie ist und wie hochmütig, und daß es eine Ehre ist, mit ihr zu reden. Ball und Kreisel würden sie an diesem 2. April mit ganz besonderer Aufmerksamkeit betrachten, denn sie sind ja ein „Liebespaar". Und das ist immer interessant. In der Küche würden sie sich zum Kochtopf stellen, und es wäre ihnen, als hörten sie die Glöckchen klingen und den „Schweinehirten" singen „Ach Du lieber Augustin". Auf der Straße hätten die Hunde, denen die Kinder begegnen, Augen, so groß wie Teller und wie Teetassen, und auf dem Kanal, dicht neben dem Apfelkahne, schwämme ein großes, grünes Wasserrosenblatt, auf dem „Däumelinchen" sitzt und winkt. Abends würden die Jungen ihre Soldatenschachtel mit ins Bett nehmen, um es nicht zu verschlafen, wenn mitten in der Nacht darinnen das Gerassel anhebt und „Der standhafte Zinnsoldat" sich seine Tänzerin sucht.

So würde es sein.

Wir Erwachsenen aber, wir Alten, wir würden einfach umhergehen mit dem Gefühle, es handle sich um den Gedenktag eines bejahrten Verwandten, der uns in unserer Kindheit Gutes getan. Etwas familienhaft Warmes liegt in unserem Verhältnis zu ihm. Auch für uns, die wir seine Romane, Gedichte und Dramen kennen, ist er vor allem der Märchendichter. Wir lesen seine Erzählungen jetzt ein wenig anders als früher, verstehen besser das Symbolische darin, freuen uns der Phantastik und der konkreten Schilderung daneben. Was ihnen aber den Hauptreiz gibt, ist für uns doch die Erinnerung an unsere Kindertage, an jene Zeit, da wir zum erstenmal ein Buch aus dem „erwachsenen Bücherschranke" zu lesen bekamen: Andersens Märchen.

Bei uns zu Hause wenigstens war es so! Die beiden Bände standen mitten in der Reihe der übrigen Werke, schön in dunkelgrünen Stoff gebunden, wie die andern auch; gerade unter Schiller und Lessing. Die waren natürlich tot, Andersen aber lebte noch, und meine Eltern hatten mit ihm gesprochen. Sehr alt war er schon, aber manchmal kam er doch noch nach Berlin, und dann ging er zu meinen Verwandten, die dort lebten, und erzählte meinen Vettern und Cousinen Geschichten. Einige davon waren sogar schon gedruckt!

Das war selber fast ein Märchen. Genau so eins, wie wir sie in dem schmalen, grünen Buche zu lesen bekamen. Denn das war gerade das Sonderbare: immer waren diese Geschichten so, daß man selber sie hätte erleben können. Und vielleicht kam es einmal dazu?

Mit den Grimmschen Märchen ging es ganz anders. Die lagen in unserem eigenen Spielschranke, gehörten uns selbst zu eigen. Die Erwachsenen borgten sie sich von uns. Schon als ganz, ganz kleinen Kindern hatte man sie uns erzählt. Es waren eben r i c h t i g e Märchen; solche, die niemals geschehen sind oder doch in einer Zeit, die niemals wiederkommt und von der es deshalb heißt: „Es war einmal". Gerade darum war es so herrlich, sie zu hören. Es war, als bekäme man Einlaß in ein wundersames Königreich, hinter dem man die Tür schließen konnte, sodaß nichts von den gewöhnlichen Spielen und Erlebnissen hereindrang.

Die Grimmschen Märchen, das ist ein Schatz, der sich nie vermindert und vermehrt. Sie kümmern sich durchaus nicht um uns und unsere Entwicklung. Wie ein Quell sind sie, der seit Urzeiten daherrauscht, bewegt und doch unbeweglich. Generationen trinken sich Erquickung an ihm. Jahr für Jahr bleibt er unverändert, und niemals verwischt sich die Grenze, die ihn von unserem Alltag trennt.

Die Andersenschen Märchen — ja, die machten alles mit, was wir tagsüber taten, saßen in jedem Gerät, sprachen mit der Stimme von Eltern und Freunden und warteten an jeder Straßenecke, um uns an die Hand zu nehmen, uns die Elfchen in Strauch und Teich zu zeigen, die Störche, Winde, Ameisen und Blumen, die zu uns reden wollen. Diese Märchen wuchsen mit uns, als wir größer wurden, waren gleichfalls verständiger und hatten Belehrungen, tiefsinnige Betrachtungen für uns.

Es ist ein Unterschied zwischen Grimms und Andersens Erzählungen wie zwischen den Porträts alter und neuer Meister. Die der alten blicken vor sich hin, geradaus, nur in sich selbst beruhend; die der neuen schauen aus ihrem Rahmen heraus auf uns, sie setzen sich in Beziehung zum Betrachter. So bemüht sich Andersen mit allen Kräften dem Leser die Illusion persönlichen Erlebens zu geben. Oft kleidet er seine Märchen in die Form eines Traumes ein, oder läßt sie unmerklich von der Wirklichkeit ins Sagenland überfließen. So in den „Galoschen des Glücks", wenn ein junges und ein altes Mädchen im Garderobenzimmer sitzen. „Man konnte glauben, daß sie gekommen waren, ihre Herrschaft abzuholen, sah man jedoch genauer zu, so bemerkte man bald, daß sie keine gewöhnlichen Dienstmädchen sein konnten, dazu waren ihre Hände zu zart, ihre Haltung und ganze Bewegung zu königlich, und ihre Kleider von zu eigentümlichem Schnitt."

Glück und Sorge sind es, die da sitzen, mitten zwischen Mänteln, Hüten und Stöcken.

Oder er zieht durch ein hinweisendes Augenblickswort, durch einen Ausruf den Leser in Mitaktion: „Dort kommt ein Soldat die Landstraße einher marschiert, eins zwei, eins zwei." Und: „Nun merke auf. Hart am Wege lag ein Landhaus. Du hast es sicher selbst einmal gesehen." Und: „Jaja, da

Digitized by Google

liefen schnell und gewandt ein paar Eidechsen in den Spalten eines alten Baumes."

Jacobsen sagt einmal von der Unschuld einer geschiedenen Frau: „Es ist nicht jene ungemein niedliche Unschuld aus erster Hand, die gewiß ihr Ansprechendes hat, es ist im Gegenteil jene gepflegte, wohl entwickelte Unschuld, in der kein Mensch sich irren kann und die einem geradewegs ins Herz geht und einen gefangen nimmt mit all der Macht, die einmal dem Vollendeten gegeben ist."

Vielleicht kann man dasselbe von Andersens Naivetät sagen. Sie ist nicht die Naivetät erster Hand. So wie er redet, reden Erwachsene, wenn sie Kindersprache sprechen. Aber dem Kinde gefällt dieses konzentrierte Kunstbild seiner selbst. Denn es ist Utopie, zu glauben, ein Kind von heute hätte die einfachen Instinkte eines jungen Volkes. Solch ein Kind ist nicht wieder Anfang, ist Produkt all der Kulturgenerationen, die vor ihm lebten. Ihm gefällt das Uebertragene. Ihm gefällt das Ausbauen und Verherrlichen des eigenen kleinen Lebens, was ihm Andersen bietet; diese Fortsetzung seines Täglichen ins Phantastische; dieses mysteriöse Ineinanderweben von Wirklichkeit und Wunder.

Und nicht nur durch seine Technik bemüht sich Andersen, dem Kinde nahe zu sein; auch Stoff und Zeit sucht er vorsichtig ins Erreichbare zu rücken. Immer knüpft er an Bekanntes an. Georg Brandes hat darauf aufmerksam gemacht, daß keine w i l d e n Tiere bei Andersen vorkommen, immer nur Haustiere. Auch die leblosen Gegenstände, die er zu Helden seiner Märchenerzählungen wählt, sind durchaus zivilisierter Art: Koffer, Teeservice, Streichhölzer, Spielzeug, Fensterblumen oder Gartenbeete. Alles ist aus der Umgebung des Kindes genommen. Ebenso verfährt er mit der Zeit. Fast alle seine Märchen spielen in der Gegenwart. Selbst wenn es sich um historische Begebenheiten handelt, die man aus irgendwelchen Gründen nicht verpflanzen kann, versucht der Dichter sie wenigstens in Verbindung zu bringen mit dem heutigen Tage.

Charakteristisch für seine Art ist das Märchen „Hühnergrete und ihre Familie". Die eigentliche Geschichte, die erzählt werden soll, die von Marie Grubbe, hat sich unter Friedrich dem Dritten von Dänemark zugetragen. Andersen verwendet sie als breite, farbige Ahnengeschichte von Hühnergretel. Niemand als die alten Krähen wissen, daß Grete eine Ururenkelin des Geschlechts der Grubbe ist und daß hier ein stolzes Herrenschloß stand, von dem nichts mehr übrig ist, als das Häuschen, das Hühnergrete mit Hühnern und Enten bewohnt. Die Krähen erzählen. Mitten in der Schilderung aber von Marie Grubbes Heirat mit dem wilden Ulrik Frederik Gyldenlöwe, von ihrer Scheidung, neuen Heirat und Flucht, von ihrem Elend bei dem rohen Bauernsohne, den sie zu ihrem letzten Manne macht, mitten zwischen diese harten Begebenheiten hinein wiederholt der Dichter ein paarmal; „Darum vergessen wir aber Hühnergrete durchaus nicht. Sie sitzt in ihrer Hütte, sitzt fröhlich und gut in dem stattlichen Hühnerhaus."

Auch am Stoffe der Erzählung wird so lange geglättet, geweicht und gemischt, bis er seine rauhe Eigenart verliert und belehrend wird. Ein Vergleich mit Jacobsens Roman „Marie Grubbe", der denselben Stoff behandelt, macht das besonders klar. Jacobsen schwelgt förmlich im Zeitkolorit. Aus dieser Zeit heraus versteht man den Charakter der schönen übermütigen Frau, die lebt, lebt mit unbekümmerter Kraft. Wir sehen sie an König Christian ihre erste, erwartungsvolle Liebe vergeuden und das 17jährige Kind dafür eine Tracht Prügel erhalten von der strengen Base. Wir begleiten sie mit dem schönen, treulosen Sohne des Königs nach Fredriksborg, erleben üppige Feste, hören die Schmeichelreden der seidenen Kavaliere und folgen der geschiedenen Frau in den verarmten Bauernhof des Vaters, wo das „hölzerne Pferd" ungehorsame Knechte bestraft, wo Roheit und Grobheit an der Tagesordnung sind. Bis ans Ende gehen wir, in Schmutz und Elend, bis zum Leierkasten-Sören im Bajazzo-Anzuge, der in der Trunkenheit seine Frau schlägt und den sie dennoch liebt, der ins Gefängnis kommt, sodaß Marie zuletzt als dumpfes Arbeitstier ihr Leben fristet. Wir hören zum Schlusse ihre Gewißheit, daß ein bußlos stark zu Ende gelebtes Leben mit genossenen Freuden und derb erfüllten Pflichten wohl mehr Anspruch an den Himmel habe, als eines, das in der Todesstunde widerruft, demütig bereut.

Bei Andersen sind es die uralten Krähen, die als Hüter der Moral die Erzählung umflattern. Die übermütige Marie Grubbe und der Bauernsohn Sören nahmen als Kinder Krähennester aus. Sören verlor fast sein Auge dabei. Er ist gezeichnet durch die Narbe. Es geschieht Marie recht, daß sie, die den vornehmsten und galantesten Herrn des ganzen Reiches zum Ehegemahl hatte, immer mehr niederwärts ging und zuletzt den rohen Burschen mit der Krähenmarbe bekam, den gemeinen Matrosen, der ins Gefängnis kommt und sie im Elend zurückläßt. „So sonderbar hatte ihr das Leben mitgespielt." Als sie starb, kreiste eine Menge schwarzer Vögel über das Fährhaus, wo die Leiche lag. Und in Jütland, bei dem alten Herrenhofe der Grubbes, sah man eine unermeßliche Menge, die schrieen, eine lauter als die andere, von ihm, der als kleiner Knabe ihre Eier und Jungen ausnahm, von ihm, der ein Hosenband von Eisen bekam und der hochadligen Jungfrau, die als Frau des Fährmanns endigte. „Brav, brav, schrieen sie."

So ist aus Marie Grubbes Leben ein Kindermärchen geworden mit der Moral: „Seid nicht übermütig. Quält die Tiere nicht."

Andersen ist sparsam mit der Anwendung des Traurigen. Seine armen Leute haben nichts von Gorkischem Elende an sich, es ist eine saubere, liebenswürdige Armut, die nicht sehr weh zu tun scheint und die immer belohnt wird; entweder schon hier auf Erden durch einsichtige Gönner und glückliche Schickungen, oder doch wenigstens durch einen glücklichen Tod. Das Mädchen mit den Streichhölzern wird im beseligenden Traume von dem großmütterlicher Engel zu Gott genommen, der kleine Knabe im „Ehernen Schwein" stirbt, gerade da er ein großer Künstler geworden ist, ein herrliches Bild gemalt hat. Wenn auch er selber nichts mehr von seinem Ruhm weiß, der i d e a l e Lohn ist ihm doch geworden in unserem Wissen von seiner Größe.

Ganz selten entschließt sich Andersen, Untaten naiv, ohne Kommentar zu geben, wie im „Großen Klaus und kleinen Klaus", wo man das Totschlagen der Großmutter, das Ertränken des großen Klaus mit schlichter Selbstverständlichkeit hinnehmen darf. Das „Mädchen mit den roten Schuhen" dagegen empfindet es als Strafe und zugleich Belohnung, daß man ihr die Füße mit den sündhaften Tanzschuhen abhackt. Mit ihren Krücken erwirbt sie die ewige Seligkeit. Und das wilde Räubermädchen in der „Schneekönigin", das ihr Rentier mit dem scharfen Messer kitzelt und ihre Mutter ins Ohr beißt, ist im Grunde ein edles kleines Ding und gutmütig.

All das Ueberzarte aber und Zaghafte, alles Verdünnen, Mildern und Beschönen in Andersens Märchendichtung bekommt unvergänglichen Glanz durch das warme, lebendige Herzenslicht, das hindurchschimmert. Seine Phantasie ist gesund. Nichts Schwüles schleicht sich ein, nichts Unorganisches. Arabesken am wirklichen Leben sind es, die vor uns aufsprießen, an ihren krausen Ranken duften Blumen, leise Winde bewegen ihr Gelock; immer aber bleiben sie sicher und fest an den Stielen, von denen sie ausgehen und Nahrung saugen.

Keiner hat wie Andersen die Gabe der goldenen Berührung empfangen, die alles kostbar macht, was er anrührt. Das kleinste Stäubchen versteht er zu beseelen. Und es ist niemals Erfundenes, was er berichtet. Jedes Ding und Wesen, das er anschaut, beginnt ihm seine Geschichte zu erzählen. Treulich berichtet dann der Dichter weiter. Genau von der Anschauung aus, in der Dinge und Wesen zu ihm gesprochen haben und die vor ihm noch kein Mensch so überzeugend zu Worte gebracht hat. Hierin ist er ein Einziger, ein Genialer. Freilich hilft ihm dabei die dänische Sprache, die in ihrer einfachen Konstruktion schon an sich etwas Märchenartiges hat. Mit einem beständigen Lächeln der Erinnerung geht man da oben in Dänemark umher und glaubt, jedermann rede aus Andersens Erzählungen.

Auch sonst versteht man Andersen am besten aus seiner Heimat heraus. Diese weiche Landschaft paßt zum Charakter des Dichters. Stille, blanke Seen mit buschigen Ufern; niedere, langgestreckte Landhäuser zwischen Obstbäumen; duftende Klee-

Digitized by Google

selder. Man sehnt sich nach Felsenhärte zwischen den sanften, grünen Hügeln.

In Fühnens kleiner Hauptstadt Odensee wurde er geboren. Nur ganz wenige der alten charakteristischen Herrenhäuser stehen noch mit ihren dicken Mauern, Basreliefs über den Fenstern und schwerem Kupferdach; aber Treppen und Beischläge, die ehemals die Straße beengten, fehlen heute. Als ich nach Odensee kam, war gerade Jahrmarkt. Auch da begleitete mich Andersen; denn es war genau, wie er es in seinem Roman O. T. beschreibt: Bretterbuden mit grellen Gemälden, eine Kunstreiterin, die mit der Peitsche knallt, Taschenspieler, Schaukeln, Papageien auf ihren Stangen, Waffelbuden und große Zelte, in denen man Erdbeeren mit Sahnenmilch erhält. Anstelle des Bergwerks war die singende Bogenlampe zu sehen, und statt des Affentheaters spielte man den Belgrader Königsmord.

Auch in mein „Grand Hotel" folgte mir die Erinnerung an Andersen. Denn da ist auf der runden, fensterlosen Gartenmauer ein Strandgang gemalt mit weißgekleideten Frauen, die zwischen natürlichen Lampen spazieren gehen, genau so wie in „Nur ein Geiger" die gemalten Wächter auf dem Faarborger Turme ihren gemalten Wandelgang entlanggehen und zuschauen, wie Christians Eltern sich zum erstenmal küssen.

Und dann ließ ich mir des Dichters Geburtshaus zeigen. Ein kleines, sauber geweißtes Gebäude unter braunem Ziegeldache; nur Parterre und erstes Stockwerk. Ein Möbelhändler wohnt jetzt dort. Vier Fenster breit, unten statt der beiden Fenster Tür- und Ladenglasscheiben. Die schwarze, kleine Tafel zwischen den niederen Etagen erzählt, daß hier Hans Christian Andersen am 2. April des Jahres 1805 geboren wurde. Er selbst berichtet, daß sein Vater Schuhmacher war und dort mit zweiundzwanzig Jahren seinen jungen Hausstand gründete. Das Ehebett zeigte Reste schwarzer Tuchbekleidung, denn es war aus den Brettern einer gräflichen Trauerbahre zusammengezimmert worden. Dort lag der Kleine und schrie. Viele Tage lang. Sein Vater saß daneben und las laut im Holberg.

Er scheint ein merkwürdiger Mann gewesen zu sein. Aus guter, aber verarmter Familie stammend, hatte er schweren Herzens sein Handwerk ergriffen. Wenn ein Lateinschüler mit seinem Bücherpack in die Werkstatt trat, um sich Stiefel zu bestellen, stiegen dem Schuhmacher Tränen in die Augen. Sein Sohn nennt ihn „eine echt poetische Natur", aber er war weit Kräftigeres. Eines Tages erschreckt er seine Frau damit, daß er die Bibel fortlegt und still vor sich hinsagt: „Christus ist ein Mensch gewesen wie wir. Aber ein ungewöhnlicher Mensch." Und ein andermal: „Es gibt keinen andern Teufel als den wir in unserem Herzen haben."

Zu so selbsterkämpften Gewißheiten hat es der Sohn niemals gebracht. Wie wechselvoll auch sein Leben wurde, nie hat er den Kinderglauben seiner Schulzeit verloren, der jedes Erlebnis Prüfung oder Lohn benennt. „Ein Märchen reich und glücklich" betitelt er sein Leben, da er es in seinem dreiundvierzigsten Jahre vom stillen Hafen aus betrachtet, und er ist niemals müde geworden, es in Romanen und Märchen zu schildern. Bald in durchsichtigster Verhüllung, wie in „Nur ein Geiger", bald als Allegorie, wie im „Häßlichen jungen Entlein" und im „Glückspeter". Ueberall ist es ein armer Verachteter von niederer Herkunft, der plötzlich in Sonne kommt, seine Schwingen entfaltet und zum Schwane wird. Eine Biographie „ohne Dichtung" gibt Andersen im „Märchen meines Lebens". Dort erzählt er seine ersten Eindrücke: der Fenstergarten mit Schnittlauch und Portulak, den seine Mutter zog, das Spital mit dem geisteskranken, singenden Mädchen, des Vaters Abschied, als er in den Krieg zog, dessen Wanderlust, sein Tod, der Mutter zweite Heirat und Hans Christians dunkle Sehnsucht, berühmt zu werden". Alles das findet sich in „Nur ein Geiger" noch einmal erzählt. Die kluge Frau vom Hospital weissagt aus Karten und Kaffeesatz dem Vierzehnjährigen, er werde ein großer Mann werden, und ihm zu Ehren würde man einmal Odensee illuminieren. Daraufhin erhält er Erlaubnis, nach Kopenhagen zu reisen. Sein Sinn steht nach dem Theater, wie er es im Sommer in Odensee gastieren sah. An die Solotänzerin bekommt er eine Empfehlung, die ihm nichts nützt, seine hübsche Stimme wirbt ihm Gönner, bis der Uebergang vom Sopran zur Männerstimme ihm auch diesen Unterschlupf raubt. Aber immer wieder tauchen neue Gönner auf. Das Gedächtnis des Erzählers hat jedes freundliche, ermunternde Wort aufbewahrt, das ihm half; jedes Lob, das ihn anspornte. Das Theater, dieser gefährliche Magnetberg, zog ihn mächtig an. Zuerst ging sein Ehrgeiz auf Schauspielerlorbeer und Schauspielerverdienst aus, dann schrieb er Dramen, die aber wegen ihres unorthographischen Aeußeren nicht einmal gelesen wurden. Schließlich fand er wieder Mäzene, die ihm die Möglichkeit verschafften, eine gelehrte Schule zu besuchen. Schwere, mißmutige Tage kommen über ihn, in denen er — wahrscheinlich als Gegengift — ironische Spottgedichte schreibt, oder ernst gemeinte Gedichte durch spottende Ueberschriften, die er hinzufügt, parodiert. Noch als Student gab er sich diesem spielerischen, satirischen Triebe hin, der uns heute an ihm fremd anmutet. Er schrieb sein buntes Quodlibet „Die Reise nach Amack" und hatte unerwartetes Glück damit: das Buch erlebte drei Auflagen. Ein Jahr später machte er sein philologisches und philosophisches Examen und gab seine erste Gedichtsammlung heraus.

Das war eine Zeit vollkommenster Glückseligkeit für Andersen. Wir können Andersens Poesie, die wir in der Uebertragung kennen lernen, schwer beurteilen. Die bei uns bekanntesten Gedichte sind „Es geht bei gedämpfter Trommel Klang" und „Im Städtchen gibt es des Jubels viel" in Chamissos Uebersetzung. Von fast Hebbelscher Kraft ist das Gedicht von der jütländischen Heide „Der Knabe und seine Mutter". Der Knabe träumt von seinem toten Vater. Er sieht ihn als einen König, der zwischen Bergen in der Luft schwebt, eine dicke Kette um den Hals. Die Mutter antwortet:

„Schweig' still mit deinen Tränen, was solch ein Narr sich denkt!
Dein Vater ward in Ungarn, woher du kommst, gehenkt.
Stolz war er wie ein König, selbst unterm Galgenpfahl.
Jetzt ward er wohl schon lange der schwarzen Raben Mahl.
Du lagst an meinem Herzen, als ich dem Loch entfloh,
Was wirst du blaß? Nun, Junge, komm doch, was grenst du so?"

Vom Jahre 1829 ab reist Andersen. Erst im eigenen Lande und in Norddeutschland, dann mit einem königlichen Reisestipendium nach Paris, Italien, später nach Spanien und Afrika. Er hat seine Reisen in mehreren dicken, nicht sonderlich interessanten Büchern beschrieben. Der Süden ist ihm von jeher das Land der Sehnsucht gewesen. Drei Jahre war er alt, als in Dänemark einmal spanische Soldaten lagen. Einer der braunen Leute drückte ihm ein Madonnenbildchen an die Lippen. Vielleicht hat Andersens Erinnerung dieser Szene etwas Symbolisches gegeben und ihr Einfluß eingeräumt auf seine spätere Entwicklung, wie er all seinen Erlebnissen symbolische Bedeutung zu geben liebte. Jedenfalls spürt man einen deutlichen Hang zum malerischen Gebaren des Katholizismus bei ihm, der seiner eigentlichen, protestantisch gewissenhaften, vielleicht sogar im Innersten etwas hausbackenen Natur widerspricht. Vielleicht trug er auch nur dem romantischen Zuge der Zeit Rechnung. Im übrigen aber ist er weniger Romantiker als Poet schlechthin. Nicht wie Tieck und Novalis bevorzugt er das Mittelalter. Jede Zeit wird ihm zu dem gleichen zeitlosen Reiche, in dem seine Träume wandeln gehen. Im Grunde erlebt er doch nur überall und immer sich selbst. Von Paris, dieser Stadt des Lebens, sagt er: „Ich behielt keinen lebendigen Eindruck des Wahrgenommenen, dachte an Agnete und den Meermann." In Spanien, bei einer verheerenden Ueberschwemmung, denkt er an den Wassersturz des Märchens „Undine". Der Gedanke an Valencia ist ihm Webersche Musik. Er macht Verse, die nichts widerspiegeln von aller Fröhlichkeit ringsum; auch nicht als Gegensatz etwa zu seiner eigenen Stimmung benutzt. Immer muß er sich die Natur erst zur Kunst machen, um sie zu würdigen. Wenn er eine Gruppe sieht: Mädchen, ein häßlicher, fetter Alter und Kinder, meint er: „Das Bild war in einem Augenblick fertig." In bezug auf Murillo macht er eine Bemerkung, die uns das Ziel seiner eigenen Dichtung ausspricht. „Murillo," sagt er, „gibt uns die Wirklichkeit in ihrer schönsten Offenbarung."

Digitized by Google

In der Heimat hatte man indessen begonnen, den aufkeimenden Ruhm des jungen Schriftstellers anzunagen. Henrik Herz' „Gespensterbriefe", die eine Art Zensurenbuch für Dänemarks Dichter bilden, gaben Andersen das Prädikat „schwach", „Betragen voll Eitelkeit". Immer wieder mußte er diesen letzten Vorwurf hören. Sein ganzes Leben hindurch. Und er kränkte ihn schmerzlich. Seine ganze Biographie ist eine Verteidigung gegen diese Beschuldigung. In der Tat ist das, was seine Tadler Eitelkeit nannten, nur das wohlbegreifliche, frohe Erstaunen des Emporgestiegenen über sich selbst und über den Weg, den er wandert. So deutlich dieses frohe Staunen aus allen seinen Schriften hervorsticht, immer ist es redlich gemischt mit einer manchmal fast demütigen Dankbarkeit gegen seine Helfer und seine Lober.

Die Frucht seiner ersten italienischen Reise war der „Improvisator". Mit ihm hat Andersen sich zuerst Deutschland erobert, das er später seine zweite Heimat nennt. Im „Improvisator" zeigt sich noch stark die Neigung, realistisch geschaute Dinge zu poetisieren. Diese italienischen Bettler, diese Campagna-Hirten benehmen sich genau so sentimental wie die Hirten und Bettler auf den Robertschen Bildern, die damals berühmt waren. Daneben wieder stehen unvermittelt Züge feinster Wirklichkeitsbeobachtung, Betrachtungen von ganz subjektiver Färbung. Ueberdies liegt in der Schönheit, die über dem ganzen Buche verschwenderisch ausgegossen ist, ein unwiderstehlicher Ton von Wahrhaftigkeit und Kraft. Nicht uns malt der Dichter die Dinge unwirklich und märchenhaft, er selber sieht sie so, hat sie so erlebt. Und das eben gibt seinem „Improvisator" das Einheitliche, überzeugend Wahre.

Diesem ersten Roman folgten bald „O. T." und „Nur ein Geiger". Alle drei Werke haben den Triumphgang eines armen Knaben von niedriger Herkunft zum Inhalt. In „O. T." handelt es sich um ein uneheliches Kind, dem als Merkmal seiner Herkunft aus dem Odenseer Zuchthause die beiden Buchstaben in den Arm gebrannt sind. Hier ist Andersen auf Kindheitsboden, in Heimatland. Seine Schilderungen der Fühnischen Natur, der dänischen Sitten atmen vollste Frische und Natürlichkeit. Nur hier und da noch borgt er sich einige romantische Requisiten zum Ausputz: der überall gespenstisch auftauchende und mahnende deutsche Heinrich, das beständige Sichwiederfinden aller Personen, die zum Roman gehören. Die Erzählungsart ist sorglos. Sie wechselt zwischen anschaulichen Szenen, die uns ganz in die Illusion bringen, und retardierenden Betrachtungen. Allzu oft redet Andersen sich selber hinein in seine Schilderungen, zeigt er das Gerüst der Dichtung auf: „Wir begleiten die Freunde nicht, sondern bleiben zurück." „Hier wollen wir auch schlafen und erst aufwachen, wenn —." Wo er Spannung erwecken will, Erklärungen noch hinauszögern, bricht er einfach in der Erzählung ab und macht Gedankenstriche. Einmal geht er plötzlich einundzwanzig Jahre zurück, um uns über die Ereignisse vor der Geburt seines Helden aufzuklären.

Im Vollbesitz seiner künstlerischen Eigenschaften zeigt er sich in „Nur ein Geiger". Da ist von Anfang an Leben und Wahrheit. Die Handlung geht trotz scheinbarer Abschweifungen vorwärts, wird von verschiedenen Seiten aus immer wieder gefördert. Andersens ganze Kindheit ist in diesem Buch geschildert, all seine Kämpfe und Leiden, alle seine Seligkeiten. In den früheren Romanen hatte er die Charaktere gleich anfangs ein für allemal geschildert, so wie sie unveränderlich im ganzen Buche blieben. In dem Judenmädchen Naomi, der Jugendgespielin des kleinen Christian, bekommen wir zum erstenmal eine Entwicklung. Von wundersam echter Kindlichkeit ist hier die Schilderung wie Christian und Naomi zusammenspielen. Man kann ihr nur Kellers Kinderspiel in „Romeo und Julia auf dem Lande" zur Seite stellen. Die Kinder spielen Verkaufen, mit Blumen und einer Wage von Grashalmen. „Du sollst kaufen," sagt Naomi, „aber Du mußt mir etwas geben. Ich werde Deinen Mund nehmen, Du sollst mir Deine Augen geben." Und sie machte mit der Hand eine Bewegung, als wenn sie sie wirklich nähme. Hier ist das Symbolische, das den Inhalt der Geschichte vordeuten soll, durchaus erdengegründet und wirkt deshalb nicht aufdringlich.

In diesem Buch kommt zum erstenmal der feine, herzliche Humor Andersens recht zur Geltung, der später seine Märchen vergoldet. „Gott," seufzt eine seekranke Gouvernante, „ich, die ich das Meer so liebe, wenn ich auf dem Lande bin!" Der Anblick der Insel Möen veranlaßt die Dame zu einem Gedichte „Die Insel Möen bei Mondenschein", „das sie aber erst schrieb, als sie vierzehn Tage in Kopenhagen war und die Kreidefelsen in Molbechs Jugendwanderungen studiert hatte, wo sie in übernatürlicher Größe sich präsentieren" Was er hiermit verspottet, sind recht eigentlich die Romantiker, so wie sie Brandes in seinen „Hauptströmungen der Romantik" schildert; Menschen, die erst fern von der Natur sie zu genießen beginnen.

Eine Prachtgestalt ist der dämonische, wilde Pate Christians, der Norweger, von dem die Leute sagen, der Neck hätte ihn geigen gelehrt; er, der die Geschichte vom Tugendmenschen erzählt: „Das unschuldige weiß und rote Kind, das in der Wiege lag, hat von der Milch der schwarzen Ziege des Satans getrunken, und da kam die Wildheit in sein Blut, obgleich er das Aeußere der Tugend hatte." Immer weiter erzählt er. Seine eigene Geschichte. Der Knabe schläft ein dabei, der Pate aber geht hin und erhängt sich am nächsten Baume. — Andersen hat später noch zwei Romane geschrieben, die sein altes Thema behandeln, „Die beiden Baronessen" und „Sein oder nicht sein". Auch sie enthalten vieles, das sich uns als wahr und poetisch einprägt, aber die Höhe von „Nur ein Geiger" erreichen sie nicht wieder.

Schon bald nach dem „Improvisator" gab er sein erstes Heft Märchen heraus, meist Sagen, die er als Kind gehört hatte, für die er aber gleich schon jetzt die ihm eigentümliche Sprache und Erzählungsweise fand. Die Kritik in Dänemark nannte es kindisch, dergleichen zu veröffentlichen, wenn man doch imstande sei, Romane zu verfassen, und riet dringend, wenigstens sich lieber an französische Vorbilder zu halten. Erst die späteren Hefte, in denen er eigene Dichtungen brachte, namentlich „Die kleine Seejungfrau", fanden Gnade, schließlich sogar Enthusiasmus. Deutschland war darin vorausgegangen.

Umgekehrt war es mit den Dramen, die in Dänemark zum Teil aufgeführt wurden und die bei uns nicht einmal ein Lesepublikum fanden, obgleich sie wie die anderen Werke übersetzt wurden und in der Gesamtausgabe von 23 Bänden miterschienen, die Andersen selbst besorgte.

Durch Andersens ganzes Leben zieht sich diese Sehnsucht nach dem Theater, das Beglücktsein über jeden kleinsten und privatesten Erfolg in dieser Hinsicht hindurch. Seine Biographie erzählt am ausführlichsten hiervon. Die ersten Dramen sind aus äußerlichen Gründen entstanden, Versuche seiner frühsten Jugend, rein zum Broterwerb. Sie erfüllten ihren Zweck nicht. Opernterte, Bearbeitungen mußten herhalten, Vaudevilles fanden flüchtigen Eintagsbeifall. Einmal schrieb er ein Singspiel zu einer Dekoration für ein durchgefallenes Stück. „Der Mulatte" kam auf die Bühne, hatte kurze Zeit Erfolg und wurde dann ebenfalls verworfen. Ebenso ging es dem „Maurenmädchen". In seinem Märchen „Der Glückspeter" verrät uns Andersen, der damals in allen Erdteilen als Märchendichter gefeiert, bewundert und geliebt war, wie tief ihm die Sehnsucht nach dramatischem Ruhme im Blute lebte. Glückspeter hat eine Oper geschrieben, Text und Musik. Er selber singt darin die Hauptpartie. Singt, wird mit Beifall und Blumen überschüttet, ein Lorbeerkranz, von geliebter Hand gesandt, berührt seine Brust, und der Sänger, von Bewegung überwältigt, fällt tot zu Boden. Er war ein Glückspeter!

Andersen ist ein so konzentriertes Glück nicht geworden. Seinen siebzigsten Geburtstag hat er in immer noch frischem Ruhme gefeiert; das Gebet aber, das er in seinem sechzehnten Jahre auf der Kopenhagener Bühne aussprach, hat keine Kraft gehabt. Es war am Neujahrstage. Das arme Kind hatte den Glauben, die Erlebnisse des Neujahrstages seien bindend für das ganze folgende Jahr. Zitternd schlich er sich an dem halb blinden Portier vorbei, zwischen Kulissen und Vorhänge hinein und betete auf der dunklen Bühne sein Vaterunser, in der festen Hoffnung, daß er nun im Laufe des Jahres von

Digitized by Google

hier aus reden würde. Diese Hoffnung hat sich weder für das betreffende Jahr noch für später erfüllt.

Und Frauenliebe? Wir wissen nicht, ob sie eine große Rolle spielte in seinem Leben. Wenn er von Frauen redet — und er redet viel von ihnen — so ist es immer wie von außen gesehen, als poetische Erscheinung, edle, begabte Wesen. Nur die Elisabeth in den „Beiden Baronessen" macht eine Ausnahme. Sie, in der der Dichter sich selbst in weiblichem Gewande darstellt. Einmal, ganz flüchtig berichtet er von einer frühen Enttäuschung. Seine Romane und Gedichte sind nicht sehr beredt. Was sie aussagen, klingt allgemein und unpersönlich. Das Erotische spielte nur im Gewande der Poesie eine Rolle bei ihm, wie es scheint.

Andersens Porträt aus seinem 43. Jahre zeigt ein länglich ovales, mildes Gesicht, mit vollem, aber sanftem Munde, langem, schlicht gescheiteltem Haar und breitlidrigen Augen, die wie halbgeschlossen scheinen. Schon als Kind schloß er gern die Augen, und er erzählt, daß man deshalb um seine Sehkraft bangte, obgleich er ausgezeichnet scharf sah. Damals schon wendete er wohl am liebsten seinen Blick in sich selber hinein, wo mehr blühte und sang, als ihm die Außenwelt zutragen konnte. Und heute, an seinem hundertjährigen Geburtstage, sind wir ihm dankbar für alles, was er da drinnen sah und erlauschte.

Anselm Heine.

Zusammenschluß der Liberalen! Von Landgerichtsrat W. Kulemann. Verlag von O. V. Böhmert, Dresden, 93 S. 70 Pf.

Der bekannte Sozialpolitiker, der politisch zur nationalliberalen Partei gehört, erhebt in dieser Broschüre seine einflußreiche Stimme zugunsten eines Zusammenschlusses der Liberalen aller Schattierungen, nicht in einer einzigen großen Partei, sondern in einem großen, einigen Arbeitsverband. Daß nun eine solche Stimme, zumal wenn sie aus nationalliberalem Lager kommt, mit besonderer Genugtuung begrüßen, bedarf bei unserer oft dokumentierten Stellung zur Einigungsidee keiner besonderen Betonung. Wir freuen uns ganz besonders, daß die Schrift Kulemanns äußerst wertvolle und brauchbare Vorschläge zu praktischer Zusammenarbeit namhaft macht. Daß sie nicht sämtlich bei allen liberalen Gruppen Zustimmung finden werden, ist selbstverständlich und wird Kulemann selbst am wenigsten überraschen. Eine Einigung zu gemeinsamer Arbeit ist eben nur auf dem Wege des Kompromisses durchführbar. Für ein solches sind aber die Vorschläge Kulemanns höchst beachtlich. Besonders wertvoll ist die Zugabe zur Broschüre, der Anhang von Resolutionen und Parteiprogrammen aus der Geschichte des Liberalismus. Ihre Kenntnis ist für jeden unentbehrlich der über den Einigungsgedanken und über den Liberalismus überhaupt mitreden will. Selbst wer den Ausführungen von Kulemann nicht überall zustimmen sollte, wird um dieses historischen Anhanges willen die Broschüre zu den wertvollen Bestandteilen seiner politischen Bibliothek rechnen.

Kurt Breysig: Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte. Berlin 1905, Bondi.

Das Problem der Gesetzmäßigkeit in der Weltgeschichte gehört gerade jetzt wieder zu den am heißesten umstrittenen Fragen der Theorie. Einer der eifrigsten Verfechter des Gedankens, daß auch die Geschichtsforschung bei der bloßen „Beschreibung" der Tatsachen nicht stehen bleiben dürfe, hat nun mit kühnem Entschluß der Diskussion dadurch ein Ende zu machen gesucht, daß er die Gesetze selbst „auf den Tisch des Hauses" legt. Aus der Vergleichung insbesondere der politischen, nächstdem aber namentlich auch der religiösen und wirtschaftlichen Entwicklung bei vielerlei Völkern, zieht er 24 Erfahrungssätze über die ständige Verknüpfung zweier historischer Zustände und sucht ihre wirkliche Gleichartigkeit mit den sogenannten „Naturgesetzen" zu erweisen.

Sicherlich ist schon dieser Versuch an sich mit lebhaftem Dank zu begrüßen. Daß nur durch systematische Vergleichung der geschichtlichen Stufenfolge eine wirkliche Erkenntnis in diesen Fragen möglich ist, habe ich vor wenigen Jahren (in der Zeitschrift für Kulturgeschichte 9, 11) nachdrücklich betont, ohne damals zu hoffen, daß ein einzelner so rasch und kühn sich an die Aufgabe heranwagen würde. — Aber auch darüber habe ich keine Sorgen, ob die hier formulierten Gesetze an sich Bestand haben werden. Breysig gibt sie selbst als Versuch; gewiß ist oft das Material nicht breit genug, öfters die Formulierung zu beanstanden. Manchmal wird auch eine Art Tautologie vorliegen: was etwa der Verfasser als „Kaiserherrschaft" bezeichnet, schließt den wirtschaftlichen Aufschwung wohl eher in sich, als es ihn vorbereitet.

Aber dem Hohn jener historischen Naturalisten, die von der Geschichtsschreibung nichts weiter fordern als verkleinerte „Doubletten" der Wirklichkeit, ist wohl schon durch dies wissenschaftliche Experiment ein Ziel gesetzt. Denn Breysigs „Gesetze" unterscheiden sich allerdings von dem, was sonst als „historisches Gesetz" proklamiert wurde, sowohl durch ihre empirische Grundlage wie durch ihre spezifisch geschichtliche Formulierung. Und wie jeder ernsthafte Historiker eine Tendenz auf Hervorhebung typischer Vorgänge gezeigt hat — keiner stärker als Leopold v. Ranke —, so wird auch die Geschichtschreibung selbst es sich nicht nehmen lassen, diesem dunkeln Drange zu folgen.

Richard M. Meyer.

Dr. Alfred Jeremias, Babylonisches im Neuen Testament. Hinrichs, Leipzig 1905. 132 S. 3 M.

Die Leser der „Nation", die von der Anzeige des Buches „Das Alte Testament im Lichte des Alten Orients" an dieser Stelle Notiz genommen haben, möchte ich hiermit auf ein neues Buch desselben Verfassers hinweisen. Die Bemerkung über die fehlenden religionsgeschichtlichen Parallelen aus dem Neuen Testamente hätte ich damals zurückgehalten, wenn ich gewußt hätte daß der Verfasser nach so kurzer Zeit diesem Gegenstande ein eigenes Buch widmet. Es ist voller Hypothesen, wie alle Bücher auf dem jugendlichen babylonischen Wissenschaftsgebiete, aber die Position ist nun gesichert: auch das Neue Testament hat teil an der Formensprache des vorkopernikanischen, das heißt altorientalisch-astralen Weltbildes. Das wird an ganzen Gedankengruppen wie vielen Einzelheiten nachgewiesen, man beachte die Kapitelüberschriften: Der Kalendermythus vom sterbenden und siegreichen Jahresgotte a) in der Bildersprache der Apokalypse Johannis, b) in der Verspottung des leidenden Jesus, c) in der Gleichnisrede vom sterbenden Saatkorn; die drei und sieben Himmel; die 12 Apostel und der Tierkreis; Orientalische Glossen zu einzelnen Stellen des Neuen Testaments.

Wenn übrigens die kirchliche Theologie durch den religionsgeschichtlichen Zusammenhang zwischen der Jungfrau-Mutter im 1. und 3. Evangelium und der heiligen Jungfrau des Mythus vom siegreichen Jahrgott daran erinnert wird, daß es sich bei der „Geburt aus der Jungfrau" nicht um *physiologische* Erörterungen, sondern um die *religiöse* Frage handelt (S. 48), — so dürfte sie sich mit gerade demselben Rechte daran erinnern lassen, daß es sich auch bei den übrigen „Wundern", wie Totenerweckungen und Auferstehungen, nicht um physiologische (*oder historische*) Erörterungen handelt, sondern eben um die religiöse Frage.

Die beiden bahnbrechenden Bücher des Verfassers gehören zusammen, und vielleicht kommt das später auch äußerlich zum Ausdruck, damit die jetzt nötigen, aber störenden Rückverweisungen verschwinden.

Nicht zum wenigsten trägt das Buch dazu bei, die unbedingte Zusammengehörigkeit von Altem und Neuem Testament zu erweisen und beide dem modernen Fühlen und Denken ferner zu rücken, dadurch aber das sachliche Verständnis zu vertiefen und es in einzelnen Fällen erst möglich zu machen.

Leipzig. Fr. Israel.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 28. Berlin, den 8. April 1905. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

An demselben Tage, da in Neapel Kaiser Wilhelm und König Viktor Emanuel auffallend warme Freundschaftsversicherungen austauschten, begrüßte in Paris Präsident Loubet den durchreisenden König Eduard von England. Der Umstand, daß Delcassé der flüchtigen Begegnung fernblieb, drückt sie auf den Charakter einer Demonstration ohne festumschriebenen Inhalt herab.

Der Abschluß der preußischen Kanalkampagne durch das Votum des Herrenhauses wäre selbst in politisch interessierten Kreisen kaum noch sonderlich beachtet worden, wenn nicht ein kaiserliches Telegramm aus Gibraltar dem Minister v. Budde die höchste preußische Ordensauszeichnung, den Schwarzen Adlerorden, als Lohn für seine „erfolgreiche" Kanalpolitik gebracht hätte. Selbst in der wechselreichen preußisch-deutschen Politik hat es selten eine Aktion gegeben, bei der Anfang und Ende, Erwartung und Erfüllung, Wollen und Können so stark kontrastierten wie hier. Von jenem Kaisertelegramm des Sommers 1899, das von dem „unbeugsamen Willen, den einmal als richtig erkannten Weg allem Widerstand zum Trotz unbeirrt weiterzugehen" sprach, und von der gleichzeitigen Dortmunder Trutzrede über „den großen Mittellandkanal, den zu bauen und zur Durchführung zu bringen meine Regierung und ich fest und unerschütterlich entschlossen sind", bis zur Bewilligung des Kanalstummels mit den verfassungswidrigen Schiffahrtsabgaben und den beinah unmöglichen Provinziallasten: welch ein langer und dornenvoller Weg fortgesetzter Enttäuschungen und Demütigungen für die Regierung! Und welch ein Triumph der preußischen Junkermacht! Sie hat die Handelsverträge durchgesetzt, die sie wünschte, und sie hat dennoch den „großen Mittellandkanal" verweigert. Wie während der jahrelangen Dauer ihrer Kanalobstruktion häuft die „Deutsche Tageszeitung" auch jetzt, am Schluß der Kampagne, noch Spott und Hohn auf die Regierung, indem sie fragt: „Ist mit dem Herrenhausbeschluß endgültig entschieden, daß der Kanal gebaut wird? Werden wir noch, oder erst unsere Kinder den ersten staatlich geschleppten Kahn in dem Hafen von Hannover landen sehen?" Dieser junkerliche Siegerübermut wird durch die Dekorierung des Kanalministers mit dem höchsten Orden, den Wilhelm II. zu vergeben hat, nicht gedämpft, sondern gesteigert. Wenn schon solche höchst zweifelhaften Erfolge so überschwenglich gefeiert werden, wie hoch muß dann die Macht der preußischen Junker gegenwärtig im Kurse stehen!

Die Nachrufe, die dem ersten preußischen Bergarbeiterkongreß in den Zeitungen gewidmet worden sind, und die Verhandlungen der Kommission des preußischen Abgeordnetenhauses zur Vorberatung der Berggesetznovelle haben das Thema Bergarbeiterschutz auch in der verflossenen Woche im Vordergrund gehalten. Die interessierte konservative und nationalliberale Presse sucht, weil die Haltung der sozialdemokratischen Bergarbeitervertreter auf dem Kongreß unangreifbar war, die mitbeteiligten christlichen und Hirsch-Dunckerschen Delegierten nachträglich noch vor dem roten Gespenst gruselig zu machen durch Variation des bekannten Faustwortes: „Es tut mir in der Seele weh, daß ich dich in der Gesellschaft seh." Auffallend ist der freundliche Epilog der offiziösen „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", der die Kongreßtagung zu einer Bekräftigung der Regierungspolitik ausnutzt und im Zurücktreten der Sozialdemokratie auf dem Kongreß den Beweis für die Richtigkeit der allerneuesten sozialpolitischen Erkenntnis Bülows erbracht sieht, daß man durch soziale Energie die Sozialdemokratie am wirksamsten bekämpfen könne. — Die Verhandlungen in der Kommission des preußischen Abgeordnetenhauses haben, wie nicht anders zu erwarten war, eine Reihe wesentlicher Verschlechterungen des Regierungsentwurfs gezeitigt. Daß die obligatorische Einführung von Arbeiterausschüssen und der sanitäre Arbeitstag abgelehnt wurden, ist besonders bedauerlich. Trotzdem braucht die Hoffnung auf eine einigermaßen befriedigende Verabschiedung der Vorlage im Plenum noch nicht ganz aufgegeben zu werden. Die Kommission war von seiten der konservativen, freikonservativen und nationalliberalen Partei fast ausschließlich durch Gegner der Novelle beschickt worden, während im Plenum dieser Parteien zweifellos auch Befürworter der Regierungsvorlage sitzen. Wenn also die Regierung bei den weiteren Verhandlungen nur ihre seitherige Festigkeit beibehält, braucht ihr um den Ausgang nicht gerade bange zu sein.

Wie zerrüttend eine wesentliche Verschlechterung der Novelle oder gar ihre Ablehnung auf das Vertrauen der Arbeiterschaft zur Regierung wirken würde, dafür sind die leidenschaftlichen Kommentare der sozialdemokratischen Presse zu den Kommissionsverhandlungen überaus charakteristisch. In der rheinisch-westfälischen Bergarbeiterschaft ist aber noch ein Fonds von Vertrauen und Patriotismus zu verlieren. Das hat in einem vielzitierten Aufsatz eben erst ein so scharfer Beobachter wie Generalfeldmarschall Graf Haeseler festgestellt:

„Die Bevölkerung des Ruhrgebiets steht mir besonders nahe, denn aus ihr rekrutiert sich größtenteils das 16. Armeekorps. An Umsturz denken diese Leute nicht. Sie sind durch und durch königstreu. Das ist kein blindes Vertrauen, sondern meine durch langjährige Beobachtung erworbene feste Ueberzeugung. Die Gedienten des Ruhrgebiets sind tüchtige, ehrliebende Soldaten. Wir können uns im Kriegsfall fest auf sie verlassen. Im vorigen Sommer hatte der Verein der 15(er in Witten an der Ruhr mich zu seiner Fahnenweihe eingeladen, die mit einem „Korpsappell" verbunden war. Etwa 10000 Gediente des 16. Armeekorps standen in Parade unter Leitung eines ihrer Genossen. Die Haltung war musterhaft; alle waren Soldaten geblieben; ich schied mit dem Gefühle: „Lieb Vaterland magst ruhig sein!"

Die ungarische Krisis ist auch in der letzten Woche einer Klärung nicht nähergerückt. Der König hat Budapest verlassen, der Reichstag ist wieder auf einige Tage zusammengetreten, um neben der Erledigung der notwendigen Formalitäten über die zwei Anträge der koalierten Opposition auf Absendung einer Adresse an den König und Annullierung aller ungesetzlichen Vorgänge vom 18. November zu beschließen. Die Opposition bleibt einig und fest, die Dauer der Krisis noch immer unabsehbar.

In Italien hat sich das Kabinett Fortis-Tittoni der Kammer mit einer feierlichen Erklärung des Ministerpräsidenten vorgestellt, die im allgemeinen nur auf eine Paraphrase des Giolittischen Programms hinauslief und ausdrücklich versicherte, daß keine neue politische Richtung eingeschlagen werden solle. In der Eisenbahnfrage wurde ein Gesetzentwurf angekündigt, der von dem jetzt vorliegenden nur in einigen „der Abänderung bedürftigen" Punkten abweichen soll. Man wird bei dieser, wie bei allen übrigen Versicherungen Fortis' abwarten müssen, ob die Taten ihnen entsprechen werden. Aus der Debatte über das Regierungsprogramm verdient die Erklärung des Sozialisten Bissolati hervorgehoben zu werden, daß auch seine Partei national sei und die geforderten Ausgaben für die Landesverteidigung bewilligen werde, wenn deren Notwendigkeit nachgewiesen sei. Die deutsche Sozialdemokratie hat bekanntlich bis jetzt nur den ersten Teil dieser Erklärung, während der zweite Teil bei ihr leider immer noch lautet: Keinen Mann und keinen Groschen!

Daß sich trotz der fortgesetzten Niederlagen Rußlands die englischen Aspirationen in Asien nicht immer leicht durchsetzen lassen, zeigt der Ausgang der englischen Expedition nach Afghanistan. Die weitgehenden Pläne über englische Bahnbauten auf afghanischem Gebiete und englische Ausbildung afghanischer Soldaten sind am hartnäckigen Widerspruch des Emir und seiner Berater gescheitert. Die Verlängerung des mit dem verstorbenen Emir abgeschlossenen Subventionsvertrages ließ sich der neue Herr zwar gern gefallen, aber jede Unterstützung der englischen Regierung gegen etwaige russische Angriffe auf Afghanistan lehnte er ab, weil er inzwischen dank den Japanern das Gruseln vor den Russen verlernt hat. Absolute Unabhängigkeit scheint ihm gegenwärtig für Afghanistan wertvoller zu sein, als englisches Protektorat. Was kein Nichtengländer dem Emir verdenken wird.

Wie ernst es der französischen Kammer um die Erledigung der Regierungsvorlage über Trennung von Kirche und Staat ist, zeigt sich in der Vereinbarung der Vertrauensmänner der Mehrheitsparteien, nach der täglich zwei Sitzungen gehalten werden sollen, um den Gesetzentwurf möglichst noch vor Ostern durchzuberaten. Die eben vollendete Generaldebatte verlief ohne bemerkenswerte Zwischenfälle. Damit ist freilich nicht gesagt, daß die klerikalen Gegner der Regierung zu guter Letzt nicht doch noch alle Hebel in Bewegung setzen würden, um das verhaßte Gesetz zufalle zu bringen.

Die Garantiemächte England, Rußland, Frankreich und Italien haben dem Prinzen Georg und seinen aufständischen Kretern eine sechsunddreißigstündige Frist zur Entwaffnung und Unterwerfung gesetzt, und die Führer der Bewegung haben darauf ihre Unterwerfung angezeigt und sich nur eine Zeit von acht Tagen zur Verhandlung über Regierungsreformen im Innern ausbedungen. Diese Fristbedingung scheint die Andeutungen griechischer Zeitungen zu bestätigen, daß die bewaffnete Demonstration im letzten Grunde mehr eine Protestbewegung gegen das jetzt herrschende Regierungssystem des Prinzen Georg, als eine nationale Erhebung zur Erzwingung des Anschlusses an Griechenland gewesen ist. Ob die Wünsche der Kreter erfüllt werden, die sich auf Umwandlung des nahezu absolutistischen Regierungssystems in ein parlamentarisches beziehen, ist fraglich, obwohl auch das griechische Ministerium mit Delijannis an der Spitze für eine Reform der gegenwärtigen Regierungsart eintritt, soweit ihm die Rücksicht auf den griechischen Hof das gestattet.

Je weniger allgemeine Aufmerksamkeit der ostasiatische Kriegsschauplatz in der abgelaufenen Woche erforderte, umso schärfer konzentrierte sich alles Interesse auf die Revolutionsbewegung im Innern Rußlands. Hier mehren sich leider die Anzeichen dafür, daß die von Kennern der verrotteten russischen Beamtenkamorra vorausgesagten Aufhetzungen der Bauernmassen gegen Juden, Ausländer und alle freiheitlichen Volkselemente zunehmen. Schon werden mit Hilfe von Polizisten und Popen verschiedene Gegenden des Reiches mit ziemlich gleichlautenden Aufrufen überschwemmt, in denen ein angeblich vertraulicher Ausspruch des Zaren kolportiert wird: „Wenn wir uns von den Polen, Deutschen und Juden befreien könnten, würden wir das Land unter die Bauern verteilen." Mit solchen verbrecherischen Hetzereien hofft man die Empörung der Volksmassen über die ungeheuren Niederlagen und die zwecklose Fortführung des entsetzlichen Krieges auf unbequeme Elemente ablenken zu können. Daß bei dem kulturellen Tiefstand des russischen Volkes solche teuflische Berechnung blutige Erfolge zeitigen kann, haben ja die Massakres von Kischinew, Homel, Baku, Eriwan und Warschau bewiesen. Uebrigens scheint nachgerade auch das festeste Bollwerk des russischen Absolutismus, die orthodoxe Kirche, von oppositionellen Elementen unterminiert zu sein. Wenigstens wird das neueste Rücktrittsgesuch des Oberprokurators des heiligen Synods, Pobjedonoszew, in Verbindung gebracht mit einer überhandnehmenden kirchlichen Protestbewegung gegen die Knebelung der orthodoxen Kirche durch den Staat. So erstehen den Japanern im Innern Rußlands immer neue Bundesgenossen!

* * *

Einsatz und Gewinn.

Auf die deutsche Demonstration, den Besuch des Kaisers in Marokko, folgt jetzt eine französische Demonstration. König Eduard von England reist durch Frankreich nach Süden und in seinen Zug steigt Präsident Loubet ein; er gibt ein Stück Weges dem englischen Monarchen das Geleit. Kaiser Wilhelm war etwa zweiundeinehalbe Stunde in Tanger; wieviele Stunden und wieviele Minuten das Beieinandersein des englischen Königs und des französischen Präsidenten dauern wird, weiß man, sobald dieser Artikel gesetzt ist. Vielleicht sind sie noch fünf Minuten länger beieinander, als der Kaiser in Tanger war; vielleicht auch nur halb so lange. Ich lege keinen Wert darauf, es vorauszuahnen.

Der Besuch in Tanger und die gemeinsame Eisenbahnfahrt bedeuten sachlich nichts; sie sollen nichts sein als eine Demonstration. Wir wollten der Welt und Frankreich insbesondere demonstrieren, daß Marokko ein unabhängiges Land ist, und Frankreich und England wollen der Welt und Deutschland insbesondere demonstrieren, daß sie gute Freunde mit einander sind. Vielleicht war diese flüchtige Begegnung im Eisenbahncoupé schon vor dem Marokkozwischenfall verabredet; jetzt hat sie jedenfalls eine neue Bedeutung erlangt. Damals hätte sie nüchtern eine Tatsache konstatiert; jetzt konstatiert sie eine Tatsache, deren Berücksichtigung besonders auf Deutschland Eindruck machen soll.

Diese Vorgänge sind von einer Reihe offizieller und offiziöser Aeußerungen in Frankreich und in Deutschland begleitet worden. Ihr Inhalt, aller Verhüllungen entkleidet, ist folgender: Frankreich beansprucht tatsächlich in Marokko eine exzeptionelle, eine „singuläre" Stellung. Herr Delcassé sucht diesen Anspruch noch zu verhüllen; daß er aber erhoben wird, steht außer Zweifel. Um diesen Anspruch ungestört von europäischen Staaten gegen das Reich des Marokkaners durchsetzen zu können, hat Frankreich sich mit England und mit Spanien abgefunden. Eine solche Abfindung wurde mit Deutschland nicht herbeigeführt, und die Folge ist, daß Deutschland den ihm

Digitized by Google

geeignet erscheinenden Augenblick — nämlich die Ausschaltung Rußlands für die westliche Politik — benutzt hat, um Frankreich sehr laut und sehr eindringlich zu sagen: Wenn ich nicht auch in entsprechender Weise behandelt werde wie Spanien und wie England, so behalte ich mir das Recht vor, dich bei der friedlichen oder bei der kriegerischen Besitzergreifung von Marokko nach meinem Vermögen zu stören und zu behindern.

In diesem Stadium der Auseinandersetzung befinden wir uns. Die Möglichkeit liegt vor, daß die Gegensätze weiter verschärft werden; die Möglichkeit liegt auch vor, daß schnell eine Verständigung erzielt wird, und daß der Zwischenfall sichtbar nichts zurückläßt als bedauerliche Verstimmungen diesseits und jenseits der Vogesen.

In abstracto kann man sagen: Die französische Politik ist relativ in ihrem Recht, wenn sie von der schwer zu knackenden marokkanischen Nuß so wenig als möglich andern Nationen demnächst ausliefern möchte. Ich sage relativ in ihrem Recht, denn diese Politik der Ausschließung ist zugleich ein Zeichen der Schwäche; sie bringt das Eingeständnis, daß die französische Bevölkerung ohne Bevorzugung im kolonialen Wettbewerb sich nicht halten kann, und damit charakterisiert sich diese französische Kolonialpolitik als das, was sie ist, als ein politisches Treibhausgewächs, das nicht in gesundem Boden warzelt. Frankreich fehlt der Bevölkerungsüberschuß zum Kolonisieren, und wie ihm die Menschen der Zahl nach, so fehlen ihm für diesen Zweck die Menschen der Qualität nach. Also eine zwingende nationale Notwendigkeit, seinen riesigen Kolonialbesitz weiter zu vergrößern, liegt für Frankreich nicht vor; die traditionelle Politik Frankreichs, nicht das Bedürfnis der Nation veranlaßt zu diesem Vorgehen. Aber auch die traditionelle Politik ist als eine reale Macht anzuerkennen; natürlich bei weitem nicht als eine von so starker Gewalt wie reale Bedürfnisse eines Volkes. Und hinwiederum, auch Deutschland ist in seinem Recht, wenn es die Behinderung des freien Wettbewerbes auf dem marokkanischen Markt abzuwehren sucht; denn Deutschland muß in der Tat freie Märkte haben, obgleich die Weisheit unserer Regierungspolitik von allen Völkern als eine vorbildliche Ermunterung zur Errichtung hoher Zollschranken angeführt werden kann.

Wenn widerstreitende Ansprüche zweier Völker zusammenstoßen, so gibt es einen Konflikt; den haben wir. Und es fragt sich nur, bis zu welcher Schärfe soll Frankreich und Deutschland diesen Konflikt gedeihen lassen?

Bevor ein besonnener Privatmann sich auf einen Prozeß einläßt, erwägt er: Ist das Objekt den Einsatz wert; und bevor Staaten den unendlich kostspieligen und gefahrvollen internationalen Prozeßweg beschreiten, dessen letzte Instanz Krieg heißt, müssen sie sich gleichfalls fragen, in welchem Verhältnis steht der Einsatz zu dem möglichen Gewinn.

Es ist ganz klar, die Marokkoangelegenheit ist für Frankreich wie für Deutschland nur eine einzelne Figur im internationalen Spiel, nicht einmal eine wichtige; vielmehr eine untergeordnete Figur für beide Teile. Soll man in der Verteidigung und im Angriff auf diese Figur unter Umständen ein ganzes Spiel wagen, und alle Konsequenzen ziehen? auch die letzten?

Beide Staaten sind im Begriff, sich zu verbeißen. Gewiß, man kann unter Umständen auch einen untergeordneten Anlaß ausnützen, um eine große Abrechnung vorzunehmen, aber es muß dann mit Bewußtsein geschehen, unter kühler Abwägung der Zweckmäßigkeit, und bei dem Einsatz, der hier zu leisten ist, gewiß nicht fatalistisch, nicht in der Hoffnung, der andere wird sich schon einschüchtern lassen. Die große Politik soll man nicht unter dem Gesichtspunkt des leichtsinnigen Spielers machen, der voraussetzt, daß er seinen Gegner werde „bluffen" können.

Frankreichs Politik in ihren großen Umrissen ist klar. Viele Franzosen wollen den Frieden; eine wachsende Anzahl sogar ein gutes Verhältnis zu Deutschland. Die Hoffnungen auf Elsaß-Lothringen mögen zurückgedrängt sein, aufgegeben sind sie von der erdrückenden Masse des französischen Volkes nicht. Aber freilich, daß eine große Nation länger als ein Vierteljahrhundert ihre gesamte Politik nur einem einzigen Zwecke unterordnen sollte, ist unmöglich. So stellt die französische Politik eine Kombination aus zwei Motiven dar. Das eine Motiv ist Verstärkung der Stellung gegen Deutschland, viele betrachten diese Politik unter dem Gesichtspunkt der Defensive gegen Deutschland; andere zugleich unter der Eventualität der Offensive gegen Deutschland. Der zweite leitende Gesichtspunkt für die französische Politik ergibt sich aus Erwägungen, die die kolonialen Aspirationen liefern. In Nordafrika hat Herr Delcassé mit formaler Geschicklichkeit beide Tendenzen mit einander zu verbinden gewußt. England und Italien wurden durch Befriedigung ihrer kolonialen Interessen an Frankreich herangezogen und zwar zugleich für Zwecke der allgemeinen Politik, und Frankreich selbst sucht überdies in Marokko kolonialpolitisch seine Rechnung zu finden.

Diese Politik war formal geschickt; aber wie auch das Russenbündnis verspricht der Schein weit mehr, als das Wesen gewährt.

Mit aller ausgreifenden, bedeutungsvollen, ernsten französischen Kolonialpolitik ist es in dem Augenblick aus, da eine ernste Spannung zwischen Frankreich und Deutschland sich entwickelt. Dann braucht Frankreich seine gesamten Kräfte in Europa und zwar jetzt nach dem Zusammenbruch Rußlands auch den letzten Mann, und selbst dann, wenn sich England ohne jeden Vorbehalt an die Seite Frankreichs stellen sollte. Also die erste Folge jedes drohenden Zerwürfnisses mit Deutschland ist für Frankreich die völlige Lahmlegung seiner Kolonialpolitik. Und kann Frankreich erwarten, seine elsaß-lothringischen Hoffnungen im jetzigen Augenblick eher zu verwirklichen? Wie hoch man auch die Abneigung Englands gegen Deutschland veranschlagen mag, es bleibt wahrscheinlich, daß in England die kluge Berechnung überwiegen würde, und die müßte zu der Folgerung gelangen: Jeder Krieg, selbst ein siegreicher, wird Deutschland genügend schwächen, sodaß dem Vereinigten Königreich auch ohne jede eigene Aufwendung auf diese Weise ausreichend gedient ist. Es würde für England am zweckmäßigsten sein, wenn es für den Augenblick des Friedensschlusses besonders stark dasteht. Eine gewisse Analogie bietet der russisch-japanische Krieg, und Englands Stellung zu ihm.

Und wie verschwindend können nur die Hoffnungen Frankreichs sein, selbst mit Hilfe Englands zu siegen. Die Hauptlast des Krieges hätte in jedem Falle Frankreich zu tragen. Die Republik setzte ihre Existenz ein, and was England?

Es ist augenscheinlich, daß nur ein politischer Hazardeur Frankreich auf solcher Bahn weiter führen könnte.

Und was hat Deutschland bei der Weiterverfolgung der jetzigen Politik zu erhoffen? Gleichfalls einen Krieg um die Existenz ohne irgend eine Möglichkeit realer Stärkung Deutschlands in Europa und Brachlegung für dringende Aufgaben, die sich im Osten ergeben können. Jedoch Kolonien! freilich mit der Aussicht, auf dem Wege zu den wertvolleren französischen Kolonien England in voller Rüstung zu finden. Es genügt schon zur Klärung der Lage die Möglichkeit kolonialer Erwerbungen auf die eine Seite und ihr gegenüber einen Kampf um die nationale Existenz zu stellen.

Von solchem Abgrund sind wir noch fern, aber die verhängnisvollen Folgen, die im Extrem liegen, treten abgeschwächt auch schon in den vorbereitenden Stadien zutage, bei der latenten Spannung zwischen Frankreich und Deutschland in Europa und bei dem offenen oder versteckteren Gegeneinanderarbeiten in Marokko.

Weder für Frankreich noch für Deutschland liegt in dem Spiel, das sich jetzt anspinnt, irgend ein voraussichtlich erreichbarer Gewinn, der die Höhe des Einsatzes auch nur entfernt rechtfertigen könnte. Der sichere Gewinner ist allein England, und je stärker die Spannung zwischen Frankreich und Deutschland wird, um so größer der Vorteil für England. Jetzt, nach den Niederlagen Rußlands, kann durch eine Paralysierung der französisch-deutschen Kräfte die dominierende Macht Englands sich zu einer Größe auswachsen, wie nach den Napoleonischen Kriegen am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, nur mit dem Unterschiede, daß damals auch England durch Kriege erschöpft war, und jetzt ist es nicht erschöpft.

Warum so schwarz sehen? In der internationalen Politik ist es, wie im Kriege. Sobald die Schlacht im Gange, weiß keiner von beiden mehr, ob er in der Lage sein wird, den Kampf wieder abzubrechen. Die Frage ist mithin, will man die

Digitized by Google

Schlacht oder nicht, und will man sie nicht, dann soll man beizeiten das Geplänkel vermeiden. Ehrenvolle Ausgleichsmöglichkeiten gibt es für beide Teile genug. In Anknüpfung an die Marokkokonferenz von 1880 ließe sich auf einer neuen Konferenz leicht feststellen, welche Aenderungen der bestehenden Vertragsverhältnisse heute im Interesse aller beteiligten Staaten liegen.

Das Spiel der Diplomatie muß mit den realen Interessen der Nationen korrespondieren, soll die diplomatische Arbeit nicht Frevel und Frivolität sein. Und die Interessen des französischen wie des deutschen Volkes verbieten die Verschärfung des marokkanischen Streites. Einsatz und möglicher Gewinn stehen für beide Nationen außer jedem Verhältnis.

P. Nathan.

Die Suspendierung der Verleihung von Bergwerkseigentum.

Im preußischen Abgeordnetenhause hat der Abgeordnete Gamp mit Unterstützung von Abgeordneten der verschiedensten Parteien einen Antrag eingebracht, wonach die Annahme von Mutungen auf Steinkohlen sowie Steinsalz nebst den mit diesen auf nämlichen Lagerstätten vorkommenden Salzen vom Tage der Verkündigung dieses Gesetzes an auf die Dauer von fünf Jahren bei den staatlichen Bergbehörden nur noch insoweit stattfinden soll, als die Mutung auf Grund von Schürfarbeiten, die schon vor dem 31. März 1905 begonnen worden sind, innerhalb sechs Monaten nach dem Tage der Verkündigung dieser Instanz bei der zuständigen Bergbehörde eingelegt ist.

Gleichzeitig ist eine Resolution eingebracht worden, worin die Regierung aufgefordert wird zu prüfen, in welcher Beziehung das Berggesetz insbesondere über das Muten und das Verleihen von Bergwerkseigentum einer Aenderung zu unterwerfen sein möchte, und einen diesbezüglichen Gesetzentwurf baldmöglichst vorzulegen.

Daß unsere Berggesetzgebung reformbedürftig ist, wird wohl von keiner Seite geleugnet. Daß aber für diese Reform nicht Preußen, sondern das Reich die geeignete Stelle ist, das haben alle Parteien — mit Ausnahme natürlich der beiden konservativen — zu wiederholten Malen anerkannt. Von nationalliberaler Seite waren es namentlich Dr. Hammacher und Hilbck, die im Reichstag des öftern diese Forderung mit guten Gründen vertreten haben.

Gesetze, welche Arbeiterangelegenheiten regeln, müssen einheitlich für das Reich erlassen werden; für den Bergarbeiter im preußischen Anteil des Saarreviers muß dasselbe Recht gelten, wie für den auf den benachbarten Steinkohlengruben der Pfalz oder Lothringens. Ob das Braunkohlen- oder Salzbergwerk in Braunschweig, Anhalt oder in der preußischen Provinz Sachsen liegt, darf nicht den Grund für eine verschiedenartige Regelung der Bergarbeiterverhältnisse auf diesen Gruben abgeben.

Aber auch für die anderweiten Verhältnisse des Bergbaues, insbesondere für die Bestimmungen über Bergwerkseigentum, Betrieb usw. ist eine einheitliche Gesetzgebung für das ganze Deutsche Reich dringend wünschenswert, wobei die Berücksichtigung der verschiedenen historischen Entwicklung durch partikularrechtliche Bestimmungen keineswegs ausgeschlossen ist. Weist doch selbst das preußische Bergrecht noch zahlreiche abweichende provinzialrechtliche Vorschriften auf.

Wenn die Bundesregierungen, insbesondere die preußische, diese Materie durchaus der Landesgesetzgebung vorbehalten und die ärgsten Mißstände des preußischen Berggesetzes von 1865 durch Flickarbeit mittels Novellen beseitigen wollen, so können sich natürlich von der Mitarbeit daran auch diejenigen Abgeordneten nicht fern halten, die grundsätzlich auf dem Standpunkt der Reichsgesetzgebung stehen; ja es ist ihre Pflicht, da, wo ihnen die Vorlagen der Regierung zur Bekämpfung der Mißstände nicht ausreichend erscheinen, ihrerseits weitergehende Anträge einzubringen oder zu unterstützen.

Daß gegenüber der Entwicklung zum Privatmonopol — die unter dem herrschenden Berggesetz insbesondere der Steinkohlenbergbau im Ruhrrevier genommen hat — der auf Abänderung des § 65 des A. B. G. zielende Möllersche Gesetzentwurf absolut unzureichend ist, darüber besteht bei allen denen, die in einem solchen Privatmonopol eine wirtschaftliche und soziale Gefahr erblicken, nicht der geringste Zweifel. Und gerade von liberaler Seite ist der Vorschlag ausgegangen, die weitere Ausdehnung dieser Monopole dadurch hintanzuhalten, daß man auf die Dauer von fünf Jahren das Recht auf Muten und auf Verleihung von Bergwerkseigentum für Steinkohlen suspendiert. Denn darüber, daß in Deutschland, speziell in Preußen, noch gewaltige Kohlenschätze im Bergfreien vorhanden sind, besteht unter den Geologen kaum eine Meinungsverschiedenheit. Die noch nicht als Bergwerkseigentum verliehenen Kohlenlagerstätten liegen aber in solcher Tiefe, daß man auf ihnen nur in Bohrlöchern fündig werden kann, die Hunderttausende von Mark verschlingen. Der Erwerb neuen Bergwerkseigentums ist also ein Privilegium des Großkapitals. Es haben sich zu diesem Zweck auch besondere großartige Gesellschaften gebildet, welche im Besitz der neuesten Errungenschaften der Bohrtechnik und mit gewaltigen Kapitalien ausgerüstet, lediglich den Zweck verfolgen, Bergwerkseigentum zu erwerben, die aber von vornherein nicht an Aufnahme des Betriebes, sondern lediglich an Weiterverkauf denken; oft führen sie auch nur die Bohrarbeiten gegen Entgelt für großkapitalistische Bergwerksgesellschaften aus. Wie lukrativ solch Unternehmen ist, beweisen am besten die Dividenden der Internationalen Bohrgesellschaft in Erkelenz, die in den beiden letzten Jahren 40 und 75 Prozent betrugen, und die der Aktiengesellschaft für Tiefbohrungen vormals Lapp, die sich gleichzeitig auf 22 und 30 Prozent beliefen.

Der Umstand, daß hinter diesen Gesellschaften zum Teil dieselben Großbanken stehen, wie hinter den bestehenden Bergwerksgesellschaften, führt naturgemäß dazu, die Macht der letzteren zu erweitern, eine Konkurrenz für sie hintanzuhalten.

Freilich ist auch die Befürchtung nicht abzuweisen, daß durch den Ausschluß der Verleihung neuer Grubenfelder der Bestand des heutigen Monopols, d. h. der im Syndikat vereinigten Zechen, eine gewisse Gewährleistung erfährt. Wie die hohe Warenhaussteuer ein Privileg für die bestehenden Warenhäuser, ein Schutz gegen rasche Neugründungen ebensolcher darstellt, so könnte in diesem Falle auch die Verhinderung des Entstehens neuen Bergwerkeigentums schützend für das Syndikat wirken.

Ein Monopol läßt sich nur dadurch wirksam bekämpfen, daß man ihm eine Konkurrenz zur Seite stellt. Diese vermöchte der Staatsbetrieb, wenn er ausgedehnt genug ist, zu schaffen. Es würde dazu aber notwendig sein, daß für den Fiskus selbst die Suspendierung der Bestimmungen über Muten und Verleihen nicht wirksam würde, denn nach dem jetzigen Gesetz kann er Bergwerkeigentum ebenso wie der Private nur durch Schürfen, Muten und Verleihen erwerben. Freilich, ob der Fiskus seinen Bergwerksbesitz dazu ausnutzen wird, dem Privatbergbau Konkurrenz zu machen, ist mehr als zweifelhaft. Einstweilen hat er sich die preisverteuernde Wirksamkeit des Kohlensyndikates sehr gern gefallen lassen, er hat die Vorteile des Outsiders mit Vergnügen wahrgenommen, ohne die Lasten, die mit dem Syndikat naturgemäß verbunden sind, zu tragen. Aber immerhin ist gegenüber der Entwicklung zum Privatmonopol durch einen ausgedehnten Staatsbergwerksbesitz doch die Möglichkeit geschaffen, später einmal diese Konkurrenz auszuüben, und deshalb erscheint es vorsichtig, beizeiten Vorsorge zu treffen, daß diese Möglichkeit nicht für die Zukunft verscherzt wird. Denn schließlich ist ja doch nicht gesagt, daß das Dreiklassenwahlsystem für ewige Zeiten die Grundlage der preußischen Verfassung sein wird; und kommt Preußen einmal zu einer wirklichen Volksvertretung, so wird es die Möglichkeit haben, sein Bergwerkseigentum nicht ausschließlich im fiskalischen, sondern auch im volkswirtschaftlichen Sinne zu verwalten.

Insoweit wird man also dem Antrage Gamp seine Sympathien entgegenbringen können.

Wenn gegenüber der Macht des Kohlensyndikates der Eigenbesitz des Staates im Ruhrrevier als unzulänglich er-

Digitized by Google

scheint, um mit vollem Erfolg die Konkurrenz aufnehmen und dauernd halten zu können, so liegen die Dinge beim Salzbergbau wesentlich anders. Auch hier will ja der Antrag Gamp die gleichen Maßnahmen treffen.

Der Schwerpunkt der Salzgewinnung liegt nicht im Kochsalz, sondern in den mit dem Steinsalz auf der nämlichen Lagerstätte brechenden anderen Salzen, den Kalisalzen, die das wertvollste künstliche Düngemittel der Landwirtschaft darstellen, und die außerdem für zahlreiche Industriezwecke Verwendung finden. Hier ist der Besitz des preußischen, des anhaltischen, des braunschweigischen usw. Bergfiskus bereits ein ganz kolossaler, jedenfalls ist er so groß, daß der Staat auf absehbare Zeit hinaus die Konkurrenz gegenüber dem Privatbergbau aufs nachdrücklichste wahrnehmen könnte. Aber freilich, er hat das bisher nicht getan, sondern genau die entgegengesetzte Politik verfolgt. Wenn das Kalisyndikat nunmehr wieder auf eine Reihe von Jahren den gesamten Kalibergbau umfaßt, so ist das ausschließlich den Bemühungen der preußischen Bergverwaltung zu danken. Sie hat das anscheinend Unmögliche fertiggebracht, die Kaliindustrie in letzter Stunde wieder unter einen Hut zu bringen. Daß dieses Syndikat den Konsumenten die Kalisalze aufs höchste verteuert, ist für jeden Kenner der Verhältnisse vollständig klar.

Freilich die Selbstkosten der Werke werden künstlich außerordentlich dadurch gesteigert, daß infolge des Entstehens so zahlreicher neuer Schächte die Beteiligungsziffern der einzelnen immer mehr herabgedrückt worden sind, sodaß sie nur noch einen Bruchteil ihrer Förderfähigkeit ausnutzen können. Gerade die hohen Preise der Kalisalze, welche das Syndikat hielt, führten dazu, daß immer mehr Kalilagerstätten erschlossen und in Förderung genommen wurden. Zwischen einer solchen neuen Anlage und dem Syndikate entwickelte sich dann ein Konkurrenzkampf, der zum Vorteil der Konsumenten die Preise zeitweise herabdrückte, bis die neuen Anlagen unter für sie günstigen Bedingungen ebenfalls ins Syndikat aufgenommen wurden. Die Lage der alten Werke wurde aber dadurch immer aufs neue verschlechtert, und es ist unzweifelhaft, daß diese Entwicklung mit der Zeit doch einmal zur Sprengung des Syndikats führen muß.

Das würde aber einerseits eine enorme Verbilligung der Kalisalze und damit zugleich eine gewaltige Zunahme des Verbrauchs, daher auch eine wesentlich bessere Ausnutzung der bestehenden Förderanlagen nach sich ziehen. Gleichzeitig würden auch die gesunkenen Preise den unnatürlichen Anreiz zur ständigen Inangriffnahme neuer Anlagen beseitigen, d. h. es würde ein für Konsumenten und Produzenten gesunder, natürlicher Zustand mit der Zeit wieder eintreten. Hier bedeutet nun die Sistierung der neuen Verleihung von Bergwerkseigentum geradezu einen Schutz für das Syndikat! Bereits heute war innerhalb desselben eine Schutzvereinigung gebildet worden, die da, wo von außenstehender Seite auf Kali gebohrt wurde, sich schleunigst danebensetzte und mit ihren vollkommenen Einrichtungen früher fündig zu werden suchte als der freie Bohrunternehmer. Diese Schutzvereinigung steht unter Führung des preußischen Bergfiskus, der eben hier gemeinsam mit dem anhaltischen, braunschweigischen usw. Bergfiskus und den Privatgesellschaften das Monopol mit aller Gewalt zu erhalten sucht. Immerhin war es ihm doch nicht möglich, überall die freien Bohrungen zu unterdrücken. Es kommt dazu, daß im Gebiete des vormaligen Königreichs Hannover die Salze nicht zu den verleihbaren Mineralien gerechnet werden, sondern der Verfügung des Eigentümers unterstehen, d. h., daß ein Muten und Verleihen von Bergwerkseigentum dabei nicht zulässig ist, so daß hier die Schutzvereinigung nicht praktisch werden kann. Das gab immerhin noch ein Ventil gegen die Gefahren der dauernden Monopolisierung durch das Kalisyndikat. Aber mit der Zunahme der in Angriff genommenen oder durch Kauf vom Grundeigentümer gesicherten Lagerstätten in Hannover wird diese Konkurrenzmöglichkeit natürlich auch geringer. Es muß deshalb auch im hohen Grade bedenklich erscheinen, gerade für Kalisalze das Monopol durch den Ausschluß von Muten und Verleihen zu stärken. Wie oben bereits ausgeführt ist, liegt auch gar kein Grund vor, die Stellung des Bergfiskus hier noch weiter zu festigen. Sobald er will, kann er die Konkurrenz gegen die Privatwerke jederzeit aufnehmen. Er will bloß nicht, er ist die Seele des Monopols!

Vor zwölf Jahren hat das preußische Abgeordnetenhaus nach heißen Kämpfen, an denen ich in vorderster Linie beteiligt war, das Gesetz, welches den Kalibergbau verstaatlichen wollte, abgelehnt. Selbst der damalige Präsident v. Köller stimmte dagegen und motivierte seine Abstimmung einem jugendlichen Heißsporn der konservativen Partei gegenüber, der ihn dieserhalb stellte, mit den Worten: „Junger Mann, ich bin zu alt geworden, als daß ich mir vorreden ließe, daß eine Sache für den Konsumenten billiger würde, wenn man dem Produzenten ein Monopol verschaffte."

Das werden auch diejenigen Abgeordneten nochmals überlegen müssen, welche, um den Gefahren des Privatmonopols zu entgehen, bereit sind, den Einfluß des Staates zu stärken. Beim Kalibergbau ist eine Sicherung der Stellung des Staates für die Zukunft nicht notwendig. Sie ist längst stark genug. Hier würde man mit einer solchen Maßregel nur das Monopol des Syndikates weiter kräftigen.

Breslau. Georg Gothein.

Parlamentsbriefe.

XIV.

Der Sessionsabschnitt vor Ostern nahm ein recht klägliches Ende. Der wichtige Beratungsstoff, der unbedingt hätte erledigt werden müssen, namentlich die zur Entscheidung reifen Wahlprüfungen, konnte nicht erledigt werden, weil ein beschlußfähiges Haus nicht zustande zu bringen war. Infolgedessen mußten minder wichtige Dinge auf die Tagesordnung kommen, Petitionen zumeist. Die Folge davon war, daß noch viel weniger Abgeordnete erschienen. Und eine andere Folge dieses selbst für den deutschen Reichstag ungewöhnlich schwachen Besuches war dann, daß jedesmal, wenn aus der Masse der gleichgültigen Petitionen eine wichtigere hervorragte, schleunigst der Antrag gestellt wurde, sie von der Tagesordnung abzusetzen, da unmöglich ein so schwach besetztes Haus über eine prinzipiell so bedeutungsvolle Frage beschließen könne.

Mit den Petitionen ist es wirklich ein rechtes Leidwesen. Von der unendlichen Fülle, die dem Reichstag zugeht, ist weitaus das meiste nur Ballast. Nutzen hat niemand davon, Schaden nur die armen Mitglieder der Petitionskommission, die sehr viel Zeit für die Durchackerung von Eingaben verwenden müssen, deren Länge in der Regel im umgekehrten Verhältnis zu ihrem sachlichen Inhalt steht. Dank der sehr energischen Siebetätigkeit der Petitionskommission kommt nur ein verschwindender Prozentsatz der Petitionen an das Plenum, während die übergroße Mehrheit für „ungeeignet zur Erörterung im Plenum" erklärt wird. Auch von denen, die an das Plenum gelangen, könnten reichlich 90 Prozent ohne jeden Schaden für die Oeffentlichkeit unter den Tisch fallen. Sie werden in der Regel, wie auch jetzt wieder in den letzten Tagen, ohne Diskussion nach den Vorschlägen der Kommission kurzerhand unter allgemeiner Unaufmerksamkeit der 30 bis 40 anwesenden Abgeordneten absolviert. Kommt eine wichtige Petition daran, so wird ihre Absetzung beschlossen — mit Rücksicht auf die schwache Besetzung des Hauses. Da aber das Haus immer schwach besetzt zu sein pflegt, wenn Petitionen zur Verhandlung stehen, so ergibt sich ein merkwürdiger circulus vitiosus: unwichtige Petitionen werden bei jeder Besetzung des Hauses erledigt, wichtige nur bei starker. Bei Petitionen ist das Haus nie stark besetzt. Infolgedessen haben unwichtige Petitionen zehnmal mehr Aussicht, von der deutschen Volksvertretung behandelt zu werden, als wichtige. Vernunft wird Unsinn!

Der beschämende Eindruck, den man von der schlechten Besetzung des Hauses gerade in den letzten acht Tagen wieder

Digitized by Google

empfing — konnten denn nicht wenigstens an einem Tage vor den wochenlangen Ferien 200 Abgeordnete zur Stelle sein! —, wurde für die Linke ein wenig humorvoll verklärt durch den zum zweiten- und drittenmal wiederholten Reinfall der Agrarier. Graf Kanitz hat bekanntlich den Antrag gestellt, daß die Zollkredite für Getreide vom 1. Juli ab in Fortfall kommen sollen. Es soll dadurch natürlich der Anreiz vermindert werden, unter der Geltung der erträglichen Caprivischen Zollsätze möglichst viel Getreide noch vor dem Inkrafttreten der neuen Handelsverträge nach Deutschland zu schaffen. Den Agrariern kann man es nicht übel nehmen, wenn sie den Zollsegen möglichst unvermindert einzuheimsen trachten. Aber das Verlangen scheint jedenfalls nicht unbillig, daß sie das Opfer, das sie von den Brotkonsumenten verlangen, wenigstens dadurch erkaufen, daß sie selbst das Opfer bringen, einen Tag in Berlin in Erfüllung ihrer parlamentarischen Pflichten zuzubringen. Dies Opfer scheint ihnen jedoch zu groß zu sein. Sie schwänzen unentwegt. Und da die Linke natürlich jedesmal, wenn der Antrag Kanitz auf der Tagesordnung steht, namentliche Abstimmung beantragt, so verschwindet er stets prompt in die Versenkung. Eine Lust in dem Elend der andauernden Beschlußunfähigkeit!

Die dritte Lesung des Etats hat genau so unbefriedigend geendet, wie sie begonnen hatte. Nur beim Postetat — unberechtigte Entziehung des Postdebits für ausländische Zeitungen — und beim Reichsjustizetat — Zeugniszwangsverfahren gegen Stärcke — gab es wichtige sachliche Erörterungen. Sonst war die ganze Lesung erfüllt von persönlichem Gezänk zum Teil widerwärtigster Art. Aller mögliche Wahlklatsch und Wahltratsch wurde breit getreten. Wenn ein Abgeordneter erzählte, daß ihm von seinen Gegnern Kot an das Haus geschmiert worden sei, so wurde ihm entgegengehalten, daß sein Gegenkandidat so und so oft Briefe mit schmutzigem Inhalt erhalten hätte. Ein entzückendes Verhandlungsniveau! Bedeutungsvoll war höchstens die Art und Weise, wie die Rede des preußischen Finanzministers aufgenommen wurde, mit der er in letzter, allerletzter Stunde, halb Cato, halb Kassandra, das Haus wegen der Erhöhung der Matrikularbeiträge zur Rede stellte. Die Sache hörte sich ordentlich tragisch an. Aber Heiterkeit aus dem Hause war die einzige Antwort. Niemand hielt auch nur ein Wort der sachlichen Erwiderung für nötig. Mögen die Einzelstaaten sehen, wie sie die Suppe ausessen, die sie sich selbst eingebrockt haben!

Der Reichstag will nun einmal keine Zuschußanleihe, weder eine offene noch eine maskierte. Reichsfinanzreform auf der Basis direkter Steuern! das will der Reichstag. Darin war er unerbittlich. Sache der Einzelstaaten wird es sein, aus der bitteren Lektion, die ihnen jetzt zuteil wird, sich eine Lehre für die Zukunft zu nehmen.

H. v. Gerlach.

Was ist Liberalismus?

III.

Besonders schwer ist es dem Liberatismus, speziell dem deutschen, geworden, zu den Wehrfragen eine feste grundsätzliche Stellung einzunehmen. Von alters her erblickte man, wenn auch nicht in der Kriegsflotte, so doch in der Landarmee eine Hauptstütze des Konservatismus. Die Aristokratie der Geburt wurde und wird noch heute in der Armee sichtbar bevorzugt. Der Grundsatz konfessioneller Rechtsgleichheit wird in der Armee fortgesetzt auf das gröblichste verletzt. Ein Jude wird in der preußischen Armee nicht Offizier. Unzweifelhaft herrschen bei uns in der Armee zahlreiche antiliberale Vorurteile. Auch was den Schutz der Persönlichkeit vor den Ausschreitungen von Vorgesetzten anlangt, läßt die Praxis, wie die immer wiederkehrenden Soldatenmißhandlungen zeigen, manches zu wünschen übrig. Nicht minder verbesserungsbedürftig erscheint das Militärstrafverfahren mit seinen drakonischen Strafen für Subordinationsvergehen und seiner milden Behandlung aller Exzesse der militärischen Autorität.

Alle diese unleugbaren Mängel des Militärwesens haben bewirkt, daß der Militarismus zu den liberalen Anschauungen in einen Gegensatz trat. Hinzu kam, daß die Aufwendungen für die Armee, volkswirtschaftlich betrachtet, als unproduktiv gelten müssen, und endlich, daß speziell in Preußen die Geschichte der Entwicklung des Militärwesens auf das engste mit einem schweren Verfassungskonflikt verknüpft war, bei dem der Liberalismus jahrelang in erbitterter Opposition stand. Das alles hat zusammengewirkt, um in Preußen und Deutschland die an sich durchaus demokratische Institution eines aus der allgemeinen Wehrpflicht hervorgehenden Volksheeres auf dem Boden des Liberalismus nur sehr allmählich einwurzeln zu lassen.

So erklärt es sich auch, daß gerade in den Kreisen des entschiedenen Liberalismus noch immer die traditionelle Vorstellung herrscht, als ob es liberal sei, nicht bloß die bezeichneten Schäden des Militarismus zu bekämpfen, sondern auch der Weiterentwicklung des Heerwesens Schranken zu ziehen. Zwar lehnt auch dieser Liberalismus keineswegs die Verpflichtung ab, für einen ausreichenden militärischen Schutz ausländischen Angriffen gegenüber Sorge zu tragen; er bestreitet auch nicht, daß die militärische Schulung in gewissem Umfange als wirksames Mittel der Volkserziehung ihre Bedeutung hat. Aber er wünscht den Begriff des militärischen Schutzes gegen auswärtige Angriffe möglichst eng gefaßt und demgemäß die Aufwendungen für militärische Zwecke möglichst eingeschränkt zu sehen. Aus dieser selben Auffassung ist die Abneigung gegen jede über die wirksame Verteidigung der heimischen Küsten und einen gewissen Schutz der nationalen Handelsmarine hinausgehende Entwicklung der Kriegsflotte erwachsen.

So zweifellos es nun den liberalen Grundsätzen entspricht, jenen militaristischen Auswüchsen entgegenzutreten, welche der Entwicklung der Armee zu einem wirklichen Volksheer im Wege stehen, so wenig widerspricht die Fortentwicklung militärischer Einrichtungen dem liberalen Prinzip. Daß jede staatliche Institution den höchstmöglichen Grad ihrer technischen und moralischen Vollkommenheit erlange, entspricht unmittelbar der liberalen Fortschrittsidee. Der Liberalismus handelt deshalb nur konsequent, wenn er auch das Kriegsheer und die Kriegsflotte so ausgestalten hilft, daß sie sich jeden technischen Fortschritt nutzbar machen können. Der Liberalismus tut gut daran, auf diesen Punkt besonders nachdrücklich hinzuweisen; er steht nicht im Widerspruch mit den Grundsätzen einer rationellen Sparsamkeit, die allen Luxuskram und die vielen kostspieligen traditionellen Kinkerlitzchen, die noch immer im Heerwesen eine beträchtliche Rolle spielen, bekämpft.

Am wichtigsten aber ist, jene Auffassung zu berichtigen, die den Liberalismus als staatlicher Machterweiterung an sich widerstrebend darzustellen liebt. Gerade weil der Liberalismus keinen staatlichen Entwicklungszustand für vollkommen hält, kann er auch nie der Träger einer nationalen Beharrungspolitik sein. Nationale Fortentwicklung bedeutet aber stets nationale Machterweiterung, sei es in geistiger, in wirtschaftlicher oder in politischer Beziehung. Bei dem heutigen Kulturstande der Menschheit wird diese nationale Machtentwicklung der kriegerischen Instrumente unter Umständen nicht entbehren können. Diesen Instrumenten die höchste Vollkommenheit zu geben, entspricht durchaus den Aufgaben des Liberalismus. Das gilt insbesondere auch für die maritime Wehr, seitdem Deutschland die engen Bande des Agrikulturstaats gesprengt hat und zu einer industriellen Weltmacht geworden ist. Diese wirtschaftliche Weltmachtstellung ist nicht mit Waffengewalt, sondern durch Fleiß, Arbeitsgeschick und Unternehmungslust erobert worden. Sie kann auch nur durch diese Tugenden behauptet werden. Aber um diese Eigenschaften ungehindert zu entfalten, muß die Möglichkeit, ausgiebige kriegerische Schutzmittel zur Anwendung bringen zu können, gegeben sein.

* * *

Digitized by Google

Schließlich ist noch der wichtigen Rolle zu gedenken, welche nach liberaler Auffassung der öffentlichen Kritik zukommt. Kritik ist einem gesunden Staatswesen so notwendig wie der Sauerteig dem Brote. Der Sauerteig bewirkt Gärung und macht dadurch die Nahrung genießbar. Die öffentliche Kritik veranlaßt einen moralischen und intellektuellen Gärungsprozeß, mit dessen Hilfe für den Staatskörper eine bekömmliche Nahrung bereitet wird. Die heilsamen Funktionen der öffentlichen Kritik, ob sie nun durch Rede oder Schrift ausgeübt werden, erkennt der Liberalismus bereitwillig an. Zur Entwicklung und Verwirklichung fortschrittlicher Ideen erscheinen die Preßfreiheit und die Versammlungsfreiheit deshalb unerläßlich. Beide Freiheiten können mißbraucht werden und werden mißbraucht. Welche Freiheit wäre überhaupt etwas wert, die nicht mißbraucht werden könnte? Eine Freiheit, die sich nicht mißbrauchen läßt, ist dem Lichtenbergschen Messer ohne Klinge vergleichbar, an dem das Heft fehlt. Aber selbst wenn die Gefahren des Mißbrauchs viel größer wären, als sie tatsächlich sind, die öffentliche Kritik ist von solcher Bedeutung für die staatliche Fortentwicklung, daß der Liberalismus lieber das Risiko des Mißbrauchs übernehmen, als die Gefahren laufen wird, die in engherziger Beschränkung einer freien Ausübung der öffentlichen Kritik liegen. Das schlimmste Unglück, unter dem das absolutistisch regierte Rußland leidet, und dem es in letzter Linie seine militärischen Niederlagen in der Mandschurei wie die revolutionären Zersetzungserscheinungen im Innern des Reiches zur Last zu legen hat, ist die Unterdrückung des freien Worts über staatliche Einrichtungen.

Der Absolutismus erblickt in der öffentlichen Kritik eine Art Hochverrat; denn diese Kritik ist ja der Zweifel an der Unfehlbarkeit des absoluten Willens, der absolutistischen Anordnungen. Die Aufrechterhaltung der absolutistischen Autorität aber ist das oberste Staatsprinzip. In Ländern, in denen der Konstitutionalismus herrscht, ist der Zweifel an der Vernunft und Zweckmäßigkeit obrigkeitlicher Anordnungen nicht nur gestattet, sondern zugleich Sporn und Hemmschuh der Regierungsgewalt. Sporn für die Trägheit, Hemmschuh für die Willkür. Ein großer englischer Staatsmann hat einst erklärt, daß die Preßfreiheit mehr wert sei als die ganze englische Verfassung; denn bei voller Preßfreiheit ließen sich die verfassungsmäßigen Rechte alle wiedergewinnen; ohne das Recht der freien Kritik an den öffentlichen Einrichtungen entbehre die ganze Verfassung des belebenden Herzschlags. Freie Rede und freies Wort sind darnach Kardinalforderungen des Liberalismus.

* * *

Unsere Zeit hat gelernt, die verschiedensten Phänomene der physikalischen Welt auf den Begriff der Bewegung zurückzuführen. Wärme und Elektrizität, Ton und Farbe hat man als Bewegungserscheinungen erkannt. Auch die wirtschaftliche Produktivität ist in letzter Linie ein Resultat der Bewegung. Alles wirtschaftliche Arbeiten ist schließlich ein Teilen und Zusammenfügen. Der Liberalismus repräsentiert die Bewegung in der politischen Welt. Ihm steht im Konservatismus das politische Beharrungsprinzip gegenüber. Je rascher sich eine Bewegung im politischen Leben vollzieht, umso eher tritt eine Ermüdung, eine Abneigung gegen weitere Reformen ein. Die gewaltige politische Vorwärtsbewegung, die durch den Zusammenschluß Deutschlands zu einem Bundesstaate und durch den modernen inneren Ausbau des Deutschen Reiches charakterisiert wird, hat, da sie zugleich mit einer alle Gebiete des wirtschaftlichen Lebens umfassenden Umwälzung zusammentraf, politische Ermüdungserscheinungen zutage gefördert, die vom Konservatismus im Bunde mit dem Klerikalismus nicht ohne Geschick und mit Erfolg dazu benutzt worden sind, um den Liberalismus politisch matt zu setzen. Aber ein großes Volk, sofern es nicht bereits in das Stadium des Verfalls eingetreten ist, was man von dem deutschen Volke gewiß nicht sagen kann, muß eine fortschrittliche politische Bewegung, nachdem die Reformmüdigkeit überwunden ist, doch wieder aufnehmen, und diesem Zeitpunkt sind wir wahrscheinlich näher, als die Bierbankweisheit sich träumen läßt. Daß die heutige industrielle Weltmacht Deutschland politisch noch immer von derselben Bevölkerungsschicht regiert wird, deren Interessenschwerpunkt im Ackerbaustaat liegt, ist ein politischer Anachronismus, der die Notwendigkeit einer Verschiebung der politischen Macht von Jahr zu Jahr unabweisbarer erscheinen läßt. Das preußische Dreiklassenparlament nimmt sich aus wie eine Raubritterburg in der Leipzigerstraße im Gewimmel des städtischen Verkehrslebens. Es ist in den letzten Jahrzehnten wieder soviel an alten staatlichen Einrichtungen und Zuständen obsolet geworden, daß die Notwendigkeit einer neuen, energischen Aufräumung mit altem Unrecht, dessen, was sich aus Vernunft zum Unsinn und aus Wohltat zur Plage entwickelt hat, nicht mehr lange hintangehalten werden kann.

Außerdem verlangen auch die Erfordernisse der auswärtigen Politik von Jahr zu Jahr nachdrücklicher die Betätigung fortschrittlicher Energie, eine Sammlung der nationalen Kraft für die Zeit, in der unsere beiden großen Nachbarländer Rußland und Oesterreich sich rekonstruieren oder zerfallen. Daß Rußland in den bisherigen absolutistischen Staatsformen nicht länger gehalten werden kann, ist bereits offenbar geworden, und die bevorstehende Umwandlung der österreichisch-ungarischen Realunion in eine bloße Personalunion scheint ebenfalls nur eine Frage kurzer Zeit zu sein. In beiden Nachbarländern müssen wir auf gewaltige Umwälzungen gefaßt sein. Wer vermag vorauszusagen, wie bald das Deutsche Reich anläßlich solcher fundamentalen Veränderungen bei seinen Nachbarn vor Schicksalsfragen gestellt wird, die die größte nationale Kraftanstrengung nötig machen! Solcher historischen Aufgabe ist nur ein fortschrittliches Volk gewachsen, dessen Kräfte rechtzeitig befreit, und dessen wirtschaftliche und geistige Leistungsfähigkeit auf das äußerste gesteigert sind. Daß unsere gesamte Politik wieder mit echten liberalen Fortschrittsideen erfüllt werde, ist deshalb eine nationale Forderung ersten Ranges; allerdings muß es ein Liberalismus sein, der sich frei gemacht hat von philiströser Beschränktheit und den Vorurteilen eines Kleinbürgers, dessen Freiheitsideal nur noch im Schimpfen gegen die Sozialdemokratie zum Ausdruck kommt.

Der Liberalismus muß weiteren Kreisen wieder als Weltanschauung zum Bewußtsein kommen. Nur zu lange hat man in ihm eine bloße Zusammenstoppelung unzusammenhängender politischer Einzelforderungen erblickt. Wirkliche Werbekraft kann aber nur ein politischer Ideenkreis ausüben, der sich logisch um große Prinzipien zusammenschließt, die uns im Innersten packen. Diese Grundprinzipien des Liberalismus, das Fortschrittsprinzip und das Persönlichkeitsprinzip, in ihrer Tragweite klar zu legen, war der Zweck dieser Studie.

Theodor Barth.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Mehr Orden!

Es gibt Redakteure des „Simplizissimus" und andere frivole Menschen, die der natürlich unmaßgeblichen Meinung sind, daß in Deutschland ein wenig zuviel Orden verliehen werden. Daß sich ein Kausalzusammenhang zwischen Ordensverleihung und verdienstvoller Tat nicht immer auffinden läßt, gab mir einst selbst einer meiner Onkels zu, der zwar nie den „Simplizissimus", wohl aber sein Leben lang die „Kreuzzeitung" gelesen hat. Besagter Onkel, ein vieldekoriertes sogenanntes „großes Tier", erzählte mir, ihm selbst sei einer seiner Orden sozusagen im Schlafe zugeflogen. Er war damals einem deutschen Potentaten attachiert. Irgend ein anderer Fürst, der mit diesem Potentaten verwandt war, hielt es um dieser Verwandtschaft willen für angezeigt, meinem Onkel einen Orden anzuheften. Der Akt sollte sich gelegentlich einer Reise des Onkels durch die Residenzstadt des Fürsten vollziehen. Der Onkel, der von der geplanten Ehrung keine Ahnung hatte, änderte jedoch im letzten Augenblick sein Reiseprogramm und fuhr im Schlafwagen durch die kleine Residenz nächtlicherweile hindurch. Da saß nun der unglückliche Hof-

Digitized by Google

beamte, der ihm den Orden übergeben sollte! Aber er wußte sich zu helfen und schickte den Orden als Wertpaket nach dem Bade, in das sich mein Onkel begeben hatte. Niemand kann eben seinen Orden entgehen, wenn er gewisse Hoffstellungen inne hat.

Der eine bekommt einen Orden aus diesem, der andere aus jenem Grunde, hie und da auch einmal jemand, weil er wirkliche Verdienste hat. Die meisten Orden freilich werden ersessen. Ist man eine gewisse Zeit Offizier oder Staatsbeamter, so kommt man um einen Orden ebensowenig herum wie ein Regierungsrat um den Geheimratstitel, sobald sich endgültig herausgestellt hat, daß ihm die Fähigkeiten zur Beförderung in ein höheres Amt fehlen.

Unter sotanen Umständen haben die Orden an Wertschätzung stark eingebüßt. Trotzdem gibt es Leute, die sie noch mehr zu diskreditieren bereit sind, indem sie die Ersitzungsfrist abkürzen und den Kreis der obligatorischen Ordensempfänger ausdehnen wollen. Zum Wortführer dieser Richtung „die Masse muß es bringen!" hat sich Graf Roon am 24. März im preußischen Herrenhause aufgeworfen.

Graf Roon ist Sohn eines großen Vaters. Weiter nichts. Aber er möchte mehr sein. Er möchte auch seinen Namen auf die Nachwelt bringen. Bekanntlich genügt ja eine Idee, um einen Menschen unsterblich zu machen. Und Graf Roon junior hat eine Idee: die Popularisierung der Orden!

Wieviel Orden kommen denn jetzt nach den Dörfern und den kleinen Städten? Lächerlich wenig. Wenn es vier- oder fünfmal soviel wären, wäre es noch nicht genug, meint Graf Roon. Und der ihm kongeniale schlesische Grande v. Jerin-Gesess pflichtet ihm aus vollem Herzen bei. Gewiß, auch jetzt bekommt ein patriotischer Gemeindevorsteher das allgemeine Ehrenzeichen. Aber wie lange muß so ein armes Luder warten? Fünfzig Jahre Dienstzeit! Die meisten erleben's natürlich nicht, und wer es erlebt, ist darüber ein alter Mummelgreis geworden, der nicht mehr aus dem Zimmer hinaus kann. Was nützt mir denn der schönste Orden, wenn ihn die Leute nicht zu sehen kriegen? Sich im Spiegel mit dem Orden selbst bewundern, das macht vielleicht vierzehn Tage Spaß. Aber dann wird man's leid. Ein Orden, der nicht öffentlich getragen werden kann, hat gerade so seinen Beruf verfehlt wie das Bier, das nicht getrunken wird.

Das muß anders werden! Nicht bloß die Armee, sondern auch die Ordensritter bedürfen der Verjüngung. Und nicht bloß die Kavallerie, sondern auch die Dekorierten müssen vermehrt werden. Schon nach 25 Jahren muß der Gemeindevorsteher, der in seiner Gemeinde für konservative Wahlen gesorgt hat, das allgemeine Ehrenzeichen auf die breite Patriotenbrust heften können. Und neben den Gemeindevorstehern müssen auch treue und patriotische Gemeindekirchenräte, Privatförster, Inspektoren und selbst Vorarbeiter mit Orden geschmückt werden.

Also spricht Graf Roon. Und Herr v. Jerin-Gesess ist immer ganz derselben Meinung.

Graf Roon ist in agrarischen Dingen kein Freund der kleinen Mittel. Aber hier schwärmt er für „das kleine Mittel, den Patriotismus anzuregen und zu belohnen".

In der Tat — für den Patriotismus erwachsen hier ganz ungeahnte Perspektiven. Welcher Förster, welcher Inspektor, welcher Vorarbeiter wird hinfüro noch auf den unpatriotischen Gedanken kommen, in erster Linie nach schnödem Mammon zu streben und das patriotische Herz seines „Herrn" durch den Wunsch nach Lohn- oder Gehaltsverbesserung zu betrüben? Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Trockenes Brot und Hering schmeckt wie Beefsteak mit pommes frites, wenn man das allgemeine Ehrenzeichen auf der Brust trägt. Wer die Aussicht hat, nach 25 Jahren dem goldenen Buch der Ordensritter einverleibt zu werden, wird diesem hohen Ziele in konservativer Pflichterfüllung und materieller Selbstbescheidung nachstreben.

Es ist ja wahr, der preußische Staat bemüht sich schon jetzt, den Patriotismus durch Steigerung der Ordensquantitäten zu propagieren. Während voriges Jahr das Ordensbudget nur 170 000 Mark betrug, sind es dies Jahr schon 220 000 Mark. Ein erfreulicher Fortschritt! Aber der Fiskus könnte auf diesem Gebiet noch viel mehr leisten. Er brauchte nur einen kleinen Teil des durch die Verstümmelung des Mittellandkanals ersparten Geldes in dem Sinne des Grafen Roon und des Herrn v. Jerin-Gesess — zwei Seelen, ein Gedanke! — zu verwenden — dann ade Sozialdemokratie und Freisinn!

Ridens.

Constantin Meunier.

Les dieux s'en vont! Die großen Alten fangen an, sich aus dem Staube zu machen. Seit Böcklin vor vier Jahren uns verlassen, tritt einer nach dem anderen vom Schauplatz ab. Erst Leibl. Dann Whistler. Dann Pissarro. Dann Menzel. Und schon wieder versetzt eine neue Todesbotschaft die Kunstwelt Europas in tiefe Trauer.

Wer heute die Bilanz der modernen Kunst zieht, wird nicht allzuviel Posten finden, von deren dauernder Geltung er überzeugt ist. Aber das wissen wir, daß Constantin Meuniers Lebenswerk über die Jahrhunderte leuchten wird, als ein ernstes, ragendes Denkmal unserer ganzen Zeit, als eine großartige künstlerische Verkörperung des Lebens der Menschheit um 1900, als der Beginn einer neuen Epoche in der Geschichte der Plastik. Der moderne Realismus hat nichts Gewaltigeres und nichts von so bleibender Kraft hervorgebracht wie Meuniers Bronzen; sie sind seine glorreichste Schöpfung. Wenn der Realismus Dichtung und Malerei oft zu zerfaserndes, analytischer Kleinarbeit verleitete, sie in die Versuchung brachte, sich allzu tief unter die neu entdeckte Wirklichkeit zu beugen, und sie dadurch in ihrer Wirkung beschränkte, so konnte die Bildhauerkunst allein diesen Gefahren erfolgreich trotzen und auch innerhalb der realistischen Machtsphäre zur Synthese fortschreiten. Denn die Kunst der reinen Form, die im Kern ihres Wesens etwas Abstraktes hat, bietet am ehesten eine Handhabe, die Erscheinungen der Welt über die Bedingtheit des Einzelfalles zu typischer Bedeutung emporzuheben. Wie Meunier diese Möglichkeit erkannt hat und zu nutzen verstand, das war seine unsterbliche Tat.

Es ist kein Zufall, daß der belgische Meister erst auf einem Umweg von Jahrzehnten zu seinem Ziel gelangte. Der junge Bildhauer stand als Schüler der Brüsseler Akademie und des wackeren Charles Auguste Fraikin ganz im Banne der heiteren Schönheit der Antike. Eine Statue „La Guirlande", mit der er, zwanzigjährig, einen ersten bescheidenen Erfolg hatte, war durchaus konventionell und ohne Besonderheit. Doch seine Sehnsucht strebte aus dieser klassizistischen Schemenwelt hinaus, ein nicht mehr zu beschwichtigendes Verlangen ergreift ihn, das blutvolle, starke, im Innersten bewegte Leben seiner Gegenwart irgendwie in künstlerischer Spiegelung zu packen. In der Plastik sieht er dazu vorerst keine Möglichkeit, und so geht er zur Schwesterkunst der Malerei über. Und hier steigt er sofort mit wahrem Feuereifer zu der im sozialen Jahrhundert neu erschlossenen Welt der unteren Schichten, der Proletarier, der Armen und Elenden, der Enterbten und Zerlumpten, der Mühseligen und Beladenen hinab. Sechs Jahre nach jener „Guirlande" entsteht — ein zweiter Tageserfolg — ein Bild ganz im Sinne jener Kunstströmung, die in Belgien um Jahrzehnte früher einsetzte als in Deutschland: „La salle de St. Roche", eine Krankenhausszene, in der eine Schwester dem Leichnam einer im Lehnstuhl verschiedenen, abgezehrten alten Frau die Füße wäscht! Eine Gier nach finsteren Stimmungen, nach Unglück, Jammer, Armeleutgeruch und lastender Not war es, die ihn als Rückschlag gegen die vergnügliche Allegoriserei und gleichgültige Figürchenmodelliererei jener akademischen Jahre damals befiel. Es ist die Stimmung eines leidenschaftlichen Altruismus, der seines Lebens nicht froh werden kann und wollüstig in düstern Bildern schwelgt, um das Schicksal anzuklagen, sich selbst zu kasteien, sich und die übrige Menschheit in Erschütterungen zur Begründung einer anderen

Digitized by Google

Weltordnung zu erziehen, — eine Stimmung, die bei Meunier dann plötzlich in eine verzweifelnde Melancholie umschlägt und ihn fast dem Trappistenorden in die Arme führt. Noch steht er zu stark unter dem Eindruck des Lebens, um es als Künstler zu meistern. Was er in dieser langen Epoche seiner sonderbaren Entwicklung geschaffen, ist ohne Belang.

Da führt den beinahe Fünfzigjährigen im Jahre 1880 ein Zufall in das belgische Industrie- und Bergwerksrevier. Staunend tritt er in dies Neuland ein, in diesen geschlossenen Kreis von Arbeit, Zwang, Dumpfheit und sozialem Groll, der umgrenzt ist von der furchtbaren Strenge nie schlummernder Pflichten, in den kaum ein heller Schein der Sonne hineinleuchtet, und in dem doch das Blut der Gegenwart in lauten Schlägen pocht, in dem nicht klagendes Entsagen, sondern eine positive Energie herrscht, die Werte schafft und in die Zukunft deutet. Es war eine Reinkultur aller Motive, die er vordem gesucht hatte. Und hier wuchs seine Kunst zuerst aus der Abhängigkeit vom Stoff zu eigner Kraft empor, die das Gegenständliche in seiner Wesenheit erfaßt und es souverän in ihre Dienste stellt. Für die neuen Vorwürfe, deren Größe und künstlerische Brauchbarkeit niemand vor ihm erkannt hatte, bildete seine Hand sich ganz von selbst auch eine neue Sprache. Möglich, daß Millets Bauernbilder ihm dabei eine Anregung gaben. Wie der große Franzose schilderte er nun seine einfachen Menschen rein darstellend, nicht erzählend. Und wie bei jenem nehmen sie sofort auch bei Meunier den Charakter von Personifikationen einer ganzen Kaste an, von Symbolen ihrer eigenen Existenz. Doch das Biblische, das Millets Landleute erklärt, mußte hier schwinden. Denn an Stelle der primitiven, aus der Menschheit Kinderzeit stammenden Arbeit, die jene versahen, trat hier die Kompliziertheit des modernen Betriebes. In die Stille der Natur dröhnen die Hammerschläge einer hochentwickelten Kultur hinein. Die epische Ruhe des großen Jean-François weicht einer dramatischen Erregung. Auch bei Meunier ist „Landschaft", aber es ist eine von Menschenhand gemachte, nicht aus dem Boden organisch erwachsene Landschaft. Ihre Berge sind schwarze Schlackenhaufen und schwelende Kohlenhalden. Ihre Wälder sind die Scharen qualmender Schlote. Anstatt der Pracht der Wasserfälle glühen Feuereffen auf, wie Höllenrachen. Anstatt der Feldwege tauchen Eisenbahnschienen auf, anstatt der Bergpfade Aufzüge, anstatt der Schluchten die unterirdischen Höhlengänge des Bergmanns. Auch der Himmel hat seine natürliche Farbe verloren, und seine Wolken sind nicht Luftgebilde, sondern zusammengeballte Massen von Ruß und Dampf und Rauch und Qualm. Kein freundliches Blau lächelt hernieder, sondern alles ist in trübes Schwarz und Grau gehüllt — „le pays noir". Die Pastelltechnik gab Meunier die Mittel, diesen trüben Dunst, der über dem Ganzen lagert und die Konturen lockert, malerisch zu bannen. In undeutlichen Umrissen nur tauchen Menschen, Gebäude und Gegenstände aus dem farblosen Schleier auf.

Aber je länger Meunier in diese grauschwarzen Nebel blickt, um so schärfer tritt das einzelne daraus hervor. Es ist interessant zu beobachten, wie der Bildhauer langsam wieder in ihm erwacht, wie das Formale allmählich das Malerische zurückdrängt, wie die Einzelgestalten größer und bestimmter werden, wie die Gruppen sich reliefmäßig aufreihen. Die Malerei hat sein Auge erzogen und selbständig gemacht; sie, die sich leichter aus dem Druck der Tradition befreien konnte, wies endlich dem Bildhauer den Weg, den er ein Menschenalter zuvor vergebens gesucht hatte. Wenn es wahr ist, daß Meunier sich eines Tages beim Anblick der herkulischen Hafenarbeiter in Antwerpen mit einem Schlage wieder zur Plastik hingezogen fühlte, so kann dies Ereignis nur die längst in ihm vorbereitete Wandlung besiegelt haben, die ihm selbst bis dahin vielleicht unbewußt geblieben war.

So fand der reife Mann, dem die Haare schon sich bleichten, als Fünfundfünfzigjähriger erst den Schlüssel zum innersten Kern der eigenen Künstlerschaft — ein Vorgang, der in der Geschichte der Kunst ohne Beispiel dasteht. Und nun sprudelt die so lange versperrte Quelle ihre Wasser in jubelnder Fülle hervor. Unaufhaltsam, unermüdlich, ohne Rast schafft Meunier seit dem Jahre 1886, da der „Martelleur" entsteht, Werk auf Werk, fast atemlos, als wolle er alle die verlorene, kostbare Zeit einholen. Und es beginnt die großartige Reihe seiner Bronzegestalten und Reliefs.

Will man die Figuren Meuniers registrieren, so muß man sie schon unter die Rubrik „Statuetten" stecken. Aber es sträubt sich etwas in uns, dies Wort auf diese Arbeiten anzuwenden. Das Zierliche, Nette, Spielerische, das in der Diminutivbildung liegt, will nicht auf sie passen. Denn in ihnen lebt, majestätisch und imponierend, eine Größe, die selbst über lebensgroßen Menschenmaßstab weit hinausgeht. Es ist merkwürdig zu sehen, wie sie erst bei einer kolossalen Vergrößerung, etwa durch das Skioptikon, die ihnen eigentlich zukommende Gestalt zu gewinnen scheinen. Wir sehen etwa einen Minenarbeiter, aber es ist nicht „ein" Minenarbeiter, es ist ein Ausdruck für alle Minenarbeiter der Welt, ein Denkmal für ihre Arbeit, ein Sinnbild ihrer Tätigkeit und ihres Lebens. Es ist Natur, aus fabelhafter Treue und Intimität der Beobachtung geboren, und ist doch wieder nicht Natur, sondern das Abbild einer gesteigerten Existenz. Das ist das Geheimnis des Meunierschen Genies: wie es mit den Füßen fest auf dem Boden der Erde und der Heimat steht, und mit dem Haupte in eine Höhe ragt, von der man in das Land der Zukunft blickt.

Die bildhauerische Technik, die der Meister sich schuf, ermöglicht solche Wirkungen. Er entnahm dem malerischen Impressionismus das Prinzip, die sorgsame Durchbildung der Einzelheiten dem Eindruck des Ganzen zu opfern, die Hauptelemente dieses Eindrucks, hier also die entscheidenden Formen und Flächen, mehr unvermittelt neben einander zu setzen, daß das Auge des Beschauers auf seiner Netzhaut erst den Prozeß des Verschmelzens vornimmt. Dadurch rettet Meunier die innere Bewegtheit seiner Gestalten, die Unruhe und das Wogen ihres seelischen Lebens, das im Grunde ja doch nie unterbrochene Arbeiten der Muskeln, Nerven und Organe, ja fast das Vibrieren der Umrisse in der Luft, kurz alles das, was der malerische Impressionismus zu fassen sucht, in das plastische Abbild. Von Rodin lernte Meunier die früher unbekannte, breite Behandlung der Formprobleme, diese Kunst des Andeutens, des Nichtallessagens, die niemals starr wirken kann, sondern das organische Weben der Natur unmittelbar übernimmt, die nicht nur die Dinge selbst wiedergibt, sondern ihren Duft noch bewahrt. Rodin nannte selbst einmal seine Art, Menschenkörper zu modellieren, ein „voiler le nu". Auch Meunier kennt diese Verschleierung des Nackten, die weit abseits steht von der Schablone der Korrektheit, aber den also aufgefaßten Figuren ein eigentümliches, geheimnisvolles Leben verleiht.

Doch dieser leichteren Behandlung der Oberfläche steht nun bei Meunier die gewissenhafteste, strengste Durchdenkung des inneren Körperbaus gegenüber. In großartiger Logik bauen sich diese Gestalten auf, der ganze Organismus ihres physischen Gerüsts schimmert klar durch das Erz. Und diese klassische Solidität der Arbeit hält jenem Impressionismus die Wage. Sie ist es, die auch den kleinsten Werken Meuniers jenen monumentalen Zug verleiht. Die alte Liebe des Künstlers zur Antike hat hier wundersame Früchte gezeitigt, eine Verehrung, die sich nicht in Nachahmung ausspricht, sondern in einer Uebertragung des Prinzips der griechischen Plastik auf moderne Aufgaben, in einer Fortbildung ihrer Gesetze. Umhüllt von der wehenden, wirbelnden Unruhe des modernen Geistes, schreitet hier die reine Klarheit des Hellenentums einher. Und es ist überraschend, wie nahe sich gelegentlich Meuniers Arbeiterfiguren mit antiken Bronzen berühren, eine Erscheinung, die in der verblüffenden Aehnlichkeit seines verwundeten und sich verbindenden Bergmanns mit dem allbekannten Dornauszieher am deutlichsten wird.

Das Originelle in Meuniers Technik ist es, wie diese beiden plastischen Prinzipien: das klassische und das impressionistische, das rein formale und das malerische, sich zwanglos vereinigen, sich durchdringen und miteinander vertragen. Darin steht er höher als Troubetzkoi und höher fast als Rodin, seine einzigen Mitbewerber um die höchste Krone in der Bildhauerkunst der Gegenwart. Es ist in dieser Mischung nichts Ergrübeltes, sie hat sich aus den Elementen seines Wesens ganz frei gebildet. So ergab sich Meunier auch ohne Schwierigkeit die Lösung einer andern Frage, die der modernen Plastik soviel Kopfzerbrechen macht: der Kostümfrage. Mit der Selbstverständlichkeit

Digitized by Google

des Genies traf er hier einen bewundernswerten Ausweg, indem er seine Arbeiter aus den Eisenhämmern, Hüttenwerken, Minen und Schachten am liebsten im Oberkörper nackt hält, die Beine aber mit einer derben Hose bekleidet. Ein Paar Holzschuhe oder eine runde Mütze mit ganz kurzer Krämpe verstärken dabei noch den realistischen Eindruck, der durch diese Hose hervorgerufen wird, und doch bleibt der Formenfreude des Bildhauers noch genug übrig. Diese Bekleidung hat etwas so merkwürdig Ueberzeugendes, daß man garnicht auf den Gedanken kommt, diese Männer müßten wohl in Wirklichkeit anders kostümiert sein. Dennoch trägt, ohne daß wir es uns immer klar machen, auch dies Mittel dazu bei, jenen zwiespältigen Eindruck in uns zu verstärken, daß wir ein realistisches Abbild zu sehen und doch zugleich Erscheinungen aus einer bedeutungsvolleren Welt gegenüberzustehen glauben. Dann wieder steckt Meunier seine Gestalten in die volle Rüstung ihrer Kleider. Aber dann wird die Gewandung nicht kleinlich nachgebildet, sondern wiederum in breiter, großzügiger Art behandelt. Sie wird nicht um den nackten Körper gelegt, sondern mit dem Körper modelliert, der bekleidete Körper wird als Form aufgefaßt. So steigen auch die bis zum Hals im Kostüm steckenden Figuren, der Lastträger, der Glasbläser, die jungen schlanken Bergarbeiterinnen in ihrer Männerkleidung, zu einer höheren Existenz empor. Dabei wird auch hier unmerklich verändert, das Gewand z. B. dünner gemacht, die Unterkleidung entfernt, sodaß der Körper deutlicher zur Geltung kommt und seine Formen durchschimmern läßt. Oder der Hammermeister erscheint in der schweren Tracht seines Tagewerks, aber nicht wie ein Sklave der Pflicht, sondern wie ein Heerführer im Kampf mit den Elementen in seiner Uniform.

Die ganze Welt der Arbeit hat Constantin Meunier umschrieben. Neben die Bewohner der Industriebezirke treten die Landarbeiter, die Lastträger der Häfen, die Schiffer und Fischer der belgischen Küste. Ein Geschlecht von Cyklopen marschiert heran. Gebunden an ein schweres Müssen, Teile der riesigen modernen Weltmaschine, die stumm und dumpf ihre Arbeit tun. Aber auch voll dunkler Sehnsucht, voll verhaltener Empörung und voll lodernder Wut. Von der ruhigen Sicherheit des Tätigseins, dem Stolz des Starken, der mit der Kraft seiner Muskeln arbeitet, von der Anspannung und Konzentration der Massen, die im Dienste der menschlichen Kultur stehen, bis zum durstigen Schmachten nach Glück und Licht, bis zur brutalen Entschlossenheit der geknechteten Kreatur hat Meunier allen Stimmungsnuancen Ausdruck gegeben, die hier verborgen ruhen. In seiner wundervollen Heimats- und Gegenwartskunst hat er das tiefste Wesen unserer ganzen Zeit mit der Wurzel herausgehoben, ihre Rastlosigkeit und Unbarmherzigkeit, ihre Intelligenz und ihre Grausamkeit, ihre Unruhe und die grandiose Energie, mit der sie die Kräfte der Natur sich zu Willen zwingt, ihre Gier nach Gewinn und ihren schweren Ernst, ihre imponierende Macht und die drohende Gefahr, die unter der Erdoberfläche rumort.

Max Osborn.

Berg und Mensch.

Ein historisch so stark interessiertes Zeitalter, wie das unsere, begnügt sich nicht mit der wissenschaftlichen Feststellung von Tatbeständen und Verhältnissen. Es forscht auch ihrer Entstehung, ja ihren ersten Anfängen nach und sucht aus ihrer Entwicklung zu lernen. Es schreibt nicht nur die Geschichte von Kriegen und Königen, von Einrichtungen und Persönlichkeiten, sondern auch diejenige von Gedanken und Empfindungen. Zu ihnen gehört das Naturgefühl, das in dem klassischen, zweibändigen Werke von Alfred Biese („Die Entwicklung des Naturgefühls bei den Griechen und Römern, im Mittelalter und in der Neuzeit". Leipzig, Veit & Cie., neue Auflage 1892) seinen vorzüglichen Historiker gefunden hat. So eingehend die Untersuchung auch sein mag, das Gebiet ist doch so unendlich groß, daß ein einziges Kapitel aus der Geschichte des Naturgefühls einen Genfer Historiker zu einem dreimal so umfangreichen Werke veranlaßt hat. John Grand-Carteret hat uns in „La Montagne à travers les Ages (des temps antiques au XVIIIme siècle: la Montagne d'aujourd'hui)" ein nicht minder klassisches Werk über die Geschichte des Bergsports geliefert, das in aller wünschenswerten Ausführlichkeit dem Problem des Verhältnisses des Menschen zu den Bergen von den Anfängen bis zur Gegenwart nachgeht. Das über tausend Seiten und mehr als 650 Illustrationen zählende Prachtwerk in Großquart, bei François Ducloz in Moutiers (Savoyen) erschienen, ist leider wegen seines naturgemäß hohen, aber dem Gebotenen durchaus entsprechenden Preises (50 Frcs.) nicht jedermann zugänglich, sodaß man bei aller Anerkennung der ebenso wertvollen wie fesselnden illustrierten Beigaben eine Volksausgabe auf dünnerem Papier und in kleinerem Format wünschen möchte. Der Verfasser könnte bei dieser Gelegenheit seinem Enthusiasmus für den Gegenstand einige stilistische Zügel anlegen und nicht das Kunst- und Naturgefühl einer Epoche nach ihrer Begeisterung für die Alpen messen. Gerechtigkeit ist die schönste Eigenschaft des Historikers, und an das finstere Mittelalter glauben wir trotz Grand-Carteret nicht mehr. Seinen Kenntnissen und seinem Fleiß, der vollständigen Beherrschung seines Gegenstandes und der liebevollen Miteinbeziehung alles dessen, was an Tatsachen, Gedanken, Empfindungen, Abbildungen und Karikaturen über ihn aufzutreiben war, sei hiermit die höchste Anerkennung gezollt, der die weiteste Verbreitung seines Werkes auch außerhalb des französischen Sprachgebiets bei allen Freunden der Berge entsprechen möge. Es ist so selten, daß eine erste und vollständige Monographie über einen wissenschaftlichen Gegenstand aus einem romanischen Lande kommt, daß es doppelt nötig ist, auf seine Existenz und seine Bedeutung empfehlend hinzuweisen*).

I.

Wie bei so mancher anderen geschichtlichen Untersuchung einer die Gegenwart außerordentlich beschäftigenden Frage nimmt der Ueberblick über die zweitausendfünfhundert Jahre der uns näher bekannten, vergangenen Kulturen nicht mehr Raum ein, als die Behandlung des einzigen, neunzehnten Jahrhunderts. Welches Verhältnis konnte die griechisch-römische Kultur zu den Bergen haben, wenn sie schon zur Natur im allgemeinen nicht in den intimsten Beziehungen stand? Sie war ihr zu gefährlich und fremd. Wo Gefahr für Leib und Leben besteht, kann ästhetische Bewunderung und poetische Besingung wie plastische Reproduktion nicht wohl aufkommen. Wenn aus dem Dickicht ein Ungeheuer droht, das uns zerreißt, und hinter dem Baume ein Räuber mit gezücktem Messer hervorspringt, der Geld oder Leben fordert, dann ist weder zur Entwicklung und Vertiefung des Naturgefühls noch zu seiner Analyse Gelegenheit. Die Gefahr mußte erst ganz verschwinden, ehe die Aesthetik zu ihrem Rechte kam; ja sie verschwand so völlig, daß man sie in der Natur wieder zu suchen anfing und nach ihr verlangte: eine ganz sonderbare Umkehrung in den Anforderungen an den Bergsport, der wir in ihrer Entwicklung sogleich nachgehen werden.

Die Natur war nicht nur zu gefährlich, sondern auch zu unerforscht, als daß sie eine künstlerische Anziehungskraft hätte ausüben können. Feuerspeiende Berge und Erdrutsche, Meteore und Sonnen- oder Mondfinsternisse, Hagel und Schnee, die Drehung der Gestirne, der Wechsel von Tag und Nacht, Sommer und Winter, Wolken und Sonnenschein erweckten viel mehr das wissenschaftlich-erforschende, als das beschaulich genießende Interesse.

Und doch mußten so künstlerisch veranlagte und kulturell hochstehende Völker, wie die Juden, Griechen und Römer, sich mit der Natur auch ästhetisch abfinden. So finden wir die Quellnymphen, die von der Gottheit bewohnten Haine, den

*) Das Werk des weltbekannten amerikanischen Historikers W. A. B. Coolidge in Grindelwald über die Geschichte des Alpinismus soll demnächst erscheinen.

Digitized by Google

Aegisschild in der sonnenbeleuchteten Wolke. Auf den Höhen der unzugänglichen Berge konnte nur die Gottheit selbst wohnen, und der Mensch frevelte, wenn er ihnen im Uebermut allzu nahe kam. Der Olymp und Sinai sind die Typen dieser Auffassung. Das Volk Israel, das vor dem mit der Wolke beschatteten Berge auf die Rückkunft seines Führers harrt und sein langes Ausbleiben nur mit seinem Untergang erklären kann, ist das beste Beispiel dafür. Noch bis in die Neuzeit hinein finden wir in Märchenerzählungen den Glauben an bestimmte, den göttlichen Wesen vorbehaltene Höhen, die der Mensch nicht ungestraft betreten darf. — Schön und ästhetisch bewundernswert war nur das Liebliche und Nützliche: die weiche Luft, der in sanftem Blau erstrahlende Himmel, das fruchtbare Land, die schwerbeladenen Obstbäume, der rauschende Quell mit seinem trinkbaren Wasser, das kühlen Schatten spendende Gehölz. Sobald aber die Natur nach unseren Begriffen furchtbar und großartig wurde, empfanden die Alten sie als feindlich und wandten schaudernd sich ab.

Schon vor der christlichen Zeitrechnung gestaltete sich das Verhältnis der Berge zu den Menschen intimer und freundlicher. Livius erzählt uns von Hannibals Uebergang über die Alpen, der ersten uns bekannten Bergbesteigung im größeren Stil und unter erschwerenden Umständen. Auch in den punischen Kriegen wurden die Alpen und Pyrenäen überschritten. Aber die eigentliche und systematische Ueberwindung des Berges durch den Menschen beginnt erst mit der Ausbreitung des Römerreichs. Ganz vereinzelt steht dagegen die Vorliebe Jesu für die „hohen Berge" da, auf denen die Bergpredigt und die Verklärung stattgefunden haben soll. Sieht man aber genau zu, so können diese Berge nur ganz unbedeutende Hügel gewesen sein, die für die Geschichte des Alpinismus nicht in Betracht kommen.

Der Monte Viso, der Mont Cenis, der große und kleine St. Bernhard, die Bündner Alpen, später die iberische Halbinsel, die Berge Galliens, Mitteldeutschlands und Großbritanniens, die Balkanhalbinsel und die außereuropäischen Berge kommen der Reihe nach in Betracht. Votivinschriften, Meilensteine, Säulen und Inschriften aller Arten, Waffen, Geldmünzen und — Skelette, die, gut erhalten, bei der Berührung mit der Luft in Staub zerfallen: das sind die Reste dieser großartigen Feldzüge, reich an Entbehrung, Verlusten und Enttäuschungen, aber auch reich an Ruhm und Ehre, wie die Schriftsteller der Zeit nicht müde werden zu berichten. Ihr Schaudern vor Schnee und Eis, Felsblöcken und Abgründen, Ungetümen und Naturkräften will uns zwar heute nicht mehr recht imponieren und bestärkt uns nur in der Auffassung des römischen Legionärs als eines trefflichen Fußgängers, aber eines schlechten Bergsteigers.

Auf die Zeit der ersten Bergübergänge folgt die Epoche der ersten Ansiedelungen. Auch hier dominiert zunächst noch das kriegerische Moment. Es sind nicht mehr bewaffnete Scharen im Dienste eines Landesherrn oder Statthalters, sondern plündernde Banden im Solde der Raubritter. Die durch die Völkerwanderung entstandene Bewegung zog noch lange ihre Kreise; die Straßen waren ebenso bevölkert wie unsicher. „Rauben und Morden ist keine Schande, das tun ja die Besten im Lande." Und diese Besten verschanzen sich auf Hügeln und kleinen Bergen, natürliche Befestigungen an Flußufern und in felsiger Gegend sich zunutze machend. Von diesem Schlupfwinkel aus überfällt der Bandenführer den harmlosen Wanderer, plündert ihn oder nimmt ihn gefangen und verschwindet, woher er gekommen war und wohin keine Justiz, den noch raubgierigeren Nachbar vielleicht ausgenommen, ihm zu folgen vermag. Aber bald müssen sie ihre Einsamkeit mit anderen teilen. Die Zeiten werden sicherer, das bebaute und bewohnte Land dehnt sich aus. Einsame Täler werden besiedelt und in fleißiger Arbeit noch herrenloses Gebiet der Kultur erobert. Wenn der Krieg in der Ebene tobt, wenn fremde Horden sengend und brennend über die großen Hauptstraßen ziehen, dann fliehen die Einheimischen mit Hab und Gut in die Seitentäler und auf die Höhen. Es geht ihnen, wie Tell seinem Knaben so hübsch sagt: „Jawohl ist's besser die Gletscherberge im Rücken haben, als die bösen Menschen."

Deutlich läßt sich noch heute an der Anlage mancher Dörfer und Städte die Furcht vor der Heerstraße erkennen. Sie weichen an den Fuß des Berges zurück, verstecken sich hinter Bäumen in einer Schlucht oder halten Lugaus auf einer sonnigen Höhe. Woher kämen sonst die entlegenen Gebirgsdörfer, zu deren mehreren noch heute keine fahrbare Straße führt, die, am Berge klebend, auf steilen, steinigen Saumpfaden oder gar wie das Walliser Dorf Alhinen auf Leitern erreicht werden. Die Ritter schützten sich durch Laufgräben und Zugbrücken; der gemeine Mann nutzte dankbar die von der Vorsehung ihm gewordenen natürlichen Schutzmauern.

Wo die Not groß war, fehlte es auch an Hilfe nicht. Die vielen Pilger und Handelsleute, die aus dem deutschen ins welsche Land zogen, die Obdach- und Heimatlosen, die es nach einem milderen Himmel und nach gütigeren Menschen verlangte, zogen nicht ganz ohne Schutz. Die Kirche, die gegen alle Falsch- und Ungläubigen mit barbarischer Strenge vorging, schützte ihre echten Kinder nach besten Kräften. Einsiedler an abgelegener Stätte nehmen die Vorübergehenden auf, pflegen die Verwundeten, spenden heilkräftige Kräuter, trösten und beraten die Unglücklichen, ja kommen ihnen entgegen und üben eine Art primitiver Seelsorge aus, die mit ärztlichen wie sozialen Funktionen Hand in Hand geht. Klöster werden hart am Fuße der Berge erbaut, teils aus dem Verlangen nach Einsamkeit und der für die erbaulichen Uebungen nötigen Stille, teils aber auch aus dem Bestreben, den auf den großen Straßen Vorüberziehenden sich nützlich und hilfreich zu erweisen. Die Beschaulichkeit mittelalterlichen Mönchslebens ging mit einer anerkennenswerten praktischen Tätigkeit Hand in Hand, die bei den modernen Klöstern der Gegenwart eine weit bescheidenere Rolle spielt. — Von den Klöstern auf der Talsohle sind die eigentlichen Hospize zu unterscheiden, von denen schon Karl der Große in einem Edikt redet, von deren genauer Beschaffenheit wir aber erst durch die Gründung des großen St. Bernhard-Hospizes im 11. Jahrhundert Kunde haben, der alsbald verwandte Niederlassungen auf dem Gotthard, Splügen, Septimer und Mont Genèvre im 12. und 13. Jahrhundert folgten. Hier steht die Nächstenliebe über der religiösen Erbauung, und die Aufnahme der Vorübergehenden, der Empfang der Pilger geht der Messe, dem Bibelabschreiben und den Apothekergeschäften voran. Noch heute kann man sich auf dem großen St. Bernhard, der zwar auch schon ein Automobil sehen und Skiläufer beherbergen mußte, trotz seines Telegraphenamts und seines Postwagens einen annähernd richtigen Begriff von den damaligen Zuständen machen, die auf dem Bernhardin, Gotthard und Simplon nicht mehr so deutlich erkennbar sind.

II.

Der Renaissance blieb es vorbehalten, die Berggipfel statt der Pässe aufgesucht zu haben. Das utilitaristische Moment trat eine Weile zurück und das ästhetische Bedürfnis wurde in seine Rechte eingesetzt. Petrarkas Besteigung des Mont Ventoux 1336 ist die erste uns sicher bekannte Bergtour, die nicht den Zweck einer Reise hatte. Die genaue, uns erhaltene Beschreibung mutet uns ziemlich modern an: das Bedürfnis, dem täglichen Einerlei mit seinen Sorgen und seiner Arbeit sich auf eine Weile zu entziehen, der Vergleich der physischen Anstrengung und des materiellen Resultats mit dem geistigen Streben und der seelischen Erhabenheit über das Irdische findet sich hier schon. Aber noch wird allgemein die große Tat als etwas Ungeheures empfunden, das nur unbesonnene Jünglinge, dem Rate der Alten zum Trotz, unternehmen könnten; ja, in Luzern werden etwa um die gleiche Zeit zwei Geistliche (allein wagte sich noch niemand auf die Höhen!), deren Plan einer Besteigung des Pilatus ruchbar geworden war, um dieses frevelhaften Unterfangens willen als Gottversucher schleunigst ins Gefängnis geworfen.

Wir können nicht mit gleicher Ausführlichkeit der Entwicklung des wachsenden Interesses für die Berge nachgehen. Einige Stichworte mögen zur Herstellung der Kontinuität genügen. Wir kommen in die Zeit der großen Reisen. Kluge und unternehmende Leute machen sich auf die Wanderung, lassen sich zum Entgelt ihrer außerordentlichen und zur Hälfte

Digitized by Google

schön erfundenen Berichte gratis und gut verpflegen, um nach ihrer Heimkehr ein Werk über ihre wunderbaren Abenteuer zu veröffentlichen, in dem viel von Drachen und Seeschlangen, Feen und Teufeln, besonders in der Bergeseinsamkeit, die Rede ist. Die ersten Karten gebirgiger Gegenden werden entworfen, die Dichter stimmen ihre Leier zum Preise der Alpen und die Maler mischen ihre Farben. Das sechzehnte Jahrhundert eröffnet einen Kampf mit den Bergen auf der ganzen Linie. Benvenuto Cellini, Vadian, C. Geßner, Rebmann, Leonardo da Vinci und hundert andere wissen davon zu erzählen. Die Bergflora und Fauna werden erforscht, mineralogische Exkursionen gewagt — kurz es fehlte nicht viel zu einer systematischen Ausbeutung der Reichtümer und Vorzüge des Berges, wie sie das Ende des neunzehnten Jahrhunderts erleben mußte.

Da kam mit dem Einsetzen des Rationalismus, der platten Nützlichkeit, der affektierten Galanterie und Schöngeistigkeit eine starke Reaktion gegen das Interesse für die Natur und das Natürliche, unter der natürlich auch der Bergsport schwer zu leiden hatte. Nur in der Stadt und in der Ebene kann ein anständiger Mensch leben. Ein Hügel ist zur Not noch schön, weil der Weinbau hier besser gedeiht. Berge aber sind häßliche Mauern und unnütze Wände, die den Verkehr der Völker verhindern und mit dem physischen auch den geistigen Horizont verkümmern. Berlin, Leipzig, Mannheim sind schöne Städte in „wunderbarer Lage". Gibt es einen herrlicheren Anblick als ein Gerstenfeld und einen Obstbaum — wohlgemerkt nicht im Blütenschmuck, sondern zur Zeit der Frucht? Alles Eßbare und dem Menschen, als Zentrum der Schöpfung, irgendwie Nützliche ist schön. Bald darauf stimmte der wohlbeleibte Hamburger Ratsherr Brockes in seinem „Irdischen Vergnügen in Gott" das Lob zum Preise der Gemse an, bei der wirklich jeder Körperteil eine gottgegebene Bestimmung für den Menschen habe. Auch Bernardin de St. Pierre findet die Welt schön und zweckmäßig, weil die ganze Schöpfung dem Menschen auf dem Präsentierteller geboten werde.

Eine Bergbesteigung mußte in solchen Zeiten unter die gesundheitlich höchst bedenklichen, ästhetisch zu belachenden Kraftvergeudungen gerechnet werden. Schon der Bauer mit seinem Mistgeruch, seiner geschmacklosen Gewandung und seiner Grobheit war außerhalb der Stadtmauern eine peinliche Begegnung. Der Bergbewohner aber galt als ein halbtierisches Geschöpf, das in der Einsamkeit mit seinem Vieh bei Schnee und Eis verdumme und nur Mitleid verdiene.

Auf welchem Wege kam die historische Entwicklung aus dieser Sackgasse wieder heraus? Auf dem der einfachen Umkehr. So stark der Kontrast des optimistischen, bildungsstolzen Rationalismus zu der lebensfreudigen, kämpfenden und strebenden Renaissance war, so unvermittelt war der Einbruch der Natursentimentalität und des wissenschaftlichen Interesses in diese Festung behäbigen Wohllebens. Haller und Scheuchzer begannen ihre Untersuchungen über Gletscherbildung; de Saussure folgte ihnen mit Barometer und Hygrometer, ohne für die ästhetische Seite blind zu sein. Sein leidenschaftliches Interesse am Montblanc führte zu dem berühmten Aufstieg von 1787, der freilich nicht der erste war (Dr. Pacard 1786), in dem bekannten Denkmal von Chamonix verewigt ist und zugleich als wissenschaftliche Expedition ein weltgeschichtliches Ereignis wurde.

Doch wir greifen der Entwicklung vor, denn Rousseau, der Naturmensch, ist der eigentliche Reaktionstypus gegen den Rationalismus. War es das Streben der Renaissance gewesen, die Kultur zu erweitern, hatte der Rationalismus versucht, sie im engeren Kreise zu vertiefen und auf die Spitze zu treiben, so begegnen wir nach dieser Ueberspannung zum erstenmal der Kulturfeindschaft, der gewollten Rückkehr in die Halb- und Unkultur. Der Mensch bedarf gar keiner Bildung, sie macht ihn hochmütig und verkehrt. Er ist von Hause aus gut und die Natur an sich schön, wo er nicht hinkommt mit seiner Qual. Wir befinden uns in der Zeit der einsamen Spaziergänge, des idyllischen Botanisierens, des Fisch- und Schmetterlingsfanges, und wir sehen Rousseau auf der Petersinsel mit entzücktem Blick der natürlichen Grazie tanzender Bäuerinnen folgen. Der wohlgepflegte Garten, das sanft über den lieblichen See im Abendsonnenschein dahingleitende Boot, die saftigen Matten und herbstlich goldenen Weinberge, das ist das Naturideal der Rousseauschen Schule. Sie will träumen, den Zwang der Gesellschaft in der Einsamkeit gründlich von sich abschütteln, sie ist elegisch gestimmt und findet oft heftige Worte gegen den Drang zur Gemeinsamkeit; aber die eigentliche romantische Wut und Entrüstung ist noch nicht erreicht. Die hohen Berge lassen den begeisterten Naturschwärmer noch gleichgültig. Die Hoffnung, der Mensch könne sich außerhalb der Gesellschaft noch glücklich und frei entwickeln, bleibt die optimistische Grundstimmung dieses noch maßvollen Kulturhasses.

Dann aber kommen die echten Romantiker mit ihrer Wut auf die Gesellschaft und ihrer Verachtung der Herdentiere. Alles ist schal und erbärmlich, boshaft und widerwärtig. Nur auf den Bergen wohnt die Freiheit. In schwindelnder Höhe, mit Gott allein im Zwiegespräch und ihm so nahe als möglich, auf dem Jungfraugipfel, haucht Manfred seine enttäuschte Seele aus; in der Wildnis des Gemmipasses vollzieht sich Zacharias Werners Schicksalsdrama am „24. Februar". Für das Fluchtbedürfnis des Verzweifelten sind die äußersten Grenzen erreicht, und es bleibt ihm nur noch der Tod.

So nähern wir uns der Gegenwart. Als die Wunden des letzten großen Krieges geheilt waren, als die Bewegungslosigkeit so vieler Männerberufe die Gesundheit stärker angriff, als der Körper nach anderer Betätigung verlangte, nahm der Bergsport im eigentlichen und engeren Sinne seinen Anfang. Die unbestiegenen Gipfel schienen dem wachsenden Menschenstolz eine Herausforderung. Einer nach dem andern wurde „genommen", und nur ganz wenige trotzen noch in Europa dem Wagemut tollkühner Touristen. Hekatomben von Menschenleben fielen der neuen Passion zum Opfer, und jährlich mehren sich die Unfälle, zu denen nicht England, sondern Deutschland das stärkste Kontingent liefert. Den Gesunden folgen in Scharen die Kranken, für deren Kräftigung seit vier Jahrzehnten die trockene, kalte Höhenluft als bestes Heilmittel erkannt wurde. Ihnen und den Genuß mühelos mit dem Geldbeutel erkaufen wollenden Gesunden dienen die jährlich sich mehrenden Bergbahnen, deren berühmteste die Jungfrau- und Montblancbahn sein werden. Der Wintersport mit dem Alpinismus hält die Bergfreunde das ganze Jahr auf den Höhen fest, und mit der dauernden Ansiedlung des Kulturmenschen aus der Ebene auf den Höhen in Berghotels, Sanatorien und modernisierten Bauernhütten auf tausend und zweitausend Meter Höhe ist die Eroberung des Berges vollendet und die Geschichte seiner Beziehungen zum Menschen abgeschlossen. Er sucht Gesundheit und Kraft auf den Höhen. Die physische Ermüdung des Steigens gewährt ihm den langentbehrten Schlaf. Willkommen ist die Gefahr in einer allzu geordneten Welt, die alles regelt und gesetzlich festlegt. Die freie Bewegung in der Einsamkeit, ihre Stille und ihre Schrecken sind neue Sensationen, die jeder Städter und Ebenenbewohner sich jährlich wenigstens im Sommer auf kurze Zeit gestatten möchte. Daß diese neue Mode ihre sehr bedenklichen Seiten, aber auch ihr Gutes hat, bedarf hier keiner Begründung. Ihre Entwicklung im einzelnen, besonders in der Neuzeit, schildert das prächtige Werk Grand-Carterets mit Liebe und Sachkenntnis.

Tour-de-Peilz. E. Platzhoff-Lejeune.

Ein österreichisches Soldatendrama: Benedek.

Das bedeutende, seit dem Jahre 1896 in sechs starken Auflagen gedruckte Buch von Heinrich Friedjung „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland" hat die Familie Benedeks vermocht, dem zuverlässigen Geschichtschreiber die Herausgabe der nachgelassenen Papiere des unglücklichen Oberbefehlshabers der österreichischen Nordarmee im Jahre 1866 anzuvertrauen. Die Charakteristik des Feldzeugmeisters, die Friedjung zuerst in seinem Hauptwerk und später 1901 in der Rahmenerzählung zur Sammlung der

Digitized by Google

Briefe Benedeks gab, ist mehr als das Meisterbildnis eines wahrheitsliebenden Historikers: es ist eine künstlerische Schöpfung, in der bei aller Treue für die überlieferten Züge die Persönlichkeit des Malers sich nicht verleugnet. Und diese Persönlichkeit ist eine der lautersten, mannhaftesten und warmfühligsten, die mir in meinem, nun schon über ein halbes Jahrhundert umspannenden Leben vorgekommen ist. Ich bin mit Friedjung im Gymnasium und auf der Hochschule, in derselben Zeitungsstube und in der „Anzengrube", in ernstem, nicht immer friedfertigem Meinungsaustausch zusammengetroffen. Und mein Endurteil, das ich zu gelegener Stunde in eingehender Würdigung des Freundes nur Punkt für Punkt genauer begründen, nicht anders fassen könnte, lautet: Friedjung ist ein Charakter, dem als Schulmann, Politiker und Publizisten Anfechtungen und Zurücksetzungen nicht erspart blieben, ein Meister, dem seither, nach der Veröffentlichung seines Buches, akademische Ehren und Preise in Fülle und Ueberfülle zuteil geworden sind. Und das eine wie das andere, die Schule des Leidens und der Prüfstein des Erfolges hat sein innerstes Wesen nicht berührt. Wenn irgendeiner, so hat Friedjung das Sprichwort bekräftigt: Echtes Gold wird klar im Feuer.

Der dauernde, bei Lesern aller Lager stetig wachsende Eindruck seiner Darstellung wurzelt nicht zum wenigsten in der festen und feinen, reinen und starken Natur des Geschichtschreibers. Sein Benedek ist mehr als ein herkömmliches, aus den Quellen geholtes, Steinchen um Steinchen zusammengefügtes Mosaikporträt: es ist die Tat eines Gerechten. Deutlich steht mir der Abend im Gedächtnis, an dem Friedjung mir und meiner Frau Jahre und Jahre vor der Veröffentlichung seines Hauptwerkes von seinem Besuch bei der in Graz hausenden Witwe Benedeks erzählte. Kunstlos, nur von innerer Erregung angeglüht, die ihm die Wiedergabe der Leidensgeschichte des Dulders anfachte, stellte er uns Benedeks Glück und Ende glaubhaft und lapidar vor Augen. Seine freie Rede in ungesuchter, kerniger Prosa wirkte wie das Heldenlied eines Rhapsoden. Dabei trübte leidenschaftliche Verdammung der Unbill und des Undanks, die Benedek widerfahren war, seinen Blick keine Sekunde für die menschlichen Schwächen und soldatischen Fehler des Unglücklichen: Friedjung sentimentalisiert und martyrisiert seinen Feldherrn nicht. Er zeigt ihn, wie er war, als Reiteroffizier ohnegleichen, als Soldatenvater und Volksliebling, als Sieger im italienischen Krieg, als kaisertreuen Patrioten, als Mann von Wort, der selbst dem Treubruch gegenüber Treue hält; doch grundverschieden von Grillparzers Vanchan unzeitiger, verspäteter Versöhnung sich versagt, und seine Verbitterung über das Grab hinaus mit tausend Zungen kundgibt: er verbittet sich testamentarisch alle militärischen Ehren und ordnet an, ihn im Hauskleid des Zivilisten zu begraben.

Mit der Wucht dieser Tatsachen wird keine poetische Steigerung wetteifern, und gegen die wesens- und wahlverwandte Geradheit in Friedjungs Nacherzählung so bald kein Zweiter aufkommen. Maler und Modell decken sich vollkommen. Soweit menschliche Voraussicht reicht, wird Friedjungs Benedek für alle folgenden Geschlechter vorbildlich bleiben. Im Vergleich mit dieser Schöpfung werden noch ganz andere Geister, als F. v. Feldegg, mit neuen Aufnahmen des Besiegten von Königgrätz so schweren Stand haben, wie die zahllosen Biographen und Dramatiker des Ulrich von Huttenstoffes nach David Friedrich Strauß.

Herr von Feldegg*) hat zu seiner gutgemeinten und schlecht geratenen Szenenreihe, die Benedeks Groll süßlich in ein Rührstück ausklingen läßt, eine lesenswerte Vorrede geschrieben. Er weist die modischen Soldatenkomödien der Hartleben und Beyerlein als „uniformierte Zivilstücke" ab, „in denen unter Beobachtung bürgerlicher Gedankengänge das zweifarbige Milieu herhalten muß, den sonst ziemlich banalen Konflikten mehr Reiz und Kolorit zu verleihen". Im Gegensatz dazu hofft und fordert Feldegg echte Tragik des Soldatentums, für die Benedek ihm ein Beispiel ist. Die Behauptung trifft zu: leider nicht ihre künstlerische Exemplifikation. Vom kritischen Generalstab werden aber Bühnenschlachten so wenig gewonnen, wie die böhmischen Entscheidungsschlachten vom Generalmajor von Krismanič, dem Chef und Verhängnis der Operationskanzlei Benedeks. Wie bisher Dramatiker aller Zungen an der Bewältigung der Napoleonischen Siege und Niederlagen gescheitert sind; wie die Dramatisierung des tirolischen Volkskrieges, mit der scheinbar so leicht zu fassenden Figur des Andreas Hofer, Immermann, Auerbach, Otto Ludwig und Kranawitter mißglückte, harrt einstweilen das mexikanische Abenteuer, das Jahr Sechsundsechzig und das Jahr Siebzig noch eines neuen Shakespeare, der Wirklichkeit und Geschichtschreibung durch seine Historien beschämt. Ob und wann ein Genius derart kommen wird, kann unsereiner nicht weissagen. Die einzige Prophezeiung, die ich wage, ist: Benedek und Andreas Hofer sind, wenn überhaupt, nur als Episoden großer geschichtlicher Schauspiele auf der Bühne durchzusetzen. Ein Soldatendrama Benedek, das, nach Feldeggs Vorgang, weder die preußischen Heeressäulen, noch das preußische Hauptquartier in seinen Kreis zieht, fehlt gegen die wenigen Muster, die bis zur Stunde ähnlichen Vorwürfen gewidmet wurden: Shakespeares „Heinrich V." und — in gebührigem Abstand — Grabbes „Hundert Tage".

Wien, Ende März. A. Bettelheim.

*) Von F. v. Feldegg. Wien. Konegen, 1905.

Kardinal Newman.

III.

Die allmähliche Entwicklung der päpstlichen Autorität wird durch ihre augenscheinliche Notwendigkeit erklärt. Sie schlief, solange die Apostel lebten, weil diese anscheinend immer einer Meinung waren. (?) Nachher fühlte man das Bedürfnis einer Zentralmacht, deren Entwicklung durch Verfolgungen gehemmt, hernach aber sich ihren Weg bahnte und an die Spitze gelangte, als das Reich christlich wurde. Durch diese Theorie, wonach das Papstum von Anfang an in dem göttlichen Plane lag, wird das relative Schweigen der ersten Kirche minder befremdlich; wurde es von Gott eingesetzt, so brauchte es nicht ausdrücklich geoffenbart zu werden. Er zeigt sehr klar, daß die Entwicklung des Papsttums verschiedenen anderen, anerkanntermaßen natürlichen Entwicklungen analog war, z. B. derjenigen der britischen Verfassung oder des Primats des Erzbischofs von Canterbury in der englischen Kirche: „Keine Kirche kann ihres Papstes entbehren. Wir sehen den Zentralisationsprozeß vor Augen, durch den der Stuhl Petri das Oberhaupt der Christenheit wurde. Die Allweisheit, die das Ende von Anfang an sieht, konnte, als sie ein allgemeines Reich wollte, unmöglich unterlassen, die Entwicklung eines Regenten zu verordnen." Nehmen wir hinzu, daß alle wahren Entwicklungen von Gott gebilligt wurden, und die Wahrscheinlichkeit einer gewissen Unfehlbarkeit, so können wir uns überzeugt halten, daß gewisse Texte über Petrus und die Schlüssel eine Bedeutung hatten, die nicht obenauf lag. Merkwürdigerweise hat Newman nicht bemerkt, daß sein bündiger Beweis von der geschichtlichen Notwendigkeit des Papsttums das Argument der göttlichen Einsetzung schwächt, nämlich überflüssig macht. Unter den gegebenen Verhältnissen war die Entstehung der päpstlichen Herrschaft ebenso natürlich wie die jeder anderen Institution. Und wenn die ursprüngliche Gründung der christlichen Kirche auf göttlicher Anordnung beruhte, so waren implicite auch alle Folgen mitangeordnet, zum Beispiel das Wachstum der orientalischen Kirche, die ihren Glauben ohne Anerkennung des Papstes bewahrt hat, und der protestantischen Kirchen, die das Papsttum als eine Ausartung betrachten. „Alles hängt von der Präsumtion ab, daß irgendwo eine übernatürliche Autorität vorhanden sein muß," und diese Präsumtion hängt von der rein skeptischen Annahme ab, daß die Wahrheit ohne ein beständiges Wunder sich nicht erhalten lasse. Da keine solche unfehlbare Autorität anderen Zeitaltern, anderen Völkern oder anderen Wissensgebieten zuteil geworden ist, so sucht man umsonst

Digitized by Google

die Analogie, die sie in diesem Falle wahrscheinlich machen könnte.

Wie die so konstituierte Macht sich ihre Einheit sicherte, wird in späteren Kapiteln gezeigt. Leo I. z. B. zwang mit Hilfe des Kaisers das chalcedonische Konzil, ein gewisses Dogma über die zwei Naturen Christi anzunehmen, obwohl die Väter es nicht einstimmig guthießen, einige Heilige es bestritten und der ganze Osten diesen Zusatz zum Credo ablehnte. Newman verschweigt durchaus nicht, daß Zwang angewandt wurde, aber das hindert ihn nicht, das neue Dogma als Wahrheit anzuerkennen. Die ersten Väter hatten es für richtig angesehen, und das genügt, um zu beweisen, daß Leo I. recht hatte. Wenn ein Gelehrter, der die hebräische Sprache studiert hat, bestreitet, daß der Text zwei oder mehr Auslegungen zulasse, so wird er von der Kirche einfach, d. h. ohne jegliche Widerlegung, für irrlehrend erklärt. Denn die Kirche hat immer den „mystischen Sinn" der Schrift gebraucht und auf ihn u. a. die Trinitätslehre gebaut. „Es ist beinahe eine geschichtliche Tatsache, daß mystische Auslegung und Orthodoxie miteinander stehn und fallen. Der Gebrauch der Schrift, insbesondere ihres zweiten, geistlichen Sinnes, als eines Mediums für Gedanken und Deduktionen, ist ein charakteristisches Entwicklungsprinzip der Kirchenlehre." Mit anderen Worten ein Prozeß ist angewandt worden, der auf jedem anderen Gebiete kindisch sein würde. Manchmal scheint die „entwickelte Lehre" sogar das Gegenteil des Textes zu sagen, z. B. die Bilderverehrung und das zweite Gebot, „das vielleicht nur für eine beschränkte Zeit gelten sollte".

In der ersten Kirche genoß „Marias Stellung innerhalb der Heilsordnung keiner öffentlichen oder kirchlichen Anerkennung". Das blieb dem 5. Jahrhundert vorbehalten, wie das 4. die Gottheit Christi definiert hatte. Das ephesische Konzil beschloß, daß das Epithet Gottesmutter rechtmäßig der Jungfrau beigelegt werde. Die Diskussionen über die göttliche Natur hatten gelehrt, es begreiflich zu finden, daß eine Kreatur überschwenglich hoch stehen könne, ohne Gott zu werden. Und so wurde die Jungfrau „Gegenstand jenes erhabenen Lehrsatzes, für den der Arianismus das Prädikat geliefert hatte". Was die Arianer von Christus sagten, war wirklich wahr von Maria. Die Autorität besiegelte in diesem Falle eine spontan entstandene Ueberlieferung und Stimmung älterer Christen, die schon früher anfingen, jenes monströse Prädikat zu gebrauchen.

Newman hat, wie schon gesagt, bemerkt, daß die Synoptiker kein Zeugnis für die Gottheit Christi enthalten. Sie sprechen von ihm als von einem übernatürlichen Wesen, nicht als von Gott. Er erkennt an, daß hierin fast ein psychologisches Wunder liege. Eine Anzahl Menschen hat mit einem anderen Menschen täglich verkehrt, geredet, gegessen und getrunken. Sie erkennen, daß dieser ihr Gefährte der allmächtige Gott ist. Sie schreiben über ihren Verkehr mit ihm einen Bericht nieder, und sie sagen nichts davon, geben vielmehr gelegentlich das Gegenteil zu verstehen. Wenn man je die Nichtexistenz eines Glaubens aus der Nichtverkündung schließen darf, so scheint es hier der Fall; es bedarf sehr starker Präsumtionen, um die Theorie der Retizenz zu rechtfertigen. Aber wir finden jetzt, daß die Jungfrau einen ähnlichen Fall darbietet. Man gibt ihr eine fast göttliche Stellung, ohne auch nur zu behaupten, daß dafür das leiseste Zeugnis in den uns bekannten Urkunden vorkomme, oder daß den ersten Christen ein solches Zeugnis zugängig gewesen wäre. Auch die unfehlbare Autorität hat die Lehre nicht offenbart. Die Autorität akzeptierte eine Meinung, die spontan, d. h. unter nichtinspirierten und wahrscheinlich nach Beweisen nichts fragenden Menschen sich verbreitet hatte. Sie hatten wohl die Sache für innerlich wahrscheinlich gehalten. Ein ähnlicher Prozeß mag Christi Gottheit zugrunde liegen. Apotheosen kommen in allen Religionen vor; noch heute entstehen in Indien Götter durch den Volkswillen, in China durch obrigkeitliche Verordnung. Das Wachstum der christlichen Mythologie ist ohne Annahme übernatürlichen Eingreifens verständlich, es entspricht allem, was wir sonst von großen religiösen Bewegungen wissen. Man hat, wie Newman zugibt, keinen Beweis dafür, daß diese Lehren anfänglich geglaubt wurden; sie wuchsen, wie er hervorhebt, stufenweise, durch spontane Entwicklung und wurden nachträglich von scharfsinnigen Theologen fixiert, von der Autorität akzeptiert und mit der Macht einer ungeheuren Organisation der Welt aufgezwungen, nicht mit Argumenten, sondern durch die Wucht ihres ganzen Einflusses und der Hilfe des Staats. Dies, wie gesagt, ist Newmans eigene Theorie; es ist auch die Theorie Renans; beide stimmen darin überein, daß die Kirche mit den Lehren, die sie verbürgt, stehe und falle; sie stimmen darin überein, daß viele dieser Lehren nicht zu beweisen seien und, sobald sie kritisch geprüft würden, keinen Glauben fänden. Renan folgert daraus, daß die Autorität der Kirche hinfällig sei; Newman folgert, daß man sich ihr unbedingt unterordnen müsse, weil sonst nichts zu glauben übrig bliebe.

In der „Grammar of Assent" macht er die sinnreichsten Versuche, die Annahme unerwiesener Sätze zu rechtfertigen. Er will nachweisen, daß es recht ist „unumstößliche Gewißheit" auf wahrscheinliche Argumente zu stützen, während doch die Logik sagt, daß die Schlußfolgerung nie stärker sein kann als die Prämissen. Er sucht sein Paradoxon so zu beweisen: „Zustimmung, Assent, ist verschieden von Folgerung, obschon sie legitimerweise sich der Folgerung anschließt. Die beiden unterscheiden sich u. a. darin, daß die Folgerung von den Prämissen bedingt ist, nur die notwendige Verbindung zwischen ihnen herstellt, während die Zustimmung unbedingt ist." Zustimmung ist ja eine Handlung, nicht eine rein intellektuelle Operation. Sie ist eine Entschließung, daß ich so und so glauben will, ob recht, ob falsch. Wollten wir immer auf vollständigen Beweis warten, so würden wir nie handeln; um zu handeln, müssen wir annehmen, und diese Annahme ist Glaube. Dies ist ein Sophisma. Wir handeln stündlich auf bloße Annahmen oder Hypothesen hin, ohne uns einzubilden, daß sie mehr als Hypothesen seien. Wenn ich tue, was mein Arzt mir sagt, so beweise ich damit nicht, daß mein Arzt recht hat, noch weniger, daß er unfehlbar ist. Wenn ich in einem zweifelhaften Falle handeln muß, und mehr oder weniger sind alle Fälle zweifelhaft, so muß ich gewisse zweifelhafte Sätze annehmen, z. B. daß ich morgen leben werde, und so handeln, als ob sie gewiß wären. Der Glaube an solche zweifelhafte Sätze muß sich nach der Stärke der dafür redenden Zeugnisse richten; wenn die Zeugnisse zu ihren Gunsten überwiegen, werde ich sie wahrscheinlich nennen, aber nie kann ich im Namen der Wahrheit Wahrscheinlichkeit und Gewißheit gleich setzen. Die allererste Probe wissenschaftlicher Redlichkeit besteht darin, daß man Hypothese und Beweis unterscheidet; warum in der Theologie sie vermengen? Wenn ich mehr glaube, als das Zeugnis für das Ja rechtfertigt, so glaube ich dem Zeugnis für das Nein weniger, als ich sollte, gleichviel ob die Frage lautet: ist der Darwinismus begründet? oder: ist Christus Gott? Newman beruft sich dagegen auf die psychologische Erfahrung, daß wir oft mehr glauben, als das Zeugnis rechtfertigt (obgleich wir ebenso oft auch weniger glauben). Wir glauben, sagt er, daß alle Menschen sterben, was einen Ueberschuß des Glaubens über den Beweis ergebe. Aber wir glauben doch nur, weil wir den Beweis für genügend halten, und nur deshalb ist unser Glaube logisch begründet. Wäre dem nicht so, warum sollten wir unserer Sache gewiß sein? Wir würden dem Entdecker eines Lebenselixiers das Gehör nicht versagen, wenn wir die ausnahmslose Sterblichkeit nicht als hinreichend bewiesen ansähen. Unzweifelhaft glauben die meisten, vielleicht alle Menschen nicht aus logischen Gründen, und kein Buch lehrt es besser als die „Grammar of Assent". Wieder und wieder sagt Newman, daß Zustimmung eine persönliche Handlung ist, daß wir uns von allen erdenklichen Vorurteilen und Leidenschaften leiten lassen, ja, daß in den meisten wichtigen Dingen es unmöglich ist, durch logischen Apparat Uebereinstimmung zu sichern. Durch Beispiele aus der historischen, juristischen, ethischen Forschung zeigt er vortrefflich, wie wenig bloße Syllogismen ausrichten. Unsere Ueberzeugung ist nicht übertragbar auf andere; Gewißheit ist kein untrügliches Merkmal der Wahrheit, denn meine Gewißheit ist vielleicht im Widerspruch mit deiner. Aber was folgt aus alledem? Es folgt nicht, daß ich nie zu einer Gewißheit über bestrittene Punkte gelangen kann, denn meine Ueberzeugung hängt nicht von mir ab. Ich kann redlich oder unredlich sein, aber mein Urteil über die Beweiskraft der Argumente ist eben mein eigenes, und die intellektuelle Operation wird nicht von meiner Willkür bestimmt,

Digitized by Google

obwohl mein Wille bestimmt, wie weit und wie redlich ich räsonnieren soll. Es folgt, daß ich redlich und bescheiden sein soll. Es folgt ferner, daß ich freie Forschung allerseits unterstützen soll. Es folgt, daß ich meine Meinung nicht durch Zwang oder unlogische Methoden geltend machen soll, sondern durch Gründe, and daß jede Autorität, die irgendwie auf Zwang beruht, insoweit unfähig wird, für die Wahrheit zu zeugen. Die Masse der Menschen folgt dem Instinkt und ist nur allzu bereit dogmatisch zu sprechen. Menschlichen Stumpfsinn kann man ruhig für sich selbst sorgen lassen. Aber der Unwissende kann gelehrt werden, duldsam zu sein, zu glauben, daß es in allen Bekenntnissen gute Menschen gibt, und daß er, wenn er den Beweis einer Lehre nicht versteht, sich begnügen soll, im Zweifel zu leben und sich an diejenige Autorität zu halten, die sich auf die Vernunft stützt, und es beweist, indem sie nicht den Irrtum, sondern nur die Unredlichkeit verdammt.

Newman folgert das Gegenteil. Wir sind im Rechte, wenn wir dogmatisch sind, wenn wir alles peremtorisch verwerfen, was unseren Gewißheiten entgegenstrebt, wenn wir unduldsam (im Geiste) gegen feindliche Meinungen sind und mit unbedingtem Vertrauen über Dinge sprechen, z. B. die Autorität der Kirche, von denen nur das feststeht, daß die meisten nichts davon wissen, und die anderen, die etwas wissen, einander unversöhnlich bekämpfen. Dies Paradoxon hat keinen anderen Grund anzuführen, als daß es möglich ist, ohne Gründe oder mit falschen Gründen zu richtigen Schlüssen zu gelangen.

Noch ein Dilemma ist zu überwinden. Newman verkennt nicht, daß bei gleichem Wahrheitseifer zwei zu entgegengesetzten Gewißheiten gelangen können; einem Naturforscher kann die Unglaubwürdigkeit der Genesis in gleichem Maße gewiß erscheinen, wie mir die Glaubwürdigkeit. Dies rührt daher, daß er und ich in einem verschiedenen Medium denken und argumentieren. Wir können nicht auf gemeinsamem Grunde zueinander kommen. Er scheint die Schwierigkeit zu lösen, indem er die wahre Grundlage der Religion und des Glaubens an Gott im Gewissen oder Bewußtsein (conscience) findet Die wissenschaftlichen Skeptiker darf man entlassen, weil ihnen der „religiöse Sinn" fehlt, der vom Gewissen her den moralischen Herrscher entdeckt; ebenso die moderne Welt im allgemeinen, weil sie den Intellekt auf Kosten des Gewissens kultiviert hat. So entdeckt er im Gewissen einen ausreichenden Beweis der Lehren von den künftigen Strafen, vom Opfer und vom Gebet. Nun ist es merkwürdig, daß, trotz aller Schwächen einer reichen Gesellschaft, die moderne Welt eine höhere Entwicklung des moralischen Sinnes zu zeigen scheint. Manche Bräuche früherer Zeiten sind uns ein Greuel; barbarische Rachsucht, Grausamkeit, unmenschliche Behandlung der Verbrecher werden allgemein verdammt. Wenn ich aus meinem Gewissen einen Gott herleiten darf, so muß dieser Gott, wie Newman sagt, sicherlich ein gerechter Gott sein. Gerecht, darunter versteht er, daß Gott die Sünde straft. Das bloße Wort Gott, sagt er mit Recht, kann alles und nichts bedeuten. Nun wird gewiß vielen ihr Gewissen sagen, daß ein Gott, der Anbetung verdiene, in einem weiteren Sinne gerecht sein müsse, wenigstens so gerecht, wie ein moralischer Mensch unserer Zeit. Ein menschlicher Gesetzgeber wäre gröblich ungerecht, wenn er (seine Macht vorausgesetzt) endlose Torturen verhängte, die zu nichts führten. Ein Richter wäre gröblich ungerecht, wenn er einen Schuldigen laufen ließe, weil er Fürsprecher hätte, oder gar, wenn er ihn freisprächе, weil er statt seiner einen Unschuldigen bestraft hätte. Nach menschlichem Gewissen müßte Gott sich nicht durch Opfer versöhnen lassen, so wenig wie ein irdischer Richter durch Geschenke; er müßte die Strafe genau dem Vergehen anpassen, und er müßte berücksichtigen, daß der Sünder, so wie er ist, von Gott geschaffen wurde, und daß die Versuchungen, denen er erlag, nicht sein Werk waren. Die Höllenstrafen widerstreben dem menschlichen Gewissen, daher die einen sie leugnen, die anderen sie weginterpretieren möchten.

Mit der Idee des Opfers steht es nicht viel anders. Eine Bestätigung für seine Ansicht, daß das Gewissen für die Idee des Opfers zeuge, findet Newman darin, daß diese Idee bei allen Naturvölkern verbreitet sei. Wir würden das heutzutage ein survival nennen, einen Ueberrest uralter, roher Anschauungen. Naturvölker von sehr zweifelhafter Moral opfern irgend einem tückischen Dämon Leckerbissen, in der Hoffnung, daß sie ihn dadurch abhalten, sie zu peinigen. Sie behandeln ihn so, wie sie ihre Häuptlinge und Tyrannen behandeln. Es gibt übrigens auch Naturvölker, die aus religiösen Gründen Menschenfleisch verzehren. Ihr Gewissen treibt sie dazu. Manche Leute preisen das Christentum, weil es solche und ähnliche Diktate menschlichen Gewissens außer Kraft setzte, nicht weil sie es aufrechterhielt.

Otto Gildemeister.

Der junge Ehemann.

Ein Märchen.

In einem Dorfe lebte ein Jüngling, der hieß Georg, mit seiner Mutter. Der Vater war schon lange gestorben; sie nährten sich schlecht und recht auf ihrem Gütchen und bewohnten eine enge, doch saubere Hütte.

Nach Feierabend pflegte Georg sich hinauszuschleichen zu der Magd des Schulzen, die Anna hieß; dann redete er mit ihr hinter einem Zaun oder half ihr die Milcheimer tragen, wenn sie von der Weide kam; er gedachte sie zu freien, obwohl die Mutter das nicht gern sah, weil Anna nur eine Magd war und aus der Fremde zugewandert.

Nach einiger Zeit sprach die Mutter zu ihrem Sohne: „Mein Sohn, Du bist nun alt genug, zu heiraten; ich weiß eine, die Dich zum Mann haben möchte."

Georg betrübte sich, denn er hatte sich schon mit Anna versprochen, er liebte sie von Herzen, wie sie es wohl verdiente, da sie schön und so freundlichen Wesens war. Die andere aber war eine reiche Witwe; sie hatte ein Haus und einen großen Hof, und viel Vieh, und Butter, und Kleider, und zinnerne Teller und allerhand Hausrat. Sie dachte mit dem hübschen Jüngling Staat zu machen; auch wußte sie, daß er ein guter Mensch und weichen Sinnes war, nicht wie ihr erster Mann, der sie geschlagen und der sich zu Tode getrunken hatte.

Georg konnte den beiden Frauen nicht widerstehen, und so heiratete er denn mit Kummer im Herzen die reiche Witwe. An demselben Tage aber verschwand Anna und wurde von keinem im Dorfe mehr gesehen.

Wie sie nun verheiratet waren, da kleidete ihn seine Frau auf das herrlichste und blähte sich stolz auf, wenn sie mit ihm zur Kirche ging. Er aber war nicht glücklich, denn er fühlte sich garnicht Herr im Hause, wagte nichts zu befehlen und nach seinem Sinne zu verlangen; die Frau besorgte alles allein, denn sie war an das Befehlen gewöhnt und regierte streng und herrisch.

Sie merkte auch bald, daß seine Gedanken nicht bei ihr waren, und daß er sich nicht wie ein rechter Liebhaber gebärdete. Da fing sie an, ihn zu verachten und nannte ihn einen törichten Knaben und hatte im Gemüte einen heimlichen Zorn wider ihn.

Er aber gewöhnte sich, da er zu Hause kein Vergnügen und keine Arbeit fand, in der Gegend umherzustreifen. So kam er einmal an den See, der jenseits der letzten Felder lag. Am Strande fand er ein Boot, und wie er bemerkte, daß er nicht angebunden war, stieg er hinein, ergriff die Ruder und ruderte gedankenlos auf den See hinaus. Er ruderte, bis er an das andere Ufer gelangte, wo es hügelig war. Da legte er an, schlug sich durch die Brombeerbüsche und kam an ein dunkles Loch in der Erde, das ihm der Eingang einer Höhle schien.

Vorsichtig kroch er durch den dunkeln Gang. Da wurde es auf einmal weit und hell um ihn, Palmen und fremdländische Bäume standen auf allen Seiten, und in ihren Blättern saßen wunderbare, bunte Vögel und sangen gar lieblich, und an dem Fuße der Bäume rieselte eine Quelle von dem reinsten, kristallklaren Wasser; wundervolle rote, blaue und weiße Blumen

Digitized by Google

erhoben sich aus dem grünen Moose um den Quell und erfüllten die Luft mit den süßesten Wohlgerüchen; von oben her fiel ein weißes, helles Licht, ohne daß doch Mond oder Sonne zu sehen war.

Georg schritt langsam weiter; mitten in dem schönsten Teile des rätselhaften Gartens erblickte er eine blühende Laube und trat hinein. Da erschrak er zuerst; auf einem Ruhebette in der Laube lag eine Jungfrau, die über alle Beschreibung schön war. Doch sie reichte ihm die Hand und zog ihn freundlich zu sich heran; nun gewahrte er neben ihr ein Tischchen mit Wein und allerlei seltenen Früchten. Sie bot ihm von dem Wein und den Früchten, und dann herzte und liebkoste sie ihn. Ihm aber war so glückselig zumute, wie er es nie in seinem Leben gekannt hatte; und er bat die Jungfrau: „O, laß mich immer bei Dir bleiben."

„Das kann nicht sein," erwiderte sie; „Du darfst alle Tage kommen, aber immer nur eine halbe Stunde verweilen; und jetzt erhebe Dich und fahre heim."

Er gehorchte nur ungern, und zu Hause war ihm ganz besonders traurig zu Sinn, doch merkte seine Frau nichts, weil sie an seine traurige Miene gewöhnt war.

Am nächsten Tage aber, als alle bei der Arbeit waren, kehrte er zu seiner Fee zurück; sie gab ihm wieder Wein und Früchte, sie herzte und küßte ihn, und er war glückselig; nur, daß er leider nach einer halben Stunde wieder davongehen mußte. Und so trieb er es Tag für Tag; allein des Sonntags mußte er zu Hause bleiben.

Aber es quälte ihn mit jedem Tag mehr und mehr, wenn er bei seiner Frau war; sie behandelte ihn übel, und ihr Anblick war ihm zuwider, darum verbarg er sich vor ihr, so viel er es vermochte. Und die Nachbarn spotteten seiner und sagten: „Was für ein Tagedieb, der dem Herrgott seine Zeit stiehlt, um in der Einsamkeit umherzuwandern! Was für ein Narr, der sich vor einer Frau verkriecht!"

Er meinte es nicht mehr aushalten zu können, so ward ihm das Leben zur Last. Also ward es sein einziger Gedanke, wie er den Menschen entfliehen könnte und ganz mit seiner schönen Fee leben.

Und als er wieder bei ihr war, sagte er es ihr und sagte, daß er sie nimmermehr verlassen wolle. Aber sie erschrak, legte ihm ihre Hand auf den Mund und rief: „Schweig! Du kannst niemals ganz bei mir sein; preise Dich glücklich, wenn Du mich hin und wieder sehen darfst!"

Er versprach ihr, niemals wieder davon zu reden; aber das Herz war ihm sehr schwer.

Doch nun wurde es ihm zu Hause immer ärger, die Frau gedachte ihn zu verstoßen und mit einem Liebhaber zu leben, die Nachbarn spotteten und höhnten schlimmer denn zuvor. So kam es, daß er sich nicht mehr vor den Leuten und nicht mehr im Hause blicken lassen mochte und sich weit hinwegwünschte in eine fremde Gegend. Nur konnte er von seiner schönen Fee nicht lassen. „Bei ihr bleiben darf ich nicht," sprach er zu sich; „aber vielleicht kann ich sie mitnehmen und mit ihr in die Welt ziehen; wo sie bei mir ist, da wird mir gewiß wohl sein".

Er ging zu ihr und bat sie, daß sie herauskommen möchte aus ihrer Höhle und mit ihm in der Welt leben, dann wolle er in irgend einem fernen Winkel für sie arbeiten und mit ihr glücklich sein: Sie wurde blaß und verwirrt, als er ihr solches redete, und wollte ihm den Mund zuhalten; aber er war ganz außer sich, weinte, warf sich auf die Erde und schwor, daß er sich das Leben nehmen wolle, wenn sie ihn nicht erhöre. Sie wußte am Ende nicht mehr aus noch ein, so sprach sie ganz verängstigt: „Gut, Du sollst mich sehen draußen in der Welt; aber jetzt verlaß mich, unsere Frist ist abgelaufen."

Georg ging nach Hause, er war so verstört, daß er die ganze Nacht nicht schlafen konnte.

Am nächsten Morgen eilte er schon in aller Frühe an das Ufer des Sees; er gedachte hinüberzufahren und seine schöne Freundin abzuholen, da sie nicht zu ihm gekommen war. Wie er nun am Ufer stand und nach dem Boote ausschaute, da war es verschwunden. Er suchte mit den Augen, und da gewahrte er am Rande des Sees etwas, das er nicht deutlich erkannte. Als er näher trat, sah er, daß es die Leiche einer Ertrunkenen war; und als er ihr ins Antlitz blickte, da erkannte er — Anna, seine verlorene Braut.

Gerhard Ouckama Knoop.

Rede auf Schiller von Jakob Grimm, mit Bildnis Schillers von Gerhard von Kügelgen, Hamburg 1904, Gutenberg Verlag Dr. Ernst Schultze.

Es war ein guter Gedanke, zur publizistischen Vorbereitung des bevorstehenden Schillertages die Rede erneut zum Abdruck zu bringen, welche Jakob Grimm am 10. November 1859 in der Sitzung der königl. Akademie der Wissenschaften gehalten hat. Die Rede des vierundsiebzigjährigen Forschers zu lesen, ist noch heute ein literarischer Genuß. Voll herzerfrischender Wärme, ohne jede Spur akademischer Langweiligkeit, gibt sie zugleich einen schönen Beweis der kernigen Manndaftigkeit des Redners. Eine einschneidendere Kritik an der Geschmacklosigkeit der sogenannten Adelsverleihungen ist gewiß selten und jedenfalls nie in einer feierlichen Sitzung einer königl. Akademie der Wissenschaften geübt worden als durch das, was Jakob Grimm in dieser Rede vortrug:

„Nicht einmal drei volle Jahre vor seinem Tode wurde Schilleen der Adel zuteil, und seitdem erscheint der einfache, schon dem Wortsinn nach Glanz streuende Name durch ein sprachwidrig vorgeschobenes „von" verderbt. Kann denn ein Dichter geadelt werden? Man möchte es im voraus verneinen, weil der, dem die höchste Gabe des Genius verliehen ist, keiner geringeren Würde bedürfen wird, weil Talente sich nicht wie Adel und Krankheiten fortpflanzen, alle Welt aber glaubt es steif und fest, daß Dichter geboren werden, und hier galt es einem als König im Reich der Gedanken waltenden. Schon 1788 hatte Bürger gesungen:

„Mit einem Adelsbrief muß nie der echte Sohn
Minervens und Apolls begnadigt heißen sollen.
Denn edel sind der Götter Söhne schon,
Die muß kein Fürst erst adeln wollen."

was leicht besser und stärker ausgedrückt wäre. Dem unerbittlichen Zeitgeist scheinen solche Erhebungen längst unedel, geschmacklos, ja ohne Sinn."

Grimm erweitert diese bittere Kritik dann noch zu einer nur zu berechtigten Anklage gegen solche Mitglieder des Bürgertums, die sich die Verleihung des Adels gefallen lassen: „Alle Beförderungen in den Adel werden ungeschehen bleiben, sobald dieser Mittelstand seinerseits stolz und entschlossen sein wird jedesmal sie auszuschlagen."

Der „stolze Mittelstand", — wo ist er? Man wird Schillerfeste feiern, und sollte dabei irgendwo ein Adelstitel für einen Festarrangeur abfallen, so wird man das womöglich für eine Huldigung an den Schillerschen Genius und Jakob Grimm für einen alten Nörgler erklären.

B.

Henri Lichtenberger: Heinrich Heine als Denker. Autorisierte Uebersetzung von F. v. Oppeln-Bronikowski. Dresden. Reißner 1905.

Seite 101 lesen wir, daß Heine mehr Dichter als Denker war. Seite 187 wird Heine „mehr ein glänzender Journalist, als ein originaler Denker" genannt. Schon im Urtext hätten wir deshalb Bedenken gegen die Wahl des zur Aufschrift genannten Themas für ein 20 Bogen starkes Buch. Was in aller Welt bestimmte nun gar einen Verleger und Uebersetzer zur Herausgabe einer Verdeutschung dieser breiten, in keinem Satz originellen Schrift? Einzelnes von Taine und Renan ist übersetzt worden: die Essays von Sainte-Beuve, die Evolutionslehren von Brunetière unseres Wissens bisher nicht. Ebensowenig haben wir von einer Uebersetzung der Studien und Essays von Wilhelm Scherer oder Herman Grimm in das Französische vernommen.

—m.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weindausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 29. Berlin, den 15. April 1905. 22. Jahrgang.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer. Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Reichstag und preußischer Landtag sind mit dem Ende der vorigen Woche bereits in die Osterferien gegangen. Nur die Kommission des preußischen Abgeordnetenhauses für Bergarbeiterschutz hat trotz der Ferien in dieser Woche noch die zweite Lesung der Regierungsvorlage erledigt. Aus dem Eifer, mit dem sie ihr Pensum aufarbeitete, mußte eigentlich geschlossen werden, daß die Regierung mit der Berggesetznovelle eine starke parlamentarische Position habe. In Wirklichkeit hat sie aber eine so schwächliche Nachgiebigkeit gezeigt, daß ihre Vorlage auch aus dieser zweiten Lesung bis zur Unkenntlichkeit verschlechtert hervorgeht. Die letzte Hoffnung auf eine erträgliche Verabschiedung der Vorlage entfällt damit. Nach der neuerdings bewiesenen Schwäche der Regierung ist auch an eine Zurückziehung der Novelle und Neueinbringung derselben beim Reichstag nicht mehr zu denken. Also sind die Kohlenherren auch parlamentarisch die Sieger im Bergarbeiterstreik geblieben. Und die Regierung trägt die Verantwortung dafür und für alle hieraus entspringenden Folgen! Die Bergarbeiterschaft ruft ihr schon heute, und mit Recht, einmütig zu: J'accuse!

In Bayern und in Sachsen fängt man ernsthaft für die bevorstehenden Landtagswahlen zu rüsten an. Das geschlossene einheitliche Vorgehn der bayerischen Liberalen aller Richtungen gegen die reaktionäre Uebermacht des Zentrums hat die Sozialdemokratie von ihrem widernatürlichen Wahlpakt mit eben diesem Zentrum keineswegs abgebracht; aus einer Reihe von Vorkommnissen muß man vielmehr schließen, daß der schwarzrote Bund fester und intimer als je ist. In Sachsen wird dagegen noch auf eine Verständigung zwischen Liberalen und Sozialdemokraten hingearbeitet. Ob sie zu erreichen ist, erscheint freilich recht unsicher; daß sie den konservativen und antisemitischen Rückschrittlern überaus unbequem wäre, verraten aber ihre Organe tagtäglich. Sie möchten am liebsten ihr bewährtes „Ordnungskartell" mit den Nationalliberalen wieder abschließen, das allmählich das Königreich Sachsen zur Hochburg der Sozialdemokratie gemacht hat. Die sächsischen Nationalliberalen sind aber leider noch unentschieden, ob sie der Lockung von rechts oder dem gesunden politischen Menschenverstand, der sie nach links weist, folgen sollen. Je später sie sich entscheiden, um so schlechter werden sie bei den Wahlen abschneiden.

Der elsaß-lothringische Verfassungsantrag Preiß-Wetterlé, der angeblich im Namen sämtlicher Reichstagsabgeordneten für Elsaß-Lothringen die rechtliche Gleichstellung der Reichslande mit den übrigen deutschen Bundesstaaten fordert, scheint übereilt zustande gekommen zu sein. Die Väter des Entwurfs haben sich vorher weder mit den einzelnen politischen Parteien, noch mit allen ihren reichsländischen Kollegen ins Einvernehmen gesetzt. Die Klerikalen, Demokraten und Liberalen verweigern — zum Teil mit guten, sachlichen Gründen — ihre Unterstützung. Die Liberalen stoßen sich vor allem daran, daß der Antrag keine Bestimmungen über das künftige Landtagswahlrecht enthält. So scheint die notwendige Verfassungsreform durch diese Aktion keineswegs gefördert zu werden. Auch die große Regierungsreform im Innern, die von Herrn v. Köller beantragte Neugestaltung des Vereins- und Versammlungsrechtes, gibt trotz der Zustimmung des Landesausschusses keinen Anlaß zu aufrichtiger Genugtuung. Die eingebrachten liberalen und sozialdemokratischen Abänderungsanträge, die den reaktionären Wirkungen des Gesetzes vorbeugen wollten, wurden sämtlich abgelehnt. Somit erhält Elsaß-Lothringen ein neues Vereins- und Versammlungsrecht, das demjenigen des Jahres 1850, dem es nachgebildet ist, nicht unähnlich ist. Das Bezeichnendste dabei ist freilich, daß das dann immer noch einen Fortschritt gegen die heutige Handhabung des Vereins- und Versammlungsrechtes in den Reichslanden bedeutet!

Von Kaiser Wilhelm II., der in dieser Woche auf seiner Mittelmeerfahrt ein verwandtschaftliches Zusammentreffen mit den Gliedern der griechischen Königsfamilie auf Korfu hatte, wird nachträglich bekannt, daß er seinerzeit die Bemühungen Amerikas um die Neutralisierung Chinas während des ostasiatischen Krieges veranlaßt hat. Das Staatsdepartement in Washington hat nämlich die Korrespondenz publiziert, die über die Verhandlungen wegen Respektierung der Neutralität Chinas durch die kriegführenden Parteien Aufschluß gibt. Aus ihr geht hervor, daß der deutsche Kaiser durch den Botschafter Freiherrn Speck von Sternburg die Sache beim Präsidenten Roosevelt in Anregung gebracht hat, und daß nach einer Konferenz zwischen dem Präsidenten, dem Staatssekretär Hay und dem deutschen Botschafter jene diplomatische Aktion einsetzte, die die Neutralisierung Chinas bewirkte. Je häufiger wir leider genötigt sind, die auswärtige Politik Deutschlands scharf zu kritisieren, umso bereitwilliger erkennen wir eine kluge Aktion wie diese an. Daß Wilhelm II. den Amerikanern die Initiative zugeschoben hat, dürfte zum glücklichen Gelingen nicht unwesentlich beigetragen haben.

Die Marokkoangelegenheit steht heute genau auf demselben Fleck, wie vor acht Tagen; ein wenig Zeitungspolemik herüber, ein wenig Zeitungspolemik hinüber — das ist alles, was vor der Oeffentlichkeit sich abspielt. Man darf voraussetzen, daß die schwerwiegende, weise Diplomatie beider Länder auch ihrerseits nicht müßig ist, es scheint, daß sie nach zwei Richtungen hin arbeitet. In Marokko selbst sucht einerseits der französische, andererseits der deutsche Vertreter zu möglichst vorteilhaften Vereinbarungen für das eigene Land zu kommen, hier arbeitet Frankreich gegen Deutschland und Deutschland

Digitized by Google

gegen Frankreich, und um die Einheitlichkeit dieser Politik in das rechte Licht zu setzen, scheinen überdies Bestrebungen im Gange, die darauf abzielen, durch eine direkte Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich den Zwischenfall aus der Welt zu schaffen.

Der Zwischenfall — worin besteht er doch eigentlich? Deutschland wünscht seine wirtschaftliche Zukunft in Marokko sichergestellt; ein ganz berechtigtes Verlangen. Nun gibt es keine französische Aeußerung — offizieller oder offiziöser Natur —, die diesen deutschen Anspruch in irgend einer Form zurückweist. Man sollte also aus diesem Umstand schließen können, daß in Paris durchaus die Geneigtheit besteht, unseren Standpunkt zu respektieren. Das nimmt auch alle Welt an. Also sachliche Gegensätze von ernster Bedeutung sind demnach wohl nicht vorhanden. Als ob es nur sachliche Gegensätze in der hohen Politik, die das Schicksal der Völker bestimmt, gäbe! Da muß doch vor allem auch die äußerst wichtige Frage zur Entscheidung kommen: Wer ergreift, um eine Verständigung herbeizuführen, zuerst das Wort; Deutschland oder Frankreich? Deutschland unter gar keinen Umständen, wie wäre das mit seiner Ehre zu vereinbaren? Und Frankreich, ganz gewiß nicht, wie könnte es diese Demütigung auf sich nehmen? Und so martert denn eine Anzahl erwachsener Personen, die dafür angestellt sind, sich mit dem internationalen Wohlergehen der Nationen zu beschäftigen, ihr Gehirn ab, um eine Formel zu finden, die mit Deutschlands Ehre vereinbar ist, ohne Frankreich zu demütigen. Bis aber diese delikate Frage gelöst ist, setzen sich sehr ernste Verstimmungen hüben und drüben fest, und diese Politik disponiert die Geister in Frankreich dafür, die Republik durch eine selbst kostspielige Anlehnung an England und an Italien international zu stärken.

Vielleicht gibt es aus dieser dornigen Lage einen Ausweg? Wie wäre es, wenn ein deutscher Diplomat und ein französischer Diplomat sich punkt zwölf Uhr mittags auf neutralem Boden träfen, und wenn in dem Augenblick, da der letzte Glockenschlag ertönt, gleichzeitig jeder zum anderen sagte: Wie denken Sie über Marokko? Wer könnte alsdann behaupten, daß die eine Diplomatie der anderen in bezug auf bürgerliche Verständigkeit und geschäftsmäßige Sachlichkeit auch nur um die kürzeste Nasenlänge voraus wäre!

Einmal war Deutschland das Land, in dem Realpolitik getrieben wurde. Und jetzt? Daß unsere realen Interessen in Marokko ernstlich bedroht sind, ist nicht erwiesen worden; daß sie nur unter Anwendung schweren Geschützes verteidigt werden müssen, ist nicht einmal behauptet worden. Aber Herr Graf von Bülow wünscht Herrn Delcassé öffentlich eine Lektion zu erteilen, und Herr Delcassé wünscht sich diese Lektion nicht erteilen zu lassen, und dieser tragischen Verwicklung sehen hundert Millionen Europäer zu, deren Schicksal unmittelbar von diesen Auseinandersetzungen in höherem oder geringerem Grade berührt werden kann.

Wollte Deutschland seine wirtschaftliche Zukunft in Marokko sicher stellen — was notwendig ist und was sich heute zweifellos erreichen läßt —, so war die angewandte Methode vom Uebel. Wollen wir aber Frankreich vor der zivilisierten Welt politische Verlegenheiten bereiten, um unsere Kraft in das rechte Licht zu stellen, so ist das Ziel ein falsches, denn Deutschland kann keinen Vorteil davon haben, die vorhandene Neigung Frankreichs für einen Zusammenschluß oder eine Koalition der Westmächte noch zu steigern.

Mehr als die Marokkoangelegenheit und die energisch betriebenen Kammerberatungen über die Trennung von Staat und Kirche macht in der französischen Presse die mysteriöse Verschwörungsaffäre von sich reden, die zurzeit die Pariser Polizei beschäftigt. Ob es sich dabei um einen ernsthaften Putschversuch gegen das republikanische Regierungssystem oder um einen abenteuerlichen Plan politischer Phantasten, oder gar um bestellte Arbeit zur Befestigung der augenblicklichen Kabinettspolitik handelt, ist noch nicht klar erkennbar.

Die schwerste Niederlage, die das Ministerium Balfour bei den Nachwahlen bisher erlitten hat, ist die eben im Seebadeorte Brighton erlittene. Der Ort galt seit einem Vierteljahrhundert als konservative Hochburg; jetzt hat sich die seitherige konservative Mehrheit von 3000 Stimmen in eine liberale von mehr als 800 Stimmen verwandelt! Und dabei war der durchgefallene Kandidat der als „Junior Lord" in das Ministerium Balfour eingetretene seitherige Parlamentsvertreter der Stadt! Das ist nun bereits die zwölfte Nachwahl, die die Regierungspartei seit Beginn der Chamberlainschen Schutzzollagitation verloren hat, die achtzehnte seit Beendigung des Burenkrieges! Daß sich Lord Balfour den eindringlichen Lehren dieser fortgesetzten schweren Wahlniederlagen gegenüber taub stellt, schwächt ihre Bedeutung keineswegs ab. Die Neuwahlen werden das bald beweisen.

Die neuen Eisenbahnentwürfe der italienischen Regierung haben nur allzu schnell bewiesen, daß das Kabinett Fortis-Tittoni zwar die liberalen Erklärungen, nicht aber die liberalen Grundsätze Giolittis sich zu eigen gemacht hat. Die neuen Entwürfe verleihen nämlich allen Eisenbahnern den Charakter von Staatsbeamten, wodurch sie bei Streiks den bestehenden scharfen strafgesetzlichen Bestimmungen über Dienstverweigerung von Staatsbeamten unterstellt werden. Das ist die denkbar brutalste Lösung des schwierigen Eisenbahnerproblems. Zu diesem Radikalmittel pflegte seither in Italien nur in höchster Not während eines umfangreichen Generalstreiks der Eisenbahner gegriffen zu werden. Die Betroffenen wollen sich natürlich die drohende Fesselung nicht ruhig gefallen lassen. Es werden also heftige Kämpfe zu erwarten sein.

Mit einer Zuchthausvorlage soll die Arbeiterschaft von Schweden beglückt werden. Die Regierung hat nämlich im Reichstag einen Entwurf zur Ergänzung des Strafgesetzbuches vorgelegt, wonach Arbeiter, die ohne gesetzlichen Grund unter Umständen streiken, die Gefahr für Leben und Gesundheit oder „grobe Gefahr" für das Eigentum nach sich ziehen könnten, mit Geldstrafen, wenn die Schädigung eintritt, mit Gefängnis bestraft werden. Die Arbeiterschaft Stockholms hat in großen Massenversammlungen und Demonstrationsumzügen gegen den Regierungsentwurf protestiert. Dasselbe hat auch der Vertreter der Sozialdemokratie in der Zweiten Kammer getan. Ob dadurch der Gesetzesvorschlag zu Falle gebracht wird, ist indessen noch sehr zweifelhaft.

Die größte Ueberraschung, die Rußland im ostasiatischen Kriege seither der Welt bereitet hat, ist die Nachricht von der Weiterreise seiner baltischen Flotte durch die Malakkastraße, an Singapore vorbei, ostwärts nach den ostasiatischen Gewässern. Die Spannung, ob diese Reise schon bald zum Zusammenstoß mit der sieggewohnten japanischen Flotte führen wird, ist umso größer, als niemand weiß, wo und in welcher Verteilung die Japaner den ankommenden russischen Schlachtschiffen auflauern.

* * *

Der Toleranzantrag.

In Frankreich wird jetzt die Trennung der Kirche vom Staat radikal durchgeführt. Die katholische Kirche verliert die Hauptmittel ihrer Macht: ihr Vermögen, ihre besten Hilfstruppen, die Klöster, und ihren Einfluß auf die Volksbildung. Der letzte Verlust ist der schwerste. Der alte katholische Glaube und das auf ihn gegründete übernatürliche Ansehn der Kirche beruht auf einer Weltanschauung, welche von der Wissenschaft längst überwunden ist. Ihre Ergebnisse dringen immer mehr und immer schneller in die Volksbildung ein. Das ist auch in Frankreich der Fall, dank der seit 1870 begründeten großen Zahl von Schulen, die dem geistlichen Einflusse entzogen sind. Dadurch hat die katholische Kirche ihren festen Halt in der französischen Bevölkerung verloren. Andern-

Digitized by Google

falls wäre es unmöglich gewesen, in völlig ruhiger Zeit in einem Lande mit demokratisch-republikanischer Verfassung in mehrere Jahre dauernden parlamentarischen Verhandlungen die lange Reihe aufeinander folgender Gesetze gegen die katholische Kirche durchzubringen und alle die Verwaltungsmaßregeln zu treffen, welche zur Durchführung dieser Gesetze nötig waren.

Die Stellung, welche ihr jetzt genommen wird, kann die katholische Kirche in Frankreich schwerlich ohne große Umwälzungen wieder erobern, und es ist sehr wahrscheinlich, daß auch die katholische Religion schwer betroffen wird. Gewiß wird eine Anzahl Katholiken um so treuer zu der notleidenden Kirche halten, aber künftig werden dauernd große Opfer für die Aufrechterhaltung der kirchlichen Organisation zu bringen sein, der äußere Glanz und das weltliche Ansehn der Kirche wird geringer. Auf den Eifer der großen Mehrzahl kann dies einen bedenklichen Einfluß ausüben. Es ist ganz etwas anderes, eine freie Kirche aus sich heraus aufzubauen, wie es die Katholiken in den Vereinigten Staaten von Amerika getan haben, als eine bisher privilegierte, staatlich reichlich unterstützte Kirche in eine auf eigenen Füßen stehende, bescheidene Freikirche umzuwandeln. Unter solchen Umständen gewinnen auch religiöse Zweifel und Bedenken eine viel größeee Bedeutung.

Welches das Ergebnis sein wird, ob der Katholizismus aus der neuen Situation schließlich doch wieder siegreich hervorgehen wird, ist nicht vorauszusagen; daß er zunächst mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben wird, ist sicher.

Wie viel besser geht es doch dem Katholizismus in Deutschland, dem Lande mit überwiegender evangelischer Bevölkerung und einer ganz auf dem Protestantismus aufgebauten Kultur! Den besten Beweis für seine gute Situation bieten gerade die Klagen, welche von seinen Vertretern erhoben werden. Natürlich kann der Katholizismus seine dogmatischen Ansprüche, die auf religiöse Ausschließlichkeit und Beherrschung des Staates durch die Kirche hinausgehen, in keinem modernen Staate, erst recht nicht in Deutschland durchsetzen, aber wenn davon abgesehen wird, so hat er wirklich recht wenig zu klagen. Die Beschwerden, welche den Anlaß zur Embringung des sogenannten Toleranzantrages gegeben haben, betrafen doch nur wenige Kleinstaaten, und auch da nur Einzelheiten. Aber wenn man die Reden in den Volksversammlungen, ja auch im Reichstage hört, so sollte man glauben, daß die Katholiken unter den schwersten Verfolgungen zu leiden hätten. Der Katholizismus führt vielmehr seinerseits einen konsequenten Kampf gegen die bestehenden Staatseinrichtungen, soweit sie mit kirchlichen Dingen in Beziehung stehen.

Die katholische Kirche hat einen festen Halt in der katholischen Bevölkerung und eine gut disziplinierte Geistlichkeit. Auf diesen Grundlagen hat das Zentrum sich eine politische Macht geschaffen, die von größter Bedeutung ist, zumal sie mit viel größerer Freiheit angewendet werden kann, als dies eine andere Partei zu tun vermag. Denn das eigentliche letzte Ziel des Zentrums ist nicht ein politisches, sondern ein kirchliches: die Erhöhung und Ausbreitung der Macht der katholischen Kirche. Für jede andere Frage hat das Zentrum freie Hand, es kann seine Stimmen bald in diese bald in jene Wagschale werfen, und es entscheidet darüber so, wie es meint, seinem Hauptziele am meisten zu nützen. Seine Stellung in einer wichtigen Frage ist deshalb selten vorauszusehen; um seine Mitwirkung muß immer von der Regierung geworben werden. Man nennt das wohl Kuhhandel und meint damit, daß die Hilfe nur gegen andere Zugeständnisse geleistet werde. Selten sind dies aber einzelne Maßregeln; das Zentrum begnügt sich meist damit, seine Macht zu zeigen und die Regierung zu einem allgemein günstigen Verhalten gegen den Katholizismus zu bestimmen; jede Lage wird geschickt ausgenutzt und seine Macht ganz allmählich aber sicher erhöht.

Das Zentrum meint, daß es an der Zeit sei, einen großen Schritt vorwärts zu tun.

Den Kampf um die Herrschaft in der Schule führt es schon länger und mit gutem Erfolge: ein großer Teil der Volksschulen steht unter dem maßgebenden Einfluß der katholischen Geistlichkeit, und das sogenannte Schulkompromiß, bei dem sich das Zentrum nicht offen zu beteiligen brauchte, wird diesen Einfluß noch steigern.

Jetzt gilt es, die Beseitigung der Staatsaufsicht über die Kirche zu erreichen. Das ist der Zweck des sogenannten Toleranzantrages. Schon in der vorigen Legislaturperiode war er eingebracht, und damals ist sein erster, die individuelle Religionsfreiheit behandelnder Teil in der Kommission und im Plenum gründlich beraten und schließlich angenommen. Der Bundesrat hat aber dem Beschlusse des Hauses keine Folge gegeben. Nun ist der ganze Antrag wieder eingebracht und nach mehrtägigen lebhaften Verhandlungen gegen den Widerspruch der Konservativen und Nationalliberalen der Kommissionsberatung überwiesen, welche die erste Lesung abgeschlossen und darin den ganzen Antrag mit wenigen Abänderungen angenommen hat, den ersten Teil fast ganz wie er in der vorigen Legislaturperiode die Billigung des Reichstages gefunden hatte, den zweiten Teil mit nur wenigen Abänderungen. Für den ersten Teil trat neben dem Zentrum die ganze Linke ein, für den zweiten Teil nur noch die Sozialdemokratie. Die Konservativen und Nationalliberalen beteiligten sich garnicht an der Diskussion.

Das verschiedene Verhalten der Freisinnigen entspricht der Verschiedenheit der beiden Teile des Antrages.

Der erste regelt Fragen des bürgerlichen Rechtes, die Freiheit des religiösen Bekenntnisses, der Vereinigung zu Religionsgemeinschaften und zu gemeinsamer Religionsübung für die einzelnen, bestimmt übee die religiöse Erziehung der Kinder, beseitigt den Zwang zur Teilnahme von Kindern an einem Religionsunterricht oder einem Gottesdienst, setzt das Lebensalter fest, in welchem ein Knd über sein religiöses Bekenntnis selbst entscheiden kann, regelt das Verfahren beim Austritt aus einer Religionsgemeinschaft und bestimmt, daß niemand zu Leistungen an eine Religionsgemeinschaft gezwungen werden kann, der er nicht angehört.

Die Regelung ist durchweg nach den Grundsätzen des Liberalismus erfolgt, die getroffenen Bestimmungen können ohne jede Schwierigkeit in ganz Deutschland durchgeführt werden.

Der von dem Reichskanzler bei der vorigen Beratung geltend gemachte Einwand der Zuständigkeit des Reiches ist gegen diesen Teil des Antrages nicht geltend zu machen, und es liegt gewiß im allgemeinen Interesse, daß diese Rechtsverhältnisse übereinstimmend für ganz Deutschland geordnet werden.

Freilich seltsam genug ist, daß dieser Antrag gerade von katholischer Seite eingebracht ist. Die katholische Kirche übt grundsätzlich keine Toleranz gegen eine andere Religion, das heißt, sie kennt — wie es von ihren Vertretern im Reichstage bezeichnet wurde — keine dogmatische, wohl aber eine staatsrechtliche Toleranz, in verständliches Deutsch übersetzt: wo die katholische Kirche die Macht hat, toleriert sie keine andere Religion, wo sie in der Minderheit ist, verlangt sie für sich die Toleranz, da kann sie auch nichts dagegen haben, wenn neben ihr auch andere toleriert werden.

Aber nicht nach dem Urheber, sondern nach dem Inhalt bestimmt sich der Wert eines Gesetzes; es wäre falsch, im Zentrumsantrag enthaltene vernünftige Bestimmungen zurückzuweisen, nur weil sie vom Zentrum eingebracht sind.

Dasselbe muß natürlich auch vom zweiten Teil gelten, hier sind aber in der Tat große sachliche Bedenken zu erheben.

Ursprünglich sollten die Bestimmungen desselben nur für die staatlich anerkannten Kirchen gelten, d. h. außer für die katholische, für die lutherische, reformierte, unierte Kirche und einige ältere Sekten. In der Kommission ist diese Beschränkung gestrichen, alle Religionsgemeinschaften, Kirchen wie Sekten sollen gleich behandelt werden, sofern ihre Lehren und Satzungen nicht den Reichsstrafgesetzen zuwiderlaufen. Ihnen wird freie und öffentliche Ausübung der Religion, Abhaltung von Gottesdiensten, Bau von Kirchen mit Türmen und Glocken gestattet. Der Verkehr mit den Obern ist frei, Vorschriften dee Kirchen über die Religionsübung, Errichtung von Religionsgemeinden und geistlichen Aemtern, Religionshandlungen und die Zulassung zu solchen und als letztes auch religiöse Genossenschaften, Gesellschaften und Vereine (also namentlich die Klöster) bedürfen keiner staatlichen Genehmigung.

Digitized by Google

Es handelt sich hiernach keineswegs um Trennung des Staates von der Kirche. Die Verbindung bleibt; aber so, daß der Staat seine Rechte aufgibt und seine Verpflichtungen behält, die Kirche frei von der Einwirkung des Staates wird, aber im Besitze aller ihr gewährten Rechte und Privilegien bleibt. Nach wie vor zahlt der Staat für die Kirchen, ermächtigt sie, Steuern von ihren Mitgliedern zu erheben, und stellt ihnen dabei seine Organe zur Verfügung. Ihre Rechte im Schulwesen bleiben bestehen und alle die sonstigen Vorzugs- und Ehrenrechte. Das ist gewiß ein sehr gutes Geschäft für die Kirchen, ein sehr schlechtes für den Staat — wenn er auf die Kirchenaufsicht Wert legt. Aber auch ein schlechtes Geschäft für die nicht zu den privilegierten Kirchen gehörigen Religionsgemeinschaften. Sie gewinnen nichts, da sie nicht unter der Kirchenaufsicht stehen, aber die großen Kirchen werden nun noch übermächtiger ihnen gegenüber. Jene haben auch erhalten, was für die Sekten gewissermaßen ein Ausgleich war, nämlich die Freiheit, und sie haben gleichzeitig ihre Vorrechte behalten, die sie nun noch viel kräftiger ausnutzen können.

Die evangelischen Kirchen kommen dabei viel zu kurz. Bei ihnen ist der wichtigste Teil der Staatsaufsicht mit der kirchlichen Verwaltung verbunden. Der Landesfürst steht als summus episcopus an ihrer Spitze und wird von den Ministern beraten; die Konsistorien, Oberkirchenräte usw. sind mit Staatsdienern besetzte Behörden, die mehr staatlich als kirchlich sind; die oberste Instanz ist der Kultusminister. Das gilt auch mit einigen Modifikationen von der evangelisch-unierten Kirche der alten vier preußischen Provinzen, wenn auch da der Oberkirchenrat nicht dem Ministerium unterstellt ist. Für die evangelischen Kirchen würde bei Annahme des Antrages im wesentlichen alles beim alten bleiben.

Die Kirchenaufsicht steht nicht dem Reich, sondern den Bundesstaaten zu; ein sie betreffendes Reichsgesetz kann nur in den Formen der Verfassungsänderung zustande kommen, also nur, wenn nicht 14 Stimmen im Bundesrat dagegen sind. Das ist sicher der Fall, denn die Regierungen legen großen Wert auf die Bewahrung der Kirchenaufsicht und sind durchaus abgeneigt, gerade auf diesem Gebiet Eingriffe vom Reich zu dulden. So sehr das Zentrum Verteidiger des Partikularismus ist, hier, wo es gilt für die Kirche Vorteile zu erreichen, sind ihm die Rechte der Bundesstaaten nur von sekundärer Bedeutung und werden willig geopfert.

In der Weise, wie das Zentrum es will, kann in die kirchlichen Verhältnisse der einzelnen Länder schon aus gesetzgeberisch-technischen Gründen nicht eingegriffen werden. Dazu sind die Dinge sowohl für die katholische als auch für die evangelische Kirche viel zu verschiedenartig und verwickelt. Dem Reichstag steht nicht das Material, den Reichsbehörden und den Parlamentsmitgliedern nicht die Sachkenntnis zur Verfügung, welche dazu nötig wäre. Nur so ist es zu erklären, daß man überhaupt geglaubt hat, mit einem Gesetz, das keine dreißig Zeilen schmalspaltigen Druckes hat, und in einer wenige Stunden dauernden Kommissionsberatung das Werk vollbringen zu können. Was beschlossen wurde, ist wirklich nur eine Resolution, nicht ein Gesetz, aber auch als solche nicht annehmbar.

Berechnet ist der Antrag auf die Verhältnisse der katholischen Kirche, aber auch für sie ist er durchaus unvollständig. Welche Rechte des preußischen Staates z. B. werden dadurch beseitigt? Auch diejenigen, die ausdrücklich von der Kirche zugestanden sind? Z. B. die Rechte bezüglich der Ernennung der Bischöfe, Abgrenzung der Diözesen usw.? Sie sind nicht ausdrücklich aufgehoben, sollen also wohl bestehen bleiben. Aber die Kirche soll das Recht haben, neue Religionsgemeinden und geistliche Aemter zu errichten, sie kann also das bestehende System dadurch beeinträchtigen, schließlich durch ein anderes ersetzen.

Bei Erlaß von Vorschriften über Religionsübung soll die Kirche unabhängig vom Staate sein? Aber was ist unter Religionsübung zu verstehen? Bloß die Einrichtung des regelmäßigen Kultus oder auch z. B. Abhaltung von Missionen? Diese waren im ursprünglichen Antrage in einem besonderen Paragraphen freigegeben. Der Paragraph ist gestrichen. Wohl, weil man annahm, die Missionen seien als Gottesdienste oder Religionsübung zu betrachten?

Die ganze Klosterfrage wird in fünf Zeilen erledigt; alle religiösen Genossenschaften, Gesellschaften, Vereine sollen weder zu ihrer Begründung noch für ihre Tätigkeit irgend welcher staatlichen oder kommunalen Genehmigung bedürfen. Sind sie den bürgerlichen Gesetzen über das Vereinswesen, Erwerbsgesellschaften usw. unterworfen? Dürfen sie ihre Tätigkeit auf jedes beliebige Gebiet, z. B. auf Schule und Erziehung ausdehnen?

Auf alle diese und noch viele andere Fragen kann ein Gesetz von so geringem Umfange keine Antwort geben; als Gesetz, d. h. als eine zu unmittelbarer Befolgung bestimmte Anordnung ist es untauglich.

Aber wenn die Ausführung ungenügend ist, so ist doch vielleicht das Ziel richtig, nämlich die Trennung von Staat und Kirche? Das Ziel, so wie es der Antrag sich stellt, gewiß nicht. Es geht nicht an, staatlich unterstützte und privilegierte, mit staatlichen Sonderrechten ausgestattete Gemeinschaften von staatlicher Aufsicht ganz zu befreien. Beide Seiten, Rechte und Pflichten müssen gleichzeitig und im richtigen Verhältnis zueinander revidiert werden. Die Verfassungen der Kirchen müßten ebenfalls einer Prüfung und Aenderung unterzogen werden. So könnte für die Freigebung der katholischen Kirche eine Verfassung gefordert werden, welche eine Behandlung aller deutsche Verhältnisse berührenden Fragen von deutschem Standpunkte ohne Einmischung fremder Obern sicherte. Die evangelischen Kirchen müßten eine vom Staate unabhängige Verfassung erhalten. Es müßte auch festgestellt werden, ob, in welchen Fällen und in welchem Umfange staatliche Unterstützungen geleistet werden und welche Aufsichtsrechte daraus sich für den Staat ergeben sollen.

Und wenn man die Trennung will, soll sie dann nach französischem Vorbild mit einem Schlage radikal oder allmählich erfolgen? Gewiß ist für beide Teile der zweite Weg der bessere. Dieser wird aber, wenn nicht die Stellung der Reichsgewalt eine völlig andere, als die jetzige werden sollte — was zunächst gewiß nicht in Aussicht zu nehmen ist —, nur durch die Gesetzgebung der einzelnen Staaten beschritten werden können.

Sind also die schwersten Bedenken gegen den zweiten Teil des Toleranzantrages geltend zu machen, so ist es doch sehr erwünscht, daß der erste Teil zur Annahme gelange und dann auch bei den Bundesregierungen Zustimmung finde.

R. Schrader.

Das preußische Schulrecht.

In allen den „Schulkonflikten" zwischen Regierung und städtischen Behörden, die zu den berechtigten Eigentümlichkeiten Preußens gehören, war für die Staatsverwaltung kein Umstand günstiger, als das geheimnisvolle Dunkel, das über dem preußischen Schulrecht schwebt. Die Regierung konnte die merkwürdigsten juristischen Anschauungen vorbringen, ohne sich vor Juristen wie Laien ins offenbare Unrecht zu setzen; und wie oft erlahmte die Widerstandskraft der Selbstverwaltungskörper, wenn die sie beratenden juristischen Sachverständigen achselzuckend erklärten: ein preußisches Schulrecht gibt es überhaupt nicht.

Es ist das Verdienst einer kürzlich erschienenen, kleinen Schrift von Dr. Hermann Preuß,*) für jeden, der juristischen Argumenten zugänglich ist, den Nachweis erbracht zu haben, daß es auch für das preußische Schulrecht eine feste gesetzliche Grundlage gibt, die durch Verwaltungswillkür nicht erschüttert werden kann. Den streng wissenschaftlichen Nachweis: nicht

*) Dr. Hermann Preuß, Das Recht der städtischen Schulverwaltung. Berlin. Verlag von R. L. Prager. 1905. 99 Seiten.

Digitized by Google

der Politiker, nicht der Stadtverordnete spricht in diesen Zeilen zu uns, sondern der verwaltungsrechtliche Gelehrte, dessen Name in den Fachkreisen zu den ersten seines Arbeitsgebietes gerechnet wird.

Mit logischer Schärfe faßt Preuß den Gegensatz der Ansichten.

Nach ihm ist das städtische Schulwesen eine städtische Angelegenheit, welche die Kommunen gleich ihren andern Funktionen nach den Vorschriften der Städteordnung und nach den das Schulwesen betreffenden Staatsgesetzen zu verwalten haben, gleich allen andern Verwaltungszweigen, lediglich unter der Kommunalaufsicht des Staates; die städtischen Schuldeputationen sind rein kommunale Organe, gleich allen andern Verwaltungsdeputationen; die städtischen Schulen sind Gemeindeanstalten; die städtischen Schullehrer sind Gemeindebeamte; die Schulinspektion führt die Stadtgemeinde als solche durch ihre schultechnischen Organe unter Oberaufsicht des Staates.

Nach der Auffassung der Regierung ist das Schulwesen eine staatliche Angelegenheit; lediglich die äußeren, nicht aber die inneren Schulangelegenheiten stehen unter der städtischen Verwaltung (soweit nicht auch „das externste aller Externa", die Verfügung über das Schulgebäude, von der Regierung für sich in Anspruch genommen wird); die Schuldeputationen sind nicht rein städtische, sondern zugleich staatliche Behörden, deren Mitglieder der Bestätigung durch die Regierung bedürfen, die städtischen Lehrer sind nicht Gemeindebeamte, sondern mittelbare Staatsbeamte; die Schulaufsicht, die etwas von der allgemeinen Staatsaufsicht durchaus Verschiedenes ist, führt die Regierung durch die von ihr ernannten Schulinspektoren.

Es handelt sich darum, die Gründe unbefangen zu prüfen, die von der einen wie von der andern Seite ins Feld geführt werden.

Mit Vorliebe beruft sich die Regierung auf das Preußische Allgemeine Landrecht. Schlagend und unwiderleglich weist Preuß nach, daß diese Berufung eine „juristische Ungeheuerlichkeit" ist. Für die Rechte der Selbstverwaltung gegenüber der Regierung kann unmöglich das Landrecht maßgebend sein, das den Begriff der Selbstverwaltung überhaupt nicht gekannt hat.

Noch schlimmer steht es mit der Berufung auf die Regierungsinstruktion von 1817, auf die der Kultusminister in den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses im Dezember 1904 so besonderes Gewicht gelegt hatte. Freilich sagt der vielzitierte § 18 dieser Instruktion: der Regierung „gebührt die Verwaltung aller geistlichen und Schulangelegenheiten, welche nicht dem Konsistorium in der demselben heute erteilten Instruktion ausdrücklich übertragen worden". Daraus folgert die Regierung nicht etwa, wie der Jurist vielleicht meinen könnte, daß ihr die gesamte Verwaltung der äußeren und inneren Schulangelegenheiten zukomme, sondern, wie der Kultusminister im Abgeordnetenhause sagte: „daß mit dieser Befugnis der Verwaltung ein sehr weittragendes Aufsichtsrecht verbunden ist, ja das Recht des direkten Eingreifens, der Uebernahme der Verwaltung usw." Ueber die „logische und juristische Unmöglichkeit", aus dem Recht der Verwaltung ein Aufsichtsrecht zu machen, hat sich Preuß auf das deutlichste ausgesprochen, und jeder Jurist muß sich über die wohlverdiente Abfuhr freuen, die er den juristischen Hintermännern des Ministers zuteil werden läßt. Aber der wesentliche Punkt liegt tiefer. Ganz abgesehen davon, daß durch eine ministerielle Instruktion niemals ein durch Gesetz den Städten übertragenes Recht geschmälert oder gar beseitigt werden könnte: die Herren, die sich auf diesen Paragraphen der Instruktion von 1817 berufen, übersehen völlig, daß diese auf das Verhältnis zwischen Regierung und städtischer Verwaltung sich überhaupt nicht bezieht, daß sie, wie aus ihrem Wortlaut ganz unzweifelhaft hervorgeht, lediglich die Befugnisse der staatlichen Organe zueinander abgrenzt, daß sie mithin auch nicht im entferntesten daran denken konnte oder gedacht hat, die der Selbstverwaltung übertragenen Befugnisse für die Regierung in Anspruch nehmen zu wollen.

Wenn schon diese Betrachtung der Instruktion von 1817 die juristischen Ratgeber des Kultusministers in einem recht eigentümlichen Licht erscheinen läßt, so steht es mit dem dritten Argument, auf das die Regierung sich stützt, noch sonderbarer. In der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 1. Dezember 1904 hat sich der Minister auf § 1 des Schulaufsichtsgesetzes von 1872 berufen, nach welchem die Aufsicht über alle Schulen dem Staat zusteht, und daraus gefolgert, daß sie mithin nicht den Städten zustehen könne. Jeder Kenner der Rechtsgeschichte des Deutschen Reichs mußte darauf erwidern, daß in diesem kirchenpolitischen „Maigesetz" es sich nicht um den Gegensatz zwischen Staat und Stadt, sondern zwischen Staat und Kirche handelt, und daß durch § 1 der Kirche und nicht den Städten das Recht der Schulaufsicht abgesprochen werden sollte. Zum Ueberfluß ist das nun auch noch ausdrücklich in dem § 3 desselben Gesetzes ausgesprochen: „Unberührt durch dieses Gesetz bleibt die den Gemeinden und deren Organen zustehende Teilnahme an der Schulaufsicht usw." Der Minister hat denn auch diesen Paragraphen, der seinen ganzen Ausführungen die Grundlage entzogen hätte, nicht mit einer Silbe erwähnt. Preuß meint, daß das „auf das äußerste befremden muß"; und auch ich wüßte nicht, was man zur Rechtfertigung dieser Auslassung anführen könnte.

Diesen unhaltbaren Gründen, die für die Auffassung der Regierung geltend gemacht werden, stellt Preuß die Bestimmung der Städteordnung von 1808 in § 179b gegenüber. Nach ihr wird die Verwaltung sämtlicher städtischen Schulen in äußeren wie in inneren Angelegenheiten von kommunalen Organen in gleicher Weise wie alle anderen Zweige der Kommunalverwaltung geführt, also nach den Gesetzen und unter der Oberaufsicht des Staates, aber im Rahmen der kommunalen Selbstverwaltung. Und so ist es auch nach der neuen Städteordnung von 1853.

Es kann sich nur darum handeln, ob an diesem ganz unzweifelhaften Rechtszustand später etwas geändert worden ist. Zwei Argumente sind es, die von den Anhängern der Regierung verwendet zu werden pflegen.

Man verweist zunächst auf die Instruktion vom 26. Juni 1811, die in § 2 bestimmt, daß die von Magistrat und Stadtverordneten gewählten Mitglieder der Schuldeputation von der Regierung zu bestätigen und daß für die Stellen der sachverständigen Mitglieder von den Mitgliedern der Deputation je drei Subjekte zu präsentieren seien, von denen die Regierung für jede Stelle eines aushebt. Durch diese Bestimmung wird allerdings die Schuldeputation aus allen übrigen städtischen Deputationen herausgehoben und der Auffassung Ausdruck gegeben, daß sie zugleich staatliches Organ sei und staatliche Funktionen auszuüben habe.

Aber mit Preuß wird man zu dem Ergebnis gelangen müssen, daß § 2 der Instruktion von 1811 von allem Anfang ungültig war. Die Bestimmung steht im Widerspruch zu der Städteordnung von 1808, die von einem solchen Bestätigungsrecht der Regierung nichts weiß. Und es ist klar, daß durch eine ministerielle Verordnung das den städtischen Organen übertragene Recht nicht beeinträchtigt werden konnte. Für diese Auffassung, die juristisch wohl nicht widerlegt werden kann, spricht auch die Tatsache, daß die Regierung das Bestätigungsrecht durchaus nicht allgemein für sich in Anspruch genommen hat.

Und zwar nicht bloß im Verhältnis zu der Berliner Stadtverwaltung. Noch 1854 weist eine Zirkularverfügung des Kultusministeriums darauf hin, daß das Bestätigungsrecht in der Praxis außer Uebung gekommen zu sein scheine. Daß andere Städte dem Verlangen der Regierung gegenüber sich fügsam erwiesen haben, vermag selbstverständlich an der Rechtslage nichts zu ändern.

Das andere Argument der Regierung wiegt schwerer. Es ruht auf der Scheidung von äußeren und inneren Schulangelegenheiten. Die äußeren Schulangelegenheiten sollen Gemeindeangelegenheiten, die inneren dagegen Sache der Staatsverwaltung sein, und soweit die Schuldeputationen sich mit diesen zu befassen haben, bewegen sie sich auf dem Gebiet der Staatsverwaltung. Daß diese Trennung der Städteordnung von 1808 wie der von 1853 fremd sei, weist Preuß in eingehender Untersuchung schlagend nach. Es muß zugegeben werden, daß die Unterscheidung von äußeren und inneren Schulangelegenheiten in der Theorie wie in der Praxis der Selbstverwaltung ziemlich

Digitized by Google

allgemein Eingang gefunden hat. Aber für den Juristen kann es keinem Zweifel unterliegen, daß dadurch ein dem Gesetz derogierendes Gewohnheitsrecht nicht geschaffen werden konnte. Und mit vollem Recht hebt Preuß hervor, daß die Regierung selbst, indem sie die Entscheidung über die Verwendung der Schulräume, also zweifellos eine rein äußere Angelegenheit, für sich in Anspruch nimmt, die ganze Unterscheidung selbst aufgegeben habe.

Somit bleibt es bei der von Preuß aufgestellten These. Wer sich mit der juristischen Beweisführung nicht begnügt und nach weiteren Autoritäten verlangt, dem ruft der Verfasser das Referat in Erinnerung, das kein Geringerer als Gneist im Jahr 1866 erstattet hat. Hier ist die Schuldeputation als eine rein städtische Verwaltungsdeputation ausdrücklich und mit aller Folgerichtigkeit hingestellt. Freilich hat der Berliner Magistrat im Jahr 1898 diesen Standpunkt selbst preisgegeben und anerkannt, daß die Schuldeputation gleichzeitig eine staatliche Schulaufsichtsbehörde ist. Selbstverständlich kann aber auch dieser „Unfall", wie Preuß sich ausdrückt, an dem durch das Gesetz festgelegten Charakter der Schuldeputation nichts ändern.

Ich fasse das Ergebnis noch einmal zusammen: Die städtischen Schulen sind städtische Veranstaltungen; die Schuldeputationen städtische Verwaltungskörper; die Schullehrer Gemeindebeamte. Der städtischen Schulverwaltung gegenüber hat die Regierung das allgemeine Aufsichtsrecht. Das ist die Rechtslage. Sie ist verdunkelt worden durch die Uebergriffe der staatlichen Verwaltung und durch die Schwäche der Selbstverwaltungsorgane. Aber dadurch kann zwar die Handhabung des Gesetzes beeinflußt, nicht aber das Gesetz selbst aus den Angeln gehoben werden.

Sache des Magistrates und der Stadtverordnetenversammlung in den preußischen Städten ist es, ihr gutes Recht zu wahren. Fehlt ihnen der Mut oder die Kraft dazu, so mag man die Regierung mit Vorwürfen verschonen. Schon heute läßt sich mit voller Bestimmtheit behaupten, daß die städtischen Verwaltungen selbst die Hauptschuld tragen, wenn ihnen eine ihrer wichtigsten Funktionen — und das ist und bleibt das Schulwesen — mehr und mehr aus der Hand genommen wurde. Daß in der Berliner Stadtverwaltung die Konservativen in jahrzehntelangem Kampf ungleich energischer das Recht der Stadt zu wahren gewußt haben als die Liberalen, diese aus der Darstellung von Preuß sich klar ergebende Tatsache, sollte für die heutige Generation auch außerhalb Berlins eine Mahnung sein. Ich möchte die Schrift von Preuß gerade jenen auf das wärmste zum eingehenden Studium empfehlen, die der Selbstverwaltung zu dienen glauben, indem sie ihre wichtigsten Grundlagen auf dem Wege eines Kompromisses der Regierung opfern. Der Liberalismus, der in diesen Fragen nicht standzuhalten vermag, gräbt sich selbst das wohlverdiente Grab.

Charlottenburg. v. Liszt.

Süddeutschland und der Plan der Betriebsmittelgemeinschaft der deutschen Staatseisenbahnen.

Die Reichsverfassung fordert, daß die deutschen Eisenbahnen wie ein einziges Verkehrsnetz behandelt werden. Fürst Bismarck hatte 1876 den Versuch gemacht, diesem Verlangen der Reichsverfassung durch die Schaffung von Reichseisenbahnen zu entsprechen. Dieser Versuch war gescheitert. Viele Bundesregierungen fürchteten damals den Verlust ihrer Eisenbahnhoheit, und die Mehrheit des Reichstags wollte auch noch aus andern Gründen davon nichts wissen. Nachdem Preußen jetzt eine Eisenbahnmacht ersten Ranges geworden ist, hat der Gedanke, das jetzt so besonders schwierig gewordene Problem der deutschen Verkehrseinheit durch Umwandlung der Staatsbahnen in Reichsbahnen zu lösen, noch weniger Aussicht als in den siebziger Jahren. Es ist nun seit kurzem die Frage aktuell geworden, ob nicht durch eine Betriebsmittelgemeinschaft der deutschen Staatsbahnen eine Einrichtung getroffen werden könnte, die der Forderung der Reichsverfassung zum Teil wenigstens Rechnung trägt, um so mehr, als damit eine Tarifreform nach einheitlichen Grundsätzen zur Durchführung gelangen soll. Dieser Gedanke hat in Württemberg, wo man die jetzigen Verkehrszustände am meisten nachteilig empfindet, seinen Ursprung. In Heidelberg hat sich bereits im verflossenen Winter auf württembergische Initiative hin eine Konferenz deutscher Eisenbahnminister mit dieser Angelegenheit beschäftigt. Es war eine Vorbesprechung, der eine weitere Konferenz folgen sollte. Diese Konferenz war für März in Aussicht genommen, ist aber, vermutlich weil die einzelnen Bundesstaaten noch nicht zu bestimmten Entschlüssen gekommen waren, auf Ende April verschoben worden. Wenn auch über die Besprechungen in Heidelberg nichts Positives bekannt wurde, so gelangte doch auf allerlei Wegen so viel an die Oeffentlichkeit — auch die offiziöse und halboffiziöse Presse im Süden wie im Norden hat dabei mitgewirkt —, daß man über die allgemeine Stellung der einzelnen süddeutschen Staaten, Sachsens und Preußens doch einigermaßen unterrichtet ist.

Zunächst wurde in Heidelberg für alle Teile klar, daß der Gedanke einer Betriebsmittelgemeinschaft der deutschen Staatseisenbahnen wohl ein sehr rationeller ist, aber hinsichtlich seiner Durchführung allerlei Schwierigkeiten bietet. Rationell ist dieser Gedanke im wesentlichen deshalb, weil im Güterverkehr die bisherigen Mißstände, die durch den Rücktransport leerer Wagen nach Süden wie nach Norden entstehen und durch Nichtausnutzung dieser leeren Wagen aller kaufmännischen Prinzipien spotten, bei einer Betriebsmittelgemeinschaft aufgehoben werden würden. Der Verlust, der aus dem Transport leerer Güterwagen in die einzelnen Eisenbahngebiete entsteht, beziffert sich auf viele Millionen. Preußen wie Süddeutschland werden von diesem unhaltbaren Zustand in gleichem Maße getroffen. Preußen hat also kein geringeres Interesse an einer Betriebsmittelgemeinschaft als die andern Eisenbahnverwaltungen. Es sei das von vornherein bemerkt, weil in einem Teil der offiziösen Presse so getan wird, als ob Preußen dabei der edle Geber sei und so gar keinen Vorteil davon habe. So ist die Sache nicht, wenn auch vielleicht eine Betriebsmittelgemeinschaft für die kleineren Eisenbahnverwaltungen einträglicher ist als für Preußen. Bis auf die Modalitäten, unter denen eine solche Gemeinschaft hergestellt werden soll, ist man sich denn auch darüber einig, daß diese Gemeinschaft nicht nur für alle Teile sehr gewinnbringend ist, sondern auch nicht außerhalb des Bereichs der Möglichkeit liegt. Eine Zentralinstanz für diesen Zweck wird nicht zu umgehen sein, und daß Preußen dabei vermöge seiner verkehrspolitischen Bedeutung die Leitung zufallen müßte, ist ebenfalls eine Frage, über die nicht weiter diskutiert zu werden braucht. Aber es wird nötig sein, daß die industriellen Interessen der einzelnen Staaten hinsichtlich des Lokomotiven- und Wagenbaus nicht ignoriert werden, sei es in Form einer Kontingentierung, sei es in anderer Weise. Auch Garantien gegen eine bureaukratische Schematisierung müssen gegeben werden. Jedenfalls lassen sich alle diese kleineren Schwierigkeiten bei gutem Willen leicht beseitigen. Der finanzielle Vorteil ist jedenfalls so groß, daß an diesen relativ untergeordneten Dingen der Plan nicht scheitern sollte. Da überdies die Gemeinschaft auf Kündigung abgeschlossen werden soll, ist ja später Gelegenheit geboten, falls sich Mißhelligkeiten herausstellen sollten, Remedur zu schaffen.

Weit mehr Schwierigkeiten begegnet die Personentarifreform. Preußen glaubt, mit der IV. Eisenbahnklasse dem Ideal einer Verkehrserleichterung am nächsten gekommen zu sein und damit das „soziale Königtum" deutlich vor aller Welt manifestiert zu haben. Im übrigen geht es mehr auf eine Tarifvereinfachung als auf eine wirkliche durchgreifende Tarifreform aus. Die Rückfahrkarten sollen aufgehoben und die einfachen Fahrkarten entsprechend reduziert werden. Das ist eigentlich die ganze Neuerung, mit der die Offiziösen so wichtig tun. Wie bedeutungslos aber diese Neuerung für das Publikum ist, beweist die Tatsache, daß die weit über-

Digitized by Google

wiegende Mehrheit der Reisenden Rückfahrkarten benutzt und nur ein geringer Prozentsatz auf die einfachen Fahrkarten entfällt. Und sollen gar die Rundreise- und Sonntagskarten der Vereinfachung halber in Wegfall kommen, so würde sogar der Fiskus ein großartiges Geschäft dabei machen, denn diese Vereinfachung liefe schließlich auf eine Verteuerung des Personenverkehrs hinaus, nicht aber auf eine Erleichterung. Die Erleichterung wäre nur für die Bureaukratie vorhanden, die bei einer solchen „Reform" weniger Arbeit hätte. Von einer einschneidenden Verkehrsreform könnte also bei solchen fiskalischen Maßnahmen nicht die Rede sein. Aber Preußens Eisenbahnminister Herr v. Budde ist von der IV. Eisenbahnklasse und von der Aufhebung der Rückfahrkarten so entzückt, schätzt in ihnen so gewaltige Errungenschaften der modernen Verkehrspolitik, daß er mit beinahe leidenschaftlichem Eifer solche Institutionen auch Süddeutschland oktroyieren möchte. Die offiziöse Presse macht schon seit vielen Wochen dafür Stimmung, doch ohne Erfolg. Man wünscht im Süden vor allem absolut keine IV. Klasse, weil sie hygienisch, sozial und auch finanziell eine große Verschlechterung sein würde. Dem Zweck der IV. Klasse im Norden dient im Süden (Bayern) hauptsächlich der billige Vorortverkehr, in dem in der III. Klasse die Beförderung ebenso billig ist wie in der IV. Klasse. Weiter besitzt Baden seine Kilometerhefte, mit denen man in der III. Klasse fast so billig fahren kann wie in Preußen in der IV. Klasse, noch dazu in Schnellzügen, was kein geringes Moment im heutigen Verkehrsleben bedeutet. Württemberg besitzt die sogenannten Landeskarten, die ebenfalls als eine Verkehrserleichterung gelten dürfen. Wenn man dabei berücksichtigt, daß die IV. Klasse nur in „Bummelzügen" geführt wird und es für sie keine Rückfahrkarten gibt, so erkennt man noch klarer, wie wenig die IV. Klasse als eine „soziale Tat" gelten kann und wie begreiflich es ist, daß in Süddeutschland eine unüberwindliche Aversion dagegen besteht.

Ehemals — lange ist es her — war die IV. Klasse auch im Süden nicht fremd, aber man hob sie auf. Und nun soll man sie von neuem einführen, nur weil Preußen so großen Wert darauf legt und sie gleichsam als conditio sine qua non einer Einigung behandelt sehen möchte! Irgend ein zwingender Grund für Einführung einer neuen Klasse läßt sich absolut nicht anführen, nachdem in Süddeutschland durch den Vorortverkehr, Kilometerhefte und Landeskarten usw. der Personenverkehr in der III. Klasse im allgemeinen nur um ein Geringes teuerer ist als der in der IV. Klasse im Norden. Ja, zum Teil ist der Tarif (zwei Pfennig pro Kilometer) gleichmäßig und für Sperrlasten, die man so oft für die IV. Klasse ins Treffen führt, ist auf andere Weise gesorgt. Da die IV. Klasse auch hygienisch sich nicht verteidigen läßt, noch weniger sozial und nach Abschaffung der Retourfahrkarten auch für die übrigen Klassen die Differenz des Preises der einfachen Karte eine nicht mehr große ist, gegenüber der III. Klasse, sollte man eher daran denken, sie auch in Norddeutschland endlich aufzuheben; sie mag dem alten preußischen Feudalstaat Ehre machen, dem neuen Preußen nicht. Die IV. Klasse stellt eine verkehrspolitische Rückständigkeit dar, getragen von reaktionär-ostelbischem Geiste, nicht von dem Geiste, der in den Kanalplänen, Berggesetznovellen, in der Miquelschen Steuerreform usw. zum Ausdruck kommt. Zudem müßten die süddeutschen Eisenbahnverwaltungen die Wagen IV. Klasse erst bauen lassen, was eine stattliche Ausgabe repräsentieren würde, und einen großen Teil der Wagen III. Klasse zum „alten Eisen" werfen, was einem neuen Verluste gleichkäme.

Es ist in der Presse behauptet worden, in Hessen habe man sich seit dem Bestehen der preußischen Eisenbahngemeinschaft mit der IV. Klasse rasch vertraut gemacht, was schon daraus hervorgehe, daß die IV. Klasse den größten Teil des Personenverkehrs in sich aufgenommen habe. Das ist ein Scheingrund. An dem Tage, an dem man in Hessen die Verkehrserleichterungen, wie z. B. in Baden genießen könnte, würde der Verkehr in der IV. Klasse auf ein Minimum zusammenschrumpfen. Augenblicklich, bei dem höheren Tarif für die III. Klasse und dem Mangel an Einrichtungen, wie sie das Kilometerheft darstellt, ist allerdings der Transport in der IV. Klasse der billigste, und nur darum wird sie auch in Hessen so stark benutzt. In Elsaß-Lothringen hat man einzelne Versuche gemacht, das Land ebenfalls mit der IV. Klasse zu beglücken. In der reichsländischen Presse werden diese „Versuche" aber allgemein verurteilt, man erstrebt wirkliche, zeitgemäße Verkehrsreformen. Verkehrspolitiker, wie der schwäbische Freiherr von Wöllwarth, die für die IV. Klasse schwärmen, sind in Süddeutschland vereinzelte Erscheinungen, Eigenbrödler; und soweit sich hier und dort auch in der Presse Stimmen für die IV. Klasse finden, lassen sie sich als mehr oder minder offiziöse Mache charakterisieren. Offiziöse Mache ist es vermutlich auch, wenn verbreitet wird, in badischen und württembergischen Regierungskreisen sei man heute weniger abgeneigt, die IV. Klasse einzuführen. Bayern lehnt dies entschieden ab und würde nur in der Pfalz sich dazu verstehen, wenn rings herum, in Baden und Elsaß-Lothringen die IV. Klasse eingeführt werden sollte. Wahrscheinlich nimmt man auch in Stuttgart und Karlsruhe noch den alten Standpunkt in dieser Frage ein, wenn vielleicht auch nicht mit der Entschiedenheit wie in München. Wie ernsthafte Verkehrsreformen wirken, keine bloßen Neuerungen, das illustriert deutlich der Siegeslauf der badischen Kilometerhefte. Seit der Einführung im Jahre 1895 wurden verkauft:

seit Mai		im ganzen	Betrag Mark
1895		72 794	1 841 702
1896		87 082	2 473 071
1897		118 554	3 310 144
1898		138 273	3 814 883
1899		157 669	4 354 523
1900		173 796	4 732 958
1901	die „halben" ttt. Klassen-	206 418	5 526 782
1902	hefte sind in ganze umge-	246 728	6 528 212
1903	rechnet	275 521	7 251 405

Zahlen beweisen! Und was kostet so ein Kilometerheft für die III. Klasse? Für 1000 km 25 Mark, für 500 km 12,50 Mark. Man rechne sich danach gefälligst aus, welche Differenz zwischen diesem Preise und dem der IV. Klasse besteht, berücksichtige aber auch, daß die Kilometerhefte die Benutzung der Schnellzüge gestatten und von allen Familienmitgliedern in Gebrauch genommen werden können. Im übrigen sei noch darauf hingewiesen, daß man nirgends in der Kulturwelt, mit Ausnahme Norddeutschlands, Sachsens und Hessens, die IV. Klasse kennt. Sollte das etwa nur „Rückständigkeit" sein, und dem Auslond der Wert der glorreichen IV. Klasse noch nicht zum Bewußtsein gekommen sein? Hingegen werden sich viele Auslandreisende mit Vergnügen erinnern, daß man in Rußland und Skandinavien, besonders auf langen Strecken, in der III. Klasse zu ähnlichem Tarife befördert wird wie in Preußen in der IV. Klasse. Und wie komfortabel sind oft die ausländischen Wagen III. Klasse eingerichtet! Aber tut nichts — Preußen hält mit einer Zähigkeit an der IV. Klasse fest und verfolgt mit einem Eigensinn den Plan, daß auch in Süddeutschland die IV. Klasse das Glück der dortigen Bevölkerung vollende, daß man schier vor einem Rätsel steht. Jedenfalls ist die Betriebsmittelgemeinschaft und die Tarifreform auch ohne die IV. Klasse möglich, und wenn Preußen dennoch darauf besteht, so wird zu erwägen sein, ob man es dann nicht lieber beim alten lassen und auf engerem Gebiete eine moderne Verkehrspolitik treiben soll, wie ja überhaupt eine allzu starke Zentralisierung im Verkehrswesen eher von Uebel als von Segen ist. Der frühere Direktor im preußischen Eisenbahnministerium v. Möllhausen hat seinerzeit ebenfalls vor einer zu weit gehenden Zentralisierung und Uniformierung im Verkehrswesen gewarnt, weil die wirtschaftlichen Bedürfnisse dieses oder jenes Landes von Berlin aus nicht immer zu erkennen und zu befriedigen seien. Ihm erscheint die Freizügigkeit des deutschen Güterwagenparks unter Schaffung einer Wagendispositionsstelle völlig ausreichend, um zu dem Ziele zu kommen, das im Auge behalten werden muß. Und wenn man dazu noch Vereinbarungen über Aufhebung der Rückfahrkarten trifft, und alles andere den wirtschaftlichen Bedürfnissen der einzelnen

Digitized by Google

Bundesstaaten überläßt, so mag das auf lange Zeit hinaus genügen.

Es will aber scheinen, als ob das offizielle, reaktionär-ostelbische Preußen wieder einmal partikularistischer sei als das übrige Reich. Es ist durchaus keine „Gefühlssache", wie ein sonderbarer Schwärmer für die IV. Klasse kürzlich in der „Kreuzzeitung" glaubte sagen zu dürfen, wenn die Süddeutschen von der IV. Klasse nichts wissen wollen, durchaus nicht; der Widerstand ist vielmehr in sehr praktischen Erwägungen zu suchen, in Erwägungen, die in den vorstehenden Ausführungen klar genug präzisiert sein dürften. Auch in der Protestversammlung, die neulich in Karlsruhe unter Teilnahme aller Parteien abgehalten ward, wurde der Widerstand in Süddeutschland gegen die IV. Klasse und andere Verkehrsverschlechterungen mit sehr nüchternen, materiellen Argumenten belegt und auch nicht im geringsten als eine „Gefühlssache" behandelt. Und was in der Karlsruher Protestversammlung als Verkehrsprogramm gefordert wurde, das entspricht auch den verkehrspolitischen Anschauungen im übrigen Süddeutschland. Wie gegenwärtig die Angelegenheit steht, entzieht sich der Oeffentlichkeit. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß man über das erste Stadium der Unterhandlungen noch nicht weit hinaus ist und für dieses Jahr auf eine gemeinsame Personentarifreform nicht zu rechnen ist. Natürlich haben die Linksparteien, im Süden und Norden, kein Interesse an einem verkehrspolitischen Programm, das zeitgemäßen Reformen möglichst unähnlich ist und mehr ostelbisch-reaktionären und fiskalischen Bedürfnissen entspricht als den Bedürfnissen der Industrie, des Handels, der Arbeiterklasse und der Kleinbauern; ein umso größeres Interesse aber an einem verkehrspolitischen Programm, wie es kürzlich in Karlsruhe unter lebhafter Zustimmung aller Teilnehmer verkündet worden ist. Also: keine IV. Klasse in Süddeutschland, kein Fiskalismus, und dafür eine Tarifreform im Geiste der badischen Kilometerhefte und eine Betriebsmittelgemeinschaft auf einer Basis, welche im wesentlichen die Eisenbahnhoheit der Bundesstaaten unberührt läßt.

Frankfurt a. M. Wilhelm Freder.

Marx-Studien.

Unter diesem Titel geben Dr. Max Adler und Dr. Rudolf Hilferding „Blätter für Theorie und Politik des wissenschaftlichen Sozialismus" heraus. (Wien, Ignaz Brand, 1. Band, 433 Seiten.) Diese Veröffentlichungen beabsichtigen, die von Marx und Engels begründete Sozialtheorie „weiter auszubauen"; zugleich soll sie „in der Weise der Kritik unterzogen werden, daß ihre Lehren in den lebendigen Zusammenhang des gesamten modernen Geisteslebens gestellt werden". Das bedeutet ein höchst erfreuliches Unternehmen. Innerhalb der soziologischen Forschung wird allgemein anerkannt, daß die ökonomische Geschichtsauffassung, wie sie zuletzt auf Marx zurückgeht, nicht nur auf die Darstellung der Geschichte, sondern ebenso auf die Durcharbeitung der philosophischen Grundbegriffe befruchtend eingewirkt hat. Ebenso gewiß aber steht fest, daß alle Versuche einer eifersüchtigen Absperrung des marxistischen Denkens als spezifisch „proletarischer" Gedankenschöpfung von dem übrigen geistigen Forschen der Neuzeit schädlich gewirkt haben. Gerade der sozialistischen Bewegung selbst taten sie am meisten Eintrag. Wo Fragen wissenschaftlicher Erkenntnis behandelt werden, gibt weder proletarisches, noch aristokratisches, sondern allein logisches Denken den Ausschlag. Der Hochmut, mit welchem in gewöhnlichen sozialdemokratischen Kreisen auf die philosophische Arbeit herabgesehen wird, ist nur ein Zeugnis für die augenblickliche Unfähigkeit, eine groß gewordene Geisteskultur abzulösen. Man kann über Erkenntniskritik und philosophische Methodenlehre die Achseln zucken; aber man begehre dann nicht das Recht, in Weltanschauungsfragen ein neues Licht zu bringen. Es ist ein Zeichen der ewigen Kraft der Erkenntnisprobleme, daß die groß gewordene sozialistische Bewegung widerwillig oder gutwillig sich mit ihnen auseinandersetzen und dazu die Arbeit der bürgerlichen Philosophen brauchen muß, die sie doch überwinden will — ähnlich wie das besiegte Rom die siegreichen Germanen in die Zucht seiner Kultur nahm. Geistige Kultur läßt sich eben nicht von heute auf morgen neu aus dem Boden stampfen.

Deshalb begrüßen wir dieses sozialistische Unternehmen, weil es nicht, wie es hier und da als Zeichen echter Gesinnungstreue gilt, die Arbeit der Philosophie gering einschätzt, sondern mit den Führern der modernen philosophischen Bewegung mitarbeiten will. Der Marxismus gilt hier nicht als starres System. Das Bestreben dieser Gruppe ist, „in bewußter Verbindung alles dessen, was in der Arbeit des Menschengeistes überhaupt als begründet anzuerkennen ist, die Marxschen Gedanken, solange es angeht, als fortwirkende Kräfte tätig zu erhalten und also in ihrer Fortentwicklung zu sehen, nicht zwar, wie immer das Wort bei Marx recht gehabt hat, wie aber doch der Geist, aus dem es hervorgegangen, recht behält und behalten kann". In solchem Sinn behandelt Hilferding die Marx-Kritik von Böhm-Bawerk und Dr. Karner die soziale Funktion der Rechtsinstitute.

Uns interessierte besonders die umfangreiche Arbeit Adlers über Kausalität und Teleologie im Streite um die Wissenschaft. Es war uns eine Freude, diese Arbeit zu lesen, selbst wenn wir nicht überall einstimmten. Mit Windelband, Rickert, Münsterberg, Stammler findet die Auseinandersetzung statt, Vaihinger, Sigwart, Ostwald, Mach greifen in den Kampf ein, und schließlich handelt es sich um die Anerkennung der grundlegenden Tat Kants und die Bemühung, Marx auf seinem soziologischen Gebiet in denselben methodologischen Bahnen gehen zu sehen. Es ist Adler nicht darum zu tun, die sozialen Grundanschauungen Marx' über Staat und Gesellschaft an Kant anzulehnen oder aus ihm abzuleiten. Die gesamte Untersuchung ist eine erkenntniskritische. In der Kritik der menschlichen Erkenntnismittel wird Kant als bahnbrechend und grundlegend für alle künftige Forschung anerkannt und der glückliche Versuch gemacht, Marx für die Erforschung der „sozialen Erfahrung" dieselbe Rolle zuzuweisen, wie Kant für die Analyse der Bewußtseinserfahrung. Es ist ja keine leichte Sache, derartig schwierige Fragen, wie Kausalität und Teleologie, klar und gerecht zu behandeln. Adler verzichtet auch auf den Ruhm, populär zu schreiben. Aber was er sagt und wie er es sagt, verrät den Mann des wissenschaftlichen Nachdenkens in jedem Abschnitt. Die ganze Arbeit zeugt von tiefeindringender Forschung und klarer Herrschaft über die sämtlichen einschlägigen Probleme.

Das Resultat der langwierigen, aber nicht langweiligen Untersuchung ist dies, daß die alte Einteilung in Natur- und Geisteswissenschaften ersetzt werden müßte durch die andere in Naturwissenschaften und Sozialwissenschaften. Die Windelbandsche Einteilung der Wissenschaft in Gesetzes- und Ereigniswissenschaften wird mit Recht, wie schon von Münsterberg, abgewiesen. Denn Gegenstand der Wissenschaft ist weder das Vereinzelte, noch das Allgemeine, sondern das Einzelne, wie es sich unter dem Gesichtspunkt des Allgemeinen darstellt samt dem Allgemeinen, wie es gedacht werden muß, um alles Einzelne in Beziehung zu setzen. Die populäre Einteilung der Wissenschaften, welche für die Naturwissenschaft die Beobachtung des Körperlichen und für die Geisteswissenschaften die des Geistes in Anspruch nahm, war ja schon vorher in ihrer Haltlosigkeit nachgewiesen. Alles ist ein und dieselbe Natur. Aber innerhalb des Bewußtseins, das nur eine Natur nach bestimmter Gesetzlichkeit erkennen kann, ergibt sich ein Zwiefaches, das nicht verwechselt werden kann.

„Was uns durch das Bewußtsein schlechtweg gegeben war, war nichts als das Naturdasein; dazu gehören auch die erkennenden Wesen selbst. Geht aber das Erkennen darauf, wie dieses Naturdasein aufgefaßt, beurteilt, verwertet und verändert wurde, so trat neben die isolierte Naturtatsache die andere große Tatsache der eigenartigen Verbundenheit und Ineinssetzung der erkennenden und aus der Erkenntnis heraus handelnden Wesen selbst. Neben dem naturalen Dasein erscheint hier das soziale Dasein."

Digitized by Google

Jenes ist isoliert, und die Erkenntnis der isolierten Objekte befriedigt. Dieses erhält seine bestimmte Eigenart dadurch, daß sich jeder Teil auf einen gemeinsamen Zusammenhang bezieht, aus dem heraus es erst verstanden werden kann. Deshalb erkennt Adler kausales und teleologisches Erkennen beide in ihrem Recht an. Beide sind an ihrem Ort Erkenntnismittel; keins kann voll durch das andere ersetzt werden. Es besteht eine teleologische Auffassung vom geistig-sozialen Leben zu Recht; überall dort nämlich, wo von der Ordnung und dem Verständnis des historischen Inhalts der Kultur die Rede ist und der Sinn des geschichtlichen Werdens erfaßt werden will. Nur bleibt zu berücksichtigen, daß die spezifisch-logische Leistung auch der Sozialwissenschaft, soweit es sich um die Erkenntnisformen des sozialen Lebens selbst handelt, nur durch kausale Auffassung erbracht werden kann. Innerhalb des geschichtlich-sozialen Daseins aber wirkt alle Naturgesetzlichkeit „nur innerhalb eines bestimmten Funktionszusammenhangs, der getragen ist von der Beziehung der Menschen als praktischer, d. h. zwecksetzender Menschen aufeinander". — Adler begreift als Wissenschaft nur die logisch-erkenntniskritische Erfassung.

„Die Wissenschaft kann nur eine Seite des Daseins überhaupt somit auch des geistig-sozialen Leben erschließen, nämlich diejenige, welche in Objektform gefaßt, in Allgemeinbegriffen abstrahiert und unter Gesetze gebracht werden kann. Somit ist alle Wissenschaft eine Abstraktion, in welcher wir niemals die ganze Realität der Welt zu erfassen vermögen."

Wir schließen mit Adlers eigenen Worten:

„Wer nun vollends eingesehen hat, wie die volle Realität unseres Wesens wirklich nur im Wollen liegt und also die eigentliche Gesetzgebung des Menschen sich im Bereich des Wollens vollzieht, der wird zwar nie dazu kommen, sich die Kreise der Wissenschaft durch den Wortbegriff stören zu lassen, aber er wird die Wissenschaft selbst gar nicht anders mehr betrachten, denn als Mittel für moralische Zwecke als einen zu realisierenden Wert. Des Menschen eigentliches Dasein liegt in der Sphäre des Wirkens, nicht in der intellektuellen Sphäre des theoretischen Erkennens. Wissen, um zu leben muß das echte Motto der Wissenschaft sein."

Dortmund. G. Traub.

Krieg und Typhus.

Der Name Typhus ist ein Sammelbegriff, unter dem drei ganz verschiedene Krankheiten, die ehedem freilich vielfach untereinander verwechselt wurden, zusammengefaßt werden, nämlich der Unterleibstyphus, der Flecktyphus und der Rückfalltyphus. Wenn wir indessen schlechthin von Typhus sprechen, so denken wir dabei allein an den Unterleibstyphus, jene Typhusform, die eben seit langem bei uns zulande ausschließlich heimisch ist, und wenn auch in verschieden starker Häufung auftretend, doch nie völlig erlischt. Die Bezeichnung Kriegstyphus oder Lagertyphus aber wurde früher nur dem Flecktyphus beigelegt, aus dem Grunde, weil diese Krankheit in der Tat lange Zeit hindurch eine furchtbare Geißel gerade für die Kriegstruppen darstellte und z. B. noch in den verschiedenen napoleonischen Feldzügen eine unzertrennliche Begleitschaft der französischen Heere bildete. In neuerer Zeit ist das jedoch anders geworden. Zwar hat das Fleckfieber gelegentlich auch noch in späteren Kriegen, so im Krimkriege und im Balkanfeldzuge der Jahre 1877/78 arg gehaust; im großen ganzen ist es jedoch mehr und mehr wie im Frieden so auch im Kriege in den Hintergrund getreten. Statt seiner verdient heutzutage mit weit größerem Rechte der Unterleibstyphus als der wahre Kriegstyphus charakterisiert zu werden; denn seit über vierzig Jahren sind nur wenig Kriege geführt worden, in denen diese Krankheit nicht unter den Truppen aufgetaucht wäre, in sehr vielen hat sie sogar eine so hervorragende Rolle gespielt, daß sie mit Recht als die wichtigste und gefürchtetste Kriegsseuche der Gegenwart bezeichnet werden kann.

Zum erstenmal war es im amerikanischen Sezessionskriege (1861/65), daß der Unterleibstyphus eine ganz kolossale Ausdehnung gewann; über 75 000 Erkrankungen mit mehr als 27 000 Todesfällen rief er damals unter den Truppen der Unionsarmee hervor. Mit ähnlicher Gewalt, was wenigstens die Zahl der Krankheitsfälle anlangt, wütete er im deutsch-französischen Kriege 1870/71. Beliefen sich doch allein in der deutschen Armee — die Verluste der Franzosen durch den Typhus sind nicht genau bekannt, aber sicherlich nicht gering gewesen — die typhösen Erkrankungen auf mehr als 74 000! Von diesen endeten nahe an 9000 mit dem Tode, eine Zahl, die etwa den vierten Teil aller durch Verwundung Gestorbenen ausmacht, und die Verlustziffer durch alle sonstigen Krankheiten zusammen, die sich auf 6000 belief, mithin noch ganz beträchtlich übertraf. Im russisch-türkischen Kriege 1877/78 erkrankten bei der Donauarmee, die überhaupt von Seuchen aller Art schwer heimgesucht wurde, auch über 25 000 Mann an Unterleibstyphus, von denen über 7000 starben. Das französische Heer hatte bei seinen kolonialen Feldzügen in Tunis (1881), in Süd-Oran (1881), gegen Tonkin (1884), auf Madagaskar (1895) regelmäßig unter dem Typhus zu leiden, und auch im chinesisch-japanischen (1894) sowie im spanisch-amerikanischen Kriege (1898), in dem das amerikanische Heer von Mai bis September über 12 000 Typhuserkrankungen aufwies, bildete er die bei weitem vorherrschendste aller Kriegskrankheiten. Auch die englische Armee wurde in neuerer Zeit bei Gelegenheit von Kolonialkriegen fast regelmäßig von der Seuche befallen, so zuletzt noch im Burenkriege, wo sie auf beiden Seiten, hauptsächlich aber, wie es scheint, auf der englischen, zahlreiche Opfer erforderte. Und schließlich sind auch unsere deutschen Truppen dort, wo sie in der letzten Zeit kriegerische Aufgaben zu erfüllen hatten, vom Typhus nicht verschont geblieben. Bei Gelegenheit der ostasiatischen Expedition mußte in Tientsin ein besonderes Typhuslazarett errichtet werden, in dem während des Herbstes und Winters 1900/01 244 Mann darniederlagen, von denen 36 starben. Weit umfangreicher und schmerzlicher sind aber die Verluste, die wir in Südwestafrika im gegenwärtigen Feldzuge gegen die Herero von seinem Anbeginn an und bis in die neueste Zeit hinein infolge des Typhus zu beklagen haben; sie bilden eine der betrübendsten Begleiterscheinungen dieser Expedition, die uns ohnehin ungeahnt schwere Opfer auferlegt hat.

An und für sich könnte es auffällig erscheinen, daß man hier offenbar völlig ohnmächtig einer Seuche gegenübersteht, deren Entstehungs- und Verbreitungsweise doch im allgemeinen als gründlich erforscht und gut gekannt gelten darf. Wir kennen den Erreger des Unterleibstyphus, wir wissen, daß er ein winziger pflanzlicher Keim, ein Stäbchen ist, das, in den menschlichen Darm gelangend und sich hier ansiedelnd, teils örtliche Veränderungen und teils infolge der Bildung von giftigen Stoffen, die in den Blutkreislauf gelangen, allgemeine Krankheitserscheinungen hervorruft; wir wissen, daß die Uebertragung zwar auch durch den persönlichen Verkehr erfolgt, daß aber bei Massenerkrankungen in der Regel die Verbreitung des Ansteckungsstoffes durch das Trinkwasser, allenfalls auch durch dieses oder jenes Nahrungsmittel, wie vor allem die Milch, geschieht; und wir wissen endlich, daß es die Auswurfsstoffe des typhuskranken Menschen sind, welche die Typhuskeime nach außen bringen, welche den Boden, das Trinkwasser, kurz die ganze Umgebung verseuchen können, welche also die Hauptansteckungsgefahr bilden. In der Tat haben sich auch die Grundsätze, die sich aus dieser Erkenntnis für eine rationelle Typhusbekämpfung ohne weiteres ergeben, dort, wo sie konsequent und energisch in Anwendung gebracht wurden, bisher noch stets bewährt. So ist es bekanntlich gelungen, die Seuche aus vielen großen Städten, in denen sie ehedem jahrein, jahraus heimisch war, durch Versorgung mit einwandsfreiem Trinkwasser und durch eine gute Kanalisation, welche die Auswurfsstoffe der Bevölkerung schnell fortschafft und unschädlich macht, so gut wie ganz zu verdrängen.

Wenn nun trotz solcher Erfahrungen die Unterdrückung des Typhus im Felde bisher keinerlei Fortschritte zu verzeichnen hat, im Gegenteil die Krankheit neuerdings sogar die häufigste aller Kriegsseuchen geworden ist, so liegt die Schuld daran

Digitized by Google

keineswegs immer in einer ungenügenden Fürsorge seitens der Heeresleitungen und in einer Mangelhaftigkeit und Unzulänglichkeit der sanitären Einrichtungen innerhalb der betreffenden Armeen. Gerade unsere obersten militärischen Sanitätsbehörden wenden, wie übrigens auch die in England und Frankreich, der Typhusgefahr seit langem ihre vollste Aufmerksamkeit zu und sind aufs eifrigste bemüht alle Mittel, die Wissenschaft und Technik zu ihrer Abwehr an die Hand geben, in Anwendung zu bringen. Trotzdem ist es bereits zur Friedenszeit nicht möglich den Typhus gänzlich von der Armee fernzuhalten; alljährlich kommt eine Reihe von Erkrankungen im Heere vor, und zeitweise, besonders während der Manöver oder im Anschluß daran, entwickeln sich selbst kleinere Epidemien. Das enge Beisammensein größerer Menschenmengen mit gleicher Lebensweise, wie es beim Militär statthat, bietet eben für eine solche Seuche, wie sie der Typhus ist, an sich schon besonders günstige Bedingungen. Immerhin gelingt es doch hier durch geeignete Maßnahmen sie noch immer soweit einzudämmen, daß die Erkrankungsziffer durchschnittlich nicht die der Zivilbevölkerung übersteigt. Ganz anders steht es aber mit der Typhusbekämpfung im Kriege; die Schwierigkeiten, die sich da einstellen, sind oft geradezu unüberwindliche. Müssen doch häufig genug im Felde überhaupt sanitäre Gesichtspunkte den strategischen gegenüber mehr oder weniger zurücktreten! Der Kriegsschauplatz unterliegt öfters garnicht der Auswahl, sondern ist von vornherein, z. B. durch die Stellung des Gegners, gegeben; daher bildet ihn nicht selten ein Gebiet, in dem schon vordem die Krankheit endemisch herrschte. So war es im deutsch-französischen Kriege, so ist es jetzt in Südafrika. Trotz aller sanitären Vorschriften und Anordnungen, trotz der Warnung vor dem Genuß unfiltrierten oder unabgekochten Wassers, trotz der Mitnahme von Wasserfiltern und größeren fahrbaren Kochapparaten ist das Trinken verseuchten Wassers im Drang der Verhältnisse auf den Märschen ganz unmöglich stets zu verhüten. Sind aber erst einzelne Erkrankungen da, so muß bei dem engen Zusammenleben unter meist ungünstigen hygienischen Bedingungen, in den Quartieren, auf den Lagerplätzen eine Massenausbreitung unter den durch Strapazen und Entbehrungen aller Art vielfach ohnehin geschwächten und daher wenig widerstandsfähigen Truppen nur allzu leicht erfolgen. Auch eine gründliche Beseitigung der Abfallstoffe, eine strenge Isolierung der Kranken und der Krankheitsverdächtigen, eine gründliche Desinfektion der Wäsche usw. ist im Felde natürlich meist nicht streng durchführbar, und somit ist wiederum der Weg für weitere Ansteckungen geebnet. Gilt das schon für einen europäischen Krieg, so hat es in noch erhöhtem Maße in einem Kolonialkriege Geltung, in dem die Verkehrs- und Unterbringungs-, Wasserversorgungs- und Verpflegungsverhältnisse oft ganz unermeßliche Schwierigkeiten darbieten, und überdies auch klimatische Faktoren eine erhebliche Rolle spielen; vermutet man doch z. B., daß in Afrika an der Ausbreitung des Typhus auch die dortigen Wirbelwinde durch Verschleppung keimhaltigen Staubes sowie die massenhaft umherschwärmenden Fliegen stark beteiligt sind.

Bei dieser Sachlage verdient der neue Weg, der in jüngster Zeit auf Anregung der Medizinalabteilung des Kriegsministeriums bei uns zur Abwehr der Typhusgefahr von den nach Südwestafrika ausziehenden Truppen, wenn auch zunächst nur versuchsweise, beschritten wird, volle Beachtung; es ist das die Anwendung von Typhusschutzimpfungen. Das Prinzip, das Heer durch Schutzimpfungen vor einer Kriegsseuche zu bewahren, ist ja nicht neu, es wird bei uns mit aller Strenge durchgeführt hinsichtlich der Pocken, zumal nach den Erfahrungen des Krieges 1870/71, in welchem die deutschen, unter gutem Impfschutz stehenden Truppen von dieser Krankheit in ungleich geringerem Maße heimgesucht wurden als die französischen zum Teil ungeimpften und zum Teil ungenügend vaccinierten. Aber freilich liegen die Dinge beim Typhus vorläufig nicht so günstig wie bei den Pocken. Die Pockenschutzimpfung steht zwar lediglich auf dem Boden der Empirie; allein eine mehr als hundert Jahre alte Erfahrung hat sowohl ihren Wert als einen über jeden Zweifel erhabenen dargetan, wie auch über die beste Art ihrer Anwendung hinreichende Klarheit geschaffen. Die Typhusschutzimpfung hingegen erscheint zwar theoretisch wohl fundiert, praktisch ist sie indessen noch ungenügend erprobt, und sicherlich bedarf sie noch des weiteren Ausbaues und der Vervollkommnung.

Die grundlegende Tatsache, auf welche sie sich stützt, ist die, daß im Blute von Menschen, die einen Unterleibstyphus überstanden haben, sich gewisse Schutzstoffe nachweisen lassen, Stoffe, die die Typhuskeime aufzulösen und somit zu vernichten vermögen. Offenbar beruht die Unempfänglichkeit gegenüber der Krankheit, die nach einem solchen einmaligen Ueberstehen für längere Zeit zurückbleibt, auf der Anwesenheit dieser Stoffe im Blute resp. auf einer Umstimmung des Organismus, kraft deren er imstande ist, beim Eindringen von Typhuskeimen sofort jene Schutzstoffe zu erzeugen. Wie sich weiterhin gezeigt hat, findet man die gleichen Schutzstoffe im Blute von Versuchstieren, denen vorher abgetötete Typhuskeime unter die Haut gespritzt wurden, und Tiere, die in dieser Weise vorbehandelt werden, sind dadurch tatsächlich gegenüber einer Impfung mit lebenden Typhuskeimen, die sie sonst sicher töten würden, völlig widerstandsfähig geworden, d. h. sie können sie ohne jeden Schaden ertragen. Und schließlich kann man auch im Blute von Menschen, denen abgetötete Typhuskeime unter die Haut gespritzt wurden, nach einiger Zeit die Anwesenheit solcher Schutzstoffe, welche Typhuskeime aufzulösen imstande sind, bestimmt konstatieren; der Schluß erscheint danach zwingend, daß auch sie durch diese Vorbehandlung gegen eine Ansteckung mit den lebenden Keimen, also gegen eine Typhuserkrankung gefeit sein müssen. Abgetötete Typhuskeime bilden mithin das wesentliche und wirksame Prinzip des Impfstoffs, dessen zweckmäßigste Herstellungs-, Dosierungs- und Applikationsweise natürlich nur durch vielfältige Erfahrungen zu ermitteln ist.

Bisher liegen Beobachtungen in größerem Maßstabe über Typhusschutzimpfungen nur seitens englischer Aerzte vor. Von diesen wurden solche Impfungen in den Kolonialheeren von Aegypten, von Indien und vor allem von Südafrika während des Burenkrieges bereits in mehr als 100 000 Fällen vorgenommen. Trotzdem ist ein sicheres Urteil über den Wert der Impfungen noch nicht gewonnen worden, was seinen Grund teils in den Mängeln der aufgestellten Statistiken, teils in den Unvollkommenheiten der Handhabung des Impfverfahrens hat. Nach dem Hersteller des englischen Impfstoffes, Professor Wright, sollen die geimpften Personen zwar nicht mit Sicherheit vom Typhus verschont bleiben, indessen mindestens über die Hälfte seltener erkranken als die nicht geimpften; auch soll im Falle der Krankheit ihr Verlauf ein weit günstigerer sein als sonst, Todesfälle sollen um die Hälfte seltener vorkommen als bei nicht geimpften Typhuskranken. Indessen lauten Berichte von anderer Seite auch minder zuversichtlich.

Bei uns sind die Vorarbeiten zur Herstellung eines möglichst wirksamen Impfstoffes und zur Ermittlung eines geeigneten Impfverfahrens angesichts der während des Hererofeldzuges ausgebrochenen Epidemie im vorigen Jahr aufs eifrigste betrieben worden und nunmehr so weit gediehen, daß man sich entschließen konnte, Massenimpfungen an Offizieren, Sanitätsoffizieren, Unteroffizieren und Mannschaften der nach Südwestafrika entsandten Truppentransporte vor ihrer Abreise aus der Heimat vorzunehmen; bereits gegen 2000 Personen sind bisher diesen Typhusschutzimpfungen unterzogen worden. Die Impfungen geschehen in der Regel zweimal in acht- bis zehntägigen Intervallen, zum Teil auch dreimal. Sie sind fakultativ, da ja ihr Nutzen erst noch erprobt werden soll. Es sind alle Vorbereitungen getroffen, um eine sorgfältige wissenschaftliche Beobachtung ihres Wertes zu ermöglichen. Die Zukunft wird lehren, welche Bedeutung ihnen zukommt. Sollten sich die Hoffnungen, die sich an sie knüpfen, erfüllen, so wäre damit nicht nur für unsere vom Typhus schwer bedrohten südwestafrikanischen Truppen sondern auch für die fernere Zukunft hinsichtlich der Typhusabwehr im Kriege außerordentlich viel gewonnen.

Michael Cohn.

Digitized by Google

Erinnerungen an Constantin Meunier.

Constantin Meunier wohnte noch an der Bannmeile von Brüssel draußen im Vorort Schaerbeek, als mich ein gemeinsamer Freund, der Maler Victor Gilsoul, eines Sommernachmittags zu dem Meister mitnahm. Er hatte gerade die große Gruppe „Mann und Pferd an der Tränke" vollendet, deren edle Silhouette jetzt im neuesten Brüssel am Square Ambiorix weithin sichtbar aufgestellt ist. Dieses Atelier in der rue Albert de la Tour war so klein, daß die mächtige Gruppe es an jenem Tage fast ganz ausfüllte. Obgleich ich mich damals teils aus Befangenheit, teils wegen noch nicht ganz müheloser Beherrschung der Sprache schweigsam verhielt, so lud mich der Alte in seiner herzgewinnenden Schlichtheit doch ein, mich öfter bei ihm sehen zu lassen. „Venez donc de temps en temps vers le soir fumer une pipe avec moi." Aber mich hielt die Furcht, dem großen Künstler lästig zu fallen, Monate hindurch davon ab, mir seine Aufforderung zunutze zu machen. Als ich das nächste Mal zu ihm ging, wohnte Meunier bereits in dem hübschen Hause mit dem prächtigen großen Atelier, das er sich endlich an seinem Lebensabend hatte bauen können. Der Meister — so nannte man ihn — war mir auf der Straße begegnet und hatte mich ausgescholten, weil ich mich nicht blicken ließe. In diesem neuen Atelier in der rue de l'Abbaye habe ich dann im Laufe der Jahre häufig den Reden des Meisters lauschen dürfen. Wenn man um die Dämmerstunde am Haustor klingelte, und das Gesicht des Besuchers dem dienenden Geiste, der öffnete, bekannt war, so durfte man ohne Anmeldung den langen Flur, der zum Atelier hinunterführte, durchschreiten und den Arbeitsraum betreten. Meist fand ich, wenn ich kam, Meunier allein in einem ledernen Stuhl, eine große Dogge zu seinen Füßen, die kurze Pfeife im Munde und in die Betrachtung der angefangenen Gruppen oder Reliefs seines „Denkmals der Arbeit" versonnen. Wenn er saß, so sah man die schiefe Schulter nicht, die seinen Gang belastete, und der schöne, bis zuletzt nicht greisenhafte Kopf mit dem vollen, wirren, graublonden Haar, dem großen Bart und dem Munde, der so weh lächelte, beherrschte die Erscheinung. Das Selbstporträt, das Meunier für die Skulpturensammlung des Herrn Jacobsen in Kopenhagen angefertigt hat, ist eine schwache Arbeit, aber wäre sie selbst eine gute, so hätte sie als Büste niemals das zeigen können, was sich jedem, der dem Meister begegnete, am unvergeßlichsten einprägte: ich meine die Sprache seiner hellgraublauen Augen. Diese Augen waren von einer schweigenden Beredtheit, sie blickten so weh, so leidverstehend, so schmerzerfahren, daß sie ihren Ausdruck selbst nicht änderten, wenn ihr Besitzer, was selten genug vorkam, einmal bei fröhlicher Stimmung war.

Meunier hat viel gelitten in seinem Leben, er hatte in früheren Jahren schwer um die materielle Existenz zu kämpfen, zeitweise war er gezwungen gewesen, um das Geld für den Hausstand zu schaffen, Bilder für den Handel zu fabrizieren, in der Familie suchte ihn das Unglück heim, seine beiden einzigen Söhne raubte ihm das Schicksal; erst nach einer mehr als dreißigjährigen Künstlerlaufbahn fand er endlich Inhalt und Ausdrucksweise für seine eigenste Gefühlswelt. Als Anerkennung und Ruhm dem bald Sechzigjährigen kamen, lag um seine Seele schon eine Bitterkeit, die nicht mehr ganz zu zerstreuen war. „Was soll mir das jetzt?" pflegte er zu sagen, „wäre es früher gekommen!" Gegen die Leistungen junger Künstler verhielt sich der Meister immer sehr kritisch. Er hegte nicht viel Vertrauen zu den Arbeiten der jüngsten belgischen Bildhauergeneration, er fand, daß die Jugend sich nicht mehr genug quäle, sie walle es zu leicht haben. Die Nachahmer seiner eigenen Kunst kamen auch nicht gut bei ihm fort. Arbeiten, arbeiten! das waren die Worte, die er den Jünglingen zurief, die zu ihm kamen, um sich Rat zu holen. Eigentliche Schüler in der Bildhauerei hinterläßt Meunier nicht. In der Zeit, da er Professor der Malerei an der Akademie in Löwen war, beeinflußte er dort den inzwischen auch bei uns bekannt gewordenen Alfred Delaunois, den er als seinen Schüler ansah.

Jugend und Alter — das war der Endpunkt fast aller längeren Unterhaltungen, die man mit dem Meister führte, darauf kam er immer wieder zurück: „Wenn man jung und gesund ist, so kann es einem schlecht und elend gehen, man ist glücklicher, als wenn man sich im Alter noch so leidlich befindet;" so hörte ich ihn mehr als einmal reden. Meunier litt darunter, daß er seinen eigentlichen Weg so spät gefunden hatte. Er hatte oft Stunden der Entmutigung, in denen er alles schlecht zu finden behauptete, was er hervorgebracht hatte. Er sagte dann wohl, was ihm vorschwebe, sei um so vieles schöner, als was er ausführe. Dabei ließ ihn das Bedürfnis des Hervorbringens sein ganzes Leben hindurch nicht los. „Wenn ich wenigstens etwas davon gehabt hätte," sagte er einmal zu mir, „ich meine natürlich nicht materiell." Dabei zuckte sein Mund schwermütig.

Gern erzählte Meunier von jener Zeit, da er zuerst die plastische Schönheit des Arbeiters entdeckte. Er bevorzugte das Borinage vor den übrigen Industriebezirken des Landes. In Charleroi und im Centre, meinte er, sei die Rasse weniger rein; die Bergleute von Mons und Pâturages seien wirklich Söhne und Enkel von Bergleuten. Wenn er im Industriegebiet Studien machte, so zog er es vor, statt in der Stadt Mons in Pâturages zu wohnen, dort zahlte er nur drei Francs für die Pension und er genoß des Abends „ces soirées tragiques", die er so liebte, und die ihm so tiefe Eindrücke ließen. „L'homme a plusieurs jeunesses," äußerte der Meister lächelnd, als er mir von jener Zeit sprach, in der er seine Mission entdeckte. Ich habe vor Jahren einmal in der von Friedrich Naumann herausgegebenen „Zeit" einen Aufsatz über den „Widerhall der Arbeiterbewegung in der belgischen Kunst und Literatur" veröffentlicht und dort Aeußerungen Meuniers über seine Auffassung des Arbeiters mitgeteilt, die ich heute nicht wiederholen will. Er liebte es nicht, daß man seinem Schaffen Mitleid oder sozialistische Gesinnungen als Motive unterlege. „Ich hatte stets nur künstlerische Gesichtspunkte," pflegte er zu sagen. Seine lebhafte Sympathie mit den Emanzipationsbestrebungen der Arbeiterklasse und sein demokratisches Empfinden verleugnete der Alte nie, aber ein Politiker war er nicht im mindesten, ebensowenig wie er auch nur leidlich wissenschaftlich zu denken vermochte oder überhaupt eine geordnete Bildung besaß. Meunier war *nur* Künstler und Mensch, ein *großer* Künstler und ein *ganzer* Mensch; darin lag seine Stärke, die Gefahr der Zersplitterung bestand für ihn nicht. Er war keine komplizierte Natur, und die kindliche Naivetät, mit der er über Dinge urteilte, die seinem Horizont ferner lagen, hatte etwas Erfrischendes. Ein Beispiel, das mir besonders lebhaft in der Erinnerung geblieben ist. Das Gespräch war auf die Kriege gekommen und auf die Möglichkeit, sie aus der Welt zu schaffen. „Eigentlich ist es doch so einfach," sagte er, „wenn alle jungen Leute, die Soldat werden sollen, gleichzeitig erklärten: wir tun es nicht, ich möchte doch sehen, wo man dann die Armeen herbekäme."

Meunier hegte eine tiefe Ehrfurcht vor der Antike, von der seine Schöpfungen direkter beeinflußt sind, als es manchem scheinen mag. Für Michelangelo empfand er große Bewunderung, während ihm für die Kunst eines Rafael gänzlich das Organ fehlte. Von den späteren Fürsten der Kunst stand ihm Rembrandt am nächsten, dessen Auffassung und Ausdrucksweise der allgemein menschlichen Gefühle bei ihm verwandte Saiten erklingen ließen. Was er als Schaffender Millet verdankte, darüber bestand bei ihm keine Unklarheit. Aeußerungen Meuniers über noch lebende Maler und Bildhauer möchte ich nicht mitteilen; sein Geschmack war hier keineswegs so einseitig wie jener der meisten heutigen belgischen Künstler, welche oft zu ausschließlich nur das handwerksmäßige Können schätzen und die Persönlichkeit, die sich in dem Werke ausspricht, unberücksichtigt lassen. Daß man ihn mit der Ausführung des Denkmals für Emile Zola betraut hatte, erfüllte Meunier zuerst mit großer Genugtuung; später bedauerte er öfter, daß er diese Arbeit noch auf sich genommen hätte. Wer Meuniers Werke kennt, errät wohl, daß er für Zola große Bewunderung hegte; er beklagte es sehr, daß er den Dichter des „Germinal" verfehlt hatte, als er ihn einmal in Paris aufsuchte. Mit viel Liebe sprach der Meister auch von den gewaltigen sozialen

Digitized by Google

Freskodichtungen seines Landsmannes Emile Verhaeren, auf dessen Besuch er sich immer freute, wenn jener von Paris herüberkam.

Meuniers Büsten sind nicht der stärkste Teil seines Werkes. Er selbst pflegte zu sagen, es sei nichts so schwer, als ein gutes Porträt zu schaffen. Das Individuum interessierte ihn als Gegenstand der Kunst nicht besonders stark; je älter er wurde, umso bewußter strebte sein Schaffen auf die Darstellung des Typischen und allgemein Menschlichen hin. Das Errichten von Denkmälern für einzelne Persönlichkeiten in der überkommenen Weise, daß man die Porträtfigur hinstellt und mit Symbolen umgibt, hielt der Meister eigentlich für etwas Veraltetes. Eine charakteristische Aeußerung, die er vor Jahren zu mir tat, ist mir in der Erinnerung geblieben: „Ein solches Denkmal zu schaffen, würde mich freilich reizen: ein Bismarck-Denkmal ... das war ein brutaler, gewaltiger Kerl ..... Aber wenn ich es fertig hätte, würde ich es gleich wieder zerschlagen, denn ich hasse ihn."

Im Leben war Constantin Meunier von einer patriarchalischen Schlichtheit, seine Kleidung vernachlässigte er, wie eben nur er in Brüssel es sich erlauben durfte, seine Bedürfnisse waren die denkbar einfachsten. Den Menschen, die er kennen lernte, sah er ins Auge, dann wußte er, ob er sie leiden mochte oder nicht. Jede Geziertheit, jede Pose, jedes Phrasenmachen war ihm ebenso zuwider wie das Anbringen von Draperien hinter seinen Werken, wenn die Veranstalter von Ausstellungen derartiges versuchten. Das wirklich Bedeutende trägt sich ganz von selbst vor und arbeitet sich durch. Das war ihm Glaubensgrundsatz.

Die Bedeutung des hingeschiedenen großen Meisters für die Kunst und Kultur unserer Zeit ist aus anderer Feder in der „Nation" gewürdigt worden. Als ich im vorigen September auf der Durchreise durch Brüssel zum letztenmal bei Meunier vorsprach, empfand ich, daß ich ihn nicht wiedersehen würde, obgleich ich ihn körperlich damals eigentlich recht rüstig fand. Er stellte mir einen Besuch in Hamburg in Aussicht, es würde ihn reizen, „ce grand centre d'activité" kennen zu lernen. Ueberhaupt würde er gern viel mehr reisen, besonders um draußen noch ganz neue Anregungen für seine Kunst zu suchen. Aber freilich, er sei alt und habe noch so viel zu schaffen, da fürchte er immer, Zeit zu verlieren.

Nun ist der alte Meister auf Reisen gegangen in jenes Land, aus dem kein Wanderer zurückkehrt. Aber er hat bis zuletzt schaffen dürfen, noch am Tage vor seiner Todesnacht hat er an der Gruppe „La Fécondeté", die für das Zola-Denkmal bestimmt war, gearbeitet.

Hamburg. Gustav Mayer.

Zu Wilhelm von Polenz' letztem Roman.

In einer Zeit der grundstürzenden Aenderungen, des raschen Verfalls, dem neues von zweifelhaftem Werte folgt, ist dramatischen wie epischen Dichtern die Aufgabe nahegerückt, dem Wandel der Gegenwart einen Spiegel zu stellen, der ihr flüchtiges Bild dem Gedächtnis kommender Geschlechter erhält, Geschehnisse der Zeit und ihr Wirken aufeinander aus erlebter Anschauung in jenem zwingenden Zusammenhang darzustellen, der neueren Ansichten gegenüber so rasch fremd wird und Verständnislosigkeit begegnet. Der Dichter wird Kulturhistoriker. — Ein Gebiet des Volkslebens, das in den letzten Jahrzehnten starke Wandlungen erfahren hat, stärkeren wohl noch entgegengeht, ist das der landwirtschaftlichen Tätigkeit, im weitesten Umfange. Noch ist nicht abzusehen, in welcher Richtung dieser ganze Stand unter dem Einfluß der städtischen Kultur sich entwickeln wird; vor allem, ob ihm die Gestalt des kleinen, selbständig-bäuerischen Grundbesitzers erhalten bleiben wird.

Unter diesen Verhältnissen ist es ohne Zweifel ein bleibendes Verdienst Polenz', die Beschaffenheit und gegenwärtige Physiognomie dieses Standes in treuen Umrissen dargestellt zu haben. Seinen „Büttnerbauer"*), der ein Wahrzeichen unserer rücksichtslos aufräumenden, aufreibenden Uebergangszeit bleiben wird, hat man recht, eine kulturhistorische Tat zu nennen. Dieser Trangott — dessen Name schon Symbol der Ironie seines harten Lebenskampfes ist — ragt aus einer patriarchalischen Zeit hinein in die heutige Welt, die er verstehen weder kann noch will. Gleich Hebbels Meister Anton sieht er keine Gerechtigkeit mehr in ihr. Und in der Tat, Gerechtigkeit kennt sein Schicksal nicht. Wenn er bei Tag und bei Nacht, Sommer und Winter wie toll arbeitet: es geschieht für seine Hypothekengläubiger, die obenein nahe Verwandte sind. Wenn er ohne Trug, mit geraden Blicken dahinschreitend, auch den Mitmenschen treuherzig Vertrauen schenkt: so sind es Wucherer, die spinnengleich auf die Ermattung des Opfers lauern, um herbeizustürzen. Wenn er aber in ererbtem, tiefgewurzeltem Mißtrauen den Vertreter des benachbarten gräflichen Großgrunddesitzes schroff abweist, so war es die Hand des aufrichtigen Helfers, die er zu seinem Verderben zurückstieß. Mit unabwendbarer Macht drängt das Schicksal den verstörten, ganz einsam gewordenen Greis zum Selbstmord. Reiche Ausblicke auf den Zustand der zeitgenössischen Kultur runden die Erzählung dieses tragischen Lebenslaufes zu einem eindringlichen Zeitbild. — Polenz (der selbst Grundbesitz hatte) wird ein beredter Anwalt des Bodens, den die Gier des Kapitals, den die geistige Schwerfälligkeit und das Unverständnis seiner eigenen Bewohner gleichermaßen bedrohen. So wächst der Schriftsteller, der die Zeitereignisse nicht nur widerspiegelt, sondern mit menschlicher Teilnahme, als eine starke Persönlichkeit kritisch verarbeitet, zum Förderer der Kultur.

* * *

Es war erforderlich, das dauernd Wertvolle am Werke des Dahingeschiedenen mit einigen Worten festzustellen, um der Kritik des letzterschienenen Werkes den Schein einseitiger Ungerechtigkeit zu nehmen. In diese kritische Zurückhaltung gegen seine aus dem Nachlaß herausgegebenen „Glücklichen Menschen" schleicht sich ein Gefühl der Enttäuschung bei dem, der mit hoher Achtung die Meisterung verwandten Stoffes im „Büttnerbauer" beobachtet hat und ähnlich Tüchtiges von einem dem Dichter aus eigenster Anschauung so vertrauten Milieu wie dem des feudalen Grundbesitzes erwartet. Der Mißerfolg dieser Arbeit ist in geringerem Maße auf die Tatsache gegründet, daß sie ein Torso geblieben ist — der vollendenden Hand entrang der Tod die Feder —; ihre Betrachtung führt alsbald zu der Erkenntnis, daß Polenz das Prädikat eines „Dichters" kaum zuzuerkennen ist. Sofern nämlich dieser Ehrenname nur dem gebührt, der die Gabe der Phantasie in besonders hohem Maße besitzt. Sie aber fehlt Polenz, der die — ich möchte sagen — stoffliche Wirklichkeit als trefflicher Beobachter nachzugestalten weiß. (Beispiele dafür auch im letzten Roman: die Schilderung des Reitertodes, den der alte Plessow auf „Vulkan" findet, ist ausgezeichnet.)

Mangel an Phantasie, diesem dichterischen Spezifikum, prägt sich unweigerlich in der Sprache aus, und — Polenz' Sprache geht in einer für ein feines Ohr manchmal fast peinlich wirkenden Weise Eigenart ab. Ich will auf die gehäuften Belege der „Glücklichen Menschen" nicht so großes Gewicht legen, denn es mußte diesem Buche ja die letzte Feile fehlen. Sogar Namen ändern sich gegen den Schluß des Buches: der Superintendent Mälich z. B. heißt zuletzt Miele. Und daß Polenz offenbar immer sehr rasch arbeitete, lehrt u. a. eine kleine Episode aus dem „Büttnerbauer", in dem von der braunen Stute „Kastanie" auf Seite 9 gemeldet wird, sie sei erstochen, während sie auf Seite 134 noch Zucker von ihrem Herrn erhält. Aber auch bei der flüchtigsten Niederschrift darf ein Dichter niemals die Wendung sich erlauben, „der edle

*) Der Roman, der jetzt in siebenter Auflage vorliegt, ist gleich Polenz' übrigen Werken im Verlage von F. Fontane & Co. zu Berlin erschienen.

Digitized by Google

Schnitt der Nase und der Stirnpartie würde ja niemals totzumachen sein". Das steht auf Seite 54 der „Glücklichen Menschen". Nun sei ein ganz charakteristisches Beispiel aus dem „Büttnerbauer" herausgegriffen: auf den wirkt eine Nachricht „wie ein Tropfen Oel auf erregte Wogen". Das kann nur von einem ohne Phantasie anschauenden Geiste gesagt werden. — Beide Wendungen erhärten gleichmäßig, daß Polenz sich gern altgeprägten Sprachgutes bedient, daß ihm die Scheu vor konventioneller Ausdrucksweise, ein gutes Kennzeichen dichterischer Begabung, fehlt; eine Persönlichkeit ist er, sicherlich, aber eine im prägnanten Sinne praktische, ein Dichter, nicht.

So war denn von vornherein zu erwarten, daß seine Begabung dem Kernproblem der „Glücklichen Menschen", die Schwingungen zweier Seelen, die im Innersten zu einander gehören, ihr sich „Anziehen und Abstoßen und Wiederfinden" darzustellen, nicht ganz gerecht werden würde: um mich dieses Atelierausdrucks zu bedienen, psychologische Seelenmalerei liegt ihm nicht. Gerechterweise ist zu berücksichtigen, daß der ganze Schluß des Romans, von Seite 253 an, nur als „sorgfältig skizzierter Entwurf" vorliegt, was um so mehr zu bedauern ist, als das Problem des Buches — wie Ernst Hindorf und Anne-Marie Plessow in der Ehe sich langsam nahe kommen — eigentlich erst hier gegenständlich wird. — Der Entwurf nun scheint mir soviel psychologische Unwahrscheinlichkeiten zu enthalten, daß ich nicht glaube, auch feine subtilste Ausführung hätte ihn annehmbarer gemacht. Vor allem, wie soll man sich davon überzeugen, daß zwei so ausgezeichnete, allerdings sehr hartköpfig-selbstbewußte Menschen, nachdem sie einmal in vertrauender Selbstüberwindung sich erschlossen haben, sich nun vor einander verbergen und durch Verschlossenheit quälen? Sollte einen so klugen und edlen Menschen wie Anne-Marie in der Tat gegen die grau gewordene Jugendgeliebte des Gatten, die charakterstarke Helene Kracht, Eifersucht bis zur Verzweiflung erfüllen können? — Daß Hauptfiguren, wie Ernsts Bruder Eberhard, zum Schluß vernachlässigt werden, will ich dem „Entwurf" nicht weiter schwer anrechnen — aber auch diese Tatsache verstärkt den Eindruck des Fertigen, daß das Gebäude dieses Romans recht lose gefügt ist. Zwischendurch finden sich dann sehr gute, sachkundige Beobachtungen des Lebens in der kleinen Kreisstadt und auf den ihr benachbarten Gütern. Aber alles unvermittelt nebeneinander gesetzt, oft mit schubkastenmäßiger Technik ineinandergeschoben. „Uebergänge", die doch des Dichters Fontane Stolz waren, gelingen Polenz hier nicht.

Strausberg. Raimund Pissin.

Liebesbriefe des Cyrano von Bergerac.*)

(Nachdruck nicht gestattet.)

Aus dem reichen Archivenschatz der Bibliothèque Nationale sind vor kurzem wieder sehr wertvolle Dokumente zutage gefördert worden. Es sind dies Aktenstücke, die die bisherigen Aufzeichnungen über Cyrano von Bergerac vervollständigen, und eine Sammlung seiner „Liebesbriefe".

Die Akten handeln über das Sittenvergehen eines Individuums (Exhibitionist), das der Schweizer der Notredame-Kirche in Paris am 7. September 1707 an geheiligter Stätte auf der Tat ertappte. „Er nahm den Mann beim Kragen und schleppte ihn vor den Kommissar, wo der Angeklagte offen eingestand, wessen er beschuldigt wurde."

In Anbetracht seines hohen Namens und des seltenen Falles sowie der Heiligkeit des Ortes, an dem das Vergehen stattgefunden hatte, geriet man in große Verlegenheit. Man wußte nicht, sollte man den Angeklagten in ein Hospital schicken, was seine Mittel gestatteten, sollte man ihn in Saint-Lazare einsperren oder ihn im Irrenhaus von Charenton unterbringen?

Der König selbst, vor den diese Angelegenheit gebracht wurde, ließ durch seinen Minister Pontchartrain den Befehl erteilen, den Mann in die Bastille zu führen und ihn einem scharfen Verhör zu unterziehen.

Dasselbe ergab, daß der Angeklagte Pierre von Cyrano hieß und ein Neffe von Cyrano von Bergerac war.

Aus den weiteren Aussagen geht hervor, daß die weit verbreitete Legende, Cyrano sei Gascogner, die schon des öfteren in Biographien angefochten worden ist, in der Tat auf Erfindung beruht. Denn der Name Bergerac ist nicht von der Stadt in der Gascogne hergeleitet, sondern rührt von einem kleinen Besitztum in der Nähe von Chevreuse, welches dem Vater von Cyrano, Abel von Cyrano, Seigneur von Mauvières und von Bergerac gehörte, der diese Domänen von Karl von Lothringen, Herzog von Chevreuse, als Lehnsgut erhalten hatte.

Saumien von Cyrano war der fünfte Sohn von Abel von Cyrano und dessen Frau Espérance Bélanger. Seine älteren Brüder waren alle in zartem Alter gestorben, mit Ausnahme des zweiten, der wie sein Vater Abel hieß. Nach dem Tode des Seigneur von Mauvières und von Bergerac, fiel Abel, als dem Aelteren, der Name „von Mauvières" zu, Savinien der Name „von Bergerac".

* * *

Den gesammelten Briefen geht eine einleitende Charakteristik des Helden und Literaten voran, die kaum etwas anderes enthält als frühere Biographien, die alle im wesentlichen auf den Aufzeichnungen von Le Bret fußen, eines Freundes und Kampfgenossen von Cyrano, der auch seine Werke sammelte und drucken ließ. Diese Sammlung der „Liebesbriefe" wurde 1857 von dem Gelehrten Monmerqué aufgefunden und angekauft. Er schreibt 1856 darüber an den Bibliophilen Paul Lacroix:

„Mein Manuskript stammt aus der Zeit von Bergerac, und ich bin nahe daran, zu glauben, daß es von seiner Hand herrührt, aber ich habe nur einen Brief vor Augen gehabt, der von ihm geschrieben und unterzeichnet war . . . . . ."

Diese wertvolle Sammlung ging dann noch in verschiedene Hände über, ehe sie im Jahre 1899 der Bibliothèque Nationale zum Geschenk gemacht wurde.

Die jetzt erschienene Sammlung der „Liebesbriefe" gibt zum Teil noch Unbekanntes, zum Teil noch nie genau Abgedrucktes, wie aus dem vorliegenden Manuskript hervorgeht, das von allen bisherigen Veröffentlichungen abweicht.

Es bleibt ein ungelöstes Problem, ob die Briefe an leibhaftige Personen gerichtet waren, oder ob sie nichts anderes, als rhetorische Stilübungen sind. Wir wissen zu wenig über Cyranos intimes Leben, um diese Frage entscheiden zu können.

Die Briefe tragen sämtlich in ihrer gezwungenen, geschraubten Ausdrucksweise den Stempel des Preziosentums, der wie eine Art Epidemie den Schöngeistern jener Epoche anhaftet.

Wir lassen einige der interessantesten davon folgen.

Madame.

Also, Sie meinen es gut mit mir. Ha! von der ersten Zeile ab, bin ich Ihr demütigster, gehorsamster und ganz ergebenster Diener, denn ich fühle, wie meine Seele sich in Extasen auflöst, die dem Schmerz so verwandt sind, daß ich sterben werde, ehe ich Zeit habe, diesen Brief zu beendigen. Da er indessen beschlossene Sache ist, kann ich auch, wenn ich will, ihn schließen. Ich bin nun Ihrer Neigung sicher, und darum sind viele Worte nicht mehr nötig. Aber da ein Kaiser stehend sein Leben aushauchen soll und ein Liebender mit einer Klage, so will ich den Rest meines Lebens dazu benutzen, noch mit meinem letzten Seufzer zu sagen, Madame, ich sterbe aus Liebe! Aber Sie glauben vielleicht, daß der Tod im Munde eines Liebenden nur Redensart sei, und daß wir die Worte

*) „Lettres d'Amour" de Cyrano de Bergerac, nach einem bislang unbekannten Manuskript der Bibliothèque Nationale veröffentlicht von G. Capon und R. Yve-Plessis. Autorisierte Uebersetzung von Gertrud Savié-Paris.

Digitized by Google

„L'amour und La mort", weil sie so ähnlich klingen, oft mit einander verwechseln, doch Sie werden an der Möglichkeit meines Todes nicht mehr zweifeln, wenn Sie die lange Dauer meiner Krankheit bedenken, und noch weniger, wenn Sie, nachdem Sie meine letzten Worte gelesen haben, mich in den letzten Zügen finden.

Ihr Diener. Der arme D. C.

Madame.

Die Erinnerung an Sie, wie ich sie empfinde, sollte Sie eher mit Mitleid als mit Freude erfüllen.

Stellen Sie sich einen Eisblock vor, der sich entzündet hat und der sich zitternd verzehrt, den der Schmerz in Freude erheben macht und der die Heilung von seinen Wunden fürchtet wie den Tod. So geht es mir, wenn ich mit Ihnen rede. Ich erkundige mich bei den geschicktesten Leuten meiner Bekanntschaft, woher diese Krankheit kommt, sie sagen, es sei die Liebe. Aber ich kann es nicht glauben, denn Leute meines Alters werden selten von diesem Gebrechen geplagt.

Man sagt mir, Amor sei ein Kind und halte sich gern bei seinesgleichen auf, und daß es gefährlich sei für Kinder, mit dem Feuer zu spielen, da ihre Brust empfindlicher sei, als die der Männer. O Götter! wenn das wahr wäre, was sollte aus mir werden? Ich habe keine Erfahrung in diesen Dingen, ich hasse alle Heilmittel, ich liebe die Hand, die mich schlägt, und schließlich hat mich ein Uebel gepackt, bei dem ich keinen Arzt zu Rate ziehen kann, wenn man sich nicht über mich lustig machen soll. Wenn Sie wenigstens nicht mein Herz hätten, so hätte ich das Herz, mich zu wehren. Aber ich habe es verschenkt, sodaß ich mich nicht einmal Ihnen anzuvertrauen wage, weil Sie ein doppeltes Herz besitzen. Bedenken Sie das und geben mir das Ihre, denn man wird mit Fingern auf mich weisen, wenn man erfährt, daß ich kein Herz habe; und dann noch eines: würden Sie eine herzlose Person anerkennen wollen als Ihren ganz ergebenen Diener?

Bedauern über eine Trennung.

Madame.

Soll ich weinen, soll ich schreiben, soll ich sterben? Es ist besser, ich schreibe: mein Tintenstecher wird mir mehr Tinte liefern, als meine Augen Tränen, und wenn ich dächte von dem Kummer über Ihre Abwesenheit durch den Tod zu genesen, so würde ich Ihnen dadurch nicht näher kommen, denn die „Elysischen Gefilde" sind weiter von Saumur entfernt, als Saumur von Paris. Aber was soll ich Ihnen denn schreiben, gute Götter? Nichts, es sei denn, daß ich hoffe, bald eine Reise nach Poitou oder in die Hölle zu machen, daß ich Sie bitte, meine Freunde über den Verlust, an dem Sie schuld sind, zu trösten, und wenn Sie den Wunsch haben sollten, mir zu schreiben, so adressieren Sie Ihre Briefe an den Friedhof von Saint-Jaques. Dort wird Ihr Bote Nachricht von mir erhalten, der Totengräber oder meine Grabschrift werden ihm über meine Wohnung Auskunft geben, und dort wird er lesen, daß ich, da ich nicht wußte, wo ich Sie in dieser Welt treffen konnte, in die andere reiste, weil ich sicher bin, daß Sie dorthin kommen werden; es wird kein geringer Trost für Sie sein, wenn Sie dort, um sich gegen die Frechheiten des Teufels zu schützen, einen Teufel finden, Madame.

Ihren Diener De Bergerac.

Lob auf eine rothaarige Dame.

Madame.

Ich weiß wohl, daß wir in einem Lande leben, wo man die rote Farbe Ihrer Haare nicht schätzt, aber ich weiß auch, daß der gemeine Mann die schönsten Dinge nicht nach ihrem Werte beurteilen kann, denn dazu müßte er sie verstehen. Aber wie er auch immer empfinden mag, gestatten Sie mir, daß ich folgendermaßen zu Ihren Haaren spreche:

Leuchtender Strom aus dem innersten Kern des Schönsten aller sichtbaren Wesen, geistvoller Reflex des Urfeuers der Welt, vollendetes Ebenbild des leuchtenden Tages, ich bin nicht so roh, um nicht das Kind dessen, den meine Väter als ihren Gott verehrten, als meine Königin anzuerkennen. Athen beweinte den Verlust seiner Krone, die unter Apollos Tempel begraben lag. Rom hörte auf, die Welt zu regieren, als es dem Gotte des Lichtes nicht mehr opferte, und Byzanz erlangte die Macht, das Menschengeschlecht in Fesseln zu schlagen, sobald es das Symbol der Schwester des Sonnengottes in sein Wappen aufgenommen hatte. Solange der Perser, dem Lichtstrahl, den er von diesem universellen Geist empfangen hatte, huldigte, vermochten viertausend Jahre die jugendliche Kraft seiner Herrschaft nicht zu schwächen. Aber als er sah, daß seine Götterbilder vernichtet wurden, rettete er sich vor der babylonischen Schmach nach Peking. Er scheint jetzt nur mit Bedauern andere Gegenden als die der Chinesen zu erwärmen, und ich fürchte, daß er sich eines Tages ganz über ihrer Hemisphäre für alle vier Jahreszeiten festsetzt, ohne zu uns zu kommen. Frankreich hat indessen nicht minder starke Hände, Madame, um Ihr Sonnenantlitz festzuhalten, wie einst Josua. Ihre Triumphe (wie der Sieg dieses Helden) sind zu strahlend, als daß die Nacht sie verdunkeln könnte.

Apoll wird eher seine Verheißungen den Menschen gegenüber unerfüllt lassen, als daß er sich nicht stets dort aufhielte, wo er nach Herzenslust das vollendetste Werk seiner Werke betrachten könnte. Erinnern Sie sich nur, wie er in seiner Liebe zu Ihnen, im vergangenen Sommer eine solche Glut entfachte, daß er fast die halbe Welt in Brand setzte, und ohne den Kalender zu befragen, hätten wir in diesem Jahre den Winter wegen seiner Milde vom Herbst nicht unterscheiden können, weil der Sonnengott, in seiner Ungeduld, Sie wiederzusehen, seine Reise nach den Tropen nicht einmal zu Ende führte. Glauben Sie nicht, daß meine Worte eine Uebertreibung seien: Wenn ehemals Climenens Schönheit ihn veranlaßte, vom Himmel herniederzusteigen, so ist auch Ihre Schönheit, Madame, mächtig genug, um ihn ein wenig aus seiner Bahn zu lenken, gleiches Alter, gleiche Schönheit und vielleicht auch die Aehnlichkeit Ihres fröhlichen Wesens, — konnten sehr wohl in ihm dies schöne Feuer wieder entzündet haben.

Aber wenn Sie eine Tochter des Sonnengottes sind (angebetete Alexie), so tue ich unrecht, wenn ich sage, daß Ihr Vater in Sie verliebt ist. Er liebt Sie wahrhaftig, und seine leidenschaftliche Unruhe Ihretwegen ist dieselbe, die ihn das Schicksal seines Phaëton und dessen Schwestern beweinen ließ, nicht aber die Leidenschaft, die ihm beim Tode seiner Daphne Tränen entriß. Die Glut, in der er für Sie entbrennt, ist dieselbe, mit der er einst die ganze Welt versengte; nicht die, von der er selbst verzehrt wird: Er betrachtet Sie beständig mit Schaudern und Zärtlichkeit, die die Erinnerung an das Unglück seines ältesten Sohnes in ihm erweckt. Nur in Ihnen erkennt er sich auf der Erde wieder. Wenn er Sie wandeln sieht, sagt er sich: das ist dieselbe vornehme Gleichgültigkeit, mit der ich dem Drachen Piton entgegen ging. Wenn er Sie über zartsinnige Dinge sprechen hört, sagt er: so rede auch ich auf dem Parnaß mit meinen Schwestern. Kurzum, dieser arme Vater weiß nicht, wie er seine Freude äußern soll, die ihm das Bewußtsein, Sie geschaffen zu haben, verursacht. Er ist jung wie Sie, und Sie sind schön wie er, sein Temperament und das Ihre sind ganz Feuer: Sie sind sein Doppelgänger.

Er gibt den Tieren Leben und Tod, und bald werden auch Sie, gleich ihm, Ihren Feinden Leben geben und den Feinden des Königreiches den Tod, denn wie er haben Sie rote Haare.

Soweit war ich in meinem Brief gekommen, angebetete M . . . . . , als ein verrückter Zensor mir die Feder entriß und mir sagte, daß es vom Uebel sei, sich in Lobhudeleien zu ergehen, nur, weil eine schöne Frau rote Haare habe. Da ich diesen hochmütigen Idioten nicht empfindlicher, als durch mein Stillschweigen strafen konnte, nahm ich eine andere Feder und fahre also fort:

Ein schöner Kopf unter roter Haarfülle, ist wie die Sonne inmitten ihrer Strahlen, oder auch, die Sonne ist nichts anderes

Digitized by Google

als ein mächtiges Auge unter der Haarpracht einer Rothaarigen. . . . . .

Sehen wir nicht, daß alle Dinge in der Natur umso edler sind, je mehr sie rot sind? Unter den Elementen ist das Feuer wegen seiner roten Farbe dasjenige, welches die meiste Innerlichkeit hat und am wenigsten Materie. Das Gold hat wegen seiner schönen Farbe den Vorrang vor allen anderen Metallen, und unter den Gestirnen ist die Sonne darum die mächtigste, weil sie das glühende Rot hat. Sind nicht die geschweiften Kometen, die beim Tode großer Männer am Firmament erscheinen, die roten Schnurrbärte der Götter, die sie sich in ihrem Schmerz ausreißen? Können Castor und Pollux, diese kleinen Lichter, die den Matrosen das Ende des Sturmes verkünden, wohl etwas anderes sein als die roten Haare, die Juno dem Neptun als Liebeszeichen sendet?

Ohne die Begierde der Menschen, das rotgoldene Vlies zu besitzen, wäre auch der Ruhm von dreißig Halbgöttern in der Wiege der ungeborenen Dinge geblieben, und existierten Schiffe nur erst in unserer Vorstellung, so hätte Amerika uns nicht lehren können, daß es vier Weltteile gibt.

Apollo, Venus und Amor, die schönsten Götter des Pantheon sind flammendrot, und Jupiter ist nur braun aus Zufall, weil ihn der Rauch seines Blitzes geschwärzt hat.

Aber wenn die Beispiele der Mythologie den verblüfften Leuten nicht genügen, so mögen sie die Geschichte befragen: Schöpfte Simson, dessen ganze Stärke in seinen Haaren lag, nicht die gewaltige Kraft seines wunderbaren Wesens aus der Fülle seiner roten Haare?

Hing nicht das Geschick der Herrschaft Athens an einem einzigen roten Haare des Nisus? Und hätte Gott den Etiopiern nicht das Licht des Glaubens gesandt, wenn er unter ihnen auch nur einen rothaarigen Menschen gefunden hätte? Man wird nicht an der eminenten Würdigkeit dieser Personen zweifeln, wenn man bedenkt, daß alle Menschen, die nicht von Menschen stammten, sondern die Gott schuf, und zu denen er selbst die Materie wählte und formte, stets rothaarig gewesen sind. Adam war rothaarig, Jesus war rothaarig. Selbst Judas hatte nur darum die Ehre, das Werkzeug unseres Heiles zu sein und dem Messias den Kuß des Verräters zu geben, weil er rothaarig war, und Gott verwarf ihn nur, weil er erzürnt war, daß ein Mann, der nichts als sein Diener war, noch roter war, als er selbst.

Jede wahre Philosophie sollte lehren, daß die Natur, die nach Vollendung strebt, stets, wenn sie einen Menschen schafft, einen Rothaarigen hervorzubringen versucht, wie sie auch stets danach trachtet, Gold zu machen, wenn auch nur Quecksilber dabei herauskommt. Erreicht sie auch nur selten ihr Ziel, so wird ein Schütze doch darum noch nicht als ungeschickt erachtet, wenn er unter dreißig Fällen nur fünf- oder sechsmal das Ziel trifft, wie denn auch das best ausgeglichenste Temperament dasjenige ist, welches zwischen Phlegma und Melancholie liegt, man muß schon sehr viel Glück haben, um einen unteilbaren Punkt zu treffen; darüber hinaus sind die Blonden, darunter die Schwarzen, das heißt: die Flatterhaften und die Störrischen; zwischen beiden liegt die Mitte, wohin die Weisheit (zugunsten der Roten) die Tugend gesetzt hat. Auch ist ihre Haut zarter, ihr Blut feiner, ihr Geist reiner und ihre Intelligenz folglich größer, wegen der vollendeten Mischung dieser vier Vorzüge. Das ist auch der Grund, warum die Rothaarigen später weiß werden als die Schwarzen, es ist, als täte es der Natur leid, das zu zerstören, was sie mit Freuden geschaffen hat.

Ich sehe nie das Haar einer Blonden, ohne dadurch an einen schlecht geflochtenen Flachsbüschel erinnert zu werden, noch eine Brünette, ohne dabei an ein Bündel verrosteter Spinettseiten zu denken. Aber ich will, daß die Blonden, wenn sie jung sind, lieblich seien. Sieht es nicht aus, sobald ihre Wangen rauh werden, als teilte sich ihre Haut in kleine Fasern wie bei einem keimenden Bart? Ich rede nicht von schwarzen Bärten, denn man weiß sehr wohl, wenn der Teufel überhaupt einen trägt, so kann es nur ein sehr dunkler sein.

Da wir doch einmal alle Sklaven der Schönheit sind, ist es da nicht viel besser, daß wir unsere Freiheit in goldenen Ketten verlieren, als in Hanfstricken, oder eisernen Fesseln? Alles, was ich wünsche, meine schöne M . . . . ist, daß ich die meine bald in den kleinen, goldenen Labyrinthen ihrer Haare verlieren möge, und ich fürchte nur eins, ich könnte sie wieder erlangen, nachdem ich sie verloren habe.

Wollen Sie mir wohl versprechen, daß mein Leben nicht länger dauern soll als meine Ergebenheit, ich wünsche es wenigstens, da ich nicht wage, Sie darum anzuflehen. Denn was würde mich zu einer solchen Bitte berechtigen? Ich bin noch nicht Ihr Freund, Fortuna gab mir keine Gelegenheit, es zu werden. Ich bin nicht Ihr Diener, da ich noch von Ihnen nicht die Erlaubnis habe, mich so zu nennen. Ich bin daher, Madame,

Ihr, ich weiß nicht was.

Auf ein paar Haararmbänder.

Mein Fräulein.

Ich habe die Armbänder mit Ihrem Namenszug erhalten. Fürchten Sie also nicht, daß Ihnen ein Gefangener dessen Herz und Arme gefesselt sind, noch wieder entschlüpfen könnte. Ich muß Ihnen jedoch bekennen (wenn Sie mir nicht zu schön erschienen, als daß Sie eine Hexe sein könnten), daß Ihr Geschenk mir verdächtig gewesen wäre, weil sich immer Haare und Schriftzeichen gewissermaßen in dieser reizenden Verbindung mischen. Aber da Sie die Macht haben, mich ungestraft zu vernichten, so bedarf es nicht des Giftes, und wenn ich Sie auch, kraft dieser Armbänder, überführen könnte, daß Sie mich überlistet haben, wenn nicht durch Zauberei, so doch dadurch, daß Sie mir Fesseln anlegten, so täte ich unrecht, mich der geheimen Wirkung Ihrer Magie entziehen zu wollen. Da ich doch Ihren Streichen erliegen muß, so wird mein Tod ruhmvoller sein, wenn er durch übernatürliche Mittel herbeigeführt wird, und wenn es eines Wunders bedarf, um mich zu töten. Ich bilde mir ein, Sie halten alles dies für Prahlerei. Ha! Nun wohl — lassen Sie uns ernsthaft reden: Sagen Sie mir doch aufs Gewissen, heißt das nicht ein Herz wohlfeil erobern, wenn es Sie nur drei Bürstenstriche kostet, meiner Treu! Wenn Sie mehrere zu diesem Preise finden könnten, so rate ich Ihnen, sie zu nehmen. Sie riskieren dabei wenig und können viel gewinnen, denn dem Kopf wachsen stets neue Haare, der Brust jedoch kein neues Herz. Wenn Sie mein Verdienst nach meiner Kühnheit messen, mit der ich meine Wünsche bis zu Ihnen erhebe, so werden Sie mir vielleicht Ihre prachtvollen Haare darreichen, daß ich als Gott mich fühle. Aber vielleicht auch, kleine Spötterin, wollten Sie mich wissen lassen, daß Sie, lebhaft gerührt von meiner Liebe, mir den wenigst empfindlichen Teil von Ihrer Person sandten.

Aber wie maliziös Sie mich auch behandeln, was auch immer Ihre Absichten sein mögen, ob Sie mir Gutes oder Böses tun, gleichviel ob Sympathie oder Antipathie, ob die Hände mich schlagen oder streicheln, sie erscheinen mir doch gleich begehrenswert, weil es die Ihren sind. Dieser Brief ist nur ein schlagender Beweis dafür, weil er lediglich den Zweck hat, Ihnen zu danken, daß Sie mich an den Haaren gezogen haben, daß Sie mir die Arme fesselten und mich durch alle diese Gewalttaten, mein Fräulein, machten zu

Ihrem Sklaven.

M . . .

Ich sehe Dich nur halb, weil ich Dich zu sehr liebe, und Du glaubst mich zu viel zu sehen, weil Du mich nur halb liebst. Komm nachher zu mir, wenn Du meine Furcht, daß ich Dich niemals wieder sehen werde, Lügen strafen willst. Schon einen Tag lang haben wir uns nicht gesehen, Götter, einen Tag! Ha! Ich will es nicht glauben, oder ich müßte den Entschluß fassen, zu sterben. Meinst Du, es hätte sich mir Dein Bild so lebhaft im Herzen eingeprägt, daß ich mich damit beruhigen könnte über alles, was es mir Deinerseits verheißt?

Es ist wahr, es steht in meinem Herzen und wahr ist auch, daß es sehr ausdrucksvoll darin lebt. Aber ich wage

Digitized by Google

nicht, es vor meine Augen zu bringen, denn ich bilde mir ein, ich müßte es dazu aus meinem Herzen hervorziehen, und ich weiß nicht, ob ich es ohne Dich wieder dorthin setzen könnte.

Ich sehe jetzt wohl, daß ich keine Sonne bin, wie Du mich oft nanntest, denn das Zifferblatt stimmt nicht mit meiner Zeitrechnung überein. Ich zähle mehr als tausend Stunden, seit Deiner grausamen Entfernung von uns. Du aber siehst nur auf die Uhr, um von ihr die Stunde Deines Diners zu erfahren, ohne Dich darum zu kümmern, ob die Stunde, die Du herbeiwünschst, nicht meine letzte ist; oder Du wirfst einen Blick darauf, wenn Du zu mir mit schönen Entschuldigungen kommst und wenn Du mich noch lebend findest, um sie anzuhören.

Fritz Stahl: Wie sah Bismarck aus? Mit 31 Tafeln. Berlin, Georg Reimer 1905.

Fritz Stahl, der treffliche Kunstdenkteiler, hat auf seine kleine Schrift: „Wie sah Goethe aus?" nunmehr diese Studie: „Wie sah Bismarck aus?" folgen lassen. Bei Goethe kann die Frage schon eher berechtigt erscheinen, aber bei Bismarck? der unter uns lebte, den sehr viele von uns leibhaftig gesehen haben — wie oft und bei welchen Gelegenheiten! — und den alle Welt aus Büsten und Bildern kennt? Das wissen wir ja, wie er aussah. — Keineswegs und ganz gewiß nicht im Zusammenhang von den Knabenjahren bis zum Greisenalter. Und was Stahl gibt, ist wen mehr als eine Sammlung sehr guter Reproduktionen Bismarckscher Bilder. Er läßt diese Bilder sprechen; er liest aus ihnen die Lebensschicksale und die Seelenschicksale des Gewaltigen heraus, er bringt die Bilder aus den verschiedenen Lebensabschnitten untereinander in Zusammenhang, und so wird aus dem Buche eine ganz knappe Biographie Bismarcks; nicht eine Geschichte seines Lebens, aber seines Erlebens, wie es aus dem Wandel der Linien in seinem Gesicht spricht.

Ich kenne eine kleine höchst interessante Abhandlung über die bekannten, ziemlich zahlreichen antiken Büsten des Antinous. Der Verfasser teilt mit, was aus diesen schwermütigen, schönen Zügen die verschiednen Jahrhunderte herausgelesen haben. Welche Gegensätze ergeben sich da! Jeder sah mit den Augen seiner Zeit und blickte durch die Brille seines Temperamentes. So ist auch das, was Stahl sagt, keineswegs dem Widerspruch entrückt. Wie könnte auch auf diesem Gebiet subjektivsten Denkens die wahre Wahrheit gefunden werden. Sie darf daher auch nicht verlangt werden. Der Reiz eines solchen Buches liegt in der klugen, sachkundigen Zusammenstellung der Bilder, und wenn ein feinsinniger Kenner alsdann über diese Bilder spricht, so regt er an zum Widerspruch, zur Zustimmung und jedenfalls zum Nachlesen in diesen mächtigen Zügen, die von den Dämonen der Seele im Innern, und von den Dämonen der Weltgeschichte draußen, und von der gleichmäßig still fortschleichenden Zeit gestaltet und umgestaltet wurden. Diesen auserlesenen Reiz bietet das Buch.

P. N.

Anna Schapire: Singende Bilder. Piersons Verlag. Dresden 1905.

„Ich liebe dich, Leben, und ich gebe mich dir." das ist der Inhalt des Büchleins. Es trägt seinen Titel mit Recht, denn seine Verse und Prosaskizzen sind gesprochene weiche Musik, die Bilder erweckt. Diese Bilder wieder wecken Empfindungen, die Empfindungen Gedanken. So ardentet der Leser mit. Besser noch der Hörer. Denn diese singenden Bilder sollten vorgetragen werden. Ich hörte sie von der Dichterin selber, und ihr slawischer weich singender Dialekt, das monotone Gerieseln ihrer Deklamation paßte gut zu dem, was sie vortrug.

So monoton ist das Buch nun eben nicht dem Inhalte nach! Vom Leben singt sie, von der Seele, die jubelt und blutend davonflieht, von Träumen der Sehnsucht und schwirrender Schwere. Alles in rhythmischen Zeilen, immer nur eine, oder ein paar wenige beieinander. Bisweilen leuchtet die Dichterin tief hinein in fast unsägliche, psychologische Vorgänge:

Zwei Menschen gehen durch die Nacht und, unter dem Schutze der Dunkelheit, reden sie. Wie weißes Schneeland liegt die Seele des Mädchens da, und sie nimmt den Gefährten bei der Hand und zeigt ihm alle ihre Herrlichkeiten. Am nächsten Tage aber schämt sie sich, denn sie sieht die feuchte, schmutzige Spur von Schuhen in ihrem Schneelande.

Und zu Silvester sitzen zwei junge Kinder beisammen, zwei Mädchen, sie träumen und schweigen. Plötzlich sprengt die eine auf und verriegelt die Tür. Sie hat Angst. Ihr ist, als stünde etwas Großes, Gieriges hinter der friedlichen Tür, das schicksalsschwere Leben. Schöner wäre die Skizze vielleicht, wenn darin das erklärende Wort „Leben" fehlte. Weniger Eigentöne haben die Liebeslieder, und die Volkslieder haben etwas gewaltsam Naives.

„Lang' fühl' dein Aug' ich geh'n
Um seinen Mund"

die kurzen Zeilen allein machen den Volkston nicht, wirken hier sogar absichtlich, fast geziert.

Eins der besten Lieder ist „Die große Stille", das den Gedenkhügel Kosciuszkos schildert, seine Errichtung und dann später den Bau des Forts, das die österreichische Regierung um den Hügel herumbaute. Das Schattenhafte, Weiße, Visionäre der ersten Strophen, ist besonders eindrucksvoll; sie schildern die gebückten Gestalten, die blutig und mit wirrem Haar durch den Nebel ziehen und Erde herbeitragen. Die Verfasserin hat eine Vorliebe für fließendes Weiß, sanfte, verschwimmende Farben, halbe Töne. Sie selber bekennt sich auch zu den stärkeren:

„Ich liebe die schönen Worte.

Die glänzenden, rauschenden liebe ich, die man wie bunte Bälle in die Luft wirft und wieder auffängt.

Und die weichen liebe ich, es sind Worte, zart und schüchtern wie junge Kinderhände . . .

Wie Orgeltasten sind die schönen Worte, und ich spiele, spiele"

Anselm Heine.

Großstadterweiterungen. Ein Beitrag zum heutigen Städtebau von Ludw. Hercher, Regierungsbaumeister in Bonn. Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen. 1904.

Das deutsche Volk hat sich im allgemeinen vom Wachstum der Großstädte überraschen lassen. Die Erweiterung der deutschen Großstädte ist deshalb sehr wenig planvoll vor sich gegangen. Erst neuerdings hat man das Boden- und das Wohnungsproblem rationell durchforscht, hat dabei bestimmte Entdeckungen gemacht und feste Grundsätze aufgestellt. Ueber Bauordnungen, Straßenrichtung, öffentliche Plätze, Parks, Architektonik hat man ziemlich einheitliche Ansichten gewonnen. In dem genannten Buche sind die Ergebnisse dieser Studien übersichtlich zusammengestellt. Besonders originelle Neuerungen versucht der Verfasser nicht. Nur das sei bemerkt, daß der Verfasser in der Umgebung der Großstädte zur Ablenkung des Verkehrs aus dem Zentrum neue Mittelpunkte schaffen will mit eigenem Schwergewicht. Diese Zentren zweiten Grades sollen planmäßig mit der inneren Stadt durch starke Verkehrslinien verbunden werden. Um diese neuen Zentren soll sich einheitlich die zuziehende Bevölkerung ansiedeln in Fabriken, Arbeitervierteln und Villenstraßen.

H. K.

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Fr. Weinhausen, SW. Bessauerstraße 1, part. (Politik und Volkswirtschaft.)

Dr. E. Heildorn, W. Kurfürstenstraße 83 (Kunst und Literatur.)

Dr. Th. Barth, W. Tiergartenstraße 37.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 30. Berlin, den 22. April 1905. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Des Charfreitags wegen gelangt diese Nummer einen Tag früher zur Ausgabe.

Politische Wochenübersicht.

Das grausame Spiel zwischen preußischer Regierung und reaktionärer Landtagsmehrheit um das Schicksal der Bergarbeiterschutznovelle geht weiter. Zunächst wird erklärt, daß Herr Möller bei der zweiten Lesung der Kommission gar nicht so rückgratlos gewesen sei, wie die Zeitungen allgemein berichtet haben; er habe vielmehr ausdrücklich eine Reihe von Verschlechterungsanträgen der reaktionären Kommissionsmehrheit (Oeffentlichkeit der Wahlen zu den Arbeiterausschüssen, Beseitigung des fakultativen Arbeitstages, Verbot politischer Betätigung der Arbeiterausschüsse, Verfall des rückständigen Arbeitslohnes bei Kontraktbruch) für unannehmbar erklärt und der Regierung die letzte Entscheidung für die zweite oder dritte Lesung im Plenum vorbehalten. Sodann müssen die offiziösen Blätter fleißig Stimmung machen für eine eventuelle Regelung des Bergarbeiterschutzes durch den Reichstag, dabei wird nicht mehr mit einer Initiative der Regierung gedroht, die ja in der Tat einen starken Affront des preußischen Abgeordnetenhauses und seiner reaktionären Mehrheitsparteien bedeuten würde, sondern mit einer Wiederaufnahme der Regierungsvorlage im Reichstag durch das Zentrum oder die Sozialdemokraten. Demgegenüber bleibt die konservative, freikonservative, agrarische und nationalliberale Presse bei ihrer Darstellung, daß das Ergebnis der zweiten Lesung der Berggesetzkommission eine sehr brauchbare Basis der Verständigung im Plenum abgebe; sie stellen „eine innere Krisis von großer Tragweite und erheblicher Gefahr" in Aussicht, falls die Regierung auf den Rat der „sozialistischen Scharfmacher" höre und ihre Vorlage zurückziehe, um dadurch die ganze Angelegenheit vor das Forum des Reichstags zu bringen. So wird noch eine Zeitlang weiter herüber und hinüber geschossen werden, bis dann bald nach den Osterferien Regierung und Kammermehrheit gerührt einander in die Arme sinken und die verhunzte Novelle in einer Form verabschieden werden, die nur noch ein Hohn auf den Begriff Bergarbeiterschutz sein dürfte.

Im Duell Bülow-Delcassé ist noch immer keine entscheidende Wendung zu verzeichnen. Zwar hat man auf französischer Seite jetzt endlich den Anfang mit Verhandeln gemacht. Auch hat Delcassé neuerdings öffentlich in der Kammer erklärt, daß er, falls noch ein Mißverständnis über die Absichten Frankreichs bestehen sollte, durchaus bereit sei, es zu zerstreuen; und Ministerpräsident Rouvier hat hinzugefügt, Frankreich verschließe seine Ohren keinem Vorschlage gegenüber. Man sollte also meinen, daß Graf Bülow mit diesem „Erfolg" einstweilen zufrieden sein und alles weitere den von Frankreich angebahnten Verständigungsverhandlungen überlassen könnte. Statt dessen versichern aber die deutschen Offiziösen geräuschvoll, daß mit dem allen „nur wenig gewonnen" sei und eine internationale Marokkokonferenz einberufen werden müsse, um die Gleichberechtigung aller in Marokko beteiligten Mächte sicherzustellen.

Schon wieder hat Italien einen Generalstreik der Eisenbahner. Er scheint aber diesmal weniger eindrucksvoll zu sein als alle seine Vorgänger. Die Regierung hatte sich gut gerüstet. Ueberall besetzte Militär die Bahnhöfe und die gefährdetsten Punkte der Bahnstrecken. Eisenbahntechnisch geschulte Soldaten, eine größere Anzahl arbeitswilliger Eisenbahnarbeiter und das ganze Heer mittlerer und unterer Eisenbahnbeamten hält den Betrieb soweit aufrecht, daß von einer empfindlichen Verkehrsstockung einstweilen wenigstens nicht geredet werden kann. Trotzdem ist der wirtschaftliche Schaden, den das Land durch diese neue Bedrohung des freien Verkehrs erleidet, erheblich. Daraus wird die Stimmung erklärlich, die in weiten Kreisen der Bevölkerung und bis zu den Arbeitern hin gegen die streikenden Eisenbahner Platz gegriffen hat. Man begann vielfach der Behauptung Glauben zu schenken, daß die großen Privateisenbahngesellschaften die fortwährenden Beunruhigungen des Verkehrs nachhaltig unterstützten, um auf diese Weise die zum 1. Juli vertraglich vorgesehene Uebernahme der Bahnen in Staatsbetrieb zu verhindern. Auch in den Kammerdebatten kam diese Stimmung bei Beratung des neuen Eisenbahngesetzentwurfs zum Ausdruck. Obwohl Fortis in seiner Vorlage den Eisenbahnern Beamtencharakter beilegt und dadurch die Streikenden in Zukunft den schweren Strafbestimmungen für renitente Beamte preisgeben will und obwohl darüber hinaus die Arbeitsniederlegung noch ausdrücklich mit Entlassung bedroht wird, fand der Gesetzentwurf dennoch bei Klerikalen, Republikanern und Radikalen einmütig Billigung. Und selbst die sozialistischen Deputierten wagten nicht mit der Heftigkeit zu widersprechen, die der rücksichtslosen Lösung des schwierigen italienischen Eisenbahnproblems angepaßt gewesen wäre. So wurde schließlich die Regierungsvorlage in geheimer Abstimmung mit der starken Mehrheit von 280 gegen 45 Stimmen angenommen.

Die französische Kammer setzte mit bemerkenswerter Energie die Beratung der Vorlage über Trennung von Staat und Kirche fort. Die drei ersten Artikel des Gesetzentwurfs sind trotz ungezählter Zusatz- und Abänderungsanträge der Gegner mit einer ziemlich konstanten Mehrheit von jedesmal 100 Stimmen angenommen worden. Da früher schon die Dringlichkeit der Beratung des ganzen Gesetzes anerkannt ist, wird nur eine einzige Lesung erforderlich. Daß die klerikale Opposition fortgesetzt auf dem Posten ist, beweist neben den

Digitized by Google

gehäuften Abänderungsanträgen ein überraschender Sieg bei Beratung eines nicht sehr tiefgreifenden, aber immerhin von der Regierung scharf bekämpften Zusatzantrags zu Artikel 2, wonach Ausgaben für gottesdienstliche Handlungen von Geistlichen in öffentlichen Anstalten (Schulen, Krankenhäusern, Asylen und Gefängnissen) auch in Zukunft in den Etat eingesetzt werden können. Die Regierungsmehrheit wird sich diese kleine Niederlage zur Warnung für die fernere Beratung dienen lassen, an deren glücklicher Durchführung bei Freunden und Gegnern des Gesetzes kein ernstlicher Zweifel mehr obwaltet.

England ist fortgesetzt bemüht, seine Kriegsflotte durch Ausschaltung obsolet gewordener älterer Fahrzeuge leistungsfähig zu erhalten. Wie kostspielig dieses Verfahren ist, geht aus einer Mitteilung hervor, die kürzlich die Runde durch die englische Presse machte. Danach wurden einunddreißig Kriegsfahrzeuge als altes Eisen verkauft und als Verkaufssumme nur ein Betrag erzielt, der noch nicht den zwanzigsten Teil der ursprünglichen Kosten darstellt. Man würde sich aber sehr täuschen, wenn man annehmen wollte, daß es sich bei diesem Verkauf um alte Kasten gehandelt habe, auf deren Deck die Seehelden vom Marryattypus großgeworden seien. Unter jenen einunddreißig verkauften Fahrzeugen befand sich z. B. die „Galathea", die erst im Jahre 1880 vom Stapel gelassen war und damals über 5 Millionen Mark gekostet hatte, ferner zwei Kriegsschiffe „Warspite" und „Australia", die 1888 aufs Wasser gesetzt waren und z. Zt. die Kostensummen von 10 Millionen und 5 Millionen Mark überstiegen hatten. Die jungen Mädchen, die bei der Taufe dieser Schiffe die übliche Champagnerflasche am Bug hatten zerschellen lassen, sind heute Frauen in den besten Jahren, ihre Täuflinge aber werden zum alten Eisen geworfen; „kaum entfaltet, ist ihre holde Blüte schon veraltet," um mit Shakespeare zu reden, — eine ebenso interessante wie kostspielige Perspektive für patriotische Steuerzahler und solche, die es werden wollen. Und doch gibt es keine notwendigeren Ausgaben für ein Staatswesen, als die konstante Modernerhaltung von Kriegsinstrumenten.

Die Unruhen auf Kreta sind trotz der offiziell abgegebenen Unterwerfungserklärung der Aufständischen noch im Wachsen. Die Gefangennahme einzelner Führer durch Truppen der Schutzmächte und die Verhaftung von Anhängern der Unionsbewegung in Kanea durch die Regierung hat die ohnedies leicht erregbare Volksstimmung neu entfacht. Die Aufständischen und die Soldaten der Schutzmächte liefern sich kleine Scharmützel; bei den Garantiemächten ist eine neue achttägige Frist zur Formulierung freiheitlicher Forderungen beantragt worden. Oesterreichische und italienische Kriegsschiffe sollen auslaufen und den Kretern Raison beibringen.

„Stündlich ist ein Zusammentreffen zwischen der zweiten russischen und der japanischen Flotte zu erwarten," mit dieser stereotypen Versicherung trösten die Zeitungen schon einige Tage lang die starke Ungeduld derer, die den letzten Akt des ostasiatischen Kriegsdramas nicht erwarten können. Da gleichzeitig berichtet wird, daß weder über die Stellung noch über die Stärke beider Flotten irgend etwas Zuverlässiges zu erfahren sei, so wird die berechtigte Spannung wohl noch einige Zeit ungelöst bleiben.

* * *

Liberalismus und Organisation.

Der Liberalismus hat seit dreißig Jahren eine große Zahl von Reichstagssitzen verloren. So peinlich es ist, dieses immer sagen zu müssen, so sehr hängt doch die Neubelebung des Liberalismus von der richtigen Erkenntnis der Ursachen seines Rückganges ab. Vergegenwärtigen wir uns also zunächst noch einmal in allgemeinen Ziffern, was der Gesamtliberalismus an Wahlkreisen eingebüßt hat! Im Jahre 1874 gab es im Reichstag 202 Liberale, nämlich 152 Nationalliberale, 49 Fortschrittler und 1 Volksparteiler. Bei der Wahl von 1903 aber gab es nur noch 88 Liberale, nämlich 51 Nationalliberale, 10 Freisinnige Vereinigung, 21 Freisinnige Volkspartei, 6 Deutsche Volkspartei. Der Gesamtverlust beträgt demnach 114 Sitze in dreißig Jahren. Wo sind diese 114 Sitze hingekommen? Von ihnen gelangten 72 an die Sozialdemokraten, 29 an Konservative und Antisemiten, 9 an das Zentrum, 2 an Polen und 2 an Welfen. Der Liberalismus hat sich also gleichzeitig nach allen Richtungen hin ausgeblutet. Was sind die Ursachen? In erster Linie liegen die Ursachen auf dem Gebiete der sich verändernden politischen und volkswirtschaftlichen Ideen der Bevölkerung. Aber die Umänderungen der Ideen sind doch in sehr hohem Grade durch das Auftreten von Organisationen befördert worden. Die Sozialdemokratie, der Bund der Landwirte und das Zentrum sind, wie jedermann weiß und zugibt, keineswegs nur durch Gedankenarbeit stark geworden, sondern mindestens ebenso sehr dadurch, daß sie es verstanden haben, feste Vereinskörper zu gestalten, in denen eine neue Methode parteipolitischer Arbeit geübt wurde, die Methode der dauernden Angliederung der Staatsbürger an das Parteiwesen. Für diese Methode hat der Liberalismus einst die Voraussetzungen geschaffen. Er brachte in seiner ersten großen Periode überhaupt erst die Möglichkeit eines öffentlichen politischen Lebens, einer Majoritätsbildung und eines Vereinswesens. Es ist liberales Verdienst, daß überhaupt politische Vereine existieren können, aber merkwürdigerweise nutzte der Liberalismus die Rechte, die er selbst geschaffen hat, am wenigsten aus. Er beruhigte sich damit, daß die Freiheit der Organisation nun da sei, für Organisation selbst hatte er aber nur geringen Sinn. Die Priester, die erst die neuen Freiheiten bekämpft hatten, benutzten sie gleich von 1848 an viel sorgsamer. Sie konstruierten ein Netz von Vereinen durch ihr ganzes Gebiet hin und wußten Mann und Frau und Jugend an sich zu ketten. Dieses Netz von Vereinen ist ihre Stärke. Nur weil sie so viel Vereine haben, können sie die schwierigsten politischen Wendungen vollziehen, und nur durch sie entsteht der Korpsgeist, der das Zentrum zusammenhält, obwohl die sachlichen Differenzen in seiner Mitte nicht weniger groß sind als die Meinungsverschiedenheiten im Liberalismus. Nach dem Zentrum aber traten die Sozialdemokraten organisierend auf. Sie verstanden es, die Organisiertheit zu einer Art von Charakter zu erheben. Man wurde „Genosse". An allen Orten schufen sie Vertrauensleute und Verbände. Die großen Fachverbände der Arbeiter kommen der politischen Bewegung zuhilfe. Und schließlich trat der Bund der Landwirte auf den Plan und leistete organisatorisch etwas geradezu Unerhörtes, indem er in zehn Jahren eine Organisation in Gang brachte, die bereits jetzt recht sichtbare Früchte ihrer Arbeit zu verzeichnen weiß. Der Liberalismus selbst aber war und blieb schwach im Organisieren. Er hat seine Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine und seine Bauernverbände Nordost und Nordwest, aber besonders die Gewerkvereine sind mehr neben dem Liberalismus entstanden als durch seine tatkräftige Mitwirkung. Es war das Verdienst von Einzelpersonen, das sie gefördert hat, während der Liberalismus als Gesamtbewegung wenig Geld, Zeit und Mühe für solche Vereinigungen übrig hatte. Selbst eine Organisation, die ihrer Natur nach liberal hätte sein müssen, wie die Vereinigung der kaufmännischen Angestellten, hat man den Antisemiten überlassen. Und was wollen im allgemeinen bei allen liberalen Parteigruppen die politischen Vereine besagen? Am ehesten hat noch der Richtersche Flügel etwas von Organisation verstanden. Wir haben im allgemeinen wenig Ursache, ihn zu loben, aber in diesem Zusammenhange muß gesagt werden, daß Richters Stärke zum Teil darin bestanden hat, daß er etwas mehr organisatorischen Trieb zu wecken wußte als seine liberalen Zeitgenossen. Wenn der ganze Liberalismus vereinsbildende Kraft hätte, würde er heute anders dastehen, einheitlicher und hoffnungsvoller.

Was war es, was den Liberalismus hinderte, organisatorisch etwas Erhebliches zu leisten? Im wesentlichen war es wohl das Grundbekenntnis des alten Liberalismus selbst. Die Liberalen waren Individualisten, deren innerste Interessen gar nicht bei Verbänden und Organisationen lagen. Jeder einzelne

Digitized by Google

wollte ein einzelner sein, und Politik erschien nur als Hilfsmittel zur Freilegung des einzelnen Ichs. Daß diese Auffassung ihre eigene Größe in sich hat, kann nicht geleugnet werden; das Motiv vom unbeschreiblichen Wert der Einzelperson bleibt eines der größten Kulturmotive. Nur paßt dieser zum Prinzip gesteigerte Individualismus leider so wenig gerade zu dem politischen System, das die Liberalen hervorgebracht haben. Dieses ganze System beruht auf dem Gedanken der Majoritätsbildung. Nur wo Majoritäten sind, ist politischer Einfluß. Jeder einzelne bedeutet nur soviel, als er sein Ich in Majorität umsetzen kann. Individualisten als Majoritätsbildner, das war das Problem, an dem der Liberalismus scheiterte.

Es muß zugegeben werden, daß es sehr schwierig war, gerade diejenige Schicht zur Majoritätsbildung zu erziehen, auf die sich der Liberalismus in erster Linie stützte. Das aufstrebende Unternehmertum, die technisch vorwärtsstrebenden Handwerker und Bauern, die Intellektuellen sind ihrer Natur nach auf Vereinzelung hingewiesen. Ihre besten Erfolge erringen sie gerade dadurch, daß sie nicht dasselbe machen, was die an das Herkommen gebundene Menge tut. Die Wortführer des älteren Liberalismus waren meist aus dem juristischen Berufe erstanden, einem Berufe, der alles andere eher besitzt als den Geist freiwilliger Selbstorganisation. Dazu kam, daß der Liberalismus das Entstehen von Berufsverbänden von Hause aus als eine Art Abfall vom gesunden Entwicklungsgange anzusehen geneigt war; er wollte keine Standespolitik, so oft er sie auch in Wirklichkeit getrieben haben mag. Und nun liegt das Resultat vor: die von vornherein schwache Kraft zur Majoritätsbildung ist unter Spaltungen und Mißerfolgen noch weiter in sich zerbröckelt, so sehr zerbrochen, daß viele einfache und ehrliche Liberale im Lande überhaupt das Ideal, Majorität zu werden, nicht mehr besitzen. Es genügt ihnen, ihr politisches Bekenntnis auszudrücken. Aber treibt man dazu Politik auf liberaler Grundlage? Für ein bloßes Bekenntnis, das sich nicht in Erfolge umsetzt, werden auf die Dauer keine Opfer gebracht. Opfer und Organisation hängen zusammen. Es ist betrübend, wie wenig Mittel in allen vergangenen Jahrzehnten der Liberalismus für politische Zwecke aufgebracht hat. Er hätte ebenso gut eine allgemeine Zahlungspflicht einführen können, wie die Sozialdemokraten oder der Bund der Landwirte, er war und ist wohlhabend genug, aber die Menge der Liberalen hat gar nichts gezahlt, weil sie unorganisiert war. Wie aber soll ein politischer Betrieb ohne Mittel etwas erreichen?

Wenn also heute über die Einheit des Liberalismus debattiert wird, so ist es nötig, gleichzeitig über die Organisierung der Liberalen zu sprechen. Die schönste Einigung der Führer nützt nichts oder wenig, solange der Zustand der Unorganisiertheit in der liberalen Bevölkerung fortdauert. Was soll es helfen, ein Einheitsprogramm zu besitzen, wenn in den Wahlkreisen nichts getan wird? Ohne Organisation gehen mit und ohne Einigung die noch übrig gebliebenen Wahlkreise auch verloren. Es ist deshalb absolut nötig, daß man das Problem der Majoritätsbildung in den Köpfen aktuell macht. Ueberall müssen die Liberalen fragen: was tun wir heute und was tun wir morgen, damit wir Mehrheit werden? Wir müssen begreifen, daß der bloße einseitige Individualismus, der sich gegen jede gemeinsame Ordnung sträubt, keine politische Kraft ist, und daß starke gegnerische Organisationen nur durch viele Vereine überwunden werden können. Die Politik ist im Laufe der Zeit eine Kunst der Vereinsverwendung geworden. Das müssen wir anerkennen und danach handeln.

Wir müssen! Das ist leicht gesagt. Der es jetzt sagt, hat viel Gelegenheit, die politischen Zustände in verschiedenen Landesteilen kennen zu lernen. Er weiß, wie blutwenig Menschen es heute im ganzen Liberalismus gibt, die ihre freie Zeit der Politik opfern. Eine Menge Menschen sind begierig, Gedanken in sich aufzunehmen, aber sie bleiben Hörer allein und werden nicht Täter des Wortes. Ein Wahlkreis nach dem anderen entschläft dem Liberalismus, wenn es so fortgeht. Ist dann das Ergebnis einer nächsten Wahl wieder ungünstig, dann soll man nicht sagen: der Streit der Führer allein ist schuld. Gewiß, dieser Streit ist eine Seite der liberalen Krankheit, aber doch nur eine Seite, die andere Seite aber ist die Untätigkeit der Mitstreiter.

Indem ich dieses schreibe, spreche ich nicht davon, daß alle Vereine genau nach dem Schema gestaltet sein sollen, das der Wahlverein der Liberalen vertritt. So erfreulich und erwünscht es uns natürlich ist, Vereine unserer engeren Eigenart wachsen zu sehen, so würde es doch falsch sein, zu verkennen, daß in vielen Wahlkreisen ganz allgemeine liberale Vereine nötig sind, wenn überhaupt etwas geschehen soll. Die Art der Vereine richtet sich nach lokalen Gesichtspunkten, die Pflicht der Organisation aber ist allgemein. Wir organisieren uns, oder — wir verzichten auf Politik!

Friedrich Naumann.

Das Geheimnis des Regierens.

Theodor Roosevelt hat, um sich von den Strapazen des Regierens zu erholen, kürzlich eine Ferienreise nach den Happy Hunting Grounds, den glücklichen Jagdgefilden des amerikanischen Westens, angetreten. Auf seinem Wege wurde er in Milltown, einem kleinen Ort des Staates Indiana, von einem patriotischen Graubart mit einer Ansprache beehrt und als der „größte Würdenträger auf Erden" gefeiert. Präsident Roosevelt, der wie mancher andere Großwürdenträger viel und gern redet, beantwortete die wohlgemeinte Begrüßung mit der Bemerkung, das Regieren sei keine allzu schwere Kunst, es sei nur notwendig, die Grundsätze des gesunden Menschenverstandes, wie man sie im gewöhnlichen Verkehr anzuwenden pflege, auf das Regierungsgeschäft zu übertragen. Ein großes Wort, wer's recht verstände!

Aber the applying of certain common sense principles scheint in der Regierungspraxis doch nicht so einfach zu sein, wie Mr. Roosevelt in glücklicher Ferienstimmung behauptet hat. Wir sehen ja gerade jetzt wieder bei der sogenannten marokkanischen Frage, wie schwer es fällt, den gesunden Menschenverstand auch nur in ganz geringen Dosen zur Verwendung zu bringen. Der schwerwiegende Streit dreht sich recht eigentlich darum, ob Graf Bülow Monsieur Delcassé, oder Monsieur Delcassé den Grafen Bülow auf die diplomatischen Maroccain-Stiefelchen gespuckt hat. The applying of certain common sense principles ist bei diesem diplomatischen Zwischenfall beinahe völlig ausgeschaltet. Statt dessen ist soviel publizistischer Staub aufgewirbelt worden, daß schließlich keiner mehr recht erkennen kann, was der andere eigentlich will.

Inzwischen hat die journalistische Sensationshascherei eine neue Tonne erwischt, die man dem Walfisch Lesepublikum zum Spielen bereitstellt. Aus London berichtet our own correspondent nach Berlin, daß der own correspondent der „Morning-Post" seinem Blatte aus Washington kable, zwischen dem Präsidenten Roosevelt und dem deutschen Botschafter Speck von Sternburg habe kurz vor Antritt der bereits erwähnten Jagdexkursion ein Meinungsaustausch über etwaige deutsch-amerikanische Handelsvertragsverhandlungen stattgefunden. Bei diesem Anlaß habe der deutsche Botschafter darauf hingewiesen, daß, wenn Amerika keine Konzessionen mache, Deutschland die schärfsten Differentialzölle gegen Amerika anwenden werde, sodaß Amerikas Exporthandel nach Deutschland praktisch aufhören müsse.

Wie der Korrespondent der „Morning-Post" versichert, soll der Präsident die Lage vollständig gewürdigt, aber zugleich es für fast unmöglich erklärt haben, den amerikanischen Senat zu einem Reziprozitätsvertrag zu bestimmen. Er soll aber ganz gemütlich hinzugefügt haben, Deutschlands Haltung werde den amerikanischen Kongreß schon zwingen, schließlich in Verhandlungen einzutreten, da Deutschland Amerikas bester Kunde sei. Andererseits wisse Deutschland, daß man von Amerika Handelszugeständnisse nur durch Gewaltanwendung erlangen

Digitized by Google

könne, und Deutschland sei zur wirksamen Anwendung dieser Gewaltmittel in der Lage.

Diese schöne Jagdgeschichte wird dem gutgläubigen europäischen Leser, der von den Verhältnissen der amerikanischen Politik in der Regel nur eine sehr undeutliche Vorstellung hat, als the applying of certain common sense principles aufgetischt. Daß es sich hier um einen journalistischen Schwindel erster Klasse handelt, liegt auf der flachen Hand. Man braucht von dem Geschick unserer Diplomaten keine phantastischen Vorstellungen zu haben und wird es doch für völlig ausgeschlossen erklären müssen, daß ein deutscher Botschafter selbst in der gehobenen Stimmung, wie sie vor Jagdexkursionen nicht selten ist, so schlechthin unsinnige Drohungen äußert, wie sie hier dem Botschafter Speck von Sternburg in den Mund gelegt werden

Aus der ganzen Preßnotiz erscheint nur das eine wahrscheinlich, daß die Regierung des Präsidenten Roosevelt angesichts der handelspolitischen Haltung des amerikanischen Senats wenig Neigung verspürt, in Handelsvertragsverhandlungen mit Deutschland einzutreten. Ich habe seit Jahren davor gewarnt, die Schwierigkeiten eines Reziprozitätsabkommens mit den Vereinigten Staaten zu unterschätzen. Der Senat ist der festeste Stützpunkt der protektionistischen Interessenpolitik in den Vereinigten Staaten. Aber es würde von einer kaum glaublichen Unkenntnis amerikanischer Zustände zeugen, wenn im Schoß der deutschen Regierung die Meinung gehegt werden sollte, daß den hartgesottenen Protektionisten des amerikanischen Senats mit Differentialzolldrohungen seitens Deutschlands beizukommen wäre. Gewiß ist Deutschland, wenn auch nicht der beste, so doch nach England der zweitbeste Kunde der Vereinigten Staaten. Nur eignen sich die Produkte, die Deutschland aus Amerika bezieht, schlechterdings nicht zur Unterlage für eine Differentialzollpolitik. Man braucht die Haupteinfuhrartikel Baumwolle, Petroleum, Mais und die anderen Rohprodukte, die wir von Amerika beziehen, nur zu nennen, um sofort zu begreifen, welche Naivetät dazu gehört, an den Erfolg einer aggressiven Differentialzollpolitik zu glauben.

Wir haben kürzlich in diesen Blättern bereits an der Hand von Aeußerungen einflußreicher kommerzieller Organisationen darauf aufmerksam gemacht, wie sehr sich die Idee einer Beantwortung von Differentialzöllen mit Maßregeln gegen europäische Reedereiinteressen in den Vereinigten Staaten festgesetzt hat. Der deutschen Reichsregierung wird diese Stimmung schwerlich verborgen geblieben sein. Wir zweifeln deshalb auch nicht daran, daß sie dem Plan einer Differentialzollkampagne gegen Amerika völlig fernsteht. Unsere agrarprotektionistischen Draufgänger aber kokettieren seit langem mit dem Gedanken eines deutsch-amerikanischen Zollkrieges. Sie werden die Notiz der „Morning-Post" deshalb gern für bare Münze nehmen, und wenn sich schließlich herausstellen sollte, daß die geforderten Konzessionen Amerikas nicht zu erlangen waren, so wird man der deutschen Regierung die schwersten Vorwürfe machen, daß sie nicht die Methode des diplomatischen Bluffs befolgt habe.

Wir freihändlerischen Gegner der deutschen Reichsregierung leisten dieser in Wahrheit einen Dienst, indem wir schon jetzt auf die Schwierigkeiten hinweisen, die sich einer vorteilhaften Neuregelung der handelspolitischen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten in den Weg stellen. Es wird schon großer Klugheit und vielen Geschicks bedürfen, um über den 1. März 1906 hinaus den handelspolitischen Frieden zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten aufrecht zu erhalten. Wenn der deutschen Reichsregierung das gelingt, so wird sie ein verdienstvolles Werk geleistet haben. Mehr von ihr zu verlangen, ist ungerecht und könnte leicht den Anreiz zu diplomatischen Kraftproben geben, die ein applying of certain common sense principles arg vermissen lassen würden.

Theodor Barth.

Die agrarische Internationale.

Die Weltagrarkammer, eine Lieblingsidee des Königs von Italien, scheint ihrer Verwirklichung näher zu kommen. Demnächst soll in Rom eine Vorbesprechung von Vertretern der großen landwirtschaftlichen Organisationen stattfinden. Darauf wird eine Zusammenkunft der Regierungsvertreter angebahnt werden. Schon jetzt beginnt die deutsche agrarische Presse sich lebhaft dafür ins Zeug zu legen, daß aus der geplanten Organisation ein Instrument zur Förderung des Agrariertums werde.

Wie sollen sich die landwirtschaftsfreundlichen Antiagrarier zu dem ganzen Plan stellen?

Im Prinzip nicht ablehnend. Jede internationale Vereinbarung und Organisation wird von den Freunden der Weltwirtschaft und des Weltverkehrs von vornherein sympathisch begrüßt werden. Wer in der nationalen Absperrung ein politisches Uebel erblickt, wird in der internationalen Verständigung einen politischen Fortschritt sehen. Grundsätzlich, versteht sich. In concreto kann Ziel und Wirkung einer internationalen Abmachung natürlich das Gegenteil einer wirtschaftlichen Förderung darstellen. Wenn sie sich nämlich entpuppt als die Uebertragung eines ausbeuterischen Kartellprinzips vom nationalen Boden auf das internationale Gebiet.

Was ist das Ziel einer agrarischen Internationale? Es kann ein vernünftiges sein. Man kann das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen international organisieren. Man kann für den Absatz landwirtschaftlicher Erzeugnisse Erleichterungen im internationalen Handel, bei der Zollabfertigung, durch zweckmäßige Festsetzung der Tarife usw. erstreben. Man kann versuchen, eine internationale Agrarstatistik, insbesondere eine Produktions- und Preisstatistik, zu schaffen. Man kann die Vervollkommnung der landwirtschaftlichen Produktion durch Veranstaltung internationaler Agrarausstellungen und zahllose andere Dinge im Auge haben. Man kann vor allem die Beseitigung der unsinnigsten Zollbestimmungen — ihre schönste Blüte ist wohl die deutsche Unterscheidung zwischen Futter- und Braugerste mit ihren ebenso lächerlichen wie kostspieligen und schikanösen Konsequenzen — durch internationale Regelung erzielen.

Das Ziel kann also vernünftig sein. Daß es aber vernünftig ist, wird niemand glauben, der sieht, daß auf deutscher Seite der Bund der Landwirte sich am eifrigsten für die Weltagrarkammer ins Zeug legt, derselbe Bund, der Export wie Import fast gleichmäßig haßt, der durch einen seiner Führer erklären ließ, wir brauchten eigentlich nur Kaffee und Knackmandeln einzuführen, der der Todfeind des Gedankens der Weltwirtschaft und der internationalen Arbeitsteilung ist.

Es haben ja schon internationale Agrarkongresse unter Beteiligung deutscher Agrarier stattgefunden, z. B. einer in Budapest. Praktisch ist nichts dabei herausgekommen. Man hat sich gegenseitig an agrarischen Reden berauscht. Das war alles. Es kam nichts danach, höchstens gegenseitige Anrempeleien. Es ist ja noch garnicht lange her, daß das führende Organ des Bundes der Landwirte den Chef der österreichischen Agrarier, den Ritter von Hohenblum, sehr unsanft anließ, weil er es gewagt hatte, die Interessen der österreichischen Landwirte auch da zu vertreten, wo sie mit denen der deutschen in diametralem Gegensatz stehen. Die schönsten agrarischen Kongreßreden schaffen eben die Tatsache nicht aus der Welt, daß hart im Raume sich die Dinge stoßen.

Internationale Vereinbarungen zwischen Interessenten bieten auf allen Gebieten ihre großen Schwierigkeiten dar. Am ehesten sind sie noch auf dem Gebiet des Handels zu überwinden. Eine Welthandelskammer wäre ohne weiteres vorstellbar. Denn die Kaufleute aller Länder sind sich darüber einig, daß es die erste Aufgabe ihres Standes sein muß, alle Hindernisse des Verkehrs zu beseitigen. Als schwierig erweisen sich schon die Fragen der Arbeiterinternationale. Obwohl eine so mächtige und international so stark organisierte Partei wie die Sozialdemokratie dahintersteht, ist es bisher nicht gelungen, irgend etwas Wesentliches auf dem Gebiet der inter-

Digitized by Google

nationalen Arbeitergesetzgebung zustandezubringen. Nicht bloß alle Arbeiter, sondern auch alle Sozialpolitiker sind zwar darin eines Sinnes, daß eine solche internationale Regelung der Arbeiterfragen wünschenswert sei. Aber was ist auf den vielen internationalen Arbeiter- und Arbeiterschutzkongressen bisher erzielt worden? Verschwindend wenig. Auch auf industriellem Gebiet hat die Internationale bisher nicht viele Erfolge aufzuweisen. Nicht einmal internationale Syndikate sind in irgendwie erheblichem Umfang zustandegekommen, obwohl es sich doch bei manchen Artikeln nur um eine verhältnismäßig kleine Zahl von Interessenten handelt, die sich zu verständigen brauchen.

Eine internationale Verständigung zwischen den Landwirten der verschiedenen Länder aber ist noch schwieriger als ein Abkommen innerhalb irgend einer anderen Interessentengruppe. Denn gerade bei Lebensfragen wird von den agrarischen Protektionisten, die in den wichtigsten Großstaaten des europäischen Kontinents den Ton angeben, die Interessensolidarität bestritten. Man vergegenwärtige sich nur die Situation: die russischen Agrarier wollen uns ihren Roggen und ihre Gerste schicken, die schwedischen ihr Holz, die holländischen ihr Gemüse und ihren Honig, die italienischen ihren Wein und ihre Blumen, die rumänischen ihren Mais, die ungarischen ihren Weizen, die österreichischen ihre Schweine und ihr Rindvieh, die australischen ihre Wolle, die argentinischen ihr Quebrachoholz, die nordamerikanischen ihr Obst und ihr Schmalz und so fort mit Grazie in Infinitum. Die deutschen Agrarier wollen aber von all diesen Dingen nichts wissen. Was ihren Brüdern jenseits der Grenze Lebensquelle ist, erscheint ihnen als Teufelswerk, gegen das man sich mit jeder gesetzlichen und administrativen Maßnahme zu schützen hat. Die ausländischen Landwirte rufen den deutschen zu, müssen ihnen zurufen: die Tore auf! Aus Deutschland aber schallt ihnen der Ruf zurück: die Tore zu! Mit Prohibitivzöllen und „sanitären" Vorschriften will man möglichst jeden Import fremder Agrarprodukte verhüten. Unsere Agrarier behaupten, nicht leben zu können, wenn nicht ihren exportierenden Berufsgenossen russischer, magyarischer, italienischer und englischer Zunge der Lebensfaden durchschnitten werde.

So lange es überwiegende Agrarstaaten, die auf den agrarischen Export angewiesen sind, und überwiegende Industriestaaten gibt, die Nahrungsmittel importieren müssen, so lange ist unter der Herrschaft protektionistischer Vorstellungen eine unbeschränkte agrarische Internationale unmöglich. Höchstens wäre eine beschränkte Internationale denkbar, d. h. ein Zusammengehen der Landwirte in den Agrarstaaten einerseits und in den Industriestaaten andererseits. Aber an so etwas wird ja nirgends gedacht. Das kann man also außer Betracht lassen.

Bleibt die Möglichkeit einer internationalen Vereinbarung aller Landwirte, überall im Wege einer Art Syndikatsbildung die Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse auf Kosten der Konsumenten in die Höhe zu treiben. Also eine Art internationalen Bundes der Landwirte zum Zwecke der Auswucherung des Publikums. Aber diese Möglichkeit ist eine Unmöglichkeit. Schon die mehr als 5 Millionen deutsche landwirtschaftliche Betriebe mit ihren verschiedenartigen Interessen unter einen Hut zu bringen, ist bisher nicht gelungen, kann niemals gelingen. An der Masse der landwirtschaftlichen Betriebe muß erst recht ein internationales Abkommen scheitern. Ein solches internationales Agrarsyndikat, von dem man wohl hier und da z. B. ungarische Agrarier hat reden hören, ist schon in der Theorie kaum konstruierbar, in der Praxis jedenfalls eine Frage, über die man weiter keine Worte zu verlieren braucht.

Was bleibt also von der Weltagrarkammer, von der grünen Internationale, übrig? Das Vernünftige, das sie bringen könnte, wollen unsere Agrarier nicht. Das Unvernünftige, das sie wollen, kann sie ihnen nicht bringen. Ergo: ein totgeborenes Kind!

Es müßte sonderbar zugehen, wenn die Agrarkonferenz des Königs von Italien einen anderen Ausgang nähme, als die Friedenskonferenz des Zaren.

H. v. Gerlach.

Die politischen und sozialen Ideen Deutschlands zur Zeit der Revolution.

Es ist bekannt, daß für den historischen Materialisten die gesellschaftliche Bewegung sich wie ein naturwissenschaftlicher Prozeß darstellt, den Gesetze lenken, die nicht nur von dem Willen der Menschen unabhängig sind, sondern vielmehr bestimmend auf menschliches Wollen und Bewußtsein einwirken. Seit Marx und Engels das „lose flatternde Gespinst" sozialistischer Ideen und Theorien in den festen Rahmen ihrer materialistischen Geschichtsphilosophie fügten, hat man bei uns in Deutschland sozialistische Geschichtsforschung mit ökonomischem Materialismus so gut wie identifiziert. Allerdings ist keinem der seither unternommenen Versuche historischer Arbeit in diesem Sinne der Vorwurf der Unfertigkeit erspart geblieben. Ausnahmslos ist auf sie das Schlagwort angewandt worden, von der „willkürlichen materialistischen Geschichtskonstruktion", die alle ideellen Triebkräfte leugnet, die Menschheit zum Spielball eines toten Mechanismus macht.

Wir haben gesehen, daß Jean Jaurès in seiner sozialistischen Geschichte der französischen Revolution*) den historischen Materialismus als eine Methode anwendet, um die Geschichte der bürgerlichen Emanzipation in ihren weitverzweigten Ursachen zu erleuchten. Er dient ihm als das, was er nach dem Worte von Engels sein sollte, nämlich als ein sicherer „Leitfaden" durch das Gewebe der ideellen Triebkräfte, aus deren ergänzendem Studium heraus er dann ein Verständnis der politischen und philosophischen Formen des Entwicklungsprozesses gewinnt.

Hat des Verfassers erweiterte marxistische Methode sich bei Betrachtung des revolutionären Frankreichs bewährt, so mußte diese Erweiterung unentbehrlich werden, wo es galt, von den Einflüssen der revolutionären Ideen auf die Nachbarländer, England und Deutschland, zu handeln. Eine rein ökonomische Erklärung der geschichtlichen Vorgänge hätte bei einer Erforschung der englischen sozialen und politischen Zustände zur Zeit der Revolution allenfalls mit mehr Aussicht auf Erfolg unternommen werden können als bei einer Betrachtung deutscher Verhältnisse. In England darf der Historiker auf dem festen Grunde der wissenschaftlichen Oekonomie fußen, aus der Produktionsweise des materiellen Lebens den geistigen Lebensvorgang der sozialen Gemeinschaften erklären. Beginnt doch hier um das letzte Drittel des achtzehnten Jahrhunderts die auf Teilung der Arbeit beruhende Manufaktur in den industriellen Großbetrieb überzugehen, während sich gleichzeitig von dem besitzenden Mittelstande ein vierter Stand, die „besitzlose Arbeit" rechtlich abscheidet. Die Tatsache, daß der bürgerliche Emanzipationskampf dem Aufblühen des Industrialismus um hundert Jahre voraufging, die Bourgeoisie nicht, wie in Frankreich, von diesem mächtigen Faktor in ihrer revolutionären Aktion unterstützt worden war, gibt dem historischen Materialisten eine handgreifliche Erklärung dafür, weshalb in England die ökonomische Umwälzung sich auf friedlicherem Wege und nicht frei von aristokratischen Einflüssen vollziehen konnte.

Wesentlich verschieden lagen die Verhältnisse in Deutschland. Marx hat in seiner Vorrede zum „Kapital" ganz unumwunden erklärt, daß bei uns bis in die sechziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts überhaupt der lebende Boden der politischen Oekonomie fehlte. Politische Einflüsse hatten die Entwicklung der materiellen Produktionsweise gehemmt, den Aufbau der bürgerlichen Gesellschaft verlangsamt. Um ihre Lebensfähigkeit zu bezeugen, mußte diese sich auf die Höhen der Idee flüchten, den Emanzipationskampf so zu sagen in der Abstraktion ausfechten. Der praktische deutsche Sozialismus hat für jene Generation wenig Sympathie übrig. Er spottet gelegentlich der Gedankenmänner, die sich mehr als die Männer

*) Histoire Socialiste 1789—1900 sous la direction de Jean Jaurès. La Convention. I. Les idées politiques et sociales de l'Europe et la Révolution, par Jean Jaurès. Paris, Jules Rouff. Vergl. Nr. 25 der „Nation" Jahrgang XXII.

Digitized by Google

der Tat dünkten, die konkreten Postulate der Menschenrechte zu Vindikationen der reinen Vernunft machten, mit ihrer Neigung zum Generalisieren, Philosophieren dem schwächlichen deutschen Sozialismus des Vormärz die Wege bereiteten. So ist denn auch unsere sozialistische Geschichtsforschung jener Epoche bisher nicht gerecht geworden. Sie zieht es vor, sich auf ebner Erde zu bewegen. Um so lehrreicher muß der von einem französischen Sozialisten unternommene Versuch einer Prüfung deutscher ökonomischer, sozialer und politischer Verhältnisse am Ende des achtzehnten Jahrhunderts erscheinen.

Das Werk von Jaurès macht, seines populären Charakters halber, keinen Anspruch auf erschöpfende Behandlung des Stoffes. Doch hat der Verfasser mit viel Geschick die Quellen über das wirtschaftliche und geistige Leben Deutschlands zur Revolutionszeit benutzt. Manches von ihm Gebotene ist in der Anwendung neu — neu ist auch in den Annalen des Sozialismus der Geist, aus dem dies Kapitel geschrieben ist, zugleich ein wertvoller Beleg dafür, daß unter den französischen Sozialisten vom Schlage Jaurès' auch das Ideale noch Kurs hat.

* * *

Die Revolution hatte in Frankreich den dritten Stand zur führenden Stellung berufen, weil derselbe auf der Höhe seiner ökonomischen Reife angelangt und zu frei entfaltetem Klassenbewußtsein gekommen war. Sie stellt sich also als eine Umwälzung dar, die sich längst im Innern des gesellschaftlichen Körpers vollzogen hatte, als sie den Kampf um die rechtliche Sanktion begann. Aus dieser, dem Sozialismus seit Lassalle geläufigen Auffassung des Wesens der Revolutionen, erhellt naturgemäß, warum Deutschland nicht von dem Sturme mit erfaßt wurde, der das Nachbarland erschütterte. Das, was Heine die „brutale Ruhe" der deutschen Bourgeoisie nannte, war nur das Symptom ihrer ökonomischen Unreife. Nicht der Freiheitssinn ihrer Gelehrten und Dichter, nicht die Kühnheit ihrer philosophischen Denker vermochten sie zu bewegen, auf eigene Kosten den Umsturz des Bestehenden zu wagen. Jaurès zeigt, daß Leute wie Justus Möser die materielle Ohnmacht des deutschen Bürgerstandes damals wohl erkannt und in ihren Ursachen bereits richtig beurteilt haben. Möser hatte Montesquieu gelesen, und das Wort vom bürgerlichen Salze, das die Monarchie vor der Zersetzung durch den Despotismus bewahrt, war ihm geläufig. Man lese die von Jaurès zitierte Stelle aus der patriotischen Phantasie von 1767, die den Titel trägt: „Also sollen die deutschen Städte sich mit Genehmigung ihrer Landesherren wiederum zur Handlung vereinigen?" Wie lebhaft erfüllt hier unsern ersten Feuilletonisten Möser der Gedanke, welche Macht, welch universaler Einfluß Deutschland auf dem Weltmarkt beschieden gewesen wäre, wenn ein weiser, kühner und unternehmender Bürgerstand die feindlichen Elemente im Gleichgewicht gehalten und der Nation die Einheit gegeben hätte. „Die Territorialhoheit stritt gegen die Handlung. Eine von beiden mußte erliegen, und der Untergang der letzteren bezeichnet in der Geschichte den Aufgang der ersten. Wäre das Los anders gefallen — nicht Lord Clive, sondern ein Ratsherr von Hamburg würde am Ganges Befehle erteilen." So schreibt Möser. Wie kurzsichtig, sagt Jaurès, sind die französischen Revolutionäre, welche die ökonomische und soziale Schwäche der deutschen Bourgeoisie in dem Maße verkannten, daß sie an die Möglichkeit einer deutschen Revolution glauben konnten und nicht ahnten, wie schmerzlich in Deutschland gerade jener Gegensatz zwischen Wollen und Können empfunden wurde.

Man hat die Zeit oft eine Zeit der politischen Misere genannt. In der Tat ist das alte deutsche Bürgertum durch den dreißigjährigen Krieg entwurzelt, in kleine Gruppen isoliert, ohne politischen Einfluß und zum großen Teil durch bereicherte Handwerker und Kaufleute ersetzt, die von den Höfen und der höfischen Bureaukratie abhängig waren. Und dennoch wäre es falsch, den Stand, der in Lessing seinen genialsten Vorkämpfer gehabt, des vollkommenen Mangels an Klassenbewußtsein zu zeihen.

Schiller hat diesem Bewußtsein in seiner Jenenser akademischen Antrittsrede vom Frühling 1789 einen vollendeten Ausdruck gegeben. Jaurès nennt mit Recht diese Rede einen „Hymnus auf die Bourgeoisie", welche der Dichter als den „wohltätigen Mittelstand, den Schöpfer unserer ganzen Kultur" preist, aus dem ein dauerhaftes Glück für die Menschheit heranreifen sollte.

Zwischen Schillers schwungvollem Lobe der bürgerlichen Kultur und ihrer Segnungen und Mösers Klagen über die Abwesenheit eines dritten Standes, den Rückgang des deutschen Handels, des deutschen Unternehmungsgeistes, ja des deutschen Handwerks, scheint ein kaum lösbarer Widerspruch zu liegen. Die ganze Wahrheit dürfte eben weder hier noch dort zu suchen sein. Sind die großen Reichsstädte Nürnberg, Ulm, Regensburg im Niedergang begriffen, ist das Handwerk mancherorten so gesunken, daß Möser sagen kann, „alle deutsche Arbeit habe jetzt etwas Unvollendetes," so strebt anderorten die Industrie lebhaft empor. Jaurès gibt ein anschauliches Bild der in den verschiedensten Teilen Deutschlands um die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts blühenden, zumeist von oben geförderten Manufaktur: hier die sächsischen und böhmischen Baumwollspinnereien, dort die durch Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. geschaffenen preußischen Seiden- und Wollfabriken, weiter die schlesischen Eisenbergwerke zu denen, von der religiösen Toleranz des großen Königs angezogen, Tausende von Arbeitern hinströmten, die sächsischen Leinen-, Strumpf-, Handschuhmanufakturen usf. Er weist auf den lebhaften Umsatz der Leipziger Messe hin, der sich auf 18 Millionen Taler belief.

Wie wäre ein Stillstand von Handel und Wandel in einem Lande möglich, „das einen so fruchtbaren Boden, so herrliche Traditionen von Reichtum und Regsamkeit und so unternehmende Souveräne hatte, wie Friedrich II. und Joseph II?" Wenn das alte Handwerk mit seinen mannigfachen Betrieben und seinen künstlerischen Bestrebungen zu verschwinden drohte, so war es eben die Arbeitsteilung, die den Rückgang herbeigeführt. Deutschland bietet also, wenn auch in bescheideneren Proportionen als England, eine Illustration zu jener Manufakturperiode, die Marx in seiner Geschichte des Akkumulationsprozesses ausschließlich an englischen Beispielen erläutert, deren geschichtliche Existenz er in Deutschland völlig übersah. Wie lebhaft damals in Deutschland der industrielle „Gründergeist" geherrscht, erhellt aus mehr als einem Schreiben Mösers. Bald schildert er, in Form einer religiösen Idylle, wie in einem armen Dorfe durch den Fleiß eines gläubigen böhmischen Bruders mit dem von ihm eingeführten Weberhandwerk zugleich Leben und Wohlstand einzieht. Bald warnt er allzu eifrige Kapitalisten, nicht „vor den Augen einer neugierigen und vorwitzigen Menge" eine Fabrik anzulegen. „Wer in dergleichen Unternehmungen glücklich sein will, muß keine Aufmerksamkeit, keinen Vorwitz erwecken. Er muß lange in der Stille arbeiten, viele vergebliche Versuche, viele falsche Unkosten und manchen heimlichen Verdruß ausdauern, ehe er die Blendungen fortreißen und sein neues Gebäude öffentlich zeigen darf." Möser faßt den Fortschritt im reaktionären Sinne. Er will, an niedersächsische Verhältnisse anknüpfend, vom Kleinen und Einzelnen zur Reform des Großen und Ganzen hinstreben. Seine journalistischen Warnrufe bleiben nichts desto weniger wertvolle Zeugnisse für die Kenntnis der Zeitströmungen. Dieselbe patriotische Phantasie vom Jahre 1771 gibt Jaurès Belege dafür, daß während der deutschen Manufakturperiode Beobachtungen über den Einfluß der Arbeitsteilung auf die physische und moralische Person des Arbeitenden ebenso gut gemacht worden sind wie in England. Marx schreibt in seinem Kapital, daß eine gewisse geistige und körperliche Verkrüppelung unzertrennlich von der Teilung der Arbeit sei, daß diese das Individuum „an der Lebenswurzel angreife". Man vergleiche mit den Marxschen Sätzen den von Jaurès angeführten Möserschen Passus vom idealen Industriearbeiter, dem man „mit Hilfe der Erziehung gleichsam alle anderen Sinne nehmen und ihm nur den einzigen, den er gebraucht, lassen muß, um ihn zu einem beständigen Sklaven seines Berufs zu machen", und man möchte erschrecken ob der Ungeheuerlichkeit eines volkswirtschaftlichen Egoismus, für den die Sklavenarbeit des Proletariers unvermeidliche Staffage war. Da obige Worte aus Mösers Feder stammen, bleibt allerdings der tröstliche Zweifel offen, ob das, was Jaurès für ein naives Glaubensbekenntnis in barer Münze genommen, nicht vielleicht nur Ironie war. Hat

Digitized by Google

doch gerade Möser oftmals versucht, sich so zu stellen, als ob er das Gegenteil von dem glaube, was er für wahr hielt, „um gewisse dreiste Gründe nur erst als Zweifel ins Publikum zu bringen".

Nicht allein über die Manufakturperiode, auch über die ihr unmittelbar vorangehende Periode der Hausarbeit auf Bestellung eines Kommanditärs, findet Jaurès in Mösers Schriften wertvolle Aufschlüsse. Desgleichen entnimmt er ihnen Klagen über die Disziplinlosigkeit der Arbeiter, wie sie Marx als typisch für die Periode der Arbeitsteilung hinstellt. So gewinnt der Verfasser an der Hand der Mösersche und weiterhin Georg Forsterschen Schriften einen Ueberblick über die verschiedenen Methoden der primitiven Akkumulation, die also vor Anbruch der kapitalistischen Aera in Deutschland ebenso angewandt worden sind wie in den von Marx mit Uebergehung Deutschlands aufgeführten europäischen Ländern Portugal, Spanien, Holland, Frankreich, England. Die ökonomische Entwicklung Deutschlands war am Vorabend der Revolution in einer Transformationskrisis begriffen, an der sich jugendliche, unternehmende Kräfte beteiligten. Die landläufige Vorstellung von der damals überall herrschenden Stagnation und Routine ist also nach Jaurès nur bedingt wahr. So, wie der kühnste und fortgeschrittenste Teil der französischen Bourgeoisie um die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Fesseln der alten Korporationen zerbrach, ebenso versuchten die unternehmendsten unter den deutschen Produzenten, aus den engen Schranken des Zunftwesens herauszutreten.

Jaurès hält sich, bei seiner Darstellung jener geheimen Arbeit der Transformation, an die klassischen Forsterschen „Ansichten vom Niederrhein". Georg Forster hat hier schon aufs scharfsinnigste gezeigt, wie Aachen an dem korporativen Regime zugrunde geht, indes anderorten, außerhalb desselben, in Burtscheid, Vaals, Eupen, das ökonomische Leben kräftig emporstrebt. Forster kommt so dazu, den Fortschritt in der Produktion zu wünschen, den kapitalistischen Großbetrieb der zerstreuten, noch rudimentären Arbeit vorzuziehen. Er stellt den in engen Statuten erstarrten, in Eifersüchteleien erschöpften Genossenschaften die freie Industrie als volkswirtschaftliches Ideal gegenüber. Er sieht wie der kühnste und optimistischste Oekonomist im freien Austausch eine Realisation der geeinigten Menschheit.

Wie erklärt es sich nun, fragt Jaurès, daß, trotz der industriellen Regsamkeit, trotz des von tatkräftigen Elementen verwirklichten ökonomischen Fortschritts, trotz des unleugbaren Vorhandenseins eines bourgeoisen Klassenbewußtseins, Deutschland sich dennoch nicht der Revolution anschloß? Die Antwort auf diese Frage ist nicht allein aus dem Studium der ökonomischen Verhältnisse des damaligen Deutschlands zu gewinnen. Denn an welcher Stelle läge die Grenze für ökonomische Reife oder Unreife eines Standes?

Hier, wo es gilt, die tieferen Gründe für die revolutionäre Ohnmacht Deutschlands aufzusuchen, erkennt der Verfasser die ganze Unzulänglichkeit des einseitig gehandhabten ökonomischen Materialismus, welcher dem bewußten Element in der Kulturgeschichte eine untergeordnete Rolle zuweist und in seiner Kritik nur von Tatsachen ausgeht. Welche sind, sagt Jaurès, die geistigen Einflüsse, die, neben der industriellen Entwicklung herlaufend, sie bedingend und durch sie bedingt, auf die gesellschaftlichen Zustände der deutschen Zeitgenossen so stark einwirkten, daß Deutschland trotz seiner Begeisterung für die Revolution doch nicht ihren Weg einschlug, vielmehr einen Kreuzzug gegen sie unternahm?

Wir möchten dem Leser des Jaurèsschen Buches das Vergnügen nicht beeinträchtigen, das ihm die Lektüre der Abschnitte bereiten dürfte, in denen der Verfasser den tiefgehenden Einfluß schildert, den das Genie Friedrichs des Großen sowohl als die edle Persönlichkeit Kaiser Josephs II. auf die Erhaltung des monarchischen Gefühls ihrer Zeitgenossen ausgeübt haben. Der „Fridericianischen Legende", der Mehring so übel mitgespielt, ist hier in einem Maße Gerechtigkeit geschehen, die der Unparteilichkeit des französischen Sozialisten zur Ehre gereicht. Jaurès verschließt sich der Erkenntnis nicht, daß die Förderung, welche beide Monarchen der modernen Zeitbewegung, wenn auch auf verschiedenen Wegen, angedeihen ließen, zu handgreiflich gewesen, um damals unterschätzt worden zu sein. Unter der Führung dieser Männer hatte sich Deutschland eben daran gewöhnt, den Fortschritt nicht als ein „freies, kollektives Kraftergebnis" zu betrachten, sondern als einen „Autoritätsakt von oben". Dieser Auffassung des Fortschritts gegenüber fielen die hier und dort aufflackernden Velleitäten gewaltsamer Emanzipation nur schwach ins Gewicht. Die politische Zerstückelung Deutschlands, das Fehlen jeglichen Konzentrationspunktes hatten ja überdies alle solche Versuche im voraus zum Scheitern bestimmt.

Heinrich Heine sagt einmal, ein methodisches Volk wie die Deutschen habe mit der Reformation beginnen müssen, dann erst sich mit der Philosophie beschäftigen können und nur nach deren Ausbau zur Revolution übergehen dürfen. Auch dem französischen Sozialisten stellt sich die große Gedankenwende der Reformation als der bedingende Faktor dar, ebensowohl für die materielle Schwäche Deutschlands im 18. Jahrhundert wie für seine moralische Größe und philosophische Kühnheit. Jaurès ist aufs engste vertraut mit der ganzen aufstrebenden, idealen Geistesströmung, so wie sie sich in den Dichteen, Pädagogen und Philosophen jener Zeit kundtut. Mit der dem Franzosen eigenen Gabe für psychologische Penetration zeichnet er auf dem lebendigen Grunde der materiellen Gesellschaftsbewegung in festen Zügen die Charakterbilder der großen führenden Geister, der Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Wieland u. a. m. Aus dem Studium der Realität heraus, weiß er ihren Idealismus geschichtlich zu legitimieren. Ihm wird die tiefe kantische Philosophie der Freiheit des einzelnen bei Fichte zum Kampfesmittel für das Prinzip der Menschheit in ihrer idealen Vollendung. Keine der Analogien, welche die geistige Revolution in Deutschland mit der materiellen Revolution in Frankreich bietet, entgeht seiner Beobachtung. Sie dienen ihm dazu, um so schärfer die heterogenen Formen zu markieren, die der Emanzipationskampf hüben und drüben des Rheins angenommen hatte. Für Jaurès liegt in dem Verständnis jener initialen Gegensätze der Schlüssel zum Verständnis der ebenso heterogenen Entwicklung des deutschen und französischen Sozialismus. Wer das Buch aus der Hand legt, wird sich darüber klar sein, daß es unmöglich ist, einen und denselben politischen Maßstab an die Aktion und die Organisation zweier Proletariate zu legen, die ihren Klassenkampf unter so verschiedenen Kulturbedingungen beginnen mußten — Bedingungen, „welche", wie Jaurès in seiner Antwort an Bebel schrieb, „die Arbeit eines Jahrhunderts vielleicht modifiziert hat, deren Kontraste sie jedoch nicht zu lösen vermochte".

Paris. J. T. von Eckardt.

Jules Verne.

Jules Verne ist gestorben, und man konnte in allen Zeitungen Biographien und Nachrufe lesen. Allerdings viel bot Jules Vernes Leben zum Beschreiben nicht. Es ist recht einfach und interesselos verlaufen; das Ereignis war die Yacht, mit der der Dichter eine Zeitlang in den Meeren kreuzte, aber auch von diesen Fahrten weiß man nichts zu erzählen, und abenteuervoll scheinen sie nicht gewesen zu sein. Eines Tages wird die Yacht verkauft, und im Philisterium einer Provinzstadt beendet Jules Verne sein Leben. Wie kommen da die Theoretiker zu ihrem Rechte, die behaupten, der Dichter könne nur schreiben, was er erlebt hat? All die märchenhaften, fabelhaften, wunderbaren Reisen, die Jules Verne so anschaulich schilderte, hat er niemals unternommen, er hat nie die Länder gesehen, die er beschrieb, nie die Völkerschaften besucht, von denen er sprach. Aber wenn er auch physisch diese Reisen nicht unternahm, im Geiste machte er sie alle. Er besaß die seltene Gabe, sich vorzustellen, was er in trockenen Büchern las. Seit einiger Zeit sind die vorzüglichen Trieder-Binocles in Gebrauch, bei denen der Abstand

Digitized by Google

der Gläser weiter ist als der Abstand der Augen. Die Folge dieser Anordnung ist eine erhöhte Plastik der Gegenstände. Und so — mit gesteigertem Augenabstand — scheint Jules Verne Bücher, Zeitschriften und Notizen gelesen zu haben. Er sah alles mit erhöhter Plastik und gab alles mit erhöhter Plastik wieder. Im Grunde genommen war er ein Dramatiker, der weiß, daß das Charakteristische betont sein muß, daß die Bühne das Hervortreten der scharfen Linie verlangt, daß Bühnenlicht und Tageslicht nicht identisch sind. So behandelte er als Dramatiker die Landschaft. Es war Freskomalerei in starker Farbe, mit starkem Strich. Aber die Bilder, die er uns so vor Augen führte, bleiben unvergeßlich. Es ist wohl mehr denn 25 Jahre her, daß ich zum erstenmal Romane von Jules Verne las. Ich sehe noch heute die submarinen Landschaften, an denen Kapitän Nemos Nautilus vorüberfuhr, und die arktischen Gegenden, durch die Kapitän Hatteras bis zum Pole vordrang, sind mir durch Jules Verne vertrauter geworden, als durch die Schilderungen sämtlicher Nordpolfahrer, die wirklich Geschautes geschildert haben.

Aber Jules Verne verstand nicht nur seine Phantasie an geographischen und ethnologischen Büchern zu entzünden, sie belebte ihm auch jedes Gebiet der Naturwissenschaft und der Technik. Das Unmöglichste gelang ihm: er wußte sogar trigonometrische Probleme interessant und spannend zu gestalten. Worin besteht das Genie des Erfinders? Im neuartigen Kombinieren gegebener Daten, in der noch nie dagewesenen Verwendung der Kräfte, mit denen wir rechnen und arbeiten. Dieses Genie des Erfinders besaß Jules Verne in hohem Grade. Hätte es im Technischen statt in literarischem Grunde gewurzelt, so stünde sein Name wahrscheinlich in einer Reihe mit denen der berühmten Konquistadoren der Wissenschaft. Man hat jetzt nach Jules Vernes Tode nachgewiesen, wie viele Erfindungen er voraus geahnt hatte. Wie sehr also seine Phantasie sich im Reiche des Möglichen hielt, so unwahrscheinlich auch die Dinge auf den ersten Blick erschienen. Dieser phantasievollste aller Romanciers war nämlich durchaus kein Phantast. Es steckte in ihm eine gute Dosis ruhiger, nüchterner Bürgerlichkeit. Man sehe nur einmal seine Helden an. Das sind keine Schwärmer und Himmelstürmer, das sind meistens ruhige, bedächtige, stets überlegene Menschen. Ihr Heroismus liegt im kalten Blut. Und darum, glaube ich, sind die Bücher auch aus moralischen Gründen eine vorzügliche Jugendlektüre. Denn sie lehren einen Satz, den man den jungen Leuten, die ins Leben treten wollen, nicht oft genug einprägen kann: verliere den Kopf nicht! Wie der, welcher unter allen Umständen den Kopf oben behält, durch tausend Gefahren und Fährlichkeiten hindurchsegelt und das Ziel erreicht, das ist das Hauptproblem aller seiner Romane. Die Verwicklungen aber liefert die Materie, die vom Menschengeist bezwungen werden soll. Daß auch in einer chemischen und technischen Formel dramatische Möglichkeiten ruhen, wie die Explosionskraft in einem Sprengstoff, das hat Jules Verne in glänzender Weise bewiesen und ausgenützt.

Man hat oft die „Jules Vernaden" mit den alten Abenteuererromanen verglichen. Mit Unrecht. Zwischen beiden herrscht ein tiefgehender Unterschied. Der Abenteuererroman war eine Fahrt ins Blitzblaue, ins Ungewisse. Er entsprang einer Zeit, da auf einmal der Mensch angesichts ungeahnter Entdeckungen sich plötzlich als Spielball neuer Kräfte, ungeheurer Gewalten sah. Die Fülle der neuen Eindrücke verwirrten ihn, erdrückten sein Selbstgefühl. In den Abenteuererromanen, die das Entzücken unserer Voreltern bildeten, ist der Mensch ein Zwerg, der mit Riesen kämpft, dessen Weg ins Dunkle irrt, wo bei jeder Wendung Ungeahntes, Unerhörtes ihn belauert, umfängt und umspinnt. Die Spannung lag immer in der Frage: wohin gerät der Held nun, was wird ihm jetzt passieren? Ganz anders liegen die Dinge bei Jules Verne. Die Romane Jules Vernes sind das letzte Produkt einer Epoche, in der der Mensch die Welt bezwang, den Dampf und den elektrischen Funken sich dienstbar machte, da die Kultur Schritt für Schritt die Welt eroberte und der Menschengeist mit Siegergeste in die tiefsten Tiefen des Meeres und hinauf in den blauen Aether drang. Die Fahrten der Jules Vernschen Helden gehen weder im Zickzack noch ins Blitzblaue. Sie gelten einem bestimmten, unverrückbaren Ziele, dem mit unerhörter Energie nachgestrebt wird. Die Spannungsfrage lautet hier: wie wird der Held sein Ziel doch erreichen? Der Chronometer in der Tasche von Phileas Fogg ist das Symbol für die atemraubende Technik Jules Vernes. Unsere Spannung begleitet den Gang jeder Minute. Ein Hindernis, dem kostbare Minuten zum Opfer fallen, erregt uns wie den Helden, den es aufhält. Hindernisrennen sind alle Jules Vernschen Romane. Aber der Mensch ist hier Sieger und Bezwinger, und das Roß, das ihn trägt, ist die Naturgewalt, die er mit einem Druck bezwingt.

Eine Phantasie von fast grandiosem Flug, eine unerschöpfliche Erfindungsgabe, eine Kombinationskraft, wie sie sonst nur in der Welt der Technik, nicht aber in der Literatur zu finden ist — was also fehlt den Jules Vernschen Romanen zur großen Dichtung? Seine Erfindungsgabe und Kombinationskraft erschöpfte sich in naturwissenschaftlichen und technischen Fragen. Sein Auge war nur auf Landschaften eingestellt, und da malte er freilich mit gleicher Virtuosität Meer und Wüste, Dschungel und Eisgebirge, Korallenriff und Urwald. Und er bevölkerte all diese Gegenden mit dem nötigen Getier, er fand die Töne der Luft, die über der Landschaft liegen, er verfehlte nie die Charakteristik des Bodens. Nur vor einem Phänomen der Natur erlahmte seine Kraft: das war die Psyche des Menschen. Seine Menschen sind alle sehr einfache Figuren (nur um Kapitän Nemo schwimmen die Nebel des Geheimnisvollen) und ihr Seelenmechanismus ist ziemlich primitiv. Starkes Wollen, ruhiges Blut, Courage und Rechenkunst — so sind seine Helden. Die Sancho Pansas, die sie begleiten, sind biedere, philiströse Bürger, wie er sie offenbar in seinem Klub in Amiens täglich sah. Intriganten und Frauen, die zuweilen auftreten, sind ziemlich schablonenhaft gezeichnet. Ja, hätte Jules Verne seine Kombinationskraft, seine Phantasie im Reiche der menschlichen Seele und des menschlichen Herzens betätigt, wäre er in Herzen hinabgestiegen, wie in die purpurne Tiefe des Meeres, so könnte man ihn heute als einen der größten Dichter aller Zeiten preisen. Dann hätte er vielleicht Zukunftsgefühle vorausgeahnt, kommende Konflikte unserer Pflichten prophezeit, wie er Erfindungen und Entdeckungen vorwegnahm. Aber diese höchste Gabe des Künstlers blieb ihm versagt.

Man schlage die Kulturwirkung seiner Bücher nicht gering an. Wie vielen haben Jules Vernes Romane den Blick in die Welt geöffnet, wie viele lernten aus ihnen die Sehnsucht ins Weite. Und ganzen Generationen schenkte er Faustens Zaubermantel. Ein Hauch von seinem Geiste, und er trug uns in die fernste Ferne.

Wien. Rudolph Lothar.

Valdemar Rördam.

Als ich an dieser Stelle in Johannes Jörgensen den bedeutendsten Vertreter der von Jacobsen ausgehenden Richtung der modernen dänischen Literatur kennzeichnete (Jahrgang 1904, Nr. 49), gedachte ich auch dem namhaftesten Drachmannschüler einige Worte zu widmen, durch die jenes Bild seine Ergänzung erfahre. So möchte ich diesmal einiges über Valdemar Rördam sagen, der als fast ausschließlicher Versdichter in Deutschland bisher nur von mir selbst, in meiner „Dänischen Lyrik von 1872—1902" (Verlag von Baumert & Ronge, Großenhain 1904), und auch da nur als Lyriker einige Würdigung fand. Bereits dort aber betonte ich, daß sich Rördam auch wieder mit Jacobsen verwandt zeigt, und muß auch hier diesen Vorbehalt für den Dichter machen, dem man nicht gerecht wird, wenn man ihn völlig und unbedingt zu Drachmann schlägt. Valdemar Rördam ist, wie auch Johannes Jörgensen, nach kurzem Ringen mit fremden Einflüssen zu einer durchaus selbständigen Persönlichkeit geworden. In einer kleinen liebenswürdigen Skizze, „Ein Stück Selbstbiographie" betitelt erzählt er selbst, wie er zum Dichter ward, von seinen ersten Schulkindversen bis zu der

Gedichtsammlung „Dansk Tunge“ („Dänische Zunge“), durch die man zum erstenmal auf ihn aufmerksam wurde, um ihn nicht wieder zu vergessen.

Nördam ist 1872 als Sohn eines Landpfarrers geboren, gerade dreihundert Jahre nach der Einwanderung des ersten Nördam aus Holland; Grimms Märchen, Saxo Grammaticus, Grundtvigs Volksliedersammlungen, das Gesangbuch und Oehlenschläger waren seine erste Lektüre, und schon als Zwölfjähriger beschloß er, Dichter zu werden. „Meine Lieder sollten süßer duften als die Winthers, stärker wogen als die Drachmanns,“ schreibt Nördam über jene Zeit, da er sich im Vorgefühl seiner großen Zukunft unter Sorgenfrei Buchen umhertrieb und auf den Teichen Schlittschuh lief; „es kam aber anders,“ fügt er hinzu, und statt „Dänemarks Zwinge“ zu werden, ward er nur die seines eigenen Herzens. Man liest dann von seinen vergeblichen Versuchen als Student, seine erste Gedichtsammlung an den Verleger zu bringen, und wie er durch körperliche Ueberanstrengung brustkrank ward und zuletzt in einem Monat sterben sollte. Er war damals kaum über zwanzig Jahre alt, sein erstes Gedichtbuch „Sol og Sky“ „Sonne und Wolken“, 1895) war eben erst erschienen und hatte ihm gezeigt, wie weit er noch von dem erstrebten Ziele war. So wollte er die letzte Lebenszeit, die ihm blieb, nach besten Kräften ausnützen und schrieb und diktierte, wenn weder die rechte noch die linke Hand mehr ihren Dienst tat, alles, während er als aufgegebener Kranker zu Bette lag. Aus dem einen Monat wurden zwei Jahre rastloser und bewundernswerter Produktion. In dieser Zeit entstanden die meisten Stücke der beiden Lyrikbände „Tre Straenge“ („Drei Saiten“, 1897) und „Dansk Tunge“ (1901), dann die Erzählung „Auf Hochschule“ (1898) und das epische Gedicht „Bjovulf“ (1899). Ein Reisestipendium, das er auf seine Sammlung „Tre Straenge“ hin erhielt, ermöglichte ihm, ein Sanatorium im Schwarzwald aufzusuchen und sich dann auf Korsika völlig auszuheilen. In hochherziger Weise nahmen sich mehrere dänische Mäzene auch noch fernerhin seiner an, sodaß er frei von materiellen Sorgen seinen Roman in Versen „Gudrun Dyre“ (1902) vollenden konnte. Seither erschienen noch zwei Gedichtsammlungen, „Kaerlighedsdigte“ („Liebesgedichte“, 1903) und „Ved Midsommertid“ („Zu Mittsommerszeit“, 1904), die Erzählung „Karen Kjeldsen“ (1900) und die epische Dichtung „Karneval“ (1903). Der Vollständigkeit halber mag auch erwähnt sein, daß Nördam meine Erzählung „Lucidor der Unglückliche“, die ja einen skandinavischen Dichter zum Helden hat, ins Dänische übertrug; die dänische Ausgabe erschien gleichzeitig mit der deutschen Herbst 1904).

Es ist ein reiches Schaffen für die wenigen Jahre, die Nördam der Literatur angehört, aber es hat nichts Ueberhastetes an sich, trägt vielmehr seit seinem Beginn das Gepräge der Selbstsicherheit. Und man wird auch vergeblich nach Morbidem in Nördams Versen suchen. Vielleicht gerade weil er selbst krank war und stets noch mit seiner Krankheit kämpfen muß, liebt er das Gesunde, Lebensursprüngliche, das Frische und Neue. Auch Jacobsen schrieb ja seinen „Sang“, in dem es heißt:

> Warum ist das Heut wie ein grüngrasig Talfeld,
> Wo sich der Nebel lagert zur Ruh?
> Warum unsre Zeit wie ein brummundig Flußbett,
> Darinnen er hinschleicht blinkend von Schläfengrau?“

und als schon die Todeskrankheit sein Leben fast aufgezehrt hatte, trug er sich mit einem Plane, von dem er sagt: „Das Nächste muß etwas Lichtes und Leichtes und Prächtiges werden, voller Lebensfreude und Laune, große festlich-komische Passagen hie und da und ein bißchen echte Wildheit, die in allen Winkeln pfeift.“ Nur blieb es bei Jacobsen bei wenigen Zeilen und den nie ausgeführten Plänen; sein innerstes Wesen liebte das Gedämpfte, Abgetönte, die harmonischen Dämmerakkorde und die fein zusammengestimmten Farben. Nördam empfand sich selbst wohl mit Drachmann wesensverwandt, als er ihm sein Beovulf-Gedicht widmete, und so wie in diesem romantischen Epos bekundet sich die Zugehörigkeit zu Drachmann auch in „Gudrun Dyre“ und „Karneval“, den beiden modernen Epen. Seine Lyrik aber zeigt in ihrer sorgfältigen Wortwahl, der inneren Melodie und der Vorliebe für freie Rhythmen die Schulung an Jacobsen, dessen Pangedicht am Beginn der dänischen Moderne steht. Man wird die Verse „Irrtest du je in dunklen Wäldern? Kennst du Pan?“ wie einen Unterklang mitklingen hören, wenn man das Herbstgedicht aus seinem Zyklus „In den Schatten des Todes“ liest:

> Rosen, liebe Rosen, duftet nicht so!
> Lockt mich nicht, in Sehnsucht nach euch mich zu wenden!
>
> Lieber zarte, Purpurmund, und du, scharlachene Wange,
> Eile dich, birg deine Glut!
> Der Herbst ist vorüber und nah die verheerende Nacht.
>
> Feuerherz du, mein Freund, Gloire de Dijon,
> Dich hatte ich, bleib! Eine Herbstblüte bist du,
> Bist eine Blume für Sterbende.
>
> Zart kraust sich dein Blatt, von Lautropfen feucht,
> Blaß, aber leuchtend, blaß wie Großmutters Goldring.
>
> Auf ist das Fenster,
> Draußen wiegt meine Rose sich,
> Einströmt ihr Duft, süß und kühl.
>
> Schwing, Rose, dem Räuchergefäß!
> Chorknabe bist du im herrlichsten Heiligtum,
> Kirchgang hielt ich allda, so lang ich's vermocht.
>
> Das ist vorbei;
> Bald werden Tote, erstanden für mich, mir entgegengehn,
> Modernde Wangen mir bieten zum Bruderkuß.
>
> Jetzt aber atme ich noch
> Luft unter Lebenden,
> Luft, dir auf goldstrahlendem Licht durch dunkle Wälder spielte
> Die auf dem Moosgeschpinst der Stoppeln lag . . . .
>
> Herbst ist's.
> Stolz und traurig am Rande des Grabens
> Steht eine Zeitlose silbergekrönt,
> Mit erhobener Stirne wenn sie still.
>
> Und eine andere noch seh ich einsam,
> Einsam im Garten die Herbstanemone
> Zwölftracht von hartraubten Blättern trägt sie.
> Hoch erhebt sie die großen Blüten, sehr weiß, traurig weiß,
> Schwach bewegt, bezwungen von ihren Gedanken.
>
> Immerdar liebte ich
> Was da zu blühen wagt, wenn andres verbleicht,
> Wenn kärglich die Tage nur spendrn ihr liebes Licht
> Und kalt der Wind ist in langen Nächten und der Winter nah.
>
> Das hab' ich geliebt.
>
> Nimmer war des ersten Veilchens im Erz duftender dunkler Kelch,
> Nimmer des Hochsommers herrlichste Rose,
> Nimmer waren mir diese
> Ernter als du, Kind des spätesten Herbstes.
>
> Träumt' ich vielleicht, tief in meinem Sinn,
> Daß mein Herbst nimmer würde erblühen?

Eine wunderbare Krankenwehmut erfüllt diesen Zyklus, ohne daß auch nur eine Zeile selbst krankhaft ist, und kaum irgend jemals fand auch das süße Glück, dem Leben wiedergegeben zu sein, in aller Einfachheit einen so rührenden Ausdruck wie hier:

> Ich dacht': bei Frühlings Wiederkehr,
> Wenn sich die Tage langen,
> Da steht das Bett gewißlich leer,
> Darin ich lag gefangen.
>
> Ich dacht': in Margueritenschnee
> Wird dann mein Grab wohl strahlen! –
> Da füllte mich ein Blumenweh
> Mit bitterlichen Qualen.

Digitized by Google

Doch Frühling schwang erbarmungsreich
Der Hoffnung Fackeln wieder
Und nimmt mich in die Arme gleich,
Tret' ich ins Freie nieder.

Was ist da Haß und Liebesleid
Und was uns je durchbebe,
Vor dieser großen Herrlichkeit:
Ich atme und ich lebe!

Wie man aus diesen Zeilen die tiefe Wahrhaftigkeit herausfühlt, so aus allen Gedichten, die Rördam schreibt. Nirgends ist er lyrischer Jongleur, der seine bedeutende Kunstfertigkeit zur Schau stellt, aber wer Verse auf ihre Kunstvollendung hin zu prüfen versteht, wird ihn doch auch in dieser Hinsicht bewundern. Den ganzen Reichtum seiner Sprache offenbarte allerdings erst „Gudrun Dyre", wo ihm das Sujet selbst die Möglichkeit gab, all seine Künste zu zeigen, ohne durch sie die Empfindung zu verletzen, ja den gesamten Eindruck zu zerstören, wie es aufdringliche Kunstfertigkeit immer tut. In „Gudrun Dyre" erreichte Rördams Schaffen seinen Höhepunkt, und dieses Buch war sogar die Sensation jenes Winters, vor dem es erschienen war. Es liegt in dritter Auflage vor und ist in fünftausend Exemplaren verbreitet, was mindestens dem zehnfachen in deutschen Landen entspricht, — für einen lyrischen Roman in Versen und von über dreihundert Seiten Länge gewiß ein ungewöhnlicher Erfolg. Aber man darf doch auch nicht den ihm vorangegangenen „Bjovulf" vergessen, der mit „Tre Straenge" und „Dansk Tunge" Rördams Stellung in der dänischen Literatur begründete. Der Stoff ist der gleiche wie in dem bekannten angelsächsischen Epos von „Beówulf" und folgt dem Gedicht in den Hauptzügen, nur daß es nebensächliche Teile übergeht und dem Ganzen eine bedeutsame Einführung voranschickt: Beovulf, der sich erst schwächer sieht als die anderen, betet zu den Göttern um Stärke und tut hiebei das Gelübde:

Gekrönte! Sendet mir siegende Kraft!
Erfüllet mir mein Begehr!
Gebt ihr mir Stärke zum Streite,
Suche ich weiter nichts mehr.
Und hier bei dem Steine gelob' ich
Und den Namen, die nie verblassen:
Nie zu besitzen das rote Gold
Und nie ein Weib zu umfassen!

Es ist ein echtes Heldengelübde, wie es die altarabischen Helden der „Hamâsa" tun, wenn sie sich zur Blutrache verpflichten. Und Beovulf wird stark, daß er den Wolf erwürgen kann, der in der Winternacht heulend an ihn hinanspringt: er trinkt von seinem starken Blut, wäscht sich dann die Hände im Schnee, und so geht er in die Halle zurück, wo der Skalde von kühnen Taten singt. Aus seinem Gelübde nun ergibt sich sein eigentümliches Verhältnis zu Frejvor, der Tochter des Dänenkönigs Ro, den er von dem Ungeheuer Grindel und seiner Mutter, dem grausigen Moorweib, befreite. Im angelsächsischen „Beówulf" wird der Freówaru, wie sie dort heißt, nur nebenher in drei Zeilen gedacht, bei Rördam sind die schönsten Gesänge gerade ihr gewidmet, und mag man in Frejvor auch einen Nachklang der Tegnérschen Ingeborg sehen, so muß man doch ihre Begegnung mit Beovulf nach der Tötung des Moorweibes, aus deren Schlund er wieder emporgestiegen ist, zu den eigenartigsten Szenen zählen, die ein Dichter im Sinne der alten Sagas erfand: Frejvor hat den Helden auf seine Bitte zu einer Quelle geführt, wo er sich von dem Schlamm der Tiefe rein waschen kann, und sie selbst strählt seine langen, gelben Locken mit ihren schlanken Fingern; dann aber sagt er ihr von seinem Eide, und beide werden traurig; sie können sich nur geloben einander im Sinne zu behalten. Dann spricht Beovulf zu ihr:

Ich bitte dich eins. Nun ziehe ich fort
Uebers Meer zu fremden Küsten.
Nie bist du mein, doch laß mein Aug'
Sich satt sehn an deinen Brüsten!

Sie sagte ihm nichts dawider.
Rot flammten ihre Wangen.
Doch wie sie das Linnen löste,
War sie nicht mehr befangen.

Schweigend sah er die schöne Schau,
Die runden, weiß schwellenden Brüste.
Er legte die braune Wange an sie:
O daß ich hier weilen müßte!

Er schloß die Augen. Hier wär' ich gern
In süßen Schlaf gesunken!
Er küßte die dunklerer Kneipen:
Hier hätte mein Sohn getrunken! —

Ganz wie bei dem alten Bearbeiter stirbt Beovulf auch bei Rördam an der Wunde, die er im Kampfe mit einem Luftdrachen empfängt, und läßt als Sieger die Schätze des Drachen vor sich bringen und verteilt sie unter seine Mannen.

Im Gegensatz zu dem trotz seiner kräftigen und stilgerechten Behandlung doch romantischen „Bjovulf", der denn auch mit Christian Winthers „Des Hirsches Flucht" auf eine gleiche Linie gestellt wurde, ist „Gudrun Dyre" ein modernes Gesellschaftsepos und schon als solches in der dänischen Literatur wie auch sonst fast alleinstehend, wenn man von stümperhaften Versuchen untergeordneter Talente absieht. Der Inhalt ist der denkbar einfachste: die Geschichte einer Verlobung mit all ihrer Sehnsucht und ihren verliebten Stimmungen, der Liebesnacht vor der kirchlichen Einsegnung und den Verzögerungen, die das junge Weib vor der Möglichkeit der gesellschaftlichen Schande bangen machen, und zuletzt dem glücklichen Ende in dem sonnigen Flitterwochenheim der Angetrauten. „Gudrun Dyre" erweckte in Dänemark ebenso viel Aufsehen, als es auch wegen seines Freimutes kleinrichterlich angefeindet ward. Rördam selbst schreibt den Erfolg des Werkes nur dem „allgemein interessierenden Gegenstande" zu, was aber nur für einen kleinen Teil des Bewunderkreises zutreffen mag. Vielmehr fand das Buch gerade als reines Kunstwerk die höchste Würdigung und entzückte durch die vollkommenste Natürlichkeit der Sprache, die selbst unter den künstlichsten Reimverschlingungen — auch diese immer durch den Inhalt begründet — gewahrt blieb, wie durch die zarten melodischen Lieder Sigurds, des Bräutigams, die man eingestreut fand. Als eine Probe, die weit mehr bietet als Worte über des Dichters Art sagen können, übersetze ich den ersten Gesang: „Im Zimmer am Meer" betitelt und einer der graziösesten Abschnitte des ganzen Werkes:

Zitternd durchs Zimmer wogen Duftstreifen von Jasmin.
Franz Heinrich hebt den Bogen und tastet nach Harmonien.
Und senkt ihn — ach sie verflogen! Doch sicher hält er die Geige
Und die Finger, die fieberirren, zieh'n klingende Strahlenstege
Ueber dunkel melodische Fluten durch Traum und Abendrot —

Gudrun steht auf dem Altan und wippt ihren schmalen Schuh.

„Wo bist du, lebendige Quelle, du tiefe, mächtige, helle?
Ich suche nur dich allein, nur dich, mild strömende Welle!
Doch Gespenster droh'n, wo ich reite auf funkensprühender Bahn —
Feinde, zu stark mir zum Streite und Schlangen mit giftigem Zahn —
Ich reite heim aus der Weite und schließe mich ein mit meinem Wahn ..."

Und die Töne steigen und ringen, eine Seele mit lahmen Schwingen,
Die sich zum Flug will zwingen — sie schreit doch es kann nicht sein —

Gudrun pflückt ein Weinblatt und setzt ihren Nagel darein.

Der Oberst sitzt auf der Schwelle des dämmrigen Zimmers am Meer,
Seine Raubvogelklaue gegraben in die weiße buschige Mähne.
Scharfäugig, selbstbewußt kräftig, ein Allerhöllen-Däne —
Was mag er zu brüten haben, was geht durch den Sinn ihm quer?
Er starrt zur Türe hinaus, zieht die dichten Brauen kraus.
Und nun, weiß Gott, seine Augen schlagen in Blitze aus!
Ja, ohne viel anzuklopfen, kommt auf einmal uns ein Gedanke —

Gudrun schreibt ihr G in die Luft mit einer Rosenranke.

Digitized by Google

Der Oberst denkt an kühne Traubentage zurück,
Da er mehr als nur nehmen konnte, liebte, fest hielt das Glück.
Zweimal in seinen Händen sah er den Becher zerbrechen:
Karina war heißer Totaver, Merete der kühle Rhein —
Gudrun, — was ist Gudrun? Noch steht mir der Sinn nach Wein.
Aber Ingvor Dyres Tochter — und was würden die Nachbarn sprechen?
Und die Kinder, nein, sie merken . . . Doch wär's denn unmöglich, sie zwei?

Gudrun watzt lautlos an der offnen Tür vorbei.

Und die Maus? wo ist die Maus? Leis kroch sie herein und schau,
Da sitzt sie nun unterm Flügel auf dem dicken Wolfsfell, genau
Wie Frau Jerichaus Odaliske, nur zieht sie das steife reine
Kanonkleidchen sorglich über die kreuzgelegten Beine.

Papa hat sie wohl vergessen. Franz Heinrich geigt wie besessen —
Ihr kluger Kinderblick wandert zwischen beiden hin und her —
Und Gudrun?
Gudrun kennt sich vor Freude selbst nicht mehr.
Denn mit Steen ist es aus, sie gab ihm den Ring zurück — nun lauf!
Da steht sie und lächelt mit hohen Braun in die Luft zum Neumond auf.

Sie ist nun köstlich, Guller, nicht ein Gran zu gewichtig
Ganz geradezu und furchtbar süß, kennt man sie nur erst richtig.
Nur freilich das mit Papa — doch Papa iert wohl einmal,
Er schwimmt um Gudrun herum und prustet wie ein Wal,
Den Amors Harpune getroffen. Da trieb er nun auf Land,
Liegt und glotzt verliebt von des Sophas flachem Strand.

Ja, Väterchen, das ist nett, sich so zum Narren machen,
Und du, der alles besser weiß und sich mischt in alle Sachen!
Wenn Jytte nur wüßte, Himmel, die würde lachen!
Denn Gudrun k a n n natürlich nicht einmal denken, nein! . . .

Gudrun sieht in die Sterne, die aufsteigen weiß und klein.

„Karneval", das Reisereminiszenzen aus Korsika bringt, erreicht für das Gefühl des Deutschen die Höhe von „Gudrun Dyre" nicht wieder. Für den dänischen Leser mag in den außerordentlich lebensvollen Schilderungen korsischen Karnevaltreibens und korsischer Frühlingslandschaften ein hoher Reiz liegen, und dieser Reiz durch die romantischen Hauptgestalten der Dichtung — es sind ein deutscher Pole und eine leidenschaftlich national gesinnte Polin — noch erhöht werden. Für uns verlieren diese Schilderungen ganz naturgemäß ein gut Teil ihrer Ursprünglichkeit, weil wir an deutsche Behandlungen eines ähnlichen Stoffes denken und möglicherweise auch an den Literaturpolen, die lange genug durch unsere Romane gewandert sind, das Interesse verloren haben. So kehrt man gern wieder zu den echt dänischen Bildern von „Gudrun Dyre" zurück, in denen man nach wie vor Valdemar Rördams beste Gaben sehen muß, wenn er uns nicht eines Tages mit einem neuen Werke beschenkt, das selbst dieses in Schatten stellt.

Wien. Otto Hauser.

Von der deutschen komischen Oper.

Die heiße Sehnsucht nach dem großen, befreienden Lachen, die den modernen Menschen immer und immer wieder beschleicht und bedrängt, sie bereitet der deutschen Theaterwelt ganz besonders häufige und schwere Sorgen. Sie ist es nämlich, die unsere Dramatiker des gesungenen wie des gesprochenen Wortes stets von neuem dazu aufreizt, den gefährlichen Gang über das hochgespannte Seil der Komödie zu wagen, auf dem ihnen, die im Drange des Lebens die Sicherheit und Leichtheit des Tanzschrittes eingebüßt haben, der todbringende Absturz droht. Da sitzen dann Gönner und Kenner der Kunst bangend vor den Rampen des Schauplatzes, wo nach dem Geschrei der Ausrufer des Theatermarktes wieder mal, zum weiß Gott wie vielten Male, das deutsche Lustspiel in Versen oder Tönen zur Welt gebracht werden soll, und sind zu guter Letzt dankbar, wenn es ohne allzu große Enttäuschung und erschreckende Abfälle vorübergegangen ist.

Das deutsche Lustspiel! die deutsche komische Oper!! Seit mehr als fünf Vierteljahrhunderten spricht man von ihnen, und noch besitzen wir von jeder Art kein halbes Dutzend vollgültiger Werke. Tausende ihrer Gattung aber sind an organischen Fehlern eines frühen Todes gestorben. Wem sollte da nicht bange werden, wenn er an die Wiege einer neuen komischen Oper gerufen wird, sodaß er mit aller Vorsicht und Behutsamkeit nur das neue Exemplar dieser seltenen und ach so hinfälligen Spezies betrachtet und prüft. Denn der Nachdenklichkeit historisch geschulter Betrachter könnte nach so vielen bösen Erfahrungen vielleicht allmählich doch der Verdacht entkeimen, daß manche dieser Versuche im Komischen nicht so sehr am Unvermögen der Schaffenden als an allgemeinen Mißverständnissen gescheitert sind. Ein schlagendes Beispiel dafür ist ja das Schicksal des unvergleichlichen „Barbier von Bagdad" von Peter Cornelius. Weder Komödie noch komische Oper gehören in Deutschland zur bodenständigen Kunst. Der fruchtbare Erdgrund, dem allein sie entsprießen können, das Dasein, Leben und Wirken einer die Gesamtheit geistig beherrschenden geschlossenen „Gesellschaft" hat bei uns von je gefehlt. Aus der Fremde, aus Frankreich und Italien wurden diese Gattungen des Bühnenspiels bei uns eingeführt, und an den Gebilden fremder Kulturen hat bis auf den heutigen Tag fast sich unsere Anschauung vom Wesen und Musterbild des heiteren und leichten Dramas geformt, an seiner Art blieb sie meist haften. So wurden das wirbelnde Tempo und die bedenkenlose Lustigkeit auch für die Lustspielbühnen der Deutschen Trumpf, und mit rührendem Eifer und gewaltiger Selbstverleugnung sah man unsere Dichter und Tondichter diesem „Ideal" nachstreben, das ihrem schwereren Geblüt und ihrer geistigen Eigenart doch unerreichbar blieb. Unerreichbar bleiben mußte, weil es nicht nur das Ergebnis individueller schöpferischer Begabung, sondern zugleich Erzeugnis einer ganzen, fest begrenzten und reich durchgebildeten Gesellschaftskultur war. Selbst als man mit dem Mute der letzten Verzweiflung es unternahm, die Muse der komischen Oper mit dem Sekt der Tanzmusik künstlich zu beschwipsen, um ihr sozusagen „Beine zu machen", ward das ersehnte Ziel nicht erreicht: ein Rossini, ein Auber, wie ihn die Deutschen erhofften, blieb unserer Bühne versagt. Und so fest gebannt auf das Zauberbild der welschen Maskenkunst war der sehnsüchtige Blick auch der Genießenden, daß sie in Gefahr gerieten, gerade diejenigen Werke zu übersehen oder zu verkennen, in denen die alte Komödie durch eine freie Umbildung und innere Wandlung zu eigenem, nationalem Besitz erworben wurde. An den „Barbier von Bagdad" wurde schon erinnert, noch bedeutsamere Beispiele dafür gibt die Geschichte des „Zerbrochenen Kruges" und der „Meistersinger von Nürnberg", in denen das Wesen und die Sonderart der deutschen nicht von der italienischen „burla" und nicht vom französischen Witz, sondern vom Humor getragenen Komödie sich am reinsten darbietet.

Mit diesem kurzen Vorwort soll nicht etwa die Gunst des Lesers für einen neuen Versuch auf dem Gebiete der komischen Oper eingefangen werden. Nur auf die Schwierigkeiten, denen der Schöpfer wie der Beurteiler eines solchen Kunstwerkes zu begegnen hat, möchte es deuten, damit das seine eigentümliche Operntück, das Engelbert Humperdinck mit seiner „Heirat wider Willen" der deutschen Bühne geschenkt hat, nicht voreiligen Meinungen zum Opfer fällt. Als ein Werk zwiespältiger Natur ist diese komische Oper solchem Mißgeschick natürlich sehr ausgesetzt und hat dies auch nach der Aufführung zu befahren gehabt. Wie Humperdinck selbst geschwankt hat, indem er bei der Wahl des Stoffes nach den Reizen der opéra comique blinzelte, bei der Ausführung der Partitur nach den höheren Zielen der modernen Musik gestrebt hat, so scheiden sich auch die Beurteiler in zwei schroff gegensätzliche Gruppen. Für die einen ist es, wie ein Witz verlauten ließ, eine „sterilisierte Operette", für die anderen ein echtes musikalisches Lustspiel. Beiden Urteilen ist Uebertreibung gemeinsam. Das erste legt zuviel Gewicht auf die etwas frivole Fabel des Stückes, die einer veralteten Schubladenkomödie des

Digitized by Google

Vater Dumas aus dem Jahre 1843 entnommen ist, und auf einige musikalische Ergötzlichkeiten billiger Art, die unbedingten Lobredner aber gleiten allzu flüchtig über den Widerspruch hinweg, der zwischen dem Charakter dieser französischen Liebesabenteuer und dem Wesen der deutschen Musik Humperdincks sich bemerkbar macht.

Soll man nun den künstlerischen Charakter der Humperdinckschen Partitur genauer bezeichnen, so wäre festzustellen, daß das schlichte und volkstümliche Grundwesen seiner Musik durch eine außergewöhnlich feine und streng folgerichtige Durchbildung der Einzelheiten jenes Gepräge der einheitlich vollendeten und durch ihr organisches Gefüge zu höchster, reinster Formwirkung gelangenden Kunstleistung erhält, das Werken gemischten Charakters und bescheidenen Gehalts sonst versagt bleibt. Hier hat der Geist die Natur überwunden und die selbstherrliche Technik eines Klein- und Feinkünstlers schmilzt Zwiespältiges zur Einheit und veredelt und erhebt auch unscheinbaren, unbedeutenden Gedankenstoff zur Kraft künstlerischer Wirkung. Diese Technik ist die Kunst der Polyphonie, die Fähigkeit der reichsten, mannigfaltigsten und kunstvollsten Verbindung, Verschlingung und Verästelung der vokalen und instrumentalen Stimmen zu einem Gesamtbild, in dem das Zusammen- und Widerspiel der Farben die Dienstleistung der Linie übernommen hat.

Humperdinck hat es in dieser Kunst, die Allregsamkeit des Lebens in innerlich vielfach und oft gegensätzlich bewegte, dennoch aber wohllautreiche, formfeste Gebilde zu bannen, seinem Meister Richard Wagner gleichgetan, und es bleibt nur zu wünschen, daß ein nächstes Mal ein deutscher, dem Wesen dieser Technik besser entsprechender Vorwurf der Phantasie dieses lieben, treuherzigen Künstlers Gesichte und Gedanken von größerer Fülle und tieferer Menschlichkeit entlocke, dann werden wir mit Fug ein würdiges Gegenstück zu den Meistersingern von ihm erwarten dürfen.

Heute haben wir für das Gebotene herzlich zu danken. Es ist ungeachtet der Mängel und Gebresten, die ihm anhaften, doch das Reifste und Beste, was wir in Berlin seit manchen Jahren auf der Lustspielbühne des Opernhauses erlebt haben. Die Aufführung unter Richard Strauß ens befeuernder Leitung und Droescher s sorgfältiger Regie ist ausgezeichnet und wird hoffentlich dazu beitragen, der „Heirat wider Willen“ zu einer vollen, gerechten Würdigung zu verhelfen.

Heinrich Welti.

Aſſa und Mark.

Novelle aus dem Kaukaſus.

In Ogans halbdunkler Hütte, beleuchtet nur durch ein einziges viereckiges Loch in dem flachen Lehmdache, saßen am Kamin der vierjährige Aſſa und sein dreijähriges Brüderchen Markos und schlugen ausgelassen mit ihren weichen Handflächen auf die trockene Asche. Der Staub puffte lustig zwischen den kleinen Fingerchen, flog in dichten, grauen, dampfgleichen Wolken in die Luft und erfüllte die ganze Stube.

Das gefiel den Kindern. Sie lachten laut, und ihre schwarzen, strahlenden Augen glänzten wie reife Kirschen in der Sonne.

Die schwere Eichentür ging schnell auf, und Mariamna, die Mutter, eine frische, rüstige Bäuerin mit kräftigem Halse und gesunden, runden Schultern, trat geräuschvoll in die Stube.

„Ach, daß ihr!“ Schon wieder in der Asche!“ schrie sie die Kinder an, und zugleich mit diesen Worten flogen schon Aſſa und Mark in verschiedenen Richtungen fort vom Kamin.

Mariamna nahm den hölzernen Trog und ging ebenso schnell und lärmend, wie sie eingetreten, aus der Stube hinaus.

Die Kinder richteten sich auf.

Aſſa blies seine Bäckchen auf wie ein Spatz im Frost.

Mark ließ seinen Bruder nicht aus den Augen. Er beobachtete aufmerksam den Aelteren und setzte sein Gesicht auf dieselbe Weise in Bereitschaft, um in das Gebrüll auszubrechen, an das die massiven, von Zeit und Rauch geschwärzten Balken sich längst gewöhnt hatten.

Da geschah etwas hier ganz Unerwartetes, das den Absichten der Sänger eine andere Wendung gab.

Auf dem Rande des kleinen Fensters im Dache zeigte sich plötzlich eine gelbbäuchige Meise und warf einen schiefen, neugierigen Blick in die gähnende Finsternis der Stube.

Aſſa zog die Luft in sich und hob schweigend den Zeigefinger in die Höhe. Marks Fingerchen folgte.

Die Meise kratzte mit dem nadelspitzigen Schnäblein unter dem Flügel, nieste stark, wahrscheinlich vom Staube der Asche und verschwand.

„Wir wollen sie fangen,“ schlug Aſſa vor, und die beiden fingen an zu laufen.

Mark aber blieb vor der Tür stehen. Er hatte plötzlich keine Lust mehr, die Meise zu fangen. Er kehrte zu seinem früheren Platz zurück und legte sich auf dem bunten Teppich nieder. Eine Stille trat ein.

Das Heimchen zirpte hinter den Wasserkrügen. Der große Kater kroch unter dem Mehlfaß heraus, wo er ewig nach Mäusen jagte, kam zum Mark, der auf dem Rücken lag, und fing an, mit der Spitze seines weichen Schwanzes dem Kleinen den Staub von der Nase zu fegen. Mark streckte die Hand aus, um den Kater in den Schwanz zu kneifen, die Hand aber fiel schlaff und matt auf den Teppich neben ihm. Seine schwarzen, blanken Augen wurden trübe. Er wendete sich träge mit dem Gesicht zur Wand.

In dieser Nacht schlief Mark unruhig. Am andern Tage blieb er im Bette, und gegen Abend lag Aſſa neben ihm.

Eine Pockenepidemie brach im Dorfe aus.

Aſſa und Mark waren wie mit einer dichten Schicht von weißem Mohn bedeckt.

Die weißen Körnchen wurden größer und breiteten sich flach über die ganze Haut. Nach vier Wochen fielen die Augenlider ein. Drei quälende Tage und drei schlaflose Nächte wartete Mariamna am Lager ihrer Kleinen mit eisiger Furcht in der Brust, daß sie die Augen aufmachen möchten. Als aber am vierten Tage die Augenlider sich bewegten und zurückschlugen, erschütterte ein fürchterliches, unmenschliches Aufschreien die Eichenbalken der Stube.

Die Nachbarn, Bäuerinnen und Bauern drangen auf dieses Geschrei herein in die Stube und fanden Mariamna besinnungslos auf dem Boden ausgestreckt. Ihre Finger waren tief in das schwarze, zerzauste Haar gekrampft. Das Hemd auf der blutigen Brust war zerfetzt. In den Gesichtern der Knaben, dort wo früher vier Augen voll Leben und Heiterkeit leuchteten, gähnten jetzt vier Höhlungen, leblos, kalt und weiß wie der frische Alabaster. Mariamna wurde hinaus auf die Außentreppe getragen, und als sie wieder zur Besinnung kam, da hob sie ihre Hände zum Himmel empor:

„Die Augen! gib ihnen die Augen!“

„Meinen unschuldigen Kleinen!“

Der Himmel, der blaue, klare Himmel schwieg.

„Gib, hörst du!“ klagte sie laut, hob einen Stein und schleuderte ihn mit aller Kraft in die Luft.

Der schwere Stein erreichte kaum die nächsten Aeste des Maulbeerbaumes, der vor dem Hausflur stand, fiel hinab und schlug in die Lache auf dem Hofe.

„A — a! Willst Du sie nicht wiedergeben? Willst Du sie nicht wiedergeben? Dann will ich selber sie holen!“

Und den Verstand verlierend, stürzte die Mutter zum sechzig Fuß tiefen Abgrunde hinter dem Bienengarten, hier aber umarmte sie rechtzeitig ihr Mann Ogan und führte sie in die Hütte.

Dort beim Anblick der Kinder riß sich Mariamna das Tuch vom Kopfe, zerriß ihr Archalutsch*), zerkratzte sich mit den Nägeln die Brust und das Gesicht, und ihre dichten weißen Zähne knirschten dabei so wild, so fürchterlich, daß ein kaltes Schaudern alle um sie Versammelten durchdrang. Ogan

*) Oberkleid der Männer und Frauen.

Digitized by Google

fürchtete für den Verstand seiner Frau. Er bat die Nachbarn, den Pfarrer zu rufen, damit der sie ein wenig beruhige und tröste.

Der Herr Pfarrer kam und fing an, sie zu trösten. Er sagte, es sei eine Kleinigkeit. Gott der Herr, der Barmherzige, strafe seine treuen Knechte noch viel strenger, und er erzählte von dem treuen Knechte Hiob aus dem Lande Uz, wie der alle seine Kamele, Rinder und Eselinnen verloren und doch nicht aufhörte, den Allerhöchsten zu preisen, und sogar, „als ein großer Wind von der Wüste herkam und stieß auf die vier Ecken des Hauses und warf's auf seine Kinder und tötete sie, stand Hiob auf, und zerriß sein Kleid, und raufte sein Haupt und fiel auf die Erde und sprach". . .

Was Hiob sprach, erfuhren die Anwesenden nicht. Mariamna sprang auf, riß einen Feuerbrand aus dem Kamin und wollte das Haus anzünden.

Die Verwandten dankten herzlich dem Pfarrer und beredeten untereinander, daß es notwendig sei, Mariamna für einige Zeit von ihren Kindern zu entfernen. Sie wurde zu ihrer Mutter gebracht, und ihre jüngste Schwester blieb bei den Kranken.

Lange ertrug Mariamna die Trennung von ihren Kleinen nicht. Schon am fünften Tage überschritt sie wieder die Schwelle ihrer Stube, gealtert, abgemagert, mit stumpfer Ergebenheit in den erloschenen Augen.

Sie rief die Kinder an, die Blinden aber bewegten sich kaum im Bett. Sie erkannten die Stimme ihrer lieben Mutter nicht; sie hörten sie an wie eine ganz fremde.

Sie liebkoste die Kinder, die aber blieben gleichgültig und teilnahmlos gegen ihre Liebkosungen; sie sahen die Mutter nicht.

Die fürchterliche, undurchdringliche Finsternis hatte sie beide vollständig verwirrt.

Wenn Mariamna ihren Mund mit dem Löffel berührte oder mit einem Stück Brot, so bewegten sie die Lippen und Backen und verschluckten die Brühe und das Brot unbewußt, unwillkürlich wie zwei blindgeborene Hündlein.

Die Epidemie war vorüber.

Sie hinterließ eine lange Reihe von frischen, kleinen Hügelchen auf dem Kirchhof und einen Haufen Kinder mit zerrissenen Gesichtern, die jetzt schon wieder sorglos auf der Straße spielten und mit den nackten Fersen den Schmutz bearbeiteten.

Nur die zwei Brüderchen, Assa und Mark, saßen in der dunklen Ecke der Stube und wendeten hilflos und fragend die Köpfe mit den toten alabasterweißen Höhlungen, als ob sie fragen wollten: Wann wird endlich die schwarze Nacht vorbei sein? Wann kommt der weiße Tag? Aber die Wochen vergingen, die Monate, und ringsum herrschte eine und dieselbe kalte, endlose Finsternis.

Eine unbestimmte Unruhe packte die beiden Kleinen. Sie schrumpften zusammen, schmiegten sich furchtsam aneinander wie gefangene wilde Tiere des Waldes und wichen immer weiter, immer tiefer zurück in die dunkle Ecke der Stube.

Sie meinten, die Leute, deren Stimmen und Schritte sie so nah hörten, während sie selber ihnen unsichtbar blieben, die bösen Leute hätten sie beide in die tiefe, schwarze Wolfsgrube geworfen, mit der ihnen die Mutter so oft gedroht hatte, wenn sie ungehorsam waren, und hätten sie mit einem undurchsichtigen Dache ohne Fenster zugedeckt.

Sie fürchteten sich vor jedermann, der ihnen nahe kam, und wollten schon weinen, wenn jemand sie anredete.

Weder die Liebkosungen und Zärtlichkeiten der Mutter noch die Ermunterungen des Vaters waren imstande, diese Furcht aus den jungen, weichen Seelen zu vertreiben.

Einmal nahm Mariamna behutsam Marks zottigen Kopf in beide Hände und bettete ihn auf ihre Knie, auf die warmen, weichen Knie, auf denen Mark früher so gern geschlummert. Der Kleine verzerrte voll Angst sein Gesicht, tastete unruhig nach etwas in der Luft, erhaschte das Rockzipfelchen seines Bruders, hielt es fest, erhob den Kopf, preßte sich an Assa, und beide wichen wieder zurück in ihre dunkle Ecke. Wenn aber Ogan im Felde arbeitete und Mariamna die Tür der Hütte schloß und mit den Wasserkrügen in die Schlucht zur Quelle hinabstieg, dann erwachte in der stillen, lautlosen Stube ein seltsames Leben.

In der Sicherheit des Alleinseins krochen Assa und Mark vorsichtig und langsam aus dem dunklen Winkel hervor wie zwei Gespenster und wanderten in ihrem finsteren, bodenlosen Loche umher.

Der Fuß, der in die Höhe gehoben ward, pendelte hilflos im Raum und wußte nicht, wo er sich niedersetzen sollte. Assa und Mark konnten nicht Vorwärts von Rückwärts unterscheiden, sie verloren das Gleichgewicht, fielen nieder und krochen auf allen Vieren, Hand in Hand. Alle Gegenstände und ihre Formen riefen in den beiden Verwunderung hervor, alles war ihnen neu und unbekannt.

Einst begegneten sie etwas Rundem und Stehendem, faßten es mit den Händen und richteten sich auf. Das war der mächtige, unbehauene, eichene Pfeiler, der in der Mitte der Stube stand und das ganze Dach mit seinen schweren Balken stützte.

Die Kinder wurden nachdenklich. Hier war der Lieblingsplatz für ihre lustigen Spiele gewesen. Um diesen Pfeiler liefen sie so gern und haschten einander. Diesen Stamm umarmten sie mit beiden Händen, warfen den ganzen Körper mit dem Kopfe weit zurück und betrachteten in der Höhe die rußschwarzen Balken.

Und jetzt standen sie beide hier, bemüht, sich an etwas zu erinnern.

Der erste Strahl des Bewußtseins blitzte auf. In dem ungewöhnten Gehirn entstand eine tiefe, mühsame Gedankenarbeit, die ihren jungen Jahren nicht entsprach.

Abseits von diesem Pfeiler stand der hohe, glatte Mehlspeicher . . . ja, es war der Mehlspeicher; dort weit in der feuchten Ecke waren die Wasserkrüge; noch ein bißchen weiter hin — die schmale Truhe, die Säcke mit dem Korn.

Assa und Mark wurde es allmählich klar, daß sie sich in ihrer bekannten Stube befanden, und daß niemand sie in die schwarze Grube geworfen hatte. Sie fingen nach und nach an, die fürchterliche, wahre Ursache der unendlichen Finsternis zu begreifen, die sie umhüllte. Und je mehr sie diese Ursache sich klar machten, je mehr sie die Hoffnungslosigkeit ihrer Lage begriffen, desto finsterer wurden ihre verstümmelten, entstellten und zerrissenen Gesichter.

Wer sie sah, der schauderte beim Anblick dieser Gesichter, die von einem grundlosen Meer von Trauer und trostlosem Kummer bedeckt waren — vor der tiefen Falte zwischen den ausgefallenen Augenbrauen, vor der unheimlichen Kälte der gähnenden, alabasterweißen Vertiefungen. Man ward verlegen, wußte nicht recht, sollte man sie als kleine Kinder behandeln oder als Geschöpfe, die schon alles Unheil erlitten und alle Bitterkeit und Sorge des irdischen Daseins gekostet hätten.

Oft, wenn der nasse Herbstwind im Kamin heulte, und die geisterhaften Schatten von der roten, flackernden Flamme der Naphthalampe beleuchtet, auf den Wänden tanzten, wendeten Ogan und Mariamna ihre Köpfe mit Herzbeben dorthin, wo die beiden Kinder saßen und sich krampfhaft gegenseitig an den Händen hielten, und sie wußten nicht, waren dies ihre geliebten Kinder Assa und Mark, oder waren es fremde und entfremdete Geschöpfe?

Ja, es waren nicht mehr Assa und Mark mit den schwarzen Augen voll Feuer und Leben; es waren nicht mehr Assa und Mark, die unaufhörlich um den dicken Pfeiler liefen und zwitscherten wie zwei Frühlingsschwalben, sondern zwei rätselhafte Geschöpfe aus jener ewigen, uferlosen Finsternis, die für die Lebenden immer wie ein schwarzer, unzugänglicher, geheimnisvoller Ozean bleiben wird. Sie waren nicht aus jener Finsternis, die jeder Sehende so leicht erzeugt, wenn er seine Augen für eine Sekunde vor dem Sonnenstrahl schützt, sondern aus der Finsternis, in die nur jene geraten, in deren Brust die Hoffnung verdorrt ist, irgendwann zurückzukehren in das Reich des weißen Strahles, in das Reich des blendenden Blitzes, das Reich des Regenbogens und des blauläschelnden Azurhimmels.

Und dann entfiel die Arbeit Mariammas Fingern, und Ogans Rücken beugte sich noch mehr zur Erde nieder, als ob auf ihm das Dach der Hütte drückte mit seiner massigen Schwere.

Digitized by Google

Jedesmal, sobald Assa und Mark allein blieben, wiederholten sie mit vorgestreckten Händen ihre Wanderungen im Zimmer.

Es schien, als ob all ihre Empfänglichkeit und Feinfühligkeit sich ohne Rest in den Spitzen der Finger gesammelt hätte. Diese Finger streiften spähsüchtig und nachdenklich alle Gegenstände, und die entferntesten Eckchen und kleinsten Spalten entgingen ihnen nicht. Sie belauschten aufmerksam das scharfe Piepen der Mäuse unter dem Speicher, das rastlose Zirpen des Heimchens, und wenn es schwieg, fiel der Finger Assas oder Marks wie ein Schatten auf den Rücken des Tierchens. Einmal geriet Mark in die beleuchtete Stelle unter dem Dachfenster. Er hob schnell seine Hand, legte sie auf den Kopf und suchte dort etwas Unbekanntes — die Strahlen der Sonne, die schräg in das dunkle Zimmer drangen. Nach diesem Erlebnis standen Assa und Mark einigemal nachdenklich unter dem Fenster, kneteten zwischen den Fingern die warmen Sonnenstrahlen und bemühten sich, etwas in die Erinnerung zurückzurufen aus der fernen, verschwommenen Vergangenheit.

Es war im Monat August. Unter den segensvollen, heißen Strahlen der kaukasischen Sonne wurden die Trauben saftig und dunkel und lockten die bunten Scharen der Elstern heran. In den Weinbergen begannen die Gewehre zu knallen. Die Gärtner erschossen die unberufenen Besucher und hängten sie an den Pfählen auf, als Mahnung für die Lebenden. Ogan hatte seine Flinte geputzt und geölt und suchte lange die Pulverdose auf dem Zimmerfries und fand sie nicht. Dann suchte Marianna, auch sie konnte sie nicht finden.

In der dunklen Ecke bewegte sich etwas. Assa ging mit gemessenen Schritten zu den Kornsäcken, die an die Wand gelehnt standen, kletterte auf die Säcke, streckte sich auf den Zehenspitzen, zog die gelbe Pulverdose aus dem Haufen von Flaschen und kupfernen Tellern hervor und reichte sie dem Vater.

Da standen Mann und Frau da mit weit aufgerissenen Augen, bewegungslos, lautlos.

Dann zog Ogan seine Frau am Aermel, und als sie beide draußen waren, sagte er flüsternd zu ihr:

„Laß sie frei, Mutter, schließe sie nicht ein, der Engel Gottes ist mit ihnen."

Nach langen, langen Monaten der Einsperrung kamen Assa und Mark endlich hinaus in den Hof.

Hier fing dieselbe mühsame Arbeit an, die Arbeit des Hineinsaugens der unsichtbaren Umgebung in die geheimnisvolle schwarze Welt.

Von den Leuten, von den Tieren, von allen toten Gegenständen, die auf ihrem Wege standen, strömte ein unsichtbares Atmen, ein Fluidum aus, drang durch unbegreifliche und für die Sehenden unverständliche Wege in ihre Seelen und verkündete ihre Nähe und Anwesenheit.

Sie ahnten, ob vor ihnen, zwanzig Schritte fern, eine Mauer stand oder die blauende, endlose Weite der Muganſteppe da unten, hinter den Terrassen der grünen Hügel; sie ahnten, ob sich der freie Himmel über ihrem Kopfe wölbte oder die hängenden Aeste des weißen Maulbeerbaums.

Manchmal entfernten sie sich von einander, standen bald am Rande des Absturzes, hinter dem Bienengarten, bald unter dem Heuschober, der wie eine riesige Lammfellmütze auf vier Pfählen da lag, bald unter dem Feigenbaume an der Hecke und riefen sich zu und paßten aufmerksam auf die feinsten Aenderungen der Stimme.

Nach einiger Zeit konnten sie ohne Mühe und sicher, nur der Stimme der Mutter nach, sagen, wo sie sich befand: am Absturz, auf dem Stalldache oder unter dem Heuschober.

Oft stiegen sie mit der Mutter in die Schlucht hinab zur Quelle. Hier, während Marianna mit den Wasserkrügen wartete, bis die Reihe an sie kam, saßen Assa und Mark auf einem Felsvorsprung der über dem Wasser hing, und hörten schweigend und nachdenklich dem unaufhörlichen Gemurmel der Menschenmenge am Quell zu, horchten auf das schwere Atmen der Büffel, die sich schnaufend im Schlamm wälzten und darin ihre braune, von der Sonne glühend gewordene Haut abkühlten, horchten auf das Getöse des schäumenden Wildbachs, welcher über die schlüpfrigen Steine in den schwarzen Abgrund sauste. Eine tiefe Anstrengung und Spannung zeigte sich auf ihren finsteren Gesichtern. Sie kehrten in Gedanken zurück zu der heiteren, farbigen Vergangenheit, zogen etwas aus der Erinnerung hervor, etwas Umfangreiches, Schweres; der dünne Faden der Erinnerung aber brach, und das Ersehnte versank wieder in die Finsternis.

Im Sommer sammelte sich meistens eine große Menge Frauen mit Wasserkrügen um die Quelle. Und weil jede lange warten mußte, bis die Reihe an sie kam, verloren sie die Geduld, fingen laut an zu schreien, zu schelten und zerschlugen sich gegenseitig die Krüge.

Einmal, als die Stimmen wieder laut wurden und einige Frauen Steine vom Boden aufhoben, um die unschuldigen Wasserkrüge zu zerschlagen, verstummte plötzlich alles, und die Blicke wendeten sich auf den Felsen, wo die beiden Blinden saßen.

Assa und Mark hatten die Köpfe in den Nacken geworfen und suchten etwas in der Luft.

Die Menge sah zum Himmel auf.

Ueber den Köpfen der Blinden, in der Höhe, flogen zwei schwarze Geier am tiefblauen Himmel, übergossen von blendenden Sonnenstrahlen. Die Vögel machten enge, regelmäßige Kreise, und jedesmal, wenn ihre Schatten mit breit auseinander geworfenen Flügeln die entstellten Kindergesichter mit den leblos erstarrten, weißen Augen streiften, fuhren die beiden Brüder zusammen, als ob etwas Lebendiges und Kaltes über ihre Körper schliche.

Eine feierliche Stille ward am Wasser. Die aufgehobenen Steine fielen aus den Händen der Frauen. Manche bekreuzten sich. Einige flüsterten das „Vater Unser". Tränen stürzten aus Mariamnas Augen; sie vergaß den Krug unter dem Wasserstrahl, stieg schnell zum Felsen hinauf, packte die Kinder und ging mit ihnen heim. Diese Nacht, als das ganze Dorf längst ruhte, im tiefen Schlaf nach dem schweren Sommertage, brannte noch lange in Ogans Hütte die Oellampe.

„Frau," wiederholte oft Ogan und hob die Augen jedesmal zu der verräucherten Zimmerdecke, „Frau, der Gottesengel ist mit ihnen. Wenn er ihnen die Himmelsvögel zeigt, so kann er sie auch lehren, mir bei meiner schweren, sauren Arbeit zu helfen."

Mariamna hörte die Worte ihres Mannes mit stumpfer Ergebenheit im trüben Blicke, ohne jedoch den Kopf in die Höhe zu richten. Von nun an nahm Ogan die Knaben überall mit hin, und seine Hoffnung und Zuversicht auf den Gottesengel schien in Erfüllung zu gehen. Die Jahre entschwanden, und die beiden Brüder gewöhnten sich, wie unbemerkt herangeschlichen, an die Arbeit des Vaters. Und je mehr sie heranwuchsen, je stärker sie wurden, desto mehr fühlte Ogan, daß er nicht allein sei, daß er einen Beistand hätte. Assa und Mark halfen dem Vater, den Stall reinigen. Sie trieben mit ihm die Büffel zum Wasser, und wenn die Reihe an sie kam, ergriffen sie tapfer und sicher aus der zahlreichen Büffelherde die Hörner ihrer eigenen Büffel und zogen sie zur Quelle. Sie halfen dem Vater im Felde, und wenn Ogan allein eine halbe Stunde brauchte, um den Wagen mit Garben zu beladen, so tat er mit seinen Söhnen dasselbe in zehn Minuten.

Ogan blieb nicht mehr in der Arbeit hinter seinen Nachbarn zurück. Sein Heu ward rechtzeitig in den Heuschobern aufgestapelt; sein Getreide lag nicht unter dem Regen auf dem Felde. Assa und Mark arbeiteten mit Hingebung. War es das Bedürfnis des gesunden Körpers, oder fanden sie Vergessenheit in der Arbeit? Niemand konnte auf diese Fragen eine Antwort geben, denn die Blinden sprachen ungern mit den Sehenden, und noch weniger teilten sie ihnen ihre Gedanken mit.

Ihr banges Schweigen und die finstere Kälte der trostlosen Gesichter bedrückten die Umgebung. Sobald sie sich auf der Straße zeigten, verstummte das heitere Geschrei der spielenden Kinder, wie das Zwitschern der Sperlinge im Gebüsch beim Erscheinen der Falken. Die Kinder warfen furchtsame Blicke auf die zwei sonderbaren Gesichter mit den weißen, unbeweglichen Augen, wichen zurück, und erst, wenn sie um die Ecke verschwanden, setzten sie ihre Spiele in einer anderen Straße fort. Indessen ließen sich Assa und Mark, Hand in

Digitized by Google

Hand, auf der Erdaufschüttung am Tor nieder, und die Augen starr vor sich auf den Boden gerichtet, versanken sie in die geheimnisvollen Gedanken der Schweigsamen.

Manchmal näherte sich ihnen ein gutherziger Nachbar und redete sie an; dann hoben sie ihre Köpfe, nahmen seine Hände in die ihrigen, hörten aufmerksam seine Rede und durchbohrten sein Gesicht mit ihren alabasterweißen Augenhöhlen. Nach fünf, nach zehn Worten aber ward es dem Sprechenden schwer in der Brust. Er kam in Verwirrung, wurde verlegen, verlor die Worte, zog langsam seine Hand aus den Händen der Blinden und entfernte sich von ihnen mit unhörbaren Schritten.

Danach drängten sich die Unzertrennlichen noch näher aneinander.

Die Rechte Assas lag immer in der breiten, starken Hand des Jüngeren; und Mark ließ diese Hand nie aus der seinen, weder am Tage, noch bei Nacht, weder im Wachen, noch im Schlafen. Es schien, als ob das gleiche Herz, die gleiche Seele in diesen zwei Geschöpfen lebte. Ihr furchtbares, unfaßbares Elend hatte sie beide in ein Untrennbares zusammen geschmolzen, wie die Hitze des Schmiedeofens zwei Eisenstücke zusammenschweißt, daß man nicht mehr zeigen kann, wo das eine endet, und wo das andere beginnt.

Assa war von hohem Wuchse, geschmeidig, schmal über den Hüften, von leichtem Gang. Kastanienbraune Haare deckten die Schläfen mit geraden, weichen Strähnen. Sein Schritt war unentschlossen und vorsichtig, als ob unter seinen Füßen etwas Zartes und Teueres läge, das er zu zerbrechen fürchtete. Wer ihn vom Rücken sah, hoffte, wenn er den Kopf drehte, ein schönes Gesicht zu erblicken. Die buschige Braue über dem rechten Auge war die einzige Stelle auf dem ganzen Gesicht, die nicht von der Krankheit entstellt war.

Mark war von kleinem Wuchs, knochig, breitschultrig, mit starken Muskeln. Seine Bewegungen waren plump, wie die eines Bären, der auf den Hinterbeinen steht. Der Kopf war mit einem schwarzen, dichten Pelz von lockigem Haar bedeckt. Ueber den weißen Augen standen anstatt der Brauen hier und da einzelne harte, borstige Haare.

Dank seiner körperlichen Ueberlegenheit, oder aus irgend welchen andern unbekannten Ursachen spielte Mark neben seinem älteren Bruder die Rolle des Beschützers. Er war bereit, für ihn mit dem schrecklichsten Feinde in Kampf zu treten.

Wenn das Vieh ihnen entgegenlief und die Hufe rings um sie aufschlugen, trat Mark hervor und bot seine gewölbte Brust dem Bruder wie einen Schild.

Wenn vor ihnen ein Wagen knarrte, schob Mark den Bruder auf die Seite des Weges.

Beim Ansteigen des engen Fußpfades, entlang dem Abgrund, ging Mark immer auf der gefährlichen Seite und zwang den Bruder auf der anderen zu gehen. Einmal kamen sie von der Tenne zurück nach Hause. Ein großer, zottiger Hund sprang plötzlich auf Assa und zerriß ihm den Archaluch. Assa stieß einen unwillkürlichen Schrei aus.

Mark brüllte wie ein verwundeter Bär, sprang auf den Hund zu, packte ihn mit seinen eisernen Fingern an der Gurgel. Die beiden wälzten sich auf der Erde in einem lebendigen Knäuel. Auf das Hilfegeschrei Assas eilten die Bauern herbei. Mark war aufgestanden, und die Leiche des Hundes blieb im Wegstaub liegen. Aus dem Rachen und den schwarzen Nasenlöchern des Hundes triefte das rote, warme Blut.

Mark faßte eilig die Hand seines Bruders. Furchtbar war es, ihn zu sehen. Sein Gesicht war von tobendem Zorn entstellt. Seine Zähne schlugen aufeinander wie bei einem wütenden Wolf; in den gähnenden, alabasternen Augenhöhlen blitzte ein phosphorartiges Licht. Seine gebissenen Finger bluteten, aber Mark fühlte keinen Schmerz, nichts außer der Nähe seines Bruders und der Bereitwilligkeit, ihn zu verteidigen.

Die erschrockenen Bauern wichen vor Mark zurück.

Wie nahe sie einander standen, so fern waren sie von der ganzen sehenden Welt.

Ein unwegsamer, unheimlicher Abgrund lag zwischen ihnen und der Außenwelt, und selbst alle Bemühungen Mariamnas, in ihnen die kleinste Innigkeit hervorzurufen, begegneten kalter Abwehr. Sie wollten keine Annäherung. Sie wichen dem Lachen und der Heiterkeit aus, und in der Tiefe ihrer Seelen verklagten sie alle ihres fürchterlichen Schicksals.

Wenn die Lerche schwieg und die Nachtigall nicht mehr jauchzte im Platanenhain, wenn das dürre Laub unter den Füßen wie die Knochen der Toten krachte, wenn die nassen, grauen Nebel die Täler und Berge kleideten und die traurigen, bleiernen Wolken den Himmel überzogen, und wenn endlich die Erde ihre weiße Winterdecke um sich hüllte und in Ruhe und Schlaf versank, dann empfanden auch Assa und Mark Ruhe und Stille in ihren dunklen Herzen. Sie waren zufrieden mit dem Schlaf und mit der Unbeweglichkeit der Umgebung: alles befand sich in Harmonie, nichts störte den Ozean ihres Schweigens.

Nun aber wachte die Erde auf . . . . .

Die Hügel reckten ihre Köpfe mit den grünen Sammetmützen aus dem Schnee hervor, in der Luft ist Frühling, ist Wärme. Trübe Bäche durchrollen die steilen Straßen des Dorfes, reißen all den im Laufe des Winters aufgehäuften Unrat mit und werfen ihn in die tiefen Klüfte und weiter hinaus auf die Steppe.

Wieder begrüßen die silbernen Triller der Lerche freudig die Morgenröte. Die Stimmen der Menschen bekommen eine liebkosende Zärtlichkeit; sogar die Frauen am Wasser schreien nicht so laut und schimpfen nicht mehr. Wie ein stürmisches Meer braust und jauchzt das Leben ringsum, aber seine Wellen, sein Schaum und sein Rausch scheuchen die Blinden in sich zurück. Diese sonderbaren, fremden Stimmen, dieses rastlose Chaos machte Assa und Mark bange. In solchen Zeiten zeigten sie sich seltener auf der Straße, gingen seltener zur Quelle, öfter aber saßen sie in ihrer dunklen Ecke der Hütte, oder unbemerkt von der Mutter stiegen sie in die schwarze Enge der Felsen hinab, wohin kein Sonnenstrahl reichte, wo keine Nachtigall schluchzte, wo keine Rose blühte.

Wie zwei Mondsüchtige, Hand in Hand, bewegten sie sich mit abgemessenen, vorsichtigen Schritten auf dem schmalen Pfade, der sich zwischen den Felsblöcken wie ein Band verwickelte, und oft kehrten sie spät erst in der Dunkelheit nach Hause zurück.

Solche Wanderungen verursachten der armen Mariamna viel Furcht und Besorgnis für das Leben ihrer unglücklichen Kinder. Sie stand auf dem flachen Dache der Hütte, den Blick ins Tal gerichtet und wartete angstvoll, bis sich auf dem grauen, geschlängelten Pfade zwei dunkle Punkte zeigen würden. Kein Flehen, keine Warnungen der Mutter waren imstande, sie von solchen Wanderungen zurückzuhalten. Eine unsichtbare, böse Kraft trieb sie fort aus dem lärmenden Leben.

„Meine Lieben, meine Herzenskinder, warum kommt ihr so spät? Kommt, wenn es noch hell ist. Seht, wie dunkel ist's schon," begegnete ihnen die Mutter immer mit tränenvoller Stimme.

„Uns ist's am Mittage nicht heller," gaben sie kalt und trocken zur Antwort.

„Gib uns einen Strahl, dann wollen wir am hellen Tage zurückkommen." Und sie verschwanden wieder in ihrer dunklen Ecke.

Seit lange war kein heiteres Gespräch in der Hütte Ogans zu hören. Das Lachen erstarb auf den Lippen, all denen, die die Schwelle überschritten. Ogan und Mariamna hätten ihr Leben gegeben, um nur ein leichtes Lächeln auf den Gesichtern ihrer Kinder zu erblicken.

Genf. Iwan Akunjan-Frapan.

(Schluß folgt.)

Leo Sternberg: Küsten. Verlag F. R. Lattmann. Berlin-Goslar-Leipzig.

Zweihundertundvierzig Seiten Lyrik — und wenn man sie gelesen hat, ist man nicht ermattet. Schon das ist ein gutes Zeichen; ist Beweis, daß man es weder mit müden Resignationen, noch mit brünstigen Sehnsuchtsschreien zu tun hat; daß gesunde Lyrik in dem Buche steht.

Und so ist es auch! Es wohnt Zucht darin, das heißt Kultur.

Digitized by Google

Nicht alles freilich ist gleichmäßig schön, oft scheint der Gedanke erst mühsam sich Form und Hans gesucht zu haben, ehe er sich präsentierte, die Wortneubildungen muten manchmal originalsüchtig an; nicht immer sind Anklänge vermieden, an Dehmel wird man gemahnt, sehr oft an Goethe. Des wirklich Eigenen aber, das schauend ist und tief, freut man sich dennoch auf jeder Seite.

Die Gedichte sind in zehn Abteilungen geordnet. „Der Träumer" heißt die erste. Schon gleich hier fällt uns das ruhig Mitziehende des Rhythmus auf, der fast allen Versen Leo Sternbergs eigentümlich ist. Selten greift er zu kraftgenialischen Kurzzeilen. Ein nachdenkliches Ringen nach Klarheit spricht sich aus.

„Ich sehe alles nur
Wie Blatt und Gras und Stein und Luft
Die Welt erfassen."

Er fühlt sich gebunden im Elementaren, nicht fähig von der „Träumerbrücke" zu lassen, „hart genug zu werden zu eignem Glücke".

Es folgen „Schicksale". Balladenartiges ist darunter, das liebenswürdige Gedicht „Safa'a" und das heldische von der „Schlacht bei Hastings".

„Safa'a schirrt sein Roß.
Das soll mir anders werden!
Ihr grabt mir keine Töchter mehr
Lebendig in die Erden." — —

Er befreit mit der Lanze dreihundert Mädchen, die wie ein Trupp Gazellen um ihn herum trippeln, und er schenkt die dreihundert seinem verträumten Enkel, dem Dichter, damit sie ihn zur echten Poesie begeistern:

„Wo lebt ein Dichter, sag mir?
Man merkt: die Frauen fehlen;
Nun hört von nichts als Weidgrund,
Gebalg und Jagdkamelen . . . .
Der Vater wird sie hegen,
Der Jüngling wird sie werben,
Und kein Arabermädchen muß
Verächtlich mehr verderben."

Wuchtigen Gang geht der Sang von Hastings, von Taillefer:

„Schon blinkt von den Dünen von Sussex her
König Harolds goldener Drache,
Palisaden starren von Axt und Speer;
Normannen! Die Schilde zum Dache."

„Tote Ordnung" wieder schildert in grauen, dumpfen Farben ein Haus des Alltags, in dem es Fastsein heißt, wenn man nachdenkt; in dem Sopha und Teppich mit Schutzhüllen verhängt sind — wie die Seelen, die sich vor dem Sonnenschein vergraben.

In der Abteilung „Die Kleinen" finden sich wirklich kindliche Kindergedichte.

„Knopfstiefel? Och! So wollt' ich keine!
Das paßt doch garnicht für Bubenbeine;
Du kaufst mir immer lauter Sachen,
Daß alle Jungens über mich lachen."

Besonders wohltuend ist die scharfsichtige und durchaus ehrliche Art mit der der Dichter die Natur beobachtet. Im „Frühling" steht folgendes Gedicht:

„Braune Schollen, badend im Schein;
Eisschalen ränkern den Bachlauf ein.
Weidenknorren mit Rutenköpfen
Rücken zum Trieb, Trank zu schöpfen;
Ackernd schreiten durch Furchenstrecken
Raben. Blanglanz auf den Decken;
Alle die Wiesenlachen die blanken
Spiegeln himmeltief Höhengedanken.
Und das Holzkreuz mitten im Feld
Spannt seine Arme von Welt zu Welt."

Als ein Beweis für des Dichters Goethe-Gewöhnung zwei Zeilen:

„Ein Parvan, von solcher Liebesschwäche,
Daß Aetzgeruch ihm schon das Herz auflöste . . ."

Von den Liebesliedern sind die anscheinend reifsten und wärmsten die aus den Rubriken „Die Andere" und „Aus schwerer Zeit". Subjektivstes Erleben und doch auf die Höhe der Allgemeinheit getragen. Man hat hier nicht das Gefühl, das einen bei moderner Lyrik so oft beschleicht, unberechtigter Zuschauer privater Intimitäten zu sein.

„Aus Sehnsucht grausam, will ich deine Qual,
Erproben will ich dich an deinen Schmerzen,
Ich will die Inbrunst wunder Herzen.
Schluchzend geküßt sein auf mein Wundenmal."

Es ist etwas Klassisches auch in seiner Leidenschaft. Und er hat recht, wenn er meint, das Bild der Geliebten erscheine ihm ständig so, wie er es einst als Spiegelbild im Wasser sah, — umrahmt vom Brückentor und von der ganzen Pappellandschaft. Immer gibt er den Wirklichkeiten der Liebe als Rahmen hinzu ein Traumbild der Welt.

Anselm Heine.

The Russo-Japanese Conflict by K. Asakawa, Boston & New-York 1904, Houghton, Mifflin & Co.

Bei der Besprechung der wirtschaftlichen Ursachen und der historischen Entwicklung des russisch-japanischen Konflikts ist von uns in der „Nation" (Nr. 37, Jahrgang XXI und Nr. 1, Jahrgang XXII) auf zwei Aufsätze bezug genommen worden, die ein japanischer Schriftsteller, K. Asakawa, vor mehreren Monaten in der „Yale Review" veröffentlicht hatte. Diese Aufsätze sind kürzlich, in ihrem historischen Teile wesentlich erweitert, in Buchform herausgegeben worden und bilden eine wertvolle Bereicherung der seit Beginn des Krieges bereits recht umfangreich gewordenen Literatur über die mit jenem großen Völkerringen in Zusammenhang stehenden Fragen. Nicht mit Unrecht weist Frederick Wells Williams, der dem vorliegenden Buche ein Geleitwort auf den Weg gegeben hat, darauf hin, daß Asien in der gegenwärtigen Zeit den Beginn einer Renaissance zu erleben scheint, ähnlich derjenigen, die Europa im sechzehnten Jahrhundert von den Fesseln des Mittelalters befreite. Und wie damals das erst im Emporkommen begriffene seefahrende England die Uebermacht Spaniens vernichtete und so eine freiheitliche Entwicklung in Europa beschleunigte, hofft jetzt das neu in die Weltgeschichte eintretende seefahrende Japan durch Zurückdrängung der russischen Vorherrschaft einen gesunden Aufschwung in Asien herbeiführen zu können.

Der japanische Verfasser bemüht sich in seinem Werk, die Dinge ohne Voreingenommenheit darzustellen und auch dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Seine Ausführungen stützt er auf ein sorgfältig gesichtetes statistisches Material und auf amtliche Schriftstücke, die zu den verschiedenen Fragen zwischen den einzelnen Ländern gewechselt wurden. In dem Schlußkapitel betont er die von Japan gegebene Zusicherung, die Unabhängigkeit und territoriale Integrität des koreanischen Kaiserreichs allezeit unangetastet zu lassen. Um die von Japan für nötig befundenen Aenderungen in Korea durchzuführen, hält es freilich auch Asakawa unter Umständen für erforderlich, eine militärische Kontrolle wenigstens vorübergehend in diesem Lande einzuführen, um es selbst gegen seinen Willen reformieren zu können. Hoffentlich erinnert sich die japanische Regierung auch bei einer glücklichen Beendigung des gegenwärtigen Krieges an das unter dem 25. Februar 1904 vereinbarte japanisch-koreanische Abkommen und verfällt nicht in das an den Russen getadelte Vorgehen in der Mandschurei, das auf Ausschließung aller anderen Mächte gerichtet war. Erst dann, wenn Japan die Politik der „offenen Tür" in Ostasien in dem Falle nicht preisgibt, daß es als Sieger aus dem jetzigen Kampfe hervorgeht, wird es sich die Sympathien dauernd bewahren, die es sich wegen seiner unerwarteten nationalen Leistungsfähigkeit in so überraschend kurzer Zeit überall in der zivilisierten Welt errungen hat.

Die dem Buch beigegebenen zehn Illustrationen, welche die bei der Gestaltung der Dinge in Ostasien am meisten beteiligten Personen vorführen, sowie die gleichfalls beigefügte Orientierungskarte und das eingehende Sachregister erhöhen den Wert des anregend geschriebenen Buches.

R. Sch.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 31. Berlin, den 29. April 1905. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Der internationale Disput über Marokko nimmt seinen Fortgang. Aber während es noch vor acht Tagen den Anschein hatte, als ob die Ungeschicklichkeiten, die der französische Minister Delcassé in diesem Handel begangen hat, ihn stürzen würden, ist es den Ungeschicklichkeiten der deutschen offiziösen Presse glücklich gelungen, die Position Delcassés wieder völlig zu befestigen. Monsieur Delcassé sah sich vor acht Tagen veranlaßt, seine Demission einzureichen, da er weder in der französischen Kammer noch in der französischen Presse für sein Verhalten ernsthafte Fürsprecher fand. Heute dagegen ist der Tadel so gut wie verstummt, und selbst seine sozialistischen Gegner plaidieren für mildernde Umstände. Sogar die unbequeme Tatsache, daß das längere Verweilen der russischen Kriegsflotte in der zu den indochinesischen Besitzungen Frankreichs gehörenden Kamranh-Bucht sehr gerechtfertigte Beschwerden Japans hervorgerufen und dadurch dem französischen Minister des Auswärtigen weitere Schwierigkeiten bereitet hatte, gab dem Grafen Bülow in seinem diplomatischen Duell mit Monsieur Delcassé keine neue Chance. Die Partie steht heute für die deutsche Diplomatie weniger günstig als zu irgend einer Zeit seit dem Besuch des deutschen Kaisers in Tanger. Ob es gelingen wird, die seitens der deutschen Offiziösen mit der üblichen Ungeschicklichkeit in den Vordergrund geschobene Forderung einer internationalen Konferenz durchzusetzen, ist recht fraglich geworden.

In dieser deutsch-französischen Kontroverse ist übrigens noch die Rolle bemerkenswert, welche die sozialdemokratische Presse beider Länder gespielt hat. Mit großer Anerkennung hat man in der deutschen Presse, auch in der Regierungspresse, von der resoluten Kritik Notiz genommen, welche die französischen Sozialistenführer Jaurès, de Pressensé und andere an den diplomatischen Mißgriffen der französischen auswärtigen Politik geübt haben. Diese Offenheit die, wenn sie von deutschen Sozialisten an den Handlungen der deutschen auswärtigen Politik geübt wird, als kleiner Hochverrat gebrandmarkt zu werden pflegt, erschien den Anhängern des Grafen Bülow als ein höchst bemerkenswerter Ausfluß gesunden Menschenverstandes. In der Tat verdienen der Mut und die Besonnenheit Anerkennung, die in den parlamentarischen und publizistischen Aeußerungen der führenden Männer der französischen Sozialdemokratie zutage getreten sind. Aber man sollte meinen, daß das, was jenseits der Vogesen als Tugend gepriesen wird, nicht diesseits der Vogesen als Verbrechen gebrandmarkt werden dürfte.

In Wirklichkeit dient bei ausbrechenden internationalen Differenzen nichts mehr der Aufrechterhaltung des Friedens, als eine rückhaltlose Kritik der Presse an den Handlungen der eigenen Regierung. Leider gehört es ja zu den schlechten Gewohnheiten der sogenannten patriotischen Presse, bei derartigen Differenzen kritiklos die Handlungen der eigenen Regierung zu preisen und die der fremden Regierung herabzusetzen. Damit wird beiderseits Oel ins Feuer gegossen. Hielte es die „nationale" Presse mehr als bisher für ihre Aufgabe, die Aktion der eigenen Regierung unbefangen und die der fremden Regierung gerecht zu würdigen, so würde eine Hauptquelle dauernder internationaler Verstimmungen verstopft werden. Nicht ohne einen gewissen Stolz schreibt deshalb auch in einem Artikel der „Humanité" deren Leiter Jean Jaurès bei einer Besprechung der marokkanischen Angelegenheit:

„Les socialistes allemands dénonçaient surtout les fautes de la diplomatie allemande; les socialistes français dénonçaient surtout les fautes de la diplomatie française. Quand cet esprit prévaudra dans les relations internationales, la paix et le droit seront assurés."

Daß übrigens die ausländische Sozialdemokratie nicht immer Anlaß zu besonderer Genugtuung hat, wenn sie die grundsätzliche Politik ihrer deutschen Parteigenossen aufmerksam verfolgt, dafür kann der Osterparteitag der württembergischen Sozialdemokraten in Stuttgart zum Beleg dienen. Dort haben die „Genossen" nicht nur alle Zeit und Kraft der Verhandlungen auf die Bekämpfung der Deutschen Volkspartei vergeudet, sondern sie haben auch mit überwiegender Mehrheit eine Resolution votiert, die den schärfsten Kampf gegen diese ihnen am nächsten stehende bürgerliche Parteigruppe als Parole für die demnächstigen Landtagswahlen ausgibt. Man braucht diesen Beschluß nicht gerade zu überschätzen. Es war ja schon seit den letzten Stuttgarter Gemeindewahlen offenkundig, daß die württembergische Sozialdemokratie ganz unter dem Einfluß der Frau Klara Zetkin und anderer minder bekannter Parteifanatiker steht, denen Fraktionspolitik über Parteipolitik geht. Immerhin verrät es doch einen auffallenden Mangel an politischer Klugheit, daß man wegen kleinlicher Mandatsjägerei die Verantwortung für falsche Stichwahlen und damit für Stärkung der Reaktion im Landesparlament leichten Herzens übernimmt. Mit diesem Kabinettstück engherzigster Fraktionspolitik hat sich die Sozialdemokratie Württembergs derjenigen Bayerns würdig an die Seite gestellt, die gleichfalls lieber im Bunde mit der Reaktion Wahlgeschäfte machen, als eine freiheitliche Landespolitik fördern will. Da hat die belgische Sozialdemokratie doch einen ganz andern Weitblick bewiesen, als sie an demselben Osterfest in Brüssel für die Wahlen des nächsten Jahres temporäre Kartelle mit der liberalen Linken zuzulassen beschloß, um die klerikale Mehrheit der belgischen Kammer zu stürzen. In Brüssel beeinflußte van der Velde die sozialdemokratischen Verhandlungen, in Stuttgart gab ihnen die bittere Klara und Paul Singer aus Berlin das Gepräge.

Digitized by Google

Es ist schon öfter darauf hingewiesen, wie große Hoffnungen von konkurrierenden ausländischen Industrien auf die destruktive Wirkung der deutscherseits abgeschlossenen Handelsverträge gesetzt werden. Ein höchst charakteristischer neuer Beleg liegt jetzt vor in dem Prospekt eines demnächst ins Leben tretenden publizistischen Organs: „Der österreichische Export". Die Zeitschrift soll als Monatsbeilage zu der von dem bekannten Volkswirt Alexander Dorn herausgegebenen „Volkswirtschaftlichen Wochenschrift" erscheinen, in deutscher, französischer, englischer, italienischer und spanischer Sprache gleichzeitig publiziert und gratis in einer großen Auflage zur Verteilung gebracht werden. Die Herausgabe dieses den Interessen des österreichischen Exportes dienenden Organs ist in unmittelbaren Zusammenhang mit den Bülowschen Handelsverträgen gebracht, indem folgendes ausgeführt wird:

„Durch die so ungeheure und unnachgiebige Betonung des agrarischen Standpunktes war Deutschland nicht mehr in der Lage, den industrieschutzzöllnerischen Tendenzen seiner Konpaziszenten mit dem notwendigen Nachdruck zu begegnen. Wenn das schon Rußland gegenüber der Fall war, das ja unter einem moralischen Drucke stand, so kann das in noch viel höherem Grade von Oesterreich behauptet werden, welches durch die agrarischen Aspirationen Deutschlands zur heftigsten Gegenwehr aufgestachelt wurde. So ist es gekommen, daß die Niederlage, welche Oesterreich bei den Handelsvertragsverhandlungen mit Deutschland in agrarischer Beziehung immerhin erlitten hat, für seine industrielle inländische und für den Export arbeitende Industrie einen offenkundigen Sieg bedeutet. Oesterreich steht heute dort, wo Deutschland im Jahre 1892 gestanden hat, und wenn es im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts nicht erfolgreich genug mit Deutschland auf dem Weltmarkte konkurrieren konnte, so lag das nur zum Teile in dem hohen deutschen Industrieschutzzoll, zum anderen und vielleicht größeren Teile in der billigen Lebenshaltung, welche Deutschland seinen Arbeitermassen bieten konnte. Es hat von Rußland und Argentinien ungeheure Mengen von Körnerfrüchten, aus Amerika, Oesterreich-Ungarn und der Schweiz einen sehr großen Teil seines Fleischbedarfes zu billigen Preisen bei niedrigen Zöllen decken können. Diese Einfuhrquantitäten hatten nicht nur die Bedeutung, daß sie die Mengen der vorhandenen Nahrungsmittel vergrößerten, sondern sie drückten durch die Tatsache ihrer Existenz auf die Preise der im Inlande erzeugten Konsumartikel und trugen auf diese Weise direkt und indirekt zur Verbilligung der Lebenshaltung im allgemeinen wesentlich bei. Diese Konstellation wird sich unter der Herrschaft des neuen Vertrages gründlich ändern und hat für die österreichische Industrie deshalb die größte Bedeutung, weil sie gleichzeitig eine Ermäßigung eines sehr wichtigen Nahrungsmittels gerade der bedeutendsten Industriezentren — nämlich des Fleisches — mit sich bringen wird, während in Deutschland infolge der allgemeinen ganz unausweichlichen Verteuerung der Konsumartikel Lohnkämpfe an der Tagesordnung sein werden. Ebenso unausbleiblich sind aber die weiteren Folgen: Erhöhung der Produktionskosten und Schwächung der Konkurrenzfähigkeit. Man kann ruhig voraussetzen, daß die österreichischen Produzenten keine Mühe scheuen werden, um aus den gegebenen Verhältnissen die Konsequenzen zu ziehen."

Die Trennung von Kirche und Staat darf mit Annahme des neuformulierten Artikels IV der französischen Regierungsvorlage durch die Kammer nunmehr als gesichert gelten. In diesem Artikel waren die einschneidendsten Bestimmungen der ehemaligen Regierungsvorlage über Kultusvereine, Regelung der Vermögensfrage und Ueberleitung des Kirchengutes in den neuen Zustand nach vorheriger Verständigung zwischen den Regierungsparteien kurz zusammengezogen, während die minderwichtigen Paragraphen der Beratung nach den Osterferien vorbehalten blieben. Auf diese Weise ist es möglich geworden, den ursprünglichen Plan, wenn auch nicht formell, so doch der Sache nach, durchzuführen und die Vorlage noch vor Ostern in ihren Hauptteilen zur Annahme zu bringen. „Die Trennung ist vollzogen," dieser freudige Ausruf von Jaurès am Schluß der Abstimmung über Artikel IV kennzeichnet die Sachlage. Mit 500 gegen nur 44 Stimmen wurde der Artikel verabschiedet. Die katholische „Köln. Volksztg." seufzt dazu: „Es kann kaum mehr einem Zweifel unterliegen, daß das Gesetz zustande kommt. Der unerwartete Zwischenfall, auf den man in Frankreich in manchen katholischen Kreisen immer noch hoffte, ist ausgeblieben."

In Venedig soll am 29 April eine Zusammenkunft zwischen den Ministern des Auswärtigen Grafen Goluchowski von Oesterreich und Tittoni von Italien stattfinden. Die Zusammenkunft gibt sich der Form nach als ein Gegenbesuch Goluchowskis auf die vorjährige Visite Tittonis in Abbazia. In Wirklichkeit werden natürlich bei der Gelegenheit die aktuellen politischen Fragen aufgerollt werden, die zwischen beiden Ländern schweben, oder an denen beide gemeinsam interessiert sind. Diese Fragen sind so allgemein bekannt, daß es keine große Wahrsagekunst verrät, wenn ganz und halboffiziöse Blätter beider Länder die Unterhaltung beider Staatsmänner schon im voraus skizzieren. Ungewiß bleibt nur, ob die Ministerbegegnung die Verstimmungen und Reibungen beseitigen wird, die hauptsächlich aus nationalistischen Eifersüchteleien in letzter Zeit entstanden waren.

Die staatspolitische Trennung zwischen Schweden und Norwegen scheint unabänderlich zu sein. Auf die vom Kronprinzregenten im gemeinsamen Staatsrat am 5. April an die Staatsräte beider Königreiche gerichtete Aufforderung, die Unionsverhandlungen wieder aufzunehmen, hat die norwegische Regierung geantwortet, daß sie erst dann dem zustimmen könne, wenn die Errichtung eines getrennten Konsulatswesens gesichert sei. Da dies gerade der Hauptstreitpunkt zwischen Norwegen und Schweden ist, und die norwegische Regierung außerdem noch sich vorbehält, die künftigen Formen des Unionsverhältnisses frei und ohne Rücksicht auf irgend welche bestehenden Einrichtungen festzustellen, so muß die Hoffnung auf Verständigung bis auf weiteres aufgegeben werden.

Die Unruhen auf Kreta haben mit der feierlichen Proklamation der Vereinigung mit Griechenland durch das kretische Parlament vorläufig einen demonstrativen Abschluß gefunden. Die Deputierten haben den Eid auf den Namen des Königs Georg und auf die hellenische Verfassung geleistet. Prinz Georg, der früher die Fahne der Unionsbewegung seinen Kretern vorantrug, gibt sich aus Zweckmäßigkeitsgründen jetzt als Mandatar der Garantiemächte zu Beschwichtigungsversuchen her, was seine Stellung nach keiner Seite hin erleichtert. Die Garantiemächte haben den Kretern wiederholt versichert, daß sie unter keinen Umständen in der gegenwärtigen Situation den Anschluß Kretas an Griechenland zugeben würden. Oesterreich, Italien und England wollen im Notfall durch Entsendung von Kriegsschiffen die Kreter zur Raison bringen.

* * *

Don Quixote.

Spanien wird in den nächsten Tagen den dreihundertsten Geburtstag des Don Quixote in festlicher Weise begehen. Als der Unsterbliche ins Leben trat, war Spanien noch das Reich, in dessen Grenzen die Sonne nicht unterging. Aus diesem Weltreich ist im Laufe der Zeiten nach dem Verlust des ausgedehnten Kolonialbesitzes ein Mittelstaat geworden, der für die Weltpolitik kaum noch in Betracht kommt. Spanien als politische Großmacht ist längst zusammengebrochen; seine geistigen Besitztümer aber haben die Jahrhunderte überdauert. Was das Schwert gewonnen, ist längst dahin, aber der Ruhm eines Malers wie Velasquez, eines Dichters wie Cervantes bildet noch heute Spaniens höchsten nationalen Besitz. Die Blätter, denen ein von der spanischen Rechnungskammer verfolgter Steuererheber im Kerker zu Sevilla die Erzeugnisse seiner dichterischen Phantasie anvertraute, sind bedeutender geworden als alle Pergamente, auf denen ein Philipp II. der Welt seine Befehle mitteilte. Kann man sich einen größeren Triumph der Idee denken?

Wie alle größten Schöpfungen des nationalen Geistes ragt auch der Don Quixote über seinen spanischen Untergrund hinaus, hoch in das Allgemein-Menschliche hinein. Nie ist die Tragikomödie des Lebens in so unvergänglichen Gestalten dar-

Digitized by Google

gestellt wie in Don Quixote und Sancho Pansa. Zwischen beiden liegt das tausendfältige Geschick des Menschen, der zwischen den idealen Bestrebungen des Herzens und den gemeinen Anforderungen des Magens hin- und hergezogen wird. Trotz aller Sonderbarkeit und Verstiegenheit ist der Don Quixote doch die Inkarnation des Edelsten und Besten, was im Menschen steckt. Er repräsentiert den Idealismus, dessen Lebensschiff auf allen Klippen des gemeinen Lebens aufläuft. Aber es ist dem Dichter gelungen, aus all den tragikomischen Abenteuern seines Helden in dem nachdenklichen Leser die Ueberzeugung zu wecken, daß in der traurigen Figur dieses spanischen Abenteurers dennoch die besten Eigenschaften der Menschheit Gestalt gewonnen haben.

Für niemanden ist der Roman des Cervantes lehrreicher als für den Politiker. Seine Kenntnis sollte eine der Vorbedingungen für jedes höhere Staatsamt sein. Die Aufgabe des Politikers und des Staatsmannes besteht ja vornehmlich darin, die Anforderungen des Idealismus mit den Bedürfnissen der materiellen Welt in Einklang zu bringen. Ein Staat, in dem der Typus des Don Quixote ausgestorben ist und nur die platte Nützlichkeitspolitik des Sancho Pansa herrscht, ist ebenso übel daran wie ein Staat, in dem überstiegene Vorstellungen vom Gottesgnadentum, weltpolitischer Mission und der Herrschaft bloßer Ideen, Doktrinen und Traditionen maßgebend sind. Deutschland hat lange als das Land der Dichter und Denker gegolten, als der Don Quixote in der politischen Welt. Das ist seit manchem Jahrzehnt bereits anders geworden: es hat eine starke Bewegung nach der Seite des Sancho Pansa gemacht. Der Idealismus, insbesondere der politische, ist etwas in Verruf gekommen. Aber seltener ist ein gesunder Realismus als bloße Ideenlosigkeit an seine Stelle getreten. Die Lebensweisheit des Sancho Pansa hat in unserer wirtschaftlichen Interessenpolitik einen wahren Triumph gefeiert. Die politischen Windmühlen, so wenig nahrhaftes Korn sie vermahlen, drehen sich unablässig und lassen jeden Versuch, ihre Herrschaft zu brechen, als reine Don Quixoterie erscheinen.

Noch zu manch anderen politischen Betrachtungen gibt die Jubiläumsfeier des Don Quixote Anlaß. Der Don Quixote ist eine Parodie des Rittertums. Aber diese Parodie wendet sich nicht gegen echt ritterliches Wesen, sondern gegen die sittlichen und ästhetischen Verirrungen des Rittertums, gegen die Prätensionen und Vorurteile einer Junkerkaste, die mit veralteten Ehrbegriffen und vergilbten Privilegien den Anbruch einer neuen Zeit aufhalten zu können glaubte. Dieser Pseudoidealismus, der den bloßen Schein für das Wesen nimmt und mit Ahnentafeln und dem äußeren Krimskrams von Titeln und Orden eine Herrschaft zu behaupten sucht, für die keine innere Berechtigung mehr besteht, spielt auch in unseren höchst modernen Staaten und nicht zum wenigsten bei uns in Deutschland eine Rolle, die Ironie und Satire herausfordert. Nur fehlt es leider an einem Cervantes. Aber wer seinen Don Quixote richtig zu lesen versteht, der findet in ihm Stoff genug zum ernsthaften Nachdenken über das, was sich vor seiner eigenen werten Nase abspielt.

Theodor Barth.

Ein kleines Sozialistengesetz?

Die entfernte Möglichkeit, daß es in Sachen der Bergarbeiternovelle zu keiner Verständigung zwischen der Regierung und der Mehrheit des Abgeordnetenhauses kommen könnte, beängstigt die klügeren unter den Scharfmachern stark. Ein Konflikt der Regierung mit dem Landtag, ein Appell an den Reichstag, ein wahrhaft fortschrittliches Bergarbeitergesetz als Folge davon — das sind Aussichten, vor denen einem Reaktionär wohl grauen muß. Darum heißt es: beug vor! Man darf die Regierung nicht zum äußersten treiben. Lieber rechtzeitig ein paar Konzessionen gemacht, die der Regierung ein Einlenken ermöglichen. Ihre sozialen Bedürfnisse sind ja so gering! Aber den Schein muß sie doch wenigstens wahren.

Natürlich muß die Geschichte hinter den Kulissen perfekt sein, ehe das Plenum des Abgeordnetenhauses in die zweite Lesung eintritt. Schon jetzt ist der „Vater aller Kompromisse", der freikonservative Abgeordnete Frhr. v. Zedlitz, eifrig an der Arbeit, um den Kuhhandel zustande zu bringen. Er ist ja schon seiner parteipolitischen Stellung nach, gleich weit von den Konservativen und den Nationalliberalen entfernt, der geborene Macher für alle Pakte zwischen den drei alten Kartellparteien. Die guten Beziehungen, die er von früher her zu den Regierungskreisen hat, lassen ihn andererseits als besonders qualifiziert für den Geschäftsabschluß zwischen den Mehrheitsparteien und der Regierung erscheinen. Er, der sich immer mehr als der einflußreichste Mann des Abgeordnetenhauses herausstellt, kann es ja schon auf sein Konto setzen, daß die Kanalvorlage in verstümmelter Form eingebracht und angenommen wurde. Niemand wird ihm die Vaterschaft an dem Schulkompromiß streitig machen. Und jetzt strengt er sein ganzes Ingenium an, um den unter seiner speziellen gütigen Beihilfe in Grund und Boden ruinierten Bergarbeitergesetzentwurf lebensfähig zu machen.

Im „Tag" entwickelt er seinen Plan, so frühzeitig und so offenherzig, daß man fast den Eindruck gewinnt, als sei hier der Journalist v. Zedlitz mit dem Politiker Zedlitz durchgegangen — es müßte gerade die Verständigung in aller Heimlichkeit bereits soweit gediehen sein, daß nichts mehr zu verderben ist. Nur auf die Abänderungen des Regierungsentwurfs geht er ein, die die Regierung von vornherein als unannehmbar erklärt hat. Da, wo Herr Möller sich zu schwächlicher Nachgiebigkeit bereit zeigte, wie beim Maximalarbeitstag, hält er kein Wort zu verlieren für nötig. Er weiß zu genau, daß die Regierung ohne weiteres bereit sein wird, unter dieses Joch zu kriechen. Die Oeffentlichkeit der Wahlen zu den Arbeiterausschüssen gibt er preis. Mit einer Sicherheit stellt er hier ein Einlenken der Mehrheit des Plenums in Aussicht, die einen fast auf den Gedanken bringen könnte, die Oeffentlichkeit sei von der Kommission überhaupt nur zu dem Zweck beschlossen worden, zu dem unser neuer Zolltarif mit einer Reihe unrealisierbarer Zollsätze belastet worden ist, nämlich zu dem Zweck, ein Kompensationsobjekt zu gewinnen. Von der Beschlagnahme des Arbeitslohnes im Falle des Kontraktbruches glaubt er, daß sich eine „mittlere Linie" zwischen dem Willen der reaktionären Mehrheit und den gesetzlichen Bedenken der Regierung unschwer finden lassen werde. Ueberhaupt ist er bereit, über alles mögliche mit sich reden zu lassen, wenn nur eins erreicht wird: die Umwandlung der arbeiterfreundlichen Regierungsvorlage in ein Gesetz zur Bekämpfung der Sozialdemokratie.

Zu diesem Behuf ist er auf ein schlaues Plänchen verfallen. Die Kommission hatte bekanntlich den Mitgliedern der Arbeiterausschüsse jede politisch-agitatorische Tätigkeit untersagt. Kein Mitglied eines Arbeiterausschusses hätte also z. B. einen Wahlaufruf für das Zentrum unterschreiben oder in einer Wählerversammlung des Zentrums sich rednerisch betätigen dürfen. Diese Bestimmung war natürlich ein schreiendes Unrecht, aber wenigstens ein Unrecht, das sich gleichmäßig gegen alle Parteien richtete, zu denen überhaupt Bergarbeiter gehören. Sie alle — in Betracht kommen freilich außer der Sozialdemokratie eigentlich nur Zentrum und Freisinn, da es nationalliberale Bergarbeiter nach der Haltung der Partei in den Bergarbeiterfragen nicht mehr geben dürfte — hatten Anlaß, sich beschwert zu fühlen. Diesen Widerstand erachtet Freiherr von Zedlitz für zu stark. Er denkt: divide et impera! Das Verbot der politischen Betätigung soll so beschränkt werden, daß „davon unter anderen die christlichen Bergarbeitervereine nicht berührt werden". Jede politisch-agitatorische Betätigung zugunsten bürgerlicher Parteien soll erlaubt sein. Dagegen sei der Gesetzgeber vollberechtigt, „jede agitatorische Tätigkeit im Dienste der Sozialdemokratie zu verbieten".

Das also soll die Brücke sein, auf deren Mitte sich Bülow und Zedlitz, Möller und Friedberg gerührt in die Arme sinken! Das Ausnahmegesetz gegen die Bergarbeiter soll zu einem Ausnahmegesetz gegen die sozialdemokratischen Bergarbeiter umgewandelt werden. Fein ausgesonnen, Octavio!

Digitized by Google

Daß die Regierung auf diese Brücke treten könnte, scheint keineswegs ausgeschlossen. Schrieb doch die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" in dem augenscheinlich hochoffiziösen Artikel, in dem sie die Kommissionsbeschlüsse würdigte, daß allerdings eine Hetze gegen die bestehende Ordnung bei den Mitgliedern der Arbeiterausschüsse nicht geduldet werden dürfe. Es handelt sich also bei dem Zedlitzschen Vorschlag keineswegs bloß um das spontane Erzeugnis scharfmacherischer Phantasie einer Einzelperson, sondern um die genauere Formulierung eines von dem Regierungsorgan bereits ausgesprochenen allgemeinen Gedankens. Deshalb verdient der Artikel des freikonservativen Führers die Beachtung aller derer, die kommendem Unheil rechtzeitig vorbeugen wollen.

Ein Loch hat der Zedlitz-Norddeutsche Plan auf alle Fälle. Freiherr v. Zedlitz rechnet darauf, daß der Widerstand des Zentrums gegen die Verhunzung des Bergarbeitergesetzes nachlassen werde, wenn seine eigenen Parteiinteressen dabei gewahrt blieben. Wie weit er darin recht hat, wird sich zeigen. Sicher werden die katholischen Bergarbeiter auf diesen Scharfmacherleim nicht kriechen. Herr v. Zedlitz glaubt, sie ködern zu können, indem er ausdrücklich feststellt, daß die christlichen Bergarbeitervereine von dem Verbot nicht berührt werden sollen. Aber wenn er meint, die katholischen Arbeiter durch diese Spekulation auf ihren Parteiegoismus zu Judasdiensten an ihren Berufsgenossen gewinnen zu können, so irrt er sich gründlich. Mag sein, daß eine solche Spekulation bei Leuten glücken würde, die Herrn v. Zedlitz parteipolitisch nahe stehen. Die Bergarbeiter, auch soweit sie zum Zentrum stehen, haben viel zu viel Kameradschaftsgefühl, als daß sie ihre sozialdemokratischen Brüder preisgeben würden. Sie fühlen sich eben in erster Linie als Bergarbeiter, deren Interessen mit denen aller anderen Bergarbeiter unlösbar zusammengebunden sind. Die prachtvolle Solidarität, die eben noch bei dem Riesenstreik die Welt mit Bewunderung erfüllt hat, wird sich durch keine scharfmacherische Heimtücke entzweibrechen lassen.

Die Arbeiterausschüsse werden frei sein, oder sie werden nicht sein. Mit anderen Worten: sollten sie nach dem Zedlitzschen Vorschlag in Kraft treten, so werden sie von der gesamten ehrlichen Arbeiterschaft mit Verachtung gestraft werden und höchstens mit Hilfe einiger Kreaturen der Zechenherren ein Scheindasein führen. Der Ausgang der Regierungskampagne zur „Beruhigung" der Bergarbeiter aber wird dann eine Radikalisierung der gesamten Bergarbeiterschaft sein, an der die Sozialdemokratie ihre helle Freude haben kann.

Die Regierung hat nun zwischen zwei Dingen die Wahl: entweder mit den Bergarbeitern gegen die Zedlitz und Genossen, oder mit Freiherrn v. Zedlitz und der von ihm geführten Landtagsmehrheit gegen die Bergarbeiter.

H. v. Gerlach.

Zwischen Wien und Pest.

Man ist im Deutschen Reich und im übrigen Europa an Wirren in Oesterreich-Ungarn gewöhnt, man hat fünfzig und mehr Jahre unablässigen Krakehl, immer wiederholte Auflösungs- und Untergangsprophezeiungen vernommen, und doch blieb dem Ausland gegenüber immer alles beim alten. Mußte man sich nicht abgewöhnen, das Krisengerede ernst zu nehmen?

Unsere Nachbarn hören durch die dünnen Wände und über den Hof hinüber, wie die beiden Teile zanken, hadern und raufen und sich fortwährend mit der Scheidung drohen. Müssen die Nachbarn nicht lachen, wenn sie Oesterreich und Ungarn, sobald diese ihr Heim verlassen, die Marktplätze der Welt aufsuchen, den Konzertsaal der Großmächte betreten, allezeit einig, Arm in Arm so zärtlich einherwandeln sehen wie ewige Brautleute? Europa hat die Doppelmonarchie noch niemals anders gesehen und hält es nicht anders für möglich, als daß die Eheleute nach außen eine Seele und eine — Börse sind. Europa hat die Einheit ernst und den Zwiespalt heiter genommen, es hat den häuslichen Zank zu überhören gelernt, der nunmehr, wenn man will, zweihundert Jahre zwischen den Wänden tobt und nach außen wirkungslos geblieben ist. „Sind eben komische Leutchen — diese Oesterreicher! Aber man kann sich im übrigen auf sie verlassen!"

Wie soll man mit der Behauptung Glauben finden, daß es nun doch ernst sei! Wie soll man beweisen, daß es sich heute nicht mehr um einen inneren Zank, sondern um den regelrechten Scheidungsprozeß handelt? Wie soll man zeigen, daß die Unterhandlungen der gemeinsamen Krone mit den Parlamenten Ungarns und Oesterreichs nichts anders mehr sind als die gesetzlich vorgeschriebenen amtlichen Versöhnungsversuche, daß nur mehr die gesetzlichen Anstandsfristen eingehalten werden sollen, bevor der Haushalt aufgelöst und die Auseinandersetzung über das Eingebrachte und Errungene begonnen wird?

In Berlin und in Rom wird man kaum glauben, daß nun doch das Ende da sei, daß dem greisen Richter Franz Josef I. die Versöhnung nicht gelingen soll. Man hat mit der Monarchie, welche herkömmlicherweise eine Wehrmacht und eine Handelsmacht darstellt, den Dreibund und einen Handelsvertrag geschlossen, der in zehn Monaten, am 1. März 1906, in Kraft treten und bis Ende 1917 dauern soll. Unter der Hand soll sich nun diese eine Monarchie in zwei Staaten verwandeln, welche einander feindselig gegenüberstehen, für deren jeden der Handelsvertrag unangemessen, ja gefährlich ist, wenn sich an der Leitha eine Zwischenzollinie erhebt. Wie werden sich die zwei Geschiedenen zu Europa verhalten, wie dieses vorherrschend slawische Zisleithanien und wie jenes „magyarische Reich" (Magyar Birodalom), wie das führende Blatt der nun ausschlaggebenden Unabhängigkeitspartei Ungarn und seine Nebenländer nennt? Oder ist wenigstens das eine zu hoffen, daß die Anstandsfrist der vorgeschriebenen Versöhnungsversuche solange dauert, bis die wirtschaftlichen Verträge in Sicherheit gebracht sind?

Diese Fragen sind nunmehr ernsthaft aufgerollt, sie sind jetzt auch für das sonst mit Recht skeptische Ausland akut. Sie erschöpfend zu beantworten, müßte man die ganzen Akten des Scheidungsprozesses durchgehen. Und das Material an Beschwerden, Rekriminationen und Begehren ist ungeheuer. Aber eine Frage schwebt jedem nichtösterreichischen Leser sofort auf den Lippen: „Ich habe doch vernommen, daß Oesterreich und Ungarn im Jahre 1867 einen Ausgleich geschlossen, daß sie über ihre gemeinsamen Angelegenheiten Feststellungen gemacht haben, und daß also die Einheit verfassungsmäßig begründet ist; wieso kann sie demnach überhaupt in Frage gestellt werden? Das vielgepriesene Deáksche Verfassungswerk ist doch nicht aufgehoben?"

Daß Oesterreich-Ungarn eine gemeinsame Verfassung habe, das eben ist Schein; das ist die trügerische Vorstellung, welche die umfangreichen siebenundsechziger Gesetze dem Monarchen, den Oesterreichern und eine Zeitlang auch den Ungarn vorgegaukelt haben. Diese breitspurigen Gesetzestexte gaben sich als Garantien der Verbindung, sind aber im Wesen Formeln der Trennung, sowohl in geschichtlicher wie in praktischer Bedeutung. Sie sind darum geschichtlich Trennungsformeln, weil sie dazu bestimmt waren, den Einheitsstaat „Kaisertum Oesterreich" (1804 bis 1867) zu zerlegen in zwei Staaten, welche vordem nie bestanden haben. Zum mindesten hat es vor 1867 keinen Staat „Zisleithanien" gegeben; dieses sonderbare europäische Staatengebilde ist eine der jüngsten politischen Schöpfungen Europas, jünger als Belgien oder Rumänien! Von dem Bestande eines Staatswesens „Die im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder" beginnen die Statistiker erst jetzt allmählich Notiz zu nehmen, nachdem es von Beust und Deák heimlich als ein wundersamer Wechselbalg in die kontinentale Staatenfamilie eingeschmuggelt wurde und erst jetzt bemerkt wird. Der Deáksche Ausgleich hat also nicht zwei getrennte Gebiete vernünftig geeint, sondern eine historische Einheit unvernünftig getrennt. Aber auch praktisch erweist er sich jeder-

Digitized by Google

zeit als Trennungsinstrument, welches die Donaumonarchie spalten mußte und immer weiter spaltet. Das, was die Krone und Zisleithanien unbesehen als Klammer einer gemeinsamen Verfassung hingenommen, das hat sich allmählich als ein ganzer Gürtel voll einschneidender Keile am Körper des Reiches bewährt.

Diese Natur der sogenannten gemeinsamen Verfassung aufzuzeigen, wird sowohl möglich als nützlich sein: möglich, weil es auf der Hand liegt, nützlich, weil es die Deutschen im Reich überzeugen wird, daß es im günstigsten Fall, wenn dieser Handelsvertrag perfektioniert wird, der letzte gemeinsame Vertrag Oesterreich-Ungarns sein muß, und daß die Habsburger in wenigen Jahren nicht mehr ein Reich, sondern zwei lebensunfähige Mittelstaaten regieren werden, falls sie nicht etwa die Kühnheit und Kraft aufbringen, dieser unliebsamen Verdoppelung ihrer Herrscherstellung durch einen österreichischen und einen ungarischen Staatsstreich vorzubeugen.

Was hat in dieser Deákschen Konzeption den Schein einer Reichseinheit und einer Reichsverfassung erzeugt? Sie läßt gemeinsame Organe zweier, sonst getrennter Staatsgebiete zu, vor allem den Monarchen, dann die drei gemeinsamen Minister, endlich das Heer. Heißt dies dem „Reiche" nicht ein großes Maß zumessen? Ist diese reale Union nicht ausreichend? Warum hätte ein Habsburger sich nicht mit dieser Machtfülle des Gesamtstaates begnügen sollen?

Sie reichte aus, aber nur für denjenigen, der sie unter der Mentalreservation der absoluten Fürstengewalt hinnahm, denn ihm, dem gebietenden Emherrscher garantieren sie die Organe und Mittel der Macht. Das ganze dualistische System wird unhaltbar, wird blanker Widersinn, wenn in Ungarn oder in Oesterreich oder endlich in beiden Gebieten der absolute sich in den konstitutionellen oder gar in den parlamentarischen Monarchen verwandelt. Man sehe zu.

Das auswärtige Ministerium (Goluchowski) besorgt die diplomatische und kommerzielle Vertretung des Donaureiches — nicht nach den Weisungen eines Herrn, des Kaiser-Königs, sondern „im Einverständnis mit den Ministerien beider Teile und mit deren Zustimmung": Sehr natürlich und gerecht, aber wenn beide Parlamente ihren verantwortlichen Minister abweichend oder gegensätzlich verpflichten? Was tut Goluchowski dann? Wenn das klerikale Oesterreich — um das Exempel nur an einer immateriellen Weltmacht zu statuieren — den Papst beglückwünschen, das halb akatholische Ungarn ihn nicht beglückwünschen will? Man merkt, zwei Seelen müssen de lege in Goluchowskis Brust wohnen, er ist bloßer Agent zweier Militärmächte und zweier Handelsfirmen, an zwei parallele, konkurrierende oder gegensätzliche Vollmachten gebunden und von Verfassungswegen jeder eigenen Entschlußmöglichkeit beraubt!

Und der Reichskriegsminister mit der ihm unterstellten Heeresmacht? Man suche sich folgende Wehrverfassung zu vergegenwärtigen, man vergleiche sie etwa mit der militärischen Organisation des Deutschen Reiches:

Nach § 12 des ungarischen Artikels XII aus dem Jahre 1867 — dem Fundament der gemeinsamen Gesetzvorschriften — haben die beiden Staatsgebiete gesondert: das Recht der zeitweisen Heeresergänzung und der Rekrutenbewilligung, der Verfügung hinsichtlich der Dislokation und Verpflegung „sowohl im Bereich der Gesetzgebung als auch der Verwaltung". Zwei getrennte Parlamente sind also die Mannschafts-, Brot- und Quartierherren der Armee, sie können Bedingungen dieser Bewilligung und der Dienstzeit" stellen, natürlich auch abweichende und gegensätzliche!

Das Wehrsystem festzusetzen (§ 13) steht gleichfalls den getrennten Parlamenten zu, aber sie sollen es einheitlich regeln, sie sollen sich darüber durch parlamentarische Botschafter (Wehrgesetzdeputationen) verständigen, sie sollen das nach § 13, aber nirgends ist ein Abhilfemittel für den Fall gegeben, daß sie nicht wollen oder politisch nicht können!

Zum Kriegführen gehört Geld, dreimal Geld. Wer bewilligt dieses? Diesmal sind nicht die zwei Parlamente selbst berufen, sondern Sechzigerausschüsse beider (zweier Herrenhäuser und zweier Volkskammern!), welchen Ausschüssen die definitive Beschlußgewalt gesetzlich übertragen ist, zwei Delegationen. Stimmen diese nicht überein, dann gibt es allerdings eine stumme gemeinsame Abstimmung, welche definitiv bewilligt. Also hat nun der Reichskriegsminister das Geld für die Kanonen? Beileibe nicht! Er hat erst den Anspruch erworben, daß der bewilligte Betrag ins Budget der beiden Teile eingestellt wird, dann ist das zis- und transleithanische Parlament aufgefordert, die schon bewilligten Summen aufzubringen. Diese Aufbringung ist Landes-, nicht Reichssache. Beschließt ein Land sein Budget nicht, so ist die Bewilligung wertlos. (Dieser Fall ist in Ungarn jetzt praktisch; die Rüstungskredite sind bereits bewilligt, die Unabhängigkeitspartei weigert ihre Aufbringung, und folglich muß der Kriegsminister das erworbene Recht preisgeben, da es keinerlei Exekution eines Reichsorgans gegen einen der beiden Staaten gibt.)

Zwei differente Parlamente sind also auch die Geldgeber des Kriegsheeres. Sonderbarerweise hat der Kriegsminister gar kein Recht, eines dieser Parlamente zu betreten, die ihm das Wehrsystem vorschreiben, die Mannschaft, das Quartier, das Geld und das Brot bewilligen; er muß die Herren mit den zugeknöpften Taschen durch zwei Mittelsmänner, den österreichischen Landesverteidigungs- und den ungarischen Honvedminister angehen! In der eigenen Sache ist er also von Gesetzes wegen stumm und bedarf des Vormunds!

Zwei Parlamente, bestehend aus vier Häusern, zwei Delegationen, zwei Wehrgesetzdeputationen und zwei Landwehrminister — das sind die Köche, die da berufen sind, uns die „einheitliche, unteilbare" Kommißsuppe zu kochen, der Reichskriegsminister mag sie mit uns auslöffeln!

Nun endlich ist das herrliche Kriegsheer rekrutiert, verköstigt und ausgerüstet, nun zieht es ins Feld, und nach dem glorreichen § 11 Artikel XII, glorreich seit dem Armeebefehl von Chlopy, steht es nun unter der „einheitlichen Leitung, Führung und inneren Organisation", die zu dem Reservatrechte der Krone gehört. Nun endlich ist das Schwert in der Hand eines Willensträgers!

Aber in Budapest weiß man's heute schon besser! Diese Reservatrechte stehen natürlich allein und ausschließlich dem Monarchen zu, ganz klar. Aber doch nicht dem Kaiser-König, sondern in bezug auf den ungarischen Heeresteil offenbar nur dem König von Ungarn. Kann sein, daß dem Kaiser von Oesterreich diese Rechte absolut zustehen — umso besser, wenigstens hat das österreichische Parlament nichts dreinzureden in das, was wir mit unserem König abmachen. Unser König — Eljen a Király! — ist Gott sei Dank! ein konstitutioneller König und übt seine Rechte zwar selbst, aber selbstredend nur konstitutionell aus. Sollte er sich demnoch über die Natur seiner Rechte täuschen, so wollen wir ihn besser informieren, indem wir von der Geld- und Rekrutenbewilligung bis aus weiteres absehen. Im übrigen — Eljen a Király!

So muß der König — aber er kann nicht: denn der ungarische König ist doch fatalerweise zugleich Kaiser von Oesterreich, und wenn er auf der Fahrt von Pest nach Wien im Hofsonderzug, sobald dieser über die Leitha fährt, rasch den ungarischen Krönungsornat ablegt und den österreichischen Kaisermantel umwirft, dann erhebt sich vor ihm der österreichische Ministerpräsident und das österreichische Parlament und das österreichische Volk. . . .

Der Monarch ist, so sagen unsere Juristen, unus homo duas personas sustinens, er stellt zwei Personen in einer Leibhaftigkeit dar. Das ist im absoluten Staate möglich, in dem er seinen, nichts als seinen autonomen Willen befolgt. Dann ist es freilich möglich, daß nach Deáks Ausspruch „der König von Ungarn sich mit dem Kaiser von Oesterreich verständigt". Heute aber verlangen die zwei Parlamente, daß er jedem seinen Willen erfülle. Und dies Verlangen erzwingen sie durch eine Waffe, der selbst ein übermenschlicher Autokrat auf die Dauer nicht trotzen kann. Die Ungarn sagen, unser König handelt so, nicht als König von Ungarn, sondern als Kaiser von Oesterreich! Und nun lernen auch die Oesterreicher die Waffe gebrauchen: Ein Regent, der seinen eigenen Willen durchzusetzen versuchte, käme in die Gefahr, den Ungarn als Oesterreicher, den Oesterreichern als Ungar zu erscheinen, also beiden als Ausländer, als Statt-

Digitized by Google

halter einer fremden Macht im Lande! Und in der Tat, auf den Hin- und Rückfahrten zwischen Pest und Wien büßen die Habsburger jedesmal einen Teil ihres Reisegepäcks, der dynastischen Gefühle ein!

Und wenn selbst die Volksmasse einsähe, daß der Monarch, weit entfernt, einen Teil zu begünstigen, selbst am meisten unter der verrückten Verfassung leide, es würde ihr nichts nützen: da die Oesterreicher wie die Ungarn ihre gegensätzlichen Interessen wahren müssen, da sie kein anderes Pfand vom Prozeßgegner in der Hand haben als eines, ihren Kaiser oder König, so müssen sie sich an diesen halten, um den Gegner nicht entwischen zu lassen, müssen ihn schlagen, um den Widerpart zu treffen! So wahnwitzig ist diese sogenannte Reichsverfassung, daß sie den beiden Staatsgebieten nur übrig läßt ihre Kämpfe auf dem Rücken der Dynastie auszutragen!*) Irre ich, wenn ich sage: Eine solche Verfassung verträgt auf die Dauer kein Dynastengeschlecht? Wer möchte sich jahrzehntelang der Zwangslage aussetzen, auf beiden Seiten als Fremder zu erscheinen und, nach jammer- und schweißvoller Bemühung um die Ausgleichung und Versöhnung, endlich zwischen Wien und Pest, zwischen Schönbrunn und Gödöllö auf der Erde zu sitzen! Wie können zwei souveräne Staaten, in zwei souveränen Parlamenten organisiert, dauernd die gleichen Interessen haben? Da die Parlamente auseinander gehen müssen, sie, die den lebendigen Machtwillen darstellen, was nützt es, daß die Krone dazwischen gespannt ist? Sie vermag doch aus dynastischem Selbsterhaltungsinteresse keinem recht und keinem unrecht zu geben, es bleibt ihr zum Schlusse kein anderes Auskunftsmittel, als der passive Widerstand, die Obstruktion. Und da stehen wir jetzt in Ungarn! Die Obstruktion hat wahrlich einen merkwürdigen Siegeslauf gehalten, sie hat nacheinander allen Machtfaktoren gedient und läßt sich nun als weise Frau in der Hofburg nieder!

Klar wird uns nun, daß jener Artikel XII, jenes vielbestaunte Werk Deáks, nichts ist, als ein kümmerlicher, unweiser Versuch mit untauglichen Mitteln, weil davon entfernt, eine Verfassung der Gemeinsamkeit zu etablieren. Ohne Zweifel hat Deák selbst im entscheidenden Moment die dauernde Einheit des Heeres und der Diplomatie gewollt, aber nicht Weitsicht und Kühnheit genug besessen, dasjenige Mittel dazu zu wollen, das allein eine dauernde Gemeinsamkeit begründen kann, einen verfassungsmäßig einheitlichen Reichswillen, der nur durch eine gemeinsame Vertretung zu organisieren ist. Ein einheitlicher Machtwille kann getrennte Machtmittel zu einem Zwecke benützen, aber zwei souveräne Sonderwillen nicht zugleich ein und dasselbe Werkzeug der Macht. Deák aber hat zwei Völkern ein Heer, d. h. zwei Konkurrenten ein Schwert in die Hand gedrückt, auf daß sie sich damit gemeinsam verteidigen. Naturnotwendig wird das Schwert ihr Zankapfel, sie suchen es einander zu entwinden, und sie ringen solange darum, bis es zerbrochen aus ihrer Hand fällt. Diese Regelung der Reichsverhältnisse ist, wie man sieht, in allen Stücken eine vertragsmäßige Verwaltungsgemeinschaft, also keine gemeinsame Verfassung, welche ihrem Begriffe nach vor allem die Gesetzgebung regelt. Sie normiert strikt die Einheit dieser Verwaltungsinstitution, des Objekts, des Zankapfels, aber schließt absolut die Einheit des Gesetzes, des Machtwillens, des Subjektes aus. Was kann diese Regelung anderes erzeugen, als den dauernden Streit und die endliche Trennung?

Hieraus gibt es keinen glatten Ausweg, es sei denn den Staatsstreich der Krone, der den Knoten zerhaut und ein organisches, verfassungsmäßiges Band neu zu knüpfen sucht, oder die Zerhauung des alten Reiches in zwei Mittelstaaten. Freilich lieben wir in Oesterreich nicht die raschen, glatten Wege! Wie lange werden die Oesterreicher und die Ungarn noch an dem Bande der Gemeinsamkeit zerren, am Unmöglichen ihre besten Kräfte und ihre Zeit vergeuden, um zum Schlusse erschöpft zu resignieren und alles Wirrsal wie ein Fatum zu ertragen!

Wien. Rudolf Springer.

*) Die beiden Parlamente haben zueinander nur in unwesentlichen Dingen oder in wesentlichen Dingen nur wirkungslose Beziehungen, Delegationsbeschlüsse kann jedes Parlament straflos vereiteln, an die Quote kann keines heran: differenzieren die Parlamente, so hat das keine Wirkung, da die Entscheidung der Krone anheimgegeben ist: Wieder ist sie als gemeinsamer Angriffspunkt eingeschaltet.

Ein Bibliotheksukas.

Die Königliche Bibliothek soll wissenschaftlichen Zwecken und ernster Arbeit dienen." So lautet der § 1 der am 1. April in Kraft getretenen neuen Benutzungsordnung der Königlichen Bibliothek in Berlin. Papier ist geduldig! Die meisten der neuen Bestimmungen, die doch nur Ausführung dieses Grundgedankens sein sollten, sind derart, daß die Königliche Bibliothek nicht wissenschaftlicher Arbeit dient, sondern sie erschwert. Man möchte glauben, nicht ein erfahrener Organisator, sondern ein Unteroffizier, der als Zivilversorgung den Posten erhalten habe, die Verleihung von Büchern militärisch zu reglementieren, sei der Verfasser dieser unmodernen Benutzungsordnung. Abgesehen von der Verlängerung der Oeffnungszeiten der Amtszimmer bedeutet sie fast in allem eine Verschlechterung des seitherigen Zustandes.

Zu den unbegreiflichen Bestimmungen gehört die Anordnung, daß die Verwaltung an lebhaften Tagen einem Besteller nur einen Teil der verlangten Werke auszuhändigen brauche. Eine solche prinzipielle Bestimmung ist ebenso unberechtigt, wie etwa eine Postpraxis, die einem Adressaten nur einen Teil seiner Briefe zuzustellen gestattete. Subalterne Beamte werden in Zukunft darüber bestimmen, welche Bücher für den Besteller am wichtigsten sind — was er naturgemäß oft selbst vorher nicht weiß.

Ebenso unbegreiflich ist das Verlangen, daß Studenten, welche die Bibliothek benutzen wollen, bei jedem Buch den Nachweis führen sollen, daß es auf der Hochschulbibliothek nicht erhältlich war, was bei der mangelhaften Ausstattung an älterer Literatur fortdauernd der Fall sein wird. Was gegen Studenten recht ist, muß gegen alle andern, die mit staatlichen Mitteln erhaltene Bibliotheken benutzen, billig sein. Ministerialbeamte, Professoren, Lehrer, Militärs usw. sollten also nur dann Bücher entleihen dürfen, wenn sie eine Bescheinigung bringen, daß sie die Bücher anderweitig nicht erhalten konnten. Dadurch wird die Benutzung der Königlichen Bibliothek hübsch eingeschränkt, und der Bibliotheksunteroffizier, der dann durch die Bibliotheksräume marschiert, kann alle Bücher in Reih und Glied stehen sehen. Daß ein Student durch diese neue Bestimmung Zeit verlieren könnte und in seiner Arbeit geschädigt wird, kommt hiergegen ja nicht in Betracht.

Weitaus am einschneidendsten sind die neuen Bestimmungen über die Leihfrist. Ich gestehe zu, daß manche von ihnen in gewissem Sinne eine Verbesserung bedeuten. Die allgemeine Durchführung der Anordnung, daß Bücher nur auf drei Wochen ausgeliehen werden, bricht hoffentlich den Mißbrauch, daß besonders bevorzugte Personen und Behörden einmal entliehene Bücher monate-, man sagt sogar jahrelang, nicht zurückzugeben brauchten, wogegen selbst Desiderate ohne Erfolg blieben, weil auch hier nicht alle Bürger vor dem Gesetze gleich waren. Aber nun kommt auch schon gleich das bureaukratische Schwänzchen. Die Bestimmung sagt nämlich weiter: „Jede Verlängerung der Leihfrist ist ausgeschlossen." Eine einsichtige Verwaltung müßte sagen, die Verlängerung ist in jedem Fall gestattet, wenn nicht gerade ein Desideral für das betreffende ausgeliehene Buch vorliegt. Es gibt so viele Bücher, vor allem aus älterer Zeit, die nur wenige Male ausgeliehen werden, ja in Jahrhunderten nicht einmal aufgeschnitten worden sind. Warum soll man den ernsthaften Benutzer aus bureaukratischer Pedanterie zwingen, sein Buch am einundzwanzigsten Tage abzuliefern, um es nach zwei Tagen

Digitized by Google

wieder zu bestellen? Etwa nur, um dem Benutzer und der Verwaltung unnütze Arbeit zu machen?

Am lebhaftesten wird aber von zahlreichen wissenschaftlichen Arbeitern über die drakonische Strafbestimmung geklagt, die da lautet: „Wer eine entliehene Druckschrift nicht spätestens am letzten Tage der Leihfrist zurückliefert, hat eine Strafgebühr zu zahlen, und zwar von jedem nicht zurückgegebenen Bande für den ersten Geschäftstag nach Ablauf der Leihfrist 50 Pfennig, für jeden weiteren Tag 10 Pfennig. Die Strafe verfällt ohne besondere Mahnung."

Man sieht, in Preußen werden Gelehrte wie Schulbuben oder Soldaten behandelt, Vergeßlichkeit oder unverschuldete Verspätung soll wie gewohnheitsmäßige Bummelei geahndet werden. Und da Nachsitzen und Arrest nicht angängig sind, versucht der Erzieher „Königliche Bibliothek" es mit der für seinen Säckel angenehmeren Geldstrafe. Ich will auf die formal juristische Seite nicht eingehen, die ich im übrigen nicht für geklärt halte, — aber nachdrücklich möchte ich betonen, wie unberechtigt es ist, das inhaltlich gleiche Vergehen der verspäteten Rücklieferung von 10 Bänden eines Werkes oder von einem Buch verschieden zu bestrafen, und zwar das eine Mal zehnmal so hoch als das andere Mal. Wenn man von einem zerstreuten Professor, Lehrer usw. 5 Mark erhebt, weil er seine 10 Bände nicht pünktlich zum Bücherappell prälentiert hat, so ist das eine Vermögensschädigung, die um so verbitternder wirkt, als nicht die kleinste Erinnerung an den Bücherappell vorausgegangen zu sein braucht. Bei solcher Praxis wird die Zahlung von Bibliotheksstrafen für viele ein regelmäßiger Teil wissenschaftlicher Ausgaben werden.

Die neue Benutzungsordnung, aus der hier nur einige Punkte hervorgehoben worden sind, bedeutet also — leider! — eine Erschwerung ernster wissenschaftlicher Arbeit. Der Schaden, den die deutsche Wissenschaft durch eine kurzsichtige, engherzige Organisation der größten Bibliothek des Landes erleidet, ist viel größer als die paar Vorteile, die dabei mituntergelaufen sind.

Wenn man die neue Ordnung damit begründen will, daß sie eine Etappe auf dem Wege zur Präsenzbibliothek sein soll, so ist die Verwaltung damit nicht entschuldigt, denn noch auf Jahre hinaus fehlen der Bibliothek die Räume, um ein ruhiges Arbeiten, wie etwa im Britischen Museum, zu ermöglichen. Alles in allem ist eben die Ordnung der Ausfluß eines kleinlichen Geistes, den man mit der Liberalität großzügiger wissenschaftlicher Institutionen gar nicht vergleichen kann, einer Anschauung, die einer Kulturbehörde schlecht ansteht.

Hr. Müller.

Moderne Rassentheorien.

Der Beobachter des Zeitgeists kann öfters dem Schauspiel folgen, wie einander im Wesen feindliche Richtungen aus gleicher Wurzel emporstreben, so die verschiedene Art zeigend, in der die widerstreitenden Glaubens- und Interessenmächte das geistige Zuwachsgut der Menschheit sich zur Waffe zu schmieden suchen. Auch die großen natur- und sprachwissenschaftlichen Entdeckungen, die zu unseren geistigen Hauptbefreiern zählen, haben sich die Wendung ins Reaktionäre gefallen lassen müssen. Die weitaus geschickteste Form hat dieses Streben in den Rassentheorien gefunden, deren Vertreter durch eine eifrige Agitation unleugbare Erfolge erzielt haben. Während früher die Rassentheoretiker schon durch die handgreifliche Phantastik und den Ton ihrer Publikationen sich den Weg zum gebildeten Publikum versperrten, haben sie jetzt mit dem Betrieb der „wissenschaftlichen" Rassenforschung, wie sie besonders die „Politisch-anthropologische Revue" des gewesenen Sozialdemokraten Woltmann vertritt, eine bessere Methode angenommen. Die Gelehrtenwelt ignoriert diese Bewegung großenteils ebenso zu unrecht, wie die Mediziner die geistesverwandte Naturheilerei. Es ist auch wirklich für einen Forscher nicht angenehm, sich im Kampfe mit federgewandten und phantasiebegabten Dilettanten auf den verschiedensten Gebieten zu tummeln, die die Erörterung der Rassenprobleme betreten muß und die seinem Spezialfach oft weit entlegen sind. Kein Gelehrter kann heute mehr in allen Fächern Autorität besitzen, die zur Erfassung der Rassennatur, d. h. des ganzen leiblichen und geistigen Daseins eines Volkes in historischer Entfaltung und im Vergleich mit anderen Völkern gehören.

Dieses Schweigen läßt natürlich das Publikum schutzlos gegenüber dem selbstbewußten Entdeckerton jener Agitatoren. Ja, es mehren sich die Fälle, daß selbst Wissenschaftler sich dem Rassenglauben geneigt zeigen und in ihr Gebiet Anschauungen einzuschleppen beginnen, von denen sie glauben, sie seien auf Nachbargebieten genugsam erprobt worden. — Solange man nun bloß bei den unmittelbaren Tatsachen bleibt, daß die Völker in ihrem Temperament sehr verschieden sind, ihr Charakter äußeren Einwirkungen starken Widerstand leistet und ihre Geschichte merkbar bestimmt, wäre gegen diese Anerkennung des Rassenfaktors natürlich nichts vorzubringen; das bedarf alles keines anderen Beweises als des Augenscheins.

Aber darin besteht auch nicht das Wesen und die Gefahr der Rassentheorien. Ihr Grundsatz ist vielmehr die unveränderliche Begrenztheit des Rassencharakters, die ewige Existenz „tief Minderwertiger" im Völkerkreise, die Ohnmacht des menschlichen Strebens zum Besseren, praktisch: die Vorherrschaft einer einzigen Edelrasse und in ihr wieder einer Klasse über den weniger edlen Rest. Und die Gefahr liegt nicht in der Möglichkeit des Sieges dieser Meinungen, sondern in der abscheulichen Verluderung des Denkens und Wollens, dem jeder verfällt, der sie zur Richtschnur nimmt.

Aller anspruchsvollen Rassenforschung zum Trotz haben wir noch immer nicht die geringste Möglichkeit einer sicheren Abgrenzung einesteils des Rassenbegriffes, anderseits der konkreten Rassen gegeneinander. — Daß es nicht bloß dogmatische Definierwut ist, auf einer solchen zu bestehen, ist klar. Alle Rassentheoretiker stimmen z. B. darin überein, daß die Mischung wenig verwandter Rassen höchst verderblich sei und Kulturuntergang herbeiführe, was der Verfall der Antike am eindrücklichsten zeige. Was nützt uns aber die Erkenntnis, wenn wir uns über den Begriff und Grad von „verwandt" und „fremd" nicht einigen können? Ist nur die Mischung zwischen den großen Hauptgruppen, Schwarz und Weiß, Gelb und Rot, gefährlich? Oder muß auch innerhalb einer Gruppe, z. B. zwischen weißen Ariern und weißen Semiten, oder gar wieder innerhalb einer Sprachgemeinschaft, z. B. arischen Germanen und arischen Italikern, die Scheidelinie gezogen werden? Die modernste Schule, die nur somatische Merkmale gelten läßt und annimmt, daß alle Völker Europas aus einem bunten Gemisch dreier in prähistorischer Zeit übereinandergeschichteten Rassen bestehen, steht vor noch schwierigeren Fragen. Was ist weniger gefährlich: die Mischung zwischen lang- und rundköpfigen Deutschen oder die zwischen langköpfigen Deutschen und Franzosen oder kurzköpfigen Slawen und ebensolchen Deutschen?

Die Bestimmung tauglicher Rassendifferenzen wird vor allem durch die gänzliche Ungewißheit, in der wir bezüglich der Milieueinwirkung sind, verhindert. In einem kürzlich erschienenen Buche (Moderne Rassentheorien 1904) habe ich zum erstenmal das Hauptmaterial für die Veränderlichkeit und Permanenz jedes einzelnen Rassenzeichens zusammengestellt, und kein vierteswegs Unbefangener wird das Zugeständnis verweigern, daß keine der beiden Voraussetzungen ohne den schwersten Zweifel gebraucht werden darf. Ein Hauptdogma ist ja z. B. die Charakteristik der Germanen: blond, blauäugig, hochgewachsen und langschädelig. Dieser Typus findet sich relativ am reinsten und häufigsten noch im Norden und Osten Deutschlands, während, je weiter man nach Süden kommt, desto mehr die Kennzeichen des brünetten, untersetzten alpinen Kurzkopfs auftreten, der im eigentlichen Süddeutschland die ungeheure Mehrzahl bildet, und zwar auch in Gegenden, wo, wie Gräberfunde beweisen, früher der Langkopf herrschte. Dies alles ist durch großangelegte statistische Aufnahmen von jedem Zweifel frei festgestellt worden. Ja Ripley bemerkt, daß heute der Süden Deutschlands weit weniger germanisch sei, als der Norden Frankreichs. Wer die Germanen für das auserwählte Kultur-

Digitized by Google

volk hält, muß also Pommern und Mecklenburg weit über Schwaben und Bayern stellen. Der Süddeutsche ist ja „Nichtgermane". Man erklärt sich sein Vorhandensein folgendermaßen: Am ausgeprägtesten findet sich der Typus in den Alpen, von hier aus stuft er sich nach allen Seiten in konzentrisch abnehmender Intensität ab. Dieser alpine Typus gehörte einer Rasse, die vor den Germanen da war; in den Alpen wurde ja nach den bestimmten Zeugnissen der Alten etruskisch, also sogar nicht-arisch, geredet, und neuere Inschriftenfunde haben dies bestätigt. Die Germanen zwangen dann den Unterworfenen ihre Sprache auf, gingen aber selbst in der Flut der fruchtbareren Sklavenrasse unter. Daß in den Reihengräbern noch der Germanenschädel überwiegt, erklärt sich damit, daß hier eben nur die Edlen, die Krieger, bestattet wurden.

Eine andere Richtung, der der berühmte Ranke den Weg gewiesen hat, bekämpft diese Theorie und erklärt alles mit Milieuwirkung. Der Süddeutsche sei auch Germane, nur habe er unter dem Einfluß des Höhenlebens und der intensiveren geistigen Kultur Schädelindex und Farbe geändert. — Für beide Parteien lassen sich aus der ganzen Welt Belege und Analogien herbeischaffen, wie ich es am genannten Ort getan habe. — Nehmen wir noch einmal die erste Voraussetzung an: das Resultat wäre: wo die deutsche Kultur am stärksten, dort sind die germanischen Merkmale am schwächsten. Wo aber der germanische Typus vorherrscht, wie im Norden und Osten, ist er da auch wirklich germanisches Erbstück? In jenen Gegenden war vor wenigen Jahrhunderten noch alles slawisch, und die Finnen nichtarischer Zunge sind noch heute in ebenso bedenklicher Nähe. Slawen und Finnen aber haben ebensoviel, wenn nicht mehr Anrecht auf die „germanischen" Merkmale, vor allem die Strohblondheit. — Wie immer aber die Wissenschaft entscheiden möge: entweder liegen hier wirklich Rassenmischungen und -Schichtungen vor, dann bricht aber die schöne Hypothese von der germanischen Kulturrolle gänzlich zusammen; Deutschland ist dann ein Rassengemisch undefinierbarer und verdächtigtster Art; oder das Milieu hat in relativ kurzer Zeit diese Wirkungen gezeitigt, dann wankt das Hauptfundament jeder Rassentheorie, das Dogma, die Rassennatur bleibe permanent gegenüber jeder Einwirkung des Milieus. — Aus diesem Dilemma gibt es keinen Rettungsweg.

Noch offenbarer läßt die wissenschaftliche Kritik den Bankerott der Rassenpsychologie erscheinen. Die soziologischen Disziplinen zeigen uns, wie das geistige Leben aller Rassen aus denselben Anfängen einen überraschend ähnlichen Entwicklungsvorgang nimmt, bis mächtige Milieufaktoren das Besondere zum Ueberwiegen bringen.

Schon in ganz großen Zügen läßt sich der Milieueinfluß aus der engen Abhängigkeit nachweisen, die, wie Ratzel genau festgestellt hat, zwischen der günstigen Gestaltung und Ausstattung der Kontinente und der Kulturstufe ihrer Bewohner besteht.

Wer die Rassenliteratur kritisch verfolgt, wird das Urteil, das wir über ihre psychologischen Wirkungen gefällt haben, bestätigen müssen.

Die Rassentheoretiker imponieren den Urteilslosen durch die Schnelligkeit ihrer Erklärungen. Diese beruhen aber fast stets auf der Dehnbarkeit der Begriffe, denen man je nach Belieben und Ziel verschiedene Stimmungsfarbe geben kann. Es wird davon abhängen, ob es sich um eine vom Autor begünstigte oder geringgeschätzte Rasse handelt, ob eine Tatsache mit „Freiheitssinn" qualifiziert wird oder mit „Hang zur Anarchie", mit „Treue" oder „Knechtssinn", mit „Nationalstolz" oder „gallische Eitelkeit", „englische Perfidie" oder „deutsche Realpolitik", „semitische Intoleranz" oder „rücksichtslose Behauptung germanischer Eigenart".

Aber auch dort, wo die Rassenleute wirkliche Tatsachenbeweise versuchen, ist ihre Methode keineswegs reinlicher. Gewöhnlich wählt man solche Tatsachen, die man zwar nicht beweisen, aber auch nicht gleich verwerfen kann. Wenn man dann ein paar Möglichkeitsgründe vorgebracht hat, erklärt man das Mögliche für das Wahrscheinliche und hält sich berechtigt, letzteres für das Wahre anzusprechen, bis das Gegenteil bewiesen sei. Dies ist also eine genaue Wiederholung der Methode des Probabilismus auf logischem Gebiet, wie denn auch sonst die Verwandtschaft von Jesuitismus und Rassenglaube eine nahe ist. Auf dem Gebiete des Wollens ist extreme Intoleranz die charakteristische Folge des Rassenglaubens. Kein größerer Irrtum kann jedenfalls begangen werden, als die Verwechslung von politischem Nationalsinn und Rassengefühl. Das eine widerspricht dem andern direkt. Alle Nationen sind aus den verschiedensten Rassen zusammengeschmolzen, und je besser durch Gleichberechtigung im Innern diese Verschmelzung gelungen ist, desto einheitlicher und mächtiger wirkt der Nationalwille nach außen. Die Nationalpolitik geht auf Verbreitung der eigenen Art, sei es in der Form brutaler Aufzwingung eigener Sprache und Sitte oder in der verfeinerten Form moralischer und ästhetischer Eroberung — Die Rassenpolitik geht aber gerade auf das Gegenteil, auf Abgrenzung und Sonderung aus. Es wäre ja auch Wahnsinn, dem minderwertigen Nachbar die höhere Kultur zuzumuten, die er ohnehin nicht fassen kann. Nach der Rassentheorie wird Kultur einzig durch Blutmischung übertragen, also nur auf Kosten der höheren Rasse. Wenn man die niedrigere Rasse durch Sprach- und Rechtsgleichheit auf einen Fuß mit der höheren setzt, befördert man ja ihre Mischung, also die Degeneration des edleren Blutes. Folgerichtig wollen ja auch die Antisemiten, die konsequentesten Rassenpolitiker, nicht die Assimilation sondern die Absperrung der Juden. — Das großartigste Beispiel für die Folgen dieses Prinzips bietet Indien. Hier wurde die Absperrungspolitik, die Reinhaltung des Blutes, in strengster Weise durch das Kastensystem durchgeführt. Die Bevölkerung zerfällt in viele tausend Kasten meist nur geringer Ausdehnung. Für jede dieser Kasten sind die anderen unebenbürtig, Ehe und Umgang mit Kastenfremden ist strengstens ausgeschlossen. Wie der große Indologe Lassen hervorhebt, hat dies zur Folge gehabt, daß die Idee des Vaterlandes dem indischen Geist stets fremd geblieben ist. Nie hat ein gemeinsames Band diese tausend Splitter vereinigt, die nur Verachtung und Hochmut gegen einander hegen. Die Folge zeigt die Geschichte: das Riesenland Indien seit Jahrtausenden eine Beute jedes Eroberers. Skythen, Araber, Türken, Mongolen, ja selbst beutegierige Handelsgesellschaften, wie die holländische und später die englische Kompagnie, haben es leicht beherrscht. Was der Fremdherrschaft entgegentrat, waren türkisch-mongolische Bestandteile (Mahratten, Radschputen, Sikhs usw.), nie die Hindus selbst.

Ein anderes Beispiel bietet Oesterreich. Der nationale Kampf hat hier die bekannten Formen erst angenommen, seitdem durch das Einwirken des Antisemitismus die Auffassung der Nationen als Rassen durchgedrungen ist. Das berühmte Wort des deutschnationalen Heros K. H. Wolf von den „tief minderwertigen Nationen" zeigt uns die ganze Voraussetzung des österreichischen Nationalismus. Das Empfindungsleben dieses Nationalismus ist eine Form der Massenhysterie. Verstand und Verständigung bleiben verpönt, die Herrschaft der tollsten Phrase, das Ueberbieten an sinnloser Leidenschaft, die schroffe Verachtung des minderwertigen Gegners, die Zersplitterung in zahllose Fraktionen, die das bellum omnium contra omnes verwirklichen — kurz die schrankenlose Anarchie sind die Konsequenzen des Rassenglaubens auf politischem Gebiet.

Wien. Friedrich Hertz.

Japanische Farbenspiele.

Der kleine gelbe Japaner, der nach den ersten Siegen seiner hurtigen Landsleute über die Russen einem Pariser Zeitungsmann mit bitterem Lächeln sagte: „Jetzt endlich haltet ihr Europäer uns für ein Kulturvolk, das euch ebenbürtig ist, da ihr gesehen habt, daß wir auch blutige Schlachten schlagen und Tausende von Menschen im Kriege töten können," — er hatte unrecht. Im Gegenteil, unter den Europäern — ich meine unter den wirk-

Digitized by Google

lichen, nicht unter den „Mitteleuropäern“ — werden viele, ohne paradox zu sein, in den kolossalen Kriegserfolgen der Söhne Nippons letzten Endes weniger das Resultat eines Kulturfortschritts erblicken als vielmehr den sichtbaren Ausdruck für so etwas wie eine Barbarisierung Japans im europäischen Sinne. Der Kunstfreund wenigstens steht dem staunenswerten „Aufschwung“, den das Mikadoreich seit vierzig Jahren genommen, und der diese Erfolge erst ermöglicht hat, mit sehr geteilten Empfindungen gegenüber. Er sieht mit tiefem Kummer, und nur die fanatischen Rassenfeinde der „Gelben“ können es mit Gleichgültigkeit hinnehmen, wie die allzu beweglichen Kinder der Sonne ihre wunderbare alte Kultur mutwillig und gewaltsam zertreten. Professor Adolf Fischer, der jetzt, als wissenschaftlich-künstlerischer Sachverständiger der Gesandtschaft in Peking attachiert, vom Deutschen Reiche nach Ostasien geschickt wurde, hat schon vor fünf Jahren in einer sehr lehrreichen Schrift: „Wandlungen im Kunstleben Japans“ darüber berichtet, wie man in Tokio und Kioto die glorreichen Traditionen Lügen straft, wie die jüngeren Maler eine „Sezession“ begründet haben, deren Mitglieder nach einem Studienaufenthalt in Paris sich nun auch in der Heimat ganz an europäische Muster halten, ja, in unbegreiflicher Verblendung selbst den modernen Japonismus, den sich die westlichen Völker zurechtgemacht haben, wieder mit zurückübernehmen; wie die Bildhauer der herrlichen altjapanischen Plastik zum Hohn, die unmittelbar an die primitive Größe der ägyptischen heranreichte, bereits den Siegern des Krieges gegen China von 1894 Monumente ganz im Hurrastil unserer schrecklichen Denkmalskunst gesetzt haben! Man sah in Fischers Abbildungen, die auf Originalaufnahmen beruhten, etwa einen General in Uniform, in der sattsam bekannten feldherrnmäßigen Pose, und an den Ecken des Postaments vier Soldaten in kriegsmäßiger Ausrüstung, einen ausspähend, einen ladend, einen zielend, einen verwundet zusammenbrechend, alles in rohestem und äußerlichstem Realismus gehalten. Wer weiß, vielleicht bietet der jetzige Krieg gegen Rußland Anlaß zur Errichtung einer ganzen Siegesallee im alten Yeddo nach Berliner Vorbild . . . . .

Nirgends wird der rettungslose Niedergang der japanischen Kunst deutlicher als auf dem Gebiet, das ihre eigenste Domäne ist und alle ihre Kräfte in prachtvoller Konzentration zeigt: auf dem des Farbenholzschnitts. Hier, wo sich der Geist der Künstler von Nippon, die unerhörte Kultur ihres Auges und sinnlichen Empfindens, mit der unvergleichlichen technischen Geschicklichkeit ihrer Hand aufs innigste verbindet, spiegelt sich der rapide Verfall am klarsten wieder. Mit Verwunderung sah man schon vor zehn Jahren die rasch hergestellten Holzschnittdarstellungen aus dem chinesischen Kriege, aber erblickt man die neuesten „aktuellen“ Schilderungen aus den Kämpfen vor Port Arthur und in der Mandschurei, so gewahrt man mit Schrecken, wie die Verwilderung in dem abgelaufenen Dezennium fortgeschritten ist. Zwischen diesen rohen Blättern und unsern Neuruppiner Bilderbogen ist nun fast kein Unterschied mehr. Die Japaner haben auch hier den Anschluß an die europäische Kultur mit verblüffender Schnelligkeit erreicht.

Um so wichtiger ist es, daß wir jetzt in Berlin an öffentlicher Stelle eine umfassende Sammlung japanischer Holzschnitte aus der großen Zeit dieser Kunstübung besitzen. Wer sich bisher bei uns darüber informieren wollte, war im wesentlichen auf die Kollektionen privater Sammler, die aber nicht jedem zugänglich sein können, und auf — Bücher angewiesen. Neben Woldemar von Seidlitz' umfangreichem Werke*) bot dafür das im letzten Jahre erschienene hübsche Büchlein von Friedrich Perzynski**) eine brauchbare Handhabe. Endlich hat nun das Kunstgewerbemuseum eine Sammlung wertvoller japanischer Farbendrucke in seiner Bibliothek begründet, deren Direktor, Dr. Peter Jessen, mit dieser abermaligen Erweiterung seines Instituts seinen alten Verdiensten ein nicht geringes neues hinzugefügt hat. Jessen hat es verstanden, den Weg zu beschreiten, auf dem Bode und Tschudi seit geraumer Zeit so große Erfolge gehabt haben, nämlich wohlhabende Berliner Kunstfreunde, deren Zahl und Freigebigkeit größer ist, als man in weiteren Kreisen bis vor kurzem wußte, für seine Zwecke zu interessieren und auf solche Weise die begrenzten Mittel seines Etats beträchtlich zu erweitern. So ist die schöne Sammlung zustandegekommen, deren Ausstellung im Lichthofe des Museums während der letzten Wochen Künstler wie Laien entzückt hat, eine Sammlung, die durch gewählte Beispiele eine Fülle von Anregungen bietet, ohne eine vollständige Aufzählung aller Künstler und Schulen zu beanspruchen. Es handelte sich hier weniger darum, eine kunsthistorisch erschöpfende Darstellung zu geben, als den angehenden Künstlern und Kunsthandwerkern die Möglichkeit zu bieten, sich in die reizvolle Liniensprache, den koloristischen Geschmack und die dekorativen Schönheiten der japanischen Kunst zu vertiefen. Zu diesem Zweck mußte besonderer Wert darauf gelegt werden, gute alte Abdrucke zu erhalten, damit die Feinheiten der Farbenschnitte nach der künstlerischen wie nach der technischen Seite deutlich zutage treten.

Der europäische Laie, der zum erstenmal eine Sammlung japanischer Holzschnitte durch seine Hände gleiten läßt, wird das Gefühl haben, in einen Zauberwald geraten zu sein, durch dessen dichtes Gestrüpp keine Wege führen. Er wird kaum einen Wesensunterschied zwischen den einzelnen Vertretern dieser fremden Welt erkennen und leicht zu der Annahme gelangen, daß Blätter, die in Wirklichkeit ihrer Entstehung nach zeitlich weit auseinanderliegen, von derselben Hand stammen könnten. Die Ausstellung des Kunstgewerbemuseums wird vielen für den Gang durch diesen Irrgarten einen längst ersehnten Ariadnefaden dargeboten haben. Denn sie gab, namentlich auch dadurch, daß einige Berliner Privatsammler eine Anzahl kostbarer Stücke aus ihren Schätzen hergeliehen hatten, ein Bild der ganzen Entwicklung, das an Uebersichtlichkeit seinesgleichen sucht. Einer von den kleinen, in ihrer Art mustergültigen Katalogen Jessens bot überdies auch dem Fernstehenden in aller Knappheit einen Führer durch die verschlungenen Pfade dieser Entwicklung, wie er ihn sich besser nicht wünschen kann.

Es ist eine Welt der Grazie, Anmut und Zierlichkeit, die wir betreten. Das Auge erlebt ein Fest, wenn es das edle, wohlerwogene Spiel dieser Linien, ihr Neigen und Grüßen, ihr Biegen und Beugen, wenn es den Reiz dieser wundersamen Farbenakkorde in sich aufnimmt. Immer wieder überrascht uns diese merkwürdige Art des Sehens, die so völlig abseits liegt von der Art, wie die abendländischen Völker das bunte Spiel der Welt betrachten, und die doch, das fühlen wir, unmittelbar auf die einfachsten Grundgesetze in der Erscheinung der Dinge hinweist. Das Maßgebende ist der absolute Verzicht auf alles, was man Realismus oder Naturalismus in unserem Sinne nennen könnte. Der Japaner geht auf den rein dekorativen Schmuck der Fläche aus, und um diesen Zweck zu erreichen, verachtet er zwei der wichtigsten Kunstmittel, deren sich der europäische Holzschnitt schon gleich nach seiner Entstehung bediente: die Illusion der plastischen Körperhaftigkeit der Figuren und die regelrechte Perspektive. Die Erscheinungen des Raumes projiziert er auf die Fläche, und nicht darauf kommt es an, daß der Eindruck der Natur direkt wiedergegeben, d. h. nach Maßgabe der künstlerischen Individualität nachgeschaffen, sondern darauf, daß durch Linien und Farben, die dem Auge wohltun, in andeutender Sprache eine verändertes, gesteigertes, von den Zufälligkeiten des Realen abstrahiertes Abbild der natürlichen Erscheinung gegeben wird. Darum kennt der Japaner nicht die hellen und dunklen Partien im Sinne unserer Abschattierungen. Er gibt nur die entscheidenden Linien der Figuren und Gegenstände, die er aus der Fülle der natürlichen Züge mit scharfem Blick auswählt. Die Zeichnung der Japaner ist also die höchstentwickelte Konturenzeichnung, die sich denken läßt — welches Volk hätte den Holzschnitt, diese Konturenkunst par excellence, besser brauchen können als gerade sie! Und die Farbe ist kein Mittel, diese Linienabstraktionen der Wirklichkeitsillusion näher zu bringen, sondern dient lediglich dazu, ihren Reiz in dekorativer Hinsicht zu erhöhen, das Auge auch nach der anderen Seite des Sehsinns anzuregen.

Die frühesten Schnitte verzichten noch auf die koloristische Nebenwirkung. Sie erscheinen fast als kalligraphische Blätter,

*) Geschichte des japanischen Farbenholzschnitts. Dresden, Kühtmann, 1897.

**) Der japanische Farbenholzschnitt. Berlin, Julius Bard.

denn von der kunstvollen Führung der seltsamen Schriftzüge führt ein gerader Weg zu den primitiven Zeichnungen dieser hieratischen Figuren. Wann die Fertigkeit des Holzschnitts zuerst in Japan geübt wurde, läßt sich nicht sicher feststellen. Zweifellos ist sie aus China herübergekommen. Denn, wie die griechische Kunst aus der ägyptischen, so ist die japanische aus der chinesischen hervorgegangen. Auch den Holzschnitt haben die Bewohner des Inselreiches von ihren bestgehaßten Verwandten auf dem asiatischen Kontinent, und auf China weist auch jener kalligraphische Charakter seiner ältesten Erzeugnisse in Japan. Dann aber, zur Zeit Hishikawa Moronobus, der etwa vom Jahre 1675 bis zu seinem Tode 1714 blühte, wird der Betrieb in künstlerische Bahnen gelenkt. Moronobu, ursprünglich ein Zeichner für Färber und Sticker, befestigte die Verbindung zwischen der Malerei und dem Holzschnitt, die bis dahin kaum vorhanden oder doch nur recht lose war. Er ging schon bewußt darauf aus, eine edle Volkskunst zu schaffen, die dem einfachen Mann in den stattlichen großen Holzschnittblättern einen billigeren Ersatz für die Kakomono, die Langrollbilder der Wohlhabenden, in den Bilderbüchern einen solchen für die in die Breite aufgerollten Makimono bot. Das Publikum der Holzschnitte bestimmte auch die Gegenstände der Darstellung; sie haben ausschließlich volkstümlichen Charakter; die Welt und das Leben ringsum stellen die Themata. Nun tritt auch die Farbe hinzu, die aber zunächst mit der Hand in die fertigen Abdrücke hineingemalt und erst später durch den Druck von mehreren, anfänglich von zwei Platten gewonnen wird. Vielleicht war es Nishimura Shigenaga, der diesen außerordentlich wichtigen Schritt tat, von der Handkolorierung zur Anwendung mehrerer Platten überzugehen; denn einer seiner Zweifarbendrucke, der unzweifelhaft der frühesten Periode des Farbenholzschnitts angehört, trägt einen überaus seltenen Vermerk: ein Datum, und zwar das des Jahres 1743, das er vielleicht aus Stolz über seine Erfindung hinzugefügt hat. Jedenfalls ist die neue Technik um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts schon allgemein verbreitet, und nun entfaltet die ostasiatische Xylographie erst ihre ganze Kraft. Gleich zu Beginn erscheint der Farbendruck auf seiner Höhe; ein Tasten hinsichtlich des koloristischen Akkords oder der technischen Herstellung gibt es nicht! Sofort erscheinen jene Harmonien in zarten, sorgsam abgestimmten Tönen, deren Delikatesse unübertrefflich ist. Anstelle des lebhaften Rot und Gelb, das die mit der Hand arbeitenden Illuminatoren der primitiven Blätter lieben, tritt jetzt vor allem der beliebte Zweiklang Rosa-Hellgrün, dessen subtile Bläße wundervoll zu der sensiblen Zeichnung paßt. Nur selten wird er durch die Zusammenstellung Grün-Gelb ersetzt.

In diesen lichten Farben erscheinen nun vorab die süßen Frauengestalten, die von vornherein eine so große Rolle im japanischen Holzschnitt spielen. Okumura Masanobu, noch in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, schildert sie in der graziösen Schlankheit, dem unschuldigen Liebreiz und der weichen Eleganz, die von nun ab für das Schönheitsideal im Lande der Chrysanthemen charakteristisch werden. Man sah von seiner Hand in der Ausstellung unter anderem ein Blatt aus der Sammlung von Karl Köpping: ein junges Mädchen hockt am Boden und schreibt, während ein anderes zusieht, eine Gruppe von unbeschreiblichem Zauber im Kontrast der matten Farben und der Körperhaltungen. Doch höher noch führt diese Art Suzuki Harunobu empor, der im Jahre 1770 verstorbene Künstler, der der ganzen Entwicklung des Holzschnitts einen mächtigen Anstoß gab als der Schöpfer des künstlerischen Buntdrucks mit einer über die bisherige Bescheidenheit weit hinausgehenden und bald unbeschränkten Zahl von Farbenplatten. Harunobu bildet den weiblichen Typus Masanobus weiter aus, und in unübersehbaren Scharen erscheinen auf seinen Blättern die jungen Mädchen mit den dünnen Gliedern und schmalen Gelenken, deren kleine Gestalt uns fast zerbrechlich dünkt und die so träumerisch verliebt das Köpfchen auf die Brust herabhängen lassen, daß ihr Körper in dem langwallenden Kimono jene S Linie bildet, die nicht mehr verschwindet. Er zeichnet sie, wie sie spazieren gehen, wie sie tanzen, lesen, Blumen kunstvoll ordnen, musizieren oder malen. Aus der primitiven Steifheit und Gebundenheit weiß dieser Meister sich zu lösen, aber mit feinstem Instinkt für die dekorativen Aufgaben seiner Schöpfungen hält er sich in der andeutenden Sprache der älteren Kunst; er wirft in engem Rahmen ganze Welten auf das Papier und belebt seine Bilder mit den ersonnensten Farbenmischungen, unerschöpflich in der Erfindung, bei aller Verwandtschaft der Motive nie sich wiederholend. Entzückend diese beiden jungen Mädchen, die in leicht angedeuteter Parklandschaft auf einer Bank sitzen und vor sich hinträumen. Diese Flötenspielerin, die am Abend der Freundin ein holdes Liedchen vorspielt. Diese Winterszenen, in denen der blendend weiße Schnee, der den Boden und die Dächer und die Berge des Hintergrundes bedeckt, in wirksamem Kontrast zu der abgestimmten Buntheit der sonstigen Farben steht. Diese jugendliche Fischerin, die mit unnachahmlicher Grazie im Bach nach einem Fischlein angelt.

Sehr schön sind daneben die schmalen, langen Pfostenbilder von Koriusai, der auf diesem begrenzten Raum seine Figuren meisterhaft zu komponieren weiß. Die komplizierten Bewegungen etwa einer Szene, in der eine Mutter ihr Kind um einen Paravant herum spielend hascht, spannt er ohne die geringsten Schwierigkeiten und ohne Verstümmelungen in das Prokrustesbett dieser Formate. Solche Kinderszenen finden sich in großer Zahl, und es ist wunderbar zu beobachten, mit welcher Intimität und welchem Verständnis die japanischen Künstler dem Leben der Kleinen nachgehen, sich in ihre Spiele und ihre Empfindungen versetzen. Kinder tummeln sich und raufen sich, spielen mit Bällen und mit Fischen in der Schüssel, und vor allem sind sie ihrer Mutter attachiert, die sie trägt oder an der Hand führt, sie liebkost oder kleidet, sie unterweist oder mit ihnen herumtollt. Diese Darstellungen, in denen namentlich Kitao Shigemasa hervortritt, haben für uns etwas besonders Ergreifendes, weil hier durch alles Fremdländische und Absonderliche hindurch ein menschlicher Ton anklingt, der auch in der Melodie unseres Lebens vorhanden ist. Um so krasser prägt sich die Verschiedenheit der westeuropäischen und ostasiatischen Kulturen in den Schauspielerbildern aus. Seitdem Katsukawa Shunscho, in den siebziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, dem bis dahin wenig gepflegten und geachteten Genre mit großer künstlerischer Kraft neue Geltung verschaffte, beherrschte es eine Zeitlang den Markt und das Publikum. Ganz im Gegensatz zu dem altjapanischen Ideal der absoluten Selbstbeherrschung, die keiner inneren Erregung gestattet, sich auf dem Antlitz abzuspiegeln, findet man hier die ganze leidenschaftliche Bewegtheit des Theaterspiels, die Uebertreibungen und stilisierten Steigerungen der Affekte, die dabei beliebt sind, die peinlich sorgfältigen Toiletten der Mimen und ihre grotesken Masken. Die Sammlung des Kunstgewerbemuseums enthält eine ganze Reihe dieser Blätter, die eine unerschöpfliche Fundgrube für kunst- und kulturhistorische Studien abgeben. Eine Stellung für sich in diesem Theaterkreise nimmt Tochiusai Sharaku ein, der gern große Köpfe, scharf charakterisiert, in breiten, energisch hingesetzten Linien auf dunkeln Grund setzt, daß sie, vollkommen wie Plakate, weithin leuchten.

Doch die interessanteste Erscheinung ist Kitagawa Utamaro, der Repräsentant des unerhört gesteigerten Luxus und Raffinements im Leben der japanischen Gesellschaft um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts. Utamaro war ein Sinnenmensch vom Scheitel bis zur Sohle, ein Künstler von riesenhafter, leidenschaftlicher Arbeitskraft und ein Bohémien im modern-europäischen Sinne. Am Tage war er unablässig tätig, die Nächte aber verbrachte er im Yoshiwara-Viertel, dem großen Sammelplatz der Kurtisanen, deren kultivierte Zierlichkeit und Anmut er zu preisen nicht müde wurde, bis er 1806, ein fünfzigjähriger erst, frühzeitig von der Wildheit seines Lebens dahingerafft wurde. Aber Utamaro hat uns auch jene berühmten Folgen der Insekten, Vögel, Blumen usw. hinterlassen, die zu den entzückendsten Schöpfungen der Graphik aller Zeiten und Völker gehören, darunter auch den kostbaren Zyklus „Erinnerung an die Ebbe", in dem er die ganze Herrlichkeit der Muscheln und Gewächse, welche die Flut an den Strand des Meeres spült, in den suggestiven, rasch hingesetzten Strichen seiner impressionistischen Zeichnung festgehalten hat. Ueberall sind Verse in diese Blätter hineingeschrieben, daß sie wie ein Kranz duftiger Lyrismen erscheinen. Utamaros Lebenswerk ist nach

Digitized by Google

jeder Richtung ein Glanzpunkt in der Geschichte des japanischen Farbendrucks. Er ist unübertrefflich in der Aufstellung reizvoller, immer neuer Farbenskalen, in denen nun vordem fremdartige Akkorde, wie Violett-Blau-Schwarz und ähnliche, eine Rolle spielen, während die mit trockener, d. h. farbloser Platte nur reliefartig ins Papier gepreßten, weißen Partien dazu in raffiniertem Kontrast stehen. Und geradezu Rätselhaftes leistet Utamaro in der technischen Ausführung, zu der er sich seine Xylographen ebenso erzog wie Holbein seinen Lützelburger, Menzel seinen Unzelmann und Doré seinen Pisan.

Die technischen Prinzipien der Japaner unterscheiden sich in manchem von den europäischen. Das Holz des Stockes ist natürlich stets in Längsrichtung geschnitten; vom Hirnholz brauchte man nichts zu wissen, da das Bedürfnis nach Tonschnitt, nach dem „Holzstich", zu dem sich bei uns im neunzehnten Jahrhundert der Holzschnitt entgegen seiner Natur entwickelte, niemals auftrat, sondern stets nur von einem Faksimileschnitt die Rede war. Auf diese Platte, die meist aus Kirschbaum oder einer andern harten Holzart hergestellt ist, wird die Zeichnung aufgetragen; aber nicht auf das Holz selbst, auch nicht auf die grundierte Fläche, die der Japaner nicht kennt, sondern auf durchsichtiges Papier, das sorgfältig aufgeklebt wird. Der Xylograph entfernt nun zunächst das weiße Papier zwischen den Linien der im Gegensinne aufgetragenen, d. h. wie im Spiegel gesehenen Zeichnung und schneidet dann mit kleinem, scharfem Instrument das Holz darunter derart fort, daß die Zeichnung allein erhaben stehen bleibt. Die schmalen Papierstreifen über den Linien der Zeichnung werden zum Schluß entfernt, der Stock dann mit Tusche eingeschwärzt und die Konturenplatte ist zum Druck fertig. Unnachahmlich ist die Sorgfalt, mit der dann die bunten Platten hergestellt werden, der Nuancenreichtum, der beim Auftragen der Farbe vor dem Druck entfaltet, der sichere Geschmack und das technische Wissen, mit denen die Wirkung vorausberechnet wird, die an bestimmten Stellen durch das Uebereinanderdrucken verschiedener Farbenstöcke erzielt werden kann, die Korrektheit, mit der der Drucker „Register hält", d. h. dafür sorgt, daß die Abdrücke genau aufeinander passen.

Die beiden großen Meister, mit denen dann die große Geschichte des japanischen Holzschnitts ausklingt, und die schon bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts vordringen: Hokusai und Hiroshige, deren Namen in Europa wohl am bekanntesten geworden, haben den älteren gegenüber einen schweren Stand. Die Ideale der früheren Kunst sind bei ihnen vielfach verschwunden und mehr realistische Wirkungen sind angestrebt, die freilich mit unserm Realismus immer noch nichts zu tun haben, aber doch in einem gewissen Gegensatz zu der einstigen Art stehen. Man merkt: hier ist schon das Japan, das sich bald dem Europäismus in die Arme werfen wird. Hat doch Hiroshige sogar die schrecklichen Anilinfarben benutzt, die das dankbare Abendland nach Japan importierte! Aber auch hier kommt ein wichtiges neues Moment hinzu: die Landschaft tritt nun bedeutungsvoll in den Vordergrund. Die große Sammlung, die wir jetzt besitzen, zeigt an vielen ausgesuchten Proben, was die beiden Meister hier geleistet haben. Sie zeigt vor allem, was Hokusai, der oft auf die diskret andeutende Sprache der Früheren verzichtete und Farbenzusammenstellungen gebrauchte, die nichts mehr mit der altjapanischen Noblesse zu tun haben, daneben doch an Neuem und Bemerkenswertem geschaffen hat, sie zeigt die ungeheure Vielseitigkeit und die sichere Reife dieses Mannes, der in einem langen Leben — 1849 ist er neunundachtzigjährig gestorben — unermüdlich die Natur studiert und an der Verfeinerung seiner Mittel gearbeitet hat — der Menzel von Nippon. Er hat die Ausdrucksfähigkeit des Farbendrucks dabei in einer ungeahnten Weise erweitert und gesteigert, und er hat dann wieder in zahllosen anderen Stücken die ganze Grazie und zeichnerische Kraft der Vergangenheit souverän zusammengefaßt.

Damit aber wird es für die Geschichte dieser wundervollen japanischen Farbenspiele Nacht. Nur die Künstler der Surimono, der Neujahrswünsche, halten eine Zeit lang noch ein Restchen der glorreichen alten Tradition aufrecht. Dann begnügt man sich damit, den Holzschnitt zur Reproduktion von Gemälden zu benutzen, freilich mit großer Geschicklichkeit. Und nun versinkt der ganze Betrieb genau so in handwerksmäßige Roheit wie der des ehemals so herrlichen, einzigartigen japanischen Kunstgewerbes, das jetzt „für den Export" zurechtgemacht wird. An Stelle der Liebe ist die Spekulation getreten . . . .

Und wenn Japan in absehbarer Zeit imstande wäre, die souveräne Herrschaft über ganz Ostasien an sich zu reißen und dazu noch sämtliche Europäer aus dem Stillen Ozean zu vertreiben — wir wollen einmal sehen, welches Japan in tausend Jahren, wenn die allgemeine Völkerverbrüderung bekanntlich längst stattgefunden hat, eine größere Rolle in der Weltgeschichte spielt: das vor 1868 oder das nach 1868! Ich gehe die höchsten Wetten auf das alte Japan ein; denn Kriegsruhm vergeht, aber Kunstruhm überdauert Sintfluten und Völkerwanderungen.

Max Osborn.

Anthony Hopes Ehediorama.

In Anthony Hopes letztem Roman „Double Harness" („Zwiegespann", bei Hutchinson in London und in der Tauchnitz-Ausgabe erschienen) gibt es zwei Situationen, die man nicht so bald wieder vergißt.

Die eine betrifft das Ehepaar Imason. Frau Sibylla hat ihren Mann im Stiche gelassen, weil nicht alle Mädchenblütenträume reiften, und steht im Begriff, ihrem Liebhaber — einem jungen Laffen — auf seine Yacht zu folgen. Die ungünstige Witterung zwingt sie, in einem schäbigen Gasthofzimmer zu warten; aber das Unwetter hat den Ehemann, der von der geplanten Flucht Kunde erhielt, nicht gehindert, der Ungetreuen, die daheim einen kleinen Jungen hat, durch Sturm und Regen nachzureiten. Es kann kein Zweifel sein: Sibylla ist zum Aeußersten entschlossen. Und nun pocht Grantley Imason an die Tür. Walter Blake riegelt auf. Was wird der verlassene Imason tun? Sich auf den Liebhaber stürzen? Ihn niederknallen? Nein, er nimmt gar keine Notiz von ihm. Er spricht über dessen Kopf hinweg, während seine Augen starr auf seine Frau gerichtet sind. Keineswegs verlegt er sich aufs Bitten, indem er ihre frühere Liebe ins Treffen führt — dazu ist er zu stolz —, sondern er erklärt mit kategorischer Bestimmtheit, er werde sich und seinen Sohn töten, falls Sibylla nicht sofort mit ihm zurückkehre. Sie ist entsetzt über diese Drohung, schwankt aber noch immer. Da kommt ihr der Liebhaber zu Hilfe: er kann den Gedanken nicht ertragen, daß er zum Mörder des unschuldigen Knäbleins werden soll. Das gibt den Ausschlag. Sie dankt ihm für die Liebe, die er ihr erzeigt, und folgt ihrem Eheherrn in die Nacht hinaus. Walter Blake aber sinkt auf einen Stuhl und schluchzt hilflos wie ein geängstigtes Kind. . . .

Die andere Szene führt uns zu dem Ehepaar Courtland. Tom Courtland, ein sehr wohlhabender Kaufmann, steht vor dem Ruin; er braucht Riesensummen, will er das Verderben abwenden. Der gutmütige Imason hat ihm die Hälfte vorgestreckt — die Frage ist: wird er in seinem Bekanntenkreis einen zweiten finden, der ihm so viel Geld leiht? Als einziger käme vielleicht der reiche Junggeselle Cavlesham in Betracht. Und da die Not nicht nur erfinderisch, sondern auch wenig wählerisch macht, verfällt Courtland auf den Gedanken, seine Frau mit der heiklen Aufgabe zu betrauen. Ein Junggeselle wird doch einer ihm befreundeten Dame eine so delikate Bitte nicht abschlagen. Christine sträubt sich anfangs gegen die Zumutung, wozu sie ein Recht hat, weil sie von Geldgeschäften nichts versteht; aber als Tom immer dringlicher wird und ihr vorhält, daß dies die einzig mögliche Rettung sei, scheint es ihr geraten, ihren Widerstand nicht auf die Spitze zu treiben, um Tom nicht Verdacht schöpfen zu lassen. Zwischen Christine Courtland und Cavlesham haben nämlich in früheren Jahren Beziehungen bestanden, von denen der betrogene Gatte nichts weiß. Er ist ein zu anständiger Charakter, als daß er seine Frau zu diesem schweren Gang ermutigte, wenn er eine Ahnung von ihrem

Digitized by Google

Verhältnis zu Cavlesham hätte. Sie willigt also schließlich nach heftigem inneren Kampf ein und sagt sich bei ihrem alten Liebhaber an. Der empfängt sie mit ausgesuchter Höflichkeit. Gewiß sei sie gekommen, um ihre Liebesbriefe zurückzuverlangen. Christine teilt ihm mit, was sie zu ihm geführt, und bittet ihn, ihrem Manne das Geld nicht zu leihen. Sie tut es nicht aus einer neu erwachenden oder noch nicht erloschenen Neigung zu ihrem ehemaligen Liebhaber, weil sie etwa denkt, Tom sei doch nicht imstande, die große Summe zurückzuzahlen — sie handelt so aus Liebe zu ihrem Manne, weil sie ihm diese moralische Niederlage ersparen will, und vor allem, weil sie nicht will, daß ihm diese Torheit enthüllt werde. Trotzdem gibt Cavlesham in einer Anwandlung von Mitleid das Geld her.

Ist die erste Situation für britisches Fühlen und Denken besonders bezeichnend, so erhebt sich die zweite über die Schranke des Völkerpsychologischen in das Reich des Allgemein-Menschlichen. Damit hätten wir die beiden Pole des Anthony Hopeschen Eheromans.

Wie der Titel verrät, sieht der Dichter die Ehe im Bilde eines von zwei Pferden gezogenen Wagens. Cavlesham, der als Junggeselle zum Räsonneur der Berufenste ist, weil er nicht auf den Zinnen der Partei steht, hält dem jungen Walter Blake ein Privatissimum über das Kutschieren: „Nehmen wir einmal an, ich habe zwei Pferde und du hast auch zwei Pferde, jedes meiner Pferde ist vielleicht besser als deine beiden Pferde; aber wenn es sich darum handelt, sie einzuspannen, hast du unter Umständen doch das bessere Paar. Zwei gute geben nicht immer ein gutes Paar ab." Anthony Hope zeigt ohne allen Schematismus und frei von billiger Kontrastierung an fünf Ehepaaren, daß sie einzeln ausgezeichnete Menschen sein mögen, vereint an Wert einbüßen, weil sie ihre Individualität nicht unterordnen wollen oder können. Das Einzelwesen mag noch so vortreffliche Eigenschaften besitzen: sobald es sich einem Partner gesellt, muß es Opfer bringen. Verheiratet sein heißt Kompromisse machen, Rücksicht nehmen, sich anpassen. Nur wenn beide Teile nach derselben Seite ziehen, rollt der Wagen vorwärts; ist ihr Wille dagegen nicht auf dasselbe Ziel gerichtet, so kommen sie gleichermaßen zu Schaden. Wie es im Himmel keine Ehen gibt, gibt es auch keinen Himmel in der Ehe. Darum empfiehlt es sich von vornherein, alle verstiegenen Ideale, den Glauben an eine immerwährende Ekstase abzulegen und sich mit der realen Unabänderlichkeit auszusöhnen. Die holde Träume dichtende Phantasie frommt in der Ehe nichts; sie scheitert gar bald und räumt dem gesunden Menschenverstand das Feld. „Sensible people try to make the best of it" — lautet Bernard Shaws Eherezept.

Und das Beste, was Anthony Hope weiß, wenn schwere Irrungen zu einer Entfremdung geführt haben, heißt — Vergessen. Das scheint freilich den Erwachsenen nicht immer möglich, aber mit einigem guten Willen sind auch sie imstande, wenigstens beinahe zu vergessen. Die Kinder sind eher bei der Hand zu vergeben, weil sie nichts verstehen. Alles verstehen heißt dagegen beinahe vergessen — aber doch nur beinahe. So läuft diese Ehephilosophie zwar auf einen Gemeinplatz hinaus, aber es fragt sich, ob sich der Ehe anders beikommen läßt . . .

Immerhin war dies für Anthony Hope kein Hinderungsgrund, einen der amüsantesten Unterhaltungsromane der letzten Jahre zu schreiben. Amüsant und Unterhaltungsroman — das sind gleich zwei Sünden! Zum Glück nicht in England, wo die Literatur noch erheitern darf. Wo sie es sogar soll. Recht im Gegensatz zu den ungezählten französischen Eheromanen, in denen der Schmutz, und den genäßten skandinavischen, in denen die Hysterie vorherrscht (von den deutschen laßt mich schweigen), hat sich Anthony Hope kein Gewissen daraus gemacht, das Problem der Ehe in ganz unproblematischer Weise, an ganz unproblematischen Charakteren zu behandeln. Seine Figuren sind weder neu noch sind sie tief; sie lassen nicht unter dem Seziermesser eines Seelenchirurgen in psychische Abgründe schauen, aber sie vermögen uns an der Hand eines geschickten Regisseurs zu interessieren. Nur darin hat er es ein wenig versehen, daß er just für die Protagonisten einen etwas vagen, ausgeklügelten Konflikt ersann. Sonst ist die Erfindung glücklich und reich — so reich, daß drei deutsche Romane davon bequem zehren könnten.

Und endlich besticht die Sprache durch ihren künstlerischen Schliff. Von Trockenheit wie Gesuchtheit hält sie sich gleich fern. Hope schreibt einen ganz entzückenden Dialog, der an die besten Traditionen des englischen Romans anknüpft. Er versteht zu plaudern und durch einen eleganten, weltmännischen Humor zu erwärmen. Sein Geist artet nie in jene krampfhafte Geistreichigkeit aus, die bei den Nachahmern George Meredith so verstimmt, weil weder die kühne Phantasie noch die Sprachprägnanz des Vorbildes dahinter steckt.

Man wäre in Verlegenheit, sollte man einen deutschen Erzähler namhaft machen, der von Anthony Hopes Art eine Anschauung erwecken könnte. Am nächsten kommt ihm wohl noch Ernst v. Wolzogen. Aber neben dem feudalen Engländer nimmt sich der deutsche Baron zuweilen recht bürgerlich aus, um nicht zu sagen: spießbürgerlich. Ich weiß nicht, ob wir es zu beklagen brauchen, daß uns solche Unterhaltungsschriftsteller fehlen; das steht jedoch fest: hätten wir sie, dann hätten wir auch jene Kultur, die wir annoch so sehr im deutschen Roman vermissen.

Max Meyerfeld.

Assa und Mark.

Novelle aus dem Kaukasus.

(Schluß.)

Die Zeit der schweren Feldarbeiten war vorbei. Etwa fünfzehn Bauern, mit ihnen auch Ogan, stiegen mit ihren Leiterwagen von den Bergen hinunter in die Steppe zu den Tataren, um Früchte zu holen.

Nach drei Tagen kroch der lange Zug der Wagen, hochbeladen mit Zucker- und Wassermelonen, langsam und knarrend wieder hinauf auf die Heimathügel durch die staubige, sich windende Straße. Die Hitze war unerträglich, da es Mitte August war. Die abgequälten Büffel hatten ihre Zungen lang ausgestreckt, und aus den runden, schwarzen Augen rollten Tränen, als ob sie klagten, daß man sie in die glühende Steppe getrieben, wo anstatt des zarten Grüns nur dürre Kratzdistel wuchs, anstatt der lebendigen, spielenden Quelle der lehmige, laue Fluß hinkroch.

Viele aus dem Dorfe bemerkten den aufgewirbelten Staub und liefen den Wagen entgegen. Mariamna war eine der ersten. Sie stand am Teiche unter der Weide und wartete. Als der Zug schon nah war, lief sie schnell ihrem Manne entgegen.

„Hast Du die Balalaika gekauft?" fragte sie ihn.

Ogan nickte bejahend mit dem Kopfe und lenkte den Wagen zum Hofe.

Nachdem die gelben Zuckermelonen und die riesenhaften fünfzigpfündigen Wassermelonen in der Ecke der Hütte angehäuft worden, blickte Ogan bedeutungsvoll seine Frau an, zog die Balalaika aus dem wollenen Sacke hervor und reichte sie den Kindern, die auf ihrem gewohnten Platze im Halbdunkeln neben dem Kamin saßen.

„Assa, Markos," sagte Ogan mit weicher und etwas bebender Stimme, „das ist für Euch, meine Lieben, Euch zur Freude, daß Ihr Euch nicht langweilt."

Assa und Mark fühlten in den Händen einen ihnen unbekannten Gegenstand von Holz, geformt wie eine riesenhafte Birne mit langem, halbrundem Stengel. Ihre Finger streiften forschbegierig die Seitenschlüssel, den dünnen Hals, der an einigen Stellen mit Fäden überschnürt war, den dicken, glatten Bauch.

Ogan und Mariamna standen da und warteten, was weiter kommen würde.

Plötzlich berührten die Finger Marks die gespannten Saiten, und ein Stöhnen, ängstlich und traurig wie der Kummer

Digitized by Google

und flehend wie die Klage, bebte in der Luft und zerrann irgendwo zwischen den finsteren Balken des Zimmers. Dem ersten Ton folgte der zweite, ebenso flehend, ebenso klagend, hoffnungslos, trostlos. Es waren nicht die durchdringenden Töne der Surna,*) stürmisch, ausgelassen, bacchisch, die Töne, die den Sehenden so gefielen und sie so heiter machten, vor denen aber Assa und sein Bruder entfloh; nein, es waren ihnen verwandte Stimmen, die wie aus ihrer eigenen Brust ausströmten, und sie erschraken nicht vor ihnen, es war, als ob sie sie lange schon suchten und erwarteten.

In diesen Tönen fanden sie den Ausdruck ihres Kummers, ihr Weinen, eintönig, farblos, trostlos. Ogan öffnete Augen und Ohren weit.

Wie? Ist das dieselbe Balalaika? Sie hatte dort beim Tartaren, bei dem er sie gekauft, so schön gelacht, hatte alle Zuhörer erheitert und ermuntert, daß sogar der ernste Nachbar Gregor nicht umhin konnte und an zu tanzen fing. Und nun? Woher entstanden diese Wehklagen, woher dieses Stöhnen?

Mark zupfte noch immer mit seinen Fingern die Saiten, und das Stöhnen der Balalaika bebte in der Luft und schien jemand zu suchen, zu rufen.

Und das Gesuchte kam ihnen entgegen aus der Brust Assas.

Unbewußt, unwillkürlich, mit erhobenem Gesicht sang Assa das erstemal in seinem Leben, ohne Worte, ohne Melodie, eintönig, farblos, flehend, weinend über etwas Verlorenes, Unersetzliches, Schönes.

Mariamna taumelte und faßte mit beiden Händen ihren Kopf. Ihr schien, daß die mächtige Eichensäule in der Mitte der Stube umgesunken wäre, und daß die massigen Balken auf ihren Schädel drückten. Sie stieß einen Schrei aus vor scharfem, brennendem Schmerz und lief hinaus aus der Stube.

Von diesem Tage an hatten Assa und Mark einen Dritten gefunden. Nie mehr trennten sie sich von der Balalaika. Oefter noch als sonst gingen sie alle drei in die tiefe Schlucht zwischen den Felsen, weit von den menschlichen Stimmen. Hier streifte Mark mit den Fingern über die stählernen Saiten, und Assa sang und schluchzte mit einem der Brust entquellenden Tenor. Er sang ohne Worte, ohne Inhalt, so behaupteten alle Sehenden. Er sang so, wie die Finger seines Bruders spielten. Im Spiele Marks und in Assas Gesang herrschte eine wunderliche Einigkeit. Nie blieb einer hinter dem andern zurück oder eilte voran. Das Stöhnen der Balalaika und die Klagen Assas schienen wie aus einer Quelle zu entstehen, sie flossen zusammen und zerschmolzen im Raum.

Kam aber ein junger Hirt ihnen zu nah mit hochgehobenem Haupte, mit dem Strahl des Glückes in den Augen — von diesem Gesang wurde sein Blick trübe, und sein Haupt senkte sich wie eine abgemähte Blume tief auf die Brust.

Kam ein junges Mädchen, Rosen pflückend, in ihre Nähe — von diesem Gesang entfielen die Rosen unbemerkt ihren Fingern, und schwere Tränen rollten über die frischen Wangen.

Nach dem unvergeßlichen Tage, als Assa und Mark das Licht der Augen verloren, ward es das fünfzehntemal Frühling, ein Frühling üppigsten Blühens. Die kalte Winterdecke rückte immer weiter und höher hinauf, vor den warmen Strahlen der Sonne zu dem ewigen Schnee. Das Getöse und Gebrüll der Wildbäche tobte Tag und Nacht in den Bergen. Der Goldfasan schrie laut im grünen Hain, und die hundertblättrige, duftende Blume der Blumen, die wunderbare Gabe des kaukasischen Frühlings, die gefüllte Rose, blühte im schaukelnden Grase.

Die aus den Feldern zurückfahrenden Bauern schmückten die mächtigen Hörner ihrer Büffel mit grünen Kränzen und leerten ihre Mützen auf die Vorübergehenden, und ein Regen von Rosenblättern flog ihnen daraus auf Köpfe und Schultern. Das Leben schlug wieder seine Wellen hoch, rauschte und riß alle mit; nur Assa und Mark blieben wiederum teilnahmlos und gefühllos in diesem Chaos. Das junge Grün umschlang die Hörner ihrer Büffel nicht. Die duftenden Blätter der Rosen regneten nicht aus ihren Mützen auf die Vorübergehenden.

Am großen Brunnen wimmelte eine aufgeregte Menge, wie auf dem Markt. Heute aber schrie und schimpfte die Menge nicht. Die Stimmen der Frauen waren nicht hart und böse; sie klangen weich und liebkosend, als ob sie nicht zum Wasser, sondern zu einem Hochzeitsmahl gekommen wären. Eine Schar kleiner Kinder, barfuß, mit lustigem, wildem Geschrei glitt schnell über die steilen Felsen zur Quelle hinunter. Sie trugen in den Zipfeln ihrer Archaluchs frische, eben gepflückte Rosen.

Die jungen Mädchen in blutroten Kopftüchern und in bunten, farbigen Hemden stürzten zu den Knaben, und Frauen und Mämer folgten den Mädchen nach. Bald taumelte in jeder Hand ein Rosenzweig.

Nur Assa und Mark blieben fern. Assa hielt die rote, kupferne Schüssel unter den Wasserstrahl, während Mark den Büffel am Horn zum Trinkgefäß zog.

„Hast Du keine Rose?" hörte plötzlich Assa dicht neben sich eine zarte, silberne Stimme.

„Willst Du die Rose hier?" fragte dieselbe Stimme, und die frischen Blätter der duftenden Blume streiften über sein Gesicht wie ein zarter Flügel.

„Komm, ich will sie Dir in die Brust stecken." Und Assa fühlte, wie die unbekannten, dünnen Finger gewandt den Rosenstengel zwischen die Haken des Archaluchs hineinschoben.

Er erglühte und zitterte von dieser Berührung am ganzen Körper. Die kupferne Schüssel glitt aus seiner Hand, und unwillkürlich ergriffen seine Finger die dünnen und biegsamen Finger des unbekannten Mädchens.

Etwas Mächtiges, Gewaltiges schlug in seinem Innern, und tausend Funken wie Sternschnuppen funkelten in seinem dunklen, kalten Herzen auf. Seine unbewegliche, erstarrte Welt wallte auf und wurde lebendig von einer geheimnisvollen, magischen Kraft.

Dort, weit, weit, hinter dem Horizonte der Finsternis und Kälte loderte ein Wetterleuchten auf und erhellte das schwarze Himmelsgewölbe. Seine einzige buschige Augenbraue über dem rechten Auge zuckte krampfhaft, wie bei einem, der sich bemüht, ein Tuch von den Augen herunterzuwerfen.

„Assa! Assa!" schrie Mark dicht an seinem Ohr. Dieses Ohr aber blieb taub.

Zum erstenmal in seinem Leben hörte Assa nicht das laute Geschrei derselben Stimme, deren leises Geflüster bis dahin stärker für ihn war als der Donner.

Er hielt in seinen Fingern diese zarten, warmen Finger, und das flüssige Feuer des neuen, unbekannten, wunderbaren Lebens sprudelte aus ihnen und verbreitete sich in seinen Adern. Die Silberstimme tönte noch immer in seinen Ohren, und auf seinem Gesichte war das warme, duftende Atmen, duftender als alle Rosen der Welt.

„Assa!!" schrie Mark so heftig, daß die erschreckten Büffel weit vom Wasser fortsprangen, und gleichzeitig fiel seine große Hand wie eine Tatze schwer auf die Hand seines Bruders.

Mark fühlte ein paar unbekannte dünne Fingerchen, die flink wie Schlangen unter seiner Hand fortglitten und verschwanden.

Assa wachte auf. Das Wetterleuchten erlosch, und er sank wieder in die Finsternis. Seine Finger hielten etwas ganz Fremdes — die Hand seines Bruders.

„Gib acht, verlier die Rose nicht," sagte dieselbe zauberhafte Stimme in der Nähe. Assa stürzte hastig vorwärts, wie eine Nadel dem Magnete nach. Mark hielt ihn zurück und wendete sich dahin, woher die Stimme kam. Und er bewahrte diese Stimme in seinem Gedächtnis.

„Assa, was ist mit Dir?" fragte er seinen Bruder. Assa schwieg und versteckte die Rose an der Brust. In dieser Nacht erwachte Mark einigemale und fand zu seiner Verwunderung jedesmal, daß die Hand seines Bruders nicht in der seinigen lag, wie immer sonst, sondern auf der Brust. Er nahm sie von dort weg, legte sie in seine Hand und schlief ein. Kaum aber war er eingeschlafen, so zog sich Assas Hand ruhig aus seinen Fingern und legte sich wieder auf die Brust.

*) Eine Art Klarinette.

Digitized by Google

„Was haſt Du auf Deiner Bruſt?“ fragte ihn Mark am andern Morgen.

Aſſja ſchwieg wiederum.

Er hatte ein Geheimnis, ein Geheimnis vor ſeinem Bruder, ein Geheimnis vor dem, mit dem Aſſja gemeinſam atmete, wie mit derſelben Lunge, und lebte, wie mit demſelben Herzen. Aſſja hatte ein Geheimnis, und Mark fühlte, verſtand es mit der ganzen Wachſamkeit ſeiner eiferſüchtigen Seele, daß etwas mit dem Bruder geſchah, etwas, das er, Mark, nicht wußte, etwas, das Aſſja vor ihm verſteckte.

Und es quälte und peinigte ihn.

Aſſja hatte ſich verändert.

Sein Geſicht ward heiter. Die tiefe, finſtere Falte zwiſchen den zuſammengezogenen Brauen war verſchwunden. Ein Schwarm geheimnisvoller Stimmen, unbekannt, unverſtändlich bis dahin, flüſterte leiſe in ſeiner dunklen Seele, erwärmte ſie, verſcheuchte ihre kalte Ruhe. Und Aſſja fürchtete ſich nicht vor dieſer Wäeme, vor dieſer Unruhe. Ihm war wohl. Sein Herz ſchlug manchmal heftig. Er wollte etwas. Was? Er wußte es ſelber nicht, vermochte es nicht mit Worten zu ſagen. Er fühlte nur — dieſes „Etwas“ konnte ihm ſein Bruder Mark nicht geben, in deſſen Hand ſeine Hand lag. In ſeinen Ohren zitterte immer die Silberſtimme, über ſein Geſicht ſtrömte der duftige Atem. Er irrte umher in unbekannten Ländern, wo kein Mark war, wo Mark ſogar aufhörte, der geliebte, von ihm unzertrennbare Bruder zu ſein. Er wollte weit fort von ſeinem Bruder; ohne Schmerz, erbaemungslos, wollte er ihn allein in ſeiner finſteren Welt laſſen und nicht die große, breite Hand des Bruders, ſondern jene dünnen, biegſamen Finger in ſeiner Hand halten.

In ſolchen Momenten überfiel Mark eine ſchwere, unerklärliche Kälte. Er fühlte ſich einſam, ſo als ob ſein Bruder plötzlich verſchwunden wäre, und er hielte nicht ſeine Hand, ſondern fremde Finger, kalt wie Schlangen, und er wollte ſie zerreißen und zerſchmettern, dieſe Finger. Er hörte eine fremde, verhaßte Stimme. Und es ſchauderte Mark in ſeiner Einſamkeit. Er ſchrie und rief angſtvoll:

„Aſſja! Aſſja! Wo biſt Du? Ich bin allein!“

In ſpäter Nacht, wenn in Ogans dunkler Hütte längſt alle ſchliefen und nur das Heimchen grillte hinter den Waſſerkrügen, ſtand Mark auf von ſeinem Bette, und wie ein Geſpenſt beugte er ſich über den ſchlafenden Bruder und lange, argwöhniſch, horchte er auf deſſen regelmäßiges Atmen. Seine Finger ſtreiften wie Schatten das teuere Geſicht des geliebten Bruders, und dieſes Geſicht ſchien ihm fremd. Die tiefe Falte auf der Stirn war nicht da. Die rechte buſchige Augenbraue, die einzige von der Krankheit unzerſtörte Stelle, war mit ihrem äußeren ſpitzigen Ende in die Höhe gehoben und bebte fortwährend. Seine Lippen waren nicht ſtreng zuſammengepreßt wie ſonſt immer. Ein Hauch des Lächelns ſpielte darüber.

Mark ſuchte mit den Händen nach jemand in der Umgebung des Bruders, fand keinen und, beruhigt, nahm er die Hand Aſſjas von ſeiner Bruſt, faßte ſie ſtark in ſeine eigene breite Hand, rückte ſich dichter an ihn heran, legte den Kopf auf das Kiſſen neben Aſſjas Kopf und wartete.

Aber die Hand Aſſjas befreite ſich langſam aus ſeinen Fingern und lag wie ein Schuld wieder auf der Bruſt.

Da fühlte ſich Mark von neuem allein. Wieder ward ihm kalt und ſchauerlich in ſeinem endloſen, dunklen Meer von Finſternis.

Seine Zähne klapperten. In den erſtarrten, alabaſtrigen Augenhöhlen funkelte ein ſchwarzer Strahl des Haſſes. Er ſprang wild zu auf dieſen fremden Menſchen, der neben ihm lag, ſchlug in das fremde, verhaßte Geſicht, ſchlug auf die Bruſt, wo die Hand lag und rief und ſchrie in Angſt:

„Aſſja! Aſſja! Wo biſt Du? Ich bin allein!“

Alle erwachten in der Hütte.

Mariamna zündete mit zitternden Fingern die Oellampe an.

Aſſja umaemte zart den Bruder und ſagte mit liebkoſender, herzlicher Stimme:

„Mark, mein lieber Mark, ich bin hier. Du biſt nicht allein, hab keine Furcht. Das alles hat Dir nur geträumt.“

Und Mark glaubte dem Bruder, daß er geträumt hätte. Er beruhigte ſich ſofort, legte den Kopf auf des Bruders Bruſt, nahm ſeine Hand und ſchlief ſtill ein.

Sein Geſicht war eingefallen und wurde noch finſterer. Die tiefe Falte auf der Stirn hatte ſich noch mehr vertieft, ſo, als ob ſie den Schädel durchſchneiden und ins Gehirn eindringen wollte. Die Finſternis, die ihn umgab, wurde dichter und dichter, und die ſchwarze Kälte der Einſamkeit lähmte ſeine Bruſt. Die einzige Freude, den einzigen Troſt in der Welt — ſeinen Bruder Aſſja — er zitterte, ihn zu verlieren. Er wortete jede Minute, daß jemand komme und ihn ſeines Bruders beraube. Er hielt ihn jetzt am Aem feſt, und wie ein eiferſüchtiger Ehemann ließ er keinen Menſchen ihm nahe kommen und erlaubte dem Bruder nicht, eine fremde Hand zu ergreifen. Gegen die Quelle, wo ſich immer die jungen Mädchen verſammelten, hatte er einen Widerwillen bekommen und vermied ſie auf jede mögliche Weiſe. Noch öfter aber führte er Aſſja mit ſich in die dunkle, verlaſſene Schlucht, wo er mit Hilfe ſeiner Balalaika ſeinen verlorenen Bruder wieder zurück gewonn. Und als das ſtehende Stöhnen der Stahlſaiten die Stimme Aſſjas umarmte und mit ihr zuſammenfloß, fühlte Mark, wie ſeine Seele umarmte und zuſammenfloß mit der Seele jenes einzigen Geſchöpfes, ohne welches er keinen Augenblick in ſeiner dunklen Einſamkeit atmen konnte. In ſolchen Momenten hatte Mark kein Verlangen nach dem Leben, nach der Welt. Er vergaß ſein troſtloſes, unfaßliches Unglück, er vergaß ſeine ewige Sehnſucht nach der früheren wunderbaren Welt des weißen Strahles. Er war glücklich. Aſſja wor mit ihm. Er fühlte ihn um ſich.

Aſſja dagegen fühlte ſich beläſtigt durch ſeinen Bruder und durch die traurige Stimme ſeiner Balalaika. Die ehemalige Uebereinſtimmung zwiſchen dem Spiele Marks und dem Geſange Aſſjas war geſchwunden.

Manchmal ſchwieg Aſſja, ohne irgend eine Urſache, und die einſamen, verwaiſten Töne der Saiten ſtöhnten noch flehender, noch trauriger, riefen jemand, ſuchten jemand, fanden ihn nicht, kehrten zurück zu Mark und zerſchnitten dem die Bruſt, peitſchten erbarmungslos ſein dunkles Herz wie mit glühendem Eiſen.

Dann warf Mark die Balalaika weit von ſich, umaemte ſeinen Bruder, ſchrie und rief ihn laut, als ob er hinter dem Berge wäre und ſagte:

„Ich gebe ihn nicht! Ich gebe ihn nicht!“

Einmal, während des Spiels, ſchwieg Aſſja plötzlich wieder. Mark deckte ſchnell die Saiten mit der Handfläche und ſpitzte die Ohren.

Aſſja flüſterte leiſe, ganz leiſe, kaum hörbar, als ob jemand ſich zu ihm gebeugt hätte, und er ſpräche ihm ins Ohr.

Mark ſprang wie ein verwundetes Tier auf ſeinen Bruder los und mit den wie ein Rechen gekrümmten Fingern wollte er jemand in der Luft fangen. Seine Hände zappelten hilflos in allen Richtungen wie bei einem Kinde, welches einen Schmetterling fangen will.

„Aſſja . . . . a!“ klagend und flehend fragte er ihn, mit einer Stimme, die eher aus der hölzernen Balalaika entſtammte, als aus der lebendigen Bruſt.

„Aſſja, ſag mir, wer iſt da? Wer iſt bei Dir? Mit wem ſprichſt Du?“

„Mit mir? Spreche ich?“ erwiderte Aſſja erſtaunt. „Ich habe nichts geſprochen. Du haſt wieder geträumt.“

„Du lügſt! Nicht wahr!“ antwortete ihm Mark wütend. „Hier iſt jemand! Hier wor jemand! Ich hörte ſein Flüſtern, ſeinen Atem. Wer iſt er? Ah! Ich höre das Geräuſch ſeiner Schritte! Oh! Einen Strahl! Nur einen Strahl!“ ſchrie er in Verzweiflung und ſchlug auf die ſcharfen Steinblöcke.

„Laß uns gehen! Fort von hier!“ befahl er dem völlig verwirrten Bruder, warf die Balalaika über die Schulter, nahm ihn feſt an ſeinen Aem, und die beiden gingen mit nachdenklichen Schritten durch den ihnen gut bekannten, ſchmalen Fußpfad.

Unter ihren Füßen, dreihundert Klafter tief, gähnte der enge, ſchaurige Abrgund, wo ein ewiges, gedehntes Rauſchen wohnte.

Digitized by Google

Die grellen Kopftücher der Mädchen flimmerten in den Brombeer- und Dürlitzen-Sträuchern, wie bewegliche, große Blumen.

Eine geschmeidige, bunte Mädchengestalt zeigte sich auf einem spitzigen Felsvorsprung, und eine zarte Stimme, wie Perlen auf silbernem Teller, wie Hunderte von Lerchen vor der Morgenröte, füllte die enge von den Steinriesen umschlossene Schlucht.

Das war die Stimme des Glückes und der heiteren Hoffnungen, die Stimme der Brust, die nie gekannt und gekostet den Kummer, das Leiden des irdischen Daseins. Fröhlich, sorgenlos entrieselte sie der unschuldigen Brust, wie eine reine Quelle dem weißen Marmor.

Die Blinden standen plötzlich wie gebannt. Beide erkannten die Stimme.

Assa erzitterte freudig. Etwas Liebkosendes und Duftendes wie Frühling durchwallte die Luft und durchdrang sein ganzes Wesen.

Er entriß hastig seine Hand den Fingern des Bruders und preßte sie auf die Brust, wo er die Rose versteckt trug.

Es war die ersehnte Stimme, die seiner Seele Tag und Nacht, im Wachen und im Schlaf zuflüsterte; und jetzt singt sie für ihn, sie ruft ihn in schöne, unbekannte Welten.

Nein, es war keine Stimme, es war ein Strom des flüssigen Lichtes, der sich in seine Seele goß, und ein wunderbares, zierliches Flechtwerk aus Regenbogenstrahlen tauchte vor seinen blinden Augen auf.

Seine Brust jauchzte und dehnte sich, als ob eine gewaltige Kraft darin aufgewacht wäre, die um sich herumschlug und kämpfte wie ein gefangenes Tier, die kochte und sprudelte in seiner Kehle und endlich herausprang.

Ein Lachen, gewaltig wie ein Naturlaut, wie ein wilder Strom, wie eine Lawine machte sich frei und durchhallte die Luft, die steilen, kahlen Felsen wie ein Donner.

Es war kein Lachen der gewohnten Brust, die jeden Tag, jede Stunde lacht, nein, hier lachte, der seit fünfzehn Jahren nicht gewußt, was Freude bedeutet, was Lächeln heißt. Hier lachte, der längst entwöhnt war menschlichen Glückes. Der finstere Vorhang zerriß von oben bis unten. Ein Blitz durchfuhr die Nacht und zerschmolz die Kälte. Die schwarze Welt versank mit einem Donner, und wie eine wunderbare Erinnerung tauchte der helle Rand einer bezaubernden, neuen Welt auf.

Ein himmlischer Schein, eine Seligkeit unendlichen Glückes erleuchtete Assas Gesicht, und er lachte, lachte, nichts fühlend, nichts hörend, und mit ihm zusammen lachten die Felsen, die Berge, die Täler, die ganze Welt.

Er hörte nicht die fürchterliche Stimme seines Bruders. Er fühlte nicht, wie Mark ihn an beiden Schultern packte und schüttelte und ihm ins Gesicht schrie.

„Assa! . . . Assa! . . . Schweig! Nicht lachen!“ Seine breite, schwere Hand schwang sich hoch in die Luft und schlug erbarmungslos Assa ins Gesicht, auf den halbgeöffneten lachenden Mund, aus dem das rote Blut herausspritzte.

Assa aber fühlte keinen Schmerz, keinen Schlag. Er lachte . . . .

Und dieses Lachen fuhr in die Brust Marks hinein wie ein scharfes Eisen und zerschlug dort sein finsteres Herz.

Der kalte Schweiß perlte auf seiner Stien. Das schwarze Eis wuchs zusammen über seinem Kopf, und das Leben erstarrte und erstarb in seinen Adern.

Er verlor seinen Bruder. Er war zerschmettert von diesem Lachen, das wuchs und stärker und stärker wurde mit unheimlicher Kraft. Marks Gesicht war vor Wut entstellt. Seine Zähne schlugen aufeinander. In den weit aufgerissenen Alabasteraugen funkelte dasselbe böse phosphorische Licht wie damals, als er den Hund erwürgte.

„Ich lasse Dich nicht! Ich lasse Dich nicht!“ keuchte er mit wilder, hungriger Stimme, umfaßte den Bruder mit seinen mächtigen Händen, hob ihn auf wie einen Span, und wie ein gieriger Panter mit seiner Beute sprang er mit ihm in die Tiefe. Assa schlug jubelnd mit den Händen wie ein Adler in den Wolken. Er flog dahin, wohin ihn die Stimme rief.

Sein Jubel und das wilde Aechzen seines Bruders mischten sich in der Luft.

In fester Umarmung flogen die beiden in gewaltigem Bogen durch die Luft und verschwanden in der Finsternis des Abgrundes.

Ein Augenblick . . . Dann Stille . . .

Noch eine Sekunde stöhnten über der Nacht des Abgrundes die zerrissenen Saiten der Balalaika, dann versank alles in die ewige Ruhe.

Genf. Iwan Akunjan-Frapan.

Zeitschriften.

Die Stellung der englischen Kolonien zu den Vorzugszöllen.

(„The Quarterly Review.“)

Ueber die Stimmung der englischen Kolonien zu der von Chamberlain im Verein mit dem Premierminister Balfour angestrebten Politik der Vorzugszölle bringt ein in der „Quarterly Review“ kürzlich erschienener Artikel wertvolle Aufschlüsse. In dieser Abhandlung wird, worauf die neueste Nummer der liberalen Londoner Wochenschrift „The Speaker“ hinweist, besonders die abwartende und vorsichtige Haltung der kanadischen Staatsmänner hervorgehoben und gezeigt, welche Täuschungen in Europa bezüglich der Stellungnahme der australischen Kolonien zu dieser Angelegenheit noch obwalten:

„Eine der Täuschungen besteht darin, daß man glaubt, es sei ein starkes öffentliches Interesse für die Frage der Vorzugszölle in Australien vorhanden. Demgegenüber muß konstatiert werden, daß das Parlament kaum beschlußfähig war, als der Premierminister Mr. Deakin eine Resolution zugunsten der Vorzugszölle einbrachte, daß die Galerien leer blieben und keine Abstimmung über den Vorschlag erfolgte, daß vielmehr ein Vertagungsantrag mit 22 gegen 17 Stimmen angenommen wurde. Die „Melbourne Age“, welche unter den Zeitungen am lebhaftesten für Vorzugszölle eingetreten war, bemerkte zu dieser Verhandlung vom 14. Dezember 1904: „Es nützt nichts, die Bedeutung der Niederlage, die der Protektionismus erlitten hat, zu verkleinern. Die Sache an sich hat unleugbar einen Rückgang erfahren.“

Die Gleichgültigkeit, die außerhalb des Parlaments herrscht, zeigt sich an dem Fehlen jeder Agitation. Nirgends wurden, mit Ausnahme von Melbourne, öffentliche Versammlungen für oder wider die Vorzugszölle abgehalten. In Melbourne selbst mißglückten die veranstalteten Versammlungen. „Gegen Ende Oktober vorigen Jahres schlossen sich die drei Vereinigungen, die für Aufrechterhaltung des Protektionismus in Victoria eintreten, und die damals auch für eine Erhöhung der Schutzzölle agitierten, nämlich die Protective Association, die Chamber of Manufacturers und der Trades Hall Council, zu dem Zwecke zusammen eine Kampagne zugunsten der Vorzugszölle einzuleiten. Das veröffentlichte Programm sah eine große Versammlung in der City Town Hall zu Melbourne und weitere Veranstaltungen in allen großen Versammlungslokalen der Stadt vor. Die Kampagne wurde jedoch nach zwei Versammlungen abgebrochen, von denen die eine in der Melbourner Town Hall und die andere in Prahran, einem Vororte Melbournes, stattgefunden hatte. Beide Versammlungen mißlangen durchaus, sowohl was den Besuch, als auch was die zutage getretene Stimmung anlangt.“ Es wird weiter berichtet, daß bei der ersten Versammlung selbst die Reden des jetzigen Premierministers Deakin und des Arbeiterführers und früheren Premierministers Watson nicht mehr als siebenhundert Menschen anzulocken vermocht hätten, daß von diesen nur die Hälfte über die eingebrachte Resolution abstimmte, und daß sich beide Parteien fast die Wage hielten, sodaß der Lord Mayor einige Zeit zögerte, ehe er die Resolution für angenommen erklärte.

Diese Tatsachen beweisen, ein wie starker Irrtum die Annahme ist, daß die öffentliche Meinung in Australien über die Frage der Vorzugszölle in Erregung geraten sei, und daß sie durch eine Verzögerung weiter gereizt und verbittert würde. Die einzige Wirkung des Aufschubs ist gewesen, daß die verschiedenen Schwärmer hervortraten, die in dieser Angelegenheit zusammen operierten, und daß man Zeit für eine ruhigere

Digitized by Google

Ueberlegung erhielt. So änderte denn auch im Laufe von zwei Monaten der Meldouener Trades Hull Council seine Ansicht über die Vorzugszölle vollständig; während er sie früher gebilligt hatte, trat er jetzt dagegen auf.

Im übrigen ist das, was die Befürworter der Vorzugszölle in den Kolonien darunter verstehen, etwas ganz anderes, als was die Anhänger Chamberlains im Mutterlande durchsetzen wollen. Mr. Watson würde z. B. Indien aus dem Grunde ausschließen, weil er keine Vergünstigung den von asiatischen Arbeitern hergestellten Waren einräumen will. Dieser Vorbehalt würde auch gegenüber Südafrika gemacht werden. Der Umfang der Vergünstigungen, die dem Mutterlande angeboten werden, ist genau durch die schutzzöllnerischen Neigungen der zum Mutterlande gehörenden Kolonien begrenzt. Die Hauptresolution, die in den beiden Meldouener Versammlungen angenommen wurde, hatte folgenden Wortlaut: „Die Versammlung billigt aufrichtig die Einführung von solchen Vorzugszöllen beim Handel zwischen dem Mutterlande und Australien, die stets gebührende Rücksicht auf die Industrien des australischen Staatenbundes nehmen." Mr. Barber, der in jener Versammlung für den Trades Labour Council sprach, erklärte, „er würde den britischen Waren gegenüber denen aller anderen Nationen Vergünstigungen gewähren, aber den heimischen Markt für die Arbeiter des eigenen Landes geschützt haben wollen." Die „Melbourne Age" bemerkte am 3. Oktober 1904: „Ein Handel auf Grundlage von Vorzugszöllen mit Großbritannien kann auf zweierlei Weise zustande kommen: entweder, indem man die gegenwärtigen Zölle für englische Waren herabsetzt und sie für die fremden Erzeugnisse beibehält, oder indem man die jetzigen Zölle für fremde Waren erhöht, während man sie für die englischen beibehält. Im Hinblick darauf, daß unser jetziger Tarif so niedrige Zölle enthält, können wir weder im Interesse unserer Einnahmen noch vom schutzzöllnerischen Standpunkt aus ihre Ermäßigung befürworten. Wir kommen deshalb zu dem Schluß, daß eine Politik der Vorzugszölle in Australien eine wesentliche Erhöhung der Zölle für fremde Waren bedeutet."

Man erkennt hieraus leicht, wie wenig geklärt für die politische Praxis die theoretisch so einfach scheinende Frage der Vorzugszölle ist.

R. Sch.

zu lassen. Sehr zum Schaden des Buches zog Regener aber vor, nur die eine Hälfte derselben zu zitieren, die andere hingegen verwässerte er in eigener Regie. Dadurch hat sie zwar unleugbar an Ausdehnung gewonnen; daß sie aber besser geworden wäre, kann man nicht behaupten. Gänzlich mißlungen ist dem Autor vor allem das Unterfangen, das Charakteristische des Lilienschen Werkes, sozusagen den spezifischen Lilien, zu entdecken und dem Leser nahezubringen. Schon der Untertitel des Buches: „Ein Beitrag zur Geschichte der zeichnenden Künste" ist sehr verdächtig. Es gehört schon eine tüchtige Portion Urteilslosigkeit oder Freundschaft dazu, um die rein künstlerische Bedeutung Liliens so hoch einzuschätzen, daß man sich „innerlich" gedrängt fühlt, sein sicherlich bedeutsames, aber in ganz anderer Hinsicht bedeutendes Werk auf 230 Seiten zu besprechen. Liliens eigentliche Bedeutung liegt in seiner Persönlichkeit, nicht in seiner Kunst. Diese ist, mit dem zeichnerischen Genie eines Fidus oder Vogeler-Worpswede verglichen, entschieden nur zweitrangig. Aber Lilien ist der Träger einer Idee, welche — man mag sich, wie auch immer dem Zionismus gegenüber verhalten — sich bei ihm zu dermaßen intensiver Klarheit und Konzentriertheit ausgeprägt hat, daß sie, bei der überhaupt sehr künstlerisch veranlagten Individualität Liliens wie notwendig nach einem entsprechenden Ausdruck ringt. Nicht Endzweck ist seine Kunst, sondern Mittel. Daher das oft unkünstlerische Insaugespringen der Idee in den Lilienschen Zeichnungen, daher das völlig Literarische seiner Blätter, das eben ihre rein künstlerische Bedeutung zugunsten ihrer ideellen bis zu einem gewissen Grade herabdrückt. Es liegt mehr als ein witziger Gedanke darin, wenn ein bekannter Lyriker Lilien einen „verdorbenen Literaten" genannt hat. Umso lächerlicher muß es wirken, wenn Regener den größten Teil seines Buches mit „Bilderklärungen" ausstopft. Ich muß wirklich sagen: Ein nicht gänzlich ungebildeter Mensch, dem bei Betrachtung einer Lilienschen Zeichnung die Bedeutung des Dargestellten nicht sofort klar wird, ist undenkbar. Schließlich und endlich ist doch eine Monographie über einen Schwarzweißkünstler nicht für den Gebrauch kleiner Kinder bestimmt. Und um die köstliche Art dieser Bilderklärungen zu kennzeichnen, muß man wahrhaftig schon klassisch kommen. „Was leset Ihr, mein Prinz?" „Worte, Worte, Worte."

Wien. Arthur Lichtenstein

E. M. Lilien: Ein Beitrag zur Geschichte der zeichnenden Künste. Von Dr. Edgar Alfred Regener. F. A. Lattmann Verlag, Goslar.

Dr. E. A. Regener hat hier über den namentlich in zionistischen Kreisen sehr bekannten Schwarzweißkünstler Efraim Mose Lilien eine Monographie im Umfange von 230 Seiten geschrieben, die zwar zum großen Teil durch Reproduktionen Lilienscher Zeichnungen gefüllt werden, im übrigen aber dem Autor noch immer mehr Raum lassen, seine Ansichten über Wesen und Werk des behandelten Künstlers zum besten zu geben, als für Kennzeichnung und Wertung desselben nützlich oder gar notwendig erscheint. Indes: der „Waschzettel", den die Verlagsfirma dem Buche auf die Reise mitgegeben hat, besagt, aus Dr. Regeners Arbeit spreche „eine innere Notwendigkeit". Ich möchte mir erlauben, diese Ansicht ganz und gar nicht zu teilen, und bin meinerseits nach eingehender Lektüre zu der festen Ueberzeugung gekommen, aus Dr. Regeners Buch spreche nicht viel mehr als ein seltenes Unverständnis der künstlerischen Bedeutung Liliens und ein oft ganz frappierendes Vermögen, die abgetretensten Gemeinplätze, auf denen sich alle möglichen und unmöglichen Kritiker und Laien seit zwei Jahrzehnten tummeln, mit einer üppigen Vegetation von poetisch-nichtigen und unpoetisch-gewichtigen Bildern, Vergleichen und Adjektiven auszuschmücken. Hie und da wirkt diese Art unangenehm, zumeist jedoch nur komisch. Wollte man auf alten Witzen reiten, so ließe sich ohne Unrecht behaupten: Regeners Buch ist neu und gut, nur ist das Gute nicht neu und das Neue nicht gut. Das nicht neue Gute stammt nämlich aus dem nicht gerade sehr bedeutenden, aber warm empfundenen und formschönen Essay, den der Wiener Kritiker Stefan Zweig dem im Vorjahre bei Schuster & Löffler in Berlin erschienenen „Werke" Liliens vorangestellt hat. Herrn Regeners Buch hätte alle, wenn auch nicht epochemachend, so doch immerhin ganz schätzenswert werden können, wenn der Verfasser sich damit begnügt hätte die Zweigsche Abhandlung vom ersten bis zum letzten Buchstaben nachdrucken

„Ein Wort zum Schulantrag." Von Professor Paul Natorp in Marburg. Verlag von Julius Klinkhardt · Leipzig.

Die kleine Schrift enthält viel mehr, als der bescheidene Titel vermuten läßt, sie gehört zu dem Besten, was über das famose Schulkompromiß vom 15. Mai v. Js. geschrieben worden ist. Der Verfasser weist in fesselnder, überzeugender Weise und mit zwingender Logik auf die unheilvollen Konsequenzen hin, die ein auf der Grundlage des Schulkompromisses aufgebautes Schulgesetz für unsere deutsche Volksschule, die bisher im Dienste des deutschen Volkes und Vaterlandes gestanden, haben müsse: die Volksschule werde dem engherzigsten Konfessionalismus, der Kirche, d. h. zu einem Drittel an Rom, ausgeliefert, die Kirche zum Schulherrn, der Staat, der bisherige Herr, zum Schulknecht werden, der nur noch zu arbeiten und zu bezahlen, aber nicht mehr zu regieren habe. Die rückläufige Bewegung, die aller freiheitlichen Entwicklung Hohn spreche, werde nicht bei der Volksschule Halt machen, sondern auch die höheren Schulen und die Universitäten der Kirche in die Hände zu spielen suchen. Wer in einen solchen Vertrag willige, sei weder national, noch liberal. Deshalb werden alle, die es mit unserem Volke, mit seiner nationalen Einheit und Freiheit gut meinen, zum Kampf gegen die Konfessionsschule und für die Simultanschule aufgerufen, namentlich müsse „der deutsche Lehrerstand, vom kleinsten Dorflehrer bis zum stolzesten Universitätslehrer, treu zusammenstehen" und zu verhindern suchen, daß das Erbe der Väter vergeudet und in den Staub getreten werde.

Wir empfehlen die Broschüre aufs angelegentlichste als ein frisches und herzerquickendes Wort zur rechten Zeit!

A. Ernst.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 32. Berlin, den 6. Mai 1905. 22. Jahrgang.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Die Bestrebungen zum Zusammenschluß des Liberalismus haben in der Provinz Schleswig-Holstein einen bemerkenswerten Fortschritt gezeitigt. Es ist in dieser Provinz gelungen, zwischen den verschiedenen Gruppen des Freisinns eine Verständigung herbeizuführen, die ein agitatorisches Zusammenwirken sicherzustellen scheint. Insbesondere ist es gelungen, sich mit den provinziellen Führern der freisinnigen Volkspartei darüber zu verständigen, in welchen Wahlkreisen diese und in welchen anderen Wahlkreisen die deutschfreisinnige Partei Schleswig-Holsteins, die der Freisinnigen Vereinigung nahesteht, die organisatorische Hauptarbeit zu leisten hat. Trotzdem sich die „Freisinnige Zeitung" seit Wochen bemühte, eine Verständigung zwischen den beiden freisinnigen Gruppen zu hintertreiben und insbesondere den alten liberalen Parteiführer der Provinz, Albert Hänel, zu verdächtigen, ist es doch auf dem am 30. April in Neumünster abgehaltenen Parteitage der deutschfreisinnigen Partei in Schleswig-Holstein erfreulicherweise gelungen, zu einer Verständigung zu gelangen. Die Leitung des Parteitages lag in den Händen des Landtagsabgeordneten Wolgast, den Geschäftsbericht erstattete Professor Titius, der frühere Nationalsoziale, und das Referat über die festgestellte Konkordienformel Professor Hänel. Freisinnige Männer der volksparteilichen Organisation der Provinz nahmen an dem Parteitage als Gäste teil und erklärten unumwunden ihre Zustimmung zu den getroffenen Vereinbarungen. Es wird nunmehr darauf ankommen, diesen formalen Abmachungen durch Steigerung der organisatorischen und agitatorischen Tätigkeit reale Bedeutung und Nachdruck zu verschaffen. Auch in dieser Beziehung sind auf dem Parteitage wichtige Beschlüsse gefaßt. Insbesondere ist die Schaffung eines Parteisekretariats bestimmt ins Auge gefaßt und für die Deckung der Unkosten bereits Vorsorge getroffen. Der Vorgang ist ein neuer Beweis für die wachsende Einsicht, daß dem Fraktionli-Geist nicht mit Klagen und Vorwürfen, sondern nur durch selbständiges Handeln wirksam begegnet werden kann.

Die landeskirchliche Versammlung, die von den Stöckerianern für den 2. und 3. Mai nach Berlin berufen war, um über den Prediger D. Fischer ein Ketzergericht abzuhalten, hat den zu erwartenden Verlauf genommen. Mit der sattsam bekannten Ueberhebung, wie sie der kirchlichen Intoleranz eigen ist, hat man die theologische Wissenschaft und den kirchlichen Liberalismus verdammt und für die „positive" Richtung in der evangelischen Kirche die alleinige Existenzberechtigung proklamiert. In den abgehaltenen öffentlichen Versammlungen forderten Junker und Pfaffen einträchtiglich das Jahrhundert in die Schranken. Die umsichtige Regie hatte außerdem einen veritablen Arbeiter zur Stelle gebracht, der nicht bloß die Sozialdemokratie zu verdammen hatte, sondern unter allgemeinem Beifall konstatieren mußte, „daß die moderne Wissenschaft den Menschen in den Staub ziehe und ihn zum Tier degradiere". Es wäre sehr zu wünschen, daß die freche Herausforderung der Wissenschaft, wie sie von dieser landeskirchlichen Versammlung erfolgt ist, nicht ohne Folgen bliebe. Alles, was dazu dienen kann, die Liberalen aus ihrer Passivität aufzurütteln, ist willkommen. Unter diesem Gesichtspunkt wird man auch dieser landeskirchlichen Versammlung eine gute Seite abgewinnen können.

Die Marokkofrage bildete auch in der abgelaufenen Woche die pièce de résistance der internationalen Diskussion. Mit großer Sorgfalt wird in der deutschen Presse alles zusammengetragen, was in Frankreich oder England an öffentlicher Kritik der dortigen Regierungen erscheint. Insbesondere hervorgehoben wurde dabei eine Auslassung der Londoner „Morning Post", die übrigens von Anfang an gegen das französisch-englische Abkommen in der Marokkoangelegenheit Partei ergriffen hatte, und eine Aeußerung Clémenceaus, der als erbitterter Widersacher Delcassés und als erprobter Meister der Ränke keine Gelegenheit vorübergehen läßt, um seinem politischen Gegner etwas am Zeuge zu flicken. Es wäre aber fehlerhaft, wollte man sich durch derartige vereinzelte Stimmen zu dem Glauben verleiten lassen, daß die gerechten Ansprüche Deutschlands in weiteren Kreisen Englands und Frankreichs Anerkennung fänden. In Wirklichkeit befindet sich sowohl in Frankreich wie in England der ganz überwiegende Teil der öffentlichen Meinung in dem irrigen Glauben, daß Deutschland in Marokko Ansprüche verfolge, denen sowohl Frankreich wie England entgegenzutreten hätten, und in dieser Auffassung scheinen sich auch die Regierungen beider Länder zu begegnen. Sowohl der Besuch des Königs Eduard in Paris wie die Entsendung des englischen Gesandten Mr. Lowther aus Tanger nach Marokko werden als offenkundige Belege dafür angesehen, daß England Frankreichs Ansprüche in Marokko nachdrücklich zu unterstützen bereit sei.

Man knüpft daran auch bereits weitergehende Zukunftspläne. Am ungeniertesten hat sich in dieser Beziehung der Londoner „Standard" in einem vielbeachteten Leitartikel geäußert, in dem es u. a. heißt:

„Die rivalisierenden Pläne der beiden großen Mächte sind klar definiert worden und so, wie die Sache heute liegt, sind keine deutlich zu tage tretenden Mittel für einen Vergleich vorhanden. Wenn die Franzosen auch nicht mit offenen Worten das Recht beansprucht haben, in Marokko ein Protektorat zu errichten, so beabsichtigen sie andererseits doch nicht ihren lange gehegten Wunsch, in dem Regierungsbereich des Sultans eine hervorragende Stellung einzunehmen, aufzugeben. Sie sind bereit, die offene Tür für den Handel jeder anderen Nation beizubehalten, aber dieses Privilegium würde sicherlich auf Privatpersonen beschränkt bleiben.

Digitized by Google

Es würde sich beispielsweise nicht auf eine Eisenbahnkonzession erstrecken, wie diejenige ist, die Abdul Aziz einem deutschen Syndikat gewährte. Es würde auch nicht gestattet werden, daß Zölle als Sicherheit für einen von einem Berliner Hause gemachten Vorschuß verpfändet werden. Kurz, die Franzosen sehen auf Marokko wie auf die Fortsetzung ihrer algerischen Besitzungen. Wenn sie auch nicht beabsichtigen, Marokko durch Vertrag oder Waffengewalt zu annektieren, so hoffen sie doch dasselbe durch den Prozeß der „friedlichen Durchdringung" zu erreichen. Auf der anderen Seite weigern sich die Deutschen anzuerkennen, daß die Republik eine besondere Stellung in Marokko gewonnen hat. Sie stützen sich auf den Vertrag von Madrid vom Jahre 1880 und lehnen es ab, irgend einen anderen Vertrag, an dem sie nicht teilgenommen haben, anzuerkennen. Sie beanspruchen das Recht der direkten Verhandlung mit dem Sultan und glauben berechtigt zu sein, jede Begünstigung, zu der dieser sich überreden lassen könnte, anzunehmen. Die Verträge, die die Republik mit England und Spanien gemacht hat, haben in Berlin keine bindende Kraft und Deutschland betont rundweg sein Recht, eine absolut unabhängige Politik zu verfolgen. Es tut so, als wenn es die Nachricht von dem Besuch unseres Gesandten in Fez willkommen heiße, da dies darauf schließen lasse, daß auch wir mit dem Sultan verhandeln und auf diese Weise die Unabhängigkeit Marokkos betonen helfen. Trotzdem weiß man in Berlin sehr wohl, daß im Falle einer akuten Mißstimmung zwischen Deutschland und Frankreich der englische Einfluß zugunsten der Macht geltend gemacht werden würde, mit der wir vor kurzem eine Freundschaft geschlossen haben, welche weit über die normale Zuneigung solcher Mächte hinausgeht, die alle im Bereiche der Möglichkeit liegenden Streitfragen erledigt haben. Kurz, wir können in Aegypten auf Frankreich, und Frankreich kann in Marokko auf uns rechnen. Der Druck, der auf uns ausgeübt wurde, um uns den übernommenen Verpflichtungen untreu zu machen, hat lediglich das internationale Band gefestigt . . . Der Besuch des Königs in Paris soll rein privater und unoffizieller Natur sein. Trotzdem hat die Zusammenkunft ihre politische Bedeutung. Sie würde nicht stattgefunden haben wenn nicht die Häupter beider Staaten den Wunsch hegten, in deutlichster Weise die Freundschaft zwischen den beiden Völkern zu betonen. Diese Freundschaft ist auf beiden Seiten auf die Probe gestellt worden. Wir haben es klargemacht, daß wir unserem Abkommen mit Frankreich über Marokko die engherzigste Auslegung geben, und die Republik hat ihrerseits gezeigt, daß sie unseren Interessen gegenüber loyal ist. Trotz der intimen Beziehungen mit der Regierung des Zaren hat sie neulich unserem japanischen Bundesgenossen die ausgesprochenste Versicherung gegeben, daß sie eine Verletzung ihrer Neutralität nicht dulden wird. Frankreich steht nicht mehr allein in Europa . . . . Es steht mit Rußland und mit England zusammen, und es ist nicht leicht zu sagen, wer von den beiden die wertvollere Unterstützung bietet, der formelle Bundesvertrag oder die Entente Cordiale."

Indem der Schwerpunkt der Marokkofrage jetzt nach Fez gelegt ist, muß man auf ein endloses Intrigenspiel gefaßt sein, wobei zwar die Fiktion, es in dem Sultan von Marokko mit einem souveränen Herrscher zu tun zu haben, sorgfältig aufrecht erhalten, der Sultan selbst aber bald genug überzeugende Beweise dafür bekommen wird, daß diese Souveränität, bei Licht besehen, den europäischen Mächten doch nur als Kulisse dient.

Die französische Sozialdemokratie ist nach jahrelangen heftigen Kämpfen jetzt endlich auf ihrem Pariser Osterkongreß überraschenderweise zu völliger Einigung gekommen. Es waren freilich mehrtägige geheime Verhandlungen nötig, um aus den nach Theorie und Praxis so verschiedenartigen Gruppen eine einheitliche und einige Partei zu schmieden, wie es der internationale Sozialistenkongreß in Amsterdam voriges Jahr dringlich gefordert hatte. Alle einzelnen Gruppen haben ihre Selbständigkeit aufgegeben, die Partei zerfällt nur noch geographisch in Bezirksgruppen. Diese Bezirksgruppen ernennen die Delegierten, die den conseil national, den geschäftsführenden Parteivorstand, bilden; sie haben auch die Kontrolle über die parlamentarischen Vertreter der in ihrem Revier liegenden Wahlkreise. Die Parlamentarier sind prinzipiell aus dem conseil national und damit formell aus der Parteileitung ausgeschlossen. Da aber die Abgeordneten nicht fraktionell gebunden sind, jeder Deputierte vielmehr nur seiner Bezirksgruppe verantwortlich ist, so bleiben die Parlamentarier verhältnismäßig frei und werden auch weiterhin einen verschiedenartigen Sozialismus in der Kammer darstellen können. Die sozialdemokratische Presse hat in theoretischen Dingen volle Freiheit, ist dagegen in praktischer Politik an die Weisungen des Parteivorstandes gebunden; die Bezirksgruppen haben außerdem noch über die einzelnen Journalisten ihres Bezirks Disziplinargewalt. Die Wirkungen des Einigungskongresses werden einstweilen weniger in der Gesetzgebung des Landes als bei den nächsten Parlamentswahlen hervortreten. Bei diesen Wahlen wollen die französischen Sozialisten nicht nur untereinander einig und geschlossen sein, sondern erforderlichenfalls auch Kompromisse mit benachbarten bürgerlichen Parteien abschließen. Man erhofft dann einen großen Aufschwung für den „parti socialiste", wie die geeinte französische Sozialdemokratie sich jetzt nennt.

Die südafrikanische Kolonie Transvaal hat die Anfänge einer den Buren vor drei Jahren beim Friedensschluß versprochenen Verfassung erhalten. Die gesetzgebende Körperschaft soll aus dem Gouverneur und sechs bis neun offiziellen sowie dreißig bis fünfunddreißig gewählten Mitgliedern bestehen. Alle vier Jahre wird nach gleichem Stimmrecht gewählt. Wahlberechtigt sind alle einundzwanzig Jahre alten Weißen, die entweder in der Bürgerliste der Buren standen oder in der Kolonie eine Wohnung im Mietswert von zweihundert Mark innehaben oder einen Lohn von mindestens zweitausend Mark beziehen. Die Verhandlungen der Kolonialgesetzgebung werden in englischer Sprache geführt werden und dürfen sich nur auf Gesetzgebung, nicht auf Budgetrecht und Steuereinführung beziehen. Man sieht also, daß es einstweilen nur vorsichtige Zugeständnisse sind, die England dem ehemaligen Burenstaat macht. Es ist deshalb auch fraglich, ob die Buren die Aufforderung der Regierung befolgen werden, „ihre Rasse, nicht länger mehr in isolierter Unabhängigkeit, zu einem starken Pfeiler in dem Gebäude des englischen Weltreiches zu machen".

Während die russenfreundliche Presse Westeuropas noch die überraschenden Toleranzbeschlüsse des Zaren bewunderte und als bedeutsamen Fortschritt pries, brachte der Telegraph bereits die Nachricht von den blutigen Osterkrawallen in Warschau, Lodz, Minsk, Kalisch, Baku und anderen russischen Städten. Die Erbitterung des Volkes ist jetzt selbst durch wohlgemeinte papierne Toleranzedikte nicht mehr zu beschwichtigen; sie ist so groß, daß das kleinste Mißverständnis hinreicht, um — wie es in Warschau geschah — erbitterte Zusammenstöße mit dem Militär herbeizuführen, bei denen zahlreiche Tote und Hunderte von Verwundeten auf dem Platze bleiben. — Vom ostasiatischen Kriegsschauplatz gingen keine bedeutsameren Nachrichten ein; die Unsicherheit über den Aufenthalt der beiden Flotten und über Ort und Zeit ihres voraussichtlichen Zusammentreffens ist gegenwärtig größer als vorher.

* * *

Die Bülowsche Marokkopolitik.

Das marokkanische Spiel steht für Deutschland ungünstig. Trotz der übereifrigen Preßreklame, die unablässig bemüht bleibt, die Bewunderung für die diplomatische Ueberlegenheit des Grafen Bülow frisch zu erhalten, läßt sich diese unbequeme Tatsache kaum noch verhüllen. Deutschlands Anspruch auf Anerkennung gleichen Rechts für alle in Marokko interessierten Mächte ist sicherlich nicht unbillig, und das diplomatische Versteckenspielen der französischen Regierung kann nur die Naivität darüber täuschen, daß der vor Jahresfrist zwischen Frankreich und England abgeschlossene Marokkovertrag das Ziel verfolgt, die Rechtsgleichheit zu durchbrechen und Frankreich eine Vorzugsstellung in Marokko einzuräumen, die sich allmählich zu einem völligen Protektorat entwickeln soll. Die innere Unwahrhaftigkeit dieses französisch-englischen Abkommens hat es den beiden kontrahierenden Mächten denn auch ratsam erscheinen lassen, ein fait accompli zu schaffen, bevor andere Mächte Einspruch erheben konnten.

Digitized by Google

Das Verfahren war alles andere eher als fair, und Deutschland war nach dieser Rücksichtslosigkeit durchaus berechtigt, die nächste günstige Gelegenheit zu ergreifen, um Frankreich den Nachweis zu führen, daß es nicht ratsam sei, Deutschland bei derartigen internationalen Abmachungen als quantité négligeable zu behandeln.

Wenn sich Deutschland in Verfolg einer solchen Politik mit dem Sultan von Marokko, der ja formell völlig souverän ist, in aller Stille vertragsmäßig verständigt und so ebenfalls eine vollendete Tatsache geschaffen hätte, so würden sich Frankreich und England darüber am allerwenigsten haben beschweren können, denn sie waren ja mit Separatabmachungen vorangegangen. Statt dessen wurde die diplomatische Kampagne mit dem Knalleffekt des Kaiserbesuchs in Tanger eingeleitet und dann mit diplomatischen und publizistischen Rekriminationen fortgeführt, deren Resultatlosigkeit unschwer vorauszusehen war. Selbst wenn es der Diplomatie des Grafen Bülow gelungen wäre, den Minister Delcassé zu stürzen, statt dessen Stellung zu befestigen, so war doch noch nichts gewonnen. Mehr als unverbindliche Redensarten und vage Versprechungen würde man auch von einem anderen französischen Minister des Auswärtigen nicht erwirkt haben. Das scheint denn auch die deutsche Diplomatie bald genug begriffen zu haben. Man lancierte deshalb die Idee einer internationalen Marokkokonferenz in die Oeffentlichkeit, aber erstaunlicherweise auch hier, ohne sich des Erfolges der Anregung vorher versichert zu haben. Als unsere Offiziösen mit dem Gedanken herauskamen, mußte man annehmen, die Konferenz sei so gut wie gesichert. Inzwischen hat sich herausgestellt, daß es sich nicht um eine wohlvorbereitete diplomatische Aktion, sondern nur um einen geistreichen Einfall gehandelt hat, der bereits heute als ein bonmot von vorgestern erscheint.

Bleibt jetzt nur noch die außerordentliche Mission des Grafen Tattenbach nach Fez. Darf man hoffen, daß diese Mission erfolgreich sein wird? Es gehört schon ein robuster Optimismus dazu, um sich solchen Hoffnungen hinzugeben. Der französische Gesandte hat seine scherifische Majestät bereits seit geraumer Zeit in Bearbeitung, und die englische Regierung schickt Mr. Lowther, den britischen Gesandten in Tanger, jetzt ebenfalls nach Fez, und zwar zugestandenermaßen, um die französischen Ansprüche beim Sultan von Marokko zu unterstützen.

Inzwischen hat es auch Spanien für ratsam erachtet, seinen Gesandten aus Tanger nach Fez zu beordern, um bei dem beginnenden Intrigenspiel am Hofe zu Fez nicht zu kurz zu kommen, und sich den Einfluß zu sichern, der ihm in einem besonderen französisch-spanischen Abkommen eingeräumt ist. Am Hofe zu Fez werden sich also vier Gesandtschaften begegnen, von denen zwei, die Gesandtschaften von Frankreich und England, gegen Deutschland operieren, und die dritte, die spanische, sicher nicht geneigt sein wird, für Deutschland irgendwelche Kastanien aus dem diplomatischen Feuer zu holen, wenn sich Frankreich und England nur einigermaßen bestreben, Spanien bei Laune zu erhalten und die spanischen Interessen nicht zu verletzen.

Welche Chancen hat unter diesen Umständen Graf Tattenbach, die deutsche Politik in Fez erfolgreich zu vertreten? Deutschland ist gewiß ein mächtiges Reich, und selbst der Sultan von Marokko wird davon wenigstens eine unbestimmte Vorstellung haben. Aber Frankreich ist in Algier der unmittelbare Nachbar Marokkos. Es kann jeden Tag seinen Grenzkonflikt haben, sobald es ihn haben will; es kann dem Sultan von Marokko das Leben sehr sauer oder erträglich machen. Ist es anzunehmen, daß die arabische Majestät für diese Sachlage kein volles Verständnis besitzen sollte? Vermutlich würde sich der Sultan der freundschaftlichen Umklammerung Frankreichs gern entziehen, wenn eine andere Macht da wäre, die auf die Geschicke seines Reiches einen gleich großen Einfluß auszuüben vermöchte. Aber vermag das Deutschland? Deutschland kann wegen marokkanischer Interessen seine Heere nicht auf Paris marschieren lassen, das wird sich selbst ein Sultan von Marokko sagen. Deutschlands Macht ist groß, aber für Marokko in beträchtlicherem Maße nicht verwendbar. Wie sich die Dinge einmal entwickelt haben, kann der Sultan seinen etwa vorhandenen freundschaftlichen Gefühlen für Deutschland keinen real bedeutsamen Nachdruck geben, ohne das Uebelwollen Frankreichs zu riskieren; und was das Uebelwollen einer europäischen Großmacht bedeutet, davon wissen muhamedanische Fürsten ein Lied zu singen.

Nun kommt noch die Unterstützung der französischen Ansprüche durch England hinzu, dieses England, das die bei weitem größte Macht in Afrika repräsentiert. Ist zu erwarten, daß der Sultan den eindringlichen Ratschlägen seiner „wohlwollenden Gönner" Frankreich und England das Ohr verschließen und sich dem deutschen „Freunde" an die Brust werfen wird? In einem sentimentalen Rührstück brauchte uns das nicht zu überraschen, aber für eine diplomatische Komödie ist der Gedanke nicht verwendbar. Wenn es dem Grafen Tattenbach trotz dieser Schwierigkeiten gelingen sollte, die deutsche Politik vor einem eklatanten Mißerfolg zu bewahren, so sollte man nicht zögern, ihn mit dem schwarzen Adlerorden zu schmücken.

Einstweilen sieht die Bülowsche Marokkopolitik jedenfalls nicht nach Erfolgen aus. Bisher kann man nur mit dem italienischen Sprichwort sagen: molto fumo e poco arrosto, viel Rauch und wenig Braten. Es wird behauptet, daß diese Marokkopolitik in Plan und Ausführung das ureigenste Werk des Reichskanzlers sei, während der Kaiser und König, ganz im Gegensatz zu seiner sonstigen Initiative, nur mit einigem Widerstreben in diesem Falle mitgegangen sei. Die Verantwortlichkeit für den Mißerfolg würde deshalb den Grafen Bülow besonders schwer treffen, namentlich auch deswegen, weil er eine so hohe Karte wie den König ausgespielt hat, ohne sicher zu sein, damit einen Stich zu machen.

Auch die publizistische Vertretung der Bülowschen Marokkopolitik war nichts weniger als geschickt. Graf Bülow sollte sich nach anderen Preßoffiziösen umsehen. Nicht nur, daß man mit aufdringlicher Geflissentlichkeit bemüht war, die Abneigung der französischen Sozialisten und Radikalen gegen den Minister Delcassé auszuspielen, daß man dann die Idee einer internationalen Marokkokonferenz, bevor eine solche gesichert war, als Versuchsballon aufsteigen ließ, benutzte man auch als Hauptpfadrohr für die Anschauungen der Bülowschen Diplomatie den Berliner Korrespondenten des Londoner „Standard", während gerade dieses englische Blatt gleichzeitig in seinen Leitartikeln die deutsche Politik bitter bekämpfte und z. B. das, was der Berliner Korrespondent des „Standard" über die wohlwollende deutsche Interpretation der Mission Mr. Lowthers nach Fez berichtete, als eine nicht ernst zu nehmende Illusion behandelte.

Angesichts solcher Unzulänglichkeit des dem Grafen Bülow zur Verfügung stehenden offiziösen Preßbureaus ist Graf Bülow bisher selbst um die wohlfeileren Lorbeeren des Siegers in einem internationalen Preßfeldzuge gekommen. Aber er wird auf diese leicht verzichten und selbst einen diplomatischen Mißerfolg bei dem marokkanischen Handel ertragen können, wenn dieser Mißerfolg isoliert bleibt. Es liegt jedoch auf der Hand, daß, wenn die mit dem Marokkoabkommen eingeleitete entente cordiale zwischen Frankreich und England in Fez ihre Feuerprobe besteht, ganz naturgemäß die Neigung zu einem engeren politischen Zusammenschluß Frankreichs mit England in beiden Ländern wachsen wird, und zwar im Gegensatz zu Deutschland. Der Londoner „Standard" malt bereits die schönsten Zukunftsbilder an die Wand. In diesen Bildern erscheint Frankreich als der ehrliche Makler zwischen den Interessen Englands und Rußlands. Selbst Japan wird in diesen Interessenbund miteingeschlossen, auch den Vereinigten Staaten eine ehrenvolle Rolle zugedacht. In all diesen Kombinationen ist immer die Spitze gegen Deutschland gerichtet. Man braucht nun solche Preßphantasien noch nicht tragisch zu nehmen; aber da sie nicht vereinzelt stehen, so haben sie zum wenigsten die Bedeutung des Korkes, der, ins Wasser geworfen, anzeigt, wohin die Strömung geht. Die Strömung der öffentlichen Meinung in England ist erkennbar genug, und Deutschland hat keine Ursache, mit dieser Strömung zufrieden zu sein. Die Bülowsche Marokkopolitik hat diese Strömung nur verstärkt, indem sie zugleich die Voraussetzung schuf für eine erfolgreichere Bewerbung Englands um die französische Freundschaft.

Digitized by Google

Es ist nicht gerade angenehm, solche Tatsachen einräumen zu müssen, aber es wäre sehr töricht, sich mit renommistischen Redensarten über die Wahrnehmung hinwegsetzen zu wollen, daß sich Deutschland in bedenklichem Maße dem Zustande der splendid isolation nähert. Vielleicht aber tröstet sich Graf Bülow in diesen Schillertagen mit dem Wort aus „Tell“:

„Der Starke ist am mächtigsten allein.“

Theodor Barth.

Die Mitläufer.

Manchen Leuten gewährt die Vorstellung, daß unter den drei Millionen sozialdemokratischer Wähler zahllose Mitläufer sind, eine gewisse Beruhigung. Man tröstet sich damit, jene seien zwar mit den gegenwärtigen Verhältnissen unzufrieden, würden aber im Notfall stets bereit sein, sich als zuverlässige Stützen der bürgerlichen Gesellschaft zu erweisen. Was diese Mitläufer tun werden, wenn der Zukunftsstaat kommt, interessiert uns sehr wenig. Wichtiger ist, ob der entschiedene Liberalismus Grund hat, über die Mitläufer der Arbeiterbewegung Freude zu empfinden. Wenn jemand, den ich zum Freund hatte oder gern zum Freund hätte, mit einem andern geht, so ist dies ein fatales Ding, vielleicht ein Armutszeugnis für mich. Wenn die Zahl meiner desertierenden Freunde fortwährend wächst, dann habe ich Selbsteinkehr zu halten. Vor allem aber habe ich mir Gedanken darüber zu machen, was aus meinen Plänen wird, wenn die, welche vielleicht noch immer das gleiche wollen wie ich, mit Hilfe eines anderen es zu erreichen bestrebt sind. Dienen die Mitläufer im sozialdemokratischen Lager der Sache des entschiedenen Liberalismus? Dienen sie auch nur jenen Zielen, die der Liberalismus mit der Arbeiterbewegung gemeinsam hat? Dienen sie den sachlichen Interessen der Arbeiterschaft überhaupt?

Stellen wir zunächst fest, was wir unter der Art der „Mitläufer“ zu verstehen haben. Oefters bezeichnet man so einen Menschen, der nicht an Marx glaubt und dennoch sozialdemokratisch wählt. Aber eine Partei, vor allem eine Massenpartei, wird nicht von Leuten gebildet, die eine durchdachte Weltanschauung besitzen. Es mag einzelne Ideologen geben — wenn man sie zusammennimmt, vielleicht eine ganze Menge — die mit einem gewissen geistigen Vorbehalt den sozialdemokratischen Stimmzettel abgeben. Denn wo sind in Deutschland die Parteien, für die der Gebildete ohne geistigen Vorbehalt stimmen könnte? Sicher jedoch wird man die sozialistischen Arbeiterbataillone, von denen Marx und Engels nur sehr teilweise verstanden worden sind, nicht Mitläufer nennen. Parteien werden nicht durch einheitliches Wissen, sondern durch einheitliches *Wollen* geschaffen und groß gemacht. Die in der Sozialdemokratie organisierten Arbeiter haben einen Gesamtwillen, der in der Politik ihrer Partei zum Ausdruck gelangt. Daneben aber gibt es eine Masse von bürgerlichen Existenzen (Handwerker, Kaufleute, Angestellte, Beamte, Kleinbauern), die mit der *parlamentarischen Ausdrucksform* dieses Gesamtwillens sympathisieren. Und das Entscheidende für den Begriff der Mitläufer ist, daß sie diese Sympathie durch die Wahl des sozialdemokratischen Kandidaten und sonst gewöhnlich durch politische Untätigkeit bezeugen, obwohl andere Parteien, vor allem der entschiedene Liberalismus, ihre Interessen in gleichem Maße zu vertreten erklären. Ihrer Klassenstellung nach befinden sich die Mitläufer meist in einem gewissen Gegensatz zu der Arbeiterbewegung. Gegen deren sogenanntes Endziel würde sich die Mehrzahl der Mitläufer nicht wenig sträuben. Trotzdem ist die Zahl der sozialdemokratischen Wähler, die bewußt oder unbewußt mit einem inneren Vorbehalt abstimmen, eine ganz gewaltige geworden.

Wir verdanken es einer fleißigen Arbeit von Dr R. Blank, wenn wir über die soziale Zusammensetzung der sozialdemokratischen Wählerschaft Deutschlands etwas näher unterrichtet sind. Das „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“ bringt soeben (20. Band 3. Heft) einen eingehenden Vergleich der Berufsstatistik mit der amtlichen Wahlstatistik, nach dem Herr Dr. Blank zu dem Ergebnis gelangt, daß in den letzten Reichstagswahlen mindestens der vierte Teil der sozialdemokratischen Stimmen nicht von Arbeitern abgegeben worden sei. Blank schreibt:

„Bei der Annahme, daß der Anteil der bürgerlichen Elemente in der sozialdemokratischen Wählerschaft in den Wahlen von 1903 nur gleich war denselben Anteilen bei den Wahlen von 1893 und 1898, d. i. 1/4 der sozialdemokratischen Wählerschaft bildete, würde die Zahl der bürgerlichen Wähler im sozialdemokratischen Lager rund 750 000 betragen; das ist beinahe ebensoviel, wie die beiden freisinnigen Parteien, die freisinnige Volkspartei und die Freisinnige Vereinigung, denen viele Wähler wohl zumeist früher angehört hatten, zusammen bei denselben Wahlen vereinigt haben.“ (S. 520.)

Auf die sehr einleuchtende Berechnungsmethode Blanks einzugehen, verbietet uns der Raum. Hören wir nur wenige noch von seinen Ergebnissen:

„Wir halten es für recht wahrscheinlich, daß bei den letzten Wahlen die bürgerlichen Elemente in den meisten Großstädten ungefähr den dritten Teil der sozialdemokratischen Wahlstimmen lieferten, in einigen Großstädten vielleicht sogar die Hälfte“ (S. 527). In den Städten mit überwiegend katholischer Bevölkerung kann die Sozialdemokratie nur schwer Fuß fassen, noch schwerer in der katholischen Landbevölkerung. Im übrigen aber ist auch auf dem platten Lande die Sozialdemokratie mit 735 093 Wahlstimmen nach dem Zentrum, das 1 033 051 ländliche Stimmen erhielt, die stärkste Partei geworden. Es gibt Landesteile, wo neben Industriearbeitern und Landarbeitern auch die Stimmen von Kleinbauern der Sozialdemokratie in ganz erheblichem Maße zufallen.

Schließlich meint Blank:

„Die freisinnigen Parteien sind somit nicht nur von den Arbeitern verlassen worden, sie verlieren allmählich auch ihre bürgerlichen Anhänger, die bürgerliche Demokratie folgt der Arbeiterdemokratie, geht mit ihr zusammen, überholt sie vielleicht sogar hier und da. Und dennoch glauben noch jetzt manche Führer des freisinnigen Bürgertums an die Popularität des Kampfes gegen die Sozialdemokratie! Ein größerer Gegensatz zwischen den „Führern“ und den „Geführten“ ist schwer denkbar. Auf die Gründe dieser merkwürdigen politischen Erscheinung können wir hier nicht eingehen; es ist aber noch zu erwähnen, daß die bezeichnete Bewegung in der *Masse* des freisinnigen Bürgertums doch schließlich eine entsprechende Bewegung (in qualitativer Hinsicht, nicht in quantitativer) in den oberen Schichten desselben hervorgerufen hat: die Diskussion über die Frage eines Zusammengehens des Freisinns mit der Sozialdemokratie. Ob diese Diskussion zu einem Resultat führen werde, läßt sich nicht voraussagen, aber das demokratische Bürgertum wartet garnicht auf den Abschluß der Diskussion, es ist sich schon längst ganz klar über den Weg, den es einzuschlagen hat, und hat diesen Weg, wie wir gesehen haben, bereits beschritten; die Bewegung ist noch nicht vollendet, aber schon längere Zeit *in vollem Gange*.“

Blank bemüht sich nun den Nachweis zu bringen, daß die Sozialdemokratie unter dem Drucke von allen denen, die nicht „klassenbewußte Arbeiter“ sind, immer mehr zur Volkspartei werden muß, in der die demokratischen Elemente verschiedener Klassen nach „Freiheit, Gleichheit und sozialem Fortschritt“ streben. Er konstatiert ganz richtig, daß in den sozialdemokratischen Flugblättern sehr wenig vom „Klassenkampf“ zu lesen ist, ja daß in dem offiziellen Parteiaufruf zu den Reichstagswahlen von 1903 gerade den herrschenden Parteien ihre „Klassenpolitik“ zum moralischen Vorwurf gemacht wurde. Man kann ohne weiteres zugeben, daß ein unter den sozialdemokratischen Wählern veranstaltetes Plebiszit zugunsten einer revisionistischen Politik ausfallen würde. Wenn sich die Politik der sozialdemokratischen Partei nach den Stimmungen ihrer *Wähler* richtete, dann könnte man dem Abmarsch des demokratischen Bürgertums ins sozialdemokratische Lager ruhig zusehen. Dann brauchten wir alle uns um die Erneuerung des Liberalismus nicht lange den Kopf zu zerbrechen.

Leider aber ist die Sache nicht so einfach. Der Charakter einer Partei wird nicht von ihren Wählern bestimmt, sondern von ihren organisierten und

Digitized by Google

tätigen Mitgliedern. Dies wird von Max Weber mit Recht in einem dem Blankschen Aufsatz angeschlossenen Nachwort hervorgehoben. Kein Mensch glaubt natürlich, daß etwa die Konservativen unter dem Drucke ihrer Landarbeiterwähler demokratisch würden. Aber auch in die demokratischste Partei mit dem demokratischsten Organisationsstatut wird durch ihren Verwaltungsapparat ein undemokratisches Element hineingetragen. Die Sozialdemokratie besitzt eine festeingewurzelte Hierarchie. Dieser gegenüber stellen die Mitläufer in ihrer Unorganisiertheit keine Macht dar, die nach ihren Bedürfnissen die Parteiverfassung auszugestalten imstande wäre.

Der Zustand der Sozialdemokratie gleicht dem Zustand jener Staaten, von denen Lassalle meinte, daß ihre geschriebene Verfassung mit den in ihnen herrschenden Machtverhältnissen disharmonere. Nämlich: Die Macht der parlamentarischen Sozialdemokratie beruht keineswegs auf irgendwelcher Klassenpolitik, sondern die sozialdemokratischen Abgeordneten sind von den verschiedensten Bevölkerungsklassen gewählt. Aber das Programm der Sozialdemokratie, ihre Repräsentation nach außen, ihre grundsätzliche Taktik ist von Gesichtspunkten des marxistischen Klassenkampfes diktiert. Also entsteht ein Zustand innerer Unwahrhaftigkeit in der Sozialdemokratie, genau wie in jenen Staaten. Lassalle sagte, daß dort das mit der Verfassung beschriebene Blatt Papier den tatsächlich bestehenden Machtverhältnissen erliegen müsse. Aber auch Lassalle erkannte, daß *stehende Heere* unter Umständen die alte Verfassung konservieren und ökonomische und geistige Uebermächte zu Boden halten können. Lassalle nannte dies das Gegenteil eines „guten und dauerhaften" Zustandes. Wer nur ein wenig in das Wesen der sozialdemokratischen Partei eingedrungen ist, wird auch nicht behaupten, daß ihr Zustand ein guter und dauerhafter sei. Wenn die inneren Streitigkeiten in der Sozialdemokratie nachgelassen haben, so ist dies einfach ein Zeichen der geistigen Erschlaffung, in welche die Gemüter infolge der Art, in der sie aneinander gerieten, gesunken sind. Die alten sachlichen Gegensätze sind noch da: zwischen den orthodoxen Marxgetreuen; den Revisionisten, die zwar nach anderer Fasson, aber doch selig werden wollen; und den Gewerkschaftlern, denen das Leben im gesellschaftlichen Jenseits ziemlich gleichgültig ist, die es aber für zweckmäßig halten, parteifromm zu leben, solange die viele Kirchgängerei nicht unbequem wird.

* * *

Die sozialdemokratische Partei wird repräsentiert durch ihre Organisationen und ihre Presse. In den Organisationen herrschen bis zum Parteivorstand hinauf solche Parteigenossen, die durch Bildung, Verdienste, Opfer dazu berufen erscheinen. Die Bildung ist, wie historisch erklärlich, rein marxistisch. Marx' Schriften bilden die Bibel, die — meistens in schlechten Uebersetzungen — aller Politik zugrunde liegt. Jene kleineren oder größeren Führer mußten häufig Beruf, Familie, persönliche Freiheit der Partei zum Opfer bringen. Sie haben es großenteils in der felsenfesten Hoffnung auf Verwirklichung des „Endziels" getan. Kein Wunder, wenn sie fast alle an derjenigen Politik hängen, die in letzter Linie auf das kommunistische Manifest zurückgeht. Und dazu kommt noch ein Umstand, den gerade die Anhänger materialistischer Geschichtsauffassung nicht werden abweisen können: daß es sich nämlich vielfach um besoldete Berufspolitiker handelt. Max Weber schreibt treffend:

„Noch wichtiger als die Rücksichtnahme auf nicht „proletarische" Wähler außerhalb der Partei könnte vielleicht der Einfluß nicht „proletarischer" Elemente innerhalb derselben sein."

Die Wirksamkeit solcher Berufspolitiker darf nicht unterschätzt werden. Nachdem sie fast alle Brücken hinter sich abgebrochen haben, besitzen sie das konservative Interesse, sich in ihren Stellungen zu behaupten, vielleicht auch Karriere zu machen. Indem sie darauf angewiesen sind, nicht nach unten anzustoßen, wo man an die Phrase der revolutionären Völkerbefreiung gewöhnt worden ist, nicht nach oben anzustoßen, wo die Ancienmität ihr Gewissen an dogmatische Klügelei gebunden fühlt, sind die zahllosen Berufspolitiker der Sozialdemokratie mißtrauisch gegenüber allen Neuerungen, die außerhalb der „bewährten und siegesgekrönten" Taktik liegen. Von diesen Prätorianern, diesem stehenden Heer, das den marxistischen Ballast mitschleppt, ist wieder die sozialdemokratische Reichstagsfraktion abhängig. Dasselbe gilt für die sozialdemokratische Presse. Sie steht unter der Kontrolle von Preßkommissionen, zusammengesetzt aus demselben Kreise kleiner Führer. Auch diese Preßkommissionen werden von der marxistischen Orthodoxie zur Befestigung ihrer Macht benutzt. Man hetzt sie unter Umständen auf ketzerische Redakteure, wie so oft fanatisierte Bauern von ihren Kaplänen auf sozialdemokratische Flugblattverteiler gehetzt wurden. Jedenfalls bilden diese Parteiunteroffiziere mit den stehenden Kadres die feste Basis der Partei. Sie beherrschen die sozialdemokratischen Parteitage. Wer *sie* hat, hat die Partei.

Wie aber steht es mit den *Gewerkschaften*? Ueben sie nicht einen immer stärkeren Einfluß auf den sozialdemokratischen Parteikörper aus? Sind nicht auch sie feste Organisationen, vielleicht noch fester als diejenigen der politischen Partei? Und hat nicht auch in ihnen der Revisionismus Boden, jener Revisionismus, der eingesehen hat, daß nicht alle Klassen im marxistischen Sinne verproletarisieren, und der demgemäß, um wirkliche Volkspartei bleiben zu können, die Mühseligen und Beladenen aller Volksklassen umfassen will? Machen sie also nicht den sozialdemokratischen Parteikörper im Sinne der Mitläufer revisionistisch?

Hier müssen wir wieder ein Wort über den „Klassenkampf" sagen. Von dem marxistischen Begriff des Klassenkampfes, wie ihn Bebel als „Todfeindschaft gegen diese bürgerliche Staats- und Gesellschaftsordnung" interpretiert hat, lassen sich die Gewerkschaften keineswegs, jedenfalls nicht in erster Linie leiten. Dennoch sind sie heute mit die stärksten und auch leistungsfähigsten Stützen des Klassengedankens in der Sozialdemokratie. Ihr Klassengefühl heißt ja im Grunde: Zusammenschluß zu praktischer Arbeit im Interesse der „Kollegen", der Berufsgenossen. Aber dieses Gefühl der Berufssolidarität haben die radikalen Sozialdemokraten für ihre marxistischen Ideen ausgebeutet. Sie vermochten dies, einmal mit gröberen Mitteln, indem sie durch Uebertragung von Ehrenämtern die Gewerkschaftsführer der Partei verpflichteten, dann mit einem feinen theoretischen Trick, indem sie behaupteten, der „Klassenkampf" der Gewerkschaften mit den Unternehmern sei ein Bestandteil des Klassenkampfes im marxistisch-revolutionären Sinne. Man verfuhr wie die katholische Kirche, die durch Uebernahme heidnischer Gebräuche das deutsche Landvolk mit ihrem Kult versöhnte. So ist gerade in den Gewerkschaften eine unklare Klassenkampfstimmung erzeugt worden, die geschürt wird durch politische Klassenprivilegien und preußisch-deutsche Klassenjustiz. Schon an sich liegt es nicht eigentlich im Gedankengang des Gewerkschaftlers, mit Nichtarbeitern zur Erreichung eines bestimmten politischen Zweckes sich zu verbünden. In dem Vorwurf der „borniierten Berufspolitik", der den Gewerkschaften aus andern Gründen von rabiaten Marxisten gemacht wird, steckt ein Körnlein Berechtigung. Beispielsweise entstammt die Abneigung von Gewerkschaftlern gegen sozialdemokratische Agrarpolitik dem Gefühl, daß man im Grunde nur Arbeiterpolitik treiben will. Gerade der Gewerkschaftler wünscht nicht, daß seine Partei um Volksschichten außerhalb der „Kollegen" sich Gedanken mache. Das ist freilich kein Zustand, wie ihn die alten sozialdemokratischen Führer, die alle Bevölkerungsklassen umarmen wollten, sich ausdachten. Aber was bleibt schließlich anderes übrig, nachdem die Klassenbildung sich anders entwickelte als man prophezeit hatte? Der „klassenbewußte" Proletarier: das wird immer mehr der Gewerkschaftler. Freilich treibt auch sein Klassenbewußtsein ganz unmarxistische Blüten. Da die Welt auf die Dauer doch vom Geist und nicht von der Phrase regiert wird, so lernt auch der Gewerkschaftler die Wucht seiner Organisation richtig verwerten, wenn es auch sehr langsam geht. Er durchsetzt die sozialdemokratische Partei, die allmählich seine Partei wird. Er nimmt ihr viel klingendes aber zweckloses Pathos und gibt ihr viel notwendige Langweiligkeit. Und die sozialdemokratische Partei kann es schon heute nicht mehr riskieren, daß die Gewerkschaften ihre eigenen Wege gehen. Richard Fischer wird seine Gründe gehabt haben, wenn er auf dem Bremer Parteitag den Gewerkschaften zuredete, wie einem ver-

Digitized by Google

lorenen Sohne. Die interessantesten Stellen seiner Rede sind leider im Protokoll nicht zu finden, aber er wird wohl nicht umsonst geklagt haben, die Gewerkschaften seien in einer Entwicklung begriffen, die schließlich dazu führen könne, daß man auch bürgerliche Abgeordnete wähle, wenn sie nur die Forderungen der Gewerkschaften unterstützten. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Einsicht von der Machtlosigkeit der Sozialdemokratie schließlich einmal die deutschen Gewerkschaften englische Wege gehen läßt. Aber dieser praktische Revisionismus ist seinem Ursprung und seiner Psychologie nach etwas ganz anderes, als was die Mitläufer bei der Sozialdemokratie suchen. Es ist falsch zu hoffen, daß sich die Gewerkschaften jemals bemühen werden, die sozialistischen Parteianschauungen im Sinne der nicht organisierten Wähler zu revidieren.

* * *

Diese Abschweifung war nötig, um zu zeigen, wie gering der Einfluß bürgerlicher Mitläufer auf die Sozialdemokratie ist und sein muß. Die Sozialdemokratie macht ihnen im Wahlkampf Konzessionen, sie hält für sie parlamentarische Agitationsreden, in ihrer eigentlichen politischen Wirksamkeit aber sind sie vollständig lahmgelegt. Noch mehr: sogar der Arbeiterbewegung könnten sie im Lager eines entschiedenen Liberalismus besser dienen als im Arbeiterlager selbst. Hier gehen sie als Ziffern zwischen den Arbeiterstimmen unter, hier verbessern sie die Wahlstatistik der Sozialdemokratie, dort wären sie für freiheitliche Politik von wirklicher Bedeutung.

Lassalle hat oft betont, daß eine Volksschicht erst dann Einfluß auf die Ausgestaltung der Gesetzgebung erhält, wenn sie als realer Machtfaktor den herrschenden Gewalten die Spitze bieten kann. Wird die Sozialdemokratie in ermeßbarer Zeit zu solchem Einfluß vordringen? Die Herrschenden lassen sich immer weniger von roten Lappen schrecken, sie beginnen vielmehr immer deutlicher einzusehen, was eigentlich hinter der Sozialdemokratie steht. Das sind Kräfte, die gegenüber den Machtmitteln des Kapitalismus verzweifelt wenig ausrichten können. Und dies wird sich selbst der Marxist sagen müssen, der daran denkt, wie Marx immer und immer wieder hervorgehoben hat, daß die Sozialdemokratie erst dann die politische Macht erringen kann, wenn die ökonomische Entwickelung die politische Herrschaft des Proletariats notwendig macht. Die ökonomische Entwickelung ist anders gekommen, als Marx, der heute als historischer Kopf die „Marxisten" weit von sich weisen müßte, voraussehen konnte. Die Sozialdemokratie vermag, auch wenn sich die Zahl ihrer Mitläufer verfünffachen sollte, die Entwickelung nicht zu überlisten. Geradesowenig wie es die Jakobiner vermocht haben, die an Zahl gering, aber mit vorzüglicher Organisation und mit dem sehr eindrucksvollen Machtmittel der Guillotine Frankreich beherrschen wollten. Es gelang, bis ihre Gegner die Ueberschätzung der jakobinischen Kräfte verlernten. Da verloren die Jakobiner und mit dem Rückgang ihrer Macht kam die innere Zersetzung, bis ihre ganze Herrlichkeit wie eine Seifenblase zerstob.

Das „Listen mit der Idee" rächt sich unter allen Umständen. Wenn man in der Agitation etwas anderes sein will als man ist, oder wenn man tatsächlich etwas anderes ist als man seiner Taktik nach sein will, so kann kein „guter und dauerhafter" Zustand herauskommen. Eine Partei mit weitgesteckten ökonomischen Zielen muß entweder auf Reinheit ihrer Anhänger sehen oder sie muß ihre Ziele aufstecken. Wenn sie aber das eine nicht tut und das andere nicht läßt, dann verringert sie ihre eigene Kraftwirkung. So verfährt die deutsche Sozialdemokratie, die gleichzeitig mit der schlechten Verwendung der hinter ihr stehenden materiellen Kräfte die ganze Dynamik unseres politischen Lebens in heillose Verwirrung bringt. Diese Verwirrung ist gewiß auch ein Zeichen von Macht, ist ein gewisser Einfluß, aber der ist auch danach. Wenn ich durch eine Eisdecke durchbreche, bin ich ohne Zweifel stärker gewesen als die Eisdecke. Die Sozialdemokratie entzieht anderen Parteien freiheitlich gerichtete Volksschichten, mit denen sie selbst nichts anfangen kann und die ohne Einfluß auf die Arbeiterbewegung bleiben, während sie in anderen Organisationen selbst für die Gegenwartsforderungen der Sozialdemokratie Besseres leisten könnten. Infolgedessen verlieren die anderen Parteien an demokratischen und sozialen Interessen, die nicht wahrgenommen werden können von einer Partei, deren marxistische Taktik unwirkliche ökonomische Verhältnisse voraussetzt. Denn eine Partei kann nur dann staatspolitischen Einfluß erlangen, wenn sie gelernt hat, wichtige Lebensinteressen des Staates nicht als quantité négligeable zu behandeln. Aber auch die freiheitlichen Elemente in den anderen Parteien verlieren an Wirksamkeit, wenn sie vereinzelt werden. So kommen die im Liberalismus vorhandenen Volkskräfte, die für den erreichbaren Fortschritt wertvoll und notwendig sind, nicht zur Geltung. Das ist der eigentliche Grund unserer innerpolitischen Misère. Zu den Vergangenheitssünden des Liberalismus, der die Berührung mit den Arbeitern verloren hat, häuft die Sozialdemokratie ein hohes Maß von Gegenwartssünden.

Anscheinend gibt es keinen Weg, um aus dieser Misère herauszukommen. Wirklich nicht? Soll das deutsche Volk dazu verurteilt sein ewig zuzusehen, wie an seinen besten Kräften Raubbau getrieben wird?

Zwar kann der fortgeschrittene Liberalismus auch mit dem besten Willen eine Entwicklung von vierzig Jahren nicht auf einmal rückgängig machen. Sie haben zuviel Verbitterung und Enttäuschung, Uebermut und Trägheit geschaffen. Aber seine patriotische Pflicht ist, diese Entwicklung bis zu ihren letzten Konsequenzen nicht weiter gehen zu lassen. Er hat dafür zu sorgen, daß die Zahl der Mitläufer vermindert wird, daß sie vor allem nicht noch weiter wächst. Das aber ist nur dann möglich, wenn er unbekümmert um Schmähungen und Verketzerungen, um kleine Sorgen und Mißerfolge des Alltags, eine ganz entschiedene demokratische und soziale Politik treibt. Eine Politik, die nicht nur schüchtern an wenigen Stellen zu Worte kommt, sondern in unermüdlicher Arbeit von jedermann gehört wird, mag er wollen oder nicht. Der fortgeschrittene Liberalismus hat weiter dafür zu sorgen, daß die Arbeiterbewegung seine Absichten verstehen lernt. Erkennt man in der Sozialdemokratie, daß wir ohne Hintergedanken für die Sache der ganzen Freiheit und damit auch der Arbeiter kämpfen, dann wird der Einfluß auf die innere Wahrhaftigkeit der Arbeiterbewegung nicht ausbleiben. Es ist also gut, sich über Art und Bedeutung der „Mitläufer" im klaren zu sein: Sie sind ein Unglück für die Arbeiter und den Liberalismus.

Eugen Katz.

Duellreform?

Seit einigen Jahren existiert eine hochfeudale Antiduelliga. Fürsten, denen man die Last der Regierungsgeschäfte abgenommen hat, Standesherren, die die Verwaltung ihrer Güter nicht befriedigt, verabschiedete Offiziere, die sich langweilen, dazu einzelne Leute, die überall dabei sein müssen, wo es etwas zu „reformieren" gibt, das ist in der Hauptsache der Mitgliederbestand der Liga. Außer einigen Aufrufen und einigen exklusiven Versammlungen hat sie noch nichts geleistet. Aber jetzt übt der Mut in der Brust ihrer Führer seine Spannkraft. Sie wollen nicht mehr wie bisher nur sich selbst an sonoren Phrasen und tönenden Worten berauschen. Sie möchten gern die Gesetzgebung beeinflussen. Mit ausführlichen Vorschlägen zur Abänderung des Strafgesetzbuchs wenden sie sich an die Oeffentlichkeit. Damit ist für die Oeffentlichkeit der Zeitpunkt gekommen, wo sie sich die Herren und ihre Pläne etwas genauer ansehen muß. Das verdient einmal die Sache, der sie dienen wollen, und dann der Einfluß, den diese Pläne dank der gesellschaftlichen und politischen Stellung ihrer Urheber haben könnten.

Die Vorschläge zur Reform unserer Gesetzgebung erstrecken sich, von der Empfehlung schärferer Duellstrafen abgesehen,

Digitized by Google

über die in einem liberalen Organ kein Wort verloren zu werden braucht, nach drei Richtungen hin:

Die Strafen für Beleidigungen sollen erheblich verschärft werden. Die Geldstrafen, deren Höchstsätze jetzt 600 Mark bei Privat- und 1500 Mark bei öffentlicher Beleidigung sind, sollen wesentlich erhöht, auch soll die Zulässigkeit der Verbindung von Geld- und Freiheitsstrafe ausgesprochen werden. Die Höhe der Geldstrafe soll ferner nicht nur nach der Schwere der Beleidigung, sondern auch nach den Vermögens- und gesellschaftlichen Verhältnissen der Beleidigten, und besonders des Verurteilten, bemessen werden. Schließlich sollen verschärfte Bestimmungen für den Rückfall Platz greifen, und für die Verleumdung soll die Zulässigkeit der Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte festgesetzt werden.

Der Ehebruch als häufiger Anlaß zum Zweikampf soll strafgesetzlich neu geregelt werden. Und zwar soll, entgegen dem bisherigen Zustand, die Strafverfolgung weder zur Voraussetzung haben, daß die Ehe geschieden ist, noch daß der Strafantrag gegen beide schuldigen Teile gestellt wird.

Ein System von obligatorischen staatlichen Ehrengerichten soll eingesetzt werden. Diese Ehrengerichte sind als Kammern für Ehrensachen bei den Landgerichten gedacht, teils mit Berufsjuristen, teils mit Laien besetzt, und zwar mit solchen Laien, die den „satisfaktionsfähigen" Kreisen entstammen. Die „Ehrenkammern" haben den Standessitten und Anschauungen der Kreise Rechnung zu tragen, in denen das Duell heute besonders seine Stätte hat. Dem Ausschluß der Oeffentlichkeit bei den Verhandlungen soll weitester Spielraum gestattet sein.

Das die Quintessenz der „Reform"vorschläge. Sie sind samt und sonders derart, daß in ihnen das Gegenteil eines Fortschritts erblickt werden muß.

Die Verschärfung der Beleidigungsstrafen ist so ziemlich das Verkehrteste, was man unter den heutigen Justizzuständen überhaupt verlangen kann. Gewiß, es gibt Fälle von Beleidigungen, wo die erkannte Strafe dem öffentlichen Rechtsempfinden keineswegs als die genügende Sühne für das zugefügte Unrecht erscheint. Wenn Justizminister Rühstrat den Redakteur Biermann vor seiner als Bittstellerin bei ihm erscheinenden Ehefrau als „Lumpen" beschimpft, so erscheinen die 30 Mark, die er dafür zu bezahlen hatte, geradezu aufreizend geringfügig. Aber schuld an dieser Bagatelle von Strafe tragen doch nicht unsere Strafbestimmungen, die wahrhaftig andere Sätze vorsehen, sondern die eigenartige Milde des erkennenden oldenburgischen Gerichts. Daß in unseren Beleidigungsparagraphen ganz gehörige Strafen stecken, davon wissen die zahllosen ehrlichen Arbeiter zu berichten, die, weil sie einen Streikbrecher als Streikbrecher oder so ähnlich zutreffend charakterisierten, dafür auf Monate ins Gefängnis wandern mußten. Heutzutage, wo die Ueberzeugung von dem Vorhandensein einer Klassenjustiz weiteste Kreise durchdringt, unseren Strafrichtern verschärfte Strafbestimmungen in die Hand drücken, die sie bei politischen Prozessen anwenden können, das bedeutet einen Akt der Selbstverleugnung, wie ihn kein Liberaler bei gesunden Sinnen begehen kann. Einführung von Rückfallsstrafen bei Beleidigungen, Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte bei Verleumdungen — ja, das sind wahrhaftig keine Schutzmaßregeln gegen das Duell, sondern, wie bei uns nun einmal die Dinge liegen, Zuchtruten für oppositionelle Redakteure und Politiker. Was man alles unter „Verleumdung" verstehen kann, hat man ja bei dem berüchtigten Saarprozeß gegen den Bergmann Kraemer gesehen. Auch der Gedanke, daß die Höhe der Geldstrafe nach den Vermögensverhältnissen des Verurteilten bemessen werden soll, ist zwar als Prinzip für das System der Geldstrafe überhaupt durchaus empfehlenswert, als Ausnahmemaßregel bei Beleidigungen dagegen verwerflich. Man darf eben das eine nie aus den Augen lassen: wir haben es nicht mit der Konstruktion abstrakter Ideale zu tun, sondern müssen mit einem starken Prozentsatz sehr vorurteilsvoller Strafrichter rechnen.

Die Vorschläge über die Abänderung des Ehebruchsparagraphen können gleichfalls nur von Leuten kommen, die dem praktischen Leben außerordentlich fernstehen. Die heute geltende Bestimmung, wonach die Strafverfolgung wegen Ehebruchs nur nach der Ehescheidung und nur gleichzeitig gegen beide schuldigen Teile erfolgen darf, hat den sehr vernünftigen Zweck, zu verhüten, daß der Ehebruchsparagraph zu Erpresserzwecken mißbraucht werde. Ginge es nach den Wünschen der Herren Antiduellanten, so hätte z. B. die Ehefrau Franziska Klein den alten Sikora nicht zu ermorden brauchen, um zu einigen tausend Gulden zu gelangen. Sie hätte nur im Einverständnis mit ihrem Zuhälter-Gatten den alten Frauenfreund zu verführen und ihn dann mit dem Ehebruchsparagraphen zu ängstigen brauchen. Herrliche Tage brächen für die Herren Zuhälter und ihre „legitimen" Ehegattinnen an, wenn die neuen Bestimmungen in Kraft träten. Daran haben natürlich die feudalen Gesetzesverbesserer nicht gedacht. Sie dachten nur an die Eheirrungen in ihren eigenen hohen Kreisen. Aber andere Leute müssen eben auch an das Alltagsleben und an das Gros der Bevölkerung denken. Mir scheint, wir hätten in puncto Vorschubleistung für Erpresser an dem § 175 schon genug und übergenug.

Ganz unglaublich ist der Gedanke, von Rechtswegen mit der Autorität des Staats umkleidete, unter Ausschluß der Oeffentlichkeit wirkende, und noch dazu obligatorische Ehrenkammern zu bilden. Ehrenkammern, die mit den „Standessitten" rechnen sollen. Das läuft denn doch auf nichts anderes heraus, als daß der Staat gut genug dazu sein soll, um Standesunsitten unter seine höchsteigene Protektion zu nehmen. Ein entzückender Kommentar zu dem Verfassungssatz: „Alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich. Standesvorrechte finden nicht statt."

Es könnte scheinen, als wäre es zwecklos, sich überhaupt so eingehend mit so zweckwidrigen Vorschlägen zu befassen. Aber man darf die Tragweite des Projektes der Antiduelliga nicht unterschätzen.

Vorsitzender dieser Liga ist der Fürst Karl zu Löwenstein-Wertheim-Freudenberg, wenn ich nicht irre, der ständige Vorsitzende der Katholikentage, also eine für das katholische Drittel unseres Volkes sehr maßgebende Persönlichkeit. Mitglieder der Liga sind alle möglichen einflußreichen Adligen, Zentrumsleute wie orthodoxe Protestanten, darunter mancher, der zum Hofe nahe Beziehungen hat. Das Zentrum würde wahrscheinlich mit seinem ganzen Einfluß hinter den Vorschlägen der Antiduelliga stehen. Ein Teil der Konservativen auch, zumal das Duell als solches zwar eingeschränkt, aber nicht ausgerottet werden soll. Und die Nationalliberalen haben erst noch 1904 durch den Mund ihres Fraktionsredners Jänecke den Wunsch nach härterer Fassung der Beleidigungsparagraphen aussprechen lassen. Eine Reichstagsmehrheit für die Gesetzesänderungen der Antiduelliga in ihrer Gesamtheit oder doch in ihren wesentlichen Bestandteilen wäre also unschwer zu beschaffen. Warum die Regierung aber prinzipiellen Widerspruch erheben sollte, ist nicht abzusehen, zumal die Verschärfung der Duellstrafen durch die Begnadigungspraxis kompensiert werden kann.

Um so mehr haben die Volkskreise, die nicht nur Gegner des Duells, sondern auch Gegner jeder Verschlechterung des Strafrechts und Gegner jeder Konservierung von Standesunterschieden sind, also neben den Sozialdemokraten vor allem die Liberalen, die Aufgabe, die öffentliche Meinung rechtzeitig über die Gemeingefährlichkeit der praktischen Wirksamkeit der Antiduelliga aufzuklären. Wenn große liberale Blätter das nicht nur nicht getan, sondern im Gegenteil für das legislatorische Potpourri des Fürsten Löwenstein und seiner Leute Propaganda gemacht haben, so kann das nur auf eine, allerdings kaum verständliche, Verblendung zurückgeführt werden, die hoffentlich bei näherer Kenntnis der Dinge einer besseren Erkenntnis Platz macht. So, wie unsere Justizzustände nun einmal sind, muß ein klar denkender Liberaler jedenfalls sagen: lieber Fortsetzung des bisherigen greulichen Duellunfugs, der doch immerhin nur kleine Kreise umfaßt, als eine Verschlechterung unserer Gesetze zum Schaden des ganzen Volkes.

H. v. Gerlach.

Digitized by Google

Das Projekt einer Internationalen Verkehrsausstellung in Berlin.

Der Gedanke einer Internationalen Verkehrsausstellung in Berlin, für welche etwa das Jahr 1910 in Aussicht zu nehmen wäre, ist aus der Erwägung hervorgegangen, daß das bisherige System der Weltausstellungen sich vollständig überlebt hat, da es weder einen so großen realen Wert besitzt noch einen idealen Nutzen stiftet, welche die gebrachten Opfer aufwiegen. Namentlich die letztjährige Weltausstellung in St. Louis hat erkennen lassen, daß große Ausstellungen der alten Art viel mehr der gewöhnlichen Schaulust der Menge als einem wirklichen Bedürfnis nach Ausbildung in wissenschaftlicher und technischer Richtung entsprechen. Der erhebliche Rückgang in der Besucherzahl bei der Ausstellung von St. Louis gegenüber der Ausstellung in Chicago im Jahre 1893 zeigt außerdem, daß selbst bei dem schaulustigen amerikanischen Publikum das Interesse für allgemeine Weltausstellungen ganz bedeutend nachgelassen hat. Die Weltausstellung von Paris im Jahre 1900 ließ schon ähnliche Verhältnisse erkennen, wenngleich die alte Anziehungskraft der Stadt Paris sich immer noch bewährte und außerdem in der Zeit der damaligen industriellen Hochkonjunktur viel internationales Publikum durch die Ausstellung nach Paris gezogen wurde. Sachverständige mit großen Erfahrungen im Ausstellungswesen waren schon gelegentlich der Pariser Weltausstellung völlig darüber im klaren, daß die ernsthaften Zwecke des ganzen Unternehmens viel besser als durch eine allgemeine Weltausstellung durch eine Spezialausstellung auf dem Gebiete der Elektrotechnik und des modernen Maschinenbaues sowie des Verkehrswesens erreicht worden wären. Merkwürdigerweise hatte die Pariser Weltausstellung dem Verkehrswesen einen seiner Bedeutung wenig würdigen Platz in Vincennes zugewiesen, sodaß das Gros der Ausstellungsbesucher diese Abteilung nicht zu sehen bekam.

Stehen wir also nach den Erfahrungen des letzten Jahrzehntes einem Mißerfolge des Systems der allgemeinen Weltausstellung gegenüber, so kann doch nicht geleugnet werden, daß Ausstellungen anderer Art sowohl im nationalen als auch im internationalen Interesse nicht entbehrt werden können. Die vielfach geäußerte Ausstellungsmüdigkeit der Industrie hat ihren hauptsächlichen Grund in den veralteten Formen des Ausstellungswesens, welche der modernen gewerblichen Tätigkeit große Opfer auferlegen, ohne einen wirtschaftlichen Nutzen zu stiften. Eine der wichtigsten Vorbedingungen für die Erfüllung des Ausstellungszweckes ist eben die Spezialisierung der Ausstellungsobjekte. Es muß deshalb aus wirtschaftlichen Gründen eine Beschränkung der Ausstellungsobjekte und des Umfanges der Ausstellungen stattfinden unter Weglassung alles nicht in unmittelbarer Beziehung zu dem Zweck der Ausstellung stehenden Beiwerks.

Für die Beziehungen der modernen Kulturvölker untereinander ist nun kein anderes Gebiet von so großer Bedeutung wie das heutige Verkehrswesen. Auf keiner der bisherigen Weltausstellungen ist es wegen des großen Umfanges der allgemeinen Abteilungen gelungen, von dem Verkehrswesen der hervorragendsten Nationen ein auch nur einigermaßen vollständiges und erschöpfendes Bild zu geben. Man hat sich immer darauf beschränkt, aus dem betreffenden Ausstellungslande eine Verkehrsabteilung zusammenzusetzen, welche in der Hauptsache geschichtlichen Darstellungen diente und von den übrigen Nationen nur mit einer relativ geringen Zahl von neuen Verkehrsmitteln oder Betriebssystemen beschickt war. Ein Gesamtüberblick über die heutige Lage des Verkehrswesens konnte auf diese Weise nicht gewonnen werden. Zudem fehlten die wichtigsten statistischen Darstellungen aus dem Verkehrswesen unserer Zeit. Wenn man also heute ein Objekt sucht für den Grundgedanken einer internationalen Spezialausstellung, so muß dafür in erster Linie das moderne Verkehrswesen in Betracht kommen, und zwar umso mehr, als die gesamte Wirtschaftspolitik der auf dem Weltmarkte sich begegnenden Völker mit Recht darauf hinausgeht, den internationalen Verkehr durch Handelsverträge, Tarifverträge und Meistbegünstigungsverträge, zu fördern. Auch die Bestrebungen der Nationen, politische Streitigkeiten irgend welcher Art immer mehr durch Schiedsgerichte erledigen zu lassen, weisen auf die Absicht der modernen Völker hin, im Wege friedlichen Verkehrs unter Vermeidung politischen Streites die internationalen Beziehungen zu pflegen und zu verbessern.

Wenn das Deutsche Reich nun seinerseits den Gedanken einer internationalen Verkehrsausstellung verwirklichen wollte, so würde es damit ganz zweifellos der gesamten Menschheit einen viel wichtigeren Dienst erweisen, als es die bisherigen Weltausstellungen vermocht haben. Da bisher das Deutsche Reich in der Aera der Weltausstellungen sich vorsichtig zurückgehalten hat, so liegt umsomehr Veranlassung vor, nunmehr mit einer auf ganz neuen Grundlagen beruhenden Spezialausstellung hervorzutreten. Die Reichshauptstadt Berlin ist unzweifelhaft für eine solche Internationale Verkehrsausstellung der geeignetste Ort der Welt. Eine ganze Reihe von bedeutenden elektrotechnischen Firmen und Maschinenbauanstalten, sowie die allgemeine industrielle Bedeutung der Reichshauptstadt lassen von vornherein erwarten, daß die deutsche Verkehrsindustrie in hervorragender Weise auf dieser Ausstellung vertreten sein wird. Dazu kommt das Vorhandensein der Militärbahn und das Domizil der deutschen Verkehrstruppen sowie der Abteilung für Luftschiffahrt, und es kann bei dem großen Interesse, welches die gesamte Kulturwelt anläßlich der in den letzten Jahren auf der Militärbahn unternommenen elektrischen Schnellfahrten an den Tag gelegt hat, nicht bezweifelt werden, daß die erwähnten Anlagen auch gelegentlich der geplanten Internationalen Verkehrsausstellung das Interesse der weitesten Kreise gewinnen werden. Wenn einerseits, wie schon oben hervorgehoben wurde, alles unnötige Beiwerk aus dieser Verkehrsausstellung auszuscheiden wäre, so muß andererseits für das Interesse des großen Publikums durch eine möglichst weitgehende Vorführung der betreffenden Verkehrsbetriebe in allen Einzelheiten Sorge getragen werden. Diejenigen Einrichtungen des öffentlichen Verkehrs, welche es irgend zulassen, müßten im vollen Betriebe vorgeführt und nebenher durch statistische und geschichtliche Darstellungen erläutert werden. Das Verkehrswesen ferner der großen Weltstädte würde in seinen Einzelheiten und in der geschichtlichen Entwicklung vorzuführen sein, wobei bemerkt werden mag, daß bisher noch auf keiner einzigen Weltausstellung ein zusammenfassendes Bild großstädtischen Verkehrs geboten worden ist. Des ferneren kommt als von besonderer Wichtigkeit in Betracht eine Darstellung des modernen Kleinbahnwesens, welche gleichfalls bisher nicht einmal versucht, geschweige denn durchgeführt worden ist. Auch auf diesem Gebiete wird sich aus den Bundesstaaten des Deutschen Reiches sehr wertvolles und für alle Völker belehrendes Material ohne große Mühe zusammenbringen lassen. Immer aber müßte man den Gesichtspunkt festhalten, daß es sich im wesentlichen nur um eine Ausstellung des modernen Verkehrswesens handeln soll, bei welcher zwar die geschichtliche Entwicklung nicht übersehen werden darf, aber doch mehr in den Hintergrund zu treten hat.

Ein ganz besonderes Interesse würde die Internationale Verkehrsausstellung dadurch gewinnen, daß man gleichzeitig den bedeutenden Einfluß darzustellen versuchte, welchen die Ansprüche an den modernen Verkehr auf die qualitative Entwicklung der deutschen Industrie ausgeübt haben. Es ist bekannt, daß die fortgesetzte Steigerung der Ansprüche an die Geschwindigkeit, Zuverlässigkeit und Sicherheit der modernen Verkehrsbetriebe bedeutend größere Anforderungen an das für den Bau der Verkehrsanlagen und ihres Wagenparkes verwendete Material und damit eine erhebliche Verbesserung der technischen Anlagen in der Eisenindustrie, im Kohlenbergbau und in zahlreichen anderen Industriezweigen hervorgerufen hat. In gleicher Weise und vielleicht noch mehr hat der moderne Schiffbau für die Zwecke der Handelsmarine und namentlich der Kriegsmarine auf die qualitative Verbesserung der deutschen Industrie außerordentlich günstig eingewirkt. Es gilt heute in der gesamten Industrie als ein anerkannter Grundsatz, daß derjenige Produzent, welcher für die deutsche Kriegs- und Handelsmarine dauernd zu Lieferungen herangezogen wird, auf dem Weltmarkte jeder Konkurrenz die Spitze zu bieten

Digitized by Google

vermag. Man kann deshalb direkt aussprechen, daß die dauernden Lieferungen für die Marine und die modernen Verkehrsbetriebe überhaupt gewissermaßen den Standard der deutschen Industrie darstellen. Die Weltstellung Englands in bezug auf industrielle Leistungen ist ganz zweifellos in der gleichen Weise entwickelt worden; ohne die ständig wachsenden Ansprüche des Verkehrs würde die englische Großindustrie niemals auf denjenigen qualitativen Standpunkt gekommen sein, welcher ihr ein Jahrhundert lang die volle Uebermacht auf dem Weltmarkt verliehen hat. In ähnlicher Weise ist unverkennbar, daß auch die Vereinigten Staaten von Amerika mit dem kräftigen Ausbau ihrer Kriegs- und Handelsmarine nicht sowohl die Zwecke des Imperialismus, als vielmehr zugleich die Zwecke der qualitativen Erziehung der amerikanischen Großindustrie verfolgen. Aehnliche Vorgänge sind in fast allen Kulturländern, welche eine Hebung ihrer Industrie anstreben, zu beobachten.

Wenn man nun in Erwägung der kurz geschilderten Verhältnisse auf der geplanten Internationalen Verkehrsausstellung den inneren Zusammenhang zwischen Verkehr und Industrie in gründlicher und übersichtlicher Weise erkennbar machen wollte, so würden damit ganz neue Gesichtspunkte vor die Oeffentlichkeit gebracht werden, welche der Förderung der wissenschaftlichen Technik und der Volkswirtschaftslehre in einem bisher ganz unbekannten Maße zu dienen imstande wären. Es kommt aber bei einer Verkehrsausstellung noch ein anderer Gesichtspunkt in Betracht, nämlich die Frage, ob der Betrieb der Vollbahnen in staatlicher Regie oder der Betrieb von Privatbahnen vorzuziehen ist. Gerade durch die internationale Art der Verkehrsausstellungen wird sich durch die Beteiligung der englischen, amerikanischen, französischen und italienischen Eisenbahnen ein außerordentlich wertvolles Material in dieser Frage zusammenbringen lassen. Für die Staatsbahnen der deutschen Bundesstaaten insbesondere werden die Anregungen aus dem Auslande, welche auf den bisherigen Ausstellungen nur immer bruchstückweise und ohne inneren Zusammenhang hervortraten, von besonderer Wichtigkeit sein und gewissermaßen einen Ausgleich bilden können für denjenigen Grad von Einseitigkeit, welcher einer staatlichen Verwaltung grundsätzlich anzuhaften pflegt. Es ist also auch auf diesem Gebiet sehr viel Anregung und Förderung gerade von einer Internationalen Verkehrsausstellung zu erwarten.

Es kann nicht daran gezweifelt werden, daß die übrigen Kulturvölker den Gedanken einer Internationalen Verkehrsausstellung in Berlin sympathisch aufnehmen und zu seiner Durchführung nach aller Möglichkeit beitragen würden. Unter den Verkehrstechnikern aller Länder ist seit Jahrzehnten immer beklagt worden, daß die großen Weltausstellungen dem Verkehrswesen bei weitem nicht diejenige Stellung im Gesamtbilde eingeräumt haben, welche seiner Bedeutung entspricht. Ueberall ist das Bedürfnis vorhanden, endlich einmal eine gut vorbereitete und gründlich durchdachte Internationale Verkehrsausstellung zur Ausführung zu bringen. Daß aber ein solcher Gedanke nicht ohne sehr wesentliche finanzielle Unterstützung des Reiches, der einzelnen Bundesstaaten und der am Verkehrswesen beteiligten deutschen Industrie durchgeführt werden kann, liegt auf der Hand. Außerdem müssen alle Vorkehrungen dafür getroffen werden, daß eine sorgfältige Auswahl der auszustellenden Objekte stattfindet und alles unnötige Beiwerk vermieden wird. Die möglichst weitgehende Vorführung von Verkehrsbetrieben, von welcher bereits die Rede war, macht eine um so stärkere finanzielle Grundlage des Unternehmens erforderlich. Wird die finanzielle Grundlage, welche nach meiner vorläufigen Berechnung aus einem Garantiefonds von mindestens 20 Millionen Mark zu bestehen hätte, geschaffen, so kann gar kein Zweifel darüber bestehen, daß das Deutsche Reich mit dieser ersten modernen Spezialausstellung einen ganz außerordentlichen Erfolg in den Augen der gesamten Kulturwelt erzielen würde. Inwieweit die Schiffahrt in ihren verschiedenen Zweigen zu der Ausstellung herangezogen werden könnte, muß besonderer Erwägung vorbehalten bleiben, für die Vorführung der Binnenschiffahrtsbetriebe könnte jedenfalls der im Jahre 1906 zu eröffnende Teltowkanal in Betracht kommen.

Das hier mitgeteilte ganz allgemeine Programm einer Internationalen Verkehrsausstellung in Berlin bedarf selbstverständlich des inneren Ausbaues. Ich kann hinzufügen, daß eine große Anzahl von Verkehrstechnikern, welche im letzten Jahre die Vereinigten Staaten von Amerika besucht haben, den Gedanken der Berliner Verkehrsausstellung für einen sehr glücklichen erklärte, und daß u. a. auch der verdiente und im Ausstellungswesen erfahrene Präsident der Düsseldorfer Gewerbe- und Industrieausstellung von 1902, Geheimer Kommerzienrat Heinrich Lueg in Düsseldorf, seine volle Sympathie für die Sache ausgesprochen hat.

Berlin, Anfang Mai 1905. J. Kollmann.

Schiller.

Es muß sich jeder in seiner Art immer wieder mit Schiller auseinander setzen und sich zu ihm stellen. Schon darin liegt die Gewähr seiner andauernden und unbesieglichen Größe. Er läßt nicht und er läßt niemanden gleichgültig.

Die Jugend reißt er ungestüm und unwiderstehlich an sich. Er allein erzeugt jenen Rausch, der diesen Jahren so gemäß ist und ihnen verziehen wird. Alle Maße verschwinden. Die psychische Ernüchterung, die alsdann folgt, hat mit der physischen nach einer wirklichen Trunkenheit manches Aehnliche.

Man ärgert sich an ihm, den man einmal in alle Himmel gehoben. Man merkt seine Schwächen und deutelt mit einer kindisch albernen Ueberlegenheit darauf hin. Man gefällt sich in spöttelnden Gehässigkeiten; ja, man denkt seiner endlich ungern, als einer Art Verirrung, die man hinter sich weiß, von der man sich schwer genug befreit.

Endlich kommt die rechte Erkenntnis, mit ihr das dauernde Verhältnis und die richtige Bewertung dieser in ihrer Art in der ganzen Weltliteratur einzigen Erscheinung. Ob wir wirklich nur einen größeren Dichter b sitzen, als ihn, darüber mag immer gestritten werden. Goethe ist der höhere Kulturfaktor, Schiller aber bedeutet den größten Erziehungs- und Bildungsfaktor, den wir hervorgebracht haben.

Goethe ist immer bedeutend; Schiller erscheint immer so. Goethe regt an, befruchtet, und überläßt alsdann jeden seinem eigenen Weg, seiner eigenen Entwicklung. Schiller aber hat das Despotische der großen Volksredner, vor deren Stimme die Ueberzeugung der Hörerschaft gewandelt wird, und denen der geborene Dramatiker nach seiner Wirksamkeit und ihren Mitteln am nächsten verwandt ist. Er zwingt; er unterwirft. Er reizt aber auch damit zur späteren Auflehnung mit all ihrem Undank, der darum um nichts minder schmählich ist, weil er meist verhohlen bleibt und sich nur in Nücken und Sticheleien Luft macht. Im Grunde lebt doch eine unbezwingliche Scheu vor ihm und seinem Werk in allen, die jemals seinen Einfluß empfanden.

Sie wäre anderwärts, in romanischen Landen etwa, da eine größere und allgemeinere Pietät den Vollbringern, den Mehrern des nationalen Ruhmes gegenüber besteht, wohl noch tiefer gegründet, als bei uns, die wir immer wieder von Zeit zu Zeit unseren geistigen Besitzstand neu schätzen und überprüfen, denen das Protestieren gegen jede Autorität im Blut steckt, wenn sie einmal erst zu lang und zu unangefochten gilt. Es ist mancher schöne und währende Fortschritt also erzielt, eine wirkliche Stockung des geistigen Lebens mehr denn einmal verhütet worden. Unheil geschah selten damit. Unsterbliche können einmal nicht umgebracht werden; ihnen geschieht kein Abbruch, wenn man die Grenzen ihres Könnens betont und mit jener Achtung aufweist, für deren Notwendigkeit Grillparzer den zwingendsten Ausdruck fand.

Von all den vielen Idealgestalten nun, die Schiller seiner Nation vermittelt hat, ist keine ihr so tief ins Bewußtsein gedrungen, als seine eigene. Vielfältig abgeblaßt mögen die Figuren seiner Dramen sein; die Katarakte seiner Beredsamkeit klingen unseren Ohren, gewohnt, anderen Geräuschen zu horchen und sich darauf zu verlieren, vielleicht nicht mehr so

Digitized by Google

mächtig, wie denen vor uns, die sie unbeirrterer Sinne vernahmen. Er selber aber besteht in immer gleicher und adliger Würde. Die Vorstellung vom Wesen des Dichters, von der Höhe seiner Kunst, die nicht mißbraucht werden darf, die sich wohl auf der Erde verweilen mag, der aber die Fittiche gegeben sind, damit sie jeden Augenblick den Aufschwung zur Höhe gewinne, dahin man ihr wohl nachstaunen, nicht aber nachkriechen kann, die danken wir ihm allein, und daran messen wir, selbst wo wir's nicht wollen, vielleicht nicht einmal dürften. Das allein aber müßte für ein vollgültig Lebenswerk genommen werden.

Es kommt dazu die Begrenztheit seiner Ideenwelt. Bei Goethe frommt nicht einmal das Studium, will man ihn ganz ergründen. Immer wieder muß man zu seinem unergründlichen Born zurückkehren; das Auge in die tiefe, spiegelnde Flut sinken lassen. Nun blitzt einem dies, nun ein anderes daraus entgegen und man eignet es sich auf eine Art zu. Er selber erkannte doch die Schrankenlosigkeit seines Geistes als eine Gefahr für sich und seine Wirksamkeit. Denn an keine Frage konnte er rühren, ohne daß sich ihm zu hundert anderen die Riegel knarrend hoben. Schiller aber konzentriert sich mit jener Kraft des Willens, die an ihm nicht genug zu bewundeen ist. Er geht sein Tagewerk an wie einer, der weiß, was ein Tüchtiger mit Anspannung aller seiner Kräfte vollbringen kann, was er sich, seinen Gaben und anderen schuldet, der nach menschlichen Begriffen nichts dem Ungefähr überlassen möchte. Eine durchaus geschlossene und faßliche Erscheinung, in sich selber ruhend, ist er also; darin, weit mehr als in seiner Jugendlichkeit, die da gerne betont wird, liegt seine Anziehungskraft auf die Jugend, die ähnlicher Erscheinungen zu ihrer Vollendung und Kräftigung bedarf.

Es ist ein ungeheurer Verstand in ihm. In frühen Jahren erkennt er, wie unschätzbar das Handwerksmäßige in jeder Kunst sei und wie großen Eenst man daran wenden müsse, sich's ganz und sicher zu eigen zu machen. Die Erfolge, die ihm der glückliche Wurf zugetragen, die erscheinen ihm gering an Wert neben denen, die bewußte und sichere Uebung bringt und verbürgt. Dem Temperament, das ausbricht und sich befreien will, dem kann man nicht immer gebieten; es aber stacheln und zu Explosionen zwingen ist immer eine gefährliche Sache und führt gern zu vorzeitiger Zerrüttung und völliger Erschöpfung derselben Kräfte, die planmäßige Leitung und zielbewußte Steigerung zu immer schöneren Leistungen befähigt hätte. Anders wie andere, die unruhig von Stoff zu Stoff schweifen, deren innere Unraft, ja Unfähigkeit, sich zu sammeln, nur zu gern als Reichtum angesehen wird, die sich da und dort versuchen, recht wie ein umsichtiger und bedachter Mann ordnet er seine Materialien, hält sie in Ueberschau, trägt nach, was ihm des Vermerkens wert erscheint, bis er sich endlich mit all seinem Können dorthin wirft, wo ihn der Gegenstand am meisten reizt, am weitesten ihm gereift erscheint. Einen Trümmerberg gibt es bei ihm nicht; es gibt Pläne, die noch nicht zur Vollendung gediehen sind. In der Arbeit aber läßt er nicht mehr locker. Er verbeißt sich in sie mit all seiner Zähigkeit, ohne Umkehr, ehe sie vollendet ist, so gut es die Qualitäten des Stoffes gestatten, die sich auch dem Geübten erst beim Bemühen darum, oftmals zur Umkehr zu spät offenbaren.

Er ist ein guter Rechenmeister, wie es der Dramatiker immer sein muß, der seine Wirkungen hier spürt, um sie anderwärts gedoppelt wirksam loszulassen. Einmal, im ersten Braus der Jugend, die mit ihren Kräften noch nicht sparen will noch kann, überstürmt er sich in jenem grandiosen, zweiten Akt von „Kabale und Liebe", der seinesgleichen nicht hat, der immer und immer wieder überwältigt, man habe ihn noch so oft gesehen. Es kommt die Einsicht; es kommt das Bewußtsein, das Theater, für das zu schaffen ihm Lebenszweck war, weil es die einzige Möglichkeit für ihn bedeutete, sich auszusprechen, fordere, ja vertrage nicht immer das Bauen im edeln und im soliden Material. Genug, wenn die ewigen Kunstgesetze der Perspektive und der voenehmen Konstruktion gewahrt bleiben. Auch der Größte muß manchmal dem Tage dienen; genug, wenn er es, oftmals wie er unter den mißlichsten Umständen, ohne Preisgebung seiner innerlichsten Würde tut, wenn die Zahl dessen so groß ist, bei dem edelster Stoff, voenehmste Ausführung, höchste Gesinnung im vollsten Einklang stehen. Es nutzt nichts, auf die französischen Einflüsse bei ihm hinzuweisen; über seinen Hang zum Opernhaften zu spotten. Endlich: die französische Bühne, so schlimm es augenblicklich mit ihr bestellt sei, hat in ihrem Volk immer noch festeren Boden als unsere. Er hat doch erst den deutschen Bühnenstil, man möchte sagen: sogar den deutschen Schauspieler im höheren Sinn hat er erst geschaffen. Immer und immer wieder wird man ihn nutzen, um seine Geheimnisse befragen müssen, um sie mit Bedacht und klug gemodelt, dem Wandel der Zeiten gemäß, an neuen Aufgaben zu probieren, will man das deutsche Drama wieder den richtigen, freien Aufstieg lehren. Nur freilich, seine großen und tragenden Gebärden taugen nicht jedermann; die feierlichen Worte, die so natürlich von seinen Lippen fließen, weil sie denn doch aus einer großen und hochgestimmten Seele kommen, die gewinnen im Mund der Nachläufer und der Epigonen einen bedenklichen Blechklang. Er hat seine Kunstform so rund und so vollkommen ausgestaltet, daß die Gefahr der Nachahmung, der platten Affierei allzu groß ist. Er aber und er allein hat immer das Priesterliche an sich, auch wenn er Werkeltagsarbeit verrichtet, das dem Hüter und Künder großer Geheimnisse so wohl ansteht. So täuscht er manchmal über den Belang des Vollbrachten.

Man schilt und lächelt gern über seine Lyrik. Man findet sie rhythmisch hart, mit einer unbilligen Vorliebe zu unreinen Reimen behaftet. Seine Verse traben ungleich; aber sie fallen mit einer vielleicht einzigen Wucht ins Gehör und ins Gedächtnis. Man kann sie nicht daraus tilgen, man ärgere sich noch so sehr daran. Das ist eine immerhin ziemlich seltene Eigenschaft; von allen, die sich so über ihm dünkeln, hat sie noch niemand ihm nachmachen können, und die Erklärung vom Verzicht auf wohlfeile Popularität schmeckt bedenklich säuerlich und zieht nicht. Rein auf die Wirkung hin angesehen, hat er in seinen Versen ein kaum erklärliches Wunderwerk vollbracht. Er hat mit der „Klage der Ceres" die deutsche Nähterin zu Tränen gerührt; hat ihr mit dem „Eleusinischen Fest" eine Ahnung von den Anfängen aller Gesittung vermittelt; holde Mythen, leuchtende Gestalten in ihr Kämmerlein gerufen, die ihr und Ungezählten anders niemals verständlich geworden oder begegnet wären. Sehnsucht nach Bildung hat er für Folgen der Menschheit erweckt; die ideale Ferne ihnen aufgetan, deren der Mensch desto minder entraten sollte, je strenger ihn sein Pflichtenkreis schnürt und beklemmt. Hat man sich da von ihm abgekehrt, so sicherlich nichts Besserem zu. Ich mein' es nicht. Es dauert lange, ehe sich das Volk einen Heiligen erwählt; hat es sich ihn aber erst einmal erkoren, dann hängt es mit einer rührenden Andacht an ihm und keine Macht der Erde vermag ihn so leicht von der Stätte zu verdrängen, da es ihn zu verehren gewohnt ist.

Das Geschlecht, das in seinem Geist aufgewachsen ist, genährt ward damit, das hat seine Proben rühmlich bestanden und seine Taten um Deutschland getan. Man hat oftmals gefragt, wie er sich wohl zu der großen Bewegung der Freiheitskriege verhalten, wie machtvolle Töne er alsdann gefunden hätte. Ob er damals schon Jahre schlief — er ist ja doch wohl dabei gewesen. Es ist nicht zuletzt sein Werk, daß der Glauben an Deutschlands Herrlichkeit und künftige Größe in den vielen Jahren der traurigsten Demütigung und Zerrissenheit nicht vollends erstarb. Er einigte die Deutschen im Reich der Ideen; die Durchschnittsbildung des Mittelstandes, damals fast allein des Trägers der nationalen Kraft, war von ihm bedingt und umgrenzt. So folgte er denn den deutschen Heeren auch in den Franzosenkrieg und tat rechtschaffen mit zur Beseitigung aller Schmach und aller Sünden. Nun will es allerdings scheinen, als hätt' man sich von ihm und seinen Idealen losgesagt, als ginge man mit großem, ja steigendem und erstaunlichem Glück neue Pfade, die von denen abseits liegen, da er das Heil sah. Macht nichts. Er kann seiner Stunde und ihrer Wiederkehr harren. Denn er hat nun einmal seinen Rang nicht nur als ein Dichter, als ein Erzieher — als ein Nothelfer der Deutschen.

Wien. J. J. David.

Digitized by Google

Schiller und die Griechen.

Höchst merkwürdig, wie im deutschen Geistesleben des achtzehnten Jahrhunderts das Griechentum nicht nur die Gelehrsamkeit und den Scharfsinn, sondern überhaupt die Individualität unserer Großen zur Erscheinung bringt; es wirkt wie ein Probierstein, und wir haben die Freude, viel echtes Gold zu erkennen. Winckelmann ist der erste, der wirklichen Griechenhunger hat; rührend, wenn er als Schulmeister Gleichnisse aus Homer betet, rührend, wenn er aus dem Wissenswust heraus sein so oft wiederholtes und so selten verstandenes Evangelium von der edlen Einfalt und stillen Größe verkündigt; wie er dann in Italien zum Renaissancemenschen wird und in den Kopien die Originale ahnt. Er war überhaupt ein Prophet; und so war seine Wirkung eine faszinierende, begeisternde. Auch auf den kritischen Lessing, der nun, wie Winckelmann gegen den Barock, so gegen die Franzosen zu Felde zog. Sie hatten beide die Empfindung, daß Quellen verschüttet seien; die wollten sie wieder zum Lichte bringen. Und durch ihren Fleiß, mehr noch durch ihr Genie ist's ihnen gelungen. Das ahnende Schauen des einen ist ebenso gewaltig wie die geniale Kritik des andern. So stellte Lessing lediglich durch die klare Analyse homerischer Dichtung überzeugend in seinem Laokoon dar, daß jede Kunst am vollendetsten wirke, wenn sie innerhalb ihrer natürlichen Grenzen bleibe; daran hatte sich der Grieche immer gehalten. Und Herder gesellt sich zu ihnen mit dem weiten Blicke des Kulturhistorikers, der alles aus dem Volkstum zu verstehen sucht und einen offenen Blick hat für die Hoheit wahrer Poesie. Wie er von diesem Punkte aus dem jungen Goethe den Homer lebendig gemacht, das soll ihm unvergessen bleiben. Freilich Goethe war ein williger Schüler, denn, was ihn zu dem Griechentum hinzog, war innerste Verwandtschaft. Wohl hatten wir in Wieland schon eine Künstlernatur, die ein fein ausgebildetes Sinnenleben den Griechen und Franzosen näherte, aber der wirklich große, schöne, frohe Sinnenmensch war Goethe und damit eine auch für die Folgezeit einzige Erscheinung auf deutschem Boden. Von vornherein gab es für ihn keine andere Aufgabe als das wundervoll rege Sinnenleben zu gestalten, er war, was man in Deutschland selten ist, ein geborener Künstler. Wo er daher einer hohen Kunst begegnet, da versteht er sich mit ihr und wenn sie ihm unmittelbar zu Herz und Sinnen geht, nimmt er sie in sich auf und gestaltet sie organisch um. Behaglich episch und von höchstem und tiefstem lyrischen Temperament — so hat er das Land der Griechen mit der Seele gesucht und gefunden. Als Deutscher war er für die Plastik wenig begabt, aber der rührende Eifer, sich ihrer zu bemächtigen, hat ihn wenigstens zu der heilsamen Erkenntnis eigener Schwäche geführt.

Nach solchen Vorgängern hatte Schiller eine schwere Aufgabe, aber er hat sie glänzend gelöst. Wie alle Stürmer und Dränger begeistert sich dieses ganz besonders explosive Genie für die großen Kerle, die ihm Plutarch vorgebildet, liebt das theatralische Pathos in „Semele" und „Hektors Abschied", schwelgt in den Vorstellungen von Elysium und Tartarus und singt Hymnen auf Liebe und Freude. Hellenische Plastik schaut er trunken mit Winckelmanns Augen. Näher kommt er den Griechen erst da, wo er in Weimar weilt, um das Terrain zu rekognoszieren. Wieland führt ihn in die griechische Welt; da ist es die Sehnsucht, die ihn mächtig ergreift und in seinen „Göttern Griechenlands" ihn zu dem Aufschrei zwingt gegen die Enge und Oede religiöser und wissenschaftlicher Dogmen. Die schnell erworbene Bildung zeigt sich besonders in den bunt zusammengewürfelten Namen und Vorstellungen; aber man empfindet, daß bei der Trauer um das Verlorene die beseligende Hoffnung besteht, in dieser Welt der ewigen Jugend heimisch zu werden. Seitdem braucht er die Griechen zur Heilung seines komplizierten Wesens durch „Simplizität". Er übt sich in Uebersetzungen griechischer Tragiker, aus denen, was fast allen philologischen Versuchen abgeht, das volle rhythmische Gefühl des Dichters spricht. So steigt für ihn die Vorstellung auf von der Würde des Künstlers, ein Gedanke, dem er ja sein ganzes Leben treu geblieben ist und dem er nun einen gewaltigen Ausdruck gibt in seinen „Künstlern". Leider ist die Länge des Gedichts und mancherlei Unklarheit besonders in den Bildern schuld daran, daß man es so wenig liest. Es gehört zu dem Persönlichsten, was Schiller gedichtet. Es gleicht einer großen Symphonie, wo allerdings manches mitklingt, was nicht zum Künstlerischen gehört, aber wer folgte nicht gern jenem Harmonienspiele von Freiheit, Wahrheit und Schönheit? Wenn irgendwo, so sind hier Begriffe in warme Empfindungen umgesetzt, so vor allem die Wielandsche Ansicht von dem Vorrange der Kunst vor der Wissenschaft, in Empfindungen, die zusammenfließen zum stolzen Strom edelster, reinster Menschlichkeit.

Es ist nun bemerkenswert, daß der Poet diese wertvollen Erkenntnisse nicht zu weiteren freien Schöpfungen verwertet; der Philosoph in ihm duldet es nicht. Und nun beginnen die in der Korrespondenz mit Körner und Humboldt und in selbständigen Abhandlungen entwickelten Gedanken über ästhetische Gegenstände, die alle an dem Grundfehler leiden, daß sie mit dem Aesthetischen das Ethische verquicken. Gewiß liegt ein wesentlicher Teil der künstlerischen Wirkung in der selbstverständlichen Freiheit der Erscheinung, und diese wird durch weise Selbstbeschränkung erworben. Aber was soll nun die Pflicht, die Moral dabei? Des Künstlers Pflicht ist, daß er das ihn durchdringende und umflutende Sinnenleben zu einem Geistigen der Vorstellung macht und diesem die anschauliche Form gibt. Was wissen wir von den griechischen Künstlern und ihrer ethischen Harmonie? genug, wenn sie Werke schufen, die ewig sind. Wohl gibt es sentimentalische Anschauungen (im Sinne Schillers), aber es gibt nur eine wirkliche Art der Kunst, und die ist naiv.*) Auch auf Homer kann man sich nicht als Gegensatz gegen das Sentimentalische beziehen: wie jede hochentwickelte Dichtung, so hat auch die homerische eine große Sehnsucht nach dem Einfach-natürlichen, daß aber diese sich so naiv ausprägt, das eben ist der Triumph echtester Kunst.

Und Michelangelo — gewiß war er in hohem Grade ein sentimentalisches Genie, aber seine Beseelung Adams an der sixtinischen Decke hat den denkbar naivsten Ausdruck gefunden; wie er denn überhaupt immer in den Grenzen des für ihn Erreichbaren bleibt. Für das Wohlbehagen des ästhetischen Empfindens kommt es nur darauf an, daß eine klare und freie Vorstellung auch ihren klaren und freien Ausdruck gefunden; das gibt dem Genießenden jene köstliche Freiheit, gleichgültig, ob wir vor einem Stilleben eines großen holländischen Meisters oder vor einer rafaelischen Madonna stehen. Das hat mit der Sittlichkeit ebenso wenig zu tun wie mit einer anderen menschheitbeglückenden Idee. Aber Schiller liebte es, von der Idee auszugehen, und das hat ihm sehr häufig die künstlerische Lösung erschwert.

Hier kam ihm nun sehr sein Verhältnis zu den Griechen zustatten. Gerade ihre gefestigten Vorstellungen gaben ihm willkommene Haltpunkte. Er brauchte nicht mehr den Zuruf:

> Kühne Seglerin Phantasie
> Wirf ein mutloses Anker hie!

(d. h. im Unendlichen). Der ganze hohe Segen einer wohlgestalteten Kultur- und Kunstwelt umgab ihn nun, umso inniger, je mehr er sich in die griechischen Tragiker versenkte. Freilich, ihre Welt war nicht die unsere, ihr Schicksalsbegriff hatte seinen Ursprung in der religiösen Auffassung, die das griechische Drama nie verleugnet hat; daß der Mensch trotz allem möglichst klein und dumm und die Gottheit möglichst groß und weise dasteht, das bewirkt die andächtige Erhebung. So läßt auch Schiller den Herakles fragen:

> Woher nehmt ihr denn aber das große, gigantische Schicksal,
> Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt?

Der Dichter nämlich, der keins der Bekenntnisse annehmen konnte aus Religion, war selber im Inneren religiös; und,

*) Vergl. Goethes Gespräche mit Eckermann (14. November 1823): „Und als ob, fügte Goethe lächelnd hinzu, die sentimentale Poesie ohne einen naiven Grund, aus welchem sie gleichsam hervorwächst, nur irgend bestehen könnte."

Digitized by Google

wenn er auch in einem Briefe an Körner (12. August 1787) sich sehr unzweideutig über das Predigen ausgesprochen hat*), so hat er doch selbst immer Neigung zum Predigen gehabt, freilich zum Predigen seiner Ideen. Wo aber hatte ein Geist, dem es Bedürfnis war, allgemeine Gedanken in erhabener Form zu verkündigen, dazu Gelegenheit? Hier halfen die Griechen, ihn aus der engen, spießbürgerlichen Welt Weimars zu der Menschheit großen Gegenständen zu führen. Die Bühne wird nun wieder der Schauplatz seiner Tätigkeit; immer wieder kehrt er darauf zurück, eine Idee zum Ausgangspunkt seiner Stücke zu machen, und trotz der neuen Form bleibt ihm das jugendlich Explosive, was auch in seiner letzten tragischen Gestalt, dem Demetrius, zur Erscheinung kommt. Da, wo dieser Zug dem Hauptheldeu schon seines Alters wegen nicht zukommen kann, da hat er nicht versäumt, sich die jugendlichen Feuerköpfe zu erschaffen. Dagegen hat sich durch die Antike seine Sprache zu imponierender Klarheit vervollkommnet, und die szenische Fügung ist straffer und majestätischer geworden. Man hat unseren Dichter wohl mit Aeschylos verglichen. Nun, ein solcher Sprachgewaltiger ist er nicht, auch kein so großer und sicherer Künstler, aber durch ihn hat er seine Natur gesteigert. Und wieder da, wo eine Idee eine klare Fassung auf realem Boden ermöglichte, wie die Befreiung von Tyrannenmacht im „Tell", da hat er alles erreicht, was man verlangen kann: die allgemeinste und sicherste Gegenwart und Wirkung. So ist „Wilhelm Tell" das schweizerische Nationaldrama geworden.

Daß ihm für dieses Stück das Experiment der „Braut von Messina" von großem Nutzen gewesen, darauf weist sein Brief an Körner vom 15. November 1802:

„Von der ‚Braut von Messina' sind 1500 Verse bereits fertig. Die ganz neue Form hat auch mich verjüngt oder vielmehr das Antikere hat auch mich altertümlicher gemacht; denn die wahre Jugend ist doch in der alten Zeit. Sollte es mir gelingen, einen historischen Stoff, wie etwa den Tell in diesem Geiste aufzufassen, wie mein jetziges Stück geschrieben ist, und auch viel leichter geschrieben werden könnte, so würde ich alles geleistet haben, was billigerweise jetzt gefordert werden kann."

Und wirklich, es ist ihm im „Tell" gelungen, während die „Braut von Messina" niemals lebendig wurde. Man mag sich stellen, wie man will, Schiller ist dadurch der Vater der entsetzlichen Schicksalstragödie geworden. Denn dies reflektierende Abwägen von Schuld und Schicksal ist hier sehr gesucht und darum auch ein höchst willkommenes Feld für den Streit mehr oder weniger witziger Meinungen, und vor allem: hier wird die Reflexion nicht paralysiert durch den künstlerischen Instinkt, der in Wallenstein und Maria Stuart, wo auch die Schicksalsidee mitbeteiligt, doch tragische Gestalten schafft, deren Untergang uns aus ihrer Natur notwendig erscheint: bei dem einen aus seinem immer mehr sich offenbarenden Größenwahnsinn, bei der anderen aus der dämonischen Macht des Weibes, die auch gegen ihren Willen wirkt.

Schade, daß unter solchen Umständen auch die Chöre leiden, die, an und für sich betrachtet, zu dem Köstlichsten gehören, was der Dichter lyrisch geschaffen. Es ist ihm eben wesensverwandt, eine Reihe einfacher, wenn man will, trivialer Gedanken, gerade wie die griechischen Tragiker, durch die Hoheit abgeklärter Form ewig zu machen.

Und aus diesem Kernpunkt seiner Natur erklärt sich auch die Vorliebe, entgegen allem Brauch die Balladen, oft auf griechischem Boden, als prachtvolle Erzählungen zu geben, die eine allgemeine Idee zum Ausdruck bringen. So entstehen im Anschluß an die Antike neue Schöpfungen, die bald an wirksame Botenerzählungen, bald an Einzel- und Chorlieder der Tragödie erinnern und doch wieder ganz und gar seines Geistes Kinder sind.

Sonst zog ihn von griechischer Dichtung besonders das Epigramm und die Elegie an. Im Xenienkampf rühren die schärfsten und witzigsten Invektiven von ihm her. Die Elegie aber bot ihm nach antikem und Goethischem Vorgang die beste Stätte, eine Fülle verschiedenster Gedanken zu gestalten. Das berühmteste dieser Gedichte, „Der Spaziergang", weist alle Mängel und Vorzüge Schillerscher Reflexion auf; das rührendste scheint mir „Das Glück", rührend besonders deshalb, weil der Geist, der es sich hat sauer werden lassen im Leben, wie kein anderer, doch der Ueberzeugung ist:

„Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab.
Wie die Geliebte dich liebt, so kommen die himmlischen Gaben:
Oben in Jupiters Reich herrscht, wie in Amors, die Gunst."

Des Herakles Ruhm und Verklärung geben ihm das herrlichste Symbol für den Uebergang aus „des Jammers trüben Stürmen", „aus den Schmerzen der Seele" zu den „heitern Regionen, wo die reinen Formen wohnen". Ja er wollte noch eine besondere Idylle dichten, die Herakles' und Hebes Vermählung behandelte in „lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen". So hatte der „sentimentalische" Dichter durch die Antike und Goethe die klar naive Form gefunden, die er mit seiner Seele durchdrang; und er hat etwas von dem erreicht, was sein großer Freund der Antike nachrühmt, nämlich von dem „Charakter des Großartigen, des Tüchtigen, des Gesunden, des Menschlichvollendeten, der hohen Lebensweisheit, der erhabenen Denkungsweise, der rein kräftigen Anschauung". Freilich, er hatte auch manches von der Eigenart der Deutschen, wie sie ebenderselbe Freund demselben Eckermann gegenüber schildert:

„Die Deutschen sind übrigens wunderliche Leute; sie machen sich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die sie überall suchen und überall hineinlegen, das Leben schwerer als billig. Er, so habt doch endlich einmal die Courage, euch den Eindrücken hinzugeben, euch ergötzen zu lassen, euch rühren zu lassen, euch erheben zu lassen, ja euch belehren und zu etwas Großem entflammen und ermutigen zu lassen, aber denkt nur nicht immer, es wäre alles eitel, wenn es nicht irgend abstrakter Gedanke und Idee wäre." (Eckermanns Gespräche 3. und 6. Mai 1827.)

Vortrefflich ist das betont, was dem Deutschen so schwer wird, die unmittelbare Genußfreudigkeit für das Künstlerische. Sollen wir die gegenüber Schillers besten Schöpfungen haben, so muß vor allem unsere Bühne ihn wieder lebendig machen mit allen Mitteln einer großen Zielen zustrebenden Kunst. Daß uns daran noch sehr viel fehlt, wird jeder ehrliche Zuschauer und Zuhörer zugeben müssen. Ferner müßten unsere Schulen ernstlich damit aufhören, den Klassiker in die Nische zu stellen als einen Mann, über den allerlei zu wissen zu allgemeiner Bildung gehört, überhaupt aufhören, ihn der jetzigen Generation durch öde Langweile zu verekeln, was ja auf den verschiedensten Wegen erreicht werden kann. Wirklich lebendig machen können wir ihn nur dadurch, daß wir ihn mit eigenen Augen anschauen lernen, denn im Verhältnis zu einem großen Menschen wie zur Natur ist das Beste, daß wir unser Sinnen und Fühlen uns frisch erhalten und eigenständig.

Mannheim. August Herzog.

*) „Eine Predigt ist für den gemeinen Mann, der Mann von Geist, der ihr das Wort spricht, ist ein beschränkter Kopf, ein Phantast oder ein Heuchler."

Seifenblasen.

Es ist an einem regnerischen Sommerabend. Man ist ein klein wenig Pedant und wählt für seinen späten Ausgang, nach dem die Arbeit des Tages getan ist, immer den gleichen Weg. Vielleicht den nächsten, der aus dem Bureau, oder aus dem Geschäftslokal, oder aus der Anwaltsstube heimwärts führt. Man kennt jede Straße, jedes Haus beinahe, jede Laterne und jeden Baum; so sehr vertraut ist einem das alles, daß man es längst nicht mehr beachtet. Und nun, eines Abends, da man sich nur um ein geringes verspätet hat, tritt einem auf dem gewohnten Wege eine Dame entgegen, um nach irgend einer Straße, die man selbst zu passieren hat zu fragen. Sie trägt einen grauen Regenmantel, ein graues Kapotthütchen über dem aschblonden Haar, und sie hat den dunkelgrauen Regenschirm aufgespannt, denn es fällt feucht. Man erbietet sich, sie die paar Schritte

Digitized by Google

zu geleiten, und sie nimmt es dankbar an. Man geht, wie sich das schickt, stumm neben ihr, ohne nur ein Wort zu wechseln. Von ungefähr, da sie den Schleier zurückschlägt, fällt es einem auf, daß sie grüne Augen hat, und ein paar Sekunden blickt man, bescheidentlich von der Seite, in diese grünen Augen. Man löst den Blick, um plötzlich zu gewahren, daß man sich bei diesem gedankenlosen Weiterschreiten verirrt hat. Verirrt auf dem gewohnten, alltäglichen Gange! Man sieht sich um, man weiß nicht, wo man ist. Und doch, das alles scheint einem bekannt, irgendwann hat man diesen öden, baumumstandenen Platz gesehen. Man besinnt sich mühsam, richtig; als Kind hat man darauf gespielt, immer, als Kind alle Tage. Aber wie kommt diese Stätte hierher, wie gelangte man selbst dahin? Man will sich entschuldigen, irgend eine Rechtfertigung stammeln, man dreht sich nach seiner Begleiterin um, — sie ist verschwunden. Seltsam! Aber wieder ist alles anders geworden, man sitzt in seiner Stube und ist eben im Begriff, die Tasse mit dem selbstbereiteten Tee vorsichtig zum Munde zu führen. Man ist ein klein wenig Pedant, und man hat sich den warmen Trank gekocht, um sich nicht zu verkühlen. Denn es regnete draußen.

Ganz gleiche Empfindung wird einem zuteil, liest man Ricarda Huchs Erzählung „Aus Bimbos Seelenwanderungen"*).

Kluge Leute werden sagen: aber das alles gibt es ja nicht. Sie haben zweifellos recht, die klugen Leute. Aber gerade darauf kommt es an: es gibt das alles nicht, und doch erlebt man's.

Ich nehme an, daß es keinen Bimbo gegeben hat, und aller Wahrscheinlichkeit nach besteht auch keine Seelenwanderung. Letzteres ist übrigens zunächst gleichgültig, denn aus Bimbos Seelenwanderungen erzählt Ricarda Huch nur einen Lebensgang, und einmal wenigstens, das wird man zugestehen, haben alle bürgerlich soliden Menschen gelebt. Freilich, was Bimbo auf dieser einen Lebenswanderung begegnet, ist zum mindesten höchst unwahrscheinlich. Und doch fühlte ich, während ich die kurze Geschichte las, daß ich sie ganz so mitdurchlebte, wie Ricarda Huch, die sie geschrieben, sie innerlich erlebt hat.

Gerhart Hauptmanns „Elga" gab sich für eine Traumdichtung aus, doch wurde erst kürzlich in diesen Blättern darauf hingewiesen, daß „Elga" dem Wesen der Traumvisionen fernbleibt. Man konnte es Traumdichtung nennen, wie man etwa eine Zuckerschale auch als Salzbehälter nutzen und als Salzfaß bezeichnen kann. Ricarda Huchs kleine Erzählung aber ist eine ganz echte, wundersam wahre Traumverdichtung. Das Groteske ist darin, das keinem Traume fehlt: Der Sohn des Scharfrichters, unser Bimbo, muß auf dem Marktplatz einer kleinen, mittelalterlichen Stadt einem schönen, bunten Papagei den Kopf abschlagen, weil der unnütze Vogel ein Spottlied auf den kaiserlichen Vogt gesungen hat. Es ist seine erste „Amtshandlung", und er vollführt sie gar zierlich, indem er den Kopf des gefiederten Delinquenten mit der Schwertspitze auffängt und ihn so dem jubelnden Volke zeigt. Die rasche, willkürliche, unmotivierte Folge befremdender Szenen — wer kennt den Faden, an den der Traum seine Perlen reiht? — ist darin: Der Papagei gehörte der schönen Tochter des gebietenden Bürgermeisters; nun die Sonne niedergegangen, betritt sie das verfemte Scharfrichterhaus, ach! und Bimbo, der junge Henkerssohn, liebt sie so heiß. Und sie, liebt auch sie den jungen Bimbo? Warum haften ihre Blicke an seinem Vater, dem schönen und gefürchteten Manne? Dessen Zauberkünsten jeder sterbend erliegt, den er mit der Spitze seines Schwertes nur leise streift? — Andere Bilder! Auf dem Kirchhof sitzt tändelnd ein Liebespaar, sie hocken an einem kleinen, frischen Hügel, unter dem sie den Papagei begraben haben, und das schöne Mädchen schwört Bimbo Liebestreue, und er trinkt ihre Küsse und weiß doch, daß sie ihn nicht liebt. — Von neuem hebt der Traum den Vorhang. Es ist Nacht, und Bimbo schmachtet im Kerker. Leise knarrend schieben sich die Riegel zurück, die Geliebte tritt ein und sagt ihm, daß sie ihn nicht liebe, daß sie aber seine Hand zu rechtmäßiger Ehe fordern werde, um ihn damit von dem Schafott frei zu bitten. Sein Vater hat es sie geheißen. Und Bimbo weiß nun, daß sie den anderen, ihn, seinen Vater liebt. — Wieder schieben sich die Kulissen durcheinander. Das Schafott ist errichtet, Bimbo hat es bestiegen. Die Möwen dahinten auf dem Meer rufen ihm Grüße zu. Die Geliebte bittet ihn frei, er aber weist ihre Hand zurück. Ein fremder Henker naht ihm, da ruft er nach seinem Vater. Und er sieht seinen Vater näher schreiten, mit der Spitze seines Schwertes berührt der schöne, zauberkundige Mann sie alle, alle, den Bürgermeister und die Richter und den kaiserlichen Vogt, — die Möwen rufen und grüßen, und dann fällt seines Vaters schwarzer Mantel über ihn.

Eine Traumdichtung hat Ricarda Huch gegeben, jenes irre, gespenstige Flackerdasein ist ganz darin, und die Seele, die ihr nachsinnt, fühlt sich traumumfangen. Nun aber will es mir doch sehr wichtig scheinen, daß diese kleine Erzählung, obwohl sie nur von einer Erdenwallfahrt meldet, „Aus Bimbos Seelenwanderungen" überschrieben ist.

Warum glauben Menschen an Seelenwanderung? Weil in ihren Ahnungen irgend etwas war, was ihnen ein Vorleben mit greifbaren Einzelzügen vorzuspiegeln vermochte. Hier und da taucht es fackelgleich auf und leuchtet durch die Nebel des Vergessens. Etwas Visionäres, Irres, Vernunftwidres ist solchen Ahnungen eigen, und vielleicht werden sie zumeist Träumenden zuteil. Nun hat Ricarda Huch in dieser kurzen Erzählung mit so sicherer, dichterischer Gewalt, mit so kecker Willkür und so vollendeter logischer Ungebundenheit eine Traumvision gestaltet, daß sie als ein Dokument für die Lehre von der Seelenwanderung gelten könnte.

In seiner „Frau mit dem Dolche" hat Schnitzler, in seiner „The Finest Story In The World" hat Kipling Seelenwanderungsahnungen zu bannen gesucht. Schnitzler geht zu methodisch, zu logisch zu Werke, sein kleines Drama mutet an wie ein Experiment. Kipling aber schlägt ganz den nämlichen Weg ein wie Ricarda Huch: das Groteske geht mit dem Visionären den Bund ein, aus dem das Kind „Glaube" geboren werden soll.

Man hat, wenn man diese Erzählung liest, das Gefühl, daß diese Dichterin eine einsame Wanderin ist und daß an ihrem Wege Blumen blühen, die nur eben Sonntagskindern sichtbar werden. So öffnet sie ihrem Leser die Augen für bislang Ungeschautes.

Auch die beiden anderen Erzählungen des kleinen Bandes sind der gleichen romantischen Empfindung entwachsen, von einem ironischen Geiste, dem sich die Lebenstragödie als Weltkomödie offenbart, gebildet. Der verbrecherische Bischof, der Reliquienfälschung und Kirchenraub begeht, wird heilig gesprochen, um das Judengrab in der kleinen Stadt, die nur den einen Andersgläubigen in ihren Mauern sah, erhebt sich wilder Zwist und Aufruhr, in dem Grabe aber liegt nur — eine ausgestopfte Puppe. Man begreift den Geist, der solches Spiel erfindet, man fühlt ihn sich befreundet — hier aber fehlte Ricarda Huch die gestaltende Hand. Die Groteske bleibt gedanklich, die Umrisse sind nicht grob, nicht fesselnd genug geschnitten.

Der Vergleich mit Frank Wedekind drängt sich auf. Solch wirres Linienspiel in bizarrem Detail zu geben, ist er ein Meister. Aber sein Blick haftet an der Einzelheit, die ihm gelingt; die Teile, die er aneinander rückt, gehören keiner Einheit an; seine Welt ist fragmentarisch.

Ricarda Huch verneint, um zu bejahen. Das eben macht diese Schriftstellerin in unserer Zeit zu einer seltenen Erscheinung, daß ihr der Einheitsgedanke geworden ist, daß sie im schillernden, täuschenden Farbenspiel des Lebens die Brechungen des einen, reinen Lichts erkennt.

Ernst Heilborn.

*) Aus: „Seifenblasen." Drei scherzhafte Erzählungen von Ricarda Huch. Stuttgart und Leipzig 1905. Deutsche Verlags-Anstalt.

Digitized by Google

Schwammerl.

Ein Manöverbild.

Er war seines Zeichens ein Hutmacher und hieß eigentlich ganz anders; aber von dem Moment an, da er mit seinem kleinen schwarzen Holzkoffer in der Hand den Kasernenhof betreten hatte, war er vom Witz seiner Schicksalsgenossen „Schwammerl“ getauft worden.

Allerdings gab seine absonderliche Gestalt der allzeit stichbereiten Volkszunge zu dieser Bezeichnung einigen Anlaß.

Auf dünnen Beinen, die eine fadenscheinige Sommerhose nur bis zu den Knöcheln bedeckte, schwankte ein unförmiger Bauch, ein massiger Oberkörper und ein kugelrunder Kopf, sodaß die Profilsilhouette einem mit Auswüchsen behafteten Riesenpilz keineswegs unähnlich sah.

Ein wenig zaghaft und unsicheren Schrittes durchquerte Schwammerl den großen Hof. Vor jedem vorübereilenden Offizier zog er unterwürfig den Hut und suchte und fand endlich eine stille Ecke, in der er vom Lärm und Getümmel seiner neuen Kameraden nicht unmittelbar bedroht wurde. Dort stellte er seinen Koffer zur Erde, setzte sich darauf und starrte nun trübselig vor sich hin. Aber mit scharfem Instinkt hatten die anderen aus seinem scheuen Wesen sehr bald den kraftlosen und nachgiebigen Charakter erkannt und erwählten nun skrupellos seine komisch-traurige Miene, sowie seine in die Augen fallenden körperlichen Minderwertigkeiten zur Zielscheibe ihrer Spottsucht.

Schwammerl ließ die unzarten Späße gutmütig über sich ergehen. Zwar besaß er ansonsten auch Humor genug, um eine Antwort nicht schuldig bleiben zu müssen, und gar leicht floß ihm ein Witz selbst von der Zunge; doch heute nicht; heute befand er sich nicht in richtiger Laune dazu. Er war sehr traurig und mißgestimmt. Er hatte ein junges Weib zu Hause gelassen, das in wenigen Wochen, vielleicht Tagen schon, ihm einen neuen Sprößling bescheren sollte; außerdem begann eben jetzt seine Saison als Hutmacher. Und das war gewiß eine ernste und böse Sache. Jetzt wurde für den Winter gearbeitet, und jetzt vier Wochen lang gezwungenermaßen feiern, bedeutete eine ganz erhebliche Verminderung seiner Einkünfte und, falls er im Herbst nicht rasch und ausgiebig Ersatz finden sollte, einen trüben, entbehrungsreichen Winter.

Und alle seine Gesuche um Verlegung der Waffenübung auf eine für ihn günstigere Jahreszeit waren unberücksichtigt geblieben. Derlei quälende Gedanken verfolgten ihn seit dem Tage, da er die rote Einberufungskarte ins Haus bekommen hatte, unaufhörlich. Obgleich er doch wußte, daß alles Grübeln und Spintisieren, daß sein stiller Jammer und seine innerlichen Klagen ganz nutzlos und vergeblich seien. Unabwendbar wie das Schicksal war es jetzt, daß er ins Manöver mußte; keine Macht der Welt hätte ihn davor bewahren können; also wozu das miselsüchtige, unmännlich-kummervolle Gesicht, das in der Kaserne so lächerlich erscheint und bei den Vorgesetzten so streng verpönt ist; der Soldat soll stets eine heitere, kecke Miene zur Schau tragen, so wird es verlangt, und so muß es sein.

Nun, heute ging es hier heiter und keck genug her. Aus der Kantine drang lautes Geschrei, Gelächter und Gejohle, Gläserklirren, Gesang und Musik von Ziehharmonika und Geige. Lustig und übermütig waren die Leute, als gings zum Tanzboden oder zum Galgen.

Feldwebel und Korporale durchliefen den großen Hof und teilten Befehle aus. Immer neue Scharen junger Männer, jeder einzelne den schwarzen Koffer in der Hand, schritten zum Kasernentor herein, gaben ihre Militärpässe ab, begrüßten alte Bekannte, tranken aus dargereichten Gläsern und zeigten bald so trunkgerötete Gesichter wie die andern.

Im Hof waren verschiedentlich rohe Holztische aufgestellt, an denen je ein Offizier und eine Charge saßen. Dort mußten die Einberufungskarten abgegeben werden, worauf die neue Mannschaft in die einzelnen Kompagnien eingeteilt und in den Kasernengängen vor den Ubikationen aufgestellt wurde.

Jetzt erschien ein Rechnungsunteroffizier und teilte mit laut schallender Stimme mit, daß heute keine ärztliche Präsentierung stattfinden werde, da die nötige Zeit hiezu fehle. „Es wird schon Nachmittag abmarschiert,“ brüllte er, „wer sich also krank melden und untersuchen lassen will, der muß jetzt vortreten und kann mit mir zum Arzt kommen.“

Schwammerl, obwohl ihm sehr gut bekannt war, welchen Strapazen er entgegenging, trat nicht vor. Er hatte schon drei Waffenübungen hinter sich, und jedesmal hatte er sich zu Beginn derselben krank gemeldet, hatte seine Fettleibigkeit und seine schwachen Füße geltend gemacht, aber noch jedesmal war er von demselben groben Oberarzt zur Kompagnie zurückgewiesen worden. „Auf meine Verantwortung,“ hatte der Arzt dabei geschrien und Schwammerl wütend ins Gesicht gestarrt, „auf meine Verantwortung werden Sie die Waffenübung mitmachen, verstanden! Wir werden Euch Simulanten die Bequemlichkeit schon austreiben!“

Und eigentlich war der Arzt ja im Recht geblieben. Schwammerl hatte drei Waffenübungen absolviert, und war er auch jedesmal kränklicher als zuvor und mit einem neuen Gebrechen heimgekehrt — er war imstande gewesen, seine Pflicht zu erfüllen. Und darum allein handelte es sich. In seinem Militärpaß stand übrigens nach jeder vollzogenen Dienstleistung: Aerztlich untersucht und gesund entlassen. Schwarz auf weiß stand es dort; also war er ganz gesund.

So schämte sich der Eingeschüchterte dem Militärarzt ein viertes Mal vor die Augen zu treten. — Er wurde eingereiht, wie die andern, vertauschte seine Zivilkleider mit einer vielfach geflickten und zerrissenen Montur, erhielt ein Gewehr und einen Tornister, den er mit seiner Wäsche, Putzutensilien und einem Paar Reserveschuhen vollpackte, dann trat er — es war inzwischen Nachmittag geworden — im Hof in Reih und Glied an.

Jetzt begann militärische Ordnung zu herrschen, wo bisher alles Chaos, Trubel, Lärm und Verwirrung gewesen.

Menage war an diesem Tage nicht verteilt worden. Vielleicht war sie gekocht worden, und man hätte sich in der Küche seine Ration holen können, aber wann? wo? Kurz, Schwammerl hatte wie alle andern in der Kantine auf eigene Kosten gegessen.

Um 5 Uhr sollte die Kaserne verlassen werden, aber schon zwei Stunden vorher stand man marschbereit im Hof und wartete und wartete. Dann begann es zu regnen. Und als endlich das Regiment den Kasernenhof hinter sich hatte, da war die neue Mannschaft infolge des langen Stehens und der ungewohnten schweren Last am Rücken schon ziemlich erschöpft. Fast alle diese Leute, die hier marschierten, waren jäh aus ihren bürgerlichen Berufen gerissen worden und empfanden diesen ersten Marsch mit dem schweren Tornister, der einem das Genick zu zerreißen drohte und einem die Hüften plattdrückte und zusammenschnürte, daß man nur mühsam Atem schöpfen konnte, als ein wahres Martyrium. Und dabei tropfte das Wasser von den Kappenschirmen auf die Nase, von hinten tröpfelte es in den Hals hinein, an den Hosen entlang lief es in die weiten Schuhe hinab, denen der zähe Schlamm und Kot der Lastenstraße das doppelte Gewicht gaben.

Bis auf die Haut durchnäßt, erreichte man endlich nach zweistündigem Marsch den Bahnhof.

Gegen sieben Uhr wurde die Mannschaft in einen Güterzug einwaggoniert. In den leeren Waggons waren einige schmale Bänke aufgestellt, und von der Decke hing eine Laterne herab, in der ein Kerzenstümpchen brannte. Eng aneinandergepreßt, saßen die Leute nun zähneklappernd in ihren nassen Kleidern. Aber man war so glücklich, den drückenden Tornister vom Rücken zu haben, daß die meisten bald wieder ihre frühere bessere Stimmung wiederfanden. Und während man Wurstzeug und Brot aus der Tasche zog und Pfeifen und Zigaretten anzündete, setzte sich der Zug endlich langsam in Bewegung. Trübe brannte das Lämpchen. Die dunstenden Kleider rochen entsetzlich; der Qualm der Pfeifen verpestete die stickige Luft; aber eine wohlige Wärme erfüllte bald den Raum und umschmeichelte die todmüden und schlaffen Menschen. Einer lehnte den Kopf auf die Schulter des andern und versuchte zu schlafen. Und so fuhren die Reservisten unter strömendem Regen in die Nacht hinaus, in die böhmischen Wälder, ins Manöver.

* * *

Digitized by Google

Schwammerl hielt sich tapfer. Wenn auch seine kraftlosen Beine schmerzten, wenn auch seine Brust manchmal versagte und der Atem ihm zuweilen stockte — er marschierte immer mit.

Der Tornisterriemen hatte ihm die Hüftknochen wundgerieben; auf den Sohlen bildeten sich beinahe jeden Tag große, marternde Wasserblasen — er marschierte immer mit. Bei Tag verschwitzte er all das Fett, das er besaß, bei Nacht fror er in den lustigen, zugigen Scheunen, die den Soldaten während der Manöverzeit als Schlafstätten dienen. Aber er murrte nicht. Soldatenhandwerk ist kein Spaß, das wußte er; und den Zweck und die Bestimmung der Manöver kannte er auch; sollten sie doch die Menschen auf die Härten eines Feldzugs vorbereiten und sie daran gewöhnen. Also ertrug er alle Drangsal und jedes Ungemach als etwas Unabwendbares und unbedingt Notwendiges. Nur mit dem bepackten Tornister konnte er sich andauernd nicht befreunden, und darüber war er, wie alle andern auch, mit sich einig: diese drückende, peinigende Last in einem Ernstfalle in den nächsten Straßengraben zu werfen. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nun waren bereits zwei Wochen der Waffenübungsperiode verflossen. Schwammerl, der wie jeder andere Eingerückte, gewissenhaft jeglichen Tag zählte, der ihn der Erlösung näher brachte, erhielt von seiner Frau nicht die günstigsten Nachrichten. Sie hätte viel Schmerzen zu erdulden und werde sich bald ins Bett legen müssen, schrieb sie; schickte ihm aber trotzdem eines Tages durch eine Postanweisung zwei Gulden. Auf welche Weise die kranke Frau sich das Geld zu ersparen gewußt hatte, blieb ihm ein Rätsel; da aber die karge Löhnung selbst für seine bescheidenen Bedürfnisse nicht ausreichte, nahm er diese unerwartete und doch eigentlich im Stillen ersehnte Gabe gern entgegen.

Mit ihm war aber inzwischen eine merkwürdige Veränderung vorgegangen. Sein breites Gesicht hatte immer längere und schmälere Konturen angenommen, die Backentaschen hingen ihm schlaff herab, die zwei scharfen Falten von den Nasenflügeln abwärts wurden immer tiefer, und sein aufgeblähter, dicker Wanst schwankte und pendelte nunmehr bloß wie ein Hautsack um seine Knochen. Wer ihn ansah, mußte lachen. Er sah jämmerlich aus. Trotz allem scheute er keine Anstrengung und marschierte mit.

Jeden Morgen, oftmals flimmerten noch die Sterne am Himmel, rückten die Bataillone aus. Drei, vier Stunden wurde marschiert, durch Felder, über Aecker, Straßen entlang, über blühenden Klee und Rübenpflanzungen, bis der „Feind" in Sicht war. Dann hieß es Schluchten hinablaufen, Berge besteigen, sich in Wälder zurückziehen, Schwarmlinien bilden, laden, schießen, knien, zu Boden, und wieder aufspringen und vorwärtsstürmen und wieder nieder und wieder auf — bis das Bajonett aufs Gewehr gepflanzt und der Feind im Sturmlauf zum Rückzug gezwungen wurde.

Dieses Schauspiel wiederholte sich beinahe jeden Tag mit programmäßiger Einförmigkeit.

Da gab es aber ein Trompetensignal, das Schwammerl über alles liebte: das Abblasen. Wenn der Regimentshornist seine Trompete von den Lippen setzte, da war das Tagewerk zu Ende. Dauerte auch der Rückmarsch ins Quartier noch einige Stunden, die Hauptstrapaze war beendigt und wiederum ein Tag der Plackerei vorbei. Nach dem Abblasen gab es keinen Schnellschritt mehr, keinen Sturmlauf, keine Schwarmlinie; man marschierte ruhig in Reih und Glied, war nicht gezwungen jeden Moment mit gespannter Aufmerksamkeit auf neue Befehle gefaßt zu sein und konnte seinen eigenen Gedanken nachgehen. Schwammerl dachte natürlich zumeist an seine Filzlappen, an sein Bügeleisen und an seine Werkzeuge — und selbstverständlich an sein Weib. Noch zehn Tage, dann war er wieder daheim; dann kam er wieder zu seiner gewohnten Arbeit, konnte ruhig und still beim Tisch sitzen und Hüte formen und dazu in Behaglichkeit ein Krügel Bier trinken — oder zwei. Schwammerl leugnete niemals, daß er gern ein Glas Bier trinke; daher stammte ja wahrscheinlich sein aufgedunsener Leib und, da er sich fast gar keine Bewegung machte, seine dünnen, muskellosen Beine, die ihm auch jetzt noch viel Aerger und Spott eintrugen. Aber er war immer zu müde und abgespannt, um sich dagegen zu wehren; er ließ alles ruhig über sich ergehen. In Zivil scherte sich kein Teufel um seinen Bauch und seine Beine; und hatte man ihn in Uniform gesteckt — dachte er bei sich —, so mögen es die verantworten, die es eben getan, daß er jetzt wie eine Vogelscheuche aussähe, oder wie — nun ja — wie ein Schwammerl. —

Nicht nur bei seiner Kompagnie, im ganzen Regiment war seine groteske Gestalt bekannt. Ging er im Dorf der Einquartierung spazieren, tönten ihm fast überall blöde, verletzende Witzworte nach, die meist den Defekten seiner äußeren Person galten.

„G'füllter magst an Bims (Kommisbrot)?"

„Komm 'nüber zu unserm Zug, mir fressen Dich z'samm auf d' Nacht statt an Gollasch."

Die zusammengewürfelte Mannschaft der Reserve, die für die Dauer von vier Wochen bloß der Zufall zu gemeinschaftlichem Leben zwang, verband ja keinerlei Freundschaftsgefühle; roh und selbstsüchtig wurde jeder Schwächere gedrückt, gestoßen, gehänselt und verhöhnt.

Einer hielt ihm ein volles Glas entgegen. „Schwammerl tät'st a Bier trinken, wonns D' ans hätt'st" — — und was dergleichen Soldatenscherze mehr sind.

Schwammerl ging ruhig durch die Reihen seiner Kameraden und verzog keine Miene. Er hatte sich fest vorgenommen auf Stichelreden nicht zu antworten, denn jeder Streit war ihm verhaßt. Ueberdies wollte er sich in den letzten acht Tagen nur mit freudigen Gedanken beschäftigen. Nur acht Tage noch, nur acht Tage, dann hatte die Qual ein Ende!

Er ging ins Wirtshaus und trank, mit der Idee der Heimkehr im Kopf, stillvergnügt sein Glas Bier. Zu einem G'selchten, dazu reichte seine Kasse nicht mehr aus; aber in der Tasche hatte er ein Stück Kommisbrot mitgebracht, und davon brach er, ohne das Brot herauszuziehen, immer ein Stück ab und aß es.

Das Wirtshaus war natürlich überfüllt. An den meisten Tischen saßen Kartenspieler, die unter Flüchen und Witzen die Karten heftig auf die Tischplatten aufschlugen; ein Reservist hatte eine Zither mitgebracht, zu deren Gezirpe die andern bäurische Lieder johlten. Rückwärts im Garten jedoch räkelten sich einige angeheiterte Soldaten und sangen: Lieb Vaterland magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein ....

Als der Bataillonshornist, betrunken wie alle Abend, am Hauptplatz des kleinen Ortes, von den neugierigen Landbewohnern umringt, seine schwermütig schöne Retraite blies, da lag Schwammerl schon in seiner Scheune im Stroh, den Kopf auf dem Tornister, und schlief. — — — — — — — — —

Morgen Sonntag war Rasttag.

Um sechs Uhr wird Tagwache geblasen. Für acht Uhr ist Gewehrvisite durch den gefürchteten Büchsenmeister angesagt. Um halb acht Uhr schon standen die einzelnen Züge der verschiedenen Kompagnien mit blank geputzten Gewehren in ihren Bauernhöfen und harrten des alten Waffenmeisters. Als die achte Kompagnie, bei der Schwammerl diente, an die Reihe kam, schlug es von der Dorfkirche gerade neun Uhr. Der Büchsenmacher, ein alter Mann mit finsteren Zügen und einem schrecklich langen Schnauzbart, rief einen Mann nach dem andern vor, hielt den Lauf des Gewehrs gegen den Himmel und blickte hindurch, oder setzte den Spiegel an. Wehe, wenn sich im Lauf ein Rostfleckchen zeigte! Uebrigens war die Mannschaft genügend belehrt worden. „Wenn ihr in Aeckern oder auf Feldern liegt," hatte es beim Befehl zu Anfang der Manöver geheißen, „so müßt ihr das Gewehr behutsam halten, damit keine Erde hineingerät; sonst entsteht beim Schießen eine Laufblähung, die die Waffe vollständig unbrauchbar macht. Außerdem wird in einem solchen Fall der schuldige Mann natürlich bestraft und muß den Lauf aus eigenen Mitteln bezahlen; fünfzehn Kronen kostet er."

Schwammerl hatte also immer gehörig aufgepaßt, damit keine Erde in den so kriegstüchtigen Lauf gelange, was bei dem ewigen Niederwerfen und Aufspringen in aufgewühlten Aeckern und Feldern keine allzuleichte Aufgabe bedeutete. Aber fünfzehn Kronen sind auch kein Spaß. Wenn man zwölf Heller Löhnung erhält. —

Digitized by Google

Der Büchsenmacher hatte viele Gewehre zu beanstanden, nirgends dünkte ihm die Reinigung gründlich genug. Als er aber Schwammerls Waffe in der Hand hielt, warf er vorerst nur einen ganz flüchtigen Blick darauf, dann heftete er sein schwarzes Auge fest und durchdringend auf den erbleichenden Mann.

„Niederträchtiger Kerl Sie!" schrie er plötzlich, „was fällt Ihnen ein? Sie haben Ihr Gewehr ja mit Schmirgelpapier geputzt."

„Waaas?" schrie der Leutnant, der daneben stand und eine Zigarette rauchte, „mit Schmirgel?! Verfluchte Hunde, wie oft hab' ich Euch das verboten! Wie heißen Sie? — Also zur Strafe werden Sie heute zum Befehl in voller Marschadjustierung erscheinen, verstanden?! Und um fünf Uhr melden Sie sich beim Herrn Oberleutnant, und um sechs Uhr beim Herrn Hauptmann. Ich werde mal ein Exempel statuieren, Schweinehunde, niederträchtige, ich werd' Euch lehren ärarisches Gut ruinieren. Abtreten!"

Nachdem die Gewehrinspektion beendet war, marschierte die ganze Kompagnie zur allgemeinen Marodenvisite. Hierbei sollte der Arzt konstatieren, daß die Strapazen und das Liebesleben der verflossenen drei Wochen keinerlei nachteilige Folgen für die Gesundheit der Mannschaft zurückgelassen hätten.

Der Herr Oberarzt, dem diese Pflicht oblag, hatte heute noch nicht ausgeschlafen. Er saß auf seinem Sessel, vor einer Scheune, die während der Einquartierungszeit das Marodenzimmer vorstellte, und blinzelte fortwährend mit seinen kleinen Augen, die beinahe gänzlich in den roten, feuchtglänzenden Wangen zu versinken drohten.

Als die ganze Kompagnie in einem großen Kreis um ihn Aufstellung genommen hatte, fragte er mit lauter Stimme: „Fehlt Euch was?"

„A Madl," schrie einer. Allgemeines Gelächter. Auch der Herr Oberarzt lächelte und hielt sich die Hand vor die Augen, weil die Sonne ihn blendete. „Ruhig," sagte er aber gleich darauf, „ruhig; — also fehlt Euch sonst etwas?"

„Nein," tönte es in der Runde aus achtzig Männerkehlen.

„Zugsweise einrücken!"

Die Marodenvisite war zu Ende. Der Oberarzt ging in seine Scheune, tat einen mächtigen Zug aus einem Doppelliter und begann die Pässe der Mannschaft mit seiner Unterschrift zu versehen: Aerztlich untersucht und gesund entlassen.

Wien. Sil Vara.

(Schluß folgt.)

Sprüche der Freiheit. Unter diesem Titel wendet sich der bekannte Sozialethiker Franz Staudinger wider Nietzsche und andere Herrenmoral. Verlag Röther-Darmstadt, 1904. Es ist ein glühendes Lied der Freiheit, das hier in wuchtiger, wunderschöner Sprache gesungen wird, ein Lied des Kampfes gegen Goldesherrschaft für Gemeinschaft freidenkender und gerechthandelnder Menschen. Dem Volk der Triebe, das unter der Herrschaft des goldenen Drachens seufzt, müssen sich neue Pfade erschließen. Der alte Mensch soll hineinwachsen in neues Denken und Wollen. Ein neues „gut" kommt in die Welt, und ein neues „böse" und „schlecht" stellt sich dagegen auf. Gut ist, was da diene Eintracht unter den Treuen zu schaffen, daß sie sich einen zum Reich der Zwecke, und gut aller Wille, der das Strömen des Lebens lenkt in die Bahnen der Eintracht. Schlecht ist, was da widerstrebt gegen die „Eintracht des Willens". Dann ersteht die neue Tat. „Mit der Genossenschaft löst ihr allmählich die Güter der Arbeit von den Fangern des Drachens; mit der Steuer auf Grundwert löst ihr ihn selbst vom Boden. Also bauet im Staat vereint am Geiste der Menschheit. In der Genossenschaft bauet und übt gemeinsam Kräfte der Freien, daß vom Ganzen zum Teil und vom Teile zum Ganzen sich der Ring der Gerechtigkeit schließt." „Freiheit ein werdend Bewegen zum Ziel, kein Sein, das da besteht. Nur ihr Gesetz ist ihr Sein, ist Sein des Lebens, Rechte und Pflichte lebendiger Tat!" Für solche Menschengemeinschaft freier Genossen die Zukunft erobern, dazu soll das Büchlein voll Hoffnung und Mut, voll Haß und Liebe, voll Feuer und Kraft wirken. Wir wünschen ihm viel Feucht!

Wir können in diesem Zusammenhang auf eine ähnliche Schrift hinweisen, welche vielen nach Gerechtigkeit hungernden und dürstenden Seelen Trost und Kraft brachte: Das Volksbuch von Lamennais. In der Sammlung der Hauptwerke des Sozialismus und der Sozialpolitik von Adler bildet es das dritte Heft (Leipzig, Birkfeld 1904. 2 Mark, 98 Seiten). Die Einleitung macht mit Leben und Schriften Lamennais' bekannt; das Volksbuch selbst teilt alle Vorzüge der Schreibart dieses glänzenden Stilisten und überzeugten feurigsten Predigers der Gerechtigkeit. Lamennais selbst bezeichnete seinen Standpunkt mit den Worten: „Wenn man unter Sozialismus irgend eines der Systeme versteht, die seit Saint-Simon und Fourier überall emporgeschossen sind und sich allgemein dahin charakterisieren lassen, daß sie Eigentum und Familie aufheben wollen, dann bin ich kein Sozialist. Wenn man aber unter Sozialismus das Prinzip der Assoziation als eines der Hauptfundamente der im Entstehen begriffenen Ordnung und dazu den festen Glauben versteht, daß — unter den unveränderlichen Bedingungen des physischen und moralischen Lebens selber — diese Ordnung eine neue Gesellschaft begründen wird, der nichts in Vergangenheit verglichen werden kann, ja, dann bin ich allerdings Sozialist."

Dortmund. G. Traub.

Schillers Sämtliche Werke. Säkulae-Ausgabe. Stuttgart. Cotta.

Schiller feiert sich selbst am ausgiebigsten und dauerhaftesten. Die jüngste Gesamtausgabe, die E. v. d. Hellen in Verbindung mit namhaften Forschern emsig leitet und zum 9. Mai 1905 abgeschlossen vorlegen kann, geht auf die zuverlässigsten Texte — bei den Gedichten auf einen sehr bemerkenswerten Plan Schillers selbst — zurück, gibt in Einleitungen von Sachkennern guten Ueberblick über den Stand der heutigen wissenschaftlichen Durcharbeitung des Stoffes; bietet in Erläuterungen wünschenswerten Aufschluß über Einzelheiten und leistet in allen Anforderungen an Papier, Druck, Einband, angesichts des bescheidenen Preises, Rühmenswertes. Besonders aufgefallen in den begreiflicherweise nach Wert und Bedeutung verschieden geglückten Einleitungen sind dem Referenten v. d. Hellens Vorwort zu den Gedichten; Kösters Glossen zu den Bühnenbearbeitungen und Fesers Charakteristik der historischen Schriften.

—m.

Ch. Auriol: La France, l'Angleterre et Naples de 1803 à 1806. Paris, Plon-Nourrit 1905. 2 Bände.

Ein Werk, das auf den gewissenhaftesten Studien beruht, sehr viel interessantes und bedeutsames Material zu unserer Kenntnis bringt. Die Brutalität, mit der Napoleon, unter völliger Nichtachtung erst kurz vorher abgeschlossener Verträge, das bourbonische Königreich Neapel vergewaltigte und zu einem Vasallenstaate herabzudrücken gesinnt und bestrebt war, wird durch die hier veröffentlichten Aktenstücke auf das eindringlichste vor Augen geführt. Bedingungslose Unterwerfung oder Vernichtung, das war auch hier die Alternative, die der geniale Weltherrscher jedem andern Staate auferlegte. Daß die neapolitanische Regierung sich ihr zu entziehen wünschte, daß sie der mit Hinterlist gepaarten Uebermacht gleichfalls mit List und Doppelzüngigkeit entgegentrat, kann man ihr, der Schwachen gegenüber dem Starken, nicht verargen. Sie warf sich ganz den Engländern in die Arme, während sie offiziell Neutralität vorschützte. So hat sie sich schließlich wenigstens Sizilien erhalten, da Neapel vor den französischen Heeren nicht zu retten war. Es ist bedauerlich, daß der Herausgeber dieser Dokumente technisch und inhaltlich schwere Fehler begangen hat. Technisch, indem er eine große Reihe von Schriftstücken, die längst in gut zugänglichen Werken veröffentlicht, noch einmal wörtlich — anstatt eines kürzeren Auszuges — abdruckt, und indem er grundsätzlich sämtliche deutsche Arbeiten über den von ihm behandelten Gegenstand unbeachtet läßt. Inhaltlich, indem der Kommentar, mit dem er seine Akten einleitet und verbindet, auf das ungehörigste moderne Politik im chauvinistischen Sinne mit der geschichtlichen Darlegung verquickt und letztere von jener in gänzlich unhistorischer Weise beeinflussen läßt.

M. Phil.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 33. Berlin, den 13. Mai 1905. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer. Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Soweit die deutsche Zunge klingt, im Reich und im Ausland, von Tokio und Yokohama bis nach New-York, Chicago und Philadelphia, von Christiania bis Rom und Madrid ist der 9. Mai als hundertjähriger Todestag Schillers gefeiert worden. Und, was noch erfreulicher ist, die Feiern scheinen des großen Dichterfürsten würdig gewesen zu sein. Das offizielle Prunkgepränge, das sonst so oft bei ähnlichen Anlässen unvermeidlich erscheint, fehlte diesmal fast allenthalben, was der Popularität der Feier sehr zustatten gekommen ist. Allgemein aufgefallen ist die demonstrative Nichtbeteiligung Kaiser Wilhelm II., der sonst für zahllose kleinere Geister selbst fremder Nationalität leicht einen Teilnahmebeweis zur Hand hat. Besonders lebhaft wurde der Dichter der Freiheit von der deutschen Arbeiterschaft, auch der sozialdemokratischen, gefeiert.

Die parlamentarischen Osterferien sind beendigt. Während der Reichstag mit wenig interessanten Sitzungen die Zeit bis zur Erledigung der Börsengesetznovelle und des Militärpensionsgesetzes recht und schlecht ausfüllt, wird das preußische Abgeordnetenhaus sich bald mit den wichtigen Berggesetzen zu beschäftigen haben. Die zweite Novelle, die sich auf die Stillegung der Kohlengruben bezieht, passiert eben die erste Lesung in der Kommission, die sie ziemlich unverändert zu verlassen scheint. Immerhin wird die Verabschiedung beider Gesetzentwürfe, die ja auch dem Herrenhaus noch zur Beschlußfassung vorgelegt werden müssen, kaum vor Ende des Monats zu erwarten sein.

Auf den preußischen Hochschulen ist durch die bewährte Ungeschicklichkeit des preußischen Kultusministers Studt und seines geistigen Vorgesetzten Althoff aufs neue lebhafte Beunruhigung unter Studenten und Professoren eingekehrt. Unter dem 16. März haben nämlich diese amtlichen Hüter der akademischen Freiheit kurzerhand dekretiert, daß bis auf weiteres die Bildung von neuen Studentenausschüssen, sowie der Erlaß von neuen und die Abänderung von bestehenden Ausschußsatzungen von der Genehmigung nicht mehr der Universitätsbehörden, sondern eines hohen preußischen Kultusministeriums abhängig sei! Gegen diesen Ukas haben nicht nur die Studenten aus Besorgnis um ihre akademische Freiheit, sondern auch die Professoren von Aachen, Göttingen und Marburg feierlich Protest eingelegt. Die Herren Studt und Althoff haben nun für den 15. und 16. Mai eine Konferenz aller Rektoren preußischer Hochschulen nach Berlin berufen, offenbar um die erregten Gemüter zu beschwichtigen. Viel Glück werden sie dabei aber kaum haben, da inzwischen bekannt geworden ist, daß bereits Anfang März in Halle a. S. eine ähnliche Rektorenkonferenz gegen das selbstherrliche Vorgehen des preußischen Kultusministeriums in einer gemeinsamen Adresse ebenso protestiert hat, wie das nachher die Professorenschaft einzelner Hochschulen noch für sich besonders getan hat.

Gegenüber der scharfen Kritik, die wir an den törichten Osterkongreßbeschlüssen der württembergischen Sozialdemokratie üben mußten, erfordert es die Gerechtigkeit, heute festzustellen, daß die sächsischen Sozialdemokraten, die bekanntlich im Ruf eines ganz besonders „zielbewußten" Radikalismus stehen, viel vernünftigere Vorbereitungen für die bevorstehenden Landtagswahlen treffen. Der Reichstagsabgeordnete Sindermann, der Vorsitzende der sozialdemokratischen Landesorganisation in Sachsen, hat öffentlich in Dresden und der Reichstagsabgeordnete Geyer hat auf dem Leipziger Parteitag der sächsischen Sozialdemokratie erklärt, daß zur Verdrängung ausgesprochen reaktionärer Abgeordneter aus dem Landtage die Sozialdemokratie im entscheidenden Moment für entschieden liberale Kandidaten eintreten müsse. Auf dem Leipziger Parteitag hat man als einzige Vorbedingung dieser Unterstützung Zuverlässigkeit des liberalen Kandidaten in der Wahlrechtsfrage verlangt. Solche vernünftigen Beschlüsse erklären sich nicht etwa durch besondere sächsische „Helligkeit"; die Sachsen haben vielmehr jahrelang die Herrschaft eines unreaktionären Landesparlamentes am eigenen Leibe erprobt, während die Sozialdemokraten Württembergs offenbar erst diese Probe für ihr Land heraufbeschwören wollen.

Ein törichter Artikel eines pensionierten britischen Vizeadmirals namens Fitzgerald, der in der „Deutschen Revue" publiziert war und den patriotischen Beklemmungen eines nicht sehr kritisch veranlagten Seebären über die Entwicklung der deutschen Kriegsflotte Ausdruck verlieh, hat vorübergehend einen kleinen Pressesturm hervorgerufen. Von der naiven Voraussetzung ausgehend, daß ein Mann mit einem großen Titel auch als Publizist ernst genommen werden müsse, kommentierte die deutsche Presse dies literarische Produkt der Mußestunden eines Vizeadmirals, als ob eine offiziöse Kriegserklärung Englands an Deutschland vorläge. Die angesehensten Sprachrohre der öffentlichen Meinung Englands haben jedoch prompt den heißblütigen Admiral desavouiert und seine Ausführungen als nicht ernst zu nehmende patriotische Halluzination behandelt. Der Vorgang ist aber ein neuer Beweis dafür, wie gut man daran tut, nicht jede chauvinistische Preßäußerung tragisch zu nehmen. Leider kann man ja durch nichts leichter Sensation erregen als dadurch, daß man kriegerische Zukunftsbilder an die Wand malt. Für Journalisten mit wenig Geist ist deshalb die Versuchung immer groß, sich dieser Art von Sensationsmache hinzugeben. Wenn man solchen journalistischen Leistungen weniger Aufmerksamkeit schenkte, würden sie seltener werden. Es liegt hier ähnlich wie bei den Duellen. Behandelte man sie als Narrenspossen, so würden sie bald aussterben. Sie fristen ihr Dasein nur dadurch, daß man sie ernst nimmt.

Digitized by Google

Zwischen Frankreich und Japan ist es in letzter Zeit zu einer ungewöhnlichen Spannung gekommen. Die Japaner sind mit Recht darüber empört, daß die Russen die Neutralität Frankreichs fortgesetzt mißachteten und in französischen Häfen Stützpunkte für die baltische Flotte suchen durften. Diplomatische Proteste und hitzige Artikel in der japanischen Presse gaben den Beschwerden der Japaner zeitweilig fast einen bedrohlichen Charakter. Am peinlichsten empfanden das die Engländer, die durch ihren Bündnisvertrag mit den Japanern in denselben Augenblick in kriegerische Verwicklungen mit Frankreich zu kommen fürchteten, wo sie mit der französischen Republik eine große Fremdschaftsaktion in Marokko entrierten. Balfour und die regierungsfreundliche englische Presse haben sich denn auch eifrig bemüht, Oel auf die hochgehenden Wogen zu gießen und laut anzuerkennen, daß Frankreich alles getan und Rußland alles versprochen habe, was eine weitere Neutralitätsverletzung unmöglich mache. Man wird auch ohne weiteres annehmen dürfen, daß Frankreich das bisherige Verhalten der russischen Kriegsschiffe gleichfalls sehr peinlich war. Wenn trotzdem berechtigter Anlaß zu Klagen für die Japaner wiederkehren sollte, so käme das wohl ausschließlich auf Privatkonto des russischen Admirals Rojhdjestwenskr. Diesem bewährten russischen Seehelden darf man sehr wohl zutrauen, daß er mit derselben Skrupellosigkeit, mit der er die Fischerflotte von Hull beschoß, auch die Franzosen gegen ihren Willen bei der weiteren Kriegführung gegen Japan zu engagieren versucht.

Die ungarische Opposition hat einen neuen Schachzug ersonnen, um dem jetzigen unparlamentarischen Zustand bald ein Ende zu machen und das Ministerium Tisza zum sofortigen Rücktritt zu zwingen. Sie hat nach Erledigung einer kurzen Adreßdebatte geschlossen den Sitzungssaal verlassen, als der Ministerpräsident zu reden begann. Dadurch ist das Drängen Tiszas auf Ersatz neu verstärkt worden, sodaß eine Entscheidung des Königs jetzt unmittelbar bevorstehen dürfte. Freilich ist nach allen sonstigen Erfahrungen von Franz Joseph zunächst keine klare sachliche Entscheidung zu erwarten.

Bei dem gespannten Verhältnis zwischen Schweden und Norwegen erregt es großes Aufsehen, daß in Norwegen ein Reservefonds von 40 Millionen Kronen angelegt wird, der nach königlichem Reskript „im Falle eines Krieges oder sonstigen das Land treffenden Unglücks" Verwendung finden soll. Norwegen mit seiner geringen militärischen Macht kann kaum an einen Angriff auf das seit vorigem Jahr ungleich besser gerüstete Schweden denken. Es bleibt also nur die Erklärung übrig, daß das Ministerium Michelsen, das den für norwegische Verhältnisse enorm hohen Reservefonds gefordert hat, ernsthaft einen schwedischen Angriffskrieg fürchtet. In der Volksstimmung beider Länder hat diese Befürchtung zwar keinen Rückhalt; das hindert aber nicht, daß die Bildung des Fonds die Spannung zwischen beiden Brüdernationen noch verstärkt hat.

Die Unruhen auf Kreta haben trotz entlandter Kriegsschiffe und gelandeter Marinetruppen der Garantiemächte noch nicht unterdrückt werden können. Es werden sogar kleine Vorteile der Aufständischen über die Gendarmen gemeldet. Trotzdem ist gegenwärtig nicht ernsthaft an einen Erfolg des Aufstandes im Sinne dauernder Vereinigung Kretas mit Griechenland zu glauben.

Vom ostasiatischen Kriegsschauplatz kommen Meldungen, die auf eine Wiederaufnahme der kriegerischen Operationen seitens der Japaner schließen lassen. Einstweilen ist nur von kleinen Scharmützeln und wichtigen Frontveränderungen die Rede. Daß sich aber die Japaner auf größere Operationen zu Lande einrichten, in dem Augenblick, da ein Zusammenstoß zur See von unübersehbaren Folgen jederzeit erwartet werden muß, ist sehr erklärlich.

* * *

Epilog zur Schillerfeier.

Unsere Zeit leidet an Hyperthrophia festivitatum. Sobald nur die geringste Chance auftaucht, daß etwas „begangen werden" kann, wobei Festreden, Gedenkartikel, Uniformen, Triumphbogen, weißgekleidete Jungfrauen oder Kinder mit Rosenkränzen zur Verwendung kommen können, — ob es sich um fürstliche Heiraten oder um Begräbnisse berühmter Männer, um Denkmalsenthüllungen oder um Kirchenweihungen, um Kinderhilfstage oder um ein Kriegerfest, um die hundertste Wiederkehr des Geburtstags einer verstorbenen Berühmtheit oder den sechzigsten, siebzigsten, achtzigsten oder neunzigsten Geburtstag einer noch lebenden Celebrität handelt —, immer wird gefeiert, im engeren Kreise, im weiteren Kreise, von der Loyalität, vom Patriotismus, von der Zunft oder vom geschäftigen Müßiggang. Weihrauch erfüllt die ganze Atmosphäre wie der Benzingeruch der Automobile, und die öffentlichen Feiern haben ihre hochentwickelte Technik wie die pompes funèbres.

Hauptträger und zugleich Hauptopfer dieses perennierenden Festrummels ist die Presse. Jedes kleine Blättchen, das noch irgend etwas auf seine publizistische Reputation hält, muß bei einem feierlichen Anlaß mit einem Festartikel zur Stelle sein. Die größeren Organe der öffentlichen Meinung erscheinen deklassiert, wenn sie es nicht fertigbringen, das Urteil dreier lebenden Berühmtheiten über eine verstorbene Berühmtheit beizubringen. Bei entsprechenden Fällen wird auch der kastalische Quell ausgepumpt oder eine „Rundfrage" veranstaltet.

Auch der Schillergedenktag ließ alle Schrecknisse einer Riesenfeier, wie sie im Zeichen des Verkehrs begangen zu werden pflegt, befürchten. Es lag schon etwas Krampfhaftes in der Feier eines Todestages. Man versteht es, wenn der Geburtstag eines großen Dichters festlich begangen wird, der Tag, an dem vor 100, 200, 500 Jahren der Welt ein künstlerisches Genie geschenkt wurde. Aber der Todestag? Der Tag, an dem der Dichter uns entrissen wurde, viel zu früh entrissen wurde? Ist das nicht wie der Trinkspruch beim Begräbnismahl, in dem man den Verstorbenen hochleben läßt? Und nun gar, wenn sie alle auf einmal losgelassen werden: diese Festredner, diese Festordner, diese Festnummern, diese Festmedaillen, diese Festgeschenke, diese Festzüge! Das Ganze erinnert dann nur zu leicht an eine Leichenfeier, bei der am Sarge unzählige Kränze niedergelegt werden: es ist manche schöne und duftige Blüte in diesen Kränzen, aber sie werden einer über den anderen geworfen, bis schließlich nur noch ein wüster Kranzhaufen von der Verehrung der Leidtragenden Zeugnis ablegt und jegliche Stimmung der Trauerversammlung verloren geht. Wer seinen Schiller wirklich lieb hatte, der konnte nicht ohne Verstimmung an solches Getöse denken.

Es ist glücklicherweise doch um vieles besser gekommen. In dieser Schillerfeier war ein Zug von Echtheit, der auch Skeptiker überraschen konnte. Die Feier hat sich gegen alle räsonnierende Opposition durchgesetzt und sich schließlich doch zu einer wirksamen Volkskundgebung gestaltet. Die Volkskundgebung trug keinen einheitlichen Charakter. Die ansprechende Idee, in der Sterbestunde Schillers die sämtlichen Glocken im Deutschen Reiche läuten zu lassen, ist leider nicht zur Ausführung gelangt; aber in all der bunten Vielseitigkeit der Festveranstaltungen trat doch ein einheitlicher nationaler Zug zutage. Selbst die kritische Blasiertheit ist überwunden worden. Die Schillernörgler, die gewohnt waren, sich als starke Geister zu betrachten, sehen sich plötzlich in die Rolle unreifer dummer Jungen versetzt. Führende Männer der Nation auf allen Gebieten des geistigen Lebens traten offen mit dem Bekenntnis hervor, wie unendlich viel sie für ihre ganze Entwicklung Schiller verdankten, und jede Parteirichtung, literarische und politische, hielt es für angezeigt, sich von dem „großen Moraltrompeter" möglichst viel zu sichern. Sozialdemokratische Genossen und akademische Geheimräte waren in gleicher Weise beflissen, den großen Schwaben als einen der ihrigen zu reklamieren. Besternten Exzellenzen suchte die tiefgründige Gelehrsamkeit begreiflich zu machen, daß sie sich nicht kompromittieren,

Digitized by Google

wenn sie dem Dichter des Tyrannenmörders Tell posthume Ehren erweisen, und sozialdemokratische Perrückenstöcke haben es sich angelegen sein lassen, den Nachweis zu führen, daß eigentlich nur das zielbewußte Proletariat den revolutionären Dichter im rechten Geiste feiern könne. Selbst die Orthodoxie der verschiedenen christlichen Konfessionen vergaß in kluger Diskretion, daß der gefeierte Heide, der aus Religion nichts von den religiösen Bekenntnissen wissen wollte, nie ihr Mann gewesen war. Sie wagten nicht, ihm die Ehren eines christlichen Begräbnisses zu verweigern.

Als so gewaltig erwies sich noch hundert Jahre nach seinem Tode die moralische Kraft dieses großen Erziehers der Deutschen! Und darin beruht die nationale Bedeutung der Schillerfeier von 1905. Es ist einmal wieder durch die weitesten Kreise des Volkes und insbesondere auch durch die Reihen der Wohlhabenden und Gebildeten, für die es am meisten nötig war, die Ahnung gegangen, daß jenseits des Kurszettels und der Rangliste moralische Gebiete liegen, die zu beackern des Schweißes der Edlen wert ist. Wie jede echte Tragödie bewirkt auch jede wahrhafte Totenfeier eine Katharsis, eine moralische Reinigung von den Schlacken materialistischer Vorstellungen. Man schämt sich des Aufgehens in den Aeußerlichkeiten des Lebens, und es bemächtigt sich der Seele eine gewisse Sehnsucht nach einem großen Gefühl. Das Lebenswerk Schillers hat für das deutsche Volk eine so unermeßliche Bedeutung erlangt, weil es in Millionen von Seelen im Sinne der tragischen Katharsis reinigend gewirkt hat.

Das deutsche Volk ist durch eine Periode des Naturalismus und Materialismus hindurchgegangen, die auf den Volkscharakter nicht ohne Einfluß geblieben ist. Aber eine starke ideale Unterströmung war stets vorhanden, und die Schillerfeier hat über die Stärke dieser Unterströmung manchem die Augen geöffnet: ein Sporn für alle, die sich der scheinbar undankbaren Aufgabe widmen, den großen Lebenswerten der Freiheit und Gesittung in unserem öffentlichen Leben wieder einen breiteren Raum zu gewinnen!

Theodor Barth.

Hinter den Kulissen der Reaktion.

In diesen Tagen ist im Verlage von Hermann Walther eine Schrift mit dem Titel „Wilhelm Freiherr von Hammerstein" erschienen, die ein außergewöhnliches Interesse darbietet. Selbst wer sie nur flüchtig angesehen hat, wird verstehen, weshalb versucht worden ist, ihr Herauskommen zu verhindern. Das Hauptorgan des Bundes der Landwirte bezweifelt, daß derartige Versuche unternommen seien, bedauert jedoch das Erscheinen der Schrift. Das Bedauern scheint mir ehrlicher zu sein als der Zweifel. Denn seit langem ist nicht so viel Belastungsmaterial gegen die Reaktion aus reaktionären Quellen geliefert worden wie in dieser Schrift. Auf den modernen Konservatismus fallen hier fast so helle Schlaglichter wie auf die Reaktionszeit Friedrich Wilhelms IV. aus den Tagebüchern Leopolds von Gerlach.

Die Schrift ist entstanden auf Grund von Briefen und Aufzeichnungen, die sich im Nachlaß des Mannes fanden, der von 1881—1895 Chefredakteur der „Kreuzzeitung", Reichstags- und Landtagsabgeordneter, vor allem jedoch führender konservativer Politiker war. An der Hand seiner eigenen Aufzeichnungen und der Briefe hervorragender Persönlichkeiten, namentlich des früheren Landrats v. Rauchhaupt auf Stockwitz, wird das Bild Hammersteins gezeichnet, ein politisches Porträt von frappanter Aehnlichkeit, nicht geschmeichelt, aber auch nicht verzerrt. Der Herausgeber gibt selbst zu, daß seine Skizze noch manchen ergänzenden Strich erhalten kann. Aber er hat recht, wenn er meint, daß er im wesentlichen die Züge dieses „Staatsmannes, dessen Laufbahn im Zuchthaus endete", so gezeichnet habe, wie sie dem gerecht urteilenden Historiker erscheinen müssen.

Hans Leuß ist von dem Stiefsohn Hammersteins, Herrn v. Gloeden, mit der Herausgabe des literarisch-politischen Nachlasses seines Stiefvaters betraut worden. Der Führer der Ultrakonservativen, geschildert von einem sozialdemokratischen Schriftsteller! Les extrêmes se touchent. Herr v. Gloeden konnte kaum glücklicher wählen. Sein Auge ist auf Leuß gefallen, weil er den „objektivsten" Nachruf nach dem Tode Hammersteins geschrieben hatte. Objektiv ist in der Tat auch das Lebensbild Hammersteins aus der Feder von Leuß ausgefallen. Gerade ein Mann der äußersten Linken kann einem Mann der äußersten Rechten viel eher gerecht werden, als irgend einem höfischen oder mittelparteilichen Politiker. Aber Leuß hatte nicht nur dank seines politischen Standpunktes das Zeug dazu, die Biographie gerade Hammersteins zu verfassen. Er weist auch in seinem Charakter verwandte Züge auf. Und er hat vor allem den wichtigsten Teil der Ereignisse, die er zu schildern berufen war, als mithandelnde politische Persönlichkeit aus nächster Nähe mit angesehen. Ja, er hatte Gelegenheit als Redakteur im Stöckerschen „Volk" und später als antisemitischer Agitator und Abgeordneter, der mit den extremen Konservativen gute Fühlung hatte, manchen Blick hinter die Kulissen zu tun.

Als Hammerstein, Rittergutsbesitzer auf Schwartow in Pommern, ohne jede journalistisch-redaktionelle Vorbildung die „Kreuzzeitung" übernahm, da war sie völlig diskreditiert. Wer sie noch las, hielt sie aus Tradition oder um der „Sprungliste" willen, wie die Familiennachrichten im feudalen Jargon genannt werden. Ihr politischer Einfluß war gleich Null. Neue Blätter der Rechten, gestützt auf die sogenannte Berliner Bewegung, waren in Berlin entstanden. Namentlich das „Deutsche Tageblatt", dem die moralische Unterstützung Bismarcks und die materielle des Reptilienfonds zur Seite stand, war ein gefährlicher Konkurrent.

Hammerstein machte aus der „Kreuzzeitung" das konservative Blatt katexochen. Das „Deutsche Tageblatt" wurde in langem Ringen so niedergekämpft, daß es für ein Butterbrot von der „Kreuzzeitung" erworben und mit ihr verschmolzen werden konnte. Die Zeiten des Geheimrats Wagener lebten wieder auf, da die „Kreuzzeitung", wenn auch sicher nicht das geachtetste, so doch das beachtetste und gefürchtetste Blatt Deutschlands gewesen war. Der Kaiser, Bismarck, die Hofkonservativen wurden von Ingrimm gegen das Blatt erfüllt. Wiederholt nahm Wilhelm II. das Wort gegen den „Mann mit dem Stiernacken" und gegen das Blatt, das für sämtliche königlichen Schlösser verboten wurde. Sogar der „Reichsanzeiger" wurde einmal für eine feierliche Kundgebung gegen die „Kreuzzeitung" in Anspruch genommen. Bismarck geriet schon um deswillen aus einem Konflikt mit Hammerstein in den anderen, weil hier zwei Energien von gleicher Intensität aufeinander prallten, und weil er, der mit der Follheit von Menschen und Zeitungen die umfassendsten Erfahrungen gemacht hatte, in der „Kreuzzeitung" ein Organ der Rechten finden mußte, das jeder Beeinflussung unzugänglich war. Dabei ein so mächtiges Organ, daß mitten im bitteren Kampf der Regierung dagegen ihm preußische Prinzessinnen Artikel zur Verfügung stellten, das auswärtige Amt ihm die sekretesten Dinge der auswärtigen Politik enthüllte, höchste Hofbeamte — Freiherr v. Mirbach! — sich ihm vertrauensvoll mit Bitten nahten, höchste Staatsbeamte und Militärs in ihm ihr Organ erblickten.

Diesen ungeheuren Einfluß — Haß auf der einen, Vertrauen auf der anderen Seite — hatte Freiherr v. Hammerstein natürlich nicht etwa bloß durch seine journalistisch-redaktionellen Qualitäten der „Kreuzzeitung" verschafft. Sie waren ja groß. In dem Redaktionsstab, an den er durch die Statuten der „Kreuzzeitung" gebunden war, fand er so gut wie gar keine Unterstützung für seine Tätigkeit. Hatte er es doch fast ausschließlich mit unbegabten und unfleißigen, teilweise noch dazu sehr überständigen Mittelmäßigkeiten zu tun. Nur in einem ständigen Mitarbeiter, dem Balten Freiherrn v. Ungern-Sternberg, stand ihm ein journalistischer Gehilfe von ungewöhnlichem Talent zur Seite, ein Mann außerdem, der mit schwärmerischer Verehrung an seinem Meister hing und sich seinen Ideen so gut anzupassen wußte, wie etwa Lothar Bucher

Digitized by Google

denen Bismarcks. Bei der völligen Unzulänglichkeit des Redaktionspersonals mußte sich Hammerstein fast ausschließlich auf externe Mitarbeiter stützen, um sein Blatt journalistisch auf die Höhe zu bringen. Die wichtigsten inneren Artikel und Entrefilets schrieb er selbst. Manche davon waren so fein geschliffen, von so schneidendem Sarkasmus durchtränkt, daß sie nicht nur denen, gegen die sie sich richteten, schmerzende Wunden versetzten, sondern auch geradezu als Musterstücke des Journalismus gelten können.

Aber all das hätte die „Kreuzzeitung" nur zu einem interessanten und vielleicht viel gelesenen Blatt gemacht. Daß sie aber einer der wichtigsten Faktoren der deutschen Politik während eines vollen Jahrzehntes wurde, das verdankt sie nicht den schriftstellerisch-redaktionellen Eigenschaften Hammersteins, sondern seiner wahrhaft staatsmännischen Befähigung. Gewiß, kein Staatsmann hätte vielleicht, vom liberalen Standpunkt angesehen, so großes Unglück über Deutschland gebracht, wie Hammerstein, wenn es ihm geglückt wäre, an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen. Er hatte das Zeug dazu, eine reaktionäre Politik mit Erfolg zu betreiben. Der Staatsstreich war das, wovor er am wenigsten zurückbebte. Aber wenn man noch so stark die Schädlichkeit und Gefährlichkeit der Hammersteinschen Politik unterstreicht, so muß man ihm eines lassen: sie war absolut konsequent. Freiherr v. Hammerstein war eben vielleicht der klarste und zäheste aller Politiker, den die konservative Partei je gehabt hat.

Schon früh glaubte er erkannt zu haben, daß das Reichstagswahlrecht in Verbindung mit unserer wirtschaftlichen Entwicklung auf die Dauer unbedingt dahin führen müsse, die Monarchie wie alle konservativen Gewalten überhaupt in den Hintergrund zu drängen und den Schwerpunkt nach links zu verlegen. Da er wußte, daß man wirtschaftliche Entwicklungen wohl hemmen, aber nicht ganz aufhalten könne, so war das *eigentliche Ziel seines Angriffs das Reichstagswahlrecht*. Aber er war sich auch darüber klar, daß die Beseitigung dieses Wahlrechts nur möglich war, wenn nicht bloß ein absolut rücksichtsloser Staatsmann sie vornahm, sondern wenn er sich dabei auch auf starke politische Organisationen stützen konnte.

Darum war er Jahr um Jahr bemüht, *aus den rückgratlosen Gouvernementalen*, zu denen Bismarck die Konservativen herabgedrückt hatte, *eine unabhängige konservative Partei* zu gestalten. Darum sein zäher Kampf gegen den Führer der Regierungskonservativen, Herrn von Helldorf-Bedra, der der Meinung war, man müsse sich von Bismarck auch Fußtritte gefallen lassen. Darum seine Unterstützung der Sozialpolitik, die ihm wahrhaftig keine Herzenssache war. Darum die Aufnahme des, wie es schien, zugkräftigen Antisemitismus in das konservative Programm. Darum sein Zusammengehen mit der Berliner Bewegung und mit Stöcker. Man kann sich kaum eine aristokratischere Natur als die Hammersteins vorstellen. Trotzdem begünstigte er mit allen Mitteln die damals noch recht demokratische Agitation der Christlich-Sozialen, ja, verschaffte er sogar dem sehr antijunkerlich redigierten Organ der Christlich-Sozialen, dem „Volk", eine Subvention seitens der „Kreuzzeitung". Während ein Teil der Konservativen das „Volk" in Acht und Bann getan hatte, unterhielt Hammerstein beständige Beziehungen zu ihm, förderte es auf jede Weise und sorgte dafür, daß sein Intimus Ungern-Sternberg Leitartikel dafür schrieb.

Sein Streben nach Selbständigmachung der Konservativen endete mit einem vollen Erfolg. Bismarcks Sturz erleichterte ihm freilich seine Aufgabe. Das von Hammerstein stets bitter befehdete Kartell der Konservativen und Nationalliberalen brach zusammen. Das „Deutsche Tageblatt", das einzige konservative Gegengewicht gegen die „Kreuzzeitung" in der Presse, wurde von der „Kreuzzeitung" aufgesogen. Herr v. Helldorf-Bedra, der Führer der Hofkonservativen, einst der Vorsitzende der Partei, wurde von den Konservativen des Abgeordnetenhauses mit 95 gegen nur 2 Stimmen abgeschüttelt. Der *Tivoli-Parteitag* vom Dezember 1892, der erste Parteitag der Konservativen seit langen Jahren, war ein einziger *Triumph der Hammersteinschen Taktik*. Hammerstein und Stöcker beherrschten ihn völlig. Die Gouvernementalen wagten nicht einmal den Versuch, ihre Sache zu vertreten. Die Stimmung war kampflustig, siegesfreudig. Ein neues, „strammes" Programm wurde unter stürmischem Jubel angenommen. Die Jugend, bürgerliche Elemente, Christlich-Soziale und Antisemiten dominierten. Die Altkonservativen strichen die Flagge vor den Tory-Demokraten, in denen Hammerstein die Werkzeuge seiner Politik erblickte. Nur das. Mit ihren Ansichten sympathisierte er durchaus nicht. Er wollte ja in das Tivoliprogramm einen Satz hineinhaben, der zu Ausnahmegesetzen gegen die Sozialdemokratie aufforderte. Aber er fügte sich in die Streichung dieses Satzes, als ihm erklärt wurde, daß es sonst „Krach" gäbe. Was kam es ihm auf Programmsätze an? Er wußte, daß ein führender Politiker im entscheidenden Augenblick nicht fragt, was im Programm seiner Partei stehe, sondern was not tue. Und er hatte ja sein Rezept für solche Fälle parat. „Was wollen Sie, es gibt kein anderes Mittel gegen die Sozialdemokratie, als daß man die *Arbeiter provoziert und schießen läßt*." So sagte er zu Leuß auf Tivoli in derselben Stunde, in der er auf die Forderung des Ausnahmegesetzes verzichtete. Programmsätze hatten eben für ihn nur den Wert eines bestimmten Effektes auf die öffentliche Meinung.

Nach Tivoli war Hammerstein der unbestrittene Herr der konservativen Partei. Er führte sie fest geschlossen zum Sturm gegen das Caprivische Regime. Der *Sturz Caprivis* im Oktober 1894 war der *Höhepunkt* in der politischen Laufbahn Hammersteins. Graf Eulenburg sollte Reichskanzler werden. Er berief sofort Hammerstein zu sich. Und Hammerstein wiederum berief eine Versammlung konservativer „Notabeln" zusammen, die ihm am nächsten stehenden konservativen Journalisten, christlich-sozialen Politiker und Männer der Berliner Bewegung. Ich habe an dieser Versammlung teilgenommen und entsinne mich noch des sensationellen Eindruckes, den Hammersteins Mitteilungen machten. Er erzählte, wie das Leuß ganz korrekt berichtet, er komme eben von Eulenburg. Der wolle das Kanzleramt nur übernehmen, wenn er von allen Konservativen bei seiner Absicht unterstützt werde, das Reichstagswahlrecht einige Jahre zu suspendieren. Hammerstein plädierte für diese Zusage. Ich war höchlichst überrascht, daß niemand dieser, mir ungeheuerlich vorkommenden, Zumutung widersprach. So ergriff ich denn als jüngster in dem Kreise das Wort zu einem sehr energischen Protest. Andere folgten. Hammerstein war augenscheinlich sehr verstimmt. Er sah das Ziel, das ihm in nächste Nähe gerückt schien, wieder in weiter Ferne verschwinden. Er wandte alle Mittel seiner eindringlichen Beredsamkeit an, um uns „Junge", an deren energischer Agitation er sich immer besonders gefreut hatte, dazu zu bringen, um des „großen Zweckes" willen „kleinliche Bedenken" fahren zu lassen. Aber wir blieben fest. So scheiterte die Konferenz. Nicht Eulenburg, sondern Hohenlohe wurde Reichskanzler. Hammerstein blieb ohne Einfluß auf die Regierung.

Nicht allzu lange darauf erfolgte dann die Katastrophe, die seiner politischen Karriere ein Ende machte. Auch darüber, wie namentlich über die vielen Ungesetzlichkeiten in dem Gerichtsverfahren gegen Hammerstein, ist mancherlei Interessantes in dem Buch von Leuß zu lesen. Für die große Politik hat das jedoch nichts mehr zu bedeuten.

Die Bedeutung der Leuß'schen Schrift liegt in der Plastik, mit der vor dem Leser das Bild Hammersteins als des bedeutendsten Konservativen des letzten Menschenalters ersteht, und in der lebendigen Frische, mit der die interessanteste Zeit der inneren deutschen Politik, die Jahre unmittelbar vor und nach dem Emporkommen des „neuen Herren", uns vor Augen geführt werden. Die Vorgänge an sich sind ja den politisch gebildeten Leuten bekannt. Aber Leuß bringt doch noch eine Fülle von Material bei, das namentlich auf die in den konservativen Kreisen grassierende Manier der Intrige ein helles Licht wirft. Von vielen Blößen der konservativen Partei wird die Hülle weggezogen. Mit den anständigen Elementen der Partei bekommt man ordentlich Mitleid, wenn man sieht, wie sie sich behandeln lassen zu müssen glauben. Die Briefe *v. Rauchhaupts* sind in der Beziehung eine wahre Fundgrube. Jeder antikonservative Agitator wird gut tun, sie im Wahlkampf mit sich zu führen. Nur ein paar Sätze daraus sollen an dieser Stelle wiedergegeben werden:

Digitized by Google

„Daß ich hier und da noch eine selbständige Meinung hatte, war mein Unglück.... Ich bin müde und eigentlich innerlich so empört, daß man von oben herunter mein bißchen Selbständigkeit, welches ich doch nie für mich ausgebeutet, mir nicht gönnt, daß ich Lust habe, mit einer festen Erklärung den Humbug des Parlamentarismus, der dann noch übrig bleibt, an den Nagel zu hängen. . . .

Die Regierung benimmt sich gegen mich in Potsdam skandalös. Achenbach läuft überall herum und agitiert direkt gegen mich. Auf die Beamten wird ein unerhörter Druck geübt. . . .'

In Erfurt erhielt ich hierauf vom Kaiser, als ich mich bei ihm für den Orden bedankte, die Quittung. Se. Majestät hatte . . . mir im barschen Tone nur zu antworten: ‚Aber nun merken Sie es sich: ‚Summa lex est regis voluntas' und sich dann kurz umdrehte. Damit nicht genug, der hohe Herr trat nach einigen Minuten an Erffa heran und sagte ihm: ‚Dem Rauchhaupt habe ich seinen weißen Kopf gehörig eben gewaschen'." . . .

Wie gesagt, das sind nur einzelne Stichproben, aus denen man aber erkennen kann, warum gewisse Kreise versucht haben, das Erscheinen des Buches zu verhindern. Keiner Partei wird es angenehm sein, wenn man ihr in die Karten guckt. Daß von allen Parteien aber die konservative das Licht der Oeffentlichkeit am meisten zu scheuen hat, dafür ist die Leuß'sche Schrift ein neuer Beweis, der sich zwanglos in die Kette der bereits vorhandenen einfügt.

H. v. Gerlach.

Die bayerischen Landtagswahlen.

Der Termin der bayerischen Wahlen ist bisher noch nicht bekannt; aber es ist gewiß, daß sie etwa Anfang Juli stattfinden werden. So sind es nur noch wenige Wochen bis zu einer Entscheidung, die über Bayern hinaus für ganz Deutschland von Bedeutung sein wird. Denn die klerikale Welle geht ja über ganz Deutschland, und wenn auch ein klerikal regiertes Bayern innerhalb des Reiches eher weniger als mehr Einfluß zu entfalten imstande ist, so sind doch Fortschritte des Klerikalismus in Bayern ein deutliches Anzeichen dafür, daß innerhalb der Bevölkerung Deutschlands die Anziehungskraft klerikaler Gedankengänge noch im Wachsen ist.

In der bayerischen Kammer herrschte bereits während des letzten Landtages das Zentrum mit absoluter Mehrheit. Es hat begonnen, sich häuslich einzurichten: eine eingeschüchterte Regierung, ein vom Zentrumswind geschütteltes Beamtentum und Anfänge klerikaler Gesetzgebung sind das Ergebnis dieses ersten Regierungsversuches gewesen. Bringen die nächsten Wahlen dem Zentrum von neuem die absolute Mehrheit, so wird aus dem Regierungsversuch ein Regierungssystem werden, und wir könnten die Leistungsfähigkeit eines verantwortlichen Klerikalismus einmal sechs Jahre lang beobachten. Wenn wir in Deutschland Zeit hätten, über die Möglichkeit verschiedenartiger Regierungssysteme praktische Versuche anzustellen, so könnte man dieser Erprobung klerikaler Regierungskunst mit Seelenruhe und mit Schadenfreude zusehen. Aber da wir nicht die Zeit haben, anderen Völkern freiwillig einen Vorsprung einzuräumen, da es sich ferner bei diesem Experiment im engeren um ein Land handelt, das innerhalb Deutschlands schon bisher an Einfluß zurückstand und keine weiteren Hemmungen seiner Entwicklung vertragen kann, so ist es im nationalen Interesse nicht erwünscht, daß die klerikalen Staatsmänner in Bayern zu voller Aktionsfreiheit gelangen. Auch darf der deutsche Liberalismus den Stachel eines erfolgreichen süddeutschen Liberalismus gerade jetzt nicht entbehren: eine einheitliche süddeutsche liberale Bewegung, wie sie im Werden ist, wird schwachen Leuten in anderen deutschen Gegenden den liberalen Rücken wieder stärken. Die Vernichtung des bayerischen Liberalismus nähme dieser süddeutschen Bewegung einem Teil ihrer Kraft; so muß man hoffen, daß die Zentrumsherrschaft in Bayern auch nach den nächsten Wahlen auf dem Niveau einer beschränkten Autokratie bleibt.

Aber die Gegner des Liberalismus hoffen jetzt den entscheidenden Schlag zu tun und den Liberalismus zu vernichten. Für solche Hoffnungen standen die Aussichten in den letzten Jahren gewiß nicht ungünstig. Der offizielle bayerische Liberalismus hatte dasselbe Ziel erreicht wie gewisse liberale Gruppen im Norden: von jeder geistigen Bewegung, von jedem klaren Wollen, von jedem Drang nach Betätigung sich frei zu wissen. Daß ein solcher Liberalismus der Gefahr ausgesetzt war, zwischen Zentrum und Sozialdemokratie zerrieben zu werden, zeigte der ständige Rückgang an Wählern und Mandaten und jene andere vielleicht noch wichtigere Erscheinung, daß die Gebildeten des Landes diesen Liberalismus nicht mehr als ihre Partei anzusehen vermochten. Aus solchen Beobachtungen sind die Hoffnungen der Gegner erwachsen. Die kommenden Landtagswahlen werden zu beweisen haben, ob der Liberalismus zwischen den beiden über ihn hinaus gewachsenen Extremen noch eine haltbare politische Größe ist, ob der Liberalismus mehr ist als eine Parteiform, die an lange betätigter Unfähigkeit zugrunde gehen muß. Man kann freilich gleich dagegen einwenden, daß wir in Deutschland heute doch noch nicht an dem Punkte angelangt sind, wo lediglich auf die Extreme alles Leben zustrebe; neben dem Hinweis auf die bisher sehr wenig erschütterten mittleren Mächte, wie Regierungen und politisch gemäßigte Presse, könnte man die zunehmende innere Zersetzung gerade der extremen Parteien als Beleg für eine wahrscheinlich normale Weiterentwicklung anführen. Die parteipolitische Ausschaltung des bayerischen Liberalismus bei den nächsten Wahlen würde noch nicht seine Vernichtung bedeuten; er würde dann eben eine Weile in Presse und öffentlicher Meinung, in den vorhandenen Staatseinrichtungen und in den Hinterzimmern der Ministerien und sicherlich auch in vielerlei Hinsicht in der Dynastie sein Dasein weiter führen und mehr Einfluß entfalten, als dem Gegner lieb ist. Es gibt Mächte, die erst stark werden, wenn man sie öffentlich totgeschlagen zu haben glaubt. Herr v. Vollmar irrt, wenn er sich mit der parlamentarischen Ausschaltung des Liberalismus zum Führer aller fortschrittlichen Bestrebungen in Bayern zu machen hofft. Der „bürgerliche" Liberalismus ist mehr als eine politische Partei. Aber das Ergebnis der bayerischen Landtagswahlen wird zeigen, ob zunächst einmal die parteipolitische Vernichtung des Liberalismus wirklich eine unaufhaltsame Notwendigkeit der Parteientwicklung ist.

Aber das sind allgemeine Betrachtungen, die heute in gewisser Hinsicht überholt sind. Der Liberalismus, der jetzt in Bayern in den Wahlkampf zieht, ist nicht mehr jener alte, auch von uns für aktionsunfähig angesehene, sondern ein zum mindesten mit neuen Kräften durchsetzter. Aber ist eine Erneuerung des Liberalismus überhaupt möglich? Die auf seine Vernichtung hoffen, leugnen die Möglichkeit seiner Erneuerung durch neue Gedanken; die Masse der liberalen Wähler werde bleiben, wie sie nun einmal ist, und dadurch jede Erneuerung verhindern. Mit kurzen Worten: Untergang durch Selbstmord. Die bayerischen Landtagswahlen werden auch in dieser Hinsicht eine für ganz Deutschland wichtige Antwort geben. Zwar keine völlig maßgebende, denn was will die kurze Spanne Zeit besagen, in der die jüngeren Kräfte des Liberalismus mit ihrer Arbeit eingesetzt haben. Aber immerhin werden die Wahlen in etwas zeigen, ob diese Arbeit mit neuen Gedanken und mit neuer Tatkraft die liberalen Wähler vor den Kopf stößt oder aufrüttelt, ob der Idealismus der Jüngeren sich in die Wähler hinaustragen läßt oder ob sie ihn dankend ablehnen, ob alle die neuen Vereine Ansätze zu neuer Machtentfaltung sind oder ob alle Mühe in ein Faß ohne Boden geschüttet worden ist. Jedenfalls wird man nachher etwas über das Problem der Erneuerung des Liberalismus sagen können. Wer mit den Wählern im Lande jetzt in Berührung gekommen ist, wer überall wieder stattliche Scharen jüngerer Elemente in zwar oft noch ungeschulter, aber freudiger Arbeit gesehen hat, wer die oft lebhaft zustimmende Haltung auch der Alten gegenüber den „radikalen" Anschauungen der Jüngeren beobachtet hat (weil alles ehrliche Tun die Geister der Menschen an sich

Digitized by Google

zwingt, der wird die Hoffnung auf eine Erneuerung des bayerischen Liberalismus nicht fallen lassen.

Und die Einigung der bayerischen Liberalen und Demokraten ist doch mehr als eine Tat der Notwehr, obwohl sie in erster Linie als eine solche erscheint. Es liegt ein Stück unaufhaltsamer innerer Entwicklung des Liberalismus darin. Daß die alten Parteiformen des Liberalismus und der Demokratie sich überlebt haben, ist ein unfehlbares Gefühl in den Kreisen der Wähler. Die höhere Weisheit der Abgeordneten pflegt solche Erscheinungen erst später zu erfassen, und deshalb stammt das Wahlprogramm der bayerischen Liberalen und Demokraten gewiß nicht aus den Kreisen derer, die für die Parteien zu denken das alleinige Vorrecht zu haben meinen. Es ist hervorgewachsen aus den Reihen der Wähler, aus den Kreisen der Jungen. Sein ganzer Inhalt drängt auf eine Ueberwindung der alten liberalen Parteischranken. Indem es einheitliche Gesichtspunkte für das gesamte politische und wirtschaftliche Leben aufstellt, zwingt es alles, was sich zu ihm bekennt oder zu ihm sich zu bekennen genötigt sieht, in eine neue Einheit hinein. Das gibt dem Wahlkampf auf liberaler Seite ein großes Ziel: Die Einheit und die Erfüllung des Liberalismus mit neuen zeitgemäßen Gedanken als Vorbedingung jedes künftigen Erfolges. Jeder Idealismus gibt seinen Trägern Schwung und vermehrte Tatkraft, und das ist für den Wahlkampf ein nicht zu unterschätzender Faktor.

Aber man hoffe doch nicht zu viel. Politische Arbeit trägt erst in Jahren ihre Früchte. Das einzige, was diesmal erreicht werden kann, ist Abwendung einer Niederlage, die den letzten Mut der Alten wie der Jungen bricht. Die bayerischen Liberalen gehen kraft ihrer eigenen früheren Politik mit Lasten in den Wahlkampf, die ihnen das Laufen sauer machen. Man weiß in weiten Kreisen des Landes noch nichts davon, daß der Liberalismus anders sein kann, als er bisher war. Man wartet auf die Leistungen, ehe man den Versprechungen des Wahlprogrammes traut. Und kommt das Bündnis zwischen Zentrum und Sozialdemokratie von neuem zustande, so ist eine neue absolute Mehrheit des Zentrums kaum abzuwenden. Aber andererseits darf man auf Grund der oben gemachten Ausführungen sagen, daß der wahrscheinliche Verlust einiger Mandate aufgewogen werden wird durch die Zunahme der liberalen Stimmen im ganzen Lande. Die Arbeit an der Schaffung neuer Organisationen, an der Belebung der Geister, an der politischen Erziehung der ins öffentliche Leben hineinwachsenden Kräfte, wird in dieser Richtung aller Voraussicht noch Erfolge zeitigen. Und das wird dem neuen Liberalismus den Ansporn zu weiterer Arbeit geben und dem Zentrum die Grenzen seines Strebens zeigen. Der kleinste Erfolg, der den Bestrebungen der jüngeren Generationen recht gibt, bedeutet für die Zukunft alles.

München. Walter Goetz.

Der Fiskus und die Volkswirtschaft in Rußland.

In einem ausführlichen Werke, gestützt auf russische Quellen, die einem Ausländer nur selten zugänglich sind, untersucht Witschewsky*) die Entwicklung von Rußlands Handels-, Zoll- und Industriepolitik von Peter dem Großen bis auf die Gegenwart. Mit außerordentlicher Gewissenhaftigkeit sucht er auf Grund festgestellter wissenschaftlicher Tatsachen die russische Politik richtig zu beleuchten. Er behandelt sehr vorsichtig und kritisch die Ansichten der Parteien und die einseitigen Theorien der russischen und fremdländischen Literatur und gelangt erst nach und nach zu seinen Schlüssen. Denjenigen, die das Finanzsystem Rußlands kennen, sagt Witschewsky wenig Neues, aber umso anerkennenswerter ist sein Versuch, einen Abriß der russischen Handels- und Finanzpolitik in streng und klar durchdachter Weise zu bieten.

Das Resultat dieser Politik scheint dem Verfasser dies zu sein, daß „Industrie und Landwirtschaft in eine Sackgasse hineingeraten sind, aus welcher sie erst umkehren müssen, um den Weg zu höheren Zielen fortsetzen zu können". Um diese Sackgasse zu zeigen, genügt es, auf die Ergebnisse hinzuweisen, zu denen der Verfasser in bezug auf die Landwirtschaft und Industrie gelangt ist:

„Die Hungersnote der Jahre 1891 und 1892 mit ihren Meer zerrüttender Folgeerscheinungen lieferten eine böse Quittung zu der von brutalem Fiskalismus beeinflußten Finanzpolitik . . . Die Mißernte des Jahres 1891 hat wie eine Sturmglocke ganz Rußland die unbestreitbare, aber traurige Wahrheit verkündet: die fruchtbarsten und größten Bodenanteile sind nicht einmal imstande, auch nur die Verpflegung der Bauern des Schwarzerdegebiets zu sichern, und zwar deshalb, weil sie außer Getreide nichts haben und weil sie letzteres bei einer Mißernte nicht kaufen können . . . Leidenschaftlich der Anhäufung seines Geldes hingegeben, achtete das Finanzministerium nicht auf den Pulsschlag des Landes, merkte es nicht, daß der Puls schwächer und schwächer wurde und drohende Symptome der Atrophie auftraten. Es sah nicht oder wollte nicht sehen, daß die glänzenden Erfolge seiner Verwaltung um den Preis der Ueberanstrengung erkauft waren."

Auch die industriellen Krisen trugen in Rußland den Charakter eines natürlichen Zusammenbruchs, der infolge der künstlichen Maßregeln der russischen Finanzpolitik eingetreten war.

„Viele Fabriken entstanden oder wurden vergrößert in einer wilden Gründungs- und Spekulationsperiode. Mit der Krisis war die Zeit angebrochen, wo die Verfehlungen und Unterlassungen der Vergangenheit sich rächen mußten."

Die industrielle Staatspolitik wirkte der Gründertumswut nicht entgegen. Im Gegenteil:

„Sie ließ einem zweifelhaften Gründertum fast völlig freie Hand und leistete demselben durch Zuführung fiskalischer Aufträge und durch manche andere Maßnahmen mittelbar noch Vorschub . . . Die Neugründungen waren . . . . vollkommene Angelpunkte für ausländische Kapitalien, deren Einfuhr der Goldbilanz zustatten kam . . . . Der Importindustrialismus, gestützt auf ausländische Unternehmer, ausländische Kapitalien und ausländische Maschinen, blühte in den neunziger Jahren . . . recht auf, während die nationale Färbung ihm durch die konsequente Hinlenkung auf die inländischen Rohstoffe verliehen wurde. Je mehr aber der Industrie der Zusammenhang mit den Konsumbedürfnissen des Inlandes verloren ging, weil ihre Expansionstendenz von Nebenursachen abhängig war, desto größer wurde die Wahrscheinlichkeit eines verhängnisvollen Zusammenbruchs. Letzterer ist denn auch nicht ausgeblieben."

Es ist kein schlechtes Verfahren. Wir brauchen die Ursachen des Verfalls der Landwirtschaft und Industrie nicht weit zu suchen. Der Polizeistaat brauchte Mittel für seine Abenteuerpolitik und seine Unternehmungen, um den wachsenden Bedürfnissen der unersättlichen Bureaukratie nachzukommen, und um die Lücken der Staatskasse irgendwie auszufüllen. Der Polizeistaat suchte die Grube der Raubsucht und des Diebstahls auszufüllen, in der sich die Protektoren des russischen blutigen Absolutismus eingenistet haben. Die Gebieter des nach 140 000 000 Köpfen zählenden Reiches scheuten vor keinen Maßregeln und Mitteln zurück, um auf dem Ruin des Volkes den prächtigen Bau des Kosaken- und Polizeidespotismus zu errichten.

Als nach dem türkischen Kriege die Verwaltung der Finanzen Bunge anvertraut wurde, fand er vor sich „einen noch von den Nachwehen des Türkenkrieges belasteten Staatshaushalt, eine zerrüttete Finanzwirtschaft, ein nahezu unbrauchbares Steuersystem und einen von inneren Gärungen durchwühlten Volksorganismus". Trotz seiner Sparsamkeit und kluger Maßregeln konnte er jedoch aus den jährlichen Defizits nicht herauskommen. Er war ein zu großer Doktrinär für das russische Polizeisystem, er glaubte allzu sehr, daß ohne die

*) Valentin Witschewsky, Rußlands Handels-, Zoll- und Industriepolitik von Peter dem Großen bis auf die Gegenwart. Berlin 1905, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

Digitized by Google

Hebung des Volkswohlstandes keine Verbesserung der Staatswirtschaft möglich ist.

Bunge wurde von Wyschnegradskv abgelöst. Dieser wußte vor allem den Geschmack der polizeilichen Zauberkünstler zu schätzen. Ein jährliches Defizit von 28 Millionen Rubeln verwandelte sich mit einemmal in einen jährlichen Budgetgewinn von 48 Millionen Rubeln. Eine besondere Kunst brauchte man zu diesem Zwecke nicht:

„Die Werkzeuge zu einer Finanzpolitik, die der Budgetgebarung ein so glanzvolles Aussehen zu geben vermochten, waren dem Arsenal starrsten Fiskalismus entnommen. Die Gesamtheit der wirtschaftspolitischen Maßnahmen Wyschnegradskys stand im Dienste seiner „Goldpolitik", in dem Verlangen, einen möglichst großen Vorrat des gelben Metalls an sich zu ziehen. Diesem ‚System Wyschnegradsky' waren alle Zweige der staatlichen Finanzwirtschaft mehr oder weniger unterworfen, da die Hauptmasse des zu beschaffenden Goldbedarfs aus dem Auslande herangezogen werden mußte, wurden alle Hebel in Bewegung gesetzt, um von dorther einen Goldstrom nach Rußland zu lenken. Als wichtigste Unterlagen hierzu waren eine günstige Handelsbilanz und das Vorhandensein einer genügenden Menge frei verfügbarer Barmittel in den Händen des Fiskus erforderlich; danach wurde verfahren. Der Aufbesserung der Bilanz dienten die Zurückdämmung der Einfuhr durch Steigerung der Zolltarifsätze und die Förderung der Ausfuhr durch Fachung eines gewissen Exportfanatismus. Wenn das Anwachsen der Warenausfuhr das Ausland zu materiellen Gegenleistungen verpflichtete, so sollte die ‚Konvertierung der Staatsschuld' den Auslandstribut des russischen Staates als Schuldner verringern. Für die erfolgreiche Wahrung der Staatseinnahmen kamen vor allem die Erhöhung der Steuern und die Einengung der Budgetausgaben in Betracht. Aus der rücksichtslosen Befolgung der angedeuteten Richtlinien ergab sich das ‚System Wyschnegradsky'." „Die Goldpolitik wurde tatsächlich zu brutalen Despotie über das gesamte Wirtschaftsleben der Nation." . . .

Wyschnegradsky wurde von dem neuen Zauberkünstler und Magus Witte in einem Momente abgelöst, „wo die beiden kräftigsten Vorspannpferde des Wyschnegradskyschen Triumphwagens, die aktive Handelsbilanz und die Budgetüberschüsse, den Dienst zu versagen drohten".

Witte ging mit großem Eifer an die Arbeit. In die Fußstapfen Wyschnegradskys tretend, suchte er die Industrie zu fördern und das Eisenbahnnetz unablässig zu erweitern und zu verstaatlichen. Die gutentwickelte allmächtige Bureaukratie sollte dazu verhelfen. Jede gesellschaftliche Selbsttätigkeit und Selbstverwaltung war von Uebel. Es stand daher nichts im Wege, „dem bureaukratischen Apparat auch solche kaufmännisch-industriellen Aufgaben zuzuweisen, wie beispielsweise den staatlichen Getränkeverkauf, ein Branntweinmonopol, oder die Leitung blühend gewordener industrieller Unternehmungen".

Um uns die Entwicklung der Finanzpolitik, die zum völligen wirtschaftlichen Zusammenbruch geführt hat, konkret vorstellen zu können, wollen wir ihre wesentlichsten Züge ins Auge fassen.

Vor allem werden dem russischen Bauern große Massen Getreide abgepreßt, um die Zahlungsbilanz zu sichern. Als Mittel dazu dient die unerträgliche Besteuerung, die fast ausschließlich auf den Massen der Bevölkerung lastet.

„Die vermehrte Energie bei der Steuereinhebung setzte sich in den verstärkten Zufuhren bäuerlichen Getreides zu den Getreidemärkten um. Dadurch wurden dem Handel große Massen billiger Ausfuhrwaren in die Hand gegeben. Die der Volkswirtschaft auferlegten neuen indirekten Steuerlasten . . . mit ihrem Hauptgewicht fielen . . . immer auf die ackerbautreibende Bevölkerung, die nahezu allein die Kosten der Produktion und Kommunion zu bestreiten hatte."

Es ist selbstverständlich, daß die Regierung bei der ungeheuren Steigerung der Getreideausfuhr am wenigsten dafür sorgte, daß der Bauer dadurch die Kosten der Getreideproduktion decken und bis zur neuen Ernte sich halten könnte. Die Getreideausfuhr erreichte 1881—1885 = 260,1 Millionen Pud, 1891—1895 = 377,5 Millionen Pud, während der Getreidepreis für diese Zeit mit merkwürdiger Konsequenz sank. 1887—1891 kostete ein Pud Getreide 82,8 Kopeken, 1893—1897 = 63,5 Kopeken.

Nebst den Steuern drückten den Bauern der völlige Mangel an billigem Kredit und die Notwendigkeit, die Hilfe der Wucherer in Anspruch zu nehmen. In dem 1895 erschienenen Werke von Petlin, das im Auftrage des Finanzministeriums geschrieben wurde, finden wir hierfür wertvolle Beispiele. Manche Gemeinden zahlten 500 Prozent für das geliehene Geld, trotzdem die Einzahlung der Schuld durch das Grundstück und die Bürgschaft der Gemeinde gesichert war.

Das hungernde Bauerntum konnte eine genügende Entschädigung für die Verluste in der mit fabelhafter Schnelligkeit sich entwickelnden Industrie nicht finden. Einerseits mußte es die Last der Schutzzölle tragen, unter deren Hülle die neue Industrie sich entwickelte, andererseits diente diese Industrie nur den Zielen des Finanzministeriums und berücksichtigte in keiner Weise die Entwicklung der Kaufkraft der Bevölkerung. Und das ist sehr begreiflich. „Als Trabant der Goldpolitik . . . sollte die Industrie im besonderen an ihrem Teil dazu beitragen, das Gold des Auslandes in Form von Industriekapitalien nach Rußland zu locken. Dieses aus dem Westen nach Osten zu industriellen Anlagen auswandernde gelbe Metall war ein wertvoller Bundesgenosse bei den vorbereitenden Arbeiten zur Durchführung der Valutareform und ist bis auf den heutigen Tag ein starker Pfeiler der Goldwährung geblieben." Die so geartete Industrie war nach den Angaben Witschewskys außerstande, jene zwei Millionen Menschen zu beschäftigen, die den jährlichen Zuwachs der Bevölkerung ausmachen. Das Uebergewicht der landwirtschaftlichen Bevölkerung war trotz der geringen Produktivität der Landwirtschaft ungeheuer. Bei der äußersten Unvollkommenheit der russischen Handels- und Industriestatistik ist es sehr schwer zu bestimmen, in welchem Maße die breiten Massen der Bevölkerung an dem Konsum der russischen Industrieprodukte teilnehmen. Es ist nur außer allem Zweifel, daß „von der dumpfen Riesenmasse der nahezu Bedürfnislosen allmählich eine oberste Schicht sich ablöst, deren Lebensansprüche über das Existenzminimum bitterster Armut hinausreichen". Wie gering aber der Binnenmarkt unter der russischen Bevölkerung ist, zeigt der Umstand, daß der „Verbrauch der wichtigsten Konsumartikel aus der Sphäre der Lebens- und Haushaltungsbedürfnisse sich in Rußland durchgängig auf den relativ niedrigsten Stufen hält".

Die auf dem Binnenmarkte beengte Industrie mußte einen Ausweg in den Grenzgebieten in Mittelasien und im fernen Osten suchen.

„Das Aktionsprogramm war dadurch vorgezeichnet: Alles tun, was der Ausfuhr dienlich und für die Einfuhr von nicht unumgänglich notwendigen Auslandwaren erschwerend sein kann. Hiernach wollte man mit Hilfe der Pacifikpolitik eine breite Ausfuhrstraße für russische Orientwaren anlegen und durch konsequente Ausdehnung der schutzzöllnerischen Zolltarife des europäischen Rußlands auf die asiatischen Gebiete die Einfuhr einschränken . . . In seinen Auseinandersetzungen mit China über die allmähliche Räumung der Mandschurei wurde das handelspolitische Moment nie außer Augen gelassen."

Die offene Tür zur Mandschurei wäre einer allmählichen Aussperrung der russischen Ausfuhr dorthin gleichzuachten gewesen. Wollte nun gar Rußland seine Häfen und Bahnen den andrängenden Waren des Auslandes uneingeschränkt zur Verfügung stellen, so wäre seine nur mühsam behauptete Vorrangstellung in der Mandschurei bald untergraben gewesen. Der wirtschaftspolitische Imperialismus Rußlands . . . hätte nach all den ungeheuren Opfern zugunsten seiner Ausbreitung in Ostasien Schiffbruch gelitten. Und so geschah es auch. Im fernen Osten, in Port Arthur und in Mukden fand die Finanzpolitik des russischen Polizeistaates ihren Abschluß.

Witschewsky hat in seinem soliden und gewissenhaften Werke die gesunden Züge der russischen kapitalistischen Entwicklung vorzüglich erklärt. Er prophezeit dem großen Lande eine gedeihliche und fortschrittliche Entwicklung in der Zukunft, die gegenwärtige Lage aber schildert er äußerst düster. „Die russische Volkswirtschaft hat . . . unter Anwendung der schärfsten Antriebsmittel einen wirtschaftlichen Aufbau von respektablem Aussehen zurechtgezimmert, dem Ganzen fehlen aber die Konsistenz der Unterlagen und die Sicherung der haltenden Stützen. Der Agrarstaat vermag die ihm auferlegten finanziellen

Digitized by Google

Lasten für Zwecke der politischen Machtstellung und der Ausbreitung des Industrialismus kaum noch zu tragen, während die Leistungsfähigkeit der bäuerlichen Landbevölkerung in bezug auf Steuerzahlung und Kaufkraft ihren äußersten Grenzen nahegekommen zu sein scheint."

M. v. Reusner.

William Pitt der Aeltere.

Ein erfreulicher Beweis deutschen Gelehrtenfleißes und unparteiischer deutscher Forschung liegt vor uns, ein dreibändiges Werk*) über William Pitt, den späteren Grafen von Chatham. Der Verfasser, Albert von Ruville, hat sich mit großer Liebe in seinen interessanten Stoff versenkt, sich dabei aber ein äußerst objektives Urteil über den Charakter und die geschichtlichen Taten seines Helden bewahrt. Was bisher über den großen Commoner veröffentlicht wurde, war mehr oder weniger panegyrisch gehalten. Der deutsche Forscher bringt uns den hervorragenden Staatsmann menschlich sehr viel näher, indem er uns nicht nur von seiner unzweifelhaften Genialität und seinen Tugenden, sondern auch von seinen Schwächen, Fehlern und Unzulänglichkeiten ein Bild gibt, das der nationalen und der Parteiretouche gänzlich entbehrt. Die Schatten, die er eingezeichnet hat, lassen das ganze Lebensbild wahrer erscheinen. Er nimmt dem Leser, der die früheren historischen Darstellungen des älteren Pitt kennt, manche Illusion, aber er bietet dafür den Eindruck großer geschichtlicher Treue.

Um William Pitt gerecht würdigen zu können, muß man ihn natürlich im Rahmen seiner Zeit betrachten. Jenes England, in dem William Pitt aufwuchs, war kein Muster bürgerlicher Tugenden. Das Haus Hannover lieferte in den beiden ersten Georgs Könige, die nicht bloß liederlich waren, sondern deren Liederlichkeit auch gänzlich jener Grazie ermangelte, die den Hof Karls II. mit einem gewissen Charme umkleidete. Dabei gehörte es zu den Traditionen des königlichen Hauses Hannover, daß sich die einzelnen Familienmitglieder nicht recht leiden konnten. Der Kronprinz intrigierte gewohnheitsmäßig gegen den regierenden König, und die väterliche Majestät war nie vergnügter, als wenn sie dem Sohne einen Tort antun konnte. Dabei stand dem Herzen der ersten beiden Georgs das Kurfürstentum Hannover sehr viel näher als das England, dessen Sprache sie nur unvollkommen beherrschten, und dessen politische Einrichtungen ihnen höchst unsympathisch waren.

Neben der königlichen Gewalt, die sich erst nach und nach befestigen mußte, herrschte in Wirklichkeit die Aristokratie. Das Parlament war dank des Systems der verrotteten Wahlflecken die Domäne einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Adelsgeschlechtern. Dem politischen und rednerischen Talent blieb kaum etwas anderes übrig, als Anschluß an diese Adelsgeschlechter zu suchen, um überhaupt in das Parlament und damit in das größere öffentliche Leben einzutreten. Nach und nach gewann dann die Plutokratie neben der Aristokratie der Geburt politischen Einfluß, und es kam vielfach zu einer Verschmelzung, die allerdings nicht dazu beitrug, die öffentlichen Sitten zu verbessern. Vielmehr entwickelte sich gerade aus dieser Verbindung ein schamloses Korruptionssystem, das vor der brutalsten Bestechung von Parlamentsmitgliedern und dem nahezu offenen Stimmenkauf nicht zurückschreckte. Typische Vertreter dieser pluto-oligarchischen Korruption waren der Herzog von Newcastle, der, gestützt auf einen mächtigen Familieneinfluß und zahlreiche direkt von ihm abhängige Wahlflecken, ohne besondere staatsmännische Fähigkeiten dennoch durch Jahrzehnte in der Regierung seines Landes eine erste Rolle spielte, und Henry Fox, der spätere Lord Holland, der mit einem, fast könnte man sagen genialen Zynismus die parlamentarische Geldbestechung zu einem völligen System ausbildete.

In dieser Umgebung erscheint William Pitt als ein uneigennütziger Patriot, und gerade diese Rolle haben ihm frühere Geschichtsforscher auch besonders gern zugewiesen. Albert von Ruville weist aber recht überzeugend nach, daß diese Uneigennützigkeit nicht jede Probe aushielt. Das Legat von 10 000 Pfund, das die Witwe des großen Feldherrn Marlbourough, die Herzogin Sarah, William Pitt in ihrem Testamente aussetzte, schemt nicht ganz ohne Einfluß auf die bittere politische Feindschaft Pitts gegen Sir Robert Walpole geblieben zu sein. Die Herzogin von Marlbourough war von Sir Robert bitter gekränkt und verstand zu hassen. William Pitt wußte, daß sich dieser Haß in dem Testament der alten Dame zu einem namhaften Legat an ihn niedergeschlagen hatte, und Ruville geht wahl nicht ganz fehl, wenn er die fortgesetzte Befeindung Walpoles durch Pitt, die zu einer Zeit andauerte, als sie politisch kaum noch einen Zweck hatte, aus dieser testamentarischen Verfügung mit zu erklären sucht.

Gemeinsame politische Abneigung trug ihm zwei Jahrzehnte später eine weitere Erbschaft, diesmal sogar im Betrage von 40 000 Pfund Sterling, ein. Ein Sir William Pynsent, ein fanatischer Gegner des Hofes Georgs III. und insbesondere Lord Butes, hinterließ Pitt dies Vermögen im Jahre 1765, also in einer Periode, da Pitt seit geraumer Zeit wieder in der Opposition war. Daß sich die Aussöhnung mit dem König Georg III., die bald darauf eintrat und Pitt als Earl of Chatham erneut an die Spitze der Regierung brachte, so spät vollzog, glaubt Ruville ebenfalls auf eine gewisse Rücksichtnahme gegenüber dem willkommenen Erblasser zurückführen zu sollen. Gewiß ist, daß für William Pitt trotz seines ungewöhnlich stark ausgebildeten Nationalgefühls und Patriotismus Rücksichten auf seine eigene staatsmännische und parlamentarische Stellung zu allen Zeiten eine wesentliche Rolle gespielt haben, und zwar nicht bloß in seiner Jugend, als er sich gegen den allmächtigen Sir Robert Walpole im Unterhause durch die skrupelloseste Opposition durchzusetzen versuchte, sondern auch später, als er längst der Great Commoner und der mächtigste Staatsmann seiner Zeit geworden war.

Pitt hatte es übrigens äußerst schwer, überhaupt politisch hinaufzukommen. Er war schon hoch in den Dreißigern, als ihm der erste ziemlich untergeordnete Posten in der Regierung anvertraut wurde, und er gelangte erst an die Spitze der Regierung in einem Lebensjahre, in dem sein zweiter Sohn William Pitt nach zwanzigjähriger Leitung der Staatsgeschäfte bereits vom Tode abberufen wurde. Auch der ältere William Pitt war ein zweiter Sohn, zugleich ein Enkel jenes Diamanten-Pitt, der in Indien ein ziemlich abenteuerliches, aber lukratioes Geschäftsleben geführt hatte und dabei durch Kauf in den Besitz jenes Diamanten gelangt war, der 1717 um den Preis von 2 700 000 Mark an den Regenten von Frankreich verkauft wurde. William Pitt wurde 1708 geboren, sein Sohn William fast genau ein halbes Jahrhundert später.

Der Schwerpunkt des Ruvilleschen Werks liegt, wie das bei jeder Biographie des älteren Pitt selbstverständlich ist, in jener Zeit des gewaltigen siebenjährigen Krieges, den England mit Frankreich ausfocht zur selben Zeit, da Friedrich der Große seine schlesischen Eroberungen gegen die Koalition von Oesterreich, Frankreich und Rußland zu verteidigen hatte. Die staatsmännische Energie, mit der William Pitt damals die Kräfte Englands zusammenraffte, um Frankreichs Kolonialbesitz zu zertrümmern und England die unbestrittene Vorherrschaft zur See zu sichern, und das rednerische Pathos, mit dem er das Parlament zum gefügigen Werkzeug seiner patriotischen Pläne machte, sind oft genug zur Darstellung gebracht. Ruville hat auch hier speziell aus den Beziehungen zwischen Friedrich dem Großen und William Pitt manches neue hinzugetragen, das sowohl zur Aufklärung der damaligen preußischen wie der damaligen englischen Politik dient. Lord Bute, dem frühere Geschichtsforscher in den politischen Begebenheiten jener großen Zeit die partie honteuse zugewiesen haben, kommt in Ruoilles Darstellung sehr gut weg. Die Ehrenrettung, die Ruville an Lord

*) William Pitt, Graf von Chatham, von Albert von Ruville, 3 Bände, Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

Digitized by Google

Bute vornimmt, hat viel Ueberzeugendes, geschieht allerdings wiederum in beträchtlichem Maße auf Kosten William Pitts.

Nachdem Pitt zum Earl of Chatham gemacht war, hat er als leitender Staatsmann nur noch eine unglückliche und auch als Politiker keine besonders glückliche Rolle gespielt. Selbst als Warner beim Ausbruch der amerikanischen Wirren war er von schwankender Haltung. Seine Opposition entbehrte sowohl der fruchtbaren Anregung wie des durchdringenden Scharfblicks.

Manche sonst schwer verständliche Unzulänglichkeit ist ohne Zweifel aus Pitts unglücklichem Gesundheitszustand herzuleiten. Die Gicht peinigte ihn sein ganzes Leben hindurch, und zwar so arg, daß er fast von Jugend auf jahraus jahrein die Heilquellen von Bath aufsuchen mußte. In der Zeit seiner ministeriellen Tätigkeit war er alljährlich Monate hindurch so krank, daß er die regelmäßigen Regierungsgeschäfte nur unter allerlei Hemmnissen verrichten konnte. Im Parlament erschien er gerade bei den größten Anlässen in Flanell eingewickelt. Das wiederholte sich sogar so oft, daß Ruville die Vermutung äußert, Pitt habe, um die dramatische Wirkung seines Erscheinens zu erhöhen, sich nicht selten kränker gestellt, als er war. Fest steht aber jedenfalls, daß die Gicht das große Unglück seines Lebens wurde und ihn an der Entfaltung seiner gewaltigen geistigen Kräfte nur zu oft in peinlichster Weise hinderte.

Ruvilles Geschichtswerk wird von denen mit besonderem Interesse gelesen werden, die den historischen Zeitraum, den die Lebensgeschichte William Pitts ausfüllt, bereits näher kennen. Leider hat der deutsche Forscher darauf verzichtet, den kulturgeschichtlichen Hintergrund, von dem sich die Figur William Pitts so wirksam abhebt, näher auszumalen. Sir George Travelyan hat in seinem Buch: „The early life of Charles James Fox" eine äußerst reizvolle Darstellung des Lebens und Treibens der englischen Gesellschaft jener Tage gegeben. Auch sonst fehlt es nicht an lebenswahren Schilderungen des gesellschaftlichen Milieus, in dem sich William Pitt bewegte. Für den Forscher gab es in dieser Beziehung nicht viel zu ergänzen, aber für den Geschichtschreiber war ein ungewöhnlich dankbarer Vorwurf gegeben, der den Reiz des Werks wesentlich erhöht und dem Buch auch aus weiteren Kreisen Leser zugeführt hätte. Hoffentlich finden aber die mancherlei Vorzüge des Werks auch ohnedies die verdiente Anerkennung.

Ferdinand Svendsen.

Der religiöse Skeptiker Anatole France.

In einer Zeit, in welcher die Kreise mit religiösem Bedürfnis und Besitztum durch eine sich verbreiternde Kluft von den einem religiösen Leben entwöhnten geschieden sind, hat die literarische Betrachtungsweise einen pikanten Reiz, die den Gegensatz zwischen religiöser und erfahrungsmäßiger Weltanschauung in beiden Elementen gleichmäßig aufnimmt und zum Ausdruck bringt.

In den Werken von Anatole France finden wir einen stahlharten Skeptizismus neben einer liebevollen Hingabe an die Mysterien und die Aeußerlichkeiten des religiösen Lebens, eine glückliche Vereinigung der historischen Methode mit der kritischen.

Andächtig versenkt sich France, wie der alte Gelehrte des Romans „le crime de Sylvestre Bonnard", in das religiöse Leben des frühen Mittelalters. Er entwirft (im „Etui de nacre") einige Heiligengeschichten im naiven Stil der historischen unter getreuer Beschränkung auf den Ideenschatz ihrer Zeit. Der Zusammenstoß der römischen Glaubenswelt mit der jüdischen und das unvermerkte Werden des Christentums zieht ihn mehr als einmal an. Im „Procurateur de Judée" (aus dem „Etui de nacre") führt er Pontius Pilatus ein, der, am Ende des Gastmahls von seinem Freunde gefragt, ob er sich nicht eines Jesus erinnere, der zu seiner Zeit in Judäa hingerichtet wurde, den Finger an die Stirn legt und murmelt: „Jesus? Jesus von Nazareth? Erinnere mich nicht." Daran anklingend, enthält Frances jüngster Roman („Sur la pierre blanche") die breite Ausführung eines aus der Apostelgeschichte bekannten Themas: Paulus wird von dem Synagogenvorsteher vor den Richterstuhl des Gallio, Prokonsuls von Achaia, gebracht. Gallio aber weist sie fort, als er hört, daß nicht eine Rechtsverletzung, sondern nur ein Lehrstreit vorliege. Als nun der feingebildete und freidenkende Gallio von seinen Freunden gefragt wird, welcher Gott wohl regieren werde, wenn Jupiters Macht zu Ende gehe, da weist er auf Herkules, dessen Herrschaft bevorstehe und der dem Reich Tugend, Einfachheit, Mut, Unschuld und Frieden schenken werde.

In der „Thais" endlich entrollt dieser rückwärts gekehrte Prophet ein großartiges Bild von dem Leben der ägyptischen Mönche des vierten Jahrhunderts, das, nicht an Reichhaltigkeit, wohl aber an Lebendigkeit und uninteressierter Sachlichkeit fast Flauberts erstaunliche „Tentation du saint Antoine" erreicht. Der Anachoret Paphnuce wird von dem Wunsche ergriffen, die berühmte alexandrinische Courtisane und Tragödin Thais, die er in seiner Jugend gesehen hat, ihrem sündhaften Leben zu entreißen und mit Jesus zu vermählen. Er erlangt Zugang zu ihr, nimmt mit ihr an einem philosophischen Gastmahl bei dem Flottenpräfekten Lucius Cotta teil, bei welchem er die furchtbarsten Blasphemien in der anmutigen Form des platonischen Dialogs über sich ergehen lassen muß, und bringt sie wirklich, da der Neid der Frauen und die Brutalität der Männer sie anwidert, in ein Frauenkloster, das — ein für Thais besonders wirksamer Umstand — unter der Leitung einer Cäsarentochter steht. Er selbst versiegelt den Eingang ihrer Zelle mit Wachs, daß Jesus komme, um das Siegel zu lösen.

In die Wüste zurückgekehrt, hat er seine frühere Ruhe verloren. Im Traum erscheint ihm immer wieder Thais. Er glaubt anfangs, Gott führe ihm als Lohn seiner frommen Tat deren Gegenstand vor Augen, merkt aber bald, daß die Erscheinung vom Teufel kommt, da sie in ihm nicht reine Freude, sondern sinnliche Begierde entzündet. Seine Hütte bevölkert sich mit Dämonen, nämlich mit immer zahlreicher und kleiner werdenden Schakalen, bis er aus ihr entflieht und auf eine hohe Säule hinaufkriecht, deren Oberfläche kaum für seine Glieder Platz gewährt. Hier bleibt er Wochen und Monde. Der Ruf seiner Frömmigkeit geht durch das ganze Land. Um den berühmten Säulenheiligen zu sehen, strömen von weit und breit Fromme und Weltliche herbei, nach ihnen Händler und Handwerker. Zu Füßen der Säule entsteht eine ganze Stadt. Eines Nachts tastet er sich auf einer Leiter hinunter. Während sein Ruhm immer wächst, da zahlreiche Zeugen wahrgenommen haben, wie er von einem Engel des Herrn zum Himmel emporgetragen wurde, verkriecht er sich in ein Grabmal, wo ihm alle Zweifel und Wünsche im Schlafen und Wachen gegenständlich werden. Er erschrickt vor diesen Stimmen und lauscht ihnen immer wieder.

Als er zufällig vernimmt, daß Thais im Sterben liege, geht es ihm wie etwas Unfaßliches durch die Seele. Sein ganzes Leben erscheint ihm wie ein großer Irrtum, da er sich das einzige, wegen dessen es lebenswert sei, die Liebe der Thais, versagt habe. Er eilt zu ihrem Kloster und findet sie in den letzten Zügen. Im Kloster hat sie Ruhe und Frieden gefunden und geht jetzt in Seligkeit zum Himmel ein. Er stürzt sich auf sie und ruft ihr zu, es gebe keinen Gott und keinen Himmel, ihr früheres, der Liebe geweihtes Leben sei das wahrhaft tugendhafte gewesen. Sie hört ihn nicht mehr, und die Aebtissin stößt den Ruchlosen zurück. Die Sängerinnen, die den Todespsalm anheben wollen, verstummen erschreckt angesichts des tierischen Verlangens in seinen Zügen, und er, indem er sich mit der Hand über das Gesicht fährt, fühlt seine eigene Häßlichkeit.

Dasselbe gelehrte Verständnis, dieselbe eigentümliche Darstellungskraft hat France für die religiösen Ideen und Personen der Gegenwart. Hier mischt sich in die Darstellung jene dem Schriftsteller eigene Ironie, die uns die Illusion gibt, als sei sie kein Produkt der Kunst, sondern enthülle nur die den Dingen innewohnende Ironie.

In den Romanen der „Histoire contemporaine" erstehen vor uns die Typen der römischen Priester in lebenden Indivi-

Digitized by Google

duen: der Typ des klugen und milden Erzbischofs, der die beiden Kandidaten zum Bischofsamt mit denselben nichtssagenden Worten hinhält, der gelehrte, gerade und unversöhnliche Abbé Lantaigne, der seinen besten Schüler erbarmungslos verstößt, als er einen antireligiösen Geist bei ihm wahrnimmt, der unter den Ulmen des Promenadenwegs mit dem wenig religiösen, aber theologisch gebildeten Professor Bergeret plaudert und allen Ernstes in der Gegenwart die Unterscheidung zwischen theologischer und wissenschaftlicher Wahrheit verteidigt, die als „doppelte Buchführung" im Mittelalter die frommen Theologen vor dem Verzicht auf die Wissenschaft, die unfrommen vor dem Verdacht der Ketzerei bewahrte; endlich der ebenso unversöhnliche, aber äußerlich geschmeidige Abbé Guitrel, der dem Präfekten nicht gern widerspricht, der vor seiner Ernennung zum Bischof seine Unterwerfung unter den Willen der Staatsgewalt beteuert und unter Berufung auf die Encyclica Diuturnum illud Leos XIII. die Besteuerung der Kongregationen anerkennt, zum Bischof aber ernannt gegen die Besteuerung energisch protestiert und wiederum unter Berufung auf die genannte Encyclica offen ausspricht, daß die Kirche die Macht habe, vom Gehorsam gegen einen ungerechten Befehl zu entbinden. Die politische Weisheit der katholischen Kirche, namentlich ihre einzigartige Fähigkeit, mit jedem Wind zu segeln, findet einen merkwürdig überzeugenden Ausdruck.

Diese Schilderungen ergehen nicht vom politischen Parteistandpunkt aus. Als Bergeret, in welchem France sich selber nicht ohne leise Selbstironie zeichnet, aufgefordert wird, in die antiklerikale Partei einzutreten, erwidert er (im „Mannequin d'osier"): er würde das vielleicht tun, wenn er genötigt wäre, im politischen Leben eine Rolle zu spielen, da diese Partei die einzige sei, der er ohne allzu viel Heuchelei dienen könnte; aber er habe gar kein Verlangen, in ein „politisches Coupé" einzusteigen, da der politische Parteienkampf im wesentlichen um Meinungen, also um Worte, gehe, die Lage der Bürger aber, worauf es allein ankomme, von ihm wenig berührt werde. Für den Sozialisten Bergeret droht Frankreich die kapitalistische Gefahr, nicht die klerikale („Ornie du mail").

So wird denn auch die antiklerikale Partei übel mitgenommen. Grausam spielt France Sarkasmus mit dem freimaurerischen jüdischen Präfekten Worms-Clavelin, der hilflos dem historischen Machtgebilde der katholischen Kirche gegenübersteht, klerikalen Intrigen unbewußt Vorschub leistet und unter dem Einfluß der Frau seine Tochter in einem katholischen Kloster erziehen läßt. Ueberhaupt fallen interessante Streiflichter auf das Verhältnis von Judentum und Katholizismus.

Die jüdische Baronin Bonmont (alias Gutenberg), die Eingang in die aristokratischen Kreise sucht, spendet ein kostbares goldenes Ciborium für eine Privatkapelle der Heiligen Jungfrau, und zu spät erkennt der Beschenkte, daß er nun nicht wird umhin können, die Spenderin einzuladen. Ja, Bergeret versichert geradezu (im „Mannequin d'osier"), daß der französische Katholizismus heute seine stärkste Stütze in der jüdischen Finanz habe.

Auf der anderen Seite treffen den Antisemitismus vernichtende Schläge. Seine Unklarheit wird getadelt: „Der alte Kadmus war Semit. Soll ich den alten Kadmus hassen?" („Anneau d'améthyste".) Soll ich die 80 000 französischen Juden hassen? Bilden sie eine Rasse? Renan sagt: „Aus den einzelnen ein Volk macht die Erinnerung an die großen Dinge, die sie gemeinsam vollbracht haben, und der Wille, neue zu vollbringen." Seine Unwahrhaftigkeit wird gegeißelt: Herr v. Terremondre ist nur im Sommer Antisemit, im Winter speist er bei jüdischen Finanziers, seine Lächerlichkeit: die antisemitische Partei der kleinen Stadt bekämpft, da es dort keine Juden gibt, die geschlossene Gemeinschaft der Protestanten, seine Ungerechtigkeit: nicht alle Juden sind Börsenjobber und Ausbeuter, die meisten sind arm, viele widmen ihr Leben der Wissenschaft und der Befreiung des Proletariats; die katholische Hochbank unterscheidet sich nicht von der jüdischen. Herr v. Terremondre ist Antisemit aus Patriotismus, Frau Tessaire, die in Papieren verloren hat und den Juden die Schuld gibt, ist es gefühlsmäßig (gerade wie einmal Frau Gyp zu einem Redakteur des „Figaro" über ihren Antisemitismus sagte: „Ich gehorche einem dunklen und unbezwinglichen Gefühl, das die Heftigkeit und Bestimmtheit des Instinktes besitzt.") Das Volk aber haßt einen Menschen nicht wegen der Form seiner Nase. „Wir wollen," sagt Bergeret, „nicht wieder barbarische Vorurteile einführen. Wir wollen nicht untersuchen, ob einer Jude oder Christ, sondern ob er ein redlicher Mensch ist und sich seinem Lande nützlich erweist." Um den Juden aber nichts zu schulden, mögen ihre Gegner ihnen den alten Gott Jehovah zurückgeben, den sie ihnen weggenommen haben! („Anneau d'améthyste".)

Zu Angriffen auf den Gott des Alten Testaments erteilt France seinen Personen mehrfach das Wort. In Cottas Tafel („Thais") entwirft Zenothemis eine ausführliche Schilderung von dem bösen Genius Jehovah, der alle argen Götter an Unwissenheit und Wildheit übertreffe. Er überwand die Schlange, die die Menschen in der Wissenschaft unterrichten wollte, indem sie mit ihrem Leibe mathematische Figuren vor ihnen bildete. „Er lehrte die Menschen Ungerechtigkeit, Unwissenheit, und Grausamkeit und begründete auf Erden die Herrschaft des Uebels. Kain und seine Nachkommen verfolgte er, weil sie im Gewerbe erfinderisch waren; die Philister vertilgte er, weil sie orphische Lieder und Fabeln nach Art des Aesop dichteten. Er ward der unversöhnliche Feind der Wissenschaft und Schönheit, und jahrhundertelang büßte das Menschengeschlecht in Blut und Waffen die Niederlage der gefügelten Schlange."

Die Nachwirkungen des so dunkel gemalten Gottesglaubens sucht Anatole France namentlich in dem Begriff der göttlichen Vergeltung auf, der jahrhundertelang das Strafrecht beherrschte und noch immer nicht geschwunden ist. Ihn bis in die verborgensten Schlupfwinkel zu verfolgen, ist eine Hauptaufgabe des Kriminalpolitikers France, ihn mit wahrhaft ätzendem Spott zu begießen, ein unermüdliches Streben des Satirikers. Es wird nicht leicht sein, eine Satire ausfindig zu machen, die an die kleine Erzählung „Die redlichen Richter" (in „Crainquebille, Putois, Riquet et d'autres récits profitables") heranreicht.

Zwei zusammen ausreitende Richter unterhalten sich über die Grundlagen des Strafrechts. Der eine vertritt den Standpunkt der göttlichen Vergeltung, der andere den der menschlichen Zweckmäßigkeit. Als ihre Diskussion beendet ist, fangen ihre Pferde an, über das Recht zu diskutieren, das einst gelten wird, wenn erst das Reich der Pferde auf Erden begründet ist. Das eine meint, man werde die Gesetze so einrichten, daß die Pferde möglichst sicher und glücklich lebten. Die von dem Menschen willkürlich über die Pferde verhängten Leiden würden sie beseitigen und allen den Genuß der Liebe und sonstigen Güter gewähren. Verächtlich verwirft das zweite Pferd einen so niedrigen eudämonistischen Standpunkt. Die Gesetzgeber der Pferde werden weiser sein. „Sie werden Gesetze machen nach der Eingebung des himmlischen Pferdes, das alle Pferde geschaffen hat. Es ist allgütig, denn es ist allmächtig. Macht und Güte sind seine Attribute. Es hat seine Geschöpfe bestimmt, den Zügel zu tragen, die Balster zu ziehen, den Sporn zu fühlen und unter Schlägen zugrunde zu gehen. Vom Recht auf Liebe sprichst du, Freund? Es ist sein Wille, daß viele von uns gewalladht werden. Das ist die Ordnung, die das himmlische Pferd eingesetzt hat, und diese ehrwürdige Ordnung sollen die Gesetze erhalten."

Hinter dieser blasphemischen Persiflage verbirgt sich ein System. Systematisch diskreditiert France die primitiven religiösen Ideen dadurch, daß er ihr Spiegelbild in der Seele der Tiere auffängt. Diese Seite seines Schaffens gibt etwa ein künstlerisches Gegenstück zu der theoretischen Leistung von Rées „Philosophie". Am wirksamsten ist die Parodie in den psychologischen Studien, deren Gegenstand Bergerets Hund Riquet ist. Mit dieser köstlichen Hundepsychologie knüpft France an große Vorbilder der französischen Literatur an. Dem kleinen Riquet beleben sich alle Gegenstände mit Gottheiten und Dämonen, ja er verehrt sogar die Pantoffeln seines Herrn, seit er gesehen hat, wie flink sie von Bergerets Füßen hüpften. Merkwürdig vertraut sind uns alle Schlüsse, die er aus seinen theologischen Einsichten zieht, und die zusammenfließen in einem „aufrichtigen Gebet":

„O Bergeret, mein Herr, du Gott der Schlachten, ich bete dich an. Schrecklicher, sei gelobt! Sei gelobt, Gnadenweller! Zu deinen Füßen krieche ich und lecke dir die Hände. Groß bist du und sehr schön.

Digitized by Google

wenn du vor dem gedeckten Tisch reichliche Speisen verschlingst. Du bist sehr groß und sehr schön, wenn du mit dem glänzenden Holz die Flamme hervorrufst und Nacht in Tag verwandelst. Behalte in deinem Hause denen auserwählten Hund mit Ausschluß jedes anderen Hundes. Und du, Angelika, o Kochin, gütige und große Göttin, ich fürchte und verehre dich, damit du mir reichlich zu fressen gebest." („Crainquebille etc.")

Die Hunde verehren die Menschen als Götter, und im Bunde mit seinem eigenen Gott kämpft jeder gegen fremde Götter, „wie einst Israel Jahwe beistand, Chamos und Moloch zu vernichten" („Anneau d'améthyste"..

Von den religiösen Dogmen wird das der persönlichen Unsterblichkeit am schärfsten im „Anneau d'améthyste" bekämpft, dessen Ironie wie in einen Abgrund alle Götzen und Götter verschlingt. Dr. Fornerol erzählt von seiner Patientin Frau Péchin: sie wäre trostlos, wenn sie etwa mit Tomaten aus dem Obstladen käme und jemand zu ihr sagte: „Frau Péchin, Sie werden Jahrtausende und Jahrtausende himmlische Freuden kosten, aber Sie sind nicht unsterblich. Sie werden länger bestehen als die Sterne und werden noch bestehen, wenn die Nebelflecken zu Sonnen geworden und die Sonnen erloschen sind, und in der unfaßlichen Dauer dieser Zeiten werden Sie in Entzücken und Glorie baden. Aber Frau Péchin — Sie sind nicht unsterblich." Mit naivem Staunen betrachtet Bergeret dies Unsterblichkeitsbedürfnis: „Wundert sie sich denn garnicht darüber, daß sie ewig bestehen soll in dem allgemeinen Fluß und Vergehen der Dinge? Wird sie nicht müde, so maßlose Hoffnungen zu hegen? Aber vielleicht hat sie über die Natur der Lebewesen und die Bedingungen des Lebens nicht gründlich nachgedacht!" Bergerets Pessimismus verlangt es nicht nach einem persönlichen Fortleben. Er denkt darin wie jene Dame, die über das Jenseits zu ihrem Beichtvater sagte: „Sie versichern mir, es ist von demselben geschaffen, der diese Welt geschaffen hat. Ich habe nur zu gut erfahren, wie er arbeitet."

Ueber den Einfluß der Religion auf die Moral denkt Anatole France sehr skeptisch. Die moralischen Anschauungen einer Zeit beruhen nicht auf der herrschenden Religion oder Philosophie. Sie gehen aus den Gewohnheiten der Zeit hervor, denen (was Renan oft betont) die religiösen Lehren angepaßt werden. Deshalb sind religiöse und weltliche Moral im Grunde die gleiche. Julian Apostata hatte dieselben sittlichen Anschauungen wie die Christen, die er verfolgte („Mannequin d'osier").

Daher ist es auch nicht richtig, daß die Religion auf die Sittlichkeit der Völker fördernd einwirke. Das ist eine jener hergebrachten Meinungen, die so selbstbewußt auftreten, daß sie ohne Prüfung passieren, wie jener Theaterliebhaber, der zwanzig Jahre hindurch die Comédie-Française besuchte und immer bei der Kontrolle das Wort hinwarf: „der selige Scribe." Die an blutigen Kriegen und Greueltaten aller Art überreiche Geschichte der christlichen Völker widerspreche einer moralischen Wirkung der Religion. „Man kann nicht mehr Frömmigkeit haben, als in den Klöstern bestand. Und doch haben sich alle Sorten Mönche, weiße und schwarze, gescheckte und Kapuziner mit den scheußlichsten Verbrechen besudelt. Die Helfershelfer der Inquisition und die Pfarrer der Ligue waren fromm und waren grausam. Von den Päpsten, die die Welt mit Blut befleckt haben, will ich nicht reden. Denn es ist nicht sicher, daß sie an ein Jenseits glaubten" („Anneau d'améthyste").

Wie France in einem älteren Werk ausführt (an einen Gedanken aus Mauthners Sprachkritik erinnernd), sind die Religionen alte Wissenschaften. Aus positiven Begriffen macht die Zeit geheimnisvolle, die sich mit Dogmen und Kultakten umgeben. So entsteht aus der Wissenschaft unserer Zeit, gestützt auf Lavoisiers Chemie, eine neue Religion, der Spiritismus („Pierre Noziere").

Für die Entstehung alles Glaubens aber hat er ein vielleicht bleibendes Symbol in der kleinen Erzählung „Putois" gefunden, die Georg Brandes gewidmet ist („Crainquebille, Putois, Riquet et plusieurs autres récits profitables"), und die die Leser dieser Zeitschrift bereits kennen gelernt haben (siehe laufenden Jahrgang Nr. 2).

Putois ist ein imaginärer Gärtner, dessen Person Bergerets Mutter gelegentlich zum Zweck einer Nothlüge erfunden hat. Man spricht von ihm, und bald spielt er im Leben der Stadt eine große Rolle. Man sieht ihn, man hört ihn, man hat sein genaues Signalement, die Behörden führen über ihn Personalakten, er stiehlt, raubt und verführt junge Mädchen. Bergerets Vater, der Arzt, spricht zu Haus und außer dem Hause ganz ernsthaft von Putois, als existiere er. Nur glaubt er nicht, daß Putois in den Lauf der Dinge eingreife. Er ist nämlich Gassendist, und Gassendi respektierte zwar die Meinung seiner Mitbürger soweit, daß er das Dasein Gottes nicht bezweifelte, gestand ihm aber eine Einwirkung auf das Weltgeschehen nicht zu. Wie man Gott im Munde führt, sprach daher Dr. Bergeret immer von Putois. „Der Glaube an Putois interessierte ihn als ein Auszug und Kompendium alles menschlichen Glaubens."

Auch um die Zukunft der Religionen dürfen wir Anatole France befragen. In dem sozialistischen Zukunftsstaat, den er eine seiner Personen „Sur la pierre blanche" träumen läßt, gibt es noch einige Religionen: die Religion des Humanismus, Positivismus, Christentum und Spiritismus. In einigen Gegenden existieren auch noch Katholiken, die aber wenig zahlreich und infolge der Schismen, welche bei Trennung von Kirche und Staat im 20. Jahrhundert eintraten, in mehrere Sekten gespalten sind. In Rom lebt sogar noch als Färber ein Papst Pius XXV., der auch von einigen tausend Gläubigen in Europa anerkannt wird.

Wird die Vernunft dem religiösen Glauben Boden abgewinnen, von der France einmal sagt, sie laufe der menschlichen Natur zuwider und bleibe nur deswegen harmlos, weil sie selten sei und sich zu einer kleinen Schar wenig geachteter Menschen zurückgezogen habe? Die Frage ist zu verneinen („Anneau d'améthyste"). Die Ideen von Kopernikus, Galilei und Laplace sind mit der jüdisch-christlichen Physik und Schöpfungsgeschichte unvereinbar, bleiben aber auf die Theologie ohne Einfluß. „Die Wissenschaft hat der Religion noch nie Abbruch getan, und man kann die Unsinnigkeit einer frommen Uebung beweisen, ohne die Zahl ihrer Bekenner zu vermindern. Wissenschaftliche Wahrheiten sind der Menge nicht sympathisch. Die Völker leben von Mythologie. Der Sage entlehnen sie alle Begriffe, die sie zum Leben brauchen. Sie brauchen nicht viele, und einige simple Lügen reichen aus, um Millionen von Existenzen einen goldenen Schimmer zu geben."

So endet dieser erstaunliche Skeptiker in lauter Negationen — wollte man ihn immer beim Wort nehmen.

Ernst Feder.

Werk und Urteil.

Der Streit um den Wert künstlerischer und dichterischer Werke ist hartnäckig. Einen sicheren Wertmesser für die Schöpfungen der „freien Künste" kann es nicht geben, ein allgemein gültiges Kriterium scheint ausgeschlossen. Schaffen ist Krieg, und siegen heißt: Erfolg haben. In der Schlacht gibt es keine Gerechtigkeit, nur Glück, Geschicklichkeit und Stärke. Der Zeitgeschmack ist merkwürdigen, oft unberechenbaren Wandlungen ausgesetzt, sodaß es gerade auf dem Gebiet der Dichtung und Kunst immer wieder heißt: Bete an, was du verbrannt hast; verbrenne, was du angebetet hast!

Je naiver die Werke waren, desto unbefangener trat auch das Urteil zutage, meist auf spontane Kundgebungen des Beifalls oder Mißfallens beschränkt. Im Altertum konnte nur eine Dichtung lebendig bleiben, die sich von Mund zu Mund fortpflanzte, weil sie dem Geschmack der Hörer entsprach; nur ein Bildwerk, das die Augen der Zeitgenossen erfreute, war vor gewalttätiger Zerstörung gefeit. Erst die Entwicklung des Theaters in Griechenland bildete eine kunstmäßige Art des Urteils, auf die sich der Name „Kritik" in unserem Sinn anwenden läßt. Am Dionysosfest zu Athen kämpften die Dichter mit drei Tragödien und einem Satyrspiel um den Preis, den zehn Richter, aus den Stämmen gewählt, im Auftrag der

Digitized by Google

Gemeinde erteilten. Als Aeschylos bei dieser Gelegenheit mit Sophokles den Wettkampf aufnahm, mußte er dem jüngeren Genossen durch Kimons Einfluß den Lorbeer überlassen. Kimon, der Kritiker, hatte sich für den aufstrebenden Dichter der Jugend entschieden und durch seine Rede Richter wie Volk mit sich fortgerissen. Er war gerecht gegen Sophokles, vielleicht ungerecht gegen Aeschylos, aber jedenfalls im Recht für seine Tat, denn jedes Urteil, das überzeugen will, muß der Ausfluß einer starken Persönlichkeit sein, sonst fehlt ihm die Kraft, auf die breite, Leitung suchende Menge zu wirken. Dichter und Künstler bedürfen des Kritikers, um zur Geltung zu kommen. Daß dieser nicht allen gerecht wird, liegt in seiner Individualität begründet. Eklektische Naturen, die das Schöne und Große überall anerkennen, sind selten. Die meisten bedürfen eines Parteigotts, dessen Schwächen sie gleich seinen Vorzügen bewundern, und eines Parteifeinds, dessen Bedeutung sie leugnen. Nur bei literarisch entwickelten Völkern gedeiht echte, abwägende oder geistreich ankämpfende Kritik.

Als anstelle der großzügigen dramatischen Dichtung der griechischen Klassiker die realistische Widerspiegelung von Familienangelegenheiten trat, rief Aristophanes, der diese Schule bekämpfte: „O Leben und Menander! Wer von euch beiden hat den anderen nachgeahmt?“ Der alte Streit setzte hier ein, der unter den verschiedensten Fahnen und Stichworten immer derselbe blieb, ob nun Idealismus und Realismus, subjektiv und objektiv, naiv und sentimental als trennende Begriffe genannt wurden. An der Aufstellung fester Regeln schulte sich die Kritik. Wie die Dichter durch Jahrhunderte ewig gültige Muster in den Tragödien und Komödien der Griechen sahen, so bildeten sich die Kritiker einen Kanon aus den Lehren des Aristoteles.

In Rom drängte sich die Politik so stark in den Vordergrund, daß von einer gesunden Wechselwirkung zwischen Kunst und Kritik keine Rede sein konnte. Selbst in den Zeiten des Augustus nicht. Kunst und Dichtung in der Kaiserzeit waren Hofkunst, ein maßgebendes, auch literarischen und erzieherischen Wert beanspruchendes Urteil entsteht aber nur Werken gegenüber, die im Volk wurzeln, oder stammt aus abgeschlossenen, gebildeten Kreisen, in denen ein kritischer Geist zu Gleichgestellten spricht. Um Bedeutung zu gewinnen, bedarf ein Urteil der Oeffentlichkeit. Denn im Gegensatz zu dem Kunstwerk ist die Kritik aus dem Tage geboren und hauptsächlich für den Tag bestimmt. Schon der persönliche Zug weist auf Vergänglichkeit, mag er von Liebe oder Haß getragen sein. Von rein persönlichen Motiven, Begründungen oder Intaten ist die Kritik leider nur selten frei, seit die Kirchenväter damit begannen, in wissenschaftliche und literarische Fehden die Geheimnisse des Privatlebens zu mischen. Nicht Lehrsätze und Ansichten bekämpften sie allein, sondern der Gegner wurde persönlich mit Schmach bedeckt, um ihn auch in seiner kirchlichen und bürgerlichen Existenz zu vernichten. Eine solche Verrohung des Urteils machte sich erst wieder im Zeitalter der Reformation geltend, gegen deren Pamphlete alle späteren literarischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Fehden zu einem Austausch gesellschaftlicher Höflichkeiten verblassen. Die Form der Kritik ist seit dem Ausklingen des Altertums eine Art von Barometer, das ziemlich genau den Grad der Bildung und des Fanatismus in verschiedenen Jahrhunderten bestimmt.

Seit es eine öffentliche Kritik gibt, mag sie nun Urteil oder Entgegnung sein, denkt auch der Schaffende selbst unwillkürlich an den Eindruck, den sein Werk zunächst auf Gesinnungsgenossen und Gegner machen wird und dann auf die weiteren Kreise des Publikums. Als Ausnahmen von diesem Gesetz erscheinen auf den ersten Blick die mittelalterlichen Dichter und Maler, die nicht um zeitlicher Anerkennung willen schufen, sondern zu Preis und Lob der Gottheit. Unermüdlich schmückten die Mönche ihre Handschriften mit Miniaturen, und die Nonnen fertigten Spitzen, fein wie Spinnweb, zur Zierde der Meßgewänder und Altäre. Aus inniger Gottverehrung malte Fra Angelico in stiller Klosterzelle, bauten Städte und Fürsten ihre gotischen Dome. Ruskin nennt diesen Geist den heiligen Geist der Kunst und glaubt, daß jede Kunst unwahr sei ohne die Selbstentäußerung, die in solcher fruchtbringender, göttlicher Liebe zur Schönheit läge. Ist dieser Gedanke auch zu schroff und einseitig, so bestimmt er doch die Grenzlinie zwischen den Durchschnittsschöpfungen des Alltags und jenen Dingen, die im Sonntagsleben wahrer Künstler und Dichter entstehen. Es ist eine interessante, philosophische Beobachtung, daß mit dem Untergang des naiven Glaubens und des naiven „gottgefälligen“ Schaffens die Kritik als selbständige, wirksame Tätigkeit des menschlichen Geistes anerkannt wurde. Die alten Meister waren so groß, weil sie an die Kritik eines höchsten Meisters und Schöpfers glaubten, die Größe der neuen Zeit muß in der Ausstrahlung einer machtvollen Persönlichkeit liegen, die trotz der Gegenströmungen ihrer Ansicht zum Sieg verhilft Dadurch drang in die Arbeit ein nervöser, fieberhafter Zug, der Geist der Konkurrenz, der unserem Zeitalter den Stempel aufdrückt.

Michelangelo wagte noch dem gefürchteten Kritiker Pietro Aretino seine Mißachtung auszudrücken. Aretino war der erste moderne Kritiker von Beruf, ein Journalist ohne Zeitung, dessen Urteil geachtet wurde wie der Bann des Papstes. Fürsten und Künstler, Dichter und Staatsmänner warben um die Gunst des Schriftstellers, der von sich selber sagte: „Ich bin ein Mann, auf dessen Anklagen Könige und Kaiser zu antworten pflegen.“ Damals war ein Brief, der an eine hervorragende Persönlichkeit gerichtet war und in größeren Kreisen vorgelesen wurde, einflußreich genug, um über Erfolg oder Mißerfolg eines Werkes zu entscheiden. Aretins schmeichelnde oder donnernde Tiraden stehen an der Schwelle einer neuen Zeit, in der man überhaupt erst von regelmäßiger, bedeutsamer Wechselwirkung zwischen Schaffen und Urteilen reden kann.

Weit entfernt von der stillen Beschaulichkeit jener Tage, in denen die Blicke des Künstlers begeistert auf einen himmlischen Richterspruch warteten, da die Minnesänger für ein Liebeslied im Lächeln der Angebeteten die höchste Belohnung erblickten, entfaltete sich eine energische, eigentümliche Bewegung, die auch im Urteil eine geistige Arbeit anerkannte, oft ebenbürtig den künstlerischen Werken, wenn auch schöpferisch von anderem Wert. Ein unbefangenes, von Herzen kommendes Urteil über die Dinge der Kunst mußte in demselben Maß an Bedeutung verlieren, in dem das Ansehen einer berufsmäßigen Kritik zu wachsen begann. Man mag streiten, ob sie zum Segen oder zum Fluch, zum Hemmschuh oder zum Sporn gereichte, ihre Feinde wie ihre Freunde sind einig, daß die Kritik im Reich der Kunst ebenso notwendig geworden ist, wie das Schwert in den Staaten zur Zeit des bewaffneten Friedens. Es gab wohl immer Dichter und Künstler, die unter den Geißelhieben einer ungerechten Kritik zusammenbrachen, wie es andere gab und gibt, die törichtes Lob zu Luftballonberühmtheiten aufbläht, aber es ist falsch dieser Ausnahmen wegen die Kritik als solche zu verdammen. In der Zeit immer steigender Produktion, hastender und drängender Tätigkeit auf allen Gebieten muß ein Vermittler dem Publikum den Weg im Irrgarten der Dichtung und der Künste zeigen, muß ein Herold den Eintritt in neue Gebiete der stammenden, aber furchtsamen Menge erleichtern.

Zu diesem Zweck erschienen bereits im 17. Jahrhundert periodische Druckschriften literarisch-kritischen Inhalts. Sie sollten die Unzulänglichkeit des Buchhandels ausgleichen und waren von Anfang an eine Verbindung von Urteil und Reklame. Nach dem Muster des im Jahr 1666 in Paris gegründeten „Journal des savants“ gab Thomasius die deutschen „Monatsgespräche“ heraus, die einen leichten Plauderton in die schwerfällige Polemik bringen sollten. Am Anfang des 18. Jahrhunderts entstanden die berühmten englischen Wochenschriften, deren Art zu besprechen bei allen Kulturnationen maßgebend wurde. Wenn man die öffentlichen und literarischen Zustände vor und nach den Wochenschriften betrachtet, so sieht man klar, daß sie die heilsamste Umgestaltung des künstlerischen Geschmacks hervorgebracht haben. Wir sind uns im allgemeinen wenig bewußt, wie seltsam diese Veränderung war. Hing vorher das Glück eines Dichters oder Künstlers von dem guten Geschmack seines Gönners ab, so mußte sein Werk seit Beginn einer geordneten, literarischen Kritik einer gewissen Art von Menschen auffallen, die sich das Beurteilen zum Beruf erwählten.

Es sind seit alters große, prunkende Worte gefallen über die ausgleichende Gerechtigkeit der Nachwelt in Fragen des

Digitized by Google

künstlerischen Geschmacks. Diese Worte sollten den Tageskritiker an die Vergänglichkeit seiner Meinung erinnern und zur Vorsicht mahnen. Aber auch das Urteil der kommenden Geschlechter ist unsicher, es wechselt oft, und Jahrhunderte vergehen, bis eine Dichtung, ein Bild, ein Bauwerk für würdig gilt, in den unantastbaren Kronschatz der Menschheit aufgenommen zu werden. Der witzige Fontenelle läßt Pluto in der Unterwelt befehlen, daß die antiken Klassiker immer für verehrungswürdig zu gelten hätten, daß nur Lucian und seine Schüler dauernder Kritik ausgesetzt blieben, wie die unglücklichen Zeitgenossen. In einer Beschreibung von Paris aus dem 18. Jahrhundert erwähnte der Verfasser Bilder von „einem gewissen Velasquez, Maler ohne Bedeutung" und ein feinsinniger Kritiker wie Taine schrieb noch in der Biedermaierzeit über den Turm des Giotto in Florenz: „Joli quoique gothique". Die Kritik ist nicht die Instanz, die über Tod und Leben eines Werkes zu Gericht sitzt, aber sie entscheidet jedesmal für ihre Generation über die Aufnahme in die Gesellschaft, sodaß Hamlets Wort an die Schauspieler für die meisten Schaffenden zu Recht besteht: „Es wäre Euch besser, nach dem Tode eine schlechte Grabschrift zu haben, als üble Nachrede, so lang ihr lebt."

Daß die französische Kritik geistvoller und oberflächlicher, die englische philosophischer und politischer, die deutsche tiefer und schwerfälliger aber auch gröber aus der Aufklärungsliteratur hervorgegangen ist, lag daran, daß in Paris der Salon, in London das Parlament, bei uns Kanzel und Katheder den Ton angaben. Sobald sie leidenschaftlich wurde, geriet die Kritik in allen Ländern auf das persönliche Gebiet. Wer für die Oeffentlichkeit arbeitet, muß wie weiland Siegfried Nerven und Muskeln in Drachenblut härten. Beginnend mit einem femen Geplänkel von Ideen, mehr zerstörend und analysierend als neues schaffend, kam die junge Generation der französischen Kritiker am Ende des 18. Jahrhunderts nur zögernd ins Gefecht, erhitzte sich aber bald im Anblick fallender Gedanken und ging zum persönlichen, oft gehässigen Angriff über, weniger derb aber vielleicht boshafter als femerzeit die Kirchenväter und die Parteien der Reformationszeit. So wurde Rousseau von Voltaire der Judas der Aufklärung genannt, eine Vogelscheuche, zusammengeflickt aus Dünkel, Undank und Wankelmut. Diderot wurde von dem literarischen Klopffechter Palissot verspottet und rächte sich, indem er diesen als Ausgeburt der Mittelmäßigkeit brandmarkte, die von allen Dingen das Verächtlichste sei. Auch Gottscheds „vernünftige Tadlerinnen", eine Zeitschrift, die den „Spectator"*) nachahmen sollte, begannen mit kühler Höflichkeit zu kritisieren. Später wurden die literarischen Fehden in erregterem Ton geschrieben. Als Gottsched sich verschiedener Kritiken wegen mit der Direktorin der Leipziger Schauspieltruppe, der Neuberin, überwarf, brachte ihn diese als „Tadler" auf die Bühne, porträtähnlich, aber mit Fledermausflügeln, eine Blendlaterne in der Hand und auf dem Kopf eine Soune aus Flittergold. Damals ging der alte Herr kritisch gegen den jungen Klopstock vor und entfremdete sich die führenden Geister der Nation, die nun auch den einst Gefeierten, wie Frau Neuberin, als lächerliche Figur verspotteten. Als der ehemalige Literaturpapst Klopstocks Poesie, die dessen Freunde „seraphisch" fanden, „sehr affig" nannte, entwarf Lessing ein komisches Epos, in dem er Don Quijote und Sancho Pansa auf die Seraphimjagd gehen ließ.

Lessing ist der bahnbrechende Kritiker der neuen Literatur. Mit durchdringendem Scharfsinn, mit gefügeltem Witz und dem Rüstzeug bedeutender Kenntnisse griff er die Gegner an und machte sie unsterblich, indem er sie zerschmetterte. „Gelind und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler und so bitter als möglich gegen den Kabalenmacher," lautete sein kritischer Kanon. In der Hamburger Dramaturgie bekämpfte er die Bühnengesetze der Franzosen und bereitete das Publikum auf Shakespeare vor und damit auf die junge deutsche Tragödie. „Ich bin immer beschämt und verdrießlich geworden," schrieb er, „wenn ich zum Nachteil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken und ich schmeichle mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Kritiken unmöglich erbauen kann. Doch freilich, wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, sich zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann, so auch die Kritik." Lessings Name genügt, um den Irrtum zu widerlegen, als sei die Kritik an sich der schöpferischen Arbeit untergeordnet.

Wenn in der Gegenwart die erste Forderung, die an eine literarische Kritik gestellt werden muß, nämlich die, daß sie selbst eine künstlerische Leistung sei, oft außer acht gelassen wird, so liegt dieser Mangel meist an der Verwechslung der privaten Persönlichkeit eines Künstlers oder Dichters mit seinem dichterischen oder künstlerischen Wesen. Wie zu den Zeiten der Väter und Ahnen. Oder ist es nicht kindisch, wenn heute noch ernste Kritiker und mit ihnen ein „gebildetes" Publikum auf derselben Stufe stehen, wie die guten Weimaraner, die nicht wollten, daß Frau Hagemann die Jungfrau von Orleans spiele, weil sie die Geliebte des Herzogs sei? Die persönliche Kritik, sei sie nun Tadel oder Reklame, ist eine Eintagsfliege und nur dann relativ bedeutend, wenn sie von ihrem Autor durch Witz und Geist zur Satire erhoben wird. Wer den Punkt aufbläst, kann nichts anderes erzeugen als eine Null, und wer das Große hartnäckig verkannt hat, kann sich nie vom Fluch der Lächerlichkeit befreien. Auf Voltaire wird immer das Wort lasten: „ce bouffon de Shakespeare", und die Jüchter des Ruhmes mancher modernen Dichter und Künstler werden bald jenen Händlern gleichen, die zu Weihnachten Osterkuchen vom vergangenen Jahr feilbieten. Allen aber, die sich zu Unrecht verkannt und angegriffen fühlen, gereiche das Wort Schillers zum Trost: „Sollte mir übrigens begegnet sein durch meine Verwerfung ein wirkliches Talent beleidigt zu haben, so wird sich dieses Talent durch vortreffliche Werke an der Ungerechtigkeit meines Urteils rächen." Besser machen und den Tadler durch die Tat zu widerlegen, ist das Recht des Dichters, und die Pflicht des Kritikers bleibt, anzuerkennen, wenn er sein erstes Urteil nicht mehr aufrecht erhalten kann.

München. Alexander von Gleichen-Rußwurm.

*) 1711 in England gegründet.

Schwammerl.

Ein Manöverbild.

(Schluß.)

Jetzt ertönte ein weiterer Befehl: „Vor dem Hause des Herrn Hauptmann antreten, zur Kontrollversammlung!"

Die Kompagnie wurde wiederum formiert und wartete nun auf der sonnigen Dorfstraße ungefähr eine Stunde, bis der Hauptmann erschien. Dann begannen in Gegenwart des Gestrengen die üblichen Belehrungen an die Mannschaft. Die Meldevorschriften wurden ins Gedächtnis gerufen, das Verhalten bei Reisen ins Ausland, bei Mobilisierungen und Volksaufständen erörtert, und nachdem jede einzelne dieser Verordnungen von allen Seiten beleuchtet, an Beispielen erklärt und zehnmal wiederholt worden war, sagte der Hauptmann plötzlich und unvermittelt: „Hat jemand von Euch eine Bitte oder Beschwerde vorzubringen, der kann jetzt vortreten."

Tiefe Stille trat nach diesen Worten ein. Ein Mann sah den andern an. Wer wird so kühn sein und vortreten? Aber niemand tat es. Der Hauptmann kannte das. Er gönnte den Leuten eine längere Pause der Sammlung, spielte mit seinen Handschuhen, besah sich seine Fingernägel — dann fragte er nochmals, langsam und mit Nachdruck: „Hat jemand von Euch eine Bitte oder Beschwerde?"

Eine leichte Bewegung ging durch die Reihen; — gern hätte der eine eine Klage gegen den rohen Feldwebel vorgebracht, ein anderer einen Urlaub erbeten, weil sein Vater im Sterben lag, ein Dritter und Vierter sich wegen schlechter Behandlung beschwert, — — aber niemand meldete sich.

Digitized by Google

Wieder wartete der Hauptmann einige Sekunden. „Also zum letztenmal. Hat jemand eine Bitte oder Beschwerde, der kann jetzt vortreten."

Und siehe da, Schwammerl trat vor. Er hatte lange im stillen erwogen und innerlich gekämpft, ob er diesen tollkühnen Schritt wagen solle; aber auf welche Weise er schließlich den Mut dazu gefunden, das war ihm selbst nicht klar. Plötzlich fand er sich in Habtacht-Stellung vor seinem Hauptmann stehen; aber seine Beine bebten und seine ganze schlottrige Gestalt zitterte sichtbar.

„Herr Hauptman, ich tät schön bitten —," begann er.

„Das ist keine militärische Meldung," unterbrach ihn der Hauptmann sofort. „Man sagt: Herr Hauptmann, ich melde gehorsamst, oder ich bitte gehorsamst —."

Schwammerl wiederholte: „Herr Hauptmann, ich bitte gehorsamst, ich tät schön bitten — ich möcht' fragen — ich bin schon drei Jahr hintereinander zur Waffenübung einberufen worden. Und ich hab' ein G'such eingereicht, und es hat nix genutzt. Und immer im Sommer muß ich's machen, und ich bin a Saisonarbeiter, ich bin Hutmacher, und im Frühjahr, da geh' ich spazieren und hab' nix zu tun. Und da hab' ich bitt', ma soll mich im Frühjahr einberufen, aber es hat nix g'nutzt. Dreimal bin ich hintereinander einberufen worden im Sommer. Und in a paar Tag' kommt mei Weib ins Bett ."

„Ja, also diese Details interessieren uns nicht," rief der Hauptmann dazwischen und fügte erklärend hinzu: „Sie beschweren sich, daß Sie dreimal hintereinander einberufen worden sind. Wann sind Sie nach der aktiven Dienstleistung in Urlaub gegangen?"

Schwammerl nannte das Jahr.

„Haben Sie vielleicht nachher irgend eine Waffenübung auf ein Jahr verschoben?"

„Ja", sagte Schwammerl schüchtern, „die erste".

„Aha, da haben wir's schon. Sie haben bereits eine oder zwei Verschiebungen der Waffenübung erwirkt, mithin sind Sie jetzt gezwungen, einige Waffenübungen hintereinander zu absolvieren."

„Ja, aber ich bin a Saisonarbeiter."

„Fünf Waffenübungen sind vorgeschrieben," unterbrach ihn der Hauptmann streng, „und fünf haben Sie zu machen; da gibt's gar kein Rekurrieren."

„Ja, ich möcht's ja machen, aber ich bin Saisonarbeiter und da —"

„Jetzt geben Sie schon Ruhe! Sie sind ein Querulant. Sich von Waffenübungen abschwindeln möchte ein jeder; das gibt's nicht. Fünf haben Sie zu machen, und da Sie bereits zweimal verschoben haben, müssen Sie jetzt drei in aufeinanderfolgenden Jahren absolvieren. Das ist ganz klar. Da gibt's keine Beschwerde. Abtreten."

Schwammerl, fieberrot im Gesicht und gänzlich verwirrt, trat in seine Reihe zurück. Mitleidige, spöttische oder verständnislose Blicke seiner Kameraden folgten ihm.

„Hat sonst einer eine Bitte oder Beschwerde?"

Aber nach diesem verunglückten Versuch Schwammerls hatte natürlich kein Mensch den Wahnwitz vorzutreten.

„Also erkläre ich die Kontrollversammlung für beendet," sagte der Hauptmann; „aber ich möchte Euch zum Schluß noch etwas bemerken. Ihr tretet in einer Woche wieder ins nichtaktive Verhältnis und geht nach Hause; und da wäre es gut, wenn ihr die Strapazen, die ihr beim Militär durchgemacht habt, vergessen und Euch nur an das Angenehme und Lustige erinnern würdet. Dann wird jeder von Euch sagen können: Nun, es ist doch schön beim Militär, wenn es auch manchmal ein bischen Plage gibt, und es wird Euch eine angenehme Erinnerung fürs ganze Leben bleiben. Verstanden?" — —

Der Kompagniechef kümmerte sich nicht um den Effekt, den seine Rede hervorgebracht hatte, sondern wendete sich dem Oberleutnant zu. „Lassen Sie die Leute um drei Uhr zur Befehlsausgabe antreten."

Der Mannschaft bemächtigte sich tiefe Enttäuschung. Um drei Uhr erst?! Da war ja der Nachmittag beinahe schon verdorben.

„Und da ihr heute gar nichts zu tun habt," fuhr der Hauptmann plötzlich fort, „so werdet Ihr jetzt Eure Hosen, Blusen und Kappen waschen, verstanden! Ihr seht ja alle wie die Schweine aus! Daß mir keiner in solchem Aufzug zum Befehl kommt, — den Kerl lasse ich nach der Waffenübung einsperren! Abtreten!"

Es war inzwischen Mittag geworden, und die Soldaten erhielten die Menage. Bis drei Uhr Nachmittags hatten sie dann Zeit, die zerrissenen Monturstücke zu reinigen, zu flicken und wie neu herzurichten. Um drei Uhr trat alles, blank geputzt und geschniegelt, zum Befehl an. Trotz den Widerwärtigkeiten der letzten Stunden herrschte jetzt wieder eine freudigere Stimmung. Grund war die Aussicht, endlich einen halben Nachmittag ganz für sich leben zu können, Mensch unter Menschen zu sein — wenn auch bloß bis neun Uhr abends. Ueberdies lag das Dorf der Einquartierung nur eine halbe Stunde von einer kleinen Stadt entfernt; also konnte man noch immer einige Stunden in einem anständigeren, größeren Wirtshaus mit Kollegen und Freunden aus anderen Bataillonen verbringen. Nur Schwammerl blickte wie gewöhnlich trübselig drein. Er war als einziger in voller Marschadjustierung, mit Gewehr und aufgepacktem Tornister erschienen.

Ausnahmsweise verlas der Hauptmann den Befehl selbst. Er enthielt nicht viel von Belang. Nur ein Passus wurde hervorgehoben. „Da in Z. (dem benachbarten Städtchen) der Herr Generalmajor einquartiert ist, muß die Mannschaft belehrt werden, nur in vorschriftsmäßiger, reiner Adjustierung die Stadt zu betreten. Insbesondere ist auf stramme und vorschriftsmäßige Art der Ehrenbezeugung Vorgesetzten gegenüber Rücksicht zu nehmen, da der Herr General wiederholt Gelegenheit fand, Unterlassungen in dieser Hinsicht zu rügen. Müller, Oberst m. p."

Der Hauptmann sah sich im Kreise um.

„Da habt ihr es. Ihr grüßt Eure Vorgesetzten nicht, elendes Zivilistenpack!" Und seine Stimme stieg in Erregung: „Also ich verbiete Euch die Stadt zu betreten. Daß mir keiner in der Stadt angetroffen wird. Ueberzeit gibt es auch keine. Verstanden; abtreten."

Die Mannschaft ging leise murrend auseinander. Es war inzwischen vier Uhr geworden. Die meisten legten sich fluchend ins Stroh, andere gingen ins Wirtshaus und betranken sich. Schwammerl meldete sich um fünf Uhr in voller Marschadjustierung im Hause des Oberleutnants, der jedoch nicht mehr anzutreffen war. Um sechs Uhr stand er vor der Tür des Hauptmanns; der war natürlich auch schon längst in die Stadt gefahren — — — — — — Da schlich Schwammerl in sein Quartier und warf sich zu den übrigen ins Stroh.

Das war der letzte Sonntag seiner Waffenübung; der Rasttag.

* * *

Einige Tage nachher fand eine strengere Gefechtsübung statt. Zuerst wurde vier Stunden marschiert, und als der eigentliche Kampf beginnen sollte, war die Mannschaft schon einigermaßen entkräftet. Auf den Haaren, Kleidern und Schuhen der ermatteten Soldaten lag der Staub der schattenlosen Landstraße. Der Tornister drückte entsetzlich.

Endlich kam der „Feind" in Sicht. Die Züge lösten sich in Schwarmlinien auf, und nun wurde zum Angriff vorgerückt. Wiederum gings über Aecker und Wiesen, über Kartoffel und Klee; alles wurde zerstampft und vernichtet. Noch war ein Berg zu ersteigen; denn jenseits des Kammes lag die Gefechtslinie des Gegners, und damit dieser nicht vielleicht von der anderen Seite die Höhe gewinnen und das Tal beschießen konnte, mußte der Berg jetzt im Schnellschritt erstürmt werden. So jagte denn das ganze Bataillon den steilen Hang hinauf.

Unter den Männern, die, Gewehr in Balance, keuchend den Berg hinaufeilten, befand sich auch Schwammerl. Aber schon begannen seine Kräfte vollständig zu versagen. Er bemühte sich aufrichtig, doch sein heftig pochendes Herz zwang ihn gewaltsam seine Schritte zu verlangsamen. Seine Kameraden stürmten an ihm vorbei, er aber, der sein Gewehr jetzt als Bergstock benutzte, pustete atemlos und gebrochen hinten drein; und bald war er von den letzten überholt.

Auf einem nahen, überragenden Hügel saß der General zu

Digitized by Google

Pferd und verfolgte mit dem Feldstecher am Auge den Verlauf der Uebung.

Plötzlich bemerkte der Hauptmann den einsam wandelnden Schwammerl. Wie ein Wahnsinniger stürzte er mit gezogenem Säbel auf ihn los. „Hund verfluchter, wirst Du in Dein Loch hineinfinden?! In die Schwarmlinie, vorwärts!!"

„Herr Hauptmann, ich kann nicht mehr," keuchte Schwammerl.

„Ich schlag Dich in Stücke," brüllte der Offizier, „in die Schwarmlinie!!"

Schwammerl raffte seine letzten Kräfte zusammen und begann zu laufen. Dem Hauptmann viel zu langsam. Verzweifelt eilte dieser zu seiner Kompagnie hinauf. Hier war ein Mann nicht in die Schwarmlinie zu bringen und vom Hügel dort, ganz in der Nähe, sah der General dem schmpflichen Schauspiel zu; ein Rüffel bei der Offiziersbesprechung war gewiß zu erwarten. Es war furchtbar.

Aber der General hatte schon an ganz andere Dinge zu denken.

Die Schwarmlinien lagen im heftigen Feuer, von der Ferne dröhnten Kanonen, Offiziere eilten aufgeregt hin und her, Chargen fluchten, die Gewehre knatterten.

Auf der Höhe lag ein Teil des Regiments und sollte eben auf Befehl des Obersten mit aufgepflanztem Bajonett gegen den angeblich im Wald versteckten Gegner stürzen — — da spornte der General sein Roß, galoppierte herüber und brüllte den Regimentskommandanten mit gerungenen Händen an.

„Aber, aber, Herr Oberst, gegen was stürmen Sie denn? Der Feind ist ja längst verschwunden." — — —. Der Oberst senkte gehorsamst den Säbel.

Neuerliche Kommandorufe, Adjutanten sprengten nach allen Richtungen, die Befehle wurden weitergegeben, Gebrüll, Feuer einstellen — — — plötzlich hört das Geknatter auf.

Bis neue Dispositionen getroffen werden, liegen die Schwarmlinien auf dem Bergrücken in untätiger Rast und Ruhe.

Schwammerl hatte keinen einzigen Schuß abgefeuert. Er war, endlich oben angelangt, hingefallen und war im Gras liegen geblieben. Erst nach geraumer Zeit erholte er sich ein wenig. Ihn schwindelte, und ein heftiger Krampf zog ihm das Herz zusammen.

Er wußte nicht recht, wie die Uebung beendet wurde, auch nicht, wie er nach Hause gekommen; er aß an diesem Tage keine Menage und putzte sein Gewehr nicht. Er lag im Stroh und rührte sich nicht. Den ganzen Nachmittag hindurch, und auch während der Nacht.

Man lag für die Dauer dieser letzten Woche im großen leeren Vorratsmagazin einer Fabrik einquartiert. Zweihundert Mann in einem Raum, der nur eine Türöffnung und hoch oben einige Fenster besaß. Schwammerls Schlafstelle befand sich am Ende des Magazins, und so mußte er, wenn er nachts zuweilen aufstand, um sich beim Brunnen kalte Umschläge aufs Herz zu drücken, immer den großen Raum, über die Füße und Leiber seiner Kameraden hinweg, durchauern. Und da war ein Anstoßen an die vom Stroh teilweise verdeckten Beine der eng gedrängt Schlafenden fast unvermeidlich. Dabei gab es immer Streit und Zank, wenn er wieder einmal den Fuß eines Schlafenden im hohen Stroh nicht bemerkt hatte.

Gestern nun hatte irgend ein roher Geselle, an den er zufällig gestreift war, mit dem eisenbeschlagenen Schuh nach ihm gestoßen, daß er eine offene Wunde am Fuß davontrug.

Heute aber lag Schwammerl mit offenen Augen und verzerrtem Gesicht in dem dunklen Raum und wartete den Morgen ab. Rechts und links von ihm schnarchten seine Kameraden, schliefen mit offenen Mäulern und atmeten in schweren Zügen die dumpfe Luft des Magazins ein. Weit vorn aber, dort bei der Tür, waren die Leute wach und munter. Die Tagcharge nämlich, der diensthabende Korporal, der die Nacht pflichtgemäß durchwachen muß, empfand Langweile, die er sich dadurch zu vertreiben suchte, daß er die Mannschaft weckte oder mit den Schlafenden Allotria trieb, indem er ihnen nasse Tücher aufs Gesicht legte, oder ihnen Wasser in die Handflächen tropfen ließ, oder sie mit Strohhalmen an empfindlichen Stellen kitzelte.

Da nützte alles Protestieren derjenigen, die schlafen wollten, nichts. Der Lärm griff immer weiter um sich, man pfiff und lachte, stritt und beschwichtigte; immer wieder mengte sich ein anderer in den Diskurs; aus Schlafen war nicht zu denken.

Um vier Uhr morgens war Tagwache. Die Mannschaft wird vom Korporal mit einem einzigen Wort geweckt. „Auf!!" schreit er. Das ist alles. Aber dieses eine Wort dröhnt den schlaftrunkenen, abgearbeiteten Leuten wie aller Lärm der Hölle. „Auf!!"

Der zweite Befehl lautet: „Schwarzen holen!" Ungewaschen, noch im Gehen dusselnd, eilen die Leute taumelnd hinaus, um sich ihre Menageschalen in der Feldküche mit schwarzem Kaffee füllen zu lassen.

Schwammerl jedoch holte keinen Kaffee. Er war nur froh, daß diese entsetzliche Nacht ein Ende gefunden hatte.

„Wer ist marode," schrie jetzt der Korporal, indem er den ganzen Raum abschritt.

„Ich," sagte Schwammerl und hob sich ein wenig aus dem Stroh, „ich geh' zur Marodenvisit'."

„Der Schwammerl ist marod'; was fehlt denn Ihnen."

„Ich bin fettleibert und Herzkrämpf hab' ich."

„Fettleibert, ho ho ho, der Schwammerl is fettleibert," tönte es von allen Seiten. Der Korporal machte eine Notiz in sein Dienstbuch.

„In aner halben Stund' hol ich Sie zur Marodenvisit'." —

Der Oberarzt, dem die Kranken des Tages vorgeführt wurden, schien zufällig nicht ganz fest auf den Beinen zu stehen. Oder war er bloß wieder nicht ausgeschlafen? Als Schwammerl sein Anliegen vorbrachte, da lachte er unsicher.

„Du Schwein, friß nicht so viel, dann wirst Du nicht fettleibig werden."

„Herr Oberarzt, ich hab Herzkrämpf'."

„So?" sagte dieser und legte sein Ohr, kaum eine halbe Sekunde, an Schwammerls Brust. „Dienstbar," schrie er dann, „marschieren Sie fleißig, dann werden alle ihre Schmerzen bald verschwinden." Er wendete sich einem andern Manne zu.

Aber der Assistent des Arztes, ein junger Mediziner, der als Freiwilliger sein halbes Jahr abdiente, hatte Schwammerl fest ins Auge gefaßt und legte nun seinerseits das Ohr an dessen Herz. Dann ging er zu seinem Vorgesetzten und flüsterte ihm leise etwas zu.

„Das geht mich garnichts an," gab dieser gereizt zurück, „der Mann ist dienstbar." Der Einjährige machte Gegenvorstellungen, — bis endlich der Oberarzt Schwammerl nochmals untersuchte.

„Na ja, mäßige Dyspnoe," sagte er leichthin, „meinetwegen, schreiben Sie ins Buch: zu leichtem Kasernendienst verwendbar. Ah so," besann er sich und riß die Augen gewaltsam auf, „wir sind ja im Manöver. Also nach Wien zurückschicken! gleich ins nichtaktive Verhältnis; wir brauchen in der letzten Woche der Waffenübung keine Maroden. Abtreten."

Das alles wurde ins Marodenbuch eingetragen, und Schwammerl war heute vom Ausrücken enthoben. Und um ihn in den letzten Tagen nicht im Manöver mitschleppen zu müssen, sollte er seine Dokumente ausgefolgt erhalten, damit er gleich nach Wien zurückfahren konnte.

Wer war seliger als Schwammerl. Diese Glückswendung hätte er nimmer erhofft. Jetzt hatte alles Leiden ein Ende. Innerlich jauchzte und frohlockte er, aber nur ein unmerkliches, wehmütiges Lächeln zog ihm die Mundwinkel noch tiefer hinab.

Der Hauptmann vor der Front dagegen schäumte vor Wut, als ihm der Abgang Schwammerls rapportiert wurde.

„Bei anderen Kompagnien ist kein einziger krank, nur bei mir; bei Euch Gesindel gibts jeden Tag Marode. Das ist eine Schweinerei! — — Habt acht' —

Doppelreihen — rechts — um! Kom'aniiie —! — marsch!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Schwammerl blieb allein zurück. Das ganze Bataillon war ausgerückt, die Bauern waren auf den Feldern, und so lag das Fabrikgebäude und das Dorf menschenleer und ausgestorben da. Da machte er sich auf, die Kompagniekanzlei aufzusuchen, um seine Dokumente zu verlangen.

In der Bauernstube, die als Kanzlei hergerichtet worden war, ging's eben lustig zu. Die Rechnungs-Unteroffiziere und

Digitized by Google

die nicht ausgerückten Feldwebel hatten sich in der Feldküche als zweites Frühstück Rostbraten kochen lassen, hatten Bier und Wein aus dem Wirtshaus geholt und vertrieben sich die Zeit, bis das Regiment nachmittags wieder einrückte, mit Essen, Trinken und Kegelschieben.

Als Schwammerl schüchtern und zaghaft eintrat, — denn vor den vielvermögenden Feldwebeln hatte er bedeutend mehr Respekt als vor dem Oberst — da fuhr ihn ein Rechnungs-Unteroffizier barsch an.

„Was wollen S' da? Warum san S' net ausg'rückt?"

„Ich bin marod', ich möcht um a Marschrout'n bitten und um mein' Paß. Ich fahr' nach Wien."

„So, was fehlt denn Ihnen?"

„Ich bin fettleibert."

„Ha, ha," brüllten die Feldwebel, „hat ma scho so was g'hört. Frißt sich der Kerl beim Militär an, nach'er wird er fettleibert." „Ihner geht's zu gut," rief ein anderer, während ihm das Fett des Rastbratens bei den Mundwinkeln herabtroff, „das bissel Marschieren macht Euch krank; das is ja a Kinderspielerei."

„Was san denn Sö in Zivil," fragte der Feldwebel.

„Hutmacher."

„Na ja, da sitzt er den ganzen Tag und sauft Bier."

„Zahl'n S' wenigstens an Liter," warf einer dazwischen.

„Ich hab' gar ka Geld mehr."

„Sauberer Patron! San S' verheirat'?"

„Na," sagte Schwammerl zaghaft, „aber ich leb' mit auer scho vier Jahr. Sie liegt jetzt im Bett."

„Na ja, dös kennen S', dös versteh'n S', aber marschieren und ausrücken, dös möcht's net. Banda!"

„Ich tät um mein Paß bitten," sagte Schwammel jetzt wieder.

„Heut hab' ich ka Zeit," sagte der Rechnungs-Unteroffizier, der eben mit dem Frühstück zu Ende war und sein Messer an einem Bogen Kanzleipapier abwischte; kommen S' nachmittag oder morgen. Morgen kännen S' dann mit dem Zehn-Uhr-Zug wegfahr'n. Heut' geht eh' ka Personenzug mehr. Uebrigens san Sö ja zu leichtem Kasernendienst verwendbar. Also kehren S' draußen den Hof z'samm."

Schwammerl fegte den Hof. Dann wusch er die Schüsseln und Gläser für die Herren Feldwebel; dann mußte er wieder frisches Bier holen und durfte Strohsäcke klopfen und den Feldwebeln die Schuhe putzen.

Nach zwei Stunden, als seine Quälgeister keine weitere Arbeit für ihn erfinden konnten, wurde er freigelassen. Er legte sich gleich ins Stroh. Kaum daß er ein bißchen Suppe zu sich nahm, als die Mannschaft gegen zwei Uhr von der täglichen Gefechtsübung wieder ins Quartier rückte.

Wenn er tief atmete, fühlte er jetzt auch einen leichten Stich in der Lunge. Er zog die Luft hastig durch den offen stehenden Mund und die erweiterten Nasenflügel; seltsame Angstgefühle beklemmten ihm die Brust. Aber er sprach sich selbst Mut zu. Morgen fahr' ich nach Wien, dann wird alles besser.

Im Laufe des Nachmittags ging er ein wenig im Dorf spazieren, um frische Luft zu schöpfen, denn im schwülen Magazin, im dumpfen Stroh dachte er zu ersticken. Uebrigens wollte er seiner kranken Frau seine Ankunft anzeigen, um sie durch sein plötzliches Erscheinen nicht zu erschrecken. Eben war Löhnung ausgezahlt worden, so hatte er ein paar Kreuzer in der Tasche.

Die Ansichtskarte, die er beim einzigen Kaufmann des kleinen Ortes kaufte, zeigte in bunten Farben ein Pärchen, das sich bei Mondschein innig umschlungen hielt.

„Liebe Resi," schrieb er mit Bleistift darunter, „sa haben wir sich gern. Mir geht es nicht gut, aber ich komm morgen nach Wien. Viele Küsse Dein treuer Poldi."

— — — — — — — — — — — —

Gegen Sonnenuntergang kam plötzlich ein Leutnant und kammandierte die Mannschaft zum Baden im nahen Fluß.

Schwammerl trat sogleich vor.

„Herr Leutnant, ich bitt' gehorsamst, ich kann net baden gehen, ich bin marad."

„Das geht mich garnichts an; ich habe den Befehl erhalten, alles zum Baden antreten zu lassen; also müssen auch Sie gehen." Als er jedoch Schwammerls verzweifelte Miene sah, fügte er gleichsam entschuldigend noch einige Worte hinzu, die Offiziere gern bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit an den Mann bringen.

„Einer für alle, alle für einen; beim Militär gibt's keine Ausnahmen. Ich habe den Befehl: alles zum Baden! mithin gehen Sie auch mit. — — Was fehlt Ihnen übrigens," meinte er noch, wohlwollend.

„Ich bin fettleibert."

Da sah ihn der Leutnant verächtlich von der Seite an.

„Saumagen," sagte er, „Sie werden baden gehen."

Nun, ein anderer wäre einfach mitgegangen und hätte sich später unbemerkt davongedrückt. Aber Schwammerl war zu hilflos, scheu und furchtsam, um einem militärischen Befehl nicht unbedingt Folge zu leisten. Er entledigte sich also seiner Kleider, wie alle andern. — — —

Als er in die kalte Flut trat, packte ihn ein heftiger Schüttelfrost und Schwindel. Er fiel ins Wasser, wo er einige Minuten unbemerkt liegen blieb. Endlich stieß einer der Badenden an seinen Leib. Er wurde unter großem Tumult und Geschrei hervorgezogen und aufs Gras gelegt.

Der Leutnant stürzte hinzu und versuchte künstliche Atmung. Dem Zugsführer wurde der Befehl erteilt, die Mannschaft sofort in die Ubikationen zurückzuführen und den Arzt zu holen. Auch einen Wagen.

„Er wird gleich zu sich kommen," rief der Leutnant ostentativ mit lauter Stimme, als die Soldaten abzogen. Dann blieb er mit dem regungslosen Mann zurück. Von Zeit zu Zeit rüttelte er den nackten aufgedunsenen Körper energisch. Aber Schwammerl bewegte kein Glied mehr. Der Regimentsarzt, der bald danach eintraf, konnte auch nichts weiter tun, als ein Protokoll aufnehmen. — Schwammerl wurde auf einen Wagen gelegt, ein Tuch über ihn gebreitet und so wurde er weggeführt.

Wohin — ? — Keiner seiner Kameraden hat es je erfahren. Die Mannschaft wurde im unklaren belassen. Man munkelte vom Garnisonsspital in Wien, man flüsterte vom Tode durch Ertrinken, Selbstmord, Herzkrampf, — alle möglichen Gerüchte durchschwirrten die Luft. Aber bestimmtes wußte keiner.

Auch Schwammerls Frau erfuhr es erst nach einigen Tagen, auf Umwegen, — denn sie war ja garnicht seine Frau. Aber sie erfuhr es; und das Kind starb daran.

— — — — — — — — — — — —

Am Morgen nach diesem Ereignis, als die einzelnen Züge, wie immer vor dem Ausrücken, in Rottenpaare eingeteilt wurden, da gab's dort, wo vorgestern noch Schwammerl gestanden, eine Lücke.

„Hier ist eine halbe Rotte," schrie der Zugsführer, als er, rasch die Front abschreitend, die Mannschaft zählte. Das war alles. Wa früher eine ganze Rotte stand, da war jetzt eine halbe. Und damit schritt man zur Tagesordnung über.

Der Hauptmann stieg zu Pferd, ließ sich Rapport abstatten und hielt grimmigen Angesichts folgende Ansprache:

„Es ist jetzt sehr heiß; die Mannschaft wird daher Zitronensäure ausfassen, die ist sehr erfrischend. Und wenn einer von Euch marode wird, so hat er sich sofort zu melden, verstanden?! Beim Militär kann man nur gesunde Leute brauchen. Verstanden?! — — — Haabt Acht! — Doppelreiben — rechts — um! — Kom'aniiie — ! — marsch!!"

Wien. Sil Vara.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 34 Berlin, den 20. Mai 1905. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Das preußische Abgeordnetenhaus hat schon vor der eben begonnenen zweiten Lesung der beiden Berggesetznovellen zwei interessante Sitzungstage gehabt. Das einemal wurde eine Verschärfung der Warenhausbesteuerung beschlossen. Konservative, Freikonservative und Zentrumsleute hatten sich vereint, um die Erdrosselungssteuer in Orten mit weniger als 50 000 Einwohnern schon auf Betriebe mit 200 000 Mark Jahresumsatz anzuwenden. Der scharfe Einspruch des Regierungskommissars und die eindringlichen Warnungen des demokratischen Abgeordneten Oeser konnten die Annahme dieser Verschärfung, die sich als einfache Konsequenz des bestehenden „unwirksamen" Warenhaussteuer-Gesetzes ausgab, nicht hindern. Die später angenommene Resolution, durch eine allgemeine Enquete die Verhältnisse des gewerblichen Mittelstandes zu erforschen, soll wohl der Regierung goldene Brücken zur Zurückziehung ihres Widerspruchs gegen die beschlossene Verschärfung bauen. Wahrscheinlich würde aber auch ohne solche freundliche Nachhilfe die bekanntlich überaus konstitutionelle Regierung des Grafen Bülow ernsthaften Widerstand gegen die Wünsche der vereinigten Reaktionäre auf die Dauer hier so wenig wie bei der Kanalkampagne und bei anderen Gelegenheiten aufrecht erhalten.

Die andere interessante Verhandlung galt der Erhöhung der Lehrergehälter. Hier zeigte sich die längst bekannte Verständnislosigkeit des preußischen Kultusministeriums für die Notlage der preußischen Volksschullehrer in geradezu bengalischer Beleuchtung. Vor einigen Monaten hatte das Haus einen nationalliberalen Antrag auf Beseitigung unbilliger Ungleichheiten in der Belastung der Schulverbände und in der Höhe des Diensteinkommens der Volksschullehrer der Unterrichtskommission überwiesen. Sie hat unter konservativ-klerikalem Einfluß vorgeschlagen, die Revision des Lehrerbesoldungsgesetzes bis nach der Neuordnung der Schulunterhaltungspflicht durch das angekündigte klerikale Schulgesetz zu vertagen und bis dahin mit Hilfe des zu erhöhenden Dispositionsfonds der Regierung die schlimmsten Härten auszugleichen. Die Regierungsvertreter stimmten nun nicht bloß dieser Verschiebung einer generellen Besoldungsreform ad calendas graecas freudig zu, sondern sträubten sich überdies noch mit Händen und Füßen gegen die Zuweisung höherer Ausgleichsfonds! Ob es wohl überhaupt schon einmal dagewesen ist, daß ein Minister sich gegen die angebotene Erhöhung seines eigenen Dispositionsfonds heftig wehrte? Mit 158 gegen 113 Stimmen wurde schließlich trotz des ministeriellen Widerspruchs der Dispositionsfonds zur Beseitigung der schlimmsten Ungleichheiten in der Lehrerbesoldung von 200 000 Mark auf 5 Millionen Mark erhöht. Nur die beiden freisinnigen Parteien und eine Minorität der Nationalliberalen zeigte sich bei den namentlichen Abstimmungen bereit, statt dieses Flickwerks grundsätzlich die berechtigten Forderungen der Lehrer zu erfüllen. Die so oft enttäuschten preußischen Volksschullehrer werden aber guttun, auch an diese provisorische Besoldungsreform keine weitgehenden Hoffnungen zu knüpfen; die Regierung, die sich die Mittel zur Abstellung der schlimmsten Härten erst mit Gewalt aufnötigen lassen muß, wird sicher nicht geneigt sein, sich nachträglich selbst zu desavouieren, indem sie die gegen ihren Willen erhöhten Summen restlos aufbraucht.

In Hamburg ist eine Wahlrechtsreform im Werke, die eine höchst bedenkliche Ähnlichkeit mit jener sächsischen Wahlrechtsreform hat, die seinerzeit die gerechte Entrüstung aller noch einigermaßen liberal denkenden Männer hervorrief. Der Zweck der Hamburger „Reform" ist genau derselbe wie der jener in Sachsen. Die herrschenden Klassen fühlen sich infolge des Eindringens der Sozialdemokratie in die Bürgerschaft des hamburgischen Parlaments beunruhigt. Obgleich nun die Möglichkeit, daß die Sozialdemokratie jemals es in der Hamburger Bürgerschaft zu einer Mehrheit bringen könnte, bei dem herrschenden Wahlsystem völlig ausgeschlossen erscheint, so schlägt der Senat dennoch eine Veränderung des Wahlrechts vor, die eine Garantie dafür bietet, daß die Arbeiterbevölkerung dauernd auf ein Minimum von Einfluß in der Bürgerschaft beschränkt bleibt. Nicht bloß, daß hier ein Akt ausgeprägter Klassenpolitik vorliegt, den ein Liberalismus selbst bescheidenster Qualität nicht gutzuheißen vermag, hat dieser gesetzgeberische Vorgang noch die bedenkliche Nebenwirkung, daß, wenn er keine ernsthafte Bekämpfung erfährt, er notwendigerweise auch die Widerstandsfähigkeit gegen die reaktionären Pläne zur Abschaffung des allgemeinen Reichstagswahlrechts lockern und die notwendige Reform des elendesten aller Wahlsysteme in Preußen weiter verzögern muß. Alle reaktionären Wahlrechtsverschlechterer im Deutschen Reich werden sich, wenn in der größten Seestadt Deutschlands derartige reaktionäre Früchte reifen können, ermutigt fühlen, ähnliches zu versuchen. Das Schicksal des Wahlrechtsausnahmegesetzes gegen die Sozialdemokratie, wie es in Hamburg geplant ist, hat deshalb auch für die allgemeine deutsche Politik Interesse, und es bleibt zu hoffen, daß sich der hamburgische Liberalismus seinen oppositionellen Pflichten in diesem Falle gewachsen zeigt.

Die Diskussion über die Schrift von Leuß ist weiter gegangen. Sie hat sich vor allem mit der konservativen „Notabeln"-Versammlung beschäftigt, die Hammerstein im Oktober 1894 einberufen hatte. Graf Eulenburg hat dazu das Wort ergriffen und erklärt, es sei unwahr, daß ihm damals das Reichskanzleramt angeboten worden sei, und er seine Uebernahme von der Zustimmung aller Konservativen zur

Digitized by Google

Suspendierung des Reichstagswahlrechts abhängig gemacht habe. Herr v. Gerlach schreibt uns zu dieser Frage:

„Man darf natürlich nicht daran zweifeln, daß die Erklärung des Grafen Eulenburg der Wahrheit entspricht. Ob der Herr Graf jedoch in der Lage wäre, zu erklären, daß im Oktober 1894 weder das Reichskanzleramt für ihn in Frage gekommen sei, noch daß er damals mit Hammerstein über die Frage der Suspendierung des Wahlrechts gesprochen habe? Die sogenannte Notabelnversammlung fand am 18. Oktober statt, während Caprivi erst am 26. Oktober demissionierte. Formell kann also dem Grafen Eulenburg damals garnicht ein Posten angeboten worden sein, der noch nicht frei war. Daß er sehr bald frei werden würde, wußten allerdings Eingeweihte, Graf Eulenburg in erster Linie, sehr genau. Dunkle Pläne schwebten in der Luft. Seitdem im Oktober 1894 Carnot ermordet worden war, war ununterbrochen für eine Repressivgesetzgebung Stimmung gemacht worden. Die Umsturzvorlage war ausgearbeitet. Das persönliche Organ des oft sehr gut unterrichteten Hofpredigers Stöcker, die „Deutsche Evangelische Kirchenzeitung", schrieb bei der Erörterung des Reichstagswahlrechtes ganz beiläufig, daß die Bundesfürsten, die die heutige Reichsverfassung verliehen haben, am Ende auch eine andere Verfassung geben könnten. In diese gespannte Situation hinein fiel die „Notabeln"-Versammlung. Daß Hammerstein den Inhalt seiner Unterredung mit dem Grafen Eulenburg schärfer formuliert hat, als er gedurft hätte, wenn er streng bei der Wahrheit bleiben wollte, ist nach der Erklärung des Grafen Eulenburg augenscheinlich. Er sagte sich wahrscheinlich, daß er umso eher die widerstrebenden Elemente herumkriegen werde, je sicherer er einen „neuen Kurs" ankündigen könne. Daß Hammerstein sich seine „Enthüllungen" einfach aus den Fingern gesogen habe, ist deshalb kaum anzunehmen, weil das keinen rechten Sinn gehabt hätte. Die Zustimmung der Versammlung zu dem umstürzlerischen Plan hatte nur dann einen Zweck, wenn eine Regierung vorhanden oder in Aussicht war, die sich diesen Plan zu eigen machte. Etwas Zweckloses aber tat Hammerstein nie. Er fügte übrigens damals seinen sonstigen Mitteilungen über die Unterredung mit Eulenburg noch hinzu, daß die Umsturzvorlage nur die „Einleitung zu einer Sanierung der parlamentarischen Verhältnisse" bilden solle. Daß die Versammlung zum Teil den Hammersteinschen Plänen widersprach, habe ich bereits des näheren ausgeführt. Man hat mehrfach an dem nicht von mir, sondern von Lenz geprägten Ausdruck „Notabeln"-Versammlung Anstoß genommen. Nun, es waren einige recht bekannte Politiker der Rechten dabei. Die eigentlichen konservativen „Spitzen" freilich nicht. Die brauchten wohl kaum besonders für eine Abkehr vom Reichstagswahlrecht bearbeitet zu werden. Worauf es ankam, das war, die Jungkonservativen zu gewinnen, deren maßgebenden Einfluß auf die konservativen Massen Hammerstein auf dem Tivoliparteitage 1892 sehr deutlich verspürt hatte. Sie, die in den konservativen Vereinen und teilweise auch in der Presse mehr zu sagen hatten als alle möglichen feudalen „Größen", sollten hinübergezogen werden. Aber sie ließen sich nicht kaptivieren. Im Gegenteil. Sie schlugen sofort in der Oeffentlichkeit Lärm, ohne natürlich auf die Versammlung vom 18. Oktober direkt bezug zu nehmen. Schon am 19. Oktober ließ der Chefredakteur des Stöckerschen „Volks" in dem konservativen Bürgerverein vor dem Halleschen Tor eine Resolution gegen „staatsgefährliche Experimente" annehmen, in der es u. a. hieß, daß die „Abänderung des Reichstagswahlgesetzes an maßgebenden Stellen Gegenstand ernster Erwägungen gewesen sei, und daß für ihre Durchführung mit Hochdruck gearbeitet werde". Diese Erklärung, die Freiherrn v. Manteuffel als Vorsitzendem des Vorstandes der konservativen Partei zugestellt wurde, machten sich etwa dreißig konservative Vereine in Berlin und im Lande zu eigen. Das war die Antwort von uns Jungkonservativen auf die Zumutung zur Einwilligung in konservative Umsturzpläne."

In der nächsten Woche halten die sogenannten sozialdemokratischen Gewerkschaften zum fünftenmal ihren alle zwei Jahre wiederkehrenden allgemeinen Gewerkschaftskongreß ab. Die Verhandlungen finden in Cöln, im großen Saal des „Gürzenich" statt. Bei dem ständig wachsenden Einfluß dieser stärksten aller Gewerkschaftsgruppen sowohl auf die deutsche Arbeiterbewegung im allgemeinen, wie auf die sozialdemokratische Politik und Taktik im besondern, darf die bevorstehende Tagung allgemeine Beachtung beanspruchen. Solche wird sich ihr umso mehr zuwenden, als auf der Tagesordnung mehrere Punkte stehen, die den unleugbar vorhandenen Gegensatz zwischen praktischer Gewerkschaftstätigkeit und „zielbewußter" sozialdemokratischer Parteipolitik leicht öffentlich hervorkehren können. Die Behandlung der Maifeier, die sich in gewerkschaftlichen Kreisen wegen der damit verbundenen finanziellen Opfer seit Jahren recht geringer Sympathien erfreut, ist an sich schon eine gewisse Demonstration der Gewerkschaftsführer, die mit ihrer nüchterneren Beurteilung dieses „Weltfeiertags der Arbeit" auf den letzten sozialdemokratischen Parteitagen überstimmt worden sind. Die Beratung über den Generalstreik bezweckt ganz offenkundig eine vorherige Sicherung der Gewerkschaften gegen etwaige unbedachte Beschlüsse des diesjährigen sozialdemokratischen Parteitages in Jena, der denselben Gegenstand auf seiner Tagesordnung hat. Auch die Erörterung des Themas Arbeitskammern wird weniger unter dem Gesichtspunkte stehen, neues Material herbeizuschaffen, als vielmehr den Zweck verfolgen, die sozialdemokratische Reichstagsfraktion von ihrer traditionellen Gegnerschaft gegen Arbeitskammern zurückzubringen. Neben diesen politischen Gewerkschaftsverhandlungen gibt es auch noch zahlreiche taktische Fragen, bei denen die Meinungen stark aufeinander platzen werden, und die um ihrer weittragenden praktischen Bedeutung willen (z. B. Regelung der Streikunterstützung einzelner Berufe durch die Gesamtarbeiterschaft) allgemeine Beachtung verdienen. Ihre genauere Würdigung und eine ausführliche Beurteilung des Kongresses behalten wir uns vor.

Die französische Regierung beabsichtigt, sich bei der Hochzeit des deutschen Kronprinzen durch eine Abordnung von Würdenträgern vertreten zu lassen. Der Höflichkeitsakt ist von der deutschen Presse, auch abgesehen von den Organen des Herrn Scherl, mit größter Befriedigung und vielfach im Sperrdruck den Lesern mitgeteilt worden. Vielleicht wird der Generalmajor v. der Lippe nunmehr die von ihm aufgestellten Bedingungen für die Abtretung von Lothringen an Frankreich noch beträchtlich ermäßigen. Für nüchterner veranlagte Naturen bedarf es keines besonderen Nachweises, daß ein solcher Höflichkeitsakt politisch nicht die geringste Bedeutung hat.

Das Thema eines etwaigen Reziprozitätsvertrages zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika wird fleißig weiter diskutiert. Das Beachtenswerteste hat kürzlich die „Newyorker Staatszeitung" gebracht. Diese Zeitung ist Deutschland sehr wohlgesinnt und eine entschiedene Gegnerin der amerikanischen Hochschutzzollpolitik. Das angesehene Blatt warnt nun Deutschland in sehr nachdrücklicher Weise vor der Annahme, daß in den Vereinigten Staaten eine ernsthafte Neigung bestehe, mit Deutschland einen Handelsvertrag abzuschließen. Nur arge Selbsttäuschung oder völlige Unkenntnis der amerikanischen Verhältnisse könne eine solche in manchen Kreisen Deutschlands noch immer herrschende Ansicht erklären. Die „Newyorker Staatszeitung" hält vielmehr den Ausbruch eines Zollkrieges zwischen beiden Ländern für viel wahrscheinlicher als den Abschluß eines Handelsvertrages. Den deutschen Hitzköpfen, die mit der Anwendung von Differenzialzöllen gegen die Vereinigten Staaten renommieren, gibt sie folgendes zu bedenken:

„Auch wir wünschen natürlich, daß es möglich wäre, in den Hochzoll Bresche zu schlagen; wir lassen uns aber dadurch nicht verleiten, etwas für wahrscheinlich zu halten, was unserer Meinung nach unerreichbar ist. In der Entschlossenheit der Hochzöllner kommt ja noch die Erregbarkeit des ganzen amerikanischen Volkes, das auf jede, wenn auch noch so fern klingende Drohung mit dem heftigsten Widerstande antwortet. Es wird den Hochzöllnern ein leichtes sein, den Glauben zu erwecken, Deutschland habe einen Zollkrieg herausgefordert, und die Antwort darauf wird in dem Entschluß bestehen, nun erst recht nichts zu gewähren."

Digitized by Google

„Leider," so fügt die „Weserzeitung", eine der wenigen deutschen Zeitungen, die über amerikanische Dinge gut informiert sind, hinzu, „erscheint diese Annahme auf Grund der Erfahrungen, die man in ähnlichen Fragen bisher in Washington gemacht hat, als nur zu begründet."

Die Frage, inwieweit das Bündnis zwischen Frankreich und Rußland die Franzosen zur Duldung russischer Neutralitätsverletzungen in französischen Häfen zwinge, interessiert nicht nur die unmittelbar beteiligten Nationen lebhaft, sondern ist im Hinblick auf künftige Kriege auch für alle neutralen Mächte höchst wichtig. Die französische Neutralitätserklärung, nach der die jüngsten Zwischenfälle beurteilt werden müssen, lautet nach der Formulierung des „Temps":

„Wo kein besonderer Vertrag zwischen einer kriegführenden Macht und einem neutralen Staate existiert, darf der Neutrale seine Häfen den Kriegführenden öffnen, wenn sie verfolgt werden, bei Seenot und wenn sie Havarie erlitten haben. Allerdings darf man, was einem der Kriegführenden gewährt wird, dem anderen nicht versagen. Die Dauer des Aufenthalts von Kriegführenden in französischen Häfen ist durch keine besondere Bestimmung beschränkt, nur dürfen sie keine Prisen mit sich führen."

England hat, im Gegensatz zu Frankreich, nur vierundzwanzigstündigen Aufenthalt in seinen Häfen gestattet; dadurch wird die Versorgung kriegführender Schiffe mit Kohlen von England stark beschränkt, das ja für sich selbst in künftigen Seekriegen eigene Häfen genug hat, um fremde nicht anlaufen zu brauchen. Frankreich kennt in dieser Hinsicht keine Beschränkung, sondern verlangt nur, daß Fahrzeuge, die in französischen Häfen ein Asyl gefunden haben, „doivent s'abstenir de faire du lieu de leur résidence la base d'une opération quelconque contre l'ennemi." Diese zweifellos für alle Mächte (mit Ausnahme Englands) günstigen Neutralitätsregeln sollen nun nach japanischer Behauptung dadurch verletzt sein, daß die Russen in Algier, Madagaskar und Hinterindien französische Häfen zur Basis feindlicher Operationen gegen Japan gemacht hätten. Wie weit diese Behauptung zutreffend ist, das hängt zum Teil von der Auslegung der Worte „Basis feindlicher Operationen" ab, teils von den noch unbekannten Einzelheiten über das Verhalten der russischen Kriegsschiffe in französischen Häfen. Sicher ist nur, daß die Erregung Japans gegen Frankreich eher zu- als abgenommen hat.

In Schweden ist der von der Regierung eingebrachte Entwurf eines „Zuchthausgesetzes" gegen die Arbeiter von der ersten Kammer zwar angenommen, von der zweiten aber mit 112 gegen 110 Stimmen abgelehnt worden. Die Vorlage, die unter der schwedischen Arbeiterschaft so tiefgehende Aufregung hervorgerufen hatte, ist damit vorläufig gescheitert. Ob sie aber nicht bald in etwas veränderter Form wiederkehrt, ist bei der äußerst knappen Mehrheit, mit der sie abgelehnt wurde, sehr fraglich. — In Norwegen beschloß das Storthing mit 81 gegen 36 Stimmen die Einführung der direkten Wahl unter Zulassung von Stichwahlen. Die Mitgliederziffer des Storthings wurde auf 123 erhöht.

In Kreta hat das Parlament mit großer Majorität seine Arbeiten wieder aufzunehmen beschlossen. Es hat sich dadurch, wie vorauszusehen war, der Ablehnung seiner Unionswünsche durch die Mächte gefügt. Die Episode des letzten Aufstandes ist damit ausgespielt.

In Rußland beanspruchen die revolutionären Vorgänge im Innern immer noch größere Aufmerksamkeit, als die Stagnation im ostasiatischen Kriege. Zwar ist der gefürchtete 1. (14.) Mai für die herrschenden Gewalten glimpflicher verlaufen als sie befürchteten, aber ohne Blutvergießen vergeht doch kein Tag mehr. In Shitomir hat man nach bewährten Mustern zur Ablenkung der Unzufriedenheit des Volkes mit den bestehenden Verhältnissen eine Judenhetze inszeniert. Andererseits kommen aus zahlreichen russischen Städten Nachrichten über Attentate gegen die Träger des herrschenden Absolutismus. Daß bei dem allen gelegentlich auch unlautere Elemente die Hand im Spiel haben, ist selbstverständlich; nur nimmt das der revolutionären Gesamtbewegung nichts von ihrem ernsten Charakter. Das scheint nachgerade auch an den höchsten Stellen eingesehen zu werden, sonst würde man sich nicht zu so weitgehenden papiernen Zugeständnissen entschlossen haben, wie sie der neueste Reformerlaß des Zaren den Polen und Littauern in den neun westlichen Gouvernements bietet. Größere Rechte in bezug auf Landpachtung und Landerwerb, Gestattung der polnischen und littauischen Landessprache beim Unterricht an Elementar- und Mittelschulen: unsere preußischen Polen müßten neiderfüllt nach Rußland schauen — wenn Zarenerlasse immer so verwirklicht würden, wie sie lauten!

* * *

Die Politik der Einschüchterung.

Man kann nicht sagen, daß die Leußsche Broschüre über den ehemaligen „Kreuzzeitungs"-Redakteur Freiherrn v. Hammerstein eine objektive Beurteilung erfahren hätte. Alte Abneigung gegen den Verfasser der Broschüre und seinen Helden hat den größten Teil der liberalen Presse dazu bestimmt, den Inhalt der Broschüre unter ihrem politischen Wert einzuschätzen; die Konservativen aber waren froh, durch die voreingenommenen liberalen Kritiker der unbequemen Aufgabe enthoben zu sein, sich gegen die posthumen Indiskretionen des ehemals so einflußreichen Chefredakteurs der „Kreuzzeitung" nachdrücklich wehren zu müssen. Die Konservativen hegen den sehr begreiflichen Wunsch, möglichst wenig an den konservativen Parteiführer erinnert zu werden, der es so meisterhaft verstand, die Rolle eines „Edelsten" mit der eines Gauners zu verbinden. Aber es ist ein Verdienst der Leußschen Broschüre, den klaren Nachweis dafür erbracht zu haben, daß die Hammersteinperiode den politischen Höhepunkt der konservativen Parteitätigkeit seit der Gründung des Deutschen Reiches darstellt. Der konservative Parteiwille fand in dem Freiherrn von Hammerstein seinen energischsten Vertreter.

Der moderne Konservatismus, wie er im preußischen Junkertum seine charakteristische Vertretung findet, ist nie in dem Sinne gouvermental gewesen, daß er sich einfach der jeweiligen Regierung blindlings zur Verfügung gestellt hätte. Wie das alte preußische Junkertum das absolute Königtum immer nur soweit als „von Gott gewollt" anerkannte, wie es sich seinen politischen und wirtschaftlichen Interessen dienstbar oder wenigstens entgegenkommend erwies, so haben die späteren Konservativen auch die Unterwerfung unter die höhere Einsicht der Regierung nur immer so verstanden, daß sich diese Einsicht in der Unterstützung der Junkerinteressen betätigen müsse. Eine antijunkerliche Regierungspolitik erschien dagegen als eine Ketzerei, der man mit der größten Energie und Rücksichtslosigkeit entgegenzutreten sich verpflichtet fühlte. Und da die Ketzerei am gefährlichsten bei den Trägern der Krone und bei ihren nächsten politischen Ratgebern erschien, so hat das preußische Junkertum von jeher eine Politik rechtzeitiger Einschüchterung für angezeigt gehalten. Die kurze Geschichte der Regierungszeit des Kaisers Friedrich und die vierjährige Periode der Reichskanzlerschaft des Grafen Caprivi legen von der Energie der konservativen Politik der Einschüchterung ein besonders beredtes Zeugnis ab. Der Freiherr von Hammerstein erschien wie dazu geschaffen, als Vertreter dieser Einschüchterungspolitik zu dienen. Er hatte sich in diese Rolle so virtuos eingelebt, daß er es auch verstand, seine eigenen Parteifreunde, den Vorstand der konservativen Partei und den Aufsichtsrat der „Kreuzzeitung", zu terrorisieren. Der gewiß nicht schüchtern veranlagte jetzige Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses, Jordan von Kröcher, hat von dieser Einschüchterungsmethode vor zehn Jahren im preußischen Landtag eine höchst anschauliche Darstellung gegeben. Wahrscheinlich ist auch die famose „Notabelnversammlung", die Hammerstein kurz vor dem Sturz Caprivis einberief, um dem Grafen Eulenburg als Morgengabe bei dessen etwaiger Reichs-

Digitized by Google

kanzlerschaft die Zustimmung der Konservativen zu einer Suspendierung des allgemeinen Wahlrechts zu Füßen zu legen, aus den Bedürfnissen der Einschüchterungspolitik hervorgegangen. Besaß er einen zustimmenden Beschluß der aktivsten damaligen konservativen Parteigänger zu einer Beseitigung des allgemeinen Wahlrechts, so konnte Hammerstein diesen nach den verschiedensten Richtungen hin, ob nun Graf Eulenburg wirklich Reichskanzler wurde oder nicht, zu Einschüchterungszwecken verwerten. Wenngleich Hammerstein an Geschick und Verwegenheit den übrigen konservativen Parteiführern weit überlegen war, so knüpfte er doch mit seiner Politik durchaus an die alten konservativen Traditionen an. Hatten es doch Konservative sogar gewagt, gegen den Fürsten Bismarck zu frondieren, als dieser auf der Höhe seiner politischen Macht stand. Die „Kreuzzeitungs"-Deklaranten zogen ganz gegen Bismarck vom Leder, als dieser liberaler Anwandlungen verdächtig geworden war. Diese Fronde ließ an Rücksichtslosigkeit nicht das geringste zu wünschen übrig und erfreute sich in der Junkerschaft eines starken Rückhalts. Wäre Bismarck nicht alsbald zu seiner alten Liebe zurückgekehrt, und hätte er nicht durch sehr substantielle Leistungen das preußische Junkertum davon überzeugt, daß es noch immer seinem Herzen am nächsten stand, so würde der konservative Kampf gegen den Fürsten Bismarck sicherlich mit allen Mitteln der Intrige fortgesetzt worden sein. Auch nachdem sich Bismarck äußerlich wieder mit den Frondeurs versöhnt hatte, traute er ihnen nie ganz über den Weg; er kannte sie zu gut und wußte, daß er in ihnen nicht weiche nationalliberale Gefolgsleute, sondern politische Genossen vor sich hatte, die nichts umsonst zu tun gewöhnt waren. Sie haben ihn denn ja auch ohne große Herzschmerzen scheiden sehen. Man glaubte unter einem schwächeren Nachfolger noch besser zu fahren. Und nun gar sich um einer gefallenen Größe willen mit den Repräsentanten der realen staatlichen Macht und der Quelle aller Begünstigungen schlecht zu stellen — solche Sentimentalität ist ihnen nie in den Sinn gekommen.

In dem Nachfolger des Fürsten Bismarck sah man sich allerdings völlig getäuscht. Ein Reichskanzler, der sich anschickte, die allgemeinen Interessen wahrzunehmen, ohne sich um die spezifischen Junkerinteressen sonderlich zu kümmern, war etwas Unerhörtes. Einem solchen aus der Art gefallenen konservativen Staatsmann gegenüber erschien jedes Mittel der Einschüchterung und Intrige geboten. Dieser Aufgabe zeigte sich Hammerstein vor allen anderen gewachsen, und im Kampf gegen das Caprivische Regiment schwang er sich denn auch bald zum eigentlichen Führer der Konservativen auf, nachdem er den Führer der Gouvernemental-Konservativen, Herrn von Helldorf, mit verächtlicher Gebärde hatte über die Klinge springen lassen.

Das System der Einschüchterung wurde von jetzt an mit fester Hand ausgebaut. Die konservative Demagogie, mit Antisemitismus reichlich versetzt, fand in dem Bund der Landwirte ein wirksames Instrument, das man gelegentlich auch der Krone gegenüber zum Zwecke der Einschüchterung verwerten konnte. Es wurde mit dem Abmarsch der königstreuen Bauern ins sozialdemokratische Lager offen gedroht, und auch sonst gelegentlich darauf aufmerksam gemacht, daß auch der stärkste Fonds an Königstreue unter Umständen erschöpft werden könne. Daneben lief man gegen den „Mann ohne Ar und Halm" Sturm, den man zwar selbst nicht einzuschüchtern vermochte, den man aber wenigstens mit allen Mitteln der Intrige zu isolieren versuchte. Die Einschüchterungspolitik richtete sich aber nicht nur gegen die Krone und die Regierung, sondern gegen alle, die den agrarisch-konservativen Parteiinteressen im Wege standen. Vor dem gesellschaftlichen und dem geschäftlichen Boykott schreckte man ebensowenig zurück wie vor der offenen Inanspruchnahme des behördlichen Apparats.

Solcher politischen Entschlossenheit gegenüber fingen auch die Ministerkollegen des Grafen Caprivi an, es mit den Agrarkonservativen zu halten. Herr Miquel hatte alsbald begriffen, daß es politisch kein gutes Geschäft sei, gegen das preußische Junkertum regieren zu wollen. Er wußte auch den wachsenden Einfluß des Freiherrn von Hammerstein zu würdigen und sich mit ihm befriedigend zu stellen. Die Beziehungen zwischen Miquel und Hammerstein müssen zeitweilig ziemlich intime gewesen sein. Ich schließe dies nicht nur aus dem in der Leußschen Broschüre abgedruckten Brief Miquels, in dem er bei Hammerstein um gut Wetter bittet, sondern auch daraus, daß, als ich im Jahre 1895 in den Verdacht geraten war, einen Teil der brieflichen Hinterlassenschaft Hammersteins in meinen Besitz gebracht zu haben, eines schönen Tages ein Vertrauensmann Miquels zu mir kam, um vorsichtig zu sondieren, ob ich auch Miquelsche Briefe an Hammerstein besäße. Von Miquel darf man ohne weiteres annehmen, daß er keinerlei besondere Schwärmerei für die preußischen Konservativen hegte. Aber er sah in ihnen die politische Macht, die einem preußischen Minister am meisten zu schaden vermochte, und die, wie der Fall Caprivi erwies, auch die nötige Ausdauer in der Feindschaft besaß. Diese Ueberzeugung bewog den schlauen Minister sogar zu der zweideutigen Haltung in der Kanalsache. Er riskierte lieber die Ungnade des preußischen Königs als die Ungnade des preußischen Junkertums.

Unzweifelhaft hat die konservative Einschüchterungspolitik seitdem weitere Erfolge aufzuweisen gehabt. Bei der parlamentarischen Behandlung des Mittellandkanalprojekts hat sie politisch einen vollen Sieg über Krone und Regierung davongetragen, und die unter dem Grafen Bülow abgeschlossenen Handelsverträge sind in letzter Linie auch nur das Produkt der Besorgnis vor der Feindschaft des preußischen Junkertums. Graf Bülow wäre vielleicht nicht abgeneigt, wenigstens in gewissem Umfange eine liberale Politik zu treiben, wenn er für eine solche Politik in den liberalen Parteien eine ausreichende Stütze fände. Aber da er Grund zu der Annahme hat; daß der Liberalismus weder zu einer gefährlichen Opposition, die nach Lage der Sache nur in Verbindung mit der äußersten Linken zu denken wäre, die Entschlossenheit, noch zu einer nachdrücklichen Unterstützung einer den Liberalen entgegenkommenden Regierung die Kraft hat, so zieht er es vor, auf Kosten der wirtschaftlichen und politischen Interessen des Liberalismus die Junker zufriedenzustellen. Er weiß, daß diese ihm sofort das Schicksal Caprivis bereiten würden, wenn er eine Caprivische Politik zu unternehmen wagte. Die konservative Politik der Einschüchterung hat sich bewährt, und wenn der Freiherr von Hammerstein nicht gerade ins Zuchthaus hätte wandern müssen, so würden die Konservativen wahrlich Ursache haben, ihm in einer konservativen Walhalla ein Denkmal zu setzen.

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

XV.

Nach ewig langen Osterferien drei Tage Sitzung, und dann wieder vier Tage Pause. Und während der drei Sitzungstage nur kleine Sachen auf der Tagesordnung! Trotzdem gibt es allerlei aus dem Reichstag zu berichten.

Die Verhandlungen über **Wahlprüfungen** bieten im allgemeinen deshalb kein sonderliches Interesse, weil das Ergebnis von vornherein feststeht: das Plenum ratifiziert die Beschlüsse seiner Kommission. Von allen Kommissionen hat keine sich dauernd solche Autorität zu sichern gewußt wie die Wahlprüfungskommission. Ihre „Praxis" wird vom Plenum ungefähr mit derselben Ehrfurcht respektiert wie irgend ein Paragraph der Geschäftsordnung. Das ist namentlich das Verdienst ihres früheren Vorsitzenden Spahn. Herr Spahn hat die Wahlfreiheit so musterhaft zu schützen gewußt, daß die Linke fast ausnahmslos die Beschlüsse der Wahlprüfungskommission gutheißen konnte, während die Rechte, die über amtliche Wahlbeeinflussung bekanntlich sehr weitherzig denkt, von der Wahlprüfungspraxis keineswegs entzückt war.

Digitized by Google

Seit dieser Legislaturperiode ist das anders. Herr Wellstein hat seinen Fraktionsgenossen Spahn in der Leitung der Wahlprüfungskommission abgelöst. Seitdem ist dort ein anderer Geist eingezogen. Die Rechte hat Oberwasser bekommen, die Linke wird überstimmt. Besonders charakteristisch für den „neuen Kurs" war die Kassierung der sozialdemokratischen Mandate in Altenburg und Frankfurt a. O., obwohl dort nur eine amtliche Wahlbeeinflussung zuungunsten der Sozialdemokratie stattgefunden hatte. Ziemlich lange hat das Plenum die neue Richtung der Wahlprüfungskommission passieren lassen. Vergebens wurde von der Linken der Schatten Spahns heraufbeschworen. Gerade bei den wichtigsten Entscheidungen war Herr Spahn leider dem Hause fern gehalten.

Erst der 11. Mai hat der Autorität der Wahlprüfungskommission in ihrer jetzigen Zusammensetzung einen gehörigen Stoß versetzt. Es handelte sich um die Wahl des Reichsparteilers Pauli in Oberbarnim. Anfechtungsgrund war ein Wahlaufruf, der von Bürgermeistern und Amtsvorstehern unter Beifügung ihres Amtstitels unterzeichnet war. Ohne die Stimmen in den Orten, deren Bürgermeister und Amtsvorsteher unterschrieben hatten, war die Wahl Paulis hinfällig. Nach der bisherigen Praxis der Wahlprüfungskommission wurde in einem solchen Fall ohne weiteres auf Ungültigkeit erkannt. Aber diesmal wurden Beweiserhebungen darüber beschlossen, ob die Unterschriften der Herren Bürgermeister und Amtsvorsteher mit ihrem Wissen und Willen unter den konservativen Wahlaufruf gekommen seien. Herr Wellstein verteidigte dies Novum, dem er jede prinzipielle Bedeutung absprechen zu dürfen glaubte, im Plenum unter lebhafter Zustimmung ausschließlich von rechts her, während die Linke zwischen Entrüstung und Heiterkeit schwankte. Die eigene Partei des Redners verhielt sich passiv. Die namentliche Abstimmung ergab, daß nicht nur die gewaltige Mehrheit von 128 Ja gegen 67 Nein und 6 Stimmenthaltungen sich für die Kassierung des Mandats und damit für die Verleugnung des Beschlusses der Wahlprüfungskommission entschied, sondern daß auch fast das gesamte Zentrum Herrn Wellstein desavouierte. Ganze drei Mann aus seiner eigenen Partei sprangen ihm bei. Netto dreiundfünfzig dagegen, darunter Bachem, Spahn, Trimborn, Freiherr v. Hertling, Gröber, Graf Ballestrem, überhaupt alle Führer, traten entgegen Herrn Wellstein für die guten alten strengen Sitten der Wahlprüfungskommission ein. Seit langem ist kein an einen hervorragenden Platz gestelltes Mitglied einer Fraktion von ihr so offen verleugnet worden wie hier. Doch das ist ein Fraktionsinternum. Von weittragender Bedeutung würde jedoch der Beschluß des Reichstages vom 11. Mai sein, wenn er die Rückkehr des Zentrums zu der früheren Handhabung der Wahlprüfungen bedeutete.

Auch der den Petitionen gewidmete Tag brachte eine Entscheidung von prinzipieller Wichtigkeit. Die Berliner Kreissynode II hat die Verschärfung der strafrechtlichen Bestimmungen gegen „schlechte" Literatur- und Kunsterzeugnisse beantragt. Die Petitionskommission schlug die Ueberweisung dieser Petition zur Berücksichtigung, der nationalliberale Abgeordnete Semler Uebergang zur Tagesordnung vor. Herr Roeren lex-Heinzerlichen Angedenkens vertrat den Kommissionsantrag in einer formell übrigens sehr maßvollen Rede, in der er auszuführen suchte, daß es sich hier nicht um eine Neuauflage der lex Heinze handele. Natürlich wurde ihm von der Linken entgegengehalten, daß es sich um gar nichts anderes handeln könne. Zu allem Ueberfluß kam auch noch der Antisemit Lattmann und bewies klärlich, daß das eigentliche Ziel des Angriffs garnicht die Pornographie sei, der man schon heute genügend an den Kragen kommen kann, sondern künstlerisch und literarisch wertvolle Blätter wie der „Simplizissimus", dem nun einmal ebenso wie der „Jugend" der Haupthaß aller Elemente des Rückschritts gilt. Geschlossen stimmte denn auch die alte lex-Heinze-Mehrheit, durch Graf Oriola und noch einen zweiten nationalliberalen Kunst- und Literaturfreund verstärkt, für die Berücksichtigung der Petition, während sich der ebenso geschlossen ablehnenden Linken einschließlich der Nationalliberalen noch Graf Reventlow zugesellte. Als nächste Folge der Annahme des Antrages Roeren macht sich schon jetzt eine lebhafte Agitation in der antisemitischen Presse für die neue lex Heinze geltend. Sie fordert die Regierung auf, das Eisen zu schmieden, solange es heiß sei. Bedauerlicherweise kann sie sich dabei ebenso wie die lex-Heinze-Redner im Reichstag auch auf einzelne Aeußerungen liberaler Organe stützen.

Einen überraschend großen Erfolg errang die Linke durch die Annahme des Antrages, alle Preßdelikte vor die Schwurgerichte zu verweisen. Der Erfolg wurde so ganz en passent erzielt. Zur Beratung stand ein Gesetzentwurf zur Entlastung des Reichsgerichts, der von Konservativen, freisinnigen Volksparteilern, Nationalliberalen und Zentrumsmännern eingebracht war. Je mehr Parteien einen Antrag unterzeichnen, um so harmloser pflegt er zu sein. In der Tat handelte es sich auch hier lediglich um einen praktischen Nothehelf, wodurch 8000 bis 10 000 Straffachen, die jetzt vor die Strafkammern kommen, den Schöffengerichten zugewiesen werden sollen. Um dieses Antrages willen wäre es kaum zu irgendwelcher Diskussion gekommen. Doch die Sozialdemokratie benutzte die Gelegenheit, um die Erweiterung der Kompetenz der Schwurgerichte anzustreben. Die Freisinnigen schlossen sich natürlich an, auch die Polen waren dafür, und da Freisinn und Sozialdemokratie stark vertreten waren, so mußte das Bureau einmütig feststellen, daß der Antrag angenommen sei. Ein Erfolg, aber — sans conséquence! In der dritten Lesung wird sich die Zufallsmehrheit wieder in eine Minderheit verwandeln. Wäre das nicht der Fall, so würde für die Regierung, wie Staatssekretär Nieberding versicherte, der ganze Initiativantrag erledigt sein. Er hätte es kaum zu sagen brauchen. Jeder, der unsere Regierung kennt, weiß, daß sie lieber auf jeden anderen Fortschritt verzichten würde, ehe sie in die Ueberweisung der Preßsachen an das Laiengericht willigte. Diese Ueberweisung ist zwar in Süddeutschland Rechtens. Aber die Reichsregierung legt Wert darauf, offen zu bekunden, daß sie den Norden und Osten für zu unreif hält, um das zu ertragen, was im Süden Gemeingut von Regierungen und Regierten ist.

H. v. Gerlach.

Ein agrarisches Kartellgesetz in Oesterreich.

In österreichischen Abgeordnetenhause ist kürzlich von der agrarischen Mehrheit ein Gesetz durchgedrückt worden, welches sich als nichts anderes darstellt, als ein Ausnahmegesetz gegen ein Kartell. Es ist dies das Verbot der sogenannten Rübenrayonnierung.

Unter Rübenrayonnierung ist die Aufteilung der gesamten Rübenproduktion in einzelne Gebiete, und die Zuteilung der einzelnen Rayons an bestimmte Fabriken zu verstehen, wobei es den an der Rayonnierung beteiligten Fabrikanten bei hoher Konventionalstrafe verboten ist, Zuckerrüben aus einem andern als dem ihnen zugewiesenen Gebiete zu beziehen. Im weiteren Sinne sind darunter auch Vereinbarungen der Rübenproduzenten zu begreifen, denen zufolge die Rübenproduzenten einer bestimmten Gegend nur an bestimmte Fabriken liefern dürfen.

Praktische Bedeutung hat nur der erste Fall gewonnen.

Wie das Kartell so oft, so ist auch das Rayonnierungskartell der österreichischen Zuckerfabrikanten als Resultat eines heftigen Konkurrenzkampfes zustande gekommen. Einzelne besonders kapitalkräftige und nach spekulativen Grundsätzen geleitete Unternehmungen griffen bei ihren Rübenbezügen weit über das ihnen nach Lage und Verkehrsverhältnissen zuständige Gebiet hinaus, auf die Rübenbezugsgebiete anderer Fabriken über, nicht nur wenn ein faktisches Bedürfnis des Betriebes dazu drängte, sondern auch aus Gründen der Konkurrenz. Das gegenseitige Wegkaufen des Rohprodukts, der Rübe, wurde zu einer Waffe im Konkurrenzkampfe der Zuckerfabriken. Es entstand der sogenannte „Rübenkrieg", in welchem namentlich viele kleinere kapitalsschwache Unternehmungen erdrückt wurden, aber

auch manche große kapitalkräftige Fabriken an ihren spekulativen Operationen sich verbluteten. Bedeutende Summen wurden durch das „Spazierenführen" der Rübe, wie man das durch reine spekulative Momente veranlaßte Hin- und Hertransportieren des Rohprodukts nannte, in unwirtschaftlicher Weise vergeudet. Die Rübenproduzenten aber zogen aus diesem Kampfe, ohne sich darum zu bemühen, großen Vorteil, indem die Konkurrenten die Rübenpreise ineinander oft bis zu exorbitanter Höhe hinaufspekulierten.

Als dann in der ersten Hälfte der neunziger Jahre das Kartell der Fabrikanten zustande kam, wendete sich das Blatt gegen die Rübenproduzenten.

In Konsequenz des Kartells wurde von den kartellierten Fabrikanten über die Köpfe der Rübenproduzenten hinweg und ohne im mindesten ihre Mitwirkung zuzulassen, die erwähnte Rayonnierung beschlossen, den Rübenproduzenten auferlegt, könnte man fast sagen, denn die Rübenbauern wurden infolge dieses Uebereinkommens vielfach geradezu zu Hörigen der Zuckerfabrikanten. Der Rübenbauer muß an die bestimmte Fabrik verkaufen, welcher ihn das Kartell zugeteilt hat. Er muß ihr verkaufen, auch wenn er z. B. begründete Zweifel in deren Solvabilität hat, weil eine andere Fabrik ihm seine Rübe nicht abnimmt. So ist er mehr oder minder vollständig dem Ermessen des betreffenden Fabrikanten anheimgegeben, sowohl was die Uebernahmepreise, als was die Lieferungsbedingungen betrifft, er muß sich Abzüge willkürlicher und schikanöser Natur in oft horrender Höhe gefallen lassen, Ersatz für Schaden leisten, der garnicht aus seinem Verschulden entstanden ist — mit wenigen Worten: für den Rübenbauer war durch das Rayonnierungsübereinkommen die freie Konkurrenz aufgehoben. Am schwersten lastete der Druck auf den mittleren und kleinen Grundbesitzern. Die großen Grundbesitzer haben vielfach selbst Zuckerfabriken als landwirtschaftlichen Nebenbetrieb, verfügen über Sitz und Stimme im Kartell und partizipierten so an der Ausbeutung der kleinen Bauern.

Die ausgebeuteten Bauern riefen vergeblich die Hilfe der Regierung an; wie sollte diese auch Schärfe gegen ein Kartell aufzubringen imstande sein, das wie das Zuckerkartell infolge des noch die Eierschalen der ständisch-feudalen Verfassung an sich tragenden österreichischen Wahlrechts oder, wie es im Volksmunde richtiger heißt, „Wahlunrechts", nicht bloß eine große Kapitalmacht repräsentierte, sondern auch einen eminenten politischen Einfluß auszuüben in der Lage war. In dem Kartell waren tonangebend die großen Grundbesitzer, welche durch ein heute in den europäischen Kulturstaaten wohl einzig dastehendes Wahlprivileg politisch bevorrechtet sind; eine Handvoll Großgrundbesitzer, oft nur vierzig bis fünfzig, haben ebenso das Recht einen Abgeordneten ins Parlament zu schicken, wie 40 000 bis 50 000 Bürger oder Urwähler. Und der Großgrundbesitz ist zum überwiegenden Teile in den Händen des Feudaladels, der, allen Staatsgrundgesetzen zum Trotz, in Oesterreich auch sozial bevorrechtet ist.

Als nun Oesterreich der Brüsseler Zuckerkonvention beigetreten war, kam das Kartell arg ins Schwanken. Die Regierung, die, soweit die Interessen der Zuckerkapitalisten in Frage kamen, geradezu ein Ausschuß des Kartells war, griff, um dem Kartell seine enormen Profite zu konservieren, zu dem Plan einer staatlichen Kontingentierung der gesamten Zuckerproduktion. Diese Kontingentierung wurde bekanntlich von der Brüsseler Kommission für unzulässig erklärt, eine Tat, für welche die Bevölkerung Oesterreichs, welche dem Kartell jahrelang schweren Tribut hatte zahlen müssen, ihr ewig Dank wissen wird. Die Rübenbauern aber, welche inzwischen unter dem Einflusse der mächtig angewachsenen agrarischen Bewegung mobil geworden waren, hatten, als die Regierung mit dem Kontingentierungsvorschag hervortrat, als Gegengewicht gegen diese nun von Staats wegen beabsichtigte Verewigung der Herrschaft des Kartells energisch das Verbot der Rübenrayonnierung verlangt.

Die Regierung berief zunächst eine Enquete ein. Die Verhandlungen ergaben als Ursache der Mißstände eine geradezu unglaubliche, auf dem völligen Mangel kaufmännischer Bildung und Schulung beruhende Hilflosigkeit beim Abschlusse von Verträgen auf seiten der Bauern, eine geradezu haarsträubende Skrupellosigkeit in der Ausnützung dieser Hilflosigkeit auf seiten der Fabrikanten.

Daß gegen diese Uebelstände nicht mit dem Strafrecht, sondern nur mit den Mitteln der Wirtschaftspolitik wirksam anzukämpfen war, weil man es doch mit Ursachen wirtschaftspolitischer Natur zu tun hatte, mußte den Vertretern der Regierung in der Enquete, unter welchen sich ein so hervorragender Jurist, wie der derzeitige Leiter des Justizministeriums Sektionschef Klein, und ein so tüchtiger Wirtschaftspolitiker, wie der Sektionschef Wladimir Freiherr von Beck des Ackerbauministeriums sich befanden, zweifellos sein. Hier war nichts mit einem Verbot zu helfen, sondern nur mit einer Organisation des in wilden Formen wuchernden Handels durch Aufstellung von Usancen, vielleicht auch durch die Bestellung kaufmännisch geschulter Regierungsorgane, welche den ungeschulten Bauern bei der Abfassung der Verträge an die Hand zu gehen hatten.

Aber der furor agrarlens beharrte auf Gesetz und Verbot, und da agrarisch heute Trumpf ist in Oesterreich, so blieb der Regierung nichts anderes übrig, als diesem furor durch Einbringung eines Gesetzes über das Verbot der Rayonnierung zu opfern.

Die wichtigsten Bestimmungen des Entwurfes sind die folgenden:

Verabredungen zwischen Besitzern, Pächteen, Leiteen und anderen Bestellten von Zuckerfabriken (auch Agenten und Rübeneinkäufern), durch die eine Rayonnierung der Zuckerrübe herbeigeführt wird, sind verboten und ohne rechtliche Wirkung. Zwischen Rübenbauern haben Vereinbarungen dieser Art aber Gültigkeit, wenn dadurch bezweckt wird, die Rübe an eine genossenschaftliche Zuckerfabrik zu liefern, oder eine zahlungsunfähige Fabrik auszuschließen. Konventionalstrafen können daher nicht vereinbart werden und sie können, wenn sie bezahlt wurden, zurückverlangt werden. Die Vereinbarung, sich einem Schiedsgericht zu unterwerfen, ist ungültig.

In den Rübenkaufverträgen darf den Baueen eine über das Verschulden hinausgehende Haftung für die Menge der zu liefernden Rüben nicht auferlegt werden. Falls dem Rübenbauer der Samen von der Fabrik geliefert wird, haftet er nur für die tatsächliche Verwendung des Samens und für die gehörige Kultivierung der Rübe. Der Fabrikant darf nicht einseitig den Preis herabsetzen oder für schlechte Qualität Abzüge machen.

Was nun die Ausrüstung des Verbotes mit der von den Agrariern verlangten Strafsanktion betraf, so mochte die Regierung einsehen, daß man nicht auf einem Gebiete des wirtschaftlichen Verkehrs bei Strafe verbieten könne, was auf so vielen anderen frei erlaubt ist, und daß man der Lösung des Kartellproblems nicht mit Ausnahmegesetzen vorgreifen könne; anderseits mußte den Wünschen der hochmächtigen Agrarier Rechnung getragen werden. Die Regierung versuchte, zwischen Scylla und Charybdis mit einer in ihrem praktischen Effekt ziemlich harmlosen Rezeption des österreichischen Koalitionsverbotes durchzuschlüpfen.

Bestraft werden sollte nach dem Entwurf jeder, der versucht, durch Mittel der Einschüchterung oder durch Gewalt jemanden an der Ausführung seines freien Entschlusses, Rüben zu beziehen, zu hindeen, mit Arrest von acht Tagen bis zu drei Monaten oder an Geld bis zu 2000 Kronen. Die Agrarier setzten aber im Ausschuß noch eine Ausdehnung der Strafsanktion durch, wonach jeder gestraft wird, der sich durch eine der verbotenen Verabredungen beim Einkauf oder Verkauf der Zuckerrübe zum Schaden des anderen Vertragsteiles, sei es hinsichtlich des Preises oder der sonstigen Vertragsbedingungen wirtschaftliche Vorteile verschafft, die bei freiem Wettbewerb ausgeschlossen wären.

Die Regierung, die nicht die Kraft oder nicht die Macht besaß, auf der von ihr vorgeschlagenen Fassung zu beharren, war offenbar bestrebt, wenigstens der Unbestimmtheit nnd Verschwommenheit dieser Bestimmung, deren Annahme sie nicht verhindeen konnte, durch eine präzisere Formulierung der inkriminierten Handlung zu steuern. Ein darauf abzielender

Digitized by Google

Kompromißantrag stellte als Kriterium der Strafbarkeit die Ausnützung der durch das Gesetz verbotenen Verabredungen zur Erzielung von Preisen oder sonstigen Vertragsbedingungen, die nach Umständen des Falles in „offenbarem Mißverhältnis" zu den Preisen oder Bedingungen stehen, die nach der Zeit des Geschäftsabschlusses in den für das Geschäft maßgebenden Produktions- oder Marktverhältnissen gerechtfertigt waren.

Diese Fassung, welche die strafbare Handlung wohl scheinbar präziser umschrieb, aber dem Richter in der Feststellung derselben eine unerfüllbare Aufgabe zumutete, blieb hauptsächlich infolge eigentümlicher Umstände bei ihrer Einbringung unberücksichtigt, und die Sanktion gelangte schließlich in der von den Agrariern im Ausschuß festgelegten Fassung zur Annahme.

Daß dieses Gesetz so, wie es ist, zur kaiserlichen Sanktion gelangen werde, ist nicht zu befürchten; vielmehr gilt es als sicher, daß das Herrenhaus das Gesetz zur neuerlichen Beratung und Aenderung an das Abgeordnetenhaus zurückverweisen werde, und daß dieses das Gesetz dann mit den Verbesserungen und Milderungen annehmen wird, welche das Herrenhaus vorschlagen dürfte. Die Erkenntnis von der Monstrosität solcher Gesetzmacherei war schließlich selbst den Agrariern aufgedämmert, und die Vertreter der Rübenbauern waren bereits nahe daran, sich mit den Vertretern der Zuckerfabriken auf der Basis zu einigen, daß einer zu bildenden Interessenvertretung der Rübenbauern ein genau umschriebener Einfluß auf die Rübenlieferungsverträge einzuräumen sei, und daß die unter Mitwirkung dieser Interessenvertretung zustandegekommenen Verträge in dem Gesetz von dem Verbot auszunehmen seien, wodurch das ganze Gesetz auf eine lediglich moralische Bedeutung reduziert worden wäre.

Die Führer der Agrarier aber wollten sich die schöne Gelegenheit zu einer Kraftprobe und zur Gewinnung eines vortrefflichen Agitationsmittels, wie es der Hinweis auf die Durchsetzung eines Strafverbotes bei der bäuerlichen Bevölkerung ist, nicht entgehen lassen, und so hatten sich die Unterhandlungen im letzten Moment zerschlagen. Nun die Herren ihre politischen Zwecke erreicht haben, dürften ihre Herzen milder gestimmt sein.

Wien. Karl Hellwig.

Spoleto.

Spoleto wie so manche andere mittelitalienische Stadt verdankt seine historische Bedeutung der Via Flaminia, der großen Verkehrsstraße, welche, indem sie den Appennin gleichsam überbrückte, die beiden geographisch getrennten Teile Italiens, die adriatische und die tyrrhenische Küste, miteinander verband. In kriegerischen Zeiten wird es immer wieder genannt, wenn um die Herrschaft Italiens gekämpft wird, wenn die Beziehungen Roms zum Norden in Frage kommen. Als Belisar seinem Kaiser Rom wiedererobert hatte, nahm er auch Spoleto den Goten ab und hielt es durch eine tapfere Schar besetzt, als die gotischen Massen von Norden her zur Belagerung Roms herbeiströmten und als sie nach der Aufhebung der Belagerung zersprengt und geschlagen über den Appennin zurückfluteten. Nun wurde es für den römischen Feldherrn ein Stützpunkt, als er zur Eroberung der gotischen Residenz Ravenna aufbrach. Als aber Belisar abberufen war und der Heldenkönig Totila von Oberitalien her zum letztenmal seinem Volke die Halbinsel zurückgewann, mußte sich ihm auch Spoleto ergeben; die Mauern der gefährlichen Veste wurden geschleift; gotische Soldaten und römische Ueberläufer wandelten das Amphitheater vor der Stadt in eine Festung um und hielten die feste Position, bis sie durch Verrat von dem römischen Kommandanten von Perugia genommen wurde. Als dann die gotische Herrlichkeit von Narses endgültig begraben war, wurde die Stadt neuerdings ummauert, um jedem Einfall widerstehen zu können.

Der unentwickelten Belagerungstechnik der Barbaren gegenüber erschienen ja die römischen Stadtmauern unüberwindlich. Allerdings bedürfen aber auch die stärksten Mauern einer Besatzung, und das römisch-byzantinische Reich verfügte nicht mehr über genügende Menschenkraft, um an alle bedrohten Punkte eine genügende Anzahl von Soldaten zu werfen. So überrannten die wilden Langobarden mit leichter Mühe die Kastelle, welche die Nordostgrenze Italiens decken sollten, und standen plötzlich inmitten von Italien. Während die Hauptmasse ihrer Raubscharen sich über Oberitalien ergoß, zweigten sich einzelne Haufen ab und brandschatzten die südlichen Landschaften, überrumpelten unbeschützte Orte oder plünderten planlos das flache Land. Einer dieser Haufen nahm Benevent, ein anderer störte die Verbindung zwischen Rom und Ravenna, und schon der zweite Herzog, Ariulf, erschien vor Spoleto. Ariulf soll noch Heide gewesen sein; nichtsdestoweniger wurden die katholischen Christen in dem neu gegründeten Herzogtum besser behandelt, als sonst im Langobardenreiche. Die Sage weiß dies durch ein Wunder zu erklären. Als Ariulf, so heißt es, in die Basilika des heiligen Savinus bei Spoleto eintrat und die Wandbilder betrachtete, in denen die Taten des heiligen Savinus dargestellt waren, erkannte er das Bild des Mannes, der nach seiner Versicherung ihm in allen Schlachten beigestanden, den Schild schützend vor ihn gehalten und von allen am tapfersten gekämpft hatte, den er aber bisher nicht hatte auffinden können. Trotzdem konnte aber der heilige Savinus in den folgenden Jahren nicht verhindern, daß Ariulf nahezu der gefährlichste Bedränger des römischen Papstes wurde, und erst zu der Zeit, als die langobardischen Könige versuchten, die Herzogsgewalt in Spoleto zu brechen, fanden es die Herzoge mitunter für gut, mit der römischen Kirche gegen den König gemeinsame Sache zu machen. Während aber das Herzogtum Benevent sich in Süditalien trotz des Vordringens der Franken über die Alpen in ziemlicher Selbständigkeit erhielt, wurde Spoleto in den Sturz des Langobardenreiches verwickelt, und anstelle des langobardischen Herzogs trat ein fränkischer, dessen Aufgabe es war, als Beamter des fränkischen Königs von Italien die Südgrenze zu bewachen und zugleich mit wachsamem Auge die Vorgänge im Kirchenstaate zu beobachten, um, wenn nötig, auch hier gegen Rebellen oder gegen den Papst selbst einzuschreiten oder auch den fränkischen Einfluß bei den Papstwahlen geltend zu machen. Eine Weile hindurch erschien er geradezu als der oberste Vertreter des Reiches in Italien. Als aber das karolingische Kaisertum tatsächlich erlosch, da die fränkischen Könige nicht mehr die Kraft besaßen, ihre Herrschaft in Italien geltend zu machen, da waren es die Herzöge von Spoleto, Guido und Lambert, welche die günstige Lage ihres Herzogtums ausnützten, um sich in Rom zu Kaisern krönen zu lassen. Allerdings war ihre Herrschaft niemals allgemein anerkannt. Doch bedeutet ihre Zeit den Höhepunkt der äußeren Macht des Herzogtums. Als sich ein halbes Jahrhundert später das deutsche Kaisertum neu erhob, war die Herrlichkeit des Herzogtums zu Ende. Es wurde zu einem Streitobjekt zwischen Kaiser und Papst, bis sich dieser dauernd in Besitz zu setzen wußte und erst dadurch die volle Herstellung des Kirchenstaates ermöglichte. Die Burg, welche den Stadthügel krönt, erinnert an den mächtigen Kardinal Albornoz, der sie gründete, als er in schwerer Zeit die Autorität des Papstes im Kirchenstaate wiederherstellte, an Lucrezia Borgia, die sie bewohnte, als der Kirchenstaat eine Beute päpstlicher Nepoten war, und an den Widerstand päpstlicher Söldner unter einem irischen Major zu der Zeit, als der Kirchenstaat schon dem Untergange geweiht war, und das neu erstandene Königreich Italien seine Grenzen fast bis zu den Toren Roms vorschob.

Die Mauern der Burg und der Stadt erzählen die Geschichte von Spoleto auf ihre Weise. Dort, wo der Hügel nicht durch die schroff in die malerische Schlucht des Tessino abfallenden Felshänge unzugänglich gemacht ist, sind heute noch an manchen Stellen gewaltige polygonale Steinmassen übereinander geschichtet und leiten die Gedanken zurück zu vorhistorischen Zeiten und Kämpfen; unmittelbar auf ihnen ruhen regelmäßig geschichtete Quadern, die an Roms geordnete

Digitized by Google

Herrschaft erinnern; zu oberst aber erheben sich verschiedene Schichten unregelmäßig zusammengeworfener Baustücke, die Ueberreste des Mittelalters; man sieht ihnen die Hast und Rohheit barbarischer Zeiten an, in der die verschiedensten Gewalten einander in raschem Wechsel bekriegten, ohne Dauer, ohne höheres Ziel. Dort aber, wo der Burghügel durch die Schlucht von der Appenninkette getrennt ist, zeugt ein anderer gewaltiger Bau, das eigentliche Wahrzeichen Spoletos, von der alle Stürme überdauernden Kontinuität menschlicher Kultur, jener Aquäduct mit seinen zehn malerischen Bogen, ursprünglich wohl ein römischer Bau, der ein erstes Mal von den langobardischen Herzogen, ein zweites Mal von der päpstlichen Regierung wiederhergestellt wurde und noch heute der Stadt ihr treffliches Trinkwasser zuführt. Römertum, Mittelalter und die Folgezeit gehen hier überall in einander über; die unvermeidliche Piazza Vittorio Emanuele mit der Präfektur nimmt den Platz des römischen Theaters ein, der Marktplatz zeigt noch heute deutlich die Umrisse des römischen Forums, und zwischen beiden erhebt sich noch heute der Triumphbogen mit der Inschrift zu Ehren zweier Prinzen der augustischen Dynastie. An ihn angelehnt aber und mit Benutzung seiner Mauern, sowie anderer antiker Reste erstreckt sich, heute unter dem Straßenniveau eine interessante, freskengeschmückte, christliche Kirche aus dem frühen Mittelalter. In noch engerer Berührung zeigen sich Römertum, Mittelalter, Heidentum und Christentum in der Kirche S. Agostino; hier scheint der römische Tempel unmittelbar in die christliche Basilika überzugehen; Säulen und Friese aus bester römischer Zeit, nur einige ergänzt durch frühmittelalterliche Kapitelle, trugen an dieser Stelle einst das Dach des Tempels, wie sie heute die Kuppel der Kirche tragen; mit wenigen Aenderungen könnte man heute nahezu den antiken Tempel wiederherstellen.

In etwas jüngere Zeit, doch noch bevor Spoleto päpstlich wurde, führen die interessanten Reliefs der alten Kathedralkirche S. Pietro außerhalb der Stadt mit ihren originellen von dem üblichen Schema abweichenden Darstellungen: köstlich sind namentlich der Wolf, der predigt, und der Fuchs, der sich tot stellt, um seine Beute besser überraschen zu können; in den bewegten Zeiten der Römerzüge, die an Spoleto vorüberführten, und der wilden Soldateska, die im Namen des Kreuzes oder zur höheren Ehre des heiligen Reiches plünderte, und der gewaltigen Kriegsherren, die demütig zu reden wußten, mochte es der Tierfabel nicht an Auslegern fehlen, wenn das arme geplagte Volk in der Kirche Erbauung und Erholung suchte. Indes wurde die Kathedrale in jenen unruhigen Zeiten in die Stadt selbst verlegt, in die Nähe des Ortes, wo einst der Palast der langobardischen Herzoge gestanden hatte, wo Bischof und Gottesdienst durch die Stadtmauern besser geschützt waren. Die Fassade mit dem Mosaik aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts ist prächtiger, als die der älteren Kirche; an der neuen Kirche hat dann auch die Renaissance noch in ihrer Art gebessert, und Filippo Lippi und Pinturicchio haben sie ausgeschmückt. Aber trotz des eindrucksvollen Bildes, das die Kathedrale bietet, kann sie sich doch an Pracht und Größe nicht mit den Domen Oberitaliens und Toscanas messen, wo mit der Entwicklung der städtischen Freiheit und des Bürgertums im späteren Mittelalter der Grund für alle fernere geistige Kultur gelegt wurde zu einer Zeit, als Spoleto eine Landstadt des Kirchenstaates unter päpstlicher Herrschaft wurde. Von der modernen Bewegung nicht mitgerissen, kaum berührt, hat Spoleto kulturell nichts Nennenswertes mehr geschaffen. Nur seine Befestigungen und wenige Paläste erzählen von den folgenden Jahrhunderten. Es erstarrte, wie so viele andere Teile Italiens, und es erwartet nun erst durch Verkehr und Industrie seine allmähliche Wiederbelebung und Fortbildung zur modernen Stadt. Die breiten gut gehaltenen Straßen, welche das enge Winkelwerk der hühnertreppenartig ansteigenden vielen durchbrechen, zeigen schon, daß sich Spoleto auf eine solche Zukunft vorzubereiten beginnt.

Wien. Ludo M. Hartmann.

Das Drama und seine Zukunft.

Seit den Tagen der „Räuber"-Aufführung in Mannheim hat die deutsche Bühne solche Kämpfe nicht erlebt, wie sie vor sechzehn Jahren die Gründung der „Freien Bühne" zur Folge hatte. Die dieses Werk ins Leben riefen, waren damals durchaus keine Autoritäten oder doch nur für einen kleinen Kreis, sie haben inzwischen ihren Weg gemacht: der eine ist vielumworbener Direktor des Burgtheaters, der andere hat sich als Leiter einer der ersten Berliner Bühnen auch die Anerkennung der Widerstrebenden erzwungen. Aber der neue Gott, den diese Propheten verkündeten, ließ sie im Stiche.

Gerhart Hauptmann und sein Naturalismus erhitzte die Köpfe, trennte das Publikum in zwei feindliche Lager und fegte wie ein Wirbelwind über die deutsche Bühne, als sollte sie von Grund aus zerstört werden und einer neuen Welt Raum geben. Und doch war alles nur ein Theaterdonner, der die naiven Zuschauer zwar erschreckte, aber keinem zündenden Blitz nachklang. Gerhart Hauptmann ist das stärkste Bühnentalent der Gegenwart, die Hoffnungen jedoch, die seine leidenschaftlich begeisterten Anhänger auf ihn setzten, hat er trotz mancher Wandlungen nicht erfüllt, zu einem Fürsten der Weltliteratur ist er nicht emporgewachsen.

Er hat seine Gemeinde gefunden, aber er konnte nicht hindern, daß ein großer Teil davon bald wieder abschwenkte und sich anderen Göttern zuwandte. Man betete Maeterlinck an und seinen Hofstaat, den Symbolismus: Auch um den Belgier, als den Herrn der Zukunft, entbrannte ein heißer Streit, nicht so wild und tobend, wie um den Meister des Naturalismus, doch mit kaum minderer Energie und Lebhaftigkeit und mit derselben Enttäuschung. Wie Hauptmann mit der „versunkenen Glocke" wurde Maeterlinck mit „Monna Vanna" sich selber untreu, sie opferten beide den Nimbus ihrer Eigenheit und fügten sich in die Reihe der sterblichen Theaterdichter, die für den immerhin unsicheren Nachruhm lieber den Beifall der Mitwelt eintauschen.

Aber was kommt nun? Diese Frage drängt sich allen Theaterfreunden auf, dem Kritiker und dem Publikum, am heftigsten gewiß dem Bühnenleiter und seinen Lieferanten, die ja von der neuen Mode leben.

Viele sehen in dem Naturalismus eine höhere Stufe der Entwicklung, die das Drama zurücklegt, eine weitere im Symbolismus, und sie schließen, daß diese beiden zu einer neuen Stufe führen, die wieder eine Förderung bringen müsse. Sie gehen von der Ansicht aus, daß es sich mit der Dichtkunst so verhalte, wie mit der Wissenschaft.

Wie unsere Kultur, unsere Erkenntnis fortschreitet, so bewege sich auch unsere Poesie und ihre vollkommenste Form, das Drama, in stetig aufsteigender Linie. Ja, ein neuerer Aesthetiker verweist geradezu die Muse der Dichtkunst in das Gefolge der Königin Wissenschaft. „Jeder Fußbreit Boden, den die Wissenschaft erkämpft, ist Neuland der Poesie," erklärt Rudolph Lothar in seinem Werk: „Das deutsche Drama der Gegenwart." *) Und ein anderer, Alfred Nossig, in seinem Buche: „Die Erneuerung des Dramas", **) äußert: „Aus dem Schoße der Kultur, die durch eine neue Weltanschauung, durch neue naturwissenschaftliche und sozialpolitische Ideen befruchtet wurde, wird eine neue Kunst, eine neue Dichtung geboren, und als ihre Krone reift ein neues Drama heran." Dieser Zusammenhang läßt sich doch nicht so ohne weiteres feststellen. Er paßt schon nicht mehr auf die Kunst, einschließlich der Dichtkunst, viel weniger noch auf das Drama.

Was für eine Entwicklung hat die Kultur, hat die Wissenschaft seit Homer genommen! Und wo sind die Homere, die diesem Aufschwung folgten? Wieviel Jahrhunderte trennen die

*) Rudolph Lothar: „Das deutsche Drama der Gegenwart". Mit 25 Bildbeilagen und 147 Textillustrationen. Umschlag und Buchschmuck von Josef Sattler. (München und Leipzig. Georg Müller. 1905.)

**) Alfre Nossig: „Die Erneuerung des Dramas". (Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock. 1905.)

Einführung des Christentums von Dantes „Göttlicher Komödie!“ Was hat die Welt von Bacon bis Darwin erlebt — von Nietzsche und Röntgen noch garnicht zu reden —, und wo ist der Dichter, der über Shakespeare steht, wie Darwin über Bacon?

Von unserem größten deutschen Dramatiker, den wir vor einem Jahrzehnt im Rausche des Naturalismus als abgetan behandelten und den wir im Mai mit allem Lärm unserer nervösen Zeit feierten, — von Schiller rühmt man, daß er ein Schüler Shakespeares sei. Warten wir nunmehr auf einen zweiten Schiller oder gar auf einen andern Shakespeare?

Schon im April 1801 schrieb Goethe seinem Freunde: „Was die großen Anforderungen betrifft, die man jetzt an den Dichter macht, so glaube ich, daß sie nicht leicht einen Dichter hervorbringen werden.“ Alfred Nossig will sich freilich nicht als Prophet aufwerfen und den kommenden Dramatiker vorher verkünden — er will nur den Weg finden, der zu ihm leitet. Er sieht auf der gegenwärtigen Bühne die volle Anarchie:

„Für uns ist es zweifelhaft geworden, was überhaupt als dramatisch zu gelten hat, ob es gewisse ewige, unverrückbare Gesetze des dramatischen Schaffens gibt, oder ob man die überlieferten durch völlig neue zu ersetzen hat.“

Seine Untersuchungen richten sich auf das Innere und das Aeußere des Dramas, erstens auf den dramatischen Stoff und seine Verwertung und zweitens auf die Form, in der ihn der Dichter zur Geltung bringt. Das wichtigste ist ihm die Frage nach der Handlung. Ihre Notwendigkeit wurde von den Naturalisten und Symbolisten verneint. Nossig hält unbedingt an ihr fest, und er geht weiter, indem er den Begriff zu vertiefen sucht. „Was ist Handlung?“ forscht er und weist nach, daß ihre Erklärung nicht weniger mißverstanden wurde als vor Lessings scharfsinniger Darlegung die Deutung von der Einheit der Zeit und des Raumes. Die Handlung liegt nicht in dem raschen Fortspinnen der dramatischen Fabel, wie man fälschlich annahm, sondern in der Entwicklung der Charaktere.

Noch schärfer weist Rudolph Lothar in dem Abschnitt von der „Technik des Dramas“ darauf hin: „Der Charakter ist im Drama das Primäre,“ und sehr drastisch belegt er es, indem er uns vor die Bühne führt: Jede Person, die auftritt, begegnet der Frage: „Was will die?“, und je rascher ihr Wesen darauf antwortet, je entschiedener — desto kräftiger ist unser Interesse für sie.

Es ist gewiß übertrieben, wenn man die Beschäftigung der Bühnentheoretiker mit der Frage nach einer neuen Kunst in Vergleich stellt zu den Bemühungen um den Stein der Weisen, aber wie diese zu schätzenswerten Entdeckungen in der Chemie führten, so haben auch jene Bestrebungen den Vorteil, uns manche neue und wichtige Aufschlüsse zu bringen, die uns in das Wesen der dramatischen Kunst tiefer eindringen lassen. Vor allem ist es das große Rätsel der Wirkung, das noch der Lösung harrt und um dessen Deutung sich die feinsten Kritiker bemühen.

Alfred Nossig ist der Ueberzeugung, daß mit der Enthüllung dieses Geheimnisses der Schlüssel zur Ewigkeitskunst gefunden ist.

Wie er nun die Wichtigkeit der Handlung im Drama betont und die Großen der Weltliteratur als Zeugen für seine Meinung aufruft, bricht er über die ganze moderne Bewegung der Naturalisten und Symbolisten unbedenklich den Stab. Nicht bloß, daß sie die äußerliche Handlung ganz außer acht ließen, haben sie auch und vor allem in den Charakteren, die nach der neuen Theorie die Grundlage der Handlung bilden, sich gänzlich vergriffen — Hauptmann, indem er untergeordnete Individuen aus der breiten Volksmasse in den Mittelpunkt des Dramas stellt, Maeterlinck, indem er unkörperliche Helden auf die Bühne brachte. Beide Stilarten tragen die Merkmale der Dekadence, der Nossig als Wegweiser zur neuen Kunst die Aszension entgegenstellt, den Aufschwung, die Gesundung der Charaktere.

Weniger dogmatisch und in seiner ruhigen Betrachtungsweise umso überzeugender geht Rudolph Lothar zu Werke. Er stellt keine Formel auf, er tuscht kein Ideal aus, er zeigt nur, was ist, und überläßt es dem denkenden Leser, sich klar zu machen, was werden könnte. Uebersichtlich in seiner Darstellung und auch den Buchschmuck des Zeichners und Photographen zur Belebung seiner Erörterungen heranziehend, verbreitet sich Rudolph Lothar in zwei Teilen eines stattlichen Bandes erst über „das Werden des modernen Dramas“, dann über „Dichter und Dramen“.

Lothar sieht den Ausgangspunkt des modernen Dramas in der religiösen Kunst von Uhde. Dieser brachte die „Renaissance der Religion“. Die Zeit war reif für einen neuen Luther, und da niemand kam, suchte man in Christus das Moderne. Es ist nicht zu leugnen, daß ein Zug nach religiöser Vertiefung durch unsere ganze moderne Literatur geht und auf der Bühne einen breiten Raum einnimmt. Man denke an Hauptmanns „Hannele“, an die Bibeldramen von Sudermann und Heyse. Lothar verfolgt den Weg bis zu Gorki, in dem er einen Pathetiker, einen Prediger sieht, der mit dem „Nachtasyl“ eine religiöse Mission ausführte. Ein Einwurf wird wohl erlaubt sein. Die Religion war auch vor Uhde häufig genug der Mittelpunkt dramatischer Konflikte oder eine wesentliche Begleiterscheinung in der Tragödie, und man kann sie weder als einen neuen, noch als einen ganz besonders charakteristischen Bestandteil unseres Dramas bezeichnen. Eher wird sich gerade im modernen Drama ein Gegensatz zu der früheren Benutzung religiöser Motive und sicherlich auch zu den Anschauungen der Uhdeschen Kunst nachweisen lassen, das ist die Verweltlichung religiöser Gefühle, die Auflösung des mystischen Glaubens in realistische Deutung.

Die Moden und Richtungen im Drama erklärt Lothar aus dem Widerspiel von Kunst und Leben:

„Die Kunst ist wie das Spiel eine Ergänzung des Lebens . . . . . Zu einer Zeit, wo ein reiches und im Wohlstand behagliches Bürgertum die herrschende Klasse eines aufstrebenden Landes war, zeigten die Dichter diesem selben Publikum Kummer, Jammer und Pein, die tiefe Not der Proletarier. So entstand die deutsche Elendsdramatik der achtziger Jahre. Aus einer Zeit der Realpolitik flüchteten die Dichter ins Märchenland und in die Welt der bunten Abenteuer.“

Man kann auch hier wieder einen Einspruch wagen. Sucht nicht im Gegenteil das Publikum Beziehungen des Selbsterlebten zur Kunst? So ist der „Tell“ das Drama der Patrioten, „Kabale und Liebe“ das Drama der Soziologen, Anzengruber der Dichter der Freireligiösen. Das „reiche und im Wohlstand behagliche Bürgertum“ hat sich anfangs durchaus nicht begeistert zu Hauptmanns Armeleutekunst hingezogen gefühlt, wohl aber haben die „Weber“ gerade auf die Proletarier eine so zündende Wirkung ausgeübt, daß sie in dem Dichter ihren bedeutendsten poetischen Wortführer sahen.

Geistreich ist die Charakteristik, die Lothar von den lebenden Dramatikern gibt. Er führt uns von Björnson und Ibsen bis zu Blumenthal und Philippi. Eine interessante Parallele zieht er zwischen Schiller und Hauptmann, die beide einen Sturmlauf gegen die bestehende Bühne unternahmen. Auch die „Weber“ könnten das Motto „in tyrannos“ tragen. Lothar weist aber dann auf den gewaltigen Abstand zwischen beiden Dichtern hin: Schiller voll Phantasie, Hauptmann nüchtern, Schiller ein Krösus an Gedanken, Hauptmann arm daran. Hirschfeld wird sehr treffend als der Dichter des Judentums bezeichnet, man könnte ihn noch genauer den Schilderer des Berliner Reformjudentums heißen. „Die Kraft versinkt im Gemüt.“

Seine Wiener Landsleute nennt Lothar „Virtuosen, Nachempfinder, Ueberempfängliche“. Hugo von Hoffmannsthal gilt ihm als ein „Parnassien“. Er nimmt fertige Stücke und „gießt Wortkaskaden über die Charaktere“. Zu den Theatralikern rechnet er Sudermann, Fulda und Blumenthal, den er unter dem Zwange der Statistik würdigt. Von 43 458 Aufführungen im Jahre 1900 erlebte Blumenthal 3076, Hauptmann 1294, Schiller 1102, Sudermann 988. Lothar findet in diesem Zahlenverhältnis einen Sieg der Harmlosigkeit, verschließt sich aber nicht der Tatsache, daß der vielgespielte Autor ein „Spaßgeschäft“ betreibe. Sein Witz charakterisiert weder den Träger noch die Situation, erklärt Lothar mit treffender Schärfe.

Unter den Historikern und Phantasten wird Wildenbruch aufgeführt, ferner Halbe mit seiner „Jugend“ als erster Vertreter

Digitized by Google

der Heimatkunst, zu der auch Georg Engel in Beziehung gebracht wird, von den Frauen Ernst Rosmer, das erste Weib, dessen dramatisches Wirken ernst zu nehmen ist. Daran schließen sich Clara Viebig und Ebner-Eschenbach. Ueber Hartleben und seine Satire, über Dreyer, den Humoristen, dem nur südliche Liebenswürdigkeit mangelt, und über Bierbaum, den Lachenden, findet man kluge Bemerkungen. Zum Schluß werden noch zwei bisher unbekannte Dramatiker, Vollmöller und Stucken, mit großer Wärme behandelt.

Um ein volles Bild von der Bühne der Gegenwart zu geben, zieht Lothar auch Regisseure und Schauspieler in den Kreis seiner Betrachtungen, Brahm, Lindau, Baron Berger und Reinhardt, dann Rittner, Reicher, Rosa Bertens, Irene Triesch und andere. Kainz, „eine Erscheinung für sich", wird als der „wahrhafte Klassiker der modernen Schauspielkunst" anerkannt. Bei den Naiven wird die frauliche Güte der Lehmann, die lachende Heiterkeit der Konrad, Witz und Geist der Sorma hervorgehoben. Und nun kommen sogar noch die Kritiker an die Reihe, Schlenther, Harden, Maurhner, in deren Urteil sich auch der Geschmack des Publikums spiegelt.

In dem Kapitel über die Technik des Dramas spricht Lothar von Reim und Rhythmus, dasselbe Thema nimmt bei Nossig fast die Hälfte des ganzen Buches ein. „Der Vers steht heute erst am Beginn einer neuen Machtperiode," äußert Lothar. Beide verweisen auf den natürlichen Zusammenhang des Rhythmus mit unserm Nervensystem. In der Tat kann die rhythmische Bewegung der Blutwellenstöße für den Versakt zur Kennzeichnung von Gemütsstimmungen vorbildlich sein. In einer Abhandlung „über den Rhythmus der Prosa" (Gießen, J. Ricker, 1904) hat Professor Marbe in Würzburg nachzuweisen gesucht, daß selbst unsere Prosa von rhythmischer Ordnung beeinflußt wird, und belegt es an Beispielen Heinescher, Goethescher und Boeneseher Prosa.

Nossig charakterisiert den Bühnenvers der Franzosen, Shakespeares und der deutschen Klassiker. Für die deutsche Bühne war lange Zeit nach Shakespeares Vorgang der fünffüßige Jambus vorherrschend. „Der reimlose Jambe," so erklärte schon August Wilhelm v. Schlegel in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, „hat den Vorzug, daß er sich herauf- und herabstimmen läßt: er kann sich dem vertraulichen Gesprächston nahe anschmiegen und macht niemals einen so schneidenden Abstich wie z. B. der zwischen schlichter Prosa und gereimtem Alexandriner sein würde."

Im Reim sieht Nossig die strengere Abgrenzung eines Verses und meint deshalb, daß er für die Franzosen, deren Alexandriner ganz unregelmäßig verlaufe, wichtiger sei als für Deutsche und Engländer, die den scharf durch Akzente abgeschnittenen Blankvers haben. Daher trete auch der Reim bei uns in Dramen auf, wo der fünffüßige Jambus durch Verse von ungleichmäßiger Länge ersetzt wird, wie im „Faust", in „Wallensteins Lager" und in Fuldas Molière-Uebertragungen. Der Reim hat wohl aber doch eine tiefere Bedeutung als die rein äußerliche, das Versende zu signalisieren. Er soll durch seinen Klang unsere Aufmerksamkeit erhöhen, durch die Erwartung des Widerhalls Spannung erregen und kann so ein sehr wichtiges Werkzeug des Dichters werden. Nur muß der Meister es verstehen, mit diesem Reizmittel geschickt und sparsam umzugehen, damit es nicht durch allzu häufige oder an falscher Stelle geübte Anwendung abstumpfend wirke.

Vom modernen Bühnenvers fordert Nossig reichere Abwechselung, als sie unsere Klassiker erkennen ließen, wiewohl er zugeben muß, daß auch bei ihnen seit Lessing der jambische Vers durch allerlei Freiheiten der Cäsur, des Versaktes und der Versläuge belebt werde. Wenn er noch darüber hinaus als Reform das Zusammensprechen mehrerer Personen wünscht, so wird man dem entgegenhalten, daß abgesehen von der Gefährdung des verständlichen Wortlauts diese Nachahmung des natürlichen Gesprächs doch höchst selten in Frage kommen kann. Die Zuspitzung des Dialogs wie etwa in der dritten Szene des zweiten Akts von „Torquato Tasso" zwischen Tasso und Antonio, die zuletzt nur in einzelnen Jambenzeilen Rede und Gegenrede künden, kennzeichnet die äußerste Lebhaftigkeit eines Wortwechsels ohne den Wirrwarr sinnlosen Durcheinandersprechens.

Sehr streng richtet Nossig über den Dialekt: „Er drückt dem Werke den Stempel der Trivialität auf." Auch bei Anzengruber? Und ebenso wird die „archaische Form" kurzerhand verurteilt. Welche Wirkung hat Goethe damit in seinem „Faust" und in anderen Dramen erzielt! Für die Sprache des Dichters Vorschriften zu machen, ist der Aesthetiker überhaupt nicht berufen. „In der lächerlichsten aller Kultursprachen hat Shakespeare geschrieben!" erinnert Vischers „Auch Einer", und ist es schon mißlich, vorauszusagen, wie das Drama der Zukunft gestaltet sein wird, so noch gefährlicher die Ankündigung, in welcher Sprache, in welcher Mundart der künftige Dichter sich äußeen wird.

Man muß durchaus der Erklärung Rudolph Lothars beistimmen: „Das zwanzigste Jahrhundert findet vollbeschriebene Tafeln. Es muß neue Tafeln herbeischaffen, um mit neuer Schrift neues darauf zu schreiben."

Sigmar Mehring.

Der Parsismus.

Religionsgeschichte, an sich schon von großem psychologischem Interesse und von besonderem Wert für unsere Anschauung von der menschlichen Natur, wird in unseen Tagen lebhafter als je erforscht und ist wohl der lebendigste Trieb der Theologie. Freilich fehlt es auch hier nicht an vorschneller Induktion. Da wollen uns z. B. prinzipienfrohe Theoretiker glauben machen, bei allen Menschen sei der Baum religiöser Vorstellungen bis zu einer gewissen Höhe gleich gewachsen gewesen. Danach müßten wir alle einmal auch Totemisten, also etwa abergläubisch auf die Gunst mancher Tiere bedacht gewesen sein und deren Wohlwollen durch daueende Schonung oder Opfergeschenke erstrebt haben. Forscher dagegen von weniger universalem Ehrgeiz und mehr besonnener Beschränkung, wie z. B. Delitzsch und Cumont, haben die für uns Abendländer interessante Frage erörtert, was noch außer dem Sintflutsbericht aus Babylon in das Alte Testament möge eingedrungen sein, und wie sich analoge Züge des Mithrakults und des beginnenden Christentums zu einander verhalten.

Sollten die Gelehrten und Ungelehrten wirklich einmal, statt auf das Recht und den Ruhm einer eigenen Meinung zu trotzen, über jene Dinge einig sein, so wären wir mit der Beantwortung dieser Einzelfrage zugleich einem andern Ziele etwas näher gekommen, nämlich der Einsicht, wie oft und an welchen Stellen wirklich originale Gedanken von Wert entstanden sind, und wo sie die liebevolle Pflege von Adoptivkindern genossen.

Aber auch das kommt vor, daß aus derselben Wurzel einer Völkereinheit zwei in der Folge stark verschiedene Zweige herauswachsen und begriffen sein wollen. Solche Tatsachen werden dann nach der geschichtlichen Neigung unserer Tage doppelt bearbeitet. Der auf die Geisteswissenschaften angewendete Evolutionsgedanke Darwins macht uns geneigt zu dem Glauben, daß aus einem gegebenen Anfang unter entsprechenden Verhältnissen spontan ungefähr alles werden kann. Danach wäre an sich keine Sprache oder Religion gleichsam auf einer niedeen Entwicklungsstufe festgenagelt. Danach könnte auch der Monotheismus, den wir als wirkliche, späte Religion ja nur einmal, im Alten Testament, gegeben sehen, auch sonst, wenigstens annähernd, ohne Entlehnung entstanden sein.

Andererseits aber haben die ethnologischen Untersuchungen über Geräte, Schmuck, Waffen, Maße usw. uns auf so ausgedehnte Wanderungen und so mannigfaltigen Völkerverkehr aufmerksam gemacht, daß neben jenen Erklärungsgrundsatz selbständiger Erfindung immer wieder der der Entlehnung tritt. Ehe wir nun mindestens zwei Religionen vergleichen, müssen wir sie einzeln genau kennen. Der Parsismus vereinigt mehrere der oben bezeichneten Probleme in sich. Er hat seinen

Digitized by Google

Namen bekanntlich von den Persern, aber nicht deswegen, weil sie jetzt alle oder vorwiegend Parsen wären. Vielmehr ist der Parsismus die Religion des Ahura Mazda, die sich äußerlich besonders im Kult des Feuers symbolisiert. Sie heißt auch Mazdeismus, oder wird nach Zoroaster als Stifter benannt, der etwa 660—583 lebte, dessen Anhänger auch „Gheber" heißen, was uns etymologisch noch nicht klar ist. Endlich ist es auch die Religion des Awesta. Dieser ist ihr heiliges Buch, bedeutet ungefähr „Gesetz" und enthält wesentlich eine liturgische Sammlung von Anrufungen und heiligen Vorschriften. Die alten Perser oder Eranier waren einmal eins mit den Indern, zu einer Zeit, die uns unser Meister Fr. Spiegel in seinem Buche „Die arische Periode und ihre Zustände" (1887, Leipzig) geschildert hat. Und doch gingen dann Inder und Perser nicht bloß geographisch recht verschiedene Wege. Religion und heilige Schriften der Perser werden uns neuerdings in klarer, gründlicher und eleganter Schreibweise von Professor V. Henry erläutert.*) Die alten Perser wiederholen die menschliche Neigung zum Dualismus, die wir z. B. auch bei den Chinesen antreffen in der uralten Lehre von den kosmischen Dualkräften Yin und Yang, dem dunkeln und lichten Prinzip, aus deren Wechselwirkung das Universum abgeleitet wird. Auch dort versuchte wenigstens ein Philosoph (ein Luxus, auf den die Chinesen keineswegs verzichtet haben), der Meister Chou (1017—1073) diesen Dualismus in einen Monismus umzuschmelzen. Aus dem Taikih, dem Urprinzip, entwickle sich erst Yang und Yin. In Persien wird eine religiöse Synthese vollzogen: aus dem ursprünglichen Polytheismus wird eine Art von Monotheismus, zu dem sich die Anhänger des Zarathushtra bekennen.

Auch dieser tritt mit dreißig Jahren in die Oeffentlichkeit, nachdem er sich mit zwanzig in die Einsamkeit zurückgezogen hatte, um über die heiligen Dinge und die Rätsel der Welt nachzudenken. Wie Buddha muß auch er aus königlichem Geschlecht sein. Während auch seine Geburt mit der Legende wunderbarer Ereignisse umsponnen ist (die Menschen müssen beizeiten auf die ungewöhnliche Persönlichkeit aufmerksam werden), wird die jungfräuliche Geburt nicht für ihn in Anspruch genommen. Wie kommt es aber, daß dem Ahura Mazda der böse Ahriman gegenübersteht? Denn die Ansicht, daß die Welt ursprünglich gut geschaffen sei, aber die Menschen immer verderbter werden, darf man nach Spiegel als indokeltisch ansehen. Warum Ahura Mazda die Welt überhaupt geschaffen hat, sagt auch der Awesta nicht. Ist Ahriman nicht gleich ewig wie sein Besieger — nach 9000 Jahren wird Ahriman nämlich endgültig besiegt —, wie kam das Böse in die Welt? Entweder mußte wohl Ahriman die interessante Spezies der gefallenen Engel vermehren oder von Anfang an böse erschaffen sein. Es wäre jedoch unbillig, gerade von den Persern eine bündige Antwort darauf zu verlangen, obgleich sie sich darüber ihre Gedanken machten.

Die Darstellung des Verfassers macht es glaublich, daß sich die monotheistische Neigung bei den Persern selbst entwickelt hat, nicht von ihnen entlehnt ist. Als naheliegendes psychologisches Analogon dient auch der Brahmanismus, wie er etwa achthundert Jahre vor unserer Zeitrechnung aussah. Denn Brahma, schwankend zwischen philosophisch-mystischer Abstraktion und konkreter Persönlichkeit (das und der Brahma) wird pantheistisch als das schöpferische Prinzip gedacht, aus dem alles Sichtbare entstanden ist. „Das Brahma wohnt in den Menschen, den Göttern, im Opfer, im Firmament; es wird geboren im Wasser, in der Erde, im Opfer, auf den Bergen; es ist in Wahrheit das Eine, Große." Ormazd schafft die Welt in sechs Perioden: den Himmel, das Wasser, die Erde, Pflanzen, Tiere, Menschen.

Welche Bewandtnis hat es nun mit dem Feuerkult? Da hat man sich zunächst zu vergegenwärtigen, daß dieser mächtige und so mannigfach nützliche Gehilfe des Menschen umso mehr Wert besaß, je ununterbrochener er fortbestand. Diese Nötigung, das Feuer stetig zu unterhalten, mag den Anfang seiner religiösen Bewertung gebildet haben. Wird doch sogar im Alten Testament geboten, ein heiliges Feuer nicht verlöschen zu lassen (Levit. 6). Auch bringt das Feuer die Opfergaben zum Himmel. Da die Sonne wärmt, so ist auch sie Feuer, ebenso der Blitz nach Aussehen und Wirksamkeit. Nächst den Göttern ist es am meisten der Verehrung wert, und so rein, daß es nach Ansicht der Parsen entweiht würde, wenn man die Toten verbrennen wollte.

Der eranische Priester redet beim Opfer das Feuer, das er vor sich hat, zum Teil direkt an, mitunter wie eine Person, die sich mit Ahura Mazda am Kampf gegen die bösen Wesen beteiligt; es ist ein Sohn des Ahura Mazda. Das irdische Feuer ist abgeleitet vom himmlischen; seine Verehrung wurde mehr und mehr symbolisch, sodaß man in ihm seinen Schöpfer und dessen heilige Weltordnung anbetete.

Zu Sonne und Licht in nächster Beziehung stand Mithra. Als ein göttliches Lichtwesen stand er dem Weltlauf nicht teilnahmlos gegenüber: er hat 1000 Ohren und 10 000 Augen, kann weder selbst betrogen werden, noch will er, daß andere betrogen werden. Er wird Beaufsichtiger der ganzen Welt genannt. Der Geringe darf sich mit seinem Anliegen an ihn wenden, den Krieger unterstützt er im Kampf, wie er selbst nicht raſtet, ehe er seinen Gegner besiegt hat. Bei der Verbreitung und Ausbildung seines Kults entwickeln sich Züge der Aehnlichkeit mit den Vorstellungen des christlichen Mittlers.

Von den Indern abweichend gingen aber die Perser in der Ausmalung der letzten Dinge fort zu dem Gedanken der Auferstehung, wenn Ahriman endgültig seine Macht verloren hat. Es ist höchstwahrscheinlich, daß auch diese Vorstellung vom Parsismus original entwickelt und erst von hier aus von den aus der Gefangenschaft Entlassenen nach Palästina mitgebracht wurde, um noch bei uns so bedeutungsvoll nachzuwirken.

Der Parsismus ist schon darum eine hochstehende Religion, weil er idealistisch den Sieg des Guten prophezeit. Aber auch sonst ist er nicht gedankenleer. Immerhin zeigt seine Moral eine gewisse Nüchternheit. Sie kennt und schätzt z. B. nicht die weltflüchtige Neigung der Askese, die den Indern und dem Christentum so geläufig ist. Wenn es schon nicht befremdet — denn dadurch bejahen die Völker den Willen zum Dasein —, daß in den Augen Ahura Mazdas der, der einen Sohn hat, den Vorzug verdient vor dem, der keinen hat, der Verheiratete vor dem Unverheirateten, so ist es bedenklich, daß der, der ein Haus hat, mehr gilt, als der ohne Haus. Warum dies? Der erste bereichert die Erde durch Ackerbau und Viehzucht. In der Tat liegt der Schluß nahe: der Besitzende ist mehr wert als der Nichtbesitzende. Indessen wäre dergleichen nicht hinreichend, das Unterliegen des Parsismus zu erklären. In unserer harten Welt werden die Ideen mitunter durch das Schwert unterstützt. Wie an andern Stellen half es auch in Persien nach, als die Bekenner des Islam ins Land fielen.

R. Bruchmann.

*) Le Parsisme. Paris 1905. Dujarric & Cie. 303 S. 3,50 Fr.

Liebe.

Novelle.

Das schöne heitere Genf stand im Zeichen des Eskaladefestes, das alljährlich seit drei Jahrhunderten gefeiert wird. Dezember war, aber kein Winter. In allen Konditorläden prangten Reihen der berühmten Marmite, die jene tapfere alte Bürgerin dem ersten Savoyer, der die Mauer überklettert, kochend vom Herde gerissen, an den Kopf geschleudert hatte. Des freuen sich noch heute die Einwohner Genfs, denn die Stadt ward gerettet vor Eroberung und Umnachtung, und ihrer südlich fröhlichen Natur folgend legen sie ihre Dankbarkeit gegen das Schicksal und die Tapferkeit ihrer Bürger in bunten Maskenzügen, die jene alte Zeit darstellen, in Scherzen und Schelmereien und herzhafter Ausgelassenheit an den Tag. Die glücklichen Kinder in ihren

Digitized by Google

zierlichen Verkleidungen sind kaum fröhlicher als die Alten, — und eben das war es, was die zwei fremden ernsten Frauen, die beiden Russinnen Olga Pawlowna und Feonia Markowna durchaus nicht begreifen konnten, die sich da langsam in ihren dunklen unscheinbaren Kleidern einen Weg durch das Straßengewühl suchten. Sie waren erst seit kurzer Zeit wieder in Genf, und das unruhige und leidenvolle Leben, das sie in der Heimat geführt, begleitete sie überall hin mit seinen Schatten. Zwei Tage schon hatte der Lärm auf dem weiten Platze, der Plaine, wo sie wohnten, sie gequält, denn vor ihren Fenstern schwangen unter Gedudel die blitzenden Schiffsschaukeln, wirbelten die Karussels, jedes nach einer anderen Melodie, brüllten hungrige Raubtiere in den Menageriebuden, und zahllose kleine Pierrots und lachende Pierrettes in graziösen bunten Kostümen mit Glöckchen und Löckchen gaukelten in langen Blumenketten um die Erwachsenen, während die Luft von flatternden Confetti stäubte und die farbigen Papierschlangen und Sternchen sich in hohen Haufen unter den Hin- und Hertrippelnden aufschichteten.

Feonia Markowna suchte mit den ermüdeten Augen nach einer dunklen Stelle, da nun auch schon hier und da das blendende elektrische Licht aufzustrahlen begann. „Dorthin," sagte Olga Pawlowna und zog sie nach der Arvebrücke, wo sie zuweilen schon die letzten Tage Naturstille und einen weiten Ausblick gesucht hatte. Jetzt war auch dort noch lebhafter Verkehr. Die urweltlichen Karren mit den zwei großen Rädern, die den Flußkies vorwärts schaffen, sperrten fast den Weg; die elektrischen Trams dazwischen schimmerten bunt von Maskierten; die heimkehrenden Arbeiter, Maskenkostüme unterm Arm, lachten und musizierten. So bogen denn die beiden fremden Frauen aufs Geratewohl rechts ein an der Arve hin, wo unter großen Bäumen nur einzelne Laternen standen, die das Wasser in seinem rasenden Fließen nur in zitternden, hüpfenden Funken widerspiegelte.

Aber das Tosen des dreitägigen Volksfestes kam ihnen am Ende dieser Straße, die zurück in die Stadt führt, wieder entgegen, und in ihrer Sehnsucht nach Stille und Einsamkeit überschritten sie den weitläufigen, unregelmäßig beleuchteten Platz am Velodrom und gelangten, immer nach rechts sich haltend, in einen ganz abgelegenen, ganz menschenleeren Weg an der Rhône.

Beide Frauen entsannen sich nicht, früher hier gegangen zu sein. Vielleicht war der Weg erst nach ihrer Studentenzeit angelegt worden. Es war noch gerade hell genug, daß sie die Aufschrift auf dem Täfelchen „Promenade des saules" entziffern konnten, denn hier, wo Laternen nicht brannten, zeigte sich das verwaschene Abendrot am schwarzblauen Himmel noch leuchtkräftig, obwohl es nur ein schmaler Himmelsausschnitt war, der am Ende des schluchtartigen Pfades zwischen der gezähnten grauen Felsmauer am jenseitigen Ufer und dem lautlosen blaugrünen, rotgefleckten Strome sichtbar blieb. Die Möven kreischten und strebten in weißen Schwärmen flußabwärts. Sie machten das große, herbe Bild nicht heiter, erfüllten es nur mit den wilden Klagen der Gier und der Verlassenheit.

Sobald die Frauen in den Weg eingebogen waren, verstummte ihre Unterhaltung, und nur selten warfen sie sich ein einzelnes Wort zu. In reißender Schnelle wand sich rechts dicht neben ihren Schritten ohne Damm oder Schutzgeländer die mächtige Rhône, lächelte mit einem glatten verführerischen Lächeln, zum Greifen nah und umspülte kahle gelbe Weidenäste, die sich tief über den wunderbaren Spiegel gebeugt hatten. Andere Kronen starrten krumm und dürftig, gleich schlechtgebundenen Besen gegen den schwarzen, mit roten Abendstreifen durchzogenen Himmel. Die Bise, die den ganzen Tag gestürmt, schüttelte die rostbraunen Wälder zwischen den Felsen des jenseitigen Ufers in krampfigen Stößen; hier im engen Pfad, den auf der linken Seite Kieslager und Wald begrenzten, hauchte der Wind seinen Gletscheratem, ohne die Flügel zu regen.

Mit bestimmten und doch lässigen Schritten gingen sie vorwärts, immer gingen sie so, als suchten sie etwas, seit sie die Heimat verlassen. Wohin der Weg sie führte, wußten sie nicht, ob er ihnen gefiel — auch das fühlten sie kaum. Es war ja alles so fremd, nach jahrelanger Abwesenheit, diese stolze triumphierende Landschaft, die wilden farbenbunten Flüsse, die duftblauen Berge, der Winter ohne Schnee, ohne Pelz, wie konnte es ihnen gefallen! Aber auch Furcht vor der wachsenden Dunkelheit empfanden sie nicht. Auch die Furcht hatten sie mit der Freude in der Heimat gelassen.

Dennoch glitt ein leichtes Zucken über Olgas großzügiges Märtyrergesicht, als bei einer nur eben merkbaren Wendung des Weges eine dunkle Gestalt vor ihnen auftauchte, die unter den Bäumen, deren Krone im Wasser badet, schnell verschwand, und dann sich wieder zeigte, wenige Schritte weiter; das schwache Rascheln dürrer Blätter bezeichnete ihren Weg.

„Sehen Sie!" sagte im Augenblick darauf Feonia Markowna, indem sie den Arm der Freundin berührte.

Diese Berührung vollendete das nervöse Aufbeben der Vielgeprüften; ihre Blicke wurden lebhaft, und sie faßte nun ihrerseits das Handgelenk Feonias und zwang sie zum Stillstehn.

„Warten Sie," flüsterte sie hastig. Angestrengten Blicks folgte die erwachte Neugier der einsamen dunklen Gestalt, die zwischen dem struppigen Weidicht ebenso scharf und bestimmt umrissen war, wie die Rhône, die Felsen, die Möwen und der Himmel. Jetzt trat sie auf einmal ganz heraus, das Wasser mußte ihre Füße streifen.

„Es ist eine Frau," rief Feonia; ihr Gesicht war verwandelt, jede Gleichgültigkeit daraus verschwunden.

„Was macht sie da?"

„Ich weiß nicht, kommen Sie."

Sie eilten jetzt, während die Frau dort am Strom stehen geblieben war und nicht auf sie, sondern gerade hinüber auf das jenseitige hochgetürmte Felsufer blickte, wo die rostroten Wälder in krampfigen Stößen bebten. Es war eine kleine jugendliche Gestalt. Sie warf den Hut ab, jetzt das dunkle Tuch. Als sie die Arme ausbreitete, schrie Olga Pawlowna mit gellender Stimme in russischer Sprache:

„Warten Sie! Halt!" und ihre Gefährtin verlassend, eilte sie den holprigen Weg vorwärts so schnell sie vermochte, elastisch und wie von neuem Leben erfüllt.

Bei dem Aufschrei hatte die Angerufene gestutzt, die Arme sinken lassen und war dann plötzlich unter die Bäume zurückgeduckt, von wo sie wohl auspähte. Gleich darauf sah Olga Pawlowna, daß sie gleichfalls lief, barhaupt jetzt, mit herunterfallendem hellen Haar, in wankenden Sprüngen, taumelnd.

„Fürchten Sie nichts!" rief Olga und mäßigte ihren Schritt. Feonia war jetzt neben ihrer Gefährtin und atmete stark.

„Was hat sie vor? Kennen Sie sie? Nein! Man muß sie verhindern, — sie wird es nicht tun jetzt, aber warum denn sie jagen?" sagte Olga mit funkelnden Augen.

Plötzlich lag die Verfolgte vor ihnen. Auf einem Haufen dürrer schwarzer Blätter unter einem breiten Weidenbaum fanden sie die kleine, dunkle, zusammengebogene Gestalt. Der Kopf war unter dem rechten vorgehaltenen Arm versteckt, die Finger der linken Hand spreizten sich, als wolle sie sich an den Boden anklammern. Sie stöhnte, schauderte zusammen. Olga Pawlowna erblickte die unförmlichen groben, zerrissenen Stiefel, das zerlumpte Kleid. Sie warf sich auf die Knie neben der Stöhnenden und sagte mit liebkosender Stimme:

„Nun, wie denn? was denn? Was fehlt Ihnen?"

Kaum vernahm die Liegende diese in russischer Sprache geflüsterten Worte, als sie den Arm vom Gesicht nahm und mit verweinten angstvollen Augen um sich starrte. Ihr kleines hungriges Kindergesicht mit den dunklen Ringen um die Augen und dem zuckenden Munde färbte sich dunkelrot.

„Nichts," sagte sie auf Französisch, und tiefgesenkten Kopfes versuchte sie sich loszumachen und stand auf. Sie suchte nach ihrem Hut, dem Hut, den sie hundert Schritte weiter rückwärts fortgeworfen hatte, und dabei begegnete ihr Blick der Feonia Markowna, die sie stumm und ratlos beobachtete.

Dieser Blick, Auge in Auge, brachte bei allen beiden eine erschreckende Wirkung hervor.

Feonia wich plötzlich zurück, während sie halb wider ihren Willen einen Namen aussprach.

Das junge Wesen aber brach in einen Angstschrei aus, der das Rauschen des Stroms wie ein Messerstich durchschnitt, und alle Kräfte zusammennehmend begann sie von neuem zu

Digitized by Google

laufen. Olga Pawlowna ihr nach, unwissend was geschehen, unwissend, daß hier soeben ein tragisches Wiedersehn stattgefunden, das ihre gute Feonia veranlaßt hatte, stehen zu bleiben mit verzerrtem, verwandeltem Gesicht. Dann folgte auch Feonia, aber langsamen Schrittes, immer am Flusse hin in das steigende Dunkel hinein.

Jäh endigte die Jagd. Ein hohes Eisengitter sperrte den Weg. Flüchtig sah Feonia das Tal sich verbreitern und Rhône und Arve in wilder Umarmung ineinanderstürzen.

An dem Gitter aber kniete das Mädchen, und Olga Pawlowna hielt sie umfaßt und versuchte die Finger, die sich mit verzweifelter Kraft an den Eisenstäben festhielten, zu lösen:

„Kind! Armes Kind! Gott erbarme sich unser! Kommen Sie mit uns," bat sie.

„Nein!" ächzte die Kleine in russischer Sprache, „lassen Sie mich," und angstvoll starrten ihre Augen nach Feonia.

„Fürchten Sie nichts! was fürchten Sie? Wir sind Landsleute!" wiederholte Olga und zog sich die Jacke von den Schultern, die sie dem bebendem Mädchen überhängte.

„Lassen Sie mich! lassen Sie mich!" schluchzte die Verzweifelte und stieß mit Heftigkeit nach den helfenden Händen.

„Feonia Markowna, helfen Sie mir!" bat Olga und richtete sich auf.

Plötzlich aber verstummte sie, und ihre großen, tiefliegenden Augen blickten in sprachloser Verwunderung in das kaltgewordene Gesicht der Gefährtin.

„Nun? Was ist denn?" stieß sie hervor, „warum sprechen Sie nicht, Feonia?" und ihr ganz nahe tretend, flüsterte sie ihr etwas ins Ohr.

„Ich kenne sie, ich habe mich nicht getäuscht, es ist wirklich Natalia Iwanowna," sagte Feonia laut und gleichgültig, aber mit einer unwilligen Wendung.

In diesem Augenblick entstand über ihnen, ungesehen woher, jauchzendes Stimmengewirr, Gelächter und Musik. Zwischen den dunklen Waldpfaden blitzten Lichter auf, das Fest schien ihnen auch hierher in die Einöde zu folgen. Instinktiv ließ Natalia Iwanowna das Gitter los und sank in die Knie, die gefalteten Hände in stummem Flehen emporgestreckt.

„Kind! Armes Kind!" Schnell hob Olga sie auf, ihre Hände stützten die Schwache, und wie um eine Schwerverwundete legte sie den Arm um sie und führte sie den Weg zurück, den sie gekommen. Feonia gesellte sich schweigend zu ihnen. Kein Wort fiel. Es war völlig Nacht geworden.

Das Mädchen schleppte sich schwer. Das helle Haar hing lose über ihre Schultern herab. Olga band sich das schwarze Seidentuch vom Halse und knüpfte es der Kleinen leicht unter dem Kinn zusammen, denn die Stadt war wieder erreicht, ein Automobil voll Maskierter, hell von Lampen beleuchtet, kreuzte ihren Weg.

„Gleich werden wir zu Hause sein, gleich werden Sie Tee bekommen!" ermunterte Olga die zuweilen leise Wimmernde.

„Nein, nein, ich gehe nicht! ich kann nicht!" schrie das Mädchen wild.

„Und warum nicht, Fräulein, Natalia? Nicht wahr, Sie sagten, daß sie Natalia heißt, Feonia Markowna? Warum reden Sie nicht?"

Feonia senkte den Kopf.

„Sie können sogar auch zu m i r kommen, Natalia Iwanowna," sagte sie mit Ueberwindung, „da sind nur die kleinen Kinder, die Sie kennen."

Da wollte das Mädchen sich losreißen.

„Leben Sie wohl! Zu niemand! zu niemand kann ich gehen!" wiederholte sie weinend.

Olga Pawlowna hielt sie an dem zitternden Arm fest.

„Aber erlauben Sie uns, mit zu I h n e n zu kommen, das ist besser," sagte ihre schwesterliche Stimme.

Zu mir? Mein Gott! ich bin — ich habe —" stammelte sie sinnlos.

Feonia zog die Augen zusammen. Sie sagte scharf:

„Vielleicht, wenn wir Sie stören, Natalia Iwanowna, erlauben Sie zu fragen, wohnen Sie vielleicht nicht allein?"

„Was wollen Sie damit sagen? Was?" schrie das Mädchen in heftiger Gereiztheit.

„Nun, Feonia, ich bitte, lassen Sie!" bat Olga Pawlowna dazwischen. Und wieder bog sie sich flüsternd zu dem Ohr der Gefährtin:

„Feonia Markowna, um Gotteswillen! Sehen Sie nicht, in was für einem Zustande —? Und so jung, ein Kind, die Wahrheit zu sagen. Und ganz, ganz allein!"

Das letzte Wort hatte das Ohr des Mädchens getroffen.

„Allein! allein!" wiederholte sie und brach in bitterliches Schluchzen aus.

Sie durchkreuzten den Platz am Velodrom, das große Tor war mit bunten Lampions „wie mit Girlanden geschmückt; ein lustiges Velorennen wurde da drinnen abgehalten. Auf den Rädern saßen Clowns mit riesigen roten Nasen, die aus einem verborgenen Apparat ein durchdringendes Licht von sich strahlten, wie Schnee rieselten Confetti herab. Züge von reizend verkleideten Kindern stellten sich spielend den Erwachsenen in den Weg, und trennten sich leicht und schnell wie eine bunte Blumenkette reißt; überall klang Musik, auch schrille Pfeifchen und Trompeten.

„Wo wohnen Sie, Natalia Iwanowna?"

Sie wußte die Straße nicht zu benennen, irgendwo am Bahnhof drüben, durch die ganze Stadt. Als sie ihr vorschlugen, in einen Wagen zu steigen, schrie sie wieder auf:

„Ich? Nein! nein!" Dennoch ging sie schwerfällig, und im hellen Laternenschein blieb kein Zweifel über die Veränderung ihrer Gestalt. Als sich die Frauen hierüber mit einem wissenden, trüben Blick verständigt, fragten sie nicht ein Wort weiter. In einen engen, dunklen Seitengäßchen zwischen Güterschuppen und Pferdeställen hinter dem Bahnhof machte Natalia Iwanowna Halt.

„Also hier?" fragte Feonia so ruhig sie vermochte.

„Nein! kommen Sie nicht!" schrie das Mädchen, „was wollen Sie von mir? Warum verfolgen Sie mich? Gehen Sie fort!" Ihre Brust schien zerspringen zu wollen. Mit scheuen, rollenden Augen warf sie den Kopf hintenüber und wäre gefallen, wenn nicht Olga Pawlowna sie in ihren Armen aufgefangen hätte. Und nun ließ sie die Bebende nicht mehr los. Ohne zu reden, streichelte sie nur zart die kalten, starren Händchen und ließ sich von ihr drei dunkle, winklige Treppen hinaufführen. Es war eine Art Bodenraum, sie hörten die Bise und den Lärm des Festes verworren über die Dächer herschallen, Türen schlugen auf und zu in der Finsternis, die aber nur der Wind zu bewegen schien, das Haus war wie ausgestorben, alles Leben rührte sich draußen in den Gassen.

Das Mädchen stieß mit dem Fuß gegen eine Tür, ein mondbeleuchteter dreieckiger Winkel mit geweißten Wänden zeigte sich; ein niederes, unordentliches Bett darin.

„So! — da! Das ist es. Das ist b e i m i r!" rief sie mit trotziger Stimme. „Schämen Sie sich nicht? Was wollen Sie? Erbarmen Sie sich meiner! Jetzt haben Sie alles gesehen!" Sie zwängte sich durch die Tür und schlug sie hinter sich zu. Die Tür schien weder Griff noch Schlüssel zu besitzen, nur ein leeres Schlüsselloch fand sich unter Olgas tastendem Finger. Sie faßte hinein, und ohne große Mühe öffnete sie. Natalia Iwanowna stand mit dem Gesicht gegen die Wand gedrückt und bekümmerte sich nicht um sie.

„Ja, das ist häßlich von uns, daß wir unsere Landsmännin nicht aufgesucht haben," begann Olga sanft und nachdenklich, „ich schäme mich, Natalia Iwanowna, und ich bitte Sie, mir zu verzeihen. Zum erstenmal sehe ich Sie heute! Immer ist man mit sich selber beschäftigt, es ist furchtbar. Nun, — jetzt, vielleicht werden Sie doch erlauben" — — und in besonders zarter und unaufdringlicher Weise streckte sie gegen Natalia die Hand aus. In diesem Augenblicke folgte Feonia Markowna den Beiden und füllte mit ihrer großen und breiten Gestalt beinah den ganzen Raum. Natalia wendete sich mit gereizter Eile um und schrie wie rasend:

„Nun, Sie auch noch? Fort! Fort! Es gibt hier nichts zu spionieren, Madame!" Sie betonte das französisch ausgesprochene „Madame" mit Verachtung und Hohn und schluchzte schreiend und heiser: „Ach Sie! Die Damen sind gekommen! Wollen sehen, wollen spionieren! Aber wozu denn? Schön ist es hier! Wunderbar! Sind Sie zufrieden? Sind Sie glücklich, Madame? Dies ist m e i n Winkel. Gehen Sie fort.

Digitized by Google

Es ist von Ihnen hergekommen, nur von Ihnen ist dieses ganze Unglück!" kreischte sie auf und schlug mit der geballten Hand nach Feonias Brust, aber mit einem kindischen, kraftlosen Schlage.

Feonia Markowna zog sich zurück. Ihr gewöhnlich gefaßtes Gesicht drückte eine tiefe Unruhe aus. „Natalia Iwanowna, ich befehle Ihnen, sich zu beruhigen," sagte sie stockend, „Sie machen einen Lärm, man wird heraufkommen!" „Sie ist verrückt geworden," flüsterte sie unvorsichtig, „ganz gewiß ist sie verrückt geworden, Olga Pawlowna. Ich kenne sie kaum. Ich habe sie zweimal gesehen. Zweimal, oder höchstens dreimal, in Moskau, weiter nicht. Sie war dort eine Bonne oder Kindergärtnerin" — —

„Dort, pfui!" schrie Natalia und spie auf den Boden, „sie spricht von dort! Sie ist einmal hereingekommen, guckt auf mich herunter: „spiele, singe, Du kleines Insekt!"

„Ich hielt Sie für ein Kind, das ist doch kein Verbrechen, Natalia Iwanowna, Sie waren so klein, so rotbäckig, und Sie krochen mit zerzaustem Haar unter dem Tisch hervor und hielten zwischen den Zähnen eine gelbe Haarnadel, wahrhaftig, ich erinnere mich, es war eine gelbe, durchsichtige Haarnadel" —

Olga Pawlowna heftete ihre großen düsteren Augen auf Natalia, die wieder gegen die Wand lehnte. Ihr Blick blieb auf ihr haften, umfaßte die unförmig gewordene kindliche Gestalt.

„Erlauben Sie, wie lange seitdem?" wandte sie sich an Feonia Markowna.

„Sieben Monate, oder wieviel, Natalia Iwanowna?"

„Weiß nicht! Ist schon zu lange her," wimmerte das Mädchen, „oh, mein Gott! mein Gott, erbarme dich!"

„Erlauben Sie, Feonia Markowna, und das andere Mal? Sie sagten, daß Sie Natalia zweimal gesehen hätten" — fragte Olgas unermüdliche Stimme.

„Das andere Mal? Ja, richtig, — da sah ich sie mit ihrer Mutter über die Straße gehen" —

„Und Sie grüßten uns nicht!" grollte Natalia.

„Oh doch; aber wieso denn, Natalia Iwanowna, wieso denn nicht grüßen? Ihre Mutter ist eine ausgezeichnete Lehrerin, und Sie gingen neben Ihrer Mutter."

„Nein, Sie grüßten nicht, grüßten nicht, grüßten nicht!" Natalia sank auf das Lumpenbett nieder.

„Oh, erlauben Sie, das ist ein Irrtum, damals grüßte ich Sie jedenfalls noch."

„Noch?" unterbrach sie Olga Palowna und fing an, am ganzen Körper zu zittern. „Sprechen Sie vom dritten Mal, Feonia Markowna, Sie haben von drei Malen gesprochen!"

„Ich weiß nicht, sie ging mit einem Studenten spazieren oder was."

„Oder was? oder was? Fort! fort!" kreischte die Unglückliche, „oh, Gott, mein Gott, warum sind diese gekommen!"

Olga Pawlowna setzte sich neben sie auf das eiserne knarrende Bettgestell.

„Verzeihen Sie! verzeihen Sie! Schlecht bin ich gewesen! Habe Sie niemals gesehen, habe Sie niemals gekannt. Feonia Markowna, ist Natalia lange in Genf?"

„Ich weiß nicht, wie lange. Ganz unerwartet traf ich sie heute."

Eine unbeschreibliche Raserei erfaßte das Mädchen.

„Sie lügt! Schamlos lügt sie! Es ist alles gelogen, verstehen Sie? Sie, sie selbst, die Madame, hat ihm hierher nach Genf geschrieben! Alles hat sie geschrieben! Alles hat sie geschrieben! Alles Abscheuliche und von mir, und von mir!"

„Sie ist wahnsinnig, einfach wahnsinnig," zürnte Feonia Markowna und ächzte vor Ungeduld, „ich habe nichts Abscheuliches geschrieben, ich habe keinen Augenblick geahnt, daß Sie, Natalia Iwanowna, aus Moskau weggereist sind!"

„Schamlose! Lügnerin!"

„Feonia Markowna, ich beschwöre Sie, antworten Sie nicht, sagen Sie mir, nur mir, das vierte Mal, als Sie Natalia Iwanowna gesehen haben, — was war da?"

„Das vierte Mal, Olga Pwalowna —"

„Halten Sie ein! Sprechen Sie nicht! Fort mit Ihnen! Ich will nicht! ich will nicht!" schrie Natalia.

Olga Pawlowna umschlang die Unglückliche und drückte ihren zitternden Leib an sich.

„Gut, gut! Genug schon. Ich will nichts wissen. Verzeihen Sie."

„Oh doch, ich werde es Ihnen sagen, weil Natalia Iwanowna gänzlich in Aufregung ist, und weil dies alles so unklar und schrecklich ist. Das vierte Mal —"

„Wagen Sie nicht, Madame!"

„Nun, warum nicht? Das vierte Mal küßte Natalia Iwanowna sich mit —"

„Es ist nicht wahr!"

„Doch, doch, Natalia Iwanowna, Sie küßten sich mit meinem Bruder, der ein dummer, unzuverlässiger, leichtfertiger Mensch ist! So war es!"

„Wer? Kolja?" Und auf einmal befreite sich das Mädchen ungestüm von Olgas Umarmung und sprang auf. Olga sah mit Erstaunen Feonia an, dann senkte sie den Kopf und hörte Natalia sprechen, schreien, irrereden. „Der beste Mensch, ganz wunderbar ist er! Wagen Sie nicht! Wagen Sie nicht! Alles, alles gibt er mir, und ich gebe ihm alles! Etwas Hohes ist notwendig, und ich werde alles leiden! Alles ausleiden! Alles durchleiden! Und sogar nicht weinen werde ich! Verstehen Sie? Solch ein Mensch ist er! Glauben Sie, ich sei unglücklich vielleicht? Oh nein, bin nicht unglücklich, Madame! Garnicht unglücklich! Sehr glücklich sogar! Niemals, niemals bereue ich! Niemals! Ha, Sie möchten, daß ich bereue und mich erniedrige? Aber nein, wozu denn? Sie sagen, Sie wissen nicht, daß wir in Genf sind? Aber Kolja hat gesagt, wir fahren zusammen nach der Schweiz, und wir sind gefahren! Und glücklich bin ich, was weiter? Also, wir werden sehen! Alles werden wir sehen. Ich bin bereit zu allem! zu allem! Ich fürchte nicht Leiden, ich fürchte nicht Tod, nichts fürchte ich. Es ist schlecht jetzt, aber es wird schön sein, wenn Kolja kommt!" Ihre Stimme brach, und ein fürchterliches Schluchzen erschütterte ihren Körper.

Feonia stand sprachlos, Olga preßte heftig Feonias Hand, um sie zum Schweigen zu bewegen, ihre Augen leuchteten dem todblassen Mädchen zu.

„Und erlauben Sie, Natascha, wo ist Kolja jetzt?"

„Wo er ist?" schrie die Kleine drohend, „ich weiß nicht! Er ist verreist."

„Verreist? Schon lange?" Und Olga preßte flehend Feonias zuckende Hand.

„Ich weiß nicht, sehr lange! ich weiß nicht! Es ist notwendig, Geld zu holen. Ach, Sie! Sie wissen, daß Kolja in Moskau ist, Sie haben ihm geschrieben zu kommen, mich zu verlassen! mich zu verlassen!" weinte sie auf, indem sie sich in Krämpfen auf dem ungemachten Bette wand.

„Nein, bei Gott, das ist nicht wahr!" rief Feonia Markowna, Olgas stumme Bitte nicht mehr beachtend. Aber die Schmerzparoxysmen der Verlassenen machten sie taub für die Worte anderer.

„Natürlich kommt er bald," fuhr sie fieberhaft fort, „es ist ein schlechtes Zimmer, Kolja wird ein gutes Zimmer finden, hier ist es zu schrecklich für ihn. Ich nicht, für mich ist es gut, alles gut! Ich kann alles ertragen. Kolja ist ein wunderbarer Mensch. Wir sind an einem See gewesen, er hieß, — er hieß — ich habe vergessen, aber es war ein wunderbarer See. Ich habe dort sogar Blumen gepflückt und Sträußchen gebunden. Einmal gab es dort einen Balkon in unserem Zimmer im Hotel, es war schon teuer, Kolja sagte, es macht nichts aus, haben wir wenigstens ein Balkonzimmer!" Sie lachte plötzlich mit kindlich leichtsinniger Freude.

„Wir haben ein Boot genommen, so ein kleines Schiffchen mit einem Dach, rot und gelb war es, ja, rot und gelb, — wir sind beinah ins Wasser gefallen! Oh wie schön war es sogar, ins Wasser zu fallen. Vor nichts hab ich Angst!" schrie sie wild, ihre Augäpfel traten hervor und funkelten im Mondschein, ihr Gesichtchen verlor seine Schärfe und wurde gleichsam rund, die Häkchen an der engen Bluse sprangen auf über der vollen Brust; mit Triumph blickte sie Olga Pawlowna eine Sekunde

lang an. Dann riß sie ein paar zusammengefaltete Briefe aus dem Busen und hielt sie in die Höhe.

„Von Kolja", flüsterte sie mit holdem Lächeln und spitzte den Mund; sie errötete tief.

„Kolja hat also geschrieben, Natalia Iwanowna?" bemerkte Olga teilnehmend.

„Natürlich, drei Briefe hat er geschrieben, viele Küsse schickt er mir, Kolja ist ein Engel, ein Engel. Hier ist es schlecht, ganz schlecht. Nun, was macht das? Ich kann alles ertragen. Glauben Sie nicht, daß ich Angst habe. Er hat mich nicht verlassen! Nicht verlassen! Nicht verlassen!"

„Nun, gewiß nicht," besänftigte Olga die Weinende, „und Sie schreiben ihm auch, Natalia Iwanowna?"

„Ich? Nein, ich schreibe nicht, ich weiß nicht, wohin zu schreiben, verstehen Sie? Kolja ist solch ein seltsamer Mensch, alles vergißt er, sogar die Adresse."

„Aber er schreibt aus Moskau?"

„Ich weiß nicht! Eine ganz fremde Stadt, verstehen Sie, man kann es nicht lesen, der Stempel ist so undeutlich, ich weiß nicht, ich hab' die Kuverte zerrissen, es schien mir so, daß nichts Besonderes daran ist, —" hülflos fragend runzelte sie die Stirn.

„Und von wann ist der letzte Brief, Natalia?"

„Der letzte? Wieso? Sie sagen der letzte? Warum der letzte? Kolja wird mir noch viele Briefe schreiben" —

Hier kam ein sonderbarer Laut durch den elenden Raum, wie ein Seufzer abgestorbener Seelen.

„Feonia Markowna, was ist Ihnen, sind Sie krank?"

„Nein nein, lassen Sie, Olga Pawlowna, es ist nichts." Feonia lehnte sich gegen die Tür, die pfiff und krachte in ihren Angeln. Ihren Kopf hatte Feonia versteckt.

„So weiß er auch nicht, wie es Ihnen hier geht? Weiß nicht, welchen Zustand — — Und daß Sie ein Kind erwarten, das weiß er, Natalia Iwanowna?"

„Nichts weiß er! nichts! Und ich werde nichts sagen, verstehen Sie? Wozu denn sagen? Es ist alles gut! Alles gut! Ich werde sterben — vielleicht — — Nein, gewiß werde ich sterben," ihre Stimme brach und wurde zu einem kindlichen Gewimmer; sie streckte sich auf dem Bette hin, reckte die Arme und öffnete den Mund weit, als ob sie erstücke.

Olga kniete neben ihr, hilfbereit, ohnmächtig, in Verzweiflung. Ganz still verließ Feonia den traurigen Winkel. An der Treppe bleibt sie stehen, kann nicht vorwärts, nicht zurück. Gestern hat Koljas Frau geschrieben, an Feonia geschrieben: „Bei uns geht es gut. Seit Kolja aus dem Auslande zurück ist, hat er schon eine Beförderung erhalten und widmet sich jetzt ganz dem Amt und der Familie. Es scheint, daß die Reise einen angenehmen Eindruck hinterlassen hat, und da mein Mann seine Dummheiten vergessen will, fange auch ich an, zu vergessen. Wenn du ihm schreibst, so erinnere ihn nicht an das Vorgefallene. Kolja ist als ein neuer Mensch zurückgekehrt, er hat sogar angeordnet, daß die Kinder von einem Studenten, einem Hauslehrer unterrichtet werden, weil die Bonnen nichts taugen." So hat sie geschrieben.

Und während sie diese schrecklich nichtssagenden, schrecklich vielsagenden Worte in ihrem Kopfe wiederholt, hört sie das bitterliche Weinen des verlassenen Mädchens und Olga Pawlownas sanfte, unermüdliche Melodie.

„Ein neuer Kolja wird sein! Ein schönerer Kolja, ganz Ihr eigener Kolja, Natascha! So klein und so rosig, — fürchte nichts! Man stirbt nicht, man lebt! Ein Schatz, Natascha! wird groß werden und eine reine Seele! Eine Mutter ist eine Mutter. Fürchte nichts! Kommen Sie zu mir! Sofort! Nun, warum nicht? Morgen? Sie sagen morgen? Oh nein, morgen ist anderes zu tun! Jetzt. Jetzt. Warten Sie, ich helfe Ihnen die Schuhe zubinden. So! Aufgerichtet. Kommen Sie. Feonia Markowna fürchten Sie? Fürchten Sie nichts mehr, sie weiß. Und sie ist fortgegangen. Gehen Sie achtsam, Natascha."

Und Schritte scharren.

Ehe sie die Treppe erreichen, ist Feonia hinuntergeschlichen.

Genf. Isse Akunjan-Frapan.

Napoleon I. Eine Biographie von August Fournier. II. Auflage, Band I 1904, Band II 1905, Wien und Leipzig. F. Tempsky, G. Freytag.

Die erste Auflage dieses vortrefflichen Buches erschien vor zwanzig Jahren. In diesen zwanzig Jahren ist die Napoleonliteratur durch zahlreiche Memoiren und historisch-kritische Werke französischen wie außerfranzösischen Ursprungs bereichert worden. Fournier hat diese neuere Literatur in der zweiten Auflage mit verwertet und auch seinerseits den „Gelehrten Apparat" durch die Wiedergabe einer Anzahl von bisher unedierten Briefen Napoleons vermehrt. Die Lesbarkeit des Werkes, die man mit Recht der ersten Auflage nachrühmte, ist übrigens auch in dieser zweiten, wesentlich erweiterten Auflage gewahrt worden. Es gibt kaum ein anderes Werk über Napoleon, das so glücklich die Mitte zwischen einer gelehrten historischen Arbeit und einer anziehend geschriebenen bloßen Geschichtserzählung hält, wie dies Buch. Der dritte und letzte Band des Werkes steht noch aus. Wir behalten uns vor, beim Erscheinen dieses Schlußbandes eingehender auf das Werk zurückzukommen.

B.

G. Cohn: Zur Politik des deutschen Finanz-, Verkehrs- und Verwaltungswesens. Stuttgart, F. Enke 1905. 482 Seiten.

In einem starken Bande vereinigt hier der bekannte Göttinger Professor Reden und Aufsätze verschiedenen Umfangs und verschiedener Bedeutung. Vielleicht wären einzelne dieser Abhandlungen, etwas mehr ausgeführt und gesondert herausgegeben, wirkungsvoller. Weitgehender Beachtung sind vor allem wert die beiden ersten „Ueber den Haushalt des Deutschen Reiches" und über „Steuern und Steuerreformen im Reiche und in Preußen". Mit rücksichtsloser Schärfe deckt Cohn die Mängel unserer Finanzverfassung auf, das Fehlen ausreichender Einnahmen gegenüber dem ständig wachsenden Bedarf. Wer Großes will, muß auch die Mittel dazu bereit stellen. Das Bewußtsein dieser Pflicht ist, wie Cohn mit Recht hervorhebt, bei uns in der öffentlichen Meinung und bei den verantwortlichen Leitern der Parteien viel zu wenig ausgebildet, im Gegensatz zu England und Frankreich. Daher kommt es, daß die Hauptdeckungsmittel im Reiche und in dem wichtigsten Bundesstaate, die Getreidezölle und die Ueberschüsse der preußischen Staatsbahnen, nicht rationelle Steuern sind, sondern Einnahmen, die sich als Nebenerfolge einer im übrigen durchaus nicht einwandfreien Wirtschaftspolitik ergeben. Cohn hält mit seinem Urteil über diese Wirtschaftspolitik nicht zurück, er spricht von der bedauernswerten Hemmung des wirtschaftlichen Fortschritts in der Richtung zur Weltwirtschaft und Weltmacht (S. 221), von der Misere jedes Schutzzolls, daß er die geschützten Interessenten niemals befriedigt (S. 54). Sein Urteil unterscheidet sich somit wesentlich von dem, das Adolf Wagner im vierten Bande seiner Finanzwissenschaft (S. 767) über die deutsche Steuerrechts- und Steuerertragsentwicklung fällt, der meint, es könne „aller einzelnen gewiß vorhandenen Mängel ungeachtet, nur ein recht günstiges sein, finanz- und steuerpolitisch, wie wirtschafts-, sozialpolitisch und allgemein politisch".

Mit einer starken Resignation bricht Cohn seine Betrachtungen ab. Er führt aus, die politische Lage der Dinge gewähre keinerlei Aussicht auf irgend welche bedeutenden und nahe bevorstehenden Aenderungen, zumal Besserungen der Gesetzgebung. Er will darum nicht „pathetische Reden halten, die ins Leere gehen". Und doch erscheint es mir auch in Fragen der Wirtschaftspolitik als Pflicht des Gelehrten „mit der Unbefangenheit rein wissenschaftlicher Erkenntnis von der Gerechtigkeit und den Idealen der Steuerverteilung zu reden". Ist es nicht eine würdige Aufgabe der Wissenschaft, die wirksamste und gerechteste Finanzorganisation des Vaterlandes scharf zu formulieren, auch wenn die Verhältnisse alles andere als diesem Ideal zuzustreben scheinen? Denn die Verhältnisse können sich ändern. Mir scheint aber auch die Wissenschaft der Praxis mehr zu dienen, wenn sie ihr immer wieder den Spiegel des zu erreichenden Besten vorhält, als wenn sie mit dem nun einmal Vorhandenen, aber darum nicht minder anzureichenden sich abfindet. Gerade die, Gedanken, die Professor Cohn andeutet, um sie dann wieder zurückzuschieben, können meines Erachtens nicht laut und deutlich genug betont und wiederholt werden. Wer gegen die Getreidezölle ist, muß sich klar sein, daß der Ausfall, der sich durch ihre Erniedrigung oder Beseitigung

Digitized by Google

für die Reichskasse ergäbe, im wesentlichen gedeckt werden müßte durch andere indirekte Steuern, freilich durch solche auf entbehrliche Gegenstände des Massenkonsums.

Die Ueberschüsse der Bahnen sieht Professor Cohn nicht als eine durchaus erfreuliche Erscheinung an, vielmehr nur als eine Notwendigkeit, die sich unter den bestehenden Verhältnissen „leidlich rechtfertigen" ließe (S. 90). In dieser Rechtfertigung vermag ich ihm trotz seiner Autorität auf dem Gebiete des Verkehrswesens nicht ganz zu folgen. Die in den Ueberschüssen liegende Verkehrssteuer trifft nicht wesentlich die besser Gestellten. Was vom Telegraphen gelten mag, gilt von den Bahnen heute nicht. Die Masse muß es hier, wie bei anderen indirekten Steuern, bringen, die III. und IV. Klasse, die Massengüter, Kohle, Eisen usw. Zugegeben, daß der große Produzent von diesen mehr bezieht als der kleine; aber ist die Besteuerung nach den Kosten nicht eine sehr unvollkommene Art, entscheidet nicht der Gewinn über die Leistungsfähigkeit? Die Schattenseiten unseres Eisenbahnwesens, die sich daraus ergeben, daß der Staat auf seine Ueberschüsse rechnen muß, zeigen sich nicht nur für die Volkswirtschaft, sondern auch für die Finanzen. Freilich eine Minderung dieser finanziellen Bedeutung der Eisenbahnüberschüsse wäre nur möglich, wenn eine stärkere Heranziehung der direkten Steuern einträte. Warum diesen Zusammenhang, diese Opfer, die ein Fortschritt erfordern würde, als Hindernisse hinstellen, die ihn unmöglich machen?

Das Reich scheint mir einer direkten Steuer zu bedürfen nicht nur aus Gründen der Gerechtigkeit, als Ausgleich gegenüber den die Massen vor allem belastenden indirekten Steuern, sondern auch vom Standpunkt der Finanzen aus. Gegenüber der Starrheit der nach Tarifen erhobenen Steuern bedarf das Reich bei seinem nicht nur wachsenden, sondern auch wechselnden Bedarf einer periodisch bewilligten direkten Steuer, will es den elastischen Faktor seines Budgets nicht immer wieder in den Schulden finden. Die Durchführung einer Reichseinkommen- oder Vermögenssteuer, nicht minder aber die einer Reichserbschaftssteuer setzt eine Revision des Verhältnisses zwischen den Finanzen des Reichs und der Einzelstaaten voraus. Sie müßte zusammengehen mit einer Verbesserung und Ausgleichung der Verschiedenheiten der einzelstaatlichen Finanzen. Gewiß keine leichte Aufgabe, eine Aufgabe, die vielleicht nur in der höchsten Not, unter dem Druck der Lasten eines unglücklich geführten Krieges durchgeführt wird. Aber ist es nicht ein Widersinn, daß man die militärische Rüstung, die ja auch nur dem Frieden dienen soll, mit allen Kräften betreibt, dagegen die für den Ernstfall nicht minder wichtige finanzielle Organisation dem Zufall überläßt? Das Reich hat nun einmal mit der militärischen Verteidigung die wichtigste politische Aufgabe der deutschen Staaten übernommen, nach deren Sicherstellung erst die kulturellen Aufgaben ihre Befriedigung finden können. Dieser harten Notwendigkeit muß sich die Finanzorganisation anpassen. Die Angst, durch Anregung dieser Probleme die Harmonie der bundesfreundlichen Stimmungen zu stören, darf uns nicht bestimmen. Denn was könnten die Einzelstaaten schlimmer empfinden als den Druck der Reichsfinanzen unter der jetzigen mangelhaften Organisation, der, schon im Frieden ein harter, bei ungünstigerer Lage unerträglich werden könnte? Nicht nur das Interesse des Reiches, sondern gerade auch das der Einzelstaaten, vor allem das des Steuerzahlers, der beiden zahlen soll, erheischt eine organische Reform unserer Reichsfinanzen.

Ich muß es mir versagen, auf das reiche Detail der Cohnschen Aufsätze, auf die Verteilung der kommunalen Lasten („Ueber Straßenbeiträge mit Rücksicht auf die preußische Gesetzgebung", „Ueber die Straßenreinigungspflicht der Hausbesitzer"), auf die Probleme des Verkehrs- und Verwaltungswesens näher einzugehen. Nur zwei Aufsätze möchte ich noch hervorheben.

In der Abhandlung „Ueber Ethik und Reaktion in der Volkswirtschaft" tritt Cohn der Sombartschen These entgegen, die ethische Nationalökonomie wäre ihrer Natur nach wirtschaftlich reaktionär. Es ist nicht zu leugnen, daß die Beschäftigung mit ethischen Problemen zu einer reaktionären Stimmung führen kann. Allein dieser Zusammenhang ist kein notwendiger, und ich möchte, über Cohn hinausgehend, hinzufügen, daß im Gegenteil die richtige Erfassung des ethischen Problems, ebenso wie die richtige Beschäftigung mit der Geschichte, das Auge schärft für die Aufgaben des Fortschritts der Gegenwart. Wenn Cohn sich als Anhänger der „ethischen Nationalökonomie" bezeichnet, so könnte er auch die methodologischen Konsequenzen dieses Standpunktes schärfer ziehen. Als ethische Wissenschaft braucht die Nationalökonomie den Naturwissenschaften ihre Methode nicht zu neiden, es ist auch nicht ihre Aufgabe, eine „Absonderung des Denkens von jedem praktischen Interesse zu erstreben". Vielmehr hat sie das wirtschaftliche Handeln des Menschen unter die Normen der Logik und Ethik zu stellen.

In dem Aufsatze über „Staatsbeamtentum und Staatswissenschaft" legt Prof. Cohn seine Erfahrungen über die wissenschaftliche Vorbildung des höheren preußischen Beamtentums nieder. Er glaubt, die mangelhafte staatswissenschaftliche Vorbildung der preußischen, im Gegensatz zu den süddeutschen Beamten auf eine historische Ursache zurückführen zu können, auf „den Kompromiß, den der alte ständische Staat mit dem berufsmäßigen, juristisch geschulten Beamtentum geschlossen hat". Jetzt ergäbe sich die eigentümliche Erscheinung, daß die Privatbeamten, die Vertreter der Interessenverbände, volkswirtschaftliche Kenntnisse sich erwerben müßten, während in dem leichteren Examen der staatlichen Beamten darauf weniger Wert gelegt würde. Ist nicht die Schwäche des Staates gegen die Argumente der Interessenten mit darauf zurückzuführen? Cohn sieht eine Abhilfe dieses Mißstandes nicht sowohl in neuen Einrichtungen, Verwaltungsakademien und dergl., als in der ausgiebigeren Benutzung der bestehenden, der Universitäten. Er will das Studium der Verwaltungsbeamten verlängert, sein Examen verschärft sehen. Von derartigen Einrichtungen erhofft Prof. Cohn vor allem einen Aufschwung der staatswissenschaftlichen Seminare, die in ihrer Fortbildung einer engeren Verbindung zwischen volkswirtschaftlicher Theorie und Praxis zu dienen hätten.

Marburg. Heinr. Sieveking.

Briefkasten der Redaktion.

Dr. M. in Berlin und E. S. in Breslau. Die Hammerstein-Reminiszenz, nach der Sie sich erkundigen, finden Sie in Nr. 3 des XIII. Jahrgangs der „Nation" unter „Glossen zur Zeitgeschichte". Die Glosse brachte folgenden Tatbestand zur öffentlichen Kenntnis: In der Abendausgabe der „Kreuzzeitung" vom 24. April 1894 stand in schönem gesperrten Druck folgendes zu lesen:

Danksagung:

Mit einer auf meine politische Tätigkeit bezug nehmenden Widmung sind mir „als ein kleines Zeichen dankbarer Verehrung von deutschen Frauen" vor einigen Tagen prächtige, von Damenhand kunstvoll gearbeitete Gaben übersandt worden. Da es mir trotz des Poststempels Stettin bisher nicht gelungen ist, eine Spur aufzufinden, welche es mir möglich machen könnte, meinen innigen Dank den Absenderinnen persönlich abzustatten, so muß ich zu meinem lebhaften Bedauern mich darauf beschränken, es an dieser Stelle zu tun.

Berlin, den 24. April 1894.

Freiherr von Hammerstein.

Die „Nation" konnte nun an der Hand eigenhändiger Aufzeichnungen des konservativen Parteiführers den Nachweis erbringen, daß die „von Damenhand kunstvoll gearbeiteten Gaben", deren Ursprung der edle Freiherr trotz aller angewandten Mühe nicht zu entdecken vermocht hatte, von — Flora Gaß, der Geliebten des Herrn von Hammerstein, herrührten, und daß Fräulein Flora am 20. April 1894 von ihrem freiherrlichen Freunde nach Stettin geschickt war, um dort die schönen Stickereien an den Chefredakteur der „Kreuzzeitung" abzusenden, und zwar mit der schwungvollen Widmung, die der vorsorgliche Empfänger selbst entworfen und der Freundin ebenfalls mit auf die Reise gegeben hatte:

„Dem mutigen Vorkämpfer,
Dem kühnen Bannerträger
Der konservativen Partei
Als ein kleines Zeichen dankbarer Verehrung
von
Deutschen Frauen."

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 35 Berlin, den 27. Mai 1905. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Nachdem die zweite Lesung der Bergarbeiterschutznovelle die Regierungsvorlage an den Rand des Abgrundes gebracht hatte, scheint es den unermüdlichen Kompromißmachern der freikonservativen Partei nun doch noch gelingen zu sollen, in der dritten Lesung eine Rettung des Regierungswerks zu erzielen. Die Konservativen des Abgeordnetenhauses, die sich bei der zweiten Lesung durch eine sehr deutliche Rede ihres gescheiten Führers, des Herrn v. Heydebrandt, wohl mit voller Absicht festgelegt hatten, um gegen die flehentlichen Bitten des Grafen Bülow, doch fünfe gerade sein zu lassen, besser taub bleiben zu können, spielen allerdings weiter die Intransigenten. Aber Freikonservative, Nationalliberale und Zentrum haben sich nach heißem Bemühen über eine Fassung des Gesetzentwurfs geeinigt, die zwar die berechtigten Arbeiterwünsche keineswegs befriedigt, aber doch von der Regierung eben noch akzeptiert werden kann, ohne daß sie sich gar zu stark blamiert. Ob das Kompromiß freilich durch alle Klippen der parlamentarischen Beratung im Abgeordnetenhause und demnächst im Herrenhause durchzubringen ist, bleibt noch abzuwarten.

Gegenüber den nationalliberalen Pharisäern, die die Meinungsverschiedenheiten innerhalb der wirklich liberalen Parteigruppen gelegentlich noch stark aufzubauschen suchen, erscheint ein Hinweis auf die tiefgehenden Differenzen innerhalb des Dresdener nationalliberalen Delegiertentages nicht unangebracht. In allen wichtigen Fragen der gegenwärtigen Politik (Zollgesetzgebung, Bergarbeiterschutzgesetze, Schulfragen, Verhältnis zu den anderen Parteien) gingen die Meinungen nicht nur auseinander, sondern standen sich meist geradezu gegensätzlich gegenüber. Die Verhandlungen wurden von „Unruhe", „Bewegung", „Lachen", Zwischenrufen", „lebhaftem Oho und Zischen" immer wieder unterbrochen, gerade als wenn nicht Parteigenossen, sondern politische Gegner debattierten. Charakteristisch war auch die Stellung zu den nationalliberalen Jugendvereinen, die man zwar als „mächtige Bundesgenossen" feierte, aber dennoch nicht in den Parteiverband aufzunehmen wagte, weil sie mit ihren gelegentlichen Offenheiten und unnationalliberalen Derbheiten der Partei als Mitglieder noch mehr Verlegenheiten bereiten könnten als im heutigen lockeren Mitläuferverband.

Wie sehr der Ruck nach rechts, den der Dresdener Parteitag vollzogen hat, der Stimmung nationalliberaler Parteimitglieder und Parteivertreter tatsächlich entspricht, dafür zwei klassische Belege aus neuester Zeit. Der Abgeordnete Schmieding-Dortmund hat am 19. Mai im preußischen Abgeordnetenhaus bei Beratung der Bergarbeiterschutznovelle nach dem amtlichen Stenogramm u. a. ausgeführt:

„Ich bin fest überzeugt, daß der große Riß, der heute durch das ganze Volk geht, und der Klassenhaß, den die Sozialdemokratie heute schürt, nicht den Umfang hätte annehmen können, wenn wir auch beim Reichstagswahlrecht die öffentliche Abstimmung hätten. (Bravo rechts!) Meine Herren, ich glaube, wir hätten gut getan, damals dem Fürsten Bismarck zu folgen, der ja die Vorlage machte mit dem öffentlichen Wahlrecht im Reichstage; ich glaube, es wäre besser getan gewesen, wir wären ihm gefolgt, als daß die Majorität des Reichstages leider die geheime Wahl eingeführt hat. (Sehr richtig, rechts!)"

Und der nationalliberale Reichstagsabgeordnete Dr. Böttger, der gelegentlich als enfant terrible der nationalliberalen Partei, als ihr äußerster linker Flügelmann angesprochen wird, stellt im „Tag" vom 24. Mai Betrachtungen über die Hamburger Wahlentrechtung an, aus denen wir nur folgenden Satz zitieren:

„Wer nicht reine Interessenpolitik treibt, wer nicht auf das allgemeine Wahlrecht in allen Lebenslagen eingeschworen und wer nicht unheilbar verliebt in die Sozialdemokratie ist, muß dem soliden, staatsmännischen Plan des Hamburger Senats seine volle Achtung zuteil werden lassen."

Wie verhängnisvoll solche reaktionären Anschauungen auf die praktische Politik einwirken, geht aus dem Wahlentrechtungsversuch in Lübeck hervor, der fast gleichzeitig mit dem „soliden, staatsmännischen Plan des Hamburger Senats" durchgeführt werden soll. In Lübeck ist das allgemeine und gleiche aktive und passive Wahlrecht zur Bürgerschaft an die Erwerbung des lübischen Bürgerrechts geknüpft, das seit 1902 nur die Lübecker erwerben können, die ein Einkommen von mindestens 1200 Mark während der vorangehenden fünf Jahre nachweisen. Die Zahl der wahlberechtigten Bürger stieg aber trotz dieser erschwerten Bedingungen dank reger Teilnahme oppositioneller Bevölkerungskreise in den letzten Jahren erheblich, und die Bürgerschaftswahlen von 1904 ließen darauf schließen, daß bei den Wahlen von 1905 wenigstens 22 Vertreter der politischen und kommunalen Opposition in die Bürgerschaft einziehen würden. Deshalb legt jetzt eine gemeinsame Kommission von Senat und Bürgerschaftsmehrheit einen Wahlentrechtungsentwurf vor, der die Zweiklasseneinteilung nach der Höhe des Einkommens bringt. Alle, welche innerhalb der letzten drei Jahre vor der Wahl durchschnittlich mindestens 2000 Mark versteuert haben, sollen fortan 105, die übrigen nur 15 Vertreter wählen dürfen! Es ist überflüssig, den unreaktionären Charakter dieser Wahlentrechtung rechnerisch noch besonders nachzuweisen. Dagegen ist es leider nicht überflüssig, zu betonen, daß dieser auf Verständigung zwischen Senat und herrschenden Parteien beruhende Vorschlag voraussichtlich Gesetz wird, selbst wenn der entschiedene Liberalismus einig

Digitized by Google

und geschlossen und gemeinsam mit den sozialdemokratischen Arbeitern so energisch Protest erhebt, wie er das in Hamburg tut.

In dem Deutschen Flottenverein ist eine Krisis eingetreten. Zwei Generäle, die bisher als die Hauptträger der Flottenvermehrungspläne angesehen wurden, sind Knall und Fall aus dem Vorstand ausgeschieden, nachdem von höchster Stelle in deutlichster Weise die Mißbilligung der Agitation des Flottenvereins zum Ausdruck gebracht worden war. Wir haben an den Extravaganzen des Flottenverems nie Freude gehabt und uns schon deswegen nie zu ihm hingezogen gefühlt, weil diese Volksbewegung mit allzu viel offiziellen Hurraschreiern garniert war. Aber die Art und Weise, wie jetzt die gutgläubigen Enthusiasten des Flottenvereins aus der Gnadensonne in den tiefsten Schatten gerückt werden, erfüllt uns mit einem gewissen Mitgefühl für die Opfer der plötzlichen Ungnade. Heute rot, morgen tot! Heute hellodernde Begeisterung, morgen kaltes Wasser auf die erhitzten Köpfe! Was an gesunder, populärer Bewegung in dem Flottenverein steckte, wird durch dieses Verfahren jedes Elans beraubt. Wenn man populäre Bewegungen haben will, muß man auch deren Ueberschwenglichkeiten in den Kauf nehmen. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß in dem Flottenverein die bisherige Begeisterung einer starken Verdrossenheit Platz machen wird. Volksempfindungen lassen sich eben nicht kommandieren.

Die Ergebnisse der Konferenz des preußischen Kultusministers mit den Universitätsrektoren sind dank unklarer offiziöser Berichterstattung zwar noch nicht in allen Einzelheiten bekannt, soviel ist aber heute schon sicher, daß auf dem eigentlich strittigen Gebiete der Studentenausschüsse das Kultusministerium entschieden zurückgewichen ist. Daß sich Herr Studt und Herr Althoff diese peinliche Niederlage dauernd zur Warnung dienen lassen werden, ist damit freilich keineswegs wahrscheinlich.

Ein neuer Versuch zur Beendigung der nachgerade unerträglichen ungarischen Krisis bedeutete die Verhandlung, die der Vertrauensmann der Krone, der Reichsfinanzminister Baron von Burian, mit dem Vertrauensmann der vereinigten oppositionellen Parteien, dem Grafen Julius Andrassy, gepflogen hat. Der Lösungsversuch ist jedoch abermals an der Hartnäckigkeit des Wiener Hofes gescheitert.

Vom Verbleib der russischen Flotte und dem Verteidigungsplan des japanischen Admirals Togo wird allerlei in den Zeitungen gefabelt, aus dem nur hervorgeht, daß sich beide Gegner sehr geschickt in einen undurchdringlichen Schleier des Geheimnisses zu hüllen verstehen. Die revolutionäre Bewegung in Rußland tritt dagegen immer unverhüllter hervor und fordert nach wie vor blutige Opfer. Unter den Bombenattentaten der letzten Woche hat das auf den Fürsten Nakaschidse, den Gouverneur von Baku, besonderes Aufsehn erregt. Er, dem in aller Oeffentlichkeit die Urheberschaft und die Verantwortung für das furchtbare Gemetzel zwischen Armeniern und Tartaren zur Last gelegt wurde, das zur Ablenkung der Massen von revolutionären Erhebungen durch die Schergen des Zarismus inszeniert wurde, ist als Racheopfer der Revolution gefallen. Auch die schwere Verwundung des Polizeichefs von Warschau, v. Siedlec, durch eine Bombe, ist offenbar ein Racheakt oder Einschüchterungsversuch seitens der revolutionären Freiheitskämpfer. So fordert das gegenwärtige russische Regierungssystem fortgesetzt in den hohen und höchsten Beamtenkreisen seine Opfer.

* * *

Der Ruck nach rechts.

Es geht ein unheimlich konservativer Zug durch die nationalliberale Partei," — das behauptet nicht etwa ein freisinniges oder gar ein sozialdemokratisches Organ, sondern das gewiß nicht im Verdacht demokratischer Velleitäten stehende „Leipziger Tageblatt", und zwar angesichts des am vorigen Sonntag abgehaltenen Dresdener Parteitages der Nationalliberalen. Der Verlauf dieses Parteitages hat die Meinung des „Leipziger Tageblatts" nur allzu sehr bestätigt. Herr Bassermann hat zwar, wie vor drei Jahren in Eisenach, die übliche „meisterhafte" Rede gehalten, aber der Kommandoruf lautete nicht mehr: „Augen links!", sondern „Augen rechts!" „Der Zug des Herzens geht nach rechts," um abermals das „Leipziger Tageblatt" zu zitieren.

Wer daran noch zweifeln wollte, den verweisen wir auf die jüngst im preußischen Landtage gehaltene Philippika des nationalliberalen Abgeordneten Schmieding gegen das geheime Wahlrecht und auf einen Artikel des angeblich auf dem äußersten linken Flügel der Nationalliberalen stehenden Reichstagsabgeordneten Böttger im „Tag", der das in Hamburg geplante Wahlrechtsausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie als eine staatsmännische Großtat bis über den Schellendaus preist. Das junge liberale Jahrbuch für 1904 zeigt, daß sich selbst in den Reihen der jugendlichen Tirailleurs der nationalliberalen Partei die Sehnsucht nach der Abschaffung des Reichstagswahlrechts offen hervorwagen darf. Man vergegenwärtige sich ferner die Haltung der Nationalliberalen bei dem sogenannten Schulkompromiß und ihre Stellung zur Bergarbeiterschutznovelle, um ein volles Verständnis für jene illusionäre Vorstellung zu gewinnen, als ob die Zeit für einen Block der Liberalen gekommen sei, an dem auch die Nationalliberalen als Gesamtpartei Anteil nehmen könnten. Das wäre nur möglich, wenn sich auch die übrigen Gruppen des Liberalismus dem Rechtsabmarsch der Nationalliberalen „voll und ganz" anschließen wollten.

Ich bestreite nicht, daß es auch freisinnige Kreise gibt, deren wachsende Abneigung gegenüber der Sozialdemokratie die Hinneigung nach rechts bedenklich verstärkt hat. Wenn es einmal zu einem ernsthaften Kampf um die Aufrechterhaltung des Reichstagswahlrechts kommen sollte, so würde man auch im Lager der Freisinnigen auf gar manchen unsicheren Kantonisten stoßen, der seinen Widerstand gegen den Wahlrechtsraub vermutlich nur auf philosophische Betrachtungen darüber beschränken wird, daß die Sozialdemokratie durch ihr politisches Verhalten die Aenderung selbst heraufbeschworen habe. Die Art und Weise, wie von manchen höchst gesinnungstüchtigen freisinnigen Organen die Hamburger Wahlgesetzvorlage behandelt wurde, gibt in dieser Beziehung einiges zu denken. Man fand die Senatsvorlage verwerflich, — gewiß; aber doch im wesentlichen nur deswegen, weil das gegenwärtige Hamburger Wahlsystem jede Gefahr ausschließt, daß die Sozialdemokratie in der Hamburger Bürgerschaft einen erheblichen Einfluß bekommt. Ja, wenn eine solche Gefahr bestände, dann würde man wegen einer Verkürzung des Wahlrechts der unteren Klassen mit sich reden lassen. Klingt das nicht bereits bedenklich nach einer grundsätzlichen Preisgabe des Reichstagswahlrechts?

Aber selbst wenn man annimmt, daß sich der Freisinn in allen seinen Teilen bei einer ernsthaften Bedrohung des Reichstagswahlrechts seiner demokratischen Pflichten wieder bewußt werden würde, — man darf sich nicht darüber täuschen, daß das allgemeine Wahlrecht seit der Begründung des Deutschen Reiches nie so wackelig gestanden hat wie heute. Man spricht wohl davon, daß das Zentrum in seinem eigenen Interesse einer Abschaffung des allgemeinen Wahlrechts im Reich nicht zustimmen werde. Aber das Zentrum hat sehr mannigfaltige Interessen, von denen bald dieses, bald jenes den anderen untergeordnet wird. Tatsache ist, daß das Zentrum es bisher für sein Interesse gehalten hat, jede ernsthafte Reform des preußischen Dreiklassenwahlsystems verhindern zu helfen. Wer weiß, wie lange das Zentrum es für sein Interesse halten wird, einer Annäherung des Reichstagswahlrechts an das elendeste aller Wahlsysteme zu widerstreben?

Die Sache wird schwerlich akut werden, solange die deutschen Bundesregierungen die reaktionären Wahlrechtsverschlechterungspläne nicht encouragieren, und eine solche Ermutigung oder gar eine Initiative der Bundesregierungen ist nicht gerade wahrscheinlich, solange die staatsmännische Kurzsichtigkeit in der Reichsregierung und im Bundesrat nicht allmächtig geworden ist.

Auch wenn sich Staatsmänner finden sollten, die leichtfertig genug wären, eine so grundstürzende Aenderung unserer Reichsverfassung in die Wege zu leiten, so gehörte schon ein ungewöhnlicher Grad von Einsichtslosigkeit dazu, um zu verkennen, daß der Reichstag für die Regierungen, und insbesondere für die preußische Regierung, sehr viel bequemer zu handhaben ist als ein Klassenparlament, wie wir es in Preußen haben. Graf Bülow macht ja täglich die Erfahrung, wie viel abhängiger er von dem guten Willen seiner „Freunde" im preußischen Landtage als von dem Uebelwollen seiner Gegner im Reichstage ist. Krone und Regierung sind in der Kanalkampagne von der konservativ-klerikalen Mehrheit des preußischen Landtags auf das tiefste gedemütigt worden, und gerade gegenwärtig sind die Konservativen am Werke, anläßlich der Berggesetznovelle den Grafen Bülow abermals unter ihr Joch zu beugen. Man spricht davon, daß, wenn nicht schließlich noch ein Kompromiß zustande komme, sich Graf Bülow mit seiner Berggesetznovelle in den Reichstag flüchten werde. Ich glaube zwar nicht, daß dieser vorsichtige Staatsmann es riskieren wird, gegen die Beschlüsse einer Mehrheit des preußischen Abgeordnetenhauses die höhere Reichsinstanz anzurufen; aber die Möglichkeit ist wenigstens vorhanden. Und wie in diesem Falle kann die Regierung in vielen anderen wichtigen Fragen den Reichstag gegen den Landtag ausspielen, wenn die preußischen Junker gar zu übermütig werden. Daß die preußische Regierung aus einfältiger Angst vor der Sozialdemokratie auf dies Korrektiv Verzicht leisten und sich auch im Reich unter die parlamentarische Botmäßigkeit derselben Elemente, die im preußischen Abgeordnetenhause das Heft in der Hand haben, beugen sollte, darf bis auf weiteres bezweifelt werden.

Man muß allerdings zugeben, der Trost, daß das Reichstagswahlrecht an der politischen Einsicht der Regierungen noch den besten Schutz besitzt, ist etwas mager. Das darf uns indes nicht abhalten, die politische Lage nüchtern zu betrachten. Wir steuern mit Volldampf — zurück!

Theodor Barth.

Papier oder Gold?

Eine Kritik der Bankgesetznovelle.

Bei Begründung des Deutschen Reiches klagte man mit Recht über das Unwesen der wilden Scheine, jener Banknoten und Staatspapiergeldsorten, welche auf kleine Beträge lauteten. Bei der Währungsreform war es unvermeidlich, daß einigermaßen Abhilfe geschaffen wurde. Die Uebelstände, welche in Betracht kamen, waren folgende: 1. Ein Papierumlauf in kleinen Appoints, aus der Silberwährungszeit überkommen, drohte die Einbürgerung des Goldes im täglichen Verkehr zu hemmen; 2. die Vielartigkeit der Papierzahlungsmittel war ein lästiges Erbteil der Zeit der Kleinstaaterei; 3. die Banknoten waren nicht sämtlich prompt einlösbar und nicht immer wünschenswert fundiert; 4. die staatlichen Papiergeldsorten waren in ihrer Existenz neben Banknoten überhaupt eines Kulturstaats mit geordneter Währung unwürdig und im Uebermaße ausgegeben.

Die Reform ist durchweg befriedigend und konsequent erfolgt, soweit das Banknotenwesen in Betracht kommt. Soweit es sich dagegen um das staatliche Papiergeld handelt, ist man bei halben Maßregeln stehen geblieben; die heutige Ordnung ist nicht musterhaft; sie ist ebenso wie die Talerfrage ein mangelhafter Punkt unserer Ordnung der Zahlungsmittel.

Daß die Staatspapiergeldfrage nicht gründlich gelöst wurde, erklärt sich einerseits aus dem Fiskalismus der Regierungen, anderseits auch aus mangelnder Kenntnis, die in der Bevölkerung über diese Dinge herrscht.

Heute ist die Ordnung folgende: Wir haben Banknoten, die in Abschnitten von 100 Mark und darüber, bisher aber nicht in Abschnitten unter 100 Mark ausgegeben werden dürfen. Niemand außer den Zettelbanken ist zu deren Annahme verpflichtet. Sie sind einlösbar, und für die Einlösbarkeit ist nicht nur auf dem Papier, sondern tatsächlich Sorge getragen, indem die Zettelbanken Noten nur gegen bankmäßige Deckung, d. h. gegen Edelmetall usw. sowie gegen diskontierte Wechsel, emittieren dürfen. Die Bedeutung der Banknote ist nicht mehr wie in kapitalarmen Zeiten, daß sie ein Mittel abgibt, billig Kredit zu schaffen, sondern in erster Linie, den elastischen Teil unseres Umlaufs zu liefern. Banknoten, für diskontierte Wechsel ausgegeben, bedeuten, daß ein unvollkommenes, innerhalb beschränkter Kreise brauchbares Zahlungsmittel, der Wechsel, durch ein vollkommeneres, allgemein und ohne Risiko gern anzunehmendes ersetzt wird. Werden die Wechsel bezahlt, so strömen Noten an die Zettelbanken zurück. Mit dem Auf und Nieder der Wechsel schwankt die Banknotenzirkulation.

Hiermit sind in England und Frankreich die dem Verkehr dienenden Zettel solcher Art erschöpft. Nicht in Deutschland. Statt die unverzinsliche Staatsschuld, das Staatspapiergeld, nach Empfang der Milliardenzahlung zu tilgen, konservierte man eine veraltete und prinzipiell bedenkliche Form papierner Zahlungsmittel. Man verwandelte das einzelstaatliche Papiergeld in Reichszettel, die sogenannten Reichskassenscheine. Zunächst wurden entsprechend dem bisherigen Papiergeldumlauf etwas über 174 Millionen Mark ausgegeben. Allmählich wurde, gemäß dem Gesetze von 1874, der Betrag bis auf 120 Millionen Mark reduziert. Während Banknoten unter 100 Mark bisher nicht ausgegeben werden durften, sind für die Reichskassenscheine die Abschnitte zu 50, 20, 5 Mark reserviert worden. Seit 1891 waren in Umlauf

70 Millionen in 50-Markscheinen,
30 „ „ 20 „
20 „ „ 5 „

Im Gesetz ist vorgesehen, daß die Reichskassenscheine vom Reiche auf Verlangen eingelöst werden müssen und daß kein Privater zu ihrer Annahme verpflichtet ist. Tatsächlich wird vom Rechte der Zurückweisung nur Gebrauch gemacht, wenn wieder Fälle der leider nicht seltenen Fälschung der Scheine bekannt geworden sind und man aus Angst vor Fälschungen lieber radikal diese Zahlungsmittel abweist.

Die Einlösung der Reichskassenscheine wird praktisch so gut wie nicht verlangt. Es ist dies erklärbar erstens aus der im Vergleich mit dem Bedarf verhältnismäßig geringen Menge, zweitens aus einer bekannten Erfahrung, die sich auf die Stückelung aller papiernen Geldzeichen bezieht. Auf je größere Summen ein Geldsurrogat lautet, um so kürzer läuft es um. Die Geldsurrogate, welche auf Beträge unter 100 Mark lauten, laufen viel länger im Publikum um, ehe sie an die Ausgabestelle zurückkehren.

Würde infolge einer Panik oder aus einem anderen Grunde einmal Präsentation aller Arten papierner Umlaufsmittel in Deutschland erfolgen, so würde dem Volke der Unterschied der Banknoten und Reichskassenscheine sehr deutlich werden. Für die Banknoten ist Deckung bis zum letzten Heller in Bargeld und Wechseln da, für die Reichskassenscheine nicht. Ihre Wertgrundlage beruht darauf, daß man an Staatskassen mit Reichspapiergeld Zahlungen leisten kann. Es sind Vorwegnahmen künftiger Eingänge der staatlichen Kassen. Würden die Reichskassenscheine, wozu jeder Inhaber nach dem Gesetze berechtigt ist, zur Einlösung in Masse präsentiert, so würde es sich zeigen, daß keine spezielle Deckung da ist. Aus den allgemeinen Kassebeständen des Reichs wäre zu zahlen. Gerade diese sind aber knapp, wenn eine Panik entsteht. Bekannt sollte sein, daß die 120 Millionen Gold im Juliusturm gar nichts mit der Einlösung der Reichskassenscheine zu tun haben. Sie dürfen nur

Digitized by Google

für Mobilmachungsausgaben angerührt werden. Das einzige, worin man eine Beziehung finden kann, ist, daß wir beim Kriegsschatz jährlich die Zinsen von 120 Millionen verlieren, in den Reichskassenscheinen aber eine Schuld aufrechterhalten, für welche wir Zinsen in entsprechender Höhe ersparen.

Gemeinsam ist dem Umlauf Deutschlands an Banknoten und Reichskassenscheinen eine technische Unvollkommenheit ästhetischer Art, die auch Gefahren birgt. Aus falsch angebrachter Sparsamkeit verwirklichen wir nicht das Prinzip der Bank von England, jeden Zettel, der an die Ausgabestelle zurückkehrt, zu vernichten. Die Bank von England gibt nur reinliche neugedruckte Noten aus. Sie hat stets, wenn Fälschungen bekannt werden, die Kontrolle, welche Nummern von Noten umlaufen. Die Fälschungen sind erheblich leichter festzustellen, da in England nur reinliche Noten umlaufen.

In Deutschland läßt sich dasselbe den Banknoten, die allerdings technisch vollkommener wie die englischen hergestellt sind, nicht immer nachrühmen. Noch weniger den Reichskassenscheinen. Wer große Beträge hiervon täglich zu zählen und zu ordnen hat, sammelt Schmutz und üble Gerüche, wie mancher Kassier der Reichsbank bestätigen kann.

Ein Gesetzentwurf zur Neuordnung unseres Papierzeichenumlaufs ist am 11. Mai 1905 dem Reichstage vorgelegt worden. Der Versuch, die Angelegenheit im Eilzugtempo unter lebhaftem Druck der Regierung zu erledigen, ist glücklicherweise gescheitert. Auffallend bleibt es jedenfalls, daß man die Novelle nicht der Oeffentlichkeit zur gründlichen Kritik zuvor unterbreitet hat.

Handelt es sich etwa darum, lediglich anerkannte Mängel unserer Geldsurrogatverfassung zu beseitigen? Dann müßte die Novelle lauten: 1. Die Reichsbank erhält das Recht Banknoten zu 50, 20, 5 Mark auszugeben, und es wird Vorsorge getroffen, daß im gleichen Maße Reichskassenscheine aus dem Verkehr gezogen werden; 2. Banknoten, die an die Reichsbank in Berlin zurückkehren, sind künftig von dieser zu vernichten. Die Zentrale der Reichsbank darf nur neugedruckte Banknoten in Umlauf setzen.

Der Leser der Novelle, die jetzt zum Bankgesetz vorgelegt wird, findet jedoch zu seiner Ueberraschung etwas ganz anderes. Die Reichsbank soll ohne irgend eine Gegenleistung das Recht erhalten, Noten zu 50 und 20 Mark zu emittieren. Der Umlauf soll nicht reinlicher werden. Vor allem wird nicht zugleich die Frage der Reichskassenscheine mitgeregelt. Es ist jedoch angedeutet, daß an eine Minderung der 120 Millionen gar nicht gedacht ist, sondern daß künftig zu 10 und 5 Mark diese Scheine ausgegeben werden sollen; es ist wohl anzunehmen, daß sie ebenso schmutzig und schlecht fundiert bleiben sollen wie bisher, folglich daß auch die Fälschungsgefahr bestehen bleibt.

In Summa ergibt sich, daß wir viel mehr papierne Umlaufsmittel unter 100 Mark als bisher beschert bekommen, und zwar unter Aufrechterhaltung des zwiespaltigen Charakters des Papierumlaufs teils als Banknoten, teils als Staatsschuldscheine.

Zunächst ist hervorzuheben, daß es etwas noch Unerfreulicheres wie diese Reform allerdings geben könnte: dies wäre Vermehrung des Umlaufs in Abschnitten unter 100 Mark lediglich in Reichskassenscheinen. Dies ist aber noch keine Motivierung dafür, die jetzigen Vorschläge begeistert und unbedenklich anzunehmen.

Die Motivierung ist überraschend lakonisch. Es bestehe ein Bedürfnis des Verkehrs nach mehr papiernen Zahlungsmitteln zu 50 Mark und darunter. Es gebe noch andere Länder, in welchen dies Bedürfnis durch Schaffung kleiner Banknoten anerkannt sei. Von Großbritannien schweigt die Begründung. Sie teilt nicht mit, daß Noten zu 1 Lstr. zwar in Irland und Schottland noch geduldet werden, daß aber in England Noten unter 5 Lstr. unzulässig sind. Goschens Vorschlag, goldgedeckte Noten zu 1 Lstr. in England auszugeben, ist auf berechtigten Widerstand seiner Zeit gestoßen, und Englands Verkehr erträgt das Fehlen von Noten unter 5 Lstr. sehr wohl. In Frankreich gibt es kleinere Noten. Verschwiegen wird allerdings, daß die wenigen noch existierenden Noten zu 5 und 20 Franken eine Reminiszenz aus der Zeit des Zwangskurses im Kriege 1870/71 sind. Verschwiegen wird, daß es in Großbritannien und Frankreich kein Staatspapiergeld neben den Banknoten gibt. Dafür werden uns — was große Bescheidenheit verrät — die Einrichtungen Italiens und Oesterreich-Ungarns bei der Reform als vorbildlich hingestellt. Hierbei ist nicht mitgeteilt, daß in Oesterreich-Ungarn das Fortbestehen von Staatsnoten neben Banknoten unter großen Opfern so gut wie beseitigt wird, weil es Gefahr bringt.

Liest man die Vorlage und ihre Begründung, so ist ferner auffällig, daß nicht die Spur eines statistischen Beweises, abgesehen von einer Berechnung des durchschnittlichen Bestandes der Reichsbankanstalten an Reichspapiergeld, für das behauptete Bedürfnis des Verkehrs erbracht wurde.

Es ist allerdings notorisch, daß an allen Wechselstellen eine große, stellenweise nicht zu befriedigende Nachfrage nach Scheinen zu 50, 20, 5 Mark heute besteht. Wie erklärt sich diese? Für Zahlungen des Großverkehrs braucht man die Scheine nicht. Für Zahlungen des mittleren und kleineren Verkehrs am Orte sind Goldstücke gerade so brauchbar und bequemer. Mit Talern wird man nur wenig bei größeren Zahlungen belästigt. Man begehrt die Scheine zu 50, 20, 5 Mark vor allem, um sie in Briefen zu versenden. Wäre das Postanweisungsporto von 10 Pfennig auch für Beträge über 5 Mark eingeführt und die Erledigung an den Postschaltern einfacher, so würde man Postanweisungen viel mehr verwenden und daneben einen gewöhnlichen Brief schreiben. Wäre der Scheckverkehr mehr entwickelt, so würde man ebenfalls die kleinen Scheine nicht brauchen. Eine schlechte Gewohnheit des deutschen Publikums wird gefördert. Man pflegt selbst in kleineren Haushaltungen Reichskassenscheine, insbesondere solche zu 5 Mark, aufzuheben, um sie bei Versendungen zur Hand zu haben. Geldsurrogate, die aufgespeichert sind, werden hierdurch dem „Bedarf" entzogen. Wollte man dem Verkehr lediglich entgegenkommen, so bedarf es nicht der Novelle; man eilt auch sonst nicht in Deutschland stets jedem auf schlechter Gewohnheit beruhenden Verkehrsbedürfnis, welches behauptet wird, schleunigst entgegenzukommen.

Eine zweite Wirkung ist viel sicherer als die angebliche Befriedigung eines Verkehrsbedürfnisses. Da ein Land nur ein bestimmtes Quantum Zahlungsmittel in einem gegebenen Zeitpunkt verwenden kann, so werden andere Zahlungsmittel durch die Vermehrung des Umlaufs von Papierzeichen unter 100 Mark außer Umlauf treten: nämlich Hartgeld. Vielleicht einige Taler, sicher Goldstücke. So erklärt es sich, daß Arendt und Büsing vereint die Vorlage bekämpfen. Die Lösung, die nun offenbar erstrebt wird, ist: nicht etwa, daß Gold ins Ausland geht und dafür mehr Papier bei uns zirkuliert, sondern, daß Hartgeld in der Reichsbank eingesperrt wird und Papier dafür umläuft.

Die Ersparnis an Abnutzung von Goldmünzen, welche hierbei eintreten kann, ist subaltern gegen die Verschlechterung der Gewohnheiten, zu denen unser Publikum erzogen wird. Jetzt hat, wenn eine Goldausfuhr aus Deutschland einmal nötig wird, der Arbitrageur zwei Reserven: das Gold der Zirkulation und das Gold, welches von der Reichsbank zu erheben ist. Man behauptet, daß nicht immer die Inanspruchnahme der Reichsbank durch Golderporteure gern gesehen wird. Wenigstens ist im Ausland bei Beurteilung unserer Währungsverhältnisse dieser Glaube vielfach anzutreffen. Es schadete uns dies bisher nicht allzusehr, da unsere Zirkulation jetzt so mit Gold gesättigt ist, daß hieraus Gold entnommen werden könnte, wenn es gebraucht wird. Für die internationale Bewertung des Wechsels auf Deutschland gegenüber der Devise London, auch unserer Staatsanleihen an auswärtigen Märkten, ist es kein Vorteil, wenn unsere Reform, die jetzt verhandelt wird, den Eindruck machen könnte, als ob es darauf abgesehen wäre, künftig Gold einzusperren. Der Rückgang der Weltstellung des französischen Wechsels gegenüber London seit der Herstellung eines Zustandes, in welchem es im wesentlichen von dem Ermessen der Bank von Frankreich abhängt, ob man Gold bekommt oder nicht, gibt zu denken.

Vor Wanderungen des Goldes aus Deutschland heraus bei vorübergehend ungünstiger Zahlungsbilanz hat man bei uns noch eine traditionelle, heute nicht mehr berechtigte Scheu,

Digitized by Google

Schließlich ist das Gold da, um zu Zahlungen, auch zu internationalen, verwendet zu werden, nicht um eingesperrt zu sein; sonst erfüllt es auch nicht befriedigend die Funktion, als Basis des vielgestaltigen Kreditwesens zu dienen.

In einem Falle würde trotz aller Bedenken die eilige Annahme der Regierungsvorlage ohne Abänderung gerechtfertigt sein: wenn wir vor Kriegsgefahr stehen sollten und wenn hiermit der erste Akt zur finanziellen Mobilmachung gegeben wäre. Aber erst wenn es soweit gekommen ist, daß wirklich Krieg in Sicht steht. Mitten im Frieden ist die für den Kriegsfall unumgängliche Transformierung unseres Umlaufs nicht zu verteidigen. Bis auf weiteres haben wir nicht den mindesten Grund anzunehmen, daß diese Motivierung durch Kriegsgefahr heute eine entscheidende Rolle spielt. Es wäre aber noch ein anderer Fall denkbar, in welchem die Reform aus naiven Vorstellungen über Handels- und Zahlungsbilanz entsprungen sein könnte. Z. B. daß man befürchtet, eine Auswanderung der deutschen Industrie nach Inkrafttreten der neuen Handelsverträge werde sich in der Form vollziehen, daß nicht durch Warenausfuhr, sondern durch Geldausfuhr die Kapitalübertragungen stattfänden. Oder Rußland wollte neue Anleihen bei uns aufnehmen, und wir fürchteten, daß die Beträge nicht in Waren, sondern in Gold übermittelt würden, und daß dies Gold dann von Rußland eingesperrt würde. Die Hochachtung vor den Männern, welche in der Reichsbankverwaltung maßgebend sind, zwingt, Vorstellungen abzulehnen, welche so fern von aller Kenntnis der Zahlungsvorgänge des internationalen Verkehrs stehen. Trotzdem einige Staatsmänner in Deutschland schon recht bedenkliche Dinge vom Standpunkt der veralteten Handelsbilanzlehre geäußert haben, so wäre es beinahe eine Beleidigung anzunehmen, daß die Regierung nicht vom Reichsbankdirektorium auf den Irrtum ihrer Voraussetzungen aufmerksam gemacht worden wäre, wenn sie je aus solchen Prämissen dies Gesetz gefordert hätte.

Auch der Gedanke kann nicht zwingend sein, daß nach Beendigung des russisch-japanischen Krieges der siegreiche Teil vielleicht einige Milliarden als Kriegskostenentschädigung fordern wird. Wenn nach 1871 London als Hauptwechselplatz und Geldmarkt diese Transaktion zwischen Deutschland und Frankreich ohne Politik der Goldeinsperrung vermitteln konnte, so müssen dies künftig London und Berlin gemeinsam leisten können, ohne daß man in Deutschland kleinmütig die heutige Goldeinsperrungspolitik Frankreichs nachahmt.

So bleibt bloß die Erklärung, man will lieber das Gold in der Bank als im Verkehr, um den deutschen Geldmarkt künftig besser beherrschen zu können, oder man will wirklich eine Vermehrung der Papierzeichen unter 100 Mark als notwendig anerkennen, sie aber in der ungefährlicheren Form der Notenausgabe statt der Vermehrung der Reichskassenscheine sich vollziehen lassen.

Der Reichstag hat die Gelegenheit, wenn er die Beratung der Banknovelle solange verschiebt, bis die Reichspapiergeldreform erledigt wird, hierbei eine Verbesserung durchzusetzen, die wirklich wünschenswert wäre. Er brauchte bloß zwei Zusätze einzufügen: 1. In dem Maße, wie die Banknoten zu 50 und 20 Mark ausgegeben werden, sind Reichskassenscheine aus dem Verkehr zu ziehen, 2. alle Banknoten und alle noch verbleibenden Reichskassenscheine sind nach Rückkehr an die zentrale Ausgabestelle zu vernichten; nur neugedruckte Scheine dürfen von der emittierenden Zentrale ausgegeben werden.

Die gänzliche oder teilweise Einziehung der 120 Millionen Mark Reichskassenscheine bedeutet Tilgung einer unverzinslichen Reichsschuld. Diese Reform ist eine Ehrenpflicht, deren Erfüllung man aufschieben konnte, solange der gesamte Umlauf an papiernen Zahlungsmitteln unter 100 Mark klein und fest begrenzt war. Die Erfüllung der Pflicht wird fällig, wenn der Reichsbank das Recht der Ausgabe kleiner Noten verliehen wird. Erlaubt unsere Finanzlage nicht, jetzt die Reichskassenscheine zu tilgen, so schiebe man auch die Ausgabe kleiner Banknoten bis auf günstigere Zeiten hinaus. Gelegentlich der nächsten Erneuerung des Reichsbankprivilegs wäre vielleicht der geeignete Zeitpunkt. Man erinnere sich an die gute Tradition Preußens von 1856. Damals wurde das Notenprivileg der preußischen Bank erweitert; dafür wurden 15 Millionen Taler preußisches Staatspapiergeld eingezogen. Die Kosten wurden durch eine verzinsliche Staatsanleihe aufgebracht. Zum Dienst der Anleihe, insbesondere zur Tilgung, hatte die Preußische Bank beizutragen. Jährlich 621 910 Reichstaler sind von ihr, bezw. heute von der Reichsbank bis 1925 an den preußischen Staat als Rente abzuführen. Vielleicht ist nach Ablauf dieser Rente, vielleicht schon eher der geeignete Zeitpunkt, die Reichsbank, welche auch Vorteile bei Wegfall der Konkurrenz der Reichskassenscheine und bei Ausdehnung ihres Notenumlaufs auf kleinere Abschnitte zieht, einigermaßen in ähnlicher Form zu den Kosten der Reform heranzuziehen. Eine Gewährung des Rechts der Ausgabe kleinerer Noten ohne Gegenleistung auf dem Gebiete der Verminderung des Umlaufs an Reichskassenscheinen ist dagegen kein Fortschritt, sondern durchaus nicht frei von Bedenken. Wenn der Reichstag ohne weiteres dem Entwurfe zustimmt, gibt er etwas ohne Gegenleistung aus der Hand, was sich zur Erzielung von Reformen unseres Geldwesens hätte verwerten lassen.

München. Walther Lotz.

Parlamentsbriefe.

XVI.

Vom 18. Mai an stand der Reichstag sechs Tage lang fast ununterbrochen unter dem Zeichen: Entlastung des Reichsgerichts. Fast ununterbrochen. Denn, abgesehen von kurzen Unterbrechungen durch ein paar kleine Vorlagen, unterbrach er die Verhandlungen selbst wiederholt, indem Anträge auf namentliche Abstimmung zur Feststellung der Beschlußunfähigkeit führten. Erst am 25. Mai konnte Herr Nieberding erleichtert ausrufen: es ist erreicht! Die Beschlußfähigkeit war da, wenn auch nur gerade eben, und da sie unerwarteterweise am 24. noch fortdauerte, so wurde auch die letzte dritte Lesung der Entlastungsgesetze glücklich absolviert. „Glücklich" will heißen: im Sinne des Reichsjustizamtes. Ob zum Glück des Volkes, steht noch sehr dahin.

Daß das Reichsgericht überlastet ist, wird kaum bestritten werden können, wenn es auch Herr Stadthagen zu bestreiten versuchte. Eine Entlastung ist auf zwei Wegen möglich. Entweder mindert man die Belastung des Gerichts, oder man vermehrt seine Kräfte. Der nächstliegende Ausweg scheint jedenfalls der zu sein, die Zahl der Reichsgerichtsräte zu erhöhen. Dieser Weg wurde jedoch von der Mehrheit für ungangbar erklärt. Durchschlagende Gründe konnten jedenfalls nicht dafür vorgebracht werden, weshalb es partout nur 59 Reichsrichter geben kann, aber nicht 60 oder sonst eine Anzahl, die die vorhandenen Geschäfte prompt zu erledigen in der Lage wäre. Statt dessen schlug man den anderen Weg ein, die Revisionssumme von 1500 auf 2500 Mark heraufzusetzen. Gewiß ist jede derartige Zahlengrenze willkürlich. Und bei der Einführung eines Grundsatzes wie des, die Revisibilität von der Höhe des Prozeßobjektes abhängig zu machen, hätte man ebenso gut auf 2500 wie auf 1500 Mark abkommen können. Aber nun, nachdem 26 Jahre hindurch die Revisionssumme von 1500 Mark in Kraft gewesen ist, sie mit einemmal auf 2500 Mark erhöhen, das wird von allen denen als Rechtsminderung empfunden werden, die bisher hätten an das Reichsgericht gehen können, jetzt aber daran verhindert sind, weil der Gegenstand, um den sie prozessieren, zwar 1500 Mark überschreitet, aber 2500 Mark nicht erreicht.

Viel einwandsfreier war das Mittel, das für die Herabsetzung des strafrechtlichen Pensums des Reichsgerichts empfohlen wurde. Daß eine große Zahl von Vergehen, die bisher zur Zuständigkeit der Strafkammern gehörten, jetzt vor die Schöffengerichte kommen, kann niemand als Schädigung ansehen. Eher das Gegenteil! Die Uebereinstimmung im Hause über die

Digitized by Google

Novelle war denn auch so groß, daß sie ebenso gut von Freisinnigen wie von Konservativen unterzeichnet war. Ein lebhafter Kampf wurde nur dadurch entfesselt, daß die Sozialdemokratie die gute Gelegenheit zu benutzen versuchte, um ein paar prinzipielle Verbesserungen in unsere Gerichtsverfassung hineinzubringen. Bei der zweiten Lesung war ihnen dieser Versuch in einem entscheidenden Punkte auch geglückt. Mit Hilfe von Freisinnigen, Polen und Antisemiten war die Zuständigkeit der Schwurgerichte für Preßvergehen beschlossen worden. Herr Niebding erklärte damals sofort: unannehmbar! Bei der dritten Lesung wiederholte er: unannehmbar! Keine Gründe dafür, stat pro ratione voluntas. Aber diese bloße Willensäußerung genügte, um manches Ja der zweiten Lesung bei der dritten in ein Nein zu verwandeln. Ein Teil der Antisemiten ließ in aller Form erklären, daß er sich vor diesem festen Willen der Regierung ins Mauseloch zurückziehe. Das Zentrum ließ durch Herrn Marcour verkünden, daß ihm grundsätzlich die Strafkammern lieber seien als die Schwurgerichte, da es zu Berufsrichtern mehr Vertrauen habe als zu Laien. Und die Nationalliberalen, die in ihrer liberalen Vergangenheit manche Lanze für das Schwurgericht als Gericht für politische Vergehen gebrochen haben, schwenkten Mann für Mann nach rechts hin ein. Nur *eine* Säule zeugte von verschwundener Pracht: Herr Dr. Böttger bewies, daß er seinen Ruf als der Linksnationalliberale trotz allem noch nicht völlig verwirkt hat.

Mit erdrückender Mehrheit wurde der einzige wirkliche Fortschritt wieder aus dem Gesetz herausgebracht. Die Regierung hatte ihren Willen. — Wie solche Vorkommnisse den Respekt der Regierung vor der Volksvertretung steigern müssen!

H. v. Gerlach.

Im Zeichen des Verkehrs!

Nachdem schon früher Dr. Perrot eine Umgestaltung unserer Eisenbahnfahrpreise nach dem Vorbilde des Briefportos und damit die Einführung von Einheitssätzen empfohlen hatte, die eher einem „Trinkgelde für freie Beförderung" als einem der wirklichen Leistung entsprechenden Tarife gleichkamen, erwarb sich Eduard Engel vor etwa zwei Jahrzehnten das unbestreitbare Verdienst, durch nachdrückliches Eintreten für einen Zonentarif zu einer grundlegenden Neugestaltung unserer veralteten, verwoerenen und zum Teil geradezu widersinnigen Eisenbahn-Personentarife anzuregen. Dem anerkennenswerten Geschick, mit dem er seine Ansichten und Vorschläge zu vertreten wußte, gelang es in verhältnismäßig kurzer Zeit, die öffentliche Meinung in einem Maße zu beeinflussen, daß die Eisenbahnverwaltungen nicht umhin konnten, sich eingehender als bisher mit der Frage zu beschäftigen, wie in zweckmäßigster Weise einem Zustande abzuhelfen sei, über dessen Unhaltbarkeit auch bei ihnen nirgends mehr ein Zweifel obwalten konnte. Wie bekannt trat 1891 der damalige Eisenbahnminister von Maybach mit einem Plan an die Oeffentlichkeit, der den Wegfall der vierten Wagenklasse, eine Bemessung der Fahrpreise auf 2, 4 und 6 Pf. einen Zuschlag für die Benutzung der Schnellzüge von 1 Pf. für den Kilometer und Beseitigung des Freigepäcks sowie aller nicht gemeinnützigen Zwecken dienenden Sonderbegünstigungen, namentlich auch der Rückfahrkarten zu ermäßigten Preisen vorsah. Hauptsächlich durch den kurzsichtigen Widerstand einzelner Interessenvertretungen wurde dieser Plan zu Fall gebracht. Sonst würde sich die reisende Menschheit, voraussichtlich nicht nur in Preußen, seit länger als einem Jahrzehnt eines Tarifes zu erfreuen haben, dessen Vorzüge namentlich in seiner Einfachheit, in der Beseitigung des bisherigen Tarifwirrwarrs bestanden und dessen wesentlichster Mangel, die Höhe des Zuschlages für die Benutzung der Schnellzüge, wohl nicht unabänderlich gewesen wäre.

Was über die neuerdings geplante Vereinfachung der Personentarife bisher in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, berechtigt leider nicht zu der Hoffnung, daß das deutsche Reisepublikum für die wahrhaft staunenswerte Geduld, mit der es die Verwaerenheit und den Widersinn unserer Personentarife Jahrzehnte hindurch ertragen hat, endlich durch einen allen billigen Anforderungen entsprechenden vereinfachten und verbesserten Tarif nach Gebühr werde belohnt werden. Soviel darüber verlautet, bewegen sich die preußischen Vorschläge hauptsächlich in folgender Richtung: Aufhebung der Rückfahrkarten und tunlichste Beseitigung aller Sonderbegünstigungen; Beseitigung des Schnellzugszuschlags und Einführung eines Zonenzuschlags nach dem Vorbild der Platzkarten in den D-Zügen; einheitlicher Tarif: für die erste Klasse 7 Pf., für die zweite Klasse 4,5 Pf., für die dritte Klasse 3 Pf. und für die vierte Klasse 2 Pf. für den Kilometer. Die Einführung der vierten Wagenklasse in Bayern ist nicht zur Bedingung einer Einigung gemacht worden; Bayern wird in Zukunft für die dritte Klasse in den Personenzügen 2 Pf. für den Kilometer und für die dritte Klasse in Schnellzügen 3 Pf. erheben. Für Gepäckstücke ist ein nach Zonen und Gewicht abgestufter „Sendungstarif" vorgesehen, ein nicht ohne weiteres verständlicher Begriff, dessen Eigenart von anscheinend unterrichteter Seite dahin erläutert wird, daß „mehrere Stücke als eine Sendung behandelt werden". (Nur schade, daß diese Erläuterung nicht viel erklärt). Die bisherigen Verhandlungen der deutschen Bahnverwaltungen sollen „in allen wesentlichen Punkten" zu einer Einigung geführt haben, sodaß es nur noch „der formalen Zustimmung der einzelnen Regierungen" bedürfe.

Wenngleich wir hiernach in der Hauptsache bereits einer vollendeten Tatsache gegenüberzustehen scheinen, gegen die jeder Einspruch vergeblich ist, selbst wenn er von einer einflußreicheren Stelle käme, ist es zur Klärung der Meinungen doch vielleicht nützlich, den neusten Reformplan einer kurzen kritischen Beleuchtung zu unterziehen. Das Wenige, das seit Jahren darüber an die Oeffentlichkeit drang, was in den maßgebenden amtlichen Kreisen für notwendig und möglich gehalten wurde, um dem jetzigen Tarifwirrwarr und -widersinn ein Ende zu machen, konnte von vornherein nicht die Hoffnung erwecken, daß es zu einer grundlegenden Umgestaltung im großen Stile kommen werde. Eine großzügige Reform, die sowohl die Errungenschaften der jungen Verkehrs- und Tarifwissenschaft, als namentlich auch die im In- und Auslande reichlich gesammelten praktischen Erfahrungen zu berücksichtigen hätte, war mit dem rein fiskalischen Standpunkt, der seit Jahren in allen amtlichen und halbamtlichen Auslassungen ziemlich unverhüllt hervortrat, schlechterdings unvereinbar. Lange Jahre hat man nutzlos damit hingebracht, nach einem Kompromiß zwischen diesem Standpunkt und der auch im Interesse der Eisenbahnverwaltungen selbst gebotenen Vereinfachung der Personentarife zu zu suchen. Gerade an der Stelle, wo man das allergrößte Interesse für eine endliche befriedigende Lösung der schwierigen Frage hätte voraussetzen dürfen, war der Eifer, eine solche Lösung zu finden, von Anbeginn augenscheinlich nicht allzu groß. Schon bei einer früheren Gelegenheit, als es sich darum handelte, die den Eisenbahnverwaltungen durch stellenweisen massenhaften Andrang unbequem gewordene Beförderung der unverpackten Zweiräder neu zu regeln, waren an jener Stelle Anschauungen zutage getreten, die sich gerade dort recht sonderbar ausnahmen und mindestens nicht dafür sprachen, daß die Aufgaben und Anforderungen des modernen Verkehrs dort das richtige Verständnis und das wünschenswerte Entgegenkommen fänden. (Vergl hierzu die Schrift der Verfassers „Im Zeichen des Verkehrs", Berlin 1899, S. 88/89.) Wie zögernd und widerstrebend man dort auch an die von berufenster Seite wiederholt als unabweislich bezeichnete Vereinfachung unserer Personentarife herangetreten ist, wird bis auf die neuste Zeit durch Auslassungen in der Tagespresse dargetan, die auf jene Stelle zurückzuführen sind und in denen unter Hinweis auf „die befriedigende Entwicklung unsrres Personenverkehrs" mehr oder minder unverhüllt der Versuch unternommen wurde, die Notwendigkeit einer grundlegenden Neugestaltung unserer Personentarife überhaupt schlechtweg in Abrede zu stellen.

Digitized by Google

Auch der Tatkraft des jetzigen Leiters jener Stelle scheint es nicht gelungen zu sein, den dort vorhandenen Widerstand zu brechen und seinem von keiner vorgefaßten Meinung beeinflußten Urteil volle Geltung zu verschaffen. Es wär das umso weniger verwunderlich, als selbst das Genie eines Bismarck bekanntlich nicht selten durch eine verknöcherte und verständnislose Bureaukratie in seiner Betätigung nicht unwesentlich gehemmt worden ist.

Wenn hiernach schon an der Stelle, die wie keine andere im Zeichen des Verkehrs — stehen sollte, der „Eifer" für eine umfassende Reform keinesfalls sehr groß war, so konnte ein lebhafteres Interesse dafür noch sehr viel weniger an anderer Stelle erwartet werden, deren Mitwirkung dabei unentbehrlich ist und deren Hauptsorge darauf gerichtet ist und sein muß, das Gleichgewicht des gesamten Staatshaushalts nicht durch umfassende Umwälzungen auch nur vorübergehend zu gefährden.

So kann es nicht wundernehmen, daß aus der langersehnten Reform nicht viel mehr geworden ist, als ein schwächliches Kompromiß zwischen dem Streben nach oberflächlicher Vereinfachung der verzwickten Tarife und nach ungeschmälerter Erhaltung der jetzigen Einnahmen daraus. Während vor länger als einem Jahrzehnt die Personentarifreform und namentlich die von Eduard Engel angeregte Einführung eines Zonentarifs gewissermaßen im Brennpunkt des öffentlichen Interesses stand, scheint man sich heute mit dem offenbaren Mangel an schöpferischem Geiste in unserem Eisenbahntarifwesen (nicht bloß auf dem Gebiete des Personenverkehrs) bereits soweit abgefunden zu haben, daß sich über diesen neusten Beweis dafür kaum noch irgendwo der Ausdruck eines Erstaunens oder gar der Enttäuschung bemerkbar macht.

Dieses Urteil mag hart klingen. Es ist leider nur allzu berechtigt und, wie zur Vermeidung naheliegender Mißdeutungen ausdrücklich betont werden mag, nicht im geringsten durch irgend welche noch so berechtigten persönlichen Verstimmungen beeinflußt. Ich persönlich gehöre nicht, wie aus meinen Schriften sattsam bekannt ist, zu den Schwärmern für den von Eduard Engel mit so großem Eifer und wirklichem Geschick empfohlenen Zonentarif. Ich bin vielmehr, wenn ich das hier nochmals kurz zusammenfassen darf, der Meinung, daß der Entfernungstarif Leistung und Gegenleistung am vollkommensten gegen einander abzuwägen und auszugleichen vermag, daß eine Bemessung der Fahrpreise nach Zonen nur insofern berechtigt ist, als ihre Einheit, jetzt der Kilometer, dadurch im Interesse einer Vereinfachung erhöht werden könnte, etwa auf 10 Kilometer. Ich halte aber vom verkehrstechnischen Standpunkt aus eine mit Zunahme der Entfernung fallende Skala nicht für geboten, zumal der Fahrpreis einen umso geringeren Teil der Gesamtreisekosten ausmacht, je weiter die Reise ist. Dagegen würde ich aus Gründen vorwiegend sozialpolitischer Natur einer Begünstigung des Nah- (Nachbar-) Verkehrs das Wort reden, die indes nicht so weit gehen dürfte, um zu Umgehungen der auch im Verhältnis höheren Preise für den Fernverkehr anzureizen. Einen billigen Zonentarif mit fallenden Sätzen würde ich aber für das Reisegepäck empfehlen.

Im übrigen sollten unter Aufhebung des Freigepäcks und aller nicht gemeinnützigen Zwecken dienenden Sonderbegünstigungen die Einheitssätze (für je 10 Kilometer) so niedrig bemessen werden, daß jede Erhöhung gegen die jetzigen Tarifsätze ausgeschlossen wäre. Selbst wenn dabei bis auf die Einheitssätze herabgegangen würde, die den badischen Kilometerheften zugrunde liegen, so wäre daraus keineswegs eine dauernde, vielleicht nicht einmal eine vorübergehende Einnahmeeinbuße zu erwarten. Wenn aus den vorher erwähnten amtlichen Kreisen, die sich sogar dazu verstiegen haben, ohne Wissen des verantwortlichen Leiters unseres Eisenbahnwesens und gegen dessen Wunsch und Willen auf eigene Faust verkehrsfeindliche Tarifpolitik zu treiben wenn aus diesen Kreisen, sage ich, beständig darauf hingewiesen worden ist (neuerdings ist ihnen das Handwerk gelegt), die — für den Staatssäckel — erfreuliche Entwicklung unseres Personenverkehrs spreche gegen die Notwendigkeit einer Verbilligung, so erscheint diese Art der Beweisführung doch allzu fadenscheinig. Mit sehr viel größerem Rechte kann jedenfalls gefolgert werden: wenn der Personenverkehr trotz des Widersinns und der Ungerechtigkeiten unserer namentlich auf mittlere und geringe Entfernungen teilweise geradezu abschreckend wirkenden Tarife sich in verhältnismäßig befriedigender Weise entwickelt hat, so ist dies ein deutlicher Beweis dafür, wie groß sein Bedürfnis nach weiterer Entfaltung noch ist und wie dringend es not tut, ihm durch vernünftige und namentlich niedrige Tarife die Bahn dafür freizumachen. Die mit den badischen Kilometerheften auch hinsichtlich Mehrung der Einnahmen gemachten Erfahrungen sprechen jedenfalls sehr vernehmlich für diese Auffassung. Was ihnen zu ihrer außerordentlichen Verbreitung und Beliebtheit beim reisenden Publikum verholfen hat, ist keinesfalls ihre Eigenart. Ihre Benutzung ist im Gegenteil eher mit mancherlei Schwierigkeiten nicht nur für die Inhaber, sondern namentlich auch für die Verwaltung verbunden. Ihr hauptsächlicher und wesentlichster Vorteil ist eben ihre Billigkeit. Ein nicht zu unterschätzender Nachteil ist aber neben den schon angedeuteten Schwierigkeiten der Umstand, daß sie den ärmeren Schichten der Bevölkerung, die meist nicht imstande sind, 25 Mark für ein Heft dritter Klasse) vorauszubezahlen, sehr viel schwerer zugänglich sind, als den Wohlhabenderen. Erst kürzlich sind diese Verhältnisse in der „Frankfurter Zeitung" (Nr. 66, viertes Morgenblatt) mit großer Sachkunde und ganz im Sinne vorstehender Ausführungen beleuchtet worden.

Hiernach muß es als ein für die Entwicklung unseres Personenverkehrs geradezu verhängnisvoller Fehler bezeichnet werden, daß innerhalb der in erster Linie zur Förderung und Pflege der Verkehrsinteressen berufenen Stelle engherzige und kurzsichtige Fiskalität über die wahren Bedürfnisse des Verkehrs den Sieg davongetragen hat. Fast noch befremdlicher klingt es, daß der Leiter einer der größten Verkehrsanstalten der ganzen Welt, der von seinem klaren und gesunden Urteil schon so erfreuliche Proben gegeben hat, das ganze Gewicht seines Einflusses für die Beibehaltung der vierten Wagenklasse einsetzen zu wollen scheint. Was alles dagegen spricht, braucht hier nicht nochmals auseinandergesetzt zu werden, nachdem der Reichstagsabgeordnete von Gerlach sich unlängst an dieser Stelle mit großer, auf persönlichen Studien fußender Sachkenntnis darüber eingehend ausgelassen hat. Nur darauf sei hier in aller Kürze noch hingewiesen, daß, abgesehen von allen durchaus begründeten Bedenken hygienischer und sozialpolitischer Natur, auch verkehrs-, betriebs- und finanztechnische Erwägungen schwerwiegendster Art gegen die Beibehaltung der vierten Wagenklasse und ihre Einführung in Süddeutschland sprechen. Je kleiner die Zahl der Wagenklassen, desto größer die Verwendbarkeit und Ausnutzungsmöglichkeit des Wagenparks, desto geringer seine Beschaffungs- und Unterhaltungskosten und desto beweglicher und billiger die einzelnen Züge. In England und Amerika, wo die in privaten Händen befindlichen Eisenbahnverwaltungen sich bekanntlich sehr gut darauf verstehen, ihre finanziellen Interessen in weitestem Umfange zu wahren, hat man sich längst für ein dem preußischen Vorgehen völlig entgegengesetztes Verfahren entschieden. Wie der bekannte hervorragende Tarifpolitiker, der jetzige Eisenbahndirektions-Präsident Ulrich, in seiner vortrefflichen Schrift „Personentarifreform und Zonentarif" (Berlin 1892) nicht ohne deutlichen Hinweis auf unsere heimischen Verhältnisse anführt, vollzieht sich in Großbritannien „seit fast zwanzig Jahren langsam, aber sicher eine Reform, die für einen großen Teil des Eisenbahnnetzes bereits zu einer Beschränkung der Klassen auf zwei geführt hat und vielleicht mit einer Beschränkung auf eine enden wird". Daß in Amerika dieses letzte Endziel bereits erreicht ist, darf als bekannt vorausgesetzt werden.

Wie alledem gegenüber ein moderner Verkehrspolitiker an der in jeder Hinsicht rückständigen vierten Wagenklasse festhalten und gar eine umfassende „Reform" damit verquicken kann, ist ein vollendetes Rätsel, für dessen Lösung bis jetzt jeder, auch der geringste Anhalt fehlt.

Marburg. Otto de Terra.

Digitized by Google

Der schwedisch-norwegische Streit.

Im Frieden von Kiel, 14. Januar 1814, zedierte König Friedrich VI. von Dänemark das seit 1387 mit der dänischen Krone verbundene, im übrigen als selbständiges Reich bestehende Norwegen dem Könige von Schweden. In Norwegen wurde diese Abtretung als bindend nicht anerkannt, und eine in Eidswold zusammentretende norwegische Notablenversammlung erwählte den derzeitigen norwegischen Statthalter, den dänisch-norwegischen Prinzen Christian Friedrich zum König von Norwegen. Schwedische Truppen drangen in Norwegen ein. Nicht schwedischer Waffenerfolg, vielmehr die Haltung der Großmächte, von denen England die Macht besaß, den norwegischen Handel und sämtliche Seezufuhren zeitweilig zu hindern, förderte in Norwegen den Wunsch baldiger Beilegung der kriegerischen Verwicklung, während andererseits der schwedische Kronprinz Carl Johann Bernadotte, die Schwierigkeit einer Eroberung des Landes einsehend, den Wunsch hegte, auf dem Wiener Kongresse möglichst bald die Vereinigung Norwegens mit Schweden als fertige Tatsache erscheinen zu lassen. So kam es im August 1814 zu dem Vertrage von Moß, in welchem Prinz Christian Friedrich sich verpflichtete zu abdizieren und gleichzeitig die norwegische Nationalversammlung zusammenzuberufen, damit der König von Schweden mit dieser über eine Vereinigung der beiden Länder verhandeln könne. Da dementsprechend der König von Schweden die Verpflichtung übernahm, die von der Nationalversammlung proklamierte Verfassung anzuerkennen und keine anderen Veränderungen vorzuschlagen, als die zur Vereinigung Norwegens und Schwedens nötigen, genehmigte das außerordentliche norwegische Storthing einige Veränderungen des zu Eidswold beschlossenen Grundgesetzes, die mit letzterem das geltende revidierte Grundgesetz bilden. Die Art und Weise der zwischen den beiden Ländern bestehenden Union ist dann in der sog. Reichsakte vom 31. Juli/6. August 1815 angenommen vom norwegischen Storthing und von den schwedischen Reichsständen und bestätigt vom König Carl festgestellt. § 1 dieser Reichsakte sagt wörtlich (übersetzt):

„Das Königreich Norwegen soll sein ein freies, selbständiges unteilbares und unabhängiges Reich, vereint mit Schweden unter einem Könige. Seine Regierungsform (Verfassung) ist die beschränkte und erbliche Monarchie."

Es wird die Annahme gerechtfertigt sein, daß diese Reichsakte alle Bestimmungen der norwegischen Verfassung bestehen läßt, mit denen sie nicht im Widerspruch sich befindet. Nun verbreitet sich die Reichsakte über die monarchische Erbfolge (auch Regierung im Falle der Minderjährigkeit des Königs), das Recht des Königs über die Truppen, über Krieg und Frieden, den Abschluß von Bündnissen, den Empfang und die Absendung von Gesandten, die ständige Abordnung norwegischer Minister zum Könige, und die Art und Weise, in welcher formell Angelegenheiten behandelt werden sollen, welche beide Reiche gemeinschaftlich betreffen. Es fehlt aber im übrigen eine Bestimmung darüber, welche Angelegenheiten und Einrichtungen, abgesehen von der Monarchie, als gemeinsam betrachtet werden sollen, nur daß selbstverständlich die allgemeinen politischen Beziehungen zu anderen Staaten übereinstimmende sein müssen, da diese dem gemeinsamen Könige besonders als Prärogative zugewiesen sind.

In den §§ 22, 92 des norwegischen Grundgesetzes sind auch die Konsuln erwähnt. Einmal werden sie unter den Beamten aufgezählt, welche auch ohne Richterspruch vom Könige nach Anhörung des Staatsrats entlassen werden können, und sodann unter den Beamten, welche nicht notwendig norwegische Staatsangehörige zu sein brauchen. Sprechen diese Paragraphen schon einigermaßen dafür, daß in dem norwegischen Grundgesetze das Konsulatswesen als zunächst norwegische und nicht notwendig gemeinsame Angelegenheit betrachtet wurde, so kommt hinzu, daß, wenn auch tatsächlich der König dieselben Personen zu norwegischen und schwedischen Konsuln ernannte, durch die erste allgemeine Instruktion für das Konsulatswesen (1850) die Konsuln disziplinarisch dem schwedischen Kommerzkollegium und dem norwegischen Finanzministerium, keineswegs aber einem gemeinschaftlichen Minister der auswärtigen Angelegenheiten unterstellt wurden. Man betrachtete die Konsulate jedenfalls norwegischerseits als nicht gemeinschaftliche Institutionen, sondern als getrennte Aemter, die nur der Zweckmäßigkeit wegen mit denselben Personen besetzt wurden.

Aber allerdings ist es notwendig, daß die Gesandtschaften den Konsulaten gegenüber eine überragende Stellung einnehmen; die im Detail minder wichtigen Konsulatsangelegenheiten müssen gegebenenfalls den allgemeineren durch die Diplomaten vertretenen Interessen sich unterordnen, und eine zunächst konsularische Angelegenheit kann — z. B. durch eine dabei erfolgte Verletzung des Völkerrechts — zu einer völkerrechtlichen Streitigkeit sich auswachsen. Es war daher den allgemeinen völkerrechtlichen Grundsätzen entsprechend anerkannt, daß die Gesandten an die im Lande ihrer Residenz angestellten Konsuln Anforderungen stellen und der Minister der auswärtigen Angelegenheiten den gemeinschaftlichen Konsuln Befehle zugehen lassen und ihnen Vorschriften erteilen konnte.

Seit dem Jahre 1858 aber liegt die oberste Leitung des Konsulatswesens beider Länder dem schwedischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten ob, und dabei kommt folgendes in Betracht: der Minister der auswärtigen Angelegenheiten residiert in Stockholm; er ist schwedischer Staatsangehöriger, und der gemeinschaftliche König bringt stets den bei weitem größten Teil des Jahres in Stockholm und in Schweden zu. So konnte die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten leicht einem überwiegend schwedischen Einflusse unterliegen und das besondere Interesse Norwegens vielleicht nur minderer Beachtung gewürdigt werden, und so war es begreiflich, daß allmählich in Norwegen der Wunsch sich regte, eine besondere Garantie dafür zu erlangen, daß das Interesse Norwegens nicht minder als dasjenige Schwedens bei der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten berücksichtigt werde. Eine an den König gerichtete Adresse des Storthing vom 24. Januar 1857 gibt davon Zeugnis, und eine Eingabe der norwegischen Regierung vom 27. Februar 1847 bemerkte bereits, daß es zweckmäßig erscheinen könne „in einzelnen Fällen . . . Sonderkonsuln für Norwegen zu bestellen" gerade mit Rücksicht darauf, daß die Handelsinteressen beider Länder keineswegs durchweg dieselben seien. Die nun beginnenden Verhandlungen über eine Revision des Unionsvertrages, über die tatsächliche Durchführung der rechtlich gleichen Stellung beider Reiche in Ansehung der auswärtigen Angelegenheiten, insbesondere über die Einsetzung besonderer norwegischer Konsuln, führten zu einem Ergebnisse nicht. Der Gegensatz verschärfte sich vielmehr seit dem Jahre 1885. Das norwegische Grundgesetz hatte dem Könige persönlich die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten überlassen, und so war auch in Schweden nach der Verfassung (Regierungsform) von 1809 eine modernen Vorstellungen entsprechende politische Verantwortlichkeit des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten nicht vorhanden. Im Jahre 1885 wurde aber die schwedische Verfassung dahin geändert, daß alle diplomatischen Sachen durch die Hände des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten zu gehen haben, und die politische Verantwortlichkeit des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten gegenüber dem schwedischen Reichstage begründet. Somit steht der für Schweden und Norwegen gemeinschaftliche Minister der auswärtigen Angelegenheiten unter dem Einflusse des schwedischen, nicht aber des norwegischen Parlamentarismus. Es ist daher begreiflich, daß man norwegischerseits umso mehr sich berechtigt erachtete, eine angemessenere Vertretung Norwegens in demjenigen Ministerrate zu erlangen, in welchem auswärtige Angelegenheiten meistens behandelt werden, und als dies nicht erreicht wurde, wenigstens die Einführung eines getrennten norwegischen Konsulatswesens zu erlangen. Eine bemerkenswerte Tagesordnung des Storthing vom 1. März 1892 erklärte die Errichtung besonderer norwegischer Konsulate für eine ausschließlich norwegische Angelegenheit, nur die Abwicklung des bisherigen Gemeinschaftsverhältnisses erachtete man für einen Gegenstand der Verhandlung mit Schweden. Das norwegische Ministerium schloß sich dieser Tagesordnung an und teilte dem Storthing einen Vorschlag zur Errichtung besonderer Konsulate

Digitized by Google

mit. Er blieb wieder resultatlos, da der König zu inhaltlicher Genehmigung des Vorschlags sich nicht entschloß und mehrfachen auf Kündigung des bisherigen gemeinschaftlichen Verhältnisses und Bereitstellung der Mittel für ein besonderes norwegisches Konsulatswesen gerichteten Beschlüssen des Storthings in den Jahren 1892—1894 die Sanktion versagte. Die letzte Phase des Streites erhielt eine besondere Bedeutung durch die auf Grund eines im Jahre 1895 schwedischerseits gefaßten Beschlusses eingetretene Scheidung beider Reiche in zwei völlig abgeschlossene Zollgebiete. Sie ward eingeleitet durch ein unter dem 26. Juli 1902 einstimmig abgegebenes Gutachten einer norwegisch-schwedischen Kommission, welches, auf der Basis einer Trennung des norwegischen Konsulatswesens von dem schwedischen, die norwegischen Konsuln der Disziplinargewalt einer norwegischen Behörde zu unterstellen empfiehlt, die Beibehaltung des gemeinschaftlichen diplomatischen Dienstes dagegen voraussetzt und über den Verkehr der Gesandten mit den Konsuln Vorschläge macht. Dies Gutachten bildet die Grundlage eines gemeinschaftlichen, vom Könige gebilligten Vorschlags beider Regierungen — des sog. Communiqués vom 24. März 1903 —, welcher unter Vorbehalt späterer Regelung der Stellung des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten den Erlaß entsprechender Gesetze für beide Länder in Aussicht nimmt. Damit, so schien es, waren die Verhandlungen zu einem den Konsulatsstreit beendigenden Abschlusse gebracht, und umso mehr konnte dieser Abschluß als haltbar und befriedigend angesehen werden, als der damalige schwedische Minister des Auswärtigen v. Lagerheim sehr wesentlich das Zustandekommen dieser Vereindarung gefördert hatte. Weniger aber als in Norwegen war man in Schweden befriedigt. Lagerheim sah sich veranlaßt zu demissionieren, und die 1904 vorgelegten Entwürfe des schwedischen Premierministers stehen in starkem Gegensatze zu dem Entwurfe, welchen das aus Männern verschiedener Parteien bestehende, speziell für die Unionsverhandlungen bestimmte, 1903 gebildete Ministerium Hagerup als seiner Ansicht nach jener Uebereinkunft durchaus entsprechend aufgestellt und vertreten hat. Das Ministerium Hagerup hat infolge dieser unversehens auftretenden Differenzen demissioniert, und die Verhandlungen befinden sich auf einem toten Punkte. Die seitens des Kronprinz-Regenten am 5. April erfolgte, an die Staatsräte (Minister) beider Reiche gerichtete Aufforderung zur Aufnahme freundschaftlicher Verhandlungen über die Ordnung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten auf der Basis vollständiger Gleichheit hat den neuesten Nachrichten zufolge daran noch nichts zu ändern vermocht. Die norwegische Regierung — und mit ihr übereinstimmend, so scheint es, das gesamte Norwegen — verlangt jetzt vorab Durchführung eines selbständigen norwegischen Konsulatswesens und will dann erst die Einleitung weiterer Verhandlungen über die Unionsverhältnisse, Verhandlungen, die auf freier Grundlage unter voller Anerkennung der Souveränität beider Länder geführt werden sollen.

Mancherlei Vorgänge, die nach norwegischer Auffassung der gleichberechtigten Stellung Norwegens in der Union nicht zu entsprechen schienen, treten wieder in Erinnerung, und die Union hat gegenwärtig eine ernste Krisis zu bestehen; auch aufrichtige Freunde der Union halten sie für gefährdet.

Die schwedischerseits aufgestellten, vom Ministerium Hagerup abgelehnten Punkte sind im wesentlichen folgende:

1. Nach den schwedischen Vorschlägen soll das norwegische Ministerium verpflichtet sein, vor Anstellung eines norwegischen Konsuls die Ansicht des (schwedischen) Ministers des Auswärtigen über die anzustellende Persönlichkeit einzuholen; norwegischerseits ist dagegen geltend gemacht, daß für die Ernennung von norwegischen Konsuln lediglich die norwegische Regierung die Verantwortlichkeit trage, und daß in politischer Hinsicht das norwegische Ministerium über die auszuwählende Persönlichkeit und die in Betracht kommenden Umstände voraussichtlich besser unterrichtet sein werde als der schwedische Minister.

2. Schwedischerseits ist verlangt, daß in dem für die norwegischen Konsuln ausgefertigten Anstellungsdiplom in der Titulatur des Königs der Name Schwedens dem Namen Norwegens vorausgesetzt werde. Norwegischerseits hält man das für unzulässig mit Rücksicht darauf, daß das Diplom nichts anderes sei als ein Anstellungsdekret für einen norwegischen Beamten. Die Erwirkung des Exequatur durch die Gesandtschaft ändere hieran nichts.

3. Nach dem norwegischen Gesetzentwurfe sollen die norwegischen Konsuln dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten direkt Bericht erstatten in Sachen, die einen diplomatischen oder politischen Charakter angenommen haben oder voraussichtlich annehmen werden und schleunige Erledigung verlangen. Unter der gleichen Voraussetzung soll dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten die Befugnis eingeräumt werden, direkt Anweisungen und Anforderungen an die norwegischen Konsuln zu richten. Den norwegischen Konsuln soll als Regel auch der Verkehr mit der Zentraldehörde des Residenzstaates untersagt und selbst, falls eine Reklamation bei der Zentralbehörde nötig sein würde, ihnen, einige Fälle ausgenommen, vorgeschrieben sein, die Bestimmung des Gesandten einzuholen.

Nach dem schwedischen Vorschlage soll dagegen der Minister der auswärtigen Angelegenheiten den norwegischen Konsuln direkt Befehle zugehen lassen dürfen in Angelegenheiten, die zur Zuständigkeit des auswärtigen Amtes gehören (selbstverständlich nach Ansicht des Ministers), und das gleiche Recht wurde (mit unbedingter Verpflichtung des Konsuls) für die Gesandtschaften gegenüber den norwegischen Konsuln des Residenzstaates verlangt. Ferner wird beansprucht, daß der schwedische Minister des Auswärtigen auch in gewissen Fällen das Verhalten norwegischer Konsuln in gemeinschaftlicher Sitzung des norwegischen und des schwedischen Ministeriums oder in der Abteilung des schwedischen Ministeriums für diplomatische Angelegenheiten soll zum Vortrag bringen können, worauf allerdings die Erledigung der Sache dem norwegischen Ministerium überlassen werden sollte, endlich aber sollten die Gesandtschaften das Recht haben, erforderlichenfalls die Tätigkeit des Konsuls zu suspendieren.

Von dem Ministerium Hagerup sind die letzteren Forderungen als neue und unerwartete mit dem Grundgesetze Norwegens, wie mit den norwegischen Anschauungen über Selbständigkeit ihres Landes unvereinbare dezeichnet; eine Disziplinaraufsicht über norwegische Beamte könne nur von norwegischen Behörden geführt werden; anderenfalls würde, wie Minister Hagerup bemerkte, „Norwegen der Stempel eines Vasallenstaates aufgedrückt werden".

Für die rechtliche Beurteilung des Streites wird folgendes in Betracht kommen:

1. Wurde nach dem Grundgesetze Norwegens das Konsulatswesen betrachtet als eine Einrichtung, welche dem durch das Erfordernis der Zustimmung des Storthing in auswärtigen Angelegenheiten nicht beschränkte König unterstellt war, oder war es eine Einrichtung, welche der norwegischen Regierung als solcher unterstellt war?

2. Verlangt das heutige Staats- und Völkerrecht notwendig die Einheit des diplomatischen und des Konsulatsdienstes eines Staates, sodaß der Konsul dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten auch disziplinarisch unterworfen ist und die Gesandten jederzeit ohne weiteres in die Tätigkeit der Konsuln ihres Landes eingreifen und nach ihrem Ermessen sistieren können? Würde insbesondere aber der Staat, in welchem nicht in solcher Abhängigkeit befindliche Konsuln ihre Tätigkeit ausüben sollen, Einspruch dagegen erheben können, daß ein Konsul sich nicht in diesem Abhängigkeitsverhältnis befände, vielmehr einer anderen Behörde des fremden Staates unterstellt wäre?

Wenn auf die erste Frage eine bejahende, auf die Fragen unter 2. eine verneinende Antwort zu erteilen ist, wird ein unzweifelhafter Anspruch Norwegens auf ein getrenntes Konsulatswesen anzuerkennen sein.

Die erste Frage anlangend, so wurde, wie bemerkt, früher das Konsulatswesen so wenig in Schweden wie in Norwegen als Teil des diplomatischen Dienstes betrachtet, vielmehr unterstellte noch 1830 eine für Schweden und Norwegen gemeinschaftliche Verordnung das Konsulatswesen dem schwedischen Kommerzkollegium und dem norwegischen Finanzministerium. Erst 1858 wurde der Minister

Digitized by Google

der auswärtigen Angelegenheiten unmittelbar der Vorgesetzte der gemeinschaftlichen Konsuln in denjenigen Angelegenheiten, welche beide Reiche betreffen. Bis dahin war der Minister stets nur mittelbar durch die Verwaltungen, denen das Konsulatswesen unterstellt war, mit den Konsuln in Verbindung getreten. Die 1858 getroffene Maßregel konnte das Grundgesetz nicht ändern. Sie war nur eine sogenannte im Staatsrat beschlossene Resolution, nicht ein das Grundgesetz modifizierendes Gesetz, also nur eine Vereinbarung unter höchsten Verwaltungsbehörden, welche ihrer Natur nach jederzeit von jedem Teil aufgelöst werden kann. Es kann also auch daraus, daß sie längere Zeit bestanden hat, ebenso wenig ein für die Zukunft bindendes Verhältnis abgeleitet werden wie aus einer privatrechtlichen aber auf Widerruf abgeschlossenen Vereinbarung. Die Einrichtung gemeinschaftlicher Konsulate konnte und kann also jederzeit von einem der beiden Reiche außer Kraft gesetzt werden.

Die zweite Frage betreffend, so ist zwar jetzt in den meisten Staaten das Konsulatswesen ein Teil des auswärtigen Dienstes. Es verhielt sich aber keineswegs immer so. Lange Zeit waren die Konsuln wesentlich Vertreter und Vorsteher der in einem Lande ansässigen oder Handelsniederlassungen besitzenden, aber einem anderen Staate angehörigen Kaufleute, und die Verbindung der Konsuln mit den Gesandtschaften und den Ministern der auswärtigen Angelegenheiten war oft eine sehr lose. Die Gesandtschaften kümmerten sich wenig um die Handelsangelegenheiten im einzelnen, und nur wenn es darüber zu wichtigen Streitigkeiten mit der fremden Regierung kam oder aber der Konsul besonderen Schutz begehrte, griffen sie ein.

Die Organisation der Konsulate, ihre disziplinare Stellung aber ist nicht ausschließlich eine Materie des internationalen Rechts; zum Teil gehört sie dem inneren Staatsrecht des einzelnen Staates an, und deshalb kann auch von dem Staate, in welchem ein Konsul seine Funktion ausüben soll, nicht gefordert werden, daß der Konsul dem Gesandten der betreffenden Macht und dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten ausschließlich unterstellt sei: da es diesem Staate freisteht, durch Entziehung des Exequatur jederzeit der Tätigkeit des Konsuls ein Ende zu machen, ist er gegen Uebergriffe des Konsuls und selbst gegen die Tätigkeit eines Konsuls gesichert, der nur ein unbequemes Benehmen beobachtet. Da der Konsul ferner, soweit ihm nicht ausnahmsweis zugleich diplomatischer Charakter beigelegt ist — und um Konsuln letzterer Art handelt es sich hier nicht —, nicht eigentlich repräsentativen Charakter besitzt, so gilt im Falle einer Differenz nicht die Erklärung des Konsuls, vielmehr diejenige des Gesandten als Erklärung des Staates. Die Tätigkeit eines Konsuls ist überhaupt prinzipiell keine politische; zum großen Teil besteht sie, soweit sie nicht Berichterstattung ist, meist in einer Unterstützung (durch Erteilung von Rat, Beschaffung von Dokumenten usw.) der Angehörigen des Landes, welches den Konsul bestellt hat, in Beaufsichtigung der ankommenden Schiffe dieses Landes, in der Geltendmachung vertragsmäßiger oder sonst unzweifelhafter Rechte dieses Staates und seiner Angehörigen bei den Lokalbehörden des Residenzstaates, und nur wenn Gefahr im Verzuge ist, darf der Konsul sich an die Zentralbehörde dieses Staates wenden. Nach allem diesem würde es selbst dem Völkerrechte nicht widersprechen, wenn ein Staat, der Provinzen mit sehr verschiedenartiger Bevölkerung und mit sehr verschiedenartigen Interessen hat, für einzelne Provinzen besondere Konsuln bestellte.

Allerdings ist es für den Minister der auswärtigen Angelegenheiten bequemer, wenn die Konsuln unmittelbar ihm oder den Gesandtschaften untergeordnet sind, und dies gilt namentlich für Staaten, welche große Weltpolitik treiben und daher in der Lage sein wollen, die Konsuln unmittelbar als Hilfspersonal der Gesandtschaften auch in politischen Angelegenheiten zu benutzen. Dieser letztere Gesichtspunkt kommt aber für Staaten, die nach geographischer Lage und Machtstellung meist Zurückhaltung in den großen politischen Fragen beobachten, weniger in Betracht. Es dürfte hier genügen, wenn die Konsuln verpflichtet sind, einem Ersuchen des Gesandten, falls nicht Pflichtwidriges darin verlangt wird, nachzukommen, und selbstverständlich wird der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, wenn die Konsuln einer anderen Behörde unterstellt sind, Entlassung oder Versetzung eines ungeeigneten Konsuls beantragen können, und ebenso selbstverständlich ist es, daß der Minister der auswärtigen Angelegenheiten von den allgemeinen das Konsulatswesen betreffenden Anordnungen, wie von der Besetzung der einzelnen Konsulatstellen stets in Kenntnis erhalten werden muß.

Das von dem Ministerium Hagerup ausgearbeitete, oben in seinen Grundzügen dargestellte Projekt entspricht diesen Anforderungen, und mit der vorläufigen Vereinbarung, auf der es beruht, war der frühere schwedische Minister der auswärtigen Angelegenheiten einverstanden.

Mögen auch Reibungen immerhin nicht absolut ausgeschlossen sein, so dürfte voraussichtlich bei einigem guten Willen auf beiden Seiten bei Durchführung des norwegischen Projekts weder der gesonderte Konsulats- noch der diplomatische Dienst unter der Trennung norwegischer und schwedischer Konsulate leiden, während bei Annahme der neuen schwedischen Vorschläge die Selbständigkeit der norwegischen Konsulate fast nur eine nominelle sein würde.*)

Das Recht dürfte also für die norwegischen Vorschläge entscheiden. Wenn aber zum Schluß die Frage aufgeworfen werden soll, ob es überhaupt zweckmäßig sei, daß Norwegen gesonderte Konsulate erhalte, so wird auch diese Frage zugunsten des norwegischen Anspruchs beantwortet werden können. Die beiden Reiche haben sehr verschiedene Handelsinteressen. Norwegen, das, wie bemerkt, neuerdings auch ein gegen Schweden abgeschlossenes Zollgebiet bildet, ist dem Atlantischen Ozean zugewandt, Schweden der Ostsee, und wenn Schweden durch Ackerbau und Industrie größere Bedeutung hat, so kann dagegen die Handelsflotte Schwedens sich durchaus nicht an Bedeutung mit derjenigen Norwegens messen. Es ist also verständlich, daß auf ein selbständiges Konsulatswesen von norwegischer Seite Gewicht gelegt wird. Man kann es auch verstehen, daß, nachdem so viele Jahre Versuche gemacht sind, die schwedische unter dem Einflusse des schwedischen Reichstags handelnde Regierung zu einer Zustimmung zu bewegen, in Norwegen die Geduld noch ferner zu warten erschöpft scheint, und der Gedanke einer völligen Auflösung der Union Boden gewinnt.

Diese Trennung wäre deshalb bedauerlich — auch im allgemeinen europäischen Interesse, weil die skandinavische Halbinsel als ein zwar wesentlich nur durch die Person des Monarchen vereinigtes Ganzes jedenfalls moralisch den etwaigen Expansionsgelüsten eines gewaltigen Nachbarreiches einen besseren Damm entgegenzustellen geeignet ist als zwei nur befreundete oder verbündete Reiche, zwischen welche diplomatische Kunst bei günstigen Gelegenheiten einen Keil verhängnisvoll einschieben könnte. Aber freilich die vorhandene innere große Verschiedenheit der Länder Schweden und Norwegen verlangt die entschiedenste Beachtung, welche allein die Dauer einer solchen Union verbürgt, und Norwegen hat ein unzweifelhaftes Recht auf vollständig gleiche rechtliche Stellung mit Schweden in der Union.

Göttingen. L. v. Bar.

*) In dem Vorschlage, welchen unter dem 4. Dezember 1904 der schwedische Premierminister Boström und der schwedische Minister Ramstedt aufstellten, wird (§ 19) auch gefordert, daß solange in Staaten, wo eine schwedisch-norwegische Gesandtschaft nicht bestehe, die bisherige Ordnung (also Gemeinschaftlichkeit der Konsuln) beibehalten werden solle. Danach würde die Gemeinschaftlichkeit der Konsulate, abgesehen von Nordamerika, in den außereuropäischen Staaten wohl lange Zeit bestehen bleiben, also der norwegische Vorschlag zu einem wesentlichen Teile abgelehnt sein. Vergl. Morgenstierne, „Blätter für vergleichende Rechtswissenschaft" 1905. S. 27.) Fällt nun in Ländern, in denen ein Staat einen ständigen diplomatischen Vertreter nicht hat, allerdings die diplomatische Kontrolle der Konsuln fort, so ist andererseits die Annahme gerechtfertigt, daß der Staat, welcher eines diplomatischen Vertreters in einem anderen Lande entraten kann, auch höchst selten in solchem Falle zur Ausübung einer diplomatischen Kontrolle Anlaß haben wird.

Digitized by Google

Die Berliner Kunstausstellungen.

Vor den Berliner Anschlagssäulen stehen die Leute und betrachten verwundert das große Plakat der Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes, in dessen Ecke ein wohlbekanntes Monogramm dem, der es der Zeichnung selbst noch nicht angemerkt hat, den scharfen Simplizissimusspötter Th. Th. Heine als Autor vorstellt. Was man sieht, ist im ersten Augenblick rätselhaft. Eine weibliche Gestalt in einfacher Kleidung beugt sich an der schmalen steinernen Einfassung eines trübe rinnenden Bächleins nieder, um mit der Rechten eine blühende Rose zu pflücken, die aus dem Wässerchen emporgewachsen ist, während sie im linken Arme schon einen ganzen Strauß gleich herrlicher duftender Blüten hält. Dahinter aber wird die stehende Figur eines zweiten weiblichen Wesens sichtbar, das gar prächtig gekleidet ist, eine pompös verzierte Vase in ihren hocherhobenen Händen hält und mit einem Blick hochmütiger Geringschätzung verächtlich-strafend auf die arme Kollegin herabblickt. Und seltsam: aus ihrer üppig ornamentierten Vase wächst gleichfalls etwas hervor, aber es ist nichts als ein armseliges, verkümmertes und verdorrtes Zweiglein, an dem kein Blatt und keine Blume blühen und grünen will. Eine Zeitlang fragen sich die Beschauer ratlos: was soll das bedeuten? Aber plötzlich geht ihnen ein Licht auf. Ja, ist dies trübe, schmale Bächlein mit der steinernen Einfassung nicht ein „stilisierter" Rinnstein? Wer dächte dabei nicht an das bekannte Wort von der „Rinnsteinkunst", das einmal gesprochen wurde! Und sollte das schlicht gekleidete schlanke Jungfräulein nicht die junge deutsche Kunst verkörpern, die in dem so übel beleumundeten Revier kostbarste Blüten zu finden weiß? Dann kann jene stolze Ritterdame mit dem verdorrten Zweiglein in dem prunkvollen Blumentopf niemand anders sein als die offizielle preußische Kunst unserer Tage, die in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle zu dem bescheidenen, aber glücklicheren modernen Aschenbrödel stiefschwesterlich herübersieht. Und die Wissenden erinnern sich mit schmunzelndem Lächeln, daß der Racker Thomas Theodor schon in älteren Zeichnungen diese lustige symbolistisch-satirische Note mit kleinen Variationen angeschlagen hat . . .

Nun, wer die Ausstellung betritt, zu deren Besuch dies geistreich erfundene und in ein paar dekorativen Flächenkontrasten amüsant ausgeführte Plakat einlädt, erkennt mit froher Ueberzeugung, daß die Künstler, die sich in dem Bunde zusammenfanden, allen Grund zu so siegesgewissem Uebermut haben. Diese glänzende Revue über die Hauptmacht der modernen Kräfte, welche die deutsche Kunst heute aufzuweisen hat, zeigt, daß es ihnen in Wahrheit gelungen ist, aus dem lediglich mit eigener Kraft, ohne Hilfe und Förderung von außen bestellten Boden ihres Strebens eine reiche Fülle prächtig-bunter Blüten zu gewinnen. Man hat von dem Bunde seit seiner Begründung in den Tagen der hitzigen Debatten um St. Louis eine künstlerische Manifestation großen Stils erwartet — hier hat er sie gegeben, man darf sagen: endlich gegeben; denn seine erste Ausstellung, im vergangenen Jahr zu München, hatte einigermaßen enttäuscht. Was wir jetzt in Berlin sehen, ist deutsche Kunst; kein Ausländer ist bemüht. Es ist die lebendige Kunst der Gegenwart; ohne Verlegenheitsanleihen bei berühmten Toten oder fernen Ehrenmitgliedern ist alles aus der frischen einheimischen Produktion der letzten Jahre bestritten, und nur bei wenigen Künstlern ist gelegentlich einmal ein älteres Bild herangezogen worden, um durch seine Gegenüberstellung mit jüngst entstandenen Arbeiten einen lehrreichen Blick auf die Entwicklung freizugeben. Und es ist die zukunftsfrohe, vorwärtsstrebende, für neues menschliches und malerisches Empfinden nach neuen Ausdrucksmitteln suchende, wagende Kunst der Gegenwart, dargestellt durch reife Werke ihrer Meister und durch ringende Versuche ihrer jüngeren Vorkämpfer und Novizen.

Die Ausstellung liefert denen, die es noch nicht zugeben wollten, den Beweis dafür, daß die Gründung des Künstlerbundes ein überaus glücklicher Gedanke war. Die alte Wahrheit von der Kulturmission der geistigen Kämpfe ist hier wieder einmal glorreich bestätigt worden. Der erste Vorteil, den die Sezessionen und sonstigen unabhängigen Gruppen aus dem Zusammenschluß ziehen, betrifft ihre Stellung nach außen: die Macht und Bedeutsamkeit dieser Summe ist weit imponierender und überzeugender als die der versprengten einzelnen Faktoren. Wichtiger aber sind die „Vorteile nach innen", wenn man das so formulieren darf. Was die kleineren Vereinigungen nicht vermochten, kann der Bund leisten; er kann mit seinen größeren Mitteln allen seinen Angehörigen eine ganz andere Stütze gewähren, kann ihre Kunst durch Ausstellungen von größerer Mannigfaltigkeit und erhöhtem Reiz vorteilhafter zur Geltung bringen, ohne sie, wie es in der Genossenschaft vorkommt, in wüster Ueberfülle ertrinken zu lassen. Er kann sogar, wie das jetzt geschehen ist, auch dem menschlichen Bedürfnis nach Anerkennung entgegenkommen und damit einen Ersatz für die sonst hier fehlende materielle Förderung bieten, und zwar in einer Form, die diesen Teil der Kunstpflege in längst als richtig erkannte, aber von andern nie betretene Bahnen lenkt: die Erwerbung der Villa Romana bei Florenz und die soeben zum erstenmal erfolgte Verteilung ihrer Räume als Ateliers an Künstler, die solcher Auszeichnung würdig befunden werden, ist ein höchst willkommener Ersatz für die sonst übliche Medaillenwirtschaft. Und die Schaffung einer derartigen freien Künstlerburg in Florenz ist viel verständiger, als es die Errichtung einer staatlichen „Deutschen Akademie" nach französisch-spanischem Muster in Rom wäre, von der in jüngster Zeit vielfach gemunkelt wurde.

Doch das Bedeutsamste ist die enge Berührung der einzelnen modernen Gruppen, die der Bund veranlaßt. In seinem Kreise steht eine große Zahl von Arten und Zielen nebeneinander; abweichende, ja entgegengesetzte Strömungen machen sich bemerkbar; landschaftliche Verschiedenheiten zeigen sich. Bisher war die Mischung aus diesen Elementen nur eine gelegentliche, zufällige. Jetzt ist sie eine systematische geworden und die Möglichkeit gegenseitiger Anregung und Befruchtung dadurch in früher ungekannter Weise gesteigert. Das muß im Laufe der Zeit seine Früchte bringen. Vordem isolierte oder lokalisierte Anschauungen werden sich mehr als bisher aneinander reiben, im allgemeinen Wettbewerb werden die Kräfte erstarken, Einseitigkeiten und Querköpfigkeiten werden sich abschleifen. Das Publikum, hier und dort durch Prinzipienreitereien ermüdet, wird wieder lebhafteren Anteil nehmen, die Verbindung zwischen ihm und den Künstlern wieder blutvoller werden und die Rückwirkung auf die Produktion nicht ausbleiben. Auf der anderen Seite wird durch den größeren Kreis des Künstlerbundes die unnötige Schärfe des Gegensatzes gemildert, der in einzelnen Städten zwischen Sezession und Genossenschaft besteht, und dadurch das Unerquickliche und Häßliche des Streites, das mit dem sachlichen und künstlerischen Kampf gar nichts zu tun hat, vermieden. Denn es ist seltsam: gerade der Höhepunkt des modernen Kunstkrieges, der in dem Zwist um St. Louis erreicht wurde, und der die Begründung des Bundes im Gefolge hatte, bedeutete zugleich in gewissem Sinne einen Abschluß des wildesten, unerquicklichsten Handgemenges. Ein kleines Beispiel redet als Symptom: der Bildhauer Johannes Götz, einer der Tüchtigsten aus der Reihe unserer Denkmalsplastiker, wäre wahrscheinlich der Berliner Sezession nie beigetreten und hätte sich an einer ihrer Ausstellungen kaum beteiligt; aber Mitglied des Künstlerbundes wurde er, und jetzt ist er auch in der Ausstellung am Kurfürstendamm vertreten. Das ist an sich wahrhaftig keine gewaltige Angelegenheit, aber es ist doch bezeichnend für die Verschiebung der Situation.

Genau genommen existiert ja der ganze Kampf um die „Moderne" in der Kunst überhaupt nicht mehr. Die neuen Lehren der Malerei, die letzten Endes nichts anderes bedeuten als die Konsequenz einer jahrhundertelangen künstlerischen Entwicklung, haben aufgehört, Gegenstand von Meinungsverschiedenheiten zu sein, und es handelt sich bei Genossenschaft und Künstlerbund, die unsere beiden großen Sommerausstellungen beherrschen, nicht mehr um zwei entgegengesetzte oder feindliche Anschauungen. An der belebenden und verjüngenden Kraft des Impressionismus zweifelt kaum mehr jemand. Wer heute den Glaspalast am Lehrter Bahnhof betritt, sieht sofort, wie stark die Invasion der neuen malerischen Ausdrucksmittel

Digitized by Google

auch in den Kreisen ist, die sich früher ihnen gegenüber kritisch und ablehnend verhalten haben. Wo liegt denn der malerische Schwerpunkt der „Großen Berliner Kunstausstellung“? In den Arbeiten der ehemaligen Sezessionisten Skarbina, Otto H. Engel, Schlichting, Langhammer, Lippisch, Looschen, in den Bildern von Kallmorgen, Hans Herrmann, Sandrock, Friedrich Stahl, Erich Eltze, Karl Leipold, der Kollektion von Arthur Volkmann, den Werken der Königsberger Dettmann, Jernberg, Heichert, den Landschaften einiger jüngerer Berliner, wie Türcke und Karl Wendel, den Schöpfungen der Ausländer Gari Melchers, Sorolla y Bastida und H. W. Mesdag, den Skulpturen (nicht den Kartons) von Hermann Prell. Das alles aber liegt ganz gemütlich auf der Sezessionslinie, oder besser: auf der Künstlerbundlinie. Der Unterschied besteht lediglich darin, daß man in Moabit weniger streng im Urteil ist als in Charlottenburg, weil durch das ungeheuere Heer der hinter den Bedeutenderen heranbrängenden Belanglosen, Mittelmäßigen und Dilettantischen der Maßstab verschoben wird. Der Unterschied ist kein wesentlicher mehr, er ist nur noch ein gradueller. An dem Wust des Unbedeutenden und Wertlosen hat man sicherlich auch in den leitenden Kreisen der Großen Ausstellung keine Freude; man kann ihn nur nicht über Bord werfen, weil man durch zu viele Rücksichten gebunden ist. Allerdings, man wagt sich auf der anderen Seite auch nicht an die Kühnen, Rücksichtslosen und unbedenklich Vordringenden, die der Künstlerbund mit Vergnügen zu Worte kommen läßt, weil er jedem ehrlichen Ringen nach Ausdruck der persönlichsten Kunstsehnsucht unbeschränkten Raum gewährt.

Das sind die beiden Punkte, in denen sich die Ausstellungen trennen. Natürlich würden die führenden Männer des Bundes im Glaspalast zum allergrößtrn Teil mit Jubel willkommen geheißen. Nach Liebermann und Leistikow, nach Thoma und Kalckreuth, nach Lepsius und Ulrich Hübner, nach Mackensen und Overbeck, nach Bochmann und Sohn-Rethel, nach Uhde und Karl Haider, nach Zügel und Hans von Volkmann, nach Adolf Hildebrand und Tuaillon, Gaul und Klimsch, den Münchener Bildhauern Hahn, Bermann und Lang und manchen andern würde man sich in Moabit die Finger ablecken. Aber diese Herren kommen nicht. Sie bleiben lieber in der Gesellschaft der Slevogt und Corinth, der Habermann und Strathmann, der Curt Herrmann und Ludwig von Hofmann, der Hodler und Klimt, Th. Th. Heine und Reiniger, Putz und Landenberger, Trübner und Stuck, von denen es nicht feststeht, ob man sie im Glaspalast ebenso herzlich aufnehmen würde.

So erscheint die Künstlergruppe, die in dem neuen Sezessionshause vereint auftritt, als die Avantgarde, die wagemutig vorangeht, neue Wege freimacht, unbekanntes Land erobert und zu bebauen beginnt, während das große Heer des Glaspalasts, ohne eigentlich andere Pfade einschlagen zu wollen, nur vorsichtiger, langsamer, wrniger beherzt und im ganzen auch mit geringerer Kraft nachrückt. Und die Charlottenburger erscheinen heute mehr denn je als die Führer. Denn durch das Aufgehen der Berliner Sezession in dem größeren Rahmen des Bundes ist eine moderne Schablone, die in ihr schon bedrohlich ihr Haupt zu erheben begann, zurückgedrängt, ist die brutale Alleinherrschaft des dogmatisch aufgefaßten Schulimpressionismus, die zuerst vielleicht zweckdienlich war, in den letzten Jahren aber langsam anfing, unerträglich zu werden, gebrochen und einer freieren Verwertung der modernen Farbenanschauung gewichen. Für die Berliner Kunstbewegung war die Geburt des Bundes ein besonderer Segen. Damit soll nicht gesagt sein, daß die positiven Resultate des Impressionismus auch nur im geringsten mißachtet werden. Ohne ihn können wir garnicht mehr auskommen, einzelne Ausnahmefälle abgerechnet; sein Einfluß auf die Behandlung der Farbe, der Luft und des Lichts wird von nun ab in alle Zukunft bestehen bleiben. Genau so, wie Giottos und Cimabues Loslösung von der Steifheit der byzantinischen Kunst für die gesamte Malerei, die auf sie folgte, maßgebend blieb. Aber, allen Doktrinären zum Trotz sei es gesagt, es gibt nicht nur Luft und Licht, es gibt nicht einmal nur Farben. Ebensowenig wie es für den Dichter nur Verskunst oder Dialogkunst oder Charakteristik oder Bühnenroutine gibt. Hier wie dort steht neben dem technischen, also in der Malerei neben dem malerischen Problem ein menschliches Problem. Und man könnte vielleicht sagen, daß erst die Lösung dieses menschlichen Problems außer dem malerischen den Maler ganz zum Künstler macht.

Nur sollst Du mich auch recht verstehn! Nicht auf den Gegenstand kommt es an, nicht auf das „Literarische“ im Bilde. Auch in den Aufgaben, die eine Landschaft, ein Blumenstück, ein Stilleben, ein Interieur stellt, steckt ein menschliches Problem. Der bedeutsame Fortschritt, den die Künstlerbundausstellung aufweist, liegt eben darin, daß sich hier eine Umwandlung kundgibt. Für mein Gefühl ist Max Liebermanns Bildnis des Museumdirektors Wilhelm Bode ein Symptom für diese Wandlung. In ganz anderem Sinne als fast alle früheren Porträts von Liebermann ist dies Bild eben nicht nur ein glänzendes Bild, sondern auch eine Menschendarstellung ersten Ranges. Mit den Bildnissen Kalckreuths steht es ebenso, und vieles andere kommt hinzu. Wir sind endlich auf dem Wege, unserer Malerei das innere Empfinden zurückzuerobern, dessen Verbindung mit dem rein malerischen Sehen und der Geschmackskultur erst die Grundlage einer wahrhaft großen Kunst abgeben kann. Ich rede hier nicht von Empfindsamkeit und Dingen, die außerhalb der Malerei liegen, sondern von einer inneren Beseelung eben des Malerischen allein auf Grund seiner Mittel.

Allerdings, ein bischen kommt es doch auch auf den Gegenstand an. Es ist einfach unmöglich, daß die deutsche Kunst sich für alle Ewigkeit mit Porträts, Landschaften, Stilleben und Interieurs begnügt. Man sehnt sich auch nach komplizierteren Aufgaben, um sich daran zu erproben. Nicht nach „Erzählungen“, abrr nach „Darstellungen“ (das ist ein fandamentaler Unterschied). Niemandem wird es entgehen: wie in der Großen Ausstellang die Zahl der historischen, militärischen, religiösen und genremäßigen Kompositionen älteren Stils zurückgeht, so wächst in den Kreisen der Bündler langsam wieder die erneuerte, mit anderen Mitteln und aus anderen Gesichtspunkten heraus befriedigte Lust am Figurenbilde. Nichts bezeichnender dafür, als die Tatsache, daß die beiden Säle von Hodler und Klimt die „Sensationen“ ihrer Ausstellung sind. Dort, bei dem Genfer, ein grandioser Versuch, die alte Herbheit monumentaldekorativer Flächenmalerei aus modeener Farbenstimmung und modeenem Lebensgefühl wieder aufleben zu lassen, antike und gotische Größe auf die Sehnsucht unseres kosmischen Empfindens und die malerische Auffassung des zwanzigsten Jahrhunderts zu projizieren. Hier, bei dem Wiener, das bewundernswerte Streben, malerische Spiele von juwelierhafter Phantastik aus dem Schwächlich-Dekadenton eines hyperkultivierten Raffinements za großem Ausdruck zu steigern. Es sind zwei Enden moderner Kunst. Hodler streng, kühl und keusch bis zur Starrheit, selbst bei erotischen Motiven. Klimt weich, lau und sinnlich. Der Schweizer im Kolorit einfach, klar und mit geringen Kontrasten arbeitend, wie das Hochgebirge seiner Heimat. Der Oesterreicher prickelnd, bunt, schillernd, wie eine lustige Volksmenge im Prater, deren fidele Farbigkeit durch ein Geschmackssieb von japanischer Feinheit gegossen ist.

Doch damit ist die Zahl der Bilder, die am Kurfürstendamm von neuem Hang zum Dekorativen, Kompositionellen oder Stimmungsmäßigen berichten, lange nicht erschöpft. Allenthalben wird der enge Reifen gesprengt, mit dem die junge Kunst namentlich in Berlin eine Zeitlang umschmiedet zu sein schien. Neue Hoffnungen blühen auf. Ein Reichtum von Zukunftserwartungen strömt zusammen wie nie zuvor. Es ist kein Stillstand zu verspüren, sondern aufwärts and weit in die Runde wird der Blick frei. Die Berliner selbst, auch neben Liebermann, stehen im Zeichen des Aufstiegs. Slevogts kraftvoller Realismus, der seine Vorwürfe gleichsam überrumpelt, Corinths sinnlich-blutvolle Aktmalerei, die Porträtkunst der Jüngeren, wie Leo von König oder Konrad von Kardorff, die malerische Wirklichkeitsspiegelung des Brüderpaares Hübner, alles ist in ernster Selbstzucht begriffen. Und ringsum aus Deutschland nahen eigene Kunstwelten von fest umschriebener Besonderheit. Aus Leipzig kommt Max Klingers Sehnsucht nach großer Feierlichkeit und seine Lust an beziehungsreichem, graphischem Spiel. Aus Dresden Kuehls prickelnde Lebendigkeit in der Wiedergabe moderner Straßenbilder. Aus Weimar Ludwig von Hofmanns farbig-heitere Phantastik. Aus München Karl Haiders liebe

Digitized by Google

Altmeisterlichkeit. Aus Stuttgart des jungen Amandus Faure kunstvolle Tanzschilderungen. Aus Düsseldorf Sohn-Rethels ästhetische Zartheit. Aus Karlsruhe Trübners saftig-breite Farbigkeit, der sich sogar zwei deutsche Bundesfürsten, die Großherzöge von Baden und Hessen, anvertraut haben. Aber das sind nur fast willkürlich herausgegriffene Beispiele!

Bevor sich alles das unserm Auge offenbarte, suchte man sich mit der „Großen Berliner" abzufinden, so gut es gehen wollte. Man konstatierte mit Genugtuung, daß auf das magere Jahr 1904 nun nicht etwa ein fettes schlechthin, aber doch ein relativ fetteres gefolgt war. Man freute sich über wohltuende Verbesserungen der Ausstattung und Veränderungen des Arrangements, über die sorgfältigere Auswahl der zu Kollektivausstellungen geladenen Künstler, und vor allem über die mit Geschmack und Energie zusammengebrachte Schwarz-Weiß-Abteilung, die, auf breiter Grundlage aufgebaut, eine Uebersicht über zeichnerische und graphische Bemühungen der Gegenwart gibt, wobei man freilich auf die Angehörigen des Bundes, die gerade hierfür hervorragende Kräfte stellen, verzichten mußte. Dadurch konnte das Resultat auch an dieser Stelle nur ein halbes werden; immerhin: hier ist ein guter Gedanke, vor dem man seine Reverenz zu machen hat. Aber auch diese verständige und wohlgelungene Ecke konnte die Ausstellung am Lehrter Bahnhof als Ganzes in dem Augenblick nicht mehr retten, wo im Westen der Stadt der Stern des Künstlerbundes aufging. Die Große Berliner ist nicht identisch mit der offiziellen Kunst, deren Zweiglein keine Blüten und Blätter tragen will. Ihr Baum treibt schon Knospen und Ranken, wenn sie auch von dornigem und dürrem Gestrüpp umwuchert sind. Aber dieser sparsame Schmuck kann sich nicht vergleichen mit dem vollen Strauß voll erblühter Blumen, den die junge, vorwärtsdrängende Kunst „aus dem Rinnstein" pflückt.

Max Osborn.

Soeren Kierkegaard und Regine Olsen.

Selten sind die großen Männer auch die großen Liebenden. Selten auch, wenn sie Dichter sind. Leben, Lieben und Singen vollzieht sich ihnen meist in verschiedenen Himmelsstrichen. Dante widmet seiner Beatrice Hymnen und lebt inzwischen in gemütlicher Ehe mit einer Gemma; Petrarcas, von Sehnsucht träufende Laura-Lieder hindern ihn ebensowenig wie seine Priesterweihen der sorglichste Vater und Schwiegervater zu werden. Goethe wieder besang zwar jedesmal die Liebe, die er lebte, aber sie war ihm nur Zutat. Und ihre Leiden pflegte er nicht.

Umgekehrt hat der berühmte dänische Kämpfer und Dichter Soeren Kierkegaard gerade das Leiden der Liebe zum Inhalt seines großen Gedichtes gemacht. Und dieses Gedicht war sein eigenes Leben.

In diesem Sinne also kann man ihn den großen Liebenden nennen.

Das Seltsamste aber ist, daß er diese Liebe nie im eigentlichen Sinne gelebt hat, vielleicht sie nicht einmal recht eigentlich gefühlt, und das sie dennoch mit allen ihren Möglichkeiten sein Leben ausfüllte, seine Dichtung beherrschte, all seinem Tun die Richtung gab.

Recht eigentlich Bescheid über diese Vorgänge erhält man erst jetzt, da nach dem Tode der zweiundachtzigjährigen Frau Regine Schlegel die ihr vermachten, hinterlassenen Papiere Kierkegaards veröffentlicht wurden.*) Sie enthalten die Bräutigamsbriefe Kierkegaards, seine Briefe an Emil Boesen, eine Darstellung des Verhältnisses zu „ihr" vom Jahr 1849 mit dem Zusatze „etwas dichterisch" und Auszüge aus seinen Tagebüchern Juli—November 1849. Außerdem Briefkonzepte und Briefe an Regine und ihren Mann vom November 1849 und zum Schluß Kierkegaards geschriebenen letzten Wunsch, der Regine zur Erbin alles seines bißchen Ueberlassenen einsetzt, Schlegels Antwort darauf und schließlich zwei Briefe Reginens an einen Jugendfreund vom Jahre 1856; also ein Jahr nach Kierkegaards Tode.

Vor allem ermöglichen diese Veröffentlichungen uns Kierkegaards eigene Stellung zu den ziemlich banalen äußeren Geschehnissen zu erkennen, die Ursachen seiner Handlungsweise und deren Folgen für ihn selbst. Schon in den seit dem Jahre 1880 herausgegebenen Tagebüchern fanden sich einzelne Bemerkungen über Regine; jetzt erst aber vermag man deutlicher die Zusammenhänge zu verfolgen.

Von außen gesehen, das heißt von Kopenhagen, von Regine aus, vollzog sich die Sache folgendermaßen:

Im Jahre 1838 machte der 25jährige theologische Magister Soeren Kierkegaard, Sohn des reichen Wollhändlers Michael Kierkegaard, eine Sonntagsvisite bei der Familie Rördam. Er war schwach und schmächtig, hielt den Kopf ein wenig seitwärts gesenkt, seine großen, länglich geschnittenen Augen sprühten mit einem Ausdruck überlegener Ironie über die Anwesenden hin, und er redete unaufhörlich. Neben Bolette Rördam, der Tochter des Hauses, befand sich ihre junge Freundin, Regine, die Tochter des Staatsrats Olsen. Sie war fast noch ein Kind, sechzehn Jahre, schlank, anmutig, mit dunklen frohen Augen und sinnendem Munde. Andachtsvoll hörte sie zu, was der geistreiche Magister sagte, der eben ein Buch geschrieben hatte, das gegen alle Bestrebungen der Gegenwart in geharnischten Worten loszog und dessen letzter Teil sich mit der Verurteilung von Andersens „Nur ein Geiger" beschäftigte. Andersen war damals gerade in Kopenhagen bête noir, und das Buch mit dem aufreizenden Titel „Aus den Papieren eines Lebendigen wider seinen Willen herausgegeben von S. Kierkegaard" hatte Aufsehen erregt.

In demselben Jahre starb Michael Kierkegaard, und Soeren machte sein Staatsexamen. In den zwei Jahren, die er zur Vorbereitung hierauf verwandte, fuhr er fort, Regine hier und da bei Rördams zu treffen. Nach dem Examen machte er in der Olsenschen Familie Besuch, lieh Regine Bücher, strich bestimmte Stellen an, die sie lesen sollte, während er in Jütland war und sich während der Sommermonate erholte. Im August kehrte er zurück, und am 8. September ging er zu Olsens, um seine Bewerbung anzubringen. Er trifft Regine auf der Straße, sie nimmt ihn mit ins Haus, und sie stehen nun beide allein in der Wohnstube. Er bittet sie, ihm, wie gewöhnlich, etwas vorzuspielen, sie tut es, aber nach kurzer Zeit schlägt er das Notenheft zu und sagt heftig: „Was kümmert mich die Musik, Sie sind es, die ich suche." Regine sagt kein Wort. Kierkegaard redete weiter, sprach von seiner Schwermut, die ihn und durch ihn andere plage. Sie blieb stumm. Endlich ging er. Beim Vater erbat er sich die Erlaubnis wiederzukommen. Zwei Tage darauf tat er's. Regine sprach ihm von ihrem Lehrer aus der Schule, Fritz Schlegel, den sie gern mochte und der wohl auch sie liebe, aber Kierkegaard sagte, dies Verhältnis werde nur eine Parenthese sein.

Nun folgt ein Brautstand, in dem das achtzehnjährige Mädchen anfangs ganz die Bewundernde ist. Die pedantische Erotik von Kierkegaards Bräutigamsbriefen mit ihren Derzitaten und religiösen Mahnungen, mögen sie zuerst wohl überwältigt haben. Er schreibt zum Beispiel:

„Zwei Musikanten zieh'n daher.
Vom Wald aus weiter Ferne.
Der eine ist verliebt gar sehr,
Der and're wär' es gerne."

„Was hier in zwei gesondert ist, das vereinigt die Liebe in einem, er ist auf einmal verliebt und doch wünscht er es stets zu sein . . . Sie überbietet beständig sich selbst, obgleich der andre bietende sie selbst ist und sie insofern die einzige bietende ist . . ."

Oder:

„Wenn ich heute, zwar nicht kalt und streng (und das werde ich nie können), sondern ernsthaft, wenn auch milde und zärtlich mit Dir

*) Soeren Kierkegaard und sein Verhältnis zu „ihr". Aus nachgelassenen Papieren herausgegeben im Auftrage der Frau Regine Schlegel und verdeutscht von Raphael Meyer. Axel Junkers Verlag. Stuttgart 1905.

Digitized by Google

redete, möchte ich nicht gern, daß Du einen Augenblick glauben solltest, daß ich mich in solchen Stunden besser fühlte, und um Dir zu zeigen, daß ich mich in derselben Weise züchtige, sende ich Dir zur Erinnerung an diesen Vormittag ein Exemplar des Neuen Testaments und danke Gott, daß es eben nie anvertraut wurde, Dir zu bringen, was uns allen von nöten ist . . ."

Oder:

„. . . Meine Briefe sind kein sukzessives Verbluten; jeder Brief ist die Frucht eines Besuches, den mir der Liebesgott macht, und in den ich durch meinen Brief diejenige einweihe, von der der Gott immer grüßt, von der er kommt . . ."

Oder:

„Meine Regine, noch in diesem Augenblick denke ich an Dich und wenn es Dir mitunter vorkommt, als hätte ich mich fern von Dir, kommt das nicht daher, daß ich Dich weniger liebe, sondern, weil es mir zur Notwendigkeit geworden ist, in gewissen Augenblicken allein zu sein. Deshalb bist Du indessen keineswegs aus meinen Gedanken ausgeschlossen, vergessen, im Gegenteil bist Du recht lebhaft da. Und wenn ich an Dein treues Gemüt denke, so werde ich wieder froh . . ."

Man begreift, daß nach und nach in der jungen, ihrer Schönheit bewußten, Regine ein natürlicher Uebermut die Oberhand bekommt, der sich zur Wehr setzt gegen den schwerfälligen und linkischen Ernst, gegen die Schwunglosigkeit, mit der Kierkegaard das Verhältnis anfaßte. Gefährlichere Waffen aber noch fand sie in sich, als sie begann den Mann, mit dem sie sich verlobt hatte, leidenschaftlich zu lieben. Als Achtzigjährige und als Witwe von Schlegel hat Regine behauptet, ihre Liebe sei eine „rein geistige" gewesen, nur ein einzigesmal in der Verlobungszeit sei es ihr eingefallen: „Mein Gott, Du sollst ihn ja heiraten." Frauengedächtnis pflegt in dieser Hinsicht nicht einwandsfrei zu sein. Aber selbst wenn ihre Empfindung zu Kierkegaard eine geistige Liebe war, so war sie dessen ungeachtet eine leidenschaftliche. Das bezeugen Kierkegaards Briefe, das bezeugen seine Aufzeichnungen von seiner „unbeschreiblichen Freude, ihre Bezauberung bei der Verlobung zu sehen". An derselben Stelle freilich schildert er ihr intellektuelles Interesse für ihn. Er nennt es ein „schlagt an und gebt Feuer", das sie jeder dichterischen Andeutung von ihm entgegenbrachte. „Mein Inneres verstand sie nicht," sagt er, „aber sie verstand, daß es verschlossen war." So mischt sich in ihre Bewunderung, in ihr weibliches Triumphgefühl noch dieses dritte: eine junge, zarte Mütterlichkeit für den Verschlossenen, den Schwermütigen, der ihr selbst gesagt hat, nicht ihr Stolz, nur ihre Hingebung könne diese Schwermut besiegen.

Ein Jahr fast verkehrten sie so. Dann sandte er ihr ihren Ring zurück, begleitet von einem Briefe, den er nach reiflicher Ueberlegung schrieb. Er folgt hier:

„Um nicht öfter die Probe zu machen mit dem, was doch geschehen muß und was, wenn es geschehen ist, wohl Kräfte geben wird, wie sie nötig sind: so laß es denn geschehen sein. Vergiß vor allem den, der dies schreibt; vergib einem Menschen, der, wenn er auch etwas vermochte, doch nicht vermochte ein Mädchen glücklich zu machen. Das Zusenden einer seidenen Schnur ist im Osten Todesstrafe für den Empfänger; einen Ring zurücksenden wird hier wohl Todesstrafe für den, welcher ihn sendet."

Diesen Brief faßte das junge Mädchen als ein vorübergehendes Zeichen jener Schwermut auf, die Kierkegaard selbst ihr geraten hatte durch Hingebung zu bekämpfen. Sie fühlte sich vollständig im Einklang mit ihm, wenn sie ihrer Liebe, ihrer Verzweiflung einen ungewöhnlichen Ausdruck gab, auf sein Zimmer ging und in seiner Abwesenheit dort einen flehenden Brief an ihn schrieb, in dem sie ihn „um seines Vaters willen, um Christi willen" beschwört. — Nach einem strengen Kampfe von zwei Monaten schieden sie endlich.

Diese zwei Monate verwendet Kierkegaard zu dem, was er später „seinen Betrug" nennt. Er hatte ihr vorgeschlagen sie möchte es sein, die mit ihm bricht, aber sie antwortete, wenn sie alles andere aushalte, werde sie auch das aushalten. Da begann er rauh, ja fast roh zu werden. Er erwiderte auf ihre Frage, ob er überhaupt nicht heiraten wolle: „Ja in zehn Jahren, wenn ich ausgetobt habe, muß ich mir ein jungblütiges Fräulein holen, um mich zu verjüngen." Der Vater kam und sagte, Regine wolle sich unbedingt in alles fügen und, wenn er etwa wünsche mit der Familie abzubrechen, sobald er mit Regine verheiratet sei, so würde keiner von ihnen mehr den Fuß über seine Schwelle setzen. Alles dies hat er als schwere Versuchungen aufgefaßt, als Gottes Strafgericht, das ihn zwang, sich grausam und „schurkisch" zu zeigen.

Denn nun kommt das Merkwürdige dieser alltäglichen Geschichte. Es liegt einzig und allein in Kierkegaards Persönlichkeit.

Vorerst gilt es, seine Handlungsweise zu begreifen. Am schwersten verständlich vielleicht ist das Sich-Verloben selbst.

Kierkegaard war ein von alten Eltern, gleichsam alt geborenes Kind. Sein Vaterhaus wird als streng und düster geschildert. Beide Eltern waren Bauernkinder aus Jütland. Von der Mutter wissen wir wenig, sie kam wohl nicht auf gegen den klugen, leidenschaftlichen, etwas tyrannisch seine Kinder liebenden Vater. Eine strenge, fast phantastische Frömmigkeit herrschte im Hause und ging vom Vater aus. Erst in seinem 25. Jahre hat Soeren selbst verstanden, was es war, was den Vater so dumpfgrüblerisch, in all seinem weltlichen Gelingen so zerknirscht demütig machte. Kierkegaard nennt den Tag, da sein zweiundachtzigjähriger Vater sich ihm offenbarte, „das große Erdbeben" seines Lebens.

In der Tat ist es nur dies, das der Vater als etwa zwölfjähriger armer, frierender und hungernder Hirtenjunge auf der jütländischen Heide Gott verfluchte, der ihm alles dies antat.

Der Vater selbst ist niemals über dieses „Fürchterliche" weggekommen, und es hat wie ein Alb auf die Kinder gedrückt, solange es unausgesprochen war, wie eine untilgbare Schuld, als sie davon erfuhren. Das muß man wissen, um seine Aeußerungen, die Verlobung betreffend, zu verstehen und auf ihr gehöriges Maß zurückzuführen. Beständig redet er davon, daß er nicht heiraten kann, weil er ein Pönitierender sei, er spricht von seiner vita ante acta, von einem göttlichen Proteste der vorläge, von seiner Verschlossenheit, die es ihm unmöglich mache die Voraussetzungen der Trauung zu erfüllen. Immer wiederholt er, daß die konkrete, furchtbarste Ursache seines Verhaltens und seiner Leiden niemand erfahren solle, und in seinen Tagebüchern sind ganze Sätze unleserlich gestrichen.

Auch zum Verständnis von Soeren Kierkegaards schwerer, lastender Auffassung aller Ereignisse ist die Geschichte des Vaters wichtig. Er selber meint einmal: „Vermutlich wird es mir im Verhältnis zu meiner ganzen Umgebung und Zeit so gehen, wie es mir mit meinem Vater, mit meiner Verlobung, auf jedem entscheidenden Punkte meines Lebens gegangen ist. Ein junges Mädchen sagt zu mir ein Wort, das für sie nicht viel bedeutet, und sie bringt eine ungeheure Wirkung hervor."

Das Wort, auf das er hier anspielt, ist Reginens Beschwörung und ihres Vaters Drohung, Regine werde daran sterben. Immer von neuem wirft er ihr vor, daß sie in ihrem Schmerze nicht gezögert hätte, ihn religiös zu verpflichten und sein Gewissen mit einem Morde zu belasten. „Damit, daß sie mich unvorsichtig in Jesu Namen bat, zu bleiben, hat sie an ein geängstetes Gewissen gerührt."

Vierzehn Tage nach dem Bruche blieb Kierkegaard noch in Kopenhagen und genoß mit der Extase des Märtyrers den Zorn und die Mißachtung seiner Mitbürger, sich im Innern an dem Bewußtsein weidend, er sei es, der am meisten leide, dem am meisten auferlegt worden. Dann ging er nach Berlin. Dort begann er nun die Reihe der Dichtungen, die im Zusammenhang mit Regine stehen. Er schrieb „Das Tagebuch eines Verführers", in dem er einen Mann schildert, der mit kalter Ueberlegung sich einem Mädchen nähert, die Verlobung mit ihr durchsetzt, sie verführt und dann verläßt. In diesem Lichte wollte er von Reginen und den Ihrigen gesehen sein; denn er hatte es sich in den Kopf gesetzt, nur so könne er sein Vergehen an ihr wieder gut machen, indem er sie ganz von sich löse, ihr die Kraft einflöße, ihn zu hassen, sich ein anderes, neues Leben zu bauen. Ein Mann wie Kierkegaard, der nichts auf graden Wegen machen kann, dem die kompliziertesten Schlüsse die einleuchtendsten scheinen, findet hier vollste Betätigung. Pseudonym, unter doppelter und dreifacher Ver-

Digitized by Google

schanzung, gibt er seine Werke heraus und geheimnißt allerlei, nur Regine bekannte Andeutungen hinein. Seinen „Aufsagebrief“ druckt er in den „Stadien“ ab, das Vorwort in den „Zwei erbaulichen Reden“ ist an sie gerichtet und trägt ein ihr bekanntes Datum, dazu die Widmung an seinen Vater. Mit Don Juan beschäftigt er sich und zerlegt die Empfindungen der verlassenen Elvira; Gretchens Gefühle durchsucht er, schildert Marie Beaumarchais und schreibt über die ästhetische Gültigkeit der Ehe. Mit glänzendem Scharfsinn, unter einem Prasseln geistreicher Wendungen, in einem See von Tiefe und Kraft — immer wieder dasselbe Grundproblem.

In Berlin wird die Sucht, sich planmäßig zu verstecken, beinahe krankhaft. In seinen Briefen an Boese wiederholt er auf jeder Seite die Bitte um Verschwiegenheit, auch für die unwichtigsten Dinge. „Sie darf nicht ahnen, daß ich mich um sie kümmre, sie könnte es mißverstehen und krank werden.“ Er fürchtet, irgend jemand könne ihr von ihm sprechen, darum vermeidet er in Berlin den Verkehr mit allen Dänen, ißt in einem Hotel, wo er vor ihnen sicher zu sein glaubt und beschwört den Freund zu sagen, der Wirt habe ihm billige Bedingungen gemacht und ihn so eingefangen, bevor die Dänen in Berlin eingetroffen waren. Als er krank ist, ruft er keinen Arzt, damit „die Dänen“ es nicht erfahren und etwa nach Kopenhagen schreiben.

Schon nach einem halben Jahre kehrt Kierkegaard von Berlin nach Kopenhagen zurück. Und von nun an befestigt er sich immer mehr in dem Herrschergefühle, das er, der Geängstete, Wunde, dem Leben gegenüber betont. „Daß ich so schnell zurückkam, mußte ihre Aufmerksamkeit erwecken. Ich vermied sie.“ Immer hat er die Angst, sie damals „durch seine Persönlichkeit überwältigt zu haben“, die Angst, das zum zweitenmal zu tun. Dies ist nicht etwa gewöhnliche Eitelkeit, sondern ernste Besorgnis. Herrschergefühl aber ist es, wenn er erzählt, wie er sie Sonntags in der Kirche trifft und wie er ihr Leben „unter seinen Auspizien“ leitet.“ Sie nickte zweimal, ich schüttelte mit dem Kopfe, was bedeutet: Mich mußt du aufgeben; dann nickte sie wieder, und ich nickte so freundlich wie möglich; das bedeutete: Meine Liebe behältst du. Bald darauf verlobt sie sich mit Schlegel.

Und nun beginnt eine dritte Phase. Kierkegaard hat sich einen Polisanderschrank anfertigen lassen, in dem verwahrt er alle Papiere, die nach seinem Tode für Regine bestimmt sind. Rührend ist es, wenn er schreibt, er habe ihn nach einem Worte von ihr machen lassen. Sie hatte gesagt, sie würde ihm gern ihr Lebenlang danken, falls sie bei ihm bleiben dürfe, und solle sie auch in einem kleinen Schranke wohnen. Aus Rücksicht darauf war der Schrank ohne Schubladen gefertigt!

Regine heiratet, und Schlegel erhält eine Stelle als Gouverneur der dänisch-westindischen Inseln. Kurz vorher war Reginens Vater gestorben, und Kierkegaard hatte sich beständig mit dem Gedanken gequält, Regine erwarte nun einen Brief von ihm. Sein Gefühl für sie ist jetzt ganz im Religiösen untergegangen, vielmehr, er hat es verstanden, sein Martyrium als ein durchaus religiöses zu empfinden. „Für mich bedeutete jenes Verhältnis Gottes Strafe; sie wurde furchtbar dadurch, daß sie sich verzweifelt über mich herstürzte, daß ich den Druck sympathetisch und im Gottesverhältnis fühlte.“ Gott hat nun, da er sie heiraten ließ, ihn erlöst von der Verantwortung für ihr Leben, die er trug. Denn, meint er, da sie nicht in dem Sinne religiös empfand wie er, durfte er sie nicht in die Ehelosigkeit hineintreiben.

Charakteristisch und selbsterkennend ist, daß er sagt, „sobald ich genauer an sie denke, ist in mir gleich der Dichter im Spiel“. Jetzt, da sie verheiratet ist, sehnt er sich wieder nach ihr. So wenigstens würde ein grob-einfacher Mensch sich beurteilen. Der philosophische Kierkegaard meint, er würde nur davon gequält, daß er ihr *einmal* aussprechen möchte, wie eigentlich jetzt ihr Verhältnis ganz nach seinem Willen sich gestaltet habe. Er will ihr sagen, daß ihre Heirat die Erfüllung alles seines Kämpfens sei, und er will ihr gerade durch diese poetische Schwesternschaft eine Verklärung für die Ehe mitgeben, die ihr über alle etwaigen Unvollkommenheiten derselben hinweghelfen soll. Auch möchte er ihr sagen, daß er sie so, da sie *nicht* seine Frau sei, am sichersten in die *Geschichte* hineinbringen könne. „Sie mag ruhig Frau und Madame werden, aber sie soll in der Rolle der Liebhaberin bewahrt bleiben, als die Geliebte, ‚der ich alles verdanke‘.“ Er schreibt diese letzten vier Worte mit Anführungsstrichen, die eine gewisse Bitterkeit verraten, und ihn uns dadurch menschlich nahe bringen. „Das will ich die Geschichte schon lehren,“ fügt er hinzu.

In seinem Nachlasse finden sich Briefkonzepte und Briefe, auch der letzte, den er wirklich an Schlegel absandte und mit Reginens Zustimmung uneröffnet zurückerhielt. Jetzt nimmt doch die Bitterkeit zeitweise den Vordergrund ein. „Früher war ich der niederträchtige Schurke,“ schreibt er, „und jetzt bin ich unverändert und sie glücklich verehlicht.“

Das war im November 1849. Kierkegaard war inzwischen der bekannteste Mann Dänemarks geworden, hatte seine glänzenden Angriffe gegen das heutige Christentum, seine erschütternden Schilderungen des wahren Nachfolgers Christi geschrieben, war in Fehde mit der Geistlichkeit gekommen, ein ganzes Jahr hindurch die Zielscheibe des Spottes für ein Kopenhagener Witzblatt gewesen, dessen Redakteur er gereizt hatte, und war dabei immer höher, immer einsamer emporgestiegen. Im Jahre 1854 nahm er dann noch kampflustig Stellung gegen den früher von ihm vergötterten Bischof Mynster. Und in all der Zeit freute er sich, daß „seine kleine Gouvernante“ nicht in Dänemark war. So innig verband er Regine immer und immer noch mit seinem Schicksal. Als er starb, vermachte er ihr den Rest all seiner Habseligkeiten. Sie, die damals im Auslande lebte, verzichtete aber auf alles, mit Ausnahme der Papiere, die ihr Aufklärung brachten, als sie schon längst beruhigt, gleichgültig fast, mit Schlegel in glücklicher Ehe lebte. Aber nach Empfang der Sendung schreibt sie an einen Jugendfreund: „Wer weiß, ob nicht die vielen ernsthaften Gedanken, die mir durch den Kopf gegangen sind, dazu bestimmt sind, mich vor dem Versinken in Kleinigkeiten zu retten.“ Sie äußert, ihre Bescheidenheit habe ihr meistens verboten, ihr Verhältnis in dem Lichte zu sehen, in dem sie es nun erkenne, nach Kierkegaards Erklärungen, und sie fühlt Reue, daß sie diese Aufklärung solange aufgeschoben, möchte alles wissen, was er etwa von ihr gesprochen hat.

Es ist in gewisser Weise ein einseitiges Bild, das man erhält, wenn man so Kierkegaards „Verhältnis zu ihr“ aufdeckt. Alle Quellen aber, die sein übriges Leben speisten, haben auch diesen ewig bewegten, ewig aufgewühlten See gebildet, und ein großer Teil seiner Kräfte und Werke, die von der Nachwelt bestaunt werden, sind Abflüsse dieses dunkeln Sturmwassers, das solange undurchsichtig erschien und das nun, gleichsam von der Tiefe aus, durch Regine Olsens Hinterlassenschaft beleuchtet wird.

Anselm Heine.

Kraftprobe im Ruhrgebiet. Von Arbeitersekretär Anton Erkelenz. Verlag: Vorstand des rheinisch-westfälischen Ausbreitungsverbandes der deutschen Gewerkvereine in Düsseldorf. 74 Seiten. 80 Pfennig.

Das Schriftchen verdankt einem agitatorischen Bedürfnis seine Entstehung. Der Generalstreik der Ruhrbergleute hatte die längst bekannte Tatsache wieder einmal augenfällig bestätigt, daß nicht nur unter den Arbeitern allgemein, sondern sogar unter den Bergarbeitern die Kenntnisse von der neueren Entwicklung des Bergbaus mit seinen volkswirtschaftlichen Folgeerscheinungen höchst mangelhafte sind. „Aufklärung an der Hand von Tatsachen“ sollte deshalb geschaffen werden. Diese Aufklärung versucht Erkelenz in seiner Broschüre zu geben durch Hinweis auf die Entwicklungstendenzen des modernen Bergwerksbetriebes, durch Untersuchung der Gesundheits- und Arbeitsverhältnisse der Bergarbeiter, durch Schilderung der tiefer liegenden Gründe des Ausstandes, durch Zusammenstellung des Tatsachenmaterials vom Generalstreik und durch Untersuchung der Lehren des Riesenkampfes. Was da auf 68 Seiten zusammengetragen ist, verdient auch über die beteiligten Arbeiterkreise hinaus aufmerksame Beachtung. Die eigentliche Bedeutung der Broschüre liegt freilich für den volkswirtschaftlich und gewerkschaftlich einigermaßen

Digitized by Google

orientierten Leser in dem kurzen Schlußkapitel „Wegweiser". Hier erscheint Erkelenz als der Arbeiterführer, der er in Wirklichkeit ist: Ein intelligenter Kopf, der sich und seinen Arbeitsbrüdern unter unendlichen Schwierigkeiten harter täglicher Berufsarbeit doch einen eigenen Weg suchen möchte. Die Erkenntnis, daß fortgesetzt neue Probleme und grundstürzende Aenderungen in der modernen Wirtschaftsweise festzustellen sind, macht ihn von vornherein mißtrauisch gegen die Theorie und Praxis der alten Arbeiterorganisationen. Insbesondere ist er von der Reformbedürftigkeit der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinsbewegung, in der er aufgewachsen ist, tief durchdrungen. Und nun sucht er, gestützt auf seine mühsam autodidaktisch erworbenen volkswirtschaftlichen Kenntnisse und seine reichen praktischen Arbeitererfahrungen die neu auftauchenden Schwierigkeiten mit den alten Erkenntnissen in Einklang zu bringen oder durch neue Erkenntnisse zu überwinden. Dabei vergißt er nirgends die notwendige Rücksichtnahme auf historisch Gewordenes und auf die realen Machtfaktoren im wirtschaftlichen und politischen Leben. Welche Schwierigkeiten ihm aber dabei in den Weg treten, das erkennt man bei aufmerksamer Lektüre des 9 Seiten langen „Wegweiser" seiner Broschüre. Das marxistische Dogma von der Akkumulation des Kapitals hat er in seiner Unhaltbarkeit erkannt und müht sich ab, für die neueren Erfahrungen eine passende theoretische Formel zu finden; die Verstaatlichung der Bergwerke, die nach Einführung all der technischen Fortschritte im modernen Grubenbetrieb auf immer größere praktische Schwierigkeiten stößt, sucht er mit neuen Gründen zu verteidigen; die Neutralität der Gewerkschaftsbewegung und die Notwendigkeit der politischen Betätigung für alle Arbeiter, auch für die Gewerkschaftler, will er in neuen Formeln klar machen, weil ihm die alten überholt zu sein scheinen. Man braucht keineswegs überall mit Erkelenz übereinzustimmen, man wird aber trotzdem aus seinem Schriftchen einen heilsamen Eindruck von den Schwierigkeiten bekommen, die heute einem selbständigen Kopf innerhalb der Arbeiterbewegung auf Schritt und Tritt entgegentreten, und man wird das Schriftchen, selbst wenn man an manchen Stellen die volkswirtschaftliche Einsicht des Verfassers noch für ergänzungsbedürftig hält, mit großer Hochachtung für die moderne Arbeiterbewegung aus der Hand legen, die solche strebenden und ringenden Führer „aus eigenem" hervorbringt.

W.

Friedrich Naumann. Seine Entwicklung und seine Bedeutung für die deutsche Bildung der Gegenwart, von Dr. Heinrich Meyer-Benfey. Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen. 193 Seiten, kartonniert 2,40 Mark, gebunden 3 Mark.

Der Verfasser, der aus seiner freudigen Uebereinstimmung mit der Politik Naumanns keinen Hehl macht, hat sich zur besonderen Aufgabe gesetzt, die Persönlichkeit seines Helden auch in solchen Kreisen bekannt zu machen, die auf andere Weise nicht mit ihm in Berührung kommen. So hat Dr. Heinrich Meyer-Benfey schon früher ein „Naumann-Buch" in demselben Verlag herausgegeben, das lediglich vom künstlerisch-literarischen Standpunkt aus die schriftstellerische Tätigkeit Naumanns würdigt und von seiner politischen Wirksamkeit gänzlich absieht. In dem vorliegenden, vornehm ausgestatteten Bändchen wendet sich der Verfasser auch nicht in erster Linie an politisch interessierte Leser, sondern er sucht, wie schon im Untertitel angedeutet wird, die Persönlichkeit Naumanns nach ihrer Bedeutung für die deutsche Bildung darzustellen. Nach einem kurzen biographischen Einleitungskapitel wird die religiöse, die ästhetische und die ethische Seite der Wirksamkeit Friedrich Naumanns in besonderen Abschnitten auf Grund seiner vorliegenden schriftstellerischen Arbeiten ausführlich gewürdigt. Nur die letzten 30 Seiten beschäftigen sich mit der politischen Betätigung Naumanns im engeren Sinne. Schon aus dieser Stoffverteilung geht hervor, daß der Verfasser mit seinem Werkchen keine politische Proselytenmacherei treiben will; zu allem Ueberfluß versichert er das auch noch sehr überzeugend an verschiedenen Stellen, und auch der voreingenommene Leser wird zugestehen müssen, daß Meyer-Benfey bei aller innerlichen Begeisterung für den Helden seines Büchleins doch dezent und taktvoll Stimmung für ihn macht. Auf den Inhalt im einzelnen brauchen wir an dieser Stelle nicht einzugehen: Friedrich Naumann gehört zu unserem engeren Mitarbeiterkreis, und die Leser der „Nation" haben immer wieder — bei der stark in Anspruch genommenen Arbeitskraft Naumanns leider nur zu selten — Gelegenheit, seine Persönlichkeit aus unmittelbarer schriftstellerischer Nähe kennen zu lernen. Immerhin wird auch im Leserkreise der „Nation" das gefällige Schriftchen Meyer-Benfeys manche warmen Naumann-Freunde herzlich erfreuen und manche kritischen Leser seiner Beiträge lebhaft interessieren. Gerade weil das Buch ohne aufdringliche Tendenz geschrieben ist, können wir es an dieser Stelle warm empfehlen.

—n.

Friedrich Stoltze und Frankfurt a. M. Ein Zeit- und Lebensbild von Johannes Proelß. Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag. 1903. VII und 380 S.

Zum alten Frankfurt, dessen eigenartiger Charakter heute immer mehr verschwindet, gehört neben Karl Malß, den Schöpfer des „Bürgerkapitäns", Friedrich Stoltze, der Verfasser der „Gedichte in Frankfurter Mundart" und der Herausgeber der „Frankfurter Latern" für alle Zeiten. Dem Denkmal, das dem tapferen Sänger und lustigen Rat der ehemals Freien Stadt unweit seines Geburtshauses errichtet worden ist, reiht sich nunmehr ein würdiges literarisches Monument an. Man dankt es einem Manne, der sich als feinsinniger, kenntnisreicher Literarhistoriker längst bewährt und der als Redakteur des Feuilletons der „Frankfurter Zeitung" Friedrich Stoltze persönlich nahe gestanden hat. Mit großem Geschick hat Johannes Proelß die Erdensschicksale Stoltzes von den jugendlichen Eindrücken der Julirevolution und ihrer nächsten Folgen an bis zu den wechselvollen Erfahrungen der sechziger und siebziger Jahre mit den Erzeugnissen seines nie ermüdenden poetischen Schaffens zu verknüpfen gewußt. Er läßt den Humoristen, den Patrioten, den Freiheitsapostel in gleicher Weise zum Rechte kommen und erweitert gelegentlich die Biographie seines Helden zum allgemeinen Zeitbild. Dies gilt namentlich für die Schilderung des sog. Frankfurter Attentates von 1833 und seiner Folgen, für welche die Verwertung der „Untersuchungsakten" wichtiges neues Material liefert, und für die Darstellung der Tage von 1848, in denen Stoltze „den Triumph seiner politischen Ideale" sah. Man mag finden, daß er durch den Vergleich mit Heine (S. 311) als satirischer Dichter auf eine zu große Höhe gerückt wird. Niemand aber wird sich dem Reiz der eingestreuten Proben seiner urwüchsigen und ureigenen Begabung entziehen, die ihn als Meister der Dialektdichtung in gebundener und ungebundener Rede erweisen. Feine Bemerkungen über diese poetische Gattung im ganzen wechseln mit lebensnahen Altfrankfurter Genrebildchen. Ueberall bemerkt man die liebevolle Versenkung in den künstlerisch gestalteten Stoff. Kleine Versehen wie die Versetzung des „Göttinger Putsches" in das Jahr 1830 statt 1831 (S. 109) wird der kundige Leser von selbst verbessern.

A. St.

Graf Moy verteidigt in einer Broschüre seinen Antrag in der Kammer der bayerischen Reichsräte, „ob nicht im Interesse des religiösen und politischen Friedens eine Aenderung des dem Landtage vorgelegten Entwurfs eines Landtagswahlgesetzes dahin vorzunehmen sei, daß das Wahlrecht der Geistlichen aller Konfessionen ausgeschlossen oder beschränkt werde". Der Antrag ist ein Symptom für die Not, welche durch agitatorische Zentrumspfarrer in Bayern hervorgerufen ist. Das Mittel, demselben abzuhelfen, ist verkehrt, weil es den Charakter einer Ausnahmebestimmung trägt. Doch verteidigt Graf Moy seinen Standpunkt sehr geschickt und verweist auf die Tatsachen, daß in den erzkatholischen Ländern Belgien und Luxemburg Geistliche, welche Besoldungen aus Staatsmitteln erhalten, nicht wählbar sind. Auch in Spanien sind die Geistlichen vom Parlament ausgeschlossen; in Italien ebenso ein großer Teil des Klerus, in Ungarn die Ordensleute mit einigen Ausnahmen. In England hat der Eintritt in den geistlichen Stand den Verlust des Sitzes im Parlament zur Folge (nicht im Oberhaus!) — Merkwürdig ist, daß Graf Moy die Verhältnisse der evangelischen Geistlichen, welche, nicht wie die Katholiken, vom Militärdienst sich haben dispensieren lassen, garnicht berücksichtigt.

Dortmund. G. Traub.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 36. Berlin, den 3. Juni 1905. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Es sind gerade hundert Jahre her, daß die Seeschlacht von Trafalgar geschlagen wurde. In dem Jahrhundert, das seitdem verflossen ist, hat keine Seeschlacht auch nur annähernd die Bedeutung gehabt wie der glänzende Sieg des japanischen Admirals Togo über die russische Kriegsflotte bei der Insel Tsuschima in der Koreastraße. Mit bewunderungswürdiger Umsicht hat der japanische Admiral denjenigen Punkt auf der Fahrt des baltischen Geschwaders nach Wladiwostok ausgewählt, wo er die meiste Chance hatte, den Feind zu besiegen. Der Sieg kommt einer Vernichtung gleich. Der Oberkommandierende der russischen Flotte, Admiral Roshdjestwensky, gefangen, sämtliche höheren Marineoffiziere tot oder gleichfalls in Gefangenschaft, nahezu alle Schiffe in den Grund gebohrt oder gar „wohlbehalten" in japanischem Besitz — ein so furchtbares Debacle zur See, wie es die schlimmsten Pessimisten nicht auszudenken gewagt hatten. Die letzte Hoffnung auf Bezwingung des früher so geringgeschätzten Gegners ist nach dieser Seeschlacht für Rußland dahin. Die Niederlagen des Landheeres bei Liaujang und Mukden durfte man allenfalls noch durch Nachsendung frischer Truppen und Reorganisation der Armee wieder gut zu machen hoffen; eine neue Flotte läßt sich aber so bald nicht schaffen. Die Fortsetzung des Krieges gegen Japan, schon seit vielen Monaten eine unverzeihliche Vergeudung von Gut und Blut des russischen Volkes, wird nach dieser letzten vernichtenden Niederlage zum verbrecherischen Eigensinn.

Der japanische Seesieg, der ebenso glänzend vorbereitet wie durchgeführt wurde, zeigt die Ueberlegenheit der Japaner über die Russen erneut in der überzeugendsten Weise. Die Sünden des absolutistischen Regiments rächen sich am russischen Staatskörper in furchtbarer Folgerichtigkeit. Der ganze russische Staatsorganismus zeigt sich verfault. Der Absolutismus hat Institutionen und Menschen verdorben. Das russische Volk, das solange die Tyrannei einer Militärdespotie ertragen hat, lernt in diesem Kriege kennen, daß dieser Despotismus zwar noch Kraft genug besitzt, um unbewaffnete Bürger unter seiner Knute zu halten, aber bereits ganz außerstande ist, in einem großen Völkerkonflikt seinen Mann zu stehen. Der russische Absolutismus hat seine Existenzberechtigung verwirkt. Um welchen Preis sich auch immer das russische Volk von diesem Fluch befreit, der Preis wird nicht zu hoch sein.

Berlin steht gegenwärtig ganz im Zeichen der Vermählungsfestlichkeiten für das Kronprinzenpaar. Fast alle Kulturnationen haben diesen Anlaß zum Austausch internationaler Höflichkeitsbezeugungen benutzt, um eigene Deputationen zu entsenden. Wenn politische Interessen bei diesen Spezialgesandtschaften im Vordergrunde ständen, müßte man gegenwärtig wohl auf die französische Deputation besonders verweisen; da es sich aber mehr um die Bezeugung einer gewissen internationalen Kulturfolidarität handelt, darf vielleicht die Ankunft des japanischen Prinzenpaares Arisugawa hervorgehoben werden, wenngleich Japan gerade in diesem Momente weniger als je einer besonderen Betonung seiner Kultur Europa gegenüber bedarf.

Der Reichstag trat in dieser Woche nur noch einmal zusammen, um den Schluß der Session herbeizuführen. Das preußische Abgeordnetenhaus hat sich dagegen nur vertagt, freilich nicht zu späterer Weiterarbeit, sondern voraussichtlich bloß zu einer gemeinsamen Sitzung mit dem Herrenhaus, um Anfang Juli die Landtagssession feierlich zu schließen. Bis dahin will das preußische Oberhaus trotz heißer Junisonne die vom Dreiklassenparlament genügend verwässerten Berggesetznovellen prüfen und — höchstwahrscheinlich — unverändert annehmen. Wie wenig es dabei riskiert, erkennt man aus der Erklärung, mit der bei der dritten Lesung der Stillegungsnovelle im Abgeordnetenhaus Minister Möller die nationalliberalen und freisinnigen Freunde der ursprünglichen gesetzgeberischen Absicht zu trösten suchte wegen der handgreiflichen Ungerechtigkeiten der Novelle; er versicherte, das Gesetz werde sehr selten, wahrscheinlich nie zur Anwendung kommen!

Der Zentralausschuß der Freisinnigen Volkspartei hat in einer kürzlich abgehaltenen Sitzung zu den liberalen Einigungsbestrebungen Stellung genommen und seine Meinung in folgender Resolution niedergelegt:

„Der Zentralausschuß würdigt die Bedeutung der Bestrebungen, den Einfluß des Liberalismus durch möglichste Zusammenfassung der wirklich liberalen Elemente im Lande zu stärken, erachtet aber als unabweisbare Voraussetzung für etwaige Vereinbarungen mit anderen liberalen Gruppen die Wahrung der eigenen politischen Selbständigkeit nach Maßgabe der im Eisenacher Programm ausgesprochenen Grundsätze. Unter Wahrung dieser Selbständigkeit wird die Freisinnige Volkspartei bereit sein, mit anderen liberalen Gruppen eine Verständigung zu bestimmten politischen Zwecken, insbesondere bei den Wahlen, herbeizuführen."

Wenn wir diese Resolution richtig verstehen, so liegt darin eine Annäherung an den bekannten Heilbronner Beschluß der Süddeutschen Volkspartei, mit dessen Tendenz sich die Freisinnige Vereinigung wiederholt einverstanden erklärt hat. Es wäre also damit ein Boden geschaffen, auf dem ein politisches Zusammenwirken aller freisinnigen Elemente möglich erscheint. Am sympathischsten ist uns dabei die Unterstreichung des wirklichen Liberalismus. Liberale Einigungsbestrebungen, die politisch etwas bedeuten sollen, müssen von dem ernsthaften Entschluß begleitet sein, die Verwirklichung demokratischer Ideen energischer als bisher anzustreben.

Die politische Bedeutung der achttägigen Verhandlungen des fünften deutschen Gewerkschaftskongresses, der

Digitized by Google

vorige Woche in Cöln getagt hat, ist so bemerkenswert, daß wir sie weiter unten in einem besonderen Aufsatz würdigen. Aber auch in gewerkschaftlicher Hinsicht wird der Cölner Kongreß seine weitreichenden Folgen haben. Schon bald wird sich in den wirtschaftlichen Kämpfen die neue Taktik, die planmäßigere Leitung und bessere finanzielle Durchhaltung von Streiks und Aussperrungen bemerkbar machen, die sehr klug geregelt wurde. Die Generalkommission der Gewerkschaften als oberste Instanz soll gemeinsam mit den Vorständen der Zentralverbände künftighin alle wichtigeren Kämpfe, bei denen Unterstützung anderer Berufsorganisationen verlangt wird, auf ihre Berechtigung und Durchführbarkeit prüfen und dann als Zentralsammel- und Unterstützungsstelle fungieren. Auch die in Cöln beschlossene Einführung gewerkschaftlicher Unterrichtskurse und die Belebung des Kampfes gegen die Heimarbeit wird gute gewerkschaftliche Früchte tragen. Vor allem werden aber die Schlußworte, die der hervorragend befähigte und geschickte zweite Kongreßvorsitzende Bömelburg unter stürmischem Beifall der versammelten Delegierten sprach, einen tiefgehenden Einfluß auf die deutsche Gewerkschaftsbewegung haben. Sie lauten:

„In Stuttgart habe ich gesagt, Sozialdemokratie und Gewerkschaften sind eins. Ich wiederhole diese meine Ansicht. (Bravo!) Sie sind und werden eins bleiben. Ich bitte darum, es stets in den Versammlungen zu sagen: Sozialdemokratie und Gewerkschaften sind eins. Um so mehr werden die, die jetzt noch im Dunkel tappen, das Licht der Aufklärung sehen. Das arbeitende Volk wird nicht eher vom Druck des Kapitalismus befreit, bis das Privatkapital in Kollektivkapital umgewandelt ist. (Stürmischer Beifall!)

Das heißt die Gewerkschaftsbewegung ganz offen und ungeniert für die Sozialdemokratie reklamieren, das bedeutet, den jahrzehntelang unter erbitterten Kämpfen mühsam aufrechterhaltenen Schein politischer Neutralität wie eine abgetragene Maske fortwerfen. Den nichtsozialdemokratischen Gewerkschaften wird diese schroffe Hervorkehrung des sozialdemokratischen Gesichts für ihre Agitation trefflich zustatten kommen. Und in den eigenen Reihen wird die Neutralitätsfrage trotz des „stürmischen" Beifalls, der Bömelburgs Worte begleitete, neue Zwistigkeiten hervorrufen. Verbände wie die Buchdrucker oder die Bergarbeiter, die der strengen Beobachtung politischer Neutralität ihre auffällige Stärke und ihr überraschendes Wachstum verdanken, können um ihrer Existenz willen zu der Schlußkundgebung des Cölner Gewerkschaftskongresses nicht schweigen. Wie tief die Gegensätze zwischen den Parteifanatikern und ihren Gegnern in der Gewerkschaftsbewegung gehen, das bekunden gerade eben die überzeugenden Ausführungen des Bergarbeiterführers Leimpeters im Juniheft der „Sozialistischen Monatshefte":

„Eine Gewerkschaft muß eine wirtschaftliche Berufsorganisation sein, die sich nur mit Fragen ihres Berufs zu beschäftigen hat. Eine solche Organisation kann aber nur dann ihre Bestrebungen erfolgreich vertreten, wenn sie die Arbeiter ihres Berufs möglichst vollständig umfaßt, und weil die Arbeiter in ihrer Totalität sich bis heute weder zu einer politischen Partei noch zu einer Konfession bekennen, in Berufsfragen aber einheitliche Interessen haben, muß die Gewerkschaft die parteipolitischen und religiösen Anschauungen ihrer Mitglieder tolerieren, muß sie streng neutral sein."

So, wie hier Leimpeters, argumentierte bis zu den letzten Reichstagswahlen so ziemlich die ganze deutsche Gewerkschaftsbewegung. Der Dreimillionensieg hat anscheinend auch die Mehrzahl der Gewerkschaftler geblendet. Die Ernüchterung, die jede Nachwahl, auch die eben in Hameln vollzogene, den Parteipolitikern bereitet, wird wohl auch den Bömelburgen der Gewerkschaften nicht erspart bleiben.

Der Besuch des jugendlichen Königs Alfons von Spanien in Paris wäre wegen seiner politischen Unerheblichkeit und wegen der gleichzeitigen weltbewegenden Vorgänge auf dem ostasiatischen Kriegsschauplatz wenig im Ausland beachtet worden, wenn nicht ein ernstes Bombenattentat gegen ihn die allgemeine Beachtung herausgefordert hätte. Freilich wird auch der verbrecherische Anschlag dem Pariser Königsbesuch keine realere politische Bedeutung verschaffen.

* * *

Graf Bülows parlamentarischer Sieg.

Das Bergarbeiterschutzgesetz hat im preußischen Abgeordnetenhause bei der dritten Lesung in solcher Gestalt eine Mehrheit gefunden, daß die preußische Regierung sagen kann, sie habe ihre Vorlage durchgesetzt. Man hat dem Vogel zwar einige Federn ausgerupft, aber er ist doch schließlich ans Ziel geflattert. Wenn er sich etwas erholt hat, mag er den Flug durchs Herrenhaus fortsetzen.

Graf Bülow hat also gesiegt. Aber der Siegesjubel klingt etwas gepreßt, und das begreift man leicht. Die große sozialpolitische Aktion, die eine Art Versöhnung der Bergarbeiterschaft mit der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung bewirken sollte, hat schließlich mit allgemeiner Verdrossenheit geendet. Die Bergarbeiter glauben, nur mit ein paar mageren Brocken abgefunden zu sein, und die Gegenseite findet sich nur widerwillig in die Konzessionen, die ihr durch diese neueste Gesetzgebung zugemutet werden. Als sozialen Versöhnungsakt kann man dieses Produkt der gesetzgeberischen Laune unseres Dreiklassenparlaments deshalb nicht ansprechen.

Die politische Situation aber, welche durch die Annahme der Vorlage geschaffen ist, gibt ebensowenig Anlaß zur Befriedigung, weder der Regierung noch den Parteien. Zentrum, Freikonservative und Nationalliberale haben sich schließlich zu einem Kompromiß bereit finden lassen, an dem niemand rechte Freude hatte. Die Freikonservativen und Nationalliberalen fühlten sich stark zu dem oppositionellen Standpunkt der Konservativen hingezogen und haben nur contre coeur zugestimmt. Das Zentrum anderseits sieht seine Hoffnungen, den Bergarbeitern als sozialpolitischer Retter in der Not zu erscheinen, nur teilweise erfüllt.

Die Konservativen haben trotz ihrer formellen Niederlage politisch noch am besten abgeschnitten. Sie haben den ablehnenden Standpunkt, den sie von Anfang an einnahmen, bis zum Schluß rejolut vertreten, können jede Verantwortung für das neue Gesetz ablehnen, blicken sehr von oben herab auf die armen Schächer in der freikonservativen und nationalliberalen Partei, die zwischen der zweiten und dritten Lesung umfielen, und sind bei ihrer Opposition gegen die Regierungsvorlage von der Liebenswürdigkeit des leitenden Staatsmannes ganz besonders ausgezeichnet worden.

Graf Bülow hat es sich angelegen sein lassen, der Niederlage der Konservativen jeden Stachel zu nehmen. Er hat sich vielmals entschuldigt, daß er es gewagt habe, im Gegensatz zu den Wünschen der Konservativen die Regierungsvorlage durchzusetzen, und man konnte zwischen den Zeilen seiner Rede lesen, daß er etwas Aehnliches sobald nicht wiedertun werde. Diese sozialpolitische Anstrengung hat den Grafen Bülow augenscheinlich so erschöpft, daß die preußischen Junker von seinem Reformeifer für die nächste Zeit nichts mehr zu fürchten haben werden. Die Konservativen haben erneut gezeigt, daß sie in Preußen die herrschende Partei sind, um deren Wohlwollen die Regierung unausgesetzt wirbt, und der jede Opposition gegen Regierungsvorlagen von vornherein verziehen wird.

Die preußischen Konservativen im Abgeordnetenhause haben den Gedanken nie ernst genommen, daß Graf Bülow die Klinke der Reichsgesetzgebung ergreifen könne, wenn sein Gesetz im preußischen Landtage scheitere. Sie erkannten gerade aus den krampfhaften Bemühungen, das Bergarbeiterschutzgesetz im Abgeordnetenhause zu retten, daß die preußische Regierung nicht an die Reichsinstanz appellieren werde, und ließen den Grafen Bülow mit der größten Seelenruhe zappeln. Politische Dankbarkeit ist nie die schwache Seite der preußischen Junker gewesen. Sie haben von jeher ihre Haupterfolge durch schlechte Behandlung der Regierung erzielt. Sie wissen, wie peinlich es dem Grafen Bülow ist, über sie zu siegen, und sie rechnen wohl nicht ohne Grund darauf, daß der Herr Ministerpräsident alles tun wird, um den schlechten Eindruck, den sein Sieg bei den Konservativen gemacht hat, zu verwischen. Diese Berechnung ist vermutlich nicht falsch.

Theodor Barth.

Digitized by Google

Parlamentsbriefe.

XVII.

Die par excellence „staatserhaltenden" Kreise bemühen sich, die Meinung zu verbreiten, als wenn die parlamentarische Obstruktion, d. h. der Gebrauch der Geschäftsordnung zum Zwecke der Verzögerung oder gar der Verhinderung der Erledigung einer Angelegenheit, eine Spezialität der verruchten Linken sei. Dem widersprechen aber die Tatsachen. Die Rechte droht nicht nur ganz ungeniert mit der Obstruktion, wie man das z. B. in der „Deutschen Tageszeitung" alle paar Tage mit bezug auf das Börsengesetz lesen kann. Sie hat auch oft genug — man denke nur an die Kanalvorlage! — tatsächlich von diesem unerfreulichen parlamentarischen Hilfsmittel Gebrauch gemacht. Das, was sie sich am 24. Mai im Reichstag leistete, war sogar geradezu ein Musterbeispiel von Obstruktion. Der Präsident schlug für den 25. Mai Petitionen, Geschäftsordnungssachen, die Kamerunbahn und das Börsengesetz als Tagesordnung vor. Das Zentrum beantragte dagegen, sämtliche Anträge über den Bergarbeiterschutz zur Verhandlung zu stellen. Sozialdemokratie und Freisinn schlossen sich diesem Antrag an, für den somit die Mehrheit im Hause gesichert war. Die Rechte widersprach, was ihr gutes Recht war. Sie stellte ferner den Antrag auf namentliche Abstimmung über den Antrag Bachem, was gleichfalls ihr gutes Recht, aber immerhin schon eine Schikane war. Sie sorgte schließlich für Beschlußunfähigkeit des Hauses, indem dieselben Herren, die eben noch die namentliche Abstimmung beantragt hatten, fluchtartig den Sitzungssaal verließen, als es zur Abstimmung kam. Auch das war ihr Recht, zugleich freilich die denkbar krasseste Form der Obstruktion. „Adieu!" rief die Linke. Freundlich lächelnd machte der alte Freiherr v. Richthofen, als dieser Ruf sein Ohr erreichte, an der Tür Halt und winkte der Linken einen Abschiedsgruß zu. Dann aber raus! Und mit ihm die Herren Kraemer, Boltz, Bärwinkel von den Nationalliberalen, v. Dirksen und Stubbendorf von der Reichspartei, Will, Schickart, Nauck, Malkewitz, v. Treuenfels, v. Böhlendorff e tutti quanti von den Konservativen. Man kann auf den Augenblick gespannt sein, wo die Parteien dieser Herren gegen die Linke wieder den Vorwurf der Obstruktion erheben werden. Lange wird es wohl nicht dauern.

Der Zweck des Manövers wurde erreicht. Während eine namentliche Abstimmung eine Stunde vorher eine Präsenz von 226 ergeben hatte, waren jetzt nur noch 181 Abgeordnete zur Stelle. Das Haus war also beschlußunfähig, und der Präsident mußte die Tagesordnung aus eigener Machtvollkommenheit bestimmen. Auffälligerweise richtete er sich dabei nicht nach dem deutlich ausgesprochenen Wunsche der übergroßen Mehrheit des Hauses. Denn obwohl die Verhandlung der Bergarbeiterfragen mit 143 gegen 37 Stimmen gefordert worden war, hielt Graf Ballestrem an der von ihm selbst vorgeschlagenen und nur von der Minderheit gebilligten Tagesordnung fest. Wieder wie vor Ostern bei der Frage der Dauer der Vertagung gab es einen offenkundigen Dissensus zwischen ihm und der gesamten Zentrumsfraktion. Das würde am Ende nur für die Unparteilichkeit des Präsidenten sprechen. Wenn sich nur nicht in diesem Fall der Wille des Zentrums mit dem der großen Mehrheit des Hauses gedeckt hätte, worauf ein nicht absolutistisch veranlagter Präsident doch vielleicht zweckmäßigerweise Rücksicht nehmen würde.

Es ist übrigens ein eigen Ding um die „Beschlußfähigkeit" des hohen Hauses. Seit einiger Zeit wird in einem Teil der Tagespresse wieder einmal mächtig auf die „Trägheit" der Volksvertreter, die „unwürdigen Zustände" im Reichstag usw. geschimpft. Richtig ist, daß der Reichstag wiederholt wegen Beschlußunfähigkeit aufflog. Dabei ist die Präsenz seit Ostern eigentlich recht stattlich. Sie bewegt sich um die 200 herum, beträgt also ungefähr dreimal soviel wie Monate hindurch im Winter. Der Unterschied ist nur der, daß damals keine namentlichen Abstimmungen beantragt wurden, während jetzt ein förmlicher Sport damit getrieben wird. Wen dabei die Hauptschuld trifft, soll nicht untersucht werden. Ganz unschuldig wird sich niemand fühlen. Die Sache ist eben die: fängt irgend eine Partei mit den namentlichen Abstimmungen an, so müssen die andern bei anderen Anlässen sich revanchieren, wenn sie nicht ins Hintertreffen kommen wollen. Kommt dann noch die künstliche Herbeiführung der Beschlußunfähigkeit dazu, so erscheint selbst ein recht fleißiger Reichstag der nicht genügend gründlich urteilenden Oeffentlichkeit als ein Kollegium von Schwänzern.

Als recht unzweckmäßig erweist sich, nebenbei gesagt, bei diesen namentlichen Abstimmungen die lex Aichbichler. Sie gehört ja auch zu der traurigen Errungenschaft der Zollkämpfe. Um die Abstimmungen abzukürzen, wurde anstelle des Namensaufrufs und der mündlichen Abstimmung die Zettelwahl eingeführt. Dabei kommen, wie der Präsident selbst erklären mußte, öfters Irrtümer vor. Bei der Beratung der Kamerunbahn wurde ein solcher Irrtum sogar geradezu verhängnisvoll. Eine namentliche Abstimmung ergab eine Präsenz von 198. Man fuhr in der Beratung fort. Plötzlich wurde ermittelt, daß nur 198 gültige Zettel abgegeben waren. Also Beschlußunfähigkeit! Und alle Beratungen seit der letzten Abstimmung waren null und nichtig. Solche Vorkommnisse können noch einmal zu den sonderbarsten staatsrechtlichen Kontroversen führen.

Die Debatten über die Kamerunbahn würden keine besondere Erwähnung verdienen, wenn sie nicht einen eigenartigen Zwischenfall gezeitigt hätten. Herr Ledebour hatte den bösen Erlaß des Generals v. Trotha zur Sprache gebracht, durch den auf die Köpfe von Führern der Aufständischen Prämien gesetzt werden. Ihm wurde entgegengehalten, daß die Sozialdemokratie nicht das Recht habe, sich darüber aufzuregen, da sie doch eben noch den Mörder des Großfürsten Sergius verherrlicht habe. Ledebour erwiderte, Kalajew habe doch nur sein Leben zum Opfer gebracht, um einen der schlimmsten Verbrecher in Rußland umzubringen. Da fuhr ihm Graf Ballestrem in die Parade und rief ihn zur Ordnung, weil er einen Meuchelmörder zu günstig qualifiziert und sein „erhabenes Opfer" heruntergezogen habe. Natürlich jauchzte die Rechte hurra ob dieses Ordnungsrufes und seiner Begründung. Andere Leute werden freilich der Ansicht sein, daß weit eher als die Ledebourschen Aeußerungen die Worte des Präsidenten geeignet seien, das Ansehen der deutschen Volksvertretung herabzusetzen. Wenn ein Mensch wie Sergius, dessen Tod das ganze gebildete Rußland aufatmen ließ, als „erhabenes Opfer" nur um deswillen qualifiziert wird, weil er ein russischer Großfürst ist, so ist das ein Byzantinismus, dessen sich selbst ein zeitweise „ersterbender" Reichstagspräsident nicht schuldig machen sollte.

Eine große Ueberraschung gab es am 30. Mai, als der Reichstag nach viertägiger Vertagung wieder zusammentrat: der Reichstag sollte geschlossen werden! Noch am Tage zuvor wußte die „Deutsche Tageszeitung" aus sicherer parlamentarischer Quelle zu berichten, daß bis zum Herbst vertagt werden sollte. Tatsächlich hatte bis in die letzten Tage hinein niemand gewußt, was eigentlich werden sollte.

Der Reichsregierung kann der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß sie entweder ganz planlos oder mit bewußter Nichtachtung des Reichstages vorgegangen ist. Welche Fülle von parlamentarischer Arbeit ist wieder einmal pour le roi de Prusse geleistet worden! Man braucht sich nur einmal den unförmlich dicken Bericht der Kommission für die Börsengesetznovelle anzusehen. Umsonst war all der Schweiß des Berichterstatters, der darüber vergossen worden ist, umsonst die wochenlangen Bemühungen der Kommissionsmitglieder. Umsonst auch hat die Budgetkommission sich mit dem Militärpensionsgesetz, umsonst mit der Kamerunbahn abgequält. Das konnte ganz oder doch wenigstens zum größten Teil vermieden werden, wenn die Regierung rechtzeitig disponiert hätte. Ihr scheint aber lediglich daran gelegen gewesen zu sein, die Vorlagen zur Entlastung des Reichsgerichts unter Dach und Fach zu bringen, weil sie dadurch Geld spart. Alles andere scheint ihr mehr oder minder gleichgültig zu sein. Insbesondere scheint es sie vollkommen kalt zu lassen, ob durch ihre Schuld umfangreiche Arbeiten des Reichstages „gemullt" werden. Aber freilich, das entspricht ja nur dem, was sie auch sonst dem Reichstag zu

Digitized by Google

bieten pflegt, und, muß man hinzufügen, was er sich leider von ihr bieten läßt.

Der Reichstag an seinem Teil ließ diese Session würdig ausklingen. Einstimmig nahm er einen Antrag der Geschäftsordnungskommission an, der die Immunität der Abgeordneten gegenüber einem Akt der preußischen Justiz wahrte. Die Immunität des Abgeordneten Jessen war nämlich durch ein Flensburger Gericht in eklatanter Weise verletzt worden. So offenkundig war die Verfassungsverletzung, daß sie sogar von den Konservativen zugegeben werden mußte. Weder der Reichskanzler noch das Reichsjustizamt hielten es freilich für nötig, dieser Verletzung der Rechte des Reichstags gegenüber sich irgendwie zu äußern, was der Abgeordnete Büsing unter dem Beifall fast des ganzen Hauses energisch rügte. Sie hätten es freilich auch schwer gehabt, die preußische Justiz in diesem Fall zu verteidigen. Das, was dort oben in Flensburg geschehen ist, dies verfassungswidrige Vorgehen gegen einen dänisch gesinnten Abgeordneten, ist ja nur eine Handlung, entsprungen aus demselben Geist, der unsere ganze Dänen- und Polenpolitik kennzeichnet. Der Unterschied zwischen dieser Politik im allgemeinen und dem vorliegenden speziellen Fall ist nur der, daß diesmal die Verfassungsverletzung offenkundig war.

H. v. Gerlach.

Partei oder Gewerkschaft?

Das „heilige Cöln" scheint eine eigenartige differenzierende Wirkung auf die sozialdemokratische Arbeiterbewegung auszuüben. Wie der sozialdemokratische Parteitag vom Jahre 1893 die allerschärfsten Auseinandersetzungen zwischen Parteipolitikern und Gewerkschaftlern brachte, so hat der in der vorigen Woche abgehaltene fünfte deutsche Gewerkschaftskongreß durchaus im Zeichen des Zwiespalts zwischen sozialdemokratischer Gewerkschaftsbewegung und sozialdemokratischer Partei gestanden. „Die Gegensätze zwischen Partei und Gewerkschaften sind zweifellos vorhanden, das muß ausgesprochen werden, um jeder Selbsttäuschung aus dem Wege zu gehen," so konstatiert selbst der „Vorwärts" in einem Rückblick auf den Kongreßverlauf. Wie stark diese Gegensätze sind, das zeigten die lärmenden Szenen, die sich bei der Maifeierdebatte zwischen dem Gros der Gewerkschaftler und den Verteidigern der sozialdemokratischen Politik abspielten. Wäre nicht die weitgehende Personalgemeinschaft zwischen Partei und Gewerkschaft vorhanden, so würden die Gegensätze vielleicht gar zu Sezessionen geführt haben.

Um welche Macht es sich bei der sozialdemokratischen Gewerkschaftsbewegung handelt, darüber belehrt uns die gerade eben publizierte Gewerkschaftsstatistik des Jahres 1904. Nach ihr haben die Organisationen, die in Cöln auf dem Gewerkschaftskongreß vertreten waren, im vorigen Jahre zum erstenmal mehr als eine Million Mitglieder zu verzeichnen gehabt. Bei einer Zunahme von 164 000 Mitgliedern ist die Gesamtzahl auf 1 052 108 gestiegen. Vergleicht man diese Ziffern mit den entsprechenden der christlichen und der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine, so ergibt sich ohne weiteres, daß die erdrückende Mehrheit der gewerkschaftlich Organisierten im sozialdemokratischen Lager steht. Die Hirsch Dunckerschen Gewerkvereine können für 1904 nur einen Zugang von 1674 Mitgliedern nachweisen und beziffern ihren Gesamtbestand auf 111 880). Der Gesamtverband christlicher Gewerkschaften rühmt sich eines Wachstums von 16 116 Mitgliedern und ist im Vorjahr auf 107 556 gestiegen. Diese beiden nichtsozialdemokratischen Gruppen zusammen haben also erst ein Fünftel des Mitgliederbestandes der sozialdemokratischen Gewerkschaftsverbände! Blickt man nun auch noch auf Kampfesmut und Leistungsfähigkeit, so fällt der Vergleich, soweit wenigstens die „Christlichen" in Betracht kommen, noch stärker zugunsten der sozialdemokratischen Gewerkschaften aus.

Auch den Vergleich mit der sozialdemokratischen Partei braucht das Gewerkschaftsheer, das in Cöln aufmarschiert war, keineswegs zu scheuen. Jene brüstet sich zwar bei jeder Gelegenheit mit ihren drei Millionen Wählerstimmen. Es ist aber bekannt, daß ein hoher Prozentsatz in dieser Ziffer auf die Mitläufer entfällt, und daß die Anklagen der Gewerkschaftler wegen mangelhaften politischen Organisationstriebs nicht verstummen wollen. Das Heer der eingeschriebenen sozialdemokratischen Parteigenossen ist also vermutlich sehr viel schwächer als das der organisierten Gewerkschaftler.

Man ersieht aus diesen Vergleichen, welche Bedeutung für die deutsche Arbeiterbewegung und für die deutsche Gesamtpolitik das Verhalten der Gewerkschaftler zur Sozialdemokratie hat.

Zweifellos liegen nun den in Cöln hervorgetretenen scharfen Gegensätzen keine persönlichen, vorübergehenden Ursachen zugrunde, sondern sachliche, tiefgehende. Es darf also angenommen werden, daß allen sozialdemokratischen Beschwichtigungsräten zum Trotz der in Cöln offenkundig gewordene Zwiespalt nicht dauernd überkleistert werden kann. Dann erhebt sich aber alsbald die weitere Frage: Wie wird er ausgetragen werden? Wird die Partei oder die Gewerkschaft die Oberhand gewinnen? Natürlich denkt niemand an eine plötzliche feindselige Auseinandersetzung beider Mächte; man kann nur an eine langsame Beeinflussung der einen durch die andere bis zur endgültigen Vorherrschaft der obsiegenden Richtung glauben.

Es fehlt nicht an Leuten, die auf Grund aufmerksamer Beobachtungen mit großer Bestimmtheit den nicht allzufernen Sieg der gewerkschaftlichen Strömung über die parteipolitische prophezeien. Immer mehr Gewerkschaftler, so argumentieren sie, werden in die Parlamente gewählt werden. Dort und auf den sozialdemokratischen Parteitagen, wo die gewerkschaftlichen Beamten oft genug in ausschlaggebender Zahl anwesend sind, werden sie die Parteipolitik in gewerkschaftlichem Sinne stark beeinflussen. Wie wenig Rücksicht sie dabei walten lassen, hat ja der eben beendete Cölner Kongreß gezeigt, wo allen fraktionellen Traditionen zum Trotz die Arbeitskammern verworfen und die Arbeiterkammern grundsätzlich gefordert wurden. Beinahe hätte man sogar die Rücksichtslosigkeit so weit getrieben, im Widerspruch mit allen Parteitagsbeschlüssen und internationalen Resolutionen die Arbeitsruhe am 1. Mai für inopportun zu erklären! An diesem Punkt entbrannten die Gegensätze zwischen Partei und Gewerkschaft so bedrohlich, daß schließlich alle eingebrachten Resolutionen zurückgezogen werden mußten; „nach dem ersten Augenblick fassungsloser Ueberraschung über diese unerwartete Wendung der Dinge ging ein Aufatmen durch die Menge der Delegierten", konstatiert der Berichterstatter des „Vorwärts". Leuten, die so unbekümmert ihre gewerkschaftlichen Interessen in den Vordergrund schieben, ist auch zuzutrauen, daß sie mit der Zeit die Gesamtpolitik der sozialdemokratischen Partei, so weit sie ihnen nicht mehr paßt, rücksichtslos nach ihren Wünschen umgestalten.

Auf der andern Seite darf nicht vergessen werden, daß die Gewerkschaftsbewegung nur ein Ausschnitt aus dem Gesamtkapitel der Arbeiterbewegung sein und bleiben wird. Fragen, die für den Parteipolitiker an allererster Stelle stehen, Militarismus, Kolonialpolitik, Finanzverwaltung usw., berühren die gewerkschaftlichen Interessen erst in zweiter Linie. Und da auch für die Zukunft die Gewerkschaftsführer noch vollauf mit ihren praktischen Gewerkschaftsangelegenheiten beschäftigt sind, so werden sie weder allzu viel Neigung noch Zeit haben, tiefer in die Gesamtpolitik hineinzusteigen und grundsätzliche Aenderungen auch dort herbeizuführen, wo ihre gewerkschaftlichen Interessen weniger in Frage kommen. Es können also auch diejenigen gute Gründe ins Feld führen, die eher geneigt sind, ein Fortbestehen der seitherigen parteipolitischen Bevormundung der Gewerkschaftsbewegung für wahrscheinlich zu halten.

Schließlich kommt es aber auch garnicht darauf an, hier der sozialdemokratischen Gesamtentwicklung eine mehr oder minder zuverlässige Zukunftsprognose zu stellen, als vielmehr darauf, die Aufmerksamkeit auf diesen praktisch-politisch so wichtigen Gegensatz zwischen Sozialdemokratie und sozialdemokratischer Gewerkschaftsbewegung zu lenken. Wie er schließlich enden wird, das liegt weniger in den Händen der Arbeiter selbst, als in denen

Digitized by Google

der andern Machtfaktoren im Staate. Reaktionäre Gesamtpolitik wird ganz zweifellos die Sozialdemokratie auf Kosten der Gewerkschaftsbewegung stärken, ernste und freiheitliche Sozialpolitik wird dagegen den sozialdemokratischen Gewerkschaften wachsenden Einfluß in der Partei und damit in der Zukunftsentwicklung der deutschen Arbeiterbewegung sichern.

Fr. Weinhausen.

Die russischen politischen Kämpfe.

Die Zahl der Bücher, die heute über Rußland erscheinen, und die sich insbesondere mit der heutigen politischen Lage in Rußland beschäftigen ist nicht mehr zu überblicken. Das ist verwunderlich gewiß nicht.

Ein gewaltiges Reich kämpft einen gewaltigen Kampf mit einer Nation, die der abendländischen Zivilisation bisher völlig fernstehend, jetzt zum erstenmal einen Schlag gegen eine europäische Macht führt. Das Ergebnis wird eine große Rückwirkung auf alle europäischen Völker ausüben, und die betrachteten sich seit fast zweitausend Jahren mit kurzen Rückschlägen und seit zweihundert Jahren ohne Rückschläge als die ausschließlichen Träger aller eingreifenden Entwicklung auf der Erde. Und dieses selbe Rußland wird gleichzeitig von inneren Krämpfen geschüttelt, die den Bau des alten Reiches zu zertrümmern drohen, und deren Wirkung es sein kann, daß ein neuer, freier Staat entsteht, ein neuer Faktor für die europäische Zivilisation und ein neuer Faktor für die internationale Weltpolitik. Wir sind also die Zeugen von gewaltigen Wandlungen, die sich vorbereiten, und es fehlen nicht die Propheten und die Zeichendeuter und die klugen, sachkundigen Beobachter, die darstellen, was vorgeht, und die erwägen, was kommen kann.

Eines der besten unter den kurz gefaßten Büchern mit solcher Aufgabe, die ich kenne, führt den Titel „Die russischen Kämpfe um Recht und Freiheit", und es hat Professor M. von Reusner zum Verfasser.*)

Man braucht nicht bis in die letzten Konsequenzen den politischen Standpunkt des Professors von Reusner zu teilen; man kann auch im einzelnen diesen oder jenen Einwurf machen, immerhin ist hier in ganz knappen Zügen, ohne irgend welchen Ballast, eine treffliche Schilderung des heutigen Rußlands gegeben, und es werden die Möglichkeiten für die Zukunft erwogen, so weit das geschehen kann.

Warum sind eigentlich die Zustände in Rußland so durch und durch faul und morsch und für den Zusammenbruch reif? Nicht des unglücklichen Krieges wegen; das ist nur ein Symptom; sondern weil das gesamte Staatsleben des Reiches eine große Lüge ist!

Rußland ist eine Autokratie, und der Zar ist der Selbstherrscher. Eine Autokratie war immer nur in beschränktem Umfange eine Wahrheit. Die Entwicklung der modernen Zeit hat sie zu einer absoluten Unmöglichkeit gemacht. Das ist nicht die Schuld einiger ehrgeiziger politischer Streber, die auch ein Wort mitzureden wünschen, sondern die Ursache liegt darin, daß ein einzelner Mensch unter Umständen wohl die ziemlich gleichmäßigen Verhältnisse einiger weniger Millionen primitiver Menschen überblicken kann; aber er muß scheitern, wenn er das unendlich differenzierte Leben von zahlreichen Millionen und immer zahlreicheren Millionen moderner Menschen regeln will. Der große Kurfürst hinterließ Preußen mit einer Million dreimalhundertfünfzigtausend Einwohnern; weit weniger als heute allein in Berlin wohnen; und wo ist der Mensch, dem es zuzutrauen wäre, daß er auch nur das gewaltig pulsierende, unendlich vielgestaltige Leben einer einzelnen Großstadt heute nach allen Richtungen hin entscheidend und doch segensvoll zu beeinflussen unternehmen könnte? Um bei den Verhältnissen, die wir am besten überblicken, zu bleiben, so zeigt sich schon unter Friedrich dem Großen, daß durch seine innere Staatsverwaltung das Leben zu verdorren begann. Und der große Kurfürst und Friedrich der Große waren ganz ungewöhnliche Herrschernaturen.

Vom Absolutismus ist der Typus des absoluten Herrschers natürlich ganz untrennbar, soll der Absolutismus nicht unmittelbar in Verfall geraten. Der Absolutismus verlangt den Menschen, der für ihn notwendig ist, mit den Qualitäten, die für diese Verhältnisse unentbehrlich sind. Die Zustände der Vergangenheit waren geeigneter, diesen Typus herauszubilden, dessen charakteristische Eigenschaft rücksichtslose Energie ist. Je einfacher die Verhältnisse, um so eher kann diese geradlinige Energie sich entwickeln, und im gegebenen Falle kann sie dann sogar heilsam sein, je verwickelter die Verhältnisse, um so verderblicher eine solche brutale, autokratische Energie, die die Kompliziertheit moderner Verhältnisse außer acht läßt. — und glücklicherweise um so seltener ist sie.

Nun wird die Einwohnerzahl des russischen Reiches auf 130 Millionen Menschen und mehr geschätzt. Viele stehen freilich auf den niedrigsten Stufen der Kultur, einige Millionen sind Kulturmenschen. Sie alle sind eingefügt in das Räderwerk eines modernen Großstaates, und für ein modernes, verwickeltes Staatsräderwerk, das 130 Millionen Menschen zu erfassen, festzuhalten, für die vielseitigen Zwecke eines europäischen Reiches unserer Tage zu benutzen hat, ist eine Autokratie natürlich eine Unmöglichkeit. Nicht genug damit. An der Spitze dieser unmöglichen Autokratie steht ein Mann, dem niemand die selbständige Führung eines Regimentes, dem niemand einen unbedeutenden Gesandtschaftsposten, dem niemand ein Geschäft und dem niemand die Verwaltung des kleinsten Gutes anvertrauen würde, eine kenntnislose, gänzlich unbegabte, gänzlich energielose Persönlichkeit. Also die unmögliche Autokratie mit einem unmöglichen Autokraten an der Spitze.

Man sollte meinen, daß bei solcher Sachlage der Zusammenbruch unmittelbar erfolgen müßte, oder, wenn nicht, daß alsdann das Regieren so leicht sei, um selbst dem Unfähigsten zu gestatten, den Autokraten weiter zu spielen. Allein der Zusammenbruch erfolgt nicht unmittelbar, und das Regieren ist ganz gewiß eine außerordentlich schwere Kunst, wenngleich auf dem Thron sitzen zu bleiben, oft auch für Schwachköpfe noch möglich ist.

Betrachtet man dieses Phänomen nicht unter dem theologischen Gesichtspunkt des Gottesgnadentums, sondern rationalistisch, so ergibt sich, daß die organisierte Macht, mit einem unbedeutenden Schwächling an der Spitze, für lange Zeit stärker ist als ganze Nationen mit ihrer Fülle an Intelligenz und Energie. Diese Fähigkeiten können sich für unmittelbare staatliche Zwecke nicht Geltung verschaffen, weil ihnen eine selbständige, von der staatlichen unabhängige oder selbst entgegengesetzte Organisation zunächst fehlt.

Die Organisation des Staates ist die Bureaukratie, sie ist heute in Rußland der Autokrat.

Auch die Bureaukratie, — in normalen Zeiten die zivile, in kriegerischen Zeiten zugleich die militärische, — kann für einen Staat heilsam wirken. Sie tut es in Rußland nicht, und sie kann es in Rußland nicht tun.

Die Bureaukratie muß, um auf einer gewissen Entwicklungsstufe staatlichen Lebens segensvoll arbeiten zu können, eine Auslese aus der Bevölkerung darstellen, die über folgende Eigenschaften verfügt: Arbeitsamkeit, Sachlichkeit, Unbestechlichkeit in der breiten Masse; Intelligenz bei den Spitzen. Das waren die Eigenschaften, die den Ruhm der preußischen Bureaukratie einmal ausgemacht haben. Die russische Bureaukratie ist weder arbeitsam, noch sachlich, noch unbestechlich, noch intelligent. Man sieht ihr Faulheit, Unsachlichkeit, Bestechlichkeit und Kenntnislosigkeit unter einer Voraussetzung nach; sie muß ein völlig gefügiges Werkzeug für den Vorgesetzten sein, und so entwickelt sich über den passiven Gehorsam nach oben bei ihr nur: die Intelligenz des Strebertums.

Gewiß gibt es auch in Rußland Ausnahmen, aber sie ändern nichts an der Tatsache, daß der wahre Autokrat Rußlands heute einen depravierten Charakter hat, eine Beamtenschaft, die nicht nach unten sieht und die nicht da ist, um die staatlichen Be-

*) Halle a. d. S. 1905. Gebauer-Schwetschke.

Digitized by Google

dürfnisse eines Volkes möglichst zweckmäßig zu befriedigen, sondern die ausschließlich nach oben sieht, um einerseits festzustellen, in welchem Umfange sie ihren allerpersönlichsten Bedürfnissen, ihren souveränen Paschaneigungen nachleben darf, und in welchem Umfange wiederum die souveränen Paschaneigungen der nächsten und höheren Vorgesetzten respektiert werden müssen, damit der Untergebene an der Staatskrippe bleiben kann und damit er vorwärts kommt. Und da sich die ganze Stufenleiter der Hierarchie hinauf und hinab immer wieder diese selben Eigenschaften in Wirksamkeit zeigen, so ist das Ergebnis, daß es freilich in Rußland Gesetze gibt, aber sie treten nur in Kraft, wenn kein Interesse sich irgendwo geltend macht, um an die Stelle der Gesetze die administrative Willkür zu setzen. Das Gesetz ist in Rußland eine Direktive; die administrative Willkür ist die Realität, und diese Realität führt dazu, daß das schlechteste Gesetz im gegebenen Falle noch verschlechtert werden kann, und daß das beste Gesetz im gegebenen Fall keinen Schutz zu gewähren braucht. . . .

Ein selbständig s politisches Leben innerhalb der russischen Bevölkerung ist sehr jung. Das erste schwache Aufleuchten zeigt sich im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts. Seitdem hat der Autokrat und die autokratische Bureaukratie immer nur ein zweifaches Ziel verfolgt: die Bevölkerung in einem Zustand zu erhalten, der sie geneigt machte, dieses System weiter zu ertragen, und der sie unfähig machte, dieses System abzuschütteln; und gleichzeitig sollte eine so geformte Bevölkerung die Eignung besitzen, ein Staatsgebäude zu tragen, das für die internationale Politik den Anforderungen einer modernen Großmacht genügte oder wenigstens zu genügen schien.

An dieser zwiefachen Aufgabe ist die Autokratie gescheitert, mußte sie scheitern, und die gegenwärtige schwere Krisis ist die Quittung über den absoluten, unabwendbaren Mißerfolg des Systems.

Rußland hat seit den Tagen Friedrichs des Großen konsequent eine europäische Großmachtpolitik verfolgt. Nun kann der Großstaat unserer Tage seine Stellung nur behaupten, wenn die Masse seiner Bevölkerung mehr und mehr mit moderner Kultur durchtränkt wird. Wir brauchen intelligente Landwirte; wir brauchen intelligente Arbeiter, intelligente Kaufleute und Fabrikanten; wir brauchen die Fortschritte der modernen Technik und Wissenschaft, um durch das Zusammenwirken aller dieser Faktoren die finanzielle Leistungsfähigkeit des Staates aufrecht erhalten zu können. Die Gesamtheit des Volkes muß intelligent sein, denn wir brauchen für die nationale Unabhängigkeit intelligente Soldaten, und die Intelligenz der Gesamtheit muß auch darum auf einer hohen Stufe stehen, damit wir durch Auswahl der Geeignetsten zu einem intelligenten, den Anforderungen des modernen Lebens in Krieg und Frieden gewachsenen Beamtenstand und Offizierstand gelangen können. Für den modernen Staat ist der selbständige, allen Kulturreinflüssen zugängliche, aufgeklärte Mensch unentbehrlich, und für den russischen autokratischen Beamtenstaat ist dieser Mensch unerträglich. Der moderne Staat hat zur Voraussetzung, daß eine ganze Nation unablässig, auf allen Gebieten nach dem Fortschritt sucht und den Fortschritt zu verwirklichen strebt, und der heutige russische Staat hat zur Voraussetzung, daß mit eiserner Faust alle jene Fähigkeiten der Nation unterdrückt werden, die sie antreiben könnten, selbständig die Wege des Fortschritts zu suchen. Der moderne Staat bedarf der aus eigener Kraft vorwärtsstrebenden, aufrechten und gefestigten Charaktere, und die russische Autokratie braucht unterwürfige, lenksame und frivole oder bindämmernde Sklavennaturen.

Rußland kann heute, bei Strafe seine Großmachtstellung einzubüßen, der Ergebnisse unserer modernen Kultur nicht entraten. Rußland muß die Leistungen der Zivilisation sich aneignen im Landheer, in der Marine, in der staatlichen Finanzgebarung, in der gesamten Volkswirtschaft, es tut dies auch. Es hat Gewehre und Kanonen und Schlachtschiffe und ein Budget und Fabriken und Maschinen und Eisenbahnen, aber alle diese Instrumente der Zivilisation können in entsprechender Weise erst durch den zivilisierten Menschen nutzbar gemacht werden, und den verträgt das heutige russische System nicht. Rußland bricht in Ostasien zusammen, und Rußland bricht politisch und wirtschaftlich im Innern langsam zusammen, weil es sich die Errungenschaften der Zivilisation, die für einen modernen Staat unentbehrlich sind, glaubte aneignen zu können, ohne die Voraussetzungen für diese Zivilisation, die ebenso unentbehrlich sind, in der eigenen Bevölkerung zu schaffen.

In Rußland steht also an der Spitze ein Autokrat, der nicht über eine einzige Fähigkeit für das autokratische Regiment verfügt. In Rußland regiert eine Bureaukratie, die verpflichtet ist, die moderne Großmachtstellung des Reiches aufrechtzuerhalten, und die, um das bestehende System zu retten, dem sie ihre Existenz verdankt, alle Voraussetzungen im Keime vernichten muß, die das Volk befähigen könnten, Träger eines modernen Großstaates zu sein.

Der Erfolg liegt vor. Sechzig Prozent dieses Volkes sind Analphabeten; nach der Schätzung anderer bis achtzig Prozent, und der überschießende lesende Bruchteil wird verdummt und versklavt durch die Bureaukratie, durch die Zensur, durch die Kirche, durch die Schule, durch die Universität, durch das Amt, und wenn er sich dieser Verdummung und Versklavung entziehen will, wird er aus einer unbrauchbaren Stütze des Staates zu einem staatsgefährlichen Rebellen.

Es ist noch heute nicht anders, als zur Zeit Alexander Herzens, der vor einem halben Jahrhundert schrieb:

> „Bleibt Sklaven, bleibt stumm, bleibt passiv, oder Ihr seid verloren. Zum Ersatz dafür läßt man uns das Recht, den Bauern zu schinden, um am grünen Tisch oder im Weinhaus die von uns erhobene Steuer, woran Blut und Tränen der Bauern kleben, zu vergeuden."

Freilich heute gibt es neben dem zugrunde gerichteten Bauern auch den zugrunde gerichteten Großgrundbesitzer, und zwar in einem Lande, das noch ganz überwiegend Ackerbaustaat ist.

Eine Revolution tritt ein, wenn eine heilsame organische Entwicklung ein Ding der Unmöglichkeit geworden ist. Daß eine organische Fortentwicklung in Rußland noch möglich sein sollte, ist nicht anzunehmen. Die Voraussetzungen in dem Aufbau und in der Zusammensetzung der Gesellschaft fehlen; die führenden Menschen fehlen hierfür auch.

Der Zar repräsentiert die trostlose, und aus Ideenlosigkeit zugleich halsstarrige Passivität, und die autokratische Bureaukratie kann nur für ihre Selbsterhaltung kämpfen. Was ist da zu erwarten?

Es ist bekannt, daß die Hofkreise in Anlehnung an zahlreiche historische Präzedenzfälle daran gedacht haben, den Zaren durch ein anderes Mitglied des regierenden Hauses zu ersetzen. Das Unternehmen ist nicht leicht, und um so schwieriger, da das heutige Prinzengeschlecht nicht aus dem Holz geschnitzt ist, um für eine Krone einen großen Einsatz, vielleicht das Leben zu wagen. Für eine Militärrevolte fehlen gleichfalls alle Anzeichen, und für sie würden die Vorbedingungen sich wohl erst nach der Rückkehr der in Ostasien kämpfenden Truppen ergeben können. Eine Revolution im hergebrachten Stil der Straßenkämpfe mit Barrikaden ist in Rußland so gut wie unmöglich. Sie ist bei der heutigen Waffentechnik voraussichtlich überhaupt undurchführbar; sie ist in russischen Städten mit ihren ungeheuer breiten Straßen nicht denkbar.

So bleiben zwei Möglichkeiten; ein plötzlicher Zusammenbruch der herrschenden Organisation, weil ihr allmählich das erforderliche Maß an kraftvollem Zynismus und kraftvoller Frivolität abhanden gekommen ist, oder ein langsamer Prozeß der Auflösung mit Attentaten, mit Streiks der Arbeiter, der Universitätsprofessoren, der Aerzte und Advokaten; mit Bauernrevolten, mit Steuerverweigerung, mit Weigerung, sich der Militärpflicht zu stellen, bis das staatliche Leben sich langsam in unerträgliche Anarchie umgewandelt hat, und damit der Platz für einen Neubau geschaffen ist. Diese schmerzhafte Entwicklung hält Professor Reusner für wahrscheinlich; sie würde einen neuen Typus der revolutionären Entwicklung darstellen — den russischen. Und wenn man bedenkt, daß die bisherigen Ereignisse keine starken politischen Menschen mit Führerqualitäten an die Oberfläche gebracht haben — nicht einen — und daß daher auch keine starken Organisationen, die aus dem Dunkel der Konspiration auftauchen und die dem ganzen Volke sichtbare politische Ziele verfolgen, entstanden sind; — da diese Voraus-

Digitized by Google

setzungen so gut wie fehlen, so mag es wohl sein, daß in Rußland nicht der bewußte Wille in erster Reihe den Umschwung bringt, sondern daß in diesem Riesenreich mit seinen passiven Millionen der Umschwung kommt wie ein dumpfes Naturereignis.

Eins scheint mir ganz sicher: das heutige russische System hat keine Zukunft mehr. Es ist gerichtet, und es wird in der einen oder in der anderen Weise in gegebener Zeit vernichtet sein. Dabei kann der Ausgang des russisch-japanischen Krieges die Entwicklung in dieser oder jener Richtung modifizieren, aber nicht von Grund aus ändern.

Weder der Zar noch die zarische Bureaukratie können die politische Weltstellung Rußlands opfern, ohne ihr System nebst ihren Pfründen preiszugeben; daher das verzweifelte Ringen in Ostasien. Die politische Machtstellung eines Reiches ist heute aber nur aufrechtzuerhalten, wenn sich der Staat die Werkzeuge der modernen Zivilisation zu eigen macht, und kein Werkzeug ist wertvoller und unentbehrlicher als der Mensch selbst. Rußland schafft also die Vorbedingungen für die Entfaltung des modernen Menschen, oder es abdiziert als moderne Großmacht. Diese Pression ist unwiderstehlicher noch als Bomben und als der Idealismus einer kleinen Schar gebildeter Russen.

P. Nathan.

Die Trennung von Staat und Kirche in Frankreich.

Als im Juni 1903 die französische Deputiertenkammer eine Kommission zusammenberief, um die Vorarbeiten für die in Aussicht genommene Trennung von Staat und Kirche zu beginnen, war es zwischen der französischen Regierung und dem Vatikan noch nicht zum offenen Bruch gekommen. So wurde denn auch im Schoße des gewählten Ausschusses die beabsichtigte Reform vorerst im Lichte theoretischer Gründe betrachtet, etwa wie eine Prinzipienfrage, deren Beantwortung man kaum für die nächste Zukunft erwartete. Wir wissen, daß unvorhergesehene Ereignisse den Versuch einer friedlichen Lösung vereitelten. Kaum hatte die Kommission den Paragraphen von der Aufsagung des Konkordats vom 26. Messidor des Jahres IX in ihre Akten eingetragen, als die sog. „Bischofsaffäre“ und das kurz darauf veröffentlichte päpstliche Rundschreiben vom 28. April 1904 dem hundertjährigen Vertrage ein gewaltsames Ende bereitete. De facto war dieser Vertrag überhaupt, vom Tage seines Abschlusses an, auf päpstlicher Seite nicht eingehalten worden. Zwischen Frankreich und Rom hat der Friede während des neunzehnten Jahrhunderts immer gerade so lange angedauert als das Papsttum die Vorherrschaft über die bürgerliche Gewalt erhoffen konnte. Sobald der Liberalismus, die Gefahr erkennend, das Uebergewicht der weltlichen Macht vindizierte, sobald er Gewissensfreiheit, Neutralität der Schule, Unabhängigkeit der wissenschaftlichen Forschung von der Religion, Preßfreiheit, allgemeines Wahlrecht, und wie die freiheitlichen Güter der modernen Gesellschaft sonst heißen, anstrebte, ist es auch regelmäßig zu leidenschaftlichen Konflikten gekommen. Seit dem Tage, da die katholische Kirche das Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit in ihre Satzungen aufnahm, hat es der kirchenpolitischen Krisen kein Ende mehr gehabt. Die Namen von Jules Ferry, Gambetta, Jules Simon, Waldeck-Rousseau und Combes sind eng mit der Erinnerung daran verknüpft. Aus der letzten geht nunmehr die Republik befreit von der Fessel der Kirche hervor.

Das Projekt der Trennung von Kirche und Staat, das seit letztem März in der französischen Kammer unter dem Namen des Projekts Briand diskutiert wird, bildet ein stattliches Bändchen von 450 Seiten, das neben dem Gesetzentwurf eine wertvolle historische Studie über die Beziehungen von Staat und Kirche in Frankreich von ihren ersten Anfängen bis auf heute enthält, nebst einem Ueberblick über die Kulturgesetzgebung der europäischen und amerikanischen Staaten. Um eine so bedeutende und tiefgehende Reform vorzubereiten, wie die Lösung der vielhundertjährigen Bande, die den staatlichen Organismus mit dem der Kirche verknüpften, bedurfte es für die französische Volksvertretung einer eingehenden Vorbereitung. Sei es auch nur, um dem Tadel zu entgehen, der den Gliedern der Nationalversammlung gemacht worden ist, welche eine so radikale Reform wie die bürgerliche Konstitution der Geistlichkeit aus ihrer Autorität und der sozialen Notwendigkeit heraus dekretierten, ohne den Satzungen der katholischen Kirche Rechnung zu tragen. Heute ist man ungleich systematischer zu Werke gegangen. Die Deputierten sind, dank der Arbeiten der Kommission, mit den historischen Anfängen und der Entwicklung des kirchenpolitischen Problems ebenso vertraut gemacht worden, wie mit den Schwierigkeiten, welche die innere Verfassung der Kirche ihrer gewaltsamen Ablösung von der Staatsgewalt entgegenstellt. Durch den komplizierten Mechanismus des Gesetzes hat ihnen überdies eine eben erschienene juristische Studie als Leitfaden gedient, die auch in Deutschland auf Interesse rechnen darf. Das Buch von Grünebaum-Ballin*) gibt dem Leser wertvolle Aufklärungen über die strittigen Punkte, welche das neue Gesetz in Frankreich der Rechtswissenschaft wird zu entscheiden überlassen. Die bei der bevorstehenden Liquidation der Kirchengüter so oft wiederkehrende, viel kontroversierte Frage der „Stiftungen“ und „toten Hand“ ist darin eingehend und lehrreich erörtert. Die Schlüsse, zu denen der Autor kommt, decken sich in den Hauptsachen mit denen des Briandschen Entwurfs, der als ein Versuch angesehen werden darf, im Sinne der Gerechtigkeit ein Problem zu lösen, das die Rechte der Kollektivität und der Individuen, der Toten und der Lebenden, der Gläubigen und der Freidenker in scheinbar unvereinbaren Widersprüchen einander gegenüberstellt.

* * *

Auf Wunsch des Deputierten Briand hat die Kommission dem Gesetzentwurf eine Erklärung der Prinzipien voraufgeschickt, welche die Reform inspiriert und die Legislatoren bei ihrem Werke geleitet haben. Man ist darin einer Tradition der Revolutionsmänner von 1789 gefolgt, welche in der Erklärung der Menschenrechte die herrschenden Doktrinen ihrer Zeit so vortrefflich synthetisierten. Unsere Generation hat die ihrigen in die Worte Gewissensfreiheit und Laizität gefaßt. Während das Prinzip der Gewissensfreiheit nur die Signatur bedeutet für den Geist, in dem das neue Gesetz gehandhabt werden wird, etwas wie eine rechtliche Garantie für freie Ausübung eines jeden Kultus, ist das der Laizität von theoretischer und praktischer Bedeutung zugleich. Wenn es im Artikel 2 des Gesetzes heißt, daß fortan Neutralität und Laizität des Staats eine absolute sein werden, daß der Staat keinerlei Kultus mehr anerkennen, besolden, subventionieren wird, so will das soviel heißen, wie Streichung des Kultusetats vom 1. Januar nach Inkrafttreten des Gesetzes. Der zweite Artikel enthält also, neben den beiden Grundprinzipien des Laienstaats, die wichtigste handgreifliche Maßnahme einer endgültigen Loslösung von der Kirche.

Es gibt vielleicht kein Land der Welt, wo sich dringender und schmerzlicher als in Frankreich der unauflösliche Widerstreit der individuellen Meinungen auf religiösem Gebiet fühlbar gemacht und lebhafter der Wunsch rege geworden ist, das Verhältnis der Staatsbürger zueinander und des Staates zu denselben unter vollständiger Abstraktion von religiösen Vorstellungen zu regeln. Der Verfasser der juristischen Studie zeigt, wie man in Frankreich seit Jahrhunderten instinktiv die Notwendigkeit gefühlt hat, einen Laienstaat zu gründen, wie schon lange vor den Politikern und Juristen der neueren Zeit die alten Rechtsgelehrten den Antagonismus zwischen geistlicher und weltlicher Gerechtsamkeit wohl erfaßt und darauf hingearbeitet haben, das private und öffentliche Recht

*) P. Grunebaum-Ballin, La Séparation des Eglises et de l'Etat. Etude juridique. Paris 1905. Société Nouvelle de Librairie et d'Edition. 2e ed.

Digitized by Google

auf einer anderen als der konfessionellen Basis aufzubauen. Jedes Jahrhundert hat seinen Stein zu dem Werke hinzugetragen. Es ist die Aufgabe des alten Königtums gewesen, zuerst das private, dann das Kriminalrecht auf den Regeln des öffentlichen Wohles zu begründen, es von den religiösen Dogmen abzulösen. Seit der Revolution sind die bisher von der Kirche verwalteten öffentlichen Einrichtungen: Standesamt, Schule, Armenpflege, säkularisiert worden. Heute gilt es, in Frankreich die letzte Hand an das Werk zu legen, die Idee, nach welcher die Befugnisse des Staates nur von „dieser Welt" sein sollen, in die Praxis zu übersetzen.

Das größere Publikum betrachtet allerdings die bevorstehende Reform weniger vom theoretischen als vom rein praktischen Standpunkte. Man fragt sich vor allem, welche pekuniären Konsequenzen für den Staat und für die Gesellschaft die geplante Trennung nach sich ziehen wird. Vom 1. Januar, nach Inkrafttreten des Gesetzes, werden, so heißt es weiter in dem zweiten Artikel, vom Budget des Staats, der Departements und Gemeinden alle Ausgaben für gottesdienstliche Handlungen gestrichen. Da nun die in Frankreich staatlich anerkannten Kirchen neben einem Etat von vierzig Millionen die freie Nutznießung der Kirchen und sonstigen Gebetsstätten besitzen, welche letztere zum Teil aus Staatsmitteln erbaut sind, so bedeutet für die Gegner des Gesetzes die Streichung des Kultusetats eine wesentliche Schädigung, ja eine „Spoliation" der Kirche, und dies aus Gründen, welche der Verfasser der juristischen Studie historisch erläutert. Wenn nämlich niemand im Namen des Rechts Einsprache erheben kann, wo es dem Staate beifällt, die Besoldungen der protestantischen Geistlichen oder israelitischen Rabbiner für die Zukunft nicht mehr zu garantieren, so verhält es sich wesentlich anders, wo es sich um das Budget der katholischen Priesterschaft handelt. Die Aufrechterhaltung desselben ist im Laufe der Debatten in der Presse, in Vorträgen und Reden, im Namen einer Theorie vindiziert worden, die man die „Theorie der ewigen Schuld" nennt.

Als nämlich am 2. November 1789 die Nationalversammlung die Einziehung der Kirchengüter dekretierte, geschah es unter dem Vorbehalte, daß die Nation in passender Weise für die Kosten der gottesdienstlichen Handlungen, den Unterhalt der Geistlichen und die Unterstützung der Armen Sorge tragen werde. In den Augen der Opposition steht also fest, daß die Männer der Constituante für die Besitzergreifung des geistlichen Eigentums nur in der Absicht stimmten, daß dieses ganz oder teilweise dem Unterhalte der Kirche zugewendet werden sollte, daß die Nation es nur an sich gebracht habe unter der Bedingung, der Kirche eine Lebensrente zu sichern. Nun hat jedoch die Constituante ihr damals aufgestelltes Kultusbudget von 85 Millionen nie bezahlt, ja, zwei Jahre später die staatliche Besoldung der Geistlichkeit abgeschafft und dem Priesterstand nichts als das Recht auf moralische Anerkennung gelassen. Auch Napoleon ist bei seiner Wiedervereinigung von Kirche und Staat weit entfernt gewesen, die Existenz einer Staatsschuld im Prinzip anzuerkennen. Wir wissen, daß er bei Abschließung des Konkordats von wesentlich politisch-opportunistischen Gründen geleitet wurde, daß der 13. Artikel des Konkordats ausdrücklich die Veräußerung der Kirchengüter sanktionierte, indem er die Käufer derselben für rechtmäßige Besitzer des erworbenen Guts erklärte und somit jeder Vellentät des Klerus, rechtliche Ansprüche auf dasselbe zu machen, die Spitze abbrach. So kann denn von einer Schuldforderung der Kirche an den Staat nicht die Rede sein, wo die Höhe der Schuld nie in Ziffern festgestellt, dieselbe nie in das Schuldbuch eingetragen worden, ja, nie amortisiert worden ist. Seit hundert Jahren ist das Kultusbudget in Frankreich vielmehr um das zehnfache angewachsen. Von 4 Millionen im Jahre 1805 und 17 Millionen 1813 ist es während des zweiten Kaiserreichs bis zu 50 Millionen gestiegen. Aus den Verhandlungen der Nationalversammlung während jener denkwürdigen Tage vom November 1789 geht für den unparteiischen Leser offen hervor, daß die gemäßigten unter den Deputierten, Leute wie Thouret, Barnave, Talleyrand, Mirabeau, die Geistlichkeit nicht als Eigentümer, sondern als bloße Nutznießer und Verwalter der Kirchengüter ansahen. Wenn es auch nicht leicht ist, nach den Philosophen des 18. Jahrhunderts und den Reden der Deputierten den rechtlichen Charakter des individuellen Besitztums in eine einzige Formel zu fassen, so kann kein Zweifel darüber obwalten, daß die Kirchengüter nie als ein solches sind betrachtet worden. Nach dem 17. Artikel des Menschenrechtes konnte und durfte die Nation ein individuelles Besitztum nicht an sich nehmen, denn „das Recht, auf welches das private Eigentum sich gründet, ist gleichaltrig mit der Entstehung der menschlichen Gesellschaft. Da aber die „Körperschaften" einer späteren Epoche angehören, so ist das korporative Besitztum eine „Fiktion, welche die Nation geschaffen und wiederum abschaffen kann". Es ist interessant, zu sehen, wie schon damals die Möglichkeit ins Auge gefaßt worden ist, den geistlichen Stiftungen eine nicht nur religionsförderliche Bestimmung zu geben, sie vielmehr denen zuzuwenden, „die Hunger und Durst haben". Jaurès hat die Reform von 1789 eine Expropriation des Mittelalters zugunsten der modernen Gesellschaft genannt. Er schließt sich also in seiner Auffassung Mirabeau an, der mit der Vergangenheit leeren Tisch gemacht, für den die Constituante eine neue Welt und neue Gesellschaft war, mit derselben souveränen Macht ausgestattet, wie die der ersten Menschen.

Wem es müßig erscheinen sollte, diese theoretische Seite der Frage heute nach mehr als hundert Jahren wieder so eingehend behandelt zu sehen, dem müssen wir darauf erwidern, daß nun bereits zum zweitenmal im Laufe der Geschichte die Theorie jener „ewigen Schuld" von den Klerikalen ins Feld geführt worden ist, daß zum Verständnis der Debatten von heute gerade die geschichtliche Belehrung unentbehrlich erscheint. Bei der Diskussion der zu zahlenden geistlichen Pensionen, der mietweisen Ueberlassung der Kirchen an die religiösen Gemeinschaften wird das Argument von der Schuld unfehlbar wieder Dienste tun müssen, so wie weiland in der „chambre introuvable", als der Klerus zur Entschädigung für die nationalisierten Kirchengüter eine Rente mit Eintragung in das Schuldbuch der Nation fordern zu dürfen glaubte, eine Forderung, die übrigens sogar von den Royalisten abgelehnt wurde.

Wem werden nun, da durch die Trennung der Kirche vom Staate die öffentliche Kultusverwaltung aufgehoben wird, die kirchlichen Güter zufallen, welche die anerkannten Kulte seit dem Konkordat durch Stiftungen, Geschenke, Legate oder Ersparnis erworben und deren Verwaltung in der katholischen Kirche bisher von den sog. Fabriken oder katholischen Kirchenverwaltungen, bei den Protestanten und Israeliten von den Konsistorien versehen wurde? Diese Frage bildet, neben der von der Aufhebung des Kultusetats, den Haupt- und Kernpunkt der Reform. Sie ist in dem vierten Artikel des Gesetzentwurfes entschieden und hat, obgleich in gemäßigtster und gerechtester Weise gelöst, doch Gelegenheit zu den leidenschaftlichsten Kämpfen im französischen Parlament gegeben. „Ein Jahr nach Inkrafttreten des Gesetzes," so heißt es in dem Artikel 4, „werden alle beweglichen und unbeweglichen Besitztümer, welche den Fabriken, Presbyterialräten, Konsistorien und anderen öffentlichen Kultuseinrichtungen gehören, mit allen darauf ruhenden Belastungen und Verpflichtungen den ‚Kultusgemeinschaften' übergeben werden, die sich gebildet haben, um die gottesdienstlichen Handlungen in den Zirkonskriptionen jener Institute zu üben."

Während wiederum für die protestantischen Kirchen und den israelitischen Kultus aus diesem Artikel keine unüberwindlichen Schwierigkeiten erwachsen, da die Organisation derselben eine wesentlich demokratische ist die der Bildung von „Kultusgemeinschaften" prinzipielle Schwierigkeiten nicht entgegenstellt, verhält es sich anders mit der katholischen Kirche. Diese hat seit dem Konkordat ein ungefähr 30000 Hektar umfassendes unbewegliches Eigentum und ein beträchtliches, nicht genau abzuschätzendes bewegliches Gut erworben, auf welches der Staat keinerlei Anrecht hat. Dieses Eigentum zu besitzen, sind die Pfarren, Erzbistümer und Bistümer, Fabriken, Seminare usf. durch das Gesetz als sog. „juristische Personen" berechtigt, genau so wie andere öffentliche Einrichtungen: Hospitäler, Universitäten u. a. m. Diesen „juristischen Personen", die durch das Gesetz zu existieren aufhören, substituiert nun der Staat neue „juristische Personen" in den zu bildenden „Kultusgemein-

Digitized by Google

schaften". Der vierte Artikel des Gesetzes bringt also die interessante Frage von der „juristischen Person" und den Rechten des Staats im Falle ihres Verschwindens an die Tagesordnung. Während von den Radikalen die juristische Auffassung vertreten worden ist, nach welcher das vakante Gut „juristischer Personen" dem Staate zufällt, und auf der anderen, klerikalen Seite die Verteilung desselben unter die Mitglieder der aufgelösten Gesellschaft gefordert worden ist, hat die Kommission im Sinne der vorliegenden juristischen Studie einen mittleren Weg gewählt. Sie betrachtet das frei gewordene Kircheneigentum wie eine mit einem Zweck belastete Stiftung. Der rein kultuellen Zwecken bestimmte Teil derselben wird den „Kultusgemeinschaften" überlassen, der für Wohlfahrtszwecke gestiftete Teil der „Assistance publique" übergeben werden. Die vom Staate selbst gelieferten Bausteuern gehen an den Staat zurück.

Man sollte annehmen, daß diese Lösung den streitenden Parteien eine willkommene gewesen wäre und daß man ihr insbesondere von der klerikalen Seite rückhaltlos beigestimmt hat. Allerdings ist der vierte Artikel nach heftigen Debatten von der Majorität votiert worden, und zwar dank der energischen Fürsprache der Sozialisten Jaurès und Briand. Aber während den letzteren von den Radikalen vorgeworfen wurde, daß sie neue „Kirchengüter" gegründet hätten, haben sich unter der Geistlichkeit Stimmen erhoben, die die Ueberweisung des geistlichen Besitzes an „Kultusgemeinschaften" für unvereinbar mit der Organisation der katholischen Kirche ansehen. In einem Briefe an den Präsidenten der Republik erklärten unlängst die Kardinäle, daß die sogenannten Kultusgemeinschaften dem Prinzip der katholischen Hierarchie zuwider seien, weil diese von oben nach unten und nicht von unten nach oben funktioniere, eine Mitarbeiterschaft von Laien am Werke der Kirche ausschließe.

Noch ein anderer schwer wiegender Einwurf ist gegen diesen Paragraphen erhoben worden. Zu seiner Zurückweisung hat das Grünebaum-Ballinsche Buch der Majorität wertvolle Stützpunkte geboten. Welches, so fragte man sich, würde die rechtliche Lösung sein, falls mehrere Kultusgemeinschaften während der Liquidation der aufgehobenen Fabriken ihren Anteil an der Erbschaft forderten? Oder, um die Rechtsfrage ins politische Gebiet hinüber zu spielen, was würde geschehen, wenn aus dem Wunsche, bei der Liquidation bedacht zu werden, der Geist der Unabhängigkeit unter die Glieder der Kirche gerate und neu entstandene Sekten die Einheit derselben bedrohten? Der Text des Gesetzes geht von der stillschweigenden Voraussetzung aus, daß die Reform an der Organisation, ja an der Einheit der bestehenden Kirchen nicht rühren werde, daß diese auch ohne die starke Hand des Staats weiter bestehen könne. Leute wie Renan haben vor dreißig Jahren darüber anders gedacht und in dem staatlichen Schutze die beste Garantie gegen die immer drohende Gefahr der Schismen, in den „Richtern und Gendarmen" die wahren Hüter der katholischen Einheit gesehen. Das neue Gesetz enthält dem katholischen Dogma rechtlichen Bestand nicht vor. Um des Patrimoniums der Kirche teilhaftig zu werden, es besitzen und verwalten zu dürfen, werden nämlich die Laienassoziationen sich als rechtgläubige Gemeinschaften ausweisen müssen, die in Harmonie mit ihrem Kultus funktionieren. Die bürgerlichen Gerichte werden — wie in England und Amerika — zu entscheiden haben, ob diese oder jene Anspruch erhebende religiöse Gemeinschaft auf dem Boden der kirchlichen Organisation steht, zu welcher sie sich hinschreibt. Sie werden in die Dogmatik und Disziplin derselben eindringen, das kanonische Recht zur Richtschnur bei ihren Entscheidungen nehmen. Spötter sprechen schon von zukünftiger, staatlich „geeichter" katholischer Rechtgläubigkeit. Dem Leader der sozialistischen Partei hat der fragliche Punkt Gelegenheit zu einer glänzenden Rede gegeben. Jaurès hat darin überzeugend nachgewiesen, daß ein Land, welches die große Geistesbefreiung der Reformation ablehnte, nicht kleinlichen Schismen verfallen könne, daß sein Ideal kein bloßes Ideal der Gedankenfreiheit sei, das sich in ungewissen Kompromissen Genüge tue, daß es eine neue und höhere Form des gesellschaftlichen Lebens anstrebe in dem Kultus der sozialen Gerechtigkeit. Sollte eine freiere, demokratische Entwicklung sich auch innerhalb der abgelösten Kirche anbahnen, so könne sie sich im Rahmen des rechtgläubigen Katholizismus vollziehen, welchem in dem Gesetz genügende rechtliche Garantien gewährt sind.

Auf die folgenden, in der juristischen Studie eingehend behandelten Paragraphen betreffend die Pensionierung der heute brotlos werdenden Geistlichen, die vorläufige mietweise Ueberlassung der Kirchen, Pfarren, Seminare an die Gläubigen, die Erhaltung der Denkmäler kirchlicher Kunst usw. näher einzugehen müssen wir uns versagen. In dem Augenblick, wo wir diese Zeilen schreiben, sind die Debatten über die Verteilung des geistlichen Besitztums noch nicht beendet.

Welches die praktischen Folgen der Reform sein werden, weiß heute in Frankreich niemand vorauszusagen. Auch die Kirche hält mit ihrer Prognose zurück und sammelt sich. Wirklich festen Boden bietet inmitten des wogenden Meeres von Meinungen und Parteien nur das Recht. „Das uns vorliegende Buch wird" — so schreibt Anatole France in seiner Vorrede — „in Form einer unparteiischen juristischen Darstellung den Beweis der moralischen Wahrheit bieten, daß der Staat der Kirche das zu geben hat, was er ihr schuldet, nämlich die Freiheit: nicht jene metaphysische Freiheit, die nicht existiert und im Grunde nur ein Privilegium bedeutet, sondern die wirkliche Freiheit, die durch andere Freiheiten begrenzt und durch die Bedingungen des politischen und sozialen Milieus festgesetzt ist".

Paris. J. C. von Eckardt.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Papierblumen.

In diesen schönen Frühlingstagen, in denen die Natur in verschwenderischer Güte jeden Baum und jeden Strauch in frisches Laub kleidet, und Flieder und Rotdorn, Goldregen und Kastanien die herrlichste Blütenpracht zur Schau stellen, ist der erfinderische Menschengeist auf eine großartige Idee verfallen, pour corriger la nature. Berlin und Charlottenburg sahen sich der Aufgabe gegenüber, triumphale Wege herzurichten, auf denen die Loyalität all ihren Geist und all ihre Künste zu entfalten vermochte; und da ist man denn auf den wahrhaft genialen Einfall gekommen, der Natur durch künstliche Blumen nachzuhelfen. In den Laubbäumen, welche die Via triumphalis flankieren, sind rote Papierblumen angebracht, die den Eindruck von riesigen Klatschrosen machen, und Girlanden von Papierrosen begleiten den Weg, auf dem ein junges Brautpaar dem Glück entgegenfährt. Diese Maskerade der Natur hat den Witzblättern zu allerlei boshaften Bemerkungen Anlaß gegeben, ohne daß man versucht hätte, nach dem tieferen Sinn in diesem grotesken Spiel zu forschen. Mir scheint, die Papierblumen mitten im grünen Laub der Bäume sind nicht nur eine zarte Huldigung an die Erfindungsgabe unseres industriellen Zeitalters; es kommt vielmehr noch eine andere sinnige Idee dabei zum Ausdruck: Man gibt hier durch die Blume zu verstehen, wie viel Kunst und wie wenig Natur in allen solchen Festen steckt, wie auch die Gefühle, die bei solchen Anlässen zutage gefördert werden, zumeist kein natürliches Produkt sind, sondern ein Kunsterzeugnis darstellen. Die breite Begeisterung gleicht den riesigen Papierblumen. Nicht urwüchsige Freude, sondern loyale Konvention beherrscht die Stunde. Deshalb schmähe man nicht die Papierblumen der Via triumphalis von Berlin und Charlottenburg: es steckt mehr geistreiche Erfindungsgabe in ihnen, als unsere Naturweisheit sich träumen läßt!

Junius.

Digitized by Google

Aegypten und die Engländer.

Unaufhaltsam wälzt sich jeden Winter der Fremdenstrom nach Aegypten. Dabei ist die Zahl derjenigen, die in dem milden Klima und der Trockenheit der Wüstenluft Heilung ihrer Leiden suchen, nur eine beschränkte, und die Menge der Vergnügungsreisenden überwiegt beträchtlich. Das Pharaonenland ist jetzt bei dem internationalen Touristenvolk in Mode gekommen. Fast jeden Tag landen die Dampfer aus Marseille, Neapel, Brindisi, Konstantinopel, dem Piräus Massen von Globetrotters in Alexandrien und Port-Said; außerdem gibt es Spezialschiffe der Stangenschen, Cookschen und vieler anderer Unternehmungen, mit Hunderten von Reisenden. Dann gleichen die großen, glänzenden Hotels in Kairo einem Heerlager oder vielmehr einem Auswandererbahnhof, die Vorhallen und Treppen sind mit zahllosen ängstlichen Menschen, die keine Unterkunft finden können, und deren Gepäck bedeckt, Direktoren und Bedienstete der Gasthöfe irren hilflos und krank vor Aufregung und Anstrengung umher. Brachte doch im vergangenen Februar ein einziger Dampfer auf einmal vierhundert Amerikaner!

Das ist eben die Sache: Deutsche und Engländer, von Franzosen und Italienern ganz zu schweigen, treten bei dieser Invasion zurück hinter die Amerikaner. Und man muß offen sagen, das ist kein angenehmes Element. Gewiß, es gibt unter ihnen viele geistig und gesellschaftlich fein gebildete Menschen, die Liebenswürdigkeit mit gründlichen und zumal umfassenden Kenntnissen paaren. Aber die Mehrzahl von ihnen hat von der physischen, historischen und künstlerischen Bedeutung Aegyptens nicht die leiseste Ahnung und noch weniger Interesse dafür, sie steht überhaupt nichts von den geographischen und künstlerischen Eigenheiten des Landes. Aegypten ist für sie ein von der Mode geforderter fashionabler Winteraufenthalt, wo man sich nach Kräften amüsieren will. Was sie dort suchen, sind Reunionen, Bälle, Maskenfeste, Illuminationen, Konzerte und Wettrennen, bei denen die amerikanischen Damen in fabelhaften Toiletten prunken. Wenn Nizza eine Vorstadt von Paris geworden ist, so Kairo eine Vorstadt von Newyork. Dabei wird das Geld in unbegrenzter Weise, mit der ganzen Verschwendungs- und Prahlsucht des Parvenus hinausgeworfen. Die Hotel- und Wagenpreise, die Ansprüche auf Trinkgelder steigen somit auf eine unglaubliche Höhe, die Ernsteren, Verständigeren, aber weniger Reichen, ja auch den Kranken, die keine Millionäre sind, den Aufenthalt geradezu unmöglich macht.

Von dem ägyptischen Volke erblicken diese Fremden nichts, als die Griechen, Juden, Armenier und Neger, die sich mit allerhand „Kuriositäten" vor den Hotelterrassen tummeln, die indischen Wahrsager und Schlangenbeschwörer, die verschmitzten und unwissenden Dragomane und die Kutscher und Eseljungen, deren einziges Ideal ein hohes Bakschisch ist. Die eifrigeren unter den Fremden machen noch eine Nilfahrt bis Assuan auf den Cookschen oder den Anglo-American-Dampfern, wo sie wieder unter sich sind, und von wo aus sie in dichten Schwärmen die uralten Heiligtümer der Pharaonen mit schwatzenden, schmausenden und kodakenden Menschenhaufen entweihen.

Nichts ist bezeichnender für diese Leute, als ein Vorgang, dessen Zeuge Verfasser in Luxor gewesen ist. Das heiligste Fest für den Islam ist der Beiram. Er macht die einzige Zeit im Jahre aus, da der mohammedanische Landmann Fleisch ißt. Ein jeder Hausvater schlachtet ein Lamm oder einen Hammel vor seiner Tür und gibt davon den Armen ab, soviel diese fordern. Schon früh am Morgen, um sechs Uhr, versammelt sich die fromme Menge zu vielen Tausenden auf einem öffentlichen Platz zum Gebet. Man bedenke, daß dem Mohammedaner die Religion alles ist — sie ersetzt ihm Vaterlandsliebe, Ehrbegriff, Bildungsstreben, jegliches Ideal. Nun weilte damals in Luxor eine fürstliche englische Persönlichkeit mit ihrer Familie. Der hohe Herr war nicht zeitig genug aufgestanden und kam auf den Markt, als das Gebet soeben vorüber war. Er wandte sich also an den daneben stehenden Mudir (Präfekten) mit der Frage: „Können die Leute nicht noch einmal beten? Ich würde dafür zahlen." Kann man sich etwas naiv Frivoleres vorstellen?

Nach solchen Vorfällen ist es nicht zu verwundern, wenn die Einheimischen den Fremden moralisch geringschätzen, seine Macht fürchten, ihn aber sonst nur auszubeuten suchen.

II.

Kairo bildet nicht eine, sondern zwei Städte. Auf der einen Seite die Hotel- und Villenstadt, mit dem raffiniertesten europäisch-amerikanischen Luxus ausgestattet, von den Fremden, den das Abendland nachahmenden Beys und Paschas und den Levantinern — Eingeborenen von europäischer oder griechisch-syrischer Abstammung — bewohnt, deren Damen das Aeußerste in üppiger Eleganz leisten. Auf der anderen Seite der Orient mit seinen engen, schmutzigen Straßen, seiner Armut oder doch Bedürfnislosigkeit, seinen mannigfaltigen Völkertypen und bunten Trachten.

Aber dieses Aegypten, das den fremden Besuchern so fern bleibt, ist in einem merkwürdigen ökonomisch-sozialen Umgestaltungsprozesse begriffen, der das alte Wunderland, freilich unter europäischer Bevormundung, zu einer neuen Epoche des Wohlstandes und der Größe zu entwickeln bestimmt scheint.

Dieser Wandel datiert von dem Augenblick, da England die Leitung der ägyptischen Angelegenheiten in die Hand genommen hat, das heißt von dem Jahre 1882. Die Tätigkeit, die seitdem die Engländer am Nil entfaltet haben, stellt ihnen als Kolonialvolk das denkbar glänzendste Zeugnis aus.

Die ganze ökonomische Lage Aegyptens wird bekanntlich durch den in diesem Lande herrschenden Regenmangel bestimmt. Deshalb wenige Quellen, keine Bäche noch Flüsse, mit Ausnahme des einen Nil. Die Fruchtbarkeit des Landes geht so weit, wie das Nilwasser sich erstreckt; außerhalb dieses Bereiches ist Wüste, unheilbare, ewig unfruchtbare Wüste. In regenreichen Ländern dient der Strom dem Verkehr, in Aegypten vor allem der Landwirtschaft. Aber die Meinung ist irrig, als hinge die Befruchtung lediglich von dem jährlichen Uebertreten des Flusses infolge der Schneeschmelze in den tropischen Gebirgen ab. Die Ueberschwemmung bedeckt den Boden mit dem fruchtbaren, reich mit organischen und alkalinischen Bestandteilen durchsetzten Nilschlamm. Ihre Wässer können auch an einzelnen Stellen durch niedrige Dämme auf größeren oder kleineren Ackerbreiten zurückgehalten werden. Aber letzteres Verfahren ist nur bei bestimmten Kulturen anwendbar, die dauernde Untertauchung vertragen; es verhindert überall eine mehrfache Ernte im Jahre, wie solche in dem warmen, frostfreien Klima sonst möglich ist; und es ist garnicht zu gebrauchen für Pflanzen, die fast des ganzen Jahres zum Reifen und Ernten bedürfen, wie Zuckerrohr und Baumwollenstaude, die einen großen Teil des Reichtums im heutigen Aegypten ausmachen. Die Ueberschwemmung muß also entweder ganz vermieden werden durch hinreichend hohe Dämme, oder es muß das Nilwasser auch nach dem Fallen des Stromes den Aeckern zugeführt werden. Das geschieht nun auf doppelte Art: durch Kanäle, die nicht der Schiffahrt, sondern der Bewässerung dienen, und durch Schöpfwerke.

Diese letzteren sind von allerprimitivster Beschaffenheit — meist aus einem Hebel mit einem Schöpfeimer bestehend, den zwei Männer regieren, der sogenannte Schaduf. Da jedoch das Ufer meist fünf bis sieben Meter hoch ist, müssen drei Hebel übereinander arbeiten, mit sechs Mann Bedienung. Die Arbeit ist schwer und erhitzend, und so schaffen die schlanken, breitschultrigen Menschen, mit dem sanften Profil, in ihrer braunen Nacktheit, nur mit einem Lendenschurz bekleidet, gerade wie ihre Vorväter vor fünftausend Jahren. Die gewaltige Zeit scheint spurlos an diesem Lande vorübergezogen. Und mit all der Mühe wird nur ein halber Hektar bewässert! Wohlhabende schaffen sich deshalb eine Sákijeh an, ein großes Schöpfrad, das vermittels eines Zahnradwerkes von zwei Ochsen oder Kamelen gedreht wird; es vermag ein bis zwei Hektar zu bewässern, kostet aber sechshundert Mark — solche Ausgabe können sich nur die Bessersituierten leisten. Am Abend hängt man die Räder aus, legt sie den Tieren auf den Rücken und bringt sie ins Haus, damit sie nicht gestohlen werden. Die Sákijeh dienen auch dazu, im Innern des Fruchtlandes das vielfach vorhandene Grundwasser zu heben, das übrigens Kalisalze enthält und deshalb zum Trinken untauglich ist.

Digitized by Google

Es macht einen eigentümlichen Eindruck, neben den rollenden Eisenbahnzügen, den schwirrenden Telegraphendrähten, den rauchenden Zuckerfabriken jene ursprünglichen, dem grauesten Altertum entstammenden Bewässerungseinrichtungen zu erblicken. Ein wunderlicher Gegensatz, der die Anfänge menschlicher Kultur mit dem Raffinement neuzeitlicher Technik verknüpft. Man hat auch einige Dampfpumpen erbaut, allein deren Anwendung ist nur stellenweise möglich, da bei seinem geringen Gefälle der Nil seinen Lauf vielfach und zwar sehr schnell verlegt.

Unter solchen Umständen erfordert die Bebauung des Bodens viele Arbeitskräfte und damit, trotz deren Billigkeit, bedeutende Kosten. Dazu kommt, daß der nie systematisch gedüngte Boden, ungeachtet der Ueberschwemmung, an Ertragsfähigkeit für Getreidepflanzen verloren hat. Er bringt für diese meist nur $2^1/_2$ bis $3^1/_2$ Prozent ein, wenigstens bei größeren Gütern. So ist die Ergiebigkeit kaum so beträchtlich wie in Frankreich, England und Deutschland.

Es ist klar, daß ein Besitzer, der mit so vieler Mühe so geringes Einkommen erzielt, über wenig Kredit verfügt. Das wurde früher von gewissenlosen Wucherern ausgebeutet — übrigens fast nur griechischen und armenischen Christen. Sie nahmen von dem bedürftigen Fellah monatlich 4 bis 5, also jährlich 50 bis 60 Prozent Zinsen. Damit war der Uebergang des einmal verschuldeten Grundstücks in ihre Hand binnen kürzester Frist unvermeidlich. Jetzt sind Landbanken begründet, die sich mit neun Prozent begnügen, einem Zinsfuß, der eben durch die häufige Zahlungsunfähigkeit des Fellahs gerechtfertigt ist, aber dessen schließlichen wirtschaftlichen Untergang nur um einige Zeit hinausschiebt.

Glücklicherweise sind die Uebelstände, die den ägyptischen Bauern zugrunde richteten, jetzt, durch das Verdienst der englischen Herrschaft, vielfach abgestellt.

Unter der früheren Regierung mußte der Bauer bis zu sechs Monaten im Jahre dem Staate Fronden leisten, für alle Arten Erd- und Wasserbauten. Dafür erhielt er weder Lohn noch Verköstigung. Während der unglückliche Landmann unentgeltlich arbeitete, mußte sein Dorfnachbar ihm oft auf weite Entfernungen hin seinen täglichen Unterhalt bringen. So waren zwei Leute für einen brach gelegt. Ja, die Regierung gab den Fronern nicht einmal Werkzeuge, so daß die Aermsten unter den Armen, die weder Haue noch Korb besaßen, die Erde buchstäblich mit den Händen ausgraben und fortzuschaffen genötigt waren. Man kann sich vorstellen, wie wenig mit solchen Mitteln geleistet, wie viel Arbeitskraft nutzlos vergeudet wurde.

Alle Beamten und sonstigen Leute, die über genügende Gelder zu deren Bestechung verfügten, hatten privilegierte Ländereien inne, die geringe Grundsteuer bezahlten. Was sie ersparten, wurde den armen Fellachen aufgebürdet. Während der Vizekönig und seine Familie nichts, der Privilegierte 18 Mark Grundsteuer für den Hektar entrichtete, mußte der Fellah 55 Mark für den Hektar geben. Außerdem zahlte er für die gleiche Fläche $2^1/_2$ Mark Wassersteuer, für jeden Dattelbaum 1 Mark 35 Pf., für seine elende Lehmhütte 75 Pf., ferner Viehsteuer und endlich $6^1/_2$ Mark Kopfsteuer für jedes männliche Familienglied. In den siebziger Jahren wurden diese schier unerschwinglichen Abgaben noch gesteigert. Zehntausende von Unglücklichen verhungerten, viele Felder und Hütten wurden einfach verlassen.

Hier haben die Engländer Wandel geschaffen. Zwangsfronden und unbezahlte Arbeit für den Staat existieren nicht mehr. Alle Steuervorrechte sind aufgehoben, und die Lasten für die anderen Steuerpflichtigen um ebenso viel vermindert worden.

Früher wurde die Steuer von den Erhebern in willkürlicher Höhe eingetrieben, selbstverständlich so, daß in ihre Taschen ein bedeutender Ueberschuß floß. Das Ueberzeugungsmittel war der Kurbatsch, die Nilpferdpeitsche. Der Finanzminister prügelte die Bezirksamtleute, die Bezirksamtleute prügelten und peitschten die Dorfschechs, die Schechs prügelten und peitschten die Fellachen — ganz wie wir das bereits in den Gräbern der altägyptischen Beamten vor vier- und fünftausend Jahren auf das naivste abgebildet sehen. So hatte sich im Laufe der Jahrtausende ein gewisser Ehrenkodex herausgestellt: jeder zahlte erst, wenn er eine gewisse Anzahl Prügel erhalten hatte. Auch diesem System ist trotz seines ehrfurchtgebietenden Alters von den Engländern ein Ende bereitet worden. Das Prügeln und die Beamtenwillkür sind mit fester Hand abgeschafft. Jeder Steuerpflichtige erhält die Mitteilung, wie viel er gesetzlich zu zahlen hat — ein Mehreres darf von ihm nicht gefordert werden. Ein Fellah sagte mir: „Der Unterschied zwischen früher und jetzt ist der: früher wurde ich geprügelt, bis ich so viel zahlte, wie der Steuerempfänger mir abnehmen wollte, jetzt lache ich ihn aus, wenn er mehr verlangt, als ich geben soll. Ich bin jetzt ein freier Mann.“ Stolze Befriedigung leuchtete bei diesen Worten aus seinem braunen Gesicht. — Endlich wird die Steuer jetzt zu der passendsten Zeit eingefordert, wenn der Bauer Geld hat, nach der Getreideernte.

Diese gewaltige Reform würde allein genügen, den englischen Leitern der ägyptischen Verwaltung den Dank des Landes und jedes wohldenkenden Menschen zu sichern. Sie hat allerdings, wie alle menschlichen Dinge, ihre Schattenseiten: die Furcht vor der Obrigkeit hat sich vermindert, und damit hat sich nicht allein die Schwierigkeit der Steuereintreibung, sondern auch die Zahl der Vergehen und Verbrechen erhöht.

Wir müssen zu Ehren der englischen Verwaltung noch erwähnen, daß seit 1891 Sklavenhandel und Sklaverei in Aegypten endgültig abgeschafft sind.

M. Philippson.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Kolonne Seymour.

I.

Kolonne Seymour wurde jene aus acht Nationalitäten bestehende Hilfstruppe von etwa 2000 Mann Flottmatrosen genannt, die während des Boxeraufstandes im Sommer 1900 von dem vor der Mündung des Peihoflusses und den Festungswerken Taku verankerten Geschwader zur Verteidigung der fremden Gesandten über Tientsin nach Peking entsandt wurde. Nachdem die unter europäischen Antrieben stehende Umsturzpartei um 1897 die Oberhand bekommen und den frühzeitig verdorbenen 26jährigen Kaiser zur radikalen und schnellen Durchführung von Reformen nach occidentalem Muster verleitet hatte, trat rasch der Umschwung ein und die einheimische Partei der alten Ordnung mit der Kaiserin-Witwe und dem Prinzen Tuan an der Spitze, bemächtigten sich durch eine Palastrevolution der Person des Kaisers, der eingesperrt und — in Anbetracht seiner notorischen Unfähigkeit, einen Sohn zu bekommen — gezwungen wurde, den Sohn des Prinzen Tuan als Erben der Krone anzuerkennen. Die Wut der Bevölkerung gegen die Fremden hatte sich anläßlich der 1897 bis 1898 erfolgten Okkupationen seitens der vier europäischen Hauptmächte und ihrer immer weiter getriebenen Forderungen von Grubenbetrieb und Eisenbahnbauten noch mehr gesteigert. Die zahlreichen geheimen Gesellschaften fingen an, eine drohende Tätigkeit zu entfalten. Besonders tat sich die Sekte der Boxer hervor — von den Europäern so genannt wegen ihres Losungsworts, das so viel wie „Recht und Wahrheit durch die Faust“ hieß; im März 1900 brachen ihre Scharen mit den roten Emblemen — rotem Turban, rotem Gürtel, roten Schnüren um die Handgelenke und die Fußknöchel — aus der Provinz Schantung in die Provinz Tschili ein und marschierten auf Peking, das Volk gegen die „abendländischen Teufel“ entflammend, die sie als Urheber der seit Monaten grassierenden und durch die andauernde trockene Witterung verursachten Hungersnot brandmarkten.

Am 19. Mai warf der Panzerkreuzer „d'Entrecasteaux“ Anker vor Taku; und am folgenden Tage begab sich der Oberbefehlshaber des französischen Geschwaders in Ostasien, Kontreadmiral Courrejolles, mit zahlreichen Offizieren zum Besuch des Gesandten Frankreichs, Pichon, nach Peking. Unter dem

Digitized by Google

Gefolge befand sich auch ein 21jähriger Kadett de Pontevès, der später an der Irrfahrt der Kolonne Seymour teilnahm und dieselbe jetzt in einem bei Plon erschienenen Buch schildert.*) Die fremden Gesandten schienen ebensowenig wie die an den Zöllen angestellten Europäer – welche letztere doch mit den Mandarinen in täglichem Verkehr standen — der Boxerbewegung eine besondere Bedeutung beizulegen, überhaupt sprach man viel davon, aber nur um darüber zu lachen, obgleich gleichzeitig mit der Ankunft der französischen Herren die Nachricht von der Ermordung siebzig chinesischer Christen eintraf. Man verließ sich auf die chinesische Regierung, die vorläufig nicht Partei ergriffen hatte; nur der französische Gesandte und der Erzbischof von Peking, Monsignore Favier, scheinen sich keine Illusionen gemacht zu haben und sich der nahenden Gefahr bewußt gewesen zu sein. Kaum auf „d'Entrecasteaux" zurückgekehrt, erhielt Courrejolles am 29. Mai ein Telegramm von Pichon mit dem dringenden Gesuch, eine Kompagnie Matrosen nach Peking zu schicken. Die andern Gesandten beeilten sich jetzt dem Beispiel ihres klarsehenden Kollegen zu folgen, und am 30. Mai trafen Schutztruppen aller dort vertretenen Nationen in Peking ein.

Die Nachrichten aus Peking wurden immer alarmierender; die Boxer waren in die Stadt eingedrungen. Am 5. Juni erhielt Pontevès von dem Kapitain des „d'Entrecasteaux", Marolles, Order, sich mit vierzig Matrosen zur Verteidigung des französischen Konsulats nach Tientsin zu begeben. Zusammen mit einer italienischen Truppe gleicher Stärke schlichen sie sich nachts in einem Bugsierboot an den Festungen Taku vorbei, die nichts sahen oder nichts sehen wollten, und setzten die Fahrt auf dem Peihoflusse, der sich durch flaches Land mit Sorghofeldern und Dörfern von elenden Hütten aus Stroh und Lehm windet, bis nach Tientsin fort, wo die kleine Schar am folgenden Tage um die Mittagszeit eintraf. Tientsin ist eine Stadt von einer Million Einwohner, am Zusammenfluß von Peiho und zwei Kanälen gelegen; am linken Ufer befinden sich die starken Festungswerke, am rechten das reiche, vornehme Viertel, innerhalb seiner dicken und hohen Mauern, und an beiden Ufern dehnen sich riesige, schmutzige Vorstädte aus, von denen die rechtsseitige sich in die kleine europäische Stadt: die französischen, englischen und deutschen „Concessions" fortsetzt. Sofort bei seiner Ankunft erhielt Pontevès Befehl, mit seinen vierzig Mann unverzüglich per Eisenbahn weiter nach Peking zu gehen; der chinesische Vizekönig weigerte sich aber, die Autorisation zur Benutzung der Bahn vor Eintreffen der Instruktionen des Tsungli-Yamen zu erteilen, und da diese auf sich warten ließen, verzögerte sich die Weiterfahrt Pontevès' um mehrere Tage.

Während dieser Tage nahm aber die Boxerbewegung immer bedrohlichere Formen an, und die Lage der Gesandtschaften in Peking wurde angesichts der befürchteten Zerstörung der Eisenbahn nach Tientsin, d. h. der abgeschnittenen Verbindung mit der Küste stündlich prekärer. Am 8. Juni trafen noch hundert französische Seeleute in Tientsin ein, und am 9. Juni am Abend ersuchten die Gesandten telegraphisch um sofortige Absendung weiterer Truppen. Die Konsuln und die militärischen Abteilungschefs traten gleich zu einer Sitzung zusammen, in der die Meinungen auseinandergingen, ob die Bahn zerstört sei oder nicht. Die Vertreter Frankreichs und Rußlands beantworteten die Frage mit Ja, die Vertreter Englands und Amerikas mit Nein. „Une telle expédition est un enfantillage," sagte der französische Konsul Chavlard; aber der Formulierung des englischen Konsuls gemäß wurde die Erklärung en corps abgegeben, die Bahn sei abgeschnitten, doch leicht wieder herzustellen, und eine Hilfstruppe solle am folgenden Morgen per Eisenbahn nach Peking abgehen. Der Vizekönig wurde nochmals ersucht, Züge zur Verfügung zu stellen; und dieser, der wußte, daß die Bahn jetzt abgeschnitten worden, beeilte sich, alle erwünschten Züge zu bewilligen.

Am 10. Juni fing also die Geschichte der Kolonne Seymour an. Sie sollte sechzehn Tage dauern; am 26. Juni hielt die Kolonne nach selbstverständlich mißlungener Mission und in gänzlich erschöpftem Zustand ihren Wiedereinzug in Tientsin. Das ganze Unternehmen war, wie Herr Chavlard sich ausgedrückt hatte, ein enfantillage gewesen. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Chinesen die Europäer zum Narren gehalten, bald in blutiger, bald in gutmütiger Weise; man hat den Eindruck einer sorgsam in Szene gesetzten Komödie – die freilich viele Menschenleben kostete —, bei der man aber nicht recht klar sieht, wer von den Beteiligten eingeweiht war und wer nicht, und wo die Grenzen zwischen Ernst und Scherz laufen. In den entscheidenden Momenten geschieht eben nie das Erwartete; die Chinesen verlassen ohne allen Grund unnehmbare Positionen, übergeben dem Feinde, der keine Munition mehr besitzt, Riesenvorräte an allem Bedarf, verschwinden, als es der kleinen Schar recht an den Kragen geht, lassen dieselbe passieren, wo sie sie mit Leichtigkeit hätten vernichten können usw. Es ist in vielen Stücken das Spielen des großen Hundes mit dem kleinen — die unzähligen Boxermassen und die großen regulären Armeen dem Häuflein von 2000 Mann gegenüber! Und als gar keine Aussicht auf Rettung mehr ist, findet sich eine russische Hilfstruppe ein, um sie unter der respektvollsten Haltung seitens der Chinesen nach dem Ausgangspunkt des gescheiterten Unternehmens zurückzubegleiten.

II.

Es war ein schöner Sonntagvormittag, als die Franzosen zur Eisenbahnstation von Tientsin marschierten. Die Ankunft in Peking war für den Abend desselben Tages vorgesehen; um ganz sicher zu sein, hatte man aber Lebensmittel für zwei Tage mitgenommen. Soeben war ein Zug mit sechshundert von Taku angekommenen Engländern unter dem Admiral Seymour abgegangen. Der zweite Zug wird fertig gemacht und füllt sich mit Franzosen, Russen, Japanern, sowie ein paar hundert Engländern. Die Hitze ist groß und der Zug geht langsam, weil zu befürchten ist, die Gleise seien aufgerissen. Am Uebergang der Bahn über den Peiho zeigen sich die weißen Zeltreihen der regulären chinesischen Armee des Generals Nieh, der noch den Freund der Europäer und Beschützer der Bahn gegen die Boxer spielt. Dann fangen die Zerstörungswerke der Boxer an: die Telegraphenleitungen sind abgebrochen, die Wohnhäuser der Bahnwächter abgebrannt, ganze Dörfer eingeäschert, die Brücken mehr oder weniger beschädigt. Die Boxer selbst werden am Horizont sichtbar, an ihren roten Zeichen erkennbar. Am folgenden Tage häufen und verschlimmern sich die Demolierungen: das Stationsgebäude ist niedergebrannt, der Wasserbehälter zerstört, die Schienen losgerissen. Immerwährend Aufenthalt; eine kurze Strecke Fahrt, ein langer Aufenthalt; immer kürzere Strecken Fahrt, immer längerer Aufenthalt. Die Landschaft ist noch dieselbe weite, flache Ebene, nur jetzt mit zahlreichen Baumgruppen und Gärten, in denen Dörfer liegen, die alle leer und von den Einwohnern mit ihrem Hab und Gut verlassen sind. Nachdem noch ein Zug mit fünfhundert Deutschen und ein weiterer mit Franzosen sich den beiden ursprünglichen Zügen zugesellt hat, besteht die Kolonne Seymour aus 2084 Mann, verteilt in vier Züge, unter vier Befehlshabern Seymour, Bouthby, von Usedom und Marolles, — und zwar 900 Engländer mit 2 Kanonen und 2 Mitrailleusen, 500 Deutsche mit 2 Mitrailleusen, 300 Russen mit 2 Kanonen, 100 Franzosen mit 1 Kanone, 100 Amerikaner mit 1 Kanone, 54 Japaner, 40 Italiener mit 1 Mitrailleuse und 30 Oesterreicher. Die während der vier ersten Tage zurückgelegten Strecken waren am ersten Tage 40 Kilometer, am zweiten 14, am dritten 7, am vierten 5. Ein am 12. Juni hinzugekommener Zug V lief ein paar Mal nach Tientsin und zurück mit Nachrichten und Lebensmitteln. An der zurückgelegten Bahnlinie wurden ein paar Forts errichtet und Besatzungen hinterlassen.

Am 14. Juni kam eine nach der Richtung Peking ausgesandte Rekognoszierungstruppe mit dem Bescheid zurück, die Bahn sei vollständig zerstört. Am folgenden Morgen brachte der nach Tientsin abgefertigte Zug die noch betrübendere Nachricht, daß auch im Rücken der Kolonne die Bahn demoliert und somit die Verbindung mit den Konsulaten und dem Geschwader abgebrochen sei. Zugleich fingen die Boxer an, sowohl die Kolonne selbst wie die an der Bahnlinie errichteten Forts anzugreifen, die kleine Kolonne hatte zum erstenmal Tote zu be-

*) Souvenir de la Colonne Seymour, par Jean de Rufi de Pontevès.

Digitized by Google

graben und Verwundete zu pflegen. Die Züge liefen jetzt hin und her auf dem intakt gebliebenen Rest der Bahn ohne Anschluß und mitten im Feindesland, vorn stand eine große reguläre chinesische Armee und sperrte den Weg nach Peking, hinten stand eine zweite große reguläre chinesische Armee und sperrte den Rückweg nach Tientsin; im Zwischenraum streiften die Boxermassen in kleineren und größeren Banden herum; die Lebensmittel waren zu Ende, und die Proviantierungen in den Dörfern ergaben fast garnichts, da die flüchtigen Einwohner alles weggeschleppt hatten und die Boxer von jetzt ab das ganze Land rund herum verwüsteten; die Munitionsvorräte waren auch schon beträchtlich eingeschrumpft, es waren nur dreihundert Patronen pro Mann übrig; die von Tientsin mitgebrachten chinesischen Kulis desertierten. Unterdessen traf aus Peking ein Bote nach dem andern mit Briefen ein, worin die Gesandten dringend um schnellste Hilfe ersuchten. Es wurde Kriegsrat nach Kriegsrat gehalten; bald wurde beschlossen, die Bahn auf beiden Richtungen zu reparieren, bald den Peihofluß aufwärts zu befahren bis fünfundzwanzig Kilometer von Peking und von dort aus zu Fuß auf die chinesische Hauptstadt zu marschieren. Schließlich aber, als auch die regulären Truppen angriffsweise vorgingen, und die auf einer Strecke von vierzig Kilometern ausgestreute kleine Kolonne Gefahr lief in drei Teile zerstückelt zu werden, gab der Kriegsrat alle Versuche, Peking zu erreichen, definitiv auf und faßte am 19. Juni den Entschluß, die Retraite nach Tientsin einzuschlagen und zwar auf dem Wasserwege auf dem Peiho, in vier aufgefundenen großen Böten, die von am Strande gehenden Leuten an Tauen gezogen wurden. Die Fahrt war sehr beschwerlich und sehr langsam, denn der Fluß beschrieb eine Unmasse Windungen und hatte wenig Tiefe, sodaß die Böte sich immerwährend festsetzten; außerdem griffen die herumschwärmenden Boxerscharen, die — wie bei ihren Gefallenen konstatiert wurde — über ausgezeichnete Winchester Repetiergewehre verfügten, die immer erschöpftere Kolonne unaufhörlich an, und die regulären Truppen hielten jedes Dorf am Strand besetzt, sodaß das eine nach dem andern mit dem Bajonett genommen werden mußte. Es gab jetzt bei jedem Kampfe viele Tote in der Kolonne, und die Böte füllten sich mit Verwundeten. Die Russen und die Engländer warfen ihre Kanone ins Wasser, und bei mehreren Abteilungen gingen die Patronen aus.

In solchem Zustande war die Kolonne am 22. Juni an das große befestigte Feldlager Hsikou, nur sechs Kilometer von Tientsin angelangt. Die Chinesen hatten dasselbe unbegreiflicherweise geräumt, und es wurde beschlossen, dort Zuflucht zu nehmen und sich auf die Defensive zu beschränken, während eine Abteilung den Versuch machen sollte, mit den Konsulaten Kontakt zu bekommen. Das Feldlager enthielt auch ein Arsenal, worin große Vorräte an Waffen und Munition vorgefunden wurden: hundert Kanonen (darunter vierzig Kruppsche, die noch nicht ausgepackt waren), eine Menge Granaten, Tausende von modernen Gewehren usw. Die im Arsenal aufgehäuften explosiven Stoffe machten indessen den Aufenthalt der Kolonne in diesem Refugium sehr gefahrvoll, die chinesischen Truppen machten ständige Angriffe, und das Bombardement der Festungswerke Tientsin wurde immer schärfer. Zum Essen hatte die Kolonne nur noch etwas Reis und das Pferd eines gefallenen Chinesen. Es schien ihr nur die Wahl Hungers zu sterben oder in die Luft gesprengt zu werden übrig. Zur rechten Stunde erschien aber am 25. Juni die russische Hilfstruppe; einem der von Seymour entsandten Boten war es gelungen, die Konsulate zu erreichen, wo man vermutete, die Kolonne sei längstens vernichtet worden. Die russische Truppenabteilung, die sofort nach Hsikou abging, begegnete keinem Feind auf ihrem Wege — das chinesische Heer hatte sich während der Nacht zurückgezogen; und als dieselbe am folgenden Morgen die Kolonne Seymour, die jetzt nur aus Verwundeten und Trägern der Verwundeten bestand, durch das feindliche Land und durch die feindliche Stadt zurückkonvoyierte, war auch kein Feind zu sehen, und die Festung war stumm. „Enigme des choses de Chine!“ ruft man unwillkürlich mit Herrn Pontevès aus. Gegen zehn Uhr hielt die gerettete Kolonne ihren Einzug in den französischen Stadtteil und wurde von dem Generalkonsul Chaylard und dem russischen General Stössel empfangen. Sie hatte etwa hundert Tote zurückgelassen und zweihundertdreißig Verwundete wurden in den Krankenhäusern Tientsins untergebracht.

Die Leidensgeschichte der Kolonne Seymour war aber noch nicht zu Ende. Obgleich die Europäer die Festungen Taku erobert, hatten sie in Tientsin einen schweren Stand gegen die Chinesen. Besonders der 4. Juli war ein schlimmer Tag; und Pontevès erlitt dabei eine schwere Verwundung am Knie. Mit mehreren Landsleuten wurde er im Krankenhause der japanischen Stadt Hiroshima gepflegt, wo ihnen die Nachricht der Befreiung der Gesandtschaften in Peking vom 15. August zukam. Pontevès blieb noch ein ganzes Jahr in Ostasien; ein Jahr nach den geschilderten Ereignissen wurde er nach Peking geschickt, um die Errichtung von Grabdenkmälern für die bei der Belagerung der Gesandtschaften gefallenen französischen Matrosen zu besorgen.

München. Ola Hanssen.

Jules Laforgue.

Nicht selten findet man in der Literatur am Beginn einer großen und bedeutenden Bewegung die Gestalt eines phantastischen Vorläufers, der, mehr aus eigensinniger Schwäche als im Bewußtsein einer ihm innewohnenden Eigenart, die herkömmlichen Wege aufgibt und neue einschlägt, ohne selbst noch ein bestimmtes Ziel vor sich zu sehen, geschweige denn eines zu erreichen. Und ein früher Tod erspart ihnen die Enttäuschung, zu erkennen, wie gering doch ihre Kraft war, und gibt ihnen hinwieder die Krone eines ewigen Jünglingtums für die Nachwelt, die gerade solche Gestalten besonders liebt: sie sind ihr fast rührend, weil sie nicht vollenden, nicht erreichen durften, was ihre unvollendeten, oft genug abenteuerlichen Versuche, wie man nun meint, erhoffen ließen. Mit einemmal werden sie, kaum vergessen und nie über den engsten Freundeszirkel hinaus bekannt, von einem Kreise junger Stürmer und Dränger wiederentdeckt und im ersten Enthusiasmus der Entdeckerfreude bis an die Sterne erhoben. Eine spätere Zukunft und ein kühler und gerechter abwägendes Urteil wird sie dann in eine bescheidenere Stellung rücken, aber ihre Namen bleiben mit der Bewegung, die an sie anknüpfte, für immer verbunden und müssen genannt werden, wo man über diese spricht. Eine dieser Gestalten ist Jules Laforgue, der erste Dichter im Vers libre, und hierdurch, wie durch den eigentümlichen Stil seiner Prosastücke, der Initiator der französischen Moderne.

Neben ihm betrachtet, gehören selbst Verlaine und Rimbaud noch zu den Parnassianern, aus deren Schule sie hervorgegangen und zu denen sie, durch sie bedingt, den Gegensatz bilden. Die Emanzipation vom Herkömmlichen besteht bei Verlaine wie bei Rimbaud mehr nur im Inhalt und in der Ausdrucksweise, nicht aber in der Form, die hier, so äußerlich sie sonst ist, als augenfälligstes Merkmal den ganzen Stil bestimmt. Die Definition Paul Bourgets in seinen „Essais de psychologie contemporaine“: „Un style de décadence est celui où l'unité du livre se décompose pour laisser sa place à l'indépendance de la page, où la page se décompose pour laisser la place à l'indépendance de la phrase, et la phrase, à l'indépendance du mot,“ paßt auf Verlaine und Rimbaud noch nicht in vollem Maße, auf keinen aber so gut wie auf Jules Laforgue.

In gewissem Sinne hatte auch er einen Vorgänger: Tristan Corbière (1845 bis 1875), den seltsamen bretonischen Dichter, der das Meer und das Leben auf dem Schiff so sehr liebte, daß er immer als Matrose angezogen ging und in einer Hängematte schlief, den Dichter des bänkelsängerischen Liedes auf Sainte-Anne de-la-Palud, die „heilige Anna vom Sumpf“ in einem Buche „Les Amours jaunes“, durch das Verlaine auf ihn aufmerksam wurde, der ihn dann unter seine „Poètes maudits“ aufnahm und ihm einen nachträglichen Ruhm ver-

Digitized by Google

schaffte. Diesen Tristan Corbière schilderte Laforgue in einer Studie, die er ihm widmete: „Pas de la poésie et pas du vers, à peine de la littérature — un métier sans intérêt plastique — l'intérêt est dans le einglé, la pointe sèche, le calembour, la fringance, le haché romantique . . ." Es sind Worte, die ebenso gut auf ihn selbst passen. Und noch in mancher Beziehung sind sie einander ähnlich. Auch Jules Laforgue war Bretone, obzwar in Montevideo geboren (am 22. August 1860), im Leben ruhelos wie Tristan Corbière und von derselben Krankheit, der Schwindsucht, frühzeitig aufgezehrt; er starb am 20. August 1887 in Paris. Von Interesse ist, daß er einige Zeit Vorleser der Kaiserin Augusta war und damals jedenfalls Gelegenheit hatte, zum deutschen Wesen und zur deutschen Literatur in einige Beziehung zu treten, was für seine Kunst von Wichtigkeit ist. Die letzte Zeit seines Lebens ist von einem schlichten Liebesroman ausgefüllt: er lernte eine junge, ebenfalls brustkranke Engländerin lieben, die er in demselben Jahre, da er starb, heiratete; sie folgte ihm bald im Tode nach.

Maeterlinck beginnt seine Vorrede zu Camille Mauclairs Essay über Jules Laforgue mit der Parabel: „Jedem Dichter, der zum Tempel schreitet, müßte der Tempelhüter schon auf der Schwelle einige sehr einfache Fragen vorlegen. ‚Bist du von denen,' müßte er sagen, ‚die den Dingen einen Namen geben, oder von denen, die nur die Namen wiederholen? Welche neue Schönheit oder Wahrheit hast du in ihnen gesehen, oder vielmehr, in welcher neuen Schönheit und Wahrheit hast du die Dinge gesehen, die so viele Augen sahen?' Kann der Dichter nicht auf der Stelle antworten, zögert er, oder wird er einen Augenblick verwirrt, so geht eures Weges weiter, ohne das Haupt zu wenden: er kommt nicht aus dem Lande, wo die Quellen liegen. Doch wenn er sich in demütigem Flüstern zu erinnern glaubt, daß er vielleicht eine Blume, eine Träne, einen Schatten oder ein Lächeln in Schönheit oder Wahrheit sah, so haltet an, tretet herzu und lauscht ihm: er ist euch sicherlich von einem Gott gesandt, den es drängt, sich auf eine neue Art bewundern zu lassen." *) Und dann sagt Maeterlinck von Laforgue selbst:

„Il a vu bien des choses autrement que les autres; et voir autrement que les autres, c'est presque toujours voir un peu mieux que les autres. Et puisqu'il les a vus, il a su nous faire voir des paysages, des images et des sentiments assez différents de ceux qui nous étaient habituels. Mais ce qu'il a, je crois, le plus clairement aperçu dans une beauté et une vérité lointaines, c'est une sorte de sourire puéril et divin qui est peut-être au fond de toutes nos actions, et qu'on pourrait nommer le sourire de l'âme . . ."

Der deutsche Herausgeber der „Sagenhaften Sinnspiele", Paul Wiegler, nennt Laforgue in seiner geschraubten, von des Dichters Stil unselig beeinflußten Einführung, die er den Uebersetzungen voranschickt, den Novalis und John Keats der Franzosen. Dies gewiß teilweise mit Recht, aber doch nur im allgemeinen. Denn Jules Laforgues Besonderheit liegt ganz abseits von dem „deutschen Sucher nach der blauen Blume" und dem „britischen Dichter des zarten, auf himmlischem Wagen irrenden Endymion," wie Paul Wiegler die beiden charakterisiert. Seine Hauptbedeutung liegt auf rein formalem Gebiete: er war der erste, der sich völlig von dem Zwange der Boileauschen Metrik frei machte, und statt die Silben zu zählen, einfach den musikalischen Rhythmus zum einzigen Gesetz machte und ebenso den Reim nur vom Ohre nicht auch, wie bisher im französischen Verse, vom Auge kontrolleren ließ. Dadurch rief er die große Umwälzung in der äußeren Form der französischen Poesie hervor, mit der man Klopstocks und Carduccis Einführung der klassischen Metrik, wenn nicht dem Wesen, so doch der Bedeutung nach, vergleichen kann. Von Klopstock aus gelangte Goethe zu seinen freirhythmischen Wandererliedern, Gabriele d'Annunzio von Carducci aus zu seinen „Laudi"; ebenso sind die „freien Verse" eines Maeterlinck in den „Serres Chaudes", eines Charles van Lerberghe, Verhaeren, Fontainas, de Regnier und der anderen Versli briften nicht ohne Jules Laforgue als Vorgänger zu denken. Wenn man sich erinnert, wie ein Musset schon wegen ganz geringfügiger Willkürlichkeiten von den strengen Metrikern in Acht getan wurde, wie selbst ein Verlaine nur einige neue Versmaße von unpaarer Silbenzahl, die er besonders liebte („l'Impair" in seiner „Art poétique"), und auch diese im Sinne der alten Metrik gebildet, einzuführen wagte, wird man ermessen, von wie hoher Bedeutung der scheinbar so bedeutungslose Schritt zum vers libre war. Die deutsche und englische Poesie hatte sich dieser Freiheiten niemals völlig begeben, und von ihnen aus scheint der Ruhm eines Bahnbrechers, den man Laforgue in dieser Hinsicht zugestehen muß, ungerechtfertigt. Es ist auch kein Zweifel, daß Laforgue deutschen und englischen Vorbildern folgte, als er seine ersten freien Verse schrieb. Aber Goethe und die romantischen Dichter Englands waren in Frankreich längst bekannt und sogar übersetzt worden, ein Gérard de Nerval war selbst in Deutschland gewesen und eine Louise Ackermann an einen Deutschen verheiratet, Grund genug, daß von den Hunderten, die sich mit deutscher und englischer Dichtung beschäftigten, längst einer auf den Gedanken hätte kommen können, den „freien Vers" auch im Französischen nachzubilden. So war denn Jules Laforgues Einführung der freien Rhythmik und des nur für das Ohr bestimmten Reimes eine Tat, die allein ihm einen bleibenden Namen in der französischen Literatur sichert. Deutlich genug schimmern in seinen Versen die Vorbilder durch; so wenn er von einem „König in Thule" singt:

Il était un roi de Thulé,
Immaculé,
Qui, loin des jupes et des choses,
Fleurait sur la métempsychose
Des lys en roses,
Et quel palais!

Die Strophen sind in diesem Gedichte übrigens noch nach den üblichen Gesetzen gebaut, nur der Reim ist frei. Es sind drei Versbände zu des Dichters Lebzeiten erschienen: „Les Complaintes" (1885), „L'Imitation de Notre-Dame la Lune" (1886) und „Le Concile féérique" (1886), ein posthumer „Les fleurs de bonne volonté" (1890) folgte, seine „Derniers vers" erschienen in den „Poésies complètes" von 1894. In diesen Büchern sieht man, wie Jules Laforgue schrittweise die alte Metrik verließ und am Ende seiner Entwicklung zum eigentlichen vers libre gelangte. Als eine Seltsamkeit ging eins dieser Stücke, das Wintergedicht „L'hiver qui vient" durch mehrere deutsche Blätter und möge auch hier, zu einem kurzen Bruchstück zusammengezogen, dem Leser einen Begriff geben von der bizarren Eigenart dieser ganz unübersetzbaren und vielleicht ziemlich fragwürdigen Poesie:

Blocus sentimental! Messageries du Levant! . . .
Oh, tombée de la pluie! Oh! tombée de la nuit,
Oh! le vent! . . .
La Toussaint, la Noël et la Nouvelle Année,
Oh dans les bruines, toutes mes cheminées! . . .
D'usines . . .

Soleils plénipotentiaires des travaux en blonds Pactoles,
Des spectacles agricoles,
Où êtes-vous ensevelis?
Ce soir un soleil fichu gît au haut du coteau,
Gît sur le flanc, dans les genêts, sur son manteau.
Un soleil blanc comme un crachat d'estaminet
Sur une litière de jaunes genêts,
De jaunes genêts d'automne.
Et il gît là, comme une glande arrachée dans un eau,
Et il frissonne, sans personne! . . .

Mais, lainages, caoutchoucs, pharmacie, rêve,
Rideaux écartés du haut des balcons des grèves
Devant l'océan de toitures des faubourgs,
Lampes, estampes, thé, petits-fours,
Serez-vous pas mes seules amours! . . .
(Oh! et puis, est-ce que tu connais, outre tes pianos,
Le sobre et vespéral mystère hebdomadaire
Des statistiques sanitaires
Dans les journaux?)

*) Deutsch von Fr. von Oppeln-Bronikowski in den „Sagenhaften Sinnspielen", verdeutscht und eingeleitet von Paul Wiegler, Axel Juncker, Stuttgart 1905.

Non, non! c'est la saison et la planète falote!
Que l'autan, que l'autan
Effiloche les savates que le Temps se tricote!
C'est la saison, oh déchirements! c'est la saison!
Tous les ans, tous les ans,
J'essaierai en choeur d'en donner la note.

Daß aber auch Jules Laforgue schon, wie später seine Nachfolger, die bloße Bizarrerie um ihrer selbst willen überwunden hatte, zeigen einige Liebesgedichte aus seiner letzten Zeit, namentlich ein „Solo de lune" in den „Derniers vers", das recht gut den Uebergang zu Lerberghes „Entrevisions" wie zu Verhaerens großzügigen Rhapsodien bildet.

Noch mehr als in seinen Versen macht sich in Laforgues Prosa die krampfhafte Sucht, durchaus neuartig zu wirken, geltend, und um dies zu erreichen, mischt er den banalsten Ton von der Gasse mit dem raffiniertesten estilo culto bis zu jenem Grade, daß niemand mehr weiß, ob es der Dichter ernst meint, oder nur den Leser und wohl auch sich selbst zum besten hält. Namentlich mit bezug auf sie hat sich Maeterlinck über Jules Laforgue ausgesprochen. Da nun seine „Moralités légendaires", zum erstenmal 1887 erschienen, auch, in dem zitierten Buche, deutsch vorliegen, wird es jedem Literaturfreunde, der nicht die Ausdauer besitzt, sich durch das Original hindurchzulesen, unschwer möglich sein, zu einem gewissen Urteil über den Prosaisten Laforgue zu kommen. Es sei hier nur betont, daß die Verdeutschung den Text um ein gutes Teil vergröbert und geschmackloser macht, weil die Wortwerte, auf die es hier mehr ankommt als auf den Wortinhalt, in den beiden Sprachen gerade in den Nüancen und den gesuchten Ausdrücken sehr oft durchaus verschiedene sind. Nur ein weit größerer Sprachkünstler, als es Paul Wiegler ist, hätte — vielleicht — all diese Schwierigkeiten bezwungen. Es sind sechs Erzählungen: „Hamlet oder die Folgen der Sohnestreue", „Das Rosenwunder", „Lohengrin, Sohn des Parsifal", „Salome", „Pan und die Syrinx oder die Erfindung der siebenröhrigen Flöte" und „Perseus und Andromeda oder Von dreien der Glücklichste". Um diese Erzählungen zu charakterisieren, kann man kurzweg auf Aubrey Beardsley verweisen, den jung und ebenfalls an der Schwindsucht hingegangenen Schwarz- und Weißkünstler, den die Engländer mit einer Anspielung auf seinen Namen „beestly" nennen. Man erinnere sich an seine Isolde in der weißen Morgentoilette aus den sechziger Jahren auf einem zur Hälfte roten, leeren Hintergrund mit dem vorgebauten durchbrochenen Blumenhut auf dem viel zu kleinen Kopf und einen Meßkelch zwischen den etwas rundlichen Händen; an seinen Siegfried mit dem Drachen in einer bizarr kritzeligen Landschaft, die Taille unter dem Bärenfell geschnürt, das Antlitz schmerzlich, das eine Bein mit starken Fäden an eine große stilisierte Distel geschlungen; an seinen Loge, die weiße Flammengestalt im kaum zu durchdringenden Dunkel — man erkennt den Kopf Wotans und ein Ungeheuer mit grellweißen Augen und ebensolcher schmaler Zunge — und dieser Loge trägt das fette Gesicht und die Lockenperücke des ältlichen Louis Quatorze; dann an seine Venus mit den nackten Schultern und dem weit ausgebuchteten, völlig faltenlosen Gewand auf einem Hintergrund von wirren, aber regelmäßigen Rosenarabesken, die Arme zurückgelegt, das Haar schwer und ein Grisettenlächeln um den Mund und um die müden, halb geschlossenen Augen; an seine Salome, Messalina, seine Lady with the rose, seine heilige Rosa von Lima, die sich in ihrem weißen Nachtkleid wollüstig an den schönen ernsten Heiligen schmiegt, der sie gen Himmel nimmt: sie alle so ganz anders, als sie sich jeder andere vorgestellt und sie dargestellt hätte.*)

Wechselweise dienen Jules Laforgues „Moralitäten" und Aubrey Beardsleys Zeichnungen einander zur Erklärung. Mehrfach berühren sie sich selbst im Gegenstande, ohne daß angenommen werden kann, der englische Zeichner sei durch den französischen Dichter beeinflußt worden. So lernt man denn einen ganz sonderbaren, ganz anachronistischen Hamlet kennen, der sich vor dem Totengräber selbst zitiert (im englischen Original) und eben bei dieser Gelegenheit erfährt, daß er der Halbbruder des armen Schalksnarren Yorick (Alas, poor Yoriek!) und gar kein Königssohn, noch der Sohn seiner Mutter ist. Polonius und Ophelia sind begraben, und er läßt am Abend danach die verräterische Komödie spielen, verliebt sich in die Darstellerin seiner Heldin, die seine literarische Eitelkeit zu wecken verstand, flieht mit ihr in die Nacht und wird auf dem Friedhof, wo er noch einmal Opheliens Grab besucht, von Laertes erstochen. „Nun gab's einen Hamlet weniger; die Rasse ist, wohlgemerkt, nicht ausgestorben!" Wie hier, so verändert Laforgue auch im „Lohengrin, Sohn des Parzifal", in „Salome" und „Perseus und Andromeda", wo bereits eine Fabel vorlag, die Handlung bis zum Unkenntlichen, und „Lohengrin" und „Perseus und Andromeda" sind offenkundige Parodien, in deren Kolorit sich die heterogensten Farben mischen. Die Landschaften, die Menschen, die hier gezeichnet werden, wären die hellste Freude des überkünstlichen Duc des Esseintes gewesen, von dessen dekadentischen Manien Huysmans' berühmtes „A Rebours" erzählt. Andererseits merkt man doch auch einen leichten Anschlag von Flauberts „Salammbô", zumal in „Salome", die ebenso wie die karthagische Prinzessin geheimnisvoll in der Versammlung der Männer erscheint, „in ein spinnwebfeines, mit schwarzen Erbsen punktiertes Jonquillenesseltuch gekleidet, das Haar mit dem Staub unbekannter Blumen bestreut und einer kleinen schwarzen Leier, die ihr am Handknöchel hing". „Jaokanann" wird burlesk geschildert: bebrillt, mit rotem, struppigem Barte, ein Sohn des Nordens, erschien er eines Tages und erläuterte in der Sprache seiner Heimat Druckhefte, die er gratis verteilte. Das Ende ist hier, daß Salome den Kopf des Propheten weit hinaus ins Meer schleudern will, damit er, weiß, als Gestirn auf dem Wasser treibe, und dabei selbst in die Tiefe stürzt, von Fels zu Fels, und in einer malerischen, von der Flut gebadeten Ausbuchtung, ferne dem Schwall des Volksfestes, nackt und zerfleischt, verröchelt. „Das Rosenwunder" ist am meisten Novelle; es erzählt von einer schwindsüchtigen Engländerin, die von blutigen Vorstellungen, Gedanken an jene, die sich um ihretwillen selbst den Tod gegeben haben, gequält wird, und der nun, als sie einer Prozession im Süden zusieht, ein blumenstreuendes, kleines Mädchen all seine blutroten Rosen auf die Decke ihres Ruhebettes entblättert; von Schwäche befallen, sieht sie es erst, wie sie erwacht, und es ist ihr ein Wunder, das sie von dem Fluche des um sie geflossenen Blutes erlöst. Das harmonischste Stück aber unter allen und jenes, das Maeterlincks Worte am meisten rechtfertigt, ist die reizende, am wenigsten manieristische Erzählung von dem liebesüchtigen Pan, der auf seiner Querflöte, die nur vier Noten hat, seine Qual aborgelt und von der schalkischen Nymphe belauscht wird. Und dann jagen sie sich durch den goldenen Sommertag wie die lachenden faunischen Wesen auf den Bildern von Stuck, in denen die Natur selbst lebt, jagen sich und halten inne und führen neckisch-ernsthafte Gespräche, bis der Abend kommt und Syrinx an einem Bache Halt machen muß; aber die Najaden retten sie vor dem verfolgenden täppischen Gott, der nichts als nur ein Rohrbüschel zu fassen bekommt, aus dem er sich dann eine siebenröhrige Flöte schneidet, die er mit zwei Binsen zusammenbindet. Und dann bläst er die Flöte und vergißt darüber sein Leid. In dieser Erzählung ist wirklich jenes „Seelenlachen", von dem Maeterlinck spricht.

So stellt sich uns Jules Laforgue dar: bizarr und doch wieder schlicht, überkünstelt und doch wieder naiv, mit dem Mute, das Unmöglichste in Worte zu bringen und ebenso auch das Trivialste zu sagen, unausgeglichen, bewußt interessant, immer posierend und doch in seiner Pose echt, moderner als je einer nach ihm zu sein wagte, und doch schon ein Stück Vergangenheit und mehr: ein Stück Literaturgeschichte.

Wien. Otto Hauser.

*) Man findet diese Blätter von Aubrey Beardsley dankenswert dem 14. Bändchen der Monographiensammlung „Die Literatur" (Verlag von Bard, Marquardt & Co., Berlin): „Richard Wagner als Dichter" von Wolfgang Golther beigegeben, ferner im 5. Bändchen der im selben Verlage erscheinenden Monographiensammlung „Die Kunst": Aubrey Beardsley von Rudolf Klein.

Digitized by Google

Junkel und Elkan.*)

Als der Herzog Karl August vom Rheinbunde befreit war und 1814 den Auftrag erhalten hatte, mit seinen Truppen die noch in den Niederlanden stehenden französischen Heeresabteilungen in Schach zu halten, wurde in Weimar ein Freiwilligenkorps gebildet, und die Jugend des Landes begeisterte sich für den Kriegszug. Er bot ihr die erwünschte Gelegenheit, für die deutsche Sache zu kämpfen, der sie in dem großen Jahre 1813 nicht dienen durfte.

In einer der engen Straßen nahe der Stadtkirche zu St. Peter und Paul stand ein kleines Haus, das die Witwe des „Hofjuden" Elkan bewohnte, des Händlers, von dem in Goethes Gedicht „auf Miedings Tod" gesagt ist: „Der tät'ge Elkan läuft mit manchem Rest". Bei der Witwe wohnte ihr Sohn Alexander.

Die ehrwürdige Alte saß in einer Ecke der Stube, die das abendliche Zwielicht matt erhellte, und weinte bitterlich.

Morgen, morgen schon sollten die Freiwilligen ausrücken, und unter ihnen ihr einziger Sohn, den sie so oft angefleht hatte, nicht mit zu ziehen. Sie hatte seine treue Kindesliebe angerufen, sie hatte die Greuel des Kriegs in grellen Farben geschildert und nicht ohne Bitterkeit daran gemahnt, daß ein Jude, dem der Staat die vollen Rechte und Ehren des Bürgers versage, nicht nötig habe, für den Staat Gut und Blut daran zu setzen. Alles vergebens. Der Sohn wußte die Mutter durch Anverwandte behütet, er war frischen Mutes, und er fühlte sich als Deutscher, wenn ihm auch Judenblut durch die Adern floß.

Als Elkan in der Mutter Stube eintrat, erneuerte diese ihre Bitten und rief ihm die Worte Salomos entgegen: „Verachte deine Mutter nicht, wenn sie alt wird. Höre, mein Sohn, die Zucht des Vaters und lasse nicht von deiner Mutter Weisung, denn ein anmutiger Kranz sind sie um dein Haupt und ein Geschmeide um deinen Hals. Aber ein törichter Sohn ist der Gram seiner Mutter!"

Elkan strich liebkosend über das weiße Haar seiner Mutter, er küßte ihr Stirn und Hände, er versicherte, daß eine heilige Pflicht ihn rufe, er bat um ihren Segen. Vergebens, die arme Alte ließ sich nicht erbitten. „Ohne Segen, ohne Segen ziehst du hinaus in Kampf und Tod!"

Erst in später Stunde entrückte der Schlaf Mutter und Sohn ihrem Herzeleid. —

Die Mutter schlief noch, als in der Frühe die Glocken der Stadtkirche ertönten, weckend und mahnend, beängstigend und erhebend zugleich. Die Mutter weckten sie nicht. Fest schlief sie noch, als ihr der Sohn weinend den Abschiedskuß gab.

Elkan eilte nach dem Sammelplatze der Freiwilligen. Alt und jung ging zur Stadtkirche, wo in Reih und Glied die Freiwilligen eingezogen, um dem Abschiedsgottesdienste beizuwohnen.

Ernster Orgelklang geleitete die Jünglinge, eine stattliche Schar, zum Altarraume, vor dem Altare aber stand der würdige Oberkonsistorialrat Dr. Johann Gottfried Junkel, und in tiefster Ergriffenheit und Andacht vernahm die Gemeinde seine begeisterte, weihevolle Rede.

Dr. Junkel war ein Geistlicher nach dem Herzen Gottes.

Als die Rede zu Ende und der Gemeindegesang verklungen war, verwaltete der Geistliche die Eingangsliturgie zum heiligen Abendmahl, und mit den Worten: „Tretet heran, denn es ist alles bereit!" forderte er die Freiwilligen auf, das Sakrament zu empfangen. Langsam und tief bewegt nahten sich diese dem Altare. Unter ihnen, seiner Sinne nicht mächtig, wie träumend und von einer unwiderstehlichen Gewalt getrieben, auch der Jude Elkan.

Schon wollte ihm der Geistliche die Hostie reichen, als er den Andersgläubigen erkannte, und auch in den nahestehenden jungen Kriegern die Erkenntnis der schwierigen Lage erwachte, in der sich der Geistliche, wie der Jude, befand. Aber nur einen Augenblick lastete das bange Gefühl, es werde die hehre Feier eine schlimme Störung erfahren, auf den Seelen. Würdig zog Dr. Junkel die Hostie zurück, feierlich erhob er die Rechte über des Juden Haupt und weihevoll erklangen seine Worte:

„Dich aber segne der Gott deiner Väter Abraham, Isaak und Jakob!"

Dann trat Elkan mit den Freiwilligen, die das heilige Mahl empfangen, vom Tische des Herrn zurück. Auch ihm war Gottes Segen zuteil geworden, nach dem sein Herz so heiß sich gesehnt, und die zitternde Jüdin, die bangend hinter dem hohen Eisengitter vor dem Chore stand, hat in ihrer Mutterbrunst gefühlt, daß der Segen des alleinigen Gottes auch durch des Heilandsdieners Hand herniedergestrahlt ist auf ihres Sohnes Haupt.

Sie hat gestärkt und versöhnt diesen mit hinausbegleitet durch das Erfurter Tor und ihn ziehen lassen in Gottes Namen.

Elkan ist aus dem Feldzuge glücklich heimgekehrt und in Weimar ein geachteter Kaufmann geworden, der auch Vorsteher seiner Glaubensgenossen war.

Ich habe den freundlichen Greis mit dem weißen Lockenhaar oft gesehen, zuletzt auf dem Herder-Platze. Er kam in angeregtem, vertraulichem Gespräche mit drei anderen Herren aus einem Festaktus, der in dem alten Gymnasium neben der Stadtkirche abgehalten worden war. In den drei anderen Herren erkannte ich den Oberhofprediger Dr. Dittenberger, den Kaiserlich russischen Propst von Sabinin und den katholischen Pfarrer Hohmann. Hatte diese vier Männer der Geist Herders zusammengeführt? Jedenfalls hat sich ihrer der selige Dr. Junkel herzlich erfreut, wenn ihm ein Wolkenausblick vergönnt war. Heute würde er — Gott sei es geklagt — nach solch' vierblätterigem Kleeblatt vergeblich ausschauen!

*) „Aus dem alten Weimar", Skizzen und Erinnerungen von Karl Kuhn. Verlag von J. F. Bergmann in Wiesbaden. 1905. Preis gebunden 3 Mark. Kulturgeschichte kann nicht nur Kleinmalerei vertragen, sondern bedarf ihrer. Ein kleines charakteristisches Kulturbild erhellt oft besser, als eine zusammenfassende, großzügige Schilderung, das Wesen einer ganzen Epoche. Von dem Boden, auf dem unsere sogenannte klassische schöne Literatur erwuchs, ist gerade in neuester Zeit wieder viel erzählt worden. Wie viele, die zur Schillergedächtnisfeier am 9. Mai nach Weimar gepilgert sind, haben in ihren Festschilderungen dem Lokalton der kleinen Feststadt sein Recht angedeihen lassen! Diesen Lokalton, wie er in der klassischen und in der nachklassischen Zeit gestimmt war, kennen wir aus einer Reihe wertvoller und anmutiger literarischer Kabinettstückchen. Ich erinnere nur an Helene Böhlaus prächtige „Ratsmädels". Neuerdings hat der Geheime Staatsrat Dr. Karl Kuhn in Weimar, ein „tagen baren Weimarisch Kind", es unternommen, aus der reichhaltigen Mappe seiner Weimarer Erinnerungen aus der nachklassischen Zeit eine Fülle anmutigster Bilder herauszuholen und sie unter dem eingangs genannten Titel zusammenzustellen. Die Verlagshandlung hat die Güte gehabt, mir die Bekanntschaft mit dem allerliebsten, auch sehr charakteristisch ausgestatteten Buche vor seinem Erscheinen zu vermitteln und mir zu gestatten, daß ich der Oeffentlichkeit schon jetzt von einigen Partien Kunde gebe. An der nachfolgenden Skizze, überschrieben: „Junkel und Elkan" werden die Leser der „Nation" erkennen, wes Geistes Kind das Büchlein ist. E.

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Fr. Weinhausen, SW. Dessauerstraße 1. part. (Politik und Volkswirtschaft.)

Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 57 (Kunst und Literatur.)

Dr. Th. Barth, W. Tiergartenstraße 37.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 37 Berlin, den 10. Juni 1905. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Der Reichskanzler ist „in den Fürstenstand erhoben" worden. Mit der den Deutschen eigenen Pedanterie zerbricht sich die öffentliche Meinung den Kopf darüber, auf Grund welcher speziellen Verdienste ums Vaterland dem bisherigen Grafen Bülow dieselbe Auszeichnung zuteil geworden ist, die dem Grafen Bismarck nach der Gründung des Deutschen Reichs zufiel. Man vergißt, daß es sich um einen kaiserlichen Gnadenakt handelt, und daß die Gnade umso größer erscheint, je geringer die Verdienste zu bewerten sind, die den äußeren Anlaß zu der Gnade bilden.

Monsieur Delcassé, der sich unter den verschiedensten Ministerien sieben Jahre hindurch als Minister des Auswärtigen in Frankreich zu behaupten wußte, hat sich genötigt gesehen, sein Amt aufzugeben. Delcassé wurde seit längerer Zeit von den Radikalen und Sozialisten unter Führung von Clémenceau und Jaurès bitter und geschickt bekämpft. Speziell der Sozialistenführer, der Hauptrepräsentant einer friedlichen auswärtigen Politik und einer aufrichtigen Verständigung mit Deutschland, betrachtete den bisherigen Leiter der auswärtigen Politik Frankreichs mit wachsendem Mißtrauen und führte in seinem Blatte „l'Humanité" gegen Delcassé einen energischen Feldzug. Der Echec, den Delcassé in seiner marokkanischen Politik erlitt, hat dann schließlich seinen Sturz beschleunigt.

Man ist in Deutschland vielfach geneigt, den Rücktritt Delcassés zugleich als einen Erfolg Deutschlands hinzustellen. Das mag insofern zutreffend sein, als Delcassé gewiß nicht von liebevollen Gefühlen gegen Deutschland erfüllt war. Sein Nachfolger, er mag nun heißen wie er will, wird Deutschland, wenn auch vielleicht nicht viel freundlicher, doch voraussichtlich vorsichtiger behandeln. Ob und wie weit diese größere diplomatische Vorsicht auch den realen deutschen Interessen in der marokkanischen Angelegenheit zugute kommen wird, muß abgewartet werden. Der Sultan von Marokko hat, augenscheinlich auf deutsche Veranlassung hin, den Vorschlag zu einer internationalen Marokkokonferenz gemacht. Die Londoner „Times" läßt sich durch ihren Pariser Korrespondenten berichten, daß dieser Konferenzvorschlag erst erfolgt sei, nachdem der Sultan einen anderen, weitergehenden des Grafen Tattenbach, in dem eine förmliche Zusicherung über die künftige Behandlung Deutschlands in Marokko verlangt worden sei, rundweg abgelehnt habe. Man darf hinter diese Mitteilung wohl ein Fragezeichen setzen. Aber gleichviel, wie hoch man das Entgegenkommen des Sultans von Marokko gegen Deutschland bewerten mag, die Lösung der marokkanischen Wirren in einer für Deutschland günstigen Weise steht noch aus. Selbst wenn Frankreich und England, ohne deren Mitwirkung die geplante internationale Konferenz nicht zustande kommen kann, sich schließlich wohl oder übel bereit finden lassen, der Anregung des Sultans von Marokko Folge zu leisten, so ist es nicht wahrscheinlich, daß Frankreich, dem man soeben in die marokkanische Suppe gespuckt hat, und England, das der diplomatischen Aktion Deutschlands ersichtlich unfreundlich gegenübersteht, auf dieser internationalen Konferenz den deutschen Wünschen ein besonderes Entgegenkommen zeigen werden. Vielleicht aber läßt sich die durch den Rücktritt Delcassés geschaffene relativ günstige Konjunktur dahin ausnutzen, daß sich Deutschland jetzt rasch sachlich mit Frankreich verständigt, eine Lösung, die den dauernden politischen Interessen Deutschlands sicherlich am meisten förderlich sein würde.

Die Festlichkeiten zu Ehren der Hochzeit des deutschen Kronprinzen sind mit dem bei solchen Anlässen üblichen Prunk in Szene gegangen. Ein charakteristischer Zug solcher höfischen Veranstaltungen ist bei uns die unwürdige Stellung, die sich die Presse bei derartigen Anlässen immer wieder aufs neue gefallen läßt. Diesmal scheint die Rücksichtslosigkeit noch übereinstimmenden Klagerufen, die in den verschiedensten Zeitungen laut werden, besonders groß gewesen zu sein. Aber wozu existiert denn ein Verein der Berliner Presse, wenn er nicht einmal imstande ist, den Hofschranzen klarzumachen, daß sie Preßberichterstatter nicht wie Schuhputzer behandeln dürfen? Selbst zahme Nationalliberale haben jüngst ihrem gepreßten Herzen darüber Luft gemacht, daß es nicht schön sei, wenn man den Reichstag wie eine Gesellschaft von Schulbuben nach Hause schicke, wie das kürzlich bei dem unerwarteten Schluß der Reichstagssession geschehen sei. Die miserable Behandlung der Volksvertreter und die miserable Behandlung der Presse entspringt der gleichen Mißachtung, wogegen nur durch eine nicht mißzuverstehende Selbsthilfe Remedur zu schaffen ist. Für die Presse könnte dabei das Mittel des „Generalstreiks" als besonders wirksam empfohlen werden.

Daß man im preußischen Herrenhaus, diesem parlamentarischen Anachronismus, vergeblich nach Verständnis für die modernen Aufgaben eines neuzeitlichen Staatswesens sucht, ist ja allgemein bekannt; aber die fossilen Anschauungen über Sozialpolitik, die Herr v. Burgsdorff bei der ersten Lesung der Bergarbeiterschutznovelle zutage förderte, haben doch auch diejenigen überrascht, die für das preußische Oberhaus schon längst nichts als ein Achselzucken mehr übrig haben. Diesem Feudalherrn ist die ganze Sozialpolitik nichts anderes als ein die Revolution begünstigender moderner Schwindel, ein Unfug, von dem lediglich Faulenzer und Simulanten profitieren, eine schlimme Quelle der Unmoral, die das gute alte Bibelwort fortschwemmen wird: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen." Wie gut sich

Digitized by Google

gerade dieses Wort im Munde des Vertreters des alten und befestigten Grundbesitzes der Landschaft Lebus-Beeskow-Storkow ausnimmt! Man begreift unschwer das Entzücken seines Partei- und Gesinnungsgenossen, des großen Majoratsherrn und Grubenbesitzers Grafen Tiele-Winckler, der versicherte, am liebsten würde er überhaupt nicht sprechen, um den tiefen Eindruck der Worte seines freiherrlichen Vorredners nicht abzuschwächen. Uebrigens übertrumpfte dieser Grandseigneur dann mit seiner Charakterisierung des armen, verwässerten Zechengesetzes als eines Gemischs von Galle und Bosheit die sozialpolitische Einsicht seines Kollegen v. Burgsdorff noch erheblich. Und der Führer der Konservativen, Frhr. v. Manteuffel, sekundierte beiden mit einem Autogramm von seinem Vater und Moltke: „Die meisten Revolutionen werden von oben gemacht." Daß die Fürsten, Grafen und Freiherrn des Herrenhauses gerade munter dabei waren, diesem Wort durch ihre scharfmacherischen Reden zu einer neuen Bestätigung zu verhelfen, das kam anscheinend niemandem in den Sinn. Sonst wären wohl die lahmen Verteidigungsreden der beiden Bürgermeister von Cöln und von Essen und die sozialpolitische Vorlesung des Professors Schmoller auf einen entschiedeneren Ton gestimmt gewesen. Die interessanteste Figur in diesem Milieu machte aber zweifellos der preußische Ministerpräsident v. Bülow. Die beiden nachgerade zu Tode gehetzten Gedanken seiner so oft wiederholten Verteidigungsrede des Bergarbeiterschutzes, daß die Sozialdemokratie dadurch enorm geschädigt, das soziale Königtum bedeutsam gestärkt werden würde, wußte er mit so glänzender Rhetorik zu umkleiden, daß „lebhafter Beifall" des hohen Hauses seinen Ausführungen folgte. Mit der fine fleur des deutschen Junkertums ein Herz und eine Seele, trat er von der Bühne des Herrenhauses mit der sicheren Ueberzeugung ab, die Bergarbeitersache vorzüglich vertreten und das Vertrauen weitester Arbeiterkreise zu seiner Regierung neu gestärkt zu haben.

Daß die Herrenhäusler übrigens nicht nur in Preußen „Ballast des Staatsschiffs" bedeuten, dafür hat neuerdings die erste hessische Kammer den Beweis erbracht. Die vor Jahresfrist von der zweiten Kammer akzeptierte Wahlrechtsvorlage der hessischen Regierung hat sie mit so bedenklichen Forderungen von Privilegien beschwert, daß ihre glückliche Verabschiedung und ihr reformerischer Wert gleicherweise zweifelhaft geworden ist. Die Fürsten von Solms, Ysenburg, Stolberg, die Prinzen von Löwenstein und Erbach, die Grafen von Stolberg-Roßla, die Freiherren von Riedesel und Heyl sind aus demselben Holze geschnitzt wie die 103 erblich berechtigten Fürsten, Grafen und Herren und die 220 auf Lebenszeit berufenen Pairs des preußischen Herrenhauses.

Das rücksichtslose Vorgehn des Hamburger Senates mit seiner Wahlentrechtungsvorlage scheint für die Reaktionäre an andern Orten das Signal gewesen zu sein, mit ihren längst gehegten Wünschen nun endlich auch an die Oeffentlichkeit zu treten. In Dresden arbeitete man seit Jahren an einer „Wahlrechtsreform zur Bekämpfung der sozialdemokratischen Gefahr". Alle traurigen Erfahrungen mit dem Landtagswahlrechtsraub haben die hellen sächsischen Reaktionäre in der Residenz des roten Königreichs nicht belehren können. Sie haben in der letzten Woche drei verschiedene Vorlagen zur Verschlechterung des Wahlrechts mit einemmal beraten und schließlich alle drei abgelehnt, weil keine von ihnen allen reaktionären Ansprüchen genügte. Da sind die hamburgischen und lübischen Wahlrechtsreformer doch vorsichtiger gewesen: Sie konnten sich zwar auch nicht über den Grad der Verschlechterung des gegenwärtigen Wahlrechts einigen, aber sie lehnten deshalb ihre Vorlagen nicht gleich ab, sondern verwiesen sie zur weiteren Rückwärtsrevidierung an Kommissionen.

Die Verhandlungen und Beschlüsse der Cölner Gewerkschaftstagung werden in der Arbeiterpresse, wie vorauszusehen war, sehr lebhaft kommentiert. Wie weit die Urteile dabei auseinandergehen, sei nur an drei Beispielen kurz gezeigt. Die revisionistische Wochenschrift „Die Neue Gesellschaft" sieht in der Debatte über Maifeier und Generalstreik „Kraft, gepaart mit Besonnenheit", während die ultrarote „Sächsische Arbeiterzeitung" nur „selbstgefällige, strahlende, selbstsichere Borniertheit" als Grundton herausliest, und das Organ der stärksten und leistungsfähigsten deutschen Gewerkschaft, der Buchdrucker-Correspondent, den „Mystizismus des politischen Massenstreiks" als Mäntelchen für „eine unfähige Politik des jakobinischen Systems" charakterisiert, „das einst die agitatorische Kraft der Sozialdemokratie entwickeln half, aber untauglich ist zu politischem Schaffen, zu wirklich politischer Macht im Sinne positiver und dauernder Erfolge". Bei dieser Diskussion machen, wie wir vorausgesagt haben, die nichtsozialdemokratischen Gewerkschaften das beste Geschäft. Wie sehr man ihnen das gönnen darf, zeigt u. a. der eben erschienene Tätigkeitsbericht des rheinisch-westfälischen Ausbreitungsverbandes deutscher Gewerkvereine aus dem Jahre 1904. Er erzählt uns von so viel eifrigem Streben und ehrlichem Kämpfen, von so viel Bildungshunger und Organisationstrieb, daß man dieser rührigen Richtung der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine nur besten Erfolg wünschen kann.

Der Konflikt zwischen Schweden und Norwegen, über dessen staatsrechtliche Ursache unsere Leser in der vorletzten Nummer durch den Aufsatz des Göttinger Staatsrechtslehrers L. von Bahr eingehend unterrichtet sind, ist inzwischen zum offenen Ausbruch gekommen. Norwegen ist nicht gewillt, auf seine gut begründeten und für seine nationale Existenz notwendigen Forderungen zu verzichten und schickt sich deshalb an, die letzten Konsequenzen aus der ablehnenden Haltung Schwedens und des Königs zu ziehen. Das Land muß regiert werden; da aber der König keine Regierung finden und die jetzige Regierung nicht zum Bleiben gezwungen werden konnte, so hieß die Alternative nur noch: Ein König ohne Regierung oder eine Regierung ohne König. Die erste Möglichkeit war bei der ganzen Stimmung des Landes — und anscheinend auch des betagten Königs — ausgeschlossen. Daher hat es die norwegische Nationalversammlung für ihre pflichtmäßige Aufgabe gehalten, für geordnete gesetzmäßige Zustände im Lande auf anderer Grundlage als seither zu sorgen. Das Storthing hat einstimmig die Mitglieder des abgetretenen Staatsrates bis auf weiteres ermächtigt, als die norwegische Regierung die dem König zustehende Macht auszuüben, in Uebereinstimmung mit der Verfassung Norwegens und den geltenden Gesetzen; Aenderungen der Gesetze werden nur dadurch notwendig, daß die Vereinigung mit Schweden unter einem König aufgelöst ist, und daß als Folge davon der König aufgehört hat, als norwegischer König zu fungieren. Wie sehr sich dieser Beschluß mit den Wünschen nicht nur der Volksmasse, sondern auch der führenden Geister Norwegens in Uebereinstimmung befindet, mag die Tatsache illustrieren, daß der bekannte Forschungsreisende Fridjof Nansen sein ganzes beträchtliches Privatvermögen dem nationalen Selbständigkeits- und Freiheitskampf zur Verfügung gestellt hat.

In dem Verhalten der Russen und der Japaner nach der entscheidenden Seeschlacht von Tsushima drückt sich noch etwas mehr als die Verschiedenheit von Besiegten und Siegern aus. In Rußland folgte auf das Bekanntwerden der vernichtenden Niederlage die laute, geräuschvolle Versicherung der Fortsetzung des Krieges um jeden Preis; freilich mischten sich alsbald auch Friedensstimmen in das all zu hohle Pathos des russischen Chauvinismus, und im Augenblick, da diese Zeilen in Druck gehn, treten die Friedensgerüchte sogar so bestimmt wie nie zuvor auf. Sicher ist aber ein zielloses und haltloses Hin- und Herschwanken sowohl der öffentlichen Meinung, soweit man in Rußland von einer solchen reden kann, wie der entscheidenden Regierungsstellen zu konstatieren. In Japan herrschte dagegen vom ersten Eintreffen der Siegesnachrichten an die vornehme Ruhe des überlegenen Siegers vor. Wie bescheiden und anspruchslos waren schon die wiederholt aufeinander folgenden Schlachtenberichte des Admirals Togo abgefaßt! Auffallend schlicht und einfach waren auch die Dankesworte des Mikados an den Sieger von Tsushima und seine tapferen Seesoldaten. Von pomphaften Siegesfeiern wußte der sonst so redselige Telegraph bisher nichts aus Japan zu berichten. Das einzige Denkmal des Sieges, das auf allgemeine Kosten errichtet werden soll, wird ein großer Leuchtturm sein, der bei Okinoshima, in

Digitized by Google

nächster Nähe des Zusammenstoßes der feindlichen Flotten, erstehen soll, um künftighin mit seinem 80 Meilen weit sichtbaren Leuchtfeuer nicht nur der Schiffahrt allgemein von Nutzen, sondern auch den japanischen Offizieren und Mannschaften der Marine eine ständige Erinnerung an den großen Sieg zu sein. Welche europäische Nation würde in würdigerer Weise einen so großen Sieg verewigt haben?

* * *

Die gelbe und andere Gefahren.

Der gewaltige Seesieg der Japaner über die Russen in der Koreastraße hat allerlei patriotische Beklemmungen über die wachsende „gelbe Gefahr" hervorgerufen. Die Berliner „Nationalzeitung" hat diesen Beklemmungen den lebhaftesten Ausdruck gegeben, indem sie die ganze kaukasische Rasse für ernsthaft bedroht erklärt und einem veritablen Kreuzzuge der Weißen gegen die Gelben das Wort redet. Es ist kein Scherz, sondern bitterer Ernst, wenigstens dem Leitartikelschreiber der „Nationalzeitung". Bis zu einem solchen Grade von Rassenparorysmus regen sich zwar nur wenige Publizisten auf. Aber die Anschauung, als ob das Aufsteigen Japans für Deutschland eine große, politische und kommerzielle Gefahr bedeute, beherrscht unverkennbar weite Kreise unseres Volkes.

Seit vielen Jahren hat man die öffentliche Meinung in Deutschland an die Vorstellung zu gewöhnen gewußt, daß die günstige Entwicklung anderer Länder der eigene Schaden sei. In diesem Sinne hat man bald von einer amerikanischen, bald von einer englischen und neuerdings mit besonderer Leidenschaft von einer gelben Gefahr gesprochen. Diese Vorstellung berührt sich auf das engste mit alten merkantilistischen und protektionistischen Anschauungen. Der Freihandel vertritt die Theorie, daß jeder gesunde Warenaustausch ein Vorteil für beide Teile ist, daß deshalb eine weise Handelspolitik die industrielle und kommerzielle Entwicklung anderer Länder nicht als eine eigene nationale Schädigung, sondern als einen allgemeinen Kulturgewinn anzusehen habe, der indirekt auch jedem anderen Kulturstaat zugute komme. Je leistungsfähiger sich beide Parteien, die am internationalen Warenaustausch interessiert sind, darstellen, um so gesunder wird sich auch der eigene nationale Wirtschaftskörper entwickeln können.

Der merkantilistisch-protektionistische Ideenkreis geht dagegen von der unausrottbaren Grundidee aus, daß bei jedem Warenaustausch einer der Betrogene sei, und ferner, daß dieser Betrogene oder Uebervorteilte derjenige sein müsse, der die Waren des andern für schönes bares Geld erwerbe, daß deshalb eine schlaue Handelspolitik darauf gerichtet sein müsse, die Warenausfuhr nach Möglichkeit zu erleichtern und die Wareneinfuhr nach Möglichkeit zu erschweren. Wenn das auf gütlichem Wege nicht zu erreichen sei, so müsse man eventuell mit energischen diplomatischen und schlimmstenfalls selbst kriegerischen Mitteln die fremden Märkte für den Zustrom der eigenen Waren offenhalten. Begreiflicherweise haben solche Ideen dann auch dazu geführt, jede fremdländische Entwicklung, die zu einer Stärkung fremder Leistungsfähigkeit geführt hat, mit Eifersucht und Mißtrauen anzusehen und eine nationale Stimmung zu schaffen, die jeden Fortschritt auf dem weiten Erdenrunde, sei er nun politischer oder wirtschaftlicher Natur, als eine Bedrohung der eigenen Nationalität empfindet.

Aus dieser Stimmung heraus erklärt sich auch das Mißtrauen, das gegen England gehegt wird. Indem man voraussetzt, daß die eigenen Anschauungen auch in England die herrschenden seien, nimmt man an, daß England in konstanter Besorgnis vor der wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands lebe und deshalb nur auf den Moment lauere, die internationalen Handels- und Schiffahrtsbeziehungen Deutschlands tödlich zu treffen. Es gibt in Deutschland eine nicht geringe Anzahl vortrefflicher Patrioten, die es sich nicht ausreden lassen, daß England beständig darauf aus sei, Deutschland in einen Seekrieg zu verwickeln, zu keinem andern Zweck, als um die kommerzielle Weltmachtstellung Deutschlands zu erschüttern. Da sie selbst davon ausgehen, daß Englands Schaden Deutschlands Nutzen sei, so nehmen sie natürlich auch an, daß Deutschlands Schaden Englands Nutzen sei, und sie finden es in gewissem Sinne begreiflich, daß ein englischer Patriot die Schädigung Deutschlands unter die Hauptziele seines politischen Bestrebens aufnimmt. Diese deutschen Männer wünschen deshalb auch die deutsche Kriegsflotte auf einen Stand gebracht zu sehen, der Deutschland dieser imaginären englischen Gefahr gegenüber möglichst sicher stellt; und sie haben nicht ohne einen gewissen Schmerz den Untergang der russischen Kriegsflotte mit angesehen, da ihre Phantasie lange mit dem Gedanken kokettiert hat, der englischen Seemacht schlimmstenfalls durch eine Koalition der russischen, deutschen und sogar der französischen Seemacht entgegenzutreten. Einer solchen Phantasie ist nun bis auf weiteres der Boden entzogen. Aber das Mißtrauen gegen die bösen Pläne des „perfiden Albion" ist geblieben, ja heute stärker als je zuvor.

Nun soll keineswegs bestritten werden, daß dieselben perversen protektionistischen Vorstellungen, die in den Köpfen vieler unserer Patrioten ein so wunderbares Weltbild hervorgerufen haben, seit einer Reihe von Jahren auch in England an Boden gewannen. Der Chamberlainsche Imperialismus mit seinen Ambitionen nach einer kommerziellen Suprematie Englands und seiner Neigung für gewalttätige Lösungen steht jener Auffassung, wonach jedes Aufsteigen eines anderen Staates ein Nachteil für den eigenen sei, ziemlich nahe, und sollte der wirtschaftliche und politische Chauvinismus, der den Chamberlainschen Plänen zugrunde liegt, in England je zum vollen Siege gelangen, so wäre ein kriegerischer Konflikt zwischen England und Deutschland der Möglichkeit gewiß erheblich nähergerückt Solange jedoch der freihändlerische Vorstellungskreis die englische Politik beherrscht, ist ein kriegerischer Konflikt zwischen Deutschland und England die unwahrscheinlichste aller weltgeschichtlichen Begebenheiten.

Sehr treffend hat der Cobdenklub das Wesen der freihändlerischen Tendenzen in das Motto gefaßt: „Freetrade, peace and good will among nations!", was mit andern Worten heißt: Der Freihandel müßte sein ganzes inneres Wesen aufgeben, wenn er den internationalen Warenaustausch unter die Herrschaft von Gewaltmitteln stellen wollte. Der Freihandel setzt eine friedliche und natürliche Entwicklung des Warenaustausches voraus.

Andere als wirtschaftliche Rivalitäten, insbesondere territoriale Rivalitäten, die zu nationalen Interessenkonflikten zwischen England und Deutschland führen könnten, bestehen aber nirgends auf der Erde, und eben deshalb liegt die sicherste Friedensbürgschaft zwischen den beiden stammverwandten Ländern in der Aufrechterhaltung des Freihandels, der Politik der offenen Tür. Solange in England diese Politik aufrechterhalten bleibt, wird auch der protektionistische Unsinn, der in der deutschen Wirtschaftspolitik die Herrschaft an sich gerissen hat, schwerlich zu einer internationalen Katastrophe führen.

Diese in Deutschland grassierende protektionistische Anschauungsweise wird allerdings, wenn sie fortdauert, gerade auf dem Gebiet der auswärtigen Politik noch Schaden genug anrichten können. Es gibt keine andere Großmacht in der Welt, für welche die Politik der offenen Tür so vorteilhaft und so nötig wäre wie für Deutschland mit seinen riesigen Ueberschüssen von industriellen Arbeitsprodukten, die es mangels irgendwie in Betracht kommender Kolonien auf den Weltmärkten plazieren muß. Daß sich dieses selbe Deutschland, das an der Politik der offenen Tür ein so vitales Interesse hat, zum Chorführer des Protektionismus machte, gehört zu jenen historischen Verirrungen, die für den Geschichtschreiber sehr lehrreich, für die Mitlebenden aber recht peinlich sind.

In diesen protektionistisch-chauvinistischen Vorstellungskreis wird nun neuerdings mit besonderem Nachdruck die gelbe Gefahr gerückt. Solange Japan als ein Barbarenstaat galt, der sich selbst gegen die frechsten Uebergriffe Europas und Amerikas

Digitized by Google

nicht zu wehren vermochte, fühlte man sich wohl und geborgen. Seitdem es sich aber im Vollbesitz aller jener Kulturmittel, die von den europäischen Militärstaaten am höchsten geschätzt werden, zeigt und in überraschend kurzer Zeit und sprungweise die Stufen zur Höhe einer militärischen Weltmacht genommen hat, liegt die gelbe Gefahr den kaukasischen Rassepolitikern wie ein Alp auf der Brust. Nicht die Barbarei erscheint als gefährlich, sondern die Kultur, der Fortschritt, die Annäherung an die eigene Zivilisation. Die aufgeregte Phantasie malt sich schon aus, wie das siegreiche Japan, auf den asiatischen Kontinent übergreifend, das stammverwandte China ebenfalls in alle Geheimnisse der modernen Zivilisation einweiht, wie die gelbe Rasse mit Hunderten von Millionen Menschen von der europäischen Kultur Besitz ergreift und dann einen Hunnenkrieg mit Hinterladern und Schlachtschiffen gegen das unglückliche Europa eröffnet. Und dicht daneben schlummert die Sorge, daß dieses große chinesische Reich auch der kommerziellen und industriellen Ausbeutung Japans unterworfen und damit die wirtschaftlichen Hilfsmittel des Reichs der aufgehenden Sonne bis ins Ungemessene gesteigert werden. In diesen Phantasien erscheint dann zugleich das verrottete absolutistische Regiment Rußlands als eine Art Vorkämpfer der Kaukasier gegen die Mongolen.

Alle diese phantastischen Befürchtungen haben ihre letzte Wurzel in der Idee: der Aufstieg anderer ist unser Niedergang. Daß die gesamte Menschheit ein Interesse daran haben könnte, daß sich die Kultur möglichst weit verbreite, möglichst viele Länder und Erdteile und Rassen umfasse, und daß sich insbesondere der Austausch von Arbeitserzeugnissen zwischen den einzelnen Ländern umso vorteilhafter gestalten muß, je höher auf der Stufenleiter der Entwicklung alle Länder vorrücken, und daß die Aufgabe für die einzelne Nationalität eben nur darin besteht, in diesem allgemeinen Wettkampf der höheren Leistungen nicht zurückzubleiben, — das will den besorgten Patrioten nicht in den Kopf.

Aber selbst wenn man sich auf den engsten nationalistischen Standpunkt stellt, der nur die allernächsten Vorteile ins Auge faßt, welchen Nachteil sollte gerade Deutschland von der Entwicklung Japans zur Weltmacht haben? Die für die Machtverhältnisse am Stillen Ozean vornehmlich in Betracht kommenden Großmächte sind heute England und die Vereinigten Staaten von Amerika. Rußland ist ausgeschaltet, und Japan an seine Stelle getreten. Japan wird sowohl den Vereinigten Staaten wie England gegenüber das Gleichgewicht der politischen Kräfte in Zukunft viel besser aufrecht erhalten, als es Rußland je gekonnt hätte. Deutschland wird dabei auch als militärischer Machtfaktor beim Zusammenwirken mit einer dieser drei Mächte eine respektable Rolle spielen können. Die gelbe Gefahr braucht deshalb Deutschland am allerwenigsten schlaflose Nächte zu bereiten. Die Schwächung des absolutistischen Rußlands hat Deutschlands Lage in den Zukunftshändeln der Welt jedenfalls mehr erleichtert, als sie das Aufkommen Japans erschwert hat.

Theodor Barth.

Demokratie und Kaisertum im Herrenhaus.

Als Graf Bülow (damals war er noch Graf) am 2. Juni bittend vor dem preußischen Herrenhause stand, um seine Berggesetznovelle von den edlen Herren des befestigten Grundbesitzes gnädigst bewilligt zu erhalten, war der Hauptvertreter des aristokratischen Geistes Herr v. Burgsdorff. Er sah von seines Schlosses Zinnen auf die beherrschte Masse hin und rief unter dem vornehmen Jubel der Versammelten den Arbeitern zu, daß sie sich zu bescheiden haben, und der Regierung, daß sie sie niederzuhalten habe. Der Eindruck seiner Rede war nach allen Berichten ein sehr großer. Es war ein starker Frontangriff gegen die „Revolution", die von oben gemacht wird, wie Herr v. Manteuffel Bülows zaghaften Versuch, den Arbeitern mehr Staatsschutz zu gewähren, in fast drohender Weise bezeichnete. Es handelte sich in der ganzen Debatte nicht nur um die Paragraphen der vorliegenden Novelle, sondern um die Stellung der Regierung zur demokratischen Arbeiterbewegung überhaupt. Alles Nachgeben ist vom Uebel! Es gibt gegenüber den sozialen Begehrlichkeiten der Unterschicht nichts als ein festes rundes Ablehnen! Wenn man dieses Mal Bülow nicht von vornherein will stecken lassen, so ist es nur, weil er sich um die Zölle verdient gemacht hat und gegenüber Amerika den Agrariern notwendig erscheint, in der Arbeiterfrage selbst sind die Manteuffel und Burgsdorff alle unter sich einig: es ist endlich genug! Die Zeit der Schwäche muß aufhören! Das war die Lektion, die man Bülow gab, und die der König von Preußen hören sollte.

In diesen Zusammenhang hinein gehören die Worte, die Graf von Tiele-Winckler, ein oberschlesischer Grubenmagnat, der dem Kaiser nicht fern stehen soll, über mein Buch „Demokratie und Kaisertum" sprach, und über die ich mich etwas mit ihm auseinandersetzen will. Er sagte:

„Die Vorlage, über die wir hier Beschluß zu fassen haben, führt direkt dem Ziele entgegen, welches Naumann in seinem Buche ‚Demokratie und Kaisertum' uns vorgezeichnet hat. Wie empfehlen Ihnen dieses Buch zur Lektüre. Diejenigen, die es nicht lesen sollten, verschlingen es; diejenigen, die Interesse haben an der Erhaltung der staatlichen und wirtschaftlichen Ordnung, kennen es nicht, und wenn sie es kennen, so unterstützen sie die weebende Kraft der Naumannschen Gedanken. Sein Ziel ist die Aufrichtung der Volksherrschaft. Die erste Etappe auf diesem Wege ist der Ruin der Landwirtschaft, die zweite die Vernichtung des agrarisch-konservativen Einflusses auf die Staatsregierung, die dritte der Ruin des Kohlenbergbaues, die vierte die Verstaatlichung desselben; ist dieser letzte konservative Faktor aus unserem wirtschaftlichen Leben gewichen, so ist das Sprungbrett frei für den großen Sprung in den Sumpf des Kollektivismus. Naumann ist ein sehr kluger Mann. Er setzt dem Idealgebilde seines Staates eine Krone auf, eine Kaiserkrone; er verspricht, der Krone alle Forderungen in bezug auf Heer und Flotte zu bewilligen. Aber, meine Herren, das ist eine große Farce, berechnet auf den Fang leichtgläubiger Seelen. Zwischen der Volksherrschaft nach Naumannschem Rezept und der Krone von Gottes Gnaden, die wir uns erhalten wissen wollen, für die wir kämpfen und die wir verteidigen wollen, liegt eine tiefe Kluft, die sich nicht überbrücken läßt. Das sind zwei verschiedene Welten, zwischen denen es eine Aussöhnung nicht gibt; da gibt es nur den Kampf um die Macht."

Graf v. Tiele-Winckler ist einer von den Männern, die stumm geistiges Erbe angetreten haben, und die mit der Klarheit der Feindschaft die Dinge besser sehen als viele harmlosere Elemente seiner Schicht. Er weiß, daß die hohenzollernsche Dynastie eines Tages im sozialen Kampfe Farbe bekennen muß, und er hält für möglich, daß diese Farbe rot und nicht blau sein könnte. Er redet von meinem Buch nicht meinetwegen, sondern um Bülow zu zwingen, sich vor dem Kaiser grundsätzlich über seine Sozialpolitik und ihre Folgen zu verantworten. Bülow soll gestehen, ob im Hintergrund seiner vermittelnden Seele etwas Aehnliches liegt wie das Ideal von Demokratie und Kaisertum. Er soll dieses Ideal, wenn es etwa vorhanden ist, vor der entscheidenden Stelle abschwören müssen. Dann erst wird er für die Klasse der Mächtigen zuverlässig werden, soweit ein Mann wie Bülow in den Augen eines Tiele-Winckler überhaupt als sicher gelten kann.

Zu diesem Zweck macht Graf v. Tiele-Winckler seine Inhaltsangabe meines Buches. Sie ist im Stil der Münchener Bilderbogen gehalten und beansprucht garnicht, als tendenzfrei zu gelten. Er übertreibt, um zu belehren. Im Privatgespräch würde er ohne Zweifel zugeben, daß ich weder den Ruin der Landwirtschaft, noch den Ruin des Kohlenbergbaues, noch den Kollektivismus vertrete. Solche Worte gehören nur zur Schärfung der Konturen. Es verlohnt sich nicht, daß ich mich gegen sie verteidige. Der wirkliche Streitpunkt liegt zwischen diesen Uebertreibungen und ist richtig formuliert:

Die erste Etappe ist die Vernichtung des agrarisch-konservativen Einflusses auf die Staatsregierung.

Die zweite Etappe ist die Verstaatlichung des Kohlenbergbaues.

Digitized by Google

Die dritte Etappe ist das Zusammenwirken von Krone und Demokratie.

Wenn ich diese Formulierung als richtig anerkenne, so bedarf diese Anerkennung hinsichtlich der Verstaatlichung des Kohlenbergbaues einer erklärenden Ergänzung. Ich schwärme nicht von vornherein für Verstaatlichung gewerblicher Tätigkeiten und würde einen Zustand lebhaft befürworten, bei dem die privatwirtschaftliche Form des Bergbaues sich mit dem notwendigen Schutz für Leben, Gesundheit, Persönlichkeit und Organisation der Arbeiter verbindet. Um es kurz zu sagen: ich würde auf englischem Boden zwar für Arbeiterschutzgesetze, aber nicht für Verstaatlichung eintreten. Da wir aber in Deutschland die liberale Grundgesinnung, die es dem Arbeiter ermöglicht, im privaten Betriebe ein freier Staatsbürger zu sein, nicht haben, da unseren Bergherren die ersten Elemente liberaler Menschenachtung fehlen, bleibt ihnen gegenüber nichts anderes übrig, als den Versuch zu machen, sie durch Verstaatlichung auszuschalten. Jede Rede im Sinne des Herrn v. Tiele-Winckler vermehrt bei allen freiheitlich denkenden Staatsbürgern das Gefühl, was es bedeutet, daß 500 000 Bergarbeiter von ihm und seinen Genossen abhängig sind. Und dieses Gefühl wird wachsen, je mehr auch alle Industrien ihre Abhängigkeit von der rücksichtslosen Preispolitik der Grubenbesitzer empfinden.

Herr v. Tiele-Winckler nennt sich und seine Genossen den letzten konservativen Faktor im wirtschaftlichen Leben. Das ist richtig. Die Ablehnung, mit Arbeiterorganisationen überhaupt zu verhandeln, ist ihrem Wesen nach konservativ. Sie ist die Ausübung der Lehre, daß die einen zum Herrschen und die anderen zum Dienen geboren sind. Die Ablehnung staatlicher Eingriffe in das Herrenrecht der Kohlenherrscher ist konservativ, denn der Altkonservative hat den Staat nie als eine Schutzmacht für alle Bürger angesehen, sondern nur als eine Organisation zugunsten der Besitzer der Naturschätze. Autorität und nicht Majorität, Minderheitsmacht als Menschheitsprinzip! Je klarer die Bergherren sich selbst als konservativ bekennen, desto deutlicher wird die Sachlage und desto schärfer ihre Trennung von allen denjenigen industriellen Unternehmern, die sich zwar als Leiter des Produktionsprozesses, aber nicht als Vormundschaftsbehörden der Arbeiterschaft ansehen.

Es ist auch für die Vertreter der Krone gut, wenn der konservative Charakter dieser Schicht offen vor aller Augen liegt, wenn aller Traum von Humanität und Menschenrechten rücksichtslos von ihr abgestreift und die Machtfrage unverhüllt proklamiert wird. Die Krone muß wissen, wohin sie geht, wenn sie mit diesen Leuten geht. Sie geht in ein Dienstverhältnis, das für sie unendlich gefährlich ist. Eben jetzt zeigen die Vorkommnisse in Rußland, wohin die Durchführung konservativer Grundsätze ein Volk bringt. Da haben wir die Probe auf das Exempel. Ein konservativer Staat muß unter modernen Schulverhältnissen die Revolution erzeugen. Die Grundsätze des Herrn v. Tiele-Winckler sind im letzten Grunde der Wille zum Bürgerkrieg. Er wird sich selbst darüber nicht täuschen, daß man die Arbeiter der schweren Industrien nicht dauernd als Plantagenarbeiter behandeln kann, wenn man nicht gelegentlich, falls sie nicht geduldig bleiben, auf sie schießen will. Der Druck der sozialen und staatsbürgerlichen Hoffnungslosigkeit kann nicht über eine Menge von Millionen gelegt werden, denen man doch nicht verbieten kann, zu lesen und zu denken, wenn man nicht entschlossen ist, den blutigen Schrecken neben die Gruben und Eisenwerke zu stellen. Ich nehme an, daß Herr v. Tiele-Winckler diese Konsequenzen seiner Stellungnahme in nüchterner Vorurteilslosigkeit erkannt hat, und daß er weiß, zu welchem Dienste er das Kaisertum einladet. Wenn er es verneint, solche Gedanken zu haben, dann soll er sagen, wie man es macht, den Arbeitern den Staatsschutz zu versagen und sie trotzdem in Geduld und Ruhe zu erhalten.

Die Idee „Demokratie und Kaisertum" ist für das Kaisertum kein Vergnügen, aber eine Notwendigkeit, da die gegenteilige Lösung des Problems, die Idee „Minderheitsherrschaft and Kaisertum" zu Verwicklungen führt, denen sich eine verantwortliche Staatsleitung aus Gründen der Selbsterhaltung nicht aussetzen kann. Und was bedeutet denn ursprünglich die „Krone von Gottes Gnaden?" Sie bedeutet die Selbständigmachung des Fürsten von der Adelsherrschaft Ihr gegenüber erwuchs die Idee des absoluten Königtums Erst viel später wurde die absolute Herrschaft als Gegensatz zur Demokratie erfaßt. Ihr erster Daseinskampf galt der Aristokratie. Herr von Tiele-Winckler will sie wieder unter die Botmäßigkeit der Grundherren bringen. In diesem Falle verspricht er ihr, daß er sie erhalten wissen will, für sie kämpfen and sie verteidigen will. Wenn aber die Krone es sich einfallen läßt, mit der Demokratie zu arbeiten, dann liegt zwischen dem Volkskaiser und den Herren des Herrenhauses eine tiefe Kluft, die sich nicht überbrücken läßt. Bis zu dieser Perspektive führt der Redner den Grafen Bülow und den, der über ihm steht!

Es scheint, daß das Berggesetz es nicht wert ist, daß sich seinetwegen so tiefgreifende Prinzipienerörterungen erheben. Alle Arbeiter, aach die christlichen, sind einig, daß es ungenügend ist. Aber gerade der Umstand, daß schon eine so schwache Reform, die noch daza von Bülow im Herrenhause als Abwehrmittel gegen die Sozialdemokratie empfohlen wird, und die den Bergbesitzern wahrhaftig nar geringe Ungelegenheiten bereitet, daß diese Reform schon genügt, um der Krone eine Vorlesung über die zwei Wege zu halten, die ihr offen stehen, und sie zu fragen: bist du mit uns oder gegen uns, das zeigt, wie scharf das Entweder-Oder bereits heute empfunden wird. Bülow fall rechts oder links gehen! Er wird weiter den Mittelweg versuchen, bis einmal alles Mundspitzen nichts mehr hilft. Dann muß gepfiffen werden: wollt ihr den Krieg der Krone gegen die Masse oder wollt ihr ihn nicht?!

Friedrich Naumann.

Die Mobilmachung des Herrenhauses.

Das preußische Herrenhaus ist einmal von Bismarck als Ballast für die Gesetzgebung bezeichnet worden. Natürlich meinte er das in anerkennendem Sinn: es sorge für das nötige ritardando in der Gesetzmacherei. Der Bismarcksche Ausdruck ist dieser Tage von Freiherrn v. Manteuffel wieder aufgewärmt worden. Selbst Herr v. Manteuffel würde aber, auf Ehre und Gewissen gefragt, ob das Abgeordnetenhaus denn wirklich eine Bremse brauche, schwerlich in der Lage sein, mit einem lauten Ja zu antworten. Das Herrenhaus bringt es beim besten Willen alle fünf Jahre höchstens einmal fertig, noch reaktionärer als das Dreiklassenparlament zu sein. Und wenn die „Herren" sich manchmal darüber beklagen, sie hätten zu wenig parlamentarische Beschäftigung, so liegt das einfach daran, daß sie an der Arbeit ihrer gewählten Kollegen nichts auszusetzen finden.

Will das Herrenhaus also seinen ureigentlichen, dem Ballastberufe, nicht ganz untreu werden, so muß es schon ein etwas flotter als das Abgeordnetenhaus fahrendes Schiff zu belasten versuchen. Es muß versuchen, den Gang der Reichsgesetzgebung, der doch hier und da einen Schritt vorwärts bedeutet, zu hemmen. Man könnte ja sonst am Ende ganz vergessen, daß anser öffentliches Leben überhaupt mit dem Ballast des Herrenhauses beschwert ist.

Als gelangener Beweis dafür, daß das Herrenhaus noch immer als das schädlichste Element unserer inneren Politik anzusehen ist, kann sein Beschluß vom 3. Juni gelten. Freiherr v. Manteuffel, der innerhalb der konservativen Partei wie bei der preußischen Regierung einflußreichste Mann, hatte den Antrag gestellt, „die Regierung zu ersuchen, gegen die Einführung einer Reichserbschaftssteuer grundsätzlich Stellung zu nehmen und ihren Einfluß im Bundesrate dahin geltend zu machen, daß die Erbschaftssteuer der Gesetzgebung der Einzelstaaten vorbehalten bleibt." Dieser Antrag wurde

Digitized by Google

gegen eine verschwindende Minderheit angenommen. Er stellt nichts weniger dar als den Versuch, von Preußen aus eine aussichtsvolle Reichsfinanzreform zu vereiteln und so die Reichsmaschine zum Stillstand zu bringen.

Ueber das Maß unserer Reichsfinanzmisere braucht man kaum noch ein Wort zu verlieren. Schon jetzt ist das Defizit gähnend. Mit Mühe und Not konnte der Reichstag die Regierung hindern, durch bedenkliche Mittel — Zuschußanleihen, Unterbringung ordentlicher Ausgaben im Extraordinarium — den Schein einer Etatsbalanzierung aufrecht zu erhalten. Er konnte es nur, indem er die Matrikularbeiträge zu einer für die Einzelstaaten fast unerträglichen Höhe hinaufschraubte und diese Gewaltmaßregel durch vorläufige Stundung gewisser Beträge ein wenig abmilderte. Mit solchen Provisorien kann man aber höchstens ein oder zwei Jahre auskommen. Von selbst wird die Finanzlage nicht besser. Im Gegenteil! Neue große Ausgaben stehen bevor: die Flottenvorlage kommt im Herbst, die Militärpensionsgesetze lassen sich nicht auf die lange Bank schieben, die Erhöhung des Wohnungsgeldzuschusses ist längst den Beamten in Aussicht gestellt, die Ausgaben für die Invaliditäts- und Altersversicherung nehmen ununterbrochen zu. Die Einnahmen aus den Zollerhöhungen sind größtenteils für die Witwen- und Waisenversicherung mit Beschlag belegt. Wenn nicht aus anderen Quellen etwa 100 Millionen Mark neuer Einnahmen erschlossen werden, so kann das Reich zu keiner geordneten Finanzwirtschaft kommen.

Zum Glück haben wir einen Reichsschatzsekretär, dem nicht nur die Situation völlig klar, sondern der auch Süddeutscher ist. Freiherr v. Stengel steht dem selbstsüchtigen ostelbischen Junkertum genügend fern, um für vernünftige Steuerreformen zu haben zu sein. Er weiß, daß eine Finanzreform großen Stils ohne direkte Reichssteuern unmöglich ist. Nichts hat den nationalen Geist bei uns mehr gelähmt, nichts hat dem Patriotismus in den Massen mehr Abbruch getan, als die Tatsache, daß jeder Groschen für Heer und Flotte aus indirekten Steuern und Zöllen stammt. Freilich, jedes politische Uebel trägt auch den Keim zu seiner Heilung in sich. Wenn jetzt von der Gesamtsteuerlast im Reich und Einzelstaat auf den Kopf 21 Mark 66 Pfennig an indirekten und nur 8 Mark 12 Pfennig an direkten Steuern entfällt, so ist das ein Mißverhältnis, dessen weitere Verschlimmerung in einem Parlament des allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrechts nicht möglich ist. Die Wählermassen lassen sich das auf die Dauer nicht gefallen. Das hat das kluge Zentrum, das so intime Fühlung mit seinen Wählern hat, wohl herausgefunden. Darum hat es rechtzeitig seinen früheren Standpunkt, aus partikularistischen Gründen die direkten Reichssteuern zu verwerfen, aufgegeben und ist jetzt Feuer und Flamme dafür; darum haben selbst Mitglieder der Rechten im Reichstag wie Herr v. Kardorff sich neuerdings grundsätzlich für direkte Reichssteuern ausgesprochen und nur im Bundesrat den Stein des Anstoßes erblickt.

Es ist ein offenes Geheimnis, daß Freiherr v. Stengel sich die größte Mühe gibt, den Widerstand des Bundesrats zu brechen. Er kann eine noch so radikale Erbschaftssteuer vorlegen, im Reichstag findet er eine starke Mehrheit dafür. Nur die Klippe des Bundesrats muß erst passiert sein. Auch im Bundesrat ist sicher eine Mehrheit dafür zu gewinnen. Doch Preußen mit seinem leider übermächtigen Einfluß sträubt sich mit aller Gewalt. Trotzdem fürchten die Manteuffel und Genossen, Preußen könnte unter dem gewaltigen Druck der öffentlichen Meinung und der Reichsfinanznot weich werden. Darum ihr Vorstoß im Herrenhaus, auf den der preußische Finanzminister mit ein paar Bemerkungen erwiderte, aus denen man, in Verbindung mit seinen früheren Aeußerungen, den Eindruck gewinnt als wenn er dächte: „Gott sei Dank, daß ich mich bei meiner Gegnerschaft gegen die Reichserbschaftssteuer auf ein Votum der preußischen Volksvertretung — pardon! — stützen kann." Natürlich ist Freiherr v. Rheinbaben viel zu vorsichtig, um sich zu demaskieren. Man muß zwischen den Zeilen lesen und auch aus dem Stillschweigen Folgerungen ziehen. Aber man wird das Gefühl nicht los, daß er die Seele des Widerstandes gegen die Reichserbschaftssteuer ist. Das ist in der Presse ja oft genug ausgesprochen worden, neuerdings erst von einem Parlamentarier in der „Kölnischen Volkszeitung". Freiherr v. Rheinbaben hat sich wohl gehütet, jemals dagegen ein offiziöses Dementi loszulassen.

Nur unter dem Gesichtspunkt einer Rückenstärkung des preußischen Finanzministers ist der Beschluß des Herrenhauses von Bedeutung. Denn was an sachlichen Gründen gegen die Reichserbschaftssteuer vorgebracht wurde, das entspricht ganz dem Niveau der Verhandlungen des Herrenhauses überhaupt. Eigentlich waren es ja überhaupt nur zwei Gesichtspunkte, die man geltend machte.

Einmal hieß es, die Erbschaftssteuer entspreche nicht dem „deutschen Rechtsempfinden": das ist einer der famosen Gründe, die sich so unendlich schwer widerlegen lassen, weil man sich so gar nichts darunter denken kann. Ich habe in meinem Leben in mindestens 200 öffentlichen Versammlungen für eine progressive Reichserbschaftssteuer plädiert. Abgesehen von ein paar wohlhabenden Agrariern, die mir hie und da opponierten, habe ich gerade für diesen Punkt meines Programms stets eine begeisterte Zustimmung in allen Teilen unseres Vaterlandes gefunden. Ja, ich kann sagen, daß es nach meinen Erfahrungen kaum etwas Populäreres gibt als eine Erbschaftssteuer etwa nach englischem Muster, d. h. Freilassung der kleinen Erbschaften, niedrige Steuersätze bei mittleren Erbschaften, erhebliche Progression bei entfernter Verwandtschaft und bei großen Erbschaftsmassen. Das „deutsche Rechtsempfinden" gegen die Erbschaftssteuer fand sich nur bei einzelnen Personen vor, die sich rasch in ihrem Kopf zurecht gelegt hatten, wieviel sie nach den von mir vorgeschlagenen Sätzen später einmal zu zahlen haben würden.

Aehnlich steht es mit dem zweiten Haupteinwand des Herrenhauses gegen die Erbschaftssteuer. Sie soll der „Erhaltung der Familie" hinderlich sein. Auch das ist nichts weiter als eine lächerliche Phrase. In England ist der Familiensinn mindestens so stark wie in Deutschland, obwohl dort Deszendenten bei ganz großen Erbschaften bis 8 Prozent zahlen müssen. Daß in Elsaß-Lothringen die Institution der Familie durch die Erbschaftssteuer für Deszendenten erschüttert worden wäre, wird selbst der Erbweisheit des Herrenhauses nachzuweisen schwer fallen. Es ist auch wirklich nicht recht einzusehen, was es der „Familie" schaden soll, wenn ein Sohn von den vom Vater ererbten 100 000 Mark vielleicht 2000 dem Fiskus abzugeben hätte. Wenn übrigens die Existenz der deutschen Familie so intim mit der Unversehrtheit des Erbguts verknüpft wäre, so wäre das deutsche Familienleben längst aufgeflogen. Denn leider spielt die Frage der Erbschaftssteuer für die übergroße Mehrheit der deutschen Familien überhaupt keine Rolle, da es bei ihnen an einer versteuerbaren Masse völlig fehlt. Den Gedanken, Erbschaften zur Steuer heranzuziehen, die unter dem von der preußischen Vermögenssteuer freigelassenen Satze, also unter 6000 Mark, bleiben, können natürlich nur Feinde der Erbschaftssteuer propagieren.

Es wäre vielleicht ganz pikant, den Scheingründen, welche die Herren Herrenhäusler vorgebracht haben, die wirklichen Gründe gegenüberzustellen, die sie zu ihrer Opposition veranlaßt haben. Doch diesmal sei davon noch abgesehen. Nur soviel verdient schon jetzt festgestellt zu werden: das Herrenhaus stellt eine Versammlung mit der reichsten Leute Preußens dar. Diese Versammlung hat seinerzeit Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um zu verhüten, daß die Einkommensteuer bei den Einkommen über 30 000 Mark allmählich von 3 auf 4 Prozent ansteige. Sie wirft jetzt wieder ihr ganzes Gewicht in die Wagschale, um eine Reichserbschaftssteuer zu verhüten, die empfindlich nur für die großen Vermögen werden kann. Als Motto für diesen Kampf sei dem Herrenhaus der alte Edelmannsspruch empfohlen: noblesse oblige!

H. v. Gerlach.

Digitized by Google

Die ungarische Krise.

Der gegenwärtige Stand der ungarischen Krise, die scheinbare Unbeweglichkeit derselben, ist für die auswärtige öffentliche Meinung umsomehr ein Rätsel, als der ganze offiziöse Korrespondentenapparat noch in der Hand der gefallenen, aber noch immer amtierenden Regierung ist und von dieser Seite das Unmöglichste an Entstellung der Tatsachen geleistet wird. Es mag daher von Interesse sein, die einfache Wahrheit zu erfahren, gleichviel, wie man darüber urteilen möge.

Gleich nach Beendigung der Wahlen, Anfang Februar dieses Jahres, habe ich den Lesern der „Nation" die große parlamentarische Umwälzung beschrieben, die erfolgt war. Ich rekapituliere nur, daß die „liberale" Regierungspartei nach dreißigjährigem Besitze der Macht unterlegen war, und daß die neue Majorität eine Koalition von vier Gruppen vorstellte, von denen die mächtigste, die Unabhängigkeitspartei, damals 165 Mandate zählte, während die auf Basis des 1867er Ausgleiches stehenden Glieder der Koalition zusammen etwa 70 Mandate repräsentierten. Es möge hier gleich bemerkt werden, daß infolge von Doppelwahlen, Wahlanfechtungen, Mandatsniederlegungen mehrere Mandate, davon neun der liberalen Partei angehörig, erledigt wurden. Die liberale Partei konnte bei diesen Nachwahlen kein einziges ihrer Mandate behaupten; von den betreffenden neun Nachwahlen fielen acht zugunsten der Unabhängigkeitspartei aus, die nunmehr 173 Mitglieder zählt, ein Mandat fiel der Bánffy-Partei zu. Die liberale Partei brachte es in allen diesen Fällen nicht einmal zur Aufstellung eines Kandidaten. Ich führe diese Tatsache bloß zum Beweise dessen an, daß die Strömung im Lande, welche bei den allgemeinen Wahlen zum Ausdruck kam, seither noch akzentuierter geworden ist.

Das Ministerium Tisza gab nach den Wahlen sofort seine Demission, aber die liberale Partei hielt sich zunächst nicht für verloren. Ihre Hoffnungen waren auf den Zerfall der Koalition gegründet und wohl auch auf den Widerstand der Krone gegen einen Teil jener Ideen, die in der Koalition zutage getreten waren. Der demissionierte Ministerpräsident behielt die Rolle des Parteiführers und eiferte seine Getreuen zum festen Zusammenhalten an, was er vorläufig auch erreichte. Er übersah aber, daß gerade das Beisammenbleiben der „liberalen" Partei den festesten Kitt für das Zusammenbleiben der Koalition lieferte. Bestand eine immerhin noch beträchtliche, damals 151, heute 142 Abgeordnete zählende Gruppe, die an die Wiederauferstehung des gefallenen Regimes dachte, so mußte auch der Bund um jeden Preis aufrechterhalten werden, welchen eben zunächst die Abneigung gegen die Mißbräuche dieses Regimes zusammengebracht hatte. Die Koalition verständigte sich auch in der Tat über ein „Arbeitsprogramm", welches für mehrjähriges Regieren ausreichte, und schon die Präsidentenwahl zeigte den unerschütterlichen Bestand des koalierten Blockes, der noch weitere Proben siegreich bestand.

Es wurde nun sowohl von seiten der Krone als von seiten der unterlegenen Partei anerkannt, daß die Koalition berufen sei, eine Regierung zu bilden; von letzterer Seite wurde sogar mit großer Emphase die Pflicht der Koalition betont, sich dieser verantwortungsreichen Aufgabe zu unterziehen. Beides, Recht und Pflicht der parlamentarischen Majorität, die Regierung zu übernehmen, kann auch nach konstitutionellen Grundsätzen nicht bestritten werden. Da aber bis heute diese Regierung noch immer nicht gebildet ist, und das Ministerium Tisza die Geschäftsführung noch immer in Händen hat, womit auch die Leitung des Preßbureaus verbunden ist, tönt es nach allen Seiten: „Die Koalition hat sich als unfähig erwiesen, eine Regierung zu bilden", und zugleich mit dieser Anklage wird fortwährend der Zerfall der Koalition angekündigt.

Wie steht es nun mit diesem Vorwurf und mit dieser stereotypen Weissagung? Eine kurze Darlegung der Tatsachen, nicht in allen ihren Peripetien, sondern nur in ihrem wesentlichen Inhalt, wird das klarlegen.

Die Koalition hatte sich gleich nach den Wahlen zur Uebernahme der Regierung bereitgemacht, wie schon gesagt, durch Feststellung eines Arbeitsprogrammes, welches die gemeinsamen Ziele der koalierten Parteien enthielt; keine derselben verzichtete auf jenen Teil ihrer Prinzipien, welcher außerhalb dieses Arbeitsprogrammes lag oder darüber hinausging, aber alle stellten fest, daß dieses Programm die Aufgaben der nächsten Zukunft sowie den durch die letzten Wahlen klar ausgesprochenen Willen der Nation enthalte. Die wesentlichsten Punkte dieses Arbeitsprogrammes waren nebst einer Serie sozialpolitischer, finanzieller, verwaltungsrechtlicher Reformen im Sinne der Volksfreiheit und der Interessen der breiten Volksschichten eine radikale Wahlreform, die Zolltrennung von Oesterreich (bei sorgfältiger Vorbereitung und Anbahnung des Ueberganges) und die Einführung der ungarischen Dienst- und Kommandosprache sowie ungarischer Fahnen und Embleme beim ungarischen Teile der Armee. Als Seine Majestät sich bereit erklärte, ein Ministerium aus der Koalition zu ernennen und danach mit ihren leitenden Persönlichkeiten in Berührung trat, wurde ihm dieses Programm vorgelegt, mit der Erklärung, daß die Koalition nur auf dieser Grundlage die Regierung übernehmen könne. Als die Verhandlungen sich in die Länge zogen, richtete das Abgeordnetenhaus eine Adresse an die Krone, welche dieses Programm in offizieller Weise als den Standpunkt der Majorität darlegte. Von der Debatte über den Adreßentwurf erwarteten die Gegner der Koalition den Zerfall derselben; allein nichts dergleichen geschah; im Gegenteil war es die „liberale" Partei, welche im vergeblichen Ansturm gegen den Entwurf ihre letzte Kraft aufbrauchte und nunmehr am Vorabende der Auflösung steht.

Von seiten der Krone nun stößt keiner der erwähnten Programmpunkte auf intransigenten Widerstand, mit Ausnahme des letzten, der sich auf die ungarische Dienst- und Kommandosprache in der Armee bezieht; es wurde der Versuch gemacht, diese Schwierigkeit zu überwinden, durch den Vorschlag, die genannte Forderung auf einige Jahre zurückzustellen, wenn andererseits auch jede finanzielle Mehrforderung für militärische Zwecke zurückgestellt würde. Der Vorschlag kam von hochachtbarer Seite, doch bleibt es zweifelhaft, ob der linke Flügel der Koalition dafür zu gewinnen gewesen wäre; die Sache wurde jedoch gegenstandslos, da die Armeeleitung erklärte, auf beträchtliche Mehrforderungen in der nächsten Zeit nicht verzichten zu können.

Der Kernpunkt der Krise liegt demnach darin, daß die Krone wohl gewillt ist, der Koalition die Regierungsgewalt zu übertragen, aber einen wesentlichen Programmpunkt derselben nicht annimmt, und zwar gerade jenen Punkt, der am stärksten ins öffentliche Bewußtsein eingedrungen ist. Wie kann man aber Männern, die auf ihre politische Integrität halten, zumuten, daß sie mit Preisgebung eines wesentlichen Bestandteiles ihres politischen Glaubensbekenntnisses, mit Hintansetzung der ihren Wählern gegenüber eingegangenen Verpflichtungen die Regierung übernehmen? Wie kann man von uns, der gegenwärtigen Reichstagsmajorität, verlangen, daß wir den Volkswillen verleugnen, dem wir unsere Mandate verdanken? Zudem würde es gar nichts nützen, wenn die Führer der Koalition sich zu einem Schritt hergeben wollten, der im ganzen Lande als ein Akt politischer Felonie betrachtet würde. Denn *dafür* wurde bei den Wahlen nicht gekämpft, *dafür* hat das Volk nicht allen offiziellen Einflüssen getrotzt und gesiegt, damit der Ministerpräsident statt Tisza — Andrassy oder Kossuth heiße. Diese Namen bedeuten nur so lange etwas, wie sie den Inhalt des Volkswillens verkörpern. Die Parteien, die Wählermassen, die Leute, die hinter ihnen stehen, würden sich von ihnen loslösen, wenn sie dem Volkswillen untreu würden, das Regieren wäre ihnen ebenso unmöglich, wie es ihren Gegnern von gestern unmöglich geworden ist. Die Krone hätte nichts gewonnen, und die Nation wäre um ein gutes Stück moralischen Kapitals ärmer. Die Sache steht also ganz einfach so, daß die Koalition zur Uebernahme der Regierung vollkommen bereit und vorbereitet ist, aber nicht um den Preis der politischen Anständigkeit, der Treue an das im schweren Ringen unseres Volkes erhaltene Mandat. Kann ein anständig denkender Mann ihr hieraus einen Vorwurf machen? Die

Digitized by Google

Kabinettsbildung aber wurde ihr eben nur unter Bedingungen angeboten, welche mit diesen kategorischen moralischen Postulaten im Widerspruch standen.

Unzählige Versuche wurden gemacht, diesen Zwiespalt zwischen Krone und Reichstagsmajorität zu überbrücken. Seine Majestät hörte die Meinung beinahe aller führenden Männer der Koalition persönlich an: alle sagten dasselbe, wenn auch in verschiedenen Tonarten. Die Führer der Unabhängigkeitspartei, welche bekanntlich ein völlig selbständiges ungarisches Heer will, erklärten, sich gegenwärtig mit Einführung der ungarischen Sprache bei den ungarischen Truppenteilen begnügen zu wollen, weil ihre Partei eben noch nicht die absolute Majorität besitzt; aber dies sei die minimale Bedingung für ihren Eintritt in die Koalitionsregierung, anders könnten sie den Eintritt vor ihren Wählern nicht rechtfertigen. Die 67er Parteien in der Koalition, welche ursprünglich nur zum Teil an diese Forderung gebunden waren, erklärten ihrerseits, daß das Zugeständnis derselben eine Bedingung der Wiederherstellung normaler parlamentarischer Verhältnisse sei, ja, daß ohne diese ein konstitutionelles Regiment in Ungarn kaum gedacht werden könne. Diesen Standpunkt, welcher die volle Wahrheit enthält, vertrat namentlich Graf Julius Andrassy, der offizielle Vertrauensmann und präsumtive Ministerpräsident der Koalition mit großem Nachdrucke.

Daß die Verhandlungen sich fortgesetzt im Kreise drehten und Peripetien aufwiesen, die einer absichtlichen Verschleppung sehr ähnlich sahen, liegt wohl darin, daß man sich auf beiden Seiten scheut, den endgültigen Bruch zu konstatieren. Heute aber, nach mehr als vier Monaten, muß man wohl sagen, daß weiteres Zuwarten uns dem Ziele um keinen Schritt näher bringt, und daß die Zeit des Handelns gekommen ist.

Aber worin soll dieses Handeln bestehen? Nach unserer, in den elementarsten parlamentarischen Prinzipien begründeten Auffassung, gibt es nur zwei Möglichkeiten. Entweder nimmt die Krone, die von ihr selbst durch vorzeitige Auflösung des vorigen Reichstages provozierte Kundgebung des nationalen Willens als maßgebend an, und ernennt infolgedessen ein Ministerium der Majorität, selbstverständlich auf Grund des Programmes der Majorität; oder, wenn die Krone Zweifel hegt, daß die letzten Wahlen den wirklichen, überlegten, bleibenden Volkswillen repräsentieren, appelliere sie wieder an die Wähler und ernenne eine Regierung aus Männern, die persönliches Vertrauen einflößen, zu dem vorher angekündigten Zweck, den Reichstag aufzulösen und Neuwahlen anzuordnen. Tertium non datur, das ist klipp und klar die einzige verfassungsmäßige Alternative.

Dazu will man sich aber allem Anschein nach in jenen Kreisen, welche die allerhöchsten Entschlüsse in unseliger Weise beeinflussen, nicht verstehen. Man fürchtet Neuwahlen wie das Feuer, und, vom Standpunkt jener Kreise aus, nicht mit Unrecht. Fallen doch alle Nachwahlen zugunsten der Unabhängigkeitspartei aus, und spricht demnach alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß diese Partei bei neuen allgemeinen Wahlen die absolute Majorität erhalten würde. Dann wäre es ihr aber unmöglich, sich mit dem Erfolge zu begnügen, den sie heute, als Mitglied einer Koalition mit 67er Elementen, als ausreichend betrachtet; dann müßte sie auf Verwirklichung ihres ganzen Programmes bestehen. Man sollte meinen, daß diese Perspektive die betreffenden Kreise gerade dazu bringen müßte, die letzte Gelegenheit auszunützen, welche sich zu einer Lösung auf der 67er Basis noch bietet, um dadurch diese stark erschütterte Basis wieder auf längere Zeit zu befestigen. Aber auch das will man nicht. Die alten Vorurteile verrammeln beide konstitutionellen Auswege, und man sucht mit verzweifelter Hartnäckigkeit nach einem dritten — den es nicht gibt.

Die Idee eines Geschäftsministeriums nach österreichischem Muster taucht immer wieder auf und soll jetzt der Verwirklichung nahe sein. Vielleicht ist es zur Zeit, da diese Zeilen in Deutschland gelesen werden, bereits ernannt und wohl auch schon im Besitze des Mißtrauensvotums, welches gleich am Tage seines Eintritts ins Parlament bereit gehalten wird. Was soll mit einem Geschäftsministerium erreicht werden? Unsere Verfassung und unsere parlamentarische Praxis kennt die Kategorie „Geschäftsministerium", „Beamtenministerium", „Uebergangsministerium", oder wie man es nennen möge, nicht; wir kennen überhaupt nur ein verantwortliches Ministerium, dessen Ernennung ein unbeschränktes Recht der Krone ist, welches aber, um regieren zu können, die Majorität im Abgeordnetenhause besitzen — oder sich eine solche durch Neuwahlen verschaffen muß. Was soll also dieses sogenannte „Geschäftsministerium" leisten? Es muß entweder sofort wieder vom Schauplatze verschwinden, oder, wenn es den Versuch machen wollte, ohne Parlament zu regieren, würde es auf den passiven Widerstand des gesamten Landes stoßen, der auf der ganzen Linie vorbereitet ist, und über dessen Modalitäten ich hier nur soviel sagen kann, daß er sich streng innerhalb der Grenzen der Gesetzlichkeit halten würde, aber — eben deshalb — stark genug wäre, das antikonstitutionelle Experiment in kürzester Zeit zum Bankerott zu bringen. Nach der unvermeidlichen Wiederherstellung der verfassungsmäßigen Ordnung dürfte aber die Erfüllung der jetzigen Forderungen der Koalition kaum mehr genügen, um eine gefestigte Majorität im Abgeordnetenhause, geschweige denn durch Neuwahlen zu schaffen.

Niemand verkennt den hohen Ernst der Lage, aber auch diese Erkenntnis kann die Koalition nicht dazu bewegen, die Lösung in einem Verrat an ihren Wählern zu suchen. Es wäre dies eben, wie bereits gesagt, keine Lösung; dieser Curtiussprung würde den Abgrund nicht schließen, sondern vielmehr erweitern und vertiefen. Die einzige Lösung ist: Erfüllung der naturgemäßen, legitimen Forderungen des ungarischen Volkes, wie solche in den letzten Wahlen nach langjähriger verborgener Gärung zum Ausdruck und zur klaren Formulierung gebracht worden sind. Gern bin ich bereit, wenn es die Leser der „Nation" interessiert, in einem nächsten Artikel die sachliche Darlegung und Rechtfertigung dieser Forderungen dem deutschen Bewußtsein näher zu bringen. Heute war es mir nur darum zu tun, die formelle Seite der Sache klarzulegen, festzustellen, daß die Koalition eben zu ihrer Geltendmachung ihr Mandat erhalten hat, daß sie also keinen Vorwurf verdient, wenn sie diesem Mandate pflichtgemäß treu bleibt.

Budapest, Anfang Juni 1905. Albert Apponyi.

Aegypten und die Engländer.

III.

Nicht nur durch politische Maßregeln, sondern auch durch ebenso riesige wie einsichtsvoll geplante und geschickt ausgeführte tatsächliche Schöpfungen haben die Engländer den Wohlstand des Landes in ungeahnter Weise gehoben.

Sie haben erkannt, daß der durch tausendjährige Mißwirtschaft ausgesogene Boden nicht mehr den früheren Ertrag an Körnerfrüchten liefern kann, daß man andere Kulturen einführen oder vielmehr in weit umfangreicherer Weise als bisher betreiben müsse. Als solche empfahl sich der Anbau von Baumwolle und Zuckerrohr. Zu diesem Behufe mußte man Bewässerungskanäle anlegen, die das befruchtende Naß das ganze Jahr hindurch auf möglichst weite Gebiete leiten, ohne das Wachstum der Pflanzen zu ersticken. Diese Kanäle konnten aber nur unter der Bedingung immer Wasser enthalten, daß die ungeheure Masse von Feuchtigkeit, die bisher zur Zeit der Nilschwelle nutzlos in das Mittelmeer abfloß, zum größten Teile aufgespeichert und in den Monaten des niederen Nilstandes zur Speisung der Wasserrinnen verwandt wurde. Für diesen Zweck haben die Engländer das schwierige Problem gelöst, gewaltige Stauwerke an verschiedenen Stellen des Stroms anzulegen, die den Ueberfluß an Wasser zurückhalten, um ihn zur Zeit des Niederstandes loszulassen. Seitdem ist der ganze Lauf des Nils eigentlich ein künstlicher. Wenn man bedenkt, daß der Nil während seiner Hochflut täglich 740 Millionen Kubikmeter Wasser führt, das Sechsfache der Donau bei Budapest, so kann

Digitized by Google

man sich eine Vorstellung von der Größe und Masse der Stauwerke machen, die diese ungeheuren Wassermengen aufhalten und regulieren sollen. Sie hinreichend fest und sicher zu fundieren, war eine überaus schwierige Aufgabe, an der vorher die französischen Ingenieure gescheitert waren.

Das älteste Stauwerk ist das bei Kaliub, unterhalb von Kairo, das die Bewässerung und Schiffahrt des gesamten Deltas regelt. Es ist 1890 vollendet worden, nach ungeheuren Schwierigkeiten, die durch die Ungunst des Bodens und das Vorhandensein unterirdischer Quellen verursacht waren. Aber der Lohn ist auch ein gewaltiger. Abgesehen von allen anderen landwirtschaftlichen Erzeugnissen war nur für Baumwolle die sofortige Wirkung des Stauwerkes eine Steigerung der Jahreserzeugung von $2^1/_2$ auf $4^1/_2$ Millionen Zentner und damit ein Gewinn von jährlich rund hundert Millionen Mark. Dagegen kommen die jährlichen Erhaltungskosten des Stauwerkes mit 280 000 und der Kanäle mit 4 Millionen Mark garnicht in Betracht. Zur Ergänzung wird ein weiteres Stauwerk bei Sifta halbwegs zwischen Kaliub und dem Meer angelegt, das im Nordteil des Deltas die Bewässerungskanäle zu regeln und auszudehnen bestimmt ist.

So war für das Delta gesorgt; nun kam Mittelägypten an die Reihe. Um dessen Kanalsystem zu versorgen, wurde unterhalb Assiuts ein Staudamm von 822 Meter Länge erbaut, mit Doppelschleuse für die Schiffahrt und 78, durch eiserne Falltüren geschlossenen und beliebig zu öffnenden Bogen. Ueber den Damm geht eine Fahrstraße.

Endlich die Krönung des Ganzen ist das riesige Stauwerk an der Südgrenze Aegyptens, oberhalb von Assuan. Es ist bestimmt, die Nilüberschwemmung jedes gewaltsamen, gefahrdrohenden Charakters zu berauben, die Bewässerung Oberägyptens zu regeln, dem Stande des Nils möglichste Gleichmäßigkeit zu verleihen. Es mußte ein Staudamm von 1962 Meter Länge, $30^1/_2$ Meter Höhe und 27 Meter Sohlenbreite hergestellt werden, dessen Kosten sich auf etwa 60 Millionen Mark belaufen. Auch dieses großartigste Stauwerk der Welt ist, nach vielfachen Projekten und langjährigen Verhandlungen, von englischen Ingenieuren entworfen und ausgeführt worden. Um das ungeheure Gewicht dieser Steinmasse zu tragen, mußte man einen festen Untergrund haben, und dieser fand sich nur in dem schmalen Granitriegel, der oberhalb Assuans, aber leider unterhalb der durch ihre herrlichen Tempelbauten aus der Ptolemäerzeit berühmten Insel Philä, unter dem Niltal herzieht. Allerdings führte dieser Umstand die beklagenswerte Folge mit sich, daß die Bauten von Philä unter Wasser gesetzt sind und meist nur mit halber Höhe noch daraus emporragen. Allein es ließ sich das in keiner Weise vermeiden, und es ist wenigstens durch Zementierung des Untergrundes der Tempel deren drohendem Einsturze vorgebeugt worden. Vielleicht bietet es sogar einen besonderen Reiz, in diesen schönen, offenbar unter dem künstlerischen Einflusse Griechenlands gebauten Tempeln in Booten zu fahren, wie zwischen den Palästen Venedigs.

Der Damm enthält 180 Torschleusen, die je nach Bedarf in verschiedener Zahl geschlossen oder geöffnet werden. Aus den letzteren stürzen die Wassermassen fünfzehn Meter tief in das untere Flußbett, ein großartiges Schauspiel, mit dem die menschliche Kunst noch die Natur übertrifft. 1065 Millionen Kubikmeter Wasser hält das Stauwerk auf, indem es das ganze Tal von Unternubien, 150 Kilometer weit, bis nach Korosko, in einen Stausee verwandelt. Freilich überflutet dieser viel Fruchtland, und traurig schauen die Wipfel von Tausenden absterbender Dattelpalmen über die grünen Gewässer — aber die Ergebnisse für Aegypten sind so großartig, daß solche Nachteile unberücksichtigt bleiben müssen. Der Gewinn, den der ägyptische Nationalwohlstand allein aus der Bewässerung bisher unkultivierter Landstriche zieht, wird auf mehr als fünfzig Millionen Mark jährlich berechnet. Die Besorgnis, der fruchtbringende Nilschlamm könne an der oberen Seite des Werkes zurückgehalten werden, hat sich als ungerechtfertigt herausgestellt. Die Strömung, die sich durch die geöffneten Tore ergießt, ist so lebhaft, daß sie den Schlick unaufhörlich los- und mit sich fortreißt.

Das Kanalsystem, das diese Stauwerke ermöglicht haben, soll noch weiter ausgedehnt werden, zumal im Delta. Kein Tropfen Nilwasser, das ist das endliche Ziel, soll das Mittelmeer erreichen, alles der Befruchtung des Landes dienen. Man muß anerkennen, daß die Kunst der englischen Ingenieure, vereint mit der einsichtigen Förderung durch die englischen Staatsmänner, eine neue Aera des Gedeihens für das Nilland eröffnet hat.

Dieses litt ehemals unter noch ärgerer Verwirrung des Münzwesens, als solche bis heute in der Türkei herrscht. Der finanzielle Berater des Vizekönigs Tewfik, Sir Edgar Vincent, hat sich das hohe Verdienst erworben, anstelle des früheren Chaos von Münzen und Metallen ein einfaches und praktisches Münzsystem zu schaffen, das schnell alleinige und ausschließliche Geltung erlangt hat.

Infolge aller dieser ökonomischen Fortschritte hat der Handel einen großen Aufschwung genommen. Anstelle von $10^1/_2$ Millionen ägyptischer Pfund (das ägyptische Pfund gleich zirka 21 Mark) im Jahre 1888 betrug schon 1900 die Ausfuhr $16^3/_4$ Millionen; die Einfuhr hat sich in demselben Zeitraum von $7^3/_4$ auf $14^1/_8$ Millionen gehoben. Die Zolleinnahmen sind infolge dieses Zuwachses und der besseren Verwaltung auf mehr als das Doppelte gestiegen. Der Geist der Ehrlichkeit und Ordnung, dem orientalischen Beamtentum sonst so fremd, durchdringt die gesamte Verwaltung unter der englischen Aufsicht.

Das Einkommen des Staates ist von 8 852 000 ägyptischen Pfund im Jahre 1882, da ein Defizit von 90 000 Pfund vorhanden war, auf 11 663 000 im Jahre 1898, mit 560 000 Pfund Ueberschuß, hinaufgegangen. Dabei wurde ein Generalreservefonds für Ameliorationen und unvorhergesehene Ausgaben, der Ende 1898 bereits 4 Millionen ägyptische Pfund betrug, sowie ein Schuldentilgungsfonds gesammelt, der zur selben Zeit sich auf 3 218 000 Pfund belief.

Die Staatsschulden sind allerdings wenig gesunken und betragen noch immer mehr als hundert Millionen ägyptische Pfund. Aber sie sind nicht mehr gefahrdrohend, da sie einesteils großem und einträglichem Besitze des Staates entsprechen, andererseits so gut fundiert sind, daß ihr Zinsfuß, der früher acht Prozent betrug, auf $3^1/_2$ herabgesetzt werden konnte.

Der steigende Wohlstand des Landes spricht sich in der Tatsache aus, daß der Preis der Grundstücke in und bei den größeren Orten sich seit zwanzig Jahren vervierfacht hat. Es ist infolgedessen eine ausgedehnte Grundstücksspekulation entstanden, aus der viele Unternehmer außergewöhnliche Reichtümer geschöpft haben. Wenn auch bei Vergebung der für Ausländer bestimmten öffentlichen Aemter naturgemäß die Engländer bevorzugt werden, ist doch sonst Handel, Grundbesitz und Ackerbau den Angehörigen aller Völker geöffnet. Die Engländer haben mit großer Klugheit darauf verzichtet, sich an dem von ihnen bevormundeten Lande zu bereichern. Viele Unternehmungen gehören zumal den Franzosen. Beschäftigungslose aus der ganzen Welt strömen nach Aegypten, und die Tüchtigeren unter ihnen kommen alle voran in dem aufstrebenden Lande.

Die Bevölkerung hat sich in erstaunlicher Weise vermehrt, von 6 813 000 im Jahre 1882 auf 9 734 000 im Jahre 1897. Sie hat also in fünfzehn Jahren um 43 Prozent zugenommen, fast um drei Prozent jedes Jahr! Eine überraschende Fruchtbarkeit, deren plötzliche Entfaltung offenbar der Abstellung all des Mangels, Elends und Zwanges zu verdanken ist, die unter der früheren Regierung die Nation bedrückten. Die Einwohnerzahl ist jetzt höher, als in den blühendsten Zeiten des Altertums.

IV.

Ihr Verhältnis zu den Eingeborenen haben die Engländer mit musterhaftem Geschick gestaltet. Sie zeigen nichts von dem verachtungsvollen Uebermute, mit dem die Franzosen die unterworfenen Moslemin in Algerien und selbst in dem Schutzlande Tunesien mißhandeln und dadurch deren grimmigen Haß immer wieder aufreizen. Der gemeine Mann — und auch der Fremde — merkt garnicht, daß die Macht nicht den Ein-

Digitized by Google

heimischen gehört. Als Souverän gilt der Khedive — „Effendina", „unser Herr", wie er im Lande heißt — und alle öffentlichen Akte werden in seinem Namen erlassen. Die Ministerposten sind mit Einheimischen besetzt. Die Beamtenschaft, die Polizei, das Heer sind ägyptisch. Die Sprache der Gesetze und Verordnungen, der Verwaltung und der Armee ist arabisch. Die große Masse der Bevölkerung schreibt die Besserung in ihrer ökonomischen und persönlichen Lage dem Vizekönig zu, dem sie dafür dankbar ergeben ist. So verzichten die Engländer auf den Schein der Macht und begnügen sich mit deren wirklichem Besitze. Zur Seite der ägyptischen Minister stehen englische Unterstaatssekretäre, die die eigentliche Arbeit tun und jenen nur die Mühe der Unterschrift lassen. Wagt ein Minister Widerstand, so wird er zum Abschied genötigt. Es ist der englische Gesandte, Viscount Cromer — früher Sir Evelyn Baring genannt —, der mit ebensa vieler Kraft wie Einsicht die Regierung leitet. Er tritt sehr einfach auf, in Gehrock und grauem Zylinder, ohne goldstrotzende Uniform, Orden, Leibwache oder nur Begleitung von Polizisten. Er scheint ein einfacher Gesandter, wie die Vertreter Frankreichs und Deutschlands —, aber in Wirklichkeit ist er der Herr des Landes. Das Heer ist ägyptisch, aber die höheren Offiziere bis zum Major hinab sind Engländer, die freilich in den Dienst des Khedive getreten sind, dessen Uniform und ägyptische Titel tragen, indes selbstverständlich allein ihrem englischen Sirdar — Obergeneral — gehorchen. Nur wenige Tausende englischer Soldaten stehen in den Garnisonen Alexandrien, Kairo und Wadi-Halfa; jedoch hinter ihnen erhebt sich die ganze Ueberlegenheit der britischen Macht. Auch an der Spitze der Polizei und Gendarmerie, sowie der Feuerwehr befinden sich Engländer in ägyptischer Verkleidung.

Kurz, alle maßgebenden Stellen sind in der Hand der Engländer. Benutzen sie nun diese Macht für ihre eigenen kommerziellen und industriellen Interessen? Begünstigen sie ihre Landsleute auf Kosten der anderen Nationen? Keineswegs: wie schon gesagt. Aegypten steht — abgesehen von den Staatsämtern und Offizierstellen — dem Mitbewerb aller Völker offen. Großbritannien will nur politisch und militärisch diesen wichtigsten Teil Ostafrikas, der zugleich den Weg nach Indien beherrscht, in seiner Gewalt haben. Aber es faßt überdies seine Aufgabe in dem Sinne auf, Kultur, Ordnung, Gerechtigkeit und Wohlstand in dem ihm untergebenen Gebiete verbreiten und fördern zu müssen, und diesem Ziele strebt es mit echt englischer Willenskraft und echt englischem, praktischem Geschicke nach.

Der nominelle Herr des Landes, der Khedive Abbas II. Hilmy, der seit 1892 regiert, ein geistig beschränkter Fürst, hat sich nach einigem Widerstreben in seine Rolle, ein bloßer Strohmann der Briten zu sein, gefunden. Er wird in politischen Angelegenheiten kaum mehr befragt. Die Engländer verhandeln unmittelbar mit den Ministern, die sie selber eingesetzt haben, und die sie in jedem Augenblicke entfernen können. Er begnügt sich mit den äußeren Ehren und bereichert sich beträchtlich an Grundstücksspekulationen, Pferdehandel und Baumwollenkultur. Dafür baut man ihm unentgeltlich Bewässerungskanäle in seinen Ländereien. „Effendina" scheint mit seinem reichen und bequemen Leben ganz zufrieden. Der nominelle Oberherr, der Sultan, der den Khedive zu bestätigen und abzusetzen das angebliche Recht besitzt, einen beträchtlichen Jahrestribut von Aegypten bezieht und merkwürdigerweise zum Bau jedes ägyptischen Panzerschiffes seine Zustimmung zu erteilen hat, der endlich als höchstes geistliches Oberhaupt, als Khalif gilt, figuriert mit Namen und Regierungsjahr auf den ägytischen Münzen. Aber in Wahrheit genießt er gar keines Einflusses, auch nicht in religiöser Beziehung; das Volk kümmert sich nicht um ihn.

Ueberhaupt, von religiösem Fanatismus ist in Aegypten nicht die Rede, am wenigsten bei der großen mohammedanischen Mehrheit der Bevölkerung. Sogar der gegen die europäische Herrschaft gerichtete umfassende Aufstand Arabi Paschas, im Jahre 1882, war nicht religiöser, sondern nationaler Natur, ein nationaler Befreiungskrieg — wie schon dadurch bewiesen wird, daß die christlichen Kopten Arabis begeistertste Anhänger waren. Freilich die Brüderlichkeit und Opferwilligkeit, die die Mohammedaner in weitestem Umfange und in geradezu rührender Weise üben, gilt nur ihren Glaubensgenossen, nicht den Andersgläubigen, mit denen sie wenig Verkehr pflegen. Aber von Haß gegen solche ist bei ihnen nichts zu spüren. Sie haben sich auch mit dem englischen Einflusse ausgesöhnt; unzufrieden mit diesem sind nur die Beamten, die nicht mehr tyrannisieren, ausbeuten und stehlen können, wie in den guten, alten Zeiten. Die übrige islamitische Bevölkerung ist mit der offenbaren Besserung ihrer Lage einverstanden. In der Tat pflegen die Engländer das Verhältnis zu den mohammedanischen Eingeborenen auf jede Weise. Bei Zwistigkeiten zwischen diesen und Fremden — auch Briten — bekommen, wo immer möglich, die Eingeborenen recht. Die alten Moscheen werden sorgfältig ausgebessert, neue angelegt. Der oberste mohammedanische Geistliche des Landes, der Schech-ül-Islâm, spricht sich bei jeder Gelegenheit befriedigt über die Engländer aus, die allen Aegyptern ohne Unterschied Sicherheit und Gedeihen gebracht haben und die Religion schützen. — Welch' Unterschied gegen die Franzosen, die in Algerien und Tunesien überall an den auffallendsten Plätzen riesige Kathedralen herausfordernd errichten und damit, wie absichtlich, den Glaubenshaß der Moslemin anregen!

Die einheimischen Christen, die Kopten, sind meist Handwerker, Schreiber oder Diener. Sie konnten früher keinen Ackerbau treiben, da sie eine doppelte, also ganz unerschwingliche Grundsteuer hätten zahlen müssen; auch in die höhere Beamtenlaufbahn wurden sie nicht zugelassen. Wahrscheinlich winkt ihnen jetzt eine bessere Zukunft; umso mehr, als Engländer und Amerikaner ihnen Schulen gestiftet haben, wa ihre Kinder große Intelligenz und Bildungsfähigkeit beweisen. Die Kopten suchen sich auch dadurch den Engländern anzupassen, daß sie massenhaft von ihrem alten monophysitischen Bekenntnisse zum Protestantismus übertreten.

Die Juden zeigen in Aegypten ebenso wenig wie sonst im Orient die Gewandtheit und Tatkraft, die sie im Abendlande charakteisieren. Sie sind, mit Ausnahme sehr weniger reicher Großkaufleute, Rechtsanwälte und Aerzte — auch diese zumeist aus Europa eingewandert —, lediglich Kleinhandwerker und Krämer und in dürftiger Lage. Es gibt deshalb auch keine Spur von Antisemitismus, außer bei den eingewanderten syrischen Christen. Das Verhältnis der Juden zu den Mohammedanern ist sogar ein vorzügliches.

Am besten unter den Orientalen stehen sich auch in Aegypten die Griechen. Die Fortschritte dieses hochbegabten, wennschon nicht in jeder Hinsicht sympathischen Volksstammes sind wahrhaft bewundernswert. Ihre Intelligenz, ihre skrupellose Rührigkeit, ihr planmäßiges Vorgehen lassen sie mehr prosperieren, als andere Nationalitäten. Nicht nur im Handel. Wo man besonders gute Ackerwirtschaften, schöne ertragreiche Fruchtgärten antrifft, kann man immer darauf rechnen, daß sie Griechen gehören. Sie erfüllen die gelehrten Berufe. Sie halten eng zusammen, der Sieg des einzelnen ist immer zugleich ein Sieg der Nationalität. Sie geben eigene Zeitungen heraus, ihre Hauptstadt ist nicht Kairo, sondern Athen. So bereiten sie langsam aber unwiderstehlich die Wiedereroberung der östlichen Mittelmeerländer vor, die ihre Vorväter seit den Siegen Alexanders des Großen beherrscht hatten.

Sie sind durchgehends gut unterrichtet, während es sonst mit der Bildung im Lande noch übel aussieht. Unter den Männern gibt es in Aegypten nur drei, unter den Frauen kaum ein Prozent, die lesen und schreiben können. Die mohammedanische „Universität", die in den weiten Hallen der Ahzar-Moschee Kairos Tausende von lerneifrigen Jünglingen aus allen Ländern des Islâm versammelt, ist nichts mehr als ein großes, aber recht mittelmäßiges Priesterseminar. Auf diesem Gebiete bleibt noch viel zu tun übrig.

Das unwissende, durch Jahrtausende grausamster und willkürlichster Fremdherrschaft unterdrückte, jeder persönlichen Würde beraubte, mit sklavischer Gesinnung erfüllte ägyptische Volk ist noch auf lange nicht zur Selbstregierung reif. Es bedarf dazu einer vieljährigen, sorgfältigen und vorsichtigen Erziehung. Die Fellachen überdies würden unter Offizieren aus ihrer eigenen Mitte zur Landesverteidigung unbrauchbar sein, da diese aller kriegerischen Eigenschaften ermangeln, so würde

Digitized by Google

Ägypten abermals fremden Gewalthabern wehrlos anheimfallen. Das einheimische Beamtenpersonal ist durch die zwei Jahrzehnte englischer Leitung noch nicht genügend geschult und ungebildet, am, sich selbst überlassen, nicht sofort in das frühere Trägheits- und Plünderungssystem zurückzufallen. So muß man zu dem Schlusse kommen, daß einstweilen die englische Herrschaft dem Lande noch unentbehrlich ist. Ob sie jemals freiwillig aufgegeben wird? Das ist mehr als fraglich. Aber die Unparteilichkeit zwingt uns zu sagen, daß sie besser ist und Größeres wirkt, als die Herrschaft irgend eines anderen europäischen Volkes.

Neben den mächtigen Felsentempeln Ramses des Großen in Abu-Simbel in Nubien ist eine Marmortafel angebracht zum Gedächtnis des Sieges, den die Engländer bei dem nahen Toschke im August 1889 über das Heer der Derwische davongetragen haben. Aber wie lautet die Inschrift? Sie feiert den Sieg des glorreichen „ägyptischen" Heeres unter dem „Sirdar" Grenfell (natürlich einem Engländer) über die Rebellen gegen den Khedive! Also nichts von der uns Deutschen jetzt leider so geläufigen chauvinistischen Rahmredigkeit und Selbstverherrlichung, sondern eine stolze Bescheidenheit, die nicht mit Worten oder der Nilpferdpeitsche, sondern mit Diensten und Wohltaten redet — wahrlich die beste Kolonialpolitik.

M. Philippson.

„Und war bei den Tieren."

Eine doppelte Entwicklung vollzieht sich in den heiligen Schriften: dem Menschen gehen die Augen für die Landschaft auf, er fühlt sich eins mit dem ihn umgebenden Getier, er versenkt sich in die Natur, um aus ihr sein Sein zu deuten — und über dem allen wird sein Gottbegriff ein anderer, aus Jahve, dem Ungeheuervernichter und Kriegsgott wird der Allerhalter, der Schöpfer, der mit seinem Werke eins ist. Wenigstens gefühlsmäßig stellen sich pantheistische Regungen ein. Wie es am Anfang der Weltenwerdung gestanden haben soll, so sieht die messianische Hoffnung das große Friedensreich der Natur, da Löwen bei den Lämmern weiden, an deren Ausgang. Und in diesem Märchen ist die eine, die alttestamentliche Entwicklung abschließend verdichtet. — Jesus steht auf und löst den Menschen von der Natur. Ein Andersgearteter, hat er mit ihr nichts mehr zu schaffen. In seinem Innern baut er seine Welt. Auf den Schmerzensschrei der Kreatur bedarf es für ihn keiner Antwort. Der eigene Körper wird fremd. Anstelle des Pantheismus ist spiritueller Subjektivismus getreten.

Nun aber finden sich im Markusevangelium, und zwar in diesem allein, da der Bericht von Jesu Wüstenversuchung geht, die denkwürdigen Worte: „Und war allda in der Wüste vierzig Tage und ward versucht von dem Satan und war bei den Tieren." Es sind diese Worte des Evangelisten, die J. V. Widmann die Anregung zu seiner neuen Dichtung „Der Heilige und die Tiere"*) gegeben.

Dämonen schlagen in Tierleibern ihren Sitz auf und mögen so gelegentlich auch zu Versuchern werden; das ist aralter sumerisch-jüdischer Glaube. Auch bei Widmann werden die Tiere an Jesu zu Versuchern, aber der moderne Dichter faßt sein Thema tiefer. Wie er es verstanden haben will, deutet die liebenswürdige Einleitung an, die er seinem Schattenspiel gegeben. Ein Geistlicher hatte einst, nach Zwinglischem Brauch von Bank zu Bank schreitend, das Brot des Abendmahles auszuteilen. Um auf die Emporen zu gelangen, mußte er aus der kleinen Kirche hinaustreten, und draußen sah er Krähen, frierend in Schnee und Eis, von grimmem Hunger gefoltert. Sie speiste er von dem geweihten Brote. Dieser selbe Pfarrer Lux ist es dann auch, der zwei Kandidaten, die ihm ein guter Wind ins Haus geführt, wie verschieden die theologische Flagge sein mag, unter der sie segeln, das Schattenspiel vom „Heiligen und den Tieren" auf kleiner Puppenbühne vorführt.

Wer immer offene Augen hat, den bringen die Tiere in Versuchung. Nicht weil Dämonen aus ihnen reden, sondern weil der Allgütige im Himmel sich ihrem Dasein gegenüber ein wenig gar zu gründlich auszuschweigen scheint. Der Not- und Schmerzensschrei der Kreatur hallt durch die Welt. Wie eben noch der gute Pfarrer mit ansehen mußte, daß sein Hund sich auf ein trächtiges Mäuslein stürzte, das sterbend dann gebiert, so wird Jesus Zeuge, wie drei Raben einem lebenden Hasen die Augen aushacken, den Leib öffnen und an seinen Eingeweiden nagen. Tun die Raben unrecht, wenn sie dem Naturtrieb, der sie beherrscht, folgen, und warten dieser grausamen Mörder nicht andere Mörder, die nicht minder blutgierig sind? Wer ist der Gott im Himmel, der seines Werkes froh, auf diese Tierwelt lächelnd hinabblickt?

Im Grunde ist es doch auch Teufelswerk bei Widmann, wenn Jesu Mitleidsherz solcher Prüfung ausgesetzt wird. Asasel, der alte Wüstendämon — zwischen ihm und Jahve wird beim Sühnopfer das Los geworfen: ein Bock für Jahve und ein Bock für Asasel —, spielt Jesu durch Lilith, des Vampyrs, Vermittlung den Ring Salomonis an den Finger. Nun ist der Heilige imstande, die Sprache der Tiere zu verstehen, ihr Leid doppelt mitzufühlen, sie in ihrer Mörderunschuld zu belauschen. Er wirft die gefährliche Gabe schließlich von sich, er wendet sich von der stummen Kreatur ab, seinen Menschenbrüdern zu — das ist der Lauf, den die Versuchung nimmt. Widmanns Jesus geht die Bahn, die der historische Nazarener zurückgelegt hat.

Es mußte so sein. Das Problem der unter den Augen einer allgütigen Gottheit naturgemäß lebenden, leidenden Kreatur zu lösen, war Widmann so wenig gegeben, wie irgend einem andern Sterblichen. Daß er die Frage in ihren Tiefen überhaupt erfaßte, spricht laut genug für ihn. Seine Dichtung ist gedankengesättigt. Die Vorstellung taucht auf, daß Gott in seine leidende Welt als ein Selbstleidender eingeschlossen sei, und der sterbende Löwe, dem Jesus erbarmend einen Trunk Wassers bringt, sagt ihm: „Du liebst, was krank". Widmann verleugnet auch keineswegs den ihm eigenen, freien Humor — die Raben erzählen nicht ohne Gourmetbehagen, daß sie dazu auserkoren seien, die Augen derer auszuhacken, die ihrer Eltern spotten, und es ist ein wundervolles Intermezzo, wenn der in die Wüste gehetzte Sündenbock bei den wilden Ziegen, von all dem Fluch erschöpft, eintrifft, um alsbald die Entdeckung zu machen, daß man auch bei dem zarten Geschlecht der Gaisen als „verfluchter Kerl" sein Glück zu finden pflegt.

Aber gerade weil uns diese Widmannsche Dichtung in ihrer Konzeption innerlich so nahe steht, weil hier das Sprachgewand mit Gedanken durchsetzt ist wie mit leuchtenden Steinen, weil sich freundschaftliche Beziehungen zwischen diesem Verfasser und jedem seiner Leser spinnen, eben darum muß es ausgesprochen sein, daß Widmanns Gestaltungskraft diesem seinem groß gedachten Plane nicht gewachsen gewesen ist. Der hohe Flügelschwung war seiner Muse nicht gegeben. Sein Pathos klingt nicht voll. Ohne Fausts Zaubermantel zu besitzen, machte er sich an eine faustische Dichtung, und so konnte es nicht ausbleiben, daß seine Farben etwas nüchtern blinken. Nicht nur sein Heiliger, auch sein Asasel entbehrt der individuellen Physiognomie, und wie in einem Redeturnier siegt Jesus über den Versucher, ohne recht innerlich den schweren Kampf in sich ausgefochten zu haben. Wie dem tierischen Mordgesindel bleibt er sich selbst die Antwort schuldig.

Aber was der Pathetiker Widmann vermissen läßt, gibt der Idylliker in vollem Maße. Wenn in dem Pfarrhauszimmer die gelbe Lampe angezündet ist, wird's bei ihm licht und freundlich. Es sind die Verse eines echten Dichters, wenn die Blaudrossel sterbend bei ihm singt:

Aus Halmen flocht ich mir ein Haus
Und hing es an die Felsenwand
Und flog am frühen Morgen aus
Ins unermeßlich weite Land.

*) Frauenfeld 1903. Verlag von Huber & Co.

Digitized by Google

Da kam der unvergeß'ne Tag,
Da mir auf solcher Frühlingsfahrt
Auf meines schönsten Liedes Schlag
Der Liebe süßes Echo ward.

Es schien ein Spiel und war ein Ziel
Und gab dem Leben erst Gestalt;
Selbst Sorge, die uns oft befiel,
Verlieh nur desto festern Halt.

Wer singt das Lied? Die Blaudrossel? Klingt es nicht vielmehr, als sänge Widmann selbst aus seinen eigensten Lebenserfahrungen heraus? Es scheint, als blickte der nunmehr Dreiundsechzigjährige auf sein Leben zurück —

Ich weiß nicht, war mein Leben leicht?
Es war am Ende voll Beschwer?
Jetzt aber, da es mir entweicht,
Strömt voller Glanz aus ihm mir her.

O! große Welt, ich bin so klein
Und muß nun geh'n — mein Herz ist krank —
Nun werd ich nie und nimmer sein . . .
Du schöne Welt . . hab' Dank . . hab' Dank . .

Ja freilich, das ist der ganze Widmann, der so spricht. Und mußte man ihm den Adlerflug aberkennen, — der Blaudrossel Dank!

Ernst Heilborn.

Ein italienischer Erzähler.

In dem kurzen Zeitabschnitt von kaum drei Jahren hat Luigi Pirandello, ein bis dahin völlig unbekannter italienischer Schriftsteller, drei Romane: „L'Esclusa" (die Ausgeschlossene), „Il Turno" (der Turnus), „Il fu Mattia Pascal" (der verstorbene Mattias Pascal) und ebenso viele wertvolle Novellen veröffentlicht. Eine so außerordentlich produktive literarische Tätigkeit ist nur durch eine unausgesetzte, energische Arbeit an sich selbst zu erklären, sie sichert dem noch aufstrebenden Talente bereits einen Ehrenplatz unter den Dichtern Jung-Italiens. Das allgemeine Gesetz, daß die Quantität die Qualität der Schöpfungen benachteiligt, findet auf Pirandello keine Anwendung. Turmhoch ragen die Werke des Verfassers, der erst 37 Lenze sah, über den Durchschnitt der alltäglichen Veröffentlichungen empor.

Sein letzter und bester Roman ist in den Spalten der „Nuova Antologia" erschienen; in wenigen Monaten nahm das Werk den Weg durch die ganze Welt, in Paris, London, Newyork gibt es bereits Uebertragungen, oder sie stehen bevor.

Mattias Pascal, der Held des Buches, erinnert an den deutschen Peter Schlemihl. Ein ausgesprochener Unglücksvogel bis zu dem Tage, da ihm Fortuna ein hübsches Häuflein Geld in die Hände spielt und ihm zugleich durch die Auffindung einer Leiche, die als die seinige rekognosziert wird, die Möglichkeit gibt, zu verschwinden, beginnt er wohlgemut eine sorgenlosere Existenz unter fingiertem Namen. Jedoch seine Vergangenheit folgt ihm wie ein Schatten, und kein Opfer ist imstande, den schwarzen, lautlosen Gesellen von seiner Seite zu schaffen. Immer klarer erkennt er die Wohltat der Gesetze, die Unmöglichkeit, als rechtlos Ausgestoßener weiter zu leben, er kehrt zur Gesellschaft und zu seinem abgestreiften Namen reuig zurück. Selbstverständlich gibt sein plötzliches Wiederauftauchen Anlaß zu allerlei belustigenden Komplikationen, seine angebliche Witwe hat sich wieder verheiratet, und der Lauf der Geschehnisse hat in der kleinen Stadt unter seinem Verschwinden keineswegs gelitten. Das sind die Situationen, die Pirandello mit seinem liebenswürdigen Skeptizismus, mit seiner sprudelnden Ader gesunden Humors trefflich zu bewältigen versteht. Ein kühner Bahnbrecher ist er nicht, aber die Kunst, sich im Leser den Freund zu erwerben, ward ihm in hohem Grade zuteil. Charakteristisch für sein Werden und Wollen ist ein Brief, den mir der interessante Schriftsteller jüngst geschrieben, und da auch ein gut Stück Curriculum vitae darin enthalten ist, so möchte ich einige Stellen daraus wörtlich wiedergeben:

„Ich spreche ziemlich gut deutsch, da ich vom Oktober 1889 bis zum April 1891 auf der Universität in Bonn studierte und mir mit einer Arbeit über die römische Mundart — ich schicke sie Ihnen als Kuriosität — den Doktorhut für Literatur und Philosophie erwarb. Ich schrieb in Deutschland mein Frühlingsgedicht: „Pasqua di Gea" und die „Rheinischen Elegien", von denen Luigi Capuana in einem literarischen Profil über mich und meine poetischen Werke ausführlich spricht. Bis zum Jahre 1896, in dem mein erster Novellenband: „Amori senza amore" erschien, beschäftigte ich mich ausschließlich mit der Poesie. Da ich Glück mit meinen Novellen gehabt hatte und durch die Verleger gedrängt wurde, sah ich mich gezwungen, die Verse zu vernachlässigen. Bald jedoch wird ein neuer Band ironischer Reime mit dem Titel: „Fuori di Chiave" erscheinen.

Ich bin in Girgenti in Sizilien geboren, jetzt vor 52 Jahren, seit 1891 lebe ich in Rom.

Die Literatur des Auslands ist mir geläufig, ich kenne Hoffmann, Chamisso und Poe, aber ich glaube nicht, daß ich unter irgend einem Einfluß stehe. So gering ich auch sein mag, ich will ich sein und niemandem etwas danken.

Ich erkenne die Größe anderer an, aber ich finde es besser, eine kleine Mücke zu sein, als der Schatten des prächtigsten Schlachtrosses. Der Schatten ist nichts, die Mücke ist doch wenigstens . . . eine Mücke. Ich habe mich stets bestrebt, mir eine eigene Art, zu sehen, zu denken, zu fühlen, anzueignen, und in der Kunst nichts anderes auszudrücken als meine eigenen Gefühle, meine eigene Vision des Lebens und der Welt. Es scheint, daß mir dies, wenigstens nach der allgemeinen Meinung bisher gelungen ist.

Noch habe ich ein gut Stück Weg vor mir, und ich hoffe, in meinen zukünftigen Werken meine bereits gezeichnete Persönlichkeit immer fester zu behaupten."

In dem zitierten Werk von Capuana äußert sich dieser gute Prophet über Pirandellos Art und Weise folgendermaßen:

„Luigi Pirandello, bescheiden und weltscheu, hat sich noch vieles von dem blonden Jüngling bewahrt, der vor nur wenigen Jahren leicht zu Verwechslungen mit einem deutschen Studenten führen konnte. Aber das schadet nichts, gehört er doch zu denen, die ruhig warten können; die Stunde des Ruhmes schlägt ihnen ganz gewiß!"

Eine Wahrsagung, die früher in Erfüllung gegangen, als der Verfasser wohl selbst geglaubt.

Von dem charakteristischen Talent dieses am Fuße des Aetna geborenen, kühl und klar überlegenden Dichters sprechen bisher am beredtesten seine Novellen. Schon die zum Teil schwer übersetzbaren Titel geben Fingerzeige seines Könnens. Ich nenne hier nur: „Liebschaften ohne Liebe", „Le Beffe della Vita e della Morte" — etwa Possen vom Leben zum Tode — und nun den soeben erschienen Band: „Bianche e Nere". Die weißen Erzählungen nehmen einen guten, die schwarzen einen finsteren Ausgang. Liebeskomplikationen widerstehen dem Verfasser, Lüsternheit ist ihm völlig fremd. Die Liebe betrachtet er in seinen poetischen Schöpfungen mit ganz realistischen Augen, als den Trieb zur Fortpflanzung des eigenen Ichs, in der Jugend eine berechtigte Erregung, das ganze Leben durchklingend, aber mit zunehmendem Alter zurücktretend. Sie ist ihm der Grundakkord, doch nicht das Leitmotiv des Daseins. Für alle Bewegungen des menschlichen Gemütes, den Eigennutz wie die Selbstlosigkeit, den Haß wie die unbegrenzte Aufopferung, Tragisches wie Belustigendes weiß dieser Dichter die wärmsten Töne zu finden. Der Tod ist ihm auch im Leben der mächtigste Faktor, ihm singt seine Harfe sanft beruhigende Lieder. In seiner bedeutsamen Novelle: „Vitalizio" (die Leibrente) läßt sich der Sichelmann lange vergeblich herbeisehnen. Ein wucherischer Krämer gewährt einem uralten Bauern eine Leibrente in der Hoffnung, auf diese Weise billig in den Besitz von dessen kleinem Gut zu kommen. Jedoch der Bauer überlebt nicht nur den schlauen Rechner, sondern nach seinem Tode auch den Notar, der an die Stelle des so schnell aus dem Leben Gerufenen tritt. Der hundertste Geburtstag des Bauern, der mit warmer Liebe an seiner

Digitized by Google

Scholle hängt, wird von der ganzen Bevölkerung des Dorfes als allgemeiner Festtag gefeiert. Das Erstaunen des Helden über die ungewöhnliche Dauer seines Lebens, die Naivetät, mit der er sich entschuldigt, so lange unter der Sonne zu wandeln, seine ungekünstelte Sehnsucht nach dem Tode sind mit vollendeter Meisterschaft geschildert.

Ein Hauch echt Maupassantschen und Zolaschen Geistes durchdringt viele dieser Erzählungen, manche Gestalten sind, wie italienische Kritiker behaupten, mit dem sicheren Griffel eines Lionardo gezeichnet. „Prima notte", ein Kabinettstückchen der Erzählungskunst, möchte ich hier kurz skizzieren.

Marastelle, das schönste Mädchen eines sizilianischen Fischerdorfes, erhält die Kunde, das Meer habe ein Boot mit ihrem Vater, dem Seezollwächter, und zwei seiner Untergebenen zum Kentern gebracht. Mutter und Tochter stürzen zum Meeresstrande. Nicht vor der Leiche des Vaters, sondern vor dem leblosen Körper des Geliebten bricht das Mädchen mit furchtbarem Schrei zusammen und verrät so ihre geheimsten Gefühle. Die Jahre vergehen, Marastelle trauert einer Witwe gleich, die Mutter aber dringt auf Ehe und Versorgung. Sie erreicht der Tochter Einwilligung zur Heirat mit einem Witwer, dem Wärter des ländlichen Dorfkirchhofes auf luftiger Höhe über dem blauen Meer. Mit makabrischem Reiz ist die Hochzeit gezeichnet. Die nächsten Verwandten begleiten das junge Paar zur Dienstwohnung des Mannes am Eingang des Kirchhofes. Schwer entwindet sich die Mutter den Umarmungen der Tochter, ein Windstoß öffnet die Tür, die sie nur angelehnt, Don Lisi, der Gatte, will sie schließen: „Um Gotteswillen, rührt mich nicht an!" schreit Marastella und drängt sich schaudernd zwischen Tür und Mauer. Weihevolle Stille, der Mann will draußen das Gitter schließen, das Weib tritt ihm entgegen:

„Wo ist er? Wo ist mein Vater? Sagt es mir, ich will zu ihm gehen!"

„Du hast recht. Ich führe Dich zu ihm, schon gut, warum auch nicht," sagt er finster, „jeden Abend, bevor ich zur Ruhe gehe, mache ich die Runde. Das ist meine Pflicht. Heute Abend unterließ ich es Deinetwillen. Gehen wir. Wir brauchen keine Laterne. Es brennt das Himmelslicht." — Sie gingen auf schmalen Kieswegen, zwischen blühenden Hecken. Weiß hoben sich ringsherum die Gräber der Vornehmen im Mondlicht ab, und schwarz von der Erde die eisernen Kreuze der Armen. Deutlicher und klarer tönte von den nahen Feldern der zitternde, klingende Sang der Grillen herüber und aus der Ferne das ununterbrochene Brausen des Meeres.

„Hier," sagte Chirico auf ein niedriges, einfaches Grab weisend, auf dem ein Denkstein zum Andenken an den Schiffbruch und die drei Opfer ihres Berufes eingemauert war, „Angelo Sparti — Marastellas unvergessene Liebe — liegt auch dort," fügte er hinzu, als er Marastella schluchzend vor dem Grabe in die Knie sinken sah, „weine Du hier . . . . . ich gehe dort hin . . . . . es ist nicht weit von hier . . . . ." Vom Himmel herab blickte der Mond auf den kleinen Friedhof der Hochebene. Er allein sah die beiden schwarzen Schatten auf dem gelben Kies eines Ganges neben zwei Gräbern in jener frühlingshellen Aprilnacht. Don Lisi beugte sich schluchzend über das Grab seiner ersten Frau: „Nunzia, Nunzia, hörst Du mich?"

Man sieht, mit wenigen Tönen vermag der Dichter einen Stimmungszauber heraufzubeschwören, der besonders in der dolce lingua von bestrickendem Reiz ist. Doch liegen ihm auch aktuelle Fragen nicht fern. In einem Band Erzählungen mit dem Titel: „Fumo" — Rauch — spricht er von der Anlegung neuer großer Schwefelgruben auf seiner schönen Heimatinsel! Hier ruft er das Mitleid wach für die elysischen Gefilde, die der Geist moderner Industriebestrebungen in eine Wüste verwandelt. Alles in allem ein bemerkenswertes Talent, wohl geeignet, auch in weiteren Kreisen Aufsehen zu erregen.

E. Gagliardi.

Aus dem Leben russischer politischer Verbannter.

Der in die Zustände des russischen Volkes nicht eingeweihte Ausländer sieht die Zukunft Rußlands sehr düster an und kommt leicht auf den Gedanken, daß der Kampf um Freiheit in diesem Lande verloren sei, daß die russischen freiheitlichen Kräfte zu schwach und der Absolutismus noch zu stark sei. Das ist begreiflich. Die Korrespondenten der fremdländischen Zeitungen erfahren nicht viel von dem Umfange des freiheitlichen Kampfes, sie lernen nur selten die kennen, welche nicht mit Waffen und Bomben, sondern durch unermüdliche Propaganda, brüderliche Organisation und aufopfernde Tätigkeit für die Ideale der Freiheit, des Rechtes und der sozialen Gerechtigkeit kämpfen. Es ist ein stiller Kampf, ohne imposante Seegefechte und zwanzigtägige Schlachten. Hauptsächlich ist es ein friedlicher Kampf mit Hilfe des Wortes und der Presse; nur im äußersten Fall greifen die russischen Revolutionäre zu den Waffen.

Mir sind eine Reihe von Mitteilungen aus dem Leben dieser russischen Kämpfer für Recht und Freiheit zugegangen, die sie für ihre nächsten Freunde aufgeschrieben haben. Es kostete große Mühe, die Verfasser dieser Notizen zu überreden, die traurige Geschichte ihrer Leiden der Oeffentlichkeit zu übergeben. „Wozu soll man es veröffentlichen? Warum sollen wir unsere Person in den Vordergrund stellen? Unsere Personen sind so unbedeutend, unsere Leiden so gewöhnlich. In Rußland ist doch fast jeder ehrliche Mensch durch das Gefängnis gegangen, war ein Opfer von Polizeiverfolgungen, war niederträchtigen Verhören der Spitzel und Polizeidiittel unterworfen," so antworteten die Verfasser der vorliegenden Notizen. In unseren Augen ist dieses Argument ein neuer Ansporn zur Veröffentlichung. Gerade weil in ihnen die „Regel" und nicht die „Ausnahme" geschildert wird, weil hier keine dearbeiteten Erzählungen vorliegen, sondern die kunstlose Prosa von Teilnehmern an dem revolutionären Kampfe, erhalten diese Erzählungen eine besondere Bedeutung.

Mögen die deutschen Leser selbst urteilen, wie lehrreich diese Dokumente aus dem intimsten Leben der russischen Revolutionäre sind. Wir unsererseits bürgen dafür, daß sie von den Opfern der beschriebenen Ereignisse selbst stammen. Bei der Uebersetzung ist der Stil und Charakter der Originale möglichst beibehalten worden. Die erste Schilderung rührt von einem Teilnehmer des in ganz Rußland berühmten „Dramas im Hause des Jakuten Romanoff" her, der glücklich ins Ausland entkommen ist.

M. von Reusner.

I.

Die Belagerung des Hauses Romanoff.

Anderthalb Monate nach Beginn des blutigen Krieges in Ostasien haben die zarischen Truppen ein kleines improvisiertes Fort zur Uebergabe gezwungen, in dem sich nicht die frechen heimtückischen Japaner, sondern siebenundfünfzig russische Revolutionäre verschanzt hatten.

Was war das für eine Festung? Warum mußte man sie im Sturme erobern? Die Geschichte ist folgende: die sogenannten politischen Verbrecher, die in Rußland zu vielen Tausenden vorhanden sind, wurden bisher zur Strafe nach Sibirien verbannt. Sie wurden in die entlegensten, von Gott und Menschen vergessenen Winkel geschickt, wo sie inmitten einer wilden Natur und primitiver menschlicher Verhältnisse ihre 3, 4, 5, zuweilen auch 10 Jahre verbringen mußten. Sehr oft kehrten die Verbannten physisch zerrüttet und geistig gebrochen in die Heimat zurück. In den letzten Jahren, als die Zahl der Verbannten im Laufe eines Jahres tausend überstieg und die Reaktion der Regierung sich weiter verstärkte, wurde für die Verbannung immer mehr das Gebiet von Jakutsk bevorzugt. Man muß die Gegend kennen! Das Gebiet von Jakutsk nimmt im äußersten Nordosten Sibiriens eine Fläche ein, die zehnmal größer ist als das Königreich Preußen, und hat eine Bevölkerung, die der Bevölkerung der Stadt Bremen gleichkommt. Unfruchtbar, kalt und öde — wird es bei längerem Aufenthalt dem Verbannten zum sicheren Grab.

Die Hauptstadt des Gebietes ist Jakutsk, wo jedoch die Verbannten nicht bleiben dürfen. Sie hat 7000 Einwohner; die Kreisstädte, d. h. administrative Zentren für riesige Flächen, zählen nur wenige hundert Einwohner, Werchojansk z. B. 356, Kolymsk 538. Die Post gelangt selten dorthin, ein oder zwei-

Digitized by Google

mal im Monat. Da ist es ein Glück, wenn ein Handelsmann oder ein anderer Reisender durch das Land fährt; durch ihn erhält man die Korrespondenz und sendet mit ihm die Briefe ab. In dieser wilden Gegend, wo sich undurchdringliche Nadelwälder Hunderttausende von Werst hinziehen und die Bevölkerung fortgesetzt mit Hunger zu kämpfen hat, gibt es keine ständigen Ansiedlungen. Der halbwilde Jakute stellt seine Hütte hin, wo es ihm paßt, und nur die russische Polizeikultur vereinigt diese zerstreuten, von einander auf Dutzende Werst entfernten Hütten zu Nasleg (Dörfer) und Ulus (Gemeinden). Kommt ein Verbannter in Jakutsk an, so wird er mit einem offiziellen Schriftstück in die weite Oede zu einer Gemeindeverwaltung gesandt, und dort . . . . dort muß man sich einrichten. Man muß zur Wohnung ein Hüttchen von einem Jakuten mieten. Wieviel Kummer und Sorgen bringt schon dieses Mieten mit sich! Die russische Verwaltung hetzt ständig die Einheimischen gegen die Verbannten auf und bestraft sie für einige „Freiheiten", die sich die Verbannten herausnehmen, dermaßen, daß dieses von Natur aus gutmütige, unkultivierte Volk mit allen Kräften sich dagegen sträubt, einen „Politischen" zum Wohnen aufzunehmen.

Wie lebt ein politisch Verbannter? Meistenteils besitzt er gar keine Geldmittel, da die russischen Revolutionäre sich aus den wenig bemittelten Kreisen der städtischen Bevölkerung, vornehmlich aus Handwerkern und Arbeitern, rekrutieren. Die Existenzmittel eines Verbannten beschränken sich also zumeist auf die vom Staate gezahlte Unterstützung, die bis zu 12 Rubel im Monat beträgt. Aber mit diesem Gelde kann man nicht viel anfangen. Die Jakuten kennen schon den Wert des Geldes und schröpfen den „Politischen" so viel wie möglich. Nach Bezahlung der Wohnung muß man sich kleiden und ernähren. Lebensmittel gibt es nur wenig in der Nähe, und man muß hohe Preise bezahlen. Die meisten leben also von Schwarzbrot und Fett, nie haben sie die Empfindung des Sattseins, holen sich allerhand Krankheiten und verbringen jeden Tag in schweren Qualen und trüben Gedanken. Und der geistige Hunger! Er macht sich noch stärker fühlbar, denn, mehr als zehntausend Werst von der Kultur entfernt, erhält man selten Zeitungen, Zeitschriften und Bücher. Wenn in der Nähe sich zufällig ein anderer Verbannter aufhält, wird der Verkehr mit ihm oft langweilig und traurig. Alle Gesprächsthemata sind bald erschöpft, alle Gedanken bis auf die Kleinigkeiten bekannt, der Geist verkommt schließlich, die Interessen verlieren sich, und oft treten an die Stelle der guten Beziehungen gegenseitige Gereiztheit und Erbitterung.

Aber nicht alle Verbannten sinken so schnell; viele kämpfen hartnäckig, um ihre Individualität zu bewahren. Sehr oft mieten sie von einem Jakuten Schlitten und fahren auf ein paar Tage in den benachbarten Nasleg (Dorf) zu einem Kameraden, um zu plaudern, zu lesen, wenn etwas Neues eingetroffen ist, um sich zu zerstreuen und sich zu erfrischen. Es geschieht auch oft, daß bei der Durchreise neu verbannter Kameraden die Verbannten aus den Kolonien auf den Weg kommen, den Konvoi anhalten und in kurzem Gespräch, einander überstürzend, zu erfahren suchen, was in der weit entfernten, geliebten Heimat geschieht, was aus den nächsten Kameraden geworden ist, welche Interessen jetzt alle fortschrittlichen Elemente des russischen Volkes in Aufregung halten.

So lagen die Dinge in dem von Gott verfluchten Lande, so lebten und litten viele Tausende Märtyrer und Kämpfer für Glück und Freiheit des russischen Volkes. Aber da trat Plehwe die Herrschaft an. Er gab dem Berichterstatter einer englischen Zeitung und durch ihn der erstaunten Welt die Versicherung, daß nur noch einige Monate vergehen würden, und . . . . die Hydra der Revolution würde zerschmettert sein. Inzwischen sind bereits zwei Jahre verflossen, der Urheber dieser Worte ist durch die kühne Hand eines russischen Revolutionärs vom politischen Kampfplatz fortgeräumt, und die russische Revolution schreitet immer weiter vorwärts. Plehwes Absichten waren darauf gerichtet, Sibirien in ein rasches Grab zu verwandeln. Um diesen Plan durchzuführen, wurde der Generalgouverneur von Ostsibirien, Graf Kutaissoff, bestellt. Von diesem grausamen Schergen des Absolutismus wurden an alle Polizeibehörden geheime Zirkulare erlassen. Einige von ihnen gerieten in die Hände der Revolutionäre und wurden in ausländischen Zeitschriften veröffentlicht. Der Sinn dieser Zirkulare bestand in einem Worte: „Ersticken!" Jeder Schritt des Verbannten wurde unter Aufsicht gestellt; für jede Kleinigkeit wurden die Jakuten, die ungebildete, des Lesens und Schreibens unkundige, eingeschüchterte Dorfverwaltung verantwortlich gemacht. Wenn ein Verbannter versuchte, sich auf ein paar Werst zu einem Kameraden zu begeben, wurde ihm sofort nachgestellt, und eine Verhandlung eingeleitet. Die geringste Entfernung vom Orte, auch wenn es sich nur um einen Einkauf auf dem benachbarten Markte handelte, veranlaßte jetzt Verbannung nach Kolymsk. Einige Dutzend Menschen wurden dorthin versetzt. Dem Ohre eines Europäers sagt das Wort „Kolymsk" nichts. Aber der Eingeweihte weiß, daß man von dort fast nie wiederkehrt. Dort verliert ein ungeheurer Prozentsatz der Verschickten den Verstand, geht geistig und körperlich zugrunde oder endet durch Selbstmord. Dort erhält man nicht einmal für Geld Lebensmittel, dort ist ewige Hungersnot, dort gibt es keine ärztliche Hilfe, die Post kommt drei- oder viermal im Jahre an, dort herrscht der Schrecken. Und nun wurden die Verbannten wegen der geringsten Vergehen nach dem Kreise von Kolymsk versetzt. Es folgten Bestrafungen und Ausweisungen nach Kolymsk für das Anhalten der durchreisenden Neuverbannten. Nichts Erfrischendes, Ermunterndes, Neues durfte der Verbannte erfahren, keine neuen Eindrücke, Nachrichten und Mitteilungen. Mochte er hier verwelken, wenn er nur, in die Heimat zurückgekehrt, gebrochen und für die Regierung ungefährlich geworden war!

In die Heimat zurückkehren! Das ist der Traum jedes Revolutionärs. Um auch diese Hoffnung zerrinnen zu lassen, beschloß zuletzt die Regierung, selbst die Rückkehr zu verhindern. Die Rückkehr in die Heimat ist mit großen Ausgaben verbunden, die die Mittel eines Revolutionärs übersteigen. Früher vollzog sich die Rückkehr in die Heimat auf Rechnung des Staates. Plehwe und Kutaissoff zahlten nun einfach die staatlichen Unterstützungen zur Rückkehr nicht mehr aus. Infolgedessen mußte der nach Sibirien Verbannte die Hoffnung, je zurückkehren zu dürfen, aufgeben, wenn er nicht bemittelte Verwandte hatte. Und solche hatten nur wenige. Auch wurden die Gelder für den Lebensunterhalt mehrfach unpünktlich, und stellenweis überhaupt nicht ausgezahlt.

Eine schreckliche Hungersnot setzte ein. Das Leben wurde unerträglich. Haussuchungen und Beschimpfungen waren zudem alltäglich. Die ankommenden Briefe öffnete man, die Korrespondenz unterwarf man einer Kontrolle. Der brennende Wunsch, gegen diese Behandlung Protest zu erheben und für die Aufrechterhaltung der eigenen Würde zu kämpfen, ergriff alle. Man wußte, daß es galt, entweder langsam wie ein gehetztes, dem Tode geweihtes Tier dahinzusterben, oder sich gegen die dunklen Mächte des Absolutismus mit Gewalt aufzulehnen.

Zu dieser Zeit, d. h. im Anfang des Jahres 1904, waren in Jakutsk, infolge der vielen Verfolgungen Plehwes, viele Menschen zusammengekommen, welche ihrer Verteilung auf die einzelnen Verbannungsorte entgegensahen. Die trostlose Gewißheit einer furchtbaren Zukunft bildete den Gegenstand aller Unterhaltungen. Man versammelte sich heimlich, um sich über ein gemeinsames Vorgehen gegen die Gewalthaber zu verständigen. Man war einmütig zum Kampf auf Leben und Tod entschlossen; aber man war sich auch darüber vollkommen klar, daß in diesem Kampfe entweder der Tod auf den Barrikaden oder am Galgen drohte.

Während man diese Versammlungen abhielt, wurde unter allen Kameraden, hauptsächlich unter den Neuangekommenen, die von der Heimat her kleine Summen mit sich brachten, Geld gesammelt und dafür Lebensmittel, Waffen und Munition gekauft. Am 18. Februar 1904 versammelten sich dann alle Verschworenen im Hause des Jakuten Romanoff, in dem sich das Absteigequartier der Verbannten befand. Wir waren insgesamt 56 Menschen und ein Hund, ein kluges Tier, das uns späterhin viele Dienste beim Verkehr mit der Außenwelt erwiesen hat. Im zweiten Stock des hölzernen Häuschens hatten sich die Revolutionäre eingeschlossen. Auf dem Dache war eine rote Fahne gehißt, alle Ein- und Ausgänge wurden abgesperrt und an den Gouverneur durch einen verbannten Tierarzt namens Nikiforoff eine Kollektiverklärung gesandt, welche die

Digitized by Google

Forderungen der Verbannten enthielt. Sie hatten keine übertriebenen Forderungen gestellt; sie wußten, daß sie in der weitentlegenen Gegend, verlassen und schwach, für eine Umgestaltung des Staates nicht kämpfen konnten; sie verlangten nur, daß man mit ihnen nach Gesetz, laut den Verordnungen über Verbannte, umgehen sollte, daß alle ungesetzlichen geheimen Zirkulare abgeschafft, ein kurzes Entfernen, ein Besuch von Kameraden erlaubt, und die kargen Mittel zum Lebensunterhalt und zur Rückkehr in die Heimat ausgezahlt werden sollten. Der Gouverneur stellte als Antwort vor dem verbarrikadierten Hause eine militärische Wache und einen Trupp Polizisten auf. Es begann eine wirkliche Belagerung nach allen Regeln der Kriegskunst, allerdings der russischen Kriegskunst.

Die Lage der Belagerten war schwierig. Die kameradschaftliche Solidarität, die allgemeine Begeisterung für eine gerechte Sache schafften jedoch ein solches Gemeinsamkeitsgefühl, daß sich alle eng miteinander verbunden wußten. Eine strenge Disziplin ordnete alle Belagerten einem zum Anführer gewählten Kameraden unter. Die Ausübung des Dienstes war unter uns alle verteilt, Wachtposten waren an den Fenstern und den Türen zur Beobachtung der Tätigkeit des Feindes ausgestellt; die Befestigungsarbeiten wurden so nachdrücklich wie möglich fortgesetzt. Unsere Stimmung war äußerst gehoben. Wir erwarteten den Sturm von Tag zu Tag. Aber der Feind zog vor, uns auszuhungern. Bald gingen die Lebensmittel zur Neige. Und da geschah ein kühnes Stückchen, wie sie in der Geschichte der russischen revolutionären Bewegung so oft vorkommen. In der Nacht, eingehüllt in ein weißes Laken, sodaß er mit der weißen Schneedecke in eins verschmolz, schlich sich einer der Revolutionäre langsam aus dem Fort hinaus. Als er außer Gefahr war, ging er zu den in Freiheit sich befindenden Kameraden, kaufte Lebensmittel ein, kam mit einer Troika starker Pferde zu dem belagerten Hause angefahren und jagte im vollen Galopp in den Hof hinein. Niemand hatte dergleichen erwartet, die Soldaten und die Polizei waren fassungslos, und die Revolutionäre leerten schnell den Schlitten und ließen ihn dann wieder hinaus. Diese Begebenheit erfüllte uns mit neuer Zuversicht; die Behörden und die Polizei aber gerieten in rasende Wut. Seit diesem Tage wurde der Verkehr vollständig unterbunden, indem man überall Balken und Pfosten legte, um die Wiederholung eines ähnlichen Verproviantierungsversuchs unmöglich zu machen.

Die Belagerung zog sich hin, wir verloren die Kräfte und warteten noch immer auf den Beginn des Kampfes. Die Behörden wollten jedoch, ohne einen Sturm zu wagen, uns alle lebendig gefangen nehmen; zuerst aber versuchten sie es mit ihrer beliebten Methode, mit der Provokation. Die Polizisten, die Soldaten und Kosaken folgten dem Beispiel des Befehlshabers der Wache und begannen die Revolutionäre in jeder Weise zu verhöhnen, die Frauen mit gemeinen Redensarten zu beschimpfen, unanständige Gesten zu machen, anschaulich zu zeigen, wie man die Revolutionäre mit Ruten bestrafen werde, wenn man sie erst festgenommen habe. Verhöhnungen und Herausforderungen nahmen kein Ende. Einmal begannen die Soldaten die Fenster mit Brettern zu vernageln; als wir die Bretter entfernen wollten, verwundeten uns die Soldaten mit den Bajonetts von unten an den Händen. Zweimal sandten wir an den Gouverneur und an den Befehlshaber der Wache Mitteilungen mit Unterschriften von allen mit der Warnung, daß, wenn die herausfordernden Handlungen nicht aufhörten, wir gezwungen sein würden, von den Waffen Gebrauch zu machen. Aber die Provokationen ließen nicht nach.

Endlich am 4. März, d. h. am fünfzehnten Tage der Belagerung, nachdem bei allen die Geduld ausgegangen war, wurde einstimmig beschlossen, einen Schuß als Zeichen des Protestes abzugeben. Ein Schuß ertönte, ihm folgte ein zweiter... Ein Soldat war auf der Stelle tot, und ein anderer verwundet. Danach wurde beschlossen, nicht mehr zu schießen, was auch geschehen sollte.

Die ganze Garnison von Jakutsk wurde nun requiriert, und drei Stunden nach dem verhängnisvollen Schusse ertönte eine Gewehrsalve, die einen der Eingeschlossenen tötete und vier verwundete. Der Gouverneur kam jetzt hinzu und wollte mit den Belagerten sprechen. Bei der Unterredung versprach er, daß man die Eingeschlossenen nicht weiter beschießen würde. Aber das Unglück Rußlands besteht unter anderem auch darin, daß sich jeder Vorgesetzte durch nichts gebunden glaubt, und daß oft der eine im Gegensatze zum anderen handelt. Der Befehlshaber der Garnison, der durch den ganzen Gang der Belagerung erbittert war, hatte in seiner Empörung einen ganz anderen Plan gefaßt. Der folgende Tag brach an, und plötzlich ertönten hinter dem belagerten Hause vereinzelte Schüsse, die zu der Meinung Anlaß geben konnten, die Schüsse kämen aus dem Hause selbst. Wie später die gerichtliche Untersuchung gezeigt hat, waren es Gewehrschüsse, wir, die Belagerten, hatten aber nur Revolver. Es ist klar, daß der ganze Vorgang mit diesen Schüssen absichtlich inszeniert war. Die Soldaten nahmen infolge der Schüsse wieder Aufstellung und wieder ertönten Salven. Dasselbe wiederholte sich auch am nächsten Tage. Das hölzerne Haus wurde durchlöchert. Der Tod schien uns allen sicher. Von unserer Seite war während dieser ganzen Zeit kein einziger Schuß mehr gefallen. Auf uns, die Belagerten, waren gegen zweitausend Kugeln abgeschossen. Endlich am 7. März, am siebzehnten Tage der Belagerung, sahen wir ein, daß weiterer Widerstand keinen Sinn hätte, und ergaben uns.

Die gerichtliche Untersuchung begann, und dann folgte die Gerichtsverhandlung, die eine bloße Komödie war. Der Verteidigung war es untersagt, die geheimen Zirkulare Kutaissoffs, die Ursache des ganzen Unglücks, zu erwähnen. Noch vor Bekanntmachung des Urteils war bereits von einer Schiffahrtsgesellschaft in Jakutsk ein Dampfer gechartert worden, der 55 Menschen, die Angeklagten, nach dem Süden bringen sollte. Man wußte also im voraus, daß sie fortgeschickt werden würden; offenbar war das Urteil schon vorher festgestellt. Jeder von uns 55 Menschen wurde zu 12 Jahren Zwangsarbeit verurteilt.

Wenige Tage nach der Verkündigung des Urteils wurden alle Verurteilten nach dem Süden zur Zwangsarbeit geschickt. Ihr Beispiel hat aber doch die sibirischen Verbannten ermutigt, den gemeinen Gewalttaten der Regierung nicht nachzugeben, und der Geist des Protestes erhielt neues Leben.

Ueber die weiteren Schicksale der Verurteilten, insbesondere derjenigen, die sich durch die Flucht retten konnten, berichte ich demnächst.

Die neuere Entwicklung der Wohnungsverhältnisse in Deutschland. Erweiterte Ausgabe des Referates auf dem ersten allgemeinen deutschen Wohnungskongreß mit einem Nachwort von Prof. Dr. E. Pohle. Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht, 1905.

Am 29. Oktober vorigen Jahres hatte ich in Anknüpfung an den unmittelbar vorher abgehaltenen ersten deutschen Wohnungskongreß in Frankfurt den preußischen Wohnungsgesetzentwurf in der „Nation" besprochen. Bei dem Bericht über den Kongreß gedachte ich auch ganz kurz des dort gehaltenen unerfreulichen Referates von Professor Pohle. Die Kürze rechtfertigte sich, weil das Material, das Professor Pohle lieferte, von äußerster Dürftigkeit war, und unerfreulich war das Referat, weil auf Grund dieses dürftigen Materials Professor Pohle zu Folgerungen kam, die dem ausgesprochenen Zweck der Veranstalter des Kongresses entgegenwirken mußten. Mein Urteil über diese Rede war das einer sehr großen Anzahl Besucher des Kongresses, und so sieht sich Professor Pohle veranlaßt, seinen Vortrag von zwanzig Seiten mit einem Nachwort von nicht weniger als sechsunddreißig Seiten zu versehen, in dem er sich mit seinen Kritikern auseinandersetzt, auch mit mir.

Auf diese Ausführungen kurz zurückzukommen, verlohnt sich nur aus dem Grunde, weil Professor Pohle ein Typus des „Gelehrten" ist, wie er — nicht sein soll.

Professor Pohle glaubt nachweisen zu können, daß die Wohnungsverhältnisse in Deutschland nicht schlechter, sondern besser geworden seien. Wie beweist er es?

Ueber die ländlichen Wohnungsverhältnisse sagt er garnichts; das Material fehlt ihm hierfür. Ueber die Wohnungsverhältnisse in den

Digitized by Google

Städten unter 100 000 Einwohnern sagt er garnichts; das Material fehlt ihm hierfür. Und über die Wohnungsverhältnisse der Städte über 100 000 Einwohner, deren es im Jahre 1900 dreiunddreißig in Deutschland gab, bringt er in keiner der zum Beweise herangezogenen Aufstellungen die Belege auch nur aus der Hälfte dieser modernen Zentren. Das Material fehlt ihm wiederum hierfür. Hingegen stützt er sich auf Statistiken bei Beurteilung wichtiger Fragen, die ihm sieben Städte liefern und weniger; Statistiken mit erheblichen Lücken, kurze Zeitläufe nur umfassend, und Statistiken, die zum Teil widersprechende Ergebnisse aufweisen.

Der Versuch, auf solchem Wege zu schlüssigen Folgerungen zu kommen, war mit untauglichen Mitteln unternommen. Und so durfte man seines Inhalts wegen diesen Vortrag einfach beiseite schieben. Ich tat es in meinem Bericht. Professor Pohle wehrt sich hiergegen. Gut.

Professor Pohle steht der erwiesenen Tatsache gegenüber, daß die Besiedelungsdichtigkeit auf dem Boden der Großstädte außerordentlich gewachsen ist, und die Mieten der Wohnungen in den Großstädten sind es desgleichen; zwei schwerwiegende Erscheinungen, um eine wünschenswerte Entwicklung der großstädtischen Wohnungsverhältnisse zu verlangsamen oder unmöglich zu machen. Hingegen soll die Verteilung der Bevölkerung auf die verschiedenen Wohnungsklassen und die Wohndichtigkeit eine günstige Entwicklung aufweisen. Sechzehn Städte zieht Professor Pohle an entscheidender Stelle heran, um alsdann eine Schlußfolgerung für ganz Deutschland zu ziehen; die Belege schrumpfen vielfach freilich zu einer noch viel geringeren Anzahl von Beispielen zusammen. Weiter: die Tendenz ist natürlich nicht überall eine einheitliche, sie ist hier und dort auch eine gegensätzliche; die Besserungen sind zum Teil äußerst geringfügige, und schließlich: „In einer vollkommen exakten und genauen Feststellung der Entwicklung der Wohnungsdichtigkeit würde freilich im Grunde notwendig sein, daß die Wohnungen bei jeder Erhebung ausgemessen würden, damit für die einzelnen Zeitpunkte die Größe des Luftraums festgestellt werden könnte, der in den verschiedenen Wohnungsgrößenklassen auf den Kopf der Bewohnerschaft entfällt." Das sagt Professor Pohle selbst, und das wenigstens ist richtig, und da es solche beweiskräftigen Ermittlungen nicht gibt, so wird der schwankende Bau des Vortrages noch schwankender.

Es ist also gewiß nicht auf Grund dieses armseligen Materials zu beweisen, was Professor Pohle beweisen will, aber es wäre nicht unmöglich, ich halte es sogar für wahrscheinlich, daß eine schwache Tendenz zur Besserung der Wohnungsverhältnisse in Deutschland sich zu zeigen beginnt. Diese Annahme ist für Professor Pohle, der sich auf seine Wissenschaftlichkeit so viel zugute tut, eine Gewißheit, und er folgert nunmehr: „Daraus schöpfe ich aber die Hoffnung, daß wir auch für die Zukunft nicht zu verzweifeln brauchen, selbst wenn es nicht zu der von vielen gewünschten Wohnungsreform großen Stils kommen sollte."

Diese Folgerung ist unzutreffend, denn, wenn man selbst die Besserungen, die sich hier und dort bei einigen wenigen Städten mit über 100 000 Einwohnern nachweisen lassen, entsprechend für alle deutschen Großstädte, für alle deutschen Städte unter 100 000 Einwohnern und für das Land gelten lassen wollte, so bliebe gleichwohl eine ungeheure Wohnungsmisere übrig, die bei einer Entwicklung wie seither mit ihren kleinen Fortschritten und Rückschlägen in absehbarer Zeit nicht zu bewältigen wäre. Die Zahl der übervölkerten Wohnungen beweist es, und übervölkert nennt man eine Wohnung erst, wenn sie, aus einem einzigen heizbaren Zimmer bestehend, von — sechs und mehr Personen besetzt ist. Aber diese Zahlen entscheiden über die Wohnungsmisere garnicht allein, sondern man muß die Spezialuntersuchungen zuhilfe nehmen, die im Detail zeigen, in welcher elenden Weise heute große Bruchteile des Volkes ihr Wohnungsbedürfnis befriedigen müssen, wie Gesunde und Kranke, Männer und Frauen und Kinder im selben Raum hausen, wie Küche, Wohnung, Schlafraum und Werkstatt eins sind. Auch das tut Professor Pohle nicht.

Nun war dieser Wohnungskongreß von seinen Leitern einberufen, um die Notwendigkeit einer „Wohnungsreform großen Stils" öffentlich darzulegen, und auf diesem für solche Zwecke berufenen Kongreß stellte Professor Pohle, der erste Redner, in seinem einleitenden Referat, mit dem ihn der Vorstand betraut hatte, die Hypothese auf, daß die Reform wohl überhaupt scheitern möge; das heißt, daß die Ziele, die auf dem Kongreß im Sinne der Einberufer verfolgt werden sollten, äußerst problematische seien. Man war überrascht, erstaunt, empört über einen bestellten Referenten, der bei so unzulänglichem Material die Kühnheit hatte, verhüllt zu behaupten, die Absichten der Kongreßberufer möchten wohl und verdienten wohl in Rauch aufzugehen. Und als in Reden und später gedruckt dieses Verhalten dem Professor Pohle scharf vorgerückt wurde, sagte er: Ihr wollt die Freiheit der Wissenschaft vergewaltigen; soll ich denn nicht das Recht haben, meine Ansichten auszusprechen?

Wer hätte ein Interesse daran, die so wenig besagenden Ansichten zu unterdrücken, die Herr Pohle vorzutragen in der Lage ist!

Freilich — sollte ein Referent, den Naturforscher der Haeckelschen Richtung bestellt haben, bei der Vorbereitung für seine Kongreßrede zu der Ueberzeugung gelangt sein, daß er seine Ausführung mit der Behauptung von der Existenz eines persönlichen Gottes, der mit Wundern in den Naturlauf eingreift, zu schließen haben würde, so müßte ihm sein wissenschaftlicher Takt sagen, er könne auf jenem Kongreß als Referent nicht fungieren. Und würde auf einem Kongreß positiver Theologen ein bestellter Referent Haeckelsche Anschauungen unter Beweis zu stellen suchen, so wäre es sehr begreiflich, daß solche Taktlosigkeit auf das schärfste gegeißelt würde. Es gehört sehr wenig Logik dazu, um einzusehen, daß zur Freiheit der Wissenschaft nicht das Recht auf Taktlosigkeit gehört.

Professor Pohle erwies sich auf dem Kongreß als ein kleines flackerndes wissenschaftliches Licht. Groß ist bei Professor Pohle nur das Selbstgefühl. Es spiegelt ihm vor, daß eine Kritik, die sich gegen seine wissenschaftlichen Qualitäten und gegen seinen menschlichen Takt richtet, die Wissenschaft selbst antastet. Auch das ist ein Irrtum des Herrn Professor Pohle.

P. Nathan.

A. L. Wolynski: „Das Buch vom großen Zorn". Autorisierte Uebersetzung nach dem vollständigen russischen Manuskript von Josef Melnik.

A. L. Wolynski: „Der moderne Idealismus und Rußland". Eine Studie. Autorisierte Uebersetzung von Josef Melnik.

Beides: Frankfurt am Main, Literarische Anstalt Rütten & Loening 1903.

A. L. Wolynski gilt in seiner Heimat als feinsinnigster Kritiker der russischen Moderne, ja sogar als Schöpfer einer neuen Art von literarischer Kritik. Er hat sich diesen Namen mit gutem Rechte vor allem durch sein sehr umfangreiches und anerkanntes Buch über Lionardo da Vinci erworben, dessen Herausgabe auch in deutscher Sprache sehr wünschenswert wäre. Die große Liebe seines Lebens jedoch gilt dem Dichter von „Raskolnikow". Diesem Meisterwerke Dostojewskys (wie auch zwei anderen: „Die Teufel" und „Der Idiot"), — er nennt's das „Buch vom großen Zorn" — gibt Wolynski hier eine Art von Kommentar zur Seite, dem man bei seinen 500 und etlichen Seiten schon auf den ersten Blick zum wenigsten nicht eine ganz bedeutende Ausführlichkeit absprechen kann. Damit es gleich gesagt sei: Zeit und Mühe, die man auf seine Lektüre wendet, finden reichen Lohn. Wolynski, der es in erstaunlichem Maße versteht, alle Probleme und psychologischen Komplikationen sozusagen von ihren feinsten Endfäden angefangen, die sich zum äußerlich anschaubaren Gebilde zusammenwirken, bis hinauf zu ihren Urwurzeln forttastend zu begleiten, gibt hier eine beinahe schöpferische Analyse der Werke seines genialen Landsmannes. Der geborene Kritiker muß alle Möglichkeiten in sich bergen; all sein Verstehen ist ein Nachleben; er ist sozusagen der sekundäre Poet. Wolynski ist das unleugbar und im eminentesten Maße. Seine Fähigkeit, Entwicklungen von Einzelindividualitäten wie von Handlungen aus ihren ersten Keimen bis zu dem Punkte zu verfolgen, wo sich Knüpfung und Lösung des psychologischen Knotens die Hand reichen, und noch weiter bis in die letzten Konsequenzen und Ausläufer, ist oft von einer geradezu intuitiv-schöpferischen Kraft. Kaum weniger läßt sich dies bezüglich seiner Studie: „Der moderne Idealismus und Rußland" sagen. Auf dem Standpunkt des extremsten kritischen Idealismus fußend, deckt er mit fast nie fehlgehendem Spürsinn all die geistigen Fäden auf, die die russische Moderne mit Westeuropa verknüpfen. In höchstem Maße interessant ist hier namentlich seine Analyse des modernen „psychologischen" Menschen. Damit gibt Wolynski ein wirklich klassisches Stück Seelenkunde.

Wien. Arthur Lichtenstein.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 38 Berlin, den 17. Juni 1905. 22. Jahrgang.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Die Friedensmöglichkeit im russisch-japanischen Kriege beginnt zum erstenmal greifbare Formen anzunehmen. Auf eifriges Bemühen des Präsidenten Roosevelt hin haben Rußland und Japan gleichzeitig ihre Bereitwilligkeit zur Ernennung von Bevollmächtigten zu erkennen gegeben, die in Washington über Friedensbedingungen miteinander verhandeln sollen. Das bedeutet noch sehr wenig. Niemand weiß bis jetzt, welche Bedingungen die Japaner stellen und ob die Russen sich ernsthaft auf Diskussion derselben einlassen werden. Nicht einmal ein Waffenstillstand während der Verhandlungen ist bis jetzt ernsthaft diskutiert worden. Statt dessen deuten die allerdings nur dürftigen Nachrichten über die Vorgänge auf dem ostasiatischen Kriegsschauplatz darauf hin, daß die Japaner dabei sind, den Russen abermals eine große Niederlage zu Lande beizubringen. Daß sie in diesem Augenblick besonders geneigt zu Friedensverhandlungen sein sollten, kann niemand ernsthaft annehmen; am allerwenigsten werden sie sich aber durch großsprecherische Telegramme der russischen Heerführer an den Zaren irgendwie in ihren Entschließungen beeinflussen lassen. Man wird also gut tun, sich den ersten Anzeichen eines Friedensschlusses gegenüber mit derselben Geduld zu wappnen, die seither so oft während des Krieges notwendig war.

Unter den zahlreichen Pfingstkongressen, die heuer wie jedes Jahr während und nach den Festtagen zusammenzutreten pflegen, haben diesmal zwei vor allen anderen politisches und sozialpolitisches Interesse: Die Generalversammlung des (sozialdemokratischen) Verbandes deutscher Bergarbeiter in Berlin und die Tagung des Evangelisch-sozialen Kongresses in Hannover. Beide standen sehr stark unter dem Eindruck der Nachwehen des letzten Generalstreiks und der parlamentarischen Verhandlungen über den Bergarbeiterschutz in Reichstag und preußischem Landtag. Wenn naturgemäß auch Ton und Inhalt der Debatten in der agitatorischen Arbeiterversammlung anders als in dem wissenschaftlichen Kongreß waren, so zeigten doch beide Veranstaltungen in der Grundstimmung und im Gesamturteil über die bekannten sozialpolitischen Vorgänge eine bemerkenswerte Uebereinstimmung. Die Bergarbeiter, die übrigens ihrem machtvollen Ringen mit den Grubenherren einen Zuwachs von 64 000 Mitgliedern, d. h. von 31 Prozent verdanken, nahmen einstimmig eine Protestresolution gegen die Berggesetznovelle in ihrer gegenwärtigen Gestalt an, die „nicht einmal als Abschlagszahlung", sondern lediglich als „Verhöhnung der Arbeiter" gewertet wurde; sie wünschten, daß das Herrenhaus das Gesetz verwerfe, damit die Materie durch Reichsgesetz geregelt werde. Der Evangelisch-soziale Kongreß, der die Angelegenheit im Rahmen eines ausgezeichneten Vortrages von Professor Sieveking-Marburg über „die Bedeutung der Arbeiterorganisationen für Wirtschaft und Kultur" eingehend behandelte, sprach in den einstimmig akzeptierten Thesen des Referenten von den „mageren Zugeständnissen" der preußischen Berggesetznovelle, und gab der Hoffnung Ausdruck, daß sie „nicht ein durch die Not des Augenblicks ertrotztes Gelegenheitsgesetz bleiben, sondern den Ausgangspunkt bilden möchten für eine zielbewußte und konsequent durchgeführte Politik, die den verständigen Forderungen der Arbeiter die ihnen gebührende Gerechtigkeit widerfahren läßt". So fanden sich am letzten Ende Arbeiterdelegierte und berufene Vertreter von Bildung und Wissenschaft einig in der Beurteilung der sozialpolitischen Großtaten des Bülowkurses und in der Forderung sozialer Gerechtigkeit für den aufstrebenden Arbeiterstand.

Die festtägliche Ruhe in der Politik hat Zeit und Gelegenheit zu breiter Erörterung des überraschenden Ausganges jenes Plötzensee-Prozesses gegeben, der fast vier Wochen lang vor dem Forum der IV. Kammer des Berliner Landgerichts verhandelt worden ist. Das Ende dieses im Stil eines großen politischen Sensationsprozesses begonnenen Rechtskampfes hat nach verschiedenen Richtungen hin stark enttäuscht. Die Ankläger hätten nicht erst eine vierwöchige aufregende Verhandlung mit unzähligen Bloßstellungen des modernen Strafvollzuges nötig gehabt, um schließlich die Versicherung, daß keine persönliche Beleidigung beabsichtigt war, zum Vorwand der Zurücknahme ihrer Anklage zu nehmen. Noch weniger verständlich sind die Beweggründe der angeklagten Redakteure und ihrer Verteidiger, die nach erbittertem wochenlangen Kampf schließlich feierlich versicherten, es habe ihnen jede Absicht fern gelegen, „die beim Strafvollzug beteiligten Behörden und Beamten zu beleidigen oder ihnen oder der Justizverwaltung ein gesetz- oder vorschriftswidriges Verhalten zum Vorwurf zu machen". Ihr Zugeständnis, „daß die Beweisaufnahme nichts ergeben hat, was solche Vorwürfe zu begründen geeignet wäre", sieht um so mehr nach Preisgabe ihrer Position aus, als sie noch ausdrücklich beteuern zu müssen glaubten, „auch von einer weiteren Beweisaufnahme sei ein anderes Ergebnis nicht zu erwarten". Und die erheblichen Kosten, die von Rechtswegen der Staatskasse zufielen, haben sie auch noch auf ihre eigene Tasche übernommen! Gewiß wären die Angeklagten, zumal unter dem „schneidigen" Vorsitz des Landgerichtsdirektor Oppermann, nicht nur zur Tragung der Kosten, sondern darüber hinaus noch zu empfindlichen Strafen verurteilt worden; aber ihrer ausgesprochenen Absicht, „die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Reformbedürftigkeit des Strafvollzuges zu richten", hätten sie dann vermutlich weit besser gedient, als jetzt bei ihrem vorzeitigen Rückzug. Und der Oberstaatsanwalt, der auf die keineswegs neue Schlußerklärung der Angeklagten hin seinen Strafantrag schleunigst zurückgezogen hat, hätte sich diese

Digitized by Google

prozessuale Niederlage zweifellos ersparen können, wenn er von vornherein darauf verzichtet hätte, dem Prozeß einen politischen Charakter zuzuerkennen. So bleibt als Gesamtergebnis dieses höchst unerquicklichen Gerichtsverfahrens in der Hauptsache nur die ohnehin feststehende und mit viel weniger Aufwand neu zu erhärtende Reformbedürftigkeit des modernen Strafvollzuges übrig, und die ohnedies von keinem einsichtigen Richter und Laien geleugnete Unzuträglichkeit der Verquickung politischer mit strafrechtlichen Prozeßgründen.

Die Besetzung des französischen Ministerpostens, der durch die Demission Delcassés freigeworden ist, scheint Schwierigkeiten zu machen. Der Ministerpräsident Rouvier hat augenscheinlich wenig Neigung, das stachelige Portefeuille des Aeußern dauernd zu behalten. Handelt es sich doch ersichtlich nicht bloß darum, die marokkanischen Differenzen aus der Welt zu bringen, sondern um eine neue Instradierung der gesamten auswärtigen Politik Frankreichs. Die französische Regierung ist sichtlich bemüht, die Fühlung mit England nicht zu verlieren. Jemehr es seine Pläne in dem marokkanischen Handel durch Deutschland behindert sieht, um so begreiflicher erscheint der Wunsch, sich an eine Macht anzulehnen, die für deutsche Armeen nicht erreichbar und zur See den deutschen Streitkräften gewaltig überlegen ist. Nur wird man sich auch in Frankreich der Einsicht nicht verschließen, daß selbst die innigste Freundschaft mit England Frankreich bei einem ernsthaften Konflikt mit Deutschland nicht vor einer schweren Katastrophe bewahren könnte. Für Frankreichs kontinentale Interessen würde selbst ein Bündnis mit England nicht das bedeuten, was das Bündnis mit Rußland vor dem mandschurischen Kriege war. Mit dieser Zwangslage wird Frankreich wohl oder übel rechnen müssen, und eben deshalb ist die seit langem verfolgte auswärtige Politik des Sozialdemokraten Jaurès, die auf eine aufrichtige Verständigung mit Deutschland abzielt, den nationalen Interessen Frankreichs durchaus angepaßt. Die Regelung der marokkanischen Angelegenheit tritt mehr und mehr zurück vor der Frage, wie sich das allgemeine politische Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich gestalten wird. Die Idee einer internationalen Marokkokonferenz hat als Mittel zur Herstellung befriedigender Verhältnisse in Marokko selbst nur problematischen Wert. Es erscheint sehr fraglich, ob es Deutschland zu bedauern hätte, wenn diese Idee an dem Widerstand der anderen Großmächte scheitern sollte.

Endlich hat Kaiser Franz Josef die österreich-ungarische Krisis zu lösen versucht, freilich in einer Weise, die den lebhaftesten Widerspruch der geeinigten Opposition hervorrufen muß. Der ehemalige Feldzeugmeister und Landesverteidigungsminister, Baron Fejervary, ist zum ungarischen Ministerpräsidenten ernannt worden und eine Reihe unbedeutender Liberaler aus der näheren Freundschaft Tiszas sind in sein Kabinett eingetreten. Zwar wird niemand dem 73 jährigen alten Haudegen, der sich allen diplomatischen Finessen immer abhold gezeigt hat, in der schwierigen gegenwärtigen Lage noch große politische Taten zutrauen. Aber die „Nation“leser wissen ja aus der Darstellung eines der hervorragendsten Oppositionsführer, des Grafen Apponyi, wie man grundsätzlich in den Reihen seiner Parteifreunde über die Lösung der Krisis durch ein Uebergangsministerium denkt. Der Widerstand dagegen ist schon im voraus bis ins einzelne hinein organisiert. Wir werden also bald sehen, welche Folgen die Ernennung Fejervarys auf jene oppositionellen ungarischen Politiker hat, die zum Teil mit ihren Sympathien für das Vorgehn des norwegischen Storthings nicht hinter dem Berge halten.

* * *

Die Trennung der Union zwischen Schweden und Norwegen.

Wenn eine Ehe geschieden wird, so ist in der Regel nicht derjenige der schuldige Teil, der die Initiative zur Lösung des unerträglich gewordenen Bandes ergreift. Auch bei der Trennung der Union der beiden skandinavischen Reiche liegt die Schuld ganz überwiegend bei Schweden, und das revolutionäre Norwegen vertritt die historische Gerechtigkeit. Fridtjof Nansen, der große Nordpolforscher, hat diesen Standpunkt in einer soeben bei Brockhaus in Leipzig erschienenen Schrift: „Norwegen und die Union mit Schweden“ in beredter und überzeugender Weise gerechtfertigt.

Die Verbindung zwischen den beiden skandinavischen Reichen, die durch die Reichsakte von 1815 ihre rechtliche Grundlage erhielt, war von vornherein keine glückliche. Die politischen Temperamente der beiden Völker waren allzu verschieden. Das norwegische Volk war demokratisch gesinnt; in Schweden spielte das Junkertum die entscheidende Rolle. Die Neigungen des Unionskönigs gehörten dem größeren Volke, in dessen Mitte auch der König residierte. Schon sehr bald nach Abschluß der Reichsakte kam diese incompatibilité des humeurs in charakteristischer Weise zum Ausdruck. Im Jahre 1821 beschloß das norwegische Storthing die Aufhebung des Adels in Norwegen. Das ging den schwedischen Junkern gegen den Strich, und sie wußten den König zu bestimmen, dem Storthingsbeschluß sein Veto entgegenzusetzen. Nach dem Grundgesetz der Union hat der König aber nur ein suspensives Veto. Wenn der Gesetzesvorschlag von drei verschiedenen Storthings angenommen ist, so wird er trotz des königlichen Vetos norwegisches Gesetz. Auf diese Weise ist die Beseitigung der Adelsprädikate in Norwegen denn auch erfolgt.

Auch nach dem Jahre 1821 hat es nicht an allerlei Reibungen zwischen den beiden Unionsstaaten gefehlt. In ein akuteres Stadium traten die Meinungsverschiedenheiten aber erst seit Beginn der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Das schwedische Parlament entdeckte damals, wie kurz vorher der deutsche Reichstag, sein schutzzöllnerisches Herz, während Norwegen den freihändlerischen Traditionen treu blieb. Die unmittelbare Folge der schwedischen Schutzzollpolitik war, daß bisherige gemeinschaftliche Handelsverträge mit fremden Mächten in Sonderverträge, die für Norwegen und Schweden verschieden waren, umgewandelt wurden. Diese handelspolitische Divergenz erschwerte nicht nur die Stellung der gemeinschaftlichen Konsuln, sondern erfüllte naturgemäß die Norweger mit starkem Mißtrauen gegen die schwedische Leitung der auswärtigen Politik, die sich zwar äußerlich als Unionspolitik gab, aber doch mehr und mehr unter die Herrschaft schwedischer Regierungstendenzen gelangte.

Ungefähr um dieselbe Zeit, nämlich im Jahre 1885, trat zudem in Schweden eine konstitutionelle Veränderung ein, die diesen Gegensatz wesentlich verschärfte. Indem die Union eine einheitliche Leitung der auswärtigen Angelegenheiten vorsah, ging sie von der Idee aus, daß der gemeinschaftliche König der eigentliche Leiter der auswärtigen Politik sein werde; und gerade darin erblickte man speziell in Norwegen eine Art Garantie, daß nicht die einseitigen schwedischen Interessen in der auswärtigen Politik der Union herrschend werden würden. Durch die schwedische Grundgesetzänderung des Jahres 1885 wurde aber der schwedische Minister des Aeußern, der seit 1858 auch das gemeinschaftliche Konsulatswesen verwaltete, vollständig unter die Kontrolle des schwedischen Parlaments gebracht. Dadurch aber wurde der Schwerpunkt der gemeinschaftlichen Leitung der auswärtigen Angelegenheiten beider Reiche ganz nach Schweden verlegt. Das norwegische Volk empfand diese dem Wesen der Union zuwiderlaufende Entwicklung als eine empfindliche Beeinträchtigung der norwegischen Souveränitätsrechte. Aus dieser Empfindung heraus erwuchs die Forderung eines eigenen norwegischen Konsulatswesens. Seit 1891 hat diese Forderung die norwegische Politik in maßgebender Weise bestimmt.

Digitized by Google

Schweden tat dann vor zehn Jahren einen Schritt, der die Berechtigung dieser Forderung dem norwegischen Volke ganz besonders deutlich machte. Schweden kündigte nämlich den Vertrag, der zwischen Norwegen und Schweden eine teilweise Zollfreiheit herbeigeführt hatte. Dieser Vertrag, das sogenannte „Mellem Rigslov", war, wie Nansen in der eingangs erwähnten Schrift hervorhebt, „zweifelsohne das stärkste reale Band zwischen den beiden Ländern". Auch der frühere schwedische Minister des Aeußern, Lagerheim, hat kürzlich in einer schwedischen Versammlung die Kündigung dieses Vertrags über Zollfreiheit als „die größte Torheit schwedischer Unionspolitik" bezeichnet.

Die protektionistische schwedische Junkerpolitik trägt danach für den jetzt erfolgten Bruch in erster Linie die politische Verantwortung. Hätte sich der Unionskönig den Anschauungen der schwedischen Junkerpolitik nicht unterworfen, sondern den norwegischen Forderungaen auf ein gesondertes norwegisches Konsulatswesen nachgegeben, so würde Norwegen den Unionsverband nicht gelöst haben. König Oskar hat die Entschlossenheit eines völlig einigen, freiheitlich gesinnten Volkes augenscheinlich unterschätzt. Das norwegische Storthing aber hat mit einer Energie und Würde die Interessen des Landes in dem Konflikt mit dem König wahrgenommen, die geeignet sind, den Respekt vor dem in vielen Ländern so stark herabgegangenen Parlamentarismus wiederherzustellen.

Die von Norwegen herbeigeführte Lösung darf als definitiv angesehen werden. Es ist schließlich auch für beide Teile die beste Lösung. Die Union war schon längst kein Moment der Stärke mehr. Die beiden früheren Unionsstaaten werden sich, nachdem die erste Empfindlichkeit, die durch das energische Vorgehen Norwegens in Schweden hervorgerufen wurde, geschwunden ist, wahrscheinlich leichter verständigen und besser vertragen, als dies innerhalb einer von Jahr zu Jahr unerträglicher gewordenen Zwangsunion möglich war.

Auch der Gedanke eines engeren vertragsmäßigen Zusammenschlusses von Schweden, Norwegen und Dänemark gegen etwaige Angriffe von außen wird sich demnächst möglicherweise leichter verwirklichen lassen, als das bisher der Fall war. Die schwedisch-norwegische Union repräsentierte bisher rund $7^1/_2$ Millionen Einwohner, während Dänemark nur etwa $2^1/_2$ Millionen Einwohner besitzt. Nach der Trennung des Unionsbandes zwischen Norwegen und Schweden wird es sich aber um drei völlig souveräne Staaten handeln, von denen zwei, nämlich Dänemark und Norwegen, eine annähernd gleiche Bevölkerung haben, und zusammen so viel wie Schweden. Für einen Defensivbund der drei nordischen Reiche sind damit die Voraussetzungen günstiger geworden.

Daß die wirtschaftliche Entwicklung Norwegens durch die Zerreißung des Unionsbandes geschädigt würde, ist ebenfalls nicht anzunehmen, da, wie bereits ausgeführt, die schwedische Protektionspolitik dafür gesorgt hat, daß die zollpolitische Trennung zwischen Schweden und Norwegen innerhalb der Union durchgeführt wurde. Im Gegenteil wird Norwegen speziell seinen Reedereiinteressen, die wenigstens dreimal so groß sind als die Schwedens — Norwegen besaß schon am Beginn dieses Jahrhunderts eine Handelsflotte von $1^1/_2$ Millionen Tons, wovon ein Drittel auf Dampfer entfiel — jetzt eine erhöhte staatliche Pflege, namentlich auch durch Entwicklung seines Konsulatswesens, zuwenden können.

Im übrigen spricht nichts beredter für die geschichtliche Notwendigkeit einer Lösung des Unionsbandes, als die beispiellose Einmütigkeit des norwegischen Volkes in dieser Krisis. Dieser Einmütigkeit gegenüber erscheint der Gedanke einer gewaltsamen Wiederherstellung der Union als etwas schlechthin Abenteuerliches. Man wird sich mit der vollendeten Tatsache abzufinden haben und gut daran tun, sich nicht allzu lange mit Schmollen aufzuhalten. Das norwegische Volk hat gezeigt, daß es aus Kernholz geschnitzt ist. Es ist eine Ehre, mit solchen Männern in politischer Freundschaft zu leben.

Theodor Barth.

Sozialer Kampf oder gegenseitige Hilfe?

Mit dem Fortschreiten der soziologischen Wissenschaften geht eine Vertiefung der Auffassung und Beurteilung der gesellschaftlichen Erscheinungen unserer Zeit Hand in Hand. Wir lernen mehr und mehr die sozialen Handlungen des Tages unter großen Gesichtspunkten begreifen, von denen vielleicht die Staatsmänner früherer Epochen in instinktiver Ahnung beherrscht wurden, die damals aber bei niemandem scharf erkannt über die Bewußtseinsschwelle traten. Wir von heute suchen überall mit rationalistischem Spürsinn, der oft die Energie des instinktiven Handelns durchkreuzt, die Zusammenhänge zwischen dem alltäglichen Geschehen und den „allgemeinen Entwicklungsgesetzen" und den philosophischen Grundfragen aufzudecken, und unsere Politik auf allen Gebieten „wissenschaftlich" zu orientieren.

Das lebendigste Beispiel für diese Methode der Staatskunst und Gesellschaftsbildung, die bei der Mangelhaftigkeit unserer Individual- und Massenpsychologie meines Erachtens vorläufig zwar ein utopistisches Beginnen ist und ebenso in Rätseln und Ueberraschungen enden muß, wie die alte staatsmännische Technik, die nach instinktivem Ermessen arbeitete, bietet unsere deutsche Sozialdemokratie, die alles, was geschieht, durch das Medium der marxistischen Gesellschaftslehre betrachtet und sich mit dem Durchpausen des wissenschaftlichen Sozialismus auf die veränderte Vielgestaltigkeit unserer sozialen und wirtschaftlichen Kultur abquält.

Ein anderes Beispiel — und mit ihm will ich mich beschäftigen — für die Erörterung typischer Zeiterscheinungen sub specie aeternitatis ist die augenblicklich in die Mode gekommene Auseinandersetzung zwischen der Sozialpolitik unserer Tage und den Vertretern der für infallibel erklärten darwinistischen Gesetze; eine anthropologisch-biologische Auseinandersetzung, wie sie sich besonders die „sozialen" Hygiemker und die Rassenphysiologen angelegen sein lassen. Die Einbürgerung des Schlagworts „politische Anthropologie" und das plötzliche Entstehen einer überraschend starken Spezialliteratur, der die durch das Kruppsche Preisausschreiben hervorgerufene Schriftensammlung „Natur und Staat" *) eine gewisse systematische Krönung verlieh, sind Zeichen für die Stärke jener wissenschaftlichen Bestrebungen, die Kategorien des Darwinismus wie der Biologie überhaupt auf die Gesellschaftswissenschaften zu übertragen. Auch Gustav Schmoller hat in seinem Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre dieser jungen Strömung bemerkenswerte Zugeständnisse in seiner Darstellung der Gesellschaftsentwicklung gemacht.

Mit dieser neuen soziologischen Schule, die wie jede Urbarmachung eines bisher brachliegenden, wissenschaftlichen Grenzgebietes fruchtbaren Gewinn für unsere Erkenntnis abwerfen wird, in ihrer Gesamtheit mich prinzipiell zu befassen, ist hier weniger meine Aufgabe als die, jenen Heißspornen der Schule einmal nachzugehen, die das noch sehr unreine, zum Teil geradezu unechte Metall dieser Wissenschaft bereits in Scheidemünze ausprägen und mit einer bedenklichen Kritiklosigkeit unter die Massen werfen. Ich habe hier eine Anzahl derjenigen Schriften im Sinne, die uns, von der „natürlichen Zuchtwahl" und der „Kampfauslese" Darwins ausgehend, beweisen wollen, daß die Sozialpolitik und insbesondere ihre Betätigung auf dem Gebiete der sozialen Hygiene zur „Entartung der Rasse" führe. Die Reihen dieser Gegner sind bereits stark geworden und haben, seitdem sich der Aristokratenzüchter, Herr Dr Alexander Tille nach seinem Abzug von Glasgow auf die praktische Verwertung dieser Ueberzeugungen in Arbeitgeberkreisen verlegte, auch eine politische Wappnung angenommen, sodaß es an der Zeit ist, die wissenschaftliche Sozialpolitik gegen diese ihren Rücken bedrohenden Mediziner und Rassenphysiologen mobil zu machen.

*) G. Fischer. Jena. 1903. Sechs preisgekrönte Schriften. Der bedeutendste Wortführer dieser politischen Anthropologie, Dr. Woltmann, hat sein gleichnamiges ebenfalls preisgekröntes Werk bei der Thüringer Verlagsanstalt Eisenach erscheinen lassen.

Digitized by Google

Die Antisozialhygieniker, wie man jene Naturwissenschaftler am richtigsten bezeichnet, haben zwei große englische Vorläufer, Thomas Huxley und J. B Haycraft, die ihnen die darwinistischen Prämissen in mundgerechter Zubereitung liefern. Namentlich Haycrafts Werk „Natürliche Auslese und Rassenverbesserung", in dem die Infektionsbazillen geradezu als Freunde des Menschengeschlechts begrüßt werden, weil sie das Ungesunde angeblich vernichten und aus der Rasse ausmerzen, scheint die Gedankengänge unserer hygienischen Uebermenschen sehr stark beeinflußt zu haben. In einem Vortrag auf der Cassseler Naturforscher- und Aerzteversammlung hat Dr. Moritz Alsberg*) die Entwicklung dieses Gedankens, daß die Sozialpolitik und die soziale Hygiene künstlich die Fortpflanzung der Schwachen, die Vererbung aller Rassenschäden bewirke, an der Hand der deutschen Literatur von 1891 anschaulich dargestellt. Dr. Schallmeyer, der mit seinem Werke „Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker" den ersten Preis in dem oben genannten Wettausschreiben davontrug, war der erste in Deutschland, der die drohende körperliche Entartung der Kulturmenschheit an die Wand malte, Plötz, Ruther und andere Aledizmer vertieften die von ihm geschnittene Kerbe, und durch das populär gewordene Werk des Ingenieurs und Anthropologen Otto Ammon über die natürliche Gesellschaftsordnung ist denn auch die nicht wissenschaftlich, sondern mehr politisch interessierte Masse mit der Anschauung infiltriert worden. Unser Volk degeneriert, nicht infolge von zu wenig Sozialpolitik, was wir Sozialpolitiker behaupten, sondern „weil zu viel Individuen durch die vorübergehend verbesserten Einkommens- und Lebensverhältnisse künstlich erhalten werden und das Sterben unter ihren Nachkommen darum umso größer sein wird". Die Widersprüche, die in den Darlegungen dieser Rassenphysiologen stecken, haben nach der hygienisch-medizinischen Seite hin bereits die entschiedenste Abweisung durch namhafte Aerzte, die nicht nur Einzeltatsachen, sondern auch Zusammenhänge studieren, erfahren, durch Professor Kruse-Bonn, durch Gruber und Korn in München, Hneppe-Prag und neuerdings wieder durch Geheimrat Orth in Berlin. Hueppes Wort, daß die Thersites-Naturen immer besser geschützt seien, als die Achilles-Naturen, die sich auf allen Gebieten mit ihrer vollen Persönlichkeit für die Sache und für ihr Volk einsetzen, scheint mir etwas tiefer zu gehen als Ammons Zeichendeuterei, die auf die Mahnung hinausläuft, unser Volk in der Gegenwart schon an ein Pundeleben zu gewöhnen, weil wir ja in Zukunft einmal von fremden Mächten bedrängt, wirtschaftlich zurückgeworfen, vor die Notwendigkeit gestellt werden könnten, uns kümmerlich durchschlagen zu müssen; was eben nur Spartaner aushalten könnten. Und gegen die simple Tatsache, daß „bei den Wohlhabenden gerade die größere Körperlänge, das größere Körpergewicht, der größere Brustumfang, die größere Lungenkapazität zu finden ist" (Orth), während bei den Armen, unter denen die Auslese der Schwachen doch so erfolgreich arbeiten soll, das gerade Gegenteil sich zeigt, haben unsere Antisozialhygieniker bisher noch nichts zu sagen gewußt.

Vor solchen harten Einwänden aber flüchten sie sich dann stets auf den Kern ihrer Festung, auf die allgemeinen biologischen Entwicklungsgesetze Darwins zurück, die, weil Naturgesetze, grundsätzlich überall Geltung haben, also auch die sozial-physische Entwicklung der Gattung Mensch regeln müßten: Auslese der Tüchtigsten im Kampf ums Dasein ist das beherrschende Prinzip alles animalischen Lebens! Auf diese scharfe Formel haben ja die Epigonen Darwins, Sätze des viel kritischeren und skeptischeren Meisters kritiklos übertreibend, die Quintessenz seiner Entwicklungslehre hinausgeführt. Aus diesem mit „Grundgesetzen" also verteidigten Kern der Festung schenckt die Rassenphysiologen nunmehr ein Mann auf, dessen Name einen besseren Klang in der wissenschaftlichen als in der politischen Welt hat, der kühne Denker, Naturforscher, Geograph und Ethnologe Fürst Peter Kropotkin, der die Beobachtungen eines ganzen Lebens und die Ergebnisse von Spezialstudien, die er seit Anfang der achtziger Jahre über das Gattungsleben der Tiere, der Wilden, über das menschliche Gesellschaftsleben in der Geschichte getrieben, in einem großen grundlegenden Werke zusammengefaßt hat, das er „Mutual aid" betitelt. Dieser Titel („Gegenseitige Hilfe in der Entwicklung", so nennt Gustav Landauer die von ihm mit viel Liebe und Geschick besorgte deutsche*) Ausgabe) verrät bereits, daß es sich hier um einen wissenschaftlichen Protest gegen die Uebertreibung des Darwinschen Prinzips vom Kampf ums Dasein handelt, daß nicht der Krieg aller gegen alle das treibende Entwicklungsmotiv der Tier- und Menschheitsgeschichte sei, daß nicht der gegenseitige Vernichtungsdrang die Gattung unter Ausmerzung der Schwachen durch die „Geeignetsten" bilde und fördere, sondern daß sie sich vielmehr auf dem angeborenen Bedürfnis aller lebenden Wesen zu „gegenseitiger Hilfe" aufbaue und nur dank diesem sympathischen Synergismus sich leistungsfähig durchsetzen und fortpflanzen könne.

Es wird schwer sein, gegen die Wucht der Beweisführung Kropotkins aufzukommen; denn er trägt nicht nur ein gewaltiges Tatsachenmaterial aus eigener Forschung zusammen; nein, er stützt sich oftmals auf Darwin selbst, auf dessen verstreute, aber nicht konsequent durchgeführte Einzelbeobachtungen und auf die Deutung der darwinistischen Forschungsergebnisse. Der große Tier-Brehm ist ihm eine Fundgrube von Entdeckungen, die alle viel mehr für ihn als für Darwin und seine Theorie vom Daseinskampf sprechen; und die ethnologische Literatur sowie die Menschheitshistorie vom Urbeginn bis auf den Sozialismus unserer Tage liefern ihm eine Kette von Beweisen, die so leicht nicht durchbrochen werden dürfte. Mit hartnäckiger Konsequenz reiht Kropotkin in seinem Werke Kapitel an Kapitel über die „gegenseitige Hilfe bei den Tieren", über die „gegenseitige Hilfe bei den Wilden", über die „gegenseitige Hilfe unter den Barbaren", über die „gegenseitige Hilfe in der Stadt des Mittelalters", über die „gegenseitige Hilfe in unserer Zeit".

Das Buch, das geradezu eine Soziologie des Genossenschaftswesens darstellt, ist, ganz abgesehen von seiner geistvollen, wissenschaftlichen Konzeption, die von revolutionärer Wirkung auf die landläufige darwinistische Auslesetheorie sein wird, ein die Fülle des Lebens umfassendes Kunstwerk, das auch außerhalb der Fachkreise allen Freunden der Tierbeobachtung wie der ethnologischen Kulturbeschreibung reichen Genuß bietet.

In allen den bezeichneten Kapiteln führt also Kropotkin mit zahllosen Belegen den Gedanken durch, daß weder Huxleys Auffassung, der normale Daseinszustand sei ein beständiger wilder Kampf, noch die entgegengesetzte Anschauung Rousseaus, der in der normalen Natur nur Liebe, Friede und Harmonie erblickte, durch die Entwicklungstatsachen gestützt werde, sondern ein mittleres Entwicklungsprinzip gelte, indem der Trieb zur Geselligkeit und die eiserne Notwendigkeit, sich gegenseitig zu helfen, den nackten Kampf um die Lebenserhaltung weit überwiege.

„Wir sehen im Tierreich, daß die übergroße Mehrheit der Arten in Gesellschaften leben, und daß sie in der Vereinigung die besten Waffen für den Kampf ums Dasein finden . ." Die Tierarten, in denen der Kampf zwischen Individuen auf sein engstes Gebiet beschränkt ist, und wo die Betätigung der gegenseitigen Hilfe den größten Umfang angenommen hat, sind unzweifelhaft die zahlreichsten, die bestgestellten und zum Fortschritt geeignetsten. Der gegenseitige Schutz, der in diesem Fall erzielt wird, die Möglichkeit, ein hohes Alter zu erreichen und Erfahrung zu sammeln, die höhere Entwicklung des Intellekts und das Weiterwachsen der geselligen Sitten sichern die Erhaltung der Art, ihre Ausdehnung und ihre weitere fortschreitende Entwicklung. Die ungeselligen Arten dagegen sind zum Untergang verurteilt!

In der Ethnologie findet Kropotkin schon auf den Kindheitsstufen der Menschheit in zahlreichen sozialen Einrichtungen, in der Clans- und Stammesformation, in den Friedens- und Freundschaftsgebräuchen der Wilden Beweise für eine Stammessolidarität mit sehr strenger Gemeinschaftsmoral, mit der unser heutiges Zeitalter des „sozialpolitischen Verfalls"

*) Erbliche Entartung bedingt durch soziale Einflüsse. Cassel, Leipzig 1905. Verlag Th. G. Fisher & Co.

*) Leipzig. Verlag von Th. Thomas 1904. 338 S., ungebd. 8 M.

Digitized by Google

nicht zu wetteifern vermag. Die Prinzipien des Gemeinbesitzes, der gemeinsamen Verteidigung in der barbarischen Dorfmark, die Dorfmarkgenossenschaften und weiter die Gilden zu gemeinsamer Betätigung und Unterstützung im Handwerk und in der Kunst bestätigen Kropotkins These von der gegenseitigen Hilfe in dem Mittelalter der Menschheitsgeschichte. So ist es denn keine Entwicklung wider die gesunden Gesetze der Natur, wenn sich auch in unserem Zeitalter, in dem Rahmen der staatlich innig zusammengefaßten gesellschaftlichen Verbände, die genossenschaftliche Moral der gegenseitigen Hilfe in immer neuen und durch die Wissenschaft und Technik unendlich verfeinerten, tief durchdachten Formen auf freien und gesetzlich gebundenen Bahnen mit wachsender Energie durchsetzt und ein System der Sozialpolitik in unsere Wirtschafts- und Gesellschaftsführung hineinbaut.

Wer Kropotkins Gedankengänge und die Wucht seines Tatsachenmaterials einmal auf sich hat wirken lassen — und kein anthropologischer Entwicklungshistoriker wird sich dieser wissenschaftlichen Pflicht entziehen dürfen —, dem wird es schwer fallen, fortan noch die natürliche Auslese im Daseinskampf als die einzig wahre Methode zur Gesellschaftsverbesserung und „Rassenzüchtung" für unsere neustaatliche Politik gegenüber der „Humanitätsduselei, sozialpolitischen Weichseligkeit und dem Friedensgewimmer", zu proklamieren. Was jeder nicht in die falsche „darwinistische" Theorie verbissene mit Augen sehen und Händen greifen muß, daß nämlich die modernen, in der Industrialisierung fortschreitenden Völker in Schweiß und Schmutz und Krankheit verderben müßten und nur noch eine notgedrungen sittlich verkommende Plutokratie als fine fleur ihrer Rasse erzeugen würden, wenn wir nicht Sozialpolitik trieben und durch soziale Hygiene das Gift der Fabriken und der Großstädte unschädlich machten; — was unsere in der Praxis stehenden Hygieniker und die mit dem militärischen Aushebungsgeschäft vertrauten Aerzte immer wieder mit guten Beweisen vertreten: wir müssen durch sozialpolitische Gemeinschaftsarbeit den Schwachen aufhelfen, um sie nicht eine Gefahr für die Starken werden zu lassen, und müssen diese Starken selbst gesund zu erhalten suchen! — Das wird uns nun auch durch Kropotkins meisterliches Werk als ein Gebot der Natur, als eine entwicklungsgesetzliche Notwendigkeit vom Standpunkt des Naturforschers und Philosophen aus bestätigt. Nicht durch eine Forcierung des bereits zur Genüge gegebenen sozialen Kampfes, sondern durch „gegenseitige Hilfe" der Genossenschaften, der sozialen Gruppen, der Staatsverbände kommen wir vorwärts, heben wir unser Volk körperlich, geistig und sittlich und züchten eine „bessere Rasse".

Waldemar Zimmermann.

Die Aussichten eines Tarifvertrages mit den Vereinigten Staaten.

Das Aufblühen und der Niedergang des Tarifreformklubs, der in den Vereinigten Staaten von Amerika einige Jahre lang eine nationale Organisation von großem Einfluß bildete, kann den deutschen Protektionisten als ein Beweis dafür gelten, daß es keine einfache Aufgabe ist, einen Vertrag zustande zu bringen, der die Handelsbeziehungen zwischen beiden Staaten erleichtert. In der Tat bildet der Umstand, daß der Reformklub nicht länger mit Aussicht auf Erfolg eine Führerrolle in der auf Herabsetzung der Zölle abzielenden Bewegung zu spielen vermag, eins der verschiedenen Anzeichen, daß sich das amerikanische Volk gegenwärtig nicht viel um eine Zolltarifreform bekümmert.

Nichts ist für die Amerikaner charakteristischer als ihr durchaus auf das Praktische gerichteter Sinn in politischen Angelegenheiten. Kein anderes Volk der Welt interessiert sich weniger für akademische politische Erwägungen. So lange irgend eine Einrichtung der Masse des amerikanischen Volkes nicht unbequem wird, liebt man es nicht, sich durch den Gedanken an eine Aenderung des Bestehenden den Schlaf rauben zu lassen. Es gibt eine Reihe von politischen Einrichtungen in den Vereinigten Staaten, die abnorm erscheinen. So kann z. B. der Speaker des Repräsentantenhauses das Zustandekommen von sehr wichtigen Gesetzen durch die willkürliche Ausübung einer Macht verhindern, die ihm nicht durch die Verfassung übertragen ist; solange jedoch dadurch nicht irgend ein Gesetzgebungsakt in einer Frage vereitelt wird, die dem Volksempfinden wirklich nahegeht, rufen die Befugnisse des Speakers kein weitergehendes Interesse oder eingehendere Erörterung hervor. Ein einziger Senator der Vereinigten Staaten braucht nur einen Finger zu erheben, um die Bestätigung des fähigsten und makellosesten Mannes zu verhindern, den der Präsident als ersten Richter des obersten Gerichtshofes vorgeschlagen hat, nur wenige Leute protestieren indes gegen diese über die Verfassung hinausgehende, tatsächliche Machtbefugnis der Senatoren. Ein Staat, der an Bevölkerung so klein wie Waldeck ist, hat in dem Senat der Vereinigten Staaten gleiches Stimmrecht und denselben Einfluß wie ein Staat, der mehr als doppelt soviel Einwohner wie das Königreich Sachsen zählt, aber es ist unmöglich, im Volk ein nachhaltiges Empfinden für die Notwendigkeit einer Aenderung dieser gleichmäßigen Vertretung der Staaten im Senat zu erwecken, weil bisher keine unliebsamen Folgen des unverhältnismäßig starken Einflusses der kleinen Staaten in die Erscheinung getreten sind.

Genau so liegt es mit der Zolltariffrage. Bald nachdem der Reformklub, ein Sprößling des Freihandelsklubs, vor achtzehn Jahren begründet worden war, erschien die Botschaft des Präsidenten Cleveland, die auf eine Revision und Herabsetzung des Tarifs drängte. In der Bevölkerung des Westens und Südens der Vereinigten Staaten empfanden damals Millionen die Ungerechtigkeit des amerikanischen Hochschutzzolltarifs, und als der Reformklub seinen Erziehungsfeldzug begann, fand er im Publikum lebhafte Zustimmung. Cleveland unterlag aber bei dem Reformversuch des Jahres 1888, und die Republikaner beeilten sich, die Zolltarifrüstung noch schwerer als je zuvor zu gestalten. Das Streben nach einer Tarifreform war jedoch ebenfalls noch im Wachsen, und die sich aus dem neuen republikanischen Zolltarif ergebenden Härten bekehrten in kurzer Zeit viele Tausende, die noch zwischen Hochschutzzoll oder Tarifreform geschwankt hatten. Als das Jahr 1892 herankam, fühlte das amerikanische Volk den Druck des Mac Kinley-Tarifs, und seine Antwort war die Wahl Clevelands auf der Grundlage der Tarifreform. Die ernsthaften Tarifreformer waren allerdings stark enttäuscht durch den Wilson-Tarif, der angeblich die bei den Wahlen erhobene Forderung des Volks verwirklichen sollte. Dann kam die Panik des Jahres 1893, die beschleunigt wurde nicht durch den damaligen schwachen Versuch einer Tarifreform, sondern durch die Unbilligkeiten der früheren hohen Tarife. Die Bevölkerung, die nach dem Grundsatze des post hoc, ergo propter hoc urteilte, schrieb indes die schwierigen Zeiten dem Versuche der Demokraten zur Last, in der Zollfrage gesetzgeberisch vorgehen zu wollen. 1896 schoben die Demokraten die Frage der Silberwährung statt der Tarifrage in den Vordergrund, und die Republikaner wählten im Triumph Mac Kinley. Seit jener Zeit hat die Tarifreform nie wieder einen erheblichen Teil des Volkes nachhaltiger interessiert.

Während der Jahre 1887 bis 1893, als die Bevölkerung praktisch an der Gestaltung der Zolltariffrage Anteil nahm, erlebte der Reformklub einen bedeutenden Aufschwung. In einem einzigen Jahre wurden ihm durch freiwillige Zeichnungen 70 000 Dollars zur Verfügung gestellt, um die Agitation für eine Zolltarifreform betreiben zu können. Er wandte sich an die Leute in mannigfachster Weise: Seine Redner zogen durchs Land und behandelten vor ihren Zuhörern die Frage von Grund aus. Er veröffentlichte eine Zeitschrift unter dem Titel „Tarifreform", die zu Zehntausenden, ja zuweilen zu Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet wurde. Er arrangierte Aussprachen zwischen Männern von Ruf, die in der Sache einen entgegengesetzten Standpunkt einnahmen. Er

Digitized by Google

lieferte an Hunderte von ländlichen Zeitungen gedruckte und stereotypierte Mitteilungen über die Frage der Tarifreform. Der Klub kaufte ein neues Haus in der fünften Avenue an einer besonders in die Augen fallenden Stelle, wo er eine mehrere tausend Bände umfassende Bibliothek, eine große öffentliche Versammlungshalle, Unterkunftsräume für viele Mitglieder, Speisezimmer, Lesesäle, Billardräume und dergleichen einrichtete. Die Mitgliederzahl wuchs, bis mehr als 1200 ständige und beträchtlich mehr als 2000 zeitweilige Mitglieder vorhanden waren, die jeden Staat und jedes Territorium der Union vertraten. Verschiedene Namen, die im ganzen Lande den besten Klang hatten, erschienen im Mitgliederverzeichnis, und man traf im Klubgebäude hervorragende Leute aus dem Norden, Süden, Westen und Osten.

In den Tagen, als der Reformklub so für die Sache der Tarifreform wirkte, übte er eine besondere Anziehungskraft auch auf eine Anzahl der bedeutendsten deutschen Bürger der Stadt Newyork und des ganzen Landes aus. Karl Schurz war eins seiner angesehensten Mitglieder, und Louis Windmüller wirkte über fünfzehn Jahre lang als sein Schatzmeister. Gustav Schwab nahm ebenfalls reges Interesse an den Arbeiten des Klubs, und unter dem deutschen Kontingent der Mitglieder befanden sich viele, die sich nachdrücklich an der Propaganda für eine Tarifreform beteiligten.

Seit 1896 ist dem Klub wenig oder gar keine Ermunterung zuteil geworden, in seiner Tätigkeit für eine Tarifreform fortzufahren. Vor zwei Jahren, als seine Mitgliederzahl und seine Einnahme geringer geworden war, verkaufte er sein Haus in der fünften Avenue und mietete ein bescheideneres Gebäude in einer Seitenstraße. Der Klub, der immer noch ein beträchtliches Vermögen besitzt, hat aufgehört, eine soziale Organisation zu sein. Er wird mit seinen Mitteln sparsam umgehen, bis eine Wiederbelebung des Interesses an einer Tarifreform eine Erneuerung seiner Tätigkeit rechtfertigt.

Der Zeitraum, während dessen der Reformklub wirkte, fällt mit einer besonderen Phase der Tarifrage in den Vereinigten Staaten zusammen. Zum erstenmal seit vielen Jahren war damals ein lebhaftes allgemeines Interesse für diese Frage vorhanden, weil man die Ungerechtigkeit des Schutzzollsystems in der Praxis verspürte. Jetzt ist das System noch ebenso ungerecht, aber der Wohlstand des Volkes hat ungemein zugenommen, und das Ueberwiegen anderer Interessen macht das Publikum gegen die Uebel des Tarifs gleichgültig.

So bietet denn die Gegenwart den deutschen Schutzzöllnern nicht viel Hoffnung für den Versuch, die Vereinigten Staaten durch Androhung feindseliger Tarifbestimmungen zwingen zu wollen, in günstige Handelsvertragsverhandlungen einzutreten. Kurz bevor Mac Kinley starb, hielt er eine Rede, die seinerseits eine Bereitwilligkeit erkennen zu lassen schien, auf einige Milderungen des hochschutzzöllnerischen Tarifs hinarbeiten zu wollen. Dem Verfasser dieses Artikels erklärte ein naher Freund des Präsidenten Roosevelt, kurz bevor dessen Brief veröffentlicht wurde, in dem er die Kandidatur für seine Partei annimmt, daß Roosevelt in Wirklichkeit dem Schutzzollsystem nicht sonderlich anhänge. Jener Brief aber stellte die anmaßende Behauptung auf, daß dieses System beständig sein werde. Roosevelt, der mit dem Senat die Macht, Verträge abzuschließen, teilt, ist sicherlich weit eher als diese Körperschaft geneigt, eine Ermäßigung des Schutzzollsystems in wohlwollende Erwägung zu ziehen. Aber jeder Versuch, den er zu dem Zwecke unternehmen wollte, den Zollwall ein wenig abzutragen, dürfte vom Senate vereitelt werden, und es ist unwahrscheinlich, daß der Kongreß dem Präsidenten größere Vollmachten in dieser Frage einräumt. Es ist richtig, daß selbst unter den Republikanern eine lebhafte Stimmung zugunsten einer Tarifherabsetzung vorhanden ist. Die Senatoren dieser Partei sind jedoch stark den Hochschutzzöllnern für frühere Unterstützungen verpflichtet. Einige Senatoren haben zudem ein direktes persönliches Interesse daran, das Schutzzollsystem in seiner ganzen Härte aufrechtzuerhalten, und wenige republikanische Senatoren besitzen den Mut, sich offen zu den auf eine Tarifreform abzielenden Bestrebungen zu bekennen.

Wenn die wahre Geschichte der Zollgesetzgebung der Vereinigten Staaten geschrieben werden könnte, so würden die Enthüllungen wahrlich das ganze Volk in Aufregung versetzen! Man würde dann erkennen, in wie wenig schöner Weise Senatoren und Abgeordnete die protektionistischen Interessen fördern. Man würde erfahren, daß, sobald das Repräsentantenhaus den Mut gefunden hatte, einige Mißstände abzustellen, die sich hinter dem Schutzzollsystem entwickelten, der Senat immer wieder dazwischengetreten ist, um das Opfer zu retten. Fabrikanten durften fast alle Zollsätze, an denen sie ein Interesse hatten, in die Tarife hineinschreiben. Als einmal vor einigen Jahren, während ein Tarifgesetz zur Beratung stand, ein Mitglied des Reformklubs nach Washington kam, um zu befürworten, daß einige Rohstoffe auf die Liste der keinem Zolle unterworfenen Materialien gesetzt werden möchten, erhielt er von dem Beamten, der ihn empfing, folgende Antwort: „Es ist für Sie zwecklos, hierher zu kommen, um eine Herabsetzung der Sätze zu verlangen; wenn Ihnen daran liegt, etwas mit einem Schutzzoll belegt zu haben, so brauchen Sie nur zu sagen, um was es sich handelt, und die Sache wird in Erwägung gezogen werden."

Dies ist ein hübscher Beleg dafür, wie wenig die amerikanischen Schutzzöllner einer Tarifreform geneigt sind, zumal eine allgemeine Volksbewegung für eine solche Aenderung fehlt. Der Senat läßt sich in dieser Frage noch schwerer beeinflussen als das Repräsentantenhaus. Dessen Mitglieder leben in enger Fühlung mit dem Volke; sie haben etwas zu gewinnen, wenn sie der Strömung der Volksinteressen folgen. Außerdem verfügen nur wenige der Repräsentanten über einen besonders großen Einfluß auch nur in ihren speziellen Einzelstaaten; noch wenigere unter ihnen haben eine nationale Bedeutung oder großes Ansehen in der Parteileitung. Ein Senator der Vereinigten Staaten muß aber schon ein außergewöhnlich unbedeutender Mann sein, wenn er nicht großen persönlichen Einfluß in seinem eigenen Staate besitzt. Viele Senatoren sind zudem Leute von nationaler Bedeutung, die auf den Gang der Parteipolitik wesentlichen Einfluß ausüben. Nur ein Präsident von größter persönlicher Energie und höchster Popularität kann hoffen, mit dem Senate erfolgreich fertigzuwerden. Roosevelt besitzt persönliche Energie und viel Popularität, aber vor drei Jahren gab er freimütig seine volle Anerkennung für die Rechtmäßigkeit der im Laufe der Zeit erweiterten tatsächlichen Machtbefugnisse der Senatoren zu verstehen, d. h. er erkannte deren Recht an, in allen bedeutenderen bundesgesetzlichen Angelegenheiten, die ihren eigenen Staat betreffen, um Rat gefragt zu werden. Präsident Roosevelt ist beim Senate nicht sehr beliebt, und er steht im Begriff, vom Kongreß ein sehr wichtiges gesetzgeberisches Werk zu fordern, nämlich das Gesetz über die Eisenbahntarife, welchem der Senat zuzustimmen zögern wird. Ueberdies hat er vor kurzer Zeit angekündigt, daß er sich mit keinem Kompromiß in dieser Angelegenheit zufriedengeben würde. Es ist deshalb durchaus verständlich, wenn der Präsident soviel wie möglich einem weiteren Konflikt mit dem Senat aus dem Wege zu gehen sucht. Wie er auch im stillen über den Abschluß eines vorteilhaften Handelsvertrages mit Deutschland denken mag, es erscheint unwahrscheinlich, daß er einen Schritt in dieser Richtung unternehmen wird, solange jene andere Angelegenheit nicht erledigt ist. Vorläufig beschäftigt sich auch die große Masse des Volks allem Anschein nach viel zu sehr mit der Frage der Eisenbahntarife und der Trusts, als daß es der Neuregelung der Handelsbeziehungen mit Deutschland besondere Aufmerksamkeit schenken könnte. Der Newyorker „Sun" ist ein schutzzöllnerisches Organ, dessen Auslassungen der Senat meist Beachtung zu schenken pflegt. In einem neulichen Leitartikel lehnte es der „Sun" ab, sich über die Nachricht aufzuregen, „daß der neue deutsche Zolltarif einen Verlust von 40 Millionen Dollars für den amerikanischen Export nach Deutschland bedeute." Der „Sun" glaubt, daß Deutschland das meiste von dem, was es aus den Vereinigten Staaten bezieht, notwendigerweise zu einem irgendwie annehmbaren Preise haben müsse, und deshalb erwartet der „Sun" keine Verringerung des Exports der Union nach Deutschland um 40 Millionen Dollars. Der „Sun" folgert, daß, wenn Deutschland aufhört, einen Teil der Nahrungsmittel aus den Vereinigten Staaten zu beziehen, es das gleiche Quantum irgendwo anders kaufen müsse, und daß

Digitized by Google

z. B. der gesteigerte Verbrauch Deutschlands an Lebensmitteln aus Rußland an anderen Stellen des Weltmarkts, wohin Rußland bisher lieferte, eine Knappheit hervorrufen würde, sodaß die amerikanischen Produkte doch ihre Abnehmer fänden. Der Ton des „Sun“ ist charakteristisch für die Auffassung eines ziemlich erheblichen Teils der amerikanischen Protektionisten. Mit einem Wort: die Schutzzöllner waren nie so starrsinnig in ihrer Haltung, nie so voller geringschätziger Verachtung der Freihändler wie gegenwärtig angesichts der jetzigen Blüte der amerikanischen Volkswirtschaft.

Ueberdies läßt eine vor kurzem gefallene Aeußerung des Schatzsekretärs Leslie M. Shaw erkennen, daß die Regierung der Vereinigten Staaten die Politik der Reziprozität aufgegeben hat, aus der Erwägung heraus, daß Zugeständnisse seitens der Vereinigten Staaten im Hinblick auf drohende Zolltarifbenachteiligungen nichts anderes bedeuten als die Aufforderung zu Zwangsmaßregeln an alle die Völker, welche ihren Handel durch den amerikanischen Tarif beeinträchtigt sehen. Retaliationstarife dürften nach den Andeutungen des Schatzsekretärs die Antwort der Vereinigten Staaten an Deutschland und andere Mächte sein, wenn diese den Versuch machen sollten, die amerikanische Union zu Reziprozitätsverträgen zu zwingen. Nach einer Mitteilung des „Journal of Commerce“, einer Newyorker Zeitung, die für eine Tarifreform ernsthaft und unerschrocken eintritt und kürzlich den Abschluß eines Reziprozitätsvertrages mit Deutschland eifrig befürwortete, kannte und billigte der Präsident im voraus die Aeußerungen Shaws. Wenn Präsident Roosevelt in der Tat der Ansicht ist, daß durch eine Retaliationspolitik die Interessen der Vereinigten Staaten den deutschen Schutzzöllnern gegenüber besser gewahrt werden als durch Reziprozität, so mag er zu dieser Meinung durch die Erwägung mitbestimmt worden sein, daß er nicht gleichzeitig zu viele Aufgaben dem Senate zur Lösung übertragen kann. Auf jeden Fall ist, wenn der Staatssekretär Shaw wirklich die Auffassung der Regierung in dieser Angelegenheit zum Ausdruck gebracht hat, Deutschlands Drohung mit einer unfreundlichen Regelung der Zolltariffrage wenig geeignet, die amerikanischen Schutzzöllner zum Aufgeben ihrer bisherigen Stellung zu veranlassen.

Newyork. E. N. Vallandigham.

Heiliger Krieg.

Es wäre eine interessante geschichtliche Aufgabe, nachzuforschen, wie der Gedanke religiöser Propaganda entstanden und groß geworden ist. Kurt Breysig vertritt in seiner Kulturgeschichte die Auffassung, der Gedanke habe seinen Ursprung im Spätjudentum gehabt. National zerfasert, politisch verarmt, konnte sich das jüdische Volk nur noch auf kirchlichem Gebiet betätigen. Das kraftvoll schwellende Empfinden, das sich in den Ueberbleibseln des Volkes regte, mußte sich Bahn schaffen, und so wuchs sich das Religionsgefühl zu übermächtiger Einseitigkeit aus. In den Makkabäerkämpfen wurden die heiligen Kriege des Glaubens gekämpft. Die Idee der religiösen Propaganda überwucherte die jüdische Sittenlehre. Jesus spottet über die krankhafte Proselytenmacherei seines Volkes in den Worten: „sie ziehen über die Meere, nur um einen einzigen Proselyten zu gewinnen“. Breysig findet diese agitatorische Auffassung des religiösen Gemeinschaftslebens weder bei den Griechen noch bei den Römern. Es ist eine feine Bemerkung von ihm, daß „der Geist fanatischer Ausschließlichkeit, den die Christenheit vom Judentum übernommen hatte, sich in den entsetzlich grausamen Judenverfolgungen des Mittelalters gegen die Träger des Urbildes selbst gewandt hat“.

Um diese Ableitung religiösen Fanatismus nur aus dem Geist des Spätjudentums zu bekämpfen, darf man sich jedenfalls nicht auf die sogenannten heiligen Kriege in der altgriechischen Geschichte berufen. In den Kämpfen, welche die amphiktyonischen Staaten im Interesse des Priesterheiligtums Delphi führten, handelte es sich wesentlich um Schutz des Heiligtums, nicht um religiöse Propaganda; zudem lagen die eigentlichen Triebfedern in nationalen und Stammesinteressen und alten Fehden. Auch die „Kriege Jahves“ im alten Testament tragen anderen Charakter als die späteren Kriege des Islam. Wohl sind beide ähnlich in der Form: die Beduinenstämme kämpfen in wilder Unregelmäßigkeit für Sippe und Stamm. Allein im Islam wird die Bekämpfung der Ungläubigen zur religiösen Pflicht. Die gewaltsame Verbreitung des Islams ist Glaubensartikel. Der Fanatismus des Bekenntnisses drängt alle anderen Reflexionen in den Hintergrund. In den „Kriegen Jahoes“ dagegen handelt es sich vorwiegend um ein Schutzverhältnis des Volks zu seinem Gott und eine dichterische Verklärung der nationalen Kämpfe des erobernden Stamms. Jahoe zieht mit in den Kampf und soll seine Ueberlegenheit über die Götter der Ammoniter, Philister, Moabiter oder wie sie heißen mögen, beweisen. Aber das Hauptmotiv liegt hier in der nationalen Frage nach Raum und Luft für das wachsende Volk, nicht in der religiösen Verpflichtung, die „Ungläubigen“ auszurotten. Erst spätere priesterliche Geschichtschreiber stellen auch dieses ästhetische Bild vom Ringkampf Jahves und seiner Heerscharen mit den Göttern und Helden der Kanaaniter unter dogmatische Gesichtspunkte. Freilich wird es sich fragen, ob nicht jede Religion auf einer bestimmten Stufe ihrer Entwicklung um ihres eigenen Lebens willen lebhaften Expansionstrieb empfindet und zur Missionierung schreitet. In der Geschichte des Buddhismus finden wir eine lehrreiche Tatsache für solche Entwicklung. Erst nachdem Buddhas Lehre zum Staatskirchentum ausgewachsen war, entdecken wir nach dem sogenannten dritten Konzil eine systematische Missionstätigkeit. Moggaliputta wählt eine Anzahl Aeltester aus, die nach Kaschmir, dem Himalaya und Hinterindien gehen und dort für Buddha werben sollten. Danach scheint in der wachsenden Macht des kirchlichen Apparats ein starker Antrieb zur Missionierung zu liegen.

Alles dies sind nur Andeutungen. Man müßte dem Gedanken religiöser oder kirchlicher Propaganda ernstlich nachgehen, um ihn in seinen geschichtlichen und psychologischen Wurzeln zu erfassen. Erst dann könnte behauptet werden, daß ein einziges Kirchentum beherrschenden Einfluß auf die Züchtung des Glaubensfanatismus geäußert hat. „Daß das Christentum seinen Missionseifer mindestens zum Teil von dem Judentum geerbt hat“, hat Harnack schon in seiner Geschichte der Mission in den ersten drei christlichen Jahrhunderten festgestellt. Undeutlich bleibt dagegen, ob mit der Mission stets Glaubensfanatismus sich verbinden wird, oder ob sich die Grenzlinien zwischen Missionierungstrieb und dogmatischem Fanatismus überhaupt geschichtlich oder psychologisch nie feststellen lassen.

Eine neue Veröffentlichung Harnacks gibt einen höchst schätzenswerten Beitrag zu dieser Frage. In einer größeren Broschüre bespricht er die christliche Religion und den Soldatenstand in den ersten drei Jahrhunderten unter dem Titel: „Militia Christi“ (Tübingen, Mohr 1905. (29) S. 2 Mark). Die Fragen, die hier beantwortet werden, werden dahin präzisiert: 1. Hat die christliche Religion selbst in ihrer Geschichte irgend einmal oder dauernd einen kriegerischen Charakter angenommen und Recht und Pflicht des heiligen Kriegs gepredigt? 2. Hat die Kirche militärische Organisationen in übertragenem Sinn zeitweilig oder dauernd bei sich eingeführt und ihre Gläubigen oder einen Teil derselben als Soldaten Christi disziplinierte? 3. Wie hat sich die Kirche zum weltlichen Soldatenstand und zum Krieg gestellt? Daß Harnack in der Beantwortung dieser Fragen seine bekannten literarischen Vorzüge — Sicherheit und Menge des Quellenmaterials, methodisch zuverlässige Erhebung des Tatbestandes, feines Erhorchen der Tatsachen und Motive — auch hier wieder beweist, braucht nicht hervorgehoben zu werden. Nur darauf wollen wir die weiteren Kreise wieder aufmerksam machen, daß der Gelehrte nicht gelehrt, sondern höchst interessierend und interessant schreibt.

Harnack konstatiert hier, daß in allen nieder entwickelten Religionen die Verbindung der Religion mit dem Kriegerischen eine sehr enge war. „In jenen Religionen, in denen die reli-

Digitized by Google

giösen und die politischen Ziele so gut wie ganz zusammenfallen, sind alle „religiosi“ auch „milites“, und der Krieg ist die ultima ratio der Religion; er ist immer heiliger Krieg. Die jüdische Religion war auf einer bestimmten geschichtlichen Stufe von langer Dauer nicht anders beschaffen gewesen, und da sich die christliche aus ihr entwickelt hat, ist es a priori wahrscheinlich, daß sie Züge älterer Art, also auch kriegerische bewahrt haben wird.“ Innerhalb des Urchristentums hat sich das kriegerische Element ganz auf die apokalyptische Eschatologie beschränkt und dehnte sich nicht auf das Christusbild außerhalb derselben aus. Der kriegerische Jesus der „Offenbarung im Neuen Testament“ lebte nicht in den Herzen der christlichen Gemeinden fort. Dagegen hatte eine Anzahl kriegerischer Bilder tiefeinschneidende kirchenrechtliche Folgen. Weil der Söldner Sold bezieht, (I. Kor. 9,8) hat der Missionar das Recht des Unterhalts durch die Gemeinde; und weil der Krieger sich nicht mit den Geschäften des bürgerlichen Lebens verflicht (II. Timoth. 2,3), scheidet sich der Klerus vom Laien. Zuerst sind die Apostel die „Krieger Jesu“, in der späteren Zeit die Asketen. Das sacramentum tritt in Analogie mit der Taufe, als der Fahneneid des Christen, die Fasten sind die Wachen (stationes) des Soldaten. Die Christusreligion trat damit in enge Verwandtschaft mit ihrer Konkurrentin, der Mithrasanbetung, welche ähnliche militärische Formen bevorzugte. Doch muß festgehalten werden, daß „der heilige Krieg im wirklichen Sinn des Wortes niemals im vorkonstantinischen Zeitalter gepredigt worden ist.“ Harnack faßt in allgemeiner Erörterung seine Untersuchungen dahin zusammen: „Solange die abendländisch-katholische Kirche mit Staaten in ähnlicher Weise verbunden war, wie die morgenländische, hat auch sie — wie noch heute der Russe oder Armenier — heilige Kriege im Namen Christi oder für ihn geführt. Erinnert sei nur an die Kirche Karls des Großen und an die Kreuzzüge, erinnert sei auch an die Kriege, die das Papsttum im Bund mit diesem oder jenem Staate gegen den Kaiser geführt hat. Bis in die Neuzeit ist für Christus und die Kirche seitens der Kirche förmlich gekämpft worden. Den protestantischen Kirchen liegt das militärische Element ganz fern. Die Kämpfe der Hugenotten und Cromwells waren vorübergehende Nötigungen. Nur die uniformierte kampfbereite aber friedliche Heilsarmee erinnert an die alte militia Christi. Letzlich führt der kriegerische Orthodoxe heute gerade so den Kampf des Herrn, wie der aggressive Asket und Pietist. Die Geschichte der „Zionswächter“ ist das dunkelste Kapitel der Kirchengeschichte.“

Heute blasen die Zionswächter wieder Sturm. Lassen wir sie die Idee eines heiligen Krieges zu Grabe tragen.

Dortmund. G. Traub.

Weimar und kein Ende.

Stille temperierte Luft weht in den Briefen des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen-Weimar an Fanny Lewald-Stahr.* Sie geben nicht ein starkes Persönlichkeitsfluidum, keine Temperamentsvibrationen, aber man erhält aus ihnen das Abbild einer vornehmen, stetig nach Reife, Bildung und Kultur strebenden Persönlichkeit, einer Persönlichkeit, die mit regem Eifer teilzuhaben wünscht an menschlichen Dingen und, mit sicherer Auslese gebend und empfangend, sich und andere bereichert. Der deutsche Fürst und die deutsche Schriftstellerin, die dieses Briefwechsels Partner sind, stehen in der Vorstellung der Gegenwart nicht allzuklar umrissen da. Fanny Lewald ist mehr Name als Begriff, und der weimarische Großherzog ist allzu einseitig mehr im offiziellen als im menschlichen überliefert worden. In diesen Briefen zeigt sich ein innerlicheres und geistigeres Porträt.

* Berlin, Gebr. Paetel.

Um diesen monologischen Briefband vielseitiger zu übersehen, ist es nötig, zur Ergänzung ein Buch aufzuschlagen, das vor einigen Jahren erschien, ein Journal intime der Fanny Lewald, „Gefühltes und Gedachtes“, das Ludwig Geiger herausgab.

In diesem Buch entwickelte sich aus der ästhetisierenden Tee-Atmosphäre, in der man das schöngeistige Doppelporträt des Ehepaares Lewald-Stahr sah, des „zweigeschlechtigen Tintentieres“, wie Gottfried Keller grimmig höhnte, das Gegenbild einer starkgeistigen, fest in sich beruhenden Frau.

Man empfing den Eindruck, daß in dieser Gemeinschaft die Frau das männliche Prinzip, und daß Stahr der weibliche Schöngeist war.

Viel Vorklang gegenwärtiger Stimmen tönt aus diesen Blättern, viel unbestochene Vorurteilslosigkeit und sichere Selbständigkeit gegen Konventionstyrannei der Gesellschaft. Man denkt manchmal an Ellen Keysche Urteile und Ideen, wenn man hört, wie Fanny Lewald Leben und Menschen ansieht. Sie kritisiert das Langweilige, Sterile der Gesellschaft voll frostiger Moral, tugendhafter Bequemlichkeit oder bequemer Tugend, ohne leidenschaftliche Zuneigungen, ohne leidenschaftliche Abneigungen, ohne großen Zwang, ohne rechte Freiheit. Sie kritisiert alle die Halbheiten: kümmerliche Wohlhabenheit, kein schöner Luxus, kein Schwung, keine rechte Lebenslust, und das übergossen mit einer trocknen Teilnahme billigster Art an Literatur und Kunst, die „wie der wohlfeile, kandierte Mohn über die zähen Brote der Alltäglichkeit gestreut wird.“

Die Lebenswerte, die sie selbst dem gegenüber aufstellt, sind denen der Ellen Key sehr ähnlich. Das Leben zum Kunstwerk zu gestalten, oder ein Kunstwerk geistig aus sich darzustellen, das ist ihr Ziel.

Sie beklagt, daß wir, die auf anderen Gebieten so viel gewonnen haben, auf dem der „geselligen Poesie oder der poetischen Geselligkeit“ einem Zustand von Roheit entgegengehen, der freilich ein Zeichen derberer Gesundheit sein mag, aber den zu erleben für den einzelnen etwas Melancholisches hat. Von der Notwendigkeit der „Feiertagsmenschen“ spricht sie, die durch ihr Sein und Erscheinen jeden zwingen, still zu stehen, inne zu halten, sie zu beachten und aus ihnen Erhebung und Steigerung des eigenen Lebens zu gewinnen.

Vorkämpferin der Frauenselbständigkeit ist Fanny Lewald. Und ihre Stimme hat um so höhere Bedeutung, als sie in einer Zeit der tönenden Phrase und der programmatischen Freigeisterei der Leidenschaft ruhige und kluge Distanz zu den Dingen hielt. Ihr Eintreten für die Frauen begann mit scharfer, schonungsloser Kritik der weiblichen Schwächen. Mit bitteren Wahrheiten peitschte sie ihr Geschlecht aus der trägen Ruhe. Titanias Sinnestäuschung konstatiert sie an vielen Mädchen und Frauen. Sie drücken ein Phantom an das Herz, und sie apotheosieren den Esel, „weil sie sich sonst als erniedrigt empfinden und erklären müßten“. Hart spottet sie über den Eigensinn derer, die sich an einen einmal geliebten Mann hängen, wenn sie auch die Hoffnungslosigkeit und seinen Unwert erkannt haben: „sie haben dafür die Namen, Treue und Beharrlichkeit erfunden, während mir darin die Beschränktheit und geringere Natur der Weiber erscheint, die nicht ein und aus wissen, wenn sie einmal in ihrem Gefühls- und Gedankengang unterbrochen werden. Sie sollten, so verlangt ihre neue ideale Forderung, statt zurückzublicken, sich von ihren „lumpigen Erinnerungen waschen“ und mit Energie ein neues Glück erstreben.

Fanny Lewald zeichnet mit scharfen, unerbittlichen Linien das Bild des Durchschnittsweibes ihrer Tage. Dessen schlimmste Eigenschaft scheint ihr, daß es keinen „gesunden Appetit“ habe, nicht leiblich und nicht geistig. Naschhaft will sie von allem ein bischen schmecken, ein bischen wissen, ein bischen lieben. Nicht aus Bosheit prägte Fanny Lewald diese Sprüche, sondern um die Frauen zum Bewußtsein aufzurütteln und in ihnen den Wunsch nach einer weiteren und freieren Entwicklung zu wecken. Sie betonte die Ungleichheit der geistigen Mittel, durch die die Frauen den Männern unterliegen: „Für eine Frau ist nichts peinlicher, als wenn sie mit Männern zu tun hat, die bei sehr beschränktem Verstande ihr doch an Kenntnissen

Digitized by Google

überlegen sind, während sie sie nach allen Seiten übersieht, ohne sie im einzelnen des Wissens mit positiven Tatsachen widerlegen zu können." Freiheit der Bildungsmöglichkeit und des wirtschaftlichen Erwerbes forderte sie. In ihren „Osterbriefen für Frauen" und ihrer Schrift „Für und wider die Frau" ist das formuliert. Knapp und klar wird hier Pflicht und Recht der Frauen auf Erziehung und Arbeit verkündet, damit sie der entehrenden Notwendigkeit enthoben wären, sich ohne Neigung zu verheiraten. Und drei Gebote werden als Zukunftsnotwendigkeiten aufgestellt: gleichmäßige Bildungsmittel für beide Geschlechter, Freiheit, die angeborene Begabung zu verwerten, Recht, bei der Gesetzgebung Einfluß und Mitwirkung zu haben.

* * *

Die Bekanntschaft dieser Frau suchte Karl Alexander. Als junger Erbgroßherzog lernte er sie in Weimar 1848 kennen, und durch vierzig Jahre dauerte ihr Briefwechsel. Geistige gegenseitige Anregung und werktätige Freundschaft spricht sich in ihm aus.

Was Stahr von Karl Alexander dankbar rühmt, das „liebevolle Eingehen und die Freundlichkeit des Herzens" sie werden hier sympathisch deutlich, und man empfängt den Eindruck selten harmonisch gestimmter, dauernder Lebensbeziehung.

Es hat eigenen Stilreiz, hier zuzuhören, wie sich in diesen fürstlichen Briefen das gewisse Preziöse der höfischen Courtoisie, das Aroma des achtzehnten Jahrhunderts mit ungezwungener Natürlichkeit mischt, wie dann die geistigen Mächte der geweihten Stätte, wie das Goethische Erbe gegenwärtig sich erweist und überschwebend dem Nachfahren die Existenz deutend bestimmt. Strebend sich bemühen, ist Grundzug dieses Wesens, und Goethe nacheifernd bildet der Fürst an sich dauernd die Gaben menschlichen und künstlerischen Verstehens aus. Und voll großer und tiefer Bescheidenheit und Zurückhaltung des Urteils legt er die Resultate seines Erfahrens und Denkens der Frau, in der er eine Dichterin und Kennerin der Seele verehrt, vor.

„Die Galanterie gegen das schöne Geschlecht, im besonderen gegen geistreiche Frauen, ist das älteste imantastbare Recht der Fürsten," schreibt Karl Alexander, und er zirkelt und schnörkelt gern um den Rand seiner Billete die Ornamente einer schweifigen Curial-Galanterie, er beteuert, daß sein Dank für den letzten Brief der Freude gleich ist, mit welcher er diesen begrüßt und empfangen hat. Er liebt das schmeichlerische Balancez der Wendung und bietet mit spitzen Fingern in altmodischer Tabatierengrazie parfümierte Pointen dar.

„Fast geben Sie mir Lust, solche Stunden, wo Sie nicht zu Hause sind, zu meinem Besuch im Erbprinzen auszuwählen, denn das Nichttreffen verschafft mir dann die reizendsten Billete."

Auch die Behendigkeit diplomatischen Canerieballspiels tändelt, wenn der Fürst die „Republikanerin" fein lächelnd darauf aufmerksam macht, daß ihr Rat, die Zeit zu erkennen und sie zu leiten, in ihm einen vortrefflichen Schüler bekommen solle, sodaß er „dank Ihnen", die Republik noch etwas fern halten dürfe.

Doch das ist gewissermaßen nur das Kostüm dieser Briefe, das Etikette-Entree, der zeremonielle Auftakt. Ist der fürstliche Korrespondent über die Begrüßung und die einleitenden Höflichkeiten hinweg, so wird der Ton ungezwungener, und man merkt die Freude, sich leichter und frei geben und für offene Meinung offene Antwort eintauschen zu können.

Er schreibt, wie gern er lacht, und er schildert die tolle Laune, in die ihn ihr Brief mit der Beschreibung des ersten hindernisreichen Empfangs im Erbprinzen versetzte, sodaß er auf seinem Stuhl in lautes Lachen ausbrach und die Ruhe in dem Schlafzimmer seiner Frau, wo er Wochenwache hielt, über den Haufen warf.

Wie alle Besseren, macht er sich nichts aus den „konventionellen Herzlichkeitszeiten", und stets ist ihm das Relative aller sogenannten Wahrheiten gewiß.

Der Begriff „menschlich" spielt eine große Rolle in diesen Briefen und voll feiner Herzenserkenntnis und sicherem Takt, ist es, wie voraussetzungslos und nach eigenem Maße alle Erscheinungen betrachtet werden.

Zusehen und beobachten ist immer rege, und Karl Alexander sagt selbst von sich, daß er in jedes Lebensdetail einen eigenen Wert legt, eben „weil es ein solches ist", und er setzt sich bewußt in Gegensatz zu den Menschen, die es gelüstet, das Leben nicht so zu sehen, wie es ist.

So betrachtend nimmt er auch an den Bestrebungen der Freundin für die Frauenfrage Anteil, und klug erkennt er sogleich den Vorteil der Schriftstellerin, an den vielen, bei ihr Hilfe suchenden Weiblein, psychologische Studien machen zu können. Ueber die Macht der Kinder, über den Einfluß, den das sich entwickelnde Kind auf den beobachtenden Menschen ausübt, debattiert er.

Nicht immer sind die Korrespondenten einer Meinung, aber gerade im Gegensatz der Aussprache kommen charakteristische Ergebnisse heraus. Goethe und Frau von Stein ist solch ein Thema. Fanny Lewalds Auffassung von der menschlichen Intimität dieses Verhältnisses teilt der Großherzog nicht. Aber, das ist sehr wesentlich, er führt seine Behauptung nicht vag, schöngeistig, offiziell-ideatistisch aus. Sondern er hat eine sehr natürliche von beiden Seiten aus wägende Haltung dabei.

Er erklärt, daß ihm aus Gründen, die er besser mündlich als schriftlich angeben könnte, kein Zweifel bliebe, daß Frau von Stein sich Goethe nie als Geliebte vollständig hingegeben habe. Und er fügt hinzu, weil sie es nicht getan, glaubte sie ein Recht zu haben, den Rückkehrenden so hart zu beurteilen, „dem man es endlich doch nicht übelnehmen konnte, daß er des platonischen Verhältnisses müde war". Sehr bemerkenswert ist auch, daß der Großherzog sagt, daß er aus den zahlreichen ungedruckten Briefen, die er von Frau von Stein gelesen, sie nicht als eine bedeutende Persönlichkeit zu erkennen vermocht habe.

Goethische Gegenwart sucht dieser Fürst für seine Existenz zu erlangen. Als Bildner und als Mittler gesteigerten Lebens sieht er Goethe, und in allen Schicksalsmomenten blickt er auf, sich das hohe Beispiel vor Augen zu halten. „Ich begreife, daß man für Schiller schwärmt, zu leben begreife ich nur mit Goethe," das ist sein Bekenntnis; und diese Formulierung reicht weit über die Zeit hinaus, zu der sie gesprochen wurde, und hat Zukunftssinn und Bedeutung.

Goethe ist ihm absolut nötig, sich weiter zu bilden und das Leben möglichst richtig zu verwerten. Des magischen Einflusses wird er sich bewußt, den Goethe durch das große Beispiel seiner Selbsterziehung auf die Seelen gewann und durch den er lehrte, „den Zweck des Lebens siegreich aus dem Leben davonzutragen".

Goethische Nachfolge, das ist die immer rege Sehnsucht in diesen Briefen, und auch im Ausdruck erkennt man das Streben nach der gelassenen Gebärde, die ruhevoll und gemessen die eigenen Schicksalslose wägt. In schweren Augenblicken hält sich Karl Alexander an die weisheitsvolle Lebensüberwindung des Großen, doch nicht immer gelingt die Erfüllung, und resignierend sagt er, das Beispiel Goethes lehre, „die Ereignisse sich möglichst zurecht zu legen und über denselben zu stehen; doch in der Angst und im Kummer ist es, als ob man vor einer Mauer stünde, und die Gegenwart spottet des ordnenden Willens." Aber immer wieder stellt er sich unter die bedeutungsvolle Bestimmung, der er sich und sein Haus verbunden fühlt. Stets ist in seiner Lektüre die „Beispiel fördernde und bildende Art der klassischen Weimarer Epoche" vertreten. Sorgfältig hegt der Schüler Goethes den Kreis seiner geistigen Nahrungsquellen; immer faßt er Erscheinungen und Dinge in fruchtbaren Zusammenhängen auf; das Epochemachende, die Verkettung der fügenden Glieder, das müht er sich, seiner Erkenntnis zuzuführen.

Goethische Wahrheiten werden neu erfahren, z. B. daß ausgezeichnete Menschen oft in solche Verhältnisse und Beziehungen kommen, die ihrer bevorzugten Individualität entsprechen.

Wie Goethe im Natürlichen das Wunderbare sah, so ward Karl Alexander und seiner Brieffreundin das Ueberraschende in dem ruhigen Gang des Lebens bewußt, und als letztes Wissen erkennen beide den Genuß des „Insichlebens".

* * *

Wie jenes Lewald-Gedenkbuch, das wir zum Eingang aufschlugen, so könnten auch diese Fürstenbriefe „Gefühltes und

Digitized by Google

Gedachtes" heißen. Und wenn das „Gedachte" in Goethischem Erdboden wurzelte, so ist auch das „Gefühlte" von einem dichterischen Hauch durchweht. Karl Alexander sieht Ereignisse und Menschen mit menschlichem Begreifen und zugleich in einer künstlerischen Phantasie, der sogleich die Schönheitswerte eines jeden Geschehens teilhaftig werden.

So erfaßt er das tragische Ende Ludwigs von Bayern und sagt dazu, daß, wenn erst die Zeit zwischen diese Katastrophe und die lebende Generation getreten sein wird, „die Poesie sich jener furchtbaren Tatsache bemächtigen und sie umranken wird, wie der Efeu das Gemäuer". Und tief empfindet er, wenn er auch „diesen Abschluß eines solchen Wirkens" beklagen muß, den dichterischen Sinn von Liszts Romfinale.

Dichterisch fühlt Karl Alexander auch die Landschaftsstimmung. Oft atmen seine Briefe die Atmosphäre des Ortes, wo sie geschrieben, und Landschafts- und Seelenklima klingen ineinander. Auf dem Chateau Biljoen, versenkt inmitten eines stillen Sees, um dessen Ufer alte Ulmen träumen und schweigend ihre Häupter über den Wasserspiegel beugen, schreibt er an die Freundin und malt den kleinen Turm mit dem Gemach, von verschossenen Gobelins umhangen, in dem der Friede von Utrecht geschlossen wurde, und den Nachtsturm, der um die Mauern heult.

Die Wartburgterrasse gibt den Hintergrund eines andern Briefes mit dem Gewitter über weitem Land und Blitzen über Höhen und Tiefen. Und Ettersburger Idylle hinter einem Hollunderbusch mit sonnesummenden Käfern und Mücken spinnt träumerische Ranken über ein Blatt.

Aber wie Goethe ihm das Bleibende in allem Menschlichen, so ragt über alle Landschaftstimmung die italienische Welt, und als ihr Größtes, Rom.

In der Seele hegt der Fürst die Märchen von Genua und Venedig. Die Heimat seines Herzens bleibt die ewige Stadt.

Mit weitem, vielfältigem Gefühl umfaßt er sie. Heiter und unbefangen freut er sich über die Nachricht, daß trotz der neuen Zeit doch noch Betttücher und Lumpen aus dem Fenster hängen. Er versteht die Forderungen der Gegenwart, die vieles auf dem alten Boden zu bessern hat, und er hat dabei das künstlerische Gefühl für die Schönheit des Verfallenen. Campagnastimmung beschwört er mit großer, bildender Gebärde, „die gräberdurchzogene, schweigsame Campagna, die so Ungeheures erlebt, daß sie an das Außerordentlichste gewöhnt, vom Leben ermüdet, wie das höchste Greisenalter von nichts mehr erschüttert werden kann".

* * *

Doch nicht nur Gefühltes und Gedachtes ist Inhalt dieser Briefe, man empfängt auch den Eindruck werktätiger Fürstenmission; die Kulturaufgaben, die Karl Alexander sich stellte, erscheinen hier im Reflex des Plans und der Ausführung. Den Besten seiner Zeit genug zu tun, war das Ziel.

Rückhaltlos betätigt sich so die Bewunderung für Richard Wagner. Und hier ist der Fürst an Erkennen und Verstehen seiner starkgeistigen Korrespondentin weit überlegen.

Fanny Lewald war Wagners Werk verschlossen. In ihrem Erinnerungsbuch sagte sie von der Walküre (1882): „So zum Spott und zur Satire wie dieses Werk hat mich seit Jahren nichts gereizt. Wie wird man dies unmusikalische Ringen nach Melodien, diese wahnsinnige Sprache einmal nach zehn, nach fünfzig Jahren beurteilen. Man möchte jung sein, um das zu erleben."

Karl Alexander, dem sie ihr Mißvergnügen an den Meistersingern mitgeteilt, berichtigt sie in seiner milden, vornehmen Weise und gibt zugleich indirekt an, wie er um diese neuen Welten warb und sie sich innerlich verdiente in gläubigem Erwarten. Er sagt zur Lewald, er wünscht ihr und dem Werk, daß sie, wie er es tat, es sieben- bis neunmal höre, dann würde sie gewiß einen Genuß erreichen, den die erste Aufführung bei dieser Art von Komposition eigentlich nie geben könne.

Als die Broschüre „Die Kunst und die Revolution" erschien, sagte Karl Alexander, „ich bin nicht Wagners Richter und will es nicht sein, aber als Komponist bewundere ich ihn, wie ich selten ein musikalisches Genie bewundert habe."

Und nicht bei der Bewunderung blieb es, sondern in verständnisvoller Förderung wurde in Weimar für die Aufführung der Wagnerschen Werke gesorgt. Bekanntlich fand die erste Vorstellung des „Lohengrin" hier statt, an Goethes Geburtstag, am 28. August 1850, und „Tannhäuser" ward gleich nach der Dresdener Uraufführung übernommen.

Hohe Bewunderung äußert sich auch für Liszt. Und das Faszinierende dieser Persönlichkeit, die in ihrer Natur noch reicher und gebestärker war als im Schöpferisch-Musikalischen, wird fein bestimmt:

„Wie viele haben seinem Spiel, wie wenige seinem Geiste gelauscht. Er ist eine der seltensten Erscheinungen, die es gab und gibt. Er besitzt eine Gabe zu erleuchten, zu beleben, wie ich es im Umgang mit niemand gefunden. Ich habe nie in der Persönlichkeit eines Mannes das Wort Geist so ausgesprochen gefunden als in ihm."

Rubinstein, Berlioz, Hans von Bülow wurden von solcher Atmosphäre nach Weimar gezogen, und so ward Weimar zur Zeit Karl Alexanders wieder einmal ein besonder Los, es wurde die „Hochburg der Zukunftsmusik".

Und andere Kulturmissionen erscheinen hier noch im Spiegel der Briefe. Sehr beschäftigt den Großherzog die Konservierung der historischen Denkmäler und die Publikation ihrer Nachbildung. Sein Wunsch war es, daß jeder Staat und jeder bedeutende Ort und jede Familie, die künstlerisches Besitztum hat, das Bedeutende des Ueberkommenen durch Veröffentlichungen bekannt machen sollte. Er selbst begann mit einem derartigen Werk, den von Professor Lehfeld herausgegebenen „Bau- und Kunstdenkmälern Thüringens", das auch den privaten Besitz berücksichtigt. Und von feinem Geschmacksgefühl zeugt die Bemerkung, daß das Aufstapeln einer Menge von Gegenständen an einem Ort etwas Totes und Stilwidriges hat, weil sie dem historischen Rahmen entrückt werden, dem sie angehören, und dadurch an Wert einbüßen.

Die Wiederherstellung der Wartburg ist die werktätige Erfüllung solcher Gedanken.

Die Weimarer Standbilder, das Doppeldenkmal Goethes und Schillers vor allem, sehen wir entstehen und verfolgen die geistige Mitarbeit des Fürsten. Und in Zusammenhang damit liest man eine nachdenkliche Kritik über Berliner Denkmalskultur. Von der Siegessäule meint Karl Alexander: „Wunderliche Schöpfung; wie man es nicht machen soll, ist auch lehrreich zu sehen."

Sicherer Geschmack begegnet in künstlerischen Fragen. Karl Alexander spricht einmal über Medaillen, er kritisiert das „Malerische" ablehnend und führt mit Berufung auf die Medaillen des Cinquecento aus, wie Konzentration das Wesentliche sei.

Ueber die Architektur seiner Zeit klagt er, daß man, statt von innen nach außen, von außen nach innen baue: früher war die Einrichtung der Ausdruck der charaktervollen Zeit, jetzt suche die Einrichtung nach einem Charakter, weil die Zeit selbst keinen Charakter hat.

Hier berührt der Fürst ein Thema, das unserer Gegenwart sehr nahe liegt, und noch näher kommt er ihr, wenn er mit seiner Freundin davon spricht, daß den Unbemittelten die Verbindung der Kunst mit der Industrie zugute kommen müsse.

„Das ist eine Aufgabe für unsere hiesigen Industriellen," sagt Karl Alexander, „der ich meine Aufmerksamkeit widmen will."

Hier klingt, 1883 schon etwas, von Werkstätten für Kunst im Handwerk vor.

Und solchen modernen Bestrebungen entspricht auch das förderliche Interesse, das der Großherzog an der thüringischen Töpferei, der „Bürgerler"-Industrie nahm.

Und bedeutungsvoll verknüpft sich Vergangenheit und Gegenwart, wenn man sieht, wie heut diese kunstgewerblichen Tendenzen von Karl Alexanders Nachfahren neu aufgenommen werden, wie der Industrie und dem Handwerk, und gerade auch jener Töpferei Lehre und Anregung durch van de Veldes Berufung gegeben wird, und wie nun so in der unversieglichen Stadt wieder frische Kulturquellen rinnen:

Weimar und kein Ende.

Felix Poppenberg.

Digitized by Google

Die Katzen der Madame Michelet.

Das Verlangen nach dem Kinde, das Bedürfnis, ein schwaches Geschöpfchen zu hüten und zu liebkosen, ist den meisten Frauen angeboren. Das Kind befriedigt diesen Mutterinstinkt an der Puppe, die alle Jungfer an Katze und Hund. Auch die kinderlose Mutter hat dieses Bedürfnis nach einem von ihr abhängigen Lebewesen und gibt ihm in ihrer Weise als „Tante", Stiefmutter oder sonstwie nach. Es sind nicht nur die Ungebildeten, die solche Passionen haben; auch die oberen Zehntausend huldigen diesem Instinkt, unbekümmert um das Lächeln ernster Männer. Solchem mütterlichen Gefühl danken wir das merkwürdige Buch der Gattin des bekannten Historikers Jules Michelet, die uns aus ihren Mémoires d'une enfant als liebenswürdige Schriftstellerin und aus den Bekenntnissen ihres Mannes als die treue und verständnisvolle Gefährtin seines Lebens und seiner Arbeit bekannt ist. Erst jetzt erfahren wir, daß sie sich jahrzehntelang mit dem Gedanken einer Katzenpsychologie getragen hat. Der Torso dieses monumentalen Werkes, das achtunddreißig Jahre lang in immer neuen Entwürfen fortgeführt wurde, um schließlich unvollendet liegen zu bleiben, da andere schriftstellerische Pflichten — unter anderem die Herausgabe des Nachlasses ihres Mannes — drängten und vorgingen, ist nun erschienen.*) Ob es ihr freilich ohne diese Störungen gelungen wäre, ihr Lieblingsthema wirklich wissenschaftlich in dem gewollten Umfange zu behandeln, bleibt zweifelhaft. Die Geschichte der Katze, ihre Physiologie, Psychologie zu schreiben und zugleich die Porträts der hundert Katzen zu zeichnen, die die Verfasserin während eines langen Lebens besessen, geliebt und verloren hat, war ein kühnes Unterfangen, dem ein Mann und Gelehrter von Profession kaum gerecht geworden wäre; geschweige eine Frau, der es schwer wird, in abstrakten Allgemeinheiten sich zu bewegen, doppelt schwer, wenn es sich um eine wissenschaftliche Erweiterung konkreter Erlebnisse handelt.

Das uns vorliegende Bruchstück weist noch das unverschmolzene Nebeneinanderbestehen des wissenschaftlichen und des persönlichen Elements auf und beweist, daß das vollendete Werk nach der letzteren Seite viel bedeutender als nach der ersteren geworden wäre. Wie ernst immerhin die Verfasserin die wissenschaftliche „Rettung" ihrer Lieblinge nahm, — denn um eine Verteidigung der viel verleumdeten Katze handelt es sich in der Tat — mag man aus der langen Korrespondenz ersehen, die sie mit Gelehrten aller Länder über ihr Thema unterhielt. Mariette mußte ihr über die Rolle der Katze in der ägyptischen Religion, Amari über ihre Bedeutung in den muhammedanischen Ländern und in Italien, Darwin und F. Harrison über ihr Treiben in England, Martins, Loriot, Devals, G. Pouchet, Gaudry über die prähistorischen Zeiten und die physiologische Seite berichten. Die beigedruckten Briefe der genannten Gelehrten bringen nicht viel Neues; einige können bei aller, einer Dame und der Gattin eines berühmten Mannes schuldigen Höflichkeit nicht umhin, ihrer Abneigung vor diesem „widerwärtigen" Tiere Ausdruck zu geben. Wir erfahren unter anderem, daß die Katze als Symbol der Reinheit den Eingang der ägyptischen Tempel zierte, aber als Haustier nicht bekannt war; daß ein italienisches Kloster Sankt Lorenzo existierte, das als eine Art Katzenbewahranstalt weithin berühmt war; daß Mohammed oder einer seiner Schüler eine Katze im Aermel zu tragen pflegte, und daß die arabische Literatur an bezüglichen Anekdoten überhaupt reich ist. Soll doch schon Noah in seiner Arche von Mäusen derart geplagt worden sein, daß er den Schöpfer um Befreiung bat; dieser ließ den Löwen niesen und siehe, es ward die Katze. Die Beziehungen der „großen Katzen", Löwe, Tiger usw. zur felis domestica haben überhaupt für die Verfasserin große Anziehungskraft, und sie läßt sich lange Studien im Jardin des Plantes nicht verdrießen, um Beobachtungsparallelen zwischen ihrer Minette, Pluton, Coto und den Raubtieren zu ziehen, bei denen freilich mehr Geist und Liebenswürdigkeit entwickelt als positive Ergebnisse erzielt werden.

Wirklich spannend, wertvoll und unterhaltend ist Frau Michelet weniger in ihren wissenschaftlichen Anläufen als in der schlichten und feinsinnigen Erzählung ihrer persönlichen Erlebnisse und Beobachtungen. Sie hat eine so unbegrenzte Liebe zur Katzenart, daß sie alles Gute und Neue zusammenträgt, was sich über sie nur sagen läßt. Mögen andere zu den dreihundert Werken, die über den Gegenstand existieren sollen, dasjenige fügen, das zu dem standard work der Katzenpsychologie werden soll; sie hat die einschlägige Literatur um ein erlebtes und wahres, anmutiges und frisches Buch bereichert.

Daß freilich ihr apologetischer Eifer und ihr Enthusiasmus für das Thema recht weit geht, läßt sich nicht leugnen; ebensowenig, daß sich der Leser eines Lächelns an manchen Stellen nicht erwehren kann. So wenn Madame Michelet nach dem Tode ihres nur wenige Monate zählenden Kindes durch die Liebkosung einer Katze aus ihrem dumpfen Schmerz gerissen wird; oder wenn sie bei ihren Reisen von den vierbeinigen Hausgenossen herzzerreißenden Abschied nimmt; oder wenn sie bei dem Verlust eines Katers Ströme von Tränen vergießt. Einmal vergleicht sie gar die anmutigen Bewegungen der Katze mit den plumperen eines Kindes, wie sie überhaupt bemüht ist, alle Vorzüge ihrer Lieblinge zu entschuldigen und alle Fehler abzuschwächen. Das ist schließlich kein Unglück, denn man tut der Katze im allgemeinen unrecht und richtet sie mit übermäßiger Strenge.

Der fragmentarische Charakter des Werkes unserer Katzenmutter bringt es mit sich, daß wir nur Einzelzüge hervorheben können, die zu einem Ganzen nicht verbunden wurden. Beachtenswert ist dabei unter anderem der Unterschied in der Natur der Katze und des Katers. Die Katze bleibt länger jung als der Kater, sie spielt lieber und anmutiger, hat ein reicher entwickeltes Seelenleben, ist selbstloser, anhänglicher und verständnisvoller als der Kater. Ihr ist der Mensch notwendiger, und sie verkehrt intimer mit ihm. Man hat mit Unrecht der Katzenart die Intimität überhaupt abgesprochen. Gewiß, mit dem Hunde verglichen, muß sie zurückhaltend, ja gleichgültig genannt werden. Ihre Treue gilt mehr dem Hause als der Person. Andererseits schließt sie sich aber auch entschiedener als der Hund an eine einzelne Person an, wenn diese mit Liebe und Geduld sich ihr widmet. Sie geht nicht mit jedem und macht einen deutlichen Unterschied zwischen den einzelnen Familiengliedern. Auch verlangt in solchen Fällen die Katze mehr vom Menschen als der Hund. Eigensinnig läuft sie ihm nach und eigensinnig meidet sie ihn, wie es ihr behagt. Eine Erziehung, wie man sie dem Hunde angedeihen läßt, ist bei der Katze nur in beschränktem Maße möglich. Wie unter den Hunden gewisse Arten (z. B. der Neufundländer) als besonders gutmütig, andere (z. B. der Spitz) als besonders boshaft gelten, so scheinen auch bei den verschiedenen Katzenarten bestimmte Eigenschaften vorherrschend zu sein. Nur wird hier nicht nach der Größe, sondern nach der Farbe unterschieden. Die weißen Katzen gelten für faul, die schwarzen und hellgelben für stark geschlechtlich erregbar, die grauen für gute Mäusejäger, die dreifarbigen für fruchtbar, die Tigerkatzen für gewandt, die rotgelben für falsch. Natürlich kann die individuelle Veranlagung diese mit der Farbe, wie es scheint, gegebenen Eigentümlichkeiten ziemlich stark korrigieren.

Viel Neues bringt Frau Michelet zu dem Kapitel „Nervosität der Katzen" bei. Ihre außerordentliche Erregbarkeit, sei es durch atmosphärische Einflüsse, sei es durch physiologische Vorgänge ist ja allgemein bekannt. Besonders eingehend berichtet die Verfasserin über die Nervenkrisen der Katzen, die in ihrer Heftigkeit an epileptische und Vergiftungserscheinungen erinnern und etwas Unheimliches für den Katzenfreund haben. Mit dieser Nervosität, die dem Hunde fremd ist, hängt auch ihr musikalischer Sinn zusammen, der besonders beim Kater ausgeprägt scheint. Es gibt Katzen, die beim Anfang einer Klavierstunde auf dem Instrument Platz nehmen und vor ihrem Ende nicht von der Stelle weichen. Andere Katzen versuchen mit Liebe und Gewalt den Spielenden aufzuhalten und bezeigen die Intensität ihrer Qual auf energische Weise, wenn

*) Les Chats par Mme. Jules Michelet, Paris, E. Flammarion, XXXV et 340 pag., 3½ Frcs.

Digitized by Google

ihnen das Stück (Tonleitern z. B.) mißfällt. Eine Katze, die alle ihre Mittel erschöpft hatte, sprang aus dem Fenster des Oberstocks, eine andere in den Spiegel. Noch sonderbarer freilich ist der Bericht eines Katzenballs nach der Melodie eines menschlichen Tanzorchesters. Neun Katzen hatten sich auf dem italienischen Dach eines Pariser Kaffeehauses versammelt, in dem zum Tanz aufgespielt wurde. In eigentümlichen Bewegungen, mit krummem Rücken und aufgestelltem Schwanz bewegten sie sich springend auf einander los, bis plötzlich der Kopf eines alten Weibes drohend aus der Dachluke auftauchte und den in wilder Hast Fliehenden zornige Worte nachrief. Diesmal hatte die Katze nicht nur die Klangschönheit, sondern auch die Bedeutung des Rhythmus erfaßt.

Nicht minder interessant ist bei der Katze die eigentümliche Mischung der ursprünglichen Wildheit mit den durch ihre Zähmung erworbenen Eigenschaften. Das kranke Tier hat die Gewohnheit, sich zu verstecken, um in seiner Schwäche nicht eine Beute starker Feinde zu werden; das Weibchen vor seiner Niederkunft folgt dem gleichen Instinkt der Selbsterhaltung. Die Katze aber wendet sich um Hilfe an den Menschen, ergibt sich seiner Sorgfalt und fügt sich seiner höheren Intelligenz. Nur zeitweise gewinnen die alten Instinkte die Oberhand, und das Freiheitsbedürfnis regt sich mächtig. Eine Katze verließ drei Tage lang ihre kaum geborenen Jungen, um schließlich wund und über ihr eigenes Tun erschrocken, an den Herd der Herrin zurückzukehren, die inzwischen die Rolle der Mutter den armen Kleinen gegenüber in wunderbarer Weise gespielt hatte. Dabei weiß die Katze sehr wohl, daß sie auf ihren Wanderungen im Vergleich mit dem häuslichen Leben nichts zu gewinnen hat, denn sie kehrt schmutzig und hungrig mit gesträubtem Fell und müdem Blick nach Hause zurück. Aber wem ist nicht manchmal die Freiheit lieber als das philiströs-behagliche Auskommen in der Gefangenschaft? Das Bedürfnis des „Austobens", des rastlosen Kräfteverbrauchs in gefahrvollen Gängen und Sprüngen bei Tag und Nacht ist bei der Katze unausrottbar. Diese Perioden fieberhafter Aufregung, meist sexueller Art, werden dann von längeren Schlaf- und Ruhezeiten unterbrochen, während deren der geschwächte Organismus sich rekonstituiert.

Das Verhältnis zu ihren Jungen hat ebenfalls seine Besonderheiten. Bei den meisten Tieren frappiert den Menschen die kurze Zeit des mütterlichen Verhältnisses, und er empfindet es als eine Roheit, daß nach wenigen Monaten schon Eltern und Kinder einander nicht mehr zu kennen scheinen oder wirklich nicht mehr kennen. Er vergißt dabei, daß die Tiere eine viel zu zahlreiche Nachkommenschaft haben, als daß sie ihr ein Leben lang nachgehen oder den Verschwundenen nachtrauern könnten, daß ferner das Junge in kurzer Frist so selbständig wird, daß es nach mütterlicher Fürsorge kein Verlangen mehr trägt. Immerhin hat die Besorgtheit der Katzenmutter in den ersten Wochen etwas Rührendes, zumal dann, wenn die Kleinen untereinander so vergnügt sind, daß sie nach der Alten nicht mehr fragen. Umsonst versucht sie durch klägliches Rufen die Aufmerksamkeit wieder auf sich zu lenken, und bescheiden schaut sie aufmerksam von außen durch die Ritzen des Korbes, in dem die Kleinen ihre ersten tollen Sprünge machen.

Das Spiel als Kraftüberschuß findet sich bei Tier und Mensch; überall hat es auch schon eine tiefere Bedeutung durch den charakteristischen Hinweis auf den zukünftigen Beruf des Spielenden. Buben und Mädchen spielen mit Puppen und Soldaten gemeinsam, bis sich bei der wachsenden geschlechtlichen Differenziertheit in diesen die Mütterlichkeit, in jenen der Tatendrang regt. In den ersten Lebensmonaten fragen sie freilich nicht nach der Nachbildung des menschlichen Lebens, sondern nach diesem selbst in seiner primitivsten Form, d. h. nach beweglichen Dingen. Der Hampelmann, das quiekende Tierchen genügen auf lange hinaus. — Auch bei der Katze ist das Spiel zunächst Selbstzweck, dann Vorbereitung auf den Nahrungserwerb durch Raub. In jedem Spiel ist dieses unverwertete Moment, das für die spätere Entwicklung bedeutungslos bleibt: die ihr Auskommen findende, ältere Katze spielt nur noch zum Vergnügen und ohne praktischen Nebenzweck. Frau Michelet hatte es mit einem hölzernen Hausrumpf versucht, der in heftiger Bewegung die Arme ausstreckte, ihre junge Katze aber gar nicht zu interessieren schien. Eine Maus aus braunem Tuch und Watte gefiel ihr besser, sie spielte nicht nur mit ihr wie mit dem lebendigen Tier, sondern nahm sie auch in die Pfotenarme, um mit ihr einzuschlafen wie das Kind mit seiner Puppe. Ueber die Pfotenbewegungen der Katze und die Ausdrucksfähigkeit dieses Organs, das zugleich bitten, strafen und liebkosen kann, weiß Frau Michelet viel Nettes zu erzählen.

„Die Katzen haben ihr Gehirn an der Pfote; hier liegt ihre Grazie, und die Gesten der Pfote sind ihr anatomisches und zerebrales Geheimnis. Die Pfote ist ein Jagdwerkzeug und eine wollüstige Offenbarung, aber sie trägt und geht auch, was sie ein wenig verhärtet. Keine Frauenhand ist empfindsamer; man fühlt ihre warme Elektrizität, ihr nervöses Leben, ihre innere Bewegung. Die lebendigen, geheimen Regungen magnetischer Art, die aus der Tiefe des Wesens kommen, verraten sich in dem Zusammendrücken und Ausstrecken dessen, was Finger wäre, wenn die Funktion aus ihr nicht ein anderes Organ gemacht hätte." — Aus dem Bedürfnis, die Pfote möglichst weich und sensibel zu erhalten, erklärt unsere Psychologin wohl mit Recht den Widerwillen der Katze vor dem Straßenschmutz, der sie beschwert und abstumpft. Dem Hunde geht diese Grazie der Bewegung, die etwas entschieden Menschliches hat, völlig ab. Die saugende Katze drückt leise mit der Pfote die Mutterbrust, und im Wohlgefühl der Liebkosung streckt sie, auf dem Rücken liegend, die Pfötchen nach dem Menschen aus wie das Kind seine Arme. Auch die Stimme der Katze kann unter Umständen der des Kindes zum Verwechseln ähnlich sehen, wie sie überhaupt sehr ausdrucksvoll ist und wenigstens für unser menschliches Ohr über reichere Nüancen als die des Hundes verfügt. Wer kennt nicht das klägliche, gedehnte Miauen, das zu einem langgezogenen, tiefen Klagelaut wird und so unwiderstehlich komisch klingt? Wer kennt nicht die Katzenduette, deren beide Stimmen von zwei ganz verschiedenen Tieren zu kommen scheinen, und die so außerordentlich stark klingen, daß man den weichen, kurzen, kaum hörbaren Klageschrei der hungrigen oder Einlaß begehrenden Katze kaum demselben Wesen zuschreiben möchte?

Daß die sogenannte Falschheit der Katze ein menschlicher Irrtum ist, dürfte hinlänglich bekannt sein. Mit Unrecht überträgt der Mensch seine moralischen Begriffe auf das Tier, das er nicht versteht und das ihn noch weniger begreift. Es ist bequem, ein Tier ins Unrecht setzen zu wollen, weil eine unwillkürliche Bewegung uns unangenehm überraschte. Wenn Frau Michelet gleichwohl von ihrem Erziehungswerk an den Katzen spricht und bei ihnen eine Art Gewissensbisse über begangenes Unrecht und reuige Zerknirschtheit konstatiert, die sich in scheuer Zurückhaltung und flehentlichen Blicken äußert, so vergißt sie, daß hier Wortklang und Blicke in ihrer suggestiven Wirkung allein im Spiele sind, nicht aber moralische Erwägungen.

Auch die vielbesprochene Grausamkeit der Katze, über die sie allzu schnell hinweggleitet, scheint uns mit Nachsicht beurteilt werden zu müssen, ebenso wie die verwandten Lebensäußerungen des unerzogenen Kindes. Sie ist meist zunächst nichts als Neugierde, das Verlangen, zu wissen, wo in dem Tiere das Bewegungselement sitzt, und wie man es wohl steigern oder momentan aufhalten könnte. Wie das Kind sein Spielzeug zerbricht, um zu sehen, „was darin ist", so reißt es später der Fliege die Beine aus, so ohrfeigt die jagende Katze mit scharfer Kralle die Maus, bis sie blutig verendet. Dem denkenden Kinde kann man mit der Zeit die Erwägung beibringen, daß die Qual der Kreatur größer ist, als die Lust des Quälenden, daß Rücksicht und Mitleid über befriedigte Neugier geht; die Katze als halbgezähmtes Raubtier bleibt trotz Züchtigungen aller Art diesen Reflexionen ewig unzugänglich.

Zwei Dinge haben von jeher das Interesse für die Katze wachgehalten: ihre Sauberkeit und ihre nächtlichen Gänge. Jener verdankt sie die fast religiöse Verehrung in Arabien und Aegypten; diesen ihre Anziehungskraft auf romantisch gestimmte Menschenseelen, die das Geheimnisvolle, Lautlose und Undisziplinierbare der Katze über die polternde Ehrlichkeit des Hundes stellen. Ueber das Nachtleben der Katze und ihre nächtlichen Verwandten, Eule und Fledermaus, hat auch

Digitized by Google

Madame Michelet ein ungemein anziehendes Kapitel. Am Tage schläfrig und lahm, das Licht wie geblendet mit den erloschenen Augen meidend, verhält sich die Katze ruhig. Mit dem wachsenden Dunkel kehrt das Leben in sie zurück, doch ist das völlige Dunkel wieder nicht ihr Element. Künstliches Zimmerlicht scheint allen Katzen zu widerstreben, die Abend- und Morgendämmerung behagt ihnen zugleich mehr; aber die helle Mondnacht ist ihr Paradies. Jetzt erst wagt sie das Auge ganz zu öffnen und der Umgebung gerade ins Gesicht zu sehen. Denn die Katze, ohne furchtsam oder, wie man oft glaubt, feige zu sein, ist ungemein vorsichtig und ermißt zum voraus Umfang und Größe etwa drohender Gefahren. Sie hat ein außerordentliches Gattungsgedächtnis, das sie bei jedem verdächtigen Laut an die von dem ganzen Geschlecht erlittenen Unbilden warnend erinnert. Anderseits übertreibt sie keineswegs ihre Vorsichtsmaßregeln und hält ruhig stand, wenn sie sich der Gefahr gewachsen glaubt. Sind die Nachtstunden für sie Augenblicke der höchsten Extase, so schließen sie auch Momente größter Angst ein. Selbst die besten Katzen sterben oft genug eines gewaltsamen Todes. Das Gift, das Wasser, der Stein sind ihre Feinde, gegen die es keine Hilfe mehr gibt. — Frau Michelet wurde mehrmals nachts durch einen furchtbaren Schrei geweckt: es war der Todesruf einer Katze, der die berufsmäßigen Katzentöter das Fell abgezogen hatten. Der Bosheit grausamer Menschen sind auch die Mehrzahl der schönen, wohlgepflegten und liebevollen „Versuchskatzen" zum Opfer gefallen, die Frau Michelet ihr eigen nannte.

Ihre Liebe erstreckt sich aber noch weit über die felis domestica hinaus zu den weiteren Verwandten ihrer Lieblinge. Unter der Ueberschrift „Der Katzenvogel" bietet sie am Schluß ihres Werkes eine liebevolle Beschreibung der Eule und besonders des Käuzchens. Seine Liebe für die Jungen, die Entbehrungen und Gefahren, denen es durch seinen schlechten Flug- und Sehapparat ausgesetzt ist, seine Nützlichkeit für die Landwirtschaft durch Vertilgung der Feldmäuse sollen uns über seine Häßlichkeit hinwegtrösten. In einer kühnen Parallele wird der Adler als gefräßiges Raubtier von dem Käuzchen in den Schatten gestellt, und die nicht nur physische, sondern auch psychologische Aehnlichkeit des letzteren mit der Katze überzeugend nachgewiesen. Verlockend war natürlich der Ausblick auf die geschichtliche Rolle des Käuzchens (nicht der „Eule") als heiliger Vogel der Athene und Freund der Araber, die in dem von der Verfasserin oft zitierten „Schatz der Brüder der Reinheit" bemerken: „Es wohnt beim Menschen in den Ruinen. Es ist der enthaltsamste und unabhängigste aller Vögel. Den ganzen Tag fastet es und weint aus Gottesfurcht (sic!). Nachts ruft es die Sorglosen zur Pflicht und zum Dienste Gottes." Man denke auch an die Rolle des Käuzchens als Todesrufer und weiser Vogel in der germanischen Mythologie und an die Rache des rohen Menschen an dem allzuklugen, Schlimmes weissagenden Vogel, der um seiner vermeintlichen Schädlichkeit willen lebendig an die Scheunen genagelt wird.

* * *

Es hat etwas Rührendes, wie Frau Michelet in wahrhaft mütterlicher Zuneigung lange Jahrzehnte dem Studium der Katzenart widmet, und wie sie ihre Zeit zwischen den Haushalt und die Gattenpflichten auf der einen, die Fürsorge für die Tiere auf der anderen teilt. Sie hat sie so sehr geliebt, daß sie nicht einmal dazu kam, im Zusammenhang über sie zu schreiben. Was sie uns hinterlassen hat, ist gleichwohl bedeutsam. „Nur eine Frau," schrieb ihr Champfleuri, der Verfasser eines anderen Katzenbuchs, „kann von der zarten Natur der Katzen reden, und unter den Frauen sind Sie durch Ihre tief empfundenen Schilderungen diejenige, die am besten die tausend Katzenarten zu schildern versteht." — Nur eine Französin, fügen wir hinzu, konnte sich dieser Aufgabe mit soviel liebenswürdiger Anmut und in so abwechslungsreicher Schilderung entledigen.

Villars sur Ollon (Waadt).

Ed. Platzhoff-Lejeune.

Aus dem Leben russischer politischer Verbannter.

2. Weitere Schicksale der Belagerten.

Die fünfundfünfzig Ueberlebenden, von denen ein jeder zu zwölf Jahren Zwangsarbeit verurteilt war, wurden zur Verbüßung ihrer Strafe nach dem Süden Sibiriens verschickt. Die Reise zur Zwangsarbeit glich einem Triumphzuge. Ueberall kamen die politischen Schicksalsgenossen in Gruppen an den Weg, veranstalteten Begrüßungen, boten armselige Bewirtungen, sangen revolutionäre Lieder und dergleichen mehr. Die Verwaltung sah die entschlossene Stimmung der Verbannten, ließ sie in Ruhe und war den Vorgängen gegenüber nachsichtig. Während des Transports, bei Gelegenheit des Nachtquartiers in einem Dörfchen, gelang es dreien von den Verurteilten — zwei Männern und einer Frau — glücklich zu entkommen und ins Ausland zu fliehen. Vordem schon hatte einer der Revolutionäre, ein früherer Armeeoffizier, ein prächtiger und gemütvoller Kamerad, seinem Leben ein Ende gemacht. Er fürchtete, daß er nicht die Kraft besitzen würde, alles stoisch zu ertragen, und darum zog er es vor, mit dem Leben abzuschließen.

Endlich kamen die Uebriggebliebenen in das Deportationsgefängnis zu Alegandrowsk. Hier sollten sie bis zu ihrer Absendung nach dem Bestimmungsorte bleiben. Der größte Teil der Verurteilten hatte die Revision der Gerichtsverhandlung verlangt, von dem Wunsche geleitet, aus dem Prozesse ein starkes Agitationsmittel für die öffentliche Meinung in Rußland und Westeuropa zu schaffen. Bloß siebzehn der Verurteilten lehnten eine Revision des Prozesses ab und wiesen dabei auf den Umstand hin, daß bei der Herrschaft der absolutistischen Bureaukratie die Gerichtsverhandlung eine bloße Komödie darstelle, an der teilzunehmen sich für einen Revolutionär nicht schicke. Diese Gerichtskomödie sanktioniere nur in den Augen des großen Publikums die Willkür, die der Absolutismus ausübe. In diesem Sinne überreichten sie dem Gericht einen Protest. Solche Meinungsverschiedenheiten trübten aber die allgemeine Eintracht nicht.

Das gute kameradschaftliche Einvernehmen zeigte sich sofort bei einem Unternehmen, an dem die Bewohner einer der drei Baracken, die für die Verurteilten bestimmt waren, gemeinsam teilnahmen. Sechzehn Bewohner dieser Baracke beschlossen, zu fliehen. Zu fliehen aus einer Festung, die durch hohe Mauern und unzählige Wachen gesichert ist, in der man unter ständiger Aufsicht der Gefängnisverwaltung lebt! Es begann eine freiwillige Zwangsarbeit. Ein Messer und ein einfaches Stemmeisen waren die einzigen Werkzeuge, mit denen die sechzehn kühnen Kameraden ihre Arbeit begannen. Sie durchbrachen ein Brett in der Diele und gingen unter die Erde; dort stießen sie auf Gestein. Die unglaublichsten Schwierigkeiten hielten die Unermüdlichen nicht ab. Hände und Zähne waren ihre Haupthelfer. Eine Unmenge Erde wurde allmählich ausgeschachtet. Sie arbeiteten in Schichten. Niemand sollte die Arbeit und das Treiben merken. Es waren Posten zur Beobachtung der Gefängnisaufseher aufgestellt; im Fall eines Alarms wurde ein verabredetes Zeichen in den unterirdischen Gang gegeben, und alle zogen sich sofort nach oben zurück. Die Fertigkeit im Ablegen der Arbeitsanzüge und im Umkleiden war so weit gebracht, daß dazu höchstens fünf Minuten gebraucht wurden. Jeder arbeitete acht Stunden Tag und Nacht. Alle waren bis aufs äußerste erschöpft; aber die Hoffnung auf eine baldige Befreiung verlieh allen Ausdauer. Schließlich war ein unterirdischer Gang von 87 Meter Länge hergestellt. Drei Monate dauerte ununterbrochen die Arbeit, und niemand außer den Teilnehmern wußte etwas davon. Sogar die Bewohner der anderen Baracken hatten davon keine Kenntnis.

Endlich erblickte der an der Spitze Arbeitende, nachdem er eine Bresche geschlagen hatte, vor sich Schnee und etwas weiter Wald. Sofort trafen alle die Vorbereitungen zur Reise, und einer nach dem anderen (es war Nacht) verließ die Stelle seiner

Digitized by Google

Leiden. Unglücklicherweise war der Durchgang so eng, daß einer von den Flüchtlingen, der etwas stärker als die anderen war, nicht hindurchkriechen konnte. Aber es war keine Zeit, lange nachzusinnen. Jede Verzögerung konnte das ganze Unternehmen verderben; dieser Teilnehmer an der gemeinsamen Arbeit blieb also notgedrungen zurück.

Sechs von den fünfzehn gelang es, ins Ausland zu entkommen, die übrigen neun wurden nach einigen Tagen in verschiedenen Ortschaften festgenommen. Nicht lange hatten sie die Freiheit genossen. Bald wurde über die, welche eine Revision des Prozesses verlangt hatten, das zweite Urteil gefällt. Die Gerichtsinstanz hatte nicht viel Zeit für die Verhandlung gebraucht; sie bestätigte das frühere Urteil im großen ganzen, beschloß aber, beim Zaren eine Milderung des Urteils, nämlich die Umwandlung der Strafe in zweijährige Festungshaft, nachzusuchen. Die grausame Sinnlosigkeit des ersten Urteils konnte schwerlich besser dargetan werden. Die Gnade des Monarchen anzurufen, steht einem russischen Revolutionär aber nicht an, und der Gerichtsbeschluß rief seitens der Verurteilten einen starken Protest hervor.

Die siebzehn, welche keine Revision eingelegt hatten, wurden im April und Mai in die Bergwerke verschickt. Gefesselt, den demoralisierenden Verhältnissen der russischen Zwangsarbeit unterworfen, von leidenschaftlicher Sehnsucht nach der Heimat erfüllt, erwarten sie die Morgenröte der befreienden Revolution.

3. Die Flucht einer Frau.

Nachdem ich mein Urteil — drei Jahre und vier Monate in der Arrestantenkompagnie — vernommen hatte, war mein erster Gedanke zu fliehen. Um jeden Preis fliehen, Leben oder Tod finden, aber nicht in diesem lebendigen Grabe bleiben. Drei Jahre und vier Monate sind 1215 Tage: Und diese ganze Zeit über kläglich vegetieren zu müssen, 1215 Tage eingesperrt zu sein, wenn jeder Tag wie ein Jahr erscheint; keinen Schritt ohne Aufseher tun zu dürfen, nie die Möglichkeit zu haben, die Aufseher zu verhindern, jeder Zeit in die Zelle einzudringen, wenn es ihnen paßt! Jeden Tag mehreremal das Kreischen des Türschlüssels zu hören, das mit jeder Wendung des Schlüssels sich ins Gehirn hineinbohrt und die Brust zusammenschnürt! Drei Jahre und vier Monate, Tag für Tag, nur die Gesichter der Aufseher zu sehen, die oft sich wiederholenden Schreie, Schläge und das Geschimpfe oder das verzweifelte krankhaft hysterische Weinen der Nachbarinnen — der Kriminalinsassinnen — zu hören, und unter diesen Folgen der ewigen Zusammenstöße der Verwaltung mit den Gefangenen zu leiden! Diese ewige Aufpasserei und Spionage der Aufseher, ob man nicht jemand einen Zettel schreibt, oder ob man nicht einen Fetzen Zeitungspapier erwischt hat. Sobald der Aufseher derartiges bemerkt, beginnt die Untersuchung, wie und woher man es hat, und wer es einem übergab. Wenn aber der Ueberbringer oder die Ueberbringerin erwischt wird, dann — oh, Schrecken! — Schläge ins Gesicht, Prügel und Schlimmeres stehen ihnen bevor. Und zu wissen oder gar zu hören, wie der unglückliche Gefangene deinetwegen geschlagen wird, weil er dir einen Gefallen erweisen wollte, ist unerträglich. Man läuft wie eine Wahnsinnige in der Zelle herum, und jeder Wiederhall der Schläge fällt wie ein Hammerschlag auf das gequälte Gehirn. Man möchte mit dem Kopfe die Wände sprengen, sich die Haare ausraufen, schlagen, alles zertrümmern, aber helfen kann man nicht.

Andere Gefängnisse haben mehrere Stockwerke, und aus den Fenstern der oberen Etagen kann man Straßen, Menschen sehen; unser Gefängnis aber war einstöckig.

Fliehen, um jeden Preis fliehen; einerlei, wie es ausfällt, ich bin doch im Vorteil; selbst wenn mich die Kugel trifft, bin ich nicht schlechter daran. Es ist ja einerlei, denn hier verliere ich den Verstand. Wenn es aber gelingt, und ich werde frei sein — welches Glück! Aber wie fliehen: ich hatte ein zweijähriges Kind bei mir. Wie sollte ich mir die notwendigen Werkzeuge verschaffen? Und wenn ich sie erhalte, würde es mir auch gelingen, das eiserne Gitter zu durchbrechen? Denn alles müßte ja schnell und ohne Unterbrechung gemacht werden, und dazu ist viel Kraft nötig. Würden meine physischen Kräfte ausreichen?

Mir erleichterte der Zufall sehr die Flucht. Mein Junge erkrankte an Influenza und Nesselfieber. Er lag also im Fieber und hatte roten Ausschlag am Körper. Um seine Unterbringung und folglich auch um meine im Krankenhause des Semstwo wagte ich nicht zu bitten, weil infolge der Flucht zweier politischer Verbannter aus dem Krankenhause für alle, selbst die Schwerkranken und Wöchnerinnen, die Unterbringung daselbst untersagt war. Die Gefängnisverwaltung hatte erklärt: „Ihr könnt sterben, aber ins Krankenhaus kommt ihr nicht!" Zu meinem Glück besuchte indes gerade die Frau des Gouverneurs das Gefängnis in Begleitung des Arztes und des Inspektors. Als sie mein krankes Kind erblickte, nahm sie Interesse an ihm und bat den Arzt, das Kind genau zu untersuchen und ihr mitzuteilen, was dem Kinde fehle. Der Arzt untersuchte das Kind und erklärte, daß es aller Wahrscheinlichkeit nach Scharlach habe. „Was wird denn mit den anderen Kleinen geschehen," fragte die Frau des Gouverneurs, „sie können ja auch angesteckt werden, und es sind hier fünf Kinder?" — „Ja," antwortete der Arzt, „sie werden bestimmt angesteckt werden, wenn das kranke Kind nicht isoliert wird." — „Dann muß die Frau mit dem Kinde ins Krankenhaus geschafft werden," meinte die Frau des Gouverneurs. Vor der Frau des Gouverneurs mußte der Inspektor seine abscheuliche Grobheit unterdrücken, mit der er gewöhnlich in solchen Fällen antwortete. Er willigte also ein, daß ich mit meinem Kinde ins Krankenhaus übergeführt werden sollte.

Im Krankenhause wurde es mit meinem Kinde besser. Ich glaubte, einen Fluchtversuch wagen zu dürfen, der von hieraus kein Risiko bot, weil es im Krankenhause keine Aufseher mit Waffen gab. Man konnte mich also höchstens erwischen und zurückbringen. Ich war isoliert, sah niemand, mußte aber doch Freunden Nachricht zukommen lassen, denn ohne Hilfe von der Außenwelt konnte ich die Flucht nicht wagen. Endlich vermochte ich die Freunde in der Freiheit von meinem Vorhaben in Kenntnis zu setzen, und sie besuchten mich. Sie kamen einige Mal hintereinander und erregten dadurch einigen Argwohn.

Das Krankenhaus pflegte abgeschlossen zu werden, wenn die Pflegerinnen fortgegangen waren. Man konnte also nur an Flucht denken, solange sie im Krankenhause beschäftigt waren. Die Pflegerin hatte sich über einen Kranken gebeugt und legte ihm einen Verband an. Der Augenblick schien günstig. Es hieß, keine Zeit verlieren. Ich zog schnell meinem Jungen den zurechtgelegten Mantel an. Das Kind freute sich. „Wir gehen zur Tante" jauchzte es. „Schweig, mein Liebling, hier ist ein böser Onkel, wenn er dich hört, dann schließt er die Türe ab, und wir können nicht fortgehen." — Das Kind schwieg und brachte keinen Ton hervor, als ob es die Wichtigkeit des Augenblicks erfaßt hätte. Im Nu warf ich mir ein längst aufgehobenes Tuch um, nahm das Kind auf den Arm und schlüpfte fast vor den Augen der Pflegerin zur Tür in den Korridor hinaus. Im Vorzimmer machte ich mich ein wenig zurecht und ging schnell über den großen Hof des Krankenhauses. Sollte man nichts gemerkt haben? Ich lief eiligst und war bald außerhalb des Tores. Vor mir lagen ein paar Straßen; wenn ich nur den richtigen Weg einschlug, so konnte man mir nicht nachjagen. Zwanzig Minuten eilte ich so schnell wie möglich, lauschte, ob man mir nicht nachstellte, und endlich war ich in einer Seitenstraße der Stadt. Ich nahm den ersten besten Wagen.

Als ich mich schon außer Gefahr, d. h. in der Droschke, befand, stieg mir die Frage auf, wohin soll ich? Ich hatte sechzehn Monate im Gefängnis verbracht, und während dieser Zeit waren fast alle nächsten Freunde verreist, und wenn es auch solche in der Stadt gab, so wußte ich nicht, wo sie wohnten. Im revolutionären Leben machen sechzehn Monate ein ganzes Jahrhundert aus; wie viele Veränderungen treten bei jedem Revolutionär in solch einer Frist ein — der ist verhaftet, jener ist von Spionen verfolgt und versteckt sich mit Mühe und Not in einem entlegenen Winkel, der dritte ist geflohen, den vierten hat dieses Leben physisch zugrunde gerichtet, er verbringt seine letzten Tage irgend wo in der Ferne. Das

Digitized by Google

ist es, was man gewöhnlich zu hören bekommt, wenn man nach seinen Bekannten fragt.

Nachdem ich einige Straßen auf das andere Ende der Stadt zu gefahren war, verließ ich die Droschke mit dem schweren Gedanken — wohin? Ich kannte bloß eine Adresse, die man mir vor kurzem gegeben hatte, falls es mir gelingen sollte, aus dem Gefängnisse einen Brief oder einen Zettel abzuschicken; in dem Hause sollte man dann nach einer Lisa fragen und ihr den Zettel abgeben. Wer ist diese Lisa, und ist es jetzt ungefährlich, zu ihr zu gehen — das wußte ich nicht. Aber es gab keine Wahl, und ich beschloß, den Gang zu wagen. Ich trete ein und frage: „Ist Lisa zu Hause?" „Lisa ist verreist", lautete die Antwort. Wie ein Schlag auf den Kopf berührten mich diese Worte, ich blieb wie angewurzelt stehen und wußte nicht, was ich weiter sagen sollte. Wahrscheinlich konnte ich meine bittere Enttäuschung sehr schlecht verbergen, denn der alte Mann, der mir geöffnet hatte, trat zu mir und sagte: „Warum sind Sie so erschrocken, seien Sie nicht traurig, Sie können mir alles sagen — ich bin der Vater von Lisa." In diesen Worten lag so viel Teilnahme, daß ich mich sofort erleichtert fühlte, und ihm alles erzählte. Der prächtige Alte, wie hat er sich um mich gesorgt, und wie dankbar bin ich ihm! Er führte mich sofort in ein anderes Zimmer, gab mir und meinem Knaben andere Kleider. „Was sollen wir nun machen", sagte der Alte, „ich kenne manche Revolutionäre, sie kamen oft zu Lisa, aber ich weiß nicht, wo sie wohnen, und wie ich sie finden soll." Aber nach einer Weile erinnerte er sich einiger Revolutionäre in seiner eigenen Bekanntschaft, die er denn auch aufsuchte. Es war gegen acht Uhr abends. Ich blieb mit ein paar Kindern allein — wahrscheinlich die Enkel des Alten —, mit denen mein Knabe spielte, und ich war froh, daß ich mich bei guten Menschen befand, und schlummerte sogar ein wenig ein. Um elf Uhr abends eilte ein bekannter Kamerad auf die Nachricht von meiner glücklichen Flucht herbei. Er begrüßte mich freudig und suchte dann die Kameraden auf, die sich gerade über die Möglichkeit meiner Befreiung berieten. Während man noch hin und her diskutierte, erschien plötzlich der Kamerad, der mich gesehen hatte unter ihnen, teilte mit, daß er soeben von mir komme, daß ich schon seit drei Stunden mich in Sicherheit befinde, und daß ich schnellstens eine Wohnung brauche. Man eilte zu mir und brachte mich sofort unter.

Da die Wohnung wenig glücklich gelegen war, so konnte ich mit dem Kinde nicht lange dort bleiben, und es wurde beschlossen, ich müsse weiterreisen und mich vom Kinde trennen, sonst könnte man mir leicht auflauern. Mein Knabe war im Gefängnis, in der Einzelhaft mit mir, sehr ängstlich geworden, fürchtete sich vor Menschen und konnte keinen Augenblick ohne mich allein bleiben. Außerdem war er nach der Krankheit sehr schwächlich, und es war gefährlich, ihn aufzuregen. Aber ich mußte fort, so verlangten es alle. Die Trennung von meinem Kinde war unvermeidlich, man konnte sie höchstens auf ein paar Tage hinausschieben. Ich kleidete mich an, und mein Kind weinte: „Mama, nimm mich mit!" er umarmt mich mit seinen Händchen. „Die Pferde sind da! Wir haben keine Zeit zu verlieren, schneller," rufen die Kameraden. Ich reiße die Händchen des Knaben los und laufe fort. Er weint und bittet: „Mama, nimm mich mit!" Wir fahren schon an dem Gefängnis vorbei, in den Fenstern sieht man das trübe Licht der Lampen, und vor mir steht lebhaft das Bild dieser Totengruft. Ein freudiges Zittern durchlief meinen ganzen Körper bei dem Gedanken, daß ich nicht mehr dort sei, aber das Herz preßte sich vor Schmerz zusammen, daß dort viele Kameraden, viele teure und liebe Menschen geblieben waren. Und in den Ohren summt das Weinen und das Flehen meines Knaben: „Mama, nimm mich mit!"

Die Pferde jagen schnell dahin, und bald ist die nächste Eisenbahnstation erreicht. Die Lokomotive pfeift, wir haben uns verspätet — ein Billett können wir nicht mehr lösen. Ich eile auf den Wagen zu. Ich werde Strafe zahlen, aber ich muß mit dem Zuge mit. Man stößt mich vom Wagen zurück und ruft, daß ich ohne Billett nicht mitreisen darf. Der Zug eilt davon, und ich bleibe auf dem Bahnsteig. Der nächste Zug in derselben Richtung geht erst in zwei Stunden. Wohin soll ich nun? Auf der Station sind viele Menschen, und selbstverständlich gibt es auch Gendarmen und Spione. Zurück kann ich auch nicht. In den Warteraum für Damen darf ich ebenfalls nicht hineingehen, denn ich muß durch den ganzen Bahnhof, um dahin zu gelangen. Mir bleibt nur übrig, auf der Straße zu promenieren, bis der nächste Zug kommt. Diese zwei Stunden zogen sich sehr lange hin, endlich kam der Zug, der Kamerad löste ein Billett, und die Reise begann.

Alle meine Sachen waren selbstverständlich im Gefängnis geblieben und wurden konfisziert. Ich mußte anziehen, was mir geboten wurde und rasch beschafft werden konnte. Das eine Kleidungsstück war zu lang, das andere zu kurz. Wahrscheinlich fiel es auch anderen auf, denn ich wurde von vielen scharf beobachtet. Ich komme endlich bis zur Grenze und erfahre, daß es keine Möglichkeit gibt, an dieser Stelle ohne Paß über die Grenze zu kommen. Man muß eine andere Stelle suchen, um die Grenze zu überschreiten, und ich habe so wenig Geld. Ich glaubte, daß ich etwas vom Gelde behalten würde, um ein paar Monate im Auslande mich ausruhen zu können. Nun muß ich hin und herreisen, um eine Stelle zu finden, ins Ausland zu entkommen. Endlich fand ich einen unbewachten Ort, und der Uebergang über die Grenze gelang glücklich. Ich war froh und dachte, nun brauchte ich keine Furcht zu haben. Nur eins war unangenehm, daß ich so wenig Geld besaß. Ich mußte vierter Klasse fahren und jeden Pfennig zählen. Ich irrte mich jedoch, als ich annahm, daß ich mich schon in einem freien Lande befände und man mich nicht ausfragen würde. Ich kam jetzt mit den preußischen Gendarmen aneinander. Ich hatte nicht gehört, daß zur Abfahrt nach Berlin gerufen wurde, und bemerkte es erst, als alle den Wartesaal verlassen hatten. Ich fragte, wohin geht der Zug, und als ich hörte, es sei der Zug nach Berlin, lief ich schnell auf einen Wagen zu. Der Stationsgendarm aber packte mich an der Hand, verlangte meinen Paß und sagte im groben Ton, daß, wenn ich ihm meinen Paß nicht vorweise, er mich nicht weiterreisen lassen würde. Auf sein Verlangen, den Paß zu sehen, wiederholte ich bloß, daß ich ein Billett bis Berlin hätte; er möge mir einen Wagen zeigen. Nachdem er mich noch ein paar Minuten gequält hatte, wies er schließlich auf einen Wagen vierter Klasse, und ich fuhr ab. Ich wollte nach diesem Vorfall in Deutschland nicht bleiben und reiste in die Schweiz. In Genf fühle ich mich in der Tat gut aufgehoben, obwohl ich die Sprache nicht beherrsche.

Amerika, seine Bedeutung für die Weltwirtschaft und seine wirtschaftlichen Beziehungen zu Deutschland, insbesondere zu Hamburg. In Einzeldarstellungen. Mit zahlreichen Illustrationen und Karten. Herausgegeben von Ernst von Halle, Hamburg, Verlag der Hamburger Börsenhalle G. m. b. H. 1905.

Die Flut von Amerika-Büchern und Broschüren, die in den letzten Jahren über den deutschen und ausländischen Markt geströmt ist, hat bisher keine Erscheinung zutage gefördert, die die Hauptfragen des Wirtschaftslebens der Vereinigten Staaten und seiner Beziehungen zu Europa oder einzelnen europäischen Ländern zusammenfassend in brauchbarer Weise behandelt. Auch das vorliegende Buch kann diesen Ruhm nicht für sich in Anspruch nehmen. Ueber ein Dutzend Autoren haben Beiträge dazu geliefert, und die Titel ihrer Abhandlung umfassen tatsächlich einen großen Teil des in Frage stehenden Wissensgebietes. Ja noch mehr, sie betreffen auch sämtliche andere Länder der westlichen Kontinente. Naturgemäß ist der Wert der Beiträge sehr verschieden. Manche Autoren kannten die Union aus eigener Anschauung mehr oder minder genau, andere verließen sich ganz auf die Literatur, die ihnen, wie es scheint, nicht immer in genügender Vollständigkeit bekannt geworden ist. Leider haben auch manche unter den Mitarbeitern, die mit den Zuständen in den Vereinigten Staaten wohl vertraut sind, nicht die Gründlichkeit auf die Arbeiten verwandt, die vom Standpunkte der Wissenschaft sympathisch

Digitized by Google

berührt hätte. So hat der Herausgeber selbst, Ernst von Halle, den größten Teil seiner Kenntnis von Amerika leider vorläufig für sich behalten. Kuczynskis statistische Darlegung der Vereinigten Staaten ist dagegen eine hübsche Zusammenstellung der wichtigsten zahlenmäßig erfaßbaren Tatsachen, und Henry C. Emery bietet in seinem „Bank- und Börsenwesen" eine für den Laien wohl geeignete kurze Einführung in diese Fragen.

Die Abschnitte über die anderen amerikanischen Länder, die mir nicht aus persönlicher Anschauung bekannt sind, enthalten mit wenigen Ausnahmen nicht viel, was man nicht aus den bekannten statistischen Handbüchern und Kärgers „Landwirtschaft und Kolonisation im spanischen Amerika" leicht zusammenstellen könnte. Ein großer Teil der Autoren hat es sich — anscheinend auf Wunsch des Verlags — zur Aufgabe gemacht möglichst häufig Empfehlungen für Hamburger Firmen und speziell die Hamburg-Amerika Linie einzuflechten. Wenigstens diese große Schiffahrtsgesellschaft mit ihrer als hervorragend tüchtig bekannten Verwaltung brauchte doch den Deckmantel der Wissenschaft für ihre Geschäftsreklame nicht zu borgen.

Der Verlag hat dem Buche eine Menge, zum Teil recht mäßige Abbildungen eingefügt, die noch dazu vielfach nur in schwachem Zusammenhang mit dem Text stehen.

Theodor Vogelstein.

Hugo Wolfs Briefe an Oskar Grohe. Im Auftrag des Hugo Wolf-Vereins in Wien herausgegeben von Heinrich Werner. Berlin 1903, S. Fischer, Verlag.

Damit liegt denn nun der dritte umfängliche Band Wolfscher Briefe der Welt vor, und es ist wohl an der Zeit, zu fragen, ob und wie weit das Verständnis der Wolfschen Kunst durch diese Publikationen gefördert worden sei. Ich fürchte, die Antwort hierauf dürfte bei ernstlicher Prüfung der Sachlage sehr viel weniger günstig ausfallen als die Herausgeber dieser Sammlungen erwarten. Die Mehrzahl der bis jetzt veröffentlichten Briefe Hugo Wolfs stammt nicht aus der Zeit seines Werdens und gewährt seltener Einblicke in seine künstlerische Wesensentwicklung als etwa einen Ueberblick über die Beziehungen des Tondichters zur zeitgenössischen Musikwelt, in der er sich Geltung zu schaffen sucht. Damit ist bereits gesagt, daß von äußeren Verhältnissen darin mehr die Rede ist als von inneren Erlebnissen. Wolfs unruhiges Geblüt war aber zum Spiegel der Welt nicht eben tauglich, und so erscheint selbst der kleine Kreis seiner Freunde und seiner Anhängerschaft öfter in ganz verzerrtem Bilde. Viel zu viel erfährt man von der Alltagstragikomödie des um den Erfolg bemühten, mit Kapellmeistern und Sängern, Verlegern und Notenschreibern hadernden Komponisten, allzuwenig vom Schaffen und Arbeiten des Künstlers. Deutlich gibt sich auch darin wieder die „Naivität" seiner Schöpferart kund, die über die eigenen Taten baß erstaunt und dem Walten des Genius in der eigenen Brust mit scheuer Ehrfurcht gegenübersteht. Aus dieser Veranlagung begreift man sehr wohl die geringe Ausbeute, die Wolfs Briefe dem Psychologen und Aesthetiker liefern und vermag der wahllosen vollständigen Veröffentlichung seiner Korrespondenz vollends keinen rechten Sinn abzugewinnen. Von Fragen des Taktes völlig abgesehen! Es ist unleidlich, vertrauliche Aeußerungen von Freund zu Freund schon nach so wenigen Jahren der Oeffentlichkeit und damit der Mißdeutung der Pharisäer und Schriftgelehrten preisgegeben zu sehen. Man lasse der Welt fürs erste jetzt Zeit, sich in das Liederwerk Wolfs gründlich und vertraulich einzuleben. Daran ist der Kunst und den Manen des früh verblichenen Meisters mehr gelegen als an dem biographischen Kleinkram, der in diesen dickleibigen Briefbänden aufgetischt wird. Wie Wolf selbst über das in unserer Zeit zur Manie gewordene Herausgeben von Nachlässen gedacht hat, mögen künftige Editoren in dem Briefe nachlesen, den er am 24. Juli 1890 an seinen Freund Grohe schrieb. Er bezeichnet diesen „Unfug" dort mit einem Wort so hart und beleidigend, daß ich mich scheue es hierher zu setzen und auf diese vom Wiener Hugo Wolf-Verein gewiß im besten Sinne unternommene Publikation zu beziehen. Nachlesen und — bedenken!

H. Welti.

Kirche, Staat und Schule. Von Professor D. Dr. Wilhelm Rein in Jena. Moderne Zeitfragen. Herausgeber: Dr. Hans Landsberg. Heft 2. Preis 1 Mark. Pan-Verlag, Berlin SW. 61.

Eine gut geschriebene kleine Broschüre, die besonders von allen preußischen Abgeordneten, die zu dem in Aussicht stehenden Schulunterhaltungsgesetz mit konfessionellem Einschlag sachgemäß Stellung nehmen wollen, mit Nutzen gelesen werden könnte. Die ersten Abschnitte sind wesentlich historisch. Sie legen den Anteil der Kirche an der Entwicklung unseres öffentlichen Bildungswesens und den allmählichen Uebergang desselben auf den Staat in kurzen Abrissen dar. Durch Gegenüberstellung des deutschen, englischen und französischen Schul- und Bildungswesens kommt Rein zu der Forderung, unser Bildungswesen müsse sich „von den etwas chaotischen Zuständen Englands wie von den zentralisierten Verhältnissen Frankreichs fernhalten". Die Uniformierung des Bildungswesens wird in Deutschland schon dadurch unmöglich gemacht, daß die Einzelstaaten das Schulwesen in der Hand haben. Rein will die direkte Tätigkeit des Staates auf diesem Gebiete im großen und ganzen auf die Schulgesetzgebung, die Errichtung von Schulen, die Schulaufsicht, die Fürsorgegesetzgebung und die Lehrerbildung, also auf organisatorische Funktionen beschränken. „Der Inhalt muß den Einrichtungen aus anderen Quellen entnommen werden, die unabhängig vom Staate fließen." „Der Lehrer hat seinen Unterricht vor dem Forum der Wissenschaft, nicht vor dem Forum der Kirche oder des Staates zu rechtfertigen." „Der Staat darf in keinem Falle einen Zwang auf die religiöse Erziehung und Unterweisung ausüben." „Deshalb kann es auch nicht Sache des Staates sein, den Charakter der Schule zu bestimmen, ob sie Konfessionsschule oder Simultanschule sein soll. Das Recht kann allein den Familien zukommen." Reins Forderungen haben leider ihre Grenzen in den materiellen Grundlagen. Die von ihm verlangte Schulfreiheit kann und muß in Bezug auf den Religionsunterricht voll gewahrt werden, aber die Schulorganisation kann nur insoweit kleineren Gemeinschaften überlassen bleiben, als diese auch für die Kosten, die durch ihre Sonderansprüche entstehen, in vollem Umfange aufkommen. Den religiösen Gemeinschaften, und um diese handelt es sich zumeist, einen Kredit auf die Staatskasse zu eröffnen, geht nicht an. Frei kann nur der Geist der Schule, Wissenschaft und Lehre in ihr sein. Ihre Organisation aber ist ebenso durch die Gesetze des wirtschaftlichen Lebens bestimmt wie bei anderen großen Einrichtungen des Staates.

J. Tews.

Paul Matter: Bismarck et son temps. La préparation (1815—1862). Paris, Alcan, 1905.

Der außerordentlich rührige Herr Verfasser, dessen Werk über „Preußen und die Revolution von 1848" schon in diesen Blättern besprochen wurde, hat es unternommen, ein Leben Bismarcks zu schreiben, dessen erster, bis zur Uebernahme des Ministeriums im September 1862 gehender Teil uns vorliegt. Ist es schon für den Deutschen ein ebenso kühnes wie schwieriges Werk, den komplizierten Charakter und die ungeheuer umfassende Tätigkeit des genialen Staatsmannes zu schildern, sein Wirken auf dem Mutterboden der deutschen Volks- und Staatsentwicklung sachgemäß auseinanderzusetzen und nach seinen Verdiensten wie Irrtümern abzuwägen —, so noch mehr für den Ausländer, zumal für den Franzosen. Ist es doch diesem von vornherein schwer, vorurteilslos an Bismarcks Persönlichkeit heranzutreten. Sagen wir sofort, daß Herr Matter sowohl die größte Unparteilichkeit als auch eine seltene Kenntnis der verwickelten deutschen Verhältnisse vor der Einigung des Reiches besitzt. Kleine Fehler, wie die Schöpfung eines Staates „Hessen-Nassau" (S. 348) oder eines „Großherzogs" von Nassau (S. 391), kommen nicht in Betracht. Die Darstellung ist gefällig und flüssig; das Bild, das von dem Wesen, der Tätigkeit und den Beziehungen Bismarcks in der Jugend und dem ersten Mannesalter entworfen wird, ist zutreffend und klar, wenn auch noch gerade scharf gezeichnet noch tief gegründet. Den Ausländern bringt das treffliche Werk sicher viele und zuverlässige Aufklärung.

M. Phil.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weindausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 39. Berlin, den 24. Juni 1905. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Daß die Friedensaussichten im gegenwärtigen Stadium des russisch-japanischen Krieges keine hervorragend günstigen seien, war von vornherein klar. Auf Grund der bis jetzt bekannten Ergebnisse der Vorverhandlungen scheint aber ein noch größerer Pessimismus angebracht zu sein, als er beim ersten Auftauchen der Friedensmöglichkeit zutage trat. Schon die Ankündigung, daß Washington als Ort der gemeinsamen Verhandlungen ausersehen sei und der Beginn derselben frühestens am 1. August erwartet werden könne, läßt in Verbindung mit der Fortsetzung der kriegerischen Operationen in der Mandschurei auf die Unmöglichkeit eines baldigen Friedens schließen. Vom japanischen Standpunkt aus kann man die Abneigung gegen den Frieden in der gegenwärtigen Situation auch sehr gut begreifen. Zum erstenmal scheinen die japanischen Heeresmassen, die jetzt eine dreimonatliche Ruhepause hinter sich haben und um ihre rückwärtigen Verbindungen mit der Heimat nicht mehr besorgt zu sein brauchen, auch der Zahl nach den russischen bedeutend überlegen zu sein. Eben erst haben sie auf der ganzen Linie, wie es nach dem Gefecht von Liaoyangwopin scheint, erfolgreiche und vielversprechende neue Operationen gegen General Lienjewitsch und seine Truppen begonnen. Daß sie unter solchen Umständen von einem Waffenstillstand als Einleitung ernsthafter Friedensverhandlungen nichts wissen wollen, ist erklärlich. Das gute Zureden des Präsidenten Roosevelt und der friedliebenden Presse der unbeteiligten Nationen wird sie vermutlich ebensowenig von ihrem Standpunkt zurückbringen wie die Drohungen der so oft tapfer zurückgewichenen russischen Heerführer oder vorgeblich einflußreicher russischer Staatsmänner, die das Gespenst eines langwierigen furchtbaren Verzweiflungskampfes für den Fall weiterer militärischer Niederlagen heraufbeschwören.

Weniger begreiflich ist die offiziell wenigstens mit allem Eifer zur Schau getragene russische Abneigung gegen raschen Friedensschluß. Nicht nur seine augenscheinlich stark gefährdete militärische Position in der Mandschurei, sondern vor allem die zunehmenden und immer tiefer greifenden Wirren im Innern des Reiches scheinen gebieterisch schleunigen Frieden zu fordern. Daß Nikolaus II. jene Semstwodeputation empfing und anhörte, die im Auftrag eines von Trepow verbotenen und trotzdem abgehaltenen allgemeinen Semstwokongresses dringend die sofortige Einberufung einer wirklichen Volksvertretung und die vorherige Gestattung ungehinderter öffentlicher Diskussion verlangte, ist noch charakteristischer für die Ohnmacht des absolutistischen Regierungssystems als die verschiedenen Lesarten der Zarenantwort auf die freimütige Ansprache der Semstwovertreter. Und die bisher unwidersprochene Mitteilung, daß im Lager von Kraßnoje Selo eine aufrührerische Versammlung mehrerer hundert Offiziere stattgefunden habe, die gegen ihre weitere Verwendung als Polizeisoldaten und Henkersknechte protestierten, zeigt, daß auch das letzte und angeblich absolut sichere Bollwerk des Zarismus bedrohlich zu wanken beginnt. Unter solchen Umständen verlieren die krampfhaften Versuche russischer Stimmungsmache, als sei an baldigem Abschluß des Friedens vorläufig gar nichts gelegen, jeden realen Wert. Der Friedensschluß selbst wird freilich durch sie auch nicht beschleunigt. Es scheint vielmehr, als ob nachgerade auch auf dem Gebiet der Kriegs- und Friedenspolitik in Rußland dieselbe Planlosigkeit und Ratlosigkeit Platz greift, die der inneren Politik nun schon seit vielen Monaten das charakteristische Gepräge verleiht.

Die Entwicklung der Marokkofrage ist jetzt an dem Punkt angelangt, wo die Hoffnung auftaucht, daß sich schließlich auch England bereitfinden lassen wird, die Marokkokonferenz zu beschicken. Es bestände dann nur noch die Schwierigkeit, sich darüber zu verständigen, was denn nun eigentlich auf dieser Marokkokonferenz geschehen, verhandelt und beschlossen werden soll. Darüber wird jetzt emsig zwischen Frankreich und Deutschland verhandelt. Wie verschiedentlich mitgeteilt wird, „hat Fürst Radolin bisher Herrn Rouvier nicht ein Programm, auch nicht einmal Ansichten mitgeteilt, sondern nur Erwägungen; er war zu diesen Mitteilungen auch nicht beauftragt, sondern nur autorisiert." Es unterliegt aber kaum noch einem Zweifel, daß man sich schließlich gegenseitig doch noch klarmachen wird, was man auf der Konferenz eigentlich will. Wenn man das erst weiß, so wird man sich ja auch wohl verständigen, ohne vorher den Frieden Europas in Trümmer zu schlagen. In Paris sah man bereits blutige Gespenster: Krieg zwischen Frankreich und Deutschland, Krieg zwischen Deutschland und England, Triangelkrieg zwischen England und Deutschland und Frankreich. Das alles ist geheimnisvoll erwogen worden. Es hat sich dabei herausgestellt, daß das Vertrauen in die Zuverlässigkeit des europäischen Friedens nur sehr dünn ist, und daß man in dem Völkerverkehr jede Verrücktheit noch immer für möglich hält. Die Franzosen fühlen sich in diesem marokkanischen Handel in die Rolle jenes freiwilligen Kontrahenten versetzt, für den die Rechtssprache den Ausdruck erfunden hat: conctus voluit. Daß ihnen dabei nicht behaglich zumute ist, begreift sich leicht, und daß die Zuneigung für diejenigen nicht wächst, die sie in die unbequeme Rolle hineingedrängt haben, ist ebensowenig verwunderlich. Die Annahme, daß sie nach diesen Erfahrungen in der Politik des osterint, dum metuant die Vorteile einer intimen politischen Freundschaft mit Deutschland schätzen gelernt hätten, beruht jedenfalls auf sehr schwachen Füßen.

Die Ernennung des Barons Fejervary zum ungarischen Ministerpräsidenten, die Bildung seines Kabinetts aus lauter

Digitized by Google

unbedeutenden Freunden Tiszas und das königliche Handschreiben, das jede Verständigung über die wichtigen Heeresfragen mit den vereinigten Oppositionsparteien dauernd ausschließt, das alles hat Ungarn schließlich an den Rand der Revolution gebracht. Daß der Einzug des neuen Kabinetts in das ungarische Abgeordnetenhaus zu turbulenten Szenen führen würde, war vorauszusehen; daß er aber eine im höchsten Grade bedrohliche Wendung im Konflikt herbeiführte, das kommt vornehmlich auf Rechnung des unglaublich ungeschickten Vorgehens Fejervarys und seiner Hintermänner. Um dem drohenden Mißtrauensvotum zu entgehen, versuchte er das Parlament gleich nach Verlesung und Ueberreichung seines Berufungsschreibens mit sofortiger Vertagung zu überrumpeln. Daß die ohnedies heftig erbitterte und überaus wachsame Opposition durch den Versuch einer solchen Dupierung zum äußersten gereizt werden mußte, war vorauszusehen. So war der blamable Rückzug des neuen Ministeriums ein selbstverschuldetes Geschick. Als dann dem Kabinett Fejervary und damit zugleich denen, die es gegen den Willen der parlamentarischen Mehrheit und der Mehrheit des ungarischen Volkes zu senden für gut befunden hatten, in aller Form ein Mißtrauensvotum erteilt worden war, wurde das zurückgelassene königliche Handschreiben, das die Vertagung des Parlaments bis zum 15. September anordnet, unter unbeschreiblichem Tumult und mit demonstrativen Mißfallskundgebungen gegen den Grafen Tisza und den König Franz Joseph verlesen. Dann wurden auf Antrag des früheren Ministerpräsidenten Baron Banffy die weittragenden Beschlüsse gefaßt, daß die Vertagung ebenso verfassungswidrig sei wie das weitere Verbleiben des aufoktroyierten Ministeriums im Amt, und daß infolgedessen nicht bewilligte Steuern nicht erhoben, nicht bewilligte Rekruten nicht gestellt, Handelsverträge von der verfassungswidrigen Regierung nicht abgeschlossen und Zahlungen aus den Staatskassen für gemeinsame Ausgaben nicht geleistet werden dürften. Daß diese Beschlüsse im ungarischen Tieflande, wo die politische Erregung auf dem Siedepunkt angelangt ist, begeisterte Zustimmung finden werden, ist sicher. Am bezeichnendsten für den ganzen Ernst der Situation und für den einheitlichen Widerspruch gegen das Vorgehen der Regierung ist aber wohl die Tatsache, daß auch im ungarischen Magnatenhause die Vorstellung des neuen Ministeriums mit heftigen Protesten und einem scharf formulierten Mißtrauensvotum aufgenommen wurde, das mit der erdrückenden Mehrheit von 55 gegen 19 Stimmen votiert wurde.

Mit lebhafter Genugtuung wird allgemein die weitere Entwicklung des schwedisch-norwegischen Konfliktes zu friedlicher Lösung verfolgt werden. Der in Stockholm tagende außerordentliche Reichstag wird voraussichtlich den besonnenen Rat der Regierung befolgen und die beantragte Ermächtigung erteilen, daß Schweden mit Norwegen in Verhandlungen über die geschäftliche Regelung der tatsächlich vollzogenen Trennung beider Reiche eintritt. Daß diese Verhandlungen von seiten Norwegens mit denkbar weitestem Entgegenkommen geführt werden, unterliegt nach den freundschaftlichen Kundgebungen des norwegischen Storthings und Volkes an das schwedische Königshaus und den schwedischen Reichstag keinem Zweifel.

Die Kommission des preußischen Herrenhauses für Beratung des Bergarbeiterschutzgesetzes hat in zwei kurzen Sitzungen die Vorlage des Abgeordnetenhauses mit 12 gegen 7 Stimmen unverändert angenommen. Die Ansicht derer, die von vornherein diesem Haus der Standesherren und des Feudaladels trotz seiner konservativen Grundstimmung keinen ernsthaften Widerstand gegen die Wünsche der Regierung zutrauten, hat also recht behalten.

Die württembergische Regierung ist der fast einmütigen Aufforderung der zweiten württembergischen Kammer vom 16. Juni v. J. nachgekommen und hat den Entwurf einer Verfassungsreform eingebracht. Dieser Entwurf bereitet freilich den entschieden liberalen Elementen des Landes keine ungetrübte Freude, scheint aber doch eine brauchbare Grundlage zur weiteren Verständigung über eine fortschrittliche Ausgestaltung der württembergischen Verfassung zu bieten. Die Abgeordnetenkammer wird zwar künftig von ihren Privilegierten befreit und nur noch aus gewählten Abgeordneten bestehen, die, wie seither aus allgemeinem, direkten und geheimen Stimmrecht hervorgehen; dafür aber soll die Mitgliederzahl der zweiten Kammer von 93 auf 75 vermindert werden, wobei die Stadt Stuttgart, die nach der eingeleiteten Eingemeindung der Neckartalgemeinden den achten Teil der Einwohner des ganzen Landes umfaßt, statt des bisherigen einen, sechs Abgeordneten enthält, für deren Wahl der Proporz in Vorschlag gebracht wird. Die erste Kammer wird durch die aus der zweiten eliminierten sechs priviligierten Vertreter der Ritterschaft und der Kirche, (4 protestantische Prälaten und 2 kath. Geistliche) sowie durch je 2 Vertreter der Hochschulen, der Industrie und Landwirtschaft wesentlich verstärkt werden; dafür sollen dann die volljährigen Prinzen, Standesherren, Ritter und anderen erblichen Mitglieder im Lande ihren Wohnsitz haben und nicht mehr in absentia mitstimmen können. Man sieht, der ganze Regierungsentwurf ist weniger von fortschrittlichem Interesse diktiert, als von dem Bestreben, ein annehmbares Kompromiß zwischen allgemeiner freiheitlicher Volksstimmung und Wahrung altüberlieferter Formen und Vorrechte zu schaffen.

Wie stark in Bayern der widernatürliche Bund zwischen Klerikalen und Sozialdemokraten die gesunde Abneigung des sozialdemokratischen Empfindens gegen jedes Paktieren mit der schwarzen Reaktion geschwächt hat, geht aus der Skrupellosigkeit hervor, mit der die Einzelheiten des seither so häufig geleugneten Wahlschachers durch sozialdemokratische Organe urbi et orbi mitgeteilt werden. Mit einem politischen Zynismus ohne Gleichen verkündet die Augsburger „Schwäbische Volksztg." parteioffiziös:

„Zwischen den Parteileitungen des Zentrums und der Sozialdemokratie in Augsburg fanden am 13. Juni Verhandlungen statt zum Zwecke gemeinsamen Vorgehens bei der Wahlmänner- und Abgeordnetenwahl. Die Verständigung vollzog sich in glatter Weise, da durch die getroffene Vereinbarung die Grundsätze und Programme der beiden Parteien in keiner Weise berührt werden, vielmehr lediglich die Erringung der direkten Wahl gegen die Liberalen gemeinsames Ziel ist. Im Falle des Erfolges teilen sich die beiden Parteien in die in der Stadt Augsburg zu vergebenden beiden Mandate. In den durch diesen Beschluß sich notwendig machenden untergeordneten wahltaktischen Fragen wurde ohne Schwierigkeiten beiderseits befriedigende Uebereinstimmung erzielt, sodaß man dem Wahltage und den Wahlarbeiten mit Ruhe entgegensehen kann."

Es wird sich empfehlen, dieses wichtige Dokument schwarzroten Wahlschachers für solche künftigen Fälle gut im Gedächtnis zu behalten, in denen sich das Zentrum wieder als Hauptstütze der staatserhaltenden Parteien aufspielt.

In Sachsen hat der Landesverein der Freisinnigen Volkspartei zu den bevorstehenden Landtagswahlen einen erfreulich entschiedenen Wahlaufruf erlassen, der seine Spitze ausschließlich nach rechts richtet und damit allen wirklich liberalen Elementen im Lande die Kooperation bei den Wahlen erleichtert. Lebhafter noch als bei der Lektüre dieses Wahlaufrufs wachen alle unerfreulichen Erinnerungen an die frühere zähe Verteidigung der „Zweifrontenpolitik" wieder auf, wenn man den Kommentar des — „Berliner Tageblatts" liest: „Bemerkenswert ist besonders, daß sich das Wahlprogramm ausschließlich gegen die konservative Partei richtet und die Sozialdemokratie kaum erwähnt. Man mag theoretisch allerlei Möglichkeiten ausklügeln, wo das liberale Bürgertum auch gegen den Radikalismus von links zu kämpfen habe. Aber wenn es zum Klappen kommt, dann heißt es immer: Der Feind steht rechts!"

Die Gefahren der Hamburger Wahlrechtsverschlechterung werden intra et extra muros immer klarer erkannt. Dr. Karl Petersen, der als Bürgerschaftsmitglied und Vertreter des entschiedenen Liberalismus in vorderster Reihe gegen die Senatsvorlage ankämpft, stellt in der „Frankfurter Zeitung" knapp und treffend die wichtigsten

Digitized by Google

Gesichtspunkte zusammen, nach denen die Vorlage beurteilt werden muß:

„. . . Die ältesten Wahrheiten haben die Väter dieser Vorlage außer acht gelassen: Eine geistige Bewegung ist nicht dadurch zu bekämpfen, daß man ihre Geltendmachung einschränkt oder unmöglich macht; ein Gedanke setzt sich nur dann in die Wirklichkeit um, wenn er durch seine Richtigkeit die Kraft dazu hat. Wer der Ansicht ist, daß der Kampf zum Fortschritt führt, und daß es ohne Kampf überhaupt keinen Fortschritt gibt, wer also freie Betätigung der geistigen Kräfte eines Volkes als das Beste erkannt hat, darf nicht denjenigen Regungen die Freiheit nehmen, die seine Zustimmung nicht haben. Solche Fragen werden nicht entschieden durch die Anzahl ihrer Verfechter, sondern durch die Kraft, die ihnen inne wohnt. . . ."

Dafür, daß diese reaktionäre Vorlage nicht ohne weiteres von den Vertretern der im Grunde doch freiheitlichen, kampfesfrohen Bevölkerung Hamburgs abgelehnt wurde, macht Dr. Petersen vor allem den dortigen Liberalismus verantwortlich, dem jegliche organisierte liberale Gedankenarbeit in den letzten Jahrzehnten gefehlt habe. Die Berechtigung dieses Vorwurfs wird durch die neueste Tatsache erhärtet, daß fünf Bürgerschaftsmitglieder aus der Organisation der Freisinnigen Volkspartei austraten, weil sie durch offizielle Zusendung ihres Parteiprogramms etwas deutlich an die freisinnigen Grundsätze gemahnt wurden, und daß ferner die Leitung der Freisinnigen Volkspartei in Hamburg daraufhin erschrocken dem sechsten Bürgerschaftsmitgliede, das sich aus demselben Grunde streichen lassen wollte, zum Bleiben zuredete, da niemand verlange, „daß jedes Mitglied auf jeden Punkt des Parteiprogramms schwören müßte."

In Spanien hat die seitherige konservative Regierung, die schon längst von der Gnade ihrer parlamentarischen Gegner abhängig war, infolge eines verweigerten Vertrauensvotums demissionieren müssen. Mit ihrem Fiasko ist auch die konservative Partei zusammengebrochen und der König hat, nach Besprechung mit den führenden Politikern, Montero Rios mit der Bildung eines liberalen Kabinetts beauftragt.

* * *

Deutschland und England.

Eine Anzahl hervorragender englischer Munizipalpolitiker ist nach Deutschland gekommen, um die Einrichtungen in unsern großen Städten an Ort und Stelle zu studieren. Gerade in Bezug auf Munizipalreformen hat England in den letzten zehn Jahren sehr bedeutende Fortschritte gemacht. Unsere deutschen Stadtverwaltungen täten deshalb gut daran, den englischen Besuch demnächst zu erwidern, um sich davon zu überzeugen, daß auch jenseits des Kanals auf dem Gebiete der Städteverbesserung manches geschaffen ist, das Deutschland mit Nutzen nachahmen kann. Ueberhaupt ist jede Veranstaltung mit Freuden zu begrüßen, die das wechselseitige Verständnis zwischen Engländern und Deutschen erleichtert. Drei Viertel aller angeblichen Interessengegensätze zwischen England und Deutschland beruhen auf Unkenntnis und Einbildung, auf Vorurteilen, die eine ernsthafte Prüfung nicht aushalten.

Diese Vorurteile, von der Sensationslust genährt, sind in ihrer Gefährlichkeit nicht zu unterschätzen. Gerade gegenwärtig erleben wir es ja einmal wieder, daß eine internationale Frage wie die marokkanische, die für Deutschland eine untergeordnete Frage ist und England nur ganz indirekt berührt, nach und nach zu einem Streitfall aufgebauscht wird, in dem Deutschland und England die eigentlichen Gegner seien, während Frankreich die Rolle des tertius plorans spielen müsse. Dies Mißtrauen in die Absichten Englands hat in England ähnliche Gefühle ausgelöst, bis schließlich jede taktlose Preßäußerung, die in England gegen Deutschland und in Deutschland gegen England zum besten gegeben wird, als neuer Beweis für die bösen Absichten, die in beiden Ländern gegeneinander gehegt werden, gebucht wird. Es gibt in Deutschland heute zahllose wachsame Patrioten, die es sich nicht ausreden lassen, daß England beständig auf der Lauer liege, um bei passender Gelegenheit über Deutschland herzufallen, seine Kriegsflotte zu vernichten und seinen Welthandel zu zerstören. Wurde doch vor einigen Monaten selbst von einem Vizepräsidenten des deutschen Reichstages der Ruf: „Albion ante portas!" öffentlich ausgestoßen. Das ehrenwerte Parlamentsmitglied für Kreuznach wollte aus absolut sicherer Quelle — jeder politische Unsinn stammt aus absolut sicherer Quelle — erfahren haben, daß kurz zuvor ein Krieg zwischen Deutschland und England nur mit knapper Not vermieden sei. Leute, die es ganz genau wußten, erzählten damals, daß in Kiel und Wilhelmshaven bereits eine fieberhafte Tätigkeit geherrscht habe, und aus dem englischen Nebel ertönten Stimmen, daß der Graf von Tiele-Winckler in geheimnisvoller Mission Schottland aufgesucht habe, um zu erkunden, wie weit die Kriegsvorbereitungen gegen Deutschland schon gediehen seien. Das alles fällt zunächst noch in das Gebiet des Burlesken. Aber dies fortgesetzte Spielen mit dem Gedanken eines kriegerischen Konflikts zwischen England und Deutschland beeinträchtigt schließlich die Fähigkeit, die Beziehungen zwischen den beiden großen germanischen Reichen objektiv zu würdigen.

Wir sind die letzten, die dafür plädieren möchten, wirkliche Interessengegensätze mit sentimentalen Redensarten zu überbrücken. Selbst das schöne Wort, daß Blut dicker sei als Wasser, hat für uns in der Politik keine überzeugende Kraft. Aber wo liegen denn die gefährlichen Interessengegensätze zwischen England und Deutschland? Es bestehen industrielle und kommerzielle Rivalitäten. Zugegeben! Es besteht eine wirtschaftliche Konkurrenz auf fast allen großen Märkten der Erde. Aber ist das ein Grund, sich den Schädel einzuschlagen? Auch wenn man die englische Politik für noch so rücksichtslos und gewissenlos hält, — kann man ihr zutrauen, daß sie einen Weltkrieg entfachen würde, um einen wirtschaftlichen Konkurrenten mattzusetzen, mit dem das britische Reich einen jährlichen Warenaustausch im Werte von rund 100 Millionen Pfund Sterling unterhält?

Ein Krieg mit Deutschland ist doch kein Kinderspiel. Deutsche Staaten haben zahlreiche Kriege durchgemacht, bei denen England an Deutschlands Seite kämpfte. Aber bisher ist die chauvinistische Verrücktheit nie soweit gediehen, um einen Krieg zwischen England und deutschen Staaten herbeizuführen. Das ist doch kein geschichtlicher Zufall gewesen, sondern beruhte in letzter Linie auf dem Umstand, daß die nationalen Interessen beider Länder in keinem wirklichen Interessengegensatz stehen. Darf man verständigerweise annehmen, daß jingoistische Vorstellungen und Phrasen stark genug sein könnten, um die englische Politik trotzdem in einen kriegerischen Konflikt mit Deutschland hineinzureißen? Selbst wenn die Eifersucht gegen die kommerzielle Entwicklung Deutschlands in England so verbreitet wäre, wie es sich die Anglophobie bei uns einbildet, der Gedanke an einen Versuch, dieser kommerziellen Rivalität mit Gewaltmitteln ein Ende zu machen, ginge noch hinter die Politik der Navigationsakte zurück. Was berechtigt zu der Annahme eines Rückfalls Englands in solche barbarischen Anschauungen?

Man kann zugeben, daß die Chamberlainsche Agitation mit ihren protektionistisch-imperialistischen Tendenzen manche Anklänge an den Ideenkreis der Navigationsakte des langen Parlaments enthält, aber das Schiff, auf das Josef Chamberlain seine imperialistischen Hoffnungen geladen hatte, treibt heute als ein Wrack auf den Wellen der englischen Politik umher. Das englische Volk hatte es verlernt, darüber nachzudenken, weshalb es zum Freihandel übergegangen war und im Jahre 1849 auch die Navigationsakte aufgehoben hatte. Heute ist es sich in seiner überwältigenden Majorität des Segens einer Freihandelspolitik wieder bewußt geworden. Die Chamberlainsche Agitation hat die freihändlerischen Instinkte des englischen Volks wieder in Einsicht verwandelt. In England zweifelt heute kein Kundiger mehr daran, daß die liberale Partei, die den grundsätzlichen Freihandel vertritt und jedem abenteuer-

Digitized by Google

lichen Imperialismus abgeneigt ist, bei den nächsten allgemeinen Wahlen eine Mehrheit bekommen wird, wie sie seit Einführung des Freihandelssystems in England nicht gesehen wurde. Und dies England mit seinen neubefestigten freihändlerischen Grundsätzen sollte Neigung verspüren, sich in einen lebensgefährlichen Weltkrieg zu stürzen, um den wirtschaftlichen Konkurrenten Deutschland allen freihändlerischen Anschauungen zuwider vom Weltmarkt zu verdrängen?

So phantastisch diese Vorstellung erscheint, so klar liegt andererseits gerade auf dem Gebiete des Welthandels die Interessengemeinschaft beider Länder, eine Interessengemeinschaft, die sich aufbaut auf dem Grundsatz der offenen Tür. Die möglichst freie Konkurrenz auf dem Weltmarkte, nicht die gewaltsame Verdrängung der Konkurrenten vom Weltmarkte, das ist für England wie für Deutschland die einzige Politik, die den großen wirtschaftlichen Interessen beider Länder wirklich gerecht wird. Und England hat ja bisher gezeigt, daß es gewillt ist, diese Politik der offenen Tür nicht bloß anderen freundschaftlichst zur Nachachtung zu empfehlen, sondern auch bei sich selbst zur praktischen Durchführung zu bringen. Unsere deutsche Handelspolitik ist von einer solchen grundsätzlichen Konsequenz allerdings noch weit entfernt. Sie schwärmt für die offene Tür — in China und Marokko und ist gleichzeitig bemüht, dem Eingang fremder Waren nach Deutschland durch immer höhere Zollbarrieren Hindernisse zu bereiten. Wäre in England die deutsche Handelspolitik die herrschende, so hätte Deutschland mehr Ursache, auf seiner Hut zu sein. Aber zum Glück für Deutschland herrschen ja in England nicht die handelspolitischen Grundsätze, die bei uns maßgebend sind.

Theodor Barth.

Die Sozialdemokratie seit Dresden.

Als ich 1894 Friedrich Engels in London aufsuchte, traf ich ihn gerade in Festesvorbereitung. Die deutsche Sozialdemokratie hatte wieder einmal bei einer Nachwahl einen Reichstagswahlkreis erobert. Er erklärte mir, daß er jeden außerhalb der allgemeinen Wahlen gewonnenen Wahlkreis durch ein Fäßchen Bier zu feiern pflege, zu dem er die hervorragenderen deutschen Genossen Londons einlade. „Die Geschichte wird mir allmählich etwas teuer," fügte er schmunzelnd hinzu.

Lebte Engels noch, so würde er keine Sorge mehr um seinen Geldbeutel zu haben brauchen. Die Zeit der sozialdemokratischen Ersatzwahlsiege scheint vorüber zu sein. Seit den allgemeinen Wahlen von 1903 hat die Sozialdemokratie kein Mandat gewonnen, obwohl sie in einer Reihe scheinbar sehr aussichtsreicher Wahlkreise auftrat, ja sie hat drei Reichstagssitze eingebüßt — ein in der Parteigeschichte bei Ersatzwahlen unerhörter Vorgang.

Noch schmerzlicher als die Niederlagen an sich ist für die Sozialdemokratie die Tatsache, daß sie bei sämtlichen Ersatzwahlen an Stimmen verloren hat. Der Rückgang bei der letzten Wahl, der in Hameln, war so erheblich, daß selbst das sozialdemokratische Zentralorgan auf jeden der sonst üblichen Entschuldigungsversuche verzichtete und offen eingestand: wir befinden uns nicht mehr in der Offensive, sondern in der Defensive!

Für eine Angriffspartei par excellence, wie es die Sozialdemokratie ist, könnte es nichts Vernichtenderes geben, als wenn sich der Stimmenrückgang bei den Ersatzwahlen zu einer Abnahme der Gesamtziffer bei allgemeinen Wahlen verdichtete. Man versteht es, wenn dem gepreßten Herzen der „Münchener Post" sich der Stoßseufzer entringt:

„Unerträglich, ja schier undenkbar ist für uns der Gedanke, daß jemals allgemeine Reichstagswahlen, die unter dem gegenwärtig geltenden Wahlrecht vorgenommen werden, einen Rückgang, ja auch nur einen Stillstand unserer Parteientwicklung ergeben könnten ... Die Menschen sind unser Reichtum, die Massen sind unsere Hoffnung, auf der grundsätzlichen Ueberzeugung, daß die Einsicht des Volkes schließlich uns recht geben werde, beruht unsere ganze Wirksamkeit als einer demokratischen Partei."

Ein beträchtlicher Teil des Zaubers, den die Sozialdemokratie auf die Arbeitermassen und die bis vor kurzem immer wachsenden Scharen der Mitläufer ausgeübt hat, beruhte auf der einfachen Tatsache ihres scheinbar unaufhaltsamen Wachstums. Der Erfolg wirkt. Die Masse zieht die Masse an. Wer sich auch nur ein wenig auf Massenpsychologie versteht, wird es begreiflich finden, daß nichts für die Sozialdemokratie stärkere Propaganda machte, als der auf ihren Stimmziffern sich aufbauende Glaube, ihr gehöre die Zukunft. Naumann hat öffentlich als das entscheidende Ergebnis seines Oldenburger Wahlkampfes die Erfahrung bezeichnet, daß die Nationalsozialen an dem Massenzauber der Sozialdemokratie gescheitert seien. Selbst die Arbeiter, die ihm verstandesmäßig zustimmten, hätten zumeist doch für die Sozialdemokratie gestimmt, weil sie in ihrem ungeheueren Schwergewicht die Arbeiterinteressen am wirksamsten vertreten glaubten.

Fällt der Ueberzeugung von der durch nichts aufzuhaltenden Stoßkraft der Sozialdemokratie, so bleibt sie zwar noch eine sehr mächtige Klassenpartei, aber sie hört für die zahllosen Leute, die immer zum größten Haufen laufen, auf, die Partei der Zukunft zu sein.

Jahrzehnte hindurch hat das Wachstum der Sozialdemokratie jede politische Konstellation überdauert. Mochten die Verhältnisse bei einer Wahl günstig oder scheinbar noch so ungünstig sein, ihrer Siegkraft schien es nichts auszumachen. Die rauhen Tage des Sozialistengesetzes konnten ihr ebenso wenig etwas tun, wie die sonnigen Zeiten des „neuen Kurses". Sie schritt mit Siebenmeilenschritten voran, einerlei, ob ihr der Sturm des Ausnahmegesetzes entgegentoste oder ob laue Lüfte den Zorn ihrer Anhänger einschläfern zu können schienen.

Seit 1903 ist es anders geworden. Die politische Lage hat sich nicht etwa sonderlich ungünstig für sie gestaltet. Eher im Gegenteil. Nach einem bekannten Diktum Bebels lebt sie ja nur von den Fehlern ihrer Gegner. An solchen Fehlern hat es in den letzten zwei Jahren wahrlich nicht gefehlt. Wirkungsvollstes Agitationsmaterial wurde ihr in fast unbegrenzten Mengen von den Gegnern, in erster Linie von der Regierung, geliefert. Die letzte Wahl in Hameln vollzog sich unter dem unmittelbaren Eindruck einer Reihe von Sensationsprozessen, von denen jeder einzelne Ströme von Wasser auf ihre Mühle zu leiten schien. Das Fiasko des Bülowschen Russenkurses mußte ihre Segel schwellen machen. Der klägliche Ausgang der offiziellen Bergarbeiterschutzkampagne allein schon hätte eine wunderbare Wahlplattform abgeben müssen. Aber nicht einmal in den Bergarbeiterorten des hannoverschen Wahlkreises konnte sie die Mehrheit der Stimmen erzielen. Selbst dort ging sie zurück.

Warum? Es gibt nur eine Erklärung dafür: wenn die Sozialdemokratie früher von den Fehlern ihrer Gegner leben, blühen und gedeihen konnte, so war die Voraussetzung dafür, daß die Gegner nicht aus den Fehlern der Sozialdemokratie genügend Lebenskraft saugen konnten. Verpuffen jetzt die Fehler der Gegner anscheinend wirkungslos, so ist das nur dadurch ermöglicht worden, daß sie durch noch größere Fehler der Sozialdemokratie selbst mehr als kompensiert werden.

Das ist der Fluch der bösen Tage von Dresden, daß sie fortzeugend Niederlage auf Niederlage gebären müssen.

Macht verpflichtet! Die Sozialdemokratie hat es nicht verstanden, die Konsequenzen ihres Riesentriumphes vom 16. Juni 1903 zu ziehen. Sie war die zweitstärkste Partei des Reichstages geworden. Aber sie schlug nach wie vor eine Taktik ein, als wenn ihr das revolutionäre Endziel alles und die praktische parlamentarische Mitarbeit nichts sei. Charakteristisch dafür war ihre Stellungnahme zu der an sich freilich herzlich unbedeutenden Vizepräsidentenfrage. Der historische Moment war da, wo der Revisionismus Gemeingut der Partei werden mußte. Aber der Parteitag von Dresden war ein Sieg des Radikalismus auf der ganzen Linie.

Digitized by Google

Von diesem Siege schreibt sich die ganze Misere der Sozialdemokratie her. Nicht als wenn der Revisionismus nicht auch schon vorher auf den Parteitagen eine Reihe von Niederlagen erlitten hätte. Das Eigentümliche an ihm war ja gerade, daß er unter ständigen Niederlagen immer weiter vordrang. Die Dresdener Niederlage war nur um ihrer Form und ihres Zeitpunktes willen besonders verhängnisvoll. Noch nie war auf einem Parteitag der Ton so beschimpfend, das Niveau so niedrig, der Kampf so rein persönlich. Und doch waren noch nie die Blicke der ganzen Welt so unverwandt auf einen sozialdemokratischen Parteitag geeichtet wie diesmal. Der 16. Juni hatte die deutsche Sozialdemokratie als die mächtigste Sozialdemokratie der Welt und zugleich als die stärkste Partei Deutschlands erscheinen lassen. „Unser der Sieg, unser die Welt!“ hatte der „Vorwärts“ im Siegestaumel ausgerufen. Und in der Tat – weite bürgerliche Kreise glaubten den endgültigen Sieg der Sozialdemokratie in absehbare Zukunft gerückt. Ein angstvolles Beben ging durch die Reihen der sozialistenfürchtigen Bourgeoisie.

Nach Dresden atmete sie erleichtert wieder auf. Dieser Partei der Zukunft gehörte die Zukunft sicherlich sobald noch nicht. Statt Wucht und Würde, die man von einem Parteitag überwältigenden Sieges erwarten mußte, war dem teils erwartungsvoll teils ängstlich horchenden Publikum ein Schauspiel von abschreckender Gehässigkeit und Kleinlichkeit geboten worden. „Nie wieder wähle ich sozialdemokratisch“, hörte man manchen Intellektuellen sagen, der den Sieg des 16. Juni durch seine Stimme hatte vergrößern helfen. Das mag politisch unvernünftig klingen. Aber in der Politik geben nun einmal nicht bloß verstandesmäßige Erwägungen den Ausschlag. Mit der Anziehungskraft, die die Sozialdemokratie bis dahin gerade auf gewisse geistig hochstehende, politisch im übrigen nicht sonderlich interessierte Schichten ausgeübt hatte, war es vorbei.

Der Eindruck von Dresden ist trotz des zahmen Bremer Parteitages bis heute nicht verblaßt. Das ist nicht etwa auf das Konto der Bülowschen Reden zu setzen. Man könnte die Erinnerung an die Dresdener Lieblichkeiten noch so oft aufwärmen und würde damit doch nichts erzielen, wenn der Geist von Dresden in der Partei erloschen wäre. Aber das ist eben nicht der Fall. Von dem Akt terroristischer Willkür gegenüber der Göhreschen Kandidatur in Zschopau—Marienberg — einem Akt nebenbei, der der Partei den Wahlkreis kostete —, bis zu dem Bannstrahl der schwäbischen Sozialdemokratie gegen die demokratischste aller süddeutschen Parteien, die deutsche Volkspartei, ist die Geschichte der deutschen Sozialdemokratie in den letzten 1½ Jahren erfüllt von Ausflüssen der in Dresden zur Parteimaxime erhobenen Ketzerrichterei.

Typisch für die Sozialdemokratie seit Dresden ist die Rolle, die die „Leipziger Volkszeitung“ in ihr spielen darf. En attendant der Diktatur des Proletariats halten die Leipziger Sozialdemokraten die Diktatur der „Leipziger Volkszeitung“ innerhalb der Partei für einen ganz erträglichen Nothehelf. Das Blatt kann sich alles erlauben. Es darf mitten im Wahlkampf gegen einen ihm verhaßten Parteigenossen wie Heinrich Braun den bürgerlichen Gegnern das kostbarste Agitationsmaterial liefern. Es darf den Parteitag zynisch täuschen, indem es zunächst anscheinend in ehrlicher Reue einen wüsten Angriff gegen Südekum zurücknimmt und nachträglich höhnisch erklärt, die Zurücknahme sei nur aus taktischen Gründen erfolgt. Es darf angesehene Parteigenossen mit ehrenrührigen Beschuldigungen überhäufen. Es darf gegen einen Abgeordneten der Partei wie Pfnür eine wahre Vernichtungskampagne führen. Es darf vor allem das Zentralorgan der Partei in einer Weise diskreditieren, wie es ein von Bülow oder dem preußischen Polizeiminister gedungenes Reptil nicht besser machen könnte.

Der „Vorwärts“ hat ja, selbst vom sozialdemokratischen Standpunkt aus gesehen, manche journalistisch-politische Sünde auf dem Gewissen. Seine Leichtgläubigkeit hat ihm schon manchen bösen Streich gespielt. Die Gegner der Sozialdemokratie haben das hinreichend, mit gutem Recht natürlich, gegen sie ausgespielt. Aber alles, was selbst die ärgsten Scharfmacherorgane schreiben konnten, ist ein Kinderspiel gegen das, was die „Leipziger Volkszeitung“ gegen das Zentralorgan ihrer Partei sich leistet. Alte, längst vergessene faux pas werden wieder an das Tageslicht gezogen und mit jedem nur erdenklichen Maß von Hohn und Spott übergossen. Die „Leipziger Volkszeitung“ hat ja die Federn zur Verfügung, die das bis zur Vollendung besorgen können. Die Krupp-Affäre wird von den Toten auferweckt. Die Kaiserinsel erstrahlt in bengalischer Beleuchtung. Selbst jüngst, bei der Beurteilung des Ausgangs der Plötzenseeaffäre, tut die „Leipziger Volkszeitung“ alles, um den „Vorwärts“ vor der Oeffentlichkeit bloßzustellen. Und die gehässigen Gegner der Sozialdemokratie stürzen sich natürlich mit Wonne auf die fetten Bissen, die ihnen das Leipziger Blatt hinwirft. Beim Plötzenseeprozeß revidierten viele sogar ihr anfänglich für die Angeklagten günstiges Urteil, gestützt auf die Auslassungen der „Leipziger Volkszeitung“. Um von der Tonart dieses Blattes gegen das Hauptblatt seiner eigenen Partei einen Begriff zu geben, sei der Schluß eines gegen den „Vorwärts“ gerichteten Artikels wiedergegeben:

„Wir haben nunmehr alle seine giftigen Andeutungen als völlig haltlose Insinuationen nachgewiesen und unterdrücken übrigens gern das gewiß nicht höfliche Wort, das sie zutreffend kennzeichnen würde, aus Achtung vor unserer Partei, deren Zentralorgan der „Vorwärts“ nun einmal ist. Im übrigen wird uns diese Selbstüberwindung nicht einmal schwer. Man muß immer billig denken, und wenn der „Vorwärts“ in der „Leipziger Volkszeitung“ eine Mischung von Dummheit und Böswilligkeit, also ein groteskes Ungeheuer, sieht, so darf man nicht übersehen, daß sich in ihm immer sensationelle Träume mit der nüchternen Wirklichkeit mischen. Er hätte gewiß nicht so schroff über uns geurteilt, wenn er nicht gleichzeitig in träumerische Verzückung verfallen gewesen wäre über irgend eine Mondscheinlandschaft, wo er den seligen Krupp auf der Kaiserinsel wandeln sah.“

Der „Vorwärts“ ist für die große Oeffentlichkeit die Sozialdemokratie. Jeder gegen ihn geführte Streich trifft die ganze Partei. Der Feldzug zur Untergrabung des Ansehens des Blattes, dem die „Leipziger Volkszeitung“ das Prädikat „Zentralorgan“ zu nehmen vorgeschlagen hat, muß daher wie ein Feldzug gegen die Sozialdemokratie selbst erscheinen. Ein Akt des Bürgerkrieges. Das, was sich jetzt zwischen Leipzig und Berlin abspielt, muß, wenn es lange so fortgeht, zur Zersetzung der Sozialdemokratie führen.

Der entschiedene Liberalismus hat keine Veranlassung, sich an diesem Schauspiel zu freuen. Ja, wenn der Rückgang der Sozialdemokratie ihm zugute käme! Dann wäre er natürlich als politischer Fortschritt zu begrüßen. Doch bisher hat von dem Selbstvernichtungsprozeß innerhalb der Sozialdemokratie nur die Reaktion in ihren verschiedenen Gestalten profitiert. Eine Schwächung der Sozialdemokratie zugunsten von rechts und der Mitte bedeutet aber lediglich eine Schwächung der wahrhaftig schon allzu einflußlosen Linken.

H. v. Gerlach.

Hermann von Wißmann.

Bei zwei Gelegenheiten durfte der Schreiber dieser Zeilen dem mit Recht berühmten Manne, der am 15. Juni durch einen Jagdunfall sein frühzeitiges Ende gefunden hat, persönlich nahe treten. Das erste Mal war es im März 1883 auf dem Frankfurter Geographentage, als der junge Offizier soeben von seiner ersten Durchquerung des dunklen Erdteiles erfolggekrönt zurückgekehrt war und in der Hauptversammlung dem greisen Pionier der deutschen Afrikaforschung Eduard Rüppell, der schon ein Jahr später die Augen schloß, nach seinem Vortrage die Hand reichte. Jugendlust und Frische atmete das ganze Wesen des Dreißigjährigen, der sich zu großen Dingen berufen wußte. Und am 18. Juni d. J. fand sich in später Abendstunde auf dem Münchener Zentralbahnhofe eine kleine Schar von Leidtragenden ein, die wenigstens den Sarg sehen wollten, in welchem die

Digitized by Google

Leiche des früh Verblichenen aus der steirischen Adoptivheimat zum letzten Gange nach Köln gebracht ward, wo zwei Tage später die Bestattung erfolgte. Was hat sich für dieses vielbewegte Menschenleben in zweiundzwanzig kurzen Jahren zusammengedrängt!

Hermann Wißmann — die Nobilitierung fand erst in den neunziger Jahren statt — wurde am 4. September 1853 zu Frankfurt a. O. geboren und erwählte früh die militärische Laufbahn, sodaß er bereits 1874 Leutnant im Infanterieregiment Nr. 90 zu Rostock wurde. Hier lernte er 1880 den trefflichen Pogge kennen, der in der Erschließung Innerafrikas eine sehr bemerkenswerte Rolle spielte und auf seinen jungen Freund einen nicht zu unterschätzenden Einfluß ausübte. Man kann wohl sagen, daß er Pate stand bei dem Entschlusse Wißmanns, sich selbst der Afrikaforschung zu widmen. War letzterer doch auch vortrefflich ausgerüstet für die Verwirklichung des Planes, den er sich gebildet hatte. Gewandt und rüstig, von anscheinend unerschütterlicher Gesundheit, mit tüchtiger wissenschaftlicher Bildung versehen, hatte er ganz besonders auch das Herz auf dem rechten Flecke; das bewies er, als er schon in seiner ersten Garnison zwei der Gefahr des Ertrinkens nahen Menschen das Leben rettete. Die Rettungsmedaille war die älteste von den zahlreichen Dekorationen, welche ihn später schmückten. Zwei Eigenschaften sprechen sich in diesen prunklosen Heldentaten aus: persönliche Herzhaftigkeit und Liebe zu den Mitmenschen. Gerade sie aber sind es, die sich als die wichtigsten für den erwiesen, der so viel mit der Erschließung und Verwaltung fremder Länder, so viel mit der Behandlung niedrig stehender Völker zu tun bekommen sollte. Gerade in der Betätigung humanitärer Gefühle, auch in schwierigen Lagen, hat sich Wißmann stets bewährt, und kein anderer als Fürst Bismarck hat das unumwunden als einen seiner besonderen Vorzüge anerkannt. Noch klingen dem Unterzeichneten die liebenswürdigen Worte in den Ohren, welche der auf der ersten Staffel seines Ruhmes stehende Reisende bei dem oben erwähnten Vortrag einem kleinen, im Verborgenen lebenden Negerstamme widmete, dessen Wohnsitze er berührt hatte. Man könne kaum wünschen, sagte er, daß die „Kultur" bei diesen harmlosen, in tiefem Frieden dahinlebenden Leuten Eingang finde, da sie deren stilles Glück wohl unheilbringend beeinträchtigen werde. In einem der bereits erschienenen Nekrologe wird mitgeteilt, Pogge habe von seinem Reisegefährten, als sie miteinander im Jahre 1881 nach Westafrika aufbrachen, die folgende Charakteristik entworfen: „Ein fast einfach zu nennender Mann, dabei aber äußerst zartfühlend, tüchtig in seinem Handeln und mehr als bescheiden." Wer den jungen Wißmann kannte, wird diese Worte als voll berechtigt anerkennen müssen.

Man hatte beschlossen, von der portugiesischen Kolonie Angola aus den ersten Vorstoß in das Innere zu machen. Sao Paolo de Loanda wurde als Stützpunkt an der Küste genommen; die weitere Reise führte nach Kimbunda im Lunda-Reiche und weiter an den Kassai, ein damals noch sehr wenig bekannter Nebenfluß des Kongo, der auf eine weite Strecke untersucht werden konnte. Binnen Jahresfrist erreichten die beiden Genossen Nyangwe am oberen Kongo, damals das Zentrum des von den arabischen Menschenjägern betriebenen Sklavenhandels, und von hier kehrte Pogge nach Westen zurück, während Wißmann auf Fortsetzung der Reise beharrte. Nur auf sich selbst und seine bis dahin erworbene Kenntnis der Verhältnisse angewiesen, durchzog er als erster den ganzen Norden der gegenwärtigen Kolonie Deutsch-Ostafrika und traf am 15. November 1882 glücklich in Saadani am Indischen Ozean ein, von wo aus er über Suez nach Deutschland zurückkehrte. Die ältere Generation von heute erinnert sich noch sehr wohl des großen und natürlichen Aufsehens, welches die erste Traversierung Afrikas, der ja seitdem noch manche andere nachfolgte, in allen Kreisen hervorrief. Das große linksseitige Zuflußsystem des Kongo war nun in den Hauptzügen geklärt; die Namen Kassai, Sankuru, Lubilasch, Manjema (Oberlauf des Kongo), die man wohl kannte, aber kartographisch nicht unterzubringen vermocht hatte, erhielten einen festen Sinn, und auf die Ethnographie des Geländes, welches sich nördlich und südlich vom 10. Grade südlicher Breite hinzieht, fiel manch scharfes Schlaglicht. Vor allem bestätigte der kühne Reisende, daß es in der Tat Menschen von auffallend kleinem Wuchse, „Pygmäen", im Herzen Afrikas gäbe. Die Erdkunde erkannte, daß sie von diesem Manne noch viel zu erwarten habe.

Und diese Erwartung sollte sich immer mehr erfüllen. Schon 1883 beauftragte der König der Belgier den deutschen Forscher mit einer Durchforschung jenes sonderbaren Staatengebildes, welches eben in jener Zeit als „Kongostaat" die Augen der Geographen und Politiker auf sich zu lenken begann. Es bildete sich eine größere Expedition, deren Mitglieder ausschließlich Deutsche waren; besonders L. Wolf und K. v. François haben sich von diesen allgemeiner bekannt gemacht. Wißmann, dem die Leitung zufiel, brach 1884 von Malansche aus, von jenem portugiesischen Städtchen in Loanda, wo der europäischen Einflußsphäre damals so ziemlich die Grenze gezogen war; das umliegende Land hatte kurz zuvor M. Buchner näher aufgeklärt. Am Lulua, der mit dem Sankuru zusammen den eigentlich sogenannten Kassai bildet, wurde die Station Luluaburg begründet, und von hier aus befuhr man den Fluß bis zu seiner Einmündung in den Kongo. Am 17. Juli des genannten Jahres befand sich die Reisegesellschaft in Léopoldville. Leider aber machten sich jetzt Anzeichen geltend, daß auch die robuste Natur eines Wißmann dem unheilvollen Tropenklima ihren Zoll entrichten müsse, und so sah er sich veranlaßt, einen längeren Aufenthalt auf der Insel Madeira zu nehmen, der ihm denn auch die Gesundheit wiedergab. Als er das heilbringende Eiland im Frühling 1886 verließ, fühlte er sich gekräftigt genug, um einen dritten Angriff auf das sich so starr abschließende Innere zu machen, und so sehen wir ihn bald wieder mit L. Wolf am Lubilasch. Zusammen mit dem Belgier Le Marinel durchstreifte er das noch niemals von einem Weißen betretene Benekiland und drang über Nyangwe an den Tanganjika-See durch, dessen Westküste fast noch als vollständige Terra incognita zu gelten hatte. Im August 1887 schloß er die zweite Durchquerung in Mocambique ab. Allein aufs neue meldeten sich gesundheitliche Störungen, und wieder im Jahre 1888 mußte die reine Luft Madeiras aufgesucht werden, die denn auch abermals ihre Schuldigkeit tat. Wißmanns Tätigkeit als freier, nur durch seinen Erforschungsdrang geleiteter Afrikareisender war beendet; ganz andere Aufgaben waren es, die nunmehr an ihn heranzutreten begannen.

Ein Glück ist es zu nennen, daß ein wohl vorbereiteter Plan bald nachher zu nichte wurde. Peters trug sich, wie bekannt, mit der Idee, jene „Entsetzung" Emin Paschas ins Werk zu setzen, welche dem geistes- und gesinnungsverwandten Stanley wirklich gelang, und Wißmann war nicht abgeneigt, seine Fähigkeiten in den Dienst des vermeintlichen Befreiungswerkes zu stellen, das uns heute bekanntermaßen in einem ganz anderen Lichte erscheint. Daß diese beiden Männer, deren Denkweise eine so grundverschiedene war, auf die Dauer hätten einträchtig zusammenwirken können, erscheint vollkommen ausgeschlossen; wie hätte der menschlich fühlende Wißmann zu schweigen vermocht gegenüber gewissen „Leistungen" des anderen! Auch der Altreichskanzler sah die Sache anders an und warnte vor einer Unternehmung, deren Endziel ihm ganz in Dunkel gehüllt dünkte. Wir ersehen aus den Mitteilungen des bekannten Weltreisenden Eugen Wolf, daß Wißmann in Friedrichsruh ein gern gesehener Gast war, und daß aus dem dortigen Zusammenleben die Neuordnung der Dinge in Ostafrika hervorging. Diese standen damals recht ungünstig; der Araberaufstand des Buschiri griff immer weiter um sich, und es fehlte an einer Persönlichkeit an Ort und Stelle, welche den verfahrenen Wagen wieder in's Gleis zu bringen geeignet gewesen wäre. So wurde Wißmann, der inzwischen auf der militärischen Stufenleiter den Hauptmannsrang erreicht hatte, zum Reichskommissar für Ostafrika ernannt. Als Bismark den nunmehrigen Major in sein Kabinett berief, um ihm die letzten Anweisungen zu erteilen, eröffnete er ihm seine Ansichten über Kolonialpolitik, die von den jetzt maßgebenden freilich ziemlich weit abwichen; er gestand ihm ein hohes Maß von Machtfülle zu, ohne die ja auch in der Tat an eine Einrenkung der ganzen Angelegenheit nicht zu denken war, und gestattete ihm auch, ziemlich frei über die notwendigen Geldmittel zu verfügen. Eugen Richter allerdings, so fügte er hinzu, darf davon nichts erfahren. Im

Digitized by Google

November 1890 ging Major Wißmann über Marſeille an den Ort ſeiner nunmehrigen Beſtimmung ab.

Man darf, auch wenn man kolonialpolitiſchen Ereigniſſen mit der kühlſten Reſerve gegenüberſteht, es doch ruhig ausſprechen, daß ſeine Verwaltung eine glückliche und für das Reich nutzbringende geweſen iſt. Der Aufruhr wurde niedergeſchlagen; eine 1891 gegen die Wadſchagga am Kilimandjäro unternommene Exkurſion ſchuf in dieſer zu den wertvollſten Teilen des Schutzgebietes gehörigen Gegend geſicherte Zuſtände. Vor allem ließ es ſich jedoch Wißmann angelegen ſein, auch den Nyaſſaſee, deſſen nordöſtlichſter Ausläufer Deutſchland zugeſprochen worden war, der aber nahezu als unzugänglich bezeichnet werden mußte, mit dem übrigen Körper der Kolonie in Verbindung zu bringen, und dieſes Zieles glaubte er ſich dann am meiſten verſichert halten zu dürfen, wenn eine Befahrung des großen Waſſerbeckens mit einem Dampfboote ermöglicht wurde. Seiner Tatkraft glückte, was viele für undurchführbar erachtet hatten; im Jahre 1893 wurde der Dampfer „Wißmann" wirklich auf den See gebracht und an deſſen Ufer der Stationsplatz Langenburg angelegt. Urſprünglich war das Schiff für den Viktoria-See auserſehen geweſen, allein die Unmöglichkeit, die einzelnen Teile auf dem Landwege dorthin zu ſchaffen und ſie hier erſt zuſammenzuſetzen, mußte ſchon bald offenbar werden. Den Nyaſſa-See dagegen konnte man mit Benutzung der Waſſerſtraßen des Sambeſi und Schire immer noch eher erreichen, wiewohl auch dieſes Problem noch ſchwierig genug war und wiederholt alle Anſtrengungen fruchtlos zu bleiben ſchienen. Ein anderer als Wißmann wäre ſchwerlich damit zuſtande gekommen.

Nachdem noch ein glücklicher Zug gegen die Wawemba in einem der unruhigſten Teile Oſtafrikas den Frieden hergeſtellt hatte, machte der Reichskommiſſar eine zugleich der Erholung und verſchiedenartigen Studien gewidmete Reiſe nach Indien (1894) und ſchiffte ſich im Frühjahr des nächſten Jahres wieder nach Deutſchland ein. Doch war hier ſeines Bleibens nicht lange, denn die guten Erfahrungen, die man mit ſeiner Tätigkeit gemacht hatte, legten es nahe, daß man ihm die Verwaltung, die er bislang nur kommiſſariſch geführt hatte, nun dauernd anvertraute. Er wurde der erſte Gouverneur von Deutſch-Oſtafrika und begann ſeine neuen Funktionen im Auguſt 1895 auszuüben. Nun freilich wäre ſeine und die Zukunft des Schutzgebietes eine geſicherte geweſen, wenn nicht die ſchlimmen Folgen, welche der längere Aufenthalt zwiſchen den Wendekreiſen faſt für alle Europäer nach ſich zieht, auch auf ihn ihr Recht geltend zu machen begonnen hätten. Nur ein Jahr war ihm zu wirken vergönnt; alsdann zwang ihn ſeine ſchwer geſchädigte Geſundheit, nach Deutſchland zurückzukehren. Im Dezember 1896 mußte er ſich von ſeinem Amte entheben und in den Ruheſtand verſetzen laſſen.

Die letzten acht Jahre über lebte er größtenteils in der Heimat; zuerſt in Berlin, wo er zeitweiſe die Stelle eines Vorſitzenden der „Geſellſchaft für Erdkunde" bekleidete, und ſpäter auf der Beſitzung, welche er ſich, inzwiſchen auch glücklicher Gatte geworden, nächſt Liezen in der nordweſtlichen Steiermark erworben hatte. Sein Befinden beſſerte ſich erfreulich, ſodaß er ſich in den Stand geſetzt ſah, wieder größere Reiſen, auch über Europas Grenzen hinaus, zu unternehmen. Die literariſche Arbeit beſchäftigte ihn unausgeſetzt; noch unmittelbar vor ſeinem Tode hatte er einer Zeitſchrift einen Artikel zugeſagt über jenen merkwürdigen Araberhäuptling Tippu Tip, den Wißmann nicht ungünſtig, ſondern gewiſſermaßen als einen afrikaniſchen Gentleman beurteilte, und der auch vor wenigen Wochen erſt verſtorben war.

Als Schriftſteller führte Wißmann eine ſehr gewandte Feder, und ſeine Bücher ſind, ohne alle Effekthaſcherei und ohne den ſo oft unliebſam empfundenen Applomb des großen Menſchen- und Länderbezwingers geſchrieben, von bleibendem Werte und von ſpannendem Inhalte. Sein erſtes Werk („Im Innern Afrikas; die Erforſchung des Kaſſai 1883 bis 1885", Leipzig 1888) hat drei, ſein zweites („Unter deutſcher Flagge quer durch Afrika 1880—1883", Berlin 1889; Volksausgabe 1892) hat in überaus kurzer Friſt ſogar neben Auflagen erlebt. Sehen wir von anderen Aufſätzen und Schriften von mehr ephemerer Bedeutung ab, ſo verdient wieder beſondere Hervorhebung ein Werkchen („Schilderungen und Ratſchläge zur Vorbereitung für den Aufenthalt und den Dienſt in den deutſchen Schutzgebieten", Berlin 1895), welches den gründlich erfahrenen Praktiker verrät. Ein drittes Reiſewerk („Die zweite Durchquerung Aequatorialafrikas vom Kongo zum Sambeſi während der Jahre 1886 und 1887", Frankfurt a. O. 1890) iſt nicht ſo ſehr, wie ſeine beiden Vorläufer, in weitere Kreiſe gedrungen, ſteht ihnen aber an ſachlichem Intereſſe keineswegs nach. Wißmanns literariſche Tätigkeit hat natürlich beträchtlich dazu beigetragen, ſein Anſehen zu erhöhen und zu bewirken, daß ihm neben ſeinen zahlreichen Orden auch in reicher Fülle Mitgliedsdiplome wiſſenſchaftlicher Korporationen verliehen wurden.

Als der erprobte Streiter endgiltig ſeiner amtlichen Stellung entſagte, ſprach Bismarck das bekannte Wort: „Wißmann iſt mit tadellos weißer Weſte aus Afrika zurückgekehrt." Man weiß, was das in der Ausdrucksweiſe des Altreichskanzlers beſagen wollte, und der Fernerſtehende hätte Grund gehabt, zu fragen: Ja, war denn das ſo ſchwer? Die Geſchichte der Kolonialbeſtrebungen belehrt uns darüber, daß es allerdings nicht leicht ſein muß, denn gar manchem hat die Tropenluft Herz und Sinn verdreht, der weiland wacker war. Hermann v. Wißmann hat die Prüfung beſtanden. Nicht bloß ein hervorragender Kolonialpolitiker, nicht bloß einer der erſten Pfadfinder im Schwarzen Kontinente, ſondern, was mehr bedeutet, ein edler und ſympathiſcher Menſch iſt mit ihm dahingegangen.

München. S. Günther.

Gloſſen zur Zeitgeſchichte.

Die Geſchichte von den zehn Millionen und der hiſtoriſchen Miſſion.

„Es liebt die Welt, das Strahlende zu ſchwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen!" Die tiefe Wahrheit dieſes Büchmannſchen Ausſpruchs hat der edle Fürſt Guido Henckel von Donnersmarck jüngſt in ihrer ganzen grauſamen Härte erfahren müſſen. Er ging aus, einen erhabenen Plan zu verwirklichen. Er wollte einen Fonds von 10 Millionen Mark beſchaffen, der dem Kaiſer bei ſeiner bevorſtehenden ſilbernen Hochzeit zur Verwendung für einen beſtimmten Zweck überreicht werden ſollte. Die Beſtimmung dieſes Fonds hat Fürſt Guido höchſtſelbſt mit den Worten bezeichnet, „daß die zum Offizierserſatz vor allem berufenen preußiſchen Adelsfamilien einer Unterſtützung vielfach bedürftig ſeien, wenn ſie ihrer hiſtoriſchen Miſſion ſollten treu bleiben können."

Die Idee war erhaben, aber eben deshalb iſt ſie von der pietätloſen Preſſe in den Staub gezogen. Zunächſt hat man gemeint, daß der Adel hier eine gute Gelegenheit gefunden hätte, um bei der Erfüllung der „hiſtoriſchen Miſſion" ſelbſt in den Geldbeutel zu greifen. Wie ungerecht! Das ſchöne Wort, wonach Geben ſeliger ſein ſoll als Nehmen, paßt doch nur für die Kanaille, aber nicht für Geſchlechter, die eine „hiſtoriſche Miſſion" zu erfüllen haben. Es gehört zur göttlichen Weltordnung, daß es Herrſchende und Dienende, Reiche und Arme, Gebende und Nehmende gibt. Dieſe weiſe Ordnung der Dinge durchbrechen zu wollen und eine Rolle zu übernehmen, die der „hiſtoriſchen Miſſion" ſchlechterdings widerſpricht, kann man dem deutſchen Adel unmöglich zumuten. Auch muß darauf aufmerkſam gemacht werden, daß die dankenswerte Anregung des Fürſten Guido Henckel von Donnersmarck nur eine ſtaatserhaltende Idee fortzuführen ſucht, die ſeit fünfundzwanzig Jahren in unſerer Reichsgeſetzgebung in ſteigendem Maße Anerkennung gefunden hat. Vornehmlich um „den zum

Digitized by Google

Offiziersersatz vor allem berufenen preußischen Adelsfamilien" ihre „historische Mission" zu erleichtern, ist bekanntlich die Branntweinliebesgabe von jährlich 40 Millionen Mark kreiert worden. Auch bei der Durchführung der Verteuerung des Brotes für die Armen und Aermsten ist derselbe historische Gesichtspunkt in erster Linie maßgebend gewesen. Augenscheinlich ist Fürst Guido von diesen Erwägungen ausgegangen, und er wird sich gesagt haben, daß es weder ethisch noch patriotisch sei, wenn bei der Erfüllung einer großen „historischen Mission" nur die Brotesser und Schnapstrinker herangezogen werden. Die reichen Bankleute dürfen nicht hinter den armen Schnapstrinkern zurückbleiben; auch sie müssen an diesem ethischen und patriotischen Werke ihren Anteil nehmen. Daß man sie dabei nur mit 10 Millionen Mark eingeschätzt hat, zeugt von der taktvollen Bescheidenheit des Unternehmers der Idee.

Welch eine schmerzliche Enttäuschung, daß die große Sache ein so kleines Geschlecht gefunden hat. Da haben einige Nörgler gemeint, daß gerade „die zum Offiziersersatz vor allem berufenen preußischen Adelsfamilien" den Kern jener politischen Partei bildeten, die es sich seit Jahrzehnten angelegen sein läßt, die Börse als den Tummelplatz aller niedrigen Instinkte zu denunzieren und die Bankiers als eine besondere Sorte abgefeimter Buchmacher hinzustellen, denen man gesetzliche Handschellen anzulegen habe. Begreift man denn nicht, daß alle diese Bemühungen nur dem brennenden Wunsche entsprungen sind, die Börsenwelt zur vollen Höhe des moralischen standard der „zum Offiziersersatz vor allem berufenen preußischen Adelsfamilien" zu erheben? Wie kann man die Absichten dieses ethisch-patriotischen Erziehungsfeldzuges so arg verkennen!

Wenn nun aber gar auch noch darauf hingewiesen wird, daß speziell die jüdischen Finanzleute daran Anstoß nehmen könnten, daß ihre eigenen Söhne grundsätzlich vom Offizierstande ausgeschlossen würden, so ist diese unpatriotische Empfindlichkeit kaum verständlich. Die Erfüllung der „historischen Mission", um die es sich hier handelt, ist eine schwere, mit großen Opfern verknüpfte, wie die militärische Dienstpflicht überhaupt. In früheren Zeiten pflegte man sich glücklich zu schätzen, wenn man in der Lage war, sich von dieser Dienstpflicht loskaufen zu können. Die Pflichten des Offiziers aber sind viel schwerere. Erscheint es da unbillig, daß man denjenigen, denen man die Erfüllung dieser Pflichten nicht ansinnt, ein geringes Geldopfer zumutet, so etwas wie eine freiwillige Offizierswehrsteuer?

Sodann ist aber auch noch ein weiterer Gesichtspunkt zu berücksichtigen. Dank der beständig wachsenden Vorurteilslosigkeit gerade auch „in den zum Offiziersersatz vor allem berufenen preußischen Adelsfamilien" mehren sich die Fälle, in denen Sprossen dieser alten Adelsgeschlechter eheliche Verbindungen mit den Töchtern reicher jüdischer Familien eingehen. Eine ziemlich regelmäßige Begleiterscheinung dieser höchst wünschenswerten Verbindungen zwischen Geburt und Reichtum ist die Deckung der Schulden des Schwiegersohnes durch den reichen Schwiegervater. Ist nun rechtzeitig für eine finanzielle Sanierung der betreffenden Adelsfamilien gesorgt, so liegt es auf der Hand, daß sich auch die zu deckenden Schulden der Schwiegersöhne wesentlich reduzieren werden. Eine Beteiligung an der geplanten Liebesgabe könnte also unter Umständen noch ein gutes Geschäft werden.

Es ist charakteristisch für unsere in Materialismus versunkene Zeit, daß für die patriotische Idee, die diesem Zehnmillionenfonds zugrunde liegt, die Vertreter der Großfinanz, die man der Ehre gewürdigt hat, sich an einer historischen Mission wenigstens indirekt zu beteiligen, kein Verständnis gezeigt haben. Fürst Guido Henckel von Donnersmarck aber wird in seinem Buchmann ein Wort finden, das ihn über diese Enttäuschung hinweghelfen mag, das Wort „In magnis voluisse sat est."

Junius.

Hermann Lingg.

Am 18. Juni ist Hermann Lingg in München gestorben, fünfundachtzigjährig, von dem noch immer blühenden Paul Heyse abgesehen der letzte jenes „Münchener Dichterkreises", der eine Zeitlang für Deutschland den leibhaftigen Parnaß mit Apollo Geibel und den neun Musen vorstellte. Schon lange war dieser Dichterkreis fast mythisch geworden: den einen bildete er die letzte Abendröte einer schöneren Epoche „reiner Poesie", den andern — und ihre Mehrheit wuchs — den Inbegriff dilettantischer „Bildungspoesie". Ja, die mythische Beleuchtung beginnt sogar schon wieder der historischen langsam Platz zu machen; so weit liegt Geibel hinter uns, daß wir anfangen, statt der Vergötterung geblendeter Zeitgenossen, statt der Uebertreibung kämpfender Epigonen Gerechtigkeit walten zu lassen gegen ihn und die Seinen. In diese historische Periode, deren Eintreten für Heyse hoffentlich noch viele Jahre sein rüstiges Weiterwirken aufhält, ist lebend nur Lingg eingetreten. Denn trotzdem er noch vor kurzer Zeit eine letzte Gedichtsammlung erscheinen ließ, war er doch der Gegenwart schon abgestorben; die letzten Jahre hat er dann wirklich in unklarem Dämmerzustand ihr nur halb noch angehört.

Wie die Minnesinger, galten die „Münchener" früher als eine Gruppe kaum zu unterscheidender Sterne; allmählich erst hat man hier wie dort unter der Uniform den individuellen Bau erkennen gelernt. Heyse, ohne Frage nicht bloß die bedeutendste Persönlichkeit, sondern auch der größte Künstler des Kreises, tritt ganz aus ihm heraus, schon weil die Novelle und nicht Gedicht und Verserzählung sein Hauptgebiet ausmacht. Geibel ist das stärkste Temperament; ein kräftiger Rhythmus geht durch seine Poesie, ein eingeborener Schönheitssinn meistert den Stoff. Schack, der mühsamste Dichter unter ihnen, ist der selbständigste Denker. Julius Grosse bringt eine bewegliche, wenn auch nicht tiefgehende Sympathie mit allen Erscheinungen der Gegenwart als wertvolle Mitgift in diese Gemeinschaft zu gern rückwärtsschauender Propheten; Wilhelm Hertz, den wir jetzt fast am höchsten neben Heyse stellen, eine wunderbare Kunst, sich in vergangene Zeiten einzuleben. Hermann Lingg ist der am wenigsten Persönliche. Seiner kühl betrachtenden Art fehlt Geibels echtes Pathos, und der vaterländischen Kampfdichtung des „Reichsheroldes" hat er fast nur Prologe zu Veteranenfesten gegenüberzustellen. Er dringt in die historischen Zeiträume, die seine Muse aufsucht, nicht mit der Fackel einer einheitlichen Geschichtsauffassung wie Schack, nicht mit dem Ariadnefaden einer alles verstehenden Seelenwanderung, wie Hertz; und die Vergangenheit wird ihm nicht, wie Grosse, zur Führerin durch die Rätsel unserer Tage. Was hat denn er voraus? Die Kühnheit eines Planes: den Gedanken seines historischen Epos: „die Völkerwanderung".

Allgemein scheint man darin übereinzukommen, im Gegensatz zu Geibels, zu Hamerlings, zu Linggs eigenem Urteil diese Dichtung hinter seine zahlreichen einzelnen Gedichten zurücktreten zu lassen. Ich glaube, mit Unrecht. Paul Heyse in seinem Sonett tut die „Völkerwanderung" mit obligatem Kompliment ab, um fortzufahren:

> Doch tiefer noch bewegt mich dein Gesang,
> Wenn du des Herzens ew'ge Weltgeschicke,
> Die dunklen Kämpfe zeigst der Menschenbrust.
>
> In dieser Zeiten überweisem Drang
> Rührt mich dein Lied mit stillem Kinderblicke,
> In Spiel und Tiefsinn göttlich unbewußt.

Ich fand doch nur wenige Gedichte, auf die dies schöne Lobeswort zutrifft; die besten in der frühesten Sammlung. Dahin gehört der ergreifende „Gesang der Blinden", in dem die ärztlichen Studien der Psychologie des Dichters eine seltene Vertiefung gaben; oder das träumerische Gedicht „Spätherbst". Aber diese Perlen verschwinden in der massenhaften Herstellung historischer Gemälde. Seit die Schwäbische Schale in üblem Eifer der Balladenkunst Goethes, Schillers, Bürgers, Uhlands

Digitized by Google

ein Aufreimen aller interessanten Momente in der Weltgeschichte hat folgen lassen, ist diese lyrisch-epische Anekdotenmalerei selten flacher und leerer betrieben worden als von den „Münchenern" Hermann Lingg und Martin Greif. Ein paar gesuchte Reime von fremdem Klang, ein paar stehende „malerische" Requisite — die „weißen Rosse" spielen in Linggs Balladen etwa die gleiche Rolle wie die schwedischen Reiterstiefel in der Düsseldorfer Geschichtsmalerei —, eine leidliche Verstechnik — und so fordert man jedes beliebige Jahrhundert in die Schranken. Hält sich Lingg dabei von den schlimmen prosaischen Wendungen und Flickkünsten Greifs so ziemlich frei, so braucht man doch seine Behandlung gewisser Gegenstände nur mit der wirklicher Meister zu vergleichen, um die Grenzen seiner Kraft zu erkennen. Das gilt freilich für die persönlichen Bekenntnisse in noch höherem Grade: sein „Persergebet" erscheint in seiner ganzen Banalität erst, wenn man es mit Platens „Gebet des Persers" vergleicht, sein Gedicht „An meine Lampe" dürftig neben dem ähnlichen Mörikes. Aber wie weit steht auch seine Ballade „Der Schmied von Kochel" hinter Hopfens starker „Sendlingerschlacht" zurück! Das Schlimmste aber kommt zutage, wenn er philosophisch sein will. Eine siebzehn monotone Strophen zählende Ballade erklärt uns, wie Carteſius zu seiner berühmten Grundformel kam:

Carteſius ruft: „Ich denke . . ."
Der andre schnell: „Ich bin
Getroffen — René, schwenke,
Sonst sind wir alle hin."

Das klingt wie ein schlechter Scherz, und man ist auch sonst zuweilen bei Lingg nicht ganz im klaren, ob es ihm Ernst ist. Das berühmte Gedicht von dem Krokodil im Teich zu Singapur, nach dem die Dichtergenossenschaft der Krokodile benannt wurde, ist vielleicht ein heiteres Reimspiel wie die „Eilwagenfahrt", in der „Eisbär" und „Preißheer", „Breisak" (für Breisach) und „Reis'sack" verbunden werden; aber vielleicht auch ein dunkler lautsymbolischer Versuch, bei dem Klänge und Gedanken mit tastender Hand gemischt werden wie in dem vielzitierten „Timur":

Der Elefant geht unter Jochen;
Der Tiger brüllt in Hindostan;
Siegesfänlen aus Menschenknochen
Baut Timur der Mongolenchan.

Hier scheint der gründlich unmoderne Poet die Klangdichtungen der Neuesten vorauszunehmen, etwa Hofmannsthals berüchtigtes:

Den Erben laß verschwenden
An Adler, Stier und Pfau
Das Salböl aus den Händen
Der toten alten Frau . . . .

Nur ganz vereinzelt stehen diesen pomphaften Raulbachiaden schlichtere Dichtungen gegenüber wie die meisterhafte Beschreibung eines alten Gerichtssaals. In seinen Novellen aber wirken einfacher, kühler Vortrag und gesuchter, exotischer Inhalt zu einem stillos unerfreulichen Gemenge gegeneinander. Seine Dramen kenne ich nicht; nach Linggs eigenen Analysen müssen es rechte Buchdramen epigonischen Stils sein.

Ein Epigonengedanke war es vielleicht auch, als in Mailand dem jungen Dichter bei der Lektüre des afrikanischen Dichters Claudianus der Plan aufstieg, die Völkerwanderung in einem Epos zu schildern. Claudian sang „sein mit Bilderschmuck und mythologischen Anspielungen im Stil der Alten verbrämtes Gedicht am Hof des Honorius, während bereits die Recken der neuen Heldensage vor den Toren Roms standen". Ein klein wenig Selbstcharakteristik enthalten diese Worte Linggs: auch sein Epos ist mit Bilderschmuck im Stil der Alten verbrämt; und die Recken der neuen Heldensage hatten nur noch wenige Schritte bis zu den Toren, die R. Wagner und Fr. Hebbel ihnen öffnen sollten. Epigonenhaft war der Plan, insofern Lingg wie seine Mitbewerber um den Lorbeer des „historischen Epos", Jordan und Hamerling, nichts anderes schaffen wollte als eine Riesenballade: der Stil der episch-lyrischen Erzählung mit ihren hergebrachten Kunstmitteln wurde auf ein viel größeres, komplizierteres Ereignis fast genau so angewandt, wie sonst auf das Erdbeben von Chile oder den Tod Abels. Aber gerade in dieser Konzeption lag auch wieder Größe, lag ein hoffnungsvoller Keim des Neuen. Jordan strebte ein altes Epos verjüngt nachzubilden; Hamerling dichtete den modernen historischen Roman in Verse um. Lingg ließ sich nicht von den alten Fabeln und nicht von den neuen Problemen packen, ihn interessierte die historische Tatsache. Seine epische Dichtung stellt sich viel entschiedener als die irgend eines seiner Genossen — zu denen von den Münchnern selbst hier noch Schack und Grosse gehören — auf den geschichtlichen Boden. Natürlich hat er die Kraft nicht, fest auf ihm stehen zu bleiben. Liebesgeschichten, Zaubermärchen, Allegorien flicht auch er ein. Aber wo die historische Ballade nur die „interessanten" Rosinen aus dem Kuchen der Weltgeschichte herausbohrte, suchte er doch das ganze nahrhafte Gebäck zu geben. Es war doch ein Fortschritt, daß ein Dichter wenigstens im Prinzip wieder anerkannte, die historische Wirklichkeit sei an sich bedeutend genug und über die mäkelnde Auswahl „poetischer Momente" erhaben. Nur aus dieser Anschauung heraus wird ein modernes Geschichtsepos großen Stils wirklich gelingen können.

Ihm freilich gelang es nicht. Seine Dichterkraft blieb doch bei den malerischen Momenten hängen; hier, etwa in der Schilderung der „Griechischen Insel", oder in Personifikationen wie der des Hungers (der in den Balladen eine gleich mächtige der Pest vorausging) gab er sein Bestes. Sonst aber sind diese 5000 Strophen doch nur ein Gegenstück zu den berüchtigten Hohenstaufenzyklen, ein Raupach in Stanzen. Die übelste Prosa maskiert sich in klirrende Reimpaare:

sind um vom Eignen ja nichts beizusteuern,
So gaben sich die Reichen, bar der Scham,
Als arm aus, unter eidlichem Beteuern . . .

„Ach", sagte Gratian, „dort angekommen
Mit einem Heer, das ihm zu Hilfe zog,
Vernahm ich schon, daß Valens umgekommen" . . .

Es begegnen die „Freiligrathischen Reime", die wie aufgesetzter Zierrat wirken: „Platos" auf „Catos", „Päonien" auf „Jonien" gereimt; es fehlen nicht Vergewaltigungen der Sprache. Der Hauptfehler bleibt doch die Schwäche der inneren Form: der unermüdlich fortdichtende Poet versteht seinen Stoff nicht zu durchgeistigen; keine Gestalt und kein Gedanke faßt die in oberflächlichem Relief modellierten Einzelszenen zusammen.

Als eine Kontinuität ohne inneren beherrschenden Gedanken hat er auch selbst seine „Lebensreise" dargestellt. Der Greis hatte zu seiner Autobiographie nicht Herses Geist, nicht Grosses bewegliche Lust an den Dingen, nicht einmal des Grafen Schack reife Lebenserfahrung mitzubringen. Es ist das matte Buch eines nur in der Papierwelt lebenden Träumers, für den Rezensionen die wichtigsten Erlebnisse, Ordensverleihungen große Momente und Dichtungen die einzige rechte Realität sind. Auch ästhetisch Bedeutsames findet man nicht, es sei denn, daß er einmal eine Tragödie charakterisiert: „ganz schwarz und golden, dunkelblütig, höchst erhaben" — aber es war ein erst geplantes Werk, dem diese Worte gelten! Sonst aber sind seine Urteile von klassischer Schwächlichkeit: „Huttens letzte Tage" ist „überhaupt eine herrliche Dichtung" und O. Ludwigs „Erbförster" „läßt sich einem jener Gemälde vergleichen, von denen man sagt, das Bild ist mit großer Naturwahrheit gemalt, aber in meinem Zimmer möchte ich es nicht haben".

Vielleicht scheint meine Kritik hart, sie soll doch eine ehrliche Anerkennung nicht ausschließen, die reiner Idealismus, stete Freude an der schönen Form, rastlose Tätigkeit fordern dürfen. Aber das poetische Lebenserträgnis Linggs ist für uns arm geworden. Immerhin — schöne Gedichte haben viele deutsche Dichter gesungen; ihm war Höheres gegönnt: die Ahnung einer großen Dichtungsweise der Zukunft.

Richard M. Meyer.

Digitized by Google

Die Gräfin Noailles.

Die junge Gräfin Noailles gehört zu den eigenartigsten Dichtern unserer Zeit.

Sie ist die Tochter der Prinzessin von Brancovan, einer in der Pariser Welt angesehenen großen Dame, hat rumänische, griechische, türkische Ahnen. Aeußerlich gleicht sie einer feingeschnittenen Camee, gleicht einer zarten und doch strengen, kleinen Prinzessin von Byzanz. Dabei ist sie die pantheistische Verkünderin der Natur, eine „âme faunesse", eine Leidenschaftliche, Mutige, der „das Wahre nie allzu verwegen erschien". Dabei ist die Natur, die sie mit einer enthüllenden Echtheit schildert, die sanfte, üppige, hochkultivierte des Herzens Frankreichs, jener Heimat, welche ihr „coeur latin" mit diesen merkwürdig neuen Tönen besingt.

Selbst wenn man es nicht wüßte, läse man aus den Gedichten, daß sie einen großen Teil ihrer Kindheit und Jugend in einem stillen Landhaus verlebt hat; die Welt von Bäumen und Rasen, von Blumen, Gemüsen und Früchten war ihr ein aufregendes Geheimnis, begeisterte sie zu den frühsten Gedichten. Einen großen Teil der Sammlung „Coeur Innombrable",*) verfaßte sie, zur Befremdung ihrer Umgebung, zwischen dem vierzehnten und siebzehnten Jahre. Schon damals, in dieser Frühreife, in der fast alle sich anlehnen, steht sie in voller Selbständigkeit da. So in dem verblüffenden Gedicht, der Obstgarten. Mit ihr empfinden wir das Treiben der Säfte, das Grünen und Blühen, die Hornisse auf den Tomaten, die sich blähenden Schoten. Feuchte Gurken und Melonen atmen saftige Reife, „mein sanftes und wunschloses Herz läßt sich gehen, gleich den flachen, biegsamen Bohnenbeeten, auf denen der Nachttau sich sammelt, sich schlängelt, ohne ihnen die Ruhe, die Träume zu stören. Matt wie ein Garten unter dem Regen, still wie ein Teich, der in der Morgendämmrung leuchtet und dampft, werde ich nicht mehr denken, tausche ich dem friedvollen Keimen um mich her. Ich werde meinen Schwestern, der Weinranke, der Stachelbeere, gleichen, meine schwimmenden Augen ähneln den Leinblüten, und mein brennendes, schweres Herz dieser Birne, die so sanft dort im Sonnenlicht reift."

Ebenso nah fühlt sie sich den Tieren verwandt.

„Afin que nous nyons l'endurance des maux,
Donnez-nous la douceur des sobres animaux.
Faites que nous ayons dans nos peines insignes
L'isolement muet et le dédain des cygnes
Faites que notre coeur ou l'enfance se fane
Ait la gaîté robuste et la candeur de l'âne.
Donnez-nous pour calmer nos désirs et nos goûts
L'insensibilité profonde des hiboux,
Et dans les jours cruels où la raison divague,
Le calme des poissons arrêtés sur les vagues;
Et délivrez nos corps, misérable en somme,
De l'âme glorieuse et maudite de l'homme!" (Les Animaux.)

Es ist ein Hervorzaubern jener Mysterien der Alltagsnatur, in deren Mitte die Vielen leben, welche aber nur die Wenigen empfinden. Die Poesie dieser duftenden Pfirsiche, dieser taubedeckten Gemüse hätte fast jeder aus eigener Anschauung wiedergeben können, diese kleine Exotin im stillen Landhaus ist jedoch die erste gewesen.

Die andere, immer wiederkehrende Weise ist allerdings uralt, ist unendlich oft erklungen, ist Leidenschaft und Liebe. Aber auch hier hat sie einen eigenen Ton, zeigt sie selbst in den frühen Gedichten eine edle, mutige Nacktheit der Empfindung, welche begreiflicherweise die Tanten des jungen Mädchens überraschte. In ihren Gedichten kommt ein heimischer Naturgott vor, der von Damen selten erwähnt wird. Sie fleht:

„Jeins aux heures violentes
La soumission et la force,
Au delà du bien et du mal
Mêmes les coeurs phosphorescents,
Amour nu regard animal,
O dieu des Ames et du sang". (l'Amour.)

Sie besingt „le désir du baiser, de sa tendre et chaude épouvante". Auch die Liebe vergegenwärtigt sie am öftesten in den Befruchtungen der Natur. In einem Gedicht „la Chaude Chanson":

„Le guitare amoureuse et l'ardente chanson
Pleurent de volupté de langueur et de force"

endet sie:

„Ah quelle pâmoison de l'azur tendre et clair.
Respiren bien mon coeur, dans la chaude rafale
La musique qui fait le cri vif des cigales,
Et la chanson qui va comme un pollen sur l'air."

Und ein anderes Gedicht endet:

„O mon plaisir, soyez aussi
Comme un lys vibrant et roussi
Où l'insecte d'or est assis.

Gefühlsselig ist diese junge Frau nicht, sie zergliedert erotische Gefühle knapp und genau:

„Crissement des nerfs et de sentimental
Dites nous les souhaits, les regrets, l'heure brève
La barque, le baiser, l'ingrat oubli final."

Sie zergliedert, aber nach durchlebtem Fieber:

„Serrer entre tes bras le monde et ses désirs
Comme un enfant qui tient un bête renversé,
Et qui mordu, saignant, est ivre du plaisir
De sentir contre soi sa chaleur et sa force.
Et c'est aussi l'extase et la pleine vigueur
Que de meurtir un noir, vivace, inassouvie,
Lorsque le désir est plus large que le coeur
Et le plaisir plus rude et plus fort que la vie." (Exaltation.)

Immer wieder erfaßt sie der beunruhigende Zauber des Sommers, jener Zeit, „in der man abends Musik nicht anzuhören wagt," jener Zeit, in der die „Liebe und ihre Wildheit erwacht".

„Déjà l'été, déjà l'évanouissement
De l'effort, du travail, du vouloir grave et mâle,
Et le retour, avec la menthe et le piment
De toute la suave exigence animale.

Ainsi en était simple, on était calme et bon,
On écrivait le soir au clair des lampes janoes,
Les maisons crépitaient de bois et de charbon,
On avait oublié la dryade et le faune.

Et voici que le soir n'arrive pas si tôt,
Qu'une molle blancheur s'étire au crépuscule,
Qu'on entend au jardin le bruit doux des rateaux
Et qu'un malaise clair dans les chambres circule.

Ah, l'échange divin du coeur touchant le coeur,
Le dangereux, suave et subtil sacrilège
D'épancher son tourment, sa fureur, sa douleur
Et qu'un coeur soit empli de l'autre qui s'allège.

Et ce sera cela, cette angoisse, ces cris
Ce malaise, ces peurs, jusqu'à ce que l'automne
Vienne et vous dise avec sa bouche qui sourit,
C'est fini, ce qui vous fait mal et qui vous étonne.

Retournez doucement dans les bennes malsous,
Reprenez l'hivernale et prudente habitude,
Elle est morte la folle et perverse saison,
Quel calme—quel repos—quelle béatitude." (Année.)

Wie wird sich die junge Dichterin noch entwickeln? Vielleicht vor allem im Roman. Ihr erster, „La Nouvelle Espérance", war, wie dies ja leicht begreiflich, noch von der äußersten Subjektivität behaftet. Hier und da brachte sie eine überraschend ursprüngliche Stelle, hier und da entzückte eine überaus feine Bemerkung, es beschlich jedoch wohl manchen

*) „Le Coeur Innombrable", „L'Ombre des Jours", „La Nouvelle Espérance", „Le Visage Emerveillé". Alle bei Calmann-Lévy.

Digitized by Google

die Frage, ob die erträumten Beichten einer so nervösen, innerlich haltlosen, vom Leben verwöhnten Aesthetikerin auf die Dauer genügen würden. Einen entschiedenen Fortschritt zeigte der folgende Roman „Le Visage Emerveillé". Obwohl auch dieser intensiv persönlich ist, steht hierin die Dichterin über ihrer Dichtung, modelt mit sicherer, freierer Hand. Gewiß denkt man oft an Maeterlinck, ja, einige Stellen erinnern an dessen nicht glückliche Nachahmer. So: „eine morgendliche Lilie im blauen Wind", „man braucht Zeit, um das Unglück zu verstehen, zuerst wird es einem nicht klar, aber er ist tot", „meine geschlossenen, feinen Finger sind weich und untätig, wie brennende Kerzen". Aber neben Stimmungsbildern, die seiner würdig wären, weiß sie Gaben auf, die dem Meister fehlen. Sie erstaunt einen durch die scharfe, knappe, überaus leicht andeutende Zeichnung der Gestalten, und entwickelt hier und da einen allerliebsten Humor. Ihre Bücher sind die einer Frau. Sonderbar, daß zum Lob eines Werkes aus Frauenhand oft gesagt wird, man hätte eine männliche Feder vermutet! Gerade die allerbesten Frauenerzeugnisse tragen unverkennbar die Merkmale des Geschlechts und müssen sie tragen. Schwerlich wären z. B. einem Manne jene Schilderungen der nahen, zarten Beziehungen von Frauen untereinander so überzeugend gelungen. „Coeur Emerveillé" ist die Liebesgeschichte einer Nonne. Sie war in das Kloster gegangen, weil das Leben im wohlhabenden, gutbürgerlichen Elternhaus ihrem ästhetischen Bedürfnis garnichts bot. „Niemand sprach mir vom Frieden, von sinnender Betrachtung, von Gärten, von Liebe, nur meine Bücher und die Aebtissin, wenn ich sie besuchte." Da sieht sie ein junger Maler, er spricht nachts unter ihrem Fenster, er steigt in ihr Zimmer. Zuerst wagt er kaum ihre Hand zu berühren, sie ist ihm die unbefleckte Blume, die Schwesterseele. Dann ändert sich alles. „Lieber Gott, du mußt doch wissen, daß es nicht unsere Schuld war. So hast du uns doch geschaffen."

Oft sinnt sie über das Geschehene nach. „Ich denke an die Frauen, an alle Frauen, an die Königinnen, an die Gattinnen, die bereits Kinder geboren haben, an die jungen Mädchen, an uns, die Himmelsbräute."

Es kommt ein Mann, der ihnen in die Haare greift, ihnen Gesicht und Mund zurücklehnt.

Ich denke an die, welche frei und stolz waren und auf den großen Wegen wandelten oder in kleinen Gärten.

Es kommt ein Mann, der sie achtet, dann liebt und begehrt. Sie waren frei. Einige Hochmütige sagten: Ich, ich habe nie etwas von irgend einem verlangt. Da kommt ein Mann, dessen Mund an ihrem Ohr haftet, er fragt sie: Nicht wahr, du erlaubst mir, dich zu lieben, mich an deine Seite zu schmiegen. Und sie sagen ja, ganz leise, aber sie können nicht anders, sie sagen „ja".

Auch diese Liebende ist nicht sentimental, sie ist sinnlich und ist in die Vergänglichkeit ihrer Liebe still ergeben. Sie gedenkt der genossenen Stunden, „der entschleierten Seele, die sich erschreckt, die zittert und zurückweicht, die allmählich sich Mut nimmt und jubelnd triumphiert: ich brenne. O Seele, du bist dort, wo das Blut am fühlbarsten zusammenströmt, du wirst von der Liebe geküßt und zerrissen, geheimnisvolle Blume, der die Wunde und die Wonne gleich gefallen. . . . Käme ein junger Mann und noch ein anderer junger Mann zu mir herein, ich würde sie vertrauensvoll ansehen und sagen: „Ihr seid mir nicht fremd, ihr seid wie jener andere." Als er fortgereist ist, frägt sie sich, ob er sich quält. „Vielleicht ist eine Frau bei ihm. Möge sie bei ihm bleiben! Alle Frauen werden sich ähneln, werden arm und sanft mit Männern sein. Mögen sie zusammen den Schmerz der Welt vergessen." Denn sie wollte ihm nicht folgen. Aus ästhetischer Verfeinerung war sie in das Kloster gegangen, aus denselben Gründen bleibt sie dort. Eine ehemalige Nonne in Badeorten, mit neumodischen Hüten . . . . das ist unharmonisch und geschmacklos. Sie will weiterleben in ihrem sonnig weißen Frieden, will zehren an den Erinnerungen jener überseligen Nächte. „O, Heilige Jungfrau, ich weihe dir diesen Maienmonat, in dem die Herzen aller jungen Frauen zerspringen wollen, wenn am sommerlichen Fensterrand der Jasminduft ihren Mut schier übertäubt."

So endet das Buch, welches begreiflicherweise Anstoß erregte. Man nannte es unsittlich und unreligiös. Das sind nicht die rechten Worte, die Dichtung ist nur jenseits von Gutem und Bösem, ist nur der Ausfluß einer gänzlich amoralischen Auffassungsweise.

Unwillkürlich gedenkt man der Anstoß erregenden Werke einiger unserer neueren Schriftstellerinnen. Doch ist der Vergleich dieser anmutvollen, vornehmen Nacktheit mit jener gemeinen Unanständigkeit für uns betrübend. Natürlich ist auch die Frage, ob „passend" oder nicht, von einer untergeordneten Bedeutung. Wichtig ist nicht, was einer sich erlaubt, sondern was er vermag.

Wie wird das Können dieser jungen Frau von Maßgebenden beurteilt? Als sie erst das vierundzwanzigste Jahr erreicht hatte, wurde ihr „Coeur Innombrable" von der französischen Akademie gekrönt. Die Auszeichnung ging nicht ganz glatt von statten, wurde lebhaft besprochen. Einige behaupteten, es sei der Erfolg einer gefeierten Weltdame, hier läge Snobbismus, hier läge die Mache der Partei der Herzöge vor. In Wirklichkeit, so wurde mir in Paris glaubhaft versichert, hat ihre Eigenschaft als „Dame" ihre ernste literarische Laufbahn im Gegenteil erschwert.

Dann aber entsetzten sich manche über Freiheiten der Grammatik, der Metrik, des Stils, über weithergeholte Vergleiche und Worte, während andere gerade sich an dem gesättigten Latinismus ihrer Sprache erfreuten. Selbst die wenigen von mir gebrachten Auszüge dürften Lob und Tadel erläutern. Mir mißfällt ihr Anführen klassischer Gottheiten, ihrer Lieblingsdichter, der Heldinnen aller Literaturen. Das klingt leicht nach Bildung und nach Papier. Ab und zu stören Zeilen, wie bei einem Gesang an die Wellen, „ich werde euere salzigen Fluten trinken", oder in einem Lied an den Mond, „Frucht von Luft, von Zucker, von Wasser gefüllt", oder wenn von einem Mund, der voller Schatten, und Augen, die voller Schreie, geredet wird.

Doch lassen, so hoffe ich, auch die kurzen Auszüge eine seltene Begabung erkennen. In Deutschland ist sie, meines Wissens, noch unbekannt, sie wird viel Bewunderung hier einheimsen dürfen.

In Frankreich steht sie heute, vor allem in der Wertschätzung der jungen literarischen Welt, in der vorderen Reihe. Gaston Boissier, der Sekretär der Akademie, schrieb in seinem Bericht: Es besiegte uns diese ursprüngliche Lyrik, diese reiche, farbige Einbildungskraft, diese unbefangene, sinnliche Empfänglichkeit, diese hingebende Begeisterung für die Natur, dieser Lebensrausch. Und so drückten wir eine Krone auf diese anmutige Stirn.

Marie von Bunsen.

Die erste Brucknerbiographie.

Der große Lärm, den das Treiben in unseren Konzertsälen jahraus, jahrein vor der Oeffentlichkeit verursacht, hat das Publikum zu der Meinung verführt, unser deutsches Musikleben stehe zurzeit in höchster Blüte, und dem Konzertwesen der Reichshauptstadt im besonderen wird eine Fülle und Regsamkeit nachgerühmt, die in der Geschichte ihres gleichen kaum finde. Wer mitten in dem Tönetrubel steht, urteilt wohl anders und weiß den Trugschluß von der Quantität auf die Qualität zu meiden, aber sein Mahnwort wird gemeiniglich als Ausfluß der Nörgelsucht und Uebersättigung abgelehnt. Da ist es denn gut, bei geeigneter Gelegenheit Tatsachen festzustellen, die auch schwächeren Augen ermöglichen, die Sachlage zu erkennen.

Eine solche Gelegenheit bietet heute das Erscheinen der ersten größeren Lebensgeschichte und Würdigung Anton Bruckners. Es waren im letzten Herbst gerade zehn Jahre her, seit die altersmüde Hand des österreichischen Meisters die letzten Takte zum Adagio seiner neunten unvollendeten Symphonie

Digitized by Google

niedergeschrieben. Manches ist in diesem Jahrzehnt geschehen, um unsere Musikwelt des Erbes teilhaftig zu machen, das Bruckner ihr hinterlassen hat, aber selbst in Berlin, der konzertreichsten Stadt unseres Erdteils, ist man mit solchen Bemühungen noch nicht so weit gelangt, daß man annehmen könnte, die Musikfreunde wären nunmehr in der Lage, sich ein zutreffendes und vollständiges Bild dieser eigenartigen Künstlererscheinung zu machen. Von den kirchlichen Kompositionen, d. h. gerade von der Hälfte des Brucknerschen Lebenswerkes, kennt man in Berlin z. B. nichts als das von Siegfried Ochs aufgeführte kurze Tedeum, und selbst die Symphonien sind in ihrer Mehrzahl nur in einmaligen Vorführungen an uns vorübergerauscht, sodaß weder bei den Musikern noch bei den Hörern eine wahre Vertrautheit damit vorausgesetzt werden darf. Und doch ist Bruckner der fruchtbarste und, wenn man mal zunächst von dem Vergleich mit Brahms ganz absieht, sicherlich auch der bedeutendste deutsche Symphoniker der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gewesen.

Unter sotanen Umständen könnte es überflüssig und unratlich erscheinen, eine Biographie Bruckners zu empfehlen, da man der Neigung vieler Deutschen, sich lieber über künstlerische Erscheinungen als aus ihnen zu belehren, nicht Vorschub leisten soll. Da trifft es sich denn gut, daß die Arbeit von Rudolf Louis*) sich mehr als Einführung denn als abschließende Kritik erweist. Mit großem Geschick hat der geistreiche und federgewandte Münchner Musikforscher, der uns schon fesselnde und lehrreiche monographische Studien über „Liszt" (Verlag Bondi) und „Berlioz" (Verlag Breitkopf und Härtel) geschenkt hat, es unternommen, das Bild des vielumstrittenen Tonmeisters aus seinen Naturanlagen und der Besonderheit seines geistigen Werdeganges zu entwickeln. Er will seine Leser für Bruckners Kunst vorbereiten und sucht daher vor allem von seinem eigentümlichen, reinmenschlichen Wesen ihnen eine volle, reine Anschauung zu geben. Daraus soll der Aufmerksame die Einsichten gewinnen, die zu einem Verständnis Bruckners allein führen und ihn der untauglichen formalästhetischen Maßstäbe leicht entraten lassen.

Breit beginnt daher die Darstellung mit einer Schilderung der Heimat und der Jugendjahre Bruckners. Denn die oberösterreichische Heimat und das dörfliche Leben sind recht eigentlich der Nährboden seiner musikalischen Phantasie. Kindliche Gläubigkeit, herzliche Naturfreude und ein ländlerisches Lebensbehagen, das waren die Grundtriebkräfte seines Schaffens. Spät erst gelangte Bruckner aus den einfachen, geistig beengten Verhältnissen eines Schulgehilfen, Dorflehrers und Stiftsorganisten in den Zug der großen Welt, in den Strom der allgemeinen zeitgenössischen Kunstentwicklung. Nachdem er in den Jahren 1856—1860 gelegentlich Urlaub erhalten hatte, um in Wien bei dem berühmten Theoretiker Simon Sechter seine Tonsetzerlaufbahn gründlich zu fundieren, brachte die Berührung mit der Kunst Richard Wagners (1865 gelegentlich einer Aufführung des „Tannhäuser" in Linz) und seine 1868 erfolgende Uebersiedlung nach Wien den „thumben" Tönemeisterer in jenen gewaltigen inneren Aufruhr, der der Schöpfung persönlich erlebter Kunstwerke vorauszugehen pflegt. So ward er nahezu ein Fünfziger, ehe seines Lebens eigenste Kunst ihm reifte, und seine bedeutendsten Werke, von der vierten bis zur achten Symphonie, hat er in der Zeit vom fünfzigsten bis zweiundsechzigsten Altersjahr geschrieben.

Es ist lehrreich, mit Louis den inneren und äußeren Ursachen dieser langsamen Entwicklung nachzugehen, und besonderer Beachtung aller musikfreundlichen und konzertbesuchenden Leser soll der Abschnitt empfohlen sein, in dem der Verfasser die üblen Wirkungen des durch die musikkritische Tyrannis Hanslicks bedingten Wiener Parteiwesens erörtert. Daraus wäre für unser sensationshungriges und viel zu viel auf verba critici schwörendes Konzertpublikum eine ernste Warnung zu gewinnen. Bedeutsamer für das Verständnis Bruckners aber ist die vorzügliche Darlegung der inneren Hemmnisse, die sich der künstlerischen Ausreifung und Vollendung dieser außerordentlichen Naturbegabung entgegenstellten. Dabei ist vor allem auf die überzeugenden Ausführungen hinzuweisen, die Louis dem Lehrverhältnis zwischen Bruckner und Sechter widmet. Zweifellos war es ein Mißgeschick für den von der Fülle der Gesichte bedrängten Vollblutmusiker, daß er gerade an einen Lehrer geraten mußte, der ihm wohl altersgraue Lehrsätze und Handwerksregeln überliefern, nicht aber ihn zum freien Gebrauch seiner Kräfte erziehen konnte.

Das beste Kapitel seiner Arbeit liefert Louis mit der Schlußbetrachtung über Bruckner als Symphoniker, in der zum erstenmal eine Charakteristik der neun Symphonien und eine Verständigung über ihre künstlerische Eigenart versucht ist. Er gibt zunächst einen chronologischen Ueberblick über die Arbeit Bruckners auf diesem Gebiete, das er zuerst 1862 betrat und bis an sein Lebensende beackerte. Die erste ungedruckt gebliebene Symphonie (F-moll) war eine Schularbeit, die zweite, in der üblichen Zählung die erste (C-moll, entstanden 1865 bis 1866) war das Dokument eines wichtigsten künstlerischen Erlebnisses: der Bekanntschaft mit Wagners „Tannhäuser". Gegen dieses Sturm- und Drangwerk voll Lebenskraft aber ohne Ordnung und Maß hebt sich die anmutige zweite Symphonie (ebenfalls in C-moll, 1871/72) wie das Gebilde einer bewußten musikästhetischen Reaktion ab. In der dritten, vierten und fünften Symphonie, entstanden in den Jahren 1873—1878, gelingt es Bruckner, einen eigenartigen Typus seines symphonischen Schaffens herauszubilden. Ihn kennzeichnet die Vermählung des von Wagner wachgerufenen heroisch-pathetischen Willenszuges mit den obenbezeichneten Grundkräften der Brucknerschen Psyche. Der feierlich-hymnische Grundton, der in allen Symphonien Bruckners anklingt, steigert sich zur höchsten erhabenen Wirkung im Schlußsatze der fünften Symphonie, der in der Steigerung der inneren wie der äußeren Ausdrucksmittel bereits auf den eigenen neuen Schlag jener Riesensymphonien hinweist, dem seine drei letzten vielgepriesenen und vielgelästerten aber wenig gekannten symphonischen Werke angehören. Ein bündiges, treffendes Wort auf diese vielgestaltigen, kunstreichen aber künstlerisch nicht völlig durchgereiften Schöpfungen zu finden, mußte auch dem scharfsichtigen ersten Biographen Bruckners einstweilen versagt bleiben, was Louis aber an erläuternden und deutenden Bemerkungen dazu bietet, ist schon des Nachdenkens und Dankes vollauf wert. Das letzte Wort darüber wird nur die Geschichte sprechen, aber auch sie wird es mit Fug und Sicherheit erst sprechen, wenn das Leben jenes reiche, köstliche Erbe sich zu eigen gemacht haben wird, das in den Partituren Bruckners annoch als halbes Geheimnis ruht. Das erste was uns also not tut, ist eine umfassende und vorurteilsfreie Beschäftigung mit Bruckner im Konzertsaal. Wie wäre es, wenn unsere Dirigenten statt Tschaikowsky und Saint-Saëns nächsten Winter mal Bruckner ausgiebig pflegten? Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß dies nicht nur dem Zweck, sondern auch der Würde deutscher Musiksäle förderlicher wäre.

Heinrich Welti.

*) München und Leipzig bei Georg Müller. 1905.

Aus dem Leben russischer politischer Verbannter.

4. Drei geglückte Fluchtversuche.

Aufregung über Aufregung: rastloses Umherreisen, heimlicher Besuch geheimer Versammlungen, Zusammenkünfte der Verschwörer, allerhand Verkleidungen und Maskierungen — eine unaufhörliche nervöse Ueberreizung, ein krampfhaftes Aufpassen, ob man von Spionen verfolgt wird, ob man nicht die Wohnung seiner Freunde irgend einem Spion verraten hat — ein Vergeuden von Kräften und Willensanstrengungen, lange Umwege, weil eine bestimmte Straße vermieden werden muß, in der man beob-

Digitized by Google

achtet werden könnte — chronischer Hunger, weil die Mittel fehlen — das ist das Leben eines russischen Revolutionärs.

Ein solches Leben hatte ich in der letzten Zeit aus Begeisterung für den Kampf gegen das unerträgliche russische Regime geführt. Es schien mir, daß ich noch nicht Verdacht erregt hätte. Aber als ich einmal aus einem Laden hinaustrat und mich umschaute, fielen mir zwei Gesichter mit spähenden, unstäten Augen auf. Ich kannte sie nicht. Mir schien jedoch, daß ich sie nicht zum erstenmal sähe.

Ich ging langsam, ohne mich umzuschauen, die Straße hinunter. Die zwei folgten. Ich beschleunigte meine Schritte. Sie blieben nicht zurück. Ich blieb an einer Straßenecke stehen. Meine Verfolger gingen vorüber und blieben nicht weit von mir ebenfalls stehen. Ich ging weiter, und je mehr ich mich nebensächlicher Umstände, die früher meiner Aufmerksamkeit entgangen waren, entsann, desto mehr kam ich zu der Ueberzeugung, daß mein Treiben schon lange beobachtet wurde. Es hatte keinen Sinn, sich zu verstecken. Ich begab mich also in meine Wohnung, die ich in der letzten Zeit inne gehabt hatte, und welche die Späher zweifellos kannten.

Kurz vor meiner Wohnung trat ich in einen Laden ein, um mir Zigaretten zu kaufen. Beim Hinaustreten bemerkte ich, daß meine beiden Schutzengel vor dem Tore meines Hauses standen. Ich wollte schnell an ihnen vorbei, aber sie traten mir sofort in den Weg. Der eine packte mich an der Hand, und auf sein Zeichen kam ein Schutzmann, der mich aufforderte, ihm auf die Wache zu folgen.

Auf der Wache des Polizeidistrikts wurden alle meine Taschen geleert, man zwang mich, die Kleider abzulegen, betastete mich überall, und obwohl man nichts Verdächtiges bei mir fand, wurde ich doch in die Gefangenenzelle gestoßen und dort eingeschlossen.

Viel Unbequemlichkeiten habe ich während meines unruhigen Lebens erduldet, viele schmutzige Wohnungen habe ich gesehen, aber etwas Aehnliches wie diese Arrestzelle auf der Wache hatte ich mir bis dahin nicht einmal vorstellen können. Das war die reine Wanzengrube. Die Wände und die Pritsche waren mit dunklen widerlichen Punkten beschmutzt, deren Ursprung ich sofort begriff. In der Arrestzelle war eine solche Menge Wanzen, daß sie einen buchstäblich nicht schlafen ließen.

Es waren außer mir noch zwei politische Gefangene darin. Die Wanzen brachten sie in denselben Zustand wie mich. Ich verbrachte in dieser Arrestzelle zehn Tage.

In dieser Zeit unterzog man mich dem Verhör. Man klagte mich an, daß ich irgendwo in einem Hofe ein Paket mit illegalen Manuskripten, Büchern und Pässen versteckt hielte. Für dieses Verbrechen wollte man mich vors Gericht stellen.

Als die Polizei meine Schuld festgestellt (sic!) hatte, führte man mich ins Gefängnis über.

Die Zelle war klein und dumpf, aber es gab hier wenigstens keine Wanzen. Man konnte ruhig schlafen. Und ich gab mich dem Genusse der Ruhe hin.

Traurig und eintönig vergingen die Tage.

So kann es nicht bleiben. Man muß einen Ausweg finden, fliehen, ehe die Kräfte versagen, ehe die Gefängnismauern die Energie ganz getötet haben. Und der Gedanke an eine Flucht beginnt hartnäckig das Gehirn zu plagen. Das Gefängnis von N., in dem ich saß, ist ein hohes Gebäude mit Türmen an den vier Ecken. Das Gebäude liegt inmitten des Hofes, umgeben von einer hohen Mauer, die zu übersteigen ein Ding der Unmöglichkeit ist. Die einzige schwache Stelle an dieser Mauer befindet sich an der hinteren Seite. Dort ist längs der ganzen Wand ein einstöckiges Gebäude aufgeführt, dessen Dach schräg von der Gefängnismauer abfällt. Die Fenster dieses Gebäudes sind mit Gittern versehen und führen auf den Gefängnishof.

Von diesem vergitterten Fenster aus kann man auf das Dach des Gebäudes steigen, bis zur Mauer hinklettern und von dort auf den freien Platz, der das Gefängnis umgibt, hinabspringen. Diesen Weg hatte bereits ein Politischer benutzt, indem er während eines Spazierganges vom Hofe floh. Nach seiner Flucht aber hatte die Gefängnisverwaltung längs der Wand des niedrigen Gebäudes, in einiger Entfernung davon, einen Zaun aus Stacheldraht aufführen lassen; um den Stachelzaun zu übersteigen und dann die Mauer zu erklimmen, braucht man Zeit, sodaß eine Flucht auf diesem Wege bei wachsamer Aufsicht große Schwierigkeiten bereitet.

In dem niedrigen Gebäude befanden sich die Zellen, in denen wir politischen Gefangenen eingesperrt waren; während unserer täglichen Spaziergänge, je eine Stunde, promenierten wir einzeln vor den Fenstern der Kameraden, getrennt von ihnen durch den Drahtzaun, und wir konnten uns leicht durch den Zaun verständigen. Ich hatte fest beschlossen, in irgend einer Weise zu fliehen, und studierte während der Spaziergänge genau die Lage des Gebäudes. Die Kameraden, denen ich von meinem Entschluß, zu fliehen, Mitteilung machte, gaben mir den Rat, mich dem Risiko, erschossen zu werden, nicht auszusetzen.

Trotzdem wurde in mir der Entschluß, zu fliehen, reif. Ich beschloß, die Stelle zu nutzen, wo in der Mitte des Gebäudes bei der Eingangstür der Drahtzaun zur Mauer abbog und einen freien Durchgang ließ. Hier in der Ecke, die von der Mauer und dem Drahtzaun gebildet wurde, hoffte ich hinaufklettern zu können, indem ich mich an die Vorsprünge der Gefängnismauer klammern und mich auf den Drahtzaun stützen wollte. Das Dach war nicht hoch, und weiter folgte der Weg, den mein Vorgänger genommen hatte. Die kriminellen Sträflinge, die in dem Zentralgebäude des Gefängnisses untergebracht waren, teilten mir mit, daß der das Gefängnis umgebende Platz rechts von der Polizeiwache, geradeaus von Kasernen und links von einem tiefen Graben begrenzt sei. Dieser Graben bilde die einzige Stelle, durch die man hoffen könne, sich zu retten. Ich merkte mir dies und wartete auf einen günstigen Augenblick. Er trat bald ein.

Auf den Spaziergängen wurde der Gefangene gewöhnlich von einem Wachtposten beaufsichtigt. Zu meinem Glück bemerkte ich, als ich eines Tages zum Spaziergang hinauskam, daß der Wachtposten sich wenig für mich interessierte, mich promenieren ließ und sich längs des Zentralgebäudes in der Richtung zum Gefängnistor entfernte, sodaß er hinter der Ecke des Hauptgebäudes meinen Blicken entschwand.

Die Kameraden aus den äußersten Zellen, die den ganzen Hof in seiner Länge übersehen konnten, teilten mir durch Zeichen mit, daß der Wachthabende zu einem anderen Posten, der an der Gefängnisfassade stand, hingegangen wäre. Ich beschloß, keine Minute zu versäumen.

Ich lief zu der vorgemerkten Stelle, wo der Drahtzaun mit der Mauer des Gebäudes zusammentraf, erreichte mit Hilfe der Mauer und des Zaunes das Dach und wollte schon hinaufsteigen.

In diesem Augenblick ertönte unten in einer Zelle ein Klopfen mit dem Teelöffel gegen das Gitter. „Die Kameraden warnen mich, weil der Wachtposten naht" — durchzuckte es mich, und ich kroch sofort zurück. Das Klopfen erwies sich als zufällig. Der Augenblick war jedoch verpaßt. Der Wachtposten kehrte zurück. Als er mich an der Mauer bemerkte, blieb er stehen, schaute mich scharf an und ließ mich keinen Augenblick aus den Augen. Die kriminellen Sträflinge, die mit lebhaftester Teilnahme meine Bewegungen von ihren Fenstern verfolgt hatten, boten mir an, den Wachtposten zur Seite zu locken. „Schnell aber," gab ich zur Antwort, „die Zeit meines Spazierganges ist bald um!"

Sofort näherte sich, auf Anweisung der Kriminellen, die an den Fenstern standen, einer von den Kriminellen, die an der Fassade des Gefängnisses promenierten, der Stelle, wo ich stand. Der Wachtposten, der mich beobachtete, wollte ihn auf seinen Platz verweisen. Der Kriminelle widersetzte sich. Der Wachtposten stieß ihn vor sich hin und verschwand hinter der Ecke des Hauptgebäudes.

Diesen Augenblick erwartete ich. In einem Nu erklomm ich auf dem früheren Weg das Dach, lief bis zur Gefängnismauer und schickte mich an, hinabzuspringen. Ich blieb aber unentschlossen stehen: ich mußte einen Sprung aus einer Höhe von sieben oder acht Arschin (über fünf Meter) wagen, einen Sprung, der auch einen guten Springer stutzig machen kann.

Ich hatte aber keine Zeit, mich lange zu besinnen.

Digitized by Google

„Schneller, schneller!“ riefen die Kriminellen. Ich überließ mich dem Zufall und sprang hinab. Der Anprall war heftig, ich flog vom Boden zurück und hatte mir, wie es sich später herausstellte, die inneren Organe beschädigt. In diesem Augenblick aber fühlte ich nichts: die Angst, die nahe Freiheit zu verlieren, beflügelte meine Schritte. Ich erhob mich vom Boden und stürzte auf den Graben zu.

Der Graben war tief. Es war leicht, hinabzuspringen; aber aus dem Graben mit seinen fast senkrechten Wänden hinauszukommen, war keine Hoffnung. Auf dem freien Platze vor dem Graben stehen zu bleiben, war unmöglich — man konnte mich jeden Augenblick von der Straße oder von den Kasernen aus bemerken. Es gab also nur einen Weg — durch den Graben. Der Graben allein konnte mich vor Verfolgung verbergen, und ich sprang hinab.

Es hatte keinen Sinn, den Graben in der Richtung zu der Fassade des Gefängnisses hinabzulaufen. Ich wußte, dort steht ein Posten. Es blieb nur übrig, nach der anderen Seite hin, in der Richtung auf die Kasernen, zu laufen, und ich lenkte meine Schritte dorthin. Wie groß war meine Freude, als es sich herausstellte, daß es garnicht schwer war, aus dem Graben hinauszukommen. Wie es zuging, das werde ich der zarischen Polizei nicht verraten; möge sie selbst dieses Rätsel lösen. Nach einigen Augenblicken war ich schon auf der Straße.

Es blieb mir nur übrig, eine Droschke zu nehmen und mich schneller aus der Nähe des Gefängnisses zu entfernen, denn jeden Augenblick konnte der Alarm beginnen. Ich wollte auch so handeln; aber während der Flucht waren meine Beinkleider zerrissen und hatten ein Aussehen angenommen, daß ich ganz und garnicht mehr Leuten ähnlich sah, die in Droschken spazieren fahren. Ich hätte mich also nur auffällig gemacht.

Ich gab mir Mühe, die Ruhe zu bewahren, und ging die Straße entlang. Hinter mir ertönte ein Schuß: offenbar hatte man im Gefängnis mein Verschwinden gemerkt und schlug Alarm. Jetzt hieß es, sich in Sicherheit bringen.

Im nächsten Laden kaufte ich Nadel und Zwirn, trat in eine Bedürfnisanstalt ein, brachte eilig meine Beinkleider in einen erträglichen Zustand, sprang in eine Droschke und befahl, mich an das andere Ende der Stadt zu fahren. Jetzt war ich verhältnismäßig außer Gefahr. In der Stadt suchte man mich und konnte mich jeden Moment auf der Straße erkennen. Wohin gehen? Ich streifte durch die Straßen und zerbrach mir den Kopf. Endlich erinnerte ich mich, daß ich in der Stadt eine Familie kannte, der ich jedoch nichts über meine Flucht mitteilen durfte. Ich konnte aber nirgend wo anders hin. Ich kam zu meinen Bekannten und teilte ihnen mit, daß man mich aus dem Gefängnis entlassen hätte, da meine völlige Unschuld erkannt sei. Sie empfingen mich freudig, ließen mich am Mittagessen teilnehmen und forderten mich zu einem Spaziergang auf. Die Lage war kritisch. Ablehnen hieß ihren Argwohn hervorrufen. Einwilligen bedeutete die Gefahr, auf der Straße erkannt zu werden. Ich entschloß mich jedoch für das letztere. Wir gingen. Und zu meinem Glück erblickte ich während des Spazierganges von weitem einen bekannten Kameraden, der mich mit Erstaunen und Freude begrüßte und mir eine Zuflucht gab.

Ich war gerettet; aber die Gefahr war noch nicht vorbei. Die Agenten der Geheimpolizei und die Gendarmen überwachten den Bahnhof, jagten durch die ganze Stadt in der Hoffnung, mich aufzufinden. Es gab sogar einen Augenblick, wo man mich beinahe gefaßt hätte.

Der Chef der Gendarmerieverwaltung bekam nämlich die Mitteilung, daß ich mich in einer bestimmten Straße versteckt hielte. Sofort ging er in das nächste Lokal, wo ein Fernsprecher war, und verlangte eine Abteilung Gendarmen, um mich aufzustöbern. Ehe die Gendarmen aber kamen, gelang es mir, aus dieser Straße zu entkommen und die Stadt heimlich zu verlassen.

* * *

Von neuem jagten die Tage, einer nach dem andern, stürmisch dahin. Von neuem Begeisterung für den Kampf, Versammlungen, Beratungen, Arbeit zur Befreiung Rußlands vom Joche des Zaren.

Was ich jetzt erzähle, vollzog sich in einer anderen Stadt, außerhalb der Grenzen der Ansässigkeit, in denen ein Jude leben darf. Ich hatte einen falschen jüdischen Paß.

Ich durfte mich nach dem Gesetz in dieser Stadt nicht längere Zeit aufhalten. Ich konnte mir keine Wohnung mieten und nicht länger als einen Tag in einem Hotel verweilen: ich bin Jude und habe kein Wohnungsrecht. Ich bin gezwungen, jede Nacht in einem anderen Gasthofe zu verbringen, muß dort spät in der Nacht erscheinen und ihn früh am Morgen verlassen, um meinen unglückseligen Paß nicht der Polizei zur Bescheinigung abgeben zu müssen. Sonst würde man mich im besten Falle unverzüglich ausweisen.

Ein aufregendes, unruhiges Leben, aber man kann mit Müh und Not existieren, solange die Geheimpolizei einen nicht beobachtet. Doch plötzlich hat die Verfolgung wieder begonnen. Hinter dem Rücken spürt man sie. Schritt für Schritt, Straße auf, Straße ab — überall fühlt man hinter sich vier Augen, die jede Bewegung beobachten.

Ermüdet durch die Verfolgung, trete ich in ein Café und lasse mich an einem Tischchen nieder. Die Spione schauen durch die Tür, und als sie sich überzeugt haben, daß ich in ihren Händen bin, bleiben sie ruhig vor der Tür stehen. Nach einer kurzen Rast gehe ich auf die Straße hinaus, und von neuem beginnt die Verfolgung. Es ist schon spät am Abend. Ich muß doch schließlich irgendwie meine Verfolger loswerden. Sie begleiten mich so hartnäckig, daß sie mich jeden Augenblick auf der Straße anhalten und arretieren können. Sie verbergen sich schon nicht mehr, folgen mir auf Schritt und Tritt und berühren fast meinen Rücken, um mich ja nicht auf der stark belebten Straße aus den Augen zu verlieren. Ich hege jedoch immer noch die Hoffnung, ihnen zu entkommen, und verrate nicht, daß ich die Verfolgung merke.

Da ist eine dunkle Seitengasse; sie führt irgendwo den Berg hinab. Dorthin in die Dunkelheit werden sie vielleicht nicht wagen, mir zu folgen; bei all ihrer Frechheit besitzen sie wenig Mut. Ich eile schnell in die Gasse und verschwinde im Dunkel. Vom Fuß des Berges sehe ich deutlich diese zwei verbtüfften Gestalten, die unentschlossen an einer Straßenlaterne stehen. Die Gasse steigt wieder an. Ich durchlaufe sie schnell, und die Hoffnung, meinen Verfolgern zu entkommen, wird stärker. Die Gasse ist zu Ende. Ich laufe aus ihr hinaus, frei von Verfolgung, nehme eine Droschke und fahre abgespannt, aber ruhig und zufrieden in ein Hotel, um zu schlafen.

Um 6 Uhr am anderen Morgen weckt mich ein Klopfen an der Tür.

„Wer ist da?“

„Die Polizei. Oeffnen Sie!“

Es bleibt nichts übrig — ich muß die Tür öffnen und die ungebetenen Gäste hineinlassen. Ein Distriktspristaw (Polizeikommissar), ein Aufseher und Schutzleute treten ein. Die Schutzleute bleiben an der Tür, und der Pristaw kommt zu mir.

„Ihr Ausweispapier?“

Ich reiche ihm meinen falschen Paß. Der Pristaw durchblättert ihn aufmerksam, steckt ihn in sein Portefeuille und sagt: „Kommen Sie um 10 Uhr auf die Wache nach dem Paß!“

Und die zarischen Truppen marschieren ab. Soll ich auf die Wache oder nicht? Besser ist es, ich gehe nicht hin. Der Paß aber bleibt dann in den Händen der Polizei. Vielleicht gibt man mir aber doch den Paß zurück. Wenn gegen mich ein ernster Verdacht vorläge, hätte man mich nicht in Freiheit gelassen. Wahrscheinlich war dies nur eine einfache Razzia, wie die Polizei sie sehr oft auf Juden vornimmt.

Ich entschloß mich schließlich, auf die Wache zu gehen, um meinen Paß zu retten.

Auf der Wache war es leer. Nur die Schreiber kreischten mit den Federn, der wachthabende Aufseher und der Gehilfe des Pristaws saßen und blätterten in Schriftstücken.

„Was wünschen Sie?“ fragte mich der Gehilfe.

„Man hat mich gebeten, meinen Paß abzuholen.“

„Wie heißen Sie, und woher sind Sie?“

„Aus dem Hotel X. Heiße So und so.“

„Gut, warten Sie einen Augenblick.“

Digitized by Google

Er ging in das andere Zimmer, meldete irgend etwas dem Pristaw, und aus dem angrenzenden Zimmer hörte man die Frage des Pristaws: „Sind die Schutzleute da?"

Bei dem Worte „Schutzleute" durchzuckte es mich: alles ist verloren. Man wird mich in das Gefängnis bringen. Kann ich nicht fliehen? . . .

„Bitte, kommen Sie zum Pristaw," forderte mich der Gehilfe auf.

„Kann ich meinen Paß zurückerhalten?" fragte ich, nachdem ich vor dem Pristaw erschienen war.

„Hm . . . kaum . . . Wann sind Sie angekommen?"

„Gestern abend."

„So—o! . . . Wir haben aber Nachrichten, daß Sie schon lange hier sind."

„Das kann nicht sein. . . . Was für Nachrichten?"

„Was für Nachrichten wir haben, das ist unsere Sache. Wollen Sie sich nicht etwas gedulden, bis ich das Protokoll aufgesetzt habe?"

Mir blieb nichts übrig, als zum letzten Mittel — zur Bestechung — zu greifen. Ich beteuerte, daß ich unbedingt meinen Paß sofort haben müsse, daß ich in der Stadt nur einige Stunden bleiben, und daß ich selbstverständlich meinen Dank äußern würde.

Der Pristaw wurde weicher.

„Dennoch muß ich Sie abführen lassen. Ihre Angelegenheit hat ihren gesetzlichen Gang genommen. Ich kann Ihnen jetzt entschieden nicht mehr helfen. Setzen Sie sich."

Ich mußte in das andere Zimmer gehen, wo der Gehilfe saß und die Schutzleute schon für mich bereit waren.

Mich beschäftigte der Gedanke an die Flucht. Der Gehilfe schaute mich aufmerksam an und verfolgte meine Bewegungen.

Plötzlich wurde die Tür geräuschvoll geöffnet, und in die Kanzlei stürzte ein Haufen Bauern; die Schutzleute führten einen aus ihrer Mitte. Er stieß unartikulierte Laute aus, fuchtelte hilflos mit den Armen, und der ganze Haufen lärmte und redete lebhaft.

Der Gehilfe des Pristaws, die Schreiber und die Schutzleute eilten hinzu. Es stellte sich heraus, daß der Verhaftete taubstumm war, und daß er irgend etwas auf dem Markte gestohlen hatte. Alle Beamten beschäftigten sich mit dem interessanten Fall. Das war ein glücklicher Zufall! Ich erhob mich von meinem Platze, mischte mich unter die Menge, — und nach einer Minute war ich schon auf der Straße.

Das Gewitter, das sich beinahe über meinem Haupte entladen hatte, war vorbeigegangen, vor mir lag wieder die Freiheit! Nach drei Tagen war ich schon in einer anderen Stadt, von neuem in fieberhafter Tätigkeit.

* * *

Eines Tages, als ich über eine Straße in der Stadt X. ging, sah ich, daß jemand mit dem Finger auf mich hinwies und mich einem Schutzmann zeigte. Sofort kamen sie beide in Begleitung noch eines Dritten auf mich zu, und der Schutzmann ersuchte mich, ihm auf die Wache zu folgen.

„Ihr Paß?" war die übliche Frage.

Ich reichte meinen falschen Paß. Das verdächtige Subjekt, das mich auf der Straße anhalten ließ, lächelte hämisch.

„Erkennen Sie mich nicht?" fragte er mich und nannte meinen richtigen Namen. „Wie sind Sie doch vergeßlich! Ich bin doch mit Ihnen schon seit der Sache in N. gut bekannt. Ich weiß, daß Sie mich dort mehr als einmal gesehen haben."

Und er fing an, zu erzählen, wie er mit anderen Häschern mich Schritt für Schritt ausspioniert habe.

Auf der Wache wurde der Chef der Sicherheitsabteilung geholt. Er kam und wandte sich an mich:

„Wie heißen Sie?"

„Sie haben meinen Paß, Sie können selbst nachschauen."

„Aber dieser Paß gehört doch nicht Ihnen?"

„Er ist bei mir gefunden, folglich gehört er mir."

„Ja, er ist aber nicht auf Ihren Namen ausgestellt!"

„Wenn ich diesen Paß besitze, dann trage ich auch diesen Namen."

Als ob der Chef der Sicherheitsabteilung mir eine Ueberraschung bereiten wollte, zog er aus seiner Rocktasche meine Photographie, zeigte sie mir und fragte:

„Kennen Sie diesen jungen Mann?"

Es war nutzlos, zu leugnen, und ich antwortete mit einem Lächeln bejahend.

„So," meinte der Chef, kehrte die Photographie um und las: „So und so ist aus dem Gefängnis in N. geflohen."

Meine Persönlichkeit war festgestellt. Man brachte mich ins Gefängnis; nach einer Woche schickte man mich in Begleitung zweier von Kopf bis zu Fuß bewaffneter Gendarmen von neuem nach N., und dort sperrte man mich ins Gefängnis, diesmal aber nicht in das niedrige Gebäude an der hinteren Gefängnismauer, sondern in einen Eckturm des Hauptgebäudes.

Während meiner Abwesenheit war die Gefängnisordnung in N. ganz und gar geändert. Die Unterhaltung mit Kameraden war streng untersagt. Besuche von Verwandten, Korrespondenz, Zustellung des Essens von draußen waren eingeschränkt. Für jede kleine Uebertretung der unerträglichen Ordnung wurden einem Bücher und Schreibutensilien entzogen, wurde man mit Ueberführung in den Karzer auf einige Tage bestraft.

Dieser Karzer war im Kellergeschoß unter dem Turme. Es war ein kleines, vollständig dunkles Gelaß, da das einzige winzige Fensterchen in der Türe auf den vollkommen dunklen Korridor hinausging. Von den Wänden tropfte es ununterbrochen, und es war widerlich und scheußlich, diese glitschrigen schmutzigen Steine zu berühren. Der Boden war aus feuchter Erde. In der Ecke stand die unbedeckte „Parascha" (der Zober für menschliche Bedürfnisse), die widerliche Dünste ausströmte, daneben stand ein kleiner Eimer mit Wasser. In der entgegengesetzten Ecke war ein kahles Brett an der Erde befestigt, das als Bett diente. Hier, unter der Erde, in der kleinen Zelle ohne Licht und Luft, in diesem furchtbaren Gestank wurde man eingesperrt und erhielt Brot und Wasser. Länger als drei Tage konnte man es hier nicht aushalten, und daher wurde die Haft, wenn man einen auf eine längere Zeit in den Karzer einsperren wollte, in zwei Teile geteilt. Nach Verlauf von drei Tagen Haft in dem dunklen Karzer wurde man auf einen Tag in eine hellere Zelle übergeführt und dann von neuem auf drei Tage in das dunkle Loch eingeschlossen.

In dem letzten Monat meines Aufenthaltes im Gefängnis mußte ich sechzehn Tage in diesem Karzer verbringen. Als ich aus dem Karzer entlassen war, erfuhr ich, daß alle meine Kameraden begonnen hatten, freiwillig zu hungern. Dies ist das äußerste Mittel, zu dem die Gefangenen im Kampfe gegen das scheußliche Regime im Gefängnis ihre Zuflucht nehmen. Dieses Mittel ist furchtbar. Der Gefangene entschließt sich zu hungern, obwohl er weiß, daß das Hungern mit dem Tode enden oder eine ernste Zerrüttung der Gesundheit fürs ganze Leben hinterlassen kann.

Also die Kameraden hungerten. Ich schloß mich ihnen an, und am fünften Tage des Hungerns lag ich schon wie tot, kalt und bewegungslos da. In demselben Zustande befanden sich noch fünf andere Kameraden. Wir wurden in das Lazarett geschafft und dort in künstlicher Weise mit Wein und anderen Mitteln ins Leben zurückgebracht.

Der Gefängnisarzt verlangte, daß man mich von neuem in den Turm überführen sollte, wo es viel Luft und Licht gab. Dort würde mein zerrütteter Organismus und meine kranke Lunge sich erholen können. Ich wünschte auch selbst meine Ueberführung in den Turm, weil ich mir schon einen Fluchtplan zurechtgelegt hatte. Aber der Direktor des Gefängnisses ordnete an, mich zur Strafe in dem niedrigen Gebäude an der hinteren Mauer des Hofes unterzubringen, wo ich früher gesessen hatte, und wo die Zellen dunkel und dumpf waren.

In der alten Zelle erwachte in mir der Gedanke an Flucht mit neuer Kraft. Die Flucht aber jetzt auszuführen, war noch schwieriger. Selbst wenn ich von meinem geschwächten Zustand absah, der mich hindern würde, mich auf das Dach hochzuziehen und den Sprung aus der Höhe zu ertragen, so waren im Gefängnis außerordentliche Maßregeln zur Verhütung einer Flucht getroffen. Anstatt eines Wachtpostens

Digitized by Google

während des Spazierganges waren jetzt zwei tätig. Im Hofe waren noch einige Zäune aus Stacheldraht gezogen, sodaß die Ueberwachenden sich von ihrem Posten nicht weit entfernen konnten und den Gefangenen nie aus den Augen verloren. Einen Augenblick finden, an dem keiner von den Wachtposten den promenierenden Gefangenen sah, schien undenkbar. Aber das Verlangen nach Freiheit war so stark, daß der Gedanke immer mächtiger wurde, und täglich verbrachte ich die ganze Zeit des Spazierganges damit, daß ich aufmerksam die Wachtposten beobachtete in der Absicht, ihre geringste Nachlässigkeit auszunutzen. Ich hatte ja nichts zu verlieren: meine erste Flucht aus dem Gefängnis mußte meine Strafe verschärfen, und mir drohten lange Jahre fern von der Freiheit und von meiner Sache.

Ich trat täglich aus der Tür des niedrigen Gebäudes zum Spaziergang mit der Hoffnung: vielleicht heute? Der eine Wachtposten hatte sich eines Tages gerade abgewendet und entfernte sich von mir. Das Herz klopfte mir stärker. Ich werfe einen Blick auf den anderen Wachtposten, er schaut direkt nach meiner Seite, und der erste macht kehrt, als er den Drahtzaun erreicht hat und kommt zurück.

So vergeht die Stunde des Spazierganges. Abgequält durch die nervöse Anstrengung kehre ich in meine Zelle zurück und werfe mich ohne Kraft auf die Pritsche — bis morgen!

Ich gehe wieder spazieren. Aus der Tür des niedrigen Gebäudes tritt ein Aufseher hinaus und schickt den einen Wachtposten mit einem Auftrage zur Fassade des Gefängnisses. Der Wachtposten geht aus seiner Umzäunung heraus, schreitet am Hauptgebäude entlang und verschwindet um die Ecke. Mein Herz klopft stark, die Nerven spannen sich. Ich beobachte den zweiten Posten. Er läßt den Kopf sinken und betrachtet die Sohle seines Stiefels. — Jetzt fliehen! Aber er braucht nur den Kopf zu heben, und ich bin verloren! Schreckliche Ungewißheit! Aber sobald wird ein zweiter so glücklicher Moment nicht wiederkommen. Jetzt oder nie! — Im Nu war ich in der Ecke des Drahtzaunes und der Mauer. Die Entschlossenheit verlieh mir ungeahnte Kräfte. Die schwachen Muskeln leisteten ihr möglichstes. Schon bin ich auf dem Dache. Keine Minute darf ich verlieren. Ich springe. Ich laufe über den Platz und springe in den Graben. — Von dort gelange ich wie früher auf die Straße.

Der Posten hebt den Kopf . . . „Wo ist N.?"

„Er ist in seine Zelle gegangen," antworten die Kameraden, und der Posten stürzt in das Gebäude, um mich zu suchen. Und ich bin schon auf der Straße.

Es ist noch früh am Morgen. Menschen sind nicht zu sehen. Die Hausknechte fegen die Straße. Ich müßte eigentlich laufen, eine Droschke nehmen, um schneller von dem verhaßten Gebäude fortzukommen, wo jeden Augenblick ein Schuß ertönen kann, der die ganze Polizei und die Hausknechte auf die Beine bringt. Aber — ich habe kein Geld. Schnell laufen kann ich auch nicht, es würde Verdacht erregen, und ich schleppe mich langsam die Straße hinauf, ohne zu wissen, wohin ich gehen soll, wo ich Kameraden finde. Ich bin nun weit vom Gefängnis. Ich gehe schneller und tapferer, mische mich unter einen Haufen von Menschen. Ich riskiere jeden Moment, auf meine Verfolger zu stoßen. Wann wird endlich der frühe Morgen vorüber sein, daß ich zu Bekannten hingehen kann! Die Uhr schlägt zehn. Nach dreistündigem Hin- und Herwandern klingle ich bei Bekannten. Man trinkt gerade Tee, hier ist auch mein Kamerad, und ich bin von neuem in der Mitte von teueren und mir lieben Menschen. Von neuem bin ich an meinem Werk. Aber das rastlose Leben, das Gefängnisregime, der Karzer, das Hungern und die Fluchtversuche haben meine Gesundheit untergraben, und die Aerzte schicken mich nach dem Westen, meine zerrüttete Gesundheit wiederherzustellen. Der Auslandszug trägt mich aus Rußland fort, meine Gedanken aber sind dort, und ich erwarte mit Ungeduld den Tag, an dem ich mit neuen Kräften und mit neuem Vorrat an Gesundheit mein gewohntes rastloses Leben in Rußland wiederaufnehmen kann.

Bernard Monod: Le moine Guibert et son temps (1053—1124). Avec une préface de M. Emile Gebhart de l'Académie Française. Paris, Hachette et Co. 1905. XXVI et 342 p.

Mit wehmütigen Gefühlen wird man dies Büchlein in die Hand nehmen. Sein Verfasser, der Sohn des rühmlich bekannten französischen Historikers Gabriel Monod, ist zu Anfang dieses Jahres in jugendlichem Alter durch die Schwindsucht hinweggerafft worden, nachdem er schon vielversprechende Proben seiner Begabung in einigen geschichtlichen Studien abgelegt hatte. Mit dem vorliegenden Werk hatte er seinen Vater zu überraschen gedacht. Nun lag diesem die schmerzliche Pflicht ob, es mitsamt der rührenden ihm geltenden Widmung herauszugeben und gleichsam als Erinnerungsspende auf dem frischen Grabe niederzulegen.

Welches Interesse der Gegenstand an sich bietet, hat Emil Gebhart in den wenigen Seiten seines Vorwortes treffend angedeutet. Es handelt sich um das Leben und die Schriften eines französischen Mönches des zwölften Jahrhunderts, „dessen Geist das Morgenrot der Renaissance ankündigt", um einen Mann, „der in den menschlichen Dingen nicht mehr den Zorn Gottes oder die Bosheit des Satans erblickt, sondern Konflikte der Leidenschaften oder der Interessen". In der Tat bekunden die mannigfaltigen Erzeugnisse der Feder des gelehrten und charakterfesten Abtes von Nogent, vor allem seine unschätzbare Autobiographie, trotz leicht erklärlicher Mängel, so viel kritischen Sinn, so viel Erkenntnis der Fehler seines eigenen Standes, so viel Freiheit von manchen Vorurteilen seiner Zeit, daß er als eine der originellsten Gestalten unter den Schriftstellern des Mittelalters erscheint. Die Würdigung, die Bernard Monod ihm angedeihen läßt, verrät in keiner Weise die Hand des Anfängers. Im Gegenteil: man erstaunt über die Reife des Urteils, über die meisterhafte Fähigkeit, uns Mosaiksteinen ein ganzes Bild herzustellen, über die farbenreiche, lebenswahre Darstellung. Die Seiten, die der Schilderung der französischen Gesellschaft unter Philipp I., der Verhältnisse von Juden, Zauberern, Ketzern, des Erwachens des nationalen Gefühls in Frankreich gewidmet sind, gehören zu dem besten, was auf diesem Gebiet geschrieben ist. Mit Trauer muß man daran denken, wie viel noch von einem Gelehrten, in dem zugleich ein ganzes Stück Künstler steckte, und dessen hohe sittliche Anschauung sich nie verleugnet, zu erwarten gewesen wäre. Jedenfalls wird das literarische Denkmal seinen Namen fortleben lassen.

A. St.

Das Werk Adolf Menzels, 1815—1895, mit einer Biographie des Künstlers von Max Jordan, München 1905, F. Bruckmann A.-G.

Bei Menzels Tode ist die künstlerische Physiognomie des großen Malers auf diesen Blättern liebevoll nachgezeichnet worden. In dem vorliegenden Buche legt die bekannte Münchener Verlagsanstalt das Lebenswerk Menzels in ausgezeichneten Reproduktionen vor. Neben 25 ganzseitigen Bilderbeilagen sind im Text noch 109 Abbildungen gegeben. Eine geschmackvolle Biographie des Künstlers liefert einen verbindenden Text und Erläuterungen zu den Bildern. Das vornehm ausgestattete Werk ist auf das wärmste zu empfehlen.

—th.

Meiner Besprechung der Karl Alexander-Briefe an Fanny Lewald habe ich nachzutragen, daß die sorgsame Redaktion dieses Briefbuches und die eine, vielseitig orientierende Charakteristik, die ihm als spannende Ouverture vorausgeht, dem in Weimar lebenden früheren oldenburgischen Staatsminister Günther Jansen zu danken ist.

Felix Poppenberg.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 40. Berlin, den 1. Juli 1905. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Das preußische Herrenhaus, das in dieser heißen Woche noch einige Tage auf die Erledigung gesetzgeberischer Arbeiten zu verwenden geruhte, hat nun auch im Plenum die Bergarbeiterschutzvorlage des Abgeordnetenhauses unverändert angenommen. Wie wenig der durch den preußischen Landtag filtrierte Bergarbeiterschutz die berechtigten Wünsche der Arbeiter erfüllt, haben wir früher schon nachgewiesen. In den letzten Wochen haben das auch die sozialdemokratischen, christlichen, polnischen und Hirsch-Dunckerschen Bergarbeiterorganisationen auf ihren Generalversammlungen in seltener Einmütigkeit und mit aller wünschenswerten Deutlichkeit öffentlich festgestellt. Trotzdem haben sich die konservativen und nationalliberalen Gefolgsleute der Regierung, die das völlige Fiasko der Regierungsversprechungen in letzter Stunde noch gnädig verhindert haben, ihre Gefälligkeit mit schwerwiegenden sozialpolitischen Konzessionen abkaufen lassen. Das schon im Abgeordnetenhause angenommene Zechenstillegungsgesetz mußte von der Regierung völlig preisgegeben werden, und die Krankenkassen sollen vor „sozialdemokratischem Terrorismus" besser als seither gehütet werden! Daß die zugesicherte Rückwärtsrevidierung des Krankenkassengesetzes nicht nur den sehr berechtigten Arbeiterwünschen, sondern auch der durchaus gesunden bisherigen sozialpolitischen und rechnerischen Entwicklung dieses Versicherungszweiges widerspricht, macht den am Handel beteiligten Parteien keine weiteren Sorgen. Die Sozialdemokratie wird aber bei der Agitation gegen den feinen Plan noch besonderen Agitationsstoff daran haben, daß ausgerechnet dieser enttäuschende Bergarbeiterschutz Anlaß zu dem sozialpolitischen Rückschritt gab. Inzwischen feiert die „Kreuzzeitung" den Fürsten Bülow, weil er endlich die ernsthafte sozialdemokratische Gefahr klar erkannt und wirksam zu bekämpfen begonnen habe!

Dr. Max Hirsch, der Gründer und Organisator der nach ihm und Franz Duncker benannten deutschen Gewerkvereine ist im Alter von 73 Jahren auf einer Erholungsreise nach dem Süden in Homburg verstorben. Im Reichstag und im preußischen Landtag, in der Arbeiterbewegung und in der wissenschaftlichen Sozialpolitik hat er 30 Jahre lang unermüdlich die Grundsätze und Anschauungen des Freisinns nach besten Kräften vertreten. Daß er dabei nicht immer die wünschenswerten Erfolge gehabt hat, lag vornehmlich an dem raschen politischen und sozialpolitischen Wandel der Zeit, dem er nicht immer schnell genug zu folgen vermochte. In seinen Gewerkvereinen ist er aber bis zuletzt um seiner früheren erheblichen Verdienste willen verehrt und gefeiert worden. In den letzten Jahren war sein richtunggebender Einfluß geringer geworden. Jüngere Elemente kämpften gegen die unzeitgemäße übergroße Straffheit der Zentralisation der Gewerkvereinsorganisation an, die den selbständigen Regungen außerhalb Berlins nur allzu oft Schwierigkeiten machte und damit ein fröhliches Wachstum der solide angelegten Vereine verhinderte. Es kam wiederholt zu heftigen Auseinandersetzungen mit den vorwärtsstrebenden und energischen Reformern am Rhein, in Süddeutschland und in Berlin selbst. Erst in allerletzter Zeit haben diese Reibungen ihre unangenehme persönliche Schärfe verloren und die Jungen gelangten zu Einfluß und Ansehen. So wird der Tod des Verbandsanwalts Dr. Max Hirsch in der Gewerkvereinsbewegung gegenwärtig zwar keine unersetzliche Lücke mehr hinterlassen; immerhin werden die aufstrebenden Elemente ebenso wie die alten, mit ihm weiß gewordenen Genossen den Heimgang eines Mannes aufrichtig betrauern, der ein Menschenalter hindurch aus innerster Ueberzeugung die Arbeiter beraten und opferbereit in der Oeffentlichkeit vertreten hat. Daß Dr. Max Hirsch neben seiner politischen und sozialpolitischen Tätigkeit noch Zeit fand, die freie wissenschaftliche Erziehung durch Mitbegründung der Humboldtakademie in Berlin ganz wesentlich zu fördern, und daß er viele Jahre lang einer der vordersten Führer in der internationalen Friedensbewegung auf deutschem Boden gewesen ist, legt Zeugnis für die rastlose und selbstlose Tätigkeit des Verstorbenen ab.

Durch den Tod des Abgeordneten Dr. Max Hirsch wird eine Nachwahl zum preußischen Abgeordnetenhause in Berlin erforderlich. Wie wir hören, beabsichtigt man, dem Genossenschaftsanwalt Dr. Crüger das Mandat zu übertragen, eine Wahl, die vom Standpunkt der Freisinnigen Volkspartei aus wohl zu verstehen ist. Denn Crüger hat in den Jahren, in denen er dem preußischen Abgeordnetenhause angehörte, den Standpunkt der Freisinnigen Volkspartei mit unleugbarem Geschick vertreten.

In der deutschen Gewerkschaftsbewegung sind in letzter Zeit tiefgehende Veränderungen hervorgetreten, die um der allgemeinen Bedeutung dieser wirtschaftlichen Organisationen willen Beachtung verdienen. In den sozialdemokratischen Gewerkschaften sind die Befürworter der parteipolitischen und religiösen Neutralität trotz der großen Erfolge der Buchdrucker und der Bergarbeiter allmählich ganz in den Hintergrund gedrängt worden. Das bekannte Schlußwort Bömelburgs auf dem letzten sozialdemokratischen Gewerkschaftskongreß in Köln: „Sozialdemokratie und Gewerkschaften sind eins und werden immer eins bleiben" war nur die öffentliche Bekundung dieses Entwicklungsprozesses. Eine weitere Bestätigung kommt eben noch hinzu: Der einzige namhafte und seit Jahrzehnten an einflußreicher Stelle gewerkschaftlich tätig gewesene Nichtsozialdemokrat, Lithograph Tischendörfer, erklärt öffentlich, er habe aus der sozialdemokratischen Gewerkschaftsbewegung austreten müssen, weil sich die Widerstände gegen seine politische und religiöse Ueberzeugung in den letzten Jahren so gehäuft

Digitized by Google

hätten, daß ihm ein weiteres ersprießliches Wirken unmöglich gemacht worden sei. Wenn diesem begabten und weitblickenden Gewerkschaftler, der sich so viele Jahre gegen alle Anfeindungen tapfer durchgesetzt hat, jetzt die weitere Mitarbeit unerträglich gemacht wird, dann darf man ohne weiteres annehmen, daß der Geist der vorgeblich freien, statutenmäßig neutralen Gewerkschaften in der Tat fanatisch unduldsam geworden ist. Das ist um so bedauerlicher, als fast gleichzeitig mit dieser Entwicklung zum parteipolitischen Fanatismus bei den christlichen und Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen eine tiefere Erkenntnis der wirtschaftlichen Zusammenhänge und damit eine Stärkung des gewerkschaftlichen Geistes bemerkbar wird. Daß im letzten Generalstreik der Bergarbeiter die drei großen Gruppen unter gemeinsamer Oberleitung im Kampfe standen, das hat ja schon öffentlich diese Evolution in den nichtsozialdemokratischen Gewerkschaften dokumentiert. Hinzu kommt die Kundgebung der christlichen Bergarbeiter auf ihrer Generalversammlung am vorigen Sonntag, worin sie die Bergarbeiterschutznovelle der Regierung in der vorliegenden Form für unbefriedigend erklären, die Regierung einer ungenügenden Einlösung ihrer früheren Versprechungen beschuldigen und vom „unzeitgemäßen Prinzip des patriarchalischen Arbeitsverhältnisses" sprechen. Wer sich noch daran erinnert, mit welchem Eifer die christlichen Gewerkschaften in ihren Anfängen sich mit dem patriarchalischen Arbeitsverhältnis abzufinden versuchten, der wird in der neuen Wendung eine ganz erhebliche Fortentwicklung zu gewerkschaftlicher Entschiedenheit erkennen. Die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine sind in dieser Hinsicht in den letzten Jahren den christlichen noch erheblich vorausmarschiert. Wenn man nun diese Parallelbewegungen der sozialdemokratischen und der nichtsozialdemokratischen Arbeiterbewegung verfolgt, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, als ob die verschärfte Herauskehrung des sozialdemokratischen Charakters bei den sogenannten „modernen" Gewerkschaften weniger aus dem Gefühl zunehmender Selbstsicherheit, als aus dem der Sicherung gegen die unbequem werdende Konkurrenz der anderen Organisationen entspränge. Wie immer aber auch die Wendung zum politischen Fanatismus zu erklären sein mag, sicher hindert sie die wünschenswerte Vereinheitlichung der deutschen Gewerkschaften.

Die Aeltesten der Kaufmannschaft von Berlin haben dem Reichspostamt eine überaus praktische Anregung gegeben, indem sie um durchgreifende Herabsetzung des Weltpostportos petitioniert haben. Zwischen den Postverwaltungen von Großbritannien und seinen Kolonien ist bereits das im Inlandsverkehr gültige Pennyporto durchgeführt. Für Deutschland, so sagt die Petition, erlangt die Portofrage eine umso größere Bedeutung, wenn man berücksichtigt, daß durch die neuen Handelsverträge unsere Stellung auf dem Weltmarkt wesentlich ungünstiger sein wird als bisher. Die Eingabe regt an, dem nächsten Kongreß des Weltpostvereins die allgemeine Ermäßigung des Weltportos etwa auf die seither für den inländischen Verkehr der einzelnen Länder geltenden Sätze vorzuschlagen und die Vorbereitungen für diese Vereinbarungen schon jetzt in Angriff zu nehmen. Unabhängig davon beantragen die Petenten, daß wenigstens mit den deutschen Nachbarländern alsbald Verhandlungen wegen Herabsetzung des Portos auf die Inlandssätze eingeleitet werden. Es wäre sehr wünschenswert, wenn diese höchst beachtenswerten Vorschläge zur Erleichterung des Weltverkehrs ein praktisches Ergebnis zeitigten.

Unter den Gerichtsurteilen, die das Zutrauen breiter Volksmassen zur Objektivität unserer Rechtsprechung bedenklich gefährden, wird künftig die Verurteilung des sozialdemokratischen Abgeordneten Kunert an hervorragender Stelle aufgezählt werden müssen. Weil er vor Jahren in einer Wahlrede einmal gesagt haben soll „unsere Soldaten haben in China geplündert, geraubt und geschändet" ist er trotz des zeugeneidlich geführten Nachweises einer leider großen Zahl von Belegen für seine Behauptung wegen formaler Beleidigung des Expeditionskorps und seines Vorgesetzten, des preußischen Kriegsministers, zu der unverständlich harten Strafe von drei Monaten Gefängnis verurteilt worden. Wir geben zu, daß die sozialdemokratische Kritik am Verhalten der schlechten Elemente im deutschen Expeditionskorps leider oft genug Maß und Ziel hat vermissen lassen. Aber wie gering ist das an Bedeutung gegenüber dem jetzt vor der ganzen Welt an Gerichtsstelle erbrachten Nachweis, daß in der Tat eine erschreckend große Anzahl von Plünderungen und Gewalttaten während der chinesischen Expedition von deutschen Soldaten verübt worden sind. Was in dieser Hinsicht festgestellt wurde, war, zumal es offenbar nur einen Teil der traurigen Wirklichkeit enthüllte, weit mehr, als was sich allenfalls noch mit dem Worte entschuldigen ließe „à la guerre, comme à la guerre". Gewiß sind zur Aufrechterhaltung der Mannszucht damals auch empfindliche Strafen verhängt worden; aber mit der Strenge, mit der sonst militärische Vergehen vor dem Feinde geahndet zu werden pflegen, stehen diese Bestrafungen, soweit sie wenigstens durch die Gerichtsverhandlung in Halle bekannt geworden sind, in keinem Verhältnis. Die verhängnisvolle Auffassung, als ob es sich um einen Feldzug der Rache gegen ein minderwertiges Volk handelte, scheint sich selbst bis an die Stätten der ostasiatischen Standgerichte verirrt zu haben. Und angesichts solcher Feststellungen wird eine Strafe von drei Monaten Gefängnis verhängt für eine Behauptung, die sich selbstverständlich nicht auf das Expeditionskorps in seiner Gesamtheit, sondern lediglich auf eine mehr oder minder große Zahl von Rohlingen in ihm beziehen konnte. Wenn die höhere Instanz dieses Urteil bestätigen sollte, könnte es leicht den sogenanten umstürzlichen Bestrebungen weit wertvollere Dienste leisten, als alle Veröffentlichungen der sozialdemokratischen Presse über vorgebliche oder wirkliche Humanitaten zusammengenommen.

Die Handelskammer zu Düsseldorf hat in einer Resolution die Reichsregierung ersucht, nach Kündigung des Handelsabkommens von 1900 den Vereinigten Staaten gegenüber grundsätzlich den neuen deutschen Generaltarif zur Anwendung zu bringen und Zollherabsetzungen nur bei einzelnen Positionen und nur bei Gewähr von gleichwertigen Gegenleistungen zu bewilligen. Das heißt also, die Vereinigten Staaten sollen sich das Recht der Meistbegünstigung durch spezielle Zollzugeständnisse gegenüber Deutschland erkaufen. Bekanntlich ist dies auch der Standpunkt unserer Agrarier. In den Verhandlungen, die der Resolution in der Handelskammer zu Düsseldorf vorangegangen sind, ist von den verschiedensten Rednern darauf hingewiesen worden, daß eine Politik, die dieser Resolution entspreche, voraussichtlich zum Zollkriege führen werde, „den man aber deutscherseits nicht zu fürchten brauche". Wenn es sich hierbei auch wohl zumeist um großsprecherische Phrasen handelt, deren Ernst die Redner selbst nicht allzu hoch einschätzen werden, so ist die Leichtfertigkeit doch charakteristisch, mit der hier die Handelskammer eines großindustriellen Bezirks mit dem Gedanken eines deutsch-amerikanischen Zollkriegs spielt.

Ungefähr gleichzeitig mit dieser zollkriegerischen Resolution der Düsseldorfer Handelskammer erschienen in der „Kölnischen Zeitung" ein paar Artikel über das handelspolitische Verhältnis zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten, in denen mit scharfsinniger Dialektik der Nachweis zu führen gesucht wurde, daß nach Erlöschen des handelspolitischen Abkommens von 1900 der alte Vertrag zwischen den Vereinigten Staaten und Preußen aus dem Jahre 1828 wieder in Kraft treten werde, daß dieser Vertrag aber bei richtiger Interpretation nicht nötige, in Bezug auf Zolltarifsätze den Vereinigten Staaten die Meistbegünstigung zu gewähren, während Deutschland durch denselben Vertrag von 1828 vor einer differenziellen Behandlung auf dem Gebiet der Schiffahrt sichergestellt sei. Diese gemütvolle einseitige Auslegung eines zweiseitigen Vertrages dürfte bei den Yankees schwerlich Anerkennung finden. Die deutsche Reichsregierung hat ja noch einige Monate Zeit, um sich zu überlegen, ob sie diesen aufmunternden Zurufen, sich nur frisch, fromm, fröhlich in einen Zollkrieg mit den Vereinigten Staaten zu stürzen, Folge leisten will. Zur geistigen Gesundung würde ein solcher Zollkrieg gewiß manches beitragen, wenn er nur nicht in wirtschaftlicher Beziehung so kostspielig wäre!

In Halland haben die Neuwahlen zum Parlament einen Sieg der antiministeriellen Liberalen gegen die katholisch-

Digitized by Google

kalvinistische Regierungsmehrheit gebracht. Nach Erledigung der 40 Stichwahlen hat sich die frühere Mehrheit des Ministerpräsidenten Kuyper in eine Minderheit von nur noch 48 Abgeordneten verwandelt, während die verschiedenen oppositionellen Gruppen mit den Sozialdemokraten zusammen künftig über 52 Sitze verfügen. Die aus diesem Wahlausfall folgenden weitreichenden Konsequenzen werden wir demnächst noch ausführlich würdigen.

Der schwedisch-norwegische Konflikt wird zweifellos friedlich gelöst werden, wenn sich auch der schwedische Reichstag und die schwedische Regierung Mühe geben, durch verschämte Mobilisierungsversuche ihren Verhandlungen mit Norwegen mehr Nachdruck zu verleihen. Ob die Regierung den lebhaften Angriffen patriotischer Heißsporne weicht oder trotzt, kann an der Tatsache nichts ändern, daß sowohl in Schweden wie in Norwegen die erdrückende Mehrheit der Bevölkerung einen Krieg zur Aufrechterhaltung der Union unter keinen Umständen gutheißt.

Aus Rußland liegen neue alarmierende Nachrichten von dem Fortschreiten der revolutionären Bewegung vor. In Lodz ist es zu offenem Aufstand mit Barrikadenbauten und regelrechten Straßenschlachten zwischen Bevölkerung und Militär gekommen. Tote und Verwundete bedeckten zu Hunderten, nach anderen Versionen zu Tausenden den Schauplatz der Revolution. In Warschau und anderen Fabrikstädten sind ähnliche Zusammenstöße vorgekommen. Die Regierung des Zaren sucht sich mit Verhängung des Belagerungszustandes über ganze Bezirke und mit neuen umfangreichen Aushebungen für Ostasien zu helfen. Inzwischen ist durch eine gefährliche Meuterei auf dem Panzerschiff „Fürst Potemkin" der Schwarze-Meer-Flotte ein neuer Zug in die revolutionäre Bewegung gekommen. Die Besatzung des Panzerschiffs hat einen großen Teil ihrer Offiziere getötet, Odessa angelaufen, und ihre Sympathien mit den dortigen revolutionären Elementen durch Beschießung der Hafenanlagen wirksam betätigt. Auch aus Libau wird bewaffnete Meuterei der dortigen Matrosenabteilung gegen die Marineoffiziere gemeldet. Damit ist die Gefahr einer allgemeinen Militärrevolution wesentlich näher gerückt.

* * *

Diplomatische Erfolge.

Die starke Erregung, die über die Entwicklung der Marokko-Affäre während der letzten Wochen in Frankreich entstanden war, hat einer etwas ruhigeren Auffassung Platz gemacht. Das, was die Amerikaner den second sober thought nennen, hat sich allmählich eingestellt. Die zwischen Berlin und Paris gewechselten diplomatischen Noten werden nicht als Sturmvögel, sondern als Friedenstauben angesehen. Der diplomatische Himmel klärt sich langsam auf. Die Marokkokonferenz wird voraussichtlich zustande gebracht werden, und man scheint aufrichtig bemüht zu sein, die nötigen Garantien zu schaffen, daß diese Konferenz wie das Hornberger Schießen endet. Es empfiehlt sich in diesem Stadium — auch mit Rücksicht darauf, daß das abziehende Gewitter wieder zurückkehren kann — auf die Begebenheiten der letzten Wochen einen kurzen nüchternen Rückblick zu werfen.

Handelte es sich bei der marokkanischen Affäre nur um Marokko selbst und um die Wahrnehmung politischer und wirtschaftlicher Interessen Deutschlands in dem Gebiet der scherifischen Majestät, so würde man sein Urteil über den diplomatischen Lärm der letzten Wochen dahin zusammenfassen können, daß man einen Dampfhammer in Bewegung gesetzt habe, um eine Walnuß aufzuknacken. Aber eben deshalb, weil der diplomatische Lärm ganz außer Verhältnis zu der Bedeutung des Objekts stand, welches dem Prozeß als Rubrum dient, hatte sich aller Welt ein unbehagliches Gefühl bemächtigt. Die deutsche Presse hatte es sich dabei vornehmlich angelegen sein lassen, die deutsche Diplomatie auf ihren nicht ganz klar erkennbaren Wegen mit Heilrufen zu begrüßen und von jeglicher Kritik den denkbar sparsamsten Gebrauch zu machen.

Ob Fürst Bülow Ursache hat, über die kritische Enthaltsamkeit der öffentlichen Meinung Deutschlands sehr glücklich zu sein, scheint uns fraglich. Man behauptet wohl nicht ohne Grund, daß es recht einflußreiche Kreise gebe, denen in der auswärtigen Politik kein Spiel zu hoch sei, und die mit unverantwortlichem Leichtsinn bestrebt wären, den verantwortlichen Leiter unserer auswärtigen Politik über die Grenze hinauszudrängen, die er seiner eigenen Initiative gezogen sehen möchte. Es ist kaum wahrscheinlich, daß z. B. die Aeußerungen des Professor Schiemann in der „Kreuzzeitung" dem Fürsten Bülow besonders willkommen gewesen sind. Er befindet sich heute in der Lage eines Staatsmannes, der durch die kritiklose Ueberschätzung seiner bisherigen Erfolge zu Kraftanstrengungen verleitet werden soll, die ihn von seinen ursprünglichen Zielen mehr und mehr entfernen.

Es ist bisher nicht recht klar geworden, weshalb die deutsche Diplomatie nach dem Sturz Delcassés nicht ihrerseits alles getan hat, um eine rasche Verständigung über den marokkanischen Streitfall mit Frankreich herbeizuführen. Mit der Entlassung Delcassés hatte die französische Politik in den Augen der ganzen Welt einen vollgültigen Beweis dafür geliefert, daß sie gewillt sei, den marokkanischen Streit in entgegenkommender Weise mit Deutschland zu schlichten. Daß eine glatte Lösung an die Leistungsfähigkeit der deutschen Diplomatie keine übermäßigen Anforderungen gestellt haben würde, darf man wohl annehmen, auch ohne unsere Diplomatie zu überschätzen. Erst als nach Delcassés Sturz die diplomatischen Zerrereien weitergingen, setzte sich in Frankreich allmählich der Gedanke fest, daß Marokko nur ein Vorwand sei, während das eigentliche Ziel in einer Demütigung Frankreichs gesucht werden müsse. Seitdem hat auch die Haltung von Politikern wie Clémenceau und Jaurès, die ganz wesentlich zum Sturze Delcassés beigetragen haben, und die mit der denkbar größten Entschiedenheit für eine Berücksichtigung der legitimen Ansprüche Deutschlands in Marokko plädierten, eine merkliche Aenderung erfahren. Insbesondere lehnt man mit einer begreiflichen Entrüstung die Zumutung ab, daß sich Frankreich in der Auswahl seiner Freundschaften Beschränkungen seitens Deutschlands zu unterwerfen habe.

Daß Frankreich sein politisches Verhältnis zu England revidieren müsse, wenn es mit Deutschland in Frieden leben wolle, ist, man kann es leider nicht leugnen, in der deutschen Presse ernsthaft gefordert worden. Schrieb doch selbst ein führendes Zentrumsblatt wie die „Kölnische Volkszeitung": „Frankreich ist für uns eine Geisel, welche uns die Gunst Englands garantieren muß." Der politische Gedankengang, der dieser menschenfreundlichen Ansicht zugrunde liegt, ist etwa folgender: England sinnt fortgesetzt, wie es Deutschland verderben könne. Es hat deshalb, als Delcassé noch die auswärtige Politik Frankreichs leitete, intime freundschaftliche Beziehungen mit Frankreich angeknüpft zu keinem anderen Zweck, als um auf dem Kontinent einen militärgewaltigen Bundesgenossen für seine schwarzen Pläne gegen Deutschland zu gewinnen. Das englisch-französische Abkommen über Marokko war bei dieser neuen Verbindung Englands Liebesgabe. Hinter diese französisch-englischen Schliche ist die deutsche Diplomatie noch rechtzeitig gekommen und hält nunmehr fürchterliche Musterung. Jetzt handelt es sich darum, daß Frankreich gleichsam Urfehde schwört und England den Stuhl vor die Tür setzt.

Es ist zuzugeben, daß, wenn man einen Krieg mit Frankreich sucht, man mit dieser Beweisführung auf dem rechten Wege ist, um ihn zu finden. Da man aber in Deutschland den Krieg nicht will — wir sind überzeugt, daß auch unsere deutsche Regierung ihn durchaus nicht will —, so kann jene ganze Beweisführung nur den einzigen Effekt haben, die Franzosen unnötigerweise gegen Deutschland zu verbittern. Es mag ja sein, daß Herr Delcassé mit dem Gedanken einer englisch-französischen Allianz mit einer offensiven Spitze gegen Deutschland kokettiert hat. Daß eine derartige Offensivallianz aber ernsthaft geplant worden sei, kann man nur annehmen, wenn man die französischen Staatsmänner für komplette

Digitized by Google

Esel hält. Frankreich hätte bei einer solchen Allianz im Ernstfalle unter allen Umständen die Zeche zahlen müssen: das würde wohl selbst dem borniertesten französischen Politiker nicht verborgen geblieben sein.

Die „Kölnische Volkszeitung" hat mit brutaler Offenheit erklärt, daß ein Krieg Deutschlands mit England unheilvoll und ein Krieg gegen England und Frankreich vorzuziehen wäre. Dies ist so überzeugend, daß die Gefahr eines Offensivbündnisses zwischen England und Frankreich gegen Deutschland nur dann in Betracht zu ziehen sein würde, wenn die Franzosen verblendet genug wären, die Gefahren eines Landkrieges mit Deutschland, den sie tatsächlich ohne militärische Unterstützung durch irgend einen dritten Staat zu führen hätten, gering zu achten. Wenn jedoch irgend etwas feststeht, so ist es die Abneigung Frankreichs, durch sein Verhalten jetzt, da Rußland auf absehbare Zeit als Bundesgenosse außer Betracht bleibt, einen Krieg mit Deutschland heraufzubeschwören. Der Gedanke einer englisch-französischen Allianz gegen Deutschland ist deshalb, soweit Frankreich in Betracht kommt, ein Hirngespinst, das keiner vernünftigen Erwägung standhält. Eben darum erscheint es den Franzosen auch als ein frivoler Uebermut, wollte man deutscherseits das Maß der freundschaftlichen Gefühle, die Frankreich England gegenüber zu betätigen wünscht, zu limitieren versuchen. Das hieße in der Tat, wie Clémenceau ganz richtig hervorhebt, Frankreich zu Deutschlands Satelliten erniedrigen.

Darüber wird man sich ja in Deutschland keinen Täuschungen hingeben können, daß gerade der Verlauf dieses marokkanischen Streites seit Delcassés Rücktritt die Stimmung der französischen Nation gegen Deutschland nicht verbessert hat, und daß die Neigung, sich an irgend einer politischen Kombination zu beteiligen, die Deutschland unbequem ist, für absehbare Zeit nur durch vorsichtige Erwägungen des Verstandes kontrolliert sein wird. Die Verminderung freundschaftlicher Gefühle gegen Deutschland ist wahrscheinlich der einzige sichere Erfolg der diplomatischen Marokko-Kampagne. Herr Professor Schiemann sucht allerdings, gestützt auf seine Ueberzeugung, daß sich in der politischen Welt vieles unlogisch entwickele, in der „Kreuzzeitung" die Wahrscheinlichkeitsthese zu begründen, daß das Ende vom Liede eine verstärkte Neigung der Franzosen gegenüber Deutschland sein werde. Diese Theorie von der Entwicklung der Liebe durch schlechte Behandlung spielt in der Psychologie der Kolportageromane keine geringe Rolle. Im Völkerverkehr scheint sie nur aber bisher noch nicht erprobt zu sein.

Theodor Barth.

Zur Psychologie der Fabrikarbeiterin.

„Wir wollen Eure Suppen nicht; gebt uns unser Recht; dann werden wir Fleisch essen!" Diesen Ausspruch eines Arbeiters gegenüber einem Wohltätigkeitskomitee führt Frau Gnauck-Kühne in ihrem soeben erschienenen Buche „Die Arbeiterinnenfrage"*) an, um den Kernpunkt zu bezeichnen, dem im tiefsten Grunde alle Bestrebungen der arbeitenden Klassen zur Verbesserung ihrer Lage zuneigen. Frau Gnauck will in diesem kleinen Buch besonders die Frauen der besitzenden Volkskreise dafür gewinnen, die Arbeiterinnen zu einem menschenwürdigen, inhaltreicheren Leben emporzuführen. Wir sollen uns bewußt werden, daß wir den Arbeiterinnen gegenüber Pflichten zu erfüllen haben; daß wir sie lehren sollen, für ihr Recht zu kämpfen, ihr Recht ebenso zu werten, wie der männliche Arbeiter es tut. Daß die Arbeiter eine Klasse sind, die nicht nur Pflichten, sondern auch Rechte hat, das erst macht sie zu Staatsbürgern, zu Vollgenossen im bürgerlichen Leben.

*) Gnauck-Kühne: Arbeiterinnenfrage. M.-Gladbach. 1905.

„Daß der Arbeiter Rechte hat, das unterscheidet vom bürgerlichen Rechtsstandpunkt aus den noch so angestrengt ‚schuftenden' Arbeiter vom Lasttier. Das wertvolle Tier hat es materiell vielleicht besser als er; es hat möglicherweise einen Stall, der solider ist als seine Hütte; eine Pflege, die mehr kostet, als der Unterhalt eines Arbeiters; es wird vielleicht transportiert in gepolsterten Waggons — er steht eingepfercht in einem Abteil IV. Klasse — aber das Tier ist rechtlos, er nicht. Das Tier wird nicht gefragt, es muß; der Arbeiter hat den Vertrag freiwillig geschlossen, er steht im freien Arbeitsvertrage. Er kann kündigen. — — Dies Recht bezahlt er hoch, sehr hoch mit all den Uebelständen und Schwierigkeiten, die die Freiheit mit sich bringt; die Freiheit zu verhungern. Aber um keinen Preis der Welt gäbe er dieses Recht, diese Freiheit wieder her. Er plagt sich, er friert, er hungert, er schwitzt, er dürstet, aber er wahrt sein Recht. Daß die Sozialdemokraten dies verstanden haben, hat zu ihrem Einfluß auf die Arbeiter nicht wenig beigetragen."

Die arbeitenden Frauen sind sich dieses Rechtes, dieser Freiheit viel zu wenig bewußt, und deshalb leiden sie unter besonderen Schwierigkeiten, unter Gefahren, von denen sie befreit werden müssen, wenn nicht das gesamte Volksleben in Mitleidenschaft gezogen werden soll. Bisher aber sind all denen, die helfen könnten, die Bedürfnisse der Arbeiterinnen viel zu wenig bekannt. Frau Gnauck versucht deshalb in dieser Einführung in die Arbeiterinnenfrage nicht nur alles das zusammenzufassen, was durch Enqueten und Untersuchungen über das Milieu der Arbeiterinnen bekannt geworden ist; sondern sie will auch aus den Erfahrungen, die sie selbst im Verkehr mit Arbeiterinnen gewonnen hat — Frau Gnauck hat bekanntlich vor einigen Jahren selbst eine Zeitlang in Fabriken gearbeitet — einen Beitrag zur Psychologie der großstädtischen Fabrikarbeiterin geben. Sie will etwas anderes geben, als ein ziffernmäßiges Erfassen der Lage der Arbeiterinnen, als verläßliche Angaben über Lohn, Lebenshaltung und Arbeitsverhältnisse. Alle solche Angaben beschäftigen sich nicht mit der Arbeiterin selbst, „sie bleiben an dem stehen, was die Peripherie des Menschen ausmacht." Frau Gnauck will die Gedankenwelt, die Stimmung der Arbeiterinnen zu verstehen und zu fassen versuchen.

Soweit das Eindringen in das Seelenleben anderer überhaupt möglich, dürfte es Frau Gnauck gelungen sein. Sie war sich der Schwierigkeiten des Versuchs voll bewußt. Aber die Arbeiterinnen, mit denen sie bei gemeinsamer Beschäftigung zusammenkam, dürften sich ihr gegenüber zwanglos gezeigt haben, und deshalb konnte sie wohl auch zwanglos beobachten. Ihre feine Kenntnis der weiblichen Psyche mußte ihr behilflich sein, Lebensäußerungen richtig zu deuten. So ergibt sich aus ihren Schilderungen ein lebendiges Bild, ein Bild, das mit glühenden Farben gemalt ist. Gewiß darf man nicht ohne weiteres versuchen, sich von seinem eigenen Standpunkt aus in die Lage einer Arbeiterin hineinzuversetzen. Wir müssen in Anschlag bringen, daß unter den Frauen der besitzenden Klassen die kulturelle Verfeinerung eine gesteigerte Empfindungsfähigkeit und erhöhte nervöse Reizbarkeit entwickelt hat, von der die Arbeiterinnen im allgemeinen glücklicherweise noch verschont sind:

„Die Leidensfähigkeit ist unstreitig unter den höheren Klassen eine weit gesteigerte, besonders im reiferen Lebensalter, wenn der regsamere Geist Zeit gehabt hat, sein Nervensubstrat zu einem empfindlichen Instrument zu verfeinern. Reizempfindliche, verfeinerte Nerven würden allein schon die ganz äußerlichen Beschwerden (Hitze- oder Kältegrade) nicht ertragen können, denen die Arbeiterin standhalten muß und standhalten kann."

Ebenso sicher aber glaubt Frau Gnauck annehmen zu dürfen, daß in der Jugend viele Gemütszustände, Stimmungen und Bedürfnisse ein und desselben Geschlechts unter allen Klassen sich ähneln, und daß Analogieschlüsse daher anwendbar seien.

Und so führt sie uns in das Leben einer jungen Fabrikarbeiterin hinein. Nicht in das der Ausnahmenaturen. Sie will nicht die außergewöhnlich strebsame Arbeiterin zeigen, die ihr Buch und Schreibmaterial mit in die Fabrik bringt und in den Pausen mit ernstem Fleiß die Aufgaben für die Arbeiterbildungsschule macht. Sie will auch nicht von der früh verdorbenen, leichtsinnigen Person sprechen, die sich in jeder Pause mit dem Spiegel unterhält, so oft wie möglich ihre Brennscheere

Digitized by Google

gebraucht, sich immer mit den männlichen Kollegen zu schaffen macht und stets mit unanständigen Reden geladen ist wie ein Revolver mit Patronen. Den Durchschnitt will sie uns verstehen lehren, und von dem erzählt sie:

„Das junge Mädchen ist vierzehn, fünfzehn Jahre alt geworden. Nach einer Kindheit, in der es von dunklen Eindrücken nicht verschont geblieben ist, hat sich die Schultür geschlossen, die Fabriktür aufgetan. Die junge Arbeiterin ist selbständig. Sie verdient, sie lebt durch ihre Hände. Aber diese Hände gehören zu einem Körper, in dem ein junges Herz zukunftsneugierig, genußbegierig schlägt, und zu diesem Körper gehört ein Kopf, dessen helle Augen erwartungsvoll in die Welt blicken, genau so erwartungsvoll wie die Augen der höheren Töchter; aber hungriger, denn sie ist sich selbst überlassen. Während die höhere Tochter noch lange durch Unterricht und Elternhaus beschäftigt ist, ist die junge Arbeiterin als selbständiger, fertiger Mensch in die Fabrik eingetreten, und dort spielt sich ihr Leben nun ab. Was tut sie da? Sie lernt Handgriffe.“ Allzuschnell ist der Grad von Fertigkeit erreicht, über den hinaus es keine Steigerung mehr gibt. Dann heißt es immer dieselben Handgriffe machen, zehn, elf Stunden am Tage, jeden Tag des Jahres, immer dasselbe. Je mehr sie dahin kommt mit der Unpersönlichkeit einer Maschine zu arbeiten, desto besser für sie. Um aber mit der Zuverlässigkeit und Schnelligkeit einer Maschine zu arbeiten, müssen alle Nerven aufs straffste gespannt sein; jede Ablenkung bedeutet einen Verlust. Dieser ruhelosen, eintönigen Arbeit fehlt alles, was sie für den Menschen wertvoll machen kann. „Es ist die Arbeit eines Lasttiers. Sie läßt der Erfindungsgabe, der Phantasie, der innerlichen Betätigung nicht den geringsten Spielraum. Sie schafft kein Verhältnis zwischen Arbeiterin und Arbeitsprodukt. Nur die Hände arbeiten. Während die motorischen Nerven aufs Äußerste gespannt sind, ist alles ausgeschaltet, alles unterdrückt, was den Menschen ausmacht.“

Die Arbeiterin hat nie Zeit, sich an ihrer Arbeit zu freuen. Frau Gnauck erzählt, wie sie eines Tages in einer Kartonfabrik gemeinsam mit der Vorarbeiterin kleine, rosa Broschenschachteln herstellte.

„Ein ganzer Turm der zierlichen Dinge (4½ Pf. für das Groß!) war schließlich aufgebaut. Noch setzte die Vorarbeiterin das letzte Stück auf, da mahnte sie schon: ‚abliefern, schnell! abliefern!‘ Ich wagte den Einwand: ‚So freuen Sie sich doch mal über den roten Turm‘, wurde aber abgeführt: ‚So wat! Jeben Sie mir det Jeld for de Freude?‘ und schon war sie bei der nächsten Arbeit.“

Geistige Oede bei selbstmörderischer Hast, sagt Frau Gnauck zusammenfassend, das ist der Charakter der ungelernten Fabrikakkordarbeit!

Der Mann wird nicht nur besser bezahlt, er ist auch geistig besser gestellt. Er lernt häufig noch handwerksmäßig und hat Schulung.

„Dann hat er den Militärdienst, der Erziehung, Disziplinierung und eine sichere Unterbrechung mit neuen Eindrücken bedeutet. Er hat die Wahlen zum Gewerbegericht, er hat die Politik mit ihren aufregenden Reichstagswahlen, vor denen plötzlich alle Klassen ein auffallendes Interesse an den politischen Ansichten des Arbeiters bekunden. Er liest eine Zeitung. Er hat das Vereinsleben, die Arbeitervereine mit ihrer Pflege des Gemüts und würdiger Erholung, die Kriegervereine mit ihren Festen und die Gewerkschaften mit ihren regelmäßigen, höchst anregenden Versammlungen. Schließlich wird ihm geistiges Brot in den Hochschulkursen geboten, in Ausstellungen unter fachkundiger Führung, in Volkslesehallen, Unterhaltungsabenden und freien Volksbühnen.“

„Was hat dagegen die junge Arbeiterin?“ —
In der Fabrik — nichts.
Außerhalb der Fabrik — nichts.“

Wählen darf sie nicht, ihr Interesse an den sozialpolitischen Fragen, die sie angehen, wird dadurch künstlich niedergehalten. „Sie soll nur Hand sein. Daß sie Gemüt, Verstand, Nerven hat, ist belanglos. Hände hat sie und für diese Hände wird sie bezahlt. Alles andere ist Nebensache.“

Ist es da ein Wunder, wenn das Mädchen dieser Kreise ihre ganze Hoffnung auf die Heirat setzt? „Nur durch die Heirat kann sie ‚sich verändern‘. Kein Wunder, daß sie geneigt ist, die erste Gelegenheit zu ergreifen und leichtsinnig früh zu heiraten, ohne hauswirtschaftliche Kenntnisse, ohne Ersparnisse, vermutlich ‚auf Abzahlung‘ ausgesteuert.“ Frau Gnauck erzählt, wie dieser fieberhafte Hunger nach Eindrücken, nach Abwechslung sich bei einer jungen Arbeiterin äußerte, mit der sie zusammen war.

„In dem Arbeitssaale hing ein Bild — aus einer Zeitschrift ausgeschnitten. Sie kannte das Bild längst auswendig, aber immer wieder blieb sie glossierend davor stehen. An einem Balken des Saales hatte ein Anstreicher seinen roten Pinsel abgestrichen. Auch vor diesem grellroten Striche stand sie bisweilen nachdenklich still, bis ihr unbewußter Hunger sich wie in einem Naturlaute mit den Worten Luft machte: ‚Rot is Sie doch ne scheene Farbe.‘ Eines Tages kam aber ein Ereignis. Eine Dame trat ein und bestellte einen Karton. Eine ganze Woche sprach man von dieser Begebenheit. Die junge Arbeiterin war so davon erfüllt, daß sie noch nach acht Tagen in der Pause ganz unvermittelt aufsprang und die Dame kopierte: ‚So hat se jemacht — nee, so hat se jemacht‘ — und dann spielte sie die Rolle der Dame bis zur Erschlaffung.“

Des Abends, wenn die Arbeiterinnen dann nach Hause gehen, nachdem für viele Stunden all ihr Empfinden ausgeschaltet war, dann wird es naturgemäß wieder eingeschaltet. Der aufgespeicherte Nervenreiz will ausgelöst sein. Die Jungen suchen den Genuß, wo sie ihn finden. Wenn eine Glück hat, nimmt sich ein rechtlicher Mann ihrer an, und sie gründen ein Heim.

„Vielleicht spielt aber auch ein Verführer mit ihr oder eine geldgierige Kupplerin. Dann geht sie oft ins Tingeltangel; sie kann die Erregung bald nicht mehr entbehren — Arbeit kostet Kräfte, leichter lebt sie von der Straße. Sie sinkt tiefer und tiefer .... Und das Ende? Der Sumpf, auf dem jede Stadt sich aufbaut, wirft eine Schmutzblase auf! Ein Mensch mit einer unsterblichen Seele ist im Schlamm versunken.“

Diese sittlichen Gefahren, denen die Mädchen ausgesetzt sind, werden von Frau Gnauck mit Worten tiefster Empörung geschildert. Von allen Seiten drohen Gefahren; nicht nur von den Kollegen, mehr noch von den Vorarbeitern und Werkführern, manchmal auch vom Chef. Gewiß ist diese sittliche Gefährdung kein Produkt der Neuzeit.

„Wir dürfen nicht dem Irrtum Raum geben, als ob die Arbeiterin unter feudaler oder zünftlerischer Hand keinem Mißbrauch ihrer Person seitens ihres Herrn unterworfen gewesen wäre — (selbst wenn ius primae noctis nie kodifiziert war, bleibt die Sage charakteristisch); — aber eben derselbe Herr, so ist anzunehmen, schützte sie vor anderen Männern, die in seinem Revier pirschen wollten. Sie war eingehegtes Wild, jetzt ist sie Freiwild. Wer Lust hat, jagt es — oder jagt es weg.“

So schildert Frau Gnauck den Lebensgang der Fabrikarbeiterin, für die sie Interesse und Hilfe gewinnen will. Die Existenzunsicherheit, die Isoliertheit der Arbeiterin, die sittlichen Gefahren, die mangelnde Vorbereitung auf den häuslichen Beruf, die Schädigung des Familienlebens und der Nachkommenschaft, alle diese Uebelstände der weiblichen Fabrikarbeit, sowie alle Nachteile, die sie im Gefolge hat, faßt Frau Gnauck mit der Bezeichnung „Arbeiterinnenfrage“ zusammen. Für den Kampf gegen all diese Uebelstände will Frau Gnauck durch ihre Schilderungen Helfer gewinnen, denen sie ihre Reformforderungen vorlegt. Ihr Programm umfaßt kurz folgende Reformen:

Verkürzung der Arbeitszeit durch Einführung des zehnstündigen Maximalarbeitstages,
Mittäglicher Schluß am Sonnabend,
Wöchnerinnenruhe von mindestens sechs Wochen,
Mutterschaftsentschädigung,
Vereins- und Versammlungsfreiheit,
Arbeitgeberparagraph,
Stimmrecht für die Wahl der Gewerbegerichtsbeisitzer.

Schließlich gibt sie Ratschläge, wie jeder einzelne mitarbeiten kann, um diese Forderungen zu verwirklichen.

Wenn irgend etwas imstande ist, das Interesse weiter Kreise für diese Reformarbeit zu gewinnen, so muß es der Einblick sein, den Frau Gnauck uns durch ihre Schilderungen in das Leben der Arbeiterinnen hat tun lassen.

Alice Salomon.

Digitized by Google

Die Anfänge des Julikönigtums.

Es war ein kühnes Unternehmen, das Alfred Stern vor nunmehr elf Jahren begonnen hat, die Geschichte Europas von dem Ende der Befreiungskriege bis zum Frankfurter Frieden von 1871 zu schreiben, und zwar auf Grund nicht allein der schon bekannten historischen Literatur, sondern besonders neuer archivalischer Studien. Eine ungeheuere, erdrückende Menge von Quellen und Bearbeitungen mußte benutzt, das Wesen und die Einrichtungen vieler verschiedener Völker erforscht, der Charakter zahlloser Politiker, Krieger und Schriftsteller untersucht werden, ehe nur der erste Federstrich der Darstellung erfolgen konnte. Und es war schon auf der Höhe des Mannesalters, jenseits von Dantes „Mitte des Weges unseres Lebens", daß der Züricher Professor diesen gewaltigen Entschluß faßte. Aber bisher hat er ihn mit unablässiger Beharrlichkeit und bewundernswerter Arbeitskraft ausgeführt. Einzelne Aufsätze, meist in Fachzeitschriften veröffentlicht, bezeugen von Zeit zu Zeit den Umfang und die eindringende Schärfe seiner Vorarbeiten. Sie haben sich wiederum zu einem neuen, dem vierten Bande verdichtet, der soeben erschienen ist (Stuttgart und Berlin, Cottas Nachfolger). Als erster Teil der zweiten Abteilung behandelt er die Julirevolution und deren unmittelbare Folgen, die etwa ein Jahrfünft umfassen; er ist ebenso wie seine Vorgänger im Geiste absoluter Unparteilichkeit, mit sorgsamster Abwägung aller Umstände und Persönlichkeiten abgefaßt. So häufig auch die Ereignisse, die er zu schildern hat, schon dargestellt worden sind, Sterns ausgedehnte archivalische Untersuchungen haben ihn in den Stand gesetzt, noch viel Neues und Interessantes zu bringen und manche Irrtümer früherer Historiker, auch Hillebrands in dessen bekannter Geschichte des Julikönigtums, zu berichtigen. Besonders ist die Charakterisierung der Dinge und Menschen eine schärfere und prägnantere. Wir erfahren, daß Ludwig Philipp zuerst der Konstituierung Belgiens unter einem Königtume des Prinzen von Oranien tatsächlich geneigt war; daß Oesterreich der polnischen Revolution vom Herbst 1830 günstig gesinnt war, bis der Ausbruch der Unruhen in Italien den Kaiserstaat wiederum nur in dem allseitigen Absolutismus das Heil erblicken ließ. Sehr interessant ist der Nachweis, daß das Projekt einer Teilung Belgiens zwischen Preußen, Frankreich und Holland — ein Plan, den Ludwig Philipp im Sommer 1831 auf das ernstlichste hegte, und der auch den Beifall Rußlands und Oesterreichs gefunden hatte — lediglich an dem uneigennützigen Widerstande des Königs Friedrich Wilhelm III. gescheitert ist. Dieses Verdienst Preußens um die Bewahrung von Belgiens Unabhängigkeit ist freilich von diesem nie gebührend gewürdigt worden.

Aber besonders wichtig ist das scharfe Licht, das in der vielfach ganz neuen Darstellung Sterns auf die schamlose Wortbrüchigkeit Ludwig Philipps gegenüber den liberalen Elementen im übrigen Europa fällt.

Zunächst in Italien. Die Emissäre des „jungen Italien" in Paris hatten den neuen „Bürgerkönig" sprechen dürfen, von ihm Geldunterstützung und schöne Worte erhalten. Sie meinten, auf seine Teilnahme und noch sicherer auf die seines ältesten Sohnes zählen zu dürfen. Vor allem aber hatte die Regierung des Königs auf das bestimmteste und immer wiederholt erklärt, daß sie eine Verletzung des Grundsatzes der Nichteinmischung nicht dulden werde. „Die heilige Allianz," sagte noch am 27. Januar 1831 der Minister des Auswärtigen, „beruhte auf dem Grundsatze der Intervention, der die Unabhängigkeit aller Staaten zweiten Ranges vernichtet. Der gegenteilige Grundsatz, den wir aufgestellt haben, und dem wir Achtung zu verschaffen wissen werden, sichert die Unabhängigkeit und Freiheit aller." Damit glaubten die italienischen Freiheitsfremde vor einer militärischen Einmischung Oesterreichs gesichert zu sein; mit ihren heimischen Despoten meinten sie allein fertig zu werden. Modena, Parma, der Kirchenstaat erhoben sich im Februar 1831 und vertrieben die verhaßten Regierungen. Aber die Oesterreicher marschierten ein und eröffneten der blutigen Reaktion Tür und Tor. Und Frankreich? Ludwig Philipp zwang seine Minister zur Untätigkeit, die mit ihren früheren bündigen Erklärungen in schneidendem Gegensatze stand. Lafayette erinnerte den Minister des Auswärtigen an jüngst gesprochene Worte, für welche die Ehre Frankreichs verpfändet worden war: „Ich frage den Minister," rief er ihm zu, „ob es wahr oder unwahr ist, daß er amtlich erklärt hat, die französische Regierung werde den Einmarsch der Oesterreicher in die aufständischen Gebiete Italiens nicht dulden?" Der Minister zog sich mit einem kläglichen Spielen mit Worten aus der Verlegenheit: „Zwischen sich widersetzen und den Krieg erklären ist ein großer Unterschied."

Der Nachfolger Sebastianis im Ministerium des Aeußeren, Broglie, schützte wenigstens die Schweiz nach deren Demokratisierung im Jahre 1831 vor den Einmischungsgelüsten der Ostmächte. Da ließ Ludwig Philipp den Herzog im April 1834 fallen, zum großen Teil wegen seiner Opposition gegen Oesterreich und Rußland in der Schweizer Frage. Frankreich hörte seitdem auf, die Tagsatzung gegen die Zumutungen der absolutistischen Regierungen zu unterstützen.

Nicht anders ging es in Spanien zu. Solange der „Julikönig" noch auf die Anerkennung der spanischen Regierung zu warten gehabt hatte, waren die Pläne der spanischen Liberalen und zumal der Verbannten von ihm begünstigt worden. Der tapfere General Mina, von London nach Paris berufen, wurde vom französischen Kriegsminister Gérard heimlich empfangen und zur Vorbereitung eines Angriffs auf die Pyrenäengrenze ermutigt. Unter den Augen der französischen Beamten, mit Hilfe französischer Freunde konnten die spanischen Flüchtlinge sich bewaffnen und militärisch organisieren. Französische Bankiers streckten ihnen bedeutende Summen vor. Der König selber ließ ihnen hunderttausend Franken aus seiner Schatulle zufließen — bei seiner bekannten Sparsamkeit das deutlichste Zeichen des Bündnisses.

Im Vertrauen darauf drangen die von Frankreich ausgerüsteten Freischaren in Spanien ein. Aber kaum hatten sie so ihre Sache und ihr Leben in die Schanzen getragen, so erkannte Ferdinand VII. den Julikönig an, — und sofort schlug in Paris der Wind um. Die Behörden wurden angewiesen, die Flüchtlingskorps, soweit solche ihnen noch erreichbar waren, zu entwaffnen und aufzulösen. Das Höchste, was Frankreich ihren Teilnehmern bot, war die Gewährung einer Zufluchtsstätte, und auch das nur, wenn sie sich ruhig verhielten. Der Hilfe beraubt, die man sie fest hatte erhoffen lassen, scheiterte die spanische Bewegung (Winter 1830 auf 1831).

Zweiundeinhalbes Jahre später starb der blutige Despot Ferdinand VII., und es folgte ihm seine Tochter Isabella, die von den Liberalen gegen den legitimistisch-reaktionären Thronprätendenten Don Carlos unterstützt wurde. Das gleiche Spiel. Zuerst hatte Broglie der Regierung Isabellas „jede erwünschte Unterstützung durch Frankreich" fest zugesagt. Die amtliche Madrider Zeitung hatte erklären dürfen, man könne unter allen Umständen auf Frankreichs Hilfsversprechen bauen. Als aber die Regentin Christina, Isabellas Mutter, bei dem immer drohender sich erhebenden Aufstande der Carlisten Frankreich an seine Verpflichtung mahnte, hat Ludwig Philipp jede Waffenhilfe rund abgeschlagen. Dadurch wurde der furchtbare Bürgerkrieg auf viele Jahre verlängert. Und das gleiche Spiel hat der König wiederholt, auch nachdem er sich durch ein förmliches Bündnis der Regentin zur Unterstützung verpflichtet hatte.

So hat Ludwig Philipp allerorten die Liberalen auf das bündigste ermutigt und durch Versprechen tätigen Beistandes zum Handeln veranlaßt, um sie schließlich nicht nur im Stiche zu lassen, sondern sogar — wie nach der Besetzung Anconas — geradewegs zu bekämpfen. Vielleicht hätte Stern noch mehr hervorheben können, daß es Ludwig Philipp persönlich war, der hier die liberalere und ehrenhaftere Politik seiner Minister, besonders Broglies, alle Augenblicke durchkreuzte und lahmlegte, um sich in feiger Schwäche um die Gunst der absoluten Herrscher Osteuropas demütig zu bewerben und die Aufnahme in deren Gemeinschaft zu erbetteln. Dieses treulose Auftreten des von der Revolution gegen die festesten Zusagen auf den Thron erhobenen Fürsten hat schon allein seinen Sturz, hat die Februarrevolution vollkommen gerechtfertigt. Indem er

Digitized by Google

das Prinzip untergrub, dem er seine Krone verdankte, machte er diese selber hinfällig.

Wir dürfen hoffen, daß es Stern vergönnt sein werde, sein Lebenswerk in demselben Sinne und mit denselben Vorzügen, wie bisher, fortzusetzen und zum endgültigen Abschlusse zu führen.

M. Philippson.

Die kulturelle Befähigung des amerikanischen Negertums.

Eine neue ethnologische Einheit wächst in der neuen Welt heran, die auf ein Sozialphänomen von grausamster Artung — den transatlantischen Sklavenhandel — ihr Entstehen zurückführt.

Millionen von Negersklaven wurden von der Guineaküste nach den Pflanzungen Amerikas gebracht und haben sich dort — insbesondere seit ihrer Freilassung — in solcher Proportion vermehrt, daß sie auf den Inseln und Küstengebieten des amerikanischen Mittelmeeres heute teils die Mehrheit, teils doch eine starke Minderheit bilden.

Vielfach ist schon in der Sklavenzeit eine Vermischung in der Art eingetreten, daß Pflanzer und Aufseher im Konkubinate mit bevorzugten Sklavinnen lebten und seither sind — besonders in Westindien — Mischehen häufig gewesen.

So sind die Mischlinge gegenüber den Vollblutnegern heute in großer Mehrheit, und es ist nur im Rassenhochmut, keineswegs in den Tatsachen begründet, wenn der Amerikaner stets nur schlechtweg von „Negern" statt von Mulatten spricht. Zu dieser physischen Blutmischung hat sich dann der Kultureinfluß der weißen Rasse und die Wirkung modernen Sozialmilieus gesellt, und so ist tatsächlich in physischer wie psychischer Hinsicht eine neue Rasse erwachsen, die mit dem afrikanischen Negertum kaum mehr als den Namen gemein hat.

Diese Rasse bildet numerisch und — seit Aufhören der Sklaverei — auch sozial und politisch ein bedeutungsvolles Volkselement in den obengenannten Gebieten, und es ist für ihre Zukunft ein Problem von höchster Bedeutung, ob sich das Negertum als befähigt zur kulturellen Mitarbeit erweist.

Der Aufhellung dieser Frage waren meine Studienreisen durch die Negerstaaten der Union und die Inselwelt Westindiens gewidmet. Das Problem ist allerdings durchaus kein einheitliches. Die Neger der Union sind politisch und sozial eine von den Weißen beherrschte Klasse; besser steht es um sie in Cuba und endlich in Jamaica (wo sie 98 Prozent der Bevölkerung bilden); in San Domingo und in Hayti vollends erfreuen sie sich der Betätigungsmöglichkeiten ihres eigenen freien Staatswesens.

Für unsere Beurteilung des Befähigungsproblems wollen wir daher alle drei Typen, die Union, die englische Kronkolonie Jamaica und die Negerrepublik Hayti heranziehen, ferner die Frage der Befähigung für technisch-kommerzielle, für politische, für wissenschaftliche und für künstlerische Betätigung besonders betrachten.

Diese Differenzierung wird uns zur Erkenntnis weitestgehender Unterschiede hinsichtlich der genannten Betätigungslinien und damit zur Schlußfolgerung ausgesprochener Rassenpsychologie führen.

Die amerikanische Berufsstatistik zeigt uns, daß heute, 42 Jahre nach der Sklavenemanzipation, nur eine ganz verschwindend kleine Anzahl von Negern sich Positionen in Großhandel oder Großindustrie errungen haben. Ebenso sind sie allen leitenden technischen Beamtenstellungen durchaus ferngeblieben.

Müssen wir auch in Frage ziehen, daß der emanzipierte Neger zunächst vermögenslos und daher von kapitalistischen Betätigungen ausgeschlossen war, so kann dies Argument für die Zeit von vier Jahrzehnten doch kaum als hinreichend gelten; aus den gleichfalls vermögenslos eingewanderten russisch-jüdischen Proletariern sind auf dem jeder Initiative günstigen Boden Amerikas viele Industrielle hervorgegangen.

Im Kleinhandel haben sich die Neger allerdings vielfach günstige Lebensstellungen erworben, und überraschend ist ihr Erfolg in genossenschaftlichen Unternehmungen. So hat die „True Reformers association" sich zu einer Vereinigung von 100 000 Negern entwickelt, die Versicherungs- und Bankgeschäfte betreibt, ein Blatt herausgibt, Hotels, Werkstätten und Handlungsgeschäfte führt.

Sie haben so — durch Rassenvorurteil von Beschäftigung in Unternehmungen der Weißen ausgeschlossen — einen eigenen Staat im Staate begründet und dank der sozialen Rassenveranlagung gute Zusammenarbeit getan.

Ihre große Mehrheit ist aber doch bis jetzt als Diener oder als unqualifizierte Arbeiter beschäftigt; zwei großzügige Lehranstalten, Hampton und Tuskegee-Institut (das erste von Weißen, das zweite von Negern unter Direktion Booker T. Washingtons geleitet) widmen sich der Heranbildung von gelernten, industriellen Arbeitern. Die Resultate (freilich in dem zahlenmäßig nur kleinen Kreise) sind sehr günstige; eine moderne Arbeiterschaft wächst heran, und schon sind — wo die Gewerkschaften der Weißen ihnen den Beitritt verweigern — Negergewerkschaften im Entstehen.

Ebenso rückt im Süden ein stets größerer Prozentsatz der Negerbevölkerung in die Reihen des unabhängigen Landbesitzerstandes auf. Letzteres Phänomen zeigt sich auch in Jamaica in ausgesprochenster Weise.

Die Leitung der großen Zucker- und Kaffeepflanzungen auf der Insel bleibt jedoch durchaus in Händen der kleinen weißen Minderheit; nur einige Bananenpflanzungen (mindere kommerzielle Begabung erfordernd) sind in Negerhände übergegangen.

Noch schärfer tritt der Mangel an technisch-kommerzieller Begabung in Hayti zutage. Die wenigen Pflanzungen sind überwiegend in Händen der Ausländer; nirgends haben die Neger, hier im eigenen Lande, industrielle Unternehmungen ins Leben zu rufen vermocht.

In der ungeheuren Mehrheit leben sie als Kleinbauern an den Berggeländen, die städtische Minderheit ist im Kleinhandel (der Großhandel gehört deutschen Firmen) sowie in Beamten- und freien Berufen beschäftigt.

Finanzverwaltung, Zollwesen und Bankpolitik sind durchaus desorganisiert; das Disagio der Haytischen Währung (trotz des natürlichen Reichtums des tropischen Landes) beträgt 510 Prozent.

Aus all dem scheint hervorzugehen, daß der amerikanische Neger wohl als Arbeiter, Bauer und Kleinkaufmann seinen Platz gut ausfüllt, für leitende technisch-kommerzielle Stellungen aber durchaus unbefähigt ist, daß ihm kaufmännische Initiativkraft und damit die Befähigung, sich am Wettbewerb moderner Industrie zu beteiligen, schlechtweg fehlen.

Fassen wir als nächsten Punkt die Frage politischer Befähigung ins Auge.

In der Union sind dem Neger die politischen Rechte (Wahlrecht) in den meisten Staaten durch Gesetz oder doch faktisch entzogen; auch Jamaica läßt als Kronkolonie der Selbstverwaltung wenig Raum; die Frage läßt sich also in beiden Ländern kaum in der Praxis studieren. Immerhin schien mir eine Episode meines Aufenthaltes in Kingston (Jamaica) in dieser Hinsicht charakteristisch. Ich wohnte dem Landeskongreß der schwarzen Schullehrer bei, die in durchaus ernstparlamentarischer Weise debattierten. Als Ehrengast war der englische Kolonialsekretär für Jamaica erschienen. In einer kurzen Ansprache wies dieser auf die ökonomische Krisis der Insel hin und bezeichnete Faulheit des einheimischen Arbeiterstandes als deren Ursache. Kaum hatte er geendet, als sich einer der Lehrer erhob und in ruhigen, doch ernsten Worten gegen die Beleidigung des Volkes protestierte. Der Kolonialsekretär, dem alle Anwesenden als höchstem Vorgesetzten unterstanden, verließ beleidigt den Saal; trotzdem entschied die Versammlung nach scharfer Debatte für ihren Wortführer, ein schönes Zeichen von Mannesmut dieser Negerlehrer. Die

Digitized by Google

Legislatur der Insel läßt in ihrer beschränkten Macht allerdings wenig Raum zur Betätigung solcher politischen Tugenden.

Hayti dagegen als unabhängige Negerrepublik weist das Problem in seiner Reinheit auf. Trotzdem bleibt die Antwort ungewiß, und erst die Zukunft kann Klarheit bringen.

Die Gründung der Republik zeigt Episoden von gewaltiger militärischer Kraft und staatsmännischer politischer Initiative.

Die spätere Entwicklung war aber vielfach ungünstig. Die militärische Hierarchie kam unter den Formen der Republik zur Herrschaft und entwürdigte den parlamentarischen Betrieb zur bloßen Farce; Korruption und Despotismus (von häufigen Revolutionen unterbrochen) regierten.

Dem gegenüber ist jedoch in jüngster Vergangenheit eine Reformpartei erwachsen, die sich auf die von Kulturenthusiasmus getragenen Intellektuellen der Städte stützt und für ehrliche, freiheitliche Verwaltung und fortschrittliche Kulturpolitik eintritt.

Ihr Sieg würde Hayti zu einem freien Staatswesen modernster Artung machen; wir müssen sonach, solange der Kampf nicht entschieden, mit unserem Urteil zurückhalten und können uns das übliche Urteil „der Neger ist zur Selbstverwaltung unfähig" derzeit nicht zu eigen machen.

Gehen wir zur Frage wissenschaftlicher Begabung über.

In den Vereinigten Staaten besteht seit Jahrzehnten ein ausgezeichnetes Negerschulwesen, das dem Schulsystem für die Kinder der Weißen kaum nachsteht.

Ich hatte Gelegenheit eine Reihe dieser Anstalten zu besuchen und dem Unterricht beizuwohnen; die Resultate schienen mir überaus gut. In den Elementarklassen war ich besonders überrascht; Knaben und Mädchen des ersten Schuljahres zeigten schon nach zweimonatlichem Schulbesuch geläufige Fertigkeit im Lesen und Schreiben, Kinder im zweiten Schuljahr überraschendes Verständnis für elementare Geometrie. Am Abendunterricht nahmen vielfach Neger und Negerinnen reifster Jahre teil, Beweis dafür, daß sie den Wert der Bildung zu schätzen wußten. Auch die Resultate des höheren Unterrichtes überraschten mich. So wird das Negergymnasium von St. Louis z. B. von zirka 400 Schülern, der großen Mehrzahl nach Mädchen (da die Knaben zeitlicher ins Erwerbsleben hinaus müssen) besucht. Ihre Antworten zeigten volles Verständnis aller Wissensgebiete; weit bedeutender aber noch erschienen mir die Leistungen im Zeichnen und Malen. In der Zeichenstunde habe ich eine Reihe von Arbeiten zirka sechzehnjähriger Mädchen zu sehen Gelegenheit gehabt, die durchaus ungewöhnlich hervorragendes Talent verrieten.

In Richmond hatte ich Gelegenheit die Negeruniversität zu besuchen und einer Studentendebatte beizuwohnen. Sie stand an geistiger Höhe in nichts unter den ähnlichen europäischen Veranstaltungen.

Trotz alledem ist die Zahl der nordamerikanischen Neger, die sich durch bedeutende wissenschaftliche Leistungen ausgezeichnet haben, gering. Sie sind gute Aerzte, Lehrer, Advokaten, Priester, aber wenige haben sich eigentlicher Forschung zugewandt, und einzig Dr. Du Bois, Professor der Soziologie an der Negeruniversität Atlanta hat wahrhaft Bedeutendes in seinem Fache geschaffen.

Auch Jamaica zeigt das gleiche Bild: Gute Schulen, gute Aerzte, Priester und Lehrer aber keinerlei charakteristische wissenschaftliche Tätigkeit.

Anders Hayti.

Die intellektuelle Ausbildung hatte sich in der Republik stets größter Aufmerksamkeit zu erfreuen gehabt, und das städtische Schulwesen wurde in ausgezeichneter Weise ausgebildet. So besitzt die Hauptstadt Port au Prince (70 000 Einwohner) nicht weniger als 71 Schulen öffentlichen oder privaten Charakters, hiervon 9 Knaben- und Mädchenlyzeen, ferner das „collège national" (Staatsgymnasium) eine Kunstakademie, ein Konservatorium der Musik und die Universität mit juristischer und medizinischer Fakultät.

Alle Professoren sind Haytische Neger, zum Teil Doktoren der Universität Paris, zum Teil in Port au Prince selbst ausgebildet. Alle haben auf mich sowohl persönlich als auch durchs Medium der mir vorgelegten wissenschaftlichen Arbeiten einen ausgezeichneten Eindruck gemacht. Auch die Resultate, besonders der Mittel- und Hochschulen, sind vorzügliche. Ich kenne junge Leute, die ihre Studien ausschließlich in Port au Prince absolviert haben und erst später nach Paris gekommen sind und doch in dem an Talenten wahrlich nicht armen Paris als Schriftsteller und Gelehrte einen bedeutsamen Platz errungen haben; so der frühere Gesandtschaftssekretär Massilon Coicou.

In Port au Prince selbst hat sich aus den genannten Professoren, ferner Aerzten, Advokaten, Beamten und freien Schriftstellern ein intellektueller Kreis gebildet, in dem die modernsten Reformideen und wissenschaftlichen Probleme eifrigste Beachtung finden. Es ist ein gewisser leidenschaftlicher Kulturenthusiasmus, der diesem Kreise sowie der Haytischen Studentengruppe in Paris eigen ist.

Mehrere Monatsschriften dienen der Diskussion kultureller Probleme; so das „l'oeuvre" speziell literarischer Fragen, die „revue de la société de législation" staatswissenschaftlicher Probleme. Hierzu sind in letzter Zeit das „bulletin officiel de l'Instruction publique" und „Le Hayti littéraire et sociale" getreten. Mehrere Wochenschriften und Tagesblätter vervollständigen dies Bild bedeutsamer journalistischer Aktivität.

Mehrere Institutionen dienen der Popularisierung der Wissenschaft; so die Bibliothek „Amica", und bald auch die geplanten Volksvorlesungen über Sozialwissenschaften, die dem Pariser Muster nachgebildet werden sollen.

An der Universität selbst wird eben jetzt eine Lehrkanzel für Soziologie errichtet, ein Schritt, der im Deutschen Reich bekanntlich bis nun nicht getan wurde.

So erhalten wir den Eindruck lebhaftesten, stets sich steigernden wissenschaftlichen Interesses der Haytischen Neger.

Auch die tatsächlichen Forschungsresultate entsprechen diesem Bilde.

Der Anthropolog, Firmin Faure und der Astronom Etheart haben sich einen ehrenvollen Platz in der Geisteswelt gesichert; höher aber noch möchte ich den Soziologen Justin Devot stellen, gleich Faure und Coicou Mitglied des „institut international de sociologie" und eifrigster Mitarbeiter der Pariser „revue de sociologie".

Mit der optimistischen Kühnheit, wie sie jungen Völkern und deren Vertretern eigen zu sein pflegt, geht er an seine Probleme heran, behandelt er z. B. in seinem Aufsatz „La prévision scientifique" das große Zukunftsproblem der Soziologie, aus der Erkenntnis der Vergangenheit und ihrer Faktoren, die Triebkräfte der Zukunft darzustellen.

Mag auch jener kritisch-skeptische Geist, wie er Völkern älterer Kultur eigen ist, schwächer ausgebildet sein: die Gabe scharfer, gedanklicher Deduktion spricht aus jedem seiner Sätze.

Die Leistungen Haytischer Wissenschaft lassen keinen Zweifel darüber, daß die Negerrasse in günstigem Milieu (hier unter französischem Kultureinfluß) bedeutsame Forschung zu tun vermag, daß sie wissenschaftliche Befähigung besitzt.

Noch prägnanter wird sich unser Urteil hinsichtlich der letzten Frage, der nach der künstlerischen Begabung der amerikanischen Neger gestalten.

Schon die „Vereinigten Staaten" gestatten hier eine positive Antwort.

Um bloß Lebende ins Auge zu fassen, haben der Maler Tanner, der Musiker Coleridge Taylor und der lyrische Dichter Dunbar jeder in seiner Kunst erstklassige, unbestrittene Leistungen aufzuweisen.

Auch Jamaica hat in Musik und Dichtung Bemerkenswertes geschaffen.

Trotzdem aber bleiben die genannten Künstler in ihrem Lande gewissermaßen isoliert; es sind nur wenig zahlreiche Bevölkerungsgruppen, die ihre Arbeiten mitleben und mitempfinden.

Haben sich einige Talente auch durchgerungen, so hält die einseitig technisch-kommerziell gerichtete angelsächsische Schulbildung doch — unter den Negern wie unter den Weißen — künstlerische Betätigung nieder.

Anders wiederum in Hayti. Dort gipfelt das Leben aller intellektuellen städtischen Kreise in der Kunst, und leidenschaftliches Interesse für deren Erzeugnisse erfüllt den Knaben wie

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

den Greis, den einfachen Bürger wie die Leiter des Staates. Selbst gesellschaftliche Kreise und Personen suchen sich als Künstler und Dichter zu betätigen, denen dies anderwärts durchaus fern liegt. Die meisten Regierungs- und Departementschefs, mit denen ich zu Port au Prince in Berührung kam, haben mir zum Abschied ein Bändchen ihrer lyrischen Gedichte eingehändigt. Platos Traum geht so in anderer Form in der Negerrepublik in Erfüllung: „Wenn nicht die Philosophen, so bilden doch die Dichter die leitende Klasse des Staates."

Alle poetischen Gattungen finden in Hayti aufmerksame Pflege.

Das Epos ist durch eine ausgezeichnete Arbeit von Etzer Viller „Die Flibustier" vertreten, die in fesselnder, formvollendeter Sprache die Geschichte der ersten französischen Räubersiedlungen auf Hayti erzählt.

Das Drama findet am Nationaltheater zu Port au Prince hingebungsvolle Pflege, sind auch die technischen Mittel der Darstellung beschränkt; doch finden die bedeutendsten Werke Haytischer dramatischer Dichtung auf den Bühnen von Paris die ihrer würdige Darstellung.

Als Beispiel will ich eine dramatische Tritogie des obengenannten Massillon Coicou zitieren, deren Motiv der nationalen Geschichte entnommen ist.

Im ersten Drama wird uns der letzte Indianer der Insel vorgeführt, der dem Ausrottungssystem der Weißen widerstanden, sterbend fleht er den von Afrika zur Sklavenarbeit gebrachten Neger um Rache an den Weißen; ihm wird das erbetene Versprechen.

Das zweite und dritte Drama führen uns in den Haytischen Befreiungskrieg und lassen im blutigen Sieg der Negersklaven über die Truppen Napoleons (unbesiegbar auf tausend Schlachtfeldern Europas) das Versprechen zur Wahrheit werden.

Bedeutsamer aber noch erscheint mir die lyrische Dichtung Haytis.

Afrikanische ererbte Kindlichkeit des Fühlens und französischer Kultureinfluß haben in ihrer Synthese eine wundervoll feinsinnige Liebespoesie und kraftvolle Schilderung der Tropennatur erzeugt.

Oswald Durand und Massillon Coicou, Marcellin und Georges Silvain wetteifern an lyrischer Frische und Reinheit der Empfindung. Höher aber noch scheint mir Tertullien Guilband zu stehen, der in seiner Liedersammlung „Patrie" als wahrer Barde seines Volkes Ruhm besingt, und doch wieder zur Erhebung über altgewurzelte Schwächen aufruft und edle Klänge sozialer und demokratischer Poesie erklingen läßt. Erquickend wirkt an ihm der vornehme Zug, mit dem er stets auch der Feinde gedenkt; durch die leidenschaftlichsten, dem Befreiungskrieg gegen Frankreich gewidmeten Gesänge klingt diese Dankbarkeit für das von Frankreich empfangene kulturelle Erbe.

Die hohe künstlerische Begabung der Haytischen Neger wird durch ihre poetischen Werke, denen sich schöne Leistungen an der Kunstakademie und im musikalischen Leben beigesellen, außer Frage gestellt.

Auf Grund der angeführten Tatsachen wird unsere Schlußfolgerung dahin zu lauten haben, daß eine nicht nur quantitative, sondern auch qualitative Verschiedenheit in der Begabung beider Rassen besteht.

Die Befähigung des amerikanischen Negers für Technik und Handel ist gering, auch zur Selbstverwaltung ist er minder als der Weiße befähigt.

Hingegen entfaltete sich seine wissenschaftliche Begabung in günstigem Milieu zu schönen Leistungen, und seine künstlerischen Arbeiten sind vielfach von hohem Wert für die allgemeine Menschheitskultur, seine diesbezügliche Befähigung berechtigt zu schönen Hoffnungen für die Zukunft.

Auch vom (amerikanischen) Negerzweige am Menschheitsbaum sind eigenartige Kulturblüten zu erwarten, und das universelle Gesetz der Aufwärtsentwicklung zu lichteren Höhen gilt auch für ihn.

New York. Rudolf Broda.

Leonard Merrick.

Eine fast überschwengliche Anzeige im „Daily Chronicle" machte mich auf den Namen aufmerksam, und als kurz darauf das gepriesene Buch in der Tauchnitz-Sammlung erschien, geschah es seit Jahren zum erstenmal wieder, daß ich aus ganzem Herzen das Urteil eines englischen Kunstrichters unterschrieb. „Barmherzigkeit" (so übersetzt man nach Inhalt und Geist den Roman „The Man who was Good" wohl am passendsten) erzählt das Schicksal einer betrogenen Frau: die Pflegerin Mary Brettan wird von einem charakterlosen Schauspieler ins Elend eines ganz aussichtslosen Kampfes um das tägliche Brot hinausgestoßen, findet aber durch puren Zufall ein Heim und neues Leben; und als sie dem Lumpen wieder begegnet, wirft sie dieses neugefundene Leben unbedenklich weg, um ihm sein an Diphteritis erkranktes Kind, an dem er hängt, zu retten.

Nicht wahr, eine uralte, verbrauchte, dabei eigentlich unwahrscheinliche Geschichte? Und doch ist Mary Brettans Schicksal so fesselnd, ihr Tun so überzeugend, ihr Ende so natürlich, wie etwa — ich ziehe mit gutem Bedacht das Größte zum Vergleich heran — die Tragödie der Julia Capulet. Das mittellose Mädchen aus gutem bürgerlichen Hause im Kampfe mit der eigenen Weiblichkeit, mit der Selbstsucht des Mannes, mit der rücksichtslosen Härte der Welt als Ergebnis der gesellschaftlichen Neuschichtung in unserer Zeit ist oft der Gegenstand novellistischer Darstellung gewesen; aber wenn der Ludwig Friedländer der Zukunft einmal Sittenbilder aus Rom an der Themse im Zeitalter König Eduards VII. schreiben sollte, wird er als zuverlässigste Quelle für jenes eigenartige Produkt der englischen Kultur das Lebensbild Mary Brettans verwenden.

Gleich bei diesem ersten Buche Merricks, das heißt dem ersten, das uns bekannt wurde, hatte ich das Gefühl, daß England einen Erzähler bekommen habe, wie er in dieser Eigenart, in dieser Vereinigung von Gaben, in der englischen Literatur schwerlich wieder anzutreffen ist.

Seine Frauengestalt mit ihrem reich entwickelten Innenleben erinnerte an die Frühlingszeit des englischen Romans, da die Kunst seelischer Darstellung wie eine Offenbarung alle besseren Geister Europas gefangen nahm; die intime Kenntnis des kämpfenden unteren Mittelstandes, die tiefe Teilnahme für die unschuldig Fehlenden, die reine Menschlichkeit, die sich so echt und selbstverständlich gibt, als wäre keine Klassen- und Pharisäermoral auf der Welt, berührte mich fast wie ein Gewächs urdeutscher Umgebung; die Sorgfalt in der Herausarbeitung wesentlicher Einzelheiten und dabei die Kunst straffsten Zielbewußtseins in der Erzählung stellte Merrick den besten Vertretern der sogenannten Realistik, in erster Reihe George Gissing an die Seite, während die jugendliche Hoffnungsfreudigkeit, der tiefe Glaube an die angeborene Größe der menschlichen Natur an die besten Wirkungen von Charles Dickens gemahnte. In der Gabe, eine Stimmung zu erwecken, — z. B. Mary Brettan in der Morgendämmerung, nachdem sie das Haus ihres Geliebten verlassen — stand er einem Thomas Hardy nicht nach. Und erst Sprache und Stil: weisestes Maß, fast nüchterne Selbstbeschränkung, treffendster Ausdruck und Wahrheit, Wahrheit vor allen Dingen. — —

So war das erste Buch Merricks in der Tauchnitz-Sammlung beschaffen. Trotzdem hütete ich mich, übereilte Hoffnungen an das neue Licht zu knüpfen. Wie oft haben uns englische Schriftsteller nach glänzenden Anfängen enttäuscht, wie oft hat sich ein neues Lumen als light that failed erwiesen! In der Tat war die Sammlung kleiner Geschichten „This Stage of Fools" eine Enttäuschung: kunstvolle Nippes von französischem Reiz, Scherz und Ernst durcheinander, mancherlei Erlebnis, viel Erdachtes — den Merrick vom Roman „Barmherzigkeit" konnte ich darin nicht wiederfinden.

Da kam die Novelle „Eine persönliche Meinung" („One Man's View"): das war wieder der Merrick des vielversprechenden Anfangs — in der Fabel, den Charakteren, der Sprache, Merrick auf jeder Seite, in jedem Satz. Wieder ist es ein kleiner Aus-

Digitized by Google

schnitt aus dem Leben der englischen Hauptstadt, das Geschehen in wenigen Worten wiedergegeben. Ein Ehemann nimmt seine treulose Frau wieder zu sich, die Ehebrecherin wird eine beglückende und glückliche Frau. Es ist der Mühe wert, in einer ausführlichen Analyse die Methode Merricks zu verfolgen.

Mamie ist die Tochter eines Mannes, der in jungen Jahren Maler werden wollte. Da er niemals ein Bild verkaufen konnte, ein entfernter Verwandter ihm aber einen einträglichen Geschäftsposten in Amerika anbot, verbrannte er in feierlicher Sitzung die verschmähten Gemälde, brach den Freunden zu Ehren einem Dutzend Champagnerflaschen den Hals und zog als Handelsbeflissener in die neue Welt. Dort brachte er es zum Hotelier. Aber seine Jugendliebe blieb unvergessen. Er malte zwar nicht mehr, aber er trug immer noch langes Haar und einen Künstlerflaus, und er wurde nicht müde, seiner einzigen Tochter Mamie von dem großen Opfer seines Lebens zu erzählen. Er malt die Zukunft, die er hinter sich hat, in den glühendsten Farben; was wäre er nicht alles geworden, wenn er nicht zu früh geheiratet hätte, wenn er sich nicht hätte überreden lassen, die Kunst mit dem Geschäfte zu vertauschen!

„Und ein Künstler bin ich doch!" ruft er; „wenn ich nicht male, so habe ich doch das Temperament des Künstlers in meinem Blut. Ich halte ein Hotel, aber ich bin darum doch kein Hotelier. Gott gab mir meine Seele; die Umstände gaben mir ein Hotel!"

Es ist vielleicht etwas Wahres an dieser ewigen Deklamation vom künstlerischen Temperament, denn seine Tochter verzehrt sich in Sehnsucht nach der Kunst; nicht nach der Malerei, sondern nach der Bühne. Hat sie die Sehnsucht geerbt, oder hat ihr der unvernünftige Vater die jugendliche Phantasie mit seinen endlosen Schwärmereien erfüllt? Gleichviel; sie hält es in dem Hotel nicht aus, sie will nach London, um ihr Glück zu versuchen. Der Mann mit dem Künstlerhaar sieht in dem Instinkte seiner Tochter eine Bestätigung seines eigenen Künstlerblutes und sagt nicht Nein.

In England trifft er mit einem Jugendgenossen zusammen, dem berühmten Verteidiger Heriot, der während der Gerichtsferien in dem Seebade Eastbourne eine wohlverdiente Zerstreuung von übergroßer Anstrengung sucht. Heriot hat als jüngerer Sohn eines alten Hauses von vorn anfangen müssen, wie das die ausgezeichnete englische Einrichtung erfordert, und mit achtunddreißig Jahren ist er ein Mann von Namen, Stellung und glänzendem Einkommen. Ein bißchen alt ist er freilich dabei geworden; das merkt er an den vergeblichen Versuchen, sich in Eastbourne die Zeit zu vertreiben. Er langweilt sich im Hotel, auf der Promenade, im Konzert. Ein einziges Gesicht hat ihn interessiert und beschäftigt, ein Gesicht mit einem köstlichen Teint, grauen Augen und langen, dunkeln Wimpern; er hat das Mädchen auf der Promenade an der Seite einer kleinbürgerlichen Frau gesehen und nicht wieder vergessen, und als er eines Tages dasselbe Gesicht auf dem Balkon einer Pension wieder erblickt, hat er den jugendlichen Einfall, sich ebenfalls in die Pension einzumieten. Aber es ist natürlich nur ein Einfall; das wäre was für den achtunddreißigjährigen berühmten Advokaten! Aber daß er nur den Einfall hat haben können!

Er brütet noch über dieses Kuriosum, als er von dem einstigen Jugendfreunde, dem Hotelier mit dem Künstlerblute, angesprochen wird. Heriot muß das Versprechen geben, den alten Freund zu besuchen. Schon am folgenden Tage geht er hin und wird im Salon von dem jungen Mädchen mit den grauen Augen und dunkeln Wimpern empfangen!

So fängt die Bekanntschaft zwischen ihnen an. Der Hotelier geht nach Amerika zurück, Mamie wohnt bei der kleinbürgerlichen Tante und versucht ihr Glück mit der Kunst, das heißt, sie geht von einem Theateragenten zum anderen, belagert die Theaterdirektoren, liest mit unermüdlichem Fleiße die Nachfragen in den Bühnenblättern und geht natürlich oft ins Theater. Wo aber hat sie ihren Beruf erlernt, wo hat sie die Handwerksgriffe ihrer Kunst studiert? Nirgends! England hat es noch zu keiner Theaterschule gebracht. Erstens ist man dort überhaupt nicht eingenommen für „Schule" und Theorie und zieht es vor, die Künste und Wissenschaften durch praktische Tätigkeit, von der Pike auf, zu erlernen; zweitens ist das Theater dort immer noch mehr Zuflucht als Beruf. Für ein Konservatorium würde sich weder das Publikum, noch der Staat, nicht einmal das Theater interessieren. Jeder Schauspieler erlernt seine Kunst, wo und wie er eben kann. Mamie geht fleißig ins Theater — das ist alles. Ihre Bemühung um die Kunst besteht darin, ein Engagement zu erhaschen. So machen es alle. Im Herbst beginnt sie zu suchen. Die letzten Blätter sind von den Bäumen gefallen, der erste Schnee ist unter den Millionen Füßen zu einer ungeheuren Schmutzlache geworden, von der Themse steigt der greuliche Nebel auf und legt sich den Londoneen auf die Brust — Mamie steigt hustend die dunkle Treppe zum Theateragenten am „Strand" hinauf, um endlich etwas Definitives von ihm zu hören. Das Wartezimmer ist ihr, ach! so wohlbekannt, nicht minder die Leute alle, die Sitze innehaben und sprungbereit auf die Tür schauen, die zu dem großen Manne hineinführt. Es ist bereits vier Uhr, um fünf wird geschlossen; Mr. Paßmore kann also unmöglich die vielen Stellensucher noch heute empfangen. Welche unter ihnen wird er beglücken?

Mamie hat das Glück, von ihm bemerkt und mit einer Frage ausgezeichnet zu werden; allein eben diese Frage zeigt ihr, daß er sich ihrer nicht einmal erinnert! Als sie zu Boden gedrückt und fast verzweifelnd die dunkle Treppe wieder hinuntergeht, schließt sich ihr Miß Forbes an, eine Schauspielerin von einiger Erfahrung und etwas Gemüt. Sie hat die unglückliche Anfängerin in Mamie erkannt und läßt sich in einer mitleidigen Aufwallung von ihr die Jause bezahlen. Dafür gibt sie ihr manchen Wink, und Mamie geht, durch die persönliche Berührung mit einer leibhaftigen Schauspielerin gestärkt, in etwas besserer Verfassung nach Hause.

Unterwegs begegnet sie Heriot. Er hat sie eine gute Weile nicht besucht — der arme Mann fürchtet sich vor sich selbst; jetzt, da sie der Zufall zusammenführt, vergißt er nach der langen Fastenzeit alle Einflüsterungen der Klugheit, und während sie ihm im Wagen von ihrem zähen Werben um die spröde Kunst, von ihren herben Enttäuschungen erzählt, überwältigt ihn sein Gefühl und er bittet sie, seine Frau zu werden. Der Antrag Heriots würde Mamie sonst glücklich gemacht haben, denn wenn sie ihn auch nicht liebt — sie hat den Freund ihres Vaters niemals anders als einen guten, treuen Menschen angesehen — so fühlt sie sich doch immer wohl in seiner Nähe, er ist ihr lieb und teuer geworden in der kurzen Zeit ihres Verkehrs. Aber jetzt mitten in ihrem Kampfe, da sie frisch von Demütigung und Mißerfolgen kommt, klingt der Antrag Heriots wie ein mitleidiger Ausweg, wie eine Rettung aus einer selbstverschuldeten Verirrung; wenn sie den Antrag annimmt, so bekennt sie ihre Unfähigkeit, die Torheit ihres künstlerischen Ehrgeizes vor sich selbst — das kann sie nicht tun, sie will die Flinte noch nicht ins Korn werfen, noch ist sie im Kampfe mit der Kunst nicht besiegt. So schlägt sie denn nicht ohne Ueberwindung die Hand Heriots aus und ringt weiter um ein Engagement. Die Saison ist zu Ende — ihre Ausdauer ist erschöpft. In ihrem Stolze gedemütigt, fast gebrochen, schreibt sie ihrem Vater, sie habe mit ihren Hoffnungen Schiffbruch gelitten und teilt ihm ihre Absicht mit, zu ihm zurückzukehren. Der arme Hotelier schickt umgehend das nötige Geld. Es bleibt Mamie nur noch übrig, dem treuen Heriot Adieu zu sagen; sie kann doch nicht ohne ein Wort von ihm scheiden — vielleicht für immer. Heriot kommt, aber nicht, um ihr Adieu zu sagen; er hält wieder um ihre Hand an, diesmal mit Erfolg.

Der vielbeschäftigte Advokat und gesuchte Verteidiger hüllt seine Frau in eine Atmosphäre von Wohlleben und Weihrauch; aber Mamie hat kein Kind und ist viel allein. Da findet sie ihr Leben philisterhaft, und die alte Sehnsucht nach der Kunst, das „künstlerische Temperament", wird wieder lebendig. Mamie sagt sich hundertmal, sie sei das undankbarste Geschöpf von der Welt, und wenn ihr Mann heimkehrt, sucht sie heiter und unbefangen zu erscheinen, um Heriot auch nicht eine Sekunde seines Lebens zu vergällen. Aber das hilft ihr über die Unzufriedenheit nicht hinweg; die Leere des Daseins gähnt sie jeden Tag schrecklicher an. Sie greift zur Feder und schreibt fürs Theater; aber die Stücke kommen regelmäßig alle

Digitized by Google

zurück. Ja, wenn sie nur eine persönliche Beziehung hätte zu den Theaterkreisen! Sie lechzt mit ihrer ganzen glühenden unbeschäftigten Phantasie nach der künstlerischen Bohême.

Da lernt sie in Gesellschaft den literarischen Bohémien Lucas Field kennen. Er ist der bekannteste Schriftsteller auf dem Gebiete des Dramas und gilt für anmaßend und unnahbar. Seine Bekanntschaft ist für Mamie ein Ereignis. Schon im ersten Gespräch finden sie sich auf gemeinschaftlichem Boden, dem Theater. Field ist überrascht von der Teilnahme und dem Verständnis, die er bei der Frau des Erzphilisters Heriot unmöglich hatte ahnen können, und Mamie ist im siebenten Himmel, als er sie bittet, das Manuskript seines neuesten Stückes ihrem Urteile unterbreiten zu dürfen. Sie hatte vergeblich die Kunst gesucht; nun kam die Kunst zu ihr. Tag um Tag entfernt sie sich mehr von ihrem Manne, und erst als es zu spät ist, merkt sie, daß es keine Rückkehr mehr gibt. Als Heriot eines Abends heimkommt, findet er statt seiner Frau einen Brief: sie ist mit Lucas Field nach Paris geflohen.

„Wenn eine vom Hause aus reine Frau ohne emanzipierte Grundsätze sich dazu herbeiläßt, mit einem Manne zu leben, obgleich die Gesellschaft dieses Verhältnis verdammt, so wird sie einen sehr deutlichen Begriff davon bekommen, welch ungeheure Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit besteht. Die Ehe hebt den Unterschied nicht so scharf hervor, weil die Ehe, soviele Illusionen sie auch zerstört, ihr wenigstens das Gewissen unbehelligt läßt. Am Liebhaber erfährt eine solche Frau alle Prosa der Ehe und die Gewissensbisse dazu."

Mamie lernt den Abgrund, der sich zwischen der Illusion und der Verwirklichung auftut, schon in den ersten Wochen ihres neuen Lebens kennen; sie leerte die Bitternisse einer großen Enttäuschung bis auf die Neige, und es war keine Milderung, daß sie den Trank in so kurzer Zeit auf einmal zu kosten bekam. Lucas Field war ein Sterblicher wie all die andern Menschen, und bei näherer Bekanntschaft erwies er sich als ein recht kleinlicher, recht unaufrichtiger Philister. Und um dieses Menschen willen hatte sie Heriot verlassen, ihr Gewissen und ihre Selbstachtung gemordet! Und von der Gnade dieses Menschen hing es ab, ihr durch eine regelrechte Trauung wenigstens ihre gesellschaftliche Ehre zu retten! — Field kam nicht dazu, diese Pflicht zu erfüllen. Er starb plötzlich, und Mamie blieb ohne Namen, ohne Vermögen, hilflos wie ein ausgesetztes Kind auf dem Londoner Pflaster zurück. Die kleinbürgerliche Tante überwand ihre tugendhafte Entrüstung und nahm die Sünderin zu sich. In einer Vorstadt Londons vegetierte sie in der jämmerlichsten Umgebung dahin, ein Schatten ihrer selbst, in leiblicher und geistiger Beziehung; denn Mamie hatte von jeher keine besonders starke Gesundheit besessen, in den letzten Jahren vollends war sie zusehends verfallen, und sah erwartungsvoll einem nahen Ende entgegen.

In diesem Zustande kommt sie wieder mit Heriot zusammen. Mamie läßt ihn bitten, zu ihr zu kommen, sie möchte vor dem Tode ein Wort mit ihm sprechen. Er kommt, und sie bittet ihn um Verzeihung. Er kommt wieder und wieder mit ihr zusammen und tut endlich den Schritt, den ihm weder seine Verwandten, noch die englischen Leserinnen verzeihen können: er nimmt Mamie wieder an sein Herz.

Dieses Buch wurde von der englischen Kritik vollauf anerkannt, von einzelnen temperamentvollen Journalisten wie T. P. O'Connor geradezu in den Himmel gehoben. Aber das große Publikum, die Masse der Leser und Leserinnen, die einen „Bombenerfolg" machen, blieb etwas kühl, und Merrick erlebte das tragikomische Paradoxon, in seiner Heimat über alle Maßen gelobt, aber erst in Deutschland gelesen zu werden. Denn ein Buch nach dem andern wurde bereitwilligst von Tauchnitz nachgedruckt, und die vornehmsten deutschen Tagesblätter brachten die Erzählungen in deutscher Uebersetzung. Dieses Schicksal teilte Merrick übrigens mit einem berühmten Amerikaner, dem jüngstverstorbenen Bret Harte, der mir im Jahre 1898 mit Bitterkeit erzählte, daß er, der amerikanisch-englische Autor, zwei Drittel seines Einkommens aus Deutschland beziehe.

„Der Theaterdirektor" (1898) hatte für mich vor allen Dingen ein stoffliches, kulturhistorisches Interesse. Durch die Artikel und Bücher William Archers war ich seit Jahren in das Problem der englischen Theatermisère eingeweiht worden; in Merricks Roman sah ich auf einmal das innerste Räderwerk des Bühnengeschäftes offen und deutlich vor mir. Der „Theaterdirektor" wird für den Sittenschilderer und Literaturforscher der Zukunft eine ebenso zuverlässige wie unentbehrliche Quelle werden, wenn man einmal daran gehen wird, den Niedergang der englischen Bühne geschichtlich darzustellen.

Neue Seiten des Künstlers Merrick waren im „Theaterdirektor" nicht zum Vorschein gekommen; nur ein biographisches Detail erfuhr ich mittelbar aus dem Roman. Schon die früheren Bände hatten eine intime Vertrautheit mit dem Theater gezeigt; jetzt war mir's vollkommen klar, daß Merrick das Theater als Schauspieler kennen mußte. Wyndham, der damalige Direktor des „Criterion" (jetzt geadelt und auch sonst in der Achtung des Publikums zurückgegangen) bestätigte meine Vermutung; Wyndham habe ich auch das Kennerurteil zu verdanken, daß Merrick wie kein zweiter Schriftsteller die Welt hinter den Kulissen geschildert habe.

In dem Roman „The Wortdlings" (etwa „Die Abenteurer") schildert Merrick einen jungen Mann, der die Welt mit den Waffen der Welt bekämpft. Er ist durch gewissenlose Verwandte um sein väterliches Erbe gebracht worden und führt auf den Diamantenfeldern von Kimberley als schlecht bezahlter Aufseher ein Pflanzendasein — zum Verschmachten. Als nun die Versuchung an ihn herantritt, sich für einen in Südafrika verstorbenen Millionärssohn auszugeben und so fast untätig, ohne eigentliches Verbrechen, zum altgewohnten Leben eines reichen Mannes zurückzukehren, kann er nicht widerstehen und wird fast wider Willen, mehr durch die Umstände als durch eigenes Wirken, zum Hochstapler. Und nun bringt Merricks Kunst das Wunder zustande, daß dieser Hochstapler unsere ganze Teilnahme gewinnt, daß wir es vollkommen begreiflich finden, wenn am Schluß alle Betrogenen dem entlarvten Betrüger verzeihen und ihm freiwillig geben, was er sich unter falschem Namen angeeignet hat.

Dieser Hochstapler ist nämlich ein Gentleman!

Und das ist nach meiner unmaßgeblichen Meinung der Schlüssel zum Merrick-Rätsel, wie eine englische Wochenschrift das Kuriosum bezeichnet, daß er in England so viel bewundert und auf dem Festlande gelesen wird. Merrick hat zwei neue Typen in der englischen Erzählungsliteratur geschaffen, für die man am besten die englischen Ausdrücke gentlewoman und gentleman verwenden wird. Aber ja nicht gentlewoman und gentleman im verkommenen, ordinären, schmählichen Sinne, in dem die Inhaber von Wäsche- und Kleidergeschäften (unter uns gesagt: auch die sogenannte fashionable Gesellschaft) diese inhaltreichen Ehrentitel mißbrauchen. Für diese Herrschaften ist man ein gentleman, wenn man eine bestimmte Rente — unterste Grenze etwa 30 000 Mark — zu verzehren hat und diese Rente möglichst freigebig unter Schuster, Schneider, Handschuhmacher, Klubkellner usw. aufteilt; Gemütsart und Charakter des Betreffenden kommen so wenig wie die Quelle jener Rente in Betracht. Mit den entsprechenden Veränderungen gilt diese Definition auch für gentlewoman. Die große Masse der englischen Leserwelt, dieselbe Masse, welche in Hunderttausenden die Halfpennyblätter kauft, schwärmt für diese Sorte von gentleman und gentlewoman. Das wohlgekleidete, arbeitsscheue, glattrasierte, sportskundige, charakter- und geistlose Subjekt ist das Mannesideal der Londoner Millionen. Beweis? Ein beliebter Erzähler, dem ein höherer Flug nicht versagt ist, E. W. Hornung, macht einen Gauner und Einbrecher schlimmster Sorte zum Helden mehrerer Bücher — und die Bücher gehen wie heiße Semmeln. Warum? Weil Raffles, der Held, ein „gentleman" ist! Die Literatur für die Masse wimmelt von Helden und Heldinnen dieser Art.

Was gentleman und gentlewoman einst waren, ist diesen Lesern vollständig unbekannt, und Merrick — bedauernswerter Mann! — hat das Unglück gehabt, gerade diese altmodischen Typen im heutigen England wiederzufinden und setzt sein Leben daran, diese Gestalten immer wieder und zwar mit immer größerer Kunst zu porträtieren und der Nachwelt zu erhalten. Der arme Mann, fürchte ich, ist selber ein gentleman im alten Sinne: still, bescheiden, ein Mann von Ehre, Gemüt und

Digitized by Google

Charakter, rücksichtsvoll für den Nächsten, barmherzig gegen den Schwachen, großmütig gegen den Unterliegenden, nachsichtig gegen die Sünder und Höllner. Was hat ein solcher gentleman von der heutigen Masse in England und Amerika zu erwarten?

Und dabei geht er unentwegt den ihm von seiner Eigenart vorgeschriebenen Gang. „Die seltsamen Kameraden", sein jüngstes Werk, gewährt uns einen Blick in die Seele eines in England geborenen, vom boshaften Schicksal mit Dichtergaben geschlagenen Mulatten, und das Motto aus dem Briefe an die Galater (5, 28) bestätigt mir nur, was man aus jedem seiner Bücher schließen konnte: Merricks Held ist das urchristliche Menschenideal in seiner ersten Reinheit, ohne den Staub der Jahrhunderte, ohne die Verdunkelung gehässiger Sektiererei.

Für dieses Ideal ist augenblicklich in England kein rechtes Verständnis vorhanden.

Czernowitz. Leon Kellner.

Naturgewalten.

Unsere Zeit hat wieder einmal in ihrer Literatur den Trieben zu Ehren verholfen. Anfangs freilich, im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts trug die Bewegung mehr umstürzlerischen als aufbauenden Charakter. Man ging hauptsächlich gegen den Verstand zu Felde. Ungefähr so, als müßte man, um Poesie hervorzubringen, vor allen Dingen Idiot sein. Jedes Wissen, jede Kultur galt für schädlich.

Das war indessen nur die natürliche Reaktion gegen die vorausgehende Epoche mit ihrer hochmütigen Verachtung, oder heuchlerisch entrüsteten Bekämpfung der Sinne und Instinkte. Allmählich ist man jetzt wieder dahin gelangt (wohin Gottfried Keller als Vereinzelter schon im Jahre 1856 zeigte, als er „Romeo und Julia" schrieb), die Triebe als Kraft schlechthin zu betrachten; als Aeußerungen der großen, allzeit göttlich gleichgültigen Natur, deren Gewalt man sich unterwerfen, die man aber auch veredeln und genießen kann.

Clara Viebigs Novellenbuch „Naturgewalten" *) malt solche Triebe. Sie zeigt dumpfe Existenzen, deren stumpfe Einförmigkeit durch die Auslösung irgend einer Leidenschaft plötzlich Farbe, Bewegung und Größe erhält. Irgend ein von innen kommendes Ereignis gießt über diese Gestalten ein jäh rotzuckendes Leben aus, eine Beleuchtung, die von einer Feuersbrunst auszugehen scheint.

Die erste und umfangreichste Erzählung der Sammlung „Der Lebensbaum" beginnt mit einer anmutig humoristischen Szene, in der die arme junge Ammei zum Wunderbaume schleicht, der sie von der unerwünschten Liebeslast befreien soll, und dann bei dem gleichen Tun die Lisa trifft und noch eine und mehr. Die herbstliche Mondscheinnacht, das Wispern und Raunen der verängstigten kleinen Mädchen, all das geheimnisvolle und verstohlene Leben der Dunkelheit geht uns nahe und wird uns wach.

Der Baum hat nicht seine Schuldigkeit getan, und damit fängt eigentlich eine ganz neue Geschichte an. Die Geschichte einer Mutter, die ihr Elendskind zuerst verwünscht, die sich mit allen Kräften von ihm lösen will, in der aber allmählich das Muttergefühl erwacht. So stark, daß sie einen erwünschten Bewerber zurückweist, weil sie meint, er würde kein guter Vater werden zu dem „Kukuksei im Neste". Aus dieser Empfindungshöhe nun wird sie jammervoll herabgerissen durch den Tod des Kleinen. Alles das ist warm und sicher erzählt, aber, nach meinem Gefühl, gehört es nicht zum vorigen. Nicht der Charakter der Frau und vor allem gar nicht der Ton, der anfangs lächelnd, von oben herab, über das Tun dieser halben Kinder berichtet, und nun mitempfindend, tragisch geworden ist.

Die neun Erzählungen sind mit den Jahreszahlen ihrer Entstehung versehen. Sie gehen von 1898 bis 1904 und erweisen sichtbar das immer bewußtere und geklärtere Künstlertum der Verfasserin. So steht „Maria und Joseph" aus dem Jahre 1901 durchaus noch nicht auf der Höhe. Schon der Titel ist eine klingende Spielerei. Es sind Geschwister, die so heißen, Geschwister, die sich treu waren, bis sie durch die Liebschaft des Joseph mit der koketten Magd auseinander gebracht werden. Der Blitz tötet Maria, gerade als der Bruder ihr den Tod wünscht. Daran scheitert er. Er geht aufs Gericht und gibt sich als Mörder an. Das ist gewollsame, sentimentale Psychologie, wie sie in keiner der folgenden Erzählungen wieder auflebt. Die „brennende Liebe" schildert den krankhaften Trieb eines Menschen, Feuer anzulegen. Ofenwillem ist Heizer gewesen in einer Fabrik. Nun friert ihn immer. Selbst im Sommer. Er hat Sehnsucht nach der schönen, roten Flamme, die so herrlich strahlt und wärmt. Eine unbezwingliche Sucht drückt ihm immer wieder das Brandscheit in die Hand. Scheunen zündet er an und Hütten, um sich daran zu laben. Endlich schöpft man im Dorfe Verdacht. Man setzt den Willem fest, und als seitdem der Brennschaden aufhört, ist die Wahrheit am Tage. Darum soll Willem gehängt werden. Da, in der Not ihres verzweifelten Herzens tut seine Mutter dasselbe, was im perversen Triebe der Sohn tat. Sie legt Feuer an ihr eigenes Häuschen. Nun brennt es wieder im Dorfe, der Verdacht muß ablassen von ihrem Sohne. Nun werden sie den Willem freilassen.

Das halbe Dorf brennt, die Alte aber schreit ins Angstgebrüll der Tiere, ins Prasseln der Flammen: „Mein Willem! Eweil kömmt hän."

Leichtere Gangart und humoristische Töne schlägt die nächste Geschichte an. „Der Fuhrmann", der im Trunk sein Chaisechen verliert und mit dem Pferde allein heimkehrt. Und mit derselben tragikomischen Leidenschaft beschäftigt sich „Die Liste". Nikla und Joseph, gemeinsame Besitzer eines Wirtshauses und gemeinsame Zechbrüder setzen jeder den andern auf die Säuferliste, um den Alleinbesitz des Wirtshauses zu erlangen, denn anerkannten Säufern ist von Polizei wegen das Betreten der Wirtshäuser untersagt. Jetzt sitzen sie Arm in Arm im Keller ihrer eigenen Wirtschaft, trinken und küssen sich.

Das „Kriegsandenken" ist das Kind eines gefangenen Franzosen, der ein paar Nächte bei Schmitzen Jngenatz auf dem Stroh gelegen hatte und von der blöden achtzehnjährigen Hann gepflegt wurde. Er fror, und sie wärmte ihn. Jean Claude hatte er geheißen. Hann nennt ihr Kind das Schang Kelöddchen. Es ist ihr Andenken an den großen französischen Krieg. Und nun folgen die grausigen Bilder aus der Strafkolonie. „Die letzte Nummer" ist ein Scheußlicher, der durch seine Mißgestalt den Genossen Grauen und Abscheu einflößt. Er sieht aus wie der lebendige Tod, lippenlos mit hohlen Augen, ohne Nase, riesengroß und hager, dabei fleißig, der Zufriedenste von allen, vergnügt bei der harten Arbeit und dürftigen Kost, bei der die andern murren, mit sich und der Welt zufrieden, die ihm dieses köstliche Asyl beschert hat, in dem er arbeiten kann nach Gefallen. Eines Tages aber ist der Ekel den andern übergelaufen. Sie brüllen ihn an „Mach Dich ab, Du Ekel, Du Scheusal". Zum erstenmal wird er betroffen. Er geht und spiegelt sich in einer Wassergrube. Da erschrickt er. Nun wußte er auf einmal, warum ihn nie ein Mensch gemocht hatte, alle ihn ausstießen. Er steigt in die Grube hinein, die er, der leibhaftige Tod, sich selber gegraben hatte.

Noch überwältigender in seiner Knappheit wirkt die zweite — den Lesern der „Nation" bereits bekannte — Erzählung aus der Strafkolonie „Der Wolf". Von neuem — wie in allen vorigen Stücken, wird die Eifellandschaft geschildert. Immer neu, mit bewunderungswürdiger Meisterschaft. Hier ist es wieder das Venndorf mit seiner Strafkolonie, das vor uns aufsteht, die Strafkolonie vor allem. Vierzig Strafgefangene und der Aufseher hausen dort. Der Aufseher Simon Breuer hat eine junge Frau drunten im Dorfe, die kommt manchmal herauf, um ihren Mann zu besuchen, und der Anblick des jungen Weibes, wie sie die Arme um den Hals

*) Neue Geschichten aus der Eifel von Clara Viebig. Verlag Egon Fleischel, Berlin 1905.

Digitized by Google

ihres Mannes schlingt, wie sie ihn küßt, erhitzt das Blut der Vierzig, die da hinter ihren Gitterstäben im Schlafsaal sich drängen. Namentlich Nummer Dreißig vermag das Bild nicht loszuwerden. Es vergiftet seine Träume. Am nächsten Tage, als die alte Base der jungen Frau sich beim Preißelbeerensammeln ein wenig dem Arbeitsplatze der Vierzig nahe wagt, wird die zahnlose Alte von dem Elenden überfallen wie von einem ausgehungerten Wolfe. Die Kugel des Aufsehers streckt ihn nieder. Selten ist Landschaft und Menschenschicksal in scheinbar absichtslosen Worten so einander zur Erläuterung geschildert worden, wie hier, wo der rissige, jäh blühende Boden des Venn den Hintergrund zu dem Treiben des „Wolfes" bietet.

Einen Genuß aber, ohne animalische Erregung, bietet die letzte Erzählung „Das Kind und das Venn". Die schauerliche Einsamkeit des Venns ist es hier, die auf den kleinen Gerret drückt. Er ist am lustigen Rhein geboren, nun wird er hier oben blaß und träumerisch, er friert im herben Eifelwinde, er sehnt sich hinaus aus der Heckenumzäunung, die des Großvaters Grundstück umgibt, und schaut er durch das Tor, so sieht er eine Riesenweite, in der sich lauter Nebel wälzen, ein Grau aus dem es rieselt, eine Erde, die zu Brei zerfließt. Die Mutter wandert mit ihm zur Wallfahrt nach Mariawald zum Trappistenkloster. Voll wiedererwachender Lebenslust und unbestimmter Hoffnung geht Gerret. Sie begegnen einem der heiligen Brüder. In seliger Spannung beugt Gerret die Knie und küßt dem braunen Mönch die Hand, dem Helfer, dem Erlöser — da — ein stummer Gruß. „Und jetzt — ach jetzt ein Angesicht, das Gerret nur zu genau kannte. Da war dieselbe unermeßliche Einsamkeit, die ihn immer anstarrte, alltäglich, stündlich. Dieselbe stille Oede, dieselbe ewige Traurigkeit. Zitternd fuhr Gerret zurück vor dem Antlitz des Mönches. Weh, auch hier war das Venn, das Venn — — — — —."

Es sind lauter Unterliegende, von denen Clara Viebig in diesem Buche erzählt, Opfer, nicht Besieger der Naturgewalten, die sich ihnen als Trieb oder Ereignis offenbaren. Aber das liegt in der Eigenart ihres Talentes, das sich nur für den farbigen Vorgang an sich zu interessieren vermag, seltener für seine Veranlassung und Wirkung. Und gerade in solchen kurzen Erzählungen, deren Art und Form nur gerade dies von ihr fordern, kommen all ihre Vorzüge zur Geltung. Hier herrscht künstlerische Zucht, Knappheit, Wucht und klare Komposition. Nichts erscheint kraß, denn es sind nur die stärksten Momente einer Existenz, die hier zur Schilderung kommen und die daher grelles Beleuchten beinahe fordern, jedenfalls vertragen. Nichts erscheint oberflächlich oder gar rührselig, weil alles dramatisch gesehen, nur in seinen Aeußerungen erfaßt ist. Eine Ausnahme unter den gleichartigen bildet das schöne, rein psychologische Gemälde vom Kind und dem Venn, das uns die Dichterin von einer neuen Seite zeigt. Von einer lyrischen.

Alles in allem ist diese Sammlung eins der interessantesten Bücher der Verfasserin.

Anselm Heine.

Amtsbrüder.

Unter den Frommen in Deichstädt war große Freude; der Rektor der lateinischen Schule, Kandidat Geßler war zum Hilfsprediger ernannt, und es herrschte die gegründete Hoffnung, daß er über kurz oder lang Nachfolger des alten Pastor Sübing werde. Der alte Sübing war zwar ein Ehrenmann durch und durch, und eigentliche Feinde hatte er nicht; aber er war doch in Glaubenssachen gar zu lau; und daß er, so oft ihm die im Kirchenjahr vorgeschriebenen Sonntagstexte eine Abweichung erlaubten, bei Taufen, Trauungen und Begräbnissen, beständig über den Text I. Corinther 13, V. 1—8 oder I. Joh. 3, V. 11 predigte, deutete doch mehr auf eine laxe Selbstgefälligkeit als eine gläubige Zuversicht auf die Gnade. „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle." Ja, ja! Aber mit der bloßen Liebe kam eben der Christ doch nicht aus; vollends nicht, wenn sie zur Werktätigkeit verführte. Der Glaube war denn doch das Wichtigste. Und das predigte der Rektor Geßler in seinen Bibelstunden, die er für die Sonntag Nachmittage — nicht als Konkurrenzunternehmen — bewahre uns die ewige Gnade vor solch weltlicher Auffassung der heiligsten Dinge! sondern als eine demütige Ergänzung der Predigten seines hochverehrten Vorgesetzten eingerichtet hatte. Ja, ja! Geßlers Predigten sahen denn doch aus anderen Augen: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort!" Das gab etwas zu denken. Dann wiegte der jugendliche Apostel sein langlockiges Haupt, dann schlug er die Augen gen Himmel, sodaß er fast aussah wie der Jünger, den Jesus lieb hatte. Welch ein Mann, dieser Jüngling mit dem Herzen eines Kindes und dem Kopfe eines Professors! Ja! Der lebte in lebendigem Konnex mit den berühmtesten Größen der Theologie; Briefe kamen von Halle, Briefe kamen von Berlin, wo sein Schwager Hofprediger war, Briefe gingen dahin ab. Er war eifriges Mitglied des theologischen Vereins in der großen Freien Reichs- und Hansestadt, als deren Vorort sich das eine Stunde vor dem Tore liegende Städtchen Deichstädt gern betrachtete, und er verfehlte selten die gewöhnlichen und außergewöhnlichen Sitzungen. Die Freie Reichs- und Hansestadt war damals noch nicht dem Zollverbande des Deutschen Reiches angeschlossen, und am Tore wurden die Passanten von den Zollbeamten streng revidiert; denn namentlich nach Deichstädt ging ein ziemlich lebhafter Schmuggelhandel mit Kaffee, Tee, feiner Seide usw. Aber den eifrigen jungen Theologen lernten die Steueraufseher bald von den berüchtigten Schmugglern Karsten Meier und Arndt Nieberg unterscheiden; sie achteten kaum noch auf ihn, wenn er, von nächtlichen gelehrten Disputationen heimkehrend, nach Deichstädt zurückwanderte.

Diese Disputationen und die Sitzungen der literarischen Gesellschaft nahmen ihn so in Anspruch, daß er manchmal, anfangs zu großer Beunruhigung seiner Hauswirtin Madame Stolte, des Nachts überhaupt nicht nach Hause kam, sondern bei seinem alten Universitätsfreunde, dem Professor, auf dem Sofa kampieren mußte. „Sie glauben nicht, Herr Inspektor," sagte Madame Stolte zu dem Bahnhofsinspektor Kenner, der ebenfalls bei ihr wohnte, „wie er sich in seiner Gelehrsamkeit aufreibt. Es geht wirklich zu weit. Denken Sie, neulich als er wieder in der Stadt auf dem Sofa geschlafen hatte, ist er so versunken gewesen in eine schwierige Streitfrage, die sein Universitätsfreund, der Professor, angeregt hatte, daß er gar nicht gemerkt hat, wie er das Taschentuch der Frau Professorin in seine Tasche gesteckt. Ich fand das Tuch in der Wäsche und wunderte mich, daß eine Frau Professorin solchen ordinären Parfüm benutzen möchte. Er sagte auch, er fände den Parfüm gar zu weltlich und wollte mal mit ihr ein ernstliches Wort reden." Der Bahnhofsinspektor Kenner freilich war ein ganz empörend frivoler Mensch und machte gegen die tief bekümmerte Frau Stolte solche Witze über literarische Gesellschaften und Universitätsfreundinnen und Professorinnen und Sofas und parfümierte Taschentücher, daß Frau Stolte, hätte sie gleich einen anderen Zimmerherren gehabt, ihm sofort würde gekündigt haben. Aber der Inspektor Kenner! Du liebe Zeit! Wer fragte am Ende nach dessen Witzen? Was konnten die Späße eines Kenner einem Mann wie dem Hilfsprediger schaden?

Wenn Geßler mal dergleichen Anspielungen hörte, lächelte er freundlich, verzeihend. Ach, ihm lagen viel ernstere Dinge auf dem Herzen. Der Pastor Sübing fing an, alt zu werden. Der vortreffliche Mann, der verehrungswürdige Vorgesetzte! An das Wort Amtsbruder konnte der nunmehrige Hilfsprediger sich immer noch nicht gewöhnen; es klang so anmaßend. Und vollends, wenn ein taktloser Bekannter von Anwartschaft auf die Pfarre selbst ein Wort zu sagen wagte! Gebe der gnädige Gott, daß man noch lange nicht an einen Nachfolger des verehrungswürdigen Herren zu denken brauche! Leider! Zu

Digitized by Google

leugnen war es ja nicht, daß er alt geworden, daß ihm der Ruhestand zu gönnen sei. Seine Stimme, meinte man, — und Geßler wagte nur schweren Herzens das halb und halb zuzugeben — seine Stimme wurde von Monat zu Monat schwächer; einige alte, taube Frauen konnten am anderen Ende der Kirche nicht einmal mehr recht verstehen, welche Paare, die in den Stand der heiligen Ehe zu treten gewillt waren, er am Altar aufbot. Für die armen Schifferfrauen und Mütter, die für ihre lieben, seit Monaten, seit Jahren auf fernen Meeren umhergetriebenen Gatten und Söhne beten und die Gemeinde um allseitiges Mitbeten ersuchen ließen, interessierte sich so wie so niemand mehr. Merkwürdig, an diesem uralten Zopf immer noch festzuhalten! Leider! Leider! Er war eben ein alter Mann, der oft einen so bösen Husten hatte. Dieser böse, böse Husten erfüllte den Hilfsprediger mit schmerzlicher Sorge. — Allein hieß es nicht auch, Gott versuchen, wenn er in einem Uebermaß von Werkheiligkeit immer wieder die Gesundheit aufs Spiel setzte? Mußte denn ein so alter Mann in Wind und Wetter durch die schmutzigen Straßen laufen, hier Kranke zu unterstützen, dort eine arme Frau, die allabendlich von ihrem Mann geprügelt wurde, zu trösten, dort einem Gatten an der Bahre der Gattin Mut einzusprechen oder eine gar zu tanzlustige Tochter mit der eindringlichsten Warnung zu halten und zu retten?

Eines zumal erregte das Kopfschütteln der Leute und einen förmlichen Ingrimm der alten Haushälterin Sübings, der Pastoren-Adelheid; und der junge Rektor Geßler hatte nicht ermangelt, sich sehr darüber zu wundern. Pastor Sübing hatte schon seit Jahrzehnten eine Freude daran — Frau und Kinder hatte er ja nicht, und an den Sitzungen des Honoratiorenklubs fand er auch kein sonderliches Gefallen — ein paar der begabteren, liebenswürdigeren Jungen seiner Konfirmandenstunden abends noch bei sich zu sehen und an ihrer Bildung weiter zu arbeiten. Viele derselben waren mit der Zeit längst angesehene Bürger, tüchtige Handwerksmeister und Familienväter geworden; allem der Nachwuchs riß nicht ab. Immer wieder gab es den einen oder anderen guten Knaben, den Sübing, wenn er die Schule verlassen hatte und Handwerkslehrling geworden war, gern in seinen kleinen abendlichen Kreis aufnahm, wo er den aufmerksamen Hörern bald dies, bald jenes aus Geschichte und Dichtung mitteilte, bald ein Kapitel aus Carlyles „Französischer Revolution", bald Goethes „Iphigenie" vorlas oder mit ihnen die Elemente der Geometrie und Physik betrieb. Großen Dank hatte er zwar nirgends geerntet, allein darauf kam es ihm ja auch nicht an; und fiel die Saat auch oft auf steinigen Acker, so fiel sie doch auch nicht selten auf guten Boden. Bei einem war sie schnell und zu den schönsten Erntehoffnungen berechtigend aufgegangen, um alsbald ganz zu verdorren. Das war der Maurergeselle Holzen. Die alte Pastoren-Adelheid hatte auf den Burschen eine schier eifersüchtige Wut. Vor allen bevorzugt, hatte der Schlingel augenscheinlich nicht einmal das dürftigste Gefühl der Dankbarkeit; kaum vom Militär entlassen, hatte er sich verheiratet. Der Pfarrer hatte für die zur ersten Einrichtung und zur Miete nötigen Gelder gebürgt — und dennoch — schlimme Gesellen, die solchen Rückhalt merkten, hatten sich seiner bemächtigt, ihn in Tagedieberei, in Schulden, in Lügen, in feige Scheu vor der Wirklichkeit gestürzt und ihm als Trost die Bierbank und das Schnapsglas gewiesen. Diese Dinge hatten sich nun zwar längst vor Geßlers Zeit zugetragen; allein Adelheid hatte ihm oft erzählt von dem schweren Verdruß des Pfarrers über den verlorenen Sohn und von den stets erneuten Bemühungen, wenigstens die Kinder vor dem Untergange zu retten, und Geßler fragte viel nach dem Grunde solch unerklärlicher Vorliebe. Merkwürdig! Aber er wollte sich hüten, Vermutungen auszusprechen. Was für eine Art Frau war denn wohl Holzens Mutter gewesen? So? Aller Verdacht ausgeschlossen? Natürlich! So etwas hatte er ja auch gar nicht gemeint. Nein, nein! Allein sehr merkwürdig blieb die Sache doch; ja, nun erst recht merkwürdig.

Pastor Sübing verkehrte mit dem Kandidaten Geßler nur amtlich und als Oberschulinspektor; auf seinem theologischen Standpunkte ließ er ihn gewähren, und so kamen, auch als endlich der Kandidat Hilfsprediger und Amtsbruder geworden war, die beiden Herren ganz wohl miteinander aus. Auf ihren Spazierwegen begegneten sie sich selten; den Hilfsprediger trieb es in die Stadt ins theologische Kränzchen und den literarischen Verein; den Pfarrer in die ärmeren Seitenstraßen von Deichstädt und die verstreut umherliegenden Katen der Proletarier.

* * *

In der Dämmerung eines unfreundlichen Wintertages vom Krankenhause heimkehrend, erwiderte Pastor Sübing den tiefen Gruß Geßlers, der, um das theologische Sonnabendkränzchen nicht zu versäumen, der Stadt zustrebte, und wandte dann seine Aufmerksamkeit auf ein aufgeschossenes, seinem verwaschenen Kleidchen entwachsenes Mädchen, das aus einem Hausierkorbe etwas an zwei Männer verhandelte. Das Geschäft war in einer Minute erledigt, und Sübing trat näher.

„Lieschen, bist du das? Lieschen Holzen? Kind, was machst du, wie geht es dir, wie geht es bei euch? Wie steht es mit deinem Vater?"

Das blasse Mädchen sah an ihm vorüber, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. „Danke, ganz gut. Ganz gut."

„Ganz gut? Wie?" Ein einziger Blick zeigte dem Pfarrer, was es mit diesem „Ganz gut" auf sich habe, und der alt bekannte Stich abermals getäuschter Hoffnung, der ihn schon so oft, so oft geschmerzt hatte, fuhr ihm durch die Brust. „Ganz gut? So? Was hast du denn da aus deinem Korbe zu verkaufen? Weißt du, daß die beiden Männer Karsten Meier und Arndt Nieberg waren, ein paar Leute, die schon wiederholt wegen Schmuggelei bestraft sind, und mit denen man sich nicht einlassen sollte?"

„Das wußte ich nicht. Sie wollten eine Schachtel Zündhölzer haben. Und Mutter meinte, ich könnte vielleicht in den Abendstunden Zündhölzer und Briefpapier und so etwas verkaufen und anfangen, ein wenig zu verdienen."

„Briefpapier und Zündhölzer? Das trifft sich ja vortrefflich. Das sind zwei Artikel, die ich gerade nötig habe; wenn du willst, bringst du gleich alles zu mir, und während wir schachern, gibt dir Adelheid eine Tasse warmen Kaffee. Willst du?"

Ach, wie gern Lieschen das wollte! Und wie wohl wurde es ihr in der freundlichen Stube der brummigen Adelheid, und wie schmeckte der Kaffee und das große Butterbrot!

„Und wie geht es bei euch zu Hause? Seid ihr alle gesund? Ich habe so lange nichts von euch gehört; ich hatte immer auf der Seite nach Büren hinüber zu tun, und im Krankenhause, und bei dem alten — ja, ja, — wie lange bin ich nicht nach der Stadtseite und nicht zu euch hinausgekommen? Und dein Vater? Er hat jetzt bei dem Frostwetter wohl keine Arbeit? Nein? Schon seit vierzehn Tagen nicht? Nicht? Nun, dann macht er wohl im Hause all die Kleinigkeiten zurecht, die er ja schon immer in Ordnung bringen wollte, wenn er mal Zeit fände? Hat er den gebrochenen Stuhl wieder geleimt?"

„Nein — er — er sagt, im Haidkrug wäre er auf Flickarbeit, und da geht er dann hin — und — —"

Der Pfarrer drang nicht weiter in das Kind; er hörte nur zu deutlich, wie tief Holzen einmal wieder zurückgefallen war. Der so mühsam aufgewälzte Stein wiederum hinuntergerollt in den Schmutz! Ingrimm und Bitterkeit schwollen in ihm empor. So hatte sich der Mensch entwickelt, dem er in seiner Knabenzeit sein Bestes gegeben, den er vor allen Mitschülern bevorzugt, dessen gute Seiten er gepflegt, dessen schlechte er bekämpft hatte mit der Treue eines Vormunds, den er geliebt hatte, wie einen Sohn! Und der war nun trotz alledem ein Lump geworden! Ein Haufen Straßenkehricht, der noch so sorgfältig zusammengefegt, beim ersten Regenschauer wieder in elende Pfützen auseinanderfloß! Und neben dem Ingrimm ein tiefes Mitleid! Die Frau hatte ein besseres Geschick verdient; immerhin aber hatte sie sich ihr Los selbst gezogen. Die Kinder jedoch — die armen Kinder! Unwillkürlich war die alte Liebe zu dem Vater auf das kleine, unschuldige Völklein übergegangen, das er von ihren ersten Atemzügen an kannte, das an seinen Knien die ersten Schritte gewagt, das aus seinem Munde

die ersten Keime gelernt hatte. Den Vater hätte er am Ende treiben lassen, wohin es ihn trieb, und sei's ins Zuchthaus; um so mehr aber brannte er darauf, die Kinder zu retten.

Er händigte Lieschen den Betrag ihres Briefpapieres und ihrer Zündhölzer ein; Adelheid mußte sich murrend entschließen, noch eine große Bratwurst in den Korb zu legen, damit das Kind doch auch den Weg nach Hause sogleich nützlich verwerten möge.

„Ich danke auch, Onkel Pastor, ich danke auch vielmals!"

„Ja, schon gut, mein Kind, grüß' Vater und Mutter und sage, ich käme bald zu euch hinaus."

Absichtlich nannte er den Vater mit, um das vierte Gebot, so weit möglich, nicht außer acht zu lassen.

Höchst beglückt zog die Kleine ab. Kinder glauben ja immer, wenn nur für die eine momentane Not Abhilfe geschaffen, sei aller Not gewehrt.

Der Pfarrer saß allein in der dämmerigen Studierstube vor dem sausenden Ofen. Die Flammen summten und sangen; sie schienen Musik, sie schienen Sprache werden zu wollen, zischende, höhnische, kluge Sprache. — „Sei gefühllos! Ein leichtbewegtes Herz ist ein elend Gut auf der wankenden Erde." War die Scheu vor dem Mitleide, die dem guten Pfarrer das Bild Goethes so sehr entstellte, trotz aller Liebe und aller Ehrfurcht entstellte, nicht doch am Ende die einzig mögliche Weisheit? „Selig, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt." Wer sich ihr in Liebe eröffnet, ist ein Tor. Sie ist zu groß; des Leidens ist zu viel, das bißchen Liebe, das man spenden könnte, ist wie ein Tröpflein Balsam in einer verpesteten Stadt, wie fünf Brote und zwei Fische, die kein Wunder vertausendfacht, unter einem hungernden Volke. Nur ein Don Quixote des Mitleids kann das verkennen. Der Olympier hat ja recht: „Was gehen ihn die Schmerzen an der Beladenen, die Tränen des Geängsteten?"

Die Dunkelheit sank tiefer herein, die lodernde Glut spielte in seltsamen Lichtern über die Decke, die Bücherborte und das alte Klavier, und in den Lichtern tanzten wunderliche Phantasiegebilde. Das alte Klavier! Lange hatte er sich mit dem Klapperkasten beholfen, wenn er dem einzigen Luxus seines Lebens, dem bißchen Hausmusik oblag und neben dem Organisten und dem Amtsrichter an ein paar Haydnschen und Mozartschen Sonaten und Trios bescheidentlich mitwirkte. Ja, wenn die Kreuzersonate sich auf das ärmliche Instrument herablassen mußte, schämte er sich nicht nur seines mangelhaften Spiels, sondern auch des eben so mangelhaften Klaviers vor dem Genius Beethovens. Seit Jahren hatte er gewünscht, es endlich einmal durch einen würdigen Flügel zu ersetzen; doch immer wieder war das ersparte Sümmchen hingegeben für die Not des Nächsten. Du bist ein Narr gewesen, Sübing, sauste ihm der Gesang der Flammen zu; immer hast du dich auf die Seite des Schwächeren gestellt, immer für die verlorene Sache gekämpft und die Schläge des Siegers und den Undank des Besiegten hinnehmen müssen. In das Faß der Danaiden hast du dein Herzblut geschöpft, für die Faulheit hast du den Stein gewälzt, und wenn du nach der Frucht eines einzigen frohen Augenblicks griffest, schnellte der Ast in die Höhe. Du Narr, du alter Narr, wann wirst du anfangen, wie ein vernünftiger Mensch an dich und dein eigenes Wohl zuerst zu denken? Die Flamme sauft so behaglich im Zimmer und der Wind sauft so unbehaglich vor der Türe; und doch stehst du aus deinem Lehnstuhl auf und läßt dich durch ein Etwas in deiner Seele, was da stärker ist als dein Verstand, was da will, gegen deine bessere Einsicht will, will, wie ein eigensinniges Kind, wie ein verzogenes Frauenzimmer, — durch solch ein tyrannisches Etwas läßt du dich hinaustreiben in den unwirtlichen Winterabend! Und bist erst neulich so erkältet gewesen. Du bist ein Narr, guter Freund, dir ist nicht zu helfen. Der Pastor mußte lächeln über die Zurechtweisung, die ihm aus allen Ecken und Enden des traulichen Gemaches zuteil wurde; aber er trat in die Küche hinaus und rief der alten Haushälterin zu:

„Ich muß noch einmal fortgehen, Adelheid, und komme vielleicht etwas spät zurück; setzen Sie mir das Teewasser in die Stube und warten Sie nicht auf mich. Es wäre wohl gut, wenn Sie sich gegen Ihren bösen Schnupfen ein Glas recht heißen Punsch machten und bald zu Bett gingen und sich gesund schliefen. Die Flurlampe brauchen Sie nicht brennen zu lassen; ich habe Zündhölzer bei mir. Gute Nacht!"

Horn bei Bremen. A. Fitger.

(Schluß folgt.)

Nationalökonomische Forschungen auf dem Gebiete der großindustriellen Unternehmung. 1. Band: „Eisen- und Stahlindustrie" von Dr. Oscar Stillich, Dozent an der Humboldt-Akademie in Berlin. Berlin 1904. Fr. Siemenroth.

Diese Forschungen, deren ersten 237 Seiten starken Band der Verfasser der Oeffentlichkeit übergibt bewegen sich derart auf der Oberfläche das man keine Ursache hätte, es zu bedauern, falls dem ersten ein zweiter Band nicht folgen würde. Die „monographische Darstellung großkapitalistischer Betriebe" ist gewiß eine dankenswerte Aufgabe, aber dazu ist es notwendig, daß der Verfasser die erforderlichen technischen und wirtschaftlichen Kenntnisse besitzt und die Sprache, in der er sich ausdrückt, beherrscht. Jemand, der ein so schlechtes Deutsch schreibt, wie Dr. Stillich, sollte besser überhaupt keine Bücher schreiben, und jemand, der von der Eisenhüttentechnik so wenig versteht, soll nicht bombastisch erklären, daß „die Technik für den Nationalökonomen nur die dienende Magd" ist. Es genügt nicht, die zweifellos „ausgezeichneten Vorlesungen des Geheimen Bergrats Dr. H. Wedding über praktische Eisenhüttenkunde" gehört zu haben, man muß sie auch verstanden haben, wenn man über Eisen- und Stahlindustrie schreiben will, andernfalls der „Hauch von Frische und Lebendigkeit", den der Verfasser seinen eigenen „Schilderungen" nachrühmt, dem Kenner lediglich als das von Sachkenntnis nicht getrübte Urteil erscheint.

Zur Illustration des Vorstehenden nur wenige Bemerkungen: S. 5 Zeile 13 von unten wird vom „Fallen und Steigen des Flötzes" statt „Streichen", d. h. horizontaler Erstreckung gesprochen.

Ebenda Zeile 7 von unten wird vom „Hörder Bergwerks- und Hüttenverein" gesagt: „Wie dereinst die alte Privatfirma ihren Erzbedarf aus Belgien und andern Ländern einkaufen mußte, so ist die Aktiengesellschaft heute ebenfalls darauf angewiesen, den größten Teil ihres Erzbedarfs aus dem Auslande — — zu beziehen."

Die alte Privatfirma, aus der der Hörder Verein hervorgegangen ist, war indessen ein Puddel- und Walzwerk, das sein Roheisen, nicht aber Erze aus Belgien bezog.

S. 11 wird unter den Nebenbestandteilen des Eisens „Mg" Magnesium statt „Mn" Mangan aufgeführt!

Ebendort wird „der Herd des (Puddel) Ofens mit Kohlen beschickt, und die glühenden Gase bestrichen dann das Eisen; dasselbe wurde glühend und überzog sich mit einer Schlackenschicht." In Wirklichkeit wird der „Herd" mit „Roheisen" nicht mit Kohlen beschickt und dasselbe durch die glühenden Gase nicht glühend gemacht, sondern eingeschmolzen; daß sich glühendes Eisen mit einer Schlackenschicht überzieht, ist eine gänzlich neue Entdeckung, die freilich kein Fachmann Herrn Dr. Stillich glauben wird, ebenso wenig wie die, daß Eisen von 0,05 Prozent Kohlenstoffgehalt (vergl. S. 12) durch Abkühlen gehärtet, in Stahl umgewandelt werden kann.

In Verfolg dieser falschen Auffassung vom Puddelprozeß ergeben sich dann auch irrige Darstellungen (S. 11) von dem Fortschritt, welche der Bessemerprozeß darstellte.

S. 19. Der Phosphor beim Thomasprozeß „dient gleichsam als Heizmaterial"; nein er ist das hauptsächlichste Heizmaterial dabei.

S. 20. „Der Dorfschmied kann infolge seiner überlebten Technik das Flußeisen nicht so gut bearbeiten wie das Schweißeisen." Der Schmied braucht ein gut schweißendes Eisen, und gepuddeltes Eisen schweißt nun einmal leichter als Flußeisen.

S. 29 läßt Stillich für „Lokomotivräder Holzmodelle" entwerfen!!

S. 58. „Die Eisenerze lagern noch an der Peripherie der Erdoberfläche"!!

S. 59 spricht Stillich von „der Lagerung des Eisens (statt Eisenerzes) an der Oberfläche der Erde"!

Stellenweise hat der Verfasser das, was er geschrieben hat, augenscheinlich selbst nicht verstanden; so heißt es S. 60 bezüglich der Ilseder Hütte:

Digitized by Google

„Die bei der Herstellung von Flußeisen und Stahl in Betracht kommende Ersparnis von Kohlen und Koks berechnete sich auf 5 bis 600 kg weniger als Roheisen."

Das ist absoluter Unsinn, der von niemandem verstanden werden kann. Erst eine Seite später wird klar, wie Stillich dazu gekommen ist, so etwas zu schreiben. Da wird nämlich aus einer Festschrift der Ilseder Hütte zitiert:

„Da zur Herstellung von Flußeisen und Stahlfabrikaten in solchen Dimensionen, die sich in einer Hitze fertig walzen lassen, im ganzen etwa 500 bis 600 kg Kohlen und Koks pro Tonne Fabrikat weniger als Roheisen erforderlich sind, so ist es klar, daß das Fabrikat bei gleichem Roheisen- und Kohlenpreise am Orte der Erzeugung dieser Artikel, in Peine, um den Betrag der Transportkosten von 500 bis 600 kg Kohlen billiger muß hergestellt werden können, als im westfälischen Kohlenrevier usw."

Stillich zitiert das, aber er versteht nicht, was es bedeutet.

S. 79 nimmt Stillich an, daß die Errichtung eines Martinwerks auf dem Peiner Walzwerk „in der Hauptsache den Zweck hatte, den Absatz für (sic) Walzwerkserzeugnisse zu erhöhen, da eine Steigerung der Roheisenerzeugung in Gr. Ilsede nicht angängig erschien".

Das ist eine grundverkehrte Auffassung; ein Thomasstahl- und Walzwerk braucht eine Martinanlage, um die großen Quantitäten Schrott (die abgeschnittenen Enden von Schienen, Schwellen, Trägern, Blechen, Fasson-Stabeisen usw.) zu verwerten. Umgekehrt stehen einer Steigerung der Roheisenproduktion bei der Unerschöpflichkeit der dortigen Erzlager gar keine Schwierigkeiten gegenüber.

Ohne technisches Verständnis lassen sich eben auch wirtschaftliche Fragen nicht beurteilen.

Die teilweise Ersetzung des Puddelverfahrens durch den Bessemer- und Thomasprozeß sucht Stillich in wirtschaftlicher Beziehung wie folgt zu charakterisieren.

„Ein System lebloser Mechanismen schiebt sich an Stelle der alten auf Handfertigkeit beruhenden Arbeit. Damit wird eine Entwicklung eingeleitet, die sämtliche übrigen Abteilungen des Eisenhüttenbetriebes ergreifen sollte ich meine die immer größere Vervollkommnung des mechanischen Betriebes, die Ersetzung des ungelernten Arbeiters durch die Maschine, und damit im Zusammenhang das immer stärkere Hervortreten des gelernten und qualifizierten Arbeiters innerhalb der Produktion"

Ungefähr das Gegenteil ist richtig: Der Puddelprozeß erfordert gelernte, qualifizierte Arbeiter, beim Bessemerprozeß genügen die Beobachtung der Flamme und eine Spießprobe durch einen Meister; alle andern Arbeiter sind geschickte Handlanger. Und fast das gleiche gilt von der eine Walzenstraße bedienenden Belegschaft, deren Mitglieder früher ganz andere Fertigkeiten haben mußten als heute; freilich Stillich behauptet S. 32 das strikte Gegenteil, und leitet das mit den Worten ein:

„Wenn man die Technik bei der Beschickung der Hochöfen, im Stahlwerk oder im Walzwerk auch nur ganz oberflächlich verfolgt."

Gern will ich ihm zugeben, daß er sie nur ganz oberflächlich verfolgt hat, sonst könnte er u. a. nicht behaupten, „daß für die Bedienung der Maschinen wie der Sägen — — gelernte Maschinisten verwendet werden, ist ein Gebot der Notwendigkeit". In Wirklichkeit kann das der grünste Junge besorgen.

S. 217 wird bezüglich der Königs- und Laurahütte ausgeführt:

„Der Grund, warum man die Massenerzeugung bisher nicht weiter ausgebildet hat, liegt einmal in den billigen Arbeitskräften. So werden diese zu einem Hinderungsmittel des Fortschritts und der Akzeptierung moderner konkurrenzfähiger Betriebsmethoden."

Der Verfasser übersieht, daß man trotz niedrigerer Arbeiterlöhne in Oberschlesien infolge der geringeren Leistung des oberschlesischen Eisenhüttenarbeiters teurer als in den westlichen Eisenrevieren arbeitet; der Grund, weshalb dort der Puddelprozeß noch einen relativ größern Umfang einnimmt, ist der Mangel an sowohl für den Bessemer wie für den Thomasprozeß geeigneten Erzen, die Billigkeit der Kohle und der höhere Preis der aus Puddeleisen hergestellten Qualitätsware.

Ebenso hinfällig ist die Theorie, „daß die geringere kapitalistische Entwicklung der oberschlesischen Hüttenindustrie überhaupt." die dortigen Eisenwerke besser vor den schlechten Geschäftszeiten geschützt habe. Das Beispiel der vereinigten Königs- und Laurahütte beweist nach dieser Richtung gar nichts, denn der Schwerpunkt dieses Unternehmens liegt weit mehr in seinem riesigen Kohlengrubenbesitz, als im Hüttenbetrieb. Das Beispiel der Caruowitzerhütte, der Redenhütte der verstoßenen Minerva, aus deren Trümmern die Oberschlesische Eisenbahnbedarfs-A.-G. gebildet worden ist, beweisen etwas ganz anderes, als was Herr Stillich zu beweisen sucht.

Ueberhaupt gibt es in dem ganzen dicken Buch kaum eine Seite ohne Fehler, ohne falsche oder schiefe Auffassungen, Darstellungen oder Schlußfolgerungen. Man müßte ein noch dickeres Buch schreiben, um alles richtig zu stellen. Wenn ich — trotzdem das Buch eine so eingehende Besprechung wahrhaftig nicht lohnt — doch eine solche vorgenommen habe, so geschah das mit Rücksicht darauf, daß Herr Dr. Stillich Kritiker, die über seine Geisteserzeugnisse abfällig urteilen, dreistlich zu stellen pflegt. Einer solchen Korrespondenz glaube ich durch vorstehendes überhoben zu sein.

Breslau. G. Gothein.

Ilse Frapan-Akunian: Querköpfe. Hamburger Novellen. Zweite Auflage. Verlegt bei Gebrüder Paetel, Berlin.

„Hamburger Novellen" nennt die Verfasserin in einem Untertitel diese vier Arbeiten, die sie unter der Flagge „Querköpfe" zum zweitenmal in die Welt hinaussegeln läßt und die außerhalb ihrer engeren Heimat vielleicht noch an Reiz und Bedeutung gewinnen mögen. Der Realismus der jüngst vergangenen Jahrzehnte, der die Künstler lehrte, auf ihre nächste Umgebung zu achten und auch der Alltäglichkeit ihr Bedeutsames abzulauschen, hat vorzüglich eine Literatur gezeitigt, die zunächst das Leben der Kulturzentren, der Weltstädte widerspiegelte, weil ja von ihnen die neue Bewegung ausging. So entstand in Deutschland der Münchener und der Berliner Roman, zu denen sich die sogenannte Heimatkunst in bewußten Gegensatz stellte; in unbewußten vielleicht die Kunst einer dritten deutschen Weltstadt, diejenige Hamburgs, das auch einer bodenständigen und eigenen Kunst weit günstiger sein mag, als die nord- oder süddeutsche Residenz. Einmal, weil diese Stadt zugleich einen Staat repräsentiert, wodurch ein übersehbares Ganzes, eine bestimmte Abgrenzung nach außen hin gegeben ist, ein andermal, weil Fischer-, Bauer- und Städtertum sich hier seltsam vereinigen, wodurch eine bestimmte Eigentümlichkeit und innerhalb dieser engen Grenzen überraschende Mannigfaltigkeit erzeugt wurde. Der Einfluß der Großstadt ist in diesen Novellen allerdings wohl zu schwach betont; man müßte die unmittelbare Nähe Hamburgs deutlicher spüren, man lernt stattdessen fast nur das Fischer- und Bauernvolk in den Grenzorten der freien Reichsstadt kennen. Aber was die Verfasserin aus diesem Milieu herausgreift, das hat sie auch gesehen, deutlich gesehen, miterlebt! Mit einer seltenen Gestaltungskraft und Naturwahrheit weiß sie uns Personen und Landschaft vor das geistige Auge zu rücken, daß wir für die kleinsten und unscheinbarsten Handlungen ihrer Personen ein Interesse gewinnen, das bis zum Schluß keinen Augenblick nachläßt. Ob sie nun Kinderszenen, wie in „Arme Kinder", oder Straßenszenen, wie in „Das kalte Fieber" oder jene köstlichen Liebesszenen („Ussche Queren macht es anders") u. ä. schildert, immer liegt jene farbenreiche, poetische Frische über ihren Bildern ausgebreitet, die den Leser unmittelbar gefangen nimmt. Am bedeutendsten in Aufbau und Durchführung ist wohl die große Novelle „Ussche Queren macht es anders", voll köstlichen Humors die kleine Skizze „Der Sybarit", Arbeiten, die über dem Tage stehen und weit davon entfernt sind, etwa nur dem bloßen Unterhaltungsbedürfnis eines bequemen Publikums entgegenzukommen. Wenn sie die Spannung des Lesers bis zum Ende wachhalten, so geschieht das lediglich durch die ihnen innewohnenden künstlerischen Qualitäten. Ilse Frapan-Akunian besitzt längst einen großen Kreis von Verehrern ihrer Kunst, der sich sicherlich noch erweitern wird. Vielleicht vermögen diese Zeilen dazu beizutragen.

Hugo Philipp.

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Fr. Weinhausen, SW. Dessauerstraße 1, part. (Politik und Volkswirtschaft.)

Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 83 (Kunst und Literatur.)

Dr. Th. Barth, W. Tiergartenstraße 32.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 41. Berlin, den 8. Juli 1905. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Die württembergische Verfassungsrevision ist in ein akutes Stadium eingetreten. Es zeigt sich, daß politische Fragen und gerade auch Verfassungsfragen von der Bevölkerung dann weit lebhafter aufgenommen werden, wenn ein konkreter Fall ihre Bedeutung jedermann erkennbar und fühlbar macht. Ein Rückblick auf die bisherige Entwicklung dieser wichtigen politischen Angelegenheit wird den Lesern der „Nation" willkommen sein.

Am 8. Juni 1904 hatte die Kammer der Standesherren, in ihrer Mehrheit aus katholischem Adel bestehend und beherrscht von der klerikalen Auffassung in Schulfragen, eine Novelle zum Schulgesetz verworfen, welche die weltliche Schulaufsicht in verdünnten Dosen einführen wollte. Die Prinzen des königlichen Hauses, sämtlich zur katholischen Linie gehörig, die künftig den württembergischen Thron besteigen wird, hatten der Verwerfung der Regierungsvorlage durch Fernbleiben von der Sitzung Vorschub geleistet. Die ganze württembergische Bevölkerung, soweit sie nicht klerikal zu denken geleernt hat, empfand es als einen Widersinn, daß ein Dutzend katholischer Standesherren die notwendige Entwicklung des Landes auf einem wichtigen Gebiet aufzuhalten berechtigt sind. Die II. Kammer hatte die Gelegenheit wahrgenommen und die Regierung mit einer Zweidrittelmehrheit am 16. Juni 1904 zur Vorlegung eines verfassungsändernden Gesetzes aufgefordert. Dieser Entwurf eines Verfassungsgesetzes ist nun von der Regierung vorgelegt. Das Gesetz will im wesentlichen an den Mittnachtschen Entwurf sich anschließen, der im Jahre 1889 an dem Widerstand des Zentrums und jener 23 Privilegierten gescheitert ist, die auch in der II. Kammer neben den gewählten Abgeordneten gleiches Stimmrecht haben. Das Zentrum hat damals der Reform zugestimmt, sich aber im letzten Augenblick zur Stellung konfessioneller Bedingungen veranlaßt gesehen, deren Unannehmbarkeit es voraussah.

Der jetzige Entwurf sieht die Beseitigung aller Privilegierten aus der II. Kammer vor, teilweise Versetzung derselben in die I. Kammer und Durchsetzung des Adels dort durch bürgerliche Elemente, die den Kreisen von Handel, Gewerbe und Landwirtschaft entnommen werden sollen. An den Bestand der I. Kammer wagt der Entwurf nicht zu rühren, so lebhaft die Abneigung gegen das ganze Institut auch in der Bevölkerung ist, welche sich erinnert, daß in Württemberg vor 55 Jahren die Standesherrenkammer durch ein sanktioniertes Gesetz aufgehoben war.

Während der Mittnachtsche Entwurf die ausscheidenden Privilegierten in der II. Kammer durch 23 neue Abgeordnete mittels des Proportionalwahlrechts ziffernmäßig ergänzen wollte, verzichtet der Entwurf des Herrn von Breitling auf jeden Ersatz.

In der letzten Woche fand die erste Lesung des Gesetzentwurfs statt. Die Debatten waren lebhaft und richteten sich vor allem gegen das Zentrum. Die Volkspartei nahm prinzipiell den Standpunkt ein, daß nach dem gültig zustande gekommenen und nicht gültig beseitigten Gesetz vom 1. Juli 1849 die Frage der Neuzusammensetzung der Volksvertretung durch eine gesetzlich vorgesehene besondere Landesversammlung gelöst werden müsse, trat aber nach Ablehnung dieses Standpunkts durch die Mehrheit für den Gesetzentwurf der Regierung unter Vorbehalt von Veränderungen ein. Diesen letzteren Standpunkt teilte die Deutsche Partei; selbst die Konservativen und Bauernbündler auf der einen und die Sozialdemokraten auf der anderen Seite schlossen sich mit entsprechenden Verwahrungen der Politik des Entwurfs an; ein Beweis, wie stark der Wunsch nach einem Fortschritt auf dem Verfassungsgebiet ist. Der stärkste Beweis hierfür aber lag darin, daß sieben Privilegierte, darunter sechs evangelische Prälaten, sich für ihr eigenes Ausscheiden erklärten. Dadurch ist dem Entwurf eine sehr große Mehrheit gesichert, es fragt sich aber, ob zu der Zweidrittelmehrheit nicht ein oder zwei Stimmen fehlen werden. Zur Minderheit, welche den Entwurf wieder zum Scheitern bringen will, stellt das Zentrum 18 Stimmen und zwei Vertreter der katholischen Kirche, die kraft Privilegs im Abgeordnetenhause sitzen. Von den 13 Vertretern des ritterschaftlichen Adels hat sich einer offen für die Reform ausgesprochen. 12 andere erklärten bisher die Reform für unannehmbar. Es ergibt sich daraus bis jetzt folgendes Zahlenverhältnis: 20 Zentrumsstimmen und 12 Stimmen des ritterschaftlichen Adels, zusammen 32 Stimmen, sind gegen die Reform. Da die Versammlung aus 92 Abgeordneten besteht, so beträgt die Minderheit, welche die Reform verhindern kann, 31 Stimmen, und die obigen 32 Stimmen würden also genügen, die Reform zu verwerfen. Selten hat in Württemberg eine so große Frage derart auf Spitze und Knopf gestanden, und die Verantwortung drückt mächtig auf jeden der 12 Vertreter des ritterschaftlichen Adels. Diese ersehnten Bundesgenossen festzuhalten, ist ein Geschäft, dem das Zentrum mit aller Macht obliegt. Es hat die konfessionellen Beweggründe, die in Wahrheit für das Zentrum maßgebend sind, verschwiegen und, um des Vertrauens der „Rechter" würdig zu sein, mit den üblichen staatsrechtlichen Argumenten plädiert, die jedem Reaktionär geläufig sind. Dabei ist das Zentrum auch davor nicht zurückgeschreckt, sein eigenes württembergisches Wahlprogramm, in dem es die Herstellung einer reinen Volkskammer und Ersatz der Ritter durch volksgewählte Abgeordnete verlangt hat, mit der ihm eigenen Skrupellosigkeit zu verleugnen. Die animierten und interessanten Debatten beschäftigten sich in einem wesentlichen Teil mit der Charakterisierung dieser Programmverleugnung des Zentrums. Der Entwurf ist an eine Kommission verwiesen. Diese will in der nächsten Woche ihre Arbeit aufnehmen und womöglich zu Ende führen. So

Digitized by Google

groß ist der Druck, den in dieser Frage die öffentliche Meinung ausübt, daß selbst die Glut des Hochsommers nicht beachtet wird. Die Würfel werden aber nicht in der Kommission, sondern erst im Plenum fallen. Auch das soll womöglich noch geschehen, bevor der Landtag in die Sommerferien geht.

Für den letzten Tag der am Sonnabend durch Bülow feierlich geschlossenen Landtagssession hatte sich der preußische Verkehrsminister von Budde eine freikonservativ-nationalliberale Interpellation über die geplante Eisenbahntarifreform bestellt. Auf diese Weise wurde noch offiziell bestätigt, was Kenner unseres preußischen Regierungssystems ohnedies wußten, daß irgendwelche großzügige Verkehrsreformen nicht zu erwarten sind. Die Betriebsmittelgemeinschaft, die bis dahin als Ausgangspunkt und wichtigstes Endziel einer gründlichen Verkehrsreform galt, ist nach Herrn v. Buddes Mitteilungen noch keineswegs gesichert und wird deshalb hinter die Tarifreform zurückgestellt. Die in den höchsten Tönen gepriesene Vereinfachung und Vereinheitlichung der Tarifsätze durch ganz Deutschland soll sofort durch Einführung besonderer Zuschläge für bestimmte Schnellzüge verunziert werden. Die Einziehung der Rückfahrkarten und die billigere Berechnung der einfachen Fahrkarten wird reichlich durch den Fortfall des Freigepäcks aufgewogen. Daß nach den amtlichen Berechnungen des Ministers künftighin 80 Prozent der Reisenden zu den gleichen Preisen wie bisher, 12 Prozent zu ermäßigten und 8 Prozent unter gewissen Umständen zu teureren Preisen reisen werden, kennzeichnet den ganzen Wert der vielgerühmten Reform. In Süddeutschland wird sie gewiß keine moralischen Eroberungen machen, denn sie nimmt den Badensern das Kilometerheft, den Württembergern ihre Landesfahrscheine und beglückt sie dafür mit der IV. Wagenklasse.

Es ist eine alte Erfahrung, daß in Zeiten einer internationalen Spannung zwischen zwei Ländern jede taktlose und unfreundliche Preßäußerung, die in dem einen Lande veröffentlicht wird, mit leidenschaftlicher Gier von der Presse des anderen Landes aufgegriffen und als Anklagematerial für die bösen Absichten des anderen verbucht wird. So kann man sicher sein, daß, wenn die Londoner „Times" oder die „National Review" irgendetwas gegen Deutschland sagen, sich Dutzende großer deutscher Zeitungen auf diesen „neuen Beweis für die schwarzen Pläne Englands" stürzen. Daneben können hundert andere englische Organe der öffentlichen Meinung das Verhältnis zwischen England und Deutschland in der besonnensten Weise erörtern — das bleibt unbeachtet. Ist der Argwohn einmal erweckt, so braucht sich England nur irgendwo in der Welt, in Arabien oder in Mesopotamien, zu rühren, gleich ist der Verdacht da, das richte sich in letzter Linie gegen Deutschland. Umgekehrt ist die Sache nicht viel besser. Wenn Herr Hasse oder Herr Liebermann von Sonnenberg gegen England poltern, gleich finden sich in England weitverbreitete Blätter, die aus dieser Beredsamkeit die Stimme des deutschen Volkes heraushören.

Diesen schlechten Angewohnheiten gegenüber empfiehlt es sich, immer wieder darauf hinzuweisen, daß der publizistische Schaum, der durch die Sensationslust in so aufdringlicher Weise an die Oberfläche der öffentlichen Meinung gequirlt wird, nicht die öffentliche Meinung selbst ist. Wir haben auf diesen Blättern vor einigen Wochen in ausführlicher Argumentation die Meinung vertreten, daß die in manchen Kreisen Deutschlands verbreitete Ansicht von der feindseligen Stimmung Englands gegen Deutschland keine reale Substanz habe, und insbesondere hervorgehoben, daß die mit der Freihandelsidee verwachsene liberale Partei Englands, deren Rückkehr zur Macht, und zwar in kürzester Zeit, so gut wie sicher ist, nach ihren politischen Grundsätzen eine weitreichende Garantie gegen eine aggressive englische Politik biete. Eins der bedeutendsten Organe des englischen Liberalismus, die Londoner „Daily News", hat diesen Gedanken dieser Tage mit besonderem Nachdruck unterstrichen. Sie nimmt ein kürzlich im Pariser „Journal" veröffentlichtes Interview mit Dr. Theodor Barth, in dem dieser seine bekannten Anschauungen über die politische Notwendigkeit freundschaftlicher Beziehungen nicht bloß zwischen Deutschland und Frankreich, sondern zugleich mit England wiederholt hatte, zum Anlaß zu folgender Aeußerung:

„We are sure that the sentiment of Herr Barth in favour of a triple understanding between England, Germany and France will be warmly welcomed by the English people It sets up the ideal for Liberal foreign polley. Let us get rid of these mutual suspicions between Germany and England, and we shall have got rid of one of the most constant perils to the peace of the world."

(„Wir sind gewiß, daß Herrn Barths Plädoyer zugunsten eines guten Einvernehmens zwischen England, Deutschland und Frankreich von dem englischen Volk lebhaft willkommen geheißen wird. Es stellt das Ideal einer liberalen auswärtigen Politik auf. Befreien wir uns endlich einmal von diesen gegenseitigen Verdächtigungen zwischen Deutschland und England, und wir werden eine der hauptsächlichsten Gefahren des Weltfriedens beseitigt haben.")

Das Ministerium Kuyper, das bei den letzten holländischen Wahlen in die Minderheit versetzt ist, hat demissioniert. Die politische Lage, die in Holland durch die letzten Wahlen geschaffen wurde, finden unsere Leser nachstehend in einem Artikel des früheren holländischen Ministers des Innern und jetzigen Mitgliedes der Ersten Kammer S. van Houten näher dargelegt.

Der Staatssekretär der Vereinigten Staaten von Amerika John Hay ist gestorben. Gegenüber dem impulsiven Präsidenten Theodor Roosevelt repräsentierte Hay das allen Abenteuern abgeneigte, besonnene Element in der Leitung der auswärtigen Politik. Hay, ein auch literarisch hochgebildeter Mann, war in jungen Jahren Privatsekretär Abraham Lincolns, dem er später auch ein bedeutsames literarisches Denkmal gesetzt hat. Der Tod des verdienstvollen Mannes bedeutet nicht bloß für die Vereinigten Staaten, sondern auch für die fremden Mächte, die gute Beziehungen mit den Vereinigten Staaten zu unterhalten bemüht sind, einen Verlust.

Die Trennung von Staat und Kirche ist nun endlich in Frankreich nach monatelangen Anstrengungen der Regierung und ihrer Freunde gesetzlich zum vorläufigen Abschluß gekommen. Am 3. Juli, kurz vor Mitternacht, hat die französische Kammer die Regierungsvorlage im ganzen mit 341 gegen 233 Stimmen angenommen. Die Majorität war also zuletzt noch über Erwarten groß. Vor der Abstimmung erklärten die klerikalen und nationalistischen Gegner noch einmal feierlich das Gesetz für eine Ungerechtigkeit und für einen schändlichen Beraubungsversuch der Kirche. Das hinderte sie aber nicht, auch nach der Abstimmung noch gelegentlich zu behaupten, die Trennung werde den Einfluß und die Autorität der Kirche nur stärken. Hoffentlich schließt sich der Senat bald dem Votum der Kammer an und macht damit den glücklichen Ausgang des schwierigen Werkes zu einem definitiven.

Die Vorgänge auf dem ostasiatischen Kriegsschauplatz, die bisher nur in kleineren Gefechten zwischen Japanern und Russen zu bestehen scheinen, und selbst die Weiterentwicklung der Friedensfrage, die recht langsam vorwärts rückt, treten zurück hinter das Interesse an den revolutionären Ereignissen im russischen Reich. Die Meuterei auf dem Panzerschiff „Potemkin" ist offenbar das Signal zu zahlreichen ähnlichen Vorgängen auf anderen Kriegsschiffen und in anderen russischen Kriegshäfen gewesen. Wie weit der Aufruhr unter den russischen Marinesoldaten verbreitet ist, und wie verzweiflungsvoll sich die Lage des russischen Absolutismus gestaltet hat, läßt sich bei dem herrschenden Vertuschungssystem nur ahnen. Der Umstand, daß die Schwarzmeerflotte unverrichteter Dinge von Odessa zurückkehrte und einen weiteren Panzer „Pobjedonoszeß" an der Seite des „Potemkin" zurückließ, läßt sichere Rückschlüsse auf die Stimmung der russischen Marinesoldaten zu, selbst wenn nachträglich sich herausstellen sollte, daß die angekündigte Beurlaubung sämtlicher Mannschaften der Schwarzmeerflotte und die Desarmierung aller Kriegsschiffe nicht zur Ausführung käme und der „Potemkin" mit seinem Torpedoboot sich mangels

Digitized by Google

führender Persönlichkeiten noch ebenso ergeben sollte, wie es der „Pobjedonoszeß" bereits getan hat. Keinem Zweifel kann es mehr unterliegen, daß die Meuterei unter den Matrosen im Schwarzen Meer und in den baltischen Kriegshäfen mit der Revolutionsbewegung im Lande in engstem Zusammenhang steht. Auch diese flackert in den verschiedensten Fabrikstädten neu auf und führt zu immer neuen Zusammenstößen mit den Kosaken des Zarismus. Wie lange werden ihre Nagaiken noch Sicherheit gewähren? Und wann werden die führenden Männer sich finden, die die überreife Saat der Revolutionäre ernten?

* * *

Diplomatische Hysterie.

Der französische Sozialistenführer Jaurès beabsichtigte, am nächsten Sonntag in Berlin einen öffentlichen Vortrag zu halten, in dem er die Notwendigkeit friedlicher Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland erörtern wollte. Der deutsche Sozialistenführer Bebel gedachte das gleiche Thema demnächst in Paris öffentlich zu behandeln. Ein derartiges populäres Volkskonzert, das hier neben die diplomatische Kammermusik treten sollte, ist in dieser Form etwas Neues. Es mußte allen denen willkommen sein, die davon durchdrungen sind, daß ein dauernder Friede nur dadurch gewährleistet wird, daß die Friedensidee von dem Verstande und dem Herzen der Völker Besitz ergreift. In unserem demokratischen Zeitalter entscheidet in letzter Linie doch die öffentliche Meinung über Krieg und Frieden, wenigstens in konstitutionell regierten Ländern. Das Risiko eines großen Krieges ist heute auch für die Regierenden so groß, daß schon ein ungeheurer Leichtsinn dazu gehört, einen Krieg zu entfesseln, dem die öffentliche Meinung der eigenen Nation widerspricht. Der Gedanke, die Völker daran zu gewöhnen, sich nicht mit fatalistischer Ergebenheit der größeren oder geringeren Weisheit ihrer Diplomaten zu überlassen, sondern durch selbständige Willensäußerungen das ihrige dazu beizutragen, daß die auswärtige Politik über die Stärke der Friedenswünsche der Bevölkerung nicht im unklaren bleibt, erscheint darnach durchaus gesund.

Die Franzosen konnten uns keinen Politiker senden, der besser legitimiert gewesen wäre, das friedliche Frankreich in Berlin zu repräsentieren, als Jaurès. Denselben moralischen Mut, der ihn seinerzeit bestimmte, sich des von der Militärjustiz mißhandelten Dreyfus wirksam anzunehmen, hat Jaurès auch schon vor Jahr und Tag in der Bekämpfung des französischen Revanchegedankens betätigt. Wer es über sich gewinnt, der nationalistischen Phrase offen entgegenzutreten, der muß in allen Parlamenten der Welt darauf gefaßt sein, von patriotischen Maulhelden beschimpft zu werden. In Frankreich aber gehörte ganz besonders viel dazu, den Traum der Revanche für Elsaß-Lothringen mit nüchternen Verstandesgründen zu zerstören. Die Revancheideen zur Ausführung zu bringen, daran denken zwar auch die patriotischen Schreier in Frankreich schon seit langer Zeit nicht mehr. Aber das Spielen mit dem Gedanken aufzugeben, fiel dem hohlen Wortpatriotismus schwer, und eben deshalb überschüttete man Jaurès mit beleidigenden Vorwürfen, als er die Meinung in der französischen Kammer aussprach, man solle endlich das Spielen mit einer Idee aufgeben, die auszuführen man weder imstande, noch gesonnen sei.

In Konsequenz dieses seines Kampfes gegen die Revancheidee hat Jaurès denn auch bei dem Marokkokonflikt von Anfang an für eine aufrichtige und freundschaftliche Politik gegenüber Deutschland plädiert. Der Sturz Delcassés ist zu einem beträchtlichen Teil sein Werk. Er hat die auswärtige Politik der Regierung, als Delcassé sie leitete, mit einem Nachdruck und einer Rücksichtslosigkeit bekämpft, die ihm, wenn er dasselbe als Deutscher in Deutschland gegen einen deutschen Minister des Auswärtigen getan hätte, sicherlich bei allen Anhängern der Regierung den Vorwurf des Vaterlandsverrats, statt der ihm als Franzosen heute auch in diesen Kreisen entgegengebrachten Anerkennung, eingetragen hätte. Kurzum, es gibt heute in Frankreich keinen Mann, der so unzweideutig wie Jaurès bekundet hätte, daß freundschaftliche politische Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland zu den Hauptzielpunkten seiner politischen Bestrebungen gehören.

Trotzdem war vorauszusehen, daß das bevorstehende rednerische Auftreten des französischen Deputierten Jean Jaurès in jenen Kreisen, die sich bei uns als die Hauptstützen von Thron und Altar aufspielen, allerlei Beklemmungen hervorrufen werde. Die „Post" verlieh diesem Unbehagen denn auch alsbald den ungezwungensten Ausdruck, indem sie eine apokryphe Meldung, wonach die hohe Polizei Jaurès das Auftreten in Berlin verboten habe, mit einem triumphierenden Kommentar begleitete.

Das Verbot erschien selbst den erprobtesten Bülowschwärmern so unglaublich, daß man fast durchweg in der Meldung der „Antisozialdemokratischen Korrespondenz", welche der „Post" als Basis diente, einen bloßen ballon d'essay erblickte, den scharfmacherische Ungeschicklichkeit habe aufsteigen lassen. Selbst ein Blatt wie die „Köln. Ztg.", die mit den politischen Intentionen des Fürsten Bülow vertraut zu sein pflegt, nahm dem Verbot gegenüber eine zugleich ungläubige und verwerfende Haltung ein. Man konnte sogar auf den Gedanken verfallen, als ob hier ein plumpes Manöver vorliege, um den deutschen Reichskanzler in den Augen der Welt, wenigstens vorübergehend, zu diskreditieren. Während so beinahe die gesamte Presse den Fürsten Bülow gegen die Ungeschicklichkeit verwahrte, welche ihm die „Antisozialdemokratische Korrespondenz" zugemutet hatte, veröffentlichte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" in ihrer am Donnerstag Abend ausgegebenen Freitagsnummer einen Brief des Fürsten Bülow an den deutschen Botschafter in Paris, Fürsten Radolin, vom 5. Juli, dessen Schlußsatz lautet: „Eure Durchlaucht wollen Herrn Jaurès auf dem Ihnen angemessen erscheinenden Wege ersuchen, seine Reise nach Berlin zu unterlassen."

Die Motivierung dieses ungewöhnlichen diplomatischen Schrittes ist von einer Fadenscheinigkeit und Kleinlichkeit, wie sie selbst bei einem Scharfmacher unterster Ordnung Verwunderung erregt haben würde. Der deutsche Reichskanzler beruft sich darauf, daß die französische Regierung im vergangenen Jahre dem deutschen Reichstagsabgeordneten Delsor verboten habe, in Luneville rednerisch aufzutreten. Bekanntlich handelte es sich dabei um den Versuch einer klerikalen Demonstration gegen die politischen Maßnahmen des damaligen französischen Ministerpräsidenten Combes. Herr Jaurès aber kommt zu dem ausgesprochenen Zweck nach Berlin, um jene Marokkopolitik zu vertreten, die in ihren versöhnlichen Endzielen sich durchaus mit den Bülowschen Absichten deckt. Der deutsche Reichskanzler erkennt auch ausdrücklich in demselben Schreiben, in welchem er auf den Präzedenzfall Delsor hinweist, an, daß Herr Jaurès nicht nach Berlin komme, um der Politik der deutschen Reichsregierung Schwierigkeiten zu machen; er erkennt ferner an, daß er zu dem politischen Takt des Herrn Jaurès volles Vertrauen habe; aber trotzdem fährt er schweres diplomatisches Geschütz auf, um diese Reise nach Berlin zu hintertreiben. Warum? Weil er von der Besorgnis beherrscht ist, nicht der Redner, sondern die Zuhörer des Herrn Jaurès könnten der deutschen Reichsregierung Unbequemlichkeiten verursachen. Der Kanzler des Deutschen Reiches verdächtigt eine Partei, die den fünften Teil des deutschen Reichstags ausmacht, vor einem auswärtigen Forum, daß sie die Rede des Herrn Jaurès dazu benutzen werde, um die Absichten des Herrn Jaurès in ihr Gegenteil zu verkehren, und zwar auf Grund von ein paar sozialdemokratischen Preßäußerungen, die so wenig beweiskräftig sind, daß sie nur wie ein schlechter Vorwand wirken.

Und dieses, so wird man sich angesichts des Schreibens an den Fürsten Radolin allenthalben sagen, ist die mächtige, starke deutsche Regierung? Wir hielten sie für einen rocher de bronze; jetzt werden wir belehrt, daß sie vor einer Berliner

Digitized by Google

Volksversammlung erschrickt, in der die Notwendigkeit einer aufrichtigen Freundschaft zwischen Frankreich und Deutschland dargetan werden soll.

Fürst Bülow kann von Glück sagen, daß in Deutschland die Lächerlichkeit nicht tötet.

Theodor Barth.

Das Ministerium Fejervary.

In meinem letzten, der ungarischen Krise gewidmeten Artikel (die „Nation", vom 10. Juni 1905) erläuterte ich die beiden Auswege, welche der Krone offen standen, um diese Krise zu lösen: entweder Annahme des Verdikts der Nation, wie es sich in den letzten Wahlen geäußert hat, daher Bildung eines Ministeriums aus der jetzigen Majorität, selbstverständlich auf Grund ihres Programms, oder neuerlicher Appell an die Nation, neue Wahlen. Ich sprach es aus, daß es kein Drittes gäbe, schrieb aber zugleich, daß wahrscheinlich der Versuch gemacht werden würde, dieses nicht bestehende Dritte dennoch zu konstruieren. Nun haben wir den Versuch tatsächlich vor uns; er ist schlimmer ausgefallen, als es die pessimistischste Phantasie ausmalen konnte; er nennt sich: das Ministerium Fejervary.

Dieses Ministerium erhielt bei seiner Geburt einen regelrechten Taufschein in Form eines königlichen Handschreibens, in dem dasselbe ausdrücklich als außerparlamentarisch bezeichnet wurde, dessen Mission ausschließlich darin bestehen solle, zwischen Krone und Majorität zu vermitteln. Der „Vermittlung" wurde zugleich wacker vorgearbeitet, indem das nämliche Handschreiben ein Ultimatum an die Majorität enthielt, wonach jede Annäherung der Krone an ihr militärisches Programm als definitiv ausgeschlossen bezeichnet wurde. Diese Art von „Vermittlung" wurde von einem geistreichen Mitgliede des Oberhauses, dem Grafen Johann Esterházy, höchst treffend charakterisiert, indem er das Kabinet des Herrn Feldzeugmeisters jenen Zwangsemmanierungen verglich, welche renitenten Gemeinden zuweilen auf den Nacken gesetzt werden, bis sie mürbe geworden seien. Auch muß nebenbei bemerkt werden, daß die ganze Zusammensetzung der neuen Regierung, von ihrem, als Soldat und als Mann jedenfalls höchst ehrenwerten, politisch aber in antinationaler Richtung dunkel gefärbten Chef angefangen, eher einer Provokation als einer Annäherung gleicht. Für eine unmögliche Mission hat man die unmöglichsten Männer zu finden gewußt, und — wie wir gleich sehen werden — haben diese Männer es auch zustande gebracht, die Sache in der unmöglichsten Weise anzupacken, sodaß der Anblick einer solchen Harmonie im Absurden beinahe ästhetischen Genuß gewähren könnte.

Allein alle diese Einzelheiten sind nebensächlicher Natur im Vergleich zur Verschärfung des Verfassungskonflikts, welche durch die Ernennung und achttägige Amtierung des Ministeriums Fejervary hervorgerufen worden ist. Die Krone hat unbestritten ein unbeschränktes Ministerernennungsrecht, allein, da unsere Verfassung eine streng parlamentarische ist, kann ein Ministerium nur bestehen, wenn es die Majorität im Abgeordnetenhause besitzt oder sich eine solche durch Neuwahlen verschaffen will und kann. Zwar hat einer der neuen Herren Minister die luminöse Entdeckung gemacht, daß dies durch keinen Gesetzesparagraphen vorgeschrieben sei; wirklich? aber so viel ich weiß, besteht auch in England kein solcher Gesetzesparagraph, und doch würde jeder Engländer die Verfassung für verletzt halten, wenn der Versuch gemacht würde, eine Regierung zu bilden, die sich jenem ungeschriebenen Grundgesetz des Parlamentarismus entziehen wollte. Dem Ministerium Fejervary war aber in dem erwähnten königlichen Handschreiben im voraus das Zeugnis ausgestellt, daß es „außerparlamentarisch" sei, und daß die Basis seiner politischen Mission, wiewohl „Vermittlung" benannt, tatsächlich in der schroffen Negation eines wesentlichen Bestandteiles der Majoritätspolitik bestehe. Es wurde daher ab ovo als verfassungswidrig stigmatisiert und in dieser Eigenschaft von der öffentlichen Meinung und dem Parlament nicht gerade sehr liebevoll aufgenommen. Die Führer der Koalition machten auch gegenüber dem Kabinettschef kein Geheimnis aus ihrer Absicht, demselben sofort in der ersten Sitzung, in der das Kabinett sich vorstellen würde, ein Mißtrauensvotum zu erteilen.

Da entstand denn in den Köpfen der neuen Herren Minister — ich weiß nicht, welchem von ihnen das Autorrecht dieser Idee gebührt — der schlaue Plan, das Mißtrauensvotum zu vereiteln und dadurch sozusagen „parlamentarisch" zu werden, oder doch wenigstens nicht „unparlamentarisch". Zu diesem Zwecke hielt Baron Fejervary in seiner Antrittssitzung sofort nach Ueberreichung und Verlesung des königlichen Ernennungsreskripts einen kleinen Speech, der von Versöhnlichkeit und von des eigenen Nichts durchbohrendem Gefühle zum Steinerweichen erfüllt war. Im Laufe dieser Rede legte er — man passe auf — einige Gesetzentwürfe auf den Tisch des Hauses, deren Dringlichkeit er ganz besonders, und nicht mit Unrecht, betonte; er forderte auch das Haus zur Wahl der Quotenkommission auf, welche zu vollziehen — und auch darin hatte er recht — konstitutionelle Pflicht des Hauses sei. Dann kam er aber mit näherer Redewendung auf seine Versöhnungsmission zurück, zu deren Erfüllung er Zeit brauche, und darum müsse er dem Hause noch ein zweites königliches Reskript vorlegen, welches er auch gleich aus der Rocktasche zog, und dessen sofortige Lesung er verlangte.

Jedermann wußte, daß dieses zweite Reskript die Vertagung des Hauses enthielt. War dasselbe einmal publiziert, so entfiel die Möglichkeit eines Mißtrauensvotums, und Fejervary konnte sagen: „Wer weiß, ob mir das Abgeordnetenhaus nicht Vertrauen votiert hätte, wenn ich es nur zuließ" — er war dann ein „vielleicht-parlamentarischer" Ministerpräsident, allerdings eine neue Spezies, aber Originalität ist ja an sich noch nichts Verfassungswidriges — wenngleich im parlamentarischen Leben Ungewöhnliches. Es ging dem ganzen Plan zum Gelingen nur eins ab: eine Majorität, die — sagen wir — naiv genug war reinzufallen; wir konnten aber das beim besten Willen nicht tun. Die Idee, dem Parlament die Meinungsäußerung über eine neue Regierung unmöglich zu machen, ist eine so schroffe Negation des konstitutionellen Gedankens, daß wir ihre Ausführung um jeden Preis verhindern mußten. Diese Pflicht der Verfassungsverteidigung stand höher als jene gebräuchliche Höflichkeit gegen die Krone, ich betone: gebräuchliche Höflichkeit, nicht etwa rechtsbildende Gewohnheit, gemäß welcher jedes königliche Reskript sofort nach dessen Einbringen verlesen wird. Diesmal wurde das zweite Reskript einstweilen achtungsvoll beiseite gelegt, bis das erste, das Ernennungsreskript erledigt wäre. Das geschah durch Einreichung und Annahme des Mißtrauensvotums; sobald dieses ins Trockene gebracht war, wurde das Vertagungsreskript verlesen und, unter Beifügung einer geharnischten Protestresolution, zur Kenntnis genommen. An der Legalität dieser Protestresolution wird nun von byzantinischer Seite genörgelt; es wird behauptet, daß, wenn einmal ein Vertagungsreskript verlesen ist, kein weiterer Beschluß zulässig sei. Mit nichten. Das Recht des Königs, den Reichstag zu vertagen, ist kein unbeschränktes; die Vertagung im budgetlosen Zustand ist nach der allgemeinen Auslegung der betreffenden Gesetze illegal; ausnahmslos wird aber zugegeben, daß eine Vertagung, welche erfolgt, damit die Regierung der verfassungsmäßigen Kontrolle sich zeitweilig entziehen könne, verfassungswidrig sei. Es muß daher in der Befugnis des Reichstages liegen, über die Legalität und Verfassungsmäßigkeit der Vertagung sich auszusprechen, sonst wäre diese ein allzu bequemes Mittel, ein faktisch absolutes Regiment einzuführen. Der berühmte Präzedenzfall vom Jahre 1861, da der Reichstag nach erfolgter Auflösung auf Antrag Franz Deaks den Beschluß faßte, gegen die Auflösung — als illegal — zu protestieren, entscheidet übrigens diese Kontroverse endgültig.

Das Ministerium Fejervary hat daher diese erste Schlacht, die geliefert wurde, um den Schein der Verfassungsmäßigkeit zu retten, gründlich verloren. Es ging weg mit einem regel-

Digitized by Google

rechten Mißtrauensvotum, und zwar einem einstimmigen, da die „liberale" Partei zum Scheine auch einen Mißtrauensantrag gestellt hatte; mit einem Mißtrauensvotum, dem sich obendrein das Oberhaus, diese hochkonservative Versammlung, mit einer Majorität von 55 gegen 19 Stimmen anschloß, sodaß wenige Regierungen im Laufe der Zeiten und im Bereiche der Welt sich eines so reichen Schatzes an Mißtrauen rühmen können. Den Reichstag ist es allerdings für einige Zeit los, aber damit ist so gut wie nichts gewonnen; denn nun folgt der Widerstand der Komitate, in deren Händen die ganze Verwaltung liegt, und deren passiver Widerstand die Regierungsmaschinerie vollständig lähmt. Zu solchem passiven Widerstand wurden dieselben aber im letzten Protestbeschluß des Reichstages aufgefordert, und ohne Zweifel werden sie, mit wenigen Ausnahmen, dieser Aufforderung folgen. Wir segnen die Weisheit der Vorfahren, die nicht alles auf eine Karte setzen wollte und dafür sorgte, daß selbst in Abwesenheit des Reichstages die Sicherheit der Verfassung unüberwindliche Bollwerke besitze.

Angesichts einer so trostlosen Situation machte das Ministerium Fejervary noch einen Versuch, den Schein der Verfassungsmäßigkeit zu wahren, indem es seine Demission einreichte. Seine Majestät nahm aber diese Demission nicht an — das Ministerium blieb im Amte.

Damit war nun die Maske vollständig abgeworfen; von dem Tage an, als dieses geschah, als ein im Reichstage niedergestimmtes Ministerium im Amte blieb, ohne an die Wähler zu appellieren, konnte sich selbst der eifrigste gute Wille nicht mehr verhehlen, daß wir einfach einem absolutistischen Experimente gegenüberstehen. Damit ist aber die Regierung in eine Sackgasse geraten, aus der es kein Entkommen gibt, außer durch Umkehr. Wohin soll dieses Experiment führen? was soll dieses Kabinett noch leisten? Der passive Widerstand des Landes, in den Komitaten wohl organisiert, wird ihm selbst die Erledigung der laufenden Regierungsgeschäfte schwer, wenn nicht unmöglich machen; die regelmäßige Fürsorge für die gemeinsamen Angelegenheiten hat diese Regierung selbst unmöglich gemacht, indem sie durch Vertagung des Reichstages diesen verhinderte, die Quotendeputation zu wählen (was sie andererseits im selben Atem als dringendste Pflicht des Reichstages bezeichnete!). Seit dem 1. Juli gibt es keinen gesetzlich festgestellten Schlüssel für die Beitragsquote der beiden Staaten zu den gemeinsamen Angelegenheiten und keine gesetzliche Möglichkeit, ihn festzustellen; diese Schwierigkeit zieht naturgemäß, wie es die letzten Verhandlungen des Wiener Reichsrates beweisen, auch Oesterreich in Mitleidenschaft; zur Einflußnahme selbst auf die vorbereitende Tätigkeit bezüglich der abzuschließenden Handelsverträge fehlt dieser Regierung, die darauf pocht, kein Programm zu haben, jedwede Eignung: kurz, es ist die vollständigste Stockung, die heillofeste Verwirrung auf allen Gebieten. Was aber die ostensible Vermittlungsmission dieser Regierung betrifft, so ist es beinahe komisch, weiter davon zu reden. Sie bringt zu diesem Zwecke keinen einzigen neuen Gedanken mit, keinen Vorschlag, der inhaltlich eine Annäherung an den Standpunkt der Majorität bedeuten würde; sie wurde im Gegenteil mit einem schroffen Ultimatum behaftet in die Welt gesetzt; jeder ihrer Akte war und ist eine Provokation; erst jener hinterlistige Versuch, den Reichstag durch ungesetzliche Vertagung mundtot zu machen, sein verfassungsmäßiges Kontrollrecht zu umgehen, ein Versuch, den die gleichzeitige Aufforderung zur Arbeit (gerichtet an eine Körperschaft, die man im selben Augenblick erwürgen will) nur noch irritierender gemacht hat; dann das zynische Verbleiben im Amte nach erhaltenem Mißtrauensvotum, unter offiziellen und offiziösen Kommentaren, die das Recht des Parlaments, die Regierung zu beeinflussen, geradezu negieren; kurz: es soll eine Regierung mit der Majorität verhandeln, welche dieser Majorität gar nichts bringt, dafür aber in ihrer Entstehung und in jedem ihrer Akte die Mißachtung dieser Majorität geradezu zur Schau trägt, ganz abgesehen davon, daß die Männer und insbesondere das Haupt dieser Regierung in ihrer Vergangenheit den schroffsten Gegensatz zur jetzigen Majorität verkörpern! Es ist dies alles eine so handgreifliche Absurdität, daß es nicht zu verwundern ist, wenn kein Mensch diese Vermittlungsmission ernst nimmt, sondern — trotz aller gegenteiligen Versicherungen — jedermann den Beginn der Gewaltherrschaft vor sich zu sehen glaubt. Es wird auch dieser Regierung nichts anderes übrig bleiben, als den Weg der Gewalt zu betreten; mit den Komitaten, mit Versammlungs- und Preßfreiheit wird sie unmöglich regieren können; bald müssen, so sie im Amte bleibt, Ausnahmemaßregeln erfolgen, und einmal auf dieser schiefen Ebene angelangt, gibt es keinen Halt mehr. Aber wohin soll das führen? Man denkt doch nicht ernstlich daran, in Ungarn ein Gewaltregiment bleibend einzubürgern? Woher soll die Großmachtstellung kommen, wenn die Kraft des einen Staates aufgebraucht wird, den anderen niederzuhalten? Mürbe macht man aber das Land mit solchen Experimenten nicht; niemals war unser Volk geeinigter, niemals ruhiger, niemals entschlossener. Nicht um Haaresbreite werden wir in unserem Widerstand den legalen Boden verlassen, nichts steht dem Lande ferner als auch nur ein Funken revolutionären Geistes: aber auf dem Boden unserer Verfassung und unserer Gesetze sind wir unüberwindlich, und wir wissen es. Man spreche auch nicht von den Nationalitäten: $^4/_5$ derselben halten treu zu uns, die Deutschen voran, die deutschen Bauern Südungarns, die in hellen Haufen unter die Fahne der Unabhängigkeitspartei treten, dann die Bürger der deutschsprachigen Städte im Westen und im Norden Ungarns, die so vollständig mit uns fühlen und handeln, als wären ihre Väter mit Arpad ins Land gekommen. Aber auch die minder ungarisch gesinnte Fraktion der Nationalitäten ist für die Wiener Reaktion nicht mehr zu haben; sie kennt den Dank, der ihr von dort her bevorsteht, sie geht ihre eigenen Wege, die sich aber eher mit den unserigen, als mit jenen der Gewaltregierung begegnen werden. Nein, wir sind unserer Sache sicher.

Mitunter wird auch davon gemunkelt, daß die Regierung eine neue Majoritätsbildung anstrebt, und das läßt sich vom konstitutionellen Standpunkt schon eher hören. Die auf 1867er Basis stehenden Fraktionen der gegenwärtigen Majorität sollen von der Koalition losgelöst und mit der alten „liberalen" Partei zu einer neuen Majorität vereinigt werden. Dies wäre denkbar, wenn die Regierung „Konzessionen" (um der Kürze halber diesen ganz unzutreffenden Ausdruck zu gebrauchen) anbieten würde, die diesen Fraktionen genügen, der Unabhängigkeitspartei aber nicht; es ist aber eben nur „denkbar" — dafür, daß es tatsächlich unmöglich sei, sorgt Graf Tisza, der durch allerhand Suggestionen und Konzessionen an die öffentliche Stimmung um jeden Preis den „liberalen" Parteiverband erhalten will und bisher mit Ach und Krach auch erhalten hat. Mit dieser Partei als solcher aber läßt sich keine Fraktion der gegenwärtigen Majorität ein; dieselbe ist in der Tat ein völlig entnervter, in sich zerfallener, aktionsunfähiger Körper; bei keiner der zahlreichen Nachwahlen hat sie es auch nur zur Aufstellung einer Kandidatur gebracht; durch diese Tatsache ist auch eventuellen allgemeinen Wahlen die Prognose gestellt: je länger der gegenwärtige Zustand dauert, je mehr irreguläre Regierungsakte die Besorgnis um die Verfassung steigern, desto radikaler wird sich der Ausfall derselben gestalten. Die rücksichtsloseste Anwendung von Gewaltmitteln und Korruption könnte daran nichts ändern; in gewöhnlichen Zeiten mögen solche Mittel verfangen, einer einmütigen und mächtigen Volksströmung gegenüber, wie es die jetzige ist, sind sie bis zur Lächerlichkeit ohnmächtig.

Als Facit all dieser Betrachtungen ergibt sich die dringende Notwendigkeit, der Episode Fejervary ein rasches Ende zu machen, ehe dieselbe in einen unheilbaren, akuten Verfassungskonflikt ausartet. Schon die wenigen Tage, seitdem diese Episode dauert, haben die Lage bedeutend verschlimmert; vor dem Gespenst der Gewaltherrschaft ist kein Mensch erschrocken, aber alle Gemüter wurden dadurch erbittert. Also fort mit dieser überflüssigen und ohnmächtigen Provokation, und dann komme bald eine Regierung mit dem Programm der jetzigen Majorität! Durch Verzögerungen kann man nur erreichen, daß auch dieses Programm nicht mehr genügt.

Budapest. Graf Albert Apponyi.

Digitized by Google

Die Wahlen in Holland.

Es ist kaum möglich, die Befriedigung zu beschreiben, welche alle Gruppen der Linken über den Ausfall der Stichwahlen vom 28. Juni empfanden. Dr. Kuyper ist in die Minorität versetzt worden. Der erste Wahlgang hatte der Opposition nur 15, den Klerikalen schon 44 Sitze (die Zweite Kammer besteht aus 100 Abgeordneten) gebracht; in zwei Distrikten hatte eine politisch indifferente Stichwahl zwischen je zwei Katholiken stattzufinden, und in drei weiteren Stichwahlbezirken, Hochburgen des Klerikalismus, standen dem Anhang von Kuyper Anhänger einer noch strengeren Orthodoxie gegenüber, sodaß auch in diesen Kreisen für die Opposition kein Gewinn erhofft wurde. Beim Zusammenwirken *aller* Gruppen der Opposition, von den Konservativ-Liberalen bis zu den Sozialdemokraten, schien also höchstens eine Majorität von einer einzigen Stimme erreichbar zu sein. Die Wahrscheinlichkeit, daß Kuyper schließlich doch noch eine kleine Majorität erzielen werde, blieb danach bestehen. Bei der unbedingten Ergebenheit seiner Partei auch in der Ersten Kammer bedeutete aber die kleinste Majorität eine ziemlich absolute Kuypersche Herrschaft für vier weitere Jahre. Glücklicherweise wurden alle zweifelhaften Distrikte und obendrein eine der erwähnten Hochburgen des Klerikalismus genommen, und Kuyper ist somit auf eine Weise geschlagen, die nach unseren Traditionen kein weiteres Verbleiben im Amte zuläßt.

Natürlich ist von politischen Nörglern gleich darauf hingewiesen worden, daß der Sieg nur rein negativer Natur sei, und daß die ad hoc verbündeten Oppositionsgruppen innerlich soweit verschieden seien, daß sie nicht einmal ein anständiges parlamentarisches Ministerium zustande bringen könnten. Dies hat allerdings insofern seine Richtigkeit, als bei Nachwahlen für Minister, die aus den Reihen der jetzigen Mehrheit entnommen würden, die Gefahr bestände, daß Klerikale an ihrer Stelle gewählt werden würden, da die als Minister vornehmlich in Frage kommenden Abgeordneten zweifelhafte Distrikte erobert oder schon länger vertreten haben. Jeder in Wahlsachen Erfahrene weiß, einen wie großen Einfluß ein Agitator wie Kuyper auf politisch nicht besonders geschulte Massen ausüben kann.

Gegenüber diesen kritischen Einwänden sei bemerkt, daß wir in Holland augenblicklich nichts bedürfen als eine ehrliche Administration. Das Land würde ganz zufrieden gewesen sein, wenn es von den beiden letzten Ministerien nicht mit neuen Gesetzen *begiftet* (beschenkt), ich darf aber ruhig sagen: *vergiftet*, und noch mit vielen gleich schlechten bedroht worden wäre. Vermeidet man diese gesetzgeberische Gefahr, und beschränkt man sich auf einige Vorlagen, die in einer neutralen Zone zwischen den verschiedenen Parteien liegen, so würde das holländische Volk in seiner Allgemeinheit ganz zufrieden sein; eine Regierung, die eine solche Politik der Selbstbeschränkung durchführte, könnte sich wohl vier Jahre halten. Man muß einmal die Grundlagen der politischen Kultur bedroht gefühlt haben, um wieder von einem im besten Sinne konservativen Gefühl befallen zu werden, ein Gefühl, das jetzt auch die Sozialdemokraten für die bürgerlichen Parteien zur Wahlurne getrieben hat.

Mit Kuyper war im buchstäblichen Sinne alles bedroht. Die Krone war von ihm zum Parteiinstrument erniedrigt worden, als er von ihr wegen einer geringfügigen gesetzgeberischen Differenz im vorigen Jahre die Zustimmung zur Auflösung der Ersten Kammer erwirkte. Sie war von ihm in einen Konflikt mit den Provinzialstaaten von Overyssel gezogen über die Ernennung von Mitgliedern der Ersten Kammer, aus welchem schließlich der beste Ausweg noch war, daß auch die eigene Partei die von ihm als ungesetzlich bestrittene Wahl genehmigte. Die Unparteilichkeit der Ernennungen in seinem Departement (das des Innern) war sehr fraglich; wahrscheinlich wird sich bei Untersuchung seitens eines Nachfolgers herausstellen, daß viele Ernennungen, insbesondere in den niedrigeren, für Kritik nicht zugänglicher Beamtenkreisen, abscheulich parteilich waren. Die extremsten Calvinistischen Gesinnungen bezüglich des christlichen Staats kamen allmählich mehr auf die Bildfläche und wurden anscheinend nur von der Furcht im Zaume gehalten, daß die mehr lebenslustigen katholischen Bundesgenossen keine Gefolgschaft leisten mochten.

Ueber das Verhältnis zwischen Kuyper und dem Minister des Aeußeren ruht ein Schleier, der erst später gelüftet werden wird. Fest steht nur, daß Kuyper auf die auswärtige Politik mehr Einfluß erstrebte, als bedächtige Leute ihm anvertrauen mochten. Wir, in unserer bescheidenen internationalen Stellung, wünschen speziell im Ministerium des Aeußern vorsichtige, nicht von der Lust nach Großtaten in Gottes Dienste erfüllte, sondern in den realen Weltverhältnissen erfahrene Männer. Wenn vielleicht Dr. Kuyper auf seinen vielen Reisen, more suo redselig, in der diplomatischen Welt Erwartungen geweckt hat, z. B. bezüglich irgendwelcher Anschlußwünsche, verschwinden diese mit ihm von der internationalen Bildfläche auf Nimmerwiedersehen, da mit seiner Niederlage auch sein Prestige und sein Uebergewicht über die eigene Partei stark gelitten hat.

Weiter ist für das Ausland am meisten von Interesse, daß Holland nach wie vor freihändlerisch bleibt. Mehr als irgend etwas anderes hat der Protektionismus die christliche Koalition zu Fall gebracht. Es ist ein großes Verdienst der Minorität der vorigen Kammer, die Tarifvorlage etwas verschleppt zu haben, und ein Teil der Majorität hat ihr dabei Vorschub geleistet. Die freihändlerischen Bestrebungen finden auch in protestantisch-orthodoxen Kreisen Unterstützung. An sich ist es ja auch etwas Unchristliches, die Leute zu verhindern, möglichst billig zu kaufen. Entscheidend waren bei vielen deshalb nicht die Protektion als solche, sondern die Einkünfte, die aus den Erträgen der höheren Schutzzölle für den kirchlichen Unterricht und für Arbeiterpensionen verwendet werden sollten. Zu erstgenanntem Zweck wurden erst neulich $2^1/_2$ Millionen Gulden votiert, und für Altersversorgung erst kurz vor dem Wahlkampfe eine recht unreife, allgemein gemißbilligte Vorlage eingebracht. Falls die für diese Zwecke votierten oder zu verwendenden Millionen wirklich verausgabt werden sollen, muß jetzt deren Quelle irgendwo anders gefunden werden.

Mich freut dem Auslande gegenüber am meisten, daß die holländische Wählerschaft die phänomenale Dummheit, mit Staatsgeldern die von den Gemeinden errichteten öffentlichen Laienschulen in den katholischen Provinzen durch Klosterschulen zu verdrängen, nicht ungestraft gelassen hat. Es wird viel Mühe kosten und noch großen inneren Streit veranlassen, diesen Schwabenstreich eines zum Kryptokatholizismus entarteten Protestantismus wieder wett zu machen. Hoffentlich wird auch in der katholischen Bevölkerung die Uebermacht des Priesters allmählich auf Widerstand stoßen. Es war beschämend, was unter Kuypers Regime und durch seinen Einfluß auf eine Oranierin, die seinen Ratschlägen williger folgte als auch nach parlamentarischen Grundsätzen notwendig war, geschehen konnte.

Ich möchte daran die Bemerkung knüpfen, daß eine offene Koalition in einem protestantischen Lande zwischen den zwei großen kirchlichen Parteien, so innig, daß protestantische Geistliche und katholische Parteiführer Arm in Arm in Wählerversammlungen auftraten, eine Neuerung ist, die überraschen mußte und durch Ueberraschung Erfolge erzielen konnte. Ueberdies traf diese Koalition den Liberalismus in der kritischen Periode, in der er sich beim Aufkommen der Sozialdemokratie und bei der großen Erweiterung des Wahlrechts in den letzten Dezennien befand. Glücklicherweise hat diese große Gefahr wenigstens kein kleines Geschlecht gefunden. Trotz der ökonomischen und politischen Streitfragen, welche die Opposition trennen, hat doch keine ihrer Gruppen gezögert, die Bekämpfung der von der römischen Kirche und ihren Verbündeten drohenden Gefahr als die größere Aufgabe zu erkennen und danach zu handeln. Die Geistesfreiheit geht doch über alles andere, was das materielle Wohl betrifft. Und schließlich wurzelt ja auch materielles Wohlsein in der geistigen und freiheitlichen Entwicklung aller Volksklassen.

Wir leben in Holland seit geraumer Zeit unter dem Druck der deutschen Zustände. Die Erfolge des deutschen Zentrums haben unsere Bischöfe angestachelt. Wo eine große

Digitized by Google

Fraktion für Zugeständnisse zu gewinnen ist, findet sich leicht eine andere Fraktion und eine Regierung, welche das do ut des in Anwendung bringt. Völlige Stabilität wird in unserem Lande nicht leicht erreicht werden, wenn nicht auch in Deutschland das Beispiel unserer jetzigen Opposition nachgeahmt wird und ein Kartell von den Nationalliberalen bis zu den Sozialdemokraten den klerikalen Mächten ein Ziel setzt.

Haag. S. van Houten.

Die Wasserstraßen Süddeutschlands.

War Norddeutschland schon bisher durch seine lang gezogenen Küstenlinien an der Ost- und Nordsee mit einer stattlichen Reihe von Welt-, mittleren und kleinen Häfen und durch seine großen Wasserläufe Elbe, Oder und Weichsel gegen den Süden Deutschlands wirtschaftlich außerordentlich bevorzugt, so wird dieser wirtschaftliche Vorsprung durch die neuen Kanäle, trotz der Verstümmelung, die der ursprüngliche Kanalplan durch das preußische Abgeordnetenhaus empfangen hat, abermals gesteigert werden. Aber nicht nur die Lage an zwei Meeren und die breiten Wasserstraßen im Binnenlande, sondern auch die Kohlenbecken in Rheinland-Westfalen und Schlesien und die offizielle Wirtschaftspolitik der Reichsregierung bedeuten für den Norden einen Besitz, der ihn auch im übrigen vor dem Süden ungemein begünstigt. Wenn die offizielle Wirtschaftspolitik in diesem Zusammenhang erwähnt wird, so ist das natürlich nur mit der Einschränkung auf den ostelbischen Großgrundbesitz und einen Teil der Großindustrie zu verstehen. Jedenfalls wird die süddeutsche Landwirtschaft mit ihrem mittleren und Kleinbetrieb durch die neue Handelsvertragspolitik sehr geschädigt, trotz der phantastischen Agitationsreden süddeutscher Bauernbündler, und zwar direkt wie indirekt. Der Export von deutschem Wein, an dem nur Süddeutschland beteiligt ist — um nur dieses Beispiel anzuführen —, wird durch die neuen Handelsverträge nahezu unmöglich gemacht. Und daß die Entwicklung der deutschen Kriegsflotte im wesentlichen der norddeutschen Industrie zustatten kommt, möge bei der Aufzählung der Norddeutschland günstigen wirtschaftlichen Momente nicht unerwähnt bleiben. Auch die alte Völkerstraße des Rheins ist für den Norden von größerem wirtschaftlichen Nutzen als für den Süden. Selbstverständlich gönnt Süddeutschland dem Norden alle diese Vorteile, die ihm die Natur verliehen hat, aus aufrichtigem Herzen, und auch die preußische Kanalpolitik findet seinen Beifall. Etwas anderes ist es mit der künstlichen Bevorzugung des norddeutschen Großgrundbesitzes durch hohe Schutzzölle und d r damit parallel laufenden Erschwerung des Exports und Verteuerung der notwendigsten Lebensmittel.

Soll nun Süddeutschland für alle Zeiten von dem wirtschaftlichen Segen des modernen Wasserverkehrs ausgeschlossen bleiben? Ist an der Mainlinie die Tafel aufgerichtet mit dem Höllenspruch: Lasciate ogni speranza? Keineswegs. Die Wasserkante kann natürlich nicht nach Süddeutschland gerückt werden, aber der Oberrhein, der Main, der Neckar und die Donau, ja selbst der Bodensee können zu einem Wasserstraßennetz von mächtigem Umfang mit unbegrenzten Verkehrsmöglichkeiten vereinigt werden. Ja, dieses Wasserstraßennetz ist nicht nur möglich, es ist auch eine absolute Notwendigkeit für die wirtschaftliche Zukunft Süddeutschlands, für seine Industrie, sein Gewerbe und auch für seine Landwirtschaft. Sonst schrumpft allmählich die wirtschaftliche Bedeutung Süddeutschlands so zusammen, daß zuletzt nur noch seine Sommerfrischen und Badeorte für die übrige Welt in Betracht kommen und mit ihnen vielleicht noch einige Hilfsgewerbe. Die Aufgabe Süddeutschlands, nach dem Norden, d. h. nach der Nordsee, wie nach dem Süden, der Adria und dem Mittelländischen Meer, direkten Verkehrsanschluß zu erhalten, ist um so dringender geworden, als Oesterreich durch den Bau seiner neuer Bahnen durch die Ostalpen im Begriffe ist, sein Wirtschaftsgebiet zu erweitern und zu vertiefen und für sein Alpengebiet und das ganze Donaureich eine neue Wirtschaftsära zu beginnen. Dieser Verkehrsanschluß ist möglich, einerseits durch den Ausbau und die Vereinigung der süddeutschen Wasserstraßen Rhein, Neckar, Main und Donau, und anderseits durch eine modernen Ansprüchen angepaßte Eisenbahnpolitik. Letzteres gilt besonders für Bayern, für das z. B. der Verkehrsweg über den Brenner via Rosenheim—Kufstein auf die Dauer nicht genügen kann.

Erfreulicherweise ist die Erkenntnis von der Notwendigkeit des Ausbaus der süddeutschen Wasserstraßen in den letzten Jahren im Süden eine allgemeinere geworden und beschränkt sich nicht mehr auf einzelne Kreise der Regierungen und der Industrie. Nicht allein das — auch eine energische Agitation in Bayern, Württemberg, Baden und Elsaß-Lothringen hat eingesetzt, und in den Bureaus der Ministerien ist man zum Teil schon an der Ausarbeitung von Plänen, und einzelnes wäre sogar schon reif zur Ausführung, wenn nicht der Abschluß der Staatsverträge so viele Schwierigkeiten und Hindernisse bereiten würde. Das gilt sowohl von der Kanalisierung des Mains von Frankfurt-Offenbach bis Aschaffenburg und von der Korrektion des Oberrheins. In der Mainfrage liegt das Hindernis in Berlin, wo man sich einen großen Einfluß auf die Tarifhoheit Bayerns sichern möchte, was aber Bayern ablehnt; und was die Korrektion des Oberrheins betrifft, so erklärt sich die Verzögerung dieses Projekts hauptsächlich durch Differenzen zwischen Baden und Elsaß-Lothringen wegen der Höhe der Beitragsleistungen. Infolgedessen hat man in den Reichslanden schon daran gedacht, sich von Baden unabhängig zu machen und einen Rhein-Seitenkanal (von der Pfalz bis Straßburg und später auch bis Basel) zur Ausführung zu bringen. Die reichsländische Regierung will jedoch von dem letzteren Plan nichts wissen und verfolgt nach wie vor das alte Projekt, im Verein mit Baden die Flußkorrektion auszuführen. Es scheint auch in neuerer Zeit für eine Einigung die Aussicht sich gebessert zu haben. Einmal stand auch ein Staatsvertrag zwischen Baden und Elsaß-Lothringen dicht vor dem Abschluß, aber der badischen Kammer der Abgeordneten war der Beitrag Badens zu hoch, und dann befürchtete sie auch eine schwere Benachteiligung Mannheims, wo jetzt die Großschiffahrt ein Ende nimmt. So scheiterte vor mehreren Jahren dieser Plan. Hoffentlich kommt jetzt endlich eine Einigung zustande, und partikularistische Interessen schaffen nicht neue Hindernisse. Mit der Erleichterung des Verkehrs wächst dieser erfahrungsgemäß, und weder Mannheim noch Karlsruhe brauchen zu befürchten, daß die Ausdehnung der Großschiffahrt bis Straßburg und bis Basel ihren wirtschaftlichen Tod bedeuten. Welche Perspektive eröffnet sich Mannheim, wenn der Neckar der Großschiffahrt bis Heilbronn erschlossen wird! Das wäre ein genügendes Aequivalent, wenn wirklich Mannheim als einer der größten Binnenhäfen des Deutschen Reiches durch die Ausdehnung der Großschiffahrt auf den Oberrhein Einbuße erleiden würde. Auch die Rücksicht auf die badischen Staatseisenbahnen darf bei solchen umfassenden Verkehrsplänen, deren Durchführung dem Wirtschaftsleben ganz neue Wege erschließt, nicht ausschlaggebend sein. Die badischen Staatseisenbahnen werden auch in Zukunft über Mangel an Beschäftigung sich nicht zu beklagen haben. Ueberdies gilt für die badischen Bahnen das gleiche, was seinerzeit der preußische Eisenbahnminister v. Thielen in bezug auf die preußischen Bahnen erklärte, nämlich, daß die Eisenbahnen den wachsenden Güterverkehr auf die Dauer gar nicht bewältigen können und darum der Mittellandkanal gebaut werden müsse, zur Entlastung der Eisenbahnen.

Neuerdings ist auch das Interesse der Schweiz an der Korrektion des Oberrheins größer geworden, und man denkt auch schon daran, den Bodensee in die Rheinschiffahrt einzubeziehen, also an eine mächtige Wasserstraße von der Nordsee bis zum schwäbischen Meer! Vor einigen Wochen hielt Ingenieur R. Gelpke in Karlsruhe darüber einen instruktiven Vortrag, in dem bewiesen wurde, daß hydrotechnisch keine unüberwindlichen Hindernisse gegeben seien und die volle Regulierung von Germersheim bis zum Bodensee Seitenkanälen entschieden vorzuziehen sei. Auch sei diese Lösung des oberrheinischen Schiffahrtsproblems wesentlich billiger. Hydrotechnische Schwierigkeiten bestehen demnach nicht,

Digitized by Google

es ist nur notwendig, daß die beteiligten Staaten einig werden und sich von großen Gesichtspunkten leiten lassen. Daran fehlt es aber leider vorerst, und dieser Umstand ist es auch, der die Mainkanalisierung bis Aschaffenburg nicht vorwärts kommen läßt. Wenn Bayern zögert oder es ablehnt, Preußen einen zu weit gehenden Einfluß auf seine Tarife zu gewähren, so ist das bei der robusten, rücksichtslosen Art, wie Preußen seine Interessen wahrzunehmen pflegt, ganz begreiflich. Hier ist es wieder einmal der preußische Partikularismus, der die Gesamtinteressen schädigt. Welchen Wert hat schließlich diese Mainkanalisierung, wenn Preußen in der Lage ist, den Zweck dieser Wasserstraße für Bayern gleichsam in Frage zu stellen? Selbstverständlich nimmt Bayern keinen absolut negativen Standpunkt ein und ist bereit, bis zu einer gewissen Grenze Preußen mitreden und mitbestimmen zu lassen, aber dieses Mitbestimmungsrecht darf doch nicht zur völligen Ausschaltnng der bayerischen Tarifhoheit führen. Sunt certi denique fines! Die Ellbogenpolitik ist schon im internationalen Verkehr eine bedenkliche Sache, aber im nationalen Verkehr, im Verkehr der Bundesstaaten wirkt sie geradezu — nun der bezeichnende Ausdruck dafür bleibe lieber unausgesprochen. Selbst wenn Preußen dabei seinen Sonderinteressen einen kleinen Schaden zufügen würde, so hat es doch von der Einigung des Reiches politisch und wirtschaftlich in so hohem Maße profitiert, daß es auch einmal ein kleines Opfer bringen könnte im Interesse des Ganzen, im Interesse des Reiches. In Süddeutschland ist man schon längst unwillig darüber, daß die Gesetze und Einrichtungen des Reiches zu sehr nach ostelbisch-preußischen Bedürfnissen zurechtgemacht werden, es wäre deshalb wirklich einmal an der Zeit, eine Probe davon zu geben, daß preußischer Partikularismus, etwa im Sinne eines Grafen Limburg-Stirum, und Reichsinteressen noch nicht völlig identische Begriffe geworden sind. Für Bayern ist die Mainkanalisierung geradezu eine Lebensfrage — ist doch auch das Projekt des Main-Donaukanals davon abhängig —, und dennoch übt Preußen einen Druck auf Bayern, als ob es nie ein 1870/71 gegeben hätte und Bayern ein Fremdstaat, kein befreundeter Bundesstaat wäre. Dieses Verhalten Preußens in der Frage der Mainkanalisierung hat in Bayern schon viel böses Blut gemacht. In den Handelskammerberichten Unterfrankens kann man allerlei darüber lesen, wie diese einseitige Ausnutzung einer Machtposition aufgefaßt wird. „Moralische Eroberungen" macht man jedenfalls nicht damit.

Aus vorstehendem geht hervor, daß es betreffs der Mainkanalisierung und der Korrektion des Oberrheins nur der Einigung der dabei interessierten Staaten bedarf, um bald zum Ziele zu kommen. Die Projekte selber sind technisch ausgearbeitet, man ist über die Vorarbeiten längst hinaus gelangt. Anders steht es mit dem Main-Donaukanal, der Neckarkananalisierung und eines Neckar-Donaukanals, bei dem Württemberg am meisten interessiert ist. Diese letzteren Pläne stecken noch vollkommen im Stadium der Vorbereitung. Technisch ist zwar festgestellt, daß die Entwürfe ausführbar sind, das allgemeine Interesse dafür ist auch erweckt, und in dem jungen demokratischen Parlamentarier Storz haben diese Pläne auch einen geschickten, begeisterten Verteidiger in Wort wie Schrift gefunden, aber sonst ist man von einer Realisierung noch sehr weit entfernt. Immerhin ist gegen früher ein großer Fortschritt zu konstatieren, und man darf die Hoffnung hegen, daß auch die einzelnen Regierungen nun bald diesen Gedanken mit dem ganzen Ernste näher treten, den die wirtschaftliche Lage Süddeutschlands und seine Zukunft gebieten. Eine konservative Fronde wie in Preußen ist in den süddeutschen Parlamenten nicht zu befürchten, also auch kein kompromittierendes Kuhhandelgeschäft. Selbst das agrarische Zentrum hat erkannt, daß die wirtschaftliche Zukunft Süddeutschlands wesentlich von den Wasserstraßen abhängt, die in diesem Mahnwort kurz gewürdigt sind. Je energischer Süddeutschland auf den Ausbau seiner Wasserstraßen hinarbeitet, um so wirkungsvoller nimmt es die großen wirtschaftlichen Interessen seiner Zukunft wahr. Mit einer Variante gilt auch hier das Wort: Bis dat, qui cito dat!

Frankfurt a. M. Wilhelm Freder.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Eine historische Momentaufnahme.

In der illustrierten Presse war dieser Tage eine Momentphotographie reproduziert, auf welcher der seines Amtes als Oberkommandierender der russischen Marine enthobene Großfürst Alexei Alexandrowitsch mit einer Dame der französischen Lebewelt dargestellt wurde. Es ist ein geschichtliches Genrebild. Seine Kaiserliche Hoheit befindet sich in Longchamps bei Paris. Er ist in heiterster Laune, und seine pikante Begleiterin lacht aus vollem Halse. Die ganze Gesellschaft, in der sich der Großfürst befindet, amüsiert sich köstlich.

Der nebensächliche Umstand, daß unmittelbar vorher die russische Flotte, die der Unfähigkeit und Gewissenlosigkeit des Großfürsten unterstellt gewesen, samt einer Besatzung von vielen Tausenden bei der Insel Tsuschima vernichtet war, hat die heitere Laune des russischen Großadmirals augenscheinlich in keiner Weise beeinträchtigt. Die Zeitungen sind voll von grauenhaften Schilderungen über russische Verwundetentransporte in der Mandschurei. Soldaten mit zerschossenen Gliedern hat man zusammen mit Dysenteriekranken in Viehwagen geworfen; Tag und Nacht ohne Speise, Trank und Verpflegung gelassen. In diesen Eisenbahnwagen haben sich Szenen abgespielt, deren bloße Schilderung den unbeteiligten Leser mit Entsetzen erfüllt. Aber Son Altesso Impériale s'amuse à Paris!

Der Riesenkörper des russischen Reiches windet sich in revolutionären Zuckungen. Kein Tag vergeht ohne blutige Straßenkämpfe, bald im Kaukasus, bald in Polen, heute in Libau, gestern in Odessa. Aber die Laune des russischen Großfürsten bleibt ungetrübt. Mit vollen Händen streut er in der flotten Pariser Gesellschaft das Geld aus, das er bei der Ausrüstung der russischen Flotten erspart hat, — ein Pendant zu jenem andren Großfürsten, der an dem Abend, der dem Fall Port Arthurs folgte, an den Spieltischen des Kasinos in Monte Carlo Zerstreuung suchte und fand.

Kann man sich etwas Schamloseres vorstellen als diesen moralischen Nihilismus, der kein Gefühl dafür hat, wie maßlos widerwärtig sich das vergnügte Gesicht eines Mitglieds der russischen Dynastie in dem Jammer des Vaterlandes ausnimmt! Und wie miserabel muß auch diese sogenannte gute Gesellschaft sein, in der sich die Großfürsten herumtreiben! Wäre sie nicht so verlottert, wie sie ist, so würde sie solchen Großfürsten den Zutritt zu ihren Salons verweigern und sie auf die Freudenhäuser niedersten Ranges verweisen.

Diese photographische Momentaufnahme könnte als wirksames Titelbild für eine Darstellung der gegenwärtigen russischen Revolution dienen. Die Verkommenheit der Dynastie, der autokratische Uebermut, die unmenschliche Geduld des russischen Volkes — das alles spiegelt sich auf dem lachenden Gesicht des Großfürsten Alexei. Wer die geringste Sympathie mit dem unglücklichen russischen Volke hat, der kann nur mit Grauen daran denken, daß die russische Revolution auf halbem Wege wieder zum Stillstand gebracht und die alte bureaukratisch-absolutistische Mißwirtschaft aufs neue befestigt wird. Ein Sklave, der seine Ketten zerbrochen hat, dann überwältigt und aufs neue in Fesseln gelegt wird, erweckt das Mitgefühl stärker als der Sklave, der nie den Versuch gemacht hat, zur Freiheit zu gelangen. Die Hoffnung, daß die Revolution siegreich sei, knüpft sich an die Erwartung, daß sich die bewaffnete Macht nicht länger als blindes Werkzeug des Absolutismus werde mißbrauchen lassen. Die Vorgänge auf dem Knjäs Potemkin, in Libau und Kronstadt, die Proteste der Offiziere in Zarskoje Sselo gegen ihre Verwendung im Kampf gegen die eigenen Landsleute, die sich mehrenden Exekutionen meuternder russischer Offiziere in der mandschurischen Armee sind immer bedrohlicher werdende Zeichen der sich auflösenden Disziplin im russischen Heereskörper.

Aber so gefährlich auch der Zusammenbruch dieser Stützen der bestehenden Staatsordnung erscheint, und so ungewiß die ganze staatliche Zukunft Rußlands ist, wenn die planlose Revo-

Digitized by Google

lution, die sich jetzt entwickelt hat, siegreich wird, so erscheint doch nichts so schlimm wie eine Reaktion, die die aufgerissenen Wunden notdürftig verbände und dann die alte Lotterwirtschaft weiterführte. Die russischen Machthaber haben es dahin gebracht, daß die Revolution — sie mag hinführen, wohin sie will — der großen Masse des russischen Volkes gegenüber der Fortsetzung der alten Mißwirtschaft als das geringere Uebel erscheint.

Junius.

Aus unserm Zitatenschatz.

Port Arthur und Shakespeare.

Als die russische Flotte in Port Arthur eingeschlossen war, galt es, in dem Eingang zum Hafen Schiffe zu versenken. Für dies gefahrvolle Unternehmen, bei dem ein fast sicherer Tod in Aussicht stand, wurden Freiwillige aufgerufen, und es hieß derzeit, es hätten sich 20 000 Japaner freiwillig für diesen Dienst gemeldet. Man vergleiche mit dieser Erzählung die Worte in Shakespeares Hamlet Akt IV, Szene 4:

„The imminent death of twenty thousand men,
That for a fantasy and trick of fame
Go to their graves like beds."

Römische Geschichte im Sprichwort.

Vierzig Jahre Arbeit grüßen den Glücklichen, der gleich mir in dem Blütengarten herumwandeln kann, den uns ein Finanzmann in den Stunden gelehrter Muße angelegt hat, und zwar in der Form eines reich illustrierten Großquartbandes*), der nur in dreihundertundsiebzig Exemplaren abgezogen wurde. Er trägt die Widmung: „Der Stadt Rom. Ein dankbarer Triestiner. 1863—1903." Als Motto aber finden wir das Wort Ampères: „Rome n'est pas une ville comme les autres villes: Rome a un charme malaisé à définir et qui n'appartient qu'à elle. Ceux qui éprouvent ce charme, s'entendent à demi mot, pour les autres c'est un énigme." Schon im Jahre 1889 hatte der Verfasser eine Abschlagszahlung auf das jetzige Werk erscheinen lassen, und, obgleich dieses an Reichhaltigkeit kaum übertroffen werden kann, nennt er es bescheiden einen Torso. Professor Pullé sagt, es sei kaum glaublich, wieviel Gelehrsamkeit, Fleiß und Geld, Marco Besso für sein Lebenswerk aufgewandt, das ihm sogar beinahe seine Gesundheit gekostet. Aber Besso antwortete allen Freunden, die ihm einwarfen, daß le jeu ne valait pas la chandelle, „pour faire une omelette il faut casser des oeufs". Seine „omelette" beginnt mit der Anführung der Zitate aller Zeiten und Sprachen, in denen Rom als Hauptstadt der Welt gefeiert wird, es folgen diejenigen, welche Rom im Verfall des Mittelalters behandeln, darunter eines von Simone Lodiense, das an Grobheiten nichts zu wünschen übrig läßt. Nach einem Kapitel über Roms Namen (Roma rückwärts gelesen = Amor) usw. lernen wir neue Spottlieder und Sprüche kennen, in denen Rom mit anderen Städten verglichen wird. Die „Curieuse Reisebeschreibung" Freiburg 1701 charakterisiert u. a. die italienischen Städte, wie folgt: „Roma la santa, Napoli il nobile, Fiorenza la bella, Genova la superba, Melano la grande, Ravenna l'antica, Venetia la ricca, Padua la dotta, Bologna la grassa", eine römische Satire des achtzehnten Jahrhunderts aber vergleicht die Hauptstädte Italiens mit den Todsünden, danach ist Genua der Hochmut, Geiz: Florenz, Wollust: Mailand, Völlerei: Venedig, Zorn: Turin, Neapel: Neid, doch die Trägheit — Rom.

Der folgende Teil interessiert auch nicht gelehrte Romfreunde, weil in ihm alle Sprichwörter, die Rom und seine Bewohner charakterisieren, mit allen Varianten und fremdsprachigen Parallelen aufgeführt und kommentiert werden. Bei dem Wort „Alle Wege führen nach Rom" bringt Besso dabei reiches Material für die Pilgerzüge, namentlich in den sogenannten „Jubeljahren".

Unter den Sprichwörtern finden sich auch viele, die noch wenig bekannt sein dürften, wie: „Rom war noch keines Menschen Stiefmutter" oder „Roma doma", das Giusti dahin variiert „In Rom wird jeder Narr gebändigt", „In Rom muß man nach der Weise der Römer leben", was holländisch also heißt: „Die naar Rome toe will gaan, Moet ook Romes manieren verstaan", womit man das deutsche vergleichen möge: „Wer in Rom mittags wandelt im Sonnenschein, muß ein Hund, ein Narr oder ein Franzose sein", — ferner: „Chi bestia a Roma va, bestia ne torna", was deutsch (nach Wander) also heißt: „Du kannst die Henne nach Rom fiakern, sie läßt doch nicht das Gackern." Aehnliches sagt: „Va il lupo a Roma e vi lascia del suo pelo, ma non del suo costume", dies entspricht dem Deutschen: „Wer als Hund nach Rom geht, kommt als Bullenbeißer wieder."

Auch in dem nächsten Sprichwort kommt die ewige Stadt schlecht weg: „Roma santa, ma popolo cattivo" findet sich in unzähligen Variationen, wie: „Roma santa, ma popolo cornuto", „Die Römer werden mit Steinen in der Hand geboren". „Jetzt gleich in Rom, sind vier Stunden nach Neapler Zeit." . . „Romere sind nihte gar heilig" (Reinmar von Zweter. XIII. Jahrh.), „Rom ist eine fromme Stadt, da heißt's: so viele Klöster, so viele . . . . häuser", „Zu Rom ist alles erlaubt, allein die Wahrheit zu sagen und gottselig zu leben, ist allda verboten" (Klosterspiegel) und schließlich noch der Römer Wort: „Römische Gesetze, Gesetze von Gummi." Das bekannte „Roma veduta, fede perduta" findet Parallelen in dem deutschen: „Je näher Rom, je ärger Christen, sagen selber die Papisten" und in: „Ich war viermal in Rom; erstlich sucht' ich einen Schalk, zum anderen fand ich ihn, zum dritten bracht' ich ihn, zum vierten trug ich ihn wieder hinein und setzte ihn nieder hinter St. Peters Altar", wie ein alter Pastor in Luthers Tischreden sagt. Zahllos sind auch die Parallelen zu dem römischen Spruch: „Der römische Hof will kein Schaf ohne Wolle" (Corte Romana non vuol pecore senza lana): z. B.: „Was Rom nicht schaben und schinden kann, das speit's mit Gift und Geifer an." . . „Zu Rom bestehen die zehn Gebote aus den zehn Buchstaben: Da pecuniam (Gib Geld her)", „Roms Dispensen, wie man's nennt, sind nur zur Sünde ein Patent" oder auch:

„Die größte Sünd zu Rom man helt,
Wann einer arm und hat kein Gelt.
All' Ding sind frey in Romul statt.
Ohn' der, welcher kein gelt drin hat;
Wer aber das that haben viel,
Der mag da thun alls, das er will."

(Wander, Deutsches Sprichwörterlexikon.)

Im weitern spricht der Verfasser von den einzelnen Fehleen Roms, wie „Gleichgültigkeit" „Undankbarkeit" usw., die ihm oft aufgemuckt werden, vom Tiber, vom S. P. Q. R., von der römischen Frau. Wie das Senatus Populus Que Romanus auch heute noch vom Volke persifliert wird, zeigt Morandi schon in seiner Vorrede zu G. G. Bellis Sonetten, Besso aber bringt noch viele unbekannte Anekdoten und Varianten, wie z. B.: „Satan Papa Qui regnat." „Sublato Papa, Quietum Regnum" (Wenn der Papst tot ist, hat das Reich Ruhe), „Si Peu Que Rieu" (Rabelais), „Sanctus Pater Quondam Rex" (Der heilige Vater, einstens König), „Soli Preti Qui Regneno" (Nur Pfaffen herrschen hier) usw. Unter der Rubrik „Frau" finden sich Artigkeiten, wie: „In Roma più vale la cortegiana, che la moglie romana." Selbstverständlich wird auch die traditionelle Reise der Kirchen-

*) Marco Besso: Roma e il Papa nei proverbi e nei modi di dire. Roma. Ermanno Loescher & Cie.

Digitized by Google

glocken nach Rom berührt, dabei erwähnt Besso auch das holländische: „De klokken zijn naar Rome, zij zullen eijers leggen".

Im zweiten und inhaltlich bedeutenderen Teile des Buches kommen wir zum Thema P a p s t. Der Verfasser sagt darüber in seiner lesenswerten Vorrede: „Es war selbstverständlich, daß in einer Sammlung von römischen Sprichwörtern und Redensarten auch alles, was das Papsttum und die Päpste betrifft, aufgenommen werden mußte; denn seit fast zehn Jahrhunderten ist die Geschichte, das Leben, das Schicksal Roms unauflöslich mit dem Schicksal, dem Leben, der Geschichte der Päpste verknüpft." Dabei hält es Besso aber für nötig, eine Vorbemerkung zu seiner Rechtfertigung zu machen, indem er sagt, wenn die Attacken auf einzelne Päpste in seinem Buche sehr zahlreich seien, so sei das nicht seine Schuld; denn als treuer Sammler der vox populi hätte er nicht alles in den Papierkorb werfen dürfen. Natürlich kommen nicht alle Päpste in seinem Buche vor, vielleicht sind es nicht die schlechtesten, welche fehlen, wie der Verfasser meint. So fehlen viele der früheren, weil sie geringe Spuren hinterließen, dann die meisten Päpste von Avignon, sowie diejenigen, die nur eine kurze Regierungszeit hatten. Ebenso natürlich bildet den Grundstock aller Papstsatiren der unsterbliche und unerschöpfliche Pasquino, der über drei Jahrhunderte lang die Oppositionspresse ersetzte und natürlich verschwand, als diese mit der Preßfreiheit groß wurde. Mit Recht ziert auch sein Bild den Eingang des Buches. Die Einleitung zu dem zweiten Teile bilden Sprichwörter allgemeiner Art, wie: „Wenn ein Papst gewählt wird, sind die Teufel nimmer zu Hause", „Wo der Papst ist, ist auch Rom", „Was macht man zu Rom, wenn man den Papst nicht sieht? (Wander)" usw. Dann folgen die geschichtlich interessanten Sprüche, welche von den Gewalten des Papstes und des Kaisers sprechen, wie zum Beispiel der aus dem Sachsenspiegel, den man im Frankfurter Dom liest:

„Zwei swert liz got in ertriche
Za beschirmene die cristenheit:
Deme bapste ist gesaczt daz geistliche,
Deme keisere daz weltliche."

Aber Rom hat noch andere Gewalten, als den Papst, z. B. die Inquisition und die Gesellschaft Jesu, deshalb sagt von der ersteren ein spanisches Sprichwort: „Vom Papste, vom Könige, von der Inquisition laß die Hand davon", und über die letztere ein französisches: „La société do Jésus est une épée, dont la poignée est à Rome, et la pointe partout." Doch wird der Papst nicht immer sehr gefürchtet; sagt doch Freidank: „Der Babest ist ein irdisch Got, Und doch der Römere aller Spot", und der Hohenstaufe Friedrich II. äußerte sich über die päpstlichen Bullen: „Ich hab schon mehr Blätter rauschen hören; wer von Drohungen stirbt, den muß man mit Eselsfürzen begraben."

Die Holländer scheinen mehr Angst vor dem Pontifex gehabt zu haben; denn sie sagten: „Lieber dem Papst den Pantoffel lecken, als in den Bann." Mehrere Sprüche beschäftigen sich auch mit der Macht der Päpste in Geldsachen, z. B.: „Wenn der Pabst Geld braucht, so bevölkert er den Himmel." (Fischart) oder „Des Papsts Feder ist der reichste Zoll uff Erden; denn er kann mit zwo Zeilen und ein Stück Papier viel Tonnen Gelt uffbringen." Sehr schöne Varianten findet man weiter über das Wort: „Ein jeder ist Papst in seinem Hause" z. B.: „Jeder Bischof ist Pabst in seinem Sprengel, und jeder Pfaff ist Bischof in seiner Parochei." Darum muß man in Rom auch mit dem Papste rechnen: „Qui veut vivre a Rome, ne doit pas se quereller avec le pape", oder „Wer mit Rom will kriegen, muß bald stürmen, bald sich schmiegen." Darum sagte auch Napaleon I. als er den Minister Cacault zu den Konkordatsverhandlungen schickte: „Behandelt den Papst, als ob er eine Armee von zweihunderttausend Mann hätte." Auch das „der Papst lebt herrlich in der Welt" wird in zahlreichen italienischen und französischen Sprüchen variiert, ebenso wie die Redensart „Um des Papstes Bart streiten", wobei ein altes deutsches vorkommt: „Machte der Bart heilig, so wäre der Gaißbock heiliger Vater." Auch die weltlichen Machtmittel des Papstes, also seine Soldaten, bieten der Vox populi reichen Stoff; Besso zitiert besonders die unsterblichen Satiren Bellis. Weiter zitiert er Volkslieder, in denen der Papst als höchster Richter in Liebessachen vorkommt, dann bringt er allerlei historische Sprüche über das Papsttum, Lieder und Satiren, oft recht derber Natur über die Päpstin Johanna, die bekanntlich nicht existierte, und schließt damit diesen Teil.

Im dritten Abschnitt folgt die Reihe der einzelnen Päpste. Durch das, was Besso aus dem Volksmunde über die Papstkönige zusammengestellt hat, bekommt der Leser ein viel besseres Bild vom Leben und Charakter der einzelnen, als aus langen Abhandlungen. Wie sympathisch erscheint Gregor der Große, der zuerst die Formel prägte, „servus servorum Dei" durch das Wort des Chronisten, das seine Barmherzigkeit schildert: „Oravit et flevit"; wie muß Gregor VII. durch seine Energie den Zeitgenossen imponiert haben wenn Pier Damiani, der ihn als den von Gott Auserwählten verehrte, ihn doch zugleich „Santo Satana" nannte? Martin IV. (der Franzose Simon de Brion), der als Erfinder des Wortes gilt: „Ich würde mein Hemd zerreißen, wenn es meine Geheimnisse wüßte", wird von Dante und anderen Zeitgenossen wegen seiner Schlemmerei und der Vorliebe für die Aale aus dem See von Bolsena gegeißelt (Dante, Fegfeuer XXIV) und Benvenuto da Imola: „Plus tamen habuit curam anguillarum, quam animarum." Zahlreich sind die Urteile über Bonifaz VIII., den Stifter des Hauses der Caetani. Weil er mit so intensiver Kraft auf seine Wahl hin gearbeitet hatte, sagte man von ihm u. a.: „Du tratst in die Herrschaft, wie ein Fuchs, geherrscht hast Du, wie ein Löwe, und sterben wirst Du wie ein Hund", ein Wort, das auch auf andere Päpste, wie z. B. Leo X. angewandt wurde. Bekanntlich setzte er zuerst das heilige Jahr ein (1300) und erwarb dadurch so große Reichtümer, daß der Dichter des „Stabat mater", Jacopo di Todi von den Pilgern spricht, die, seinem Gold fluchend, Rom verlassen. In seinem Streite mit Philipp dem Schönen erhielt er von diesem einst eine schöne Antwort, als er gelagt hatte „er wolle lieber ein Hund oder ein Esel, als ein Hahn (gallus = Gallier) sein": „Sancte pater gladius vester est verbalis, sed meus est realis". Schön ist ferner die Bemerkung des Papstes Benedikt XI. (von Treviso), der so sehr bescheiden war, daß er einst seine Mutter geflissentlich übersah, als sie in seinen Kleidern prunkte: „Questa certo non e la mia madre, perchè essendo ella povera, non sa cosa sia vestir di seta." Das erinnert an seinen Landsmann Pius X., der kurz nach seiner Thronbesteigung kostbare Hüte, die ihm für seine Schwestern geschickt wurden, mit der Bemerkung zurückwies: „Meine Schwestern haben nie Hüte getragen." Johann XXII. (der Franzose Jacques de Cahors) erscheint als ein anderer Mann, denn da er im Konklave von seinen Kardinalskollegen den Auftrag erhalten hatte, in ihrem Namen den würdigsten Kandidaten zu bezeichnen, sagte er: „Ich bin Papst." Ebenso offenherzig war sein Landsmann Benedikt XII., denn er sagte den Kardinälen nach seiner Wahl: „Ihr habt einen Esel erwählt." Damit stimmt aber nicht sein anderer Ausspruch, mit dem er den Nepotismus brandmarkte, „der Papst darf keine Verwandte haben." Auch er war wie sein anderer Landsmann Martin IV. ein Freund von guter Tafel, deshalb hieß er „coupe pleine" und gab Anlaß zu der Redensart: „Trinken wir wie ein Papst" (Bibamus papaliter). Offenherzig war auch Clemens VI., der stark in Simonie machte; denn er sagte, als man ihm vorwarf, er verkaufe zu viel Pfründen: „Meine Vorgänger haben es nicht verstanden, Papst zu sein." Nach seiner Wahl kamen mehr als hunderttausend Priester nach Avignon, um Aemter zu kaufen. Daher entstand das ironische Motto: „In Clementi clementia". Der fünfzig Jahre nach ihm lebende Grieche Alexander V. (1409—1410) war das reine Gegenteil; denn er rühmte sich: „Als Bischof war ich reich, als Kardinal arm und als Papst Bettler."

Wie wir uns der Renaissance nähern, wird auch die Ausbeute an Aussprüchen, Urteilen, Anekdoten reicher. Pius II. (Aeneas Sylvius Piccolomini) sagte scherzend: „Quand' ero Enea, nessun mi conoscea — Or che son Pio, tutti mi chiaman zio." (Als ich noch Aeneas war, kannte mich keiner, jetzt, da ich Pius bin, nennen sie mich alle Onkel.) Dasselbe

Digitized by Google

lautet in anderer Version: „Als ich Aeneas war, wollte mich niemand, jetzt als Pius will ich Euch nicht." Bemerkenswerter ist sein Ausspruch, der sich auf die bösen Spötter bezieht: „In einer freien Stadt, wie Rom, kann jeder frei sprechen." Als feinsinniger Literat bewies er sich aber durch den Spruch: „Für das Volk sollen die Wissenschaften Silber, für die Edelente Gold, für die Fürsten Edelsteine sein." Fein charakterisierte er auch seinen späteren Nachfolger, den Venezianer Pietro Barbo (Paul II.), der, wenn er etwas erreichen wollte, gern zu Tränen seine Zuflucht nahm, als „Marin pietosa". Sixtus IV. (della Rovere) wurde wegen seiner Bautätigkeit von seinen Zeitgenossen über die Gebühr gelobt, man feierte aber auch seine Freigebigkeit, indem man von ihm sagte: „In dando hilarior" oder „alle waren seine Nepoten". Kurios soll die Ursache seines Todes gewesen sein. Als er am 12. August 1484 hörte, daß die Venetianer, die er im Stich gelassen hatte, ohne ihn zu fragen, den Frieden von Bagnolo geschlossen hatten, verfiel er aus Zorn in ein hitziges Fieber, an dem er starb; daher entstand das Distychon:

„Nulla vis saevum potuit extinguere Sixtum,
Audito tantum nomine pacis, obit."

(Keine Macht konnte den wilden Sixtus erlegen, als er aber nur das Wort Frieden hörte, da starb er.)

Mit Innocenz VIII. und dessen Nachfolger Alexander VI. beginnt die Herrschaft der Pasquinaden. Viele davon, die Borgia und seinen berüchtigten „Wein" betreffen, sind, zum Teil auch durch Gregorovius, schon bekannt, z. B. das: „Sextus Tarquinius, sextus Nero, sextus et iste, Semper sub Sextis perdita Roma fuit." Aber, und das scheint unglaublich, selbst er fand Lobhudler, die ihn in Sprüchen höher stellten, als Alexander den Großen. Ueber Julius II. sind die Urteile verschieden, patriotisch angelegte Leute preisen ihn als „Liberator patriae", der zum erstenmal den in den späteren Einheitskämpfen so oft angewandten Ruf ausstieß „fuori i barbari!", oder sie sagen mit gutmütigem Spotte, „er warf die Schlüssel des heiligen Petrus in den Tiber, um das Schwert des heiligen Paulus zu schwingen," andere hingegen können ihm nicht verzeihen, daß er seinen Sohn groß gemacht als Herzog von Urbino und für diesen so viel Kriege geführt; infolgedessen regnete es förmlich von boshaften Grabschriften auf ihn. Sein Nachfolger, der große Mediceer Leo X., der dem Jahrhundert seinen Namen gab, erregte nicht nur den Aerger der zurückgesetzten Römer, sondern auch Aretinos, die ihm beide vorwarfen, daß er zu viel Florentiner nach Rom zog und sie auf Kosten der anderen bereicherte. Trinklust wird ihm ebenso zur Last gelegt wie Julius II., ebenso auch seine Lust an Musikaufführungen und Theaterspiel. Aber das Tollste leistete doch Pasquino, wenn er sagt:

„Sacra sub extrema, si forte requiritis, hora
Cur Leo non poterat sumere: vendiderat."

(Wenn Ihr eifrig dem Grund nachspürt, weshalb Leo in seiner letzten Stunde die Sakramente nicht nehmen konnte, hier ist er: Er hatte sie verkauft.) Und welchen Kontrast bilden die ersten und letzten Worte, die er als Papst sprach: „Genießen wir das Papsttum recht, da Gott es gab seinem treuen Knecht" und „So vergeht die Herrlichkeit der Welt!"

Bei seinem Nachfolger Hadrian VI., dem von Karl V. eingesetzten Holländer, müssen wir etwas länger verweilen, weil vieles, was die römische Spottlust ihm vorwarf, auch jetzt auf Pius X. gesagt wird, der ja auch, wenn schon in geringerem Maße, als der aufoktroyierte „Teutsche" für die Clique der Stadtrömer ein Eindringling ist. „Als Nichtkenner des römischen Hofes" wird er hingestellt, als „uomo di vino" als „Sohn eines Tuchscherers."

Am meisten wurmte es aber die Römer, daß er drohte, den Pasquino-Torso in den Tiber werfen zu lassen. Als er starb, bekränzten sie drum das Haus seines Arztes und brachten dort eine Inschrift an: „Dem Befreier des Vaterlandes. Das dankbare römische Volk." Als seine Leiche zwischen den Gräbern von Pius II. und Pius III. bestattet wurde, münzte man das Epitaph: „Hic jacet Impius inter Pios". Auch kratzte man mehreremal in der Aufschrift seines Grabes im Namen Adriano das D aus, um ihn als „Arianer" zu verspotten. Wie recht hatte also er selbst gehabt, als er für sein Grab die Inschrift diktierte: „Hier liegt Hadrian VI., dem nichts Unglücklicheres im Leben zuteil werden konnte, als daß er herrschen mußte." Auch sein Nachfolger der Mediceer Clemens VII. mußte es sich gefallen lassen, daß man aus seinem Namen einen Buchstaben tilgte, und kein geringerer als Aretino verübte diesen Diebstahl; denn er schlug vor: „Mutate in L in aspiratione e udite dir: Papa che mente". (Verändert das L in den Hauchlaut und ihr habt einen Papst, der lügt.) Auch sein Tod erregte große Freude der Römer. Zur Abwechslung ließen sie aber dem Leibarzt zu Ehren dessen Porträt anfertigen und darunter schreiben: „Das ist das Lamm Gottes, das die Sünden der Welt fortnimmt;" freilich fiel in sein Pontifikat die Plünderung Roms durch die Truppen Karls V. (1527). Sein Nachfolger Paul III. (Alexander Farnese) gefiel den Römern auch nicht; sie warfen ihm seine Geldgier und seine Baulust vor und sagten in Anspielung auf die Medici (= Aerzte), „Wegen grauser Krankheit war Rom lange Zeit in den Händen der Aerzte, jetzt kam es vom Regen in die Traufe, da es in farnesia (= Phrenesie) verfiel". Julius III. (del Monte) blieb hingegen von böser Nachrede verschont. Von ihm blieben nur einige Witzworte erhalten. Als ihm nach seiner Wahl der Schuster die weißen Pantoffel brachte und bedauerte, daß sie schlecht paßten, sagte er lachend: „Ich habe nie in meinem Leben Schuhe gehabt, die mir so gut gesessen hätten." Auch soll er öfters, wenn ihn der päpstliche „Läufer" fragte: „Wird morgen Konsistorium sein?" geantwortet haben: „Nein, morgen wird Weinbergfest sein", da er in der Tat oft seine Feste in der von ihm erbauten Villa papa Giulia, deren Pracht die Zeitgenossen nicht genug rühmen konnten, seinen Amtspflichten vorzog. Hingegen, der ihm folgte, Paul IV. (der Neapolitaner Caraffa) war wieder verhaßt; und nach seinem Tode zertrümmerten die Römer nicht nur seine Statue auf dem Kapitol, sondern bedrohten auch einen armen Hausierer, der Gläser und Flaschen (biechiere e caraffe) ausschrie, mit dem Tode. Doch war auch er ein Witzbold; da er wußte, daß er bei allen Kardinalskollegen unbeliebt gewesen, sagte er nach seiner Wahl: „Ich weiß nicht, warum man mich zum Papst gemacht hat, und muß daher schließen, daß wirklich Gott und nicht die Kardinäle die Päpste ernennen," ferner rief er aus, nachdem er sich von seinen Nepoten befreit hatte: „Jetzt erst beginnt das erste Jahr unseres Pontifikats".

Von den folgenden Päpsten findet man nur Volksstimmen: bei Pius V., über den man klagte, weil er einst den Verfasser eines freilich sehr boshaften Pasquills hinzurichten befahl, während er sich von seinen Höflingen viel Spott gefallen ließ, bei Gregor XIII., wegen seiner Kalenderreform, während bei Sixtus V. die Zahl der Motti und Satiren sich wieder sehr häufte; denn der „märkische Esel", wie ihn die Kardinäle nannten, der sich durch geheuchelte Krankheit das Papsttum erschlich (nach der Wahl warf er bekanntlich seine Krücken fort, s. La Fontaine, Fables X, 14), war ein strenger Herr, und zwar nicht nur gegen die Briganten. Unerbittlich war er gegen das Tragen von verbotenen Waffen. Deshalb entstand im Volke folgender Dialog der beiden Statuen von Peter und Paul auf der Engelsbrücke: „Paulus: Warum trägst du den Sack auf der Schulter? Petrus: Ich verlasse Rom aus Furcht vor dem Gericht; denn vor 1580 Jahren habe ich Malchus ein Ohr abgehauen." Sixtus V. kannte die Gefühle seines Volkes wohl; denn er sagte scherzhaft zu seinem Nachfolger Castagna: „Die Römer haben sich an den Birnen *) satt gegessen, jetzt muß man ihnen Kastanien geben." Witzig war auch eine Anspielung auf seine geringe Herkunft: „Ich bin aus erlauchtem Hause", — in der Tat war sein Geburtshaus, in welches das Licht nicht nur durch die Fenster, sondern auch durch Löcher eindrang, sehr hell. Unter den späteren Päpsten wird besonders Paul V. wieder hart hergenommen, weil er die Hausmacht der Borghese schuf, mehr jedoch noch der habsüchtige Barberini, Urban VIII. Unzählig sind die Anspielungen auf die Bereiche-

*) Sixtus V. hieß bekanntlich Peretti (= kleine Birnen).

Digitized by Google

rung seiner Familie. So heißt es in bezug auf sein Wappentier. „Er fütterte die Bienen (apes) besser als seine Schafe (oves)." Bekannt ist auch das alte: „Quod non fecerunt barberi, fecerunt Barberini." Originell ist aber, wie das Volk sein Verbot des Tabakrauchens in der Kirche beantwortete; denn es sagte mit Hiob: „Willst du wider ein fliegend Blatt so ernst sein, und einen dürren Halm verfolgen?" Natürlich ging auch sein von Velasquez verewigter Nachfolger Innocenz X. (Pamphili) nicht leer aus; wegen seiner Bauluft sagte man, daß er dem Volke mehr Steine als Brot gäbe, wegen seiner Aengstlichkeit, womit er stets Bitten mit den Worten: „Unmöglich" zurückwies, hieß er „pupa non si può", und als seinen Wahlspruch gab man an: „Wenig sprechen, viel heucheln, nichts tun." Am meisten aber wurde er wegen seiner Schwägerin Olimpia Maidalchini verfolgt, von der er sich ganz beherrschen ließ. Die Satiren auf ihre Habsucht sind Legion. So heißt es: „Chi dice Olimpia Muldachini, dice donna, danno e ruina." Pasquino fragt: „Wo ist das Portal der Olimpia?" Und sein Kollege Marforio antwortet: „Wer etwas bringt (porta) findet das Portal, wer nichts bringt, nicht." Uebrigens schreckt man heute noch die Kinder in Rom mit ihrem Namen. Der bauluftige Alexander VII. (Chigi) wurde milder behandelt. man nannte ihn nur einen Frommen „reich an Erbauung", auch Clemens IX. wurde nur wegen seiner Operntexte aufgezogen, während Innocenz XI. (Odescalchi) der „Attila del teatri" hieß.

Von den späteren Päpsten rügt man Clemens XII. wegen Einführung des Lottos, Benedikt XIV. wegen seiner Vielschreiberei, Clemens XIV. wird von den Jesuiten angegriffen, und Pius VII. wegen seiner Inkonsequenz gegen Napoleon I. getadelt. Leo XII. mißfällt wegen seiner Härte und Weidlust, Gregor XVI., den G. G. Belli in unzähligen Sonetten bis aufs Blut verfolgte, wegen seiner Liebe zum Weinkeller, wohin auch Pasquino zufolge seine Seele flog. Pius IX. aber wird in der Aera der Reformen sogar als verrückt bezeichnet, weil er die Jesuiten entfernte und das Ghetto öffnete. Als er aber umschwenkte, sagte das Volk anspielend auf seinen Familiennamen, Mastai: „Pio nono, sii buono, Ma . . Stai!" (Bleib stehen!) Mit diesem Zuruf macht auch Besso Schluß, weil mit Pius IX. die Zeit der Pasquillen schließt.

Rom. Albert Zacher.

De Profundis.

Es ist neuerdings die Ansicht ausgesprochen worden, Oscar Wildes „De Profundis", deutsch von Max Meyerfeld, Verlag von S. Fischer in Berlin, sei kein Bekenntnisbuch. Die „Aufzeichnungen und Briefe aus dem Zuchthaus in Reading" seien vielmehr ironisch zu nehmen; Wilde hätte in ihnen eine neue, verblüffende Maske vorgenommen, wie er's liebte, in Masken gehüllt durchs Leben zu schreiten.

Der Mann nun, der diese Meinung vertritt, hat Geist für viele und überdies sicherlich die Fähigkeit, auch eine verwickelte Persönlichkeit durch zu schauen und zu erklären. Nur ist es für Bernard Shaw ein Bedürfnis, zu verwirren; ihm ist die ironische Betrachtung des Weltlaufes das stärkste Mittel der eigenen Wirksamkeit. Was man selber kann und übt, das sucht man gern auch bei anderen nachzuweisen, die einem teuer sind.

Wahrscheinlich ist aber die Auffassung Shaws nicht. Was ich von Wilde kenne, ist ja nicht gar viel. Aber, es hat mir immer so geschienen, als hätte der Engländer eine große Freude am Pathos, an Feierlichkeit, an einer gewissen, verhüllenden Dunkelheit. Er gefiel sich im Prunk des Lebens und freute sich also auch am feierlichen, geschmückten, gewichtigen Wort, das hinter dem offenbaren noch einen geheimen Sinn in schützenden Hüllen verbarg.

Nun war ihm überdies ein Umschlag des Schicksals verhängt, so jäh und schrecklich, wie er noch selten über einen Sterblichen hereingebrochen ist. Er hatte eine bestaunte und beneidete Rolle gespielt in der Gesellschaft, die ihn plötzlich von sich stieß, wie einen Besudelten. Insgeheim hatte er sich immer gegen ihre Satzungen aufgelehnt; seinem eigenen Bekenntnis nach war sein Leben „voll perverser Neigungen und Freuden". Da er nun die Gesetze, die er für sich niemals anerkannt, in wunderlichem Widerspruch zu seinen innersten Gesinnungen zu seinem Schutz aufrief, traf ihn Ahndung und Acht.

Er war vom Glück verwöhnt gewesen. Einen berühmten Namen trug er und hatte seinen Glanz durch eigene, reiche Gaben vermehrt und erhöht. Sein Talent lohnte und zinste ihm reichlich; große Einkünfte standen ihm zu Gebote, mit denen er schaltete, als könnte ihr Born niemals versiegen. Die Gegenwart war so hold, daß ihm jeder Gedanke an die Zukunft störend sein mußte. Er stand in voller Kraft. Es war wie im Feenmärchen; nur das Erwachen war sehr traurig und trivial in Reading, in der abscheulichen Tracht eines Zuchthäuslers, mit Fingern, die gewöhnt waren, alle Kostbarkeiten zu tasten und alle Schönheiten zu kosen, Garn zupfend, bis das Blut unter den Nägeln vorrann und die Hände erlahmten.

Ein unerhörter Umschlag! Da ist es denn begreiflich, daß ihm das Wesen der modernen Tragödie nun ganz faßbar wurde. „Ich erinnere mich, davon gesprochen zu haben, ich dächte, eine wirkliche Tragödie ertragen zu können, wenn sie mir im Purpurmantel und in der Maske eines edlen Schmerzes nahe; das Schreckliche der Moderne sei dagegen, daß sie die Tragödie ins Gewand der Komödie stecke, wodurch die große Wirklichkeit alltäglich oder grotesk oder stillos erscheine. Das mit der Moderne hat seine Richtigkeit. Auf das wirkliche Leben ist es vermutlich immer zugetroffen. Man hat behauptet, alle Martyrien kämen dem Zuschauer gemein vor. Von der Regel macht das neunzehnte Jahrhundert keine Ausnahme. Alles an meiner Tragödie ist scheußlich, gemein, abstoßend, stillos gewesen. Schon unsere Kleidung läßt uns grotesk erscheinen. Wir sind die Hanswürste des Leids. Wir sind Clowns mit gebrochenen Herzen. Unsere besondere Bestimmung ist es, auf die Lachmuskeln zu wirken."

„Am 13. November 1895 hat man mich von London hierher geschafft. Von zwei bis halb drei Uhr nachmittags mußte ich damals in Sträflingskleidung und mit Handschellen auf dem mittleren Bahnsteig der Station Clapham Junktion stehen, den Blicken der Welt ausgesetzt. Ich war aus der Krankenabteilung geholt worden, ohne darauf vorbereitet zu werden. Unter all den Verworfenen war ich der groteskeste. Die Leute lachten, als sie mich sahen. Mit jedem neuen Zug, der ankam, vermehrten sich die Zuschauer. Ihr Spaß kannte keine Grenzen. Das war natürlich so, ehe sie wußten, wer ich war. Sobald sie es jedoch erfahren hatten, lachten sie noch mehr. Eine halbe Stunde lang stand ich im grauen Novemberregen da, vom johlenden Pöbel umringt. Noch ein Jahr, nachdem ich das durchgemacht, habe ich jeden Tag zur selben Stunde gleich lange geweint. Das ist nicht so tragisch, wie es euch wahrscheinlich klingt. Denen, die im Gefängnis sitzen, sind Tränen ein Teil ihrer täglichen Beschäftigung. Ein Tag im Gefängnis, an dem man nicht weint, ist ein Tag, an dem unser Herz verhärtet, kein Tag, an dem unser Herz glücklich ist. Nun denn, ich bedaure allmöhlich die Leute, die lachten, wirklich mehr als mich. Als sie mich sahen, stand ich nicht auf meinem Piedestal, sondern am Pranger. Aber ganz phantasielose Wesen kümmern sich nur um Leute auf dem Piedestal. Ein Piedestal kann etwas sehr Unwirkliches sein; der Pranger ist eine fürchterliche Wirklichkeit. Sie hätten auch den Schmerz besser auslegen sollen. Ich sagte schon: hinter dem Schmerz birgt sich stets Schmerz. Es wäre noch richtiger zu sagen: hinter dem Schmerz birgt sich stets eine Seele. Und eine Seele in ihrer Qual verspotten, ist etwas Grausiges."

Man sieht — hier ist eher Sentimentalität, als Ironie. Es ist ein im Grunde weicher Mensch, dem so übel mitgespielt wird, der die ganze Rückständigkeit des Strafvollzugs und des Strafhauswesens in England so schmerzlich am eigensten Leib erfahren soll. Statt fürstlicher Gemächer eine Art Kaninchenstall mit einem Drahtgitter davor. Zunächst ein Gefängnisvorsteher

Digitized by Google

voll Unverstand, Dünkel und bösen Willens, der sich immer merklich macht, der einem an rastlose, geistige Arbeit gewöhnten Sträfling jede Möglichkeit entzieht, sich geistig zu beschäftigen. Später ein human gesinnter Mann, dessen Wilde auch in der kurzen Zeit, die ihm hernach noch in der Freiheit zu leben vergönnt war, gern und dankbar gedachte.

Eine große Sehnsucht nach der Natur ist in ihm, die ihm so lange nicht mehr blühen soll. Er träumt von den sanften und grünen Wiesen um Oxford, da er, immer im Bewußtsein reicher Gaben und einer Berufung zu höheren Zielen, einen guten und für seine Entwicklung bestimmenden Teil seiner Jugend verbracht, wenn sich die Dornenhecken ganz mit Weiß beblümten; er erkennt, welche Bedeutung für ihn einmal ein Blütenbaum gewinnen wird. Tränen fallen ihn überhaupt häufig an. Er klammert sich an seinen Schmerz, als an das Wesentliche, und begreift den tiefen Sinn von Dantes Wort, daß uns der Schmerz wieder zu Gott führe. In ihm ist Wahrheit. Daher seine Bedeutung für die Kunst. „Das Leid trägt keine Maske wie die Freude. Die Wahrheit in der Kunst beruht nicht auf einer Wechselwirkung zwischen der wesentlichen Idee und deren zufälligem Vorhandensein; sie ist nicht die Aehnlichkeit zwischen der Gestalt und ihrem Schatten oder zwischen dem Spiegelbild der Form in einem Kristall und der Form selbst; sie ist weder ein Echo, das aus einem hohlen Hügel tönt, noch der silberne Quell im Tale, dessen Wasser den Mond dem Monde und Narkissos sich selbst spiegelt. Die Wahrheit in der Kunst ist die Einheit eines Dinges und seines ureigenen Wesens, derart, daß das Aeußere der Ausdruck des Innern geworden ist, die Seele Fleisch, der Leib von dem Geiste durchdrungen. Darum läßt sich keine Wahrheit dem Leiden vergleichen."

Unzerstörlich bleibt ihm sein Selbstgefühl. Er weiß, was er für seine Zeit und für die Literatur seines Volkes bedeutet. Worte von Gehalt und tieferem Sinn, die ihm einmal geglückt, die haften ihm unverlierbar. Er weiß ganz genau, wo, wann, wem gegenüber er sie einmal geprägt. Er zitiert sich und seine Werke gern; er spricht davon, es hätten sich ihm in seiner Einsamkeit und seiner Haft neue Möglichkeiten der Kunst aufgetan und er werde nicht säumen, nach diesen Erkenntnissen sein künftiges Schaffen einzurichten. Er notiert sich Gedanken und Schlagworte für Arbeiten, die er anzugehen gedenkt. Er ist nicht mehr dazu gekommen. Es war ihm nicht vergönnt, die Freiheit lange zu genießen, und was sie ihm brachte, das war so traurig, daß die Bitterkeiten von Reading ihm daneben manchmal wie ein stimmendes Vorspiel erschienen sein mögen.

Auch die Gabe der Selbstbeobachtung, die Fähigkeit, sich zu objektivieren, ist ihm gewahrt geblieben. Nicht nur in der rastlosen Analysis von Gedanken und Gefühlen, die bestrebt ist, bis zu ihrem Keim und Ursitz vorzudringen. Aber er erkennt zugleich die Rolle, die er wirklich gespielt hat, neben der, die er hätte spielen können, die er sich entgehen ließ. Die Betrachtung seiner Situation bei der Einlieferung ins Zuchthaus hab' ich schon angeführt. Sie ist rein sentimental. Hier habe eine andere Selbstschau Platz, als Beweis, wie dem Künstler sein eigen Leid Objekt wird. „Es war während meines letzten Prozesses; ich saß auf der Sündenbank und lauschte Lockwoods niederschmetternder Anklage; sie hörte sich an wie eine Stelle aus Tacitus, ein Vers aus Dante, eine von Savanarolas Brandreden wider die römischen Päpste. Mich packte der Ekel bei dem, was mein Ohr vernahm. Da plötzlich fuhr mirs durch den Kopf: wie großartig wär es, wenn ich all das selbst über mich aussagte! Sofort leuchtete mir ein: das, was von einem Menschen gesagt wird, ist nichts, es kommt darauf an, wer es sagt. Der höchste Augenblick eines Menschen — daran hege ich nicht den mindesten Zweifel — ist der, wenn er im Staub niederkniet, sich an die Brust schlägt und alle Sünden seines Lebens bekennt."

Und so kommt Oscar Wilde, der die Essenzen aller Genüsse gekostet, dem nichts zu abenteuerlich und nichts zu ausschweifend gewesen, zu Christus. Es freut ihn, der ganz verarmt ist, nicht nur an Mitteln, dem man sogar das Recht an seine Kinder genommen hatte, sich in die Evangelien flüchten zu können. Jeden Morgen, nachdem er auf den Knien den Boden seiner Zelle gereinigt hat, liest er einige Verse im griechischen Urtext: er glaubt den Wortlaut wieder zu hören, der von Christi sanften Lippen floß in den Stunden, da er sich seinen Jüngern offenbarte, wie in der Pein des Todes, da sie sein Herz überdunkelte. Durchaus romantisch empfindet er den Heiland. Die Kunst, die mit ihm in die Welt trat, die sich stockend und mühsam entwickelte, aber die Dome des Mittelalters türmte, im heiligen Franciscus von Assisi dichterisch ihren vollkommensten Ausdruck und die tiefste und liebendste Erklärung alles Seienden fand, die scheint ihm der reichsten Keime und aller Möglichkeiten der Entfaltung voll. Als ein Unheil, als Störung ja Verschüttung einer natürlichen Entwicklung, die hoch hinauf geführt hätte, erscheint ihm die Renaissance. Etwas Gewolltes verdrängt das Notwendige. Der aus dem Schoß aller Ueberfeinerungen gerissen worden war, der klammert sich mit Inbrunst ans Primitive: dem kein Symbol erlesen genug war, um sich auszusprechen, dem ist nun im einfachsten alles beschlossen: im Kreuz. Da man ihn daran geheftet, da verstand er seinen Reiz.

„De profundis clamo ad te, Domine! Exaudi me in Excelsis!" Eine erschütternde Weise, die durch das ganze Buch klingt. Ein Mann, der sich überstark gefühlt; der mit seinen Händen alles zwingen zu können geglaubt und sie nun, sehnsüchtig nach einem warmen Gegendruck, ausstreckt ins Leere, das seine Reichtümer und seine Schätze verschlungen; der glücklich ist, wenn er die geisternde Berührung dessen zu spüren meint, der am meisten gelitten, das reinigende Blut jener Wundenmale über sich rieseln spürt, die für alle Menschheit und ihre Fehle geschlagen wurden. Es ist keine Ironie in „De profundis". Aber erschüttert fühlt man sich oft und angeweht vom Odem des Leides, das die Seelen formt wie Wachs und sie zu ungeahnten Zielen führt.

Wien. J. J. David.

Amtsbrüder.

(Schluß.)

Es war nun ganz dunkel geworden; schwarze Wolken zogen aus Südwesten, baldiges Tauwetter verkündend. „Wenn nur der Frost aufhört und die Arbeit wieder anfangen kann, wird es ja auch mit dem heillosen Jammermenschen besser werden." Das weitere Grübeln hatte ein Ende; der Wille hatte seinen Willen bekommen, und der alte Mann pilgerte nun entschlossen nach der fernen Wohnung des Maurers die Stadtchaussee hinunter, am Fuhrenkamp vorüber, bei der Brücke rechtsum, den so oft in Sorgen und Mühen zurückgelegten, altbekannten, holperigen, gefrorenen Feldweg entlang auf das einsame Proletarierhäuschen zu. In einer halben Stunde war er da.

Als er in das verwahrloste, von einer dünstenden Petroleumlampe schwach erhellte Stübchen eintrat, erschrak er über das blasse, bekümmerte Gesicht der Frau; es schien hier doch ärger auszusehen, als er gefürchtet hatte. Lieschen war still beschäftigt, den Tisch abzuwischen, an dem das köstliche Bratwurstmahl war verzehrt worden; aber aus der Kammer nebenan scholl kindliches Jubelgeschrei:

„Guten Abend, Onkel Pastor! Guten Abend! Guten Abend!"

Und ein Gewimmel von blanken Knaben- und Mädchenbeinen strampelte sich aus den schweren Federdecken hervor, dem Ankömmling entgegenzuspringen. Die bereits eingeschlafenen Jüngsten waren wieder erwacht und trugen ihrerseits zu dem Empfangslärm bei:

„Onkel Pastor, erzählst du uns eine Geschichte. Bitte! Von Aschenbrödel, von Siegfried! Knupper-Knapper-Knäuschen!"

Mit Mühe brachte die Mutter Ordnung in den Tumult, und Lieschen mußte sich gleichfalls beeilen, zur Ruhe zu kommen, damit die beiden jüngsten Brüder, die mit ihr das

Digitized by Google

Bett teilten, endlich Friede gäben. Die Mutter nahm ihre Arbeit des Stopfens und Flickens wieder auf.

„Herr Pastor, daß Sie bei solchem Wetter den weiten Weg noch herausgekommen sind — und ich danke auch vielmals für alles; aber“ — mit einem Strom von Tränen brach es hervor — „aber zu helfen ist uns doch nicht. Alles ist wieder beim alten! Schlimmer! — Er ließ sich eine Zeitlang, nachdem Sie ihn damals so ernstlich vorgenommen hatten, ganz ordentlich an, und auch als Sie im vorigen Herbst so krank lagen, war er wie umgewandelt; er brachte mir immer den ganzen Wochenlohn nach Hause, und war freundlich zu den Kindern und sah nach ihren Rechentafeln, und ich habe auch einmal gesehen, wie er im Hofe hinter dem Holzschauer saß und die Hände gefaltet hatte und weinte. Aber nun: Seit im Frost die Arbeit ausgegangen ist und er seinen alten Kollegen wieder gefunden hat, nun ist es gar zu schlimm geworden.“

Der Pastor erwiderte nichts. Doch auf das unablässige Bitten der Kinder um eine emzige Geschichte, ging er in die Kammer hinüber, setzte sich zwischen die Betten, rechts und links ein ausgestrecktes Kinderhändchen ergreifend, und begann die oft gehörte, aber immer aufs neue begehrte Perle seiner Geschichten, die Abenteuer des Odysseus bei Polyphem und Kirke zu erzählen. Er erzählte lange und ausführlich; denn er war entschlossen, die Heimkehr des Vaters unter allen Umständen abzuwarten. Da galt es denn, die Zeit so gut wie möglich auszufüllen und die eigene Ungeduld, die ihm bei jedem Geräusch einen herankommenden Schritt vortäuschte, zu beschwichtigen. Schließlich jedoch hatte er sein Publikum in Schlaf erzählt, langsam und leise ließ er die Stimme sinken, und als er ganz aufgehört hatte, vernahm er nur noch die ruhigen Atemzüge tiefsten, unschuldigen Friedens. Ein solches Glück genießen können und dennoch ehr- und pflichtvergessen die stupiden Unflätereien des Lumpengesindels in der Schnapskneipe vorziehen — wie war es möglich!

Er ging in die Stube zurück. Die Mutter hatte ihr Nähzeug beiseite gelegt und zu dem damals bei den kleinen Leuten des Städtchens und der Umgegend beliebten Hausgewerbe, der Korkschneiderei gegriffen. Sie war in diesem auf Scharfblick und Handfertigkeit gegründeten Geschäft sehr geübt und verdiente einen Tagelohn, der sie und die Kinder vor dem eigentlichen Hunger schützte und oft genug auch dem Mann, wenn er den Ertrag einer Woche verjubelt und in großtuerischem Freihalten der ganzen Saufkompagnie vergeudet hatte, das tägliche Brot schaffen mußte. Körke von allen Größen fielen glatt und sauber in ihren Korb, die Späne wurden sorgfältig beiseite geschafft, um in der sich in ihren Anfängen entwickelnden Linoleumindustrie verwendet zu werden. Die beiden sprachen kaum ein Wort miteinander; der Pfarrer blätterte in den Schulbüchern der Kinder und nahm endlich einen halbzerrissenen Band Gartenlaube zur Hand, dessen Blätter er gedankenlos umwendete. Man hörte den Nachtwind draußen um die Fenster gehen, sonst aber ließ sich trotz allen Horchens kein Laut vernehmen.

„Herr Pastor, das Wetter wird immer schlechter; Sie können ihn kaum erwarten; neulich ist er erst um vier Uhr nach Hause gekommen, am Sonntag ist er die ganze Nacht weggeblieben.“

„Ich habe noch Geduld. Wie spät ist es denn?“

Er sah sich um; aber die Stelle, wo die Uhr gehangen, die er dem jungen Paar zur Hochzeit geschenkt hatte, war leer.

„Sie ist gepfändet,“ sagte die Frau und blickte von Scham gebeugt, als hätte sie die Pfändung verschuldet, auf ihr Korkmesser. Die Taschenuhr Sübings wies auf halb elf.

Endlich wurde ein fernes Gröhlen vernehmbar.

„Das ist er! Er ist — ach Gott! er ist wieder mit seinem vermaledeiten Kumpan zusammen. Hoffentlich kommt der nicht auch noch hier mit herein. Nein; sie sagen sich gute Nacht, und Reiners torkelt allein nach Hause und schlägt Frau und Kinder.“

„Hat Holzen das auch schon getan?“

„Meistens läßt er es beim Schimpfen bewenden; aber wenn sie ihn in der Schenke geärgert haben, dann weiß er auch zu Hause nicht, was er tut.“

Die Frau wollte offenbar noch beschönigen. Dem Alten zitterten die Knie vor Entrüstung. Die schweren, unsicheren Schritte kamen näher, die Haustür wurde aufgestoßen, — ein stolperndes Ausrutschen gegen die Wand warf ein paar Korktafeln, die in der Ecke gestanden hatten, schallend zu Boden.

„Hundebande!“ Und Holzen taumelte herein. „Die verdammte Korkschneiderei will ich im Hause nicht mehr wissen! Zum Teufel damit!“

Der lebensfrohe Bursch, der stramme, stolze Flügelmann der ersten Kompagnie, der frohe Gesell von ehedem, der arbeiten konnte für drei, wenn er Lust hatte, er war zur Fratze geworden mit verquollenen Augen, mit hohlen Wangen, auf denen ein widerliches Rot brannte. Und ein pestilenzialischer Geruch strömte von ihm aus. Er hatte zunächst sich nur gegen die Frau gewendet, um dieser mit erhobener Faust den Herrn zu zeigen. Dann erblickte er den Pfarrer, und seine Stimme lallte in heiserem Fistelton:

„Ei! Ei! Guten Abend, Onkel Pastor! Wie geht es denn? Gut? Gehts gut?“

Und als wollte er ihn im Uebermaß der Liebe ans Herz drücken, schwankte der riesige Kerl mit ausgebreiteten Armen auf Sübing los.

Das war zu viel!

Wie sich das so plötzlich in einem einzigen Augenblick zutrug, — der Pfarrer hatte selber keinen Begriff davon — genug, der Greis schlug dem Trunkenbold rechts und links zwei gewaltige, laut klatschende Backenstreiche, und nochmals zwei rechts und links ins Gesicht, so unwiderstehlich, daß der herkulische Mann sich kaum an dem Stuhl zu halten vermochte und wie vernichtet zusammenbrach.

„Schäme dich, du Lump!“

Das war alles, was der bebende Zorn des Entrüsteten hervorzustoßen vermochte. Die Frau stand, gelähmt vor Schreck, hinter ihren Körben. Tiefe Stille! Dann kam erst leise, dann lauter, schluchzend und wimmernd von Holzen ein erbärmliches Getön herüber. Jämmerlich, wie ein elender Waschlappen hing er auf seinem Sitz und weinte. Sprechen konnte er nicht, nur ein abgerissenes: „Dies soll auch ganz gewiß das letzte Mal gewesen sein“, stennte aus seinem schlaffen Munde hervor, „sonst will ich mich totschießen“.

Ein unsagbarer Ekel übermannte den Pfarrer; er merkte, wie der Kopf tiefer auf die Brust sank, und das Winseln in schläfriges Schnarchen überging. Zu raten, zu helfen war vor der Hand nicht mehr. Er drückte der Frau zum Ersatz für den vertrunkenen Wochenlohn ein paar Taler in die Hand.

„Lassen Sie ihn morgen nach der Predigt zu mir kommen. Sagen Sie ihm, daß ich es unbedingt verlange, unbedingt. Und nun sehen Sie zu, wie Sie ihn ins Bett schaffen. Gute Nacht, Frau Holzen.“

* * *

Schweren Herzens, aber durch das Gewitter der ausgeteilten Ohrfeigen doch etwas erfrischt, machte sich der alte Mann auf den Heimweg. Das Wetter war wirklich umgeschlagen, aus den schwarzen Wolken fiel ein feiner Regen und ein sehr lästiges Glatteis entwickelte sich. Der holperige Feldweg, dessen hartgefrorene Klumpen, Wagengleise, Löcher und Schollen sich mehr und mehr mit spiegelblanker Kruste überzogen, wurde bei jedem Schritte schwieriger, und ohne die kräftige Stütze des alten, unverwüstlichen Ziegenhaimers wäre kaum an ein Weiterkommen zu denken gewesen. Als unverhoffte Wohltat begrüßte es daher jedesmal der Fuß, wenn er eine mit Gras und Haidegestrüpp bewachsene Stelle traf und auf dieser sich ein bißchen weiter tasten konnte. So ging es langsam, Schritt vor Schritt weiter der Stadtchaussee zu, mühsam, oft nicht ohne Gefahr rücklings auszugleiten und zu fallen. Die Chaussee konnte nicht mehr fern sein, und dann durfte man hoffen, auf dem besseren Fußpfade sicherer ausschreiten zu können; die kleine Steigung des Feldweges bis zur Höhe des gepflasterten Dammes würde ja wohl nicht unüberwindlich sein. Nur Vorsicht! Da trat schon die Dumbäke an den Weg heran, die Brücke war ganz nah, das unter ihrem Schutze offen gebliebene schwarze Wasser von den gefrorenen Stellen ganz deutlich zu unterscheiden. Wenn man nur erst

Digitized by Google

von dem tiefen Wege sich bis an das Ständerwerk der Brücke emporgearbeitet hatte, war das Spiel gewonnen. Nur Vorsicht! Nur fest auf den treuen Ziegenhainer sich verlassen! Die ersten, jetzt freilich wie Demant starrenden Klumpen und Schrunden waren überwunden, noch ein letzter kräftiger Schwung, und die Hand konnte das Geländer erfassen. Nur Vorsicht und Festigkeit! Den linken Fuß zurückgestemmt, den rechten tapfer auf jenes Schilfbüschel gerichtet, vorwärts! — Aber, o weh! als der rechte Fuß aufsetzen wollte, knackte der Knöchel zur Seite, knackte abermals — ein Schmerz ohne gleichen! und alles Gleichgewicht, allen Halt verlierend, das bißchen Birkengestrüpp, nach dem die Hand verzweifelnd gegriffen hatte, mit sich reißend, stürzte der Greis von der fast erreichten Höhe des Fahrdammes das Ufer hinunter bis an den Rand des Gewässers. Natürlich, an Ertrinken kein Gedanke! In der seichten Bäke konnte man sich höchstens nasse Füße holen, aber auch nasse Füße waren zu solcher Winterszeit ein schlechter Spaß, und Sübing suchte, aus Leibeskräften sich emporzubringen ins Trockne. Was aber war das? Eine Verstauchung? Schlimmeres? Der Verunglückte richtete sich halben Leibes auf; der Fuß versagte jeden Dienst. Er befühlte den Knöchel. Es tat abscheulich weh, doch trotz aller Schmerzen, bewegen konnte sich der Fuß nicht. War er gebrochen? Leider nur zu wahrscheinlich!

Was nun beginnen? Die Lage war verzweifelt. Kaum vermochte der Alte sich an dem Ufer soweit kriechend emporzuschleppen, daß sein Auge den Fahrdamm überblicken und in der Dunkelheit nach Hilfe ausspähen konnte. Leider nirgends ein Hoffnungsstrahl. Seitdem Deichstädt zur Eisenbahnstation geworden war, lag die alte Chaussee fast menschenleer; selbst bei Tage kaum von ein paar Bauerwagen und Radfahrern benutzt, bei Nacht aber völlig ausgestorben. Die Schmuggler zogen die Feldwege aus Geschäftsrücksichten natürlich vor, und wer außer ihnen hatte zwischen der Stadt und Deichstädt sonst noch etwas zu suchen? Dunkelheit und Stille ringsum. Nur in der Ferne glomm aus einer einsamen Kate ein Lichtschimmer; da lag vermutlich ein Kranker, da wachte vielleicht noch jemand. Ein Fünkchen Hoffnung. Der Wind war nicht ganz ungünstig, vielleicht trug er einen Hilferuf hinüber. Der Pfarrer rief: Wundersam unheimlich erklang in dem Regengerieſel der tiefen Nacht seine eigene Stimme.

„Hilfe! — Hilfe!"

Dann eine Pause ängstlichen Abwartens, und wieder: „Hilfe!" Nichts als Schweigen ringsum.

„Hilfe!"

Da erwachte irgendwo ein schläfriger Bauernköter und bellte gegen den Hilferuf an. Sübing hoffte, wenn der Hund zu bellen fortführe, würde er den Bauern in der siebenfachen Verschanzung seiner Federkoje am Ende doch erwecken. Er rief abermals. Der Köter antwortete. Nichts. Nichts. Endlich schmerzte Kehle und Brust ebensosehr wie der Fuß, und er mußte einhalten.

Da lag er in der Aussicht, die ganze Nacht da liegen zu müssen. In der Ferne pfiff von der Stadt her der letzte Zug heran. Es war also ein paar Minuten vor Mitternacht. Er faßte sich in Geduld. Aber wie lang wurde nun die Zeit! Schmerzen in allen Gliedern, die Kälte, die Nässe schüttelte sein innerstes Mark mit Fieberschauern. Der späte Mond brach ein wenig durch das zerrissene Gewölk und versank wieder im Regen. Der Köter kläffte noch immer. Und die Zeit schlich dahin, und Gedanken und Sorgen und Hoffnungen und Kleinmut kreisten in der Seele. Eigentliches Beten hatte der alte Pfarrer trotz seiner Frömmigkeit nie recht gekannt; Gott zu bitten um diese oder jene spezielle Kleinigkeit, und sei sie auch Glück und Leben eines Menschen, hatte er immer für heidnisch gehalten; er betete, wie im Vaterunser, nie für den einzelnen, sondern immer für alle, nie für sich, sondern immer für uns. Und so, wenn er dachte, wie viel Liebe er vielleicht noch zur Tat werden lassen könnte, falls er diese Nacht überstehe, wagte er zu bitten:

„Erlöse uns von dem Uebel."

Und wahrlich, es schien, als ob das Gebet nicht zu Schanden werden sollte. Es schien, als ob von der Stadt her ein Schritt sich näherte. Es schien in dem unsicheren Mondlicht, als ob eine dunkle Menschengestalt unter einem Regenschirm herankäme, die gleichfalls mit dem Glatteis kämpfend, die Arme, bald hierhin bald dorthin gestikulierend, in die Luft würfe und mühsam sich weitertastete. Ja, es war unverkennbar! Ein Mann schob sich näher und näher; jetzt wäre er beinahe ausgeglitten und gefallen, wenn er sich nicht an einem Chausseebäumchen gehalten hätte:

„Infames Glatteis! Wegen des verdammten Frauenzimmers den Zug zu verpassen!"

Sübing rief: „Guter Freund! Hierher! Helfen Sie einem Verunglückten!"

Der Schritt hörte auf. Jemand rief über die Chaussee: „Wer ist da?"

„Helfen Sie mir, guter Freund, helfen Sie mir nur das Ufer der Bäke hinauf, bis hinter den Schutz des Fuhrenkampes und dann — —"

„Betrunkener Lümmel!"

„Ich bin nicht betrunken. Ich bin der Pastor Sübing und ich bin auf dem Wege von armen Leuten nach Hause auf dem Glatteise gefallen und habe mir den Fuß gebrochen. Ich bitte Sie, wenn Sie nach Deichstädt kommen, wecken Sie den Fuhrmann Palm, und lassen Sie ihn seine Chaise schicken — ich verkomme hier in Nässe und Kälte."

Der Schritt näherte sich vorsichtig.

„Glauben Sie mir, ich bin nicht betrunken; ich habe auch nichts Böses vor. Ich kann Licht machen, dann sollen Sie sich selber überzeugen."

Und der Pastor zog aus seiner Tasche ein Zündholzschächtelchen hervor und beleuchtete mit dem aufsprühenden Flämmchen für einen Augenblick sein Gesicht, wie ein nächtlicher Blitz die Landschaft mit unheimlicher Deutlichkeit beleuchtet. Er selber konnte nur eine lange schwarze Gestalt in seiner Nähe gewahren, die einen Regenschirm dicht über dem Kopfe hielt.

„Bitte, reichen Sie mir die Hand, daß ich nur ans Ufer hinauf gelangen, nur die Füße aus dem Schlamm ziehen kann!"

Aber die Gestalt näherte sich nicht; keine Hand streckte sich aus. Nur, als einmal wieder ein flüchtiger Mondstrahl durch die Wolken blickte, glaubte der Pastor den großen, schwarzen Regenschirm den Weg nach der Stadt zurückschwanken zu sehen, den er gekommen war. Der Regen rieselte, der Wind schnob und pfiff, der Köter kläffte immer noch, und die lange Nacht schleppte ihre Stunden weiter.

* * *

Fahrplanmäßig lief der erste Personenzug am Sonntag Morgen um 7 Uhr 20 Minuten auf dem Bahnhof Deichstädt ein, und da es kein Geschäftstag war und nur wenig Passagiere ausstiegen, hatte der Inspektor Renner Zeit, den Hilfsprediger Geßler zu begrüßen.

„Guten Morgen, Mann Gottes. Nun, wieder in dem theologischen Kränzchen zu lange disputiert und die Nacht bei dem alten Universitätsfreunde auf dem stark parfümierten Taschentücherſofa kampiert?"

„Ich muß mir Ihre unpassenden Scherze nachgerade ernstlich verbitten, Herr Inspektor. Wenn Sie aber mein Nachtquartier so sehr interessiert, so will ich gern meine Hotelrechnung aus dem Frankfurter Hof für Ihr Autographenalbum stiften."

Und Geßler zog mit sanfter Güte das Blättchen aus der Brieftasche und reichte es dem Inspektor.

„Na, dann hat es im Frankfurter Hof wohl durchgeregnet. Wenigstens Ihr Ueberzieher hat von dem Schauer der Nacht sein gehörig Teil abbekommen."

„Nicht wahr, welch ein Wetter? Ich dachte erst, wie gewöhnlich zu Fuß zu gehen; aber der Regen und das schlimme Glatteis zwangen mich am Tore umzukehren und das Hotel aufzusuchen."

„Es ist nur gut, daß Sie überhaupt hier sind; denn außer Ihrer Bibelstunde werden Sie wohl auch noch die Hauptpredigt haben. Denken Sie, der alte Sübing ist gestern Abend auf dem Feldweg bei der Fuhrenkampsbrücke auf dem Glatteise gestürzt und hat den Fuß gebrochen."

„Mein hochverehrter, lieber Herr Amtsbruder in Christo Jesu? Nicht möglich!"

Digitized by Google

„Sie versündigen sich, Mann Gottes. Stehet nicht geschrieben: Bei Gott ist kein Ding unmöglich? Dieses ist nun vollends ganz gewiß wahr."

„Aber lassen Sie doch den sündhaften Spott und erzählen Sie."

„Heute früh haben ihn Karsten Meier und Arndt Nieberg aufgefunden. Da sage noch einer, daß die Schmuggler zu den Uebeltätern gehören! Die beiden hatten ein paar Sack Kaffee von der Stadt her über die Feldwege durch den Fuhrenkamp hereinbringen wollen, ohne das Zollamt zu inkomodieren, und wie sie da hinter dem Birkengestrüpp um die Ecke nach der Brücke einbiegen wollen, finden sie den alten Herrn völlig durchgeregnet, die Füße in der Bäke, ganz besinnungslos, und die Lunge immer rasselnd wie nichts Gutes."

„Die Gnade des Herrn möge mit ihm sein!"

„Und diese verfluchten Schmuggler, denken Sie nur, riskieren ihre Kaffeesäcke dran, verstecken sie hinter einen alten Ginsterbusch im Fuhrenkamp und laden sich den Pastoren auf, fürsichtiglich, fürsichtiglich und schleppen ihn der alten Adelheid ins Haus. Na, das Geschrei können Sie sich denken. Ich war just auf dem Wege zum Dienst. Dies Laufen nach Doktor und Apotheker; ich habe auch sogleich noch zur Stadt nach einem zweiten Jünger Aeskulaps telegraphieren müssen."

„Sie werden hoffentlich, den nicht vergessen, der gesagt hat: Ich bin der große Arzt."

„Das beste aber kommt noch. Der alte Kontrolleur Rot und sein Kollege Reineke, — die beiden Kerle haben Spürnasen wie Füchse und Augen wie Adler, — die haben Nachtronde gehabt und wittern schon im Haidkrug die beiden Missetäter mit ihren Kaffeesäcken. Natürlich lassen die Hüter des Gesetzes sie die geliebte Last ruhig auf den beglatteisten Feldwegen weiter schleppen; es ist ja Zeit genug, sie ihnen abzunehmen, wenn sie damit an der Hintertür der Tante Anna oder Gott weiß welches Biederkrämers sonst angelangt sind. Also sie glitschen auf den Feldwegen in angemessener Entfernung hinter ihnen drein und werden bei solcher vorsichtigen Gangart ungesehene Zeugen des schönen Tausches an der Fuhrenkampbrücke. Was das für ein Mensch ist, den die Kerle aus der Bäke herauflotsen, kann Rot zwar trotz seiner Adleraugen nicht erkennen, wohl aber merkt er sich, wohin die Kaffeesäcke geborgen werden. Nachdem nun die beiden Sünder mit der neuen Last ihren Weg fortgesetzt haben, bleibt freilich den beiden Zöllnern nichts übrig als die alte Last auf die eigenen Schultern zu nehmen, und so langen sie denn ums Morgenrot in Prozession vor der Tür der Pastoren-Adelheid an und fragen, ob der Kaffee gleichfalls hier abgeliefert werden solle oder ob die Herren Karsten Meier und Arndt Nieberg auf dem Zollamt darüber verfügen wollten. Na! das war der fünfte oder sechste Wiederholungsfall der beiden. Da werden ihnen wohl etliche Monate Zuchthaus blühen Der Fall Menschenrettung war jedoch der erste, und ob es dafür schon eine Rettungsmedaille gibt, weiß ich nicht."

* * *

An eine Heilung des gebrochenen Fußes war nicht mehr zu denken gewesen; eine sehr heftige Lungenentzündung raffte den alten Pastor Sübing in wenig Tagen dahin. Die Antrittspredigt des neuen Pastor Geßler rührte die Frommen von Deichstädt zu Tränen.

Horn bei Bremen. A. Fitger.

Karl Goldmann: Das Rätsel des Angelus und andere Novellen. Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin.

Das Aeußere dieses Buches kündigt uns bereits einen Aestheten an, einen jener modernen Romantiker, die das Mittelalter, die Mystiker, die Kunst der Giotto Botticelli u. ä. lieben, die sich hingezogen fühlen zu allem Feierlichen, Seltsam-Schönen, Hoheitsvollen, die so gern die Dinge der Welt in Symbole kleiden.

Karl Goldmann zeigt sich in diesem Buche noch als ein Unfertiger, aber doch zugleich auch als ein Talentvoller, auf dessen Entwicklung man gespannt sein darf. Am abgerundetsten ist vielleicht die Titelnovelle „Das Rätsel des Angelus", die dabei aber auch recht deutlich seine Schwächen aufdeckt, deren hauptsächlichste ein Mangel an Anschaulichkeit ist. Wenn etwa bei ihm — um hier nur ein einziges Beispiel anzugeben — eine „kühn geschnittene Nase aus der Fläche des Gesichts" tritt, so ist das nichts weniger als plastisch. Indessen scheint ihm dieser Mangel recht wohl bewußt zu sein, da man an vielen Stellen merkt, wie er nach Anschaulichkeit ringt, ein Umstand, der erhoffen läßt, daß es ihm bei ernstlicher Arbeit und Selbstzucht gelingen möge, diesen Mangel zu beseitigen. Zu diesem Zweck müßte er in seinen Ausdrücken prägnanter werden und lernen, in seinen Bildern das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden. Im engen Zusammenhange hiermit steht ein zweiter Mangel: seine Personen reflektieren viel zu viel, ganz besonders aber sein Priester Gregor in der zweiten Novelle „Die Rettung des Narren". Der Verfasser seziert solange an diesem Gregor herum und weist mit soviel Beharrlichkeit all jene kleinsten Seelenregungen auf, bis wir kaum noch an diese Seele, zum mindesten aber nicht mehr an den Körper, der diese Seele umschließen soll, glauben können. Ein Mensch, mit dem keine äußere Veränderung vor sich geht, der nichts tut und sich nicht bewegt, ist für uns im Leben uninteressant — ist tot für uns, in ihm kann sich kein bewegtes Innenleben abspielen. Das Aeußere ist eben auch eine Form des Innern! Da für uns das Innere tot ist, wenn das Aeußere bewegungslos bleibt, so sollte doch der Epiker dafür sorgen, daß wir die Menschen von außen sehen, nicht immer nur von innen, damit sie nicht zu bloßen Schemen verblassen; er muß bemüht sein, die inneren Vorgänge in äußere Handlungen umzusetzen, so nur gewinnt eine Person für uns Leben und Bedeutung! Da dem Verfasser vorläufig diese Kraft, Menschen zu gestalten, noch mangelt, erzielt er auch seine stärksten Wirkungen in seiner letzten Novelle „Tramm auf den Felsen", einer Art Märchen, worin der Kampf des Christentums mit dem heiteren Hellenentum symbolisiert wird. Hier, wo die Konturen der Wesen und Dinge verschwommen bleiben dürfen und nicht unbedingte Klarheit erfordern, wird seine Sprache, da sie rein dem Gefühl folgen darf, freier und schwungvoller, erhebt sie sich zur poetischen Prosa and ersetzt an Schönheit und Rhythmus, was ihr an Prägnanz fehlt, sodaß sich das Ganze wie ein Gedicht liest. Trotz des mannigfach Unfertigen weist das Buch doch häufig Stellen voll Kraft und Schönheit auf, derentwillen es ebenso empfohlen zu werden verdient, wie der Hoffnungen wegen, die es erweckt.

Weniger erfreulich wirkt der Buchschmuck von Lucian Bernhard. Mit steifen, rohen Linien allein kommt man der Naivetät der alten Holzschneider und der monumentalen Einfachheit alter Meister noch nicht nahe.

Hago Philipp.

Der Großstadtverkehr von Dr. phil. et jur. J. Kollmann, Ingenieur in Berlin, Heft 3 der von Dr. Hans Landsberg herausgegebenen „Modernen Zeitfragen", Preis 1 Mark,

schildert auf 41 Seiten die zurzeit in Berlin in Betrieb stehenden und projektierten Verkehrsmittel: Eingehend wird die Hoch- und Untergrundbahn behandelt, wobei Londoner, Pariser und Newyorker Einrichtungen zum Vergleich herangezogen werden, sodann die Projekte der Schwebebahn und der städtischen Bahnen erörtert, in scharfer Weise die Unzulänglichkeit der Stadt- und Ringbahn und der Berliner Straßenbahn hervorgehoben, schließlich die wachsende Bedeutung des Omnibusverkehrs betont. Der Droschken- und Dampferverkehr bleibt unerwähnt. Da das Verkehrsproblem ein wesentlicher Bestandteil der Wohnungsfrage ist, verdienen die klaren und umfassenden Schilderungen des augenblicklichen Zustandes des Berliner Verkehrswesens besondere Beachtung, umsomehr — da der Verfasser als ein berufener Kenner gelten darf. Insbesondere ist Kollmanns Forderung: Schaffung eines Berliner Verkehrsamtes als selbständiger kommunaler Behörde neben der Verkehrsdeputation als zweckentsprechend zu bezeichnen. Die Ausführungen im einzelnen werden nicht ohne Widerspruch bleiben: so läßt die Kritik an der Stadt- und Ringbahn zu sehr die geschichtliche Entwicklung außer acht; der Ausdehnung des Omnibusverkehrs wird man skeptisch entgegensehen.

Fr.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 42. Berlin, den 15. Juli 1905. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Die deutsche und die französische Diplomatie haben nach endlosem Hin- und Herverhandeln glücklich die Vorrede zur Marokkokonferenz fertiggestellt und der profanen Welt zur Bewunderung unterbreitet. Wer sich noch einigen Sinn für internationalen Humor bewahrt hat, der kann an diesen gewichtigen diplomatischen Aktenstücken seine Freude haben. Frankreich und Deutschland gehen auf die Konferenz, nachdem sich die Regierungen beider Länder feierlich versichert haben, ihre Absichten ständen im Einklange mit folgenden Grundsätzen:

„Souveränität und Unabhängigkeit des Sultans, Integrität seines Reiches, wirtschaftliche Freiheit ohne jede Ungleichheit, Nützlichkeit von polizeilichen und finanziellen Reformen, deren Einführung für kurze Zeit auf Grund internationaler Vereinbarungen geregelt werden solle, Anerkennung der Lage, die für Frankreich in Marokko geschaffen wird durch die langausgedehnte Grenzberührung zwischen Algerien und dem Scherifischen Reiche, durch die sich hieraus für die beiden Nachbarländer ergebenden eigenartigen Beziehungen sowie durch das für Frankreich folgende besondere Interesse daran, daß im Scherifischen Reiche Ordnung herrsche."

Und deshalb Räuber und Mörder! Um diesen Akkord herzustellen, sind zwei große Völker länger als einen Monat hindurch in Unruhe erhalten worden!

„Was es" — so fragt der Pariser Korrespondent des „Berliner Tageblatts", dessen Berichte sich bei dem ganzen Marokkohandel durch ein ungewöhnliches Maß von bon sens ausgezeichnet haben —, „um zu diesem Akkorde zu gelangen, durchaus nötig, am Tage nach dem Rücktritt Delcassés mit der mehr als geharnischten Note vom 6. Juni und mit anderen Kundgebungen hier Bestürzung und Erbitterung zu verbreiten, die gerade in jenem Momente einer Annäherung so günstige Stimmung zu verderben und eine wirkliche Gefahr heraufzubeschwören? War es nötig, daß man zuerst, um mit dem ‚Figaro' zu sprechen, die ‚schmollende, schweigsame Sphinx' spielte, geheimnisvolle Mienen annahm und so hier eine mißtrauische Furcht vor den Absichten Deutschlands erweckte? Jeder, der die Dinge nicht vom grünen Tische aus beurteilt, wird diese Fragen mit einem glatten ‚nein' beantworten, und man kann hinzufügen, daß alles, was erreicht worden, auch durch gefahrlosere Mittel erreicht werden konnte."

Daß bei dieser ganzen Marokkoaffäre bisher irgend etwas herausgekommen wäre, was für die realen Interessen Deutschlands Bedeutung hätte, wird niemand behaupten können, der zwischen Sein und Schein zu unterscheiden weiß. Man versichert deshalb umso nachdrücklicher, Deutschlands Prestige sei gesteigert worden. Wo in der Politik Begriffe fehlen, da stellt zur rechten Zeit das Wort „Prestige" sich ein!

Es gibt gewisse politische Torheiten, die dem einfachen Menschenverstand so unbegreiflich erscheinen, daß sich alsbald ein Zweifel darüber erhebt, ob sie auch dem Kopfe dessen entsprungen seien, der dafür die politische Verantwortung trägt. Zu diesen Mißgriffen gehörte die diplomatische Intervention des Fürsten Bülow, um Herrn Jaurès in Berlin am Reden zu verhindern. Man hat durchblicken lassen, daß Fürst Bülow bei diesem staatsmännischen Akt äußeren Einflüssen ausgesetzt gewesen sei, denen zu widerstehen er sich nicht stark genug gefühlt habe. Diese Entschuldigung ist das Gegenteil einer Schmeichelei. Denn wer nicht soviel Kraft besitzt, der Zumutung zu widerstehen, eine handgreifliche politische Dummheit zu verüben, dem ist das Bitterste nachgesagt, was dem Leiter der Politik eines großen Landes vorgeworfen werden kann. Man wird deshalb im Interesse des Fürsten Bülow wenigstens die Fiktion aufrechterhalten müssen, als ob er diesen Fehler unbeeinflußt, ganz aus eigener Initiative begangen habe.

Daß es sich um einen Mißgriff schwerster Art gehandelt hat, wird dem Fürsten Bülow heute ebenfalls nicht mehr verborgen sein. Selten hat ein diplomatisches Aktenstück in allen Sprachen der Welt eine so abfällige Verurteilung erfahren wie der Jaurès-Brief des Fürsten Bülow an den Fürsten Radolin. Diese Kritik erscheint umso empfindlicher, als sie durchweg auf den Ton einer verächtlichen Ironie gestimmt war. Die paar Verteidiger, die Fürst Bülow in der deutschen Scharfmacherpresse gefunden hat, kamen ihrer undankbaren Aufgabe mit plumpem Ungeschick nach. Die große Masse der Bülow freundlichen Presse fühlte sich dagegen sehr verlegen und hatte den Wunsch, die unbequeme Angelegenheit sobald wie möglich in Vergessenheit zu bringen. Sie suchte die Aufmerksamkeit auf die Erfolge der Bülowschen Marokkopolitik zu lenken, der es glücklich gelungen sei, der französischen Regierung die Zustimmung zu der Marokkokonferenz abzuringen. Aber es liegt in der Natur der Sache, daß die öffentliche Meinung, die gerade eben Zeuge eines politischen Mißgriffs geworden ist, dessen auch die schlimmsten Oppositionsmänner den gegenwärtigen Reichskanzler bis vor kurzem nicht für fähig gehalten hätten, mit wachsender Skepsis erfüllt wird gegenüber allen jenen diplomatischen Finessen, die sich nicht in voller Oeffentlichkeit abspielen, und deren Meister angeblich Fürst Bülow sein soll.

Die Hoffnung, daß die deutsche Sozialdemokratie dem deutschen Reichskanzler den Gefallen tun würde, seinen Mißgriff dadurch wieder gut zu machen, daß sie ihrerseits die Waffe, die er ihr in die Hand gespielt hat, ungeschickt benutzte, ist nicht in Erfüllung gegangen. Zunächst hat Herr Jaurès in durchaus würdiger und keineswegs schwächlicher Weise das kleinliche Redeverbot beantwortet. Er hat den plumpen Versuch, ihn auf Kosten der deutschen Sozialdemokratie herauszustreichen, mit dem Hinweis darauf abgelehnt, daß die nationalistischen Deutschenfresser in Frankreich dasselbe Manöver seit langer Zeit anwenden, um durch Herausstreichen der deutschen Sozialdemokratie Herrn Jaurès in Frankreich zu diskreditieren. Er hat sodann mit rückhaltloser Deutlichkeit erklärt, daß diese mesquine deutsche Polizeimaßregel ihn nicht hindern werde, nach wie vor

Digitized by Google

auf freundschaftliche politische Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich hinzuarbeiten. Aber auch die deutsche Sozialdemokratie hat die Parteivorteile, die ihr aus der Handlungsweise des Fürsten Bülow erwuchsen, im großen und ganzen mit Geschick ausgenutzt. Allerdings war die Lage, in die sie durch den Reichskanzler versetzt wurde, eine so ungewöhnlich günstige, daß es kaum möglich war, sie durch eigene Dummheiten zu verhunzen. Der „Vorwärts" brachte an demselben Sonntag, an dem Jaurès in Berlin sprechen sollte, die ganze Rede des französischen Sozialistenführers im deutschen Wortlaut, eine wirksame Vorbereitung für das dann folgende Protestmeeting, in dem alle sozialdemokratischen Register gezogen wurden, ohne daß in der Versammlung irgendetwas vorkam, was den Vorwand für die nachträgliche Entschuldigung des Redeverbots geliefert hätte.

Das Resultat der diplomatischen Aktion des Fürsten Bülow kann danach folgendermaßen zusammengefaßt werden: Diskreditierung des deutschen Reichskanzlers innerhalb und außerhalb Deutschlands — Anerkennung der internationalen Sozialdemokratie als eines Hauptfaktors der internationalen Politik — Steigerung des Selbstgefühls der deutschen Sozialdemokratie — Herabdrückung der Regierungspolitik des mächtigen Deutschen Reiches auf den kleinlichsten Polizeistandpunkt.

Die Duplizität der Ereignisse, die in der Kriminalistik so oft beobachtet ist, scheint auch auf dem Gebiet der Polizeitorheiten Platz zu greifen. An demselben Sonntage, an dem Jaurès in Berlin nicht sprechen durfte, hat auch die badische Polizei in Konstanz einigen außerdeutschen Sozialisten, die dort neben dem deutschen Sozialistenführer Bebel sprechen sollten, das Reden untersagt. Der Erfolg war der, daß sich nun die Versammlung ein paar Minuten weiter auf Schweizer Gebiet begab, um dort über diese Nachahmung der Bülowschen Polizeimaßregel Hohn und Spott auszuschütten. Ein politisches Satyrspiel! Man darf wohl beweifeln, daß die badische Polizei diese Ungeschicklichkeit begangen haben würde, wenn sie sich nicht gescheut hätte, durch ein verständiges Handeln das Vorgehen des Reichskanzlers gegen Jaurès in em noch ungünstigeres Licht zu rücken.

Es ist interessant, die Art und Weise, wie bei uns mit ungeschickten Scharfmacherkünsten die Sozialdemokratie bekämpft wird, mit dem Benehmen zu vergleichen, das die Regierung und die Majorität des Parlaments in Frankreich in der Behandlung von Sozialdemokraten einschlägt. Allerdings hat es die französische Sozialdemokratie der Richtung Jaurès verstanden, unvergleichlich größeren Einfluß auf die Gegenwartspolitik Frankreichs zu gewinnen als die Dremillionenpartei Deutschlands auf die Politik unseres Reichs. Immerhin verdient ein charakteristischer Zug nach dem Abschluß des großen gesetzgeberischen Werks der Trennung von Staat und Kirche vermerkt zu werden.

Der Berichterstatter über die Gesetzesvorlage in der französischen Deputiertenkammer war der Sozialist Aristide Briand, der sich seiner Aufgabe, wie allgemein anerkannt wurde, mit glänzendem Geschick entledigt hat. Seiner Schlußrede wird auf Beschluß der Deputiertenkammer die Auszeichnung zuteil, in allen Gemeinden Frankreichs öffentlich angeschlagen zu werden. Wir kennen in Deutschland diese Einrichtung nicht; aber selbst wenn wir sie hätten, glauben wir nicht, daß in absehbarer Zeit die Rede eines Sozialistenführers durch öffentlichen Anschlag auf Staatskosten dem Volke bekannt gemacht werden würde.

Zu Ehren des Herrn Briand wurde aber außerdem ein Festbankett veranstaltet, an dem die ersten Männer der französischen Demokratie, darunter auch Nichtparlamentarier wie Anatole France, und eine größere Anzahl von Ministern teilnahmen. Den Vorsitz beim Festbankett führte der Kultusminister Bienvenu-Martin. Man denke sich ein Festbankett in Berlin zu Bebels Ehren unter dem Vorsitz des Kultusministers Studt! An Trinksprüchen war kein Mangel, und als sich Herr Briand erhob, um für die ihm gezollten Ehren zu danken, toastete er nicht auf einen Repräsentanten der nationalen oder internationalen Sozialdemokratie, sondern auf einen Bourgeois: au bon, au vaillant, au loyal démocrate qu'est M. Combes.

Wie weit sind unsere politischen Sitten von einer derartigen unbefangenen Anerkennung von Verdiensten politischer Gegner entfernt! Die deutsche Sozialdemokratie hat allerdings durch die schematische Ruppigkeit, mit der sie jeden behandelt, der nicht zu ihrer Fahne schwört, das ihrige redlich beigetragen, um Vorkommnisse, wie sie bei dem Briand-Bankett stattgefunden haben, bei uns unmöglich zu machen. Aber die staatserhaltenden Philister, die den Scharfmachern so willig Hilfsdienste leisten, haben auch ihrerseits wirksam die Bestrebungen unterstützt, daß in Deutschland der „Umstürzler" gewohnheitsmäßig zum Gegenstand des Hasses und der Verachtung gemacht wird. Der Umstürzler braucht nicht einmal ein Sozialist zu sein.

Als kürzlich in Italien die hundertste Wiederkehr des Geburtstages Mazzinis gefeiert wurde, nahmen der König und die Königin in Rom an einer Festveranstaltung teil, bei der die Hauptrede von einem Freimaurer gehalten wurde, der obenein den unchristlichen Namen Nathan führte. Würde es bei uns möglich sein, daß ein Mitglied des Königlichen Hauses auch nur an einer Waldeck-Feier Anteil nähme? Und doch war Waldeck kein Verschwörer und kein Republikaner wie Mazzini, sondern ein eingefleischter Monarchist.

In Dresden ist es gelungen, die seit längerer Zeit geplante reaktionäre Aenderung des Kommunalwahlrechts durchzuführen. Der offen eingestandene Zweck der Wahlrechtsänderung ist auch in diesem Falle die Schwächung des Einflusses der Sozialdemokratie. Der Vorgang hat große Aehnlichkeit mit den gleichzeitigen Bestrebungen auf Herbeiführung einer Wahlrechtsverschlechterung in Hamburg und Lübeck. Diese Gesetzesklitterungen zu keinem anderen Zweck, als um eine bestimmte Partei um ihren politischen Einfluß zu prellen, mehren sich. Man kann nicht abfällig genug über diese Tendenzgesetzgebung urteilen. Aber das Gefühl für das Unwürdige solcher Gesetzmacherei ist leider noch wenig ausgebildet. Selbst die Sozialdemokratie reagiert äußerst schwach auf alle derartigen gesetzgeberischen Attentate, obgleich diese in erster Linie gegen sie gerichtet sind.

Der badische Reichstagswahlkreis Donaueschingen-Villingen, der bisher stets nationalliberal oder konservativ vertreten gewesen war, ist bei einer Nachwahl gleich im ersten Wahlgange vom Zentrum erobert worden. Das Zentrum gewann gegen die Wahl von 1903 1190 Stimmen, die Nationalliberalen verloren 879 und die Sozialdemokraten 323. Der von einigen Nationalliberalen an den ungünstigen Wahlausfall geknüpfte Trost, daß wenigstens die Sozialdemokratie auch ein paar hundert Stimmen verloren habe, ist umso einfältiger, als 1903 der Wahlkreis von den Nationalliberalen nur mit Hilfe der Sozialdemokratie behauptet wurde. Der Agitationsstoff, den Fürst Bülow der Sozialdemokratie neuerdings geliefert hat, konnte noch nicht wirksam werden. Wäre das Redeverbot gegen Jaurès früher erlassen worden, hätten die Nationalliberalen den Wahlkreis mit Hilfe der Sozialdemokratie vielleicht halten können.

Auch im Reichstagswahlkreis Oberbarnim hat eine Nachwahl stattgefunden, bei der die Sozialdemokratie — seit 1893 eine ständige Erscheinung — einen erheblichen Stimmenverlust, rund 1000, aufzuweisen hat. Auch die Stimmenzahl des Kandidaten der vereinigten Reaktionäre, des bisherigen Mandatsinhabers Pauli, ist um zirka 700 Stimmen zurückgegangen, während die freisinnige Volkspartei, die diesmal in der Person des Herrn Dr. Kollmann einen sehr guten Kandidaten gefunden hatte, sich eines Zuwachses von fast 600 Stimmen rühmen kann. Die Freisinnigen mit ihren 3500 Stimmen geben bei der Stichwahl zwischen dem Reaktionär und dem Sozialdemokraten, die jeder rund 6200 Stimmen erhalten haben, den Ausschlag. 1893 haben die Freisinnigen in ihrer Mehrheit dem Reaktionär den Sieg gesichert. Hoffentlich werden sie diesmal einsichtig genug sein, für den Sozialdemokraten einzutreten und damit die Reaktion um ein Mandat im Reichstage zu schwächen.

Digitized by Google

Der „Knjäs Potemkin" ist von der meuternden Mannschaft den rumänischen Behörden freiwillig übergeben worden, nachdem die zu seiner Verfolgung entsandten anderen russischen Kriegsfahrzeuge es meisterhaft verstanden hatten, seiner nicht habhaft zu werden und er so einige Tage lang den absoluten Beherrscher des Schwarzen Meeres spielen konnte. Da das Schiff der russischen Marine bereits zurückgegeben ist und sich sogar ein Teil der Besatzung sowie das in seiner Begleitung befindliche Torpedoboot reumütig der übrigen russischen Schwarzmeerflotte wieder angeschlossen hat, so sind die russischen Gewalthaber aus den abenteuerlichen Vorgängen in Odessa sehr glimpflich davongekommen.

Inzwischen haben sich die Japaner auf der Insel Sachalin festgesetzt, indem sie ohne besonderen Widerstand seitens der Russen Korsakowsk nahmen. Der Krieg ist somit auch auf eigentlich russisches Gebiet übertragen worden. Bei den Friedensverhandlungen, deren Beginn ja nun endlich nach Ernennung und Abreise der beiderseitigen Bevollmächtigten für Anfang August gesichert erscheint, dürfte die Ueberlassung Sachalins an die Japaner einen Punkt der Friedensbedingungen bilden.

In Australien hat sich ein Ministerwechsel vollzogen, der Europa um deswillen besonders interessieren kann, als er vornehmlich aus handelspolitischen Ursachen hervorgegangen ist. In dem australischen Bundesparlament existieren drei ziemlich gleich große Parteien, eine freihändlerische unter der Führung von Mr. Reid, eine bürgerlich-schutzzöllnerische unter der Führung von Mr. Deakin und eine Arbeiterpartei, die auch stark protektionistisch ist, unter der Führung von Mr. Watson. Gegen das Ministerium Watson, das einige Zeit am Ruder blieb, verbündeten sich die Gruppen Reid und Deakin und brachten es zu Fall. Reid trat an die Spitze des neuen Ministeriums. Jetzt aber ist das Kabinett Reid gestürzt, und der Schutzzöllner Deakin hat die Regierung übernommen. Wie lange er sich mit Hilfe der schutzzöllnerischen Arbeitergruppe wird am Ruder erhalten können, bleibe dahingestellt. Man wird aber darauf gefaßt sein müssen, daß der Import aus Europa allerlei protektionistischen Beschränkungen unterworfen wird.

* * *

Ein neuer Dreibund.

Die marokkanischen Variationen des alten diplomatischen Spiels „Viel Lärm um Nichts" sind soweit verklungen, daß man darangehen kann, die Haupteindrücke zu fixieren, die dies Spiel hervorgerufen hat.

Der stärkste dabei ist die Friedensliebe des heutigen demokratischen Frankreichs. Man hat sich in geheimnisvollen Andeutungen darüber ergangen, daß Herr Delcassé allerlei Intrigen gesponnen habe, um gegen Deutschland eine Koalition, deren Kern England und Frankreich bilden sollten, zusammenzubringen. Ob Herr Delcassé im Ernst diese phantastischen Ideen verfolgt hat, erscheint von untergeordneter Bedeutung, seitdem es aller Welt klar geworden ist, wie wenig Rückhalt er im eigenen Lande für solche diplomatischen Phantastereien hatte. Der Minister einer demokratischen Republik kann sein Land nicht in weitreichende politische Kombinationen mit anderen Staaten hineinziehen, ohne der Zustimmung der Regierung, welcher er angehört, und der Majorität des Parlamentes, von der er abhängig ist, sicher zu sein. Daß man ihn ohne Sang und Klang über Bord warf, als er jener phantastischen Koalitionspolitik verdächtig wurde, zeigt am besten, wie gering die Gefahr war, daß Deutschland Delcassés Koalitionsplänen zum Opfer fiel.

Auch die Behauptung, daß sich England leichterhand solchen abenteuerlichen Koalitionsplänen dienstbar gemacht haben würde, ist alles andere eher als wahrscheinlich. Natürlich wünscht man, den Glauben zu erwecken, als ob Deutschland von einer schrecklichen Gefahr, die ihm durch Delcassé gedroht habe, durch die Umsicht der deutschen Diplomatie befreit sei. Besonders seitdem es aller Welt klar wird, daß bei dem marokkanischen Handel selbst nichts Wesentliches für Deutschland herauskommen wird.

Das heutige demokratische Frankreich will keinen Krieg mit Deutschland, auch keinen Revanchekrieg wegen Elsaß-Lothringens — das ist anläßlich der Marokkoaffäre mit einer Deutlichkeit zutage getreten, wie nie zuvor. Gewiß hat der Zusammenbruch des russischen Alliierten es dem französischen Volke erleichtert, die Revancheideen zu begraben. Die sehr nüchterne Erwägung, daß die Bevölkerung Deutschlands diejenige Frankreichs um rund 20 Millionen übersteigt, und daß Rußland als aktiver Bundesgenosse Frankreichs gegen Deutschland für absehbare Zeit nicht mehr in Frage kommt, hat selbst auf die hitzigsten Köpfe Frankreichs abkühlend gewirkt. Die nationalistischen Revanchephrasen sind angesichts dieser nüchternen Tatsachen schlechthin lächerlich geworden. Hinzu kommt, daß Frankreich seit sechs Jahren in der Demokratisierung bedeutende Fortschritte gemacht hat, und daß die französische Demokratie aus Prinzip und im Gegensatz zur nationalistisch-chauvinistischen Reaktion jedem kriegerischen Konflikt mit seinem mächtigen Nachbar abgeneigt sein muß. Die Energie, mit der die französische Sozialdemokratie selbst dem bloßen Kokettieren mit dem Revanchegedanken entgegentritt, erweist sich danach nicht als ein Akt der Gefühlspolitik, sondern als ein Ausfluß wohlverstandener französischer Interessenpolitik, zugleich allerdings auch als ein äußerst wirksames Mittel für propagandistische Zwecke.

Es gibt im heutigen Europa keine dankbarere Rolle als die des Friedensbewahrers. Indem die Sozialdemokratie die Völker davon überzeugt, daß ihr die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens vor allen anderen Parteien am Herzen liegt, und daß sie auch durch nationalistische Phrasen nicht zu betören ist, macht sie für sich die denkbar beste Propaganda. Ihr diese dankbare Rolle allein zu überlassen, wäre für die bürgerliche Demokratie der größte Fehler. Der bürgerliche Radikalismus in Frankreich hat das völlig begriffen, nicht minder der englische Liberalismus, der seinen Einfluß auf das englische Volk wachsen sieht, und der nur zu gut weiß, daß die englischen Arbeiter zu Hunderttausenden aus seinen Reihen ausbrechen und sich sozialistisch organisieren würden, wenn der Liberalismus eine aggressive Auslandspolitik treiben wollte. Ist es doch recht eigentlich die Reaktion gegen den von Chamberlain propagierten Imperialismus und Protektionismus, die dem englischen Liberalismus die Sympathien des Volkes wieder zugeführt hat. Man kann deshalb mit Fug und Recht behaupten, daß jede Erstarkung der französischen Demokratie und des englischen Liberalismus eine Verstärkung der Gewähr des europäischen Friedens ist. So verlogen das alte napoleonistische Wort war: „L'Empire c'est la paix", so wahr ist heute das Wort: Die Demokratie ist der Frieden.

Für ein friedliches Deutschland sind deshalb die Aussichten eines friedlichen Dreibundes zwischen England, Frankreich und Deutschland heute nach der schweren Niederlage des russischen Absolutismus günstiger, als sie seit der Gründung des Deutschen Reichs je gewesen sind. Das Verständnis dafür ist auch im Wachsen. Der bekannte französische Deputierte Francis de Pressensé redet in der letzten Nummer der Londoner liberalen Wochenschrift „The Speaker" einem Dreibunde zwischen England, Deutschland und Frankreich charakteristischerweise bereits offen das Wort. All die Unruhe, meint er, die durch die marokkanische Affäre hervorgerufen sei, habe nur umso deutlicher erkennen lassen, daß nur ein Bund dieser drei Mächte den Frieden Europas auf eine absolut sichere Grundlage stellen könne. Ein solcher Dreibund bedeutete keine Absage gegenüber dem alten Dreibund. Auch denkt Pressensé schwerlich daran, daß dieser Dreibund fein säuberlich in einem formellen Vertrage seinen diplomatischen Ausdruck zu finden hätte. Derartige formelle Verträge haben ja überhaupt im Ernstfalle eine sehr zweifelhafte Bedeutung. Wichtiger ist ein Bund, der auf der wachsenden Einsicht der Völker von der

Digitized by Google

Notwendigkeit eines friedlichen Ausgleichs der Interessengegensätze zwischen den drei größten Kulturnationen Europas beruht.

Und hier ist auch der Punkt, wo die öffentliche Meinung der drei Länder energisch einzusetzen hat. Die Lehre vom beschränkten Untertanenverstand, die sich für die innere Politik nicht mehr aufrecht erhalten läßt, nicht einmal in Rußland, möchte man wenigstens für die Fragen der auswärtigen Politik in Uebung erhalten. Was wäre aber wohl aus dem marokkanischen Streitfall geworden, wenn in Frankreich statt einer demokratischen Regierung mit feinem Ohr für die Stimme der öffentlichen Meinung ein imperialistisches Regime am Ruder gewesen wäre? Man weiß, daß Napoleon III. von der steten Sorge gequält wurde, wie er das Prestige seiner Regierung aufrechterhalten könne. Die heutige demokratische Regierung Frankreichs hat sich nicht von der Eitelkeitsfrage des Prestige, sondern von den dauernden Interessen des Landes leiten lassen und damit auch auf dem Gebiete der auswärtigen Politik die Ueberlegenheit der Demokratie über den Imperialismus dargetan.

Theodor Barth.

Das Ergebnis der bayerischen Landtagswahlen.

Die bayerischen Landtagswahlen haben einen schweren Mißerfolg des Liberalismus gebracht. Es war ein jeder auf eine Niederlage gefaßt; aber daß sie dem Liberalismus mindestens 10 Mandate kosten würde, geht über pessimistische Vermutungen hinaus. Der Liberalismus behält wahrscheinlich noch 34 Mandate, der Bauernbund von seinen früheren 19 noch 12, die Sozialdemokratie kehrt mit 10 anstatt 11 zurück — aller Gewinn ist dem Zentrum zugefallen, das jetzt für sich allein mit 102 Mandaten beinahe die Zweidrittelmehrheit im Landtage besitzt. Das Zentrum wird seine Macht zu nutzen wissen: seine wirkliche Herrschaft wird jetzt beginnen, und Bayern wird diese Zeit mit verstärkter Einbuße an Leistungsfähigkeit und Einfluß zu bezahlen haben. Das sind allgemeine Erscheinungen zugleich: die Menschen wollen ja in ganz Deutschland einmal ausprobieren, ob Rückschritt nicht besser sei als Fortschritt. Eine solche Probe braucht ihre Zeit; inzwischen heißt es Geduld haben und dennoch arbeiten.

Dem Bündnis mit der Sozialdemokratie dankt das Zentrum einen großen Teil seiner Erfolge, während der Bundesgenosse leer ausgegangen ist. So wird das Verhältnis auch in Zukunft bleiben: die Sozialdemokratie wird der geprellte Teil sein. Und sie verliert mit diesem Wahlkampf jedenfalls den Anspruch, sich als reiner anzusehen, als andre Parteien: dem Zentrum zu solcher Uebermacht zu verhelfen, ist ebenso kurzsichtig wie — bei einer Partei der Freiheit und des Fortschritts — gewissenlos. Das Zentrum wird zögern, seine Macht auch der Sozialdemokratie im vollsten Umfang zu zeigen.

Noch stärker als der Liberalismus ist der Bauernbund von dieser Niederlage betroffen: er verliert mehr als ein Drittel seiner Mandate. Daß er sich im Abwärtsgehen befindet, war schon seit längerem deutlich wahrnehmbar. Er war mehr eine Stimmung, als ein klarer politischer Gedanke. Ohne rechte Führer, ohne irgendwelche Organisation war er nicht imstande, sich zu behaupten. Er hat zwar gezeigt, daß auch der katholische Bauer Südbayerns nicht naturgesetzlich dem Zentrum gehört und daß Mißstimmung über den politisierenden Geistlichen im Bauerntum vorhanden ist, aber zu einer gesicherten politischen Bewegung hat er es nicht gebracht.

Der Liberalismus ist, da Zentrum und Sozialdemokratie im neuen Landtag die Zweidrittelmehrheit haben, zur Bedeutungslosigkeit verurteilt. Er darf sich dafür in erster Linie bei sich und seinen früheren Führern bedanken. Nie wäre das Bündnis zwischen Zentrum und Sozialdemokratie zustande gekommen, wenn der bayerische Kammerliberalismus nicht seit langer Zeit jede Fühlung nach links verloren, und wenn er nicht das Wahlgesetz im letzten Landtag abgelehnt hätte. Heute hat sich die Meinung, die vor einem Jahre fast nur von den bayerischen Nationalsozialen offen vertreten wurde (und die man deshalb von liberaler Seite ähnlich behandelte, wie einst die sächsischen Nationalsozialen bei der Wahlrechtsänderung), in allen verständigen Köpfen durchgesetzt: die Ablehnung des Wahlgesetzes war der schwerste Fehler, den die liberale Kammerfraktion neben ihren vielen anderen Sünden begangen hat. Denn das Ergebnis dieser Politik ist, daß das Gesetz nun ohne den Liberalismus gemacht wird und vielleicht in einer noch drückenderen Form, daß man eine schwere Niederlage zur Belohnung für seine Kurzsichtigkeit erlitten hat, und daß man mit dem Schaden auch noch den Spott erdulden muß. Und alle weitere liberale Politik ist durch diese Fehler erschwert worden: die moralische Einbuße ist beträchtlich, der Gegensatz zur Sozialdemokratie ist auf Jahre hinaus verschärft, und ein künftiges Zusammengehen wird dem Liberalismus nach dieser Schwächung seiner ganzen Position größere Opfer kosten, als jetzt notwendig gewesen wären. Die neue liberale Kammerfraktion kehrt zudem in einer Gestalt zurück, die wenig neues Leben hoffen läßt. Der eine Schuldige ist allerdings auf der Walstatt geblieben: Oberlandesgerichtsrat Wagner wird in Zukunft den bayerischen Liberalismus nicht mehr aufhalten. Aber an seiner Stelle zieht der rechtsnationalliberale Freiherr von Kreß aus Nürnberg in den Landtag ein, der vielleicht noch weniger Sinn für die Aufgaben eines lebensfähigen Liberalismus besitzt. Nur zwei jüngere Elemente werden voraussichtlich — die Wahlmänner wählen erst am 17. Juli die Abgeordneten, und es liegen im Kreise Wunsiedel einige Personalschwierigkeiten vor — in den Landtag einziehen: der den Nationalsozialen nahestehende Lehrer Beyhl aus Würzburg und der jungliberale Dr. Goldschmit-München. Es ist nicht anzunehmen, daß diese beiden mit ihrem guten Willen imstande sein werden, der liberalen Kammerfraktion neues Leben einzuhauchen und ihr trotz aller Ohnmacht das Ansehen einer ruhmvoll kämpfenden Minorität zu verleihen. Das ist das Allerhärteste bei dieser Niederlage, daß der neuere bessere Nachwuchs des Liberalismus vom Landtag so gut wie ausgeschlossen bleibt, und daß deshalb die alte Wirtschaft weiter gehen wird.

Die künftige Hoffnung des bayerischen Liberalismus beruht jetzt noch stärker als zuvor auf den Anhängern im Lande. Sie allein können den entschiedenen Liberalismus betonen, der bei der Kammerfraktion in ihrer früheren und jetzigen Zusammensetzung immer nur wie eine halb erzwungene Sache erscheinen wird. Sie allein können den Weg gehen, der für die Mehrheit der liberalen Kammerfraktion wahrscheinlich auch jetzt noch unbegreiflich sein wird. Der bayerische Liberalismus wird für unabsehbare Zeit so ohnmächtig bleiben, wie er jetzt geworden ist, wenn er sich nicht mit der Sozialdemokratie irgendwie zusammenfindet. Das Zentrum ist nur dann aus seiner heutigen übermächtigen Stellung zu verdrängen, wenn künftig alle freiheitlich Gesinnten mit einander gehen. Die Zweifrontentheorie hat dem Liberalismus wieder einmal eine verlorene Schlacht gekostet; schließlich wird er doch wohl einmal diese Torheit einsehen. Dann könnte es schon bei der nächsten Wahl möglich sein, eine ganze Reihe verlorener Wahlkreise wiederzuerobern.

Von diesem Gedanken ist die jüngere und arbeitende liberale Generation geleitet. Sie hat diesmal keine Erfolge erzielt, wenngleich das Steigen der liberalen Stimmenzahl im Lande und der ganz knappe Verlust von 4 Mandaten im Allgäu — das Zentrum hat nur je einen Wahlmann mehr — ihr ein Recht gibt, besseres für die Zukunft zu hoffen. Sie wird den Mut nicht verlieren, auch wenn sie diesmal die Sünden der Väter mit bezahlen mußte.

München. Walter Goetz.

Digitized by Google

Geburt, Besitz und Begabung im Kampf um die höhere Schule.

Zu Anfang dieses Jahres wurde die Aufmerksamkeit der deutschen Zeitungsleser durch Beobachtungen erregt, die ein Berliner Gymnasiallehrer an Abiturientenarbeiten aus der Zeit der französischen Revolution gemacht hatte. Wie es hieß, waren die damaligen Abiturienten in ihren Gedanken selbständiger, in ihrer Sprache gewandter als die heutigen. Besonders eifrig wurde diese Feststellung in der sozialdemokratischen Presse verwertet; sie erklärte den Niedergang der auf den höheren Schulen gewonnenen Bildung aus dem Umstande, daß vor hundert Jahren die Söhne des Proletariats Zugang zu ihnen gehabt hätten, während sie heute von den Söhnen der Bourgeoisie gefüllt würden.

Solchen Anklagen gegenüber traten Vertreter der Schulverwaltung für die heutigen Schulen und ihre Abiturienten ein. Einer der besten Kenner des preußischen Schulwesens und insbesondere seiner Erfolge im deutschen Unterricht versicherte, in den Aufsätzen um 1900 fänden sich entfernt nicht so viel unreife und unbesonnene Gedanken, wie in denen um 1800. War damit wirklich bewiesen, daß wir keinen Grund haben, uns über den Vergleich zwischen den beiden Jahrhundertwenden zu beunruhigen? Mit mehr Recht kann man wohl den entgegengesetzten Schluß ziehen. Unreife Gedanken finden sich in den heutigen Aufsätzen doch nur deshalb so wenig, weil sie überhaupt kaum Eigenes enthalten, sondern im allgemeinen nur wiedergeben, was vorher im Unterricht mitgeteilt ist. Das Wesentliche bleibt also, daß man den früheren Abiturienten zutraute und zutrauen konnte, die ihren jungen Jahren entsprechenden Verkehrtheiten frisch und fröhlich niederzuschreiben und sich so zu reinerer Einsicht durchzuarbeiten, während die heutigen gezwungen sind, die Denkweise eines reiferen Alters als etwas Fertiges hinzunehmen.

Dieser Unterschied zeigt, daß die geistige Kraft unserer Jugend von den Leitern des Unterrichtswesens selbst jetzt niedriger eingeschätzt wird als in der Vergangenheit. Und dasselbe beweisen die zahlreichen Verfügungen, die bestimmt sind, die Schüler vor Ueberbürdung zu schützen. Noch vor einem halben Jahrhundert mußten die Jungen weit mehr arbeiten als heute, und doch klagte damals niemand über zu viel Anstrengung. Seitdem ist Verfügung über Verfügung erlassen, um die häuslichen Arbeiten einzuschränken; und doch verstummen die Klagen über Ueberbürdung nicht, ja sie werden von Jahr zu Jahr lauter und dringender.

Daraus folgt, daß die jetzigen Schüler Arbeiten nicht gewachsen sind, die frühere ohne Schwierigkeit bewältigten. So schließt zutreffend Hans Leiser*). Aber mit Unrecht macht derselbe Verfasser den jetzigen Schülern aus ihrer geringeren Leistungsfähigkeit einen Vorwurf, mit Unrecht lehnt er es ab, aus dem von ihm selbst behaupteten Tatbestand praktische Konsequenzen zu ziehen. Unsere Schulen sind doch für die Schüler da, wie sie jetzt sind oder sein können, nicht für solche, wie sie früher einmal waren und vielleicht immer sein sollten. Und da die gegenwärtigen Schüler sich durch die an sie gestellten Anforderungen überbürdet fühlen, so kann man es ihnen und ihren Eltern nicht verdenken, daß sie sich darüber beschweren und gegen Schulverwaltung und Lehrer ungerechte Vorwürfe erheben. Was hat man in den letzten Jahrzehnten nicht alles getan, um den Forderungen der Zeit gerecht zu werden! An Gründung neuer Schularten, Einführung neuer Fächer in die bestehenden Schulen, Anwendung neuer Methoden auf die herkömmlichen Gegenstände des Unterrichts ist das Menschenmögliche geschehen. Wenn all diese ernste und redliche Mühe nicht verhindern kann, daß viele, ja vielleicht die meisten mit Widerwillen für die Schule arbeiten und mit pietätloser Geringschätzung an sie zurückdenken, so ist es kaum zu verstehen, daß es noch immer Optimisten gibt, die glauben, durch neuen Lehrplan und bessere Methode alle Uebel und alle Unzufriedenheit aus der Welt schaffen zu können. Paul Selge*) ist ein solcher Optimist. Sein Ideal ist eine lateinlose Schule, auf der die neueren fremden Sprachen und Physik stärker, die übrigen Fächer dagegen schwächer betrieben werden als auf der heutigen Oberrealschule. Der Plan ist fein ersonnen; der verstärkte Betrieb der neueren Sprachen soll zugleich an sprachlich-logischer Schulung ebenso viel leisten wie das alte Gymnasium und an Vorbereitung für das praktische Leben ebenso viel wie die heutigen Realschulen. Aber kann Selge im Ernst glauben, irgend jemanden außer einigen entfernt nicht allen neusprachlichen Spezialkollegen mit einem solchen Vorschlage zufrieden zu stellen? Und glaubt er wirklich, damit alles zu bieten, was man billigerweise von der Jugendbildung verlangen kann? Selge selbst betont die Notwendigkeit, die heranwachsende Generation auf ihre Mitarbeit in der Weltwirtschaft vorzubereiten. Aber ist das möglich ohne umfassenden und gründlichen Unterricht in neuerer Geschichte und Erdkunde? Und es gibt Schüler, die für Erdkunde und Naturkunde vortrefflich veranlagt sind, für Sprachen aber, auch für neuere Sprachen, durchaus nicht.

Man sollte doch endlich den Gedanken aufgeben, alle Schüler auf eine einzige bevorrechtete Schule zwängen zu wollen, und nicht mehr an dem großen Fortschritt rütteln, den die letzte Schulreform gebracht hat: der Anerkennung eines freien Wettkampfes zwischen gleichwertigen, aber verschiedenartigen Organismen. Obgleich es durch diese Anerkennung jedem Schüler ermöglicht ist, ohne Rücksicht auf staatliche Privilegien sich diejenige Schule auszusuchen, auf die er nach Begabung und Neigung am besten paßt, besteht das Hauptübel unseres Schulwesens doch noch immer darin, daß zu mannigfaltige Individuen gezwungen sind, dieselben Stoffe in sich aufzunehmen und denselben Anforderungen zu genügen.

Denn durch den Zwang, der jetzt die Schülerscharen zusammenhält, werden nicht bloß die verschiedenen Arten, sondern auch die verschiedenen Grade der Begabung vergewaltigt. Das ist nicht immer so gewesen und brauchte auch heute nicht so zu sein. Vor hundert Jahren war die höhere Schule nicht der einzige, ja nicht einmal der vornehmste Weg zu bevorzugten Stellungen in Staat und Gesellschaft. Wer durch seine Geburt dem Adel angehörte, konnte auch ohne Befähigungsnachweis darauf rechnen, mindestens im Heere oder bei Hofe vorwärts zu kommen. Wer die Mittel hatte, den Unterricht seiner Söhne selbst zu bezahlen, konnte diesen Unterricht ganz nach persönlichem Bedürfnis und Ermessen einrichten, ohne durch staatliche Lehrpläne oder Prüfungsordnungen beengt zu sein. Wer zugleich unbemittelt und unbegabt war, konnte nicht daran denken, eine höhere Schule zu besuchen. So blieb die öffentliche höhere Schule im wesentlichen für die begabten Söhne unbemittelter oder wenig bemittelter Familien. Diesen konnten die Lehrer so viel und so schwere Arbeit zumuten, wie ihnen nötig schien, um eine tüchtige Ausrüstung für das akademische Studium zu erwerben. Wer solchen Anforderungen nicht genügte, fiel eben ab, ohne daß über Ueberbürdung oder pedantische Strenge geschrieen wurde. Wer sich aber der schweren Arbeit gewachsen zeigte, empfand sie nicht als einen drückenden Zwang, sondern als einen wertvollen Gewinn, der ihn in den Stand setzte, sich zu einer höheren sozialen Stellung emporzuringen.

So etwa lagen die Dinge, als das feudale Preußen bei Jena zusammenbrach. Nunmehr brachte die Reform in Staat und Heer den demokratischen Grundsatz zur Geltung, daß nur noch Tüchtigkeit und Verdienst zu einer bevorzugten Stellung berechtigen sollten. Doch dies Streben hatte auf die Dauer einen wesentlich anderen Erfolg, als die Männer der Reformzeit beabsichtigt hatten. Ihr Wille war stark genug, um die Söhne der bisher herrschenden Aristokratie auf den neuen Weg zu zwingen; aber ihr Einfluß war nicht nachhaltig genug, um die unbefähigten Aristokratensöhne davon fernzuhalten. Da man sich das erforderliche Maß von Kenntnissen und Bildung

*) Ueber die geistige Ermüdung der Schüler. Berlin 1905. Moderne pädagogischer und psychologischer Verlag.

*) Wem gehört die Zukunft? Zwei Aufsätze zur Reform der höheren Schulen. Leipzig 1905. Verlag von Raimund Gerhard.

Digitized by Google

am besten auf einer öffentlichen Schule aneignen, sich über ihren Besitz bald nur noch durch Bestehen der vorgeschriebenen Reifeprüfung ausweisen konnte, so bequemten sich auch die jungen Adligen zum Besuch öffentlicher Schulen. Aber da unter diesen jungen Adligen auch Minderbegabte waren, mußten nun die öffentlichen Schulen so eingerichtet werden, daß auch Minderbegabte darauf fortkamen.

Diese Umwandlung vollzog sich nicht mit einem Schlage, sondern allmählich. Manches wirkte ihr entgegen, darunter der Fortbestand gewisser feudaler Vorrechte im Heerwesen. Noch der alte Kaiser Wilhelm hat zuweilen solchen Söhnen alter Familien, denen es mit aller Anstrengung nicht gelang, es auf der Schule bis zur Versetzung nach Obersekunda zu bringen, das Recht zum einjährigen Dienst geschenkt. Als diese Bevorzugung endgültig aufgehoben wurde, galt das als demokratischer Fortschritt. Was war aber die tatsächliche Folge? Die Anforderungen mußten nun wenigstens auf einigen Schulen soweit hinabgeschraubt werden, daß auch der dümmste Adlige es bis zum einjährigen Zeugnis bringen konnte.

Doch die verhältnismäßig wenigen Adligen hätten den Charakter unseres Schulwesens nicht sehr beeinflussen können, wenn nicht eine an Zahl fortwährend zunehmende Schicht ebenfalls nach unten gedrückt hätte, das besitzende Bürgertum. Je mehr sich die Wertschätzung geistiger Bildung darin äußerte, die wichtigeren Stellen im Staatsdienst und auch im privaten Erwerbsleben vom Besuch einer höheren Schule abhängig zu machen, desto dringender wünschte jeder Vater, der das Schulgeld zahlen konnte, sein Sohn solle eine höhere Schule durchmachen. Um das durchzusetzen, auch wo die Begabung hartnäckig widerstrebte, brachten die einzelnen so gewaltige Opfer an Zeit, an Geld, an elterlicher Fürsorge, daß das Herz auch des grimmigsten Schultyrannen erweicht wurde, ganz zu schweigen von den Schulen mit schwacher Frequenz, von denen die zuständige städtische oder königliche Behörde verlangte, sie sollten keine gar zu geringe Einnahme an Schulgeld aufbringen. So wurde es mehr und mehr eine Frage des Geldbeutels, was für eine Schule jemand besuchte, und wie weit er darauf kam.

In derselben Richtung wirkten die immer feiner ausgebildeten Vorschriften über die theoretische und praktische Vorbildung zu den verschiedenen Berufen. Der Zweck all dieser Vorschriften war, Unfähige vom Staatsdienst auszuschließen und die Fähigen mit den erforderlichen Kenntnissen auszurüsten; die tatsächliche Wirkung war die, daß die Unbemittelten ferngehalten wurden und die Bemittelten ein Vorrecht erhielten. Es gibt ja wohl Leute, die so dumm sind, daß sie nicht einmal ein Examen bestehen können; aber kein Examen ist so schwer, daß es nicht auch von sehr dummen Leuten bestanden werden könnte, wenn sie nur genug Zeit und Geld für die Vorbereitung aufwenden können. Das Vorrecht des Adels ist also nicht, wie in der Reformzeit beabsichtigt worden war, durch ein Vorrecht der Begabung ersetzt worden, sondern durch ein Vorrecht des Besitzes. Das wird gelegentlich ganz unbefangen zugegeben, z. B. wenn eine Beamtenklasse einen Vorzug an Rang und Einkommen nicht mit dem Wert oder der Schwierigkeit ihrer Leistungen rechtfertigt, sondern mit der längeren Dauer und den größeren Kosten ihrer Ausbildung. Der Aufwand für die Vorbereitung (einschließlich der bei einem mehr oder minder teuren Korps, bei einer mehr oder minder vornehmen Regierung üblichen Luxusausgaben) wird als eine Kapitalsanlage betrachtet, die sich weniger in Gehalt als in gesellschaftlichem Ansehen und auch in der Aussicht auf eine vorteilhafte Heirat zu verzinsen hat.

Insofern also war das sozialdemokratische Urteil nicht ganz unbegründet, das den Niedergang unserer Schulbildung mit dem Steigen unseres Wohlstandes in Verbindung brachte. Zwar würde es ja Unsinn sein zu behaupten, die Söhne der Reichen wären durchschnittlich dümmer als die der Armen. Weder mit der Fülle noch mit der Leere des Geldbeutels steht das Maß der Begabung in irgend einem nachweisbaren oder bisher nachgewiesenen Zusammenhange. Aber wenn eine Gesellschaftsklasse ein tatsächliches Anrecht hat, ihren Nachwuchs eine bestimmte Schule durchmachen zu lassen, so ergibt sich dadurch für die Lehrer die Pflicht, auch die schwächsten Schüler so weit wie möglich vorwärts zu bringen. Das wird heute auch von ihnen verlangt; man schätzt an ihnen weniger ein sicheres Urteil, mit dem sie unbefähigte Schüler möglichst früh auf einen passenderen Lebensweg weisen, als eine pädagogische Kunst, mit der sie auch unter ungünstigen Verhältnissen jährlich einen möglichst großen Prozentsatz so weit bringen, daß sie ihn ohne schlechtes Gewissen zur Versetzung vorschlagen können. Was an solcher Kunst und an der unzertrennlich damit verbundenen Geduld heute geleistet wird, ist erstaunlich, aber — einer besseren Sache würdig. Denn durch alle Mittel, mit denen Lehrer und Schulbehörden das Uebel zu mildern suchen, wird es in der Tat nur verschlimmert. Je länger und fester man die Jugend am Gängelbande hält, desto schwerer lernt sie gehen. Wer mit unermüdlicher Fürsorge und Nachsicht schließlich bis in die oberen Klassen geschleppt ist, sieht sich dort vollends Aufgaben gegenüber, die seine Kräfte übersteigen, die darum kein freudiges Selbstgefühl erregen, sondern ihn nur niederdrücken und erbittern können. Und wie geht es dem, dem es leicht wird? Ihm ist es unerträglich, was er in einem Augenblick erfaßt hat, umständlich durchgenommen und endlos wiederholt zu hören, und er macht die Lehrer für den subalternen Betrieb des Unterrichts verantwortlich, zu dem sie durch seine schwächeren Mitschüler gezwungen sind. An diesen liegt es, wenn die didaktische Aufgabe in den oberen Klassen häufig darauf hinauskommt, Dinge, die nur für helle und regsame Köpfe da sind, so zu behandeln oder zu mißhandeln, daß auch der Stumpfeste und Schwerfälligste etwas darüber zu sagen und zu schreiben vermag, worin man allenfalls einen Beweis von Verständnis finden kann.

Diesen Uebelständen abzuhelfen ist ein sinnreicher Plan bestimmt, den J. Petzoldt eingehend entwickelt hat.*) Er schlägt vor, Sonderschulen einzurichten, deren jeder die besten Köpfe aus einer ganzen Anzahl von Normalschulen zugewiesen werden; die könnte man dann den Kräften entsprechend anstrengen und fördern. Petzoldt sucht also die Vereinigung zu verschiedenartiger Elemente so zu beseitigen, daß er die Oberschicht ausscheidet. Für diesen Vorschlag könnte er sich auf die historische Tatsache berufen, daß die bestehenden Sonderschulen für Hochbegabte, die württembergischen Klosterschulen und die sächsischen Fürstenschulen, eine auffallend große Zahl tüchtiger Männer ins Leben entsandt haben. Diese Tatsache beweist jedenfalls, daß die Rangordnung in der Schule und die Rangordnung im Leben durchaus nicht so weit auseinander zu gehen brauchten, wie jetzt häufig der Fall ist.

Freilich haben die bestehenden Sonderschulen nicht vermocht die Auslese der wirtschaftlich Starken durch eine Auslese der geistig Starken zu verdrängen. Würde ihre bureaukratische Verallgemeinerung dazu imstande sein?

„Die Sonderschulen für hervorragend Befähigte würden schließlich unsere heutige soziale Ordnung umstürzen. Geld, Adel, Familie, die Grundlagen unserer heutigen Gesellschaftsordnung würden nichts mehr bedeuten; eine neue Wertung würde in der Welt Platz greifen, jedenfalls die heute Herrschenden in überwiegender Mehrheit klanglos zum Orkus hinabsinken. Ich sage nicht, daß dies notwendig ein Unglück sein müßte, aber es ist mir doch bedenklich, eine auf natürlichem Wege gewordene Einrichtung, also eine Anordnung des Schöpfers, so leichten Herzens preiszugeben." Wenn diese Besorgnis eines Königlichen Gymnasialdirektors**) begründet wäre, könnte man Petzoldt zu seinem Gedanken nicht warm genug beglückwünschen. Leider aber wäre die Umwälzung, die der Verehrer von „Geld, Adel und Familie" fürchtet, kaum auf diesem Wege herbeizuführen.

Denn was sollte aus den begabteren unter den auf den Normalschulen zurückbleibenden Schülern werden? Für diese würden die Schwächsten noch mehr als jetzt Gang und Ton des Unterrichts bestimmen. Die schwächsten Volksschüler werden in Mannheim und den Städten, die seinem Beispiel gefolgt sind,

*) Sonderschulen für hervorragend Befähigte. Leipzig und Berlin 1905. B. G. Teubner.

**) Peter Meyer in der Zeitschrift „Gymnasium" 1905, S. 384.

Digitized by Google

zu Sonderklassen vereinigt, wodurch sie ebenso gut fahren wie ihre besser veranlagten Kameraden. Diese Einrichtung auf höhere Schulen zu übertragen, hält der Vater des Mannheimer Systems, Schulrat Sickinger, deshalb für unnötig, weil diese ja das Recht hätten, ungeeignete Schüler abzulehnen. Dies Recht scheint also in Baden eine Tatsache zu sein; in Preußen ist es kaum eine Fiktion. Wer Eltern hat, die das Schulgeld für ihn zahlen können, kann dafür verlangen, daß die übrigen Kosten seines Unterrichts aus der Tasche der Steuerzahler gedeckt werden.

Wodurch aber läßt es sich überhaupt rechtfertigen, daß öffentliche Mittel für einen Unterricht verwendet werden, der über das hinausgeht, was in der Volksschule geboten wird? Doch nur durch das begründete Urteil, die so bevorzugten Schüler seien so begabt, daß die Gesamtheit ein Interesse an ihrer besseren Ausbildung hat. Wo diese Voraussetzung fehlt, ist es ein Unrecht, auch gegen die Steuerzahler, den Eltern einen Teil der Kosten für einen über den Rahmen der Volksschule hinausgehenden Unterricht abzunehmen. Den Lehrern müßte also nicht nur erlaubt, sondern geradezu vorgeschrieben werden, unfähige Schüler so früh wie möglich abzuschieben. Die könnten ja versuchen, auf Privatschulen die ersehnten Berechtigungen zu erlangen. Diejenigen Schüler, die auf den öffentlichen Schulen zurückblieben, könnten dann in den unteren Klassen ihren Kräften entsprechend angestrengt und geübt werden und würden dadurch in den Stand gesetzt, sich in den höheren Klassen eine ernsthafte Bildung mit Verständnis für ihren Wert und ohne ein Gefühl der Ueberbürdung zu erarbeiten.

Ihren Wetteifer würde es jedenfalls anregen, wenn der Abgang von zahlungsfähigen Dummköpfen ersetzt würde durch einen Zugang begabter Freischüler. Die jetzigen Schulgeldbefreiungen sind nicht geeignet, den Schulen ihren plutokratischen Charakter zu nehmen. Denn Freischule wird nicht als Auszeichnung, sondern als Almosen gewährt. Nur für einen Sohn, der die Schule bereits besucht, zunächst also Schulgeld zahlen muß, kann man um Freischule einkommen; bei der Prüfung solcher Gesuche wird in der Regel die Bedürftigkeit strenger beurteilt als die Würdigkeit. So hängt es jetzt vom Zufall ab, ob das Schulgeld wirklich denen erlassen wird, die diesen Wechsel auf die Zukunft am besten durch spätere Leistungen einlösen können.

Wesentlich anders müßte es wirken, wenn ohne Nachweis der Bedürftigkeit alle diejenigen, die ihre Begabung auf der Volksschule bewiesen haben, mit Schulgeldbefreiung den höheren Schulen überwiesen würden. Eine solche Einrichtung würde es möglich machen, alle beizeiten auf den rechten Weg zu bringen, die durch ihre Gaben berufen sind, einen höheren Posten in der Gesellschaft einzunehmen als den, auf dem sie geboren sind. Und der Wettkampf mit den Emporstrebenden würde auch die Kräfte der beati possidentes stählen. Wie segensreich die planmäßige Weiterbildung befähigter Volksschüler wirken würde, kann man nach den an den Berliner Realschulen gemachten Erfahrungen beurteilen.

Freilich ist ja die Schule nicht die einzige Stelle, an der es gilt, mittelloser Fähigkeit Bahn zu brechen und bemittelte Unfähigkeit zurückzudrängen. Wie vorher angedeutet wurde, sind Staat und Gesellschaft von Einrichtungen und Gebräuchen durchzogen, die den unvermeidlichen Vorteil des Besitzenden gegenüber dem Besitzlosen unnötig, ja bedenklich verstärken. Hoffentlich ist kein zweites Jena nötig, um aufs neue den Grundsatz zur Geltung zu bringen, daß nur Tüchtigkeit und Verdienst zu einer bevorzugten Stellung im Staate berechtigen.

Elberfeld. Friedrich Lauer.

Der Plan eines allbritischen Staatskabels.

Am 21. Juni ist in London eine Konferenz zur Beratung von Kabelangelegenheiten zusammengetreten, an der Vertreter von Großbritannien, Canada, Australien und Neuseeland beteiligt sind. Diese Konferenz hat sich z. T. mit sehr wichtigen Plänen und Projekten zu befassen, die nicht nur für England und die großen britischen Kolonien, sondern auch für den ganzen Verkehr der europäischen Kulturländer von nicht geringer Bedeutung werden würden, falls sie sich verwirklichen lassen. Abgesehen von einer Reihe anderer Fragen, mit denen die Konferenz sich beschäftigt, handelt es sich für sie vor allem darum, Stellung zu nehmen zu einem schon früher geäußerten Plan des Vertreters für Canada, Sandford Fleming, die Erde mit einem großen Kabel zu umschlingen, das alle wichtigsten englischen Kolonien mit einander verbindet, nur britischem Territorium dient und — im Gegensatz zu fast allen bisher bestehenden, großen, britischen Kabeln — staatliches Eigentum sein und demgemäß vom Staate direkt verwaltet werden soll.

Die dahin zielende Bewegung ist ein charakteristisches Symptom für das gegenwärtig besonders lebhafte Bestreben im britischen Reiche, möglichst alle Verkehrsunternehmungen der Kontrolle des Staates zu unterstellen. Der Verstaatlichung des binnenländischen Telegraphenwesens, die schon im Jahre 1870 erfolgt war, ist im Jahr 1904 der „Wireless Telegraph Act 1904“ gefolgt, der den Betrieb und die Weiterentwicklung der Funkentelegraphie der staatlichen Oberaufsicht unterstellt, und am 2. Februar 1905 ist das bedeutsame Abkommen des englischen Generalpostmeisters Lord Stanley mit der „National Telephone Company“ erfolgt, das auch die gänzliche Verstaatlichung des einheimischen Telephonwesens vom Jahre 1912 an sicherstellt. Diesen bemerkenswerten Schritten zur Festigung des staatlichen Einflusses und zur Paralysierung der Monopolgelüste mächtiger Privatunternehmungen („Marconi-Gesellschaft“ und „National Telephone Company“) ist nun die erste Anregung gefolgt, auch das überseeische Telegraphenwesen nach und nach zu verstaatlichen.

Die großen englischen Seekabelunternehmungen waren bis zum Jahre 1902 ausschließlich und vollständig der privaten Initiative überlassen. Staatliches Eigentum waren nur die ziemlich zahlreichen, aber durchweg kurzen und wenig bedeutungsvollen Kabel, die in den unmittelbaren Nachbargewässern der Vereinigten Königreiche verlegt worden waren, d. h. die Kabel, die England, Schottland und Irland untereinander sowie mit der deutschen, holländischen, belgischen und französischen Küste sowie den Orkney- und Shetlandinseln verbanden. Von den zahlreichen britischen Ueberseekabeln war nicht ein einziges Eigentum der Regierung. Man überließ den Betrieb und den meist recht guten Verdienst an den überseeischen Telegraphenverbindungen durchweg dem Privatkapital, behielt sich natürlich im einzelnen das Recht der Konzessionserteilung für alle neu geplanten Linien vor, sowie vor allem auch das bedeutsame Recht, im Kriegsfall jede beliebige Telegraphenstation militärisch zu besetzen und jederzeit in schwierigen politischen Lagen den Depeschenverkehr nach Belieben zu überwachen, zu sperren oder auch ganz in eigene Hand zu übernehmen, kümmerte sich jedoch im übrigen nur insofern um die Angelegenheiten der betreffenden Privatunternehmungen, als man seit einer Reihe von Jahren die Bedingung stellte, daß die Kabel ausschließlich auf englischem Territorium gelandet und nur von englischem Personal bedient werden dürfen. — Die Verträge der Regierung mit den einzelnen Seekabelgesellschaften sind wahre Muster einer weitausschauenden Staatskunst und werden den Interessen beider Teile in gleich vortrefflicher Weise gerecht. Während nämlich die Regierung sich ein für alle Male die Vorteile gesichert hatte, daß ihre eigenen Depeschen stets mit Vorrang befördert werden, und daß sie in politisch wichtigen Momenten über die Kabel wie über ihr Eigentum verfügen konnte, gewährte sie auf der anderen Seite den Kabelgesellschaften reichliche Garantien und pekuniäre Unterstützung in allen Fällen,

Digitized by Google

in denen der Bau einer politisch oder strategisch wichtigen Linie sich nicht von selbst rentierte.

Der Staat wie die großen Kabelgesellschaften fuhren vortrefflich bei dieser Regelung der Dinge, so vortrefflich, daß unsere deutsche Reichspost sich die englischen Verträge ohne weiteres zum Muster nehmen konnte, als es sich für sie in den letzten Jahren wiederholt darum handelte, in ähnliche Beziehungen zu deutschen Seekabelgesellschaften zu treten. Wenn sich trotzdem jetzt eine energische Bewegung zur Schaffung eines staatlichen englischen Weltkabelnetzes kundgibt, so bilden dabei im wesentlichen Interessen der größerbritischen Handelswelt die treibende Kraft. Man verspricht sich von einem staatlichen Kabelbetrieb eine sehr wesentliche Herabsetzung der außerordentlich hohen Telegrammgebühren, welche die englischen Privatgesellschaften noch auf ziemlich zahlreichen überseeischen Linien erheben, nachdem auf anderen Linien, wo ein scharfer Kabelwettbewerb zwischen mehreren Gesellschaften oder Nationen stattfindet, die Segnungen der Konkurrenz sich in einer rapiden Herabsetzung der Worttaxen wiederholt sichtlich geoffenbart haben.

Bei vielen Linien würde selbst eine erhebliche Herabsetzung der Telegrammgebühren, die natürlich auch uns Deutschen zugute käme, sich mit einer nach wie vor guten Rentabilität der Anlagen unschwer vereinigen lassen; zahlen doch die meisten Seekabelgesellschaften recht fette Dividenden — die „Große Nordische Telegraphengesellschaft" hat sogar kürzlich für ihr letztes Geschäftsjahr volle 24 Prozent Dividende ausschütten können!

Die Forderungen des Canadiers Sandford Fleming nun, die auf der jetzigen Kabelkonferenz behandelt werden, hat die Handelskammer von Ottawa sich zu eigen gemacht. Sie lauteten ursprünglich folgendermaßen:

1. Schaffung eines staatlichen Kabels zwischen Irland und Canada sowie einer transcanadischen Landlinie bis zum Stillen Ozean;

2. Schaffung eines staatlichen Kabels zwischen Canada und Australien bezw. Neuseeland nebst anschließender transaustralischer Landlinie bis zum Indischen Ozean;

3. Schaffung eines staatlichen Kabels zwischen Australien und Südafrika nebst einer Zweiglinie nach Ostindien;

4. Schaffung eines staatlichen Kabels zwischen Kapstadt, Westindien und Canada nebst einer Zweiglinie von den Bermudasinseln nach Großbritannien.

Von diesem gewaltigen Plan, der also tatsächlich einen einzigen, in staatlichem Besitz befindlichen Telegraphengürtel um den ganzen Erdball schlingen und allen bedeutenderen englischen Kolonialreichen Anschluß daran gewähren will, ist der zweite Teil im wesentlichen bereits zur Ausführung gelangt. Seit 1902 wird der Große Ozean von einem englischen Kabel durchquert, das den Regierungen der Staaten Großbritannien, Canada, Neusüdwales, Victoria, Queensland und Neuseeland gemeinsam gehört, dem sogenannten „Pacific Cable Board": es spannt sich dem Plane Sandword Flemings gemäß von der Küste Canadas, und zwar von Bamfield Creek auf Vancouvers Island, über die Fanningsinsel und die Insel Suva in der Fidjigruppe nach der Norfolkinsel und verzweigt sich hier in zwei Arme, deren einer nach Southport in Queensland verläuft, während der andere in der Doubtleß-Bay auf Neuseeland endet. Am 8. Dezember 1902 wurde dies britische Transpacific-Kabel dem Verkehr übergeben.

Inwieweit nun die übrigen Teile des Flemingschen Riesenprojektes Aussicht auf Verwirklichung haben, wird man ermessen können, wenn die Verhandlungen der Londoner Kabelkonferenz publiziert sein werden, auf deren Ergebnis man in jedem Fall höchst gespannt sein darf.

R. Hennig.

John Hay.

John Hay ist wohl als der nach außen hin erfolgreichste Verwalter des Departements der Auswärtigen Angelegenheiten in den Vereinigten Staaten anzusehen, obgleich vor ihm Staatsmänner von wesentlich bedeutenderem Ruf das Amt innegehabt hatten. Sein großer Erfolg auf einem sehr schwierigen Posten, auf dem viele Jahre hindurch ein amerikanischer Politiker sich auszeichnen zu können kaum erwartete, ist darauf zurückzuführen, daß er Takt mit Festigkeit zu vereinen wußte, mit der internationalen Politik genau bekannt war, und, was vielleicht noch wichtiger war, daß sich ihm günstige Gelegenheiten in den Weltereignissen darboten, die in seine Amtsperiode fielen.

Die Männer von besonders hohem Ansehen in der politischen Geschichte der amerikanischen Union, die vor Hay das Amt eines Staatssekretärs bekleideten, waren: Thomas Jefferson, John Marshall (der spätere bedeutende Erste Richter des obersten Gerichtshofes der Vereinigten Staaten), James Madison, James Monroe, John Quincy Adams, Henry Clay, Daniel Webster, John C. Calhoun, William H. Seward, William M. Evarts, James G. Blaine, Thomas F. Bayard und John Sherman.

Von Washington an bis zum Ende der napoleonischen Periode war der Posten von ganz besonderer Wichtigkeit wegen der von uns nicht gewollten Verwicklung mit den europäischen Vorgängen, und fast während jener ganzen Zeit wurde das Amt als die Vorstufe zur Präsidentenwürde angesehen. Auch später noch blieb es dabei, daß Männer von hervorragender politischer Bedeutung zu dem Posten berufen wurden; aber als wir uns anscheinend endgültig von der Teilnahme an den Angelegenheiten Europas zurückgezogen hatten, wie dies in der Monroe-Doktrin zum Ausdruck kam, wurde viele Jahre hindurch in der Regel ein Mann von weit geringerer Bedeutung als seine Amtsvorgänger zum Staatssekretär ernannt. Der Posten erlangte seine hohe Wichtigkeit wieder, als wir von neuem an der Weltpolitik tätig Anteil nahmen, was zuerst versuchsweise in der ersten Amtsperiode Grover Clevelands geschah, und was namentlich in der ersten Amtsperiode McKinleys größte Bedeutung erhielt. Wie die Dinge jetzt liegen, erfordert das Amt wahrscheinlich auf lange Zeit hinaus die Dienste ganz hervorragender Männer, und der Inhaber des Amtes kann wieder als künftiger Präsident ernsthaft in Betracht kommen.

Einige der hervorragendsten Männer, die den Posten des Staatssekretärs innegehabt hatten, erzielten keine wesentlichen Erfolge, und noch dazu in Zeiten, in denen unsere Beziehungen zur übrigen Welt dem Staatssekretär eine besonders günstige Gelegenheit zur Auszeichnung boten. Jefferson, der ein guter Parteiführer und der Vater der demokratisch-politischen Lehre in den Vereinigten Staaten war, ist kaum als ein großer Staatssekretär zu bezeichnen. Er zankte sich während des größten Teils seiner Amtszeit mit seinem Chef herum und trat sehr gern nach Verlauf von wenig mehr als vier Jahren zurück. John Marshalls Amtsperiode war kurz und ohne nennenswerte Erfolge. John Adams, unter dem er tätig war, traf allerdings verschiedene bedeutsame Entscheidungen in der auswärtigen Politik, ohne sein Kabinett zu befragen. Madison und Monroe waren nicht hervorragend in der Leitung des Staatssekretariats. Gallatin, den die Eifersucht seiner Feinde von dem Amte verdrängte, würde voraussichtlich einen tüchtigeren Staatssekretär als viele andere abgegeben haben.

In der ganzen Geschichte der Bundesregierung hat es keinen Staatssekretär gegeben, der besser geschult oder unerschrockener war als John Quincy Adams. Er hat zum mindesten gleichen Anteil wie Monroe an der Lehre, die des letzteren Namen trägt, und seine Geschäftsführung bei den beschwerlichen und schwierigen Verhandlungen mit Spanien und Großbritannien in den Jahren 1817, 1818 und 1819 war ungemein geschickt und entschlossen. Clay, der zu dem Staatssekretariat in jungen Jahren berufen wurde, und dem man den Vorwurf machte, er habe sein Amt durch Bestechung erhalten, hatte zudem das Mißgeschick, unter John Quincy Adams

Digitized by Google

wirken zu müssen, der mit den internationalen Fragen weit besser umzugehen verstand, und der seinem Staatssekretär nicht recht traute. Van Buren fügte seinem Ruhme während seiner Wirksamkeit als Staatssekretär nichts hinzu, und Webster, obgleich er den Ashburton Vertrag zustande brachte (der nach dem Worte eines jungen Attachés der britischen Gesandtschaft „auf Champagner durchgeschleust" wurde), verlor an Volkstümlichkeit, solange er unter dem verhaßten Tylor tätig war, und erreichte auch kaum etwas Belangreiches unter Fillmore. Die Art, wie Webster unsere Beziehungen zu Oesterreich während seiner zweiten Amtsperiode als Staatssekretär behandelte, zeigt, wie wenig wir damals mit den Angelegenheiten Europas zu tun hatten, und kennzeichnet unsere Gleichgültigkeit gegenüber den Erfordernissen der Diplomatie. Webster nahm nicht allein bemerkenswerten Anteil an den Ehren, die Kossuth als politischem Flüchtling in Amerika erwiesen wurden, sondern er sprach auch in einer öffentlichen Kundgebung aus, daß die Besitzungen der Habsburger auf der Landkarte nur ein Fleckchen im Vergleich zu dem Umfange der Vereinigten Staaten darstellten. Es war dies ein charakteristischer Fall von dem, was wir „spread-eaglism" nennen. Calhoun, der einem etwas widerstrebenden Präsidenten aufgezwungen war, erreichte allerdings sein Ziel, die Beschleunigung der Einverleibung von Texas, aber seine Amtszeit dauerte weniger als ein Jahr und bedeutete kaum mehr als eine kleine Episode in einer glänzenden Karriere.

Buchanan, der in keiner Beziehung als ein erstklassiger Mann anzusehen ist, machte keine große Figur als Staatssekretär, und der Name John M. Claytons, obgleich dieser ein bedeutender Mann war, ist vornehmlich mit der Durchführung eines unpopulären Vertrages verknüpft, den wieder abzuschaffen wir beinahe fünfzig Jahre brauchten. William L. Marcy, Lewis Caß und Jeremiah S. Black, die unter ihren Zeitgenossen als tüchtige Männer galten, zeichneten sich als Staatssekretäre nicht besonders aus.

Seward wird als ein großer Staatssekretär angesehen, obgleich er einerseits hinter Präsident Lincoln und anderseits hinter Edwin M. Stanton, unseren größten Kriegssekretär, zurücktritt. Seward wurde vor einigen argen Fehlern in der Behandlung unserer Beziehungen zu Großbritannien durch die Klugheit und die Mäßigung Lincolns bewahrt. Als Seward zu der Tatsache des Vorhandenseins eines Kaiserreichs in Mexiko unter französischem Schutz Stellung zu nehmen hatte, zeigte er großen Takt. Mehrere Jahre lang, während wir den Bürgerkrieg auskämpften, brachte er es zustande, daß die mexikanische Frage nicht akut wurde, und als wir nach Abschluß des Bürgerkrieges eine respektable Flotte und die größte Armee von Veteranen besaßen, die die Welt je gesehen hat, ging er nicht auf den Rat Grants ein, unsere Geschütze gegen Frankreich zu richten, und erreichte durch energisches, aber vorsichtiges diplomatisches Drängen die Zurückberufung der französischen Hilfstruppen Maximilians. Hätte Seward Grants Rat befolgt, so wäre das zweite Kaiserreich vielleicht schon vor 1870 gestürzt worden, eine Möglichkeit, die besonders für Deutschland Interesse hat. Seward schuf einen wichtigen Präzedenzfall durch die Erwerbung Alaskas, denn damit bekamen wir zum erstenmal Gebietszuwachs, der mit unserem Besitz auf dem Kontinent nicht zusammenhing. Seward war in der Tat ein ausgesprochener Anhänger der Machterweiterungspolitik; er prophezeite, daß die Stadt Mexiko einst die Hauptstadt der Vereinigten Staaten sein würde.

Hamilton Fish bewahrte als Staatssekretär unter Grant den in der Zivilverwaltung besonders unerfahrenen Präsidenten vor einigen schweren Fehlern und trug zur Beilegung des Alabamastreites bei, der eine unserer gefährlichsten diplomatischen Verwicklungen bildete. William M. Evarts war ein fähiger Staatssekretär, aber er steht lebhafter in der Erinnerung als trefflicher Rechtsgelehrter und witziger Kopf. James G. Blaine bewährte sich als Staatssekretär wie auf allen anderen Posten ausgezeichnet, da in jenem Amte seine gewöhnliche Kühnheit durch weise Vorsicht gemäßigt wurde. Er führte erfolgreich die delikate Angelegenheit mit Chile durch, obwohl hierbei die Verwaltung einer ernsten Kritik nicht entging. Bei der Regelung der Affäre des Massakres von Italienern in New Orleans zeigte er große Umsicht und Entschiedenheit. Dieser Vorfall legte einen wunden Punkt bloß, der unvermeidliche Gefahren für unsere Beziehungen zum Ausland mit sich zu bringen schien. Italien vermochte es nicht zu verstehen, daß die Bundesregierung einem einzelnen Staat der Union die Verantwortung für den Tod italienischer Bürger durch die Hände des Pöbels zuschieben konnte. Wie bei anderen derartigen Vorkommnissen zahlte die Bundesregierung eine Entschädigung an die Familien der erschlagenen Italiener, und die Uebeltäter kamen straflos davon.

Thomas F. Bayard trat in das Staatssekretariat ein, nachdem er ein ernsthafter Kandidat für den Präsidentenposten gewesen war, und nachdem er sich jahrelang in dem Senat der Vereinigten Staaten ausgezeichnet hatte. Er war der einzige, im öffentlichen Leben der amerikanischen Union stehende Mann, dessen Vorfahren drei Generationen hindurch Senatoren gewesen waren. Man kann nicht gerade behaupten, daß Bayard seinen Ruf in seinem neuen Amte vergrößerte. Er wurde durch die Politiker zu einigen unwürdigen Schritten verleitet, und die Wirksamkeit Clevelands als Chef der Exekutivgewalt zielte darauf ab, das ganze Kabinett in den Schatten zu stellen. Clevelands Staatssekretär während seiner zweiten Amtsperiode war Richard Olney, ein Mann, der außerhalb seines eigenen Staates wenig bekannt war, der aber von sich reden machte durch den beinahe barbarischen Amerikanismus in seinen Depeschen während der Unterhandlungen, die Clevelands Botschaft über den britischen Uebergriff auf das von Venezuela beanspruchte Territorium voraufgingen. Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß Leute in der Umgebung Clevelands seinen fast kriegerischen Ton gegenüber Großbritannien zu einer Zeit, als unsere Flotte relativ unbedeutend war, lediglich als eine bequeme Methode erklärt haben, um eine schwierige Frage den Händen des Kongresses zu entziehen und in die umständlicheren, aber sichereren Kanäle der Diplomatie zu leiten.

Als Cleveland zum zweitenmal seine Präsidentschaft beendete, folgte McKinley, und John Sherman wurde Staatssekretär, als sich schon der körperliche Verfall bemerkbar machte, der in seinen letzten Lebensjahren deutlich in die Erscheinung trat. John Hay erhielt das Amt im Jahre 1898, und nun folgte der erstaunliche Aufschwung in unserer Beteiligung an den auswärtigen Angelegenheiten, zugleich die glänzendste Zeit des Staatsdepartements.

Im ganzen ähnelt der Staatssekretär des Auswärtigen in den Vereinigten Staaten an Rechten und Pflichten mehr einem europäischen Kabinettsminister als irgend ein anderer Ratgeber des Präsidenten. Es wäre zuviel, ihn einen Premierminister zu nennen, denn er besitzt keinen Einfluß auf das Schicksal seiner Kollegen oder auf die Leitung der Geschäfte in deren Ressorts. Nicht selten ist jedoch der Staatssekretär weit besser mit den auswärtigen Angelegenheiten vertraut als der Präsident. Wir erwählen mitunter zu Präsidenten Leute, die niemals wichtige Posten in der Bundesregierung bekleidet haben, während es sich selten ereignet, daß der Staatssekretär kein Mann von nationalem Ruf in politischen Dingen ist. Judge Day, der eine Zeitlang unter McKinley als Staatssekretär fungierte, ist die einzige neuere Ausnahme, in der ein unbekannter Mann zu dem Posten berufen wurde.

Hay war einer der wenigen Staatssekretäre, deren Ausbildung fast ausschließlich auf diplomatischem Gebiet erfolgt war. Einige der Präsidenten waren Männer, die fast völlig von den Staatssekretären in allen diplomatischen Angelegenheiten abhingen. Präsident Taylor, der sein ganzes Leben lang Soldat blieb, soll geglaubt haben, daß der Vizepräsident ein Mitglied seines Kabinetts, und daß der Staatssekretär bloß ein Privatsekretär des Präsidenten sei. Jackson wurde, wie man erzählt, vor einem Ueberschäumen seines Zornes gegenüber Frankreich nur dadurch bewahrt, daß ihm jemand klar machte, das französische Verbum „demander" habe keine beleidigende Bedeutung. Selbst Lincoln, so groß er war, beschäftigte sich so stark mit der inneren Politik, daß er sich selbst für uneingeweiht in die Finessen der Diplomatie halten mußte, und als Cleveland sein Amt antrat, besaß er nur in sehr bescheidenem Maße Verständnis für die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten.

New York. E. N. Vallandigham.

Digitized by Google

Grillparzers Gespräche mit Beethoven.

Die beiden Reden, die Grillparzer für Beethovens Begräbnis und die Enthüllung seines Denksteins entwarf, haben in der Wucht des Gedankens und der Gewalt des Ausdrucks wenige ihresgleichen. Der Wert des Mannes, die Ueberlegenheit des Künstlerberufes sind in keiner Zeit und Zunge stolzer und zutreffender, wenn man so sagen darf beethovenischer, anerkannt worden in lapidaren Sätzen, an denen der Geist nicht mehr Anteil hat, als die Fülle des Gemütes.

Im Ton grundverschieden sind Grillparzers in ihrer Eigenheit ebenso bewundernswürdige persönliche Erinnerungen an Beethoven. Der Dichter gedenkt seiner ersten und letzten Begegnung mit dem Musiker. Als Knabe hat er Beethoven im Hause Sonnleithners, hernach während eines und des anderen Landaufenthaltes in Heiligenstadt und Döbling gesehen und mit scharfem Auge in allen Seltsamkeiten seines Behabens beobachtet. Später, als anerkannter Dramatiker, ist Grillparzer durch den Wunsch überrascht worden, für Beethoven ein Opernbuch zu schreiben. Zur Berichtigung einiger ungenauer Angaben Rellstabs über die Vorgeschichte dieses Melusinentextes greift er zur Feder. Und in sparsam gewählten Anekdoten zeigt er die weltfremde Wildlingsnatur Beethovens als Gastgeber: wie der Einsame aus dem Nebenzimmer fünf Flaschen Wein hereinholt; eine vor Schindler, eine vor sein eigenes Gedeck, die drei anderen aber vor den Dichter hinstellt, um ebenso unbeholfen, als gewinnend den Poeten zu bedeuten, daß er sich nach Herzenslust bedienen möge. Und einen weiteren Zug der Güte seines Wirtes berichtet Grillparzer: wie Beethoven bei der Heimfahrt aus seinem Sommersitz Hetzendorf jählings aussteigt und, sich vor Lachen schüttelnd, auf ein Papier weist, das er auf seinem Sitz hat liegen lassen: als Grillparzer näher zusieht, ist es der Fuhrlohn des Kutschers, mit dem ihn der Komponist hatte freihalten wollen. Kleinlich Gesinnte hätten sich durch eine solche Gabe leicht verletzt fühlen können. Grillparzer hatte — lange bevor er das in den Versen Beethoven und Clara Wieck, von der nachmaligen Gattin Robert Schumanns rühmte — den von Beethoven ins Meer geworfenen Schlüssel zum demantharten Schrein seines Herzens gefunden. „Ich habe," so bekennt er unsagbar schlicht in seinen Erinnerungen, „Beethoven eigentlich geliebt. Wenn ich von seinen Aeußerungen," so fährt er fort, „nur wenig wieder zu erzählen weiß, so kommt es vorzüglich daher, weil mich an einem Künstler nicht das interessiert, was er spricht, sondern was er macht. Wenn Sprechen einen Maßstab für Künstlerwert abgäbe, so wäre Deutschland gegenwärtig ebenso voll von Künstlern, als es in der Tat leer ist." „Von Einzelnem, was Beethoven sagte, fällt mir nachträglich nur noch ein, daß er Schiller sehr hoch hielt, daß er das Los der Dichter gegenüber den Musikern als das beglücktere pries, weil sie ein weiteres Gebiet hätten, endlich daß Webers „Euryanthe", die damals neu war und mir mißfiel, ihm gleich wenig zu gefallen schien."

Grillparzers Aeußerungen in den Gesprächen mit Beethoven sind indessen durch seine eigenhändigen Einträge in den „Konversationsheften" des Ertaubten erhalten und — nach manchen früheren, unvollständigen und unzuverlässigen Mitteilungen — nun zum erstenmal authentisch von August Sauer*) in den Schriften des Literarischen Vereins in Wien kritisch gesichtet, veröffentlicht und gewürdigt worden.

„Schon die Ueberlieferung dieser Nachrichten," so schreibt Sauer, „ist überaus merkwürdig; seit seiner zunehmenden Taubheit, seit 1816 ungefähr, bediente sich Beethoven im Verkehr mit anderen kleiner Heftchen, in welche die Fragen und Antworten der Unterredner meist mit Bleistift eingetragen wurden. Das Papier ist sehr ungleich, oft rauh und schlecht, die Stifte waren gewiß oft stumpf, die Züge sind heute oft verwischt und schwer lesbar, die Schrift flüchtig, oft ungelenk im Gehen, im Fahren, bei Tisch rasch hingeworfen, von allen Zufälligkeiten des täglichen Lebens Zeugnis gebend. Diese in der Königlichen Bibliothek zu Berlin aufbewahrten Hefte sind kulturhistorisch von höchstem Wert — erstaunlicherweise jedoch, nach Sauers Klage- und Mahnruf — bisher noch nicht in ihrem vollen Umfang mit erschöpfendem Kommentar herausgegeben worden. Die Studien, die Schindler, Marx, Thayer, Kalischer usw. an die Konversationshefte Beethovens setzten, die Proben, die sie gaben, genügen strengerer Prüfung nicht. „Alle genaueren Feststellungen fehlen, keines Philologen Hand scheint die Blätter noch berührt zu haben. Wenigstens haben diese Bemühungen in der Beethovenliteratur keine Spuren zurückgelassen."

Soweit Grillparzers Verkehr mit Beethoven in Betracht kommt, hat allerdings August Sauer ein Beispiel gegeben, das hoffentlich nicht ohne Folgen bleibt. Seine Bemerkungen in der Vorrede (XIII—XL), sachlich und stilistisch ein Muster fördernder Kritik, räumen rüstig mit Irrtümern und Flüchtigkeiten früherer Leser der Konversationshefte auf; sie gehen den einzelnen Begegnungen der beiden mit aller erdenklichen, durch persönliche Liebe gesteigerten Sorgfalt nach, und sie schildern ihr letztes Zusammentreffen mit einer Anschaulichkeit, die an Theodor Gomperz' zuerst in der „Nation" gedruckte, seither in seinen Essays wiederholte Skizze „Leibniz und Spinoza" gemahnt.

Grillparzer entsann sich bei der Niederschrift seiner Erinnerungen nicht mehr, wo „diese in Bezug auf die äußeren Umstände vielleicht merkwürdigste Unterredung stattfand". Sauer präzisiert nun Art und Zeit mit voller Bestimmtheit:

„Beethoven pflegte damals jeden Samstag in Wamers Gasthaus ‚Zur Eiche' auf der Brandstatt zu Abend zu essen und Regensburger Bier zu trinken. In einem sehr kleinen und unbequemen Zimmer zu ebener Erde hatte er in einem Winkel sein Tischchen, an welches sich aus Respekt sonst niemand setzte. Grillparzer war damals in demselben Gasthaus täglicher Stammgast. Im Vorübergehen setzte er sich auf ein paar Augenblicke zu Beethoven hin, der den jungen Geiger Karl Holz zum Begleiter hatte. Wie bezeichnend die ganze Umgebung! Begegnungen anderer berühmter Denker und Künstler haben einen anderen Hintergrund: den Salon, das Studierzimmer, den Hausgarten. In Wien spielt sich dergleichen öffentlich: im Kaffeehaus, im Gasthaus ab. Da sitzen die beiden größten Männer Wiens im Winkel einer engen Wirtsstube — auch ein Vorwurf für Historienmaler! — wie auf einer Insel im Weltmeer, und für ein paar Augenblicke versinkt alles übrige vor ihnen; aber die Wogen der Gemeinheit schlagen an ihre Küste. Im Nebenzimmer tagt eine geschlossene Gesellschaft, ein Ableger der Ludlamshöhle, die einige Wochen später aufgehoben werden sollte. Ein Schauspieler gibt den Ton an. Es wird ein Gespräch zwischen einem elegant gekleideten Lerchenfelder und einer böhmischen Köchin vorgelesen ... Gemeiner Witz, aber die Zuhörer lachen ..."

Solche Caliban-Späße verscheuchten weder vorher noch nachher alle guten Geister in den Wechselreden Ariels und Prosperos. Beethoven scheint nicht die volle Bedeutung der Dichtergröße Grillparzers, der Abstand, der ihn von Houwald scheidet, aufgegangen zu sein. Allein, wenn zwei so selbständige Köpfe ihre Gedanken austauschen, finden sie Worte und Wehrufe, die es verdienen, dauernd die Nachwelt zu beschäftigen. Man höre z. B., wie Grillparzers Bemerkungen im Frühling 1823 von Alltäglichem zu Höchstpersönlichem sich wenden:

Grillparzer: Sie sollten Sauerbrunnen trinken, mir selbst hat es viele Erleichterung verschafft.

Grillparzer: Johannisbrunnen.

*) Schriften des Literarischen Vereins in Wien. Band I und III: „Grillparzers Gespräche und die Charakteristiken seiner Persönlichkeit durch die Zeitgenossen." Gesammelt und herausgegeben von August Sauer. Wien 1904. Verlag des Literarischen Vereins in Wien. Band II der Veröffentlichungen des Palmsonntag 1904 unter dem Vorsitz des Unterrichtsministers Dr. v. Hartel begründeten Literarischen Vereins brachte die von Anton E. Schonbach eingeleitete und herausgegebene Selbstbiographie des Vorarlberger Volksdichters Michael Felder. Die Publikationen des Literarischen Vereins, der nach dem Urbild des Stuttgarter Literarischen Vereins geschaffen wurde, gelangen nicht in den Buchhandel. Wer dem Literarischen Verein in Wien beizutreten wünscht, erfährt alles Nähere betreffs der Satzungen und des Mitgliedsbeitrages durch den Schatzmeister, Advokat Dr. Edmund Weissel, Wien I, Wallnerstraße.

Digitized by Google

Grillparzer: Wenn Sie erst so geplagt würden, wie ich! Ich bin sogar Beamter!

Grillparzer: Muß jedem Dummkopf nachstehen.

Geillparzer: Und doch möchte ich nirgends anders leben.

Grillparzer: Und die übrigen Deutschen sind in Pedanterie ertrunken.

Grillparzer: Gefühl ist hier.

Grillparzer: Den Musikern kann doch die Zensur nichts anhaben.

Grillparzer: Wenn man wüßte, was Sie bei Ihrer Musik denken.

Wir vernehmen in den Konversationsheften derart nur die Stimme des Dichters. Die Gegenstimme des Musikers fehlt: Feinhörige vermögen sie indessen oft zu ergänzen. In den rasch ansteigenden Reden Grillparzers melden sich offenbar Ideen und Empfindungen, die Beethovens Zwischenreden wecken. Er jammert über Abhängigkeit und Geistesdruck und ist doch nicht willens, anderswo zu leben, als unter seinen engsten, nach seinem Gefühl für Kunst besonders empfänglichen Landsleuten. Auch Beethoven scheint geklagt zu haben. Nur wendet ihm Grillparzer, der gerade zuvor von der Polizei arg gemaßregelt worden war, mit Recht ein, daß dem Komponisten die Zensur das Dasein nicht verleiden könne, obwohl, wie er und wiederum mit vollem Recht, anzudeuten scheint, zweifellos kein Wiener Poet der Zeit annähernd so revolutionäe in Gedanken und Schöpfungen gewesen, wie der Republikaner Beethoven.

Rückhaltlos, wie über Politik, tauschen die beiden auch ihre Ansichten über Kunst und Glauben aus. „In der Oper ist die Poesie ja doch nur wegen der Musik da," meint dee bescheidene Textdichter. „Die Musik ist die einzige Kunst, die die Neuern erfunden haben." „Jeder sollte sein eigenes Muster sein."

Man begreift, daß Grillparzer den Zeugen dieser Unterredung, Schindlee, seiner Zufriedenheit über salchen Gedankenaustausch mit Beethoven versicherte. „Nun freut es mich," so schreibt Schindler, nachdem der Dichter sich empfohlen hat, in das Konversationsheft, „daß ich Grillparzer herausgebracht habe. Er hat sich," wie Schindler vermutlich auf ein verwundertes Warum? Beethovens hinzugefügt, „gescheuet — aus dem falschen Wahn — daß er sich nicht verständlich machen könne durchs Schreiben, nun ist er aber ganz entzückt, daß er sich vom Gegenteil überzeugte."

Bei seinem Sommerbesuch in Hetzendorf fallen die bezeichnenden Aussprüche: „Von Musik verstehen im ganzen die Norddeutschen nicht viel." „Etwas Höheres als den Freischütz bringen sie nie hervor."

Ueber das Ehestandskapitel unterhalten sich die beiden; wie Beethoven die Frage seines Gastes: „Sie werden nie heuraten" beantwortet hat, wissen wir nicht. Grillparzers unmittelbar sich anschließender, ungalanter Schlagsatz: „Die Geister unter den Weibern haben keine Leiber, und die Leiber keine Geister" läßt nur ahnen, daß auch Beethoven über die Möglichkeit einer beglückenden Wahl Zweifel gehegt hat.

Schindlers Zwischenbemerkung über erzwungene Kirchengänge führt zu einem zu Grillparzers sonstigen, seinem Schreibpult anvertrauten Aphorismen über Religion durchaus passenden Bekenntnis:

Schindler: Das existiert schon viele Jahre; schon als ich studierte, wurde die sonntägige Exhortation sehr streng gehalten, jetzt um sa strenger.

Geillparzer: Ein zwischen Mauern eingeschlossener Gott kommt nicht wieder, damit ist's auf ewige Zeiten vorbei.

Ein anderes Gespräch führt Grillparzer bei der Erörterung der Motive für ein Oratorium auf verwandte Gedankenreihen: „Eigentlich kann man ja Jesus Christus nicht musikalisch ausdrücken." Und auf eine Einwendung Beethovens erwidert er: „Die Musik muß Schmerz ausdrücken, menschlichen Schmerz; wo bleibt da der Gott?" „Ich habe mir immer die Judith als einen guten Stoff für ein Oratorium gedacht."

Die letzte Begegnung der beiden zeigt Grillparzer in voller Hoffnungslosigkeit. Die Zensur hat ihn umgebracht, so beginnt er. Man muß nach Nordamerika reisen, um seinen Ideen freien Lauf zu lassen. Da er aber mit „kindischer" Liebe am vormärzlichen Oesterreich hängt, gibt es keine Erlösung aus diesem Zwiespalt für ihn. Dem Patrioten wär es unmöglich, die Heimat zu verlassen, die für ihn zugleich die Heimat aller warmblütigen Natur und Kunst ist. Trotz mancher Einreden Beethovens verteidigt der Dichter den Satz: „Außer Wien wird nirgends in Deutschland etwas Bedeutendes für die Oper geleistet werden." Webers Euryanthe nennt er mehr Poesie als Musik. „Die Welt," so meint er elegisch, „hat ihre Unschuld verloren und ohne Unschuld schafft und genießt man kein Kunstwerk. Die Losung unserer Tage ist Kritik."

In so tiefer Niedergeschlagenheit vergißt er der Selbstkritik nicht. Ee beichtet Beethoven: „Ich bin stumpf geworden." „Ich habe das Unglück, hypochondrisch zu sein. Das erklärt viel. Meine eigenen Arbeiten machen mir keine Freude."

Und endlich — wahrscheinlich als Erwiderung nach einer aufmunternden Rede Beethovens — die wehmütige Selbsterkenntnis:

„Hätte ich den tausendsten Teil Ihrer Kraft und Festigkeit!"

Dieser Schmerzensschrei Grillparzers ist das Gegenstück eines vielberufenen Auftrittes im Hause Goethes. Der jähe Tränenerguß des Wiener Dichters, als der Schöpfer des Faust ihn bei der Hand nahm, um ihn zu Tisch zu führen; das Bewußtsein der tausendfachen Ueberlegenheit von Beethovens Energie —: zwei Zeugnisse der gleichen, unglücklichen Charakteranlage, die trotz der deutlichsten Einsicht in die Schwächen der eigenen Natur nicht die Fähigkeit zur Selbstbefreiung aufbringt.

Schloß Habrowan in Mähren. A. Bettelheim.

Aus unserm Zitatenschatz.

„Könige und Fürsten können wohl Professoren machen und Geheimräte und Titel und Ordensbänder umhängen, aber große Menschen können sie nicht machen, Geister, die über das Weltgeschmeiß hervorragen, das müssen sie wohl bleiben lassen zu machen, und damit muß man sie in Respekt haben — wenn so zwei zusammenkommen wie ich und der Goethe, da müssen diese großen Herren merken, was bei unsereinem als groß gelten kann. Wir begegneten gestern auf dem Heimweg der ganzen kaiserlichen Familie, wir sahen sie von weitem kommen, und der Goethe machte sich von meinem Arme los, um sich an die Seite zu stellen, ich mochte sagen, was ich wollte, ich konnte ihn keinen Schritt weiter bringen, ich drückte meinen Hut auf den Kopf und knöpfte meinen Ueberrock zu und ging mit untergeschlagenen Armen mitten durch den dicksten Haufen."

(Aus einem Briefe Beethovens an Bettina von Arnim aus Teplitz, d. d. 15. August 1812.)

Aus Oldenburg.

Was kann aus Oldenburg Gutes kommen?

Wie eine große Spinne sitzt Berlin in einem Winkel des deutschen Staatennetzes. Was sich an aufstrebenden Kräften regt, zieht sie zum überwiegenden Teil in ihr Bereich, und wenn sie auch, gutgeartet, nicht eben darauf aus ist, dem Lebensfähigen das Blut auszusaugen: immer wiederholt sich doch das alte Spiel, mit unverhältnismäßigem Nervenaufwand wird eine kurzzeitige Leistungssteigerung erkauft.

Die kleinen, alten Kulturzentren sind heut wie ausgeschaltet. Und doch besaßen sie den wesentlichen Einfluß auf die deutsche Bildung, und seit sie ausgeschieden, ist die Entwicklung ärmer geworden. Vielleicht, daß ihee Zeit wiederkommen wird, daß sie nur brachliegen, um dann doppelte Arbeit zu verrichten. Die starke Zentralisationsbewegung, die

Digitized by Google

das neunzehnte Jahrhundert charakterisierte, scheint jetzt zu stauen; hier und da melden sich Zeichen des Auseinanderstrebens, erneuten Selbständigkeitsbegehrens der eingeschlossenen Teile, und Ebbe folgt auf Flut und ist nicht minder notwendig als jene.

Es ist viel Gutes auch aus Oldenburg gekommen. „Die nordwestdeutschen Studien" des früheren oldenburgischen Staatsministers Günther Jansen*) halten gleichsam Heerschau über das Oldenburg der letzten zwei Jahrhunderte, und man gewinnt den Eindruck rüstig schaffender Kraft. Die Charaktere bilden sich in jener Ecke Deutschlands möglicherweise stärker aus als die Geister, aber eben das empfindet man als Vorzug.

Jansen zeichnet das Porträt jenes Burchard Christoph v. Münnich, der, ein Oldenburger Kind, es zur Würde eines russischen Feldmarschalls brachte, an den Intrigen um Zarenerhebungen teil hatte, von Kaiserin Elisabeth nach Sibirien verbannt wurde, wieder zu Rang, Ansehen und erneuter, erfolgreicher Arbeit kam, und in alledem die Sehnsucht nach dem fernen Stückchen Heimat nie zu überwinden vermochte. Charakteristischer vielleicht noch für oldenburgische Eigenart ist das Bild jener Prinzessin Amalie, die mit ihrem Gemahl, dem jungen König Otto von Griechenland, den neu-, nicht festgegründeten Thron zu Athen teilte: als die Katastrophe hereinbrach und Aufrührer dem armen, jungen Königspaar die Rückkehr in ihre Residenz unmöglich machten, war sie die einzige, die mit dem treu gebliebenen Teil des Volkes den Kampf gegen die Rebellen aufzunehmen begehrte; sie blieb die einzige mit ihrem stolzen, kühnen Rat, und unter Tränen hatte sie sich der feigen Mehrheit zu fügen und tatlos ihrem Recht zu entsagen; doch blieb sie in ihrem Herzen und in ihrer Haltung die griechische Königin auch in der Verbannung. Dieser energischen Oldenburgerin war die Heimat da, wo ihre Pflichten gewurzelt hatten.

Vor keine großen Aufgaben gestellt, im Kleinbetriebe einer engen Gemeinschaft aufgebraucht, verkümmern tatkräftige Charaktere oldenburgischen Schlages leicht zu Sonderlingsexistenzen. Jansen zeichnet ihrer eine Fülle: von jenem Jeverschen Rektor Hollmann an, der ein gelehrtes Buch schrieb, die Herkunft Ruriks, des Gründers des Warägerreiches in Rußland, aus dem Jeverschen Rüstringen schlußkräftig darzutun, und der in einem Schulprogramm gar nachwies, daß Dädalus, auf der Suche nach Bernstein, nach Jever gekommen sein müsse — von diesem Hollmann, der sein Jever also verherrlichte, zu jenem pflichttreuen Beamten, der bei der Kleinheit des Landes mehrere Instanzen zugleich zu vertreten hatte, und es sich nicht nehmen ließ, in höherer Instanz sein eigenes Urteil umzustoßen und sich selbst einen Verweis zu erteilen. Zu rechter Blüte gelangte das Sonderlingswesen in Oldenburg, der guten Stadt, aber erst im Jahre des Schreckens 1848. Die Begeisterung war einmal aufgeflammt, sie suchte nach Objekten. Nun gab es in Oldenburg damals weder Proletarier noch Aristokraten. Zum Proletarier wurde also künstlich ein wackerer Obst- und Gemüsehändler mit struppigem Bart, rotem Gesicht und lauter Stimme erhoben, der sich denn auch gern in seine Rolle fand und fürderhin Passanten mit grimmen Worten apostrophierte. Zum Reaktionär aber stempelte man einen älteren Hofkavalier, dem man allabendlich die Fenster einwarf, doch so, daß der Schaden einen Taler nicht überstiege. Wußte man doch, daß in diesem Fall der Wirt laut Mietskontrakt dafür hätte aufkommen müssen.

So gewinnen große Bewegungen in kleinen, abgelegenen Distrikten wohl äußerlich ein etwas skurriles Ansehn. Daß aber auch die Bewegung des Jahres 1848 in Oldenburg unendlich viel geschaffen, deutet Jansen in seiner ruhigen und klaren Art nachdrücklich an. Ließen sich die Schüler des Gymnasiums, zu denen er damals selbst gehörte, zu allerlei Torheiten hinreißen, so wurden sie dafür mit Ideen erfüllt. Und war die oldenburgische Verfassungsfrage vorher seltsamerweise gerade an den liberalen Intentionen des regierenden Hauses gescheitert — Dänemark und Rußland legten ihr Veto ein — so konnten nun auf wohlvorbereitetem Boden die langersehnten Früchte reifen.

Mancherlei Fäden spinnen sich in dem Jansenschen Buch von den deutschen Kulturzentren des achtzehnten Jahrhunderts nach Oldenburg hinüber. Man begleitet Humboldt, wie er den alten Voß in Eutin aufsucht und ihn „nichts weniger als eigentlich derb, vielmehr sehr fein und zart" findet. Herder kam durch seine Mentorstelle bei dem Prinzen Peter Friedrich Wilhelm von Holstein-Gottorp mit Oldenburger Kreisen in Berührung. Das erzieherische Verhältnis hatte nur kurze Dauer; der Prinz verfiel religiösem Wahnsinn; aber die alten Beziehungen wirkten fort. Jansen führt Herder als Freiwerber für einen jungen, oldenburgischen Freund vor. Mit dem Geschick des gewiegten Menschenkenners, unter Allüren, die zwischen Werther- und Bourgeoistum die Mitte halten, unterzog sich der weimarische Hofprediger des zärtlichen Amtes.

In Oldenburg selbst kam ein eigentlich literarisches Leben nicht zur Entfaltung. Wohl bestand seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine literarische Gesellschaft dort, wohl lebten in der kleinen Stadt allzeit Leute, die es mit den öffentlichen und künstlerischen Interessen für sich und die Ihren ernst nahmen, wohl konnte das Oldenburger Theater den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, ein Immermannsches Drama zuerst aufgeführt zu haben; aber das eigentliche literarische Getriebe fehlte. Und nun erstand in Oldenburg, von seiner italienischen Reise Fanny-Lewald-begeistert heimkehrend, Adolph Stahr! Er, der die Dinge mit Vorliebe aus der Tinten- und Feuilletonperspektive sah, fand sich in der kleinen Stadt unter lauter „nüchternen" Menschen. Wie ein König im Exil kommt er sich vor, und in gewaltigen Tiraden wettert er gegen Oldenburg. Man liest das mit zwinkernden Augen, und man hat das Gefühl, daß kaum etwas die kleine Residenz anziehender erscheinen lasse, als die bitteren Klagen aus diesem Munde.

Was aus Oldenburg Gutes kommen kann? Man darf dabei zunächst an den Verfasser des Buches selbst denken. Es ist etwas Goethesches in der Art, wie dieser Kleinstaats-Minister sich seine Ecke Welt geistig, nach allen Richtungen hin, zu erobern weiß, wie er sich seine Heimat vertraut macht, um sie zu besitzen. Man hat die Empfindung, es mit einer Persönlichkeit zu tun zu haben, die kein erreichbares Betätigungsfeld außer acht läßt, ein Mann, der, jeder Phrase abhold, dem Wesenhaften seiner Jugendeindrücke treu geblieben; der das Amt dem Menschen in sich dienstbar machte. Kaum, daß Jansen einmal von sich selber spricht; nur ganz gelegentlich erwähnt er, daß sich sein Blick früh und ernst auf englische Staatsverhältnisse gelenkt habe, er auch als Jüngling eine Reise nach England der nach Italien vorgezogen. Vielleicht gab — zugleich dem Menschen und zugleich dem Politiker — ein ausgesprochenes Streben nach Persönlichkeitsentfaltung diese Richtung; in langen Dezennien zur Vollendung gelangt, spricht sie aus seinem Buche.

Ernst Heilborn.

*) Berlin 1901. Gebrüder Paetel.

Der neue Pierre Loti.

Zwanzig Jahre lang hat Lotis große impressionistische Kunst die strengste Kritik entwaffnet und sich die ungeteilte Anerkennung aller literarischen Kreise erzwungen. Es schien, als könne es für dieses wunderbare Talent kein Steigen noch Sinken geben, als sei des Dichters Feder ein für allemal in den ewigen Born der Jugendschönheit getaucht. Nur hie und da bedauerten Gegner des l'Art pour l'Art, daß diese einzige Kunst keinen höheren Gegenstand habe, als die Leiden eines zwischen Genuß und religiösem Verlangen hin und her schwankenden Menschen.

Wie nun aus seinem im letzten Sommer veröffentlichten Buche*) hervorzugehen schien, hatte Lotis unruhiges Herz seinen

*) L'Inde sans les Anglais (Calmann-Lévy, Paris, 1904).

Digitized by Google

Frieden gefunden. Zwar nicht in der „unaussprechlichen christlichen Hoffnung". Darauf hat er seit seiner Pilgerfahrt nach Gethsemane verzichtet. Aber doch in einem religiösen Glauben — in der buddhistischen Lehre von der Auflösung des Ichs im großen Nichts, in der Ausübung der großen buddhistischen Tugenden: Entsagung und Betrachtung.

Schlecht scheint allerdings Lotis ausgeprägt individualistisches Wesen für solche auflösenden Bestrebungen geeignet zu sein. Und schwer ist's anzunehmen, daß der bloße innere Drang den lebensdurstigen Künstler in die weltentrückte Gemeinde zu Benares getrieben hat. Vielmehr scheint es, daß der alternde, der langen Irrungen müde gewordene Dichter in einen Hafen einlaufen will — in den ersten besten und um jeden Preis. So ist sein Finden weit trauriger als sein Suchen. Es entbehrt eben der Kraft, die dem Bewußtsein entspringt, das Rechte getan zu haben.

Nun mag dieser Eindruck ein irriger sein! Für Lotis Kunst würde indes dieses Gefundenhaben jedenfalls den größten Schaden bedeuten! Denn es hieße die Abkehr von jener trügerischen Außenwelt, deren glänzendster Maler er gewesen ist, sowie das Absterben des Hugenotten in ihm, dem seine Werke einen guten Teil ihres berückenden Zaubers verdanken, jenes Inbeziehungsetzen der äußeren Eindrücke zu den tiefsten Bedürfnissen des religiösen Gemüts.

In der Heimat Lotis, der einst so blühenden und durch die Aufhebung des Ediktes von Nantes teilweise ganz verwüsteten Saintonge, lebt noch das Hugenottentum in seiner ganzen finsteren, aber auch gewaltigen Größe. Kaum eine Familie gibt's, die nicht einige Märtyrer unter ihren Vorfahren aufzuweisen hätte. So zählt Loti unter seinen Ahnen jene heroische Judith Renaudin, deren Schicksal er dramatisch dargestellt hat. Mit dem Gedächtnis an ihre großen Taten vererbt sich zugleich der Glaube, der sie zu solchen Helden gemacht hat. Beides zusammen wird zu einer Tradition, der keiner entraten kann. So lebendig sind noch die Toten und so gewaltig das Wollen ihrer Seele, daß ihr schwacher, moderner Abkömmling, selbst wenn er wähnt, sich von ihnen losgesagt zu haben, doch von einer unbezwinglichen Sehnsucht zu dem hingezogen wird, was des heiligen Herdes das Heiligste ist. Und was er auch immer tun mag, in seinem besten Schaffen wird stets etwas vom Geiste der Ahnen wieder lebendig. So ist „Mon frère Yves" in seiner Inspiration wie in seinem Verlauf das Werk eines Hugenotten, der in seiner frommen Kindheit geträumt hatte, Missionar zu werden. Und das ungestillte Sehnen des Herzens nach Gemeinschaft im Glauben mit denen seines Geschlechtes verleiht all seinen Dichtungen eine unvergleichliche Poesie und oft eine beinah philosophische Größe. Die ganze bestrickende Schönheit des Vergänglichen, getaucht in die Erhabenheit des Ewigen! Ihren tragischen Ausdruck findet diese Sehnsucht in der Trilogie: „Le Désert", „Jérusalem", „Le Mont des Oliviers", jenem ergreifenden Bericht seines verzweifelten Versuchs, ob ihm nicht etwa an der Stätte der heiligsten Leiden das überall vergeblich Gesuchte werden sollte.

Diese stark ausgeprägte hugenottische Individualität ist es, die Pierre Loti weit über alle Lebens- und Kunstepikuräer erhebt, über die Goncourts unter anderen, mit denen er durch viele Seiten seines Wesens verwandt ist. Sie hebt Lotis Kunst über das bloße ästhetische Genießen hinaus! Und durch den Gegensatz zwischen diesen beiden grundverschiedenen Menschen in ihm wird jeder einzelne umso fesselnder, der Künstler, der sie in sich zu vereinigen weiß, umso origineller, und die Dichtung, die den Widerstreit zwischen beiden spiegelt, umso packender!

Nun hat Lotis letztes Buch*) gezeigt, daß die Auflösung seiner Persönlichkeit im Buddhismus noch nicht recht fortgeschritten ist. Noch tönt die alte Klage immer wieder durch, und noch immer bannt ihn jene Welt der flüchtigen Erscheinungen, die man ihn in Indien verachten lehrte. Der Konflikt mag durch tieferes Eindringen in die Arkanen der morgenländischen Weisheit gelöst werden: er ist's aber noch nicht!

*) La troisième jeunesse de Madame Prune (Calmann-Lévy, Paris, 1905).

Etwas ganz anderes als die individualitätsauflösende Lehre des Cakia Mouni droht jetzt dem Talente des Dichters; das ist die Erschlaffung! Sein Nervensystem, dieser früher so feine Registrator der subtilsten Erscheinungen, hat die alte Empfänglichkeit verloren. Was schon aus einigen seiner früheren Bücher einzelne seiner Bewunderer herauszufühlen glaubten, ist jetzt jedem offenkundig. Das Japan der „Madame Prune" steht weit hinter dem Japan der „Madame Chrysanthème", seiner Jugendliebe, zurück. Es ist etwas Gequältes, Gekünsteltes in dem Buche, wie die letzten krampfhaften Zuckungen eines aufgepeitschten Organismus. Eine unendliche Trauer entsteigt dem Ganzen, eine herbe Enttäuschung, das demütigende Bewußtsein, der Spielball eines Triebes gewesen zu sein, dem er die Ideale seines Geschlechtes und der eigenen tiefsten Seele sowie den Frieden und die Würde seines Lebens geopfert hat.

Loti selbst hat oft erzählt, wie es ihn mit heißem Verlangen in die Welt hinausgedrängt hat, um sich an Formen und Farben zu berauschen, seinen Nerven köstliche Empfindungen zu verschaffen. Und wie den goldenen Saiten einer märchenhaften Aeolsharfe entlockten die Hauche des Lebens seiner Seele nie gehörte Weisen von Lebenswonne- und Trunkenheit. Im Uebermut seiner Kraft liebte er es damals, sich Wunden zu schlagen, mit seinem Leid zu kokettieren, es mit Hilfe der Phantasie zu vergrößern, als ob es nie gewaltig genug sein könnte, seine Jugend zu erschöpfen. Es ist die Zeit des oft kindlichen, aber so poetischen Weltschmerzes Azyadés und so manchen anderen Werkes, in dem der Hugenotte das Hinwegeilende zu bannen, dem Vergänglichen Ewigkeit zu verleihen sucht.

Als sich Loti — wie er es im „Roman d'un enfant" erzählt — so unwiderstehlich zum Seemannsberuf hingezogen fühlte, war er wohl von der dunklen Empfindung geleitet, daß dieses Leben allein sein Doppelwesen befriedigen könnte. Ein rastloser Wanderer, ließ er die Welt auf sich wirken, und vom Pol zum Aequator gibt es wohl kaum eine Lebensäußerung, in der nicht der Epikuräer einen ästhetischen Rausch gefunden, und der Hugenotte eine Gewißheit gesucht hätte.

Doch leidvoll war sein Genießen, wie sein Suchen. Denn um uns ist der Traum, das zerfließende Bild der Sinne, in uns aber das Sein, die lebendige Persönlichkeit, die vom Traume erlöst und alles Vergehende nur benutzt als schwankende Brücke hinüber zum tiefen Erfassen des Lebens. Außerdem ist jedes bloße Genießen ein Toderzeugen, statt ein Lebenerhöhen. Liegt es doch im Wesen des Genusses, sich selbst zu erschöpfen, und den Menschen jedesmal unfähiger zu neuem Genießen zu machen bis zur schließlich vollständigen Unempfänglichkeit. Riesengroß ist jedesmal Lotis Erwartung, wenn er sich den Dingen nähert; doch ist seine Empfindung immer geringer, als er gehofft. Aus seiner Verzagtheit heraus sehnt er sich dann zurück zu den früheren Gegenständen seiner Gefühle, denen er dann auch nie mehr die alte, starke Empfindung abringen kann. So hat das Japan der „Madame Prune" den fünfzigjährig gewordenen Geliebten der „Madame Chrysanthème" tief enttäuscht.

Mit fieberhaftem Verlangen hatte der Dichter auf seiner letzten indischen Reise gehofft, das Bild des furchtbaren Gottes Siva zu schauen, zu dem seit so vielen Jahrtausenden die Gebete der Menschen steigen. Vielleicht würde dann in seiner Seele ein Unaussprechliches geschehen. Und wie es ihm endlich gelingt, sich dem Tabernakel zu nahen, faßt ihn ein wahrer Ekel beim Anblick des kleinen Ungeheuers, einer toten Mißgeburt ähnlich mit seinen dünnen Lippen und den geschlossenen wimperlosen Augen. Stets war's dieselbe herbe Enttäuschung, die ihm nach dem ersten Rausche der Jugend den Dingen entstieg!

Ein Ewigfremder blieb er unter den Völkern, zu denen ihn seine Reisen führten, und an deren Leben er den Pulsschlag des eigenen erhöhen wollte. Denn anders als in uns spiegelt sich die Schöpfung in dem primitiven Gehirn eines Südseeinsulaners. Und eine mehrfach tausendjährige verschiedene Entwicklung hat dem gebildeten Chinesen eine Seele geschaffen, die der unserigen ebenso wenig ähnlich sieht, wie die unwahrscheinlichen zierlichen Schöpfungen seiner Kunst den Visionen

Digitized by Google

eines Michel-Angelo. Vergeblich heiratete Loti eine Tochter des Volkes, ließ er sich in den Stamm aufnehmen, in die Geheimnisse des Kultus einweihen: immer fühlte er eine fremde, feindliche Welt, die hinter diesen undurchdringlichen gelben oder braunen Stirnen lebte. Ein unendliches, nach jedem neuen Versuch sich steigerndes Gefühl der Vereinsamung, sowie eine trostlose Skepzis allen Werten, die sich der Mensch gebildet, gegenüber: das war es, was das Umherschweifen dem nach Gemeinschaft und Gewißheit Verlangenden eintrug.

Zu diesem Bewußtsein der Einsamkeit, das sich noch auf den langen Fahrten erhöht, wo ihn nur Himmel und Wasser umgeben, gesellt sich zwischen diesen beiden Unendlichkeiten das Gefühl der Geringfügigkeit allen Erdenlebens sowie die zur erschreckenden Deutlichkeit gesteigerte Einsicht in die Vergänglichkeit aller Dinge. Wessen Leben ohne große Erschütterungen stets in demselben Rahmen dahinfließt, der mag sich einbilden, ihm und den Dingen sei Ewigkeit verliehen. Denn um sich sieht er nur Bilder des Beharrenden, und die Tage sind ihm nur eine Wiederholung alter Gewohnheiten. Doch, wem sich die Welt fast stündlich in neuen Gestalten zeigt, den erinnert jedes neue Bild an das unaufhörliche Zerfließen des Seienden in die Ewigkeit des Gewesenen. Pflegt dann der Mensch noch jede einzelne Erscheinung mit seinem Innenleben zu verknüpfen, so fühlt er, wie mit jedem Bilde, das zerrinnt, ein Teil seiner selbst aufhört zu sein.

Wie ein unendliches Feld von Ruinen erscheint daher die Welt dem einst so hoffnungsvoll Hinausgezogenen: Ruinen der seligsten Hoffnungen, die mit den Mauern der Tempel gesunken sind; Ruinen der kühnsten Aufflüge des Geistes, der jene Denkmäler errichtet hat, die da wähnen, die Zeiten zu überdauern, als ob nicht schon in ihren Ritzen tausend Pflanzen Wurzel geschlagen hätten — die unermüdlichen Vorboten der Zerbröcklung; Ruinen über ihm, wo ganze Welten sich in furchtbaren Kataklysmen selbst zerstören — unter ihm in dieser See, die unaufhaltsam am Festlande nagt, der gewaltigen, die allein war im Anbeginn der Zeiten, und die auch allein sein wird, wenn sich die Geschicke unserer Jahrtausende erfüllt haben! Schließlich: Ruinen in ihm selbst, wo in jeder Minute unzählige Empfindungen entstehen und vergehen, und wo mit jedem Atemzuge etwas aufhört zu sein! In der Zerknirschung seiner Seele spricht dann der Dichter: Es ist nichts in den Dingen, woraus mir das Glück würde!

Nur eine Gewißheit hat er am Ziele aller seiner Wege gefunden: die ewige Herrschaft des Todes! Er allein hat weder Anfang noch Ende. Unaufhaltsam sinkt in der Unendlichkeit der Zeit alles Leben in ihn zurück, als habe es keinen anderen Zweck, denn dem Könige der Schrecken stets neue Beute zuzuführen!

Eine wahnsinnige Angst vor der dunklen Untiefe, die alles verschlingt, durchzittert sein ganzes Schaffen. Mit der verzweifelten Kraft seiner nach unbegrenzter Fortdauer gierenden Seele klammert er sich an die Erscheinungen des Lebens, die doch noch vor der schließlichen Auflösung eine Dauer haben — und wäre es auch die einer Sekunde! Nur weil Loti überall den Tod sieht, hat er der große Dichter des Lebens sein können! Des Himmels Blau erscheint ihm nur darum so schön, weil er den Gedanken an die schwarze Leere dahinter nicht los wird. Und nur weil die Wogen des Meeres im nächsten Augenblick zerfließen, genießt er ihr Spiel mit solcher Intensität.

Nichts ist in Lotis Schaffen, was ihm einen Platz anwiese unter den Künstlern, die dazu berufen sind, der Menschheit Führer zu werden. Fremd sind ihm die Ideale, die noch in ihrer quälenden Verworrenheit derer harren, welche die höhere Einheit herausschaffen werden. Suchen wir uns in ihm wieder, so finden wir nicht den Menschen, der wir *werden*, sondern nur den Menschen, der wir *sind*: den atavistischen Menschen, den wir in uns fühlen, wenn wir in unseren mutlosen Stunden, in der Einsamkeit unseres Herzens sitzen und all die Stimmen heraufsteigen lassen, die sonst das Gebieten unseres Wollens und den Jubel unserer Hoffnungen übertönen. Es sind die uralten Gemeinplätze der Menschheit, die aber ihre Qual und ihre Seligkeit stets wieder für jeden Menschen neu enthalten: all das Widerspruchsvolle, Tiefmenschliche, nur noch weit intensiver empfunden; in einen so außergewöhnlichen Rahmen gefaßt, daß dem Altbekannten dadurch eine überraschende Originalität verliehen wird, und in einer Sprache gestaltet, die jede feinste Nuance, für die es sonst keinen Ausdruck gab, wiederzugeben weiß: eine Sprache, die Ton, Linie und Farbe ist, die all unsere Sinne gebannt hält und zugleich alles Ungeahnte, Unbewußte in uns aufwühlt.

Nichts Gemeinsames besteht zwischen Lotis Kunst und der unserer großen Meister: seine Schaffenskraft versiegt mit der Jugend, mit der Fähigkeit zum sinnlichen Genuß; ihre dagegen erklimmt im Alter die höchsten Gipfel des Könnens. In ihrer Jugend vermochten Dichter wie Tolstoi und Anatole France „Anna Karenina" und „Sylvestre Bonnard" zu schreiben, doch konnte „Auferstehung" erst am Ziele einer lebenslangen, inneren Entwicklung erstehen, und nur ein Dichter, der auf langen Wanderungen in des Daseins tiefstes Leid eingedrungen war, konnte jene rührende Gestalt des Crainquebille zeichnen!

Lotis Kunst gehört einer Generation an, die sich von den Idealen der Vergangenheit losgesagt, die zukünftigen noch nicht ahnt, und sich nun immer wieder der ewigen Qualen und Freuden des Lebens erinnert — ein Geschlecht, das wie Lotis Kunst im Niedergang begriffen ist, um einem neuen Leben Platz zu machen, mit großen Aufgaben und Idealen und folglich auch mit einer neuen, heroischen Kunst.

Paris. E. B. Russell.

Vier Gedichte.

I.

Erkannte Seele.

Die tiefsten Lieder, die uns gelingen,
Halten ein Spieglein in der Hand,
Drein ist mit ihren bunten Schwingen
Unsre zage, zitternde Seele gebannt.

Die siehst du drin beben, die Flügel heben
Und schaust bewegter ins Spiegelglas
Und siehst sie aus dem Spiegel streben
Und greifst dir ans Herz: „Wie ist denn das?"

„Da ist mit ihren bunten Schwingen
Meine eigene Seele ins Glas gebannt!" —
Die tiefsten Lieder, die uns gelingen,
Halten ein Spieglein in der Hand . . .

II.

Junge Witwe.

Das Schicksal hat ihr zertrümmert,
Was ihr das Liebste war;
Sie hat nicht geschrien und gewimmert
Und nicht gerauft das Haar,
Nein, sie ist hart geworden.

Nun kommt mit ihrer schiefen
Weisheit die Welt: „Bleib weich!
Der Schmerz wird dein Herz vertiefen,
Der Schmerz macht gut und reich!"
Wie sie die Worte ekeln!

„Das Herz wird rein durch Leiden!"
Ihr Lügner, das Glück macht rein!
Ich kann nur hassen und neiden,
Und ich bin fühllos, wie Stein!
Weh mir, und auch *das* ist erlogen . . .

Digitized by Google

III.

Die kalten Finger.

Heut hielt ich lang die grabkühle Hand
Einer Sterbenden in der meinen:
Nun will mir's immer noch scheinen,
Ihr Frost sei mir in die Finger gebannt.

Und nun, du holdes Leben,
Kommst du mit deiner schönen Glut,
Mit offenen Armen und heißem Blut —
Und ich steh kalt daneben?!

Kalt? Wahrlich nicht! Das nicht! Nein, nein!
Nur meine Finger frieren
Und möchten dich nicht berühren! —
Liebe muß abergläubisch sein!

IV.

Die ewige Stimme.

Und der Winsler Stimmen gellten
Klagend auf zum Herrn der Welten:
„Vater, es ist schlecht bestellt!
Sieh, wir leiden Pein und Qualen
Durch die Willkür der Brutalen!
Wem, für wen schufst Du die Welt,
Nord und Süd und Ost und Westen?"
Spricht der Herr:
„Für die Starken und die Festen!"

Doch zugleich mit den Verlornen
Schrien die Starken, Krafterkornen:
„Vater, es ist schlecht bestellt!
Sieh, an unsern reifen Plänen
Hangen schwer der Feigen Tränen!
Herr, für wen schufst Du die Welt,
Ost und West und Nord und Süden?"
Spricht der Herr:
„Für die Schwachen und die Müden!"

Prag. Hugo Salus.

Christlich-Sozialen" ins politische Leben eintraten, und berichtet dann Schritt vor Schritt, welche Gedanken aus den eigenen Reihen Geltung gewannen und welche von außen der (Delbrück, Max Weber) Eingang fanden. Alle Entscheidungen, die in den wichtigen Grundfragen und anläßlich der politischen Tagesereignisse getroffen wurden, noch einmal auf ihre Berechtigung oder Notwendigkeit und auf ihre Folgen hin zu prüfen, ist auch bei dieser in gewissem Sinne abgeschlossenen Bewegung kein müßiges Beginnen, sondern es kann von allergrößtem Nutzen sein für jeden, der sich noch weiter an der politischen Arbeit beteiligen will. Geschriebene Programmsätze brauchen wir ja glücklicherweise nicht mehr zu revidieren. Die bei der Festsetzung dieser Programme erworbenen und vertretenen politischen Anschauungen aber zu revidieren und zu ihrer Korrektur stets bereit zu sein, ist in mancher Hinsicht leichter, aber auch noch notwendiger.

Wir wollen aber Wencks Geschichte keineswegs den Nationalsozialen allein empfehlen. Wir meinen im Gegenteil, daß allgemein zum Verständnis der Politik der Gegenwart und ihrer Parteien diese Geschichte derer, die eine Partei werden wollten und ihren Versuch aufgeben mußten, gut und nützlich zu lesen ist. Insbesondere sollten sich die Liberalen, in deren Reihen jetzt die Nationalsozialen in ihrer großen Mehrheit eingetreten sind, die Mühe machen, ihre Parteigenossen aus ihrer Geschichte kennen zu lernen. Sie würden auch den Nebengewinn davon haben, vielen Angriffen, die dieser neuen Freunde wegen gegen sie selbst gerichtet werden, mit tatsächlichem Material entgegentreten zu können. Wenck beschönigt und verschleiert nichts von dem, was sich an unfertigen Gedanken bei den Nationalsozialen geregt hat. Aber er weist auch nach, wieviel oder vielmehr wieweng diese unreifen Gedanken bedeutet haben. Man macht z. B. den Nationalsozialen den Vorwurf, daß ihre Ansichten in bezug auf landwirtschaftliche Zölle zuerst denen des Grafen Kanitz durchaus verwandt gewesen seien, und begründet diesen Vorwurf mit dem Referat von Albert Möser am 30. September 1897. Wenck berichtet von diesem Referat und von dem lebhaften Widerspruch, den es bei der großen Mehrheit des Parteitags fand. Ebenso wird Wenck manchem erwünschte Klarheit verschaffen über den angeblichen früheren Antisemitismus der Nationalsozialen, ihr Verhältnis zu Stöcker und einiges andere, worüber sich die wunderlichsten Legenden gebildet haben. Den alten Lesern der „Nation" wird durch die Lektüre dieser „Geschichte der Nationalsozialen" das Verständnis der führenden Persönlichkeiten aus der nationalsozialen Bewegung, die heute zum Teil ständig an ihrer Wochenschrift mitarbeiten, erst recht aufgehen, und sie werden dadurch nur noch mehr die Verwandtschaft des nationalsozialen Geistes mit dem von je her in der „Nation" vertretenen Geiste erkennen. Wenck freilich will nicht den Eindruck hervorrufen, daß die nationalsoziale Bewegung in die entschieden liberale eingehen mußte. Er ist ein Gegner der „Fusion" gewesen und bis heute geblieben. Aber die Tatsachen, die er darstellt, geben ihm unrecht. — Schließlich sei noch hervorgehoben, daß der Verfasser mit großer Zuverlässigkeit — die wichtigsten Dokumente der Parteigeschichte sind natürlich wörtlich abgedruckt — eine sehr angenehme Form der Darstellung verbindet.

Magdeburg. Georg Schümer.

Die Geschichte der Nationalsozialen von 1895—1903 von M. Wenck. Buchverlag der „Hilfe" 1905. 140 Seiten.

Den ehemaligen Mitgliedern des nationalsozialen Vereins hat Wenck einen sehr dankenswerten Dienst geleistet dadurch, daß er ihnen die Möglichkeit gewährte, sich die Geschichte ihres Vereins ohne Mühe im Zusammenhang wieder lebendig vor die Augen zu führen. Es wird gewiß wenige Nationalsoziale geben — mögen sie dem nationalsozialen Verein bis zu seiner Auflösung treu geblieben sein oder sich vorher zur Rechten und zur Linken gewandt haben, mögen sie heute im liberalen Wahlverein stehen oder in andern politischen Organisationen oder allein und isoliert, — es wird wenige geben, denen nicht ihre Mitarbeit an diesem Verein eine wertvolle Erinnerung bleiben wird ihr Leben lang. Aber Wencks Buch bietet uns mehr als den Genuß einer freudigen und wehmütigen Erinnerung. Wenck rollt alle die Probleme, die uns in diesen Jahren beschäftigt haben, von neuem auf. Von neuem müssen wir sie durchdenken, noch einmal Stellung dazu nehmen. Wenck gehört zu denen — und ein solcher mußte die Geschichte der Nationalsozialen schreiben —, die bewußt und mit innerer Zustimmung jeden Schritt der nationalsozialen Entwicklung mitgemacht haben. Aber er erschwert es den andern nicht, an jedem Punkt rückschauende Kritik anzuknüpfen. Er legt dar, welcher Besitz von gemeinsamen Anschauungen vorhanden war, als die „Nichtkonservativen

Rußlands soziale Zustände von Alexander Herzen. Neu herausgegeben von Dr. Hans Landsberg. Pan-Verlag Berlin. Das Museum, Band II.

Alexander Herzen war um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts als Publizist der Führer der russischen Opposition. Ein charakteristisches Werk von ihm heute neu herauszugeben, ist um so dankenswerter, da trotz der Bauernemanzipation fünfzig Jahre die Lage Rußlands wesentlich nicht verändert haben.

Auch damals Niedertreten jeder freieren Regung, und so fragte auch damals Herzen: „Wir stehen wieder der großen Frage gegenüber, wo sind die Beweise, daß das russische Volk sich wieder erheben könne, und welches sind die Beweise vom Gegenteil? Wir haben gesehen, daß diese Frage alle denkenden Köpfe beschäftigt hat, ohne daß einer eine Lösung gefunden hätte."

Herzen sieht, wie tief sein Volk in der Barbarei steckt; er schildert voll Lebendigkeit, packend und scharf, die Lage in ihrer Düsterkeit — nicht zu düster, — um dann doch zu einem besseren Ausblick zu gelangen. Herzen ist Sozialist, und er sieht in den Slawen die Träger der sozialistischen

Digitized by Google

Zukunft der Welt, weil die Bauerngemeinde mit ihrem Gemeinbesitz ihm als Grundlage für das künftige Reich des Heiles erscheint.

Wenn man behaupten kann, daß das Rußland Herzens und das Rußland unserer Tage sich zum Verwechseln ähnlich sieht, so muß man hinzufügen: Eine Wandlung ist eingetreten.

Für jeden vorurteilslosen Beobachter ist zur Wahrheit geworden, was schon damals als das Schicksal der halbsozialistischen Bauerngemeinde vorausgesagt worden ist; sie ist nicht das Heil Rußlands; sondern gerade sie hat die Lage Rußlands verschlechtert, weil sie den Bauernstand trotz der Aufhebung der Leibeigenschaft wirtschaftlich fesselte, und so auch politisch auf einer tiefen Stufe festhielt, und schließlich die allgemeine Verarmung steigerte. In fünfzig Jahren ist Rußland um diese Illusion ärmer geworden — hoffentlich.

Bei Herzen wiederholt sich das, was für so viele gebildete, hervorragende Russen eigentümlich ist. Sie sehen die Höhe der europäischen Zivilisation, und sie schaudern vor der Größe der russischen Barbarei. Wo der Ausweg? Und nun machen viele der schärfsten Köpfe eine Wendung zum Mystischen, das Wunderbare wird Rußland retten, und ihr Wunderbares ist das Slawische. Das Slawische ist für die einen die Autokratie; das Slawische ist für die andern der Sozialismus, wie er sich in unfreien wirtschaftlichen Gebilden des russischen Lebens findet. Und doch sind die Autokratie und diese halb kommunistischen russischen Vergesellschaftungen beide nur gleichmäßig Beweise für die Zurückgebliebenheit und den Tiefstand der russischen Entwicklung.

Auch für das russische Streben sollte es keinen andern Zielpunkt als den aller modernen Kultur geben: Nicht autokratische, nicht sozialistische Bindung, sondern Entfesselung der Persönlichkeit.

P. N.

Das Weimarische Hoftheater als Nationalbühne für die deutsche Jugend. Eine Denkschrift von Adolf Bartels. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger, 1905.

Die alte deutsche Sehnsucht nach einem Nationaltheater regt sich, nachdem verschiedene Gründungsversuche (Hamburger, Mannheimer, Düsseldorfer Nationaltheater) kläglich fehlgeschlagen, immer wieder im Herzen derer, die in Deutschland den Einfluß der dramatischen Kunst auf das Leben des Volkes zu schätzen wissen, und zwar um so mächtiger, je zerfahrener die Theaterwirtschaft wird. Es soll daher ein Institut geschaffen werden, das geeignet ist, den Geschmack des deutschen Volkes zu veredeln, damit es sich von den bloß unterhaltenden Theaterstücken abwende und wieder für Kunstwerke empfänglicher werde, die es ergreifen, indem sie ihm sowohl das nationale Leben als das der Menschheit, das Höchste und Tiefste, was den Deutschen zu jeder Zeit bewegt, vor Augen führen.

Eine alte Klage wird also erneuert; aber zugleich will Bartels den Hebel ansetzen, um eine Besserung des Theaterwesens, das nicht völlig versandet darf, herbeizuführen. Er verlangt nicht eine Revolution, sondern eine Reform.

Wie das Musikdrama in Bayreuth eine Musterbühne besitzt, so verlangt er eine solche für das Wortdrama, welche imstande wäre, auf alle übrigen deutschen Theater einen erziehlichen Einfluß auszuüben. Die Festaufführungen in Wiesbaden hätten bisher nur bühnentechnischen Wert gehabt; ebenso hätten die Festspiele in Düsseldorf und die Musteraufführungen in Berlin (1903, bei denen die Ensembles verschiedener großer Theater auftraten, mehr nur schauspielerischen Zwecken gedient, das Harzer Naturtheater von Ernst Wachler sei zu sehr von äußeren Umständen, wie dem Wetter, abhängig, als daß es für die Weiterentwicklung des Dramas bedeutsam werden könnte. Solche und ähnliche Theater würden mehr und mehr in Sommertheater ausarten. Das deutsche Nationaltheater aber verlange die „wirkliche Tragödie, die großen und schweren Probleme und Schicksale, Eindrücke fürs ganze Leben, Weltanschauungskunst".

Vor allem soll die deutsche Jugend für die Tragödie gewonnen, ihr soll die Richtung auf das Große und Starke das Schöne und Edle durch das Mittel der dramatischen Kunst gegeben werden. Sie möchte er am Schluß ihrer Schuljahre auf Festspielfahrten nach Weimar schicken, das nicht nur, allen gleich erreichbar, im Zentrum Deutschlands liegt, sondern zugleich den Vorzug einer klassischen Erinnerungsstätte genießt. Hier soll sie, umschwebt von hohen Geistern, große Dichtkunst in sich aufnehmen. Bereits hat Bartels sechs Zyklen zusammengestellt, die trefflich ausgewählt sind. Sechsundneunzig Vorstellungen würden jeweilen vom 1. Juli bis 15. August gegeben, und zu diesen würden die Schüler der oberen Klassen aller höheren Lehranstalten aus ganz Deutschland einzuladen sein.

Jeder einzelne Zyklus von sechs Vorstellungen würde sechsmal wiederholt, sodaß jährlich 6000 Schüler teilnehmen könnten, wenn das Hoftheater jeden Abend 1000 Plätze zur Verfügung stellte. Um das Unternehmen zu organisieren und die finanziellen Mittel zu beschaffen, schlägt er am Schluß die Stiftung eines „Schillerbundes zur Begründung und Erhaltung einer Nationalbühne für die deutsche Jugend in Weimar" vor. Selbstverständlich vertraut Bartels hierbei auf die regste Teilnahme der Lehrerschaft. Dann aber „sieht er den Tag kommen, da die sämtlichen Theater Deutschlands mit dieser Weimarer Bühne rechnen müssen. Sie wird die deutschen Gebildeten lehren, höhere Ansprüche an das deutsche Theater zu stellen."

Für mich ist es nun keine Frage, daß die Unterstützung dieses idealen Unternehmens — wenn es dazu kommt! — des Schweißes aller Edlen wert ist. Eine solche Festspielfahrt nach Weimar — dessen Theaterpersonal sich während der Ferien aus den besten Schauspielern des Landes ergänzen könnte — müßte zu einem schönen und höchst fruchtbaren Lebensereignis des deutschen Jünglings werden. Denn in Weimar schützen gute Geister — von Bach, Goethe, Herder und Schiller herab bis zu Böcklin und Nietzsche — einen „freudehellen" Quell, an dem trinken zu dürfen, ewige Jugend verleiht.

Die Rückwirkung auf das Theaterwesen Deutschlands kann man außer Betracht lassen, obschon dies die heimliche große Hoffnung des Verfassers ist. Denn die Gebildeten stellen schon längst „höhere Ansprüche" an die Bühne; allein sie dringen mit ihren Forderungen aus dem einfachen Grunde nicht durch, weil sie — einzelne kleine Residenztheater ausgenommen — die bedeutende Minderzahl der Theaterbesucher stellen. „Geschäft ist Geschäft." Solange unsere Theater nicht finanziell vollständig unabhängig sind, müssen sie ihren Pakt mit der bezahlenden Menge machen. Es ist dazu gekommen, daß das Theater nicht mehr das Publikum erzieht, sondern daß jenes selbst von diesem verzogen wird, indem es dem Geschmack der Geschmacklosen in allen Dingen Rechnung trägt.

A. V.

Studien zur spanischen Verfassungsgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Von Dr. Hans Gmelin. Freiburg i. Br. Stuttgart, T. Enke 1905. XII und 268 S.

Die Beschäftigung mit der neueren spanischen Geschichte gehört in Deutschland zu den Seltenheiten. Noch viel dürftiger ist bei uns im allgemeinen die genauere Kenntnis der modernen Verfassungsgeschichte des Landes jenseits der Pyrenäen. Die auf soliden Grundlagen, vor allem dem Studium der Gesetze, Zeitungen, parlamentarischen Verhandlungen ruhende Arbeit des Verfassers füllt daher im wahren Sinne des Wortes eine Lücke aus. Die straffe, durchsichtige, an tatsächlichen Mitteilungen reiche Darstellung, in die an geeigneter Stelle zusammenfassende Betrachtungen eingeflochten sind, verrät die Hand des juristisch und historisch gleich gut geschulten Forschers. Selten passiert ihm ein Versehen, wie S. 74, wo die Abrufung der ostmächtlichen Gesandten von Madrid, die schon nach dem Bekanntwerden der Quadrupelallianz von 1834 erfolgte, zwei Jahr zu spät angesetzt wird. An wenigen Stellen nur wird man auch eine Lücke finden. Wo das der Fall sein sollte, hat man zu bedenken, mit welchen Schwierigkeiten schon die Sammlung des weitschichtigen Materials verbunden war, das namentlich der Nationalbibliothek zu Paris entnommen worden ist. In Spanien selbst konnte der Verfasser nur kurze Zeit weilen. Doch hat der Aufenthalt an Ort und Stelle seinen Blick für die Eigentümlichkeit seines Gegenstandes unzweifelhaft geschärft. Er hat ein offenes Auge für die Bedeutung der landschaftlichen Sonderbestrebungen und der kirchlichen Ueberlieferungen, die in Spanien vielleicht mehr als irgendwo sonst die politischen Abwandlungen des Gesamtreiches durchkreuzt haben. Zugleich weiß er sie mit Geschick in den großen Gang der allgemeinen Geschichte Europas einzuordnen und namentlich die Rückwirkungen des französischen Vorbildes auf die Verfassungsgeschichte Spaniens nachzuweisen. Es ist zu hoffen, daß seine tüchtige Studie in dem Lande selbst, dem sie gilt, nicht unbeachtet bleibe.

A. St.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 43. Berlin, den 22. Juli 1905. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Das endgültige Ergebnis der bayerischen Landtagswahlen — die Wahl der Abgeordneten durch die Wahlmänner hat am 17. Juli stattgefunden — ist für die Liberalen noch ungünstiger, als man nach den Urwahlen annahm. Das selbständige Vorgehen des Bundes der Landwirte in der Pfalz hat den Liberalen noch mehr als ein halbes Dutzend Mandate gekostet. Schnöder Undank! Durch dick und dünn sind die pfälzischen Nationalliberalen den Agrariern nachgelaufen, um ihr Herz für die Landwirtschaft zu zeigen, und nun gibt man ihnen rücksichtslos einen Fußtritt. Die „liberale Pfalz" gehört der Vergangenheit an; hoffentlich aber auch jene nationalliberale Politik, die diesen Ausgang verschuldet hat. Noch immer ist die Entscheidung über 5 pfälzische Mandate nicht erfolgt; die Wahlmänner können sich nicht einigen, und es bleibt deshalb noch offen, ob diese Mandate den Nationalliberalen oder dem Bund der Landwirte zufallen. Auch ein Zeichen von der Trefflichkeit dieses Wahlsystems! Der bayerische Landtag wird — vorbehaltlich dieser 5 Mandate — künftig bestehen aus 102 Zentrumsleuten, 25 Liberalen und Demokraten (günstigstenfalls also 28), 17 Bauernbündlern, Bund der Landwirte und Konservativen (schlimmstenfalls 22) und 12 Sozialdemokraten. Die frühere Zusammensetzung war 85 Zentrum, 44 Liberale, 19 Bündler usw., 11 Sozialdemokraten. Der ursprünglich in Aussicht genommene nationalliberale Herr von Kreß ist bei der Abgeordnetenwahl in Nürnberg durch Landgerichtsrat Meyer ersetzt worden, der — wenn das möglich sein kann — noch etwas rechtsliberaler ist als Herr von Kreß. Dafür schickt allerdings die Pfalz möglicherweise noch den Pfarrer Schowalter vom Bund der Landwirte: er trat seinerzeit wegen Ablehnung der Wahlgesetzvorlage aus der nationalliberalen Partei aus und ist imstande, mit seinen alten Freunden ein kräftiges Wort zu reden. Der den Nationalsozialen befreundete Lehrer Beyhl aus Würzburg und der jungliberale Dr. Goldschmit aus München sind in Wunsiedel schließlich glatt gewählt. An diese beiden Männer und an den in Hof gewählten Abgeordneten Müller-Meiningen müssen die Zukunftshoffnungen des entschiedenen Liberalismus anknüpfen.

Bei der Reichstagsersatzwahl im Wahlkreise Oberbarnim hatte sich für die notwendig gewordene Stichwahl eine Lage ergeben, welche die Freisinnigen vor eine politisch wichtige Entscheidung stellte. Die Reaktionäre einerseits, die Sozialdemokraten andererseits haben bei der Hauptwahl ungefähr gleichviel Stimmen aufgebracht. Die bei der Hauptwahl abgegebenen 3537 freisinnigen Stimmen gaben bei der Stichwahl den Ausschlag. „Der reichsparteiliche Professor Pauli" — so schrieb die „Frankfurter Zeitung" zutreffend — „ist so reaktionär wie nur einer dieser Gruppe. Er könnte ohne Aenderung seiner Ueberzeugungen auch den Konservativen, Bündlern oder Antisemiten angehören. Gegen ihn die Parole auszugeben, müßte doch als selbstverständlich gelten." Aber diese selbstverständliche Parole ist auch in diesem Falle seitens der Leitung der Freisinnigen Volkspartei nicht ausgegeben worden. Die Sache lag bei den allgemeinen Wahlen 1903 im Wahlkreise genau so, die selbstverständliche Parole wurde auch damals nicht ausgegeben, und der Reaktionär, derselbe Pauli, der aus der Stichwahl vom 21. Juli voraussichtlich abermals als Sieger hervorgehen wird, kam mit Hilfe der Freisinnigen in den Reichstag.

Oberbarnim gehört zu den nicht wenigen Wahlkreisen, die von der Reaktion nur deshalb behauptet werden können, weil sich die Linke nicht gegenseitig unterstützt. Die Linke bringt in diesem Wahlkreise zirka 10000 Stimmen auf — diesmal hat der Sozialdemokrat 6519 Stimmen (rund 900 weniger als 1903) erzielt —, aber die Reaktion, die nur zwischen 6 und 7000 Stimmen — diesmal 6268 (rund 600 weniger als 1903) — aufzubringen vermag, stellt den Vertreter im Reichstag. Unter den Parteien der Linken ist die Sozialdemokratie unzweifelhaft am stärksten. Sie hat bei der Hauptwahl rund 2500 Stimmen mehr aufgebracht als die Freisinnigen. Die Freisinnigen haben in der Hauptwahl ihren politischen Grundsätzen einen unzweideutigen Ausdruck gegeben. In der Stichwahl handelte es sich darum, darzutun, ob sie einem ausgeprägten Reaktionär vor einem Sozialdemokraten den Vorzug geben wollten. Die Erwägungen, daß die Sozialdemokraten den Wahlkampf unmanierlich geführt hätten, daß sie gegen das liberale Bürgertum von der denkbar größten Rücksichtslosigkeit erfüllt seien, daß sie deshalb keine Unterstützung verdienten, liegen alle auf dem Gebiet der politischen Sentimentalität. Wenn ein Freisinniger bei einer Wahl einen Sozialdemokraten unterstützt, so tut er das nicht, um der Sozialdemokratie eine Freude zu machen, sondern im Dienst seiner eigenen liberalen Ueberzeugungen. Der Reichstag ist kein gesellschaftlicher Klub, sondern eine gesetzgeberische Organisation, die es nach Möglichkeit im Sinne der eigenen politischen Grundsätze zu beeinflussen gilt. Bei dieser Anschauung kann es für die Unterstützung des Kandidaten einer anderen Partei in einer Stichwahl auch nicht entscheidend ins Gewicht fallen, ob die andere Partei in einem umgekehrten Falle Wahlhilfe leistet. Der Begriff der sogenannten Dankbarkeit scheidet völlig aus. Nur nüchterne Ueberlegung vom Standpunkt der eigenen Parteigrundsätze ist am Platze.

Die Sache lag deshalb ganz einfach so: Ist es für einen Freisinnigen schlimmer, daß ein Sozialdemokrat in den Reichstag gewählt wird, oder ein Vertreter der Reaktion? Die Antwort sollte für einen Freisinnigen nicht zweifelhaft sein. Aber leider fehlt es nicht an häufigen Fällen, in denen politische Nervenschwäche die resolute Geltendmachung liberaler Grundsätze verhindert hat.

Digitized by Google

Adolf Frentzel ist im Alter von 72 Jahren gestorben. Er war ein Großkaufmann, der in hervorragendem Maße auch am öffentlichen Leben Anteil nahm. Namentlich als Mitglied und später als Vorsitzender des Aeltestenkollegiums der Berliner Kaufmannschaft sowie als Präsident des Deutschen Handelstages betätigte er sich lange Jahre hindurch erfolgreich. Seit 1897 war er Mitglied des Herrenhauses. Politisch gehörte er der Organisation der Freisinnigen Vereinigung, dem Wahlverein der Liberalen, als Mitglied an. Für die Freisinnige Vereinigung kandidierte er auch zweimal zum Reichstage, 1893 in Rostock, 1898 in Königsberg.

Streikbrecher erfreuen sich bei der Sozialdemokratie keiner besonderen Hochachtung. Sie gelten als Verräter und als moralisch minderwertig. Anders ist die Beurteilung der Streikbrecher in Unternehmerkreisen. Dort gilt der Streikbrecher als Arbeitswilliger, der des besonderen Schutzes aller Guten und namentlich auch der Staatsbehörden würdig ist. Tritt man einem solchen Arbeitswilligen zu nahe, so saust das Schwert der Gerechtigkeit mit größtem Nachdruck auf den Verletzer der Ehre eines Streikbrechers nieder. Befindet sich aber eine sozialdemokratische Organisation in der Lage eines Unternehmers, und sind bürgerliche Elemente Arbeitnehmer, wie das z. B. in dem Verhältnis der Kassenärzte zu den unter sozialdemokratischer Herrschaft stehenden Ortskrankenkassen öfter vorkommt, so dreht sich das moralische Urteil völlig um. Dieselben Kreise, die den Streikbrecher als Arbeitswilligen emporzuheben pflegen, verurteilen den streikbrechenden Arzt, der bei der Einstellung der Arbeit von Kassenärzten der Ortskrankenkasse dienstbar wird, als einen ganz gemeinen Streikbrecher, während die Sozialdemokratie, welche die Herrschaft in der Ortskrankenkasse hat, den streikbrecherischen Arzt für eine durchaus ehrenwerte Persönlichkeit hält. Diese doppelte moralische Buchführung ist in besonders drastischer Weise anläßlich des langen Streites zwischen der Leipziger Ortskrankenkasse und den Leipziger Aerzten zutage getreten. Zwei dieser ärztlichen Streikbrecher hatten ein Uebriges getan und waren auch gleich Mitglieder der sozialdemokratischen Partei geworden. Jetzt haben sie den Weg zu den alten Kollegen wieder gefunden und unterhalten die Oeffentlichkeit mit den Enttäuschungen, die sie in der sozialdemokratischen Partei erlitten haben. Es liegt kein Grund vor, diese enttäuschten Arbeitswilligen anders zu behandeln als andere Streikbrecher. Der Verlust, den die Sozialdemokratie in den ausscheidenden Aerzten erlitten hat, gehört zu jenen, von denen es heißt, daß sie Verluste von höchstem Wert seien.

Tarifgemeinschaften haben sich in den letzten Jahren immer mehr als ein bedeutsames Mittel zur Erhaltung des sozialen Friedens zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern erwiesen, und namentlich die Buchdruckertarifgemeinschaft ist vielfach, auch behördlicherseits, als vorbildlich angelegentlich empfohlen worden. Wie sich demgegenüber in manchen Köpfen die Welt matt, zeigt die nachstehend wiedergegebene Antwort, welche die Handelskammer zu Saarbrücken dem Regierungspräsidenten zu Trier auf seine Anfrage erteilt hat, ob eine Beschränkung der Lehrlingszahl in Druckereien geboten erscheine:

„Die Saarbrücker Handelskammer verurteilt Tarifabkommen, wie dasjenige der Setzer und Drucker mit den Druckereiunternehmern, aufs schärfste wegen ihrer gleichmacherischen Tendenzen, welche im Widerspruch zu der natürlichen Verschiedenheit menschlicher Leistungen stehen, sieht in ihnen den Hauptgrund der bedeutenden Verteuerung der Drucksachen im letzten halben Jahrzehnt und würde in einer Beschränkung der Lehrlingszahl in den Druckereien nur ein Mittel sehen, durch künstliche Steigerung der Arbeitslöhne außer jedem Verhältnis zur Arbeitsleistung die Druckkosten noch höher hinaufzuschrauben, während gleichzeitig eine Menge junger Leute, die sich gern in einem bestimmten Berufe ausbilden würden, ungelernt bleiben müßten und so auf einer niedrigeren Stufe festgehalten würden. Eine Lehrlingsbeschränkung im Druckereigewerbe würde die Ausbildung des Drucker- und Setzerstandes zur Kaste vollenden."

Diese soziale Rückständigkeit wird begreiflicher, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die betreffende Handelskammer in Saarabien gelegen ist und von dem Schwager des verstorbenen Freiherrn von Stumm, Vopelius, dirigiert wird.

Die Koalitionsparteien in Ungarn zeigen sich fest entschlossen, den Kampf gegen das Kabinett Fejervary bis zum äußersten durchzufechten, und finden dabei im Lande selbst immer nachhaltigere Unterstützung. Es ergibt sich schon jetzt, wie richtig die Prognose war, die Graf Albert Apponyi in Nr. 41 der „Nation" für den Fall des Fortbestandes des Kabinetts Fejervary stellte. Die Ungeschicklichkeit der Regierung hat inzwischen nicht wenig dazu beigetragen, die nationalen Leidenschaften der Ungarn noch mehr zu entfachen. Die Drohung, die Beamten ihrer Stellen zu entsetzen, hat sehr geringen Eindruck gemacht. Verschiedene Stadtverwaltungen haben vielmehr schon erklärt, sie würden außer der Steuerzahlung auch die Einberufung der Reservisten zu den diesjährigen Waffenübungen verweigern. Ein Ausschuß der Koalitionsparteien, dem Graf Apponyi, Graf Andrassy und Geza Polonyi angehören, ist ausdrücklich zu dem Zwecke niedergesetzt worden, für die Munizipien Verhaltungsmaßregeln auszuarbeiten, nach denen im ganzen Lande der passive Widerstand auf einheitlicher Grundlage durchgeführt werden kann. Dieser Ausschuß der koalierten Opposition hat bereits eine Erklärung gegen die Regierung erlassen, in der es heißt:

„Obwohl Steuerzahlung und Ableistung des Militärdienstes patriotische Pflicht ist und die Bürger bei Wiederherstellung der verfassungsmäßigen Ordnung die jetzt fällige Steuer leisten und auch der Militärpflicht werden genügen müssen, ist es doch unter den gegenwärtigen Umständen jedermanns Pflicht, der nicht verfassungsmäßigen Regierung alle öffentlichen Leistungen vorzuenthalten. Die Lokalbehörden und die Organe der autonomen Behörden handeln rechtmäßig, wenn sie jede Mitwirkung bei der Steuereintreibung und der Aushebung der Rekruten verjagen. Die Regierung kann mit rechtlicher Wirkung solche Beschlüsse der Gemeindebehörden nicht umstoßen. Falls die Regierung einzelne Beamte absetzen sollte, die bei der Steuererhebung und der Rekrutierung ihre Mitwirkung verweigern, so wird diesen Beamten nach Herstellung der normalen Verhältnisse volle Entschädigung für das ihnen zugefügte Unrecht geboten werden, und die Regierung wie ihre Helfer werden zur Rechenschaft gezogen werden."

Der Einmütigkeit des ungarischen Volkes zu widerstehen, dürfte der Kamarilla in der Wiener Hofburg schwer werden!

In der französischen Deputiertenkammer ist es wieder einmal zu einer tumultuarischen Sitzung gekommen, und zwar aus Anlaß einer Amnestievorlage, die von der Regierung eingebracht und vom Senat bereits angenommen war. Die Hauptperson, welche der Amnestie teilhaftig werden sollte, war der „Dichter" Déroulède, der seit fast sechs Jahren im Auslande schmachtet. Der Bonapartist Lasies verstand jedoch durch einen pöbelhaften Angriff die französische Regierung dahin zu bringen, daß sie die Vorlage zurückzog und darauf die Session sofort vertagte, sodaß diese nicht mit dem erwarteten Friedensakkord ausklang. Statt dessen erfolgte nur die einfache Begnadigung der in der Vorlage der Regierung bezeichneten Personen durch ein Dekret des Präsidenten. Déroulède will daraufhin im Ausland weiter schmachten, bis man in Frankreich mehr Verständnis für sein Tun zeigt und ihm die Rückkehr durch Parlamentsbeschluß erlaubt. Einige andere royalistische Schreier haben durch flegelhafte Telegramme, die sie infolge des Dekrets an den Präsidenten der Republik richteten, den Beweis erbracht, wie wenig sie eine solche Begnadigung verdienten.

Wir haben bereits mehrfach darauf hingewiesen, daß in England der Liberalismus auf dem Marsche ist, und daß die bei den Nachwahlen hervortretende Stimmung auf ein günstiges Ergebnis der nächsten allgemeinen Wahlen hoffen läßt. Einen weiteren Beweis hierfür liefert die dieser Tage erfolgte Ersatzwahl in Carlisle, wo die liberale Mehrheit von 314 auf 1050 Stimmen stieg und damit die größte bisherige Zahl erreichte. Die Möglichkeit, daß England von den Bahnen der Freihandelspolitik abschwenken könnte, wird erfreulicherweise immer unwahrscheinlicher.

In Rußland fordert die langsam aber sicher fortschreitende Revolution immer weitere Opfer. Die Ermordung des Stadthauptmanns von Moskau hat sogar den Zaren ver-

Digitized by Google

anlaßt, von der geplanten Uebersiedlung dorthin Abstand zu nehmen. Ueberall gärt es, und doch zeigt sich noch nirgends ein Zentralpunkt, noch immer scheinen die Männer zu fehlen, welche die Revolution planvoll zu einem siegreichen Ende führen könnten. Dabei wird schon jetzt ernsthaft die Möglichkeit erörtert, den Zaren Nikolaus zum Verzicht auf seine Scheinherrschaft zu zwingen und unter einer provisorischen Regierung die unerläßlichen Reformen durchzuführen. Wie weit die tatsächliche Entwicklung diesen Projekten entsprechen mag, steht dahin. Vorläufig tut die herrschende Reaktion das ihrige, die Volksleidenschaften noch mehr zu erbittern. So hat erst kürzlich der Moskauer Generalgouverneur diejenigen Gouvernements, die Semstwos besitzen, angewiesen, die Semstwo- und Städtevertreter zu benachrichtigen, daß der für den Juli geplante Kongreß nicht zugelassen werden würde, daß die betreffenden Delegierten also nicht zusammenzukommen brauchten. Die Semstwovertreter haben sich aber nicht an das Verbot gekehrt und halten ihre Sitzungen unter den Augen der protestierenden Polizei in Moskau ab.

Die undankbare Rolle eines Friedensunterhändlers ist dem früheren Finanzminister Witte übertragen worden. Bei allen wichtigeren Gelegenheiten bildet dieser vielgewandte Mann die letzte Zuflucht des russischen Absolutismus. Sollte Witte indes als Bevollmächtigter ohne Vollmachten nach Washington gehen, so dürfte die Hoffnung auf das Zustandekommen des Friedens nur gering sein, denn die Japaner werden sich kaum mit einer Verzögerungspolitik einverstanden erklären, wie sie die Russen ihnen gegenüber schon von jeher bei den Verhandlungen über die Mandschurei anzuwenden beliebten. Im übrigen scheinen die bevorstehenden Friedensverhandlungen doch nicht ohne Einfluß auf die Kriegsoperationen zu sein. Die beiden Armeen stehen sich in der Mandschurei zum Losschlagen bereit gegenüber, und doch ist hüben und drüben ein Stillstand in den Bewegungen eingetreten, über dessen Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit die vom Kriegsschauplatz kommenden Nachrichten nur unzulänglich orientieren. Regere Tätigkeit scheint nur auf der Insel Sachalin zu herrschen, wo sich die Japaner immer weiter festsetzen, und in der Nähe von Wladiwostok, wo die Russen wieder einmal geschlafen haben, sodaß es den Japanern möglich war, eine Armee nördlich der Festung zu landen und so die Einschließung von Wladiwostok wirksam vorzubereiten.

Der frühere spanische Minister Villaverde ist gestorben. Er gehörte der innerlich uneinigen konservativen Partei an. Als Finanzminister leistete er Ersprießliches für sein Land; als Ministerpräsident vermochte auch er nicht, Stetigkeit in die parteipolitischen Verhältnisse Spaniens zu bringen.

* * *

Rot und Schwarz.

Eine neue schwere Niederlage des Liberalismus. Ort der Handlung diesmal Bayern. Mit 44 Mandaten zog der bayerische Liberalismus in den Landtagswahlkampf, nur etwa zwei Dutzend Mandate bringt er wieder zurück, trotzdem diesmal die Liberalen aller Schattierungen zusammenstanden. Zwei Dutzend von 159. Das Zentrum, der Gegner, den es zu bekämpfen galt, und der bisher über eine knappe Majorität im Landtage verfügte, besitzt jetzt beinahe die Zweidrittelmehrheit und beherrscht die bayerische Kammer der Abgeordneten vollkommen.

Die Niederlage des Liberalismus war die logische Folge schwerer politischer Mißgriffe. Wie die Dinge in Bayern einmal liegen, gibt es für den Liberalismus nur ein Mittel, dem Zentrum die Stange zu halten. Dies Mittel heißt: Zusammengehen mit der Sozialdemokratie. Auch das engste Bündnis aller Liberalen, so notwendig es an sich ist, genügt nicht: das haben die diesmaligen Wahlen völlig klargestellt.

Betrachtet man die Stimmenverhältnisse bei den Reichstagswahlen von 1903, so erkennt man, daß alle liberalen Gruppen mit der Sozialdemokratie zusammengenommen in Bayern fast genau so viel Stimmen aufgebracht haben wie das Zentrum. Die Sozialdemokratie für sich allein erlangte rund 212 000 Stimmen gegen rund 422 000 Stimmen, die auf die Zentrumskandidaten entfielen. Mandate errang die Sozialdemokratie aber nur 4, das Zentrum 30. Auch bei den eben abgeschlossenen Landtagswahlen hat das Zentrum etwa achtmal soviel Mandate davongetragen wie die Sozialdemokratie.

Schon aus dieser Zusammenstellung ist erkennbar, daß es für die Sozialdemokratie, auch ganz abgesehen von dem Gegensatz der politischen Prinzipien, auf die Dauer ganz unmöglich ist, gemeinsame Wahlgeschäfte mit dem Zentrum zu machen. Sowohl für die Reichstags- wie für die Landtagswahlen muß die Sozialdemokratie darauf Bedacht nehmen, einen Mandatszuwachs auf Kosten des Zentrums zu erlangen. Und das kann sie wiederum nur mit Hilfe des Liberalismus. Nirgends in Deutschland sind deshalb die natürlichen Voraussetzungen für ein Zusammengehen von Liberalismus und Sozialdemokratie so klar gegeben wie in Bayern. Statt dessen hat der Liberalismus durch sein beständiges Kokettieren mit der Zweifrontentheorie und durch die unverzeihliche Vereitelung einer Wahlreform, in deren Mittelpunkt eine durch und durch liberale Maßregel, nämlich die Umwandlung des indirekten in ein direktes Wahlsystem stand, nicht bloß ein Zusammenwirken mit der Sozialdemokratie unmöglich gemacht, sondern ein Bündnis zwischen Zentrum und Sozialdemokratie durch sein Verhalten ermöglicht.

Die Sozialdemokratie ist ob dieses Zusammengehens mit den Schwarzen liberalerseits heftig getadelt worden, und auch das fromme, staatserhaltende Zentrum hat wegen seines Bundes mit den Umstürzlern viel hören müssen. An sich ist dieses Bündnis ja auch alles andere eher als die Offenbarung politischer Keuschheit. Es war eine Transaktion gerissener politischer Geschäftsmänner, als Geschäft eine beachtenswerte Leistung, welcher der Erfolg nicht versagt geblieben ist. Man behauptet, daß die Sozialdemokraten bei diesem Geschäft die Geprellten gewesen seien, während das Zentrum den Löwenanteil des Gewinns davongetragen habe. Dies Urteil scheint mir recht einseitig zu sein. Daß die Sozialdemokratie nur einen geringen Mandatsgewinn heimgebracht hat, ist nicht allein entscheidend. Wichtiger ist die politische Position, welche die Sozialdemokratie durch dieses Bündnis gewonnen hat. Nachdem das Zentrum, diese Hauptstütze von Thron, Altar, Eigentum, Religion usw., mit der Sozialdemokratie Arm in Arm vor die bayerische Wählerschaft getreten ist, hat es für alle Zeiten seine Angriffskraft gegen die Sozialdemokratie geschwächt. Man kann nicht mit dem Teufel heute Geschäfte machen und morgen die Gläubigen auffordern, ihm mit der Mistgabel zu Leibe zu gehen. Dies Bündnis wirkt wie ein Einführungsschreiben, in dem man einen Geschäftsfreund introduziert. Das Zentrum hat der Sozialdemokratie das Diplom der Bündnisfähigkeit mit jeder anderen Partei verschafft, und selbst der begriffsstutzigste Liberale muß einsehen, wie lächerlich eine politische Zimperlichkeit ist, die es ablehnt, mit den Roten Wahlgeschäfte zu machen.

Hinzu kommt, daß die Sozialdemokratie, heute in noch viel höherem Grade als schon bisher, die Rolle der Vorkämpferin bei der Geltendmachung liberal-demokratischer Ideen im bayerischen Landtage übernehmen kann, nachdem der Liberalismus an Macht und Einfluß so starke Einbuße erlitten hat. Die Sozialdemokratie wird diese Rolle um so nachdrücklicher spielen, je mehr ihr daran liegen muß, den Verdacht in der Bevölkerung zu zerstreuen, als ob das Zusammengehen mit dem Zentrum bei den letzten Wahlen auf einer politischen Ideenverwandtschaft zwischen den beiden Parteien beruhe. Selbst wenn das Zentrum, durch seine jetzige große Machtstellung verleitet, den Versuch machen sollte, sich um die übernommenen Wahlreformversprechungen herumzudrücken, so wäre die Position der Sozialdemokratie im bayerischen Parlament keine schlechte. Sie würde dann fortgesetzt das mahnende Gewissen darstellen: für eine Oppositionspartei stets eine dankbare Aufgabe.

Ob die Zentrumspartei von ihrem gewaltigen Wahlsiege auf die Dauer Früchte ernten wird, erscheint zweifelhafter. Das Zentrum hat zu gut gesiegt. Eine Zweidrittelmehrheit im Parlament verpflichtet. Bisher konnte das Zentrum dafür, daß nicht alle Blütenträume reiften, noch den Umstand verantwortlich machen, daß es in der Kammer nur eine äußerst knappe Mehrheit habe. Diese Entschuldigung fällt jetzt weg. Seine Macht ist nunmehr groß genug, um auch die Hoffnung auf die Erfüllung unbescheidener Wünsche zu erwecken. Die parlamentarischen Voraussetzungen für eine stramme Zentrumsregierung in Bayern sind gegeben, und der Liberalismus kann nur wünschen, daß endlich aller Zweideutigkeit ein Ende gemacht werde und die bisherigen politischen Hintermänner der bayerischen Regierung in den Vordergrund gestellt und auf die Ministersessel placiert werden.

Bisher hat das Zentrum in Bayern eine Politik befolgt, auf die man das Wort Beaumarchais' in seiner „Hochzeit des Figaro" anwenden konnte:

„Recevoir, prendre et demander, voilà le secret en trois mots."

Empfangen, nehmen und fordern, — diese Methode ist sehr viel leichter durchzuführen, wenn man einer Regierung gegenübersteht, die nicht als Parteiregierung gilt, auf die man deshalb bei allen seinen Anforderungen sehr viel weniger Rücksicht zu nehmen braucht als auf eine offene Parteiregierung. Die klügeren Zentrumsführer in Bayern begreifen das auch durchaus und schwärmen keineswegs für die direkte Uebernahme der Regierung. Aber das ist ja gerade der Segen eines parlamentarischen Systems, daß es an die Stelle einer indirekten Regierung eine direkte stellt, die für alles das, was sie anrichtet, auch die volle politische Verantwortlichkeit zu tragen hat. Nicht zurückhalten sollte man die Orterer und Genossen von den Ministerien, sondern bei den Haaren hineinziehen.

Die Entwicklung der politischen Verhältnisse in Bayern hat eine große Aehnlichkeit mit der in Belgien. Die belgischen Liberalen wie die belgischen Sozialdemokraten haben viele Jahre gebraucht, bis sie begriffen, daß alle Streitereien unter einander nur der Herrschaft des Ultramontanismus zugute gekommen sind, und daß nur ein einziger Weg vorhanden ist, der zu einem Sturz der klerikalen Herrschaft führen kann, nämlich die Koalition aller Liberalen mit der Sozialdemokratie gegen den Klerikalismus. Es wird vielen bayerischen Liberalen schwer ankommen, diese Medizin zu nehmen; aber sie muß genommen werden, wenn der Liberalismus nicht nach und nach völligem Siechtum verfallen und obendrein zum Kinderspott werden will.

Theodor Barth.

Konservative Wandlungen.

Wer einmal in Deutschland die Geschichte der konservativen Politik schreiben will, der wird an einer, vor einiger Zeit erschienenen, Studie von Dr. Wilhelm Waltz nicht vorübergehen können. Die Schrift trägt den Titel: „Vom Reinertrag in der Landwirtschaft".*) Sie hat ohne Zweifel das Verdienst, in die Lehre vom Reinertrag und in die Lehre von der landwirtschaftlichen Buchführung neues Licht gebracht zu haben. Aber auf diese, mehr fachwissenschaftliche oder technische Seite der Waltzschen Untersuchungen näher einzugehen, erscheint an dieser Stelle wohl nicht angebracht. Hier beschäftigt uns Herr Dr. Waltz aus einem anderen Grunde, nämlich, weil es ihm gelungen ist, einen guten Beitrag zur Psychologie konservativer Weltanschauung und zu deren Entwickelung zu geben.

*) Eine historisch-kritische Studie; Stuttgart und Berlin 1904, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Was hat die Psychologie konservativer Politiker mit dem landwirtschaftlichen Reinertrag zu tun? Wer nur die innerpolitische Geschichte der letzten Jahre beobachtet hat, wird diese Frage vielleicht dahin beantworten, daß das Maß konservativer Gesinnung mit der Höhe der landwirtschaftlichen Reinerträge parallel ansteige und abfalle. Er mag dabei an die „krachenden Throne" denken, mit denen konservative Politiker die Phantasie der Regierungen ängstigten, um sie zu einer Steigerung der Zölle zu bewegen. Die Konservativen waren aber nicht immer die Geldbeutelpolitiker von heute. Vielmehr ist der ältere Konservatismus in seiner Betrachtungsweise der Landwirtschaft, wie auch sonst, eine geschlossene Weltanschauung, die mit gemeinnützigen Motiven und nicht ohne Geist verteidigt werden konnte. Natürlich gibt es für diesen Konservatismus mit seinem naturalwirtschaftlichen und patriarchalischen Ideal heute keinen Boden mehr. Ihm wurde das Terrain bereits in agrarstaatlichen Verhältnissen abgerungen, als der Liberalismus und mit ihm der Gedanke rationeller Wirtschaftsweise aus England nach Deutschland kam. Nichtsdestoweniger hat es einen gewissen Wert, das geistige Rüstzeug jener älteren Konservativen wieder einmal zu untersuchen. Erstreben doch heutigen Tages ihre Epigonen, den Rost davon abzuwischen, um ihren Beutezügen einen ehrbaren und glänzenden Aufputz zu verleihen.

Jener ältere Konservatismus war weit entfernt, das Reinertragsprinzip in der Landwirtschaft anzuerkennen. Er hat vielmehr stets dagegen angekämpft, daß man die Landwirtschaft als Gewerbe auffasse und die Erzielung des größtmöglichen Reinertrags für den Zweck des landwirtschaftlichen Betriebes hielte. Das Reinertragsprinzip wurde bis zum letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts wesentlich von liberalen Agrarpolitikern hochgehalten und lag allen Reformen zugrunde, die auf den technischen Fortschritt der Landwirtschaft hinzielten. Die heutigen Konservativen in Gestalt der Großagrarier haben praktisch das Reinertragsprinzip anerkannt, insofern Steigerung der Rente des Großgrundbesitzes ihr höchstes inneres Ziel geworden ist. Freilich, um nach außen hin einen guten Eindruck zu machen, begründen die Agrarier ihre Forderungen nicht mit ihren Sonderinteressen; sie fingieren vielmehr, noch dieselben, von ihren Vorfahren anerkannten, öffentlichen Pflichten zu haben, aus denen jene ihre Vorrechte ableiteten. In der Praxis also machen sich die modernen Agrarier die Früchte des Kapitalismus zu eigen und dürften gleichzeitig nach den Privilegien, welche ihre Ahnherren mit antikapitalistischem Eifer erstrebten. Diese Wandlungen im Konservatismus lassen sich an der Hand der Waltzschen Schrift sehr schön verfolgen.

Die deutsche Landwirtschaft befand sich, als Albrecht Thaer sie „mit wahrem Fabrikengeist" durchtränken wollte, in einem chaotischen Zustand. Ganz abgesehen von den bäuerlichen Betrieben, die noch allen feudalen Beschränkungen unterworfen waren: auch die meisten Großbetriebe gaben den Landwirtschaftsschriftstellern, die einmal englische oder holländische Verhältnisse kennen gelernt hatten, genügenden Grund zu den beweglichsten Klagen. Am bezeichnendsten sind vielleicht die Worte von Johann Isaak Berghaus, der 1790 ruft: „Es ist bejammernswert, eines der wichtigsten Aemter in dem Staate von Leuten verwaltet zu sehen, welche in der Welt alles getan haben, nur das einzige nicht, was sie zu ihrem Stande hätte geschickt machen können." Damals war es eine Tat, als Albrecht Thaer das Reinertragsprinzip formulierte:

„Da die Landwirtschaft ein Gewerbe ist, so hat sie auch zu ihrem Endzweck den jedes anderen Gewerbes: ein Einkommen dadurch zu erwerben. Die Wissenschaft derselben muß also den möglichst höchsten Erwerb aus jenem Betriebe als Ideal und oberstes Prinzip aufstellen und entwickeln, wie man den unter den jedesmaligen besonderen Verhältnissen und Umständen höchst möglichen Gewinn dadurch erreiche."

Dieser Satz, der heute fast trivial einfach klingt, fand aber die nachdrücklichste Bekämpfung. Seine Gegner waren die Feinde des liberalen Geistes, welcher das damalige preußische Beamtentum zu erfüllen begann. Es waren die konservativ-reaktionären Anhänger der romantischen Schule der Nationalökonomie. Die Adam Müller, v. Bülow-Cummerow,

Digitized by Google

Philipp v. Arnim und andere halfen die Waffen schmieden, die der spätere parlamentarische Konservatismus zu schwingen versuchte. Hören wir, wie Herr v. Arnim auf Golm über das Grundprinzip der Landwirtschaft dachte:

„Solche Landwirte, welche egoistisch bloß auf den merkantilen Gewinn sehen, welche ihre Pflicht, dem Staatszwecke zuvorzukommen, nicht ansehen und nicht besorgt sind, der unteren Volksklasse ein frohes Dasein und Liebe für ihre Heimat zu verschaffen, diese sind ungetreue Untertanen, welche Mißmut und Unwillen erregen und Revolution und Insurrektionen vorbereiten."

Der folgende Satz Arnims ist vielleicht in Vorahnung des Grafen Kanitz geschrieben:

„Daß der Adel wie ein Fabrikunternehmer die Landwirtschaft auf Kosten der Arbeiter und des Publikums lukrativ zu machen sucht, das macht ihn so verächtlich, daß jeder Krämer sich mit ihm vergleichen darf."

Es möge gestattet sein, zur Vervollständigung den Waltzschen Zitaten ein Wort von Professor Leo in Halle beizufügen. Der spätere Freund Gerlachs meint 1833 (Naturlehre des Staates) in seiner drastischen Art:

„Sowie die Fabrikgesinnung den Landwirt ergreift, ist to make money der große Wahlspruch; man sieht in Regen und Sonnenschein nicht mehr Gottes milde segnende oder strafende Aeußerung gegen den Menschen, sondern Naturerzeugnisse, deren Folgen man mit verändertem Anbau usw. zum Teil ausweicht. Kurz, das frömmste Geschäft wird zum ödesten, — und es kann hier eine Verödung eintreten welche alle sittliche Energie, alle Elektrizitätsfähigkeit könnte man sagen, aufhebt, und welche durch keinen Unterricht im Generalbaß und in der Geometrie ersetzt wird."

Diese Leute betrachteten die Landwirtschaft nicht als Gewerbe sondern als Staatsbürgerpflicht. Sich selbst dünkten sie als die Staatsbürger von Gottes Gnaden, die auf einen bevorzugten Posten gestellt seien. Aber sie dachten nicht daran, ihren Privilegienstaat rein als melkende Kuh aufzufassen. Steigerung der Roherträge zur Vermehrung der nationalen Produktion, patriarchalische Verpflichtungen gegenüber ihren Arbeitern: das waren die Pflichten, welche jene konservativen Romantiker, im Gegensatz zu dem modernen Agrariertum, stets anerkannt haben.

Verschiedene Umstände verhinderten mehrere Jahrzehnte lang, daß die Absurdität dieser romantischen Anschauungen richtig eingeschätzt wurde. Die Periode der dreißiger bis zu den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts brachte hohe und steigende Getreidepreise. Bei steigenden Preisen aber pflegt sich jede planmäßige Mehrverwendung von Kapital und Arbeit in der Landwirtschaft zu rentieren, auch auf den schlechtesten Böden. Dazu kam die technische Revolution des Landbaus durch Liebigs bahnbrechende Arbeit. Ein unerschöpflicher Optimismus belebte die deutschen Landwirte. Die Steigerung des Rohertrages erwies sich fast immer als gleichbedeutend mit der Steigerung des Reingewinnes. Der klügste und kühnste Techniker schien gleichzeitig der beste Wirtschafter zu sein. So kam es, daß auch Liebig zu dem Ideal des denkbar größten Rohertrages gelangte. Die Möglichkeit, den Intensitätsgrad der Landwirtschaft fortgesetzt zu steigern, gab also den Zielen dieses größten Technikers eine gewisse Verwandtschaft mit denjenigen der konservativen Romantiker.

Später freilich hatte die deutsche Landwirtschaft unter der Vernachlässigung kaufmännischer Gesichtspunkte schwer zu leiden. Professor v. d. Goltz schreibt, schon in der ersten Hälfte der siebziger Jahre hätten aufmerksame Beobachter, bei noch feststehenden Getreidepreisen, erkannt, daß infolge der Vernachlässigung der wirtschaftlichen Gesetze die Landwirtschaft einer Krise entgegengehe, denn das Verhältnis zwischen Roh- und Reinerträgen sei schon damals ein ungünstiges geworden. Einen direkten Schaden aber erlitten die Landwirte, als sie in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre, bei sinkenden Getreidepreisen, nach den Prinzipien des landwirtschaftlichen Rohertrages weiter wirtschafteten. Die Folge der Agrarkrise war dann bekanntlich das Aufkommen des Protektionismus unter den Großlandwirten.

Die Steuer- und Wirtschaftsreformer pfiffen auf die Ideen der Männer, deren Tradition sie es verdankten, daß der Staat sich ihnen verpflichtet fühlte. Die Agrarprogramme, die von den Konservativen der siebziger Jahre und später vom Bunde der Landwirte ausgearbeitet wurden, waren weit davon entfernt, irgend welche öffentliche Pflichten der Landwirtschaft gegenüber dem Staat oder den Landarbeitern anzuerkennen. Man bestürmt den Staat mit Forderungen, die er auf Kosten der Gesamtheit dem Großgrundbesitz zuwenden soll. Soweit es sich aber um Regelung des landwirtschaftlichen Arbeitsverhältnisses handelt, betätigen unsere Agrarier mehr manchesterliche Energie als jemals irgend welche Industrielle; und in ihrem Verlangen nach staatlicher Kontingentierung der landwirtschaftlichen Produktion verletzen sie die vornehmste Forderung ihrer Ahnherrn, die auf größtmögliche Steigerung der landwirtschaftlichen Erträge gerichtet war.

Kein Wunder, daß sich die Reste konservativer Ideologie in unsern Tagen mit dem Agrariertum nicht zu vertragen wissen. Wir haben bereits früher die Gelegenheit wahrgenommen, an dieser Stelle die Angriffe der „Kreuzzeitung" auf Professor v. d. Goltz zu kennzeichnen. Rudolf Meyer hat seinerzeit geschrieben:

„Wenn der Großgrundbesitz Anspruch auf Schutz hat, so hat er auch Pflichten, und die erste ist, seinen Grund und Boden nur zur Erzeugung von Produkten für die Ernährung des deutschen Volkes, nicht aber, weil sie mehr einbringt, zur Versorgung der Franzosen mit billigem Spiritus zu ihrer Weinpantscherei und der Engländer mit billigem Zucker zum Tee zu mißbrauchen."

Wie es diesem Erben Arnimscher Anschauungen unter den Konservativen erging, ist nur zu bekannt. Auch Adolf Wagner, der immer noch für die „Amtspflicht" der Landwirtschaft schwärmt, hat niemals seine konservativen Freunde bewegen können, ihren Amtspflichten gerecht zu werden.

Waltz hat ganz recht: die moderne Landwirtschaft läßt sich in ihrem Handeln nur dann von öffentlichen Gesichtspunkten leiten, wenn diese sich mit ihrem praktischen Vorteil vertragen. Natürlich gereicht das den Landwirten nicht zum Vorwurf: der Liberalismus ist heute noch mit Albrecht Thaer der Meinung, daß der einzelne Landwirt „selbst in Hinsicht auf das allgemeine Beste" nach dem größtmöglichen Reinertrag streben soll. Gerade aus diesem Grunde aber bekämpfen wir die agrarische protektionistische Bewegung, weil sie im Sonderinteresse einer Minderheit, um die Reinerträge weniger Großgrundbesitzer zu steigern, die große Masse der Landwirte ökonomisch schädigt. Wir müssen dahin arbeiten, daß die Bauern begreifen, in welcher Weise sie ihre Reinerträge besser steigern können. Möglich, daß uns die Aufpeitschung der Sonderinteressen durch den Bund der Landwirte hierin behilflich ist. Es wäre wunderbar, wenn die Mehrzahl der deutschen Landwirte, die durch das Agrariertum zur politischen Beachtung ihrer Wirtschaftsinteressen erzogen wird, nicht schließlich einmal einsehen würde, daß sie gemeinsam mit den Junkern schlechte Geschäfte macht.

Eugen Katz.

Ein Schwurgerichtsurteil.

In Bückeburg hat sich dieser Tage eine Schwurgerichtsverhandlung abgespielt, an der die politische Sittengeschichte unserer Zeit nicht achtlos vorübergehen wird. Ein Kellner und ein Justizminister stehen sich vor den Schranken des Gerichts gegenüber. Der Kellner ein armer Jüngling, ohne einflußreiche soziale Beziehungen, aber mit tadellosem Leumund, ein guter Sohn, treu im Beruf; wer mit ihm zu tun hat, gibt ihm das beste Zeugnis. Ihm gegenüber steht der Chef der Justizverwaltung eines kleinen Landes, früher Oberstaatsanwalt. Er ist dem Spielteufel verfallen. Als Staatsanwalt hat er manche Nacht hazardiert und gewürfelt. Die „Lustige Sieben" vertrieb ihm die nächtliche Langeweile. Als er Oberstaatsanwalt wurde, zog er sich nach seiner eigenen Behauptung von der „Lustigen Sieben" auf das Pokern zurück,

Digitized by Google

das für das Großherzogtum Oldenburg seitdem aus der Reihe der verbotenen Glücksspiele ausgeschieden ist.

Das Kasino, in dem die Glücksspiele, die in Oldenburg nicht verbotenen und die auch in Oldenburg verbotenen, betrieben wurden, war der Sammelpunkt aller Stützen der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung. Offiziere und Justizbeamte, und was von wohlhabenderen Bürgern der kleinen Residenz der Ehre für würdig gehalten wurde, sein Geld im Hazardspiel mitzuvertun, vertrieb sich jahraus, jahrein in dem vornehmen Klublokal die Zeit mit der offenkundigen Verletzung bürgerlicher Gesetze. Da der Oberstaatsanwalt und spätere Justizminister als Kalchas in diesem Tempel figurierte, so war es begreiflich genug, daß der Göttin der Gerechtigkeit die Binde von den Augen rutschte. Selbst als gelegentlich ein Offizier als Opfer dieser Spielabende tot in der Hunte gefunden wurde, trat keine Pause ein. Es war jemand auf dem Felde der Spielehre gefallen — voilà tout!

In dies Treiben wird plötzlich in sehr indiskreter Weise durch die Presse hineingeleuchtet. Daraus entwickelt sich ein ganzer Rattenkönig von Preßprozessen, und in einem dieser Prozesse sagt der Kellner Meyer, der längere Zeit in dem Oldenburger Kasino bedient hatte, als Zeuge aus, daß er noch gegen Ende der neunziger Jahre den Minister Ruhstrat habe „Lustige Sieben" spielen sehen. Der Minister aber erklärt ebenfalls als Zeuge, daß er dieses interessante Spiel nur bis Ende der achtziger Jahre oder, wie er sich, nachdem er sein Gedächtnis besser geprüft hat, berichtigt, bis Mitte der neunziger Jahre betrieben habe. Seitdem habe er sich mit Pokern begnügt, das er, Kenner, der er ist, nicht als ein verbotenes Glückspiel gelten zu lassen vermag, wenngleich man außerhalb Oldenburgs in Deutschland der entgegengesetzten irrigen Ansicht huldigt. Angesichts dieser Aeußerungen des Zeugen Ruhstrat wird der Zeuge Meyer unter inquisitorischen Hochdruck genommen, einem sehr komplizierten Verhör unterworfen, scheinbar in Widersprüche verwickelt und dann als meineidsverdächtig von der Gerichtsstelle aus in Haft gesetzt. Als er abgeführt wird, faßt er sein Schicksal in die Worte zusammen: „Das kommt davon, wenn man in Oldenburg die Wahrheit sagt!"

Monate hindurch bleibt der arme Teufel in Untersuchungshaft. Ein Schwurgericht hat über seine Schuld zu entscheiden. Oldenburger Gerichte müssen als befangen gelten, und so kommt der Fall vor das Schwurgericht in dem benachbarten Bückeburg. Welch ein Glück für ihn, daß das Verfahren öffentlich und die Entscheidung von Laienrichtern zu fällen ist! Laienrichter stehen nicht unter den Einflüssen juristischen Solidaritätsgefühls.

Die Beweisaufnahme ergab ein für den Angeklagten Meyer so günstiges Resultat, daß die Geschworenen nur kurze Zeit brauchten, um sich über einen Freispruch zu einigen. Dieser Freispruch ist zugleich eine Verurteilung des Justizministers Ruhstrat, aber auch eine Verurteilung des ganzen gerichtlichen Verfahrens, dem der unglückliche Meyer in Oldenburg unterworfen war. Es war soweit gekommen, daß, wie vor dem Schwurgericht in Bückeburg ausgesagt wurde, Zeugen, die eine Ladung nach Oldenburg bekamen, vorher ihre Papiere ordneten, weil sie befürchteten, wenn sie vor Gericht die Wahrheit sagten, würden sie das Schicksal des Kellners Meyer zu teilen haben. Auch die Rolle, die der Polizeikommissar Böning bei der inquisitorischen Behandlung des Angeklagten gespielt hat, vermochte die Hochachtung vor der polizeilichen Hilfstätigkeit der Justiz nicht gerade zu steigern.

Dieser Schwurgerichtsfall hat das Rechtsgefühl des Volkes in einem ungewöhnlichen Maße erregt. Zu Hunderten stand die Bevölkerung des kleinen Ortes Bückeburg bis nach Mitternacht auf dem Platz, an dem das Schwurgerichtsgebäude liegt, und als das Verdikt der Volksrichter bekannt wurde, löste sich die allgemeine Spannung in stürmischen Beifallsrufen aus. Diese Anteilnahme des Volkes ist ein ehrenvolles Zeichen für das Verständnis, das die Volksseele den ernsthaften Kämpfen ums Recht entgegenbringt. Gar manche Urteile sind in den letzten Jahren von deutschen Gerichten gesprochen worden, die von dem Rechtsgefühl der großen Masse der Bevölkerung nicht ratifiziert sind. Die Beschuldigung „Klassenjustiz" ist oft genug erhoben.

Für ein politisch reifes Volk gibt es gar keine wichtigere Frage als die nach der Unparteilichkeit der Rechtspflege. Denen, die von der Macht bedrängt werden, in ihrem Rechtskampf beizustehen, ist eine der vornehmsten Pflichten eines guten Bürgers. Diese Pflichten werden leider viel zu selten erfüllt. Als der alte Voltaire kurz vor seinem Lebensende nach Paris zurückkehrte, begrüßte ihn das Volk mit dem Zuruf: „L'homme aux Calas!" Von allen seinen hervorragenden Verdiensten schätzte die Menge keines so hoch wie den jahrelangen Kampf um den Nachweis der Unschuld der Familie Calas. Auch Emile Zola wird als Verfasser des „J'accuse!" im Dreyfushandel voraussichtlich den Ruhm all seiner naturalistischen Romane überdauern. Der Kampf des Rechts gegen die Macht ist zu allen Zeiten ein Prüfstein für die Tüchtigkeit des Volkscharakters gewesen. Eben deshalb verdiente auch die jüngste Verhandlung vor dem Schwurgericht in Bückeburg eine eingehendere Betrachtung.

Ferdinand Svendsen.

Aus unserm Zitatenschatz.

I.

Ein Staatsmann von der Gattung, wie sie heute in Deutschland höchstens noch im Verborgenen blüht — wo diese Blüte wenig nützen kann — erwähnt in einem sehr lesenswerten Buche, daß im Jahre 1855 eine preußische — rheinische — Regierung in „ihrem sogenannten Zeitungsberichte" sich für die Beschränkung der „Zeitkäufe" als einer notwendigen Maßregel gegen die die Preise der Lebensmittel in die Höhe treibende Spekulation ausgesprochen habe. Mit der Antwort an die Regierung beauftragt, habe er in einer umfassenden Denkschrift die Verkehrtheit einer solchen Maßregel dargetan. Dann heißt es:

„Von der Tagespresse weiter verbreitet und anerkennend besprochen, machte diese Kundgebung einen erwünschten Eindruck. Zu Ende war aber die Bewegung nicht. Im Januar 1856 wurde von Mitgliedern der Rechten ein auf Beschränkung der Zeitgeschäfte gerichteter Antrag in das Abgeordnetenhaus gebracht, und von der Kommission für Handel und Gewerbe, trotz der von mir gegen ihn angeführten Gründe, zur Annahme empfohlen. Im Plenum des Hauses hatte ich größern Erfolg, am 17. März wurde über den Antrag zur Tagesordnung übergegangen." „Ich erwähne diesen Hergang, nicht weil ich die damals im Sande verlaufene Bewegung für besonders wichtig, oder weil ich meine Tätigkeit für besonders verdienstreich halte, sondern nur, um an die Unsterblichkeit der Torheit zu erinnern. Was wir damals bekämpft und geschlagen hatten, ist ein Menschenalter später frisch und fröhlich wieder aufgelebt."

So zu lesen im zweiten Bande von Rudolph von Delbrücks „Lebenserinnerungen". (Leipzig, Duncker & Humblot, 1905.) S. 76.

II.

Die alte Kunst hatte ihre Wiege in der Freiheit, in den Republiken, in dem Patriotismus wohlhabender, nicht ausgesogener Bürger, das bezeugt die Kunstgeschichte der Christen und Heiden, bis auf eine Ausnahme . . .*) Die Schönheit und Großheit der Kunst kann durchaus keinen Behördenzwang und Bettelarmut ertragen, sondern Wohlhabenheit, Launen und Frohsinn sind ihre Lust; wer das nicht glauben will, der sehe die Ueberreste von Griechenland, Florenz, Nürnberg und Cöln usw. Fürstliche Höfe haben immer nur genascht, was auf dem kunstgemessenen Boden in Freiheit ohne Verschönerungskommission gewachsen war.

Joseph Anton Koch: Moderne Kunstchronik oder die Kunstordische Suppe (1834), herausgegeben von Ernst Jaffé (Innsbruck 1905). S. 155.

*) Einige Päpste machen hiervon eine Ausnahme; oder vielmehr der Charakter des katholischen Kirchenritus . .

Digitized by Google

Jugendfürsorge in Amerika.

In Deutschland ist man nicht ohne Grund stolz auf das Fürsorge-Erziehungsgesetz, das die Autorität des Staates höher stellte als die des Vaters, und im Interesse der Allgemeinheit, wie zugunsten des Kindes mit dem Prinzip der Unantastbarkeit der Familie brach. Trotz der anerkannt guten Wirkung des Gesetzes dürfen wir uns jedoch nicht darüber täuschen, daß es eines Ausbaues dringend bedarf, und daß seiner Ausführung noch zahlreiche Schwierigkeiten entgegenstehen, die besonders in dem Mangel an zureichenden Mitteln, wie in dem Mangel an geeigneten Pflegeanstalten zu suchen sind. Wir Deutschen haben uns aber daran gewöhnt, unser Fürsorge-Erziehungsgesetz als bahnbrechend und damit als mustergültig anzusehen, und versäumen es, uns mit den analogen Einrichtungen des Auslandes so eingehend zu beschäftigen, wie sie es verdienen. Und doch bietet sowohl die Gesetzgebung Englands wie Frankreichs manches Nachahmenswerte, während die Jugendfürsorge in den Vereinigten Staaten von Amerika eine ganz besondere Aufmerksamkeit verdient, weil sie (wie Dr. J. M. Baernreither in seinem vorzüglichen Werke „Jugendfürsorge und Strafrecht in den Vereinigten Staaten von Amerika"*) ganz richtig sagt): „Frei von hemmenden Traditionen, inmitten einer jungen, die Rechtsregeln ihres Zusammenlebens teilweise erst neu gestaltenden Gesellschaft, weniger geleitet durch Theorien als durch das Bestreben, zweckmäßige und unmittelbar wirkende Einrichtungen zu schaffen, ganz neue Gedanken durchzusetzen versucht, die ungeprüft anzunehmen sehr voreilig, die zu übersehen aber ein großer Fehler sein würde." Für die verwahrloste und straffällige Jugend gilt in Amerika im allgemeinen das Prinzip: „Zwangserziehung auf jeden Fall". Im Strafrecht macht sich immer mehr der Grundsatz geltend, daß innerhalb eines gewissen jugendlichen Alters (das 16. bis 18. Lebensjahr als Grenze) das Ermessen des Richters entscheidet, welche Maßregel der Ermahnung, Beaufsichtigung oder Anstaltserziehung in jedem einzelnen Falle einzutreten habe. Mit allen Mitteln wird die Loslösung des jugendlichen Gesetzesübertreters von den erwachsenen Verbrechern angestrebt und der Kontakt mit der eigentlichen Verbrecherwelt zu vermeiden gesucht, in neuester Zeit durch die Errichtung besonderer Jugendgerichte. Diesen Jugendgerichten liegt die Entscheidung aller der Fälle ob, in denen es sich um Verbrechen und Vergehen von Kindern wie an Kindern, also auch in den Fällen der Verwahrlosung, der Grausamkeit, der Anhaltung zu schädlicher oder übermäßiger Arbeit handelt. Als Schöffen fungieren an diesen Jugendgerichtshöfen die staatlich angestellten Fürsorger, meist Frauen, und immer nehmen Abgesandte der verschiedenen Wohlfahrtseinrichtungen an den Verhandlungen teil, um daraus ein genaues und richtiges Bild des Falles zu gewinnen, wonach dann die geeignetsten Maßregeln der Fürsorge- oder der Zwangserziehung ergriffen werden. Man machte zuerst keine besonders strengen Unterschiede zwischen Verwahrlosung und Gesetzesübertretung, in der Voraussetzung, daß auch der jugendliche Verbrecher nur ein Opfer der Verwahrlosung sei. Jedoch in jüngster Zeit ist man immer mehr zu der Ueberzeugung gekommen, daß ein strenges Spezialisieren notwendig ist, um günstige Erziehungsresultate zu erzielen. — Da bei uns in Deutschland eine besondere Jugendstrafrechtspflege noch nicht existiert (möge die bevorstehende Reform des St. G. B. sie uns bringen!), an einem Ausbau des Fürsorgegesetzes aber beständig gearbeitet wird, so interessiert den deutschen Sozialreformer wohl in erster Linie ein Vergleich zwischen unseren und den amerikanischen Fürsorgemaßregeln. Die Amerikaner unterscheiden zwischen verlassenen und verwahrlosten Kindern einerseits und straffälligen Kindern andererseits. Auf beide wird der Grundsatz der Erziehung, nicht der Strafe angewendet, doch geht, wie gesagt, neuerdings die Tendenz dahin, sie zu trennen; für die ersteren kommen hauptsächlich die „Besserungsschulen" (Reformatory Schools) für die letzteren die eigentlichen „Zwangserziehungsanstalten" (Reformatory Prisons) in Betracht. Um diese Einrichtungen und die Art ihrer Arbeit zu verstehen, muß man sich ihr Verhältnis zu den öffentlichen Gewalten klarmachen; es handelt sich hier um „ein Zusammenwirken freier und frei organisierter gesellschaftlicher Kräfte mit staatlichen und städtischen Behörden" (Baernreither). Wer dächte bei diesem Satze nicht an die Fürsorgezentrale in Berlin*), die gleichfalls dies „Zusammenwirken" anstrebt und vermittelt, aber mit welch unzureichenden Mitteln, sowohl was moralische wie materielle Unterstützung anbetrifft, im Vergleich zu den gleichartigen amerikanischen Institutionen. Diese tragen in den verschiedenen Staaten der Union verschiedene Namen, wie „Board of Charity", „Board of Childrens Guardians" usw.; es bestehen jetzt in 21 Staaten derartige „Boards". Die Mitglieder dieser „Boards" werden vom Governor des einzelnen Staates im Einvernehmen mit seinem Council ernannt. Sie sind unbesoldet und erhalten nur den Ersatz ihrer Auslagen. Der „Board" ist eine ständige Behörde, da in jedem Jahre nur ein Teil ausscheidet und neu ernannt wird. In fast allen „Boards" sind Frauen Mitglieder. In der Regel wählt der „Board" selbst seinen Präsidenten, auch hat er für gewöhnlich das Ernennungsrecht seiner Beamten, doch hängt dasselbe von der Bestätigung des Governor ab. Die Kompetenz dieser „Boards" besteht in der Ueberwachung aller Anstalten, privaten wie öffentlichen, die der Fürsorge für die verwahrloste und straffällige Jugend gewidmet sind. Sie sind verpflichtet, jährlich einen Bericht an den Governor des Staates zu erstatten, der veröffentlicht wird. Diese Berichte sind sehr umfassende, mit reichem statistischen Material ausgestattete Arbeiten, die aber zugleich die Erörterung einschlägiger legislativer Fragen, Kritiken bestehender Zustände, Anregungen und Vorschläge enthalten. Diese öffentliche Berichterstattung wirkt naturgemäß in hohem Grade verbessernd. Jährlich findet in einer anderen Stadt eine Konferenz der verschiedenen „Boards" statt, in welcher Erfahrungen ausgetauscht und Reformen angebahnt werden.

Die Anstalten, die der Aufnahme von Kindern dienen, sind sehr mannigfaltig; sie werden meist von den Vereinen für Kinderfürsorge aus Privatmitteln gegründet. Ein genauer Kenner der Verhältnisse, Homer Folks, schätzt für das Jahr 1900 die Gesamtzahl von Anstalten dieser Art in den Vereinigten Staaten auf mehr als 600, die zwischen 80 000 und 85 000 Kinder und Jugendliche beherbergen. Außerdem sind nach seiner Berechnung ungefähr 50 000 Kinder in Familien untergebracht; dazu kommen noch zirka 15 000 straffällige Jugendliche, meist in Staatsanstalten, sodaß nach Homer Folks' Schätzung im Jahre 1900 ungefähr 150 000 Jugendliche in Fürsorge- und Zwangserziehung gestanden haben.

Mit welchen großartigen Mitteln diese Fürsorgevereine arbeiten, beweisen folgende Zahlen: Die „Children's Aid Society" in New York hat im Jahre 1903 im ganzen 696 057 Dollar eingenommen und 695 628 Dollar verausgabt; davon bezog sie aus öffentlichen Mitteln 173 082 Dollar; das übrige aus Legaten, freiwilligen Beiträgen usw. Davon wurden im Jahre 1903 auf verschiedene Weise 55 265 Kinder versorgt; 15 816 in den Industrial Schools, 10 256 durch Unterstützung der Familien, 4302 wurden in den Lodging Houses aufgenommen, 692 in der landwirtschaftlichen Schule, 589 wurden unter spezielle Ueberwachung gestellt, in 1975 Fällen wurden Kinder oder Mütter mit kranken Kindern aufs Land oder an die See geschickt, 1522 kranke Kinder wurden in Pflege übernommen, 2192 in ländlichen Familien untergebracht, wo sie unter Aufsicht der Gesellschaft stehen.

Dabei ist dieser Fürsorgeverein nicht der einzige in New York; ihm zur Seite steht die Gerry's Society, aus deren Bericht von 1903 hervorgeht, daß sie in diesem Jahre in 7640 Fällen gerichtlich intervenert hat; in 6085 Fällen wurden richterliche Verfügungen getroffen, sei es gegen Personen, welche gegen die Kinder widerrechtlich gehandelt haben, oder gegen die Kinder selbst; 8465 Kinder sind vom Verein versorgt worden, und 7294 fanden vorübergehend im Vereinshause Aufnahme.

*) Verlag von Duncker & Humblot, Leipzig 1905. Preis 7 M.

*) Leiterin Frl. Dr. jur. Duensing, Bureaus Enckeplatz 2.

Digitized by Google

Diese Tätigkeit steht mit der öffentlich-rechtlichen Stellung im Zusammenhange, welche die Gesetze des Staates New York jeder gesetzlich zugelassenen Kinderschutzgesellschaft einräumen. Es kann jede Kinderschutzgesellschaft innerhalb des Staates New York in allen, Jugendliche unter 16 Jahre betreffenden Fällen, dem Gerichte bei der Untersuchung von Tatsachen und Anwendung des Rechtes behilflich sein. Richter und Polizeiorgane sind vom Gesetze angewiesen, die Gesellschaft bei der Verfolgung ihrer Zwecke zu unterstützen. Von großer Wichtigkeit ist die Uebertragung polizeilicher Gewalt an die Gesellschaften für jene Fälle, in denen irgend jemand gegen die Kinderschutzgesetzgebung verstoßen hat, oder in denen es sich um das Aufgreifen und die Versorgung von verlassenen oder verwahrlosten Kindern handelt, oder ein Kind bei einer verbotenen Beschäftigung betroffen wird. In diesen Fällen erklärt das Gesetz die Beamten der Gesellschaft für „Peace Officers" (Friedensrichter), als welche sie Verhaftungen vorzunehmen und das Begehen strafbarer Handlungen zu verhindern das Recht haben. Sie sind in diesen Fällen ebenso wie die anderen Polizeiorgane vom Gesetze geschützt. Alle Geldstrafen in den Strafsachen, welche die Gesellschaft zur Anzeige gebracht oder vor Gericht vertreten hat, fallen ihr zu. In einem Jahre hat die Gerry-Gesellschaft der Stadt New York z. B. 5542 Dollar an Strafgeldern eingenommen.

In einem bewußten Gegensatz zu dem System der Anstaltspflege steht die Staatsfürsorge in Massachusetts. Dort sind die verwahrlosten Kinder „Wards of the State" (Staatsmündel). Diese werden jedoch nicht in Staatsanstalten untergebracht, sondern in Familien. Mrs. Anne B. Richardson sagt darüber in einem Aufsatz in der „History of Child Saving":

„Eine vorübergehende Anhaltung in einer Anstalt ist unbedingt notwendig als eine Vorbereitung für das Familienleben, aber — ausgenommen von physisch und geistig defekten Kindern — hat dieselbe nur geringen Wert, sobald dieser Zweck erfüllt ist. Man hat das Gefühl, daß das Leben in einer Anstalt mit der Zeit unnatürlich wird, daß eine lange Internierung Knaben und Mädchen für die äußere Welt ungeeignet macht. Was so ein Zögling bedarf, liefert ihm die Anstalt; er bekommt eine vage Idee von einer Macht, die für alles sorgt, aber tägliche Opfer und Kraftanstrengung fehlen. Das Leben in einer Anstalt heißt, die Kraft verkümmeln; das Leben in der Familie heißt, sie üben und ausbilden. Ein Individuum mag sich allen Regeln in einer Anstalt fügen, es mag sich sogar seines Gehorsams bewußt sein, aber es wird nicht gestärkt gegen die Versuchungen der Außenwelt, denn es findet in der Anstalt nichts, was diesen Versuchungen ähnelt. In einer Anstalt ist wenig Gelegenheit, geistige oder moralische Widerstandskraft zu erproben. Wenn Kinder, nachdem man ihnen das Notwendigste beigebracht, wenn sie eine befriedigende gesundheitliche Konstitution aufweisen, hinausgeschickt werden, um das Leben ertragen zu lernen, wie alle Kinder, die in ärmlichen Verhältnissen aufwachsen, dann werden sie viel eher aus dem Kampfe stark und gut ausgerüstet für ihren Lebenslauf hervorgehen, als wenn sie jahrelang auf öffentliche Kosten behaust, genährt und bekleidet werden. Kein Kind sollte so lange in einer Anstalt gehalten werden, daß es zur Hilflosigkeit erzogen wird, in einem Geiste der Abhängigkeit; denn nichts ist unwürdiger an sich und beklagenswerter in seinen Folgen."

Nach diesen Tendenzen arbeitet denn auch der State Board of Charities in Massachusetts, der aus neun Personen besteht und von einer Frau geleitet wird. Bezeichnend für seine Organisation ist die große Zahl besoldeter und unbesoldeter Organe, die den Ueberwachungsdienst versehen, er hat allein sechsundzwanzig bezahlte „visitors", meist Frauen, und achtzig freiwillige Hilfskräfte. Die Gesamtzahl der verlassenen, verwahrlosten und straffälligen Jugendlichen, welche der Board teils in Anstalten unterbringt, teils in Familien versorgt, betrug im Jahre 1866 2065 und ist im Jahre 1903 auf 4439 gestiegen. In dem erstgenannten Jahre waren 70 Prozent in Anstalten und nur 30 Prozent in Familien, 1903 dagegen nur 14 Prozent in Anstalten und alle übrigen in Familienpflege untergebracht. Der Staat konnte daher schon im Jahre 1895 seine große Fürsorgeanstalt in Monson schließen. Dieses System haben seitdem verschiedene andere Staaten adoptiert. Der Aufenthalt in der Anstalt ist nur ein vorübergehender; der Board hat die Pflicht, für Aufnahme des Pfleglings in eine Familie Sorge zu tragen. Mit den Pflegeeltern wird dann ein schriftlicher Vertrag geschlossen, daß die Anstalt das Kind sofort zurück nehmen kann, wenn es nicht den gehörigen Unterricht und praktische Unterweisung erhält, nicht als Glied der Familie behandelt wird, oder wenn überhaupt seine physische oder moralische Entwicklung nicht gesichert erscheint. Diese Anstalten sind meist im Cottagesystem erbaut; derart, daß jedes Haus 29 bis 30 Kinder beherbergt; dabei findet eine angemessene Klassifizierung statt.

Die Resultate dieses Systems werden sehr gelobt. So kam im Staate Michigan im Jahre 1874 ein verwahrlostes Kind auf 2223 Einwohner, im Jahre 1890 auf 7256 und 1900 auf 15 619 Einwohner.

Die Unterbringung der Kinder in Familien stößt in Amerika nicht auf die Schwierigkeiten, wie beispielsweise in Deutschland. Baernreither schreibt darüber:

„Von genauen Kennern Amerikas wird darauf hingewiesen, daß die Freude an Kindern in den besser gestellten Familien des Landes ein hervorstechender Zug ist. Gewiß ist aber auch, daß die expansiven, wirtschaftlichen Verhältnisse die Aufnahme von Kindern sehr erleichtern, natürlich im Westen viel mehr als in den großen Städten des Ostens. Dort ist ein heranwachsendes Kind eine große wirtschaftliche Hilfe. Für jene aber, die sich später selbständig machen, bietet das freie Land, der Westen, die sich immer mehr ausbreitende Landwirtschaft und Industrie ein sicheres Feld einträglicher Arbeit."

Die Childrens Aid Society von New York hat z. B. seit ihrem Bestehen (also seit 1853) bereits 23 061 Waisen oder verlassene Kinder in Familien untergebracht. Die meisten dieser Pfleglinge sind Farmer oder Farmersfrauen geworden, doch führt der Jahresbericht von 1905 mit Stolz an, daß unter den ehemaligen Pfleglingen sich der Governor eines Staates, der Governor eines Territoriums, zwei Kongreßmitglieder, vier Abgeordnete in Staatslegislaturen, neununddreißig Advokaten siebenundzwanzig Bankiers usw. befinden. In den Berichten der Gesellschaft sind auch viele Briefe der Zöglinge abgedruckt, die beweisen, daß die Kinder sich schnell in die veränderten Verhältnisse einleben, daß sie Freude und Interesse am Landleben finden und bald von einem Gefühl der Familienzugehörigkeit ergriffen werden.

Was in Amerika verhältnismäßig leicht erscheint, wird sich natürlich nicht immer auf deutsche Verhältnisse anwenden lassen. Immerhin können wir aus dem vortrefflichen Buche Baernreithers viel Belehrung schöpfen, und besonders erscheinen mir zwei Einrichtungen nachahmenswert und ausführbar:

1. Die Institution der Boards of Charity, in der Art wie sie die oben erwähnte Zentralstelle für Jugendfürsorge in Berlin bereits im embryonalen Zustande darstellt. Diese Zentralstelle hat schon sehr viel Gutes geleistet, ihr fehlt es aber an den ausreichenden Geldmitteln (einem Staatszuschuß) und an besoldeten, geschulten Beamtinnen. Freiwillige Hilfskräfte müssen die mühsamen Recherchen usw. machen, und es ist nur der unermüdlichen Tatkraft und dem Organisationstalent ihrer Leiterin, Dr. jur. Frieda Duensing zu danken, daß die Zentralstelle schon so manchen Erfolg aufweisen kann.

2. Die zweite Institution wäre die der „Probation officers" (staatliche Fürsorger), die nicht nur die straffälligen, „auf Probe entlassenen" Kinder zu beobachten haben, sondern überhaupt alle unter dem Fürsorgegesetz stehenden Pfleglinge. Auch wir haben gesetzliche Pfleger für die Fürsorgepfleglinge, doch sind weder diese noch die Vormünder mit den Machtbefugnissen ausgestattet, über welche die amerikanischen Probation officers verfügen. Diese fungieren zugleich als Untersuchungsrichter bei den Voruntersuchungen und als Schöffen bei den Jugendgerichtshöfen. Von ihrer Darstellung des Falles hängt die Entscheidung des Richters ab. Die Probation officers sind meist beruflich angestellte, besoldete Frauen, die sich der großen moralischen Verantwortlichkeit ihres Berufes voll bewußt sind und ihn mit ebenso großer Gewissenhaftigkeit wie Begeisterung ausüben.

Dr. Baernreither faßt zum Schluß das Resultat seiner Beobachtungen in folgende Worte zusammen:

„Wissenschaft, öffentliche Verwaltung und Privattätigkeit sind in den Vereinigten Staaten geistig und praktisch innig miteinander verbunden, wirken aufeinander, lernen voneinander und vermehren in ge-

Digitized by Google

meinsamer Arbeit den Schatz von Erfahrungen und Kenntnissen. . . . Die Lehrer der Wissenschaft an den Universitäten schöpfen ihre Gedanken aus demjenigen, was praktische Männer tatsächlich geschaffen haben, aber sie befruchten auch wieder die Ideen dieser letzteren und bewahren die Mitglieder der ‚Bourds', die Vorsteher der Anstalten usw. vor der Gefahr, der Schablone zu verfallen. Auf den Kongressen treffen Männer und Frauen zusammen, die in der Wissenschaft, in der öffentlichen Verwaltung und in freiwilliger Tätigkeit ihren Beruf gefunden haben. Auf diesen Kongressen wird jenes Amalgam zwischen abstraktem Denken und praktischer Erfahrung hergestellt, das den stofflichen Inhalt der heutigen Richtung auf diesem Gebiete bildet. Durch die Vorträge, die im amerikanischen Leben eine so große Rolle spielen, wird das gemeinsam Errungene über die ganze Union verbreitet. Neues vorgeschlagen und erörtert, Erfahrungen mitgeteilt und der ganze Stoff des Fürsorgewesens in einer Weise propagiert, wie es sonst nirgends der Fall ist. Demselben Zwecke der Verbreitung dient die Presse.

Auf diese Weise wird jene Wechselwirkung zwischen Leben und Wissenschaft hergestellt, von welcher alle Bestrebungen bei der Behandlung der verwahrlosten und straffälligen Jugend in den Vereinigten Staaten beherrscht werden."

Mir erscheint, daß diese Schlußbetrachtung auch für uns beherzigenswerte Winke enthält.

A. Pappritz.

Liebesgarten.

I.

Er streckt sich weit dieser Liebesgarten, und von bunt wechselnder Art sind die Plätze, wo heimliche Paare sich finden. Romantische Wildnis breitet sich, verwunschen mit süchtigen Wunderblumen und betäubenden Düften; Klosterlaubengänge mit Glockenton in der Ferne; eine heiter friedliche Laube mit Tisch und Bänkchen steigt idyllisch auf, und allerorten tönt Zwiesprache und Flüstern zärtlicher Herzen.

Solch vielgestaltiges Reich der Gefühle in der Fülle aller Sprachen zu beschwören, gelingt einem Buch, das kenntnisreich und belesen „Deutsche Liebesbriefe aus neun Jahrhunderten" darbietet und dem Reigen seiner Liebenden ein kundiger Prologus und Epilogus wird.*)

In diesem Liebesgarten wandert man durch die Zeiten und lauscht, wie stärkste Affekte sich stärksten Ausdruck suchen. „Wiederkehr des Gleichen" beobachtet man und alle Spielarten verwirrender Leidenschaften, aufgewühlter Triebe, jäher Temperamente; und nach der Unraft sieht man auf die ruhevolle Stätte schlichterer Naturen, die in milderem Klima sich finden und gemeinsam einen ebenen Lebensweg schreiten, während den anderen in der romantischen Wildnis gegeben, an keiner Stätte zu ruhn . . .

* * *

Ein dichterischer Auftakt geht voran, ein Blatt aus „Minnesangs Frühling", Wernhers Liebeszeilen mit den Worten der Innigkeit: „Du bist min, ich bin din"; und die frohsinnlichen Verse des Grafen Hugo von Montfort an die Seine: „Zway aepfelli ich grüeß, gewachsen uf deiner brust."

Weltkinder voll irdischen Behagens, unter der Linde an der Heide auf grünem Plan . . . In anderen Herzen aber lodert verwirrend Gottes- und Menschenminne, und die überirdische Sehnsucht der Vereinigung schafft sich ekstatische Symbole. Sinnlich-übersinnliche Erotik schwelt dumpf und schwül in den Briefen Heinrichs von Nördlingen und der verzückten Nonne Margarete Ebener.

Und aus den seraphischen Reichen werden wir dann in altdeutsche Stadt- und Meistersingerstimmung versetzt, wenn wir den Briefgesprächen zwischen Ursula Freher, Tochter des Stadtsyndikus von Nürnberg, und Johann Adolf von Glauburg (1538), der Bürgerstochter und des Junkers zuhören.

Walter and Evchenweise klingt hier, wenn sie schreibt „bin auch oft an das Fenster gelaufen, wenn ich was hab reiten hören oder fahren; nun ist es alles vergebens gewesen;" wenn sie ihm ihre Kranzängste vertraut, weil sie die „Bräuche bei Euch drunten nit wisse;" und die Hans Sachsenschen Schuhsorgen fehlen auch nicht. Sie hat die Brautschuh in Nürnberg machen lassen, als sie sie aber der Frau Nützelin gezeigt, sagte diese, sie taugen nichts und seien auch gar groß, sie müßten ganz klein sein.

Voll humorhaften Behagens sind die Ehebriefe aus dieser Welt, wenn Frau Magdalene Paumgartner dem freundlichen und herzlieben Ehewirt vermeldet, daß es jetzund je länger je mehr in ihr zappelt: „weis nit, was es ist, das sich so unniz macht in mir, denck aber, Got und die Zeit wer uns solgs Wol sehen lassen." Und sie schließt mit der Bitte an den „herzlieben Schatz," den Brief niemand sehen zu lassen: „schem mich sunst."

Am vollsaftigsten drückt sich solche Art in den kernigen Lutherbriefen an den Dominus Kaeta aus. Besitzfrohe Gemeinschaft und handfestes Vertrauen wurzeln als starke Sicherheiten zwischen Mann und Weib. Und auf diesem Grund gedeiht ein fröhliches Herz, derbspaßende Launen und ein animalisch-leibliches Behagen, sichs wohl sein zu lassen auf dieser Gotteserde.

„Ich fresse wie ein Beheme und sauge wie ein Deutscher, das sey Gott gedankt. Amen," schreibt der Doktor Martinus. Und „gut torgisch Bier und gut rheinisch Wein" spielt eine große Rolle, im Wasser aber wohnet der Teufel und die Widertäuferei.

Schlachtdrommeten klingen in dem Liebesbrief des Prinzen von Homburg mit dem silbernen Bein. Ein eiliger Zettel aus dem Feldlager von Rathenau 1675 ist es an Luise Elisabet, die „Allerliebste Dicke", voll Elan und Kampfvergnügen: „es ist die schönste action von der Welt, vor des ganzen Feinds Armada einen so considerabelen Ort zu gewinnen." Und er schließt mit Percy Heißspornscher Hast: „Adieu, ich kann nicht mehr schreiben; sterb Dein treuer Mann und Diener."

* * *

Es ist das siebzehnte Jahrhundert, und die Rede wird schweifiger, barock ornamentiert mit Zieratworten des Auslands, und wie krauses Bandwerk verschlingen sich die Sätze.

Auch die Liebessprache nimmt den Kurialstil an, und in steifstelzender Courtoisie läßt sich Carl Ludwig von der Pfalz an seine morganatische Gemahlin, die Raugräfin Luise von Degenfeld vernehmen, daß die „venerische Liebe und rechte Freundschaft zusammen die perfecte Lieb ist": „Wenn mein schatz nicht mehr sein sollte (da Gott mich vor behüte), würde mich die erste leicht verlassen, weiln ich kein so schönes Objekt finden, auch alle Tag älter werde und delikater; mit der andern werde ich auch kärger sein, dieweil ich schwerlich glauben werde, daß nach Ihr eine von ihrem sex dessen kapabel seye."

Einen starken Nachklang mittelalterlicher Gottesminne hört man in dieser Zeit in der Sprache der Pietisten. Auch bei ihnen wird die Liebe zwischen Mann und Weib mit den brünstigen Vorstellungen der Heilandsliebe gemischt. Sinnlich-übersinnliche Gemeinschaft ist das Ziel, ein Herz zu werden in der Jesusliebe, und Hingabe in Gottseligkeit ist wie Gottesdienst.

Die Briefe der Liebenden aus diesem Kreis — hier vertreten durch Anna Magdalena Wurmin und A. H. Franke — sind eigentlich Liebesbriefe an den allersüßesten Jesus und die Sehnsucht zweier Menschen geht dahin: selbander in den Ueberfluß einer solchen Liebe, eines solch allumfassenden Gefühls zu versinken. So beteuern sie sich gegenseitig die Tiefe ihres Heilandsgefühls: „Meine Seele ist niemals vergnügter, als wenn sie in der Stille mit ihrem lieben Heiland umgehet und an demselben sich ergötzet," schreibt die Frau, und der Mann

*) Gesammelt, herausgegeben und in geschmackvoller Einkleidung verlegt wurde dies Buch von Julius Zeitler, Leipzig.

erwidert: „O Herr, wie ist Deine Erbarmung so groß, daß wir so gar ein Herz worden sind in Dir."

* * *

Sehr charakteristisch spiegeln sich die Gefühlswelten des achtzehnten Jahrhunderts in diesem Liebesarchiv.

Die Aufklärungszeit prägt auch die Liebe rationalistisch und mit bons sens. Wohlverständig, dabei aber mit einer gewissen Chodowieckischen anmutigen Bürgerlichkeit, geben sich die Briefe der Luise Adelgunde Victoria Kulmus an Gottsched. Auch gewisse Bildungsschnörkel des gelehrten Frauenzimmers gehören zu den Stilrequisiten. So erwidert die Kulmus in einem Frage- und Antwortspielbrief auf die Ausholung: was die Seladons für Eindruck auf ihr Gemüte machen: „So lange ich der Meynung sein werde, daß Sokrates mir mehr als ganz Athen ist, so lange werden mir alle zierlichen Statuen sehr gleichgültig sein."

„Wie angenehm sind Ihre Briefe, bester Freund," diese Versicherung gibt den höchsten Zärtlichkeitsgrad der Brautbriefe, und sehr betont wird im Meinungsaustausch über den künftigen Haushalt das Oekonomische: „Zu meiner wohl eingerichteten Haushaltung gehöret notwendig eine vernünftige Sparsamkeit und man kann nicht zeitig genug anfangen, vorsichtig zu handeln."

Die idyllisch-anakreontische Richtung, die man sich in einem Chodowieckischen ländlichen Bilde vorstellen kann, spricht sich in Johann Heinrich Vossens Briefen an Ernestine Boie aus. Genreszenen mit dem Kaffeetisch und der Pfeife im Sonnenschein werden ausgemalt, im Vorgefühl des Sommers schwelgt Voß, wenn er Kleists „Frühling" unter einem blühenden Apfelbaum liest, die Nachtigall hört und Blumen für Ernestinchen pflückt.

Darin mischen sich Klopstocksche Töne, wenn er das beste deutsche Mädchen, Gott, Tugend und Vaterland als seine höchsten Güter feiert.

Neben solchen schlichteren, unzusammengesetzten Gefühlen wuchert blühender Ueberschwang; Empfindsamkeit und Sturm und Drang stammeln in Tränen und in Raserein und wühlen die Herzen auf. Die Freude an der eigenen Stimmungsfülle ist dabei bemerkenswert, das Schwelgen im Selbstgenuß des Fühlens und im Herausschrein der Extasen. Wirrnisse der Leidenschaft, quälerische Doppelliebe, schwankendes Sehnen stellen sich hier oft dar und wirken wie ein Vorklang der romantischen Liebesbriefe.

Voll Schwärmens und Schmachtens sind die Blätter Karoline Flachslands an Herder: „in Deinem Arm, göttlicher Jüngling, will ich meinen Himmel suchen", auf seinem Schoß, an seiner Engelsbrust will sie in Tränen zerfließen.

Und Sturm und Drang rast in den wilden, grollenden, dürstenden Kerkerschreiben Schubarts aus der Veste Hohenasperg an seine Frau. Zum Himmel schreit er, er wühlt in seinem Blute, er reißt sich das Herz aus der Brust, Verzweiflung gellt, und brennendes Verlangen des Einsamen, Eingekerkerten flackert auf zu dem Weibe seiner Jugend. Die rollenden Dithyramben der Schillerschen Lyrik aus der Frühzeit strömen hier als Lebensworte neu, wenn Schubart schreibt: „wirst Du wohl einen Mann noch lieben können, der Dir nicht mehr mit dem wetterleuchtenden Blick des Jünglings, nicht mehr mit der Jugend bräunlicher Locke, nicht mehr mit dem Posamentton der Mannsprache, nicht mehr mit dem gaukelnden, lachenden, spottenden Witze, sondern mit trüberem Blick, mit dünnerem Scheitelhaar, mit dumpfer Stimme, die der Kerkerstaub erstickt, und mit ernsten, reichsstädtisch gravitätisch steifen Mienen entgegentritt und keuchend fragt: Weib, liebst Du mich?"

Felix Poppenberg.

(Ein zweiter Aufsatz folgt.)

Deutsche Landschaftskunst.

Die retrospektiven Ausstellungen, die seit einigen Jahren gepflegt werden und die sich hoffentlich nicht wieder gar zu rasch zur Modesache entwickeln, sind ein gutes Zeichen dafür, daß wir langsam anfangen uns zu „regulieren". Auf der ganzen Linie hat man in dem modernen Galopp innegehalten, um sich einmal zu besinnen, durch welche Gegend man eigentlich reitet, und um Rückschau zu halten. Das hat vielfach zu schiefen Resultaten geführt, hier zu einem koketten archaistischen Spiel, dort zu einer reaktionären Tendenz, die einer ungerechten Unterschätzung des Neuen und Gegenwärtigen zuneigt. Aber solche unliebsamen Nebenerscheinungen sind unvermeidlich. Schließlich werden die Früchte dieser historischen Bemühungen doch nicht ausbleiben, und die mit neuen Augen gesehene Vergangenheit wird die Produktion wie die Kunstanschauung unserer Zeit in gutem Sinne befruchten. Die praktische Kunstgeschichte, die hier getrieben wird, führt nicht allein zu einer Revision unseres Wissens von den Taten der Väter und Großväter, sondern auch unserer Stellung zu den künstlerischen Problemen überhaupt. Die Einseitigkeiten, die der modernen Kunst wie jeder revolutionären Bewegung notwendig anhaften, werden auf diesem Wege vielleicht mehr und mehr ausgeglichen werden. Das ist sehr willkommen; denn sie beginnen seit geraumer Frist gefährliche Dimensionen anzunehmen. Das Neue in Ehren! Wer wird es missen wollen? Aber einen Hemmschuh brauchen wir; sonst rollt eines schönen Tages der ganze Kunstwagen in den Abgrund.

Es ist undankbar, mit solch „milder Klarheit" den Wert der goldnen Mittelstraße zu predigen. Es ist wohl auch nicht sehr wirksam. Wer sich auf einen Parteistandpunkt stellt, sei es rechts oder links, und immer schon im voraus genau weiß, was er zu denken hat, wird ohne Zweifel leichteren und lauteren Beifall ernten. Aber man muß dennoch in den sauren Apfel beißen. Wir haben in Deutschland nicht die sichere Kultur Frankreichs, wo sich neue Erkenntnisse nach einer Zeit des Gärens ganz von selbst organisch in die große Entwicklungslinie der Kunst einordnen. Bei uns geht das alles entweder zu schleppend oder zu schwunghaft, und ein gefährlicher Doktrinarismus verleitet überall zu Uebertreibungen, die ein gesundes Wachstum der zarten Blüte verhindern. Ein wunderliches Beispiel ist der jetzige Bruderkrieg im Lager der modernen Kunst, der, längst latent rumorend, in der Schlacht zwischen Meier-Gräfes extravagantem Geschmäckler-Subjektivismus und Henry Thodes dannzuroteskem Antiimpressionismus zu offenem Ausbruch gekommen ist. In dieser Disputaz zwischen Rabbi und Mönch sausen die wuchtigsten Schläge — aneinander vorbei! Beide bringen mit viel Geist und Verstand die wichtigsten Argumente vor, aber beide sind im eigentlichsten Sinne „bornert", d. h. begrenzt in ihrem Kunstsehen. Man redet in verschiedenen Sprachen; kein Wunder, daß man sich nicht versteht.

Worauf es uns vor allem ankommen muß, ist: aus diesem babylonischen Wirrwarr endlich einmal zu einem Idiom zu gelangen, in dem eine allgemeine Verständigung möglich ist. Und zu der Schulung unseres Auges, die dazu notwendige Voraussetzung ist, kann die retrospektive Betrachtung der letzten Menschenalter zweifellos viel leisten. Daß man dabei in jüngster Zeit besonders die Landschaftsmalerei aufs Korn nimmt, ist sehr bezeichnend. Denn Landschaftskunst — das scheint sich ja mit dem Wesentlichen der modernen Malerei überhaupt zu decken. Hier hat das neunzehnte Jahrhundert seine stärksten Triumphe gefeiert; hier hatte es die Domäne gefunden, welche die überragende Kunst der alten Meister noch nicht in diesem Maße erschlossen hatte. Die tiefe Liebe zur Natur in all den tausend Wandlungen ihrer Erscheinung ist ja überhaupt erst ein Erzeugnis der neueren Zeit. Altertum und Mittelalter haben sie nicht so gekannt, wie wir sie kennen; erst die Renaissance, die zahllose schlummernde Kräfte des individuellen Lebens erweckte, hat auch sie aus der Dumpfheit heraufbeschworen. Wir glauben heute nicht mehr an die entscheidende Bedeutung des Tages, da Petrarca vom Gipfel eines Schweizer Berges hinabsah in die Weite ringsum und Kunde gab von der gewaltigen, ihm

Digitized by Google

ganz neuen Erschütterung seines Innern in dieser heiligen Stunde. So genau läßt sich die Geburtsstunde des modernen Naturgefühls kaum bezeichnen. Doch als Symbol des Erwachens einer neuen Empfindung können wir dies Ereignis immerhin auch heute noch betrachten. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts aber erhielt die Entwicklung dieses modernen Lebenselements zu Rousseaus Zeiten einen weit gewaltigeren und umfassenderen Anstoß. Nun ward die Parole ausgegeben, die seitdem nicht mehr verschwand: in der Natur ein Gegengewicht zu suchen gegen die übermächtig gewordene Kultur, um unserer Existenz mehr Gleichmaß zu geben und ihr den Zusammenhang mit den Quellen ihres Seins zu wahren.

In England, wo die Lehre Rousseaus am frühesten einen lauten Widerhall gefunden hatte, erhielt die neue, verstärkte Liebe zur Natur zuerst ihren Ausdruck in einer Landschaftsmalerei, der eine noch weit gewaltigere Entwicklung beschieden war als der gleichen Kunstübung im Holland des siebzehnten Jahrhunderts. Die Engländer haben als die ersten die moderne Kultur zu einem kolossalen Machtfaktor ausgebildet, sie waren auch die ersten, bei denen sich nun der Rückschlag zeigte. Und von dem Inselreich kamen die neuen Anschauungen nach dem Kontinent, wo sie später in der französischen Malerei ihren klassischen Niederschlag fanden. Sie fielen auch in Deutschland, sogar noch vor dem Jahre 1800, auf fruchtbaren Boden. Aber der Klassizismus, der alsbald sein Haupt erhob, hemmte die folgerechte Entwicklung, und das Bild, das die Geschichte der deutschen Landschaftskunst während der folgenden Jahrzehnte bietet, ist im wesentlichen das Bild eines Befreiungskampfes gegen die Fesseln der Stilisierung und des Arrangements, im Dienste einer unbefangenen Naturanschauung. Wie dieser Kampf sich abgespielt hat, das ist zum großen Teil noch nicht völlig aufgeklärt. Jede der historischen Ausstellungen bringt eine ganze Anzahl von Ueberraschungen. Vergessene Künstler tauchen aus dem Versteck auf. Werke von lebenden Persönlichkeiten erscheinen, die plötzlich ein neues Licht auf das Schaffen ihrer Meister werfen. Entwicklungslinien und Gruppenbildungen, die man nicht oder nur halb kannte, werden erhellt. Und es zeigt sich, daß die Reihe der Künstler, welche die Entwicklung vorwärts führten oder führen halfen, durchaus nicht identisch ist mit der Reihe derer, die ihren Erfolgen bei den Zeitgenossen die vordersten Plätze in den älteren kunsthistorischen Werken verdankten. Seit Jahren schon ist von klugen Kennern wie Lichtwark immer wieder auf die Notwendigkeit hingewiesen worden, die Forschungen auf diesem Gebiete systematisch zu betreiben, als unabweisbare Voraussetzungen einer künftigen deutschen Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, die dem tatsächlichen Gang der Ereignisse besser als die früheren gerecht wird.

Aus allen diesen Erwägungen ist der Plan zu der großen Landschafterausstellung hervorgegangen, die im nächsten Winter in der Nationalgalerie stattfinden soll. Ich weiß nicht, ob das Unternehmen der diesjährigen Großen Berliner Kunstausstellung, in kleinerem Rahmen etwas Aehnliches zu schaffen, von diesem Plane angeregt worden ist. Dem Publikum kann das auch gleichgültig sein; denn die „Ausstellung von Werken deutscher Landschafter des neunzehnten Jahrhunderts", die vor kurzem als nachträgliche Gabe im Moabiter Glaspalast eröffnet wurde, hat ihre Bedeutung für sich. Sie macht auf Vollständigkeit nach keiner Richtung hin Anspruch, sucht keine historischen Linien zu ziehen und ist überhaupt in dem, was sie Positives bietet, einigermaßen auf gut Glück und Zufall gestellt. So haben vor allem die Weimarer und Oldenburger Beziehungen des Malers Franz Hoffmann-Fallersleben, der dem Ausstellungspräsidenten Kallmorgen bei den Vorbereitungen helfend zur Seite stand, dem Ganzen seinen Charakter gegeben. Dadurch ist mancherlei Interessantes, das bisher nur wenigen Kennern vertraut war, ins Licht der Oeffentlichkeit gerückt worden, und als Nebenresultat springt dabei die Erkenntnis heraus, mit wie gutem Geschmack die Fürsten jener Länder in den vergangenen Jahrzehnten gesammelt haben oder bei ihren Erwerbungen beraten waren. Namentlich der verstorbene Großherzog Peter von Oldenburg hat, wie man ja in manchen Kreisen schon wußte, viel Verständnis entwickelt. Er war ja auch der einzige deutsche Fürst der Arnold Böcklin zu seinen Lebzeiten ein Bild abgekauft hat: eine „Villa am Meere", die wir jetzt in der Ausstellung sehen, ein Werk aus der ersten Florentiner Periode des Meisters, das zwischen dem berühmten Bilde gleichen Titels und den verschiedenen Fassungen des oft von Böcklin behandelten Seeräubermotivs steht; eine Arbeit, deren malerische Schönheiten selbst Meier-Gräfe noch zum Teil gelten lassen wird. Daneben hat sich dann von hier und dort her anderes von Wert und Wichtigkeit eingefunden; mancherlei Dinge sind mobil gemacht, die niemals die Wand im Hause ihres Besitzers verlassen haben, seitdem sie daran Platz gefunden. Aber es bleibt schließlich doch alles mehr Material zu einer retrospektiven Ausstellung, als daß es zu einer solchen selbst gekommen wäre. Man hat weder systematisch gesucht noch systematisch geordnet. Daß die Veranstalter selbst das sehr wohl empfinden, zeigt sich in dem allgemein gehaltenen Namen, den sie ihrem Unternehmen gegeben haben.

Trotzdem zieht der Besucher noch genugsam hohen Gewinn aus dieser Landschafterversammlung. Auch in diesem kunsthistorischen Fragment sehen wir ein Stück des großen Kampfes sich abspielen, den der unbefangene Künstler, der die Natur in ihrer tiefsten Wesenheit zu erfassen suchte, gegen Schulvorschriften und hemmende Konvention während des neunzehnten Jahrhunderts auszufechten hatte. Wir sehen, wie weit die Reihe der Maler zurückreicht, die ruhig und sachlich die Natur zu feiern, ihre Macht und Größe voll Ehrfurcht zu studieren, aber auch die schlichteren Reize der heimischen Landschaft treu und liebevoll wiederzugeben und die in den Verhältnissen der Farben, der Licht- und Luftnuancen begründete Stimmung in ihr Abbild zu bannen suchten. Und seltsam, wie unter diesen einfachen Meistern nun Name auf Name hervortaucht, der auch dem Kunstbeflissenen ganz oder fast ganz fremd klingt. Wer kennt Joh. Jak. Bidermann, den Schweizer, der schon im Jahre 1794 das damals noch einzige Partenkirchen in Oberbayern mit schlichter und treuer Kunst abmalte? Wer den wackern Märker Heinrich Gätke, der sich in den dreißiger Jahren auf Helgoland festsetzte und seine geliebte Felseninsel von allen Seiten studierte und schilderte? Wer den Mainzer Constantin Schmidt, der so hell und frisch ein Waldrevier zu malen wußte? Wer den viel jüngeren, unglücklichen Weimaraner Karl Buchholz, der sich 1889, nur vierzig Jahre alt, das Leben nahm, weil er mit seiner Kunst nicht durchdringen konnte, und der uns jetzt in Staunen setzt durch die Kraft und die leuchtende Gesundheit seiner Farben? Das alte Lied! . . . Wer denkt, außerhalb des engeren Kreises der Kenner, noch viel an Louis Gurlitt, den Vater der auf so mannigfachen Kunstgebieten heimischen Söhne, der ein so feiner und geschmackvoller Landschafter war? Wer an Rudolf Schuster, von dem man auf der Ausstellung einen famos gesehenen und frisch gemalten Ausschnitt aus dem winterlichen Riesengebirge findet? Daneben erscheinen dann Werke solcher Meister, die, früher in Vergessenheit geraten, erst in den letzten Jahren wieder zu Ehren gekommen sind, wie der Berliner Karl Blechen, um den sich Tschudi vor allem verdient gemacht hat, wie der Dresdener Altmeister Caspar David Friedrich, zu dessen Nationalgaleriebildern wir einige Ergänzungen erhalten — auch einen Sohn von ihm, Gustav Adolf Friedrich, lernen wir mit einem recht feinen Bildchen weidender Kühe kennen —, oder der Wiener Waldmüller, der durch eine köstliche kleine Redoute aus dem Prater vertreten ist.

Man lernt nicht nur Historisches aus einer solchen Ausstellung. Das ewig sich wiederholende Schicksal der Kühnen und der Bescheidenen, die nicht aufkommen können gegen die Vorurteile ihrer Zeit, und deren verdüstertes Leben der späte Nachruhm nicht mehr aufhellen kann, stimmt sehr nachdenklich. Denn wieder zeigt sich der alte Kreislauf: die Neuerer werden mit Spott und Hohn, mit Tadel und Verachtung empfangen, um nach Jahren, wenn das Publikum ihnen glücklich nachgehinkt ist, allmählich Anerkennung zu finden. Aber zur vollen Freude kommen sie auch dann nur selten; denn nun drängt wieder die neue Jugend nach, und der Revolutionär von gestern wird zum Konservativen von heute und zum Reaktionär von

Digitized by Google

morgen. Wer kann es jetzt noch glauben, daß Christian Dahl, der halb zum Deutschen gewordene Norweger, einst Vorwürfe wegen seines „wüsten Naturalismus“ zu hören hatte! Wem erscheint es anno 1905 nicht wunderlich, daß Andreas Achenbach einmal als ein Befreier gefeiert wurde! Viel haben ohne Zweifel diese Künstler selbst dazu getan, den Eindruck ihrer Jugend zu verwischen, indem sie als „arrivés“ sich nur zu sehr einem bequemen Schablonismus hingaben. Aber mindestens ebensoviel Schuld tragen wir, die wir in unserer modernen Gottähnlichkeit es fast schon verlernt hatten, die Kraft und Eigenart der Meister aus dem Anfang des arroganten Jahrhunderts, das hinter uns liegt, zu würdigen. Mit frohem Staunen erkennt jetzt unser geübtes und beruhigtes Auge, wie viel vergrabene Schätze hier ruhen, und wir bereichern uns selbst, indem wir ihnen nachforschen.

Für Andreas Achenbach hat die Ausstellung besonders viel getan. Man wollte dem rüstigen Senior der Düsseldorfer Schule, der noch einige Monate vor Menzel das Licht der Welt erblickt hat und im kommenden September sein neunzigstes Lebensjahr vollendet, eine Reverenz erweisen. Natürlich mußte man zu diesem Zweck auf die frühe Zeit des Künstlers zurückgehen. Und da zeigt es sich, daß Achenbach in seiner Jugend Bilder gemalt hat, deren Frische, Helligkeit und Farbenkraft noch heute ganz unmittelbar wirkt. Sein Temperament hatte reichlich damit zu tun, die Eindrücke der Natur selbst zu bewältigen, und auf heroische oder romantische Staffage konnte er darum leichten Herzens verzichten. Auch den alten Preller, dem die Ausstellung, als Sühne für die versäumte Berliner Feier seines hundertsten Geburtstages im vergangenen Jahre gleichfalls einen hervorragenden Platz angewiesen hat, lernen wir anders kennen, als er bisher insgemein beurteilt ward. Wir sehen seine prachtvollen nordischen Meerstücke, in denen er, wie Heine für die Poesie, ein Neuerer und Entdecker war, wir erblicken unter der klassizistischen Hülle seiner Odysseebilder den deutschen Landschaftskern, und auch seiner reifen und starken Kunst der Komposition gewinnen wir neue Genüsse ab. Denn auch das Streben der Stilisten hatte seinen künstlerischen und menschlichen Wert. Welch eine Einseitigkeit, die Sehnsucht nach Größe und bedeutungsvoller Feierlichkeit zu verkennen, die in den Werken der Koch und Rottmann und ihrer Leute lebt. Daß ein Künstler wie Rottmann gelegentlich, wenn die Aufgabe dazu drängte, auch auf jedes Arrangement verzichten konnte, sieht man aus seinem interessanten, wenn auch malerisch harten Bilde vom Eibsee.

Malerische Härten findet man gewiß genug in diesen älteren Versuchen, der Natur bis in ihre letzten Geheimnisse nachzuspüren. Aber dafür auch so viel Treue, Liebe und Innigkeit, daß man fast ganz dafür entschädigt wird. Allerdings, wir mußten „malen lernen“ in Deutschland im vergangenen Jahrhundert, und diese Entwicklung kommt in der Moabiter Sonderausstellung nicht klar genug zum Ausdruck, die Arbeiten der oben genannten Vorkämpfer werden nur noch durch einige, freilich kostbare Stücke von Karl Friedrich Lessing, durch ein paar, etwas willkürlich zusammengeraffte Arbeiten der Münchener Schule aus der Zeit, da erst Fontainebleau und dann Courbet sie beeinflußten, und durch wenige Proben der Frankfurter Malerei ergänzt. Die verschiedenen Strömungen heben sich dabei nicht so deutlich ab, wie man es wünschen möchte; die dem rein Malerischen zustrebende Tendenz und die Freude am Gegenständlichen der deutschen Landschaft, die alsbald miteinander nicht in Gegensatz, aber in Wettstreit traten, müßten schließlich, leicht übersehbar, im Vordergrund stehen. Dann würde man noch mehr für die Zukunft unserer Landschaftskunst aus der Ausstellung lernen können. Man würde erkennen, daß die Treue und Liebe und Innigkeit allein noch nicht genügen, um unsere deutsche Malerei der höchsten Leistungskraft zuzuführen, daß aber auch die malerische Richtung, die jetzt bei den Extravaganzen und Einseitigkeiten unseres Impressionismus angelangt ist, in der doktrinären Uebertreibung in eine Sackgasse führen muß. Der Streit Meier-Gräfe—Thode hat sich in den Debatten, die sich in den jüngsten Tagen an ihn angeknüpft haben, zu einer Kontroverse Thoma—Liebermann ausgewachsen. Damit ist der Kampf aus dem Lager der Kunstgelehrten in das der Maler hinübergespielt, und diese Aussprache ist vielleicht fruchtbarer als die, welche ihr voranging. Auch hierbei herrscht — und die weitere Entwicklung des Streitfalls wird das noch deutlicher erweisen — rechts und links allerlei Eigensinniges und Unduldsames, man redet sich gegenseitig in Extreme hinein.

Der ruhige Zuschauer des Kampfes aber, der sich historisch getummelt, wird sich schon von selbst die Diagonale ziehen und zu der Ueberzeugung gelangen, daß das künftige Heil der deutschen Kunst in einer Verschmelzung und gegenseitigen Durchdringung der phantasiebelebten Empfindung, wie sie Hans Thoma vertritt, und der malerischen Kultur des Auges, wie sie Max Liebermann versicht, zu suchen sein wird. Auch in der Kunst sehnen wir uns nach dem „dritten Reich“.

Max Osborn.

Eckermanns Gespräche über Goethe.

Goethe hat als ein Motiv für die Entstehung seines „Clavigo“ angeführt, es habe ihn gereizt, die Nebenfigur eines früheren Werkes (Maria aus dem „Götz“) in der ganzen Rundheit einer Hauptfigur hinzustellen. Es ist verwunderlich, daß er dieser Lockung nicht öfter nachgab. Die Tragödie des Famulus Wagner — welch dankbarer Stoff! der treufleißig Bemühte, der doch immer zu Haus gelassen wird, wenn es zum hohen Flug geht!

Aber schließlich schreibt jeder Famulus seine Tragödie selbst. Wir sahen bis jetzt Johann Peter Eckermann als einen der wenigen, die ihrer Lage ganz genügten und denen ihre Lage ganz genügte. In den „Gesprächen mit Goethe“ hat er der Weltliteratur ein unschätzbares Werk geschenkt, das doch nicht nur seiner unvergleichlichen Kunst des Hörens und Wiedergebens, nicht nur der unleugbaren Mitarbeiterschaft Goethes verdankt wird, sondern auch wirklicher, künstlerischer Befähigung Eckermanns in Anordnung und Einkleidung. Nun veröffentlicht ein Freund seines einzigen Sohnes Karl mit hingebendem Eifer seinen Nachlaß *) — und wir erkennen, daß auch der berühmteste aller Famuli eine problematische Natur war. Wir glaubten, er sei ganz aufgegangen im Dienst seines Meisters und in Demut wie die Perle des Divangedichts zu Glanz und Dauer gelangt. Aber diese ganz zum Dienst geschaffene Persönlichkeit hat auch eine eigene und nicht geringe Rolle spielen wollen und glaubte schließlich vielleicht zuweilen, von Goethe um ihre eigentliche Existenz betrogen zu sein. . . .

Gespräche über Goethe — das sind fast all die mitgeteilten Stücke: Briefe an die Braut, an den unseligen Dichter Stieglitz, Auseinandersetzungen über die Herausgabe von Goethes Werken und Gesprächen, auch Briefe aller Familienangehörigen Goethes an Eckermann. Gespräche — denen aber eben Goethe fehlt. Eckermann lernt ihm wohl Wendungen ab („ich erwiderte mit Neigung und Heiterkeit“), aber über Goethes Gedichte weiß er, zur Erklärung aufgefordert, nur etwa zu sagen: „Es ist ein Schlummerlied von der schönsten Sorte.“ Unzweifelhaft war er Goethe treu ergeben; aber auch wenn er von ihm träumt, sagt er doch zu dem Meister, der von seinen Reisen erzählen will: „Dieses zu hören ist mir unendlich lieb. Aber vor allen Dingen, eh' wir weiter reden, was sagen Sie zu meinen ‚Gesprächen‘?“

Ja diese Gespräche! Goethe war es gewiß, der dem Unselbständigen den Glauben suggerierte, sie aufzuzeichnen. Aber für Eckermann ward die göttliche Gelegenheit, den größten Dichter zu belauschen und seinen vorübergehendsten Aeußerungen „Dauer zu verleihen“, leider — ein Spekulations-

*) Aus Goethes Lebenskreise. J. P. Eckermanns Nachlaß. Herausgegeben von Fr. Tewes. I. Bd. Berlin 1905. Georg Reimer. VIII und 404 S. 8 M.

Digitized by Google

objekt. Tut es nicht weh, wenn er 1825 an seine Braut schreibt: „Die Gespräche haben an Wert nicht ihresgleichen, und es würden gewiß schnell einige tausend Exemplare abgesetzt sein. Weil es nicht bloß ein Buch für Gelehrte ist, sondern auch für alle Gebildeten, Frauen und Männer. Und wer die Werke besitzt, würde sich auch das Buch anschaffen." Freilich schreibt er diese prosaische Berechnung an seine Braut; und dieser wieder muß man es gewiß verzeihen, daß sie in dem lange, lange sich dahinziehenden Brautstand ungeduldig wird und wohl auch ein wenig verbittert. Aber es geht doch über Caroline Herder heraus, wie sie die Sachlage beurteilt. Erst heißt es nur: „Ich hätte nicht gedacht, daß Goethe so wenig Einfluß auf eine Anstellung für Dich gehabt hätte." Dann schon: „Unbegreiflich ist es mir und vielen anderen, daß Goethe Dir nicht besser forthilft, da er es nach aller Meinung doch wohl imstande wäre! Es scheint sich aber doch zu bewähren, wie man von ihm redet, daß er vieles verspricht, aber nicht erfüllt. Nimm mir dies von Deinem großen Goethe nicht übel" . . . Endlich aber: „Verlasse sobald als möglich das verwünschte, unglückselige Weimar, worin Du schon sechs Jahre lang hoffnungslos zugebracht. Es ist ein pauverer Staat, wovon Du nie etwas Ordentliches zu hoffen hast." Sie klagt, daß er immer „nur für Goethe etwas tut"; sie fühlt ihn aufgezehrt von seinem Dienst für Goethe.

Ganz zu verwerfen ist diese Auffassung eben wieder nicht. Goethe hatte zu Eckermann gesagt: „Sie wissen, wie lieb ich Sie habe, und wie gern ich Sie in meiner Nähe behielte; Sie müssen es sich selbst sagen, daß ich Sie zu den wenigen zähle, die meinen nächsten Umgang ausmachen." Freilich, er hatte hinzugefügt: „Wenn es zu Ihrem dauernden Glücke gereicht, will ich Sie gern entbehren"; er hatte selbst wenig Aussichten gemacht und zu einer Rückkehr nach Hannover geraten. Aber tatsächlich hielt er doch den jungen Studiosen und Literaten fest! Tatsächlich verbrauchte er ihn in seinem Dienst! Wir glauben heute, daß Besseres Eckermann nicht widerfahren konnte, und zweifeln auch recht sehr, ob er auch nur materiell nach seinem Abschied besser gefahren wäre; aber die Geliebte durfte ihn wohl überschätzen.

Und so brachte sie ihn denn auch selbst dazu, sich zu hoch zu stellen. Er charakterisiert sich trefflich, wenn er ihr schreibt: „Ich bin einer, der von Jugend auf von der Gunst der Zeit gelebt hat und nach wie vor warten muß, was sie ihm Gutes bringen will. An Sorgen, Gedanken und Anstrengungen habe ich es nie mangeln lassen, und das bißchen Leben und Glück ist mir schon sauer genug geworden." Und wie großartig schreibt er nachher an eine französische Zeitschrift über „seine Kenntnisse der deutschen Literatur und seine Stellung zu ihr wie zur deutschen Philosophie"! Stieglitz, das schlimmste Opfer eigener und fremder Vergötterung, spricht in einem seiner endlosen Herzensergüsse über Goethes Gedichte in dem damals (1823) vielfach beliebten Ton und tadelt die Aufnahme von „läppischen" und „schmutzigen" Dingen in die Sammlung, und Eckermann nimmt's nicht übel. Die treffliche Ernestine Voß schreibt ihm einmal: „Sie leben jetzt in Goethens Nähe und teilen alles, was uns beschäftigt, mit der Teilnahme eines Kindes;" aber das Kind kam eben an die gefährliche Krisis, wo es sich gegen die Pflicht der Dankbarkeit innerlich wehrt . . .

Doch er hat das überwunden. Und wenn der Arme ein ganz klein wenig mit der unerhörten Gunst des Schicksals Simonie trieb, hat sich das in seinen kaufmännischen Erfahrungen nur zu streng bestraft. Wie sticht seine Art doch selbst in der schlimmsten Zeit von Stieglitz' selbstsüchtigem Eigenlob ab! Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen; aber ganz gewiß auch nicht unbelohnt und ungebessert!

Richard M. Meyer.

Nachtstück.

Novembernacht.

Im Schloß waren die Fenster erleuchtet wie bei einem Fest.

Draußen leere, tote, fast greifbare Finsternis. Es prasselt vom schwarzen Himmel, in den Lüften heult's wie die wilde Jagd. Die alten Linden ächzen und knarren, wenn der Sturm hohnlachend ihre knorrigen Aeste packt und zusammenschüttelt wie ein Bündel dürrer Reiser. Die Hunde winseln in ihrem Zwinger. Ab und zu heult einer seine dumpfe Angst laut und schauerlich hinaus in die wilde Nacht.

Eine Sterbenacht — ein Sterbehaus.

Oben liegt die Schloßfrau hinter den seidenen Gardinen des Himmelbetts und ringt mit dem Tode — ein paar Tage schon — und kann — und kann nicht sterben.

Aus der niedrigen Pforte des Seitenflügels fällt ein Lichtschein, dünn wie ein Faden, dann breiter werdend, dann wieder zu Fadendicke zusammenschrumpfend. Endlich hat der Mann, der die Laterne hält, mit voller Kraft sich gegen die vom Sturm zugepreßte Tür stemmend, einen Durchgang erzwungen. Das Licht wandert über den Hof. Große Lachen glitzern auf. Der Regen erscheint im Umkreis der schwachen Strahlen wie eine dichte, graue Wolke. Dann fällt's im Pferdestall auf die saubern, roten Steinfliesen, auf die glänzenden Leiber der ruhenden Tiere. Ein schöner Rappe wendet den Kopf, wiehert leise fragend auf.

„Ho! Ho!" schreit der Mann grob und unwirsch, und stößt mit dem Fuß ein paar stattlichen Braunen gegen die runden Kruppen, daß sie erschreckt und schwerfällig aufspringen. „Schlafen? Faules Volk! Wenn Christenmenschen sich die Nacht um die Ohren schlagen müssen? Heda, Ihr! Knöpft die Ohren auf! Naus geht's — He! Jochen, Jochen!"

Auf dem Stroh in einer Ecke schnarcht ein junger Bursche, hemdärmelig, in der braungestreiften, samtenen Kutscherweste, den gelben Kniehosen. Halbentkleidet war er vom bleiernen Schlaf überrascht worden. Der andere hält ihm die Laterne dicht vor die Augen, rüttelt ihn, schreit. Endlich antwortet ihm ein langer Fluch. „In des Dreideibelsnamen! Was nu allwieder?"

„Zum Doktor! Fix! Und wenn die Braunen draufgehn! Die Gnäd'ge will's."

Ein zynischer Kraftausdruck. Der blonde Bursch reißt wütend den Rock vom Nagel. „Kreuzhimmeldonn . . . Kei Ruh, nich Tag, nich Nacht! Bald zum Pfarr, bald zum Doktor! Mensch und Vieh chikanieren, so lang noch ein Odemzug in ihr steckt —"

Der Diener hatte inzwischen schweigend die Stallaterne angezündet. Nun nahm er sein Licht und ging hinaus. Im Leutezimmer steckte er den grauen Kopf einen Augenblick durch die Tür. Keiner von der Dienerschaft hatte zu Bett gehn dürfen. Die beiden jungen Menschen, die der alte Friedrich anlernte, hatten die Ellenbogen auf den Tisch gelegt und den Kopf drauf gebettet. Sie schliefen wie die Dachse. Aber das Weibsvolk war noch ganz munter vor Aufregung und Gruseln. Die Kammerjungfer ließ sich vom Koch den Hof machen. Die Wirtschafterin hatte sich mit dem neuzugezogenen Stubenmädchen in die Ofenecke geduckt und weihte sie flüsternd in die Verhältnisse des Hauses ein.

Als der Friedrich mit seinem mürrischen Gesicht Umschau hielt, kreischte sie auf: „Jesus, Friedrich — ist's aus?"

Die Kammerjungfer hatte ihr munteres Gesicht blitzschnell in Trauerfalten gelegt. Sie tat, als wische sie sich die Augen. „Gott, o Gott! Unsere liebe, arme Gnädige!" wimmerte sie.

Er schnauzte sie an. Sie war ihm zuwider wie eine Spinne. Kein aufrichtiges Haar an dem ganzen hübschen Geschöpf.

Im Hofe hörte man den Wagen aus der Remise schieben. Alles rief durcheinander. „Was? Schon wieder fort?" Um zehn Uhr war der Beichtvater zu einem andern Sterbenden abberufen worden. Da schickten sie zum Doktor. Vergebens. Nun ist's zwölf. Und schon wieder soll der Jochen raus, wo man keinen Hund aus der Tür jagen möcht —

Digitized by Google

„Siehst Du, Margret, so ist sie," tuschelte die alte Wirtschafterin dem jungen Stubenmädel, ihrer Nichte, ins Ohr. Sie hockten wieder beide eng aneinandergedrückt im Ofenwinkel. Das junge Ding hatte die Beine hochgezogen, und die blasse Angst sah ihr aus den Augen. „Und so war sie in all den fünfundzwanzig Jahren, seit sie hier ins Haus kam. Erst ich. Und dann nochmal: ich. Und dann noch lange kein anderer. Und der Herr Baron — Gott verzeih mir's — Schuld hatte er mit seiner verrückten Verliebtheit! Den Mond — wenn sie ihn sich gewünscht hätte — ich glaub, versucht hätt er wenigstens, ihn ihr zu verschaffen. Sie war aber auch schön —! Na, das Bild im Saal hast ja gesehn. Die weiße, klare Haut, und das helle Haar — und so blasse Augen; selbst die Augenbrauen ohne Farbe. Und immer weiße Kleider, weiße Blumen — Lilien vor allem. Und bloß Perlen und Diamanten. Nichts Farbiges. Wie ich ihr das erstemal auf der Treppe begegne, geht's mir durch und durch: die bringt kein Glück ins Haus —."

Der Margret klapperten die Zähne im Munde. „Muhme, mich schuddert's!"

„Dumm Ding! Hab Dich nich. Leidlich gut haben sie ja gelebt. Erst seit der Junker Henning, unser Aeltester, mit dem Pferde stürzte und ihr tot ins Haus gebracht wurde, — seitdem sitzt sie wie das leibhaftige Unglück in Ravenstein. Kein Lachen, kaum ein Wort. Und immer nur Beten. Und Fasten. Und Kirchengehn. Und der Herr Pfarr wie's tägliche Brot im Schloß. Und gute Werke, und Armenspeisungen, als wollte sie den Himmel mit Gewalt verdienen. Und dann die lange, lange Krankheit . . . Und die Angst vorm Sterben. —

Wer so fromm ist, mein' ich — und schon bei Lebzeiten heilig — na, ich mein' — —"

* * *

Droben im Krankenzimmer brannte die Lampe hinter einem grünen Schirm. Das freistehende Himmelbett lag ganz im Schatten. Zu seiner Linken saß am Kopfende der junge Edmund Ravenstein, der auf die telegraphische Benachrichtigung, daß das langjährige Herzleiden der Mutter plötzlich eine gefährliche Wendung genommen, aus der Garnison herbeigeeilt war. Die älteren Kinder, zwei verheiratete Töchter, lebten in entfernten Provinzen und konnten frühstens am nächsten Tage eintreffen.

Der junge Baron hatte den Ellenbogen aufs Knie gestützt. Vornübergebeugt ruhte der helle Kopf, dessen weißblondes Haar sonderbar leuchtete über dem frischen Goldbraun der Haut, in den wohlgepflegten Aristokratenhänden. Die Stirn war in ein paar dicke Falten zusammengepreßt. Zuweilen zuckte es ihm krampfhaft um den festgeschlossenen Mund, und die breite Brust hielt zitternd und gewaltsam einen lauten Atemzug zurück. Oder er riß, als wolle er mit einem äußeren Wehgefühl den inneren Schmerz betäuben, an den Spitzen seines keimenden, weißblonden Schnurrbartes. Der schwache Lampenschimmer streifte seine bunte, kecke Husarenuniform, die seltsam kontrastierte mit der düsteren Umgebung und dem verstörten Ausdruck des jungen Gesichts.

Manchmal gingen seine Blicke mit scheuem Forschen zu der Gestalt zwischen den Kissen. Nach einem der peinigenden Angstanfälle lag sie erschöpft, wie schlummernd. Jeden Augenblick konnte sie hinüberdämmern in das Dunkel, aus dem keiner wiederkehrt.

Es war bitter — bitter.

Gestern abend noch, auf dem Ball bei Exzellenz. — Und die reizende Gräfin Sidi . . .!

Seine Gedanken liefen ihm davon. Die Totenstille — er wollt' es ja nicht. Aber da gaukelte das süße Köpfchen leuchtend auf dem dunklen Grunde. —

Ein Elender war er, an etwas anderes zu denken, als an die sterbende Frau. Er und sein Bruder, sie waren ihr Abgott gewesen. Ihre S ö h n e — ihr Stolz. Die Töchter sah sie kaum.

Und wie hatte er seine Mutter geliebt!

Aber seine zwanzig Jahre! — Sein Kummer war eine tiefe Wunde mit glatten Rändern. Sie schmerzt, sie brennt, sie blutet sich aus. Und dann heilt sie — fast ohne Narbe.

So heiß er sie geliebt — dieses Warten, diese schweren, schleppenden, endlosen Nachtstunden — er ertrug's kaum noch.

Hätte er wenigstens ein Wort mit dem Vater reden können! Aber der saß auf der andern Seite des Lagers im tiefsten Schatten. Und als könne das Dunkel nicht dunkel genug sein, hatte er auch noch die Rechte über die Augen gedeckt.

Auch auf ihm lag die furchtbare Stunde bleischwer, dumpf, zu Boden drückend. Ihm half keine Jugendkraft drüber weg. Auch in ihm, dumpf und unbewußt der Wunsch: wär's erst vorbei! Wäre s i e erst, wärst D u erlöst!

Seit zehn Jahren, seit dem Tode des Aeltesten, hatte er sie verloren. Sie hatten nichts mehr gemeinsam. Die blühende, lebenslustige Frau war zur finsteren Grüblerin, zur Asketin geworden, ihr einziger Trost strenge Andachtsübungen und Kasteiungen. Der fanatische Kaplan, ihr Beichtvater, nistete sich ein in dem heiteren Schlosse, das sonst der Schauplatz glänzender Feste gewesen war, und vertrieb den Herrn aus seinem eigenen Hause. Den größten Teil des Jahres lebte er in der Residenz oder auf Reisen und suchte Zerstreuung und Vergessen.

Waren ihm doch seine Kinder geblieben! War doch Edmund da, sein Sohn, der Erbe seines Namens. — Und auch jetzt, während sie an dem Sterbebette einander gegenübersaßen, war es dem Manne, als leuchte ein heller Lichtschein durch das Dunkel. Er ging aus von dem blonden Jünglingshaupt, dem die männliche Fassung so gut stand. Ein echter Ravenstein! Blut von seinem Blut, Kraft von seiner Kraft, wenn er auch äußerlich in jedem Zug das Ebenbild der blonden Mutter war. Je weiter sein Weib sich ihm entfremdet, desto zärtlicher hatte er sich an seinen Sohn, seinen letzten, angeschlossen. Wie ein paar Freunde waren sie, voll gegenseitiger Achtung und Rücksicht, und der Altersunterschied gab ihrem Verhältnis den zartesten Reiz.

In das Brausen des Sturmes mischte sich jetzt ein dumpfes Rollen. Nun kam es herangestoben — hielt —.

Die beiden Männer sahen sich an. Auch die Frau fuhr auf, versuchte sich emporzurichten, sank zurück.

„Wer — wer?" hauchten ihre Lippen. „Die Kinder?"

Der Baron beugte sich über sie. „Noch nicht, Leonore. Nicht vor morgen früh. Gedulde Dich!"

„Gedulden! Ach!" Sie schloß die Augen.

An der Tür ein leises Klopfen. Der Gatte öffnete. Friedrich meldete, der Arzt sei nicht abgekommen. In der Mühle drunten gab's eine schwere Geburt. Dort konnte er nützen. Hier nicht mehr.

Der Baron hatte wohl noch irgend etwas Unbestimmtes von dem Besuch des alten Hausfreundes erhofft — eine Erleichterung, einen Trost. Die Frau sah ihm die Enttäuschung an, als er wieder an ihr Lager trat.

„Nicht?" stöhnte sie. Er schüttelte den Kopf.

In ihr Gesicht trat eine Veränderung — ein Kämpfen und Ringen, als stritten Engel und Dämonen um die Seele der Frau. Und dann auf einmal Ruhe — ein feierlicher, eiserner Entschluß. Mit letzten Kräften versuchte sie sich aufzurichten und rief den Namen ihres Mannes.

„Hier bin ich, Leonore."

„Vergib mir! Ich kann nicht sterben, wenn Du mir nicht vergibst."

„Sei ruhig, mein armes Weib. Was zwischen uns stand, ist längst vergessen. —"

„Nein, nein, nicht das. Mehr! Schlimmeres!" Die Kraft wollte sie verlassen. Sie sank zurück. Ihre Stimme erlosch. Seltsame Schatten senkten sich auf ihr Gesicht, das unkenntlich wurde — schmal, spitz — wachsfahl —

Mehr? Schlimmeres? — Der Baron, tief ergriffen von dem Augenblick des Scheidens, achtete nicht groß auf die Worte. Wahnvorstellungen — Selbstvorwürfe, die das arme, versagende Gehirn ins Riesengroße verzerrt.

Aber es schien, als würde das entfliehende Leben noch festgehalten von einer ungelösten Aufgabe, als könnten die Lippen sich nicht für immer schließen, ehe sie nicht ihr unseliges Geheimnis preisgegeben hatten. Und endlich — kaum noch verständlich — rang sie sich das Bekenntnis ab, daß sie ihn be-

Digitized by Google

trogen hatte. „Die Knaben, der tote wie der lebende —“ und mitten im Satz schloß der Tod ihr die Lippen.

* * *

Als der Baron endlich begriffen hatte, taumelte er, wie von einem Schwertstreich getroffen. Ein Meer schien mit furchtbarem Donnern über ihn herzubrausen. Er sank — sank in immer dunklere, schwärzere Tiefen. Und die starre Fühllosigkeit, die ihm von den Fingerspitzen langsam zum Herzen kroch — die war Wohltat, Erlösung — der Tod, hoffte er.

Aber allmählich dämmerten dunkle Empfindungen in ihm auf, als tue ihm jemand gut, netze ihm die Stirn, streichle ihm die Hände. Und als er mit dem ersten, mühsamen Atemzuge die Last von seiner Brust zu wälzen strebte, hörte er vorsichtige Schritte sich von ihm wegbegeben.

Er schlug die Augen auf.

Zwischen den Kissen lag lang ausgestreckt die Tote. Ihre Lider hatte die Sohneshand geschlossen; sie schien friedlich zu schlafen, versöhnt mit dem Himmel durch ihr Geständnis, das Vater und Sohn auf immer auseinanderriß.

Drüben saß er, der blonde Knabe. Und wie eine unübersteigliche Scheidewand erhob sich zwischen ihnen das Himmelbett, auf dem die tote Frau ruhte.

Wer war er, dieser Knabe, den er über alles geliebt, den er von seinem ersten Atemzuge an geküßt und geherzt als ein Kleinod, Blut von seinem Blut, Herz von seinem Herzen? Ein Dieb, ein fremder Eindringling war er, der Sohn eines Todfeindes; ein Mensch, den er hassen, verstoßen, vernichten mußte, als den Abkömmling eines verräterischen Weibes.

Und doch — wie er auf diesem jungen, ehrlichen Gesicht so deutlich das Entsetzen sah über das unbegreifliche Neue und das Ringen, ihm tapfer und männlich die Stirn zu bieten, — da merkte der betrogene Mann, daß die alten, zwanzigjährigen Vatergefühle sich nicht so auf einmal mit Stumpf und Stiel ausreißen ließen.

Sie schwiegen beide; aber sie fühlten einer des andern Gedanken, so deutlich, als hätten sie sie einander in die Ohren gedonnert. Und dieses furchtbare, tötliche Schweigen, dieses regungslose Einandergegenübersitzen — die Tote zwischen sich — jetzt, da diese beiden Menschen Brust an Brust um die Verlorene hätten trauern sollen — es wurde so unerträglich, daß sie zu gleicher Zeit sich erhoben und hochaufgerichtet, starr und fremd sich gegenüberstanden.

Ihre Blicke versenkten sich ineinander in wortlosem Schmerz. Dann verneigte Edmund, der Namenlose, sich vor dem Baron und ging hinaus.

Und ging. — —

Der Baron wußte, er hatte seinen Sohn verloren. Wenn einer, so wußte er ja, wie stolz und zart dieses Herz war. Und daß Edmund nie einen Platz einnehmen würde, der ihm nicht gebührte. Hatte er selbst ihm nicht diese Begriffe einer Ehre, die schon durch einen Blick, einen Gedanken befleckt wird, eingepflanzt?

Verloren! Auf immer verloren!

Er warf einen Blick auf das tote Weib, und ein kaltes Grauen ergriff ihn, kroch ihm den Nacken hinauf und sträubte sein Haar.

Hastig warf er ihr ein Tuch übers Gesicht. Dann zog er die Glocke, die laut und schrill durchs Schloß gellte und der Dienerschaft meldete, daß die Herrin von Ravenstein gestorben sei.

(Schluß folgt.)

Gertrud Franke-Schievelbein.

Die führenden Nationalexportämter. Ein Beitrag zur Frage der Errichtung einer Reichshandelsstelle von Dr. A. Neufeld. Berlin 1905. Frz. Siemenroth. 244 Seiten.

Unter Nationalexportämtern versteht der Verfasser die staatlichen oder unter Staatskontrolle stehenden Einrichtungen, welche sämtlichen Angehörigen einer Nation jede gewünschte Auskunft über Angelegenheiten der Warenausfuhr geben, wie das Office National du Commerce Extérieur, die Handelsmuseen in Belgien, Oesterreich, Ungarn, den Vereinigten Staaten u. a. m. Von dem Wort des Grafen Goluchowski ausgehend, daß sich das 20. Jahrhundert für Europa als ein Jahrhundert des Ringens um das Dasein auf handelspolitischem Gebiete auslage, erachtet Neufeld die staatliche Organisation und Förderung des Exports als eine der wichtigsten Aufgaben. Man wird dem Verfasser zustimmen können, wenn er ausführt, daß gegenwärtig die parlamentarischen Fehden wie die internationalen Beziehungen ganz vorwiegend von wirtschaftlichen Interessengegensätzen beherrscht werden, aber damit, daß man dies zugibt, ist doch noch nicht gesagt, daß das im ganzen 20. Jahrhundert so sein wird, daß die heutige neidische Engherzigkeit und kurzsichtige Interessenwirtschaft das ganze Jahrhundert beherrschen wird. Das Abflauen des Imperialismus in England und die Ernüchterung, die der neuesten deutschen Handelspolitik bereits zu folgen beginnt, lassen doch das Gegenteil — wenn auch nicht so bald — erhoffen.

Der Verfasser täte überhaupt gut, allgemeine Behauptungen nicht als Tatsachen hinzustellen. Wenn er u. a. ausführt, daß „die Vereinigten Staaten durch die im Zusammenhang mit den künstlichen Zollschranken entstandene Preispolitik der Trusts den innern Markt sich zu sichern suchen, um bei den hohen Preisen desselben auf dem Weltmarkt niedrig abzusetzen und andere Konkurrenznationen zu unterbieten,“ so hat gerade der größte amerikanische Trust, der Stahltrust, diese Politik, die bedauerlicherweise von den meisten deutschen Syndikaten der Montanindustrie geführt wird, bisher nur sehr wenig eingeschlagen. Neufeld wird überhaupt von dem Schlagwort der amerikanischen Gefahr beherrscht, während doch gerade die neuesten Untersuchungen immer mehr die Richtigkeit meines bereits vor sechs Jahren gemachten Ausspruches, daß die amerikanische Konkurrenz wohl ernst, aber nicht tragisch zu nehmen sei, bestätigt haben. Es ist ein Unding, daß eine „Ueberflutung des Weltmarkts und speziell Europas durch die höchst konkurrenzfähigen industriellen Erzeugnisse der Union“ stattfindet. Im Gegenteil, nur in sehr wenigen verfeinerten Industrieerzeugnissen sind die Vereinigten Staaten exportfähig, der Schwerpunkt ihrer Ausfuhr liegt nach wie vor in landwirtschaftlichen und anderen Rohstoffen und Halbfabrikaten, während Europa sie fast ausschließlich mit Fertigfabrikaten versorgt. Daß „die Bevölkerung der Union sich gewaltig durch die natürliche Zuwachsrate und die Einwanderung aus der alten Welt vergrößert“, ist bezüglich des ersteren Punktes ebenfalls unrichtig.

Daß „die durch die Verkehrstechnik und die Tatsverhältnisse begünstigte Ueberflutung der europäischen Märkte mit den landwirtschaftlichen Erzeugnissen aus fremden Ländern mit jungfräulichem Boden die Landwirtschaft im alten industriellen Europa immer weniger und weniger rentabel macht,“ ist eine agrarische Phrase, die in ein Buch, das ernsthaft genommen werden will, nicht gehört. Es kann davon gesprochen werden, daß dadurch der Getreidebau unlohnend werde, daß die Gemidrente zurückgehe, daß der landwirtschaftliche Großbetrieb in den industriell entwickelten Staaten Europas weniger rentabel werde, das aber bezüglich der Landwirtschaft im allgemeinen zu behaupten, ist grundfalsch.

Daß Neufeld in die Agrarfragen sehr wenig tief eingedrungen ist, beweist folgende Fortsetzung des vorstehend zitierten Satzes: „Das Gesetz des abnehmenden Bodenertrages tritt infolge der Ausbildung der landwirtschaftlichen Maschinen noch bei gleichzeitigem Stillstand in der Anbaufläche in allen seinen Konsequenzen in Wirkung.“

Ob sich Herr Dr. Neufeld dabei etwas gedacht hat, weiß ich nicht; sollte es der Fall gewesen sein, so hat er seinem Gedanken einen Ausdruck gegeben, der es unmöglich macht, daß ein anderer sich etwas dabei denkt. Nun braucht jemand, der über Nationalexportämter schreibt, nicht notwendig das Gesetz vom abnehmenden Bodenertrag erfaßt zu haben, dann soll er bloß nicht darüber schreiben.

Das, was der Verfasser hier auf 244 großen Oktavseiten sagt, war wohl auf wenig mehr als der Hälfte unterzubringen; er braucht doch nicht alles, was er weiß, dem Publikum vorzutragen! Was hat es z. B. mit der Frage der Nationalexportämter zu tun, daß im 16. Jahrhundert „schwangere Mütter vornehmer Stände ihre Niederkunft in Antwerpen abwarteten, um für ihre kommenden Kinder das Antwerpener Bürgerrecht zu erwerben — ein sehr bedeutungsvoller Zug!“

Im übrigen soll unumwunden anerkannt werden, daß das Buch viel Sachliches und das in durchaus annehmbarer Form enthält. Wer sich über die Einrichtungen und die Tätigkeit der verschiedenen der Förderung des Exports dienenden Organisationen in den einzelnen Ländern orientieren will, wird es mit Vorteil benutzen, insbesondere für die Frage der Errichtung einer deutschen „Reichshandelsstelle“, die damit gefördert werden soll, ist es Freunden und Gegnern entschieden zu empfehlen.

Digitized by Google

freilich wird man gut tun an die Ausführungen Dr. Neufelds gründliche Kritik anzulegen.

Es ist meines Erachtens ein fundamentaler Irrtum zu glauben daß der Export nennenswert gefördert werde, wenn den Käufern des Auslandes nachgewiesen wird, bei welchen Industriellen in Deutschland sie ihre Einkäufe zweckmäßig machen können, und wenn den Verkäufern die entsprechenden Auskünfte über die Bonität der Besteller gegeben werden. Das alte Handwerk saß zu Hause und wartete auf die Bestellungen, die Industrie produziert und sucht die Abnehmer in und außer Landes auf; und wo ihr das für gewisse Absatzgebiete zu kostspielig und zu riskant ist, überläßt sie diese Arbeit dem Handel. Dieser sucht die neuen Märkte namentlich des Auslandes auf, lernt deren Bedürfnisse kennen und verschafft der Industrie Aufträge, an die sie vielleicht niemals gedacht hätte. Aber der auswärtige Markt verlangt in noch höherem Maße als der innere die unausgesetzte Bearbeitung, die ständige Fühlungnahme mit der Kundschaft, die anhaltende sorgfältige Prüfung ihrer Kreditfähigkeit; das kann keine Reichshandelsstelle ersetzen, das verlangt einen ständigen Vertreter in dem beregten Absatzgebiet. Den kann sich selbst der Großindustrielle erst dann leisten, wenn er durch die Tätigkeit des Exporthandels so eingeführt ist, daß ein eigener Vertreter dort billiger arbeitet als jener; aber selbst für den größten Industriellen wird das nicht in allen Absatzgebieten der Welt der Fall sein, in einer sehr großen Zahl von Fällen wird er eben auf die Arbeit des Exporthandels angewiesen bleiben. Der größte Irrtum ist es, daß wohl die Großindustrie die vermittelnde Tätigkeit einer Reichshandelsstelle entbehren könne, nicht aber die mittlere und kleinere Industrie; im Gegenteil, erstere könnte weit eher davon Gebrauch machen, letztere sind — soweit es sich wenigstens um den überseeischen, nicht um den Export nach Nachbarländern handelt — nun einmal auf die Vermittlung des Exportshandels angewiesen; einzelne gelegentliche Zufallsgeschäfte spielen eben keine Rolle.

Wenn demgegenüber — und auch Neufeld tut es — immer wieder auf die Erfolge des Philadelphia-Handelsmuseums hingewiesen wird, so wird dabei übersehen, daß gerade an dem amerikanischen Fabrikatenexport ausschließlich die Großindustrie und zwar fast nur mit Waren beteiligt ist, deren Fabrikmarken durch eine immense Reklame bekannt gemacht worden sind. Bei dem deutschen Warenexport handelt es sich aber überwiegend um Fabrikate der Mittel- und Kleinindustrie, die teils ohne Fabrikmarke gehen, oder bei denen sie nicht die entsprechende Reklame machende Wirkung erzielen kann, um Ware, die deshalb auch nur durch die werbende Tätigkeit des Handels in den verschiedenen Gebieten abgesetzt werden kann.

Und ist denn unser Exporthandel etwa hinter dem von Ländern zurückgeblieben, die sich im glücklichen Besitz von Handelsmuseen oder Exportämtern befinden? Gerade was den Ueberseehandel und gerade was den Absatz verfeinerter Fertigfabrikate anlangt, hat unsere Ausfuhr die jedes anderen Landes hinter sich gelassen; das ist ein glänzendes Zeugnis für die Tüchtigkeit unseres Exporthandels.

Damit ist indessen noch nicht gesagt, daß eine gut organisierte und gut geleitete Reichshandelsstelle zu verwerfen sei; im Gegenteil, sie kann sehr nützliche Anregungen gewähren aber in dem Maß, wie sie den mittleren und kleineren Fabrikanten zum „direkten" Export veranlassen würde, statt sich der vermittelnden Tätigkeit des Handels zu bedienen, würde sie der deutschen Industrie schaden, statt zu nützen.

Breslau. G. Gothein.

Hans Müller: Buch der Abenteuer. Novellen. Verlegt bei Egon Fleischel & Co. Berlin 1905.

Hans Müller, ein junger Oesterreicher, der sich zunächst durch sein Gedichtbuch „Die lockende Geige" bekannt machte, stellt sich uns heute als Novellist vor durch sein „Buch der Abenteuer". Wie schon der Titel des Buches andeutet, hat der Verfasser vor allen Dingen das Wesen der Novelle erfaßt, welches heute von so vielen Autoren verkannt wird, die sich selten genug besinnen, was das Wort Novelle eigentlich besagt. Hans Müller besitzt indessen nicht nur die Lust zum Fabulieren, sondern auch die Gabe dazu. Stücke wie „Die Ausstellung der geschlossenen Augen", „Cassians Abenteuer", „Das Bad der Gesundheit", „Historische Novelle" und „Nur, der Prinzgemahl" sind prächtig in Erfindung und Konzeption. Ebenso beherrscht er die Darstellungs- und Ausdrucksmittel, um seinen Stoffen gerecht zu werden; man findet nur wenig Ungeschicktes, und dieses wenige durch reichliche Feinheiten aufgewogen. Doch sollte er sich befleißigen, so viel wie möglich, bei der rein epischen Darstellungsweise zu bleiben, wie etwa in „Nur, der Prinzgemahl", weil jene andere Art, die sich darin gefällt, die eigentliche Geschichte, um die es sich handelt, einer Person innerhalb der Novelle als Erzählung in den Mund zu legen, auf die Dauer, wenn diese Technik bei mehreren Arbeiten hintereinander angewandt wird, eintönig wirkt; worüber selbst die geschickteste Weise, das Bild in einen Rahmen zu stellen, nicht immer hinweghilft. Im letzten Grunde ist diese Darstellungsart sehr oft unbewußt auf eine gewisse Bequemlichkeit zurückzuführen, weil sich der objektiven Erzählungsform (wie wie sie hier einmal nennen wollen) manche Schwierigkeiten in den Weg stellen, die man in einer Ich-Erzählung leicht umgehen kann. Dafür gewinnt aber auch jene, wenn sie solche etwaigen Schwierigkeiten zu überwinden vermag, dieser gegenüber an Kraft, Frische und Unmittelbarkeit, weil wir dann nicht mehr durch die Augen eines anderen sehen, sondern scheinbar direkte Zuschauer sind. Und Hans Müller besitzt die Kraft und die Mittel, solche Schwierigkeiten der objektiven Erzählungsform zu überwinden, wie dieses Buch an manchen Stellen erkennen läßt. Hat er doch auch zwei kräftige Bundesgenossen, die ihm über manche Klippe hinwegzuhelfen vermögen: einen liebenswürdigen Humor und einen guten Stil.

Weniger einwandfrei ist manchmal die Charakterisierung seiner Personen. Da wollen sich gar oft die Umrisse auf den späteren Seiten nicht mehr mit jenen Bildern decken, die er uns am Anfange von ihnen entworfen hat. Manche Umwandlungen in den Seelen seiner Menschen sind zu wenig motiviert, gehen zu gewaltsam vor sich. Nicht etwa, als ob solche oder ähnliche Umwandlungen unmöglich wären im Leben! Damit aber haben wir es ja nicht zu tun; uns interessiert lediglich, wie weit der Autor dergleichen glaubhaft zu machen versteht.

Im Leben können wir an Wirkungen glauben, deren Ursachen wir nicht kennen; anders in der Kunst: Was nicht genügend motiviert ist, glauben wir nicht, und wenn es selbst der liebenswürdigste Oesterreicher der Welt erzählte. Denn liebenswürdig und gemütvoll ist er, wie die meisten seiner jüngeren Landsleute. Und nur dieser Liebenswürdigkeit ist es zuzuschreiben, wenn wir (wie z. B. in „Nur, der Prinzgemahl") dem Verfasser mit so vielem Vergnügen und seligem Vertrauen über die gefährlichsten Wege der Charakteristik nachstolpern. Daß Hans Müller aber ein Oesterreicher ist, merkt man an allen Ecken und Enden des Buches; Novellen wie z. B. die von den „Rosen des heiligen Antonius" können kaum anderswo als auf österreichischem Boden wachsen. Auch teilt er mit seinen Landsleuten jene Vorliebe für das Verträumte, Zarte, Seltsame, er liebt mittelalterliche Schlösser und Burgen, alte Straßen und winkelige Gäßchen, die Sage und Alter mit einem farbigen Schimmer von Romantik umzauberten. Aber er ist doch zu seinem Glück Oesterreicher mehr in seinen Vorzügen, als in seinen Schwächen; er ist weich ohne weichlich, zart ohne süßlich zu werden; er weiß zu träumen, aber auch zu wachen und zu leben; er sucht gern das Seltsame, ohne daß es doch gesucht erschiene. Eine Ausnahme hiervon bilden vielleicht nur ab und zu seine Vergleiche, die manchmal jene störende, absichtliche Seltsamkeit zur Schau tragen, die wir bei Rilke und vielen anderen Oesterreichern finden. Was man auszusetzen hat, sind aber schließlich nur Geringfügigkeiten, die den Gesamteindruck des Buches, der ein guter ist, nicht verwischen können.

Hugo Philipp.

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Fr. Weinhausen, SW. Dessauerstraße 1, part. (Politik und Volkswirtschaft.)

Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 83 (Kunst und Literatur.)

Dr. Th. Baeth, W. Tiergartenstraße 37.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 44. Berlin, den 29. Juli 1905. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Im Vordergrund der politischen Diskussion in dieser Woche stand die Begegnung des deutschen Kaisers mit dem russischen Zaren in den finischen Gewässern, die in etwas geheimnisvollen Formen vor sich ging und eine Sensation für die ganze politische Welt bedeutete. Es gelang den Arrangeuren dieser Kaiserzusammenkunft, den sonst so gesprächigen Draht so lange verstummen zu lassen, daß die Oeffentlichkeit erst vierundzwanzig Stunden, nachdem sich das Ereignis vollzogen hatte, genauere Kenntnis von den Einzelheiten erhielt.

Der deutsche Kaiser wird auch mit dem dänischen König eine Zusammenkunft haben. Ein Vorspiel zu dieser Begegnung bildeten freundschaftliche Begrüßungen eines Teils unserer Kriegsflotte mit der dänischen Kriegsmarine an dänischen Küstenplätzen. Die gegenseitigen Freundschaftsbeteuerungen trugen einen herzlichen Charakter. Sofort war aber auch die Ungeschicklichkeit der preußischen Bureaukratie zur Stelle, um die erfreuliche Wirkung dieser Begegnungen abzustumpfen. Man hat wahrlich den richtigen Zeitpunkt gewählt, um jene kleinlichen Ausweisungsmaßregeln in Nordschleswig wieder aufzunehmen, die seinerzeit bereits soviel böses Blut gemacht haben. Die Methode dieser Ausweisungen ist die, daß man, um einen dänischgesinnten Nordschleswiger zu treffen, bei ihm bedienstete, völlig harmlose und gänzlich unschuldige Angestellte dänischer Nationalität ausweist. Mit derartigen Maßregeln, die nur erbittern und die Germanisierung Nordschleswigs erschweren, fängt man in einem Augenblick wieder an, da sich der deutsche Kaiser gerade anschickt, dem dänischen König in Kopenhagen freundschaftlich die Hand zu drücken! Man sollte in Preußen einen eigenen Orden für bureaukratische Ungeschicklichkeit stiften.

Die Reichstagsersatzwahl in Erlangen-Fürth, die zu der Wiederwahl des Mitgliedes der Freisinnigen Volkspartei Barbeck-Nürnberg geführt hat, ist insofern nicht ohne politisches Interesse, als sie seit den allgemeinen Wahlen von 1903 die erste Ersatzwahl ist, bei der die Sozialdemokratie nicht Stimmen eingebüßt, sondern gewonnen hat. 1903 war eine Stichwahl erforderlich, bei der die Sozialdemokratie mit rund 13 500 gegen rund 13 500, die auf Herrn Barbeck fielen, unterlag. In der Hauptwahl hatte die Sozialdemokratie nur 12 000 Stimmen bekommen. Da diesmal auf den Kandidaten der Freisinnigen Volkspartei sofort die Stimmen der Konservativen und die der Nationalliberalen, vermutlich auch ein Teil der Zentrumsstimmen, übergingen, so fiel die Entscheidung gleich in der Hauptwahl. Auf Herrn Barbeck entfielen 14 723, auf den Sozialdemokraten 14 150 Stimmen. Die Mehrheit ist seit 1903 danach von 2000 auf 600 Stimmen zusammengeschrumpft. Selbst wenn man annehmen will, daß mit Rücksicht auf das schwarz-rote Kartell bei der Landtagswahl diesmal alle Zentrumswähler (1903 brachte das Zentrum 1351 auf) dem Sozialdemokraten zugefallen seien, so würde sich die Sozialdemokratie noch immer einen beträchtlichen Stimmenzuwachs herausrechnen können.

Bei der Stichwahl in Oberbarnim hat am 21. Juli der Reichsparteiler Prof. Pauli mit 8748 Stimmen über den sozialdemokratischen Kandidaten gesiegt, für den 7590 Stimmen abgegeben wurden. Die Freisinnigen des Wahlkreises haben sich also in ihrer großen Mehrzahl leider nicht dazu entschließen können, dem Vertreter einer freiheitlichen Gruppe bei der Stichwahl ihre Stimme zu geben, und der Reaktionär zieht mit Hilfe der Freisinnigen abermals in den Reichstag. Quousque tandem!

Im allgemeinen nimmt man an, daß ein Gesetz zum Schutze des Wahlrechts dazu dienen soll, den Wählenden vor Beeinflussungen zu bewahren, und daß deshalb die Organe des Staates jeden zu ihrer Kenntnis gelangenden Verstoß gegen die Vorschriften unnachsichtlich ahnden müßten. Daß aber die, welche sich einen solchen Verstoß zu schulden kommen lassen, unter Umständen nicht einmal strafrechtlich verfolgt werden, dafür liefert ein Vorgang im Anschluß an die letzte Reichstagsersatzwahl in Hameln einen charakteristischen Beweis. Nach der „Frankfurter Zeitung" hatte der Wahlvorsteher in einem Orte jenes Kreises ein ihm übergebenes Wahlkuvert geöffnet, den darin enthaltenen Stimmzettel für den sozialdemokratischen Kandidaten herausgenommen und dem Wähler einen Stimmzettel für den Kandidaten des Bundes der Landwirte in die Hand gedrückt mit der energischen Aufforderung, diesen zu wählen. Der Wähler kam dieser Zumutung allerdings nicht nach, steckte vielmehr in der Wahlzelle von neuem einen sozialdemokratischen Stimmzettel in das Kuvert, das der Wahlvorsteher nunmehr scheinbar ordnungsmäßig in die Wahlurne legte. Ein paar Tage darauf wurde dem Wähler von einem anderen Mitgliede des Wahlvorstandes seine sozialdemokratische Abstimmung unter beleidigenden Aeußerungen vorgehalten. Das Wahlgeheimnis war also abermals verletzt worden. Der Staatsanwalt zu Hannover — nicht etwa der Staatsanwalt zu Köslin —, welchem der Vorfall angezeigt worden war, lehnte die strafrechtliche Verfolgung der Uebeltäter mit folgender Begründung ab:

„Ich sehe mich nicht veranlaßt, die öffentliche Klage zu erheben. In dem Verhalten des Wahlvorstehers Stille, wie es in dem Schreiben des August Möller (Name des Wählers) dargestellt ist, ist eine strafbare Handlung nicht zu erblicken. Nach § 107 des Strafgesetzbuches ist strafbar, wer einen Deutschen durch Gewalt oder durch Bedrohung mit

Digitized by Google

einer strafbaren Handlung verhindert, in Ausübung seiner staatsbürgerlichen Rechte zu wählen oder zu stimmen. Dieses Vergehens hat sich Stille nach dem Schreiben des August Möller nicht schuldig gemacht. Nach § 108 des Strafgesetzbuches wird bestraft, wer in einer öffentlichen Angelegenheit mit der Sammlung von Wahl- und Stimmzetteln oder Zeichen oder mit der Führung der Beurkundungsverhandlung beauftragt, ein unrichtiges Ergebnis der Wahlhandlung vorsätzlich herbeiführt oder das Ergebnis verfälscht. Auch dies liegt nach der Erklärung des August Möller nicht vor, da Möller trotz der Versuche Stilles, ihn umzustimmen, doch seinen ursprünglichen Wahlzettel abgegeben hat. Ein unrichtiges Ergebnis der Wahlhandlung ist also nicht herbeigeführt. Der Versuch des in § 108 des Strafgesetzbuches bezeichneten Vergehens ist nicht strafbar.

Es liegt daher auf seiten Stilles eine strafbare Handlung nicht vor. In dem Verhalten des Vollmeiers Karstorf kann höchstens eine Beleidigung des August Möller erblickt werden. Wegen dieser Beleidigung kann nur auf Antrag Möllers eingeschritten werden. Die Erhebung der öffentlichen Klage wegen der dem August Möller zugefügten Beleidigung würde übrigens nicht im öffentlichen Interesse liegen."

Wenn diese Auffassung des Staatsanwalts zutreffend ist, so liegt das denkbar größte öffentliche Interesse vor, schleunigst neue Bestimmungen zum Schutze des Wahlgeheimnisses zu erlassen. Denn bei der Anpassungsfähigkeit unserer preußischen Junker an jede straflose Form der Verletzung des Wahlgeheimnisses würde das Verfahren des Wahlvorstehers Stille sicher in zahlreichen Fällen bei den nächsten allgemeinen Wahlen Nachahmung finden.

Der demokratische Reichstags- und Landesausschußabgeordnete Rechtsanwalt **Blumenthal** ist zum **Ehren-Bürgermeister von Colmar** gewählt worden. Vorausgesetzt, daß die Regierung die Wahl bestätigt, würde somit an die Spitze des dortigen Gemeinwesens ein Mann treten, der sich bei allen aufrichtig Liberalen große Sympathien erworben hat. Die Hoffnung der Gegner, ihn durch das Bürgermeisteramt politisch kaltstellen zu können, dürfte nicht in Erfüllung gehen, denn er hat schon vor seiner Wahl keinen Zweifel darüber gelassen, daß er auch in seinem neuen Amte die Reaktion in jeder Gestalt mit derselben Entschiedenheit wie bisher zu bekämpfen gedenkt.

Während die japanischen Friedensunterhändler bereits in dem amerikanischen Friedenskonferenzplatz eingetroffen sind, hat sich der **russische Friedensunterhändler Herr von Witte** mehrere Tage in Paris aufgehalten und des öfteren mit dem Ministerpräsidenten Rouvier konferiert. Augenscheinlich haben dabei Finanzfragen eine hervorragende Rolle gespielt. Nach dem bekannten Wort Montecuculis gehört zum Kriegführen Geld, Geld und abermals Geld. Heutigentages gehört aber auch zum Friedenschließen Geld, Geld und abermals Geld. Herr von Witte soll zwar kategorisch erklärt haben, daß von der Zahlung einer Kriegsentschädigung an Japan schlechterdings keine Rede sein könne. Die Behauptung wird aber wohl zu den Bluffs im diplomatischen Pokerspiel gehören und auf die Japaner schwerlich großen Eindruck machen. Geld, viel Geld wird Rußland in jedem Falle nötig haben, ob nun der Krieg fortgesetzt oder der Frieden abgeschlossen wird. Daß man dabei die alten Gläubiger Rußlands mit der ehrenvollen Aufgabe betrauen möchte, die leeren Kassen Rußlands aufs neue zu füllen, ist begreiflich. Herr von Witte konnte den Franzosen mit einigem Recht sagen, ihr habt bereits für uns soviel getan, daß keine Weigerung euch übrig bleibt.

Es hatte den Anschein, als ob durch das Verbot des **Kongresses der Semstwovertreter**, dem sich diese nicht fügten, ein Zusammenstoß zwischen den Bütteln der Autokratie und den Abgesandten des Volkes erfolgen werde, man rechnete sogar mit der Möglichkeit, daß sich der Kongreß als konstituierende Versammlung proklamieren könnte. Indes die Polizei verzichtete schließlich darauf, das Verbot durchzuführen und ließ die Semstwos und Städtevertreter ruhig tagen. Die Konferenz hat das Bulygnsche Projekt einer Reichsduma verworfen und statt dessen in einer bewegten Sitzung einem viel freiheitlicheren Entwurfe zugestimmt, der überall verbreitet werden soll, um dafür Stimmung zu machen.

Ob das **Schreiben des Priesters Georgy Gapon**, das dieser neuerdings an die russischen Arbeiter und Bauern gerichtet hat, und das in Hunderttausenden von Exemplaren in Rußland verbreitet werden soll, das Volk in seinen Tiefen aufrütteln wird? Nach dem bisherigen Verhalten der großen Masse der Bevölkerung erscheint eine solche Wirkung recht fraglich, obwohl das Schreiben in ebenso eindringlicher wie ergreifender Sprache die schweren Schäden des russischen Absolutismus schildert und mit packender Leidenschaftlichkeit dem Zorne Ausdruck gibt, den der über das Verhalten der zarischen Regierung empörte Priester empfindet.

Die **Balfoursche Regierung** hat ganz unerwartet eine empfindliche Niederlage erlitten, indem am Donnerstag voriger Woche ein von ihr bekämpfter Antrag des Iren Redmond auf Herabsetzung eines wichtigen Postens im irischen Budget mit 200 gegen 196 Stimmen angenommen wurde. Und das geschah zwei Tage nachdem der Ministerpräsident Balfour in einer Parteiversammlung der Unionisten unter Assistenz Chamberlains seine Anhänger zur opferfreudigen Unterstützung der Regierung bis zum Schlusse der Tagung aufgefordert und eine Auflösung des Parlaments als nicht wünschenswert bezeichnet hatte. Schon kurz vorher mußte sich Balfour im Unterhause eine Zurechtweisung gefallen lassen. Die Art, wie er versuchte, die Diskussionsfreiheit der Abgeordneten bei der Erörterung mehrerer Resolutionen über die Hauptgrundsätze der künftigen Wahlreformvorlage zu beschränken, war dem neuen Sprecher des Unterhauses Lowther zu viel, und er bedeutete den Ministerpräsidenten, daß eine Beschränkung der Redefreiheit bei Aenderungen der Verfassung unzulässig sei.

Balfour hängt aber an seinem Amte mit einem Eigensinn, der mit den parlamentarischen Traditionen Englands nicht im Einklang steht. So hat er denn auch aus seiner neuesten Niederlage nicht die Konsequenz des Rücktritts gezogen. Er will vielmehr die Geschäfte weiterführen und denkt einstweilen nicht an eine Auflösung des Parlaments, die ja allerdings das Ende der unionistischen Herrlichkeit bedeuten und aller Voraussicht nach zu einem überwältigenden Siege der Liberalen führen würde.

Das Bestreben der **schwedischen Regierung**, die Auseinandersetzung mit Norwegen unter dem Gesichtspunkt zu erledigen, daß eine vollendete Tatsache vorliege und man versuchen müsse, das Beste daraus zu machen, hat dem Ministerium das Leben gekostet. Seine Aufgabe war eine undankbare, aber auch das nachfolgende Ministerium wird nicht umhin können, sich in das Unabänderliche zu fügen. Es wird das voraussichtlich mit weniger guter Manier tun, und die definitive Regelung der Unionstrennung wird hinausgeschoben werden. In dem schwedischen Verhalten zeigt sich mehr üble Laune als staatsmännischer Weitblick.

Belgien will in unserer festefrohen Zeit auch nicht hinter anderen Ländern zurückstehen. Es hat deshalb den in der Völkergeschichte ungewöhnlichen Anlaß der 75. Wiederkehr eines Gedenktages, nämlich des Tages der Unabhängigkeitserklärung, zur Abhaltung größerer Feierlichkeiten benutzt und veranstaltete zudem in Lüttich eine Weltausstellung. Noch immer übt ja in Belgien der Klerikalismus einen gewaltigen Einfluß aus. Sollte es einst gelingen, diesen Einfluß zurückzudämmen und eine freiheitlichere Politik durchzuführen, so wird auch Belgien einmal einen wirklichen Anlaß zum Festefeiern haben.

Auf den Sultan **Abdul Hamid** ist in Konstantinopel ein Bombenattentat verübt worden. Der Sultan kam unversehrt davon, doch dürfte der Vorfall dazu beitragen, ihn den reaktionären Einflüssen seiner Umgebung noch zugänglicher zu machen und so die verfahrenen Zustände im osmanischen Reich weiter zu verschlimmern.

* * *

Digitized by Google

Zar und Kaiser.

Die Zusammenkunft des russischen Zaren mit dem deutschen Kaiser in den finischen Gewässern hat in der ganzen Welt ein sensationelles Interesse erweckt. In Deutschland hat man durchweg das Gefühl eines gewissen Unbehagens angesichts dieser Begegnung. Dies Unbehagen kam schon dadurch zum Ausdruck, daß sofort der von Paris aus verbreiteten Version widersprochen wurde, die Initiative zu dieser Zusammenkunft sei von Kaiser Wilhelm II. ausgegangen. Vermutlich liegt die Sache so, daß die allgemeine Anregung zu einer Aussprache vom Kaiser ausging und dann die konkrete Einladung russischerseits erfolgte. Ein solcher Tatbestand bietet Raum für jedes offiziöse Dementi.

Daß deutscherseits energisch die Auffassung vertreten wird, der deutsche Kaiser sei nicht der Einladende, sondern der Eingeladene, ist nur zu billigen. Denn es ist, vom deutschen politischen Interessenstandpunkt aus betrachtet, schwer einzusehen, weshalb der deutsche Kaiser für irgend etwas, was in Rußland gegenwärtig geschieht oder nicht geschieht, eine mittelbare Verantwortlichkeit übernehmen sollte. Je mehr sich der Eindruck befestigt, daß diese Begegnung in dem rein persönlichen Freundschaftsverhältnis zwischen dem Zaren Nikolaus und dem Kaiser Wilhelm und in dem Bedürfnis des Zaren nach einer persönlichen Herzenserleichterung ihre eigentliche Ursache finde, umso besser für Deutschland. Dem russischen Reiche ist nicht mehr durch die wohlmeinendsten guten Ratschläge, sondern nur durch entschlossene Taten zu helfen. Sich an solchen Taten zu beteiligen, kann aber einer deutschen Regierung, die ihre Machtmittel nur für rein deutsche Interessen einzusetzen hat, nicht in den Sinn kommen. Bleiben aber Taten, um Rußland aus seinen äußeren und inneren Schwierigkeiten zu befreien, deutscherseits außer Betracht, so trifft, ein wenig variiert, auf die Situation ein bekanntes deutsches Sprichwort zu: „Wer nicht mittaten kann, soll auch nicht mitraten."

Die Kommentare der auswärtigen Presse über den mutmaßlichen Inhalt der Besprechungen im finischen Meerbusen sind alle auf den Ton gestimmt, daß Kaiser Wilhelm als der stärkere Wille versucht haben werde, den Zaren zu festen Entschlüssen sowohl in der Friedensfrage wie in der inneren russischen Politik zu bestimmen. Dieser Annahme kann man im deutschen Interesse nicht nachdrücklich genug widersprechen. Der Kaiser wird sich zweifellos gesagt haben, daß die Erteilung solcher Ratschläge ein höchst undankbares Geschäft sei, bei dem die Interessen Deutschlands unter allen Umständen den kürzeren ziehen müßten. Was immer in Rußland in nächster Zeit geschieht oder unterlassen wird, die Unzufriedenheit mit dem Gang der Dinge dürfte außerordentlich groß sein, und die Mißvergnügten, einerlei in welchem Lager sie stehen, werden nur zu sehr geneigt sein, das, was vom Zaren angeordnet wird, Krieg oder Frieden, Repression oder Konstitution, auf den Einfluß des deutschen Kaisers zurückzuführen. Selbst der beste Rat, den der deutsche Kaiser dem russischen Zaren hätte geben können, würde, befolgt oder nicht befolgt, dem Raterteiler als unwillkommene Einmischung angerechnet werden, nicht zum wenigsten vom Zaren selbst, sobald er sich der Schwierigkeiten, irgend einen Rat zu befolgen, bewußt geworden ist.

Mag immer die Sensationslust denn auch aus dieser Kaiserbegegnung die phantastischsten Schlüsse ziehen, Deutschland hat ein starkes politisches Interesse daran, dem Aufbauschen dieses Ereignisses entgegenzutreten und der Annahme zu widersprechen, als ob es in Deutschland eine öffentliche Meinung gäbe, die einer ernsthaften Einmischung in russische Angelegenheiten zustimmen würde.

Theodor Barth.

Olim meminisse juvabit.

Der Kellner Meyer ist freigesprochen, — das hat er der Oeffentlichkeit des modernen Gerichtsverfahrens zu verdanken. Nur weil die weitesten Kreise des Volkes den Verhandlungen folgen konnten, weil Augen- und Ohrenzeugen der früheren Ruhstrat-Prozesse vorhanden waren und sich meldeten, um zugunsten des schwerer Schuld Angeklagten ihre Sentiments zu bekunden, nur darum entging der junge Mann, den sein Gewissen gedrängt hatte, zu sagen, was er wußte, dem Zuchthause.

Dieses Vorkommnis ruft die Erinnerung wach an Zustände, die früher bestanden, als die Justiz hinter verschlossenen Türen tagte und in erregten Zeiten die Kabinette sie als getreue Magd erfanden, den politischen Gegner zu vernichten. Ein wahrhaft klassisches Beispiel solcher Kabinettsjustiz ist der sogenannte Rostocker Hochverratsprozeß vom Jahre 1853, dessen einzelne Phasen der nun auch verstorbene Professor Julius Wiggers in seinem Buche „Vierundvierzig Monate Untersuchungshaft" uns hinterlassen hat. Er bildet eins der dunkelsten, aber auch bezeichnendsten Blätter in der Geschichte der Reaktion und zeigt die Justiz in einer Verkommenheit, in welche sie heut dank der Oeffentlichkeit des Verfahrens bei uns nie wieder zurücksinken kann.

„Am 3. Mai 1853 stand ich vor dem Traualtar; schon am 5. Mai mußte ich in die Einsamkeit des Gefängnisses wandern."

Mit diesen Worten beginnt das Buch von Julius Wiggers, das in seiner schlichten Darstellungsart so ergreifend wirkt. In diesen kurzen Worten liegt zugleich die Tendenz des damaligen Justizverfahrens gekennzeichnet. Elende, kleinliche, persönliche Quälerei, die gänzlich überflüssig war, aber als unbedingt zur „guten Sache" (um im Jargon der partikularistischen „Patrioten" von anno dazumal zu reden) gehörig betrachtet wurde, — das war das A und O aller kriminalistischen Weisheit jener Tage.

Und wie ihr Wesen war, so waren ihre Träger, die Personen, denen die Machthaber die Ausübung der Justiz anvertrauten. Sie wußten, was sie taten, und sie hatten momentan den Gewinn davon. Die spätere Zeit freilich hat über sie den Richterspruch gefällt.

Der Mann, der über die Rostocker „Hochverräter" die kriminalistische Knute schwingen durfte, war der Kriminaldirektor Bolte in Bützow. Sein Charakter ist durch seine Taten gekennzeichnet. Als 1848 das freiheitliche Prinzip bis in die „hohen Kreise" hinein sich Eingang verschafft hatte, war auch Herr Bolte ein eifriger Besucher der demokratischen Versammlungen seines Wohnortes gewesen und hatte seinen Beitrag für den demokratischen Verein gezahlt, — wobei er freilich die Verschweigung seines Namens zur Bedingung machte. Als das Blatt sich zu wenden begann und die politische Wetterfahne von links nach rechts drehte, entdeckte Herr Bolte sein patriotisches Herz und betrachtete sich als eine Säule der feudal-altlandständischen Staatsordnung. Als auf dem Gute Torgelow ein Revolutiönchen ausbrach, wurde Bolte zur Wiederherstellung der Ruhe dorthin gesandt und ihm für alle Fälle eine Abteilung Dragoner mitgegeben. Indessen die Torgelower Tagelöhner ließen sich nicht imponieren und rückten kühnlich wider die das Schloß schützenden Dragoner an. Der kommandierende Offizier wollte der Gewalt mit Gewalt begegnen. Allein Herr Bolte war nicht der Mann der Tat; der heranrückende Bauernhaufe erschreckte ihn derart, daß er die Dragoner sich zurückziehen ließ und sich selber in eiliger Flucht durch eine Hintertür über freies Feld in Sicherheit brachte. Worauf dann die siegreichen Tagelöhner das Schloß ihres Herrn gründlich zerstörten. Man hat ihm diesen Torgelower Tag nie vergessen, und die Mecklenburger Ritter, deren Interessen doch Herr Bolte sich so ganz dienstbar machte, verweigerten ihrem getreuen Schildträger in der Folgezeit die von der Regierung beantragte Gehaltszulage von zweihundert Talern; denn vor ihrem Geiste stand immer noch der davonlaufende Kriminalist und das brennende Schloß von Torgelow!

Digitized by Google

Nun denke man sich diese Persönlichkeit im Vollbesitze der Macht, und in seiner Gewalt eine Anzahl „demokratischer Hochverräter", darunter Männer wie die Gebrüder Wiggers, Dr. Dornblüth, die Professoren Wilbrandt und Türck, Advokat Hane — sämtlich ihm an Geistes- und Herzensbildung weitaus überlegen.

Noch heute ergreift uns Empörung, wenn wir den schlichten Bericht über Julius Wiggers' vierundvierzigmonatliche Untersuchungshaft lesen. Diese ewigen kleinlichen Quälereien in einem altertümlich eingerichteten Gefängnisse, die absichtliche Herbeiführung von Unbequemlichkeiten aller Art, der unablässige Widerspruch im Verbieten und Gestatten, sodaß niemand mehr weiß, woran er ist, die unablässigen Hinhaltungen, Versprechungen, Täuschungen — dies alles kennzeichnet das Milieu, inmitten dessen der allgewaltige Herr Kriminaldirektor sein Werk vollführt. Dieses Werk aber wird charakterisiert durch zwei Worte: Festhalten und mürbe machen!

Die Untersuchung war endlos und damit auch die Untersuchungshaft. In vierundvierzig Monaten ist Julius Wiggers im ganzen viermal überhaupt verhört worden. Ausdrücklich wurde der Inkulpat vom Verhörenden auf die Pflicht der Wahrhaftigkeit hingewiesen und zugleich auf die Verordnung vom 29. Januar 1852, die den Untersuchungsrichter mit der Vollmacht ausrüstete, dem Angeschuldigten für den Fall wiederholter Lügen nach vergeblicher Anwendung anderer Strafmittel eine gewisse Anzahl von „Röhrchenhieben" zuzudiktieren. Ganz besonders „tüchtig" war der Richter im Diktieren der Protokolle. Immer wieder flocht er Privatunterhaltungen mit dem Inkulpaten ein und suchte in das Protokoll Geständnisse hineinzubekommen, die jenem verderblich werden konnten, sodaß es der ganzen Widerstandskraft bedurfte, um derlei Dinge aus den Protokollen fernzuhalten.

Daß schwächere Naturen einer solchen fortgesetzten körperlichen und geistigen Folter erliegen mußten, kann nicht wundernehmen. Es gelang Bolte wirklich, einige der seiner Macht überlieferten Uebeltäter zu Kronzeugen zu stempeln. Unter den „Hochverrätern" befanden sich auch zwei Kaufleute, Schwarz und Bluhme. Sie gestanden in ihren Verhören nichts, denn es gab eben nichts Gravierendes zu gestehen. Noch kurz vor seinem Tode hat Dr. Friedrich Dornblüth, einer der letzten Leidensgenossen aus dem „Hochverratsprozesse", den Schreiber dieser Zeilen versichert, daß über gemeinsame Gespräche über die Zeitläufte und über die Aeußerungen von Hoffnungen hinaus solange nichts vorgekommen sei, bis der bekannte „Zeuge Henze" unter der Maske eines politischen Flüchtlings in Rostock auftauchte und den dortigen Demokraten seine famosen „Brandraketen" vorführte, mit denen er „alle Tyrannen der Welt und ihre Schergen vernichten wollte". Die Wiggers, Dornblüth und Genossen waren wirklich zu klug, um die Rodomontaden dieses Mannes nicht zu durchschauen. Aber sie waren zu gutmütig und harmlos, um den von Berlin auf Schweriner Requisition hin entsandten agent provocateur zu erkennen. Und so halfen sie ihm die Zündhütchen und Gewehre (wohlgemerkt, Kugeln und Pulver waren nicht dabei!) zu vergraben, die der angebliche Flüchtling bei sich hatte. Das ging über ihre Denkweise, daß man an gewissen Stellen einen Hochverrat und die Vorbereitung zu einer Revolution brauchte, um den selbst nach dem Staatsstreich von 1850 gefährlichen, weil außerordentlich populären Führern der konstitutionellen Richtung den Hals zu brechen. Das schlechte Gewissen der Machthaber forderte seine Opfer. „Jetzt haben wir Moritz Wiggers, jetzt lassen wir ihn nicht mehr los!" So hat auf dem Bahnhofe zu Rostock der damalige Justizminister van Schröter, der Vorgesetzte Boltes, ganz laut und triumphierend zu den ihn umgebenden preußischen Polizeibeamten gesagt, mit denen er gekommen war, um die „Revolutionäre" zu entlarven.

Es kam also alles darauf an, Geständnisse zu erpressen, und dazu war Bolte der rechte Mann. Die der Wahrheit entsprechenden Aussagen, die Schwarz anfänglich vor dem Gestrengen machte, trugen ihm zwar keine „Röhrchenhiebe" ein, wohl aber brachten sie ihn in eine winzige Zelle und legten ihm derartige Beschränkungen auf, daß er, wie er selbst zu Protokoll erklärte, nach den „traurigen fünf Monaten", die er so durchlebt hatte, zum Geständnisse der Schuld — seiner Mitangeklagten sich bereit finden ließ. Schwarz wurde sofort von Bolte zum reuigen Verführten gestempelt, erhielt als Arrestlokal das eigene Zimmer des Kriminaldirektors mit Aussicht auf die Straße angewiesen und allerlei Annehmlichkeiten zugebilligt. Der Kaufmann Bluhme wurde dadurch mürbe gemacht, daß er in eine Zelle dislociert wurde, die dergestalt von Ungeziefer wimmelte, daß die reine Wäsche in 24 Stunden das Aussehen von buntem Kattun erhielt.

Dann ging man weiter. Durch Gesetze mit rückwirkender Kraft, die inzwischen — d. h. während der immer hinausgeschobenen Untersuchung — auf dem wiederhergestellten ständischen Landtage (auch da nur mit Mühe) vom Justizminister v. Schröter durchgesetzt waren, sowie durch Abordnung eines dem Minister gefügigen „Hilfsrichters" in das Spruchkollegium war es endlich gelungen, eine Verurteilung zu ermöglichen; sie lautete auf mehrjährige Zuchthausstrafe. Für die übrigen „Hochverräter" wurde diese Strafe in Festungshaft verwandelt, nur Moritz Wiggers hat einen Teil der Zuchthausstrafe abbüßen müssen, bis er gleich seinen Leidensgenossen vom Großherzoge endlich begnadigt wurde. Wie Dornblüth erzählte, ist nichts unversucht geblieben, Moritz Wiggers, den Verhaßtesten von allen, auf die Dauer unschädlich zu machen, indem man ihn im Zuchthause zu Dreibergen durch Kälte und Hunger ins Grab bringen wollte. Nur dem Umstande, daß Dornblüth seine „Festungshaft" auch im Zuchthause abmachen mußte und als Arzt mehr Freiheit genoß, ist es zu danken, daß Moritz Wiggers genügend Nahrung heimlich zugeführt werden konnte.

Das sind Vorgänge, die erst ein halbes Jahrhundert zurückliegen. In ihrem Lichte die Zeit betrachten, mag auch gewinnreich erscheinen.

Ludwig Müffelmann.

Die sogenannte Wahlurne.

Am 20. Januar 1903 kündigte der Reichskanzler unter lebhaftem Beifall eine Abänderung des Wahlreglements für die Reichstagswahlen an. Die Benutzung von Umschlägen für die Stimmzettel und die Einrichtung von Isolierräumen bei Ausübung des Wahlrechts sollte in der Art obligatorisch gemacht werden, daß die Stimmabgabe des einzelnen Wählers von Dritten nicht beobachtet werden könne.

Im April desselben Jahres wurde dem Reichstag die von dem Reichskanzler angekündigte Novelle zum Wahlreglement vorgelegt. Alle Parteien, außer denen der Rechten, begrüßten sie als Fortschritt. Gegen die Angriffe von rechts wandte sich Graf Posadowsky mit erfreulicher Entschiedenheit, indem er ausführte, daß er sich einen größeren oder geringeren Grad von Geheimhaltung nicht vorstellen könne. Entweder sei die Wahl geheim, oder sie sei nicht geheim. Wer die öffentliche Wahl wolle, solle den Antrag stellen, die Worte „mit geheimer Abstimmung" aus Artikel 20 der Reichsverfassung zu streichen. Solange man einen solchen Antrag nicht stelle, könne man keine Angriffe gegen die Regierung richten, die lediglich den Buchstaben der Verfassung zu erfüllen suche.

Der Zweck der Vorlage war also nicht nur ihrem Inhalt, sondern auch der authentischen Interpretation des Reichskanzlers und seines Stellvertreters nach der, die Abstimmung des Wählers gegen jede Kontrolle durch Dritte so unbedingt wie möglich zu sichern.

Allerdings erhoben sich schon damals aus dem Hause heraus Bedenken, ob dieser Zweck wohl erreicht werden würde. U. a. führte Dr. Pachnicke aus:

„In betreff der Urne ist nur gesagt, daß sie ein verdecktes Gefäß sein soll, und es entsteht die für die Wahlpraxis sehr wichtige Frage: was ist ein verdecktes Gefäß? Kann als ein solches bereits, wie dies bisher üblich war, eine Zigarrenkiste, von der der Deckel noch nicht abgetrennt ist, oder eine Suppenschüssel betrachtet werden, die einen

Digitized by Google

Deckel trägt? Läßt man dies zu, so wird mancher Mißbrauch möglich sein. Es wäre alsdann nicht ausgeschlossen, daß man in dem engen und so leicht zu öffnenden Gefäß die Umschläge aufschichtet; dann braucht man nur noch auf einer Nebenliste die Reihenfolge der Abstimmungen zu vermerken, um später beim Abheben der Umschläge durch einen Blick auf die Ziffern dieser Nebenliste festzustellen, wie ein jeder gewählt hat."

Der Zentrumsführer Groeber teilte diese Bedenken. Er regte eine Verallgemeinerung der badischen Vollzugsverfügung an, wonach die Wahlkuverte nach Schluß des Wahlaktes vor ihrer Entnahme aus der Urne durcheinander zu schütteln wären. Das sei höchst einfach und mache gar keine Kosten. Der welfische Abgeordnete Freiherr v. Hodenberg war in der Lage, von Zuschriften aus seiner Heimat zu berichten, wonach Wahlvorsteher triumphierend verkündet hätten sie würden auf Grund der neuen Bestimmungen viel besser als früher kontrollieren können, wie die verschiedenen Wähler ihre Stimmen abgegeben haben. Er stellte deshalb den Antrag:

„Den Herrn Reichskanzler zu ersuchen, bei Ausführung der Bekanntmachung solche Anordnungen zu treffen, wonach die Wahlgefäße so herzustellen sind, daß die Umschläge durch eine Oeffnung (Spalt) im Deckel des Wahlgefäßes zu stecken sind, der Deckel selbst jedoch bis Schluß der Wahlhandlung geschlossen gehalten wird."

Dieser Antrag wurde zwar mit sehr großer Mehrheit angenommen. Aber der Herr Reichskanzler scheint ihn einfach als nicht schätzbares Material angesehen und ad acta gelegt zu haben. Wenigstens ist von irgend einer Instruktion über die Beschaffenheit der Wahlgefäße nichts bekannt geworden. Der alte Unfug, wonach die unmöglichsten Behältnisse zur Aufnahme der Stimmzettel verwendet wurden, hat bei den Wahlen von 1903 in Blüte gestanden wie nur je zuvor. Man kann fast sagen, daß, vom Nachtgeschirr vielleicht abgesehen, es kaum ein Gefäß gegeben hat, das nicht benutzt worden ist. Und die Folgen waren diesmal noch weit schlimmer als bisher. Denn dasselbe Gefäß, in dem die kleinen, dünnen, leichten Stimmzettel bisher vielleicht einigermaßen durcheinander gefallen waren, reichte jetzt gerade aus, um die großen, schwereren und dickeren Kuverte sorgfältig aufeinander zu schichten. Wurde dann eine Kontrolliste geführt, wie es in zahllosen Fällen geschah, so brauchte nach Schluß des Wahlaktes das Gefäß nur umgestülpt zu werden. Man kannte dann an der Hand der Kontrolliste genau so, wie es im Reichstag vorher geschildert worden war, die Abstimmung jedes einzelnen Wählers feststellen.

In welchem Umfang gerade die Beschaffenheit der Wahlgefäße zur Beeinträchtigung der Wahlfreiheit geführt hat, davon geben die Akten der Wahlprüfungskommission ein sprechendes Bild. Man sehe sich nur die Berichte der Wahlprüfungskommission, die ja jetzt vollständig vorliegen, daraufhin an. Selbst wenn die eine oder andere Angabe der Wahlproteste über die Beschaffenheit der „Urnen" unzutreffend sein sollte, so bleibt doch ein erschreckendes Material übrig. Anklagematerial gegen das Wahlreglement, das die absolute Freiheit der Abstimmung sichern sollte!

In nicht weniger als zweiundzwanzig Wahlprotesten, über die schriftlicher Bericht erstattet worden ist, spielt die Beschaffenheit der Wahlgefäße eine, zum Teil sehr erhebliche, Rolle. Für die politischen Zustände Deutschlands überaus charakteristisch ist es, daß von diesen zweiundzwanzig Fällen nicht weniger als zwanzig auf Preußen fallen! Preußen, die Wurzel alles politischen Uebels in Deutschland, geht auch in der Verfälschung des Wahlergebnisses durch Elimmierung des Wahlgeheimnisses mit Siebenmeilenstiefeln in Deutschland voran. Und zwar sind so ziemlich alle Teile Preußens in gleicher Verdammnis, Schleswig-Holstein wie Schlesien, Provinz Sachsen wie Ostpreußen. Nur daß sich der Westen am reinsten gehalten hat, während die Mißstände in dem eigentlichen Junkerlande, in der Mark und in Pommern, am ungeheuerlichsten sind.

Man könnte Seiten um Seiten füllen, wenn man auch nur einen kleinen Teil des Anklagematerials wiedergeben wollte. Schon das Studium eines Berichtes, des über die Wahl in Zauch-Belzig, würde genügen, um die Notwendigkeit neuer Vorschriften bis zur Evidenz zu erweisen. In diesem vor den Toren Berlins liegenden Wahlkreise wird aus 38 (!) Wahlorten über die Beschaffenheit der Wahlgefäße geklagt. Als Wahlgefäße haben u. a. gedient: Töpfe, Terrinen, Kasten mit aufklappbarem Deckel, Eimer, Waschschüsseln, Koffer, Metzen usw. Immer und immer kehrt die Bemerkung wieder: „Die Kuverte wurden der Reihe nach in den Topf gelegt und ebenso ausgezählt." Daß die Kontrolle nicht bloß möglich war, sondern auch ausgeübt wurde, findet sich auch wiederholt vermerkt. Einmal heißt es: „Die Kuverte wurden der Reihe nach aufeinander gelegt, sodaß bei der Auszählung kontrolliert werden konnte und kontrolliert wurde, wie jeder Wähler gestimmt hat." Ein andermal:

„Ein Herr vom Wahlvorstand, welcher die Kuverte verteilte, führte extra eine Liste."

Aus einem Ort wird direkt berichtet:

„Verschiedene Wähler, die nicht gewählt haben, versicherten, nur deshalb nicht gewählt zu haben, weil sie befürchteten, daß bei der Beschaffenheit der Urne festgestellt werden kann, wie sie gewählt haben."

Von den unzähligen Mißbräuchen mit den „Urnen" in anderen Wahlkreisen sollen nur ein paar charakteristische Stichproben angeführt werden:

Wahlkreis Kolberg-Köslin (Wusseken). Die Wahlurne stand fast immer offen auf dem Wahltisch. Es wurde eine Nebenliste geführt und die Stimmzettel aufeinander geschichtet. Das Wahlgeheimnis ist aber nicht nur durch Führung dieser Nebenliste, sondern auch wiederholt dadurch verletzt worden, daß seitens der Mitglieder des Wahlvorstandes, besonders seitens des Inspektors des Ritterguts Wusseken, vor Beendigung der Wahl Wahlkuverte aus der Urne herausgenommen und auf ihren Inhalt geprüft worden sind.

Wahlkreis Bunzlau-Lüben (Ottendorf). Als Wahlurne diente eine Terrine mit abzunehmendem Deckel. Die einzelnen Wahlkuverts wurden bei Abgabe der Reihenfolge nach fein säuberlich übereinander gelegt, Herr v. Foerster bezw. dessen Stellvertreter, der Gutsbesitzer Wendrich, führte über die Wählenden eine Liste, sodaß beim Oeffnen der Kuverte genau festgestellt werden konnte, für welchen Kandidaten der betreffende Wähler seine Stimme abgegeben hatte. Herr v. Foerster hat sich nach der Wahl damit wichtig gemacht, „daß er von jedem einzelnen Wähler wisse, wie er gewählt habe".

Wahlkreis Labiau-Wehlau. Im 19. Wahlbezirk (Gründen) befand sich gleichfalls eine offene Schüssel, auf der ein loser Deckel lag, als Wahlurne. Die abgegebenen Stimmzettel wurden in dieser offenen Schüssel fein säuberlich aufeinander geschichtet und die Reihenfolge der Wähler auf eine Liste geschrieben. Nach Schluß des Wahlaktes wurde die Schüssel umgekippt und die Zettel in umgekehrter Reihenfolge den Umschlägen bei der Auszählung entnommen. Noch an demselben Abend hat der Gutsbesitzer aus Gründen ganz genau gewußt, wen seine Leute gewählt hatten. Er ordnete an, daß die Arbeiter, die sozialdemokratisch gewählt hatten, keine Milch vom Hof erhalten sollten.

Auch im Bezirk 12 (Beudiesen) wurde eine große irdene Kanne als Wahlurne benutzt. Jedesmal wenn ein Umschlag hineingelegt werden sollte, hob der Wahlvorsteher einen lose auf der Kanne liegenden Deckel ab und legte den Umschlag hinein. Auch hier wußten die Besitzer verschiedener Ortschaften des Wahlbezirks, welchen Kandidaten ihre Arbeiter gewählt hatten. Die Arbeiter Wilhelm Preuß und Herrmann Rasch wurden vom Besitzer Maurer entlassen, weil dieselben nach der Behauptung des Besitzers den sozialdemokratischen Kandidaten gewählt hatten.

Wahlkreis Belgard-Schivelbein-Dramburg. Im Dorfe Groß-Ramdin, Kreis Belgard, wurde ein Holzkasten als Wahlurne benutzt, an welchem die Einwurfsöffnung oben an der Seite in wagerechter Richtung angebracht war. Die abgegebenen Wahlkuverte fielen dadurch am Boden dieses Gefäßes, genau in der Reihenfolge, wie die Wähler abstimmten, aufeinander. Bei der Feststellung des Wahlresultats wurde diese „Wahlurne" geöffnet und dann umgestürzt. Dadurch kamen die zuerst abgegebenen Stimmen nach oben zu liegen, und nun wurden die Umschläge genau nach der Reihenfolge der zur Wahl erschienenen Wähler geöffnet und deren Stimmen verlesen. Eine Nebenliste ließ die Reihenfolge der Wähler erkennen, und an der Wahl interessierte Personen konnten dadurch feststellen, wie jeder einzelne Wähler abgestimmt hatte.

Infolge dieser sonderbaren Erledigung des Wahlgeschäfts durch den Wahlvorstand, war der Inspektor des Gutes Groß-Rambin in der Lage, sämtlichen Tagelöhnern des Gutes, die einen sozialdemokratischen Stimmzettel abgegeben hatten, am anderen Tage darüber Vorhaltungen zu machen, daß sie für den sozialdemokratischen Kandidaten gestimmt hatten.

Digitized by Google

Im Dorfe Güntershagen, Kreis Dramburg, bestand die Wahlurne aus einer Geldkassette. Die Stimmkuverte mit den Stimmzetteln wurden genau nach der Reihenfolge der Abgabe in diese Kassette hineingelegt und aufeinander geschichtet. Der Wirtschaftseleve des Amtsmannes und Wahlvorstehers Koch nahm nun bei der Feststellung des Wahlresultats die in der Kassette auf einem Stapel liegenden Kuverte, drehte die abgegebenen Kuverte zusammen so um, daß die zu unterst liegenden Stimmen jetzt zu oberst lagen, und dann öffnete er die Stimmkuverte genau in der Reihenfolge der erschienenen Wähler. Dadurch konnte und wurde festgestellt, wie jeder einzelne Wähler gewählt hatte. Sechs Reichstagswähler wurden infolgedessen aus dem am Orte bestehenden Kriegerverein ausgeschlossen.

So riesig das Material auch ist, das sich in den Berichten der Wahlprüfungskommission findet, so stellt es natürlich nur einen kleinen Prozentsatz des Mißbrauchs dar, der mit den Wahlgefäßen getrieben worden ist. Einmal werden ja die meisten Wahlmißbräuche nicht bekannt. Ja, man kann sagen: gerade in den Bezirken, wo die Wahlfreiheit am meisten illusorisch gemacht wird, finden sich am seltensten Leute, die es an die Oeffentlichkeit zu bringen wagen. Und dann liegt in all den Wahlkreisen, wo die Wahl nicht angefochten wird, kein besonderer Anlaß vor, die Wahlvorgänge zu beleuchten. Auch in meinem verhältnismäßig westlichen Wahlkreise Marburg war die Beschaffenheit der Wahlgefäße zum Teil skandalös. Auch mir ist dort ein Dorf bekannt, wo die Wähler aus Angst vor der Nebenliste, soweit sie nicht konservativ stimmen wollten, sich großenteils einfach der Abstimmung enthalten haben, und wo sich nachher ein konservativer Beisitzer öffentlich rühmte, er kenne die Abstimmung jedes einzelnen. Fast jeder Abgeordnete, mit dem ich über die Sache sprach, hat mir ähnliches berichtet. Natürlich nur, soweit es sich um Ost-, Nord- und Mitteldeutschland handelt. Im Süden wohnt auch in der Beziehung die Freiheit.

Jedenfalls ist es ein unerträglicher Gedanke, daß die nächsten allgemeinen Wahlen sich unter denselben Voraussetzungen der Unfreiheit vollziehen sollten wie die von 1903. Sache des Reichskanzlers wäre es, die Initiative zu ergreifen, wenn er nicht will, daß man seine Worte vom 21. Januar 1903 eben nur als Worte ansehe. Tut er trotzdem nichts, so müssen eben die Parteien, die die Wahlen als Ausdruck der Volksmeinung wollen, den nötigen Druck auf ihn ausüben.

Die Sache wäre sofort in Ordnung, wenn man sich die Bestimmungen des französischen Wahlgesetzes vom 2. Februar 1852 zu eigen machte. Sie lauten:

„A l'appel de son nom, l'électeur remet au président son bulletin fermé.

Le président le dépose dans la baite du scrutin, laquelle doit, avant le commencement du vote, avoir été fermée à deux serrures, dont les clefs restent, l'une entre les mains du président, l'autre entre celles du scrutateur le plus âgé."

Von den Segnungen dieser Napoleonischen Bestimmungen profitiert noch heute Elsaß-Lothringen. Haben sie auch keine Gesetzeskraft mehr, so werden sie doch, wie man mir versichert, fast durchweg noch befolgt, zum Wohle des Wahlgeheimnisses, das unter solchen Umständen wirklich vollkommen ist. Aehnliche gesetzliche Bestimmungen wie in Frankreich finden sich übrigens in allen Kulturländern, in Belgien, in den Niederlanden, in Luxemburg, in Dänemark, in Norwegen, in England.

Es wäre wahrhaftig an der Zeit, daß Deutschland mit seinem Wahlreglement in die Reihe der Kulturstaaten einrückte. Vorschriften über die Beschaffenheit der Wahlurnen, die jede Kontrolle unmöglich machen, noch besser amtliche Lieferung der Wahlgefäße — das ist doch wahrhaftig eine Forderung, die es eigentlich nicht in erster Linie mit der politischen Freiheit, sondern nur mit der politischen Anständigkeit zu tun hat.

H. v. Gerlach.

Ein Ausflug in Deutsch-Neuguinea.

Herbertshöhe ist der Hauptort von Deutsch-Neuguinea. Von hier aus unternahm ich einen Ausflug durch das Dschungel, um mich über Dinge zu informieren, die in den amtlichen Berichten nicht dargestellt werden. Der Weg war einer der besten auf der Insel, zur Hälfte führte er durch dichtes Dschungel hindurch, zur andern Hälfte bot er prächtige Blicke auf die vulkanischen Gebirgsketten, die in der Südsee so häufig sind wie die Kopjes im südafrikanischen Veldt.

Mein Ziel war die Polizeistation in Toma, die ungefähr fünfzehn Meilen von der Küste entfernt im Innern liegt. Ich wollte mir über die seltsame, aber vielfach aufgestellte Behauptung Aufklärung verschaffen, daß die Deutschen bei den eingeborenen Papuas unbeliebt seien.

Ich schicke einige Bemerkungen über die Gegend voraus, wie ich sie am 23. November 1904 vorfand. Ich sah kein Zeichen, welches das Vorhandensein von Wasser andeutete, keinen Bach, keine Quelle, nicht einmal einen Sumpf. Ich sah kein Eingeborenendorf, nur hin und wieder ein paar ganz armselige Hütten. Gelegentlich begegnete ich einer Anzahl von Eingeborenen, die mit Lasten dahinzogen. Sobald sie mich sahen, rannten sie in das Dschungel wie Tiere, die vor einem Verfolger Angst haben, und ich konnte ihnen nicht begreiflich machen, daß ich nichts Böses beabsichtigte. Es war mir, als müßte ich jeden Eingeborenen, den ich traf, um Entschuldigung bitten. Auch kam ich an einigen Sträflingen vorbei, die unter einem Aufseher arbeiteten. Die Eingeborenen, die das Amt eines Polizisten oder eines Botengängers für die Kolonialverwaltung bekleideten, trugen gelbe Mützen, eine Art Chauffeurmütze. Diese Leute nahmen beständig ihre Mützen ab und erwiesen mir schon Honneurs, wenn ich noch fünfzig Meter von ihnen entfernt war; offenbar hatte man sie gut gedrillt. Ich kam ferner an einigen Häusern oder richtiger Hütten vorbei, die weißen Ansiedlern gehörten, meist aus Wellblech hergestellt waren, und in denen es sehr heiß und unbehaglich sein mußte.

Aus dem Dschungel ertönte allerlei Lärm, so das menschenähnliche Schreien von Affen und auch von Vögeln, die wie Menschen gellende Laute ausstießen, und von Insekten, die ein Geräusch verursachten, das an Kindergeschrei erinnerte. Das Ganze ergab ein Konzert, völlig verschieden von allem, was ich jemals früher, auch nicht in den Hinterwäldern Amerikas, gehört hatte.

Auf vielen Feldern waren Trupps von eingeborenen Papuas oder Kanaken beschäftigt, die so lustlos arbeiteten, daß ihre Tätigkeit sehr von der Energie und der Aufmerksamkeit der Chinesen abstach. Bei einer scharfen Biegung des Weges stieß ich auf ein mit Zink oder Eisen bedecktes kleines Haus — Villa wäre zuviel gesagt —, die Pflanzung des Herrn Wolff, dessen Name vor einiger Zeit häufig genannt wurde, da sein Weib und sein Kind von den Eingeborenen ermordet worden waren. Er selbst verdankte seine Rettung nur dem Umstande, daß er bei dem Ueberfall gerade abwesend war. Wegen dieses Mordes nahm das Gouvernement einen weiten Strich des Landes in der Nähe in Beschlag, vertrieb die Eingeborenen und errichtete zu Toma eine Polizeistation mit fünfzig eingeborenen Soldaten. Ein Herr Fitsch übte das Amt eines Polizeimeisters aus.

Dicht bei der Polizeistation liegt ein kleines deutsches katholisches Missionsgebäude, eine Zweiganstalt der großen Kirche zu Herbertshöhe, aber infolge des Massakres vom 13. Juli 1904 und trotz der fünfzig Polizisten und des Polizeimeisters Fitsch waren die weißen Missionare fortgezogen und hatten sich unter den Schutz der deutschen Küstenbatterie in Herbertshöhe begeben, indem sie die weitere Bekehrung einem sogenannten „Teacher" oder eingeborenen Diener überließen, von dem erwartet wurde, daß er nicht weniger Sorgfalt um das Missionshaus als um die Seelen der herumwohnenden Heiden entfalten werde.

Der Polizeimeister erschien mir als ein breiter und stattlicher Repräsentant des deutschen Unteroffizierstandes. Er ging bei dem heißen Klima barfuß in Pantoffeln, Hosen und Hemd umher. Er war sehr beschäftigt, indem er hauptsächlich ver-

Digitized by Google

schiedene Eingeborene, die mit wenig Begeisterung arbeiteten, durch Zurufe anfeuerte.

Der Polizeimeister hatte eine nette, zufrieden aussehende Frau, die von ihrem Waschfaß fortging, um mich zu begrüßen. Beide stammten aus Ostpreußen, aus der Nähe der russischen Grenze, und als ich die verschiedenen Orte nannte, die mir selbst zwischen Memel und Nominten bekannt waren, wurde der Mann sofort gesprächiger, und seine Frau fragte mich, was ich zu Mittag essen wollte. Darauf ging die Frau Polizeimeister in der Küche an ihre bei der Hitze höchst mühselige Arbeit, während fünfzig oder gar hundertfünfzig Eingeborene zugegen waren, von denen sie ein beliebiges Dutzend hätte als Hilfskräfte herausrufen können. Dieser Vorgang beleuchtet die Haushaltsverhältnisse in Neuguinea.

Während die Dame des Hauses fort war und mit Schüsseln und Pfannen hantierte, erzählte mir der Polizeimeister, daß sein Leben ganz erträglich sein würde, wenn nicht die Missionsstation in der Nähe wäre. „Sobald es etwas für die Polizei oder die Gerichte zu tun gibt," sagte er bitter, „ist die Missionsstation daran schuld."

Während er sprach, kam hinter dem Hause ein eingeborener Polizist hervor, dessen Hauptkleidungsstück in einer Patronentasche und einer geladenen Büchse bestand. Er führte einen alten weißköpfigen und weißbärtigen Mann und hinter ihm ein junges Frauenzimmer, die wie eine Figur aus „Onkel Toms Hütte" aussah. Sie war einst von den Missionaren mit einem Gewand beschenkt worden, in das sie sich vom Hals bis zu den Füßen einhüllen sollte; aber als sie vor dem Polizeimeister erschien, war ihr langes Gewand zu einer Art kurzem roten Umhang zusammengeschrumpft, der ihren Leib und ihre Brust unbedeckt ließ. Um die Lenden trug sie die Lawa-Lawa, einen Zeugstreifen. Der Kopf dieser Dame war durch gelbe Farbe entstellt.

Hinter ihr her kam ein nackter Schwarzer, der nur als der erste Gatte jener Schönen bezeichnet wurde. Der Eingeborene mit dem weißen Haar und Bart hatte, wie die Missionare berichteten, die Gunst der Frau zu gewinnen versucht. Soweit man es beurteilen konnte, hatte dieser Umstand in keiner Weise das seelische Gleichgewicht des ersten Gatten gestört. Alle drei schienen vielmehr auf gutem Fuß miteinander zu stehen, ihr Groll richtete sich lediglich gegen diejenigen, die sich in eine Angelegenheit gemischt hatten, die unter den einfachen Wilden lediglich als Familiensache betrachtet wird. Wenn man die Familienangelegenheiten der Eingeborenen in Neuguinea nach dem Sittenkodex der Weißen behandelt, so ist dies für den öffentlichen Frieden ebenso gefährlich, wie wenn die Londoner Polizei versuchen wollte, jeden ins Gefängnis zu stecken, der in der Nacht zum Sonntag lustig wird.

„Und dies macht mir hier das Leben sauer!" klagte der gute Polizeimeister. „Es geht mich nichts an, es ist eine Familienangelegenheit, die sie sich nach ihren eigenen Gewohnheiten einrichten mögen. Nun kommen aber die Missionare zu mir und zwingen mich, Soldaten zu schicken, um solche Leute festzunehmen, sie von ihren Dörfern wegzuschleppen, und ich muß sie alle Augenblicke nach Herbertshöhe unter Bewachung senden. Sie müssen eingesperrt und verhört werden, und selbst wenn sie nicht bestraft werden, so habe ich doch die Umstände und die Verantwortung, und, was schlimmer ist, es besteht die beständige Gefahr, daß die Leidenschaften der Eingeborenen erregt werden und möglicherweise ein allgemeines Massakre erfolgt."

„Gewiß," erwiderte ich, „aber warum senden Sie die Leute nicht einfach zurück und sagen den Missionaren, sie sollten ihre Sachen allein erledigen?"

„Sie würden bei der Regierung eine Beschwerde einreichen, es würde nach Hause berichtet werden, und ich hätte Strafe zu erwarten."

„Strafe wofür?" fragte ich überrascht.

„Die Missionare haben eine Vorschrift durchgesetzt, wonach ich gezwungen bin, auf ihre Klagen hin die Eingeborenen zu verhaften, und gerade dies macht unsere kolonisatorische Arbeit schwierig. Das Land hier herum hat viel von seiner ursprünglichen Bevölkerung verloren, seitdem ich vor sechs Jahren hier hergekommen bin. Damals gab es überall Dörfer, jetzt haben wir Schwierigkeiten, Arbeiter für die Plantagen zu bekommen. Es ist überall zu bemerken, daß die Eingeborenen zurückgehen, sobald sie mit uns in Berührung kommen."

„Und dann zeigte er auf eine Schar von etwa hundert Eingeborenen, die herbeigekommen waren, bevor sie an die Arbeit auf den Feldern gingen. Unter ihnen befand sich ein Dutzend Kinder im Alter von ungefähr zwölf Jahren. Verschiedene der Leute sahen recht schwächlich aus, bei anderen wieder war die Haut krankhaft, wie mit einem Hautschwamm bedeckt. Es waren in der Tat armselige Gestalten im Vergleich zu den Negern, die ich an der Küste von Mozambique oder in den Minen von Johannesburg oder Kimberley bei der Arbeit gesehen habe.

„Dies sind die besten Leute, die wir finden können, und wir sind froh darüber, daß wir sie überhaupt bekommen, sie werden immer seltener."

Das ist kein Wunder, denn hier haben die Pflanzer die üble Gewohnheit, die Disziplin unter ihren Kulis durch körperliche Züchtigung herstellen zu wollen, und die Verwaltung hält es mit den Ansiedlern und ist nicht geneigt, sich zu gründlich um die Einzelheiten zu bekümmern. Infolgedessen finden wir hier nur wenig Chinesen auf den Ansiedlungen, sie ziehen das Leben eines Händlers oder Handwerkers vor. Als Verständigungsmittel zwischen Herrn und Diener wurde auf der Station das überall anzutreffende Pidjun-Englisch gebraucht. Dem guten Polizeimeister war, wie er sagte, mehrfach befohlen worden, sich nur der Sprache der Eingeborenen zu bedienen, aber er fand, daß die Eingeborenen sämtlich das Pidjun-Englisch kannten, und daß man sich hierin leichter als in einem Eingeborenendialekt verständigen konnte. Jedoch kam er dem Befehl seiner Vorgesetzten nach und bemühte sich, die Sprache der Eingeborenen zu erlernen.

Das Essen war recht gut; es war ein echtes, einfaches deutsches Mittagsmahl, wie ich es in Ostpreußen bekommen hatte, bestehend aus einer Art Mehlsuppe sowie einem Ragout von Büchsenfleisch und Yamswurzeln, die hier die Stelle von Kartoffeln vertreten. Das war alles; weder Brot noch Butter wurde aufgetragen.

Die Frau Polizeimeister richtete nicht nur das Mahl selbst an, sondern brachte es auch aus dem Hause bei der glühenden Sonne heraus, trug es auf und besorgte alles. Kein Dienstbote kam in das Hauptgebäude, während ich mich darin aufhielt. Sie hatte eine eingeborene Stütze mit Namen Mary, die aber in der Küche verblieb. Alle Frauen werden hier im Pidjun-Englisch „Mary" gerufen. Dieser Name ist von früheren Zeiten überkommen, als sich jeder Seefahrer oder Reisende zuerst nach einer eingeborenen Frau umsah und ihr versprach, sie „to marry" (zu heiraten). So kommt es, daß dieses Wort das Ewigweibliche in jener Gegend bezeichnet.

Als wir vom Essen aufstanden, sahen wir drei nackte eingeborene Weiber, die sich geduldig auf die Erde bei der Veranda gehockt hatten. Jede hatte einen kleinen Büschel Yamswurzeln vor sich. So saßen sie und warteten ruhig darauf, daß sie jemand bemerken und ihnen ein Angebot für diese Wurzeln machen sollte. Der Polizeimeister erzählte, daß er alle diese kleinen Mengen aufkaufe und nicht genug davon erhalten könne. Früher hatte er Ueberfluß an dieser Bodenfrucht, gegenwärtig aber war sie knapp. Es schien, als ob die Eingeborenen nicht gern mit dem weißen Manne Handel trieben. Er ging in das Haus hinein, nahm etwas Tabak und schüttete für jeden Yamsbüschel soviel Tabak in den Sand, wie für ein paar Pfeifen ausreichte. Kein Ton wurde dabei geäußert. Der weiße Mann warf das, was er bezahlen wollte, auf die Erde, die schwarze Frau nahm es auf und ging davon, ohne ein Wort zu sprechen. Die Dienerin Mary las die Yamswurzeln auf und brachte sie in das Haus. So trieb man in Deutsch-Neuguinea Handel. Eins der Weiber versuchte eine Bemerkung in Form eines Brummens, aber der Polizeimeister kümmerte sich nicht darum, ging in das Haus, und so endete die Sache.

Diese Art des Kaufens hat zwei Seiten: Gibt der Weiße zu wenig, so kann er den Eingeborenen einmal übervorteilen, aber der Schwarze meidet dann dessen Haus das nächste Mal.

Digitized by Google

Der Polizeimeister sagte mir, daß er trotz seines langjährigen Aufenthaltes nicht behaupten könne, unter den Eingeborenen einen einzigen Freund zu besitzen, daß er nicht ahne, was sie im Schilde führten, und daß das einzige ihm bekannte Mittel, sie zum Dienst anzuhalten, in Strafandrohungen bestände.

Bei meiner Rückkehr zur Küste war ich kaum eine Stunde geritten, als ich auf einen großen Haufen von Eingeborenen stieß, die sämtlich bis auf den Zeuglappen um die Lenden, die sogenannte Lawa-Lawa, nackt waren. In ihrer Mitte befanden sich in der Begleitung eines schwarzen Polizisten die drei Eingeborenen, denen ich in Toma begegnet war. Der Polizist trug eine Büchse, aber im übrigen unterschied ihn nichts von seinen Gefangenen. Die ganze Landbevölkerung gab den Gefangenen das Ehrengeleit, denn der von den Missionaren beschuldigte Mann war ein Häuptling, und es bereitete den Eingeborenen eine Genugtuung, ihm ihre Sympathie zu beweisen.

Der Polizeimeister hat in Deutsch-Neuguinea dieselben Machtbefugnisse wie der oberste Polizeibeamte in einer britischen Kolonie. Er sollte ein Mann sein, der mit den Eingeborenen gut umzugehen versteht. Man wendet sich an ihn in allen möglichen Angelegenheiten. In den britischen Kolonien fand ich Leute von höherer sozialer Position, Offiziere usw., die derartige Posten ausfüllten. Aber hier wirkte ein Unteroffizier, der offenbar den Eingeborenen nicht sonderlich zu imponieren vermochte, namentlich nicht, wenn sie sahen, wie dessen Frau in der Sonnenglut die Suppenterrine aus dem Hause auf den Tisch trug.

Der Polizeimeister bewohnte ein Häuschen, das ersichtlich jemand gebaut hatte, der vorher nie in den Tropen gewesen war. Die Wände waren so ventilationslos wie bei einem europäischen Hause, in dem man im Winter heizen kann. Man konnte nicht Atem schöpfen, wenn man nicht den Stuhl dicht an den Eingang stellte.

Bei meiner Rückkehr nach Herbertshöhe erkundigte ich mich an zuständiger Stelle nach dem alten Eingeborenen, dem jungen Weibe und deren erstem Gatten, die ich auf dem Wege mit der großen Begleitung der Eingeborenen getroffen hatte. Ich erhielt die unwillige Antwort: „Der Richter hat die Sache abgewiesen. Der Fall hätte vor der Obrigkeit der Eingeborenen erledigt werden sollen. Geldstrafen müssen fortwährend bezahlt werden, und die armen Eingeborenen sind ohne Grund gedemütigt worden. Die verfluchten Missionare!"

Poultney Bigelow.

Religion und Wissenschaft.

Die geistig und gesellschaftlich führenden Kreise unseres Volkes nehmen zu den religiösen und kirchlichen Dingen eine seltsam zwiespältige Stellung ein. Auf der einen Seite stehen alle die, welche die überlieferten Formen der Religion, sei es der protestantischen, sei es den katholischen, eifrig festhalten und die Resultate der modernen Wissenschaft und Kultur, für welche jene Formen zu eng sind oder doch zu sein scheinen, sofort und unmittelbar ablehnen, ohne auch nur den Versuch zu machen, sich mit ihnen auseinanderzusetzen oder zu verständigen. Die Tatsachen und Gründe, welche Naturwissenschaft, Historie oder Philosophie vorzubringen haben, prüfen sie nicht, hören sie oft nicht einmal an. Daß dabei die Gründe, auf die sich die Orthodoxie — der Ausdruck mag der Kürze halber gebraucht werden, wenn er auch nicht prägnant genug ist — stützt, immer sehr stark und fest seien, daß ihre Redeweise immer geziemend, ihre Kampfesart immer offen und ehrlich sei, wird man nicht behaupten können. Die Vorwürfe und Angriffe, ja die Schmähungen, welche die Orthodoxie gegen viele Zweige der modernen Wissenschaft und ihre Vertreter richtet, sind allbekannt: die Wissenschaft zerstöre jeden Glauben, jedes fromme Gefühl; sie untergrabe die Autorität des Staates und die Sittlichkeit, sie begünstige dadurch die „revolutionären Bestrebungen" und die Zunahme der Sitten- und Zuchtlosigkeit und was dergleichen Anklagen mehr sind.

Nun kann man ruhig zugeben, daß die überlieferte dogmatische Form der Religion Unzähligen genügt hat und wertvoll gewesen ist, daß sie das unausrottbare metaphysische Bedürfnis bei einfachen Menschen, die zu vielem eigenen Nachdenken nicht Zeit, Begabung oder Neigung haben, wohl befriedigen kann, und daß sie nicht ohne beträchtlichen ethischen Wert ist. Immer aber sieht man sich doch zu fragen gezwungen: wie, wenn nun ein von der Wissenschaft Abgeschlossener zufällig — was doch heute unmöglich ganz verhindert werden kann — mit einigen ihrer Resultate bekannt wird, die mit dem, was er bis dahin geglaubt, unvereinbar sind? Dann tritt leicht der so häufig beobachtete Fall völliger Negation ein, die sich oft noch in Mißtrauen oder gar Haß gegen jede Aeußerung religiösen Lebens überhaupt verwandelt. Wer aber diese Gefahr durch möglichste Beschränkung der Verbreitung wissenschaftlicher Forschungsergebnisse mildern will, den muß man fragen: darf man wohl die Erkenntnisse, durch die das neunzehnte Jahrhundert alle anderen überragt, einem großen Teil des Volkes vorenthalten, gefliſſentlich vorenthalten wollen? Darf der einzelne das Material, das viele fleißige und tüchtige Männer erarbeitet, gesichtet und gemeinverständlich dargestellt haben, für sich persönlich beiseite schieben? Ist das ehrlich gegen sich selbst? Und ob es klug ist? Das Wahre hatte doch stets die fatale Eigenschaft, allen Widerständen zum Trotz sich dennoch durchzusetzen.

Dem Verhalten der Orthodoxie entspricht nicht selten das ihrer Gegner. Die wissenschaftlichen Leute unter ihnen, die im allgemeinen wenigstens auf ihrem Forschungsgebiete in langem Studium sicher aufgestellte Ueberzeugungen erworben haben, beachten die Angriffe, die von jener Seite kommen, gebührenderweise überhaupt nicht. Nur selten einmal wird einer zornig. Die Geringschätzung überträgt sich aber dann gar leicht auf alle vom Angreifer vertretenen Anschauungen. Diese schiebt man, ähnlich wie es ihrerseits die Orthodoxie tut, beiseite, ohne sie genau anzusehen und auf ihre psychologische Möglichkeit zu untersuchen. Ein anderer Fehler kommt leicht noch hinzu. Die Anschauungen der Orthodoxie, die jedem am häufigsten und unangenehmsten entgegentreten, werden für die der Kirche schlechthin genommen, und ihre dogmatische Form wird für die einzig vorhandene, ja einzig mögliche Form von Theologie, Religiosität und Frömmigkeit — Worte, mit denen man eigentlich keinen rechten Sinn verbindet — gehalten. Oder man hat sich — unbeirrt von orthodoxen Angriffen — die wichtigsten Ergebnisse der modernen Wissenschaft angeeignet, findet dann leicht Diskrepanzen zwischen ihnen und dem überlieferten Dogma, fühlt allerlei Zweifel aufsteigen und schiebt schließlich Zweifel und Dogma im Vertrauen auf die sicherer fundierte Wissenschaft einfach beiseite. Gleichgültigkeit gegen religiöse Dinge ist das Resultat.

So erklärt sich wohl im wesentlichen die gegenwärtig noch vorherrschende Stimmung gegenüber Religion und Kirche in Deutschland: unduldsame Orthodoxie auf der einen, weitgehender Indifferentismus auf der anderen Seite.

Vergleichen wir damit kurz die Verhältnisse in einigen anderen Ländern.

In Frankreich liegen die Dinge in gewissem Sinn ähnlich wie bei uns, nur einfacher. Der Protestantismus ist dort einflußlos, jeder der beiden Gegner — Klerikalismus und Intellektualismus nennen sie sich — hat mehr Macht und mehr Spielraum: daher sind die Gegensätze klarer erkennbar. Die Gegnerschaft gegen die Orthodoxie sieht hier nur einen einzigen, und zwar einen fest und mächtig organisierten Feind vor sich, dem breite Massen des Volkes zugehören: die katholische Kirche und die von ihr betriebene klerikale Politik. Einem solchen klar erkennbaren Feinde gegenüber, zumal wenn er so rücksichtslos und offen auftritt wie in Frankreich, kann Indifferentismus nicht aufkommen. Da gibt es nur helle Feindschaft. Wer nicht für den Klerikalismus ist, wird zum Kampfe gegen ihn gedrängt. Zwischen Klerikale und

Digitized by Google

Intellektuelle kann sich niemand stellen. Wer es dennoch versuchen wollte, wer in Frankreich der modernen Wissenschaft und Kultur, zugleich aber auch der herrschenden Religion und Kirche in irgend einer Form ihr Recht zu wahren sucht, setzt sich bei der bestehenden heftigen Feindschaft beider alsbald dem lebhaftesten Mißtrauen aller aus und wird von beiden bekämpft.

In England ist die Entwicklung eine ganz andere. Religiöse Vereine oder Gesellschaften sind nach und nach in kaum zu übersehender Menge entstanden. In jahrhundertelangem Kampfe haben sie sich aber wenigstens dulden, oft auch achten gelernt. Wenn auch gelegentlich in einer Volksversammlung ein Freethinker sich auf eine in Deutschland unerhörte Weise über Bibel und Bibelgläubige lustig macht, wenn auch die Opposition gegen den katholisierenden Formalismus der englischen Hochkirche allmählich stärker zu werden scheint, so haben doch diese Streitigkeiten keinen erheblichen Einfluß mehr auf das Leben der Nation. Trotzdem herrscht in den zahlreichen religiösen Sekten und Gesellschaften wirkliches religiöses Leben, und die Kirche, wenn auch nicht eine einzige, ruht auf viel breiteren Schichten des Volkes als bei uns oder in Frankreich. Daher gibt es Opposition oder Indifferentismus gegen Religion und theologische Dinge als solche weit weniger.

Der Entwicklung in Deutschland werden wir nun gewiß nicht die Verschärfung der Gegensätze wie in Frankreich wünschen, sondern sie vielmehr englischen Verhältnissen anzunähern suchen. Die Vertreter der vorhandenen Gegensätze müssen bestrebt sein, einander zu achten, zu verstehen und nebeneinander zu leben. Dann aber muß versucht werden, religiöses Interesse und Verständnis wieder in breiteren Massen auch des gebildeten Publikums zu schaffen. Das ist freilich, wie jeder Tag zeigt, mit den Mitteln der Orthodoxie nicht zu erreichen. Wer heute die Ergebnisse und Methoden von Naturwissenschaft und Historie als beklagenswerte Irrtümer ansieht, wird nicht viel Erfolg haben. Will die Theologie irgend wieder breiteren Einfluß gewinnen, so wird sie die moderne Wissenschaft anerkennen, ihre Mittel anwenden und sich in unser gesamtes Kulturleben einordnen müssen.

Es scheint nun, als ob Anfänge zu einer solchen gegen den Indifferentismus gerichteten Bewegung beim Publikum wie bei Vertretern der Theologie und Kirche vorhanden sind. Daß weitere Kreise unseres Volkes wieder ein Verlangen wenigstens nach Klarheit über theologische Dinge haben, das vielleicht aus einer Ahnung von den hohen Werten, die darin stecken, entspringt, kann man u. a. daraus entnehmen, daß theologische Werke, die von Männern der Wissenschaft (nicht der Kirche!) geschrieben sind, einen überraschend großen Leserkreis und ein tiefgehendes Interesse gefunden haben. Von Harnacks „Wesen des Christentums", vom „Babel- und Bibel-Streit" haben zahllose Gebildete mit innerer Anteilnahme Kenntnis genommen. Der Erfolg der „Christlichen Welt", die günstige Aufnahme, die Schieles' „Religionsgeschichtliche Volksbücher" gefunden haben, die weite Verbreitung von Friedrich Naumanns „Briefen über Religion", das Ansehen des Evangelisch-sozialen Kongresses sind Anzeichen dieser Art.

Zwischen Orthodoxie und Indifferentismus scheint also neuerdings noch eine andere, zwar noch nicht sehr starke, aber immerhin bereits deutlich erkennbare, vermittelnde Strömung zu fließen. Viele würden den religiösen Dingen gern wieder näher kommen, wenn sie nicht mehr zu befürchten brauchten, dabei der Orthodoxie, dem Dogma wieder zugeführt zu werden. Denn die Sätze des Dogmas, das fühlen sie, sind mit nichten das Wesentliche der Religion, und sie widersprechen überdies oft genug im Wortlaut oder in der üblichen Auslegung der modernen Erkenntnis.

Dieser Strömung im Publikum kommt nun glücklicherweise eine Bewegung entgegen, die von der modernen, der wissenschaftlichen Theologie ausgeht. Ihre Vertreter wollen bewußt die wissenschaftlich-religiösen Gedanken in breitere Schichten des Volkes tragen. Sie wollen zunächst zeigen, daß die Theologie an die Religionsphilosophie und -geschichte, an die Geschichte des Judentums und des Christentums, die Geschichte der christlichen Literatur und der Dogmen mit denselben Erkenntnismitteln, denselben Forschungsmethoden und Darstellungsformen herantreten muß, die alle übrigen Wissenschaften anwenden. Diese Theologen treten nicht mehr aus den Reihen der anderen Gelehrten heraus, sie geben nicht mehr vor, besondere Erkenntnisquellen zu besitzen, und reden und schreiben nicht mehr anders als die Forscher auf jedem anderen Wissensgebiet. Diese neueren Vertreter der theologischen Wissenschaft legen Gewicht auf den Nachweis, daß wahre Religiosität und daß die wertvollen Lehren und Glaubenssätze des Christentums keineswegs unverträglich mit der modernen Kultur sind. Sie sprechen offen aus, daß die hergebrachte dogmatische Form des Christentums — die in ihrer historischen und psychologischen Möglichkeit und Notwendigkeit durchaus verständlich ist — gar nicht wesentlich sei, daß sie geändert oder abgeworfen werden könne und müsse, wenn ihr religiöser Gehalt wieder wirksam werden soll.

Wer tiefer in die Arbeit der hier kurz skizzierten theologischen Richtung und in die ganze vorher angedeutete Entwicklung eindringen will, dem seien neben den oben zitierten Schriften vor allem die kürzlich erschienenen „Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion" empfohlen.*) Gelingt es, weitere Kreise für diese noch in den Anfängen stehende Entwicklung zu interessieren, so wird gewiß die gegenwärtig noch herrschende Gleichgültigkeit auf religiösem Gebiet, die wie jeder Indifferentismus bedauerlich ist, durch lebhafte Wechselbeziehungen zwischen Religion und Wissenschaft und Volksleben ersetzt werden. Und alle drei werden gut dabei fahren.

P. Ziertmann.

Liebesgarten.

II.

In der Romantik steigert sich das Schwelgen im Gefühl zum Uebermaß, und charakteristisch ist dabei, daß oft gleichzeitig mit solch schrankenlosem Ausströmen des Inneren raffinierte Reflexion geht. Betäubung suchen die Seelen, aber sie wollen diese Betäubung bewußt empfinden und ihren Opiumräuschen zusehen. Sie mischen sich gegenseitig verwirrende Tränke, die Konvulsionen bewirken, geistige Aphrodisiaca, und die Wirkung beobachten sie dann mit beinah kühler Neugier. Ein enervierendes Spielen auf allen Saiten der Einbildungskraft herrscht, die Vorstellungen werden geschürt und erhitzt, daß sie ins Ungemessene wachsen, und im Schwindelgefühl des Grenzenlosen das Ich eine unnennbare Trunkenheit genießt. Die Liebe ist hier häufig Stimulanz, das eigene Wesen gesteigerter zu fühlen. Illusionismus, Phantasie-Inflammation wird gezüchtet, und weniger die Person wird geliebt als das Gefühl der Liebe.

In diesem romantischen Irrgarten wachsen Schierling und üppige Schlingpflanzen, die voll seltsamen Banns die Menschen umstricken. Von ihren Seelengiften gibt ein Brief Clemens Brentanos an die Günderode, an das „Günderödchen im Fräuleinstift" einen Eindruck.

Bacchantisch und grausam zugleich gebärdet er sich, er zaubert den Schein wilder erotischer Mysterien, Blutrausch und ekstatischen Liebestod in die Vorstellung und wühlt in allen

*) „Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion" (München, J. F. Lehmann, 1905, V und 380 Seiten). Das Buch enthält zehn vortreffliche, allgemeinverständliche Essays von bedeutenden theologischen und philosophischen Fachmännern, und zwar L. v. Schröder: „Wesen und Ursprung der Religion"; H. Gunkel: „Das Alte Testament im Lichte der modernen Forschung"; A. Deißmann: „Evangelium und Urchristentum. Das Neue Testament im Lichte der historischen Forschung)"; A. Dorner: „Heilsglaube und Dogma"; W. Herrmann: „Religion und Sittlichkeit"; Sup. Meyer-Zwickau: „Christentum und Germanen"; R. Eucken: „Wissenschaft und Religion"; W. Rein: „Religion und Schule", G. Traub: „Die gemeinschaftsbildende Kraft der Religion"; G. Wobbermin: „Das Wesen des Christentums".

Raffinements der Küsse und Bisse. Alle Adern des weißen Leibes sollen aufspringen, aufbeißen will er sie ihr, daß das heiße, schäumende Blut aus tausend wonnigen Springbrunnen spritze, und er aus den tausend Quellen trinken könne in jauchzender Raserei. Eine Vision, voll Wollust und Grausamkeit, beschwört er: die goldene Schlange, die in gewundener Lust an ihm herauf sich ringelt und ihn mit den lebendigen, zuckenden Fesseln ihres Leibes umwindet. Man erinnert sich dabei, wie Novalis aus der Laokoongruppe einen wollüstigen Sinn sich deutete, und wie Heine den gleichen Gedanken spielend verwendete:

Gewaltig hat umfangen,
Umwunden, umschlungen
Die allerschönste der Schlangen
Den glücklichsten Laokoon.

Diese Phantasieorgie Brentanos ist aber durchaus Virtuosität, spekulierend und voll Ueberlegung, denn im Nachsatz steht zu lesen: „Was macht der Brief für eine Wirkung auf Dich, liebes Günderödchen; ich fürchte immer, Du stellst Dich klüger oder dümmer an, als Du bist."

Doppelseelen und kontrastvollen Gefühlsspaltungen begegnet man. Sehr merkwürdig ist in Jean Pauls Reichen die Mischung aus Schwärmerei, überströmenden Wallungen und der entschieden betonten Neigung zum Philiströsen, zur Hausgemüthlichkeit und den Alltagsfreuden. Jean Paul versuchte, diesem Wesen dadurch Genüge zu tun, daß er, nachdem er „das auflösende Leben bei den genialen Weibern satt hatte", ein einfaches Mädchen zur Frau nahm, die ihm eine behagliche Schlafrockhäuslichkeit versorgen sollte. Danach verlangte es ihn. Regte sich die andere Seele in ihm, wollte er wieder in das schwüle Klima der Passionen tauchen mit ihren unendlichen Erregungsmelodien, wollte er sich wieder von der Verzückung und der Hysterie der Frauen umschmeicheln und kränzen lassen und sich an selbstgeschaffenen Imaginationsfeuern das welke Herz wärmen, so brauchte er nur sich aufzumachen und als Prophet zu seinen Gläubigen allerorten zu wandern. Und nach solchem Ueberschwang und solcher Ueberspannung wirkte dann wiederum der Ehestand als ruhesame Erholung. Sehr lebenskünstlerisch gedacht war das, aber die Ausführung mißlang. Es ging in der Jean Paul-Ehe mit der Geheimratstochter Caroline Meyer ähnlich, wie es das Oscar Wildesche Aperçu formuliert: „Die Männer heiraten, weil sie müde sind, die Frauen, weil sie neugierig sind, beide werden enttäuscht." Caroline entpuppte sich als eine stürmische Gefühlsgläubigerin. Und freilich wurden beide enttäuscht, da sie in dem häuslichen, philiströsen Jean Paul vergebens das Bild ihrer Träume suchte, und er durch ihre Eifersucht und ihre reizbare Unbefriedigtheit in fortdauernder Reibung lebte.

Jene Wellen der Erregung, deren Schaum Jean Pauls seine Seele so vampyrisch schlürfte, branden in den Briefen der Titanide Charlotte von Kalb. Sie taumelt an den Abgründen bodenloser Gefühle, und Wahnsinnskränze flicht sie sich in das Haar, sie windet sich zu Jean Pauls Füßen wie eine trunkene Seherin vor ihrem Gotte. Und er empfängt wohlgefällig diesen Opferrausch.

Dagegen ein Blatt aus jener anderen Welt, in der Caroline, die enttäuschte Frau, mit letzten Mühen versucht, sich etwas von dem Trugbild ihrer Mädchenphantasie zu retten und verbittert, hoffnungsarm mit dem Manne um ihr betrogenes Gefühl hadert, während der Mann, in seiner Erwartung nicht minder betrogen, peinlich erschrocken über diese vulkanischen Ausbrüche im eigenen Hause, sich verkapselt und sie mit kühlem Zureden abwehrt:

„Du hättst leider meine ertragende Ruhe für Kälte, indes sie nur Frucht meiner Selbstbezwingung und Liebe ist, zuweilen auch die Scheu vor heftigen Erklärungen, die ich kaum mehr in der Liebe begehre."

Aehnliche Mischungen zeigt auch Arndt, der zu der biederen Hausväterlichkeit seiner kinderreichen, besser geglückten Ehe und zu dem eisernen Deutschtum seiner Volksführerschaft jene weichen, verfließenden Sehnsüchte, jene reizbaren Schwächen der Phantasie in den Briefen an eine schöne Seele, an Johanna Motherby, verrät.

Romantische Liebe in Naturgenialität stellt Caroline dar, jene Caroline, die wie in einer Seelenwanderung schlafwandelnd gleichsam durch die Liebe vieler Männer ging, um in Fülle und seelisch unberührt dann in des letzten Mannes Armen, Schellings, zu erwachen. Das Problem, das Jacob Wassermann in seiner „Renate Fuchs" aufgenommen, ist in Carolinens Leben vorgezeichnet, und das Tiefste und Feinste über ihre Bestimmung und ihr Schicksal hat diese Frau, als sie Erfüllung und Erkenntnis gefunden, selbst ausgesprochen in einem Wort voll Lebenshintergründen. „Spotte nur nicht, Du Lieber," schreibt sie an Schelling, „ich war doch zur Treue geboren, ich wäre treu gewesen, mein Leben lang, wenn es die Götter gewollt hätten, und ungeachtet der Ahndung der Ungebundenheit, die immer in mir war, hat es mir die schmerzlichste Mühe gekostet, untreu zu werden, wenn man es so nennen will, denn innerlich bin ich es niemals gewesen."

Von dieser innerlichen Treue und von dem ewigen Gleichgewicht in ihrem Herzen spricht sie: „Konnte mich etwas Niederes vor dem Untergang bewahren in meinem gefahrvollen Leben als dieses Höchste?" Und sie sagt, sie müsse sich verlassen auf ihr Herz über Not und Tod hinaus. Das ist ihr unmittelbares Wissen, daß „diese Sicherheit sicher ist," und könnte sie zerbrechen, so wäre das für sie gleich mit Vernichtung.

Der Carolinen-Genialität steht gegenüber das theoretische Liebestalent der Rahel. Es ist eigentlich ein talent épistolaire. Die Rahel stellt am charakteristischsten in der romantischen Periode jene Spielart dar, die bewußt auf cerebralem Wege sich Gefühlssensationen züchtet. Sie ist eine große Menschenverbraucherin, und die Briefwechsel, die sie unterhält, sind ihr das Mittel, sich schwärmerische, flackernde Leidenschaftsschauspiele zu verschaffen, an denen sie ihr unersättliches und dabei unfruchtbares Herz weidet.

Geistiger Vampyrismus ist das und verwandt der Jean Paulschen Art des Seelenfangs und Seelenaussaugens.

Théâtre d'amour ist der Briefwechsel der Rahel . . . also spielen sie Theater, spielen ihre eigenen Stücke. Die wechselnden Partner treten hier auf: Graf Finkenstein, der sich vor ihr im Staube wälzt und „das tobende Wühlen von Glück und Schmerz auf ihrer Brust in tausend, tausend Tränen hinweinen will," und der, wie der Herausgeber charakterisiert, in seinem krampfigen Bemühen sich zu einer Karikatur der Rahel aufstachelt; Rafaele d'Urquijo, Bokelmann und schließlich der Registrator der romantischen Gefühle, Varnhagen. Und eine bemerkenswerte Stelle in einem Rahel-Brief beleuchtet diese ganze Art des Fühlens unzweideutig. Sie braucht einmal den Ausdruck „im tête-à-tête mit ihrem Herzen" schreiben, darin spricht sich bewußt das Selbstgenießen aus, die andere Person ist dabei immer nur ein Mittel zum Zweck, ein Aufreizungs- und Erregungsmedium, um selbst in Schwingung zu kommen und die Wallungen des eigenen Innern empfinden zu können. Das Niederschreiben, die Darstellung kommt dann als eine steigernde Verdoppelung dazu.

Gegenseitige Idolatrie ist wirksam, und nicht von Komik frei der Ausruf der Bewunderung: „Welch Glück, in diesen Zeiten moralischer Erstarrung zwei Seelen, zwei Herzen zu finden, so zart und edel, so aufrichtig, unbefangen, einfach! Zwei, denn Du hast meines und Deines gefunden, und ich hab' das Deine und meine." Und solcher Exklamation folgt ein humorhaftes Nachspiel, das an Schnitzlers „Literatur" denken läßt; Rahel schreibt an Varnhagen: „Lieber bester Junge, was ist das? Man schreibt, Du würdest Deine und meine Briefe drucken lassen? Woher schreibt sich nur das Gerede?" Die Scham war nicht so ernst gemeint, der Exhibitionismus, die Indiskretion eigenen und fremden Wesens lag der Rahel nur zu gut, es scheint ihre eigentliche Natur, und gerade im Drucken-lassen fand das Paar dann sein gemeinsames Lebensinteresse.

* * *

In der Zeit, da der Kultus besonderer, ungewöhnlicher Seelenzustände so beliebt wurde, gibt es andererseits auch einfache, unkomplizierte Verhältnisse und Gefühle. Die Generation der Freiheitskriege, der christliche Adel deutscher Nation sucht das Unproblematische, Gerade und wurzelt in Ehre, Vater-

Digitized by Google

land und Gottesfurcht. Das Wort Heinrich von Bülows, des Gatten der Gabriele von Humbold, gilt von dieser Rasse: „das Pikante, Farcierte ist mir ganz zuwider, sowohl in Speisen, als überhaupt in allen Verhältnissen des Lebens.“ Und „nie etwas Exzentrisches ins Leben getragen zu haben“, bildet den Nachruhm der Mutter Gabrielens.

Auch aus dieser Welt treten hier einige Paare auf.

Karl von Clausewitz und seine Braut Marie von Brühl finden sich in Religion und Liebe, im Hintergrund aber tobt der Krieg, und der Heldentod des Prinzen Louis Ferdinand gibt weihevolle Stimmung. Und Krieg und Liebe fühlt das Mädchen mit Wallenstein-Reminiszenzen: „Wie herrlich, wie himmlisch, zart und rein sind Max und Thekla. So etwas kann doch nur ein Deutscher erfinden und fühlen.“

Aus solchem Geist ist auch der Werbebrief Karl von Roeders an Henriette von Bernstorff. Als „Christ, Edelmann und Offizier“ schreibt er, und nicht im Vertrauen auf sich wirbt er, sondern im Glauben an den Willen Gottes. Und ausdrücklich betont der gottgefällige Freiersmann, daß „so anziehend und wohltuend auch die äußere Erscheinung der Begehrten ist,“ „doch mehr die Frömmigkeit und Tugend“ sie ihm teuer machen.

Zu der Frömmigkeit kommt dann immer auch ein fester, begeisterter Vaterlandssinn. Bülow schreibt an Gabriele, die durch die Gesandtschaftsmissionen ihres Vaters eine kosmopolitische Jugend verbringt: „O, meine teure Gabriele, vergiß nie, daß Du eine Deutsche bist. Bewahre Dein einfach himmlisches Gemüt vor falschem Klimperstoff.“ Und dann spricht er in Bildern und Wendungen, die ganz den Ton der bardisch-germanischen Poesie der Zeit haben, das Arndtsche Löwenmähnen-schütteln und den Klang der eisernen Saiten: „Italische Luft ist Flitterpracht, reizt und blendet zugleich. — Nordlands Söhnen behagt nimmer italischer Sinn, weder im Mann noch im Weibe. — So wie offen und ehrlich er die Fehde führt, ist sein Gesicht Abdruck seines Lebens. Nicht jedem zuliebe, niemand zuleide. — Nur eine Liebe bewahrt das deutsche Gemüt. — In seiner Frauen Liebe, aller Liebe. —“

* * *

Nach solchen Gefestigten, Beharrenden, die ihre geraden Wege zum sicheren Ziele schreiten, sieht man dann noch in diesem Liebesgarten auf labyrinthischen Pfaden einen Zug Menschenkinder wirre Bahnen ziehen. Furien sind ihnen auf den Fersen, Lebensangst peitscht sie, und Mann und Weib klammern sich, schutz- und haltsuchend, aneinander, arme Seelen, denen es graut, und die sich doch nicht helfen können. Und oft in der Ermattung und der Todesmüdigkeit werden sich die Gefährten zur Qual, und des Lebens furchtbare Bitterkeit lasten sie nun einander auf und peitschen sich mit Grausamkeit.

Grabbe erscheint hier, grausig und burlesk zugleich, mit der fürchterlichen, höllischen Farce seiner Ehe; ohnmächtige Wut, zähnefletschender Haß bäumt sich krampfig, und welk und vernichtet sinkt dies Wesen dann wieder in Selbsterniedrigung zusammen.

Nachhall des Sturms und Drangs braust zerstörerisch durch die Briefe des unseligen, zerrissenen Waiblinger. Ein Dämonengehetzter, mit der Hölle im Herzen, flüchtet sich zu den Füßen eines Mädchens, einen Engel der Ruhe zu finden, der seiner Wildheit Frieden bringt.

Lenau taumelt, von qualvoller Doppelliebe aufgewühlt, irren Sinnes und hilflos im Wirbel seiner Passion. Zwischen zwei Frauen schwankt sein Wesen, und er schreibt an Sophie Löwenthal, die die Stärkere wird: „Mein Gefühl für Sie bleibt ewig und unerschüttert, aber Karolinens Hingebung hat mich tief ergriffen. Es ist an Ihnen, Menschlichkeit zu üben an meinem zerrissenen Herzen. Karoline liebt mich grenzenlos. Verstoße ich sie, so mache ich sie elend und mich zugleich . . . Entziehen Sie mir Ihr Herz, so geben Sie mir den Tod; sind Sie unglücklich, so will ich sterben. Der Knoten ist geschürzt. Ich wollte, ich wäre schon tot.“

Das Lebens- und Todesdrama der Charlotte Stieglitz steigt auf, die sich tötete — „mit römischer Kraft hatte sie sich den Dolch ins Herz gestoßen, wieder herausgezogen und neben sich aufs Bett gelegt“ — um ihren Mann durch ein heroisches Schicksalserleben zum Schaffen zu erwecken, — ein vergeudetes Opfer.

Heinrich Kleists Stimme klingt voll Verzicht und Hoffnungslosigkeit aus grenzenloser Einsamkeit. Die letzten Worte an seine Braut, Wilhelmine von Zenge, sind's: „Liebes Mädchen, schreibe mir nicht mehr. Ich habe keinen andern Wunsch, als bald zu sterben.“

Robert Schumanns Wahnsinnsangst und Lebensgrauen sehen wir sich zu der beschwichtigenden Clara Wiek flüchten zu einem Erlösungsaugenblick, und gleich dem Refrain des Richard Dehmelschen Epos tönt's: „Zwei Menschen lieben sich auf der Welt“.

Hebbels erstes und zweites Leben spiegelt sich. In den Briefen der Jugend an Elise Lensing zuckt ein verwildertes Herz; Nöte und Bedrängnis, die Qualen aneinander geketteter Galeerensträflinge, konvulsivische Todeskämpfe einer Liebe wühlen tiefe Furchen: „Ich schaudere oft, wenn ich mich dort, wo die eigentliche Quelle des Lebens entspringt, erstarrt fühle, doch das Tote beklagen und es wieder erwecken, ist leider zweierlei. Mein Herz ist längst bankerott, ist leer und dürftig, wie eine Wüste.“

Bei Hebbel aber begibt sich das Schauspiel vollkommener Lebensauferstehung und reiner Wesenserfüllung.

In Christine fand er die Frau, die seines Wesens schwere Düsternis erhellte und, wenn in den Briefen des jungen Hebbel Infernokreise sich öffnen mit Nattern- und Furiengewimmel, so breiten sich in den Briefen des Mannes an die liebe Frau Idyllen und beschauliche Bilder heiter häuslicher Gemeinsamkeit voll höchsten Vertrauens.

Und dieses Hebbel-Lebensschauspiel sammelt gleichsam alle Schicksalsstimmungen dieses Buches zu einem Gesamteindruck, und wir empfinden es jetzt gleichzeitig als Glücksfüllhorn und Pandorabüchse, es birgt der Menschen unendliche Schmerzen und unendliche Freuden ganz.

Felix Poppenberg.

Oskar Wildes seelische Kämpfe.

Ein Leben „voll perverser Freuden und absonderlicher Neigungen“: dieses Fazit seines Daseins hat Oskar Wilde selber gezogen. Und weil es kaum einen zweiten Schriftsteller gibt, bei dem Leben und Dichtung so ineinander aufgehen, kann man dasselbe von seinen Werken sagen: Sie sind absonderlich, bizarr, ja pervers. Man braucht nicht nur an „Salome“ zu denken, auch seine anderen Schöpfungen atmen mehr oder minder verborgen denselben dekadenten Hauch. Und doch sind diese verschiedenen Züge für die künstlerische Persönlichkeit Wildes nicht die ausschlaggebenden, vielmehr ein anderer: der groteske. Man hat das Groteske in dieser Erscheinung noch zu wenig in den Vordergrund gestellt, es ist das Wesentliche in ihr, dasjenige, was sie erst verständlich macht. Es gibt nicht ein Werk Wildes, das nicht grotesk wirkte. Selbst aus seinem ernstesten und tiefsten Werk, dem aus Fesseln und Tränen geborenen Lebensbuch „De Profundis“ springt das Groteske hervor. Es mag sich darin e t w a s spezifisch Englisches offenbaren. Freilich seine Landsleute haben ihn am wenigsten gewürdigt. Nicht nur nach seinem Falle. Auch vorher hat er niemals jene einzigartige Stellung in seinem Vaterlande eingenommen, wie er es in überschwenglicher Weise uns in „De Profundis“ glauben machen will. Was trennte ihn von seinen Volksgenossen? Bernhard Shaw, der ihn als den Mann einer oft ans Komische grenzenden Pose hinstellt, spricht dies Trennende am Schlusse seiner Kritik („Neue Freie Presse“ vom 23. April 1905) scharf aus: „Wilde hat an seiner Pose bis ans Ende festgehalten, weil es eine ehrliche Pose war. Deshalb ist sie der englischen

Digitized by Google

Sittlichkeit so unaussprechlich widerwärtig gewesen, denn diese ist auch eine Pose, aber ohne die Entschuldigung der Ehrlichkeit zu haben."

Aber trotz all dieses Grotesken und Posenhaften, trotz alles Ungesunden und Bizarren, — eins darf diesem eigenartigen Schriftsteller nicht abgesprochen werden: ein entschieden sittlich-ernstes Wollen. Es mag sich noch so unbewußt offenbaren, man lese nur zwei Werke von ihm, den Roman „Dorian Gray" und das hier bereits besprochene „De Profundis", und man wird es unter allem Mummenschanz unschwer entdecken. Wer Wilde kennen lernen will, muß überhaupt vor allem diese beiden Bücher lesen, sie offenbaren ihm den Dichter wie den Menschen, denn sie bilden beide Abschlüsse, das eine seines künstlerischen Schaffens, das andere seines seelischen und im weiteren Sinne seines Lebens überhaupt. In „Dorian Gray" zieht Wilde das konsequente Fazit seiner ästhetischen Lehre, über das hinaus es nichts mehr gibt, in „De Profundis" vollzieht er die Abrechnung mit sich selber als Mensch. Wildes Leben und Schaffen bis hierher ist nur die mehr oder minder bewußte Vorbereitung zu diesem Endziel: dem Finden seines Ichs.

* * *

Als Künstler ist Wilde in erster Reihe Aesthet, alles andere tritt dahinter zurück. L'art pour l'art heißt sein erster Grundsatz. Die Kunst ist einmal Selbstzweck, sie will nichts anderes als sich selber. Sie ist zum anderen für das Leben vorbildlich und nicht umgekehrt. Das Leben ist für den gestaltenden Künstler nicht das Subjekt, sondern das Objekt. Das Wirkliche ist an sich nur Gleichnis, das nur durch die Kunst zur Wahrheit und zur Realität wird. Darum darf die Kunst nie Schulmeisterin werden, das Lehren ist nicht ihre Sache. Wohl aber will sie erziehen, nicht durch bewußte Moral oder Tendenz, sondern lediglich durch ihre eigene Schönheit. Sie ist die Rose, die sich selber schmückend den Garten schmückt; gibt man ihr eine Richtung, die über sie selbst hinausweist, so ist ihr Duft und Schmelz dahin. Und doch hat die Kunst einen Zweck: sie will den Menschen zur frei sich bestimmenden Persönlichkeit machen, ihn zu seinem eigenen Selbst rufen. Ob sie damit sittlichen oder anderen Idealen entspricht, ist ihr gleichviel. Ihr einziges Ziel ist der Genuß, der zum Erlebnis wird.

Diese Anschauung stempelt Wilde zum Aesthetен. Aber ich möchte den Begriff erweitern und sagen: er ist ästhetischer Idealist:

„Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den gold'nen Duft der Morgenröte webend."

Bei allem Grotesken, ja Frivolen seiner Darstellungsweise gelten diese Worte in einem gewissen Sinne auch für seine Kunst. Freilich eine Morgenröte, wie er sie lediglich mit künstlerischem, nie sittlich reflektierendem Blicke sieht. Und zu dem ästhetisch-idealistischen ein zweiter Zug: der naiv-romantische. Er zeigt sich zuerst in seiner Naturbetrachtung, in den schwelgerisch warmen, schwermütigen Tönen, die er in sie hineinzaubert, in seinem Leben und Weben in ihr. „Mir will scheinen, als sähen wir alle die Natur zu viel an und lebten zu wenig mit ihr," sagt er einmal, und an einer anderen Stelle: „Wer könnte mit Freiheit, Blumen, Büchern und dem Monde nicht ganz glücklich sein?"

Dieser naiv-romantische Zug zeigt sich ferner, wie Hedwig Lachmann in einer vorzüglichen Biographie („Oskar Wilde." Schuster und Löffler, Berlin) ausführt, in dem Ueberwiegen des Geistigen in seiner Natur im Vergleich zu den übrigen Lebenselementen, seiner Beweglichkeit des Denkens und seiner Ideenfülle, seinem Geselligkeitstriebe, seinem Bestreben, mit reformatorischer Kraft ins Ganze zu wirken und seiner Leidenschaft für die klassische Kunst und die Wunder fremder Kulturen.

Und endlich ein dritter, abschließender Zug in diesem Dichterbilde: Wilde ist durch und durch modern. Worin besteht, mit einem Worte gesagt, das Moderne? In der Behauptung und Durchsetzung der Persönlichkeit. Selbstverständlich auch diese nicht im sittlichen oder erzieherischen Sinne. Ganz und garnicht. Der moderne Mensch sagt sich bewußt von jedem Kampfe los, in dem der altväterlich-ethische sich verzehrt. Er will im letzten Grunde nur sich selber. „Wer frei sein will, darf sich nicht anpassen", dieses Wort des amerikanischen Philosophen und Dichters Ralph Emerson ist für Wilde grundlegend geworden. Er berührt sich hier eng mit Ibsen und andererseits mit Maeterlinck und Gabriele d'Annunzio, mit denen er alle Tugenden und Besonderheiten gemein hat, vor allem die scharfe, nicht selten mit einer gewissen Wollust betriebene Zergliederung der menschlichen Psyche (vergl. Joh. Gaulke, Vorrede zu „Dorian Gray". Max Spohr, Leipzig).

Dabei aber bleibt die Seele an sich für ihn unergründlich. „Die Erkenntnis, daß die Menschenseele unergründlich sei, ist der Weisheit letzter Schluß. Wir selbst sind das Endgeheimnis. Hat man die Sonne auf die Wagschale gelegt, den Lauf des Mondes gemessen und die sieben Himmel Stern für Stern auf der Karte verfolgt, so bleibt noch eins übrig: wir selbst. Wer kann die Bahn seiner eigenen Seele berechnen?" („De Profundis". S. Fischer, Berlin)

* * *

Alle diese mehr angedeuteten als entwickelten Elementarzüge des Schaffens und der Persönlichkeit Wildes finden sich in „Dorian Gray" konzentrisch vereint.

Der Künstler Basil Hellward sieht in seinem Freunde Dorian Gray das Ideal aller Schönheit und malt sein Bildnis, malt es in einer so vollendeten Wahrheit, daß Dorian Gray selber entzückt, bewegungslos vor seinem Bildnisse steht. Bis dahin hatte die äußere Gestalt seines Körpers seinen inneren Menschen kaum berührt, jetzt erst kommt er zur bewußten Empfindung seiner Schönheit, das Bild hat sie geweckt. Aber dieses Wachwerden seines körperlichen Ichs erfüllt ihn nicht mit Freude, sondern mit Schmerz. Dieses herrliche Bild in seiner strahlenden Schönheit wird immer das nämliche bleiben, von keinem Wechsel der Jahre berührt. Doch er selber? „Der Tag, da sein Gesicht runzlig und welk, sein Auge trüb und farblos, die Anmut verflüchtet, und seine Gestalt gebrochen und verwüstet, der Tag, der solches mit sich brachte, er mußte kommen. Der Purpur seiner Lippen und das Gold seiner Haare mußte dahinschwinden. Das Leben, das seine Seele dann noch führte, würde nur seinen Körper foltern. Unedel, abstoßend und häßlich sollte er werden!"

Als er an alles das dachte, fühlte er einen wilden Schmerz, als wenn ein Messer ihm in die Brust gesenkt würde . . . Ihm war, als hätte eine eisige Hand sein Herz berührt . . . „Wie traurig es doch ist! Ich soll alt, abstoßend und häßlich werden, während das Bild immer jung bleibt . . . Die Jugend ist das einzige Wertobjekt, das wir besitzen".

Und nun lebt Dorian Gray seine Jugend aus. In der Freundschaft mit dem älteren Lord Henry Watton, dem mit Gestaltungsvirtuosität gezeichneten fin de siècle-Menschen, der den Kultus der sinnlichen Persönlichkeit bis zum Uebermut treibt, genießt er alle Freuden der Welt, liebt vorübergehend eine Schauspielerin, die, von ihm zurückgestoßen, sich das Leben nimmt, feiert ihren Todes- und Begräbnistag in fröhlichen Orgien und sinkt, nur dem Raffinement des Genusses lebend, von Stufe zu Stufe. Und nun das Wunderbare: Trotz all dieses wüsten auf sich Einstürmens ändert sich seine physische Schönheit nicht, all diese verheerenden Leidenschaften gehen an seinem Antlitz, seiner Gestalt vorüber, ohne die geringste Spur zu hinterlassen. Aber — und hier setzt das mystische Problem ein — das Bild beginnt sich zu verändern. Immer ernster, immer härter werden seine Züge, immer faltiger sein Antlitz. Zuerst ist Dorian Gray erstaunt, dann entsetzt, schließlich erfüllt ihn diese Veränderung mit grenzenloser Wut.

Er will das Bild nicht mehr sehen, ein dichter Vorhang verhüllt es jedem Blicke, zuletzt läßt er es aus seinem Zimmer fort in eine entlegene Rumpelkammer seines Hauses schaffen. Aber wie ein geheimnisvoller Zug den Verbrecher wider seinen Willen an den Ort seiner Tat zurückführt, so zieht es auch Dorian Gray mit magischer Gewalt immer wieder zu dem Bilde. Und mit ekelhafter Fratze grinst es ihm entgegen. Er ermordet den Maler. Mit allem Raffinement des Grausens ist diese

Digitized by Google

Szene von Wilde geschrieben; er läßt den Leichnam auf chemischem Wege durch einen Helfershelfer verschwinden.

Niemand ahnt etwas von seiner Schuld. Frei steht er vor der Welt da. Aber das Bild verklagt ihn. Soll das Gespenst ihn zeitlebens verfolgen? Kann er sich nie von der Vergangenheit losreißen?

Da greift er zum äußersten Gewaltmittel. Er zerstört das Bild. Mit demselben Messer, mit dem er Basil Hellward erstochen, zerschneidet er die Leinewand von oben bis unten.

Und nun?

Ein furchtbarer Schrei, der die Nacht durchdringt. Und als die Diener, aus ihren Betten getrieben, nach oben eilten, „sahen sie an der Wand das herrliche Bildnis ihres Herrn hängen, so wie sie ihn zuletzt gesehen hatten, in der ganzen Pracht und Schönheit seiner Jugend. Auf dem Boden aber lag ein Mann in Abendkleidung, in dessen Brust ein Messer stak. Seine Haut war verblüht und runzelig, und sein Gesicht hatte einen ruchlosen Ausdruck. Seine Identität mit Dorian Gray konnte nur durch die Ringe, die dieser zu tragen pflegte, nachgewiesen werden".

So schließt dieser Roman, der mit seinen sichtbaren Schwächen, seinem in Greueltaten sich überbietenden und umsomehr nun abflauenden letzten Teile, seinem abstoßenden Zynismus und seiner geheimnisvollen Symbolik das typische Werk der Decadence ist.

Aber es steckt in diesem Roman mehr als Decadence: etwas ganz Unmodernes, nämlich eine Idee. Und noch dazu eine sittliche, eine fast moralisierende Idee. Und diese Idee hat etwas Bezwingendes. Ich will sie darzulegen suchen.

* * *

Also der moderne Mensch vermag alles. Erfüllt von dem einen Bestreben, sich zu behaupten und durchzusetzen, gibt es für ihn weder äußere noch innere Schranken. Was man bisdahin altmodisch Sünde genannt, ist für ihn nicht da; sein Triebleben zu beschränken oder zu knechten, das allein wäre Sünde. „Sei du selbst," heißt seine Losung. Oder wenigstens: „Werde du selbst!"

Um dieses Ziel zu erreichen, darf man seine Persönlichkeit nicht verkrüppeln durch den drückenden Ballast altüberlieferter Begriffe von Gut und Schlecht. Was heißt überhaupt gut und schlecht? Ein Mensch, sagt Wilde, kann alle Gesetze und Gebote der Gesellschaft respektieren und doch nichtswürdig sein; er kann schlecht sein, ohne je in seinem Leben eine schlimme Handlung begangen zu haben. Er kann anderseits das Gesetz brechen und doch edel sein. Ja, er kann eine Sünde gegen die Gesellschaft begehen und durch diese Sünde seine wahre Vollkommenheit erreichen. Darum darf er nicht zurückschrecken vor den Abgründen seiner Seele. Es gibt für ihn keine Gedanken, die einander verklagen und entschuldigen. Nicht der seelisch-sittliche Kampf macht des Menschen Wesen und Wert aus, sondern seine Schönheit, seine Energie, seine Gesundheit, seine Kraft.

Dieser moderne Mensch heißt Dorian Gray, und das Reizvolle, das ihm bei aller moralischen Schlechtigkeit eigen, ist dieses rücksichtslose Sichselberwollen und Sichselberleben; in seiner elementar-naiven Art breitet es einen eigenen Charme über seine Persönlichkeit.

In Dorians Seele leben dämonische Leidenschaften. Sie sind nicht ein besonderes Gepräge seines Wesens, sie sind das allgemein Menschliche, der Grundtrieb der Menschennatur. Die Seele ist für Wilde kein mathematisches Exempel, das man mit Sicherheit voraus berechnen kann, sie ist ein frei flutendes Element, jeden Augenblick bewegbar für die Mächte der Leidenschaft, die auch den scheinbar Kalten ergreifen können. Ja, gerade für große Seelen sind große Leidenschaften. In allen kann die sanfte Welle des Blutes zu einem jähen Wirbel hochgepeitscht werden, um den sich zuletzt ein Bannkreis des Verderbens zieht. In jedem Geschöpfe liegt die Bereitschaft zur Verzweiflungstat.

Auch Dorian Gray wird in den Strudel gezogen. Mit der Ermordung seines Freundes ist er auf dem Höhepunkt seiner Verworfenheit angekommen. Wirklich? Ist denn das, was uns als Verbrechen anmutet, immer ein solches? War nicht diese Gewalttat notwendig zur letzten Bejahung der Persönlichkeit des Helden? Haftete ihr nicht bei aller Abscheulichkeit etwas Ideales an? Darf der Mensch, der konsequent sich selber will, vor dem Aeußersten zurückschrecken? Je stärker sein Wille, um so größer er selbst.

Freilich, wer zur höchsten Stufe der Selbstbejahung kommen will, für den gilt es, willenlos zu machen den geheimnisvollen Gegenwillen, der unserem eigensten Streben entgegen in unserem Herzen sich regt.

Aber wie? Gibt es denn solchen Gegenwillen? Lebt noch ein anderes Ich in uns, als dies sich selber schaffende und behauptende? Wir stehen vor dem Bildnis Dorian Grays. Wer ist dieses Bildnis, das sich fortwährend verändert, das ernst und traurig, das häßlich und entstellt wird, je sorgenloser und unberührter sein Urbild den Weg der Selbstbehauptung geht?

Eben das andere Ich. Eben der Spiegel der Seele, auf dem sich jeder Hauch der Veränderung zeigt, der unentrinnbare Ankläger des beladenen Gewissens!

Also sind wir schließlich doch zwiegespaltene Wesen mit all unserer Größe und Selbstbejahung, also ist es nichts mit dem Monismus unserer rein fleischlichen Natur?

Nie hat ein Schriftsteller ein so glänzendes Zeugnis für den Dualismus, für die Zwiespaltung des Menschen in Leib und Seele geschrieben, wie der geistvolle Schriftsteller der Decadence, der übermoderne Oskar Wilde.

Der moderne Mensch mag tausendmal seine ureigene Bahn wie ein Erdengott gehen, mag, jedem seiner Triebe folgend, Richard des Dritten Losung zu der seinen machen:

„Gewissen ist ein Wort für Feige nur,
Zum Einhalt für den Starken erst erdacht",

in einsamen Stunden treibt es ihn mit unerbittlicher Gewalt, sich wie Dorian Gray in einem Bilde zu bespiegeln, über das er keine Macht hat, in dem Bilde seiner höheren Bestimmung. Die Seele ist mehr als ein Produkt des Hirns, des Blutes, der Nerven, das ist die ewige Wahrheit dieses Romans, der künstlerisch, rein künstlerisch geschrieben, mit gewaltigen Zungen lehrt, ohne je lehren zu wollen. Sehr richtig weist wiederum H. Lachmann darauf hin, wie sich Wilde mit diesem Roman selbst ein Urteil gesprochen, wie er einen Lebensplan als nichtig erkannt hatte, dessen „Ausführung ihm zu wohl in allen Teilen gelungen war". „Wie Dorian Gray sich nicht anders von dem verräterischen Anblick seines Ich befreien kann, als indem er das Bild durchbohrt und damit sein eigenes Herz trifft, so kann sich auch der Dichter nur erlösen, indem er ein Stück seines Wesens zerstört und sich einen unterirdischen Zugang zu den Wurzeln des Lebens verschafft. Nunmehr erscheint uns sein ganzes früheres Sein nur als Vorstufe zu dem einen Abschnitt, da er aus Abgründen des Schmerzes sein Selbst wie einen vergrabenen Schatz emporhebt . . . Alles Unwesentliche, jedes Kulturraffinement scheidet aus, alle Gefühlskräfte seines Innern sammeln sich zu einer großen Stimmung der Frömmigkeit, die er den Daseinsmächten entgegenbringt."

Und nun bricht das Schicksal über den Dichter herein, und seine verborgene Stimmung der Frömmigkeit kommt in der harten Schule zum Leben und zur Tat. In der engen Zelle des Zuchthauses von Reading steht das Bildnis des Dorian Gray zur Wahrheit und Wirklichkeit auf, und der es als Dichter vorahnend geschaffen, erkennt als Mensch jetzt in ihm seiner Seele klarsten, tiefsten Spiegel. Aber er zerstört es nicht mit vermessener Hand wie der Held seines Romans, um über seine unbequeme Mahnung er selbst zu werden, er versenkt sich in dieses Bild, es ruft ihn zu jener Selbsterkenntnis und Selbstbefreiung, die allein den Menschen sein äußeres Schicksal verwirklichen und verinnerlichen läßt, bis er kämpfend und verzweifelnd dieses Schicksal sich gestaltet, um sich wiederum von ihm zur Persönlichkeit gestalten zu lassen.

„Dorian Gray", Wildes tiefste Dichtung, ist das Buch vom infernalischen Ringen des Menschen, den keine Skrupel noch Zweifel plagen, der weder Hölle noch Teufel fürchtet, in

Digitized by Google

dem einen Bestreben, sein ungeteiltes Ich durchzusetzen, und der in diesem Ringen zugrunde geht, zugrunde gehen muß, weil dieses Ich eben nicht ungeteilt ist, weil dem Körper, ihre ureigenen Rechte fordernd, eine Seele gegenübersteht, die in dem Gesang vom Zuchthaus zu Reading ihre letzten Fesseln sprengt.

Danzig. Arthur Sewett.

Nachtstück.

(Schluß.)

Die Töchter kamen mit ihren Familien. Verwandte und Freunde strömten herzu. Das Haus füllte sich mit Gästen. Das düstere Gepränge der Leichenfeier vollzog sich. Die untreue Frau, die dem alten Stamm ein paar falsche Reislein aufgepfropft hatte, war mit allen Ehren in der Familiengruft der Ravensteiner beigesetzt. Noch immer flüsterte man und ging auf leisen Sohlen und fand noch nicht den Weg heim ins gewohnte Alltagsleben.

Der Baron war nach der Beerdigung in sein Zimmer zurückgekehrt. Das letzte, graue Licht des kurzen Novembertages stahl sich durch die bleigefaßten Scheiben. In allen Winkeln des hohen, holzgetäfelten Raumes hockte schon die Dunkelheit. Die Flammen des gewaltigen Maemorkamins warfen rote Lichter über den Boden und auf die fröstelnde, magere Gestalt, die sich dicht an das Feuer gerückt hatte, als könne sie dort der inneren Kälte Herr werden.

Diese wenigen Tage hatten aus dem rüstigen Mann einen Greis gemacht.

Kraftlos ruhten seine gelben, welken Hände auf den geschnitzten Armlehnen des tiefen, plumpen Lehnstuhls mit den Löwenklauen, an dem ein Stück der Geschichte des Hauses hing. Der Kopf mit dem spitzen, silbergrauen Bart war ihm auf die Brust gefallen, und die eingesunkenen Augen blickten unter den zusammengezogenen Brauen düster in dem weiten Raum umher.

An den Wänden hingen in lebensgroßen Gestalten die Bilder derer „von Ravenstein". Männer und Frauen in den wunderlichen Trachten vergangener Jahrhunderte, bis herauf in die Gegenwart. Sein eigenes, in der Blüte der Manneskraft, machte den Beschluß. Und neben ihm die schöne Frau, in Weiß vom Kopf bis zu den Füßen, auf einem weißen Hintergrund gemalt — weiße Rosen in den Händen — —. Der Baron schauderte und bedeckte sein Gesicht. Wie ein Strom von Eiseskälte drang es von dorther auf ihn ein. In diesem makellos schönen, schneeigen Leibe hatte nur eins gefehlt: das Herz.

Nun hatte sich die Gruft geschlossen über dem dunklen Geheimnis, das die Todesqual ihr von den Lippen gerissen. Und die Quadern des wuchtigen alten Baues hielten fest, was sie einmal hatten. In ihrem ehernen Schweigen erstarb jeder Laut. Was auch einst in diesen zerfallenden Herzen getobt haben mochte, Liebe, Haß, Leidenschaft und Verzweiflung — es war aus der Welt, wie nie gewesen. Und nur der Ruhm des alten Geschlechts, der makellos geblieben war durch die Jahrhunderte hindurch, lebte weiter durch die Zeiten.

Und dieses höchste Kleinod besudelt durch die sündige Frau! Ja, rückwirkend in die Vergangenheit, mußte nicht ihr Verbrechen auch den blanken Ehrenschild der in ihren Gräbern modernden Ravensteiner beflecken?

Unmöglich! Das durfte nicht sein! Ein Strom von wilder Energie floß plötzlich glühend durch die Glieder des gebrochenen Mannes, peitschte ihn empor und trieb ihn ruhelos durch die weiten Hallen des dunklen Raumes.

Es durfte nicht sein. Und es geschah doch — unzweifelhaft — wenn Edmund aus dem Hause ging. Wenn das Unglaubliche geschah — dies Tuscheln, dies Fragen: warum? Bald würden die Spatzen es von den Dächern pfeifen. In den Gesindestuben würden sie sich's in die Ohren flüstern. Mit Fingern würden sie auf ihn weisen: seht da den alten Gecken, den seine Frau zum Narren hatte!

Nein! Es durfte nicht sein! So lange noch ein Funken von Kraft und Willen in ihm war, durfte er der geheimen Schande des Hauses nicht selber den Weg in die Oeffentlichkeit bahnen helfen!

Noch war das furchtbare Geheimnis Leonores im Besitz der beiden einzigen Zeugen ihres Todeskampfes, ihres wirren, abgerissenen, kaum verständlichen Bekenntnisses.

Und auf dies Gestammel einer Sterbenden hin, die ihrer Sinne nicht mehr mächtig, deren Geist schon umflort war, auf diese mehr geahnten als klar verstandenen Selbstbeschuldigungen hin sollte er sein und Edmunds Leben zerstören?

Und wieder — wie so oft schon in diesen Tagen — wachte die Hoffnung auf, wie nach einem bösen Traum das Bewußtsein erwacht: Gottlob! Es ist nicht wahr!

Es kann nicht wahr sein, dachte er. Es sind Wahngebilde, Halluzinationen, leichte Schatten kleiner Gedankensünden, von der Gewissensangst zu Riesengröße verzerrt. Es kann, es darf nicht wahr sein!

Er war doch auch nicht blind und taub gewesen, und er hatte nie das Geringste von einer Treulosigkeit gemerkt. Kalt und gefallsüchtig hatte sie wohl der armen Opfer gespottet, die ihre dämonische Schönheit an sich zog; einer Leidenschaft hatte er sie nie für fähig gehalten.

In dem ihn ausschließlich beherrschenden Drang nach Wahrheit hatte er, als sie noch über der Erde war, begonnen, ihre Papiere zu durchstöbern. Zitternd und bangend hatte er Kästen und Schränke durchwühlt, jeden Brief, jedes Blättchen in die Hand genommen und — nichts gefunden. Außer Verfügungen über ihr Vermögen, das sie ohne alle Einschränkung wohltätigen Stiftungen vermachte, keine Zeile an Mann oder Sohn — aber auch kein kleinstes Zeichen, daß in diesem Leben etwas zu verbergen gewesen sei.

Und mit der Erfolglosigkeit seiner Forschungen wuchs ihm der Mut, zu glauben, was er zu glauben wünschte, wünschte mit der brennenden Sehnsucht der Vaterliebe, die das Teuerste zu verlieren fürchtet.

Ach, im Grunde — was war ihm der Name! Was war ihm Ehre oder Schande des Geschlechts! Wesenlose Aeußerlichkeiten gegen das große, schlicht menschliche Gefühl, das ihn an Edmund band. Ihm war's, als habe sein Leben seine ganze Kraft aus diesem jungen, starken, blühenden Leben gesogen; als sei es mit ihm verwachsen mit allen Fasern, Nerven, Zellen, so fest, daß die Lostrennung ihm selber Vernichtung bedeute.

Nein, er konnte die Liebe nicht aus seinem Herzen reißen! Diese seit zwanzig Jahren genährte Liebe war stärker als alles, was Verstand, Stolz, Vorurteil und Verdacht gegen den jungen Edmund sprachen. Und diese alles übertönende gewaltige Stimme — war sie nicht die Stimme der Natur? Des Blutes? Durfte er ihr nicht vor allem Glauben schenken — wenigstens, so lange nicht klipp und klar die Beweise von der Untreue seines Weibes erbracht waren?

Ach, das Furchtbarste in diesen furchtbaren Tagen war's ihm ja gewesen, daß Edmund sich von ihm fern gehalten. Wie ein armes, todwundes, junges Tier in seiner Höhle, hatte er sich in seinem Zimmer verborgen. Erst bei der Trauerfeier hatte der Vater ihn wiedergesehen — und kaum erkannt. Aus dem lebensfrohen, kindlichen Jüngling war ein finsterer Mann geworden, kalt, fremd, unnahbar für alle Glieder der Familie. Mit unbeweglichem, versteinertem Gesicht hatte er dem düsteren Pomp beigewohnt, an der Seite des Vaters, wie es das Zeremoniell vorschrieb, doch dessen Seele sichtlich weltenfern.

Und als — nachdem alles vorüber — der Baron, plötzlich überwältigt vom Gefühl der Verlassenheit, den Sohn hatte an sein Herz ziehen wollen — da hatte Edmund sich ihm entwunden. Und sich ehrfurchtsvoll und förmlich auf die Hand des Barons niederbeugend, hatte er gebeten, ihm eine Unterredung zu bewilligen. Um sechs Uhr.

Die Augen des alten Mannes suchten die Dunkelheit zu durchdringen. Wie spät war es? Alle Zeitbegriffe waren ihm verloren gegangen in dem Erleben dieser letzten Tage, die die Welt für ihn auf den Kopf stellten.

Da meldete sie sich selbst, die alte, pünktliche Freundin, die den Ravensteinern schon ein paar Jahrhunderte gemessen

Digitized by Google

hatte. Aus der Ecke neben dem Archiv begann es heiser zu summen und zu schnurren: Sechs.

Im selben Augenblick ein Klopfen an der Tür. Friedrich meldete den jungen Herrn und fragte, ob er Licht machen sollte.

„Nein, kein Licht. — Tritt ein, Edmund!"

Die Flammen im Kamin ergriffen ein neues Buchenscheit; im Zimmer verbreitete sich eine zuckende, flackernde Helle. Und in diesem Licht standen die Männer einander gegenüber.

„Du wünschtest mich zu sprechen, Edmund?" fragte der Baron weich. „Was willst Du?"

Edmunds Gesicht war totenblaß. Der Baron sah die gewaltsame Anstrengung, die es den Jüngling kostete, seiner Bewegung Herr zu werden. In seinen braunen Wangen spielten die Muskeln. Er biß die Zähne zusammen. Endlich murmelte er rauh und abgerissen: „Was ich m u ß. Abschied nehmen. — Danken. Danken für alles, was Sie mir — mein Leben lang — erwiesen —"

„Sie? — Warum Sie?"

„Weil ich — kein Recht auf Ihre — Liebe, Ihre — Güte —"

„Ihre? — Zum Teufel, willst Du mich toll machen? Sag D u!" schrie der Baron, von Schmerz übermannt.

„Wie — Du befiehlst. Aber Sie wissen — Du weißt — ich habe kein Recht mehr zu dieser Vertraulichkeit. Ich bin ein Eindringling in dies Haus. Ich habe Vaterliebe gestohlen, die mir nicht zukam. Zwanzig Jahre hab' ich von erschlichenen Wohltaten gelebt, einen reinen, ehrenvollen Namen getragen, Vorrechte genossen —"

„Du sprichst ja, als wären's erwiesene Tatsachen, was Deine arme, halb besinnungslose Mutter zusammenphantasierte!" rief der Baron dazwischen. Aber nun der Bann einmal gebrochen war, vermochte nichts den Strom verzweifelter Bitterkeit zu hemmen, die sich in des Jünglings Brust gesammelt hatte.

„Ein Räuber bin ich gewesen — ohne es zu ahnen. Die, die allein ein Recht hatten auf Deine ungeschmälerte Liebe — Maria und Elisabeth — die hab' ich um ihr bestes Teil betrogen!"

„Meine Töchter sind nicht zu kurz gekommen. Gott weiß es, daß ich mich bemühte, ein gerechter Vater zu sein. Wenn D u trotzdem — als Mann dem Manne — mir näher standest —"

„Das ist es ja! Nicht mich — den Sohn, den Erben, den künftigen Majoratsherrn hast Du in mir geliebt — in mir, dem — —"

Knirschend verschluckte er das Wort, das ihn, nach den Begriffen des Standes, in dem er erzogen war, auf ewig mit dem Brandmal der Schande stempelte. Glühend stieg das junge Blut ihm in die Stirn. Er ballte die Faust in ohnmächtiger Auflehnung gegen sein grausames Geschick und warf sich wie vernichtet auf einen Stuhl.

Da trat der Baron an ihn heran und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Beschimpfe Dich nicht, Edmund," sagte er bedächtig und eindringlich. „Uebereile nichts in jugendlicher Torheit. Sage mir, was Du zu tun gedenkst —"

Da hob Edmund die düsterglühenden Augen empor.

„Was ich zu tun gedenke? G e d e n k e? Ein Mensch in meiner Lage hat keine Gedanken, keine Möglichkeiten, keine Wahl! Fort muß ich, fort! Aus dem Hause! Dir aus den Augen! Fort von Ravenstein, das mir unter den Füßen brennt! Platz machen dem Vetter Ludwig, dem armen Schlucker, der mir längst den Tod an den Hals gewünscht hat! Fort! Am liebsten gleich aus der Welt! — Aber nein —" er sprang auf, plötzlich wie ein anderer Mensch. Fest, straff, voll zäher Entschlossenheit. „E i n s bleibt mir noch zu tun," murmelte er mit hartem Lachen. „Und keine ruhige Stunde find' ich, eh das nicht geschehen ist!"

„Edmund" — des Barons Stimme schwankte und zitterte — „ich bin ein alter Mann. Soll ich auch ein e i n s a m e r Mann sein? Die wilde Jugend will immer gleich mit dem Kopf durch die Wand. In meinen Jahren wird man bedächtiger. Ich b i t t e Dich: warte! Bleibe hier, wenn Du willst als G a s t, zu nichts verpflichtet, nicht gebunden —. Nur bleib! Gemeinsam wollen wir Nachforschungen anstellen. Bisher war mein Suchen vergebens. Unter der Hand, mit höchster Vorsicht, ohne Verdacht zu erwecken, müssen Erkundigungen eingezogen werden, ob ein Kern von Wahrheit in dem Bekenntnis Deiner armen Mutter steckt, ob eine Spur zu entdecken ist, etwas Greifbares, Tatsächliches —"

„Du zweifelst?" fragte Edmund leise und zögernd.

Etwas in der Stimme, in dem Gesichtsausdruck des vor ihm Stehenden ließ den Baron aufhorchen, stutzen. Er sah schärfer hin. Was er in dem flackernden Licht von den jungen Zügen ablas — war das nicht Erstaunen — Mitleid?

Und da kam auf einmal die G e w i ß h e i t über ihn: Dein Weib sprach die Wahrheit. Du bist ein Betrogener. Ein Vater ohne Sohn. Der letzte Deines Namens!

Mit eiserner Faust packte er Edmund an der Brust. „Du w e i ß t?" schrie er mit donnernder Stimme, ihn schüttelnd, daß die starke, junge Gestalt wankte. „Unglücksmensch, rede! W a s weißt Du?"

„Eine Erinnerung, blaß, unbestimmt, wie ein Traum. Aus meiner frühesten Kindheit. Vielleicht — eine Täuschung. Aber doch etwas wie eine Spur —"

Sie hatten die Rollen getauscht, der Alte und der Junge. Des Jungen hatte sich die unerschütterliche Ruhe eines Menschen bemächtigt, der sich mit einem Unausweichlichen vertraut gemacht hat und ihm entgegensieht, ohne mit der Wimper zu zucken. Den Alten aber traf die Bestätigung des noch immer nicht für möglich Gehaltenen wie der Faustschlag eines Todfeindes mitten ins Gesicht. Rasend gemacht durch den wütenden Schmerz der Entehrung bäumte er auf, schäumte, tobte, und es war schauerlich und unheimlich anzusehen, wie die in seiner Brust kämpfenden Leidenschaften den durch Gemütsbewegungen schon untergrabenen Körper schüttelten.

Dazwischen — wenn er nur genug Atem hatte — keuchte er heiser: „Was weißt Du? Sag's! So sprich doch, Mensch! Weiter! Weiter!"

Es war nicht viel, was Edmund zu sagen wußte, lange nicht genug für die Gier, mit der der Baron jedes Wort eintrank. Nicht einmal eines Namens erinnerte er sich. Er wußte nur, es war in dem ungarischen Bade gewesen, das die Mutter viele Sommer hintereinander besucht hatte, während der Baron für sein im Kriege zugezogenes rheumatisches Leiden die heißen Quellen in Wiesbaden brauchte.

Wie war das gänzlich weggelöscht gewesen aus Edmunds Gedächtnis! Aber in den letzten Tagen, als er, plötzlich um Jahre gealtert, sein sonniges Leben überdachte, war blitzgleich die vornehme Gestalt des österreichischen Offiziers emporgetaucht, der ihn oft im geheimen geliebkost hatte. Das Kind hatte eine vergötternde Zärtlichkeit für den dunkelhaarigen, stattlichen Mann gehegt, der ihm in seiner glitzernden, fremdartigen Uniform wie ein Halbgott oder ein Prinz aus dem Märchenlande erschienen war. Und er hatte es wohl begriffen, warum seine schöne Mutter in Tränen schwamm, wenn der Abschied nahte.

Diese Erinnerungen und ein kleines Schmuckstück, das er der Toten von der Brust genommen und das eine schwarze Locke enthielt — alle Ravensteins hatten blondes Haar — waren es, auf die Edmund seine Vermutungen stützte. Wenig genug, ja. Aber zusammengenommen mit den letzten Worten der Sterbenden erhielt es ein furchtbares Gewicht.

Der Baron war während Edmunds Bericht immer tiefer in sich zusammengesunken. Kleiner und kleiner schien die hagere, morsche Gestalt zu werden unter dem Druck der Schmach, die sich auf seine Schultern gelegt hatte. Wie in körperlichen Schmerzen stöhnte er unter der Folter, die seine stolze Seele erlitt. Er wollte sich erheben — aber die Glieder gehorchten ihm nicht. Kalter Schweiß, wie Todesschweiß, brach ihm aus allen Poren.

„Ich k a n n nicht!" knirschte er durch die Zähne. „Erbärmliche Schwäche! Da draußen gibt's einen Menschen — meinen Feind — meinen Todfeind! — Und er darf lachen, daß er dem Ravenstein Weib und Ehre gestohlen hat! Daß der Gimpel die Kuckuksbrut in seinem Neste auffüttert ohne Murren. Er darf meiner ungestraft spotten — seit zwanzig Jahren! Und ich sitze hier — Tod und Teufel! und kann den Schurken nicht niederschießen wie einen Hund —!"

Digitized by Google

„Vater!“ sagte da Edmund feierlich. Und als der Baron auffahren wollte, wiederholte er: „Vater! Einmal nenn' ich Dich noch so. Und so lang ein Atemzug in mir ist, wird mein Herz Dir diesen Namen geben. Dir, Dir. Dem ich mehr danke, als ich je vergelten kann. Du hast mich Sohn genannt. Deines Namens, Deiner Erziehung will ich mich würdig erweisen.“

Und Edmund beugte ein Knie vor der gebrochenen Gestalt im Sessel, zog die welken, kalten Hände an seine Lippen und preßte sie lange und ehrfurchtsvoll an sich.

„Deine Ehre ist meine Ehre. Dich hat es niedergeworfen. Aber ich bin ja da. Meine Muskeln, meine Nerven sind wie Eisen. Gönn' mir's, Vater, einen kleinen Teil meiner unermeßlichen Schuld abzutragen —.“ Er erhob sich vom Boden. Seine Augen suchten einen Schimmer der geliebten, alten Züge im Dunkeln zu erspähen.

Der Alte hob matt den Kopf. Zweifelnd, unsicher murmelte er: „Was denn, Edmund? Ich — versteh Dich nicht. Was willst Du tun?“

„Den Mann suchen, Vater. Und ich weiß es, ich finde ihn. Und erfahre — die Wahrheit.“ Er atmete tief. „Und wenn meine Mutter rein ist, wenn es in Ehren geschehen kann — komm ich zurück“ — —

Er verschwieg das „Wenn nicht —!“ Aber das Ungesagte schwang durch die Totenstille wie der Klang dunkler Glocken.

Endlich öffnete der Alte die Lippen. Und kaum hörbar, wie von Entsetzen durchbebt, hauchte er: „Dein leiblicher Vater, Edmund —!“

„Dein Todfeind, Vater. Liebe gibt Eltern- und Kindesrechte. Und nun — lebe wohl, Vater, mein geliebter Vater!“

Sie lagen sich in den Armen, so fest umschlungen, als wären sie miteinander verwachsen. Dann riß der Junge sich los. Die Tür fiel hinter ihm ins Schloß. Der Alte blieb allein.

Im Kamin sanken die Scheite allmählich in sich zusammen. Der letzte Funken warmer Glut wurde zu Asche. — Nacht. — —

* * *

Kurz darauf ging die Nachricht durch die Zeitungen, daß der junge Edmund Ravenstein im Zweikampf seinen Gegner, einen hohen, österreichischen Offizier, erschossen habe und am nächsten Tage seinen eigenen, schweren Verletzungen erlegen sei.

Gertrud Franke-Schievelbein.

Richard Sternfeld: Schiller und Wagner. Verlag von P. Thelen, Berlin.

Diese kleine Festschrift zur Schillerfeier verdient auch post festum noch eine lobende Erwähnung und nachdenkliche Leser. Sie unterscheidet sich von den vielen erschrecklichen Gelegenheitsarbeiten „Schiller und ...“, die nur der fleißigen Ausnutzung guter Schillerregister und bewährter Fabrikka ihr Dasein verdanken, dadurch, daß sie aus herzlicher innerer Teilnahme an dem Vorwurfe erwachsen ist und daher mit ihren Wurzeln auch tiefer in das Wesen der großen künstlerischen Probleme eindringt, die durch Gegenüberstellung der Namen Schiller und Wagner kurz bezeichnet werden. Sternfeld beginnt damit, die Stellung Schillers zur Oper und seine Ansichten über die Bedeutung der Musik für das Drama zu erörtern. Hierin ist er jedoch am wenigsten neu und zuverlässig. Die schon so oft angeführten Stellen aus Schillers Werken und Briefen hätten bei dieser Gelegenheit eine gründlichere und scharfsinnigere Ausdehnung erfahren sollen. Die schwierige Arbeit, diese Gedankenreihen zu verbinden, ist etwas obenhin erledigt, und Irrtum und Mißverständnis lauern hinter der Darlegung. So ist z. B. die Behauptung, Mozarts „Don Juan“ habe im besonderen Schillers Einsicht in die dramaturgische Bedeutung der Musik bestimmt, in keiner Weise zu erhärten. Schiller kannte noch im Mai 1797, als er sich das Textbuch dieser Oper von Goethe erbat, das Märchen, das er als Ballade behandeln wollte, nur vom Hörensagen, und das Werk Mozarts hat er schwerlich vor seiner Uebersiedelung nach Weimar zu hören gekriegt. Jedenfalls hat er nie und nirgends sich über den Eindruck dieser Oper geäußert. Sicherer und förderlicher erweist sich Sternfelds Studie in den folgenden Abschnitten, wo er die Gedanken- und Gestaltenwelt der beiden größten Dramatiker Deutschlands vergleichend mustert. Namentlich die Parallele zwischen Wallenstein und Wotan, den großen Vertretern und Opfern des Willens zur Macht, die Gegenüberstellung von Parsifal und Johanna d'Arc, des reinen Toren und der reinen Jungfrau, die beide zum Erlöser auch berufen sind, gewähren interessante Einblicke nicht bloß in das Wesen der beiden Gestaltenschöpfer sondern auch in Werden und Wandel des völkischen Erdtums an sittlichen und geistigen Werten, das ein Genius dem anderen überliefert.

Mit einem Mahnruf, der an die Vergleichung der bühnenreformerischen Bestrebungen Schillers und Wagners leider naturgemäß sich anschließt, entläßt Sternfeld seine hoffentlich belehrungsfähigen Leser.

H. Wetti.

Ein Wort zu: **Karl Chr. Planck** († 7. Juni 1880): **Deutsche Geschichte und deutscher Beruf.** Gesammelte Aufsätze. Tübingen. Mohr 1905. Vom Herausgeber.

Das große politische Erlebnis, von dem der Tübinger Privatdozent der Philosophie und seinen sozial-kritischen Auffassungen ausging, war das Jahr 1848. Der Mißerfolg dieses Jahres war nach ihm darauf zurückzuführen, daß die Frankfurter parlamentarische Intelligenz das deutsche Volk selbst mit seinen Interessen und Bedürfnissen gar nicht hinter sich hatte. Denn die letzteren sind nach ihrem Schwergewicht wesentlich wirtschaftlicher und beruflicher Natur. Er hoffte nun, diese werden stark genug sein, um mit ihrer elementaren Wucht die deutsche Einheit politisch zu erzwingen (wie das auch sein berühmter Landsmann Fr. List als Ziel der Zollvereinsbewegung erstrebt hatte). Eine zweite, politisch gereifte, aus dem unmittelbaren Volksleben hervorgegangene Bewegung werde dann die wirtschaftlich beruflichen Erdensinteressen des Volks von selbst so sehr in den Vordergrund drängen, daß die neue Volksvertretung nicht bloß, nein die neue Reichsregierung selbst, — diese ist bei ihm allerdings nur die natürliche Spitze von jener unter monarchischer Leitung, — gar nichts anderes mehr sein werde, als die Ausgleichstelle für das gesamte Berufsleben der Nation in seinen mannigfachen Beziehungen nach innen und nach außen. Kein Wunder, daß sich der Staatsrechtslehrer R. von Mohl beeilte, über den jungen schwäbischen Sozialisten herzufallen und seinen „Katechismus des Rechts“ als roten Fourierismus abzutun. Hatte Planck doch den Ausspruch gewagt, nur der produktive Berufsarbeiter sei auch wirklicher aktiver Staatsbürger, der Rentier sei höchstens ein Schützling des Staats, also keinenfalls stimmberechtigt!

Aber auch der gesamte deutsche Liberalismus hat es Planck nicht zuliebe. Er blieb in seinem französischen „abstrakten“ Idealbegriff von Staatsbürgertum stecken und fuhr fort, von den wirklichen konkreten Existenzbedingungen des Volkslebens abzusehen. Damit machte er sich unfähig, die deutsche Einheit heraufzuführen, unfähig, den bisherigen bureaukratischen Militärstaat zu überwinden. Daß nun dieser selbst unter der eisernen Faust Bismarcks die deutsche Einigung vollzog, war eine gerechte Nemesis für den deutschen Liberalismus, wie Planck recht wohl einsah; aber Bismarck hat er es nie verzeihen können, daß er dieses horrendum aller echten achtundvierziger Liberalen, den bureaukratischen Militärstaat, rehabilitierte. Trotzdem ließ er sich nicht in die Stellung der unfruchtbaren Negation und Opposition drängen, wie sie nord- und süddeutsche Demokratie zeitweise einnahm, er hat vielmehr am neuen Reich und seinem sozialen Ausbau lebendigsten Anteil genommen, wie das vorliegende Buch wohl beweist. Aber sein Ideal hat er festgehalten bis in den Tod: die Ueberwindung des unwahren Dualismus zwischen wirklichem Volksleben und der überkommenen bureaukratischen Regierungsform. Der organische Berufsstaat anstelle der grauen Masse von Staatsbürgern, die sich bureaukratisch-militärisch regieren lassen und sich für erlittene Unbill dann hinterdrein auf parlamentarischem Wege rächen dürfen! Und sein Glaube war, daß der gesunde deutsche Liberalismus von selber diesem Ziele zustrebe, soweit auch der Weg dahin noch sein mag.

R. Planck.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 45. Berlin, den 5. August 1905. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Der Ausfall der bayerischen Landtagswahlen hat zu mancherlei Preßkommentaren Veranlassung gegeben. Der politische Philisterstandpunkt, der es eigensinnig ablehnt, aus irgend einer politischen Erscheinung etwas zu lernen, und der insbesondere das Verhältnis zur Sozialdemokratie unter dem Gesichtspunkt des Ehrenkodex alter Jungfern behandelt, ist wieder mit dem bei allen Niederlagen üblichen Nachdruck geltend gemacht worden. Die Sozialdemokratie hat durch die gewöhnlichen geschmacklosen und beleidigenden Renommistereien das ihrige dazu beigetragen, um die Erkenntnis des politisch Notwendigen aufzuhalten. Dieses beständige Sichmißverstehen und Beleidigtsein kennen wir übrigens ja auch im internationalen Preßverkehr. Dort ist es der patriotische Philister, der sich immer national beleidigt fühlt und mit großen Worten von „Ehre", „sich nichts gefallen lassen", „nicht nachlaufen", „seinem eigenen Ansehen schuldig sein" usw. um sich wirft. Eine Manöverfahrt englischer Kriegsschiffe in der Ostsee genügt schon, um ihm das Blut zu Kopfe steigen zu lassen.

Unter den Preßstimmen, die bemüht gewesen sind, die bayerischen Landtagswahlen nicht von den Gesichtspunkten kleiner Fraktionskrämerei aus zu behandeln, mögen hier zwei eine Erwähnung finden: eine jungliberale Stimme, die in der „Frankfurter Zeitung" zu Gehör gebracht ist, und die Stimme der „Preußischen Jahrbücher", mit denen wir nicht immer harmonieren, die aber stets den Mut einer eigenen Ueberzeugung haben. In der „Frankfurter Zeitung" heißt es:

„Nur ein rein parlamentarisches System, nach dem das Zentrum auch die Minister zu stellen hätte, kann hier helfen.

Ein solches System setzt aber eine Einigung von Liberalen und Sozialisten voraus. Das mag freilich bei Hof oder bei altmodischen Leuten unwillkommen sein, und gerade die Hoffnung, auf dem Umweg über den Hof zur Regierung zu kommen, hat die Annäherung zwischen Liberalen und Sozialisten immer wieder gehemmt. Denn sonst ist kein Boden der Einigung so günstig wie Bayern. Die sozial größere Gleichstellung aller Klassen, die souveräne Verachtung, mit der man in Bayern jedem sozialen Protzentum begegnet, beseitigt viele Gegensätze. Das so oft ganz unsoziale Gebaren der norddeutschen Nationalliberalen hat bei den Liberalen Bayerns bis hinüber zu den Konservativen schon heftigen Tadel erfahren. So steht namentlich der Würzburger jungliberale Verein seit längerer Zeit zu den Sozialisten in den freundlichsten Beziehungen, von denen er sich eine gegenseitige günstige Einwirkung verspricht, wie sie sich ja auch soeben erst trotz der offiziellen Parteikonstellation zugunsten der Wahl des Demokraten Köhl bewährt hat. Wir glauben unter diesem Eindruck, daß es trotz alles Wahlkriegs im Interesse der Freiheit liegt, wenn man nach dem Würzburger Vorgang auch anderwärts darauf hält, die Sozialisten grundsätzlich als gleichberechtigte Partei zu behandeln."

Die „Preußischen Jahrbücher" schreiben in einer Betrachtung über die bayerischen Landtagswahlen:

„Scharfmacher und Philister sind sich bisher in der öffentlichen Meinung in Deutschland immer darin einig gewesen, daß der Kampf „gegen zwei Fronten" geführt werden müsse. Weiterblickende haben schon längst gesehen und gesagt, daß, wenn man von der Herrschaft des Zentrums loskommen wolle, es kein anderes Mittel gäbe, als daß man auch ein Paktieren mit den Sozialdemokraten ins Auge fasse. In Bayern steht diese Wendung nunmehr vor der Tür. Das Zentrum selber hat ja durch sein Wahlbündnis das Eis der moralischen Unmöglichkeit gebrochen; wenn sich aber erst in Bayern die Liberalen und vermutlich auch bald ein Teil der Konservativen mit den Sozi Arm in Arm zu gehen gewöhnen, so wird das auch auf das übrige Deutschland mit der Zeit zurückwirken."

Man ist nachgerade daran gewöhnt, daß auf den Verhandlungen des Deutschen Haus- und Grundbesitzertages alljährlich von neuem der Beweis geliefert wird, wie wenig die herrschende Mehrheit dieses „Tages" den sozialen Forderungen der Zeit gerecht zu werden versteht. Auch auf der diesjährigen Tagung zu München waren allerlei charakteristische Vorgänge zu verzeichnen. So prägte einer der Referenten das Wort „Ueberhygiene", um die auf Verbesserung der Wohnungsverhältnisse gerichteten Bestrebungen des Staates und der Kommunen zu verunglimpfen. Derselbe Redner, dessen Ausführungen übrigens mit stürmischem Beifall aufgenommen wurden und auf Beschluß der Versammlung als Agitationsmaterial gedruckt werden sollen, beklagte auch die Unterstützung der Baugenossenschaften seitens der Regierung und verstieg sich zu der kühnen Behauptung:

„Selbst das kleinste Tier muß für seinen Unterschlupf sorgen, nur der Proletarier hat es nicht nötig. Er kann diese Sorge den Behörden überlassen auf Kosten der sparsamen, vorwärtsstrebenden, immer entsagenden Mitbürger."

Um die Regierung den Sonderinteressen der Hausbesitzer leichter dienstbar machen zu können, riet der Referent seinen „sparsamen, vorwärtsstrebenden, immer entsagenden Mitbürgern", sich ein Beispiel an den Agrariern zu nehmen, die es durch festen Zusammenschluß erreicht hätten, daß die Regierung tut, was ihnen frommt. Der formelle Anschluß an die Mittelstandsvereinigung wurde abgelehnt, vielleicht nur deshalb, weil dieser Grundbesitzertag über die reaktionären Forderungen der Mittelständler hinausgewachsen ist.

Die kirchliche Orthodoxie ist wieder einmal eifrig bemüht, einen neuen „Fall" zu konstruieren. Diesmal richtet sich ihr Haß gegen den Cölner Pfarrer Jatho, der, wie es in einer Veröffentlichung der Zentralkonferenz der lutherischen Vereine in Preußen heißt, „in seinen Predigten eine neue, moderne Religion verkündigt, die alles andere ist als biblisches Christentum, ein Gemisch von Pantheismus und Rationalismus. Er identifiziert

Gott und die Welt, und Gott ist ihm das unendliche Schaffen, das überall sich neu gebiert, die Einheit aller wirkenden Kräfte, das Geheimnis des Werdens." In ihrer christlichen Nächstenliebe fordert diese Konferenz das zuständige Konsistorium auf, „nachdem es von dieser öffentlich verkündigten Irrlehre Kenntnis genommen, das Disziplinarverfahren ungesäumt einzuleiten, ohne erst den Antrag der Gemeindeorgane abzuwarten; denn hier sind alle Bedingungen eines Lehrprozesses so klar wie möglich gegeben". Auf einen Antrag der Gemeindeorgane würde das Konsistorium auch wohl lange warten können; die Predigten des Pfarrers Jatho werden so besucht wie die keines anderen Cölner Geistlichen, und auch die „Kölnische Zeitung" betont „das blühende, religiöse Leben, das sich unter Jathos pflegender Hand und unter dem Eindruck seiner frommen Persönlichkeit in immer weiteren Kreisen entfaltet". Der „Reichsbote", der diesem neuen Vorstoß gegen die liberale Theologie natürlich vollen Beifall zollt, hetzt infolgedessen auch munter fort und führt den maßgebenden Instanzen bereits mit beweglichen Worten alle Paragraphen der rheinisch-westfälischen Kirchenordnung vor, nach denen das Ketzergericht gegen den mißliebigen Prediger vollzogen werden könnte.

Zu den unerfreulichsten Seiten unseres Militärwesens gehört das Kapitel der Soldatenmißhandlungen, dessen Erörterung in neuerer Zeit leider einen immer breiteren Raum einnehmen muß. Nur durch rücksichtslose Bestrafung und durch dauernde Ausstoßung der Schuldigen aus der Armee scheint eine nachhaltige Besserung dieser bei der allgemeinen Dienstpflicht doppelt beklagenswerten Verhältnisse möglich. Umsoweniger entspricht es dem Rechtsempfinden des Volkes, wenn derartigen Uebeltätern nicht nur ein Teil der ihnen zuerkannten Strafe auf dem Gnadenwege erlassen wird, sondern wenn sie obendrein wieder angestellt werden. Auf einen bezeichnenden Fall dieser Art hat kürzlich die „Ulmer Zeitung" aufmerksam gemacht:

„Am 27. Mai v. J. hatte sich der Leutnant Haupt vom Grenadierregiment Nr. 123 wegen Mißbrauchs der Dienstgewalt zu verantworten. Das Urteil lautete wegen 59 Fälle fortgesetzter vorsätzlicher Mißhandlungen während der Ausübung des Dienstes, wegen neun Vergehen der Beleidigung, wegen sechs Vergehen der vorschriftswidrigen Behandlung, wegen zwei Vergehen der Anmaßung der Strafgewalt und wegen eines weiteren Vergehens der Anstiftung eines Untergebenen zu einer mit Strafe bedrohten Handlung auf neun Monate Festung. Am 22. Februar d. J. wurde Leutnant Haupt, nachdem er sieben Monate der erkannten Strafe verbüßt hatte, begnadigt und mit schlichtem Abschied aus dem Heere entlassen. Am 20. Juli d. J. meldete eine Extraausgabe des „Mil. Woch.-Blattes", Nr. 88:

‚Herröfand, an Bord S. M. Jacht Hohenzollern, den 18. Juli 1905. Spalte 2053:

‚Haupt, Kgl. Württemb. Leutnant a. D., zuletzt im Grenadierregiment K. K. (5. Württ.) Nr. 123, in der Preuß. Armee mit Patent vom 7. Februar 1900 als Leutnant d. R. des Rhein. Train-Bat. angestellt und vom 1. August 1905 ab auf ein Jahr zur Dienstleistung bei diesem Bataillon kommandiert; während dieser Dienstleistung ist sein Patent als vom 16. Februar 1900 datiert anzusehen.'

(Bisher hatte Leutnant Haupt ein Patent vom 28. Januar 1900.)"

Die bei der großen Fülle der Vergehen milde Strafe von neun Monaten Festung ist also nicht bloß verkürzt worden, die Anstellung als Reserveleutnant bedeutet vielmehr auch die Wahrscheinlichkeit, daß der Betreffende nach nicht langer Zeit wieder als aktiver Offizier eingereiht wird, also seine erfolgreiche militärische Laufbahn ohne irgend welchen Schaden fortsetzen darf. Daß bei solchen Vorkommnissen die Mißstände im Heerwesen trotz aller Erlasse und Verordnungen nicht verschwinden, scheint nicht weiter verwunderlich.

Constantin Bulle ist in Bremen einem grausamen Leiden, das ihn länger als ein Jahrzehnt an das Krankenlager fesselte, erlegen. In ihm starb ein Vorkämpfer des deutschen Liberalismus, der Reinheit der Gesinnung mit Feinheit des Geistes und großem wissenschaftlichen Fleiß verband. Als Leiter des bremischen Schulwesens erwies er seine pädagogische Begabung; als Verfasser einer Geschichte der neuesten Zeit, von 1815 bis 1885, hat er sich als Historiker einen Namen gemacht; als Politiker wirkte er im Reichstage von 1887 bis 1890, und als er bereits gelähmt auf seinem Schmerzenslager das Leben eines einsamen Kranken führte, schenkte er der deutschen Literatur eine vollendete Uebersetzung von Ovids Metamorphosen, eine Nachdichtung in Stanzen, in der die Eintönigkeit des lateinischen Hexameters durch ein belebtes Versmaß auf das glücklichste überwunden ist. Bulles Krankenschicksal erinnert in seiner Grausamkeit an Heines Matratzengruft. Als er noch gesund war, gehörte Bulle auch zu den Mitarbeitern der „Nation". Die Schar der führenden Geister des deutschen Liberalismus, die so schmerzlich gelichtet ist, hat sich wieder um eine edle Persönlichkeit verringert.

Wie loyal die Norweger bei der Durchführung ihres Beschlusses auf Auflösung der Union vorgehen, zeigt erneut der Umstand, daß sie sich beeilen, die von Schweden aufgestellte Hauptbedingung der Veranstaltung einer Volksabstimmung zu erfüllen. Es darf wohl schon jetzt als sicher angenommen werden, daß bei dem Plebiszit, das nach dem Vorschlage der norwegischen Regierung am 13. August auf Grund der zum letzten Storthing aufgestellten Wahllisten stattfinden soll, sich eine erdrückende Mehrheit der Abstimmenden für die Trennung von Schweden aussprechen wird.

Die ungarische Regierung ist noch immer eifrig bestrebt, die politische Lage zu entwirren, ohne daß sie mit ihren Bemühungen bisher irgendwelchen Erfolg gehabt hätte. Die Munizipal- und Komitatsverwaltungen kümmern sich einstweilen nicht um die Proteste der Regierung, sondern enthalten ihr auch die freiwillig eingehenden Steuerbeträge vor. Das Streben der ungarischen Minister ist jetzt vornehmlich darauf gerichtet, die Opposition zu sprengen und eine Vereinigung aller auf dem 1867er Ausgleich stehenden Parteien zu erzielen. Als Sprengmittel hat der ungarische Minister des Innern Kristoffy neuerdings den Gedanken der Einführung des allgemeinen Wahlrechts in die Diskussion geworfen, den er zuerst einer Arbeiterdeputation gegenüber zum Ausdruck brachte. Bei der Verrottetheit des ungarischen Wahlsystems ist dieser Schachzug nicht ungeschickt. In Budapest hat daraufhin bereits in einer großen Versammlung sozialdemokratischer Arbeiter eine Kundgebung für das allgemeine Wahlrecht stattgefunden, in der die Koalition zur Ausschaltung der Armeefrage und zur schleunigen Durchführung des allgemeinen Wahlrechts aufgefordert wurde. Auch ist schon eine halbamtliche Mitteilung ergangen, derzufolge die Regierung am 15. September nach Wiederzusammentritt des Parlaments einen Gesetzentwurf betreffend die Einführung des allgemeinen Wahlrechts vorzulegen gedenkt. Ob die koalierten Parteien in der Wahlrechtsreformfrage zusammenbleiben, ist ungewiß. Jedenfalls ist es aber eine bemerkenswerte Erscheinung, daß eine vom Kaiser oktroyierte Regierung mit der Erfüllung einer von den Sozialdemokraten erhobenen Forderung droht, um den Widerstand politischer Gegner zu brechen.

Auf dem Kriegsschauplatz wird die Situation für die Russen immer ungünstiger. Sachalin befindet sich völlig in den Händen der Japaner, und Wladiwostok ist sowohl von der See- wie von der Landseite blockiert. Auch die mandschurische Armee wagt nicht zu einem entscheidenden Schlage auszuholen. Die Russen haben also Anlaß genug, dafür zu sorgen, daß die dieser Tage beginnenden Friedensverhandlungen nicht ergebnislos verlaufen.

Für den Erfolg der Friedensverhandlungen wird voraussichtlich die Frage der Beschaffung neuer Anleihen, speziell für Rußland, von einschneidender Bedeutung sein. Es ist charakteristisch, daß Anatole Leroy-Beaulieu, der angesehene französische Publizist und genaue Kenner russischer Verhältnisse, kürzlich im „Courrier Européen" seine Landsleute öffentlich aufgefordert hat, Rußland keinen Sou weiter zu borgen, bevor nicht eine öffentliche Kontrolle des russischen Finanzwesens durch Einführung einer Konstitution geschaffen sei.

* * *

Digitized by Google

Flottenmanöver und Preßkollisionen.

Es gibt nichts, was so dumm wäre, daß es nicht einem internationalen Preßkrakehl zum Anlaß dienen könnte. Die englische Admiralität plant ein Flottenmanöver in der Ostsee. Manöver in fremden Küstengewässern sind durchaus nichts Seltenes. Erst im vorigen Jahre haben deutsche Kriegsschiffe britische Küstenplätze auf Manöverfahrten besucht. Niemand hat das tragisch genommen. Angesichts der englischen „Invasion" in die Ostsee haben die kapitolinischen Gänse aber sofort zu schnattern angefangen: das ist kein harmloses Manöver, das ist eine feindselige Demonstration! Aber selbst, wenn eine Demonstration beabsichtigt wäre, so hätte nicht viel Kaltblütigkeit dazu gehört, um sich zu sagen, daß eine *solche* Demonstration kindisch sei: man würde in der Ostsee herumfahren und nachher wieder nach Hause gehen, und es wäre, wie der Berliner zu sagen pflegt, „noch so". Die allerwachsamsten Patrioten haben allerdings angedeutet, daß diese Manöverfahrt in letzter Linie Spionagezwecken dienen solle. Als ob man, um die Geheimnisse von Swinemünde und Neufahrwasser zu ergründen, mit einem Dutzend Linienschiffen anrücken müßte!

Die patriotischen Beklemmungen haben dann schließlich den Vorschlag ausgelöst, die Ostsee zu einem mare clausum zu machen. Die Bezeichnung mare clausum hat einen so gelehrten völkerrechtlichen Beigeschmack, daß manche Zeitungen es für nötig gehalten haben, diesen Vorschlag ganz ernsthaft zu diskutieren. Mare clausum, — in dem bloßen Wort liegt schon die Vorahnung einer feierlichen diplomatischen Konferenz. Es bedarf allerdings nur des Nachdenkens von fünf Minuten, um sich klar zu werden, von welcher weltkundigen Naivität ein solcher Vorschlag eingegeben ist. Aber wer hat heutzutage Zeit, ruhig fünf Minuten nachzudenken! Die Ostsee bespült die Küsten zweier europäischer Großstaaten und mehrerer skandinavischer Kleinstaaten. Deutschland hat es sich 150 Millionen Mark kosten lassen, um sich durch den Nordostseekanal eine unter rein deutscher Machtkontrolle stehende stete Verbindung zwischen Ost- und Nordsee herzustellen, also zu verhindern, daß die Ostsee jemals tatsächlich für Deutschland ein mare clausum werde. Auf wie weittragende Verwicklungen man gefaßt sein müßte, wenn man ernsthaft dem Gedanken nähertreten wollte, die Ostsee zu einem mare clausum zu machen, kann man aus der Geschichte des Sundzolls lernen. Bekanntlich ist die Aufhebung des Sundzolls der Initiative der Vereinigten Staaten von Amerika zu verdanken. Wie Rudolf Delbrück in seinen jüngst erschienenen Lebenserinnerungen mitteilt, hieß Präsident Pierce im Dezember 1853 in Kopenhagen schlankweg erklären, „daß der Sundzoll eine völkerrechtswidrige Einrichtung sei, weil er das jeder Flagge zustehende Recht zur Befahrung der offenen See beschränke, und daß Amerika nicht gewillt sei, diese Beschränkung seiner Flagge länger zu dulden". Dies resolute Auftreten Amerikas genügte, um Dänemark davon zu überzeugen, daß es hohe Zeit sei, Verhandlungen wegen Ablösung des Sundzolls einzuleiten. Wenige Jahre später war der Sundzoll definitiv beseitigt und die Schiffahrt von und nach der Ostsee völlig frei. Der Gedanke, daß die außerdeutschen Ostseeuferstaaten freiwillig die Idee eines mare clausum mit dem Nordostseekanal als stets offener Verbindung für den Verkehr der deutschen Kriegsmarine zwischen Nordsee und Ostsee zustimmen könnten, ist so pueril, daß es ganz überflüssig erscheint, die weitere Frage zu erörtern, wie sich England zu dem Versuch einer Durchführung dieser Idee stellen würde. Es war, um sich studentisch auszudrücken, eine Kateridee, die den lächerlich macht, der sie ernsthaft nimmt.

Das hat aber nicht gehindert, daß der „Reichsbote" sie ernsthaft vorgetragen hat, daß sein Gerede von anderen deutschen Zeitungen in ernsthafte Erwägung gezogen ist, und daß ein Teil der englischen Presse auf diesen Unsinn ganz ernsthaft reagiert hat. Im Handumdrehen hat man den schönsten Streitfall konstruiert, und es bedurfte einiger Anstrengungen, um die Stimme der Besonnenheit in diesem Wirrwarr zu Gehör zu bringen. Im vorliegenden Fall muß man gerechterweise anerkennen, daß die deutsche Presse mit verschwindenden Ausnahmen vom Wege einer verständigen Erörterung nicht abgewichen ist. Trotzdem hat man in England das mare clausum-Geschwätz des „Reichsboten" und der „Staatsbürger Zeitung" als Ausflüsse des deutsch-nationalen Genius behandelt. Vermutlich werden viele Engländer, verführt durch den Namen „Reichsbote", das orthodoxe Pastorenblatt noch obendrein für eine Art offiziösen Sprachrohrs der deutschen Reichsregierung ansehen. Kenntnis fremder Zustände ist nie die starke Seite der Engländer gewesen.

Die „Morning Post" hat es für nötig gehalten, die Ausführungen des „Reichsboten" mit einer Entgegnung zu beantworten, in der bereits die kriegerische Melodie „the sooner the better!" ertönt. Natürlich denkt in England ebensowenig wie in Deutschland irgend ein verständiger Mensch an einen Krieg zwischen Deutschland und England. Aber es ist so süß, fürs Vaterland als Renommist zu streiten. Je weniger Aussicht ein Journalist hat, sich durch echte Eigenschaften des Geistes und Charakters publizistische Beachtung zu verschaffen, umso verführerischer ist es, sporenklirrend aufzutreten und sich zum intransigenten Vorkämpfer nationaler Ehre zu machen. „So lag ich und so führt' ich meine Klinge!"

Das publizistische Gerede über internationale Spannungen kann immer sicher sein, begierige Ohren zu finden. Das Heilmittel gegen diesen Unfug ist ebenso klar gegeben wie schwer anzubringen; es heißt: mehr Verantwortlichkeitsgefühl bei den Dienern der öffentlichen Meinung und weniger Nervosität und Sensationshunger beim Publikum. Man darf sich die Mühe nicht verdrießen lassen, das undankbare Amt des Vernunftpredigers immer von neuem auszuüben, und muß gegen die unnützen Kriegshetzer mit allen Waffen zu Felde ziehen, mit der Pritsche wie mit der Geißel.

Theodor Barth.

Staat und Kirche.

Die Orthodoxie sammelt ihre Truppen für den bevorstehenden Winterfeldzug.

Die Anfang Mai abgehaltene landeskirchliche Versammlung hatte einen Ausschuß, der sich „Ausschuß der Bekenntnisfreunde" nennt, eingesetzt. Dieser fordert nun jetzt alle die „auf dem Boden der göttlichen Autorität heiliger Schrift und auf dem Grunde des Glaubens an die Gottheit Christi, des für uns gekreuzigten und gestorbenen Heilandes, stehen", auf, sich anzuschließen.

Welche Ziele verfolgt werden sollen, hat die landeskirchliche Versammlung ausgesprochen, nämlich, daß bei der Besetzung der theologischen Professuren die dem kirchlichen Bekenntnis entsprechende Stellung zum Worte Gottes maßgebend gemacht werde, und daß die kirchlichen Behörden, wenn die Lehre eines Geistlichen dem Gemeinglauben der Christenheit und dem Bekenntnis der Kirche widerspricht, das Disziplinarverfahren einleiten, und zwar auch in dem Falle, daß die widerkirchlichen Aeußerungen nicht auf der Kanzel, sondern öffentlich an anderer Stelle vorgebracht sind. Als drittes ist eine scharfe kirchliche Kontrolle des Religionsunterrichtes an höheren Schulen gefordert. Ein Kommissar der Kirchenbehörde soll an den Prüfungen der Religionslehrer teilnehmen und ohne deren Zustimmung soll kein Religionslehrer angestellt werden. Also die katholische missio canonica wird evangelische Einrichtung! Außerdem noch gründliche Revision und Kontrolle des Unterrichtes.

Mit lobenswerter Deutlichkeit ist das Ziel klargelegt! Die Orthodoxie soll allein in der Kirche Geltung haben, und die höhere Schule und die Universität sollen so eingerichtet werden, daß sie nur orthodoxe Anschauungen vermitteln können. Die gleiche Forderung ist für die Volksschule schon lange erhoben und zu einem guten Teile bereits durchgesetzt.

Digitized by Google

Also Beseitigung jeder freieren Richtung aus der evangelischen Kirche und Unterordnung des Bildungswesens unter die Kirche, und zwar unter eine Richtung, welche der ganzen heutigen Bildung schroff gegenübersteht. Denn wenn auch in diesen Anträgen nur vom Religionsunterricht die Rede ist, so muß doch, wenn das Ziel erreicht werden soll, der übrige Unterricht in Einklang mit dem religiösen gebracht werden, was auch oft und deutlich genug ausgesprochen ist.

Die Leute, welche ein solches Programm aufstellen, sind nicht etwa einzelne, unbedeutende Sonderlinge, sondern es sind die Leute, welche die Generalsynode ganz unbeschränkt und fast ganz auch die Provinzialsynoden beherrschen und den größten Einfluß auf die Kirchen- und Staatsbehörden haben. Freilich sind diese letzteren nicht gar zu bereit, den Krieg zu führen, der ihnen von der Orthodoxie angesonnen wird; denn sie haben die ganze Last und Verantwortung zu tragen und doch auch nach manchen Seiten hin Rücksicht zu nehmen. Gegen sie muß sich hauptsächlich die Verteidigung der angegriffenen Liberalen wenden, und daß dieses Unannehmlichkeiten in Fülle bringt, hat der Fall Fischer gezeigt. Ob die Kirchenbehörden eine prinzipielle, ausdrückliche Verpflichtung zur Durchführung der orthodoxen Wünsche übernehmen werden, mag also zweifelhaft sein. Das erwarten die Orthodoxen vielleicht auch nicht; sie wissen aber, daß man sich schon lange vor ihren offenen und geheimen Hetzereien fürchtet, und wollen zeigen, daß sie jetzt besonders bereit sind und alle Kraft daran setzen wollen. Erreicht wird werden, daß die Kirchenbehörden ihre Praxis noch mehr als bisher den orthodoxen Wünschen entsprechend gestalten. Man wird es mit Schonung des äußeren Anstandes, soweit irgend möglich, tun. Bei der Besetzung der Professuren werden orthodoxe Theologen vorgezogen, liberale Geistliche werden nicht bestätigt . . . wenn es irgend geht, wird dabei die Ketzerei nicht in den Vordergrund geschoben, sondern ein formeller Grund herausgefunden, nicht auf die Lehre, sondern auf eine taktlose Verkündigung derselben und ähnliche Aushilfsgründe das Hauptgewicht gelegt. Das Resultat ist dasselbe: die liberale Richtung wird beiseite geschoben. In den Schulen werden Religionslehrer, die nicht waschechte Orthodoxe sind, allmählich beseitigt und durch einwandsfreie Leute ersetzt.

Die Bekenntnisfreunde werden auch schon — natürlich aus Liebe für die Erhaltung des Christentums — durch fleißige Denunziationen dafür sorgen, daß den Kirchenbehörden Anlaß zum Handeln in ihrem Sinne geboten wird, und an nachdrücklichem Drängen und Hetzen wird es nicht fehlen, öffentlich und über allerlei Hintertreppen.

Um die ganze Bedeutung der orthodoxen Bestrebungen zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß das, was sie jetzt erstreben, von katholischer Seite schon erreicht ist. Der Protestantismus ist noch das letzte Bollwerk gegen die Unterwerfung Deutschlands unter einen in vollstem Widerspruch mit unserer ganzen Entwicklung stehenden, das ganze Staatswesen beherrschenden kirchlichen Einfluß, der am liebsten mittelalterliche Zustände wieder herbeiführen möchte.

Recht viele Leser werden nicht glauben, daß solche Dinge im zwanzigsten Jahrhundert noch möglich sind. Die Orthodoxen sind ja doch eine kleine Minderheit, und namentlich steht der größte Teil der gebildeten Klassen nicht auf ihrer Seite. Richtig, aber sie stehen auch nicht auf der Gegenseite, sondern beiseite; sie kümmern sich nicht viel um Religion, garnicht um die Kirche und überlassen diese der Orthodoxie. Die kirchlichen Gesetze geben den Kirchengemeinden eine große Macht für ihre eigene Verwaltung und für die Zusammensetzung der Synoden, aber die Gemeindeglieder überlassen faktisch meist den Pastoren die Zusammensetzung der kirchlichen Körperschaften. Das Resultat ist in den meisten Gemeinden deren völlige Beherrschung durch den Geistlichen. An den meisten Stellen würde die Arbeit einiger tüchtiger liberaler Männer genügen, die Pastorenherrschaft zu brechen. Trägheit und Gewissenlosigkeit der gebildeten Leute sind die Hauptschuld an der Macht der Orthodoxie. Zuweilen entrüsten sie sich; gehen in Versammlungen und beschließen Resolutionen oder beklatschen Häckels Reden, oder räsonnieren, wenn die Kinder zu Hause von seltsamen Dingen berichten, die sie in der Schule lernen müssen. Aber das ist auch alles, d. h. nichts; es bleibt beim alten.

Ja dieselben Leute, welche mit ihren kirchlichliberalen, oft genug kirchenfeindlichen Anschauungen prahlen, lassen sich trauen und ihre Kinder taufen und konfirmieren von Geistlichen, über deren Reden und Lehren sie sich hinterher weidlich entrüsten.

Wer kann sich also darüber wundern, daß die Orthodoxen rücksichtslos auf ihr Ziel losgehen? Sie haben ja auch vortreffliche Bundesgenossen an allen reaktionären Elementen und vor anderem an dem Katholizismus. Sie suchen sein Bündnis zum Kampfe gegen die „Ungläubigen", unter welchen sie die ganze liberale kirchliche Richtung, auch die sehr gemäßigte Mittelpartei, mit verstehen. In bewußter Gemeinsamkeit führen der katholische Ultramontanismus und die protestantische Orthodoxie den Kampf „gegen den Unglauben", wie sie es nennen, in der Tat aber gegen unsere ganze heutige Bildung. Ja, nach dem Wortlaute des Aufrufes könnten sich die Katholiken zu den orthodoxen Vereinigungen melden. Denn das, was als Voraussetzung zum Eintritt bezeichnet ist, erkennen sie durchaus an.

Und die gebildete Welt sieht ruhig zu, wie diese Verbündeten eine Position nach der anderen erobern, und nicht ganz wenige hochgebildete Männer helfen ihnen dabei, indem sie zu vermitteln suchen. Das ist aber nichts anderes, als daß sie eine Position nach der anderen aufgeben, die dann den Verbündeten neue Stützpunkte gewähren. In diesem Kampfe hilft nichts als unbedingt entschlossene Verteidigung unserer Kultur; es gilt einen wirklichen Kulturkampf.

Der sogenannte Kulturkampf gegen die katholische Kirche hatte einen inneren Widerspruch. Er sollte im Namen der Freiheit geführt werden, gebrauchte aber Kampfmittel, welche die wertvollste Freiheit, die religiöse, verletzten. Was heute notwendig ist, das ist, bei aller Wahrung der religiösen Freiheit und der Gleichberechtigung a l l e r die Religionsgesellschaften auf ihr Gebiet zu beschränken, den Staat von ihrer Beeinflussung zu befreien und dem Staatsbürger zu überlassen, wie er sich religiös stellen, ob und wie er seine Kinder religiös erziehen lassen will. Die Kirchen mögen sich für sich und in sich frei entwickeln, und wenn sie sich auf sich beschränken, so mag man auch die geschichtliche Entwicklung insoweit anerkennen, daß man ihnen die Staatsunterstützungen, die sie jetzt genießen, nicht entzieht. Dem Staate liegt es dann ob, dafür zu sorgen, daß die Religionsgesellschaften sich in ihren Grenzen halten und die besonderen Bedingungen erfüllen, welche sich aus der Gewährung von Staatsunterstützungen ergeben.

Eine solche Stellung der Religion und der Religionsgesellschaften steht in vollem Einklange mit den heutigen Grundanschauungen und mit unseren staatlichen Einrichtungen. Der Staat muß von dem kirchlichen Einfluß freigemacht werden. Das ist eine der wichtigsten Aufgaben der Politik geworden. Und wer eine freiheitliche, in Einklang stehende Entwicklung von Staat und Kirche will, der muß diese Forderung in beiden gleichmäßig zur Geltung bringen. Der deutsche Liberalismus hat die Religionspolitik gänzlich vernachlässigt und sieht sich nun der verbündeten Reaktion in Staat und Kirche zugleich gegenübergestellt.

Der Kulturkampf hat dem Katholizismus eine große Macht gegeben; dieser kann heute dem Staate Gesetze vorschreiben. Freilich könnte er es nicht, wenn er nicht vortreffliche Bundesgenossen an der protestantischen Orthodoxie und den Konservativen fände. Diese Trias ist einig in dem Kampfe gegen unsere ganzen heutigen politischen und sozialen Zustände. An Verschiedenheiten im einzelnen fehlt es nicht, denn jeder Bundesgenosse hat seine besonderen Ziele und hofft, die ganze Ernte für sich einzuheimsen. Aber der Haß gegen die heutigen, auf den Fortschritten politischer, wissenschaftlicher und religiöser Freiheit beruhenden Zustände eint sie, solange sie noch gemeinsame Gegner zu bekämpfen haben. Die deutschen Regierungen, auch die preußische und die Reichsregierung, beugen sich vor der vereinigten Macht — aus praktischen Zwecken. Der Fürst-Reichskanzler will keine inneren Krisen und tut nichts, die gegenwärtige Zusammensetzung der parlamentarischen Mehrheiten zu ändern.

Digitized by Google

Soweit die Kirchenpolitik in Betracht kommt, ist der Kampf zunächst innerhalb des Protestantismus zu führen. Die Wirkung des Kulturkampfes auf die katholische Bevölkerung ist noch zu stark, als daß in ihr die vorhandenen, eine freiere Richtung verfolgenden Männer Einfluß gewinnen könnten. Wenn sie es wagen, hervorzutreten, wird die ganze Macht der Kirche gegen sie angewandt; sie müssen sich unterwerfen, denn sie finden im katholischen Volke nicht die nötige Unterstützung.

Anders steht es in den protestantischen Kirchen; hier kann und muß den rückschrittlichen kirchlichen Bestrebungen Widerstand geleistet werden.

Darüber in einem folgenden Artikel.

Karl Schrader.

Protektionistische Eisenbahnpolitik.

Konsequenz ist den Vertretern des Protektionismus nicht abzusprechen; sie sind auch in einer Beziehung nicht engherzig; sie verbeißen sich nicht darauf, ihr Ziel: Erschwerung der Einfuhr, Begünstigung der Ausfuhr lediglich durch Zollmaßnahmen zu erreichen; auch jedes andere Mittel ist ihnen dafür recht: sie verlangen, daß für alle Bedürfnisse von Staat und Gemeinden nur einheimische Waren zur Verwendung gelangen — womöglich unter Ausschluß des Handels, wie bei den Lieferungen für Proviantämter — ja, sie bezeichnen es als unpatriotisch, wenn Privatunternehmungen einmal etwas aus dem Ausland beziehen, was im Inland auch hergestellt wird — wer erinnert sich nicht des Lamentos, das die Dr. Beumer und Genossen erhoben, als der Norddeutsche Lloyd das Eisen für einen Werkstättenbau aus Amerika statt aus den westdeutschen Eisengebieten bezog. Ganz besonders sind sie aber seit Jahrzehnten darauf erpicht gewesen, die Verkehrsmittel selbst in den Dienst der nationalen Produktion zu stellen.

An und für sich ist es freilich die Aufgabe jedes Verkehrsmittels, den Verkehr zu fördern, ihn zu erleichtern, die Frachtkosten zwischen Produzenten und Konsumenten zu verringern. Daß sie damit die Produktion selbst aufs höchste fördern, ist ohne weiteres klar. Zahllose Güter, die in der Erde ruhen, werden durch ein neues Verkehrsmittel, eine Eisenbahn, einen Kanal, ja, wo solche bestehen, durch eine Frachtverbilligung erst mobil, verlohnen erst die Gewinnung. Selbst in Deutschland gibt es noch Wälder, in denen in Ermangelung von Verkehrswegen das Holz auf dem Stamm verfault. Als der billige Tarif für Wegebaumaterialien in Preußen eingeführt wurde, stieg deren Bahnversand innerhalb dreier Jahre auf das mehr als zwanzigfache. Wenn die ausländischen Eisenerze nicht mit so billigen Frachtkosten nach Deutschland gebracht werden könnten, würde die Eisenindustrie ganzer großer Produktionsreviere nicht weiter bestehen können; die Baumwollenindustrie hätte hier nie den riesigen Aufschwung nehmen können ohne die billigen See- und Bahnfrachten; die Produktion von Baumwollwaren wurde dadurch verbilligt, der Konsum gesteigert. Und nicht wesentlich anders ist es bezüglich der Fertigfabrikate; zum guten Teil ist es eben eine Frachtfrage, wer das Geschäft macht.

Freilich Hand in Hand damit führt jeder neue Verkehrsweg, jede Frachtverbilligung, überhaupt jede Verbesserung der Transportgelegenheit*) auch Verschiebungen in den Absatzgebieten herbei; bisher privilegierte Produktionsgegenden verloren dadurch ihr Privilegium, ihr Monopol auf einem bestimmten Markt. Das ist für sie gewiß unangenehm, aber das wirtschaftliche Interesse der Gesamtheit verlangt nicht die Konservierung, sondern die Zerstörung solcher Monopole. Und wenn — was zweifellos ist — durch Verkehrsverschiebungen in einzelnen Gegenden manche Industriezweige unlohnend werden und verschwinden, so ist das gewiß für den Betroffenen sehr bitter, aber die dadurch geschaffenen Nachteile stehen doch in keinem Verhältnis zu den Gesamtvorteilen der Verkehrsverbilligung. Dadurch, daß Eisenbahnen gebaut und Steinkohlen auf ihnen zu ermäßigten Transportkosten verfrachtet werden, ist natürlich die Torfgewinnung an vielen Orten nicht mehr lohnend; aber dafür hat der billige, bessere Brennstoff zahllose andere gewerbliche Unternehmungen ermöglicht, unendlich viel mehr wirtschaftliches Leben geschaffen, als er an anderer Stelle vernichtet hat. Bei uns — wo man bekanntlich im Zeichen des Verkehrs steht — hat man wohlweislich Vorsorge getroffen, daß der Rhein—Leine-Kanal ja nicht zu irgend welchen Verkehrsverschiebungen führe; damit nicht irgend ein kümmerliches Pflänzchen eingehe, trägt man Vorsorge, daß ein goldene Früchte bringender Baum nicht wachse. Es ist Zunftgeist schlimmster Sorte, der heute in den (geistig) Schwachen mächtig ist, die auf die Verkehrspolitik Deutschlands heute maßgebenden Einfluß ausüben.

Ein solcher Geist ist dem des modernen Verkehrs direkt entgegengesetzt, er negiert das Verkehrsmittel, die Zwecke, die ihm innewohnen. Und ein Verkehrsweg, der zwei Länder miteinander verbindet, hat nun einmal die Aufgabe, den Verkehr zwischen ihnen zu vermitteln; man setzt sich mit dieser Aufgabe in Widerspruch, wenn man ihn in den Dienst einer den gegenseitigen Güteraustausch erschwerenden Absperrungspolitik stellt.

Diesem Gedankengang sollten sich auch die Schutzzöllner nicht entziehen; sie müßten sich selbst von ihrem Standpunkt aus sagen, daß es Sache der Zollpolitik ist, die Einfuhr so zu erschweren, wie sie es für nötig halten, um die Industrie zu entwickeln oder dem Industriellen oder Grundbesitzer eine höhere Rente zu gewährleisten, nicht aber die der Verkehrsmittel; sie müßten das umsomehr anerkennen, als auch rein technisch diese letzteren sich sehr wenig eignen, den Zollschutz zu ersetzen oder auch nur zu ergänzen. Denn es liegt nun einmal in der Natur der Dinge, daß im allgemeinen die Frachten entsprechend den Selbstkosten mit der größeren Entfernung wachsen; wollte man sie in der Nähe der Grenze oder beim Grenzübergang besonders hoch halten, so würde man damit vielfach die Wirkung erzielen, daß die Waren mit Landfuhrwerk bis zur nächsten Station, von der die normalen Frachten beginnen, oder aber zu Schiff hineingelangen; beides aber ist dem finanziellen Interesse der Bahnen entgegen. Jedenfalls ist die Wirkung die, daß unmittelbar an der Grenze eine Schutzwirkung durch die Frachtpolitik der Eisenbahnen überhaupt nicht erreicht werden kann, daß sie in den weiteren Grenzgebieten jedenfalls nur sehr unbedeutend zu sein vermag, daß sie dagegen mit der wachsenden Entfernung von der Grenze wächst und sich dort am stärksten äußert, wo die höhere Fracht, welche die Auslandsware naturgemäß zu tragen hat, ohnehin der heimischen Industrie einen Vorsprung gewährt. Die Schutzwirkung würde also im umgekehrten Verhältnis zur Schutzbedürftigkeit eintreten.

Es kommt dazu, daß man doch nicht gut zwei verschiedene Frachttarife für inländische und für ausländische Ware erstellen kann. Ist das Gut einmal auf der Grenzstation verzollt, und wird es vielleicht auf der nächsten Station der Bahn wieder zugeführt, so kann der Bahnverwaltung nicht gut zugemutet werden, zu untersuchen, ob es inländischen oder ausländischen Ursprungs ist. Macht man aber die Bahntarife in der Richtung von der Grenze nach dem Innern allgemein hoch, so schädigt man gleichzeitig die ihr nahe liegenden heimischen Produktionsstätten bei ihrem Versand nach dem Innern.

Trotz aller dieser Unzuträglichkeiten haben die Bahnverwaltungen — namentlich die staatlichen — es doch in großem Umfange fertig gebracht, die Eisenbahnen in den Dienst einer protektionistischen Handelspolitik zu stellen. Seinerzeit hat die Freihandelsschule allerdings auch den Versuch gemacht, die Frachttarife in den Kampf gegen die Schutzzölle zu stellen. Otto Michaelis hat es als angemessen hingestellt, die Güter des

*) So sind z. B. durch die Kühleinrichtungen in Dampfern und Eisenbahnwagen für den Versand von Fleisch, Butter, Milch, Rahm sehr bedeutende Verschiebungen in der Versorgung großer Konsummärkte, und in deren Gefolge wesentliche Wirtschaftsänderungen in den Produktionsgebieten eingetreten.

Digitized by Google

Auslandes billiger als die des Inlandes zu fahren, um damit die Schutzzölle illusorisch zu machen, und gar mancher Differentialtarif der damaligen deutschen Privatbahnen mag darin seinen eigentlichen Grund gehabt haben. Man wird konsequenterweise das auch als einen Mißbrauch ansehen müssen; die Frachtpolitik der Verkehrsanstalten soll ganz allgemein den Verkehr fördern, aber sie darf ihre Aufgabe nicht darin finden, die jeweils herrschende Zollpolitik zu bekämpfen oder zu unterstützen.

Immerhin ist das, was damals von freihändlerischer Seite in dieser Beziehung gesündigt worden ist, doch verschwindend gegen die systematische Indienststellung der Eisenbahnen zur Förderung des Protektionismus. Dabei ist diese Frachtpolitik vielfach noch viel weniger geeignet als die Schutzzollpolitik ihr Ziel, eine Hebung der produktiven Kräfte des Landes, zu erreichen.

Letztere hat wenigstens in den schutzzöllnerischen Kulturstaaten (zu diesen rechne ich Rußland natürlich nicht) darauf verzichtet, Kohle mit einem Zoll zu belasten; die protektionistische Eisenbahnpolitik sieht aber eine ihrer wesentlichsten Aufgaben darin, die Kohlenpreise im Inland zu erhöhen, indem sie deren Einfuhr erschwert und verteuert, die Ausfuhr erleichtert und verbilligt. Der Rohstofftarif, zu dem Stein- und Braunkohle, Koks und Briketts im Inland verfrachtet werden, gilt als Ausnahmetarif nur von den Produktionsstätten nach den regelmäßigen Konsumplätzen; für den Versand der über die Grenzen oder von den Hafenplätzen eingehenden Brennstoffe, und das sind ganz überwiegend die ausländischen, gilt dagegen der erheblich teurere Spezialtarif III. Und für die Ausfuhr von Brennstoffen über See oder nach Holland, Belgien, Frankreich, der Schweiz, Italien, Oesterreich-Ungarn usw. hat man Tarife erstellt, die hinter den Sätzen des Rohstofftarifs noch erheblich zurückbleiben. Diese Tarifpolitik der preußischen Staatsbahnen ist mehr als eine bloß moralische Aufforderung an die deutschen Kohlenproduzenten, dem inländischen Konsumenten höhere Preise abzunehmen als dem ausländischen; nein, diese Frachtenpolitik hat zum guten Teil die Kartellbildung im Kohlenbergbau erst ermöglicht, indem sie einmal für die einzelnen inländischen Produktionsreviere Monopolgebiete sog. unbeschränkte Absatzgebiete schuf, in denen eine Konkurrenz nicht in Betracht kommt, indem sie weiter durch die niedrigen Exporttarife den Kartellen die Abstoßung einer sonst leicht zur inneren Konkurrenz führenden Mehrproduktion erleichterte.

Die Kohle ist für die moderne Industrie weitaus das wichtigste Material, die bedeutsamste Kraftquelle; diese der heimischen Industrie billig zu gestalten, müßte die erste Aufgabe einer Politik sein, welche das Motto: „Förderung der nationalen Arbeit" auf ihre Fahne geschrieben hat. Und unsere Frachttarifpolitik ist ängstlich besorgt, die Grundlagen für die Kartelle der Kohlenproduzenten zu legen, die den inländischen Kohlenpreis hoch zu halten bestrebt sind, und sie ist ebenso ängstlich besorgt, der ausländischen Konkurrenz unserer Industrie billige Kohlen zu besorgen.

Wie sich in der Praxis die Wirkung dieser Politik stellt, dafür einige Beispiele:

Der Generaldirektor eines großen Eisen- und Kohlenwerks erzählte mir von einer voriges Jahr gemachten Informationsreise, wie er im Ruhrgebiet zuerst ein Hochofen- und Stahlwerk besuchte, dessen Leiter ihm bitter klagte, daß seinem Werk, welches hier wegen der unmittelbaren Nähe vorzüglicher Kohlen angelegt worden sei, von dem Syndikat die Kohlen und Koks nicht mehr wie früher von den Nachbargruben geliefert würden, sondern von weit her schlechtere Qualitäten zu wesentlich teureren Preisen; die ganze wirtschaftliche Basis seines Werks sei dadurch erschüttert. Zwei Tage darauf kam mein Gewährsmann auf ein großes belgisches Kohlen- und Eisenwerk und wunderte sich, dort Koks ankommen zu sehen. Der Direktor erklärte ihm lachend, daß ihm das Syndikat vorzüglichen deutschen Koks zu einem so billigen Preis und mit so niedrigen Frachten liefere, daß er weit besser diesen in seinem Betrieb verwende und seinen eigenen Koks mit Vorteil nach Frankreich verkaufe.

In der Kartellenquetekommission wurde — übrigens entgegen den energischen Bestreitungen der Kartellvertreter — nachgewiesen, daß westfälischer Koks zum Preise von 8 Mark ab Versandstation an die österreichischen Hüttenwerke geliefert worden sei, zu derselben Zeit, da er den heimischen Verbrauchern mit 17 Mark berechnet wurde. Es geschah dies auf Grund eines ganz außergewöhnlich niedrigen Ausnahmetarifs, der auf Betreiben der westfälischen Koksproduzenten erstellt worden war. Die Konkurrenz in Koks, die man mit diesem Preis und diesem Tarif bekämpfte, war aber die niederschlesische!

Vor wenig Monaten hat das Ruhrkohlensyndikat an englische Hüttenwerke in den Midland-Grafschaften 15 000 t Koks zum Preise von 15 Schilling frei Empfangsort abgeschlossen, was ungefähr 7 bis 8 Mark ab Versandstation ergibt, während für Inlandsverbraucher der Preis von 15 Mark gilt. Selbst den publizistischen Sachwaltern des Kohlensyndikats, selbst den gewandtesten offiziösen Federn der preußischen Staatsbahnverwaltung dürfte es unmöglich sein, einen denkenden Menschen davon zu überzeugen, daß durch derartige forcierte Exporte die heimische Industrie gefördert werde.

Da ließe sich schon weit eher ein Kohlenausfuhrzoll rechtfertigen, wie ihn, wenn auch nur temporär, Großbritannien eingeführt hat.

Genau so — wenn auch bei dem höheren Wert des Gutes nicht so einschneidend — wirken die niedrigen Exporttarife für Eisen und Stahl, für Zink und Blei, alles Materialien, welche die Fertigfabrikatindustrie weiter verarbeitet, und die sie als eine indirekte Förderung der Auslandskonkurrenz um so unliebsamer empfinden muß, als sie mit einem sehr erheblichen Teil ihrer Erzeugung auf die Auslandsmärkte angewiesen ist. Wenn es dafür auch nach den Seehäfen ermäßigte Seeexporttarife gibt, so haben doch die Fertigfabrikate ungleich viel höhere Frachten zu tragen, als die exportierten Materialien. In diesen billigen Ausfuhrtarifen finden daher die Kartelle der Eisenindustrie eine außerordentliche Unterstützung, zumal sie vielfach kaum halb so hoch sind wie die Importtarife für die gleichen Materialien.

In dieses System der negativen Förderung der heimischen Produktion gehören auch die außerordentlich niedrigen Exporttarife für Maschinen, die doch ebenfalls eins der wichtigsten Produktionsmittel darstellen, wenngleich sie an sich bereits hochwertige Fertigfabrikate sind.

Nun ist die Förderung der Ausfuhr bei gleichzeitiger Erschwerung der Einfuhr durch Bahntarife keine Spezialität Deutschlands. Vor allem Oesterreich, Ungarn, Italien, Rußland, Frankreich haben darin vielleicht noch mehr geleistet als unser liebes Vaterland. Wie bei den Zöllen sucht jeder den andern zu übertrumpfen. Es ist ja auch nur natürlich, daß, wenn Oesterreich dazu übergeht, die Einfuhr deutscher Waren durch hohe Eisenbahntarife von der Grenze nach dem Innern zu erschweren und gleichzeitig den eigenen Fabrikaten nach den wichtigeren Konsumplätzen billige Ausnahmetarife gewährt, die deutschen Produzenten in den Bezirks- und Landeseisenbahnräten Anträge auf niedrige Frachten bis zur österreichischen Grenze einbringen, „zur Erleichterung des Wettbewerbs", wie die schöne Formel lautet; und solchen Anträgen leisten weder Eisenbahnräte noch Bahnverwaltungen Widerstand. Insoweit durch diesen Wettstreit die hohen Eisenbahnfrachten herabgesetzt werden, wird man diese Wirkung nur mit Freuden als Verkehrserleichterung begrüßen können; aber diese werden eben von dem andern Land nicht selten mit neuen Verkehrserschwerungen beantwortet, sei es, indem eine zum Import gelangende Ware in eine höhere Tarifklasse versetzt wird, sei es, indem der Zoll, wenn er nicht vertraglich gebunden ist, erhöht oder sonst die Zollerhöhung nach Ablauf des Vertrages oder bei Vereinbarung eines neuen in Kraft tritt. Rußland, das durch einen Zoll auf rohe Baumwolle deren Anbau in Transkaukasien und Turkestan fördern wollte, erschwerte damit den Import amerikanischer Baumwolle über Deutschland; die preußischen Staatsbahnen setzten nun im Durchgangsverkehr Bremen—Sosnowice den tonnenkilometrischen Tarifsatz bis auf 1,75 Pfennig herab, während gleichzeitig die schlesischen Spinnereien den Satz von 4,5 Pfennig bezahlen mußten. Rußland beantwortete aber die ihm erwiesene Frachtverbilligung mit sukzessiven Zollerhöhungen für über die Landgrenze gehende Baumwolle. Hier spielte freilich deutscherseits lediglich das fiskalische Interesse der preußischen Staatsbahnen,

Digitized by Google

sich die großen Baumwolltransporte zu erhalten, die ausschlaggebende Rolle; aber charakteristisch ist doch, zu welchen Sätzen das Ausland und das Inland bedient wurden. Rußland dagegen hat die deutschen Getreidezölle und ihre Erhöhungen durch weitgehende Ermäßigung seiner Getreideausfuhrtarife zu paralysieren gesucht; die österreichischen und ungarischen Bahnen taten dies meist auf dem schlecht zu kontrollierenden Wege der Refaktien. Ganz besonders wurde dieser angewendet, um das ihnen ungünstig erscheinende Ausbeuteverhältnis zwischen Gerste und Malz im früheren Handelsvertrag auszugleichen; nachdem dieses im neuen Vertrag für sie wesentlich günstiger gestaltet worden ist, hat man sich verpflichtet, die Refaktien für Malz zu beseitigen.

Im Interesse der deutschen Sägeindustrie weist der deutsche Zollsatz zwischen gesägtem und rohem Holz eine erhebliche Spannung auf; als Antwort setzten Oesterreich und Ungarn den Frachtsatz für gesägtes Holz auf den für Schnittholz herab usw.

Bisher beschränkten sich die Aktionen und Gegenaktionen aber doch nur von Fall zu Fall; das erschien dem k. k. Sektionsrat im österreichischen Ackerbauministerium Dr. Ernst Seidler und dem Herausgeber des „Allgemeinen Tarifanzeigers" kaiserlichem Rat Alexander Freud nicht genügend, und in einem übrigens mit großer Sachkenntnis und unter Benutzung eines umfangreichen Materials geschriebenen Büchlein: „Die Eisenbahntarife in ihren Beziehungen zur Handelspolitik" (Duncker & Humblot 1904) verlangten sie, daß System in die Sache gebracht würde, daß — nach Analogie der modernen Zollpolitik, die sich bekanntlich nicht darauf beschränkt, Schutzzölle einzuführen, die sie im Interesse der zu schützenden Industrien für nötig hält, sondern welche die Zölle auf Vorrat im handelspolitischen Interesse aufstellt, d. h. um sie als Kompensationen bei Vertragsverhandlungen zu verwenden — auch die Eisenbahntarife nicht nach dem vorhandenen Bedürfnis erstellt werden, sondern daß man sie so konstruiert, wie sie den Nachbarstaat am meisten schädigen können. Die Verfasser sind sich allerdings durchaus klar darüber, daß der Nachbarstaat diese freundliche Handlung auch seinerseits in demselben Sinn beantworten, d. h. sein Tarifschema so ausgestalten werde, wie es dem liebenswürdigen Nachbarn am allerunbequemsten werden würde, doch das geniert sie nicht. Sie sind viel zu erfahrene Praktiker, als daß sie nicht wüßten, daß man mit diesen Tarifen nicht leben könne; diese Tarife sollen ja auch gar nicht praktisch werden, es sollen eben Verhandlungstarife, gemalte Schanzen und Kanonen sein. Den Diplomaten soll es erst überlassen sein, durch gegenseitiges Handeln und Feilschen Tarife festzusetzen, die den Interessen beider Länder entsprechen; auf dem Umweg über die Barrikade, die man baut, um sie hinwegzuräumen, wird so der gegenseitige Verkehr erleichtert.

Man brauchte vielleicht trotz der Persönlichkeiten der Verfasser diesen Plan nicht tragisch zu nehmen, aber einmal hat die bisherige Entwicklung des Tarifwesens in den Staaten des europäischen Kontinents ihm wesentlich vorgearbeitet, sodann aber hat der Zentralverband der Industriellen Oesterreichs über die Verwirklichung dieses Plans in einer Sitzung seines großen Ausschusses vom 30. Mai 1904 unter Zuziehung zahlreicher Experten eine Enquete veranstaltet, bei der sich die große Mehrzahl der Erschienenen zugunsten dieser Idee geäußert hat.

Wenn nun auch inzwischen der Handelsvertrag zwischen Deutschland und Oesterreich abgeschlossen und von den beiderseitigen Parlamenten genehmigt worden ist, so kann einmal der Seidler-Freudsche Plan doch schon bei der Auseinandersetzung mit Ungarn in die Praxis überführt werden, vor allem kann man allmählich mehr und mehr das System ausgestalten, die Verkehrsmittel zur Erschwerung des internationalen Verkehrs auszunutzen. Freilich das letztere soll ja nur Mittel zum Zweck sein. „Der Freihandel ist zweifellos das beste Wirtschaftssystem, und wir würden nie daran denken, davon abzugehen, wenn nicht unsere bösen Nachbarn sich gegen uns absperrten; wir müssen die schutzzöllnerische Rüstung anlegen, um nicht wehrlos in die Handelsvertragsverhandlungen zu ziehen." Das war die schöne Argumentation jedes Staates, wenn er ins hochschutzzöllnerische Lager einschwenkte, und nach diesem Rezept sollen jetzt die Eisenbahntarife behandelt werden.

Daß die Politik der schweren Rüstung sich gerade für das Staatswesen, das sich vor der Erneuerung der Handelsverträge in erster Linie und am lautesten zu ihr bekannt hat, für Deutschland als höchst nachteilig erwiesen hat, dürfte heut auch kaum von unseren enragiertesten Industrieschutzzöllnern mehr geleugnet werden. Der Vertragsgegner legt eben eine noch schwerere Rüstung an, und bei den Verhandlungen sucht jeder den anderen übers Ohr zu hauen und möglichst viel sogenannte Vorteile für sich herauszuschlagen; nur daß er dann meist in den Irrtum verfällt, die Schädigung des Vertragsgegners für den eigenen Vorteil zu halten. Schon die Verhandlungen über die Zollsätze werden immer schwieriger und langwieriger, je komplizierter die Zolltarife werden, und je mehr man sich darauf kapriziert, sie so einzurichten, daß gewisse Zollsätze irgend einem anderen Lande besonders unangenehm sind. Schon heut ist es selbst jemandem, der ein ganz spezielles Lebensstudium aus diesen Fragen gemacht hat, kaum mehr möglich, alle Details dieser Fragen zu beherrschen; und mit tödlicher Sicherheit und, wie man anerkennen muß, mit einem gewissen Recht, ertönen hinterher stets die Klagen der Interessenten über die auf Unkenntnis beruhende Benachteiligung ihrer Branche in den vereinbarten Verträgen. Nun ist aber das Gebiet der Eisenbahntarife ein nicht viel weniger kompliziertes, kaum geringere volkswirtschaftliche Detailkenntnisse vorauszusetzendes. Dauern heut bereits die Handelsvertragsverhandlungen ungebührlich lange, ist ein Abschluß — wie wir es beim russischen, wie beim österreichischen erlebt haben — nach Jahr und Tag dauernden mühevollen Verhandlungen schließlich nur dadurch möglich, daß die leitenden Minister das politische Interesse einer Verständigung über die sachlichen Einzelinteressen setzen, so würde — wenn auch das ganze ungeheuere Gebiet des Eisenbahntarifwesens in allen seinen Einzelheiten und in allen bestehenden oder möglichen Ausnahmetarifen zum Gegenstand der vertraglichen Bindung werden sollte, es einmal kaum noch möglich sein, geeignete Unterhändler zu finden, vor allem aber würde — wenn erst die eisenbahntarifarische Rüstung den Verhandlungen vorausgeht — deren Dauer ins Unbegrenzte verlängert werden.

Damit ist aber keineswegs gesagt, daß Bestimmungen über die gegenseitige Behandlung auf Eisenbahnen in Handelsverträge überhaupt nicht aufgenommen werden sollten. Im Gegenteil, sie sind dort unbedingt notwendig, und so lange man moderne Handelsverträge hat, d. h. seit Anfang der sechziger Jahre, haben sie dort Aufnahme gefunden. War man ursprünglich der Meinung, daß die allgemeine Meistbegünstigungsklausel des französisch-englischen Handelsvertrags von 1861 sich auch auf die Gütertarife erstrecke, so ging man vorsichtshalber doch bereits in dem 1865 von dem damaligen deutschen Zollverein mit Oesterreich abgeschlossenen Handelsvertrage dazu über, das Paritätsprinzip bezüglich der Eisenbahnen ausdrücklich festzulegen; die beregte Bestimmung lautet:

„Auf Eisenbahnen sollen in Beziehung auf Zeit, Art und Preise der Beförderungen die Angehörigen des anderen Teils und deren Güter nicht ungünstiger als die eigenen Angehörigen und deren Güter behandelt werden. Für Durchfuhren nach und aus dem Gebiet des anderen Teils soll kein Staat höhere als diejenigen Eisenbahnfrachtsätze erheben lassen, welchen auf derselben Eisenbahn die in dem eigenen Gebiet auf- oder abgeladenen Güter verhältnismäßig unterliegen."

Damit war die volle Gleichberechtigung des meistbegünstigten ausländischen Absenders oder Empfängers und des Frachtgutes zugestanden. Aber je nachdem man diese Bestimmungen auslegte, war man in der Lage Tarife zu schaffen, die nur zwischen gewissen Punkten und nur in einer Richtung zwischen ihnen gültig waren — Ausnahmetarife, Richtungstarife — von denen tatsächlich nur der Inländer, nicht aber der Ausländer oder das ausländische Gut Gebrauch machen konnte. Man erfand eben neben den Normaltarifen die Ausnahmetarife, Richtungstarife.

Breslau. Georg Gothein.

(Ein weiterer Artikel folgt.)

Digitized by Google

Major Davel.

Wer je in Lausanne, Montreux oder Cully war, wer auf dem Genfersee fuhr oder auch nur das Waadtland streifte, hat von dem Major Davel gehört: Denkmäler, Straßen- und Schiffsnamen erinnern an ihn. Jedes Schulkind der Schweiz weiß von ihm zu erzählen, doch im französischen Westen des Landes ist er doppelt lebendig und mit Recht. Nun gehört er auch der deutschen Literatur an: Otto Helmut Hopfen hat bei S. Fischer in Berlin eine Erzählung „Daniel Abraham Davel" betitelt, erscheinen lassen.

I.

Ein dankbarerer Stoff läßt sich kaum denken. Das wird erst klar, wenn man sich vorstellt, in wie verschiedener Weise er behandelt werden kann. Davel als Patriot wurde bisher in einem französischen Drama von Virgile Rossel (Lausanne, Payot 1848) wirkungsvoll dargestellt. Davel als historische Persönlichkeit ist der Gegenstand einer ungemein eindringenden und wirklich abschließenden Studie Juste Oliviers (Etudes d'histotre nationale, Lausanne, M. Ducloux 1842) gewesen. Es bleibt noch Davel als psychologisches Problem und Davel als Held oder Menschheitsrepräsentant im Carlyle-Emersonschen Sinne. Jenes hat Hopfen im Vorübergehen zu lösen versucht, aber die letztere Aufgabe erschien ihm offenbar als die wichtigere. „Dem nachschaffenden Leser muß sich das große Problem der Davelschen Seele als die Erlösung und Lösung im hingebenden Willen des Gehorsams kundtun. Gehorsam gegen die in feinster Frömmigkeit wachgehaltenen, überirdischen Stimmen des eigenen Busens, Gehorsam in der alle Kräfte anspannenden Tat, Gehorsam im Zuerkennen des selbst beanspruchten, freien Willens auch bei den Gegnern, den Feinden und den erhofften Freunden. Daher Verabscheuung jeder Gewalt, jeglichen Zwanges. Aber all das ist nicht von Anfang an fertig da. Wie ein Wiederspiel von Bergen und See erscheint schließlich die große Tat dem in sich Ueberzeugten so wuchtig, daß ein augenblicklicher Erfolg bei den flüchtigen Gebilden auch des Augenblicks wertlos wird. Der hohe Einsame sieht an den Wundern ringsum, daß das Große bleibend ist, und es erweist sich ihm an seiner ganzen Entwicklung, daß das große Erlebnis und das reine, mit der Macht des Phänomens auftretende Beispiel läuternd fortwirkt, unvertilgbar, ob es auch im Augenblick des Erscheinens schon wieder verschwindet. Der einsam Stehende muß aber trotz aller Enttäuschungen, sobald er nicht verbittert sein Streben aufgibt, immer wieder mit Menschen rechnen, mit verborgenen, mit zukünftigen, die ihm selber gleichen, nicht denen, die ihn enttäuschen. Daher die Freude und Klage Davels um den verborgenen Verfasser des Buches*), daher die Hoffnung auf einen Gleichgesinnten, auf vielleicht zahllose Gleichgesinnte, die aus dem Dunkel hervortreten werden, sobald er selbst das Licht anzündet: eine unerschütterliche Hoffnung, die ihn in den Kerker geleitet und in den Tod. Selten in der uns urkundlichen Geschichte ist eine so herrliche Mannesfigur beglaubigt aufgetreten und zwar in einer Art und Vielseitigkeit beglaubigt, daß sich mein Empfinden bei Ausschluß des ersichtlich Falschen widerspruchslos zurechtfindet. Wenn ich auch in Psychologie und Historie nicht von der Ueberlieferung unnötig abweiche, so kommt es mir im letzten Ende auf etwas weit Höheres an: auf die besonders in unserer Zeit und besonders in Deutschland so wichtige beispielmäßige Entwicklung eines tief ernsten and tätigen Gemüts zur begeisterten, unfanatischen Gottverehrung, zur Verneinung des Zwanges, als notwendiges Widerspiel der Natur." Diese Worte aus einem Privatbrief des Verfassers geben seine programmatischen Absichten so deutlich wieder, daß ich sie hierhersetzen zu müssen glaubte. Da in Deutschland der behandelte Stoff vermutlich ganz unbekannt ist, so möchte ich hier über den Tatbestand und das Verhältnis der Hopfenschen Erzählung zu ihren Quellen einige Angaben machen. Was er in seinem ausgezeichneten Werke benutzte, was er erfand, and was er liegen ließ, ist für den dankbaren Leser des Dichters vielleicht von Interesse.

Bekannt und berühmt wurde Davel durch seinen 1723 unternommenen Versuch, das Joch der bernischen Aristokratie von dem durch ihre Vögte streng und eigennützig verwalteten waadtländischen Untertanenland durch einen militärischen Aufstand abzuschütteln. Das Mißlingen dieses Handstreichs, den die Waadtländer selbst mißbilligten, führte ihn nach längeren Folterqualen und peinlichen Verhören im Kerker auf das Schaffot. Erst hundert Jahre später empfanden die inzwischen zu freien Bürgern eines selbständigen Kantons durch die Revolution von 1798 gewordenen Waadtländer die Tat Davels als einen heroischen Akt. Seit dieser Zeit ist Davel der erste und einzige hochverehrte Held seiner engeren Heimat, die an seinem Gedächtnis eifrig gut zu machen versuchte, was sie an seiner Person gefehlt hatte.

II.

Dies die Tatsachen. An sich sind sie für den Ausländer nicht weiter interessant, denn solche kleinen Revolutionen, gescheiterte und gelungene, mit tüchtigen Männern an ihrer Spitze, sind überall vorgekommen. Aber bedeutend und original wird die Gestalt des Majors Davel, wenn wir seine ganze Lebenshaltung verfolgen, dessen Krönung und Konsequenz die Schilderhebung von 1723 warde.

Als Pfarrerssohn 1667 bei Lausanne geboren, fiel der Zwanzigjährige bei der Weinernte des väterlichen Besitztums in Cully zum erstenmal auf. Er hatte eine Vision. Eine schöne Unbekannte, dem Kleid und Ansehn nach eine Winzerin, weissagte seinen Tod innerhalb drei Tagen. Nachdem er sich durch Gebet und Bibellesen vorbereitet hatte, und die Todesnacht gekommen war, fühlte er in der Tat das Ende nahen, aber plötzlich drang ein wunderbares Licht in seine Augen, und er war in einer „unsagbaren Entzückung". Als er aus seiner Lethargie erwachte, sagte ihm die Unbekannte, er sei zu Großem vorherbestimmt und werde leben. Sobald sie ihm aus den Linien der Hand sein Geschick lesen wollte, entzog er sie ihr; dann versuchte sie aus seiner Stirn zu weissagen, er aber drückte seinen Hut tief ins Gesicht, doch sie hatte alles schon gesehen. Um sein Vertrauen zu gewinnen, erzählte sie ihm mehrere Einzelheiten seiner Pensionszeit in Interlaken, was ihn umso mehr überraschte, als er sie niemandem mitgeteilt hatte. Sie fuhr fort, ihm die Hauptereignisse seines Lebens vorauszusagen, die in der Tat später eintrafen. Darauf zerbrach sie ein Ei auf seinem Haupte, leerte es in ein Glas Wasser und zeigte ihm die darin schwimmenden Figuren. Die erste hielt eine Feder in der Hand, die zweite war tot; dies sollte bedeuten, daß sein erster Posten der eines Sekretärs sein werde, der bald sterben müsse. Die dritte hielt eine Fahne: „Du sollst Fähnrich werden." Die vierte war ein Reiter: Hinweis auf seine künftige militärische Stellung. In der Tat war Davel erst Sekretär des Herrn d'Aubrécan im Piemont und nach dessen Tode Fähnrich. In Holland wurde er später Kapitänleutnant anter dem Berner von Sacconay, zuletzt in Frankreich Hauptmann im Spaarschen Regiment.

Noch andere Einzelheiten weissagte ihm die Unbekannte, erklärte aber, das alles sei nur die Vorbereitung auf seinen großen Revolutionsplan, in dem er darch eine höhere Macht unterstützt werden solle. Dann salbte sie ihn, um ihm anzudeuten, „daß er ein auserlesenes Werkzeug in Gottes Hand sein werde". Nach sechs oder sieben Tagen verschwand sie. Merkwürdig ist noch, daß es sich hier, wenn nicht am eine Realität, so doch um eine Kollektivvision gehandelt haben muß, denn mehrere haben die Unbekannte gesehen, und ihre Geschichte war in Cully noch nach Jahrzehnten wohlbekannt.

Diese Begabung für das Wunderbare zieht sich durch das ganze Leben dieses seltsamen Mannes. Der Militärarzt nahm ihn auf seinen Krankenbesuchen mit, and seine Patienten warden schneller gesund. Die Fischer in Interlaken nahmen ihn in ihre Boote auf und fingen eine Unzahl Fische

*) Es handelt sich um eine Flugschrift, die im wesentlichen Davels Beschwerden gegen das Berner Regiment enthielt und als deren anonymen Verfasser man einen wilden, bärtigen Gesellen vermutete, der bei den Wachen ungestüm nach dem Vogt verlangte und von diesem gefangen gesetzt and gerädert wurde.

Digitized by Google

in seiner Gegenwart, nichts in seiner Abwesenheit. Bei einer Totenprozession in Aosta hob der Tote die Hand auf, als er vorüberging, was als ein Hinweis auf die hohe Bedeutung des also Bezeichneten galt. Auf einem schwäbischen See (?) stillte er einen Sturm. In Gorcum schrieb man ihm den Rückgang einer Ueberschwemmung zu. Ebenso findet sich bei einem Gastmahl, zu dem er geladen ist, die Zahl der vollen Weinflaschen größer am Ende als am Anfang des Festes. Auf der See zeigt man ihm einen furchtbaren Sturm an; er betet zu Gott, und als er wieder auf Deck kommt, ist keine Wolke zu sehen. — Die Akten des Davelprozesses, unsere einzige Quelle, erzählen auch von Stimmen, die er mit anderen weissagen gehört habe, und von einem Sturz aus dem Fenster zur Hilfeleistung bei einem Brandunglück, der ihm nicht geschadet habe; kurz, es fehlt nicht an Wunderbarem und gutbeglaubigten, unerklärlichen Vorgängen im Leben dieses Visionärs, der mit Sokrates, Jesus und Jeanne d'Arc entschieden Verwandtschaft zeigt.

Wenn ich auf diese visionäre Seite des waadtländischen Helden näher einging, so geschah es, weil Hopfen sie in seiner Darstellung fast gänzlich vernachlässigt hat. Offenbar fürchtete er, dem oben skizzierten pädagogischen Zweck seines Buches durch diesen religiös-mystischen Einschlag zu schaden und das Buch für unsere Zeit ungenießbar zu machen. Anderseits aber ist nichts moderner, als diese psychologischen Rätselfälle, in denen das Wunderbare nicht einfach wegzuerklären ist und doch erklärt werden muß. Es darf uns also nicht wundern, wenn Davel eines Tages einem ärztlichen Biographen wie Moebius oder einer Zeitschrift für Hypnotismus und Pathologie zum Opfer fällt. Hopfen hat seinerseits fast allzu ängstlich alles vermieden, was nach dem psychologischen Laboratorium schmeckt, und aus der Belle Inconnue ist unter seinen Händen eine hugenottische Emigrantin geworden, die von ihrem Zufluchtsort Cully durch rohe Buben verjagt wurde. Er glaubte, auch einen Bruder und einen Freund erfinden zu müssen, die der Gestalt seines Helden in der Tat mehr Relief geben. Apokryph sind ferner die sechzig Seiten einnehmenden Briefe Davels an seine Mutter aus der Fremde im Kriegsdienst, denen man übrigens das Lob psychologischer Echtheit in den Hauptsachen gern zuerkennt. Je weiter die Handlung fortschreitet, desto festeren historischen Boden betreten wir. Damit soll noch nicht gesagt sein, daß ein Deutscher, der nur kurz und ohne viel Beziehungen auf dem Schauplatz seines Buches gelebt hat, völlig imstande sei, die Eigenart nicht nur einer vergangenen Zeit, sondern auch des Vertreters einer ihm fremden Rasse und Sprache völlig zu durchdringen. Was indes Talent, Fleiß und Begeisterung für den Gegenstand vermochten, hat Hopfen in gewissenhafter Arbeit geliefert. Darum wollen wir auch in vielen Kleinigkeiten, die uns nicht ganz gefallen wollen, nicht mit ihm rechten.

III.

Versuchen wir nun aus dem Wirrnis der zahlreich, aber unsicher und lückenhaft überlieferten Tatsachen ein Bild des Mannes selbst und seiner Größe zu gewinnen. Streng und mit hugenottischer Herbheit erzogen, tritt uns der Jüngling schon von Anbeginn einfach, arbeitsam und voll Ehrfurcht vor Gott und Menschen entgegen. Es fehlt ihm das französische Lächeln, die leichte Grazie, der gewandte Scherz, aber er hat wertvollere Eigenschaften als diese. Ohne besondere Geistesbildung und doch innerlich zu reich und vornehm, um ein simpler Winzer zu bleiben, folgt er dem Zug der Zeit und tritt in ausländische Kriegsdienste. Daheim war nichts zu wollen. Weder in der Waadt noch in Bern duldeten die Landesherren waadtländische Offiziere. Diese höheren Posten erlangte man nur durch eine Schweifwedelei, die Davel feenlag. Schnell kommt er jedoch bei den fremden Herren zu Ehren. „Er nahm keins der Laster an, die man bei den Kriegsleuten wohl findet, und war immer ein guter Offizier, unerschrocken, kühn und eifrig." Er ist bei der Belagerung von Lille beteiligt, verläßt dann die holländischen Dienste unter Lord Albemale, weil man ihm seine Kompagnie nehmen will, dient darauf unter dem Herzog von Burgund weiter. Seinem Dämon gehorchend, bietet er seinem General an, mit dreihundert Mann Marlborough und den Prinzen Eugen tot oder lebendig zu fangen. Er war seiner Sache so sicher, daß ihn bei der abschlägigen Antwort der Zorn überkam und er seinen Abschied nahm. Die Tatsache seiner Heilung des savoyischen Herzogs von den Blattern finde ich nur bei Hopfen, nicht aber in den mir zugänglichen Quellen.

In die Heimat zurückgekehrt, leistete er den Bernern treffliche Dienste bei Bremgarten, in der zweiten Schlacht bei Villmergen und an der Seißbrücke im Reußtal. Als Vertrauensmann und Ueberbringer diplomatischer Missionen war er ebenso geschätzt, denn als Feldherr und Taktiker. Kein Wunder, daß man ihm auf seine alten Tage den Posten eines Bezirksmajors in Cully anvertraute, und daß er auch dort von Bern aus oft zu Rate gezogen und mit seinen Beschwerden beachtet wurde.

Nun war die Zeit gekommen, den großen Plan seines Lebens auszuführen und der mahnenden Stimme zu gehorchen. In der Abgeschiedenheit eines kleinen Weinberghäuschens menschenscheu lebend, verkehrte er nur mit seinen Nichten und einigen Freunden. Ganz im geheimen arbeitete er ein Manifest aus, das alle Klagen gegen die Berner Oberherrschaft freimütig zusammenfaßte: das Ausbeutungssystem der nachlässigen Vögte, die Käuflichkeit der Aemter, die Steuerlasten, Abschaffung der städtischen Privilegien, die Zehntenzahlung, die Bedrückung der akademischen Freiheit, die Verhinderung militärischer Promotionen von Waadtländern, die Verwaltung der Kirchengüter usw. Ein zweites Schreiben enthielt die Aufforderung an das Lausanner Volk und seinen Rat, den vorbereiteten Handstreich zu unterstützen. Mit diesen Papieren in der Tasche ordnet Davel die übliche Waffeninspektion in Cully an und zieht mit seinem Bataillon in die Hauptstadt. Niemand war in seinen Plan eingeweiht, nicht einmal die Soldaten und Offiziere. Vor dem Schloßplatz hält er an und begibt sich in den Rat, der, Arges witternd, gerade versammelt war. Würdig, ruhig und entschieden setzt er ihnen seinen Plan auseinander, teils ihren Verhandlungen anwohnend, teils sie allein lassend. Wer diesen Anschlag im einzelnen verfolgt, muß sich noch heute sagen, daß er unfehlbar zum Ziele geführt hätte. Bern war vollständig überrascht und hätte einem Handstreich nicht standgehalten; Freiburg hätte sich angeschlossen, und die Selbständigkeit der beiden Kantone wäre um achtzig Jahre früher erfolgt. Aber die bekannte Aengstlichkeit der Waadtländer war für dergleichen nicht zu haben; wenn Napoleon sie nicht erlöst hätte, wären sie heute noch bernische Untertanen. So sahen denn die feigen und bequemen Lausanner Ratsherren in dem Davelschen Projekt eine vorzügliche Gelegenheit, Bern ihrer mit Recht beargwohnten „unerschütterlichen" Treue zu versichern. Sie sandten umgehend Boten dahin, um die Exzellenzen zugleich von dem Vorhaben des „Rebellen" in Kenntnis zu setzen und sie über den Ausgang der Sache zu beruhigen. Inzwischen heuchelten sie Davel gegenüber Zustimmung und holten ihn nach Kräften aus, um auch die letzte Einzelheit genau protokollieren zu können. Der Major de Crousaz besonders hat sich bei dieser Gelegenheit mit ewiger Schmach bedeckt; er spielt auch bei Hopfen die Rolle, die ihm gebührt.

Während sich Davel siegesgewiß und glücklich nach Festlegung der letzten Einzelheiten für den kommenden Tag zum Schlummer legte, rückten im Schweigen der Nacht die von der Regierung zusammengezogenen Truppen in die Stadt. Nichts ahnend stieg Davel am andern Morgen aufs Pferd, als der Stadthauptmann seinen Säbel verlangte. „Sie sind nicht auf dem laufenden," erwiderte Davel; als er aber die Gesinnung seiner vermeintlichen Freunde durchschaute und den Betrug erkannte, fuhr er ruhig fort: „Nun sehe ich, daß ich das Opfer dieser Sache werde; aber einerlei, mein Land wird Nutzen daraus ziehen."

IV.

Hier beginnt Davels eigentliches Helden- und Märtyrertum. Alle auf die er rechnen zu können glaubte, hatten ihn verlassen. Ja, sie nahmen den Anlaß wahr, um sich als Speichellecker und Schleppträger Berns zu überbieten. In den Prozeßakten findet man die deutliche Tendenz, Davel so schwarz wie möglich zu malen und sein Unternehmen als völlig unzeitgemäß

Digitized by Google

und sündhaft hinzustellen. Jeden Schein der Billigung oder Förderung des Revolutionsplans suchten die Beteiligten zu vermeiden. Sein „ungeheures Vergehen", das „Majestätsverbrechen des Rebellen am erlauchten Souverän", der „tödliche Kummer, daß aus ihrer Mitte ein unglückliches und unwürdiges Subjekt hervorgegangen sei, daß in schwärzestem Undank und verdammungswürdiger Treulosigkeit ein so scheußliches Attentat begangen worden sei" — dies sind einige Stilblüten aus den Dokumenten der Zeit. Die Studenten baten es sich als eine Ehre aus, den Gefangenen anstelle der Soldaten überwachen zu dürfen, und bürgten mit ihrem Kopfe! Ein Verhör folgte dem andern und eine Folter der anderen. Was sollte der Mann unter den Daumschrauben auch bekennen? Niemand wußte um seinen Plan, dessen Verantwortlichkeit er allein tragen wollte. Niemand sollte durch diese unblutige Revolution in seinen Rechten verletzt und in seinem Besitztum geschädigt werden. Hatte er doch seinen Soldaten nicht einmal Munition ausgeteilt, um alles unnütze Blutvergießen zu verhindern. Er wollte nur durch den eigenen Willen seiner Mitbürger, durch den gemeinsamen Entschluß der Befreiung, durch die starke, friedliche Solidarität wirken. Aber eben diese war nicht vorhanden, und wie Petrus „begannen sich alle zu verfluchen und zu verschwören und sagten: ich kenne den Menschen nicht". Das war das Bitterste im Leidenskelch Davels: diese furchtbare Enttäuschung, diese grenzenlose Ueberschätzung seiner Mitbürger, dieses qualvolle Gefühl der Vereinsamung in seinem besten Wollen. Alle verließen ihn, auch diejenigen, die, ohne um seinen Plan zu wissen, doch im Prinzip Bern feindlich gesinnt waren. Seinem alten Waffenbruder de Sacconay, den er zu seinen besten Freunden zählte, war es mit niedrigen Mitteln gelungen, Berner Bürger, General und Vogt zu werden; er reizte die Exzellenzen nur zu noch strengerer Untersuchung auf. Der Gedanke an mögliche Mitschuldige war der Albdruck der auf ihrem wankenden Throne erbleichenden Herren.

Und die Folter tat weiter ihr grausiges Werk. Mit Gewichten an den Füßen wurde der Gefangene an einem Seil in die Höhe gezogen. „Vor Gott, ich habe keinen Mitschuldigen unter des Himmels Wölbung. Dies ist gewiß schmerzlich, aber ich bin überzeugt, Ihr leidet so sehr als ich." Kann man dem Henker vornehmer und einfacher antworten? Selbst seine Feinde konnten sich dieser Seelengröße nicht entziehen. „Jedermann," sagt die Chronik, „betete für sein Seelenheil." Man begriff nicht, woher dieser Empörer den Mut und die Ruhe nahm, um im Angesicht des Todes „mit gutem Appetit aber maßvoll zu speisen, sanft und ruhig zu schlafen, mit den Besuchern zu scherzen und sie im Gefängnis umherzuführen, als sei er der Wärter, nicht der Verurteilte". Er hielt eben keineswegs seinen Versuch für gescheitert; er war im Gegenteil des schließlichen Erfolges so sicher, daß er nicht einmal versuchte, eine revolutionäre Gruppe zu bilden, die ihn zum guten Ende führen sollte. Wir haben hier den Typus des von seiner göttlichen Mission felsenfest überzeugten christlichen Empörers. „Wenn ich mit so großen Gaben meine Mitbürger in der Unterdrückung lasse, wäre ich vor Gott dafür verantwortlich. Ich sterbe voll Befriedigung über mein Werk, fest überzeugt, daß der Souverän die in meinem Manifest gerügten Mißstände abstellen wird. Ich bin glücklich, mich für das Wohl und den Nutzen meines Vaterlandes zu opfern. Nichts habe ich an dem Plane geändert, den Gott mir eingab. Seine Vorsehung, die aus dem Dunkel das Licht schafft, wird ihn zu dem Endzweck führen, den er sich vorgesetzt hat. Ich bin seinem Rufe gefolgt und muß als treuer Diener Gottes meinen Gehorsam mit meinem Blute besiegeln."

Diese aus tiefstem Herzen strömenden, echt menschlichen Worte fanden keinen Widerhall in den Seelen der Richter. Wir stehen wieder einmal vor einem der Rätsel, wie sie uns die Geschichte oft aufgibt: wir schämen uns unserer Vorfahren, wir verstehn ihre Härte und Roheit nicht, wir möchten ihre Worte und Taten auslöschen aus dem Buche der Vergangenheit. — Bern wollte, daß die Waadtländer ihren Major selber richten sollten. Für seinen „Bruch des mehrfach geleisteten Treueides", für seine „Hineinziehung der untertänigen Stadt Lausanne in die Empörung", für seinen „schwarzen Undank" und mit Berücksichtigung der mildernden Umstände, daß sein Projekt von „Fanatismus und Ueberspanntheit" zeuge, verurteilte man ihn mit abgeschlagener Faust zum Tode durch Enthauptung.

Trotz aller Beteuerungen und Bekehrungsversuche blieb Davel „unbußfertig und verstockt". Seine Stimmen und Visionen waren lebendiger als je; was wir von ihnen wissen, stammt ja nur aus den Aufzeichnungen des Verhörs.

Eine weitere Analogie mit dem Verhalten des Sokrates vor Gericht fehlt nicht. „Eines von beiden sollte mich treffen: entweder muß ich mein Haupt auf dem Schaffot verlieren, oder ich erhalte das Berner Bürgerrecht, werde Mitglied des souveränen Rats, und die Herren fragen mich um Rat, um den Schäden in Kirche und Staat abzuhelfen." Auf sein Todesurteil antwortete er dem Geistlichen: „Herr Pfarrer, das ist eine gute und angenehme Nachricht; mit Freuden unterwerfe ich mich dem Willen des Herrn und sehe es als eine besondere Gnade Gottes an, daß er mich des Opfers meines Lebens würdigt. Es ist ein sanfter Tod; lasset uns Gott dafür loben!" Auf dem Wege zum Schaffot beklagte er die kalte Nacht, die den Reben geschadet hätte! Wahrlich, auch er konnte dem Asklepios einen Hahn opfern lassen.

Er starb als ein Ritter und ein Held, er beugte sein Haupt als ein frommer und demütiger Christ, als ein zerknirschter Sünder, der alles ungeschehen machen und für alles um Vergebung bitten wollte, nur für das eine Verbrechen nicht, das ihn zum Tode führte und das in seinen und unseren Augen den Adel seines Werkes und die Krone seines Lebens bildet.

Die Enkel der das Schaffot neugierig und schadenfroh Umstehenden lernen in der Schule den Major Davel ehren. Sie bekränzen sein Denkmal und singen auf einem bewimpelten Schiffe Lieder des Dankes und der Freiheit. So ändern sich die Zeiten, so verbessert sich die Geschichte selbst und hebt nach langem Warten aus dem Dunkel des Schweigens den großen Mann der großen Tat. Durch Hoppens Erzählung ist diese edle Gestalt auch für das deutsche Geistesleben lebendig geworden; dieses Verdienst soll ihm ungeschmälert bleiben.

Villars-sur-Ollon (Waadtland.)

Ed. Platzhoff-Lejeune.

Die Bekenntnisse eines jungen Mannes.*)

Was würden die vielen Leser Klara Viebigs, die uns mit ihrer Darstellung eines Dienstbotenlebens erschüttert und erhoben hat, sagen, wenn die ausgezeichnete Erzählerin sich plötzlich als lustige Pierrette in einer tollen Fastnachtspossе produzierte? Das ist aber nicht denkbar, wird man erwidern; ich bin derselben Ansicht. Klara Viebig ist ja eine Deutsche, sie hält weder sich noch andere zum besten. Gut.

George Moore ist in Deutschland (wie eigentlich auch in England und Amerika) durch „Esther Waters" bekannt geworden, ein Werk, das im Rohstoff, in der Faser an „Das tägliche Brot" von Klara Viebig erinnert, wenn es sich auch im Geiste, in der Ausführung weltenweit von dem deutschen Roman entfernt; das jüngst ins Deutsche übersetzte magnum opus Moores „Irdische und himmlische Liebe" (Berlin, Egon Fleischel & Comp.) zeigt ihn als einen der großen Entdecker im unendlichen Raume des menschlichen Seelenlebens, als vollendeten Gestalter und vor allen Dingen als Wahrheitssucher im künstlerischen Sinne.

Nicht wahr, das ist doch ein ernster Mann?

Nein, ich bin durchaus nicht davon überzeugt. Sein jüngstes Buch erscheint in so schnurrig-fragwürdiger Gestalt, daß man erst verdutzt noch einmal das Titelblatt prüft, dann sich erinnert, daß George Moore ein Irländer, also ein Landsmann Bernhard Shaws ist, und endlich in leichtfertiger

*) George Moore, Confessions of a Young Man. Tauchnitz

Digitized by Google

Stimmung, behaglich hingestreckt, die Gedanken verabschiedet und die Lektüre beginnt; im Unbewußten, im Hinterkopfe (wie die Engländer sagen) hat sich der Widerstreit der Gefühle etwa in folgender Weise friedlich gelöst: Ich weiß, er will mich durch mutwilligen Widerspruch reizen, durch halbe Wahrheiten irre machen, durch literarische Taschenspielerkünste verblüffen — nur zu, George Moore, zeige dein Geschick! Ich bin bereit, mich von dir unterhalten, aber weit entfernt, verwirren zu lassen."

Man lese Titel und Vorwort und sage, ob nicht der Landsmann Bernhard Shaws sich in jeder Zeile verrät!

„Bekenntnisse eines jungen Mannes. Von George Moore. 1886. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von George Moore. 1904."

Darauf folgt eine Widmung in schönstem Französisch an Jacques Blanche; die muß man lesen — sie ist ein urechtes Stück George Moore:

„L'âme de l'ancien Egyptien s'évaillait en moi quand mourut ma jeunesse, et j'étais inspiré de conserver mon passé, son esprit et sa forme, dans l'art.

Alors trempant le pinceau dans ma mémoire, j'ai peint ses jones pour qu'elles prissent l'exacte ressemblance de la vie, et j'ai enveloppé le mort dans les plus fins linceuls. Rhamanès le second n'a pas reçu des soins plus pieux! Que ce livre soit aussi durable que sa pyramide!"

Und was veranlaßt ihn, das Buch jetzt seinen englischen Landsleuten zugänglich zu machen? Erstens das Drängen des Verlegers, dem der artige, höfliche Schriftsteller nicht Nein sagen kann; zweitens die zeitgemäße Erinnerung an einen Brief Walter Paters, den er aus zahllosen anderen Briefen hervorsucht und uns in seiner Gänze genießen läßt.

„Mein lieber, kühner Moore, vielen Dank für die Bekenntnisse, die ich mit großem Interesse, Bewunderug für Ihre Originalität, Ihre köstlichen Urteile, Ihre aristophanische Lebensfreude oder wenigstens Ihren Lebensgenuß, Ihre unerschöpfliche Frische gelesen habe . . ." usw. mit Grazie. Der Abdruck eines solchen Briefes ist an und für sich ein Kasus zum Lachen; wenn aber der also Gepriesene, um das Lob in das rechte Licht zu setzen, hinzufügt: „Bedenke, lieber Leser, daß der Mann, von dem dieser Brief herrührt, der letzte große Schriftsteller englischer Zunge war" — so wissen wir doch ganz bestimmt, daß sich George Moore über uns, über sich, über alle Welt lustig macht, nicht wahr?

Nein, auch davon bin ich nicht ganz überzeugt; man weiß bei den irischen Schriftstellern niemals, wo die Lustigkeit aufhört und die Narrheit anfängt.

Nach der heiteren Vorrede beginnt der Schriftsteller seine „Bekenntnisse". Was hatte George Moore im Jahre 1886 geleistet, um bei der Welt einige Neugierde bezüglich seiner Wenigkeit vorauszusetzen? Der irische Rousseau hatte das väterliche Vermögen auf dem Turf und bei Modellstudien verjurt, dafür in Paris das Englische halb vergessen, ohne das Französische ganz zu erlernen, und war nach der Lektüre mehrerer nicht unbekannter Männer wie Shelley, Balzac, Zola allmählich zu einer (ihn) befriedigenden Weltanschauung, zu moralischer Vorurteilslosigkeit, ästhetischer Ueberlegenheit und endlich zur Erkenntnis seines eigentlichen Berufes gelangt. Ist das nicht die höchste Hänselei? Der junge Mann, der in Paris mit jungen Damen aller Zungen und Länder in den Materateliers und außerhalb studiert, dabei weder Zeit, noch Mitwelt, noch Geld schont und mit schärfsten Erzähleraugen beobachtet, müßte doch tausend kostbare Perlen aus der Tiefe der Frauenseele heraufgeholt haben — ob der Geizhals uns auch nur e i n e vergönnt! Alles, alles behält der Schlauberger für sich; wir haben „Bekenntnisse" erwartet und werden mit literarischen und anderen Ungezogenheiten abgespeist.

Aber konnten wir nach Titel und Vorwort etwas anderes als Ueberraschungen erwarten? Und trotz alledem bieten die Bekenntnisse, die keine sind, eine reizvolle Lektüre, gleichviel ob Moore von sich spricht oder seine Zeitgenossen und Landsleute kritisiert. Nur darf man niemals in den Fehler verfallen, ihn wörtlich zu nehmen! Wem zum Beispiel wird es in den Sinn kommen ihm zu glauben, daß er seine irische Heimat hasse, daß er nicht ohne physische Uebelkeit seiner Geburtsstadt gedenke? Oder nimmt jemand das Urteil ernst, George Eliot sei eine langweilige Person, ein Talent ohne eine Spur von Genie? Wenn es einmal an der Zeit sein wird, den Anteil der Iren an dem geistigen Leben, mittelbar am Geschicke Großbritanniens zu bestimmen, werden George Moore und Bernhard Shaw als Schulbeispiele dafür angeführt werden, wie die Unterworfenen später die Sieger vor ihren Triumphwagen spannen, aber nicht im harmlosen Sinne des klassischen Verses vom gebildeten Griechenland, das den barbarischen Römer gefangen nimmt:

Graecia capta ferum victorem cepit.

Die entwurzelten Iren, die Englisch schreiben und kosmopolitisch denken, sind die verkörperte Verneinung aller englischen Eigenart. Es ist ein Stoff für Humoristen, wie ein George Moore sein Vaterland, seine Religion abschwört, England, den englischen Protestantismus seiner glühendsten Liebe versichert und im selben Atem Jesus Christus, den Gott der Schwachen, der Beladenen und Bedrückten, voll beredten Hasses entthront (S. 145 ff.); und es klingt wie absichtliche, bitterste Swiftsche Satire, wenn er England, namentlich das puritanische England, wie es durch Cromwell vertreten wird, als das Reich der glorreichen, welterhaltenden, menschheitverjüngenden Ungerechtigkeit verherrlicht (S. 147).

Kannte Moore im Jahre 1886 Nietzsches Herrenmoral? Kannte er Stirner? Wie ich von ihm selbst weiß, versteht er kein Deutsch; hatten die deutschen Schriften der beiden Umstürzler schon damals ihre französischen Interpreten oder Plagiatoren gefunden? Für Kenner französischen Geisteslebens hat die Beantwortung dieser Frage wohl keine Schwierigkeit; englischen Ursprungs ist der Hymnus auf die Ungerechtigkeit nicht. Ist aber Moore in seiner grünen, freudenreichen Jugend aus innerer Erfahrung zu dieser angeblich hellenischen, in Wahrheit vorweltlichen Tigermoral gekommen, dann hat England wohl einen großen Erzähler an ihm gewonnen, aber einen größeren Metaphysiker verloren.

Nach diesen Proben von Moores Originalität scheue ich mich förmlich, sein sehr persönliches — selbstverständlich! — aber sehr lehrreiches Urteil über George Meredith mitzuteilen; so sehr stimmt es mit meinem eigenen, vor einigen Monaten in diesen Blättern veröffentlichten überein. Moore war von der Dichtung Mereditths gewonnen worden; auch ihm war die Prosa eine große Enttäuschung. Er ist so brutal in seiner Ablehnung, so vernichtend in seinen Adjektiven, daß ich mir vornehme, den geschmähten Erzähler von nruem zu lesen und vielleicht mein Urteil zu revidieren.

London. E. Kellner.

Aus dem Leben einer Enthusiastin.

„Ein Mensch, welcher von der Leidenschaft erfüllt ist, ganz sein Selbst zu sein, mit allen Pulsen zu leben, voll sein innerstes Ich auszudrücken — hat nie ein ruhiges, aber immer ein reiches Dasein."

E. Key, „Freiheit der Persönlichkeit".

Nicht dem vielberedeten Werk der Ellen Key gelten diese Zeilen, sondern der lichten Persönlichkeit dieser Frau: wie das Leben sie, wie sie das Leben formte. Mehr als sonst wohl bei Autoren, betont mit Recht ihre Freundin und feinfühlige Biographin E. Nyström-Hamilton*), habe man ihr gegenüber den lebhaften Wunsch, die Persönlichkeit kennen zu lernen, die diese Schriften voll Liebe, voll Hoffnung und voll Glauben schuf. — Es ist bemerkenswert, daß sie ebenso sehr ein Produkt ernsthaft-begeisterter Selbsterziehung, wie das gleichsam sublimierte Er-

*) Dieses Lebensbild der Ellen Key ist im Verlage von E. Haberland in Leipzig erschienen und mit zahlreichen Abbildungen versehen.

Digitized by Google

zeugnis voraufgegangener tüchtiger Generationen ist: ihre Ahnentafel vereinigt ausgezeichnete Namen, deren Träger dem Geistes- wie dem Geburtsadel angehören.

Das Geschlecht Key ist schottisch-keltischen Ursprungs. „Im keltischen Blut," sagt Louise Nyström, „liegt Träumerei, Sinn für Kunst und Poesie. Tapferkeit und Stolz, Anhänglichkeit und Treue sind stets Kennzeichen des schottischen Charakters gewesen." Der Clan M'Key, dem z. B. auch der Dichter John Henry Mackay angehört, ist noch jetzt einer der lebensvollsten im Norden Schottlands. Seinem Namen, den etwa „feurig streitbar" umschreibt, entspricht das Wappen: eine fest geballte Faust, die einen Dolch umspannt. — Nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges ließ sich der Oberstleutnant James M'Key in Schweden nieder. Sein Ururenkel, Karl Fredrik Key, war ein künstlerisch und literarisch begabter Mann, der in leidenschaftlicher Verehrung Rousseaus seinen einzigen Sohn Emil nannte. Dieser, als Maler selbst kunstausübend, heiratete seine Cousine Caroline Fleetwood — das bekannteste Mitglied dieser Familie ist Cromwells Waffenbruder und späterer Schwiegervater. Der Sohn dieses Ehepaares, wie sein Vater Emil geheißen, ward Ellens Vater, ein bedeutender Parlamentarier, ein vorzüglicher Redner. Durch ihre Mutter, Sophie Posse, wurde der Familie königliches Blut zugeführt, wenn der Stammbaum die Wahrheit redet. Als Sophie Posse heiratete, durchschnitt ihr Vater die Lamentationen der gräflichen Familie über dieses Mißachten der Ebenbürtigkeit mit den einfachen Worten, er habe sich selbst aus Liebe verheiratet; seine Kinder sollten es gleichfalls tun. „Beide waren aristokratisch von Gemüt und Sitten, aber demokratisch in ihren Ansichten."

Der Geburtsort Ellens ist das Gut Sundsholm, das der Vater 1848 kaufte, in der Provinz Småland, in einer der schönsten Gegenden des südlichen Schwedens gelegen. In der umgebenden Natur, die sie mit ganzem Herzen liebte, nicht weniger als innerhalb des mit Feinsinn und erlesenem Geschmack ausgestatteten Elternhauses empfing sie die bleibenden Eindrücke ihrer glücklichen Kindheit. Sie wurden durch den Aufenthalt im Herrensitz der mütterlichen Großeltern vertieft. Graf Posse, der größte Grundbesitzer der Provinz, ein stolzer und strenger Herr, war „weich wie Wachs nur gegen seine Frau und sein erstes Enkelkind", Ellen. Noch zwei andere Heimstätten, in unmittelbarer Nachbarschaft von Sundsholm, haben entscheidenden Einfluß auf die Charakterbildung des Kindes gehabt: in der prachtvollen runden Musikhalle von Helgerum durfte sie am Kaminfeuer den Erzählungen der reichbegabten einzigen Schwester ihres Vaters, der Freifrau Marie-Louise Raab, von alten Zeiten und Menschen lauschen, — sie hat dieser Erinnerung in dem Aufsatz „Schönheit für alle" ein Denkmal gesetzt. — Und lernte Ellen auf Björnö das gute Althergebrachte in einem aristokratisch-patriarchalischen Hause kennen und verehren, so wurde diese Verehrung durch den Anblick des Lebens, das der Hauptmann Hultin und seine Frau mit ihren Kindern auf Kallernäs führten, erhöht. Ellen blieb der jüngsten Tochter in dauernder Freundschaft zugetan.

* * *

Ihre frühsten Spiele und Erinnerungen zeigen schon jenen Zug der Mütterlichkeit ausgeprägt, der all ihrem Tun und Reden jenen warmen Schein der Herzlichkeit und Selbstlosigkeit verleiht: ihre Wickelpuppe muß schwer sein, daß sie ihr eine liebe Mühe bereite, wenn sie sie trägt; des Glücksgefühls zu leben, wird sie sich zum erstenmal bewußt, da die kleine hilfsbedürftige Schwester ihrer Fürsorge anvertraut wird. Es ist ganz besonders bezeichnend, daß sich dieses Mädchen mit einer innigen Begeisterung in Runebergs „Elentierjäger" und Goethes „Hermann und Dorothea" versenkt: in diesen Epen genoß sie die Schönheit „verwirklichter Lebensharmonie". Im Grunde handeln alle ihre Schriften mehr oder weniger von diesem Traum, den sie noch — ein ergrautes Kind — für andere mit gleicher Wärme träumt. Glücksucher zu werden fordert sie die Jugend auf, aber Glückjucher mit den höchsten Anforderungen an Glück.

Mit zwölf Jahren erhielt Ellen von ihrer verständnisvollen Mutter, die für der Tochter Eigenart ein scharfes Auge besaß, ein eigenes Giebelzimmer eingerichtet, in dem sie bis zu ihrem vierzigsten Lebensjahre teils beständig, teils während der Sommermonate wohnte. Im Genuß der idyllischen Landschaft vor ihren Fenstern und der freien Natur ihren Studien sich hinzugeben machte die Insichgekehrte glücklich. Nichts beleuchtet schärfer den Ernst und die Kraft dieser Individualistin, deren Ziel Freiheit und höchste Entwicklung der Persönlichkeit ist, als der Gegensatz dieser schwärmerisch-kontemplativen Neigung zur Lebensführung und Wirksamkeit ihrer späteren Jahre. Im vollen Bewußtsein dieses Kontrastes schreibt sie einmal: „Für das Land und die Einsamkeit bin ich geboren, davon bin ich genährt. Soziale Wirksamkeit und Mitgefühl mit Menschen — dazu habe ich mich erzogen." — Im Wald, bei einem Stein, der ihr Altar wurde, hatte sie einst gelobt, für die Bildung des Volkes zu leben: in ihrer nächsten Umgebung begann sie dieses Gelöbnis zu erfüllen, lange ehe sie für ihr Volk und weit über dessen Grenzen hinaus führend und anregend geworden war. In langsamer Arbeit baute sie das unermeßliche Feld ihrer Tätigkeit an, die auf Sundsholm mit einer „Sonntagsschule" begann, in der sie vor der Jugend des Dorfes Vorträge über Geschichte, Naturgeschichte, Poesie usw. hielt; wo sie Bücher aus einer „Volksbibliothek" verlieh, deren Grundstock ihre eigenen Kinderbücher bildeten, vermehrt durch neu angeschaffte Werke.

Im Herbst 1868 — Ellen ward im Dezember neunzehn Jahre — zog sie mit den Eltern nach Stockholm, wo der Vater an den Beratungen des Reichstages teilnahm. In steter Zusammenarbeit mit ihm, bald als seine vertraute Sekretärin, drang sie so tief in die Realpolitik des Landes ein wie wohl nur wenige Frauen ihrer Zeit. In jenen Jahren regte und betätigte sich auch ihr schriftstellerisches Talent: sie arbeitete an der Frauenzeitschrift Sophie Adlersparres, einer der hervorragendsten Vorkämpferinnen der Frauenbewegung in Schweden, mit. — Als sie einige zwanzig Jahre alt war, wurde ihr eine Stelle als Vorsteherin einer weiblichen Volkshochschule angeboten. Aber nachdem sie während des Sommers 1874 die Einrichtungen in Dänemark gründlich studiert hatte, erkannte sie, daß sie für diesen verantwortungsvollen Posten noch zu jung sei. Von nun an aber ging ihr Streben und jahrelange Arbeit dahin, einst solche weibliche Volkshochschule in ihrer Heimat zu begründen.

Aber das Leben durchkreuzte diesen Plan und zwang sie mit dreißig Jahren, ohne die Stütze des Elternhauses, mit Hilfe der eigenen Fähigkeiten sich einen Weg durchs Leben zu bahnen. Ihr Vater ward eins der ersten Opfer einer landwirtschaftlichen Krise, unter der zu Beginn der achtziger Jahre Schweden zu leiden hatte. Zu Neujahr 1880 mußte die Trennung Ellens von Sundsholm erfolgen; sie wurde Lehrerin an einer Mädchenschule in Stockholm. „Ich sah nun ein, daß es nicht meine Zukunft werden würde, meine persönlichen Träume von einer Volkshochschule in der Heimat zu verwirklichen, sondern da, wo ich mir meinen Unterhalt verdienen konnte, da mußte ich arbeiten." Und sie findet rasch den Weg zu den Herzen der Kinder, die ihre liebste und verehrteste Lehrerin in ihr sehen. Ehemalige Schülerinnen von ihr, jetzt gereifte Frauen, sprechen mit tiefem, dankbarem Entzücken von der Erhebung und Kräftigung ihres Wesens, die sie dem Freimut und der Innerlichkeit ihrer mütterlichen Lehrerin danken. „Alles, was unsere Mütter uns mit bebendem Herzen hätten sagen wollen, wenn sie es gekonnt hätten, und um das unsere anderen Lehrerinnen sich nicht bekümmerten, . . . das gab uns Ellen Key mit der Freigebigkeit ihres guten Herzens und der glänzenden Beredsamkeit ihrer Zunge."

* * *

In vollstem Maße gelten für sie die Worte, die sie vom wahrhaften Individualisten ausspricht: Anderer Wohl und Wehe ist für ihn gegenwärtig und fühlbar wie sein eigenes. — In immer weitere Kreise dehnt Ellen Key ihre Kultur- und Bildungsarbeit aus. Sie überschreitet den Bezirk der Schule und gibt Kurse in Geschichte und Literatur für junge Damen, deren Zahl allmählich auf über hundert steigt, die allen Schichten der Gesellschaft angehören. — Vor allem aber wird ihr an dem von Dr. Anton Nyström gegründeten „Arbeiter-

Digitized by Google

institut" die ersehnte Gelegenheit, zur Bildung der arbeitenden Klassen beitragen zu können. Zwanzig Jahre hindurch, von 1883 an, diente sie mit ihren Vorträgen diesem Institut; vor etwa 15 Zuhörern begann sie zu lesen; im Lauf der Zeit erwies sich der große Saal, der 480 Personen faßt, gelegentlich zu klein für alle, die Platz suchten. — Sehr verdienstlich war und segensreich erwies sich auch die Einrichtung von Gesellschaftsabenden, zu der Ellen Key die Anregung gab: junge Arbeiterinnen werden von Damen der begüterten Klassen eingeladen, „um durch einen inhaltreichen geselligen Verkehr den Abstand der verschiedenen Klassen zu vermindern", geistige Berührungspunkte zu schaffen.

Hand in Hand mit diesen und ähnlichen Bestrebungen für die Bildung und Wohlfahrt des Volkes im weitesten Sinne geht ihre allmählich immer umfangreicher sich gestaltende öffentliche Wirksamkeit als Rednerin, für die sie von Natur und nach der ursprünglichen Anlage ihres träumerischen, scheubescheiden zurückhaltenden Wesens sich weniger zu eignen schien: aber aus strengem Pflichtbewußtsein, mit starkem Willen überwand sie sich, zu glücklichstem Erfolge. „Es war das ethische Moment in ihrer Natur, das sie frei machte," bemerkt treffend eine ihrer nächsten Freundinnen.

Es würde innerhalb dieser Skizze zu weit führen, das so reiche wie mühevolle Leben dieser unermüdlichen Frau ins einzelne zu verfolgen: etwa wie seit den letzten drei Lustren, seit ihrem kühnen und rücksichtslosen Auftreten gegen herrschende Reaktion und gegen Gesellschaftslügen, die einst ungemischte Bewunderung und Popularität von heftigen Angriffen, Spott, auch törichten Verleumdungen durchsetzt wurden, nicht ohne daß die Zahl ihrer Bewunderer trotzdem zunahm. Es genüge hinzuzufügen, daß seit dem Herbst 1903 ihr immer lebhafter Wunsch, fern vom Gewimmel der verwirrenden Stadt inmitten der Natur zu leben, erfüllt ist: sie wohnt auf dem Gute des Bruders in Småland, nicht fern vom Heim ihrer Kindheit. — Auch da sie dem Greisenalter sich nähert, ist ihrem Geist ein jugendliches Kraftgefühl, Beweglichkeit und die Fähigkeit sich zu begeistern, geblieben, — „immer imstande, inspirierte Augenblicke zu durchleben, Augenblicke, da eine große Handlung, eine große Schönheit oder ein großes Glück unser ganzes Wesen erfüllt. . . Solche Augenblicke enthalten die intensivste Wahrnehmung unserer eigenen Persönlichkeit zugleich mit deren völligem Aufgehen in Mitgefühl mit dem ganzen Dasein. Ein großes Leben — das ist, durch die Tat solchen inspirierten Augenblicken Dauer geben."

Strausberg. Raimund Pissin.

Mein Abenteuer mit Jonas Barg.

„Meine Herren," begann ich „das Leben! Das Leben! ‚Das Leben ist der Güter höchstes nicht,' sagt der Dichter, aber er hat unrecht. Es ist nicht bloß das höchste, es ist sogar unser einziges Gut. Was wir an Glück, an Freude, an dionysischem Rausch, an geruhigem Behagen empfinden, sind Projektionen des Lebens auf unsere Seelen. Und unsere Seelen? Was sind sie anders als Schwingungen des einen unendlichen Lebens, Schnittpunkte der zwei großen Möglichkeiten des Seienden, von Zeit und Raum, sphärisches Bewußtsein und überhaupt das Leben, meine Herren, hurrah! . . ."

Ich hätte noch lange in dieser Weise unter dem Beifallsgemurmel und den aufmunternden Zurufen meiner Klubgenossen, von der ausgezeichneten Bowle angefeuert, weitergesprochen, wenn nicht die verhaßte Stimme dazwischen gerufen hätte. Indem ich noch einige Sätze weiterspann, um sie niederzuzwingen, ertappte ich mich dabei, daß ich auf die Worte meines Gegners mehr Aufmerksamkeit als auf meine eigenen verwandte. Meine Hymne brach mitten entzwei.

„Sehen Sie, liebe Freunde," sagte er, „Sie sind alle von einem chemischen Größenwahn erfaßt, belebte Präparate, die sich als Herren einer Schöpfung vorkommen, die nichts ist als die grüne Decke über einem Sumpf voll Fäulnis und Unrat. Das Leben ist ein Verbrennungsprozeß, eine Oxydation, oder, wenn Sie wollen, ein Stoffwechsel, sofern Sie an den Götzen Stoff glauben. Das Leben ist ein dunkler Vorgang in dem Gangliensystem eines ungeheuren Scheusals, dessen Namen ich Ihnen lieber verschweige, blähende Gase in seinen Eingeweiden, und sein Leuchten, meine Herren, ist das Leuchten des Moders."

Je nach dem Grade unserer Berauschtheit wirkten diese Worte. Die einigermaßen Nüchternen wurden ernst und verdrießlich, sahen in ihre Gläser und warfen zornige Blicke auf den Feind des Lebens, die stark Angeheiterten begannen ihm lärmend mit schwankenden Gründen Widerstand zu leisten, und die ganz Betrunkenen fielen ihm weinend um den Hals, versuchten ihn zu küssen und baten ihn schluchzend um Verzeihung, daß das Leben ein so großes Uebel sei.

Jonas Barg stand in ihrer Mitte, unbewegt wie ein Pfahl, und sah mit Augen, die von glühenden Nachtwachen brannten, nach mir, als ob er meine Antwort erwartete. „Kinder," sagte ich, „Kinder, was nutzt alles Raisonnieren. Das Leben hat uns und hält uns, schenkt uns jeden Tag neue Wunder und besiegt von Morgen bis Abend unaufhörlich seinen Widersacher."

Ich glaubte etwas recht Belangloses gesagt zu haben, eine Notausrede, eine Ausflucht, aber Jonas Barg schrie auf, wie von einem glühenden Eisen versengt, schleuderte sein Glas von sich und fiel auf seinen Stuhl. Die Betrunkenen weinten um ihn her, stützten sich gegenseitig und durchnäßten die Schultern ihrer Röcke, während die anderen über seine taktlose Störung einer lodernden Laune erzürnt, sich von ihm zurückzogen und um mich versammelten.

„Lassen Sie ihn," sagte der Ingenieur Munk, „er wird sich wieder beruhigen."

Als ich von meiner früheren Station in diese Stadt versetzt worden war, hatte ich hier im „Klub der Unbesonnenen" Anschluß und gleichgestimmte Gefährten gefunden. Wir alle gingen andächtig durch die Tempel des Lebens, verschmähten es aber auch nicht, in kleinen, verborgenen Gelassen dieser Tempel seine Mysterien durch rauschende Orgien zu feiern. Meine Vorgesetzten, die mich von meinem früheren Dienstorte wegen meiner tollen Streiche entfernt hatten, verhalfen mir so in eine Umgebung, die mir noch besser entsprach, indem sie auf noch tollere Vorschläge einging. Ich fühlte mich im „Klub der Unbesonnenen" wohl, nur wußte ich vom ersten Augenblick an, daß ein Haß auf mich ausstrahlte, daß eine Gewalt mir entgegenwirkte, die mich zu vernichten strebte. In den sonderbar leeren, wie am Ende einer langen Röhre festsitzenden Augen meines Klubgenossen Jonas Barg drohte mir etwas Gefährliches. Die Freundlichkeit, mit der er sich mir zu nähern suchte, machte mich nur noch mißtrauischer und gab mir, der ich sonst rasch und offen meine Neigung verschenkte, tausend Bedenken und Vorsichten gegen ihn. Meine Klubgenossen empfanden Aehnliches, nur weit weniger klar. Als ich bat, mir das Sonderbare aufzuklären, wie dieser verschlossene und unheimliche Mensch, von dessen bürgerlichem Leben niemand etwas wußte, in ihre Gesellschaft aufgenommen worden war, schwiegen sie alle bestürzt. Es hatte eigentlich noch niemand danach gefragt. In einer schweren Trunkenheit, am Ende eines langen und von Uebermut gehetzten Festes, hatte man ihm die Aufnahme in den Klub versprochen, in jenen Sympathien der Berauschtheit, die auch jetzt noch merkwürdigerweise immer zu ihm hinzogen. Als man am nächsten Tage über seine Aufnahme zu entscheiden hatte, mochte niemand dagegen sein. Eine uneingestandene Furcht hielt allen Widerspruch zurück. So wurde er also Klubgenosse, obzwar ihn die anderen fürchteten und haßten. Alles das war wie unter einer geheimen Verabredung verborgen gehalten worden, bis es durch meine Fragen befreit worden war. Nun erst begann man sich darüber zu verwundern, daß man durch seine Gegenwart immer wieder die schönsten Feste stören ließ, und erwog alle Möglichkeiten, ihn aus unseren Kreisen zu entfernen. Inzwischen aber schlossen sich alle enger an mich an, als ob man bei mir gegen irgend einen unerkannten Widersacher Schutz suchte.

Digitized by Google

An diesem Abend, an dem Jonas Barg mit seinem Haß gegen das Leben meinen Hymnus so derb unterbrach, prägte sich dies Verhältnis besonders deutlich aus. Aber Jonas Barg machte sich von den weinenden Freunden los und kam auf mich zu. Er reichte mir die Hand. Es war eine Hand, deren Haut so kalt und leblos schien wie Leder, und deren Finger sich um die meinen legten wie ein Schloß, das einschnappt. „Prinzipielle Gegnerschaft," sagte er, „soll uns nicht entzweien. Sie sind ein Freund des Lebens, ich finde es weder groß, noch schön, noch gut. Unter diesen gegensätzlichen Auffassungen soll aber unser persönliches Verhältnis nicht leiden."

„Hören Sie," sagte der Ingenieur Munk, „es ist nicht die Gesinnung, sondern die Tonart. . . ." In meiner Nähe richtete sich immer der Mut auf: „Sie haben nicht gesprochen wie ein Gegner der Sache, sondern wie einer, den der Zorn verrückt macht."

Es war nicht möglich, dieses Gespräch weiter fortzusetzen, denn das Gelage kehrte in sein Bett zurück und brauste unwiderstehlich mit allen Widerständen davon. Barg setzte sich neben mich und warf eine kalte Liebenswürdigkeit auf mich, deren Glieder ich wie Netzmaschen an meinem Gesicht und meinem Halse fühlte. Vor unserer Trunkenheit blühten große, rote, phantastische Blüten, deren Anblick uns toll machte und alle niedrigen Instinkte der Zerstörung weckte. Alle Schmuckgegenstände wurden auf einen Haufen getragen und in einem Mörser zerstampft; vom metallischen Brei nahm jeder ein Stück in sein Glas, streute ein wenig von den Lorbeerkränzen hinein, die an der Wand hingen, und trank nun mit dem Champagner zugleich Gold und Ruhm. Die Wände begannen sich langsam im Kreise zu drehen, neigten sich endlich schief einander zu, und indem sich alle Ecken ausglichen, wölbte sich eine Kuppel über unseren Köpfen, die in rasendem Lauf um irgend eine schief gestellte Achse wirbelte.

Je weiter die Nacht vorschritt, desto toller wurde die Trunkenheit und desto freundschaftlicher gesellten sich die Klubgenossen zu Jonas Barg, der unbewegt wie ein Pfahl in unserer Mitte saß; aus den großen Gefäßen, die wir mit Champagner gefüllt herumreichten, trank er unermeßliche Mengen Wein. Der Ingenieur Munk hatte sich auf seine andere Seite gesetzt und wurde in seiner Freundschaft immer zärtlicher und dringlicher. Das wollte mir alles so sonderbar vorkommen, und plötzlich sah ich mit unangenehmer Deutlichkeit ein, daß wir alle um Barg herumsaßen und ihn als Mittelpunkt empfanden. Ich stand auf und ging hinaus, um mich durch kaltes Wasser zu ernüchtern. Aus dem großen Löwenkopf über dem Becken aus schwarzem Marmor sprudelte ein breiter Strahl über meinen Kopf und half meiner Willenskraft bei der Wiederherstellung einer ganz programmwidrigen Nüchternheit. Als ich mich aufrichtete, fühlte ich Jonas Barg hinter mir. Er sah mich mit seinen leeren Augen wie aus weiter Ferne an, und der Haß verdunkelte seine Stimme, als er sagte: „Sie sind ein schlechter Klubgenosse. Ist dies die gelobte Unbesonnenheit? Unterbrechen Sie den Schwung dieses wunderbaren Festes durch eine Wasserkur?"

Ich nahm mich zusammen wie im Ringen mit einem starken Gegner: „Das Leben verlangt Grenzen des Wahnsinns. Und überdies, wo ist die Unbesonnenheit, die auch Sie als Klubgenosse gelobten? Ich sah sie noch niemals im Taumel der Freude."

Wie von einem Schlag getroffen, sank ihm der Kopf zwischen die Schultern. Er ließ mich an sich vorbei in den Saal. Hier hatte der Rausch die meisten Genossen hingerafft. „Das Gastmahl des Plato von Sophokles," schrie der Ingenieur Munk, „als aber der Morgen anging und die anderen unter dem Tische lagen, saßen sie noch . . . mein Plato." Er redete weinend in den wirren Bart des Jonas Barg und schluckte vor Rührung.

„Gehen wir," sagte Barg und bot mir seinen Arm, „nehmen Sie, wir wollen mit vereinten Kräften heimkehren."

„Ich danke Ihnen, meine Kraft allein genügt dazu. Wenn Sie sich Verdienste erwerben wollen, so stützen Sie Ihren Freund Munk."

Nichts war mir an diesem seltsamen Menschen so schrecklich, als seine Blicke, die weit weniger als sein Mund von seinem gefährlichen Willen gebändigt schienen. Stillschweigend faßte er den Schwerbetrunkenen unter den Arm und, als wir von den gleichfalls betrunkenen Dienern angekleidet waren, folgte er uns über die Treppe, von deren Wänden höhnische Masken grinsten.

Der Morgen war feucht und neblig, und in der frühen Dämmerung begann die Stadt ihre Geschäfte zu besorgen. In der Nacht waren ungeheure Massen von Schnee gefallen, lasteten auf allen Dächern und zwangen die Straßenkehrer zu angestrengter Arbeit, um die Wege des Verkehrs zu bahnen. Wir waren kaum einige Schritte gegangen, als hinter uns ein starker Schlag geschah, und im selben Augenblick ein heftiges Schneetreiben um uns stäubte. Wie im Wirbel riß es uns nach den Gefährten herum. Da stand Jonas Barg neben einem Haufen von Schnee, unbeweglich wie ein Pfahl, und seine Augen glommen durch die Dämmerung.

„Wo ist Munk? Munk!"

Barg deutete auf den Schneeberg, der sich noch leise rieselnd bewegte, ein Tier, das nach gelungenem Sprunge sich zu träger Ruhe zurechtrückt. Wir warfen uns über den die halbe Straße verschüttenden Berg und begannen mit Händen und Stöcken zu arbeiten. Die Straßenkehrer beteiligten sich nach gründlicher Erwägung des Falles an den Bemühungen zur Rettung des Verunglückten, einige Bäckerjungen stellten ihre Semmelkörbe hin und gruben sich bis zum halben Leib in den Schnee. Die frühen Bummler der Straße, halberfrorene Trunkenbolde scharten sich schaulustig um uns und ließen sich grinsend von einigen Wachleuten auseinandertreiben, die eifrig den Ursachen des Unfalles nachforschten und die Nummer des Hauses, von dessen steilem Dach die Lawine abgerutscht war, in ihre dicken Notizbücher eintrugen

Als wir nach einer halben Stunde den Freund befreiten, lag er tot vor uns. Mit gebrochenem Genick, erstickt oder vom Herzschlag getroffen, ich weiß es nicht.

Wir fragten nicht danach, denn es war das oberste Gesetz des „Klubs der Unbesonnenen" nicht vom Tod oder von den Toten zu sprechen. Wenn einer aus unserem Kreise starb, so war es für uns, als ob er bloß fortgegangen wäre, und kein Wort der Anteilnahme durfte seinem Gedenken folgen. Ein Jahr hindurch stand an seinem Platze bei jedem Feste ein Glas. Das war alles, was unsere Satzungen als stillschweigendes Gedächtnis gestatteten.

Es war mir schwer, mit meinem Schmerz und meinem Entsetzen in mir allein fertig zu werden. Oft war ich nahe daran, mein Grauen auf meine Freunde zu übertragen; aber das war alles so unbestimmt, so voll von bloß vermuteten Scheußlichkeiten, daß ich es kaum vor mir selber klar zu machen wagte. Es war mir in dem Augenblick, der uns Jonas Barg hochaufgerichtet und wunderbar verschont neben dem wie ein weißes Riesengrab aufgetürmten Schneehügel zeigte, gewesen, als ob seine Geberde noch wie von einem Befehle zurückzucke und seine peinlich schmalen Lippen ein bestialisches Lächeln versteckten. Sobald ich einmal von diesem Gedanken besessen war, spann ich ihn durch ein Labyrinth von Fragen hindurch. Und wenn ich an Munks Stelle mit Barg gegangen wäre? Wäre ich von der Lawine getötet worden? Hatte er mir vielleicht darum seinen Arm angeboten?

Daß auch meine Freunde unter ähnlichen Gedanken litten, war mir unzweifelhaft, aber dennoch schwiegen wir gegeneinander und unterdrückten unsere Furcht in heroischen Kämpfen. Wir hielten unsere Grundsätze fest und, wie es in solchen Fällen etwas krampfhafter Heiterkeit zu gehen pflegt, entzündeten wir uns aneinander zu noch tolleren Streichen, rissen uns zu wilden Tänzen hoch über dem Parkett der Gesellschaft hin. Ich muß gestehen, daß die tollsten Geschichten von mir ausgingen, und daß auch ich es war, der die Sache mit den Akrobatenstücken anzettelte. Von einem unauslöschlichen Durst nach dem Absonderlichen gepeinigt, verfiel ich auf den Gedanken, unseren ganzen Klub in eine Bande von Artisten umzuwandeln, alle ruhigen, gutbürgerlichen Genüsse auf den Kopf zu stellen oder durch Hindernisse einzuschließen und zu unseren alten Gelüsten die seltsamen und neuen Sensationen der Gefahr oder doch der Beschwerlichkeit hinzuzufügen. Da wir alle unseren Statuten nach zu Leibesübungen verpflichtet, und die meisten von uns vorzügliche Turner, viele auch Schwimmer,

Digitized by Google

Ruderer, Fechter und Reiter waren, gelang es uns bald, die einfachen Kunststückchen, wie das Springen durch Reifen, Balancieren, die Abstürze vom Trapez zu vollführen. In dem Maße, als wir von leichteren zu schwereren Uebungen vorschritten, wuchs unser Vergnügen an diesen Dingen, und wir waren kaum mehr imstande, unsere Mahlzeiten anders einzunehmen, als mit dem Kopf nach unten an Schaukeln hängend, die Bratenschüsseln auf einer Gabel herumwirbelnd oder auf einem gespannten Seil hockend, das uns ins Fleisch schnitt. Ja, auch die Seiltänzerei hatten wir in unser Programm aufgenommen, und vor allen anderen zeichneten sich auf diesem Gebiete mein liebster Freund Dittrich, der an Munks Stelle gerückt war, und ich selbst aus. Wir konnten es mit so vielen herumziehenden Artisten aufnehmen, die vor erstaunten Bauern ihre Stückchen zum besten geben, und taten uns nicht wenig auf einen so starken Willen zugute, der zu ersetzen vermochte, was bei den Berufskünstlern nur jahrelanger Uebung erreichbar schien. Unsere Klubräume verwandelten sich in einen Zirkus. In dieser Anspannung aller Kräfte fühlten wir uns wohl und vergaßen auch, was wir uns ohnehin zu verschweigen verpflichtet waren. Nur Jonas Barg schien mit der Wandlung der Dinge nicht einverstanden. Er, der in unserer Zerschmetterung zu blühen schien und sich im Beobachten unserer krampfhaften Fröhlichkeit gleichsam aufblies, empfand unseren neuen Eifer mit Unbehagen und schrumpfte ein, indem er noch höhnischer und knöcherner wurde. Wenn man ihn aufforderte, sich an unseren Stücken zu beteiligen, so tat er es den Besten unter uns gleich, ohne daß man ihn jemals ernsthaft üben sah. Aber seine Art hatte etwas spinnenhaft Eckiges, eine Gelenkigkeit ohne Gelenke, die äußerst unangenehm, wie ein Mangel an menschlichen Bedingungen seiner Kunst wirkte.

Aber die tollste Idee in diesem Abschnitt unseres Klublebens ging doch nicht von mir aus.

„Wißt ihr, Kinder," sagte mein Freund Dittrich eines Abends, „wißt ihr, daß morgen die Vorstellungen in Barnums Zirkus beginnen?" Er saß über dem Tisch mit untergeschlagenen Beinen auf dem Drahtseil, schlug einer Champagnerflasche den Kopf ab und trank daraus, während wir zu ihm hinauflachten.

„Natürlich, natürlich! Nun, und was weiter?"

„Was weiter? Meine Herren! Kinder! Was weiter? Das Selbstverständliche wird doch niemals gefunden. Wir gehen nach der Vorstellung hin und begrüßen seine Künstler und Künstlerinnen als Kollegen."

Der Vorschlag war gerade absonderlich genug, um unsere Zustimmung zu finden. Ich war unter den begeistertsten Anhängern dieses Gedankens, bis mich Jonas Bargs warmes Interesse mißtrauisch machte. Er näherte sich mit seiner widerlichen Freundlichkeit, die mich unaufhörlich verfolgte und sagte: „Dieser Einfall ist so gut, daß er von Ihnen sein könnte."

„Ich danke Ihnen."

„Nun können wir unsere Kunststücke doch vor einem Publikum zeigen, das sie zu würdigen weiß. Nur wer die Bedingungen einer Kunst genau kennt, wird die Meisterschaft in ihrer Ausübung richtig schätzen."

„Gewiß, gewiß!" Ich ließ ihn stehen, weil ich das Glotzen seiner Augen nicht ertragen konnte. Aber ich fühlte ihren Blick in meinem Rücken.

Barnum zog am nächsten Tage mit seinem ungeheueren Apparat in unserer Stadt ein, stellte seinen Riesenbau in einigen Stunden auf und konnte bereits abends die erste Vorstellung stattfinden lassen. Wir besahen seine abscheulichen Abnormitäten und verfolgten dann in der großen Manege die Arbeiten seiner Künstler mit sachverständiger Kritik. In der Garderobe hielten die Diener unsere Trikots bereit. Nach der Vorstellung verständigten wir einen der Direktoren von unserem Vorhaben, besiegten seine Bedenken durch die Aussicht auf eine lustige und üppige Nacht und brachten ihn endlich dazu, die hervorragendsten seiner Mitglieder durch allerlei geheimnisvolle Andeutungen zurückzuhalten. Eine seltsame Versammlung erwartete uns, als wir in unserer Verwandlung nach kurzer Zeit wieder in die Manege einmarschierten. Zuerst besahen wir uns wie zwei feindliche Heerhaufen, als aber die rasch hergerichteten Tische unter der Last der Schüsseln schwankten, wurden wir vertraut.

Der mißtrauische Direktor hatte zuerst nur die schmalen Lichter seiner Benzinbrenner geopfert, sodaß der ungeheuere Raum sein Dunkel mauerhoch um eine unheimliche Gruppe zog. Nach den ersten Gängen der von der besten Restauration der Stadt besorgten Tafel stieg die Stimmung, und der Direktor erhob sich, um in gebrochenem Deutsch eine Rede auf die unerwartete Gastfreundschaft der liebenswürdigen Amateure zu halten. Einer von uns erwiderte in noch gebrochenerem Englisch, und nun flackerten die Bogenlampen zu festlicher Beleuchtung auf. Man fand sich nach den Eingebungen einer grotesken Laune zusammen. Das Moosmädchen saß auf dem Schoß eines Finanzrates, die Riesendame hielt einen Oberleutnant wie ein Baby in den Armen, und das Affenweib ließ sich von einem Tuchfabrikanten im Pelz krauen. Zwei Gerichtssekretäre und ein Professor studierten auf dem Leibe der tätowierten Malayin die Karte von Borneo. Auch die männlichen Besonderheiten hatten ihre Freunde gefunden. Der Skelettmensch unterhielt sich mit einem Arzt über medizinische Fragen, der größte Mann der Welt saß, vielleicht von den sonderbaren Sympathien der Gegensätze angezogen, neben einem zierlich gebauten Rechtsanwalt, und der kleinste Mensch der Welt, ein Zwergenkönig aus alten Märchen, hatte seinen hohen Stuhl neben einen riesenhaften Apotheker gezogen, von dem die Sage ging, daß er seine porzellanenen Reibschalen im Zorn mit einer Hand zerquetschen könne. Die anderen Klubgenossen waren bescheidener und zogen die eigentlichen Künstler und Künstlerinnen, die Parterreakrobaten, japanischen Jongleure und die Luftspringer zu einer bunten Reihe zwischen sich. Neben der schönen Seiltänzerin, Miß Ellida, die wie eine Schlange glitzerte, entfaltete mein Freund Dittrich seine stupende Wissenschaft vom Seiltanzen wie einen großen Strauß. Ich sah, daß er sich vor Vergnügen aufblies, während ich selbst mit der arabischen Tierbändigerin Fatme im heimatlichen Wiener Dialekt ein vertrauliches Gespräch über die Dressur wilder Tiere bestand. Bestand, sage ich, denn Fatme hatte die Liebenswürdigkeit, mir gewisse derbe Griffe ihrer Praxis an meinem eigenen Körper zu zeigen.

Unsere Fröhlichkeit wurde so laut und lärmend, daß aus den Käfigen der Menagerie ringsum die Bestien mit Brüllen antworteten und wir wie in einem von höllischen Dämonen umheulten Kreise saßen. Ich fühlte, daß sich irgend etwas vorbereitete, das mich zwang, alle Vorsicht anzuwenden. In das heiße Geflüster Fatmes, die mir mit festen Fäusten eben wieder einen Griff zeigte, hörte ich plötzlich die Stimme des Jonas Barg, der inmitten der allgemeinen Verbrüderung dasaß, unbewegt wie ein Pfahl.

„Wir sitzen da, feiern uns und Sie als Kollegen, aber außer unseren Trikots haben wir noch keine Legitimation nachgewiesen. Wir sollten doch zeigen, was wir können."

Die anderen besannen sich nicht lange, sprangen in den Sand der Manege und begannen ihre Künste zu zeigen, denen die Artisten Barnums mit einiger Verwunderung über soviel unvermutete Geschicklichkeit zusahen. Aber Jonas Barg schien mit diesem Triumph nicht zufrieden zu sein und machte den Vorschlag, daß Dittrich und ich uns auf dem Seile zeigen sollten. „Nur dort oben entscheidet sich, ob man Kraft, Mut und Ausdauer besitzt," und er wies nach dem Zeltdach des Rundbaues, unter dem sich noch von der Vorstellung her das Seil der Miß Ellida hinzog.

Ich halte es für meine Pflicht, hier zu bekennen, daß mich in diesem Augenblick ein solches Entsetzen, eine so fürchterliche Todesangst erfaßte, als ob ich an den Rand eines Abgrundes geschleppt, den unabwendbaren Richterspruch vernähme, hineinzuspringen. Aber Dittrich sah der schönen Ellida in die spöttischen Augen und stimmte so unbedingt zu, daß ich kaum zu widersprechen wagte. Alle Einwände des Direktors wurden niedergeschlagen, und schon hielten einige dienstbeflissene Artisten das Tau, an dem wir zu dem hohen Drahtseil hinaufklettern sollten. Mein Geist raste in unmeßbar kurzen Zeiten an allen Möglichkeiten der Rettung vorbei, von einer Furcht gehetzt, wie sie nur im Wahnsinn der Verfolgung noch vorkommen mag.

Digitized by Google

Ich fand nichts, ich fand nichts . . . ich schrie nur hinaus: „Aber das Netz, es ist kein Netz da . . .“

„Mit dem Netz ist's nichts Unbesonnenes,“ sagte Jonas Barg wie ein Henker. „Mit dem Netz ist's Brotarbeit,“ sagte die schöne Ellida und lachte.

„Komm doch, komm,“ schrie Dittrich und faßte das niederhängende Tau. Unter dem rosigen Trikot sah ich seine Armmuskeln anschwellen und hätte ihn von dort fortzerren mögen, denn ich sah Jonas Bargs Augen wie glühende Eisen in Erdhöhlen. Es blieb mir nichts übrig, als ihm zu folgen. Zögernd machte ich zwei Schritte, stolperte über eine im Sand der Manege halbvergrabene Flasche — es durchzuckte mich, ich schrie auf und knickte zusammen. Man sprang zu mir und hob mich auf, fand heraus, daß ich mir den Fuß vertreten hatte, und setzte mich auf einen Stuhl. Nun war es mit meinen Seilkünsten vorbei, und mein leises Wimmern regte die schöne Fatme zu solchem Mitleid an, daß ihre derben Fäuste ganz sanft und zärtlich wurden. Dittrich aber griff zornig und ohne sich um mich zu kümmern hoch an dem Tau hinauf, zog sich empor und kletterte über unsere Köpfe weiter, während mir die Tränen schwer und heiß aus den Augen kamen, daß Fatme, von meinen Schmerzen weich gemacht, leise mitschluchzte. Nun tauchte Dittrich in die Regionen des Daches, ergriff das Seil und begann mit der rasch nachgezogenen Balancierstange seinen Gang. Vorsichtig schob sich ein Fuß vor den andern, bis er festeren Schritt gefunden hatte und, gellende Schreie ausstoßend, immer rascher vorrückte. Ringsum antwortete das Bellen, Grunzen und Brüllen der Tiere. Ich wagte kaum zu atmen, denn ich fühlte Jonas Barg neben mir und eben, als sich Dittrich oben in der Mitte des Seiles zu kurzer Rast niederließ, sagte er nahe bei meinem Ohr: „Sie sind zu vorsichtig, mein lieber Freund, für ein Mitglied des Klubs der Unbesonnenen. Verlangen Sie auch von mir, daß ich daran glauben soll, Sie hätten sich den Fuß vertreten?“

Er wußte es . . . er wußte es, daß ich eine Komödie spielte, bei Gott, eine erbärmliche Komödie, um nicht auf das Seil hinauf zu müssen, daß ich meinen Freund feige im Stich ließ, weil ich mich vor dem Tode fürchtete, weil ich ihn, Jonas Barg, fürchtete. Da lachte er neben mir, und ohne daß ich hinsah, glaubte ich zu fühlen, daß er mich verließ. Neben der schmeichelnden Fatme hingestreckt, suchte ich den Freund hoch oben mit meinen Blicken zu stützen und zuckte in unwillkürlichem Mitgehen die Füße. Plötzlich sah ich einen Schatten, einen langgestreckten Schatten mit eckigen Rucken, einer organlosen Gelenkigkeit gleichsam, das niederhängende Tau hinaufklettern. Dieser Schatten . . . dieser gräßliche spinnenbeinige Schatten — er war es. Es sah ihn niemand. Niemand schrie. Auch ich schrie nicht. Ich konnte nur mit den Armen um mich schlagen und aufspringen, während ich sah, daß der Schatten das Seil erreichte, sich aufrichtete und in der Helligkeit des elektrischen Lichtes deutlich wie eine Nebelsäule, weiterglitt. Dittrich war fast am Ende des Seils und begann sich eben zum Umkehren vorzubereiten, als der Schatten ihn erreichte. Ich sehe es noch immer vor mir, wie die Enden der Balancierstange in starke Schaukelbewegung kamen, wie Dittrich, das Gleichgewicht suchend, stillstand. In diesem Augenblick sprang der Schatten meinem Freund auf den Rücken und über dem bleichen, mit jähem Herumreißen uns zugewandten Gesicht Dittrichs glaubte ich einen Herzschlag lang das Grinsen des Jonas Barg zu sehen. Dittrich schrie auf, ganz anders als vorhin, nicht jauchzend, sondern in Todesangst, ließ die Balancierstange fallen und fuhr mit den Händen nach dem Halse, als ob er sich von würgenden Fäusten befreien wollte. Dann war nur noch ein ganz kurzer Krampf dort oben, ein Ringen mit der unerbittlichen Kraft der Erde, und nun riß es den Körper weit hinaus und schleuderte ihn mit verknäuelten Gliedern hinab. Er fiel so knapp vor den Füßen der Miß Ellida nieder, daß ihr glitzernder Schlangenleib jäh zurückfuhr.

Ich drängte mich nicht zu dem Zerschmetterten durch, ich hatte diesem Ereignis gegenüber keinen anderen Gedanken, als Jonas Barg zu suchen. Als ich mich wandte, stand er neben mir, und seine Augen, die wie glühendes Eisen in grauen Erdhöhlen lagen, hielten mich, der ich mich über ihn werfen wollte, schmachvoll zurück. Noch hatte ich keine Gewalt über ihn, noch mußte ich das Wort suchen, das mich von ihm befreite.

Das Schweigen nach dem Tode Dittrichs war unerträglicher als ein körperlicher Schmerz, am unerträglichsten für mich, der ich etwas so Seltsames gesehen zu haben meinte, daß mich die strenge Klausur fast vernichtete. Es drängte mich, die Gesetze des Klubs zu brechen, und oft, wenn sich in Abenddämmerungen unsere mühsame Heiterkeit matt verlor, war ich nahe daran, das auszusprechen, woran alle dachten. Die Abneigung der Klubgenossen gegen Jonas Barg war immer größer und ganz offenkundig geworden, als wüßten sie von jenem Verdachte, der mich beklommen machte, ohne daß ich ihm einen Namen fand. Nur Jonas Barg selbst schien nichts davon zu bemerken, er kam und ging wie früher, ohne daß es einem von uns gelang, das Geheimnis seines bürgerlichen Lebens zu ergründen. Trotz meiner Bemühungen kam auch ich zu keinem Ergebnis; nur soviel wurde mir klar, daß er nicht in der Stadt wohnte. Er war absolut, beziehungslos wie eine Naturkraft.

Brünn. Karl Hans Strobl.

(Schluß folgt.)

Neue Briefe eines Dollarkönigs an seinen Sohn von George Horace Lorimer, einzige autorisierte deutsche Uebersetzung von Alfred Brieger, Berlin 1905, Egon Fleischel & Co.

Lorimers Briefen eines Dollarkönigs an seinen Sohn sind neue Briefe gefolgt, die zwar nicht ganz auf der Höhe der ersten Serie stehen, sich aber immerhin amüsant lesen. Der große Erfolg der ersten Briefe hatte den Schriftsteller Charles Eustace Merriman dazu verführt, Briefe des Sohnes an den Dollarkönig herauszugeben. Diese Briefe des Sohnes waren aber nur eine recht schwache Nachahmung der väterlichen Korrespondenz. Aber auch diese Sohnesbriefe sind einer deutschen Uebersetzung für wert gehalten und ebenfalls bei Egon Fleischel & Co. in Berlin erschienen. Die deutsche Uebersetzung läßt einiges zu wünschen übrig. Immerhin können auch die „Neuen Briefe eines Dollarkönigs“ als Lektüre für einen regnerischen Sommertag empfohlen werden. Für die Lektüre von Merrimans „Briefen an Papa“ genügt jedoch die Entschuldigung eines Sommerregens nicht.

B.

H. Kienzl: Dramen der Gegenwart. Graz 1905. Leuschner und Lubensky. — XXV und 452 S.

An dieser Sammlung von Theaterkritiken erfreut die herzliche Parteinahme für die junge Kunst. Sie verhilft dem Verfasser oft zu guten Charakteristiken Halbes oder Hartlebens oder auch solcher Gestalten, die er, wie Marx Möller und Felix Philippi, energisch ablehnt. Leider sind die kurzen Einleitungssätze, die uns so die Dichter vorstellen, das einzige, wodurch das Buch Bedeutung gewinnt; ein Bleigewicht schwerfälliger Analysen und an der Oberfläche haftender Einzelbemerkungen über die Stücke läßt bedauern, daß Kienzl statt der langen Aufsätze nicht lieber kurze Aphorismen über neuere Dramatiker (und wenige Stücke, wie „Florian Geyer“, „die Frau vom Meere“ und „Freiwild“, oder die Entwicklung des österreichischen Volksstücks) abdrucken ließ.

R. M. M.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 46. Berlin, den 12. August 1905. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Die Fürsorge des Landwirtschaftsministers von Podbielski für die heimische Landwirtschaft ist bekannt, und er läßt keine Gelegenheit vorübergehen, ohne sie aufs neue zu betätigen. So regte sich angesichts der herrschenden Fleischteuerung kürzlich in der Bevölkerung Oberschlesiens der kühne Wunsch, die Regierung möchte statt der bisher zugelassenen Einfuhr von 1346 Schweinen wöchentlich diese Zahl auf 2500 Schweine wöchentlich schon jetzt erhöhen und nicht erst den 1. März 1906 abwarten, da mit Inkrafttreten der neuen Handelsverträge das wöchentliche Kontingent so wie so auf diese höhere Zahl steigt. Alle beteiligten Regierungsbeamten mit Einschluß der Kommissare des Landwirtschaftsministers hielten diesen Wunsch im Interesse der Ernährung der oberschlesischen Industriebevölkerung für gerechtfertigt. Nicht so Herr von Podbielski, der, nachdem der Oberagrarier Herr Ring das Vorhandensein einer Schweinenot abgestritten hatte, die Grenze weiter für mehr als 1340 Schweine wöchentlich gesperrt sein läßt. Der Abgeordnete Gothein hat diese „nationale Schweinepolitik" dieser Tage in der „Frankfurter Zeitung" einer eingehenderen Betrachtung unterzogen. Er weist dabei nicht nur auf die Folgen hin, welche die immer mit dem veterinären Interesse begründeten Absperrungsmaßregeln für die heimischen Konsumenten haben müssen, deren Fleischbedürfnis nicht befriedigt werden kann, sondern erörtert auch den wesentlichen Umstand, daß durch die deutschen Viehsperren die Schweineproduktion der benachbarten Staaten ebenfalls eingeschränkt wird, sodaß diese genötigt werden, ihre Wirtschaft anders einzurichten, also in Zeiten der Not überhaupt nicht mehr in der Lage sind, die in Deutschland jeweils entstehende Knappheit auszugleichen. Er schließt seine beachtenswerten Ausführungen mit folgenden nur zu berechtigten Darlegungen:

„Die Schweineknappheit und die hohen Preise sind aber, was Regierung und Mehrheit der Volksvertretung gewollt haben, und insofern verfährt Herr von Podbielski nur konsequent, wenn er jede Erhöhung der Einfuhr verweigert; das Volk aber wird sich sagen müssen, daß es durch seine Wahlen selbst die Schuld daran trägt, wenn ihm seine Lebensbedürfnisse so verteuert, seine Ernährung verschränkt wird. Nur schlimm, daß der Vorteil aus den Fehlern dieser Politik stets den extremsten Parteien erwächst, die leider immer noch nicht lernen wollen, praktische Politik zu treiben. Die extreme national-polnische Bewegung im oberschlesischen Industriebezirk ist aber auch auf dem Boden aufgegangen und gereift, den die agrarische Verteuerungspolitik bestellt hat, die konservativen Parteien, Zentrum und Regierung mögen deshalb nur an ihre Brust schlagen und rufen: Mea culpa, mea maxima culpa!"

Wie vorauszusehen war, hat die sozialdemokratische Partei nicht gezögert, diese Versündigung an den Ernährungsverhältnissen gerade der ärmeren Bevölkerung agitatorisch auszunutzen. In Groß-Berlin fanden an einem Tage 26 trotz der sommerlichen Jahreszeit sehr stark besuchte Volksversammlungen statt, in denen den Fleischverteuerungspatrioten die bittersten Wahrheiten aufgetischt wurden. Bekanntlich besteht bei uns seit einiger Zeit ein „Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie". Wenn dieser Verband die Sozialdemokratie wirksam bekämpfen wollte, so müßte er denen unnachsichtlich den Krieg erklären, die unsere Reichsgesetzgebung unablässig zur Ausbeutung der ärmsten Konsumenten im Interesse der Steigerung der Grundrenten mißbrauchen. Agrarier und andere Nahrungsmittelverteuerer geben aber in diesem Reichsverbande den Ton an, und der Verband ist nicht zum wenigsten gerade deshalb gegründet, um den Umsturzlern den Umsturz der agrarischen Verteuerungspolitik zu erschweren.

Es ist charakteristisch für den Tiefstand des Liberalismus in manchen freisinnigen Kreisen, daß der Vorstand des Vereins der Freisinnigen Volkspartei in Fürth jüngst ein Dankschreiben an eben diesen „Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie" gerichtet hat, das folgenden Wortlaut aufweist:

„Zu dem glücklichen Ausfall der Wahl (es handelt sich um die Nachwahl in Erlangen-Fürth) haben auch Sie ungemein viel beigetragen, indem Sie durch Verteilung von Flugschriften und vor allen Dingen durch die ersprießliche Agitation der drei von Ihnen entsendeten Redner in äußerst wirkungsvoller Weise den Kampf gegen die Umsturzpartei förderten. Für diese Ihre tatkräftige Mithilfe sprechen wir Ihnen unseren wärmsten Dank aus, sowie unsere Anerkennung für die Gewandtheit und Geschicklichkeit, mit der Ihre Herren Vertrauensmänner die Sache des Bürgertums vertreten haben. Daß durch Aufklärung des Bürgertums über die wahren Bestrebungen der Sozialdemokratie der Kampf gegen dieselbe in der durchgreifendsten Weise geführt wird, das beweist auch wieder die Reichstagswahl in unserem Kreise. Wir wünschen Ihnen zu Ihren Bestrebungen ferner den besten Erfolg."

Dieser Ausbruch überschwenglichen Dankgefühls, von dem die reaktionären Blätter begreiflicherweise mit Stolz und Befriedigung Akt genommen haben, scheint selbst der „Freisinnigen Zeitung" etwas zu stark gewesen zu sein, denn sie, die alle Heldentaten ihrer Parteifreunde auf das sorgfältigste zu verbuchen pflegt, ist an diesem interessanten Dokument stillschweigend vorübergegangen. Wir erkennen das gern an, wie jedes andere Anzeichen dafür, daß die „Freisinnige Zeitung" ihrer liberalen Vergangenheit immer noch gelegentlich eingedenk ist.

Die freie und Hansestadt Lübeck kann sich rühmen, für die Wahlrechtsverschlechterung ein neues Vorbild geliefert zu haben: Die sogenannte Wahlrechtsreform ist am vorigen Montag von der Bürgerschaft in der Fassung der Senatsvorlage angenommen worden. Danach wählen die Bürger mit mehr als 2000 Mark Einkommen 105 Abgeordnete, die übrigen 15. Man hat es somit glücklich erreicht, daß der gesetzgeberische

Digitized by Google

Einfluß der Sozialdemokratie für Lübeck auf ein Minimum reduziert wird. Bemerkenswert ist, daß bei diesem Anlaß dieselbe Erfahrung zutage tritt, die auch seinerzeit bei der Wahlrechtsverschlechterung in Sachsen und neuerdings in Hamburg zu konstatieren war, daß nämlich die Sozialdemokratie ohne rechte Energie auf den „Wahlrechtsraub" reagiert hat. Natürlich wird protestiert und wacker auf die „verkommene Bourgeoisie" geschimpft; aber im allgemeinen wickelt sich alles so glatt ab, daß der Glaube an die sozialdemokratische Widerstandskraft reaktionären Anschlägen gegenüber merklich abnimmt und sich in den Kreisen der Reaktion das Gefühl festsetzt, man könne der Sozialdemokratie noch ganz andere Dinge bieten, ohne daß sie etwas Ernsthaftes unternehmen werde. Es liegt ein bitterer Humor in dem Kontrast zwischen den großen Worten der Kautsky und Genossen, die dieser elenden Staats- und Gesellschaftsordnung in jeder Woche siebenmal den baldigen Untergang prophezeien, und der tatsächlichen Hilflosigkeit der Dreimillionenpartei bei jedem ernsthaften reaktionären Angriff.

In Südwestafrika, das schon soviel deutsches Blut und deutsches Geld verschlungen hat, ist jetzt wieder eine Wendung zum Schlimmeren eingetreten. Die Banden der Aufständischen, die man längst entscheidend geschlagen glaubte, tauchen mit unheimlicher Regelmäßigkeit wieder auf und bereiten unseren Truppen nach wie vor großes Ungemach, ohne daß ein Ende des ganzen Unternehmens abzusehen wäre.

Das Unbehagen an dieser schleichenden Kolonialkrankheit tritt jetzt selbst in der Presse der sogenannten staatserhaltenden Parteien in einer bemerkenswerten Weise zutage. Nachdem kürzlich der freikonservative Abgeordnete Freiherr von Zedlitz-Neukirch, allerdings in starker Ueberschätzung des offerierten Objekts, für einen Verkauf unserer ganzen südwestafrikanischen Kolonie an England plädiert hat, brachte die „Kölnische Volkszeitung" über das „Schmerzenskind der Mutter Germania" jüngst eine Zuschrift, in der u. a. folgende Aeußerungen vorkommen:

„Wie kommt es," fragt der Einsender, „daß man in Berlin mit höchster Gleichgültigkeit die südwestafrikanischen Gefechtsberichte verfolgt?"

Er antwortet:

„Weil kein Mensch sich für die Kolonie interessiert. Jeder, der keine Rücksichten zu nehmen hat, sagt: ‚Wenn wir nur den ganzen ‚Krempel' (d. h. Südwestafrika) los wären. . . .' Manche haben darauf geantwortet, unsere nationale Ehre leide es nicht, daß wir jetzt Südwestafrika aufgäben. Gewiß ist die nationale Ehre eine große Sache, und bei einem Engagement mit England, Frankreich oder Rußland würde ich der letzte sein, der dafür einträte, die nationale Ehre selbst in der Absicht beflecken zu lassen, einen Krieg zu vermeiden. Ob wir aber gegen Herero oder Hottentotten eine ‚nationale Ehre' zu verteidigen haben, erscheint mir doch einigermaßen fraglich. Die Engländer haben wenigstens in Kolonialkriegen schon oft auf Geltendmachung des Ehrenstandpunktes verzichtet. . . . Daß Alldeutschland sich an Hendrik Witboi rächt, ist auch wohl keine vom Ehrenstandpunkt absolut notwendige Sache. . . . Sollen wir uns denn wirklich diese sogenannte ‚Kolonie' noch einige hundert Millionen Mark kosten und das Blut von weiteren tausend Jünglingen dort fließen lassen? Ein Berliner sagte mir neulich: ‚Wir haben ja in der Mark Sand genug, wozu brauchen wir noch den afrikanischen?'"

Wenn so etwas in dem Hauptorgan der von der Reichsregierung verhätschelten Zentrumspartei erscheinen kann, so muß die Kolonialbegeisterung schon sehr stark abgeflaut haben.

Der beabsichtigte französische Flottenbesuch in England ist dieser Tage erfolgt und hat zu den üblichen unverbindlichen Freundschaftsbeteuerungen geführt. Dies Zeichen der entente cordiale zwischen den beiden großen Westmächten war an der politischen Börse Europas bereits seit geraumer Zeit diskontiert und hat deshalb weiter keine besondere Aufregung hervorgerufen.

In Schweden ist das neue Ministerium nunmehr ernannt worden. In ihm sind alle in Schweden vorhandenen politischen Parteien bis auf die Sozialdemokratie vertreten. Zum Ministerpräsidenten ist der langjährige Führer der Konservativen und Mitglied der Ersten Kammer Chr. Lundeberg berufen. Man traut dem neuen Ministerium allseitig zu, daß es die norwegische Frage zu einem glücklichen Ende zu führen vermag.

Auch in Holland ist ein neues Ministerium gebildet und damit die Konsequenz gezogen worden, die sich aus dem Ausfall der letzten Wahlen ergab. Mit dem System de Kuyper ist dabei einstweilen gebrochen, was schon äußerlich darin zum Ausdruck kommen dürfte, daß eine eigentliche Ministerpräsidentschaft, wie de Kuyper sie eingeführt hatte, in dem jetzt geschaffenen Ministerium nicht bestehen wird. Die tatsächliche Leitung der Regierung wird aber voraussichtlich der Minister des Innern übernehmen. Alle Kabinettsmitglieder sind gemäßigt liberal oder parteipolitisch neutral. In Nr. 41 der „Nation" hatte S. van Houten bei Besprechung der holländischen Wahlen eine „ehrliche Administration" als das Haupterfordernis für das Land bezeichnet. In dieser Beziehung scheint das neue Kabinett, in dem übrigens ein besonderes Verkehrsministerium eingerichtet ist, den Bedürfnissen der Bevölkerung zu entsprechen.

Zwischen den Vereinigten Staaten und China wird neuerdings ein wirtschaftlicher Kampf ausgefochten, der an Heftigkeit stetig zunimmt. Es ist bekannt, wie wenig man in der amerikanischen Union von der Einwanderung „unerwünschter" Elemente erbaut ist, und wie eifrig man sich bemüht, nicht nur den mittellosen europäischen Einwanderern den Zutritt zu erschweren, sondern vor allem auch farbige Personen fernzuhalten. Besonders scharf ist man in letzter Zeit gegen die Einlaß begehrenden Chinesen vorgegangen. Alle Chinesen, die zur Arbeiterklasse gehören, werden von der Landung in den Vereinigten Staaten gänzlich ausgeschlossen; die anderen Ankömmlinge aus dem Reiche der Mitte werden nur gegen Vorzeigung eines von der chinesischen Regierung ausgestellten und von einem amerikanischen Konsul in China visierten Zertifikates zugelassen. Diese letztere Bestimmung hat zu mancherlei ungerechter und chikanöser Behandlung achtbarer Chinesen geführt, und die Konsequenz war, daß die betroffenen Kreise in China, namentlich die Kaufleute, auf Rache sannen. Die infolgedessen inszenierte Bewegung auf Zurückdrängung des amerikanischen Imports nimmt einstweilen in China einen lebhaften Fortgang. In verschiedenen großen chinesischen Handelsplätzen ist bereits in aller Form der Boykott über die aus der amerikanischen Union kommenden Waren verhängt worden. Hieraus droht in erster Reihe dem südlichen Teile der Vereinigten Staaten ein empfindlicher Schaden. Es steht somit die Frage zur Entscheidung, ob sich Amerika lieber mit dem Verlust der chinesischen Märkte abfinden, oder den chinesischen Arbeitern die Einwanderung erlauben und die durch sie der heimischen Arbeiterschaft bereitete Konkurrenz ertragen will. Es läßt sich vorläufig nicht übersehen, wie die Regierung der amerikanischen Union diese heikle Frage zu lösen gedenkt.

Die Friedensverhandlungen zwischen Japan und Rußland haben in dem plötzlich berühmt gewordenen amerikanischen Hafenorte Portsmouth begonnen und sind mit all den Umständlichkeiten eingeleitet worden, die für die Abwicklung derartiger diplomatischer Aktionen für nötig gehalten werden. Die Russen haben es mit Geschick verstanden, alles zu vermeiden, was sie als besonders friedensbedürftig erscheinen lassen könnte, und gefielen sich in einer Rolle, als ob sie die Sieger wären und die Friedensbedingungen ihrerseits zu formulieren hätten. Alle Spekulationen über ein positives oder negatives Resultat der Friedensverhandlungen, wie sie reichlich in der Presse angestellt werden, stehen völlig in der Luft. Jede Partei wünscht die öffentliche Meinung der zivilisierten Welt für sich möglichst günstig zu stimmen. Die Neigung, die Tatsachen zu kolorieren, wächst damit. Man kann wohl sagen, daß alles, was direkt oder indirekt von den Friedensunterhändlern beider Länder an Kundgebungen ausgeht, vornehmlich dazu bestimmt ist, irre zu führen.

* * *

Digitized by Google

Der englische Liberalismus und Deutschland.

In der Preßfehde zwischen England und Deutschland herrscht in diesem Augenblick eine relative Ruhe. Man wird deshalb, wie wir hoffen, auch in Deutschland für die unten wiedergegebenen Aeußerungen eines Führers des englischen Liberalismus ein offenes Ohr haben.

Die zwischen den beiden Ländern so häufig auftretenden Mißverständnisse und Empfindlichkeiten haben ihren Grund nicht zum wenigsten darin, daß die persönliche Bedeutung der Publizisten, die bei solchen Preßfehden als Vertreter der öffentlichen Meinung ihres Landes auftreten, allzu oft überschätzt wird. Hinzukommt, daß in England, besonders seit den Buschschen Indiskretionen über seine Preßbeziehungen zu Bismarck, die irrige Vorstellung herrscht, als ob gerade auf dem Gebiete der auswärtigen Politik hinter den Aeußerungen unserer Presse fast immer unser Auswärtiges Amt stehe. Nun ist es ja allerdings richtig, daß viele Berliner Korrespondenten großer deutscher und auswärtiger Blätter aus der Preßgarküche in der Wilhelmstraße mit Informationen gespeist werden, die sie nicht selten recht kritiklos benutzen, zumeist schon aus dem Grunde, um nicht in Ungnade zu fallen und sich diese Informationsquelle nicht durch abweichende Meinungsäußerungen zu verschütten. Aber es geht doch zu weit, dem deutschen Reichskanzler alle geistreichen Einfälle einer Presse, die er in entgegenkommender Weise informieren läßt, zuzuschreiben. Noch weit weniger aber erscheint es zulässig, eine englische Regierung, welche die Preßbeeinflussung nie auch nur annähernd so weit getrieben hat, wie das z. B. Fürst Bismarck tat, für die Aeußerungen englischer Publizisten verantwortlich zu machen. Die englische Preßfreiheit ist lange genug in unbeschränkter Uebung, um es jedem zu gestatten, auf eigene Rechnung soviel Unsinn zu veröffentlichen, wie er selbst glaubt verantworten zu können. Umso nötiger erscheint es, bei den englischen Preßäußerungen das moralische und politische Gewicht dessen zu prüfen, der sich öffentlich äußert.

Von diesen Gesichtspunkten ausgehend, hat der Herausgeber der „Nation" Gelegenheit genommen, dem englischen Staatsmann James Bryce, mit dem er seit Jahren in freundschaftlichem Meinungsaustausch steht, ein paar Fragen vorzulegen, von denen er geglaubt hat, daß ihre Beantwortung zur Beseitigung mancher in Deutschland umlaufenden Mißverständnisse einiges beitragen könnte. Die Natur der Fragen ergibt sich ohne weiteres aus der nachstehend wiedergegebenen Antwort. Für diejenigen unserer Leser, die James Bryces Laufbahn nicht näher verfolgt haben, sei bemerkt, daß er nicht nur einer der Führer des englischen Liberalismus im Unterhause ist und in der letzten liberalen Regierung Kabinettsminister war, sondern daß er auch zu den ersten Männern der Wissenschaft in England gehört. Seine beiden großen historisch-politischen Werke „The Holy Roman Empire" und „The American Commonwealth" sind anerkannte wissenschaftliche Meisterwerke.

Dies vorausgeschickt, veröffentlichen wir Bryces Brief an Dr. Barth in der nachfolgenden wortgetreuen Uebersetzung:

> I. In Beantwortung Ihres Briefes gestatten Sie mir Ihnen zu sagen, daß Ihre Voraussetzung vollkommen korrekt ist, wonach in England kein ernsthafter Politiker je daran gedacht hat, das unzweifelhafte Recht eines souveränen Staates, wie es Deutschland ist, auf Schaffung jeder beliebigen, von ihm für notwendig gehaltenen militärischen oder Flottenrüstung zu bestreiten. Auch darin haben Sie recht, daß die guten Beziehungen zwischen England und Deutschland nie in Frage gestellt sind, noch in Frage gestellt werden konnten durch eine Prätension, die darauf abzielte, der Ausdehnung der deutschen Kriegsflotte Grenzen vorzuschreiben. Eine solche Zumutung hat in dem Kopf eines normalen Engländers überhaupt gar keinen Platz.
>
> II. Was Ihre zweite Frage anlangt, so lese ich zwar selbst die „National Review" nicht und weiß deshalb auch nicht, was diese über die Beziehungen zwischen Deutschland und England gesagt hat. Aber wenn ihre Auslassungen auf deutsche Leser den Eindruck gemacht haben sollten, daß unter verständigen Engländern irgend ein Wunsch bestehe, mit Deutschland in Konflikt zu kommen, entweder ein Mißverständnis bei den Lesern oder eine falsche Wiedergabe der öffentlichen Meinung Englands vorliegen muß, denn von einem solchen Wunsch kann keine Rede sein.
>
> III. Es ist völlig zutreffend, daß die liberale Partei heute ganz fest auf dem Boden steht, den sie während der letzten sechzig Jahre eingenommen hat, nämlich auf dem Boden des Freihandels, des Friedens und des internationalen Wohlwollens (Free Trade, Peace and Goodwill among the nations), daß die liberale Partei den Wunsch hat, diese Politik Deutschland gegenüber ebenso zur Anwendung zu bringen wie gegenüber anderen Völkern, und daß der Gedanke, Gewalt als Mittel zur Begegnung kommerzieller Konkurrenz anzuwenden, dem britischen Liberalismus durchaus fremd ist. Aber ich gehe weiter. Ich glaube, daß eine solche Idee auch der großen Mehrheit der besonnenen Konservativen in England fremd ist. Dies ist keine Parteiangelegenheit. Soweit ich sehe, existiert kein verantwortlicher Staatsmann, kein beträchtlicher Teil denkender Männer, der nicht die Kampagne gegenseitiger Reizung, die von einigen englischen und einigen deutschen Preßorganen betrieben wird, beklagte, niemand, der nicht einen Bruch der freundschaftlichen Beziehungen als ein furchtbares Mißgeschick für beide Länder ansähe. Mögen immer einige Zeitungen Unsinn schwatzen, so vermag ich es mir schwer vorzustellen, wie irgend jemand in Deutschland England jene Pläne ernsthaft zutrauen kann, die ihm in manchen Kreisen zugeschrieben werden.
>
> IV. Ich habe Ihre Fragen einigen meiner Kollegen in dem letzten liberalen Ministerium mit Einschluß von Lord Spencer und Sir Henry Campbell-Bannerman mitgeteilt. Was ich Ihnen im vorstehenden geschrieben habe, entspricht inhaltlich auch ihrer Meinung, obgleich ich für die Wortfassung allein verantwortlich bin.
>
> Genehmigen Sie usw.
>
> London, 3. August 1905. James Bryce.

Die Orthodoxie im Protestantismus.

Gewissensfreiheit und Freiheit der Wissenschaft sind eine Errungenschaft der Reformation, des Protestantismus. Dieser hat den entscheidenden Sieg über die katholische Kirche erfochten und nicht allein in protestantischen, sondern auch in katholischen Ländern eine völlige Unterwerfung des geistigen Lebens unter kirchlichen Zwang unmöglich gemacht. Die katholische Kirche ist aber schon lange an der Arbeit für die Wiedergewinnung ihrer Macht. Alle Kraft wendet sie jetzt auf Deutschland, in der richtigen Ueberzeugung, daß, wenn sie hier ihr Ziel erreichen sollte, das Haupthindernis auch für andere Länder beseitigt sein würde. Die orthodoxe Partei der protestantischen Kirche hilft ihr dabei redlich, indem sie mit ihr gegen Wissenschaft und Gewissensfreiheit kämpft und den Protestantismus in sich uneins macht. Dadurch, daß sie als den alleingen, wahren Protestantismus die Orthodoxie hinstellt, stimmt sie die große Mehrzahl der Denkenden gegen diesen feindlich oder doch gleichgültig. Ihm fehlt deshalb die innere Kraft, das freudige und entschlossene Eintreten für seine Ideale und Ziele. Die großen Kundgebungen des evangelischen Bundes, die Beschlüsse des Kirchenausschusses haben infolge davon keine Bedeutung.

Der Protestantismus hat schwer zu kämpfen, aber er ist in seinem gegenwärtigen Zustande kampfunfähig. Soll er wieder stark werden, so muß er die erbitterten Streitigkeiten in seinem Innern beilegen. Dazu gibt es nur einen

Digitized by Google

Weg: man muß den verschiedenen religiösen und theologischen Ansichten freie Betätigung gewähren. Das genau Entgegengesetzte erstrebt jetzt die Orthodoxie. Nur ihre Ansicht soll in der Kirche gelten, jede andere vernichtet werden. Ihre Angriffe sind gegen den gesamten liberalen Protestantismus, nicht etwa bloß gegen die Anhänger des Protestantenvereins oder der „Christlichen Welt", sondern im Grunde auch gegen die weiter rechts stehende Mittelpartei gerichtet. Sie betreffen nicht etwa solche Punkte, welche der besonderen protestantischen Konfession angehören, es wird vielmehr feierlichst erklärt, daß es sich um die allen Konfessionen gemeinsamen Grundlagen des Christentums handle. Die Nichtorthodoxen werden beschuldigt, diese nicht anzuerkennen; es wird ihnen bestritten, Christen zu sein.

Den Inhalt des Apostolikums . . . und zwar in seinem Wortverstande . . . und die göttliche, wörtliche Inspiration der Bibel, Altes und Neues Testament, muß man glauben, wenn man Anspruch machen will, Christ zu sein. Das ist die Forderung der Führer der Orthodoxie und der ihnen folgenden Anhänger. Nun ist freilich unbestreitbar, daß es recht viele Leute, besonders unter den gebildeten, orthodox sich nennenden Geistlichen und Professoren gibt, welche sehr erhebliche Einschränkungen machen, aber sie wagen sich nicht vor, und die Führer hüten sich wohl, sie hervorzuziehen. Denn ihre ganze Aktion beruht auf der Behauptung, daß das, was sie als Hauptstücke des Christentums hinstellen, allgemein angenommene, nur von wenigen bestrittene Kirchenlehre sei. Hier stehen sie auf demselben Boden mit den Katholiken, mit ihnen kämpfen sie gegen ihre Konfessionsgenossen.

In allen „Fällen", welche in letzter Zeit zur Sprache gekommen sind, handelt es sich denn auch nicht um die christliche Lehre. Nichtanerkennung der Gottheit Christi, seiner leiblichen Auferstehung und seiner leiblichen Himmelfahrt, Zweifel an der Göttlichkeit der Bibel waren die Vorwürfe, die erhoben wurden. Man mag Wort für Wort glauben, predigen, befolgen, was Jesus gelehrt hat . . . das ist für die Orthodoxen nicht entscheidend für die Zugehörigkeit zur Kirche und zum Christentum, wer nicht an die direkte göttliche Offenbarung und den Gott Christus glaubt, der ist ihnen kein Christ.

Sie verlangen demgemäß, daß in der protestantischen Kirche keine Lehre und kein Geistlicher oder Lehrer, Jugendlehrer oder Professor geduldet werde, der nicht wörtlich an das Apostolikum und die göttliche Inspiration der Bibel glaubt oder doch dementsprechend lehrt. Das soll Richtschnur für das Verhalten der Staats- und Kirchenbehörden werden.

Demgegenüber legen alle Richtungen, und am bestimmtesten gerade die am meisten links stehenden Richtungen der „Freunde der christlichen Welt" und der „Protestantenverein", das entscheidende Gewicht auf die Nachfolge Christi, die innerliche Aneignung seiner Lehre und entsprechendes Handeln. Manche von ihnen stehen der Orthodoxie noch näher und suchen sich mit deren Anschauungen leidlich abzufinden. Andere stellen sich entschieden auf den Standpunkt, daß göttliche Offenbarung täglich in Natur und im Menschen sich vollziehe, aber nicht in einzelnen Akten, nicht in göttlichen Verkündigungen, sondern in der geschichtlichen Entwicklung und durch besonders begabte Menschen. Sie sind der Meinung, Jesu und seiner Wirkung auf seine und auch auf unsere Zeit nichts abzubrechen, wenn sie ihn — wie seine Jünger es taten — als von Menschen geborenen wahren Menschen anerkennen.

Aber die liberalen Protestanten verdammen nicht die Lehren der Orthodoxie. Sie stehen auf dem Standpunkt, daß eine sehr verschiedene Auffassung des Christentums möglich sei und in der Kirche zugelassen werden müsse. Sie verlangen für alle Gleichberechtigung; sie wollen Frieden, nicht Kampf, frische Weiterentwicklung, nicht Stillstand bei althergebrachten Lehren.

Es ist hier nicht der Ort, auf theologische Erörterungen einzugehen. Nur darauf mag hingewiesen werden, daß unsere heutige philologische und geschichtliche Kenntnis es denjenigen, welche diese nicht abweisen, unmöglich macht, an die göttliche Inspiration der Bibel und das Apostolicum in seinem Wortlaute zu glauben. Wir wissen, daß gerade die von den Orthodoxen für entscheidend gehaltenen Dogmen nicht von Jesus gelehrt sind, und daß ohne diese seine Jünger und Anhänger ihm gefolgt sind, wissen auch, wie diese Dogmen nach seinem Tode, zum Teil recht lange nach seinem Tode, entstanden sind. Jede neue Forschung bestätigt dies.

Jene Zusätze zur Lehre Jesu haben ihre Bedeutung für die erste Ausbreitung des Christentums gehabt; in einer wundergläubigen Zeit und in den rohen Völkern, unter denen im Mittelalter das Christentum verkündigt wurde, mögen sie nötig gewesen sein. In der heutigen Zeit aber bedürfen wir ihrer nicht. Die Wahrheit und Größe der Lehre Jesu können wir heute verstehen, ohne sie auf ein direktes göttliches Eingreifen zurückführen zu müssen; eine Begründung, die unserer ganzen heutigen Weltkenntnis und unserer wissenschaftlichen Bildung, unserer ganzen Zivilisation widerspricht, muß sehr viele vom Christentum fernhalten. Gerade die Forderung, etwas zu glauben, was unvereinbar mit unserer ganzen modernen Anschauung ist, hat die Gleichgültigkeit, ja die Abneigung gegen das Christentum erzeugt, über welche niemand mehr klagt als die Orthodoxen. Diejenigen aber, welche jetzt für eine natürliche Auffassung desselben eintreten, tun es gerade in dem ernsten Bestreben, ihm neuen Boden zu gewinnen. Nicht etwa bloß, damit es in der Schule gelehrt und von der Kanzel verkündet wird, sondern damit es einen wirklich entscheidenden Einfluß auf das Leben gewinnt. Wahre Religiosität und Frömmigkeit wird deshalb gerade von ihnen besonders gefordert. Es muß als ein verhängnisvoller Irrtum bezeichnet werden, daß man von orthodox-kirchlicher Seite Männern das Christentum abspricht, wie den drei, die in letzter Zeit im Vordergrunde der Diskussion gestanden haben: Fischer, Heyn und jetzt als letztem Jatho in Cöln, denen niemand — auch die hohen Kirchenbehörden nicht — aufrichtigste Frömmigkeit und Religiosität und eine entsprechende amtliche Wirksamkeit bestreiten kann. Die Abneigung gegen die Kirche nicht nur, sondern direkt gegen die Religion muß dadurch in bedenklichster Weise verstärkt werden. Was soll der unbefangene, nicht mit den Geheimnissen der Dogmatik vertraute Mensch davon denken, wenn im Namen der Religion von Männern, die als ihre hervorragendsten Vertreter gelten wollen, Geistliche aus Amt und Würden verdrängt werden, die sich als fromme, religiöse Männer in ihrem Amte bewährt haben? Muß er nicht Dogmen für verderblich halten, die dieses fordern, und sich von einer Kirche, ja einer Religion abwenden, die auf solchem Standpunkt steht?

Selbst in orthodoxen Kreisen erwacht das Gefühl der Gefährlichkeit des Vorgehens der orthodoxen Führer.

Der Pastor Joh. La Roche in Golzow, Kreis Zauch-Belzig, der sich durchaus den Orthodoxen zurechnet, hat eine kleine Schrift herausgegeben, in der er für Fischer sich ausspricht, weil dieser für die Entfaltung eines starken religiösen Lebens, für eine Erneuerung der Kirche in einer aufrichtigen Verknüpfung der kirchlichen Dinge mit der gesamten Geistesentwicklung eintritt, weil er den Gegenstand des Glaubens, d. h. Gott, für das moderne Geistesleben sichern will. Auch die Fischersche Auffassung Jesu als eines wirklichen Menschen stößt La Roche nicht ab, weil auch Fischer ihn als ideales Haupt der Gemeinde, als den himmlischen Menschen, das fleischgewordene Wort anerkennt, weil auch nach ihm Gott in Jesu lebendig gewesen ist, dieser die innige Vereinigung der Gottesidee mit dem Menschenideal ist, weil auch Fischer will, daß der Wille Gottes die unbedingte Richtschnur des Lebens sein muß. Das Bekennen der Dogmen, hinsichtlich deren Fischer abweicht, ist ihm nicht von durchschlagender Bedeutung gegenüber der warmen Religiosität und dem aufrichtigen Bestreben Fischers, diese und die protestantische Kirche zu fördern. La Roche sieht die Verderblichkeit des gegenwärtigen Streites vollkommen ein; er will, daß Orthodoxe (Positive) und Liberale friedlich in der Kirche zusammenleben; er ruft den Orthodoxen zu:

> „Stellt euch unter liberalen Theologen nicht halb atheistische oder in der Sittlichkeit laxe Leute vor. Achtet es, verstehet es, wenn sie nun einmal um des Gewissens willen Teile der Kirchenlehre nicht (oder noch nicht) akzeptieren können. Gönnt ihnen, daß sie frei nach dem Gewissen handeln dürfen, und reicht ihnen die christliche Bruderhand, wenn ihr nur bei ihnen die Liebe zum Heiland findet."

Digitized by Google

Genau das Gegenteil haben leider die Führer der Orthodoxie getan.

Die Liberalen wollen ihrerseits den Frieden, und sie können Herrn La Roche für sein echt christliches Dazwischentreten nur dankbar sein. Seine streitbaren Freunde werden auf ihn nicht hören, und die Synoden werden bald widerhallen von den kräftigen Verdammungsreden der Orthodoxen.

Sie suchen ja noch nach neuen Ketzern.

In Cöln ist ein Pfarrer Jatho, der dort sehr viele Anhänger hat. Er predigt vortrefflich, warm und tief religiös und weiß die Zuhörer zu packen und religiös zu begeistern. Aber er faßt die Religion im Sinne der neueren Theologie menschlich auf, erkennt die Dogmen des Apostolikums nicht an. Seine Predigten sind dabei nicht polemisch und setzen andere Ansichten nicht herunter, sondern entwickeln nur die eigenen Gedanken des Redners.

Flugs wird gegen Jatho mobil gemacht. In den Rheinlanden, aber vor allem aus dem Hauptquartier der Orthodoxie. Die Zentralkonferenz der lutherischen Vereine in Preußen veröffentlicht in der „Kreuzzeitung" (26. Juli) eine Aufforderung an den Pfarrer Jatho, sein Amt niederzulegen, weil seine Anschauungen mit dem allgemeinen Glauben der Christenheit und seinem Ordinationsgelübde in schneidendem Widerspruch stehen. Geht er nicht freiwillig, so soll ihn die Gemeinde zwingen; läßt auch die es an sich fehlen, so soll das Konsistorium durch ungesäumte Einleitung des Disziplinarverfahrens diesem furchtbaren Notstande abhelfen.

Liest man nun die Predigten Jathos, so muß man sagen, daß die Kirche dankbar dafür sein muß, daß ein solcher Mann in ihr wirkt, und muß es ganz im Gegensatz zu jenen Herren für einen „furchtbaren Notstand der Kirche" erklären, daß ein solcher Mann aus ihr verdrängt werden soll — — und vielleicht verdrängt wird.

Der Unfug der Hetzerei und Ketzerrichterei wird weiter gehen. Warum auch nicht? Den Leuten, die ihn treiben und dahinter stehen, liegt daran, die selbständigen Geister aus der Kirche zu verdrängen oder mundtot zu machen. Die Geistlichen allein sind zu schwach — und die Laien kümmeen sich nicht darum.

Werden sie nicht endlich die Gefahr einsehen, die nicht bloß dem Protestantismus, sondern unseren ganzen religiösen und politischen Zuständen droht, und danach handeln? Sich die Macht in der Kirche verschaffen, die ihnen gebührt?

Karl Schrader

Städtische Brotfabrikation in Italien.

Unter den vielen und mannigfaltigen sozialen Maßregeln, die von der Verwaltung italienischer Städte zu Nutz und Frommen der Bevölkerung in letzter Zeit ergriffen wurden, gibt es keine, die der Einführung der städtischen Brotfabrikation an grundsätzlicher Bedeutung vergleichbar wäre. Schon im Jahre 1901 hat der sozialistische Abgeordnete Defelice Giuffrida in Catania, seiner Vaterstadt, deren Bürgermeister er ist, das Wagestück in die Tat umgesetzt; bis zum gegenwärtigen Augenblick fährt er damit fort, und zwar bisher mit sichtbarem Erfolg. Die mannigfachen Gefahren dieses sozialistischen Experiments — speziell auch die Möglichkeit einer kommunal-fiskalischen Ausbeutung eines länger bestehenden Brotbäckereimonopols — liegen auf der Hand. Um so interessanter erscheint es, die bisher gesammelten Erfahrungen ohne Voreingenommenheit darzustellen.

Rund 250 Bäckermeister und Lehrlinge beteiligen sich in der schmucken Aetnastadt an der Herstellung von 60 000 Kilogramm Brot täglich, ihr Tagelohn schwankt zwischen 4—5 Lire. Es steht ihnen nicht nur frei, sich an dem knusprigen Produkt ihrer Hände während der Arbeitszeit satt zu essen, sondern sogar ein Kilogramm Brot nach beendeter Arbeit mit nach Hause zu nehmen. Eine nur neunstündige Arbeitszeit, wöchentlich ein freier Tag, ein entsprechender Anteil am Gewinn gestalten ihr Dasein recht angenehm, machen sie in den Augen ihrer minder begünstigten Berufsgenossen zum Gegenstand berechtigten Neides. Alles in allem stellen sich die Gesamtkosten, die von mißgünstigen Kritikern mit Luchsaugen revidiert worden sind, auf 17 328 Lire täglich — die Einnahmen auf 17 466 Lire, daher ein täglicher Ueberschuß von 138 Lire, was, abgesehen von unvermeidlichen kleinen Schwankungen, einem Jahresgewinn von 50 000 Lire gleichkommt. Dank dem zielbewußten Eingreifen des Herrn Defelice sank der Preis für ein Kilogramm Brot allerbester Qualität sofort von 36 auf 28 Centesimi — von 30 auf 22 für die zweite Qualität — herab. Vor der Einführung der städtischen Brotfabrikation meinten zahlreiche, nicht besonders skrupulöse Bäckermeister in ihrem guten Recht zu sein, wenn sie, um der lästigen Konkurrenz zu begegnen, dem Weizenmehl Mais-, Reis-, Gemüse-, ja sogar Gipsmehl beimengten. Seitdem die Stadt selbst die Fabrikation des Brotes übernommen hat, hörte dies wie mit einem Schlage auf. Während früher über 3000 Säcke minderwertiger Mehlsorten monatlich den städtischen Octroi passierten, wird jetzt in Catania kein einziger Scheffel geringer Sorte mehr eingeführt. Die Gemeinde bietet ihren Schutzbefohlenen die absolute Gewähr, daß die Fabrikation nicht mehr wie ehemals nur allzu häufig in ungeeigneter, schmutziger, ja anwideender und gesundheitsschädlicher Weise vor sich geht, sondern daß den jüngsten Errungenschaften der Hygiene und der Wissenschaft voll Rechnung getragen wird. Seit dem Eingehen der Privatbäckereien ist in Catania ein Kilogramm Brot feinster Qualität beständig billiger als ein Kilogramm Weizenmehl, ein Phänomen, das in Italien früher nirgends wahrzunehmen war. Als ein Trumpf in dem gewagten Spiel des Heren Defelice muß der Umstand angesehen werden, daß er für ein Spottgeld eine große Privatanstalt zur Brotfabrikation übernehmen durfte, die, obgleich mit den allermodernsten maschinellen Einrichtungen versehen, untätig lag, weil die koalierten Konkurrenten sie unter keiner Bedingung aufkommen lassen wollten. Nach und nach hat der Magistrat, je mehr der Bedarf wuchs, den Betrieb vervollkommnet, eine ganze Reihe von Bäckereien errichtet, Hunderte von Verkaufsstellen eröffnet, ein besonderes Fuhrwesen für die Verteilung der Waren organisiert. Die einzige Vergünstigung, welche die Stadt den bisherigen Privatbäckern einräumte, ist die, daß sie ihnen das Vorrecht gewährte, gegen eine angemessene Provision sich als Wiederverkäufer der städtischen Backwaren zu etablieren. Es scheint, daß sie dabei ihre bescheidene Rechnung gefunden habe. Aehnliche Erfahrungen sind auch in einer ganzen Anzahl kleinerer Städte, die, wie z. B. Rimini, städtische Bäckereien für billiges Brot eingerichtet haben, gemacht worden.

Die höchste Anerkennung, die Giuffrida für sein ebenso kühnes wie energisches Vorgehen zuteil werden konnte, war, daß die Hauptstadt seiner heimatlichen Insel, Palermo, sich genötigt gesehen hat, in seine Fußstapfen zu treten. Dort verspürte ein Großindustrieller nicht übel Lust, die Rolle eines Giuffrida, jedoch in nicht ganz so uneigennütziger Absicht, zu spielen. Zu diesem Zweck brachte der betreffende die einzige große Mühle im Weichbild der Stadt in seinen Besitz. Der Senator G. Tasca-Lanza, Bürgermeister der schönen Stadt, an den ich mich direkt um Auskunft gewandt habe, antwortete mir erläuternd, daß jener Herr es zustande brachte, kleinere Mühlen zum Stillstand zu zwingen, und daß er den Preis nicht nur für das Brot, sondern auch für alle Sorten von Teigwaren, die in der Ernährung eines Volkes, das hauptsächlich von Maccaroni lebt, eine so wichtige Rolle spielen, nach freiem Ermessen diktierte. Als das Parlament zur Erleichterung der besitzlosen Klassen 1901 den hohen Einfuhrzoll auf auswärtiges Getreide um ein Bedeutendes herabdrückte, setzte der Magistrat, damit auch die Palermitaner davon einen wirklichen Nutzen haben sollten, den Preis für sämtliche Erzeugnisse der Mehlbranche amtlich fest. Der betreffende Großindustrielle wollte dieses Eingreifen in seinen Wirkungskreis nicht ruhig hinnehmen. Zuerst versuchte er es mit allerlei Rechtsansprüchen, die Stadtverwaltung mürbe zu machen, als er jedoch einsehen mußte,

Digitized by Google

daß er dabei den kürzeren zog, entschloß er sich, um alle Widerstandsgelüste ein für allemal zu brechen, die Bevölkerung auf halbe Ration zu setzen. Nun wurde die Stadt selbst zur Konkurrentin des Uebeltäters, zunächst in ganz bescheidenem Umfang, dann in immer größerem; heute besitzt Palermo, genau wie Catania, ebenso ausgedehnte wie leistungsfähige Anlagen. Es kann sich rühmen, den Preis für ein Kilogramm Brot erster Qualität von 44 auf 30 Centesimi und von 28 auf 20 für die zweite Qualität herabgedrückt zu haben. In entsprechendem Verhältnis sind die Preise für alle Erzeugnisse der Branche gesunken. Innerhalb der ersten sechs Monate des Betriebes wurden in der Stadt 5 790 071 Kilogramm Getreide gemahlen, 2 652 923 730 Kilogramm Brot in den städtischen Anstalten gebacken. In Palermo liegen Schutzleute in Uniform dem Verkauf ob. Der Bevölkerung sind ziffernmäßig innerhalb einer so kurzen Frist an 1½ Millionen Lire erhalten, der Stadtkasse bei einem Umsatz von über neun Millionen Lire ein Gewinn von 41 000 Lire zugeführt worden.

„Ich kann nur den Wunsch aussprechen," so schließt der Senator Fürst Casca-Lanza seinen vorjährigen Bericht an die Stadtverwaltung, „daß demnächst jede italienische Stadt eigene Mühlen, eigene Bäckereien und eigene Fabriken von Teigwaren, alles nach dem neuesten System, besitzen möge; die Vorteile, die den ökonomisch schwächeren Bevölkerungsschichten daraus erwachsen, sind nicht zu übersehen; es genüge, zu sagen, daß die Prozesse wegen Nichtzahlung von Mieten seit der Einführung der städtischen Brotfabrikation auf die Hälfte zusammengeschrumpft sind."

Den Enthusiasten der Philanthropie genügt es nicht, das Volk mit gesundem Brot zu billigem Preise zu versehen. Sie wollen jedem Menschenkind seine tägliche Ration Brot kostenlos sichern, wie es die schlimmsten Verbrecher hinter Schloß und Riegel haben. Eine Vereinigung, zu der die heterogensten Elemente, von dem sozialistischen Prinzen Scipione Borghese bis zu dem stockkonservativen Professor Blaserna, gehören, — „Pel pane quotidiano" — hat zu diesem lobenswerten Zweck einen ansehnlichen Fonds gesammelt und in verschiedenen Städten Italiens Niederlagen errichtet, wo nachweislich schon Tausende und Abertausende von Hungrigen ein Stück Brot gefunden haben, ohne daß sie es zu stehlen brauchten.

Ernesto Gagliardi.

Protektionistische Eisenbahnpolitik.

II.

Der normale Tarif ist der, welcher für Güter einer Art nach gleichen Grundlagen berechnet ist und in jeder Richtung auf dem kürzesten Wege gilt; also bei einem kilometrisch gebildeten Tarif wird der Einheitssatz von beispielsweise 2 Pfennigen mit der Zahl der Kilometer auf dem kürzesten Schienenwege multipliziert und dazu die Abfertigungsgebühr von 1 Mark addiert. Bei einem Staffeltarif wird vielleicht für die ersten hundert Kilometer pro Kilometer und Tonne beispielsweise 3 Pfennig, für die zweiten hundert Kilometer 2,5 Pfennig, für die dritten hundert Kilometer 2 Pfennig usw. berechnet. Die Form der Staffel kann natürlich für die einzelnen Tarife beliebig gewählt werden, die Staffelung kann bei 10 oder bei 300 km anfangen. Das Wesen des regulären Tarifs ist lediglich, daß das Prinzip, auf dem er aufgebaut ist, bei der Verfrachtung zwischen allen beliebigen Stationen desselben Bahnsystems gilt. Das Wesen der Ausnahmetarife dagegen ist es, daß sie nur für den Versand zwischen bestimmten besonders namhaft gemachten Stationen und zwischen diesen meist nur in einer Richtung gelten*). So gibt es Ausnahmetarife für Roheisen, die nur von deutschen Hochofenstationen nach Eisengießereiplätzen gelten, andere für Erze, die nur nach Hochofenstationen Geltung haben. Seehafenausnahmetarife, die für gewisse Waren nur in der Richtung nach den Seehäfen, für andere nur in umgekehrter gelten usf. An und für sich können die Ausnahmetarife im übrigen nach derselben Methode wie die normalen, als kilometrische oder als Staffeltarife gebildet sein, sie können aber auch als Gruppen-, als Zonentarife oder ganz willkürlich konstruiert sein.

Kommt die ausländische Ware bis zu einem Punkt, von wo aus ein Ausnahmetarif für Waren gleicher Art gilt, und soll sie bis zu einem Ort gehen, der in diesem Tarif als Empfangsstation vorgesehen ist, so muß sie — wenigstens im Verkehr zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn — zu dessen Sätzen weiter befördert werden. Denn das Prinzip, das man im Vertrag von 1865 aufgestellt hatte, hat man auch in den späteren Verträgen 1868, 1878, 1891 und 1905 aufrecht erhalten.

So heißt es in dem Vertrag von 1891:

„Die vertragschließenden Teile . . . sind darüber einig, daß die Frachttarife und alle Frachtermäßigungen oder sonstige Vergünstigungen, welche, sei es durch Tarife, sei es durch besondere Anordnungen oder Vereinbarungen, für Erzeugnisse der eigenen Landesgebiete gewährt werden, soweit es sich nicht um Transporte zu milden oder öffentlichen Zwecken handelt, den gleichartigen, aus dem Gebiet des einen Teils in das Gebiet des anderen Teils übergehenden oder das letztere transitierenden Transporten bei der Beförderung auf derselben Bahnstrecke und in derselben Verkehrsrichtung im gleichen Umfange zu bewilligen sind."

Durch die Einfügung der Worte: „und in derselben Verkehrsrichtung" hat allerdings eine gewisse Einschränkung des in den früheren Verträgen enthaltenen allgemeinen Prinzips stattgefunden, die indessen ohne praktische Bedeutung war, da sie lediglich die bisherige Auslegung sanktionierte.

Es heißt weiter in dem Vertrag von 1891:

„Demgemäß sind insbesondere die auf der Beförderungsstrecke bei gebrochener Abfertigung auf Grund der Lokal- beziehentlich Verbandstarife sich ergebenden Frachtsätze auf Verlangen des anderen Teils auch in die direkten Tarife einzurechnen."

Alle diese Bestimmungen finden sich auch im Vertrag von 1905 wieder, nur folgender die Eisenbahntarife berührender Satz ist gestrichen:

„Die vertragschließenden Teile werden auf dem Gebiete des Eisenbahntarifwesens insbesondere auch durch Herstellung direkter Eisenbahnfrachttarife einander tunlichst unterstützen."

Etwas Positives besagte dieser Satz allerdings kaum; es kam alles auf die praktische Anwendung an; immerhin ist es doch von symptomatischer Bedeutung, daß man gerade diesen Satz gestrichen hat; damit spricht man indirekt aus, daß man in Zukunft Verkehrserleichterungen im gegenseitigen Eisenbahnverkehr nicht mehr wolle.

Eine Umgehung des in den Handelsverträgen ausgesprochenen Prinzips der gleichen Behandlung in- und ausländischer Güter erlaubten sich die ungarischen Bahnen, indem sie aus der der Tarifierung zugrunde liegenden Güterklassifikation einzelne Provenienzen herausnahmen und diese zu wesentlich ermäßigten Frachten beförderten, z. B. aus der Tarifposition „Mineralwasser in Flaschen" einige ungarische Spezialitäten wie Hunyadi Janos, Kristallwasser, Margaretenwasser (Margitviz). Es muß dies als unerlaubt bezeichnet werden.

In ähnlicher Weise enthalten die italienischen Eisenbahntarife ermäßigte Tarife, die nur für inländische Waren gelten (Lokaltarif 222 für Garne und Gewebe, Nr. 224 für Erze und rohe Metalle, Nr. 209 für diverse Metallwaren), doch war Italien nach seinen bisherigen Verträgen, die nichts über die Paritätsklausel im Eisenbahnverkehr enthielten, dazu berechtigt. In den neuen deutsch-italienischen Handelsvertrag ist aber diese Klausel aufgenommen, mit seinem Inkrafttreten würden die nur für inländische Güter geltenden Tarife in Fortfall kommen müssen oder gleichmäßig auch auf deutsche Waren Anwendung finden.

*) Die Findigkeit gewisser Bahnverwaltungen hat allerdings noch andere Ausnahmetarife ferig gebracht, auf die später noch eingegangen werden soll.

Digitized by Google

Auch in den neuen Verträgen mit Belgien sowie mit Serbien ist die Paritätsklausel vorhanden, nicht dagegen in denen mit der Schweiz und Rumänien; es ist zu wünschen, daß dies von Oesterreich in den Verträgen mit diesen Ländern in einer Form nachgeholt wird, welche auch die deutschen Transporte sicher stellt.

In dem Handelsvertrag mit Rußland heißt es zwar:

„Die beiden vertragschließenden Teile behalten sich das Recht vor, ihre Eisenbahntransporttarife nach eigenem Ermessen zu bestimmen."

aber in das Schlußprotokoll zu Art 19 ist die bisherige Bestimmung wieder aufgenommen:

„Die vertragschließenden Teile werden einander im Eisenbahntarifwesen, insbesondere durch Herstellung direkter Frachttarife tunlichst unterstützen. Namentlich sollen solche direkte Frachttarife nach den deutschen Häfen Danzig (Neufahrwasser), Königsberg (Pillau) und Memel zur Vermittelung sowohl der Ausfuhr als der Einfuhr nach Rußland den Bedürfnissen des Handels entsprechend eingeführt werden."

Die Handelsverträge sind nicht der einzige Weg, um dem internationalen Eisenbahnverkehr einen gewissen Schutz zu gewähren; neben den in ihnen getroffenen Abmachungen besteht das internationale Berner Frachtübereinkommen von 1892, das allgemeine Grundsätze für die Transportbedingungen der Güter auf Eisenbahnen festgesetzt hat, dem aber leider noch immer nicht sämtliche europäischen Staaten beigetreten sind; seine Erweiterung ist entschieden anzustreben. Wenn man aber glaubt, nur dadurch, nicht auf dem Weg der Handelsverträge, die ja bis 1916 festgelegt seien, einen Fortschritt erzielen zu können, so schließt das Bestehen der Handelsverträge in keiner Weise aus, daß Verkehrserleichterungen durch Zusatzverträge vereinbart werden; auf der anderen Seite bedarf es meist einer jahrzehntelangen Agitation, um solche Erleichterungen herbeizuführen, und es ist jedenfalls kein Fehler, wenn sie schon jetzt einsetzt; im Gegenteil, es ist dies um so notwendiger, als die Bestrebungen auf weitere Verkehrserschwerungen recht aktuell sind.

Das Gute ist, daß dem Streben, die Eisenbahnen in den Dienst der Absperrungspolitik zu setzen, in den finanziellen Interessen der Bahnen selbst ein starkes Hemmnis entgegensteht, und daß dieses umso wirksamer ist, wo konkurrierende Verkehrswege bestehen. Bei der Förderung des Exports durch billige Exporttarife ist das handelspolitische Moment nur eins, und häufig genug nicht einmal das ausschlaggebende. Der Tarif muß so niedrig sein, um die Frachten entweder nicht an andere Verkehrswege zu verlieren, oder um den Bahnen überhaupt einen größeren Verkehr zuzuführen.

In erster Linie zwingt unser verkehrtes Normaltarifsystem zur Erstellung so massenhafter Ausnahmetarife, da es sich den Selbstkosten absolut nicht anschmiegt. Einmal liegt ihm das Wertsystem zugrunde, d. h. die Fracht wird nach dem Wert der transportierten Ware berechnet, obgleich die Mehrkosten für den Transport einer höherwertigen Ware nur unwesentlich größer sind als für den einer geringwertigen — sobald beide in gedeckten Wagen verfrachtet werden. Die Folge ist, daß eine Reihe von höherwertigen Gütern entweder nicht versandfähig sind, oder die Wasserstraße oder eine konkurrierende Bahn mit niedrigeren Frachten aufsuchen. Noch schlimmer erweist sich das kilometrische Tarifsystem, wonach der Einheitsfrachtsatz pro Kilometer mit der Zahl der durchfahrenen Kilometer multipliziert wird, obgleich die Selbstkosten pro Kilometer mit der wachsenden Entfernung ganz außerordentlich sinken. Die Verkehrssteuer wird daher umso größer, je größer die Transportlänge; sie trifft am härtesten die, welche ohnehin in der wirtschaftlich ungünstigeren Lage sind; sie bewirkt, daß der natürliche Verkehr sich nicht entwickeln kann, daß den Eisenbahnen die Frachten dadurch entgehen, oder daß sie — wo solche vorhanden — auf die konkurrierenden Verkehrswege übergehen. Das zwingt die Bahnen in ihrem eigensten finanziellen Interesse, das verkehrte Tarifsystem durch ein solches von rationeller gebildeten Ausnahmetarifen zu durchbrechen. Werden doch heute auf den preußischen Staatsbahnen zwischen $^2/_3$ und $^3/_4$ aller Güter zu Ausnahmetarifen befördert. Ganz besonders erweisen sich diese notwendig für den auswärtigen Absatz, einmal deshalb, weil dessen größter Teil über See geht und die konkurrierenden Wasserstraßen ebenfalls nach den Hafenplätzen führen, sodann weil auf den auswärtigen Märkten ein Absatz nur dann zu ermöglichen ist, wenn die Frachten nicht eine unnatürliche Höhe haben. Nicht in den niedrigen Exportfrachten liegt meistens der Unfug — obgleich diese auch stellenweis bis unter die Selbstkosten heruntergehen und damit natürlich in jeder Beziehung unwirtschaftlich und nachteilig sind —, sondern weit mehr in der Höhe der Binnenfrachten, die im Inland die Produktionskosten verteuern und den Konsum schwächen; in der Ueberschätzung des Werts des Exports, in der Unterschätzung des Werts des inneren Markts.

Das finanzielle Interesse der Bahnen — besonders wo Konkurrenzwege in Betracht kommen — führt auch zur Erleichterung des Imports, ja auch zu einer solchen des Transits und des Exports des Auslandes. Welche Fülle von Ausnahmetarifen für russische und rumänische land- und forstwirtschaftliche Produkte haben z. B. die österreichischen Bahnen im Verkehr nach den böhmischen und sächsischen Elbumschlageplätzen erstellt; sie fahren diese Güter wesentlich billiger als die gleichen des eigenen Landes; denn diese fallen ihnen sowieso zu, die letzteren würden sonst nach den russischen und rumänischen Häfen an der Ostsee oder dem Schwarzen Meer oder der Donaumündung gehen. Sie geben auch solche niedrigen Frachten nicht im Verkehr nach den Häfen der oberen Oder — für die wird kein Ausnahmetarif erstellt —, der Zweck ist ja, die Güter solange wie möglich auf österreichischen Strecken zu fahren. Und genau so verfahren die preußischen Staatsbahnen gegenüber Oesterreich-Ungarn und Rußland, sowohl was den Export wie was den Import dieser Länder anlangt; Baumwolle, Reis, Heringe, Kolonialwaren werden von den Ost- und Nordseehäfen nach österreichisch-ungarischen Stationen zu Sätzen gefahren, die oft nicht halb so hoch sind wie die für den Inlandsverkehr geltenden.

Man wird diese Bevorzugung des Auslandes verurteilen — gleichviel, ob man Schutzzöllner oder Freihändler ist —, jedenfalls aber wird, wer den Mißbrauch der Eisenbahnen zu handelspolitischen Zwecken mißbilligt, Ursache haben, sich zu freuen, daß dem so gewichtige reale Interessen der Eisenbahnen und der Finanzen entgegenstehen; daß daher noch viele Tropfen ins Meer laufen werden, ehe die Ideale der Absperrungspolitiker im Eisenbahnwesen verwirklicht werden.

Ganz wesentlich würden deren Pläne aber gefördert werden, wenn es den Bahnverwaltungen gelänge, auf den Hauptkonkurrenten — die natürlichen Wasserstraßen — maßgebenden Einfluß zu gewinnen, sei es durch Verstaatlichung des Binnenschiffahrtsbetriebes, sei es auch nur durch Beseitigung der Schiffahrtsabgabenfreiheit. Freilich, daß Oesterreich in deren Beseitigung für die Elbe willigt, die sein Bahnnetz alimentiert und es bezüglich seines Im- und Exports zum Teil von den preußischen Staatsbahnen unabhängig macht, ist wohl ausgeschlossen, und auch die Rheinschiffahrtsakte dürfte diesen Bestrebungen beim Rhein ein kaum zu beseitigendes Bollwerk entgegensetzen.

Das zu erstrebende Ziel ist einmal die gleiche Güterklassifikation in den Eisenbahntarifen aller europäischen Staaten, wenigstens denen des Kontinents; sodann müßten auf Verlangen auch nur eines Staates direkte Tarife im Verkehr von Stationen des einen nach denen des anderen, also auch eines dritten und vierten Staates erstellt werden, beispielsweise von Belgien nicht bloß nach französischen und schweizerischen Stationen, sondern auch nach solchen Italiens, Oesterreichs, Rußlands durch Frankreich, Deutschland, die Schweiz usw. hindurch. Damit würde der internationale Eisenbahngüterverkehr ganz außerordentlich vereinfacht und erleichtert werden, was nicht nur den Frachtinteressenten, sondern auch den Eisenbahnverwaltungen selbst ganz wesentlich zugute kommen würde. Das wären freilich lediglich formale, aber immerhin wertvolle Errungenschaften; sie sind die Voraussetzungen für die materiellen.

Zu den letzteren gehören zum Teil bereits die Forderungen nach einem einheitlichen Tarifschema, und hier kann — soll dieses nicht von vornherein wieder durch eine Unzahl von Ausnahmetarifen durchbrochen oder richtiger illusorisch gemacht werden — nur das Wagenraumsystem statt des Wertsystems und nur ein verständiges Staffeltarifsystem statt des kilometrischen

zur Anwendung gelangen. Man wird bezüglich des einen wie des anderen ja nicht von vornherein die letzten Konsequenzen zu ziehen brauchen; man wird nicht bloß zwischen Wagenladungsgütern in offenen und geschlossenen Wagen, Stückgütern und Eilgütern zu unterscheiden brauchen, man wird — um allzu große wirtschaftliche Verschiebungen und finanzielle Einwirkungen zu vermeiden — anfangs vielleicht statt 4 Tarifklassen deren 6 einführen können; man wird aus denselben Gründen sich anfangs vielleicht mit größeren Staffeln von 50 oder gar von 100 km begnügen und erst später das Raumsystem weiter vereinfachen, das Staffelsystem verfeinern. Aber schon mit der ersteren Reform würde der größte Teil der bisherigen Ausnahmetarife verschwinden und damit auch der größere Teil der „Richtungstarife im handelspolitischen Interesse". Die Förderung des Binnenverkehrs durch die damit verbundene Verkehrsverbilligung würde der heimischen Produktion unendlich viel mehr zugute kommen als die Erschwerung des Auslandsverkehrs durch bahntarifarische Maßnahmen. Die mit einem solchen Tarifsystem verbundene außerordentliche Vereinfachung des Tarifwesens würde aber auch den Eisenbahnverwaltungen selbst eine außerordentliche Entlastung und damit gewaltige Ersparnisse bringen.

Bei direkten Tarifen zwischen Stationen verschiedener Länder müßte die Expeditionsgebühr (Manipulationsgebühr) zwischen der Bahnverwaltung des Versandlandes und der des Empfanglandes geteilt werden und sie nur einmal zur Hebung gelangen; im übrigen müßten die Einnahmen für den Streckensatz nach Maßgabe der durchfahrenen Strecken unter die beteiligten Bahnverwaltungen verteilt werden.

Für solche internationale Vereinbarungen haben wir bereits Beispiele: Im Schlußprotokoll des deutsch-russischen Handelsvertrages vom 10. Februar 1894 ist zu Artikel 19 im 2. Absatz folgendes festgesetzt:

„Zugleich sollen die Frachtsätze für die im russischen Eisenbahntarif zum Getreide gerechneten Artikel sowie für Flachs und Hanf von den russischen Aufgabestationen bis zu den oben erwähnten Häfen (Danzig, Königsberg, Memel) nach denjenigen Bestimmungen gebildet und unter die um Transport beteiligten deutschen und russischen Bahnen verteilt werden, welche für die nach den Häfen Libau und Riga führenden russischen Eisenbahnen jetzt in Kraft sind oder in Kraft treten werden. Die außer den Frachtsätzen erhobenen Zuschläge (Nebengebühren) sollen in gleicher Weise gebildet und der Betrag derselben nach den russischen Vorschriften unter die beteiligten Linien verteilt werden, wobei man darüber einverstanden ist, daß nur eine einzige Grenzgebühr, die den russischen und den deutschen zur Grenze führenden Bahnen zu gleichen Teilen zufällt, erhoben werden darf."

Was hier für einen Einzelfall vereinbart ist, müßte durch die Handelsverträge oder durch ein internationales Uebereinkommen für alle Güterfrachten festgelegt werden.

Man spricht so viel von der amerikanischen Gefahr, von der Notwendigkeit eines Zusammenschlusses wenigstens Mitteleuropas zu einem größeren Wirtschaftsgebiete, um dieser Gefahr zu begegnen. In diesen Befürchtungen steckt ein gut Teil Uebertreibung; das aber, was den Vereinigten Staaten einen wesentlichen Vorsprung gewährt, das ist einmal der Umstand, daß innerhalb eines Gebietes von 9 385 184 qkm und unter einer höchst kaufkräftigen Bevölkerung von fast 80 Millionen Einwohnern keine Zölle bestehen; und sodann der, daß in diesem riesigen Land die Waren die Eisenbahnen ohne jede Umkartierung mit ungemein niedrigen Frachtsätzen durchfahren, daß man von jeder nennenswerten binnenländischen Station der Vereinigten Staaten auf ein Durchgangskonnossement nach irgend einem europäischen oder wichtigeren außereuropäischen Hafen verfrachten kann. Wollen wir hinter der neuen Welt nicht zurückbleiben, so gilt es wenigstens im Transportwesen die Schranken niederzureißen, die die einzelnen Länder und Ländchen im mißverstandenen Eigeninteresse gegeneinander errichtet haben, nicht aber deren neue zu schaffen.

Es wäre unrecht zu verschweigen, daß es auch ausgesprochen schutzzöllnerische Kreise gibt, die doch davon durchdrungen sind, daß die Verkehrsmittel nicht dazu da sind, die Schutzzollpolitik zu verstärken, die mit Energie gegen deren Mißbrauch zu solchen Zwecken Front machen.

So erklärte in der erwähnten Ausschußsitzung des Zentralverbands der Industriellen Oesterreichs der Zentraldirektor Oberbaurat Otto Günther:

„Was soll jetzt ein Industrieller, um sich vor Nachteilen zu schützen, noch machen? Er hat seinen Gerichtsadvokaten, er hat seinen Patentanwalt, er wird künftig noch einen Tarifdoktor haben müssen, denn es ist einfach unmöglich, daß man dieses große Gewirr von Tarifen in- und ausländischer Art kennt und vollständig beherrscht. Ein kleiner oder mittlerer Industrieller ist nicht imstande, sich einen derartigen Apparat von Sachverständigen zu halten, damit er sich vor Schaden behüte, und damit er in der Lage sei, erfolgreich zu konkurrieren. Eins geht wie ein roter Faden durch unser ganzes Tarifsystem: Die Unaufrichtigkeit von allen Seiten. Jeder Staat sucht, den anderen zu übervorteilen und Maßregeln zu ergreifen, welche gewiß nicht reell sind, aber welche ihm einen Nutzen beingen. Wir müssen daher trachten, dieses System durch ein anderes zu ersetzen, welches nicht nur wirkungsvoll, sondern auch ehrlich und einfach und für den Industriellen leichter begreiflich ist. Daher bin ich gegen das Prinzip, welches Herr Dr. Kolischer mit den Worten gekennzeichnet hat: ‚Haust du meinen Juden, so hau ich deinen Juden'. Nein, was der andere sich selber konzediert, muß er auch mir konzedieren."

Das sind goldene Worte, und es ist bemerkenswert, daß zu ihnen auch die Vertreter des Vereins der Montan-, Eisen- und Maschinenindustriellen Oesterreichs, die gewiß keine Freihändler sind, sich ausdrücklich bekannten.

Um aber zu einem Fortschritt im internationalen Verkehr zu kommen, ist es notwendig mit der Reform, auf Grund deren eine solche Verständigung nur zu ermöglichen ist, bei sich anzufangen. Gewiß, die Zeiten sind dafür nicht günstig: in den Volksvertretungen dominiert ängstlicher, engherziger Interessengeist, und in der Verwaltung fehlt der große Gesichtskreis und der Wagemut; nur der finanzielle Kalkulatorenstandpunkt ist ausschlaggebend. Unter heutigen Verhältnissen wäre das Einheitsporto und den Weltpostverein mit dem Zwanzigpfennigporto einzuführen eine Unmöglichkeit. Kein Schatzsekretär, kein Finanzminister auf dem ganzen Kontinent würde den Mut zu solch kühnem Wagnis finden. Nur wo eine sichere Ersparnis oder Mehreinnahme schon rechnerisch aus einer Reform herausschaut, ist man dazu bereit. Das ist denn zurzeit auch die einzige Hoffnung, daß der Tarifwirrwarr den Bahnverwaltungen so lästig und kostspielig wird, daß sie selbst aus eigenem finanziellen und Verwaltungsinteresse zu einer vereinfachenden Reform schreiten.

Inzwischen aber gilt es, in der Bevölkerung und vor allen Dingen in den Kreisen der direkten Frachtinteressenten selbst die Ueberzeugung zu wecken, daß der bisher eingeschlagene Weg nicht das allgemeine Wohl fördert, daß er nicht „im Zeichen des Verkehrs" steht. Jede große Reform muß schließlich aus dem Volk herauskommen, von seinem Bewußtsein getragen sein, der Staatsmann muß dann schließlich der Vollstrecker des Volkswillens sein. Das Volk aufzuklären, ist also auch hier die nächstliegende Aufgabe.

Breslau. Georg Gothein.

Das Fest von Sora.

Die Angehörigen anderer Völker lassen in Italien die Schönheit der Landschaft auf sich wirken und bewundern die Kunstschätze, der Deutsche dagegen wandert hier bis zum fernsten Süden auf den Pfaden der eigenen Geschichte. Fast mehr als in der Heimat. Denn in den vaterländischen Gauen ist es von alters her vornehmlich der Streit der Stämme, die Vergangenheit des kleinen, von einem Dynastengeschlecht regierten, den Nachbarn befehdenden Gaus, die in Burgruinen, Befestigungswerken kleiner Städte und anderen Erinnerungszeichen ihre Denkmäler gefunden hat — in Italien aber drängt sich der große Gang der Geschichte, die Majestät des alten Kaisertums dem Deutschen auf. Rufen die Namen der Täler und Städte, der

Digitized by Google

Gräber und Straßen auch oft traurige und tragische Ereignisse wach, immer sind sie von romantischer Größe, von einem Hauche alten Heldentums umwittert. Deshalb lieben wir Italien und rasten auch gern abseits der bekannten Touristenstraßen, um in den Gewohnheiten und Sitten des Volkes ein Bild der früheren Zeit zu finden.

Besteigt man in Rom die Bahn, welche die Halbinsel durchquerend nach Sulmona führt, so öffnet sich nach einem Tunnel durch den massiven Bergstock des Monte Bove das Tal zu weiter, fruchtbarer Ebene. Aus dem Lande der Aequer steigen wir in das Gebiet der kriegerischen Marser, die lange Zeit Feinde des mächtig aufstrebenden Roms gewesen sind und erst im Jahre 91 vor Christi Geburt endgültig unterworfen wurden. Aber ihrer gedenken wir kaum, wenn wir die Gegend überblicken, denn das Auge haftet an einem finsteren, altersgrauen Städtchen, das an die Berge geschmiegt, das Tal überhöht. Es heißt Tagliacozzo. An seinen Mauern zerschellte das Glück der Hohenstaufen für immer. Auf der altrömischen Via Valeria, die das Marsenland durchzieht, überfiel Karl von Anjou den jungen Konradin am 26. August 1268 aus einem Hinterhalt, das siegreich vorgedrungene, deutsche Heer wurde zersprengt, und Konradin mußte die wilde Schlucht des Himella hinaufliehen, nach Rom, seinem Schicksal entgegen. Wir sehen von der Eisenbahn aus den Fluß, der unterhalb Tagliacozzos brausend zu Tal stürzt, und zugleich den Felspfad, den der letzte Hohenstaufe verzweifelnd emporgeritten. Die Söhne des neuen Deutschen Reiches betrachten nicht mehr mit der bitteren Empfindung ihrer Väter historische Stätten, auf denen Deutschlands Ruhm der Falschheit Fremder unterlag, sie empfinden nur inniger als in der Behaglichkeit der Heimat die Freude, einem großen, mächtigen Volk anzugehören, das endlich nicht mehr nach dem Wort des Tacitus „propter invidiam“ in hilflose, allen Stürmen preisgegebene Teilchen zersplittert ist. Nicht viel anders wird zu Zeiten der Hohenstaufen die Gegend ausgesehen haben als heute, wenn auch die Häuser des Städtchens größtenteils der Renaissance angehören. Aus der Ferne macht die Verschiedenheit des Stiles wenig Unterschied, denn die graue Farbe des Gebirgssteines, Lage und Größe der Orte sind dieselben geblieben. Tagliacozzo, Scurcola, das kleine mehr südlich gelegene Dorf, vor dem Konradin mit den Vorposten Karls von Anjou zusammentraf, erscheinen noch heute wie Felsennester der verschwundenen Ritterzeit. Nur den bunten, frohbewimpelten Reiterzug, der ausging, Neapel zu erobern, die glänzenden Harnische und schwergerüsteten Pferde muß die Phantasie anstelle der kleinen, unscheinbaren Soldaten setzen, die von der Garnison Avezzano aus gerade eine Felddienstübung im historischen Gelände machten.

Will man das Liristal erreichen, eine der schönsten und poesievollsten Gegenden des Landes, muß man die Bahn in Avezzano verlassen und einen Wagen nehmen, um den Gebirgspaß des Monte Salviano zu überschreiten. Das Städtchen liegt zu Füßen des mächtigen, schneegekrönten Monte Velino, der einst das weiße Haupt in den Fluten des Fuciner Sees spiegelte. Jetzt erstreckt sich anstelle des Wassers ein fruchtbares, von Kanälen durchzogenes Ackerland, das schon in der römischen Kaiserzeit der Kultur gewonnen werden sollte. Doch erst das neunzehnte Jahrhundert brachte den Plan zur Ausführung, der die Gegend von schädlichen Fiebern befreite und nützlichen Boden aus den versumpften Gewässern erstehen ließ. Unter der Regierung des Kaisers Claudius arbeiteten dreißigtausend Menschen elf Jahre lang daran, einen unterirdischen Kanal für den Abfluß des Wassers nach dem Liristal zu wölben. Am Ufer gefundene Basreliefs verkünden die Größe und die Art des Unternehmens, von dem der ältere Plinius in der Naturgeschichte mancherlei Einzelheiten berichtet. Als man so weit zu sein glaubte, die Fluten in den neugebauten Kanal unter dem Monte Salviano ablassen zu können, wollte der Kaiser an dem malerischen Ufer und auf dem blauen Wasser, dessen Schönheit schon Horaz besungen hatte, „den Nymphen ein Abschiedsfest geben“ und schloß mit einer blutigen Seeschlacht die Spiele der Gladiatoren. Neunzehntausend Verbrecher waren versammelt, sich zur Freude des Kaisers und seiner Gäste zu töten, während am Ufer mit schweren Waffen, Katapulten und Ballisten Soldaten aufgestellt waren, die Schaufechter vor offener Empörung abzuschrecken. „Salve Caesar Imperator!“ riefen sie von dreiundzwanzig wohl gerüsteten Galeeren aus dem alten Claudius zu, der auf einer Tribüne inmitten von Frauen und Freigelassenen am Ufer saß. Froh, die Leute bereit zu finden, in ihrer Art sein Fest zu verherrlichen, wollte der Kaiser ihnen danken und rief: „Gruß und Heil auch euch.“ Kaum aber hörten die Kämpfer dies Wort, so warfen sie die Waffen nieder und weigerten sich, zu fechten, weil sie der Kaiser selbst begnadigt habe. Da lief Claudius in seinem prachtvollen Gewand am Ufer des Sees auf und ab, drohte den einen, wandte sich bittend an die anderen und brachte sie endlich dahin, den Kampf zu beginnen. Als man das blutgerötete Wasser dann durch die geöffneten Schleusen ablassen wollte, stellte sich die Arbeit als fehlerhaft heraus. „Die Nymphen,“ sagte der Dichter, „haben ihr Heim verteidigt und mit Hilfe der Berggeister die Menschen besiegt.“ Damit tröstete sich auch der Kaiser, als er unverrichteter Dinge aus dem Lande der Marser nach Rom zurückkehrte. Friedrich II., der Hohenstaufe, versuchte im Mittelalter den zusammengestürzten Kanal des Claudius wieder herzustellen, aber auch der Technik seiner arabischen Baumeister gelang es nicht, das Werk zu vollenden, das erst im Zeitalter der Erfindungen ausgeführt wurde. Als Gregorovius im Jahre 1871 durch die Abruzzen wanderte, schrieb er: „Ja, Geld und Dampfmaschinen trocknen die Poesie der Welt aus; nur wer ein Kaufmann ist, wird dessen froh.“ Als wir im kleinen Landwagen, von zwei starken, niedrigen Campagnahengsten gezogen, über den Gebirgspaß des Monte Salviano fuhren, übersahen wir die weite Fläche des ehemaligen Sees, ein wogendes Meer grüner, herrlicher Getreidefelder. Es war eine prächtige Fahrt. Unter uns die üppige Landschaft, vor den Blicken die schroffen Felsen, durch die sich die breite, gut gehaltene Fahrstraße windet, zur Seite die Gipfel der Berge von Sora und, wenn man das Auge zurückwendete, funkelte im Glanz der Sonne wunderbar mit Schneeflächen auf beiden Gipfeln der Monte Velino, als bestünde er aus durchsichtigem Diamant. Ginster und Goldregen blühten am Wege, versöhnend leuchteten ihre großen, gelben Blumen in der grauen Öde des menschenleeren, ungebauten Gebirges. Ein starkes Frühlingsgewitter zwang uns, auf der Höhe des Passes den Wagen zu schließen, und verschleierte die Aussicht in das Tal von Roveto, an dessen Ende der sagenumrauschte Liris entspringt. Wie dichte Vorhänge flattern die Wolken ins Gebirge und umfluten die Gipfel, die sich nur langsam unter dem Kuß der Sonne von ihren Umhüllungen befreien können. Bei Capistrello, einem malerischen, einsamen Gebirgsdorf, mündet die Straße in das Liristal, das mit Recht von allen, die es besucht haben, für eins der schönsten Täler Europas gehalten wird. Von üppigem Pflanzenwuchs umgeben, zieht sich der Weg, an die Berge des linken Ufers gelehnt, von den Hochgebirgsketten der Abruzzen begleitet, nach Süden. Man glaubt, durch einen lieblichen Garten zu fahren, jede Wendung der Straße enthüllt neue Bilder, und das fröhliche Treiben auf dem belebten Weg stimmte mit der heiteren Landschaft überein, in der sich nach den Versen des Dichters „die Rebe liebend an die Ulme schmiegt“. In den Schatten des abziehenden Gewitters verschwand Capistrello, dessen graue Häuser um die Kirche geschart, mittelalterlich herübergrüßten. Immer bunter, fremdartiger wird die Tracht der Leute. Sie tragen eine Art Sandalen, die vermutlich zur Römerzeit nicht anders ausgesehen haben. Ein viereckiges Stück Ziegenleder wird an den Enden durchlöchert und vermittels durchgezogener Bindfäden an dem, mit starker, grauer Leinwand umwickelten Fuß befestigt. Es ist dies eine ebenso bequeme wie einfache Bekleidung. An den Zehen bildet das Leder eine hochgeschwungene Spitze, die an die Schuhe des dreizehnten Jahrhunderts erinnert. Die Hirten, die mit ihren Herden von den Bergen herabsteigen, tragen anstelle der Hosen Stücke von Ziegenleder, welche, die Haare nach außen, an das Bein gebunden werden. Das zottige Vließ gibt den Männern ein Aussehen von Satyrn, und man begreift bei ihrem Anblick auf der Bergweide oder an den Rändern der Wälder, wie Gestalt und Sage jener Wesen aus dem Gefolge des großen Pan entstanden sind. Denn nicht anders kleideten sich die Hirten in den Zeiten der Fabel. Auch der Bocksfuß des Teufels findet sein Urbild in diesen Leuten.

Digitized by Google

Je weiter wir fahren, desto bunter werden die Trachten, desto fröhlicher die Menschen, die mit Bändern und Blumen geschmückt, des Weges ziehen. In den zerstreuten, am Straßenrand liegenden Osterien, die zwischen rankenden Reben und im Grün der Fruchtbäume fast verschwinden, sammeln sich die Wanderer zu kurzer Rast. Mandoline und Dudelsack tönt aus den kleinen, niedrigen Räumen, alte Weisen, die schon jahrhundertelang die Gegend durchklingen. „Heute ist das Fest von Sora," rief uns der Kutscher zu, „da zieht alles in die Stadt, der Madonna zu Ehren." Er deutete mit dem Peitschenstiel auf eine kleine Prozession, die von einem Bergdorf herabsteigend, singend ein Heiligenbild zu Tale trug. Am 27. Mai eines jeden Jahres werden die Madonnenstatuen der ganzen Gegend feierlich nach Sora geführt. Man sieht merkwürdige Bilder darunter, neue, grellbemalte Figuren, die ihre Herkunft aus modernen Läden, „für heilige Sachen" — wie es deren in Rom und Neapel eine Menge gibt — nicht verleugnen können, und feine, alte Marmorbilder, deren Gesichter sich eigenartig schön unter den glitzernden, goldgestickten Kronen und zwischen den Brokatgewändern ausnehmen. Ernst und friedlich schauen die schneebedeckten Gipfel des Monte Pizzodeta und Cornacchia auf die bunten Scharen hinab, die ihre wundertätigen Heiligenbilder in fröhlichem Zuge, von Feigen und Pinien, blühenden Akazien und lichtgrünen Eichen beschattet, durch die lachende Flur des Liris tragen, wie es schon vor Jahrtausenden geschah, als die Statuen anderer Götter sich besuchten. Auf unserer rechten Seite ragen unwegsam und steil die Hernikerberge empor, der Wohnsitz jenes wilden Volkes, dessen Unterwerfung dem römischen Konsul Marcius Tremulus die Ehre einer Reiterstatue auf dem Forum brachte. Noch flattern schleierartige, weiße Wolken in den Felsklüften des Monte Passegio empor, aber die Luft wird immer klarer, der Himmel heller, und je mehr der Abend sich nähert, desto deutlicher, scharfumrissener zeichnen sich die beschneiten Gipfel des Monte Ginepro und Fragara, die eine Höhe von etwa zweitausend Metern erreichen. Auf unserer linken Seite treten die simbrinischen Berge weiter zurück, das Tal erweitert sich zu einem breiten, fruchtbaren Gau. Bei einer Wegbiegung erscheint auf vorgeschobenem Felsenkegel Schloß und Dorf von Balsorano. Alles ist rein und gut gehalten, man hat das Bewußtsein, in einer reichen, lebensfrohen Gegend zu wandern, der Ueberfluß an Wasser, das von den Bergen in kleinen Bächen und Rinnsalen von allen Seiten dem Liris zufließt, verleiht dem Tal einen Reiz üppiger Frische, der südlichen Landschaften sonst selten zu eigen ist. Seit dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts belebt eine blühende Industrie von Balsorano abwärts das Land. Die Fabriken — meist Papiermühlen in großem Maßstab, jetzt nach modernen Systemen eingerichtet — verdanken ihren Ursprung den Franzosen aus Murats Zeiten, besonders einem Herrn Lefebure, der arm an das Lirisufer kam und nach tatenreichem Leben seinem Sohn Millionen hinterlassen konnte. Ein späterer König von Neapel erhob die Familie zu Grafen von Balsorano. In diesem reichen, gartenartigen Land voll Feigen und Rosen, laubumhegten, schattigen Villen und arbeitenden Wasserrädern, vergessen wir fast, daß wir auf dem Boden längst verklungenen, urdeutschen Rittertums stehen. Hier hatte Kaiser Heinrich VI., der Sohn Barbarossas, das germanische Feudalsystem eingeführt, um seine Herrschaft im Welschland zu stützen. Die Namen der Lehnsträger wie Diepold von Vohburg, Konrad von Marly, Markwald von Molisen, Heinz von Ingersleben muten fremd an im Angesicht der südlichen Schlösser. Nach dem Tod des Kaisers machten Franzosen und Söldner des Papstes der Herrschaft deutscher Raubritter im Liristal ein Ende, nachdem — wie ein Klosterchronist sagt — anno 1205 das „theutonicorum gravissimum jugum" siebzehn Jahre gedauert hatte. Auch das Castello Sorella, die Burg von Sora, die hoch über uns mit den Felsen verwachsen scheint und sich kaum vom schiefergrauen Stein des Berges unterscheidet, gehörte deutschen Rittern. Als wir die Dächer von Sora zwischen grünen Bäumen durchschimmern sahen, erhob sich der Vollmond strahlend über den schneebedeckten Gipfeln und zog an sich, was noch an leichten Wolkenschleiern die Luft erfüllte, sodaß ein klarer, lichtblauer Himmel das weite Land überwölbte.

Das Städtchen Sora liegt, von Alleen und Gärten umgeben, an einer Biegung des Liris, die engen Gassen, die aus dem Innern an das Flußufer führen, der breite, baumbestandene Quai, der Platz an der Brücke, jenseits welcher nur der Bahnhof, die Wirtshäuser und einige Stallungen sich befinden, waren voll fröhlicher, lachender und musizierender Menschen. Ein Musikkorps in seltsamer, weißer, mit rot und Gold gezierter Uniform spielte lärmende, lustige Weisen. Aus Bürgern der Stadt gebildet, hat es die Tracht aus den Zeiten Napoleons beibehalten. Von leichtem Abendwind getragen, klang aus den entfernteren Straßen der Ton ähnlicher Kapellen herüber, als wir von dem Balkon unseres Zimmers aus die herrliche Aussicht auf das Städtchen und die Bergwelt betrachteten.

Auf halber Höhe unter dem Kastell Sorella steht ein Kirchlein, dessen Umrisse undeutlich in der Dämmerung verschwammen; langsam stieg mit Fackeln und Lichtern eine Prozession den steilen Pfad hinan, an dessen Ende sich plötzlich Hunderte von kleinen Lampen entzündeten, die Linien der Kirchenfassade mit feuriger Schrift begleitend, sodaß die Phantasie auf dem düsteren Felsen ein schnell erbautes Zauberhaus zu sehen glaubte. Während der warmen südlichen Frühlingsnacht erreicht das Fest von Sora seinen Höhepunkt und vereint Frohsinn mit Frömmigkeit auf eine naive, unserem kritischen Sinn leider allzu fern liegende Weise. Wir folgten dem Zug der Menschen, die sich in die heimlichen, engen Gassen drängten, in denen ab und zu der Mondstrahl einen malerischen Winkel, ein hübsch geformtes, gotisches Fenster, eine antike, in die Mauer eingelassene Säule beleuchtete, bis plötzlich zu unserer Ueberraschung in strahlender Helle die Piazza vor uns lag. Girlanden kleiner Lampen zogen sich quer über die einmündenden Straßen, alle Fenster waren beleuchtet, und die breite Vorderseite des Domes erglänzte vom Giebel bis zum Sockel in strahlenden, durch bunte Lämpchen gebildeten Ornamenten. Weit offen standen die Tore des Gotteshauses, in dem zu Ehren der Maria restituta an Kronleuchtern und auf Altären Tausende von Kerzen flammten. Auf dem Platz drängte sich das Volk von Stadt und Land Kopf an Kopf, während zwei buntausstaffierte Musikbanden spielten, und ein kleiner Luftballon mit Lichtern und Fahnen zur Höhe stieg. In der Kirche zogen singende Scharen am Hauptaltar vorüber, vor dem der Bischof eine Reliquie zum Kuß reichte. Beter und Neugierige strömten nach den Seitenkapellen, in denen hellbeleuchtet und mit duftenden Blumen geschmückt die Madonnen der Umgegend Aufstellung gefunden hatten. An einem Pfeiler neben dem Muttergotteshild kauerte eine prächtige, junge Bäuerin mit reichem Silberschmuck im Haar, deren Kinder schlummernd die schwarzlockigen Köpfe im Schoß der Mutter begruben. Sie waren müde geworden vom vielen Schauen und Wandern. Auf dem Nacken des schönen Weibes spielten die rosigen Lichter der ewigen Lampen.

„Ja, das Fest von Sora ist schön!" sagte ein alter Mann neben uns. „Es ist die einzige Freude im Jahr, es gibt viel zu sehen und ist gut für die Seele." Glücklicher Alter, der auf seinen Stab gestützt, mit gebeugtem Rücken im Morgengrauen heimwärts wandert und an die wundertätige Madonna mit ihren Lichtern und Blumen glaubt! Bald treten die Menschen in die Kirche, ohne ihr heiteres Gespräch zu unterbrechen und freuen sich der Opernmelodien, die von der Orgel gespielt werden, bald steigen sie schweigend mit andächtigem Herzen die Stufen zum Hochaltar hinauf, um dann wieder auf der Piazza, die mit der Kirche einen einzigen, großen Festsaal bildet, staunend den Dom und die leuchtenden Häuser zu betrachten. Harmlos und freundlich sind alle, kein Stoß, kein rauhes Wort, kein Aufgebot von Polizei stört das fröhliche nächtliche Gedränge.

Ein Blick in die weitgeöffneten Fenster eines Hauses zeigte das gesellschaftliche Leben von Sora. In einem Zimmer waren mit bunten, mächtigen Hüten und leuchtend hellen Toiletten die Damen versammelt, aus deren nickenden Hutfedern man auf die Lebhaftigkeit des Gesprächs schließen konnte, in einem andern befanden sich sämtliche Herren, den Zylinder auf dem Kopf und drängten sich an die Fenster, die wogende Menge zu betrachten. Einem großen, schönen und doch ernsten Maskenzug glich die Schar,

die sich im malerischen Städtchen umhertrieb, in immer wechselnden Kostümen und Farben, mit immer anderen, interessanten Physiognomien. Olivendunkle Gesichter vom schönsten Oval haben die Frauen, die goldene Ketten oder dicke, leuchtend rote Korallenschnüre um den Hals tragen und schwere Goldgehänge von altertümlicher Form an den Ohren. Haupt und Nacken verhüllt ein gelbes oder weißes Kopftuch mit langen Fransen, den Busen umgibt ein loses, in Falten zusammengezogenes Hemd, das von einem niedrigen, purpurroten Mieder umschlossen ist. Der Rock ist kurz, von brennend roter oder blauer Farbe, der breite Saum immer gelb. Die Männer gehen im schwarzen Spitzhut und amaranthfarbener Jacke, sie tragen einen Gürtel aus buntem Band geflochten um den Leib. Auch lange, brennend rote Westen sieht man bei den Ciocaren, und keinem Hut fehlt eine Blume oder eine nickende Federzier. Wir wanderten von der Piazza aus durch die enge Hauptstraße, „den Corso", unter den leuchtenden Lichtergirlanden. Reges Leben herrschte auf der Straße. Aus den Osterien klang Musik, nur heitere Melodien, wie auf der Piazza und im Dom, man glaubte sich in ein Märchenland versetzt, so eitel Freude schien überall zu sein. Wenn es dem Südländer auch schlecht und armselig geht, er versteht es, Feste zu feiern und jenseits von Sorge und Leid einen Tag auf Erden so zu leben, wie seine Phantasie die Seligkeit ausmalt. Der Nordländer nimmt immer ein Stückchen Beruf, eine Alltagsfalte in den Feiertag mit; den Leuten in Sora sah man es an, daß alles Störende und Drohende bei der Madonna gelassen war.

Eine Herberge am Weg mutete wie ein Bild aus ferner Vergangenheit an. Das nach der Straße offene Gewölbe verlor sich in unheimlichem Dunkel, große Fässer lagerten den Wänden entlang, und an den Tischen des Vordergrundes, auf denen Oellampen glimmten, saßen Frauen und Männer aus den Dörfern der Gegend. Die scharfgeschnittenen Köpfe kamen im Halbdunkel prächtig zur Geltung. Verschwörer aus alter Zeit, wie sie noch heute auf der Bühne und in Romanen spuken, können nicht anders, nicht geheimnisvoller, nicht verdächtiger ausgesehen haben. Doch lauschend hörte man die Leute nur von Geld und Liebe sprechen, die Jugend von der Hoffnung des Herzens, die anderen von den Kosten der Reise, den Kosten des Festes, von dem Preis des Weines, der vor ihnen auf dem Tische in Tongefäßen von klassischer Form stand. Das Töpferhandwerk auf dem Lande hat sich seit dem Altertum wenig verändert.

Vor der Stadt begann mit Raketen und Leuchtkugeln, mit Sternen und Figuren ein Feuerwerk loszuprasseln, wie es dem Südländer bei jedem Fest als unbedingt notwendig erscheint. Die Einheit Italiens und der Madonnentag, die Geburt einer Prinzessin und die Denkmalsenthüllung eines Dichters müssen durch Feuerwerk geehrt werden und, wenn es auch am Notwendigsten fehlt, der Stadtsäckel muß das Geld aufbringen, denn das Fehlen der Raketen würde eher eine Revolution heraufbeschwören als das Uebermaß drückender Steuern. „Um den Lohn seiner Arbeit läßt sich das Volk duldend betrügen, um die Freude seiner Augen aber nicht," sagte mit Recht ein italienischer Sozialpolitiker, als es sich darum handelte, der Kosten wegen ein öffentliches Fest ausfallen zu lassen.

Als wir nach Hause gingen, unser Zimmer in dem bescheidenen, aber sauberen Hôtel de Rome aufzusuchen, stiegen unter dem lauten Jubel der Bevölkerung die Feuerräder zum Nachthimmel auf und schienen an den schroffen Felswänden der Berge in tausend Funken zu zerstieben.

Am nächsten Morgen verließen wir das gastliche, heitere Städtchen. Gleichzeitig mit uns zog, vom klingenden Geleite umgeben, eine Madonna des Weges am Liris entlang. Auf den gelben Gewändern der Frauen leuchtete die Sonne, auf dem goldenen Krönchen des Marienbildes strahlte sie wieder, sodaß es von einem natürlichen Heiligenschein umflossen schien, während es, von den kräftigen Armen der Jünglinge in die Höhe gehoben, die Vorübergehenden auf die Knie zwang. Mit Rosen war der Sockel geschmückt, auf dem der alte Marmor stand. Wir befanden uns auf dem Wege nach Arpino, der Geburtsstadt Ciceros, und, als wir an der Mündung des Fimbreno in den Liris an der Stelle vorüberkamen, wo jetzt die Ruinen einer gotischen Kirche stehen und einst die Villa des großen Redners lag, dachte ich an die berühmten Gespräche mit Atticus und Quintus, deren eines Cicero mit den Worten beginnt: „Laßt uns auf der Insel im Fibrenus niedersitzen und unser Gespräch fortsetzen." Ich sah im Geist die Gruppe der drei Männer von römischer Urbanität und feinster Bildung in ihren Togen am plätschernden Wasser unter den rauschenden Bäumen sitzen und hörte sie Worte von bleibendem Interesse sprechen, wenn auch der Schulmeister mit der Rute der Grammatik versucht hat, uns die Freude an ihrem hohen Sinn zu verderben. Hier, in Ciceros Heimat, vergessen wir die auswendig gelernten Regeln und denken, vorüberfahrend, an das schöne Wort des Atticus im Gespräche: „Ich weiß nicht, wie es zugeht, aber wir gewinnen eine Zuneigung zu jenen Stätten, wo wir den Spuren derer begegnen, die wir lieben und schätzen."

München. Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Zwei süddeutsche Zeitschriften.

Bei festlichem Anlaß schrieb Herman Grimm in das Stammbuch unserer ersten Monatsschrift: „Die ‚Deutsche Rundschau' gehört in die deutsche Literatur." Der Schlagsatz erschöpft die Bedeutung dieser von Rodenberg sicher geleiteten, nach Auerbachs Anregung Dichtung und Forschung gleichmäßig pflegenden Revue nur dann, wenn man wahrheitsgemäß beisetzt: sie ist durch die ersten Drucke mancher Schöpfungen von dauernder Bedeutung, durch die stete Mitarbeit von Gottfried Keller, C. F. Meyer, Marie v. Ebner-Eschenbach, Scherer, Bamberger und ihrer Ebenbürtigen aus der Geschichte der deutschen Literatur nicht mehr wegzudenken und (da man ein gleiches eigentlich auch den verwegensten Sturm- und Drangmanifesten der Neusten nachsagen muß): die „Deutsche Rundschau" ist aus unserem Geistesleben nicht mehr wegzuwünschen. Ueber ein Menschenalter hat sie sich auf ansehnlicher Höhe behauptet; behutsamer als in den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren die Rufer im politischen und literarischen Streit, die „Grenzboten" von Freytag und Julian Schmidt, das „Neue Reich" von Alfred Dove; mit ihren zwölf Heften im Jahr weniger auf Mehrung des kritisch gewählten Lesestoffes bedacht als die „Revue des deux mondes" mit ihren zwei Ausgaben im Monat.

Mit und neben einem derartigen literarischen Oberhaus bedarf jede Kulturnation Volkshäuser, Provinziallandtage, Protestmeetings, Studentenkränzchen, Rebellenrufe, Jugendausbrüche: grundverschiedene Spielarten von Zeitschriften, an denen in Deutschland so wenig Mangel ist, wie in England und Frankreich. Wie notwendig solche Uebungsplätze zumal den Aufstrebenden sind, hat mir Ende der siebziger Jahre Alphonse Daudet im Gespräch auseinandergesetzt. Er war dazumal als Erzähler von „Fromont", der „Lettres de mon moulin" u. a. schon ein Weltname, vergaß aber niemals, wie mühselig seine Anfänge gewesen. Unter dem napoleonischen Regiment waren Zeitungsgründungen so schwer, der Zugang zu den wenigen geduldeten halbwegs selbständigen Blättern war so stark besetzt, daß dem begabten Südländer oft bange um sein Mittagsbrot und nun gar um seine Zukunft wurde. Aehnliche Zustände zeigen sich in den (just durch die Veröffentlichung der „Lettres" von Taine) durchsichtiger gewordenen Kreisen der nachwachsenden Gelehrten- und Publizistengeschlechter. Die Aufnahme der ersten Artikel von Renan, Prevost-Paradol, Gréard und ihresgleichen in die „Débats" gleicht förmlichen diplomatischen Feldzügen. Wie viel ein unbestrittener Meister vom Range Sainte-Beuves sich trotz seiner langjährigen Zugehörigkeit zur Akademie von den dreisten Leitern des „Moniteur" gefallen lassen mußte, bis ihm endlich die Geduld riß und er zu Neffzers „Temps" überging, bleibt ein denkwürdiger Abschnitt nicht nur seiner Entwicklung, ein lehrreiches

Kapitel im noch lange nicht zu Ende geführten Unabhängigkeitskrieg des einzelnen Schriftstellers gegen die moderne Zensur übermächtiger Zeitungskönige.

So waren „Revues indépendantes" niemals heilsamer, als in Daudets, durch Polizeidruck und vielleicht noch schlimmeren Geistesdruck habgieriger Zeitungstyrannen vom Schlage Villemessants und Girardins unleidlich bedrängter Werdezeit

Heutzutage wird eher durch ein Zuviel derartiger journalistischer Neugründungen gesündigt. Der Herausgeber des „Literarischen Echo", Josef Ettlinger, hat vor einigen Jahren in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" eine wohlgemeinte, wohlgegründete Warnung laut werden lassen gegen das Uebermaß von Kraft, Zeit, Geist und Geld, das in unbedachten Schöpfungen von Monats- und Wochenblättern vergeudet wird. Wir haben mehr Schreiber, als Leser, mehr Leser, als Käufer. Die Begüterten, die ein halbes Dutzend Revuen neben Tages- und Fachblättern halten könnten, vertreiben sich — wie schon Goncourt angesichts des abnehmenden Absatzes von Romanen von sachkundigen Buchhändlern sich sagen lassen mußte — die Langeweile lieber durch kostspieligeren Reise- und Radelsport. Den Unbemittelten, Leseeifrigen fehlt wiederum, abgesehen vom nervus rerum, die notwendige Muße. Zeuge dessen die Statistik der im Jahresdurchschnitt eingehenden belletristischen, durch neuartige Bilder- oder Sensationszeitungen überholten, vom Großbetrieb verschlungenen Blätter. Welkes und Unreifes fällt mit Recht ab. Leider auch so viel Lebensfähiges, daß jeder neue Versuch, neben Alteingewurzeltem mit frischen Anpflanzungen sich hervorzuwagen, erstaunlich bleibt, doppelt erstaunlich, wenn die Unternehmer weder Geschäftsleute, noch unerfahrene Schwarmgeister sind, dem Marktgeschrei so fremd, der Modelosung so abhold wie die Begründer der (zuerst im Verlag von Georg Hemrich Müller, seither bei Adolf Bonz & Cie. in Stuttgart verlegten) „Süddeutschen Monatshefte", W. Weigand und Paul Nikolaus Cossmann, die Josef Hofmiller, Friedrich Naumann, Paul Marsop, Hans Pfitzner und Hans Thoma nicht etwa nur als Renommiernamen, sondern als regelmäßig mitratende und mittatende Nothelfer zur Seite haben. Was dieser Künstler- und Denkerkreis nicht will, wird ebenso ruhig und charaktervoll ausgesprochen, als was dieselben unabhängigen Köpfe wollen und fördern. Ihr verschwiegener Wahlspruch ist der leichter wiederholte, als beherzigte: „was glänzt, ist für den Augenblick geboren, das Echte bleibt der Nachwelt unverloren". Mit Geschmack suchen sie das Gediegene, es mag von wenig oder völlig Unbekannten (so sind mir die meisterhaften schwäbischen, novellistischen Studien von Supper in Calw besonders aufgefallen) oder von Geschiedenen, wie die Prachtbriefe von Friedrich Theodor Vischer, herrühren. Sie bringen Autobiographisches von bestandenen Männern, wie Thoma, dessen Selbstbekenntnisse das herzstärkende Gegenmittel alles modischen Geflunkers, aller anekdotischen Selbstbespiegelung und alles widerwärtigen Interviewgeschwätzes bilden, und von Isolde Kurz, deren Bildnisse ihrer Brüder Dauer verdienen und verheißen. Sie pflegen (ohne in das leere Feldgeschrei begrenzter Kirchturmkunst einzustimmen) Stammeseigenart, und sie haben die Genugtuung, ihre Absichten in immer neuen Abwandlungen, bisweilen unvermutet von Gesinnungsgenossen bekräftigt zu hören. Im Augustheft (das vorwiegend Schweizern gewidmet ist), äußert sich z. B. Carl Spitteler unübertrefflich über echte und falsche Jugend:

„Deutschland hat das Phänomen einer solchen Fahnen-‚Jugend' bereits mehrmals erlebt. Was ist dabei für die Literatur herausgekommen? Etwa ein poetischer Frühling? Seh'n wir doch nach.

Das ‚junge Deutschland' der dreißiger Jahre, hat es etwa die deutsche Literatur verjüngt? Sind die Werke der Gutzkow und Laube lebensfrisch? Erwecken ihre Namen die Vorstellung von Saft und Kraft? Und wiederum unsere neueste ‚Jugend', jene Jungen der beiden letzten Jahrzehnte die wir heute noch ein wenig nachzugenießen das Vergnügen haben, waren das vielleicht Lenzesbauche, was sie in die Literatur bliesen?

Vergleichen Sie nun damit folgendes Beispiel: Meyer und Keller waren nichts weniger als Jünglinge, als sie am deutschen Horizont auftauchten, der eine war mehr als funfzig-, der andere mehr als sechzigjährig; das hat nicht gehindert, daß ihr Erscheinen, wie Morgenröte wirkte.

Neue dichtende Jünglingsregimenter verjüngen nicht eine Literatur; sie bewirken höchstens, daß fortan hüft gedichtet wird, wenn man früher hott dichtete oder umgekehrt hott für hüft. Was die Literatur verjüngt, ist die Ankunft eines überwältigenden Meisterwerkes und dahinter die Erscheinung eines großen Gesichtes. Dann, nur dann kommt plötzlich Sonnenschein und Frühling über eine Literatur."

Dieser ganze Text Spittelers liest sich wie eine „Patriotische Phantasie", und genau ebenso wäre Naumanns in demselben Heft gedruckte Betrachtung „Fremdenindustrie" Justus Moesers würdig. Runderes, Reiferes, weiter Ausblickendes hat Naumann, einer der letzten und erlesensten in der Reihe deutscher Volkserzieher nicht leicht zu Papier gebracht. Nirgends in den bisherigen zwei Jahrgängen ein unlauteres Wort.*) Durchaus Physiognomie, Haltung, Laune, Lebhaftigkeit, Liebe und Beruf zu rechter Kunst. Solchem Bemühen wäre volles Gelingen zu gönnen.

Gleiche Gesinnungen möchte ich zugunsten der „Oesterreichischen Rundschau" vorbringen, die seit vorigem November Alfred Freiherr von Berger und Karl Glossy herausgeben. Vorläufig als Wochenschrift. Bald hoffentlich in Monatsheften. Die Namen der Leiter sind ein Programm. Glossy, zur Stunde zweifellos der zuverlässigste Kenner des wienerischen und deutsch-österreichischen Kulturlebens vom 18. Jahrhundert ab, ein Sammler und Spürtalent erster Güte, dessen Verdienste um Grillparzer, Schubert, Schwind, Schreyvogel kaum hoch genug einzuschätzen sind, hat in den Denkwürdigkeiten des Altbürgermeisters Cajetan Felder einen Schatz gehoben, der wert wäre, neben Freytags Bildern aus der deutschen Vergangenheit zur Schau gestellt zu werden. Berger, der uns immer anregt (bisweilen freilich zum heftigsten Widerspruch, wie gelegentlich seiner völlig verhauenen Schiller-Rede im Wiener Rathaus) meldet sich in der seinen Namen mittragenden Rundschau selten, zu selten zum Wort: dann aber, wie kürzlich in einer Charakteristik Platens, vielleicht der unbefangensten, jedenfalls einer der bestgeschriebenen, deren Deutschland sich berühmen darf, mit dauerhaften Leistungen. Beachtenswerte politische Studien haben Friedjung (über die ungarische Frage), Ernst v. Plener (über Beaconsfield) und — in einer seither als Buch wiederholten Reihe von Aufsätzen — Professor Freiherr v. Wieser über Partei- und Parlamentszustände in Oesterreich beigesteuert. Die Sache und ihre Wortführer stehen mir zu hoch, als daß ich neben aller billigen Anerkennung nicht auch meine Bedenken aussprechen möchte. Erstens: Die „Oesterreichische Rundschau" pflegt zu wenig Erzählerkunst. Und sie schaut auch zweitens zu selten über die schwarzgelben Pfähle. Selbst anno Metternich war man bemüht, in den „Wiener Jahrbüchern", deren Anfangsbände die Größen deutscher Wissenschaft mit berühmten Beiträgen schmückten, die ersten Kräfte des „Reiches" den österreichischen Mitarbeitern zu gesellen. Wie jeder tüchtige Deutschösterreicher Stolz und Freude darein setzt, in Deutschland durch seine Arbeiten Zeugnis zu geben für die Regsamkeit seines Stammes, muß auch eine „Oesterreichische Rundschau" weit über die Grenzen der engeren Landsmannschaft hinausgreifen, um gleich Goethes „Prometheus" zu zeigen, was alles ihr zugehört: „Der Kreis, den Deine Wirksamkeit erfüllt." Je mehr Leben sie weckt, desto mehr Widerhall wird sie finden. Und je mehr Schneid eine „Oesterreichische Rundschau" bei uns aus echter Vaterlandsliebe in den Wirren der Zeit betätigen wird, je weniger sie sich scheuen wird, Anstoß zu erregen im Augenblick, desto größer wird ihre Fernwirkung sein. Mehr Eisen ins Blut — dieses Rezept gilt, wie für unser ganzes Deutschösterreich, auch für die „Oesterreichische Rundschau".

Wien. Anton Bettelheim.

*) Ludwig Ganghofers Brautfahrt seines Jägers Damian nehme ich ausdrücklich aus, eine widerliche Kreuzung von Marlittscher Empfindsamkeit und Zolaschem Ueberzynismus.

Digitized by Google

George Gissings letzter Roman.

Am 28. Dezember 1903 ist, wie ich in diesen Blättern erzählt habe, erst sechsundvierzig Jahre alt, George Gissing in dem südfranzösischen Badeorte St. Jean de Luz am Fuße der Pyrenäen gestorben. Ein Mensch — ein Kämpfer; ein köstlicher Mensch — ein kämpfender Künstler.

Nun liegt aus seinem Nachlaß schon der zweite und hoffentlich der letzte Roman vor: nach der historischen „Veranilda“ der realistische „Will Warburton“*). Beide künstlerisch matt, zumal neben der prachtvollen Beichte Henry Ryecrofts, und doch menschlich nicht ohne Reize, sodaß man ihrer noch gedenkt, wenn der Verstand sie längst ein wenig ungnädig beiseite geschoben hat.

„Veranilda“ war der Versuch eines unablässig an seiner Vervollkommnung arbeitenden Schriftstellers, seinem Talent weitere Grenzen zu stecken. Archäologische Studien, die sich in den Falten der geschichtlichen Einkleidung bequem unterbringen ließen, waren dem ehemaligen Hauslehrer von jeher ans Herz gewachsen; hier konnte er sie an einem Stoffe aus der Zeit des Gotenkönigs Totila mit der Freude des Fachmanns, doch ohne archaistische Aufdringlichkeit verwerten. Leider hatte er nicht den Mut oder nicht mehr die Kraft, eine neue Form für das alte Gewand zu finden, und hielt sich auf der ausgetretenen Heerstraße, statt einen eigenen Weg zu suchen. Die historische Fabel war ein Prokrustesbett, in das sich die Persönlichkeit Gissings nicht recht hineinzwängen lassen wollte. Individuelles Gepräge hatten eigentlich nur ein paar Kapitel gegen den Schluß hin, in denen der vom Todesengel beschattete Dichter resigniert von der herrlichen, in all ihrer Ungerechtigkeit herrlichen Welt Abschied nahm und süßen Frieden herbeisehnte. . .

Mit „Will Warburton“, a romance of real life, kehrt George Gissing in den Bezirk von „New Grub Street“ zurück. Der Held, wenn er auch keine Bücher schreibt, sondern nur ein schlichter Spezereiwarenhändler ist, hat manches mit Edwin Reardon gemein. Und auch zwischen den Frauengestalten hier und dort ließen sich Aehnlichkeiten aufzeigen. Aber nun ein tiefgreifender Unterschied: verschwunden (oder doch stark gemildert) ist jener heiße Zorn gegen die Welt, jenes Aufbegehren gegen das Schicksal, das ohne Wahl und ohne Billigkeit seine Gaben verteilt, jener dumpfe Groll gegen das vom schmödesten Zufall beherrschte Leben, in dem das leidige Geld die entscheidende Rolle spielt. Menschen verkümmern, reiben sich auf in Sorgen, wälzen sich nachts ruhelos auf ihrem Lager und zerschellen schließlich an den Klippen dieser wonnigen Erde, weil — ein fürchterliches Lachen gellt zum Himmel — weil ihnen die Mittel fehlen. Mangel, Not, Armut züchten das Schlechte im Leben; edle Naturen sogar sind im Kampfe wider den zyklopischen Unhold Zufall ihrer selbst auf die Dauer nicht sicher. Und wenn sie schließlich die Krisen überstanden haben, ja, dann ist etwas in ihnen gebrochen, dann klingt ihr Lachen beklommen, weil die Tragik des „zu spät“ noch immer wie ein Nachtmar auf ihnen lastet.

Und doch — die am Leben leiden, lieben es mit Urgewalt, sind eigentlich berufen, den andern, den sogenannten Glücklicheren seine Schönheiten zu zeigen. George Gissing hat am Leben gelitten; George Gissing hat das Leben inbrünstig geliebt. Und es war ihm noch vergönnt, in elfter Stunde, als schon die düstern Schwingen über seinem Haupte rauschten, Frieden mit dem Leben zu schließen. Wie ein Regenbogensteg zieht die geläuterte Weisheit Henry Ryecrofts herauf, mag auch aus schwarzem Gewölk Alberichs hohnlachendes „zu spät“ erdröhnen. Gissing hat sich mit dem Leben ausgesöhnt. Was er in schweren seelischen Kämpfen errungen, das ging ihm nicht einmal in dem körperlichen Leiden seiner letzten Zeit verloren. Sie ist durch entsagungsvolle Milde ausgezeichnet. Durch das Bewußtsein, daß wir mit all unserm titanischen Trotz doch nichts ausrichten, nichts ändern können. „Was soll all der Schmerz und Lust? Süßer Friede, komm, ach komm in meine Brust!“

Nur gelegentlich rollt noch der ferne Donner des Revolutionärs, der „Demos“ und „New Grub Street“ schrieb, der sich nicht in die heimtückischste aller Welten zu schicken vermochte. So bäumt sich Will Warburton innerlich dagegen auf, daß er einen Konkurrenten, der ein Haus voll Kinder und ein schnapsfrohes Weib hat, rücksichtslos in dem unerbittlichen Kampf ums Dasein zerstampfen soll. So möchte er am liebsten den kleinen Leuten, die bei ihm kaufen, ihre Kupfermünzen über den Ladentisch zurückreichen. So schleicht sich ab und zu ein bitterer Gedanke in sein argloses Herz, weil sein Leben fortan um Summen rotiert, die die Reichen für eines Augenblickes Launen dahingeben. Früher hätte Gissing das zum Leitmotiv gemacht; jetzt sind es ein paar flüchtig angeschlagene Akkorde.

Wenn man will, kann man noch mehr Persönliches aus dieser im Grunde kraftlosen Arbeit herauslesen. Will Warburton trägt, wie alle Gissingschen Helden, die Züge seines Schöpfers: durch und durch ehrlich, etwas eigensinnig, feinfühlig, mit ausgeprägtem Familiensinn und darum voll Verachtung für die Gesellschaft und Gesellschaften. Künstlerische Neigungen dürfen natürlich nicht fehlen; sie überraschen besonders, weil es sich hier ausnahmsweise nicht um einen von der Gilde handelt, sondern um einen in Westindien geschulten Kaufmann, der zuerst in der Zuckerraffinerie tätig ist und dann als Besitzer eines Ladens Zucker pfundweise verkauft. Darum weiß Will Warburton doch ganz gescheit über Bilder zu sprechen, sieht mit kunstfreudigen Augen die pittoresken, noch unentdeckten Gegenden von London und liebt es, auf langen, einsamen Spaziergängen im Labyrinth des Millionengewimmels unterzutauchen: „a mere erratic chaos amid London's multitudes“. Und es ist überaus bezeichnend, daß Gissing dem Projektenmacher Sherwood ein starkes Interesse für Malory, Froissart und die isländischen Sagas andichtet.

Er selbst, der als Intransigent begonnen hatte, mag sich freilich manchmal vorgekommen sein wie der Maler Norbert Franks, der gefälligen Publikumsleim zurecht macht, weil er leben will und das Hungern satt hat. Es ist zwar ein Verrat an der Kunst und der eigenen Begabung und den eigenen Ueberzeugungen, mais enfin — le public le veut. Flügellahm, um nicht zu sagen: gebrochen, geht man Kompromisse ein. Man malt Bilder wie „The Sanctuary“, die in der „Royal Academy“ von der Menge begafft werden, oder schreibt einen in der Leihbibliothek eifrig begehrten Roman wie „Will Warburton“, der zur Gattung jener englischen Romane gehört, die nach dem Ausspruch der Baronin Heyking junge Mädchen lesen dürfen, wenn es auch nicht so üppig darin hergeht, daß täglich drei tüchtige Mahlzeiten eingenommen werden und „gemütliche Nachmittagstees mit Kuchen und Sahne“.

Ueber diesen persönlich anmutenden Einzelheiten vergißt man zum Glück die blasse, hausbackene Handlung. Nach einer Weile empfindet man sie nicht weiter als störend, höchstens gelegentlich als ein wenig unwahrscheinlich, da hier eine realistische Schilderung geboten werden soll. Und dann wird man plötzlich aufgerüttelt, wenn der Mann einer schwerkranken Frau, die auf Anraten der Aerzte in St. Jean de Luz weilen muß, in die bewegte Klage ausbricht: „Sie ist hier, weil's die Aerzte verordnet haben, aber das ist ja alles Unsinn; in England gibt es eine Menge Plätze, die ihr ebenso gut zusagen würden, vielleicht noch besser.“ Armer George Gissing! Der Seufzer hat sich seiner eigenen wunden Brust entrungen, und er dachte gewiß, von Sehnsucht verzehrt, heim nach England, an sein geliebtes London in der Ueberzeugung, daß es doch bald mit ihm zu Ende gehn werde.

So gibt es Bücher, die einem künstlerisch vielleicht blutwenig bieten und uns doch eine echte menschliche Teilnahme abgewinnen.

Ave, anima valida!

Max Meyerfeld.

*) London, Archibald Constable & Co.

Digitized by Google

Mein Abenteuer mit Jonas Barg.

(Schluß.)

Anstelle unseres Artistentums wollte sich in den ersten Wochen kein neues Spiel einstellen. Der Professor Hannak, der in den Pausen zwischen unseren Gelagen historische Studien betrieb, brachte uns den Gedanken geschichtlicher Maskeraden nahe, in denen wir uns, von aller Gegenwart entfernt, dem Geiste vergangener Zeiten ergaben. In unserem Bestreben, rasch etwas Neues zu erfassen und die beiden Freunde zu vergessen, zu deren Gedächtnis die leeren Gläser vor ihren Plätzen aufforderten, wandten wir uns vor allem jenen Zeiten zu, deren Fröhlichkeit, von grausamer Hast aufgepeitscht, wie ein furchtbarer Wirbel schien. Die Verschwendung, mit der wir unsere Orgien im Stile der persischen Könige, der römischen Verfallszeit, des französischen Rokoko ausstatteten, erreichte in kleinerem Maßstabe fast den Luxus jener Zeiten selbst. In der ganzen Stadt, deren Gemurmel wir in unserer streng geschlossenen Gemeinschaft zu verachten gelernt hatten, sprach man von unserem Treiben. Man betrachtete uns als Verlorene und, je häufiger die Prophezeiungen unseres schlimmen Endes trotz aller Vorsichten zu uns drangen, desto lauter lachten wir und desto maßloser wurden unsere größenwahnsinnigen Unternehmungen.

Irgend etwas trieb uns vorwärts, dem wir zu entfliehen suchten, weil wir es haßten, und es schien mir, als ob zwischen diesem Antrieb und Jonas Barg, der unbeweglich wie ein Pfahl alles mitmachte, irgend ein Zusammenhang bestände. Es waren nicht mehr die gesteigerten Süchte des Lebens, sondern ein anderes, vielleicht sein gerades Widerspiel, wie ich mir in den grauen Tagen nach unseren wütenden Nächten eingestand. Das war keine Unbesonnenheit mehr, sondern Wahnsinn, der uns durch alle Labyrinthe des Genusses zerrte, und keiner von uns war einen Augenblick im Zweifel darüber, daß nur durch einen Zufall die Polizei noch nicht gegen uns eingeschritten war.

Eines Tages erhob sich Jonas Barg in unserer Mitte und, seine Augen starr auf mich gerichtet, lud er uns zu einem Feste bei sich ein.

„Ich sehe Sie sehr erstaunt, meine Herren," sagte er, „daß ich Sie zu mir bitte, weil ich bis jetzt noch keinen von Ihnen bei mir eingeführt habe. Aber meine, mir oft sehr lästige Zurückhaltung war stärker als der Wunsch, Sie bei mir zu sehen. Nun aber, da Sie mit Ihren Interessen mein eigenes Gebiet berühren, wage ich Ihnen meine Bitte vorzubringen. Ich bin nämlich auch Historiker, Amateur selbstverständlich bloß, und bewohne in diesen schönen Herbsttagen seit Jahren einige Wochen hindurch die Räume der Burg Neufels."

„Neufels ist eine Ruine," rief der Oberleutnant.

„Eben darum liebe ich die Burg so sehr, denn wie Sie wissen, suche ich den Verfall. Uebrigens kann ich Sie darüber beruhigen, daß Sie bei mir alles so finden werden, wie es Ihre starken Lebensinstinkte" — die leeren Augen brannten — „erfordern. Lassen Sie es meine Sorge sein, den Aufenthalt bei mir so amüsant zu machen, daß Ihnen alle Wünsche vergehen, aus meinem Bereiche zu entkommen. Sie sollen nichts vermissen oder, besser gesagt, Sie sollen nichts von dem begehren, was Sie jetzt für unentbehrlich halten."

Trotzdem Jonas Barg das Knarren und Kreischen seiner Stimme in ein liebenswürdiges Säuseln umzuwandeln suchte, fand meine Unruhe versteckte Drohungen, den Sinn heimlicher Bosheiten in seinen Worten. Und den andern ging es ebenso, denn ihre Zustimmung verdeckte kaum einen maßlosen Haß gegen diesen Mann, der ihre Entschlüsse nach seinem Willen hervorzurufen schien. Wir alle knurrten wie wilde Bestien gegen den Bändiger, und vergebens strebte ich mich aus den Erschütterungen zu befreien, um jene Sicherheit wiederzugewinnen, die mich gegen Jonas Barg stark und siegesgewiß gemacht hatte. Es war ein Ringen um ein Ich, dessen besserer Teil, dessen Mut und Zuversicht durch eine Verzauberung gebannt schien.

In solchen Zuständen pflegen die wichtigsten Veränderungen auf eine fast unerklärliche Art, ohne Kontrolle des Bewußtseins vor sich zu gehen. Irgend ein unmerklicher Anlaß, die Färbung der Luft, ein verlorenes und wiedergefundenes Wort, das Bruchstück einer Melodie von ferne her, ein Vogelruf, das Glucksen der Wellen an den Stimmen des Ufers wirkt wie ein heftiger Schlag, löst eine ganze Fülle von Beziehungen aus, ein plötzlicher Taumel rennt alle Gesetze der Psychologie und Logik nieder, schwingt sich über alle Möglichkeiten hinaus und bewirkt die wunderbarsten Verwandlungen. Von dem Sonderbaren, das ich noch zu erzählen habe, ist das Sonderbarste, was ich am Abend vor dem Feste erlebte. Ich stand auf der Brücke über dem Fluß, sah das schmutzige Wasser, in dem die Abfälle der Fabriken schwammen und fühlte, wie ich leise der Richtung des Stromes entgegenglitt. Die Signalpfeifen und Nebelhörner der Fabriken ringsum heulten das Ende der Arbeit aus. Zwei Mädchen gingen hinter mir vorüber und lachten. Irgend jemand stieß mich an. Drüben stand ein Polizist bei dem Mann mit türkischem Honig und verzuckerten Feigen und spann die Fäden einer friedlichen Unterhaltung.

In diesem Augenblick sprach ich ganz ruhig und halblaut vor mich hin: „Wenn man den Namen Barg umgekehrt liest .. B . . a . . r . . g . . so lautet er Grab." Ich erschrak und zitterte am ganzen Leibe, daß ich das Brückengeländer anfassen mußte. Da aber fühlte ich mit der Rückkehr meiner ganzen Kraft einen ungeheuren Jubel, denn ich wußte, daß ich das Wort der Macht über den Feind gefunden hatte.

Nach dem Vorschlag des Professors Hannak hatten wir für das Fest die Zeit des Velasquez in Spanien heraufbeschworen und verwandelten uns am nächsten Abend in einem kleinen Bahnwächterhäuschen am Fuße der Ruine in spanische Granden, Mönche, Maler und Soldaten. Unser Zug versetzte einige Bauern, die uns auf dem steilen Pfad von der Ruine herab entgegenkamen, in grenzenlose Bestürzung, denn wir hielten durch einen beklommenen Ernst alle Gedanken an Maskenscherze von uns ab. Ich ging als letzter von allen, mit vollem Bewußtsein einem furchtbaren Erlebnis entgegensehend und entschlossen, uns mit allen Mitteln zu verteidigen.

Auf dem Burghof, zwischen verfallenen Stiegen, hockte Jonas Barg im Gewand eines Narren auf einem Stein und tanzte, nach einer kurzen Begrüßung, als Führer vor uns her. Die rissigen Mauern schlossen uns von allen Seiten ein und preßten uns in einen engen Gang, dessen Wände in gewissen Abständen Azetylenlampen trugen. Wie blühende Tulpen sprangen sie aus den feuchten Mauern und beleuchteten einen Weg, auf dem Jonas Barg unter den seltsamsten Verrenkungen vor uns hersprang. Von Zeit zu Zeit wandte er uns sein bleiches Gesicht zu, um sich zu überzeugen, daß wir ihm alle folgten. Endlos war dieser Gang, von dessen Helligkeit Seitengänge ins Dunkel fortkrochen, und es schien mir, als ob uns Barg absichtlich im Kreise führte. Der riesenhafte Apotheker war unerschrocken genug, sogar hier noch Scherze zu wagen, während die anderen alle von einer Lähmung überwältigt waren. Seine mühsamen Ermunterungen wurden von niemandem aufgenommen, und erst als man in dem großen Gewölbe des Banketts stand, fanden die anderen den Mut zu Worten. Hier hatte der Gastgeber den Sinn jener fanatischen und verschlossenen Zeit glücklich getroffen. Ein Luxus, dem eine beispiellose Grausamkeit zu Diensten verpflichtet war, eine Frömmigkeit, die sich ohne Scham mit der Wollust verbündete, schien dieses Fest veranstaltet zu haben. In diesem Gewölbe unter den Trümmern einer alten Burg wären alle Kostbarkeiten eines indischen Fürstenhofes zur Schau gestellt und mit einem düsteren Gepränge angeordnet, wie es allein der verruchten und vom Geist der religiösen Ekstase noch mehr aufgestachelten Ueberfeinerung Spaniens gelingen konnte.

Rings um die Tafel, an der wir mit Widerwillen und Grauen saßen, zeigten kostbare Wandteppiche in reicher Arbeit Szenen aus dem Leben des Hofes, Momentbilder und Landschaften aus den ungeheueren Gebieten des weltbeherrschenden Spaniens. Unsere Diener holten die Gerichte aus einem Nebenraume, wo sie in verschlossenen Behältnissen bereit standen und trugen sie mit schlotternden Gliedern auf, während Jonas Barg

Digitized by Google

zwischen den Leuten hin und her sprang, sie mit seiner Peitsche schlug und sie wegen ihrer Ungeschicklichkeit und Langsamkeit ausschalt.

Zwischen dem Professor, dessen langer Knebelbart wie ein Horn von seinem Kinn wegstand und dem Rechtsanwalt, der die Glieder frösteln in seine Mönchskutte schlug, saß ich. Ich wor entschlossen, nichts von diesen Speisen zu genießen und nichts aus diesen Pokalen zu trinken, deren Form einen unflätigen Witz in Gold prägte. Jonas Barg war ganz anders als sonst, seine Unbeweglichkeit schien wie eine Maske von ihm gefallen, aber das närrische Wesen, mit dem er die Pflichten des Gastgebers erfüllte, machte ihn noch scheußlicher. Seine Augen glühten, und plötzlich fand ich den Vergleich in mir, nachdem ich schon so lange vergebens gesucht hatte: wie das Feuer der Hölle zwischen den Spalten einer zerklüfteten Erdkruste sichtbar wird. Von einem zum andern hüpfend, nötigte er uns zum Essen und Trinken und blieb auch mit den gleichen Zeremonien vor den leeren Plätzen stehen, wo wie immer zwei Gläser an unsere toten Freunde erinnerten.

So schritt die Nacht bis zu ihrer Mitte fort, und eine Art von Tobsucht bemächtigte sich meiner Freunde, die aus dem gleichen Instinkte entsprang, aus dem sich Verbrecher zu betäuben wünschen, ehe sie zum Tode geführt werden. Die peinvolle Lustbarkeit wurde für mich, den einzigen, der sich in der Erwartung einer Gefahr seine Nüchternheit bewahrte, so widerwärtig, daß mich ein zorniger Ekel zu überwältigen drohte.

Alsbald erhob sich der ungeheuere Apotheker schwankend von seinem Sitz und begann lallend ein Lob des Gastgebers, dem er reichlich spanische Flüche beimengte, wie er sie einmal auf einem Sommeraufenthalt in den Pyrenäen gelernt hatte. Jonas Barg erhob sich zur Erwiderung, die Augen lauernd auf mich gerichtet, und sprach, indem er die Worte wie Steine in seinem Munde zu wälzen schien: „Oh, meine Freunde, wie freue ich mich, daß mein Gastmahl eueren Beifall findet. Habe ich doch lange gezögert, euch in mein Reich zu führen, weil ich besorgt wor, daß euer Lebensmut und -übermut es hier etwas zu düster finden werde. Aber nun muß ich zu meiner freudigen Verwunderung erfahren, daß gerade unter den Schatten dessen, den auszusprechen unsere Satzungen verbieten, das Leben umso greller und lauter blüht. Hier, von den Sinnbildern seiner Macht umgeben, von den mannigfachsten Verwandlungen eines und desselben — wie soll ich sagen — umzingelt, springt eure Lustigkeit noch ganz anders als auf der gleichgültigen Oberfläche der Dinge. Und: geben Sie acht, meine Herren, es soll noch viel lustiger werden." Er befahl, daß Wein eingeschenkt werde und hob seinen Becher mit der schweren, dickflüssigen, dunkelroten Flut, nachdem er sich überzeugt hatte, daß auch die kostbaren Glaspokale vor den leeren Plätzen der toten Freunde gefüllt worden waren. „Nun, meine Herren, dieser Wein, der beste aus der spanischen Abteilung meiner Kellereien bekomme Ihnen wohl. Auf eine fröhliche Fortsetzung unseres Festes. Wenn ich auch, wie Sie wissen, ihre überschwengliche Liebe keineswegs teile, so kenne ich doch die Pflichten des Gastgebers und fordere Sie also auf, Ihren Tyrannen, das Leben zu grüßen, so wie die zum Tode schreitenden Gladiatoren noch einmal ihrem Cäsar zujauchzten."

Während die anderen alle auf den seltsamen Toast anstießen, goß ich meinen Wein unbeachtet auf die Erde zu dem Inhalt unzähliger anderer Gläser, von denen ich mich auf die gleiche Weise befreit hatte. Dabei sah ich mit dem Wunsche nach scheinbarer Unbefangenheit nach den Plätzen der toten Freunde, vor denen die vollen Glaspokale standen und sah ... wie der dunkelrote Inhalt der Gläser langsam schwond, ohne daß sie von jemandes Hand emporgehoben und von jemandes Lippen berührt worden wären.

Da wußte ich, daß der Augenblick des Kampfes gekommen war.

Jonas Barg sah mit widerlichem Grinsen die ganze Runde der Zecher entlang, die längst den Sinn ihrer Vermummung vergessen hatten, stierte jedem einzelnen ins Gesicht und sprach, indem er mit der Peitsche in die hohle Handfläche schlug: „Nun, Kinder, wollen wir einen Spaziergang machen. Zwischen den zwei Abschnitten eines Festes pflegte der Hof sich in dem ungeheueren Park des Escurial zu ergehen. Wir wollen die alte, gute Sitte befolgen, und ich bitte euch, mit mir in meinen Park zu kommen." Seine Hand streckte sich gebieterisch nach einem der großen Wandteppiche, auf dessen farbenbunter Fläche die Baumgruppen und Wiesen eines Parkes in erhabener Stickerei dargestellt waren. Indem ich seiner Hand folgte, sah ich die Bäume und Gebüsche immer deutlicher hervortreten, sich plastisch abheben, zu großen Massen vereinigt rauschende Wipfel aneinanderdrängen. Zwischen den Gruppen dehnten sich die Rasenflächen mit gewundenen Wegen weit hinaus und leiteten in eine freie Landschaft hinüber. Bis jetzt war alles nur wie ein Modell geblieben, aber nun wuchsen die Bäume aus Spielzeuggröße zu den Verhältnissen der Wirklichkeit an, bogen sich im Nachtwind und verhüllten die freien Flächen zwischen ihren Stämmen mit feuchtem Schatten. Das verdunkelte Bild wurde tief und so gefährlich schön, daß ich, der ich auf alles bereit wor, erbebte.

Ein nächtiger, geheimnisvoller Park lag vor uns.

„Nun, Kinderchen, nehmt Fackeln mit, die unseren Weg erleuchten. Die hübschen Mumienkerzchen aus Fingern und Zehen, aus Schenkelknochen und Schlüsselbeinen sollen uns Licht geben." Im Taumel des Sieges achtete Jonas Barg nicht auf mich, faßte seinen Leuchter und alle — alle ergriffen schweigend die Kerzen neben ihren Tellern, ordneten sich zu einem langen Zug, und alle — alle schickten sich an, ihm zu folgen. Jonas Barg schritt hüpfend voran und war im Begriff, in den Schatten der ersten Baumgruppe einzutreten, als ich, außer mir vor Angst und Entsetzen, losbrach.

„Jonas Barg," schrie ich, „Jonas Barg! Gib dem Grab wieder, was aus dem Grab gekommen ist!"

Da war es, als ob ein plötzlicher Erdstoß die Umrisse aller Gegenstände vor mir verwischte. Die Bäume und Gebüsche, der ganze nachtdunkle Park schwand in die Ferne eines nebelhaften Hintergrundes, vor dem sich ein fratzenhaftes Schauspiel zutrug. Vor diesem Hintergrund, der wie eine Dekoration jede Geberde hervorhob, stand Jonas Barg, von furchtbaren Krämpfen gerüttelt, die ihn herumrissen und seinen Körper jetzt auftrieben und jetzt zusammenzogen. Er versuchte sich aufzubäumen und griff mit langem Arm nach mir. Aber die Hand sank herab, sein Gesicht starrte grausig wie eine Totenmaske, und plötzlich verschwand er mit einem furchtbaren Schrei in einer jähen Finsternis.

Wie lange diese Finsternis auf uns lag, vermag ich nicht zu sagen; es dauerte wohl kaum länger als einige Minuten, aber wenn das Leben so in die Abgründe des Raumes stürzt, scheint es auch die Zeit mitgerissen zu haben. Beklommene Atemzüge brachten meinem erwachenden Bewußtsein die ersten Eindrücke. Es waren meine eigenen, aber nun konnte ich auch bald andere in meiner Nähe unterscheiden, und durch Tasten und zaghaftes Geflüster überzeugten wir uns, daß wir noch alle lebten. Wir wagten noch kaum den Gedanken an Rettung auszusprechen und bemühten uns, einander die in den Statuten vorgeschriebene Gelassenheit im Unglück zu beweisen, als Lichter und Summen vom äußersten Ufer unseres Meeres, von Schweigen und Finsternis her, uns in die Welt zurückriefen.

Durch die engen Gänge wand sich die Schar unserer Retter zu uns. Die Bauern, die unserem seltsamen Zug verwundert begegnet waren, schlugen Lärm, als wir nach drei Tagen aus der Rume noch nicht zurückgekommen woren, und die Hilfsexpedition fand uns nach langem Suchen und gefährlichen Wanderungen durch halb verschüttete und den Einsturz drohende Stollen. Die Fackeln zackten in diesem unterirdischen Gemach unsere Schatten wie Ungeheuer der Urwelt an die Wand. Wo die Tafel gestanden hatte, lag ein wüster Schutthaufen, die Wände waren nackt und glitzerten von rieselnder Nässe. An der Stelle des Wandteppichs aber, dessen gestickte Parklandschaft sich in den Schein der Wirklichkeit verwandelt hatte, an dieser Stelle, wo Jonas Barg mit einem furchtbaren Schrei verschwunden war, klaffte zwischen den Quadern der Grundmauern ein schwarzes Loch, hinter dem unsere Untersuchung einen jähen Absturz fand. Dorthin wor der Weg des Jonas Barg und dorthin war die Richtung des Zuges, den er anführte.

Digitized by Google

Ich ließ nicht nach, bis man mit Hilfe von zusammengebundenen Leitern, von Seilen und von Fackeln den Abstieg wagte und zog alle meine Freunde hinter mir her, denn ich sagte mir, daß die Last des Unerklärlichen wenigstens zum Teil von uns genommen werden müßte, wenn wir wieder dem Leben in die Augen sehen wollten. In Brunnentiefe ging es hinab, in mehr als Brunnentiefe, in eine jener Mördergruben, die in alten Burgen zur Aufbewahrung blutiger Geheimnisse dienten. Als wir endlich auf dem Grunde angelangt waren, fanden wir neben einem Spalt, der noch weit tiefer hinabführte und in dessen Dunkel unten, ganz unten ein Wasser rauschte, ein Skelett, die Arme waren auf den Rücken geschnürt, die Beine übers Kreuz gefesselt, und zwischen den blanken Zähnen des Totenkopfes stak ein Tuch, das wohl jetzt vermodert und morsch war, aber selbst noch in diesem Zustand den Krampf der Windungen ganz deutlich bewahrte, sowie man es gewaltsam in diesen nun schon lange stummen Mund gepreßt hatte.

Obzwar kein Zeichen darauf hindeutete, daß dieses Skelett zu unserem verschwundenen Gastgeber irgend welche Beziehungen habe, wußten wir alle, daß hier die Reste des Jonas Barg vor uns lagen. Und es war, als ob meine Freunde sich in plötzlichen Explosionen von ihrem lange angesammelten und unterdrückten Haß befreiten. Sie knirschten mit den Zähnen, begannen zu brüllen wie die rasenden Tiere und wollten sich mit Fäusten und Messern über das Gerippe werfen. Da kam das Mitleid in mich, das sich dunkel gemeldet hatte, als ich ihn in den grausamen Zuckungen vor dem Hintergrund der nächtigen Parklandschaft schwanken sah, es kam groß und strahlend, scheuchte meine Freunde zurück und gab mir die Worte: „Meine Freunde, bewahrt euch die Großmut der Lebendigen auch gegen den Tod. Wie muß dieser das Leben geliebt und genossen haben, daß er es noch immer aufzusuchen gezwungen ist, obzwar er es haßt und vernichten möchte."

Mit einer Geberde des Schauers ließen die Freunde von dem Skelett ab, senkten die Köpfe und folgten mir aus dem Brunnen und aus der alten Burg, hinaus, wo das Leben mit einem strahlenden Herbsttag auf uns wartete.

Nachschrift.

„Sehr geehrter Herr Doktor! Ich habe für den Bericht, um den Sie mich baten, anstelle einer trockenen Relation die Form einer Novelle gewählt, weil meine Kritiker versichern, daß sich in den Arbeiten dieser Art mein Talent am besten bewährt. Auch ein anderer Grund war für mich bestimmend. Ich konnte Ihnen so am besten zeigen, wie alles innerlich zusammenhängt, wie eines meiner Erlebnisse aus dem anderen fließt und wie jene Sprunghaftigkeit des Denkens, die mir meine Feinde andichten möchten, durchaus nur in ihrer boshaften Phantasie existiert. Ich bitte Sie sogar, diese Erzählung genauestens zu prüfen und mir mitzuteilen, ob Sie jene Stelle zu finden imstande sind, von der an — wie diese Menschen behaupten, die meine Verlobung mit Fräulein Margarethe Steinbrecher hintertreiben möchten — ein Irrewerden meiner Erinnerung zu bemerken ist. Daß meine ehemaligen Klubgenossen dem Abtrünnigen wenig hold sind, möchte ich noch begreiflich finden. Daß sie aber so wenig Ehrfurcht vor der Wahrheit haben, den Tod des Ingenieurs Munk und meines Freundes Dittrich nebst allen Umständen zuzugeben und alles Weitere für eine Erfindung meines angeblich kranken Hirnes zu erklären, nur um auf diese wenig vornehme Weise, meinen zukünftigen Schwiegervater an mir irre zu machen — das finde ich über alle Gesetze der Ehrlichkeit und des Anstandes hinausgehend. Ich erwarte von Ihnen eine unparteiische Prüfung aller Begebenheiten und meiner Art sie vorzutragen und hoffe, daß Sie das Resultat Ihrer Untersuchung meinem Schwiegervater und Fräulein Margarethe Steinbrecher in geeigneter Weise zur Kenntnis bringen werden."

Brünn. Karl Hans Strobl.

Positivistische Begründung des philosophischen Strafrechts (nach Wilhelm Stern) veröffentlicht von Bruno Stern. Berlin 1905. Verlag H. Walther.

Es ist immer dankbar zu begrüßen, wenn sich die Studien der Untersuchung theoretischer Grundbegriffe zuwenden. Der Verfasser steht auf dem Boden des kritischen Positivismus und verwertet die Darlegung der Ethik als positiver Wissenschaft, wie sie W. Stern in eigentümlicher Weise versucht hat. Dieser Berliner Arzt leitet die ethischen Grundtriebe aus dem ursprünglichen Kampf beseelter Wesen gegen die unbeseelte Macht der Natur und ihre Ueberfülle ab. Im Lauf der Jahrtausende erwuchs im Menschen und den Tieren ein Solidaritätsgefühl; dem Selbsterhaltungstrieb entsprach der Trieb zur Abwehr. Das Psychische wollte sein Recht bewahren gegenüber dem Physischen. Auf diese Ethik baut nun Bruno Stern seine Strafrechtstheorie. Verbrechen ist ihm alles das, was solchem Trieb zur Erhaltung des Psychischen sich gewaltsam entgegenstemmt. In allen Fällen wurzelt das Verbrechen im Egoismus; es ist eine Steigerung der menschlichen Karikatur, welche sich zwar beim Normalmenschen verdünnt auch vorfindet, aber nur hier zur bewußt antiethischen Handlung führt. Den Verbrechern gegenüber hat die Pflege der Gerechtigkeit einzusetzen. Unter dieser Haupttugend der Ethik versteht Stern die Unterlassung von schädlichen Eingriffen in die Gefühls-, Verstandes- bezw. Willenssphäre. Der Staat hat vom vernunftrechtlichen Standpunkt aus die Pflicht, die Betätigung des Willens abzuwehren, der die Gerechtigkeitspflicht übertritt. Dazu dient das geschriebene Recht mit allen Verboten. Zur Abwehr tritt noch die Vergeltung, und diese beiden sind die Prinzipien, welche das Wesen der Strafe ausmachen. — Die Untersuchung regt zu systematischem Nachdenken an und bedeutet in der Auseinandersetzung mit Lombroso und der positivistischen Grundlegung der Ethik einen wirklichen Beitrag zu einer methodologischen Erfassung der Probleme.

Te.

Strafrechtsreform von Professor Dr. Ferdinand Tönnies zu Kiel, Heft 1 der modernen Zeitfragen, 38 Seiten. Pan-Verlag, Berlin.

Die Frage einer Reform unseres geltenden, in vielen Punkten anerkannt veralteten Strafgesetzbuchs beschäftigt schon seit Jahren die breiteste Oeffentlichkeit; auch die Laien beginnen, sich für dieses wichtige Problem zu interessieren. Zur Einführung in das umfassende Gebiet der Strafrechtsreform wüßten wir kein besseres Hilfsmittel zu empfehlen, als dieses kleine, ungemein klar und anregend geschriebene Schriftchen. Mit einer leichten und gefälligen Darstellungsweise vereinigt es, wie bei Tönnies ja auch nicht anders zu erwarten ist, tiefe philosophische Gründlichkeit. Auf die Einzelheiten näher einzugehen, ist hier nicht der Ort, nur das sei erwähnt, daß Tönnies sich in überzeugenden Ausführungen zum „Determinismus" bekennt und eine Erweiterung der Strafmündigkeit bis zur Entlassung der Kinder aus der Schule fordert. Sehr beherzigenswert sind auch seine Vorschläge bezüglich des Strafvollzugs.

R. B.

Albert Verwey: Ludwig van Deyssel. Aufsätze über Stefan George und die jüngste dichterische Bewegung. — Mit Genehmigung des Verfassers übertragen von Fr. Gundolf. — Berlin 1905, Axel Junkers Buchhandlung.

Die streng geschlossene Kunst Stefan Georges hat sich lange in hieratischer Feierlichkeit im Tempel zurückgehalten, nun treten die Akolyten selbst hervor, sie dem Volke zu verkünden. Freilich geschieht es durch die beiden niederländischen Dichter in so kunstvoll abgezirkelten Worten, daß die, die draußen stehen, schwerlich entgeführt werden, aber die den Kreis der „Blätter für die Kunst" schon kennen, werden sich der kongenialen Beschreibung freuen.

R. M. M.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weindausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 47. Berlin, den 19. August 1905. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Zusammenkunft zwischen König Eduard VII. von England und Kaiser Franz Josef von Oesterreich, — keine Zusammenkunft zwischen dem deutschen Kaiser und dem König von England. Die Zusammenkunft trägt einen rein persönlichen Charakter, die Nichtzusammenkunft auch. Die Völker täten gut daran, mehr als bisher den gekrönten Häuptern die Rechte von Privatpersonen einzuräumen und es sich abzugewöhnen, in jeder ihrer Handlungen oder Unterlassungen politische Absichten zu vermuten. Wenn Oliver Goldsmith schon vor hundertundfünfzig Jahren dichten konnte:

„How small of all that human hearts endure
That part which kings can cause or cure",

so sollte das heute in noch viel höherem Grade anerkannt werden. Wenn die Welt genaue Berichte über den Inhalt der Gespräche bei fürstlichen Begegnungen erhalten könnte, so würde sie sicherlich darüber staunen, in welchem komischen Mißverhältnis der Inhalt dieser Unterredungen mit den scharfsinnigen Kommentaren steht, die von einer immer wachsamen Presse daran geknüpft zu werden pflegen. Wir in Deutschland haben vor allem Ursache, die üble Gepflogenheit aufzugeben, alles von der Initiative der Krone zu erwarten. In dem politischen Verhältnis zu England können fürstliche Begegnungen aber am allerwenigsten eine bedeutsame Rolle spielen. Kein englischer König von heute wird, zumal in der auswärtigen Politik, es versuchen können, den Autokraten zu spielen. Der Wille des Volkes kann von ihm nicht mißachtet werden. Eben deshalb sind freundschaftliche Beziehungen, die zwischen den Völkern selbst hergestellt werden, von unvergleichlich größerer Bedeutung als das Verhältnis der Höfe zueinander. Derartige freundschaftliche Beziehungen populärer Natur zu pflegen, erscheint die Presse vor allen Dingen berufen.

Die deutschfreundliche Kundgebung des englischen liberalen Staatsmannes James Bryce, die wir in der vorigen Nummer publizieren konnten, hat in den angesehenen Organen der öffentlichen Meinung Deutschlands durchweg eine erfreuliche Anerkennung gefunden. Am zutreffendsten scheint uns die „Kölnische Zeitung" die Bedeutung dieser Kundgebung gewürdigt zu haben, indem sie schrieb:

„Das an den ihm persönlich bekannten Herausgeber der ‚Nation' Dr. Barth gerichtete Schreiben ist die Antwort auf einige an Herrn Bryce gerichtete Fragen und bietet besonderes Interesse, da es nicht nur von einem angesehenen Politiker herrührt, sondern auch den Führern der liberalen Partei, wie Sir Henry Campbell-Bannerman und Lord Spencer vorgelegen hat, sodaß man annehmen darf, daß es einen Teil des Programms darstellt, das die Spitzen der Partei in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten durchzuführen gedenken, falls sie wieder berufen würden, die Unionisten an der Regierung abzulösen. Eine weitere Bedeutung dieses Briefes aber ist darin zu sehen, daß er insofern ganz aktuell ist, als die auswärtige Politik des Vereinigten Königreichs auch unter dem jetzigen Ministerium von der Stellungnahme der Liberalen keineswegs unabhängig bleibt und nach den ganzen gegebenen Verhältnissen in auswärtigen Dingen nicht wohl in einer Weise verfahren kann, die sich mit den Wünschen der liberalen Partei in schroffen Gegensatz stellt. Wir begrüßen daher die Aeußerung des Herrn James Bryce als eine wichtige, im Interesse guter Beziehungen Englands zu Deutschland hochwillkommene Kundgebung."

In dem anmutigen Charakterbild des preußischen Landwirtschaftsministers von Podbielski, das in der Oeffentlichkeit schon längst feststeht, tritt neuerdings der echt junkerliche Zug hartnäckiger Unbelehrbarkeit über eine vorgefaßte Anschauung besonders auffallend zutage. Die lauten Klagen weitester Bevölkerungskreise über die zunehmende Fleischteuerung, die lebhaften Proteste großer öffentlicher Massenversammlungen in allen Gegenden der Monarchie, die zahlreichen Eingaben städtischer Behörden, die wohlbegründeten Forderungen der Schlächterinnungen und Händlervereine, die eindrucksvollen Marktberichte verschiedener Großstädte: das alles macht auf den jovialen Vertreter der preußischen Landwirtschaft nicht den geringsten Eindruck. Er bestreitet einfach bei einem solennen Festmahl im Kreise der Vertreter der Landwirtschaftskammern im Kaiserhof zu Berlin das Bestehen einer Vieh- und Fleischnot, und damit basta! Der erste Bürgermeister von Königshütte, Stolle, hat in der dortigen außerordentlichen Generalversammlung der Fleischerinnung seine Audienzerlebnisse bei Herrn v. Podbielski mitgeteilt und dabei sehr anschaulich geschildert, wie auch die überzeugendsten Einwände und klarsten Widerlegungen die vorgefaßte Meinung des Landwirtschaftsministers nicht zu erschüttern vermochten. Die am meisten betroffenen sieben oberschlesischen Schlachthausgemeinden haben nach diesen üblen Erfahrungen telegraphisch die Hilfe des preußischen Ministerpräsidenten angerufen. Natürlich erfolglos. Denn in Preußen beherrscht das rücksichtslose Agrarierinteresse nicht nur einzelne Ministerien, sondern das ganze Regierungssystem. Also antwortete Fürst Bülow den oberschlesischen Stadtvertretungen, daß eine Erhöhung des russischen Schweinekontingents nur dem Landwirtschaftsminister zustehe. Und der bleibt bei seiner durch nichts begründeten Behauptung, daß genügend Schweine vorhanden wären, und die jetzigen hohen Preise in 3—4 Wochen zurückgehen würden. So werden dringende und berechtigte Wünsche der breiten Volksmassen bei uns behandelt!

Die politische Gesinnungsriecherei, die sich schon lange unter den Staats- und Kommunalbeamten breit macht, soll nun auch auf einen Teil der Privatangestellten ausgedehnt werden. Die königliche Regierung zu Liegnitz hat eine Verfügung erlassen, wonach die für Hauslehrer und Hauslehrerinnen seit 1834 vorgeschriebenen Erlaubnisscheine zur Ausübung des Lehr-

Digitized by Google

berufs künftighin nur nach sorgfältiger Feststellung „der Fleckenlosigkeit des sittlichen und politischen Wandels“ jener Lehrpersonen ausgegeben werden sollen. Die Verfügung ist typisch für die politische Anmaßung, die heute an hohen und höchsten Regierungsstellen herrscht. Der korrekt konservative Landrat und seine unterstellten Organe, beileibe nicht die wissenschaftliche und persönliche Qualifikation der Lehrpersonen entscheidet über die Gewährung der Unterrichtserlaubnis. Dadurch muß die Gesinnungsheuchelei geradezu gezüchtet werden. Und das in einer Zeit, die nach einem allerneuesten Kaiserwort die Devise für sich beansprucht: „Deutschtum heißt Kultur, Freiheit für jeden, in Religion sowohl wie in Gesinnung und Betätigung.“

Die rheinisch-westfälischen Reformer in den Gewerkvereinen haben erfreulicherweise in letzter Zeit immer schärfer die Notwendigkeit betont, daß sich die nichtsozialdemokratische, freiheitlich gesinnte Arbeiterschaft mehr als seither mit politischen Fragen beschäftige. Parteipolitik soll nach wie vor im Interesse der Einheitlichkeit der Arbeiterberufsvereine ausgeschlossen sein; die parteipolitische Neutralität soll aber keineswegs zur politischen Gleichgültigkeit führen. Um dies zu verhüten, haben die Reformer auf ihren letzten Delegiertentagen und in verschiedenen schriftlichen und mündlichen Kundgebungen die Frage der Stellungnahme freiheitlicher Arbeiter zur Politik öffentlich diskutiert. Neuerdings haben sie auch in Essen, wo fünf verschiedene Kandidaten um den Sieg bei der bevorstehenden Reichstagsnachwahl streiten, programmatische Forderungen aufgestellt, die für die Richtung beachtenswert sind, in der sich diese neuen Bestrebungen bewegen. Wir führen die hauptsächlichsten Forderungen deshalb hier an:

„Allgemeines, gleiches, geheimes und direktes Wahlrecht zu Reichs- und Landtag sowie zu den Gemeindekollegien — uneingeschränktes Koalitionsrecht für alle Arbeiter, auch für landwirtschaftliche und Eisenbahnarbeiter — zehnstündiger Maximalarbeitstag für alle männlichen und weiblichen Arbeiter — achtstündiger Maximalarbeitstag für verheiratete weibliche Arbeiter — achtstündiger Maximalarbeitstag für alle Bergarbeiter sowie für alle in Feuerbetrieben beschäftigten Arbeiter — Ausbau und Verschmelzung der verschiedenen Abteile der Arbeiterversicherungsgesetze; volle Selbstverwaltung durch die Interessenten — energische Weiterführung der Sozialreform auf allen Gebieten des Arbeiterschutzes — progressive Reichseinkommen-, Reichsvermögens- und Reichserbschaftssteuer, unter Freilassung der kleineren Einkommen und Vermögen — Abschaffung aller Schutzzölle auf Lebensmittel und diejenigen Industrieprodukte, die des Schutzes nicht mehr bedürfen — Schaffung eines Reichswohnungsgesetzes — Besteuerung des Wertzuwachses an Grund und Boden, überhaupt Unterstützung aller Maßnahmen, die geeignet sind, das Monopol des Bodenbesitzes zu brechen.“

Die Volksabstimmung in Norwegen hat ein geradezu glänzendes Zeugnis für die Einmütigkeit von Volk und Regierung ergeben. Mit einer Mehrheit, die an Einstimmigkeit grenzt, haben 90 Prozent aller wahlberechtigten Bürger die Schritte der Regierung zur Lösung der Union mit Schweden gut geheißen. Damit sind freilich noch nicht alle Schwierigkeiten für eine endgültige Regelung der Frage beseitigt, aber die imponierende nationale Kundgebung wird doch den Heißspornen in Schweden eine Warnung sein, den Bogen nicht zu überspannen, eine heilsame Mahnung, sich bei den jetzt notwendigen weiteren Verhandlungen möglichst weiten Entgegenkommens zu befleißigen.

Die Friedensverhandlungen in Portsmouth scheinen bisher einen glatteren Verlauf genommen zu haben, als ursprünglich angenommen wurde. Wenn naturgemäß auch die einzelnen Zeitungsnachrichten über den Inhalt der Verhandlungen zwischen Komura und Witte auf Kombination oder Sensation beruhen, und deshalb nahezu wertlos sind, so ist doch schon allein die Tatsache, daß eifrig und fortgesetzt zwischen den Bevollmächtigten Japans und Rußlands in Portsmouth verhandelt wird, mehr, als ein begründeter Pessimismus vor Wochen erwarten ließ. Beide Parteien brauchen den Frieden notwendig und verhandeln deshalb allem Anschein nach mit der ernsthaften Absicht seiner Herbeiführung. Darauf läßt auch die nahezu vollständige Waffenruhe schließen, die zwischen den beiden Heerlagern in der Mandschurei eingetreten ist. Der Oberbefehlshaber, der in diesem Augenblick zum allgemeinen Angriff überginge, würde nicht nur vor seinem Volke, sondern vor der ganzen Kulturwelt die Verantwortung für ein etwaiges Scheitern der Friedensverhandlungen in erster Linie mit zu tragen haben. In Rußland selbst ist die revolutionäre Bewegung jetzt besonders in den Ostseeprovinzen im Gange. Aber auch aus den andern Teilen des Reiches laufen, wie seit Monaten, ununterbrochen Nachrichten über Bauernunruhen, Judenhetzen, Bombenattentate und Henkertaten des absolutistischen Regiments ein. Krieg oder Frieden: der Zarismus wird sich unter keinen Umständen in der seitherigen Form konservieren lassen.

* * *

Schein und Wirklichkeit.

Angesichts des jüngsten Wahlerfolgs, den das Zentrum in Bayern davongetragen hat, ist in der öffentlichen Meinung Deutschlands der Eindruck verstärkt worden, daß sich die Zentrumspartei allenthalben im siegreichen Wachstum befinde. Die parlamentarische Machtstellung, die der Ultramontanismus heute in Deutschland einnimmt, insbesondere auch die ausschlaggebende Rolle der Zentrumspartei im deutschen Reichstage, erscheint danach vielen als der adäquate Ausdruck seiner Machtentwicklung in der Bevölkerung, während andererseits der konstante Niedergang des Liberalismus in den Parlamenten als die naturgemäße Folge eines Niedergangs der liberal-demokratischen Ideen angesehen wird. Was hierbei bloßer Schein, und was Wirklichkeit ist, soll nachstehend an der Hand der Wahlstatistik des Deutschen Reichs nachgewiesen werden.

Als nach den allgemeinen Wahlen des Jahres 1903 konstatiert werden konnte, daß die Zentrumspartei gegenüber den Wahlen von 1898 einen Zuwachs von 420 000 Wählerstimmen aufzuweisen hatte, frohlockte der Klerikalismus. Denn wenn das Zentrum hinter der Dreimillionenpartei der Sozialdemokratie auch um mehr als 1 100 000 Stimmen zurückgeblieben war, so schien doch die populäre Entwicklungsfähigkeit des Klerikalismus offen zutage zu liegen.

Nun vergleiche man aber einmal die Wahlziffern des Jahres 1903 mit denen von 1874, als das Zentrum zum erstenmal in voller Organisation an den Reichstagswahlen teilnahm. Es brachte damals nicht weniger als 1 438 792 Stimmen auf gegen 1 876 092 im Jahre 1903. Die Wahlziffern des Zentrums repräsentierten 1874 etwas mehr als $^2/_{12}$, bei der Wahl von 1903 dagegen etwas weniger als $^2/_{13}$ der Zahl aller Wahlberechtigten Deutschlands. Legt man dagegen die Anzahl der abgegebenen Stimmen zugrunde, so stellt sich heraus, daß 1874 auf die Zentrumsstimmen beinahe $^2/_7$ entfielen, 1903 dagegen nicht ganz $^2/_{10}$.

Man ersieht aus dieser Zusammenstellung, daß das Zentrum absolut und relativ bei den Wahlen von 1874 viel stärker in der Bevölkerung Deutschlands vertreten war als 1903. 1874 brachte es das Zentrum auf 91 Mandate, 1903 auf 100. Im Verhältnis zu der Gesamtzahl der abgegebenen Stimmen hätte das Zentrum 1874 einen Anspruch auf 105 Mandate, also 14 mehr, erheben können, während es 1903 statt der erzielten 100 Mandate nur 78, also 22 weniger, beanspruchen konnte. Weit entfernt davon, daß das Zentrum den Anteil seiner Macht auf die zur Wahl gehende Bevölkerung erweitert hätte, ist vielmehr dieser Anteil ganz beträchtlich zurückgegangen.

Vergleichen wir damit die Entwicklung der Linken. 1874 war der Liberalismus auf dem Höhepunkt seines parlamentarischen Einflusses. Die Nationalliberalen zählten im Reichstag 152 Mitglieder, der Fortschritt 49, die Deutsche Volkspartei 1 Mitglied; die drei liberalen Gruppen zusammen verfügten also über 202 Mandate, hatten somit für sich allein im Reichs-

Digitized by Google

lag die Majorität. Hinzu kamen noch 9 Sozialdemokraten. Die gesamte Linke war also 211 Mann stark. Für die Kandidaten dieser vier Gruppen der Linken waren im Jahre 1874 insgesamt abgegeben 2 242 867 Stimmen (darunter für die Sozialdemokraten 351 670 Stimmen). Diese Gesamtsumme stellte etwas mehr als $^1/_4$ aller Wahlberechtigten und etwas mehr als $^2/_5$ aller abgegebenen Stimmen dar. Im Verhältnis zu den abgegebenen Stimmen hätten die vier Gruppen der Linken nur 165 Mandate beanspruchen können, statt der 211, die sie tatsächlich errungen hatten.

Wie stellt sich demgegenüber das Wahlresultat des Jahres 1903? Dieselbe Linke, jetzt aus fünf Gruppen, nämlich Nationalliberalen, Freisinnige Volkspartei, Freisinnige Vereinigung, Süddeutsche Volkspartei und Sozialdemokraten, bestehend, brachte es insgesamt auf 5 229 594 Stimmen (darunter rund 3 Millionen sozialdemokratische Stimmen): das waren mehr als $^2/_5$ aller Wahlberechtigten und fast $^1/_7$ aller abgegebenen Stimmen. Im Verhältnis zu den abgegebenen Stimmen hätte diese Linke einen Anspruch auf insgesamt 217 Mandate (die Sozialdemokratie allein auf 125) gehabt, während sie nur 168 Mandate, darunter 81 sozialdemokratische, erlangte.

Aus dieser statistischen Prüfung ergeben sich eine Reihe der wichtigsten politischen Schlüsse. Einmal ist die Annahme, als ob der Halt, den das Zentrum in der deutschen Bevölkerung erlangt hat, im Laufe der letzten drei Jahrzehnte fester geworden wäre, durchaus irrig. Es verdankt seine parlamentarische Machtstellung ebenso wie die konservative Partei der völlig obsolet gewordenen Wahlkreiseinteilung. Ebenso irrig ist ferner die Meinung, als ob der liberal-demokratische Anteil an der politischen Bevölkerung zurückgegangen sei. Dieser Anteil ist vielmehr seit 1874 ganz beträchtlich gewachsen und hat die Hälfte der politischen Gesamtbevölkerung Deutschlands bereits überstiegen. Es entspricht das ja auch durchaus der fortgesetzten Umwandlung Deutschlands aus einem Ackerbaustaat in einen hochentwickelten Industriestaat. Obgleich der liberal-demokratische Teil der Bevölkerung längst die Mehrheit darstellt, ist trotzdem sein Regierungseinfluß fortgesetzt zurückgegangen. Man kann nicht behaupten, daß dies deshalb geschehen sei, weil sich seine in der Bevölkerungszahl zum Ausdruck kommende Bedeutung nicht mit seiner Bedeutung in geistiger und materieller Beziehung decke. Die angeführten Gruppen der Linken stellen nicht bloß den größten Teil der Bevölkerung, sondern auch in bezug auf die Steuerleistung sowie in bezug auf den wirtschaftlichen Unternehmungsgeist und die intellektuelle Entwicklung den hervorragendsten Teil der Bevölkerung dar.

Daß diese liberal-demokratische Linke desungeachtet sowohl im Reichsparlament wie auch bei der Geltendmachung des politischen Einflusses in der Verwaltung so ungünstig abschneidet, liegt einerseits in der bereits hervorgehobenen ungerechten Wahlkreiseinteilung, in noch höherem Grade aber in der Entwicklung der Sozialdemokratie. Die sozialdemokratische Stimmenzahl hat sich in den letzten dreißig Jahren nahezu verzehnfacht. Ihr enormes Wachstum ist im wesentlichen erfolgt auf Kosten der alten liberalen Gruppen. Das Wachstum der Linken ist, wenngleich auch die Stimmenzahl der liberalen Parteien von 1874 bis 1903 nicht unbeträchtlich gewachsen ist, vornehmlich der Sozialdemokratie zugute gekommen. In ihr liegt heute der numerische Schwerpunkt der gesamten Linken. Der Liberalismus hat sich an dieses Chassez-croisez noch nicht gewöhnen können. Er behandelt die Sozialdemokratie nicht als liberal-demokratische Mitkämpfer, sondern als einen neuen, ihm auf der linken Seite erwachsenen politischen Gegner. Den Kampf gegen die Rechte und das Zentrum für sich allein siegreich zu führen, ist er längst nicht mehr imstande; mit Erfolg gleichzeitig gegen rechts und links zu kämpfen, ist völlig hoffnungslos.

Die reaktionären Parteien sehen deshalb mit vollem Recht in dem Gegensatz zwischen Liberalismus und Sozialdemokratie die einzige sichere Gewähr der Dauer ihrer Herrschaft.

Theador Barth.

Die Entstehung des Christentums.

Was ist das Christentum und wie ist es entstanden? ein großes Problem, mit dessen Lösung jeder Gebildete sich ernstlich beschäftigen sollte, vorausgesetzt, daß er für kirchliche und religiöse Angelegenheiten sich irgendwie interessiert. Leider bewährt sich bei der Behandlung dieses Problems das wehmütig satirische Wort des großen Thukydides: „Mühe- und schmerzlos für die meisten ist das Suchen nach Wahrheit; sie greifen nach dem Nächstliegenden.“ Die erste der zwei so eben formulierten Fragen wird besonders dadurch äußerst schwierig, daß jede sogenannte christliche Sekte sie mühelos beantwortet, indem sie, das Nächstliegende ergreifend, ihre eigene religiöse und ethische Lehre für das echte, wahre Christentum hält und anpreist, und weil es keine allgemein anerkannte Autorität gibt zur Wertung all dieser sich gegenseitig ausschließenden Antworten. Die zweite Frage aber wird auf christlichem Gebiet ungefähr in gleicher Weise behandelt. Jeder kirchliche Stimmführer, und unter den Parteigenossen aller, die religiös Interessierten sämtlich, verehren Jesus von Nazareth, Christus, als den Stifter des Christentums. Einstimmig klingt diese ihre Antwort; doch entsteht und besteht diese Einstimmigkeit nur dadurch, daß man allerseits von der eigentlichen Meinung der Antwortenden abstrahiert, und jede nähere Bestimmung der Persönlichkeit und des Werkes Christi sorgfältig außer acht läßt.

So „die meisten“. Zu ihnen aber gehört Professor Pfleiderer nicht, sondern zu den in gründlicher, beharrlicher, echt wissenschaftlicher Arbeit die Wahrheit Suchenden — und zwar zu den Besten auch unter diesen. Denn tadellos hält er sich fern von zwei entgegengesetzten Klippen, an denen auch sonst vortreffliche Wahrheitssucher, wenn sie das Ergebnis ihrer Arbeit veröffentlichen, gar oft Schaden leiden: von dem Wahn persönlicher Unfehlbarkeit und von allzu vorsichtiger Vieldeutigkeit. Pfleiderer ist gegen andersdenkende Theologen und Laien vollkommen tolerant, läßt ihnen ihre Freiheit unbeanstandet, gebraucht aber rückhaltslos die seinige zu einer unumwundenen Darstellung der Resultate seiner langjährigen Studien. Von dieser seiner Methode, genauer gesagt: von diesem seinem theologischen Charakter, gibt sein neuestes, „Die Entstehung des Christentums“*) betiteltes Buch einen unschätzbaren und für ihn überaus ehrenvollen Beweis.

Das Christentum, wie Pfleiderer es, nicht durch eine besondere Formel, sondern durch die ganze Anlage und den Gedankengang seines Buches definiert, ist die in der sogenannten christlichen, sich selbst die allgemeine, die „katholische“ nennenden Kirche am Ende des 2. Jahrhunderts unserer Aera zur Herrschaft gelangte Glaubens- und Sittenlehre. Denn erst damals ist die Christenheit, nach der Sturm- und Drangperiode ihrer Jugend, nach den Streitigkeiten der apostolischen Zeit und nach den Wirren des Gnostizismus, zu einer gewissen Einheitlichkeit, zu einem allen Rechtgläubigen gemeinsamen Bekenntnis gelangt, das in dem sogenannten apostolischen Credo seinen Ausdruck, in den maßgebend gewordenen Schriften des Neuen Testaments seine Begründung und in den autoritativ gewordenen Bischöfen seine maßgebenden Ausleger erhielt. Allerdings bestand in dieser einheitlich sein wollenden Kirche noch mancher mehr oder weniger geduldete, oder auch mehr oder weniger verketzerte Dissensus, und in den folgenden Jahrhunderten entwickelte und vervielfältigte sich das Christentum noch mannigfach; auch hat seine Geschichte noch lange nicht ihr Ende erreicht. Hierin, in der Tatsache, daß auch im 2. Jahrhundert die Kirche nicht wirklich und überall einig war, und daß ihre Lehren im Laufe der Zeit sich überall verändert haben, liegt, so kann man vielleicht sagen, eine Schwäche der von Pfleiderer vertretenen Bestimmung des Begriffs Christentum. Doch ist und bleibt es wohl, wenigstens auf dem Boden historischer Betrachtung, unmöglich, eine bessere Definition festzustellen.

Stifter des Christentums kann Jesus, „der Sohn Josephs und Marias“, nur in einem ungenauen Sprachgebrauch ge-

*) J. F. Lehmann, München 1905.

Digitized by Google

nannt werden. Denn seine Religions- und Sittenlehre war vom aufgeklärten, namentlich vom essenischen Judentum nicht wesentlich verschieden. Neu aber und ihm eigentümlich war sein Messianismus, der in ihm allmählich entstandene und erst in den letzten Wochen seines Lebens deutlich und kräftig hervorbrechende Glaube, daß er der Messias sei, der König oder Vizekönig eines irdischen Gottesreiches, dessen Verwirklichung er in naher Zukunft nicht durch Gewalt zu erringen, wohl aber als eine Wirkung göttlicher Wunderkräfte zu erleben hoffte. Dieser Glaube Jesu wurde die Ursache seiner Verurteilung und seines Todes, für den nicht das jüdische Volk, wohl aber dessen Priesterschaft, deren Handwerk und Existenz Jesus gefährdete, selbstverständlich auch der römische Prokurator Pilatus verantwortlich ist. Seine Jünger aber sahen ihn kraft ihres zu Visionen sich steigernden Glaubens lebendig und verherrlicht und erwarteten seine baldige Rückkehr zur Gründung des Gottesreichs.

Als verklärter Messias ist Jesus nach mehreren Jahren dem nach Gerechtigkeit ringenden Paulus, wahrscheinlich in einem Gewitter, jedenfalls während eines längeren Seelensturmes, erschienen. Durch diese Vision wurde aus dem von griechischer Bildung stark beeinflußten Pharisäer Saulus der Apostel Paulus, der Verkündiger einer neuen, nicht bloß den Juden, sondern auch den Heiden bestimmten Heilslehre, „der Begründer der christlichen Theologie und Kirche".

Diese Heilslehre aber hat sich in Paulus' Geist erst allmählich entwickelt. Ihr Inhalt ist von sehr mannigfaltiger Herkunft: alttestamentliche, rabbinische, alexandrinische Elemente finden sich darin, sogar einige mit der Mysterienlehre der Mithrasverehrer auffallend verwandte; namentlich in den Theorien, welche die zwei vom Heidenapostel eingeführten Sakramente, Taufe und Abendmahl, betreffen. Diese verschiedenen Elemente haben sich durch ein höchst eigentümliches Denken und Streben zu einem durchaus einzigartigen Gedankensystem verschmolzen, das noch nicht in den ältesten Schriften des Apostels, in den Briefen an die Thessalonicher, wohl aber in den späteren, namentlich in den Briefen an die Galater und an die Korinther, zur Darstellung gekommen ist.

Die wichtigsten, und in den mündlichen Vorträgen des Heidenapostels wahrscheinlich am meisten verwerteten Thesen dieser Lehre sind folgende: Jesus ist der Christus, der von Gott allen Menschen bestimmte Erlöser. Am Kreuze sterbend, ist er selbst vom Gesetz und von dem Fleische, d. h. von den zwei Dingen, durch deren Zusammentreffen Sünde und Tod entstehen, befreit und in das realgeistige, in das pneumatische, selige Leben versetzt worden. Indem und dadurch, daß die zum Heil Prädestinierten und Berufenen an ihn glauben, werden sie „eins mit ihm", teilhaft seines Todes, der ihm gewordenen Erlösung und der darauf folgenden Verherrlichung. So ist Christus der zweite, der „himmlische Adam", der Erstgeborene einer neuen Menschheit geworden.

Nun aber muß ich mir das allerdings nicht mühelose Vergnügen versagen, für die Leser dieser Rezension in einem trocknen Bericht all das wiederzugeben, was Prof. Pfleiderer uns über die kirchliche Fort- und Umbildung der paulinischen Lehre in einer vollkommen klaren und spannenden Darstellung mitteilt. Was er über die drei ersten Evangelisten und ihre sehr tendenziöse, gar oft frei dichtende Geschichtsschreibung, über den vierten Evangelisten, unseren „Johannes", und über seine zum Teil aus alexandrinischen Quellen geschöpfte, mit dem Gnostizismus teils verwandte, teils ihm entgegengesetzte Lehre sagt, und was er schließlich vom Aufbau der „drei Schutzmauern" des kirchlichen Christentums erzählt, soll heißen: über die Sammlung der autoritativen neutestamentlichen Schriften, die Stärkung des Episkopats und die Formulierung eines angeblich apostolischen Glaubensbekenntnisses: das alles möge man in seinem Buche nachlesen. Diese sehr lohnende Lektüre möchte ich niemandem ersparen, sondern möglichst vielen empfehlen. —

In allen wesentlichen Punkten werden die neuprotestantischen Theologen und auch manche neukatholischen, vor allen wohl der seine jetzigen Genossen weit überragende Abbé Loisy, in Pfleiderers meisterhafter Schrift mit Freuden eine Bestätigung ihrer eigenen wissenschaftlichen Ueberzeugung begrüßen, wenn sie auch in nebensächlichen und sogar in einigen nicht unwichtigen Dingen von ihm differieren. Die Hüter aber dessen, was man heutzutage mit einem sehr dehnbaren Namen Orthodoxie nennt, werden, wenn sie dazu die unentbehrlichen Gehilfen finden, gewiß einen Fall Pfleiderer nächstens inszenieren. Wahrlich nicht ohne Berechtigung. Denn wie sollten sie ohne schmerzliche Sorgen für die Zukunft *ihres* Christentums die inhaltschwere und trotz der Milde des Tones ihnen anstößige Weissagung lesen, mit welcher Prof. Pfleiderer das Vorwort seines Buches schließt:

„Vermuten darf man nach aller bisherigen Erfahrung und nach manchen Anzeichen der Gegenwart, daß der Fortgang unserer Erkenntnis nicht sowohl in der Annäherung an die alte Ueberlieferung, als vielmehr in noch weiterer Entfernung von ihr sich bewegen dürfte. Daher werden wir gut daran tun, uns mit dem Gedanken immer mehr vertraut zu machen, daß der eigentliche Gegenstand unseres frommen Glaubens nicht das Vergangene, sondern das Ewige ist! ‚Was sich nie und nirgends hat begeben, das allein veraltet nie!' Wertlos wird darum die Geschichte der Vergangenheit keineswegs, nur wird sie nicht mehr das Letzte und Höchste enthalten, bei dem wir stehen zu bleiben hätten, sondern nur die zeitlichen Zeichen und Wegweiser des Ewigen."

Heidelberg. M. Schwalb.

Mecklenburgische „Hochverräter" anno 1824.

Man kann sich heute im geeinten Deutschland nur schwer vorstellen, daß in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts deutsche Regierungen mit brutaler Gewalt diejenigen verfolgten und zu „Hochverrätern" zu stempeln suchten, die im idealistischen Ueberschwang der Jugend weiter nichts taten, als ihren Gefühlen für ein einiges und liberal regiertes Vaterland Ausdruck zu geben und in harmlosen Demonstrationen für diese Ideen einzutreten. Von den Leiden der so geschaffenen Märtyrer sind uns verschiedene höchst anschauliche Schilderungen hinterlassen worden. So hat uns insbesondere Fritz Reuter in seiner „Festungszid" ein unübertreffliches Bild von dem Leben der wegen derartiger „gefährlicher" Umtriebe in den 1830er Jahren eingekerkerten jungen Leute entworfen. Als einen Beitrag zu der Geschichte dieser „demagogischen" Bewegung möchte ich im Anschluß an die Erzählungen meines Vaters und aus dessen nachgelassenen Papieren sowie aus den Akten und dem Urteil des Prozesses „wider die Mitglieder des sogenannten Jünglingsbundes" einiges über die Verfolgungen mitteilen, die etwa ein Jahrzehnt vor Reuters Verurteilung gegen eine ältere Generation Studierender, unter denen sich mehrere Mecklenburger befanden, ins Werk gesetzt wurden.

Die Anregung zu der Begründung eines derartigen „Jünglingsbundes" dürfte von dem nach der Schweiz geflüchteten Professor Follen ausgegangen sein; ein Mecklenburger von Sprewitz war einer der regsten Förderer des Vereins in Deutschland. Follen suchte den Anschein zu erwecken, als ob ein Männerbund mit gleichen Zielen schon bestehe, welcher die Jünglinge nach ihrem Uebertritt ins bürgerliche Leben aufnehmen könnte. Ein Müller Salomon in Erfurt bestärkte die Mitglieder in dieser allerdings unzutreffenden Voraussetzung.

Die Ziele und die Statuten des Bundes werden von verschiedenen Mitgliedern und zu verschiedenen Zeiten verschieden angegeben. Daß aber der eigentliche Zweck des Bundes die Erringung der Freiheit und Einheit Deutschlands war — darin stimmen alle überein. Nur von Sprewitz gab noch weiter als Zweck an: Umsturz der bestehenden Verfassungen und eine Verfassung nach dem Willen des Volkes. Da der Bund geheim bleiben mußte, so enthielten die Satzungen allerlei Eides- und

Digitized by Google

Schwurformeln in bezug auf die Geheimhaltung und auch die Losung: „Tod dem Verräter."

Auf Veranlassung der „Bundes-Zentraluntersuchungskommission" zu Mainz wurden 1824 in Preußen 28 Mitglieder des Bundes in Anklagezustand versetzt, und von diesen im Jahre 1826 auch 26 verurteilt. Wegen Teilnahme an einer gesetzlich verbotenen, das Verbrechen des Hochverrats vorbereitenden, geheimen Verbindung bekamen sie 8 bis 15 Jahre Festung.

Solche harten Strafen wurden verhängt, obgleich das gerichtliche Erkenntnis selbst zugestand:

„Die tätige Wirksamkeit des Bundes, abgesehen von Handlungen einzelner Glieder, hat sich einzig und allein auf seine Verbreitung und behufs derselben auf Gewinnung der Ansichten für die Notwendigkeit der politischen Einheit Deutschlands, sowie auf Versammlungen zur Organisierung des Bundes beschränkt. . . . Bei der ursprünglichen Verbreitung des Bundes wurde als Gesetz anerkannt, daß die Mitglieder sich jeder eigenmächtigen Tätigkeit für die Erreichung des Zweckes enthalten und den Befehlen ungenannter Bundesobersten, wenn sie ihrer Ueberzeugung entsprächen, gehorchen sollten."

Dem entscheidenden Gericht hat es auch Mühe genug gekostet, durch juristische Tüfteleien die bloßen Absichten des Bundes strafbar zu finden.

Sogar im Königreich Sachsen ging man damals milder vor. So bekam der Mecklenburger Kippe für ein Verschulden, wie es in Preußen fast durchweg mit 15 Jahren Festung bestraft wurde, in Sachsen nur 7 Jahre Königstein.

In Mecklenburg, wo das gemeine römische Recht galt, wurde es den Richtern, entweder infolge dieses Rechts oder wegen ihres engeren Gewissens, so schwer, in den vorliegenden Tatsachen etwas Strafbares zu finden, daß hier die Untersuchung noch lange fortdauerte, nachdem in Preußen schon das Urteil gefällt war.

Mecklenburg dürfte damals das Land gewesen sein, wo sich die Regierung am schwersten zur Bestrafung der jungen Leute entschließen konnte, welche die Einheit Deutschlands anstrebten. Eine besondere Untersuchungskommission wurde allerdings auch hier mit der Verfolgung der „Demagogen" beauftragt, und einer der Kommissare, namens Caspar, bemühte sich nach Kräften, ihnen eine Schuld nachzuweisen, aber ohne eigentlichen Erfolg. Die Verdächtigten wurden nicht verhaftet, sondern mußten sich nur verpflichten, die selbstgewählten Aufenthaltsorte nicht ohne Genehmigung der Regierung zu verlassen.

So sehr war man selbst in den Kreisen der „Demagogen" von der größeren Gerechtigkeitsliebe der mecklenburgischen Regierung überzeugt, daß der Studiosus Beyer, welcher bei Beginn der Untersuchung wegen eines Studentenkrawalls in Rostock nach der Schweiz geflüchtet war, den Wunsch zu erkennen gab, in Mecklenburg abgeurteilt zu werden. Er erhielt auch durch die Verwendung einflußreicher Verwandter die Erlaubnis der mecklenburgischen Regierung zur Rückkehr und blieb dabei unbehelligt durch die Behörden der Staaten, die er zu durchqueren hatte.

Für wie wenig schuldig selbst hohe preußische Beamte die jungen Leute hielten, geht daraus hervor, daß diese dem Studenten Beyer bei seiner Flucht behilflich waren. Beyer wanderte unter fremdem Namen. Sein ihm sehr ähnlicher Freund Ritter — mein Vater — hatte ihm seine Matrikel geliehen. Diese war sein einziger Ausweis. Als er sie auf der Polizeidirektion der Stadt Hannover vorwies, meinte der dortige Beamte, diese Legitimation werde bei dem Argwohn mancher Behörden vielfach nicht genügen — er wolle ihm lieber einen regelrechten Paß ausstellen! In Bielefeld wurde dennoch die Polizei mißtrauisch, und Beyer wurde vor den Landrat des Kreises geführt. Dieser, der in ihm wohl den politischen Flüchtling erkannte, fand mit merkwürdiger Schnelligkeit freundschaftliche Beziehungen zu mecklenburgischen Familien heraus, von denen der Pseudo-Ritter Kunde geben konnte, und das Ende vom Liede war, daß der Landrat den „Demagogen" einlud, den Abend in seiner Familie zu verbringen.

In Mecklenburg waren es fünf Mitglieder des Jünglingsvereins, gegen die damals Anklage erhoben wurde: der Amtsauditor Hase zu Wismar, die Kandidaten Ritter-Wittenburg, Dölle-Wittenburg, Bartsch-Laukow und der Student Beyer-Schwerin.

Ritter hat einen Bericht über seine Beteiligung an dem „Jünglingsbunde" hinterlassen. Danach hatte Ritter ursprünglich die Absicht, den Griechen in ihrem Freiheitskriege zu Hilfe zu eilen, weniger aus politischen Gründen als aus religiöser Begeisterung. Da — im Jahre 1821 — suchte ihn ein Student Lange, den er früher in Halle kennen gelernt hatte, auf und machte ihm klar, daß er nähere Pflichten für das eigene Vaterland habe. Es bestehe ein weitverbreiteter Bund mit dem Zwecke, die Einheit und Freiheit Deutschlands zu fördern. Obgleich sich Ritter bis dahin eigentlich nur den theologischen Studien hingegeben hatte, willigte er doch ein, dem Bunde beizutreten, als auch sein Freund Beyer ihm erklärte, schon Mitglied zu sein.

Als Ritter darauf nach Halle kam, war dort gerade die Burschenschaft aufgelöst. Aus deren Trümmern bildete sich bald, von Bundesmitgliedern geleitet, eine neue Verbindung, jedoch ohne äußere Form.

Nach und nach kamen die Mitglieder des Jünglingsvereins auf die Vermutung, daß gar kein Verein der „Alten" bestehe. Infolgedessen wurde auf verschiedenen Versammlungen des Bundes, z. B. in Würzburg und Frankfurt, darüber beraten, ob der Bund fortbestehen oder aufgelöst werden solle. Ritter war mittlerweile mit dem Studium fertig und nahm im Bunsenschen Institut in Frankfurt a. M. eine Lehrerstelle an. Von da aus wollte er an einer Bundesversammlung in Nürnberg teilnehmen, kam aber zu spät. Er erfuhr, daß dort beschlossen sei, den Jünglingsbund fortbestehen zu lassen, ohne sich um das Vorhandensein eines Bundes der Alten zu kümmern. Für 1823 wurde in Kassel eine neue Bundesversammlung geplant. — Ritter kehrte nicht nach Frankfurt zurück, sondern ging zunächst nach Rostock, später nach Wittenburg und trat dann eine Stelle als Lehrer an einer Privatschule in Lübz an. Hier nahm er Dölle auf dessen Wunsch in den Bund auf, später auch Schliemann-Sternberg und Türk-Schwerin.

Weihnacht 1823 waren Beyer, Dölle, Hase und Ritter in Wittenburg. Dort teilte Beyer einen Vorschlag des Professor Follen in Basel mit, den Franzosen im folgenden Jahre, in dem sie eine Revolution beabsichtigten, zur Hilfe zu kommen und mit ihm in nähere Verbindung zu treten. Beides wurde abgelehnt!

Als dann die Untersuchung eingeleitet wurde, übergab Ritter einem der untersuchenden Beamten, dem Oberamtmann Störzel aus Grabow, eine schriftliche Darlegung seines Verhaltens und seiner politischen Ansichten. Bemerkenswert ist, daß darin schon Ideen enthalten sind, die als modern bezeichnet werden können, z. B. in bezug auf das Nationalitätsprinzip. Ritter suchte sein Streben für die Einheit Deutschlands nicht bloß als entschuldbar, sondern als im Interesse der deutschen Fürsten liegend hinzustellen, weil die Fürsten durch ein einheitliches Band, durch ein Reich mit einem Kaiser an der Spitze ihre eigene Existenz am besten gesichert sehen würden:

„Darum sollte die Einheit Deutschlands, des Landes, das durch seine Lage und die Kraft seiner Bewohner das Herz von Europa ist und allen europäischen Völkern Gesetze vorschreiben könnte, nicht für solchen lockeren Boden gegründet sein, sondern als ein wirkliches Deutsches Reich mit einem Kaiser an der Spitze, der die gesamte politische Macht in und mit sich vereinigte, der nicht ein Schattenwesen ohne Kraft, ein Titel ohne inneren Gehalt, sondern dem die einzelnen Fürsten als Stammführer untergeben, gehorsam und verantwortlich wären. Dadurch fielen auch alle inneren Hemmungen des freieren Verkehrs und Gewerbes weg und damit dem ganzen Lande eine bedeutende Abgabe — eine Schule für die Immoralität vieler Menschen."

Dies Programm ist durch die Gründung des Deutschen Reiches im wesentlichen verwirklicht worden.

Ueber die Art, wie sich der Jünglingsbund bei der Ausführung seiner Pläne betätigen könnte, heißt es:

„. . . Es müssen Umstände abgewartet werden, die den Plan begünstigen . . . Das Wie und Wann, welche Veranlassung dazu vorhanden sein

könnte und zu welcher Zeit, darüber liegt der undurchdringliche Schleier der Zukunft; aber auf die Frage, welche Umstände dazu eintreten könnten, darüber glaube ich aus der Geschichte etwas antworten zu können, und zwar:

1. könnte ein Krieg mit dem Auslande dazu Veranlassung geben, wenn entweder alle Fürsten als Gesamtheit handelten, wo dann die Idee der Einheit als notwendig dargestellt und in der Begeisterung des Sieges, wenn der äußere Feind geschlagen wäre, diese Idee Leben und Verwirklichung erhalten könnte, vielleicht mit der gänzlichen Zustimmung der Fürsten, vielleicht gegen die ehrgeizigen Absichten einzelner, die aber dem Ganzen nachzugeben sich gezwungen sähen. — Oder die Fürsten handelten nicht als Gesamtmacht, sondern einzelne verbänden ihre Vorteile mit dem Feinde; dies fällt mit dem folgenden zusammen.

2. Ein Krieg der deutschen Fürsten unter sich. Hier würde der jetzige zu lockere Zusammenhang jedem einleuchten, die Idee der Einheit mehr zum Bewußtsein sich erheben und Fürst wie Volk, mit Ausnahme derer, die mit dem Feinde handelten, müßten eine feste Verbindung wünschen, und ein wirklich mit der Kraft dazu gerüsteter Kaiser würde als notwendig erscheinen und ebenso notwendig an die Spitze gestellt werden, damit etwas Späteres der Art verhindert würde."

Der Gang der Ereignisse hat diesen Vorahnungen Ritters recht gegeben; beide Fälle sind eingetreten, der erste 1870, der zweite vorher, 1866.

Dann erörtert Ritter noch eine dritte Möglichkeit — die Revolution; er bezeichnet eine solche als unerwünscht und verabscheuenswürdig, weil sie die Anarchie zur Folge haben würde, glaubt aber doch, mit ihrer Möglichkeit rechnen zu müssen. Er sagt darüber:

„Dergleichen kommt unerwartet. Auch hierbei, glaube ich, müßte der (Jünglings-) Bund wirken und zwar versuchen, als eine geheime, in Uebereinstimmung handelnde Macht zu schrecken die Roheit und Ungebundenheit, daher Anarchie zu verhüten, zu schützen, zu stärken alle die, welche das Beste wollen, um mit diesen dem Strom Einhalt zu tun. Freilich wäre dies ein schweres Geschäft, denn ein Strom, der aus seinen Ufern getreten ist, reißt alles darnieder, und wahrscheinlich würde in einer gelingenden Revolution auch der Bund mit seinen Gliedern untergehen ... so glaube ich, daß wohl schwerlich ein Bundesmitglied bei vernünftiger Ueberlegung auf die Idee einer Revolution gekommen sein kann."

Da die Statuten des Jünglingsbundes nichts enthalten und auch die Untersuchung sogar der preußischen Kriminalisten nichts ergeben hat, was diesen Auseinandersetzungen widerspricht, so wird man annehmen dürfen, daß die Niederschrift Ritters seine und seiner Gesinnungsgenossen Ansichten und Grundsätze im wesentlichen wiedergibt. Wie die preußischen Entscheidungsgründe für die Verurteilung selbst zugeben, hat sich die Tätigkeit des Jünglingsbundes „einzig und allein auf seine Verbreitung und auf Gewinnung der Ansichten für die Notwendigkeit der politischen Einheit Deutschlands ... beschränkt". Es ließ sich durchaus keine Gewalttätigkeit oder auch nur die Aufforderung dazu nachweisen. Während aber die preußischen Gerichte trotzdem zu einer Verurteilung gelangten, konnte sich die mecklenburgische Untersuchungskommission dazu nicht entschließen. Aber ebenso wenig mochte sie zu einer Freisprechung gelangen; die Rücksicht auf den benachbarten preußischen Staat schreckte vor einer Freisprechung zurück.

Auch wegen „demagogischer Umtriebe" war Anklage gegen Ritter erhoben worden. Zu seiner Verteidigung hatte sich der Advokat Hobein-Schwerin bereit gefunden. Von diesem liegt eine Defensionsschrift vor. Sie enthält Erörterungen darüber, daß der Staatszweck die Erziehung der Menschen zu höherer Sittlichkeit sei, geht dann auf den Urzustand der Menschheit ein, auf die Entwicklung der verschiedenen Staatsformen, auf die Philosophie der Staatskunst und der Geschichtsforschung u. dergl.

Diese Einleitung zu der eigentlichen Verteidigung zeigt, in welchem Maße damals ideale Anschauungen und philosophische Spekulationen die gebildete Menschheit beherrschten. In jetziger Zeit dürfte kaum ein Verteidiger mit solchen Erörterungen beginnen!

Hobein führt dann weiter aus, daß die Angeklagten entschuldbar seien, wenn sie nicht begriffen hätten, daß das Streben nach diesem idealen Ziele zurzeit unerreichbar und verwerflich sei; die Regierungen müßten die Verirrten auf die richtige Bahn bringen. Ihre Absichten seien aber nicht strafbar, und Taten lägen überhaupt nicht vor; darüber nachzudenken, wie ein Staat zur möglichst größten Freiheit gebracht werden könne, sei nicht strafbar. Es wäre also nur die Teilnahme an einer polizeilich nicht erlaubten Verbindung vorhanden, das rechtfertige aber nicht eine kriminelle Verfolgung.

In Preußen war der Prozeß längst beendet und die Angeklagten verurteilt; in Mecklenburg zog sich das Verfahren von 1824—1828 hin. Man konnte keine Gründe zur Verurteilung finden, und ohne zureichende Gründe — wie in Preußen und sonstwo — wollte man nicht verdammen. Andererseits scheute man sich aber auch davor, im Gegensatz zu Preußen der Wahrheit recht zu geben und die jungen Leute freizusprechen. Für diese war dadurch eine schlimme Lage geschaffen, denn sie konnten im bürgerlichen Leben bis zur Beendigung des Prozesses nicht weiterkommen.

Da traten die fünf Angeklagten Hase-Wismar, Ritter-Wittenburg, Dölle-Wittenburg, Bartsch-Lankow, Beyer-Schwerin — vielleicht war auch von Sprewitz dabei — zusammen, um sich mit einer Bittschrift an den Großherzog zu wenden. Wahrscheinlich waren sie zu diesem Schritt von oben her indirekt veranlaßt worden. In dieser Schrift baten die Angeklagten den Großherzog, ihre Angelegenheit persönlich in die Hand zu nehmen und ihnen ihr Urteil zu sprechen. Sie erklärten, daß sie sich jeder Strafe, die ihnen der Landesherr zusprechen werde, willig unterwerfen würden.

Der damalige Großherzog Friedrich Franz I. war an etwas Kabinettsjustiz gewöhnt. Deshalb war ihm vielleicht dieser Schritt der jungen Leute nicht so auffallend, wie er heute erscheinen würde. Er sprach selbst das Urteil, und es fiel recht milde aus. Man hatte dem Großherzog vorher, wie das Gerücht sagt, erzählt, auf einer Versammlung, in welcher die Absetzung aller deutschen Fürsten beschlossen sei, hätten die Mecklenburger darauf bestanden, ihrem Großherzog müsse in diesem Falle aber eine gute Pension bewilligt werden.

Die Verurteilten mußten ihre Strafe in Dömitz verbüßen; die Haft war indes sehr gelinde. Am Tage durften sich die jungen Leute gegen Ehrenwort frei in der Stadt bewegen; nur die Nacht mußten sie in den Festungsräumen verbringen. Ritter trat die Haft anfang Dezember 1828 an. Die Gefangenen benutzten irgend ein erfreuliches Ereignis in der fürstlichen Familie — es mag vielleicht nur ein Geburtstag gewesen sein —, um dem Großherzog ihre Glückwünsche darzubringen. Dies geschah absichtlich in der Weise, daß der reitende Bote aus Dömitz gerade so in Ludwigslust eintraf, daß die Gratulation dem Großherzog bei der Tafel überbracht wurde. Es soll dem alten Herrn viel Vergnügen gemacht haben, daß seine „Jungens", die er nach Dömitz geschickt hatte, so aufmerksam gegen ihn waren. Diese gütige Aufnahme ermutigte die Verurteilten, sich gleich darauf mit der Bitte um Begnadigung an den Großherzog zu wenden. Die Begnadigung erfolgte denn auch so schnell, daß Ritter schon im Januar 1829 aus der Haft entlassen wurde. Er hatte somit nicht viel länger als einen Monat „gesessen".

Aber damit nicht genug! Die Begnadigten wurden durch ihr angebliches Verbrechen nicht in ihrem Fortkommen gestört. Ritter bekam bald nach seiner Entlassung die Erlaubnis, eine Privatschule in Wittenburg einzueichten, und wurde nach kurzer Zeit Hilfsprediger in Wittenburg, später Pastor in Dietlübbe bei Plau. Hase wurde mit dem Titel eines Revisionsrats Regierungsbeamter, Bartsch Domprediger in Schwerin, Beyer brachte es bis zum Geheimen Archivrat in Schwerin, von Sprewitz wurde Landarbeitshausinspektor in Güstrow und Dölle Stadtsekretär in Wittenburg.

Zwanzig Jahre später war man auch in Mecklenburg viel verfolgungssüchtiger. Mein Vater hatte darunter besonders zu leiden, indem er infolge der Bemühungen des orthodoxen Oberkirchenrats Kliefoth durch das Konsistorium wegen seiner liberalen Gesinnung unter Entziehung jeglicher Pension seines Amtes entsetzt wurde. Vorher schon hatte man noch einmal versucht, ihn als „Hochverräter" den Prozeß zu machen, aber vergeblich! Dieselben Gerichte, welche die Wiggers und deren Genossen verurteilten, konnten ihn nicht schuldig finden.

Damerow bei Rostock. Aemil Ritter.

Digitized by Google

Iwan der Schreckliche.

I.

Waliszewski, der französisch schreibende Historiker mit dem polnischen Namen, der eine ganze Reihe umfangreicher Werke über „Les origines de la Russie moderne“ veröffentlicht, greift in seinem letzterschienenen Band „Ivan le Terrible“ (Plon, Paris) zum Ausgangspunkt und zur ersten Wurzel des Gegenstandes seiner geschichtlichen Forschungen zurück. Er schildert Iwan als den Vorgänger Peters und Katharinas in politischer, zivilisatorischer und merkantiler Hinsicht, der die Wege zeigte und den Grund legte, auf dem sie später weiterschritten und weiterbauten. Zugleich gibt er statt des landläufigen Gespenstes eines tierischen Ungeheuers — der Beiname „Grosny“ bedeutet übrigens in der zeitgenössischen Auffassung weder „der Schreckliche“ noch „der Grausame“, sondern ganz einfach das verehrliche und verehrte Familienhaupt — das sorgfältig ausgeführte Porträt eines nur allzumenschlichen Menschen, in den Rahmen seiner Zeit und gegen den moskowitischen Hintergrund gezeichnet.

Iwan IV. ist nach Waliszewski weder der desillusionierte Idealist, noch der tragische Histrion, der nach pittoresken Posen und dramatischen Wirkungen suchte, noch der gemeine Despot recht und schlecht, noch der psychopathisch Entartete, wie ihn die verschiedenen russischen Geschichtsforscher dargestellt haben; er ist für ihn der typische Vertreter des neuen moskowitischen Staates der Iwan und der Wassili, — die selbstbewußte Personifikation der mit der religiösen Weihe der unterworfenen Kirche vergeistigten Allgewalt im neuen streng zentralisierten und rein militärischen Rußland.

Von diesem Rußland des sechzehnten Jahrhunderts gibt der Verfasser im ersten Abschnitt seines Buches, — das überhaupt überschaulicher in seinen Details und fester in seinem Bau ist als sein vorletztes Werk über Elisabeth, „La dernière des Romanova“, — eine breite und wuchtige Zeichnung. Es war dem altrussischen Mutterlande, aus dem es hervorgegangen und auf dessen Trümmern es groß wurde, sehr unähnlich in Art und Aufbau; es stand zu ihm in etwa demselben Verhältnis wie später Preußen zum alten west- und süddeutschen Kulturland. Von einer Emigrantenschar unter dem Kuriker Sprößling Dolgoruki gegründet, war und blieb Moskau eine russische Kolonie auf fremdem, finischem Boden und eine Militärdespotie, in deren Form alles gegossen und gemodelt wurde; als bei der Auflösung der Mongolenherrschaft große Teile Altrußlands, Fürstentümer mit demokratischer Verfassung und freie, republikanische Städte, sich dieser aufstrebenden neuen Macht anschlossen, wurde ihnen dasselbe militärisch-absolutistische Gepräge aufgedrängt, — selbst die Klöster im Nordosten waren mehr strategische Besetzungspunkte als fromme Gründungen. Der Gegensatz ließ sich vorerst weder überbrücken noch aufheben; er wurzelte tief und klaffte überall; und er ist es, der unter Iwan zum blutigen Austrag kam.

Das neue Herrscherhaus gehörte einer jüngeren Linie der Dynastie Rurik an. Es gab unter der russischen Aristokratie mehrere fürstliche Familien aus der älteren Linie, welche sich also — wie auch die Abkömmlinge des ersten litauischen Fürsten Guedymin — den moskowitischen Souveränen mehr als ebenbürtig betrachteten. Neben dieser ersten Aristokratie, deren Mitglieder noch zum großen Teil in vollem Besitz ihrer Souveränität waren, stand als eine zweitklassige Aristokratie die große Zahl der Bojaren, die ursprünglich die freiwilligen Waffenbrüder der Kriegsherren gewesen, jetzt jedoch gingen und kamen, von dem einen Herrn zu dem andern, ohne die bindenden und regelnden Vasallenverpflichtungen im Occident. In diesen Ueberresten alten Partikularismus sahen die moskowitischen Iwan und Wassili den zu vernichtenden und auszurottenden Erbfeind. Schon das Gesetzbuch des Großvaters Iwans IV. von 1497 anerkennt keins von solchen alten Rechten, Privilegien und Ansprüchen und macht damit tabula rasa zugunsten des neuen Regiments des militärischen Einheitsstaates. Das hier aufgesteckte Ziel wurde mit eiserner Konsequenz angestrebt. Moskau siegte auf der ganzen Linie. Alte selbständige Fürstentümer wurden zerstört; durch systematische Konfiskationen des erblichen Erbbesitzes der Rivalen wurde derselbe den neuen Männern, die bei den Eroberungen mitgeholfen hatten, mit verändertem Charakter, als Herrscherlohn für Herrscherdienst, erteilt, und diese, die etwa Söhne ihrer Stallknechte oder Hundewärter gewesen, wurden an die Spitze der Militärhierarchie gestellt. Die beiden dominierenden Hauptzüge der inneren Entwicklung Rußlands während des sechzehnten Jahrhunderts lassen sich aus solchen Umständen leicht erklären: das schnelle Verschwinden der einheimischen bürgerlichen Elemente und deren Ersetzung durch moskowitisch-militärische einerseits, und andererseits das gleich rapide Verschwinden der Bauerneigentümer und die fortschreitende Verarmung des Bauernstandes. Es fehlte — auch in den neuerworbenen westrussischen Städten Nowgorod und Pskow, welche die Hauptplätze des Reiches in industrieller und merkantiler Hinsicht waren — eine genügend starke bürgerliche Organisation, denjenigen des occidentalen Europas vergleichbar, um der Militärorganisation gegenüber ein Gegengewicht der Selbstbehauptung abgeben zu können. Die russischen Bauern waren seit alters her frei; Erdarbeiter oder Handwerker, waren sie selbst Herren ihrer Person und ihrer Arbeit, sehr arm freilich, aber in juridischer und administrativer Hinsicht Gleichgestellte des Kaufmannes und des Bojaren, wie ja überhaupt die Gesellschaftsklassen bei sehr fließenden Grenzen in einander übergingen und es keine soziale Gliederung, keine Gesellschaftsklassen als organische Werte gab. Die Hörigkeit war in Rußland kein Ueberbleibsel aus alten barbarischen Zeiten, sondern eine Errungenschaft und die „paradoxale Konsequenz“ der Berührung mit der westeuropäischen Zivilisation; sie fing in Rußland an ein System zu werden, zur selben Zeit, als sie in Westeuropa nach der Reformation zusammen mit der Fürstenmacht in eine neue und schärfere Phase trat. Das Rußland des sechzehnten Jahrhunderts war ein Bauernland ohne große städtische Zentren des Handels und der Industrie; die Erde war der einzige Reichtum; der unfruchtbare Parasit, der Militärstand, sog alles in sich auf; und der Nährstand verarmte immer mehr unter den wachsenden Kosten für das Heer und die Kriege, die jetzt anfingen mit ausländischen Truppen und ausländischen Waffen geführt zu werden. Die Folge wurde: allgemeine Verlassung des heimatlichen Bodens und scharenweise Auswanderung der ackerbautreibenden Bevölkerung.

II.

Alle Bestrebungen Iwans, seine ganze innere und äußere Politik, gingen konsequent in der oben gezeichneten Richtung. Seine Reformen dienten dem von seinen Vorgängern überlieferten Programm eines zentralisierten Einheitsstaates, in dem es nur einen Willen, den seinigen, gab und in dem alles und alle nur Räder in der Maschine waren. Sogar die von ihm angestrebten und angeknüpften Verbindungen mit dem Occident waren ihm — mit der Einsicht, die sie ihm über seine eigene Unterlegenheit in militärischer, finanzieller, administrativer Hinsicht gaben — hauptsächlich Veranlassungen und Mittel zu energischer Weiterführung der autokratischen Staatsidee. Er stieß hierbei auf zwei Haupthindernisse: die Kirche mit ihrem ausgedehnten Erbbesitz und ihrem Einspruchsrecht und die weltlichen Provinzpotentaten mit ihren souveränen Rechten; und diese beiden Schranken seiner Willkür wollte er forthaben. Die von Iwan ersehnte Säkularisierung der Kirchengüter mißlang. Die alte bojarskaja duma dagegen, das große Bojarenconsilium, das ursprünglich ein Kriegsrat gewesen, später aber dem Herrscher nicht nur als eine ratgebende, sondern als eine im weitesten Sinne mitregierende Autorität an der Seite gestanden, verlor allmählich seine Machtbefugnisse, um zuletzt einer Art Geheimkabinett den Platz zu räumen, das nur aus einigen wenigen Vertrauenspersonen oder Kreaturen Iwans bestand (Adachew, Silwester, Kurbski vor seiner Flucht, der Metropolitan Macaire u. a.). Seine Reformen wie seine Bluttaten gingen darauf aus, die souveränen Fürsten und den widerstandskräftigen Landadel entweder in einen Hofadel umzuwandeln oder sie gänzlich auszuschalten und zu vernichten.

Digitized by Google

Dies war der Sinn — der Sinn einer politischen, sozialen und finanziellen Umwälzung — der unter dem Namen opritschnina bekannten farce macabre. Die opritschnina war übrigens in nuce schon vollständig in einem Ukas aus dem Jahre 1550 vorhanden, durch welchen tausend Bojarensöhne aus den verschiedensten Landesteilen Grundbesitz im Distrikt Moskau und den angrenzenden Distrikten erhielten und von jetzt ab — zusammen mit den dort ansässigen vornehmen Familien und den höheren Beamten, welche ebenfalls Grundbesitz angewiesen bekamen — den festen Kern des hauptstädtischen Hofadels und des Militärdienstes bildeten. Die opritschnina von 1565 war nur die Erweiterung und die Anwendung des in diesem kaiserlichen Befehl entworfenen Plans.

„Am 3. Dezember 1564, einem Sonntag," schreibt Waliszewski, „verließ Iwan seine Hauptstadt; er nahm mit sich seine zweite Frau, Marie Temrioukowna, eine halbwilde Circassierin, ungestüm und unbeherrscht wie er; er ließ auf Hunderte von Wagen seinen ganzen Schatz, Silber, Tischgeschirr, kostbare Steine, Möbel, Heiligenbilder laden; und er ließ sich von einem riesigen Gefolge, einer großen Zahl in verschiedenen Städten gewählter Bojaren, seinem ganzen Hof und allen seinen Dienern begleiten." Er hatte sich in der kleinen Stadt Alexandrow, unweit von Moskau, niedergelassen, und von dort ließ er die Hauptstadt die Beweggründe und das Ziel der seltsamen Auswanderung kennen: am 3. Januar 1565 überbrachte ein Kurier einen Brief an den Metropoliten, worin der Zar nach einer langen Auseinandersetzung über die von dem höheren und niederen Klerus sowie der gesamten Beamtenwelt begangenen Missetaten erklärte, daß er alle Welt vom höchsten zum geringsten Mann unter seinen Zorn gestellt — eine Art von Bann, welche die davon Getroffenen zu jeder Tätigkeit am Hofe und im Staatsdienst unfähig machte —, und daß er beschlossen habe, sein Reich zu verlassen und irgendwo hinzugehen, „wo Gott es ihm eingeben würde". In einem zweiten an die Kaufmannschaft wie an „das ganze christliche Volk von Moskau" gerichteten Schreiben hieß es aber, daß der Zar ihnen gegenüber keinen Grund zur Klage habe und keine Feindseligkeit hege. Die Bojaren gerieten in angemessene Erregung, die Kaufleute boten Geld an, das Volk rottete sich zusammen mit lautem Geschrei und großer Rührung, und der Metropolit wurde beauftragt, bei dem Zaren zu intervenieren und ihn zu bitten, sein Volk nicht zu verlassen. Eine Deputation begab sich nach Alexandrow. Der Zar ließ sich bewegen, aber unter Bedingungen: er würde alle Verräter und alle Rebellen in seiner Ungnade verbleiben lassen, einige von ihnen würde er strafen und ihr Vermögen konfiszieren; und er würde nicht nach Moskau zurückkehren, bis sich eine opritschnina konstituiert habe. Das Werk dieser opritschnina, welche Anfang der siebziger Jahre sich „dwor", der Hof, nannte und jetzt den vollen Charakter einer wirklichen Staatsorganisation hatte, bestand, wie schon erwähnt, in einer Ausdehnung der Maßregel von 1550 in großem Maßstab: diesmal umfaßte die „Reform" das halbe Reich und die vom Zaren diesmal ausgewählten Bojaren und Bojarensöhne, die „opritschnina", waren 6000 an Zahl. In den betreffenden Gegenden wurden den Eigentümern ihre erblichen und von allen Auflagen freien Besitzungen weggenommen und der opritschnina vom Zaren übergeben, während sie selbst an andere, gewöhnlich möglichst weit entfernte Orte versetzt wurden, wo sie eine andere Besitzung erhielten, aber nur lebenslänglich und unter Verpflichtung von Steuerabgaben und Dienst unter der Krone. Und die Distrikte, welche die opritschnina in den Mittelprovinzen des Reiches für sich mit Beschlag belegte, waren gerade diejenigen, in denen sich das alte Regime am kräftigsten erhalten hatte, wie sie sich auch unter den Städten besonders derer bemächtigte, die an den großen Handelswegen lagen. So z. B. drang sie in die Erbgüter der Herzöge von Rostow, Suzdal, Tschernigow ein und schluckte ebenfalls eine zweite Gruppe alten fürstlichen Erbbesitzes „jenseits der Oka", der Familien Odojewski, Worotynski und Trubezkoi. Von den bedeutenden Städten blieben nur Twer, Wladimir und Kaluga im Besitz des alten Regimes, das sich im allgemeinen durch die „Reform" an die äußersten Grenzen des Reiches verwiesen sah.

Das einzige Mittel, dies alles durchzuführen, war die Gewalt. Die Schreckensherrschaft begann. Eine große Zahl widerspenstiger Fürsten und Bojaren mit den Chouiskis voran, wurden getötet oder aus dem Lande vertrieben, und ihr Eigentum konfisziert. Iwan schonte nicht einmal sein eigenes Blut: die ganze Familie seines Vetters Wladimir wurde ausgerottet. Auch die Kirche mußte herhalten: der neuernannte Metropolit von Moskau, Philipp, der erst das Amt nur unter der Bedingung der Aufhebung der opritschnina annehmen wollte, später aber mit der Verpflichtung nachgab, sich weder in die Politik noch in das private Leben des Zaren einzumischen, wurde — als er im Dome an Mariä Himmelfahrt nach einem scharfen Wortwechsel dem Zaren und seinen in Mönchstracht erschienenen opritschniki den geforderten Segen verweigerte — ins Gefängnis geworfen und umgebracht. Eine ganze Stadt fiel als Opfer seiner Raserei wegen Verdachts geheimer Konspirationen mit Polen — die blühende Handels- und Industriestadt Nowgorod, die sich später nie mehr recht von der Verwüstung erholte, mit der Iwan an der Spitze seiner opritschniki und einer Truppenabteilung sie im Jahre 1570 heimsuchte. Die Geistlichen und die Bürger wurden massenweise und in grausamer Weise ermordet, die Läden und die Wohnhäuser der Kaufleute angezündet und niedergerissen.

Der Mittelpunkt und die feste Burg dieses Schreckensregiments war die Sloboda von Alexandrow. Hier residierte Iwan Grosny, von einigen Hunderten besonders vertrauter opritschniki umgeben, unter ihnen Bielski und Basmanow, die für seine Mignons galten, Maliuta-Skuratow, der Haupt- und Staatshenker und dessen Schwiegersohn, der künftige Zar Boris Godunow. Sie bildeten dort eine Art geistlicher Bruderschaft, eine weltentsagende Einsiedlerkolonie, mit besonderer Tracht, besonderen Gelübden, besonderen Ordensregeln und komplizierten religiösen Uebungen. Der Zar war Prior, Fürst Wiaziemski Küchenmeister, Skuratow Sakristan. Um Mitternacht mußten alle auf sein zur ersten Andacht, der Zar ging selbst mit seinen Söhnen den Gottesdienst einläuten; und als Prior hielt er beim Mittagsmahl im gemeinsamen Refektorium mit lauter Stimme eine fromme Vorlesung. Nach dem Essen aber versammelten sich alle zum fröhlichen Trinken, wobei einige opritschniki mit den bestallten Narren wetteiferten und auch Frauen zugelassen wurden. Denn wenn die Brüder von ihren Ausfahrten, wobei sie als Insignien einen Besen und einen Hundskopf an ihrem Sattel hängen hatten, mit Blut bedeckt und beutebereichert nach Hause zurückgekehrt waren und ihre Kutten wieder angezogen hatten, schwelgten sie nicht nur in frommen Betrachtungen, sondern auch in den wildesten, fleischlichen Orgien, und es ist kein Wunder, wenn der Prior nach einem solchermaßen verbrachten Tag, während dessen auch stimulierende Besuche in den Torturenkammern und lustige Spiele von Gauklern und dressierten Bären angenehme Abwechslung geschaffen, in seinen Schlafzimmern sich von drei blinden Greisen Geschichten erzählen ließ, um einschlafen zu können.

Die Kindheitseindrücke und die Jugenderfahrungen Iwans hatten dem überlieferten Regierungssystem seiner Vorfahren eine tiefe und persönliche Resonanz gegeben. Bei dem Tode seines Vaters Wassilij 1533 war er erst drei Jahre alt; und als seine Mutter, Helene Glinski — Tochter eines litauischen Ueberläufers und aufgewachsen unter der Vormundschaft ihres Onkels, eines Waffenkameraden Alberts von Sachsen und des Kaisers Maximilian — nach fünfjähriger Gewaltherrschaft, die sie und ihr Liebhaber, Fürst Obolenski, mit Hilfe einer mächtigen Partei im Kampfe gegen ihren eigenen Onkel und die Brüder ihres Gatten ausgeübt hatte, mit Gift weggeräumt wurde, fing ein rücksichtsloser und blutiger Streit an zwischen den Chouiskis, den Abkömmlingen Kuriks von der älteren Linie, und den Bielskis, den Abkömmlingen Gnedymins, die mit wechselndem Glück um die Macht kämpften. „In meiner Anwesenheit," schrieb später Iwan in bitterer Erinnerung von einem Chouiski, „streckte er seine bestiefelten Füße über das Bett meines Vaters aus!" Gleich nach seiner Thronbesteigung, feierlichen Krönung und Hochzeit mit der Bojarentochter Anastasia Zakharin-Kochkin, versuchten die von Iwan gehaßten Chouiskis anläßlich der durch den großen Moskauer Brand 1547 entfesselten Wirren und Rachegelüste im Trüben zu fischen; jetzt aber waren der Herrscher und der Tyrann in dem jungen Zaren erwacht; und das blutige Regiment Iwan Grosnys fing an.

Digitized by Google

Der ganze Kampf Iwans gegen die erblichen souveränen Fürstengeschlechter und das altrussische Regime knüpft sich an den Namen Kurbski. Durch die Herzöge von Smolensk und Jaroslaw ein Sprößling des Kiewer Großfürsten Wladimir Monomachus und demnach auch der älteren Linie der Ruriks angehörend, war Kurbski nebst den Emporkömmlingen Silwester und Adachew lange Zeit einer der wenigen und intimen Ratgeber Iwans. Die Rolle, die er hierbei gespielt, scheint etwas dunkel gewesen zu sein, wie auch seine Persönlichkeit verschieden gedeutet worden ist; später flüchtete er nach Polen im Zusammenhang mit den zahlreichen Bojarenemigrationen und lebte dort zwanzig Jahre als der gehässigste Feind Iwans, der ihn auch als seinen gefährlichsten Gegner betrachtet zu haben scheint. An seine Flucht knüpfte sich der Auszug Iwans nach Alexandrow sowie die ersten Vollstreckungen der opritschnina.

München. Ola Hansson.

(Schluß folgt.)

Briefe einer Braut.

„Briefe einer Braut" und zwar wirklich und wörtlich just aus der Zeit, da „Großvater die Großmutter nahm" oder vielmehr gerade uehmen sollte. Denn die Enkelin Edith Freiin von Kramm hat sie gesammelt und im Berliner Verlag von Egon Fleischel & Cie. herausgegeben.

Sie sind gerichtet an Charlotte Auguste von Münchhausen von ihrer nächsten Freundin Philippine von Griesheim. Beide Mädchen entstammen deutschem Uradel. Entstanden sind die Briefe in den Jahren 1804 bis 1813, in einer reichbewegten Zeit der tiefsten Demütigungen wie der beginnenden und siegreichen Erhebung.

Und zunächst liegt über Philippinens Leben die hellste Sonne, die sie gar wohl zu genießen weiß. Sie ist ein munteres, gutartiges Geschöpf, das allerliebst zu plaudern versteht. Der Vater ist in Gunst und Gnade bei den höchsten Herrschaften von Braunschweig; das Töchterchen, eigentlich noch in den Kinderschuhen, wird schon zu Hofe gezogen und findet zunächst als unermüdliche Tänzerin seinen Anwert.

Natürlich — ohne Herzklopfen geht so was nicht ab. Da ist Jubel — denn die Herzogin-Mutter *) hat die Vierzehnjährige für achtzehn Jahre alt gehalten. Nun beginnen die Vorbereitungen zum ersten, großen Ball, den Hofmarschall von Münchhausen zu Ehren der Markgräfin Amalie von Baden und des Prinzen Heinrich von Preußen geben will. Das Ballkleid wird von einer Schwester entlehnt. „Ich sage dir, liebes Mädchen, ich sah aus, wie ein Cometh mit einem langen Schweif. Von meinem langen, dicken Haare wurde mir ein Taubennest auf dem Kopf gedreht, wie ein gekröntes Haupt. Die Rolle wurde mir eingebläut, wie ich antworten mußte, wenn ich denen Fürstlichkeiten vorgestellt und für die Verwechslung von königliche Hoheit, Durchlaucht und Erlaucht gewarnt."

„Endlich erschien der ersehnte Augenblick. Herzklopfend bestieg ich den Wagen und Pracht und Herrlichkeit betäubten meine Sinne, eine Schaar von Tänzer empfing mich an die Thür mit Engagements auf Ecossoise, zwei Walzer, Monemasque, Sauvage, Kehraus und wie die Tänze alle heißen mögen. Eine alte Oberhofmeisterin ergriff meine zitternde Hand, mich wie ein Schlachtopfer denen hohen Herrschaften vorzustellen. Endlich rief die rauschende Musik zum Tanz. Ein Kurländer, Herr von Korf, ließ sich mir vorstellen und bat zum ersten Tanz, den ich ihm bewilligte, vergessend, daß ich ihn schon Tags zuvor Graf Stirum zugesagt hatte, der nun sein Recht geltend machte. Neue Verlegenheit! Herr von Korf trat bescheiden zurück, und wir stellten uns oben an. Jetzt glaubte ich albernes Kind aller Augen wären auf mich gerichtet, da mir auf diesem wirbelnden Tummelplatz alles neu und fremd war. Meine Kniee fingen an zu zittern, der Boden schwankte unter meinen Füßen, als ob ich von einem Erdbeben erschüttert würde, mir schwanden die Sinne, und ich fiel ohnmächtig zur Erde. Als ich mich wieder erholt, stand die Erbprinzeß vor mir und rieth freundlich, etwas im Saal auf und ab zu gehen, doch kaum hatte ich mich von meinem Sitz erhoben, als ich abermals in die Kniee sank und ohne Bewußtsein weggetragen wurde."

Es fehlt nicht an Freiern für das junge und auch nach dem beigegebenen Bild offenbar sehr schöne Mädchen. Gleich jener Herr von Korf, der sie bei ihrem ersten Ball in solche Verlegenheiten bringt, faßt eine große und währende Liebe zu ihr, die nur durch die Jugend der beiden zu keinem Ziele führt. Jahre später meint ein Bekannter, der junge Kurländer sei ihretwillen unvermählt geblieben. Aber, so gern sie sich amüsiert, so unersättlich sogar sie da erscheint, so streng sind offenbar die Begriffe vom Elternrecht im Hause ihres Vaters. Er allein hat das entscheidende Wort, wenn es sich um die Vermählung, die Versorgung der Tochter handelt, und die Wünsche des eigenen Herzens kommen erst in zweiter Linie. Ein Graf Stirum — wir kennen ihn schon von ihrem ersten Ball her — schickt Philippinen einige französische Bücher und darin ein „Billiet", worin er ihr seine Liebe in der „keckſten Sprache" schildert. „Nein, liebe Lotte, ist dies wohl erhört! Ist wohl je einem jungen Mädchen eine ärgere Beleidigung widerfahren?" Sie will den Brief ihrem Vater bringen. Eine Freundin rät ihr, ihren Bruder Werner — er ist später, während des russischen Feldzuges, in einem Wilnaer Lazarett verschwunden — ins Vertrauen zu ziehen. Aber, da könnte wohl gar ein Duell entstehen . . . „Gustchen fand es eine Auszeichnung für mich, ein solches Billiet aufweisen zu können. Großen Dank für die Ehre, ich möchte weinen, daß sich ein Herr so etwas heraus nimmt. Gustchen denkt doch darin anders als wir, unter anderm läßt sie sich neulich von ihrem Vetter, dem eckelgen unangenehmen Grafen Maurice Weisberg zu Haus bringen und er — nein ich kann es kaum ausschreiben — — drückt ihr die Hand und sie kann vor Freude nicht einschlafen. Ich könnte doch den Herrn, der sich so etwas erlaubt, nie wieder ansehen, so wie ich es auch zu vermeiden suche, je wieder mit dem unangenehmen Grafen Stirum zu sprechen."

Sonst lebt und genießt man. Eine lebhafte, streng durch den Kreis der Standesgenossen umgrenzte Geselligkeit. Man macht Ausflüge und kleine Reisen und amüsiert sich nach Kräften, während die Wetter immer tiefer hängen und dunkler drohen. Noch will das muntere Mädchen nicht an den Ernst der Dinge glauben; man unterhält sich doch zu gut und zu harmlos, obwohl man 1806 schreibt. So kommt der Oktober, mild und sonnig. Man hat sich zusammengetan, im Freien seinen Kaffee zu trinken und sich zu vergnügen. Heimkehrend trifft man einen Bekannten zu Pferde, der sichere Kundschaft von einem großen Sieg der Preußen über Napoleon haben will. Das erhöht die Stimmung, denn man ist gut deutsch gesinnt und eilt, die Eltern mit der frohen Post zu erfreuen. Ein kurzer Weg bis zum Stadttor von Braunschweig; dort ist die Wache in traurig-unruhiger Bewegung; in der Stadt selbst dumpfe Bestürzung; und die ganz Unvorbereiteten trifft die Nachricht von der Katastrophe von Jena und Auerstädt, der Vernichtung der preußischen Macht, der tödlichen Verwundung des greisen Herzogs, der seinen alten Ruhm noch einmal aufs Spiel gesetzt und verwettet hatte. Als Flüchtlinge kommen Prinz Paul von „Wirthemberg" und Prinz Heinrich von Preußen in ihrer Eltern Haus. „Doch hätte man diese Unglücktuchen eher für Bettler, als für Fürstensöhne gehalten. Mir ward das Glück zu Theil, dem Prinzen Heinrich den Aermel in seinen Rock einzunähen, doch den Stiefel, wodurch sich die Zehen Platz gemacht, konnte ich leider nicht flicken. Vater half sie mit Kleidungsstücke, Wäsche, Geld und Equipage aus, denn sie hatten alles eingebüßt."

Die Nacht durch, während die hohen Gäste Schlummer finden, säumt man Taschentücher für sie, packt ihre Sachen, da

*) Auguste, Tochter des Prinzen Friedrich von Wales, Schwester Georg III. von England.

Digitized by Google

die Prinzen mit dem Morgen Braunschweig verlassen und sich nach Magdeburg zum König wenden wollen. Bis Mitternacht dauert der traurige Zuspruch von Generalen, Gesandten, die mit den Prinzen sprechen wollen, im Griesheimischen Hause. Die alte Herzogin birgt ihren Schmuck da. Am 17. verlassen die Fürstlichkeiten ihre Residenz, unter ihnen Prinz Karl, der sie nachmals noch einmal bei Nacht und Nebel räumen und als „Diamantenherzog" heimatsfremd sterben sollte. Der unselige Herzog wird mit durchschossenen Augen, gefolgt von Tausenden seiner Bürger, denen er ein gerechter und sparsamer Fürst gewesen, auf einer Tragbahre gebracht, um im Schloß seiner Väter an Philippinens Vater seine letzten Befehle zu geben. Er hofft immer noch, sein Los von dem des Landes trennen zu können, das doch neutral geblieben war und Preußen keinen Beistand geleistet hatte. Schon die erste Begegnung der Braunschweiger mit den Siegern bringt betrübende Klarheit; das Militär wird über direkten Befehl Kaiser Napoleons nach Frankreich überführt. „Das Haus Braunschweig hat aufgehört, zu regiren." Grund: die innige Verschwägerung mit dem gehaßten England. Die ganze Stadt ist ein Lazarett. Aber, es ist Mangel an Verbandstoffen. So muß denn die vorhandene Charpie für die Franzosen verwendet werden; die Wunden der Preußen bedeckt man mit Heu, und die Mädchen zupfen sich die Hände wund, um dem schlimmsten Mangel zu steuern. Dazu bedroht die allgemeine Not auch die Familie. Das Vermögen ist gering und reicht nicht, alle zu erhalten. Man muß sich mit dem Gedanken vertraut machen, die Tätigkeit der eigenen Hände für den Erwerb anzuwenden. Dazu eine große Teuerung. Man trinkt den dünnen Tee ohne Zucker, denn das Pfund davon kostet — Folge der Kontinentalsperre — über einen Reichstaler, brennt schmähliche Talglichter, kränkt sich über den Umschwung der Zeiten, das Ende der Braunschweiger Herrschaft und der Bezüge des Herrn von Griesheim, und weint manche bittere und ehrliche Träne. „Doch die Thränen verwischen meine Schriftzüge! Wenn ich alle die sammeln wollte, welche ich in dieser Zeit des Jammers vergossen, nun so würde ein Wasserfall gleich dem von Schaffhausen entstehen." Ein gewaltiger Tropus, zu kühn, um noch geschmackvoll zu sein, selbst nach den Begriffen jener Zeit, die dem Ueberschwang des Gefühles huldigte und es bei Bildern nicht gar genau mit ihrer Möglichkeit nahm — eine der wenigen Stellen, wo Philippine ins Geschmacklose gerät.

Ein Antrag des Herzogs von Anhalt-Cöthen kommt höchst gelegen. Herr von Griesheim soll als Oberhofmeister in dessen Dienste treten. Die Bedingungen sind günstig genug: ein Jahreseinkommen von 2500 Reichstalern und Ration für sechs Pferde. So nehmen denn die Mädchen Reitunterricht. Der Vater geht als Spezialgesandter zu König Jerome nach Kassel, der die Gelegenheit nutzen will, sich eine angesehene, landsässige Familie zu verpflichten und in seinen Dienst zu ziehen. Er ernennt ihn zum Brigadegeneral. Herr von Griesheim lehnt ab, im Einverständnis mit seiner Frau, die der neuen, westfälischen Herrlichkeit nicht sehr traut und vom schlechten Ruf des Kartenkönigs geschreckt wird. Jerome erfährt davon daß sie dem Gatten abgeraten; er braust mächtig auf und versichert, die Familie solle seine Rache zu fühlen bekommen, die er mit Wohltaten überhäufen gewollt — die Frau war zur Palastdame und eine von den Töchtern zur Hofdame der Königin ausersehen. Herr von Griesheim wird unwürdig behandelt; trotz seiner Mission muß er binnen einigen Stunden Kassel verlassen, und seine Familie muß binnen acht Tagen, früher als sie beabsichtigt, noch vor der Ankunft Jeromes, Braunschweig räumen. So sehen sich denn alle in Cöthen vereinigt. Auch ein großer Teil der weiteren Vetternschaft hat hier Amt oder Unterschlupf gefunden, und Philippine freut sich, vom verhaßten Anblick der Franzosen befreit zu sein. Ueberhaupt, man merkt, wie dieser bodenständige Adel den neuen Hof als Pfahl im Fleisch empfinden und verabscheuen mußte; immer klarer und bewußter, ohne daß der Name jemals genannt würde, spricht sich ein allgemeines Nationalgefühl aus und sprengt die Grenzen aller Kleinstaaterei. Nur sind die Verhältnisse in Cöthen viel beengter, als sie es in Braunschweig waren, dessen Fürstenhaus seit jeher zu den reichsten deutschen Dynastengeschlechtern gehörte, sodaß nur noch der Hof von Berlin nach Prunk der Veranstaltungen, der Lebensführung ihn überglänzte. Mokant genug schildert Philippine die Gesellschaft, in die sie sich nun versetzt sieht. Ein Herr tanzt wie ein „Zitterahl" und wirft mit Hand und Fuß um sich; einer wie ein Trampeltier, denn der Boden „wankt stampfend" unter seinen Füßen. Wieder einer geht herum wie ein lebendes Fragezeichen und sucht den Damen etwas abzufragen, unter andern Philippinen, wo die Güter ihres Vaters lägen. Anwort: Im Monde. Denn auf Erden besäßen sie keine. Ein Adliger macht sie gar mit seinen Süßigkeiten seekrank.

Trotz mancher Anfechtungen, ja sehr ernsthafter Anträge war Philippinens Herz bis nun unberührt geblieben. So hatte sich ein Herr von Lauingen viel Mühe um ihre Gunst gegeben. Im Theater fand sie auf ihrem Platz einen Strauß der schönsten Rosen, nur um sie entblättert zu Boden zu werfen. Der Vater mißbilligt ihr schnippisches Wesen, meint, die Aufmerksamkeiten eines solchen Mannes seien für ein so junges, unbedeutendes Mädchen eine Auszeichnung. Sie aber hört ihn lieber — er spielt vortrefflich Klavier und komponiert nicht ohne Glück — als sie ihn sieht. Auch ist der Altersunterschied — er vierundvierzig und sie sechzehn Jahre — gar groß. Umsonst ladet er sie mit der ganzen Familie auf sein Gut, nötigt sie, da die Honneurs zu machen, was ihr vor Unlust und Verlegenheit übel genug gerät. Höchstens auf Befehl ihrer Eltern, der denn doch nicht erteilt wird, könnte sie sich zu ihm entschließen. Nachmals erfährt sie von ihrer Freundin Charlotte Münchhausen, er sei an Verstand wie Vermögen gleich bankrott geworden und preist nun ihr Schicksal doppelt, das sie damals seiner Werbung entrinnen ließ. Dann verliebt sich ein Herr von Treuenfels, Bruder einer Freundin, heftig in sie und versucht unter Beistand seiner Schwester einen Sturmangriff auf ihr Herz. Schmählich abgewiesen, obwohl er ein hübscher, netter Junge ist, droht er, sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen, wie es einer seiner Vettern, ein Hauptmann, aus gleichem Grunde getan. Man merkt die Nähe der Wertherzeit. Er hat sichs aber doch überlegt; da ihn Philippine nach einigen Jahren wiedersah, war er vermählt, allerdings mit einer Frau, die der einst Geliebten so sehr glich, daß man der einen Bildnis für das der andern gelten lassen konnte. Uebrigens war Philippine in wunderlicher Laune des Schicksals späterhin einem gleichen Los sehr nahe. Erst in Cöthen aber tritt die Liebe in ihr Leben. Hier lernt sie ihren Vetter Albert von Wedell kennen, und um ihn dreht sich der Inhalt fast aller Briefe. Nur, wie er seiner Verlobten erschien, so sehen wir ihn; man ist solchen Schilderungen gegenüber mißtrauisch, zumal bei solcher Jugend der Schildernden. Nur ein Brief von ihm wird mitgeteilt, und sein Ende wissen wir. Und dennoch hat man das Gefühl: er war einer solchen Liebe wert, und es sind wirklich reiche Hoffnungen mit ihm vorzeitig in sein gewaltsam geöffnetes Grab gelegt worden.

An ihm merkt man jenen neuen Geist, der die Erhebung Preußens ermöglichte und heraufführte. Er ist eine durchaus auf das Ernste und das Ganze gerichtete Natur; er ist zunächst Erzieher seines anmutigen, aber auch flüchtigen Bäschens in jedem Sinn. Er hat die Gabe, zu gefallen, in ungemeinem Maße. Ein Mädchen, das geglaubt hatte, seine Liebe gefunden zu haben, verfällt enttäuscht in Wahnsinn, und eine Prinzessin Hohenlohe kann die Neigung kaum verhehlen, die er in ihr geweckt. Er aber achtet derlei kaum; es ist ihm jede Leichtfertigkeit und jedes Getändel zuwider. Eine ernste Differenz setzt es mit Philippinen, da sie in der Gesellschaft einer Frau von üblem Ruf einen Ball besucht.

Es gibt Differenzen und Schwierigkeiten in dieser Liebe, die das Mädchen zur Verzweiflung bringen und in ernste Leiden stürzen. Denn nicht sie, nicht er verfügen über einige Mittel; sie sind beide in recht knappen Vermögensverhältnissen, sodaß sie, trotz der glänzenden Verbindungen Albert von Wedells, im günstigsten Fall mit einer endlosen Brautschaft und mit einer kümmerlichen Existenz für den Anfang rechnen müssen. Dazu sind seiner Familie die Aussichten zu Kopf gestiegen, die sich dem jungen Mann allenthalben öffnen zu wollen scheinen, um Philippinen aber wirbt wieder einmal ein sehr annehmlicher Freier, ein Mann von guter Familie und sehr begütert.

So genießen die Beiden ein getrübtes und dennoch ein

Digitized by Google

Glück. Oftmals muß ihr Verkehr Einschränkung und böse Ueberwachung leiden. Jedes Zettelchen weckt Argwohn. Dann wieder läßt man dem Strom seinen Lauf, den man nicht zu hemmen vermag. Allein aber hat das Schicksal ein frühzeitiges Ende bestimmt. Albert von Wedell hat sich mit seinem Bruder Karl dem abenteuerlichen Zug des Majors Schill angeschlossen, der in Stralsund sein trauriges Ziel fand. Gefangen genommen, werden die elf Offiziere über ausdrückliche Weisung Napoleons und trotz der juridischen Haltlosigkeit der Anklage am 16. September 1809 vor den Mauern von Wesel erschossen. Es ist bekannt, wie heldenhaft sie starben. Albert von Wedell stand im zwanzigsten Jahre seines Lebens. Späterhin mußte Herr von Griesheim der Königin Luise Bericht über seinen Ausgang erteilen.

Philippine hat ihm lang nachgetrauert. Ein Herr von Rango, der dem Verlorenen ungemein gleicht, gewinnt ihr eine flüchtige Regung ab. Sie hat sich über Wunsch der Mutter vermählt, die das Kind nicht ungehütet zurücklassen wollte, verlor den Gatten nach kurzer Ehe und kam selber zu sehr hohen Jahren. Sie hatte die Neunzig überschritten, da sie starb.

Noch einige Bemerkungen seien nachgetragen. Ganz hübsch ist geschildert, wie der Einmarsch der Russen in Deutschland wirkte. Man hatte sie sich barbarisch bis zum Menschenfresserischen gedacht und ganz besonders den Kosaken mit einer abenteuerlichen Furcht entgegen gezittert. Nun findet man die Offiziere im Vollbesitz französischer Bildung; stolz auf die Lehrjahre in Paris und auf die Gunst, die sie dort in der guten Gesellschaft genossen. Die Kosaken aber führen ihre Nationaltänze auf, und man ergötzt sich daran; staunt über die Prunkliebe der russischen Großen und über ihre genaue Kenntnis aller Formen und alles Luxus.

Weiter: es ist die große Periode deutscher Dichtung und deutscher Musik. Und wir hören mehrfach, daß Albert von Wedell Philippinens Geist dem Höheren und Ernsten zugewendet habe. Aber — nur der Name Bach begegnet uns. Goethes, Schillers, ja nicht einmal der Dichter der Befreiungskriege wird irgend wo gedacht. Des Herrn von Kotzebue „Stricknadeln" werden genannt, und einmal spricht sie von Hions Horn. Der Stil der Briefe ist sehr niedlich und hat einen persönlichen Ton. Aber man merkt wenig von der sprachbildenden Kraft jener Zeit, die nach versunkenem Sprachgut mit solchem Glück schürfte. Es wird stark französisch mengeliert, selbst in diesen durchaus deutschgesinnten Kreisen; und als Muster scheint immer noch Gellert gedient zu haben, dessen Unterweisungen doch schon der junge Goethe mit solchem Kopfschütteln vernommen. Keine Spur Rousseauschen Geistes, den man sich doch gern wirksam dächte; in keiner Hinsicht.

Altfränkisch ist wohl das einzige Wort — aber altfränkisch im guten Sinn. Man erinnert sich wieder der gesunden Traditionen, die in der Nachahmung französischen Unwesens verschüttet waren. Neben unversöhnlichen Hassern Napoleons, wie dem finsteren, schwarzen Herzog, finden wir selbst hier Bewunderer, ja Anbeter des Erderschütterers. Im allgemeinen: noch hat kein Ernst und keine Gefahr der Zeiten diese Erde jemals vollkommen zu überdunkeln vermocht. Das Sonnenbedürfnis und die Lebensfreudigkeit sind allzu unbesieglich. Man probiert Menuettschrittchen, während die große Armee im feierlichen Zug nach Norden zieht; und man versucht Griffe auf der Schäferflöte, während die Schlachthörner dröhnen und die Janitscharenmusik der Kosaken dreinschmettert und gellt.

Wien. J. J. David.

Der Pfarrer von Morwenstow.

Sind seltsame Käuze, diese Londoner Schriftgelehrten, auf deutsch Kritiker und Literarhistoriker genannt! Zwanzig Jahre lang beschäftige ich mich mit der englischen Literatur im Zeitalter der Königin Viktoria, lese, was an Ausgaben und Lebensbeschreibungen erscheint, habe, wie das nun einmal zum Handwerk gehört, meinen täglich mehr anschwellenden Zettelkasten und hebe jede literarische Notiz auf, wie ein Geizhals eine Goldmünze verwahrt, und all die Zeit über ist mir, ich könnte es beschwören, der Name Morwenstow nicht unter die Augen gekommen. Auf einmal sind alle literarischen Zeitungen voll von dem ungewöhnlichen Wort, der kritische Blätterwald hallt förmlich von den melodischen Lauten. Die Academy, das Athenaeum, die literarische Beilage der „Times", der „Daily Chronicle" — von den Monatsschriften zu schweigen — alle haben sie, an eine bei John Lane erschienene Gesamtausgabe anknüpfend, den Pfarrer Hawker von Morwenstow gerühmt, und Dr. Robertson Nicoll, der mächtige Kritiker aus dem Norden, hat ein ganzes Heft des Bookman mit der Persönlichkeit des Vergessenen gefüllt. Unter solchen Umständen ist es natürlich unmöglich, den Mann länger zu übersehen: die Londoner Kritiker haben ihren Zweck erreicht. Jetzt kenne ich ihn, den Pfarrer von Morwenstow, und bedauere es nicht, seine Bekanntschaft gemacht zu haben; aber warum die englischen Literaten einen Lärm schlugen, als hätten sie einen neuen Shakespeare entdeckt, das ist mir bis jetzt unverständlich geblieben; vielleicht werden die unbefangenen Leser dieser Blätter die Partei der begeisterten Kritiker ergreifen — um so besser für beide.

Sein Vater war Arzt und hatte nicht über die Wahl seines Berufes zu klagen; er konnte Frau und Kinder ganz anständig ernähren. Da packte ihn eines Tages der übermächtige Geist der Familienüberlieferung, und er warf sich auf die Gottesgelahrtheit, beendete richtig seine Studien und wurde ein geistlicher Herr. Sein Sohn Robert, unser Dichter, geboren 1803, war von vornherein für den geistlichen Stand ausersehen, und nie hat einer der ganzen Anlage nach sich besser zum Seelenhirten geeignet — trotz aller Seltsamkeiten und Schrullen. Robert war zwanzig Jahre alt und mitten in seinen Studien, als er die Töchter eines pensionierten, reichen Obersten kennen lernte, sich in eine bis über die Ohren verliebte, stürmisch um sie anhielt und ein stürmisches Jawort erhielt. Die Dame war um volle einundzwanzig Jahre älter als er!

Dem deutschen Leser fällt dabei gewiß der Jugendstreich Shakespeares ein, und er wird nach allem, was wir über das Schicksal der armen, verlassenen Anne Hathaway wissen oder vermuten, die Frau des jugendlichen Theologen von Herzen bedauern. Aber das Mitleid ist nicht am Platz. In England sind Ehen dieser uns unnatürlich scheinenden Art nichts Außerordentliches; Benjamin Disraeli ist das bekannteste, durchaus nicht abschreckende Beispiel. Hawker lebte mit seiner Alten volle vierzig Jahre in durchaus friedlicher, alle Augenzeugen sagen, in glücklicher Ehe!

Das ist doch originell? Aber Hawker war in seinem ganzen Leben ein Original, auch in seinen Dichtungen, wie seine Bewunderer versichern. Er war gerade sechzig Jahre alt, als seine Frau starb, und die Einsamkeit drückte ihn, man sieht es aus den Gedichten und Briefen, sehr schwer. Was tut nun der geborene Ehemann? Geht hin und verliebt sich in ein Fräulein Kulczynski (sic!), die Tochter eines Polenflüchtlings und einer Engländerin, hält um ihre Hand an, wird mit Wonne erhört, gründet eine neue Familie und lebt richtig trotz finanzieller Sorgen zehn Jahre in geradezu paradiesischem Glück.

Zu diesem ungewöhnlichen, romantischen Charakter paßte der Ort, in dem Hawker vom einunddreißigsten Jahre an sein Leben verbrachte. 1834 bekam er die Pfarre von Morwenstow in Cornwall, eine nicht gerade fette, aber immerhin auskömmliche Pfründe. Aber wie war die Pfarre, wie waren die Pfarrkinder beschaffen! Die Leute lebten angeblich von Fischerei, in Wahrheit waren es durchwegs Schmuggler und Strandräuber, verwegene Gesellen, denen seit mehr als hundert Jahren kein Geistlicher in die Nähe gekommen war; die Inhaber der Pfründe hatten es all die Zeit über vorgezogen, ihr Einkommen in gemessener Entfernung von den Wilden zu verzehren. Hawker fand Kirche und Pfarrwohnung vollständig verfallen; eine Schule war überhaupt nicht vorhanden; die Leute von Morwenstow waren von dem Besuch des Seelsorgers garnicht entzückt. Und gerade das reizte unser Original! Hawker war ein blonder Riese, mit jenen gutmütigen, blauen Augen, die bei einer Herausforderung Funken geben wie Stahl

Digitized by Google

und Stein. Er blieb und wurde der Schöpfer von Morwenstow. Er erbaute zum Teil auf eigene Kosten die Schule und das Pfarrhaus, stellte die Kirche wieder her, ging in den Hütten der Strandräuber aus und ein, half mit beim Rettungswerke, wenn die langen Wellen des Atlantischen Ozeans ein Schiff an die Felsen schleuderten, ging mit dem Beispiel der freiwilligen Armut allen Pfarrkindern voran — der urchristliche Hirte, wie Charles Kingsley gern einer gewesen wäre, in Wahrheit aber nicht war. Hawker rauchte nicht und versagte sich jedes Getränk, das Geld kostete; seine Kleidung war absonderlich in Farbe und Schnitt und gab den ängstlichen Gemütern seiner geistlichen Kollegen rechts und links nicht wenig zu schaffen. Er haßte das leichenbittermäßige Schwarz; nur die Socken waren dunkel, weil die dazu gebrauchte Wolle von seinem schwarzen Mutterschaf geliefert wurde. Sonst war die Soutane rötlichbraun, die Fischerjacke, die er statt einer Weste trug — waren die Apostel nicht Menschenfischer gewesen? — war blau, und die ungeistlichen Stulpenstiefel zeigten das natürliche, verschossene Gelb. Auf den Vorwurf eines geistlichen Bruders, daß er sein Aeußeres vernachlässige, schrieb er: „Meine Kleidung mißfällt Ihnen? Nun denn, sie kostet kaum zwei Pfund Sterling im Jahr; die Differenz kommt dem Schulmeister zugute."

Und mitten in seinem Kampf mit widerstrebenden Seelen und ungünstigen Verhältnissen fand er Stunden dichterischer Weihe und ließ jene winzigen Dinger in die Welt hinausflattern, die damals kaum beachtet wurden, heute aber, dreißig Jahre nach seinem Tode, von Sammlern und Enthusiasten mit schwerem Golde bezahlt werden. Originell wie alles, was er tat, war nämlich auch die Art, wie er nach dem Mißerfolge seiner ersten regelrechten Publikationen für die bessere Verbreitung seiner Gedichte sorgte. „Jetzt endlich," schreibt er 1861 an einen Freund, „habe ich die richtige Methode gefunden, um meinen Sachen zum Bekanntwerden zu verhelfen; es ist ein kostspieliger, aber wirksamer Plan. Ich lasse meine Gedichte in London auf losen Blättern drucken und schwindle sie in meinen Geschäftsbriefen, Begleichungen u. dergl. ins Publikum; in einem Augenblick der Ueberraschung und Neugierde werden sie doch gelesen und bekannt werden."

Diese kostspielige Vorsicht war ganz überflüssig, denn e i n e seiner Balladen war schon in den vierziger Jahren fast zum Volksliede geworden, nämlich die von den zwanzigtausend kornischen Mannen, die nach London ziehen, um ihren gefangenen Bischof zu befreien.

So steht's denn fest, das Wo und Wann,
In den Tod soll Trelawney geh'n?
Hier kommen wir zwanzigtausend Mann,
Das wollen wir doch seh'n!

(And have they fixed the where and when
And shall Trelawney die?
Here's twenty thousand Cornish men
Will know the reason why).

Dieser Refrain war überaus volkstümlich in Cornwall, das ganze Lied (Song of the Western Men) war ein echter, rechter Erfolg — aber kein Mensch kümmerte sich um den Sänger, denn das Lied war ohne Namen erschienen. „Die Geschichte dieser Ballade," schreibt Hawker einmal, „ist vorbildlich für mein ganzes Leben. Die Ballade wurde berühmt — nicht ich; ich blieb unbeachtet und unbekannt."

Daß er so lange unbeachtet blieb, ist heute allen Kritikern ein Rätsel, oder sie tun so, als ob es ihnen ein Rätsel wäre; was hätte aber eigentlich dem Pfarrer von Morwenstow neben einem Tennyson und Browning zum Ruhm verhelfen sollen? Er schrieb eine ganze Reihe von kurzen lyrischen Gedichten, unter denen einige vollendete Form, andere Stimmung haben wie z. B. das einfache, durchaus wahre, unmittelbare „Totenlied":

There lies a cold corpse upon the sands
Down by the rolling sea;
Close up the eyes and straighten the hands.
As a Christian man's should be.

Aber neben solchen Perlen finden sich „Willkommenverse an den Prinzen Albert", die mit ihrem ganz überflüssigen Pathos, ihren geschraubten Adjektiven uns den ganzen Dichter verleiden könnten, und andere Gelegenheitsgedichte, die zum mindesten Zweifel an der Gefühlstiefe des Pfarrers erwecken.

Nein, wegen seiner lyrischen Ergüsse würde heut niemand Hawker zu neuem Leben erwecken; die paar Balladen sind es eigentlich, die ihm in Cornwall und wohl auch anderwärts ein langes Andenken verbürgen. Er hat Harold, den Angelsachsen, die heilige Morwenna, die Gründerin von Morwenstow, besungen — alle diese Dutzendballaden kann man ihm um einer einzigen willen, der Ballade vom sterbenden Strandräuber verzeihen: da ist unmittelbare Gegenwart, ererbter, in Fleisch und Blut lebender Glaube der Väter, zum Liede geworden. Gilbert Mawgan, der verwegenste, gewissenloseste Strandräuber von Morwenstow, fand einst den Kapitän eines gestrandeten Schiffes bis zur Wehrlosigkeit erschöpft auf dem heimischen Strande; er beraubte ihn und verscharrte ihn lebendig im Sand. Als nun Mawgan im Sterben lag, segelte ein unbekanntes Schiff mitten durch die wütende Brandung und warf Anker vor Morwenstow; als Mawgan die Seele aushauchte, stach es wieder in See.

Merkwürdigerweise weiß die literarische Kritik Englands weniger von Hawkers Balladen zu berichten: ihr ist er fast ausschließlich der Dichter des „Sangraal", eines Bruchstückes von einigen hundert Versen, das weit über alles gestellt wird, was in England jemals über den alten und ewig jungen Stoff gesungen wurde. Gewiß, Hawkers „Sangraal" ist ganz einzig in der Artus-Literatur, schon dadurch allein, daß die klangvollen, lebensprühenden Verse im Lande Arthurs entstanden, vom keltischen, mittelalterlich-gläubigen Geiste erfüllt sind, während die andern Graaldichter kaum einen Widerhall von einem Widerhall jener glaubensstarken Ritterepik aufzufangen vermögen. Hawkers „Sangraal" liest sich wie ein kornisches Gedicht aus dem zehnten Jahrhundert, es ist rein, als wäre die Ueberlieferung lebendig geworden, von der uns Galfridus in seiner Geschichte der Bretonen einen matten Abglanz vermittelt. Nur ganz vereinzelt erinnert uns ein Vers an Anschauungen einer neueren Zeit, so zum Beispiel, wenn von Artus sehr modern gesagt wird:

Aud in those pulses beat a thousand Kings.

Ich nannte „Sangraal" ein Bruchstück; das gibt die Ansicht von Hawkers Schwiegersohn, Herausgeber und Biographen wieder. Aber ich bin nicht von der Richtigkeit dieser Angabe überzeugt. König Artus fordert die Ritter der Tafelrunde auf, sich auf die Suche nach dem kostbaren Gefäße zu begeben; seiner Aufforderung wird mit Begeisterung Folge geleistet. Merlin aber zeigt Artus den heiligen Graal in einer herrlichen Vision, und das Gedicht klingt in einen Schlachtruf aus, der das Ganze harmonisch beschließt:

Hochmüt'ges England, Herrscherin zur See!
Was ist dein Ruhm denn in der Sternenwelt?
Nur Brand und Tod; Dämonenübermacht
In Kunst und Krieg; ein Blitz und dann Vergeh'n.
Nein, echtes England, auf zum alten Ruf!
Es gilt Sangraals verborg'ne Himmelsschale
Die barg, gleich Christi Herz, ein Hinvoll Blut.

London. E. Kellner.

Der Doppelgänger.

Als die Braunen an der Ecke bei der Schmiede angekommen waren, wo sich die Landstraße hebt und in scharfer Steigung zum Herrenhause hinanführt, wunderten sie sich. Natürlich war ihnen schon auf dem Hinwege zur Stadt aufgefallen, daß eine fremde Hand die Zügel führe, nicht die ihres Herrn, eine schwerere und trotzdem weniger sichere Hand. Aber sie hatten doch bestimmt erwartet bei der Schmiede wie sonst die Peitsche auf ihren glatten, spiegelblanken Rücken zu fühlen, nicht strafend oder gar ihnen

Digitized by Google

wehe tuend, bewahre! das kam der Peitsche nicht in den Sinn, sondern liebkosend und ermunternd:

„So, so! Meine braven Braunen! Eure schlanken, starken Beine sind wacker gelaufen, aber nun ist es Zeit zu zeigen, was ihr eigentlich könnt. Nicht so bummelig im Schneckenschritt den Berg hinan, wie andere Pferde es tun würden, gewöhnliche Pferde. Was würde unser Herr wohl dazu sagen! Also hü! flott voran und dann mit einem Ruck an der Freitreppe stillhalten. Wenn auch ein unbedachtsamer Mensch dabei das Gleichgewicht verliert und ins Wackeln kommt! Was tut das! Unser Herr sagt Oho! aber es freut ihn doch. Wer sollte das wohl besser wissen als ich, die ich ihm so nahe stehe!"

Das erwarteten die Braunen, aber die Peitsche klappte zwecklos und übellaunig hoch in der Luft. Der fremde Lenker des Wagens hielt sie nicht einmal in der Hand, wie es sich für einen ordentlichen Fahrer schickte, sondern hatte sie neben sich gesteckt und blickte zerstreut vor sich hin. Die Braunen wußten nicht recht, was sie unter diesen Umständen tun sollten, steckten die Köpfe zusammen, flüsterten sich in die Ohren und fielen dann aus eigenem Antrieb in Trab. Ihre Ehre forderte, daß sie sich bei der Vorfahrt nichts vergäben.

„Nanu!" brummte der Zügelführende, warf einen besorgten Blick auf die Dame neben sich und faßte die Zügel fester. Aber die Braunen wußten, daß sie recht hatten und ließen sich nicht beirren. Unter ihren flinken Hufen wirbelte der Staub in krausen Wölkchen auf und zog als ein goldener Dunst über die Felder.

Hei, das war lustig! wie spiegelte sich der Frühlingssonnenschein in dem blanken Geschirr, in dem Lack und Leder des Wagens und dem glatten Fell der eifrigen Rosse. Wie das alles blitzte und blinkte und sich in der Frühlingsluft seines Lebens freute. Fröhlich sprang das leichte Wägelchen dahin, die Pferde schnoben vor Lust und wie ein Wimpel flutete der lange Schleier der Dame im Winde. Der stille Gutshof, der schläfrig in der Sonne lag, erwachte von den lustigen Hufschlägen und rieb sich den Mittagsschlummer aus den Augen. Der Hofhund schlug an und erwürgte sich beinahe, so ungestüm zerrte er an seiner Kette. Im Stalle wieherten die Pferde ihren heimkehrenden Genossen entgegen, die Gänse und Enten auf dem Teich reckten schnatternd ihre Hälse, die Freitreppe herunter stürzten zwei kleine Köter und rannten in blinder Freude unter die Pferdehufe, und von der Bank unter der Linde, wo man von der Höhe aus die Chaussee entlang sieht soweit das Auge reicht, eilte zum Empfange ein junger Mann herbei, der dort wartend gesessen hatte.

Dazu das helle Frühlingsgrün und der süße Duft der blühenden Rapsfelder, wie fröhlich, wie festlich nahm sich das alles aus . . . . . und war doch traurig, todestraurig. Wen die Hunde suchten, den fanden sie nicht. Der flatternde Schleier der Dame war ein Witwenschleier, und ihr Herz lag ihr kalt wie Wintereis in der Brust: der ihr die Seele gewesen war, die alles belebte, fehlte und würde niemals wiederkehren, so lange und so bange man auch auf ihn wartete. Von dort, wohin er gegangen war, gibt es keine Wiederkehr.

Der Jüngling, der älteste Sohn des Verstorbenen, reichte seiner Mutter zum Abstieg vom Wagen die Hand, und sie, die früh Gealterte, stützte sich schwer darauf. Angstvoll forschend blickte er ihr in die Augen, sie brachte die Entscheidung mit, ob sie mit dem Haupte und Ernährer der Familie auch die Heimat verloren hatten. Das Testament war heute morgen im Beisein der Witwe und ihres Bruders auf dem Amtsgericht geöffnet worden.

Ihr Blick begegnete dem des Sohnes, und heftig drückte sie seine Hand. Aber das sagte ihm nicht, wonach ihn verlangte, als ob Tod und Leben davon abhinge. Mußten sie Finsterwalde verlassen? Würden Fremde schalten und walten, wo ihre Heimat gewesen war? Sollte das alles andern gehören: das alte Haus unter den Linden, wo er geboren war? Der Garten mit seinen blütenbedeckten Fruchtbäumen, wo er laufen und klettern gelernt hatte? Die Scheunen und Ställe, die der Vater im Lauf der Jahre neu aufgebaut hatte? Die Pferde, die Rinder, für die Finsterwalde berühmt war; alles Getier, das er Stück für Stück hatte geboren werden und heranwachsen sehen? Und die Felder, die der Vater in mühseliger Arbeit von ihrem verkommenen, verwahrlosten Zustand zu hoher Kultur gebracht hatte? Die Wiesen, deren Berieselung mit so großen Opfern kaum beendet war und die nun doppelten Ertrag brachten? Und der Wald mit seinem sorgsam gehegten Baum- und Wildstand? Würde das alles Fremden gehören? Sollte alle Arbeit des Vaters andern zugute kommen, weil er nicht Zeit gehabt hatte, Kapital zu sammeln? War es klug von ihm gewesen, alles Erarbeitete und Erdarbte in das Gut zu stecken, wo es jetzt voraussichtlich für sie verloren war? Denn daß bei einem aus Mangel an Betriebskapital überstürzten Verkauf nicht viel herausgeschlagen würde, das wußte der junge Fritz so gut wie einer. Und bei dem Gedanken an diese Möglichkeit stieg ein Gefühl, dem Hasse ähnlich, gegen den Vater in ihm auf, der sein Gut lieber gehabt hatte als seine Kinder. Daß er selbst mehr an der Heimatscholle hing, als an Eltern und Geschwistern, dessen wurde er sich nicht bewußt.

Wenn nur soviel da wäre, daß man Finsterwalde halten könnte, wenn auch unter Entbehrungen und Entsagungen, gegen die ihr früheres kärgliches Leben Luxus war! Nur nicht in die Fremde ziehen und sein Lebelang für Fremde arbeiten! Nur sein eigener Herr sein, wenn auch die Sorge ihm das Brot bräche und rastlose Arbeit seine Tage füllte. Alles, alles, nur nicht Finsterwalde mit dem Bettelstab in der Hand verlassen! Das würde bitterer sein als der Tod, viel, viel bitterer als die Trennung von dem Vater, dem er so ähnlich sah, mit dem festen, finstern Zug um den jungen Mund, in den Augen düstere Entschlossenheit.

Diese Aehnlichkeit griff der Mutter ans Herz und trieb ihr Tränen in die Augen. Ihre von Schmerz und langen, bangdurchwachten Nächten erregten Sinne vermeinten fast, denjenigen leibhaftig vor sich zu sehen, dessen Verlust sie noch nicht fassen konnte.

„Mein Friedrich", flüsterte sie, dem Sohne zum erstenmal seinen ungekürzten Namen gebend, den Namen, den sein Vater getragen hatte, und hielt seine Hand fest, während sie über die Schwelle schritt. So hatte sie seines Vaters Hand gehalten, als sie zum erstenmal dieses Haus betrat.

Nach ihr war ihr Bruder Ludwig vom Wagen gestiegen, das Herz schwer von Sorge um die verwitwete Schwester und ihre jungen Kinder. Von Rechts wegen mußte Geld da sein, obgleich sein Schwager damals mittellos trotz allen Abratens das verkommene und verwahrloste Finsterwalde gekauft hatte, das im ganzen Kreise der schandbaren Bewirtschaftung wegen sprichwörtlich war. Der Schwager hatte dann aber gute Jahre gehabt, ihm glückte überhaupt alles, was er anfaßte. Sogar die schon fast mythisch gewordene Chaussee wurde gebaut, als er kaum zwei Jahre auf Finsterwalde saß, und die Trace so gelegt, daß sie dicht am Hof vorbei führte. Ein unberechenbarer Vorteil für Finsterwalde! Denn die schlechten Landwege waren nur im trockenen Hochsommer oder im Winter per Schlittbahn für Lastfuhren praktikabel gewesen. Es geschah aber stets alles, was für den Schwager am vorteilhaftesten war. Für seine Ratschläge hatte er immer eine Menge triftiger Gründe und scheute auch kein Opfer, sie durchzusetzen. Für solche Zwecke war immer Geld dagewesen, so knapp es auch sonst auf Finsterwalde zuging. Seine arme Schwester hatte ihm oft leid getan. Wie mußte ihr das einförmige, dürftige Leben vorkommen nach ihrer glücklichen Jugend in Seditten. Arbeit gab's da freilich auch alle Hände voll, aber dazu Fröhlichkeit, Tanzen und Singen.

Geklagt hatte sie nie, und das dankte er ihr, denn es war nichts an ihrem selbstgewählten Schicksal zu ändern, aber die Heiterkeit hatte sie verlernt . .

Ja, ja! von Rechts wegen hätte ein nettes Sümmchen zurückgelegt sein können, aber war es geschehen? Während man den andern Landwirten im Kreise und weit darüber hinaus ihre Einnahmen und fast auch ihre Ausgaben auf Heller und Pfennig nachrechnen konnte, war Horwarth-Finsterwalde auch in pekuniärer Beziehung jedermann ein Rätsel geblieben. Es war von jeher etwas Besonderes an ihm gewesen, etwas Geheimnisvolles, als ob nicht alles in Ordnung sei. Fremd war er ins Land gekommen und fremd geblieben, und dennoch hatte der alte Hempt-Seditten ihm seine Tochter Minchen zur Frau gegeben. Der alte Herr war der Ansicht gewesen, bei dem

Digitized by Google

vielen Fragen käme nicht viel heraus, arbeitsam und tüchtig sei der Bewerber, das habe er bewiesen, und damit Holla. Er war denn auch von diesem Schwiegersohne nie um Geld angegangen worden und hatte sich seinerseits gehütet, sich in dessen Angelegenheiten zu mischen.

Geld müßte vorhanden sein, meinte Ludwig Hempt-Seditten, der Nachfolger seines so wenig fragelustigen Vaters, und das meinte mit ihm der ganze Kreis, aber war es vorhanden?

In der nächsten halben Stunde würde man es wissen. Nach testamentarischer Verfügung des Verstorbenen sollte Ludwig unmittelbar nach der Testamentseröffnung in Gegenwart der Witwe mit Hilfe der Geschäftsbücher und sonstiger Nachweise die Vermögenslage feststellen. Beinahe wunderte er sich, daß sein Schwager ihm jetzt nach seinem Tode Einblick in seine Verhältnisse gewährte und zog daraus recht ungünstige Schlußfolgerungen. Der Schwager hatte sich dazu gezwungen gesehen, weil er für die Hinterbliebenen seine Hilfe in Anspruch nehmen mußte. Nun, die sollte seiner armen Schwester wahrhaftig nicht fehlen, so weit . . . na ja, so weit es einem Menschen möglich ist, bei dem Kinder reichlich und Dittchen rar sind, weil er nicht jeden Groschen vor dem Ausgeben dreimal umdreht. Zur alleinigen Vormünderin der drei sämtlich noch unmündigen Kinder hatte der Verstorbene „seine geliebte Frau und treu bewährte Lebensgefährtin" eingesetzt.

Diese Worte hatten die Witwe tief ergriffen.

Sie waren kein Ehepaar von vielen Zärtlichkeitserweisungen und Liebesbeteuerungen gewesen. Ohne Worte hatten sie sich verstanden und gewußt, was sie aneinander besaßen. Sagt man denn zu seinem Auge: „Ich habe dich lieb?" oder zu seiner rechten Hand: „Ohne dich ist mir das Leben wertlos?" Das versteht sich von selbst, man braucht es sich nicht erst zu versichern. Gerade weil sie so völlig eins gewesen waren in Fühlen und Denken, Arbeiten und Streben, traf der Verlust des einen den anderen so grausam, daß er nicht wußte, wie er, verstümmelt und seines besten Teils beraubt, das Leben weiter ertragen sollte. Da hatten der Witwe diese Worte aus dem Grabe heraus geklungen, wie eine sanft tröstende Engelstimme. Unablässig wiederholte sie sich die Ausdrücke der Liebe, und erst der Anblick ihres Sohnes rief ihre Gedanken zu den Forderungen des Augenblicks zurück.

Ludwig Hempt drückte seinem Neffen kurz und kräftig die Hand. Die bekümmerte Miene des sonst immer heiteren Onkels steigerte die Besorgnis des jungen Fritz und sein heftiges Verlangen, endlich sein Schicksal zu erfahren, zu solcher Gewalt, daß er sich kaum enthalten konnte, seine Qual laut in die Welt hinauszuschreien. „So sagt mir doch, was ihr wißt! Ich, der Aelteste, dem Finsterwalde zukommt, habe ein Recht darauf! Wie dürft Ihr mich so peinigen? Seht Ihr denn nicht, daß Ihr mich zur Verzweiflung treibt?" Aber als der echte Sohn seines Vaters biß er die Zähne zusammen und schwieg.

Langsamen Schrittes ging Ludwig über den Flur zum Schreibzimmer seines Schwagers. Seine Schwester hielt ihn zurück.

„Du mußt erst vespern, Ludwig." Es würde eine Schmach für die Hausfrau gewesen sein, einen Gast ungespeist Geschäfte vornehmen zu lassen.

Im Eßzimmer standen die beiden jüngsten Finsterwalder Kinder am Fenster, um die Anfahrt des Wagens zu beobachten. Sonst sprangen sie allen Ankommenden fröhlich und eifrig, mit den Teckeln um die Wette entgegen, denn sie schlugen nicht nach der zurückhaltenden Art ihres Vaters, sondern besaßen den heiteren, leichtlebigen Sinn der Hempts. Aber der Druck und die Trauer, die auf dem Hause lasteten, hatten sie eingeschüchtert, noch mehr die fürchterlichen Andeutungen ihres Bruders von Bettelstab und am besten wie heimatlose Katzen Ersäufen. Es war ihnen, als ob ein lautes Wort oder eine rasche Bewegung schreckliches Unheil hervorrufen könnte. Darum näherten sie sich langsam, beinahe vorsichtig und reichten schweigend Mutter und Onkel die Hand.

Dieser strich Ernstchen über das weizengelbe, lockige Haar, bückte sich und küßte Mariechen auf die Stirn. Die arme, liebe, kleine Marjell! Die Jungens waren tüchtige Kerls, die würden sich schon durchbeißen! Aber sie mit ihrem lahmen Fuß, sie war am schlimmsten daran, wenn . . . . . .

Mamsell trug die bereitgehaltene Kaffeekanne herein. Frau Horwarth schenkte die Tassen voll, versorgte ihren Bruder mit einem einfachen Imbiß und schnitt den Kindern Butterbröte. Alle aßen und tranken emsig, nur sie nicht und ihr Sohn Fritz nicht.

Endlich schob Ludwig die oftgeleerte und immer wieder aus der unerschöpflichen Kanne gefüllte Tasse zurück, wischte sich säuberlich mit seinem Taschentuch den rötlichen Vollbart und stand auf.

Nun also!

Auch Frau Horwarth erhob sich. Sie war blaß und tastete sich an dem alten Klavier entlang, das mit seinem langen Schweif an der Wand in die Höhe klomm. Es sah aus wie ein abgelebter Pfau, der zu schwach ist, sein Rad zu schlagen, sich aber nach bestem Vermögen spreizt. Seine Berührung stärkte die Finsterwalder Frau, denn das Instrument erinnerte sie an eine bedeutsame Stunde ihres Lebens.

Einige Monate vor Mariechens Geburt hatte eine schwere Heimsuchung sie und Friedrich getroffen, sie verloren ihren Zweitgeborenen auf eine schreckliche Weise. Der Kleine war mit dem Fuß in die Dreschmaschine geraten, die herbeieilenden Arbeiter hatten ihn nicht zu retten vermocht, und verstümmelt wurde er den Eltern sterbend ins Haus getragen. Der Schmerz der Mutter war grenzenlos, Tag und Nacht weinte sie um das verlorene Kind und konnte sich des kommenden nicht freuen. Als dann Mariechen geboren wurde, zeigte es sich, daß sie sich als traurige Mitgift einen verkrümmten, verkrüppelten Fuß mitgebracht hatte; eine unheilbare Mißbildung, der ärztlichen Kunst spottend. Einige Tage gelang es, der Wöchnerin dieses neue Unglück zu verheimlichen, dann ließ sich das Mutterauge nicht länger täuschen.

Tiefe Schwermut befiel die arme, junge Frau. Jeder Blick auf ihr Kind erhöhte ihren Trübsinn, sie verzehrte sich in Gewissensbissen, weil sie ihrer maßlosen Trauer um das verunglückte Söhnchen die Schuld an dem Unglück des Neugeborenen beimaß. Niemand vermochte sie diesem Gemütszustande zu entreißen, sogar der sonst unbegrenzte Einfluß ihres Mannes versagte. Sie erholte sich langsam und konnte monatelang nicht zu Kräften kommen.

Da fuhr eines Mittags ein Leiterwagen mit einem mageren Rößlein davor auf den Hof. Herab kletterte Lev Veilchenstock, und darauf stand, in alte Sackleinewand gehüllt, ein merkwürdig Ding. Es sperrte seine Gliedmaßen nach allen Seiten von sich, und kein Mensch hätte erraten können, was für ein Gegenstand es sei. Aber das sollte sich bald zeigen.

Der kleine Jude mit den langen Locken an den schmalen Wangen herunter, bat demütig einige Knechte, die vor dem Pferdestall in die Sonne blinzelten, ihm gnädigst beim Abladen zu helfen. Sie schlenderten herbei, nur außerhalb der Arbeitszeit sah man je in Finsterwalde so lässige Bewegungen, und aus Scheunen, Ställen und Wirtschaftsregionen fanden sich Zuschauer ein. Zuletzt trat sogar die Finsterwalder Frau in die Haustür, um nach dem Grunde des Auflaufs zu schauen.

Als nun von dem abgeladenen Untier die Packleinewand gelöst war, zeigte sich das altertümliche Klavier, das jetzt im Eßzimmer stand, und sein Käufer war Friedrich Horwarth. Er hatte freilich weder Ohr noch Sinn für Musik, schätzte sie als eine unangenehme und schädliche Sache, die viele Menschen zu Müßiggang und Vernachlässigung ihrer eigentlichen Geschäfte verführe. Aber bei dem Grübeln, wie seiner Frau zu helfen sei, war ihm eingefallen, daß im Herrenhause zu Seditten immer ein fröhliches Singen und Klingen gewesen war und daß seine Frau damals eine liebliche Stimme und die Gabe besaß, alle Melodien nach dem Gehör zu singen und zu spielen. Als Bräutigam hatte er ihr manchmal zugehört, aber auf seinen Wunsch war die junge Ehe ohne Klavier begonnen worden, da sie nicht in der Lage wären, für überflüssige Anschaffungen Geld auszugeben. Dazu wäre später Zeit genug. Dieses Später war nie gekommen. Jetzt aber hatte er Lev Veilchenstock den Auftrag gegeben, sich nach einem Instrument umzusehen, und dieses seltsame Gebilde war das Resultat.

Digitized by Google

Auf seine Anordnung trug man den neuen Hausgenossen in das Eßzimmer und setzte ihn an die Stelle, wo er nun fast fünfzehn Jahre lang gestanden hatte.

Als die Finsterwalder Frau den Zusammenhang erfuhr, strich sie langsam über den Deckel des Klaviers. Sie dachte an das ihrem Manne nach seiner schweren Krankheit in diesem Winter verordnete Glas Wein, das er sich kürzlich wieder abgewöhnt hatte, weil die Zeiten zu schlecht für irgend welchen Luxus wären. Dann schloß sie das Instrument auf, schlug die Tasten an und begann zu lachen und zu weinen. Sie lachte über die zittrigen, schnarchenden, klirrenden und zirpenden Töne, derengleichen kein Mensch je gehört hatte. Und sie weinte, weil diese zittrigen, schnarchenden Töne von der Liebe ihres Mannes sprachen, die diese Ueberraschung ersonnen hatte, um sie zu trösten.

Von jetzt an saß sie oft an dem Instrument, das der Küster aus dem benachbarten Kirchdorf notdürftig gestimmt und hergerichtet hatte, und sang für ihr kleines Kind. Und nach und nach zeigte sich, daß Mariechen das feine Ohr und die süße Stimme der Mutter geerbt hatte. Das war für Mutter und Kind ein nie versiegender Freudenquell.

Und wenn der Finsterwalder Frau bange und sorgenvoll ums Herz war, hatte sie die Gewohnheit angenommen, langsam über den Deckel des Instruments zu streichen. Das war ihr wie die stärkende Berührung einer lieben Hand. Darum tat sie es auch in diesem Augenblick, denn sie fürchtete die nächste Stunde von Herzen. Aber mit festem Schritt ging sie an ihrem Bruder vorbei und vor ihm in das Zimmer ihres Mannes.

Noch hatte kein anderer als sie es betreten, auf dem Schreibtisch stand und lag alles in der peinlichen Ordnung, die Friedrich im größten und geringsten geübt hatte. Und das alles sollte jetzt eine fremde Hand, ein fremdes Auge durchstöbern! Fremd, wenn es auch die ihres eigenen Bruders waren.

Sie seufzte schwer und rückte den Korblehnsessel zur Seite, der vor dem Schreibtisch stand. In einem besonders günstigen Jahre hatte sie ihn von den Ersparnissen aus ihrer Obst- und Geflügelkasse gekauft und ihrem Manne zu Weihnachten geschenkt. Er hatte ihn immer benutzt, es wäre ihr unerträglich gewesen einen anderen darin sitzen zu sehen.

Sie trug einen einfachen Rohrstuhl herbei, zog aus der Tasche ein Schlüsselbund, schloß ein Schubfach des Schreibtisches auf und entnahm ihm zwei kleine blanke, mit einem Zigarrenbändchen zusammengebundene Schlüssel. Einen Augenblick hielt sie diese zögernd in der Hand, preßte dann die Lippen zusammen und schloß den Geldschrank auf, der dicht neben dem Schreibtisch stand. Es war nur ein schmaler Raum dazwischen, und dorthin hatte sie den Korbsessel geschoben.

Von ihrem Manne hatte sie gelernt, die künstlichen Schlösser des Geldschranks aufzuschließen. So war es ihr möglich gewesen, während seiner Krankheit von dem auch jetzt noch nicht ganz erschöpften Bargeld die Tagelöhner auszulohnen und sonstige Wirtschaftsunkosten zu bestreiten. Um die dicken Bücher und die Blechkasten hatte sie sich nicht bekümmert, die gingen sie nichts an, obgleich sie wußte, daß ihr Mann keine Geheimnisse vor ihr hatte. Und jetzt hob Ludwig ohne Scheu und Zagen die Bücher heraus, sonderte nach kurzem Durchblick eins von den andern ab, legte es auf den Schreibtisch, stellte die beiden Blechkasten daneben, zog sich den Rohrstuhl näher und machte sich daran, alles einer gründlichen Prüfung zu unterziehen, wie sein verstorbener Schwager es ihm aufgetragen hatte.

Frau Horwarth setzte sich auf das harte, kleine Roßhaarsofa an der Wand seitwärts und blickte unverwandt den leeren Korbsessel zwischen Schreibtisch und Geldschrank an. Und während Ludwig Seite um Seite des Kassenbuchs aufschlug, eintönig Zahlen vor sich hinmurmelnd und auf einen Bogen Papier niederschreibend, begann sie lautlos zu dem zu reden, der sonst dort gesessen hatte. Durch die Tränen, die sich in ihren Augen sammelten, und die sie kaum zurückhalten konnte, glaubte sie fast, dort wie sonst seine geliebte Gestalt, seine ernsten, männlichen Züge zu sehen.

„Ach, mein lieber Mann," sprach die Finsterwalder Frau zu ihrem toten Gatten, „warum hast Du das getan? Die Fremden werden ja früh genug erfahren, wie es um uns steht. Aber all Deine Kämpfe, Deine Sorgen, Deine Pläne ihren Blicken preisgeben, — wußtest Du denn nicht, wie weh mir das tun würde?"

Ein liebevolles Lächeln schien die ernsten, männlichen Züge drüben aufzuhellen.

„Verzeihe mir, mein Friedrich!" sprach die Finsterwalder Frau weiter. „Du wußtest immer besser als ich selbst, was gut für mich war. Das hast Du auch dieses Mal gewußt. Aber es ist schwer für mich, es einzusehen."

Mit einem scharfen, kleinen Knack öffnete Ludwig das Schloß des ersten Blechkastens. Sie fuhr zusammen wie von einem körperlichen Schmerz.

„Ich habe niemals einen Blick in Deine Sachen getan und jetzt stöbert Ludwig darin herum. Was geht das ihn an? Seine Hilfe will ich nicht, das wäre eine Beleidigung für Dein Andenken. Du hast ohne Rast für uns gearbeitet, das habe ich von Dir gelernt, und nun ist es an mir, für unsere Kinder zu arbeiten, wenn es sein muß. Können wir in Finsterwalde bleiben, ach! wie dankbar werde ich Dir sein, der uns die Heimat gesichert hat . . . . . ."

Ludwig stieß einen leisen Pfiff aus und wendete sich rasch nach der Schwester hin. Aber als er ihre versunkene Miene sah, richtete er seine Aufmerksamkeit wieder auf das dicke Kassenbuch, den Blechkasten und die Zahlen.

. . . . . „und können wir es nicht . . . Du wirst es doch nicht für möglich halten, mein lieber Mann, daß ich darum weniger Liebe und Dankbarkeit für Dich fühlen werde? Tag und Nacht gönntest Du Dir keine Ruhe. Wenn Du nicht erreicht hast, was Du so sehnsüchtig für uns wünschtest, so fehlte Dir nur die Zeit, die Früchte Deiner weitausschauenden Arbeit zu ernten. Wer konnte denn das Schreckliche, Schreckliche denken, daß Du uns jetzt schon genommen würdest, so jugendlich noch, so kräftig, ein Eichbaum, unter dem wir alle Schutz fanden? Und wenn die andern wieder sagen, wie sie es schon immer taten, ob Du es vor Frau und Kindern verantworten konntest, immer in den Boden hineinzustecken und nie herauszuholen, so ist das Unverstand. Ich weiß ja, daß Du das beste wolltest für mich und die Kinder, und daß Du klüger und besser warst als sie alle. Wenn Du in diesem schweren Augenblick auf mich herabsiehst, so sieh die unwandelbare Liebe in meinem Herzen."

„Minchen," sagte Ludwig vom Schreibtisch her. Sie schrak zusammen. Ihrem Blick zerrann die geliebte Gestalt drüben, und mit Anstrengung richtete sie ihn auf ihren Bruder. Er war blaß geworden, und die Lippen zitterten dem ruhigen Mann so stark, daß er kaum sprechen konnte.

Sie wußte, daß die Entscheidung kam, faltete die Hände fest im Schoß zusammen, und ihr Blut strömte zum Herzen, daß es fast still stand.

„Minchen," wiederholte er, „liebe Schwester!" Er setzte wieder ab, strich nervös, wie sie ihn nie gesehen hatte, über das aufgeschlagene Blatt des Kassenbuchs und begann von neuem:

„Liebes Minchen, Dein Mann . . . . . ja, wer hätte das wohl gedacht, aber ein Irrtum ist ausgeschlossen," er suchte nach weiteren, vorbereitenden Worten, fand sie nicht unter dem festen Blick der Schwester und platzte heraus: „Du bist eine reiche Frau, liebes Minchen."

„Das ist nicht wahr," sagte sie ruhig.

„Doch, doch!" Seine Rede überstürzte sich in freudiger Erregung. „Es steht alles sonnenklar im Kassenbuch. Erst wollte ich es auch gar nicht glauben, obgleich Dein Friedrich in seiner großartigen Ordnung doch nichts hineingeschrieben haben würde, was er nicht verantworten konnte."

„Es ist nicht wahr!" rief sie heftig.

„Ueberrascht bin ich auch," antwortete er eifrig. „Sehr, sehr überrascht. Aufs freudigste überrascht. Um aber auf das Kassenbuch hin ja keine falschen Hoffnungen in Dir zu erregen, habe ich auch die Wertpapiere in dem Blechkasten durchgesehen, und es stimmt, stimmt auffallend. Sieh selbst. Lauter sichere, bombensichere Papiere. Hier 50 000 Mark westpreußische, ritterschaftliche Pfandbriefe, dann 35 000 Mark schlesische, altlandschaftliche, alles gut wie Gold." Und in triumphierendem Tone fuhr er fort, das Verzeichnis der Papiere vorzulesen, jedesmal das betreffende in die Höhe hebend, um seiner Schwester jeden Zweifel zu nehmen.

Digitized by Google

Sie saß ganz still, nur ihre Mundwinkel zitterten. Auch die fest zusammengepreßten Hände im Schoß zitterten.

Reich! sie, die Finsterwalder Frau, Friedrich Horwarths Frau! reich nach einem Leben des Mangels und der Entbehrung. Nach kümmerlichen Tagen der Dürftigkeit, nach haarbleichenden Nächten, denen die Sorge um die Zukunft der Kinder den Schlaf verscheuchte! Nach rastloser Arbeit, nach einer Sparsamkeit, die gar nicht weiter getrieben werden konnte!

Die freudige Stimme ihres Bruders klang in ihre Erinnerungen hinein. „Vollständig mittellos war er übrigens schon zu Anfang nicht, daher doch nicht ganz auf fremdes Kapital angewiesen. Ein nettes, kleines Vermögen war da, immer eine gute Basis. Und wie er das Wirtschaften verstand und das Sparen und Zusammenhalten, das weißt Du ja besser als ich. Es hat mich oft für Dich gejammert, daß es immer hieß: sparen, sparen! Aber auf die Weise läppert sich's zusammen. Mich wundert nur, daß er nicht daran dachte, die Hypotheken auf Finsterwalde zu löschen. Sein Gut schuldenfrei zu machen, das ist doch sonst immer das erste."

Nach kurzem Nachdenken fand Ludwig das jedoch begreiflich, das heißt begreiflich aus dem Temperament seines Schwagers heraus. Hätte der in wenigen Jahren Finsterwalde schuldenfrei gehabt, so wäre ihm das recht kostspielig geworden. Den vermeintlich Unbemittelten hatte man für vieles nicht in Anspruch genommen, wofür man bei Ludwig Hempt-Seditten niemals vergeblich anklopfte. Und das läuft ins Geld. Ja, ja! Friedrich war ein schlauer Hund gewesen. Aber das ist nicht jedermanns Sache und Liebhaberei.

Die Finsterwalder Frau saß noch immer regungslos, aber die Gedanken bohrten und schmerzten in ihrem Gehirn.

Reich! Warum hatte es denn in ihrem Leben nur Arbeitstage gegeben, keine Ruhe, keine Muße, keine Erholung? Warum hatte sie den Bedürftigen nur kärglich mitteilen dürfen oder eine ansehnliche Gabe unter Gewissensbissen gereicht und ihren Kindern jedes Vergnügen versagen müssen? Warum liefen die herum, kaum besser gekleidet als die Tagelöhnerkinder? Warum war ihr Aeltester in der Stadt in einer billigen Pension untergebracht, wo Schmalhans Küchenmeister spielte und auf seinem Bett in der Dachkammer morgens oft der Schnee lag, der durch die Ritzen der Dachziegel hereingerieselt war? Warum hatte der Vater ein ernstes Gesicht gemacht, wenn sich Ernstchen für das kostspielige, juristische Studium begeisterte und Mariechen, die arme, davon schwärmte, Gesangstunden nehmen zu können? Warum? Ach, warum?

„Ja, ja, Dein Friedrich hat es verstanden!" schloß Bruder Ludwig und ordnete die kostbaren Papiere wieder in die Blechkasten ein.

Alles hatte sie ertragen, alles! Mit Freudigkeit, ohne zu fragen und ohne zu klagen. Weil sie glaubte, daß es nicht anders ginge; daß die Zärtlichkeit ihres Mannes ihr gern die Dornen weggeräumt hätte, wenn es möglich gewesen wäre, weil der Glaube an seine Liebe und sein schrankenloses Vertrauen ihr fester Stab gewesen war. Dieser Stab war in ihren Händen zerbrochen. Er selbst hatte ihn zerbrochen, ein anderer hätte es nicht vermocht. Schrankenloses Vertrauen? Sie hatte ihn ja gar nicht gekannt. Sie hatte einen anderen geliebt, als den Mann an ihrer Seite. Den kannte sie erst seit einer halben Stunde. Dem hatte es nichts ausgemacht, Frau und Kinder darben zu sehen, wenn nur die Zahlen im Kassenbuch wuchsen. Der hatte nichts in der Welt geliebt als den Mammon, den verfluchten Mammon! Und jetzt verstand sie auch, warum Ludwig und die Welt auf Heller und Pfennig wissen sollten, wie viel er zusammen gebracht hatte. Was er im Leben nie getan, das tat er im Tode! Er prahlte! Jedermann sollte sagen, wie Ludwig soeben: Horwarth-Finsterwalde! Alle Achtung! Der verstand's! Besser als wir alle. — Und dazu hatte er sich aus den Sorgen und Entbehrungen von Frau und Kind das Piedestal gebaut.

Der Blick der Finsterwalder Frau irrte durch das Zimmer und blieb an dem Korbsessel drüben hängen. Es flimmerte ihr vor den Augen in einem tollen Gewimmel von Flecken und Kränzen, aber durch alles hindurch sah sie dort drüben die Gestalt ihres Mannes sitzen.

Großer Gott, war er das wirklich, ihr Friedrich? Die Züge glichen ihm, aber in den tiefen Augen brannte ihm ein gieriges Feuer, die Blicke schienen sich in die Blechkasten zu bohren, mit denen Ludwig hantierte, um den Mund zuckten begehrliche Schlänglein und an den Händen, o Entsetzen, an den Händen waren dem grausen Doppelgänger lange, krumme Nägel gewachsen, um den Mammon, den verfluchten Mammon, zusammenzuscharren und zusammenzukratzen.

Sah sie ihn so in seiner wahren Gestalt, würde sie ihn künftig immer so sehen? Sie konnte den Anblick nicht ertragen, und sprang auf.

„Du hast recht," sagte Ludwig und schob ihr die Schlüssel zum Geldschrank in die schlaffe Hand, „die Kinder müssen es auch erfahren. Was werden die nur dazu sagen, besonders Fritz?"

Er faßte seine Schwester, die sich kaum auf den Füßen halten konnte, stützend am Oberarm und führte sie aus dem Zimmer hinaus. Im Flur, nicht weit von der Tür des Schreibzimmers entfernt, lehnte Fritz, die Augen unverwandt dorthin gerichtet, woher ihm die Entscheidung über sein Schicksal kommen mußte.

Onkel Ludwig nickte ihm zu: „Ja, mein Jungchen, Du wirst Augen machen. Wir waren so in Sorge um Euch und nun steckt Ihr uns alle miteinander in die Tasche. Dein Vater hat ein großes Vermögen hinterlassen. Deine Mutter ist eine reiche Frau!"

Der junge Fritz errötete heftig, und als seine Mutter ihn schmerzlich ansah, entsetzte sie sich. In seinen Augen brannte der heiße begehrliche Blick, dem sie schon einmal begegnet war. Dadrin, bei ihm, bei dem Doppelgänger.

„Unverhofft kommt oft," sagte Onkel Ludwig. „Dieses Glück ist wirklich unverhofft."

In dem Herzen des Jünglings schwoll eine Woge heißer Verehrung und Bewunderung für seinen Vater empor, dem er in Gedanken so unrecht getan hatte. Das war ein Mann gewesen! Der hatte mehr gekonnt, als all die anderen im Kreise, die kümmerlich auf ihren ererbten Gütern herumsaßen.

Durch den Klang des Sprechens angelockt, öffnete Ernstchen langsam die Tür vom Eßzimmer her, und über seinen Kopf hinweg erblickte die Finsterwalder Frau das alte Instrument, das elende Ding, dieses Symbol von Friedrichs Liebe. Hatte er einmal Erbarmen mit ihr gefühlt, so reichte es nicht weiter, als bis zu diesem jämmerlichen Klimperkasten, dem nur die vermeintliche Zärtlichkeit ihres Mannes für ihr Ohr Wohlklang und für ihr Herz Wert verliehen hatte.

Mit zitterndem Zeigefinger darauf deutend rief sie heftig: „Schafft mir das Ding da aus den Augen, ich kann es nicht sehen."

Voll Erstaunen über ihre Reizbarkeit versuchte Ludwig sie zu beruhigen.

„Du wirst Dich wieder daran gewöhnen zu spielen. So geht's zuerst nach solchem Trauerfall jedem. Und Mariechen will doch auch" . . . .

„Mariechen bekommt den besten Flügel, der für Geld zu haben ist," beschied sie ihn kurz, und er wunderte sich, wie rasch sich doch jeder darein finde, reich zu sein.

Als er vom Hofe fuhr, trugen der Rademacher und der Kutscher das Klavier in eine abgelegene Kammer. Nach dieser Zeit schien kein Mensch sich mehr seines Daseins zu erinnern.

Voll Erstaunen nahm nach und nach die Nachbarschaft wahr, daß die Finsterwalder Frau durch den Tod ihres Mannes vollständig gebrochen war. Ihre Ehe mit dem engherzigen Geizhals hatte allerdings erstaunlicherweise immer glücklich geschienen, aber schließlich: sterben müssen wir alle, Tausende von Frauen sind Witwen und finden sich in ihr Schicksal, und sie hatte doch den großen Trost, daß für sie und ihre Kinder so überraschend glänzend gesorgt war.

Das war der Finsterwalder Frau aber kein Trost!

Lübeck. Therese Rösing.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 48. Berlin, den 26. August 1905. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Die am 6./19. August mit einem feierlichen Manifest vom Zaren Nikolaus proklamierte russische „Verfassung" ist ihrem ganzen Wesen nach nur als untauglicher Versuch einer völlig ungenügenden Abschlagszahlung des russischen Absolutismus an die unaufhaltsame Reformbewegung der russischen Intelligenz anzusehen. Wie abfällig der Verfassungsentwurf selbst in den Kreisen der gemäßigten Reformer beurteilt wird, ergibt sich besonders anschaulich aus den Aeußerungen des Fürsten Dolgorukow, der zu den hervorragendsten Persönlichkeiten der Semstwobewegung gerechnet wird. Einem Mitarbeiter der „Russischen Korrespondenz" gegenüber erklärte er u. a. folgendes:

„Besonders charakteristisch ist für die Tendenz des Gesetzes der Artikel — und er muß unvermeidlich das größte Mißtrauen erregen —, welcher der Duma verwehrt, eine Aenderung des Staatsgrundgesetzes zu beraten und zu beschließen. Diese ausgesprochene Tendenz, die Volksvertretung für alle Zeiten unter das starre Prinzip des Absolutismus zu bringen, wie auch das Fehlen aller für die richtige Vornahme der Wahlen wesentlichen Garantien, wie Preß-, Vereins- und Versammlungsfreiheit, im Zusammenhange mit der Zurücknahme des Ukases vom 3. März, der eine gewisse Freiheit der Meinungsäußerung gewährte, vermindern leider die Chancen eines friedlichen Ausganges der russischen Krise."

In dem Verhalten der öffentlichen Meinung Deutschlands gegenüber der die Ostsee besuchenden englischen Manöverflotte ist allmählich eine normalere Temperatur eingetreten. Man wird die fremden Gäste höflich und, wo sich Gelegenheit dazu bietet, auch gastfreundlich empfangen. Die Stadtverwaltungen von Swinemünde und Danzig haben angemessene Summen für den letzteren Zweck bewilligt. All's well, that ends well. Es wäre nur zu wünschen, daß man auch der ewigen Preßfehde zwischen England und Deutschland einen gleich günstigen Epilog schreiben könnte. Aber auf diesem Gebiete wird man sich mit mehr Geduld zu rüsten haben. Wenn nur die Anhänger jedes Landes ihren Blick mehr für das schärften, was in dem anderen Lande an verständigen Aeußerungen über das politische Verhältnis zwischen England und Deutschland veröffentlicht wird! Leider wird jedoch wechselseitig immer noch mit Vorliebe gerade das aufgepickt, was Unliebenswürdiges, Kränkendes und Einfältiges publiziert ist. Wenn die „Daily Mail" oder die „Times" einen gehässigen Artikel gegen Deutschland bringen, kann man immer sicher sein, ihn alsbald die Runde durch die deutsche Presse machen zu sehen, während, wenn die „Westminster Gazette", wie erst kürzlich, einen sehr verständigen und Deutschland entgegenkommenden Artikel über die Frage schreibt, diese Aeußerung nur von wenigen deutschen Zeitungen nachgedruckt wird. In seiner letzten Nummer hat sich auch die liberale Wochenschrift „The Speaker" anläßlich der Publikation des Bryceschen Briefes an Dr. Barth in einer bemerkenswerten Weise geäußert. Wir entnehmen ihren Ausführungen das folgende:

„Die Vorstellung fällt uns in der Tat schwer, wie irgend jemand von der verrückten Idee (crazy idea) befallen werden kann, daß England oder irgend eine englische Partei oder auch nur eine Gruppe von Engländern außerhalb des Irrenhauses (outside Bedlam) Deutschlands Recht, soviel Kriegsschiffe zu bauen, wie es irgendwie wünscht, bestreiten werde. Diese wilde Vorstellung hat augenscheinlich in Deutschland manche Köpfe ergriffen. Mr. Bryce war natürlich imstande, zu versichern, daß eine solche Vorstellung völlig grundlos sei, und ebenso, daß der Gedanke, Gewalt als Mittel zur Bekämpfung kommerzieller Konkurrenz anzuwenden, dem britischen Liberalismus völlig fremd sei. Gerüchte dieser Art sind ein unvermeidliches Nebenprodukt des internationalen Zeitungskrieges. Wenn die ganze Diskussion über öffentliche Fragen von Leidenschaft oder Argwohn beherrscht wird, so muß sie schließlich in beständige gegenseitige Vorwürfe ausarten. Umso wichtiger erscheint es, daß Männer von öffentlichem Ansehen das ihrige tun, um den irreführenden Eindrücken entgegenzuarbeiten, die von weniger verantwortlichen Personen erregt werden."

Die schmerzlichen Erfahrungen, die die deutsche Kolonialpolitik seit Jahren ununterbrochen machen muß, scheinen sich leider um einige bedeutungsvolle neue zu vermehren. In Deutschsüdafrika ist der seit Monaten vorausgesagte und offiziös immer wieder in Abrede gestellte Aufstand der Eingeborenen nunmehr in bedrohlichem Umfang losgebrochen. Missionsanstalten, Militärstationen und Farmen sind von Eingeborenen überfallen und die dort betroffenen Europäer mit ihren farbigen Gehilfen niedergemetzelt worden. Schleunige Hilfe zur Unterdrückung des Aufstandes und zur Bestrafung der Schuldigen wird verlangt. Dabei sind die Verhältnisse in Deutschsüdwestafrika trostloser als zuvor. Daß Herr von Trotha für die schwierige Pazifikationsaufgabe sehr wenig geeignet sei, wird jetzt auch von denjenigen zugestanden, die vordem bereit waren, den „großen General mit dem langen Rohr" schon beim Auszuge mit dem Siegeskranz aus Vorschußlorbeer zu schmücken. Aber damit, daß man alle Schuld auf diesen einen Sündenbock schiebt, ist ebensowenig an der unglücklichen Gesamtlage etwas geändert, wie damit, daß man jetzt maßlose Hoffnungen auf den an Leutweins Stelle neu ernannten Gouverneur von Südwestafrika, Freiherrn von Lindequist, häuft. Auch nach unseren privaten Informationen geht Herrn v. Lindequist ein ausgezeichneter Ruf und großes Vertrauen in südwestafrikanischen Kolonialkreisen voraus. Aber schließlich ist doch auch der beste Kolonialpolitiker nur ein Beamter mit beschränkten Mitteln, während alle die schweren Mißerfolge und Enttäuschungen in Südwestafrika wie in Ostafrika wie in allen übrigen Kolonien auf enormen sachlichen Schwierigkeiten beruhen. Diese rechtzeitig vorauszusehen und richtig einzuschätzen ist das Wesen einer vernünftigen Kolonialpolitik. Von solcher sind dagegen diejenigen, die heute am liebsten die deutschen

Kolonien öffentlich meistbietend versteigern oder gar verschenken möchten, ebenso weit entfernt wie jene, die ihre Hoffnungen immer von neuem auf besondere Verwaltungssysteme oder gar auf Einzelpersonen aufbauen.

Seine alljährliche Massendemonstration hat der deutsche Katholikentag diesmal in Straßburg veranstaltet. Da die Entrepreneure mit gewohnter Sorgfalt und geübtem Geschick die Tagung vorbereitet hatten, konnte auch in Straßburg eine Massenbeteiligung größten Stiles erzielt werden. Mehr als 35 000 Männer sollen den Umzug am Sonntag mitgemacht haben, und die Agitationsversammlungen waren zeitweilig von 8000 Zuhörern besucht. Inhaltlich hat aber die Tagung nur eine Steigerung der Ruhmredigkeit gezeigt, die schon frühere Katholikentage auszeichnete. Der Gegensatz von Schein und Wirklichkeit, den wir gerade in der vorigen Nummer der „Nation" in bezug auf die Macht des Zentrums in Deutschland ziffernmäßig festgestellt haben, kam nicht nur nicht zum Ausdruck, sondern wurde durch prahlerische Behauptungen von der wachsenden Popularität des Ultramontanismus in Deutschland nur noch verschärft. Von einer agitatorischen Veranstaltung, wie sie die glänzend inszenierte alljährliche Truppenschau des Zentrums ist, war natürlich auch nichts anderes zu erwarten.

Die empfindliche Fleischteuerung mit ihren schweren volkswirtschaftlichen Folgeerscheinungen wird bekanntlich von den amtlichen Vertretern des herrschenden Agrariertums in der preußischen Regierung erstaunlich leicht genommen. Herr von Podbielski glaubte die lebhaften Klagen der Konsumenten und Händler mit der zuversichtlich vorgetragenen Behauptung abtun zu können, daß über vier Wochen schon niedrigere Preise herrschen würden. Nach seinem glorreichen Beispiel sucht neuerdings auch die bayerische Regierung, der die Fleischteuerung in München und anderen süddeutschen Städten unbequem zu werden droht, die Kalamität leichthin als „vorübergehende Erscheinung" darzustellen, über die man sich mit der Hoffnung auf baldige Steigerung der Schlachtviehzufuhr trösten könne. Demgegenüber wachsen die Klagen der betroffenen Konsumenten und ihrer kommunalen Vertretungen über die immer fühlbarer werdende Fleischnot. Die oberschlesischen Schlachthausgemeinden, die bekanntlich vergeblich an den Fürsten Bülow appelliert hatten, sehen sich neuerdings genötigt, ihre Bitte um weitere Oeffnung der russischen Grenze für Schweinezufuhr an das preußische Staatsministerium zu richten. Obzwar sie dabei die sogenannten Gründe des sachkundigen Herrn von Podbielski schlagend widerlegen und den agrarischen Versuch der Fleischbeschaffung durch die Viehzentrale als mißlungen nachweisen, bleibt es zweifelhaft, ob sie auch nur eine ernsthafte Nachprüfung ihrer Petition beim Staatsministerium erreichen werden. Mag die Fleischteuerung auch schon an so wichtigen Plätzen wie Dresden und Frankfurt a. M. — von den oberschlesischen Städten und Berlin mit seinen Vororten garnicht zu reden — zum wirklichen Notstand geworden sein: die joviale Manier, mit der die amtlichen Werkzeuge des rücksichtslosen Agrariertums in Preußen-Deutschland derartige Lebensfragen der Bevölkerung behandeln, wird dieselbe bleiben.

Die wirren Parteiverhältnisse in dem Reichstagswahlkreise Essen haben angesichts der bevorstehenden Ersatzwahl eine Konfusion herbeigeführt, die zu den abenteuerlichsten gegenseitigen Rekriminationen Veranlassung gibt. So tragen jetzt die Christlich-Sozialen eine künstliche Entrüstung zur Schau über einen Brief des Herrn Dr. Eugen Katz, den dieser anfangs Juni beim ersten Auftauchen der Kandidatur Niemeyer an einen Herrn Jacobs in Essen geschrieben hat. Die Christlich-Sozialen behandeln dieses Schreiben ungefähr so, als ob es moralische Defekte aufwiese, wie der berühmte Scheiterhaufenbrief des Hofpredigers a. D. Stöcker, des Oberpatrons der Christlich-Sozialen. Da Herr Dr. Eugen Katz Anhänger des Herrn Naumann ist, so benutzt die ehrenwerte „Freie Deutsche Presse", vulgo „Freisinnige Zeitung", im trauten Verein mit der „Vossischen Zeitung", die unter einer geradezu senilen Idiosynkrasie gegenüber allen, die früher nationalsozial waren, leidet, diesen Brief dazu, der gekünstelten moralischen Entrüstung der Anhänger des Herrn Stöcker als Resonanzboden zu dienen. Um welche geradezu lächerliche Verzerrung der Tatsachen es sich hier handelt, ist leicht festzustellen. Die parteipolitische Stellung des Herrn Dr. Niemeyer war von vornherein unklar, und dementsprechend die Neigung der Freisinnigen Vereinigung, mit Herrn Niemeyer ins Feld zu rücken, nicht groß. Die Mitteilung, die beim Freiwerden des Wahlkreises Essen auftauchte, daß die Nationalliberalen keinen Kandidaten wieder aufstellen, sondern für den „Nationalsozialen" Herrn Niemeyer eintreten würden, bot deshalb einen ausreichenden Anlaß, die alten Nationalsozialen zur Vorsicht bei der Kandidatenfrage zu mahnen. In diesem Sinne schrieb Herr Dr. Katz an obengenannten Herrn Jacobs unter dem 6. Juni einen vertraulichen Brief, in dem es hieß:

„In Sachen der Kandidatur in Essen muß sehr vorsichtig zu Werke gegangen werden. Wenn die Nationalliberalen an einen Erfolg für eine eigene Kandidatur glaubten, dann würden sie wahrscheinlich uns den Wahlkreis nicht anbieten. Daher müssen Sie sehen, einerseits die Nationalliberalen zur Unterstützung unserer Kandidatur zu verpflichten und andererseits jeden Anschein zu vermeiden, als ob unser Kandidat mit nationalliberaler Politik etwas zu tun hätte."

Für jeden, der die Dinge nicht böswillig verdrehen will, ist der Sinn dieses vertraulichen Rates an einen Parteifreund klar. Er geht dahin: Ihr dürft keinen Kandidaten unterstützen, der auch nur den Anschein erweckt, als ob er unter der Maske der Freisinnigen Vereinigung nationalliberale Politik treiben wolle, und andererseits lohnt es sich nicht, mit einem eigenen Kandidaten in den Wahlkampf einzutreten, wenn die Nationalliberalen nicht vorher verpflichtet werden können, unseren Kandidaten, obgleich sie ganz genau wissen, daß er ihre Politik nicht macht, doch als das für sie kleinere Uebel zu unterstützen. Dieser Rat war so weit entfernt von Hinterhaltigkeit, daß nur eine Partei wie die Christlich-Sozialen, die an die politischen Intrigen des Herrn Stöcker gewöhnt sind, und verwandte Seelen den Versuch unternehmen konnten, Herrn Katz aus diesem Briefe einen Strick zu drehen. Herr Dr. Niemeyer ist, nachdem man sich über seine politische Haltung vergewissert hatte, von der Freisinnigen Vereinigung niemals als ihr Vertrauensmann oder Kandidat reklamiert worden.

Zur Charakterisierung der „Freisinnigen Zeitung" mag schließlich noch bemerkt werden, daß sie ihr hämisches Geschwätz über den Brief des Herrn Katz unter der Spitzmarke: „Der olle ehrliche — Naumann" den Lesern auftischt, obgleich Herr D. Naumann an der ganzen Angelegenheit völlig unbeteiligt ist.

Die Demission des Vizekönigs von Indien, Lord Curzon, hat umsomehr überrascht, als sie schon seit zwei Monaten vollzogene Tatsache gewesen sein soll, die nur jetzt erst mitgeteilt wird. Daß Lord Curzon mit ungewöhnlicher Energie und beachtenswertem Geschick die Rolle des Vizekönigs von Indien gespielt hat, geben auch seine Gegner in England zu. Wenn er trotzdem plötzlich und überraschend demissioniert hat, so scheinen weniger sachliche Gründe, als persönliche Reibungen zwischen ihm und Lord Kitchener, dem Oberkommandierenden des indischen Heerwesens, daran schuld zu sein. Lord Kitcheners militärische Autorität ist eben so groß, daß sie auch auf die englische Politik ausschlaggebend wirkt und selbst ein Mann von den Fähigkeiten und Erfolgen eines Lord Curzon ihm weichen mußte. An seiner Stelle ist der Earl of Minto zum Vizekönig ernannt, ein an Jahren erheblich älterer und im Kolonialdienst geschulter Beamter, der den Beweis erst erbringen muß, daß er ein geeigneter Ersatz für Curzon ist.

Die Friedensverhandlungen sollen nach übereinstimmenden, aber darum freilich noch nicht zuverlässigen Zeitungsnachrichten aus Portsmouth gegenwärtig auf dem entscheidenden Punkt angelangt sein. Rußland macht angeblich dauernd Schwierigkeiten in bezug auf Bewilligung einer Kriegsentschädigung. Der verzweifelte Widerstand Rußlands gerade an dieser Stelle ließ sich allerdings voraussehen. Die eifrigen

Digitized by Google

Besprechungen Wittes und seiner Vertrauensmänner mit deutschen, französischen und amerikanischen Finanzleuten deuteten schon darauf hin, daß gerade die Geldfrage bei den Friedensverhandlungen eine besondere Rolle spielen werde. Vermutlich hat Rußland sehr materielle Gründe, der Forderung einer Kriegsentschädigung einen hartnäckigen Widerstand entgegenzusetzen. Daß es diese Gründe hinter gut gespielter Entrüstung versteckt und aus Rücksicht auf die angeblich gefährdete nationale Ehre äußersten Widerstand zur Schau trägt, ist nicht weiter verwunderlich. Auch bei andern Diplomaten als bei den russischen stellen sich in schwierigen Situationen immer rechtzeitig die „Rücksichten auf die nationale Ehre" ein.

* * *

Rudolph von Delbrücks Lebenserinnerungen.

Bei der Lektüre dieser Lebenserinnerungen *) ist es mir eigenartig ergangen. Mit großen Erwartungen in die Hand genommen, enttäuschten mich die ersten Kapitel des Werkes in hohem Grade. Es fehlte die künstlerische Perspektive, die das Unbedeutende klein, und das Wesentliche groß erscheinen läßt, und dann fehlte jene feinsinnige Behandlung des Stoffes, die Kindheitserinnerungen allein genießbar macht. Was aus einem Nichts von Begebenheiten unter künstlerischer Gestaltung Entzückendes geschaffen werden kann, hat Marie von Ebner-Eschenbach in ihren jüngst veröffentlichten Kindheitserinnerungen gezeigt. Ich stand noch unter dem ganzen Zauber dieser dichterischen Kunst, als ich den autobiographischen Bericht des großen Handelspolitikers über Elternhaus und Kindheit, über Familienleben und Schule zu lesen begann. Es ist ein trockener, korrekter Bericht, keine kunstvolle Erzählung. Die Begebenheiten ziehen an uns vorüber wie ein Regiment Soldaten: übersichtlich gegliedert, mit aktenmäßiger Genauigkeit aneinandergereiht. Der ganze Bericht erscheint reizlos wie eine Aktenregistratur.

Das Interesse wächst, sobald wir an die bureaukratischen Lehrjahre kommen, und das Buch nimmt uns gefangen, sobald es sich den Jahren der Reife zuwendet, in denen der Bureaukrat allmählich zum Staatsmann und zum sicheren Leiter der Handelspolitik seines Landes wird. Auch in diesen Hauptpartien bietet das Buch keine leichte Lektüre. Aber die Treffsicherheit des Ausdrucks, die Korrektheit der Berichterstattung, die Klarheit der Darstellung und die Schärfe des Urteils sind hier so sehr am Platze, geben von dem Wirken der Persönlichkeit ein so deutliches Bild, daß uns der an sich äußerst spröde Stoff in immer steigendem Grade anzieht. Ich kenne keine andeeen Lebenserinnerungen, die so wie diese durch bloße stoffliche Sachlichkeit wirken.

Jedes sensationelle Interesse ist ausgeschaltet. Die Lebenserinneeungen geben keinen Aufschluß über die Ursachen, aus denen Rudolph Delbrück im Jahre 1876 den Reichsdienst, in dem er unentbehrlich zu sein schien, verließ. Man weiß, daß Delbrücks Demission in letztee Linie auf ernste, wirtschaftspolitische Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und Bismarck zurückzuführen war; man erkennt auch aus manchen scheinbar unabsichtlichen Nebenbemerkungen in dem vorliegenden Buche, daß die Harmonie zwischen Bismarck und Delbrück nie vollkommen gewesen ist. Der Gegensatz zwischen dee Conquistadorennatur des großen Kanzlers und dee bureaukratischen Korrektheit seines ersten Gehilfen ist nie völlig überwunden worden. Delbrück hatte nicht den Ehrgeiz, Bismarck ersetzen zu wollen, aber zuviel Charakter, um dem Kanzler auch da nachzugeben, wo er sich bewußt war, der Ueberlegene zu sein, — und er war Bismarck auf dem ganzen, weiten Gebiete des wirtschaftlichen Lebens und insbesondere in allen handelspolitischen Dingen stark überlegen. Er räumte das Feld, als bei Bismarck die ersten Anzeichen der Umwandlung zum Schutzzöllner, der weiteren Oeffentlichkeit noch nicht sichtbar, hervortraten.

Der Versuch, Bismarck in offener politischer Feldschlacht zu begegnen, den Delbrück 1879 bei der Beratung des ersten reaktionär-schutzzöllnerischen Tarifs machte, mißglückte völlig. Ich sehe Bismarck noch vor mir, wie er in der Generaldebatte der Zolltarifvorlage von 1879 den langen Bleistift ergriff, um die Rede Delbrücks mit seinen Notizen zu begleiten. Man wae auf eine große, grundsätzliche Auseinandersetzung zwischen Bismarck und Delbrück gefaßt, — sie blieb völlig aus. Statt dessen verlief sich der handelspolitische Meister in lauter zolltarifarischem Kleinkram. Als dann schließlich noch eine lange Auseinandersetzung über die wirtschaftliche Bedeutung von Albumin erfolgte, legte Bismarck den großen Bleistift mit der Miene eines Fechters hin, der erwartet hatte, sich auf Tod und Leben verteidigen zu müssen, und der zu seinem maßlosen Erstaunen plötzlich bemerkt, daß der Gegner mit seinem Degen die Disteln am Wege köpft. Delbrück glich dem Antäus, solange er den Boden der Bundesratsestrade berührte; das Parkett des Reichstags führte ihm keine Kräfte zu. Herkules Bismarck hatte den Reichstagsabgeordneten Delbrück nicht mehr zu fürchten.

Auch literarisch oder durch Intrigen ist Delbrück Bismarck nie mehr unbequem geworden. Er sah dem Kampf, den seine wirtschaftspolitischen Gesinnungsgenossen um Grundsätze, die die seinen waren, und um die Aufrechterhaltung von Gesetzen, die er in erster Linie geschaffen hatte, führen mußten, nicht ohne innere Anteilnahme zu; aber er war kein fighting man, keine eigentliche Kämpfernatur. An der Zähigkeit und Ausdauer eines Beamten, der eine staatliche Position zu behaupten hat, fehlte es ihm nie; aber sich aus eigener Initiative in einen erbitterten Streit zu mischen, war seinem Temperament zuwider. Seine Lebenserinnerungen erstrecken sich charakteristischerweise nur bis zum Jahre 1867. Die spätere staatsmännische Periode, die einen viel dramatischeren Verlauf nahm und eben deshalb der Darstellung des Autobiographen einen viel dankbareren Stoff geboten hätte, hat er nicht behandelt.

Der dauernde Wert dee Lebenserinnerungen liegt in der sehr eingehenden Klarlegung der Zustände und der Entwicklung des Zollvereins in der Zeit von der 1848er Revolution bis zur Begründung des Norddeutschen Bundes. Die heutige Generation besitzt kein volles Verständnis füe die Verdienste der Schöpfer des Zollvereins um die politische Einigung Deutschlands. Der Zollverein war im vollsten Sinne des Wortes die Vorschule des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reichs. Die Eifersüchteleien der deutschen Mittelstaaten gegen Preußen, die Intrigen Oesterreichs, der Souveränitätsschwindel der deutschen Kleinstaaten, das alles zerschellte an dem rocher de bronce der weitreichenden, materiellen Interessen, die unter Preußens Leitung in dem Zollverein ihren Ausdruck fanden. Delbrück deckt in seinen Lebenserinnerungen die innere Geschichte des Zollvereins in den letzten anderthalb Jahrzehnten vor der Gründung des Norddeutschen Bundes auf. Wir sehen das ganze diplomatische Schachspiel der im Zollverein zusammengefaßten Mächte vor uns. Kein Zug fehlt. Wie sehen die Triasidee am Werke, um Preußens Einfluß zu paralysieren; wir erblicken Oesterreich fortgesetzt an der Arbeit, um in den Zollverein einzudringen und dessen Erneuerung ohne spezielle Berücksichtigung Oesterreichs zu hintertreiben. Delbrück, damals Direktor im preußischen Handelsministerium, vertrat Preußen in jener Periode auf allen Generalkonferenzen. Immer tiefer aebeitet er sich in die handelspolitischen Aufgaben hinein, immer klarer sieht er die große nationalpolitische Bedeutung des unter Preußens Führung stehenden Zollvereins ein: Delbrück wird dee eigentliche Leiter der peeußischen Zoll- und Handelspolitik.

In dieser Aufgabe ging Delbrück so sehr auf, daß ee im Jahee 1862 trotz des Drängens des preußischen Königs es ablehnte, das Portefeuille des Handelsministers zu übernehmen. Es wae die Zeit des Ministeriums Prinz Hohenlohe. Von der

*) Lebenserinnerungen von Rudolph von Delbrück, 1817—1867, mit einem Nachtrag aus dem Jahre 1870, zwei Bände, Leipzig 1905, Duncker & Humblot.

Heydt, der bisherige Handelsminister, wurde zum Finanzminister ernannt, das Handelsministerium wurde frei. Der König drängte wiederholt Delbrück zur Annahme des Ministeriums und brauchte in einem eigenhändigen Schreiben vom 14. Mai 1862 die Wendung: „Ich muß von Ihrer Hingebung für das Vaterland und mich selbst Ihren Eintritt in das Ministerium verlangen."

„Es folgten," so erzählt nun Delbrück in seinen Lebenserinnerungen, „zwei wahrhaft qualvolle Tage. Ich war dem König als Landesherrn und Menschen so innig ergeben, er hatte mir, und jetzt nicht zum erstenmal, ein so rückhaltloses Vertrauen bewiesen, daß mein Gewissen und mein Herz mich drängten, seinem Rufe zu folgen. Herr von der Heydt, mit dem ich durch langjähriges Zusammenwirken verbunden war, Herr von Jagow, mit dem ich seit unserer Merseburger Zeit in freundschaftlichen Beziehungen stand, Herr von Roon, der seine bedeutende Persönlichkeit in die Wagschale legte, der Prinz Hohenlohe, der die gemütliche Saite anzuschlagen verstand, stürmten auf mein Pflichtgefühl ein. Daß ich dennoch am Abend des 15. eine Staatsministerialsitzung, welche ich als neuer Minister verlassen sollte, mit einer endgültigen Ablehnung verließ, hatte seinen Grund weder in der voraussichtlichen Kurzlebigkeit des Ministeriums, noch in Verfassungsbedenken, sondern in der Handelspolitik. Was ich darüber dem Könige gesagt hatte, war meine Ueberzeugung, daneben lag etwas rein Persönliches, über das ich geschwiegen hatte. Es gibt Aufgaben, welche den Menschen so vollständig in Beschlag nehmen, daß er, er mag wollen oder nicht, von ihnen nicht loskommen kann. Eine solche Aufgabe war für mich die Durchführung der Politik geworden, wie sie in dem Vertragstarif und in dem Meistbegünstigungsprinzip ihren Ausdruck fand. Ihre Durchführung aus der Hand zu geben, war ein mir unerträglicher Gedanke, sie war ein Stück meiner selbst geworben, das ich nicht opfern konnte. Daß ich es nicht geopfert habe, habe ich niemals bereut, und, wie ich zugleich hinzufüge, der König hat mir niemals darob gezürnt."

Als Handelsminister wäre es Delbrück unmöglich gewesen, sich so intensiv, wie er es in den folgenden Jahren tat, den zoll- und handelspolitischen Aufgaben zu widmen. Es kam die Zeit der Verhandlungen über den Handelsvertrag mit Frankreich. Der Abschluß dieses in grundsätzlicher wie in materieller Beziehung gleich wichtigen Handelsvertrages fiel mit einer gefährlichen Krisis des Zollvereins zusammen. Die Widerstände, die sich von allen Seiten auftürmten, konnten nur in zähester, harter Arbeit überwunden werden. Daß sie schließlich überwunden wurden, war in erster Linie das Verdienst Delbrücks.

Zu welchen verzweifelten Mitteln man preußischerseits gelegentlich greifen mußte, um schließlich ans Ziel zu gelangen, geht aus einer Mitteilung hervor, die Delbrück über die Verhandlungen im Frühjahr 1864 macht. Die mittelstaatlichen Widerstände waren unter Bayerns Führung allmählich so unerträglich geworden, daß Preußen ernsthafte Vorbereitungen zu einer Rekonstruktion des Zollvereins unter Ausschluß der renitenten Mittelstaaten treffen mußte. Es gelang Preußen auch alsbald, Sachsen, Thüringen, Braunschweig, Baden, Oldenburg und Frankfurt für diese Rekonstruktion zu gewinnen; dagegen machte sich der Kurfürst von Hessen eine besondere Freude daraus, das verhaßte Preußen durch dilatorische Behandlung seine Macht fühlen zu lassen. Es war nicht abzusehen, wann er geneigt sein werde, auf diese Freude zu verzichten. Delbrück schlug deshalb in einer Konferenz der beteiligten Minister vor, die Zustimmung des Kurfürsten bar zu bezahlen.

„Im ersten Augenblick erregte dieser unsittliche, allen preußischen Traditionen zuwiderlaufende Vorschlag allgemeines Erstaunen, aber Herr von Bismarck war sofort für ihn gewonnen, das nötige Geld konnte bei dem Kronfideikommißfonds geborgt werden, und der gegebene Vermittler war Baron Karl Mayer von Rothschild in Frankfurt. Auch er wunderte sich, daß wir für den Zweck so viel Geld anlegen wollten, brachte aber in kürzester Zeit mit der Fürstin Hanau die Sache in Ordnung. Der hessische Bevollmächtigte fiel aus den Wolken, als er plötzlich die Ermächtigung zur Unterzeichnung des Vertrages erhielt, seine kühnsten Hoffnungen waren übertroffen."

Dieser kleine Zug, der einen deutschen Fürsten von Gottes Gnaden in seiner ganzen Glorie zeigt, charakterisiert das Bild unserer früheren bundesstaatlichen Misere in unübertrefflicher Weise, gibt aber auch zugleich einen anschaulichen Begriff von den ungeheuren Schwierigkeiten, die sich jeder ernsthaften Reform in dem alten deutschen Bunde entgegenstellten. Daß trotzdem in jener Periode deutscher Geschichte nicht bloß auf zoll- und handelspolitischem Gebiet, sondern auch durch Kodifikation des Handels- und Wechselrechts, durch allmähliche Beseitigung der lästigen Flußzölle und in mancher anderen Beziehung bedeutende Fortschritte zu verzeichnen waren, legt von der Leistungsfähigkeit der damaligen preußischen Bureaukratie, die die Hauptträgerin dieser Reformen war, ein glänzendes Zeugnis ab. Diese preußische Bureaukratie der alten Schule, aus der auch die verdienstvollen Vorarbeiter Delbrücks, Beuth und Kühne, hervorgegangen waren, wies eine ungewöhnlich große Zahl kenntnisreicher, charaktervoller und selbst vorurteilsfreier Männer auf, für deren Amtshandlungen das Wort Ariosts nicht paßt:

„Man prüfte nicht erst lang', eh man verfügte,
Der Herr war überzeugt, und das genügte."

Wenn Bismarck auf diese altpreußische Bureaukratie in den letzten Jahren seines Regiments recht schlecht zu sprechen war, so lag das vornehmlich an dieser mangelnden Biegsamkeit der Ueberzeugungen. Eine der wenigen Anekdoten, die Delbrück seinen Lebenserinnerungen einverleibt hat, möge zur Charakteristik dieser altpreußischen Bureaukratie hier wiedergegeben werden. Der Held dieser Anekdote ist der Geheime Oberfinanzrat Theodor Pochhammer.

„Der Oberpräsident Flottwell in Magdeburg war 1844 zum Finanzminister ernannt, und diese völlig unerwartete Ernennung war in der Abteilung vor dem Beginn einer Sitzung bekannt geworden. Herr Pochhammer, der im letzten Augenblick in die Sitzung kam, hatte nichts davon gehört und begann seinen Vortrag mit den Worten: ‚Ich habe zunächst einen Bericht von Herrn von Flottwell über die Elbzölle; wie gewöhnlich steht garnichts darin.' Es entstand allgemeines Kichern, er sah sich um und wiederholte: ‚Es steht wirklich garnichts in dem Bericht.' Kühne fiel lächelnd ein: ‚Herr Flottwell ist gestern Finanzminister geworden.' ‚So!' sagte Pochhammer, ohne eine Miene zu verziehen, und setzte ruhig seinen Vortrag fort."

Man fragt sich unwillkürlich, wie sich wohl ein moderner Geheimrat in einer solchen Situation heutigentages benommen haben würde.

Die damaligen Geheimräte in den Ministerien waren in allen wirtschaftspolitischen Dingen der öffentlichen Meinung ihrer Zeit weit voraus. Sie arbeiteten unablässig an der Befreiung der produktiven Kräfte des Landes von lästigen Fesseln. Daran änderte auch ihre politisch konservative Grundanschauung nichts. Selbst von dem Segen der Zensur waren diese Männer nicht überzeugt. Man lese nur folgenden Passus in Delbrücks Aufzeichnungen, der die Meinung der aufgeklärten preußischen Bureaukratie aus dem Jahre 1847 wiedergibt:

„Trotz der Zensur war die oppositionelle Tagespresse zu einer der Regierung überlegenen Macht geworden, weil ihr Anspruch, die Meinung des Landes zu vertreten, durch die Regierung nicht zu widerlegen war; nur eine Landesvertretung konnte diesen Anspruch auf das richtige Maß zurückführen. Zur Erhaltung ihres Ansehens bedurfte die Regierung der öffentlichen Diskussion über ihr Verhalten, und ich kann bezeugen, daß nach Erlaß der Verfassung uns die freie Presse sehr viel geringere Sorge machte als die zensierte Presse unter der absoluten Monarchie. Von diesen Gesichtspunkten aus begrüßte ich die Schaffung des Vereinigten Landtages als einen gewaltigen Fortschritt."

Es ist selbstverständlich, daß solche Männer auch als Unterhändler bei Handelsverträgen nicht geneigt waren, sich auf den heute beliebten Pferdehandelstandpunkt zu stellen, den Bismarck im Jahre 1879 kanonisierte, indem er verkündete:

„Bei jedem solcher Verträge fragt es sich: Qui trompe-t-on ici. — wer wird übervorteilt? Einer in der Regel, und man kommt erst nach einer Reihe von Jahren dahinter, wer es eigentlich ist."

Dieser handelspolitischen Auffassung stellt Delbrück die seinige mit den Worten gegenüber:

„Bei Tarifverträgen ist kein Raum für eine Uebervorteilung wie etwa beim Pferdehandel, denn jeder Unterhändler würde sich lächerlich machen, wenn er es ernsthaft unternehmen wollte, den Gegenpart über die Tragweite seiner Anerbietungen und Forderungen zu täuschen."

Tempora mutantur! Was preußische Beamte vom Schlage Delbrücks geschaffen haben, hat sich in seinen wesentlichen Teilen nicht erschüttern lassen. Man hat zahlreiche Verballhornungen vorgenommen, das Gefühl für den unermeßlichen

Segen der Verkehrsfreiheit gerade auch in den Pflanzstätten der sogenannten Regierungsweisheit verloren. Alle längst für obsolet gehaltenen protektionistischen Patentmedizinen sind wieder zu Ehren gekommen. Börse, Warenhäuser und andere Institute des modernen Wirtschaftslebens sind der gesetzgeberischen Weisheit von Schilda unterworfen, und die erhabenen Grundsätze des Pferdehandels beherrschen wieder die deutsche Wirtschaftspolitik. Aber so sehr die wirtschaftliche Fassade des Reichsbaus, den die Delbrück und Genossen in stetem Streben nach architektonischer Harmonie hergestellt hatten, auch durch allerlei neuangebrachte Rokokoschnörkel verschimpfiert worden ist, im großen und ganzen hat man ihr Werk doch bestehen lassen müssen. Dies Ueberdauern der Reaktion zeigt am besten, wie solide die Arbeit war, die ein Delbrück geleistet hat.

Theodor Barth.

Reichsduma.

Die vorwärtsstrebende Bevölkerung Europas gab sich einmal der Hoffnung hin, daß mit der Einführung einer Verfassung und einer Volksvertretung wolkenlose Tage für das Staatsleben kommen würden. Diese Illusion ist verflogen. Auch eine Verfassung, auch der Parlamentarismus heilen nicht alle politischen Wunden. Das moderne politische Leben hat gleichfalls seine Schäden im Gefolge; es ist vor allem gebunden an bestimmte historische Voraussetzungen, und nur *eines* behaupten jene, die konstitutionelle Einrichtungen im Staatsleben heutiger zivilisierter Völker für unentbehrlich halten: die Schäden, die die politische Betätigung freier Völker zeitigt, sind verschwindend geringe gegenüber den Schäden, die sich im Schatten der Unfreiheit entwickeln.

Also weder das Wort Konstitution noch das Wort Parlament besitzen heute für einen Liberalen jene bestrickende Kraft, die jede Kritik bannt.

Das soll ein Bekenntnis zur Vorurteilslosigkeit auch gegenüber der Schaffung einer russischen Reichsduma sein.

* * *

Der Zar entschloß sich zu einer Aenderung der bestehenden politischen Zustände in seinem Reiche, nicht aus theoretischen Erwägungen, sondern unter dem Druck von zwei sehr realen Tatsachen. Durch die russische auswärtige Politik war das Zarenreich an den Rand des Abgrundes geführt worden. Durch die russische innere Politik ist das Zarenreich gleichfalls an den Rand des Abgrundes gelangt. Diplomatisch und militärisch ist Rußland in Ostasien zusammengebrochen; und der Zusammenbruch der politischen Verwaltung im Innern wird von Tag zu Tag deutlicher. In weiten Teilen Rußlands herrscht die Anarchie, die Revolte, die Revolution. Diese Beglaubigung der Leistungsfähigkeit der gesamten russischen staatlichen Organisation ist einigermaßen eindrucksvoll: der Bankerott nach außen, der Bankerott nach innen; und aus dem Zusammenwirken dieser Ursachen der drohende finanzielle Bankerott.

Solche für jeden Alltagssterblichen erdrückenden, niederschmetternden Lehren veranlaßten den Zaren am 18. Februar sich an sein Volk zu wenden mit der Mitteilung, daß er bereit sei „von Privatpersonen und von Körperschaften" „Meinungsäußerungen und Wünsche" entgegenzunehmen, die auf „die Vervollkommnung der Staatsverwaltung und auf die Fragen der Aufbesserung des Volkswohlstandes" abzielten. Tut euch zusammen, beratet euch Russen und teilt mir mit, wie das Reich aus seinem Unglück herausgeführt werden kann.

Die Russen, insbesondere die loyalen Russen, versuchten sich zu beraten, und wenn sie es taten, trieb sie die Polizei auseinander und verhaftete die Teilnehmer an der Zusammenkunft oder drohte doch, sie auseinanderzutreiben, nahm ein Protokoll auf und behandelte die Anwesenden, als wären sie der schwersten Staatsverbrechen verdächtig.

Das war der erste, verheißungsvolle Akt des Zusammenwirkens von Zar und Volk unter Assistenz von Bureaukratie und Polizei.

Dieser Beginn der neuen Aera ist nun geschlossen. Der Zar verkündet, daß seine Versprechungen vom 18. Februar zurückgenommen sind, seitdem sein Manifest über die Einsetzung einer Reichsduma erlassen ist.

Sachlich ist damit freilich wenig geändert.

Der russische loyale Bürger — denn immer nur um diesen handelt es sich — kann sich der Polizei und der Verwaltung gegenüber *nicht* mehr darauf — und zwar meist vergeblich — berufen, daß er gemäß dem Willen seines Kaisers sich mit seinesgleichen versammele, um über die Notlage des Reiches zu beraten. Die Polizei und die Verwaltung, die bisher gegen das kaiserliche Manifest vom 18. Februar solche Zusammenkünfte unmöglich zu machen suchten, kann sie nun, gestützt auf das kaiserliche Wort, auseinandertreiben. Das ist die ganze Aenderung und der einzige Fortschritt, den *zunächst* „das allerhöchste Manifest" vom 6. August 1905 gebracht hat.

Der Kaiser Nikolaus gibt dem dirigierenden Senat eine ausdrückliche Anweisung in diesem Sinne. In dem Erlaß an den Senat vom 6. August 1905 heißt es:

„Nachdem Wir hierauf in Erwägung gezogen haben, daß Ansichten und Vorschläge in Fragen, die die Vervollkommnung der staatlichen Wohlfahrt und Besserung des Volkswohlstandes betreffen, Uns auf dem Wege zuzugehen haben, der in der Einsetzung der Reichsduma vorgeschrieben ist, befehlen Wir, die Wirkung Unseres in der dargelegten Frage erteilten Erlasses vom 18. Februar 1905 — nunmehr aufzuheben."

Bestand also in Rußland *theoretisch* eine kurze Spanne Zeit eine gewisse Freiheit der Beratung und der Erörterung öffentlicher Angelegenheiten, die in jedem einzelnen Falle freilich im Kampf mit der Bureaukratie behauptet werden mußte, und die nur behauptet wurde, wenn im einzelnen Falle die Bureaukratie sich als der schwächere Teil fühlte, so ist nunmehr auch dieser Freiheit der rechtliche Boden entzogen, und die Bureaukratie ist in den Vollbesitz ihrer Macht, der sie faktisch nie entkleidet war, auch theoretisch wieder eingesetzt.

Polizei und Bureaukratie sind von den *unwirksamen* Beschränkungen befreit, die ihnen der kaiserliche Erlaß vom 18. Februar hätte auflegen können; hiermit beginnt die „Regeneration" des russischen Staatslebens, die die Berufung der Reichsduma einzuleiten hat.

* * *

Die Reichsduma soll spätestens im Januar 1906 zusammentreten, und vier Wochen vor dem Zusammentritt greift für die Verwaltung wiederum eine Beschränkung Platz. In den „Vorschriften über die Wahlordnung für die *städtischen* Wählerversammlungen" heißt es:

„1. Den Wählern eines jeden Wahlbezirks wird anheimgestellt, im Laufe eines Monats vor dem für die Wahlen bestimmten Termin besondere vorbereitende Versammlungen abzuhalten, zur Beratung über die *Personen, die würdig wären, gewählt zu werden.*"

Und dazu kommt ergänzend:

„2. . . . Auf Verlangen des Vertreters der Polizei muß die Versammlung sofort geschlossen werden."

Wir haben also eine Wahlbewegung bei absoluter Knebelung der Presse; durch die Presse kann eine nutzbringende Erörterung politischer Angelegenheiten nicht stattfinden. Versammlungen können stattfinden vier Wochen vor dem Zusammentritt der Duma; aber nach meiner Kenntnis russischer Verhältnisse zweifele ich keinen Augenblick, daß in diesen Versammlungen eine politische Aussprache im eigentlichen Sinne nicht gestattet sein wird; man wird sich darüber äußern dürfen, ob eine Person würdig ist, der Reichsduma anzugehören, oder ob sie silberne Löffel gestohlen hat, und in jedem Fall kann die Polizei auch diese Versammlungen sofort schließen.

Diesen Bestimmungen messe ich das *größte* Gewicht bei, ein noch größeres als dem Wahlmodus.

Digitized by Google

Es soll also eine Reichsduma gewählt werden, aber eine Aussprache über die Aufgaben, die die Gewählten zu erfüllen haben, findet nicht statt.

In den Sumpf wird das Fundament der Reichsduma gebaut.

* * *

Von den Wahlen, die unter solchen Voraussetzungen stattfinden, ist ein riesiger Bruchteil des russischen Volkes ausgeschlossen; in den Städten alle weniger Bemittelten; vor allem die Arbeitermassen, der Mittelstand und die Intelligenz, denn der Zensus, der zur Wahl berechtigt, ist sehr hoch; dann sind die Wahlen indirekte; gewählte Wahlmänner wählen erst den Vertreter für die Duma; für die Bauern findet noch eine dritte Siebung statt. Die Wolostbevollmächtigten, die ihrerseits vom Mir, der Gemeinde, gewählt sind, wählen die Wahlmänner und diese den Dumavertreter.

Aber auch aus diesen Kategorien scheidet noch eine beachtenswerte Klasse aus. Nicht wahlberechtigt sind nach den allgemeinen Bestimmungen für die Wahlen zur Reichsdama:

„7. . . . Personen, welche wegen solcher Verbrechen unter Gericht gestanden haben, welche den Verlust oder die Beschränkung von Rechten resp. den Ausschluß aus dem Dienst zur Folge haben . . ."

Und ferner auch solche:

„Personen, welche wegen der (obenbezeichneten) verbrecherischen Handlungen oder wegen solcher Vergehen unter Gericht stehen, die eine Amtsenthebung zur Folge haben."

Daraus läßt sich entnehmen, daß nicht nur der Bestrafte, sondern auch der Angeklagte, der noch garnicht verurteilt ist, kein Wahlrecht hat. Also der Gesamtheit der politisch Verurteilten kann das Wahlrecht genommen werden, und jeder, der sich in einer Wahlversammlung mißliebig macht, kann sofort mundtot gemacht werden, indem man ihm eine Anklage aufhängt. Was diese Beschränkungen in einem Lande bedeuten, in dem ein riesiger Prozentsatz der politisch Interessierten bestraft ist, bedarf keines Wortes.

Aber auch wer der Duma bereits als Mitglied angehört, trägt dieselben Ketten. Im Abschnitt III über „Die Mitglieder der Reichsduma" heißt es:

„19. Das Dumamitglied wird zeitweilig von der Beteiligung an den Arbeiten der Duma ausgeschlossen, wenn es gerichtlich wegen Vergehen, die im Artikel 7 der Wahlordnung (siehe oben) vorgeschrieben sind oder eine Amtsentziehung nach sich ziehen, belangt wird."

Also schon ein Belangen, schon die Anklage genügt, um ein solches Dumamitglied zu beseitigen.

Und noch wichtiger ist die folgende Bestimmung:

„20. Die Mitglieder der Reichsduma werden für verbrecherische Handlungen, die sie in ihrer Eigenschaft als Dumamitglieder begangen haben, zur gerichtlichen Verantwortung gezogen in der Ordnung und auf Grundlage der Bestimmungen, die für die gerichtliche Belangung der Reichsratsmitglieder für Amtsvergehen in Kraft sind."

Hier kommt völlig deutlich zum Ausdruck, daß die Vertreter des Volkes den Beamten des Reichsrates gleichgestellt werden, und der Gerichtshof für die Dumamitglieder ist der dirigierende Senat, wiederum eine Behörde, die in ihrer Zusammensetzung in vollster Abhängigkeit vom Zaren steht.

* * *

Und was haben nun die also gefesselten Mitglieder der Reichsduma für verfassungsmäßige Rechte? Verfassungsmäßige Rechte gar keine; denn es gab und gibt auch jetzt in Rußland nur ein einziges Grundgesetz. In seinem „Staatsrecht des russischen Reiches" formuliert Prof. Engelmann den bestehenden Zustand zutreffend folgendermaßen:

„Der Kaiser ist unbeschränkter Selbstherrscher, seine Macht wird von Gott abgeleitet, ist mit niemandem geteilt, durch keine gesetzlichen Normen beschränkt, ihre Ausübung an keine solchen gebunden, es sei denn, daß der Kaiser sich selbst an bestimmte Normen binde."

Und in dem einleitenden allerhöchsten Manifest, das den Bestimmungen über die Berufung einer Reichsduma vorausgeht, heißt es, daß „das Grundgesetz des russischen Reiches über das Wesen der Selbstherrschaft als unanfechtbar in Kraft" belassen ist.

Die Sachlage, die durch die Schöpfung des Reichsduma geschaffen wird, ist also die folgende: Der Zar gibt gewisse gesetzliche Normen für die Tätigkeit der Reichsduma; aber er kann in jedem Augenblick diese gesetzlichen Normen wieder abschaffen, oder er kann sie auch unberücksichtigt lassen, ohne sie abzuschaffen.

Die Existenz der Reichsduma ist nicht gesicherter wie die Existenz irgend eines Ministers. Der Zar hat die rechtliche Möglichkeit, die Reichsduma zu beseitigen, wie irgend eine Behörde, die er eingesetzt hat, oder wie den Minister, den er berufen hat.

* * *

Dieser Reichsduma, die im Volke nicht wurzelt, deren Mitgliedern die Unabhängigkeit fehlt, and deren Rechtsbasis nur der zarische Wille ist, der sich moraen ändern kann, sind — natürlich auf Widerruf — eine Reihe von Aufgaben zugewiesen:

1. „Die Reichsduma wird zur vorbereitenden Ausarbeitung und Vorberatung der Gesetzprojekte kreiert, die nach den Grundgesetzen unter Vermittlung des Reichsrats vor die oberste selbstherrliche Gewalt gelangen."

Die Reichsduma, die nur vorbereitend ausarbeiten und vorberaten kann, ist ein zweiter Reichsrat, eine untere Instanz gegenüber dem Reichsrat, die sich in der Kompetenz von dem bestehenden Reichsrat (Nr. 33: die Kompetenzen der Reichsduma) nicht wesentlich unterscheidet, sondern nur in der Zusammensetzung.

Ueber die Kompetenz heißt es:

„14. Die Dumamitglieder genießen volle Freiheit der Kritik und Meinungsäußerung in Angelegenheiten, die der Kompetenz der Duma unterliegen.

34. Die Reichsduma hat das Recht, Anträge, betreffend die Aufhebung oder Abänderung bestehender und den Erlaß neuer Gesetze zu stellen. Die Anträge dürfen indessen nicht die Grundlagen der durch die Grundgesetze festgelegten Staatsordnung tangieren."

Mit anderen Worten: die Reichsduma kann in allen Staatsangelegenheiten sekundärer Art ihren Rat — nichts weiter — dem Zaren zur Verfügung stellen. Dieser Rat und diese Anregungen werden sodann nachgeprüft durch den Reichsrat, der nunmehr die Vermittlung an den Zaren übernimmt, und die Stellung des Zaren zum Reichsrat ist nach dem geltenden Staatsrecht die folgende:

„Bestätigt der Kaiser den Majoritätsbeschluß, so liegt ein allerhöchst bestätigtes Reichsratsgutachten vor, bestätigt er das Minoritätsgutachten oder ein Separatvotum oder fällt er eine eigene Entscheidung, so erhält eine solche die Form eines namentlichen Ukases."

Mithin: Bedient sich der Kaiser der Anregungen des Reichsrates und nunmehr des Reichsrates und der Reichsduma, so entsteht ein Gesetz; berücksichtigt er die Majoritätsbeschlüsse der beiden Körperschaften nicht, sondern geht seinen eigenen Weg, so liegt ein Ukas vor; aber Ukas und Gesetz, deren Entstehung eine abweichende ist, unterscheiden sich nicht in ihrer Wirkung auf Staat und Gesellschaft. Die souveräne, selbstherrschende Gewalt des Zaren hat eine neue Instanz geschaffen, die Rats erteilen darf — in gewissen Grenzen —, und die an der Verwaltung Kritik üben kann — in gewissen Grenzen und unter gewissen Voraussetzungen — sonst nichts.

Und dieser Rat und diese Kritik werden unter Ausschluß der Oeffentlichkeit — der Dumapräsident kann je einen Vertreter der verschiedenen Blätter zulassen — von Personen erteilt, die unfrei gewählt, auch als Mitglieder der Duma völlig unfrei sind. Und über diesen erteilten Rat und über diese erteilte Kritik darf ein stenographischer Bericht — nach Genehmigung durch den Damapräsidenten — in der Presse veröffentlicht werden, in einer Presse, der durch die Zensur,

Digitized by Google

durch die Suspension und durch das Verbot in jedem Augenblick das Lebenslicht ausgeblasen werden kann.

Solchen Charakter hat die Reichsduma.

Freilich auf weite russische Gebiete finden auch diese Bestimmungen keine Anwendung. Vor allem nicht auf Polen; dieser in der Kultur fortgeschrittenste Teil des russischen Reiches wird zweifellos mit einem noch reaktionäreren Gesetz, das noch zu erklügeln bleibt, beglückt werden. — —

Es erschien mir notwendig, die obigen entscheidenden Details hervorzuheben, weil selbst in liberalen Blättern die Ansicht aufgetaucht ist, daß die Reichsduma ein Schritt aus dem Absolutismus in liberales Neuland sei.

* * *

Die russische Regierung hatte die Wahl zwischen zwei Zielpunkten.

Sie konnte eine groß angelegte, vorurteilslos gedachte, staatsmännische Reformpolitik einleiten, um das zusammenbrechende Reich zu stützen, und um es von neuem stark zu machen.

Oder sie konnte ihr Ziel zunächst beschränken, indem sie wenigstens die außerhalb der revolutionären Bewegung stehenden liberalen Bevölkerungselemente einigermaßen befriedigte, und so zur Beruhigung im Innern beitrug und überdies der Revolution den Rückhalt an der liberalen Bewegung entzog.

Es war zu erwarten, daß das zarische Regiment die intellektuelle Kraft und das intellektuelle Verständnis für eine große Aufgabe nicht aufbringen würde; und es war auch zu vermuten, daß es in seiner reaktionären Borniertheit nicht einmal soviel Klugheit besitzen würde, um wenigstens die zweite taktische Aufgabe zu lösen.

Das, was jetzt gewährt worden ist, hätte möglicherweise zur Zeit, da die Opposition noch aus kleinen, verwegenen, isolierten Gruppen bestand, einen wirklichen Fortschritt bedeuten können und eine revolutionäre Entwicklung verhindert; heute ist solche Wirkung ausgeschlossen.

Die Gesamtheit der in Rußland politisch vorwärtsstrebenden Elemente, beginnend mit den ganz gemäßigten Liberalen, erachtet die Reichsduma in der vorgeschlagenen Form als gänzlich unbrauchbar; die Opposition gegen sie ist eine allgemeine und gleich scharfe, und eine verschiedene Auffassung zeigt sich nur insofern, als die gemäßigteren Politiker sich ihr als Handhabe bedienen wollen, um zu Besserem zu gelangen, und die radikaleren diesen Versuch als aussichtslos betrachten.

Der Gegensatz wird in der praktischen Politik kein erheblicher sein. Die einen gehen ihre revolutionäre Bahn weiter, und die anderen werden in die revolutionäre Bahn durch die Regierung geworfen werden in dem Augenblick, da sie den Versuch machen, sich auf Grund der Bestimmungen für die Reichsduma politisch zu betätigen. Die Verhaftung des Professors Miljukow und seiner maßvollen Gruppe, und die Ansprache Durnowos, der oft genug als Mundstück und Instrument der Reaktion benutzt wurde, bedeuten in dieser Beziehung ein Programm. Wollen die Gemäßigten aber dem entscheidenden Zusammenstoß mit der Regierungsgewalt ausweichen, so müssen sie sich resigniert unterwerfen, und die führenden Männer werden das nicht tun.

Betrachtet man ohne jede theoretische Voreingenommenheit für den Parlamentarismus nüchtern die Sachlage in Rußland, wie sie heute sich darstellt, so ergibt sich folgendes:

Die Reichsduma, wie sie geplant ist, hätte selbst in ruhigen Zeiten ihre Aufgabe, gesunde Kritik zu üben und gesunde Anregungen zu geben, ausgiebig nicht erfüllen können, denn die unfreien, gefesselten Mitglieder der Duma wären nicht in der Lage gewesen, eine selbständige Potenz neben der unerschütterten Macht der Bureaukratie darzustellen. Für die Regeneration des Staates wäre auch dann nichts Erhebliches von der Reichsduma zu erwarten.

Bei den heutigen Zuständen ist von ihr garnichts zu erhoffen, wenn sie überhaupt jemals ins Leben treten sollte.

Die eigentlich revolutionäre Bewegung, die sich auf die Intellektuellen und auf die Masse der Unbemittelten stützt, wird durch die Schaffung der Reichsduma überhaupt nicht berührt, denn die erdrückende Mehrheit dieser Elemente ist weder Wähler noch wählbar. Die Bevölkerung in Polen und die gänzlich Ausgeschlossenen werden daher, wenn das möglich ist, in ihrer Erbitterung gegen das heutige Regiment nur gestärkt werden.

Und die Gemäßigteren hat die Regierung an einen Scheideweg gedrängt; allen tatkräftigeren Elementen bleibt nichts übrig als die Opposition aufzunehmen, selbst auf die Gefahr hin nunmehr gleichfalls in die revolutionären Reihen gedrängt zu werden.

Ein Fazit, das bei den Eigenschaften des heutigen russischen Regiments nicht überraschen kann.

* * *

„Das Wesen der Selbstherrschaft als unantastbar in Kraft belassend" — so sagte Kaiser Nikolaus in seinem neuesten Manifest. Seinen Anspruch auf die unbeschränkte Selbstherrschaft leitet er augenscheinlich aus den Ergebnissen seiner auswärtigen Politik und seiner Politik im Innern her.

Selbstherrscher ist heute ein Mann, der völlig unfähig ist politisch oder militärisch den bescheidensten Ansprüchen zu genügen. Kenntnislos, unvermögend auch nur die Gedanken eines anderen nachzuprüfen und festzuhalten, entschlußlos, besteht das Charakteristische seines „Regierens" in einer gewissen starrköpfigen Passivität und in einem Zuge von still nachtragender Rachsucht, sobald er sich verletzt glaubt. Dieser Selbstherrscher ist überhaupt kein Herrscher, und so bleibt der wahre Selbstherrscher von Rußland: Kamarilla und Bureaukratie.

Kamarilla und Bureaukratie haben einen schweren, äußerst unglücklichen Krieg für das Land entfesselt durch eine beispiellos frivole Vermischung von Raubgeschäften und Politik im fernen Osten, und Kamarilla und Bureaukratie haben im Innern die duldsame Bevölkerung zur Revolution gepeitscht. Diesem so beschaffenen „Selbstherrscher" bleibt die Regeneration Rußlands anvertraut.

Für diesen Selbstherrscher gibt es nur ein Rezept: Niedertreten jeder freieren Regung, und dieses Rezept wird auch geübt werden bei dem Versuche der Bevölkerung, die Reichsduma zu einem Instrument für die Regeneration Rußlands zu gestalten. Die Einsetzung einer Reichsduma, wie sie geplant ist, hat die politischen Reibungsflächen in Rußland nicht vermindert, sondern vermehrt.

Heute darf man annehmen, daß der unfähige „Selbstherrscher", die Kamarilla und die Bureaukratie, schließlich zerrieben werden — freilich nach weiteren, blutigen Erschütterungen des armen Reiches.

P. Nathan.

Our imperial President.

Präsident Roosevelt und diejenigen seiner Mitbürger, welche die Grenzen der Machtbefugnisse des Präsidenten kennen, werden sich sehr über zwei Aeußerungen amüsiert haben, die kürzlich jenseits des Atlantischen Ozeans fielen. Die eine stammt von einem englischen Leitartikelschreiber, die andere von einem geborenen Amerikaner, der sich in Deutschland aufhält. Der englische Leitartikelschreiber sprach von dem amerikanischen Gesandten Choate, als habe er seine Pflicht für sein Land und „seinen Präsidenten" getan, und Poultney Bigelow toastete auf Roosevelt bei Gelegenheit der Feier des 4. Juli als auf „our imperial president". Natürlich gebrauchte Bigelow diesen Ausdruck in scherzhaftem Sinne, denn er weiß sehr wohl, daß weder Roosevelt noch irgend ein anderer Präsident den Gedanken aufkommen lassen würde, daß seine Stellung in irgend einer Weise „imperial" ist. Der englische Journalist schrieb dagegen in völliger Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse, oder in der Hoffnung, die Presse der Vereinigten Staaten zu einer zu-

Digitized by Google

stimmenden oder mißbilligenden Erklärung veranlassen zu können. Seine Ausführungen erweckten jedoch wenig oder keine Beachtung, wahrscheinlich schon deshalb, weil es nur wenige Blätter in den Vereinigten Staaten für nötig erachten, akademisch politische Fragen zu erörtern.

Früher wurde daran festgehalten, daß wir Gesandte und nicht Botschafter an die Großmächte entsandten, weil Botschafter als die persönlichen Vertreter von Souveränen angesehen zu werden pflegen. Als wir damit anfingen, den Titel Botschafter denen zu verleihen, die uns bei den Großmächten vertreten, geschah es lediglich, um uns den Gewohnheiten der anderen Nationen anzupassen, und nicht etwa, weil wir den Präsidenten in irgend einer Weise als einen Souverän ansehen. So war auch Mr. Choate, obgleich er den Titel eines Botschafters trug, nicht der persönliche Vertreter „seines Präsidenten". Was Roosevelt anlangt, so will er ebensowenig wie irgend ein anderer Präsident, der vor ihm dieses Amt innehatte, den Anschein erwecken, daß die Botschafter der Vereinigten Staaten seine persönlichen Stellvertreter seien. Ein Botschafter der amerikanischen Union repräsentiert ein souveränes Volk, aber keinen Souverän. In Europa werden das nur diejenigen verstehen, die unsere Verfassung genauer kennen. Gerade jetzt, da die Exekutive in den Vereinigten Staaten von einem kleinen Ort mit dem prosaischen Namen Oyster-Bay aus gehandhabt wird, erscheint die Vorstellung, daß unser einfacher und demokratischer Präsident ein Souverän sein solle, geradezu komisch.

Die Machtbefugnisse eines Präsidenten der Vereinigten Staaten werden freilich vielfach, weder bei uns noch draußen, voll verstanden. So denken z. B. die meisten Europäer und viele Amerikaner, daß sich das Begnadigungsrecht des Präsidenten auf Verbrecher erstreckt, die in den Einzelstaaten verurteilt worden sind. Der Präsident kann jedoch einen Uebeltäter, der wegen eines in dem Staate Newyork oder Colorado begangenen Verbrechens verurteilt ist, ebensowenig begnadigen, wie es der deutsche Kaiser bei einem von einem sächsischen oder bayerischen Gericht Verurteilten vermag. Trotz der Ausdehnung der bundesstaatlichen Macht seit dem Bürgerkriege und trotz der Erweiterung der Befugnisse des Präsidenten infolge der Inmahme des Landes an Bevölkerung, Wohlstand und infolge unserer eigenen Beteiligung an internationalen Angelegenheiten gibt es ein weites Gebiet in den Befugnissen der Einzelstaaten, in dem die Bundesexekutive ebensowenig zu sagen hat wie der König von England oder der Kaiser von Rußland.

Man kann behaupten, daß die Macht eines Präsidenten der Vereinigten Staaten innerhalb der gesetzlichen Schranken ebenso stark wie seine Volkstümlichkeit ist. Kein auffallend schwacher Mann kann je ein volkstümlicher Präsident sein, und kein starker Mann kann sich als Präsident nachdrücklich durchsetzen ohne die aufrichtige Unterstützung des Volkes. Roosevelt erfreut sich als ein Mann von energischem Willen der größten Popularität, und er ist deswegen ein starker Präsident. Bei einem Zwiespalt mit anderen Teilen des Regierungsapparates hat ein derartiger Präsident einen gewaltigen Vorteil; doch weiß Roosevelt nur zu gut, daß weder er noch ein anderer Präsident im Ernste hoffen kann, mit Erfolg gegen die über die Verfassung hinausgehenden, tatsächlichen Machtbefugnisse des Senats anzukämpfen. Es würde leichter für ihn sein, bis an die äußersten Grenzen seiner verfassungsmäßigen Rechte zu gehen, als dem Senate bei der Ausübung seines wohlbehüteten Privilegiums in bezug auf seine Mitwirkung bei den Bundesverfügungen Widerstand zu leisten. Derartige Verfügungen ergehen bei wichtigeren Angelegenheiten „gemäß und mit dem Rate und der Zustimmung des Senats". Der „Rat" bezüglich einzelner Verfügungen wird gewöhnlich von bestimmten Senatoren erteilt, d. h. der Präsident erläßt keine wichtigen Anordnungen, ohne vorher die Senatoren der Staaten zu Rate zu ziehen, die von der betreffenden Anordnung vorzugsweise berührt werden, es sei denn, daß die Senatoren einer anderen politischen Partei als der Präsident angehören. Wenn z. B. ein Zolleinnehmer für den Hafen von Philadelphia ernannt werden soll, so erkundigt sich der Präsident, wer den Senatoren von Pennsylvanien genehm sein würde, weil er wohl weiß, daß eine jenen Senatoren nicht passende Ernennung nicht die Zustimmung des Senats finden würde. Präsident Garfield, der von vielen, die ihn kannten, keineswegs als ein starker Mann hingestellt wird, trotzte den über die Verfassung hinausgehenden Befugnissen der Senatoren bei einem besonderen Anlaß, und zwar bei der eigenartigen Situation mit Erfolg; es ist indes sehr wahrscheinlich, daß, wenn er nie diesen speziellen Fall heraufbeschworen hätte, er der Kugel des Mörders entgangen sein würde. Präsident Cleveland, der einen hinreichend starken Willen besaß, bemühte sich ebenfalls, sich über die erweiterten Befugnisse des Senats bei einer Ernennung zum obersten Gerichtshof hinwegzusetzen. Ein einziger Senator verhinderte indes die Bestätigung von zwei in Vorschlag gebrachten Personen lediglich deshalb, weil sie seine politischen Gegner gewesen waren. Darauf ernannte Cleveland einen Bruder des zweiten Anwärters, und da der betreffende Senator keine Einwendungen gegen diesen dritten Vorschlag erhob, so fand er die Billigung des Senats.

Roosevelt hat in einem zur Veröffentlichung gelangten Schreiben die Rechtmäßigkeit dieser erweiterten Befugnisse des Senats anerkannt. Er gab auf die Beschwerde eines Mitgliedes des Repräsentantenhauses zu verstehen, daß ein bestimmter Mann nicht zu einem Amte berufen werden konnte, weil er einem einzelnen Senator mißfiel. Roosevelts große Popularität würde ihn vielleicht befähigen, es in einem außergewöhnlichen Fall mit dem Senate aufzunehmen, aber sie würde ihn nicht in den Stand setzen, die Wünsche einzelner Senatoren der eigenen Partei bei seiner allgemeinen Politik unbeachtet zu lassen. Das, was einst als ein über die Verfassung hinausgehendes Privilegium der Senatoren angesehen wurde, hat fast die Rechtsgültigkeit von Verfassungsbestimmungen selbst erlangt.

Roosevelt übt vielleicht eine größere Macht aus als irgend einer seiner Vorgänger. Aber er ist so frei von dem Gebaren eines Souveräns wie irgend ein früherer Präsident der amerikanischen Union. Nicht allein zeigt er sich demokratisch in seinen gesellschaftlichen Beziehungen, sondern er erkennt durchaus an, daß die Souveränität nicht dem Präsidenten, sondern dem Volke eigen ist. Obgleich das Weiße Haus tatsächlich in einen Palast umgewandelt wurde und die offiziellen Empfänge in wirklich großartiger Weise vor sich gehen, bleibt der Präsident doch ein einfacher amerikanischer Bürger.

Wenn ein Präsident seine Amtsführung beendet hat, so erfreut er sich auch weiterhin einer hervorragenden sozialen Position, ganz gleichgültig, aus welchem Stande er hervorgegangen ist, und der Sohn eines Expräsidenten kann, wenn er will, Zutritt zu jeder noch so exklusiven Gesellschaft in Amerika finden. In den meisten Fällen lenken jedoch die Söhne von Expräsidenten wenig oder garkeine Aufmerksamkeit, weder in politischer noch in sozialer Hinsicht, auf sich. So lebt ein Sohn des Generals Grant auf einer Farm im fernen Westen. Ein Sohn des Präsidenten Benjamin Harrison wohnte lange Zeit in einem westlichen Staate, ohne sich besonders hervorzutun. Ein Sohn des Präsidenten Garfield ist Universitätsprofessor. Der Nachkomme eines Präsidenten erweckt gewöhnlich einige Neugier in der Oeffentlichkeit, aber bis jetzt läßt sich noch kein Symptom dafür erkennen, daß das Volk irgendwie daran denkt, die Familien von Präsidenten als Träger des Purpurs anzusehen.

Unter solchen Umständen unterliegt es keinem Zweifel, daß die große Masse des Volkes geneigt ist, den Präsidenten vornehmlich als ihren Mann zu betrachten und seine Partei gegenüber dem Kongreß zu ergreifen. Man fühlt, daß er die einzige Person in unserm ganzen politischen System ist, der das gesamte Volk repräsentiert. Die meisten Amerikaner würden überrascht sein, wenn sie wüßten, daß das britische Regierungssystem demokratischer als das unsrige ist, insofern als die Angehörigen des Vereinigten Königreichs noch sicherer als die Amerikaner sein können, daß ihr durch die Wahlen kundgegebener Wille in den Gesetzen zum Ausdruck kommt. In den Vereinigten Staaten kennt man das Gefühl kaum, mit dem ein englischer Liberaler auf das Parlament blickt, daß nämlich diese Volksvertretung, wenn nicht die nationale Souveränität, so doch wenigstens den nationalen Willen verkörpert. Es erscheint zweifelhaft, ob das amerikanische Volk ein starkes Gefühl dafür

Digitized by Google

besitzt, daß das Budgetrecht in dem Repräsentantenhause ruht. Der Präsident kann durch sein Veto das Zustandekommen von Steuergesetzen verhindern. Man hat oft gefordert, daß er auch das Recht haben soll, gegen einzelne Posten in den Steuerbewilligungsgesetzen sein Veto einzulegen. Im großen und ganzen ist das Vetorecht des Präsidenten außerordentlich volkstümlich, und der Präsident, der rückhaltlos davon Gebrauch macht, kann gewiß sein, außerhalb des Kongresses nachhaltige Unterstützung zu finden, wenn er auch innerhalb dieser Körperschaft ein kritisches Murren erweckt.

Wenn der Präsident sein Veto gegen einen Gesetzentwurf einlegt, so wird er lediglich als ein Vertrauensmann des Volkes angesehen, der den Volkswillen gegenüber dem Kongreß betätigt. Die breite Masse des amerikanischen Volkes gibt einer solchen Empfindung allerdings nicht in Worten Ausdruck, aber ihre Gedanken entsprechen doch dem hier Gesagten. Es ist daher leicht verständlich, weshalb die Bevölkerung die Aeußerung übel vermerkte, die der Gesandte Bayard vor einer britischen Zuhörerschaft tat, daß nämlich die Bewohner der Vereinigten Staaten einer starken Hand bedürften, um in Ordnung gehalten zu werden. Die Haltung des Volkes bei jener Gelegenheit zeigt deutlich, wie das Volk die Würde eines Präsidenten auffaßt. Er hat große Machtbefugnisse, aber das Volk in den Vereinigten Staaten findet keinen Gefallen an der Vorstellung, daß es von irgend einem Manne beherrscht wird.

Die Botschafter der Vereinigten Staaten sind Vertreter des Volkes, nicht des Präsidenten, und wenn auch die Vereinigten Staaten tatsächlich die Bedeutung eines Imperiums besitzen, so glaubt das Volk dennoch nicht, daß der Präsident „Imperial“ geworden ist. Als Roosevelt vor einigen Monaten den früheren Marinesekretär als ein Mitglied „meines“ Kabinets bezeichnete, wandte er einen Ausdruck an, der in dem Sprachgebrauch der Exekutivbehörde einigermaßen ungewöhnlich ist. Es geschah auch wohl mehr zufällig als absichtlich, und es ist fast undenkbar, daß Roosevelt die erste Person Singularis des Possessivpronomens mit dem Worte „Botschafter“ in Verbindung bringen könnte.

New York. E. N. Vallandigham.

Erinnerungen an einen Zeitgenossen Goethes.

Joseph Stanislaus Zauper gehört zu jenen begnadeten Söhnen Deutsch-Böhmens, deren Leben die eigentliche Weihe durch die Berührung mit Goethe empfing. Am 18. März 1784 in Dux geboren, trat er nach vollendeten Gymnasialstudien in das Prämonstratenser-Stift Tepl, absolvierte in demselben die theologischen Studien und wurde Priester. Mit großem Eifer widmete er sich aber auch dem Studium der Mathematik und Physik sowie der klassischen Sprachen, sodaß er von dem Abt des Klosters dem Gymnasium in Pilsen zugeteilt wurde, an dem er von 1809 bis 1832 als Lehrer, dann bis zu seinem im Jahre 1850 erfolgten Tode als Präfekt segensreich wirkte. Dabei war er auch literarisch tätig. Goethe lernte ihn im Jahre 1821 bei seinem Besuche der böhmischen Bäder kennen, nahm seitdem immer bei solchem Anlaß die Gelegenheit wahr, ihn zu sehen, und verfolgte sein Streben mit lebhafter Teilnahme. Den Anlaß dazu gab der Umstand, daß Zauper sein Büchlein: „Grundzüge zu einer deutschen theoretisch-praktischen Poetik, aus Goethes Werken entwickelt“ (Wien 1821) dem Altmeister schickte, der es in einem Dankschreiben vom 9. April 1821 in freundlicher Weise würdigte. „Da Sie so genau von mir unterrichtet sind,“ antwortete er ihm, „mein Können, Wollen und Tun so liebevoll durchdringen, werden Sie sich selbst sagen, was Ihr schätzbares Büchlein auf mich gewirkt hat. Zu guter Stunde empfing ich's und sah nun, wahrhaft gerührt, mich vor mir selbst in einer langen Reihe von Vorsätzen, Gefühlen, Gesinnungen und Tätigkeiten fließend vorüberziehen; wie sich freilich das Leben dem, der es selbst durchgeführt hat, nicht darstellen kann.“ Er erwähnte auch, wie sehr es ihn freute, daß er „das geistlose Benamsen und lebhafte Vorführen lebendiger poetischer Produkte . . . praktisch zur Seite gedrängt, und wie wenig hinreichend jene Unmethode sei, gefühlvoll und geistreich ausgesprochen.“ Zum Schlusse gab er der Erwartung Ausdruck, daß sie sich im Sommer in seinem lieben Böhmen irgendwo „zu erquickender, belehrender Unterhaltung“ treffen werden. Er kam auch anderweitig auf die „Poetik“ zu sprechen. So äußerte er sich in den „Annalen“, daß sie ihn sich selbst entgegenbrachte und ihm, wie aus einem Spiegel, zu manchen Betrachtungen Anlaß gab. In den Sprüchen in Prosa bemerkte er: „Professor Zaupers deutsche Poetik aus Goethe sowie der Nachtrag zu derselben darf dem Dichter wohl einen angenehmen Eindruck machen; es ist ihm, als wenn er an Spiegeln vorbeiginge und sich im günstigsten Lichte dargestellt erblickte.“ Liebevoll gedachte er des Verfassers auch in den Gesprächen mit Riemer, Eckermann und Grüner. Zu letzterem sagte er am 30. Juni 1822: „Ich habe den Professor Zauper aus Pilsen kennen gelernt. Der Mann hat Kenntnisse, gefällt mir sehr wohl, ich habe ihm auch Aufmunterndes gesagt.“ Ganz besonders interessant ist, was Eckermann am 6. April 1829 niederschrieb: „Goethe gab mir einen Brief von Egon Ebert, den ich bei Tische las und der mir Freude machte. Wir sprachen viel Löbliches von Ebert und Böhmen und gedachten auch des Professors Zauper mit Liebe. — ‚Das Böhmen ist ein eigenes Land‘, sagte Goethe, ‚ich bin dort immer gern gewesen. Die Bildung der Literatoren hat noch etwas Reines, welches im nördlichen Deutschland schon anfängt selten zu werden, indem hier jeder Lump schreibt, bei dem an ein sittliches Fundament und eine höhere Absicht nicht zu denken ist.‘“

In der Folge entspann sich zwischen Goethe und Zauper ein Briefwechsel, der bis zum 28. Januar 1829 währte. Immerfort sich häufende Obliegenheiten nötigten den Greis, „allmählich mehr in die engeren, ja engsten Lebenskreise sich sammelnd, endlich dem Vertrautesten seiner literarischen Bemühungen, dem Dr. Eckermann, die brieflichen Mitteilungen an Zauper zu überlassen.“ Dieser selbst hat die an ihn gerichteten Briefe des Altmeisters in dem zweiten Bande der zweiten Auflage seiner „Studien über Goethe“ (Wien 1840) veröffentlicht. Von besonderer Bedeutung ist der zweite Brief. Er enthält apharistische Bemerkungen über die „Aphorismen moralischen und ästhetischen Inhalts, meist in bezug auf Goethe“, die Zauper ihm im Manuskripte zugesendet hatte. Goethe erkannte unter anderem dankbar an, daß der Verfasser seine sittliche Tendenz ins rechte Licht setzte, denn das Publikum lernt niemals begreifen, „daß der wahre Poet doch nur als verkappter Bußprediger das Verderbliche der Tat, das Gefährliche der Gesinnung an den Folgen nachzuweisen trachtet.“ Wer nicht seinen eigenen Beichtvater macht, über einen inneren Beichtvater verfügt, kann eben diese Art Bußpredigt nicht vernehmen. Zum Beweise hierfür führte er die Tatsache an, daß eine liebenswürdige junge Frau ihm gestand, sie habe die „Wahlverwandtschaften“ gelesen und nicht verstanden; sie habe sie nicht wiedergelesen und verstehe sie jetzt. Im allgemeinen glauben wir die Briefe am besten zu charakterisieren, wenn wir sie menschliche Dokumente im besten Sinne des Wortes nennen. Es ist uns geradezu unbegreiflich, wie Wurzbach in seinem biographischen Lexikon in dem kurzen Artikel über Zauper das große Wort gelassen aussprechen kann, daß der Briefwechsel schon von Anbeginn „von seiten des Weimarer Titanen in jener nüchternen, staatsmännisch kühlen Weise gehalten war, die ein völliges Sichgehenlassen doch nicht ermöglichte.“ Goethe zeigte sich im Gegenteil von seiner liebenswürdigsten, wohlwollendsten Seite. er konstatierte immer mit Vergnügen, daß Zaupers Neigung zu ihm nicht abgenommen habe und daß er auf dem eingeschlagenen Weg „rein und ruhig, mit Sinn und Mut“ ausharre, er forderte ihn auf, seine Gefühle und Gedanken im Interesse seiner gewissenhaften Ausbildung und Selbstbespiegelung jederzeit aphoristisch niederzuschreiben und am „diamantenen Schild“ der Griechen zu prüfen, und kargte

Digitized by Google

auch sonst nicht mit Anregungen, Winken und Ratschlägen. Einmal mahnte er ihn eindringlich, sich an ihm ein Beispiel zu nehmen. Er wisse nämlich so wenig, was für und gegen ihn geschehe, als er, mitten in Deutschland, von den Stürmen der Nord- und Ostsee oder auch des mittelländischen und adriatischen Meeres etwas gewahr werde. Ein wahrhafter Weiser, fuhr er fort: „Ueberhaupt kann ich wohl sagen, daß ich von allem dem, was seit fünfzig Jahren gegen mich gewirkt wird, großen Nutzen gezogen; denn ich lernte dadurch eine Nation kennen, und dies ist auch jetzt der Fall, insofern etwas von meinen neuen Widersachern in meine Zelle gelangt, die einsamer ist als die Ihrige; denn ich lerne ja daran die Zeitgesinnungen am besten einsehen, die ich an dem, was ich auf die Zeit wirken wollte und gewirkt habe, am besten prüfen kann."

Plastisch tritt uns die edle, abgeklärte Persönlichkeit des sich an Goethe emporrankenden Tepler Chorherrn aus den im letzten Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft (Wien 1905) von Franz Ilwof mitgeteilten Briefen des Freiherrn Ernst von Feuchtersleben an ihn entgegen. Nächst ihrer idealen Lebensauffassung war es die tiefe Kenntnis und Verehrung des Olympiers, die den brieflichen Verkehr zwischen beiden Männern vermittelte. „Nie," meinte Grillparzer, „ist vielleicht der Kultus für den größten aller Deutschen weiter getrieben worden als von Feuchtersleben." Dieser war darüber höchlichst empört, daß es Leute gebe, die den Dichterfürsten abschrieben und dabei verleumdeten, die „ihn mit Waffen verwundeten, die er ihnen geschmiedet". Zur Bekämpfung dieses Gelichters bot er Zauper die Hand. Gleich in dem ersten Schreiben ließ er sich vernehmen: „Sonst war das Zusammenhalten derjenigen, die es so wahrhaft meinten, Genuß, jetzt ist es Pflicht, denn die Verworrenen und Schlechten bewirken das Unheil, das sie schaffen, auch nur dadurch, daß sie sich fest an einander schließen, — und nur auf diesem Wege kann ihnen entgegengewirkt werden — wenn die Besseren nicht für immer auf jenes in sinu gaudere beschränkt bleiben sollen, welches Sie so wohl zu schätzen wissen . . . Die Schlechten vereinigen sich in der Verneinung, in der Lästerung; es freut mich, daß wir in dem zusammentreffen, was eigentlich den guten Menschen bezeichnet: in der Verehrung. Ich habe nicht das Glück, wie Sie, dem großen Manne persönlich befreundet gewesen zu sein; ich konnte ihn nicht um Aufschlüsse über ihn selbst angehen. Um desto eifriger mußte ich alles studieren, was mir zum Verständnisse verhelfen konnte, wobei ich frühzeitig auch Ihrer Poetik Dank schuldig geworden bin." Die Resultate seiner Goethe-Studien legte er in dem fünften Bande seiner sämtlichen Werke (S. 81 bis 240) nieder.

Aller Wahrscheinlichkeit nach gab Feuchterslebens zweiter Brief die Anregung dazu, daß Zauper in dem schon erwähnten zweiten Bande seiner „Studien über Goethe" die „Aphorismen" veröffentlichte. Feuchtersleben forderte ihn nämlich eindringlich auf, sich beileibe nicht durch eine unangemessene Bescheidenheit von der Mitteilung dessen, wos er „an Resultaten auf einem aufmerksam beobachteten Lebens- und Denkwege erbeutet", abhalten zu lassen. Er suchte seine Bedenken zu beschwichtigen, indem er ihm zurief: „Wäre es immerhin aphoristisch! Was ist es nicht, was aus Menschenköpfen kommt? Totum ponere nescit kann man von jenem sagen, der ein Ganzes wirklich bringt, welches kein Ganzes zu heißen verdient; nicht von jenem, der es edel vorzieht, sich selbst als Stückwerk zu geben, wie er sich in einer Reihe von Momenten findet, — und es der Einsicht und Liebe des Lesers zu überlassen, ob er das Ganze selbst erkennen mag, was unfehlbar jedem treuen und echten Streben, jedem Individuum, das sich redlich selbst offenbart, zugrunde liegt. Lassen Sie uns also des Echten, das ohnehin so selten kommt, nicht entbehren! Kann doch jeder nur seine Lehrjahre mitteilen, — er gebe sie, in welcher Form er wolle!" Und in dem nächsten Schreiben kam er nochmals auf die Sache zurück. Er redete ihm zu, sich nicht um eine Form zu ängstigen, denn, „was ist all unser Schreiben, als Resultat aus unseren Lehr- und Wanderjahren? Was kann der Reifste am Ende geben als Aphorismen?" Und er sah im Geiste eine Zeit, in der diese treulichen Selbstunterhaltungen sich des Beifalls aller schönen Seelen erfreuen werden, in der man nach dem Tagebuche jedes wahrhaft Gebildeten fragen und hastig greifen wird.

Zaupers Briefe wirkten auf den gediegenen Arzt und Schriftsteller wie Tau auf dürre Beete, denn er fühlte sich in Wien recht vereinsamt. Grillparzer war der einzige, den er begriff, mit dem er gern und innig verkehrte. Bauernfeld, „dessen Vortrefflichkeit man bei weitem nicht nach Verdienst anerkennt", war nur selten zu inniger, „aufschließender" Unterhaltung disponiert, „und die übrigen, — Sie verstehen mich am besten und mißdeuten mich nicht, wenn ich sage: mit ihnen habe ich nichts zu schaffen. Wir fördern einander nicht und somit — bei aller persönlichen Achtung — gehen wir einander nichts an". Trotzdem gab er sich der zuversichtlichen Erwartung hin, daß eine neue, bessere Literatur von nirgend anderswo ihren Ausgangspunkt nehmen werde, als von Oesterreich. Er ist überzeugt, daß die Nachkommenden bongré malgré sich der Einsicht nicht werden verschließen können, „daß es eine Zeit gab, da sich der gesunde Menschenverstand und das redliche Streben, aus dem übersinnlichen Deutschland verbannt, in das sinnliche Oesterreich flüchteten!"

Ganz eigenartig ist Feuchterslebens Urteil über Ottilie von Goethe. Er fand sie wohl innerlich anmutig und gebildet, „doch hat sie, als Frau, mehr esprit als justesse d'esprit, und ich gestehe, es ist die letztere, die mir den eigentlichen, freilich seltenen, Wert des Menschen auszumachen scheint." Und er verblüfft uns geradezu, indem er fortfährt: „Ich weiß nicht, wos etwa von der Zusammensetzung und Färbung ihres Wesens auf Rechnung des Schwiegervaters kommt, aber ich glaube an vielen, durch Goethe Influenzierten oder Gebildeten wahrgenommen zu haben, daß die günstige Wirkung sich mehr in den Betrachtungen, als in deren Charakter aussprach, — wovon Herr von Arnim und Varnhagen auffallende Beispiele sind — und was ich mir auch gründlicher zu entwickeln und zu erklären getraute, wenn hier Ort und Zeit dazu wäre." Es ist jammerschade, daß wir nicht wissen, wos Zauper darauf erwidert hat.

In demselben Brief, in dem sich Feuchtersleben diese Aeußerung leistete, die uns so nachdenklich macht, knüpfte er daran an, daß Goethe die Schöpfungen Grillparzers, gegen die er nach seinem eigenen Ausspruche „nicht gerecht sein konnte" und es auch tatsächlich nicht war, da er ihn mit Werner, Müllner, Raupach und Houwold in einem Atemzuge nannte, Zaupers Aufmerksamkeit empfahl, und ersuchte ihn, sich einmal öffentlich mit der ihm eigenen Innigkeit, Reinheit und Klarheit über seinen Freund auszusprechen. Er führte zugunsten seiner Bitte auch Goethes Forderung, daß man mit den Jahren immer mehr, nicht weniger leisten müsse, ins Treffen.

Es ist eine alte Erfahrung, daß der beste Mensch nicht im Frieden leben kann, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Auch der ehrwürdige Zauper wurde in dem schicksalsschweren Jahre 1848, bald nach der Anlegung eines Museums, über das uns leider nichts Näheres bekannt ist, durch tschechische Ueberhebung aus seiner segensreichen, idyllischen Wirksamkeit aufgescheucht. Wir können uns lebhaft vorstellen, wie schmerzlich es den Mann, der in Goethe lebte und webte, berühren mußte, daß sein Gymnasium gleich manchen anderen böhmischen Gymnasien in den unseligen Nationalitätenstreit hineingezerrt, daß die Frage auf die Tagesordnung gesetzt wurde, ob es mit deutscher oder tschechischer Unterrichtssprache organisiert werden solle. Feuchtersleben, der im Juli 1848 zum Unterstaatssekretär im Ministerium für Kultus und Unterricht ernannt wurde, nachdem er das Portefeuille desselben abgelehnt hatte, fühlte innig mit ihm und tröstete ihn damit, daß er das seine tun werde, um Ueberstürzungen zu hindern. Allein, er war nur eine Welle im Strome der Zeit. Kurz nach dem Ausbruch der Wiener Oktoberrevolution sah er sich aus Ueberzeugungstreue genötigt, seine Entlassung einzureichen. Er tat es mit schwerem Herzen, denn „manche meiner Pläne werden begraben bleiben, vielleicht rücken bessere nach. Traurig war das Verhängnis, daß der Faden gerade dort abgeschnitten wurde, wo er anfing, fest und farbig zu werden; schmerzlich und dankbar waren die ersten Schritte, Schritte der Verneinung; die erfreulicheren des Aufbaus sollten eben geschehen — das Schicksal wollte es anders."

Digitized by Google

Wie der Briefwechsel im Zeichen Goethes begann, so hörte er auch in demselben auf. Feuchtersleben schloß seine letzte, vom 3. Dezember 1848 datierte Epistel an den wahlverwandten Freund mit den diesem aus der Seele geschriebenen elegischen Worten: „Jetzt ist es wieder einmal an der Zeit, des alten, viel mißbrauchten Goethe zu gedenken und in seinem Namen sich zur Resignation und zum Abschlusse mit dem Leben zu ermannen."

Wien. Bernh. Münz.

Jost Seyfried.

Eine Zeitlang war in Deutschland das durchschnittliche Dichterbewußtsein zu bedenklicher Höhe gestiegen. Sicherlich kann die Bedeutung eines Lessing, Goethe, Schiller für die gesamte Entwicklung ihrer Nation nicht überschätzt werden. Verständlich war es auch, wenn ein Heine im Vollgefühl seiner Dichterkraft in dem Poeten den alleinigen Schöpfer sehen wollte und in dem Mann der Tat nur seinen Liktor, den gehorsamen Vollstrecker seines Willens. Schon eher ließ sich aber bezweifeln, ob jeder Bleibtreu das gleiche Recht hätte, vom Schreibtisch aus alle Handelnden zu verachten.

Es trat denn auch ein jäher Umschlag ein. Mit noch viel größerem Recht als Heine „die Tat von seinen Gedanken" gering angeschlagen hatte, zuckte Bismarck die Achseln über die „Redner". Er durfte es um so mehr, als er ein wortgewaltiger Meister der Rede, als er ein vertrauter Leser der großen Dichter war. Aber nun übernahmen wieder die Tatlosen die Parole. War es nicht befremdend, daß Schriftsteller, daß sogar Verleger in sie einstimmten, wie Julius Zeitler — der beide Funktionen in sich vereinigt — in dem geistreich einseitigen Schriftchen „Taten und Worte?" Man mußte an die berühmte Szene denken, da Carlyle dem schweigsamen Arbeiter Charles Darwin in stundenlanger Eloquenz den Wert des Schweigens anpries.

Die seltsame Situation wiederholt sich. Cäsar Flaischlen predigt durch zwei Bände seines Romans „Jost Seyfried"*), auf das Dichten komme es nicht an, das sei Handwerk; ein gutes Gedicht, einen guten Roman könne schließlich jeder lernen zu machen. (Nach den beigegebenen Proben hat er es verschmäht, diese banale Kunst zu erlernen.) Dichter sein! darauf komme es an. Ja, das sagten die Romantiker auch; und das meint Muffets prächtiger Sohn des Titian — aber er malt eben auch nicht. Wenn es auf das Bücherschreiben nicht ankommt, sondern auf das Menschsein — warum schrieb der Mensch das Buch? Wenn ein rechter Mensch alles kann, auch eine Dampfmaschine aus dem Verschluß einer Bierflasche machen — warum treibt er ein Handwerk fort, bei dem er unaufhörlich über „die guten Freunde", das Publikum, die Erfolgmacher zu klagen hat? Oder — sind die Leitsätze vielleicht doch so unrichtig wie die Behauptung, zu Goethes Zeit habe es noch gar keine Dampfmaschinen gegeben?

Man hat aber nicht den Eindruck, als lege Jost Seyfried wenig Gewicht auf seine literarische Produktion. Die reizende Freude über eine zweite Auflage wird kein Mensch von Herz ihm verdenken; eher schon gewisse anspruchsvolle Aeußerlichkeiten: das Zeilenzerren, das besondere Zählen der Seiten für jeden Abschnitt, die Menge der autobiographischen Mitgaben.

Aber nun dreht sich die Sache. Jost Seyfried macht sich nichts aus der Kritik; und das macht es uns leichter zu sagen, daß wir von der gekünstelten Mosaik dieser Bekenntnisse, kleinen Genrebilder, Reimspielereien, Romanandeutungen nicht sonderlich entzückt sind. Und so sieht man eben über das Buch, durch das Buch nach dem Autor. Und da findet man seine Rechnung. Durch alle Entmutigung doch ein schönes Vertrauen auf die Kraft der Kunst. Eine männliche Auffassung der nationalen Entwicklung, die nicht, wie etwa die partikularistische Sentimentalität der „Süddeutschen Monatshefte" (übrigens eines sehr lesenswerten Organs) über den Wasserkopf Berlin jammert, sondern in der Anpassung an das große, neue Zentralorgan deutschen Lebens eine bedeutender Persönlichkeit würdige Aufgabe sieht. Eine vornehme Natur, die von dem „Hausknecht in uns" (eins der nicht seltenen hübschen Worte) sehr viel weniger weiß als von der „abendgoldklarseligen" Stimmung, die sich in die Natur, auch die der Dinge, einfriedet. Ein Mann, der das Recht hat, nicht nur Ibsen, sondern auch Nietzsche liebend zu bewundern.

Solche Bekanntschaften sind nicht alltäglich. Und so freuen wir uns doch, wir bösen „Literatologen", daß der Dichter — gedichtet hat, nämlich sich, den Jost Seyfried!

Richard M. Meyer.

*) Jost Seyfried. Ein Roman in Brief und Tagebuchblättern von Cäsar Flaischlen. 2 Bände. Berlin 1905. Egon Fleischel & Co.

Iwan der Schreckliche.

III.

Besonders interessant ist ein Kapitel des Buches über die Handels- und anderen Verhandlungen zwischen Iwan und Elisabeth von England sowie auch die ausführliche Darstellung Waliszewskis von dem Kampf um Livland und Katharina Jagellonica.

Es war unter der Regierung Iwans des Schrecklichen, daß John Bull anfing, Rußland seine kaufmännische Aufmerksamkeit zu bezeigen. Der Export Rußlands bestand zu jener Zeit fast ausschließlich aus Naturprodukten und Rohstoffen. Die Industrie war wenig entwickelt und hauptsächlich Hausindustrie, und die Ausfuhr ihrer Produkte beinahe Null; berühmt waren die Schlitten von Wjasma und die Holzlöffel von Kaluga, die Koffer aus der Umgegend Nischni Nowgorods und besonders die mit Beschlägen von rotem Leder oder Seehundsfell versehenen Koffer von Kholmogory am Weißen Meere, die zur Beförderung der Handelswaren über Moskau dienten und dann für einen Spottpreis verkauft wurden. Der Hauptexportartikel war natürlicherweise Pelzwerk: Zobel vom jetzigen Tobolsk, Weißbärfelle vom Petschoraufer, Otter von der Halbinsel Kola. Den zweiten Platz im auswärtigen Handel nahm das Wachs ein. Dann folgte der Talg; weiter: Honig, Ellenhäute, Seehundstran, Flachs von Pskow, Hanf und Teer von Smolensk, Salz aus den Salzwerken in Staraja-Russa. Von den großen Fischereien, die in Jaroslaw, Nischni Nowgorod und später in Astrachan angelegt waren, wurden Fische und Fischrogen nach Holland, Frankreich und England, sogar nach Italien und Spanien verkauft. Von Mineralien wurden exportiert: Glimmer (der im Lande selbst statt Glas benutzt wurde) von den Ufern der Dwina, Salpeter von Jaroslawl, Schwefel von den Seen von Ssamara, Eisen aus den Gruben Karelens.

Im Austausch gegen diese Waren brachten die asiatischen Kaufleute: Seide, Goldgewebe, Teppiche, Perlen und Edelsteine; die europäischen: Silberwaren, Goldfäden, Kupfer, Tuche, Spiegel, Spitzen, Messerschmiedearbeiten, Nadeln, Geldbeutel, Weine und Obst. Die einen wie die anderen mußten erst ihre Waren nach Moskau führen, wo der Herrscher seine Auswahl traf, ehe er ihnen die Erlaubnis gab, sie zu verkaufen. Die großen Transporte geschahen im Sommer ausschließlich auf den Wasserwegen, im Winter auf dem ganz gefrorenen Schnee; der einzige zu jeder Jahreszeit fahrbare Weg war der zwischen Pskow und Riga. Wegen der Unsicherheit und der häufigen Ueberfälle gesellten sich die Kaufleute gern zueinander; zwischen Jaroslawl und Moskau konnte man zuweilen einem Zug von 7—800 Schlitten mit Getreide und Fischen begegnen. Der allgemeine Begegnungsplatz war eine kleine Stadt am Zusammenfluß von Wolga und Mologa,

Digitized by Google

„die Sklavenstadt" genannt, weil sie nach der Legende von flüchtigen Sklaven aus Nowgorod gegründet sein sollte, die ihre Herren schwer beleidigt hatten während deren Abwesenheit, „die sich allzu lang für die Tugend ihrer Gattinnen erwiesen hatte". Es war dies der berühmteste Markt in ganz Rußland; er dauerte vier Monate. Das weite Flußgebiet war von einer solchen Menge Böte bedeckt, die sich Seite an Seite drängten, daß man wie auf einer Brücke vom einen Ufer zum anderen zu Fuß gehen konnte; und auf einer großen Wiese, von gegen siebzig improvisierten Schenkstuben und Gasthäusern umgeben, breiteten deutsche, polnische, litauische, griechische, italienische und persische Kaufleute ihre Waren aus. Der Austausch, der sich fast nur in natura und ohne Anwendung von Geld vollzog, schloß gewöhnlich mit einer riesigen Unterbilanz, denn die einheimischen Waren wurden sehr billig, die ausländischen Waren dagegen sehr teuer verkauft. Der gierige Staat belegte natürlicherweise den Handel mit großen und unzähligen Auflagen.

England, für welches es eine Lebensfrage war, neue Absatzgebiete für seine Industrie zu erhalten, fand also hier einen ergiebigen Tummelplatz für seine kaufmännische Tätigkeit. 1553 wurde von der „Society for the discovery of unknown lands" eine aus drei Schiffen bestehende Expedition unter der Leitung des berühmten venetianischen Seefahrers Cabota und unter Teilnahme mehrerer höchster Würdenträger Englands, wie des Schatzmeisters Marquis von Winchester, des Siegelbewahrers Graf Pembroke, des Hofmeisters Graf Arundal, nach der Nordküste des moskowitischen Reiches ausgerüstet. Zwei von den Schiffen gingen mit Mann und Maus unter; das dritte aber langte Ende August in der Bucht von Kholmogory an, und der Chef desselben Chancellor wurde von Iwan nach Moskau eingeladen, verbrachte dort ein paar Wochen und kehrte mit einer freundlichen Antwort des Zaren auf das mitgebrachte Einführungs- und Zirkularschreiben nach England zurück.

Dort war in der Zwischenzeit Eduard VI. gestorben, und Philipp von Spanien und Maria die Katholische auf den Thron gekommen. Sie sandten Chancellor auf eine neue Fahrt nach Rußland aus — als Vertreter der neugebildeten „Fellowship of english merchants for discovery of new trades", gewöhnlich ganz einfach „moskowitische oder russische Gesellschaft" genannt, und mit umständlichen Instruktionen versehen; er und die ihm beigegebenen Spezialagenten wurden beauftragt, den Charakter und die Sitten der Moskowiter sowie die Steuern, die Münzen, die Gewichte usw. des Landes zu studieren, Kontore und Magazine in Moskau und allen bedeutenderen Städten einzurichten, weiter zu untersuchen, welche englischen Handelswaren dort Absatz finden würden, und die besten Handelswege nach dem äußersten Osten und besonders China zu entdecken. Außerdem forderten die Instruktionen Proben von den im Zarenreich vorhandenen Mineralien und bezeichneten die russischen Exportartikel, die für England in Betracht kämen, wobei sie die Möglichkeit ins Auge faßten, gewisse Zweige des Ausfuhrhandels zu monopolisieren. Es gelang Chancellor, in Moskau für seine „Fellowship" einen äußerst vorteilhaften Handelsbrief auszuwirken, den sie auch in gründlichster Weise ausnutzten, und als Chancellor 1556 mit einer ganzen Flotte voll Handelswaren nach England zurückkehrte, begleitete ihn ein Unterhändler und Vertreter Iwans, Nepeia. Die Schiffe verschollen jedoch unterwegs alle, mit Ausnahme des Hauptschiffes, das dann auch an der schottischen Küste scheiterte, wobei Chancellor mit seinem Sohn und einem Teil der Besatzung ertrank. Der russische Gesandte kam mit dem Leben davon, hielt feierlichen Einzug in London, wurde von Philipp empfangen, erwirkte für sein Land einen Handelsbrief mit entsprechenden Vorrechten und kehrte auf einem englischen Schiff nach Hause zurück, dessen Kommandant eine große Rolle in den kommenden Verhandlungen spielen sollte, — Jenkinson.

Dieser trieb sich zehn Jahre lang in ganz Rußland und bis nach Bokhara herum, gewann in höchstem Maße das Vertrauen Iwans und erwirkte von ihm einen neuen Handelsbrief für die „moskowitische Gesellschaft", wodurch ihr Monopol bestätigt und bedeutend erweitert wurde, sie das Alleinrecht eines Handelshofs (dwor) in Moskau und Warenniederlassungen in allen größeren Städten sowie freie Durchfahrt für die nach Bokhara und Samarkand beförderten Waren erhielt. Als er 1567 nach England zurückkehrte, war er Träger einer geheimen Botschaft Iwans an Elisabeth, worin eine politische Verbindung zwischen den beiden Ländern und wahrscheinlich auch eine persönliche zwischen den beiden Souveränen erörtert wurde; Iwan wollte sich in England eine Zuflucht sichern, falls seine Feinde ihm in seinem eigenen Lande übermächtig werden sollten, forderte aber, daß auch Elisabeth, die ja auch Feinde hatte, ihrerseits den Kreml als eine offiziell zu ihrer Disposition gestellte Zufluchtsstätte offiziell gutheißen sollte. Als die Antwort Elisabeths auf diese Zumutung auf sich warten ließ, und Iwan alsbald an der „moskowitischen Gesellschaft" Repressalien übte, fertigte die englische Königin 1568 ihren Oberpostmeister Randolph als Ambassadeur nach Moskau ab. Zuerst mußte dieser vier Monate lang als Gefangener in der ihm angewiesenen Wohnung für die böse Laune Iwans büßen; dann wurde er aber zur Audienz zugelassen, und nachdem er mitten in der Nacht und verkleidet mit dem Zaren in größtem Geheimnis ein Gespräch gehabt, scheint die Stimmung Iwans gänzlich umgeschlagen zu sein; denn als er nach ein paar Monaten von seiner Sloboda Alexandrow wieder nach der Hauptstadt kam, erneuerte er nicht nur sämtliche alte Privilegien der „moskowitischen Gesellschaft", sondern fügte weitere hinzu: am Flusse Wytschegda Eisen zu suchen, in Moskau, Nowgorod und Pskow zu ihrem Vorteil Geld umzuschmelzen und auf die Schiffe anderer Nationalitäten, die sich in das Weiße Meer wagten, Jagd zu machen usw. Ein russischer Gesandter, Sawin, ging nach London, um die von Randolph vermutlich zugesicherten Beweise der Gegenliebe Elisabeths in Empfang zu nehmen, brachte aber, als er nach zehn Monaten nach Hause zurückkam, nur einen Brief von Elisabeth mit, in dem garnichts stand. Iwan wurde wüteud, schrieb eine Antwort, worin er Elisabeth eine gemeine Dirne und ihre Ratgeber gewöhnliche Musthifs nannte, entzog die „moskowitische Gesellschaft" aller ihrer Privilegien, alter wie neuer, konfiszierte ihre Warenvoeräte und verbot ihren Handel gänzlich. Elisabeth wußte sich keinen anderen Rat als dem Schrecklichen seinen lieben Jenkinson wieder zu schicken, der jedoch diesmal von den russischen Behörden sehr unfreundlich aufgenommen wurde, sintemalen der erbitterte Zar erklärt hatte, er würde ihm den Kopf abschneiden lassen, falls er den Boden seines Reiches wieder zu betreten wage. Der Engländer scheint indessen imstande gewesen zu sein, dem Landesherrn Trotz zu bieten oder über geheime Zaubermittel verfügt zu haben: er hatte die Frechheit, den Schrecklichen in dessen eigener Höhle zu Alexandrow aufzusuchen, und wurde in der charmantesten Weise empfangen. Iwan zeigte sich geneigt, der „moskowitischen Gesellschaft" seine bedingungslose Gnade wieder angedeihen zu lassen, und Jenkinson verließ 1572 nach wohlverrichteter Sache Rußland — diesmal für immer.

Bald trübte sich jedoch wieder das Gemüt Iwans und damit auch die Annehmlichkeiten der moskowitischen Gesellschaft. Der jetzt nach Moskau abgefertigte Bote Elisabeths, Silvester (der ehemalige Dolmetscher Sawins), fand bei seiner Ankunft 1575 Iwan als bescheidenen Privatmann in einem neuerbauten Privathaus unter dem Namen „Iwan von Moskau" installiert, während ein Tatarenfürst als Zar aller Russen im Kreml residierte, — die Komödie Zar Simeon wurde eben aufgeführt. Der abgedankte Herrscher spielte dem englischen Gesandten gegenüber den kleinen Mann con amore. Plötzlich verließ er jedoch die Hauptstadt und begab sich zur Begegnung der Gesandten des Kaisers, und zurückgekommen erklärte er Silvester ohne Uebergänge und kurz und gut: wenn er nicht von Elisabeth volle und ganze Genugtuung bekäme, würde der ganze Handel seines Reiches den Venetianern und den Deutschen übergeben werden. Mit diesem Ultimatum ging Silvester nach London. Was er für eine Nachricht von seiner Königin zurückbrachte, weiß man nicht, denn in Kholmogory wurde er vom Blitz erschlagen. Seine Papiere mitsamt dem ganzen Wohnhaus verbrannten.

Die Verbindungen zwischen Iwan und Elisabeth blieben jetzt während dreier Jahre vollständig abgebrochen. Sie wurden

wieder angeknüpft anläßlich des Plans einer Ehe zwischen Iwan und einer Nichte der englischen Königin, Marie Hastings. Ein Arzt und Astrologe Bomelius, Westphale von Geburt, der mit Sawin von London, wo er wegen seines astrologischen Ruhmes auf Order des Erzbischofs im Gefängnis gesessen, nach Moskau gekommen war (wo er rasch ein großes Vermögen und einen sehr schlechten Ruf gewann, einen gewissen Einfluß auf Iwan ausübte und als Zubereiter des für dessen Feinde bestimmten Gifts galt), scheint den Zaren zuerst auf diese Fährte gelockt zu haben. Nachdem er dann in eine Verschwörung verwickelt und zu Tode gefoltert warden, setzte ein gewisser Roberts — in Rußland Roman Elizariew genannt —, den Elisabeth bei den 1580 wieder aufgenommenen Verhandlungen ihrem Freund Iwan als Ersatz für Bomelius geschickt hatte, die Bemühungen seines Vorgängers fort, und ein russischer Gesandter Pissemski ging nach England mit der Mission, Verhandlungen einzuleiten zwecks einer Ehe zwischen seinem Herrn und der „Prinzessin Titunski" (Marie Hastings' Vater war Lord Huntingdon) sowie eines Bündnisvertrages gegen den Polenkönig Bathory. Er hatte den Auftrag, sich mit eigenen Augen von dem Aussehen der jungen Dame genau zu überzeugen — von ihrem Wuchs, ihrem Teint, ihrer Fülle usw.; daß der Zar sich eben zum sechsten Male mit der Tochter eines Hofbeamten verheiratet und mit ihr einen Sohn bekommen, wurde nicht als ein Hindernis betrachtet. Der Londoner Hof tat aber nichts, als den russischen Gesandten zum Narren zu halten und die Angelegenheit ins Endlose hinauszuziehen; die beiden Parteien beschrieben bloß Kreise, die sich nie berührten, indem Elisabeth nur auf ihre Handelsvorteile, Iwan dagegen nur auf seine Marie Hastings und das Bündnis gegen Bathory bedacht war. Das einzige, was Pissemsky nach neunmonatlichem Aufenthalt in London erreichte, war die Erlaubnis, die künftige Zarin im Garten des Landhauses des Kanzlers, Lord Bromley, mit Roberts allein zu sehen. Er rapportierte nach Moskau: „Die Prinzessin Huntinski, Marie Hantis, ist hochgewachsen, schlank, und weiß von Haut; sie hat blaue Augen, blonde Haare, gerade Nase, lange und dünne Finger." Die wirkliche Marie Hastings war aber, hieß es, pockennarbig und gegen dreißig. Mit einem Bildnis der Prinzessin Titunski und Mr. Hieronymus Bowes als Vertreter der Königin reiste Pissemski im Juni nach Moskau zurück, wo weiter verhandelt werden sollte.

Bowes war ein regelrechtes getrocknetes Kameljou, zäh und faserig, der Iwans Geduld auf harte Proben stellte. Audienzen und Konferenzen folgten auf einander, ohne daß man zum geringsten Resultat kam. Als man ihn darauf aufmerksam machte, daß der englische Kaufmann Glover als Dank für die der Moskowitischen Gesellschaft bewilligten Vorrechte den Feinden Iwans Spionendienst geleistet, antwortete Bowes: „Glover ist ein Gauner, aber England ist ein Land der Freiheit, wa jedermann seinen Dienst vermieten kann, an wen er will." Als man ihm die englischen Tuche vorlegte, um — in Widerlegung seiner eigenen Behauptungen — ihre Minderwertigkeit den französischen und brabantischen gegenüber zu demonstrieren, lehnte er mit gekränkter Würde ab, sich darauf einzulassen: „Ich verstehe mich nicht auf Tuche." Als die russischen Unterhändler ihn fragten, ob er in der geheimen Sache, d. h. in der Sache der Prinzessin Titunski, nichts mitzuteilen habe, antwortete er: „Gewiß, aber dem Zaren allein." Als er sich in dem geforderten tête-à-tête mit diesem befand und Iwan ihn um Auskünfte preßte, wich er mit dem Bemerken aus, Marie Hastings sei krank und zehn andere weibliche Verwandte der Königin ständen zur Auswahl. „Wer sind diese Personen?" rief Iwan aus; „Sprich, erkläre dich!" — „Ich habe keine Instruktionen," antwortete Bowes.

Unter diesen nichtsnützigen Verhandlungen starb Iwan, und sein Nachfolger schickte den englischen Gesandten nach Hause, mit einem Brief an seine Herrscherin, worin keine Rede mehr war weder von einer Allianz noch von Handelsvorrechten. Und unterdessen hatten die Holländer eine einflußreiche Gruppe in der Umgebung des Zaren für ihre Interessen gewonnen; und das Ende vom Liede war, daß die neue Hafenstadt Archangelsk unter ihrer Leitung der alleinge Sammelpunkt des dem britischen Monopol endgültig entrückten russischen Seehandels wurde.

IV.

„Livland ist eine Dame, um welche die ganze Welt tanzt," schrieb ein Journalist des 16. Jahrhunderts. Und die Helena des neuen trojanischen Krieges, der wegen Livlands entflammte, war die polnische Königstochter und schwedische Königin Katharina Jagellonica.

Als die erste Gemahlin Iwans, Anastasia, 1560 starb, schickte er einen Gesandten Sukin mit der Mission nach Polen, um die Hand der einen der noch unverheirateten Schwestern Sigismund Augusts, des letzten Jagellonen, anzuhalten. Wie eine solche Ehe für Iwan einen großen Reiz darbot, weil er durch sie ein neues und unbestreitbares Recht auf sein litauisches Patrimonium erwarb, war sie jedoch der ganzen Politik Sigismund Augusts zuwider, die eben auf die endgültige Einigung der beiden slawischen Stämme, Polen und Litauer, ausging. Nur unwillig und erst nach langem Zögern gab der König dem russischen Gesandten die Erlaubnis, seine beiden Schwestern in der Kirche zu sehen. Durch Zufall oder Berechnung kehrte die jüngere Schwester, Katharina, sich dabei um, und Sukin konnte über die persönlichen Reize der Prinzessin nach Moskau berichten. Es wurde jetzt bei Iwan fixe Idee, daß Katharina Jagellonica die seinige werden müsse; sie beherrschte ihn so vollständig, daß sie während langer Zeit seiner ganzen auswärtigen Politik die Richtung gab. Es spielte dabei für ihn keine Rolle, weder daß er selbst wieder verheiratet war — die neue Gemahlin sei nur eine Untertanin, eine Sklavin — noch daß die polnische Königstochter schon mit dem Bruder des schwedischen Königs Erik XIV., Johann, Herzog von Finland, halb verlobt war und 1562 auch dessen Gemahlin wurde, — ein Herzog von Finland zählte nicht mit dem Zaren aller Reußen gegenüber, er glaubte übrigens, Johann sei tot usw.

1563 zog Iwan mit einem großen Heer gegen Sigismund August aus — einen Sarg mitnehmend, worin nach seiner Erklärung entweder die Leiche des Bruders Katharinas oder die seinige hineingetan werden solle. Zugleich erwirkte er von Erik XIV., der sich durch die doppelten, polnisch-hanseatisch-dänischen und russisch-dänischen Verträge isoliert sah, halb mit Lockungen halb mit Zwang, durch den Vertrag von Dorpat den Verzicht Livlands mit Ausnahme von Reval und ein paar anderen Städten, und in einer geheimen Klausel die Verpflichtung, seine Schwägerin auszuliefern. Dieser Vertrag wurde freilich nie in Stockholm ratifiziert; aber Iwan berief sich später immer darauf, und Erik seinerseits sorgte durch die Einsperrung des herzoglichen Paares auf dem Schlosse Gripsholm dafür, daß die Person und das Schicksal Katharinas zur Verfügung ständen. Dabei wurde Erik nolens volens immer mehr von dem Wohlwollen seines moskowitischen Verbündeten, der ihn verächtlich den Sohn eines gekrönten Kaufmanns nannte, abhängig gemacht. 1565 schloß der dänische König Frederik ihm den Sund zu, Kaiser Maximilian erklärte ihn als Friedensstörer und Alliierten eines barbarischen Herrschers durch ein Manifest in die Acht, und die Feinde im Lande warteten nur auf Gelegenheit. Und Iwan beharrte auf seiner fixen Idee: er wollte Katharina Jagellonica haben. Erik beauftragte seinen Gesandten, Gyllenstjerna, dieser Forderung zwar den äußersten Widerstand zu leisten, jedoch nachzugeben, wenn die Allianz nur um diesen Preis zu erhalten sei; und Gyllenstjerna unterzeichnete in der Tat 1567 in der Sloboda Alexandrow einen Bündnisvertrag, der ganz auf die Bedingung der Auslieferung Katharinas gebaut war: Iwan sagte Erik seine Intervention und bewaffnete Hilfe gegen diese Gegenleistung zu, und der Vertrag sollte als null und nichtig erklärt werden, wenn durch den Tod Katharinas der Hauptpunkt unerfüllbar würde. Einige Monate später ging eine russische Ambassade nach Upsala, wegen Ratifizierung des Vertrags und Aushändigung Katharinas. Die Versuche Eriks, Katharina im Gefängnis von ihrem Gatten zu trennen, waren mißlungen, den Verlockungen wie den Drohungen setzte sie denselben festen und unerschrockenen Widerstand entgegen; den Ausgeschickten des Königs zeigte sie nur einen Ring mit den eingravierten Worten: „Nichts als der Tod . . ." Und was bald Wirklichkeit werden sollte, spielte sich jetzt schon in der bekannten Szene ab, worin Erik

in einem seiner Wahnsinnsanfälle sich selbst gefangen glaubte und seinen Bruder freigab und um Gnade anrief. Im folgenden Jahre waren die Rollen vertauscht: Johann König und Erik im Gefängnis.

Katharina Jagellonica war somit Königin geworden; es fiel aber Iwan garnicht ein, deswegen auf sie zu verzichten. Die Unterhändler Johanns wurden von ihm als Kriegsgefangene behandelt unter dem Vorwand der Nichterfüllung des Vertrags von 1567; mit auf den Rücken gebundenen Händen wurden sie durch die schreiende Menge geführt und mit Bastonnade bedroht, falls ihm nicht Katharina übergeben würde. Seinem Geschmacke für schriftliche Auseinandersetzungen gemäß, ließ er sich später auf einen Briefwechsel mit Johann ein, der ja übrigens selber diesen Geschmack teilte. „Hätte er gewußt," hieß es darin, „daß Johann noch am Leben sei, hätte er gewiß nicht daran gedacht, ihm seine Gemahlin wegzunehmen. Leider sei Blut in Strömen geflossen wegen dieses Irrtums, und seine Gesandten seien in Stockholm schlecht behandelt worden; und das seien Grandseigneurs und nicht Bauern wie die Gesandten Johanns." Und Iwan ritt weiter auf seinem Steckenpferd gegen die Wasas: „Es sei doch eine unwiderlegliche Tatsache, daß er, Johann, von einfachen Hofbesitzern abstamme; er solle doch selbst wissen lassen, wessen Sohn sein Vater sei und wie sein Großvater geheißen; er, Johann, spreche von Königen, seinen Vorgängern, — welche denn, wa nehme er sie her, aus dem Speiseschrank?"

Mit dem Tode Sigismund Augusts 1572 trat die polnisch-livländische Angelegenheit in eine neue Phase. Die Wirren liefen aus und spitzten sich zu in dem Zweikampf zwischen Iwan und dem neugewählten Polenkönig Bathory. Durch die Gegensätze, die darin aufeinanderprallten, sowie durch die Interessen und die Kräfte, die mit hineingezogen wurden, wurde dieser Kampf zwischen den beiden slawischen Hauptstämmen von großer allgemeingeschichtlicher Bedeutung noch mehr als durch die augenblicklichen Resultate; und von dem Hintergrund verwarrener Fäden und dunkler Zusammenhänge lösen sich die drei Charakterköpfe von Iwan, Bathory und dem päpstlichen Vermittler, dem Jesuiten Possevino.

München. Ola Hansson.

Der Stationsvorstand*).

Es war den ganzen Tag sehr stürmisch gewesen, und jetzt in der Dämmerung hatte es angefangen, heftig zu schneien. Die Linien der Ebene verwischten sich; in dem wirbelnden Schneegestöber, das alles erfüllte, verschwand Kontur um Kontur, Lichtfünkchen um Lichtfünkchen. Auf dem Bahnwall türmten sich die Schneewehen wie weiße Wellenkämme auf, wurden fortgefegt und formten sich aufs neue. Wenn das so andauerte, mußte man wahl morgen mit dem Schneepflug hinaus. . . .

Tomson saß allein im Expeditionszimmer bei den Güterlisten. Er war ein Mann in mittleren Jahren mit starkem, knochigem Gesicht und mit Frostschaden an Nase und Wangen. Ueber der rechten Schläfe hatte er eine lange Narbe, und wenn er den Kopf hob und die verschränkten Hände vor sich auf den Tisch legte und mit halbem Blick unter den grauen, buschigen Augenbrauen vor sich hinsah, glich er einem Lotsen. Auf der Stemplatte vor dem Kachelofen lag ein Hund und schlief, und in der Nische stand ein Humpen mit warmer Milch. Tomson schenkte sich ein Glas ein, rieb sich die Hände und kehrte zu seinen Papieren zurück.

Jetzt begann der Morseapparat zu ticken; es klang wie eine leise, eifrige, stammelnde Altweiberstimme. Tomson fuhr auf, erfreut über den Laut. Er lebte also, und man wollte etwas von ihm; die Welt wußte, daß er da war, in Schnee und Dunkelheit, er war nicht begraben, er war ein Mensch, der hören, denken und verstehen konnte. Ja, gewiß verstand er. Den Vierundneunziger stoppen, bis der Sechzehner passiert war. Gut, sollte geschehen — er wiederholte die Order, alles klappte, und der kleine Hammer legte sich wieder auf dem Papierstreifen zur Ruhe. In der Stille hörte man jetzt den Wind wie einen Blasebalg, der in gleichmäßigen Zwischenräumen die Luft einzog und ausstieß. Der Hund bellte leise im Schlafe, es klang ein klein wenig anders, als wenn er wach war. Tomson nahm eine Prise Schnupftabak und legte die roten Hände wieder verschränkt auf den Tisch. Sein lässiger Blick spähte durch den Nebel, ohne einen Ruhepunkt zu finden.

„Du mußt sehen, daß es geschieht, alter Tom," erinnerte er sich selbst, aber er rührte sich nicht.

Er saß und dachte an das, woran er immer zu denken pflegte, wenn er allein war, an die Frau, die nach nur zweijähriger Ehe gestorben war, getötet von der Einsamkeit hier draußen — zu gebrechliches Holz, konnte nicht Sonne genug bekommen, sagte nichts, ging einfach fort. Aber es war ihm, als hätte er mit ihr auch ohne Worte gesprochen, und erst als sie nicht mehr da war, war es wirklich still geworden. So unheimlich still. Und alles war größer und leerer geworden, und es war schwer damit fertig zu werden, es war, als wäre die Ebene selbst in irgend einer Weise gewachsen. Er hatte noch seine Tochter, das war ja richtig — sie hieß Edele nach einem Namen in einem dänischen Roman, in dem die Mutter immer gelesen hatte — aber sie war schwächlich, sie war im Kopfe nicht richtig. Und sie hatte Krampfanfälle und sah Erscheinungen. Ihre Augen konnten ihn zuweilen so ängstigen, daß er fortsah, aber in der Stille betete er sie an und warf sich vor, daß er sich nicht genug mit seinem Kinde befaßte.

Er war dreißig Jahre alt, als er hier Stationsvorstand wurde und heiratete; jetzt war er vierundvierzig. Vierzehn Jahre mit ein paar warmen und sonnigen Monaten im Jahre, und der Rest Regen, Kälte, Schnee. So etwas macht einen alt, besonders alt in der Seele, und man weiß nicht viel zu sagen und lacht nicht überflüssigerweise. Aber man bekommt in der Einsamkeit gewissermaßen scharfe Augen und Ohren — in einer Weise wenigstens. Man sieht und hört so vieles, wenn man sich Zeit dazu nimmt, und hier hatte man Zeit genug. Edele, die Arme, wußte es. Tomson seufzte.

Auf sich selbst angewiesen, ohne anderen Verkehr als den Doktor, den Amtsrichter und hie und da einen Bauer aus der Umgegend, hatte er schließlich Geschmack an seinem Leben gefunden, so wie es sich nun einmal gestaltet hatte, und er machte keinen Versuch, versetzt zu werden und sich zu verbessern. Er fragte nicht mehr nach denen „oben", als die „oben" nach ihm. Hie und da einmal im Jahre sah er sie, in den Dienstmützen mit den breiten Goldborten; sonst kamen sie gewöhnlich in der Gestalt von Strichen und Punkten auf einem Papierstreifen, und das war unleugbar die angenehmste Erscheinungsform. Man bekam den Extrakt von ihnen, die Order, und man entging ihren roten Hängebacken und ihren Stimmen, die von Autorität und gutem Mittagessen förmlich troffen.

Der Verkehr an der Station war gering, namentlich jetzt im Winter. Es vergingen oft mehrere Tage, ohne daß ein Billet verkauft wurde, und die meisten Züge sausten nur vorbei. Tomson konnte in den erleuchteten Coupés Gesicht an Gesicht sehen, blasse, tränenheiße, schlafende und lachende Gesichter, die ihrer Bestimmung zugeschleudert wurden, fort, hinaus ins Unbekannte — lebendige Ladungen Menschenfleisch, junges und altes, gesundes und krankes, teueres und billiges. So hatte er sie vierzehn Jahre lang vorüberrasen sehen, und schließlich hatte er das Gefühl, daß er selbst der einzige feste Punkt im Dasein war. Alles andere verschwand bei der Kurve in Getbäck. Er allein blieb zurück.

„Ja, mein Alter . . . ." Er beugte sich zu dem Hunde hinab, der erwacht war und sich mit einem Gähnen streckte. „Man könnte es schlimmer haben. Wir bleiben, wa wir sind. Lassen uns einschneien."

Und er schob ihm die Milchschale zu. Plötzlich hörte er über seinem Kopf Fußgetrappel und Schreie; jemand stürzte

*) Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Francis Maro.

Digitized by Google

die Treppe herab. Eine dicke, zu Tode erschrockene Magd stand in der Türe.

„Die Edla, Herr Vorstand! Jetzt hat sie 's wieder. . . ."

Tomson ließ die Papiere und ging mit schweren Schritten die Treppe hinauf. Im Giebelzimmer, wo der Wind feuchte Schneeklumpen an das einzige Fenster schleuderte und anpreßte, saß oder lag halb in einem Lehnstuhl ein junges Mädchen mit bläulichem Gesicht, mit weitgeöffneten, glasblanken Augen und Schaum auf den Lippen. Sie schrie nicht mehr, sie jammerte nur schwach, und die Finger zerrten an den Knöpfen der Bluse. Die Magd versteckte ihr Gesicht in der Schürze; sie wagte die Kranke nicht anzusehen. Der alte Glaube, daß der Epileptiker ein Besessener sei, ist noch lebendig im Volke, und der Respekt, den unser Herrgott verloren hat, ist auf den Bösen übergegangen.

Der Vater nahm das Mädchen auf den Schoß und trocknete ihr das Gesicht. Sie war dreizehn Jahre und sah wie acht oder neun aus, ein kleines, verkümmertes und vernachlässigtes Geschöpf, halbtot vor Angst. Aber während der Anfall nachließ, erhellten sich ihre Augen und wurden beinahe schön. Sie schlang die Arme um seinen Hals und begann lange, zusammenhanglose Geschichten zu stammeln, sie erzählte alles, was sie eben gesehen und gehört, als sie in der Dämmerung allein war und wie sie erschrocken war und wie sie geglaubt hatte, daß jemand in das Zimmer käme und sich ihr näherte. Und da, glaubte sie, hatte sie aufgeschrien.

„Es war dort, dort in der Ecke. Und ihu, ihu — so klang es. Und es rollte sich über den Boden wie ein Knäuel, aber dann richtete es sich kerzengerade in die Höhe, und da war es ein Mensch, nein, auch kein Mensch, es hatte keinen Kopf, nur große Hände . . . und Arme, so lang . . ."

„Jetzt werfen wir es hinaus," sagte Tomson und ging zur Tür.

„Nein, nein, nicht aufmachen!"

„Dann wählen wir diesen Weg."

Er öffnete das Kachelofentürchen und schlug es schmetternd wieder zu.

„Bum, jetzt haben wir es. Jetzt kann es durch den Schornstein kriechen, adieu, adieu. In den Schnee hinaus, da friert es tot, und dann ist Edele wieder vergnügt."

„Lieber Papa, zeichne mir doch die ‚dumme Lotte' auf und erzähle mir von ihr, wie dumm sie war."

Und Tomson zeichnete Lotte und erzählte, wie dumm sie war. Es war eine lange Geschichte, die Tollheiten nahmen kein Ende, und Edele lachte, daß ihr das Haar in die Augen fiel. Draußen hatte der Wind zugenommen, und die Fensterscheiben klirrten. Gut, hier beisammen zu sitzen und zu plaudern und die Zeit vergehen zu lassen. Niemand fragte nach einem, aber dafür brauchte man auch nach niemandem zu fragen . . . Nur die Zeit vergehen lassen.

Eine Pfeife ertönte, man hörte sie kaum in dem Sturme. Armer Kerl, der Anderson, der bei diesem Handewetter hinaus mußte. „Aber morgen kommt die Reihe an mich," dachte Tomson.

„Ob wohl der alte Löf heute auf der Maschine sein wird? Der macht's nicht mehr lange. Die Lokomotive frißt Menschen, nicht nur Kohlen."

Tomson nickte. Im selben Augenblick war es, als hätte ihn etwas auf den Kopf getroffen, ein Hieb, ein Blitz. Eine Sekunde wurde es so hell in ihm, daß er sein eigenes Hirn zu sehen glaubte, aber im nächsten Augenblick war alles schwarz. Blind, halb wahnsinnig, schlug er die Hände vor die Stirn und stürzte hinaus.

„Mein Gott, mein Gott," stöhnte er.

In der Tür zum Perron stand Anderson mit der Laterne, von der der Schnee tropfte. Tomson riß sie ihm aus der Hand und sie durch die Luft schwingend, barhäuptig und laut schreiend war er draußen auf dem Bahnkörper in Sturm und Schneegestöber.

Weit weg wurde ein Lichtschein kleiner und verlosch. Das war der Zug, der in der Kurve bei Getbäck verschwand.

Er hatte vergessen, ihn zu stoppen.

Und er begann das Gleis entlang zu laufen, mit offener Weste, heulend wie ein Tier. Er mußte ihn erreichen, ihn stoppen, sonst . . .

„Hallo, hallo, am Christi willen. Aber sieh doch, ich bin es, Tomson, das ist meine Laterne, bleibe doch stehen, bleibe stehen . . . Bist du es, Löf? Erkennst du Tomson nicht, den alten Tom, deinen Freund, deinen Bruder, deinen Diener bis zur Todesstunde . . . Wenn du nur jetzt pfeifst und stehen bleibst . . . Ich will dir die Stiefel küssen. Löf, tausend Kronen bekommst du, zehntausend, hunderttausend . . . Ich konnte nichts dafür, sieh, meine arme Edele bekam wieder ihren Anfall, . . . und da vergaß ich . . . Himmlischer Vater, barmherziger Gott, sieh, ich flehe dich auf meinen Knien an . . ."

Er war gestrauchelt, gefallen. Die Laterne lag zerbrochen da mit erloschener Kerze. Er richtete sich auf und begann abermals zu laufen, geblendet von dem Schnee, der ihm in die Augen peitschte, und immer noch, wie er glaubte, laut Gott und den Lokomotivführer Löf anrufend. Aber tatsächlich waren es nur seine Gedanken, die in der Angst zu Gehörshalluzinationen wurden. Er fühlte keine Müdigkeit, aber zugleich hatte er die Empfindung, schon viele Meilen zurückgelegt zu haben, obgleich er kaum fünf Minuten gelaufen war. Die Beine gingen ganz von selbst, es hieß nur nachkommen. Endlich wurde dies, daß er lief, daß er sich in immer wilderer Eile vorwärts bewegte, das einzige, was für ihn existierte, das, worum alle seine Gedanken sich drehten — warum er es tat und was die Folge wäre, wenn er es unterließ, das hatte er schon längst vergessen.

Plötzlich machte er jedoch Halt. Wie es kam, war ihm nicht klar, aber Tatsache war, daß er stillstand. Die Knie bogen sich, er schob den Schnee zurück und setzte sich auf die Kante der Eisenbahnböschung. Nie in seinem ganzen Leben hatte er solch ein Wohlbefinden gefühlt, es war nicht nur absolute Schmerzlosigkeit, sondern sein Geist löste sich gleichsam von dem Körper los und schwebte fort, weit über Zeit and Raum hinaus. Es gab keinen Unterschied zwischen dem, was geschehen war, und dem, was geschehen sollte. Er war in allem, und alles war in ihm.

Vor hundert oder tausend Jahren war er die Ursache eines Eisenbahnunglücks gewesen, das vielen Menschen das Leben gekostet hatte, er war verhaftet, verurteilt und in ein großes, graues Gebäude gesperrt worden, und da hatte er lange gesessen und merkwürdige Gedanken gedacht, bis er nichts mehr vom Leben verstand, and dann hatte man ihn losgelassen. Ja, er war an einem Maimorgen aus dem Tore getreten, als die Sonne so leuchtete, daß es in den Augen weh tat, und er hatte sich in den Eisenbahnzug gesetzt und war zu der kleinen Station gefahren, wo das Unglück geschehen war, er wollte sie wiedersehen und jemanden erzählen hören, wie alles zugegangen war, denn er erinnere sich nicht daran. Aber als er ans Ziel kam, war niemand da, der es erzählen konnte; vielleicht war es garnicht geschehen, und er hatte es nur geträumt. Und es war nicht mehr Mai sondern Jänner, Kälte, Schnee und Sturm. Er hatte laufen müssen, um nicht za erfrieren, aber jetzt konnte er nicht weiter — —

Endlich kam er zu sich; ein Schmerz, so heftig, als hätte man ihn mit einem Messer gestochen, zuckte durch sein Hirn. Wimmernd wie ein Kind zog er seine Uhr heraus, entzündete nach verzweifelten Anstrengungen ein Streichhölzchen und sah, daß nicht mehr als sieben Minuten vergangen waren, seit er die Station verlassen hatte. Es fehlten noch vier oder fünf, ehe der Zusammenstoß zu erwarten war.

Er drückte das Glas ans Ohr und zählte die Sekunden, aber jede Sekunde war eine Ewigkeit, und da wurde er müde, riß die Kette ab and schleuderte das ganze in einen Schneehaufen. Dann erhob er sich, kletterte über das Staket und watete in den Wald hinein, langsam wie ein Schlafwandler.

Hier war es totenstill. Die Zweige bogen sich unter dem Schnee, und die untersten schleiften über den Boden, wie große, müde Vogelschwingen. Er kroch in eine windgeschützte Stelle, wo der Boden hart gefroren war, trocknete sein triefendes Haar mit dem Rockärmel und lehnte sich an einen Baumstamm. Wie feierlich alles war, ganz wie in der Kirche, als er noch klein war! Der Wind spielte in den Wipfeln jene langen, em-

Digitized by Google

lullenden Harmonien. Aller Kummer der Erde war darin. Ja, er war ein kleines Kind und war nie etwas anderes gewesen, kein Mensch wurde je mehr als ein Kind, graue Haare bekam man, und die Zähne fielen aus, aber man begriff doch nichts. Wußte nie, was einen erwartete, es hieß nur, es über sich ergehen lassen, wenn es kam. Dann lag man da, und alle fragten dasselbe: „Warum gerade ich? Vermutlich, weil es jemand sein mußte, und ich auch ‚jemand' war."

Tomson schloß die Augen. Er fühlte, wie ihm die Kälte wie eine Morphiumbetäubung durch die Beine kroch, und plötzlich packte ihn die Angst, hier liegen zu bleiben und zu sterben. Mit einer letzten Anstrengung stand er wieder auf den Beinen. Er horchte, es klang wie fernes Glockenläuten. „Halluzinationen," sagte er zu sich selbst. Aber der Laut kam näher, nun war es deutlich zu hören, daß man eine Glocke läutete, und gleich darauf schoß etwas auf den Schienen vorüber, und die Glockenschläge klangen dumpf und unheimlich durch das Schneegestöber.

Die Draisine; man fährt um Hilfe, also war es jetzt geschehen . . . .

Er wurde auf einmal ganz ruhig, wie von einer Last befreit, und während er den Schnee abschüttelte und denselben Weg zurücksuchte, begann er nachzudenken, wieviel Tote wohl sein konnten. Dreißig, vierzig, vielleicht hundert. Aber vielleicht auch nur vier oder fünf. Einige waren natürlich in wunderbarer Weise gerettet worden, wie das immer zu geschehen pflegte. Die Wand eines Waggons war wohl zersplittert worden und hatte den nachfolgenden mit allem, was darin war, zermalmt, die Passagiere des ersten aber waren ganz unversehrt zwischen den Rädern hervorgekrochen. Eine Minute lang hatten sie sich als tot betrachtet, aber dann hatten sie entdeckt, daß alle Arme und Beine noch da waren, und daß sie also noch immer zu leben schienen. Es wäre interessant gewesen, zu sehen, wie es in diesem Augenblick in ihren Gehirnen ausgesehen hatte, aber nach ein paar Wochen oder Monaten würden sie wahrscheinlich nicht mehr an die Sache denken, sondern ihren Kaffee trinken und Böses von den Menschen sprechen wie früher.

Aber für manche war es wohl das Ende vom Liede gewesen. Wieder sah Tomson die vorbeieilenden Reihen erleuchteter Coupés mit nickenden Köpfen darin vor sich. Der dicke Herr mit den feuchten Lippen und den Tränensäcken unter den Augen hatte einen Puff in die Ewigkeit bekommen, während er eben den Deckel seiner Cognacflasche abschraubte. In einer Ecke saß ein liebendes Paar, er faßte gerade ihre Hand und küßte sie und sagte: „Ich liebe dich jetzt und im . . . ." Und dann kam nichts mehr, vielleicht eine kleine Unwahrheit weniger.

Und alles das hatte er gemacht, er, Jesper Tomson, der vor einer Stunde noch ein geachtetes und geschätztes Mitglied der menschlichen Gesellschaft war. Jetzt gehörte er zu jenen, die bestraft werden sollen, war den Leuten gleichgestellt, die ihren Nächsten totgeschlagen haben, und an dieser Sache ließ sich nichts ändern. Die Unmaskierung ging rasch in dieser Welt — Tomson sprach mit sich selbst, während er weiter durch den Schnee tappte, er versuchte sich in all das hineinzudenken, was kommen würde, aber die Gedanken stießen nur an etwas Hartes, Kaltes, das nicht nachgab und nichts durchließ. Eine Eiswand, die er in sich trug. „Ich bin ja tot," sagte er sich. Sein ganzes Ich war paralysiert, und er glaubte, daß man ihn stechen könnte, ohne daß er es fühlen würde.

Aus der Ferne sah er nun die klaren, ruhigen Lichter in den Stationsfenstern. Es hatte aufgehört zu schneien, und der Sturm hatte nachgelassen. Die Kälte nahm zu, eine Mondsichel spaltete die Wolken. Tomson blieb stehen und horchte. Rufe und Lärmen kreuzten einander; er bildete sich auch ein, jammerndes Stöhnen zu vernehmen, aber er war nicht ganz sicher. Und langsam, mit Schritten, die in ihrer weichen Lautlosigkeit schon die eines Verbrechers waren, weil er sich als Verbrecher fühlte, begann er sich von rückwärts in das Haus zu schleichen. Einen Augenblick blieb er stehen und dachte daran umzukehren und zu fliehen, aber als er den Wald und die Schneefelder hinter sich sah, eine weiße Wüstenei, schwand seine letzte Stärke, und er sehnte sich nur nach einem schützenden Dache, nach Licht und nach Wärme. Seine Zähne schlugen aufeinander, und er konnte kaum die Beine aus dem Schnee heben, der daran festklebte.

Auf dem Hofe bewegten sich Füße von Pferden und Menschen. Ein ausgespannter Schlitten, der gerade vor einem erleuchteten Fenster stand, streckte die Deichselstangen wie ein paar Arme in die Höhe. Jetzt öffnete sich eine Tür, und im Lichtschein sah man einen Mann, der sprach oder jemandem Zeichen machte. Ein Bursche lief mit einer Laterne über den Hof. Glöckchen klingelten.

Tomson trat ein, ging an einer kleinen Gruppe Menschen vorbei, die Treppe hinauf und gerade in den Wartesaal. Das starke Licht blendete ihn so, daß er stehen bleiben und die Augen schließen mußte. Er hörte irgendwo Seufzer und Röcheln und wendete den Kopf ab. Rings um ihn arbeiteten Menschen, ein paar waren in Hemdsärmeln, aber plötzlich erstarrte alles, Gesichter, Hände, Rücken, und er sah entsetzte Augen auf sich geheftet, und merkte, daß alles stumm wurde. Er folgte der Richtung ihrer Blicke und sah neugierig an sich selbst hinab. Das Wasser tropfte von ihm und bildete auf dem Boden einen kleinen See, sodaß er sich schämte. Rock und Weste waren zerrissen, und seine rechte Hand blutete, denn die zerbrochene Laterne hatte sie zerschnitten. Das Haar klebte ihm an der Stirn.

Ganz plötzlich stieg in ihm ein seltsamer Haß gegen jene Menschen auf, gegen ihre Kleider, ihre Gesichter, ihre Gedanken. Alles an ihnen wurde ihm tief widerwärtig. Was glaubten sie? Er wußte schon, wer er war und was er getan hatte. Hatte nie daran gedacht, es zu leugnen. Sie sollten ihn in Frieden lassen, nicht so aussehen, als wenn sie nur wollten, daß er spreche, da er doch nichts zu sagen hatte — und er fühlte, wie er zu schluchzen begann, in einem seltsamen Gemisch von ohnmächtiger Wut und Mitleid mit sich selbst.

Der Doktor und der Amtsrichter begleiteten ihn in das Expeditionszimmer, entkleideten ihn und gaben ihm trockene Sachen und ein Glas Cognac. Er ließ sich wie ein Kind behandeln, lag nur da und sah sie mit erstauntem Gesicht an. Sonntag hatte er sie alle beide zu einer kleinen Whistpartie bei sich gehabt, und jetzt erkannte er sie nicht wieder. Es waren nicht dieselben Gesichter.

„Willst du jetzt etwas?" fragte der Doktor.

„Schlafen," sagte Tomson.

Und im selben Augenblick fielen ihm die Augen zu.

Aber der Amtsrichter ging mit kleinen, vorsichtigen Schritten zum Sofa und nahm das alte Jagdgewehr herab und trug es hinaus. Dann setzte er sich als Wache vor die Tür, gedrückt und grübelnd. Er dachte an die acht Kronen fünfzig, die Tomson Sonntag an ihn verloren hatte, und fragte sich, ob er je Anspruch darauf erheben könnte.

Stockholm. Bo Bergman.

Hoensbroech: Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit. Volksausgabe. Leipzig. Breitkopf & Härtel.

Es ist ein Zeichen der Zeit, daß es möglich gemacht wurde, das große Anklagewerk des ehemaligen Jesuiten gegen das Papsttum den weitesten Kreisen zugänglich zu machen. Die Zentrumsherrschaft hat vielen Menschen die Augen geöffnet, die sich bisher solchen Fragen gegenüber vollständig gleichgültig verhielten. Wir hören auch aus dem ganzen Buch nur den einen Ruf heraus: cavete consules! — mag man dann über die einzelnen Partieen vom Standpunkt wissenschaftlicher Methode aus urteilen, wie man will. Man hört einen Schrei durch die Jahrhunderte hin, den Schrei nach Befreiung vom Klerikalismus

Tr.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 49. Berlin, den 2. September 1905. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Theodor Roosevelt ist der Mann des Tages. Der Kaiser von Deutschland, der König von England und der Zar beglückwünschten den einfachen Bürger, der als Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika der Menschheit einen großen Dienst geleistet hat, zu seinem staatsmännischen Erfolge. Der Frieden von Portsmouth ist in erster Linie Roosevelts Werk. Er hat die Widerstrebenden zusammengebracht, das ganze Gewicht seines Einflusses zugunsten des Friedens in die Wagschale der Weltpolitik geworfen. Roosevelts frische Tatkraft konnte einen so großen Erfolg natürlich nur erzielen, weil hinter ihm die gewaltige Macht der amerikanischen Union stand. Das alte Vorurteil, als ob monarchische Institutionen einer energischen Initiative in der internationalen Politik günstiger seien als republikanische, sinkt mit so vielen anderen seit Ausbruch des russisch-japanischen Krieges zerstörten Illusionen ins Nichts zurück. Die Amerikaner, die gern in Superlativen schwelgen, sehen mit Stolz ihren Präsidenten auf der Weltbühne in führender Rolle als Vermittler zwischen Asien und Europa. In dem dauernden Urteil der Geschichte aber wird vermutlich dem Mikado der höhere Preis zuerkannt werden. Japans Mäßigung, der Verzicht auf eine bare Kriegsentschädigung, — diese Selbstbeherrschung des Siegers ist ein glänzendes Zeugnis für die hohe Weisheit des japanischen Herrschers und seiner Ratgeber. Wenn irgend etwas, so hat diese Selbstbeherrschung beim Friedensschluß die sittliche Ueberlegenheit dieser heidnischen Mongolen über das Land der Heiligenbilder dargetan. Die unerwartete Nachgiebigkeit der Japaner hat mit Recht die Bewunderung der ganzen Welt erregt. Früher sprach man nur von den schlauen Japanern, jetzt nennt man sie weise. Selten in der Geschichte ist durch Nachgiebigkeit soviel gewonnen.

Der erste Besuch, den das in der Ostsee manövrierende englische Uebungsgeschwader der deutschen Küste abgestattet hat, ist trotz der ungünstigen Witterung zu gegenseitiger Zufriedenheit verlaufen. Die Swinemünder Festwoche hat das Band der Kameradschaft zwischen englischen und deutschen Marineangehörigen neu befestigt, und die zahlreich herbeigeströmten Zuschauer sind dabei ebenfalls auf ihre Kosten gekommen. Daß plötzlich und unerwartet die deutsche Flotte einen erheblichen Teil ihrer Schiffe zur Begrüßung der englischen nach Swinemünde entsandte, ist allgemein als ein Akt politischer Courtoisie aufgefaßt und gewertet worden, der den Besuch der englischen Schiffe über die Bedeutung eines gelegentlichen Manöverereignisses hinausheben sollte. Und die Teilnahme, die das deutsche Publikum und die deutsche Presse den Vorgängen im Hafen von Swinemünde bewiesen haben, hielt sich von Animosität gegen England wie von Ueberschwenglichkeit erfreulicherweise gleich weit entfernt.

Ein unbeabsichtigtes, aber darum nicht minder reizvolles Zusammentreffen mit den Swinemünder Festlichkeiten war die glanzvolle Schiffstaufe des neuesten Schnelldampfers der Hamburg-Amerika Linie „Auguste Viktoria". In Gegenwart des Kaisers und der Kaiserin lief das stolze Riesenschiff, gegenwärtig der größte und modernste Schnelldampfer der Welt, in Stettin auf der Vulkanwerft vom Stapel. Mit seinen gewaltigen Größenmaßen, seinem eleganten Aeußeren und seiner vollendeten Inneneinrichtung stellt es einen Triumph deutscher Schiffbaukunst dar und wird nach Indienststellung den Ruhm der glänzenden Leistungsfähigkeit und Tüchtigkeit deutscher Reederei über die Meere tragen.

Der Chef der Reichskanzlei zur Zeit der Kanzlerschaft des Grafen Caprivi, Karl Goering, ist gestorben. Mit ihm ist abermals ein Mann dahingegangen, der die besten Eigenschaften des altpreußischen Beamten in sich vereinigte: klaren Verstand, hohes Pflichtgefühl und unbeugsame Ueberzeugungstreue. In handelspolitischen Dingen stand er fest auf dem Boden Delbrückscher Politik. Die Handelspolitik bearbeitete er als vortragender Rat im Auswärtigen Amt, bis sich Fürst Bismarck zur Schutzzöllnerei bekehrte. Goering machte diese Bekehrung nicht mit und blieb deshalb kaltgestellt, bis Graf Caprivi zum Nachfolger Bismarcks gemacht wurde. Caprivi, der auch persönlich in enger Freundschaft zu Goering stand, berief diesen an die Spitze der Reichskanzlei. Auf Caprivis Einlenken in die Handelsvertragspolitik hatte Goerings sachverständiger Rat keinen geringen Einfluß ausgeübt. Daß nach Caprivis Sturz auch Goering werde aus dem Amte scheiden müssen, stand für diesen sofort fest. Unserer Zeitschrift war Goering seit ihrem Bestehen ein warmer Freund und aufmerksamer Leser. Sollte Goering Lebenserinnerungen hinterlassen haben, so würden diese über manches Kapitel der deutschen Geschichte von 1890 bis 1894 höchst interessante Aufschlüsse geben können.

Am Vorabend des sozialdemokratischen Parteitags in Jena werden die internen Auseinandersetzungen innerhalb der Sozialdemokratie mit besonders scharfen Blicken verfolgt. So erklärt sich's, daß man vielfach dem „Literatengezänk", das die Masse der Parteianhänger sicherlich mehr langweilt als aufregt, größere Bedeutung beilegt, als ihm seinem Wesen nach zukommt. Unerklärlich aber ist es, daß man einem vereinzelten Vorgang innerhalb der Berliner Sozialdemokratie Gewicht beimißt, der nichts weniger als gewichtig ist: der Lossagung der anarchosozialistischen Gruppe von der offiziellen Sozialdemokratie. Die Anarchisten und lokalorganisierten Gewerkschaftler, die jenen Versammlungsbeschluß gegen die parlamentarische Tätigkeit der sozialdemokratischen Partei und

Digitized by Google

für den politischen Massenstreik herbeigeführt haben, werden selbst über die Bedeutung erstaunt sein, die ihnen in den Zeitungen fast aller Parteilager unterstellt wird. Mag immerhin der ganze Vorgang ein sprechender Beweis für die geringe Tiefe der sozialdemokratischen Massenerziehung selbst auf Berliner Boden sein, politisch wird das einzige bleibende Verdienst der Anarchosozialisten die weitere Kompromittierung der Generalstreikidee sein.

Zwei artige Nachspiele zum deutschen Katholikentag in Straßburg beleuchten das unnatürliche Freundschaftsbündnis zwischen Zentrum und Sozialdemokratie in Bayern. In der Generalversammlung des Augustinusvereins, die immer im Anschluß an den deutschen Katholikentag abgehalten zu werden pflegt, sind diesmal hinter verschlossenen Türen die bayerischen Landtagswahlen eingehend besprochen worden. Dabei fielen, wie nachträglich bekannt wird, von Domkapitular Dr. Pichler Passau und anderen Rednern Sätze wie die folgenden.

„Das bayerische Zentrum hat den Großteufel Sozialdemokratie als Treiber benützt. Die Sozialdemokraten haben bei dem Handel keine Geschäfte gemacht. Sie sind mehr für uns, als wir für sie eingetreten, und dabei haben sie in den meisten Fällen nicht einmal eine Gegenleistung, in vielen Fällen nicht einmal Wahlmämmer beansprucht, sondern sich auf unsere Liste setzen lassen."

Ob die hier vorgetragenen Behauptungen richtig sind, mag dahingestellt bleiben. Das eine aber geht sicher aus ihnen hervor, daß das Zentrum es nachträglich höchst unangenehm empfindet, mit der Sozialdemokratie gemeinsame Wahlgeschäfte gemacht zu haben. Dasselbe Mißvergnügen über das unnatürliche Verhältnis tritt auch bei den anderen Parteien immer stärker zutage.

Auch die Riesenversammlung, die Bebel am Sonntag in Straßburg gegen das Zentrum gehalten hat, und die voller berechtigter Angriffe gegen die Bundesgenossen bei der letzten bayerischen Wahl war, nimmt sich wie der reine Hohn auf das schwarz-rote Bündnis aus.

Die Verhandlungen zwischen Schweden und Norwegen über die Modalitäten der Unionsauflösung, nehmen, wie vorauszusehen war, einen befriedigenden Verlauf. Auch in Schweden hat man sich nachgerade davon überzeugt, daß dem einheitlichen Volkswillen Norwegens gegenüber jedes weitere Sträuben zwecklos ist.

Der ungarische Konflikt ist seit Wochen der Lösung keinen Schritt näher gekommen. Kaiser Franz Joseph erklärt, in militärischen Dingen keinen Fingerbreit nachgeben zu können, und die oppositionelle Mehrheit verharrt ebenfalls bei ihren Forderungen. In dieser Notlage will die Regierung den Versuch machen, durch ein Programm weitgehender sozialer, politischer und wirtschaftlicher Reformen das Volk zu gewinnen und vor allem durch die Darbietung des allgemeinen Wahlrechts den festen Block ihrer Gegner zu sprengen. Daß das ein sehr gefährliches Experiment ist, weil es in die ohnedies aufs höchste erregten Wählermassen neuen und überaus wirksamen Zündstoff hineinwirft, ist selbstverständlich. Darüber hinaus scheint aber auch deshalb Fejervary schlecht beraten zu sein, weil sich wider Erwarten zeigt, daß nicht nur die Sozialdemokratie, sondern auch die Intellektuellen in Ungarn Geschmack an dem Angebot des allgemeinen Wahlrechts finden. Es kann daher leicht geschehen, daß der von der Regierung ausgeworfene Köder von der gesamten Bevölkerung und damit auch von den vereinigten Oppositionsparteien festgehalten wird. Auf diese Weise würde, wenn auch wider Willen, das außerparlamentarische Regime Ungarn parlamentarisch einen erheblichen Schritt vorwärts bringen.

* * *

Der Friede.

Das Zustandekommen des Friedens zwischen Rußland und Japan ist gesichert. Die unablässigen und geschickten Bemühungen des ehrlichen Maklers Theodor Roosevelt haben viel dazu beigetragen, um einen Abbruch der Friedensverhandlungen zu verhindern. Die staatsmännische Mäßigung der japanischen Regierung hat die letzten Schwierigkeiten überwunden. Noch kennt man nicht genau die Friedensbedingungen, die außerdem bisher nur in ihren wesentlichsten Grundzügen festgestellt werden konnten; aber das eine steht unzweifelhaft fest, daß Japans Vorherrschaft in Korea und sein maßgebender Einfluß in der Mandschurei sichergestellt sind. Japan geht als mongolische Großmacht aus diesem mörderischen Kriege hervor, in allen ostasiatischen Fragen wird man von jetzt an mit Japan in erster Linie rechnen müssen.

Rußland andererseits erscheint nicht bloß zu Wasser und zu Lande als militärisch überwundener Gegner, sondern auch als der moralisch minderwertige Konkurrent um die Herrschaft in Ostasien. Nie zuvor hat Rußland so wie in den letzten anderthalb Jahren den Eindruck eines Kolosses auf tönernen Füßen gemacht. Der Respekt vor Rußlands staatlicher Macht und Leistungsfähigkeit ist wesentlich zurückgegangen, das Prestige Rußlands insbesondere auch bei den asiatischen Völkerschaften gesunken. Man kann ohne Uebertreibung von einem politischen und moralischen Bankerott des russischen Absolutismus reden. Ob man auch von einem finanziellen Bankerott wird sprechen können, das hängt in erster Linie davon ab, wie sich nunmehr die innere Politik Rußlands gestaltet. Daß die revolutionäre Bewegung in Rußland mit dem Friedensschluß enden werde, ist unwahrscheinlich. Eher ist es möglich, daß die revolutionären Elemente, verstärkt durch manche Soldaten und auch Offiziere der geschlagenen Armee, mit erhöhter Energie an die Aufgabe der politischen Revolutionierung Rußlands herantreten. Daß die konstitutionelle Spottgeburt der Reichsduma in der Bevölkerung nur Enttäuschung und nirgends ernsthafte Befriedigung hervorgerufen hat, kann nicht mehr bezweifelt werden. Die große Schicksalsfrage, die an Rußland herantritt, ist jetzt die: Reicht die Kraft und Entschlossenheit der Elemente, aus denen das offizielle Rußland zusammengesetzt ist, aus, um eine konstitutionelle Reform großen Stils in die Wege zu leiten und auf diese Weise die Revolution überflüssig zu machen, oder wird jetzt, nachdem der Friede den dringendsten Anlaß zur Betätigung staatlicher Energie beseitigt hat, der Versuch gemacht werden, mit den alten Mitteln der Korruption und der Knute die formelle Herrschaft des Zaren und die wirkliche Herrschaft der Tschinowniks aufrecht zu erhalten? Wird das aufs neue versucht, so erscheint eine bis auf den Grund gehende Revolution als eine historische Notwendigkeit, der jeder Freund des russischen Volkes den vollsten Erfolg wünschen muß.

Wie sich angesichts dieser Möglichkeiten die russischen Staatsfinanzen in der nächsten Zukunft gestalten werden, ist schwer vorauszusagen. Jedem Pessimismus ist Tor und Tür geöffnet. Glücklich das Volk, das den Russen nichts geborgt hat! Den deutschen Kapitalisten insbesondere kann angesichts der bevorstehenden Friedensanleihen nicht dringend genug empfohlen werden, ihre Augen offen und die Taschen zuzuhalten, und die deutsche Publizistik erfüllt eine nationale Aufgabe, wenn sie der geflissentlichen Schönfärberei der russischen Finanzwirtschaft unerbittlich den Krieg erklärt. Aber auch dabei soll man sich hüten, das Kind mit dem Bade auszuschütten. In einem kürzlich erschienenen Buch des Regierungsrats Rudolf Martin, dessen richtige Grundtendenz leider dadurch in ihrer Wirkung beeinträchtigt wird, daß die Farben gar zu grell aufgetragen sind, wird allen Ernstes der Vorschlag gemacht, der deutsche Reichskanzler solle eine Kommission berufen, deren Aufgabe es sei, die Sicherheit der russischen Staatsanleihen zu prüfen und Vorschläge für eine Revision des Straf- und Zivilrechts hinsichtlich fremder Anleihen zu machen.

Gegen eine solche ungesunde Polizeiidee, die der Reichsregierung den Sicherheitsdienst bei der leichtsinnigen Anlage nationaler Kapitalien in fremden Anleihen zuschieben will und eine

Blankoanweisung auf eine Anzahl neuer Strafgesetzparagraphen ausstellt, muß gerade von jenen energisch Front gemacht werden, die bisher nicht müde geworden sind, die deutschen Sparer mit wirtschaftlichen Gründen vor der Beteiligung an russischen Anleihen zu warnen. Es genügt vollständig, daß die Regierung gegenüber russischen Anleihen nicht direkt oder indirekt encouragierend auf die deutschen Kapitalisten einwirkt.

Japan hat in diesem Kriege nicht nur durch seine staunenswerten Leistungen auf dem Gebiete kriegerischer Organisation die Welt überrascht, sondern auch finanzpolitisch den Krieg mit bewundernswürdiger Umsicht und Entschlossenheit geführt. Es hat sich keineswegs, wie Rußland, damit begnügt, eine neue Anleihe nach der anderen aufzunehmen, sondern ist sofort auch daran gegangen, die Steuern zu erhöhen. Vor allem beachtenswert erscheint die Opferfähigkeit, die in der Steigerung der Grundsteuer zutage getreten ist. Der Ertrag der Grundsteuer ist im Etat von 1905/06 auf rund 165 Millionen Mark veranschlagt, etwa doppelt so hoch wie vor dem Kriege. Was würden wohl unsere deutschen Grundeigentümer dazu sagen, wenn man ihnen beim Ausbruch eines Krieges eine derartige Erhöhung der Grundsteuer zumuten wollte! Die jährliche Gesamtmehrbelastung an Steuern ist seit dem Ausbruch des Krieges auf fast 300 Millionen Mark gestiegen. Ein Volk, das mit einem solchen Opfermut an die Deckung seiner Kriegsausgaben geht, hat damit zugleich eine Probe für die Zuverlässigkeit seiner staatlichen Zahlungsversprechungen abgelegt, die für den japanischen Staatskredit von ungleich größerer Bedeutung ist, als es eine auch noch so hohe von Rußland gezahlte Kriegsentschädigung sein würde.

Auch für Japan werden die nächsten Jahre nach Abschluß des Friedens, da es gelten wird, so viele während des Krieges aufgerissene wirtschaftliche Wunden zu verbinden, schwer sein. Die Anforderungen, die Japan an sich selbst als neue Großmacht stellen muß, werden außerdem sehr große Mittel erheischen, aber alles spricht dafür, daß Japan aller dieser Schwierigkeiten Herr werden wird, auch die Mäßigung, die es jetzt beim Friedensschluß gezeigt hat. Für die Weltgeschichte beginnt mit dem Frieden von Portsmouth ein neues Kapitel: Eine mongolische Macht tritt zwischen die Protagonisten der Weltgeschichte.

Theodor Barth.

Japanische Statistik und japanische Kriegsfinanzen.

I.

Je bedeutender die materiellen, die wirtschaftlichen Beziehungen zum fernen Osten werden, umso mehr wächst das Verlangen nach genauerer Kenntnis der Zustände im Reiche der aufgehenden Sonne. Für den Kurs der japanischen Staatspapiere sind nackte, nüchterne Tatsachen wichtiger, als Globetrotter-Impressionen und hysterische Ausbrüche über Rassensolidarität. Ein überaus nützliches Hilfsmittel, zu solideren Kenntnissen zu kommen, liegt in dem eben veröffentlichten „Finanziellen und wirtschaftlichen Jahrbuch für Japan" vor*). Wer mit dem heutigen Japan weniger vertraut ist, ist vielleicht schon über das Aeußere des Buches erstaunt: die hübsche Ausstattung, der klare Druck, zehn Tafeln mit farbigen Diagrammen, eine große Uebersichtskarte, welche farbig die Ausdehnung der Staats- und der Privateisenbahnen, der Schiffahrtslinien, der Telegraphenkabel zeigt. Sprachlich ist der Band durchaus befriedigend. Nur ganz vereinzelten Uebersetzungsfehlern bin ich begegnet, selbst Druckfehler sind selten. Ganz ohne die beliebte Verwechselung von £ und R geht es freilich nicht ab. Das ist der einzige Tribut an „Rassenmerkmale", den ich gefunden habe.

Daß man in Japan eine so ausgebildete Verwaltungsstatistik besitzt, sollte niemanden in Verwunderung setzen. Ein moderner Beamtenstaat, wie ihn das neue Japan darstellt, hat in Verwaltungsberichten, Budgets, Abrechnungen usw. eine Fülle von statistischem Rohmaterial. Aus der radikal-gleichmäßigen Natur der neuen Einrichtungen erklärt sich auch, daß man bald in den Besitz gleichmäßig zusammengestellten Materials kam. Schon im Jahre 1882 wurde aus allem diesen ein dickleibiges „Statistisches Jahrbuch" hergestellt, das, alljährlich erscheinend, sich an Umfang und Inhalt vervollkommnete, aber dem occidentalischen Publikum ganz unzugänglich blieb, da es nur in japanischer Sprache erschien. Uebrigens habe ich den stillen Verdacht, daß auch in Japan selbst das große Publikum an den langen Zahlenreihen mit noch größerer Scheu vorüberging, als es bei uns gegenüber derartigen Publikationen tut. Für den wißbegierigen Europäer war es ein Fortschritt, als zuerst im Jahre 1887 und seitdem alljährlich unter dem Titel „Résumé Statistique de l'Empire du Japon" ein Bändchen herausgegeben wurde (die Ausgabe für 1905 gegen 180 Seiten), das in japanischer und französischer Sprache einen Auszug aus dem großen Jahrbuch enthält. In den letzten Jahren hat der verdienstliche Leiter des Statistischen Bureaus, Herr N. Hanabusa, eine Reihe Bände japanisch und französisch über die Bevölkerungsstatistik (Mouvement de la Population) herausgegeben. Endlich veröffentlicht das Finanzministerium alljährlich sehr prompt einen dicken Band Handelsstatistik japanisch und englisch (Annual Return of the foreign trade of the Empire of Japan).

Als der japanische Staat wieder anfing sich an den europäischen Geldmarkt zu wenden, mochte es dem dortigen Finanzministerium mit Recht wünschenswert erscheinen, das europäische Publikum ausgiebiger mit der Finanzlage und der Volkswirtschaft Japans bekannt zu machen. So erschien zuerst im Jahre 1901 und seitdem alljährlich ein „Financial and Economical Annual of Japan". Davon wurde zuerst 1905 eine französische, 1904 auch eine deutsche Ausgabe veröffentlicht. Wenn als Herausgeber „das Finanzministerium" genannt ist, so glaube ich doch nicht zu irren, wenn ich als den eigentlichen Urheber der dankenswerten Publikation den ausgezeichneten Vizeminister Herrn Y. Sakatani ansehe. Von dem „Résumé" unterscheidet sich dieses Jahrbuch in der Weise, daß jenes sich auf sehr viel mehr Gegenstände bezieht und viele Angaben nach Landesteilen unterschieden mitteilt. Das „Jahrbuch" beschränkt sich rein auf das Wirtschaftsleben, ist aber hier erheblich ausführlicher. Vor allem werden die Tabellen vielfach durch eingehende Mitteilungen erklärt und dadurch für den Leser, der mit japanischen Zuständen und Einrichtungen nicht genauer vertraut ist, erst recht verständlich. In dieser Hinsicht könnte meines Erachtens sogar noch erheblich weiter gegangen werden. Bei vielen wirtschaftlichen Tabellen sollte auch genauer angegeben sein, welchen Grad von Genauigkeit das Material hat, ob es auf wirklicher Zählung oder auf Schätzung beruht. Für die Zukunft wäre wünschenswert, daß über die Veranlagung zu den Steuern einige Tabellen hinzugefügt werden, um ein genaueres Urteil zu ermöglichen. Ein ernsthafter Mangel ist, daß bei der Angabe über die Einfuhr und Ausfuhr von Edelmetallen Gold und Silber nicht getrennt sind. Japan hat Goldwährung, und für deren Beurteilung ist es gleichgültig, wieviel Silber ein- und ausgeführt wird. In gewöhnlichen Jahren ist die Ein- und Ausfuhr von Silber ja unbedeutend. Aber für das Kriegsjahr 1904 ist es doch wichtig zu wissen, daß von

	Edelmetallen	von Gold allein
die Ausfuhr	107,8 Mill. Yen	106,0 Mill. Yen
die Einfuhr	33,9 „ „	3,5 „ „

betragen hat.

Die Mitteilungen über den Warenhandel sollten für die wichtigsten Waren nicht bloß die Werte, sondern auch die ein- und ausgeführten Mengen enthalten. So könnte naturgemäß noch mancher Wunsch ausgesprochen werden. Im ganzen ver-

*) Finanzielles und wirtschaftliches Jahrbuch für Japan. Herausgegeben vom Kaiserlichen Finanzministerium. Fünfter Jahrgang. 1905. Tokio, gedruckt in der Staatsdruckerei.

Digitized by Google

dient aber hervorgehoben zu werden, daß dieses Jahrbuch den Vergleich mit vielen verwandten Publikationen anderer Länder wohl bestehen kann.

Man hat den Verdacht ausgesprochen, daß darin im Interesse des japanischen Kredits eine bewußte Schönfärberei zum Ausdruck komme. Es solle in der schweren Zeit, die Japan durchzumachen hat, das Urteil des Auslandes günstig beeinflußt werden. Ich glaube, daß das ein unberechtigtes, wenn auch verständliches Vorurteil ist. Wenn diese Zusammenstellungen ein günstiges Urteil über Japan hervorrufen, so liegt das in den Tatsachen selbst. Daß keine willkürlichen Gruppierungen vorgenommen sind, ergibt sich schon daraus, daß die ganze Anlage der Tabellen unverändert aus den früheren Auflagen des Jahrbuchs weitergeführt ist. Und das Jahrbuch selbst enthält eben wieder die Auszüge aus dem großen japanischen „Statistischen Jahrbuch", dessen Anlage seit 1882 feststeht und aus einer Zeit stammt, als man an ausländischen Kredit überhaupt nicht dachte. Und noch eins: niemand wird den Japanern eine große Finesse absprechen. Aber mit Zahlen wissen sie wirklich nicht raffiniert umzugehen. Es ist bekannt, wie gering entwickelt ihr Zahlensinn ist. Die bei uns hochentwickelte Kunst, mit viel Geschick und wenig Gewissen „statistische Beweise" zu erbringen, ist, soweit ich sehen kann, in Japan noch in der Kindheit. Daß in diesem Jahrbuch in den Erläuterungen (z. B. S. 10) das Zutrauen zu der wirtschaftlichen Kraft des japanischen Volkes einen starken Ausdruck findet, ist wohl begreiflich. Im Vergleich mit dem, was in Europa oft bei solchen Gelegenheiten geleistet wird, scheint es mir ganz maßvoll zu sein.

Das ist ja ganz selbstverständlich, daß der Benutzer solcher Zahlen selbst Kritik üben und die Augen offen haben muß. Das ist nicht bloß in Japan so. Aber im vorliegenden Falle trifft es besonders zu. Um z. B. ein zutreffendes Bild von den japanischen Finanzen zu erhalten, muß man schon ein wenig mit den Eigenheiten japanischer Etatsgrundsätze bekannt sein. Wenn man etwa „die Einnahmen aus öffentlichen Unternehmungen und Staatsvermögen" als Unterlage für den japanischen Kredit ansehen will, so darf man nicht übersehen, wie das gelegentlich geschehen ist (z. B. in dem Bericht vom 27. Dezember 1904, den die „Times" aus der Feder ihres höchst bedenklichen Korrespondenten in Tokio brachten), daß die Summe von gut 74 Millionen im laufenden Etat nur zum Teil Nettoposten, zum Teil aber Bruttoposten enthält, von denen also die Betriebsausgaben abzusetzen sind. Tut man das, so vermindert sich die Gesamtsumme um 19—20 Millionen.

Da es nicht ganz einfach ist, sich in diesen Dingen zurechtzufinden, soll im folgenden der Versuch gemacht werden, die amtliche Statistik etwas zu ergänzen und einen klareren Ueberblick über das Kriegsbudget für 1905/06 zu geben, wie das für das erste Kriegsjahr in der „Nation" vom 5. November vorigen Jahres geschehen ist.

II.

Die Schwierigkeit liegt in der Trennung des regelmäßigen von dem Kriegsbudget und in dem Hin- und Herschieben der Posten zwischen beiden. Es sei daran erinnert, daß die japanische Finanzverwaltung von Anfang an bestrebt war, die Kosten der Kriegführung nicht bloß durch Anleihen, sondern auch durch Steuererhöhungen aufzubringen. Das Rohtabaksmonopol ist in ein vollständiges Fabrikats- und Handelsmonopol umgewandelt, das seit dem 1. April dieses Jahres ganz durchgeführt ist, aber auch eine Erhöhung der Staatsschuld gebracht hat durch die zur Entschädigung an die Fabrikanten gegebenen Bonds (6,68 Millionen Yen). Die direkten Steuern wurden in der Hauptsache um 70 Prozent erhöht, bei dem Hauptteil, der Grundsteuer, waren es allerdings in Wahrheit nur 30 Prozent. Die Erhöhung der Besteuerung des Verbrauchs war außer für Tabak nicht sehr bedeutend. Auf diesem Wege ist man bei dem zweiten Kriegsbudget weitergegangen.

Zunächst bestehen die vorjährigen Zuschläge und neuen Steuern fort, mit einer Ausnahme: die Akzise auf Petroleum, die mit 1¼ Millionen Yen veranschlagt war, ist aufgehoben. Da der Zoll einschließlich Kriegszuschlag bleibt (mit ca. 40 Pf. f. d. Liter), bedeutet das Schutz den Produzenten, keine Verbilligung für die Konsumenten. Die inländische Produktion wird für 1905 auf rund 190 Millionen Liter geschätzt. Zu den Zuschlägen von 1904 treten dann neue Zuschläge und neue Steuern im geschätzten Betrage von 74 Millionen Yen. Außerdem ist zu beachten, daß das Tabakmonopol mit dem neuen Finanzjahr voll in Kraft kam und 11 Millionen Yen Mehrerträge liefern soll.

Von den Zuschlägen zu den alten Steuern tragen wieder die Hauptmasse die direkten Steuern. Die Grundsteuer wird auf diese Weise um zwei Drittel höher, als sie von 1899 bis 1903 war, die von städtischem Bauland erhöht sich sogar auf das vierfache. Die Gewerbesteuer erhält zu den vorjährigen 70 Prozent Zuschlag nochmals 70 Prozent. Bei der Einkommensteuer, der im Vorjahr alle Stufen um 70 Prozent erhöht waren, werden diesmal die Zuschläge mit den Stufen gesteigert, sodaß z. B. Einkommen physischer Personen unter 500 Yen nunmehr 2 Prozent, Einkommen über 100 000 Yen nicht weniger als 20,35 Prozent zahlen. Dazu kommt nun noch die Erbschaftssteuer, die für japanische Vorstellungen von Familienvermögen und Erbrecht etwas ganz Unerhörtes sein muß, die nach der Nähe der Beziehungen zum Erblasser und der Größe der Erbschaften abgestuft ist. Ihr Ertrag wird auf nur 4,3 Millionen geschätzt, doch fehlt hier wohl jeder Anhalt zu einer genauen Schätzung.

Von den inländischen Verbrauchssteuern wurde vor allem Zucker noch etwas schärfer als im Vorjahr angefaßt. Wichtiger aber als die sonstigen kleinen Aenderungen sind die neuen Steuern: die Ausdehnung der 1904 eingeführten Steuer auf wollene Gewebe, auf alle Arten von Geweben, eine Steuer auf Fahrscheine von Eisenbahnen, Schiffen (Ertrag 3,2 Millionen) usw. und vor allem das Salzmonopol, das 16,2 Millionen bringen soll. Ob das erreicht wird, erscheint einigermaßen zweifelhaft, da der Zuschlag zum Salzpreis nur 2,9 Pfennig für den Liter betragen wird (2,50 Yen für den Koku) gegen 12 Pfennig für das Kilogramm in Deutschland.

Von den Zollerhöhungen ist eine von grundsätzlicher Bedeutung: der bisher steuerfreie Reis erhält einen Zoll von 15 Prozent des Wertes, was für die inländischen Reisproduzenten von Bedeutung ist. Außerdem sind Zollerhöhungen auf Zwirn und Nähgarn, auf Sprengstoffe und auf Schiffe bemerkenswert.

Wollen wir den gesamten Zuwachs der Steuerlast, die das japanische Volk auf sich nimmt, vergleichen mit der normalen Zeit vor dem Kriege, so ist zu beachten, daß 1903/04 gegenüber dem Budget einen erheblichen Ausfall brachte, da die Getränkesteuern infolge der schlechten Reisernte von 1902 und der dadurch stark verminderten Sakebrauerei, einen Ausfall von 13,7 Millionen hatten.

Das Gesamtaufkommen an Steuern einschließlich Ertrag des Tabakmonopols, Stempeln und Gebühren berechnet sich folgendermaßen*):

	Etat Mill. Yen	Abrechnung Mill. Yen
1902/3	179,4	177,3
1903/4	184,6	175,2
1904/5	232,6	—
1905/6	320,7	—

*) Für die wichtigsten der schon vor dem Kriege bestehenden Steuern ergibt sich folgendes Bild (in Millionen Yen):

	Rechnung 1903/04	Etat 1904/05	Etat 1905/06
Grundsteuer . . .	46,9	61,0	82,3
Einkommensteuer .	8,2	13,4	18,5
Gewerbesteuer . .	7,0	12,2	16,1
Getränkesteuern . .	52,8	62,4	63,1
(Etat	66,5)		
Zuckersteuer . . .	6,9	13,4	16,4
Tabaksmonopol . .	14,9	21,1	32,0
Zölle	17,4	18,7	23,7

Nach der Handelsstatistik ergaben die Zölle im Kalenderjahr 1903 16,4 Millionen, 1904 20,5 Millionen Yen.

Digitized by Google

Etwas mildert sich diese enorme Zunahme der Belastung dadurch, daß die Besteuerung der Kommunalverbände stark vermindert ist. Für die Ortsgemeinden sind Zahlen noch nicht vorhanden. In den Bezirken sind die Steuern für 1904 um 14 Millionen niedriger veranschlagt als 1902. Ist die Verminderung in den Ortsgemeinden ähnlich, so ergibt sich eine Steuererleichterung um zusammen mehr als 30 Millionen, die fast ganz bei den direkten Steuern erfolgt.

Die Hauptlast der Kriegsausgabe ist trotz alledem natürlich auf die Zukunft abgewälzt. Es ist bei Gelegenheit der letzten Anleihe, an der ja auch Deutschland sich beteiligt hat, in der Tagespresse genügend davon die Rede gewesen, daß Japan bisher im Ausland nom. 82 Millionen Pfund, im Inland 480 Millionen Yen untergebracht hat, doch scheinen auch von letztgenannter Summe ziemliche Beträge ins Ausland gegangen zu sein. Wie viel davon schon eingezahlt sind, kann ich nicht angeben. Nach dem Finanzjahrbuch waren es am 31. März 1905 198,4 Millionen.

Im ganzen sind der Regierung für den Krieg bisher folgende Summen bewilligt worden:

durch Anleihen zu beschaffen	982,0	Millionen,
aus Erhöhung von Steuern usw. . . .	212,6	„
aus dem ordentlichen Etat überwiesen .	96,4	„
aus staatlichen Fonds	63,0	„
freiwillige Beiträge	1,5	„
Verschiedenes	0,5	„
zusammen . .	1356,0	Millionen.

Durch die Aufnahme der letzten auswärtigen Anleihe hat sich dieser Plan aber bereits verschoben. Die Anleihen, nom. 1280 Millionen, liefern nach Abzug von Agioverlust, Provisionen und Kosten doch über 1100 Millionen effektiv, schon 120 Millionen mehr als in Aussicht genommen war. Ohne die Kriegsanleihen betrug die japanische Staatsschuld am 31. März d. J. 556 Millionen. Mit den Kriegsanleihen ergibt das eine Schuld von 1836 Millionen Yen gleich 3850 Millionen Mark. Wenn jetzt der ersehnte Friede kommt, ohne daß Japan eine erhebliche Entschädigung erhält, so hat es aus diesen Anleihen doch noch beträchtliche Summen zur Verfügung. Da aber ein Teil der Kriegsanleihen nur auf kurze Fristen aufgenommen ist, so wird schon zu deren Fundierung Japan sich in den nächsten Jahren noch weiter an den internationalen Geldmarkt wenden müssen. Dann wird es im eigensten Interesse der japanischen Finanzverwaltung liegen, das europäische Publikum möglichst vollständig zu informieren und den durch die Veröffentlichung des Jahrbuchs beschrittenen Weg möglichst weiter auszubauen.

Heidelberg. Karl Rathgen.

Die Empörung der Hausfrauen.

Von allen politischen Fragen, welche die öffentliche Meinung Deutschlands gegenwärtig beschäftigen, wird keine so erbittert diskutiert wie die Frage der Fleischteuerung. Nachdem der preußische Landwirtschaftsminister Herr von Podbielski mit jener Seelenruhe, die ihn gegenüber nicht agrarischen Beschwerden nie verläßt, den oberschlesischen Klagen über Fleischnot den Verwaltungsgrundsatz unnachgiebiger Aufrechterhaltung der Grenzsperre entgegengesetzt hatte, ist die Bewegung für die Aufhebung der Grenzsperre fortgesetzt gewachsen. Eine beträchtliche Anzahl städtischer Verwaltungen haben die erhobenen Klagen wegen ungewöhnlicher Fleischteuerung für berechtigt erklärt und gefordert, daß die Regierung das ihrige tue, um Abhilfe zu schaffen. Gasthofsbesitzer haben sich zusammengetan, um den Preis der von ihnen verabreichten Speisen zu erhöhen, Fleischerinnungen haben mobil gemacht, und neuerdings hat der Vorstand der Fleischermeister Berlin-Osten an alle Fleischermeister Deutschlands einen Aufruf erlassen, Anfang September in Berlin zusammenzutreten, um durch eine Massenkundgebung zum Ausdruck zu bringen, „daß unweigerlich der Ruin unzähliger Fleischereibetriebe in kurzer Zeit eintreten müsse, wenn nicht rasch Hilfe geschaffen werde".

Alle diese Demonstrationen aber übersteigt an ernsthafter Bedeutung die Empörung der Hausfrauen, die sich außerstande sehen, aus dem Haushaltungsgeld, auf das sie angewiesen sind, den häuslichen Mittagstisch in gewohnter Weise mit Fleisch zu versorgen. Die Fleischrationen müssen verkürzt werden, und jedes Viertelpfund, das bei gleichem Geldaufwand weniger auf den Tisch kommt, wirkt wie eine Anklage gegen die Regierung, die in ihrer blinden Liebe für das Agrariertum an dem Hunger von Millionen von Konsumenten kühl bis ans Herz hinan vorübergeht. Daß die Viehsperren offiziell aus veterinär-polizeilichen Gründen für gerechtfertigt erklärt werden, macht nicht den geringsten Eindruck. Die Agrarier haben es verstanden, den Glauben an die veterinär-polizeiliche Notwendigkeit dieser Sperren so völlig zu erschüttern, daß die überwältigende Masse der Konsumenten nicht mehr an die Ehrlichkeit dieses Motivs glaubt. Mann und Frau aus dem Volke sind fest davon durchdrungen, daß diese Sperren nur dazu dienen sollen, den inländischen Viehzüchtern zu höheren Preisen zu verhelfen, und das Treiben der Agrarier, das seit Jahrzehnten darauf gerichtet ist, die Preise der Lebensmittel durch Maßregeln der Gesetzgebung und Verwaltung zu ihren Gunsten künstlich in die Höhe zu bringen, läßt diese mißtrauische Auffassung nur allzu gerechtfertigt erscheinen. Solange die Lebensmittelpreise nicht in unleidlicher Weise steigen, läßt man sich eine solche Politik mit der seit Generationen anerzogenen Untertanengeduld gefallen. Sobald die Steigerung der Preise für die notwendigsten Lebensbedürfnisse aber den Charakter eines Notstandes annimmt, erinnert man sich, wie weit die Maßnahmen einer fürsorglichen Regierung an diesem Notstande die Schuld tragen, und daß hier nicht eine unabänderliche Kargheit der Natur, sondern eine durch Menschenwitz verschuldete künstliche Teuerung geschaffen ist, welche die Regierung mit leichter Mühe herabmindern könnte, wenn sie nicht durch Rücksichtnahme auf die an hohen Preisen interessierten Viehverkäufer an der Milderung des Notstandes gehindert würde.

Um dem gemeinen Menschenverstande das Verhalten der preußischen Regierung in besonders ungünstigem Lichte erscheinen zu lassen, kommt noch hinzu, daß das Kontingent von Schweinen, das nach Deutschland einzulassen auch von der Regierung für zulässig gehalten wird, vom 1. März nächsten Jahres ab wesentlich höher bemessen ist als gegenwärtig. Es gehört in der Tat ein ungewöhnliches Maß von kritiklosem Glauben an eine höhere Regierungsweisheit dazu, um zu verstehen, weshalb jetzt, da ein wirklicher Notstand vorhanden ist, eine Maßregel unzulässig sein soll, deren Zulässigkeit nach Ablauf von sechs Monaten schon heute außer Frage steht und gesetzlich anerkannt ist.

Die Praxis, die die Regierung bei dem gegenwärtigen Notstand festhält, erleuchtet mit unübertrefflicher Klarheit das ganze Wesen jener agrarischen Verteuerungspolitik, unter der Deutschland heute schon leidet, und unter der es vom 1. März 1906 an in noch viel höherem Maße leiden wird. Es ist immerhin möglich, daß die gegenwärtige ungewöhnliche Vieh- und Fleischteuerung in Deutschland nach einiger Zeit wieder verschwindet, sei es nun, daß die Halsstarrigkeit der Regierung durch die wachsende Empörung der Konsumente gebrochen wird, oder infolge natürlicher Entwicklung der deutschen Viehproduktion. Auf diese Hoffnung hin empfehlen ja auch die Agrarier den deutschen Fleischessern das probate Mittel des Sichdurchhungerns. Aber die dauernden Gründe unnatürlicher Lebensmittelpreise werden nicht gehoben werden, sich im Gegenteil mit dem 1. März des nächsten Jahres in viel intensiverer Weise geltend machen.

Man darf nicht übersehen, daß es für den Familienhaushalt ziemlich irrelevant ist, ob das eine oder das andere der notwendigsten Lebensbedürfnisse im Preise steigt: in jedem Falle muß bei gleichbleibenden Einnahmen die Lebenshaltung verschlechtert werden. Eine künstlich geschaffene Viehknappheit

Digitized by Google

kann, wie gegenwärtig, die Fleischpreise in unerträglicher Weise steigern und so Millionen von Familien zwingen, sich unerwünschte, vielleicht gesundheitsschädliche Entbehrungen beim Fleischgenuß aufzuerlegen. Wenn aber das tägliche Brot künstlich im Preise gesteigert wird, so kann, auch wenn die ungewöhnliche Fleischteuerung geschwunden ist, doch für den Gesamthaushalt derselbe Effekt einer Herabminderung des Fleischkonsums eintreten, weil bei der Beschaffung des täglichen Brotes soviel Geld mehr hat aufgewandt werden müssen, daß für Fleisch nicht mehr die früher dafür angelegte Summe übrig bleibt. Das Haushaltsbudget, insbesondere das der ärmeren Familien, kann nicht an irgend einer Stelle mit neuen Ausgaben belastet werden, ohne daß an einer anderen Stelle mit Entbehrungen darauf reagiert wird.

Die politische Bewegung, die sich in diesem Augenblick gegen eine ganz bestimmte, äußerst akut gewordene Folge der agrarischen Lebensmittelverteuerungspolitik richtet, sollte sich deshalb nicht bloß darauf beschränken, die Ursachen der momentanen Fleischverteuerung aus dem Wege zu räumen, sondern darüber hinaus gegen das ganze System der agrarischen Interessenpolitik gerichtet werden. Mit diesem plötzlichen Erwachen der Konsumentenopposition ist wenig anzufangen, wenn nicht zugleich die Einsicht wächst, daß man hier nur vor einer Einzelerscheinung eines unerträglichen Systems steht, dessen dauernde Beseitigung angestrebt werden muß. Welche Konfusion gerade auch in den Kreisen des sogenannten Mittelstandes herrscht, der jetzt durch die Gruppe der Fleischermeister die schlimmsten Klagen ertönen läßt, wird durch nichts besser illustriert, als durch die Tatsache, daß sich die unlängst gegründete „Deutsche Mittelstandsvereinigung" mit dem Bund der Landwirte zu gemeinsamem politischen Wirken verbrüdert hat. Diese Mittelstandsvereinigung wird vom 3. bis 5. September in Frankfurt am Main eine Generalversammlung abhalten. Die Fleischnot befindet sich nicht auf der Tagesordnung, kann auch nicht darauf gesetzt werden, ohne daß das unnatürliche politische Kartell mit dem Bund der Landwirte wieder aus dem Leim geht. Aber es ist charakteristisch, daß eine solche Mittelstandsvereinigung ihre Zeit mit Diskussionen über Befähigungsnachweis und Meistertitel vertrödelt und für eine Frage, welche die Fleischer, die doch wohl auch zum Mittelstande gehören, aus Rapp und Rohr bringt, kein Verständnis zu haben scheint.

Daß die Lebenshaltung nicht durch gesetzgeberische Verteuerungskünste herabgedrückt werde, ist für den Mittelstand gewiß nicht minder wichtig als für die Arbeiterschaft. Statt dessen lassen sich noch immer zahlreiche Handwerker mit den dümmsten Phrasen über Mittelstandsschutz von denselben Reaktionären ködern, deren ganzes Sinnen und Trachten darauf gerichtet ist, den Mittelstand zugunsten der Steigerung einer agrarischen Rente in Kontribution zu setzen. Hoffentlich benutzen die Herren Fleischermeister die günstige Gelegenheit, um ihren verirrten Mittelstandskollegen darüber ein Licht aufzustecken, welchen politischen „Freunden" sie zum Opfer gefallen sind! Es gibt auch für diesen Erziehungsfeldzug keine besseren Verbündeten als die Hausfrauen, deren politisches Verständnis in demselben Maße wächst, wie die Fleischrationen kleiner werden.

Ferdinand Sorndsen.

Volkshochschulen.

Am 14. Juni d. Js. tagte in Neumünster, ungefähr in der Mitte der deutschen Nordmark, eine imposante Versammlung zwecks Gründung eines Vereins für Volkshochschulen auf dem Lande. An der Versammlung nahmen Professoren, Landräte, praktische Landwirte, Pastoren und Schulmänner teil, und sie alle sprachen sich mit großer Begeisterung für die Gründung ländlicher Volkshochschulen aus. Der Verein trat gleich mit einer größeren Zahl von Mitgliedern ins Leben, auch landwirtschaftliche und andere Vereine ließen ihre Bereitwilligkeit zum Beitritt aussprechen, und Professor Paulsen in Berlin, ein Sohn des meerumschlungenen deutschen Landes, stellte für den Anfang gleich 1000 Mark zur Verfügung. — Mit der Versammlung in Neumünster ist in Schleswig-Holstein eine Bewegung ins Leben gerufen worden, die voraussichtlich nicht bloß für diese Provinz, sondern für ganz Deutschland von großer Bedeutung werden wird, und darum ist es an der Zeit, daß die Sache, um die es sich bei dieser Bewegung handelt, weithin im Lande bekannt werde.

Die Volkshochschulbewegung hatte ihren Ursprung in Dänemark und ist dort durch den bekannten Bischof Grundtvig (gestorben 1872) ins Leben gerufen worden, durch einen Mann, der die nationale Bildung auch der ländlichen Bevölkerung als Aufgabe seines Lebens betrachtete. Er ging dabei von dem Grundsatz aus, daß der ländlichen Jugend nach ihrem Austritt aus der Volksschule zunächst einige Jahre Zeit für praktische Berufsarbeit gelassen werden müsse, und daß sie in reiferem Alter, etwa vom 18. Lebensjahre an, seiner Bildungsidee am meisten entspräche. In seinem Buche „Skolen for Livet" (Die Schule für das Leben) sowie in anderen zahlreichen Schriften legte Grundtvig seine Grundsätze über die von ihm verfochtene Sache dar. Er verlangte „Verbreitung allgemeiner Bildung durch das lebendige Wort", und da er die ländliche Bevölkerung als den Kern des Landes betrachtete, kam sie für seine volksfreundlichen Zwecke besonders in Frage.

Im Jahre 1844 wurde nach den Grundsätzen des genannten Predigers die erste ländliche Volkshochschule zu Rödding im nördlichen Schleswig gegründet; sie bestand dort bis zum Jahre 1864 und wurde dann nach Askov in Dänemark verlegt. Der Mann aber, der dem neuen Bildungswesen den breitesten Boden gewann, war der Volksschullehrer Kristen Kold. Er wurde 1816 geboren, und nach einem sehr bewegten Leben, das ihn in der weiten Welt vielfach hin- und hergeworfen hatte, fing er an, die Schriften seines Landsmannes Grundtvig über Volkshochschulen zu studieren. Diese Schriften übten einen solchen Einfluß auf den erfahrenen Mann aus, daß er beschloß, sich der praktischen Tätigkeit auf dem Gebiete des Volkshochschulwesens zu widmen. Er setzte sich mit Grundtvig in Verbindung, und beide gründeten im Jahre 1851 eine Volkshochschule auf der Insel Fünen, und Kristen Kold hat diese Anstalt bis an sein Lebensende im Jahre 1870 geleitet. Während seiner Tätigkeit als Leiter seiner Schule wirkte er durch Wort und Schrift für Verbreitung der Hochschulidee, und daß die letztere in den Anschauungen des Volkes festen Fuß faßte, war hauptsächlich sein Verdienst. Zwar ging die Verwirklichung der Grundtvigschen Ideen nicht ganz glatt von statten; der zielbewußte Hochschulapostel Kold hat manche Enttäuschung erleben müssen. Manche Schule quälte sich unter den verschiedensten Schwierigkeiten kümmerlich vorwärts, um dann sang- und klanglos in das Nichts zurückzusinken; aber mit der Zeit brach sich die Erkenntnis von dem Segen der bäuerlichen Hochschulen mehr und mehr Bahn, und gegenwärtig besitzt Dänemark achtzig solcher Schulen, und das ganze dänische Volk ist von der hohen sozialen und kulturellen Bedeutung der Volkshochschulen überzeugt. Es ist auch außerhalb Dänemarks allgemein bekannt, daß unser Nachbarland in bezug auf Landwirtschaft und Viehzucht auf einer hohen Stufe steht; es ist ferner bekannt, daß diese Blüte durch eine intelligente ländliche Bevölkerung bedingt ist; daß aber die verhältnismäßig hohe Bildung der dänischen Bauern und also auch der wirtschaftliche Aufschwung auf dem Lande im letzten Grunde durch die ländlichen Volkshochschulen bewirkt worden ist, weiß man ganz nur in Dänemark zu würdigen. Es ist deshalb angebracht, einen Blick in den Betrieb einer dänischen Volkshochschule zu werfen. Die Kunde darüber verdanken wir besonders der rastlosen Tätigkeit des Gewerbeschullehrers Fr. Lembke zu Heide in Dithmarschen, der vor einigen Jahren eine Reise nach Dänemark unternahm, um die dortigen ländlichen Hochschulen kennen zu lernen, und das Ergebnis seiner Studien in einer Schrift „Die dänischen Volkshochschulen" (Verlag von Lipsius & Tischer in Kiel und Leipzig), sowie in der von ihm mitgeleiteten „Zeitschrift für das gesamte Fortbildungsschulwesen in Preußen" (ebenda) niedergelegt hat.

Digitized by Google

Die dänische Volkshochschule nimmt in der Regel die jungen Leute auf, nachdem sie das achtzehnte Lebensjahr vollendet haben. Der Kursus besteht aus zwei Teilen, einem fünf- bis sechsmonatigen Kursus für Jünglinge und Männer und einem drei- bis viermonatigen Kursus für Frauen und Jungfrauen. An dem Kursus der „erweiterten" Volkshochschule zu Askov, der ersten ihrer Art, nehmen Männer und Frauen gleichzeitig teil. Die Unterrichtszeit wird, so weit es möglich ist, in die Wintermonate gelegt, damit die jungen Leute im Sommer der Arbeit in den landwirtschaftlichen Betrieben nicht zu sehr entzogen werden. Das Schülermaterial setzt sich übrigens nicht bloß aus Kindern landwirtschaftlicher Besitzer zusammen, sondern auch die Söhne und Töchter von Kleinbauern und Arbeitern nehmen an den Kursen teil, und das ist für sozial denkende Volksfreunde ein sehr erfreuliches Moment in der ganzen Sache; die Volkshochschulen wirken versöhnend zwischen den verschiedenen Bevölkerungsschichten. Protzentum und Ueberhebung einerseits, Neid und Unzufriedenheit andererseits erfahren durch die Volkshochschulen keine Förderung, vielmehr wird ihnen der Nährboden entzogen. 22 Prozent aller Volkshochschüler entstammen dem Arbeiterstande. Diesen weniger bemittelten Volksklassen kann der Besuch der Hochschule natürlich nur möglich gemacht werden durch weitgehende Unterstützung dieser Schulen seitens des Staates und anderer Körperschaften. Seit etwa zehn Jahren zahlte der dänische Staat für 78 Volkshochschulen jährlich 400 000 Kronen (= 450 000 Mark) und im letzten Jahre für 80 solcher Schulen sogar 500 000 Kronen (= 562 500 Mark), nach unserm Gelde also über 7000 Mark für jede Schule. Durch diese Unterstützungen wird bewirkt, daß die Volkshochschulen von ihren Schülern ein niedriges Schulgeld erheben. Für Kost, Wohnung und Unterricht brauchen nur 33,50 Mark gezahlt zu werden. Die Schülerzahl steigt demzufolge von Jahr zu Jahr, und schon jetzt hat aus den in Betracht kommenden Volkskreisen jede fünfte Person eine Volkshochschule besucht. Der Besuch der Schule ist freiwillig; auch ist es in das Belieben der Schüler gestellt, ob sie den ganzen Unterricht genießen oder nur einem Teil desselben beiwohnen wollen. Der Unterricht wird auch nicht in schulmäßiger Form erteilt, sondern hat der Form nach mehr akademisches, dem Inhalt nach natürlich volkstümliches Gepräge. Die Form also ist der freie Vortrag der Lehrer und die zwanglose Unterredung; die Schüler hören zu oder werden zu reger Beteiligung an der Unterredung angeregt und lassen die Wirkung des Gehörten nicht durch die Tätigkeit des Nachschreibens zerstören. Sie brauchen keine Rechenschaft von der Verarbeitung des Stoffes abzulegen; denn Schulprüfungen am Schlusse der Kurse gibt es nicht. Wenn trotzdem große Erfolge erzielt werden, die zwar nicht zahlenmäßig oder durch Zeugnisbücher zu beweisen sind, aber in dem Aufschwung der ländlichen Verhältnisse, besonders der Landwirtschaft, ihre Bestätigung finden, so kann man sich einen Begriff machen von der pädagogischen Tüchtigkeit der Lehrer sowohl, als auch von dem gesunden Eifer der Schüler.

In der Volkshochschule wird täglich acht bis neun Stunden unterrichtet. Die Stunden verteilen sich wie folgt: Weltgeschichte 1, vaterländische Geschichte 1, Staatsverfassung 1, Muttersprache 1 Stunde täglich; Geographie 4, Physik und Hygiene 3, Rechnen 3, Naturgeschichte, Schreiben und Zeichnen 1—2 Stunden wöchentlich. Außerdem wird täglich eine Stunde schwedische Gymnastik getrieben. Der ganze Unterricht trägt ein heimatliches Gewand; darum arbeitet man in Dänemark nicht nach einem Normallehrplan, sondern jede Schule hat ihren eigentümlichen Charakter, der durch die heimatliche Scholle, auf welcher sie arbeitet, bedingt wird.

Nachdem wir so in kurzen Zügen ein Bild von der dänischen Volkshochschule gezeichnet haben, von dem Muster, das sich der schleswig-holsteinische Verein für Volkshochschulen bei seiner Arbeit vor Augen gestellt hat, wenden wir uns wieder dem zu, was man in dieser Beziehung in Schleswig-Holstein beabsichtigt. Es wird jedem klar sein, daß Schleswig-Holstein, weil seine ländlichen Verhältnisse denen Dänemarks ähnlich sind, der geeignetste Boden für die erste Einführung der ländlichen Volkshochschulen in Deutschland ist. Die Schulen werden hier, und hoffentlich auch bald im übrigen Preußen und Deutschland, einen ganz erheblichen Fortschritt auf dem Gebiete der Volksbildung auf dem Lande bedeuten. Das platte Land hat bisher nur eine einzige Volksbildungsanstalt, die Volksschule. Diese bildet und erzieht das Kind zu einer Persönlichkeit, die ihren Platz auf dieser Erde auszufüllen imstande ist. Aber das Ziel wird nur sehr unvollkommen erreicht; denn wenn das vierzehn- bis fünfzehnjährige Kind die Volksschule verläßt, so ist es noch kein fester Charakter, sondern gleicht dem Rohre, das der Wind hin- und herweht. Auch bezüglich der Geistesbildung kann in der genannten Lebenszeit von einem Abschluß nicht die Rede sein. Die obligatorische Fortbildungsschule könnte helfen, das Manko auszugleichen; aber von der gesetzlichen Einführung dieser Schulen sind wir in Preußen noch weit entfernt. Bei der fakultativen Einrichtung der ländlichen Fortbildungsschule geht der größte Teil der Jugend leer aus, und besonders die Arbeiterkinder, die eine Fortbildung am meisten nötig haben, weil ihre Volksschulbildung aus verschiedenen Gründen im allgemeinen sehr lückenhaft geblieben ist, stellen einen sehr geringen Bestandteil der Schülerzahl in den Fortbildungsschulen dar. Außerdem legt die Fortbildungsschule, ihrem Wesen entsprechend, das Hauptgewicht auf berufliche Bildung, während die Allgemeinbildung für Körper und Geist zurücktritt. Dasselbe gilt von den landwirtschaftlichen Winterschulen, die das Ziel verfolgen, ihre Schüler zu tüchtigen Landwirten zu machen. Die Fortbildung der weiblichen Jugend auf dem Lande liegt ganz im argen. Die Volkshochschule will nun beide, Jünglinge und Mädchen, durch gediegene Allgemeinbildung zu denkenden, arbeitsfähigen und arbeitsfreudigen Charakteren heranziehen. „Einen klaren Kopf, sich und seine Zeit richtig zu erkennen und sich rechtzeitig den Verhältnissen anpassen zu können, einen festen, beharrlichen Willen, mutvoll vorwärts zu streben, und ein warmes Herz, erglühend für alles Große und Gute, das braucht der Mensch im Leben," und das will die Volkshochschule bei ihren Schülern erzielen. Das Bildungsbedürfnis und das Bildungssehnen sind bei der ländlichen Bevölkerung groß, darum wird man über Schülermangel nicht zu klagen haben. Die Fortbildungsschulen auf dem Lande leiden meistens unter der zu kleinen Schülerzahl; aber das ist zu verstehen, solange der Schulzwang nicht eingeführt ist. Wenn die Kinder die Volksschule verlassen, sind sie zunächst bildungssatt; sie wollen als erwachsen gelten und nicht mehr Kinder sein. Aber mit dem achtzehnten Lebensjahre etwa stellt sich der Bildungshunger wieder ein, und dem will die Volkshochschule entgegenkommen. Wird die Fortbildungsschule erst obligatorisch sein, so wird durch sie der Besuch der Volkshochschule sehr wirksam vorbereitet werden können. —

Natürlich ist mit einer einzigen Volkshochschule das hohe Ziel nicht zu erreichen; das Ideal ist darum ein Netz von solchen Schulen über das ganze Land. Jede Schule ist ein Internat mit 60 bis 80 Schülern, die gleichsam eine große Familie bilden. Der Unterricht soll selbstverständlich nicht eine Fortsetzung des Volksschulunterrichts sein. Die Heimat gibt dem ganzen Unterricht seinen Charakter. Sie wird nach jeder Richtung eingehend betrachtet; „ihre Geschichte, ihre Natur, ihre Literatur, ihre wirtschaftlichen Verhältnisse, ihr Handel, Wandel und Verkehr, überhaupt Heimatkunde im weitesten Sinne soll die Volkshochschule lehren, eine rechte Heimatschule soll sie sein". Neben der Geistesbildung wird den körperlichen Uebungen durch Turnen und Pflege der Volks- und Jugendspiele Raum gegeben. Spiel, Gesang und Lektüre füllen die freie Zeit der Schüler aus. Ihr Schülermaterial erhält die Volkshochschule aus allen Gegenden des Heimatlandes; in gesellschaftlicher und sozialer Beziehung will sie versöhnend wirken, indem sie die Söhne und Töchter aller Stände der ländlichen Bevölkerung aufnimmt.

Aber die Volkshochschule kostet Geld; wer trägt die Kosten? Man ist geneigt, die Kostenfrage als die gefährlichste Klippe der ganzen Bewegung anzusehen. Tatsächlich wird sie eine solche Klippe nicht sein. Soll der Staat die Kosten bezahlen? Nein. Denn die Volkshochschule soll keine Staatsschule sein. Sie würde andernfalls auch die staatliche Zwangsjacke anziehen müssen, und sie soll sich doch in jeder Beziehung frei entfalten können. Aber der Staat soll nicht beiseite geschoben werden. Staat und Kreis geben jetzt für die ländlichen

Digitized by Google

Fortbildungsschulen je ein Drittel der Kosten her, und auf diese Beiträge hofft man auch für die Volkshochschule. Außerdem werden die verschiedensten Vereine zu dem großen Werke beisteuern. Sodann wird in Schleswig-Holstein der in Neumünster gegründete Verein für ländliche Volkshochschulen mit seinen Mitteln einspringen. Ueberall, wo der Verein für die Volkshochschule agitiert, findet man das lebhafteste Interesse für die Sache, und die Mitgliederzahl wächst von Tag zu Tag. Der Mitgliederbeitrag ist für natürliche Personen auf jährlich 3 Mark oder einmalig 50 Mark, für Vereine und Korporationen auf jährlich 10 Mark oder einmalig 200 Mark festgesetzt worden. Man wird zugeben, daß unter den angeführten Voraussetzungen die Kosten für die Schüler gering sein werden, und niedrig müssen sie sein, denn sonst würde der Besuch der Schule manchem „kleinen" Mann unmöglich werden. Der geistige Urheber der Bewegung in Schleswig-Holstein, Gewerbeschullehrer Lemble hat berechnet, daß die Schüler für Unterricht, Kost und Wohnung nur 11 bis 14 Mark monatlich zu zahlen hätten. Das ist eine so geringe Summe, daß jeder sie erschwingen kann. —

Das sind also die hohen Ideale, die der genannte Verein zu verwirklichen strebt; er ist bereits eifrig an der Arbeit, und nicht lange wird's dauern, bis die erste Volkshochschule in Schleswig-Holstein ihre Pforten öffnen wird. Zu Oktober d. Js. wird bereits eine Volkshochschule für Mädchen in Tingleff im nördlichen Schleswig ihre Arbeit beginnen. — Die Volkshochschulbewegung hat sich von Dänemark über die Königsau einen Weg in die meerumschlungene deutsche Nordmark gebahnt, und voraussichtlich wird diese Bewegung an der Elbe nicht Halt machen.

Glückstadt. Fr. Glindmeier.

Palermo.

Blätter aus meinem Reisetagebuch.

1.

Auf Reisen sollte man im Grunde am meisten und zuerst das sehen, was der Tag bringt, was heute lebt. Aber jeder Schritt und jeder Blick — in Sizilien mehr noch als in andern Ländern — führt uns zurück, zwingt uns zu denken und zu sehen, wie das Heutige aus dem Vergangenen entstand. Sikaner, Phönikier, Griechen, Römer, Ostgoten, Byzantiner, Araber, Normannen, Hohenstaufen, Franzosen und Spanier haben das schicksalsreiche Land nacheinander besessen. Und wie das Rad der Zeiten wechselnd ein Herrschergeschlecht zur Macht geführt hat und das andere versinken ließ, bis wieder dieses dahinging, um einem neuen Raum zu geben, so ist auch das Zeichen dieser Insel ein seltsames, sich drehendes Rad. „Trinakria", wie sie mit dem antiken Namen heißt, die dreieckige Insel, die mit drei spitzen Vorgebirgen sich ins Meer hinausstreckt, Trinakria nennt man hier in Palermo auch dies ihr Wahrzeichen. Es ist ein Frauenkopf in der Mitte, aus dem drei im Knie gebogene Beine, gleichsam die Speichen des drehenden Rades nach drei Seiten hervorkommen. Vielleicht könnte man die Urform dieser Hakenbeine auf jenes Hakenkreuz zurückführen, das Swastika, das Sonnenaufgang und Sonnenuntergang bedeutend, den ältesten Ornamenten aller Völker zugehört und auf peruanischen Töpferwaren, wie in den Funden aus Schliemanns Troja, in unseren Bauernholzschnitzereien so gut wie in Indien, in Japan oder Südafrika vorkommt. Man findet diese Triquetra — das Gorgoneion mit den drei geflügelten Füßen — in Sizilien auf den antiken Münzen und seltsamerweise ist es auch das Wappen der Isle of Man, die zwischen England, Schottland und Irland liegt. Auf einem Stein in dem schönen Garten der Villa Giulia steht es als Attribut des Genius von Palermo, und auf Lesezeichen, Gläsern, Teelöffeln wird es von den Goldschmieden und Lederarbeitern unserer Tage so häufig wie nur irgend möglich angebracht.

Unter den sizilischen Münzen zeigen noch einige mit den schweren Bourbonengesichtern der Könige beider Sizilien das uralte Zeichen. Die Münzen der Anjou tragen die französischen Lilien, die der Hohenstaufen den deutschen Adler, König Rogers Münzen wieder ein rad- oder sternartiges Symbol. Aber sie alle erscheinen fast kunstlos im Vergleich zu der ruhigen, reifen Schönheit der griechisch-sizilischen Münzen aus dem fünften und vierten Jahrhundert vor Christo. Unter den modernen Meistern der Medaille mag Lechevrel für seinen bekannten Kopf der französischen Republik sich bei jenen alten Künstlern Rat geholt haben. Die antiken Köpfe weiblicher Stadtgottheiten besitzen eine noch strengere, statuenhaftere Ruhe der Züge, während sich in ihrem Kopfschmuck, ihrer Haartracht die allergrößte, realistische Verschiedenheit zeigt. — Die Gottheit auf den goldenen Tetradrachmen von Syracus ordnet ihre Locken ganz anders als die von Selinunt. Und die von Akragas trägt ein anderes, kleidsameres Kopftuch oder Netz und Diadem als jene von Messana, von Panormos.

2.

In der Favorita, dem schönen Park zu Füßen des Monte Pellegrino, sollte Blumenkorso sein. — Lang vor der Einfahrt hatten sich schon Verkäufer mit Veilchen, Levkojen und dicken Büschen von Lauristinus aufgestellt, aber die Blumen sahen nicht frisch aus. Ein Dutzend Carabinieri, je zwei und zwei, mit ihren roten Federbüschen gravitätisch dahinwandelnd, behüteten die leeren Wege. Denn bei dem scharfen Nordwind waren nur ein oder zwei schlechte Mietskarossen, mit wenigen Fremden besetzt, zu sehen. Die Equipagen der vornehmen Palermitaner fuhren, wie meist im Winter, fest geschlossen, in langsamem Trab auf der altgewohnten Straße beim Giardino Inglese ihren Corso wie jeden Nachmittag.

Am nächsten Tage gab es dann doch unerwarteterweise eine Art von Blumenschlacht. Es war ein Studentenfest. Was sie feierten? woher so viele zusammenkamen? Ich habe es nicht erfahren können. Man hört hier überhaupt nie etwas genau, weil die meisten Leute nichts wissen. „È una festa di studenti," das war ihnen genug und mußte auch uns als Erklärung genügen. Bei der Menge dieser jungen, hübschen Burschen mit ihren roten, grünen, gelben, blauen Mützen aus Sammet, Tuch und Leder, konnte man annehmen, daß es nicht nur Studenten von Palermo, sondern auch solche von Messina und anderen sizilianischen Universitäten seien, die sich hier vereinigt hatten. Am Morgen waren sie zu Fuß in die Vorstadt Acquasanta hinausgezogen, hatten dort eine Regatta veranstaltet und auf den Terrassen der Villa Igiea, von ihrer Musikkapelle begleitet, etliche Lieder zum besten gegeben, auch deutsche, darunter: „O alte Burschenherrlichkeit, wohin bist du geschwunden?" Die wohlbekannte Weise zog über die Steinterrassen hinaus, weithin über Bucht und Hafen in das wunderblaue Meer. Die Worte, die sie sangen, blieben uns unverständlich, nur die Melodie erfüllte die sonnige, morgenfrische Luft mit ihren heimatlichen Klängen.

Am Nachmittag herrschte dann auf dem Straßenzug der Via Maqueda, bis zum Giardino Inglese hinaus, das lustigste Treiben. In Droschken je zu Vieren fuhren lachend, singend, Mützen schwenkend die jungen Herren und überschütteten jeden entgegenkommenden Wagen mit einem Regen von buntfarbigen Wurfgeschossen, Schnitzelschnee und Blumensträußchen. Die Serpentinen, die sie geschickt zu schleudern verstanden, umschlangen, sich auftrollend, Wagen, Kutscher, Pferd, Pferdegeschirr und Deichsel mit einem unentrinnbaren Netz von grünen, weißen, roten, dünnen Papierfäden, daß man, zu Hause angelangt, sich kaum herauszuwickeln vermochte. Noch nach Tagen, ja nach Monaten, haben wir in unseren Kleidern weiße und bunte Schnitzelchen entdeckt, ein Andenken an die Studenten von Palermo.

3.

Die Unwissenheit des Volkes hier setzt den Fremden immer wieder in Erstaunen. So gut wie sie von jenem Fest nichts weiter wußten, als daß es ein Fest sei, so antwortete uns der

Digitized by Google

Kutscher zehnmal auf unsere Frage nach irgend einer Kirche am Wege: „E una chiesa.“ — Es ist eine Kirche. — „Welche? was gibt es darinnen zu sehen?“ — Es ist zuviel verlangt, daß er das auch noch wissen sollte! Einen Straßennamen zu kennen oder eine Nummer zu beachten, fällt ihm nicht ein; ja, wenn man ihm Straße und Nummer noch so genau sagt, fährt er gleichgültig daran vorüber und findet das Ziel nur nach den Bezeichnungen, die er im Kopfe hat und zu brauchen gewöhnt ist. Freilich werden auch die Namen der Straßen alle paar Jahre, je nach der politischen Strömung umgeändert. Und das Volk, das nicht lesen kann, behält in seinem Sprachgebrauch den ältesten bei, der längst nicht mehr gilt, doch früher durch Jahrhunderte bestand. Der Corso, der geradeaus vom Hafen, am Dom vorüber, in der Richtung auf das Gebirge, bis zum Schloß führt, diese gerade, zu jeder Tageszeit schattige Straße wird noch heute, so hörte ich, beim Volk mit dem arabischen Namen Cassaro genannt. Durch ein paar Jahrhunderte freilich hieß er Toledo, nach einem spanischen Vizekönig und heißt jetzt, wie es an den Ecken zu lesen, gleich den Hauptstraßen in fast allen großen und kleinen italienischen Städten, Corso Vittorio Emmanuele. Auch der Platz, an dem sich dieser Straßenzug mit dem anderen, dem Meeresstrand gleichlaufenden, der Via Maqueda, kreuzt, nennt sich nur offiziell Piazza Vigliena. Ein Vizekönig dieses Namens ließ die Häuser, die hier den Kreuzweg begrenzen, an den Ecken abstumpfen, sodaß man dadurch Raum gewann. Vor diese abgestumpften vier Wände setzte er eine lustige Rokokodekoration von Brunnenschalen im Erdgeschoß, von Statuen in Nischen, Königen, Feldherren und heiligen Jungfrauen, die sich vier Stockwerke hoch übereinander aufbauen. Hier an den „Vier Ecken“ den Quattro Canti, wie der Platz heißt, ist der Mittelpunkt des geschäftigen und des eleganten Treibens. Die elektrische Bahn fährt vorüber, die nachmittäglichen Wagenreihen biegen hier, vom Meer, von der Marina kommend, nach rechts hin ein, und zur Corsozeit darf vor keinem Laden ein Gefährt halten, gleich kommt ein Carabimero, der den Kutscher anweist, sich anzuschließen und in der Reihe weiterzufahren. Aber nicht am Nachmittag nur, vom frühen Morgen an stehen, soweit der Schatten reicht, hier längs der schmalen Bürgersteige Leute, die nichts tun —, die nur zuzusehen scheinen. Was sie da sehen? Vielleicht, daß Fremde vorüberfahren, daß sie beobachten, wie zu einem Goldschmied oder Geschäftsmann nur wenige Käufer, zu dem anderen gegenüber, der den gleichen Namen trägt, viele hingehen. — Läden von ein und demselben Namen, demselben Verkaufszweig, sind oft drei und mehr in einer Straße. — Oder die Zuschauer studieren die Trauerbänder, die, eine eigentümliche Sitte, quer über die Tür gespannt, dem Angedenken irgend einer stadtbekannten Persönlichkeit gewidmet sind. Dies Umherstehen von jungen, hübschen, kräftigen Menschen, die nichts, gar nichts tun, den langen Tag lang, berührt den immer vollbeschäftigten Fremden und Norddeutschen seltsam. Von jemandem, der in Palermo lebte, hörte ich aber, so zwecklos, wie es dem Uneingeweihten erscheine, sei dies Stehen am Corso denn doch nicht. Die einen warteten auf Kunden um ein Geschäft hier abzuschließen, die anderen auf Bestellungen und auf Arbeit, so bilde die Straße gleichsam die Börse, wo zur Morgen- und Mittagsstunde jeder jeden zu treffen wisse.

So ist es auch wohl nicht nur Plauderbedürfnis, wenn in der Apotheke der Arzt am Ladentisch lehnt, ein Gläschen Likör trinkt, die Kunden mustert, mit seinem guten Rate einspringt, um ein ausländisches Rezept zu entziffern. Er hält hier seine Sprechstunde ab, und wer seiner bedarf, weiß ihn am schnellsten in der Apotheke zu finden.

Wie aber doch die Plaudergewohnheit die Arbeit hier stört, darüber wußte eine Hausfrau am meisten zu klagen. Wurde doch ihre Küche nie leer von Tanten und Basen ihrer Dienstmädchen. Denn da wir hier in Sizilien bekanntlich dem Orient nicht allzufern mehr sind, arabische Einflüsse auch im Volk nie ganz erloschen, so verbietet noch heute die Sitte einem Mädchen, einer jungen Frau, allein auch nur über die Straße zu gehen. Und gleich ihrer Herrin, muß die Köchin, wenn sie auf den Markt will, um einzukaufen, warten, bis ihre Mutter oder Patin bereit ist, sie auf dem Weg zu begleiten.

4.

Wie groß und rege die Anteilnahme des Volkes an politischen Dingen ist, erkennt man schon, wenn man sich immer und immer wieder auf den Gibil Rosso, den Berg hingewiesen sieht, an dem Garibaldi lagerte, bevor er mit seinen tausend Begleitern in die Stadt einzog, sie zu erobern. Und wenn sie auch von den anderen und höheren Bergen rings um die Stadt nicht einen uns zu nennen wissen, — diesen Gibil Rosso kennt jeder.

Am Wahltag waren alle Straßen noch viel voller, als sonst schon. Die Namen der Kandidaten prangten an allen Balkonen, an allen Säulen. Auf dem Revolutionsplatz, auf dem 1848 zuerst das Banner des Aufstandes erhoben sein soll, trug selbst der Genius von Palermo, ein etwas kläglicher Gesell, der dort auf einer Brunnenanlage hockt, einen riesigen Zettel mit dem Namen des Herzogs von Arenella an einem Strick um den Hals gebunden. Und vor der ehemaligen Kirche Santa Anna, in der heute das Wahllokal war, erschienen Platz und Stufen schwarz von schreienden, gestikulierenden Männern.

Ein paar Schritte weiter steht ein Steinkreuz, die Stelle bezeichnend, wo im Jahre 1282 die Erschlagenen bestattet sein sollen, als das Volk in dem blutigen Aufstand der Sizilianischen Vesper die Anjou, mitsamt ihren Anhängern, ja jeden Menschen, der nur das Wort eiriegia (Kirsche) mit französischer Aussprache sagte, aus dem Lande verjagte. Es war das die Rache für den Tod Konradins, des letzten jungen Hohenstaufen. Die Parteileidenschaft hat denn doch auch hier seitdem, zum Glück, etwas mildere Formen angenommen.

5.

Nicht weit von den Quattro Cantoni, von der Universität und dem Municipio stehen auf erhöhtem Terrain zwei uralte Normannenkirchen, La Martorana und San Cataldo. Eigentlich sind es nur Gerippe von Kirchen, dienen sie doch längst nicht mehr dem Gottesdienst. Die Kommission für die Erhaltung aller sizilianischen Kunstwerke hat ihren Sitz in der Martorana. Es ist dies die wichtigere von beiden.

Der Großadmiral König Rogers, Georgios von Antiochien, hat sie gegründet, wie es ihr alter Name Santa Maria dell' Ammiraglio anzeigt. Am Aeußeren der Kirche und ihres schönen Glockenturmes sieht man recht die Mischung von byzantinischen mit arabischen und normannischen Elementen, eben wie im Namen des Gründers, der ein Syrer war, griechischer Christ und doch mit einem arabischen Titel Emir der Emire und Admiral hieß. Im Inneren stehen, nach der Sitte jener vielsprachigen Zeit, griechische und arabische Inschriften, mit ihren schönen verschlungenen Lettern, die sich ausnehmen wie Koranverse, einträchtiglich nebeneinander. An der Wand der Eingangshalle erblickt man König Roger selber, wie Christus ihm die Krone aufs Haupt setzt, und ihm gegenüber stellt ein zweites, großes Mosaikgemälde den Admiral Georgios dar. Zu seinem Prachtmantel, dessen Urbild vielleicht einst aus den Webereien der Normannen hier im Schloß (dem Hotel de Tiraz) hervorging, liegt der fromme Stifter, weißbärtig, gekrümmt, und so kleinwinzig, wie sich die Menschen jener Zeiten neben Heiligen demütig darstellten, zu den Füßen der Jungfrau, die eine ellenlange Schriftrolle über ihm hält. Er sieht, unter die quadrierte Manteldecke ängstlich geduckt, — jedesmal wenn man wieder vor das vielfach restaurierte Mosaik tritt, fällt einem der lächerliche Vergleich auf, — eher der putzigen Karikatur einer Schildkröte ähnlich, als einem großen Seehelden und Krieger.

6.

Die schönste Kirche in Palermo, eine der schönsten aller Kapellen meine ich, die es überhaupt gibt, ist im Schloß König Rogers die Cappella Palatina. In langen Streifen, Stockwerk über Stockwerk bedecken byzantinische Mosaiken auf leuchtendem Goldgrund Kuppel und Wände. Die Pracht der Holzdecke und des Marmorfußbodens haben arabische und lateinische Schriftsteller schon im zwölften Jahrhundert gefeiert. Morgens, während der Messe, wenn die Chorherren in ihren

Digitized by Google

roten und violetten Gewändern im Halbkreis in ihrem Gefühle sitzen, wenn der Weihrauch in bläulichen Duftwolken aufsteigt, dann bricht ein einzelner Sonnenstrahl zu einem der Fenster hoch in der Wölbung der Kuppel herein. In seinem schwertbreiten, lichten Glanze leuchten die großen verschlungenen und vergoldeten kufischen Lettern auf, die über dem Längsschiffe die Decke, mit ihren Honigzellenornamenten in den Ecken, umsäumen. Die schweren Kapitäle der Säulen, die zierlicheren Marmorskulpturen an der Kanzel, am Osterleuchter, treten deutlicher aus dem dämmernden Halbdunkel hervor. Und aus dem Reichtum der Mosaiken heben sich einzelne Züge eindrucksvoll ab. Der Stab des heiligen Andreas über dem linken Seitenaltar erblüht zu einem farbigen Blumenstrauß; die geflügelten Engel der Kuppel rings um das Brustbild Christi, in den bunten, vielartig gemusterten Gewändern heben ihre ordnenden Stäbe mit andächtigerer Gebärde in die Höhe. Und dort die Knaben, bei dem Einzug in Jerusalem, eilen sich, ihre Kleider auf die blumenbestreute Straße zu breiten, ja, der eine zieht in der Freude sein weißes Hemdlein über den Kopf, es vor die Füße der Eselin zu legen, die den Heiland zum Tor hin trägt, aus dem würdig bebartete Männer ihm zur Begrüßung entgegenkommen. Aber die naiven Genreszenen, die komisch steifen, und die hoheitsvollen Gestalten der Mosaiken vereinigen sich zu einem Ganzen von hinreißend feierlicher Pracht.

7.

Da im Chor bei den singenden Geistlichen sitzt auch Monsignor di Marzo, der eine Geschichte der normannischen Kunst in Sizilien verfaßt hat. Außer seinem Amt hier an der Kapelle verwaltet er das des Direktors der Kommunalbibliothek. Ein feiner Kopf, bartlos, mit milden, edlen Zügen. In seiner Sakristei empfängt er die Fremden in seinen schönen Chorherrengewändern, die blassen, schmalen Hände strecken sich mit vornehmer Grazie aus den breiten Spitzenmanschetten dem Eintretenden zur Begrüßung entgegen. Monsignore di Marzo war es auch, der, als der berufenste Erklärer ihrer Schätze, kürzlich noch den deutschen Kaiser durch die Palatina geführt hat.

Palermo besitzt, wie alle italienischen Städte, eine Reihe von Spezialforschern, die, stolz auf den Ruhm ihrer Vaterstadt, sich ausschließlich mit deren Geschichte und Kunstwerken beschäftigten. Ein anderer dortiger Gelehrter, der, so oft der Kaiser Sizilien besucht hat, so kürzlich wieder in Taormina, ihn als Erklärer führen mußte, ist der Archäologe, Direktor des Museums, wie aller Ausgrabungen auf Sizilien, Professor Antonino Salinas. Wahrscheinlich von Spaniern abstammend — trägt er doch denselben Namen wie die zwei in Rom lebenden spanischen Maler —, besitzt der Professor Salinas jenes südliche Brio, das einen Menschen unserer Tage — nach einem Wort von Alfred Lichtwark — so sehr zum Museumsleiter befähigt, wie es ihn in früheren Zeiten vielleicht Condottiere und Befehlshaber über wilde Söldnerscharen hätte werden lassen. Das Deutsche sprach der Professor früher mit einem bei einem Palermitaner geradezu verblüffenden Berliner Akzent, noch von seiner Studienzeit her. Jetzt behauptete er, es vergessen zu haben. Sein Museum — denn das Ganze erscheint als das einheitliche Werk seiner Persönlichkeit — ist ein ehemaliges Kloster. In den schönen Höfen mit ihren Arkadengängen umranken grüne Schlinggewächse und dichter Epheu die Säulen und Sarkophage, die arabisierenden Portale und Fenster, die gotischen holdseligen Madonnen auf ihren Wandaltären, wie den Renaissance-Triton des Brunnens in der Mitte. Von den Terrakotten von Selunto, den antiken Fußbodenresten, die man in Palermo selbst ausgrub, den Vasen, den Bronzen zu berichten, das würde hier zu weit führen. Am berühmtesten sind die Metopen von Selinunt die in einem einzigen Saal eine aufsteigende Geschichte der griechischen Kunst von der fratzenhaften Starrheit bis zur Würde und Freiheit der Bewegung uns eindrucksvoll vor Augen führen.

8.

Ein Werk aber darf hier nicht unerwähnt bleiben. Es ist das Schönste des ganzen Museums, oben in der Gemäldesammlung des zweiten Stocks, das Flügelaltärchen eines niederländischen Künstlers. Unter reichen, gotischen Baldachinen sitzen in der Mitte die Madonna, auf den Flügeln Katharina und Dorothea. Die drei blonden Jungfräulein, die mittlere mit dem Jesuskinde von pausbackigen, musizierenden Engeln umgeben, jene mit dem Ring und dem Buch, in welchem auch so ein Putto blättert, die andere mit Hilfe ihres Engleins fleißig beschäftigt, Blumen auf einen Kronenreif zu winden, sind von der gleichen, holdselig bescheidenen, still lieblichen Anmut. Hinter ihnen breitet sich eine heitere Gegend mit lauschigem Fluß, an dem ein Angler friedsam sitzt, mit einer altersgrauen Felsburg und einem schönen, vielzackigen Marmorbrunnen, an dem wieder Englein spielen. Auf den geschlossenen Außenseiten bildet der Baum der Erkenntnis die Mitte des von Tieren bevölkerten, bergigen Paradiesgartens. Eva hält den Apfel in ihrer Hand, während Adam, den sie zärtlich umschlingt, mit einem Arm sie beschützend an sich drückt und mit der Linken zu der Schlange hinaufgreift. Es ist ein so rührend hübsches Motiv, dieses Aneinanderschmiegen der einsamen Beiden, so innig, so deutsch, wie die peinlich feine, liebevoll zierliche Ausführung des Ganzen. In den Landschaften und ihren Baulichkeiten, wie in den Typen der Engelsköpfchen, spürt man neben den niederländischen vielfach italienische Einflüsse. So schreibt man das Werk, das früher wohl auf den Namen van Eyck oder gar auf den Dürers getauft ward, jetzt dem Jan Gossaert (van Mabuse) zu, der nachweislich eine Zeitlang in Italien war und auch einige von den wundervollen Miniaturen des Codex Grimani gemalt haben soll.

Eine reich verzierte Lederkassette, die im Museum mit ausgestellt ist, hat dies Reisealtärchen vor den Unbilden der Zeit durch die Jahrhunderte beschützt und seinen Farben ihre wunderbare Frische und Leuchtkraft erhalten.

9.

Noch ein zweites merkwürdiges Gemälde eines unbekannten Meisters aus dem fünfzehnten Jahrhundert existiert in Palermo. Man sagte uns, es sei wahrscheinlich von einem Spanier gemalt, der unter niederländischem Einfluß stand, wie man schon an den Trachten, z. B. an den zweispitzigen Hauben der Frauen sehen kann. Im Gegensatz zu dem fehlerlos erhaltenen zierlichen Triptychon ist dieses Werk — ein riesiges Fresko, der Triumph des Todes — von Wind und Wetter arg mitgenommen und vielfach zerstört. In seiner feierlichen Größe, seiner gewaltigen Realistik schien es mir eher an die Orcagnafresken im Campo santo von Pisa zu erinnern, als an die bekannten deutschen Totentanzbilder, die man in Lübeck, Basel, Luzern sieht und in Alpendörfern wie Emmeten im Kanton Unterwalden, wie Pinzolo im Val di Rendena in Tirol. Dies Bild ist nicht so leicht zugänglich wie jenes andere im Museum. Man muß es sich von einem Custoden aus der Martorana erst aufschließen lassen.

Der Palazzo Sciafani, in dem sich dies Gemälde befindet, jetzt Kaserne, ist in früheren Zeiten ein Spital gewesen. Der Maler habe dort krank gelegen, so heißt es, und im Gedanken an die überstandene Todesgefahr sich selbst dann auf seinem Werk mit verewigt. Der Palast Sciafani liegt etwas erhöht am Ende der Stadt, gerade dem Königsschloß gegenüber, an der weiten Piazza della Vittoria, aus deren Grund antike Fußbodenmosaiken im Museum stammen und auf der jetzt eben wieder Ausgrabungen stattfinden. Im Tor lehnen müßige Soldaten, auch ein paar Offiziere kommen herzu, und so umgibt uns bald eine ganze militärische Corona.

In der Pfeilerarkade des Hofes ist die Wand zur Rechten mit einer braunen Holztür verdeckt. Darunter, in eisernen Klammern, hängt der Quere nach eine lange Leiter. Mit seinem Schlüssel muß der Custode die Klammern erst öffnen, die Leiter in die Höhe zu richten. Nun klettert er hinauf, schließt dort oben ein schweres Vorhängeschloß auf, kehrt zurück, lehnt die Leiter besonte an einen der Pfeiler und hat noch ein zweites Vorhängeschloß ganz unten abzunehmen, bevor er die riesigen Holztüren langsam öffnen kann. Die Soldaten scheinen dieses Kunstwerk in ihrer Kaserne ebensowenig wie wir zu kennen. Durch die mühsamen Vorbereitungen werden wir alle doppelt gespannt. Da sich aber endlich die Türen knarrend

auseinander tun, da legt sich ein Schweigen allen aufs Herz. Das ist kein Bild, bei dessen Anblick man sein Urteil mit heller Stimme rasch aussprechen möchte. In kühlen Worten der Reihe nach die Hunderte von düsteren Gestalten da oben zu schildern, fiele mir schwer. Und doch möchte man sie schildern. Ich will's auf andere Weise versuchen —

10.

Auf klapperndem Klepper reitet der Tod.
die Knochenhand schwingt er und schreit und droht,
Im Köcher schüttern die Pfeile!
Und wie er richtet sein Armbrustgeschoß
sträubt sich die Mähne dem schnaubenden Roß.
es jagt in sausender Eile . . . . .

Am Springbrunn' der Sänger die Harfe spielt,
er sieht nicht den Reiter, den grimmen, der zielt, —
ein Jüngling fiedelt zum Tanze;
die Damen in Ketten und Festgewand
verschlingen gar zierlich Hand in Hand
zum Reigen in blühendem Kranze.

Da schwirrt der Pfeil von der Sehne! — blaß
neigt sich die Schönste und sinkt ins Gras,
es stockt des Tanzes Runde.
Die Freundin blickt ihr so bang ins Gesicht
was jene getroffen, sie ahnt es noch nicht —
— und fühlt doch schon selber die Wunde.

Und Pfeil auf Pfeil und mehr immer mehr.
Und die heulenden Hunde rennen daher! — —
Als wie vor'm Hagel die Aehren,
so brechen sie nieder, der Feigling, der Held,
der König, der Kaiser, der Bischof fällt,
vermag sich keiner zu wehren . . . . .

Auf klapperndem Klepper reitet der Tod!
Es bitten und betteln das Alter, die Not,
— er achtet's nicht, — daß er sie ende.
Der arm' junge Ritter, der siehe, steht,
er faltet zu brünstiglichem Gebet
die wunden, verbundenen Hände.

Der aber, der sich das Bild hat erdacht,
sein Schüler, der's mit ihm gemalt und gemacht,
die sehen die Garben im Falle;
sie sehen die einen so sorglos stehn,
sie sehen die anderen vergeblich flehn, —
sie wissen: — er trifft uns doch alle!

Hamburg. Adalbert Meinhardt.

(Schluß folgt.)

Zur Renaissance der Geschichte der Medizin.

Der Naturforscher und Philosoph Emile du Bois-Reymond begann 1872 seinen berühmten Vortrag „Ueber die Grenzen des Naturerkennens" mit der Hervorhebung, daß es für die „Weltbesiegerin unserer Tage, die Naturwissenschaft", ein angemessenes Beginnen sei, „wenn sie bei festlicher Gelegenheit von der Arbeit ruhend, die wahren Grenzen ihres Reiches einmal klar sich vorzuzeichnen versucht".

Die Heilkunde hat erst seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts den Anschluß an die Naturwissenschaft erreicht, ihre Vertreter haben in rastloser Arbeit das gesteckte Ziel, das Fortschreiten der Forschung lediglich durch naturwissenschaftlich bewährte Methodik zu bewirken, wenigstens für die Hauptzweige durchgeführt. Mit berechtigtem Stolz hätten sie auf den bisher zurückgelegten Weg zurückblicken können, dessen kurze Geschichte namentlich in den theoretischen Fächern, in der Chirurgie und Hygiene, reicher an Erfolgen ist, als die vorangegangener Jahrtausende. Aber dieser Rückblick erfordert, wie du Bois-Reymond sagt, ein „Ausruhen von der Arbeit", und hierfür gebrach es der Schar rastloser Forscher nicht nur an Zeit, sondern anscheinend meist auch an Neigung. Da jeder Blick ins Mikroskop neue, nie geahnte Tatsachen lehrte, schien es müßig und zeitraubend, wie früher üblich nachzulesen, was unsere alten Meister gedacht und geraten, die mit engerem Gesichtskreise nie von einer Zelle gewußt, nie einen Bazillus erblickt und höchstens in divinatorischer Phantasie gelegentlich einer modernen Wahrheit nahegekommen waren.

Das Studium der Geschichte der Medizin erschien vielen Aerzten nutzlos, es raubte nur die Zeit für experimentelle Forschung und hatte auch als Gegenstand des Lehrens und Lernens an Interesse verloren.

Seit einigen Jahren scheint das anders werden zu wollen. Aber durchaus nicht deshalb, weil etwa ein Zeitabschnitt der Ruhe Raum für minder dringende Arbeit zuließe. Um Praxis und Theorie der Heilkunde ganz auf naturwissenschaftlichen Boden zu stellen, dazu wird es noch vieler langer und fleißiger Arbeit bedürfen. Der Grund scheint viel tiefer zu liegen; einer Periode rastlosen Anhäufens von Tatsachen scheint wieder allmählich eine solche zu folgen, in der es erst einmal nötig wird das Gewonnene zu sichten und brauchbar zu machen. Für eine solche Synthese ist aber der Rückblick in die Vergangenheit, die Rückrufung der Tatsache, daß auch die Forschung ebenso wie die Natur keine Sprünge macht, eine notwendige Voraussetzung. Die Lebensarbeit des einzelnen noch so erfolgreichen Forschers erscheint nur bei der Sonderbetrachtung als die einer selbständigen Größe, die der Wissenschaft neue Bahnen weist; untersucht man sie im Zusammenhang mit der Lebensanschauung seiner Zeitgenossen und seiner ihm vorausgegangenen Berufsgenossen, so erblickt man die oft weit zurückgehenden Zusammenhänge. Was anfangs ein mit der Vergangenheit jäh brechender, ganz neuer Weg erschien, wird auf einmal Teil einer naturgemäß sich entfaltenden Schlangenlinie, die mit den früheren Pfaden zusammenhängend, dem fernen Gipfel näher führt und dadurch zugleich hinweist, wie der weitere Weg fortgebaut werden muß.

Sichere Zeichen beweisen, daß seit einigen Jahren die Geschichte der Medizin als Gegenstand des Forschens und Lehrens wieder in den alten Rang eingesetzt wird, der ihr bis vor einem viertel Jahrhundert willig zugestanden war. Zu diesen Zeichen gehört zunächst die Erscheinung, daß eine Reihe berühmter medizinischer Forscher mit Vorliebe an die Bearbeitung historischer Sonderfragen herangeht. Der Pathologe und Hygieniker Virchow lieferte in zahlreichen Studien eine Geschichte der Entwicklung der Krankenhäuser; er studierte in vielen gedankenreichen Aufsätzen die Entstehung der anatomischen Anschauungsweise der Krankheiten; der Kliniker Ebstein studiert die Geschichte früherer Seuchen und zieht aus seinen Forschungen interessante Lehren für das Verständnis unserer heutigen Endemien. Der Berliner Pharmakologe Liebreich schildert in scharfen Umrissen die historische Entwicklung der Heilmittellehre und hebt klar hervor, worin sich die Forschungsweise in Altertum und Mittelalter von derjenigen der heutigen Zeit unterscheidet und was die Gründe sind, die einige Funde des Altertums zu dauernden Beständen unseres Heilmittelschatzes gemacht haben. Der Ophthalmologe Magnus macht die Geschichte der Medizin zum Gegenstand von Sonderstudien; seine reiche philosophische Bildung und Lebensreife ermöglichen es ihm, so schwierige Gegenstände, wie die Beziehungen zwischen Medizin und Religion, Medizin und Aberglauben monographisch zu behandeln und eine „Kritik der medizinischen Erkenntnis" in Form einer geschichtlich-medizinischen Untersuchung zu verfassen. Der Pharmakologe Kobert hat eine große Zahl von Sonderarbeiten geschichtlichen Inhalts veröffentlicht. Der Rostocker Kliniker Martius leitet sein hervorragendes Werk „Pathogenese innerer Krankheiten", mit der Erklärung ein, daß nur eine historisch-kritische Betrachtung der Infektionskrankheiten imstande ist, die verloren gegangene Klarheit und Ordnung unserer Vorstellungen über

Digitized by Google

das Wesen der Infektionskrankheiten wieder herzustellen. Mit dieser Methode ging er an die Darstellung der Bedingungen für das Auftreten der Seuchen und hatte den Erfolg, daß sein neues Werk bei den Aerzten eine ungewöhnlich begeisterte Anerkennung fand. — Wie man mit der Heranziehung der Geschichte auch des Guten zu viel tun kann, lehrt das Beispiel von M. Neuburger, dem sonst recht verdienten Wiener Historiker; er versucht mit einem enormen Aufwand von Büchergelehrsamkeit zu beweisen, daß den Alten schon das Prinzip der antitogischen Immunisierung, wie es Behring und Ehrlich erforscht haben, rein empirisch bekannt gewesen sein müsse; hier hat mit der Gelehrsamkeit die Kritik nicht Schritt gehalten. —

Abgesehen davon, daß namhafte Forscher auf anderen Gebieten historische Arbeiten liefern, wächst auch die Zahl der Gelehrten, welche dieses Sonderfach zum ausschließlichen Gegenstand ihrer Arbeit machen, sei es daß sie ein einzelnes Land, einen bestimmten Zeitabschnitt oder eine hervorragende Persönlichkeit studieren. Von ihnen seien hier z. B. der Berliner Historiker Pagel, der Paracelsusforscher Sudhoff, der jetzt eben einen Ruf nach Leipzig erhalten hat, der Wiener Neuburger, der ungarische Seuchenforscher Györy genannt. Andere Aerzte fördern die Geschichte der Medizin als Sammler von Objekten, die mit der Heilkunde als Gebrauchsgegenstände oder als künstlerische Darstellungen im Zusammenhang stehen, so der Münchener Gynäkologe Klein, der Berliner Chirurg Holländer, der bei Encke ein schönes Buch über künstlerische Darstellungen aus dem Gebiete der Medizin herausgegeben hat, der soeben verstorbene Nürnberger Ophthalmologe Schubert, der eine medizinische Sonderabteilung des germanischen Museums begründet hat.

Auch die Literatur über Geschichte der Medizin bekommt ein neues Gewand. Seit 1882 war der aus drei dicken Bänden bestehende „Haeser" nicht mehr neu aufgelegt; jetzt erscheint seit 1901*) ein groß angelegtes „Handbuch der Geschichte der Medizin", begründet von Puschmann, herausgegeben von M. Neuburger und Pagel, das zahlreiche auf Sondergebieten bewährte Mitarbeiter zählt. Hand in Hand damit geht die Förderung der Medizingeschichte als Lehrgegenstand. Auf vielen Universitäten erhielten wieder Vertreter anderer Fächer nebenamtlich einen Lehrauftrag; in Berlin besteht seit einigen Jahren ein selbständiges Ordinariat; in Leipzig ist soeben mit den Mitteln eines Vermächtnisses von Th. Puschmann ein Extraordinariat gegründet und an Sudhoff übertragen worden; nach Zeitungsnachrichten beabsichtigt auch Rostock einen eigenen Vertreter zu ernennen, ebenso besitzt Wien einen selbständigen Lehrer des Fachs.

Wenn nun also, wie es den Anschein hat, für die Geschichte der Medizin eine neue Periode des Aufblühens beginnt, so taucht die Frage auf, ob diese Disziplin als Gegenstand des Lehrens und Forschens lediglich in der alten Form wieder erstehen soll, oder ob wir berechtigt sind, neue Forderungen zu stellen, die eine wirkliche Renaissance verheißen. Ist doch in der Zeit des Darniederliegens medizingeschichtlicher Forschung auch die Geschichtswissenschaft wesentlich in naturwissenschaftlicher Richtung fortgeschritten und hat aufgehört, bloß Literaturgeschichte und Lexikon von Namen und Zahlen zu sein. Viele namhafte Historiker haben es für erforderlich gehalten, naturwissenschaftliche Methoden heranzuziehen; es sei nur an das hervorragende Werk von O. Lorenz über Genealogie erinnert, das zur Hälfte naturwissenschaftliches Beweismaterial bringt und in historischen Kreisen nicht mehr gewürdigt werden kann als in medizinischen.

Manche Grenzgebiete sind erschlossen, an denen Historiker und Biologen zusammen arbeiten, und das neue „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie" beweist in seiner Vereinigung hervorragender historischer und biologischer Mitarbeiter die vielfache Gemeinsamkeit in Methoden und Zielen. Dieser Tatsache wird sich auch der moderne Medizinhistoriker nicht verschließen dürfen, und er wird, da der Gegenstand seines Forschens ein Grenzgebiet ist, seine Methoden nicht ausschließlich auf der einen Seite, als Textkritiker und Buchgelehrter zu suchen haben, sondern mehr noch als seine Vorgänger mit naturwissenschaftlichem Rüstzeug seine Disziplin fördern müssen. Ein Beispiel mag das erläutern. Eine der interessantesten Tatsachen der Seuchenlehre ist das epidemische Auftreten der Lustseuche im Jahre 1495 im französischen Heere vor Neapel und die von da aus erfolgende beispiellose Ausstreuung des Ansteckungsstoffs in Europa. Dieses Aufflackern und seine Ursachen beschäftigte seither die Forscher. Nahm man auch nicht mehr mit Kaiser Maximilians Edikt von 1495 an, daß dieser morbus novus et gravissimus post hominum memoriam inauditus, durch Gottes gerechten Zorn nach Verdienst über die Menschen gekommen, so suchte man doch nach äußeren Ursachen und glaubte, daß die Seuche durch spanische Krieger aus dem jüngst entdeckten Amerika eingeschleppt sei. Die Frage ist hochinteressant, und ihre Erörterung taucht gelegentlich immer wieder auf; so sind ihr zu Ende des 18. Jahrhunderts mehrere dicke Werke gewidmet, und genau hundert Jahre später gewinnt dieselbe Diskussion neues Leben. Die Beweisführung ist überwiegend mit philologischem Rüstzeug geführt und dreht sich um die Deutung der Worte älterer Schriftsteller, aus denen geschlossen wird, ob im Altertum jene Seuche in Europa schon bekannt war oder nicht. Was Menschenscharfsinn leisten kann, ist bei der Erörterung dieser Frage erschöpft, und dennoch beweist ihr Verlauf, daß sie noch immer nicht zum Abschluß gekommen ist. Wahrscheinlich wird sie es auf diesem Wege der Kommentierung der Worte alter Schriftsteller überhaupt nicht. Wohl aber wird die Anthropologie und pathologische Anatomie bei dem Studium alter Gräberfunde in Europa und Amerika in dem Jahrhunderte alten Streit das letzte Wort sprechen.

Die Lehre von den Seuchen kann trotz aller bakteriologischen Errungenschaften das Studium der alten Werke nicht entbehren; es kommt aber weniger darauf an, nutzlose Zeit bei der Deutung von Beschreibungen zu vergeuden, aus denen doch kein Bild mehr zu gewinnen ist, wie die Arbeiten über die Pest des Thukydides lehren, sondern die Forschung muß sich darauf beschränken, das reiche, wirklich brauchbare Material heranzuziehen. Wieviel man dadurch der Mitwelt nützt, die oft genug dem neuen Ausbruch einer seltenen Seuche ratlos gegenüberstehen würde, lehrt das noch jetzt unerreicht dastehende Werk von A. Hirsch über „historisch-geographische Pathologie".

Als Gegenstand des Lehrens muß freilich die Geschichte der Medizin mehr in den alten Bahnen gehalten werden. Der Schüler der Medizin braucht tatsächliche Kenntnisse von Namen und Systemen, die einen geordneten Vortrag voraussetzen. Es ist nicht zulässig, daß der angehende Arzt von der Geschichte der Medizin nicht viel mehr weiß, als etwa das Lied vom Dr. Eisenbarth und den Spruch: „Dat Galenus opes", der übrigens weder heute noch früher wahr gewesen. Der Vortrag kann, wenn er sich nicht auf trockene Aufzählung beschränkt, dem Hörer Erholung während seines anstrengenden Studiums bieten und ihm Anregung geben, später in den Mußestunden seines Berufs Erfrischung von der Arbeit in Geschichtswerken zu finden. Die Einstreuung anekdotischen Materials kann mehr nützen, als ein trockenes Kolleg über Pflichtenlehre. Wieviel kann man z. B. aus der bekannten Anekdote über Ambroise Paré lernen. Damals galten die Schußwunden für giftig, und man behandelte sie durch Ausgießen der Wunden mit siedendem Oel. Einst ging dies dem berühmten Chirurgen auf dem Schlachtfelde aus, und durch die Beobachtung des besseren Wundverlaufs wurde er dahin geführt, die alte Lehre als irrtümlich zu erkennen und erfolgreich zu bekämpfen. Wie lehrreich für die Schärfung der eigenen Kritik ist aus der Geschichte der mörderischen Epidemien des englischen Schweißes die Tatsache, daß die Aerzte vor der neuen Krankheit anfangs versagten, und es zwei Handwerksburschen vorbehalten blieb, in Stettin die erfolgreichere, exspektative Methode zu lehren, die sie in England kennen gelernt hatten; sie sollen dadurch viele Menschen vor der üblichen Methode, „die Krankheit zu schmoren", gerettet haben. Und wenn der Hörer dereinst, erschöpft vom Beruf, die Unzulänglichkeit seiner Hilfsmittel bei unheilbaren Leiden oder die Undankbarkeit seiner Patienten beklagen sollte, so mag er, dankbar für die Humanität der Neu-

*) Jena, Fischer.

Digitized by Google

zeit, der Herzogin Austrigildis gedenken, deren letzter Wunsch auf dem Sterbebette es war, ihr Gatte Guntram solle ihre beiden Aerzte hinrichten, die sie nicht in ihrer Pockenkrankheit geheilt hatten: „was denn auch geschah zum Beweise der finsteren Barbarei der Franken".

Wenn der Hörer bereit ist, die Lehren der Geschichte zu vernehmen, so wird er mehrfachen Vorteil ins Leben hineinretten. Er wird Kritik üben lernen gegenüber den zahlreichen neuen Moden, denen auch die Heilkunde unterworfen ist, er wird nicht ratlos bei neuen Seuchenausbrüchen stehen, wie das zuweilen in den letzten Jahrzehnten geschah; er wird verstehen, daß nicht nur das Wissen und Können, sondern auch der Charakter des angehenden Arztes ausgebildet werden muß für ein Ziel, das zu allen Zeiten das gleiche gewesen ist. Die Geschichte der Medizin wird ihm viele Vorbilder von Männern zeigen, die an Wissen und Können weit hinter den Aerzten der Neuzeit zurückstanden, deren ethische Lehren aber noch heute vorbildlich sind. Und er wird in seinen späteren Beruf vor allem zwei Lehren mit hinübernehmen, das „ὠφελέειν ἢ μὴ βλάπτειν" des Hippokrates und den Ausspruch des Guy de Chauliac, der, als 1348 der schwarze Tod ausbrach, nicht mit der Mehrzahl seiner Kollegen floh, sondern, bis er selbst erkrankte, aushielt, „propter diffugere infamiam".

A. Gottstein.

Heimatkunst.

Man sagt, daß die Kapitäne der deutschen transatlantischen Dampfer nicht selten, wenn sie sich den heimischen Küsten näherten, ihre amerikanischen Passagiere beruhigen müßten ob des unheimlichen Getöses, das ihnen entgegenbrause. Dieses Getöse sei keineswegs auf irgend eine gefährliche Meeresbrandung zurückzuführen, sondern es stamme lediglich von den vielen Kunstvorträgen und Kunstdiskussionen, mit denen Deutschland zurzeit gesegnet sei. Wahrlich, eine so ungeheure Ausdehnung wie das Reden und Schwätzen über Kunst augenblicklich erfahren hat, ist noch niemals zuvor in der Welt dagewesen, und man könnte versucht sein, dieses unendliche Theoretisieren und Klassifizieren und Polemisieren, wenn man die tatsächlichen Schöpfungen unserer Künstler dem entgegenstellt, für eine Gottesgeißel unserer Zeit zu halten. Wohl der Kunst, wenn sie mit dem Leben davonkommt! Und das Schlimmste ist, daß sich niemand von dem Lärm freihalten kann. „Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt." Nur Hoffnung auf ein baldiges Rückebben der Hochflut mag man hegen und auf das Wiederanftauchen der alten, festen, fruchtbaren Landstrecken praktischer Leistung aus der Ueberschwemmung der Meinungen. Inzwischen auch vielleicht ein wenig mitarbeiten, daß die Meinungen sich etwas klären, und bei den Schlagworten, mit denen man hüben und drüben zu operieren pflegt, sich deutliche Begriffe einstellen.

Eins der beliebtesten Schlagwörter von heutzutage heißt: „Heimatkunst". Mit patriotischer Emphase sowohl wie mit logischer Kritik wird nachgewiesen, daß die Kunst, sobald sie sich von dem eigentlichen Nährboden der Heimat losreiße, ihrer inneren Wahrhaftigkeit verlustig gehe, zu hohler Kopiererei ausarte und eigentlich keine Existenzberechtigung mehr habe. Man behauptet, alle großen Meister seien treue Söhne ihrer Zeit und ihres Landes gewesen, und man deutet wohl gelegentlich auf Schinkel, Thorwaldsen, Cornelius und Genelli als abschreckende Beispiele des Gegenteils. Und man geht dann Schritt vor Schritt weiter und kommt endlich dazu, unter Heimatkunst die mehr oder weniger geschickte Nachpinselung dessen zu begreifen, was man allenfalls vom Schalloch des heimischen Dorfkirchturms aus übersehen kann. So gelangt die Deduktion von einem unbestreitbaren Vordersatze nicht ohne Anwendung sophistischer Syllogismen zu einem Schluß, dessen Verkehrtheit entschiedenen Widerspruch fordert.

Der Vordersatz ist unbestreitbar. Die hellenischen Bildhauer ließen sich nicht oder höchstens sehr indirekt von Aegypten oder Assyrien beeinflussen, sondern stellten ihr Volk dar. Das ist gewiß Wahrheit. Allein ist es die ganze Wahrheit? Stellten sie ihr Volk dar oder nicht vielmehr einzelne, mit Sorgfalt ausgewählte und mit künstlerisch gesteigertem Blick angeschaute Erscheinungen ihres Volkes? Wir sollen uns doch wohl nicht einreden, daß ihnen die Venus von Melos auf Schritt und Tritt auf der Straße begegnet sei, und daß sie nur das nötige Modell hätten nachzubilden brauchen, um den olympischen Zeus zu schaffen. Jedoch auf die Steigerung des Modells zum Kunstgebilde und den Prozeß, der dabei in der Seele des Künstlers vor sich geht, wollen wir uns hier nicht einlassen, genug, wenn wir feststellen, daß das große, weite, breite Volk in seinen täglichen Lebensäußerungen nur in sehr beschränktem Maße Gegenstand der griechischen Kunst gewesen ist. Wir geben gern zu, daß naturgemäß der Plastik, auf deren Werke wir verhältnismäßig noch einigermaßen aus eigener Anschauung schließen können, dieser Gegenstand ferner lag als der Malerei, von der es eben nichts mehr zu sehen gibt. Allein die schriftlichen Nachrichten über die Malerei erlauben den Zweifel, daß es in der Antike jemals zu einer eigentlichen Heimatkunst gekommen sei. Man weiß freilich nicht, welche Autorität den antiken Kunstschreibern zuzuerkennen ist; doch da wir einen eventuellen Zweifel an ihrem Urteil nicht begründen können, so dürfen wir eben nicht zweifeln. Wohl schreiben sie Anekdoten von einem uns unmöglich scheinenden Naturalismus in Menge; aber schwerlich haben sie der Nachwelt zumuten wollen, die Geschichte von den Trauben und den Spatzen oder dem Vorhange ernster zu nehmen als die Epigramme über Myrons Kuh; und das Auftauchen einer Volksdarstellung in unserem Sinne, die Barbierstuben und alten Weiber des Peiraikos und seiner Schule behandeln sie wegwerfend als eine Verirrung, als eine zwar gelegentlich gut bezahlte, aber nichtsdestoweniger bedauerliche und womöglich polizeilich zu verbietende Verirrung. Nicht das eigentliche Volk, das gewiß unaussprechlich malerisch, malerischer als selbst der farbigste Orient von heute war, und von dessen pittoresker Pracht unsere marmornen oder gar nur gipsernen Antikensäle sowie die paar pompejanischen Reste keine Spur aufweisen, sondern die sogenannten höheren Regionen der Heroen und Götter, das sogenannte Ideale ist das eigentliche Gebiet wie der Skulptur, so auch der Malerei der Antike gewesen und geblieben. Und diese Regionen sind das Gebiet auch der Folgezeiten geblieben durch alle Wandlungen des Stils und trotz gelegentlicher Aufnahme einzelner genrehaft naturalistischer Züge, bis in das 17. Jahrhundert.

Man erkennt in den Gestalten des Mittelalters und vollends in denen der großen Renaissancemeister wohl die Modelle von der Straße wieder; was sie aber aus diesen Modellen gemacht haben, ging weit über Straße und Stadt und Heimat hinaus in das Reich des Ideals. Wir lasen mal in einer unserer einflußreichsten Kunstzeitschriften eine Lobpreisung der Delphischen Sibylle: das sei eben durch und durch eine echte Trasteverinerin. Ach Gott! Echte Trasteverinerinnen gibt es bei Tausenden; allein die Delphische Sibylle wird, solange die Erde um die Sonne kreist, nicht zum zweitenmal geschaffen werden. Man liebt es, als ein Hauptmerkmal Paul Veroneses zu bezeichnen, daß er mit Treue das Venedig seiner Zeit dargestellt habe. Wie schade, daß im Cinquecento nicht schon die Photographie existiert und die Momentaufnahme eines venezianischen Gastmahls gemacht hat; wie deutlich würden wir den Unterschied zwischen solchem Blatt und der Hochzeit von Cana empfinden! Oder wäre Rembrandts Nachtwache die wahrhaftige Wiedergabe einer Amsterdamer Straßenszene? Bedurfte es nicht der ganzen Individualität Rembrandts und Paul Veroneses, um die Erscheinung der Heimat so zu modifizieren, in Licht und Schatten, in Linie und Form, in Lokalfarbe und Ton zu gliedern und zu ordnen, bis sich ein Kunstwerk bildete, das die enge Heimat zu einer Welt der Schönheit erweiterte?

Aber neben Rembrandt begann die eigentliche Darstellung der Heimat um der Heimat willen mit der Landschaftsmalerei im engeren Sinne und dem gleichzeitigen Auftreten des Genrebildes in Holland.

Digitized by Google

Den holländischen Genre- und Landschaftsmalern galt es nicht mehr, ihre Träume und Visionen zu verkörpern, sondern sie gingen von einem Stück Natur aus, das sie in Wirklichkeit gesehen hatten, und das sie treu und wahrhaft wiedergeben wollten. Wohl verfielen sie nicht in den Irrtum heutiger sogenannter Naturalisten, denen jedes beliebige Stück Natur mit allen seinen Zufälligkeiten und Dissonanzen schon der Darstellung würdig scheint, sondern sie wählten, sie ordneten, sie arrangierten auch noch hier einem instinktiven Schönheitsgefühl gemäß; aber das angeschaute Motiv war die Hauptsache. Inwiefern diese neue Inkarnation der Kunst mit dem Aufgeben der kirchlichen katholischen Phantasie und des antikischen Heroenkultus zusammenhängt, inwiefern sie durch das intime holländische Bürger- und Gildenhaus im Gegensatz zu den Altären der van Eyck und van der Weyden, den Gewölben Michelangelos und Raphaels und den goldenen Plafonds des Dogenpalastes bestimmt worden, das haben wir gelegentlich an anderer Stelle zu skizzieren versucht. Heute genüge es, die holländische Landschafts- und Genremalerei und die aus dieser hervorgehenden Kunstbestrebungen anderer Nationen als eine wesentlich neue und mit keiner von allen bisher dagewesenen Erscheinungen vergleichbare zu begrüßen. Aller Zauber dessen, was man jetzt mit dem nicht eben geschmackvoll konstruierten Worte Heimatkunst bezeichnet, beginnt sich zu entfalten und Blüte über Blüte in verschwenderischer Fülle zu treiben. Anstelle eines ausgearteten falschen Pathos und konventioneller Pose tritt scharfes Wahrhaftigkeitsgefühl und hingebende Naturbeobachtung. Der Gegensatz von Groß und Klein hat aufgehört; wie in dem Reiche Gottes die Großen erniedrigt und die Geringen erhöht werden sollen, so auch in dem Reiche der Kunst. Ein altes Weib von Maes, ein sonntäglich stilles Gemach von Pieter de Hoogh, eine Sanddüne, ein von Schiffen belebter Fluß, eine Schlittschuhbahn, wie viel wertvoller ist das als die hochtrabenden Heiligenbilder italienischer Akademiker und die Pomprepräsentationen der Hofmaler Ludwigs XIV.! Und diese Ueberlegenheit der bescheiden die Natur in ihren zartesten Stimmungen oder in ihren derbsten Erscheinungen belauschenden und abspiegelnden Genre- und Landschaftsmalerei über die sogenannte Historienmalerei mit all ihren Theaterrequisiten müssen wir auch heute noch freudig preisen. Wer seine Heimat so dargestellt hat, wie z. B. Defregger sein Tyrol oder Bischop, Israëls, die beiden Maris, Mauve, Mesdag und andere ihr Holland, der hat gelebt für alle Zeiten. Wir hören den Dialekt, wir schmecken das charakteristische Brot, wir fühlen uns zu Hause, „hinterm Ofen, bei Mutters Kohltopf". Wie wohlig ist es da!

Aber so schön und gut und gesund und kräftig das alles ist, wir müssen uns doch ganz außerordentlich hüten, in der Ofenecke die Grenzen unserer Heimat anzuerkennen; denn hart neben der soeben gepriesenen Gesundheit liegt die Verbauerung und Verrüpelung und neben der Anspruchslosigkeit das Philisterium. „Was ist des Deutschen Vaterland?" Gottlob, daß wir diese Frage im Politischen nicht mehr aufzuwerfen brauchen; allein im Aesthetischen schemt sie doch noch einmal einer Untersuchung wert. Sind es die Tyroler und Bayerischen Alpen, sind es die Moore der norddeutschen Tiefebene, sind es die Dörfer des Schwarzwaldes oder die Straßen Berlins? Alle diese Gegenden und noch hundert obendrein, die wir nicht genannt haben, in allen Ehren, alle auch gern Gegenstände der zärtlichsten Sohnesliebe wie der schönheitsfreudigen, künstlerischen Darstellung; aber „das Vaterland muß doch größer sein!" Gerade der dem Deutschen eigentümliche Zug ins Ferne, die Sehnsucht nach einem goldenen Zeitalter, die Träume von überirdischer Seligkeit, der Zug, der in dem Verlangen Fausts nach Helena seinen unsterblichen Ausdruck gefunden hat, gerade der kommt in der Ofenecke bei Mutters Kohltopf jämmerlich zu kurz. Die Sehnsucht nach dem, was sich nie und nimmer hat begeben und deshalb nie veraltet, hat an der Wiege der deutschen Kunst ihre ergreifendsten Lieder gesungen; die Cölner Madonna im Rosenhag ist eine ihrer frühesten und holdseligsten Melodien. Und als jene gewaltigen Meister von Brügge und ihre nächsten Schüler der Kunst der Malerei in der wissenschaftlichen Begründung der Perspektive das große Zauberwort gefunden hatten, das die optische Bezwingung der Natur möglich machte und zur Eroberung einer neuen, ungeahnten Welt führte, lag es ihnen ganz fern, sich nur auf die Darstellung der perspektivisch bezwungenen Natur zu werfen, sondern sie ordneten ihre ungeheure Entdeckung ebenso wie ihre glorreichen technischen Erfindungen dem geheimen, unstillbaren, ewig arbeitenden Genius unter, der sie über die Wirklichkeit hinaus, in ein Kunstparadies führen wollte. Einen herrlicheren Zusammenklang von treuer, intimer, das Kleinste nicht verschmähender Naturbeobachtung und Heimatliebe mit dem Schwunge einer Phantasie, die sich in das Allerheiligste hinaufwagt, als ihn die Brüder van Eyck und ihre Nachfolger aufwiesen, hat die Kunst überhaupt nicht vernommen, und auf ihren Pfaden sind Dürer und die Seinen, und auf ihren Pfaden sind Holbein und die Seinen weitergeschritten.

Heimatkunst! Wenn man Rubens betrachtet — darf man bei ihm von Heimatkunst sprechen? Der genrehaften Darstellung seiner Umgebung hat er sich wohl nur sehr selten zugewendet; obgleich der prachtvolle Bauernhof mit der Staffage des verlorenen Sohnes in Antwerpen beweist, daß der Universalität seines Genies auch dieses Gebiet nicht fremd war; doch seine eigentliche Domäne war die ungebundene Phantasie, die durch Himmel und Hölle stürmte, Jüngste Gerichte, Amazonenschlachten, Bakchantenorgien und die Tragödie von Golgatha. Allein dürfen wir, weil von dergleichen Gegenständen auf den Straßen von Antwerpen nichts zu erblicken war, in Rubens den sinnlichen, vollblütigen Vlamen auch nur einen Augenblick verkennen? Oder wären wir beschränkt genug, das Vlamentum auf Rechnung der weiblichen Modelle zu setzen, deren Schlag in Antwerpen allerdings dicker und blonder ist als anderwärts? Es war doch wohl mehr als das Modell, es war doch wohl der vlämische Genius, der den Künstler zum größten Sohn seiner Heimat machte. Und so wie bei Rubens verhält es sich bei jedem großen Künstler. Ja, es gibt deren, die, wenn sie auch sonst Rubens das Wasser nicht reichen, noch viel weniger Berührungspunkte mit ihrer Heimat haben, nicht einmal die charakteristischen Modelle, und doch große Künstler sind, z. B. Böcklin.

Das Wort Heimatkunst wird von der augenblicklich herrschenden Mode in einem viel zu engen Sinne gebraucht. Nicht die Darstellung irgend eines Stückes Erde, auf dem der Künstler geboren und erzogen ist, nicht die Darstellung der Leute, unter denen er lebt, ist für alle Fälle das Ausschlaggebende. Es kann damit zusammenfallen wie bei Defregger, es kann auch so weit abliegen wie bei Böcklin. Ferner befähigt nicht die bloße Landsmannschaft in einem besonderen Grade zur Darstellung der Heimat. Mancher, der von Haus aus ein Pfuscher ist, bleibt darum nicht weniger ein Pfuscher, wenn er stets den väterlichen Düngerhaufen abmalt, und mancher, der von Haus aus ein Meister war, verliert die Meisterschaft nicht, wenn er sie auch fernen Gegenständen zuwendet. Oswald Achenbach war kein Neapolitaner. Vollends macht nicht die bloße Naturtreue, mit der ein Bauernhaus oder Kartoffelacker nachgepinselt ist, etwas aus. Die bloße Naturtreue ist im Gegenteil ein Feld, das die Maler je eher je lieber preisgeben sollten; denn die Photographie macht es ihnen täglich siegreicher streitig und wird sie ohne Zweifel ganz daraus verdrängen. Sehen wir doch heute schon an photographischen Schaufenstern Naturaufnahmen von Landschaften, die nicht nur an Treue, sondern auch an Stimmung viele hochberühmte Gemälde weit übertreffen. Ein für die Photographie jedoch ewig unangreifbares Königreich ist das der freien Phantasie, und hier eben könnte die Heimatkunst gewinnen, was ihr dort verloren gehen muß. Wir meinen nicht die Phantasie des Symbolismus, die ebenso gut wie mit Farben und Formen auch mit Worten kramen könnte, und die deshalb ein so beliebtes Thema der Wortkrämer ist; wir meinen die Phantasie der Erscheinungswelt, welche Vorgänge darstellt, die da freilich niemals sich ereignet haben, die jedoch sich ereignen könnten, wenn einmal wirklich ein Haufe fetter, blonder Weiber von Teufeln in die Hölle geschleppt würde, oder einmal wirklich ein Zug von märchenhaft prächtigen Königen in eine arme Hütte einkehrte, um ein in der Krippe liegendes Kind anzubeten. Lassen wir doch über all den feinen Beobachtungen von Farbenvaleurs und Sonnenflimmern, von nebeldunstigen Dorfstraßen und Torfkanälen nicht

Digitized by Google

eins der besten Güter deutscher Kunst verrosten und verkümmern! Stimmung, elegische Naturschwärmerei, absichtliche Demut und Niedrigkeit bezeichnen einen großen Teil des Besten, was unsere heutige Kunst hervorbringt — von dem Schlechten wollen wir nicht reden — und dem wir unsere herzliche Sympathie wahrlich nicht versagen wollen. Aber würde es nicht — um ein Bild Carlyles zu gebrauchen — wirken wie der Losbruch eines Kataraktes von Bomben in einem matt menuettierenden Ballsaal, wenn plötzlich auf einer unserer zahlreichen Kunstausstellungen mit freudig dramatischen Prachtfanfaren ein Bild erschiene, wie die Amazonenschlacht von Rubens oder die Anbetung der Könige von Rogier van der Weyden? Wie die sieben Raben von Schwind oder der singende Homer von Genelli? Und dürfte jemand solche Bilder zu verringern wagen mit einem: „Nein, das ist keine Heimatkunst?“

Horn bei Bremen. A. Fitger.

Die Wallfahrt.

Ueber die besonnten hügeligen Matten, in die das Geschröff der Felsen abfiel, schritten zwei Wanderer, ein Mann und ein Weib. Sie waren beide schon hübsch bei Jahren, weshalb der beständig ansteigende Weg ihnen manchen harten Schnaufer kostete. Die Frau besonders war von etwas kugeliger Leibesbeschaffenheit, daher kurzatmig, und glänzte ordentlich vor Hitze unter ihrem dicken schwarzen Kopftuch. „O mei, o mei!“ stöhnte sie, mit dem Handrücken sich die Stirn trocknend, „was der christliche Mensch net derleid'n muaß, unsern Gott z' Lieb!“

„Ja, ja!“ Ihr Begleiter, der Schneiderhias, blinzelte sie munter an. Es sprach noch Jugend aus seinen Blicken und seiner Haltung, wenngleich seine Haare silbrig grau um das gefurchte Antlitz hingen. Daheim im Dorfe hielten der Schneiderhias und die gottselige Pointner-Rosina nicht die engste Freundschaft, sie verkehrten nur so obenhin, aber heute hatten sie einander zufällig getroffen und den gleichen Weg gehabt. Da kann man auch nicht so sein.

Die Rosina war eben dabei, all die Wallfahrten und guten Werke aufzuzählen, die sie ihrer gichtischen Hand zum Nutzen unternommen hatte. Beim heiligen Antoni zu N. war sie gewesen, in die schmerzhafte Kapell'n zu X. hatte sie eine schwere Kerze gestiftet und dem heiligen Sebastian in Dingsda ein hohes Gelübde getan. Aber alles umsonst! „Jetzt steht mein ganzer Glaub'n auf die liebe Muttergottes in finsterm Wald,“ vertraute sie dem Schneider, „drum in Gottsnam', han i mi denkt, will i den grauslich weiten Weg net anschaug'n. Es wird ja hundertfältig vergolten.“ Sie hätte gern auch gewußt, was ihren Genossen hinauftrieb; aber der gab einen schier verwunderlichen Grund an. „Weißt, so a paarmal im Jahr, da laßt's mir koan Ruh' net, da muß ich 'naus, irgendwo recht hoch 'nauf. Dram san mir die Kapell'n und Gnadenörter allweil die liebern, wo ganz alloanig am Berg drob'n stehn. Wenn so ein freier Luft über oan hinstreicht und die Baam thean rauschi'n dazu, un weit un breit is Neamd umadum — auf so an Fleckl, da kriagst a Andacht wie net leicht wo.“

Das begriff die Rosina nicht — ein richtig frommer Mensch, deuchte sie, könne überall andächtig sein. Des zum Beweise zog sie auch jetzt die Betschnur hervor und begann halblaut den englischen Gruß zu murmeln: „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft“ usw. — Mittendrein aber unterbrach sie sich; etwas sehr Wichtiges schien ihr einzufallen. „Du, Schneider, is 's wahr, daß d' an Staudacher all dein Heu verkauft hast?“

„Net alls,“ berichtigte der Hias. „Um a dreißig Markln halt! Er hat 's notwendt braucht.“

„Da bleibt ja dir net mehra wie d' Hälfte — oder net amal.“ — „I frieß dös net,“ war die gelassene Entgegnung.

„Geh zua! Grad an Staudacher gebet' i mei Sach net, wenn i als du war. Den sieht ma unter der Woch'n nia in da Kirchen; mir scheint, bei'n Herrn Pfarrer is er aa net extra angeschrieben. Und letzten Freitag, geh' ich per Zufall an seiner Kuchl vorbei — da hat d' Staudacherin an eingemachts Kalbfleisch kochi, da drauf möcht' ich schwören. I derf mi sehr verlass'n auf mei Nas'n. Aber an an Fasttag is so was a Sünd'.“ — „Schon,“ bestätigte der Hias.

Unbefriedigt nahm die Erregte ihren Rosenkranz samt Text wieder auf. „Heilige Maria“ (sie betonte Mahria). „Mutter Gottes, bitt für uns arme Sünder jetzt und in der Stunde unseres Absterbens! Amen!“ — Aber die Sonne betrug sich unverschämt, sie malte der Beterin leuchtende Tupfen auf die Nase and traf ihr Auge mit blendenden Streiflichtern. Unwirsch öffnete diese endlich den gewichtigen Schirm. „So viel alt un schlecht wie mei Paradachl is! — frei schämen muaßt di dermit! I han gestern zur Schusterin drent g'sagt, ‚leih' mir's deinige,' han i g'sagt, ‚i verdirb dir nix dran!' — Ja, da war i wieder amal die G'schlenkte! Sie braucht's selm, hat s' g'sagt, un für was ich nacha alle Bolt kirchfahrt'n gehn müßt? A so heidnisch fragn aa no! Aber d' Schasterin, dös is a so a G'schnappige un überhaupt recht weltlich.“

Der Schneider bemerkte unschuldig, das habe er nie gewußt, daß die Schusterin kein richtiges Weib sei. Darauf geriet die Rosina erst recht in heiligen Eifer. „So, die! De fragt nach ihrer Seeln Seeligkeit net halbeter so viel wie nach dem, daß s'alleweil am hoffärtigsten daherkimmt! Brauchst sie grad anschaugn, wie saunobel, daß s' beiemand is! Mich wunderts bloß, ob der Mann ihr des all's kaaft, er alleinig? Woll'n ma's hoff'n — aber i — net, daß i epper an Menschen unrecht tun möcht', net um d' Welt — i hab an Zweifel. Mit 'n Sternwirt is s'gar so freundli un schmalzgut, d' Schusterin — un der, no der kennt si do bereits net aus vor lauter Geld.“

„Ach, was du sagst!“ verwunderte sich der Hias.

„A Jurament kunnt' i drauf ablegen: die zwei hams miteinand. Leicht is d' Sternwirtin in vorig'n Sommer z'wegen dem so gach verstorb'n; daß sie si zu viel kränkt hat, die arm' Haut. Ja, die Welt is so viel schlecht heutzutag.“

„Stimmt,“ sagte der Schneider und blinzelte stärker als vorher. Er machte öfters so ein Gesicht, daß man daraus nicht klug wurde, fand die Rosina. Weil er ihr so wenig angab, begnügte sie sich fortan, ihren Rosenkranz vor sich hin zu beten bis zur nächsten Wegkrümme. Hier stand eine Bank, den beiden Wallern sehr gelegen zur Rast. Eine Frau saß schon dort, die jedoch bereitwillig zur Seite rückte und ein Gespräch mit den Neugekommenen begann. Als sie vernahm, von wie weit jene herkämen, tat sie sich gewissermaßen etwas zugute darauf, daß sie dem der Gnadenkapelle zunächst gelegenen Dorfe entstammte, und rühmte die zahllosen Wunder, die „ihre“ Muttergottes gewirkt. Das meiste stehe in der Kirche selbst abgeschildert; die zwei Pilger würden staunen, wenn sie hinauf gelangten! — Die Rosina krank ihr förmlich die Worte von den Lippen und vergalt den Bericht mit nicht minder wundersamen Erzählungen von den heiligen Stätten, die sie besucht hatte. Im Glauben nämlich tat es die Rosina jeglichem zuvor; sogar in ihrer weltabgeschiedenen, kleinen Ortschaft, wo der Glaube recht eigentlich daheim war, kam ihr niemand darin gleich. Wer ihr aber zu sehr nachstand, den hielt sie schlechtweg für einen Lauen und Unchristen.

Auch der Schneiderhias mischte sich endlich in den Mirakelaustausch der beiden Weiber. „Müßt's net auf d' Hauptsach vergessen! Gelt,“ wandte er sich an die Fremde, „die eurige Muttergottes dös is scho die, wo an jeden ins Gewissen schaugt un g'schleunt Gericht halt, bal an unaufrichtiger, verlogener Mensch sich aafitraut zu ihr?“

Da er nicht sogleich verstanden wurde, erklärte er sich deutlicher. „Ees wißt's doch gewiß, wie daß 's die Wallfahrer geht, wo am selbigen Tag gelogen haben oder Oan die Ehr abg'schnitten — halt die wo mit Unwahrheit amgangen sein. In der nämlichen Minute, daß s' 'neingehn bei der Kirch', werden s' so stumm als wia 'r a Fisch.“

Digitized by Google

Die Rosina sperrte vor Verblüffung Mund und Augen kreisrund auf. Die andere dagegen entsann sich nunmehr der Geschichte; ihre Mutter hatte davon erzählt. Einer Frau, die eine große Lügnerin und Verleumderin gewesen, sollte das wirklich geschehen sein. Ja, es war schon so; Gottes Gerichte waren wunderbar! — Mit diesen Worten erhob sie sich und nahm Abschied von der Rosina und dem Hias, die auch ihrerseits sich anschickten die Wanderung fortzusetzen. Die Rosina konnte sich von dem Gehörten noch nicht erholen; es lief ihr ordentlich kalt den Rücken hinunter. „Geh zua, Hias," hub sie nach einer Weile an, „is 's wirklich an dem, was du verzählt hast?"

„Aber Rosl! Kannst du so frag'n?" Er betonte das du. „I werd' doch net lügen grad iaß am Weg zur lieben Gnadenmutter."

„Also, meinst, wer 'was Unrichtiges vorgeben hat, der" —

„Dem geht's schlecht da droben, mei Liabe! Wer a falsches Zeugnis abg'legt hat an 'selbigen Tag, der verliert die Sprach, bal er hinkommt zu 'n Gnadenbild. Nimmer ‚Muh' kann er sagen."

„Jetz dös!" meinte die Rosina kleinlaut. Wahrscheinlich wollte sie ausdrücken: wenn sie sonst nichts mehr sagen könnte, stünde sie auf „Muh" auch nicht an.

Eine lange Pause entstand. Von der Sonne hatten sie jetzt nicht zu leiden, denn sie gingen durch dichten, hochstämmigen Nadelwald, in den nur vereinzelte Strahlen drangen. Es war feierlich still; der Moosboden dämpfte die Tritte beider, daß sie trotz ihrer Nägelschuhe so lautlos wandelten wie abgeschiedene Geister. Bisweilen strich der Bergwind über die Wipfel hin, daß ein lindes Säuseln sie bewegte. Der Schneider nahm seinen Hut ab; ihn stimmte es wohlig und ehrfürchtig zugleich. Die Rosina indes fand das Schweigen gar drückend und die harzduftige Luft gar dumpf; sie verweilte überhaupt nicht gern so im halbdunklen Wald. Denn sie war trotz aller Gläubigkeit furchtsamer Natur, so sehr, daß man bei einer minder tugendsamen Frau fast auf Mangel guten Gewissens hätte schließen mögen.

„Alsdann, daß wir wieder auf die vorige Red' kommen," warf sie plötzlich in die Stille hinein, „der Standacher geht mir alleweil no in' Kopf um. Wissen möcht' i, ob ma sie täusch'n un a Kalbfleisch mit was anderem verwechseln kann?"

„Bal ma's siecht, net leicht," meinte der Hias. „Mit'n bloßen Schmecken (Riechen) freili, dös is a zweischneidige Geschicht'!"

„Nacha wird's zuletzt doch eine Irrung g'wesen sein selbig's Mal. Am Freitag Fleisch essen — so was glaub' i von' Standacher do net."

„I aa net", sagte der Hias.

Wieder legten sie ein Stück schweigend zurück. Die Rosina verlangsamte den Schritt; ihre Gedanken drückten sie. Ob die liebe Frau im finstern Wald wirklich so heikel war, jedes Wörtlein auf die Wagschale zu legen?

„Du, Hias!"

„Waserl?"

„Jetz han i nachstudiert, an was d' Sternwirtin gestorben is; un grad fallt ma's ein: am Lungenschlag, hat der Doktor g'sagt."

„So so! I han g'moant, vor lauter Kränkn zwegn — no du woaßt es scho."

Die Rosina räusperte sich. „Schau, Schneider, diemal werd oan' was zutrag'n, was ma weiter sagt ganz in' guat'n Glauben, un wo auf d' Letzt nix dran is." Mit dem guten Glauben bei schlechten Sachen dürfe darum ein Christ nicht schnell bei der Hand sein, bemerkte der Schneider beiläufig. Inzwischen sahen sie auf der Höhe zwischen den Baumkronen etwas funkeln, das war das Kreuz auf der Wallfahrtskirche. Die Kirche zur „lieben Frau im finstern Wald".

Ein Verlegenheitshusten befiel die Alte. „Recht hast, Schneider, völlig recht. Dös han i mir aa denkt in betreff vom Sternwirt un der Schusterin. Dö werden si wohl Sünd'n g'forchtn hab'n bei Lebzeiten von der Seinigen — der Schein, der trügt, sag i alleweil."

„Hamm mer's schon!" rief freudig der Schneider. Soeben lichtete sich der Tannenwald; der Gipfel war erreicht. Einen Büchsenschuß vor ihnen lag die wundertätige Kapelle im Sonnenglanz. Bei dem Anblick wollte es der Rosina bedünken, als klebe die Zunge ihr trocken und hart am Gaumen. Schreckbar müßte das sein, sie gar nimmer rühren zu können!

„Hias, tu dir Zeit lass'n. So lauf' doch net a so — tu mir zualos'n!" Aber der Hias hörte nicht; solche Eile schien er zu haben, seit das Ziel ihm so nahe war. Aus allen Kräften schritt er aus, ohne sich um die hinterdrein keuchende Genossin zu kümmern. Erst dicht vor dem Portal des Kirchleins holte sie ihn ein und packte ihn beim Arm.

„Hias," stieß sie entschlossen hervor, „du mußt ma versprech'n, daß d' nimmer dran denkst, an dös — dös von der Schusterin. Dös hat koan Wert net — grad vor lauter Verdruß z'weg'n an Paradachl han i 's so daherbracht — verstehst?"

Der Hias schmunzelte über sein ganzes faltiges Gesicht. „Dös han i z'uerst g'wüßt," sagte er, „aber a Gottsglück is 's, daß d' di no b'sonna hast drauf, grad in' letzten Augenblick."

Und einträchtig betraten sie die Kapelle.

München. Helene Raff.

Die städtische Handelshochschule in Cöln. Bericht über die zwei Studienjahre 1903 und 1904, erstattet von Professor Dr. Chr. Eckert, Studiendirektor. Berlin (Julius Springer) 1905.

Die Lektüre dieses Berichtes über das dritte und vierte Studienjahr der Cölner Handelshochschule ist allen zu empfehlen, die sich für die Entwicklung der modernen Hochschulen für Handel und Industrie interessieren. Mit Hilfe dieses reichhaltigen, fesselnd geschriebenen Berichtes ist es möglich, sich eine klare Vorstellung vom Wesen und Ziel der Cölner Anstalt, von ihrer Lehrweise, von ihren Studierenden zu bilden. Dankenswert ist namentlich, daß außer den speziellen Angaben, die sich auf die beiden Studienjahre beziehen, von neuem eine ausführliche Darlegung des Zwecks und der Methode des Studiums auf der Handelshochschule geboten wird. Die sehr interessante Schilderung des Unterrichts umfaßt nicht weniger als 80 Seiten. Daß der Cölner Anstalt unter allen Umständen der Hochschulcharakter zu wahren sei, wird mit großer Entschiedenheit hervorgehoben. Es wird ausgeführt, daß die Hochschule zweierlei erstrebe: einmal eine Vertiefung des Wissens auf dem Spezialgebiet des kaufmännischen Standes, soweit es dem Beruf nützlich sei, dann aber eine Vervollkommnung der allgemeinen Bildung, wie sie für die politische und soziale Wertung des ganzen Standes notwendig sei, der junge Kaufmann solle sich daran gewöhnen, die zukünftigen Lebensaufgaben nicht vom Standpunkte beschränkten Alltagstreibens, sondern von idealerem, höherem Gesichtspunkte aus zu betrachten. Mit Recht wird daher in Cöln wie auch auf den anderen Handelshochschulen eine schulmäßige Aufteilung des Wissensstoffes, eine Zurechtstutzung der Lehrgebiete, wie sie für den Klassenunterricht der Mittelschulen unentbehrlich ist, streng vermieden. Den akademischen Dozenten ist unbedingte Lehrfreiheit, den Studierenden die Lernfreiheit nach alter Hochschulweise gewährleistet. Die Schilderung der Cölner Lehrweise in dem vor zwei Jahren erstatteten Bericht über die beiden ersten Studienjahre gab mir zu manchen Bedenken Anlaß, die ich in der „Nation" vom 3. Dezember 1903 geäußert habe. Meinungsverschiedenheiten über einzelne Punkte werden bestehen bleiben, aber ich freue mich, feststellen zu können, daß jene Bedenken durch die Lektüre des neuen Berichts im wesentlichen beseitigt worden sind. Auch an äußeren Erfolgen fehlte es der Cölner Anstalt nicht; sie zählte im Wintersemester 1904/05 252 immatrikulierte Studierende, 80 Hospitanten, 75 Teilnehmer und Hospitanten „verwaltungsakademischer Kurse", 105 Mitglieder des englischen oder des französischen Seminars und 1055 Hörer, im ganzen also 1525 Besucher. Zu den Prüfungen der Handelshochschule meldeten sich bis zum Frühjahr 1905 123 Kandidaten, von denen 111 ein Diplom erhielten. Die Cölner Erfahrungen legen ein beredtes Zeugnis von der Gesundheit und Kraft der Handelshochschulbewegung ab.

Frankfurt a. M. P. Arndt.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 50. Berlin, den 9. September 1905. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Die Fleischnot, die nach der famosen Prophezeiung des Herrn von Podbielski schon längst hätte vorüber sein müssen, steigt zu immer bedrohlicherer Höhe. Sie hat im Osten wie im Westen, im Norden wie im Süden Deutschlands bereits Formen angenommen, die es ausgeschlossen erscheinen lassen, daß heute noch mit einer erweiterten Grenzöffnung allein die Teuerung sofort zu beseitigen wäre. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, wie die agrarisch-konservative Presse es auszudeuten versucht, daß die Erleichterung der ausländischen Vieheinfuhr zwecklos und darum überflüssig sei; sie ist und bleibt vielmehr die momentan wirksamste Maßregel zur schnellen Linderung der drückendsten Not. Darum wachsen denn auch die dringlichen Vorstellungen der städtischen Körperschaften und der beteiligten Interessentengruppen bei den Behörden zwecks Einfuhrerleichterung für ausländisches Schlachtvieh. Demnächst soll sich auch ein außerordentlicher deutscher Städtetag mit der gegenwärtigen Notlage beschäftigen. Die Hüter der agrarischen Interessen in den preußischen Ministerien weigern sich aber nach wie vor, der darbenden städtischen Bevölkerung irgend welche Konzessionen zu machen. Mit welchen fadenscheinigen Gründen sie das tun, das kann man täglich in agrarischen Flugschriften und Zeitungen und in der offiziösen Presse nachlesen. Selbst die aus Rußland eingeschleppte Cholera muß herhalten, um die Notwendigkeit der Grenzsperre gegen Vieheinfuhr aus Rußland zu beweisen! Den Rekord in dieser Sorte von grotesker Beweisführung haben freilich die preußischen Minister Möller und v. Podbielski geschlagen. In der Antwort, die sie dem Ausschuß der Berliner Gastwirtsvereinigungen in einer Audienz erteilt haben, überboten sie sich gegenseitig mit haltlosen Ratschlägen. Herr Möller suchte den Ernst der wirtschaftlichen Kalamität mit der Behauptung abzuschwächen, daß Arbeiter und Handwerker jetzt das Doppelte verdienten und dadurch viel zu anspruchsvolle Fleischesser geworden seien; man dürfe ihnen dreist in den Gastwirtschaften 10 Pfennig mehr für jedes Gericht abnehmen. Herr von Podbielski sagte sein Sprüchlein von der garnicht vorhandenen Fleischnot wieder auf, wies mit einer seiner bekannten nonchalanten Gesten auf ein Aktenbündel hin, das angeblich die Gleichmäßigkeit des Marktauftriebes und der Viehschlachtungen für sechs große Städte in den letzten vier Jahren beweise, und schloß mit dem klassischen Trostwort: „Mit der Einführung des Zolltarifes würde alles noch um etwas teurer werden, also sei das jetzige Geschrei ganz unnötig!" Selbst agrarische Blätter vom Schlage der „Tägl. Rundschau" finden beide Antworten so kompromittierend, daß sie ihre Wiedergabe ablehnen, weil sie angeblich so wie mitgeteilt nicht gelautet haben könnten. Herr von Podbielski ist auf dem besten Wege, sich eine Popularität ähnlich der des seligen Papa Wrangel zu verschaffen. Wer dächte nicht an des alten Haudegens tiefsinnige Weisheitssprüche, wenn er den prachtvollen Satz liest, den der Minister bei derselben Audienz zum besten gab: „Wir, wie wir hier zusammen sitzen, sind alle etwas korpulent, und wir unterliegen zur heißen Jahreszeit auch allerlei Schwankungen unseres Befindens, so geht es eben auch mit dem lieben Vieh." Nur was er bei seinen Späßen gelegentlich einmal unfreiwillig ausplaudert, verdient hin und wieder Beachtung. So ist das Zugeständnis aus dem Munde des preußischen Landwirtschaftsministers, daß mit der Einführung des Zolltarifs „alles" noch um etwas teurer werde, ein unverhofftes Anzeichen beginnender volkswirtschaftlicher Erkenntnis. Und das ist nun der einzige Mann, der nach Herrn von Bülows Behauptung die Macht hat, die Grenzsperre zu lindern und einen umfassenden Notstand in der Ernährung breiter Volksschichten abzustellen! Welch ein glanzvoller Gipfel agrarischer Regierungsherrlichkeit!

Uebrigens verlangt das schrankenlos herrschende Agrariertum und die rücksichtslos regierende wirtschaftliche Reaktion auch von unsern anderen Staatsmännern erhebliche Opfer an Intellekt und sozialer Einsicht. Die Art, wie das preußische Handelsministerium vor der zünftlerischen Mittelstandsbewegung Kotau machen muß, verdient allgemeine Beachtung. Während bekanntlich häufig genug bei den wichtigsten sozialpolitischen Kongressen selbst innerhalb der Mauern Berlins die preußischen Ministerien und die deutschen Reichsämter „mit Rücksicht auf die derzeitige Geschäftslage" keinen einzigen Geheimrat delegieren können, wurde die zweite Generalversammlung der deutschen Mittelstandsvereinigung, die eben in Frankfurt a. M. tagte, der besonderen Begrüßung durch das preußische Handelsministerium und das Reichsamt des Innern für würdig befunden. Man muß wissen, daß diese sogenannte deutsche Mittelstandsvereinigung sich um Geistesgrößen à la Landtagsabgeordneter Hammer und Obermeister Rahardt gruppiert und die rückständigste Zünftlerei repräsentiert. Man muß ferner wissen, daß ausgerechnet der Geh. Oberregierungsrat Lusenski die wärmsten Wünsche der vorgenannten Regierungsstellen zu überbringen hatte, ein Mann, dessen wirtschaftspolitische Einsicht genügend bekannt ist, um ihn persönlich vor dem Verdacht innerer Seelenverwandtschaft mit der ödesten Mittelständlerei zu schützen. Dann erst bekommt man eine Ahnung von der Knechtschaft, in der nicht nur die Bevölkerung, sondern auch die Regierenden von den reaktionären Machthabern gehalten werden.

Wie in Swinemünde, so war auch in Danzig der Empfang der englischen Flotte durch die städtischen und staatlichen Behörden und die Bürgerschaft ein überaus freundschaftlicher. Der Oberbürgermeister Ehlers hat es aut verstanden, durch seine Begrüßungsansprache den gastfreundlichen Empfangsakt in

Digitized by Google

würdiger Weise über die Bedeutung eines bloßen Festmahles hinauszuheben und zu einem Austausch beachtenswerter friedlicher Kundgebungen zwischen Deutschen und Engländern auszugestalten. Auch der offizielle Besuch, den Prinz Heinrich der englischen Torpedobootsflottille vor Flensburg noch am letzten Tage abgestattet hat, kann als erfreuliches Zeichen dafür angesehen werden, daß der Besuch der englischen Kriegsschiffe in den deutschen Gewässern die deutsch-englischen Beziehungen verbessert hat.

Der Bedeutung des Friedensschlusses zwischen Rußland und Japan entspricht es, daß die Kommentare über den jetzt formuliert vorliegenden und unterzeichneten Friedensvertrag noch lebhaft weitergesponnen werden. Vor allem wird mit aufmerksamer Anteilnahme die Stimmung verfolgt, mit der das japanische Volk den Friedensvertrag aufnimmt. Allem Anschein nach ist diese Stimmung eine äußerst erbitterte. Das Volk glaubt sich durch die billigen Bedingungen des Friedens um die besten Früchte des opferreichen Krieges betrogen. Es verleiht seiner Empörung durch Gewalttaten Ausdruck und hofft auf diesem Wege der Einschüchterung die Ratifizierung des Portsmouther Vertrages durch den Mikado noch verhindern zu können. Angesichts dieser Kundgebungen verdient die Weisheit der japanischen Regierung und des Mikados besondere Anerkennung, die trotz der zweifellos vorausgeschauten Volksstimmung lieber einen billigen Frieden als die Fortsetzung eines mörderischen Krieges wählten. Während also die Hochachtung, die sich die japanischen Heerführer und Staatsmänner in der ganzen Kulturwelt bereits erworben haben, noch immer im Steigen ist, zeigt sich die ganze Verlogenheit des russischen Absolutismus und seiner Träger auch anläßlich des Friedensschlusses in derselben abstoßenden Nacktheit, die wir seit Monaten schon bei den verschiedensten Gelegenheiten festzustellen gezwungen waren. Das Telegramm des Zaren an den General Linewitsch, in welchem die weise Nachgiebigkeit der Japaner in einen glänzenden Sieg russischer Ueberlegenheit umgedichtet und die „selbstaufopfernde", „teucre", „ruhmreiche" Armee, „die den Ansturm des an Zahl überlegenen Feindes in der Mandschurei neunzehn Monate hindurch Schritt für Schritt aufgehalten und seinen Vormarsch hartnäckig zurückgeworfen hat," gefeiert wird, macht nun auch den Zaren persönlich für das unwürdige russische Gebaren verantwortlich und vor aller Welt lächerlich. Daß die revolutionäre Bewegung in Rußland durch den Friedensschluß zunächst nur einen Impuls zu größerer Energie erhalten hat, beweisen die gehäuften Berichte über blutige Zusammenstöße zwischen Militär und Volksmassen. Ob auch die sogenannten Reformbestrebungen des Zarismus schon jetzt durch den Friedensschluß stark beeinträchtigt werden und die Einberufung der famosen Reichsduma wirklich bereits um mehrere Jahre vertagt ist, wie einzelne Blätter melden, läßt sich noch nicht zweifellos feststellen.

In den Erörterungen über den Frieden zwischen Rußland und Japan spielt auch die Erneuerung des Bündnisvertrages zwischen England und Japan eine große Rolle. Da indessen der Inhalt dieses neuen Vertrages noch nicht einmal in den Hauptzügen bekannt ist, lassen sich auch noch keine sicheren Schlußfolgerungen auf die künftige Gestaltung der Weltpolitik daraus ziehen.

Der Konflikt in Ungarn zwischen Parlament und Regierung hat sich jetzt so weit zugespitzt, daß die vereinigten Oppositionsparteien die Versetzung des Ministeriums Fejervary in den Anklagezustand beim Reichstag beantragen wollen, während die verfassungswidrige Regierung ihre Einschüchterungs- und Spaltungsversuche gegenüber der Koalition ihrer Gegner fortsetzt und mit Neuwahlen unter der Parole durchgreifender Wahlreformen droht. Der demnächstige Wiederzusammentritt des ungarischen Reichstages wird bald zeigen, hinter welcher Drohung die größere Macht und Energie steht.

* * *

Kolonialpolitisches.

Als in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die deutsche Kolonialpolitik instradiert wurde, trat bekanntlich die gerade gebildete deutschfreisinnige Partei sehr kritisch den überschwenglichen Erwartungen entgegen, die man damals in weiten Kreisen unseres Vaterlandes mit weniger Sachkenntnis als nationaler Begeisterung den neugegründeten deutschafrikanischen Erwerbungen entgegenbrachte. Bismarck gehörte nicht zu den Kolonialenthusiasten. Hätte er damals schon die Unabhängigkeit des Privatlebens besessen, so hätte er vermutlich in den Reihen der Opposition gestanden. Aber als Reichskanzler glaubte er, einer scheinbar reißenden Strömung der öffentlichen Meinung Deutschlands folgen zu sollen. Sein Entschluß wurde ihm leichter, als er sah, daß sich die von ihm gehaßten Freisinnigen mit ihren Warnungen unpopulär machten. Wer nicht für Kolonien schwärmte und Herrn Lüderitz für einen kleinen Kolumbus hielt, galt bei den nationalen Exaltados jener Zeit für einen Reichsfeind, und die Hetze gegen die Freisinnigen als Reichsfeinde erfreute sich damals der hohen Protektion des Fürsten Bismarck in besonders starkem Grade.

Es ist ein schwacher Trost, daß wir Freisinnigen, die wir uns damals in eindringlichster Weise dem Erwerb von Kolonien, deren Wert mehr als problematisch war, entgegenstemmten, mit unseren Voraussetzungen nur allzusehr recht behalten haben. Ein Grund für unsere Opposition, den wir damals auch wiederholt in der Presse wie im Parlament geltend gemacht haben, war u. a. auch der, daß Kolonien, besonders wertlose, zwar leicht zu erwerben, aber sehr schwer wieder mit guter Manier loszuwerden sind. Heute, nach einer bald zwanzigjährigen Erfahrung, und nachdem bereits manche hundert Millionen Mark guten deutschen Geldes in Afrika verpufft sind und mehr als eine Illusion sang- und klanglos zu Grabe getragen ist, werden Stimmen laut, die die Frage eines Aufgebens wenigstens einzelner unserer afrikanischen Kolonien zur Diskussion gestellt sehen möchten. Aber es ist völlig müßig, diesem Gedanken weiter nachzugehen. Die nationale Selbstüberwindung, die zu einem derartigen Verzicht erforderlich wäre, ist in Deutschland nicht vorhanden, und deshalb hat es gar keinen Zweck, mit einer solchen Idee zu kokettieren. Selbst wenn den paar hundert Millionen, die uns die Eingeborenenaufstände bereits gekostet haben, noch mehrere hundert Millionen, was leider keineswegs ausgeschlossen ist, folgen sollten, so wird zwar der bereits jetzt stark vorhandene kolonialpolitische Mißmut wachsen, aber die Last wird weiter getragen werden. Die öffentliche Meinung wird sich ungern an die unerfreulichen Vorgänge in unseren afrikanischen Kolonien erinnern lassen, einige mehr oder weniger unfruchtbare parlamentarische Debatten werden gelegentlich die wachsende Gleichgültigkeit der Bevölkerung unterbrechen, und unsere Kolonialverwaltung wird bei wechselndem Personalbestande weiter experimentieren, um wenigstens einen einigermaßen erträglichen Zustand der Dinge herbeizuführen.

Neuerdings treten einige Anzeichen hervor, die darauf schließen lassen, daß die kolonialpolitische Methode, die bisher bei uns die herrschende war, und die in den beiden Schlagworten „Militarismus" und „Assessorismus" einen ziemlich treffenden Ausdruck gefunden hat, einer etwas geläuterten kolonialpolitischen Auffassung zu weichen beginnt. Daß die bisherigen Leiter unserer Kolonialverwaltung für die allzu lange Konservierung der bureaukratisch-militaristischen Regierungspraxis persönlich verantwortlich zu machen seien, soll übrigens keineswegs behauptet werden. Speziell Herr Stübel, von dem man sagt, daß er das Kolonialamt demnächst verlassen werde, ist ein durchaus vorurteilsfreier Kolonialpolitiker; aber das System unserer Kolonialverwaltung wurzelt so tief in den Vorstellungen unseres heimischen Beamtenstaates, daß der Kampf des einzelnen dagegen auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten stößt. Nicht der Wechsel der Personen, sondern ein Wechsel dieses verfehlten Systems ist dringend geboten.

Digitized by Google

Die wichtigste Seite jeder Kolonialpolitik ist die Behandlung der Eingeborenen. Mit Drill und Schneidigkeit kommt man dabei nicht weit. Energie und Strenge sind gewiß geboten, aber Brutalität und Willkür haben bisher noch jede Kolonialverwaltung in die schwersten Verwicklungen geführt. Unter den Kolonialbeamten, die Deutschland nach Afrika geschickt hat, befanden sich leider nur allzu viele Elemente, die da glaubten, ihrer Autorität etwas zu vergeben, wenn sie die Schwarzen menschlich behandelten. Von den bestialischen Exzessen, die auch nicht ausgeblieben sind und wofür der Tropenkoller als bequemes Entschuldigungsmittel dienen muß, wollen wir in diesem Zusammenhange garnicht einmal reden, sondern nur von der Regel der Mißgriffe gegenüber den Eingeborenen, die man mit Verordnungen überfallen hat, deren Sinn ihnen unverständlich bleibt, deren Sitten und Gewohnheiten zu respektieren man für überflüssig erachtet, und deren Zutrauen zu erwerben man für weniger nötig hält als ihre Furcht zu erwecken.

Wenn irgendwo auf dem weiten Gebiet der Kolonialverwaltung die Engländer uns als Muster dienen können, so ist es in der Methode der Behandlung der Eingeborenen. Aus der Feder des früheren deutschen Gesandten in Peking, des Herrn M. von Brandt, ist kürzlich eine kleine Broschüre unter dem Titel „Die englische Kolonialpolitik und Kolonialverwaltung" (im Verlage von Gebauer-Schwetschke in Halle a. S.) erschienen, die gerade diesen Punkt mit vollem Recht in eine besonders helle Beleuchtung rückt. Unsere Zeit hat keinen größeren kolonialpolitischen Staatsmann hervorgebracht als Lord Cromer, unter dessen Verwaltung Aegypten einen so bewunderungswürdigen Aufschwung genommen hat. Das Verwaltungsgebiet Lord Cromers erstreckt sich bekanntlich auch auf den Sudan. „Seine Instruktionen an seine Untergebenen," so sagt Brandt von ihm, „seine Berichte an die englische Regierung sind Muster des ruhigen, nur auf das Ziel bedachten Menschenverstandes und können allen Kolonialpolitikern, auch den ältesten, nicht genug zum Studium und zur Nachachtung empfohlen werden." Sein Geist und seine Erfahrung treten auch in den Verfügungen zutage, die der frühere Sirdar von Aegypten, Lord Kitchener of Khartoum, der jetzige Oberbefehlshaber in Indien, für die Verwaltung des Sudans s. Zt. an die englischen Verwaltungsbeamten ergehen ließ. In diesen Weisungen heißt es u. a.:

„Die uns allen und besonders den Mudirs und Inspektoren zufallende Aufgabe ist, das Vertrauen der Bevölkerung zu gewinnen, ihre Hilfsmittel zu entwickeln, und sie auf einen höheren Standpunkt zu heben. Dies kann nur dadurch geschehen, daß die Distriktsbeamten in engster Berührung mit den besseren Klassen der Eingeborenen sind, durch welche sie hoffen dürfen, im Laufe der Zeiten die ganze Bevölkerung zu beeinflussen. Mudirs und Inspektoren sollten alle hauptsächlichsten Personen ihres Distrikts persönlich kennen lernen und ihnen durch freundliche Behandlung und das Interesse an ihren persönlichen Angelegenheiten zeigen, daß unser Streben dahin geht, ihr Wohlergehen zu erhöhen. Sowie einmal gründlich begriffen wird, daß unsern Beamten nicht allein der Fortschritt des Landes im allgemeinen, sondern das Wohlergehen jedes einzelnen, mit dem sie in Berührung kommen, am Herzen liegt, werden ihre Ermahnungen zu Fleiß und Verbesserungen doppelte Kraft gewinnen. Wenn solche Ermahnungen in der Form von Proklamationen oder Veröffentlichungen erscheinen, haben sie wenig Wirkung; es ist das individuelle Vorgehen der englischen Beamten, die unabhängig, aber mit einem gemeinsamen Zweck auf die einzelnen Eingeborenen wirken, deren Vertrauen sie gewonnen haben, auf das wir für die moralische und industrielle Wiedergeburt des Sudans rechnen müssen."

„Das Volk sollte belehrt werden, daß die Wahrheit stets erwartet und gleichmäßig gut aufgenommen werden wird, ob sie angenehm oder das Gegenteil ist. Wenn wir auf offene, höflich ausgesprochene Ansichten hören und Lügner und Schmeichler abweisen, dürfen wir hoffen in einiger Zeit eine Wendung zum Besseren in dieser Beziehung im Lande zu erzielen."

Brandt urteilt über diese Grundsätze sehr mit Recht:

„Sie verdienten in extenso wiedergegeben zu werden, da sie den wahren Geist christlicher und moderner Auffassung der Pflichten atmen, welche allen kolonialen Bestrebungen und Unternehmungen zugrunde gelegt werden müssen, nicht nur aus religiösen und ethischen Gründen, sondern auch weil sie allein die Sicherheit für die gedeihliche materielle Entwicklung einer Kolonie bilden, d. h. dem gemeinsamen Vorteil der Regierenden und Regierten entsprechen."

Es gilt ja bei uns in manchen nationalgesinnten Kreisen für unpatriotisch, von den Engländern etwas lernen zu wollen. Auf dem Gebiete der Kolonialverwaltung hat das „perfide Albion" aber jedenfalls sehr ausgiebige Erfahrungen machen können; es würde sich deshalb doch vielleicht empfehlen, uns deren in Jahrhunderten gesammelte Erfahrungen nutzbar zu machen.

Theodor Barth.

Ein echtes Junkergesetz.

Der agrarisch-feudale Geist, der der ganzen preußischen Gesetzgebung aufgeprägt ist, tritt oft noch stärker als in den großen, das ganze Volk berührenden Gesetzen in gewissen kleinen, sozusagen Nebengesetzen, zutage. Das große Publikum beachtet dieses gesetzgeberische Beiwerk kaum. Und doch verdient es um seines symptomatischen Charakters willen das helle Licht der Kritik.

Am 14. Juli 1904 ist in Preußen ein neues Wildschongesetz sanktioniert worden. Noch war es kein Jahr in Kraft, und schon hatte sich in der jagdlichen Fachpresse ein heißer Streit um einzelne seiner Bestimmungen erhoben. Kein Wunder. Die Interessen eines Teiles der Jagdberechtigten werden darin zugunsten eines anderen Teiles aufs schmählichste geopfert.

Der größere Teil der Schonzeiten ist durch das Gesetz unabänderlich festgelegt. Nur für einzelne Wildgattungen, besonders für Fasanen, Rebhühner und Rehböcke, ist dem Ermessen der Verwaltungsbehörden ein gewisser Spielraum gewährt. Sie können Beginn und Schluß der Schonzeit um vierzehn Tage verschieben. Bei Rebhühnern z. B. hat das einen gewissen Sinn. Verspätet sich die Ernte, so liegt es im Interesse der Landwirte, den Beginn der Schußzeit von Mitte August auf das Ende des Monats zu verlegen, um Feldschaden zu verhüten. Fällt die Brutzeit der Rebhühner ungewöhnlich spät, so ist die gleiche Verschiebung im Interesse der Jagdpflege und des konsumierenden Publikums erwünscht. Es kommt sonst zu viel unreifes Zeug an den Markt. Trotzdem hat auch diese Bestimmung schon ihre Bedenken. Wenn dies Jahr in dem Regierungsbezirk Breslau die Hühnerjagd am 18., in den beiden anderen schlesischen Regierungsbezirken dagegen ohne jeden ersichtlichen Grund erst am 21. August aufging, so liegt darin eine erhebliche pekuniäre Schädigung der Oppelner und Liegnitzer Jagdberechtigten, die zusehen mußten, wie die Breslauer Jäger drei Tage lang die um etwa 25 Prozent höheren Preise der ersten Tage allein einheimsen konnten.

Doch das ist geringfügig gegenüber der Bestimmung über die Schonzeit der Rehböcke. Es gibt keinen vernünftigen Grund landwirtschaftlicher oder jagdlicher Natur, weshalb ihre Schonzeit nicht einheitlich für ganz Preußen — noch besser wäre: für das ganze Reich — festgesetzt worden ist. Als einziger Grund für die Ausnahmebestimmung wäre der Wunsch der preußischen Gesetzgeber denkbar, gewissen Jagdinhabern ein Vorrecht zu gewähren. Die Jagd auf den Rehbock geht in der Regel am 16. Mai auf. Gestattet der Bezirksausschuß einem Jagdbesitzer, schon vom 2. Mai an Böcke zu schießen, so wird ihm damit ein sehr rentables Privileg verliehen. Einmal können natürlich die Böcke in der Zeit, da sonst noch niemand sie erlegen kann, zu Extrapreisen verwertet werden. Sodann ist es überhaupt leichter, die Böcke in der ersten Hälfte Mai zu erlegen, wenn sie sich, vom Winter ausgehungert, gierig auf die frische Aesung stürzen, als später, wenn sie im hohen Getreide unsichtbar geworden sind. Und schließlich ist es dem bevorzugten Glücklichen möglich, all die Böcke, die zwischen seinem und den Nachbarrevieren hin und her wechseln, vierzehn

Digitized by Google

Tage lang in aller Ruhe wegzuknallen, während der Nachbar untätig zuschauen muß.

Daß der Beginn der Rehbocksjagd willkürlich festgesetzt werden kann, ist ein Nonsens. Daß er nicht bloß für ganze Distrikte, sondern sogar für einzelne Reviere vordatiert werden darf, ist ein gesetzgeberischer Skandal. Und daß sich einzelne Bezirksausschüsse gefunden haben, die von dieser Befugnis Gebrauch gemacht haben, ist etwas, was man parlamentarisch kaum noch richtig charakterisieren kann.

In Schlesien ist, wie ich der Fachpresse entnehme, für die Herrschaft Heinrichau des Großherzogs von Sachsen vom Bezirksausschuß zu Breslau der frühere Abschuß von Böcken gestattet worden. Das mag von der großherzoglichen Jagdverwaltung als ein außerordentlich willkommenes Beneficium angesehen worden sein. Aber wie in aller Welt läßt sich eine solche Bevorzugung rechtfertigen? Welchen Eindruck muß eine derartige Privilegierung eines Latifundienbesitzers durch eine preußische Behörde auf den bäuerlichen Jagdinhaber machen, der noch in dem naiven Glauben befangen ist, der Satz der preußischen Verfassung von der Gleichheit aller Preußen vor dem Gesetz habe irgendwelche Bedeutung!

Dabei sind gewisse Kreise am Werk, um das, was bisher nur einzelnen Großgrundbesitzern zugute kam, der ganzen Klasse nutzbar zu machen. Ein Landrat Frhr. v. Lüdinghausen plädiert in „Wild und Hund" dafür, „für größere Forstkomplexe, welche ganz oder größtenteils von ‚feindlichen' Feldern umgeben sind, einen früheren Abschußtermin als für die übrigen kleineren Jagdbezirke desselben Regierungsbezirks festzusetzen". Um diesen Vorschlag ganz zu würdigen, muß man den Jargon unserer Großgrundbesitzer kennen. „Feindlich" nennt er die Felder, auf denen irgend ein Bauer oder Städter die Jagd ausübt. Auf diesen Feldern findet das Wild seine Nahrung. Tagsüber steht das Reh im Walde, wo es wenig oder keine Aesung findet. Trotzdem sehen es die Forstbesitzer, die ja großenteils mit den Großgrundbesitzern identisch sind, als eine Art persönlichen Unrechts an, wenn der Feldbesitzer meint, seine Felder seien nicht bloß zur Ernährung, sondern auch zur Erlegung der Rehe da. Darum möchte man den Forstbesitzern allgemein den früheren Abschuß der Böcke eröffnen, damit sie vierzehn Tage lang die austretenden Böcke in aller Gemütsruhe erlegen können, und der Inhaber der „kleinen" Jagdbezirke nachher, wenn für ihn die Jagd aufgeht, das Nachsehen habe.

Leider ist die Spekulation des Frhrn. v. Lüdinghausen und seiner Gesinnungsgenossen nicht ganz ins Blaue hinein gemacht. Denn nach dem traurigen Gesetz vom 14. Juli 1904, an dem das Herrenhaus das Hauptverdienst hat, ist die Entscheidung ja dem freien Ermessen des Bezirksausschusses überlassen. Irgend ein Rechtsmittel, sogar die Beschwerde dagegen, ist durch das Gesetz ausdrücklich ausgeschlossen. Von den Bezirksausschüssen sagt aber ein königlich preußischer Forstmeister, Frhr. v. Nordenflycht, in „Wild und Hund":

„Ueber das Ende der Schonzeit entscheidet der Bezirksausschuß; die in ihm einflußreichsten Personen stehen der Natur der Sache nach in gesellschaftlichen Beziehungen zu den Besitzern der großen Eigenjagdreviere. Der Regierungspräsident als Vorsitzender übt, wenn er Jäger ist, die Jagd auf Rittergütern und Oberförstereien aus. Es kann daher garnicht ausbleiben, daß eine Entscheidung, welche den Großgrundbesitz jagdlich bevorzugt, in ausgedehnten Kreisen als parteiisch angesehen wird."

Ein anderer Herr erklärt in demselben Blatt kurzweg, in den Bezirksausschüssen entscheide schließlich „das Recht des Stärkeren". Jedenfalls sind die Bezirksausschüsse die denkbar ungeeignetste Instanz zur unparteiischen Regelung von Interessendifferenzen zwischen den Großgrundbesitzern und anderen. Die Mehrheit ihrer Mitglieder — die Minderheit besteht aus abhängigen Verwaltungsbeamten — verdankt einem weit getriebenen Destillierprozeß ihre Wahl: die Kreistage wählen den Provinziallandtag, der Provinziallandtag wählt den Provinzialausschuß, und der Provinzialausschuß wählt vier von den sechs Bezirksausschußmitgliedern. Schon auf der Basis dieser Pyramide, in den Kreistagen, dominieren die junkerlich-agrarischen Interessen. Man kann sich danach ungefähr ein Bild davon machen, wie die Spitze der Pyramide, der Bezirksausschuß, ausschaut.

Wenn unsere Junker Gesetze machen, ist es schon schlimm. Wenn sie die Ausfüllung gesetzlicher Blanketts aber gar wie beim Wildschongesetz den Bezirksausschüssen überlassen, dann kann man sich nicht wundern, wenn sogar die Leser der höchst „staatserhaltenden" woidmännischen Fachpresse wild werden und von einem „Gipfel der Ungerechtigkeit" sprechen.

H. v. Gerlach.

Die totale Sonnenfinsternis vom 30. August 1905.

Finsternisse haben seit urältester Zeit die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich gezogen, der Gelehrten ebenso, wie der weitesten Volkskreise. So gehört denn auch die Kunst, solche Ereignisse vorauszuberechnen, zu den ältesten astronomischen Errungenschaften. Wohl schon zweitausend Jahre vor dem Beginn unserer Zeitrechnung verstanden sich darauf Chinesen und Mesopotamier, und von den letzteren lernten es die Griechen, von diesen die Römer, wie denn Thales von Milet schon die Sonnenfinsternis von 585 v. Chr., die für einen Teil Vorderasiens total war, vorauszusagen vermochte. Selbst in den dunkelsten Zeiten des Mittelalters blieb die Kenntnis der sogenannten Saros-Periode, nach deren Umlauf die Verfinsterungen jeweils in der nämlichen Reihenfolge wiederkehren, einem kleinen Kreise gebildeter Kleriker bekannt, sodaß wenigstens das Kalenderwesen in notdürftiger Ordnung erhalten werden konnte. Freilich aber ließ sich auf diese Weise nur so viel ermitteln, daß überhaupt die Sonne oder der Mond verfinstert werden würde; wie und wo es geschehen würde, blieb verborgen, und Karl der Große sprach sich seinem Berater, dem Irländer Dugal, gegenüber sehr unmutig aus, weil eine ganz richtig prognostizierte Sonnenfinsternis von ihm nicht hatte gesehen werden können. Damit ward es erst besser, als man im XVI. und XVII. Jahrhundert die bereits von den mathematisch geschulten Astronomen des späteren Griechenlands aufgestellten Regeln wieder zu verstehen anfing. Doch dienten die von den Volksmassen mit Angst und Aberglauben erworteten Phänomene den Fachmännern wesentlich dazu, die geographische Lage wichtiger Orte schärfer, als es auf anderem Wege möglich war, zu bestimmen, und eine im Jahre 1782 für Mitteleuropa teilweise total gewordene Verfinsterung der Sonne hat die Genauigkeit der Karte Deutschlands beträchtlich gefördert. Selbstverständlich beobachtete man die verhüllte Sonne auch mit den besten optischen Instrumenten, über die man verfügte, machte aber lange keine besonders wichtigen Wahrnehmungen. So verblieb es in der Hauptsache auch während der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts, und erst nach und nach lernte die Fachwelt die neuen Probleme stellen, zu deren Lösung die freilich nur selten sich darbietenden Vorkommnisse die willkommensten Beiträge liefern mußten. Man hatte insonderheit bemerkt, daß der Lichtkranz, der von der Sonne allein übrig blieb, wenn sich die dunkle Mondscheibe davor geschoben hatte, merkwürdige Eigenschaften besaß, die, solange jene natürliche Abblendung des Sonnenlichts fehlte, überhaupt unerkennbar blieben. Das bloße Fernrohr war allerdings, selbst wenn man seine Leistungen bis zum höchsten erreichbaren Grade gesteigert hatte, gleichwohl nur ein ziemlich unvollkommenes Werkzeug für die Ziele der Sonnenforschung, allein ein günstiges Geschick hatte es gefügt, daß gerade in der Zeit, in der sich der große Fortschritt der kosmischen Physik anbahnte, zwei Erfindungen gemacht wurden, welche gerade für diese Fragen von fundamentaler Bedeutung werden sollten. In den vierziger Jahren wurde durch Daguerre, Talbot und Niépce de St. Victor die bisher

nicht aus den Kinderschuhen herausgetretene Photographie zu einem vorher ungeahnten Ausmaße der Vollkommenheit gebracht, und das Jahr 1857 brachte in der Spektralanalyse ein Hilfsmittel, die Chemie der Gestirne aus deren Lichtwirkungen zu erschließen. Von nun an trat die Beobachtung der Sonnenfinsternisse in ein völlig neues Stadium, und während man es zuvor dem Zufall überlassen hatte, ob man an dem Orte, wo sich gerade eine Sternwarte befand, ein größeres oder kleineres Stück des Tagesgestirns verdeckt erhielt, nahmen jetzt mehr und mehr jene wissenschaftlichen Völkerwanderungen ihren Anfang, welche die Männer des Faches in entfernte Gegenden führten, wo sich eine gute Verfolgung des Totalitätsverlaufs erwarten ließ.

Zuerst scheint dies ausgiebiger in den Jahren 1842 und 1851 geschehen zu sein, und 1860 wurden bereits bei dieser Gelegenheit wertvolle Einsichten in die Natur des Sonnenkörpers gewonnen. Da der Kalkul heutzutage eine so hohe Vervollkommnung erfahren hat, daß man die einzelnen Phasen — besonderen Teilerscheinungen — bis auf Bruchteile einer Sekunde im voraus anzugeben in die Lage gesetzt ist, so kann man sich auch diejenigen Punkte heraussuchen, für welche die Verfinsterung eine Maximaldauer hat; mehr als ein paar Minuten kommen übrigens in keinem Falle heraus, und die Beobachter müssen sich also nicht bloß sputen, sondern auch ihre Vorbereitungen vorzüglich getroffen haben. Von allen Teilen Europas bietet fast stets die Pyrenäische Halbinsel sehr vorteilhafte Bedingungen dar, denn in der kurzen Zeit von 1842 bis 1905 waren dort nicht weniger als fünf totale Finsternisse zu verzeichnen. Diesmal führte der Totalitätsstreifen diagonal von Nordwesten gegen Südosten durch Spanien hindurch, sodaß u. a. auch die Balearischen Inseln mit betroffen wurden, und weiterhin überdeckte er das französische Nordafrika. So waren es denn zum Glücke kultivierte Länder, denen der seltene Anblick der Nacht am Tage beschert werden sollte, und hier wurden die Stationen umsichtig ausgewählt. Ein besonders großes Kontingent von Astronomen optierte für die durch ihren prachtvollen gotischen Dom berühmte altkastilische Stadt Burgos, wo sich mit Göttinger, Berliner und Potsdamer Fachgenossen die Sendlinge Englands, Frankreichs, Nordamerikas und Spaniens selbst zusammenfanden; vor anderen ist da der von dem Direktor der Treptower Sternwarte, Archenhold, organisierten Expedition Erwähnung zu tun. Vorwiegend Geophysiker, so die drei Deutschen Elster, Geitel und Ebert, hatten sich in Palma, der Hauptstadt von Mallorca, ein Stelldichein gegeben, und zumal französische Delegierte wählten die tunesische Stadt Sfax, welche dem Ostende der Totalität — im Paschalik Tripolis war allerdings ein hierzu noch mehr geeignetes Gebiet gefunden worden — näher gelegen war. Man wußte im voraus, daß der genannte Streifen, der sich in nicht beträchtlicher Breite etwa um den dritten Teil eines größten Erdkreises herum legte, in Labrador anfing und auf der arabischen Halbinsel endigte. Je nach der Lage sollte die Totalitätsphase $2^m\ 33^s$ bis allerhöchstens $3^m\ 42^s$ in Anspruch nehmen.

Schon ohne alle Bewaffnung drängt sich dem Auge, wenn die Sonne ihr Licht verliert, manche bemerkenswerte Wahrnehmung auf, und es braucht nicht einmal bis zum gänzlichen Verschwinden der Helligkeit zu kommen, um zu bemerken, daß allgemach eine ganz eigenartige Beleuchtung eintritt, daß die Dämmerung einen von der gewöhnlichen Uebergangszeit vor Aufgang und nach Untergang der Sonne entschieden abweichenden Charakter annimmt, und daß die Tiere, vorab die Vögel, unzweideutige Zeichen einer unerklärlichen Ruhelosigkeit geben. Den Laien mutet, solange die Finsternis noch partiell ist, sehr fremdartig der Umstand an, daß das Sonnenbildchen runder Oeffnungen nicht mehr selbst rund, sondern eckig ausfällt, weil eben aus der Sonnenscheibe ein mehr oder weniger großer Bruchteil herausgeschnitten ist. Das Thermometer sinkt, der „Finsterniswind" erhebt sich, ebenso, wie dies an schönen Sommerabenden zu geschehen pflegt. Allein sofern auch nur ein kleines Stück Sonne seine Leuchtkraft beibehält, sind alle diese Folgeerscheinungen nur ein schwaches Abbild dessen, was eintritt, wenn die völlige Nacht hereingebrochen ist. Auch der Kulturmensch begreift alsdann, welche Schrecken sich aller Naturvölker in diesem Augenblick bemächtigen, und er urteilt vielleicht sogar nachsichtiger über die kursächsische Regierung, die noch vor zweihundert Jahren ein Edikt ausgehen ließ, wie sich Mensch und Tier bei solchen Katastrophen vor Unheil zu bewahren habe.

Welches sind nun die Errungenschaften, zu denen uns ein günstiger Zufall, die Verbindung einer vollständigen Verfinsterung mit Wolkenlosigkeit des Himmels, verhelfen soll? Bereits seit fünfzig Jahren weiß man, daß die äußerste Hülle der Sonne, die „Korona", ihrer Zusammensetzung nach sich von den mehr zentralen Teilen ganz wesentlich unterscheidet, und daß hier der Sitz jener oft grotesken, rosenrot gefärbten Auswüchse ist, welche man „Protuberanzen" nennt. Verhältnismäßig ist es ja um unser Wissen von diesen Dingen, die sich für gewöhnlich der Einsichtnahme des Menschen entziehen, garnicht schlecht bestellt. So hat die Spektroskopie in der solaren Außenregion das Vorhandensein eines Elementes „Helium" nachgewiesen, von dem man lange Zeit glaubte, daß es der Sonne eigentümlich sei, bis man es auch auf der Erde, zusammen mit den anderen „Edelgasen", aufzufinden so glücklich war. Hier werden aber noch viele und wichtige Entdeckungen zu machen sein. Auch von den Protuberanzen weiß man ja so viel, daß sie der Hauptsache nach aus glühendem Wasserstoffgase bestehen, das durch furchtbare Eruptionen oder Explosionen, für deren Stärke dem Erdenbewohner jeder Maßstab fehlt, mit einer bis zu 250 km sich steigernden Anfangsgeschwindigkeit emporgetrieben werden. Allein schon der eine Umstand, daß es neben den eigentlich gasförmigen auch noch „metallische" Protuberanzen gibt, in denen also auch die ungleich schwereren Metalldämpfe vorkommen, läßt uns ersehen, daß uns noch viel zu erforschen übrig bleibt. Auch in bezug auf die „Chromosphäre", welche unterhalb der Korona zu suchen ist, sind wir noch lange nicht in wünschenswertem Umfange unterrichtet, und die ganze Sonnenphysik ist in erster Linie, was beinahe paradox klingt, darauf angewiesen, daß man das Tagesgestirn am Tage selbst nicht sehen kann.

Indessen auch abgesehen von diesen Hauptproblemen bleibt noch vielerlei zu tun übrig. Rätselhaft sind einstweilen noch die sogenannten „Schattenbänder" geblieben, welche sich über den Erdboden hin bewegen, und auf die der amerikanische Physiker Rotch als auf eine der Aufklärung ganz besonders bedürftige Erscheinung aufmerksam gemacht hat. Mehr in das Gebiet der physiologischen Optik gehört die „Tropfenbildung"; in dem Augenblick, in dem sich die dunkle Scheibe theoretisch von der leuchtenden ablösen sollte, bleiben sie noch scheinbar aneinander hängen, und zwischen beiden zeigt sich ein schwarzes, als Tropfen bezeichnetes Bändchen, das sich in die Länge zieht und erst nach einiger Zeit zerreißt. Dergleichen wird bei Sonnenfinsternissen ebensowohl gesehen, wie bei Venus- und Merkurdurchgängen. Sehr bedeutsame Resultate kann die Lehre von der Atmosphäre erhoffen, und es sind darum auch von den genannten Orten Ballonaufstiege ausgeführt, um festzustellen, wie sich die fortschreitende Lichtabnahme in den verschiedenen Luftschichten zur Geltung bringt. Auch der Spannungszustand der Luftelektrizität muß eine Beeinflussung erfahren, die sich den außerordentlich verfeinerten Meßapparaten der neuesten Zeit nicht entziehen kann. Kurz, eine wahre Fülle von Aufgaben liegt in jedem solchen Falle vor, und ein wohlgeleitetes Zusammenarbeiten vieler wird allgemein als Notwendigkeit empfunden. Auf Grund der getroffenen Anordnungen ließ sich mit voller Gewißheit voraussagen, daß der 30. August, wenn sich nur der Himmel selbst nicht allzu unfreundlich erwies, die besten Folgen für die Himmelsforschung haben werde.

Was bislang über die Früchte der an den Hauptstationen entfalteten Tätigkeit in die Oeffentlichkeit drang, ist ganz dazu angetan, die auf den kritischen Tag gesetzten Hoffnungen zu rechtfertigen. Sehr gut hat Algier abgeschnitten, wo die Sternwarte unter Leitung Trepieds bei ganz reinem Firmament ihre Arbeit ausführen konnte. Es gelangen 31 gute photographische Aufnahmen der Korona und der sichtbar gewordenen Protuberanzen. Ein gleiches glückte auch den anwesenden Amerikanern, wogegen die deutsche Kommission (Schorr-Hamburg) vorzugsweise die durch die Finsternis bewirkten Aenderungen

der drei erdmagnetischen Elemente kontrollierte. Auch in Sfax war man, obwohl beim Eintritte des Mondes noch ein dünner Wolkenschleier vor der Sonne lag, mit den Beobachtungen sehr zufrieden. Morour aus Bourges, der sich hierher begeben hatte, wollte die Entfernung von dem Rande, bis zu welcher sich die Korona mit dem feinen Hilfsmittel des Spektrums noch erkennen ließ, mit größerer Schärfe als bisher ermitteln, und wie es den Anschein hat, ist ihm sein Vorhaben nicht mißlungen. Ein neues Spektroskop mit zwei rechtwinklig aufeinander stehenden Oeffnungsspalten, das in Deutschland wohl noch weniger bekannt ist, hat sich bei den französischen Beobachtungen gut bewährt. In Tripolis hatten Franzosen, Nordamerikaner unter Führung von Professor Todd (Cambridge, Mass.) und Italiener unter Professor Millosevich (Rom) ihre Zelte aufgeschlagen. Todd richtete sein Augenmerk namentlich auf die sonderbaren, vielfach grün gefärbten Strahlen, welche von der Korona ausfahren, allein deren Frequenz war eine geringe, und die äußerste Lichthülle machte den Eindruck einer mehr gleichmäßigen Ausbildung. Dagegen wurden solche Spitzen der Korona, die durchaus nicht etwa mit den Protuberanzen zu verwechseln sind, in Assuan an der ägyptisch-nubischen Grenze deutlich konstatiert.

Außerordentlich schlimm wäre es gewesen, wenn die gewaltigen Zurüstungen, welche auf spanischem Boden getroffen worden waren, sich als nutzlos herausgestellt hätten, und die Nachrichten über Wind und Wetter, die von dorther an den Vortagen eingelaufen waren, mochten mit Fug zu ernsten Besorgnissen Anlaß geben. Erfreulicherweise ging es besser, als viele Pessimisten angenommen hatten. Soweit einstweilen eine Beurteilung möglich ist, waren die fremden Astronomen, die in Burgos ihres Amtes walteten, mit den Ergebnissen nicht unzufrieden. Mehrere aeronautische Auffahrten wurden durch die spanischen Luftschiffer, an der Spitze Oberst Vives und Direktor Arcimis von Mailand, mit Glück in Szene gesetzt; auch Professor Berson aus Berlin, dessen Höhenrekord bekanntlich noch unübertroffen ist, beteiligte sich an diesen Unternehmungen, mit denen mehrere Pariser Ballonfahrten korrespondierten. Wenn gemeldet wird, daß anderwärts, z. B. in Palma, die Totalität nicht in ihrer vollen Dauer verfolgt werden konnte, so hat das weniger zu bedeuten, weil die geophysikalischen Messungen, die dort obenanstanden, durch eine Wolkendecke nicht so sehr benachteiligt werden. Auch an Orten, die von der Totalitätszone mehr oder weniger weit entfernt lagen, gelang die eine oder andere brauchbare Beobachtung; so erzielte die Berliner Urania-warte eine Reihe wohlgelungener Photogramme.

Es werden Monate ins Land gehen, ehe die Wissenschaft das Fazit aus den der Bearbeitung unterzogenen Details, die da und dort gewonnen worden sind, zu ziehen imstande sein wird. Trotzdem ist es erlaubt, jetzt bereits die Vermutung auszusprechen, daß wir von der Korona, von den Protuberanzen, von den — in Assuan sehr deutlich hervorgetretenen — Schattenbändern und von den sonstigen physikalischen Begleitphänomenen neue und verwertbare Daten in größerer Menge werden einheimsen können. Auf ein noch wenig beackertes Arbeitsfeld führen uns die exakten photometrischen Bestimmungen der Hamburger in Algier, welche sich des überaus lichtempfindlichen Elementes Selen bedienten, um auf thermoelektrischem Wege die Schwächung und Zunahme des Beleuchtungszustandes vor, während und nach der Hauptphase zu verfolgen. Auch von Archenhold in Burgos liegt eine Depesche vor, daß ihm die Lichtmessungen, ebenso wie die photographischen Aufnahmen, nach Wunsch gelangen.

Von den zehn totalen Sonnenfinsternissen des nächsten Dezenniums kann nur eine einzige (am 21. August 1914) in Europa leidlichen Sichtbarkeitsbedingungen genügen, und zwar in Skandinavien und Nordrußland, während die vom 10. April 1912 fast überall nur „ringförmig" erscheinen wird. Da werden unsere Gelehrten noch weit mehr auf den Besuch fremder Erdteile angewiesen sein. Jedenfalls gewährt aber das Ereignis des gegenwärtigen Jahres, unbeschadet des tatsächlichen Gewinns, auch nützliche methodologische Fingerzeige, deren Ausnützung bei gebotener Gelegenheit nicht auf sich warten lassen wird.

München. S. Günther.

Die Bildungsfähigkeit der Neger in den Vereinigten Staaten.

In Nummer 40 der „Nation" hat Rudolf Broda die kulturelle Befähigung des amerikanischen Negertums einer eingehenderen Betrachtung unterzogen und dabei auch auf die von den Negerlehranstalten zu Hampton und Tuskegee erzielten günstigen Resultate in der Heranbildung von gelernten industriellen Arbeitern hingewiesen. Das dort behandelte Problem der Bildungsfähigkeit der Neger in den Vereinigten Staaten bietet mancherlei interessante Gesichtspunkte dar, sodaß es sich verlohnt, der Frage etwas weiter nachzugehen und zu prüfen, wieweit sich die Neger der amerikanischen Union dem allgemeinen Aufschwung des Landes anzupassen vermögen.

Als die Sklaverei in den Vereinigten Staaten aufgehoben wurde, erhielten Hunderttausende von Negern, die auf den Plantagen in harter Fronarbeit wie die Tiere dahingelebt hatten und in vollster Unwissenheit erhalten worden waren, ganz plötzlich die Freiheit. Unter solchen Umständen konnten die Bildungsbestrebungen bei der schwarzen Bevölkerung der amerikanischen Union nur sehr langsame Fortschritte machen, und es scheint deshalb erklärlich, daß im Jahre 1890 noch 60,7 Prozent aller Neger in den amerikanischen Südstaaten Analphabeten waren. Es ist ein günstiges Zeichen, daß diese Zahl seither ständig zurückgeht. Im Jahre 1900 wurden unter ihnen nur noch 48 Prozent Analphabeten gezählt, und die immer ausgedehntere Schulbildung läßt weitere Fortschritte sicher erwarten.

Die Neger in der nordamerikanischen Republik, deren es nach der Zählung des Jahres 1900 ausschließlich Portoricos 8 840 789 gab, verteilen sich sehr ungleich über das Land. In zwei Staaten, in Mississippi und Südcarolina, sind sie an Zahl der übrigen Bevölkerung überlegen; sie bilden dort über 58 Prozent der Gesamtbevölkerung. Besonders hoch sind die Ziffern der Negerbevölkerung in den Staaten: Georgia mit 1 034 813, Mississippi mit 907 630, Alabama mit 827 307, Südcarolina mit 782 321, Virginien mit 660 722, Louisiana mit 650 804 Köpfen. In verschiedenen dieser Staaten gibt es einzelne Bezirke, in denen die Neger weit über die Hälfte, bis zu 75, ja bis zu 94 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachen. Diese Strecken werden „der schwarze Gürtel" genannt.

In diesen dunklen Zentren haben die auf eine Hebung der kulturellen Lage der Schwarzen gerichteten Bestrebungen die meisten Schwierigkeiten zu überwinden gehabt. Unter den Instituten, die sich mit der edlen Aufgabe befaßten, die Neger von Generation zu Generation mehr zu zivilisieren, hat die Schule zu Tuskegee, die im Jahre 1881 mit Unterstützung des Staates Alabama eröffnet wurde, einen bedeutenden Ruf erlangt. Die Erziehung, die dort den Schwarzen männlichen und weiblichen Geschlechts zuteil wird, erstreckt sich zugleich auf die Ausbildung des Geistes wie der technischen Fertigkeit, und die besten aus ihr hervorgehenden Schüler sind wiederum befähigt, ihrerseits eine zivilisatorische Mission unter ihren Landsleuten zu erfüllen. Neben dieser Schule hat einen besonders erfreulichen Aufschwung die ebenfalls im Staate Alabama belegene Anstalt zu Snow Hill genommen, die von W. J. Edwards, einem begeisterten Vorkämpfer der kulturellen Hebung der Schwarzen, begründet wurde, und deren rasches Aufblühen in charakteristischer Weise zeigt, wie sehr die amerikanischen Neger einer höheren Entwicklung fähig sind, wenn entsprechende Bildungsmöglichkeiten für sie geschaffen und von geeigneten Männern dargeboten werden. Zur Förderung der Bestrebungen dieser Anstalt ist ganz kürzlich eine kleine Broschüre*), mit einer Vorrede von Edward Atkinson versehen, vornehmlich in den Vereinigten Staaten und in England verbreitet worden, auf die wir bei dieser Gelegenheit auch in Deutschland aufmerksam machen möchten.

*) Uplifting the submerged masses, by W. J. Edwards of Snow Hill, Ala. with Introduction by Edward Atkinson of Boston, Mass., Boston 1906, Geo. H. Ellis Co., 272 Congress Street.

Digitized by Google

In die fruchtbaren Gegenden am Laufe des Alabama River waren die Schwarzen von den früheren Ansiedlern als Sklaven für die Pflanzungen zu Tausenden und Abertausenden geschafft worden. Nach ihrer Emanzipation verblieben sie zum größten Teil an ihren bisherigen Wohnorten und nahmen unter den mannigfachsten Formen das anbaufähige Land in Pacht. Die Lebens- und Wohnverhältnisse blieben sehr primitiv. Als W. J. Edwords, der seine Ausbildung 4½ Jahre lang auf dem Tuskegee-Institut erhalten hatte, im Jahre 1893 zum Studium der Lage des Volkes in dem „schwarzen Gürtel" eine Fußreise unternahm, konnte er sich deutlich davon überzeugen, wie unwissend und abergläubisch die große Masse der Schwarzen damals noch war, und daß Einrichtungen zur geistigen Hebung der Neger so gut wie völlig fehlten. Es gab höchstens ein paar schlecht geleitete Winterschulen, die aber nur wenig Würdigung fanden. Die Schwarzen legten ihre geringen Ersparnisse lieber in Whiskey und billigem Flitterkram an oder verloren sie im Spiel. Auch die Prediger, die, häufig in den elendesten Kirchengebäuden, die Bewohner der Umgegend um sich versammelten, waren teilweise völlig ungebildet. Die Wohnungen bestanden vielfach noch wie zu den Sklavenzeiten aus einem einzigen Raume. Zahlreiche Neger hatten noch nie eine Lokomotive gesehen.

Edwords erkannte, wie notwendig es sei, im Zentrum des „schwarzen Gürtels" von Alabama eine Schule zu gründen, die sich sowohl der theoretischen wie der praktischen Erziehung der Jugend widmete, um so die Schwarzen zu befähigen, ihre Lebenslage aus eigener Kraft zu bessern. Aus dieser Idee heraus entstand das Snow Hill Normal and Industrial Institute. Es wurde vor zehn Jahren in einer alten verfallenen, nur einen Raum enthaltenden Holzhütte mit einem Lehrer und drei Schülern ohne irgend welche Unterstützung seitens des Staates oder anderer Körperschaften eröffnet. Viele Mühe kostete es, die Vorurteile der umwohnenden Bevölkerung zu überwinden, die ihre Kinder nicht in eine Schule schicken wollte, in der sie arbeiten lernen sollten, weil sie kein Verständnis für den Nutzen hatte, den die Schüler aus dem Unterrichte ziehen. Nach und nach gelang es aber doch, neben den Unterweisungen in der Ackerwirtschaft, die in erster Linie die Erwerbsquelle der Bevölkerung bildet, auch industrielle Kurse einzurichten, von denen neuerdings dreizehn im Gange sind. Jetzt nimmt das Institut einen Flächenraum von 100 Acres ein und umfaßt 14 Gebäude. Statt der drei Schüler werden gegenwärtig mehr als 400 jährlich unterrichtet. Zwanzig Lehrer und Beamte sind daran tätig.

Der Einfluß des Instituts und seiner Schüler ist auf die Umgebung nicht ohne Rückwirkung geblieben. Jetzt weigert man sich nicht mehr, die Kinder in die Schule zu schicken; man hat die Kirchen ausgebaut sowie neue und bessere Schulhäuser auf dem Lande aufgeführt, in denen länger und erfolgreicher als früher von geschulten Kräften unterrichtet wird. Auch die ökonomische Lage der Schwarzen hat sich gehoben. Viele haben das Land, das sie früher nur pachtweise besaßen, gekauft und bewirtschaften es nunmehr als Eigentümer, und statt der Hütten mit nur einem Raum entstehen immer mehr Häuser mit verschiedenen Räumen.

Bei einer so günstigen Entwicklung ist es kein Wunder, daß sich die Veranstaltungen ebenfalls großer Beliebtheit erfreuen, die nach dem Vorbilde der Schule zu Tuskegee von dem Snow Hill-Institute zur Aufklärung der älteren Neger eingerichtet wurden: die seit 1897 jährlich einmal stattfindenden Negerkonferenzen, auf denen die Farmer der benachbarten Bezirke zusammenkommen, sich ihre Erfahrungen gegenseitig mitteilen und allerlei Anregungen in religiöser, moralischer und finanzieller Beziehung empfangen, sowie die Konferenzen der Lehrer und Geistlichen, auf denen die geistig-sittlichen Zustände besprochen und die Unterrichts- und Predigtmethoden erörtert werden. Außerdem hat der rührige Leiter des Instituts noch eine besondere Gesellschaft ins Leben gerufen, die sich in erster Linie mit den Verhältnissen der nächsten Umgebung befaßt und sich die Pflege des Gemeinsamkeitsgefühls und der gegenseitigen Hilfe angelegen sein läßt.

Daß die Negerbildung hauptsächlich wegen der mangelnden Bildungsmöglichkeit hinter derjenigen der weißen Bevölkerung in den Vereinigten Staaten zurückblieb, zeigt deutlich der Umstand, daß unter der jüngeren Generation der Schwarzen, die also der Segnungen solcher Anstalten wie des Tuskegee- und des Snow Hill-Institutes teilhaftig werden, der Prozentsatz der Analphabeten ganz wesentlich geringer ist als unter den älteren Negern, denen derartige Schulen völlig fehlten. So findet sich der höchste Prozentsatz von Analphabeten unter den amerikanischen Negern über 56 Jahre, der niedrigste unter denen zwischen 10 und 14 Jahren. Wenn die Zahl der Analphabeten unter den Negern künftig in demselben Verhältnis wie bisher abnimmt, so steht nach einer Untersuchung des Dozenten an der Cornell-Universität Walter F. Willcox*) zu erwarten, daß ungefähr im Jahre 1940 die Analphabeten unter den amerikanischen Negern völlig verschwinden werden, was für die fernere Entwicklung der Vereinigten Staaten von beträchtlicher Bedeutung sein würde.

Das Bestreben des Snow Hill-Institutes ist es gegenwärtig, einen größeren Fonds zusammenzubekommen, der eine noch ausgedehntere Wirksamkeit ermöglicht. Die erwähnte Broschüre soll auch im Auslande für diesen guten Zweck Stimmung machen. Jedenfalls verdienen die Anstalten, die sich wie das Snow Hill-Institute bemühen, den intellektuellen Stand der Negerbevölkerung zu heben, volle Sympathie, vor allem in den Vereinigten Staaten selbst, denen ganz besonders daran gelegen sein muß, daß die Neger, die nun einmal einen beträchtlichen Prozentsatz der Gesamtbevölkerung ausmachen und trotz aller Rassenvorurteile als amerikanische Bürger anzusehen sind, gebildeter und damit auch wirtschaftlich und politisch leistungsfähiger werden.

Robert Schultze.

Ein Dichter und Träumer.

Klingt es nicht wie eine Wortwiederholung, wenn man einen als Dichter und Träumer bezeichnet? Nun, es ist die Frage. Als Schiller „Die Teilung der Erde" dichtete, war es noch jedem ganz selbstverständlich, daß der Dichter als ein Träumer charakterisiert wurde. Aber unsere Dichter sind unschillerisch geworden, vor allem in dem Sinne, daß sie nicht mehr bei der Teilung der Erde abseits stehen. Nicht daß sie mit Abt und König, mit Junker und Kaufmann um die Wette streben, sich die Güter dieser Erde zu sichern, wohl aber, daß sie Zeugen sein wollen dieses Kampfes, der sich unaufhörlich erneuert, und Zeugen der seelischen Stimmung, die die Kämpfenden erfüllt. Es scheint, daß Goethes Mahnung: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben!" erst in unserer Zeit den Dichtern in Fleisch und Blut übergegangen ist.

Und nun, eben jetzt, bedarf es eines gewissen Mutes, eines großen Maßes von Selbstbewußtsein, wenn ein Dichter auftritt und nicht mehr und nicht weniger als ein Träumer sein will.

So einer ist Dante Gabriel Rossetti, der sich fern hielt vom Lärm des Tages und im dichten Weidengebüsch seine Muse suchte. Die Sonette Rossettis hat Otto Hauser vor Jahren mit liebevoller Hingabe aus dem Englischen verdeutscht. So ein Träumer war auch der junge Maeterlinck, aus dessen „Treibhauspflanzen" ebenfalls Otto Hauser einige in deutschen Versen wiedergegeben hat. Die Neigung zu den träumenden Poeten ist bei Otto Hauser die natürliche Folge seiner eigenen Gefühlsanlagen. Auch er ist ein Dichter und Träumer, und wie er den Spuren seiner Seelenfreunde nachging, um ihre Sprache in sein geliebtes Deutsch zu übertragen, so wandelt er gern auf ihren Bahnen, wo er selbständig schafft.

*) Census Statistics of the Negro, abgedruckt in der „Yale Review", November 1904.

Auf zwei Romane: „Lehrer Johannes Johansen“ und „Der abgesetzte Pfarrer“, die beide als ein lebhaftes Spiegelbild unserer kampfbewegten Zeit gelten dürfen, läßt Otto Hauser jetzt unter dem Titel „Lucidor der Unglückliche“ eine Erzählung folgen, die sich tief in die Romantik wagt.*)

Der Held ist selbst ein Dichter und Träumer, dessen Namen die Geschichte verzeichnet hat, dessen Schicksal aber so in nächtigem Dunkel liegt, daß er eine gleichfühlende Natur wie Otto Hauser zur Darstellung seines Lebens geradezu zwingen mußte.

Unter dem Pseudonym Lucidor hat in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ein schwedischer Jüngling, Lasse, oder wie ihn die Literaturgeschichtsbücher nennen: Lars Johansson, ein kleines Bändchen Gedichte erscheinen lassen, von denen es heißt, daß sie durch Adel und Tiefe der Empfindung den besten Schöpfungen der zweiten schlesischen Dichterschule zuzuzählen wären. Von seinem Leben erfährt man nur, daß es sehr unglücklich verlaufen und daß der Dichter im Jahre 1674 erstochen worden sei.

In einer kurzen Einleitung berichtet Otto Hauser, das Büchlein Lucidors habe ihm vorgelegen und habe ihn recht sehr enttäuscht, da es nichts als Gelegenheitsgedichte im banalen Stile der Durchschnittslyrik jener Zeit enthielt, und sein Interesse an dem Dichter sei beinahe geschwunden, als ihm der glückliche Zufall eine von Freundeshand stammende Lebensbeschreibung des rätselhaften Dichters in die Hände spielte. Und nun läßt Hauser den Freund Lucidors erzählen.

Hauser kleidet seinen Roman also ähnlich ein, wie Goethe die Geschichte des jungen Werthers. Und es scheint, daß auch Hauser sich mit der Darstellung des tragischen Loses seines „Lucidor“ manches Weh vom Herzen schreiben wollte. Der äußere Lebenslauf des unglücklichen Schweden stimmt allerdings ganz und garnicht mit dem unseres Dichters überein, eher wird man von Zeit zu Zeit an die betrübenden Wechselfälle erinnert, denen Verlaine erlag. Wie dieser hat auch Lucidor schwere Schuld auf sich geladen, die aus mangelnder Selbstzucht erwuchs. Wie Verlaine fühlt Lucidor bald den harten Druck der Reue, bald den Stachel neuentflammender Leidenschaft, und beide schwanken von sündigem Lebenswandel zu bußfertiger Frömmelei, ohne je das rechte Maß zu finden.

Mit großer Kunst stellt Otto Hauser seinen Lucidor in eine durch die Zeitverhältnisse treu charakterisierte Umgebung. Er führt uns in das Volksgetriebe des siebzehnten Jahrhunderts. Wir finden den Helden gleich zu Anfang in einer Matrosenkneipe auf Rügen, die Hauser mit kräftigen Farben ausmalt:

„... eine Stube, die in ihrem Dunkel, welches in allen Ecken herrschte und daraus gleichsam wie mit Armen gegen die Mitte griff, sehr wohl ein Keller zu nennen war, mit einer schwarzberußten Decke und braunen, kahlen Wänden sonder anderen Schmuck denn einiges Holztafelwerk rings im Gewierte herum. Bänke und Tische abgeschlurft und unsauber von vergossenem Bier. Schlecht gezogene Kerzen mit langen, schwelenden Putzen. ...“

Gleich lebendig wird die Gesellschaft geschildert. Die leise an jene Zeit gemahnende Sprache mit ihren altertümelnden Wendungen und aufgeputzten Wortreliquien unterstützt die Anschaulichkeit der Erzählung, die den Leser im ganzen Buch nicht einen Augenblick aus dem Banne des siebzehnten Jahrhunderts entläßt. Der Dichter zeigt uns das emsige Schaffen bei den Landbewohnern der norddeutschen Ebene oder die tolle Festlaune der reichen rheinischen Bürger oder das verfeinerte Wohlleben unter den Kavalieren Hollands, als hätte er alles mit eigenen Augen erschaut. Mit kaustischem Lächeln enthüllt er zum Beispiel eine Liebesszene im blühenden Amsterdam, das damals ein nordisches Venedig war; eine Liebesszene, die sich zwischen dem armen Lucidor und der Erkorenen seines Gebieters, einer adeligen Weltdame, abspielte:

„Und das Fräulein war so verliebt in ihn, daß sie es gewähren ließ, wenn er sie auf den Schoß nahm und sie auf den Busen küßte. Er küßte sie am liebsten dahin, weil sie im Gesichte allzu sehr geschminkt war und selbst auf den Lippen ein falsches Rot trug, wie es Sitte der Damen von vornehmem Stande ....“

Wir begleiten Lucidor, den Dichter, auf allen den rastlosen Wanderungen, zu denen ihn sein Verhängnis trieb, wir lernen ihn kennen in seiner Leidenschaft, in seinem Rausche, in seinem Schuldbewußtsein, in Lust und Trauer, in seiner Seelengröße und seiner Zerknirschtheit, nur von seinen Gedichten hören wir keins.

Wie wir aus dem Vorbericht wissen, hatte Otto Hauser gute Gründe, uns mit den Versen seines Helden nicht bekannt zu machen. Die historischen, die Hochzeitsreime, die Trinklieder und gereimten Psalmen, würden uns vermutlich auch enttäuscht haben, und eigene an ihre Stelle zu setzen, verbot ihm der gute Geschmack. Dennoch vermag Hauser, uns Lucidor als einen echten Dichter erscheinen zu lassen, als einen, der der Tintenquittung nicht bedarf, und der groß genug ist, um sie verachten zu können. Sein Lucidor ist ein Dichter des gesprochenen Wortes, ganz ein Sänger in antikem Sinne. Seine poetischen Goldkörner streut er in den Wind und kümmert sich nicht, wer sie aufklaubt und etwa sammeln mag.

„Ich ward an seinen Worten bis in mein Herz bezwungen,“ erklärt Lucidors Freund, der seine Geschichte erzählt, jener Freund, der von der persönlichen Macht dieses Schweden so beim ersten Anblick bezwungen wurde, daß er all seine Lebenspläne aufgab und fortan nur blindlings ihm folgte. Als sie bekannter mit einander waren, rief Lucidor einmal in seliger Stimmung zu seinem Begleiter: „... siehet man nicht an mir, daß ich ein Dichter bin?“ Und auf des Freundes pedantische Frage: „... was schreibst du?“ erwiderte er verächtlich: „Was ich schreibe, ist nichts. Ich hasse dieses Schreiben. Aber ich fühle!“ ... Und ein andermal: „Das ist mein Gram, daß ich nicht sagen kann, was ich fühle ... ich kann nur schreiben, wie ich es von den anderen überkommen habe, bessere Worte find' ich nicht.“ So leidet Lucidor Dichterqualen und fühlt sich doch ein Dichter. Und dem Freunde wirft er die stolzen Worte zu: „... du magst aufschreiben, was ich sage, und es in Verse bringen ... Ich will nichts davon wissen.“

Lucidor ergab sich ganz der Natur, an ihrem starken Herzen erstarkte er selber, gewann er neuen Lebensmut, wenn Gewissensdrang ihn verzagt gemacht hatte. „Mich verlangt so nach Reinheit!“ rief er dann. „Was sind die Menschen doch gedrückt und eingezwängt von ihren Kleidern! Ihre Seele kann nicht raus; sie steckt in ihnen wie in einem harten Gefängnis.“ Das ist eine Weisheit, für die auch wir Spätgeborenen noch nicht reif sind und für die uns doch einmal die Erkenntnis kommen muß. „Ich möchte die Menschen wieder nackt machen, daß sie frei würden und unschuldig in ihrem Wesen,“ seufzt Lucidor. Weisheit eines Träumers!

Ueber seine Träume hinaus entwickelt sich Lucidor freilich nicht. Er irrt als ein Fremdling durch die Welt, er bleibt bei aller Plastik seiner Erscheinung doch zuletzt eine erträumte Romanfigur. Hier zahlt Hauser der Romantik den unabwendbaren Tribut. Lucidor muß durch denselben Degen sterben, mit dem er einst im Rausche einen anderen erstochen. Und die endliche Sühne seiner Mordtat wird erst dadurch herbeigeführt, daß der unglückliche Lucidor ein Kind aus dem Feuer rettet, der Welt eine Seele wiedergibt für jene, die er der Welt entrissen. Auch das Wiedertreffen des Freundes nach langer Rompilgerung ist etwas wunderlich, hier aber berührt sich das Abenteuerliche mit der Romantik, die jener Zeit tatsächlich anhaftete. Die große Schönheit des Ganzen läßt kleinliche Bekrittlung verstummen, und der Kritiker tut auch gut daran, nicht vorlaut zu sein, damit ihn der Dichter nicht strafe, wie Lucidor seinen Freund mit den zürnenden Worten: „Du bist kein Mensch, sondern selbst nur ein Gänsekiel mit etwas Tinte daran.“

Kurze Zeit nach der Herausgabe des „Lucidor“ überraschte Otto Hauser seine Freunde durch die Veröffentlichung eines Bändchens eigener Gedichte, der ersten, die er nach der überaus fruchtbaren Tätigkeit als Uebersetzer, Romandichter und

*) „Lucidor der Unglückliche.“ Eine Erzählung von Otto Hauser. Stuttgart. Verlag von Adolf Bong & Co. 1905.

Literarhiſtoriker ins Weite hinausſchickt. Das Buch führt uns in eine ganz andere Welt, es redet eine ganz andere Sprache, und dennoch iſt ein innerer Zuſammenhang zwiſchen ſeinem „Lucidor“ und Otto Hauſers neuem Werk „Der Reigen der ſchönen Frauen“ nicht zu verkennen.*) Es ſind die Gefühle und Stimmungen eines Dichters, der ſich an die Welt nicht kehrt, der ihr entflieht, um in ſeinen Träumen eine neue ſich aufzubauen. Ein neuer Lucidor, der, von mancher ſeeliſchen Qual zermartert, bei den Geſtalten ſeiner Phantaſie Raſt und Befriedigung ſucht. Ein anderer Lucidor, der zwar keine Blutſchuld auf ſich geladen hat, wohl aber in wildem Sinnenrauſch nach Blut lechzt. Dieſer Dichter ſingt in einem ſtürmiſchen Liebesliede:

Die Träume, die du meiner Seele gabſt.
Sind blutig wie dein Herz. Es iſt nur Mord.
Als Alleſſandro Borgia bin ich Papſt,
Als Cromwell bin ich der Protektorlord.

Die Verſe ſind an Hedyone gerichtet. Hedyone, die Berauſchende, eröffnet den Reigen, den die ſchönen Frauen vor des trunkenen Dichters Augen in feurigem Tempo bald und bald in gemeſſener Anmut tanzen.

Herodias und Semiramis, Eva und Judith, Aſtarte, Iſis, Kleopatra, Salome und viele andere, ſo Heilige, als Unheilige ſchlingen hier den Reigen um den Dichter und Träumer. Er beſchwört ſie herauf, wie Fauſt einſt die Helena. Er ſpricht mit ihnen und kniet vor ihnen und huldigt ihrer Erſcheinung und taumelt beſeligt in ihre Arme. Zu den bekannten, uns aus Geſchichte und Dichtung vertrauten Geſchöpfen erfindet er neue, die aus ſeinen vielſeitigen künſtleriſchen Erinnerungen heraus ſich zu körperlichen Weſen verdichten, und ſie ſind die reizvollſten, da ſie uns nicht Nachgefühltes, ſondern Urſprüngliches geben. Ihrer eine bezeichnet unſer Dichter als „La Réveuse“, und er ſingt zu ihr:

Kommſt du aus einem Walzer von Chopin,
Daß du ſo leicht die zarten Füße ſetzeſt
Und doch ein melancholiſcher Refrain,
Um den die Wimpern du mit Träuen netzeſt,

Dich fern umzittert, andern ungehört?
Und deine Augen träumen weite Welten,
Die nie ein Laut aus dieſem Leben ſtört,
Wo alles wohnt in weißen Friedenszelten.

Der Raſen wird für dich ſmaragdner Plüſch,
Wenn du mit Roſenfüßen ihn beſchreiteſt,
Und Perlen Taues ſtreut dir das Gebüſch
Ins blonde Haar, wenn du vorübergleiteſt.

Biſt du ein Traum, biſt du ein Klang allein,
Der mir in traumhaft ſeligem Erinnern
Aus meinen ſchönſten Stunden kommt, ſo rein,
Daß er ein Glanz iſt tief in meinem Innern?

Hier iſt Chopins zarte, keuſche, wehmütig holde Tonkunſt in gleichgeſtimmte Reime überſetzt, mit einer Meiſterſchaft, die den Dichter völlig dem Muſiker ebenbürtig zeigt.

Seine Vertrautheit mit den poetiſchen Empfindungen erſtaunlich vieler Völker bekundet Hauſer in den Schilderungen der Huldgeſtalten aus den verſchiedenſten Ländern. An uns vorüber zieht die engelhafte Britin und die heilige Spanierin, die leidenſchaftliche Morgenländerin und die ſtolze Ungarin, die kalte Byzantinerin, die bleiche Polin, die wilde Kreolin, die zierliche Japanerin, die pikante Franzöſin, die fromme Römerin. Sie tragen alle das Gewand ihrer Heimat, ſie verraten bis ins Kleinſte den Charakter ihres Stammes.

Es geht ein Hauch der Wehmut durch das ganze Buch, es iſt die Trauer der Sehnſucht nach dem Unerreichbaren, nach den Idealen, die dem ſinnenden Dichter vorſchweben. Nur eine von den ſchönen Frauen macht eine heitere Ausnahme; ganz bezeichnend die Pariſerin: „Isabeau la joyeuse.“ Dieſes kokette Perſönchen iſt zu allerliebſt dargeſtellt, als daß man die Scheu überwinden könnte, es aus dem Buche herauszuſtehlen und den Leſern ſchon vorher bekannt zu geben, ehe ſie es durch Erwerbung des Buches verdient haben.

Mit ihrer Sichelhaube, Iſabeau
Iſt immer gut bei Laune, weiß von hundert
Frauen das Uebelſte und ſagt es ſo,
Als wär' es garnicht möglich, ſo verwundert.

Und dennoch prickelt's auf der Zunge ihr
Und rieſelt bis in ihre Zehenſpitzen,
Wenn ſie's erzählt mit höfiſcher Manier,
Und ihre ſchwarzen Schlehenaugen blitzen.

Man muß ſie ſehn, wenn ſie die Röcke rafft
Und unter einem muntren Wortgeplänkel
Ueber die Straße geht, daß man den Saft
Der Strümpfe ſieht um ihre feinen Enkel.

Und wenn ſie drüben iſt und ihre Hand
Die Röcke wieder freiläßt, iſt's, als baute
Ein Wall ſich rings um das gelobte Land,
Das man wie Moſes ſchon von ferne ſchaute.

Ob ſie ſo ehrbar wohl, wie ſie ſich tut,
Ob mancher junge Fant nicht mehr genoſſen
Als nur die Augenweide für ſein Blut?
Bewahre! Nein! Sie ſelbſt iſt ausgeſchloſſen.

Wer kann, wenn denn die Welt ein ſolcher Sumpf
Und ſie es weiß und nicht vermag zu hehlen,
Auch nur im fernſten denken . . . .! Doch ihr Strumpf
Wüßte vielleicht ſo manches zu erzählen!

Wie ein Lächeln im Traum, dreimal ſchöner als ein bewußtes, leuchtet dieſes Liedlein aus der Traumlyrik Otto Hauſers, mit der er uns hier beſchenkt hat.

Der junge Dichter verheißt noch viel der Wundergaben. Er ſelbſt ſchließt ſein Buch mit dem Gelöbnis ab:

Genug des Wirbels! . . .
Liebe dich nun in einem andern Spiel,
Entlocke Melodien den toten Taſten,
Erfinde Mären — Wunders iſt noch viel.

Und Otto Hauſer darf ſo ſprechen.

Sigmar Mehring.

*) „Der Reigen der ſchönen Frauen.“ Von Otto Hauſer. Verlag von Adolf Bong & Co. in Stuttgart. Buchausſtattung von Willy Bormann.

Ernſt Stückelberg.

In dieſen Tagen, da der Name Böcklin unverſehens zu einem Kampfruf für und wider entbrannt iſt, bringt der Salon Schulte eine poſthume Kollektivausſtellung des mit Böcklin durch die gleiche Vaterſtadt, durch die annähernd gleiche Lebenszeit und perſönlich durch eine gegenſeitige kollegiale Hochachtung verbundenen Schweizer Malers Ernſt Stückelberg. Von Böcklins Kunſt könnte man unter anderem ſagen, ihre Größe beſtehe darin, daß ſie den Schweizer, der Böcklin war, ſo völlig habe vergeſſen laſſen. Umgekehrt beſteht Stückelbergs Größe darin, daß ſie auf Schritt und Tritt an

den Schweizer erinnerte, aber nicht etwa mit dem verdächtigen Beigeschmack einer eidgenössischen Patentkunst voll himbeerrötlichen Alpenglühens und kuhglockenumbimmelter Bergseesentimentalität, nein — eines in der Gesamtheit des Könnens und Wollens unanfechtbaren und als Summe eines einzigen Menschenlebens imposanten Berufswerkes.

Sommerwanderer im Schweizer Hochgebirge können gelegentlich auf einer entlegenen Alp Sennen antreffen, Urbilder der Volkskraft, mit schwellenden Gliedern, milchweißer Haut und rotblondem Germanenhaar, bei deren Anblick man unwillkürlich ausruft: „Stückelberg!" Sein Lebenswerk, sofern es sich in patriotischen Gegenständen einen Ausdruck verschaffte, stellt sich als eine Quintessenz schweizerischen Wesens dar, zumal es auf einer Unzahl charakteristischer Modellstudien beruht, die der Künstler in den Waldstätten mit treffsicherem Blick auswählte. Dafür ist der beste Eideshelfer Gottfried Keller, der bekanntlich vom Malen etwas verstanden hat; in seinem „bescheidenen Kunstreischen" äußerte er sich nach einem Besuch der Tellskapelle (1882) über Stückelbergs Kunst also:

„Die Bilder zeigen weder ein rotes Ziegelkolorit, so oft die Frucht der Verlegenheit, noch jene in manirierten, bunten Abschattungen schillernde Malerei, welche überhaupt jede Schwierigkeit umgeht; sondern wir erblicken eine mit redlicher Bemühung Natur und Geschmack zu Rate ziehende, kräftige und sympathische Farbengebung. Hierbei ist die Kunst höchlich zu loben, mit welcher der Maler die bekannten schönen Porträtstudien verwendet, die er unter den Nachkommen der ersten Eidgenossen gesammelt hat. Stückelbergs „Tell" ist ganz in der Leidenschaft befangen; er weiß nichts, als daß er in Not ist und sich wehren muß. Rühmlich ist die naturwahre und wohlverstandene Behandlung des landschaftlichen Beiwerks im Vordergrunde, der Steine des Terrains und des Gesträuches im Gegensatz zu dem konventionellen Schlendrian, mit dem sonst in historischen Fresken dergleichen bedacht wird."

Schon in seiner Antwerpener Studienzeit hatte sich bei Stückelberg der Zug kundgetan, dem Wichtigen und Mächtigen Gestalt zu leihen. Dieser Drang seiner Natur hat ihn zum patriotischen Historienmaler gemacht, und nicht irgend ein oberflächliches Zugeständnis an Land und Leute der Heimat. Indessen, Stückelberg war Stadtkind, Nachkomme altbürgerlicher Geschlechter und teilt in diesem Punkt das zwiespältige Los anderer Künstler von derselben Herkunft. Nicht umsonst hat sich Konrad Ferdinand Meyer auf seine alten Tage zu Stückelberg in inniger Freundschaft hingezogen gefühlt. Auch für Stückelberg bildete die Liebe zu Italien das unentbehrliche künstlerische Komplement zu seiner Heimatliebe. Stofflich werden seine Darstellungen aus der Schweizergeschichte vollwertig aufgewogen durch die andere Hälfte seiner Kunst, deren Inhalt der Süden geliefert hat. Da findet denn jenes Streben nach Kraft sein Gegenspiel in den zartesten Farben, in der anmutigsten Gestaltung. Am berühmtesten ist sein „Marionetten"-Bild geworden, ein Clou des Basler Museums, — das Hermann Lingg in die Verse umgefühlt hat:

. . . . Dies ist ein Haus Pompejis, die Gestalt
Ist eine Geliebte, und da kommt gerade
Ein Mann aus Rom, wo alle Gaukeleien
Zu sehen sind, und zeigt sein Zauberspiel!
Antike Marionetten! Bald zu zweien,
Bald einzeln tanzen sie; es heißt nicht viel
Der ganze Witz; doch welche Anmut spricht
Aus dieser Jungfrau stillem Angesicht,
Und wie voll Neugier schaut das Kind herein! . . . .

Dem Verlauf von Stückelbergs Künstlerbahn gebricht es nicht an Momenten, die, von seiner technischen Meisterschaft abgesehen, für die Echtheit seiner künstlerischen Persönlichkeit zeugen. Er fing gleich glänzend an, bereits 1855 schrieb ihm Jakob Burkhardt: „Ich sehe Sie auf dem ganz großen und wahren Wege. Nun meine alte Predigt: Sie sind hochreif für Italien. Ist denn so gar keine süße Nachmittagsstimmung mehr in den Leuten unseres Jahrhunderts?" Im Jahre 1871 sollte er Akademieprofessor in Weimar werden, wie es sein Mitbürger Böcklin ein Jahrzehnt zuvor gewesen war, er lehnte aus Gründen innerer Unabhängigkeit ab: „Ein Schweizer und Hofluft? Ein Zentrum ist gut, aber der heimische Boden ist besser. Und die goldene Freiheit? Und die Nähe des erreichbaren Italien opfern?" Dies alles, trotzdem der verfeinerte Kulturmensch in ihm bei einem Besuch das Geistige an der Gesellschaft Weimars wohl zu schätzen wußte und vor allem durch den liebenswürdigen Empfang bei Goethes Schwiegertochter Ottilie unmittelbar an die großen Tage gemahnt worden war. Der schlagende Beweis, wie heilig ernst er seine Kunst nahm, liegt in seinem Verhalten als alternder Mann; als er auf ein reiches Gesamtwerk zurückblicken und hinter große Erfolge sich verschanzen konnte — da erst erlebte er seine eigentliche Anfechtung, bestand er seine eigentliche Prüfung. Das neue Sehen, das Freiluftverhältnis der Kunst zur Natur, wie es die Sezessionisten verkündeten, fand an ihm keinen Blinden vor. Er ließ eine „Pinselpause" von vollen fünf Jahren eintreten und fing dann mit frischem Mut von vorne an: „Ich habe mit meiner künstlerischen Vergangenheit gebrochen und bin mit fünfundsechzig Jahren ein anderer geworden; das ahnt kein Gloriabrüller von mir Altem, der quasi nie ausstellt und so glücklich ist, von der Prosa des Künstlerlebens erlöst zu sein." Aus diesem neuen Antriebe malte er eine Reihe lichter, silbertöniger Landschaften mit durchsichtigen Baumschatten und hellen Hauswänden, hellgrüne Gewänder, ein leuchtendes, flammendes Meer — und bezeichnete diese Erzeugnisse seines Umgelernthabens als seine „Erstlinge" überhaupt. Der Lohn für diese seltene künstlerische Ehrlichkeit wurde dem angehenden Siebziger in der Verehrung der emporstrebenden Jugend zuteil; ein intransigenter, extremer Pleinairist, auf den man mit Fingern zeigte, weil er einmal die Alte Pinakothek ein „Lachkabinett" geheißen hatte, machte kein Hehl daraus: wenn man heutzutage noch in Basel ein gutes Bild sehen wolle, so müsse man nachgerade zum alten Stückelberg gehen.

Dieser seiner künstlerischen Männlichkeit entsprach bei Lebzeiten seine vornehme äußere Erscheinung. Alphonse Daudet nennt ihn im „Tartarin" allzu burschikos „gaillard superbe"; Stückelberg hat ihm das nicht verziehen. In der Tat paßte dieser Titel wenig zu der Würde seiner Gestalt; er sah aus wie der Bürgermeister einer freien deutschen Reichsstadt; man dachte ihn sich unwillkürlich mit Halskrause, Samttalar und der achtzehnkarätigen Amtskette. Er war ein Inbegriff bürgerstädtischer Kultur, auch vielleicht mit der Einschränkung an elementarer durchschlagender Genialität, die damit verbunden sein mag. Als feinem, durchgebildetem Kopfe mag ihm Reflexion und Skepsis vor allem gegen das eigene Werk häufig zu schaffen gemacht haben, wie denn der auch im brieflichen und dichterischen Ausdruck Gewandte unmittelbar vor seinem Tode in seinem „Bekenntnis" es aussprach:

Was im Süden mir gelang,
Starb berührt vom Frost im Norden,
Und der Ausgestaltungsdrang
Ist des Stoffs nicht Herr geworden.

Indessen wird diese selbstkritische Resignation kaum als das letzte Wort über Stückelbergs Lebenswerk zu gelten haben; trägt man auch die Maßstäbe und Richtwerkzeuge an seine Schöpfungen heran, so muß es schließlich doch heißen, wie am Schluß des Gedichtes „Il Pensieroso", das Conrad Ferdinand Meyer seinem Freunde Stückelberg gewidmet hat:

„Nehmt weg! Ich sehe, wie er sitzt und sinnt,
Und kenne seine Seele. Das genügt."

Carl Albr. Bernoulli.

Theater.

Lessing-Theater „Die Erziehung zur Ehe". „Die sittliche Forderung". Von Otto Erich Hartleben.

Es war eine Hartlebengedenkfeier, diese Aufführung der „Sittlichen Forderung" und der „Erziehung zur Ehe". Und es war einem, sobald eins jener listigen und lustigen Worte, die er zu prägen liebte, von der Bühne erscholl, als müßte man sich nach der Loge umdrehen, in der er zu sitzen pflegte. Ganz deutlich steht er einem vor Augen. Er war eine Figur, und lebt als solche fort. Mehr, denk' ich, als in seinen Werken.

Es ist gut, solche Gedenkfeiern zu begehen. Der Lärm des Tages, der unser aller Urteil mitbestimmt, ist verrauscht. Die Hoffnung spricht nicht mehr. Die Leistung des einzelnen, wie individuell sie sei, tritt in den Zusammenhang einer abgelaufenen literarischen Bewegung. Man sieht klarer. Die eigene Entwicklung erscheint im Barme dessen, was man an andern liebte und verwarf.

Die „Erziehung zur Ehe" ist Hartlebens bestes dramatisches Werk gewesen. Wie nimmt sie sich heute aus?

Hartleben war der Romantiker, zum mindesten der Aesthet unter den Naturalisten. Schon daß er seine Buchstaben sehr sorgfältig, wohlgerundet auf Büttenpapier zu malen pflegte, ist für ihn bezeichnend. Als Erster trug er für die Ausstattung seiner Bücher peinlich Sorge, seine eigene Persönlichkeit, auch sie, machte er sich bewußt zurecht. Nun wird man heute, stärker wohl als es früher der Fall gewesen, gewahr, wie sehr der Dialog in dieser „Erziehung zur Ehe" gefeilt, ziseliert und ausgearbeitet ist. Jede Pointe ist gleichsam à jour gefaßt. Zugleich aber: die Komödie als Ganzes ermangelt jeglicher Komposition. Man könnte den zweiten Akt herausheben, es bliebe sich gleich. Weder für die Einheit, noch für die Steigerung des Interesses ist gesorgt. Wichtige Wandlungen sind nicht vorbereitet. Man schlendert von Szene zu Szene, man fristet sein Dasein von Einfall zu Einfall. Hartleben war ein Moment-, ein Detail-Aesthet.

Hartleben war vor allem darauf aus, — und das lag weniger in seiner Persönlichkeit als in der literarischen Bewegung, die ihn trug, begründet, — Charakteristiker zu sein. Es ist eine Gestalt in der Komödie, die seine Fähigkeit in gutem Lichte zeigt. Das ist dieser Herr von Bohling, der sich durch einen gemeinen, dienstfertigen Kuppler bei dem Mädchen, das ein anderer eben aufgegeben hat, einführen läßt. Das Bescheidene, Rückständige dieser Landjunkernatur ist in wenigen Strichen gezeichnet. Zugleich trägt dieser junge Mann — wie auch die Situation gegen ihn sprechen mag, — ein Etwas in sich, das man als innere Keuschheit bezeichnen muß. Ganz zufällig kommt die Rede darauf, daß er zwei seiner Korpsbrüder, die den Vater in Unehren verloren, heimlich unterstützt, und man tut einen Einblick in eine freilich nicht sonderlich reiche, doch sehr menschlich erfaßte, schämige Natur. — Unmittelbar neben solchem Gelingen steht aber auch das gänzliche Versagen des Charakteristikers! Das Mädchen, dem eben dieser Herr von Bohling sich als „Zweiter" nähert, bleibt Thesenfigur. Natürlich gibt es Mädchen, die ohne Streuben aus den Armen des Verführers in die des zweiten Liebhabers gleiten; mag sein, daß sie sogar recht zahlreich sind. Aber wie Hartleben das Sichpreisgeben dieser schlichten, liebenden Seele schildert, wird es gänzlich unwahrscheinlich. Der Trivialist und der Dogmatiker in ihm heben immer wieder die Fähigkeiten des Charakteristikers auf.

Hartleben hatte eine große Leidenschaft: es loderte in ihm gegen den Philister. Das war der persönlichste Zug an diesem guten Gesellen. Der Romantiker trat darin zutage. Nur faßte er den Kampf ethisch auf, als einen, sei es lustigen, Zwist mit der Heuchelei der Gesellschaft. Der Philister war für ihn der äußerlich Wohlanständige, innerlich Feige, Brutale, Korrumpierte; er zeigte ihm ein Sklavenantlitz. So stimmte Hartleben mit seinem überlegenen Augenzwinkern das Lied der sittlichen Freiheit an. Doch klingt es von seinen Lippen wie ein Kommerslied. Seiner Freiheit fehlt die innere Kraft, die sich selbst Maße setzt. Man vergegenwärtige sich einen Augenblick die „Sittliche Forderung". Der ehrsame und philiströse Inhaber der Firma C. W. Stierwald aus Rudolstadt findet seine Jugendgeliebte, die Braut seiner Knabenträume, als berühmte Chanteuse, in Maitressenglanz wieder; er trägt ihr seine Hand an, um dazu bekehrt zu werden, ihre Gunst ohne „sittliche Forderungen" zu genießen. Aber können die beiden auch nur die kürzeste Frist mit einander glücklich sein? Wer sichert ihnen die Freiheit vor Erinnerung? So geradlinig, wie Hartleben es wohl wähnte, fließt der Strom des seelischen Lebens nicht. Doch hatte er sich in seine Anschauungen, wie psychologisch dürftig sie auch waren, verbissen und verfocht sie mit der Starrheit des Dogmatikers. Er war nicht frei, dieser Revolutionär des Stammtischs. Vielleicht kannte er die große Sehnsucht, es zu werden, jedenfalls hegte er die nimmermüde Absicht, es zu scheinen.

Auch vor sich selber? Das ist die Frage, die zu lösen ich mich nicht getraue. Nach außen bewahrte er stets die Haltung. Aber das Gefühl, sich in ein ewiges Studententum verloren zu haben, muß ihm doch wohl gekommen sein. Abgeschlossen war seine Entwicklung jedenfalls schon Jahre, bevor er starb, ohne daß man sagen könnte, die Literatur sei bislang über seine Art wesentlich hinausgegangen. Er sank in sich zusammen.

Er lebt mit denen, die ihn persönlich kannten und wird mit ihnen sterben. Er war nur eine Figur, nicht eine literarische Persönlichkeit.

Hartleben-Gedenkfeier halten heißt gebieterisch: nach neuen Wegen suchen.

Ernst Heilborn.

Palermo.

Blätter aus meinem Reisetagebuch.

II.

Ein Bau steht noch, der trotz aller Restaurationen älterer wie neuester Zeit sich seinen Charakter auch im Aeußeren bewahrt hat. Es ist das der Dom von Monreale, den Wilhelm II., der Gute, stiftete.

Auf der Straße, die, anfangs als Verlängerung des Corso, vom Stadtschloß schnurgerade weiterführt, dann in Kehren am Berghang sich emporzieht, waren damals, als wir sie zuerst besuchten, von Strecke zu Strecke je zwei Carabinieri postiert, über die Sicherheit der Fremden, mehr wohl noch über die der Landleute, zu wachen. Jetzt steigt neben dem alten, breiten Fahrweg mit den schönen Rokokobrunnen und Ruhebänken an allen Ecken, eine Drahtseilbahn rasch und unpoetisch hinauf. Der mit der Zunahme des Verkehrs zunehmende Wohlstand mag wohl dem Brigantaggio hier noch besser wehren, als es die bewaffneten Wächter damals konnten. Auch die Bettler schienen mir oben sich vermindert zu haben.

In das große Längsschiff der basilikenförmigen Kirche blickt von der Wölbung der Apsis ein schwarzbärtiger Christus herunter. Der eine Kopf, wie er dräuend sich von dem kreuzgezierten Nimbus abhebt, beherrscht mit seinen finsteren Blicken den ganzen Raum, daß die Tausende von Gestalten der Heiligengeschichten vor ihm verschwinden. Die Reliefs der alten Bronzetüren, die Ornamente am Königsstuhl, die Engel, die Madonna selbst, sie machen uns geringeren Eindruck, so groß und ernst und alles beherrschend folgt uns der Blick jener tiefschmerzlichen, dunklen Augen, die Jahrhunderte überdauern, die in Jahrhunderte vorwärts dringen, überall hin, durch die leere, von unserem Tritt widerhallende, große Kirche.

Es ist eigentlich verkehrt, sich bei der Schilderung von Kunstwerken und Bauten soviel in Superlativen zu bewegen. Aber kann man denn anders, als wieder von dem Kreuzgang neben dem Dom von Monreale sagen: es ist der schönste,

Digitized by Google

den es gibt? — Derjenige bei S. Giovanni degli Eremiti, unten in Palermo — der normannischen Kuppelkirche, von der einst das Zeichen zum Beginn der sizilianischen Vesper gegeben wurde —, poetisch durch das dichte Grün des Gärtchens, das sich bis an die gedoppelten Säulchen, bis an die schönen Spitzbogen herandrängt, erscheint schlicht im Vergleich. Hier oben ist auch ein Blumengarten in der Mitte, und der blaue Himmel blickt strahlend herein. Von Säulenpaar zu Säulenpaar, das lange stille Rechteck umwandernd, zeigt uns die leuchtende Sonne deutlich jedes Detail, läßt uns den Reichtum, die Verschiedenheit der wechselnden Ornamente erkennen. Die schlanken Schäfte der Doppelsäulen sind bald kanneliert, bald geschuppt und gestreift, bald in Quadraten von zierlichen Goldmosaiken gemustert, in Spiralen von ihnen umwunden, mit Bildwerken in Relief ganz umsponnen.

Für die Erläuterung der Kapitäle mit ihren Madonnen und Heiligen, ihren Kirchen darbringenden Königen und grinsenden Teufeln, den Vögeln, Greifen, Ungetümen aller Art, möchte man einen Begleiter haben, wie es Ruskin ist, der am Dogenpalast zu Venedig uns Säulenkapitäl auf Säulenkapitäl gewissenhaft schildert und erklärt. Besonders für die Brunnensäule, die reichste von allen, die in einem in den Innenhof vortretenden Arkadenviereck aus ihrem runden, knopfartigen Knauf das Wasser in feinen, lichtblitzenden Strahlen in ihre Schale hinabrieseln läßt.

12.

So wie in den maurischen Bauten von Spanien bildet auch hier überall das Wasser das belebende Element. Soviel von den Schlössern der Normannen noch übrig blieb — Professor Ad. Goldschmidt in Halle hat eine interessante Studie über diese Reste geschrieben — erkennt man in allen Fontainen, Quellen und Rinnsalen, deren Kühlung die Nordländer von ihren sarazenischen Vorgängern lieben gelernt hatten. In der Ziza ist noch die Brunnenhalle mit ihrem Mosaikenschmuck, die Cuba — jetzt blieb im ersten Stock einer häßlichen Kavalleriekaserne nur ein halbzerstörter Raum mit Honigzellen am Gewölbe — war ebenso wie die Favara rings von Wasser umgeben.

Von diesem Lustschloß König Rogers singt ein arabischer Dichter Abd-er-Rahman ibn Abi-l'-Abbas:

> Favara zweier Meere, du befriedigst
> Jedweden Wunsch nach Pracht und nach Genuß,
> Wenn Bäche speisest du mit deinen Fluten,
> Oh, herrlich ist ihr viel verzweigter Lauf! . . .

Von den großen Teichen mit ihren Gold- und Silberfischen, die einst das Schloß zweier Meere umgaben, ist jetzt nur noch am Berghang des Monte Grifone ein kleiner, flacher Tümpel zu sehen, — Mar Dolce, heißt er, süßes Wasser, im Gegensatz zu dem nahen Salzmeer. Eine dreifache Bogenanlage zeigt noch die Stelle, wo einst die neun Quellen entsprungen sein mögen. Das Schloß selbst wird heute von Bauern bewohnt. In der Kapelle, deren Kuppel wohl erhalten ist, lagen Kohlstrünke am Boden, die Hühner trippelten mit uns herein, und in der Ecke war den Ziegen ein Lager bereitet. Der jetzige Name Castello di Barbarossa beweist aber doch, daß dies Haus mit seinen hohen Fenstern in den vertieften Mauerblenden den Landleuten noch als ein Werk sagenreicher, lange verschollener Herrscher erscheint. Barbarossa freilich hat es, so wenig wie überhaupt Sizilien, je betreten. Kaiser Friedrich II. aber mag als Knabe wohl noch hier in dem Lustsitz König Rogers, seines Großvaters, Hof gehalten haben. Später überließ er die Dattelpflanzungen der Favara Juden von Garbo, die sich von der jüdischen Gemeinde von Palermo als Sekte unterschieden, auf fünf oder höchstens zehn Jahre in Pacht. Und so verfiel es und ward vergessen.

Jetzt sieht man dort keine Palmenpflanzungen mehr. Meist liegen Weingüter, von weißen Mauern eingefaßt, zu beiden Seiten der Straße. Große Herden langflockiger, weißer Ziegen mit mächtigen, gewundenen Hörnern ziehen, abwechselnd mit den bunt bemalten Wagen der aus der Stadt heimkehrenden Landleute, an uns vorüber. Hier und da ragen noch die Wassertürme der Sorazenen auf, von unten bis oben von dichtem Epheu ganz eingehüllt.

13.

Der Dom von Palermo erhebt sich am Corso an einem von schöner Steinballustrade mit Heiligenstatuen umsäumten Platz. Ursprünglich eine Moschee, ist er von einem Erzbischof mit englischem Namen, Walter of the Mill (Gualterus Offamilius) zur Zeit der Normannen neu errichtet und seitdem von Jahrhundert zu Jahrhundert umgebaut und verändert worden.

In einer Kapelle am Ende des rechten Seitenschiffes stehen jetzt unter gotischen Baldachinen die vier gewaltigen Sarkophage aus blutrotem Porphyr, an denen uns — noch aus fernen Kinderschultagen her — so ein Stückchen unseres Herzens hängt. Denn es ruhen hier zwei gute Deutsche: Heinrich VI., der Sohn Barbarossas, und neben ihm sein größerer Sohn, Friedrich II.

Von allen den mittelalterlichen römischen Kaisern deutscher Nation ist dieser ritterliche Hohenstaufe uns die anziehendste Erscheinung. In Italien geboren, vereinte er in sich deutsches und Normannengeblüt mit sarazenisch verfeinerter Bildung. Von dem höfischen Luxus seiner sonnglühenden Heimat zog er, kaum achtzehnjährig, über die Alpen, sein Reich, das ihm die Gegenkaiser nehmen wollten, für sich zu erobern. Und in dem ewigen Hin und Her zwischen Deutschland und Italien, zwischen Norden und Süden, das für jene ganze Zeitgeschichte so charakteristisch ist, verging ihm das Leben. Sein Sohn stand in Deutschland wider ihn auf, sein Kanzler verriet ihn in Italien, der Papst verfluchte ihn. Er aber, Dichter, Krieger, Staatsmann, siegte und herrschte, unterlag und herrschte dennoch, mannhaft, trotzig. Nun schläft er hier in dem roten Steinsarg.

Ursprünglich hatte König Roger, der Normanne, Enkel Tancred von Hautevilles, die Grabmäler für sich und die Seinen errichten lassen; im Dom zu Cefalù sollten sie stehen, den Roger gegründet. Er selber schläft hier jetzt, seine nachgeborene Tochter Constanze, durch die das Reich an die Hohenstaufen gelangte, und neben deren Gatten und Sohn, eine zweite Constanze, Friedrichs Gattin, von aragonischem Geschlecht.

Als man aber zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts des großen Kaisers Sarg öffnete, da fand es sich, daß man ihm zu Bettgenossen zwei Könige von Aragon gegeben hatte, die sein Reich und sein Grab sich angemaßt hatten, wie er das des normannischen Königs.

Es stimmt zu der ganzen Tragik von Friedrichs II. Geschick, daß er selbst aus dem Sarg halb verdrängt ward. In der Geschichte, Sage, Dichtung lebt seine großartige Erscheinung. In der Wirklichkeit? was blieb denn in der Wirklichkeit unserer Tage hier in seiner Heimat von ihm bestehen? Werke der Antike spendet der Boden Palermos immer noch neu. Die Bewässerungsanlagen der Sarazenen durchziehen und umgeben die ganze Stadt. Von den Normannen, obwohl sie nicht viel mehr als nur ein Jahrhundert hier herrschten, stehen Kirchen und Paläste, Mosaikgemälde zeugen von ihrem Kunstsinn, lange Inschriften, griechische wie arabische, nennen ihre Namen, preisen ihre Macht und Größe. Von den Schwabenkaisern ist nichts zu sehen, nichts als höchstens ein paar Münzen und als diese Särge, die ihnen nicht einmal gehörten! —

Auf dem schmalen Raum zwischen den feierlichen Monumenten führt der Sakristan Scharen von Engländern, Amerikanerinnen und Rundreisenden aller Länder vorüber, die von seiner in plärrender Eintönigkeit herabgeleierten Erklärung so wenig verstehen, wie sie überhaupt von den Kaisern wissen. In der Kirche lauscht die Menge — Frauen, Kinder, Männer, Schulknaben, Reihen von Mönchen in braunen Kutten, auf Strohstühlen sitzend in schläfriger Andacht, dem Fastenprediger, der von seiner Kanzel wider die Gleichgültigkeit unseres Jahrhunderts donnert. Und keiner von ihnen ahnt es nur, wie da hinten einer schläft, der in erhabener Geistesfreiheit für Christ und Muselmann gleiches Recht feststellte und deshalb — ob er auch das Kreuz sich angeheftet, um ins heilige Land zu ziehen — als ein arger Ketzer und Kirchenfeind mehr als einmal mit Bann und Acht von den Päpsten belegt ward.

14.

Sind auch die Zeiten der deutschen Kaiser lange versunken und vergessen, so scheint doch irgend ein verwandtschaftliches Fühlen, vielleicht unbewußt, zwischen Germanien und Sizilien noch zu bestehen. Es ist auffallend, wie viele Deutsche man hier in der Stadt antrifft: Arzt, Apotheker, Uhrmacher, Blumenhändler, Photographin, sie lassen uns gleich beim ersten Wort ihrer italienischen Begrüßung erkennen, daß sie aus Mecklenburg oder Sachsen, aus Bayern oder Schwaben stammen! Daß deutsche Gelehrte sich so häufig mit der Geschichte des Landes befaßten, die sich vielfach mit unserer deutschen Geschichte berührt, erscheint weniger erstaunlich. Neben Holm, der als Gymnasialprofessor zu Lübeck eine Geschichte Siziliens im Altertum schrieb, die ihm dann später einen Lehrstuhl an der Universität von Palermo verschafft hat, neben Gregorovius (Siciliana) bleibt der bedeutendsten einer der Graf v. Schack, mit seiner Kunst und Poesie der Araber, seiner Geschichte der Normannen auf Sizilien. Ueber König Roger gibt es eine neuere, ausgezeichnete Monographie von E. Caspar in Innsbruck. Aber von den mehr beschreibenden Reiseschriftstellern Roßmann (vom Gestade der Cyklopen und Sirenen), Schneegans, Paul Hertz usw. kehrt man immer, immer wieder zu dem einen zurück — zu Goethe!

15.

In der Villa Giulia gedachten wir seiner. Hier hat er den Plan zur Nausikaa erfunden:

„In dem öffentlichen Garten an der Reede," so schreibt er am 7. April 1787, „brachte ich im stillen die vergnügtesten Stunden zu. Es ist der wunderbarste Ort von der Welt. Regelmäßig angelegt, erscheint er uns doch feenhaft; vor nicht gar langer Zeit gepflanzt; versetzt er ins Altertum. Grüne Beeteinfassungen umschließen fremde Gewächse; Zitronenspaliere wölben sich zum niedlichen Laubengange; hohe Wände des Oleanders, geschmückt von tausend roten, nelkenhaften Blüten entzücken das Auge; ganz fremde, mir unbekannte Bäume, noch ohne Laub, wahrscheinlich aus wärmeren Gegenden, verbreiten seltsame Zweige. Eine hinter dem flachen Raum erhöhte Bank läßt einen so wundersam verschlungenen Wachstum übersehen, und lenkt den Blick zuletzt auf große Bassins in welchen Gold- und Silberfische sich gar lieblich bewegen, bald sich unter bemooste Röhren verbergen, bald wieder scharenweise durch einen Bissen Brot gelockt, sich versammeln. An den Pflanzen erscheint durchaus ein Grün, das wir nicht gewohnt sind, bald gelblicher, bald bläulicher als bei uns. Was aber dem Ganzen die wundersamste Anmut verlieh, war ein starker Duft, der sich über alles gleichmäßig verbreitete, mit so merklicher Wirkung, daß die Gegenstände, auch nur einige Schritte hintereinander entfernt, sich entschieden hellblau voneinander absetzten, sodaß ihre eigentümliche Farbe zuletzt verloren ging, oder wenigstens sehr überbläut sie sich dem Auge darstellten.

Welche wundersame Ansicht ein solcher Duft entfernteren Gegenständen, Schiffen, Vorgebirgen erteilt, ist für ein malerisches Auge merkwürdig genug, indem die Distanzen genau zu unterscheiden, ja zu messen sind. — Aber der Eindruck jenes Wundergartens war mir zu tief geblieben; die schwärzlichen Wellen am nördlichen Horizonte, ihr Anstreben an die Buchtkrümmungen, selbst der eigene Geruch des dünstenden Meeres, das alles rief mir die Insel der seligen Phäaken in die Sinne, sowie ins Gedächtnis."

Wer wollte es wagen nach Goethes Worten noch seine eigenen Schilderungen hinzuzufügen? Er erscheint so ganz er in jenen Sätzen. Der Dichter, dem der salzige Meeresgeruch die Gestalt der Nausikaa wachruft, ist zugleich Maler, Naturfreund, Forscher, und das Blau, das aus dem Uebereinander verschiedener Luftschichten, aufsteigender Dünste die Conca d'Oro und den Monte Pellegrino so wundersam duftig verklärt und verschönt, es bildete ein Problem, das Goethe bei seinen Farbenstudien noch lange Jahre beschäftigen sollte. Wie viel er gesehen hat, und — wie er anderes nicht gesehen, das zu verfolgen, schien mir interessant. Er kennt die geologische Bildung dieses Bodens, ist entzückt von dem Reichtum der Vegetation, von der Schönheit, von Farbe und Form, beobachtet das Volksleben, Reinlichkeit und Unreinlichkeit, sieht Kirchenfeste und Aufzüge. — Die prachtvolle Arbeit der antiken Bronzewidder erkennt er begeistert: „Mächtige Gestalten aus der mythologischen Familie, Phrixus und Helle zu tragen würdig." — Das eine dieser zwei Meisterwerke gehört noch heute zu den schönsten Stücken des Museums, der andere Widder ward 1848 beim Aufstand zerschlagen und eingeschmolzen. — Da er eine Sammlung sizilianischer Münzen besichtigt, beklagt er — Goethe! — daß er von diesem Fache nichts verstehe: „Doch," fügt er in ruhiger Selbsterkenntnis hinzu, „das wird sich mit dem Uebrigen nach und nach schon geben." Von den Kirchen erwähnt er aber nur, sie seien in geschmacklosem Jesuitenstil. Die arabisch-normannischen Bauten scheint er nicht beachtet zu haben. Kein Wort gedenkt der Kaisergräber im Dom, keins berührt die malerische Pracht der Mosaiken in der Cappella Palatina. Er beschreibt die Straße nach Monreale, die wundersame Schönheit der Aussicht. Die Kathedrale erwähnt er nicht, hat er vielleicht garnicht besucht.

16.

Ein anderes, was Goethe nicht nennt, und doch mit seinen Beobachtungen notwendig gesehen haben müßte, das sind die Wagen, mit denen hier jede Art von Lasten befördert wird. Auf dem Weg nach Bagheria, auf dem nach Monreale hinauf, am Hafen, überall in den Straßen der Stadt begegnet man den kleinen, lustigen Gefährten. Es scheint kaum denkbar, daß eine so charakteristische und nur auf dieser Insel bemerkbare Form, nicht vor 120 Jahren schon gerade ebensogut wie heute, im Gebrauch gewesen sein sollte. Diese sizilianischen Wagen, bestehen nur aus einem viereckigen, hölzernen Kasten, der auf ein zweiräderiges Gestell gesetzt ist. Das innere Rund der Räder, die Speichen, die Deichsel, die Träger, auf denen der Kasten ruht, die schmalen Leisten an seinen Ecken, wie zwischen den Feldern, sind bemalt und geschnitzt, zum Teil in Tierköpfe auslaufend. Ueber die Felder des Wagenkastens zwei zur Seite, an der Hinterwand drei, ziehen sich Bilder in den schreiendsten Farben hin. Und zwar sind es merkwürdigerweise historische Stoffe, die von den Wagenmalern bevorzugt werden. Einen solchen Karren sah ich, der, wie es die Unterschrift besagt, an einer Seite den Raub der Sabinerinnen, an der anderen den Tod der Virginia darstellte. Jedes Bild nahm die beiden Felder ein. In einer Ecke oben stand der Name des Verfertigers und die Nummer des Karrens. Das Lieblingsthema bleibt Ruggero, der Normannenkönig. Da sieht man ihn, wie er in die Stadt einreitet, die Sarazenen vertreibt, wie er vom Erzbischof gekrönt wird, wie er sich zu einem Kreuzzug rüstet. Lange Züge gewappneter Ritter mit ihren Fahnen und Standarten, die in dem kobaltblauen Himmel wehen, reiten zum Tor hinein, einer trägt ein großes Schild mit einem Doppelkreuz geziert, einer nimmt Abschied von einer Frau in weißer Kleidung. Oder über die drei Felder der Rückwand sprengt durch düstere, bewölkte Landschaft ein rennendes Viergespann, oder ein einsamer Reiter — ob König Roger, ob ein anderer, konnte ich beim schnellen Vorüberfahren nicht unterscheiden — reitet am gelben Meerstrand dahin. — Es sollen auch Szenen der neuesten Geschichte dargestellt sein, wie mir z. B. erzählt worden ist, ein deutscher Bewohner der Stadt hätte kurz nach 1870 einmal den Grafen Moltke in den Hafen geführt, auf einem Lastkarren ihm sein Porträt in einer Darstellung der Kaiserproklamation von Versailles zu zeigen. — Seltener sieht man Heiligenfiguren und Madonnen oder einfache Blumenstücke. Selbst das Innere des Wagens pflegt, wenn es einmal leer ist, mindestens noch einen farbigen Stern auf dem Grunde aufzuweisen.

Und nun denke man sich diese zweiräderigen Karren, mit allem, aber mit allem beladen, was es gibt! Man kennt in Palermo nur Droschken, Equipagen und diese Carretti. Lastfuhrwerke anderer Art sahen wir vielleicht zwei- oder dreimal in der Zeit unseres Aufenthalts. Der ganze Handel im Hafen, die Verschiffung der Agrumi, die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln, alles wird durch diese zweiräderigen, mit nur einem Pferd oder Esel bespannten, kleinen Karren besorgt. Und man möchte annehmen: je kleiner der Esel, desto höher die Ladung von Säcken, Kisten oder Ziegelsteinen und Brettern, die er ziehen muß. Sind es zu große Gegenstände, so werden die Vorder- wie die Rückwand des Kastens einfach niedergeklappt, und die langen Balken und Fässer stehen nach beiden Richtungen hinaus, sodaß sie zu den Seiten des armen Esels

Digitized by Google

hervorragen. Und Apfelsinen und Obst und Gemüse, Blumenkohl, Blumenkohl ohne Ende (ich sah so großen und so vielen in meinem ganzen bisherigen Leben nicht, wie in den paar Märzwochen hier) wird durch die Straßen von Haus zu Haus gefahren, ausgerufen, gehandelt. Ist aber dann die Ladung verkauft, so richtet man die Rückwand wieder in die Höhe; der Besitzer, der bis jetzt nebenher traben mußte, hockt sich mit hochgezogenen Knien, halb auf die Vorderwand, halb auf die Deichsel; in den inneren Wagenkasten werden Strohstühle hineingestellt, oder man setzt sich einfach auf die Körbe und Säcke. So geht's denn nun die steile Straße nach Monreale hinauf, oder längs des Hafens hinaus, zu einem Fest am Sonntagnachmittag nach Acquasanta. Anstatt mit Blumenkohl oder mit Apfelsinen ist der Wagen jetzt mit einer Fracht von zehn bis fünfzehn Menschen beladen. Alte und junge, Mädchen und Frauen, fühlen sich sehr behaglich da oben. Der Kutscher haut mit seinen Zügeln — eine Peitsche führt er nur selten — tüchtig drauf los. Und das Eselein trottet vergnüglich im schärfsten Trab, daß alle seine Glöckchen bimmeln und der hohe, rote Wollschopf mit Goldflittern auf seinem Rücken im Sonnenschein leuchtet. — Ob das Bewußtsein, solchen prächtigen Wollbüschel zu tragen, das geduldige Grautier vielleicht die Schwere der Last minder schwer fühlen läßt? Chi lo sa! sagt der Italiener.

17.

Hoch an den Hängen des Monte Pellegrino zieht sich der Park der Villa Belmont hinauf. Eine Inschrift meldet, daß ein Kaiser von Rußland das Haus einmal bewohnt hat. Der jetzige junge Großherzog von Mecklenburg soll hier oben geboren sein. Heut steht die weiße Villa leer, der Garten ist nicht zugänglich, und die wohlgehaltenen Wege liegen still im Sonnenschein. Der Gärtner, in sonntäglicher Muße, in strahlend weißen Hemdärmeln, sein nettes Kindchen auf dem Arm, geleitet uns eine Strecke weit und weist uns dann mit einer höflichen Handbewegung sein Reich zur freien Benutzung an. Höher und höher führen die Wege zwischen duftendem Laurustinusgebüsch unter riesigen Nußbäumen hin. Dort, wo der Garten endet, steigen die bald rostfarben düsteren, bald rosenrot blassen Felsschroffen des Pellegrino kahl empor, deren Formen von fern gesehen, sich mit so wundersamen bläulich zarten Nebeln umhüllen. Auf der letzten Gartenterrasse steht ein rundes Tempelchen. Da, von den weißen Stufen hinab und hinaus übersieht man die Conca d'Oro, eingeschmiegt in das Halbrund ihrer Berge. Dort in der Mitte der Strich am Abhang zeigt uns, wo Monreale liegt. Weiter nach Osten und Nordosten, bis wo Kap Zaffarano sich in die blaue Meerflut vorstreckt, ragt eine lange, zackige Kette von Schneehäuptern über den Monte Grifone herüber. Le Madonie werden zum Sommer ihre weißen Kopftücher wohl ablegen müssen. Aber jene breite Spitze — ist es wirklich der Aetna? — die behält ihren Schneekranz. Und nun, umschlossen von diesen feierlichen Wächtern in sonnig stillem Sonntagsfrieden, an ihrem goldigblau schimmernden Hafen mit den weißen Segeln weit, weit draußen, mit ihren Türmen, Kuppeln, Zinnen, mit ihren Villengärten und Teichen und dem träumerischen Rieseln ihrer Fontänen, die Stadt umkränzt von Weingärten, von Orangenhainen und Palmen, die Stadt, die Griechen und Römern gehört hat, Sarazenen, Normannen und Schwaben, und Franzosen und Spaniern.

Aber uns, uns ganz modernen Deutschen von heute gehört sie nicht minder. Ist es uns doch, da wir Abschied nehmend hier oben stehen, als kennten und besäßen wir sie nun für immer mit ihren Kunstwerken, ihrer Geschichte, ihrem Sonnenschein, Blüten und Düften. Und wenn wir später im grauen Norden ihrer gedenken, werden wir sie so heiter ruhend im goldigen Sonnenglanz des Morgens wie heute immer vor uns sehen, die glückliche Stadt — Palermo la felice!

Hamburg. Adalbert Meinhardt.

Literatur zur Frage nach der heutigen Grundlage der deutschen Wehrkraft.

R. Kuczynski, „Ist die Landwirtschaft die wichtigste Grundlage der deutschen Wehrkraft?" Berlin, Leonhard Simion Nf. 1903. 1 Mark.

Am 28. Oktober 1897 habe ich in der Volkswirtschaftlichen Gesellschaft in München einen Vortrag gehalten, der in seinen wichtigsten Teilen in Nr. 5 der „Nation" vom 30. Oktober 1897 zum Abdruck gelangt ist. In der Agitation für höhere Getreidezölle war äußerst energisch mit dem Argumente gearbeitet worden, daß bei fortschreitender Industrialisierung Deutschland seinem Untergange entgegengehe; denn von tausend Seelen auf dem Lande seien 11, von tausend in den Städten und Industriebezirken nur $3^1/_{10}$ militärtüchtig. Demgegenüber hatte ich in meinem Vortrage ausgeführt: angenommen, daß die Industrie treibenden Bezirke im Verhältnis zur Bevölkerung eine geringere Zahl von Militärtauglichen liefern, — eine Behauptung, die mit dem vorhandenen Materiale weder zu beweisen noch zu widerlegen ist — so ist doch klar, daß je größer die Bevölkerung, welche ein Land zu ernähren vermag, desto wehrfähiger der Staat ist, sobald nur der Zuwachs der Bevölkerung so groß ist, daß selbst bei geringerer relativer Tauglichkeit derselben die absolute Zahl der Militärtauglichen größer ist; in den überwiegend Industrie und Handel treibenden Bezirken ist die Bevölkerung so viel dichter, daß schon heute zwei Drittel der im Deutschen Reiche eingestellten Mannschaften aus ihnen kommen, nur ein Drittel aus den überwiegend Landwirtschaft treibenden Gebieten. Diese Aufstellungen haben eine heftige Diskussion veranlaßt, die noch heute andauert. Ich brauche nicht zu sagen, wer alles gegen mich ins Feld zog, noch auch mit welcher Art von Waffen gekämpft wurde; jedermann kennt unsere agrarische Tagespresse. Ihr gegenüber erhielt ich die wertvollste Unterstützung durch eine Arbeit Kuczynskis über Berufsgliederung und Wehrkraft, in welcher dieser auch der Frage der relativen Wehrfähigkeit näher zu kommen suchte. Er hat darin auf Grund der „definitiven Entscheidungen der Ersatzbehörden" in sämtlichen deutschen Armeekorpsbezirken dem prozentischen Anteil der landwirtschaftlichen Bevölkerung die Prozentzahl der Tauglichen (unter je 100 endgültig abgefertigten) gegenübergestellt; ein zweifellos günstigeres Verhalten der landwirtschaftlichen Armeekorpsbezirke ist aus der Zusammenstellung nicht zu erkennen; Kuczynski schloß seine umfassenden, mühsamen Untersuchungen mit einem großen Non liquet und der Forderung, daß die verbündeten Regierungen, angesichts der Tatsache, daß die Militärbehörden über alles Material verfügen, um die Behauptung von der größern Tauglichkeit der von der Landwirtschaft abstammenden Wehrpflichtigen zu beweisen oder zu widerlegen, eine genaue Statistik über die Berufe der Eltern der Rekruten bearbeiten ließen und veröffentlichten. Kuczynski und ich haben dann unsere Arbeiten in einem Buche „Die heutige Grundlage der deutschen Wehrkraft. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1900" zusammen herausgegeben. In diesem Buche hat Kuczynski auch alle von meinen Gegnern vorgebrachten Argumente einer Kritik unterzogen und die gegnerischen Ausführungen in fast überreichen wörtlichen Zitaten wiedergegeben, sodaß das Buch eine bis zum Tage seines Erscheinens vollständige Materialsammlung bietet.

Die Diskussion der Frage ging dann weiter in Presse, Parlamenten und im Deutschen Landwirtschaftsrat. Schließlich fand sich der Reichskanzler bereit, wenigstens einen Teil der vom Reichstag geforderten Statistik zu veröffentlichen, den, betreffend den Anteil der Land- und der Stadtgeborenen, der landwirtschaftlich und nichtlandwirtschaftlich Tätigen an der Zahl der Wehrpflichtigen und der Eingestellten. Die bayerische Regierung ging weiter und veröffentlichte auch, wie viel Wehrpflichtige und Eingestellte von landwirtschaftlich und von nichtlandwirtschaftlich tätigen Eltern abstammen. Daran schlossen sich erneute Diskussionen.

In der oben genannten Schrift berichtet Kuczynski über den ganzen Verlauf des Streites seit unserem 1900 veröffentlichten Buche. Damit verbindet er eine Kritik über die Methode der Erhebungen und hebt triumphierend hervor, wie deren Ergebnisse, entgegen allen Entstellungen, die sie von gegnerischer Seite gefunden haben, uns in jedem Punkt recht geben: „Von den in das deutsche Heer eingestellten Mannschaften sind weniger als ein Drittel landwirtschaftlich beschäftigt. Von den in das bayerische Heer eingestellten Mannschaften stammen weniger als die Hälfte von landwirtschaftlich beschäftigten Eltern ab. Der Unterschied in der Tauglichkeit der landgeborenen und der stadtgeborenen, der landwirtschaftlich und der anderweitig beschäftigten, der von landwirtschaftlich und

von anderweitig beschäftigten Eltern abstammenden Musterungspflichtigen ist nicht erheblich. Er schwankt im Durchschnitt zwischen 2 und 10 Prozent. Die Landwirtschaft ist gegenwärtig nicht mehr die wichtigste Grundlage der deutschen Wehrkraft."

Aehnlich wie in unserem 1900 veröffentlichten Buche hat Kuczynski über die Aeußerungen unserer Gegner seit 1900 in wörtlichen Zitaten referiert und ein vollständiges Literaturverzeichnis beigefügt. Wer sich über die Streitfrage unterrichten will, findet also alles Material hier zusammengetragen.

Dr. Walter Abelsdorff wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am statistischen Amt zu Mannheim, „Die Wehrfähigkeit zweier Generationen mit Rücksicht auf Herkunft und Beruf". Berlin, Georg Reimer. 1905. 2 Mark.

Am 8. Februar 1902 machte Professor Sering in seinem dem deutschen Landwirtschaftsrate erstatteten Referate die sehr treffende Bemerkung, daß eine zuverlässige Antwort auf die Frage nach der Bedeutung von Stadt und Land, Landwirtschaft und Industrie für die deutsche Wehrkraft nur aus „umfassenden" statistischen Untersuchungen zu gewinnen sei. War es danach schon auffallend, daß er die Arbeiten Bindewalds, der aus den Untersuchungsergebnissen von sechs Erhebungsbezirken Schlüsse zog, zur Beantwortung einer das ganze Deutsche Reich betreffenden Frage heranzog, so noch viel mehr, daß er Herrn Abelsdorff zu der vorliegenden Arbeit ermuntert hat. In ihr werden 528 Tapezierer in Norddeutschland, 537 in Sachsen, 257 in Berlin, außerdem 178 Metallarbeiter und 559 Buchdrucker durch zwei Generationen verfolgt, um zu zeigen, daß die Väter der heutigen Generation wehrfähiger waren als ihre Söhne, was teils ihrem Leben in der Stadt, wobei Kleinstadt, Mittelstadt, Großstadt unterschieden wird, teils ihrem Berufe zugeschrieben wird. Dabei gehören sowohl Tapezierer wie Buchdrucker zu den Gewerben, deren Angehörige, wie die vom Verfasser selbst angezogenen schweizerischen Erhebungen zeigen, eine unterdurchschnittliche Tauglichkeitsziffer aufweisen, und in deren schlechter Tauglichkeitsziffer weit weniger die Wirkung ihres Berufs und Wohnorts, als vielmehr die Wirkung einer bereits vorhandenen Schwächlichkeit auf die Wahl eines Berufs, der seinen Sitz hauptsächlich in der Stadt hat, zum Ausdruck gelangt. Der Gedanke, mittels so weniger Beobachtungen von Einzelerscheinungen für das ganze Deutsche Reich beweisen zu wollen, daß das Land und die Kleinstadt gesunder sind als die Mittelstadt, diese als die Großstadt, ist grotesk. Man bedauert das Unternehmen umso mehr, je erstaunlicher die Mühe und Sorgfalt sind, die darauf verwendet wurden, und je mehr Anerkennung die Arbeit — abgesehen von dem gerügten Grundfehler — in methodologischer Beziehung verdient. Warum hat der Verfasser seinen Fleiß und Scharfsinn nicht lieber auf die einzige Erhebung verwendet, die eingehendere und in der Tat sehr wertvolle Angaben wenigstens für den zweitgrößten deutschen Staat enthält? Warum hat er die in der Zeitschrift des königlich bayerischen statistischen Bureaus, 1903, veröffentlichen Erhebungen für 1902 überhaupt ganz ignoriert?

Dr. Anton von Vogl, Generalstabsarzt z. D., „Die wehrpflichtige Jugend Bayerns, München, J. F. Lehmann, 1905. 2,40 Mark.

Der langjährige Leiter des militärischen Sanitätswesens in Bayern, gewiß einer der Kompetentesten, um in unserer Frage das Wort zu ergreifen, hat in der vorliegenden Schrift nicht nur das Ergebnis der ebengedachten bayerischen Erhebungen zusammengefaßt, sondern auch auf Grund seiner reichen Lebenserfahrung es erläutert und Vorschläge zur Abwehr der Gefahren gemacht, welche die deutsche Wehrkraft in der Zukunft etwa bedrohen. Was den Einfluß des Berufs auf die Tauglichkeit angeht, so führt seine Betrachtung zu einer vollen Bestätigung der von mir und Kuczynski gemachten Aufstellungen. Selbst in einem Lande wie Bayern, dessen Bevölkerung nach 1882 zu 50,9 Prozent von der Landwirtschaft lebte, hatte nämlich 1902 die nichtlandwirtschaftliche Bevölkerung einen größeren Anteil an der Wehrkraft als die landwirtschaftliche, und zwar übertrafen unter den „Nichtlandwirten" die Gewerbetreibenden alle übrigen Berufsangehörigen an Tauglichkeit. Anders verhält es sich mit der durchaus verschiedenen Frage von der relativen Bedeutung von Stadt und Land für die Wehrkraft. „Wie die Industrie der Landwirtschaft, so ist die Landbevölkerung der städtischen mit der Zahl der Wehrpflichtigen und Ausgehobenen, also an Wehrkraft überlegen." Die Kreise, welche die schlechteste Tauglichkeitsziffer aufweisen, sind nämlich Handeltreibende und die Angehörigen der Berufsgruppen E und F der Berufsstatistik (Staats-, Gemeinde-, Kirchendienst, freie Berufe, ohne Beruf und ohne Berufsangabe), und jeder weiß, daß sie vor allem in den Städten zu finden sind. Der Verfasser wirft alsdann die Frage auf, ob von der fortschreitenden Industrialisierung Deutschlands der deutschen Wehrfähigkeit eine Gefahr drohe, und kann auf Grund der Tatsache, daß jetzt schon die Mehrzahl der bayerischen Rekruten von nichtlandwirtschaftlichen Eltern abstammt und gerade die gewerblichen Arbeiter die höchste Tauglichkeitsziffer aufweisen, nur zu einer verneinenden Antwort gelangen. Ebenso verneint er auch die Frage, ob die deutsche Wehrkraft durch die Zunahme der städtischen Bevölkerung im Gegensatz zur ländlichen bedroht werde, denn den schädlichen städtischen Einflüssen läßt sich, wie schon die bisherige Erfahrung zeigt, vorbeugen; wo sie sich geltend machen, lassen sie sich neutralisieren. Nach einem sehr interessanten Vergleich der Brauchbarkeit der stadtgeborenen mit der der landgeborenen Rekruten, die nichts weniger als zugunsten der letzteren ausfällt, wendet sich dann der Verfasser zu einer medizinisch-hygienischen Betrachtung der zu beachtenden Vorbeugungsmaßregeln und Heilmittel. Einer seiner Grundgedanken ist, daß, wo sich Differenzen in den Tauglichkeitsziffern zeigen, sie gegenüber der Steigerung der absoluten Zahl der Wehrfähigen, wie sie in Begleitung der industriellen und städtischen Entwicklung stattfindet, für die Wehrkraft einer Nation nicht in Betracht kommt. Die Steigerung der Zahl der Wehrpflichtigen erscheint somit für die Erhöhung der Wehrkraft einer Nation das Wichtigste.

Report of the Inter-Departmental Committee on Physical Deterioration. London, Eyre & Spottiswoode, 1904.

Der britische General Sir Frederic Maurice hatte im „Contemporary Review" einen Artikel über die Zukunft der britischen Wehrkraft veröffentlicht, der alle guten britischen Patrioten zu alarmieren geeignet schien. Es hieß darin, daß von je fünf Mann, die sich beim britischen Werber meldeten, nach Beendigung von zwei Jahren nur mehr zwei als brauchbare Soldaten in der Armee zu finden seien; d. h. 60 Prozent derjenigen, die bereit seien als Soldaten zu dienen, seien dazu physisch untauglich. Was würde es nützen zur allgemeinen Wehrpflicht überzugehen, da bereits für je zwei Mann, die zum Dienst tauglich seien, fünf da seien, willig zu dienen; kein Mensch verlange eine Vergrößerung des Heeres im Verhältnis von 2:5. Keine Nation vermöge auf die Dauer groß und frei zu bleiben, wenn das Heer, das sie ins Feld stelle, nicht länger ihre eigene männliche Tüchtigkeit vertrete. Der oberste Leiter des Sanitätswesens der britischen Armee, Sir William Taylor, nahm dies zum Anlaß einer Denkschrift, worin er unter Bezugnahme auf Maurice, Rowntree, Charles Booth und andere dem Alarmrufe beitrat. Danach waren 37 Prozent derjenigen, die sich den Werbebureaus stellten, untauglich zum Dienst, und obwohl die bei der Denkschrift wiedergegebene Statistik dem Schlusse selbst widersprach, wurde darin von einer fortschreitenden physischen Entartung der britischen Arbeiterklasse, welcher die Rekruten entstammten, gesprochen. Diese Entartung wurde mit der Abnahme der Gestellungswilligen, welche der Landwirtschaft entstammten, und der Zunahme der industriellen Arbeiterbevölkerung in Verbindung gebracht.

Die englischen Radikalen bemächtigten sich dieser Ausführungen. Sie beklagen mit Recht den Untergang des britischen Bauernstands, wie er zur Zeit der hohen Getreidepreise und Getreidezölle unter dem Einfluß der Primogeniturordnung und Fideikommißgesetzgebung stattgefunden hat. Zu ihrem Programm gehört die Reform dieser und anderer den Grund und Boden betreffenden Land-laws, um das Volk wieder aufs Land zurückzuführen. Als Agitationsmittel für diesen Zweck schienen ihnen die oben wiedergegebenen Angaben vorzüglich. Die Folge war, daß die öffentliche Aufmerksamkeit sich mit der Frage zu befassen anfing, und die weitere Folge, daß ein Ausschuß, bestehend aus hohen Beamten verschiedener Ministerien eingesetzt wurde, um die Frage zu untersuchen. Es wäre ein Wunder gewesen, wenn nicht bei uns gerade diejenigen von dieser Agitation Kenntnis genommen hätten, deren Streben umgekehrt auf hohe Getreidezölle, Anerbenrecht, Vermehrung der Fideikommisse gerichtet ist. Ihre Tendenz war der der englischen Radikalen diametral entgegengesetzt; allein die von diesen vorgebrachten angeblichen Tatsachen waren ihnen ein willkommenes Agitationsmittel, um die Schrecken des überwiegenden Industriestaats im Vergleich zu den Segnungen des Agrarstaats an die Wand zu malen. So hat denn schon Professor Sering in seinem dem deutschen Landwirtschaftsrate 1902 erstatteten Referate über die Bedeutung der landwirtschaftlichen Bevölkerung für die Wehrkraft des Deutschen Reiches aus den Agitationsblätten der englischen Radikalen Honig gesogen, und Professor Oldenberg suchte in einer gegen

mich geführten Polemik u. a. auch damit seine irrigen Behauptungen über den Rückgang in der Ernährung des englischen Arbeiters zu stützen. Ich habe damals in der Naumannschen „Zeit", Jahrgang 1903, S. 695, schon die sehr treffende Bemerkung des Herzogs von Devonshire angeführt, daß man bei Würdigung der Tauglichkeitsziffern der britischen Werbedurrans erwägen müsse, daß sich bei diesen nur diejenigen meldeten, welche nicht den höheren Lohn der gewerblichen Arbeiter zu verdienen vermöchten. Außerdem hatte ich bemerkt, daß es gänzlich unzulässig sei, aus den Rekrutierungsergebnissen dieser Werbebureaus irgend welche Schlüsse auf die Lage der gesamten englischen Arbeiterklasse zu ziehen, da ja in Großbritannien keine allgemeine Wehrpflicht bestehe; wenn nicht mehr so viel Taugliche sich zum Kriegsdienst wie früher meldeten, so sei dies gerade eine Bestätigung des Fortschritts in der Lage der englischen Arbeiterklasse; es zeige sich nämlich, daß das, was das Werbebureau dem Arbeiter zu bieten imstande sei, angesichts der gestiegenen gewerblichen Löhne für einen Tauglichen an Reiz verloren habe.

Nun liegt der Bericht des 1903 eingesetzten ministeriellen Ausschusses vor. Er bestätigt fast mit meinen Worten das von mir in der „Zeit" gegen Oldenberg Vorgebrachte. Sir William Taylor, wegen seiner Denkschrift zur Rede gestellt, nahm alle die darin enthaltenen Behauptungen über die fortschreitende Entartung der englischen Arbeiterklasse zurück. Alle diesbezüglichen Dokumente, namentlich die Gutachten der beiden höchsten medizinischen Instanzen in England, des Royal College of Surgeons und des Royal College of Physicians, finden sich in dem oben genannten Berichte abgedruckt, desgleichen eine bemerkenswerte Kritik der Aufstellungen von Charles Booth in seinem Werke „Life and Labour of the People" von C. S. Loch, eine vorzügliche Denkschrift über die Beschäftigung von Müttern in Fabriken und Werkstätten der obersten Fabrikinspektorin Miß Anderson und eine Denkschrift des Dr. Tatham, des Leiters des britischen statistischen Bureaus, über Kindersterblichkeit. Vor allem aber ist der Bericht wertvoll durch seine Untersuchung über die Wirkungen des Wohnens der Bevölkerung in Städten auf die Volksgesundheit, über die des Alkoholismus, der Zuwanderung der Tüchtigsten nach der Stadt, der Abnahme der Geburtenziffer, der Ernährung, der Lebensbedingungen der jugendlichen Bevölkerung, gewisser Volkskrankheiten. Das Wichtigste aber scheinen mir die Vorschläge der Kommission, welche Schaffung einer dauernden Behörde zur Feststellung der Veränderungen in der Gesundheit des Volkes bezwecken.

Da ich demnächst in einem Aufsatze, der an anderer Stelle veröffentlicht werden soll, weitere Untersuchungen zur Frage der Grundlage der deutschen Wehrkraft bieten werde, werde ich dort auf diese Vorschläge zurückkommen.

Lujo Brentano.

Howard, George Elliott, Ph. D. Professorial Lecturer in the University of Chicago: A History of Matrimonial Institutions, chiefly in England and the United States, with an introductory analysis of the literature and the theories of primitive marriage and the family. 3 vols. Chicago 1904. The University of Chicago Press Calligan & Co. London, J. Fisher Unwin.

Eine Geschichte des Ehe- und Familienlebens in seinen verschiedenen Formen und mannigfaltigen Entwicklungsstufen von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart zu schreiben, ist eine ungemein schwierige Aufgabe; selbst die dazu nötigen Vorbereitungsstudien und die Beherrschung der diesen Gegenstand betreffenden ausgedehnten Literatur erfordern unermüdlichen Fleiß und kritischen Scharfsinn und nehmen viele Jahre in Anspruch. In dem vorliegenden Werk ist es dem Verfasser gelungen, alle zur Lösung der verwickelten Aufgabe unerläßlichen Bedingungen zu erfüllen und eine ganz vorzügliche Arbeit zu liefern, die an Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit die bisherigen Leistungen auf diesem Gebiet weit übertrifft. In dem ersten Kapitel wird die patriarchalische Theorie erörtert. Ob Vaterrecht mit der Verwandtschaft durch männliche Abstammung (Agnation) oder Mutterrecht mit der Verwandtschaft durch weibliche Abstammung (Kognation) in den Gewohnheitsrechten und Heiratsgebräuchen in uralten Zeiten vorherrschend war, ist schwer zu bestimmen. Eingehende Forschungen über die Sitten und Gewohnheiten der primitiven Völker scheinen anzudeuten, daß das Patriarchat dem Matriarchat vorausging, aber eine Mischung der beiden kommt auch öfters vor. Dies war der Fall bei den Arabern und Hebräern. Die patela potentus der Römer ist wohl bekannt, aber bei keinem andern arischen Volke ist ein solches Rechtsinstitut nachweisbar. Möglicherweise ist die so starke Betonung des Vaterrechts im römischen Recht von der aus Etruskern, Iberern und Ligurern bestehenden ältesten Bevölkerung Italiens entlehnt. Wo das Matriarchat herrscht, wie in Ceylon, verläßt der junge Gatte seine eigene Familie und schließt sich der Familie der Gattin an; auch die Kinder gehören nicht seiner Stammlinie, sondern der Mutterfippe zu.

Leider müssen wir uns versagen, auf viele wichtige Punkte näher einzugehen, wie z. B. Hordenehe, Frauenraub, Polygynie, Polyandrie und die verschiedenen Entwicklungsstufen der menschlichen Familie von Weibergemeinschaft zur Monogamie. Daß so viele Völker in allen Weltteilen die Entführungssymbolik bei Brautwerbungen und Hochzeiten anwenden, ist ein Beweis, daß die vorherrschende Eheschließungsform in der Urzeit der Frauenraub war, der aber die Monogamie nicht ausschließt. Die Araber zogen die Raubehe vor, weil sie glaubten, unwillige Weiber gebären die stärksten und tüchtigsten Kinder; und wir wissen aus dem alten Testament, mit welcher brutalen Gewalt und Grausamkeit die Hebräer vorgingen, um die Jungfrauen des geschlagenen Feindes gefangen zu nehmen und als Kriegsbeute zu verteilen. Nicht nur in der Bibel und dem Koran, sondern auch in dem Gesetzbuch Manus wird dies Verfahren als rechtmäßig anerkannt. Auf den Frauenraub folgte der Frauenkauf, aus dem der Heiratsvertrag entstand. Im Mittelalter war die Redensart „em wip kousen" vielfach verbreitet. Das uxorem emere in den alten Gesetzbüchern bedeutet heiraten. Die kirchliche Trauung war in den ersten Jahrhunderten des Christentums unbekannt, denn die Kirche richtete sich in dieser Beziehung nach den schon bestehenden Gebräuchen der Völker, bei denen fast ohne Ausnahme die Ehe für eine rein bürgerliche Sache gehalten wurde. Vom Ende des vierten bis zur Mitte des zehnten Jahrhunderts war die Geistlichkeit bestrebt, die kirchliche Trauung als obligatorisch und allein gültig einzusetzen, aber mit geringem Erfolg. Erst in einem Ritual des vierzehnten Jahrhunderts kommt die von dem Priester gesprochene Formel vor: Ex ego conjungo vos in nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti. Die Einführung der Zivilehe hat die protestantische Reformation in hohem Grade gefördert. Nach Luthers Ansicht ist die Ehe „ein weltlich Ding, mit allen iren umbstenden" und „gehet die Kirch nichts an". Dieser Begriff der Eheschließung wurde vielleicht in der holländischen Gesetzgebung am frühesten und folgerechtesten angewendet. In England hat die Staatskirche mit Eifer und Engherzigkeit die Reform bekämpft; nur unter Cromwell durch den 1653 durchgesetzten „Civil Marriage Act" wurden die Engländer gesetzlich gezwungen, die Ehen vor dem Friedensrichter zu schließen, eine Bestimmung, die nur bis zur Restauration der Stuarts dauerte. Erst mit der Annahme des von Lord John Russel 1836 entworfenen Gesetzes wurde die weltliche neben der geistlichen Trauung gestattet. In Neuengland ließen die Puritaner die Zivilehe allein gelten, und heute vollzieht der amerikanische Geistliche die Trauung nicht als Kirchendiener oder Seelsorger, sondern lediglich als ein zu diesem Zweck von der Regierung anerkannter Staatsbeamter. Professor Howard hat die Eheschließungs- und Ehescheidungsgesetzgebung in den verschiedenen Staaten der Union sehr ausführlich behandelt und die beste Geschichte ihrer Entstehung und Entwicklung verfaßt, die darüber bis jetzt veröffentlicht worden ist. Das Werk schließt mit einem Kapitel über Ehe- und Familienprobleme, deren Lösung er für dringend hält. Von großer Bedeutung ist die vernünftige Unterweisung der Jugend bezüglich ihrer Lebensentstehung zu Hause wie in der Schule. Der Verfasser ist auch fest überzeugt, daß die höhere Ausbildung der Frauen an den Universitäten auf das Ehe- und Familienleben günstig einwirkt. Ein gutes Register erleichtert das Nachschlagen, und eine ausgezeichnete Bibliographie dürfte den Leser zu weiteren Studien anregen.

München. E. P. Evans.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 51. Berlin, den 16. September 1905. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Die empörende Haltung, die der anscheinend allmächtige preußische Landwirtschaftsminister, Herr von Podbielski, der drückenden Fleischnot gegenüber fortgesetzt einnimmt, hat in gewisser Hinsicht auch gute Erfolge. Sie hat die Augen derer, die sonst nicht in die politischen Zusammenhänge zu schauen gewohnt sind, für die Erkenntnis geöffnet, daß die jetzige Teuerung nicht eine zufällige Einzelerscheinung unseres Wirtschaftslebens sondern ein folgerichtiges Ergebnis unserer gesamten agrarischen Wirtschaftspolitik ist. Herr v. Podbielski hat mit seiner bekannten Offenheit selbst auf diese Zusammenhänge hingewiesen, als er die denkwürdigen Worte sprach: Mit dem Inkrafttreten des neuen Zolltarifs werde alles noch teurer werden. Diesen politischen Hintergrund der wirtschaftlichen Notlage mit aller Deutlichkeit und Klarheit zu zeichnen und auf die verderbliche Gesamtpolitik des herrschenden Agrariertums bei dieser Gelegenheit wieder einmal gebührend hinzuweisen, ist eine selbstverständliche Pflicht des Liberalismus.

Das sogenannte Literatengezänk innerhalb der Sozialdemokratie hat sich unmittelbar vor dem Parteitag noch zu einem ohrenbetäubenden Kampfeslärm um die Grundlage des sozialistischen Lehrgebäudes, um den Marxismus ausgewachsen. Unter den Stichworten „Vorwärts"-Frage und Mehring-Frage sprechen sich die führenden Genossen und ihre Blätter gegenseitig das Verständnis der Marxistischen Grundgedanken ab. Mehring-Kautsky bemühen sich in langen Artikelserien um den Nachweis, daß das Zentralorgan der Partei von ethisch-ästhetischen Gefühlssozialisten zur Verwirrung der marxistischen Grundsätze mißbraucht werde; die angegriffenen „Vorwärts"-Redakteure charakterisieren daraufhin die genannten Oberpriester des geheiligten Marxismus als verständnislose Interpreten des großen Meisters, der heute ganz anders als zu seiner Zeit schreiben und die kapitalistische Weltordnung jetzt ökonomisch-ethisch beurteilen und bekämpfen würde. In diesem tiefgehenden Zwist halten sich bis jetzt weitaus die meisten sozialdemokratischen Blätter auf seiten des „Vorwärts", wenn sie auch mehr aus äußeren Gründen als aus gefestigter wissenschaftlicher Erkenntnis den Mehring-Kautsky widersprechen. Die Masse der Parteigenossen aber, die nächste Woche in Jena durch ihre Delegierten das Urteil über diese Kämpfe abgeben soll, steht noch immer verständnislos zur Seite, und die zahlreichen Mitläufer der Dreimillionenpartei absentieren sich, angewidert von diesen unaufhörlichen Zänkereien, zusehends. Bei der Reichstagsersatzwahl in Thorn-Kulm, bei der der seitherige polnische Mandatsinhaber Brejski gleich im ersten Wahlgang durch den nationalliberalen deutschen Kompromißkandidaten Ortel verdrängt wurde, war der Rückgang der sozialdemokratischen Stimmen wieder außergewöhnlich groß. Während die Wahlbeteiligung teilweise 95 Prozent betrug, gingen die sozialdemokratischen Stimmen um mehr als die Hälfte zurück! Und die bösen ethisch-ästhetischen Gefühlssozialisten können diesmal unter gar keinen Umständen für den auffälligen Stimmenrückgang verantwortlich gemacht werden, hat doch Frau Rosa Luxemburg selbst während der Wahlagitation dem sozialdemokratischen Kandidaten ihre gefürchtete Beredsamkeit ausgiebig zur Verfügung gestellt. Daß übrigens in kleineren Kreisen die Sozialdemokraten gelegentlich auch noch einmal beachtenswerte Wahlerfolge haben können, zeigt die Landtagswahl in Schwarzburg-Rudolstadt. Dort haben die Genossen gleich bei der Hauptwahl zu ihren seitherigen sieben Sitzen einen neuen von den Freisinnigen gewonnen und befinden sich noch in einer aussichtsvollen Stichwahl in Stadtilm. Sie werden also im künftigen Landtag neun von überhaupt sechzehn Abgeordneten und damit die Mehrheit haben. Wie sie dann ihre parlamentarische Macht benutzen werden, das zu verfolgen ist für die anderen Parteien und vermutlich auch für die allermeisten Sozialdemokraten weit interessanter und lehrreicher als das „wissenschaftliche" Gezänk der hervorragendsten Parteiführer.

Frische Kampfesstimmung herrscht im evangelisch-kirchlichen Lager. Die protestantische Orthodoxie glaubt auf Grund mehrerer neuester „Fälle" Anlaß zu der Besorgnis zu haben, daß der preußische Oberkirchenrat nicht mehr so unbedingt wie früher ein zuverlässiger Büttel ihrer Herrschaftsgelüste sein wolle. Sie hat deshalb ihre Truppen organisiert und einen Kampf gegen die freiheitlicheren Elemente in die Wege geleitet, der ihre Alleinherrschaft in der evangelischen Kirche wieder sichern und befestigen soll. Erreicht sie dieses Ziel, so wird dadurch nicht nur das geistige Leben in der Kirche schwer geschädigt, ihre gesunde Entwicklung gehindert, sondern auch unser Staatswesen und letztlich unsere Kultur wird aufs schlimmste beeinträchtigt werden. Das ist umsomehr zu befürchten, als die protestantische Orthodoxie von jeher im engsten Bund mit dem gegenwärtig bei uns allmächtigen katholischen Ultramontanismus gearbeitet hat. Es handelt sich also um mehr als um die Wahrung rein kirchlicher Interessen, wenn sich jetzt der deutsche Protestantenverein zu entschlossenem Widerstand aufrafft und alle freiheitlich denkenden Gesinnungsgenossen zu organisieren versucht. Ein Aufruf des Vereins, an dessen Spitze bekanntlich der Reichstagsabgeordnete Schrader steht, bittet zunächst um Beitrittserklärungen. Es ist aus den geschilderten Gründen zu wünschen, daß der Aufruf nicht ungehört verhallt.

Die ungarische Krisis ist unerwartet plötzlich an einen neuen Wendepunkt gelangt. Drei Tage vor dem Wiederzusammentritt des ungarischen Reichstags hat das Ministerium Fejervary demissioniert. Der Demission gingen sehr lebhafte

Digitized by Google

Verhandlungen zwischen dem ungarischen und dem österreichischen Ministerpräsidenten in Gegenwart des Kaisers voraus. Dabei ist zweifellos der ebenso raffinierte wie gewagte Plan Fejervarys, die vereinigten Koalitionsparteien durch das Angebot des allgemeinen Wahlrechts zu spalten, vom Kaiser Franz Joseph nach langem Schwanken verworfen worden. Vielleicht hat der Umstand, daß die ungarische Sozialdemokratie mit ungestümer Heftigkeit die in Aussicht gestellte Wahlreform der Regierung unterstützt und zum Gegenstand einer überaus rührigen Agitation gemacht hat, die Abneigung des alten Herrschers gegen das radikale Kampfmittel vermehrt. Noch am letzten Sonntag waren in Budapest 425 sozialdemokratische Delegierte aus allen Teilen Ungarns zusammengetreten und hatten nach leidenschaftlich bewegten Debatten einmütig beschlossen, am 15. September eine riesige Massendemonstration zugunsten des allgemeinen Wahlrechts vor dem Reichstag zu veranstalten, eine Deputation an den Reichstagspräsidenten zu entsenden und eine etwaige ablehnende Antwort der oppositionellen Parteien mit dem Generalstreik im ganzen Lande zu erwidern. Die Regierung, die durch den Minister des Innern Kristoffy bereits öffentlich vor aller Welt die unbedingte Notwendigkeit sofortiger Einführung des allgemeinen Wahlrechts hatte eingehend begründen und verkünden lassen, soll auch bereits der ungarischen Sozialdemokratie Schutz für die geplanten Wahlrechtsdemonstrationen zugesichert haben. Bei dieser Sachlage konnte der Widerstand des Kaisers, der durch die österreichische Regierung bestärkt, wenn nicht auch hervorgerufen ist, nur Fejervarys und seiner Ministerkollegen Demission zur Folge haben. Und damit ist auch die Kooperation der Regierung mit der „völkereinigenden" Sozialdemokratie, die übrigens in dem national zerrissenen Oesterreich-Ungarn mehr als ein rein zufälliges Augenblicksmittel gewesen wäre, in Stücke gegangen. Und die ungarische Krisis ist in diesem Moment gefährlicher als je, wenn nicht Kaiser Franz Joseph endlich die Wünsche der triumphierenden Opposition erfüllt.

Die Unruhen in Japan, die aus dem allgemeinen Unwillen der Bevölkerung über den Portsmouther Frieden entstanden waren, sind von der Regierung zwar noch nicht ganz unterdrückt aber anscheinend doch ihres gefahrdrohenden Charakters entkleidet worden. Allerdings hat zu dem Zweck erst der Belagerungszustand über die japanische Residenz verhängt werden müssen. Und diese Tatsache scheint den feinfühligen Inselbewohnern noch beschämender als der ihrer Meinung nach gänzlich ungenügende Friedensschluß gewesen zu sein. Das Ministerium Katsura hat infolgedessen der allgemeinen Volksstimmung nachgegeben und seine Entlassung angeboten. Die Demission ist aber nicht angenommen worden, und der Mikado hat mit dieser Festigkeit gegenüber stürmisch geäußerten Volkswünschen bereits angedeutet, daß er nicht daran denkt, die Ratifikation des Friedensvertrages von Portsmouth zu verweigern.

In Rußland ist der ungeschwächte Lärm der revolutionären Bewegung durch den furchtbaren Nationalitätenkampf zwischen Tataren und Armeniern am Kaspischen Meer noch übertönt worden. In Baku und nächster Umgegend sind im Verlauf dieser Kämpfe, bei denen schließlich auch Kosaken und Artillerie eingriffen, mehr als 1500 Personen gefallen, etwa 100 000 Arbeiter beschäftigungslos geworden und die Petroleumindustrie ist auf absehbare Zeit vernichtet. Nicht nur die gesammelten ungeheueren Vorräte an Naphtha und Naphtharückständen, sondern auch die Naphthaquellen selbst sind größtenteils ausgebrannt worden. Der unmittelbare Schaden, der allein für die Naphthagesellschaften auf 60 Millionen Mark geschätzt wird, wird noch übertroffen von den Folgeerscheinungen der beispiellosen Verheerungen. Es fehlt an Heizmaterial für die Schiffe und Lokomotiven, sowie für viele Fabriken. Da erst langwierige und kostspielige Umarbeitungen der Feuerungsanlagen nötig sind, um zur Kohlenheizung übergehen zu können, müssen die Reeder ihre Dampferfahrten einstellen und Tausende von Matrosen und Arbeitern entlassen. Auch die Salzindustrie in Baskuntschak ist aus dem gleichen Grunde genötigt, ihren Betrieb einzustellen, wodurch wieder eine außerordentliche Schädigung des Fischereigewerbes, wenn nicht gar dessen Ruin eintritt. Die russische Regierung bemüht sich zwar, den furchtbaren Aufstand als die Folge nationaler und religiöser Gegensätze zwischen Tataren und Armeniern hinzustellen; es gilt aber als zweifellos, daß sie selbst den ersten Anlaß zu den Greueltaten gegeben hat, indem sie nach bewährtem Verfahren die revolutionäre Bewegung in Baku und Umgegend durch nationalistische und religiöse Hetzereien in ein anderes, weniger staatsgefährliches Bett zu lenken versuchte. Diesmal ist ihr der Versuch allerdings schlecht bekommen, denn die einmal aufgepeitschten Instinkte der Tataren wenden sich jetzt gegen die Staatsgewalt selbst.

* * *

Fleischnot!

Deutschland steht seit länger als einem Vierteljahr im Zeichen der Fleischnot. Der Magistrat von Magdeburg hat allerdings die witzige Unterscheidung gemacht, daß nicht eine Fleischnot, sondern lediglich eine Fleischteuerung bestehe. Aber altmodische Leute sind der Meinung, daß die Teuerung einer Ware — sofern sie nicht künstlich durch Ringbildung verursacht ist — durch die Knappheit an Ware hervorgerufen wird, daß dann eben die Nachfrage das Angebot wesentlich übersteigt. Bei der Belagerung von Paris soll auch in den Zeiten vor der Uebergabe gegen enorme Preise immer noch Fleisch zu haben gewesen sein. Ich weiß nicht, ob man damals die hungernden Pariser damit getröstet hat, es bestünde nur eine Fleischteuerung, nicht eine Fleischnot. Jedenfalls wird dieser Trost auch heute nicht viel Eindruck machen, gleichviel ob er von einem großstädtischen Magistrat oder von agrarischen Blättern ausgeht, denn für den Arbeiter, für den kleinen und mittleren, ja gar nicht selten auch für den höheren Beamten, für den kleinen und mittleren Gewerbetreibenden, überhaupt für alle auf ein kleines oder mittleres Einkommen angewiesenen Familien ist der Preis des Fleisches maßgebend, und wird er hoch, so müssen sie ihren Fleischkonsum einschränken; das ist für sie, das ist für das Volk die wahre Fleischnot.

Herr von Podbielski, der joviale preußische Landwirtschaftsminister, hat allerdings vor längerer Zeit schon erklärt, daß der Mangel an schlachtreifen Schweinen binnen längstens vier Wochen behoben sein würde, und da er, abgesehen von seinen ministeriellen Qualitäten — und in Preußen und für Minister gilt noch mehr als sonst der Satz, daß, wem der Herr ein Amt gibt, er auch den Verstand gibt — selbst hervorragender Schweinezüchter ist, gab es wirklich Leute, die an seine Prophezeiung glaubten; freilich, im eigenen Ministerium soll es nicht viel solcher sonderbaren Gläubigen gegeben haben. Jedenfalls haben ihn die Tatsachen in einer Weise desavouiert, die für den Minister für Landwirtschaft wie für den Schweinezüchter gleich blamabel ist. Aber „ein Bursch wie ich, was macht sich der daraus", fragt vergnügt wohl der ehemalige Husar; das, was er für seine Aufgabe hält, für hohe Preise der landwirtschaftlichen Produkte zu sorgen, wird ja um so besser erreicht, je länger die Schweinenot andauert, und mit Humor tröstet er die betrübten Gastwirte, daß nach dem Inkrafttreten der Handelsverträge die Preise ja noch höher werden würden; die Konsumenten dürfen sich also noch freuen, daß die höheren Zölle erst mit dem 1. März 1906 eintreten.

Herr von Podbielski gibt sich aber auch Mühe mit Zahlen zu beweisen, daß eine Fleischnot gar nicht bestehe, und er hat darin einen gefälligen Helfer im Statistischen Amt. Man vergleicht zwei Statistiken, aus denen sich eine Zunahme des Viehstapels ergibt, welche stärker als die Bevölkerungszunahme ist, und deduziert daraus, daß die Fleischversorgung eine bessere geworden sein müsse, zumal die Zuchtrichtung auf Erzielung früher schlachtreifer Tiere von höherem Fleischgewicht gehe. Aber man verschweigt, daß die frühere zum Vergleich herangezogene Viehzählung auch aus einer Zeit der Fleischnot herrührt, daß gegenüber einer dazwischen liegenden Viehzählung

Digitized by Google

ein starker Rückgang der Viehhaltung eingetreten ist; man setzt den relativ viel größeren Teil der noch nicht schlachtreifen Tiere, der sich bei der letzten Viehzählung ergeben hat, genau mit demselben Fleischwert ein, ja eher mit einem höheren, als bei der früheren Statistik, wo mehr ausgewachsene Tiere vorhanden waren. Man verschweigt, daß speziell bei Schweinen infolge des stark gestiegenen Preises massenhaft Tiere in einem Alter geschlachtet werden, in dem sie das übliche Schlachtgewicht noch gar nicht haben können, zumal ihre Mästung infolge der ungünstigen Futter-, speziell Kartoffelernte ohnehin eine ungenügende ist. Die Beobachtungen der Fleischer wie der städtischen Schlachthofverwaltungen gehen im Gegensatz zu den Behauptungen des Statistischen Amts dahin, daß das Gewicht der geschlachteten Tiere im letzten Jahr außerordentlich zurückgegangen sei, oder wie es in der großen Fleischerversammlung in Berlin ein Fleischer unter Beifall der Anwesenden treffend bezeichnete, daß bei dem zu schlachtenden Vieh die Fleischnot am allergrößesten sei.

Man übersah — was bisher überhaupt noch nicht zur Sprache gekommen ist — daß der ständige Rückgang der Geburtenziffer und der noch weit stärkere der Sterbeziffer zu einer Aenderung in den Altersklassen der Bevölkerung geführt hat, indem die jüngsten und jüngeren Jahrgänge, deren Konsum an Fleisch gleich Null oder doch sehr gering ist, relativ abnehmen, gerade die arbeitskräftigen auf Fleischnahrung angewiesenen Jahrgänge aber ständig einen größeren Prozentsatz der Bevölkerung ausmachen. Diese bevölkerungsstatistische Tatsache allein verlangt gebieterisch einen steigenden Durchschnittsverbrauch von Fleisch pro Kopf der Bevölkerung.

Man übersah — allgemeine Erwägungen kann man von einem Landwirtschaftsminister wie Herrn von Podbielski ja auch nicht verlangen —, daß das immer stärkere Ueberwiegen der städtischen und industriellen Bevölkerung gebieterisch einen größeren Fleischkonsum verlangt, daß wohl der landwirtschaftliche Arbeiter und seine Familie mit überwiegend vegetabilischer Nahrung auskommen können, daß aber die intensive Tätigkeit in geschlossenen Räumen physiologisch eine abwechslungsreichere, mehr animalische Nahrungsmittel enthaltende Kost verlangt. Gewiß, der so beschäftigte und vorwiegend in Gebäuden tätige Mensch kann auch lange Zeit ohne tierische Nahrungsmittel auskommen, aber auf Kosten seiner Gesundheit, seiner Lebensdauer, seiner Leistungsfähigkeit; es tritt dann eben Unterernährung mit allen ihren grausamen Folgewirkungen ein.

Schon für normale Zeiten hat der rühmlichst bekannte Physiologe Professor Flügge festgestellt, daß mit Ausnahme weniger, höchst gelohnter Arbeiterkategorien selbst in einer Großstadt wie Breslau, wo die Löhne doch relativ hochstehen, die Ernährung der Arbeiterfamilien wesentlich hinter dem zurückbleibt, was die Wissenschaft als Mindestmaß verlangen muß, daß namentlich die von Frau und Kindern ganz besonders viel zu wünschen übrig läßt, was im Interesse der Heranziehung eines leistungsfähigen Geschlechts lebhaft zu bedauern ist. Flügge hat dabei besonders hervorgehoben, daß das auch da der Fall ist, wo die Ausgaben für Luxusbedürfnisse — alkoholische Getränke, Tabake usw. — auf ein Minimum beschränkt sind. Gilt dies aber schon für normale Zeiten, wie viel mehr für die einer Fleischteuerung; gilt dies für die relativ hochgelohnten Bewohner einer Großstadt, wie viel mehr für die geringgelohnten vieler Industriebezirke — Textilarbeiter, Hausindustrielle!

Die Fleischnahrung läßt sich zum guten Teil durch andere tierische Nahrungsmittel ersetzen, namentlich durch Milch, Butter, Käse, Eier und Fische. Aber gerade die ersteren stehen in Deutschland so hoch im Preis — Butter und Käse besonders infolge der Zölle —, daß deren Konsum gerade bei den weniger bemittelten Klassen ein sehr geringer ist. Hoher Verbrauch hiervon ist überall ein Zeichen hoher Konsumfähigkeit, die bei den breiten Massen billiges Brot und billiges Fleisch voraussetzt.

Von seiten der Regierung wurde die Meinung genährt, daß das Defizit an Schweinefleisch einen Ausgleich fände in der vermehrten Haltung von Rindvieh. Es ist das Verdienst der „Frankfurter Zeitung", in einem äußerst sachkundigen Artikel: „Die Rinderproduktion Deutschlands" diese Legende gründlich zerstört zu haben. Von 1873 an, da auf den Kopf der Bevölkerung 38,4 Stück Rindvieh kamen, sank diese Zahl bis auf 33,6 im Jahre 1900; und in Preußen vermehrte sich das Rindvieh von 1900 bis 1904 nur um 2,5 Prozent, während die Bevölkerung gleichzeitig um mehr als 6 Prozent stieg. Wenn in der Zunahme des Gewichts der Tiere infolge verbesserter Züchtung ein gewisser Ausgleich bestehen mag, so ist er doch nur sehr begrenzt. Vor allen Dingen aber, worauf die „Frankfurter Zeitung" mit vollem Recht aufmerksam macht, bedingt die Bevölkerungszunahme ein ständiges Mehr an Milch, wofür allein in Preußen jährlich mindestens 30 800 Kühe mehr nötig sind, was im Futterverbrauch einem jährlichen Ausfall von 61 600 Mastochsen gleichkommt; die Zunahme des Rindviehs deckt bei uns also nicht mal mehr den steigenden Milchbedarf der wachsenden Bevölkerung, geschweige deren Mehrbedarf an Fleisch. In der fünfjährigen Periode 1886/1890 betrug bei Rindern pro Doppelzentner Schlachtgewicht der Durchschnittspreis 104,9 Mark, 1900/1904 dagegen 123,5 Mark. Das ist eine Steigerung um 18,6 Prozent gegen 6,1 Prozent bei Schweinen; dabei waren namentlich in der zweiten Hälfte 1904 infolge der durch die schlechte Rauhfutterernte bedingten vermehrten Abschlachtungen die Rindviehpreise relativ niedrig. Der Verbrauch an nahrhaftem Rindfleisch ist denn auch in Deutschland wenig mehr als halb so groß wie in England; es ist die Nahrung der wohlhabenderen Bevölkerung bei uns, da es einerseits nicht selbst den Fetthunger der Aermeren zu stillen vermag, andererseits seine Zubereitung im gebratenen Zustand teuere Fette, namentlich Butter, verlangt, was für die breiten Massen sich zu kostspielig stellt. Das Fleisch des armen Mannes in Deutschland ist also das Schweinefleisch, und mit Recht dreht sich die Frage in erster Linie um die Versorgung mit Schweinen.

Herr von Podbielski hat der Fleischerdeputation ein Aktenstück — freilich zugeklappt — gezeigt, in dem sich der Nachweis befinden soll, daß in sechs der größten Städte die Zahl der Schweineschlachtungen gegen das Vorjahr während der letzten Monate noch nicht um 10 Prozent abgenommen haben soll, also eine Schweinenot gar nicht bestehe. Die starke Bevölkerungszunahme der großen Städte, ihr wachsender Fremdenverkehr würde allerdings eine starke Vermehrung der Schlachtungen erfordert haben, zumal deren Durchschnittsgewicht wesentlich hinter dem des Vorjahres zurückgeblieben sein dürfte. Doch das geniert Herrn von Podbielski nicht, ihm kam es darauf an, den unbequemen Mahnern zu imponieren. Nun sind aber nach der „Deutschen Fleischerzeitung" im August 1905 gegen den gleichen Monat des Vorjahres die Schweineschlachtungen zurückgegangen in Berlin um 4260, in Hamburg um 3200, in Breslau um 3608, in Magdeburg um 844, in Königsberg um 1350, in Stettin um 820, in Cöln um 2040, in Düsseldorf um 1840, in Dortmund um 1175, in Elberfeld um 1500, in Barmen um 700, in Aachen um 700, in Chemnitz um 1200, in Plauen um 580, in Mainz um 800, in München um 3470, in Nürnberg um fast 5000 (von 13 660 auf 8670!) usw. Gerade in den Industriestädten mit ärmerer Bevölkerung ist der Rückgang enorm; und da die besser situierten Klassen ihren Fleischkonsum nicht eingeschränkt haben werden, so muß er bei den ärmeren ganz gewaltig zurückgegangen sein, bei den ärmsten aufgehört haben.

Was sollen gegenüber diesen Tatsachen alle statistischen Mätzchen des Herrn Ministers und der bündlerischen Presse! Das sind zu ernste Sachen, um daran seinen Humor zu üben. Eine Regierung, die sich um das Wohl des Volkes kümmert, die nicht von dem einen Gedanken hypnotisiert ist, wie verteuere ich am besten die Nahrungsmittel, hätte die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, nicht nur alles zu tun, um solchen Notstand, nachdem er eingetreten war, zu beseitigen, sie mußte ihm vorbeugen! Daß eine Fleischnot in diesem Jahr eintreten würde, war nach den Ernteergebnissen des Jahres 1904 mit absoluter Sicherheit vorauszusagen. Man muß schon bis zum Jahr 1895 zurückgehen, um eine schlechtere Heuernte, bis zum Jahr 1897, um eine schlechtere Kartoffelernte, bis 1898, um eine schlechtere Gerstenernte, bis 1899, um eine schlechtere Haferernte in Deutschland ausfindig zu machen. Dazu eine Mißernte in Rotklee, in Futter- und Zuckerrüben, in Hülsenfrüchten u. a. m. Allem

Digitized by Google

die Kartoffelernte war um 6 614 000 t niedriger, als die ohnehin schon recht ungünstige des Vorjahres, um 12,4 Mill. t geringer als die von 1901. Dabei hat sich seit letzterem Jahr unsere Bevölkerungsziffer um 3½ Mill. Menschen gehoben! Eine weitsichtige Regierung hätte schon im Interesse der Landwirtschaft die Einfuhr von Futtermitteln in jeder Weise erleichtern müssen; sie hätte den Zoll auf Hafer, Mais, Gerste mindestens suspendieren sollen, um unsere Viehproduzenten halbwegs in den Stand zu setzen, ihren Viehstand zu erhalten, die Fleischversorgung des Inlandes wenigstens im bisherigen Maße zu decken. Der jetzigen Regierung fehlt aber jedes Verständnis, der Landwirtschaft durch Verbilligung der Produktionskosten zu helfen; sie kennt nur den einen Weg, den der Verteuerung.

Wollte die Regierung nicht eine solche bloß für die Agrarier, sondern auch für das Volk sein, so mußte sie um der Fleischnot entgegenzuwirken, die Einfuhr von Vieh und Fleisch erleichtern. Das letztere war durch das Fleischbeschaugesetz unmöglich gemacht, das im Interesse der Volksgesundheit erlassen ist: man gibt vor, diese mehr zu fördern, wenn man das Volk hungern läßt, weil unter 1 Million Pfund Fleisch oder Wurst aus dem Ausland mal eins verdorben sein könnte, was trotz aller Fleischbeschau im Inland auch vorkommt, wie noch in den letzten Tagen Verhandlungen gegen sogenannte Polkaschlächter erwiesen haben.

Eine erweiterte Zulassung fremden Schlachtviehs verbietet aber die Rücksicht auf die Gesundheit des deutschen Viehstandes, der muß vor der Einschleppung von Seuchen geschützt werden, lautet die Argumentation des Landwirtschaftsministers.

Der Verkaufswert des deutschen Viehbestandes nach der Zählung vom 1. Dezember 1900 wurde auf 7,7 Milliarden Mark geschätzt, wovon 4,18 Milliarden auf Rindvieh, 914 Mill. Mark auf Schweine entfielen; gewissen Seuchen sind beide Tiergattungen ausgesetzt. Der im Deutschen Reich steckende Wert ist nun zweifellos um so gewaltiger, daß sein Schutz gegen Verseuchung eine höchst ernste nationale Aufgabe ist. Selbst vom Konsumentenstandpunkt aus wird man diese anerkennen müssen, denn eine schwere Schädigung durch Seuchen würde die Bedarfsdeckung gefährden und damit zu einer erheblichen Verteuerung führen.

Daß wiederholt Viehseuchen aus dem Ausland eingeschleppt worden sind, ist ebenfalls nicht zu bestreiten; ebenso wenig aber, daß ganz unabhängig hiervon im Inland selbständige Seuchenherde entstanden sind und noch fortwährend entstehen. Alle Augenblicke ist zu lesen: „Unter dem Vieh des Rittergutes XY ist die Maul- und Klauenseuche ausgebrochen" oder „unter den Schweinen des Landwirts MM ist die Rotlaufseuche ausgebrochen". Solche Meldungen kommen aus Ortschaften, die mitten in Deutschland fern von der Grenze liegen, bei denen also von einer Einschleppung garnicht die Rede sein kann. Bereits Virchow hat darauf aufmerksam gemacht. Ein absolut wirksames Mittel gegen Seuchen ist also die Grenzsperre keineswegs. Darauf kam es auch den Agrariern und der in ihrem Schlepptau befindlichen Regierung weit weniger an, als vielmehr sie zu einem wirksamen Mittel der Steigerung der Viehpreise zu machen. Man muß einmal die stenographischen Berichte des Abgeordnetenhauses über diese Fragen lesen, um zu sehen, in welchem Maße Seuchenschutz und Schutz vor der Konkurrenz des Auslandes vermengt wurden und wie der erstere das Mäntelchen für letzteren hergeben mußte.

Das Schulbeispiel hierfür ist die Schweineeinfuhr nach Oberschlesien: Während man alle Grenzen dagegen völlig sperrte, ließ man in die Schlachthäuser der fünf Städte des oberschlesischen Industriereviers Schweine zur sofortigen Abschlachtung herein, weil man sich sagte, daß bei der Vieharmut dieser Provinz und den großen Entfernungen dieses Industriebezirks von Gegenden, welche einen Ueberfluß an Schweinen haben, die Ernährung der dortigen dichten Bevölkerung in Frage gestellt wäre. In der Tat ist denn von den dortigen Schlachthäusern aus niemals ein Fall von Seuchenverschleppung vorgekommen. Als aber Fleisch von dort nach Breslau und Berlin gesandt wurde, konstruierte man rein theoretisch die Möglichkeit einer Verschleppung der Rotlaufseuche und dekretierte: es dürfen nur wöchentlich 1346 Schweine aus Rußland in die oberschlesischen Schlachthäuser eingeführt werden. Die sind keine Seuchengefahr, erst das 1347ste in der Woche bringt die Seuchengefahr. Wer die Macht hat, braucht eben auch vor der größten Lächerlichkeit nicht zurückzuschrecken, um seine Absichten durchzusetzen. Wie lächerlich diese Bestimmung ist, beweist am besten der Umstand, daß dieselbe Regierung durch den neuen russischen Handelsvertrag das Wochenkontingent von 1346 auf 2500 ab 1. März 1906 erhöht hat. Von diesem Termin an bedeutet erst das 2501ste Schwein in der Woche die Seuchengefahr, Tags vorher aber noch das 1347ste, und deshalb wäre es ein Verbrechen an der deutschen Viehzucht, wenn man vor dem 1. März 1906 mehr als 1346 Schweine hereinließe!

Mit solchen Argumenten wird das hungernde Volk von Herrn von Podbielski und Genossen abgespeist!

Für die Schweinenot in Deutschland ist die frühere Zulassung des höheren Schweinekontingents in die oberschlesischen Schlachthäuser von völlig untergeordneter Bedeutung, so groß diese für den dortigen Bezirk auch wäre. Fehlten doch im August d. J. gegenüber dem gleichen Monat des Vorjahres in vierzig deutschen Städten nicht weniger als 44 306 Schweine, d. h. unter Berücksichtigung der inzwischen eingetretenen Bevölkerungsvermehrung und des Mindergewichts der zur Schlachtung gekommenen Tiere allein in diesen Städten in einem Monat mindestens 60 000 Schweine, während das in Oberschlesien geforderte Mehrkontingent im Monat nur etwa 5000 Schweine ausmacht. Und die erwähnten vierzig Städte werden höchstens ¼ der deutschen Bevölkerung umspannen. Herr v. Podbielski erwägt aber seit Monaten, ob man nicht vom 1. Oktober ab allmonatlich das Wochenkontingent um 200 Schweine steigere!

Die Tatsache, daß von den oberschlesischen Schlachthäusern niemals eine Seuchenverschleppung ausgegangen ist, zeigt am allerbesten, in welcher Weise der Ausgleich zwischen dem Fleischbedürfnis der Konsumenten und dem Schutz des Viehstandes gegen Seucheneinschleppung gefunden werden kann. Kein ruhig Denkender wird verlangen, daß auf einmal an jedem Grenzübergang ohne Untersuchung Vieh aller Art hinüber getrieben werden darf. Aber die Einfuhr von Schlachtvieh in Eisenbahnwagen wie in Oberschlesien, oder in Dampfern nach den Schlachthöfen der Städte unter den erprobten Vorsichtsmaßregeln ist eine Forderung, die mit dem veterinären Interesse völlig in Einklang zu bringen ist, zumal doch Länder wie Dänemark, Niederlande, Frankreich, Oesterreich-Ungarn ganz andere Gewähr für gesundes Vieh geben als Rußland.

Dabei würde zweierlei vermieden werden müssen: einmal jede Kontingentierung, die stets die Ringbildung der Exporteure und Importeure im Gefolge hat. Sodann aber die Schikanen bei der tierärztlichen Untersuchung. Wenn das ausländische Rindvieh der Tuberkulinprobe unterworfen wird, das deutsche aber nicht, so ist das schikanös. Dabei beweist diese Probe nicht das Geringste, da das Tier darauf auch reagiert, wenn an irgend einer Stelle ein längst verkalktes Knötchen von Tuberkelbazillen zurückgeblieben ist. Wahrscheinlich würden mehr als 75 Prozent der deutschen Rinder darauf reagieren; für die Brauchbarkeit des Fleisches entscheidet allein der sich bei der Fleischbeschau ergebende Befund. Eine weitere Schikane, die die Einfuhr hemmt und verteuert, sind die langen Quarantänefristen, die für auf Schlachthöfen eingehendes Vieh gänzlich überflüssig sind.

Auch wenn in dieser Weise die Grenzen für die Vieheinfuhr wieder geöffnet werden, ist nicht anzunehmen, daß die Fleischnot sofort beseitigt würde. Unsere Nachbarländer, die uns früher viel Schweine sandten — 1892 noch 861 253 Stück — haben, seitdem wir unsere Grenzen gesperrt haben, es aufgegeben, Schweine für den Export nach Deutschland zu züchten. Oesterreich-Ungarn, das uns 1894 noch 435 467 Stück sandte, bezog 1903 deren 11 300 und 1904 auch noch 6550, die Schweiz 23 608 von uns. Eine Aenderung ist auch nicht zu erwarten, sofern diese Länder nicht in Zukunft die Sicherheit haben, ihre Zuchtprodukte in Deutschland einführen zu können. Dänemark, die Niederlande, Schweden und Frankreich würden die Not bei uns einigermaßen lindern können, wenn man ihnen die Grenzen öffnete; sie konnten bisher nach Großbritannien

exportieren und haben daher die Zucht nicht so eingeschränkt wie Oesterreich-Ungarn und Rußland, aber knapp wird es mit dem Fleisch trotzdem bleiben.

Der Bundesrat kann diese Oeffnung der Grenzen ohne Mitwirkung des Reichstages beschließen, eine Erleichterung der Fleischeinfuhr ist im wesentlichen von einer Abänderung der diesbezüglichen Reichsgesetze abhängig.

Mit dem Schlachtreifwerden der inzwischen angesetzten Ferkel und bei der in Aussicht stehenden glänzenden Kartoffelernte, bei der guten Rüben, Futter- und Getreideernte ist im Laufe des Winters eine allmähliche, freilich wohl recht langsame Abnahme der Fleischnot zu erwarten. Sachverständige glauben sie erst für den Januar kommenden Jahres in Aussicht stellen zu können, zumal ein erheblicher Teil der jungen Schweine bei den hohen Preisen unreif geschlachtet worden ist. Die Zollerhöhung durch den neuen Zolltarif bezw. den russischen Handelsvertrag wird — wenn es bei der Schließung der Grenzen bleibt — wesentlich nur in Oberschlesien preissteigernd auf die Schweine wirken; war doch deren Einfuhr bis auf jenes geringe Kontingent auch jetzt schon verboten. Dagegen dürfte die Erhöhung des Fleischzolls weiterhin die Fleischpreise steigern.

So lange wir durch die Grenzsperren das ausländische Vieh fernhalten, werden wir in den Jahren nach einer ungünstigen Kartoffel- und Futterernte immer wieder Perioden der Fleischnot haben, und zwar werden sie mit dem weiteren Wachsen der Bevölkerung an Dauer und Intensität zunehmen und daher auf die Lebenshaltung und damit auf die Volksgesundheit immer nachteiliger einwirken.

Jede Fleischnot mit den hohen Viehpreisen gibt aber einen Anreiz, die Viehhaltung zu vermehren, und so werden die Jahre der Fleischnot mit denen einer Ueberproduktion und stark gedrückten Preisen abwechseln; das letztere wird um so mehr der Fall sein, als die breiten Schichten des Volkes sich in den Zeiten der Fleischnot des Fleischgenusses entwöhnen, und die Preishöhe der anderen Nahrungsmittel infolge der Zölle ihre Kaufkraft für die relativ kostspieligen tierischen Nahrungsmittel schwächen muß, und je mehr die Beschäftigung der Industrie infolge einer verfehlten Handelspolitik zu wünschen übrig läßt.

Aber selbst für die Viehproduzenten kann diese Politik, die zu den größten Preisschwankungen führt, und die ihnen gleichzeitig die Produktionskosten vornehmlich durch die Futtermittelzölle verteuert, nur nachteilig wirken. Wer jetzt zu den enorm gestiegenen Preisen Ferkel ansetzt, kann beinahe mit Sicherheit darauf rechnen, daß der Erlös, den er für die Schweine ein Jahr später erzielt, seine Produktionskosten nicht decken wird; dann wird die Produktion — weil unlohnend — wieder eingeschränkt, und es entsteht Fleischnot. Es fehlt eben das regulierende Ventil der ausländischen Konkurrenz, das nirgend nötiger ist, als da, wo die Produktionsmenge von den Ernteergebnissen abhängig ist.

Die jetzige Fleischnot ist ja nur ein kleines Vorspiel der Wirkungen unserer agrarischen Absperrungspolitik; erst allmählich, nach Inkrafttreten der Handelsverträge, werden die anderen Akte der Tragödie sich entwickeln. Die Verteuerung der notwendigsten Lebensbedürfnisse ist das, was die verbündeten Regierungen und die Mehrheitsparteien bewußt erstrebt haben. Sie kommt ihnen jetzt freilich etwas zu rasch und etwas zu heftig, es wäre ihnen lieber gewesen, wenn das Volk sich etwas langsamer an diese Preise hätte gewöhnen können; so wird es unruhig, und vielleicht entschließt man sich in letzter Stunde zu einigen kleinen Erleichterungsmitteln, die nur das Uebel haben, auf die Dauer nichts zu nutzen.

Wenn die Parteiverhältnisse in Deutschland nicht so unsagbar unglücklich lägen, wenn die Partei, die über die größte Stimmenzahl verfügt, praktische Politik triebe, statt Utopien nachzujagen und ihren Ehrgeiz in eine möglichst hohe Zahl für sie abgegebener Stimmen zu setzen, wäre eine solche Politik, wie sie die Mehrheitsparteien machen, nicht möglich gewesen. Aber das deutsche Volk wird erst ganz anders leiden müssen, ehe es die nötige Lehre hieraus zieht.

Breslau. Georg Gothein.

Aus unserm Zitatenschatz.

Tuberkulose und Fleischpreise.

„Um die ererbte Schwindsuchtsanlage abzuschwächen, oder da, wo sich eine solche Anlage erst im fötalen Leben oder nach der Geburt zu entwickeln droht, vorzubeugen, bedarf es in erster Linie einer den verschiedenen Altersperioden angepaßten guten Volksernährung, wie sie ja auch in den Heilstätten die Hauptrolle spielt. Erst wo diese durchgeführt wird, bilden die hygienischen Maßnahmen, wie sie auf dem Kongreß geltend gemacht wurden, und denen noch weitere hinzugefügt werden mußten, ein nicht zu unterschätzendes Hilfsmoment. Zur Realisierung unserer Hauptforderung bedarf es aber bei uns in Deutschland, zumal bei dem jetzigen Mißverhältnis zwischen dem Verdienst der breiten Volksmassen und den hohen Preisen für die Nahrungsmittel, namentlich für Fleischprodukte, einer Verbilligung der letzteren. Das ist jedoch so lange nicht zu erreichen, als auf den Hauptnahrungsmitteln Zölle und Steuern ruhen. Und es ist nicht anzunehmen, daß die Reichsregierung und die Mehrheit des Reichstags so bald sich bewußt werden, daß es für ein Land mit vorwiegender industrieller Bevölkerung in gesundheitlicher Beziehung ein sich schwer rächendes Vergehen ist, die wichtigsten Nahrungsmittel mit Zöllen überhaupt zu belegen. Es ist daher unausbleiblich, daß anstelle der Tuberkulösen, die durch das hygienisch-diätetische Heilverfahren vielleicht gerettet werden, infolge der ungenügenden Ernährung immer wieder neue gezüchtet werden. Die Abnahme der Lungenschwindsucht als Volkskrankheit wird nach unserer Berechnung also zweifellos noch lange auf sich warten lassen. Die Lungenschwindsucht ist keine Krankheit, die, um einen im Anschluß an die Kongreßverhandlungen oft gehörten Ausdruck zu gebrauchen, einfach mit Wasser und Seife aus der Welt geschafft werden kann. Sie wird erst mit Erfolg bekämpft werden, wenn die, für die überwiegend industrielle Bevölkerung so wichtige Magenfrage gelöst sein wird."

„Aus der Praxis der Gothaer Lebensversicherungsbank." Versicherungsstatistisches und Medizinisches. Bearbeitet von Professor Dr. Karup, Dr. med. Gollmer und Dr. med. Florschütz. Herausgegeben vom Vorstand der Gothaer Lebensversicherungsbank, zur 75. Wiederkehr des Gründungstages der Bank. Jena, Fischer, 1902. Gollmer, der erste Tuberkulosekongreß zu Berlin. S. 342.

Erkenne dich selbst.

Der Lakedaemonier Chilon stieg durch das Wort γνῶθι σεαυτόν zu dem Range einer der sieben Weisen Griechenlands auf. Seine Mahnung hat in Jahrtausenden nichts von ihrer Bedeutung verloren, obgleich, vielleicht auch weil sie so selten befolgt wird. Besonders unsere modernen politischen Parteien scheuen die Selbsterkenntnis wie das Feuer. Vor allem die Ueberschätzung der eigenen Macht gehört zu den markantesten Charakterzügen des politischen Parteiwesens. Der Wunsch, den eigenen Parteigenossen möglichst viel Selbstvertrauen und Siegeszuversicht einzuflößen, verführt gerade die eifrigsten Parteigänger am ehesten zum Renommieren. Jede Partei hat ihre Lenewitschs, die nach jeder Wahlniederlage den sicheren Sieg für das nächste mal in Aussicht stellen und jeden politischen Erfolg zum Säkularereignis machen. So bildet sich aus taktischen Bedürfnissen nur zu leicht ein heuchlerischer Größenwahn aus, der schließlich mit ziemlicher Gewißheit die Partei, die er über das Maß des eigenen Könnens täuscht, zur Einflußlosigkeit führt.

Unter diesem politischen Größenwahn leidet gegenwärtig keine andere Partei in Deutschland so sehr wie die Sozial-

demokratie. Als sie bei den Reichstagswahlen von 1903 einen Zuwachs von 900000 Stimmen konstatieren konnte, und damit „die Dreimillionenpartei" in die Erscheinung trat, wuchs das proletarische Selbstgefühl, das durch die ununterbrochenen Wahlerfolge zweier Jahrzehnte bereits kräftig ausgebildet war, zu der Hybris eines verwöhnten Siegers heran, der mit Verachtung auf alle Rivalen blickt und von einer baldigen Alleinherrschaft träumt. Aber eine große Armee muß nicht notwendigerweise auch siegreich sein. Mit ihren drei Millionen Stimmen ist die Sozialdemokratie zwar bei weitem die größte Partei des Deutschen Reiches geworden, aber das Heer der sozialdemokratischen Wähler stellt doch noch nicht den vierten Teil der gesamten deutschen Wählerschaft und noch nicht den dritten Teil jener Wähler dar, die von ihrem Wahlrecht Gebrauch machen. Auch die Sozialdemokratie ist, wie jede andere Partei in Deutschland, eine Minderheitspartei, die, wenn sie politisch irgend etwas durchsetzen will, auf die Unterstützung anderer Parteien angewiesen ist, und die obendrein relativ arm ist an jenen realen politischen Machtmitteln (Reichtum, sozialer Einfluß, Verbindung mit staatlichen und kommunalen Organisationszentren), die neben der Größe der Stimmenzahl nicht minder erheblich ins Gewicht fallen.

Man mochte es der Sozialdemokratie hingehen lassen, daß sie im ersten Rausch des großen Wahlsieges von 1903 von einer proletarischen Herrschaft in absehbarer Zukunft träumte, aber der Rausch hielt gar zu lange an. Des Lärmens und Tobens war kein Ende. Unter den Berauschten selbst kam es zu endlosen, wahrhaft kindischen Zänkereien, und damit verlor sich zuerst die Angst und dann allmählich auch der Respekt der bürgerlichen Gesellschaft vor dieser gewaltigen politischen Armee, die mit ihren riesigen Kräften so verzweifelt wenig anzufangen weiß. Sozialdemokratische Publizisten leben gern in dem Glauben, daß die ganze bürgerliche Gesellschaft vor der Sozialdemokratie zittere. Man kann wohl sagen, daß sie zu keiner Zeit so wenig vor ihr gezittert hat, wie gegenwärtig. Die Ueberzeugung, daß die Sozialdemokratie nicht mehr zu fürchten sei, hat seit Jahr und Tag große Fortschritte gemacht. Unsere Reaktionäre denken bereits mit wachsender Besorgnis daran, daß eine Zeit kommen könnte, in der die Sozialdemokratie den Philistern gegenüber nicht mal mehr als rotes Tuch verwandt werden kann. Das Wort „Umstürzler" wird nur noch ironisch gebraucht. Das alles hindert natürlich nicht die geprüften Herolde der Dreimillionenpartei in dem lieb gewordenen bramarbasierenden Ton weiter den baldigen Eintritt des sozialistischen Milleniums zu verkünden.

Aber unter jenen Führern, deren Sinn für die Realitäten des politischen Lebens besser entwickelt ist, fehlt es seit geraumer Zeit doch auch nicht an Männern, die des ewigen Renommierens nicht bloß müde sind, sondern die auch die politische Gefährlichkeit dieses sterilen Größenwahns erkennen und sich bemühen, ihren Genossen von den Grenzen ihrer politischen Macht einen klaren Begriff zu geben. Die Septemberausgabe der „Sozialistischen Monatshefte" ist gerade in dieser Beziehung außerordentlich lehrreich. Fast in jedem der zahlreichen Aufsätze dieses Heftes, die in Vorbereitung für den Jenaer Parteitag geschrieben sind, wird zum Teil mit außerordentlich großer Beredsamkeit das „erkenne dich selbst" gepredigt. Eduard Bernstein schließt seinen Artikel mit den Worten:

„Lieber sich ehrlich die Grenzen des eigenen Könnens eingestehen und Ausdrucksweise und Taktik danach einrichten, als eine Sprache führen, die nach unbegrenzter Kraft klingt, ohne damit die Ueberzeugung zu verbinden, daß man im gegebenen Fall auch den Willen und die Macht haben wird, ihr entsprechend zu handeln."

Wolfgang Heine, der die Anschauungen Bernsteins über den politischen Massenstreik nicht teilt, trifft doch mit ihm in der Mahnung zur Selbsterkenntnis durchaus zusammen, indem er schreibt:

„An seine Sache glauben, das darf und soll jeder, das ist die Grundlage allen großen Strebens, aber sich einzureden, man hätte eine Macht, die man tatsächlich nicht besitzt, das ist weder klug noch mutig. Vielmehr ist es Mut, die Augen aufzumachen, um klar zu sehen, welche Gefahren einen umgeben, was man kann und nicht kann."

Und der Süddeutsche Wilhelm Kolb kommt in einem Artikel über „das Zentrum und die Sozialdemokratie" noch offener mit der Sprache heraus:

„Die Massen der Wähler" — so führt er aus — „lassen sich auf die Dauer nicht mit Theorien abspeisen. Auf einem gegebenen Punkte der Entwicklung muß die Sozialdemokratie praktische Politik treiben, das heißt im Anschluß an das Bestehende dasselbe fortzuentwickeln versuchen, will sie sich nicht zum Mitschuldigen an der Verlangsamung der Entwicklung machen. Etwas weniger Ereiferung über den Generalstreik als letztes Mittel im Kampfe gegen die Klassenherrschaft, und etwas mehr Beschäftigung mit den Fragen, die zurzeit als die dringenderen zu betrachten sind! Schließlich kommt die Sozialdemokratie um die Behandlung der Fragen der praktischen Politik doch nicht herum. Die Verhältnisse sind stärker als gewisse Theorien, die uns heute daran hindern, unseren Einfluß in der Weise geltend zu machen, wie dies tatsächlich möglich wäre. Die kapitalistische Gesellschaft ist noch nicht am Ende ihres Laufs, und der Sozialdemokratie harren auf politischem Gebiete große Aufgaben, die sie nicht vernachlässigen darf, ohne sich selbst und den Interessen derjenigen zu schaden, für welche sie in erster Linie kämpft."

Die Stimmung, die in solchen Aeußerungen zutage tritt, ist in der Sozialdemokratie schon ziemlich weit verbreitet. Aber die bloße Erkenntnis reicht allein noch nicht aus. Die lange Gewöhnung an tönende Worte erschwert es der Stimme der Vernunft, Einfluß zu gewinnen. Die Wahrheit hört niemand gern, auch nicht in der Sozialdemokratie.

Der Jenaer Parteitag, so wenig bedeutsam auch das sein mag, was er beschließt, verdient doch insofern eine ernsthafte Aufmerksamkeit, als er einen Anhalt dafür bieten wird, wie weit die Selbsterkenntnis in der Sozialdemokratie Fortschritte gemacht hat. Die „Nation" gehört nicht zu den Organen der öffentlichen Meinung, die sich die Hände reiben, wenn in der Sozialdemokratie alles drüber und drunter geht, und sich die Genossen recht tüchtig blamieren. Es liegt nicht im Interesse des öffentlichen Wohls, daß die größte Partei Deutschlands sich in utopistische Wahnvorstellungen verläuft, und die breiten Arbeitermassen, die hinter ihr stehen, infolge der taktischen und strategischen Fehler ihrer Führung um jenen politischen Einfluß gebracht werden, den sie nach ihrer wirtschaftlichen und moralischen Bedeutung für den Staat beanspruchen können. Deutschland kann sich nicht demokratisch und auch nicht liberal entwickeln, solange die jährlich immer stärker anwachsenden Scharen der Arbeiter nicht für eine praktische Politik gewonnen sind, die nur im Wege eines Kompromisses mit den Anforderungen des Gegenwartsstaats den Arbeiterinteressen dienstbar gemacht werden kann.

Ferdinand Svendsen.

Internationale Wirtschaftskongresse.

Am 18. und 19. Mai 1903 hat in Berlin auf Veranlassung des Handelsvertragsvereins eine internationale wirtschaftliche Konferenz getagt, die von Vertretern von zwölf Staaten beschickt war. Neben einer Reihe von Fragen des internationalen Geschäftsverkehrs, (Verzollung von Mustern und Katalogen, Behandlung von Geschäftsreisenden, Führung von Prozessen im Auslande, Einfluß der Frachtpolitik auf die Wirkungen der Zollpolitik, Sammlung internationaler Handelsgebräuche) stand auf der Tagesordnung die Begründung eines periodischen Kongresses der Vertreter von Handelskammern und wirtschaftlichen Vereinen aller Länder, zu dessen Vorbereitung ein ständiger internationaler Ausschuß und eventuell ein kleines, ständiges Kongreßbureau ins Auge gefaßt war. Mit der weiteren Verfolgung der Angelegenheit wurde ein Internationales Provisorisches Komitee unter dem Vorsitze von Kommerzienrat Münsterberg-Danzig betraut. Selbstverständlich handelt es sich dabei um

Digitized by Google

eine wirtschaftspolitisch neutrale Organisation. Die großen Streitfragen, namentlich die des Schutzzolls oder Freihandels, mußten von vornherein ausscheiden. Daß trotzdem ein reiches Betätigungsfeld für einen solchen Kongreß vorhanden ist, zeigt einmal der Erfolg der Berliner Konferenz und zum anderen die Tatsache, daß noch auf zwei internationalen Kongressen die gleiche Frage zur Erörterung gestellt war.

Der erste dieser Kongresse, der internationale Kongreß der Handelskammern und wirtschaftlichen Vereine, hat vom 7. bis 9. September in Lüttich getagt. Das Ergebnis, das durch die unzureichende Vorbereitung und Leitung etwas beeinträchtigt wurde, ist der Beschluß, regelmäßige internationale Kongresse der wirtschaftlichen Vereinigungen abzuhalten und mit ihrer Veranstaltung ein internationales ständiges Komitee zu beauftragen. Günstig ist dieses Ergebnis insofern, als der Lütticher Kongreß sich damit vollständig auf den Boden der Verhandlungen in Berlin gestellt hat und gleichzeitig eine Gewähr geschaffen ist dafür, daß der demnächst stattfindende internationale Weltwirtschaftskongreß zu Mons, dessen 6. Abteilung sich mit der gleichen Frage befassen soll, sich den Bestrebungen seiner Vorgänger anschließen wird. Der Fehler der Lütticher Beschlüsse ist der Mangel irgend einer festen Organisation. Das Komitee, dessen 25 Mitglieder in aller Welt zerstreut wohnen, kann wenig praktische Arbeit leisten. Man hat sogar versäumt, die einzelnen Mitglieder mit der Propaganda des Gedankens in ihrem Heimatstaate zu beauftragen. Es wird daher nicht schon von langer Hand das Interesse geweckt, und die Vorbereitung der Tagungen selbst kann natürlich nicht in den Händen des Komitees liegen, sondern bei denen, die den nächsten Kongreß einladen. In Wirklichkeit ist also gegenüber dem bisherigen Zustand nicht viel geändert und die Ausführung der gewünschten künftigen Kongresse immer noch vom Zufall abhängig.

Kann der Kongreß zu Mons nun die Sache weiter fördern? Gewiß! Natürlich wäre es falsch, wenn er sich nicht mit den Beschlüssen zu Lüttich völlig in Einklang setzte. Aber er kann noch einen Schritt weiter gehen. Eine erfolgreiche, fruchtbare Wirkung der Kongresse ist nur zu erwarten, wenn die Vorbereitung und Ausführung dauernd einem aktionsfähigen Organe obliegt: einem ständigen Kongreßbureau, das sehr bescheiden sein und zunächst von dem Sekretär eines wirtschaftlichen Verbandes im Nebenamte geleitet werden kann. Dieses Bureau könnte gleichzeitig dazu dienen, nach Bedarf Beziehungen zwischen den Organisationen der verschiedenen Staaten aufrecht zu erhalten. Der belgische Minister des Aeußeren hat in Lüttich die Hoffnung ausgesprochen, daß ein solches Bureau zustande kommt. Der König der Belgier interessiert sich lebhaft für diese Gründung. Von vielen Organisationen wird sie als Bedürfnis empfunden. Wenn in Mons eine größere Anzahl von Handelskammern und Vereinen der verschiedenen Staaten sich zur Begründung eines solchen Bureaus entschließt und sich zu kleinen Beiträgen für die Deckung der Unkosten verpflichtet, wenn dann dieses Bureau dem Lütticher Internationalen Komitee zur Vorbereitung der Kongresse zur Verfügung gestellt wird, so ist die Einheitlichkeit des Vorgehens gewahrt und auch der Kongreßgedanke wieder ein Stück praktisch gefördert.

Von besonderer Bedeutung wird der nächste Kongreß sein, der gewissermaßen den Nachweis für die Berechtigung und Nützlichkeit der Einrichtung erbringen soll. Er muß daher sehr gründlich vorbereitet werden. Es genügt nicht, wie in Lüttich, ein Dutzend weitschichtiger Fragen auf die Tagesordnung zu setzen, und es dem Zufall zu überlassen, ob sich daran eine verständige Diskussion knüpft, sondern es müssen aus der Fülle der vorliegenden Fragen einige wenige, besonders wichtige herausgesucht und durch schriftliche, ausführliche Referate klargelegt werden. Auf dem Kongresse müssen die Verhandlungen durch kurze Vorträge eingeleitet werden, damit für die Arbeiten des Kongresses bestimmte Ziele und Wege gegeben sind. Die Handelskammer Mailand hat durch den Mund ihres Präsidenten den Kongreß für das nächste Jahr nach Mailand eingeladen. Ich würde es lebhaft bedauern, wenn diese Einladung angenommen würde. Nicht aus irgend welcher Voreingenommenheit gegen Mailand oder die italienischen Handelskammern, sondern hauptsächlich, weil die Zeit bis zum nächsten Sommer für eine genügende Vorbereitung nicht ausreicht. Die nächsten Monate werden verloren gehen durch die Organisation. Dann bleiben nur ein paar Sommermonate; ein internationaler Kongreß aber bedarf zu guter Vorbereitung mindestens eines Jahres. Dazu kommt, daß der Mailänder Kongreß sich wieder an eine internationale Ausstellung angliedern soll. Auch dagegen sprechen praktische Erwägungen und die Erfahrungen von Lüttich. Durch die Ausstellung und die vielen damit verbundenen Veranstaltungen wird dem Kongresse zuviel Interesse entzogen. Deshalb scheint es mir viel richtiger, den nächsten Kongreß erst im Frühjahr 1907 abzuhalten, unabhängig von Ausstellungen und dergleichen. Als einen besonders geeigneten Ort gerade für den ersten neuen Kongreß möchte ich Frankfurt a./M. vorschlagen, die alte, ruhmvolle Reichsstadt, die fast genau in der Mitte zwischen den westeuropäischen Handelsstaaten liegt. Man hat den Deutschen von jeher nachgesagt, daß sie die gründlichsten seien in der Vorbereitung von Kongressen. Das ist die beste Empfehlung für einen deutschen Kongreßort. Der Handelskammer zu Frankfurt a./M. wird jeder gern die Vorbereitung anvertrauen, und ich kann mir keine bessere Gewähr für einen dauernden Erfolg der Kongreßidee denken, als wenn in Mons die Teilnehmer sich trennen mit dem frohen Rufe: Auf Wiedersehen in Frankfurt a./M.!

Charlottenburg. Heinz Potthoff.

Gelehrter und Gesandter.

I.

Wissenschaft und Diplomatie gehen selten Hand in Hand miteinander. Die eine hat es vornehmlich mit Büchern, die andere mit lebenden Menschen, die eine mit Ideen, die andere mit äußeren Begebenheiten zu tun. Die Wissenschaft verlangt Gründlichkeit, bei der Diplomatie spielen Aeußerlichkeiten eine große Rolle. Die Wissenschaft strebt nach objektiver Wahrheit, die Diplomatie ist zumeist schon zufrieden, wenn sie „ihr Gesicht gewahrt“ hat. Für den Gelehrten hat der Schneider eine geringe, für den Diplomaten eine beträchtliche Bedeutung. Leistungsfähige Eingeweide sind für beide wichtig. Aber wenn man einen Diplomaten als Chalkenteros, als Mann mit ehernen Eingeweiden, preist, geschieht es aus anderen Gründen als denen, die Origines diesen Beinamen eintrugen.

Es ereignet sich deshalb auch nicht häufig, daß Gelehrte mit diplomatischen Missionen betraut werden. In Preußen gab es allerdings eine Zeit, in der das öfter vorkam. Es war damals, als die Deutschen den Beinamen eines Volkes der Dichter und Denker nicht nur besaßen, sondern auch in höherem Maße als heute verdienten. Wilhelm von Humboldt, Barthold Niebuhr, Josias von Bunsen vertraten die deutsche Wissenschaft und die preußische Diplomatie in Personalunion. Daß ihnen ihr reiches Wissen bei der Erfüllung ihrer diplomatischen Funktionen im Wege gestanden hätte, ist nicht nachweisbar. Aber seit einem halben Jahrhundert hat man dennoch das Experiment nicht wiederholt. Auch in andern Ländern hat man den diplomatischen Dienst von den Vertretern der Wissenschaft möglichst freizuhalten gewußt. Nur ein Land macht eine bemerkenswerte Ausnahme: die amerikanische Union, und zwar charakteristischerweise gerade im diplomatischen Verkehr mit Deutschland. Die große transatlantische Republik hat besonderen Wert darauf gelegt, Gesandte und Botschafter bei dem deutschen Kaiserhofe zu akkreditieren, die zugleich imstande waren, die Republik der Wissenschaften würdig zu vertreten. Es war eine besondere Huldigung an das geistige Deutschland, daß die Vereinigten Staaten den Historiker George Bancroft, den Dichter Bayard Taylor und den Verfasser des „Warfare of Science with Theology“ und Gründer der Cornell

Digitized by Google

universität Andrew D. White als Gesandte und Botschafter in Berlin beglaubigten.

Deutschland hat alle Ursache, sich wegen der Auswahl gerade solcher Männer zu beglückwünschen. Denn die hohe geistige Bildung dieser Repräsentanten eines wirtschaftlich und politisch gleich mächtigen Staatswesens und ihr Respekt vor der deutschen Wissenschaft hat ihnen von vornherein den lebhaftesten Wunsch eingeflößt, auch die politischen Bande zwischen Deutschland und Amerika möglichst eng zu knüpfen. Alle drei Männer waren — Andrew D. White ist es noch — aufrichtige Freunde Deutschlands, und sie sind zu allen Zeiten bemüht geblieben, die zwischen beiden Staaten entstehenden Differenzen in versöhnlicher Weise auszugleichen.

Andrew D. White, der bis in dies Jahrhundert hinein als amerikanischer Botschafter in Berlin gewirkt hat — er trat mit Beginn seines siebzigsten Lebensjahres im November 1902 von seinem Botschafterposten zurück, um ein otium cum dignitate zu genießen —, läßt noch heute keine Gelegenheit vorübergehen, um freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland das Wort zu reden. Auch die Autobiographie,*) die er jüngst der Oeffentlichkeit übergeben hat, ist von diesem Bestreben erfüllt. Das allein würde es schon gerechtfertigt erscheinen lassen, diesem autobiographischen Werk bei uns eine aufmerksame Beachtung zu schenken. Aber diese Memoiren eines amerikanischen Gelehrten und Staatsmannes sind zudem so reizvoll geschrieben, von einem so noblen Geist erfüllt, durch die vielseitigen persönlichen Beziehungen des Verfassers mit den hervorragendsten Männern seiner Zeit so interessant und durch zahllose charakteristische Anekdoten in so amüsanter Weise belebt, daß die Lektüre dieses Werkes nicht bloß belehrend, sondern auch in hohem Maße anregend wirkt.

Die Vorstellungen vom amerikanischen öffentlichen Leben, wie sie in Deutschland gang und gäbe sind, ermangeln gar sehr der sprichwörtlichen deutschen Gründlichkeit. Dollarjagd, politische Korruption, skrupellose Geltendmachung der politischen Macht nach dem Grundsatz: dem Sieger gehört die Beute, aus solchen Charakterzügen setzt sich das Bild zusammen, das man sich in Deutschland vom öffentlichen Leben der Vereinigten Staaten macht. Eine umfassende Unkenntnis des amerikanischen Verfassungslebens kommt hinzu, um eine den wirklichen Verhältnissen entsprechende Korrektur dieses Bildes zu erschweren. Die Schatten, die man sieht, sind auch in Wirklichkeit vorhanden, und doch ist das Bild verzerrt, weil man neben den tiefen Schatten nicht das Licht sieht, das auch im öffentlichen Leben der Vereinigten Staaten wahrlich nicht fehlt. Neben einem stark entwickelten materialistischen Zuge findet sich ein opferfreudiger Idealismus, der in Zeiten öffentlicher Gefahr der größten Leistungen fähig ist.

Der Stellenjäger und der gewissenlose ward politician sind typische Erscheinungen der amerikanischen Politik; aber daneben gibt es Hunderte und Tausende von Männern und Frauen, die sich, wenn es nötig wird, bereit zeigen, Gemächlichkeit und soziale Stellung, Vermögen und selbst das Leben daranzusetzen, um das Gemeinwesen aus schweren moralischen Krisen zu retten. Man vergegenwärtige sich den heroischen Feldzug der Abolitionisten gegen das eingewurzelte Institut der Sklaverei und die immer von Zeit zu Zeit wieder aufgenommenen energischen Kämpfe gegen die munizipale Korruption, man lese die Kapitel in John Bigelows „Life of Samuel J. Tilden", die von dem Kampf gegen den Tweedring in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts handeln, und man wird Respekt bekommen vor dem moralischen Mut, der bei der Ausrottung von Mißbräuchen in den Vereinigten Staaten immer aufs neue lebendig wird. Zu den Männern, die von den Jünglingsjahren an bis ins Greisenalter bemüht gewesen sind, das öffentliche Leben der amerikanischen Union zu purifizieren, mit hohen Kulturidealen zu erfüllen und für geistige Interessen immer aufnahmefähiger zu machen, gehört auch Andrew D. White.

Der spätere Gründer der Cornell-Universität wuchs in einer klassischen Umgebung auf. Sein Geburtsort trägt den Namen Homer, und der Platz, in dem er im Mannesalter eine Hochschule leitete, heißt Ithaka. Homer und Ithaka sind nicht die einzigen klassischen Namen in jenem mittleren Teil des Staates New York, der am Schluß der großen amerikanischen Revolution den amerikanischen Soldaten als Ansiedlungsgebiet zur Verfügung gestellt wurde. Man stößt dort auf Ortsnamen wie Fabius, Lysander, Tullius, Pompeius, Syrakus, Utika. Diese Namen machen einen umso drolligeren Eindruck, als sie in buntem Gemenge mit indianischen Ortsbezeichnungen vorkommen. Homer liegt in der Grafschaft Onondaga, in der Nachbarschaft der Seen Otsco und Skaneateles und der Flüsse Tioughnioga und Susquehanna. Diese bunte Mischung altklassischer und indianischer Bezeichnungen ist charakteristisch für die Entwicklung der amerikanischen Kultur. Es war ein origineller Geometer, der bei der ersten Vermessung des Landes von den griechisch-lateinischen Reminiszenzen seiner Schulzeit einen so rücksichtslosen Gebrauch machte. Diese Methode der Verpflanzung einer alten Kultur auf einen Boden, der kaum dem büffeljagenden Indianer abgenommen war, ist für die Kultivierung des ganzen nordamerikanischen Kontinents typisch geworden.

Wir in Europa sind gewöhnt, das Bestehende im Staatsleben als ein allmähliches Entwicklungsprodukt anzusehen; in den Vereinigten Staaten aber hat man das Fertige, das anderwärts Erdachte und Erprobte ohne weiteres in den eigenen Boden verpflanzt und dann munter wachsen lassen. Ist doch auch die amerikanische Verfassung recht eigentlich ein Produkt europäischer Gedankenarbeit, vor allem Montesquieuscher Ideen; die schlankweg zur Unterlage für die Konstitution der Bundesrepublik gemacht wurden. Diese fremden Ideen haben sich in dem jungen Staatsgebilde in ähnlicher Weise umgebildet wie die Weinrebe, die man vom Rhein, aus Ungarn, aus Burgund nach Californien verpflanzte. Man schmeckt aus dem californischen Wein noch heute den rheinländischen oder burgundischen Ursprung heraus; aber ein strenger, erdiger Beigeschmack erinnert an die neue Heimat der alten Rebe und daran, daß ein edler Wein wie eine edle geistige Kultur Zeit braucht, um sich allmählich zu akklimatisieren.

Andrew D. White hat seine ganze Jugend in jener reizvollen Landschaft zugebracht, die der Susquehanna durchströmt. Seine Neigung für klassische Studien trat früh zutage. Die Gelegenheit, sich eine Gymnasialausbildung im deutschen Sinne des Worts anzueignen, war beschränkt. Auch die Akademie in Syrakuse bot dem Selbststudium noch einen weiten Spielraum. Nachdem die Lücken der Vorbildung nach und nach geschlossen waren, bezog der junge White die Universität Yale und bereitete sich höchst ernsthaft auf eine Gelehrtenlaufbahn vor. Historische Studien ziehen ihn vor allem an. Auf Reisen in Europa, die ihn nach Paris, Berlin und Petersburg führen — in Paris besucht er die Vorlesungen an der Sorbonne und am Collège de France, in Berlin die Universität, in Petersburg ist er vorübergehend während des Krimkrieges als Attaché des amerikanischen Gesandten mehrere Monate tätig — vollendet er seine Lehrjahre. In seine Heimat zurückgekehrt, tritt er in die Dozentenlaufbahn ein, macht sich durch eine Reihe wissenschaftlicher Publikationen, zumeist historischen Inhalts, bekannt und wird alsbald als Professor an die Universität des Staates Michigan gezogen. Hier wirkt er, bis es ihm in der Mitte der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gelingt, die Cornell-Universität, deren Präsident er mehrere Jahrzehnte hindurch bleiben sollte, zu organisieren.

Wie andere hervorragende amerikanische Hochschulen war auch die Cornell-Universität, wenngleich ihr vom Staat New York eine Landdotation zuteil wurde, im wesentlichen auf private Zuwendungen angewiesen. Der Gründer und Leiter einer solchen Universität hat deshalb nicht nur für eine ausreichende wissenschaftliche Ausstattung Sorge zu tragen, sondern zugleich dafür, daß die immer wachsenden Finanzbedürfnisse gedeckt werden, daß das Interesse reicher Mäcene nicht erlischt, daß die mannigfachen Hindernisse, welche kirchliche Vorurteile der freien Entwicklung wissenschaftlicher Forschung zu bereiten pflegen, beseitigt werden. Daneben gilt es beständig, neue Bauten zu errichten, eine große Bibliothek anzulegen, im Lehrkörper wie in der Studentenschaft die Disziplin aufrecht zu erhalten, und das alles, ohne gegen die demokratischen Gewohn-

*) Autobiography of Andrew Dickson White, with portraits, two volumes. New York, 1905, The Century Co.

Digitized by Google

heiten des Landes zu verstoßen. Andrew D. White hat wahrlich Ursache zu dem liebenswürdigen Stolz, mit dem er auf seine Verdienste als Gründer und Verwalter der Cornell-Universität blickt, die heute zu den hervorragendsten wissenschaftlichen Pflegstätten der Vereinigten Staaten gehört. Ich habe mich im Jahre 1886 durch eigenen Augenschein davon überzeugen können, welch ein bewunderungswürdiges Werk in zwei Jahrzehnten unter Whites Leitung in Ithaka geschaffen war: einer der mannigfachen Beweise für den fruchtbaren Idealismus des amerikanischen Volkes.

So groß auch die Arbeitsbürde war, die Andrew White mit der Leitung einer eben erst gegründeten Universität übernommen hatte, so hinderte ihn das doch nicht an selbständigen wissenschaftlichen Arbeiten, unter denen seine „Geschichte des Kampfes der Wissenschaft mit der Theologie im Christentum", sein Hauptwerk, allmählich zur Reife gelangte. Dabei fungierte er auch als ordentlicher Professor der Geschichte an der Cornell-Universität, war in allen Teilen der Union ein vielgesuchter lecturer und vernachlässigte keineswegs die politischen Pflichten eines amerikanischen Staatsbürgers. Als er in das öffentliche Leben eintrat, erschütterten die Kämpfe um die Aufhebung der Sklaverei die amerikanische Union im Innersten. White trat mit Nachdruck auf die Seite der Gegner der Sklaverei. Nicht bloß Humanität, sondern auch wissenschaftliches Nachdenken bestimmten diese seine Stellungnahme.

Er schloß sich der neugebildeten republikanischen Partei an und ist ihr bis zum heutigen Tage treugeblieben; aber er hat sich nie verleiten lassen, aus Liebedienerei gegen seine Partei deren Fehler zu vertuschen und die Verdienste der politischen Gegner zu verkennen. Ohne daß er für eine gesetzgeberische Tätigkeit eine besondere Neigung besessen hätte, entzog er sich nicht den Wünschen seiner politischen Freunde, als diese von ihm verlangten, daß er seinem Heimatstaat New York als Senator diene. Auch als er aus dem Senate des Staates New York ausgetreten war, blieb er an allen großen politischen Reformbewegungen beteiligt, kam nahezu mit allen hervorragenden Männern des öffentlichen Lebens der Vereinigten Staaten in Berührung, fungierte 1871 als eins der Kommissionsmitglieder, die während der Grantschen Administration nach San Domingo gesandt wurden, um die Frage der Annexion dieser Insel zu prüfen, war Ausstellungskommissar auf der Pariser Weltausstellung von 1878, ging im folgenden Jahre als Gesandter nach Berlin, trat, nachdem er 1881 aus dem diplomatischen Dienst geschieden war, 1892 wieder in diesen zurück, ging als Gesandter für zwei Jahre nach Rußland und fungierte von 1897 bis Ende 1902 wiederum als Botschafter in Berlin, nachdem er inzwischen seine diplomatische Erfahrung auch als Mitglied der Venezuelakommission geltend gemacht hatte. Den Schluß dieser wechselvollen Laufbahn bildete Whites Tätigkeit auf der Haager Friedenskonferenz, auf der er als Präsident der amerikanischen Delegation ganz wesentlich dazu beigetragen hat, daß die Verhandlungen nicht wie das Hornberger Schießen ausgingen.

Theodor Barth.

(Weitere Artikel folgen.)

Andreas Vöst.

Die Männerwelt hat ein heimliches Vorurteil gegen das, was man „Roman" heißt. Ob es unberechtigt ist, vermag ich nicht zu sagen. Denn ich teile es und lese wenig. Gerade das, was eine Armee weiblicher Herzen in den Bannkreis des modernen Epos zieht, macht die weniger passiv veranlagten Naturen bedenklich. Die Romanlektüre ist häufig eine Art Revanche. Wesen mit einer Tageslaufbahn, die nicht viele Initiative weckt, nicht nah an den Strom des pulsierenden Lebens führt und keinen wechselreichen Einblick in menschliche Vielgestaltigkeit gewährt, revanchieren sich. Sie verlangen von ihrer Vorstellungskraft Deckung für den Ausfall. Und da die Wogen der eigenen Vorstellung den Passagier meist am gleichen Ufer ausschiffen, so folgt das Boot willig dem Steuer eines andern. Dieser andere ist der Romandichter. Der ist sich seiner Macht über die Phantasie vor allem weiblicher Herzen bewußt und, um sich diese Macht zu bewahren, macht er seinerseits der Phantasie seiner Leser häufig große Zugeständnisse. So entsteht viele Dutzendware, die den Markt verdirbt. Wenn der Dichter wohlschmeckend sein will, wird er zum Koch. Er nimmt konventionelle Empfindungen, die eben deshalb dem breitesten Geschmack entgegenkommen. Man wird weich, edel und spannend

Weichheit treibt die Kraft aus, Edelmut die Natürlichkeit und Spannung die Wahrscheinlichkeit. Vielleicht sind die Nichtleser mitschuld am Niveau des Durchschnitts. Mancher Verfasser rechnet nicht mehr mit dem Heer derer, die von ihrer Tätigkeit in Anspruch genommen, garnicht Zeit haben, sich durch das gängereiche Labyrinth der Phantasie eines anderen führen zu lassen. Wenn sie lesen würden, würden sie, um das Leben im Spiegel des Romans wiederzuerkennen, weniger Süßlichkeit und auch weniger Breite verlangen. Um Gotteswillen keine drei Bände mehr! Dazu haben schließlich doch nur höhere Töchter in höheren Semestern Zeit; nicht der Mann und nicht die tätige Frau. Grundsätzlich sollte aber doch immer der gedachte Hörerkreis nicht bloß eine lesenlustige Schar rezeptiver Naturen sein, die ihre schönen Gefühle zu streicheln, viele übrige Stunden haben. Der Adressat und der Richter einer Erzählung, die tief geschaut und wahr gemalt, zur Dichtung wird, muß immer jene Gemeinschaft beschaulicher und produktiver Menschen sein, die man Volk nennt.

„Andreas Vöst"*) ist ein Roman, den auch Männer lesen werden; ein Buch, das auch auf dem Lande, auch da, wo man sonst weniger liest, Leser, Verständnis und Freunde finden wird. Es ist ein Bauernroman. Aber es sind keine Salonbauern, die das Dorf Erlbach bevölkern. Bodenwüchsig stehen sie auf ihrem Acker und ihrem „versteinten" Grundeigentum. Sie sind nie sentimental, wie die in Berthold Auerbachs schwäbischen Dorfgeschichten. Kurz, es sind keine „Dorfbewohner", es sind Bauern, bayerische Bauern. Wer sich schon das hohe literarische Vergnügen gegönnt hat, die Sicherheit zu bewundern, mit der Jeremias Gotthelf, dieser alte schweizerische Dichterpfarrer, echte Gestalten seines Landes gezeichnet hat, der ist erfreut zu hören, daß nun auch der süddeutsche Bauer einen dichterischen Beobachter gefunden hat, der voll Neigung für sein interessantes Objekt und doch frei von jeder Schönmalerei ist. Jene Wärme für den Bauern, die den „Jörn Uhl" hochgehoben hat, pulsiert auch im Andreas Vöst. Aber wie verschieden sind beide, Mensch und Buch! Ueber Jörn Uhl ist ein Hauch grübelnder Bläße ausgebreitet, die sein Empfinden dem des Städters verwandt macht, trotz der Verschiedenheit der Hantierung. Und Jörn Uhl ist oder wird ein gebildeter, ein sogenannter lateinischer Bauer. Indem er sich philosophisch vergeistigt, negiert er den Bauern und legt den Bauernkittel ab. Je mehr Jörn Uhl wächst, um so kleiner wird er als Bauer. Er ist ein edler Mensch und hat das Zeug zu einem hervorragenden Großgrundbesitzer, nachdem er die technische Hochschule mit Erfolg besucht hat. Gibt es in der norddeutschen Tiefebene viele Bauern mit Jörn Uhls nachdenklichem Bildungsdrang, so ist das ein weiterer Beweis für die vielgeglaubte Superiorität von Norddeutschland.

Andreas Vöst besucht keine Hochschule. Er bleibt in der Umgegend von Dachau. Eigentlich ist er garnicht der Held des Buches, das seinen Namen trägt. Das Dorf ist der Held. Das Problem ist nicht auf einen einzelnen gerichtet. Die kulturelle Struktur und geistige Eigenart der Bauerngemeinde ist abkonterfeit, ohne lehrhafte Abstraktionen. Die Bäuerlichkeit getreu zu schildern und die Gestalten einer Handlung einzuordnen, die selbst malt, die beschaulich und nachdenklich stimmt — das war die Aufgabe. Sie ist gelöst. Der Erzähler gibt seinen Gestalten gerade da, wo er sie charakterisiert, selbst das Wort.

*) „Andreas Vöst" Bauernroman von Ludwig Thoma. Verlag von Albert Langen, München 1906.

Digitized by Google

Und dann reden sie ihre Gedanken in ihrer Mundart, in unverfälschter, nicht mißzuverstehender, bayerischer Mundart.

Der Dialekt! Immer mehr scheint mir, daß der Dialekt einer der Jungbrunnen der Dichtung ist. Die Lyrik holt von jeher reinste Akzente aus dem Volkslied. Diese Wahrheit hat Herder bewiesen und Goethe angewendet. Aber das „Volk" redet in Deutschland nicht schriftdeutsch. Es fühlt fast überall im Dialekt. Darum wirkt der Ausdruck dieses Gefühls ohne Uebertragung in Schriftdeutsch, das im Volksmund papierenes Deutsch wird, mit dem vollen Reiz der Unmittelbarkeit, und darum birgt die Mundart selbst dichterische Werte. Man übersetze sich einmal dasjenige von unseren vielen schwäbischen Volksliedern, das Friedrich Vischer für das schönste erklärt haben soll, ins Hochdeutsche:

Meine Mutter liebt mich nicht,
Einen Freund besitze ich nicht,
O, warum sterbe ich nicht,
Was mache ich noch hier?

Man erkennt sie nicht mehr die treuherzige Anfangsstrophe des Liedes mit seiner brunnentiefen Trostlosigkeit:

Mei Muatter mag mi net,
Und en Schatz han i net,
Ei, worum stirb i net?
Was tu i do?

Selbst die Bühne wird ihren Sinn für Natürlichkeit am Dialektstück erfolgreich auffrischen können. Zahlreiche Wiener Volksstücke so gut wie Hauptmanns „Fuhrmann Henschel" mit seinen schlesischen Naturlauten und Gustav Stoßkopfs elsässische Lustspiele zeigen Kohlenfelder, die noch abgeteuft werden können, sobald man findig geworden ist. So darf der Roman, der das Volk mit seinem Erdgeruch und nicht die häufig parfümierten Kreise der „Gesellschaft" zum Inhalt hat, den Dialekt nicht ungenützt lassen. Rosegger, Anzengruber und Ganghofer sind erfolgreich vorangegangen, und Fritz Reuter hat es sogar gewagt, den erzählenden Teil und nicht bloß den Dialog in Mundart zu geben.

Ludwig Thoma ist durch gründliche Dialektstudien legitimiert, den Andreas Vöst zu schreiben. Geboren im Oberammergau, als Sohn eines Geschlechts von Förstern, aufgewachsen in Traunstein, geschult auf bayerischen Gymnasien und Hochschulen, folgte er nach der Umsattlung vom Forstmann zum Juristen der Neigung zu seinem bayerischen Volksschlag. Er ließ sich, zum Rechtsanwalt promoviert, in Dachau nieder, diesem Stammtisch der Bayern, dieser Staffelei ganzer Malergenerationen, die Land und Leute dort unverfälscht kennen lernen wollen. Die Anwaltskanzlei ist für den, der das Auge mitbringt, ein wahrer Aussichtsturm inmitten einer Menschenlandschaft. Hier muß auch der Bauer in seiner Sprache seine Wünsche und seine Abneigung ausbreiten. Die Erregung des Rechtsstreits macht auch ihn meist mitteilsamer und versetzt ihn in ein vertraulich pathetisches Stadium. Auch die Bühne des Gerichtssaals birgt, wenn man zuvor hinter die Kulissen schauen konnte, mehr an psychologischen Informationen als das Protokoll des Gerichtsschreibers ausweist, vor allem auch da, wo die Volkssprache mit dem Juristendeutsch oder Juristenlatein zusammenprallt. Als der Rechtsanwalt Ludwig Thoma nach etlichen fünf Jahren sein Bureau von Dachau weg, nach München verlegte, ließ es ihn nicht mehr lang zwischen den Paragraphen, und er fing an von den Bauern zu erzählen, deren Individualität ihm in dem Maß Respekt einflößte, in dem er den nivellierenden Firnis der Städter kennen lernte. Nun erschien der „Agricola" mit seiner prächtig groben Liebeserklärung an die bayerischen Bauern als Einleitung. Dann die „Medaille", jener Einakter, der den Bauern mit den Bezirksbeamten karambolieren läßt, hernach die „Hochzeit", die Entwicklungsgeschichte einer ländlichen Ehe, und der „Heilige Hias", die Entwicklungsgeschichte eines Bauernbuben zum Kleriker.

Wenn Thoma fortfährt zu halten, was er verspricht, und wenn dann in fünfzig Jahren ein Literaturprofessor von der Literatur zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts dozieren wird, so kann er scharfsinnig entdecken und nachweisen, daß alle die angeführten kleinen Erzeugnisse nur Skizzen und Studienblätter zum „Andreas Vöst" gewesen sind, und daß Ludwig Thoma sich als Wirklichkeitsdichter von seltener Kraft gerade in diesem seinem ersten Roman erwiesen hat.

Es ist als wäre sich seine Gestaltungskraft jetzt ihrer Reife bewußt geworden. Die Farben sind nicht mehr auf den Scherz, sie sind auf die körperliche Wirklichkeit und auf die seelische Wahrheit gemischt. Auf jeden Zug zur Karrikatur, wie nah er auch dem Redakteur des „Simplicissimus" gelegen sein mag, ist verzichtet, und nur ab und zu besonnt ein stiller Humor eines der vielen Bilder. Die starken Effekte fehlen, vielleicht gerade deshalb, weil mit rein künstlerischen Mitteln gearbeitet ist.

Um dies zu würdigen, muß man sich freilich von einem Irrtum freimachen, dem Irrtum als ob diese Bauerndichtung eine Tendenzschrift sei. Wenn die klerikale Richtung, die den soeben erschienenen Roman schon im Feuilleton des Münchener Hauptblatts mit Unbehagen gelesen hat, dies meint, so verkennt sie die Hauptsache. Der Städter fängt an, interkonfessionell zu werden; der Bauer ist noch rein konfessionell. Die religiösen Stimmungen und Vorstellungen, die ihm konfessionell vermittelt werden, sind ein Stück seiner selbst. Man kann einen langen, guten und wahren Roman über Stadtbewohner schreiben, in dem konfessionelle Fragen aber die Geistlichkeit überhaupt nicht berührt sind — meist zum Schmerz dieser letzteren. Auf dem Dorf, und doppelt im bayerischen Dorf, ist das anders. Wer hier das Hereinragen des Pfarrers nicht sieht oder nicht sehen will, der ist unvollständig und unwahr. Auch Jörn Uhl sucht den Pfarrer und ringt mit religiösen Fragen, ein Glück für ihn, daß der seinige tolerant war. Der tolerante katholische Geistliche ist in Bayern zurzeit nicht mehr der Typus der Gattung, seitdem die Kirche kraft rapider Anpassung an das allgemeine Stimmrecht den Beruf der Geistlichen auch in der Erziehung guter Wahlen erblicken zu sollen glaubt. Der Andreas Vöst spielt aber im Jahre 1895. Der neue Pfarrer von Erlbach glaubt sich berufen, die Gemeinde zu leiten, er hält sich für berechtigt, Widerspruch gegen seine Vorschläge zu verübeln und nachzutragen. Die Gemeinde ihrerseits besteht mit unvermeidlicher Notwendigkeit aus Bauern, die gehorchen und aus solchen, die an irgend einem Punkte einmal Widerstand leisten und dadurch in einen Konflikt geraten. Dieser wird tiefer und tragisch werden, wenn der Kopf des Bauern hart ist. Denn daß der des Geistlichen hart sein wird und Recht behalten will, ist selbstverständlich. In Erlbach hat aber noch einer einen harten Kopf, oder vielmehr er verhärtet sich. Dieser Verhärtungsprozeß ist der psychologische Stoff des Romans. Nicht eine Tendenz also, die Fernliegendes herbeizieht, sondern die ragende Stellung des Geistlichen in der Bauerngemeinde ist der Grund, weshalb deren Schilderer auch das weithin treffende geistliche Oberhaupt zu schildern nicht übersehen darf.

Die Fabel selbst ist schlicht aber packend. Die Erlbacher leben still und arbeitsam. Der alte Pfarrer Held, der kürzlich gestorben ist, hat freundlich und anregend seines Amtes gewaltet. Den Schullerhof hat der Schullerbauer Andras Vöst heraufgebracht. Ohne daß er etwas aus sich macht, gilt er etwas, weil er Hofbauer und weil er tüchtig ist. Der neue Pfarrer Baustätter hält das laxe Regiment seines Amtsvorgängers für keinen Segen. Er erklärt den alten Kirchturm für baufällig. Die Gemeinde soll einen Beitrag zum Neubau geben. Die Mehrheit der Gemeindevertreter verneint das Bedürfnis aus Sparsamkeit und aus Liebe zum alten Turm; sie wollen nicht heraus mit der Sprache. Da hat Schuller der Katze die Schelle angehängt. Pfarrer Baustätter verübelt den Beschluß und stellt das Geläut ein wegen der Baufälligkeit des Turms. Den Erlbachern fehlt das Sonntagsläuten und der Abendsegen. Also rekurrieren sie. Das Bezirksamt untersucht den Turm und findet ihn tragfähig. Die Glocke muß wieder läuten. Pfarrer Baustätter grollt. Der Schullerbäuerin Vöst stirbt ein Neugeborenes. Sie lag in Schmerzen, und die Hebamme hat die Nottaufe vergessen. Also muß das Neugeborene auf dem Kirchhof jenseits der Mauer im ungeweihten Boden liegen. Schuller bittet um Dispens der Bäuerin zulieb. Der Pfarrer lehnt ihn ab, weil die katholische Religion verbietet, daß ungetaufte Heiden bei getauften Christen liegen. Und als an Aller-

Digitized by Google

seelen die Bäuerin das kleine Heidengrab schmückt und ein Holzkreuzchen draufsteckt, entfernt es Pfarrer Baustätter. Die älteste Tochter von Vöst hat einem Burschen das Fensterln erlaubt, weil er ihr vom Heiraten sprach. Er läßt sie sitzen, der Hierangl Xaver, der Sohn von Vösts Widersacher beim Turmbau. Die Folgen des Fensterlns werden nicht sentimental behandelt, so wenig wie die andern Ereignisse. Sie lösen nur verstärkten Verdruß aus, wie in der Kirche eine Predigt, in der in willkürlicher Anlehnung an einen Bibeltext vor den Haushaltern gewarnt wird, die nicht Ordnung und Sittlichkeit im eigenen Haus halten können. Des Schullerbauern alte Mutter stirbt und vermacht fünfhundert Mark zum Turmbau. Es kommt die Neuwahl zum Bürgermeisteramt. Vöst ist immer einem Amt ausgewichen. Jetzt aber lehnt er nicht ab, als ihm die Bewerbung angeboten wird von den Bauernbündlern, er will sehen, ob er noch etwas gilt. Er siegt mit neun Stimmen. Der Kandidat des Pfarrers, der Bauer Hierangl unterliegt. Die Hierangl-Partei bittet das Bezirksamt, die Bestätigung zu versagen. Der Pfarrer Baustätter verfaßt die Schriftsätze, und er legt einen Zettel bei, den der verstorbene Pfarrer Held, der Freund des Vöst, niedergeschrieben haben soll, laut dessen sich Vösts verstorbener Vater über Mißhandlung durch seinen Sohn beschwert habe. Die bezirksamtliche Bestätigung der Wahl wird versagt und dem Vöst die Gründe mitgeteilt, die auch jener angeblichen Mißhandlung erwähnen. Jetzt kommt Vöst allmählich aus dem Gleichgewicht. Denn er weiß, daß er seinen Vater nie mißhandelt, daß der sich nie beschwert und Pfarrer Held das nie niedergeschrieben hat. Es beginnt der Kampf des Schullerbauern um seine Rehabilitierung bei den Staatsbehörden. Sein Ringen ist so zäh wie aussichtslos. Die Staatsbehörde, der Amtsrichter, der Advokat und der Domkapitular verweigern die Mitarbeit. Hier setzen gehaltvolle Stimmungszeichnungen ein. Der Bauer glaubt nicht mehr an den Pfarrer und nicht mehr an den Glauben, den dieser predigt. Der Schullehrer, ehrlich aber gedrückt, sucht vom Irrweg zurückzuführen:

„I schaugs ganz anders, o Herr Lehrer. Sehgn S' dös, was mir unser Pfarrer o' tuat, dös kimmt von s e i n e r Bosheit . . . . Da sagt ma nacha, ma woaß it, was inser Herrgott im Sinn hat. Es ist eine Zulassung Gottes. Von mir aus, i woaß's a net besser. Aba, daß oana von seine Geistlichen d' Religion ausnutzt, als Mittel zu da Schlechtigkeit, d e s f e l l d ü r f t e r i t z u l a s s e n. Herr Lehrer! Sinscht könnts amol sei, daß d' Leut allesammete irr wer'n."

Aber nur der Vöst ist irr geworden. Er geht nicht mehr in die Kirche zum Pfarrer, nicht mehr zur Christmesse und nicht mehr zur Beichte. Hier fängt der Seelenschmerz der Bäuerin an und das Wegrücken der andern Bauern. „Daß der Schuller heraustrat aus dem festgefügten Kreise, mißfiel allen — auch dem Haberlschneider." „Das Ansehen wurde ihm gemindert in der Gemeinde wie im Hause. Denn die Sitte ist älter als die Menschen. Und sie ist stärker. Weil sie das nüchterne Leben segnet, ist sie ehrwürdig, und weil sie ehrwürdig ist, kann sie keiner ohne Schaden verletzen." Vöst gilt nicht mehr als „rechtschaffen".

Zu Lichtmeß sagten ihm die Dienstboten auf. Als seiner Ursula Bub geboren wird am 2. März, erklärt der Pfarrer, es sei sein Prinzip, alle unehelichen Kinder zur Sühne nach den Heiligen des Geburtstages zu benamsen, also müsse dieses Kind auf den Namen des Kalenderheiligen vom 2. März, des heiligen Simplicius, getauft werden. Groß ist der Gram der Weiber des Schullerhofs über diesen Spottnamen, obwohl sie nicht wissen, daß es nur der Komparativ von Simplicissimus ist.

Noch einmal leuchtet eine Hoffnung. Einem jungen Erlbacher, einem Studenten, spielt der Zufall den Beweis in die Hände, daß der Verleumdungszettel nicht vom alten Pfarrer Held geschrieben ist. Nun meint Vöst gewonnenes Spiel zu haben. Er spannt ein und fährt zur Bezirksstadt. Aber der Bezirksvorstand, ein dem Leben abgelauschter Bureaukrat, derselbe, der die Bestätigung der Wahl verweigert hatte, setzt ihm jetzt juristisch und haarspaltend auseinander, daß die Gründe der Nichtbestätigung den Mißhandlungsbezicht nur nebenbei als unbewiesenes Gerücht erwähnt haben. Also seien die zu dessen Widerlegung unter Beweis gestellten Tatsachen unerheblich — ja „unerheblich".

Jetzt verzweifelt Vöst.

Das war am Ostersamstag. Der Ostertag findet ihn, statt in der Kirche, zum erstenmal vormittags im Wirtshaus. Als ihn gegen Abend der von der geängstigten Mutter geschickte Sohn holen will, singt der ernste Mann ihm berauscht entgegen:

A frische Maß Bier hat an Fam, an weißen,
Und heut geh' ma net hoam bis uns aussi schmeißen.

Das Wirtshaus füllt sich abends mit Gästen. Vösts Widersacher Hierangl ist darunter und verlangt, daß man den Betrunkenen hinausschaffe, und fordert, als Vöst nicht geht, dessen Sohn auf, den Vater zu hauen, wie dieser es mit seinem Vater gemacht habe. Der Schullerbauer sinnlos vor Gram, Bier und Wut, stürzt sich auf den höhnenden Gegner. Sein Maßkrug zerschmettert dessen Schädel. Vöst wird der Justiz übergeben. Der Pfarrer wird — Leumundszeuge und sagt im Geist der Rolle aus, die er in dem Drama gespielt hat, mel in ore, fel in corde. Das ist der sittliche Höhepunkt und zugleich der Schlußpunkt. Der Schullerbauer erhält prompt seine „wohlverdiente" Strafe, und der Haberlschneider meint, daß er „nimmer rauskimmt — den hat er geliefert". Die Erzählung, die nach der Ernte begonnen, endet im Heuet, als grad' der neue Kirchturm aufgerichtet wird. Der Schluß ist kurz und wirkt schroff, scheinbar unfertig. Aber der Grundzug dieses Buches vom Bauern und vom Bauernkampf ist ernst und tragisch und muß, nach dem Stil des Werks, unpathetisch und unsentimental bleiben. Das war eine innere Schwierigkeit. Jenem Stil und Ton entspricht das Finale, und seine Kürze ist künstlerisch gewollt. Es soll sein, als wenn eine Saite gerissen wäre, und es soll dem Ohr des Lesers weh tun, damit es seinem Herzen weh tut.

Um den Stamm dieser Erzählung rankt grünes Blattwerk und wie ein anmutiges Schlinggewächse die Geschichte des jungen Erlbacher Studenten, der in Freising und München Theologie studiert und sich von diesem Beruf freimacht aus inneren und äußeren Gründen; der Leser scheidet mit der stillen Hoffnung, daß die kleine, anmutige Münchnerin ihm dereinst fern von Erlbach eine neue Heimat gründen werde. Die Andeutung ist im Rahmen des Schullerdramas richtiger, als eine Ausspinnung, die banal wirken müßte.

Die Kunst der Schilderung ist sicher, einfach, lebendig. In kurzen, wohltuend kurzen Strichen sind in der Landwirtschaft landschaftliche Lichter aufgesetzt; sie lösen Stimmungen aus, die sich der Handlung wirksam einordnen. Die plastische und dramatische Veranlagung Thomas bringt mehr als einen prächtigen Dialog, und die Schlagfertigkeit der Bayern kommt genußreich zum Wort. Der Stil ist deutsch, und die vierhundertvierunddreißig Seiten bringen, ohne sich irgend welchen Zwang anzutun, kein einziges Fremdwort. Es wird wenig Bücher geben, denen das Gleiche nachgesagt werden kann.

All das sind willkommene Eigenschaften; und doch liegt der Wert des Buchs in anderem. Alle die Vorgänge, die äußeren wie die inneren, sind geschaut. Die Farben gehen zusammen, wie es der Maler seinem Bild wünscht, und der Eindruck der einzelnen Bilder, wie der Eindruck des Buchs selbst erhebt sich zu der Stimmung eines Gedichts. Man lese die Szene, wo der junge, zage Studiosus theologiae seiner alten, kranken Mutter zu gestehen kommt, daß er ihren Herzenswunsch nicht erfüllen könne, daß er umsatteln wolle, aber die Mutter weiß längst alles, weil sie eine Mutter ist; oder die Bauernbundesversammlung, in der die Geister und fast die Leiber wunderbar massiv aufeinanderplatzen; auch das städtische Kleinbürgertum in Nußdorf — lies Dachau — und in München, das wie zur Farbenhebung neben die Bauern gesetzt ist, lebt und wuselt. Voll Stimmung ist die Zeichnung der Krippe und des nächtlichen Interieurs der Dorfkirche in der Christnacht; die Münchener Tanzstunde löst auch den letzten Rest von Bitterkeit, und die Schilderung des Preßkampfs der beiden feindlichen Blätter der kleinen Landstadt wird jeder klassisch heißen, der nicht von Thoma lernt, daß man die großen Worte vermeiden soll.

Digitized by Google

Thoma hat einmal irgendwo gesagt: „Die Bauern sterben prachtvoll, so sachlich.“ In seinem Buch führt er den Leser ans Sterbelager der Mutter des Andreas Vöst. Die alte Bäuerin fällt fast plötzlich von Kräften, wie sie nicht mehr arbeiten kann. Man muß ihr die Worte nah an den tonlosen Lippen ablesen und die junge Bäuerin verdolmetscht dem Bauern: „Sie sagt, sie ist froh, bal's gar is. A so hat's koan Wert nimma, sagt sie.“ Der jüngste Enkel kommt lärmend herein. Die Bäuerin wehrt ihm ab: „Geh außi, Xaverl, du host do herin nix z'toa. Sieg'scht it, daß d' Großmuatta krank ist?“ „Muaß sie sterb'n?“ „Ja, sie muaß bald sterb'n. Aba jetzt geh zua'. Du gehst uns da im Weg um.“ Der Kleine sah mit neugierigen Augen nach der Alten hin, und als er die Stube verlassen hatte, stellte er sich draußen an das Fenster und preßte das Gesicht an die Scheiben. Die Bäuerin aber schickt nach dem Geistlichen, und das Gespräch zwischen der Sterbenden und dem Kooperator ist wörtlich gegeben. Man muß es bedächtig lesen. Der junge Seelsorger hat seine geistlichen Trostgründe und Ermahnungen der Greisin dargelegt.

Er fuhr eifrig weiter.

„Ihr sollt nicht mehr an dieser Welt hängen und euch das Scheiden von derselben schwer fallen lassen. Ihr sollt im Gegenteil von einem innigen Verlangen nach den Wohnungen des Himmels erfüllt sein. Ihr sollt sagen, daß eure Seele dürstet und seufzt nach den Vorhöfen des Herrn. Wenn auch immerhin die Furcht vor dem Gerichte die Vorstellungskraft beängstigt, und der Anblick eurer Sünden euren Geist in tödliche Traurigkeit versenkt.“

Die Kranke bewegte ihre Lippen, und der Kooperator fragte:

„Was wollet ihr sagen?“

Sie sprach kaum vernehmbar vor sich hin:

„I hab allewei gern g'arbet. Es is mir it leicht an Arbet z'viel g'wen.“

Dabei hielt die Alte die mageren Hände vor sich hin, als wollte sie die Ehrenmale der Arbeit zeigen; und ein freundliches Lächeln ging über ihr verwelktes Gesicht. Ja, wäre der liebe Gott in der Stube gesessen, dann wären ihm vielleicht die Augen naß geworden, und er hätte gesagt: „Das sind zwei ehrliche Hände, Anastasia Vöst, die du anweisen kannst, und sie erzählen von nützlicher Arbeit. Die haben Gutes gewirkt im Leben, und mehr braucht es nicht für den Himmel.“

So hätte der liebe Gott reden müssen, aber sein Stellvertreter meinte es anders. Er zeigte Ungeduld, oder größeren Eifer und verstärkte die Summe. „Ihr müßt eure Gedanken gänzlich vom Irdischen abwenden, indem die sinnliche Welt euch bald verschwunden sein wird. Und wenn ihr in den Bedrängnissen des Todeskampfes erseufzet, müßt ihr Gott bitten, daß er diese Seufzer als Wirkungen einer heiligen Ungeduld, zu ihm zu gelangen, aufnimmt. Versteht ihr meine Worte?“

Anastasia Vöst verstand sie nicht, sie hielt noch immer ihre Hände vor sich ausgestreckt und schaute sie lächelnd an. Da stand Herr Spitzberger auf und zuckte die Achseln.

Ein starkes, nachwirkendes Bild: Die alte Bäuerin, die die Ehrenmale der Arbeit aufzeigt, und ihr gegenüber ein vorwurfsvoller junger Geistlicher, hingenommen von der Formensprache seiner Lehre, der keinen Blick hat für diese rührende Sprache der schwieligen Hände und der produktiven Arbeit.

Es steht in dem Buch mehr, als gedruckt darin zu lesen ist, und auch die Nebenfiguren regen eine Summe von Gedanken an. Unter ihnen ist der resignierte Kirchenpfleger Florian Weiß mein besonderer Freund, der „in einem Buch gelesen hat“, daß der Bauer nie Recht bekommt und stolz ist auf diese Geheimlehre, die wahr sein muß, weil er sie gedruckt gelesen hat; denn er weiß mehr als die, die nur den Kalender lesen.

Es mutet fast fatalistisch an. Der Bauer scheitert — trotz der Kraft, die in ihm ruht. Gestellt in einen Vorstellungskreis, dessen zugelernter Gehalt die Philosophie seiner Konfession ist, nimmt er einen Anlauf, dem eigenen Kopf, dem eigenen Gefühl zu folgen, sich auf die eigenen Füße, auf die eigenen Hinterfüße zu stellen. Seiner Selbständigmachung aber ziehen im Interesse seines künftigen Heils die Träger der geistlichen Macht, die gar viele irdische Machtmittel besitzen, starke, fühlbare Schranken. Gegen diese anzugehen, erweist sich auch heute noch, auch für den, der im Recht ist, als ein nutzloses, selbstmörderisches Beginnen. Denn der einzelne ist zu schwach; er besitzt nicht genügend äußere und innere Ressourcen, und die anderen — die anderen lassen ihn allein. Sein Kampf führt in die lähmende Verbitterung, und durch diese setzt er sich selbst ins Unrecht. Es nützt nichts, gegen den Stachel zu löcken, und darum prophezeit der alte Flori Weiß auch dem Bauernbund, der in Bayern den Grundzug einer bäuerlichen Auflehnung hatte, den Mißerfolg.

Andreas Vöst gibt manches zu denken, und Lessing würde finden, daß „die Erziehung des Menschengeschlechts“ auf dem Lande noch keine großen Fortschritte gemacht habe, seit den Tagen seiner Resignation. Aber gegen Pessimismus schützt die siegreiche Lebensbejahung, die wahr und kraftvoll in dem jüngsten Werk des bayerischen Poeten wirkt und wirbt.

Murnau. Conrad Haußmann.

Aus Südtyrol.

Das sind nun auch schon viele Jahre her. Aber all die Zeit vermochte nicht jene hellen Tage zu verdunkeln. Aus der Erinnerung gewinnen sie immer neues, unbestechliches Licht.

Man war nach Bozen gefahren, den anmutigen und sinnenden Walther von der Vogelweide zu enthüllen, der auf dem Johannesplatz ein so femes Stadtzeichen geworden ist, dem sie seither in Trient den mächtigen Dante mit der großen Gebärde des Gebietenden, Besitzergreifenden gegenübergestellt haben.

Ein feines Fähnlein hatte sich zusammengefunden. In Niederndorf im Pustertale bei der hochberühmten Frau Emma, die so meisterlich ihre Gäste zu pflegen verstand, hielt man Rast. Die war ein kleines, graues Weiblein, immer in Grau, nur mit dem goldenen Verdienstkreuz geschmückt, das sie sich für ihre Verdienste um den Fremdenverkehr, für persönliche Tapferkeit in einer schrecklichen Wassersnot mutig erworben hatte. Niemand hätt' es dem unansehnlichen, langgestreckten Haus angesehen, welche Fülle von Behagen darin gespeichert war.

Man war mit Erich Schmidt nach Schluderbach. Noch war da nicht einmal eine vernünftige Zigarre zu erstehen; so durchaus für die Bedürfnisse der alleranspruchslosesten Touristen hatte man sich eingerichtet, und der einzige starke Raucher der Gesellschaft litt bittere Pein. Zum Misurinasee pilgerte man. Da stand ein einsamer Albergo; über dem offenen Kohlenfeuer tanzte der große Kupferkessel, und niemand lüstete es darnach, was darin gebraut ward. Aber grün wie Gras spiegelte der See; und die Zinnen der grauen Dolomiten leuchteten aus ihm; und ein wunderschöner Knabe, zerlumpt aber mit den dunkelsten Augen, tutete auf einem Horn, und das Almvieh kam in großen Zügen — die Köpfe witterten in der Abendkühle — und stieg niederwärts. Das war ganz feierlich, ganz und gar Märchen und Weltvergessenheit.

Im Wirtshaus zu Schluderbach dachte man des armen Michel Innerkofler, der kurz vorher auf dem Cryſtallo so jämmerlich verunglückt war, nachdem ihm die schwierigsten Touren Spielerei gewesen. Er war ein Kletterer sondergleichen gewesen; von einer unglaublichen Kraft, Behendigkeit und Geistesgegenwart, und dabei ein wirklich liebenswürdiger und bescheidener Führer. Eine Schneebrücke, der er lange schon mißtraut, brach unter ihm, und so fand er auf dem leichtesten Berg seines Reviers den Tod in jungen Jahren. Das Seil, das er mit sich zu tragen gepflegt, war in der Gaststube aufgehangen zu seinem Erinnern. Man pilgerte der Ampezzauer Straße entlang, staunte auf zu den Steilstürzen der „Roten Wand“, die in einem schwindeligen Satz, höllisch rot, mit furchtbaren Kaminen sich aufschwingt. Zur Plätzwiesen wanderte man. Es wurde eben am Sperrfort gebaut, das die Straße gegen Italien zu schirmen bestimmt ist. Denn wir halten wohl gute Nachbarschaft; aber man ist trotzdem bedacht, das Seinige

Digitized by Google

zu schirmen und nicht unbehütet zu lassen, damit keine Versuchung geweckt werde.

Es war schon ziemlich spät am Jahre für solche Höhe. Schon zogen die Nebel. Aber noch war warme Sonne mit manchmal ganz verklärten Fernen auf dieser Hochfläche. Dürftiger Grashuchs; der einzige Baum die Zirbelkiefer, jeder Stamm vom Blitz geschält, rötlich der Bast unter der braunen Borke; in den zausigen Gipfeln Zirbelkrähen, die mit heiserem Krächzen ihren Umflug talen. Aus den blutroten Schründen der hohen Geisel schimmerte der Gletscher; grau und zerrissen ragte der Dürrenstein. Edelraute und Edelweiß ward gepflückt, da man den Dürrenstein bestieg und einen guten und tiefen Blick recht ins Herz und die Geheimnisse der wilden Dolomiten tat. Voller Mond war; man blieb im Freien, so lang man's ertragen konnte vor dem Frost, und verwunderte sich über die Magie der Lichter. Unmittelbar am Hauptkamm der hohen Geisel ist ein Loch, ganz rund, nicht anders, als hätte der Satan einmal in toller Laune ein Wurfgeschoß hindurchgeschleudert. Dadurch floß für ein Weilchen der Schimmer — tiefe Schatten, geisterndes Scheinen auf blankem Firn und rotem Gefels. Es war ganz toll, und man brauchte gute Zeit in der heimeligen Stube beim herben und unschädlichen Roten, ehe man sich beruhigte. Das Haus war neu und ganz mit Zirbelholz eingerichtet, das so blank und freundlich ist und immer nach Harz und nach Wald duftet. Auch die Farbe mutet an; sie ist hell und schattet ins Dunklere, und die Astknoten gucken vor wie bräunliche, sanfte Augen.

Man wanderte nach Altprags, das noch im hellen Grün stand und dennoch zu veröden begann, und freute sich des Wirtes. Denn er ragte stattlich an Gestalt und glich ganz erstaunlich den besten Bildnissen, die uns die Züge des Sandwirtes überliefern. Auch ihm stand eine Knollen- oder Kartoffelnase im Gesicht, die man just bei Helden und gar bei Tyroler Bauern sich nicht vermutet und ungern sieht. Weiter am Wildsee von Prags vorüber, der sich in grüne Tannen und an graues Gewänd schmiegt und dessen Stimmung Hermann von Gilm in einem seiner schönsten Gedichte ganz meisterlich, nur vielleicht gar zu heroisch ausgeschöpft hat. Denn eigentlich denkt man hier nicht einmal im Nachhall an Kämpfe. Und so, voll von bunten Eindrücken, kam man nach Bozen und sah dies Tor dem sonnigen Süden zu, das ganz mit Rebgewinden umschlungen ist, durch das eine leichtere, heitere, bachische Luft vorströmt gen Norden. Das ist hier an hellen Tagen wie Musik kichernder und übermütiger Weingeisterchen; die Versammelten aber waren hellhörig, und sie verstockten sich nicht wider ihren Sang. Und so tat man denn behaglichen Umtrunk; oder man ergötzte sich am behenden Spiel und am flinken Durcheinanderwirren der Eidechsen, die aus jedem Spalt der Wassermauer die spitzen Köpfchen vorstecken; oder man genoß den Tanz der Lichter auf den drei Strömen, die rauschend, eilfertig und wie aus herzlicher Liebe ihrer Vereinigung entgegenbraus.n. Auf Dunkelstein weilte man, ohne, trotz gründlicher, germanistischer Vorbildung, vor dem Genuß der holden Gegenwart viel für die Vergangenheit und die ruhmwürdigen, aber verblaßten Bilder aus Tristan in sich aufbringen zu können. Durch wehendes Laub der edlen Kastanien sah man den Porphyr aufglühen, braunrot und mit glimmernden Pünktchen, als wäre selber im Gestein Sonne beschlossen; aus dem Tannicht aber grüßten graue Burgen: Säben, das Heim Lentholds; man tal eine Wallfahrt gen Layen, wa Walther selber das Licht gewonnen haben soll, und die Trostburg, den Ansitz des unstäten Oswald von Wolkenstein, grüßte man im Etschtal, daß man sich Eingang, Blüte, Ende einer reichen Zeit deutschen Geisteslebens beisammen träumen konnte.

Man besuchte die Mendel. Das Hotel war überfüllt, und man mußte dem Geschick dankbar sein, daß man in der unbewohnten Villa eines reichen Bozener Kaufherrn nächtigen konnte. Nicht ohne Fährlichkeiten und Abenteuer; denn leckere Mäuse fanden Geschmack an Erich Schmidts Bergschuhen und zernagten sie gründlich. Vorher hatte man den Wein von Kaltern versucht und sich mit Karl Weinhold, dem Festredner, vereinigt und mächtig fachgesimpelt. Unten in Bozen aber harrten schon Jakob Bächtold und Alois Brandl. Mit ihnen vereinigt und verstärkt um Franz Defregger becherte man im Batzenhäusel bis zu unmöglichen Frühstunden. Georg Reimers ließ seine mächtige Stimme dröhnen und fugierte gewaltig allerhand Lyrik; ein feines Quartett, „die Vogelweider" benannt und des rühmlichen Namens würdig, ließ sich hören; die edelsten Pfirsiche des Landes schnitt man in den kühlen Wein, damit er eine noch köstlichere Würze gewinne; hielt Reden, die niemand verstand, vielleicht zum mindesten der, aus dem eben der Geist sprach, die untergingen im allgemeinen Kichern, Schwatzen, Zutrinken. Und als Defregger, übermüdet vom Trubel, verschwand, seine Ruhe zu suchen, da zog ein Gewalthaufen vor das Heim des Fahnenflüchtigen und ließ mit unbilligem Lärmen in der schlafenden Nacht nicht ab, bis er sein Bett verließ und sich zu den Genossen fand. Noch hör' ich seine klägliche Stimme: „Ich sind' mei Weschte nicht" und die gebietende Antwort Heinrich Natters, in dem die Unruhe und die Aufregung eines Künstlers mächtig zuckte, der sich vor der Enthüllung eines Werkes weiß: „So such sie oder kommst halt ohne Weschte". Und so verging die Nacht; und das Denkmal ward glücklich enthüllt und der offizielle Teil begann und war wie alle offiziellen Teile, und man hat glücklich vergessen, was aus diesem Anlaß geredet, gedichtet und in Tönen gesungen ward. Besonders die Musik hat Max Kalbecks Zorn geweckt und ihn zu heftigen Aeußerungen seines Mißfallens hingerissen. Nur Karl Weinholds Festrede blieb im Gedächtnis; denn sie war sinnreich, und der feine, alte Herr, ein blaues Ordensband um die Brust geschlungen, hielt sie mit kluger Würde, voll Nachdruck und sonder alles Pathos — ganz erfüllt von seinem Stoff, von der Bedeutung dieses Denkmals an diesem Ort, in der letzten Stadt deutscher Zunge gegen Süden, und also ganz befähigt, auch andere zu erhöhtem Verständnis zu führen.

Das ist nun schon so lange her! Kaum versteht man noch jenen Uebermut und die Tollheit jener Laune, die jeden Schwank bejubelte. Es sind viele den Weg gefahren, über dem ewige Schatten liegen. Otto Hieser, ein genialischer Architekt, ein übersprudelnder Mensch, dem der Sockel nicht gar glücklich geriet. Denn die Löwen, die sich auf ein Wappenschild stützen, erinnern in nicht eben erbaulicher Weise an die Schilder, die bei uns zu Lande die ehrsame Zunft der Lichterzieher und Seifensieder zu führen pflegt: aufgerichtete Leuen von sehr gutmütigem Gesichtsausdruck, in der wehrhaften Pranke ein Bündelchen Lichter. Auf einem Säulchenbündel aber, das für sein Teil wiederum bedenklich den Erzeugnissen dieser Zunft ähnelt, erhebt sich die nachdenkliche Gestalt des Lyrikers. Heinrich Natter folgte gleichfalls vor seiner Zeit dem Freunde, nachdem er noch den mächtigen Andreas Hofer gestaltet, der mit gerecktem Zeigefinger vom Berg Isel auf das Tal deutet. das er so mannhaft verteidigt, als wollt' er den Landesschützen immer noch den Feind und das Ziel für ihre Stutzen weisen. Man mag an der Gestalt einzelnes bemängeln; dennoch glaubt man vor ihr das Rauschen der Sturmfahne in der Hand des frommen Andreas zu hören, und es ist am Ganzen etwas von der tragischen Größe und Wucht einer Wetterwolke, die sich ungestüm entladen will. Schon zuckt es vor von den schwarzen Rändern ... Jakob Bächtold war es noch vergönnt, Gottfried Kellers Lebenslauf und seine Briefe in die Hände Dankbarer und Empfänglicher zu bringen. Auch Weinhold ist tot. Wer gedenkt der anderen, minderen? Der Zuzug aber nach Südtyrol ist mit jedem Jahre in ungeahnter Weise gewachsen. Schon überfüllt er die entlegensten Täle; der Tourist, der an den Zinnen der Dolomiten seine Kletterkünste versuchen wallte, hat seine Rolle ausgespielt vor den reichen Fremden, die alle Bequemlichkeit fordern und zu bezahlen geneigt sind. Ueber die Bergstraßen saust das Automobil. An einsamen Bergseen, um die sonst die Krähen flatterten und über denen der Adler stolz und wie seiner Fliegerkünste froh seine wundersamen Kreise spann, stehen Hotels für Hunderte, die schwatzen, ihre Kleider zur Schau tragen und sich vergnügen wallen. In Tälern, die das ewige Eis umgürtet, haben sie Burgen für den Fremdenverkehr getürmt, die dem immer schwellenden Andrang auch nicht mehr genügen wollen. Summen, die man sich im armen Land garnicht vermutet hätte, sind für diesen Zweck aufgeboten warden, zinsen reichlich und locken neue Kapitalien ins Land, dessen Bewohner mählich

Digitized by Google

den Segen zu begreifen und an ihn zu glauben beginnen. Die früher die Hände allzu eifrig nur zum Gebet gefaltet, die wissen sie nun aufzutun, ja auszustrecken nach den guten Dingen, die ihnen so freundlich ins vordem verödete Haus getragen werden. Immer neue Bahnen werden gebaut und geplant; Namen, die einmal nur der Wissende dem Freunde vertraut, die haben heute Klang und Geltung selbst auf dem Weltmarkt. Freilich: es ist im Trubel des modernen Verkehrs auch manches Behagen geschwunden. Schwerer ist es, sich einzuheimen, denn vordem, und so mag denn Herrn Walthers Elegie oftmals vernehmlich in mancher Seele klingen, die wieder dieser Straßen fährt. Es wäre wohl an der Zeit, Chidhers des ewig Jungen Umzugsfrist ganz erheblich zu kürzen.

Und nun, nach also langer Zeit, galt es wieder einmal, im Sommer gen Süden fahren, ob seine Sonne manchen Schaden heile, manchen Schmerz lindere, der nicht weichen wollte. Nicht aus freiem Willen — über Geheiß der Aerzte zog man aus und so viele Bedingungen sollte der Ort erfüllen, daß man fast vermeinte, er müsse wohl erst künstlich konstruiert werden.

Ein fröhliches Wandern war untersagt. Der helle Becherklang, dem man so gern mindestens gelauscht, war im gesegneten Weinland verwehrt; auch den bequemsten Pfaden, wenn sie zu unwegsamerer Höhe führen, durfte nur noch das Auge folgen. Ohne andere Geselligkeit, als die vielleicht der Zufall bringt, sollte man Tage und Wochen mit sich und mit der Natur allein verdämmern, den Blick ins Grüne und wieder in sich gekehrt.

So kam man nach Trient Eine verarmende Adelsstadt. Stolze Palazzi, die Fassaden mit wunderlichen, verblassenden Schildereien geschmückt. Der Dom, mit den merkwürdigsten Chortreppen zwischen Säulchenreihen im Innern des großen und feierlichen Gebäudes, mit sonderbaren Verknotungen aus Schlangenleibern zum Schmuck der Außensäulen, die einem Sachverständigen sicherlich viel erzählen müssen; höchst eigentümlichen und häßlichen Löwengestalten mit Menschenhänden als Säulenträgern. Alte Kultur; alter Reichtum, der nun langsam verschwindet und zerbröckelt. Seine Reste zu wahren, die eigene Unabhängigkeit zu hüten, müssen sich die Patrizier manche Beschränkung auferlegen, damit nicht zu häufige Erbteilung zersplittere, was ihnen von den Vätern über blieb. Es ist das Ragusaner System gemildert; dort haben sich die Enkel der stolzen Rektorengeschlechter, die vordem unter den schwierigsten Verhältnissen so ruhmwürdig und klug die Würde und Unabhängigkeit ihres kleinen Freistaates behauptet, zur Ehelosigkeit, zum Aussterben verurteilt — nicht gewillt, sich der neuen Zeit zu unterwerfen, unfähig, sich in ihr zu behaupten und ihr Geschick frisch aufzubauen.

Nun ist das Trento ein armes und ein kleines Land. 360,000 Einwohner zählt es überhaupt. Die haben für Straßenbauten und für Kirchtürme, mit denen jeder Ort die Nachbargemeinde übertrumpfen möchte, eine furchtbare und kaum mehr zu tilgende Schuldenlast auf sich geladen. An 16 Millionen Kronen sind dafür geliehen worden. Die Straßen, die dafür gebaut wurden, sind zum Teil herrlich und das Entzücken dessen, der ihrer wandert. Aber, die Summe lastet schwer auf den Menschen, die sie verzinsen und tilgen sollen, und denen Staat und Land nur sehr unwillig und sparsam beistehen. Der Grundbesitz ist ganz unglaublich zerstückelt. Bei aller Macht der Sonne begreift man nicht, wie solche Schnipselchen Erdreich Familien ernähren sollen. Der Weinbau lohnt schlecht — der Nähe und des Andrängens Italiens halber. Die Seidenzucht aber, die vordem ein gut Stück Geld ins Land gebracht, hat fast aufgehört. Innerhalb eines Menschenalters sind die vielen Filanden von Rovereto, die Tausende von Händen in Bewegung gesetzt, bis auf kümmerliche Reste zum Feiern gebracht worden. Nirgends sind die Gemeindeumlagen so hoch. Sie steigen von 400 bis zu 900 Prozent der Staatssteuern an. Sie drücken auf das Brot. Die Bäcker-Gerechtsame werden zu unerschwinglichen Summen verpachtet, sodaß das Brot fast unerschwinglich und ungenießbar, sodaß der Mais Hauptnahrung wird und die leidige Pellagra mit sich bringt. Erst kürzlich hat ein kluger und unterrichteter Mann, Dr. Guido von Probizer aus Rovereto in einem sehr beachtenswerten Artikel der „Oesterreichischen Rundschau" darüber gesprochen. Mit unzulänglichen Mitteln bekämpft man die Krankheit und weiß sie ganz wohl zu heilen. Ihren Ursachen aber, die klar zutage liegen, rückt man nicht zu Leibe.

Der das Land durchfährt, der merkt freilich nichts davon. So arm es sei, so schön stellt es sich dar. Eine kleine Bahn führt von Trient ins Val Suguna. Das ist zunächst, als könnte sie sich von der Stadt nicht trennen. In immer neuen Windungen umschlingt sie zärtlich Trient, stellt es in immer neuen und schöneren Ansichten dar. Dann geht es durch Weingärten. Der Stamm ist kräftig, und das grüne Laub schwankt und flattert fröhlich im Wind und greift mit grünen Fingern in die Luft. Es ist allenthalben Zwischenfrucht gesät, damit die Triebkraft des Bodens ja bis aufs letzte ausgenutzt werde. Zu Anfang Juli war's, da wir vorüberfuhren. Der Erdbeerbaum hatte sich mit seinen roten Früchten behangen und grüßte festlich. Am grünen, flachuferigen, spiegelnden See von Caldonazzo kam man vorbei.

Rund tausend Meter über Trient, ganz an der Grenze Italiens, erhebt sich Chiesa di Lavarone; ein Hochland, beinahe eine Welt für sich, von allen Seiten steil zu den Tälern und Schluchten ringsum niederstürzend, von der Natur selber zur Festung gebildet.

Die Straße überschreitet zunächst einen schrecklichen Muhrgang. Breit wie ein Strom und mit einer unerhörten Wucht muß er einmal niedergegangen sein und hat sich seine traurige, graue Bahn durch den Wald gebrochen. Niemand weiß, wann sich das begeben hat. Aber immer noch will er sich nicht begrünen; vereinsamte, vorwitzige Tannen haben sich angesiedelt und bilden dürftige Inselchen im Grau. Der Weg aber hebt sich kräftig. Immer unmittelbar an Abgründen vorbei, schwindelig genug, zu eng, selbst für Serpentinen. Nur für Schleifen blieb Raum. Man hat in den lebendigen Fels Galerien sprengen müssen und Ausweichstellen, damit man einigen Raum gewinne, und der Pfad bleibt immer ängstlich und schmal genug.

Am Horizont aber stehen die Gipfel der Brentagruppe, und an hellen Tagen tut sich der Blick gar bis zum Ortler hin auf, der königlich, mit den gewaltigen Massen seiner Gletscher all das Gebirg überragt. Kühne, graue Gipfel, Zinnen, Zacken und Türme, als hätte sie eine Riesenhand einmal in spielerischer und übermütiger Laune aus dem Kalkgestein gesägt und gebrochen. Die Gletscher der Cima Tosa leuchten vor; in jeden Abhang hat sich der ewige Firn gebettet. Am Wege aber blühte allenthalben — anfangs Juli — noch die Alpenrose; die Erdbeere reifte in unbeschreiblicher Fülle; gelbe Schmetterlingsblüten des Ginsters; an geschützten Stellen Maienglöckchen; überall ein reiches und schönes Leuchten der wilden Rose. Denn hier sind gar schöne Blumen heimisch. Schon wuchert der Jasmin wild und würzt die Luft süß und stark; die Feuerlilie schießt in feuchten Gründen auf. Der Goldregen aber behängt sich mit königlichem Schmuck. Gleich Schnüren aus edelstem, mild leuchtendem Bernstein schimmern die mit Blumen ganz besteckten Zweige durch das sanft grüne Blattwerk.

Eine einzige, schmale Straße deutet den Ort Lavarone eben nur an. Auf einem großen, wüsten Platz eine Kirche, schön von Geläut, aber von ganz unmöglicher Architektur. Das Portal ist Renaissance, wie man sie hier einmal verstanden haben mag; das Innere kümmerlich und ungehegt; der Glockenturm mit offenem Gestühl ist seitlich der Halle angeklebt, die einer Scheune bedenklich ähnelt. Ringsum aber ist das schönste Grün der Wiesen, die hier überhaupt nicht zu vergilben scheinen, dunkel heben sich die Tannenwälder darüber; über sie hinaus ragen die blaßgrauen Dolomiten; im Grund schimmert der lauchgrüne See, klein und tief, sehr warm für seine Höhenlage. Und die Luft ist mild und dennoch, auch an den sonnigsten Tagen, mit einer leisen Kühlung durchatmet. Ein Wehen, sie sagen von den Hängen des Brenner, zieht durch, verstummt niemals völlig und steigert sich selten nur zum Wind. Graue Stunden kommen sparsam; trübe Tage sind zu zählen, auch wenn man sich lange hier verweilt. Nachtgewitter entladen sich gern mit furchtbarer Gewalt und umspannen die ganze Hochfläche, die sich weit genug dehnt, daß man Tage braucht, um sie ganz zu umwandern. Sie ist reich besiedelt;

Digitized by Google

zu den höchsten Höhen klimmen die stattlichen und hochgemauerten Häuser auf. Reiner und voller von Duft mag man kaum atmen; noch nirgends hab' ich ein solches Aroma des Heus empfunden.

Es ist ein Boden, die Menschen nährend und ihnen hold gesinnt. Ein gewisser Wohlstand ist allgemein, im Gegensatz zum Elend in den Tälern. Wenig Bettlerwesen, das sich nun erst mit steigendem Fremdenverkehr einnisten zu wollen scheint und kaum noch behelligt. Der Hauptreichtum der Landschaft ist immer noch der Wald, den man kaum irgendwo im Süden so prächtig finden wird. Um Monte Rovere ist er wohl am schönsten. Da schießen Tannen auf, blank die Rinde, ohne Makel und säulengerade der Stamm mit der wundersamen Krone und dem stolzen Wipfel, der sich im Blau wiegt; ganz behangen sind sie mit den kupferbraunen Zapfen, die sich so schön und haemonisch vom Grün der Nadeln abheben. Und allerhand ungeheuerliches Pilzwerk wuchert üppig und giftig. Und mitten im Tannicht träumt ein vergessener See und glitzert im leisen Wind, und em ganz einsames Wirtshaus steht da. Wer spricht hier vor? Wer behaust sich in solcher Einsamkeit, da man sich am liebsten Wichtelmänner heimisch und mit den Eichhörnchen Versteckes und Haschen spielend dächte? Die Romantik von Märchen und auch eine wildere Romantik der nahen Grenzen, die vielleicht wirklich noch nicht gar lange getilgt ist, wird lebendig.

Hier haben einmal allmächtig die Wasser gewogt und ihr Werk gewirkt. Sie haben diese wundersamen Versteinerungen zurückgelassen, denen man überall begegnet, Grotten gehöhlt, milde Mulden geschaffen, die sich sachte aufschwingen, daß sich nun nicht einmal mehr ein Bächlein zu bilden vermag, daß die Quellen verrieseln und sich die Seen die merkwürdigsten Abflüsse schaffen müssen, wo man sich ihrer garnicht vermuten möchte. Sie trugen das nährende Erdreich hinzu, das dünn genug dem grauen Kalkstein aufliegt, der überall vorsteht und mächtige und schroffe Bänke baut. Auch „die Schlucht" haben sie wohl gefoemt. Das ist, als hätte den Rand des Hochlandes von Lavarone eine schreckliche Faust auseinander gerissen. Nun klafft das. Der Blick taucht scheu in die Tiefe; die Wände entlang, die sich zu berühren scheinen. Ueber der Schlucht aber spinnt ein Geier seine Kreise, der hier seinen Horst gebaut. Schüchternes Grün ist angeflogen; ganz unten ein Dörfchen mit braunroten Ziegeldächern, an einer grauen Straße, die, schon auf italischem Boden, in künstlichen Kehren zur Ferne lockt und mahnt. Dahinter wiederum trotzige Steilungen; tief eingerissene Runsen der Wetterbäche, denen nichts widerstehen kann, wenn sie, zornig über den endlosen Winter, niederbrausen.

Man findet etwa ein Stückchen Schlacke auf einem einsamen Weg, das man nicht zu bestimmen weiß, und fragt danach. „Das ist wohl noch von den Cimbern?" Denn hier ist das Gebiet der sieben Gemeinden, die man nach den Cimbern genannt hat; dieses Hochland soll die Reste der hellen Haufen aufgenommen und ihre Trümmer gehütet haben, sa viel davon der Kriegskunst des Marius und seinem Schwert entronnen sind. Immer noch überwiegt in Volke das blaue Auge und das helle Haar, und etwa in Folgaria — vor kurzem noch gut deutsch Folgareit geheißen — begegnet man jenen Apfelgesichtern mit Flachshaar darum, die man eher im Schwarzwald suchen möchte. Sicherlich besaß das Deutschtum hier einmal breiteren Boden als nun, da nur noch in Luserna, vom Schulverein behütet, seine Reste sich behaupten. Es kam wohl auch mit den Bergknappen ins Land, die ja in alle Welt aus Deutschland gerufen wurden und hier emsig im Conschiefer nach Silber schürften. Noch erzählt man von den „tausend Schächten", die abgeteuft wurden. Aber der Bergsegen ist völlig versiegt. Nun fahren die Männer von Lavarone, gewandt in aller Arbeit im Gestein und erfahren im Sprengen und Minieren, in alle Weiten und bringen den Ertrag ihrer Mühen heim. Nur so können sie sich ernähren. Denn die Kartoffel blüht erst zu Ende August und reift nicht immer, und darnach mag man ermessen, was sonst gedeiht. Die Besitzenden in Lavarone haben sich ihr Vermögen sämtlich auswärts geholt. Der nicht verdirbt, der findet immer den Heimweg. Der deutsche Laut verschwindet; so sollen sie in Masetti noch eine Mundart haben, die kaum mehr verständlich ist. Ueberhaupt — wie sich im ganzen Gebiet zum Beispiel das edle Kupfergeschirr, das eine Küche sa stattlich putzt, immer noch erhält — sollen sie in diesem Masetti noch ganz eigene Bräuche hegen. Wenn ein Kind unter sieben Jahren stirbt, also sündenrein in den Himmel eingeht, so wird die kleine Leiche in der Wohnstube aufgebahrt und ein Mahl gerüstet, so reichlich die Eltern es vermögen. Um das Särglein herum aber tanzen sie, ehe sie schmausen. Auch Klageweiber bestellen sie da noch, wie mir Baron Salvotti, ein sehr unterrichteter Nobile aus Trient, mitteilte, der hier seine Sommerlust suchte.

Es war Kirchweih in Lavarone. Der große Platz war erfüllt von Fremden und Zuzüglern. Ein Trupp Turner aus Trient in staubgrauer Uniform, staubgraue Mützen auf den Köpfen, blaugetupfte Hemden an, Hörner und Hörnchen, die in der Sonne gar lustig flimmerten, umgehängt, war aufgezogen, nahm Posto und schmetterte sein Marschlied in die Luft. Von der Kirche her aber sangen die Glocken darein — ein Leichenzug nahte, vorauf hochgerichtet, Bänder strenge unterm Kinn, die Klageweiber. Die Musik verstummte, die Menge machte Raum für das Gefolge des Todes. Sie traten in die Kirche; den völlig schmucklosen Sarg, eine richtige Truhe aus Tannenholz nur mit dem Kreuzeszeichen darauf, stellten sie auf den Schragen, der schon dafür bereitet stand, verweilten sich eben nur ein Augenblickchen und traten den Rückweg an. Hinter ihnen aber schloß sich wieder die Menge; wieder rückten die Turner vor, schmetterten wieder ihre jauchzende Weise, daß sie vielleicht noch denen in die Ohren klang und wider Willen den Schritt beflügelte, die nach vollbrachtem Werk der Trauer den Heimweg nahmen. Das war so eigen, wie es sich nicht oft fügt und wie man's kaum mehr vergißt. Das Leben schuf Raum für den Tod; aber nur für so lange, als es eben sein mußte und nur um gleich darauf sich und sein Recht desto nachdrücklicher zu verkünden.

Im allgemeinen aber: es ist eine große und schöne Stille um Chiesa di Lavarone. Man empfindet sie täglich tiefer und dankbarer. Eine Beruhigung, wie sie sonst nur noch das Meer spendet, segnet hier mit jenem tiefen Segen, den eigentlich nur der Müde ganz kennt, versteht und dankt.

Es ist wenig Verkehr. Der Postwagen kammt einmal von Caldonazzo, ein andermal von der Roveredaner Seite her. Nach diesen beiden Städten geht aller Verkehr. Oder eine Equipage rollt in der Mittagssonne mit Fremden über den Platz. Sonst treibt hier noch der Säumer, dem man nicht mehr zu begegnen gewohnt ist, sein geduldiges Tier vorüber; oder ein Hausierer, schwer genug mit seinem aemen Kram beladen, verschnauft, die Krare mit Waren neben sich, ein wenig hier, ganz erschöpft vom Aufstieg und neue, schwere Mühseligkeiten des Weges vor sich.

Hier hat es niemand eilig. Sie lungern keineswegs; noch minder aber hasten sie oder knickern mit dem Augenblick. Den Kulturboden, der ihnen ja karg genug zugemessen ist, den wissen sie ganz gut, als Italiker, mit Mauern und mit Terrassen gegen die Wucht andrängender Fluten zu verteidigen und bestellen ihn und nutzen ihre Wälder, ohne sie zu schwenden, aber auch ohne sie zu hegen. Ueber Forstfrevel und über Holzdiebstahl wird viel geklagt. Was einmal geschlagen wurde, dort wird nicht nach den Gesetzen einer vernünftigen Wirtschaft nachgepflanzt. Aus sich selber, durch fliegenden Samen, muß sich der Kahlhieb neu begrünen. Da ist es denn doppelt merkwürdig, wie kunstgemäß, wie völlig parkartig sich einzelne Partien zusammenschließen, als hätte die Natur selber komponieren wollen.

Und so genießt man und betrachtet, und es rinnt eins ins andere. Die Stunden dehnen sich; die Tage ziehen; die Wochen aber hasten. Man atmet tiefer und in stärkeren Zügen und atmet Genesung und Beruhigung; und das Herz. das zu Beginn in dieser Höhe von 1200 Metern, in dieser dürmen und reinen Luft hastiger geschlagen, tut sein Werk von Stunde zu Stunde besser. Fernab rückt einem die Welt mit ihren Händeln; verwundert und unwillig genug leiht man sein Ohr dem gedämpften Nachhall, der murmelnd etwa auch hierher dringt, Man verlangt sich keine Gesellschaft und freut sich dennoch. findet sich von ungefähr ein guter Geselle, der mit uns zu genießen, zu schweigen oder ein kluges Wort zu tauschen, sich

Digitized by Google

gleich uns am Spiel und am Wechsel von Licht und Farbe zu erfreuen weiß, das der Süden so wunderbar zu mischen und zu führen versteht.

Am schönsten ist das wohl zu Abend. Dann stimmen sich alle Berge zu einem sehr tiefen und satten Violblau zusammen. Ueber den grünen Vordergrund heben sie sich; und es schiebt sich manchmal ein sehr sanfter, perlengrauer Schleier, den man mehr ahnt und dennoch nicht verkennen kann, zwischen Nähe und Ferne. Das Abendrot flammt in roten Gluten, und ein starkes Orange glüht durch und behauptet sich sehr bestimmt. Aus den Gründen klimmen die Nebel und steigen aufwärts; sie schlingen ein graues Band unter dem Grat der Skanupia, und ihr Horn ragt vor, annoch angeglüht vom verschwindenden Licht, das unwillig genug dem siegreich andringenden Dämmern den Platz räumt. Es ist kein Laut mehr; noch einmal haben die Grillen, die in ungezählten Scharen in den Wiesen hausen, mit aller Macht ihr Zirpen und ihren schläfernden Singsang erhoben, ehe sie verstummen. Alle Wolken vereinigen sich um die kühnen Türme der Brentagebirge, sinken tiefer auf ihre Gletscher, daß ihr Licht erstirbt und nur die Gipfel sich noch in den ernsteren Himmel heben. In seinem tiefen Grunde liegt der See; es ist über sein grünes Gewässer ein zarter, weißer Schimmer ausgespannt, als wäre da ein Schleier gebreitet, bestimmt, die Tiefe und was sich zu Nacht in ihr an Geheimnissen begibt, vor allen unberufenen Blicken zu hüten.

Der lichtblaue Himmel, der sich in sehr flacher Wölbung über das Hochland hebt, erblaßt, verfärbt sich ins Aschgraue. Alsdann erscheint er fast schwarz. Die Sterne drängen vor, näher, heller und bestimmter nach Glanz und Farbe, als wir sie im Norden oder gar im Dunst unserer Großstädte zu sehen gewohnt sind; die Wälder erdunkeln, und von ihnen und von den schlafenden Firnen hinter ihrer Wolkendecke atmet es kühl, rhythmisch und wie in tiefen Zügen durch die Nacht. Vier stolze Tannen, wie man sie schöner nirgends sehen mag, hüten den Kirchplatz; vier Wipfel wiegen sich leis und in schläfernder Bewegung und raunen sich mit geheimer Musik zu. Von den Schultern der Nacht sinkt ihr blauschattender Mantel, immer enger, immer schirmender hüllt er Chiesa di Lavarone samt allen seinen Schönheiten ein. Die noch durch die Dunkelheit wandeln, ehe sie früh ihr Bett suchen, die wagen kaum ein Wort. Leises Tuscheln; vielleicht noch ein Kichern von Kindern, die sich am Spiele garnicht ersättigen können. Dann schlummert alles.

Also hat sich mir in sieben stillen Wochen Chiesa di Lavarone offenbart. Es hat Verdrießlichkeiten gegeben; wie sehr aber das Schöne überwog, bleibt mir und wird mir unvergessen sein, nun es ans Scheiden geht. Hier war Fülle und Schönheit und manche reiche Erquickung; Schatten und Wald im Süden, der uns sonst bei all seinem Reichtum so schmerzlich nach diesen beiden verlangen läßt, manchmal, wie um Monte Rovere oder in Folgaria, bis zu einem Ernst gesteigert, dem nur der Himmel und die Macht seiner Sonne widersprachen. Nun heißt es scheiden und sich nach Norden kehren. Noch sind sonnige Tage; noch leuchten die Wiesen, und es will kein Laub fallen. Aber, schon einmal guckte, wie sie in Tyrol sagen, „der Herbst über's Joch", hier über das nach Luserna, und das Wetter ließ sich unwirsch genug an, daß man bange hatte, es werde nun wohl gar so bleiben. Noch einmal, freilich einsam und ärmer um manchen, der mir einmal lieb war, möcht' ich Bozen und das Spiel der Sonnenfunken auf König Laurins Rosengarten sehen. Und ein vergnüglich Sprüchlein, das Heinrich Natter aus Volksmund haben wollte und gern anführte, summt und singt wieder in mir und hat dennoch andern Sinn und andere Weise:

„Weinlein, Weinlein rinn!
Feuerl, Feuerl brinn!
Was nützen mich die Kreuzerlein,
Wenn ich gestorben bin?"

Chiesa di Lavarone. J. J. David.

Steine. Berliner Roman von Georg Wasner. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1905.

Der neueste Roman Wasners scheint mir einen Fortschritt zu bedeuten, — einen Fortschritt des Erzählers überhaupt, nicht nur ein Hinausschreiten aus der Ebene der Unterhaltungsschriften, in der doch wesentlich der vorletzte, der „Kleinstadtroman", wurzelte. Die Probleme sind vertieft und verinnerlicht: was die „Buddenbrooks" meisterhaft zur Anschauung gebracht haben, den „Verfall" einer hanseatischen Patrizierfamilie, das überträgt Wasner auf gut bürgerliche Verhältnisse der Großstadt. Er schildert den Niedergang einer bürgerlich-dekadenten Familie, des „Hofrats" Scheinpflug und seiner Kinder Hello und Siegbert, — körperlich und seelisch niedergehender Menschen, die, vom Strom des Lebens ihres Halts beraubt, ein Spiel widriger Umstände oder fremden Willens, dahintreiben. Und als Kontrast dieses trüben Schauspiels wird eindringlich dargestellt der Aufstieg eines Lebenskräftigen zu Ansehen und Erfolgen, des rücksichtslos-zielsichern, intelligenten Vonbrink, der an Stäte der Energie und impulsiver Kraft alle andern übertrifft und doch am (etwas unerwartet eintretenden) Ende als Duellant wider Willen und Können der Macht des gesellschaftlichen Vorurteils unterliegt und für Berlin, wenn auch wohl nicht für immer, unmöglich wird. Indem Vonbrinks Schicksal mit dem Hellas verknüpft wird, die seine Werbung zugunsten eines anderen abwies und dann als Frau von ihm verführt ward, werden Aufgang und Niedergang auf einer Wage vereinigt; Auf und Ab dieser Lebenswelle erhalten ihr Licht.

Wie das Problem, ist auch seine Behandlung großzügiger geworden. — Und doch ist der Roman, tüchtig beobachtet, anschaulich dargestellt, straff gestaltet, kein Kunstwerk im höchsten Sinne, denn er wirkt nicht befreiend. Ein wahrhaftes Kunstwerk befreit; es löst im Leser — und ein Gleiches gilt für die bildenden Künste und namentlich für die Musik — mehr oder weniger verborgene, tiefste Stimmungen, es versetzt die Seele in solche Schwingungen, daß ihre Anschauungen vom Leben und von seinen Inhalten sich wandeln, in Schmerz oder Lust erschüttert. So geschieht es — ich greife heraus — bei der Lektüre von „Romeo und Julia auf dem Dorfe", von „Effi Briest", der „Drei gerechten Kammmacher". Dieser Vergleich mit höchsten Maßstäben schließt die ehrende Anerkennung ein, daß der Verfasser sich auf dem Wege zu den Gipfeln befindet. Daß er aber diesen Weg bis zum Ziel nicht wird zurücklegen können, auch dies lehrt ein Blick auf den Grad der dichterischen Begabung, die sein Werk offenbart. Indem man Wasner mit einem oberflächlichen Schein des Rechts den begabtesten Fontaneschüler nannte, bedachte man nicht, daß bei mancher Uebereinstimmung in einzelnen Zügen (z. B. einer Vorliebe für räsonnierende Behandlung der Charaktere) beide zum mindesten in einem entscheidenden Punkte Gegensätze sind: während Fontanes Phantasie von bildstarker Sinnlichkeit strotzt, ist sie bei Wasner spezifisch unsinnlich, nicht unkräftig, aber von einer mathematisch berechnenden Kraft, — wie überhaupt eine gewisse Berechnung den Autor sowohl bei der Erzielung von Effekten wie bei der Charakterisierung leitet: wenn er z. B. Aeußerlichkeiten stereotyp verwendet.

Dieser Grundmangel prägt sich auch im Stil aus, eine Beobachtung, die durch den Vergleich mit Fontane ganz besonders eindringlich wird. Er ist unpersönlich; gepflegt, wenngleich von Konvention nicht ganz frei, aber von auffallender Bildarmut: undichterisch. In hohem Grade charakteristisch ist oft der Dialog, und diese Begabung sollte den Epiker zu einem Versuch auf dem Gebiete des Dramas ermutigen.

R. P.

Stephan Peart Andrews: Die Wissenschaft von der Gesellschaft. Schmargendorf 1904. Verlag Renaissance.

Gleich interessant für den Theologen, insofern hier die Souveränität des Individuums als die letzte Entwicklung des Protestantismus, der Demokratie und des Sozialismus dargestellt wird, wie für den Nationalökonomen, insofern ohne kommunistische Ideen in dem sogenannten „Kostenprinzip" die Lösung der sozialen Frage gefunden und empfohlen wird. Das Ganze ist eine weitere Ausführung der Gedanken Warrens.

Tr.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 52. Berlin, den 23. September 1905. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Die Landtagswahlen in Sachsen haben, wie vorauszusehen war, die konservativ-agrarische Mehrheit der sächsischen Kammer nicht wesentlich geschwächt. Zwar sind, soweit sich das Ergebnis bis jetzt übersehen läßt, einige wenige reaktionäre Mandatsinhaber durch nationalliberale Abgeordnete verdrängt worden, aber das hat beinahe nur den Wert einer Firmenänderung. Der sächsische Nationalliberalismus hat eben nicht ungestraft nahezu ein Menschenalter im engsten Kartell mit der agrarisch-antisemitisch-konservativen Reaktion zusammengearbeitet. Die jahrzehntelange Verwischung der fundamentalen Parteiunterschiede ließ sich unmöglich durch die bloße Losagung von der altgewohnten Kartellpolitik diesmal wieder gut machen. Ueberall fast zeigte sich die alte Kameradschaft stärker als der neue nationalliberale Selbständigkeitsdrang; und wo wirklich nationalliberale Kandidaten den alten Kartellfreunden gegenübergestellt wurden, da hatten in der Regel schon vorher bei der Personenauswahl den reaktionären Instinkten der Wählermassen Zugeständnisse gemacht werden müssen. Wie weit diese Zugeständnisse manchmal gingen, läßt sich an jenem Kandidaten erkennen, der als „konservativ-freikonservativer Mittelstandsmann mit liberalen Anschauungen" angepriesen wurde, und an jenen beiden gegnerischen Wahlaufrufen, von deren Namensunterschriften 27 identisch waren. Solche politische Begriffsverwirrung in den bürgerlichen Parteilagern ist der beste Nährboden für die Sozialdemokratie. Tatsächlich hat denn auch diesmal die sächsische Sozialdemokratie die dritte Wählerklasse nahezu restlos erobert. Trotzdem wird sie es, dank dem plutokratischen Dreiklassenwahlsystem, höchstens zu einem einzigen Vertreter bringen. Die „Deutsche Tageszeitung" aber knüpft an die Mitteilung, daß im 37. ländlichen Wahlkreis den Sozialdemokraten an der absoluten Mehrheit sämtlicher Wahlmänner nur zwei fehlten, den hohnvollen Satz: „Dieses Wahlergebnis beweist am besten, daß das sächsische Wahlgesetz nicht plutokratisch genannt werden kann!"

Die politische Begriffsverwirrung hat sich auch an den Nationalliberalen des Reichstagswahlkreises Essen schwer gerächt. Dort hatte man bekanntlich als Kandidaten der „vereinigten nationalen Parteien" einen Mann aufgestellt, der als Vorsitzender des Essener nationalsozialen Vereins und aus mancherlei anderer Veranlassung dem linken Flügel des Liberalismus zugerechnet werden mußte, der sich aber im Wahlkampf selbst mit dem äußersten rechten Flügel der Nationalliberalen heillos kompromittierte. So verlor er die klarblickenden Wähler auf beiden Seiten und fiel mit einem Verlust von mehr als 2000 Stimmen aus der Stichwahl überhaupt aus. Ihm haben es auch die Sozialdemokraten mit zu verdanken, daß sie endlich wieder einmal eine Reichstagsnachwahl mit erheblich wachsenden Wählerstimmen erlebten. Mehr Anspruch auf sozialdemokratischen Dank für die neugewonnenen 6000 sozialistischen Stimmen hat freilich die preußische Regierung, die mit ihrem verwässerten Bergarbeiterschutzgesetz und mit ihrer ungeheuerlichen Fleischverteuerungspolitik der Arbeiterpartei unerschöpfliche Agitationsmöglichkeiten geboten hat. Am kläglichsten haben bei der Essener Nachwahl die Helfershelfer des Zentrums, die Christlichsozialen abgeschnitten. Trotz skrupellosester Agitation brachten sie es in diesem Riesenwahlkreis auf nur 2000 Stimmen, sodaß sie nicht einmal bei der Stichwahl irgendwie ausschlaggebend sind. Hierbei wird es vielmehr allein von der Haltung der „vereinigten nationalen" Wähler abhängen, ob der Zentrumsarbeiter Giesberts (35 000 Stimmen) oder der Sozialdemokrat (28 000 Stimmen) obsiegt. Dank der politischen Begriffsverwirrung im nationalliberalen Lager läßt sich der Ausfall der Stichwahl noch keineswegs sicher voraussagen.

Der sozialdemokratische Parteitag, der diese Woche hindurch in Jena tagt, hat infolge einer besonders energischen und geschickten Geschäftsführung keine Fortsetzung der unerquicklichen Auseinandersetzungen zwischen den ethisch-ästhetischen Gefühlssozialisten and den ökonomischen Marxisten gebracht. Die Streitigkeiten sind vielmehr m eine Kommission verwiesen und werden dort unter Ausschluß der Oeffentlichkeit ausgetragen. Daß freilich mit dieser ungewöhnlich vorsichtigen Methode ein dauernder Friede innerhalb der Sozialdemokratie gewährleistet sei, ist kaum anzunehmen.

Schon die bloße Tatsache, daß der preußische Landwirtschaftsminister v. Podbielski unter dem Druck der öffentlichen Meinung wenigstens eine Enquete über Umfang and Gründe der Fleischteuerung bei den Landwirtschaftskammern und höheren Verwaltungsbehörden angeordnet hat, sieht den Agrariern wie eine gefährliche Konzession an die Konsumenten aus. Zwar können sie selbst nicht ernstlich annehmen, daß die Befragung dieser hochagrarischen Körperschaften und Regierungsstellen irgendwelche antiagrarischen Ergebnisse zutage fördern werde; auch ist es noch gänzlich ungewiß, wann die Enquete zum Abschluß kommen und ob und wann und wie sie dann in Taten umgesetzt werden wird. Trotz alledem sind die agrarischen Blätter sofort mit lebhaften Schilderungen einer entsetzlichen landwirtschaftlichen Notlage bei der Hand und drohen der Regierung mit der „tiefen und gerechten Erbitterung der Landwirte", falls sie „vor den Schreiern Kotau machen" sollte. Und der Präsident des deutschen Landwirtschaftsrats, Graf Schwerin-Loewitz, beschwört Reichskanzler und Landwirtschaftsminister, die Grenzen in seitheriger Weise geschlossen zu halten, da die Erleichterungen aus-

Digitized by Google

ländischer Vieheinfuhr doch keinen nennenswerten Einfluß auf die Fleischpreise hätten und nur die deutsche Viehzucht im höchsten Grade gefährdeten. Es ist nach alledem durchaus unwahrscheinlich, daß sich unsere agrarisch beherrschte Regierung zu irgend welchen nennenswerten Zugeständnissen an die Masse der fleischessenden Bevölkerung verstehen wird.

In Ungarn ist der kritische Tag erster Ordnung, der 15. September, unerwartet glimpflich vorübergegangen. Durch die Demission des Ministeriums Fejervary und die Aussichten auf kaiserliches Entgegenkommen war der Opposition der schärfste Stachel genommen. Und die Riesendemonstration der mehr als 60 000 Arbeiter vor dem Parlamentsgebäude zugunsten des allgemeinen Wahlrechts verlief musterhaft friedlich. So wurde schließlich auch die abermalige Vertagung des ungarischen Reichstags verhältnismäßig ruhig entgegengenommen. Nur die verworrene und gefährliche Gesamtlage blieb unverändert und hat sich seither keineswegs gebessert. Denn noch immer will Kaiser Franz Josef keine militärischen Konzessionen machen, und noch immer bezeichnet die geschlossen auftretende Opposition die magyarische Kommandosprache im ungarischen Heer als unerläßliche Vorbedingung einer Verständigung. Unter diesen Umständen wagt niemand, der neuerdings eingeleiteten Versöhnungsaktion zwischen Kaiser und Oppositionsführern weittragende Bedeutung beizulegen. Die Hilflosigkeit und allgemeine Ratlosigkeit dauert vielmehr weiter an und wird durch die Empörung der in der Wahlrechtsfrage getäuschten Massen noch erheblich vermehrt.

Ueber den Verhandlungen der schwedischen und norwegischen Delegierten in Karlstad schwebt noch immer geheimnisvolles Dunkel. In den letzten Tagen trat mit überraschender Bestimmtheit das Gerücht auf, daß eine glatte Einigung unwahrscheinlich geworden sei. Norwegen soll zwar bereit sein, Schweden die Schleifung etlicher Grenzfestungen zu konzedieren, verlangt aber vorherige Abschließung eines Schiedsgerichtsvertrages, der schwedische Angriffe ausschließen würde. Schweden soll in Karlstad demgegenüber die Auffassung vertreten, daß ein solcher Schiedsgerichtsvertrag nicht vorher abgeschlossen werden könne, weil das bereits Anerkennung der staatlichen Selbständigkeit Norwegens bedeuten würde. Von beiden Völkern wird behauptet, daß sie während der Karlstader Verhandlungen im geheimen eifrig rüsteten. Trotz dieser beunruhigenden Gerüchte erhält sich hartnäckig der Glaube, daß es zu keinem Kriege zwischen den beiden stark aufeinander angewiesenen Nachbarvölkern kommen wird, weil beide keinen dauernden Gewinn von einer Entscheidung der Unionsfrage mit Waffengewalt haben würden.

In Rußland macht die revolutionäre Bewegung neuerdings bedrohliche Fortschritte, sodaß die Mobilisierung ganzer Provinzen angeordnet werden soll, um die herrschende Anarchie etwas einzudämmen. In Transkaukasien und vor allem in Baku kommt es noch tagtäglich zu blutigen Kämpfen zwischen Bevölkerung und Soldaten. Der zum Gouverneur des Kaukasus ernannte Prinz Napoleon ist bereits vor Uebernahme seines Amtes von einem Bombenattentat bedroht gewesen. Dolch und Bombe fordern täglich ihre Opfer in allen Teilen des russischen Reiches. Und die Urheber, die verantwortlichen Väter aller Greueltaten? Sie suchen mit Peitsche und Zuckerbrot weiterzuregieren. Trepow mahnt in einem geheimen Rundschreiben die Verwaltungsbehörden zu rücksichtslosester Strenge, und Väterchen Zar verspricht ein neues Reformchen in Gestalt eines Ministerrates, der alle Gesetze genehmigen soll, ehe sie dem Zaren zur Sanktionierung vorgelegt werden. Der Gang der Ereignisse wird durch solche wertlose Verbrämungen des Absolutismus nicht aufgehalten.

* * *

Die vorsichtige Sozialdemokratie.

Je größer eine Partei wird, um so vorsichtiger muß sie sein — notabene, solange sie noch nicht die absolute Mehrheit hat! Daß die Sozialdemokratie nach ihrem Riesensieg vom 16. Juni 1903 sich gegen diese Pflicht zur Vorsicht auf dem Dresdener Parteitag in der schneidendsten Weise verging, hat sie bitter zu büßen gehabt. Noch lasten die Sünden von Dresden ungesühnt auf ihr. Das Parteileben leidet darunter in schier unerträglichem Maße. Trotzdem hat sie noch immer nicht den Mut zu dem Bekenntnis gefunden, daß man sich von der Dresdener Taktik offen lossagen müsse, um die Folgen von Dresden überwinden zu können. Aber die Ueberzeugung beherrscht schon seit weit über Jahresfrist so ziemlich die ganze Partei: eine Neuauflage von Dresden darf es auf keinen Fall mehr geben!

Diese Ueberzeugung war es, die dem Bremer Parteitag den Stempel aufdrückte. Sie war so mächtig, daß man sogar mit dem Sünder Schippel fein säuberlich verfuhr. Nur keinen Eclat!

Auf dem Parteitag in Jena geht man, wenn es möglich ist, noch vorsichtiger vor als in Bremen. Je wüster der Kampf in den Spalten der sozialdemokratischen Presse bis zum 17. September tobte, um so friedlicher setzte der Parteitag ein. Brüsker Uebergang vom wildesten Furioso zum zartesten Adagio. Zwar ist jetzt, da diese Zeilen geschrieben werden müssen, erst die Hälfte des Parteitages vorüber. Aber es müßte ganz sonderbar, ganz programmwidrig zugehen, wenn die „Langeweile", über die man am Preßtisch stöhnt, noch von dramatisch bewegten Szenen abgelöst werden sollte.

Stürmisch war der Beifall, als Bebel gleich am Begrüßungsabend ersuchte, den Austrag der Parteidifferenzen in Formen zu vollziehen, die den Gegnern kein Material böten. Da er selbst am meisten schuld an dem schlechten Ton von Dresden trug, so begrüßte man in der Mahnung des Parteiführers vor allem den Willen, sich selber Zügel anzulegen. Wie man hört, soll ja auch die Resolution zum Massenstreik, die er dem Parteitag unterbreiten wird, einen derartigen Kompromißcharakter tragen, daß man ihr von rechts wie von links unbedenklich zustimmen könne.

Daß man am Montag nicht, wie sonst immer, mit dem Geschäftsbericht, an den sich allerlei unangenehme Diskussionen knüpfen konnten, sondern mit dem neuen Organisationsstatut begann, war ganz dazu angetan, Oel auf die vom Preßkriege erregten Wogen zu gießen. Organisationsfragen sind ja sehr wichtig, wirken aber eher einschläfernd als aufregend, namentlich wenn sie mit der Breite vorgetragen werden, in der sie Herr v. Vollmar in seinem wirklich „erschöpfenden" Referate von drei Stunden behandelte. Immerhin: il y a anguille sous herbe. Es gab ein paar Punkte in dem Statut, an die sich eine heftige Erörterung knüpfen konnte. Soll die Reichstagsfraktion wie bisher vollzählig ipso jure an den Parteitagen teilnehmen, oder soll sie, wie es manche radikale Gegner der ihnen zu maßvollen Fraktion wünschen, in ihren Rechten gemindert werden? Soll der „Vorwärts" Zentralorgan der Partei und damit in erster Linie Sprachrohr des Parteivorstandes bleiben, oder soll er als bloßes Lokalblatt ganz den radikalen Berliner Genossen ausgeliefert werden? Ueber beide Fragen konnte scharf diskutiert werden. Es sollte aber nicht. Deshalb erklärte Herr Singer als Vorsitzender von vornherein, er halte es für zweckmäßig, den Entwurf samt den zahllosen dazu gestellten Anträgen einer Kommission zu überweisen. Die Aussicht, daß die Kommission und nicht das Plenum die eigentliche Entscheidung fällen werde, minderte natürlich die Bedeutung der Generaldiskussion. Wozu sollte man sich sonderlich anstrengen? Man wußte ja: es war „für die Katz".

Trotzdem wurde die „Vorwärts"-Frage aufs Tapet gebracht. Die Berliner Vertreter waren zu sehr „geladen". Aber ehe die Sache unangenehm wurde, griff Bebel ein. Ipsissimus! Sonst halten sich die Führer immer an den ersten Tagen zurück und überlassen das Feld den diis minorum gentium. Diesmal hielt er es für nötig, seine ganze Autorität in die Wagschale zu werfen, um jede weitere Erörterung des heiklen

Themas abzuschneiden. Er erklärte unter atemlosem Schweigen der ganzen Versammlung, daß der Parteivorstand und die Kontrollkommission einstimmig der Ansicht seien, der „Vorwärts" müsse Zentralorgan bleiben.

Damit war die Sache erledigt. Niemand kam mehr mit einem Wort darauf zurück. Der Entwurf samt den Anträgen wurde einer Kommission überwiesen. Und zwar derselben Kommission, die den Entwurf ausgearbeitet hatte! Es war ein Geniestreich Singers, daß er diesen Vorschlag mit der harmlosesten Miene von der Welt machte, begründete und durchsetzte. Natürlich wird die Kommission in allen wesentlichen Punkten an ihrem eigenen Elaborat festhalten. Jede peinliche Ueberraschung ist also ausgeschlossen.

Mit derselben Geschicklichkeit, mit der die Debatte über die Organisation aller Spitzen entkleidet wurde, wurden den Verhandlungen über den Geschäftsbericht die Giftzähne ausgebrochen. Der Abgeordnete Molkenbuhr hatte den Geschäftsbericht zu erstatten. Er hätte natürlich über die „Leipziger Volkszeitung" reden müssen, und ebenso natürlich wären darauf Erwiderungen gefolgt: das mußte vermieden werden. Darum erhob sich Herr Stolten, der Redakteur des „Hamburger Echos", zu einem sehr gewandten kleinen Speech. Er führte aus, im Interesse der Partei sei es unumgänglich nötig, daß der Streit nicht wie bisher weiter gehe. Diese Ueberzeugung herrsche auf beiden Seiten, auf der ethisch-ästhetischen wie auf der ökonomisch-historischen. Bedenklich würde es jedoch sein, wenn sich die Diskussion auf die Frage zuspitzte: wen trifft die Schuld? Die Frage müsse vielmehr lauten: wie machen wir für die Zukunft dem Streit ein Ende? Das Vergangene solle man auf sich beruhen lassen und nur einen Weg für die Zukunft suchen. Das werde aber am besten eine Kommission besorgen.

Allgemeine Erleichterung. Stolten hatte das erlösende Wort gesprochen. Nur keine Plenarverhandlung über Mehring! Die Dresdener Spuren schrecken. Im verschwiegenen Kommissionszimmer wird man schon eine Resolution zusammenbrauen, der alles zustimmen kann. Der Weg ist ja der Kommission gewiesen: Vergangenheit — Schwamm drüber! So wird man leicht zu einer Einigung kommen, zumal die Kommission schon vorsichtig zusammengesetzt ist. Eine Kommissionsliste, die die Namen von Arthur Stadthagen, Rosa Luxemburg und ähnlichen Exaltados enthielt, fand beim Parteitag keine Gegenliebe. Man wollte eine friedliche Kommission, um eines friedlichen Resultates sicher zu sein.

Eine dritte Gelegenheit, wo die Gegensätze auflodern konnten, bot die Frage der Maifeier. Bekanntlich besteht in dieser Frage seit längerer Zeit ein latenter Gegensatz zwischen den Gewerkschaften und der Partei. Seit dem letzten Gewerkschaftskongreß in Cöln ist dieser Gegensatz offenkundig geworden. Die Partei drängt im Anschluß an die Beschlüsse der internationalen Arbeiterkongresse auf Arbeitsruhe am 1. Mai. Die Gewerkschaften haben in der Arbeitsruhe, die sich die Unternehmer zumeist nicht gefallen lassen, ein Haar gefunden wegen der Aussperrung der Arbeiter, die sie im Gefolge hat, und wegen der Unterstützungen, die an die ausgesperrten Arbeiter zu zahlen sind. Der Ausgleich dieser Gegensätze liegt natürlich den Führern der Partei umso mehr am Herzen, als die Gewerkschaften die Kerntruppe der Sozialdemokratie darstellen.

Das Referat über die Maifeier hatte der Abgeordnete Richard Fischer, der sich seiner Aufgabe mit außerordentlichem Geschick entledigte. Er erfaßte das Problem der Gewerkschaftsentwicklung in seiner ganzen Tiefe. Ueberzeugend wies er nach, wie die deutschen Gewerkschaften den englischen Trade-Unions immer ähnlicher werden. Der Berufsegoismus erfaßt sie. Zünftlerisch grenzen sie sich gegeneinander ab. Um keinen Preis will es der Buchdrucker dulden, daß ein Maschinenbauer an seiner Stelle irgendwo in den Buchdruckereibetrieb eintrete. Aengstlich wachen sie darüber, daß ihre Beamten nur für sie tätig sind. Die Metallarbeiter, diese Riesengewerkschaft radikalsten Charakters, verbietet es ihren Angestellten, politisch tätig zu sein. Die Sorge um die Verbesserung der Lohn- und Arbeitsbedingungen droht der einzige Inhalt des gewerkschaftlichen Lebens zu werden. Das ideale Moment, die Politik, die Zukunft trete in den Hintergrund gegenüber rechneerischen Erwägungen. Nur ein Symptom dieser Entwicklung ist es, wenn ein anerkannter Gewerkschaftsführer die Maifeier als einen „Fremdkörper" im Leibe der Gewerkschaften bezeichnet.

Aber die Partei braucht gerade die Maifeier als „Glaubensbekenntnis". Darum ist ihre Resolution für die Maifeier dies Jahr schärfer formuliert als früher. Ein heftiger Kampf mit den überwiegend gewerkschaftlich interessierten Mitgliedern des Parteitages wäre also unvermeidlich gewesen, wenn — man nicht diese Resolution mit der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands vereinbart hätte! Kluge Diplomatie hat also auch hier die Steine des Anstoßes aus dem Wege geräumt. Freilich wird die Annahme der Resolution weder die von Fischer gezeichnete Entwicklung der Gewerkschaften aufhalten noch auch die Arbeitsruhe am 1. Mai sonderlich fördern. Aber schlimme Diskussionen sind wenigstens vermieden.

Der diesjährige Parteitag scheint also ohne jede Explosion vorübergehen zu sollen. Der Zündstoff bleibt unversehrt liegen.

H. v. Gerlach.

Die Aufhebung des Freigepäcks.

Bei der Besprechung der sogenannten Tarifreform für den Personenverkehr auf den preußisch-hessischen Staatseisenbahnen hat die geplante Aufhebung des Freigepäcks fast überall Widerspruch gefunden.

Will man sich auf den Standpunkt des Ministers von Budde stellen, den er im Abgeordnetenhause vertreten hat, so wird man erwarten dürfen, daß die Zuschläge für Schnellzüge in der Tat nicht die jetzigen Zuschläge für D-Züge übersteigen werden, d. h. daß sie nur für eine ganz bestimmte Art von Durchgangsverkehr auf den Hauptlinien gelten sollen. Das ist zwar keine Reform, aber das Publikum hat sich damit abgefunden. Die Einstellung des Preises der halben Rückfahrtkarte als Normalpreises ist seit langem allgemein gefordert. Sie läßt die Reisen zweiter und dritter Klasse unberührt. Die Erhöhung, die dabei das Reisen erster Klasse erfährt, ist eine vielleicht kleinliche Maßregel. Soll aber die Reform höhere Einnahmen bringen, so wird man zugeben können, daß die Reisenden erster Klasse am ersten eine geringe Mehrausgabe ertragen können. Allerdings wird ein großer Teil dieser Mehreinnahme vom preußischen Staate selber getragen werden, da für die zahlreichen Dienstreisen von Beamten und Offizieren, die erster Klasse zu fahren haben, nunmehr vom Fiskus entsprechend höhere Reiseentschädigung zu zahlen sein wird. Finanziell wird diese Maßregel keinen nennenswerten Erfolg haben können.

Würde sich die Eisenbahnverwaltung mit den erwähnten Aenderungen begnügen wollen, so wäre der Plan des Ministers mit Befriedigung aufgenommen worden, zumal die „Reform" eine einheitliche Gestaltung des Personenverkehrs für ganz Deutschland zur Folge haben soll. Gerade dieses Moment hat im Landtage durchgängig Billigung erfahren. Weshalb aber diese Einigung von den Reisenden im preußisch-hessischen Verkehrsgebiete durch höhere Gepäckfracht bezahlt werden soll, ist nicht verständlich.

Es widerspricht durchaus den Erfahrungen des Verkehrs, wenn angenommen wird, daß ein mutmaßlicher Ausfall an Einnahmen infolge Herabsetzung des Fahrpreises nur durch höhere Belastung des Reiseverkehrs an anderer Stelle ausgeglichen werden kann. Die Erfahrung spricht vielmehr dafür, daß die Verbilligung in kurzer Zeit eine solche Vermehrung des Reisens nach sich zieht, daß der gefürchtete Ausfall bald sich in eine Mehreinnahme verwandelt.

Seit über fünfzig Jahren hat der Reisende in Preußen Reisegepäck bis zu 25 kg frei gehabt, d. h. er hat einen Fahr-

Digitized by Google

preis gezahlt, der die Kosten der Gepäckbeförderung miteinschloß. Für Gepäckstücke über 25 kg war der Frachtsatz 0,5 Pfennige für je 10 kg und 1 km. Eine Aenderung ist erst eingetreten, als durch die Einführung von Sonderkarten und Rundreiseheften die Gepäckfreiheit aufgehoben wurde. Sofort folgte die Industrie den neuen Verhältnissen, indem sie „Rundreisekoffer" herstellte, die in die Abteile mitgenommen werden konnten, also Zahlung einer Gepäckfracht verhüteten. Besonders seit dieser Zeit sind die Wagenabteile wahre Gepäckkammern geworden, eine Last für alle Reisenden. Auf den süddeutschen Bahnen gibt es kein Freigepäck. Der Gepäcktarif ist dort meist 0,35 Pfennige für je 10 kg und 1 km. Die Reise in Süddeutschland war also für Reisende mit schwererem Gepäck um den Betrag der Gepäckfracht teuerer als in Norddeutschland. Aber es wird fast ganz außer acht gelassen, daß die Strecken in Süddeutschland bei weitem kürzer sind als die norddeutschen. Und gerade hierin liegt der Schwerpunkt für die Beurteilung des neuen preußisch-hessischen Tarifplans.

Nach diesem neuen Tarif soll für Gepäck gezahlt werden:

	für 25 kg:
für 1— 25 km	0,20 Mark
„ 26— 50 „	0,25 „
„ 51—100 „	0,50 „
„ 101—150 „	0,75 „
„ 151—200 „	1,00 „

Für je 50 km steigt der Satz um je 25 Pfennig, sodaß

für 500 km schon 2,50 Mark
„ 800 „ „ 4,00 „

zu zahlen sind und für alle Entfernungen über 800 km ein Einheitssatz von 5 Mark für 25 kg gilt. Gewichte über 25 kg werden wieder mit je 25 kg in Ansatz gebracht, und der vorher angegebene Einheitssatz wird so oft vervielfacht, als das Gepäck angefangene 25 kg enthält. Also 51 bis 75 kg zahlen z. B. bei Entfernungen über 800 km $3 \times 5 = 15$ Mark usw.

Es ist bereits in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 1. Juli 1905 von mir betont worden, daß dieser starre Entfernungstarif für den ganzen Osten Deutschlands geradezu eine Strafe auf das Reisen setzt.

Es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß Berlin als Reichshauptstadt für größere Reisen das Reiseziel abgibt oder Durchgangsstation ist, sodaß jeder Ostdeutsche, der die wärmeren Gegenden unseres Vaterlandes oder gar den Süden Europas aufsuchen will, unter allen Umständen Entfernungen zu durchmessen hat, die stets in der Höchstzone über 800 km liegen.

Es sind z. B. entfernt:

			mithin Gepäckfracht für 25 kg
Memel	von Berlin	827 km . . .	5,00 Mark
Gumbinnen	„ „	706 „ . . .	4,00 „
Königsberg	„ „	590 „ . . .	3,00 „
Danzig	„ „	460 „ . . .	2,50 „

Der Memeler Reisende, der sich mit Handgepäck nicht begnügen kann, zahlt also von voenherein den Höchstsatz von 5 Mark;

der Gumbinner braucht nur bis Rathenow
„ Königsberger „ „ „ Oebisfelde } auf der Strecke
„ Danziger „ „ „ Minden } Berlin—Hannover

zu reisen, um dann auch schon auf 5 Mark zu kommen. Das heißt: Nach diesem famosen Tarif wird der Ostdeutsche, abgesehen von dem höheren Fahrpreise, um mehrere Mark vorausbelastet gegenüber dem Reisenden, der etwa von Berlin, Stettin oder Hamburg aus seine Reise eintritt.

Das mag dem wohlhabenden Reisenden nicht sehr empfindlich sein. Für den Reisenden mit kleinem Geldbeutel, der Erholung sucht, für den Geschäftsreisenden, der zur Mitführung von größerem Gepäck oft gezwungen ist, bedeutet diese Belastung eine schwere Schädigung seiner Interessen. Eine Reise von Königsberg nach Berlin würde bei dem „Reformtarif" 17,85 Mark in der dritten Klasse kosten, 25 kg Gepäck dazu 3 Mark, d. h. die Gepäckfracht bedeutet eine Verteuerung gegen den jetzigen Zustand, in dem doch jedermann schon die billigeren Rückfahrtkarten benutzt, um fast 17 Prozent!

Wäre nun wenigstens eine neue Leistung des Staats mit dieser größeren Ausgabe verbunden! Aber davon ist nicht die Rede. Wie bisher nimmt die Eisenbahn das Gepäck in ihre Verwahrung, bescheinigt den Empfang, liefert es am Endziele aus und haftet für die Lieferung nach Maßgabe der Vorschriften. Darin liegt eine wertvolle Leistung, die größer ist, als auf den Bahnen Englands. Denn im lokalen Verkehr Englands ist zwar das Personengepäck vollständig frei — ohne jede Rücksicht darauf, mit wie vielem und mit wie schwerem Gepäck gereist wird —, aber der Reisende erhält keine Quittung, er muß sich selbst um richtige Verladung, um richtige Bezettelung, oft auch um richtige Umladung kümmern. Seine materielle Sicherheit ist geringer. Aber das englische Publikum ist gewohnt, sich um diese Dinge selbst zu kümmeen. Verluste kommen fast nie vor, und man erfreut sich einer Schnelligkeit der Abfertigung, die bei uns infolge der Registrierung des Gepäcks fast nie zu erreichen ist.

Das deutsche System hat also einen Vorzug vor dem englischen voraus, und man wird unter Umständen zugeben können, daß dieser Vorzug, die Haftung der Eisenbahn für das ihr übergebene Gepäck, ein Entgelt wert ist; man wird auch, selbst als Anhänger des Freigepäcks, eine Gebühr mit in den Kauf nehmen, wenn im übrigen die Tarifreform gesichert ist. Um so eher kann dies geschehen, wenn man anerkennt, daß auch heute schon der ganze „Rundreiseverkehr" keinen Anspruch auf Freigepäck hat.

Wie muß aber dann diese „Gebühr" aussehen? Darf sie dann die Form eines starren Entfernungssatzes haben?

Ich wiederhole, die Leistung der Eisenbahn ist neben der selbstverständlichen Beförderung: Empfang, Haftung, Ablieferung. Nur für die Behandlung des Gepäcks bei Antritt und Ende der Reise ist eine besondere Arbeitsleistung erforderlich. Ist das Gepäck verladen, so ist es für jene Arbeitsleistung gleich, ob es in dem Wagen 20 oder 1000 Kilometer weit reist, abgesehen von Umladungen bei weiten Reisen, und es ist für die Betriebskosten unerheblich, ob die eingestellten Gepäckwagen leer oder voll sind.

Diese Umstände drängen dazu, mit dem bisherigen System zu brechen und einen Einheitssatz für die Beförderung von Gepäck zu fordern; eine geringere Gebühr für nahe, eine einzige, erhöhte für weitere Entfernungen.

Eine „Gebühr" von 0,25 M. bis 100 km
„ „ „ 0,50 „ über 100 „

möchte zweckentsprechend erscheinen. Sie erleichtert die Abfertigung, sie belastet den Verkehr nicht wesentlich und würde wahrscheinlich sehr großen Einnahmen bringen.

Von vornherein muß aber daran festgehalten werden, daß es sich um eine „Gebühr", nicht um Fracht handelt. Eine Gebühr für eine bestimmte Mehrleistung der Eisenbahn zugunsten des Reisenden. Denn sobald man diesen Standpunkt verläßt, kommt der Tariffachmann und weist nach, daß solche Einheitssätze mit dem ganzen Tarifsystem der Staatsbahnen einfach unverträglich seien. 25 kg, um zunächst das gewohnte Gewicht zum Vergleiche heranzuziehen, kosten nach den geltenden Tarifen:

	als Eilgut	Stückgut	Stückgut-Spezialtarif	Spezialtarif I	Spezialtarif III
bei 101 km	0,63 M.	0,31$_5$ M.	0,23 M.	0,14 M.	0,08$_5$ M.
„ 800 „	3,22$_5$ „	1,61 „	1,61 „	0,93 „	0,47 „

Es würde also ein Gepäckstück bei einer Gebühr von 25 Pfennigen und einem Gewichte von 25 kg für 101 km Entfeenung nicht mehr kosten als nach dem Stückgut-Spezialtarif, und bei 800 km würde die Gebühr von 50 Pfennigen sogar dem Spezialtarif III Konkurrenz machen.

Digitized by Google

Es dürfte sich aber empfehlen, gleichzeitig noch einen Schritt weiter zu gehen und ebenso wie mit dem System der Entfernung mit dem des Gewichts zu brechen. Dann ist die einfachste Form die der Stückgebühr. Wenn für jedes aufgegebene Stück Gepäck der Einheitssatz zu entrichten ist, ist die ganze Gepäckabfertigung, bei der heute viel Zeit verloren geht, zu einer überaus einfachen Sache geworden. Es wird deshalb nicht jeder Reisende mit Riesenkoffern reisen, nur um ja recht viel Gepäck mitzuschleppen. Vielmehr wird sich ein Ausgleich von leichtem und schwerem Gepäck ganz natürlich ergeben. Allerdings erscheint es selbstverständlich, daß Mißbräuchen hinsichtlich des Begriffs „Reisegepäck" durch vernünftige, praktische Vorschriften vorgebeugt wird. Selbst die Festsetzung einer Höchstgewichtsgrenze würde nichts gegen sich haben.

Aengstliche Gemüter werden vielleicht fürchten, daß künftig das Reisegepäck aus Wagenladungsgütern des Spezialtarifs III bestehen wird. Man braucht dies nur auszusprechen, um es als Absurdität zu empfinden. Bei meinen häufigen Reisen in England habe ich noch nie bemerkt, daß die Reisenden etwa Säcke Kaffee als Reisegepäck mitgenommen hätten, nur weil es nichts kostet. Man weiß drüben, ebenso wie bei uns, ganz gut, was als Reisegepäck anzusehen ist, und braucht umso weniger Uebelstände zu fürchten, je einfacher und für jeden Laien verständlicher die Dinge gestaltet werden. Man soll nur dem gesunden Sinn der Menschen etwas mehr vertrauen.

Als die Post den 50 Pfennigsatz für Packete von 5 kg einführte, hielt man es für unerhört. Heute hat der Posteinheitssatz seinen Siegeszug durch die Welt angetreten. Und für Fahrräder besteht heute bereits ein Einheitssatz für die Eisenbahnen. Sollte es zu kühn sein, den gleichen Gedanken auf die so einfach zu gestaltende Beförderung des Personengepäcks zu übertragen? In jedem Falle ist es dringend erwünscht, daß die öffentliche Meinung zu dieser Auffassung der Frage entschieden Stellung nimmt.

Danzig. Otto Münsterberg.

Deutscher und englischer Einfluß in Dänemark.

Als die englische Flotte vor kurzem nach ihren Manöverübungen in der Ostsee auf der Reede von Kopenhagen ankerte, erschienen in der Zeitung „Politiken" zwei Artikel, die die deutsch-englischen Beziehungen behandelten. Der eine stammte aus der Feder von Georg Brandes, während der andere den bekannten Kopenhagener Großkaufmann und Politiker Peschke-Koedt zum Verfasser hatte. Beide brachten starke Sympathien für England zum Ausdruck, beide befürworteten eifrig eine politische Annäherung Dänemarks an Großbritannien.

Im Auslande sind am meisten die Brandesschen Ausführungen beachtet worden, vor allem wohl deshalb, weil sie den Gegenstand mit einem sensationellen Radikalismus behandeln. Will doch Brandes nichts mehr und nichts weniger, als daß sich das dänische Volk mit dem Gedanken eines vollständigen Aufgehens im britischen Weltreich vertraut machen soll. Die Rolle einer autonomen englischen Kolonie erscheint ihm als das erstrebenswerteste Ziel für sein Vaterland.

Es muß von vornherein auffallen, wenn jemand, ohne daß sich sein Land in einer Zwangslage befindet, die Idee einer Aufgabe der politischen Selbständigkeit nicht nur zur Diskussion stellt, sondern ohne weiteres dafür Propaganda macht. Was in aller Welt kann im gegenwärtigen Moment einen Dänen dazu bestimmen, seinen Landsleuten den Verzicht auf die Autonomie anzuraten? Gibt es irgend eine aktuelle Gefahr für Dänemark, die es veranlassen könnte, bei dem mächtigen Großbritannien einen Schutz zu suchen, der nur mit dem gewaltigen Opfer des Aufgebens der Selbständigkeit zu erkaufen wäre? Soweit man auch blicken mag, eine derartige Gefahr existiert nicht, und man darf hinzufügen: sie ist überhaupt nicht denkbar, sie liegt nicht in dem Bereich der Kombinationen, die auch nur einigermaßen an reale Tatsachen anknüpfen. Auch ein kriegerischer Konflikt zwischen Deutschland und England vermöchte nicht eine Situation zu schaffen, die zu einer Verwirklichung der Vorschläge Georg Brandes' nötigte.

Ich weiß, daß, abgesehen von anderen Erwägungen, die hier aus dem Spiel bleiben können, weil sie weniger politischer als sentimentaler Natur sind, es in der Hauptsache der Gedanke an die Unvermeidlichkeit des Zusammenstoßes zwischen Deutschland und England ist, der den nordischen Gelehrten auf seine sonderbaren Gedankengänge gebracht hat. Er ist, beeinflußt von tärichten Preßerzeugnissen in Berlin und in London, überzeugt davon, daß die bewaffnete Auseinandersetzung vor der Tür stehe. Aber selbst wenn diese Besorgnis so begründet wäre, wie sie unserer Meinung nach unbegründet ist, so ließe sich, wie gesagt, noch immer keine Konstellation konstruieren, die Dänemark zu dem verzweifelten Schritt treiben könnte, der ihm angeraten wird. Im Gegenteil, ein solcher Krieg könnte unter Umständen sogar dazu beitragen, Dänemarks politische Bedeutung zu stärken.

Doch sei dem, wie ihm wolle. Auf jeden Fall steht Georg Brandes mit seiner Auffassung der Lage und den Folgerungen, die er aus ihr zieht, so gut wie vollständig allein. Er selbst ist sich dessen bewußt, glaubt jedoch, daß eine eifrige Propagierung seiner Idee diese mit der Zeit für seine Landsleute annehmbar machen werde. Sicherlich irrt er darin. Denn führende Politiker aller Parteien erklären einstimmig, daß sich nur ein sehr geringer Bruchteil der politisch denkenden Dänen mit den Propositionen des Literarhistorikers anfreunden würde, selbst wenn dieser, waran man übrigens zweifelt, es versuchen sollte, für seine Ansichten im Lande Proselyten zu machen. Auch die radikale Partei, zu der sich Brandes rechnet, lehnt eine Identifizierung mit seinen Anregungen energisch ab. Umsomehr, als diese Gruppe unter ihrem jungen aber zielbewußten Führer Dr. Munch derzeit andere Fragen zu lösen hat, und vor allem mit einer Energie, wie man sie den entsprechenden Parteien bei uns zu Hause wünschen möchte, bestrebt ist, ein Einvernehmen aller demokratischen Elemente mit Einschluß der Sozialdemokratie in der inneren Politik herbeizuführen.

Hat so Brandes in seinen Vorschlägen nicht viel mehr als seine Privatmeinung niedergelegt, so muß man doch andererteils bekennen, daß die Stimmung, aus der heraus sie gemacht wurden, im dänischen Volke weiter verbreitet ist und sich gerade in der letzten Zeit wieder neu belebt hat. Einen Beweis hierfür liefert unter anderem jener Artikel des ehemaligen Folkethingsmitglieds Peschke-Koedt. Es ist in der deutschen Presse vielfach so dargestellt worden, als ob sich die Ausführungen dieses Führers der dänischen Freihändler vollkommen mit den Brandesschen deckten, und man glaubte das Vorhandensein eines blinden Deutschenhasses in den führenden politischen Kreisen Dänemarks konstatieren zu können. Beides mit Unrecht. Herr Peschke-Koedt ist weit davon entfernt, für Dänemark die Stellung einer englischen Kolonie herbeizusehnen, er sagt nur ganz allgemein, daß, wenn Dänemark einmal in die Notlage käme, so oder so zwischen Deutschland und England wählen zu müssen, die Entscheidung nur zugunsten Englands fallen dürfe. Koedt ist Nordschleswiger und ist noch unter dänischer Herrschaft geboren. Die Vermutung läge nahe, daß seine Englandfreundschaft nichts anderes sei als der Ausdruck seiner Abneigung gegen Deutschland. Aber ich habe nicht nur von ihm, sondern von allen denen, die seine Gedankengänge teilen, den bestimmten Eindruck gewonnen, daß es sich bei ihnen nicht sowohl um eine Aversion gegen Deutschland als vielmehr um eine aufrichtige Sympathie für Großbritannien handelt, eine Sympathie, die zudem auf sehr realpolitische Erwägungen zurückgeht.

Es sind sehr feste ökonomische Bande, die das kleine nordische Königreich mit dem freihändlerischen England verbinden, und es bedürfte nicht einmal der kleinlichen Verärgerungspolitik der preußischen Regierung in Nordschleswig, um die Vorliebe für England und damit den englischen Einfluß

Digitized by Google

in Dänemark zuungunsten des deutschen zu stärken. Dänemark, das durch eine vernünftige Zollpolitik, durch ein weitgehendes Verständnis für kulturelle Aufgaben, durch den gesunden Menschenverstand seiner Landwirte in die Lage versetzt worden ist, bei der besten Ernährung seiner eigenen Bevölkerung, agrarische Produkte in verhältnismäßig großer Menge auszuführen, findet in England offene Türen für seinen Handel, während Deutschland sich immer mehr abschließt und vor allen Dingen auch durch seine, angeblich sanitären Rücksichten entspringenden Beschränkungen der Vieheinfuhr dem Norden ein immer schwerer zugänglicher Nachbar wird. Es ist ganz selbstverständlich, daß nach derselben Richtung, nach der die wirtschaftlichen Interessen gravitieren, auch die politischen Sympathien neigen, und es ist töricht, den Dänen ihre Freundschaft für Großbritannien zum Vorwurf zu machen, da es unsere eigene Schuld ist, daß sie sich nach jener Seite wenden. In dem kleinen Inselkönigreich bestehen von Hause aus keine sonderlich freundschaftlichen Gefühle für den großen Nachbarn im Süden, aber noch weniger waren sie ursprünglich für England vorhanden. Es war schließlich doch deutsche Geistes-kultur, die in Dänemark vorherrschte, und wenn man jetzt nach England hinüberschaut, wenn englischer Einfluß zunächst in dem wirtschaftlichen und geistigen Leben, dann mit der Zeit auch im politischen Leben sich zum Nachteil für Deutschland immer mehr Boden erobert, so haben wir das nächst unserer Landratspolitik im Innern jener Handelspolitik zu verdanken, die angeblich im Interesse des Schutzes der nationalen Arbeit inauguriert worden ist. Und was für Dänemark zutrifft, das gilt, wenn auch nicht ganz in demselben Umfange, von dem gesamten Norden. Auch in den beiden anderen skandinavischen Staaten, vor allen Dingen in Norwegen, kann der aufmerksame Beobachter ein langsames Zurückgehen der Sympathien für Deutschland zugunsten Englands konstatieren, und das ist bedauerlich auch für den, der sich von pangermanischen Velleitäten vollkommen frei weiß.

Christiania. Rud. Breitscheid.

Gelehrter und Gesandter.

II.

Andrew D. White gibt uns in seiner Autobiographie eine anschauliche Darstellung seines Verhältnisses zur Politik. „Mir fehlte," so führt er aus, „der Wunsch und auch die Fähigkeit für die Stürme der Tagespolitik. Ich habe großen Respekt vor Männern mit politischer Begabung, war mir selbst aber klar darüber, daß mein Einfluß auf die Entwicklung der Politik kein direkter sein werde. Ich habe zwar auch an manchen stürmischen Szenen in Parteikonventionen, Versammlungen und Parlamenten teilgenommen, aber stets mit Bedauern. Meine Rolle lag nach der Richtung ruhiger Abwägung. Mein Ehrgeiz, mag er von Erfolg begleitet gewesen sein oder nicht, ging dahin, junge Männer auf den Weg fruchtbringender Gedankenarbeit zu lenken, reife Männer auf den Weg der Vernunft zu führen, bei dem Entwerfen und Durchbringen nötiger Reformen hilfreiche Hand zu leisten, weisen politischen Maßregeln meine Unterstützung zu leihen und Einrichtungen ausbauen zu helfen, die jene Charaktereigenschaften stärken, die das Beste im amerikanischen Leben bilden."

Dies Fernbleiben von den Wirbeln der amerikanischen Politik ist aber nicht zu verwechseln mit jener professoralen Zurückhaltung und Vornehmtuerei, wie sie bei uns so oft in der Gelehrtenaristokratie zutage tritt. Es zeugt von der Gesundheit der amerikanischen Entwicklung, daß die geistige Elite des Volkes in wachsendem Maße die Verpflichtung fühlt, sich an der Diskussion der öffentlichen Angelegenheiten zu beteiligen, an der Purifikation der politischen Sitten mitzuhelfen und den Korruptionspolitikern das Terrain streitig zu machen. Ohne das Naturell eines politischen Faustkämpfers zu besitzen, hatte White doch genug von dem Temperament eines fighting man, um über das ästhetische Unbehagen hinauszukommen und aus dem politischen Lärm die nie fehlenden echten patriotischen Töne herauszuhören. Erleichtert wird das jedem, der in das amerikanische politische Leben hineinsteigt, durch die reiche humoristische Ader, die darin pulsiert. Die amerikanische Beredsamkeit ist ein eigentümliches Gemisch von Pathos, Uebertreibung und kaustischem Humor. Der Amerikaner schwärmt für Superlative. Er ist glücklich, wenn er einem Fremden den reichsten Mann der Welt, das kostspieligste Gebäude, das störrischste Pferd oder die längste Brücke zeigen kann. Ich erinnere mich, daß mir einst von einem Vollblut-Yankee in einer der großen Städte des amerikanischen Ostens ein Rathaus gezeigt wurde, an dem ich nichts besonders Bemerkenswertes finden konnte, bis mir mein Führer mit einem gewissen Stolz sagte, beim Bau dieses Rathauses sei mehr — gestohlen worden als bei dem Bau irgend eines Rathauses der ganzen Welt.

Auch White ist nicht ganz frei von der nationalen Neigung für Superlative, und viele Urteile über Menschen und Einrichtungen, die seinem liebenswürdigen und wohlwollenden Charakter entspringen, haben in seinen Memoiren einen wärmeren Ton angenommen, als er sonst in Memoiren von Diplomaten üblich ist. Das gilt auch insbesondere von der günstigen Beurteilung, die durchweg den prominenten Persönlichkeiten und den Institutionen Deutschlands zuteil wird. Gelegentlich hat man das Gefühl: wenn es doch so wäre! Dabei weiß aber White einen sehr feinen Unterschied zwischen echter Größe und bloßen Scheinwerten zu machen. Gleich im ersten Kapitel seiner Memoiren treffen wir auf das charakteristische Bekenntnis: „Ich stehe jetzt in meinem 68. Jahre und schreibe diese Zeilen auf der amerikanischen Botschaft in Berlin. Wie in anderen europäischen Hauptstädten gehört es auch hier in Berlin zu meinen Amtspflichten, mit manchem hohen Würdenträger zu verkehren; aber ich empfinde gegenüber den Vertretern der Universitäten, den führenden Männern in der Wissenschaft, Literatur und Kunst, ein weit größeres Gefühl von Verehrung und Respekt als gegenüber ihren sogenannten Vorgesetzten, fürstlichen Persönlichkeiten, hohen Militärs oder Zivilbeamten."

Diese völlige geistige Unabhängigkeit von den Vorurteilen einer Hofgesellschaft bewirkt, daß die Whiteschen Memoiren ein viel reicheres Leben darstellen, als das gewöhnlich bei Lebenserinnerungen von Diplomaten der Fall zu sein pflegt. Eigentliche Hofgeschichten werden nur spärlich mitgeteilt. Die hübscheste dreht sich um ein Wort des französischen Botschafters am Berliner Hofe, Marquis de Noailles. Anläßlich der Zweihundertjahresfeier der Gründung des preußischen Königtums ist das ganze diplomatische Corps neben dem Hofe bei einer Gala-Theatervorstellung versammelt, und es wird ein endloses patriotisches Stück in vier Akten unter Aufwand von glänzenden Dekorationen und vieler Musik aufgeführt, in dem der große Kurfürst und das Haus Hohenzollern vergöttert werden. Nachdem der französische Botschafter, der des Deutschen nicht mächtig war, diesen dramatischen Genuß einige Zeit über sich hat ergehen lassen, sagt er zu White: „Comme ça doit être ennuyeux à ceux qui comprennent l'Allemand!"

Für witzige und geistreiche Bemerkungen besaß White übrigens von jeher ein feines Ohr und ein gutes Gedächtnis. Es wimmelt deshalb auch in seinen Denkwürdigkeiten von charakteristischen Anekdoten mit vielfach höchst lustigen Pointen. Die Vereinigten Staaten sind bekanntlich ein besonders fruchtbarer Boden für politische Schnurren. Niemand war in der Erzählung solcher politischer Läuschen so unerschöpflich wie Abraham Lincoln. Seine politische Methode ist recht eigentlich durch die anekdotische Zuspitzung, die er ihr bei jeder Gelegenheit zu geben wußte, populär geworden. Diese Vorliebe für das politische Bonmot ist eine hervorstechende Eigenschaft des amerikanischen öffentlichen Lebens.

White gibt davon auch eine große Anzahl amüsanter Proben. Als Cleveland Präsident geworden war — der erste demokratische Präsident seit Jahrzehnten —, wurde er von

Digitized by Google

demokratischen Beutejägern, die einträgliche Stellen zu erhaschen suchten, überlaufen, erwies sich aber als äußerst spröde und war deshalb bei den Maschinenpolitikern seiner eigenen Partei sehr bald als unzugänglich verrufen. Eines Tages nun kommen ein paar sehr einflußreiche Parteigänger nach Washington, um dem Präsidenten ein Anliegen vorzutragen. Senator Sawyer aus Wisconsin trifft die beiden Parteifreunde, denen ob des Erfolgs ihrer Mission nicht ganz wohl ist, die aber ihrem Vertrauen zu der „Einsicht" des Präsidenten einen sehr zuversichtlichen Ausdruck verleihen. Darauf erzählt er ihnen folgende Geschichte aus seinem Leben: In seiner Jugend habe er sich einst als Holzfäller verdungen und sei mit einigen Kameraden in eine Waldgegend gezogen, in der sie darauf angewiesen waren, ihre Speisen selbst zu bereiten. Es sei nun verabredet worden, daß die Rolle des Kochs abwechselnd zu übernehmen wäre, und zwar in der Weise, daß jeder, der sich über das zubereitete Essen beschwerte, sofort als Koch einzutreten hatte. Der Erfolg war der, daß die Klagen über schlechtes Essen selten wurden; doch als eines Mittags die Bohnen in einer unerhörten Weise versalzen worden seien, habe sich einer der Kameraden zu dem Ausruf hinreißen lassen: „Donnerwetter, dies Gericht ist ja das reine Salz!" Sofort aber habe er hinzugefügt: „Uebrigens liebe ich Salz." Mit dieser Geschichte entließ Senator Sawyer seine Freunde, und als sie von ihrem Besuche beim Präsidenten Cleveland zurückgekommen waren, versicherten sie beide Sawyer mit Lachen: „Well, we like salt!"

Eine andere echt amerikanische Anekdote, die White reproduziert, geht in die Zeit zurück, als Martin van Buren Präsidentschaftskandidat war. Einer seiner Senatskollegen feiert ihn auf einer Parteiversammlung als den Curtius der Republik. Der Ausdruck erregt bei einem Hinterwäldler, der auf van Buren schlecht zu sprechen war, Mißtrauen, und er wendet sich an ein Parteimitglied und fragt: „Was zum Teufel ist das für ein Mr. Curtis, mit dem van Buren verglichen wird?" „Der Mann heißt nicht Curtis, sondern Curtius," lautet die Antwort. „Was hat denn dieser Curtius getan?" „Er warf sich in einen Abgrund, um die römische Republik zu retten." Das war genug, um den Hinterwäldler zu veranlassen, jetzt stürmisch das Wort zu verlangen. Als er es erhalten hat, protestiert er nachdrücklich gegen den Vergleich von van Buren mit Curtius: „Was tat Curtius? Er warf sich in einen Abgrund, um sein Land zu retten. Was aber tat Martin van Buren? Er warf sein Land in einen Abgrund, um sich zu retten!" Der Mann hätte eine Stunde reden und van Buren alle seine politischen Sünden vorhalten können, ohne ihn so schwer zu treffen wie mit diesem urwüchsigen Mißbrauch neuerworbener klassischer Bildung.

Der Humor spielt auch heute noch in der politischen Beredsamkeit der Vereinigten Staaten eine beträchtliche Rolle. Ich erinnere mich einer großen politischen Versammlung in Louisville in Kentucky im Herbst 1896, als der erste erbitterte Wahlkampf um die Präsidentschaft zwischen Mc Kinley und Bryan ausgefochten wurde. Es war eine politische Galavorstellung der sogenannten Golddemokraten, die, mit der Aufstellung der Kandidatur Bryans unzufrieden, für eine demokratische Sonderkandidatur des Generals Palmer eintraten, mit General Buckner, Kentuckys favourite son, als Vizepräsidentschaftskandidaten. Diese Golddemokratie bemühte sich, den Nachweis zu führen, daß sie die wahre Repräsentantin der alten demokratischen Traditionen sei, während die Bryan-Demokratie als aus der Art gefallen angesehen werden müsse. Das Meeting fand in einem Theater statt, es waren die ersten Männer des Staates Kentucky anwesend und in den Logen auch das Frauengeschlecht in glänzenden Toiletten vertreten. Der wirksamste Redner war ein Kentucky Gentleman, Colonel Hill, der das Auditorium in fortgesetzter Heiterkeit hielt. Diese erreichte ihren Höhepunkt, als er die Geschichte vom raccoon — dem Waschbären — und der pole-cat — dem Iltis — erzählte. Die beiden Tiere sehen sich sehr ähnlich, unterscheiden sich aber in drastischer Weise durch ihren Geruch. Der raccoon verläßt eines Tages seinen Bau und findet bei der Rückkehr eine pole-cat häuslich eingerichtet vor. „Halloh, was ist das?" „I am a racoon," lautet die prompte Antwort. Der Waschbär aber repliziert: „You look like a racoon, you speak like a racoon, but you smell like a pole-cat." So, erklärte der Redner, liegt es auch mit dem Anspruch der Anhänger Bryans, daß sie echte Demokraten seien: they look like democrats, they speak like democrats, but they smell like Bryanites! Die Zuhörerschaft schüttelte sich vor Lachen.

Mr. White hatte Gelegenheit, den Schatz seiner amerikanischen Anekdoten bei einem bestimmten diplomatischen Anlaß auch der deutschen Regierung gegenüber einmal wirksam zu verwerten. Die Produkte der amerikanischen Schweinezucht sind allerlei Kontrollvorschriften beim Eingang nach Deutschland unterworfen. Das Maß dieser aus Gesundheitsrücksichten angeordneten Kontrollen wurde gelegentlich so reich bemessen, daß eine begründete Aussicht bestand, daß die Kosten für diese zahllosen Kontrollen schließlich den Import von Artikeln amerikanischer Schweineschlächtereien nicht mehr lohnend machen würden. Mr. White hatte die Aufgabe, die amerikanischen Beschwerden über diese kostspieligen Kontrollen der deutschen Regierung zu Gehör zu bringen und entledigte sich dieser diplomatischen Aufgabe unter Erzählung folgender Anekdote. Ein amerikanischer Schaubudenbesitzer, unter dessen Sehenswürdigkeiten sich auch eine ägyptische Mumie befindet, reist mit Erfolg durch die verschiedensten amerikanischen Staaten, bis er nach Texas kommt, wo er in kürzester Zeit finanziellen Schiffbruch leidet. Befragt, wie das zu erklären sei, teilt er mit, daß die Geschäfte in Texas ganz gut gegangen seien, nur hätten die Leichenbeschauer in jedem Ort, wo er seine Sehenswürdigkeiten gezeigt habe, verlangt, daß die Todesursache der ägyptischen Mumie festgestellt werde, und an den Sporteln für diese immer erneute Leichenschau sei er zugrunde gegangen. Ob die deutschen Würdenträger die Moral dieser hübschen Geschichte zu würdigen gewußt haben, erfahren wir in Whites Aufzeichnungen leider nicht.

Der diplomatische Dienst eines Vertreters der Vereinigten Staaten ist übrigens kein leichter. White gibt eine höchst amüsante Zusammenstellung aller der Zumutungen, die amerikanische Bürger männlichen und weiblichen Geschlechts an einen Botschafter zu stellen pflegen.

Für unternehmende amerikanische Damen gehören europäische Hoffestlichkeiten zu den Sehenswürdigkeiten, die man mitgemacht haben muß, wenn man vor gesellschaftlichen amerikanischen Snobs bestehen will, und ein amerikanischer Botschafter ist gerade gut genug dazu, um sich abzumühen, seinen elegant gekleideten Landsmänninnen, die sich herablassen, europäische Hauptstädte zu besuchen, die Wege zum Hofe zu ebnen.

Noch naiver sind andere Zumutungen, von denen White in seinen Aufzeichnungen einige besonders charakteristische wiedergibt. Da schreibt eine Mary Smith an den amerikanischen Botschafter

„Ich habe Grund zu der Annahme, daß ich von einer alten deutschen Adelsfamilie abstamme. Mein Großvater hieß Max Schulze. Er kam entweder aus Oesterreich, aus Bayern oder aus Schleswig-Holstein nach Amerika. Bitte forschen Sie doch nach meinen Vorfahren, und setzen Sie mich so bald wie möglich von dem Resultat Ihrer Nachforschungen in Kenntnis."

Ein anderes typisches Schreiben lautet etwa folgendermaßen:

„Herr Botschafter! Wie man mir bestimmt versichert, ist ein Vermögen von mehreren Millionen Mark von einem gewissen John Müller, der vor zwei oder drei Jahrhunderten in Deutschland gestorben ist, hinterlassen und beim Kaiserlichen Schatzamt für die Erben aufbewahrt worden. Der Name meiner Großmutter war Müller. Bitte nehmen Sie doch die Angelegenheit auf, und informieren Sie mich über meine Rechte.

P. S. Sollten Sie bei der Erlangung des Geldes Erfolg haben, so wird es mir ein Vergnügen machen, Sie für Ihre Dienste in angemessener Weise zu bezahlen."

Derartige Briefe liefen in Berlin so zahlreich ein, daß sich Mr. White veranlaßt sah, ein Formular anfertigen zu lassen, das folgendermaßen lautete:

„Alljährlich gelangen an die Gesandtschaft aus verschiedenen Teilen der Vereinigten Staaten eine große Anzahl von Gesuchen um Informationen oder Beihilfe betreffend große angeblich in Deutschland ruhende Erbschaften, die auf unbekannte Erben warten. Alle diese Anfragen sind

mehr oder weniger unbestimmt und teilweise lächerlich. Es gibt in Deutschland keine großen Hinterlassenschaften, die in den Händen der Regierung oder sonstwo auf unbekannte Erben warten, und alle Bemühungen, derartige Hinterlassenschaften zu entdecken, die je von der Gesandtschaft gemacht sind, oder von deren Aufwendung sie je gehört hat, haben sich als fruchtlos erwiesen."

Zu der Kategorie der kleineren Gefälligkeiten gehört das öfter wiederkehrende Anliegen, von hervorragenden deutschen Persönlichkeiten Autogramme zu beschaffen. Eines schönen Tages, im Jahre 1880, erhielt White, damals amerikanischer Gesandter in Berlin, aus Amerika ein großes Paket zugesandt. Beim Oeffnen ergab sich, daß das Paket lauter viereckige Stückchen Baumwollzeug enthielt. Der beifolgende Brief gab die nötige Aufklärung. Er lautete:

„Wir beabsichtigen, in unserem Orte zugunsten eines Kirchenbaues einen Bazar zu veranstalten, und denken dabei auch Autogramme feilzuhalten. Ich habe Ihnen deshalb ein Paket mit kleinen viereckigen Stücken Baumwollzeug übersandt und möchte Sie ersuchen, den Kaiser Wilhelm, dessen Frau sowie den Fürsten Bismarck und andere führende Männer Deutschlands zu bitten, ihren Namen darauf zu schreiben. Sie sind wohl so freundlich, mir sobald wie möglich die beschriebenen Stücke zurückzusenden.

P. S. Sorgen Sie doch dafür, daß die Namen mitten auf die Stücke geschrieben werden."

Dies diplomatische hors d'oeuvre gibt von den Anforderungen des Dienstes bei einer amerikanischen Gesandtschaft eine höchst lebendige Anschauung und wird von White mit erfrischendem Humor vorgetragen. Von den ernsthaften Aufgaben der Whiteschen diplomatischen Tätigkeit soll in einem Schlußartikel die Rede sein.

Theodor Barth.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Staatskirche und Gemeindefreiheit in den Anfängen der Reformation.

Wenn es gilt den traurigen Tiefstand zu erklären, auf den das politische, wirtschaftliche und geistige Leben der Deutschen während des siebzehnten Jahrhunderts hinabsank, wird oft die kirchliche Spaltung und insbesondere der dreißigjährige Krieg als Grund angeführt. Aber wenn Glaubenskämpfe ein Volk notwendig zerrütten müßten, dann wäre es doch merkwürdig, daß den Ländern Westeuropas, Frankreich, England und den Niederlanden, gerade die Zeit der Religionskriege einen Aufschwung gebracht hat, der sie über die Staaten Südeuropas, die ihre kirchliche Einheit bewahrten, hoch emporhob. Und warum sollte denn ein Volk durch innere Kämpfe notwendig sinken? Wo Kampf ist, da ist Bewegung, wo um die höchsten Güter gekämpft wird, da kommen die edelsten Kräfte in Bewegung, da muß etwas Großes wachsen.

Aber das war das Betrübende an den deutschen Religionskriegen, daß sie weit davon entfernt waren, die Herzen zu erregen und die Massen aufzuwühlen. Nicht Bürger und Bauern stritten miteinander, sondern Fürsten, nicht Weltanschauungen, sondern staatsähnlich organisierte und privilegierte Kirchen. Das gilt vor allem vom dreißigjährigen Kriege, in dem das deutsche Volk nicht Subjekt, sondern nur Objekt des Kampfes war. Aber ähnliche Züge traten schon im schmalkaldischen Kriege hervor. Nicht die diplomatische und militärische Ueberlegenheit des Kaisers war für die Protestanten bestimmend, sondern der Mangel einer elementaren Leidenschaft, die durch die Niederlage nicht entmutigt, sondern erst recht zu kühner Erhebung getrieben worden wäre.

Wie abhängig von dynastischen Feindschaften und Freundschaften die Erfolge und Mißerfolge der deutschen Reformation schon in ihren Anfängen waren, hat Ranke dargestellt und zwar mit einer solchen künstlerischen Meisterschaft, daß der Leser, ohne es zu merken, den Eindruck empfängt, eine Entwicklung, deren Erzählung ihm eine so reine, ästhetische Freude macht, müsse eben deshalb natürlich und berechtigt sein. Daß dieser Eindruck in die Irre führt, hat zuerst Droysen erkannt. Er zeigte, daß der Augsburger Religionsfrieden, der die Zeit der deutschen Reformation beschloß, alles andere eher brachte als Gewissensfreiheit, indem er dem Landesherrn das Recht gab, den Glauben seiner Untertanen zu bestimmen. Doch dies Eingreifen der Staatsgewalt in das Innenleben des einzelnen, das damals gesetzlich anerkannt wurde, hat schon weit früher begonnen; Luther selbst hat dazu die Hand geboten, indem er die Ausbreitung des Evangeliums der Einsicht der weltlichen Regierungen überließ und sich gegen die echten und ursprünglichen, dabei freilich derben und regellosen religiösen Regungen in den Massen ablehnend stellte. Und das hat Luther nicht etwa in greisenhafter Erstarrung und Verknöcherung getan, sondern in seiner frischesten Kraft, ja, bei einer Gelegenheit, bei der sich seine persönliche Frömmigkeit in den schönsten Worten und kühnsten Taten bekundete.

Das lernen wir aus dem ausgezeichneten Buche von Hermann Barge über Karlstadt.*) Es gibt wohl wenige neuere Geschichtswerke, deren überraschende, den herrschenden Anschauungen durchaus widersprechende Ergebnisse so stark ins Gewicht fallen für die Beantwortung von Fragen, die uns noch heute beschäftigen. Und diese Konsequenzen für die Gegenwart werden durch eine leicht faßliche und fesselnde Darstellung auch dem ungelehrten Leser nahe gelegt. Doch, was die Hauptsache ist: sie werden durch tiefgrabende Forschung gewonnen und mit zwingenden Gründen bewiesen. Barge hat durch emsiges Suchen manches Material gefunden, das bisher unbekannt war, aber er hat auch in Schriftstücken, die schon bisher zugänglich waren, Wichtiges bemerkt, was frühere Forscher nicht beachtet hatten.

Andreas Karlstadt, den Barge zu Ehren bringt, hat in der herkömmlichen Reformationsgeschichte einen recht üblen Ruf. Er gilt als ein begabter Streber, der zwar eine Zeitlang mit Luther zusammenhielt, aber aus niedrigen Motiven von einer Seite zur anderen schwankte, sich in Luthers Abwesenheit unberufen vordrängte, durch Verbrüderung mit unsauberen Volksverführern das Werk der Reformation gefährdete und durch Luthers Rückkehr von der Wartburg zur Ruhe gewiesen werden mußte.

Dies Bild ist ein Produkt der Legende, die sich unter Luthers Anhängern bildete, wie sie sich in der Umgebung jedes bahnbrechenden Willensmenschen bilden muß. Wesentliche Züge sind erst mehrere Jahrzehnte nach den Ereignissen aufgezeichnet worden und zwar von einem Anhänger Luthers, der sie nicht miterlebt hatte. Indem Barge diese Ueberlieferung zerstört, gerät er nicht auf den bei Rettungen nahe liegenden Abweg, nun an seinem Helden alles gut, an den Gegnern alles schlecht zu finden. Auch in seiner Darstellung erscheint Karlstadt nicht als eine Persönlichkeit, die sich an Tiefe des Erlebens und Kraft des Hinreißens mit Luther vergleichen ließe. Während dieser in einsamer Zelle mit seinem Gotte rang, schritt Karlstadt von einer akademischen und kirchlichen Würde zur andern. Seine schnelle Fassungskraft verwandte er zunächst, um in möglichst weitem Umfange diejenigen Lehren sich anzueignen und wiederzugeben, die vor der Welt Ruhm und Ehre brachten; auch für klingenden Lohn seiner wissenschaftlichen Leistungen war er nicht unzugänglich. Aber das sollte man Karlstadt nicht vergessen, daß all dieser Glanz die Fähigkeit, umzulernen, in ihm nicht ertötete. So hoch er auch an Rang und Ansehen damals über Luther stand, so ließ er sich doch durch ihn anregen, Augustin zu studieren. Und als er aus Augustin ersehen hatte, daß er mit seiner bisherigen Weisheit auf einem Irrwege gewesen war, bekannte er sich als Schüler des jüngeren Mönches, auf den er vorher wohl mit Geringschätzung hinabgesehen hatte.

*) Andreas Bodenstein von Karlstadt. I. Karlstadt und die Anfänge der Reformation. Leipzig 1905, Friedrich Brandstetter.

Digitized by Google

Eben mit dieser weichen Empfänglichkeit, die Karlstadt auch weiterhin bewahrte, wäre er vielleicht imstande gewesen, Luthers herbe und einseitige Größe zu ergänzen, zumal er die Gabe besaß, was ihm andere boten, nicht bloß lernend in sich aufzunehmen, sondern bis in seine letzten Konsequenzen zu durchdenken. Statt dessen geriet er gerade durch diese Fähigkeit in einen unversöhnlichen Gegensatz zu Luther und steht bis heute im Rufe der Charakterlosigkeit. Einige Jahre lang freilich hielten Luther und Karlstadt treu zusammen. Auch daß der eine in diesem, der andere in jenem Stücke dem Freunde in der Erkenntnis der neuen Wahrheiten vorauseilte, beeinträchtigte ihr Einvernehmen nicht, so lange sie sich in den Grundanschauungen einig wußten. Aber eben diese Gewißheit kam ins Wanken, als in demselben Jahre Luther den Römerbrief und Karlstadt den Jacobusbrief erklärte. Mit Paulus, Augustin und Luther glaubte auch Karlstadt, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke allein durch den Glauben. Aber diese Erkenntnis war für ihn nicht das Ende, sondern der Anfang der religiösen Erneuerung, die sich in Werken zu bewähren hatte; in deren Wertschätzung stimmte Karlstadt mit dem Jacobusbrief überein, den Luther eine stroherne Epistel nannte.

Nichts wäre verkehrter, als Luther wegen seiner Mißachtung der guten Werke Mangel an sittlichem Ernst vorzuwerfen. Ja, man kann und muß vielleicht sogar sagen: eine moralische Gesetzgebung schien Luther gerade deshalb überflüssig, weil die Betätigung der Nächstenliebe für ihn wie selbstverständlich aus der Fülle eines reichen und gütigen Herzens quoll, und die Gebote und Verbote auch des Alten Testaments hatten für Karlstadt deshalb mehr zu bedeuten, weil seine schwächere Natur dieses Haltes mehr bedurfte. Aber eben durch diese Schwäche stand Karlstadt der Masse der Menschen näher als Luther und war deshalb eher als dieser berufen, ihrer Gemeinschaft neue Ordnungen zu geben. Es blieb doch eine Einseitigkeit des Luthertums, daß es das ganze Heil in der gläubigen Aneignung einer Lehre sah, und diese Einseitigkeit wurde tödlich, als die auf die damalige Wissenschaft gegründete und nur durch sie voll verständliche Lehre von der fortschreitenden Erkenntnis erschüttert wurde. Da waren die katholische und die reformierte Kirche im Vorteil. Der Katholik wächst auf unter dem Eindruck von Institutionen und Gewohnheiten, die über sein Gemüt auch dann noch Gewalt behalten, wenn sein Verstand die ihnen zugrunde liegenden Gedanken verworfen hat. Der orthodoxe Calvinismus nimmt seine Anhänger in eine strenge Zucht, die das ganze Leben durchdringt; wer diese Zucht als Kind an sich erfahren hat, ist durch ein festes Band an seine Kirche gekettet; nichts vermag dies Band zu zerreißen als eine unentrinnbare Erkenntnis, und auch diese nur unter schwerem Ringen. Der Lutheraner dagegen hört Predigten und lernt Katechismus, in mehr oder weniger strenggläubiger, mehr oder weniger faßlicher Auslegung, nimmt diese Lehre mit mehr oder weniger Pietät an. Nebenher geht das Leben, ungebunden oder geregelt, je nach den Anschauungen oder Gewohnheiten der Umgebung. Wer sich diesen religiösen Einflüssen entwindet, braucht deshalb in seinem alltäglichen Leben nichts zu ändern. Er verliert nur den Glauben an Lehren, die sein Tun und Lassen doch niemals beherrscht haben. Deshalb gibt es gerade unter Lutheranern so viele, die ihrer Kirche entfremdet sind, ohne zwingende Einsicht und ohne die Seelenkämpfe, die allein die Trennung des Individuums von einer Ehrfurcht gebietenden Gemeinschaft rechtfertigen.

Diesen lehrhaften und lebensfremden Charakter hätte die lutherische Kirche nicht bekommen, wenn die volkstümlichen Regungen zu dauernder Geltung gelangt wären, an deren Spitze sich Karlstadt in Luthers Abwesenheit stellte. Während dieser sich auf der Wartburg aufhielt, wurde in Wittenberg manches an den herkömmlichen und vorgeschriebenen Formen des Gottesdienstes geändert. So lange diese Neuerungen von einzelnen eigenmächtig vorgenommen wurden, hielt sich Karlstadt strenger zurück als der sonst so vorsichtige Melanchthon, obgleich gerade Karlstadt längst erkannt und in Schriften dargelegt hatte, daß die neue Lehre auch eine neue Ordnung des kirchlichen Lebens erfordere. Als aber das Verlangen nach einer evangelischen Gestaltung des kirchlichen und bürgerlichen Lebens im Volke lauter und lauter wurde, als der Rat, die ordnungsmäßig gewählte Obrigkeit der Stadt, sich bereit erklärte dies Streben zu verwirklichen, da schien Karlstadt der Augenblick gekommen, auf gesetzlichem Wege die Reformen durchzuführen, die er längst für notwendig gehalten hatte.

Eine Reihe einschneidender Verfügungen wurde unter seinem Einfluß und Beirat erlassen. Alle werkheilige Frömmigkeit, alle Verehrung von Heiligen und Reliquien, alle unverständlichen Zeremonien, aller Gebrauch der lateinischen Sprache, jeder kunstmäßige Gesang wurden abgeschafft, die Bilder aus den Kirchen entfernt, der Gottesdienst auf deutsche Predigt und einstimmigen Gemeindegesang beschränkt; das Abendmahl durfte nur noch unter beiderlei Gestalt gereicht werden und zwar ohne vorhergehende Beichte und Absolution. Die Einkünfte, die durch die Vereinfachung des Gottesdienstes frei wurden, flossen in einen gemeinen Kasten, aus dem die Ortsarmen je nach Bedürfnis und Würdigkeit unterstützt werden sollten. Dagegen wurde der von werkheiligen Almosen lebende Bettel verboten, gegen Unzucht und Trunksucht eingeschritten.

All das wurde von Luthers näheren Freunden gebilligt. Auch Luther selbst war damit einverstanden. Er beglückwünschte Karlstadt zu seiner gegen den Zölibat verstoßenden Vermählung. Unter seinem Einfluß faßten die deutschen Augustiner Beschlüsse, die auf eine Auflösung des Ordens hinauskamen. Selbst die Unruhen, von denen zuweilen die Neuerungen begleitet wurden, machten ihn nicht irre. Und mit Recht; denn wo später die alten Bräuche abgeschafft wurden, sind häufig ähnliche Gewaltsamkeiten wie in Wittenberg vorgefallen, auch schlimmere, ohne den Ernst und Gehalt der neuen Frömmigkeit zu beeinträchtigen. Denkt man, wie stark die Wittenberger Bürgerschaft erregt war, so muß man sich eher wundern, wie sie es trotzdem verstand, Maß zu halten.

Was also konnte Luther bestimmen, zu Beginn des Jahres 1522 sein anfängliches Urteil zu ändern und die Wittenberger Vorgänge zu verdammen? Wie Barge einleuchtend vermutet, wurde er durch nicht erhaltene Briefe seiner Freunde, vor allem Melanchthons, dahin geführt. Eine Sorge, die Melanchthon dringend beunruhigte und nach Luthers Beistand rufen ließ, ist uns bekannt. 1522 kamen aus Zwickau „Propheten“ nach Wittenberg, die behaupteten, im Besitze göttlicher Offenbarungen zu sein und durch ihre extravaganten Predigten die neue Ordnung gefährdeten. Melanchthon ließ sich auf Erörterungen mit diesen Leuten ein und fühlte sich ihnen ohne Luthers Beistand nicht gewachsen. Aber was ging das Karlstadt an? So viel sich aus seinen Aeußerungen erkennen läßt, stand er den Zwickauer Propheten schroffer ablehnend gegenüber als Melanchthon. Trotzdem hat ihn Luther später für ihren Gesinnungsgenossen gehalten, und dazu hat ihn die lutherische Legende bis heute gestempelt.

Das einzige Gemeinsame, was man bei Karlstadt und den Zwickauern finden konnte, war eine gewisse Wertschätzung des Laienverstandes und Geringschätzung der Buchgelehrsamkeit. Aber gerade das mußte Melanchthon besonders abstoßen. Er fürchtete davon den Untergang der akademischen Wissenschaft. In der Tat verließen Wittenberger Studenten scharenweise die Universität. Aber mit Unrecht wird dafür Karlstadt verantwortlich gemacht; denn dieser Niedergang dauerte nach Karlstadts Sturz an, ja nahm noch zu; und derselbe Niedergang ist überall zu bemerken, auch an Orten, an die Karlstadts Einfluß nie gedrungen ist, muß also allgemeine Ursachen haben. Die bisherige Wissenschaft hing mit der bisherigen Kirche so eng zusammen, daß die eine nicht stürzen konnte, ohne die andere mitzureißen. Weder die Scholastik, noch ein an der Form klebender Humanismus konnten dem Evangelium, wie es Luther und Karlstadt damals verstanden, förderlich sein. Wenn damals manche Professoren ihr Lehramt aufgaben, um ein ehrsames Handwerk zu ergreifen, so urteilten sie über den Wert ihrer bisherigen Tätigkeit vielleicht richtiger als später Luther und Melanchthon, wenn sie in einer neuen Scholastik und in grammatischer Sprachkenntnis das geistige Rüstzeug ihrer Kirche sahen. Jedenfalls tat Karlstadt recht, Studenten, die vom Bettel lebten, zu ermahnen, sie sollten lieber heimkehren und ein Handwerk lernen. Wie weit er dabei entfernt davon war,

Digitized by Google

alle Studien unterdrücken zu wollen, zeigt eine merkwürdige Vorschrift der neuen Wittenberger Ordnung: aus dem gemeinen Kasten sollten Beträge verwendet werden, unbemittelten, aber befähigten jungen Leuten das Studium zu ermöglichen.

Doch es lag nicht in Luthers Art, die Wittenberger Vorgänge ruhig zu prüfen und den Anteil eines jeden abzuwägen. Er hatte den Eindruck, daß der Satan sich anschickte sein Werk zu zerstören, und sofort empfand er es als seine Pflicht, es selbst zu verteidigen, unbekümmert um die Gefahren, die dem Geächteten drohten. Wohl niemals hat Luthers Glaubensmut einen so erhebenden Ausdruck gefunden wie in dem Briefe, in dem er dem Kurfürsten seine Rückkehr ankündigte. Aber warum blieben Luther die Gefahren, vor denen er sich nicht fürchtete, erspart? Weil er, ohne es zu merken, durch seinen Schritt seinen Feinden einen Gefallen tat.

Das hat Barge in umsichtiger und scharfsinniger Beweisführung dargelegt. Von dem fanatisch katholischen Herzog Georg scharf gemacht, hatte das Reichsregiment in Nürnberg beschlossen, die Wittenberger Ausschreitungen zu unterdrücken. Der Kurfürst Friedrich der Weise wagte sich ihm nicht zu widersetzen, zumal er selbst über die Wittenberger aufgebracht war; vor allem kränkte es ihn wohl, daß der Rat sich eine Stellung angemaßt hatte, die er für sich in Anspruch nahm. Als er nun von Luthers Abscheu gegen die Wittenberger Neuerer erfuhr, tat er einen diplomatischen Meisterzug. Er zog Luther in den Dienst der katholischen Reaktion und rechtfertigte damit gegenüber dem Reichsregiment seine Rückkehr nach Wittenberg.

Das ist nicht das erste und nicht das letzte Mal gewesen, daß eine konservative Staatsgewalt, um eine revolutionäre Partei niederzuwerfen, einer gemäßigten Reformpartei Zugeständnisse machte. Solche mittelbaren Erfolge des Radikalismus können einen wesentlichen Fortschritt bedeuten, vielleicht einen größeren als unmittelbare, doch nur dann, wenn die Gemäßigten ihre Duldung nicht durch Preisgabe lebenskräftiger Grundgedanken erkaufen. Aber eben diese Einbuße erlitt die Reformation 1522 durch Luther.

Er selbst freilich ahnte diesen Zusammenhang nicht, als unter seinem Einfluß wesentliche Stücke des katholischen Kirchendienstes wieder hergestellt wurden, als er sogar das Abendmahl unter beiderlei Gestalt preisgab, das später Karl V. trotz seines Sieges im Schmalkaldener Kriege nicht anzutasten wagte. Alle Zugeständnisse an die katholische Partei begründete Luther mit der Notwendigkeit, den Schwachen kein Aergernis zu geben. Sicherlich ist das ein edler und liebevoller Grundsatz. Nur wurde seine Anwendung dadurch bedenklich, daß die an Glauben und Einsicht Schwachen, wie Barge treffend bemerkt, zugleich die in Staat und Gesellschaft Starken waren. Auch wer an der Wiederherstellung katholischer Gebräuche Anstoß nahm, hätte doch wohl beanspruchen können, daß man ihm kein Aergernis gab, aber ihm kam jener Grundsatz nicht zugute.

Ja, es wurde Karlstadt nicht einmal erlaubt zu rechtfertigen, was er getan hatte. Eine Wittenberger Kanzel durfte er nicht mehr besteigen. Und als er in einer Schrift sein Werk gegen Luthers und seiner Freunde Angriffe zu verteidigen suchte, wurde diese während des Drucks auf Anordnung der Universität vernichtet. So beeilten sich die Führer der Reformation, die Freiheit selbst zu zerstören, die sie für sich fordern mußten, um sich gegen die Autorität von Reich und Kirche zu behaupten, die sie aber auch anderen gönnen mußten, wenn das junge Leben nicht im Keime erstickt sollte. Nur der Mäßigung des Kurfürsten verdankte es Karlstadt, daß er wenigstens seine Lehrtätigkeit an der Universität fortsetzen durfte.

Aber welchen Wert hatte eine Glaubens- und Lehrfreiheit, deren Grenzen die weltliche Staatsgewalt nach Belieben ziehen konnte? Und was half es, daß die meisten 1522 unterdrückten Neuerungen einige Jahre später mit Genehmigung des Landesherrn wieder eingeführt wurden? Was vorher einer mächtigen und ernsten Volksbewegung entsprungen war, geschah jetzt auf Befehl der Regierung, der sich ein treuer Untertan in Glaubenssachen ebenso gehorsam unterzuordnen hatte wie im bürgerlichen Leben. Wenn es heute Leute gibt, die es als Pflicht eines guten Bürgers betrachten, sich nur auf Befehl der Regierung zu begeistern, die sich sogar den Grad ihrer Begeisterung von der Regierung vorschreiben lassen, so finden wir den Keim dieser Knechtschaffenheit leider in der traurigen Wendung, die die deutsche Reformation 1522 nahm.

Damals wurde der Bund von Thron und Altar geschlossen, der für beide Teile verhängnisvoll geworden ist. Denn der Staat hat weder Aufgabe noch Macht den Glauben zu schützen; das hat Luther in seinen besten Stunden mit erquickender Derbheit ausgesprochen. Und dieser Schutz, der der Kirche im günstigsten Falle nichts nützt, berechtigt die Staatsgewalt zu einem Druck, unter dem alle ernsthaften kirchlichen Richtungen leiden. Liberale werden gehindert, Tatsachen, an denen für ihre Erkenntnis kein Zweifel bleibt, auf der Kanzel anzuerkennen. Sozialgesinnten Predigern wird zugemutet, die bestehende Gesellschaftsordnung mit allen Härten als gottgewollt hinzustellen und von den Pflichten zu schweigen, die diese Ordnung den bevorzugten Klassen auferlegt. Auch Orthodoxe fühlen sich beschwert; denn sie können gezwungen werden, ihre Kinder in einen Religionsunterricht zu schicken, an dem ihr Gewissen ein Aergernis nimmt.

Ja, merkwürdigerweise sind es gerade die Orthodoxen, die Unabhängigkeit der Kirche vom Staat fordern und den Liberalen raten, eigene freie Gemeinden zu gründen. Das klingt auffallend freisinnig, und man könnte sich wundern, weshalb die Liberalen diesen Rat ablehnen. Doch für die Kirche, die sie mit der Berufung auf Bibel und Bekenntnisschriften beherrschen wollen, wünschen die Orthodoxen auch weiterhin eine Unterstützung, die der Staat nicht allein mit Geld, sondern auch durch Belohnung kirchlicher und Benachteiligung unkirchlicher Gesinnung leisten soll. Dagegen verwahren sich die Liberalen mit Recht. Aber es ist doch keine sehr glückliche Taktik, wenn sie Duldung innerhalb der Staatskirche fordern statt Freiheit von der Staatskirche. Lieber sollten sie den Orthodoxen erwidern: übt in der Kirche so viel Herrschaft aus, wie ihr durch Einfluß auf die Gemeinden zu gewinnen vermögt, aber verzichtet auf jeden Schutz durch die Staatsgewalt! Mit anderen Worten: helft uns das Gebrechen heilen, an dem die evangelische Kirche seit 1522 leidet!

Elberfeld. Friedrich Cauer.

Julius Bahnsen.

Der diesen Namen einst bei Lebzeiten getragen, ruht schon nahezu ein volles Menschenalter von grünem Rasen bedeckt. Bei seinem Ableben brachten die Blätter wohl einige Nekrologe, aber erst in den letzten Dezennien fand er Aufnahme in den mehr verbreiteten Nachschlagebüchern, nachdem Frankreich mit gutem Beispiel vorangegangen war. Und mit Recht: Bahnsen gehört zu den bedeutenderen Schülern Schopenhauers, dem er auch persönlich nahegestanden. Seitdem Nietzsche mit Schopenhauer gründlich aufgeräumt, hat man dessen mancherlei Ausläufern eine eingehende Aufmerksamkeit versagen zu müssen gemeint. Immerhin verdient Bahnsen als einer, der den Pessimismus ernst genommen und ihn festgehalten und überaus folgerichtig durchgeführt hat, nicht die Vergessenheit, die sein, wie es scheint, unabwendbares Los geworden. Von den zwei gegensätzlichen Grundanschauungen steht der Pessimismus an Tiefe und Wahrheitsmut weit über seinem Gegenpol, der sich die Aussöhnung mit der Wirklichkeit bisweilen etwas sehr leicht macht. Es sei nicht übersehen, daß eine warme Hinneigung zum Idealen ihn begeistert; aber daß vieles Unzulängliche, das der Pessimismus emsig aufspürt, berücksichtigt sein will, um eine wirksame Bekämpfung hervorzurufen, ist nicht zu bestreiten. Wohl ist die trostlose Abfindung mit der Wirklichkeit, wie sie Schopenhauer empfiehlt, keineswegs befriedigend, und daß Bahnsen das durchweg empfunden und einen mutigen Kampf mit der Wirklichkeit angestrebt, ist ihm hoch anzurechnen.

Digitized by Google

Erst kürzlich wurden nachgelassene Manuskripte von Bahnsen aufgefunden, deren Veröffentlichung noch etliches hinzugefügt wurde, das seiner Feder entstammte, aber im Ozean periodischer Schriften dem Auge der Leserwelt entrückt war. Es wurde ein ziemlich starker Oktavband: „Wie ich wurde, was ich ward," nebst anderen Stücken aus dem Nachlaß, herausgegeben von R. Louis, München 1905. Dem Ganzen voraus geht eine recht umfangreiche Einleitung des Herausgebers, von dem man freilich eine andere Behandlung des Gegenstandes als die von ihm gewählte, vielleicht mit größerem Dank empfangen haben würde. Es besteht kein richtiges Verhältnis zwischen seiner Arbeit und der von Bahnsen. Dieser verzichtet in einer Schrift autobiographischen Charakters auf das Entrollen von Tatsachen, er behält sich vor, über das Erlebte seine Betrachtungen anzustellen. Bahnsens Fragment, wie es beschaffen, verlangt umständliche und geschickte Vergegenwärtigung des Biographischen, das als solches bei ihm vorausgesetzt ist. Dieser Forderung kommt der Herausgeber, außer in einigen Noten und etlichen Mitteilungen über andere, in einer dürren, mageren, gerippeartigen Herzählung von Bahnsens Lebensschicksalen nach, die sich über drei Seiten erstreckt.

Das mehrt die Schwierigkeit, die sich beim Lesen von Bahnsens Schriften unvermeidlich einstellt. Bahnsen war, ganz unähnlich seinem Meister, kein gottbegnadeter Stilist, gefiel sich gern in weit hergeholten Andeutungen und vielfachen Bezugnahmen, hatte eine auffallende Scheu vor einfachen Ausdrücken und versetzt häufig den Leser in einen nicht ganz behaglichen Zustand des Ratenmüssens. Das gemahnt an eine anscheinend geflissentliche Absonderung vom „profanum vulgus" und steht mit Bahnsens einnehmendem und bescheidenem Auftreten als Mensch offenbar in Widerstreit.

Julius Bahnsen (1830—1881) war Schleswiger, dazu ein geborener Pechvogel. Das Unerfreuliche und Niederdrückende überwiegt in seinem Lebenslauf, dem es freilich an Lichtpunkten nicht fehlt: er erfreute sich einer treuen, obschon sehr bemessenen Anhängerschaft und einer Reihe von Freunden, die an dem liebenswürdigen Menschen und seinen betrübenden Erlebnissen innigen Anteil nahmen. Schon seine Kindheit ward durch eine typische Stiefmutter und schmerzliche Familienverhältnisse getrübt. Früh beteiligte er sich an der Empörung gegen Dänemark, deren schnöden Folgen er sich durch eine eilige Uebersiedlung nach Tübingen entzog. Hier kamen ihm Schopenhauers Werke zu Händen, um eine lebenslängliche Gefolgschaft zu veranlassen. Er wirkt alsdann als Hauslehrer in Lutin, Altona und Hamburg, dann als Gymnasiallehrer in verschiedenen Städten Pommerns, wo er sich gegen eine anmaßende und engherzige Obrigkeit zu behaupten hat und schließlich aufgerieben wird. Zweimal war Bahnsen verheiratet, das erstemal ward ihm ein kurzes Glück, die zweite Ehe, äußerst unglücklich, fand in unvermeidlicher Scheidung ihr Ende.

Ob das Buch, wie es jetzt vorliegt, die ihm zugedachte Verbreitung findet, bleibe dahingestellt. Es berücksichtigt und charakterisiert Bahnsens noch bei Lebzeiten veröffentlichte eigene Schriften, in denen er namentlich ein mutiges Ankämpfen gegen die Widerwärtigkeiten der unmittelbaren Wirklichkeit redlich und umsichtig geltend zu machen sucht. Für die Einsicht in seine Bedeutung und das Anerkennenswerte seiner Bestrebungen ist es wohl nicht unwesentlich, daß diese Schriften aus der totalen Vergessenheit, der sie anheimgefallen, hervorgeholt werden. Schon um Bahnsens Bemühungen um Schopenhauer, dem er in betreff des „Metaphysischen" etwa die von Leibniz vorgenommene Umdeutung der einen Substanz in eine Unendlichkeit solcher gegenüberstellt, vollauf zu würdigen, wäre eine wohlwollende und vorurteilslose Ueberprüfung seiner Hauptwerke wünschenswert.

Helsingfors. Wilhelm Bolin.

Oscar Wilde als Lyriker.

Das letzte Literaturjahr steht im Zeichen Oscar Wildes; man darf es wohl sagen. Und um keinen modernen englischen Dichter hat sich Deutschland je so eifrig bemüht wie um ihn. Man kennt die Geschichte, wie er entdeckt wurde. Auch er mußte, wie so manche spätere Größe, erst seine Affäre haben; vor dieser Affäre wurde sein Name in Deutschland vielleicht kaum jemals genannt, obwohl Oscar Wilde doch gerade damals in England auf der höchsten Höhe seines Ruhmes stand. Allerdings vor allem als Dramatiker, und die Deutschen haben ja für die englische Bühne nicht viel übrig — was übrigens von England aus auf Gegenseitigkeit beruht. Keines der beiden Völker verliert viel, wenn es ihre respektive moderne dramatische Produktion nicht kennt. Und es hat sich auch deutlich genug gezeigt, daß Oscar Wilde als englischer Dramatiker in Deutschland nur vorübergehende Erfolge erzielen konnte; das Werk, das seine suggestive Kraft bleibend bewährt, die Szene „Salome", ist eine Dichtung, französisch geschrieben und für ein französisches Theater bestimmt, also von der englischen Bühne emanzipiert. Oscar Wilde wird gegenwärtig in Deutschland übrigens weit überschätzt. Viel ist es schon, daß seine dichterische Kraft diese Ueberschätzung solange verträgt; es zeugt dies dafür, daß Wilde doch nicht zu jenen Windgrößen gehört, die Chaunereklame eines Tages zur Riesenhaftigkeit aufbauscht und der nächste Tag in ihr ursprüngliches Nichts zurücksinken sieht. Er hat genug wahrhafte Bedeutung, um die Zeit der Ueberschätzung zu überdauern. Aber man wird bei Wilde nur weniges finden, was eine absolute Vollendung zeigt. Am deutlichsten erweist seine Vorzüge zugleich mit seinen Schwächen sein berühmter Roman „Das Bildnis des Dorian Gray". Er ist künstlerisch ein Wagnis: er verzichtet völlig auf das Spannungsmoment, das gerade im englischen Roman, in den Feuilletonromanen am greifbarsten, in den künstlerischen Romanen nur wenig verfeinert, an erster Stelle steht. Das Vorwort bringt einige Maximen Wildes. Da liest man: „Wer schönen Sinn im Schönen findet, ist kultiviert. Die Auserwählten sind die, denen schöne Dinge nichts bedeuten als Schönheit. Es gibt keine moralischen oder unmoralischen Bücher. Bücher sind gut oder schlecht geschrieben. Weiter nichts. Das moralische Leben des Menschen ist ein Teil des Stoffes für den Künstler, aber die Moralität der Kunst besteht im vollendeten Gebrauch eines unvollkommenen Mittels. Alle Kunst ist nutzlos." Aber es läßt sich nicht verhehlen, daß der Roman trotz dieser höchsten Absichten dem englischen Publikum — bewußt oder unbewußt — seine Zugeständnisse macht. Es ist eben doch wieder ein sehr moralischer Roman daraus geworden: Dorian Grays Bildnis, das man leicht sein Gewissen, seine Seele oder sonst wie nennen kann, zeigt alle die schändlichen Flecken, die sein Aeußeres, in stets gleicher Schönheit und Jugendlichkeit blühend, nicht ahnen läßt. Außerdem fallen mehrere Momente auf, die direkt an den Kolportageroman erinnern; und das Sprühfeuerwerk von geistreichen Paradoxen, die Lord Henry zu allen Gelegenheiten blitzen läßt, wird im zweiten Teil erheblich matter und zeigt nun deutlich, daß es für den Roman als solchen überflüssig war, Wilde aber wußte, was sein Publikum von ihm verlangte und quälte seinen Witz derbei, wenn seine künstlerische Intuition ihn versagte. „Salome" ist vielleicht als Kunstwerk unter seinen Dramen das vollendetste, aber hier wieder macht es sich doch geltend, daß es ein fremdes Idiom war, in dem Wilde schrieb, und jedenfalls wäre es in englischer Sprache ein anderes Werk geworden; ob ein besseres, ließe sich bestreiten, denn gerade die ungewohnte Sprache bedingte eine Prägnanz des Ausdruckes, des szenischen Aufbaus, die man sonst bei Wilde nicht findet. Dies alles muß man selbst als Bewunderer seines Genius zugeben. Und nun erscheint es doch seltsam, daß Wilde, der nichts als die Schönheit, die vollendete Schönheit liebte und suchte, keine Werke geschrieben haben sollte, in der sie sich rein und schlackenlos offenbarte. Wenige wissen von diesen Werken, die er tatsächlich schrieb: es sind seine Gedichte.

Wer Wilde in seinem Wesen versteht, wird erkannt haben, daß er weder Dramatiker noch Erzähler, sondern Lyriker war. Kein Lyriker freilich im Sinne der Goldschnittbände oder sonst der landläufigen Lyrik, wie sie die sogenannten Lyriker vom Gymnasiastenalter bis ins höchste Greisentum pflegen, und die nur immer von erotischen Erlebnissen erzählt, schwül und keusch, je nach dem Bedarf des Blattes, in dem das Gedicht untergebracht werden soll. Wir leben eben jetzt in einer Periode dieser Lyristerei, die jedem wahrhaften Freund der Lyrik als der höchsten Seelenkunst aufs tiefste zuwider sein muß. Zu diesen gehört Wilde nicht, und wie sonst nie in seinen Werken hat er sich in der Lyrik mit absoluter Strenge des Kompromisses mit den Wünschen der Leser enthalten; sie war sein Allerheiligstes, das er sich bewahrt hatte, als der Lyriker in ihm schon längst um der reichen Tantièmen willen mit dem Geschmack des Publikums paktierte. So sind auch seine Gedichte wenige an Zahl, während die Lyriker jener anderen Sorte ihrem Verleger Bände auf Bände mit immer neuen lockenden Titeln liefern. Hier war er der stolze Künstler, der er so gern in seinem ganzen Leben gewesen wäre. Eine große Tragik liegt darin, eine weit größere als seine Verurteilung und sein Zusammenbruch. Wie an seinem Aeußeren, seinem ungeschlachten Körper, den unschönen, wenn auch interessanten Zügen, den großen Händen, litt er gewiß an diesem Zwiespalt, und nie hätte ihn die Gefängnishaft so zermalmt, wenn er sich ganz als der große Künstler gefühlt hätte, der er doch nicht sein konnte.

Als Lyriker kommt Wilde von Dante Gabriel Rossetti und Algernon Charles Swinburne her und ist der Dritte neben ihnen. Alle drei sind sie das Widerspiel der l'Art pour l'Art-Kunst der Parnassianer in Frankreich und ihre größten Vertreter in England, alle drei Individualisten in jenem Sinne, der jede Gemeinsamkeit mit den Vielen-Vielzuvielen vermeidet; was sie mit der Kunst der gleichzeitigen Dichter von weniger ausgeprägter Begabung verbindet, ist einzig der Gegensatz zu ihnen, der manche ihrer Bizarrheiten bedingt, mit denen sie der Banalität soweit wie möglich auszuweichen suchten. Dante Gabriel Rossettis „House of Life“ (deutsch von dem Schreiber dieser Zeilen in Eugen Diederichs Verlag in Leipzig erschienen, 1901) ist der Urborn für diese Kunst, Rossetti, der als Maler in seiner späteren Zeit auch nicht von Kompromissen freizusprechen ist, ihr strengster Vertreter in seiner Poesie, die ihre Wahrheit in mehr als nur der gewöhnlichen Realität suchte. Es ist Kunst nur für gleich hochstehende, Dichtung eigentlich nur für Dichter. Dies macht ihr die Kritik sehr oft zum Vorwurf, gerade als müßte man immer nur für Kommis und Ladenmädchen schreiben, als wäre deren Bewunderung ein Maßstab für die Größe eines Künstlers. Der Dichter, der selbst auf der vollen Kulturhöhe steht, kann, wenn er sich treu bleiben will — und das soll er doch, und hierin liegt die Wahrheit seiner Kunst — nur im Geiste dieser Kulturhöhe schaffen und wird ihr Ausdruck sein. So schuf Dante Gabriel Rossetti seine Sonette, so Swinburne seine großartigen Dichtungen. Wie Rossetti so suchte ich auch Swinburne dem deutschen Volke zu vermitteln: meine Auswahl aus seinen Gedichten erschien im Sommer dieses Jahres (Verlag von Baumert & Ronge, Leipzig und Großenhain in meiner Sammlung metrischer Uebertragungen „Aus fremden Gärten“, deren erstes Bändchen sie bildet) und dort wird man Zeugnisse derselben Kunstübung finden. Nun wurde mir die Uebersetzung der Gedichte Wildes für die erste deutsche Gesamtausgabe seiner Werke (Wiener Verlag) übertragen, und ich kann mir mit Freude und Genugtuung sagen, Englands drei bedeutendste Dichter der neueren Zeit der deutschen Literatur in den ersten Uebersetzungen gegeben zu haben. Vieles ist noch unvollkommen darin — denn jede Uebersetzung läßt sich noch besser machen —, aber an redlicher Bemühung hat es nicht gefehlt, und an manchen Stellen würde vielleicht auch eine größere Kraft scheitern. Wie Oskar Wilde tatsächlich mit den Präraphaeliten und Swinburne zusammenhängt, bekennt er selbst in seiner Dichtung „Der Liebesgarten“, die alle die Schönheitssucher preist, deren sich England auch in diesem geschäftsmäßigen, nur dem Irdischen zugewandten Zeitalter — das Original hat das unübersetzbare Age of Clay — rühmen kann. Da sagt er in der Apostrophe an den Genius der Schönheit nach der Klage über Keats' und Shelleys frühen Tod:

seither gehn wir allein,
Bis auf dies stolze Herz, den Morgenstern
Des neuerstandnen Englands, der in Höhn
Ob unsrem wanken Thron, den Schlachtfeldern
Demokratie, die junge, griechenschön,
Der Hesperus der großen Republik,
Schon strahlen sieht! ihn lehrte deine Liebe noch Musik.

Und er war mit dir in Thessaliens Flur,
Wo er die weiße Atalanta schaute,
Schnellfüßig auf des wilden Ebers Spur,
Die strenge Jungfrau; seine Honiglaute
Drang in des hohlen Berges Grotte tief,
Und Venus lacht, daß einer heut nach ihren Namen rief.

Die Lippen küßte er Proserpinas
Und sang das Requiem dem Galiläer,
Der wunden Stien, die er entkrönte, blaß,
Von Blut und Wein betränkt, ein letzter Seher
Und glühendster des alten Göttertums:
Grau wird das neue Zeichen vor dem Glanze seines Ruhms.

Dies ist Swinburne, und auch Rossetti — „genannt zusammen nach Dante und dem Seraph Gabriel“ — erhält seine Zeilen. Beide aber sind doch nur die Ausgangspunkte Wildes, nicht seine Vorbilder und er vielleicht ihr Kopist. Seine Selbständigkeit zeigt sich gerade ihnen gegenüber am deutlichsten, weil doch ihre Bildungsgrundlagen wesentlich die gleichen waren: die antike Mythe, die Bibel, die Frühflorentiner, Shakespeare und Spenser. Der deutschen Literatur stehen sie alle drei fast völlig fern — nur Rossetti beschäftigte sich mit ihr, aber auch nur mit der mittelalterlichen —, die französische dagegen kannten sie und schätzten sie, aber die nachweisbaren Einflüsse oder Einwirkungen beschränken sich auf wenige Namen: François Villon und Clément Marot aus der alten Zeit, von den neueren bei Swinburne Théophile Gautier, Baudelaire und Victor Hugo, bei Wilde nur die beiden ersteren. In der Sprache nähern sie sich alle dem Stil der Elizabethiner, denen sie manche archaistischen Formen entlehnen und mit deren Augen sie die Götter der Antike und die Personifikationen der Monate, Jahreszeiten, Tugenden, Laster und aller Mächte des Lebens und des Schicksals sehen, ein hochgeistiger Stil, der den gewöhnlichen Leser befremdet, ihm gesucht und dunkel scheint, und so reich an Allusionen ist, daß seine Schönheit nur jenem sich völlig zeigt, der mit der Hindeutung gleich das Bild zu sehen, gleich eine bestimmte Empfindungsnote mitzufühlen vermag. So schrieb Wilde eine Villanelle auf Theokrit, die eine genaue Bekanntschaft mit dem Dichter voraussetzt, sonst unverständlich bleibt; und gut noch, wo er den Namen nennt, daß eine nachherige Orientierung möglich ist; nicht selten aber sieht sich der Deutsche vor Anspielungen, die ihm trotz umfassender Bildung Rätsel bleiben, weil sein Wissensgebiet sich doch nicht ganz mit dem des Engländers deckt. Das gemeinsame Merkmal für die Sprache Rossettis, Swinburnes und Wildes ist vor allem jenes erste und Hauptzeichen wirklicher Modernität: Die Worte suchen jedes Bild, jeden Gedanken so plastisch, so ausgeprägt, dabei so originell und neuartig wiederzugeben, daß sie wie in einem neuen Lichte erscheinen und selbst, wo sie nicht ganz ursprünglich sind, ihre Abgebrauchtheit verlieren wie altes, edles Gold, in neue Münzform gegossen. So nehmen sie auch jedes Bild als plastisch, d. h. vorstellbar und vermeiden trotz ihres Reichtums an Metaphern, daß eine die andere in der Vorstellung aufhebt, als unmöglich erscheinen läßt; ihre Bilderpracht ist nie das blendende Farbenspiel, das man sonst unter diesem Namen versteht. In ihren Stoffen ist jeder ganz für sich. Rossetti sang vor allem seine Liebe zu jener wunderbaren Frau, die sein Genius oder, wie andere sagen, sein Dämon gewesen und die ihm nach zwei Jahren der Tod entriß: in ihre rotgoldenen Haare legte er die einzige Abschrift seiner bis dahin entstandenen Gedichte und ließ sie mit ihr begraben. Man weiß, daß er später, wie es heißt, eifersüchtig auf Swinburnes steigenden Ruhm, die Gedichte wieder aus dem Sarg nehmen ließ und veröffentlichte. Swinburne, als Dramatiker und Epiker gleich groß wie als Lyriker, ursprünglich Satanist im Sinne Baudelaires, wurde der große Hymniker der Freiheit und

Digitized by Google

des Meeres, denen er Gesänge von nie gehörten großartigen Rhythmen weihte, und die er mehr liebte als irgend eine Liebe auf Erden.

Wildes Gedichte sind wie eine einzige Klage um die Schönheit, die uns verloren ging, und die nur mehr in wenigen Auserwählten ihre Jünger findet. Wie selbst bei Rossetti, der doch seine Liebe besang, wie ebenso bei Swinburne fehlt auch bei Wilde völlig das Anekdotische. Heines Gedichte sind jedes eine Anekdote, eine kleine Nouvelle und bedeuten den polaren Gegensatz zu dieser lyrischen Kunst, die nicht mehr das Erlebnis, sondern nur das Kunstwerk gibt. Goethe und Mörike gehören in der deutschen Lyrik zu diesen Künstlern. Aus dieser Wesensart Wildes erklärt sich auch seine Verwandtschaft mit Whistler, der in der Malerei denselben Standpunkt vertrat, auch er radikaler Gegner alles Anekdotischen, und direkt auf die Anregung durch Whistler gehn mehrere Gedichte zurück, die schon in den Titeln — Harmonie, Impression — diesen Zusammenhang verraten. Man lese die folgende „Harmonie“:

Im goldenen Zimmer.

Ihre Elfenbeinhände, ich sah sie schweben
Ueber Elfenbeintasten in launischem Tanz.
Wie in den Pappeln beim leisen Beben
Der blassen Blätter der silberne Glanz,
Wie des treibenden Schaumes weißer Kranz,
Wenn in fliegender Brise die Wogen sich heben.

Ihr goldenes Haar auf der goldenen Wand
War wie Sommerfäden, die zart sich woben
Um der Ringelblume leuchtenden Rand,
Oder die Sonnenblume, nach oben
Zur Sonne gekehrt, wenn die Schatten sich hoben
Und der Speer der Lilie in Flammen stand.

Und ihr roter Mund auf den Lippen mein
Brannte wie eine Ampel glutet,
Rubinen in einem Purpurschrein,
Wie der Granate Wunde blutet,
Wie das Herz des Lotus, überflutet
Von dunkel rosenrotem Wein.

Es ist kein Widerspruch hierzu, wenn man Wildes Kunst doch tief persönlich nennt. Freilich, seine erotischen Erlebnisse zeichnet er nicht auf, wohl aber verleiht er dem, was ihn am tiefsten bewegt, seinen Ausdruck, und so prägt sich in seinen Gedichten, in jeder Zeile seine Persönlichkeit aus, wie sie in ihrem Wesen war. So steht auch seinen Versen als Motto das Sonett voran, das den Titel „Hélas!“ trägt und nichts anderes als ein individualistisches Bekenntnis in diesem Sinne ist:

Jedweder Leidenschaft sich hinzugeben,
Bis meine Seele eine Leier ist,
Die jeder Wind spielt, und dafür vergißt
Die einst'ge Weisheit sie, das ernste Streben?
Ein zwiebeschrieben Blatt scheint mir mein Leben,
An kind'schem Festtag überkritzelt ganz
Mit eitlen Liedern zu Musik und Tanz,
Die nur des Ganzen tiefern Sinn verweben.
Wohl stand ich einst auf Sonnenhöhn und gab
Der Dissonanz des Lebens Melodie
Auf hellem Saitenspiel, daß Gott mich höre:
Ist die Zeit tot? rührte mein kleiner Stab
Denn an den Honig nur der Poesie,
Daß einer Seele Erbteil ich verlöre?

Ganz eigentümlich ist Wildes Stellung zur Politik, der er den ganzen ersten Abschnitt seiner „Poems“, mit „Eleutheria“ als Sondertitel, widmet; er ist auch hier der l'Art pour l'Art-Künstler, als den ihn gleich sein erstes Sonett zeigt, das berühmte „Sonett an die Freiheit“:

Nicht daß ich deiner Kinder Freund erschien,
Die dumpfen Augs ihr unschön Leid nur sehn,
Nichts andres wissen wollen noch verstehn, —
Nur weil der Brans deiner Demokratien,
Der Schreckensreiche, großen Anarchien
Dem Meer gleich meinen wildsten Aufruhr spiegelt,
Bruder all des ist, was mein Herz aufwiegelt, —
Freiheit! nur darum, wenn die Massen schrien,
Freut' ich des wüsten Lärms mich; sonst könnt' ich
Mit tückischen Kanonen, blut'gen Knuten
Des altverbrieften Rechts geruhiglich
Fürsten ihr Volk berauben sehn — doch nein!
Die Christen, die auf Barrikaden bluten,
Gott weiß, ich muß — vielfach — mit ihnen sein.

Dieses „vielfach“ — „in some things“ sagt das Original, zeigt den ganzen Wilde, wie er nie völlig in einer Sache aufgehen konnte, stets nur insofern mit ihr war, als sie für ihn Schönheitsmomente hatte.

Aber nun steht außerhalb seines Gedichtbandes die „Ballade vom Zuchthause zu Reading“, die man seiner anderen Poesie, der Kunstdichtung, als Lebensdichtung entgegensetzen könnte, wenn nicht auch sie vollendetste Kunst wäre. Zwischen ihr und den Gedichten liegt der große Zusammenbruch, und die Moralprediger haben es nun gut, auf dieses Gedicht als ein Dokument hinzuweisen und zu sagen, hier erst sei er zum höchsten Künstler geworden. Dies mag von mancher Seite geschehen, und so darf man andererseits betonen, daß Wilde auch in der „Ballad of Reading-Gaol“ nur im Sinne seiner früheren Kunst schuf; das Versmaß ist bezeichnenderweise Rossettis berühmter Jugenddichtung „The blessed Damozel“, die am Anfange dieser Bewegung steht, entlehnt oder mit ihm identisch, um nicht auch sonst eine Anlehnung an Rossetti vermuten zu lassen. Wilde veröffentlichte das Gedicht unter dem Pseudonym C. 3. 3. — „Zelle 3. 3.“, es war die, die er selbst in Reading innegehabt. Es gibt die Stimmungen wieder, die in einem Zuchthause herrschen, wenn einer der Sträflinge gehängt werden soll, gibt nur sie, ohne den Akt selbst in seiner Brutalität zu schildern: aber zur bestimmten Stunde allen bewußt, von allen innerlich geschaut, wirkt er nur noch grauenhafter, und das Gedicht gehört zu dem Erschütterndsten, das je ein Dichter schrieb. Es ist die unbedingte Wahrheit des persönlich Erlebten, werden die einen sagen; die anderen aber in der suggestiven Kraft, die der Künstler seinen Worten lieh, die machtvolle Wirkung der Strophen begründet sehen. Es heißt, daß Wilde im Zuchthause — wie einst auch Verlaine — gläubig wurde; die „Ballade“ zeigt ihn als Gläubigen, aber Wilde war zeitlebens Katholik und sprach es in seinen „Poems“ unwiderleglich aus. Die Wandlung besteht auch hier für den oberflächlichen Betrachter darin, daß er vom bloßen Schönheitskultus, der seine frühere Gläubigkeit war, zur persönlichen Inbrunst gelangte; aber das religiöse Bedürfnis war doch nur wieder ein Schönheitsbedürfnis, und niemand wird den Schönheitssucher seiner glorreichen Zeit in den Strophen der Zuchthausballade verkennen. Die grausige Häßlichkeit des Ortes erhält durch seine Schilderung etwas Grandioses, die nackte Realität die tiefe Schönheit eines Symbols. Man lese die drei Strophen, die den Henkersakt begleiten:

Da plötzlich fuhr der Schlag der Uhr
Durch die schaurende Luft wie Stahl,
Und durch das ganze Zuchthaus ging
Ein Schrei ohnmächtiger Qual,
Wie ein ausgestoßner Lazarus
Ihn schreit durch sein ödes Tal.

Und wie wir im Traum wohl Schreckliches schau'n
In der Spiegelbilder Flug,
So sah'n wir den grauen, hänfnen Strang
Und den schwarzen Baum, der ihn trug,
Und hörten das Beten, das nun zum Schrei
Erstickte des Henkers Zug.

Und keiner fühlte aus diesem Schrei
So ganz wie ich seine Not
Und die Reue so heiß und den blutigen Schweiß
Und die Wunden all so rot:
Denn wer mehr Leben als eines lebt,
Stirbt mehr als einen Tod.

Digitized by Google

Und eine wahrhaft biblische Schönheit liegt in den Strophen, die auf die Schilderung des namenlosen Elendes in den Kerkerzellen folgen:

So tragen des Lebens Kette wir
Und rosten das Eisen ein,
Mit Fluchen dieser, mit Weinen der
Und jener in stummer Pein,
Doch mild ist Gottes ewig Gesetz
Und bricht das Herz von Stein.

Und jedes Herz, das im Kerker bricht
Dieser ausgestoßnen Schar,
Ist gleich dem Glas, das zerbrochen ward
Und ergossen auf Jesu Haar,
Davon des armen Aussätzigen Haus
Voll süßer Narde war.

Wohl ihm, dessen Herz da brechen kann
Und Frieden gewinnt und Verzeih'n!
Wie sonst wird gleich des Menschen Pfad
Und die Seele von Sünden rein?
Wie sonst als in ein gebrochen Herz
Trat je der Heiland ein?

Oscar Wilde hat in dieser Dichtung sein Höchstes erreicht, sie ist sein menschlich ergreifendstes Werk, aber sie fällt nicht aus dem Rahmen seiner Kunst heraus; wie sie, so ist jedes Gedicht ein Dokument seiner Persönlichkeit und jedes zugleich von derselben Vollendung. So mag wohl eine andere Zeit an seinen Dramen und Erzählungen vorübergehen, die drei dichterischen Werke von Wilde werden bleiben: der Band „Gedichte", seine „Salome" und die „Ballade vom Zuchthaus in Reading".

Wien. Otto Hauser.

Theater.

Residenztheater. „Benignens Erlebnis". Zwei Akte von Eduard von Keyserling.

Wenn es wahr ist, was der liebenswürdige, früh gealterte Baron Went seiner Nichte Benigne sagt, daß der Mensch nur immer sich selbst erlebe, wieviel wahrer ist es, daß das Werk dem Künstler, wofern er ehrlich ist, nur immer sein eigen Gesicht wiederspiegelt! Und doch, trifft das zu, so ist auch das schon Lobes genug; denn es ist besser, den Menschen mit all seinen Unzulänglichkeiten zu finden, als ein aufgeschminktes und in Positur gesetztes Idealporträt.

Ich finde den Grafen Keyserling in seinem kleinen Drama „Benignens Erlebnis". Er ist ein ästhetisch fein empfindender Mann. Ich kenne ihn nicht und weiß doch, daß es ihm unmöglich sein wird, in einem stillosen Zimmer zu wohnen. Auf seinem Tisch liegen gut gebundene, gewählte Bücher, allerlei objets d'art stehen zwanglos umher. Er liebt den Park, wo er verwildert ist, zumal wenn eine späte Rose am herbstlichen Strauche glüht. Er geht nie an dem Schwanenteich vorüber, ohne bei den melancholischen, majestätischen Vögeln zu weilen. Müde fließt das alte Blut in seinen Adern, aber er liebt diese Müdigkeit, weil sie für die leisen Reize empfänglich macht. Er flieht das Erleben und sucht das Spiel mit Sensationen. Wird es draußen auf der Straße laut, so tritt er ans Fenster, um bald genug in seinen Stuhl zurückzusinken, erregt darüber, daß andere tun und leiden.

Und nun geht der Vorhang auf über einem Stück Welt, das sich dieser Träumer nach seinen seelischen Bedürfnissen zurechtgerückt hat.

Draußen werden Barrikaden gebaut und Kugeln raffen Opfer, denn es ist das Wien des Jahres 1848; in das Zimmer aber, in das Graf Keyserling führt, das Zimmer mit den sorgfältig gestellten, lichten Biedermeiermöbeln, dringt der Lärm nur, wenn es irgend einem beliebt, ein Fenster aufzumachen. Nun ist eine in diesen Räumen, eine helle, zarte Mädchengestalt, Benigne selbst, innerlich vereinsamt unter diesen stolz ablehnenden oder skeptisch lächelnden oder mimosenhaft sich verschließenden aristokratischen Persönlichkeiten ihrer Umgebung, die die Lust anwandelt, das Fenster nach der Straße, das gefährliche Fenster zu öffnen. In Benigne schreit es nach „Erlebnis", oder sie glaubt doch, daß die Stimme in ihr ganz laut nach Taten und Gefährnissen rufe. Sie täuscht sich, das weiß niemand besser als Graf Keyserling. Aber das „Erlebnis" läßt nicht auf sich warten. Einen schwer verwundeten Studenten, ein Kind der Gasse, trägt man in das stille Haus mit den wohlgeordneten, lichten Möbeln. Wie eine Dürstende klammert Benigne sich an ihn, er stößt sie brutal, aus gerechtem Eigentrieb heraus, zurück. Und dann stirbt er. Benigne ist ihr Erlebnis, zu dem sie berufen und befähigt war, zuteil geworden, ihr Verlobter, ein Dekorationsbräutigam mit Epauletten, wartet vor der Tür, das Stück ist aus.

Arme Benigne! drängt es sich einem auf die Lippen, aber wie geht es zu? das Wort kommt nicht von Herzen. Im besten Fall vermag man sich ein halbes Mitempfinden vorzutäuschen. Und doch, so vieles kam uns hier entgegen! Man hörte einen Dialog, reich an Gedanken, weltmännisch geführt, lyrische Stimmungen waren in decent aristokratischer Weise angedeutet, auch unserer Geschmacksrichtung stehen Bilder, wie das vom Grafen Keyserling gezeichnete, nicht eben fern. Warum bleibt jede Wirkung aus?

Nur der Geschmack hat sich hier produktiv erwiesen. Diese müde Phantasie ist durchaus nur die Wege gegangen, die ihr das Thema anwies. Was zu dem seelischen Problem und seiner Ausgestaltung gehörte, ist ausgeführt; nichts daneben, nichts dawider. Und daraus eben ersteht der lebloje Eindruck. Was immer organisch, ist widerspruchsvoll, zeigt Mangel und Ueberfluß. Graf Keyserlings Drama ist wie mit dem Lineal gezogen. Der Geschmack mag produktiv werden, er wird nie schöpferisch.

Und einmal mißtrauisch geworden, sieht man tiefer. Man erkennt den Anteil, den die Mode des Tages an dem Drama des Grafen gehabt hat, und der ist groß. Man prüft diese lyrische Stimmunggebung, und man gewahrt, wie bewußt sie hierhin und dorthin gesetzt ist, man weiß, daß sie aus Büchern, aus geschmackvollen, guten Büchern, stammt.

Auch Graf Keyserlings Drama ist trotz der Bühnenaufführung Buch geblieben. Ein Buch, dessen sich der ästhetisch fein veranlagte Mann gewiß nicht zu schämen hat, wenn es unter den gewählten Werken auf seinem Tische liegt. Aber es ist keine Veranlassung da, es in die Welt hinauszutragen.

Ernst Heilborn.

Das Regiment Hürrah!

(Nachdruck nicht gestattet.)

Das Infanterieregiment Nr. 444 führte den Beinamen „Das Regiment Hürrah", aber selbstverständlich mit Betonung des Hurrah auf der ersten Silbe. Denn dieses Wort so auszusprechen, wie es früher unsere Eltern und Großeltern taten, und wie wir es in unserer Jugend auch noch selbst lernten, das gilt heutzutage in Offizierskreisen für mehr als geschmacklos, das ist geradezu ein Zeichen geistiger Unbildung und ein Mangel an guten gesellschaftlichen Manieren. Das ist beinahe noch schlimmer, als lose Handmanschetten tragen oder ungestärkte Hemden.

Ehe das Regiment diesen stolzen Beinamen erhielt, hatte es im Schatten der Verborgenheit geblüht. Daß das Regiment existierte, wußte man ja aus der Rangliste, und bei Uebungen in größeren Verbänden kam man ja auch mit ihm in nähere Berührung; aber sonst war das Regiment in seiner stillen

Digitized by Google

Garnison nichts als eine Nummer, allerdings eine sehr hohe, aber trotzdem nur eine Nummer.

Das wurde mit einemmal anders, seitdem das Regiment den Beinamen „Das Regiment Hürrah" hatte. Donnerwetter, das hörte sich doch noch nach etwas an, das war ja geradezu der lebendig gewordene Patriotismus, das klang ja fast ebenso feudal wie die Namen der vornehmen Garderegimenter. Und plötzlich wurde das Regiment von den anderen Truppen des Armeekorps mit zur Garde gerechnet, für sie war es Garde, und wenn es an den anderen vorbeimarschierte oder irgendwie mit den anderen in Berührung kam, dann hieß es ganz geheimnisvoll: „Achtung — das Regiment Hürrah kommt".

Und dabei wußte niemand, welchem Umstande das Regiment diesen stolzen Beinamen verdankte, nur die 444er wußten es, aber die hüteten sich, das Geheimnis preiszugeben. Im Gegenteil, sie verstanden es, sich mit dem Nimbus der Unfehlbarkeit zu umgeben, und ihre hoheitsvollen Mienen schienen stets zu sagen: habt Achtung und Respekt vor uns, wir stehen dem Herzen Sr. Majestät ganz besonders nahe, wir sind das Regiment Hürrah. Und diesem Beinamen beugten sich die anderen derartig, daß die 444er nach und nach anfingen, selber daran zu glauben, daß sie höhere Wesen wären und daß sie den Ursprung ihrer Bezeichnung fast ganz vergaßen. Vielleicht, weil in diesem Falle das Wort Hurrah mit Patriotismus und Loyalität garnichts zu tun hatte.

Die Sache war ganz einfach gekommen. Vor mehr als einem halben Jahr hatte das Regiment einen neuen Kommandeur erhalten, und gerade damals war die Zeit, in der theoretisch und praktisch die Frage erörtert wurde: wird in den nächsten Feldzügen der Feind in einer Entfernung von sechshundert Metern lediglich durch das Feuergefecht niedergekämpft werden müssen, oder gibt es eine Möglichkeit, näher an den Gegner heranzukommen und trotz der heutigen Feuerwaffen einen Sturmangriff auszuführen?

Und der neue Kommandeur war ein begeisterter Anhänger des Bajonetts. Gewiß, das Feuergefecht mußte ja auch sein, es mußte den Angriff vorbereiten, aber die Hauptsache blieb doch: „Seitengewehr pflanzt auf — marsch, marsch, hurrah!" In diesem Sinne leitete er alle Uebungen, und in diesem Sinne sollten auch die Bataillonskommandeure und Hauptleute alle Gefechte durchführen. Er war fast immer bei dem Dienst zugegen, und wenn er da war, wollte er: „Hürrah" hören, sonst wurde er grob, und er konnte sogar saugrob werden. So tat man ihm denn seinen Willen, und wenn er auf den großen Exerzierplatz kam, auf dem die zwölf Kompagnien gleichzeitig übten, dann hörte man weiter nichts als „Hurrah — Hurrah — Hurrah". Und als eines Tages wieder in Hurrahrufen das Menschenmögliche geleistet worden war, da hatte ein Witzbold die Bemerkung gemacht: „Wir müßten eigentlich das Regiment Hürrah heißen!" Und von diesem Tage an nannten sie sich selber so.

Das durften aber die anderen nicht wissen, dann würden sie ihr Ansehen verlieren, und das durften sie nicht, im Gegenteil, sie mußten es mit aller Gewalt aufrecht erhalten, denn sonst hätte man sie ausgelacht und verspottet. Und das durfte nicht geschehen, das waren sie nicht nur sich selbst, sondern vor allen Dingen ihrem neuen Kommandeur schuldig, denn nicht wie sonst hatte man ihnen einen gewöhnlichen Sterblichen geschickt, der es nach langer Dienstzeit zum Oberst gebracht hatte, um hier bei der zweiten Regimentsbesichtigung (die erste geht immer gut) seine dienstliche Seele auszuhauchen, sondern diesmal war etwas ganz Feines gekommen, ein Adliger, ein Herr von Amberg, der im Generalstab gesessen hatte und sich der höchsten Gunst seiner Vorgesetzten erfreute. Und daß man einem so bürgerlichen Regiment mit einem so durchaus bürgerlichen Offizierskorps einen so feudalen Oberst gab, hatte seinen bestimmten Grund. In der Nähe der Garnison, in der die 444er lagen, wohnte auf einem herrlichen Besitz der Fürst Edgar Carl Emil von Ohnegleichen, der in wenigen Monaten seinen sechzigsten Geburtstag feierte. Der hohe Herr hatte in seiner Jugend ebenfalls der Armee angehört, und wie sehr er diese liebte, ging am besten daraus hervor, daß er schon nach zweijähriger Dienstzeit freiwillig seinen Abschied nahm, um die Weiterentwicklung seines Regiments, der seine Unkenntnisse hindernd im Wege standen, nicht dauernd aufzuhalten. So hatte er sich denn auf seine Güter zurückgezogen, aber die Liebe zur Armee war in ihm nicht erstorben, was schon daraus hervorging, daß er jeden Soldaten, der ihm begegnete, leutselig nach seinem Namen fragte. Und der Kammerdiener, der den Fürsten begleitete, mußte dem Soldaten dann stets eine Zigarre geben. Schön war schon die Sorte nicht gewesen, die der alte Fürst für diesen Zweck ausgesucht hatte, aber schöner war sie auf dem Instanzenwege bis zum Kammerdiener auch nicht geworden. Wenn die Soldaten Seine Durchlaucht kommen sahen, kniffen sie schon aus, nur um keine Zigarre annehmen zu müssen; denn daß ein Soldat eine Zigarre, die er einmal in Händen hat, nicht auch raucht, das ist ausgeschlossen.

Seine Durchlaucht lebte nun schon seit vielen Jahren auf dem Schlosse seiner Väter, er ging hin und wieder einmal auf Reisen und hin und wieder schoß er auch einmal einen Rehbock, der sich dann bei der Schilderung seiner Jagderlebnisse regelmäßig in einen starken Hirsch, zuweilen auch in eine wilde Sau, die er mit der Saufeder abgefangen haben wollte, verwandelte. So ging er seinem sechzigsten Geburtstag entgegen. Und bei dem hohen Verdienst des Fürsten um den Staat, insonderheit aber mit Rücksicht auf sein warmes Interesse für die Armee war es beschlossen worden, Seiner Durchlaucht an Höchstihrem sechzigsten Geburtstag ein Regiment zu verleihen. Und das sollten die 444er sein.

Als diese eines Tages von der hohen Ehre und der hohen Auszeichnung erfuhren, die ihnen bevorstanden, waren sie vor Freude ganz außer sich. Einen Namenszug auf den Achselstücken und Achselklappen zu erhalten, ist der sehnlichste Wunsch eines jeden Truppenteils, und nun erst, wenn es sich um den Namenszug eines Fürsten Ohnegleichen handelt. In der Freude ihres Herzens betranken sich ein paar Offiziere bis zur Unsterblichkeit, aber das hätten sie lieber nicht tun sollen, denn schon wenige Tage später waren sie zur Versetzung in ein anderes Regiment eingegeben: „Offiziere, die sich betrinken, kann ich dem Fürsten Ohnegleichen nicht vorstellen," erklärte der Oberst kategorisch. In ihrer Herzensangst, damit ihnen nicht das Gleiche passierte, gelobten sich die anderen Offiziere, fortan nur noch Wasser zu trinken. Das taten sie denn auch acht Tage, dann mischten sie das Wasser wieder mit Mosel, und dann mischten sie den Mosel mit Wasser, und dann tranken sie wieder den reinen Mosel, aber sie betranken sich schon deshalb nicht, weil der Mosel so sauer war, daß selbst eine an alles Leid gewöhnte Kehle nicht mehr als eine Flasche von dem Zeug vertragen konnte. Dann sah der Hals inwendig so rot aus, als wären die Mandeln angeschwollen, und der Magen brannte, daß man am liebsten gleich nach der Feuerwehr gerufen hätte.

Und endlich kam der Tag heran, an dem der Fürst seinen sechzigsten Geburtstag feierte. Schon am Tag vorher hatte der Landesherr, zu dessen Kontingent das 444. Regiment gehörte, Sr. Durchlaucht durch eine Kabinettsorder mitgeteilt, daß er ihm das Regiment verleihe und diesem den Namenszug und den Namen „Infanterieregiment Nr. 444 Edgar Carl Emil Fürst von Ohnegleichen" gegeben habe. Und der Fürst hatte dem Regiment mitteilen lassen, er wünsche an seinem Geburtstag den Parademarsch über das Regiment abzunehmen. Aber das nicht allein, der Fürst geruhte, seinem neuen Regiment noch andere Beweise seiner Huld zu geben. Er befahl, ihm nicht nur eine namentliche Liste des Offizierkorps zu überreichen, sondern auch ein namentliches Verzeichnis aller Mannschaften. Er wollte von jedem Kerl wissen, wie er hieße und wo er geboren wäre.

Und als größtes Zeichen seines Wohlwollens, sollte jeder Mann des Regiments zur dauernden Erinnerung an diesen Ehrentag zwei Zigarren geschenkt erhalten.

Schon eine halbe Stunde vor der befohlenen Zeit stand das Regiment zur Parade bereit und die Unteroffiziere gingen die Front entlang und ermahnten die Leute: „Kerls, daß ihr mir ordentlich die Beine werft und die Fußspitzen auswärts, und die Kniee durchdrücken! Und vor allen Dingen ruft ordentlich Hürrah. Gelegenheit genug habt ihr ja gehabt, um es zu lernen, also: Maul auf, und schreit, so laut ihr könnt. Ihr wißt, wenn der Herr Oberst seine Ansprache beendet hat,

Digitized by Google

dann gibt er das Zeichen zum Hurrahrufen mit dem Schwenken des Säbels. Also paßt genau auf, wenn das Zeichen kommt, und dann los mit dem Hurrah."

Pünktlich auf die Minute erschien der Fürst, ein liebenswürdiger, alter Herr, dem man deutlich die Freude über die große, ihm zuteil gewordene Auszeichnung ansah. Er strahlte förmlich vor Vergnügen, und da er strahlte, strahlte seine ganze Suite mit.

Der Fürst war trotz seiner sechzig Jahre noch ein flotter Reiter, so galoppierte er denn an den rechten Flügel: die Musik spielte den Präsentiermarsch, die Trommeln wirbelten, die enthüllten Fahnen senkten sich — es war ein feierlicher Moment. Und, gefolgt von seiner Suite, ritt der Fürst bei den Klängen des Präsentiermarsches die Front ab. Endlich war er am linken Flügel angekommen, und nun sollte der zweite Teil des Programms seinen Anfang nehmen. Durchlaucht wollte eine Ansprache an das Regiment halten, und mit dem Schwenken des Säbels gab der Kommandierende der Musik ein Zeichen zum Aufhören.

Der Kapellmeister verstand das Zeichen richtig, aber das Regiment verstand es falsch, denn ohne jede weitere Veranlassung brüllten die zwölfhundert Kerls wie ein Mann: „Hurrah, hurrah, hurrah!"

Der Fürst machte ein ganz verwundertes Gesicht: „Warum rufen die Leute denn jetzt schon Hurrah, Herr Oberst?"

Der fiel beinahe vom Gaul: „Ich weiß es nicht Durchlaucht."

„Geben Sie den Leuten ein Zeichen, daß sie still sind."

„Zu Befehl, Durchlaucht." Und abermals schwenkte der Kommandeur mit dem Degen. Aber er erreichte damit gerade das Gegenteil von dem, was er wollte. Dem ersten dreimaligen Hurrah folgte ein zweites.

„Sonderbar," meinte Seine Durchlaucht, „schreien Ihre Leute immer so viel Hurrah? Ich möchte jetzt ein Hoch auf unseren allergnädigsten Landesherrn ausbringen, bitte, machen Sie das den Leuten bekannt."

Das geschah, und gleich darauf hielt der Fürst eine kurze Ansprache, aber der hohe Herr sprach so leise, daß niemand etwas hörte, und daß es niemand bemerkte, als er jetzt fertig war.

„Warum rufen Ihre Leute denn jetzt nicht Hurrah?" fragte der Fürst etwas ungnädig.

Die wahre Antwort konnte der Oberst nicht geben, so rief er denn selbst, so laut, wie er konnte: „Hurrah — hurrah —" und gleich darauf stimmte die Mannschaft ein.

„Na endlich," meinte der Fürst, „ein bißchen lange hat es allerdings gedauert."

Und das Hurrah auf den Fürsten klappte auch nicht, denn als der Oberst seine Ansprache beendet hatte, und das Zeichen mit dem Säbel geben wollte, da hielt der Fürst so dicht neben ihm, daß er diesem unfehlbar über den Schädel gehauen hätte, wenn er den Arm geschwenkt hätte.

So mußte er auch jetzt selber Hurrah rufen, und bis die Kerls das hörten, und das Hurrah aufnahmen, verging wieder eine Zeit. Und dann war es kein militärisches Hurrah, nicht *ein* Ruf, sondern fleckerweise klang das Hurrah durch die Welt.

„Das Hurrah auf meine Person hätte ich mir eigentlich etwas freudiger gedacht," meinte Seine Durchlaucht, „besonders nach den heutigen Beweisen meiner Huld, die ich dem Regiment gegeben habe."

Der Oberst erwiderte garnichts, der saß ganz geknickt auf seinem Gaul und dachte: „O wär' es vorüber und alles erst vorbei." Dann kam der Parademarsch, und der klappte so vorzüglich, daß der Fürst wirklich sehr zufrieden war und erneut seine große Freude darüber aussprach, daß man ihm gerade *dieses* Regiment verliehen habe.

Ein opulentes Frühstück im Kasino machte der Feier ein Ende. Die 444er waren mehr als stolz und glücklich, es gab nirgends einen Namenszug, der auch nur annähernd so schön und vor allen Dingen keinen, der auch nur annähernd so lang war, wie: Infanterie-Regiment Nr. 444, Edgar Carl Emil Fürst von Ohnegleichen. Und schon der Name „von Ohnegleichen" schloß den Vergleich mit jedem anderen Truppenteil aus. Und doch bedrückte sie etwas: das war das Mißlingen des Hurrahrufens, und alle hatten nur die eine Hoffnung, daß dies nicht weiter bekannt würde. Aber ein Armeekorps ist klein, und so hatte sich die Sache doch bald herumgesprochen. Und die Folge war, daß sie in Zukunft nie mit ihrem neuen Namen, sondern auch fernerhin stets nur „das Regiment Hurrah" genannt wurden. Und ebenso sehr, wie sie diese Benennung früher als große Auszeichnung empfunden hatten, empfanden sie dieselbe jetzt als tödliche Beleidigung. Und nicht ohne Grund. Denn zur richtigen Zeit, am richtigen Ort, nicht richtig Hurrah rufen zu können, ist für ein Offizierkorps noch schimpflicher, als lose Handmanschetten und ungestärkte Hemden tragen.

Und so etwas tut man nicht. Ganz besonders nicht, wenn das Offizierkorps, obgleich bürgerlich, vom hohen Adel ist, und den Namenszug führt: Edgar Carl Emil Fürst von Ohnegleichen.

Dresden. Freiherr von Schlicht.

Hans Metschke: Bergbau und Industrie in Westfalen und im Ruhrgebiet der Rheinprovinz unter der Herrschaft der Caprivischen Handelsverträge. Berlin 1905. Franz Siemenroth. 8. 99 Seiten.

Die Darstellung der Entwicklung, welche das größte Kohlenrevier des Kontinents und das vielleicht wichtigste Industriegebiet Deutschlands unter der Caprivischen Handelspolitik genommen hat, ist eine dankbare Aufgabe. Insoweit sich eine solche auf dem knappen Raum von 99 Oktavseiten lösen läßt, hat dies der Verfasser im großen ganzen mit Geschick getan; freilich sind dabei Maschinenbau, Eisenverarbeitung und Textilindustrie sehr kurz weggekommen, und andere wichtige Industrien: Metallgewinnung und -Verarbeitung und Nahrungs- und Genußmittelindustrie u. a. m. gänzlich mit Stillschweigen übergangen worden. Aber die großen Züge des Aufschwunges unter der Sicherung und Erleichterung wichtiger auswärtiger Absatzgebiete durch die Caprivischen Handelsverträge sind in knappen Umrissen richtig dargestellt und gleichzeitig das Entstehen und die Wirksamkeit der großen Kartelle in der Montanindustrie, ihre Wirkung auf die industrielle Konzentration und die Schädigung der weiterverarbeitenden Industrien an Hand der Berichte der Kartellenquete zutreffend zur Anschauung gebracht. Auf die tieferen Gründe der Kartellbewegung ist der Verfasser nicht eingegangen.

Gerade da die rheinisch-westfälische Großindustrie an der Umkehr der deutschen Handelspolitik ganz wesentlich die Schuld mitträgt, ist es recht am Platz, ihr vorzuführen, welchen Aufschwung sie unter der Herrschaft der Caprivi-Verträge genommen hat.

G. G.

Die geistlichen Uebungen des Ignatius von Loyola von Professor Holl. Tübingen, Mohr. 60 Seiten.

Es ist sehr verdienstlich, daß weitere Kreise einen Einblick in diese merkwürdigen pädagogischen Uebungen des Stifters des Jesuitenordens bekommen, deren erstaunliche Wirksamkeit zwar bekannt ist, von deren Inhalt man aber meist nur undeutliche Vorstellungen besitzt. Wir sehen darin ein Muster methodischer Beherrschung der Einbildungskraft, die nach militärischem Reglement ausgebildet wird. Zugleich wird die Willensseite stark beeinflußt und dem Schüler klug die Ueberzeugung beigebracht, daß alles, was er gesehen, aus seinem eigenen Innern stamme. Er fühlt sich emporgehoben auf eine höhere Stufe eigener Leistungsfähigkeit in der Glut seiner Empfindung und in starker Kraft der Selbstzucht.

Tr.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 38. Berlin, den 30. September 1905. 22. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Die bewegten Debatten über den politischen Massenstreik, die dem diesjährigen sozialdemokratischen Parteitag in den letzten Tagen noch sein charakteristisches Gepräge gaben, haben die antisozialdemokratische Presse zu lebhaften Erörterungen über die künftige Behandlung der Sozialdemokratie veranlaßt. Dabei ist es weniger verwunderlich, daß die Organe der Scharfmacher, die „Post" an der Spitze, wieder einmal nach Ausnahmegesetzen rufen; das pflegen sie nach jedem sozialdemokratischen Parteitag mit tödlicher Sicherheit zu tun. Daß vielmehr unzweifelhaft reaktionäre Blätter wie der „Reichsbote" und die „Deutsche Tageszeitung" in diesen Ruf nicht mit einstimmen, sondern eine Ueberwindung der Sozialdemokratie von innen heraus fordern, das ist viel bezeichnender. Natürlich sind die Kampfmittel, die diese Organe vorschlagen, immer noch merkwürdig genug: Ausschluß der Sozialdemokraten aus den gesetzgebenden Körperschaften der Nation, Zwangsorganisation der Gesamtarbeiterschaft, schlechte Behandlung durch den behördlichen Verwaltungsapparat und — natürlich! — kräftige Förderung des Mittelstandes, insbesondere des Bauerntums. Aber die ausdrückliche Ablehnung von Ausnahmegesetzen beweist doch zur Genüge, daß selbst diese Kreise das Gruseln vor der Sozialdemokratie verlernt haben. Ja, die offiziöse „Nordd. Allgem. Ztg." läßt sich schon garnicht mehr auf ernsthafte Erörterung außergewöhnlicher Maßnahmen gegen die Sozialdemokratie ein, sondern kommentiert die Bebelsche Generalstreikrede und -Resolution sehr treffend mit folgenden Worten:

„Die Bebelsche Resolution hat nicht die Bedeutung einer Tat, sondern einer Drohung, von der aber sehr fraglich ist, ob sie ihren Zweck erfüllt, da allzu deutlich ist, daß die Sozialdemokratie nicht gewillt, vor allem aber nicht imstande ist, diese Drohung auszuführen. Wenn Bebel offen hätte reden wollen, so hätte er sagen müssen: Wir sind zwar nicht Revolutionäre der Tat, aber wir lieben es, mit dem Gedanken des revolutionären Massenstreiks zu spielen, um den eigenen Reihen Mut zu machen und ihnen eine papierne Anweisung auf eine bessere Zukunft zu geben, den Gegnern aber Furcht einzujagen!"

Man muß dem offiziösen Regierungsorgan zu dieser verständigen Beurteilung der Jenaer Rodomontaden aufrichtig Glück wünschen und den zielbewußten Zionswächtern des Marxismus danken, daß sie — gegen ihren Willen natürlich — diesen Mut der Kaltblütigkeit gegenüber der Sozialdemokratie in weitesten Kreisen des Bürgertums gezüchtet und fortgesetzt gefördert haben.

Der Parteitag der Freisinnigen Volkspartei, der in Wiesbaden abgehalten wurde, hat nicht wegen seiner politischen Verhandlungen und Ergebnisse, sondern wegen seiner Stellungnahme zu den benachbarten liberalen Gruppen diesmal Beachtung gefunden. Es wurde nämlich eine Resolution angenommen, in der „ein Zusammenwirken mit nationalsozialen Elementen, gleichviel welcher Gruppe sie sich anschließen, für eine politische Unmöglichkeit" erklärt wurde. Dieser Beschluß stellt sich zwar im wesentlichen nur als eine Neuauflage der vielen älteren Versuche dar, die Freisinnige Vereinigung auseinander zu treiben; es ist aber immerhin wertvoll, daß endlich einmal mit aller wünschenswerten Deutlichkeit durch einen Parteitagsbeschluß festgestellt wurde, wer an der allseitig beklagten heutigen Zersplitterung des Liberalismus die Schuld trägt. Der Abgeordnete Oeser hat auf dem gleichzeitig tagenden Parteitag der Deutschen Volkspartei unter dem Beifall seiner Parteigenossen hierzu folgendes ausgeführt:

„Von Anfang an lag die Hauptschwierigkeit bei der freisinnigen Volkspartei. Hier kam es zur Aussetzung der gemeinsamen Fraktionssitzungen und es bedurfte langer Verhandlungen zur Wiederherstellung. Wir wollen auf die Debatte nicht eingehen, die zu dem Wiesbadener Beschluß führte. Wir wollen die ehrlichen Makler bleiben, das Sachliche über das Persönliche stellen. Bedauern indessen müssen wir, daß unser toleranter Einigungsvorschlag nicht ebenso tolerante Aufnahme gefunden hat. Der Wiesbadener Parteitag hat mit dem Beschluß gewissermaßen seinen Zentralausschuß desavouiert. Er verkennt auch die tatsächlichen Verhältnisse. Die Nationalsozialen sind ja gar keine eigene Gruppe mehr, sondern ein Teil der Freisinnigen Vereinigung. Diese müßte sich ja erst wieder zerlegen, und an Sezessionen krankt der Liberalismus gerade zur Genüge. Es ist auch ein politischer Fehler, den Nationalsozialen einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie sich von rechts nach links entwickelt haben. Wer zu uns kommt, mit uns für Volksglück kämpfen will, der soll willkommen sein."

Und die „Frankfurter Zeitung", das größte Organ der süddeutschen Volkspartei, äußert sich zu dem Wiesbadener Beschluß in folgender Weise:

„Es wird hier also eine Stufenleiter aufgestellt: Deutsche Volkspartei Freisinnige Vereinigung—Nationalsoziale. Mit den letzteren wird jede Gemeinschaft abgelehnt. Die Resolution zeigt vor allen Dingen eine mangelnde Rücksichtnahme auf die tatsächlichen Verhältnisse. Die Nationalsozialen bestehen als Partei nicht mehr, sie sind ein Bestandteil der Freisinnigen Vereinigung und diese wird kaum gewillt sein, die junge Ehe mit den Nationalsozialen aus Rücksicht auf diesen Beschluß wieder zu lösen. Aber was noch schlimmer ist: Nationalsoziale und Freisinnige haben in Bayern bei den Landtagswahlen gemeinsam gekämpft und sie ziehen eben jetzt in Baden vereinigt in den Wahlkampf. Angesichts der gemeinsamen Gegner einen Zankapfel zwischen die Kämpfenden zu werfen, ist unpolitisch und unklug, es ist unter allen Umständen ein Fehler. Unrichtig ist es auch, wenn in der Diskussion behauptet wurde, erst durch die Nationalsozialen sei der Frieden mit der Freisinnigen Vereinigung gestört worden. Historisch liegen die Dinge ganz anders. Die Wiesbadener Resolution ist ein Produkt

Digitized by Google

des Aergers über die Nationalsozialen und deshalb möchten wir ihre Tragweite nicht überschätzen."

Zu diesen Urteilen von unbeteiligter Seite bringt der „Fränkische Courier" noch die Ergänzung von beteiligter Seite, daß infolge der Annahme eines Schlußantrages die bereits zum Wort gemeldeten bayerischen Vertreter, welche auf das in Bayern durchgeführte Zusammengehen der liberalen Gruppen hinweisen wollten, nicht mehr zum Wort gekommen wären. „Die Beschlüsse des Parteitages in Wiesbaden berührten die in Bayern getroffenen Vereinbarungen, was Dr. Müller-Meiningen und Chefredakteur Oersen ausdrücklich hervorhoben, in keiner Weise. In Bayern schließen die Vereinbarungen auch die Nationalsozialen ein. Was für Bayern gilt, gilt auch für die übrigen Gemeinschaftsbestrebungen, also besonders auch für Baden. Es war nicht die Meinung des Parteitages, daß darin eine Aenderung einzutreten habe." — Diese zweifellos autoritative Erklärung sagt also in dürren Worten, daß der Wiesbadener Beschluß für die praktisch politische Arbeit bedeutungslos ist. Daß er auch die von seinen Vätern erhoffte Wirkung auf die Freisinnige Vereinigung selbstverständlich nicht haben wird, bestätigt noch ausdrücklich ein Brief unseres Parteivorsitzenden K. Schrader an den zurzeit in Mannheim weilenden D. Naumann, in dem es heißt:

„Ein solcher Beschluß ist mir ganz unverständlich, nachdem dir nationalsoziale Partei sich vor jetzt zwei Jahren aufgelöst hat, und ihre Vereins- und Einzelmitglieder nahezu vollzählig dem Wahlverein der Liberalen beigetreten sind. Seit dieser Zeit haben Sie selbst und Ihre vormaligen Parteigenossen loyal und treu im Rahmen unserer Organisation an den Aufgaben des entschiedenen Liberalismus tätigen Anteil genommen und eine so enge Arbeitsgemeinschaft herbeiführen helfen, daß bereits auf der letzten Generalversammlung des Wahlvereins der Liberalen ein Unterschied zwischen altliberalen und ehemals nationalsozialen Mitgliedern in allen sachlichen Fragen nicht mehr zu erkennen war. Bei dieser Lage halte ich es für ausgeschlossen, daß der Beschluß der Wiesbadener Versammlung eine Störung unserer Geistes- und Arbeitsgemeinschaft bewirken könnte. Wir werden vielmehr in Zukunft wie seither allen Angriffen gemeinsam entgegentretn und durch die Tat beweisen, daß wir keinen Unterschied zwischen altliberalen und ehemaligen nationalsozialen Mitgliedern des Wahlvereins der Liberalen machen."

Den Parteitag der Deutschen Volkspartei, der Sonnabend und Sonntag in Frankfurt a. M. tagte, beschäftigte neben den Verhandlungen über die Einigung des Liberalismus vor allem die Aufstellung eines modernen, fortschrittlichen Kommunalprogramms. Man gelangte nach eingehenden Beratungen zur prinzipiellen Annahme eines Entwurfs, der in Wahlrechtsfragen, Steuerfragen, Schulfragen, Bodenfragen usw. überaus klar und bestimmt die Forderungen eines entschiedenen, zielbewußten Liberalismus zum Ausdruck bringt. Ueberhaupt war ein frischer, freiheitlicher Zug in den Verhandlungen dieser Partei unverkennbar.

Ueber die Auflösung der Union zwischen Schweden und Norwegen hat man sich nun doch noch, wie vorauszusehen war, in friedlicher Weise geeinigt. Die langwierigen Verhandlungen in Karlstadt endeten mit einem Kompromiß, wonach Schweden in die von Norwegen gewünschte Trennung einwilligt und Norwegen einige seiner neuesten vorgerückten Festungen an der Grenze gegen Schweden hin abträgt. Die übrigen Bestimmungen des Uebereinkommens, die sich auf Weidegerechtsame der schwedischen Lappen in Norwegen, die Sicherung des Transitverkehrs und die Benutzung der gemeinschaftlichen Wasserwege erstrecken, haben wohl von Anfang an keine ernsthaften Schwierigkeiten bereitet. Eine Art Garantie gegen künftige Konflikte zwischen den beiden Nachbarreichen bedeutet die gegenseitige Verpflichtung, an den Schiedsgerichtshof im Haag alle etwa auftauchenden Streitigkeiten zu verweisen, die nicht die Unabhängigkeit, Integrität und vitalen Interessen beider Länder berühren. Damit hat Norwegen nicht nur die Anerkennung seiner staatlichen Selbständigkeit von Schweden errungen, sondern wird auch nun völlig frei und unabhängig entscheiden können, welche Regierungsform es sich geben will.

Durch die völlig unverständliche Haltung der ungarischen Krone ist die ungarische Krisis in einer Weise verschärft worden, wie es noch vor wenigen Tagen niemand für möglich gehalten hätte. Die Episode Fejervary, über die einer der Hauptführer der ungarischen Oppositionsparteien, Graf Apponyi, in dieser Nummer der „Nation" sein Urteil abgibt, war vorüber, der Weg wieder frei zur Verständigung mit der ungarischen Parlamentsmehrheit oder aber zu rücksichtsloser, wenn auch überaus gefährlicher Anwendung von Gewaltmaßregeln. Da unmittelbar nach der Vertagung die fünf hervorragendsten Oppositionsführer zur Audienz nach Wien eingeladen wurden, mußte jeder vernünftig denkende Mensch annehmen, daß jetzt endlich die Aussöhnung ernsthaft beabsichtigt sei. Statt dessen empfing Kaiser Franz Joseph die erwählten Führer der ungarischen Parlamentsmehrheit überaus unfreundlich, ließ sie garnicht zu Worte kommen und überreichte ihnen lediglich ein einseitig von der Krone aufgestelltes Aktionsprogramm mit dem barschen Befehl, nach dessen Fixierungen die Regierung zu übernehmen und zu handhaben. Nicht genug mit dieser Brüskierung, wurden die Vertrauensmänner der ungarischen Mehrheit außerdem noch durch Ernennung des österreichischen Ministers Grafen Goluchowski zum Verhandlungsführer und nachher ein drittes Mal durch eine grobe Rücksichtslosigkeit des neuernannten Unterhändlers Grafen Czirski vor den Kopf gestoßen. In begreiflicher Erbitterung reisten sie unverrichteter Dinge nach Budapest zurück. Gemeinsam mit ihren hochgradig erregten Parteifreunden erließen sie ein Manifest an das Volk, worin sie die Vorschläge des Königs für verfassungswidrig erklärten und trotziges Beharren auf ihrem Standpunkt proklamierten. Die Beschwichtigungsversuche, die der österreichische Ministerpräsident Freiherr v. Gautsch inzwischen im österreichischen Reichsrat unternommen hat, haben nur noch Oel ins Feuer gegossen, sodaß im Augenblick, da diese Zeilen in Druck gehen, kein Mensch auch nur ahnen kann, wie die akute Krisis weiter verlaufen wird. Nur das eine scheint absolut sicher zu sein, daß vom Wiener Hof keine verständige Entschließung und von der ungarischen Opposition keine Nachgiebigkeit zu erwarten ist.

Der eben veröffentlichte neue englisch-japanische Vertrag ist ein Dokument von so außerordentlicher weltgeschichtlicher Bedeutung, daß sich die Einprägung seines Wortlautes wenigstens in den entscheidenden Wendungen empfehlen dürfte. Die Einleitung besagt, die Ziele des Abkommens seien die Befestigung und Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens in Ostasien und Indien und die Erhaltung der gemeinsamen Interessen aller Mächte in China durch die Sicherung der Unabhängigkeit und Integrität Chinas und des Prinzips der Gleichberechtigung des Handels aller Nationen, ferner die Aufrechterhaltung der territorialen Rechte Großbritanniens und Japans in Ostasien und Indien und die Verteidigung ihrer besonderen Interessen in diesen Gebieten. Die einzelnen Artikel setzen dann fest:

Art. 1: Die beiden Regierungen werden, wenn immer ihre oben bezeichneten Rechte und Interessen gefährdet sind, miteinander in vollem Umfange und offen in Verkehr treten und gemeinsam die Maßregeln erwägen, die zur Wahrung derselben zu ergreifen sind.

Art. 2: Wenn infolge eines nicht herausgeforderten Angriffs oder eines aggressiven Vorgehens, das wo immer seitens irgend welcher Macht oder Mächte erfolgen mag, einer der beiden vertragschließenden Teile in der Verteidigung seiner Rechte und Interessen in einen Krieg verwickelt wird, so wird der andere Teil dem Verbündeten sofort zu Hilfe kommen und mit ihm den Krieg gemeinsam führen sowie in wechselseitigem Einvernehmen Frieden schließen.

Art. 3: Da Japan die vorherrschenden politischen, militärischen und wirtschaftlichen Rechte in Korea besitzt, so erkennt Großbritannien Japans Recht an, solche Maßregeln zur Leitung, zur Kontrolle und zum Schutze Koreas zu ergreifen, als es geeignet und notwendig erachten vermag, um diese Interessen zu schützen und zu fördern.

Art. 4: Japan erkennt das Recht Großbritanniens an, in der Nähe der indischen Grenze solche Maßregeln zu ergreifen, welche nötig sein mögen, die indischen Besitzungen zu schützen.

Art. 5: Beide Teile kommen überein, daß keiner, ohne die andere Macht zu befragen, in besondere Abmachungen eintreten wird, welche

den in der Einleitung des Abkommens bezeichneten Zielen nachteilig sein könnten.

Art. 6: Im Falle eines russisch-japanischen Krieges übernimmt es Großbritannien, strenge Neutralität zu bewahren und Japan, im Falle es von einer anderen Macht angegriffen wird, zu Hilfe zu kommen.

Art. 7: Die Bedingungen, unter denen der erwähnte Beistand geleistet werden soll, werden durch die Militär- und Marinebehörden der vertragschließenden Teile vereinbart, die miteinander von Zeit zu Zeit in vollem Umfange und offen in Beratung treten.

Art. 8: Das gegenwärtige Uebereinkommen gilt für eine Frist von zehn Jahren, ist aber mit einjähriger Kündigung aufhebbar.

Es geht aus diesem Wortlaut ohne weiteres hervor, daß sich die Spitze des Vertrages zunächst gegen Rußland richtet, dessen Großmachtsaspirationen in Ostasien auf absehbare Zeiten gegenstandslos geworden sind. Da indessen Rußland nach den bitterbösen Erfahrungen des letzten Krieges auch abgesehen von diesem bedrohlichen Bund gewiß so bald nicht wieder ein Renkontre mit einer der großen ostasiatischen Mächte ohne Rückendeckung suchen wird, so verdient der Vertrag auch eindringliche Beachtung bei denen, die als russische Bundesgenossen etwa in Frage kommen könnten. Umso mehr, als einige Bestimmungen des Vertrages offenbar mit Absicht vieldeutig formuliert sind. Daß man im entscheidenden Augenblick immer darüber streiten wird, ob ein Angriff „herausgefordert" oder nicht herausgefordert war, lehren alle Kriegserklärungen neuerer Zeit. Ebenso sicher ist, daß man im Bedarfsfalle jede kleine Unfreundlichkeit eines Gegners sehr bequem als „aggressives Vorgehen" auslegen kann. Besonders weittragend ist vor allem das Recht der Japaner, ihre Interessen in Korea nicht nur zu schützen, sondern auch zu „fördern", und die Berechtigung Englands, „in der Nähe" der indischen Grenze, nicht nur an dieser selbst, Schutzmaßregeln zu ergreifen. Diese Bestimmungen bringen auch Tibet, Persien und Afghanistan in den Bereich des japanisch-englischen Bundes, sodaß aus dem früheren simplen Schutzvertrag jetzt die Zusicherung gegenseitiger Unterstützung in japanischer oder englischer Ausdehnungspolitik in Ostasien herausgelesen werden kann. Auf jeden Fall bedeutet der Vertrag für die russische Zukunft in Ostasien eine weit schlimmere Beeinträchtigung als alle verlorenen Schlachten des eben beendeten Krieges zusammengenommen. Und Deutschland hat in Zukunft noch weit weniger Anlaß zu Intimitäten mit Rußland, wie seither. Diese Erkenntnis wird, so hoffen wir, selbst ein so erprobter Diplomat wie Herr v. Witte, der eben von Bülow und Kaiser Wilhelm auf seiner Rückreise von Portsmouth empfangen wurde, nicht zu verdunkeln imstande sein.

* * *

Maifeier und Massenstreik.

Man kann nicht über Jena schreiben, ohne bei Dresden zu beginnen. Denn ohne den Dresdener Parteitag ist der Jenaer einfach unverständlich.

Das eigentlich Bedeutungsvolle des Dresdener Parteitags liegt natürlich nicht in dem Gezänk und Geschimpf, das, so widerlich und für die Sozialdemokratie schädlich es auch sein mochte, doch allmählich vergessen worden wäre, sondern darin, daß sich die Partei in dem Augenblick, da die Pflicht zu einer neuen Taktik an sie herantrat, auf ihrer alten Taktik programmatisch festlegte. Siege verpflichten. Der Junisieg von 1903 ließ die Sozialdemokratie nicht nur als die weitaus stärkste Partei Deutschlands und als die zweitstärkste Fraktion des Reichstags, sondern vor allem auch als den ausschlaggebenden Bestandteil der Linken erscheinen. Der bürgerliche Liberalismus, soweit er diesen Namen noch verdient, war so geschwächt, daß er an eine führende Rolle im Reichstag nicht mehr denken konnte. Der revisionistische Sozialdemokrat Wolfgang Heine hatte also recht, wenn er die Sozialdemokratie für berufen erklärte, einen Teil der Aufgaben des Liberalismus zu übernehmen.

Aber die Sozialdemokratie dachte nicht daran, sich als Teil eines Ganzen zu fühlen. Sie hielt den Augenblick für geeignet, um die Grenze gegen alle anderen Parteien womöglich noch schärfer als bisher zu ziehen. Alle Möglichkeiten, die Zahl in Macht umzusetzen, wies sie schroff von sich. Charakteristisch dafür war ihre Stellungnahme zur Vizepräsidentenwahl. Sie hatte den Anspruch auf die Besetzung der Stelle des ersten Vizepräsidenten. Wahrscheinlich wäre diesem Anspruch auch von der Mehrzahl der Parteien Rechnung getragen worden, wenn sie sich zu kleinen formalen Konzessionen bequemt hätte. Maßvolle Politiker in ihren eigenen Reihen rieten dazu, dies Stücklein parlamentarischer Macht sich nicht entgehen zu lassen. Aber für die Intransigenten war gerade diese, an sich herzlich unwichtige, aber symptomatische Angelegenheit der Anlaß, den Acheron gegen die Revisionisten in Bewegung zu setzen. Man wußte, daß die neue Fraktion eine weitaus stärkere Vertretung des Revisionismus darstellte als die alte. Gerade darum mußte der Parteitag der Fraktion die Hände binden, ehe sie sie zu praktisch erfolgreicher Arbeit benutzen konnte. Es gelang den Radicalissimi, Bebel dahin zu bringen, seine Person mit voller Wucht dem Revisionismus entgegenzuwerfen. Er riß den Parteitag mit sich fort. Dem Revisionismus wurde das Todesurteil gesprochen. Der Fraktion wurde die Unversöhnlichkeit aufgezwungen.

Die vom Dresdener Parteitag beschlossene Taktik machte die Bahn für die Kautsky und Mehring frei. Mit ihnen zugleich triumphierte Fürst Bülow, dem von nun an um rhetorische Erfolge über die Sozialdemokratie nicht mehr bange zu sein brauchte, und die Reaktionäre, die ihre Herrschaft auf lange hinaus gesichert sahen. Enttäuscht waren die liberalen Elemente, die sich zu der Erkenntnis durchgerungen haben, daß das Agrariertum nur durch eine Kooperation von Liberalismus und Sozialismus überwunden werden kann. Die Sozialdemokratie selbst aber erlebte es zum erstenmal in ihrer Geschichte, daß sich Jahre hindurch Niederlage an Niederlage reihte. Der Stimmenzuwachs, den man jetzt in Essen dem Arbeiterzuzug, der Fleischnot und dem verhunzten Berggesetz verdankt, kann natürlich die Tatsache nicht auslöschen, daß man in Thorn und in Hameln, in Hof und in Altenburg, in Zschopau und in Lüneburg, in Frankfurt a. O. und in Jerichow und, wo sonst immer eine Reichstagsersatzwahl stattfand, Stimmen, wenn nicht gar Mandate, einbüßte, daß an Eroberungen, wie sie sonst bei Ersatzwahlen üblich waren, überhaupt nicht mehr zu denken war.

In einer so sieggewohnten Partei wie der Sozialdemokratie mußte das natürlich arge Bestürzung hervorrufen. Eine Zeitlang suchte man sich mit dem Hinweis auf die Verleumdungen der Gegner, die Saalabtreibungen, die unvollständigen Wählerlisten und ähnliches zu trösten. Aber all das hatte von jeher bestanden und die ständigen Fortschritte nicht gehindert. Der Grund mußte tiefer liegen. Daß allein die Dresdener Taktik schuld an den Mißerfolgen seit zwei Jahren trägt, das freilich hat man bis heute nicht eingesehen. Oder vielmehr, der Mann, auf den es allein ankommt, hat es noch nicht eingesehen. Bebel bedauert jetzt allerdings die Form der Dresdener Erörterungen. Aber die Wurzel des Uebels, die Festlegung der veralteten Taktik, pries er in Jena als „große historische Tat".

Diese Taktik hält er also für allein heilbringend. Trotzdem sieht er, daß sich Mißerfolg an Mißerfolg gereiht hat. Irgend etwas muß geschehen, um wieder in den alten Siegeslauf hineinzukommen. Und da die Revision der Taktik für ihn ausgeschlossen ist, so bleibt nur ihre Verschärfung übrig. Dresden muß überdresdnet werden, nicht formell, aber sachlich. Darum die schärfere Tonart in Sachen der Maifeier, darum die Aufzäumung des Massenstreikgaules.

Der Gedanke, am ersten Mai in der ganzen Welt ein Fest der Arbeit zu feiern, hat an sich gewiß nichts spezifisch Sozialistisches. Es wäre sehr gut denkbar, daß ihn auch andere politische Richtungen sich zu eigen machten. Aber wie nun einmal die Dinge liegen, ist die Arbeitsruhe eine Machtfrage zwischen Arbeitern und Unternehmern geworden. Und da die Unternehmer im Durchschnitt die Stärkeren sind, so wird die Arbeitsruhe am ersten Mai nur in verhältnismäßig wenig

Digitized by Google

Betrieben ungestraft durchgesetzt. Meist hat sie die Aussperrung der feiernden Arbeiter auf bestimmte Zeit im Gefolge. Das schreckt natürlich die Arbeiter von der Kraftprobe ab. Das veranlaßt vor allem die Gewerkschaften, der Maifeier sehr skeptisch gegenüberzustehen. Sie fürchten für ihre Kassen, denn sie müssen die ausgesperrten Mitglieder unterstützen. Die Sozialdemokratie als solche kennt diese Bedenken nicht. Sie hat bis jetzt die Maifeier noch nichts gekostet. Sie scheint ihr ein wirkungsvolles Agitationsmittel. Darum hat sie auf ihren Parteitagen stets dafür Propaganda gemacht. Aber noch nie mit solcher Intensität wie diesmal. Sonst war die Maidebatte meist in einer Stunde erledigt. In Jena widmete man ihr mehr als einen Tag. Und die Resolution, die vom Vorstand vorgeschlagen und vom Parteitag gut geheißen wurde, war schärfer zugespitzt als die früheren. An die Stelle der Abendfeier am ersten Mai, der mit Recht wenig Wert beigemessen wird, soll möglichst allgemein die volle Arbeitsruhe treten. Um den Gewerkschaften ihre pekuniären Bedenken zu nehmen, wird nötigenfalls das Einspringen der Parteikasse in Aussicht gestellt. Um jeden Preis will man „Zug in die Kolonne" bringen. Sieht man sich augenblicklich außerstande, die reelle Macht der Partei durch Wahlerfolge zu vermehren, so will man sich wenigstens durch verstärkte Demonstrationen in ein größeres Machtbewußtsein hineinphantasieren.

Aehnlich sind die Erwägungen, die zur breiten Erörterung des Massenstreikproblems in Jena geführt haben. Der Riesensieg vom 16. Juni 1903 hatte in vielen Arbeitern den Glauben hervorgerufen, nun werde man bald die Wirkung des Anwachsens des sozialdemokratischen Einflusses praktisch spüren. Umso tiefer war die Enttäuschung, als die Sozialdemokratie parlamentarisch nach 1903 einflußloser erschien als all die Jahre zuvor. Was nützt uns überhaupt das Parlament, so sagte man sich, wenn wir mit 3 Millionen Stimmen und 81 Abgeordneten nicht das Mindeste positiv durchsetzen können? Man zweifelte am Parlamentarismus, manche verzweifelten sogar, gingen hin und gründeten die anarcho-sozialistische Gruppe. Sie vertritt offen die Idee, daß man nicht durch das Parlament, sondern durch den Generalstreik die Macht erobern müsse. Ihre Gedanken machten rapide Fortschritte in der sozialdemokratischen Arbeiterschaft, die ungeduldig geworden war und memte, es sei richtiger, auf das große Los des siegreichen Generalstreiks zu hoffen, als in zäher Kleinarbeit die Organisation zu verstärken. Zwar die Gewerkschaften bremsten. Sie kennen die ungeheuere Gefahr, die darin liegt, daß man alles auf eine Karte setzt. Aber die Partei kam den Ungeduldigen entgegen. Sie setzte den Generalstreik, wenn auch unter einem anderen Namen, auf die Tagesordnung des Parteitages.

An sich läßt sich vom liberalen Standpunkt aus grundsätzlich nichts gegen den Generalstreik als ultima ratio einwenden. Er ist nicht ungesetzlich. Er ist auch nicht unvernünftig, wenn er zur Sicherung eines Grundrechts des Volkes, z. B. des Reichstagswahlrechtes, unternommen wird. Jeder Liberale müßte es sogar mit Genugtuung begrüßen, wenn es möglich wäre, durch einen Generalstreik ein Attentat auf das Wahlrecht abzuwehren. Aber diese theoretischen Erwägungen dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß praktisch heute und für absehbare Zeit noch immer das Wort gilt, der Generalstreik sei ein Generalunsinn. Die freien Gewerkschaften umfassen nur etwas über eine Million Arbeiter, die Sozialdemokratie beschränkt sich auf ein Viertel bis ein Drittel des deutschen Volkes. Eine solche, nur zum Teil organisierte Minderheit, die in den nächsten zehn Jahren doch sicher nicht zur Mehrheit wird, ist der mit allen militärischen, bureaukratischen und sozialen Machtmitteln ausgestatteten Mehrheit gegenüber in dem Augenblick ans Messer geliefert, da sie es auf eine Kraftprobe ankommen läßt, wie sie der Generalstreik darstellt. Unseren Scharfmachern könnte gar kein größeres Glück passieren, als wenn es zu dieser Kraftprobe käme, die die deutsche Arbeiterbewegung um Jahrzehnte zurückwerfen müßte.

Eben weil die Frage des Generalstreiks so überaus unaktuell ist, war ihre Behandlung durch den Jenaer Parteitag ein schwerer Fehler. Gewiß, die Bebelsche Resolution war relativ harmlos. Aber die Debatten waren weniger harmlos. Aus ihnen kann der Reichskanzler seinen ganzen Bedarf für die parlamentarische Winterkampagne gegen die Sozialdemokratie decken, und der Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie hat dadurch herrliches Material für die nächsten Ersatzwahlen bekommen. Das wäre am Ende noch zu ertragen. Schlimmer ist, daß die sozialdemokratische Arbeiterschaft durch diese Erörterungen und Beschlüsse dazu getrieben wird, sich von der praktischen Gegenwartsarbeit abzuwenden und Utopistereien nachzuhängen.

Das Propagieren von Maifeier und Generalstreik liegt ganz auf der Linie von Dresden. Das ist das Unheilvolle an dem Jenaer Parteitag, daß die Enttäuschung über die Entwicklung der Partei seit Dresden zu dem Entschluß geführt hat: Nun gerade! Volldampf voraus, in die Sackgasse hinein!

H. v. Gerlach.

Episode Fejervary.

Wie gewonnen, so zerronnen. Das außerparlamentarische Ministerium ist außerparlamentarisch gefallen. Wie das kam und was nun zu erwarten ist, soll hier kurz dargelegt werden.

Bekanntlich war der ostensible Zweck des Fejervaryschen Experimentes die Vermittlung zwischen Krone und Parlamentsmehrheit auf Grund eines Programmes, aus dem die militärischen Forderungen der Koalition „ausgeschaltet" werden sollten, wie der neue Kunstausdruck lautet. Daß dies unmöglich war, und daß zur Vermittlung — selbst zu möglichen Bedingungen — kein ungeeigneteres Medium gefunden werden konnte, als ein außerparlamentarisches Ministerium, in dessen bloßer Ernennung schon ein Angriff auf das parlamentarische Grundprinzip unserer Verfassung lag, dessen Verbleiben im Amte nach erhaltenem Mißtrauensvotum aber geradezu ein Faustschlag gegen diese Verfassung war: das habe ich vor ungefähr drei Monaten an dieser Stelle ausgeführt. Tatsächlich endete auch der einzige Versuch, den Baron Fejervary unternahm, um mit den Führern der Koalition zu unterhandeln, in so kläglicher Weise, daß an eine Wiederholung nicht mehr gedacht werden konnte.

Was sollte nun die Regierung tun, nachdem das Scheitern ihrer einzigen politischen Mission offenkundig war? Bis man darüber schlüssig wurde, sollte zunächst weiter „regiert" werden, d. h. die laufenden Geschäfte sollten recht und schlecht erledigt werden. Allein auch damit ging es nicht so glatt ab. Unser Verwaltungsapparat beruht in der Mittelstufe auf der Komitatsorganisation mit ihren gewählten, in erster Linie von der Komitatsversammlung abhängenden Beamten. Steuereinhebung und Rekrutierung gehen durch diese Vollzugsorgane, deren Mitwirkung selbst zur Einkassierung freiwillig eingezahlter Steuerbeträge und zur Einstellung freiwilliger Rekruten unentbehrlich ist. Nun faßte die gute Hälfte der Komitate (und zwar jene Hälfte, in denen sich Vermögen und Bildung des Landes konzentriert) in außerordentlichen Versammlungen Beschlüsse, die es den Beamten des Komitates untersagten, bei Einhebung selbst freiwillig gezahlter Steuern oder bei freiwilligem Eintreten in die Armee mitzuwirken, und dieselben überhaupt anwiesen, jede Verordnung der verfassungswidrig bestehenden Regierung vom Standpunkte der Gesetzlichkeit genau zu prüfen; zugleich garantierten sie jenen Beamten, die wegen genauer Befolgung dieser Weisung etwa von der Regierung gemaßregelt würden, ihre Bezüge während der Zeit der Amtssuspendierung und bedrohten die von der verfassungswidrigen Regierung möglicherweise einzusetzenden Kommissare mit der ganzen Strenge des Gesetzes, sobald die gesetzliche Ordnung wieder hergestellt wäre. Gleiche Beschlüsse faßte auch die Mehrzahl der Städte mit unabhängiger Munizipalverfassung. Wie ein Kabinett, dem die Unterstützung des Parlaments fehlte, über diese Reibungsschwierigkeiten hätte hinaus kommen können,

Digitized by Google

ist und bleibt unerfindlich. Also auch das bloße Regieren war schwierig — nahezu unmöglich geworden.

In dieser Klemme zeigte sich nun ein rettender Gedanke. War es planmäßig ausgeheckt, war es nur ein rhapsodischer Einfall, aus dem dann ein Plan wurde, wer kann das wissen? Kurz und gut, es geschah folgendes: An einem schönen Tage erklärte der Minister des Innern im Fejervaryschen Kabinett, Herr v. Kristoffy, einer Sozialistendeputation, die aus irgend einem Grunde bei ihm erschienen war, daß er für das allgemeine Stimmrecht schwärme und davon allein die Regenerierung des ungarischen Parlamentes erwarte. Die Sache erweckte anfangs nur Heiterkeit, da der nämliche Herr v. Kristoffy vor nicht gar langer Zeit im Abgeordnetenhause eine fulminante Rede gegen das allgemeine Stimmrecht gehalten hatte, das den Ruin des ungarischen Staates bedeuten sollte; freilich gelchah dies, als die „liberale" Partei noch am Ruder war und für ewige Zeiten gefestigt schien, als man es demnach mit der „Regenerierung" des ungarischen Parlamentarismus (der bekanntlich dadurch „degenerierte", daß er die „liberale" Partei in die Minorität brachte) noch nicht so eilig hatte. Der erste Eindruck war also der, daß man es bloß mit einem ganz seltenen Beispiel individueller politischer Unverfrorenheit zu tun habe, dem etwa der naivere Bruchteil der Sozialisten aufsitzen würde.

Bald sollte man sich jedoch überzeugen, daß die Sache tiefer liege und sich zu einem durchdachten, politischen Feldzugsplan ausgewachsen habe. Fürs erste erschienen die auf internationaler Basis organisierten Sozialisten ganz systematisch als Verbündete der Regierung auf dem Plan; überall versuchten sie die Versammlungen der Koalitionsparteien zu stören, und ihre journalistischen Organe übergossen diese Parteien mit Liebenswürdigkeiten, die nicht zu reproduzieren sind. Dann wurde in den Regierungsorganen offen erklärt, daß die Regierung, da ihre Vermittlungsmission gescheitert sei, nunmehr selbst mit einem Programm hervortreten wolle, dessen Kernpunkt die Einführung des allgemeinen Stimmrechts bilde, das aber außerdem noch durchgreifende Maßregeln zugunsten des Volkswohles enthalten werde; auf Grund dessen hoffe sie, die Majorität, sei es im gegenwärtigen Abgeordnetenhause, sei es durch Neuwahlen, zu erringen.

Also eine vollständige Frontveränderung, der Kühnheit und ein gewisses Maß von Schlauheit nicht abgesprochen werden soll. Hat man sich einmal mit dem Zynismus abgefunden, der darin liegt, daß das Kabinett eines alten, in militärisch-absolutistischen Traditionen aufgewachsenen, zur Dienstleistung als königlich ungarischer Ministerpräsident abkommandierten k. k. Generals, ein Kabinett von Männern, deren Partei dreißig Jahre am Ruder war und, obwohl sie sich „liberal" nannte, jeden Schritt zur Erweiterung des Wahlrechtes höhnisch von sich wies, daß — wie gesagt — ein solches Kabinett nun plötzlich vorgibt, keine halbe Stunde ohne allgemeines Stimmrecht leben zu können: hat man sich mit dieser Sonderbarkeit abgefunden, dann kann man die Geschichte sogar für ganz klug ausgedacht halten.

Fürs erste schien es auf der Hand zu liegen, daß die Koalition in eine schiefe Stellung kommen, möglicherweise sogar zerfallen werde. Bezüglich der Unhaltbarkeit des gegenwärtigen Wahlgesetzes waren ja alle ihre Parteien einig; während aber die Unabhängigkeitspartei seit Jahren das allgemeine Stimmrecht in ihrem Programm hatte und auch die neugeschaffene Banffy-Partei dafür eingetreten war, hatten die Volkspartei und die Andrassy-Gruppe schwerwiegende Bedenken gegen einen plötzlichen Sprung von solcher Weite. Es kam daher bezüglich der Wahlreform ein Kompromiß zwischen den koalierten Parteien zustande, das dahin lautete, daß das Wahlrecht in ausgiebiger Weise auf weite Schichten der Bevölkerung ausgedehnt werden solle. Das war gegen den jetzigen Zustand ein gewaltiger Fortschritt, und es war ehrlich als eine sehr radikale Maßregel gemeint. Nun kommt aber die Regierung des Königs und übertrumpft die Koalition mit dem allgemeinen Stimmrecht. Gleichviel aus welcher Tiefe der Ueberzeugung so etwas kommt, oder ob es nur ein leichtfertiger, taktischer Kunstgriff des politischen Va-banque-Spielers ist: Trumpf bleibt Trumpf. Was wird nun die Unbhängigkeitspartei tun? wird sie gegen einen Punkt ihres eigenen Programms ankämpfen, um bei der Koalition zu bleiben, oder wird sie die Koalition verlassen, um diesem einen Punkt nachzulaufen? Die antizipierte Schadenfreude der Koalitionsgegner schien berechtigt.

Und nun die öffentliche Meinung! Sie war festgeschart um ein Programm, das in erster Linie nationalen Fortschritt, nationalen Ausbau verkündete; man nannte das: nationalen Radikalismus. Diesem nationalen Radikalismus sollte nun ein wirtschaftlicher und sozialer Radikalismus entgegengestellt werden: „Volk contra Nation", das war der neuerdachten Regierungspolitik kurzer Sinn.

Nicht schlecht ausgedacht der ganze Plan, ja sogar, sagen wir es offen, und fixieren wir das hier, weil es für alle Beteiligten höchst lehrreich ist: es war der einzig mögliche Feldzugsplan für jene Faktoren, welche die naturnotwendigen Forderungen der ungarischen Nation abweisen wollen. Die Dynastie vor allem muß sich fragen, ob ihr jene Hilfskräfte passen können, die auf diese Weise der ungarischen Vaterlandsidee abwendig gemacht werden können.

Was war aber der Erfolg? Die Koalition blieb diesem Sprengversuch gegenüber felsenfest. Die Unabhängigkeitspartei erklärte, daß ihr die nationalen Forderungen, um die sich die Koalition geschart hat, und deren Verwirklichung von dem festen Gefüge der Koalitionsmajorität abhängt, wichtiger sind, als jener Abstand in Sachen der Wahlreform, der zwischen dem sehr radikalen Fortschrittsprogramm der Koalition und dem allgemeinen Stimmrecht besteht; seien die nationalen Forderungen erfüllt und die Aufrechterhaltung der Koalition nicht mehr notwendig oder habe die Unabhängigkeitspartei für sich allein die Majorität erlangt, dann werde sie für das allgemeine Stimmrecht einstehen, dem ja durch die Wahlreform der Koalition wirksam vorgearbeitet werde. Das sonstige — übrigens bloß angekündigte — Wohlfahrtsprogramm der Regierung machte der Koalition keine Sorgen, da sie selbst ein wohldurchdachtes, in erster Linie auf das Wohlergehen der Massen hinzielendes wirtschaftliches und sozialpolitisches Aktionsprogramm besitzt, das obendrein den Vorzug genießt, von Männern vertreten zu sein, deren ganze Vergangenheit dafür bürgt, daß es kein bloßer taktischer Kniff, sondern tief und ehrlich gemeint ist. Die Koalition also blieb von der Bombe unberührt.

In der öffentlichen Meinung ist es ebenso gegangen. Ich will keine Vermutungen darüber anstellen, was geschehen wäre, wenn die Regierung zur Durchführung ihres radikal-sozialen Programms die allerhöchste Ermächtigung erhalten hätte; ich konstatiere nur, was geschehen oder vielmehr nicht geschehen ist, obwohl bis zum letzten Augenblick jedermann überzeugt war, daß die Ankündigung dieses Programms mit Zustimmung der Krone erfolgt war.

Nun denn: die Masse des ungarischen Volkes ist für eine angebliche Volkswohlfahrtspolitik mit antinationaler Tendenz durch keinen Köder zu gewinnen. Selbst dort, wo die Idee des allgemeinen Stimmrechts warme Sympathien findet (ich möchte nicht behaupten, daß dies in Kreisen von Bauern und Gewerbetreibenden allgemein der Fall ist), erregte diese Art Widerwillen, wie das allgemeine Stimmrecht aufgefaßt wurde: nicht als Zweck an und für sich, sondern als Mittel, um die nationalen Forderungen zu unterdrücken. Man kann die Behauptung wagen, daß das allgemeine Stimmrecht durch die Kampagne seiner neuesten Gönner eher an Terrain verloren als gewonnen hat.

Außer einer kleinen Anzahl von „Intellektuellen", die unter Nichtbeteiligung der weitesten Kreise eine „Liga für das allgemeine Wahlrecht" ins Leben zu rufen bemüht sind, ließen sich nur die auf internationaler Basis organisierten Sozialisten in das Netz zäjaristischer Demagogie fangen. Sie übersahen oder wollten übersehen, daß die Verallgemeinerung des Wahlrechts zusammen mit einer Devolvierung desselben angeboten wurde; denn es ist ja doch eine Devolvierung, wenn die Gewählten des Volkes keinen bestimmenden Einfluß mehr auf die Regierung des Landes ausüben sollen, und das und nichts anderes liegt in der Anerkennung oder auch nur Duldung einer

Digitized by Google

außerparlamentarischen Regierung in einem bis heute streng parlamentarischen Lande. Eine Schale ohne Kern wurde geboten, statt den Kern organisch weiter zu entwickeln, wie es die Koalition anstrebt. Aber die Führer der internationalen Sozialdemokratie wollten dies nicht sehen; in zahlreichen Versammlungen forderten sie die Koalition, insbesondere die Unabhängigkeitspartei auf, mit Hintansetzung der nationalen Forderungen für das allgemeine Stimmrecht in erster Linie einzutreten. Als die Antwort, wie zu erwarten war, abschlägig lautete, wandten sie sich in heftigster Weise gegen die Koalition. Von der Regierung begünstigt, zogen sie am 15. September unter roten Fahnen und Tafeln mit entsprechenden Inschriften, die Arbeitermarseillaise singend, in einer Anzahl von 30—40 000 vor der Sitzung zum Parlamentsgebäude, um gegen das „Klassenparlament" zu demonstrieren; dabei ernannten sie sich selbstverständlich zum „Volke" —, sodaß wir zumindest quitt waren, da es eben doch nur ein „Klassenvolk" war, das vor den Toren des „Klassenparlamentes" stand. Es muß zugegeben werden, daß die Disziplin dieser Massen sich wunderbar bewährte, und daß nicht die mindeste Ausschreitung vorkam. Immerhin ist es ein starkes Stück, einen solchen Massenaufzug zum Parlamente polizeilich zu gestatten; doch konnte es uns recht sein. Die Widerwärtigkeit und Unmoral des Bündnisses zwischen der schwarzgelben Reaktion auf der Ministerbank und der roten Revolution auf der Straße wurde dadurch noch wirksamer dem allgemeinen Empfinden nahegebracht.

Es gibt aber außer der internationalen noch eine nationale Organisation der Sozialdemokratie in Ungarn. Letztere steht auf patriotisch-ungarischer Basis und tritt für die nationalen Forderungen mit größter Bestimmtheit ein; natürlich schwärmt sie ebenso für das allgemeine Stimmrecht wie die Internationalen, aber sie hat einerseits das frivole Spiel der Regierung mit dem Schein dieser Reform durchschaut, andererseits niemals die Forderung erhoben, daß die nationalen Postulate derselben zuliebe aufgehoben werden sollen. Dieser Teil der ungarischen Sozialisten blieb mit seinen Sympathien der Koalition treu und erwartet nur von ihr eine ehrliche Wahlreform. Es ist schwer zu sagen, welche von beiden sozialistischen Organisationen die stärkere ist; die „Internationalen" überwiegen wohl in den wenigen großen Industriezentren, während die „Nationalen" in den kleineren Städten und auf dem Lande verbreitet sind. Für große, wohlorganisierte Demonstrationen sind demnach jene besser vorbereitet, dagegen dürften die letzteren als Wahlfaktor schwerer ins Gewicht fallen.

Nachdem solchergestalt der taktische Erfolg der offiziellen Wahlrechtskampagne ein höchst kläglicher war, kam der entscheidende Schlag von oben. Seine Majestät verweigerte den Vorschlägen des Ministeriums Fejervary die allerhöchste Genehmigung, und damit hatte die ganze Angelegenheit vorläufig ein Ende. Wie das kam, läßt sich heute noch nicht feststellen; waren es österreichische Einflüsse, die dabei mitwirkten, so ist das jedenfalls vom Standpunkt der Selbständigkeit Ungarns zu tadeln; diese Seite der Sache wird gewiß noch im Parlament zur Sprache kommen. Aber eine Märtyrergloriole für das gefallene Ministerium wird daraus kaum herzustellen sein, da alle Anzeichen dafür sprechen, daß es gegen diesen unberechtigten Einfluß, wenn überhaupt, so erst dann protestiert hat, als sich derselbe gegen seine Pläne wandte.

Und nun ist der Reichstag abermals vertagt und zwar, wie Baron Fejervary sagte, um für neue Verhandlungen mit der Koalition Zeit zu gewinnen. Wir stehen demnach genau dort, wo wir vor drei Monaten gestanden haben, wenn man die Flut von neuer Erbitterung nicht in Rechnung zieht, die durch die Episode Fejervary und deren Machenschaften mittlerweile angestaut wurde. Seine Majestät beharrt also darauf, eine Regierung aus der Majorität bilden zu wollen, leider aber — wie es scheint — auch darauf, daß die Majorität die Regierung mit „Ausschaltung" eines wesentlichen Teiles ihres im Volkswillen wurzelnden Programms übernehme. Daß dies eine moralische und politische Unmöglichkeit ist, daß es auch garnichts nützen würde, wenn die Führer der Koalition sich hierzu bereit finden ließen — weil sie eben dann einfach die Majorität im Abgeordnetenhause und im Lande verlieren würden, habe ich in diesen Blättern wiederholt ausgeführt. Einem ehrenvollen Kompromiß widerstrebt die Koalition nicht; sie ist bereit, darin bis an die äußerste Grenze dessen zu gehen, was mit der Treue an ihr Mandat vereinbar ist. Allein das einfache Fallenlassen jener Forderungen, bezüglich welcher der Volkswille am klarsten gesprochen hat, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Hält die Krone an diesem Standpunkt fest, dann müßte sie den Mann finden, der es unternimmt, auf Grund derselben die Regierung zu übernehmen, mit dem bestimmten und eingestandenen Vorsatz, Neuwahlen anzuordnen. Auch das ist ein konstitutioneller Lösungsversuch, freilich mit äußerst geringen Chancen des Erfolges.

Aber wo ist dieser Mann zu finden, unter jenen nämlich, die Ansehen genug im Lande besitzen, um so etwas ernsthaft wagen zu können? und mit welchem Programm soll für die „Ausschaltung" der nationalen Forderungen Ersatz geboten werden? Da wäre man sofort wieder dort angelangt, wo das Ministerium Fejervary endete, bei einem Experimentieren mit internationaler Demagogie. Das hat die Krone für jetzt abgelehnt; aber es gibt keine andere Alternative, als entweder die notwendigen Korollarien des ungarischen Nationalgedankens anzunehmen, oder sich dem internationalen Radikalismus in die Arme zu werfen; das klar gemacht zu haben, ist das einzige positive Resultat der Episode Fejervary.

Budapest. Graf Albert Apponyi.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Der Leutnant.

Als ich mich einmal von Berufs wegen längere Zeit in einer kleinen Garnison aufzuhalten hatte, wurde ich eines Tages mitten in der schönsten Nachmittagsruhe durch einen Offiziersburschen gestört. „Der Herr Leutnant läßt fragen, ob Sie ihm etwas über die Mongolen leihen können." Nachdem ich den Sinn der Bestellung einigermaßen erfaßt hatte, ließ ich erwidern, daß ich außer einem, noch dazu etwas veralteten Bande eines Konversationslexikons zu meinem Bedauern kein Material über die Mongolen besäße. Am nächsten Abend an dem gemeinsamen Kneiptisch erfuhr ich dann, daß der betreffende Leutnant seine Winterarbeit über die Mongolenschlacht bei Liegnitz mit Hilfe meiner Bibliothek etwa zwölf Stunden vor ihrer Fälligkeit hatte in Angriff nehmen wollen. Sie war übrigens schließlich auch ohne besonderes „Material" noch rechtzeitig fertig geworden. In derselben kleinen Garnison spielte ein Oberleutnant eine beträchtliche Rolle, der sich bei jeder Gelegenheit rühmte, er habe seit dem Tage des Offiziersexamens kein Buch mehr durchgelesen. Bald nach meinem Scheiden aus dem Städtchen las ich, daß der Oberleutnant Hauptmann geworden sei.

Diese und manche ähnliche Erinnerungen wurden in mir wach, als ich einen Artikel der „Grenzboten" über die Zukunft unseres Offiziersstandes unter die Augen bekam. In einem Auszug aus diesem Artikel, der jetzt die Runde durch die Kreisblattpresse macht, findet sich nämlich folgender Hymnus auf den Leutnant:

„Daß der Leutnant, wie er sein soll und der großen Mehrzahl nach ist, die Blüte der deutschen Jugend darstellt, muß noch einmal ausgesprochen werden, trotz der auf der demokratischen Seite zu erwartenden Grimasse. Leiblich, das versteht sich von selbst, da er sonst garnicht zu seiner Stellung gelangt wäre. Aber auch geistig bleibt er, zumal nach den erhöhten Anforderungen der Gegenwart, hinter dem bloßen Wissenschaftsjünger nicht zurück; in bezug auf alles, was Ausbildung der edlen Lebensform und zugleich des sittlichen Charakters angeht, übertrifft er ihn in der Regel, dank der unvergleichlichen Erziehung durch das Regiment. . . . . Vornehme Bescheidenheit ist das Kennzeichen unseres Offiziersstandes."

In jedem Stande finden sich geistig und moralisch minderwertige Elemente. Daß es einzelne Leutnants gibt, die nicht

Digitized by Google

orthographisch schreiben können, wirft zwar ein gewisses Licht auf die Genauigkeit der Prüfung bei ihrer Zulassung, würde aber allein noch kein absprechendes Urteil rechtfertigen. Recht kühn aber ist es doch, einen Stand auch geistig zur „Blüte der deutschen Jugend" zu rechnen, dessen Mitglieder zu einem starken Prozentsatz nicht imstande sind, das Abiturientenexamen zu machen, dessen Ueberwindung wirklich keine geistigen Herkulesse voraussetzt. Solange in dem außerbayerischen Deutschland von dem Leutnant nicht einmal das Reifezeugnis eines Gymnasiums verlangt wird, sondern man mit offenen Armen jeden Junker mit geknickter Sekundanerbildung akzeptiert, der sich mühselig in einer „Presse" hat das Nötige zum Fähnrichsexamen einpauken lassen, solange wird man vor dem Durchschnittsgeist unserer Leutnants keinen übertriebenen Respekt zu empfinden brauchen. Noch immer gilt für die Mehrzahl der Junkerfamilien Ostelbiens der Grundsatz: ist der Junge so gescheit, daß er das Abiturium machen kann, so muß er Jura studieren und Verwaltungsbeamter werden; ist die Begabung mittlerer Natur, sodaß sie knapp bis Prima langt, so ist der Offiziersberuf der einzig standesgemäße, ist der Bengel aber so dumm, daß er bestenfalls das Einjährige erreicht, so wird er Landwirt und übernimmt das Rittergut.

Ueber die Moral des Offizierkorps ließen sich auch allerlei Betrachtungen anstellen, ohne daß man auf Forbach und ähnliche Dinge zurückzukommen brauchte. Jedenfalls würde es dem Grenzbotenschreiber verteufelt schwer fallen, den Nachweis zu erbringen, daß der Leutnant den „bloßen Wissenschaftsjünger" an Ausbildung des sittlichen Charakters übertreffe. Man wird so leicht keinen anderen Kreis von Menschen finden, in dem die geschlechtlich-sittlichen Dinge mit solcher Leichtherzigkeit, ja, mit solchem Zynismus behandelt werden wie bei dem Gros der Leutnants. In der schon angeführten kleinen Garnison — übrigens nicht im Grenzland, sondern im Herzen Preußens — bestand eine Kasse im Kasino, in die für jede bei Tisch erzählte Zote eine kleine Strafe eingezahlt werden mußte. Die Kasse, die vertrunken wurde, wenn sie eine bestimmte Höhe erreicht hatte, füllte sich immer wieder fabelhaft rasch.

Und schließlich die Bescheidenheit als typische Eigenschaft des deutschen Leutnants! In welchem Gardekavallerieregiment der Mitarbeiter der „Grenzboten" wohl seine Erfahrungen gesammelt hat?

Summa summarum: der deutsche Leutnant hat seine Vorzüge und seine Fehler, wie andere Leute auch. Ihn aber als „Blüte der deutschen Jugend" hinstellen, das geht doch nur dann an, wenn man aus der Quantität des Monocleverbrauchs auf die Qualität eines bestimmten Berufskreises schließen wollte.

Michel.

Russische Finanzen.

Die Beschäftigung mit den russischen Finanzen steht in Deutschland in keinem richtigen Verhältnis zu dem Betrage, in welchem russische Papiere einen Teil des deutschen Nationalvermögens bilden. Auf jede Milliarde solcher Werte in deutschem Besitz war bis vor kurzem wohl kaum eine Schrift oder wissenschaftliche Abhandlung über die russischen Finanzen in deutscher Sprache erschienen, in auffälligem Gegensatz zur sonstigen Massigkeit unserer Literatur auch auf wirtschaftlichem Gebiete. — Auch soweit unsere Tagespresse in Betracht kommt, war von kritischer Behandlung selten die Rede; neben anderen Momenten erwies sich die russische Sprache, deren Erlernung notorisch schwer ist, als ein starker Schutz für die russischen Finanzen. Eine Aenderung dieses Zustandes ist hauptsächlich durch Paul Rohrbach in den Jahren 1902/03 bewirkt worden. In Artikeln, die er damals in der „Zeit" und den „Preußischen Jahrbüchern" veröffentlicht hat, sowie in einer besonderen Schrift „Das System Witte" machte er dem deutschen Publikum die Ergebnisse von Arbeiten russischer Nationalökonomen zugänglich. Hierauf hinzuweisen, ist erforderlich, um zwei Legenden abzutun.

Nach der einen soll die schärfere Kritik an den russischen Finanzen eine „liberale" oder „Judenmache" sein, als Revanche für die russischen Judenverfolgungen, insbesondere die Metzeleien von Kischinew. Diese Behauptung entspricht nicht den Tatsachen, im Gegenteil klagte Andrew White, der frühere amerikanische Gesandte in Berlin, in bezug auf Rußland habe nichts ihn so sehr deprimiert wie die Wahrnehmung, daß der russische Despotismus in den jüdischen Bankiers und Kapitalisten so willige Helfershelfer finde. — Auch für die liberale Presse ist es nicht zutreffend, daß sie es an Wohlwollen für die russischen Finanzen mangeln läßt; vergleicht man den Handelsteil dieser Presse mit dem politischen Teil, so bemerkt man, abgesehen von wenigen Ausnahmen, mit Erstaunen, daß jener Rußlands Gegenwart und Zukunft genau so rosig ansieht, wie dieser sie ungünstig beurteilt.

Nach der anderen Legende soll die ungünstige Kritik der russischen Finanzen ein Reflex der russischen Mißerfolge im Kriege sein. Sie beruhe also mehr auf allgemeinen Gefühlsmomenten als auf kritischer Würdigung der wirtschaftlichen Verhältnisse. — Es ist dem gegenüber, wie bemerkt, festzustellen, daß die jetzt stärker verbreiteten ungünstigen Anschauungen über die russischen Finanzen den Niederschlag von volkswirtschaftlichen Untersuchungen der bekanntesten russischen Nationalökonomen bilden. Und zwar aus einer Zeit, da Rußland auf der Höhe seines Prestiges stand und die enormen Verluste an Ansehen und Geld, welche der Krieg ihm verursacht hat, noch nicht erlitten hatte.

Auch zwei neu erschienene Schriften über russische Finanzen: „Armes reiches Rußland!" von Georg Bernhard*) und „Die Zukunft Rußlands und Japans" von Rudolf Martin**) beruhen im letzten Grunde auf den durch Rohrbach zugänglich gemachten Arbeiten russischer Volkswirte.

Beide stimmen in ihren Voraussetzungen überein, welche man wohl als wissenschaftlich festgestellte Tatsachen ansehen darf.

Danach exportiert Rußland nicht deshalb Getreide, weil es daran Ueberfluß hat, sondern weil der Bauer durch Steuerdruck gezwungen ist, das Getreide, dessen er eigentlich zur Nahrung bedürfen würde, zu verkaufen.***) Die Getreideproduktion ist in Rußland pro Kopf der Bevölkerung wesentlich geringer als in Deutschland und anderen Getreide einführenden Ländern, in denen zudem weit mehr Fleisch usw. gegessen wird. — Der von Steuern erdrückte Bauer hat nicht meliorieren können, sodaß die Ertragfähigkeit des Ackers — selbst im berühmten Schwarzerderayon — zurückgegangen ist. — Die Industrie, die durch künstliche Mittel eine Zeit lang einen Antrieb erhalten, hat mit der Schwierigkeit zu kämpfen, daß sie für den Export nicht konkurrenzfähig ist und für den Heimverbrauch der Bauer zu wenig konsumkräftig. — Die Landbevölkerung macht 85 Prozent der gesamten Bevölkerung aus, Kapitalrenten-, Gewerbe- und dergleichen Steuern können nicht so viel bringen, daß der Bauer entsprechend entlastet werden kann.

In beiden Schriften wird darauf hingewiesen, daß in dieser Situation Gefahren für die Gläubiger Rußlands liegen, teils direkte, teils insofern indirekte, als die starke Verschuldung an das Ausland leicht die Goldvaluta ins Wanken bringen kann. Bernhard erhofft eine Besserung im Fall einer besseren

*) „Armes reiches Rußland!" Ein Mahnwort an Deutschlands Kapitalisten von Georg Bernhard. Berlin, Georg Reimer, 1905.

**) „Die Zukunft Rußlands und Japans. Soll Deutschland die Zeche bezahlen?". Von Rudolf Martin, Regierungsrat im Kaiserlich Statistischen Amt. Berlin, Carl Heymanns Verlag, 1905.

***) So schreibt die in ihrem wirtschaftlichen Teil sehr vorsichtige „Frankfurter Zeitung" vom 7. Oktober 1904 über Rußlands Getreideausfuhr: „Wie dieser (der Getreidehandel) betrieben wird, ist bekannt: Die Regierung zwingt den Bauer zum Verkauf des zur Ernährung seiner Familie selbst benötigten Getreides, indem sie die hohen Steuerrückstände unmittelbar nach der Ernte eintreiben läßt."

Regierung, während Martin eine Katastrophe mit Bestimmtheit erwartet.

Martin zieht eine sehr interessante Parallele zwischen den russischen Verhältnissen und den Zuständen Frankreichs vor Ausbruch der Revolution. Der Vergleich, der etwa ein Drittel seiner Schrift einnimmt, zeigt tatsächlich verblüffende Aehnlichkeiten. Hier wie dort ein von Steuern erdrückter Bauernstand, der den Kern der Bevölkerung ausmacht, und eine wachsende Finanzmisere, welche darin ihren Ausdruck findet, daß der Finanzminister zum wichtigsten Mitglied des Ministeriums wird. Necker ist der Witte Frankreichs. Der Wert der Parallele wird nicht entkräftet, wenn man, wie der Schreiber dieser Zeilen, eine allgemeine Revolution in Rußland für unwahrscheinlich hält. Der Staatsbankerott Frankreichs zur Zeit der Revolution war nicht, wie Martin eingehend nachweist, ein Ergebnis des revolutionären Sieges, vielmehr hatte die Nationalversammlung redlich das Bestreben, den Staatsverpflichtungen nachzukommen; aber unter dem Druck der Verhältnisse war dies auf die Dauer nicht möglich. Was in Rußland einmal umso eher einen Bankerott schmackhaft machen könnte, ist die von Martin gebührend gewürdigte Tatsache, daß dessen Staatsgläubiger zu mehr als zu $^4/_5$ Ausländer sind, während Frankreichs Gläubiger bei Ausbruch der Revolution Inländer waren. Die Arbeit des Statistikers Martin ist demgemäß eigentlich eine politisch-historische; statistische Angaben macht er nur vereinzelt; er setzt eigentlich eine gewisse Kenntnis der russischen Finanzen schon voraus. In seinen Zahlenschätzungen für die Zukunft ist er sicherlich zu weitgehend. So hat der erfolgte Abschluß eines Friedens ohne Kriegsentschädigung zur Folge, daß die Schuldenlast Rußlands sich entsprechend niedriger stellt, als von Martin angenommen wird. Indessen ist sie, auch wenn man die Angaben Martins kritisch reduziert, so groß, daß die Richtigkeit der Martinschen Schlußfolgerung dadurch nicht beeinträchtigt würde.

Die Bernhardsche Schrift ist nüchterner und enthält im wesentlichen Kompilationen aus Rohrbach und russischen volkswirtschaftlichen Schriften. Hierbei ist indessen manches unbekannte Material verwertet. Zum Beispiel seien als besonders interessant die Ausführungen über die Kosten der russischen Eisenbahnen, Seite 39—42, hervorgehoben. Bernhard kommt zu dem Schluß: „Nur wenn eine vollständige Umgestaltung der russischen Volkswirtschaft erfolgt, ist die latente Kraft, die in den Schätzen des russischen Landes liegt, fruchtbar zu machen. Diese wirtschaftliche Umgestaltung ist aber ohne eine freiheitliche politische Verfassung undenkbar." Theoretisch mag die Bernhardsche Idee richtig sein, aber es ist sehr die Frage, ob diese Umgestaltung so schnell erfolgen kann, daß Rußland den wachsenden Staatsverpflichtungen genügen könnte.

Aehnlicher Meinung gibt Schiemann in der „Kreuzzeitung" vom 15. März d. J. Ausdruck. Er schreibt:

„Der falsche Zirkel, in dem sie (die Regierung) sich bewegt, liegt eben darin, daß ihre gesamte auswärtige und innere Politik auf dieser Finanzpolitik ruht, und daß ein plötzliches Fallenlassen dieser Politik ein zeitweiliges Versagen der finanziellen Leistungsfähigkeit den Gläubigern des Staates im Auslande gegenüber ebenso zur Folge haben, wie es die Unmöglichkeit herbeiführen muß, den berechtigten Forderungen genugzutun, die sich zur Aufbesserung der gewiß nicht günstigen inneren Zustände geltend machen."

Es scheint sogar eine freiheitliche politische Verfassung, welche zu einer öffentlichen Prüfung des Budgets und der wirtschaftlichen Zustände führen würde, die dringende Gefahr zu bieten, daß Rußlands Kredit unheilbar durch sie leidet. Eine parlamentarische Kritik, deren Hauptpunkte sofort telegraphisch in alle Welt gemeldet werden, hat eine ganz andere Tragweite, als eine wissenschaftliche Arbeit in einer dem Auslande unbekannten Sprache.

Beide Schriften sind vielfach angegriffen worden. Gegen die Martinsche Schrift wurde das schwere Geschütz einer offiziösen Zurückweisung in der „Nordd. Allgem. Zeitung" aufgefahren. Die Notiz, in welcher die Regierung zum Ausdruck brachte, Martin habe als Privatmann geschrieben und nicht als Regierungsrat, was bei unserem Russenkurs wohl ohnedies niemand geglaubt haben dürfte, begnügte sich nicht mit dieser Feststellung, sondern sprach von „haltlosen Voraussetzungen" und „abenteuerlichen Prophezeiungen". Die russische Regierung hat mitteilen lassen, daß sie eine objektive Widerlegung der Martinschen Broschüre vorbereite. Nachdem wir erlebt haben, daß russische Behörden unseren Gerichten falsche Gesetzestexte und Uebersetzungen „suppeditiert" haben, um den hübschen Ausdruck des Königsberger Landgerichtspräsidenten zu gebrauchen, nachdem selbst der Armeebefehl des Kaisers an Linewitsch Behauptungen aufstellt, die der Wahrheit nicht entsprechen, darf man wohl auch auf die „objektive Widerlegung" des russischen Finanzministers keine zu großen Hoffnungen auf Richtigkeit setzen. Jedenfalls beweist dieser Eifer, daß der russische Kredit, dessen Glanz man uns so häufig gezeigt hat, eine Treibhauspflanze ist, die sorgsam vor ungünstigem Winde gehütet werden muß.

Daß Martins Prophezeiungen im Kern doch nicht gar zu abenteuerlich sind, mögen folgende Worte beweisen, mit denen Prof. Migulin in Charkow, zurzeit zweifellos einer der bedeutendsten Volkswirte Rußlands, Anfang August im „Slowo" gegen Zahlung einer Kriegsentschädigung sich ausgesprochen hat*): „Bei unserer erschütternden Armut, bei der Notwendigkeit, Anleihen auswärts zu realisieren, wird die Bezahlung einer Kontribution der Anfang unseres Endes, der Anfang unseres wirtschaftlichen Bankerotts sein."

* * * *

Gelehrter und Gesandter.

III.

In Andrew D. Whites Autobiographie ist den Erinnerungen an Bismarck ein besonderes Kapitel gewidmet. Geschichtlich interessant ist in diesen Reminiszenzen vor allem das, was White über jene Unterredung zwischen Bismarck und Mr. Kelly berichtet, deren Inhalt dank der Kellyschen Indiskretion seinerzeit großes Aufsehen machte, aber jetzt zum erstenmal durch einen einwandfreien Ohrenzeugen historisch festgestellt und beglaubigt wird.

Kelly, ein Mitglied des Kongresses der Vereinigten Staaten, enragierter Schutzzöllner und Doppelwährungspolitiker, kam, als Bismarck im Jahre 1879 seine erste protektionistische Kampagne durchführte, nach Berlin und erlangte mit Hilfe des amerikanischen Gesandten eine Audienz bei Bismarck, in der sowohl der Protektionismus wie der Bimetallismus durchgesprochen wurde. Die Besprechung verlief in charakteristischer Weise. Bismarck hatte den amerikanischen Besuch auf 4 Uhr nachmittags in das Kanzlerpalais bestellt und empfing die pünktlich Erschienenen mit der Mitteilung, leider habe er nur zwanzig Minuten für sie Zeit, dann müsse er einen Ministerrat abhalten. Bismarck und Kelly stürzten sich darauf sofort mitten in die Zolltarifrage hinein, und, so heißt es denn in Whites Aufzeichnungen weiter, da beide Hochschutzzöllner waren, so verstanden sie sich ausgezeichnet.

„Dann kam die Frage der Doppelwährung aufs Tapet, und auch in dieser Frage stimmten sie überein. Bemerkenswert waren die Anklagen, die der Kanzler gegen alle richtete, die nicht seiner Meinung waren. Er schien zu glauben, daß er als Führer der politischen Kräfte des Kaiserreichs die Unterstützung aller ehrlichen Mitglieder des Parlaments, und zwar in allen Fragen, verlangen dürfe. Die Diskussion hatte verschiedene interessante Phasen durchlaufen, als ich bemerkte, daß die preußischen Minister sich bereits im Nebenzimmer versammelt hatten. Ich erhob mich deshalb, um zu gehen. Der Fürst aber, der höchlichst interessiert schien, seine eigenen Anschauungen darzulegen und die von Mr. Kelly zu hören, meinte: ‚Nein, nein, lassen Sie sie nur warten!' Die Minister mußten also warten, während die Debatte über den Zolltarif und den Bimetallismus noch lebhafter als bisher geführt wurde. Nach weiteren fünfzehn oder zwanzig Minuten erhob ich mich abermals, aber

*) Vergl. „St. Petersburger Zeitung", 6. August.

Bismarck meinte: Nein, nein, ich bin garnicht eilig; lassen Sie uns noch einen kleinen Spaziergang machen!' Wir erhoben uns daraufhin und gingen in den Garten . . . Als wir ins Freie gekommen waren und die Alleen des Parks auf und abschritten, wurde die Diskussion wieder aufgenommen. Bismarck verweilte dabei besonders ausführlich bei den Ursachen, die zu einer teilweisen Demonetisierung des Silbers geführt hatten, wobei Mr. Kelly ihn unterbrach und meinte: ‚Aber, Fürst, wenn Sie davon überzeugt sind, daß es nützlich ist, beide Edelmetalle nebeneinander zu verwenden, warum haben Sie die Demonetisierung des Silbers zugelassen?' ‚Ich hatte,' antwortete Bismarck, ‚damals an sehr viele andere Dinge zu denken, und da jedermann erklärte, daß Camphausen und — (dieser Gedankenstrich soll augenscheinlich den Namen Delbrück verdecken) große Finanzkünstler seien, und daß sie diese Fragen gründlich verständen, so ließ ich sie machen. Aber ich überzeugte mich bald, daß sie, wie unsere Bauern von denen sagen, die darauf ausgehen, ihren Nachbarn zu imponieren, bei Licht besehen, nur heißes Wasser in ihren Kochtöpfen hatten.' Erst nach weiteren zwanzig Minuten erinnerte sich dann Bismarck der wartenden Ministerkollegen, und die Unterredung nahm ein Ende."

Mr. Kelly war natürlich voller Begeisterung über diesen Erfolg. Er sah in dem Fürsten Bismarck nicht nur einen protektionistischen, sondern auch einen bimetallistischen Gesinnungsgenossen und beeilte sich trotz Whites ernstlicher Warnungen, der Presse seines Landes eine ausgiebige Darstellung der Bismarckschen Meinungen und Aeußerungen zu geben. Dieses täppische Verfahren hat Deutschland vielleicht vor dem größten wirtschaftlichen Unglück, welches es hätte treffen können, der Einführung des Bimetallismus, bewahrt. Wenigstens ist White der Ansicht, daß ohne die Offenheiten des amerikanischen Silberapostels Bismarck bereit gewesen sein würde, der Einführung des Bimetallismus in Deutschland im Einklang mit den Vereinigten Staaten ernsthaft näherzutreten.

Es ist übrigens ja auch sonst bekannt, wie Bismarck in seiner Dekadenceperiode, nachdem er sich in den protektionistischen Vorstellungskreis mehr und mehr eingesponnen hatte, sich auch den bimetallistischen Ideen in wachsendem Grade zugänglich erwies. Camphausen und Delbrück waren beseitigt, eine protektionistische Mehrheit im Reichstage hergestellt, der damalige Leiter der Reichsbank, Herr von Dechend, schwankend. Das ganze folgende Jahrzehnt, in dem Bismarck noch am Ruder war, blieb die Wiederbeseitigung der Goldwährung eine sehr ernsthafte politische Gefahr. Es ist ein nicht hoch genug zu würdigendes Verdienst Ludwig Bambergers, daß er diese Gefahr nie aus den Augen verlor und unablässig bemüht blieb, alle Kräfte, die sich zur Sicherung der Goldwährung in der politischen und in der wirtschaftlichen Welt Deutschlands mobilmachen ließen, in Bewegung zu halten. Man kann dreist behaupten, daß die gegenwärtige wirtschaftliche Weltmachtstellung Deutschlands ohne die Festhaltung an der Goldwährung unerreichbar gewesen wäre. Deutschland hat deshalb in gewissem Sinne Ursache, Mr. Kelly unter die unbewußten Wohltäter seiner Volkswirtschaft zu rechnen.

Noch einen anderen bezeichnenden Zug des Bismarckschen Charakters gibt White wieder. Der noch heute lebende Graf Botho Eulenburg war anfangs der achtziger Jahre bekanntlich preußischer Minister des Innern. Infolge einer Szene im Herrenhause am 19. Februar 1881 nahm er aber Knall und Fall seine Entlassung. Er war, wie man sich damals ausdrückte, „gerommelt" worden. Es trat nämlich in jener Sitzung ein Geheimrat Rommel auf, um im Namen des Fürsten Bismarck Erklärungen abzugeben, die sich unmittelbar gegen eine vom Grafen Eulenburg vertretene gesetzgeberische Bestimmung richteten. Es wurde dann behauptet, daß sich der Geheimrat seines Auftrags in einer den Intentionen des Fürsten Bismarck nicht entsprechenden Weise entledigt habe. Noch in der neuesten Auflage des Brockhausschen Konversationslexikons heißt es bei der Wiedergabe der Begebenheiten, die zum Sturz des Grafen Botho Eulenburg führten:

„In der Herrenhaussitzung vom 19. Februar 1881 kam eine Meinungsverschiedenheit zwischen Eulenburg und Bismarck in einer allerdings von Bismarck nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Form zum Ausdruck."

Damit vergleiche man Whites Erinnerungen. Er schreibt:

„Eines Abends bei einem von dem Herzog von Ratibor dem Präsidenten des Preußischen Herrenhauses, gegebenen Empfang sagte Bismarck zu mir: ‚Ich sah Sie diesen Nachmittag in der Diplomatenloge. Unsere Verhandlungen müssen Ihnen sehr einfältig erschienen sein.' Ich antwortete, daß sie mich sehr interessiert hätten. Darauf legte er seinen Mund an mein Ohr und flüsterte mir zu: ‚Kommen Sie morgen um dieselbe Stunde, dann werden Sie etwas wirklich Interessantes hören.' Natürlich war ich zur angegebenen Zeit auf meinem Sitz in voller Erwartung dessen, was mich bei dieser Verhandlung wohl interessieren könnte. Ich glaubte schon, daß in der Tagesordnung irgend etwas verschoben sei, denn es handelte sich nur um gewöhnliche parlamentarische Geschäftsangelegenheiten."

Plötzlich aber ändert sich die Szene:

„Aus der Mitte des Hauses wird die Frage aufgeworfen, ob Fürst Bismarck mit dem vorliegenden Gesetzentwurf einverstanden sei, worauf der Minister des Innern, der den Entwurf introduziert hatte, bejahend antwortet mit dem Zusatz, daß Fürst Bismarck leider durch Krankheit der Sitzung ferngehalten werde, daß er aber zu wiederholten Malen sein Einverständnis zu erkennen gegeben habe."

Darauf erhebt sich dann der Geheimrat Rommel und sagt, daß er legitimiert sei, eine Erklärung abzugeben, die die Aeußerungen des Ministers des Innern auf das unzweideutigste dementiert.

Schließlich noch eine hübsche Bismarck-Anekdote, die White Lord Russell, dem langjährigen englischen Botschafter am Berliner Hofe, nacherzählt. Zwischen Russell und Bismarck kommt eines Tages die Unterhaltung darauf, wie schwer es sei, manchen Besuchern begreiflich zu machen, daß sie lange genug dagewesen seien und es an der Zeit wäre, sich zu empfehlen. Dabei vertraut Bismarck dem englischen Botschafter an, er habe mit seiner Frau für solche Fälle eine Kriegslist verabredet. Wenn ein Besucher gar zu seßhaft sei, so erscheine plötzlich die Fürstin mit einer großen Medizinflasche im Zimmer und sage: „Jetzt, Otto, ist es aber für Dich Zeit, Deine Medizin zu nehmen." Das wirke stets ausgezeichnet. Kaum ist Lord Russell dieses Geheimnis anvertraut, da öffnet sich die Tür, die Fürstin Bismarck erscheint und äußert die verhängnisvollen Worte. Natürlich wird sie von einem stürmischen Gelächter begrüßt, in das sie nach empfangener Aufklärung herzhaft einstimmt.

In den Jahren 1892 bis 1894 vertrat White die Vereinigten Staaten als Gesandter in St. Petersburg. Das mit Korruption jeder Art reichlich durchsetzte Halbbarbarentum, das er dort kennen lernt, ist seinem feinen Geist widerwärtig. Der äußere Glanz des Hofes und die Verschwendungssucht der oberen Gesellschaftsschicht in Rußland täuscht ihn nicht über die Morschheit des Reichs und die traurige wirtschaftliche Lage der großen Masse der Bevölkerung. Auch in Rußland sucht er vorzugsweise den Spitzen der geistigen Bildung näherzutreten. In seinen Lebenserinnerungen widmet er deshalb auch zwei Männern, die in besonders hervorstechender Weise das geistige Rußland repräsentieren, besondere Kapitel: dem Oberprokurator des heiligen Synod Pobjedonoszew und dem Dichter Tolstoi.

Der Charakter des russischen Torquemada wird sorgfältig analysiert, und die Hand des erfahrenen Historikers, der zwischen staatsmännischen und moralischen Verirrungen wohl zu unterscheiden weiß, verleugnet sich dabei nicht. Nichts fällt White in seinem Verkehr mit Pobjedonoszew mehr auf als dessen Bewunderung für den milden und humanen Emerson, die so weit geht, daß er dessen Essays ins Russische übersetzt. Der religiös politische Fanatismus des Mannes erscheint um so abstoßender, je deutlicher man erkennt, daß dieser Fanatismus weniger der Leidenschaft als der politischen Dialektik entspringt.

Auch dem dichterischen Genie Tolstois wie dessen persönlichem Charakter läßt White volle Gerechtigkeit widerfahren. Aber auch ihm gegenüber empfindet er beständig die breite Kluft, die zwischen den mystischen Anschauungen des slavischen Dichters und den verstandesklaren Gedanken des weltkundigen Angelsachsen gähnt. Von einem Empfang in Tolstois Hause gibt White eine sehr anschauliche Beschreibung: „Es waren da Fremde im Frack, Professoren aus Moskau im Gehrock, eine Anzahl junger Leute, augenscheinlich Schüler, die, obgleich nicht dem Bauernstande angehörig, doch Bauerntracht trugen." Auch Tolstoi selbst trägt bei diesem Empfang eine Bauernbluse mit

ledernem Gürtel und hohen Schaftstiefeln. Der Raum, in dem Tolstoi seine Gäste empfängt, ist ganz in der Weise einer russischen Bauernhütte mit dürftigen Holzmöbeln eingerichtet. Der amerikanische Gentleman, dem beim Eintritt in das Haus zwei Diener in Frack und weißer Halsbinde den Mantel abgenommen hatten, ist über diese Nachahmung des Bauernlebens inmitten des herrschaftlichen Hauses begreiflicherweise nicht wenig erstaunt. Das Erstaunen aber wächst, als Graf Tolstoi, nachdem er ihm die Bitte, der Dame des Hauses vorgestellt zu werden, ausgesprochen hat, ihn durch eine Reihe moderner Zimmer zu einem Salon geleitet, der durchaus den Eindruck eines eleganten Pariser Gesellschaftsraumes macht. Dort findet er die Gräfin mit anderen Damen, allesamt in großer Gesellschaftstoilette. Dieser plötzliche Uebergang von der Bauernhütte des Hausherrn zu den luxuriös eingerichteten Räumen der Frau des Hauses wirkte auf White wie eine plötzliche Verwandlung auf der Opernbühne. Man wird den Gedanken nicht völlig los, daß in dieser Bauernverkleidung, mehr oder weniger bewußt, etwas Komödienspiel mitunterläuft.

Zum Schluß noch ein paar Worte über die Rolle, die White auf der Haager Friedenskonferenz gespielt hat. Als Verbindungsglied zwischen St. Petersburg und dem Haag mag dabei eine echt russische Geschichte dienen, die der deutsche Vertreter bei der Haager Friedenskonferenz, Graf Münster, White erzählt hat. In den ersten Jahren der Regierung Alexanders II. vertrat Münster sein Heimatland, das damalige Königreich Hannover, als Gesandter in Petersburg. Eines schönen Tages erhält Münster von einem Göttinger Professor einen Brief, in dem mitgeteilt wird, daß ein junger deutscher Gelehrter, der für wissenschaftliche Zwecke nach Rußland gegangen war, dort ohne weiteres aufgegriffen und ins Gefängnis gesteckt sei. Während der junge Mann friedlich botanisierte, habe ein Polizeioffizier, der gerade eine Anzahl Verbrecher nach Sibirien zu eskortieren hatte, und dem einer seiner Gefangenen entlaufen war, um die ihm übergebene Zahl wieder aufzufüllen, ohne weiteres den botanisierenden Gelehrten ergriffen, ihm die Nummer des Entlaufenen auf den Rücken geheftet, eingereiht und mit den übrigen fortgeführt. Seitdem lebe der Mann als verbannter Verbrecher in Sibirien. Graf Münster steckt den Brief des Göttinger Professors in seine Tasche und wartet eine Gelegenheit ab, um die Sache dem Kaiser vorzutragen. — Ein paar Tage später trifft er den Kaiser Alexander II. auf einer Promenade am Kai. Aufgefordert, den Kaiser zu begleiten, nimmt er die günstige Gelegenheit wahr und erzählt ihm die Geschichte von dem jungen Deutschen. Der Zar bittet um Beweise, Graf Münster zieht den Brief aus der Tasche, Alexander II. liest ihn. Nach erfolgter Durchsicht meint er: „So etwas kann auch nur in Rußland passieren!" Noch am selben Nachmittag aber geht auf Befehl des Kaisers ein direkter Bote nach Sibirien ab, um den unglücklichen deutschen Gelehrten zu befreien und nach Petersburg zu bringen. Der Gesuchte wird in Sibirien auch richtig gefunden, nach St. Petersburg gebracht, dort vom Kaiser sehr gnädig empfangen und mit 20 000 Rubel entschädigt.

Graf Münster gehörte durchaus zur alten Schule der Diplomatie. Mit Widerstreben hatte er die Vertretung Deutschlands bei der Haager Friedenskonferenz übernommen. Die schiedsrichterliche Regelung internationaler Streitigkeiten erschien ihm als ein Bruch mit geheiligten diplomatischen Traditionen. Er genierte sich deshalb auch nicht, die Schiedsgerichte in Bausch und Bogen für Humbug zu erklären. Aber auch auf Telegraphen und Telephone war Münster schlecht zu sprechen. Diese modernen Verkehrsinstitute paßten so garnicht zu dem alten diplomatischen Zopf. Konsequenterweise erklärte er übrigens auch Bakterien und Mikroben für einen modernen Schwindel. Daß dieser Vertreter der deutschen Diplomatie nicht gerade eifrig bemüht war, ein positives Resultat der Haager Konferenz zu erreichen, ist begreiflich genug. Nur die sehr guten Beziehungen des amerikanischen Botschafters zu dem deutschen Reichskanzler, die es möglich machten, daß White in Berlin direkte Vorstellungen darüber erhob, wie bedenklich es sein würde, wenn Deutschland für das völlige Scheitern der Haager Konferenz verantwortlich gemacht werden müßte, führten schließlich dazu, daß die deutsche Diplomatie noch in letzter Stunde einschwenkte.

Es spricht für den Ernst und die Aufrichtigkeit, mit der White an dem Werk der Haager Friedenskonferenz gearbeitet hat, daß in die Zeit seines Aufenthalts im Haag der einzige Sonntag seines Lebens fällt, den er der Arbeit widmete. In dem Tagebuch, das er damals führte, befindet sich unter dem 30. Juli 1899 die Eintragung: „Ich kam früh am Morgen nach dem Haag zurück und fuhr fort, an meinem Bericht zu arbeiten. Die Arbeit wurde den ganzen Tag hindurch fortgeführt. Zum erstenmal in meinem Leben habe ich so einen Sonntag zum Arbeitstag gemacht. Obgleich für mich keine Gewissensbedenken in Betracht kamen, wurde ich von Kindesbeinen auf an den Gedanken gewöhnt, daß der Sonntag von jeder Arbeit freigehalten werden müsse, und diese Gewohnheit wurzelte so fest in mir, daß ich sie bis zum heutigen Tage nie durchbrochen hatte, obgleich ich oft den stärksten Versuchungen ausgesetzt war, sie zu verletzen."

Andrew D. White führt jetzt inmitten seiner Lieblingsschöpfung zu Ithaka das Leben eines Weisen. Nächst seinem eigenen Lande ist man ihm nirgends mehr zu Dank verpflichtet als in Deutschland.

Theodor Barth.

Madame Récamier.

Ueber Madame Récamier ist bei Plon eine umfangreiche Monographie von dem Lyoner Lyceumprofessor Edouard Herriot erschienen. Das Werk ist als These an die Faculté des lettres der Universität Paris eingereicht worden; es ist denn auch mit dem geziemenden Ballast einer akademischen Abhandlung versehen, der jedoch die erschöpfende Darstellung des Lebensganges der berühmten Frau in keinerlei Weise beschwert. Unter dem Material, das Herriot verwertet hat, nehmen die Briefe der Madame Récamier selbst den kleinsten Platz ein; denn, sagt er, „die Briefe, die sie geschrieben, sind viel weniger zahlreich und viel weniger interessant als diejenigen, die an sie gerichtet sind. Ihre Geschichte ist der leichte Faden, der viele Geschichten verbindet." Eine Hauptquelle bezeichnen die Arbeiten ihrer Nichte und treuen Lebensgefährtin, Madame Lenormand, über sie, — des „Kabinettschefs ihrer Tante", wie Barbez sie spöttisch nannte.

Jeanne Françoise Julie Adelaïde Bernard war am 4. Dezember 1777 in Lyon geboren. Der Vater, seinem Beruf nach Königlicher Rat und Notar, war ein schöner Mann, von einem milden und schwachen Charakter, die Mutter eine blonde und frische Frau, die viel Wert auf die äußeren Agréments legte, deren Schwächen nie Verirrungen wurden und deren hervortretendste Eigenschaften der praktische Geschäftssinn, die kühle Selbstbeherrschung und die kluge Reserve waren. Der Vater wurde 1784 von Calonne zum receveur des finances in Paris ernannt; nach genossener Klostererziehung bei den Benediktinerinnen in Lyon kam Juliette in das elegante und lebhafte elterliche Haus in der rue des Saint-Pères. Hier verkehrten vorzugsweise Leute, die aus Lyon gebürtig waren, was das angeborene Lyonertemperament Juliettens noch weiter stärkte — jene kühle Melancholie, die lächelnde und resignierte Vernünftigkeit, die etwas steife und stolze Würde, die sich nie hingibt.

Unter den Gästen des Hauses befand sich auch der Bankier Jacques-Rose Récamier, der 1751 in Lyon geboren war, wo sein Vater ein großes Hutgeschäft besaß, der Verlobung des im Alter so ungleichen Paares folgte rasch die Heirat, April 1793. Ein Brief Récamiers an einen Verwandten in Lyon aus der Verlobungszeit gibt klare Aufschlüsse über die gegenseitigen Gefühle des Bräutigams und der Braut: es sei keine blinde Liebe, sondern eine klarsichtige Freundschaft und zärtliche Ergebenheit, und für ihn spiele auch der Geldgesichtspunkt eine

Rolle, — die Bernards seien reich und besäßen zwei Häuser in Lyon, und Juliette sei ihre einzige Tochter. Wir sind damit bei dem Mysterium der Récamierschen Ehe und der Persönlichkeit Juliettes angelangt. Die verschiedensten Meinungen und Deutungen haben sich in dieser delikaten Angelegenheit geltend gemacht, — von den moralisierend verschleierten bis zu den physisch brutalen. Madame Lenormand sagt, daß Juliette von ihrem Mann nur dessen Namen empfing, daß Herr Récamier nie andere Beziehungen als rein väterliche zu seiner Frau gehabt, und daß sie für die Bedürfnisse des Gatten mit einer „filiale affection" sorgte. 1811 spricht Madame de Staël von der „Couronne blanche", die ihre Freundin noch tragen könne, und von dem Glück, das die Zukunft ihr vielleicht vorbehalte. Mérimée sieht im Fall Juliettes eine „exception physiologique"; Pons meint, das Hauptverdienst ihrer berühmten Tugend sei „un vice d'organisation physique"; Aerzte sprechen von einem „défaut de conformation". Der anonyme Volkswitz äußert sich in folgender drastischen Weise über Juliette und ihren späteren Liebhaber Chateaubriand:

„Juliette et René s'aimaient d'amour si tendre
Que Dieu sans les punir a pu leur pardonner;
Il n'avait pas voulu que l'une pût donner
Ce que l'autre ne pouvait prendre."

Herriot bestreitet diese Auslegungen; er bestreitet die „Disposition physiologique" wie die „anomalie primitive". Seine Gründe sind: die sonstige körperlich schöne Harmonie und das geistige Gleichgewicht Juliettens; ihre Liebe als dreißigjährige Frau zu Prinz August von Preußen, da sie doch wissen mußte, was sie vielleicht mit fünfzehn Jahren nicht verstanden hatte; weiter, daß ihre intimste Freundin, Madame de Staël, garnichts derartiges weiß; und schließlich und vor allem die Worte des Herrn Récamier an sie in einem Brief aus der für die Ehe kritischen Zeit ihrer Verliebtheit in Prinz August von Preußen, — er drückt darin sein Bedauern aus „d'avoir respecté des susceptibilités et des répugnances sans lesquelles un lien plus étroit n'eût pas permis cette pensée de séparation". Ganz à part steht die Hypothese der Madame Mohl, nach der Herr Récamier Juliettens Vater gewesen sei, der seiner Tochter in diesen unsicheren Zeiten durch eine Scheinehe sein Vermögen sichern wollte.

Dies Vermögen stammte aus der vorrevolutionären Zeit. Récamier selbst war einer der mäßigsten unter den Luxusprotzen und Finanzparvenus seiner Zeit; er war ein etwas leichtsinniger und leichtlebiger Mann, aber es gab keinen Zweifel an seiner Geschäftsehrlichkeit. Das gesellschaftliche Hervortreten der Madame Récamier datiert eigentlich aus den Jahren des Konsulats, und ihre politische Rolle fängt erst an, nachdem sie 1798 mit Madame de Staël in Berührung gekommen, — anläßlich des Kaufs eines Récamier gehörigen Palastes in der rue de Mont-Blanc durch Madame de Staël für ihren Vater Necker. Das Freundschaftsbündnis zwischen diesen beiden so verschiedenen Frauen — „cet esprit mâle et fort qui dévoilait tout et cet esprit délicat et fin qui comprenait tout" — inaugurierte eine neue Phase im Leben Juliettens und gab ihrem Wesen eine tiefere Klangfarbe. Madame de Staël war zu dieser Zeit 32, Madame Récamier 21 Jahre alt. Von der letzteren entwirft ein Zeitgenosse, Baron de Frémont, in seinen noch unveröffentlichten Aufzeichnungen folgendes Porträt: „Ich habe Madame Récamier in ihrem Glanz gesehen. Es war unmöglich, ein reizenderes Gesicht zu erblicken, wie entzückend es aber auch war, hatte es mehr von der Grisette als von der grande dame. Der Ausdruck unterschied sich jedoch wesentlich von dem der Grisette. Sie hatte den Charakter der größten Bescheidenheit, es war aber nicht die Reinheit der Madonnen von Raphael, es gab darin ein bißchen kokettes Schmollen, man merkte, daß sie suchte, sich bemerkbar zu machen . . . Ihre Augen waren schön, dem Blick aber fehlte es an Ausdruck. Der Teint bewunderungswürdig. Die Haare kastanienbraun, nicht besonders üppig, aber seidenfein. Die Füße gewöhnlich; die Körperhaltung ohne Eleganz, obgleich ihre Taille gute Proportionen hatte; die Arme mager und die Brüste flach." In politischer Hinsicht führten ihre Neigungen wie ihre Familientraditionen Madame Récamier zum liberalen Royalismus; sonst war sie wohl politisch indifferent zu nennen, — oder, wie Herriot sich sehr galant und sehr schön ausdrückt: „Juliette konspirierte zuweilen; aber immer zugunsten des Schwächsten." Ihr Salon trug ausgesprochen den Charakter der Neutralität; da drängte sich eine Menge Menschen, aus allen Ländern und von allen Berufen: — Jordan und Lucien Bonaparte, Narbonne und Eugène de Beauharnais, Bernadotte und Moreau, Adrien und Mathieu de Montmorency, der Dichter Legouvé und der Gastronom Brillat-Savarin, dessen Mutter eine geborene Récamier war, — Kaufleute und Philosophen, Emporkömmlinge und vornehmster Adel, — Franzosen und Engländer, Portugiesen und Brasilianer. Ihr Ruhm wuchs rapid; und auf ihrer Reise nach England im Jahre 1802 wurde sie vom Hofe und von der Aristokratie in London auf das überschwenglichste gefeiert. An Raillerien fehlte es freilich auch nicht; das gewöhnliche Volk in London hatte seine eigene Auffassung von dieser französischen Dame; eine alte Gouvernante sah in ihr eine verkleidete Modehändlerin, die die schlauen Franzosen zur Aufführung der dummen Engländer unter riesigen Reisekosten über den Kanal geschickt hätten, um für ihre Moden Reklame zu machen.

Von dem Jahre 1803 ab geht Madame Récamier immer offener und entschiedener in das oppositionelle Lager gegen Napoleon über. Die Hauptursachen waren die Verhaftung ihres Vaters, weil er als Administrator der Posten Geheimschriften für die royalistische Propaganda befördert hatte, sowie die Verfolgung ihrer Freundin Madame de Staël, mit der sie von Jahr zu Jahr immer intimer und deren politische Vermittlerin in Paris sie wurde. Als Récamier 1806 Bankerott gemacht hatte, wobei der Palast an der rue de Mont-Blanc, alles Silber und alle Schmucksachen verkauft wurden, und Napoleon aus Rache an der Gattin, die er durch Fouché in angelegener Weise, aber vergeblich für sich und seinen Hof zu gewinnen versucht hatte, gegen den verkrachten Bankier sehr hart vorging, wurde der Bruch der Madame Récamier mit dem kaiserlichen Hofe vollständig und definitiv. Die Verschwörung von 1803 gegen Napoleon, mit Bernadotte an der Spitze, war sehr an sie geknüpft gewesen; in ihrem Hause trafen sich heimlich Bernadotte und Moreau und hatten in ihrer Anwesenheit lange Gespräche, die jedoch bekanntlich zu nichts führten, weil Moreau nicht dazu zu bewegen war, die Initiative zu ergreifen.

1807 besuchte Madame Récamier ihre Freundin in Coppet, wo sich „une vie surabondante avec des excès de travail et des excès de plaisir" entwickelte. Hier spielten sich während der nächsten Jahre in dem engen Gast- und Freundeskreise die bekannten intimen Dramen ab: die allmähliche Auflösung und der schließliche Zusammenbruch der langjährigen Verbindung zwischen Madame de Staël und Benjamin Constant und die Liebesgeschichte zwischen Madame Récamier und Prinz August von Preußen. Dann folgten die Jahre des Exils, — als Rache Napoleons für ihre standhafte Freundschaft mit Madame de Staël und der Familie Montmorency. Während ihres Aufenthalts in ihrer Geburtsstadt Lyon bildete sich um sie eine ganze Gruppe von Männern, die alle wie sie selbst von der Polizei überwacht wurden. Unter ihnen befand sich auch Ballanche, der grüblerische Sonderling, der seitdem mehr als dreißig Jahre lang um sie wie um einen Fixstern seinen unveränderlichen Kreisgang in unerschütterlicher Monotonie beschrieb, besonders nachdem er 1817 nach Paris übergesiedelt, und Benjamin Constant mitsamt seiner plötzlich entzündeten und gleich plötzlich wieder ausgelöschten Strohleidenschaft für Madame Récamier abgezogen war. Weiter als zu einem Vernunftfreund rein platonischen Charakters brachte der sehr aufrechte, aber in äußerlicher Hinsicht sehr stiefmütterlich bedachte Philosoph es freilich nicht; denn sein solider, aber relativ bescheidener Geist verblaßte und verdunkelte unvermeidlich neben dem blendenden Sonnengott Chateaubriand, der in seiner unduldsamen Eitelkeit nichts neben sich litt, und der alle, die vergötterte Madame Récamier selbst nicht ausgenommen, in souveräner Selbstherrlichkeit traktierte. Es ist eine eigentümliche Tatsache, daß Chateaubriand und Madame

Digitized by Google

Récamier sich genau um die Zeit des Todes der Madame de Staël, man könnte fast sagen, an ihrem Sterbelager trafen, um ihren unzertrennlichen, dreißigjährigen Bund für das Leben zu schließen.

Nach der Rückkehr von ihrer ersten italienischen Reise 1817 hatte Madame Récamier ihren Salon für alte und neue Freunde wieder geöffnet, nachdem Herr Récamier wieder auf die Beine gekommen war. Sie besaß ein Vermögen von 400 000 Frcs. von ihrer Mutter, hatte eigene Equipage und eigene Loge in der Oper und führte ein üppiges, mondaines Leben. 1819 verlor sie größere Summen an den Unternehmungen ihres Gatten; sie verließ ihn jetzt und siedelte ganz allein mit ihrer treuen Lebensgefährtin, der Nichte des Herrn Récamier, Amélie Cypoet, in das Abbaye-aux-Bois über, wo sie als bescheidene Pensionärin bis zu ihrem Tode verblieb, immer noch als Königin inmitten eines Kreises der ersten Geistesgrößen Frankreichs, ein Kreis, der sich immer wieder lichtete, um gleich aufs neue mit neuen Männern ausgefüllt zu werden. Diese Tafelrunde der Pensionärin des Frauenklosters stellt ein bedeutendes Stück politischer und kultureller Geschichte Frankreichs während drei Dezennien dar. In der kleinen Zelle der einsamen Dame — sie bewohnte die sieben ersten Jahre ein kleines, unbequemes Zimmer im dritten Stock mit einem beschwerlichen Treppenaufgang, das sie erst später gegen einen eleganten Salon im ersten Stock austauschte, — lösen sich die Zeitrichtungen und Zeitströmungen in ihren typischen Vertretern ab, wie sie in ihrem Wandel kamen und gingen; und von feindlicher, kritischer Seite wurde mit Bitterkeit hervorgehoben, daß durch den allmächtigen Einfluß dieses politisch-literarischen Areopags die Wahlen zur Akademie, die Verteilung der Ministersessel, die Besetzung der Professorenstühle und der Verwaltungsstellen entschieden wurde. „La chronique médiante et la légende enthousiaste" erklären sich solcheermaßen gleich gut alle beide. Den festen Kern bildeten Chateaubriand und Ballanche; um sie beide setzten sich die neuen Bildungen an, zuerst die Generation von 1820 mit Sainte-Beuve an der Spitze. Nicht alle, die in das Heiligtum zugelassen wurden, zollten der Priesterin ihre Anerkennung; Mérimée z. B. urteilt über sie sehr abfällig, in seiner unbarmherzig kalten, klaren, knappen Art.

Die Jahre gehen; die Freunde werden alt, der Tod setzt sich nieder im Kreise: schon 1821 war Jordan gestorben, 1826 starben Mathieu de Montmorency, Brillat-Savarin, Talma, 1830 Benjamin Constant. Neue Gäste nehmen die leeren Sitze ein: Balzac, Victor Cousin, Villemain, Saint-Marc Girardin, Quinet, Lamennais, Berenger, Tocqueville. Um das Jahr 1830 wird der Salon Récamier in Abbaye-aux-Bois von Lamartine folgendeemaßen geschildert: „Es war ein Hof, aber ein etwas alter Hof; die Möbel waren einfach und verbraucht; einige auf den Tischen ausgestreute Bücher, einige Büsten aus der Zeit des Kaisertums auf den Konsols, einige Schirme aus dem Jahrhundert Louis XV. bildeten den ganzen Schmuck". Das große Ereignis in den ersten dreißiger Jahren ist die Vorlesung von Chateaubriands Memoiren; Ende des Jahrzehnts trägt Saint-Beuve dem Kreise aus seinem „Port-Royal" vor. In dieser Zeit hatte sich Chateaubriand in der nächsten Nähe seiner Freundin niedergelassen, — in der rue du Bac, wo er auch starb. Er ist allmählich so etwas wie eine alte, schöne Ruine geworden, — die Ruine eines vornehmen Schlosses aus den Zeiten des ancien régime, über die die Stürme der Revolution, des napoleonischen Kaisertums und der royalistischen Restaurationen gebraust sind. Er ist paralysiert; seine zitternde Hand kann kaum mehr schreiben, und Madame Récamier, die die kurzen Episteln deuten soll, die er ihr noch sendet, ist beinahe blind. Chateaubriand bringt den größten Teil des Tages damit zu, in einem Stuhl am Fenster zu sitzen und in seinen kleinen Garten hinauszublicken — die letzte, kleine, gezähmte Ecke der gewaltigen, wilden Natur, die niemand so geliebt und nachgefühlt wie er; er sitzt da stundenlang und unbeweglich, ganz in sich selbst versunken und gelangweilt, hört nicht, spricht nicht, blickt nur in den kleinen, verwahrlosten Garten, den er gerade so haben will, weil er dadurch wie ein Kirchhof aussehe.

Im Juni 1847 stirbt Ballanche als der erste des Trios, nachdem er sein letztes spärliches Geld an mechanische Erfindungen geopfert, er wurde auf dem Kirchhof Montmartre beerdigt — in dem Grabgewölbe, das für seine Freundin eingerichtet worden. — Chateaubriand und Madame Récamier sind allein. Sie sitzt völlig erblindet in ihrem großen Salon in der Abtei, hinter geschlossenen Fensterladen und heruntergelassenen Gardinen. „Chateaubriand," schreibt Sainte-Beuve, „ist stummer als je; er weilt in Träumen. Sein feiner Mund lächelt noch, seine Augen weinen, seine große Stirn in Ruhe hat ihre ganze Majestät. Was gibt es aber darin und darunter? Gibt es da etwas?" Wenn die beiden Alten zusammenkommen, allein oder mit einigen Freunden, liest er irgend ein Stück aus einem berühmten Werke vor, bis seine Stimme abbricht; dann setzt sie die Vorlesung fort.

Am 4. Juli 1848 stirbt Chateaubriand und am 11. Mai 1849 Madame Récamier.

München. Ola Hansson.

Rudolf Baumbach.

Im Jahre 1875 hatte Scheffels „Trompeter von Säkkingen" wohl schon die fünfzigste Auflage erreicht, als ein reichsdeutscher Lehrer aus Triest mit einem neuen Epos, „Zlatorog", das einer slowenischen Alpensage entnommen war, den Ehrenplatz neben dem Lieblingsdichter der damaligen Jugend beanspruchte. Das erste Jahrzehnt nach dem großen Kriege gegen Frankreich war literarisch wohl das harmloseste des ganzen Jahrhunderts. Es herrschte eine gewisse geistige Abspannung nach den kriegerischen Aufregungen, die sieben Jahre lang, von 64 bis 71, ganz Deutschland in Spannung gehalten hatten. Auf dem Theater herrschte Mosers spießbürgerliche Possenstimmung oder Sardous spielerische Kulissenkunst, in der Lyrik klingelte Bodenstedts „Mirza Schaffy" das Herannahen der hundertsten Jubelauflage aus, im romantischen Epos siegte Scheffels manierlicher „Trompeter" über Hamerlings leidenschaftdurchglühte Dichtungen in den anständigen Bürgerhäusern, wo die „höhere Tochter" heranwuchs. Sie war die Vertreterin der keuschen Minne, der die Troubadours der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts ihre Verse weihten.

Die „höhere Tochter" von damals las gern und viel und war leichter zu begeistern, als ihre heutigen Altersgenossinnen. Sie wurde ja auch noch nicht abgelenkt vom Radeln und Lawn Tennis und von den vielseitigen Ermunterungen zu einer sozialen Betätigung. Ihre Welt war das häusliche Tanzkränzchen, ihr Traum die Zeit der Ritter und Burgen, und die Bauern kannte sie nur aus Auerbachs Dorfgeschichten. Den „Trompeter von Säkkingen" wußte man schon halb auswendig.

Da erschien der Dichter aus Triest mit seiner seltsamen Erzählung „Zlatorog". Rudolf Baumbach war es, der aus dem lieblichen Sachsen-Meiningen nach dem heißen Istrien verschlagen worden war. In Triest lebte er als Lehrer. Er hatte bereits das fünfunddreißigste Lebensjahr zurückgelegt, als er seinen Dichterberuf erkannte. Auf seinen Ferienwanderungen in die nahen Julischen Alpen erlauschte er die slowenische Sage von dem goldgehörnten Gemsbock Zlatorog, den die „Schicksalsschwestern mit dem weißen Schleier" vor des Jägers tödlichem Geschoß bewachen. Baumbach verlegte seine Erzählung nach dem kärntenschen Gebirgsort Tarvis, wo der kühne Gemsenjäger aus dem Trentatale um die blonde Jerica wirbt und sich die Eifersucht der braunen Spela zuzieht. Die Weiber stacheln ihn auf, den Zlatorog zu erlegen, wobei er natürlich zugrunde geht. Eine rührende Geschichte in glatten, tönenden Versen! Gerade die überwiegend düstere Stimmung und der traurige Schluß boten im Gegensatz zu dem burschikosen „Trompeter" eine angenehme Abwechslung für die Leserinnen aus den anständigen Bürgerhäusern, die in dem todesmutigen Trentajäger bald ein Heldenideal sahen, neben dem der Säkkinger Trompeter beinahe verblaßte.

Digitized by Google

Baumbach erwies sich in dem Epos als ein begabter Lyriker, denn die eingeflochtenen Lieder waren ihm am besten gelungen. Annehmbar sind noch die landschaftlichen Schilderungen, wenn sie auch nicht gerade ein typisches Bild jener eigenartigen Alpenwelt aufrollen. Seine Gestalten aber waren nicht im mindesten geeignet, die Phantasie der Siebzehnjährigen, die für den Zlatorog schwärmten, durch neue Fernblicke zu bereichern. Das, was der Verfasser in einem ethnographischen Anhang über Land und Leute aus gelehrten Büchern erklärend mitteilte, war charakteristischer und poetischer als seine eigene Darstellung. Selbst die Versprache, so flüssig und gefällig sie im großen ganzen erscheint, weist Banalitäten auf, die man einem Dichter nicht vergeben kann. So z. B. wenn es von der „schönen Sennerin" heißt:

Sie springt empor und wirft die braunen Zöpfe,
Mit deren Seidenbändern sie gespielt,
Zurück . . .

oder wenn die blonde Jerica ihrem Liebsten schmollend zuruft:

Laß mich wieder zu den Gästen gehn,
Lebe wohl, bis wir uns wiedersehn.

Für die Sprache bezeichnend ist auch der grollende Ruf des Gemsenjägers:

Wenn du dann dein Aug' an Glanz und Glast,
Schöne Jerica, gesättigt hast,
Will ich stolz mein Roß von hinnen treiben!

Und sein Amt war doch, den hohen Felsgrat zu erklettern. Kann man sich einen reitenden Gemsjäger vorstellen? Aber den höheren Töchtern gefiel's, und sie dankten dem Dichter, wie die stattliche Auftage von 67 000 im Jahre 1901 bestätigt. Und dabei eröffnete schon im Jahre nach dem Erscheinen des „Zlatorog" der Dichter Julius Wolff mit dem „Rattenfänger von Hameln" die lange Reihe seiner epischen Erfolge bei eben denselben höheren Töchtern.

Von den mancherlei Erzählungen und Dichtungen, die Baumbach dem „Zlatorog" folgen ließ, brachte es keine zu einer annähernd gleichen Auflagenhöhe, gut aufgenommen wurden sie fast alle. Sein Dichterglück blühte ihm aber erst mit den lyrischen Liedern, die er in verschiedenen Sammlungen herausgab. Am bekanntesten wurden seine „Spielmannslieder", die sieben Jahre später erschienen und ihm so reichen Beifall eintrugen, daß er in das dankbare Vaterland zurückkehrte, um im heimatlichen Meiningen den Rest seiner Tage zu verleben. Baumbachs Lyrik zeichnet sich durch flotte Reimverse und große Fingenfertigkeit aus, doch geht sie nicht sehr in die Tiefe und ist auch nicht gerade verschwenderisch mit ihrem Stoffgebiet. Das höchste ist, einen guten Trunk zu preisen und schöne Mädel zu necken. Hatten die „höheren Töchter" in dem Gemsenjäger aus dem Trentatale ihren Abgott gefunden, so begeisterten sich die Brüder und die Cousins der „höheren Töchter" an dem Schwerenöter von Spielmann, der so unstillbaren Durst hat und die Mädchen vom Lande so witzig zu gewinnen weiß.

Baumbach gehörte bald zu den bekanntesten Lyrikern seiner Zeit. Und er hat keineswegs einen neuen Ton in die Lyrik gebracht oder irgend einen Zauber in seinen Reimen geborgen, den man nicht bei unzähligen seiner Mitlyriker genau so fände. Aber doch! Die Frische seiner Rhythmen weckte bei den Musikern ein Echo. Wie die Blumen, wenn sie weiterleben wollen, auf die geflügelten Gäste warten müssen, die den Samen hinaustragen zu andern Fluren, so brauchen die zum Singen geschriebenen Gedichte die Vermittlung der geflügelten Musik, um sich weiter zu verbreiten und fortzuleben. Und so wird von Baumbach manche Strophe erhalten bleiben.

Wer kennt das Lied nicht: „Keinen Tropfen im Becher mehr!" Aus den „Liedern eines fahrenden Gesellen" ist es in die Kommersbücher übergegangen, und nicht bloß von zartbärtigen Studenten, sondern überall, wo jugendliche Lust zum Durchbruch kommt, tönt es von jubelnden Lippen:

Angetan hat mir's dein Wein,
Deiner Aeuglein heller Schein,
Lindenwirtin, du junge.

Was kann die Kornblume dafür, daß sie für den Bauern nicht den Wert hat, wie die Halme, die das Korn tragen? Wer wird mit dem Liede rechten, daß es uns keine schwere Frucht gewährt, sondern wie die blaue Kornblume in nutzloser Heiterkeit nichts als Augenweide bietet? Manchem Hypochonder und noch mehr manchem Pessimisten, den die Schwere seiner Weltanschauung niederzudrücken droht, mag Baumbachs leichtblütige und wenn gar auch leichtfertige Philosophie als Heilpflanze blühen. „Heute ist heut!" betont er energisch, — „was die Welt morgen bringt, ob sie mir Sorgen bringt . . ." wer wird da zittern? „Heute ist heut."

So läßt sich aus seinen Liedern doch noch etwas für uns lernen, für uns, die wir seine nächsten Erben sind und trotzdem schon in einer so ganz andern Zeit leben, in einer Zeit des herben Kampfes und des ernsten, ruhelosen Vorwärtsstürmens. Selbst unsere „höheren Töchter" meinen nichts mehr für einen Dichter übrig zu haben, der nur den frohen Augenblick zu preisen weiß, ohne jede Ewigkeitsbetrachtung, ohne einen Seitenblick auf alles Widerwärtige ringsum, ja sogar ohne jede schwergrübelnde Symbolik. Aber wie könnte man unseren Siebzehnjährigen und ihren Brüdern und Vettern ein lustigeres Glück wünschen, als es Baumbach empfunden haben mag, da er lachend sein Testament schrieb:

Und wenn in Splitter und Scherben
Mein Leben einst zerbricht,
So möcht' ich im Walde sterben —
Doch heut' und morgen nicht!

Sigmar Mehring.

Theater.

Kleines Theater „Hidalla" Schauspiel in 5 Akten von Frank Wedekind.

Wieder geht der Vorhang über dem Kasperletheater der Romantik auf, die lustige Person macht eine tiefe Reverenz und stellt sich einem hochverehrlichen Publikum als Welt- und Moralreformator vor. Das ist ein gar tragisches Rollenfach. Bald genug muß unser Held ins Gefängnis wandern, denn einer löblichen Polizei erscheint die angestrebte Welt- und Moralreform verdächtig; die Liebe eines schönen Mädchens hat er, ob sie auch kniefällig ihm naht, seinen Ideen zugunsten abzuweisen; von allen verlassen und vergessen, beschließt er, den Märtyrertod zu suchen, dadurch daß er den Pöbel reizt, gelangt aber bei schönstem Opfermut nur in das Irrenhaus; und endet schließlich durch den selbstgeknüpften Strick, da er kein Verlangen trägt, dem Angebot des Herrn Zirkusdirektors zu folgen und als dummer August in die Manege zu treten. Welch Schicksalsgang für eine lustige Person!

Wo liegen die Grenzen zwischen Wahnsinn und Genie? Die Menschen deuten auf den Erfolg und sagen: hier. Seit William Turner von Ruskin entdeckt ward, gilt er als Genie; bis dahin war er der Narr, der farbenblind in einer Mansarde hauste und Leinewand beklexte. Wedekind hütet sich, in seinem neuen Schauspiel „Hidalla" dem Zuschauer auch nur einen Fingerzeig zu geben, ob er, der Autor, seinen Helden, jenen Reformator, für ein Genie oder für einen Wahnsinnigen ausgeben, ob er zum Lachen reizen oder zu Tränen rühren will. Der Zuschauer nehme ihn ernst oder komisch, — nach Belieben! Die Grenzlinien zwischen Tragik und Groteske sind verwischt.

Und damit hat Wedekind, dieser Drahtseilkünstler der Romantik, sich wiederum da angesiedelt, wo er sich wohl fühlt. In jenem karikaturistischen Zwischenreich, wo die Tragik zur Komik wird, wo die strenge Muse ein unflätiges Gelächter anhebt, und Polichinell auf einem Stein sitzt, bitterlich schluchzend. Unaufhörlich zieht Wedekind beide Register durcheinander, das tragische und das komische, die Disharmonien gellen, er reizt zum Lachen, und er wirbt um Tränen.

Wo Wedekind seinem karikaturistischen Hange frei folgen darf und mit der Silhouettenschere klappert, da ist er unüber-

Digitized by Google

trefflich. Um den Welt- und Moralreformator sammelt sich eine groteske Gefolgschaft. Da ist der Baßbaryton, der als Schönheitsmessias auftritt; eine ältliche, angesäuerte, verliebte Jungfrau; ein glaubenseliger, begeisterter Professor der Philosophie; eine Amerikanerin mit derben Liebesgelüsten; ein smarter Zirkusdirektor. In summa, ein Gesindel, wie es der Romantiker früherer Zeitläufte nachts mit klapperndem Totengebein um den Galgen tanzen sah, das aber bei Wedekind die Gesellschaftstoilette mit sehr viel Anstand trägt. Zur Groteske sind alle Vorbedingungen gegeben, der tolle Reigen wirbelt vorüber.

Hätt' ich hier im Märchenton zu sprechen, ich würde sagen, daß ein Splitter jenes großen Zerrspiegels, den Satan geschliffen, Frank Wedekind ins Auge gesprungen sei, und ihm seither die Welt entstellt erscheine. In Wirklichkeit sieht er sie verzerrt, weil er nur Abenteurer, nicht Arbeiter, nur Dirnen, keine Frauen, nur sinnlichen Taumel, kein Sichselbstbeschränken kennt. Der Mensch in Wedekind hat den Künstler in ihm um sein Bestes betrogen. Darum versagt sich ihm die eine Sphäre seiner Kunst, die Tragik, gänzlich.

Mit welcher Idee ausgerüstet tritt sein Welt- und Moralreformator auf den Plan? Er hat einen Bund zur Züchtung von Rassegeschöpfen gegründet. Nur schöne Menschen dürfen diesem Bunde angehören, sie übernehmen die Verpflichtung, ihre Gunst keinem andern Bundesmitglied zu versagen; nicht etwa freie Liebe, sondern Liebeszwang; auf diese Weise soll eine Generation voll Schönheitsadel erzeugt werden. Eine absurde Idee, die natürlich auch Wedekind nicht ganz ernst nimmt. Vier der neuen Bundesmitglieder schifft er alsbald paarweise in den Nachen der Ehe ein. Aber Wedekind selbst sieht diesen grotesken Einfall doch in jenem Halbdunkel zwischen Genialität und Wahnsinn, das ihm nötig schien, die Figur seines Helden in der Dämmerung zwischen Tragik und Groteske zu halten. Der Zuschauer aber, ist er halbwegs vernünftig, erblickt ihn von vornherein nur im grellen Licht des Absurden.

Aus der Absurdität ein Maß voll Tragik herauszuschürfen, hat Wedekind das Menschenmögliche getan. Der Mami des Schönheitskultes ist bei ihm ein armer Verwachsener, der unter der Bürde seiner Häßlichkeit seufzt. Das schönste Mädchen naht ihm auf den Knien, er muß sie zurückstoßen, denn er ist unberufen, Adelsmenschen zu zeugen. Leiht er den Gedanken seines Innern Worte, so lachen die Leute, werfen ihn ins Gefängnis oder ins Irrenhaus. Man kann dem Zuschauer nicht tragischer kommen, als Wedekind es tut, und doch ist alles vergebens. Die Wirkung trotzdem zu erzwingen, hat er ein übriges getan. Zweifel an der eigenen Mission, nachher an dem eigenen Verstande, foltern den Weltreformator. Damit aber hat er vollends den Charakter, den er heben wollte, zerschlagen: Schwarmgeister kennen den Zweifel nicht. Sie leben von dem unbedingten Glauben an sich selbst.

Wohin also hat der Weg geführt, der sich auf der schmalen Grenzlinie zwischen Tragik und Komik halten sollte? Zur lockenden Disharmonie der Empfindungen fehlt der tragische Klang. Man mag als literarischer Feinschmecker an diesen stilisierten Absonderlichkeiten seine Freude haben, einzelne groteske Züge frappieren, aber man scheidet ohne Heimgefühl. Wedekind hat die tragische Muse eingeladen, ihr ein gelles Lachen abzugewinnen, aber die Muse blieb aus.

Worin bestand der Reiz jenes großen Kasperletheaters der Romantik? Doch wohl darin, daß die Fratzen und Puppen sich gar menschlich erwiesen. Bei Wedekind ist es umgekehrt. Seine Menschen sind Fratzen und Puppen.

Ernst Heilborn.

Excelsior.

Daß ihr 'ne Hammelherde seid,
Das wußt' ich schon seit langer Zeit,
Und wenn er gleich nicht lieblich roch,
In Winterfrösten wärmte doch
Mich euer Stall. Ach Gott! was wird
Man nicht gewohnt als guter Hirt!

Drum, als ihr damals mich hinaus
Gedrängt in Sturm und Flockengraus,
Und jeder sich gar heldengroß
Gedünkt, der mir 'nen Rammbockstoß
Ins Kreuz versetzte, schwoll mein Zorn
Hoch schäumend auf, ich stieß ins Horn,
Ich schlug empört die große Trumm;
Wer zornig ist, braucht Publikum.

Doch mir trug mein entrüstet Schrein
Nur eine Halsentzündung ein;
Uebrigens fragte niemand viel
Nach meines Scheltens Zweck und Ziel;
Sie gafften bloß, sie grinsten bloß
Und gingen ab verständnislos.
Der Büttel aber rief: „Genug
Des Aergernisses; hör den Spruch.
Ein Ultimatum steht zur Wahl:
Zurück entweder in den Stall,
Oder wie jener Antichrist
Wirst du im Käfig aufgehißt
Und bleibst allewig eingesperrt
Hoch an dem Turm von St. Lambert.
Du dünkeltest dich ja so hoch,
Wir ziehn dich etwas höher noch,
Vom Dohlenschwarm umkreist, hinab
Zu schaun aus deinem luftigen Grab
Auf unser mollig Marktgewühl
Und Solidaritätsgefühl."

Und ich: „Ist es dem Zorn ein Trost,
Wenn er in Donnerwettern tost,
So ist Verachtung ein Genuß,
Den schweigend man genießen muß.
Pfui eurem Stall! Hinauf, hinauf
Bis an des Turmes höchsten Knauf!
Wie weit der Blick! Wie frisch der Wind!
Die Sonne blendet! Regen rinnt!
Und was da drunten wimmelnd rennt, —
Nichts einzelnes mein Aug' erkennt;
Zu stolz, darauf hinab zu spein,
Verstummt der Mund, und das Gebein,
Das einsam in den Lüften bleicht,
Weiß nichts von Zorn und schweigt, und schweigt."

Allegro, ma non troppo!

Mir träumte, man hätt an den Marterpfahl
Schamlos meine Mutter gebunden,
Bespien und besudelt ihr heiliges Haupt,
Und die Brust mit Geißeln zerschunden.

Und „Sieg auf der ganzen Linie!" posaunt,
Und gegröhlt des Tedeums Weise,
Und um den Galgen im Walzertakt
Einander geschwenkt im Kreise.

Ich aber elend verblutend, ich lag
Geknebelt an allen Gliedern
Am Boden; der Tanz ging über mich weg;
Keinen Fußtritt konnt' ich erwidern.

Und verständige Leute sprachen mir zu:
„Wess' hast du dich unterfangen?
Du wolltest die Mutter beschützen; allein
Du bist doch zu weit gegangen."

Horn bei Bremen. A. Fitger.

Digitized by Google

Die Dame mit dem weißen Fächer.*)

Eine chinesische Geschichte.

Ich gestehe, daß ich in der chinesischen Literatur nicht sehr bewandert bin. Als ich noch sehr jung war, kannte ich einen Gelehrten, der besser chinesisch als französisch sprach. Er trug einen langen Schnurrbart wie die Tataren und hatte es erreicht — der Himmel mag wissen wie —, daß seine Augen eine schräge Form angenommen hatten. Ich hörte einmal, wie er behauptete, Konfuzius sei ein größerer Philosoph als Plato. Ich glaubte ihm jedoch nicht. Konfuzius hat weder maralische Fabeln gedichtet, noch metaphysische Romane geschrieben.

Diesem alter, gelben Manne fehlte es an jeder Einbildungskraft und infolge dessen auch an Philosophie. Hingegen besaß er hervorragende Vernunft.

Als sein Jünger Ki-Lu ihn eines Tages fragte, wie man den Geistern und Genien dienen könnte, erwiderte er:

„Da der Mensch nach nicht einmal imstande ist, der Menschheit zu dienen, wie wäre er fähig, den Geistern und Genien zu dienen?"

„Gestatte mir die Frage," fügte der Jünger hinzu, „was ist der Tod?"

Und Konfuzius antwortete:

„Wenn man nicht einmal weiß, was das Leben ist, wie sollte man den Tod kennen?"

Das ist alles, was ich in bezug auf Konfuzius von den Reden meines weisen, alten Freundes behalten habe, der zur Zeit, als ich die Ehre hatte, ihn zu kennen, den chinesischen Agronomen (die, wie man weiß, die tüchtigsten der Welt sind) ein ganz besonderes Studium widmete. Nach ihren Vorschriften und Angaben versuchte er in dem Departement von Seine und Oise Ananas zu säen; sie gingen aber nicht auf.

So weit, was die Philosophie anbelangt.

Was die Literatur betrifft, so habe ich Uebersetzungen der verschiedensten Epochen gelesen. Aus diesen Romanen, die ein Gemisch von Versen und Prosa sind, empfing ich den Eindruck, daß es ein entsetzlich grausames und äußerst höfliches Volk ist.

Manche ihrer Erzählungen sind lieblich wie unsere Legenden, auch wohl satirisch wie unsere Fabeln und herrlich wie unsere Märchen, doch meistens sind sie grausam und abschreckend.

So fällt mir ein Abenteuer des Gelehrten Pang ein, der ein kleines Fräulein auf der Straße trifft und die Schöne mit in sein Haus nimmt. Die Kleine macht einen gutmütigen Eindruck und ist gar lieblich anzusehen, sodaß Pang sich am anderen Tage wegen dieser Begegnung beglückwünscht. Zur gewohnten Stunde geht er aus und läßt das Mädchen allein in seiner Wohnung zurück. Als er nach Hause kommt, blickt er neugierig durch eine Spalte des Holzwerkes in das Zimmer. Da sieht er ein Skelett, das gerade im Begriff ist, die Haut eines weiblichen Körpers weiß und rot anzumalen und sich damit zu bekleiden. So angetan, sah das Skelett reizend aus, aber Pang zitterte vor Entsetzen. Und nicht mit Unrecht, der Vampyr, denn es war ein Vampyr, stürzt sich auf ihn und reißt ihm das Herz aus dem Leibe.

Durch die Kunst eines Priesters, der sehr darin bewandert war, böse Geister zu beschwören, erlangt Pang sein Herz wieder und erwacht zu neuem Leben. . . .

* * *

Die Chinesen glauben nicht an die Unsterblichkeit der Seele, umso mehr neigen sie dazu, ihre Toten auferstehen zu lassen.

Ihre Wünsche und Hoffnungen gelten allein dieser Welt, sie haben keine Vorstellung von einem göttlichen Ideal. Ihre moralische Denkweise ist wie ihre Malkunst ohne Perspektive und ohne Harizont.

In manchen ihrer Erzählungen begegnen wir allerdings einer Hölle und Qualen, wie sie nur die wollüstige Grausamkeit dieser gelben Phantasie erfinden konnte. So heißt es in einer ihrer Erzählungen:

Wenn die Seelen den Körper verlassen haben, werden ihnen die Hände auf dem Rücken zusammengebunden, und so werden sie in eine fern gelegene Stadt in einen Palast geführt, wo ein Beamter von abschreckender Häßlichkeit thront. Es ist der Richter der Hölle, und vor ihm liegt aufgeschlagen das riesige Buch der Toten.

Die Diener der Hölle warten auf seine Befehle, dann ergreifen sie die Seele des Schuldigen und tauchen sie in einen sieben Fuß hohen Kessel, um den rings umher die Flammen lecken. Hierauf wird die Seele auf einen Berg geschleppt und von Schwertern zerrissen, die scharf sind wie die jungen Sprossen der Bambusstauden.

Ist es jedoch die Seele eines ungetreuen Ministers, so gießt man ihm mit großen Löffeln geschmolzenes Gold in den Mund.

Doch diese Hölle dauert nicht ewig. Die Seele ist hier nur zu kurzem Aufenthalt, dann kommt sie in das Rad der Metempsychose und nimmt hier die Gestalt an, in der sie von neuem auf der Erde ersteht.

Diese Fabel ist offenbar hinduschen Ursprungs, und die chinesische Phantasie hat nur die grausamen Qualen hinzugedichtet, die uns ihre Literatur zum größten Teil so ungenießbar machen.

Ich erinnere mich jedoch einer allerliebsten kleinen Geschichte, die ich vor vielen Jahren gelesen habe und die ich hier erzählen möchte. Leider habe ich den Text nicht zur Hand und muß daher aus dem Gedächtnis berichten und die Lücken so gut wie es geht ergänzen.

Es wird daher am Ende nicht streng chinesisch, und ich bitte im voraus um Nachsicht für etwaige apokryphe Details.

Der Grundgedanke ist jedenfalls authentisch, denn meine kleine Erzählung findet sich in einer Sammlung, die Thoms Davis übersetzt und die Abel Rémusat bei einem Buchhändler namens Moutarier herausgegeben hat, der unter der Regierung Karl X. in der Rue Git-le-Coeur einen blühenden Buchhandel betrieb. Weiter vermag ich nichts darüber zu sagen, denn das Buch habe ich einem Freunde geliehen, der es mir nie zurückgegeben hat

Nun aber ohne weitere Umschweife zu der kleinen amüsanten Geschichte. Sie heißt:

Die Dame mit dem weißen Fächer.

Tschung Tsen aus dem Lande Sung war ein großer Gelehrter, der es soweit in der Weisheit gebracht hatte, daß er sich von allem Vergänglichen losgesagt hatte. Als guter Chinese glaubte er nicht an die Ewigkeit, und die einzige Genugtuung seiner Seele war das Bewußtsein, daß er dem allgemeinen Irrtum der Menschen, die sich abquälen, unnütze Reichtümer oder eitle Ehrenämter zu erlangen, entgangen war. Uebrigens fehlte es ihm nicht an der Hochachtung seiner Mitbürger, denn Tschung Tsen wurde nach seinem Tode für glücklich und göttlich erklärt.

Während der Zeit jedoch, da die den Menschen unbekannten Genien ihm gewährten, unter einem lachenden Himmel zu wandeln zwischen leuchtenden Blumen, rauschenden Weiden und Bambusstauden, hatte Tschung Tsen die Gewohnheit, in der Gegend, in der er lebte, träumend umherzuwandern, ohne des Weges zu achten.

Als er eines Morgens über die blumigen Abhänge des Berges Nam-Hao schritt, befand er sich plötzlich inmitten eines Friedhofes, wo die Toten, der Sitte des Landes gemäß, unter mächtigen Lehmhügeln ruhten. Beim Anblick der zahllosen Gräber, die sich bis an den Horizont erstreckten, sann der Gelehrte über das Schicksal der Menschen nach:

„Ach," sagte er sich, „hier münden alle Wege des Lebens. Wer einmal seine Wohnstätte unter den Toten hat, kehrt nicht mehr zurück ans Licht."

Dieser Gedanke hat nichts Besonderes, aber er umfaßt ja ziemlich die Philasophie Tschung Tsens und die aller Chinesen. Sie kennen nur das eine Leben, da unter den

*) Autorisierte Uebersetzung von Gertrud Savit-Paris.

Strahlen der Sonne sich tausendfarbige Blumen erschließen. Der Gedanke, daß die Menschen nach dem Tode alle gleich sind, hat für sie etwas Tröstliches oder Peinigendes, je nachdem sie heiter oder melancholisch veranlagt sind.

Ueberdies haben sie eine Menge roter und grüner Götter, die zuweilen die Toten erwecken und allerlei lustige Magie betreiben.

Aber Tschung Tsen gehörte zu der stolzen Sekte der Gelehrten und verachtete daher die Tröstungen der porzellanenen Gottheiten.

Während seine Gedanken die Gräber umschwebten, trugen ihn seine Füße zu einer Stelle, wo eine junge Dame in Trauerkleidern saß. Das heißt, sie war in ein langes, wallendes Gewand von grobem weißen Stoff gehüllt.

Sie saß neben einem Grabe und fächelte die frische Erde mit ihrem weißen Fächer.

Tschung Tsen war sehr neugierig die Beweggründe dieses sonderbaren Gebarens zu erfahren, daher grüßte er die junge Dame mit großer Höflichkeit und sagte:

„Dürfte ich Sie fragen, wer in diesem Grabe ruht, und warum Sie bemüht sind, die Erde, die den Toten bedeckt, zu fächeln? Ich bin Philosoph und pflege den Dingen auf den Grund zu gehen, Ihre Handlungsweise ist mir jedoch unerklärlich."

Die junge Dame fuhr fort zu fächeln, sie neigte errötend den Kopf und murmelte einige Worte, die der Gelehrte jedoch nicht verstand. Noch mehrmals wiederholte er seine Frage, aber immer vergeblich. Die junge Dame achtete nicht mehr auf ihn, es schien, als läge ihre ganze Seele in der Hand, die den Fächer bewegte.

Tschung Tsen zog sich mit Bedauern zurück, denn obgleich er erkannt hatte, daß all unser Tun eitel ist, war es ihm ein Bedürfnis, danach zu forschen, welche Motive die Menschen und insbesondere die Frauen zu ihren Handlungen bewegten.

Diese kleine Kreatur erregte daher im höchsten Grade seine Neugierde.

Langsam und nachdenklich setzte er seinen Weg fort und blickte mehrmals zurück nach der Stelle, wo der Fächer gleich einem großen, weißen Schmetterling über dem Grabe flatterte.

Plötzlich stand eine alte Frau vor ihm, die er bislang nicht bemerkt hatte, sie machte ihm ein Zeichen ihr zu folgen, zog ihn in den Schatten eines Grabhügels, der sich noch über die anderen erhob, und sagte zu ihm:

„Ich hörte, wie Sie an meine Herrin eine Frage richteten, die sie Ihnen nicht beantwortet hat. Ich will gern Ihre Neugierde befriedigen, denn ich habe ein liebenswürdiges Gemüt und ich hoffe, Sie werden mir zum Dank die nötigen Mittel geben, daß ich mir von den Priestern ein Zauberpapier zur Verlängerung meines Lebens kaufen kann."

Tschung Tsen holte seine Börse hervor und gab der Alten ein Geldstück, worauf sie ihm folgendes erzählte:

„Die Dame, die Sie an jenem Grabe gesehen haben, ist Frau Lu, die Witwe des Gelehrten Tao, der vor vierzehn Tagen nach langer Krankheit gestorben ist und jetzt in jenem Grabe ruht. Die beiden Gatten liebten sich zärtlich, selbst im Sterben konnte Herr Tao sich nicht von seinem Weibe trennen. Der Gedanke, sie in der Blüte ihrer Jahre allein zurückzulassen, quälte ihn furchtbar. Endlich entschloß er sich jedoch dazu, denn er hatte einen außerordentlich sanften Charakter, und seine Seele schickte sich in das Unvermeidliche. Frau Lu hatte während der Krankheit ihres Mannes sein Lager nicht verlassen, als es nun zum Sterben ging, weinte sie laut und rief alle Götter zu Zeugen an, daß sie ihren Mann nicht überleben wolle und entschlossen sei, seinen Sarg mit ihm zu teilen, wie sie sein Schmerzenslager mit ihm geteilt hatte.

Herr Tao aber sagte:

‚Frau, schwöre das nicht!'

‚Wenn ich dich denn überleben soll,' erwiderte sie, ‚wenn die Genien mich dazu verdammt haben, noch das Tageslicht zu sehen, nachdem es für dich erloschen ist, so wisse, daß ich niemals einwilligen werde, die Frau eines anderen zu werden. Wie ich nur eine Seele habe, so will ich auch nur einen Gatten haben.'

Herr Tao aber sagte:

‚Frau, schwöre das nicht!'

‚O Tao! o Tao! so laß mich jedenfalls schwören, daß ich mich erst nach vollen fünf Jahren wieder verheiraten werde.'

Herr Tao aber sagte:

‚Frau, schwöre das nicht! Schwöre mir nur, daß du meinem Gedächtnis treu bleiben wirst, so lange die Erde auf meinem Grabe nicht getrocknet ist.'

Frau Lu schwor es hoch und heilig, da schloß Herr Tao beruhigt die Augen und öffnete sie nicht mehr.

Frau Lus Kummer und Verzweiflung kannten keine Grenzen. Ihre Augen brannten von heißen Tränen, und mit ihrem kleinen Nagelmesser kratzte sie ihre emaillierten Wangen. Aber alles geht vorüber, und auch die rasenden Schmerzensausbrüche von Frau Lu legten sich.

Drei Tage nach dem Tode ihres Mannes kam einer seiner Schüler, um ihr sein Beileid auszusprechen. Als Frau Lu von diesem Besuch hörte, sagte sie sich vernünftigerweise, daß es unhöflich sei, den jungen Mann abzuweisen; so empfing sie ihn denn unter vielen Seufzern.

Er war sehr elegant, hatte sehr feine Formen und ein hübsches Gesicht. Er sprach ein wenig von Herrn Tao und sehr viel von ihr. Er sagte, wie reizend er sie fände und daß er sie liebe. Frau Lu hörte ihn an und seufzte lange; als sie sich trennten, versprach er, wiederzukommen.

Seitdem sitzt Frau Lu nun den ganzen Tag am Grabe ihres Mannes und fächelt unermüdlich, damit die Erde trocknet."

* * *

Als die Alte geendet hatte, dachte der weise Tschung Tsen: Die Jugend ist kurz, und der Stachel der Begierde leiht den jungen Menschen Flügel!

Wenn man es recht bedenkt, so war Frau Lu doch eine ehrliche Person, denn sie wollte ihren Schwur nicht brechen.

Möchten Europas weiße Frauen sich ein Beispiel daran nehmen!

Paris. Anatole France.

Rich. M. Meyer: Goethe. 3. Aufl. Berlin 1905. Ernst Hofmann & Co. 2 Bände (durchgehende Seitenzählung: 911 S., 8°).

Ein Buch, das binnen kaum 7½ Jahrzehnten drei Auflagen erlebt und bei seinen Lesern eine nicht ungewöhnliche Bildung voraussetzt, empfiehlt sich selbst. Mit dieser seiner neuesten Auflage scheint das Werk aus der Sammlung „Geisteshelden" ausgeschaltet, der es in den beiden früheren Auflagen angehört hat. Damit übereinstimmend ist auch die Anordnung des Stoffes auf zwei Bände, von denen jeder an Umfang erheblich stärker ist als ein gewöhnlicher Doppelband der Sammlung. Die neue Auflage zeigt in erfreulicher Weise, daß der Autor mit seiner Aufgabe lebt und sich vielseitig entwickelt. Ganze Abschnitte sind neu in den beiden Bänden, ohne die Darstellung irgendwie zu verschleppen. Reichlicher Bilderschmuck ist dem Werk beigegeben, uns den Dichter vorführend, wie er von seinen Zeitgenossen erblickt und aufgefaßt worden. Die auch hier nicht fehlende Uebersicht der Goetheliteratur ist vervollständigt, ein Register im Schlußband erhöht den Wert auch der neuen Auflage, der noch weitere folgen werden.

—l—m—n.

Dieser Nummer liegt das Inhaltsverzeichnis über den abgelaufenen zweiundzwanzigsten Jahrgang bei.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

4Sep'62MW

SEP 7 1962

JUL 17 1968 42

RECEIVED
JUL 9 '68 -10 AM
LOAN DEPT.

NOV 3 1969 48
RECEIVED

OCT 2 1 '69 -9 AM
LOAN DEPT.

LD 21A-50m 2,'63
(C7097s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google